Gottfried Kinkel.

Gottfried Kinkel.

Wahrheit ohne Dichtung.

Biographiſches Skizzenbuch

von

Adolph Strodtmann.

„Was denn fehlt' ich ſo ſchwer?
Warf ich feige das Banner hinweg,
Wenn zum Kampfe der Geiſt mich rief?
Hat mein liedergeweihter Mund
Frevelnd vergiftet das Herz des Volkes?
Hab' ich die gaſtliche Schwelle
Schleichend im Finſtern mit Mord befleckt?
— Nein, ich habe geliebt,
Ach, und die Liebe verzeiht mir die Welt nicht!“
Gottfried Kinkel.

Erſter Band.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1850.

200 D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Voigt's Buchdruckerei in Wandsbeck.

Gottfried Kinkel.

Dem

kleinen Gottfried Kinkel

gewidmet!

Komm her, mein liebes Kind,
Lehn' Deine heißen Wangen
An meine Bruſt geſchwind,
Ich will Dich treu umfangen!

Ein Mährchen wieder ſoll
Ich heute Dir erzählen?
Dein Herzchen glüht ſo toll, —
Muß wohl ein neues wählen! —

Ein ſtolzer König war,
Der trug nicht Reif, noch Krone,
Und ſaß doch manches Jahr
Auf goldnem Dichterthrone.

Es war ſein luſtig Reich
Die Poeſie geheißen,
Sein Volk gehorcht' ihm gleich:
Die bunten Liedesweiſen.

VIII

Er ließ ſie luſtig fliehn
Hinaus in alle Lande,
Und um die Herzen ziehn
Viel ſtarke Liebesbande.

Es ſprach ein jedes Lied:
„Der König will in Gnaden,
Was ſich in Zwietracht ſchied,
Zum Feſt des Friedens laden!

„Der Himmel iſt ſo blau,
Als wollt' er uns umfaſſen,
So ſchön die Frühlingsau: —
Kann denn der Menſch nur haſſen?

„Laßt uns in Frühlingsluſt
Der Freiheit Tempel gründen,
Und neu in jeder Bruſt
Der Liebe Gluth entzünden!“

IX

Die Welt, vom Haſſe wild,
Hat froh das Lied vernommen,
Ein Frühlingsſäuſeln mild
Iſt durch das Land gekommen.

Es war im Monat März,
Da haben ſie geſchrieben:
„Frei ſoll das Menſchenherz
Den freien Bruder lieben!“ —

Es zog aus kaltem Nord
Daher der Fürſt der Lüge,
Daß er mit Haß und Mord
Den Lenz in Feſſeln ſchlüge.

Sein treulos Spiel gelang,
Die Menſchheit liegt in Ketten.
Wer kann mit Freiheitsdrang
Den Liederkönig retten? — — —

X

„Und dann?“ — Das Mährchen iſt
Für heute aus, mein Knabe!
Frag', wenn Du größer biſt,
Wo ich das Ende habe?

Dann geb' ich Dir ein Schwert,
Und lehr' es kühn Dich ſchwingen,
Dann magſt Du ſtarkbewehrt
Es ſelbſt zu Ende ſingen!

Dann wollen wir vereint
Der Freiheit Tag erſehnen! —
Jetzt geh'! Die Schweſter weint,
Küß' ihr hinweg die Thränen!

Hamburg, im März 1850.

Vorwort.

„Keine vertrautere Gabe vermag der Menſch dem Menſchen zu bieten, als Was er im Innerſten des Gemüthes zu ſich ſelber geredet hat; denn ſie gewährt ihm das Geheimſte, was es giebt: in ein freies Weſen den offenen, ungeſtörten Blick.“

Mag dieſer Ausſpruch des verſtorbenen Schleiermacher den Inhalt eines Buches rechtfertigen, zu dem als Grundlage vorzüglich die Tagebücher und handſchriftlichen Jugendgedichte Gottfried Kinkels benutzt wurden, die mir bei Abfaſſung dieſer Lebensſkizze vorlagen. Freilich muß ich bekennen, daß mein Verdienſt an dieſer Arbeit ein weſentlich compilatoriſches war; doch wird man vielleicht dieſen Umſtand gerade als Vorzug begreifen. Ich darf behaupten, daß der Leſer kaum einen Ausſpruch oder ein Wort der auftretenden Perſönlichkeiten findet, das nicht gerade unter dieſen Verhältniſſen und in dieſer Form ausgeſprochen war.

Des eignen Raiſonnements habe ich mich meiſtens ganz enthalten, weil es mir nur um hiſtoriſche

Treue, nicht aber darum zu thun war, ein poetiſches Dichterwerk, am Allerwenigſten aber einen Roman zu liefern. So habe ich ſtets diejenige Darſtellungsform gewählt, welche mir für den zu behandelnden Stoff am Geeignetſten erſchien, ohne mich um die Regeln eines kunſtgerechten Schreibſtils ſonderlich zu bekümmern.

Die im zweiten Band enthaltenen Aufſchlüſſe über das herbe Loos des unglücklichen Dichters verdankt der Leſer oft den wunderlichſten Launen des Zufalls, oft auch der leichtſinnigen Kurzſichtigkeit hochgeſtellter Perſonen, die ſich gewiß nicht träumen ließen, daß auch die Demokratie — ein offenes Auge und ein waches Ohr hat! —

Mögen denn dieſe Blätter dazu beitragen, die Theilnahme an dem Schickſal eines Mannes zu erhöhen, auf deſſen Begeiſterung für das Evangelium der Völkerfreiheit ewige Nacht des Kerkers die Antwort Derer war, die nicht wiſſen, daß die Menſchheit ewig dem Lebensſterne ihrer Entwickelung folgen muß, bis ſie ihr leuchtendes Ziel erreicht hat, und das Banner der Liebe im Morgenſchein über alles Land herniederrauſcht!

Gottfried Kinkel.

Erſtes Buch.

Bonn.

Februar bis September 1834.

1.

Nach langanhaltendem Thauwetter hatte es heute zum erſten Mal wieder ſcharf gefroren. Trotz der freundlich herabſtrahlenden Winterſonne lag noch der über Nacht gefallene Reif auf den meiſten Dächern der Univerſitätsſtadt und glitzerte luſtig im Wiederſchein in tauſend und abertauſend funkelnden Eisperlen. Eingemummt in ihre wärmenden Schanzläufer benutzten die Bonner Philiſter das klare Froſtwetter, um mit ihren Frauen und Kindern nach Keſſenich oder Endenich hinauszutrippeln, wo die Männer dann bei einem Spezial rothen Ahrweines vergnüglich ihre kurze Holzpfeife anzündeten, während ihre Ehehälften ſich in dem platten rheinländiſchen Dialekt über die kleinen Schwächen und Eigenheiten ihrer Nachbarn unterhielten.

Eben ſchlug es vom Rathhaus drei Uhr und gleich darauf folgte die Uhr des Univerſitätsgebäudes mit monotoner Geſchäftigkeit. Haſtig flog die Magd des wohlgenährten Pedellen über den Flur, um durch das Läuten der großen Univerſitätsſchelle die armen Studenten aus der Haft eines langweiligen Collegiums zu erlöſen. Nicht lange dauerte es, ſo bewegten ſich die hagern Profeſſorengeſtalten mit abgemeſſenem Schritt aus den geöffneten Thüren der Hörſäle, und ihnen nach drängte ſich der Schwarm fröhlicher Studenten, die mit ihren blauen, weißen, rothen oder grünen Mützen bunt durch einander wimmelnd dem Ausgange zueilten. Die meiſten der befreiten Muſenſöhne ließen ſich durch die heitre Winterluft zu einem Spaziergange vor's Thörchen verlocken, wenn ſie nicht ein zweites Colleg mit ſeltner Gewiſſenhaftigkeit an das dröhnende Hinwandeln durch die Hallen gefeſſelt hielt, und bald war die Poppelsdorfer Allee und der Hofgarten von dem ſcherzenden Geſpräch der muthwilligen Univerſitätsjugend erfüllt.

An den verſchiedenen Gruppen vorbeigehend wandelten zwei Freunde Arm in Arm vorwärts, offenbar in ernſtere Betrachtungen vertieft, als die Uebrigen. Sie trugen nicht, wie die Andern, farbige Mützen und verbotene Bänder unter den engzugeknöpften Winterröcken, ſondern die einfache Tracht der Theologen, ohne daß ihr offenes Geſicht jenen Zug von Mißmuth und Stumpfſinn zeigte, der ſich meiſt ſo weltverachtend auf den hagern und abgeſtorbenen Geſichtern der Theologie Studierenden ausprägt und namentlich den katholiſchen Geiſtlichen mit wenigen Ausnahmen ein ſo finſteres Ausſehen verleiht. Der Eine dieſer Jünglinge war ein Sohn des Oberſchulraths Zeller aus dem Würtembergiſchen, deſſen Familie ſich damals am Rhein aufhielt, während der Sohn ſeinen Studien oblag. Sein Freund, eine lange ſchlankaufgeſchoſſene Geſtalt, wies ein ſeltnes Ebenmaaß der Geſichtszüge, die aber noch nicht feſt genug ausgeprägt erſchienen, um vollkommen ſchön heißen zu können. Er war ein Sohn des Predigers Kinkel aus Oberkaſſel, der, ſeit Kurzem auf ſeinen Wunſch ſeines Amtes entlaſſen, mit ſeiner Familie nach Bonn gezogen war, um dort, von ſeinen Geſchäften befreit, ſeine letzten Tage in Ruhe zu verleben. Der junge Gottfried ſtudierte, wie ſein Freund, evangeliſche Theologie, und hatte ſich durch Fleiß und Frömmigkeit die Achtung ſeiner berühmten Lehrer erworben. Denn um die junge Univerſität kräftig zu heben, hatte die preußiſche Regierung für eine tüchtige Beſetzung der verſchiedenen Lehrſtühle zu ſorgen gewußt, und auch die evangeliſch-theologiſche Fakultät war, was die wiſſenſchaftliche Fähigkeit betraf, in den Profeſſoren Nitzſch, Sack und Bleek würdig vertreten, wenngleich dieſe Männer neben den ihrigen keine neuen Anſichten duldeten und beſonders dem Aufkommen jüngerer Amtsbrüder oft hindernd und partheiiſch in den Weg traten.

Gottfried, den jedes abſprechende Urtheil ſchneidend berührte, war auch heute verſtimmt und düſter. So eben hatten die Freunde ein Colleg verlaſſen, in dem der Herr Profeſſor lieblos die Beſtrebungen der neueren Philoſophie herabgewürdigt, und dadurch dem ſelbſtſtändigen Forſchen ſeiner Zuhörer die Schranke eines Vorurtheils in den Weg zu legen geſucht hatte. Dieſe waren gerade in jenem Semeſter großentheils ziemlich geiſtloſe Jünglinge, und das ſah man ſchon dem Ausdruck ihrer nichtsſagenden Geſichter an.

So eben gingen an unſern Freunden ein paar ſolcher Burſche in braunem Frack mit lichtblauen Ueberröcken vorbei, die ſichtbar durch äußern Glanz die innere Leere erſetzen wollten. Gottfried ließ ſein braunes, düſterflammendes Auge ihnen nachſchweifen, und ſagte halb ärgerlich, halb ſcherzend:

„Sieh Dir doch 'mal dieſe patenten Herrchen an! — Geſtern hatte ich meinen Spaß mit ihnen, indem ich, um doch einmal ein Urtheil von ihnen zu hören, den Hegel vertheidigte. Sie ſtarrten mich an, als ſei ich ein Meerungeheuer, und plapperten allerlei abgeriſſene Sätze aus dem letzten Colleg her. Sagt ihnen der Herr Profeſſor: Der Hegelianer Marheineke in Berlin iſt ein Flachkopf, ſo ſagen ſämmtliche Herren Studenten, alſo wohl zehn Flachköpfe, ihm nach: Ja wohl, Marheineke iſt ein Flachkopf. Dies Geſchlecht vergeht auch nicht, es müßte denn ein Krieg kommen. Der ließe doch wenigſtens einmal kräftigere Laſter und Leidenſchaften hervorbrechen, und eine offene Wunde iſt leichter zu kuriren, als eine verborgene Eiterbeule, die beim Drücken einen dumpfen Schmerz hervorbringt. Nur kräftige Mittel können unſerm verſchlammten Zeitalter wieder aufhelfen!“

„Eine neue Sündfluth, und Du als Noah in zweiter verbeſſerter Auflage! Nicht wahr?“ entgegnete Jener in ſpöttiſchem Tone.

„Paul! Du willſt mich mißverſtehen,“ ſagte Gottfried etwas gereizt. „Ueber dieſen Punkt, denke ich, haben wir oft genug geſprochen, und Du weißt, daß ich meine Ideen über Wahrheit und Freiheit nicht von Dir verſpotten laſſe.“

„Ich weiß, daß Du ein Schwärmer biſt, der niemals gewußt hat, Was Wahrheit und Freiheit iſt. Glaube mir, dergleichen hochklingende Redensarten nehmen ſich im Munde eines achtzehnjährigen Jünglings komiſch aus, und oft haben mein Vater und ich über Deine Begeiſterung für unklare Begriffe im Stillen gelächelt.“

„O Du Mann von 22 Jahren!“ verſetzte Jener vorwurfsvoll, indem er ſeinen Blick auf Paul's Geſtalt muſternd ruhen ließ. „O Du hohe männliche Reife des Verſtandes, der nicht weiter ſieht, als daß aus Korn Brod gebacken wird! Freilich hausbackenes Brod! Mögt Ihr Euch doch ewig über die Idee ſtellen, Ihr, die Ihr nie ſo ein Ding gehabt habt!“

„Ich habe Dich nicht beleidigen wollen,“ wandte Paul freundlich und begütigend ein, „ich kenne ja die Reinheit Deines Willens; aber es ſchmerzt mich, daß ein ſo herrliches Feuer in unklaren Beſtrebungen verſprüht, und ich dringe deßhalb auf den Begriff. Sprich: Was iſt Wahrheit?“

„Mag ſein, daß ich noch nicht Alles ſtreng wiſſenſchaftlich ausſprechen kann, was ich ſo warm im Herzen fühle. Du aber, mein lieber Pontius Pilatus, ſtehſt mit Deinem: *Τί ἐστιν ἀλήθεια*; noch ganz auf dem heidniſchen Standpunkte, zu dem ich Dir viel Plaiſir wünſche.“

Paul ſpielte zu Zeiten gern den Altklugen und Verſtändigen, war ſonſt aber Nichts weniger, als ein kalt berechnender Verſtandesmenſch. Sein Herz ſchlug vielmehr glühend für Freundſchaft und jedes edlere

Gefühl; und er ſuchte eine faſt überſchwängliche Weichlichkeit des Gemüthes nur gern unter der Maske großer Entſchiedenheit und Reife zu verbergen. Hatte er ſich jedoch im Eifer des Geſpräches in falſche Behauptungen hineingeredet, ſo beſtand er für den Augenblick hartnäckig auf dem einmal Ausgeſprochenen. Der um reichlich drei Jahr jüngere Kinkel war ihm an Geiſt überlegen, und gerade deßhalb ſuchte er ihn vielleicht manchmal an ſeinen Schwächen zu berühren. So blieb er auch diesmal bei ſeiner Frage ſtehen, und ſagte triumphirend:

„Alſo der kluge Held weicht der mißlichen Antwort aus, und zieht ſich auf ſeine Luftſchlöſſer zurück? Guten Fahrwind für Deinen Reiſeballon!“

„Willſt Du denn abſichtlich meine Selbſtſtändigkeit und Geſinnung verkennen, willſt Du mir rauben, Was mir das Theuerſte iſt, mein Bewußtſein, ſtets das Licht angeſtrebt zu haben: — ei nun, ſo bleibe Du Sklave, und ich will mich meiner Freiheit rühmen und freuen!“

Der kleine Zank der beiden Freunde hätte ſich vielleicht noch lange fortgeſponnen, wenn nicht ein lauter Schrei in der Nähe plötzlich ihre Aufmerkſamkeit von ihrer Unterhaltung abgelenkt hätte. Eine Schaa leichtſinniger Kinder hatte ſich auf das noch ſchwache Eis des Poppelsdorfer Weihers gewagt, und drei Jungen waren ſo eben eingebrochen. Alles ſtrömte raſch dem Orte zu, wo das Unglück geſchehen war.

Die Kinder hatten ſofort die gefährliche Eisdecke verlaſſen und umſtanden lärmend den Platz. Von den Erwachſenen wagte ſich Keiner auf die zerbrechliche Kruſte, um den Ertrinkenden zu helfen. Gottfried überſah ſchnell die Gefahr, und warf ſeinen Rock einem der müſſig ſchreienden Gaffer zu. Dann legte er ſich mit dem ganzen Leibe platt auf das Eis und ſchob ſich behutſam, ſo raſch er vermochte, in möglichſt horizontaler Lage vorwärts. Paul folgte ſeinem Beiſpiel, indem er ſich mit den Händen an die Füße ſeines Freundes anklammerte, um ihn vor der Gefahr des Ertrinkens zu ſichern. Zwei der Eingebrochenen ſuchten erfolglos an der immer weiter abbröckelnden Eisdecke emporzuklimmen, während der dritte ſchon dem Verſinken nahe war. Gottfried ermahnte ſie vergebens, ſich ihm nicht zu raſch zu nähern, damit er zuerſt ihren bedrohten Kameraden heraufziehen könne; Jeder dachte nur an die eigne Gefahr, und ſo blieb unſerm jungen Helden Nichts übrig, als zuerſt einen der beiden Schreier auf die Fläche emporzuheben.

Plötzlich verſank der Eine in die Tiefe. Es galt raſche Entſchloſſenheit. Gottfried rief befehlend: „Laß meine Füße los!“ und glitt in die Wacke. Es gelang ihm, das noch einmal auftauchende Haupt des Knaben zu ergreifen, und denſelben auf's rettende Eis zu ſchaffen. Paul hatte mittlerweile den dritten Burſchen gerettet, und nur ſein Freund ſchwamm noch auf dem Waſſer, vergeblich nach einer Stelle umſchauend, wo er ſich hätte emporſchwingen können. Paul reichte ihm zu verſchiedenen Malen die Hand, aber ſtets brach das Eis weiter ab, wenn ſich Jener mit leiſem Bemühen hinaufarbeiten wollte. Endlich brachte man eine

Leiter aus dem nahen Wirthshauſe herbei, mit deren Hülfe Gottfried die Eisdecke erklomm, und nun auf dieſelbe Weiſe, wie zuvor, in liegender Stellung an's Ufer rutſchte. Die Todtenſtille der harrenden Menge, welche das kühne Wagniß der beiden Jünglinge begleitet hatte, und nur durch einen freudigen Zuruf war unterbrochen worden, ſo oft ſie Einen der drei Eingebrochenen gerettet auf das Eis gehoben ſahn, verwandelte ſich jetzt in ein jauchzendes Beifallrufen, und Jeder beeilte ſich, den beherzten Studenten zuerſt die Hand zu drücken, die ſich ohne weitere Rückſichten jubelnd in die Arme fielen, und ſich, im Bewußtſein einer froherfüllten Pflicht der Menſchlichkeit, ihrem Gotte dankend, dem ihnen nachfolgenden Schwarme haſtig und abwehrend entzogen.

2.

Etwa vierzehn Tage nach dieſer Begebenheit, zu Ende Februar 1834, ſaß der Student Kinkel einſam auf ſeinem Zimmer. Träumeriſch heftete er ſeine Augen auf ein Blättchen Papier, das er mit dem Ellbogen des linken Armes, auf den er ſein Haupt ſtützte, feſthielt, indeß die rechte Hand mit flüchtiger Haſt einige Zeilen hinwarf. Dann erhob er ſich plötzlich aus ſeiner nachdenkenden Stellung, öffnete das Fenſter, und las, indem die friſche Morgenluft des milden Wintertages ſeine brennende Stirn kühlend anfächelte, folgendes Gedicht:

„Knabe war ich, und ich wußte nicht,
Was da ſchön ſei oder häßlich ſei; —
Aber wenn ich las ein ſchön Gedicht,
Aber wenn ich ſah ein ſchön Geſicht,
Hämmerte das Herz in ſchnellern Schlägen,
Thät es unbekannt in mir ſich regen,
Meint', es wäre Kindeständelei.

„Jetzo weiß ich ſchön und häßlich wohl,
Herzlein ſagt mir's und Philoſophei,
Weiß auch, Was man innig lieben ſoll; —
Lieb' ich's nun — ei, iſt's denn gar ſo toll? —
Hämmert mir das Herz in ſchnellſten Schlägen,
Thut die Sehnſucht in der Bruſt ſich regen:
'ſ iſt wahrhaftig nicht mehr Tändelei!"

„Ach, lieber Gottfried!“ erſcholl plötzlich die Stimme Paul's, der, unbemerkt von ſeinem Freunde, während des Vorleſens der letzten Strophe eingetreten war, „Alles iſt nun aus! Lieb' iſt vorbei, Freundſchaft vorbei, vorbei der ganze Traum einer kurzen Stunde! Vater ſagte mir eben, daß wir in ſechs Wochen alle nach Würtemberg zurückreiſen.“

„O du ſelige, fröhliche Jugendzeit!“ hauchte der junge Dichter ſchmerzlich vor ſich hin. „Arme Eliſe, armer, armer Gottfried!“

„Wir haben lange mit einander geweint, meine Schweſter und ich,“ erwiederte Paul.

„Geweint?“ fragte Jener haſtig. „So liebt Deine Schweſter mich?“ — „Doch nein,“ ſetzte er traurig hinzu, „Wer müßte denn nicht weinen, wenn er dem Rhein Ade ſagen ſoll? Ach, ich bin ja nicht liebenswürdig, um mich wird ſich Keiner abhärmen!“

„Pfui, Gottfried! Wie magſt Du ſo reden?! Iſt das Deine geprieſene Treue und Standhaftigkeit? Du würdeſt vor Schaam in die Erde ſinken, wenn Du wüßteſt, was Eliſe heut' Morgen ausrief, als ich ihr die furchtbare Nachricht mittheilte.“

„O ſprich! Was war's?“

„Nein, jetzt ſage ich Dir's nicht. Du haſt das mit Deiner Kleingläubigkeit nicht verdient. Zieh' Dich lieber an, und komm mit in's Freie!“

Gottfried, der das Wahre in dem Vorwurfe des Freundes fühlen mochte, warf ſich in ſeinen Rock, und ließ ſich ſchweigend von Paul hinausziehen.

Seine Liebe zu der ſchönen Eliſe Zeller war nicht die erſte, welche in dem jugendlichen Herzen aufkeimte. Er hatte ſchon zweimal geliebt, aber es war mehr ein ſtürmiſcher Rauſch ſeines leicht erregbaren Gemüthes geweſen, das ſich in ſeiner kindlichen Unerfahrenheit und Frömmigkeit leicht durch einen Blick, ein Wort oder ein Zeichen entflammen ließ. Und doch hatte er Eines dieſer Mädchen treu im Stillen geliebt, bis ein Anderer ſie zum Altar führte. In der Geiſtesfeſſel einer ſtarren Orthodoxie und blinden Gottvertrauens erzogen, war hinterdrein die nagende Pein der Reue in ihm aufgeſtiegen, und er hatte jene Jugendliebe als eine ſündige verdammt, weil nicht Gott, ſondern Gottes ſchöne Creatur das Ziel ſeiner Sehnſucht geweſen. Da lernte er die liebenswürdige Schweſter ſeines Freundes kennen, und nun wandte ſich die reinſte Gluth ſeiner frommen Seele ihr in platoniſcher Liebe zu. Er ſah in ihr nur das Göttliche, das klare Kryſtall, welches den Thau des Himmels umſchloß und wiederſtrahlte, und ſeine ſchwärmeriſche Hingabe an ein unverdorbenes Gefühl trug eher den Charakter einer inbrünſtigen und andächtigen Gottesverehrung, als einer trunknen Jünglingsliebe.

Der Schlag, der ihn durch den bevorſtehenden Abſchied der Zeller'ſchen Familie traf, war kein unvorhergeſehener. Außerdem lag es in ſeinem Plane, zu Oſtern des Jahres die Berliner Univerſität zu beziehen; allein die ſteigende Kränklichkeit ſeiner Mutter rückte ſeine Abreiſe von Bonn in fernere Zeiten hinaus, und ſo hatte er gehofft, noch den Sommer mit der

Familie ſeines Freundes und ſeiner Geliebten zubringen zu dürfen. Auch gab er ſich gern dem Gedanken hin, daß dieſe Verlängerung ſeines Aufenthaltes im älterlichen Hauſe ſein Verhältniß zu Eliſen feſter begründen und vielleicht gar für die Ewigkeit knüpfen werde. Jetzt ſah er mit Einem Mal alle ſeine Pläne zertrümmert, und bedurfte Zeit, um ſeine innere Ruhe und Beſonnenheit wiederzugewinnen. —

Arm in Arm wandelten die Freunde hinaus vor das Coblenzer Thor, und lenkten ihre Schritte auf den alten Zoll, von wo man eine herrliche Ausſicht auf das rechte Rheinufer und das Siebengebirge genießt. Schweigend lehnten ſie ſich auf die Brüſtung der hohen Baſtei, die in vergangenen Jahrhunderten einen Theil der Befeſtigungswerke ausmachte, und betrachteten die herrliche Landſchaft, die ſich zu ihren Füßen hindehnte. Etwas rheinaufwärts von dem gegenüber liegenden Beuel zeigte ſich ihnen auf dem Finkenberge Foveaux' Häuschen, wohin ſie oft an ſchönen Sommernachmittagen gewandert waren, dann Oberkaſſel, Kinkel's Geburtsort, wo ihnen in dem freundlichen Lehrer Karl Sartorius ein lieber Freund lebte, und dann das mächtige Siebengebirge mit der tannenumkränzten Wolkenburg, dem ſteilabſchüſſigen grauen Drachenfels, der kleinen Peterskapelle, dem hohen Oelberg, der verfallenen Löwenburg und den übrigen Berghäuptern. Drunten aber floß ruhig der dunkelgrüne Rhein, und trug auf ſeiner purpurfarbnen Fluth noch einzelne abgeriſſene Eisblöcke dem fernen Weltmeere zu, die vielleicht an Norwegens fremder Küſte landen und dort an den unwirthlichen Felſenſcheeren, einen Gruß von den rebenumkränzten Rheinbergen bringend, im Spätſommer zerſchellen.

Lange ſtarrten die Beiden in den mächtigen Strom, und ließen nebelhafte Bilder der Zukunft ihrer Seele vorübergleiten. Mit dem Zeller'ſchen Hauſe ſchied für Gottfried die Liebe und Freundſchaft, mit dem eignen die Heimath, und es ahnte ihm, er werde wohl nie wieder heimiſch werden, es ſei denn am eignen Heerde. Dies Gefühl der Wehmuth, wie es an dem klaren und milden Morgen an der Seite des Freundes ſo ſcharf und gewiß die Seele durchſchnitt, preßte ihm Thränen aus und krampfhaft hielt er Paul's Hand in der ſeinigen umfaßt. Er gedachte ſeiner Kindheit und jeder ſchönen Stunde, die er mit dem Freunde und der Geliebten durchlebt, und nun erſchien es ihm Alles wie ein Traum, den der erſte Hahnenruf mit dem Erwachen verſcheuchte.

Hoch aber ſchwoll ihm wieder die Bruſt, als die Sonne prächtig die weißen Abhänge des Drachenfelſens vergoldete, und die Rheinfluth wiederſtrahlend den funkelnden Morgenglanz auffing. Leiſe ließ er die Hand des Freundes fahren, und legte ſie ihm auf die Schulter.

„Nicht wahr,“ fragte er ihn, „die Nacht iſt ſchön in ihrer traumhaften Ruhe und Liebesfeier? Schön war's, wenn wir uns im leichten Fiſcherkahn auf dem ſanfthinſtrömenden Fluſſe forttragen ließen, und den Blick zu den Sternen emporſandten, die über den Wipfeln der Bäume lächelnd herniederblinkten: — aber, Paul, ſieh' dorthin — er deutete auf die magiſch beleuchteten Berge — der Tag iſt doch ſchöner!“

„Ach nein, Gottfried, das Erwachen aus der Kindheit iſt traurig!“

„Gewiß wehmüthig genug; aber es iſt ja das Licht, das uns aus dem Dunkel erweckt. Darum hinaus in die ringende Welt, daß ſich die reine Seele kräftig im klaren Sonnenſchein ſpiegele! — Das Kindesverhältniß iſt ſo ſüß, und klingt uns noch ſo bezaubernd wie ein Grundton durch die ganze Seele hindurch: — aber Wer wollte ſich nicht freuen Mehr zu ſein, Mann zu ſein? Die Hand auf's Herz, ſage mir, Paul, möchteſt Du Deinen Schatz von Wiſſen, die Tiefe und den Umfang Deines Gemüthes dahingeben für die Genüſſe eines Alters, das nun doch wieder vorwärts ſtrebt, doch nicht glücklich iſt, weil andre Menſchen größer, ſelbſtſtändiger ſind? Gäbeſt Du Deine Freundſchaft für das Gefühl der unbedingten Abhängigkeit von den Eltern? Deine Erfahrung und ſchmerzliche Weltüberwindung für den unentwickelten Verſtand, die ungeprüfte Unſchuld des Kindes? Wahrlich nein! ich möchte keinen Tag jünger ſein, ich möchte nicht noch einmal die ſeligen Tage des Ideals von Freundſchaft und Liebe erkaufen mit dem Verluſte der Erfahrung, daß mich ein Freund betrogen und die Geliebte verlaſſen hat. Hinaus denn und, dem jungen Adler gleich, ſelbſt die Schwingen verſucht! Auf zur höchſten Höhe, zur nächſten Nähe der Geiſterſonne! Brauſen wird um mich der Sturm, aber im Aufſchauen zum ewigen Lichte wird er meine Geiſteskraft nicht lähmen: ſchaudern werd' ich vor dem wogenden Meer in meiner Bruſt, aber feſthalten in dem elektriſchen Kreiſe, aus dem Leben und Geſundheit ſtrömt, glauben an Gott und ihm vertrauen, aufblicken zu Chriſti Kreuz und den Geiſt wirken laſſen an meinem Herzen! So mag denn jedes Band ſich löſen, das mich feſſelt an die Erde! Scheide die Freundſchaft — ich finde einen Bruder in dem Heilande; ſcheide die Liebe — der Glaube ſei meine Braut; ſcheide die Schweſtertreue — ich bin kommen zu der Gemeine von viel tauſend Gerechten! Hinaus denn, mein junges Herz, und lerne allein ſein mit deinem Gotte, und ringe mit ihm, bis daß du ihn bezwingeſt, und er dir einen neuen Namen gebe, den heiligen Iſrael, den Niemand weiß, denn der ihn empfänget! — Sei mir gegrüßt, du herrliche Morgenſonne, Bild meiner erwachenden Seele!«

Die letzte Hälfte dieſer Betrachtung hatte Gottfried mit erhobener Stimme und glühendem Antlitz geſprochen. Er ſchien die Gegenwart ſeines Freundes vergeſſen zu haben, den ſein verklärtes Auge erſt jetzt wieder bemerkte, und der ihn voll edler Rückſicht in ſeinen begeiſterten Ausrufen nicht unterbrochen, ſondern ſeinem lautgewordenen und entfeſſelten Denken ernſt zugehört hatte. Paul vermochte kaum ſo raſch von dem Gefühl des Schmerzes ſich loszureißen, als Jener, der mit einer wunderbaren Schnelligkeit des Gedankens auch ſeine Gefühle zu beherrſchen oder wenigſtens raſch zu verwandeln verſtand. Erſt die Traurigkeit, die noch immer auf den Geſichtszügen des Freundes ruhte, erinnerte Gottfried an den eignen Kummer, den der Flug des Gedankens verſcheucht hatte. Wehmüthig lächelnd ſah ihn Paul mit dem treuherzigen Auge an, und ſprach: „Du haſt doch ein ſtärkeres Herz in der Bruſt, als ich, und wirſt mich wohl überflügeln, — aber laß mich Deinen Freund ſein — auch in der Ferne!“

Fröhlich ſchlug Gottfried in die dargebotene Hand ein, und erneuerte den alten Bund. Fröhlich aber tanzten die weißen Sonnenlichter auf dem krauſen Gewäſſer, fröhlich ſegelten die flockigen Wolkenzüge durch die blaue Luft, und fröhlich ſang die erſte Lerche ihr grüßendes Lied aus dem Wipfel der kahlen Rothbuche, während ein vorwitziges Schneeglöckchen bereits den neuen Frühling einläuten zu wollen ſchien, der doch noch fern war. Aber wo ſich zwei gute Menſchen begegnen, da freut ſich auch die Natur, und ſendet ihnen durch Froſt und Winter ahnend ihren Maiſegen in's Herz.

3.

Das einfache Wohnzimmer der Kinkel'ſchen Familie war heute feſtlich mit Blumen und Guirlanden geſchmückt. Gottfried und ſeine Schweſter Johanna hatten die Mutter zu ihrem Geburtstage freudig überraſcht und ſie befand ſich wohler, als ſeit langer Zeit. Dankend ſchloß ſie die geliebten Kinder an's Herz und ihre meiſt ſtrengen Züge hatten einen herzlichen Ausdruck angenommen. Obgleich Gottfried am vorigen Abend erſt nach 10 Uhr in's Haus gekommen war — und das rechnete man ihm ſonſt als ein gewichtiges Vergehen an — hatte die Mutter doch heute für ihn kein Wort, keinen Blick des Vorwurfs, und ſelbſt die finſtre Schweſter erinnerte ihn nicht, wie ſonſt, an ſeine „Schuld," ihn zur ernſthaften Reue ermahnend. Die Mutter hatte an dieſem Morgen beſonders inbrünſtig für ihre Kinder gebetet und reichte Gottfried jetzt ein kleines Papierſtreifchen, auf das ſie einige Zeilen aus Pfarrer Haſenkamp's Briefen abgeſchrieben hatte.

Der junge Student las die geheimnißvollen Worte: „Wenn nun eine Mutter Gott keine Ruhe

„läßt, dann läßt Gott auch ihren Kindern keine Ruhe. „Er läßt ſie in Nichts in der Welt Frieden oder „Freude finden. Wo ſie auch hin- und herrennen, ſie „finden nicht, Was ſie ſuchen, ſie leiden von ihren „Begierden heiße Noth, und die Noth lehrt ſie dann „beten."

„Siehe, mein Kind," ſagte dann die Matrone, welche gleich der Mutter des Heilandes Maria hieß, „der Mann hat Recht; ich habe vielleicht bisher zu viel für Dich vor dem Throne des Ewigen gefleht, daß Du nicht in Sünde und Anfechtung falleſt; aber nun biſt Du ja ſelbſt groß genug, um zu wiſſen, Was zu Deinem Frieden dient, und ich muß Dich der eignen Leitung überlaſſen."

Gottfried, der bisher gewohnt geweſen war, von ſeinen Eltern und mehr noch von ſeiner Schweſter als ein großer Sünder betrachtet und behandelt zu werden, und der ſich in Folge dieſer weltverachtenden Erziehung auch ſtets als einen ſolchen geglaubt hatte, fand keine Antwort auf dieſe Anrede. Weinend warf er ſich an die Bruſt ſeiner Mutter, und bat ſie, doch auch ferner ihm in dem Kampfe mit der Sünde beizuſtehn, und mit ihm zu Gott um Kraft und Hülfe für ſeine jugendliche Schwachheit zu flehen. Aber ſie verwies ihm ſtrafend ſeine Zaghaftigkeit, und ſo ging er wunderbar bewegt auf ſein Studierzimmer.

Lange ſaß er dort, in ernſte Gedanken verſunken, und ſtarrte in das luſtig aufflackernde Feuer des alterthümlichen Kamines. Endlich ſank er in der Mitte des Zimmers auf die Kniee, faltete die Hände und bewegte betend die Lippen, indeß ſein Auge durch's Fenſter in das blendende Sonnenlicht hinaufblickte. Eine ziemliche Weile verharrte er in dieſer Stellung, und ſein ſchönes von ſchwarzdunklem Lockenhaar umwalltes Antlitz ſtrahlte allmälig im Scheine der roſigſten Verklärung. Dann erhob er ſich neubelebt, und ſchrieb folgende Selbſtſchau in ſein vor Kurzem begonnenes Tagebuch:

„Gott, ich erkenne dich!

„Ich erkenne dich als den Gewaltigen, der das Leben des Menſchen vernichtet, damit es herrlicher aufblühe, der uns hilft im Kampfe mit der Welt, daß wir die Frucht des Sieges erringen! Löſe ſich denn Schmerz und Freude in Eine Empfindung, und die Empfindung ſei Glaube! Ganz will ich mich verſenken in den Gedanken: Gott iſt, und (Gott, dir dank' ich's) er iſt mein Gott! —

„Wie oft habe ich nicht die Israeliten bitter getadelt, daß ſie, die ſo oft die göttliche Gnade erfahren, immer wieder, von Jehovah ſich abwendend, in Abgötterei verfielen! Aber ſiehe, Was die Menſchheit thut, iſt nur Spiegel des Einzelnen, ihr Ringen nach Wahrheit iſt dem des Einzelnen ſpecifiſch gleich, aber ihr Thun, ihre Sünde iſt auch des Einzelnen Sünde. Ganz das Leben jenes Volkes ruht auch in mir, nur nicht ſinnlich, ſondern vergeiſtigt. Denn ich bin Menſch und ſtehe der Menſchheit meiner Zeit und ihrem Bewußtſein gleich. Mit der Ueberſtrömung des ſinnlichen Gefühls begann mein Abfall von Gott und immer tiefer, tiefer ging's hinab in den lockenden Abgrund.

Aber das Hinabreißen entfernte mich immer weiter von dem ewigen Lichtquell, und, ach, zuletzt drang kein Strahl mehr durch, der mich erwärmt und erleuchtet hätte! Und während ich rechts und links mich verbreitend in der düſtern Materie ſchaffte und wirkte, verlor mein Streben die Spannkraft nach Oben. Lockend ſtieg ein Gebilde vor mir auf, eine Liebe, die mir fern lag, und darum in einen täuſchenden Schimmer gehüllt war; an ihr wollt' ich mich emporrichten, aber — ſie verſtieß mich und die Erinnerung eines Bildes, das die Zeit immer mehr verlöſchte, vermochte nicht gegen die reizenderen, immer friſchen und neuen Gebilde einer heißen Phantaſie anzukämpfen. Aber nun endlich, da ich, dumpf und ruhig, mein ödes Wühlen in der Finſterniß fortſetzte, da erſchien, von Gott geſandt, ein Menſch — Was kann ich mehr von ihm ſagen?! Aus dieſer von göttlicher Kraft elektriſirten Maſchine ſprang ein zündender Funke in mich über, der durch einen ſchmerzhaften, zuckenden Schlag mein Haupt emporrichtete — und, Heil mir, noch ſah ich fern über mir die Sterne leuchten und tröſtend ſtrahlte ihr Schimmer auf den verirrten Wanderer hernieder. Die Bahn war gebrochen, — Freiheit, Lebensluft! Der Geiſt ſtieg empor, und rüttelte an den Thoren des Himmels, aber die Sinne waren noch befangen in den Irrgängen der Sünde und Schwachheit. Und, Weh' mir, der Geiſt vermochte ſie nicht zu bezwingen! Der Freund mußte mich verlaſſen, und zum zweiten Mal verlor meine Seele durch die Lockung einer Liebe die Kraft, weil ſie nicht mehr feſthing an dem, von dem alle Kraft ausgeht. Durchbrochen war nochmals der Damm, und, ach, die Fluthen wogten wieder zertrümmernd über alle Gebäude des Lebens hin! Auch meine zweite Liebe war vergänglich, und zwei Mal hatte ich mich getäuſcht, weil nicht Gott, weil ich ſelbſt geliebt. So konnte mich auch dieſe Liebe nicht verſöhnen. Furchtbar war ich zerſtört, als ich meine Hoffnung einmal aus dem Grabe gerettet, nun aber gänzlich zerſchmettert ſah. Gott, du weißt, wie ſchwer dieſe Zeit geweſen, wie ſie mich gedrückt hat. Aber du ſandteſt deinen lichten Engel, der meinem Geiſte zurief: Erwache, der du ſchläfſt! Beginne nun den Kampf, und mit meiner Hülfe mußt du ſiegen! Auf, du träumender Jünglingsgeiſt, das Schwert ergriffen, und wacker gekämpft!

„Gott! Dank für dieſen Ruf, er hat mich gerettet! Der Geiſt erkannte, daß er mächtiger ſei, als das Fleiſch, und da er es erkannte, war er es auch!

„Hier ſtehe ich auf der Grenze des Kindes- und Mannesalters, — und ich ſtehe rein da! Rein durch dich, Herr Jeſu Chriſt, durch dich geheiligt, durch dich gerechtfertigt. O Chriſt, läſſeſt du mich wieder ſinken? Iſt das Gefühl noch nicht lebhaft genug in mir, daß nur du, Gott, den Menſchen bewahren kannſt? Dieſe Erfahrung gehe denn mit mir, die ich in meinem ganzen Knabenalter mir gewonnen, daß ich aus mir ſelbſt Nichts vermag, aber daß Gott ſtark iſt in den Schwachen, — ſie begleite mich auch in's Mannesalter!

„O Kindheit, lebe wohl mit deinen Träumen von Glück und Unglück! Ich bin Mann, und ſtatt des ungewiſſen Ringens ſteht klar vor mir ein Lebensziel da: — Wirken für Gott! — Nicht für Gott — Was bedarf Gott? — aber für meine Brüder, indem ich ſie an ſein Herz führe!

„O Gott, du biſt gut! Und wenn auch die Ketten, ehe dein Arm ſie zerriß, mich wund gerieben, bald ſind die Wunden verharſcht, und werden ſelbſt auch dem ſpähenden Auge verſchwinden!

„Herr Gott, ich beuge mich vor dir! Ich trete nun ein in das volle, ſchöne und reiche Leben — Dank dir, daß es mir noch ſo erſcheint! Und ich trete ein mit hoher Stirn, hellem Sonnenauge, Kraft des Leibes und Heiterkeit der Seelenkräfte. Dank dir, mein Gott, heißen und ſtammelnden Dank!

„Eine neue Liebe hat ſich ihren Tempel in meiner Bruſt gegründet. Gieb mir ein Zeichen, Herr, ob ich nach deinem Willen gethan! Wo nicht, ſo wähle du für mich. Verzeih's, o Vater, verzeih dem Kinde, das nach Spielſachen greift, ſtatt an deinem Worte, und in deiner Liebe zum Manne zu erſtarken! Mein Herz blutet. Doch Herr, ich ſprech' es aus: Gieb mir Kraft, deinem Befehle zu folgen, und wenn mein ganzer ſüßer Liebeswahn dabei zerſtieben müßte; denn nicht um Meinetwillen bin ich da, ſondern um dir zu dienen, der aller Weſen Zweck und Urſprung iſt! Dir ſoll ich zuführen die andern Brüder, und nur du weißt es, wie dies geſchehen wird. Muß ich denn meine Eliſe verlieren, ſo will ich's anſehen als Güte von dir; — iſt es aber möglich, ſo gehe dieſer Kelch an mir vorüber! Doch, Vater, nicht mein, ſondern dein Wille geſchehe!

„Herr! laß mir deine Hand! Führe ſie mich durch düſtrer Waldung Todesſchatten oder über buntlachende Fluren: — es iſt ja doch Ein Ziel, und zuletzt immer glücklich die Seele, die ſich badet im Strahl deiner ewigen Sonne! Auch in der Ferne glänzen die Himmelslichter, und über den Pol hinaus neue blitzendere Sternbilder, auch gute Menſchen giebt es überall, und, Was mehr noch, als dieſes, du, Gott, biſt allgegenwärtig! Cedere nescius, wo dieſer Fels unten liegt!

„Δός μοι, ὅπου στῶ, καὶ κινήσω τὸν κόσμον! Dieſer Hebepunkt außer der Erde iſt der **Himmel**! Zu ihm hinauf! Dorthin das Leibesauge gerichtet, und geſtärkt in der reinen Bläue! Dorthin den Geiſt geſendet — höher, als der Aar gegen die Sonne ſteigt — über Sonne und alle Himmelslichter hinaus zum Vater des Lichtes! Auf und hinaus, ſpanne, mein Geiſt, Flügel und Sehkraft! Durch! Immer auf den Mittelpunkt, recht auf Gottes Herz! Laß die Natur, den unreinen, vom Hauche der Sünde angeflogenen und vom Roſt der Verbildung zerfreſſenen Spiegel des göttlichen Weſens: — ſpiegele Gott in dir ſelbſt, und ſchau' ihn in dir dein! Der **Geiſt** iſt das einig polirte Metall, das ohne Flächen und Winkel das göttliche Ebenbild rückſtrahlt, ſobald erſt die Buße das Metall geläutert, das Feuer des Glaubens es geſchmelzt und die göttliche Gnade es wieder geglättet hat!

„Sphärenton, wann vernehm' ich dich?“

Nachdem Gottfried dieſe Gedanken niedergeſchrieben, fühlte er ſich wunderbar geſtärkt. Er glaubte jetzt zu verſtehen, Was ſeine Mutter mit jenem räthſelhaften Ausſpruch gewollt, den ſie für ihn aufgeſchrieben. Stürmiſch flog er die Treppe hinab, drückte einen innigen Kuß auf ihre Lippen und eilte dann zu Paul, um vor dem Mittagseſſen noch mit ihm einen vertraulichen Spaziergang zu machen, und ſeine hohen Gottesgedanken in das theilnehmende Herz des Freundes auszuſtrömen.

4.

Gottfried Kinkel war für ſein jugendliches Alter auffallend ernſt und in ſich gekehrt. Das äußere Leben ließ ihn nicht kalt, aber er war gewohnt, es in mißverſtandener Frömmigkeit als eine gefährliche Lockung zur Sünde anzuſehen und deßhalb von ſich zu ſtoßen. Nicht immer gelang ihm das jedoch, und dann ergriff ihn plötzlich Reue über ſeine vermeintliche Sündhaftigkeit, er betete einſam zu Gott auf verlaſſenem Felde, oder er bat den Herrn auf ſeinem ſtillen Kämmerlein um die Kraft der Weltüberwindung. So fand er leicht für den Augenblick den geſuchten Frieden in hingebender Frömmigkeit und fiebernder Beſchäftigung wieder; allein der Verkehr mit den ſorgenloſeren Kameraden führte ihn gar leicht in die Verſuchung zurück, ſeine Freuden in heiter geſelligem Lebensgenuß zu finden. Dazu kam ein glühender Schöpfungstrieb der Phantaſie, der ihm lachende Blumen vor die Seele zauberte, in deren farbigen Blüthenkelchen er gern webte und lebte. Gelang es ihm, ſeine Dichtungskraft auf religiöſe Gegenſtände zu lenken, ſo fühlte er ſich gereinigt von dem verhaßten Einwirken der Materie, aber es ließ ſich der Phantaſie nicht wohl ein beſtimmtes Gebiet anweiſen, und bei einer ſo regen Geiſtesthätigkeit war es leicht erklärlich, daß Gottfried ſeine Stimmung häufig an Einem Tage mehrmals wechſelte. Frühzeitiges Studium der Literatur hatte namentlich ein lebhaftes Intereſſe für das Theater in dem jungen Dichter erweckt, und vergebens rang die Mutter, dieſen „ſündlichen Hang“ in ihm niederzukämpfen, indem ſie ihm den Beſuch des Theaters verbot und ſeine Lecture beaufſichtigte. Selbſt als der berühmte Schauſpieler Kunſt in der Rolle des Hamlet auftrat, und die liebenswürdige Demoiſelle Sunberg die Parthie der Ophelia übernahm, ließ ſich die ſtrenge Matrone zu keiner Ausnahme ihrer vorgeſchriebenen Regel erbitten, und Gottfried mußte, während Shakesſpeare's geharniſchter Geiſt über die Bretter ging, in Röhr's ſchlechter Predigerzeitung und Hengſtenberg's pietiſtiſchen Jeremiaden Erſatz für den verwehrten Kunſtgenuß ſuchen. Mehr noch, als die Mutter, wies Kinkel's Schweſter Johanna das herbe Weſen proteſtantiſchen Separatiſtenthums. In ſtolzer Verachtung alles Weltlichen ſtieß ſie alles nicht ſchlechthin als religiös ſich Ankündigende mit einer geſuchten Bitterkeit des Herzens von ſich, ohne daß ſie darum wirklich taub gegen die Regungen der Sinnlichkeit geweſen wäre. Ganz im Gegentheil fand ſie vielleicht in dieſer unnatürlichen Bekämpfung des Rein-Menſchlichen und in ſtolzer Selbſtquälerei jenen Reiz, den auch die katholiſchen Märtyrer und Heiligen ſo oft in Abtödtung und geißelnder Verhöhnung des ſinnlichen Elementes geſucht haben mögen. Auch auf ihre Umgebung ſuchte ſie dieſen Geiſt des Welthaſſes auszudehnen. Während des Wittwenſtandes des Profeſſor Heinrich wurden deſſen Kinder im Kinkel'ſchen Hauſe erzogen. Johanna nahm eines Sonntag's eines derſelben, das Lottchen hieß, mit in die Kirche, weil es gut ſei, die Kleine früh an Gottes Wort zu gewöhnen. Während der Predigt ſchaute das fünfjährige Mädchen zu den vergoldeten Engeln empor, welche die Decke des Mittelſchiffes verzierten. Nach dem Gottesdienſte fragte Johanna ihre Pflegebefohlene: „Nun Lottchen, Was haſt Du denn in der Kirche gethan?“

„Ich habe mir die goldnen Engel beſehen.“

„So? Wie machteſt Du das?“

Das Kind blickte unſchuldig zur Decke des Zimmers empor, ſtürzte aber in demſelben Augenblicke ſchreiend zurück. Johanna Kinkel hatte ihm einen gewichtigen Schlag in's Geſicht verſetzt.

Am meiſten jedoch litt der jüngere Bruder Gottfried unter der religiöſen Tyrannei ſeiner Schweſter. Täglich mußte er in der Ecke des Wohnzimmers niederknien, und gegen die Wand gekehrt zu Gott um ein beſſeres Herz beten. Was Wunder, daß dieſer Geiſt einer pietiſtiſchen Aſkeſe auch theilweis auf den armen Gottfried überging, und ſeinen von Natur klaren, verſtändigen Blick mit dem Nebelflor einer irregeleiteten Weltentſagung umdüſterte?

Es war Frühling geworden. Schon lugten die blauen Veilchenaugen ſchelmiſch aus dem grünen Grasgewinde hervor, und die rothen Sammtblüthen des

Nußbaumes waren bereits aus den Fruchtkelchen herabgeweht. Es war ein ſchöner Sonnabendnachmittag, und die milden Lenzlüfte kräuſelten ſanft die Gewäſſer des Rheines.

Auf dem rechten Rheinufer, wo ſich der Weg über das Fichtenwäldchen nach dem alterthümlichen hohen Siegburg hinzieht, ſchritten drei Wanderer rüſtig vorwärts. Wir erkennen in ihnen unſere beiden Freunde, und der dritte, ein ſchmucker Jüngling mit langherabwallendem blonden Haar und tiefblauen Augen war ebenfalls ein junger Theologe, Richard Selbach, der mit Beiden im vertrauteſten Verhältniſſe ſtand. Gottfried ſollte am morgenden Tage in dem entfernten Seelſcheid für den alten Pfarrer predigen, und ſeine lieben Kameraden wollten ihn bei dem herrlichen Frühlingswetter eine Weile begleiten. Unter fröhlichem Geſpräch gingen ſie auf die lachende Sieg zu, und Paul erzählte jubelnd, daß ihm ſein gütiger Vater erlaubt, noch den Sommer in Bonn zu verweilen, und dann zum Winter mit dem Freunde nach Berlin zu ziehen. Als ſie an das Ufer der Sieg gelangten, kehrte Paul zurück, Richard jedoch ließ ſich durch die maleriſch vor ihnen ausgebreiteten mit friſchem Grün bewaldeten Berghügel, die ſich gleich der ſchimmerden Bruſt einer Jungfrau über der Fläche erhoben, verleiten, noch weiter mit dem Freunde zu wandeln, und ſprang wohlgemuth in den ſchwerfälligen Kahn, der ſie über den hellgrünen Fluß führte.

Selten erklimmen die muthwilligen Studenten von Bonn die Höhen um Siegburg, oder wandern gar weiter in's Gebirge hinein. Zufrieden, das freundliche Städtchen erreicht zu haben, laſſen ſie es meiſt bei der begrenzten Ausſicht vom Schloſſe bewenden, das ſeit Jahren als Irrenanſtalt benutzt wird, und ſuchen ſich dann bei Wein und Ramsſpiel oder mit einem hübſchen Landmädchen die Zeit bis zu ihrem Aufbruch am Abend ſo gut zu vertreiben, als es angeht. Die ſtolze Pracht des Siebengebirges iſt nicht leicht Jemandem fremd, der in Bonn ſich aufhielt; aber nur Wenige ſind über Siegburg hinaus in das Bergiſche gewandert. Und doch bietet eine ſolche Fußtour viele Abwechſelungen, und freundlich einladende Landſchaften dehnen ſich im lieblichſten Reize vor den überraſchten Blicken aus.

Gottfried kannte dieſe Gegend genau; er wußte jedes heimliche Plätzchen, wo man ungeſchaut ſelbſt Alles überſehen konnte, jede idylliſche oder romantiſche Stelle, die den Jüngling zur poetiſchen Betrachtung aufrief, und freudig zeigte er ſeinem Weggeſellen all' dieſe verborgenen Schätze der Flur, die ja dem angehören, der den rechten Sinn für ſie mitbringt. Wenn der fromme Dichter auch manchmal die bezaubernde Natur als verderbt und ſelbſt zum Verderben lockend verdammte, galt dieſes Urtheil doch nur dem, was die Menſchen entſtellt und verbildet hatten, und hier im koſenden Hauche der freien Bergluft und dem heimlichen Rauſchen der grünen Wipfel war er ganz wieder ein gutes ſeliges Kind an der liebenden Mutterbruſt. Auch kannte er genau die Geſchichte all' dieſer Orte, an denen ſie vorbeiwandelten, und erzählte von den Kämpfen der alten Zeit, wie die Siegburger dreimal waren belagert worden, und ſich tapfer herumſchlugen, wie der Ort ehedem ſtarke Feſtungswerke beſaß und noch jetzt die Spuren davon ſich erhalten hatten. Dann jauchzte ihm das Herz, und er ſehnte ſich auch nach einer glorreichen Männerſchlacht, aber es glühte in ihm nur ein dunkler Drang nach einer großen That, eine brennende Vaterlandsliebe und Freiheitsluſt, und am Ende verſchwamm wieder all ſein Denken in eine begeiſterte Hingabe an Gott.

So kamen die Beiden unter anregendem Geſpräch dahin, wo der Fußweg über ein Ackerfeld von dem Fahrwege ſich links abwendet. Richard begleitete ihn noch auf die Höhe, und ſetzte ſich mit ſeinem Freunde auf einen mit Moos und Flechten überwachſenen Stein. Drunten lag das Dorf, und neben dem einladenden Pfarrhaus erhob ſich die herrlich gelegene Kirche, deren Spitze, von der untergehenden Abendſonne vergoldet, in leuchtender Gluth zu brennen ſchien. Die Bewohner führten die dampfenden Pferde von der Feldarbeit heim, und eine rothwangige Dirne ſchritt ſingend mit dem Melkeimer über den Hof im Thale.

Endlich reichte Richard ſeinem Freunde aufſtehend die Hand und ging heimwärts, während Gottfried auf das Bergdörfchen zueilte, in dem er morgen das Wort vom Kreuze verkünden ſollte.

Während er ſo einſam fortwandelte, ward es ihm plötzlich ſchwer um's Herz. Eine ſeltſame Beklommenheit ergriff ihn, daß er nun ſo ganz allein eintreten ſollte in ein fremdes Haus, da ihn Niemand kannte. Mahnend blickte rechts vom Hügel die Kirche herab, und das Abendroth verglomm mälig im Weſten. Gottfried ward ſehr ernſt, er lehnte ſich an einen Baumſtamm und betete; aber die ſeltſame Angſt ging nicht weg. Langſamer ausſchreitend verlor er ſich zwiſchen den Bäumen des links gelegenen artigen Wäldchens, und ſchnitt in die Rinde des zweiten Baumes gedankenlos ein kleines Kreuz. Dann faßte er ſich, und ging herzhaft in das weißangeſtrichene Pfarrhaus, wo man gewiß längſt Seiner harrte.

Er hatte ſich unter ſeinem Wirthe eine lange und hagere Geſtalt gedacht, ähnlich den ſtrengen und asketiſchen Bildern in Walter Scott's und Cooper's Romanen, und war ſehr angenehm überraſcht, als er einen Mann mit wohlwollendem und freundlichem, aber gebietendem Ausſehen fand, der trotz ſeines Alters in ungebeugter Geſtalt und friſcher Kraft einhertrat. Neben ihm ſtand ein kleines, ſpindeldürres und hüſtelndes Männchen, mit großer Meerſchaumpfeife und wollener Schlafmütze, deſſen vergilbte Züge den im Schulſtaube verſchrumpften Handhaber der Birkenruthe verkündeten, und der, Schullehrer, Küſter und Organiſt in Einer Perſon, die Kirchenlieder für den morgenden Tag holen wollte.

Paſtor S . . . . — ſo hieß der würdige Seelenhirt — ſchritt, ſobald er den jungen Theologen erblickte, freundlich auf ihn zu, und ſchüttelte ihm herzlich die Hand. Nicht lange dauerte es, ſo war ein ſchmackhaftes Abendeſſen aufgetragen, und Gottfried fand im Geſpräch mit dem muntern Alten bald ſeine volle Heiterkeit wieder.

Er lernte aus der Unterhaltung mit ſeinem Wirthe begreifen, wie dieſer, abgeſchloſſen von allem Verkehr mit tiefer gebildeten Männern, doch in geregelter Thätigkeit ein fröhliches Alter verlebte. Die Univerſitätsſtadt war gerade weit genug entfernt, daß ihr Beiſpiel nicht in das ſtille Dörfchen ihren ſchädlichen und zerſtörenden Einfluß verbreiten konnte. Auf dem Lande ſind die Menſchen noch unverdorbener und reiner von Sitten, namentlich auch religiöſer. „Die ernſte Andacht, mit der eine Dorfgemeine den Worten ihres Predigers lauſcht,“ ſagte der Greis, „erhebt ſicherlich auch das Gemüth des Pfarrers höher, als der Anblick einer glänzenden Stadtkirche, deren Beſucher ebenſo ſehr die Sucht zu ſehen, als geſehen zu werden, hertrieb, und wo ſo manch' verſtohlenes Zeichen der Langenweile den Prediger merken läßt, daß die Leute nicht um Seinetwillen zuſammenkamen. In der Landkirche aber ſieht er nur aufmerkſame, oft von leiſer Rührung bewegte Geſichter, und ſelbſt die blühenden Dorfkinder manchmal eine Thräne mit dem weißen Schnupftuch abwiſchen, und das hebt ihm dann wieder die Bruſt, daß er ſich hier als Mittler weiß zwiſchen dem Allmächtigen, der ihm ſein helles Licht in's Herz ſtrömen ließ, und zwiſchen der Gemeine, die er zum Amen emporziehen ſoll.“

Erſt ſpät begab ſich Gottfried auf ſein reinliches Schlafzimmer, und ſprach vergnügt ſeinen Abendſegen: „Schlaft wohl Jeglicher, der mich liebhat, und der's nicht hat!“

Am andern Morgen aber hielt er neugeſtärkt und zur Erbauung der andächtigen Landleute eine herrliche Predigt über das Gleichniß vom erſterbenden Weizenkorne.

5.

An der Landungsbrücke der Kölniſchen Geſellſchaft harrte die Menge der Reiſefertigen. Schaufelnd und keuchend näherte ſich das von Rauch geſchwärzte Dampfboot „Marianne“ und legte unfern des Joſephsthörchens an, während der rothbejackte Schiffsjunge die Schelle zog. Haſtig wurden die aufgeſtapelten Kiſten und Koffer unter dem Gedränge der Aus- und Einſteigenden an Bord getragen, und zum zweiten Mal läutete die große Schiffsglocke zur Abfahrt.

Unter den einſteigenden Paſſagieren bemerken wir die Familie des Oberſchulraths Zeller, der von ſeinem Sohne Abſchied nahm, den er in Bonn zurückließ. Auch an den in ſchmerzliche Träume verſunkenen Gottfried Kinkel, der in heißem Kampfe die Thränen gewaltſam zurückhielt, richtete er freundliche Worte der Weisheit und Ermahnung. Aber der Jüngling überhörte ſeine Reden, und ſtarrte in das ſchöne blaſſe Geſicht ſeiner Geliebten, die nun auf immer fortging.

Zum dritten Male ſchnitt der ſcharfe Ton der Glocke durch ſein Herz, und drängte zum Abſchied. Heiß preßte Gottfried die Hand des Mädchens, und flüſterte den Gruß: „Eliſe, leben Sie wohl! Ich darf nicht mehr ſagen!“

Vernichtet, lautlos und ohne Thränen ſah er das Dampfſchiff abfahren, er lief ihm eine lange Strecke nach, und ſetzte ſich endlich auf die Steinbank oberhalb Arndts Hauſe. Wie es nun ſo allmälig dahinſchwand, und all ſein Jugendglück auf dem ſtolz aufrauſchenden Strome forttrug, da floſſen ſeine Thränen heftig. In der troſtloſeſten Zerriſſenheit lehnte er ſeine brennende Stirn an einen Weinpfahl, und als nun auch der Rauch des Schiffes fern hinter ſeinem Geburtsorte entſchwand, da entrang ſich ihm der tiefſte Seufzer: „Wehe, mein Glück iſt dahin!“

Immer noch ſchaute der Jüngling gen Süden, als ſchon längſt die letzte Rauchwolke im friſchen Morgenwinde verſchwommen war. Der wildeſte Schmerz durchzuckte ſein Hirn, und vergeblich ſuchte er heut' in der Religion den Troſt, welchen er ſonſt im Gebete fand. Plötzlich trugen ihm die Lüfte den ſüßen Schall eines Wortes zu, das ihn hoch über allen Schmerz emporleitete. Sandte ihm ein Engel Tröſtung ins Herz? Klang das Wort der Geliebten über die Berge zu ihm empor?

Paul war dem trauernden Freunde nachgeſchlichen, und hatte ihn, von Jenem unbemerkt, beobachtet. Jetzt aber hatte er ſich hinter ihm emporgerichtet, und ihm in's Ohr geflüſtert: „Dieſen Kuß für meinen Gottfried!“

Freudig überraſcht wandte dieſer das Haupt, und Paul lag an ſeiner Bruſt. Ja, die Geliebte hatte im Augenblick des Scheidens dem ſanften Bruder ihren ganzen Liebesſchmerz vertraut, und für den Verlaſſenen dieſen Gruß aufgetragen, der ihn als freundlicher Stern durch's Leben geleiten ſollte.

Gottfried hatte ſeinen Muth wiedergefunden, und zog den Freund zu ſich nieder auf den ſteinernen Sitz.

„Siehſt Du,“ ſprach er, „wie ſchön uns der blaue Morgen anlächelt? O nun iſt ja Alles gut! Die Gemüther haben ſich gefunden, die Geiſter ſich frei angeſchaut. Dies ſüße Weh, dieſe ſchmerzliche Freude möchte ich nicht miſſen um der Welt Schätze!

— — und füllt uns auch der Knabe,
Mit Gift den Kelch, wir ſegnen ſeine Gabe!

„Feſter, als je, ſteht mein Plan, würdig und nicht ohne Namen mein ſüßes Lieb wiederzuſchauen. Nicht mehr wird mich ihr Anblick laben, ihre Gegenwart ſegnen, ihr liebes Wort begeiſtern: ſo komme denn du, Sehnſucht nach der Entfernten, mit deinen milden Wonnethränen, mit deiner wehmüthigen Trunkenheit und deinen Träumen von zukünftigem Glücke! Wäre denn auch Alles Nichts, hätte es keinen Erfolg, und ſollte meine Liebe unglücklich ſein: — nun, es genügt mir, ein edles Mädchen geliebt zu haben, und von einer deutſchen Jungfrau geliebt zu ſein! Freudig ſchau' ich in die Zukunft, farbenhell malt ſie mir meine

Liebe aus, und dieſe Liebe löſcht nur mein Blut! Mag der kalte Verſtand reden: mein Gefühl ſoll er mir nicht zerſtören, und ich weiß es, meine Hohe, Einzige würde ich auch lieben als die Gattin eines Andern, wenn ich allein und verlaſſen in der Welt daſtände. Denn nicht leibliche Vorzüge, ſondern den Geiſt hab' ich erkannt und liebeglühend umfaßt! Der Leib vergeht, aber Phönix Geiſt iſt ewig! Hoch hinauf den Blick und heiter vorgeſchaut! Im Süden, im ſchönſten Gau des deutſchen Vaterlandes lebt ein Leben, ſchlägt ein Herz dem meinigen verſchwiſtert. Treue — und ſie wird gelohnt! Nur das Eine ſoll feſt ſtehen und unwandelbar, und ſoll auch nicht von den tobenden Wogen des Gefühls erſchüttert werden, noch von den Zweifeln des Verſtandes: — die feſte männlichſtarke und weiblichweiche Ergebung in Gottes allgütigen Willen! Gott, Dir ergeb ich mich!«

So ſprach Gottfried noch lange mit ſich ſelbſt und mit Paul über ſeine Liebe. Dieſer, welcher den kühnen Flug ſeines Freundes bewunderte, fürchtete dennoch für die Zukunft. Er bedachte, daß unſer verdorbenes Zeitalter mit der Verdrehung aller natürlichen Begriffe auch die Erziehung und den Werth des Weibes ſo frevelhaft erniedrigt hat, und daß ſich in Folge dieſer Anſichten das Weib ſelten über die Stufen einer erſten, allgemeinen Bildung erhebt, ſondern ihr Entwickelungsgang, meiſt mit dem vollendeten ſechszehnten oder ſiebzehnten Jahre abgeſchloſſen, von dort an gewöhnlich eher eine rückwärtsgewandte Richtung nimmt. Er theilte ſeinem Freunde dieſe Beſorgniß mit, und meinte, daß Eliſe ſpäter Gottfried, wenn deſſen geiſtige Ausbildung mächtig fortſchritte, nicht mehr werde genügen können.

Der Jüngling ſtutzte. Bald aber überwand er die in ihm aufſteigenden Furchtgedanken, und ſprach: „O nein! Dieſe Himmelsblüthe, die ja noch kaum ihre erſten Blätter aufgethan, duftet ſchon ſo ſüß. Wie, wenn die warme Maienſonne der Liebe oder der glühende Sommerſtrahl männlicher Kraft ihre innern Kelchblätter entfaltet, wie muß dann erſt Farbenglanz und Duft aus ihr hervorblühen! O wie könnte ſie mir verloren gehen?“

„Mit einem Dichter freilich ſollte man ſich nie auf Vernunftgründe einlaſſen,“ ſagte Paul; „immer habt Ihr ein Bild bei der Hand, und wenn es Nichts beweiſt, ſo klappt es doch, und wir ſtehen wehrlos da mit all' unſerer Weisheit.“

„Und all' Eure Weisheit ſchützt Euch doch eben ſo wenig gegen die Launen des Lebens, als unſre liebenswürdige Thorheit,“ entgegnete Gottfried lächelnd, indem er aufſtand und ein rheiniſches Volkslied vor ſich hinſang.

6.

Bevor der junge Kinkel um die Mitte des vergangenen Jahres die Familie Zeller kennen gelernt hatte, ſtand er ziemlich einſam im Leben da. Freilich verkehrte er mit manchen Jünglingen, ſo mit den Studenten Koch, Bleibtreu, Kreutz, Müller, Evertsbuſch, Marheineke und Anderen, allein dieſer Umgang beſchränkte ſich mehr auf einen gelegentlichen Austauſch wiſſenſchaftlicher Anſichten oder gemeinſame Spaziertouren, als daß er den Charakter einer innigen Freundſchaft getragen hätte. Eher verdiente ſchon dieſen Namen ſein Verhältniß zu Richard Selbach und Wilhelm Vögehöld. Doch fand er auch in ihnen nicht ganz Das, was er ſuchte: beſtändige Anregung ſeiner Gefühls- und Geiſteskräfte. So zog er ſich denn ziemlich zurück, und lebte beſeligt bald mit den Heroen, bald mit den Dichtern und Geiſterfürſten aller Zeiten und Völker, ohne daß ihn dieſe Beſchäftigung und die Gebilde ſeiner Phantaſie den Schmerz der Einſamkeit und die Sehnſucht nach Liebe und Freundſchaft vergeſſen ließen.

Durch ſeine Bekanntſchaft mit der Zellerſchen Familie fand er, wie wir geſehen haben, die Erfüllung ſeiner Herzenswünſche. Aber es ward ihm auch zugleich der Verkehr mit der gebildeten Geſellſchaft eröffnet, und ſein neuer Umgang riß ihn aus ſeiner traumhaften Beſchäftigung mit der Vergangenheit in eine reiche Gegenwart hinein, die ihn den Augenblick genießen lehrte, und ſeinem angebornen Ringen nach Humanität einen mächtigen Stützpunkt verlieh.

Dabei trat freilich für ihn die Gefahr ein, er möchte ſich univerſaliren. Er arbeitete nicht mehr ſo anhaltend und regelmäßig, wie ſonſt, wo er in einer Arbeit die Erholung fur die andere geſucht hatte, ſondern mehr gelegentlich, weil es ihm jetzt an eigentlicher Anregung zum Studium manchmal fehlte; aber im Ganzen und Großen gewann er an Bildung.

Der nachhaltige Einfluß des erwähnten Umgangs zeigte ſich noch herrlicher nach Abreiſe jener Familie. Der Verkehr mit Paul und die gewonnene Erfahrung warnte ihn, wieder in die alte Einſamkeit zurückzufallen, und das Bild der Geliebten munterte ihn zu fleißiger Entwickelung ſeiner vielſeitigen Anlagen auf. Es genügte ihm nicht mehr an der bloß äußerlichen formellen Bildung, ſondern er fühlte den Drang, durch treues Studium der poſitiven Wiſſenſchaften die Anſprüche zu befriedigen, welche er theils ſelbſt an ſich machte, und welche ihm theils von Anderen bereits waren eingeräumt worden.

So floß ſein Leben im ſtillen Gleichmaaß einer geordneten Thätigkeit dahin. Kam dann die Nacht mit ihrem ſanftbefriedenden Flügelſchlage, und ließ des Tages Laſt und Hitze mälig in ſeligem Traume verfluthen, dann ſtieg das Bild der Geliebten klar und milde vor ſeinem Geiſtesauge empor, und erweckte in ihm die tröſtliche Hoffnung des Wiederſehens. Freilich war dieſe geheiligte Liebe nicht ſo ſtürmiſch und ſchwärmend, wie ſeine frühere, aber ſie wirkte dafür auch ſegnender auf ſeinen Bildungsgang ein. Würdig ſuchte er ſich auf den gehofften einſtigen Beſitz Eliſens vorzubereiten, und in freudigem Stolze pochte ſein Herz, wenn er ſeine Bemühungen mit dem Beifall ſeiner Lehrer und Freunde gekrönt ſah.

Bei ſo geregeltem Arbeiten war es erklärlich, daß ſeine Poeſie ruhen mußte. Vielleicht iſt auch die höchſte Poeſie wortlos. Ein angefangenes Trauerſpiel „Prexaſpes“ ward vorläufig zurückgelegt, und nur wenn Gottfried in ſeinen Mußeſtunden ſich einmal in ſeine Lieblingsſchriftſteller vertiefte, erwachte in ihm die Begierde, mit Jenen den Wettkampf zu beginnen. Namentlich waren es Körner's Schlachtgeſänge, die ihn mit ihrer glühenden Freiheitsluſt ergriffen und den Muth in ihm wachriefen, ſelbſt den Flug auf die Höhen der Dichtung zu wagen. Oft ſtiegen in ſeiner Bruſt, wenn er noch um Mitternacht über einem alten Liederbuche hing, kühne Zukunftsgedanken auf von einem hohen Liede, das er dereinſt der Welt ſingen wollte, aber noch ahnte er kaum all' die verborgezu Schätze ſeines Geiſtes, welche ein dornenvolles und reiches Leben im Lauf der Jahre zu heben beſtimmt war. Noch ließ ſich jenes Lied durch ein fröhliches Jugendträumen einſchläfern, aber die Sehnſucht und der Schmerz dichteten es unermüdet fort, bis die Liebe es endlich voll aus der befreiten Seele hervorquellen hieß.

Die äußern Verhältniſſe Kinkel's waren Nichts weniger, als glänzend. Sein Taſchengeld war ſehr gering, und das häusliche Leben in ſeiner Familie einfach und ſtill. Schulden wollte der junge Student nicht machen, und obgleich er ſich zur Ehre Gottes gern in der Entſagung übte, kam es ihm doch bisweilen hart genug an, ſich aus Geldmangel ſo manches unſchuldige Vergnügen verſagen zu müſſen, das er ſeine Freunde vor ſeinen Augen genießen ſah. Auch zu wohlthätigen Zwecken fehlten ſeinem guten Herzen meiſt die erforderlichen Mittel, und das preßte ihm nicht ſelten Thränen in die Wimper.

Einmal dankte er inbrünſtig ſeinem Gotte, daß er jetzt wieder ganze 10 Thaler beſäße, [illegible] am nächſten Morgen ſchreibt er in ſeinen Tagebuchnotizen: „Die 10 Thaler ſind fort! Ich habe ſie einem Freunde geliehen, der in Noth war, und bin nun ſelbſt in einiger Verlegenheit. Doch es heißt ja: Trachtet am Erſten nach dem Reiche Gottes und nach deſſen Gerechtigkeit, ſo wird Euch alles Solches zufallen!“

Jede Unordentlichkeit der Lebensweiſe war ihm verhaßt. Namentlich verabſcheute er das Spiel und die Unmäßigkeit im Trinken aus tiefſter Seele. Als Paul einige Zeit nach der Abreiſe ſeines Vaters ſeine Arbeiten etwas vernachläſſigte, und öfter mit ſeinen Kameraden ſich beim Kartenſpiel amüſirte, erregte dies Kinkel's heftigſten Unwillen und ſchmerzlichſte Beſorgniß. Er nahm ſich vor, alle Tage für Paul zu beten, und ſetzte dies Geſchäft über ein halbes Jahr lang fort. Kindlich freute er ſich, wenn Paul ſeinen Ermahnungen Gehör ſchenkte, und wieder fleißiger ward.

Auch das Tanzen hatte Gottfried ſeit ſeinen erſten Knabenjahren als ſündlich betrachten gelernt. Ging er nun an einem ſchönen Sonntagnachmittage mit ſeinen Genoſſen auf ein nahegeleges Dorf, und war ſo recht ſeelenvergnügt und heiter in der Geſellſchaft guter Menſchen und der Umgebung einer herrlichen Natur, dann ſchnitt es ihm wie ein ſcharfer Mißlaut im ſchönen Einklang des Alls durch das Herz, wenn ihm plötzlich eine ſchallende Tanzmuſik aus einer Bauernſchenke entgegenklang, und oft flüchtete er ſich aus einer luſtigen Kirmes mitten in das Dunkel des Waldes oder auf die freien Gipfel der Berge, wo er dann langgeſteckt, im Graſe die bläulichen Rauchwolken aus ſeiner Thonpfeife in die friſchen Lüfte hineinblies, indeß ſich ſeine Gedanken über Zeit und Raum zu ſeiner fernen Liebe hinaufſchwangen.

Von ſeinem religiöſen Standpunkte ſagte er damals ſelbſt: „Von dem Hegelthum komme ich leider mehr und mehr ab; Rationaliſt zu ſein iſt mein höchſter Wunſch, dabei bin ich jedoch zugleich Supranaturaliſt und Myſtiker, nöthigenfalls ſogar Pietiſt.“

So drängte ihn ſein klarer Verſtand unabläſſig zu einer vernunftgemäßen Auffaſſung der Theologie hin, während ein tiefes religiöſes Gefühl und ein andachtglühendes Herz ihn eben ſo beharrlich in die wunderbaren Tempelhallen eines dunklen Wunderglaubens zurückzog. Allein dieſe Unklarheit ſeiner religiöſen Begriffe beunruhigte ihn nicht; er ſah dieſelbe als nothwendigen Durchgangspunkt ſeiner Entwickelung an, und all' ſeine Zweifel löſte zuletzt friedlich ſeine begeiſterte Frömmigkeit und ſeine endloſe Hingabe an den Willen des Allmächtigen.

So verſtrich fröhlich der Sommer, und die Zeit rückte näher und näher heran, wo Gottfried das elterliche Haus verlaſſen ſollte. Er freute ſich namentlich darauf, in Berlin große Geiſter und tüchtige Männer ſeiner Wiſſenſchaft kennen zu lernen, und nur der Abſchied von ſeiner Familie, namentlich von ſeiner Schweſter, welche er die „Beſſernde“ zu nennen pflegte — ſo groß war die Demuth des Jünglings, daß er ſich eine ſolche Hofmeiſterin gefallen ließ! — fiel ihm ſchwer auf's Herz.

Schon ſahen die Trauben an den dunkelgrünen Weinſtöcken der Hand des Winzers entgegen, als Gottfried eine Thräne des Scheidens auf der feuchten Wimper zerdrückte, und mit ſeinen Freunden erwartungsvoll der großen Hauptſtadt zureiſte.

Zweites Buch.

Berlin.

Oktober 1834 bis Auguſt 1835.

1.

„Heda! Aufgewacht, Du mordfaule Ratze!"

Paul rieb ſich die ſchlaftrunkenen Augen, und ſtarrte verwundert ſeinen Freund an, der in ganz durchnäßten, ſtraffanliegenden Kleidern vor ſeinem Bette ſtand.

„Aber Gottfried! Was haſt Du denn gleich in der erſten Nacht unſeres Hierſeins für tolles Zeug angefangen?"

„Das kommt davon, wenn man nach Hinten hinaus wohnt," antwortete dieſer. „Da mag noch ſo viel Skandal auf der Straße los ſein, da mögen hundert Nachwächter und dreißig Patrouillen zur Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung mit Kuhhörnern und Trommeln und nachſchleppenden Säbeln die Stadt durchſpektakeln, Nichts hört Ihr."

„Danke auch ſchönſtens für ſolche Nachtunterhaltungen", lachte Paul.

„Wohl möglich; aber wenn Dir nun das Haus überm Kopfe zuſammenbrennt, oder die halbe Welt in Flammen ſteht?"

„Dann laſſe ich Gott und die Spritzenmänner dafür ſorgen, daß die andere Hälfte von einer Sündfluth verſchlungen wird, ſo heben ſich die Gegenſätze auf. Aber, Scherz bei Seite, Du ſcheinſt mir gerade auf der Grenzmark zwiſchen der verbrennenden und ertrinkenden Welt geſtanden zu haben.“

„Wie ſo?“

„Hinten hangen Dir die halbverkohlten Rockſchöße trauernd zur Erde, und vorn — — — Aber, mein Gott, Was iſt Dir?“

Gottfried hatte haſtig den Rock ausgezogen, und ſtarrte entſetzt auf die verbrannten Fetzen. „Es war mein beſtes Stück Zeug!“ ſeufzte er trübſelig, indem ihm die hellen Thränen über die Wangen ſtürzten.

Als er ſich etwas gefaßt, erzählte er ſein Abentheuer. Gegen 4 Uhr Nachts erſcholl der Ruf: „Feuer! Feuer!“ durch die Gaſſen. Die Brandglocken heulten, und Spritzen raſſelten über das Steinpflaſter. Gottfried ſprang aus dem Schlaf empor, fuhr ohne Auswahl in ſeine beſten Kleidungsſtücke, die er beim Auspacken für den folgenden Tag zum Zweck einiger Antrittsviſiten zurecht gelegt hatte, und fand ein Haus in der Mohrenſtraße in lichten Flammen. Haſtig drängte er ſich durch die verſammelten Maſſen, und half unabläſſig Waſſer zutragen, bis ſich der Brand gelöſcht zeigte. Da er immer einer der Vorderſten war, und mehrmals durch die Nachfolgenden ganz nahe an das Feuer herangeſchoben ward, mußte die Flamme ſeinen Rock ergriffen haben., ohne daß er im ſeiner Thätigkeit darauf achtete. „Kaufe ich mir nun einen neuen Rock, ſo bleiben mir nach Abzug der Collegiengelder für den November nur 6 Thaler,“ ſchloß er ſeine Erzählung. „Schrecklich! Gott, der blaſſe Hunger! 's geht nicht anders! Aber wo im December Geld hernehmen? Gott wird's wohl ſchicken!“

Paul tröſtete den verzagten Freund, ſo gut er es vermochte, während er ſich anzog, und folgte ihm dann in deſſen Wohnung, indem er ihm ſeinen Mantel lieh, und ihn zur Eile antrieb, damit er ſich in den naſſen Kleidern nicht erkälte.

Kinkel bewohnte ein einfaches, aber freundliches Zimmer in der Charlottenſtraße im Hauſe des Theater-Regiſſeurs Weiß, eines herzlichen alten Mannes, an den der junge Student von Bonn aus Empfehlungen mitbrachte. Kaum war er auf ſeiner Stube mit ſeinem Freunde angelangt, als Ferdinand, der Sohn ſeines Wirthes, ein junger liebenswürdiger Portraitmaler, eintrat. Der durchnäßte Student kleidete ſich raſch um, und nun ging es an's weitere Auspacken ſeiner wenigen Habſeligkeiten, wobei ihm die Andern unter aufheiternden Geſprächen behüflich waren.

Ferdinand erzählte jetzt, daß der Theaterdirektor einen neuen Rezenſenten der aufzuführenden Stücke ſuche. Ein Gedanke durchblitzte Gottfried's Hirn. Er dachte an das Verbot ſeiner alten Mutter, das Schauſpielhaus zu beſuchen, aber er dachte auch an ſeine namenloſe Noth, und ſchüchtern fragte er: „Könnte mir wohl dieſe Stelle übertragen werden?“

„Warum nicht?“ erwiederte Ferdinand. „Wenn Sie mit meinem Vater darüber ſprechen wollten, wäre die Sache bald abgemacht. Aber die Einnahme iſt gering.“

„Wie groß ungefähr,“ fragte Gottfried.

Der junge Maler nannte eine unbedeutende Summe, und Jener bat, deſſungeachtet, ihn ſeinem Vater vorzuſtellen, da er gern mit dieſem Honorar zufrieden ſei.

Die Sache ward ſofort in Richtigkeit gebracht, und Kinkel freute ſich, wenigſtens doch Eine ſichre Ausſicht auf einen beſcheidnen Verdienſt zu beſitzen.

Beim ferneren Auspacken ſeiner Sachen fand er mehre Empfehlungsbriefe an Berliner Profeſſoren und einige Familien vor, unter andern ein Schreiben des Profeſſor Sack an deſſen Schweſter, die damalige geheime Legationsräthin Eichhorn. Sinnend wog er das kleine Billet in der Hand, dann aber legte er es bis auf ſpätere Zeit in ſein Tagebuch, wo es vergeſſen liegen blieb. Wer weiß, wie ſein Schickſal ſich nachmals geſtaltet hätte, wenn er durch jenen Brief in das Haus des ſpäteren Miniſters wäre eingeführt worden? Aber ein guter Stern hing über ſeinem Haupte, und ließ ihn die Häuſer der Vornehmen und Großen der Erde vermeiden.

Dagegen führte ihn der Verkehr mit der Familie ſeines Wirthes und beſonders mit dem jungen Maler Weiß in mehre Geſellſchaftskreiſe ein. Namentlich verlebte er im Umgange mit der Familie Schlöſſing manche angenehme Stunden.

Um ſich vor leiblicher Noth und der Gefahr des Schuldenmachens zu ſchützen, verſchmähte Gottfried ſelbſt die ſaftloſeſten und langweiligſten Arbeiten nicht. So übernahm er für einen Buchhändler faſt täglich Correkturen von Druckſachen, und verwaltete dies mühevolle und wenig einträgliche Geſchäft mit der größten Pflichtreue und Aufopferung.

Außer dem täglichen Verkehr mit Paul Zeller, Richard Selbach, dem jungen Weiß und dem Studioſus Theologiä Wilhelm Vögehold, zu welchem Letzteren er ſich damals beſonders hingezogen fühlte, reizte ihn namentlich der tiefergehende Umgang mit einem höchſt genialen Architekten: Hugo Dünweg aus Barmen.

Dieſer Jüngling machte beim erſten Anblick den Eindruck eines ſeltenen und außergewöhnlichen Menſchen. Unter röthlichgelbem Haar und Augenbrauen blitzte ein glänzendes tiefblaues Auge hervor, das beſtändig mit geiſtreicher Unruhe umherſchaute, dann aber im Geſpräch mit einem Mal feſt auf den Mienen des Redenden hangen blieb, wenn dieſer ein Wort, einen Gedanken vorgetragen hatte, der Hugo entweder ſtutzen machte oder ſonſt ſein Intereſſe lebhaft in Anſpruch nahm. Es lag etwas Haſtiges und Leidenſchaftliches in all' ſeinen Bewegungen, und zugleich etwas Schmerzliches, ja nicht ſelten Bitteres und Zeriſſenes, zumal wenn ſich ſein edelgeformter Mund, wie es oft geſchah, zu einem ſarkaſtiſchen Lächeln verzog.

Hugo war bereits früh in die Welt hinausgeſtürmt. Begabt mit den herrlichſten Anlagen zur Poeſie, hatte er bald alle Erwartungen ſeines glühenden Herzens getäuſcht und verhöhnt gefunden. Sein Vaterland, für deſſen Freiheit und Größe ſein Herz mächtig ſchlug, ſah er, von elenden Buben geknechtet, im Todeskrampfe verzucken, und die Thaten Derer, welche ſtets das Wort der Liebe auf der Lippe trugen, ſtraften ihren Mund Lügen. Er ſah den mächtigen Zug, der ihn zur Natur hintrieb, verſchmäht und gemordet, und gerieth ſo von Zweifeln zu Zweifeln, von Schmerzen zu Schmerzen. Dabei war ſein Herz gut und edel, und ſein Lied ſchoß wie ein reinſter Blutquell aus der verwundeten Bruſt des noch im Tode ſingenden Schwanes.

Eine ſo großartig angelegte, aber ſich ſelbſt zerſtörende Natur konnte nicht verfehlen, auf Kinkel den lebhafteſten Zauber einer durchaus ungewöhnlichen Erſcheinung auszuüben. Dieſer ſuchte mit Allem zu glänzen, was er an Vorzügen beſaß, um einen ſo wilden und ewig nach Lebensgenuß ringenden Geiſt zu feſſeln, nicht aus Selbſtſucht, ſondern weil er in ſeiner jugendlichen Unſchuld unfähig war zu begreifen, was ein armes Menſchenherz ſo früh und ſo grimmig zu durchſchüttern vermochte. Und er ſah dies große Herz ſo verbluten unter ſeinen Qualen; wie ſollte ſich ihm nicht der Gedanke aufgedrängt haben, hier vielleicht helfen zu können?

Hugo war ſchwer ganz zu durchſchauen, allein es gelang Kinkel, ihm faſt täglich näher zu treten, bis ihm der neuerworbene Freund ganz die Tiefen ſeiner reichen Dichterbruſt aufſchloß und nun vereinigt der Töne Schwall von Beider Lippen ſtrömte.

Anfänglich hatte Gottfried die Poeſie ruhen laſſen wollen; er ſchrieb an einer Geſchichte der Adoptianer, und gedachte ſich ganz in theologiſche Arbeiten zu verſenken. Aber Hugo trieb ihn beſtändig vom Schreibtiſche fort, und regte ſeinen Drang zur Dichtung trotz dem gelben ſumpfigen Waſſer der Spree und den kahlen Häuſerkoloſſen ſo mächtig an, daß oft die Adoptianer ſammt der ganzen Gottesgelahrtheit in lauter Poeſie erſtickt wurden.

Eines kalten Winterabends im Monat December ſaß Kinkel fleißig bei ſeiner Arbeit. Hugo trat ein, und da ſein Freund ſich nicht wollte ſtören laſſen, ſtellte er ſich an deſſen geöffnetes Schreibpult und kramte in allerlei Papieren umher. Plötzlich fand er ein loſes Blatt und las:

Monolog des Otanes:

„O eitle Luſt der hirnverbrannten Menge,
Verfolgſt du mich auch in dies ſtille Haus?
Die widerwärt'gen Töne drängen ſich
Wie böſe Geiſter ein in meine Bruſt; —
Iſt dies ein Feſt, dann giebt's kein Trauern mehr!
Iſt Sklaverei ein Feſt — Was iſt dann Freiheit?
Heut' ſchmiedet willig ſich ein edles Volk
Aus ſchnödem Eiſen eine Sklavenkette! — —

Wär' ich gefangen in dem tiefſten Thurm,
Ich biſſe grimmig meine Eiſenfeſſeln;
Und wenn ich mir die Zähne abgeſtumpft,
Ich würde doch noch raſſeln mit den Ketten!
Doch dieſes Volk — der ungeheure Rieſe,
Der Diamantenfeſſeln könnte ſprengen —
Es kettet ſelbſt ſich — und es jauchzt dazu!
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
Ha, ſoll ich's dulden, daß um Koreſch' Krone,
Die dieſes Erdballs beſtes Volk beherrſcht,
Wie um ein Aas, ſich dieſe Beſtien ſtreiten?
Ich will mich gürten ganz mit Manneskraft,
Will treten mitten zwiſchen jenen Tiger
Und dieſen Wolf, der gern ein Löwe wäre,
Die Krone reißen aus den Räuberklauen,
Und ſie verſenken in den tiefſten Abgrund!
Wenn ich „der Knechtſchaft Zeichen“ ſo vernichtet,
Will ich die Freiheit meinem Volke ſchenken,
Der Höchſte nicht — doch ſoll kein Höh'rer ſein!“

Kinkel fühlte ſich plötzlich krampfhaft emporgeriſſen, und mit fiebernder Haſt fragte ihn ſein Freund, indem er ihm das Blatt mit zitternden Händen hinſtreckte:

„Um Gotteswillen, Gottfried, Was iſt das?“

„Ein zerſtreutes Bruchſtück aus einem angefangenen Trauerſpiel: „Prexaspes'“ entgegnete dieſer betroffen; „aber, Menſch! Was willſt Du? laß mich doch los!“

„Angefangen? — Trauerſpiel — Prexaspes? — Und Du kannſt hier ruhig bei Deinen verfluchten Adoptianern, oder wie das Lumpenpack heißt, ſitzen, während Dein Trauerſpiel ſich unvollendet im Pult herumtreibt?!“

„Ich werde es mit der Zeit vielleicht einmal vollenden.“

„Mit der Zeit — vielleicht — einmal — vollenden?!“ ſtarrte ihn Hugo mit weitaufgeriſſenen Augen an. „Biſt Du denn vollſtändig toll geworden?! Glaubſt Du denn, daß der verknöcherte Paſtor noch ſolche „Räuber“ die Cenſur paſſiren läßt?“

„Aber ich will niemals ein verknöcherter Paſtor werden.“

„Schöne Vorſätze das! Der Weg zur Hölle iſt mit guten Vorſätzen gepflaſtert, ſagt Pater Abraham a ſanta Clara oder ſonſt Jemand, — und ein evangeliſcher Pfaff kümmert ſich den Teufel um die Tiger und Wölfe, ſetzt Hugo Dünweg hinzu.“

Gottfried wollte ſprechen.

„Nur keine Einreden! Nichts da!“

Er riß ungeſtüm das Manuſcript der Adoptianer vom Tiſche, warf es zerknittert in das Schreibpult, legte das erwähnte Blättchen an die Stelle deſſelben und fuhr gemäßigter fort, indem er den noch ganz verwunderten Freund wieder auf ſeinen Stuhl drückte:

„Siehſt Du, ſo iſt es Recht! Der Prexaspes wird fortgeſetzt, er muß — laß ſehen, wir ſchreiben Mitte December — er muß bis zum Februar fertig ſein, dann bringſt Du ihn dem Theaterdirektor, dann wird er aufgeführt, und Dein Ruf iſt gegründet!“

„Und Du wirſt dem Dichter einen Lorbeerkranz von der Gallerie vor die Füße,“ lachte Kinkel.

„So — jetzt machſt Du Dich gleich an's Werk. Ich will Dich nicht ſtören. Nachher komme ich wieder zu Dir, dann lieſſt Du mir das Geſchriebene vor.“ Damit nahm Hugo ſeinen weißen Filz, und ſtürmte die Treppe hinab, ohne auf den Zuruf ſeines Freundes zu achten.

Lächelnd nahm dieſer die mißhandelte Abhandlung wieder hervor, ſchrieb ungeſtört weiter, und beſchloß dabei im Stillen, den Preraspes“ nicht zu verſäumen.

Gegen 10 Uhr kam Hugo zurück. Verſtimmt ſah er den jungen Dichter im blaßgrünen Schlafrock und aus der langen Arbeitspfeife mächtig qualmend bei den Adoptianern, freute ſich jedoch über das Verſprechen, das begonnene Drama fortzuſetzen.

Es entſpann ſich bald ein tieferes Geſpräch zwiſchen den beiden Junglingen, das von Kinkel mit ruhiger Klarheit, von Dünweg mit leidenſchaftlicher Erregtheit geführt wurde. Der Letztere hatte viel Wein getrunken und dadurch ſeine ſchon von Natur heiße Stimmung noch geſteigert. Er klagte in wilden Ausrufen über den Wandel der irdiſchen Dinge.

Endlich ſtieß er trotz der kalten Winternacht das Fenſter auf, und ließ den ſcharfen Zugwind durch ſein Haar ſtreichen. Stürmiſch rief er in die ſtille Nacht hinaus:

„Ha, wie die Bruſt ſich hoch hebt bei dem Anblick des himmliſchen Glanzes, wie das Geſtirn mit Flammenzügen mir die gewaltige Ahnung der Unendlichkeit in's Herz ſtrahlt! — Unendlichkeit! o des erbärmlichen Flitterſtaates, von dem jeder Schuft einen Fetzen um ſein Daſein hängt, ſein elendes Selbſt in dem glänzenden Meere unbemerkbar zu machen! Hier ſind die Marken des Geiſtes, hier der klägliche Herabſturz des Erkennens in der Vermuthung grundloſe Tiefen, der unermeßliche Sprung vom Tropfen zum Ozean! Wie gern möchte ſich der hochfahrende Geiſt mit kühnem Flügelſchlage hinauftragen in die kreiſenden Sphären des Weltraums: — aber das Wort verſiegt vor dem ſtrahlenden Glanze, der Flügel erlahmt in dem leichthinſchwebenden Aether, und in wirrem Hinabſturz taumelt der Geiſt zurück in ſein ewiges Gebiet — die beengende modrige Erde!

„Doch die Sterne ſchauen den kühnen Flieger ſo tröſtend an mit ungetrübtem Glanze und ſeliger Klarheit, der dann erſchaut, koſtet den Dampf des göttlichen Nektars und ſich hineinträumt in ihre kreiſenden Bahnen und Syſteme.

„Und ewig hängt ſein feuchtes Auge an ihrem Glanze, und heiligen Frieden ſtrahlen ſie in ſein zerriſſenes, blutendes Herz! Hier iſt das Gebiet der Wahrheit, welche die Erde floh, und ihre Segnungen gen Himmel trug, hier in dem fluthenden Lichtmeer wiegen ſich Welten in feſten, unveränderlichen Bahnen. Die Sterne kennen keine Willkühr, in beſtimmteſtem Maaße bewegen ſich ihre ruhigen Maſſen.“

Das Gemüth des ſeltſamen Schwärmers ſchien ſich allmälig zu beruhigen, — als plötzlich eine Sternſchnuppe vom Himmel ſank. Hugo ſchrie auf:

„Wehe, Was ſtürzt ſo flammend herab von den hohen Gewölben zur Erde nieder? Sterne reißen ſich los vom Firmament, wie die gefallenen Engel vom Throne des ewigen Gottes! Auch hier keine Wahrheit, kein Beſtand?! Wenn die Sterne lügen, wo iſt dann noch Wahrheit zu finden?“

Hugo ſchlug ungeſtüm das Fenſter zu, daß klirrend eine Scheibe zerſprang, und brach zuſammen.

„Ich kann dieſe Nacht nicht ſchlafen,“ ſagte er, „gieb mir ein Blatt Papier, und geh' zu Bett!“

Der beſorgte Freund mußte ihm ſeinen Willen thun, und fiel endlich in einen wenig erquickenden Fieberſchlaf.

Als er am Morgen aufwachte, hatte ſich Hugo bereits entfernt; aber auf dem Tiſche lag ein wehmüthiges Gedicht voll verzweifelnder Phantaſien und zerriſſener Traumgedanken, das Jener in der eiskalten Nacht mit undeutlichen Schriftzügen auf's Papier gekritzelt hatte.

2.

Ein Berliner Lebenstag *).

Von 6—8 Uhr. **Bibelleſen:**
„Und er hatte geſeſſen zu Füßen ſeines
Meiſters Gamaliel.“

Von 8—9 Uhr. **Collegium bei Marheineke:**
„— — Ein Kerl, der ſpekulirt,
Iſt wie ein Thier auf dürrer Haide,
Von einem böſen Geiſt im Kreis herumgeführt,
Und ringsherum iſt ſchöne grüne Weide.“

Von 9—10 Uhr. **Collegium bei Hengſtenberg:**
„Hier wird der Geiſt recht brav dreſſirt,
In ſpan'ſche Stiefel eingeſchnürt.“

Von 10—11 Uhr. **Beſuch bei Schlöſſing's:**
„— — Und alles Weh und alle Freude
Befriedigt nicht die tiefbewegte Bruſt.“

Von 11—12 Uhr. **Collegium bei Neander:**
„Zwar weiß ich Viel, doch möcht' ich Alles wiſſen.“

---

*) Aus Kinkel's Tagebuch.

Von 1—2 Uhr. Tiſchſtunde:
„Iß, trink' und ſei vergnügt!“

Von 2—4 Uhr. Berliner Nachmittag:
„Einſam ſtand ich und ſah in die afrikaniſchen dürren
Wüſten hinaus; vom Olymp regnete Feuer herab.

Von 4—6 Uhr. Prexaspes:
„Die Poeſie in allen ihren Zungen
Iſt dem Geweihten Eine Sprache nur.“

Von 6 Uhr — Nachts. „Tabula rasa.“

3.

Der Winter verſtrich unter fröhlicher Abwechſelung von Arbeiten, Poeſie und geſelliger oder freundſchaftlicher Unterhaltung. Paul hatte zu Oſtern die Univerſität verlaſſen, und das Bild Eliſens trat in Gottfried's Seele mehr und mehr zurück, ohne doch jemals ganz zu erliſchen. Allein es fehlte das äußere Band, Kinkel erhielt nur ſelten von Paul Nachrichten über die entfernte Geliebte, und bald meldete ihm dieſer Eliſens Verlobung mit einem anderen Freier. Jetzt hielt der junge Student es für eine heilige Pflicht, alle Gedanken an ihren dereinſtigen Beſitz aufzugeben, und ſo drängte er das ihm ſo liebe Bild allmälig weiter und weiter auf der Tafel ſeiner Erinnerung zurück.

Dagegen ſchloß er ſich mehr und mehr an die übrigen Freunde an, und war im Ganzen genommen glücklich und heiter, wenn auch oft das Sehnen nach einer beſtändigen Liebesgluth ihn mächtig ergriff.

Seine Poeſie ſchlummerte nicht, aber unter der Laſt ſeiner theologiſchen Arbeiten und dem gewaltigen

Einfluß des wilden Hugo Dünweg blitzte ſie ſeltner auf, und nahm manchmal den leidenſchaftlichen Charakter ſeines Freundes an. Es war oft mehr eine verzehrende Flamme, die unter der erkalteten Lava hervorbrach, als das mildwärmende Feuer ſanfter Gefühle, und doch fühlte er, daß nur die Poeſie ſein Weſen, wie früher, ſo auch jetzt zur Blüthe würde entfalten können. In dieſe Zeit fällt das ſchöne Gedicht an Richard Selbach *) und eine Reihe von Jugendgedichten, die eine tiefe Sehnſucht nach der Natur verrathen, von der ihn ſo oft ein religiöſer Irrthum fortriß, aber an deren Bruſt ihn ſtets ein reines Gefühl wieder zurückzog.

Gottfried hatte in dieſer Zeit manchmal körperliche Leiden ausgeſtanden. Bald nach ſeiner Ankunft in Berlin war der junge Weiß gefährlich erkrankt, und Kinkel hatte, mit Ausnahme ſeiner Collegienſtunden, die er nicht leicht verſäumte, Tag und Nacht an dem Bette ſeines bedrohten Freundes zugebracht, und ängſtlich jeden ſeiner Athemzüge belauſcht. Als dieſer endlich nach einem langen Schmerzenslager genas, fühlte Gottfried die eigne Geſundheit zerſtörend angegriffen, und mußte ſich in ſeinen Arbeiten einſchränken, um nicht ebenfalls in ein langwieriges Siechthum zu verfallen.

Als aber der Frühling kam mit ſeinem friſchen Grün und ſeinen tauſend und aber tauſend Blüthen,

---

*) Gedichte von Gottfried Kinkel. Stuttgart. J. G. Cotta'ſcher Verlag. 1843. Seite 34.

da ſäuſelten die warmen Mailüfte auch von Gottfrieds Stirn das letzte Winterleiden hinweg, und das Roth der Geneſung ſchoß ihm wieder freudig in die Wangen.

Es grünte und blühte in ſeiner Bruſt. Das Lied der Vöglein und das leiſe Flüſtern in den Wipfeln der Bäume weckte ein Echo in ſeinem Herzen, unſäglich viele Gedichte ſtiegen in ihm empor, und manches entfaltete ſich voll zur herrlichſten Blüthe. Sein ganzes Weſen und Dichten wurde leicht, gefühlsmäßig und anſpruchslos, wie das Weben des Lenzes im Gegenſatz zum kalten und philoſophiſchen Winter. Ein Hochgefühl der Lebenskraft erfüllte ſein Herz, aus dem tiefſten Buſen wogten und brauſten unzählige Gedanken hervor; ſchnell und gefügig ſtellte ſich das Wort. Es fluthete in ſeinem Innern von Dichtungen, Alles — Welt, Gemüth und Natur — geſtaltete ſich ihm zu einem poetiſchen Rundgemälde. Ein großes Epos in zwölf Geſängen: „Des Kreuzes Triumph“ ward begonnen, und die drei erſten Geſänge in kurzer Zeit ausgeführt. An Stoff fehlte es ihm nicht, und ſo konnte er unabläſſig fortſchreiben, bis ihn die Freunde in's Freie riefen oder die ſtille Nacht ihn an die Pflicht des Schlummers mahnte.

Er ſingt ſelbſt von dieſer luſtigen Frühlingszeit:

„Ein üppig blühend Jugendleben
Umgiebt mich rings mit frohem Glanz,
Der reichſten Schönheit Zauberweben
Schlingt um mich aller Freuden Tanz;

Die Sonne lacht, die Blumen blühen,
Der Freunde friſcher Geiſt iſt mein,
Die Leier ohne mein Bemühen
Tönt volle Klänge muthig drein!“

Waren nun auch dieſe Lenzgedichte meiſt ſubjectiv und mangelten häufig einer durchgebildeten poetiſchen Form, ſo lag das eben in ſeiner jugendlichen Natur, und ein ſtetes Ringen nach Fortſchritt und Vollendung gab ſich auch ſchon in dieſen Jugendpoeſieen kund, die leicht und friſch aus ſeiner reinen Seele hervorſtrömten.

Freilich quälte ihn manchmal der Zweifel, ob ihm wirklich ein großes Talent verliehen ſei. Schon in ſeiner früheſten Knabenzeit hatte ihn ein mächtiger Trieb zur Malerei hingetrieben, und einſt, als er lange vor dem herrlichen Bilde der badenden Diana ſtand, knirſchte er mit den Zähnen, daß nicht auch er Solches zu ſchaffen vermöge, daß ihm der Pinſel verſagt ſei. Aber dann hob ihn wieder das Gefühl, daß auch Worte und Töne, ebenſo lebendig wie Farben, in gleicher Schönheit und Kraft das Weſen des Göttlichen offenbaren und die Größe des menſchlichen Geiſtes bekunden. Und als er nun Oehlenſchläger's Correggio über die Bretter wandeln ſah, da erfaßte ihn der unwiderſtehliche Drang, Gleiches zu wirken, und er wagte hinfort nicht mehr an der göttlichen Macht der Poeſie zu zweifeln. —

Die Natur hatte in dieſem Jahre ihre vollſte Herrlichkeit entfaltet, die Amſel ſchlug in den Hecken, und luſtig hatte der Wind die weißen Blüthen von den Kirſchbäumen herabgeſtreift, als ein leichtes Fuhrwerk auf der Straße nach Schönhauſen hinrollte, und in der Nähe des königlichen Schloſſes vor dem freundlichen Wirthshauſe anhielt. Die Ausſteigenden wanderten unter fröhlichem Geſpräch in den Schloßgarten, und ſuchten ſich ein ſchattiges Plätzchen, wo ſie ſich in maleriſchen Gruppen hinlagerten. Die Geſellſchaft beſtand aus einer ältlichen Dame und ihren Töchtern, den Fräulein Henriette und Marie Schlöſſing, deren Bruder Eduard, einem jungen Lackmaler, der jedoch damals einen erfolgloſen Anflug zu wirklicher Kunſtmalerei nahm, Richard Selbach und Ferdinand Weiß.

Kaum hatten ſie Platz gefunden, als Hago Dünweg und Gottfried Kinkel Arm in Arm dahergeſchlendert kamen, die auf dem Wagen nicht mehr Platz fanden, und deßhalb zu Fuß der befreundeten Geſellſchaft nachgegangen waren.

„Sieh da, Meiſter Wolfram und Meiſter Gottfried von Straßburg!“ ſcherzte Selbach, der ſich mit Fräulein Henriette angelegentlich unterhielt.

„Herrlich, daß Sie kommen!“ begrüßte Fräulein Marie die Ankommenden, „uns fehlten nur die Dichter, um uns dieſen herrlichen Frühlingstag ganz genießen zu lehren.“

Gottfried erröthete, und Hugo ließ ſich neben der Sprechenden auf das junge Moos gleiten. Letzterer fühlte ſich niemals wohler, als in der Geſellſchaft des ſchönen muntern Mädchens, und ſeine Zuneigung zu derſelben ſchien allmälig die Färbung einer innigen, wohl nicht ganz unerwiederten Liebe anzunehmen.

Ferdinand Weiß zeichnete das königliche Schloß in ſein Skizzenbuch, und Gottfried ſetzte ſich neben Eduard Schlöſſing und deſſen Mutter.

Letzterer lenkte das Geſpräch, wie gewöhnlich, auf das Theater. Am vorigen Abend war ein franzöſiſches Luſtſpiel aufgeführt worden, in welchem, wie in den meiſten dieſer Stücke, das Verhältniß der Ehe auf die leichtfertigſte Weiſe herabgewürdigt ward. Der junge Schlöſſing erzählte, er habe herzlich gelacht, und ſich weidlich amuſirt.

Kinkel ſprang von edlem Zorn erglühend auf, und begann mit der ganzen Wärme ſeines ſittlichen Gefühls die Polemik gegen dieſe ſkandalöſen Bühnenſtücke der Neuzeit. Er begriff nicht, wie ein gebildeter und tugendhafter Menſch an ſolchen plumpen Späßen auf Koſten der heiligſten Begriffe Gefallen finden und dieſelben gar loben könne.

„Aber glauben Sie denn wirklich, daß es mit den meiſten Ehen hier zu Lande anders iſt?“ unterbrach ihn ruhig Madame Schlöſſing.

„Schlimm genug,“ erwiederte der feurige Jüngling; „doch dann ſollte man wenigſtens nicht durch die Verherrlichung ſolcher Bubenſtreiche zur Nachahmung der Laſterhaftigkeit aufreizen!“

Fräulein Marie, welche die Fortſetzung des angeſponnenen Zwiſtes fürchtete, bat die beiden Poeten, einige ihrer letzten Produktionen vorzutragen.

Nach einigem Zögern nahm Gottfried ſeine Brieftaſche hervor, und las:

„Was ſoll ich ſingen und ſagen?
Die Bruſt iſt voll und weit,
Die Pulſe kräftig ſchlagen
In dieſer Wonnezeit.

Ich lieg' auf grünen Matten,
Weithin dehnt ſich die Au,
Durch dunkelgrüne Schatten
Erglänzt des Himmels Blau.

Doch mangelt Eins noch immer
Zur hellen Dichterluſt, —
Der Liebe milder Schimmer
Füllt mir noch nicht die Bruſt.

Drum weil der Schweſtern keine
Du einen mir gewollt:
Bleib' Du, Natur, alleine
Mit Muttertreu' mir hold!

Du ſchenkteſt mir für's Schöne
Den freien, offnen Sinn;
Der Schöpfung reiche Töne,
Die ſind mein Hochgewinn.

Was groß zu allen Zeiten,
An allen Orten war,
Schon ſchau' ich's wie von Weitem,
Die Dichtung macht mir's klar.

Drum willſt Du mir verſagen
Den leichten Minneſcherz:
So laß mir ewig ſchlagen
Dein großes Mutterherz!“

„Recht hübſch,“ bemerkte Fräulein Henriette, „nur etwas zu leichte Waare. Sie ſollten ſich den Göthe noch mehr zum Muſter nehmen, um von ihm Objectivität zu lernen.“

Jetzt zog auch Hugo ſeine Schreibtafel hervor, und las:

Meerfahrt.

„Was trauern die blauen Wogen,
Was ſchweigt der geſchwätzige Wind?
Es kommt daher gezogen
Ein todtes Königskind.

Im ſchwarzbehangenen Schiffe
Da liegt die blaſſe Maid,
Mit Saitenſpielen ſtehen
Die Ritter ihr zur Seit'.

Die Winde alle lauſchen
Auf ihre Melodei,
Die Waſſer ſo traurig rauſchen
Am dunklen Schiff vorbei.

Sie denken geſunkener Sterne
Am ſonnigen Frühlingstag,
Da in der Fluthen Umarmung
Die Königstochter lag.

Da ihr der Wellen Gekräuſel
Den Leib umſchlungen hielt,
Da mit den Haaresflechten
Vereinſt die Winde geſpielt. —

So war es wohl vor Zeiten,
Jetzt iſt die Jungfrau todt,
Jetzt ſtrahlet nicht mehr die Wange
Roſig wie Morgenroth.

Wie eine Lilienblume,
Die von dem Sturm zerknickt,
So haben im Todtenkleide
Die Sänger ſie erblickt.

Drum trauern die blauen Wogen,
Drum ſchweigt der geſchwätzige Wind,
Daß ſo dahergezogen
Das todte Königskind."

Mariens Auge ruhte mit innigem Wohlgefallen auf der bleichen Geſtalt des Dichters, und die Thräne, die ſich auf ihre Wimper ſtahl, mochte ihm ein ſchönerer Lohn ſcheinen, als der ſtürmiſche Beifall der Uebrigen, nachdem er geendet.

Nun ſollte Gottfried wieder ein Lied mittheilen. Kleinlaut ergab er ſich in ſein Schickſal, weil er die Ueberlegenheit ſeines Nebenbuhlers fühlte, und ſprach das Lied von der

Frau Minne.

„Es iſt eine ſchöne Kön'gin,
Die hat ein mächtig Reich;
Wollt Ihr die Reiche zählen
Nach Seelen,
Da thut's ihr keine Andre gleich.

Das iſt die Königin Minne,
Die herrſchet überall,
Die mit gar holden Blicken
Und Tücken
Den Stolzen bringt zum tiefſten Fall.

Wohl hab' ich lang gekämpfet
Mit ihrem Regiment;
Doch wie ich auch mag ringen:
Gelingen
Muß ihr doch Alles bis an's End'!

Nun hat ſie auch erobert,
Die einſt nur mir geweiht,
Daß ſie in Liebchens Armen
Erwarmen
Vom kalten Hauche dieſer Zeit.

Wie ſteh' ich nun im Leben
So freudlos, kalt und ſtill!
Ob mir denn Keiner tragen
Die Plagen
Der Einſamkeit mehr helfen will?

Fürwahr, ich trag's nicht länger:
Frau Minne, nimm auch mich
In Deine milden Hände,
Und ende
So meine Schmerzen ewiglich!«

Fräulein Henriette und Richard drückten ſich verſtohlen hinter dem Rücken der Mutter die Hände, und der junge Weiß ſagte ſcherzend: »Ein new Minneleich in der Spielweis Heinrich's von Meiſſen, genannt Frouwenlob.«

Hugo lehnte ſich an einen Baumſtamm, und las, indem er ſein unſtätes Auge feſt auf Marien's Antlitz heftete, folgendes Gedicht:

„Der alte Gott im Himmel
Der iſt ein Muſikant,
Der hat die großen Saiten
Von Stern zu Stern geſpannt.

Die Welten alle tanzen
Nach ſeiner Melodei,
Die ſchwingen um ihn ſich luſtig
In Bahnen mancherlei.

Und bis die alten Lieder
Verklungen, die er ſingt,
Bis daß die letzte Saite
Auf ſeiner Harfe ſpringt:

Da walzen ſie, da ſtreicht er
Die Fiedel wild dazu,
Und Ewigkeiten ſehen
Dem tollen Wirbel zu.“

Aengſtlich hatte Marie vor Hugo's leidenſchaftlichem Blick das Auge niedergeſchlagen, jetzt erhob ſie es wieder, und ſtarrte fremd zu ihm empor. Der arme Zweifler preßte ſein Haupt ſchmerzhaft an die junge Rinde des Baumes und entfernte ſich dann mit langſamen Schritten aus der Geſellſchaft, deren Munterkeit mit Einem Male verflogen war.

Einzelne graue Wolken hatten bereits bei der Hinfahrt ſich am Himmel zuſammengezogen, die jetzt in ſchwarzen Maſſen näher rückten und mit einem ſchweren Gewitterregen drohten. Ein plötzlicher Windſtoß erhob ſich, und wirbelte den Sand in weiten Kreiſen auf, zugleich eine Maſſe betäubender Düfte aus den jungen Blumen und Gräſern emporſchwellend. Die Geſellſchaft flüchtete ſich eiligſt in das nahegelegene Wirthshaus, um das Vorübergehen des Gewitters abzuwarten. Hugo fehlte.

Auch Kinkel zog ſich bald auf einige Minuten zurück, angeblich um nach dem verſchwundenen Freunde zu ſpähen. Doch machte er an dem Scheunenthor Halt, und ſchrieb, auf das friſche Gras gelagert, folgende Strophen in ſein Taſchenbuch:

„Warum doch wieder ſo trübe,
Du ungewiſſes Herz?
Es iſt nicht Haß noch Liebe,
Nicht Wehmuth oder Schmerz.

In hellen Sommertagen
Da bin ich froh und klar,
Wenn laut und ſchäumend ſich jagen
Der Phantaſieen Schaar.

Und wenn der Regen ſchießet,
Faßt mich ein ſtilles Weh,
Durch meinen Buſen fließet
Ein ſturmeswilder See.

Doch heut' iſt grau die Weſte,
Und doch kein Regenguß,
Da nahn als arge Gäſte
Mir Mißmuth und Verdruß.

O glühe, Sonne, glühe,
Mach' hell, wie ſonſt, mein Haupt!
Sonſt ſprüh', o Regen, ſprühe,
Es iſt dir gern erlaubt!“

Kaum hatte Gottfried die letzten Zeilen aufgezeichnet, als auch ſchon einzelne ſchwere Tropfen niederrannen, und ihn an der Thür empfingen. Er entblößte ſein Haupt, und ging mit langſamen Schritten über den Hofplatz zur Geſellſchaft zurück.

Als der ſtarke Regen und das losbrechende Gewitter ſich faſt ſchon verzogen hatten, kehrte auch Hugo bis auf die Haut durchnäßt wieder und ging mit Gottfried nach der Stadt zurück, während die Uebrigen etwas ſpäter ihnen nachfuhren, und ſie noch vor dem Thore erreichten.

Ein warmer und erfriſchender Hauch lag über den Fluren, als die Freunde vor ihrer Wohnung anlangten, und ſich zum Abſchiede die Hand drückten.

4.

Am andern Morgen kam Hugo früh auf Kinkel's Zimmer, und kündigte ihm ſeinen Plan an, ſofort Berlin zu verlaſſen. Beſorgt fragte ihn ſein Freund nach der Veranlaſſung dieſes plötzlichen Entſchluſſes.

Hugo wollte erſt nicht recht mit der Sprache herausrücken; endlich aber ſagte er:

„Du weißt, ich liebe Marien, — vielleicht liebſt Du ſie auch, — aber ſie giebt mir den Vorzug, ohne mich doch verſtehen zu können. Haſt Du bemerkt, wie ſie mich anſah, als ich geſtern mein Gedicht „vom alten Muſikanten“ vortrug?“

„Freilich, aber das darf Dich nicht muthlos machen; auch mir ſchauderte vor dieſen wilden verzweifelnden Klängen. Du kamſt mir vor wie ein ſingender Oſſian, der über dem Erdball ſchwebte. Erſt ſangſt Du ein ſchönes ſchmerzliches Lied, um das Marien die Thränen in's Auge traten; dann aber zerrißt Du mit einem wildharmoniſchen Schrei alle Saiten Deiner Goldharfe, und Dein Herz und Deine Hand ſchienen blutig. So ſtürzteſt Du fort — — —"

„In den Tod!" murmelte Hugo dumpf. „Siehſt Du wohl, Gottfried, daß ich Recht habe? Ich bin eine dämoniſche Natur, und will Marien nicht unglücklich machen. Ich bin ein Eichbaum, in deſſen Mark, in deſſen ſtolzeſten Wipfel Gott einen rothen Blitzſtrahl ſandte. Die Flamme hat gezündet, aber — ſie verzehrt mich! — Gieb mir die Hand, Gottfried! — Ich weiß, Marie wird um mich weinen, ich bin vielleicht gegen ſie zu weit gegangen, indem ich ihr mein ganzes wildes Herz darlegte, — Du biſt gut und mild, Du kannſt ſie tröſten, wenn ich fortgehe in die weite Welt. Verſprich mir, daß Du ihr lichter Friedensengel ſein willſt!"

Gottfried war ſchmerzlich und wehmüthig erregt, er warf ſich weinend an die Bruſt ſeines Freundes, bei dem er bisher faſt die Rolle des Karlos geſpielt hatte, und deſſen ſtolze Kraft er jetzt ahnend gebrochen ſah. Hugo's Verhältniß zu der liebreizenden Marie war ihm nicht entgangen, und er hatte ihn oft um die Gunſt der ſchönen Jungfrau beneidet, ohne daß er doch je daran gedacht hatte, ſie zu lieben. Nur die dunkle Sehnſucht nach einem weiblichen Weſen, das er ganz ſein nennen dürfe, ergriff ihn, wenn er ſich ſo allein daſtehen fand, und auch jetzt, wo er ſich ernſtlich befragte, ſchlug ſein Herz nicht lauter bei

Mariens Namen, ſondern das Bild Eliſens tauchte wie ein verſinkender Stern in ſeiner Erinnerung empor.

Als er lange vergeblich verſucht hatte, den Freund von ſeinem übereilten Entſchluſſe abzuziehen, verſprach er ihm, ſich der verlaſſenen Jungfrau anzunehmen, mit dem feſten Willen, ſelbſt unter allen Fällen kalt zu bleiben und die Freiheit ſeines Herzens zu bewahren. Alles, was er zu erlangen vermochte, war das Verſprechen Hugo's, eine lange beabſichtigte Reiſe nach Rügen erſt mit ſeinem Freunde anzutreten, und dann auf der Rückkehr noch einige Zeit in Berlin zu verweilen.

Nach wenigen Tagen führten ſie ihren Plan aus, und begaben ſich, vom ſchönſten Wetter begünſtigt, auf den Weg. Einen mächtigen Eindruck machte es auf unſere Freunde, als ſie zuerſt das weite, blaue Meer der Oſtſee begrüßten. Lange ſaßen ſie auf der Höhe der Stubbenkammer, auf dem ſtolzen Königsſtuhle, und ließen den Blick über die unbegränzte Waſſerfläche hinſchweifen auf die am fernen Horizonte gluthroth aufgehende Sonne, die ſich erſt wie ein feuriger Ball aus dem Wellenbade erhob, bis ſie allmälig höher und höher ſtieg, und endlich den ganzen Geſichtskreis, die weſtlichen Zackenſpitzen und den hohen Leuchthurm von Arkona mit weißlichem Licht überſtrahlte.

Gottfried begrüßte das herrliche Schauſpiel mit einem jauchzenden Ruf, wie ihn der Menſch im Vollgefühl höchſter Freude ausſtößt, Hugo aber ſtand mit ausgebreiteten Armen und ſtarrte dem jungen Tag entgegen. Dann erfaßte ihn plötzlich der Gedanke jener Nacht, die in ſeinem eignen Innern heraufdämmerte, er gedachte, wie ihm jedes liebliche Traumbild, das die Dichtung erſann, mit dem wechſelnden Geiſte dahinſchwand, und wie der eiſige Ernſt, welcher ſein Leben durchwehte, die herrliche Begeiſterung, die Frucht ſeiner Jugend, herabſchütteln wollte, und da umnachtete ſich ſein Auge, mit brennendem Schmerz warf er ſich langgeſtreckt auf den nackten Kreidefelſen.

Als er das Haupt wieder emporrichtete, ſah er Kinkel emſig ſchreibend. Wehmüthig ergriff auch er ſeine Schreibtafel, und zeichnete die flüchtigen Worte hinein:

„Das waren wohl ſonnige Tage,
  Das war eine feſtliche Zeit,
Wo wir bei Lieb' und Gelage
  Des Lebens uns ſelig gefreut.

Nun iſt's mit der Liebe zu Ende,
  Es mundet nicht mehr der Wein.
Man reicht ſich zum Scheiden die Hände, —
  Da muß ich wohl traurig ſein!“

Nach einer vierzehntägigen Wanderung kamen unſere Freunde wieder — in Geſellſchaft von fünf Pfennigen — in Berlin an; Kinkel mit erleichtertem Herzen und einer reichen Ausbeute fröhlicher Gedichte, Düsweg mit ſtiller reſignirender Wehmuth und trüben Gedanken einer dornigen und troſtloſen Zukunft in ſeiner Heimath.

Bevor Hugo abreiſte, ſchenkten er und Gottfried ſich gegenſeitig eine Auswahl ihrer Gedichte, zu denen Ferdinand Weiß ihre Bruſtbilder zeichnete.

Nachdem ihn der Freund verlaſſen, fühlte ſich Kinkel vereinſamter, als je, und ſuchte in lebhaftem Briefwechſel mit dieſem, Paul Zeller, Rheinwald und Sartorius Erſatz für die trüben Gedanken, die bisweilen in ihm aufſtiegen.

Seinem Verſprechen gemäß, ſuchte er beſonders häufig die Geſellſchaft der Familie Schlöſſing. Das Verhältniß zwiſchen Selbach und Fräulein Henriette nahm allmälig einen feſteren Charakter an, und geſtaltete ſich auch ſpäter zu einem fröhlichen Ehebündniß. Marie dagegen trauerte über den Fortgang Hugo's, und Alle fanden es unbegreiflich, daß dieſer Monate lang gar Nichts von ſich hören ließ. Die Jungfrau fühlte wohl die zarte Beſorgtheit, mit der ſich Kinkel um ſie bemühte; allein ſie täuſchte ſich nicht über den wahren Charakter dieſer Aufmerkſamkeit. Immer kam ſie ihm freundlich und wohlwollend entgegen, ohne daß ſie Gefühle gegen ihn heuchelte, die ſie nicht beſaß, und die auch er nicht zu erwecken gedachte. So verlebten ſie eine ſtille und friedliche Zeit, deren ſanfter Strahl nach und nach die Vergangenheit mit einer leiſen Nebelhülle umwob.

Eines Tages langte ein Brief von Paul an, worin dieſer dem Freunde ſeine Verlobung mit einem guten und liebenswürdigen Mädchen meldete. Die Liebe hatte dieſen, ſonſt nie von der Poeſie entflammten Jüngling zum Dichter gemacht, und freudig überraſcht ſprang Gottfried, als er das kleine Lied geleſen hatte, auf, und rief jubelnd: „Gott ich danke Dir! Jetzt brauche ich nicht mehr für Paul zu beten!“

Gegen Ende des Sommerſemeſters erwachte in Kinkel eine mächtige Sehnſucht nach der fernen Heimath, und den Ufern des Rheines. Nicht unlieb war es ihm daher, als ihn zu Ende Auguſt ein Brief ſeiner Schweſter nach Hauſe rief, worin ihm die ſteigende Kränklichkeit ſeiner Mutter gemeldet ward. So betrübend ihm dieſe Nachricht kam, hatte er ſie doch lange vorausgeſehen, und hoffte, ſich am Rheine klarer über ſeinen Lebensberuf zu werden, und vielleicht dort ein liebendes Weib zu finden, das ihm den bevorſtehenden Verluſt ertragen hülfe, und die ungeſtillte Sehnſucht ſeines Herzens in treuer Hingabe auszufüllen vermöchte.

Bevor er Berlin verließ, führte ihn der alte Weiß noch einmal in das Innere des Schauſpielhauſes. Ein ſeltſames Gefühl durchſtrömte den Jüngling, als der freundliche Greis in dem großen Saale, wo die Büſten deutſcher Dramatiker aufgeſtellt ſind, auf einige leere Niſchen hindeutend, mit beziehungsvollem Tone ſprach:

„Es ſind noch Plätze frei!“

Nach einem herzlichen Abſchiede von der Familie Weiß und Schlöſſing's ſagte Gottfried ſeinen am Poſtwagen ihn erwartenden Freunden Ade, und fuhr leichten Sinnes und fröhlichen Herzens zum halliſchen Thore hinaus, der Heimath entgegen, die ihn mit unzerbrechlichen Banden gefeſſelt hielt.

Drittes Buch.

Der Heimath Schmerz.

Bonn.

Herbſt 1835 bis Herbſt 1837.

I.

In der Heimath kam für Kinkel eine traurige Zeit. Seine Mutter fand er gefährlich erkrankt, und leidender als je. Sie ſelbſt konnte ſich nicht verhehlen, daß ihr Ende nahe ſei. Mit der kindlichſten Treue bemühte ſich Gottfried ihre Schmerzen zu verſüßen, und erwartete trauernd, aber ergeben in den Willen des Herrn die Stunde, welche Mutter und Sohn auf ewig ſcheiden ſollte.

Dazu kam das drückende Gefühl, daß er jetzt allein ſtand. In Berlin hatte er trotz mancher wehmüthigen Erfahrung doch im Ganzen eine herrliche und unvergeßliche Zeit verlebt; jetzt blieb ihm nur Bögehold, an den er ſich inniger anſchloß, und der briefliche Verkehr mit den rings in der Ferne zerſtreuten Jugendfreunden. Vor Allem verdient jedoch der herzliche Umgang mit Emanuel Geibel erwähnt zu werden, welcher ſich den Winter hindurch in Bonn aufhielt, und ihn mächtig zur Poeſie anregte, die ihm jetzt das einzige Heilmittel blieb. Ein Gedicht aus ſeiner damaligen Lebensperiode mag hier Platz finden, nicht weil es Anſpruch auf poetiſchen Werth erhebt, ſondern weil es einen charakteriſtiſchen Beitrag zu Kinkels Entwicklungsgeſchichte liefert:

Einem Freunde!

„Als ich zürnte mit dem Leben,
Gab mir guten Rath ein Freund;
Hätt' ich mich der Kur ergeben,
Hätt' ich mich zu Tod geweint.

Fordre, ſprach er, von der Erde
Noch einmal ein wenig Luſt: —
Ach, der Erde Güter füllten
Nimmer dieſe ſtarke Bruſt!

Dann auch rieth er mir zu lieben
Keck ein Mägdlein — o wie klug! —
Ja fürwahr, mich quälte das nur,
Daß zu ſtark die Flamme ſchlug.

Waſſer, Waſſer ſollt' ich trinken,
Hell dann ſähe ich fürwahr: —
Aber das iſt ja die Wunde,
Daß ich ſchaue allzu klar.

Nein o Freund, Du riethſt mir kläglich,
Laß mir meine Schwermuth nur,
Die in klarem Anſchaun wurzelt,
Die entſproßt des Lebens Spur.

Aber wenn zu ſcharf mich zwänget
Dieſes Lebens hartes Joch:
Flieh' ich leichtgeſchwingt von dannen,
Schönre Reiche blühn mir noch.

Was das Leben mir verwehret,
Tauſendfach giebt mir's die Kunſt;
Wen das Leben bitter kränkte,
Hat am Reichſten ihre Gunſt.

Und ich trink' ein ſüß Vergeſſen,
Leidenſchaft entflieht und Zorn,
Wenn ich liebend mich verſenke
In des Weines goldnen Born.

Nenne nur mein Leben ſtürmiſch,
Unnatürlich ſchnell verſauſt: —
Nimmer mag ich Hefen trinken,
Wenn der friſche Wein verbrauſt!"

So täuſchte Kinkel ſich ſelbſt über ſein eigenſtes Weſen. Durch ſein ganzes Leben ging ein großer Zwieſpalt hindurch: die Unſicherheit darüber, wohin er die ganze ungebrochene Kraft des Jünglingsgeiſtes und Jünglingsherzens wenden ſollte. Reizend und verlockend winkte ihm die Kunſt, ſich ihr ganz hinzugeben, — ganz Dichter zu ſein. Allein die Welt war rauh und ſtumpf geworden; er hielt es für Unrecht, mit dieſer unbezwungenen, nur vor Gott gebeugten Kraft des Geiſtes ſich dem großen Kampfe der **Zeit** zu entziehen. Doch glaubte er nicht, daß auch das Gedicht befähigt, ja berufen ſei, in dieſem Kampfe einen Platz einzunehmen, und hielt es für Entweihung, das Lied als Waffe gegen den Abſolutismus zu gebrauchen. Endlich lag ein politiſches Streben ſeinem geiſtlichen Berufe und ſeinen damaligen Anſichten zu fern; ohne ſich ein gewiſſes Ziel vorzuſtecken, ergrimmte ihm nur das Herz, wenn er auf unſre vermorſchten Zuſtände, auf den Druck im Norden und Süden hinſchaute, und er wünſchte dann manchmal eine wilde Völkerſchlacht, einen gewaltigen Krieg, der ein friſcheres Blut aufkommen ließe. Schon in ſeinem achtzehnten Jahre ſchrieb er mit Beziehung auf die unnatürliche Verwirrung aller unſerer Verhältniſſe: „Meine Lieblingsfarbe iſt das brennendſte Roth, weil es doch noch etwas mehr Kraft und Tiefe verräth, als die oberflächlichen Modefarben: Blau und Grün.“ Auch jetzt ſang er in einer ähnlichen Veranlaſſung:

„Was ſagt Ihr, Freunde, zu ſcharf ſei das Roth?
Die Lieb' iſt roth und der funkelnde Wein,
Und roth das Blut in dem Schlachtentod: —
Was aber mag ſanfter und ſchöner ſein,
Als Lieb' und leuchtenden Weines Gluth,
Als ſelig verſtrömendes Jugendblut?

Doch waren dies, wie geſagt, nur vorübergehende Empfindungen und mehr ein oftmaliges leidenſchaftliches Aufbrauſen der freiheitsbedürftigen Jünglingskraft, als das ernſtbeſonnene Streben des Mannes, der entſchloſſen iſt, Alles für den Sieg ſeiner Ideen einzuſetzen. — Dann trat auch das Leben an ihn heran und das Verlangen nach ruhigem Beſitz, nach ſtiller Freude am eigenen Heerde, kämpfend mit der Furcht, daß er, einmal auf ewig gefeſſelt, ablaſſen müßte von der Strenge des wiſſenſchaftlichen Forſchens, das uns ewig ermüdet, aber ewig beruhigt. So in ſtetem Schwanken zwiſchen Kunſt, Leben und Wiſſenſchaft unentſchieden begriffen, ſo in allen dreien ohne feſte Beſtimmung thätig, gedachte er aus allen ſo viel zu lernen, zu gewinnen, ſelbſt zu ſchaffen, als es ſeine Unentſchiedenheit zuließe.

Dabei behielt jedoch immer die Poeſie die Ueberhand, und Geibel, der fremde buntſchillernde Paradiesvogel, wie ihn Kinkel zu nennen pflegte, ward nicht müde, den jungen Dichter durch Wort und Lied anzufeuern und zum Wettkampfe aufzureizen. Freilich klingt der Schmerz damals durch alle Produktionen Kinkels hindurch, und als er an einem ſonnigen Herbſttage einen ganzen Liederſtrauß gedichtet hatte, ſchloß er wehmüthig:

„Man ſage: war der Kranz nicht bunt?
Und ward doch gewunden in Einer Stund!

Aber gerade das wahre Dichten
Soll ſich nach Lebensanſchaun richten.

Bunt iſt des Frühlings Blumenpracht,
Bunt auch die herbſtliche Waldesnacht.

Mußt mich aber danach nicht fragen:
Ob ich Blumen, ob herbſtlich Laub getragen?

Er glaubte in dieſer Zeit ernſtlich, daß ſein Frühling verweht ſei; Alles löſ'te ſich, alle Kränze ſanken von ſeinem jugendlichen Haupte, und trübſelig dachte er daran, neue für den Sommerabend des Mannesalters zu gewinnen. Kindheit und Greiſenalter ſind, je leerer an Thaten, deſto reicher an ruhigem Genuſſe; wie denn auch die Bäume durch ihre Blüthe uns im Frühling ſchon erfreuen und im Herbſt ihre ſüße Frucht ſchenken: — aber der Sommer iſt's, der dieſelben zeitigt, obwohl ſie in dieſer Jahreszeit, farb- und geſchmacklos, weder das Auge noch den Gaumen ergetzen.

Zu Anfang November trat das lange mit ängſtlicher Spannung gefürchtete Ereigniß wirklich ein: Kinkel's Mutter ſtarb. Starken Geiſtes und ohne Zagen hatte ſie die Todesſtunde erwartet, und war ohne Schmerz lächelnd verſchieden. Gottfried wand ihr in ſeinem Liedercyklus: „Beim Tode meiner Mutter Maria“ einen herrlichen Todtenkranz, von dem wir die ſchönſten Blüthen in Kinkel's Gedichten *) aufbewahrt finden. Das Andenken der Geſchiedenen bewahrte er treu ſein Leben lang, ja er ſetzte ſogar Einen Tag im Jahre: Mariä Himmelfahrt, feſt, an welchem er das Gedächtniß der Mutter, die ihm ſtets wie eine zweite Maria, duldend in Leiden, erſchienen war, feſtlich beging. Ihr Bild umſchwebte ihn ſegnend, wo er auch wandeln mochte, es erfüllte ſeine Bruſt manchmal im fröhligſten Scherz mit heiliger Wehmuth, und als er nach ſechs Monden den Trauerflor ablegte, klang ihm die Trauer drinnen im Herzen noch in die ſpäteſten Jahre durch Glück und Unglück hinüber:

---

*) Gedichte, S. [illegible]—94.

„Ging ich Abends ſtille zu der Stätte,
Wo Du, Mutter, ruhſt im engen Bette,
Deine Stimme tönte da herauf:
All dies Glühen, all dies wilde Leben
Wird man einſt, wie mich, dem Staube geben, —
Richte Du zum Ewigen den Lauf!

2.

Es war ein herrlicher Sommertag im Jahre 1836. Himmel und Erde hatten den Frühling, ihre Brautnacht, längſt hinter ſich und webten in ihrer fruchtbringenden Ehe luſtig fort, als vier muntre Geſellen bei Spiel und Geſang in einer duftenden Geisblattlaube des Städtchens Barmen zechend um einen ſteinernen Tiſch verſammelt ſaßen. Der eine trug einen Kranz von tiefblauen Kornblumen auf dem loſe herabwallenden Haupthaar, und wir erkennen an den blaſſen Geſichtszügen und dem ſcharfblitzenden, unſtät umherſchweifenden Auge den genialen Hugo Dünweg, an deſſen linker Seite Gottfried Kinkel ſich niedergelaſſen hatte, und ſinnend ſich mit dem ihm gegenüber ſitzenden Ferdinand Freiligrath unterhielt, der ſo eben eine Sammlung von Gedichten hatte erſcheinen laſſen, die ihm mit Recht bald einen gefeierten Namen in dem reichen Gebiet unſerer Literatur erwarb. Zur Rechten Hugo's hatte der junge Ferdinand Weiß behaglich ſeine Beine auf die Bank geſtreckt, und hielt mit der einen Hand das gefüllte Weinglas, während die andere eine

Cither umſchlang, die mit einem blaßrothen Bande um ſeine Schulter befeſtigt war. Auf dem Tiſche lag zwiſchen fünf geleerten und einer vollen Weinflaſche ein Blatt Papier, auf dem allerlei wunderliche Bilder von der Hand des talentvollen Malers flüchtig waren hingezeichnet worden.

Nachdem Geibel ſeit einigen Monaten Bonn verlaſſen hatte, fühlte Kinkel lebhaft den Mangel an geiſtiger Anregung und Förderung des poetiſchen Schaffens. Freilich hatte er ſich mit den Studenten Mallincrodt, Möller und Rauſchenbuſch zu einem poetiſchen Kränzchen zuſammengethan; allein dieſe Jünglinge ſtanden an Talent zu weit hinter ihm zurück, als daß er in jenen Zuſammenkünften die gehoffte Befriedigung hätte finden können, und ſo tauchte denn der Entſchluß in ihm auf, einige Tage mit den Düſſeldorfer Malern zu verleben, deren Bekanntſchaft ihm durch das innige Verhältniß zu Ferdinand Weiß leicht eröffnet ward. Er hatte in dieſem Kreiſe herrliche Stunden verlebt, und war mehrmals zu gelungenen Improviſationen begeiſtert worden, für die ihn der rauſchende Beifall ſeiner neuen Kunſtgenoſſen über alle Erwartung belohnte. Jetzt konnte er der ſchmeichelhaften Einladung ſeines alten Berliner Freundes nicht widerſtehen, vor ſeiner Rückkehr nach Bonn auf einen Tag nach Barmen herüberzureiſen, wo er auch Freiligrath treffen ſollte, den er lange perſönlich kennen zu lernen gewünſcht hatte.

Er überzeugte ſich bald, daß Freiligrath in ſeiner Stellung als Handlungsgehülfe eines Barmer Kaufmannsgeſchäftes dieſelbe Verlaſſenheit fühlen mußte, die ihn ſelbſt ſo beengte. Derſelbe hatte einen Kreis junger Leute um ſich herumgezogen, in welchem, nächſt ihm, Hugo Dünweg bei Weitem das hervorragendſte Element bildete; allein die Uebrigen waren mehr oder weniger unbedeutende Perſönlichkeiten, die wohl Manches von dem Geiſte größerer Charaktere in ſich aufzunehmen, dagegen Wenig oder Nichts wiederzugeben vermochten.

Das Geſpräch war heute ſehr lebhaft, denn Jeder ſuchte aus dem Geiſte des Andern die ſtrahlendſten Schätze hervorzuheben, um dann noch lange nachher von den Früchten des Einen frohverlebten Tages zu zehren, und der funkelnde Rheinwein that das Seinige, um die brauſenden Gemüther noch mehr zu entflammen. Die Unterhaltung wechſelte wie ein buntſprühendes Feuerwerk auf die manchfaltigſte Weiſe. Bald trugen Freiligrath, Kinkel und Dünweg die neueſten Erzeugniſſe ihrer Muſe vor, bald ſchlug Weiß ein kräftiges Männerlied an, in das die Freunde jubelnd mit einſtimmten, bald erklangen die Gläſer hell, um haſtig geleert und wieder gefüllt zu werden, bald endlich drehte ſich das Geſpräch um Poeſie und Literatur oder Hugo, der heute in ſeiner roſigſten Laune war, ſuchte die Uebrigen zu irgend einem tollen Streiche zu bereden.

Plötzlich knarrte die Pforte des Gärtchens, und Hugo's Vater, ein rüſtiger, muntrer Mann in der

Blüthe ſeiner Jahre, trat ein. Auf vorhergetroffene Verabredung ergriff Weiß das auf dem Tiſche liegende Blättchen Papier, und ſchien eifrig mit Zeichnen beſchäftigt. Der neuangekommene Gaſt ſetzte ſich freundlich grüßend zu der verſammelten Genoſſenſchaft, und erfreute ſich an dem muntern Treiben. Jeder mußte einen Reim dichten, und Weiß zeichnete Bilder daneben. Endlich kam die Reihe an Hugo's Vater, der gleichfalls einen Reim herſagen mußte, ohne Etwas von der Verſchwörung zu begreifen, die gegen ihn angezettelt ward.

Nachdem Alle das letzte Glas „auf glücklichen Ausgang ihres Vorhabens“ geleert hatten, trat Hugo mit komiſcher Gravität vor ſeinen Vater hin, nahm mit einer zierlichen Verbeugung den Kornblumenkranz vom Haupte, und begann ſeine wohlausgeſonnene Rede:

„Luſtiger Papa, beſter aller Väter unter der brennenden Juliſonne über den frommen Gefilden der Wupper! Neige Dein Ohr gütig dem Worte Deines herrlichen Sohnes!“

Nach dieſer mit dem feierlichſten Pathos geſprochenen Apoſtrophe ſetzte er ſeinen Kranz wieder auf, lehnte ſich nachläſſig an den Rand des Tiſches, ergriff das mit Sinnſprüchen und Zeichnungen beſchriebene Blatt, und fuhr mit dem heiterſten Tone fort:

„Wie Du ſiehſt, empfing ich dieſen Morgen Beſuch von drei ſehr edlen Freunden, denen ich doch nothwendig Wein vorſetzen mußte. Betrachte Dir einmal dies Blatt!«

Hiemit überreichte er ſeinem Vater das erwähnte Papier, auf welchem ſich folgendes Inventarium kundgab:

1) Ein Brecheiſen.
2) Ein Kellerſchloß.
3) Ein Stückfaß.
4) Ein Weinhebel.
5) Sechs Flaſchen, nebſt Gläſern.
6) Eine Cither.
7) Diverſe Knittelverſe.
8) Ein paar ſegnende Hände.
9) Sechs neue Weinflaſchen.
10) Sechs dito mit drei Fragezeichen.

Hugo erklärte ſeinem Vater, der ſich dieſe Zeichenſchrift immer noch nicht zu enträthſeln vermochte, die Myſtifikation folgendermaßen, indem er zu ſeiner Rede beſtändig auf die Bilder hindeutete:

»Alſo — Wein mußten wir haben. Die Schlüſſel hatteſt Du mitgenommen, und damit hatte uns das Schickſal feſt und unabänderlich unſre Bahn vorgezeichnet. Wir holten ein Brecheiſen — ſ. Bild-No. 1 — erbrachen das Kellerſchloß — Bild No. 2 — öffneten ein mächtiges Stückfaß — No. 3 — füllten mit einem Weinhebel — No. 4 — ſechs Flaſchen — No. 5. — und begaben uns in die Gartenlaube, welche Du hier in natura ſehen kannſt. Darauf waren wir höchſt fidel, ſangen und tranken, Weiß ſpielte die Cither

— Bild No. 6 — dann machten wir Knittelverſe — No. 7 — dann kam mein luſtiger Papa, und gab den poetiſchen Maikäfern ſeinen Segen — No. 8 — ließ ſechs neue Flaſchen bringen — No. 9 — und verſprach mit No. 10 fernere ſechs, die übrigens höchſt problematiſch ſind und deßhalb drei pucklige Fragezeichen hinter ſich führen, zugleich als Pendant zu Wallenſteins herrlichen Worten:

„Es giebt im Menſchenleben Augenblicke,
Wo man dem Weltgeiſt näher iſt, als ſonſt,
Und eine Frage frei hat an das Schickſal:
Ob wohl auf zweimal ſechs und nochmal ſechs
Der Flaſchen folgt ein böſer Katzenjammer???“

Herr Dünweg mußte über die Kühnheit der jungen Diebe herzlich lachen, verzieh gern ihren Muthwillen und ließ neuen Wein herbeiſchaffen. Lange noch ſaß er bei ihnen und freute ſich an ihren buntwechſelnden ernſten und ſcherzhaften Reden, die erſt der ſpäte Nachmittag durchſchnitt, als Kinkel und Weiß ſich auf den Rückweg begeben mußten. Hugo und Freiligrath begleiteten ihre Freunde noch bis Elberfeld, und verſprachen, bald in Bonn einen Gegenbeſuch abzuſtatten.

Alle aber trugen von dieſem Tag eine reiche Erndte nach Haus, und gedachten noch oft der fröhlich verſchwärmten Stunden in der Geisblattlaube zu Barmen.

3.

Sommer und Winter vergingen unter den verſchiedenartigſten Arbeiten. Sein Licentiatenexamen hatte Kinkel glücklich überſtanden, und begann jetzt als Privatdocent der Rheiniſchen Friedrich-Wilhelms-Univerſität ſeine Vorleſungen. Die Theologie hatte ihn nicht zum Philiſter gemacht, und er entwickelte ſeine poetiſchen Anlagen trotz aller Arbeiten zu einer immer größeren Vollkommenheit. Außer manchen lyriſchen Gedichten*) hatte er ſich auch mehrfach mit Glück in der epiſchen Poeſie**) verſucht, und aus dieſer Zeit verdient vor Allem die meiſterhafte Bearbeitung der Sage vom Tode des alten Dietrich von Berne***) genannt zu werden.

---

*) Mein Lied. Gedichte, S. 97. Ein Lebenstag. Daſ. S. 67.

**) Der [illegible] von Zeluan. Daſ. S. 11. Natur und Menſch. Daſ. S. 87. Deutſche Treue. Rheiniſches Echo. 1. Band. Köln 1849 Nr. 5 und 6.

***) Gedichte. S. 8.

Er hatte beabſichtigt, eine Sammlung ſeiner Gedichte im Druck herauszugeben, allein auf den Rath ſeines Freundes Ferdinand Weiß dieſen Plan vorläufig zurückgelegt, und befand ſich dabei viel glücklicher. Er dichtete jetzt wieder ganz frei, ganz innerlich, ganz ohne äußere Zwecke, — er dichtete, weil es ihn dazu trieb. Dagegen ſtieg mancher Zweifel an ſeinem Talent in ihm auf; weder Chamiſſo noch Knapp hatten die ihnen zugeſandten Gedichte in ihren Taſchenbüchern aufgenommen und das kränkte ihn ſehr. Suchte er dann in der Wiſſenſchaft Troſt, ſo fielen ihm immer poetiſche Bücher in die Hand; wollte er denken und arbeiten, ſo ward ihm jeder Gedanke, jede ſelbſtſtändige Schöpfung zum Gedicht. Selbſt Nachts floh ihn häufig der Schlaf, oder ſein reger Geiſt dichtete noch im Schlummer fort, und träumte Romane, die in buntem Reiz an ſeiner Seele vorüberwallten.

Damals las Kinkel zuerſt Immermann's Merlin. Eine ſeltſame Angſt durchwehte ihn und ſeine Glieder zitterten. Er fühlte, daß etwas Bedeutendes an ihn heranträte, und konnte auf ſeiner Lagerſtatt die geſuchte Ruhe nicht finden. Endlich ſprang er auf und ſchrieb, während das klare Mondlicht durch die Scheiben zitterte, mit fiebernder Hand folgende Zeilen:

„Wenn mich ein Traum vom Schlafe weckt,
Glaubt nicht, daß Angſt der ſtillen,
Gewalt'gen ſchwarzen Nacht mich ſchreckt, —
Schlaflos lieg' ich mit Willen;

Wie teufliſch ſchwarz und himmliſch rein
Die Phantaſieen ſchwanken: —
Da bin ich mit mir ſo ganz allein
Und mit den wilden Gedanken!“.

Obgleich ſeine Gemüthsſtimmung im Allgemeinen heiter war, traf ihn doch mancher Schmerz. Zu Ende Februar 1837 ſtarb auch ſein Vater nach unſäglichen Leiden. Gottfrieds Bruder Karl, damals Handlungslehrling in Elberfeld — jetzt Fabrikverwalter in Werden an der Ruhr — war vor dem Tode des 81-jährigen Greiſes herübergekommen, und Beide hatten weinend am Sterbelager des theuren Mannes geſtanden. Es war eine traurige Zeit. Aber wie die Sykomore nicht reif wird, ohne mitten im Wachsthum verletzt zu werden, wie ihr Stamm keine Früchte trägt, wenn man nicht die Rinde von Oben bis Unten zerſpaltet, ſo gehört der Schmerz zur Lebensentwicklung des Menſchen. Und zuletzt gleicht ja der Weltgeiſt Alles aus: Luſt und Leid; wie der junge Lenz das alte Laub von den Zweigen ſtößt, damit ſich die neue Blätterknoſpe voll hervordrängen kann.

Auch Gottfried athmete wieder leicht auf, als eine feuchte, warme Frühlingsluft draußen die Flur belebte. Auch ihm brachte der Lenz neue Blüthen und Blätter, ſo oft ein Winterſturm die alten herabgeſchüttelt hatte. Sein Stamm war noch ſtark,

„— — — — — — — — und drinnen
Im Marke wohnt' die ſchaffende Gewalt.“

Lieder dufteten auf wie Maienroſen, wie tauſend Grüße, die das Herz dem blauen Himmel zuſandte. Ein inniges Naturleben umſchlang ihn mit feſtem Band, er floh nicht mehr in eitlen Träumen aus dem Mutterhauſe, um, ein unſeliger Augur, nach dunklen Geiſterreichen zu ſpähen, die auch das ſtärkſte Auge mit ſchwärzeſter Nacht umhüllen, — er ſtützte ſich, wie Antaios, feſt auf das lächelnde Haupt der ewigen Erde und ließ die Pracht der Natur wirken auf ſein reines Herz:

„— — — — — — — — —
Und wenn der Sommer reiſend glüht,
Dann wirf Dich untern grünen Baum,
Und ſchau, wie durch die Wipfel blüht
Der duftigblaue Himmelsraum.

Da ſchwindet Denken und Verſtehn,
Du fühleſt ſelbſt als Pflanze Dich,
Gefühle träumend Dich umwehn,
Das Leben kehrt ſich ſtill in ſich.

Du möchteſt an dem Sonnenblick
Hinſterben heil'gen Blumentod,
Verwehn in wunderſüßem Glück
Dem Wölkchen gleich im Abendroth.

So liegt im Mutterſchooß ein Kind,
Tiefſelig, aber unbewußt: —
Du ſei dem Kinde gleich geſinnt,
Das träumend ruht an Mutterbruſt!“

Dieſe Sehnſucht nach einer Rückkehr zur Natur ließ freilich bedenkliche Zweifel an ſeiner Religion in ihm aufſteigen; aber er rang ſie zu bezwingen, und kämpfte ſie muthig nieder. Vorzüglich muß hier eine ſehr ſchöne Phantaſie: „des Künſtlers Kampf und Sieg“ erwähnt werden, in welcher der Zweifel perſonificirt auftritt, und den Kampf mit dem Glauben beginnt, aber durch ein reines Herz, durch ideales Kunſtſtreben beſiegt wird. Dies in dramatiſcher Form keck umriſſene Gedicht iſt Ferdinand Weiß zugeeignet, und verdiente unbedingt gedruckt zu werden. Daß Kinkel den Kampf nicht ſcheute, davon zeugt ſein ganzes Leben, und auch ſchon das erſte Gedicht, welches einen religiöſen Zweifel ausſpricht:

„Sei ſtark, ſei ſtark und ſtille,
Zerriſſnes Jünglingsherz!
Denn nur aus Deiner Fülle
Kommt Dir Dein reicher Schmerz.

Wärſt eitel Du und nichtig,
Wärſt kalt und matt und ſchwach:
Wie jagteſt Du dann flüchtig
Dem Schein der Freude nach?

Doch Du warſt groß zu faſſen
Der Schöpfung Wonnemeer;
Nun bleibe auch gelaſſen,
Hörſt Du ſie ſeufzen ſchwer.

O Herz, haſt Du genoſſen
Des Glaubens Seligkeit:
Nun ſei auch unverdroſſen,
Wenn Dir der Zweifel beut!

Du haſt vermocht zu lieben,
Und liebteſt ohne Maaß:
Wie dürft es Dich betrüben,
Daß Liebchen Dein vergaß?

Drum ſtark, o Herz und ſtille!
Und fällt die Blüthe ab:
Noch bleibt ein ſtarker Wille
Auf dunklem Pfad Dein Stab!

Mehr und mehr erwachte dagegen in Kinkel's Bruſt die Sehnſucht nach einer feſten und treuen Liebe, eine Sehnſucht, die ſich durch kein Arbeiten wollte verdrängen laſſen. Als er die Epigonen las — und wenn man Immermanns Epigonen lieſt, ſo iſt das ein denkwürdiges inneres Ereigniß — fühlte er ſich leidenſchaftlich erregt. Jenes Buch macht einen zerdrückenden Eindruck, man gebraucht Zeit, ehe die Sturmfluth dunkler Gefühle, welche wachgepeitſcht worden iſt, ſich wieder beruhigt. So erging es auch Kinkel. Als ſich endlich das wilde Meer in ſeinem Innern zu beſänftigen ſchien, hob ſich, wie die Lotosblume aus tobenden Wellen, die Liebe heraus. Er gedachte an die Worte Wilhelm Meiſters: „Alle Fieber der Weltgeſchichte werden endlich, wenigſtens in dem einzelnen Gemüthe, von zwei treuen Armen und Augen ausgeheilt.“ Auch er fieberte und war krank, wo aber blieb ihm Hebe mit dem heilenden, verjüngenden Trank? Wehmüthig ſang er:

„Ich weiß ein altes Kloſter,
Nicht Nonnen wohnen drein,
Es ſchauen aus den Fenſtern
Vier ſchöne Schweſterlein,

Das liegt auf einem Berge,
Von Bäumen ſüß umweht,
Und drunten tief im Thale
Träumend die Welle geht.

O wär' ich in dem Kloſter,
Da würde ſtill mein Blut,
Das wär' ein geiſtlich Leben,
Und würd' ich fromm und gut.

Und ſäß' ich in der Stube
Bei all' den Kindlein zart,
Da wandelte Schmerz ſich und Glühen
In Kindesglück und Art.

Und könnt ich unter den Bäumen
Sitzen in wachem Traum,
Da müßte des Lebens Sorge
Verſiegen, verfliegen wie Schaum. —

Nun aber ferne dem Kloſter
Iſt heiß mein Sinn und wild,
Und fern, ach fern von den Schweſtern
Wird nimmer mein Weh geſtillt!“

Doch bald ſollte auch dieſe Sehnſucht zu mächtiger Liebe aufbrauſen. — Kinkel lernte damals durch ſeine Schweſter ein junges Mädchen kennen, das ſich eine Zeit lang in Bonn aufhielt. Minna * * * war ein zartgebautes anmuthiges Weſen, deren ſchwächlicher Körperbau einen flammenden Geiſt verbarg. Aus der ſeidnen Wimper brach der Glanz eines tiefeindringenden dunkelgefärbten Auges hervor, und der ſanfte Mund mit den blaßrothen feingeſchnittenen Lippen zog ſich ſchön proportionirt unter der faſt griechiſch geformten Naſe hin. Sie glich mit der auffallenden Bläſſe ihrer Geſichtsfarbe, die durch kaſtanienbraunes Lockenhaar noch greller hervortrat, und mit ihrer wilden Phantaſie mehr einer fremden Wunderblume, die eine rauhe Hand in ein ungewohntes Klima verpflanzt hatte, als den vollblühenden Roſen des ſchönen Rheinlandes, in deren Umgebung ſie ſich nicht heimiſch fühlte. Das ſchmerzliche Lächeln ihres Mundes ſchien ihre Sehnſucht nach einer ſüdlicheren Heimath anzudeuten, vielleicht nach einer fernen Zauberwelt, für deren verbannte Königin ſie gelten konnte, nach einem reineren Blau, einem flüſſigeren Aether, als der kalten und feuchten Nebelluft, die ſich mit einbrechendem Herbſt über den Rhein lagert.

Dies glühende Mädchen übte eine unwiderſtehliche Anziehungskraft auf Gottfried Kinkel aus, zu dem ſie bald in der leidenſchaftlichſten Liebe entbrannte. Sie hatte ſchon einmal geliebt, aber es war eine unglückliche Liebe geweſen, deren Schmerz ihr ganzes Leben zerrüttet und ihre Kraft gebrochen hatte. Sie ſelbſt ahnte nicht, daß ihre Geſundheit untergraben war, und daß ſie den Keim des nahen Todes mit der verzehrenden Gluth ihrer Leidenſchaft nähre, welche ſie für die Bürgſchaft eines neuen Frühlings hielt. Kinkel hätte ſie lieben können, wenn es ihm möglich geweſen wäre, ſich über ihren Zuſtand zu täuſchen; doch ſeine Liebe hätte ja die welkende Roſe noch raſcher getödtet. Minna war das erſte Mädchen, das ihn ganz verſtehen konnte; aber ſie hätte ihm, eine zweite Hekuba, nicht Kinder, ſondern Fackeln geboren, und der Eltern Gluth hätte durch ſie, wie Priamus' Troja, das eigne Haus verbrannt. Dennoch konnte er nicht von ihr laſſen, um ſie blutete ihm das Herz, er war elend nicht aus Liebe, ſondern aus *Mitleid*. Sich von einem glühenden, verwundeten, wilden Herzen geliebt wiſſen, ohne die Arme ausbreiten zu dürfen — und wie gerne wäre ſie hineingeſunken! Die zitternde Hand zu faſſen und nicht zu drücken — und wie leidenſchaftlich hätte ſie den Druck erwiedert! Von einem holden Munde nur Worte, nicht Küſſe ſaugen — und er würde glühend geküßt haben! O es war eine unnennbare Qual! Er fühlte, daß der Punkt, auf dem er ſtand, ein Höhepunkt des Lebens ſei; aber, wie über Eddyſtone's Leuchthurm das Meer, ſpülten die Wogen der Trübſal über ſein Herz hinweg, und er mußte es felſenfeſt dem Sturme entgegentragen!

Zu Anfang Auguſt begleitete er ſie auf das Dampfſchiff, da ſie ſich in Neuwied perſönlich um eine Stelle als Lehrerin bewerben wollte. Auf ihre Bitte hatte er ihr einige Strophen in's Album ſchreiben müſſen, und folgendes Gedicht gewählt:

ackeln = jungen Frau.

Gloſſe.

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Mährchenwelt:
Steig' herauf in alter Pracht!
Ludwig Tieck.

„Bei des Schnees Silberſcheine
Nächtlich durch die ſtillen Straßen
Gingen wir; — auf glattem Steine
Glitt der Fuß wohl, denn wir laſen
Sternenſchrift in Himmelsreine,
Welche droben angefacht
Flimmerte in Wunderpracht.
Ruhe wie im Paradieſe
Goß in's tiefſte Herz uns dieſe
Mondbeglänzte Zaubernacht.

Frühling kam, und wieder führte
Ich ſie durch die Laubeshallen,
Wo kein Lebenslaut ſich rührte;
Stille rings, — ein Blatt wohl fallen
Unſer lauſchend Ohr verſpürte.
Aber fern das Himmelszelt
Wetterleuchtend ward erhellt,
Da erwachten die Gefühle
In des Abends duft'ger Kühle,
Die den Sinn gefangen hält.

Winternächte muß man loben,
Frühlingsabend iſt erquickend,
Aber dennoch ſtell' ich oben
Sommertage hoch beglückend;
Denn auch davon hab' ich Proben.
Schwüler Nebel deckt das Feld,
Reden darfſt Du, wie's gefällt,
Träumend alle Bäume ſchwanken,
Träumend bilden die Gedanken
Wundervolle Mährchenwelt.

Herbſt mit ſeinen kalten, naſſen
Tagen kommt und trüben Nächten,
Hellſte Freude will erblaſſen.
Ob wir gern der Zeit gedächten,
Müſſen wir ſie ewig laſſen.
Manchmal wohl in ſtiller Nacht,
Von dem Mondlicht aufgewacht,
Denken wir des frohen Lebens,
Rufen zu ihm, — ach vergebens:
Steig' herauf in alter Pracht!“

In trüber Stimmung zu Hauſe angelangt, fand er einen Brief vor, der ihm den Tod ſeines inniggeliebten Vetters Guſtav H.......... meldete, und ihn dringend auf einige Tage zu dem trauernden Vater einlud. Er beſchloß ungeſäumt dieſer Einladung Folge zu leiſten, und begab ſich ſogleich auf den Weg.

4.

Eine Stunde von Elberfeld im Wupperthal abwärts, in der Nähe der Stelle, wo jetzt der Viaduct der Düſſeldorf-Elberfelder Eiſenbahn über den Fluß führt, deſſen Anwohner durch den Ruf des Pietismus übel genug berüchtigt ſind, liegt das anmuthige Sonnborn, wo die H..........'ſche Familie wohnte.

Es war ſpät Abends, als Gottfried Kinkel, todtmüde von der langen Fußwanderung, bei den trauernden Verwandten anlangte. Die gewaltige Aufregung, in welcher er ſich ſeit Minna's Abreiſe befand, die Furcht, wie er ſein Verhalten gegen ſie bei ihrer bevorſtehenden Rückkunft einzurichten habe, die belaſtende Schwüle des warmen Sommertages — all' dies hatte ſein an ſich heißes Blut in außergewöhnliche Wallung gebracht. Dazu kam noch der Schmerz über den plötzlich erfolgten Tod eines edlen Freundes und die traurige Veranlaſſung, durch welche Gottfried nach längerer Trennung ſeine Verwandten wiederſehen ſollte. Eliſe, die Tochter ſeines Oheims, war ein muntres und reizendes Mädchen, das, mit nicht geringen Geiſtesgaben ausgerüſtet, leicht das Herz eines jungen und leidenſchaftlichen Mannes gefangen nehmen konnte. In früherer Zeit hatte Kinkel oft und gern mit der ſchönen Couſine verkehrt, und auch jetzt, als er die Thür des Trauerhauſes öffnete, pochte ſein Herz, ſchoß ihm das Blut in die Wangen, als ſein Auge zum erſten Mal wieder dem Blick der erröthenden Jungfrau begegnete.

Es war der Vorabend des Tages, an welchem der verſtorbene Bruder Eliſens zur ewigen Ruhe gebracht werden ſollte. Gottfried nahm den lebhafteſten Antheil an dem Verluſt der trauernden Familie, und ihn belohnte reich das Vertrauen ſeiner Verwandten, die ihren ganzen Schmerz in ſeine Seele ausſtrömten. Eliſe ſaß ſtumm und in ſich gekehrt weinend an ſeiner Seite. Alle waren in einer aufgeregteren Stimmung, als je, und als Gottfried mit den Uebrigen ſein Lager ſuchte, drückte die Jungfrau krampfhaft ſeine Hand, und ſandte einen feurigen Blick in ſein Herz.

Die Nacht war lau und mild. Schlafen konnte der Jüngling nicht, die verworrenſten Gedanken kreuzten ſich in ſeiner Seele, und ſo ſchrieb er im Andenken an das liebevolle Entgegentreten ſeiner Couſine folgendes Gedicht:

„Und warum weinſt Du, wenn ich klage?
Was bin ich fremder Jüngling Dir?
Du kannſt nicht theilen meine Plage,
Du blühſt in friſcher Jugendzier.

Dein Herz iſt rein, Dein Geiſt iſt helle,
Noch hat bei Dir die Liebe Raum,
Des frohen Jugendtempels Schwelle
Berührte ja Dein Fuß noch kaum.

Mein Herz jedoch hat ausgeglühet,
Da meine Liebe ich verlor;
Das Lied nur aus der Aſche ſprühet
Als Funken ſchmerzend noch hervor.

Und dennoch theilſt Du meine Schmerzen,
Und biſt ſo milde mir, ſo gut: —
Wie? ahneſt Du's auch ſchon im Herzen,
Wie weh verkannte Liebe thut?“

Mitternacht war lange vorüber. Gottfried hatte ſich angekleidet auf ſein Lager geworfen, und den Schlummer geſucht; allein ſein Geiſt taumelte in bunten Phantaſien umher, und ließ keinen Schlaf auf ſeine Wimper fallen. Es duldete ihn nicht mehr in der dumpfen Hitze des Zimmers, er wollte das Freie gewinnen. Raſch ſprang er empor, und öffnete leiſe die hintere Thür des Gemaches, welche ſeiner Berechnung nach in dem Hof führen mußte.

Doch welch' ein Anblick ward ihm zu Theil! Eine blendende Helle drang ihm entgegen, und er befand ſich auf der Schwelle des großen Saales, in welchem die Leiche des verſtorbenen Freundes im ſchwarzen Sarge ausgeſtellt war. Vom blaſſen Schimmer der heruntergebrannten Todtenkerzen beſtrahlt, ſaß ein wunderſchönes Weib im leichten fliegenden Nacht-

Kleide zu Häupten der Leiche, und bewegte inbrünſtig betend die Lippen. Das aufgelöſte Haar wallte über die ſchneeweißen Schultern auf die leichtbekleideten Hüften herab, und die weißen Hände lagen zuſammengefaltet auf den Knieen.

Gottfried wußte nicht, wie ihm geſchah. Er wollte umkehren und ſich unbemerkt in ſein Zimmer zurückſchleichen, allein das träumende Mädchenbild hielt ſeinen Fuß auf der Schwelle gefeſſelt, und er wagte nicht ſich zu regen.

Plötzlich faßte der Zugwind aus dem geöffneten Fenſter ſeines Schlafgemaches die Thür, und ließ ſie knarrend hinter ihm ertönen.

Das Mädchen fuhr empor, — Eliſens Auge traf den lauſchenden Jüngling. Eine glühende Röthe ſchoß ihr in's Geſicht, und erſtarrt, wortlos ſtanden ſich Beide gegenüber.

Gottfried fand zuerſt die Sprache wieder, und erzählte den Grund ſeiner zufälligen Ueberraſchung. Eliſe brach in ein lautes Weinen aus, und wußte Nichts zu erwiedern. Sanft trat der Jüngling näher, legte ſeine Hand auf ihr Haupt, und verſprach ihr bei der Leiche des Bruders ewiges Schweigen über das Geheimniß dieſer Nacht.

Glühend zog ihn das Mädchen an ihr Herz, und lag faſt beſinnungslos an ſeiner Bruſt.

Leiſe machte ſich Gottfried aus ihren Armen los und verſuchte ſie zu tröſten. Die wunderbarſten Gefühle wogten in ihm auf und nieder, er glaubte einen Wink des Himmels in dem Schickſal dieſer Stunde zu ſehen und die Liebe, welche er ſo lange vergeblich geſucht, endlich hier an der Leiche des Freundes gefunden zu haben. Er hielt es für eine Sünde, dies herrliche Mädchen zu verlaſſen, Tod und Leben, Traum und Wachen verſchlangen ſich zu den mährchenhafteſten Phantaſien.

Die letzte Kerze verloſch und noch ſtand die ſilberne Mondſichel am Himmel, als ſich Gottfried von Eliſen — nun ſeiner Angeſichts des Todten verlobten Braut — mit einem langen, innigen Kuſſe trennte.

Er warf ſich, noch fiebernder als zuvor erregt, auf's Bett, und fiel bald in einen tiefen Schlaf. Ein toller Traum neckte ſein Herz in der Morgenſtunde, wo böſe Geiſter, von der nächtlichen Runde zurückgeſcheucht, dem Lager der Menſchen nahn, und ihre Stirn mit wehendem Saum des Gewandes ſtreifen, um ſie mit böſer Luſt zu erfüllen, mit Wahn und Angſt zu berücken und ihren Geiſt zu verwirren.

Er ſah Eliſen im Brautkleide ſtehen, bereit einem fremden Manne die Hand zu bieten. Nur die Myrthenkrone fehlte noch dem ſeidnen Haar, mit feſtem, dürrem Wort ſprach ſie: „Es iſt vorbei!“ Da zerriſſen mit gewaltigem Ton alle Saiten ſeines Innern, die Leidenſchaften erhoben ſich gleich wilden Beſtien, die keine Kette länger zu bezähmen vermag:

„Der Löwe: Zorn ſteht auf und brüllt nach Raub,
Der Tiger: Eiferſucht wetzt lang die Klauen,
Hyän': gekränkte Ehre ſträubt den grauen
Dichtborſt'gen Nacken, ſchüttelnd Leichenſtaub,
Haß gegen Deinen Buhlen fletſcht den Zahn,
Dem Wolfe gleich will ſich die Hand ihm nahn,
Und ganz entwachſen ihrem Herrn und Meiſter,
So werfen ſich die losgebundnen Geiſter
Auf mich heran — und vor mir ſelber zitternd
Umarmt' ich wild Dich, Deinen Putz zerknitternd.

Da riß ich nieder Dich auf meinen Schooß
Zum letzten Mal' und von der Lippe floß
Die wilde grimme Rede ungehalten,
Indeß mein Aug' den langgewohnten alten
Bekannten Pfad zu Deinem Auge fand,
Und Dich zerfraß mit ſeinem düſtern Brand:

„So wehe Dir und Deinem Buhlen, Weib!
Genießen will er heute Deinen Leib;
Die Blume bricht er, die ich ſtets geſpart,
Obgleich ſie mein durch eignen Willen ward;
Er trinkt den Becher aus mit vollen Lippen,
Daran ich kaum nur wagte leis zu nippen.
Für dieſe Nacht, — wenn ich im Mantel ſteh'
Auf kalter Straße, und zum Fenſter ſeh',
Dem hellen, das dann plötzlich ſich verdunkelt: —
Bei jedem Stern, der Eurer Gluth dann funkelt! —
Für dieſe Nacht — ha! ſie ſchafft um zum Greis
Den Jüngling! — zahlet er mir hohen Preis!

Mag er die höchſte Lebensluſt erringen: —
Das bittre Todesweh muß ihn durchdringen!
Denn, falſches Weib, zum Fluch uns Beiden, höre,
Was ich mit aufgehobener Rechten ſchwöre:

Einſt kömmt der Tag — o nenn' ihn lieber: Nacht! —
Da reiß' ich ihn aus Deinen weißen Armen,
Zu Boden ſchleudr' ich ihn mit Zornesmacht.
Es ſoll mein Dolch in ſeinem Blut erwarmen!
Doch Du biſt mein, und Was ich mein genannt,
Hat keine Macht dem Starken je entwandt;
Aufblühen ſollſt Du, Lilie, jetzt ſo bleiche,
Die Brautnacht feiern wir ob ſeiner Leiche!"

Und wie ich ſprach, ſo rollte mir das Blut
Zum Herzen wilder, wie durch Zaubergluth;
Ich preßte Deine Hand mir an das Herz, —
Da fühlt' ich plötzlich kalten Todesſchmerz,
Jählings ſtand ſtill der ſchnellen Pulſe Pochen, —
Weh' mir, mein ſtarkes Herze war gebrochen!
Da mußt' ich laſſen Dich, ich ſank zur Erde,
Derweil vergebens Du mich aufwärts zogeſt
Und über mich Dein blaſſes Antlitz bogeſt,
Die Hand zur Stirn gelegt mit Klaggeberde.
So löſt' in Frieden ſich des Haſſes Kampf,
Die Sehne ſpannet ſich im Todeskrampf."

Als Gottfried erwachte, ſchien bereits der helle Tag durch das Fenſter, welches Gottfried zu ſchließen verſäumt hatte, und das Todtengeläut für den Verſtorbenenen klang wehmüthig in das Herz des Jünglings, der ſich nachdenklich mit der Hand über die Stirn fuhr, um ſich auf das bunte Abentheuer der vergangenen Nacht zu beſinnen. Er bedurfte des Bedenkens, um zwiſchen Traum und Wirklichkeit zu unterſcheiden. Wo fing die letzte an, — wo hörte der erſte auf? Nach einer großen Geiſtesanſpannung folgt eine bedeutende Erſchlaffung der Seelenkräfte, und das erfuhr auch Gottfried, als er verwirrt und müde die Leiche ſeines Freundes auf den Friedhof begleitete. Er beſchloß noch einige Tage auf dem Gute ſeines Oheims zu verweilen und ſeine Bewerbung um die ſchöne Eliſe H..... fortzuſetzen.

In dieſer Zeit ſind viele Gedichte auf ſeine Geliebte entſtanden, deren raſcher und ſtets wechſelnder Geiſt ihn immer mächtiger an ſich zog. Er trug kein Verlangen, ſich dieſer ſanften Feſſel zu entziehen, ſondern gab ſich ganz in die Gewalt des bezaubernden Mädchens:

„Tritt ein, tritt ein, o Herrin hehr,
Tritt in den Garten ein!
Die Blumen grämten ſich ſo ſehr,
Daß ihnen Deiner Augen Schein
Leuchtete nicht bisher.

Tritt ein, tritt ein, o Herrin ſchön,
Tritt ein in's luſtge Haus!
Die Berge winken, die blauen Höhn,
Die Gründe lieblich überaus
Grüßen Dich mit Getön.

Tritt ein, tritt ein, o Herrin traut,
Tritt in mein Herz herfür!
Es ſchlug ſo hoffnungswild und laut,
Und ſprengte ſehnend auf die Thür,
Wollte empfahn die Braut.

Tritt ein, tritt ein, o Herrin hold,
Ganz in Dein Eigenthum!
Die Schlüſſel will ich, ächt von Gold
Dir knieend bieten; ſei mein Ruhm,
Lächle — Das ſei mein Sold!

Oft auch dachte er an Minna und den Augenblick, wo er ſie wiederſehen mußte, da er nun doch ewig für ſie verloren war; allein er fürchtete ſich nicht vor dieſem Moment, weil ſie ja keine Anſprüche auf ein Herz erheben konnte, das bereits gebunden war.

Als er von Eliſen Abſchied nahm, deren Hand ſein Oheim ihm um ſo freudiger bewilligt hatte, als er ſich in dem Neffen einen Sohn wiedergeſchenkt ſah, ließ Gottfried ihr folgendes Gedicht, das er in den letzten Tagen flüchtig hingeworfen hatte:

„Ein Spiegel iſt die Seele,
  Ein Spiegel die ganze Welt,
Sie wirft zurück getreulich,
  Was immer in ſie fällt.

Vor meiner Seele ziehen
  Tauſend Bilder vorbei;
Der Spiegel iſt groß, drum faßt er
  Geſtalten vielerlei.

Herrliche Ritter und Helden,
  Frauen aus alter Zeit,
In Rüſtung und Gebände
  Ziehen ſie ſchön gereiht.

Aller Völker Geſchichten,
  Prächtiger Städte Fall,
Großer Könige Thaten
  Strahlet ſie wieder all'.

Frühling mit ſeinen Roſen,
  Berge im Waldeskranz,
Ströme rauſchend ergoſſen
  Wiederleuchten im Glanz

Durch einander wogen
  Flüchtig die Bilder im Reihn;
Ewig darinnen ſtehen
  Bleibet Ein Bild allein:

Ruhend an Weibesherzen
  Träumet ein Jüngling ſüß,
Ueber ihm ſchwebt ihrer Lippen,
  Roſiges Paradies.

Ueber die ſtrengen Züge
  Gießt blauer Augen Paar
Milderklärenden Schimmer
  Aetherglänzend und klar.

Weißt ja, ich bin der Jüngling,
  Träumend in Wonneruh: —
Aber der blaue Aether,
  Liebchen, Wer wär' es, als Du?

Laß die Geſtalten wogen
  Flüchtig in tollem Reihn, —
Bleib' in der Seele ſtehen
  Ewig dies Bild allein!"

5.

Auf der Fahrſtraße, welche von Remagen aus, den Apollinarisberg zur Rechten laſſend, ins höhere Gebirg ſteigt, und nach der hohen Landskron hinaufführt, ging an einem drückend heißen Sonntagnachmittag eine Geſellſchaft Bonner Gäſte bergan, die das herrliche Ahrthal vor Anbruch des Herbſtes noch einmal beſuchen wollte. Kinkels Schweſter war durch eine dreitägige Reiſe nach Kreuznach zum Pfarrer Gobat von ihrem in letzter Zeit feſt ausgeſprochenen Plane: Miſſionarin zu werden, einigermaßen zurückgebracht, und zugleich mit Minna wieder in Bonn angelangt, welche letztere die geſuchte Stelle in Neuwied erhalten hatte und nun noch einige Tage in Bonn zubringen wollte, bevor ſie dieſelbe antrat.

Johanna Kinkel hatte in den vergangenen Wochen viele körperliche Leiden auszuſtehen gehabt. Ihre kalte, trotzige Lebensverachtung war dadurch noch ſchroffer hervorgetreten, und ſie zeigte ſich verfinſterter und abſtoßender, als je. So ward ſie ihrem Bruder mehr und mehr entfremdet, ſo daß Gottfried fürchtete, ihre

Herzen würden ſich nie wieder ganz zuſammenfinden. Wilhelm Bögehold dagegen, der jetzt faſt täglich mit ihr verkehrte, verlor unter ihrem Einfluß allmälig ganz die einſtige Friſche ſeines Charakters, er ließ ſich durch ſie auf die Bahn derſelben pietiſtiſchen Stumpfheit hinreißen, und ſchloß ſich feſter und feſter an ihr verſtarrtes, weltverbittertes Herz an.

Minna war durch das Gedicht, welches Kinkel ihr ins Album geſchrieben hatte, nicht gewarnt worden; ſie erſchien zurückgezogen, aber nur um ihre innerſte Gluth nicht leidenſchaftlich hervorbrechen zu laſſen. Sie täuſchte ſich ganz über die Stellung, welche der Geliebte ihr gegenüber einnahm, ſie legte ſeine rückſichtsvolle und zartſchonende Aufmerkſamkeit als Beweis ſeiner *Liebe* aus, und heftiger, als zuvor, brannten die verborgenen Flammen in ihrer Bruſt.

Heut' hatte ſie ſich von Gottfried bereden laſſen, mit ihm, ſeiner Schweſter und Bögehold, einen Ausflug in die Ahr zu machen. Da Jeder ſeine Dame führte, fügte es ſich von ſelbſt, daß Kinkel gewöhnlich um Minna beſchäftigt ſein mußte, und nur mit Mühe konnte ſie ihre Gefühle beherrſchen. Jener ſuchte das Geſpräch auf die reich abwechſelnden Naturſchönheiten der Landſchaft zu lenken, und träumend hing ſie an ſeinem Arme, wenn er die Sagen der umliegenden Ortſchaften erzählte oder Bruchſtücke aus der Geſchichte des Ahrthals zum Beſten gab.

Auf der Höhe des Fahrweges angelangt, wo ſich derſelbe durch den niedern Wald bis zum Köhlerhofe hinzieht, raſteten ſie eine Weile, um die herrliche Ausſicht zu genießen, welche ſich hier den überraſchten Blicken aufſchließt. Man überſchaut den Rhein mehre Stunden weit, und drüben am rechten Stromufer dehnen ſich die Städtchen Linz, Erpel und Unkel, bis endlich links Honnef und die Höhen des Siebengebirges auf der einen, Rolandseck auf der andern Seite dieſelbe abgrenzen. Im Wäldchen, deſſen ſchattige Wipfel ſie vor der heiß erglühenden Sonne ſchützten, verlor Minna ihr Taſchentuch und das Suchen nach demſelben trennte ſie mit dem Geliebten von den Uebrigen. Sie preßte leidenſchaftlich ſeine Hand, und das Geſpräch ſtockte. Minna war ganz gelöſet in Liebe. Auf der Bergesſpitze, wo ſich die freieſte Ausſicht über Rhein und Ahr erſchließt, las Kinkel Gedichte von Eichendorff vor. Hernach ging es nach dem freundlich gelegenen Heppingen, wo eine treffliche Sängerin, Fräulein Unkell, durch ihren meiſterhaften Geſang, die Gefühle noch ſteigerte. Der Tag war ſelig durch die Macht jener wunderbaren, unbeſtimmten Empfindungen, welche Natur, Geſang und Liebe in der Menſchenſeele wachrufen.

Gegen Abend ging es nach Remagen zurück. Es hatte mittlerweile geregnet, und der Weg war ſchlüpfrig und feucht geworden. Minna fühlte ſich tödtlich erſchöpft, und mehrmals ruhte die ganze Fülle des ſchönen herrlichen Weibes an der ſtarken hochaufſchlagenden Bruſt des geliebten Mannes. Auf der Rückfahrt nach Bonn erzählte Kinkel das Mährchen von der Landskern, von den drei Jungfrauen, welche ein Wunder aus der Gefahr des Todes errettete. Minna hatte ſich der Hand Gottfrieds bemächtigt, die ſie krampfhaft umſchloſſen hielt, ohne daß ihr Druck erwiedert ward. Erſt um Mitternacht langten Alle in Bonn wieder an.

Am folgenden Morgen war Minna ernſt und traurig, und ging dem Geliebten abſichtlich aus dem Wege. Sie mochte mit der dem Weibe eigenthümlichen Empfindung gemerkt haben, daß Jener gegen ihre glühende, offenkundige Zärtlichkeit für einen Liebhaber viel zu kalt geweſen. Um ſo mehr drängte es ihn, ihr eine Erklärung zu geben. Er bat ſie um einen Spaziergang durch den Garten. Seine Schweſter und Bögehold riethen ab, aber es war zu ſpät, er hatte einmal gebeten.

Ihre Hand ruhte wieder auf ſeinem Arm, das wilde Herz ſchlug, die Bruſt hob ſich, und ihr Auge ſenkte ſie zur Erde. Das Geſpräch ſtockte.

„Sie ſind ſo ernſt“, ſagte Gottfried.

„Mir iſt's immer ſo, daß ich äußerlich am Ruhigſten bin, wenn es drinnen am Meiſten ſtürmt“, klang die Antwort.

Eine gewaltige Pauſe — er konnte die Beklommenheit nicht länger ertragen.

„Sie ſind alſo bewegt, — und ich ſollte jetzt nicht mit einer Eröffnung hervortreten, die ich Ihnen ſchuldig zu ſein glaube. — Doch ich weiß, Sie ſind ein ſtarkes Mädchen. — Weil ich Sie denn für die erſte meiner Freundinnen halte, darf ich Ihnen Etwas nicht verhehlen, das mich ſehr nahe angeht.“

„Und mich!“ hauchte die unglückliche Jungfrau, deren armes, großes Herz er brechen mußte.

Nach einer Pauſe fuhr Gottfried fort: „Zugleich glaube ich Ihnen, liebe Minna, ein Vergehen abbitten zu müſſen — ich habe vielleicht an Ihnen geſündigt — Minna, dieſe Hand, die ich Ihnen geſtern ſo freundlich ließ, — dieſe Hand iſt nicht mehr frei — ich bin Verlobter!“

Mit wildem Schmerz riß ſie zuckend ihre Hand aus der ſeinen, und erſtarrte.

„O Gott — Minna — können Sie mir vergeben?

Sie faßte ſeine Hand wieder und drückte ſie; reden konnte ſie nicht.

„Minna, wenn ich recht ahne, ſo müſſen Sie mich verabſcheuen, — ich habe ihr Herz gebrochen! Minna, Sie können mich nicht mehr lieben, vielleicht nur haſſen, — aber vielleicht achten Sie einen jungen Mann, der mit einem ſo herrlichen Herzen, wie dem Ihrigen, kein frevelndes Spiel treiben will!“

Sie traten in die Laube.

„O liebſte Minna, wie geht es Ihnen? Reden Sie! Sind Sie gefaßt? Ich weiß, ein Herz, wie das Ihre, wird nicht einſam bleiben, Sie werden einen beſſern und tüchtigern Mann finden, als ich es bin (ſie ſchüttelte ſchmerzlich das Haupt), — wenigſtens einen beſonnenern.“

Noch war ihr Schmerz wild; darum fuhr er fort:

„Ich bin ein Mann und muß meiner Pflicht getreu ſein, — ich darf Sie nicht lieben! Aber getäuſcht habe ich Sie nicht. Und nun noch Eins, Minna! Jetzt wirkt auf Sie noch meine Gegenwart und Sie können mich anblicken ohne Zorn. Ich bin mir bewußt, Ihre Neigung gegen mich nie genährt zu haben. Aber wenn Sie allein ſind, wenn Sie einer vergangenen Zeit gedenken, werden Sie Sich an Manches erinnern, das Sie wohl als ein Zeichen meiner Liebe ausgelegt haben, an manche Artigkeit, manche Aufmerkſamkeit, an ſo Vieles, das ſich ja Alle ſchuldig ſind, deren Bahnen neben einander herlaufen. Dann wird ein bitteres Gefühl in Ihnen auftauchen, als hätte ich Sie getäuſcht, und Sie werden mich vielleicht verabſcheuen. Das vergebe ich Ihnen gern, und Sie können, wenn dieſer Fall eintritt, im Voraus meiner Verzeihung gewiß ſein. Und nun leben Sie wohl, — meine Pflicht ruft mich, ich muß Sie verlaſſen!“

Dann ging er mit langſamen Schritten aus der Laube, ſie aber brach in ein lautes Weinen aus, und nur mit Mühe vermochte Kinkel's Schweſter ſie wieder zu beruhigen. Gottfried aber fühlte ſich von jener Stunde an unglücklich.

6.

Am andern Tage war er dumpf und zerknickt. Bögehold und Keßler, mit welchem Letzteren er gleichfalls viel verkehrte, ſuchten ihn zu einer gemeinſchaftlichen Fahrt nach Köln zu bereden, um die Lyversberg'ſche Gemäldeſammlung noch vor dem nahebevorſtehenden Verkauf derſelben zu ſehen, und ſeine trübe Stimmung etwas zu zerſtreuen. Lange hatte Kinkel geſchwankt, und ſchwankte eigentlich noch, als er ſchon das Dampfſchiffsbillet in Händen hielt. Es war kein Entſchluß mehr in ihm ſeit dem Einen furchtbaren: dem herrlichen Mädchen ſeinen Traum zu zerſtören. Als aber die Freunde das Boot beſtiegen, ſprang auch er hinein. Ohne aufzublicken, ſetzte er ſich über das rechte Rad, und ſtarrte wehmüthig in die ſtäubenden zerquirlten Wogen, der Strophe von Lenau gedenkend:

„Blumen fort und Nachtigallen,
Und das liebe Mädchen auch!
Meine Jugend fort mit ihnen,
Alles wie ein Frühlingshauch!“

Gleich Frithjof, trieb es ihn von der verlorenen Jungfrau fort auf's weite, weite Meer, die Thränen waren ihm nahe, und düſter murmelte er vor ſich hin: „Vale, juventas fervida!“

In Köln ſtand er lange vor dem unvollendeten Rieſenbau des Domes, und ließ ſein Auge hinſchweifen über das wunderbare Werk. Die mittlere Lücke berührte ihn heute ſchmerzlicher, als je. „Wenn die Johanniskirche einſt offenbart wird,“ dachte er, „wenn das Banner der Liebe daherrauſcht über die Menſchheit, dann bauen alle Confeſſionen, zu Einer Religion verbunden, die Gothiken auf und aus, dann iſt ihre Symbolik erfüllt!“ — So baute ihm ſeine Phantaſie den fertigen Kölner Dom hin, und ließ ihn eine Weile den eignen Schmerz vergeſſen.

Bald aber trieb es ihn aus dem wirren Getümmel der öden und freudloſen Handelsſtadt nach Hauſe zurück, und ein ängſtliches, zaghaftes Gefühl beſchlich ihn, als er ſein Zimmer betrat, das ihm in ſeiner Trauer jetzt ſo unheimlich und fremd vorkam.

Als er unter ſeinen Büchern umherkramte, fiel ihm der Oſterdingen von Novalis in die Hand, der ihn noch vor einem Jahre ſo oft zur Poeſie entflammt hatte. Schon als er das Gymnaſium beſuchte und mit einigen Freunden unter den Namen „Teutonia“ eine Geſellſchaft geſtiftet, welche ſich zum Zweck ſetzte, ſich gegenſeitig das Verſtändniß deutſcher Geſchichte und Literatur zu erſchließen, hatte er ſich den Namen Heinrich von Oſterdingen beigelegt; denn jedes Mitglied dieſer Geſellſchaft wählte ſich einen mittelalterlichen Dichternamen. Jetzt ward ihm die Bedeutung jenes Namens klar. Er dünkte ſich ſelbſt jener Heinrich in dem lieblichen Städtchen am Fuße der Wartburg, und die Sehnſucht nach der „blauen Blume“ ergriff ihn mit unbezwinglicher Gewalt. Nicht Minna konnte die leuchtende Mährchenblüthe ſein, auch ſeine Braut nicht, ſo ſehr er ſein Herz befragte. Träumend las er weiter und weiter, die tolle Zauberwelt umfing ihn, und endlich warf er ſich weinend auf einen Seſſel, der „blauen Blume“ gedenkend."

Plötzlich fühlte er einen ſanften Schlag auf die Schulter. Er blickte empor, und begegnete dem freundlichen Auge des Pfarrers Wichelhaus, eines herrlichen, gemüthvollen Mannes, der den unglücklichen Freund zu tröſten kam.

Mit ſcharfer Klarheit durchſchaute dieſer den Seelenzuſtand Kinkels, und enthüllte ihm mit mildem Wort die ganze Gefahr, in welcher ſein geiſtiges Leben ſchwebte, ſich abzujagen und leidenſchaftlich zu verzehren.

Wichelhaus war ein Mann, der bei feurigen Naturen leicht für unthätig galt, weil er nie eine Arbeit unternahm, die er nicht mit voller Luſt und einem Ueberſchuß von Kraft betreiben konnte. Kinkel dagegen beſaß noch eine zu geringe Kenntniß des Lebens; er wollte die Dinge beherrſchen, ohne ſich ihnen rein paſſiv hingeben zu können. Letzteres verſtand Göthe ſo meiſterhaft, und hat darum ſo Gewaltiges vermocht. Er rieth ſeinem Freunde, das Winterſemeſter hindurch keine Vorleſung zu halten, ſondern eine längere Reiſe zu unternehmen.

Kinkel versprach, als der Geiſtliche ihn verließ, über deſſen Rathſchläge nachzuſinnen, und fand bald, daß derſelbe Recht habe. Er hatte ſchon lange beabſichtigt, ein Werk über die chriſtliche Kunſtgeſchichte zu ſchreiben, und dazu bedurfte es einer größeren Reiſe, am Liebſten nach Italien. Er beſchloß, den Reſt ſeines väterlichen Vermögens an eine ſolche Reiſe zu ſetzen, und hoffte von derſelben ſo viel Stoff mitzubringen, daß ſeine äußere Exiſtenz durch fleißiges Arbeiten geſichert erſchiene. Zugleich bedurfte ſeine fortwährend kränkliche Schweſter nicht minder, als er, einer ſolchen Erholung, und erklärte ſich mit Vergnügen bereit, ihn nach dem ſüdlichen Frankreich, der Schweiz und Italien zu begleiten.

Unter Hesperiens Himmel hoffte Kinkel die Löſung ſeines Wehs zu finden; ſtatt des Denkens wollte er das Leben, ſtatt des Lernens den Genuß ſuchen, und bemühte ſich raſch alle jene Vorkehrungen zu treffen, welche zu einer längeren Reiſe erforderlich ſind. Freilich wunderten ſich Manche, und tadelten den jungen Privatdocenten, welcher, wie ſie meinten, ſo leichtſinnig die einmal begonnene Laufbahn unterbrach, er aber kümmerte ſich nicht um die ziſchelnden Zungen ſeiner Collegen, und ließ ſein helles Auge weit über der Heimath dumpfes Leid hinſchweifen in die lachenden Gefilde einer fernen Zukunft.

Viertes Buch.

Italien.

October 1837 bis März 1838.

1.

Eine alte und ächte Weisheit liegt in dem ererbten Glauben an Stufenjahre; nur muß man denſelben geiſtig umdeuten. Es giebt Stufenjahre auch im Leben des Geiſtes, und Wer wollte läugnen, daß dieſe höchſt gefährlich werden können? Es ſind jene Entwicklungsperioden, in denen eine neue Epoche des geiſtigen Daſeins ſich eröffnet, und die bei den verſchiedenen Menſchen in ganz andere Zeitmomente fallen, als die Stufenjahre des Leibes. Nie aber ſind dieſe Perioden dem Geiſte bedenklicher geweſen, als in unſerem Jahrhundert. Jetzt iſt das Leben nicht mehr ein Kunſtwerk, wie es im Mittelalter war, wo die Kunſt Alles umſchloſſen hielt, ſondern, dem Zeitalter entſprechend, das auf den Thron der Kunſt die Induſtrie geſetzt hat, vergleicht es ſich mit der ängſtlichen und treibenden Haſt der Dampfſchiffe und Eiſenbahnen. Die Glocke tönt, der Pfiff gellt, und wir müſſen eilen, nicht die Abfahrt und Weiterfahrt zu verſäumen. Der Geiſt des Knaben wird geſpornt durch Alterthum und Philoſophie hindurch zum mehr oder minder abgegrenzten Einzelſtudium; darum iſt jene Noth wiedergekommen, die ſchon Walther von der Vogelweide am Ende ſeines Lebens beklagt, daß die Alten thöricht ſeien, wie es nur den Jungen gezieme, aber leider auch, daß die Jungen alt würden vor ihrer Zeit. Der Menſch ſchreitet in dieſer ſich ſelbſt abjagenden Zeit zu ſchnell fort, ſo daß ihm, falls er nicht an dieſer einſeitigen Fortbildung der Erkenntniß auf Koſten ſeines Charakters zu Grunde geht, doch bange wird, weil er ſo Viel weiß und ſo Wenig iſt. Wie aber Alles, ſo werden auch jene Entwicklungen übereilt, der Knäuel, der mit leiſer Hand ſollte aufgewunden werden, verwirrt ſich, Menſchen entſtehen, die nicht Männer ſind und auch nicht Jünglinge mehr — müde, müde bis zum Tode, das iſt unſeres thatloſen Lebens Grundſtimmung. — Glücklich, wer in ſolchen Zeiten einen Warner findet, einen Arzt der Seele, der ihm Ruhe gebietet, der ihn aus dem Treibhauſe verpflanzt, in dem ſeine Frucht zwar frühzeitig, aber nicht vollkräftig reift.

Kinkel war dies Glück zu Theil geworden. Hätte ihn nicht ein väterlich beſorgter Freund bewogen, ein dereinſt reich ſich lohnendes Opfer der Selbſtverläugnung zu bringen und zur Beruhigung ſeines ſich verzehrenden Geiſtes aus einer erſt eben und glücklich begonnenen Laufbahn herauszutreten: — Wer weiß, ob ſein Leben nicht unter der Laſt täglich wiederkehrender Schmerzen ſich zu Tode gehetzt haben würde?

Es war ihm ſchwer geworden, ſich auf längere Zeit von einem Berufe zu trennen, den er für einen göttlichen glaubte anſehen zu müſſen. Die Carriere eines Privatdocenten iſt ohnehin ſchon die langſamſte, und es war nicht zu verwundern, wenn Mancher die ſcheinbare Verlängerung derſelben durch ein freiwilliges Abſcheiden aus dieſem Kreiſe für thöricht anſah. Allein es blieb dem Jüngling keine Wahl. Dadurch, daß er in der Zeit tiefſter und ſchmerzlichſter Gemüthserregung gerade die allergeſpannteſte Thätigkeit hatte eintreten laſſen, daß er beim Tode der Mutter das Candidatenexamen, bei dem des Vaters ſeine Diſſertation vollendete, endlich am Grabe ſeines Freundes Guſtav H.......... den akademiſchen Lehrſtuhl beſtieg, während ihn die Qual ſeines Abſchiedes von Minna *** durchzuckte, war ſein Nervenſyſtem ſo zerrüttet, daß er faſt daran verzweifelte, jemals noch ein blühendes, geſundes Leben zu gewinnen. Und doch entſchloß er ſich nicht leicht, den Rath des Freundes und ſeines Arztes zu befolgen, welcher Letztere ihm die Pflicht auferlegte, eine längere Reiſe in ein ſüdlicheres Klima zur Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit zu unternehmen.

Nachdem jene Tage des Aus- und Aufräumens, jene dem geiſtigen Menſchen ſo höchſt widerwärtigen Geldgeſchäfte, jene ſteifen Abſchiedsbeſuche, überhaupt die ganze fatale Zwiſchenzeit zwiſchen einer ſolchen Reiſe und dem Entſchluſſe zu derſelben vorüber waren, kam endlich der Tag, an welchem Gottfried ſeine

Schweſter in Oberkaſſel, wohin ſie Abends zuvor ihm voraus geeilt war, auf's Dampfſchiff abholen ſollte.

Sein erſter und liebſter Zuhörer begleitete ihn von ſeiner Wohnung auf dem Schloſſe Poppelsdorf durch die Allee bis an die Fähre, und trug ihm, wie es Studentenſitte iſt, zum Abſchiedsgeleit den Torniſter, welchen er, da er den größten Theil der Reiſe zu Fuß zurücklegen wollte, für ein beſonders nöthiges Geräth hielt. Am andern Ufer eilte er den Rhein herauf bis Oberkaſſel, wo er die Schweſter bereits ihn erwartend fand, und fuhr dann nach einem raſchen und herzlichen Abſchiede von ſeinem Freunde Sartorius an das nahende Dampfboot heran.

Johanna hatte darauf beſtanden, daß ſie und ihr Bruder auf dieſer Reiſe bei jeder Gabe, jeder Hülfe, bei jeder kleinen Freude ſogleich Gott ihren Dank darbringen wollten, und zwar mit dem hebräiſchen Spruche, den die Juden bei jedem Genuſſe herſagen: „Geſegnet ſeiſt Du, Jehovah, der Du uns Dies und Das geſchaffen, gethan, gegeben,“ worauf alsdann je nach der Art der Wohlthat die Worte anders gewählt werden. So beteten ſie auch jetzt, als ſie alle ihre Effekten, in Bonn eingeladen, richtig vorfanden, ihr בָּרוּךְ יְהוָה und fuhren offnen Herzens und leichten Sinnes in die herrliche Landſchaft hinein. Zum erſten Male breitete ihr Geiſt ungehemmt ſeine Schwingen in die blaue Ferne, und Gottfried hoffte, während ein lauer Wind ihm einen Gruß aus Süden brachte, fröhliche Geneſung für ſein armes, krankes Menſchenherz. —

Vorüberflog der Drachenfels, vorüber das Siebengebirge, — er ſagte ſeiner Wiege Lebewohl. Denn auch er war ja ein Sohn dieſer Berge, und als er noch klein war, und ſeine Welt beſchloſſen lag in dem reizenden Thale, das gottgeſegnet von dem Drachenfels längs ſanfter Anhöhen ſich hinzieht, bis der Finkenberg es nahe bei Bonn abſchließt, da hatt' er ſich oft mit wunderbarer Sehnſucht hinübergewünſcht über dieſe Berge, um zu ſehen, wie es drüben wohl ausſehen möchte. Auch wußte er aus Schreiber's Rheinreiſe, daß jenſeits wunderbare Gegenden kämen, wo trefflicher Wein wachſe, und daß da ein Bingerloch käme und ein Mäuſethurm, auch Brömſers Burg, wo die ſchöne Giſela ſich ertränkte. Aber das war ihm, wie etwa eine aſtronomiſche Karte, und nie dachte er daran, daß er jemals dahinauskommen würde.

Seitdem aber wurd' er groß und war ein Student, da wuchſen ihm ſeine Schwingen. Er ging über jene Grenzen hinaus und ſah die Wunder des Rheines und als er zurückkehrte, mußt' er geſtehen, daß er doch Nichts gefunden, das ſchöner geweſen, als das Siebengebirge. Und nun die Sehnſucht nach der Ferne geſtillt war, da klammerte er ſich erſt recht mit Liebe an das ſchöne Vaterland an, und im ſandigen, nebligen Norden hatte er ſich ein Jahr lang geſehnt nicht nach Vater und Mutter, wohl aber nach den hohen Bergen und dem ſtolzen und tiefen Strome. Und wie er da, von Berlin zurückkehrend, zu Linz an's Land ſtieg, da ſah er die Siebenberge im Sonnenlicht und im Rebenkranz, und da jauchzte ihm das Herz, und er fühlte es: — Schöneres möchte wohl auf Erden nicht gefunden werden. Auch jetzt bat er zu Gott, daß er ihm dies ſtolze, freudige Heimathsgefühl, aus Italien heimkehrend, wiederſchenken möge, ohne welches die Erinnerung an den warmen Süd mit ſeinen Orangen und ſeinem Veilchenhimmel und ſeiner ganzen bunten Lebensluſt dem im Norden Weilenden zur Pein werden müßte und zum verzehrenden Heimweh. —

Das Dampfboot fuhr ſchnell. Die Luft war nach langem Regen lau und ſchön und ſchmeichelte in dem bewegten Jünglingsherzen die Blüthen manchfaltiger Gefühle wach, aufgeſchloſſen durch die hiſtoriſchen Erinnerungen und die eignen Erlebniſſe, welche die Reihe der vorüberfliegenden Städte, Berge und Ruinen in der Seele auffriſchte. Doppelt ſcharf iſt ſolche Erinnerung, wenn man von Orten, welche durch ſie geheiligt ſind, auf lange, vielleicht auf Nimmerwiederſehn ſcheidet. Vorbei, vorbei! Das iſt dann das Loſungswort, und das klingt beſonders ſtark in den Tiefen der Seele, wenn die Fahrt ſo raſch geht, wie es heute der Fall war. Dort Nonnenwerth und Rolandseck, Zeuge ſo mancher luſtigen Ausflüge aus den Studentenjahren und mancher ſtillgemüthlichen Fahrt mit lieben Gäſten; Honnef und über ihm der hohe runde Bergkegel, den ein dortiger Bauer einſt einem Freunde für das Grab Etzel's erklärte. Solcher Zeichen ſind hier mehre: in der Höhle des Pfaffenberges bei Oberkaſſel hat das Zwerglein Egwaldus gewohnt, und die Höhle heißt noch von ihm das Zuerchenloch (Quarchenloch). Und am Ende den Drachenfels der Nibelungenſage darf ſich der Rheinländer nicht nehmen laſſen; denn die eigentliche Drachenfelſer Tradition von der Jungfrau, die, den Drachen tödtend, hier die Heiden getauft, iſt wohl Nichts als dichtende Umbildung des altheidniſchen Stoffes von der Jungfrau, welche der Drache gefangen hielt, bis Siegfried ſie befreite.

Doch Wer vermag all' dieſe Sagen, ihre Entſtehung und Entwicklung durchzudenken? Vorbei wie jene Rieſengeſtalten und Rieſenkämpfe der Vorzeit ſind nun auch ſchon die Stellen, welche ihr Gedächtniß bewahren. Das Thal erweitert ſich, Sinzig fern zur Rechten läßt ſeine zierliche Kirche ſchauen, die einen Meiſter hat mit der zu Ahrweiler, und die liebliche Ahr ergießt ihr klares Waſſer in den dunkelgrünen Rhein. Dann ging es weiter vorbei an Argendorf, Hönningen und Briſich, wo rechts auf ſteiler Kuppe, als wollt' es ſich hinabſtürzen, ein Schloß hervorſpringt, — die Ruine Rheineck, zierlich im alten Stile vom Beſitzer, dem damals zu Bonn wohnenden Bethmann-Hollweg, pietiſtiſchen Angedenkens, neu aufgebaut.

Aber nun, wie das Schiff um die Felsecke biegt, zieht eine düſtre Wolke auf über Gottfrieds inwendigſte Seele, und das Auge ſelbſt iſt ihm feucht geworden. Siehe, da liegt es in der Thalſchlucht, das freundliche

Brol, wo ſein armer Jugendfreund Alexander Fauſt ſeine herrlichen Lieder gedichtet. Dieſer Fauſt war ein trefflicher und ungemeiner Menſch, darum haben ihn auch die Meiſten nicht verſtanden. Er war ein Böttchersſohn aus Stettin und ſelten mag es Einen gegeben haben, dem das Lied ſo rein aus der Seele quoll, und der ſo viele Anlagen hatte ein frommer Dichter zu werden. Aber ihn hatte die fröhliche Jugend zu weit verlockt, er lebte wild, und mußte wild leben, um einen ſtillen Liebesgram zu ertödten. In der Ferienzeit aber, wenn die wüſten Geſellen fort waren dann zog auch er aus Bonn weg und begab ſich an einen der Seitenſtröme des Rheins. Von dort brachte er immer einen Cyklus der köſtlichſten Lieder mit heim; ſo hatte er Lieder von der Ahr, Lieder aus dem Harz, Lieder von der Brol und zuletzt von der Nahe. Am Ende ſeines akademiſchen Lebens aber wurd' er ſtille, als wollte er ſich beſinnen und entſagte ſeiner Liebe; doch da hielt er's nicht mehr aus, — er wurde krank — ſein Herz war gebrochen, es konnte der innern Gluth nicht mehr widerſtehen, und er ſtarb, kaum ins Vaterhaus zurückgekehrt, an einem Blutſturz. Hier in Brol, wo ihn ſchon Todesahnungen durchzogen, hat er wollen beerdigt ſein, — es iſt nicht geſchehen, ſondern er ruht auf dem hohen Stettiner Friedhofe, wo ſein Grab weit hinausweiſt nach der blauen Oſtſee, — ach, dahin ſchwoll auch ſein Herz, dahin wollt' er ſein ſtolzes kaltes Lied führen:

„Es wiegt ſich ſchön auf leichtem Nachen u. ſ. w.“

Gefunden hat er dort den Frieden, den er begehrte in ſeinem letzten Liede, das er hienieden ſang, — freilich nicht den Frieden des beſonnenen Mannesalters in ſtiller Pfarrerwirkſamkeit:

„Wann wirſt du mir erſcheinen, du holde Friedenszeit u. ſ. w.“

Bei Brol hält das Dampfſchiff an. Traurig lehnte Kinkel am grünen Geländer des Bootes und ſchaute hinüber zu den freundlich im Herbſtesſonnenſtrahl erglänzenden Dächern. Er zerdrückte eine Thräne auf der heißen Wimper, und ſprach ſchmerzlich: „Leb' wohl, mein Fauſt! Dort, wo Du einſt ſo fröhlich wohnteſt und von Lebensluſt ſchriebſt, hab' ich Deiner in großer Liebe gedacht!“ —

Und weiter keuchte das Schiff, in weißem Schaume die dunkle Fluth emporwirbelnd und zu lichten Perlen zerſprühend, die im Sonnenſtrahl tauſendfarbig erblinkten. Neuwied trat vor. Minna erſchien auf der Landungsbrücke, um noch einmal von dem Freunde Abſchied zu nehmen. Nur ein Augenblick und der ſcharfe Ton der Glocke ſchnitt ihre Begrüßung ab. Sie ſchieden ſchwer, die Luft wurde kalt, Gottfried aber hüllte ſich feſter in ſeinen Mantel und dachte an Uhlands Wort:

„Im Vorübereilen grüßen
Sich mit Blicken voll von Schmerz,
Die ſich feſt und ewig ſchließen
Möchten an das treue Herz!“

Und ſo ſetzten ſich die poetiſchen Träume fort, bis er endlich ins Nachdenken kam über die ſchon länger beabſichtigte Ausführung eines Trauerſpiels, deſſen Plan er unter ſeinen Reiſepapieren vorgefunden hatte.

Aus dieſem Werke geiſtiger Zeugung, welches ihm den vortrefflichen Zug Hoffmann's, daß er den Meiſter Johannes Wacht gerade nach dem gewaltigſten Schmerz ein ſehr künſtleriſches Werk ſchaffen läßt, in ſeiner pſychologiſchen Wahrheit klar machte, riß ihn das anziehende Geſpräch eines jungen Mannes, den er anfänglich für einen Künſtler hielt. Das tiefliegende dunkelbrennende Auge und ein Ausdruck bunten und reichen Lebens, nebſt lächelndem Humor um den ſchönen Mund ſchien dies anzudeuten. Nur hörte man ſeinem Tonfalle an, daß er das Deutſche nicht als Mutterſprache gelernt hatte, wenn er es gleich nach der Formenlehre vollkommen richtig redete. Aber weder engliſch, noch franzöſiſch, noch nordiſch war ſein Accent. Kinkel mußte ſich in der leichten Unterhaltung, in welche ſie hineinkamen, die Freiheit nehmen, ihn nach ſeinem Vaterlande zu fragen. „Ich bin ein Grieche,“ ſagt' er, „aus Macedonien, und reiſe jetzt nach Hauſe.“ Da ſchwoll Gottfried das Herz, und wie gern wär' er mit ihm gegangen in das ſchöne Vaterland, wo es, wie Schlegel ſagt, dem Deutſchen ſogleich heimathlich zu Muthe wird. Dieſes Jünglings Rede berührte ihn wie ein Hauch aus dem Süden, und ſein ſelten tiefes, aber ſtets anmuthiges, ſchnell wechſelndes Geſprach, ſeine große, aber zierliche und gewandte Geſtalt gaben ihm vorläufig ein paar ächte Züge zum Ideal des Südlands. Jener hatte zehn Jahre lang in Wien und Heidelberg Medicin ſtudirt, dann auch Holland beſucht und kam jetzt von London über Paris zurück. Die Franzoſen gefielen ihm nicht, weil ſie falſch, die Engländer faſt noch weniger, weil ſie nicht zugänglich und ſehr habſüchtig ſeien. Mit den Deutſchen war er noch am Beſten zufrieden, und erzählte von ſeinem Vaterlande, wie da Alles noch natürlicher geordnet und die Wahrhaftigkeit des Wortes noch nicht durch falſche Kultur angefreſſen ſei. Das freute Gottfried innig, denn man hatte ihm die Griechen immer als treulos genannt. Im „Rieſen“ zu Koblenz brachten die Beiden einen ſehr vergnügten Abend zu; Kinkel ſaß faſt bis Mitternacht mit dem Fremden am Tiſche und ließ ſich erzählen vom Weine von Chios und Samos, den man nicht trinken kann ohne ihn mit Waſſer zu verdünnen. Weißen Wein trank der Grieche nicht; bei ihnen, ſagte er, wachſe nur rother, und das ſei ſo von Alters her. Deshalb kennt ſchon Homer nur *αἴθοπα οἶνον*. — Mit Träumen von Chios im Haupte und Rheinwein im Kopfe ſchlief Gottfried endlich ſelig genug ein. —

Am folgenden Morgen ward die Reiſe bei ſchlechtem Wetter fortgeſetzt. Der Grieche verließ zu Kinkel's Leidweſen, der ihn gern als Reiſegeſellſchafter noch längere Zeit behalten hätte, das Dampfſchiff, und es bedurfte einer Nachwirkung des geſtrigen Rauſches von Wein und Luſt, um eine fröhlichere Stimmung aufrecht zu erhalten, als der trübe Nebel, der ſich über den Strom lagerte, ſie heraufbeſchwören wollte.

2.

Mit einem ſchweren Torniſter beladen, auf deſſen Rückſeite ein in dunkles Tuch eingenähter Frack befeſtigt war, ſchritt ein Wanderer rüſtig durch die Straßen von Vienne. Das ſchwarze Haar wallte lockig auf die Schultern herab, und bildete einen grellen Abſtich zu der weißleinenen Blouſe, mit welcher der Jüngling bekleidet war. In einer freundlichen Taverne angelangt, warf er Mantel und Torniſter ab, und ſchritt wieder luſtig in Begleitung eines knorrigen Schlehdornſtabes zur Thür hinaus, um das eigentliche Freudeleben des Reiſenden: das Wandern mit den Händen in der Rocktaſche zu beginnen. Gottfried Kinkel — denn er war es — kannte nichts Angenehmeres, als ſo auf gut Glück in einer fremden Stadt die unbekannten Gaſſen zu durchſtreifen, kurioſe Namen von den Schildern abzuleſen, und dann, nachdem er einen Punkt, am Liebſten einen Kirchthurm, ſich als Nordſtern erſehen, ohne Führer und, wo möglich, ohne Fragen ſich nach ſeinem Wirthshaus zurückzufinden. Wenn dazu ein blauer Himmel und ein ſonniges Wetter kam, ſo ſtellte ſich eine leichtherzige Fröhlichkeit ein, und wenn ein eigner Zauberreiz des Reiſe-Lebens darin liegt, Abends in eine große wildfremde Stadt hineinzufahren, ſo iſt dem gewiß das Herumſtreifen in derſelben bei hellem Taglicht billig zu vergleichen.

Ueber Mainz, Straßburg, Colmar und Baſel war Kinkel nach Bern gereiſt, wo ſeine Schweſter wegen zunehmender Kränklichkeit mißmüthig von ihm Abſchied genommen und ſich allein auf den Rückweg begeben hatte. Noch ganz erfüllt von den Wundern des tiefblauen Genfer Sees, reiſte Gottfried jetzt die Rhone herunter und war über Bellegarde und Lyon, wo er ſich mehre Tage aufgehalten hatte, ſo eben in dem lieblichen Vienne angelangt. Die Provinzen des mittäglichen Frankreichs, von den Franzoſen le midi genannt, ſind reich an Naturſchönheiten und fremdartigen Reizen, die auf das ſchmerzzerriſſene Gemüth unſeres Freundes einen ſanftberuhigenden Zauber ausübten. Er gewann allmälig wieder einen Abglanz der früheren Heiterkeit, und das alte Weh ragte nicht mehr ſo dunkel und zerſtörend in ſein jugendliches Leben hinein. Die freundlichen Briefe ſeiner Braut, welche er häufig empfing und meiſt auf die Stelle beantwortete, verdrängten die düſtern Gedanken, wenn das Bild Minna's vor ſeiner Seele aufſtieg, obgleich er ſich oft mit den bitterſten Selbſtanklagen quälte. Die Einſamkeit, in welcher der Jüngling jetzt die unbekannten Länder durchſtrich, that ihm wohl, er ließ ſeinen Blick aufmerkſam in alle Verhältniſſe eindringen, ſein Auge über alle Schönheiten des Südens hinſchweifen und grüßte fröhlich jeden

Wanderer, der ihm begegnete oder eine Strecke Weges mit ihm zurücklegte. Und jetzt war all ſein Sinnen auf die Provence gerichtet, jenes fabelhafte Land der Troubadours, von dem er ſo oft geträumt hatte, und das er nun ſelbſt begrüßen ſollte.

Nachdem Gottfried eine Zeitlang die Straßen von Vienne durchſchlendert und die mächtige Kathedrale beſucht hatte, fand er ſich nach ſeiner Taverne zurück, verzehrte ſein einfaches Mahl, und ließ ſich wieder den ſchweren Reiſetorniſter und den leichten Mantel von dem gefälligen Hauswirth über die Schulter hängen. Fröhlich bezahlte er ſeine Zeche und ſchritt durch das alte Stadtthor hinaus auf den Landweg nach Tournon und Valence. Seltner benutzte er das Dampfſchiff, das in kaum zwölf Stunden die beträchtliche Strecke von Lyon bis Avignon zurücklegte, ſondern er ging lieber zu Fuß, um mit genügender Ruhe ſich die fremden Berggegenden und ſtolzen Ufer der Rhone zu beſchauen. Dicht vor der Stadt bog er links von der Straße ab und ſtieg zu der ſteilen Höhe empor, welche ſich hier weit über den Spiegel des Stromes erhebt. Eine Zeitlang ruhte er im verlaſſenen Gemäuer eines unvollendeten Hauſes, von wo bereits ein herrlicher Ausblick ſich eröffnete, und ſchritt dann eine Treppe von einfachem Stein hoch nach der Bergeskante hinauf, immer in der Hoffnung, den Stein der heiligen Magdalena zu finden, der durch Menzels treffliches Gedicht: „Auch der Teufel muß ſein Recht haben“ berühmt geworden iſt:

„Auf den Bergen bei Vienne
Findeſt Du den heil'gen Stein.
Sieh', ob Thau zurückgeblieben
Morgens in des Füßchens Raum: —
Und geheilt biſt Du vom Lieben,
Netzteſt Du die Lippen kaum.“

Ueber kleine Waſſerfälle, die glattgefroren waren, und durch wildzerriſſene Bergſchluchten klomm Gottfried zur Höhe, wo zu ſeiner lebhaften Freude der Gartenbuchs wild hervorſproßte und einzelne Bäume trotz der ſpäten Novembertage noch grünes Laub zeigten. Die Rhone herab glänzte das Abendlicht durch amaranthne Wolkenzüge, kalt und blau aber ragte der beſchneite Mont Pilar vor den Blicken des Wanderers. Rechtshin hob ſich die maſſenhafte Kathedrale von Vienne aus der wunderbaren Stadt mit der leichten Brücke und der alten Burg empor; gegenüber der Thurm, von dem Pilatus ſoll herabgeſprungen ſein, deſſen Grab die Volksſage und Kirchenlegende unter einer auf freiem Feld emporſteigenden Pyramide angiebt. Der Blick in das herrliche Thal hob die Seele des Jünglings. Es berührte ihn ſo rheiniſch-heimathlich, daß er von der mächtigen Höhe gar nicht herabkonnte. Erſt der ſinkende Abend mahnte ihn zur Rückkehr, und ſo hatte er den Stein der heiligen Magdalena nicht gefunden, ja vielleicht nicht einmal ernſtlich danach geſucht. Seine Liebe zu der ſchönen Eliſe H.......... ſchlug tiefe Wurzeln in der ſehnenden Jünglingsbruſt, ſie trieb herrliche Blüthen, und damals hätte er nimmer begehrt, von dieſer Liebe geheilt zu ſein. Später jedoch gab es manchmal Augenblicke ſeines Lebens, da er hätte vom luſtigen Rheine pilgern mögen an den fernen Rhoneſtrand, um auf den Bergen von Vienne die wunderthätige Kraft des Magdalenenſteines zu erproben, und all ſein Liebesweh zu vergeſſen, das ihn verzehrte.

Von Vienne ging es weiter über Valence, Montelimart und Orange nach Avignon. Bei Orange ſtand er lange Zeit unter dem Triumphbogen des Marius, in Erinnerungen der Vorzeit vertieft. Er gedachte der Zeit, da hier der Römer unſere Vorväter geſchlagen, und wie dann dies ſtolze Rom in Staub geſunken iſt vor dem Arme Deutſchlands. An der heißen Quelle, die am Fuße des Römerbogens hervorſprudelt, hingelagert, ſchrieb er dieſe Gedanken in ſein Tagebuch *), und ſchritt dann, befreit von den großartigen Träumen der Geſchichte, durch das Thor, ganz ſich dem friſchen Reiz der Provence hingebend, die vor den überraſchten Blicken des Jünglings ihre bunte Mährchenwelt erſchloß. Sein Herz jubelte in ſtürmiſcher Luſt, und durchfluthet von dem Geiſte der Troubadours, die einſt auf dieſem klaſſiſchen Boden ihr keckes Liederſpiel, ihre fröhlichen Minnegeſänge hatten erſchallen laſſen, jauchzte er einen „Gruß dem Süden“ **). Dann ging es weiter in das „tönende“

---

*) Gedichte. S. 40. Triumphbogen des Marius in der Provence.
**) Gedichte. S. 93.

Avignon mit ſeinen grauſamen Erinnerungen und das geſchäftige Marſeille, wo ſich das blaue Mittelmeer in die unbegrenzte Ferne ausdehnt. Nachdem Gottfried am jenſeitigen Ufer des Var als „Tollfried“ Kinkel in das italieniſche Paßregiſter eingetragen war, pilgerte er über Nizza nach Genua, jener trübſeligen Stadt, wo es faſt unaufhörlich regnen ſoll. Weint ſie vielleicht über ihre verſunkne Herrlichkeit, oder will der Himmel ihr klagen helfen, und ſchenkt ihr den Wittwenſchleier der Regenwolke, wie Zeus einſt Blut weinte, da ſeiner Heldenſöhne einer fiel?

Von Genua ſchlug Kinkel den Weg über das ſeltner von Reiſenden beſuchte Lukka, über Piſa und Piſtoja nach Florenz ein, und pilgerte von dort über Siena und Spoleto nach Rom, wo er am erſten Januar 1838 anlangte, nachdem er noch auf der Reiſe, in Rückerinnerung an ſein ſchönes Heimathland, die chriſtliche Sage vom Drachenfels *) poetiſch bearbeitet hatte.

---

*) Gedichte. S. 14. Margaretha.

3.

Kinkel war zu einer bunten Zeit in der „ewigen Stadt“ eingezogen. Kaum hatte er ſich eine Wohnung in der Nähe des Corſo gemiethet, als ihn am Vorabende des Heiligendreikönigefeſtes ein unerhörter Lärm auf die Straße lockte. Die Römer feiern an dieſem Tage das Beſſanafeſt, gleichſam ein Vorſpiel des großen Carnevals, das ſich entfernt mit dem Berliner Weihnachtsmarkte vergleichen läßt, nur daß es in Rom weit toller hergeht. Der Reiz dieſes Feſtes beſteht darin, daß Jeder ſo viel Lärm, als möglich, erregt. In geſchloſſenen Reihen zogen die Studenten aus der Sapienza durch die Gaſſen, Jeder ein Pferdeſteißpfeifchen im Munde, auf dem man die ſchrillendſten Töne hervorzubringen wußte. Zwiſchen dem Gewühl trieben ſich gleich anfangs die niente genannten Frauen aus den ſogenannten niedern Volksſchichten umher; denn die Frauen der nobili erſcheinen erſt ſpäter. Zwiſchen dem Schreien und Pfeifen, Schrillen und Gellen einer toſenden Menge ſchallt der Lärm des ewigen Beſſanarufens, die durchdringende Stimme der feilbietenden Marktjungen, und es iſt zum Sterben, wenn man nicht ſelber mitlärmt. Kinkel, der ſich mit einigen Bekannten in das Gedränge hineinſtürzte, rieth den Spektakel mitzumachen, und ſo kauften ſie denn ebenfalls Schnurrpfeifen und Kindertrompeten, um in der eignen Raſerei die fremde behaglich zu finden und zu vergeſſen. Um zehn Uhr flüchteten ſie ſich in eine Trattoria, wo ſich gewöhnlich Deutſche aufzuhalten pflegten, und ſtürzten ſich dann um Mitternacht noch einmal in den Strudel, um am Pantheon und Corſo vorüber nach Hauſe zurückzukehren.

Mälig verrauſchte das Getümmel, Alles ſuchte den Schlaf, und vergaß den Wirbel des vergangenen Tages. Nur Gottfried lauſchte noch in die helle Nacht hinaus, und fühlte, wie der Schmerz ſeiner Seele ſich in weiche Liedestöne auflöſte. Erfaßt von dem Zauber dieſer heiligen Ruhe ſang er das Lied:

Nacht in Rom *).

„Ringsum auf allen Plätzen
  Schläft unbewegt die Nacht;
Am blauen Himmel ſtehet
  Der Mond in voller Pracht.

So todtenſtill ſind beide,
  Das alt' und neue Rom,
Und ſelbſt ihr Rieſenwächter
  Nickt ein, Sankt Peters Dom.

---

*) Gedichte. S. 37.

Nur wunderſam noch rauſchen
Die Brunnen nah und fern,
Die halten wach die Seele,
Die ſelbſt entſchliefe gern.

Die ſpülen aus dem Herzen
Leiſe das alte Leid;
Im blauen Mondlicht dämmert
Weit fort die alte Zeit.“

Bei ſeiner Ankunft in Rom hatte Kinkel einen Brief von ſeiner Braut vorgefunden, der ſeine Liebe zu ihr noch ſteigerte, und Minna's Bild mehr und mehr zurücktreten ließ. Sein Herz ſagte ihm, daß Eliſe ihn glücklich machen könne, und er gab ſich mit der reinſten Gluth dieſem Gefühle hin. Es war ihm, als hätte all' die frühere Täuſchung nur dazu dienen müſſen, ſeine Liebe zu läutern und verklären, er hatte jetzt erſt lieben gelernt. So geſtalte ſich ſein Leben friedlich und ſchön.

Kinkel's Poeſie ſchlummerte ſcheinbar in Italien. Aber Wer ſollte ſich darüber wundern? Fremde Lebenskreiſe zogen ihn in ihre Fluthen hinein, und es gehörte Zeit dazu, ſich im Süden heimiſch zu finden. Das Leben war hier ja ſelbſt Poeſie, und das träge Wort mußte ſich erſt beſinnen in dieſem Chaos neuer Geſtalten. Jene bunten heſperiſchen Farbentöne, jenes reiche ſinnliche Leben, jener ewigblaue lächelnde Himmel, jene traumhafte Ruhe der Natur bedürfen ein langes und mühevolles Studium, ehe man ſich ihrem Einfluß paſſiv hingeben und ganz in ihnen aufgehen lernt. Und dann ſtehen wir auf einem claſſiſchen Boden, die Reſte und Erinnerungen der Vergangenheit ragen in das friſche Leben der Gegenwart hinein. Das neue Geſchlecht feiert ſeinen bunten Carneval auf den rieſigen Gräbern der Vorzeit, und wir dürfen nicht darüber zürnen. Es ſind nicht die Geſpenſter, ſondern es iſt ein Hauch vom Geiſte der alten Römer, der jene verklärten Gefilde durchwebt, und Wer mit dieſem Volke zu leben weiß, wird ſich bald unter ihm heimiſch fühlen. Der Reiz, welcher über die ganze Natur ausgegoſſen erſcheint, ſpiegelt ſich auch im Leben, überall begegnen wir einer ſchönen Form. Das empfand auch Gottfried, und er wagte nicht leicht, in Italien ſeine Gefühle auszuſprechen, weil ihm noch die Form mangelte. Dieſe zu finden verſuchte er zuerſt in dem mitgetheilten Liede und dem Gedicht „Petrus“ *). Das letztere hat ihm viel Mühe und Arbeit gekoſtet. Es ward ihm immer klarer, daß das lyriſche Gedicht wohl aus dem weichen Thone des Gefühls ſchnell und fröhlich ſich bildet, das plaſtiſch-erzählende jedoch — und wohl mehr noch das dramatiſche — aus dem harten Marmor des Gegenſtandes mit Schweiß und langſamer Mühe muß herausgehauen werden. Das Ganze ſchien ihm etwas zu lang gerathen und Manches war nicht abſolut nöthig, ohne daß er es jetzt noch hätte aus-

---

*) Gedichte S. 20.

merzen können. Ueberhaupt iſt es traurig, daß man an der Glocke des Liedes, wenn ſie einmal gegoſſen, wohl noch hie und da mit dem Hammer nachhelfen, einen etwaigen Sprung oder Fehler des Guſſes aber nicht mehr ändern kann, und nun leider auch nicht im Stande iſt, daſſelbe Metall zum Zweck eines neuen Guſſes noch einmal in Fluß zu bringen. Doch Gottfried verzagte nicht; er beſchloß immer friſch zuzugießen, und mißlang Ein Guß, ſo hatten ja die reichen Schachte der Sage oder die edlen Gänge des Herzens noch feines Erz genug, um neue wohlklingendere Glocken in Maſſe gießen zu können. Der gelungenſte Guß aus dieſer Zeit iſt unzweifelhaft, um in unſerm Bilde zu bleiben, die prachtvolle Todtenglocke Roms: die Elegie „Roma's Erwachen“ *). Auch fällt in dieſe Periode ein ergreifendes frommes „Gebet“ **), das ſich ſeiner reinen Seele wie ein wallender Opferrauch entrang.

In vollſtem Maaße empfand Kinkel bald den mächtigen Eindruck des ſüdlichen Himmels. Abentheuerlich wächſt man dort an geiſtiger Fülle, man wird reich ohne Mühe. In Deutſchland kann man auch reich werden, aber mit ſtrenger Geiſtesanſpannung; in Italien drängt ſich Leben und Kunſt an uns heran, wir füllen die Lücken aus, ohne es eigentlich zu beab-

---

*) Gedichte S. 143.
**) Gedichte S. 141.

ſichtigen, wir lernen im Genuß und werden groß im Schauen. Hier muß jedes kranke Herz geneſen und in der gewaltigen Schönheit und Ruhe des Alls ſelbſt als Gottes bien aimé enfant jubelnd mit einſtimmen in den Hymnus der ewigen Natur.

4.

In der kleinen Kirche San Antonio auf der Höhe des Esquilin ward Meſſe geleſen. Menſchen gingen hin und her, die Orgel brauſte und die feinen Stimmen der Kaſtraten klangen vom Chore herab. Manche Chöre dürfen nämlich nur von Männern ausgeführt werden, und, um nun die höheren Stimmen nicht unbeſetzt zu laſſen, greift die Geiſtlichkeit zu dem ſchändlichen Mittel, die Entmannung im Dienſte des Herrn als ein Opfer der Frömmigkeit zu lehren und ſie für den Zweck der Kirchenmuſik auszubeuten. Am Altare ſtand ein Greis in einfacher Mönchstracht, deſſen erhabene und ſchöne Geſichtszüge die volle Aufmerkſamkeit Kinkel's, der ſich unter den Anweſenden befand, in Erregung nahm. Ein ſchneeweißer Bart wallte bis auf den Gürtel herab, und das ehrwürdige Antlitz erſchien Gottfried wie eine Miſchung der Züge ſeines Vaters und des rüſtigen Ernſt Moritz Arndt, der am ſchönen Rheinſtrom lebte.

Wunderbare Gedanken zogen durch die Seele des Jünglings, als er ſo einſam unter den Bekennern eines fremden Gottes einem fremden Gottesdienſte beiwohnte. Wie oft hatte dies Rom bereits ſeine Götter gegen neue umgetauſcht! Ein Geſchlecht verdrängte das andere, und nur der Himmel blieb ewig rein und blau, die Erde blieb ewig jung, als wollten Himmel und Erde der thörichten Kinder lachen, die den ſchönen Frieden des Alls zerſtören. Der junge Theologe fühlte ſich in dieſem Augenblick ſo erhaben über all das Leid des Menſchenlebens, all das Streiten um dieſen oder jenen Glauben, daß er vor den fremden Mönch hätte hinknieen und ihn um ſeinen Segen bitten mögen.

Da zupfte ihn ein Freund am Rocke, und winkte ihn hinaus.

„Es ſind in Deiner Wohnung Briefe für Dich angekommen," ſprach er, „ich glaube vom Rhein."

Haſtig eilte Kinkel in ſeine Wohnung, wo ihm die Magd einen Brief von ſeiner Braut und einen von ſeiner Schweſter überreichte.

Freudig erbrach er den erſten, — und ſank mit einem Schrei auf ſein Lager.

Eliſe meldete ihm, ein wohlhabender Mann, ein Dr. D........, der eine ausgebreitete Praxis und ſogar — — ein Reitpferd (!!!) beſäße, habe ſich um ſie beworben; da es nun noch lange Zeit währen möchte, bevor er (Kinkel), der arme Theolog, ſich eine feſte Stellung geſchaffen, bäte ſie ihn, das Band, welches ſie an ihn feſſele, zu löſen.

Gottfried war vernichtet, er gedachte des Traumes am Tage ſeiner Verlobung, der ihn nicht belogen hatte. Noch war ein armes Jährchen nicht vorüber, und ſchon hatte ſich die Liebe ſeiner Braut in Täuſchung und Falſchheit verkehrt, ſchon ließ ihr Wort: „Es iſt vorbei!“ ſein glühendes Herz erſtarren. Vielleicht noch ein kurzes Jahr, und man ſchmückte ſie für den neuen Bräutigam!

Eine gräßliche Verſteinerung bemächtigte ſich des Unglücklichen, er konnte nicht denken und nicht weinen, ſein Auge war trocken und brannte ſchmerzlich in den Höhlen. Ihn erfaßte die Empfindung des Traumes er ſchwelgte im Gefühl der Rache, er hätte den Dolch bedachtſam ſchleifen und in die Bruſt des Nebenbuhlers ſtoßen mögen. Vielleicht daß das ſiedende Herzblut des Gegners ſeine Eiſeskälte gewärmt hätte! Und dann dachte er wieder ſeine Braut als das lächelnde Weib eines Andern, — ein wahnſinniger Schmerz ergriff ihn.

Allein nicht lange konnte ſein heller Geiſt in ſo düſtern Vorſtellungen umherſchweifen. Er hatte dies Weib zu ſich emporziehen wollen mit aller Kraft ſeiner Liebe und ſah ſich nun verſtoßen, verſchmäht um den ungewiſſen Beſitz irdiſcher Güter. Sein Stolz regte ſich, und linde Wehmuth zog in ſein Herz. „Sie war Deiner nicht werth,“ dachte er, „und dir bleibt ja die Schwinge des Genius, die dich hoch emportragen wird über dies dunkle Weh! Und wenn dereinſt dein Ruhm über den Erdball fliegt, dann mag die Falſche in der eignen Bruſt das Strafgericht erkennen! — Wer weiß auch, ob nicht ihre Kinder nach Jahren mich aufſuchen, um meine Hülfe zu erflehn, und Dem möchte ich nicht vorſchnell ausweichen.

„Sei Wohlthat dann mein Dolch — mein Liebesbrand
Mit Vatertreue ſei auf ſie gewandt;
Und Du erkennſt vielleicht nach manchem Jahr,
Daß der, den Du verſtießeſt, edel war!“

So beruhigten ſich die Stürme ſeiner Bruſt allmälig in ſanfteren Liebestönen und ließen das Gefühl der Bitterkeit und des Haſſes, das zuerſt in ihm auftauchte, leiſe verfluthen.

Da beſann er ſich auf den zweiten Brief, und eröffnete ihn langſam. Hatte das erſte Schreiben ihn ſchmerzhaft erregt, ſo mußten ihn die Zeilen, welche er jetzt durchlas, vollends zermalmen. Mit dürrem Wort ſchrieb ihm ſeine Schweſter die Nachricht von Minna's Tode, welche an gebrochenem Herzen geſtorben ſei.

Beſinnungslos ſtürzte Gottfried in's Freie, und wandelte umher unter den Trümmerhaufen eines entlegenen Stadttheils. Sein Blut hatte ſich in ſtumpfes, kaltes Blei verwandelt, er war keines Gedankens mehr fähig.

So rückte der Abend heran, und, wie es hier ſelten zu geſchehen pflegt, ballten ſich ſchwarze Wolkenmaſſen am Himmel. Unheimlich ſchrillte das Käuzchen durch die Nacht, und Todesgedanken zogen herauf im Herzen des Jünglings. Hinter jedem Stein, jeder Säule ließ ihn ſeine Phantaſie eine vermummte Banditengeſtalt ſehen, die ſeinem Leben auflauere. Der Tod war ihm willkommen, ohnmächtig ließ er ſich auf die glatten Baſaltſteine herabſinken, und Dunkel umhüllte ſein Auge.

Wie lange er ſo gelegen, wußte er nicht. Als er aufwachte, fand er ſich auf einer einfachen Bank in einem niedrigen Hauſe. Ein ſchönes Mädchen in der Tracht einer Sennerin — es war Carneval — ſchaute theilnehmend in ſein blaſſes Antlitz. Dieſe Umgebung that ihm wohl, er heftete ſeinen Blick auf das Auge der Jungfrau, — ach, es war blau! Er wollte reden, — ach, ein deutſcher Gruß klang ihm entgegen! Da beſann er ſich auf Alles, lautweinend preßte er die Hand des Mädchens, und floh von dannen zu ſeiner einſamen Wohnung.

Es duldete ihn nicht länger in Italien. Einmal hier geneſen, und dann in derſelben Stadt gänzlich in ſeinen Lebenshoffnungen vernichtet, trieb es ihn fort in die Heimath. Er begab ſich in den Garten des Kapitols. Die Mandelbäume hatten ſchon ausgeblüht, und am Pfirſich drängten bereits die grünen Blätter die rothen Blüthenflocken hinweg. Die friſchen Winde von Oſtia riſſen immer mehr Blüthen herunter, während die Goldorangen unverändert daneben glühten, und die Citronenknospen ſich am Gipfel des Baumes blicken ließen. Die Narziſſen waren ſchon welk, aber die Veilchen ſandten ihren betäubenden Duft in die Lüfte.

Es iſt ein unendlicher Schmerz, ſolche kurze Blüthenpracht zu beſchauen. Jenes ſtarke Lenzgefühl, jenes gewaltige Naturleben des innerſten Menſchen nach dem träumeriſch gedankenreichen Gefühlsſchlafe des Winters, Frühlingsluſt und -ſchmerz kennt nur der Norden, wo ſich Frühling und Winter ſcheiden, wo nicht in letzteren die blühende Monatsroſe einen duftloſen Lenz, die Orange einen fruchtſpendenden Herbſt hineinlügt.

Solcher ungewiſſen Zeit ging denn auch Kinkel jetzt wieder entgegen, und ſollte dieſe Blüthen auch daheim noch einmal durchleben. Indem er aus dem Frühling floh, reiſte er ihm entgegen. »Freilich werde ich im Norden die Ruinen vermiſſen, auf denen hier ein junges Leben erblüht,« ſprach er bei ſich ſelbſt; »ſollten mir aber auch dort ein paar Lenzblumen des Liedes entſproſſen, ſo wird es ihnen ja in meinem Herzen an Trümmern nicht fehlen, auf denen ſie wurzeln können!«

Zu Anfang März ging er von Rom nach Neapel, und ſchiffte ſich hier nach der Heimath ein. Auf der Höhe von Civita Vecchia ſchrieb er noch den »Abſchied von Italien«,*) und langte am erſten April wieder in ſeiner Vaterſtadt an, freilich ärmer um einen herrlichen Liebestraum, aber reich durch die Wunder des Südlands, die erſt ſpäter ſein Leben erhellen und herrliche Frucht treiben ſollten, als ſein Glück für ewig gegründet war.

---

*) Gedichte. S. 97.

Fünftes Buch.

Kabale und Liebe.

Bonn.

Frühling 1838 bis Sommer 1843.

1.

„Das war ein kalter Winter, —
So ſprach der Roſenſtrauch, —
Ich bin in mir erſtorben
Vor nächtlich kaltem Hauch.

Schon blühen rings die Bäume
In friſcher Lebenskraft: —
In meinem Stamm, ach, ziehet
Kein junger Frühlingsſaft.

Muß warten lange Tage,
Bis aus der Wurzel ſchießt
Ein neuer Wald von Blüthen,
Den noch der Grund verſchließt.

Ach, bis zu neuen Roſen
Der junge Schoß gereift:
Wie leicht, daß Windestoſen
Sein Blatt ſchon abgeſtreift!

Und doch — ich kann's nicht wehren,
Ihn weckt der Frühlingswind: —
So komm an's Licht zum Leben,
Mein Schatz, mein zartes Kind! — — —

Das war ein kalter Winter,
Des Liebchens Lieb' erfror,
Daß ich zu Lieb' und Leben
Die junge Kraft verlor.

Muß warten, ſchmerzlich warten,
Bis aus des Herzens Gruft
Ein friſches Frühlingswerden
Zum Licht die Keime ruft.

Schon ungeduldig hebet
Tief unten ſich empor
Die Ahnung neuer Liebe
Und neuer Lieder Chor.

Doch, ach, bis Lied und Liebe
Mir wieder Roſen bringt: —
So lang' wird's, daß wohl eher
Mein Todtenglöcklein klingt!"

Den ſchönſten Theil von Kinkel's Leben, ſein ganzes Jugendglück hatte — ſo meinte er — die italieniſche Reiſe beſchloſſen. Im Norden war der Winter grimmig kalt geweſen, und auch der Frühling zeigte ſich ſpät und rauh. In den Kreiſen der Geſellſchaft drehte ſich die Unterhaltung um den Streit wegen der erzbiſchöflichen Angelegenheit zu Köln, und die katholiſche Geiſtlichkeit nahm, um den vertriebenen

Biſchof geſchaart, dem Throne gegenüber eine ziemlich gefahrdrohende Stellung ein.

Gottfried war unter Schneegeſtöber wieder in die alte Wohnung eingekehrt, und fand, daß ſeine Geldangelegenheiten während ſeiner halbjährigen Abweſenheit möglichſt ſchlecht waren ausgerichtet worden. Trotz der Freude, welche ihm das Wiederſehen ſeiner Heimath*) und die Liebe und Achtung, mit der ihn ſeine Freunde bewillkommneten, bereitete, faßte ihn dennoch bald genug das Elend und der ganze Jammer des nordiſchen Lebens. Auch bewegte die ſchmerzliche Trennung von ſeiner Braut und der faſt gleichzeitig erfolgte Tod Minna's noch zu ſtark ſeine Bruſt, als daß ſich die Stürme derſelben ſchon hätten beſchwichtigen können. Ein bitteres Gefühl tauchte in ihm auf, als er zum erſten Mal wieder dieſelben Gefilde betrat, welche, einſt Zeugen ſeiner ſtillen Freude, jetzt als Zeugen ſeines wilden Grames ewig heiter ſich vor ihm hindehnten. Und dann gedachte er jener Nacht an der Leiche ſeines Freundes, an den Bund des Lebens und der Liebe auf dem friſchen Grabe, an ein großes gebrochenes, ach, um ihn gebrochenes Mädchenherz und an ſein eignes, das ſo ſtill und traurig ſchlug. Zweifel ſtiegen in ihm empor an der Treue und Liebe, um ſchnödes Geld hatte ihn ein geliebtes Weib verſtoßen, das durch die zarteſten Bande mit ihm verbunden war, und nun ſtand er ja einſamer, als je, auf der weiten Gotteswelt. Als er ſich einigewohnen in ſeine neue Lage hineingelebt hatte, ſchrieb er bei der Nachricht von Eliſens Hochzeit folgendes Andenken an dieſe dunkle Winterzeit in ſein Tagebuch:

---

*) Im Vaterlande. Gedichte. S. 71.

„Wenn ich einſt alt bin, denk' ich mit Luſt daran
Vielleicht, wie ich auch jung mir ein Lied gewann.
Der Frühhauch oftmals traf mich in ihrem Arm,
Die Lippen kühlend, nächtlich vom Küſſen warm;
Ich ging in die Ferne, da kam ihr ein Andrer für,
An Dem fand Mehr ſie, als ſie gehabt an mir: —
Denn er hatte ein Reitpferd.

Ich war ein armer Doktor der Theologie,
Ein Reitpferd freilich hatt' ich beſeſſen nie,
Ein Amt noch minder, aber die Ausſicht doch
Ein armes Aemtlein lang' zu erharren noch: —
Er aber täglich häufte den Geldgewinn,
Denn er war Jünger der goldnen Medizin, —
Und er hatte ein Reitpferd.

Ich wand dem Liebchen duftiger Kränze viel,
Mein Geiſt umſchlang ſie jauchzend in buntem Spiel,
Viel' glühnde Lieder waren ihr Liebeslohn:
Doch Wagenrollen däucht' ihr ein ſchönrer Ton!
Wenn man ein Pferd hat, kommt man ohne Beſchwer
Auch noch zum Wagen — merkſt Du? Und freilich, Er —
Ja, er hatte ein Reitpferd.

Mein Lieb war ähnlich einem Demantenſtein,
Hellauf zu leuchten braucht' er der Schleifung allein.
Sie wäre geworden Perle der Fraun zumal,
Der Welt Entzücken, wurde ſie mein Gemahl: —
Bei Jenem wird ſie braves und ehlich's Weib,
Häbiſch fleißig ſchwanger pflegt ſie den ſchönen Leib, —
Und Er hat doch ein Reitpferd."

Aus dieſer bittern Stimmung in Bezug auf ſein Verhältniß zu Eliſe H.......... riß ihn ein Brief derſelben, worin ſie ihn um ſeine Verzeihung bat, und ein reines, freundſchaftliches Verhältniß zwiſchen Beiden hergeſtellt wünſchte. Kinkel antwortete ihr in der edelſten Weiſe. „Ich hätte Nichts hinzuzufügen,“ ſchloß er, „wenn mich nicht Dein letzter Brief aufforderte, Dir meine Vergebung auch jetzt noch einmal mit meinem vollen Manneswort zuzuſichern, obwohl Du meinſt, mich mehr gekränkt zu haben, als ich Dir je vergeſſen könne. Zwar — warum ſoll ich Das läugnen, wie bittern Gruß Deine letzten Briefe mir in der wiedererreichten Heimath gebracht haben? Doch Du nimmſt ſie zurück und ich bin noch nicht ſo erſtarrt, daß ich nicht fühlen ſollte, es wehe wirklich in dem allerletzten Briefe ein ganz anderer Geiſt, als in den vorhergehenden. Möge, was Du hier mit Worten wenigſtens bekennſt, auch in Deinem Herzen Dir zur Ueberzeugung werden! — — Ich ſelbſt aber — Du bitteſt mich darum, ſonſt würde ich ſchweigen — ich ſelbſt bin ruhig und klar, leiblich wohler, als je. Ja freilich, mein früheres Feuer iſt erloſchen, aber ein unauslöſchliches Feuer flammt nun in meiner Bruſt, deſſen zündender Funke keines ſterblichen Weibes Liebe, kein vergänglicher Jugendmuth, keine leidenſchaftliche Thatkraft iſt, ſondern einem viel höher gelegenen Gluthheerde entſprüht. Was ein Mann an ſeiner Jugendliebe verliert, das rechnet kein Rechenmeiſter aus; was aber ein Mann gewinnen kann in der allerhöchſten Trübſal, das iſt auch eine unendliche Zahl.“

Ohne Haß und Groll lernte Kinkel von nun an ſeiner verlorenen Braut gedenken, und hoffte bei angeſtrengter Arbeit ſeinen Schmerz mit der Zeit zu überwinden.

In dieſem Gefühl entſtand jenes Gedicht, das wir zu Anfang dieſes Abſchnittes mitgetheilt haben, und das ſeine damalige Gemüthslage am Beſten ausdrückt. Als er jetzt das Reſultat ſeines bisherigen Lebens zog, erwachte lebhaft die Erinnerung an Eliſe Zeller, der einſt ſein Herz im ſchönen Jugendlenz ſo freudig entgegenſchlug; aber Paul hatte ihm ja bereits vor drei Jahren ihre Verlobung mitgetheilt, und ſo winkte ihm auch hier nur die Palme der Entſagung und ein kühlendes Cypreſſenreis der Erinnerung, das ſein Gedächtniß friſch und grün zu erhalten ſuchte.

An Freunden waren ihm wenige zurückgeblieben. Am Liebſten verkehrte er mit den Privatdocenten Sommer und Krafft und der Familie ſeines Freundes Wilhelm Bögehold, die zu Mülheim am Rhein wohnte. Hugo Dünweg hatte ihn bald nach ſeiner Rückkehr aus Italien beſucht, und ihn aufgefordert, den „Preraspes“ oder das in Berlin begonnene Epos „des Kreuzes Triumph“ zu vollenden. Träten einmal in Gottfrieds Leben ſtatt des bisherigen Unglücks freudigere, mindeſtens ſorgloſere Zeiten ein, ſo hoffte er bei ſeinem jetzigen Leben und Studium glücklich werden zu können. In täglicher Erhebung ſeiner Seele zu

Gott, ſtrenger Haltung und Pflege des Leibes, endlich in geregelter Mäßigung des Arbeitens glaubte er die Quelle der rechten ſommerlich warmen Klarheit des Gemüthes gefunden zu haben, und war zugleich feſt entſchloſſen, jede ſich ihm darbietende Pfarrſtelle anzunehmen, um in ſtiller Zurückgezogenheit den verlorenen Frieden ſeines Herzens wiederzugewinnen. Sein Tagebuch gedachte er emſig fortzuführen; denn ohne ängſtlich zu journaliſiren, wollte er doch ſeinem Mannesalter den Genuß nicht rauben, klar die Pfade zu erkennen, auf denen der Jüngling, ach ſo mühſam! emporgeklommen war. Ruhig wollte er ſich fortentwickeln, emſig ſuchend Baſis, Breite, Erudition zu erlangen und etwanige Lücken leiſe auszufüllen, um nach höchſtens zwei Jahren mit Ehren auf ein Katheder für hiſtoriſche Theologie treten zu können. Gleichzeitig wollte er ein begonnenes Werk über die „Geſchichte des Heidenthums in politiſcher, religiöſer und ſittlicher Hinſicht während der drei erſten Jahrhunderte der chriſtlichen Zeitrechnung“ fortſetzen, um durch dieſe Arbeit ſeinen literariſchen Ruf zu begründen und nicht minder ſeinen Finanzverhältniſſen mächtig unter die Arme zu greifen. —

Außer Simrock hielten ſich damals mehre jüngere Dichter in Bonn auf, unter dieſen Freiligrath, Matzerath und Wolfgang Müller. Bei ſolchen Räthen konnte auch Kinkels Poeſie nicht leicht rathlos bleiben. Matzerath freilich verſank ſchon damals ganz in Nachahmung fremder Dichtungen und ließ ein bedeutendes

Ballint ſchmerzlich zu Grunde gehen; Freiligrath dagegen bewährte ſich und ſchien nicht wieder ſinken zu wollen, und Müller hatte durch ſeine »jungen Lieder« die gegründetſten Erwartungen wachgerufen, — freilich ohne dieſelben ſpäter befriedigt zu haben. Kinkel ſpann mit allen dieſen Poeten einen dem »Rheiniſchen Odeon« verderblichen Plan; man wollte nämlich Simrock und Freiligrath zur Herausgabe eines neuen Muſenalmanaches zuſammenketten, in dem die ganze rheiniſche Poeſie ihre Vertretung finden ſollte. In dieſer friedlichen Umgebung gewann auch Gottfried einen Abglanz der inneren Ruhe wieder. So ſpiegelt ſich die Schönheit des Himmels nicht ſo gern im brauſenden Strome, als in der weiten, friedlich blauen See, die in ſich geſchloſſen, unbewegt und doch nicht todt, unergründlich tief, bunt im Farbenſpiel erglänzt, und doch —

„Stiller wie die iſt keine
Unter des Himmels Höh'.“

2.

„Vom Bergland kam ich hergegangen
Im letzten Abendſonnenſchein.
Es glühten noch die braunen Wangen
Von Bergluft, Lebensluſt und Wein;
Ich kam von jauchzendem Gelage
Mit einer trauten Männerſchaar
Aus einer Dreizahl froher Tage,
Von denen heut' der beſte war.

Und Was mich ſo mit Luſt durchdrungen,
So wild gemacht, Was mocht' es ſein? —
Manch' Liedchen hatte mir geſungen
Des Pfarrers ſchelmiſch Töchterlein,
Die mochte gern vom Weine nippen,
Und wenn Gelegenheit ſich gab,
So fiel von ihren vollen Lippen
Für mich wohl auch ein Küßchen ab.

So plötzlich hatt ich mich entriſſen
Der liebevollen Gegenwart. —
Von lautem Becher ſcheiden müſſen
Und rothem Mund iſt immer hart: —
Da ſtandſt Du drunten in dem Thale,
Mich zu empfangen kamſt Du her;
Da war für mich mit Einem Male
All' die vergangne Luſt nicht mehr.

Es ſpielte auf des Haares Bräune
Der Abendſonne klares Gold,
Es glimmen in dem rothen Scheine
Die kleinen Lippen wunderhold;
Stillſelig ernſt und freundlich milde,
Vollkommne Jungfrau ſtandſt Du da,
Wie ſonſt auf einem frommen Bilde
Ich Heil'ge wohl bewundernd ſah.

Es ebnete Dein ſtiller Friede
Den Lebensſturm in meiner Bruſt,
Ich ward ſo weich und lebensmüde
Und doch im Innern voll von Luſt.
Wie einſt ich in der Mutter Arme
Geruht, ein ſtilles frommes Kind,
So ſchlief mein Geiſt, von Luſt und Harme
Befreit, in Dir ſo fromm und lind."

Wie uns dies Gedicht lehrt, legte eine neue Liebe ihre ſanften Schwingen um Gottfrieds ſturmbewegtes Herz. Vögehold hatte in dieſen Tagen ſeine Verlobung mit Fräulein Kinkel erklärt, und Johanna, die ſich jetzt noch zudringlicher, als je, in die Herzensangelegenheiten ihres Bruders einmiſchte, wünſchte aus mancherlei Gründen und Familienrückſichten, die der Welt lieber verſchwiegen bleiben, daß Gottfried nun wechſelsweis wieder die Schweſter ihres Bräutigams, Fräulein Sophie Vögehold, heimführen möge. Mit geſchickter Hand dachte ſie dies Verhältniß zu knüpfen, ohne daß ihr Bruder oder die Jungfrau ahnten, wie bewußt ein fremdes Weib alle Fäden dieſes Verhältniſſes unbemerkt zu lenken und zu knüpfen verſtand.

Aeußere Umſtände begünſtigten dieſen Plan in der wunderbarſten Weiſe. Kinkel, deſſen ſchmerzzerriſſene Seele vergeblich nach einer Beruhigung ihrer Leidenſchaften rang, mußte ſich nothwendig zu einem ſanften und frommen liebeverlangenden Mädchen hingezogen fühlen, das, wie Fräulein Sophie, den herzlichſten Antheil an ihm ſelbſt und den Verhältniſſen ſeines Hauſes nahm, und Johanna wußte es ſtets ſo zu leiten, daß die Beiden im Geſpräch ihre Gefühle gegen einander austauſchten. Häufige Ausflüge in die Ahr, das Siebengebirge und nach Oberkaſſel wurden verabredet und ausgeführt, und ſelten verging ein ſolcher Tag, ohne daß Gottfried und Sophie ſich, wie zufällig, allein ſahen und ſich weſentlich näher traten. Letztere war ein liebes, ſchuldloſes Mädchen, das zwar auf hohe Geiſtesbildung keinen Anſpruch machen konnte, aber ganz dazu geſchaffen erſchien, um das wilde, fieberiſch aufgeregte Weſen ihres neuen Freundes in ſanfter Harmonie zum Einklang zurückzuführen. Gottfried ſagt von ihr:

„Ruhig führt Dich Der zum Ziele,
  Der die Menſchenlooſe lenkt,
Deine Bahn in leichtem Spiele
  Gehſt Du harmlos, ungekränkt;
Immer klar und unbezwungen
  Von dem Schmerz und Todeskrampf,
Haſt Du Mehr am End' errungen
  Ohne Streit, als wir im Kampf.“

Dieſe Schilderung giebt uns das klarſte Bild von dem Weſen Sophiens; ihr ſtilles, frommes Herz war nicht gewohnt, auch wohl nicht fähig, den größten Schmerz der Erde zu faſſen und durchzukämpfen, mächtige Zweifel hatten niemals ihre Bruſt durchtobt, ſie war ein heller, klarer Spiegel einer in ſich ſelbſt beſeligten Ruhe, und ſchmerzhaft war ihr nur das entzweite, gramzerwühlte Weſen ihres Freundes, das ſie in weicher Milde auflöſ'te, ohne es eigentlich gekannt und durchdacht zu haben. Auf die zarteſte Weiſe warb Kinkel um ihre Hand, die ihm freudig von den beglückten Eltern zugeſagt ward, ſobald er ſich erſt eine ſichere Stellung erworben hätte, und ſeine Braut als Profeſſor oder Beſitzer einer ſtillen Pfarrerwohnung heimführen könnte:

„Nach anders nichts trag' ich Verlangen,
Als nur nach einer weißen Hand.
Die zarten, lieben bleichen Wangen,
Der Lippen dunkelrother Brand,
Mondſchein des Augs aus dunklen Schlangen
Der Locken — alles Das iſt Tand: —
Das alles reizt nicht mein Verlangen,
Allein die kleine, weiße Hand.

Die Hand iſt wärmſter Liebe Zeichen,
So marmorweiß und marmorkühl;
Nichts iſt der Wonne zu vergleichen,
Wenn mit dem wärmſten Gluthgefühl
Die heißen Lippen auf ihr hangen,
Zu röthen ſie mit Kuſſes Brand: —
Drum brennt mich ewig das Verlangen
Nach dir, du kühle, weiße Hand.

Mein Herz iſt wild — o daß ſie's hegte
In ihrer Hand mit Allgewalt!
Heiß brennt die Stirn — o daß ſie legte
Die Hand darauf, ſie würde kalt!
Ich bin von Wirren rings umfangen,
Allwärts von Schmerzen wundgebrannt: —
Nach anders nichts trag' ich Verlangen,
Als nach dem Druck der weißen Hand.

O fürchte Nichts, nicht mag ich rauben,
Was ich nicht ewig halten will;
Gieb kühn die Hand, Du darfſt mir glauben:
Tief iſt mein Lieben, feſt und ſtill.
Gieb ohne Sorgen ſie und Bangen
Als treuer Himmelsliebe Pfand: —
Das Eine nur iſt mein Verlangen,
O gieb ſie mir — die weiße Hand!“

Sophie ſollte für's Erſte zu ihren Eltern nach Mülheim zurückkehren, nachdem ſie eine Zeitlang bei Kinkel's Schweſter zum Beſuch verweilt hatte. Gottfried aber erhielt gerade am Tage, als die Einwilligung der Eltern zu dem Bündniß mit Sophien eintraf, einen Brief von ſeinem Jugendfreunde Paul, worin Dieſer ihm mittheilte, daß die Hand ſeiner Schweſter freigeworden, indem ſie das Band, welches ſie einem Fremden verknüpfte, gelöſt habe. Ein wunderbares Gefühl ergriff ihn, als er zugleich einige Zeilen von Eliſens Hand empfing, welche ihn nicht zweifeln ließen, daß jenes Mädchen noch mit der alten Liebe an ihm feſthing, ja daß dieſe Liebe vielleicht die heimliche

Triebfeder zu dem Bruche mit ihrem Verlobten geweſen war. Und gerade jetzt hatte Kinkel ſich auf ewig gebunden!

Schmerzlich berührt, aber doch glücklich im Gedanken an ſeine neue Liebe und Gott dankend, daß er ihn der Wahl überhoben, ging er im Sonnenbrande auf den Kreuzberg, ohne doch vollen Troſt und Erhebung zu finden. Ein nothwendiger Gang trieb ihn Nachmittags nach Oberkaſſel zu ſeinem Freunde Sartorius und verſöhnend klang der Spruch in ſein Herz: „Das Finden und Erjagen iſt für das Himmelreich.“ Ueberhaupt ſpielte das religiöſe Element eine große Rolle in dieſer neuen Liebe; während die Gluth der Schmerzen ſein wildes und leidenſchaftliches Weſen geläutert und zu einer ſegensvollen Kraft umgeſchaffen hatte, lohte im Herzen ſeiner Braut nur die reine Flamme des Gebetes, die all ſein Leid in frommen Schlaf zu ſingen wußte. Als er nun Abends mit einer Geſellſchaft fröhlicher Studenten nach Bonn zurückfuhr und muntre Liebesweiſen in die ſtille Nacht hinausklangen: da goß die laue Sommerluft und der hinter den Bergen auflachende Vollmond auch in ſein Herz den ſtillen Frieden der Natur, und fröhlich dichtete er am andern Morgen beim Erwachen das Lied:

Von der ſüßen Liebe.

„Der junge Morgen leuchtet in's Gemach,
Die ſtarke Sonne führet ihrer Strahlen
Hellſpielend Heer zum Kampfe mit den Nebeln,
Und ſchon entſcheidet ſich des Streites Wage;

Die Sonne ringt verbündet mit dem Hauche,
Der kühl von Oſten durch die Thäler ſtreicht,
Den herrlich blauſten Tag den Wolken ab.

Mir iſt ſo froh, ſo wohl und ätherklar,
Vollpulſend grüßt das Herz Genuß und Arbeit
Des jungen Tages, wie's die Stunde bringt.
Doch eh' in Ebb' und Fluth bewegten Lebens
Und raſchern Denkens meine Kraft ich ſtürze,
Fliegt leicht mein Geiſt empor in blaue Luft,
Und heftet hoch ſich auf des Berges Zinne,
Von wo ſich aufthut weit und ſchön der Blick
Nach Deiner Heimath, meine ſüße Liebe!

Wie ganz ein Andrer bin ich doch geworden —
Mein wilder Geiſt, ich kenne Dich nicht mehr!
Maaßlos vorzeit in aller Dinge Kreis
Brach ungeſtüm Dein Muth; mit Zorne faſt
Eroberteſt Du, weit und weiter dringend, —
Ein Alexander in dem Perſerreich
Der Wiſſenſchaft — unendliches Gebiet;
Doch ſelber glücklos, denn es ſpornte Dich
Zum heißen Kampf ein quälend Schmerzgefühl
Im tiefſten Buſen — Sehnſucht war's nach Liebe!
Prometheus gleich des Wiſſens Reich beherrſchend,
Lagſt Du gefeſſelt ſelber an Dich ſelbſt,
An Deines eignen Weſens Kaukaſus,
Noch nicht in Liebe frei!

Man ſagt, daß Löwen in den gelben Wüſten,
Die des Aequators Sonnengluth verbrennt,
Tiefwühlend rothe Goldesklumpen ſcharren
Zum Tageslicht; — das iſt das ſchönſte Gold,
Gediegen, maſſig wächſt es aus der Erde;

Zwar jenen nutzlos, — dennoch kämpfen ſie
Mit wildem Grimme um das eitle Spielzeug.
Dem gleich ich mich! Ich rang im dunklen Schacht
Mit Blut und Schweiß, auch in Gefahren oft,
Von gift'gen Schwaden Irrthums krank umhaucht,
Oft der Verzweiflung Abgrund vor mir ſchauend,
Um's reine Gold der Wiſſenſchaft, und fand es —
Doch nutzlos mir; denn recht es zu gebrauchen,
In Münz' es prägend, aller Welt zu Nutz,
In künſtliche Gefäße es zu bilden,
Daran des Schau'nden Seele ſich erfreue,
Verſtand ich nicht: — nun hat es mich gelehrt
Die ſüße, ſüße Liebe!

Von einem Bergmann geht die alte Kunde,
Der brach zu einer Höhle ſich die Bahn,
Die ihm des Felſens dumpfer Ton verrieth.
Er trat hinein, da faßt ein ſcharfer Zugwind
Sein Grubenlicht, die trübe Flamm' erloſch.
Doch nun erſt leuchteten im Innern prächtig
Von eignem Glanz die edelſten Geſteine,
Und oben von der Decke ſtrömte Licht
Gluthroth und flammend in den Raum herab;
Da hing, von eignem Feuer ſeligtrunken,
Hoch der Karfunkel, und er lockte ſelbſt
Den Bergmann, ihn zu brechen vom Geſtein.
So leuchtet' er ſich wieder aus der Gruft
Zum friſchen Sonnentag. —

Das iſt die Liebe,
Die mir, dem tief in Schätzewuth Verſunknen,
Mit unerhörtem Licht in's Auge brach,
Und rothen Scheins die Finſterniß durchfluthend

In warmem Zauberſchimmer Alles ſtellt,
Und mich zurückführt zu des Tages Helle.
Denn wie der Edelſtein, des Lichtes Sohn,
Auf's Menſchenaug', das lichtbedürftige,
Geheime Macht übt, und es an ſich reißt,
So machte ſie mich von mir ſelber los,
Mit ſüßem Brand durchlohte ſie mein Weſen,
In ihren Gluthen ſchmolz mein ſprödes Erz,
Und meines Haſſes Schlacke ward getilgt.
Rings auf die Welt iſt Roſenſchein gehaucht,
Die Erde liegt, wie an dem erſten Morgen,
Da ſie als Ball des Schöpfers Hand geſchleudert,
In Unſchuldsmorgenroth — ich muß ſie lieben!
So mild und freundlich nun, wie nie zuvor,
Schlägt mir des Herzens jugendſtarker Puls.
Jetzt bin ich Sieger erſt in jedem Kampfe,
Denn mit derſelben Macht ſchlag' ich den Feind,
Die mich bezwang, — nicht mehr mit Eifers Gluth,
Nein, mit der ſüßen Liebe!

Was ich beſitze von gediegnem Gold,
An Weisheit, Lehre, Wiſſen vielgeſtaltig: —
Jetzt *dient* es mir, da es *mir* nicht mehr dient,
Da ich die todten, kalten Maſſen trenne,
Und in die Welt zum Segen laſſe rollen.
O ſchnöd gehäufte Schätze des Erkennens,
Was ſollt ihr mir, wenn ihr nicht Andern dient? —
Jedwedem, Was ihm frommt, dem Einen Rath,
Dem Andern Lehre, ernſtliche Ermahnung,
Zerſchlagnen Herzen Troſt und bangen Stärke,
Der jungen Pflanze regelrechte Zucht
Mit vollen Händen hinzuſtreun, — Das lehrt
Allein die ſüße Liebe!

So nimm mich hin! dein Eigen bin ich ganz,
Laß von den Lippen trauten Kuß mir rinnen,
Umleuchte mich mit Deines Auges Glanz,
Und wende all mein Streben fromm nach Innen,
Laß ruhn mich nach des Lebens wildem Tanz
In Deiner Seele ahnungsvollen Minnen, —
Beſchwichtigt hat des Haſſes grimme Triebe
Und alles Weh die ſüße, ſüße Liebe!“

3.

Zu Mitte Auguſt des Jahres zog Kinkel nach Siegburg, um auf ſechs Wochen für ſeinen Freund Müller das Paſtorat des Irrenhauſes und der evangeliſchen Gemeinde des Städtchens zu verwalten. Sein Leben daſelbſt war, wie nach den Erregungen der letzten Zeit begreiflich, ſehr ſtille; leidenſchaftslos, aber glücklich; beſonnen und zu geiſtiger Anſpannung wenig aufgelegt. Der Aufenthalt in Italien wirkte nachhaltig auf ſeinen Geiſt, die Lectüre der Alten erfüllte ihn mit plaſtiſcher Ruhe, und die Krankheitsgeſchichte der Irren, welche ihm von dem evangeliſchen Arzte Jakobi und dem katholiſchen Arzte Schornſtein freundlich mitgetheilt wurde, beſchäftigte ſein Nachdenken und ward gewiſſenhaft in ſein Tagebuch eingetragen. Am letzten des folgenden Monats reiſte er nach Coblenz, um ſein Staatsexamen zu nehmen, und brachte mehre Tage des Novembers bei der Familie ſeiner Braut in Mülheim zu, deren Bruder ſich um dieſe Zeit mit Fräulein Kinkel vermählte.

In jener Periode bildete ſich zu Bonn ein Verein von Privatdocenten, der ſich nach einer Pflanze Chamöcia nannte, und namentlich durch Dr. Vogel begründet war. Außer dieſem, Lerſch, Sommer und Budde ſchloß ſich auch Kinkel dieſer neuen Verbindung kräftig an, aus welcher das energiſche Zuſammenhalten der jüngeren Univerſitätslehrer gegen die Uebergriffe der älteren Profeſſoren erwuchs. Sie kamen wöchentlich einmal auf ihren reſpectiven Stuben zuſammen, und brachten bei Wein und geſelligem Geſpräch fröhlich den Abend zu. Jeder hatte zugleich die Pflicht, aus ſeiner Wiſſenſchaft das Anziehendſte und Neueſte vorzutragen. Kinkeln nahm Sommer die Theologie vorweg, und ſo erklärte der Erſtere, ſeine Wiſſenſchaft ſei das Weintrinken, er wolle ihnen ein Abriß der „Oinologie“ vortragen. In Einem Tage und Einer Nacht ſchrieb er darauf ein Gedicht unter dieſem Titel, das eine lange, mit allerlei kurzweiligen Witzen geſpickte theoretiſche Einleitung beſaß; dann folgte als Haupttheil die Geſchichte des Weines. Jene, nachdem ſie einen heitern Abend gemacht hatte, ſtrich er fort, und ſchliff die andere Hälfte etwas zurecht. Dies iſt das Gedicht, welches ſich jetzt unter dem Titel „die Weine“*) in ſeiner Sammlung befindet. — Unter den übrigen Gedichten jenes Zeitabſchnittes erwähnen wir noch „Dorothea“**) und Sonntagsſtille.***)

---

*) Gedichte. S. 131.

**) Gedichte. S. 16.

***) Gedichte. S. 128.

Im Frühling des folgenden Jahres trat ein Ereigniß ein, das auf Kinkel's Leben einen entſcheidenden Einfluß ausübte. Johanna Mockel, die ſeit mehren Jahren geſchiedene Frau des Buch- und Muſikalienhändlers Mathieux in Köln, kehrte, nach einer über dreijährigen Abweſenheit von Hauſe, zu ihren Eltern nach Bonn zurück. In Berlin hatte ſie ſich zu ihrer Ausbildung in den höchſten Kreiſen der Reſidenz bewegt, und war namentlich in den Zirkeln der ewigjungen Bettina von Arnim angeweht worden von jenem Hauche helleniſcher Lebensluſt, den dieſer Verkehr über Alle ausſtrömte, welche an demſelben theilnahmen. Die Züge Johanna's feſſelten nicht durch Schönheit, aber aus dem geiſtreichen, tiefeindringenden blauen Auge, deſſen Blick ſchwer zu ertragen war, ſtrahlte ein hoher und mächtiger Geiſt; die edle Stirn umſchloß ein Meer der gewaltigſten Gedanken und das glühende Herz barg einen Schatz von bezaubernden Gefühlen, den noch Niemand zu heben vermocht hatte. Ihre Geſtalt war vielleicht eher unbedeutend als erhaben zu nennen; allein wenn der Strom der Begeiſterung ſie ergriff und ſie die ganze Fülle ihres großartigen Weſens frei ergießen durfte, dann leuchtete ihr raſches Auge im hellſten Brande und ihre Geſtalt wuchs vor den Augen des Zuhörenden ſcheinbar zu einer ſchwindelnden Höhe empor, als müßte man die Umriſſe ihrer Form im nächſten Augenblick aus dem Geſichte verlieren. Dann aber lächelte ſie wieder ſanft, und man fühlte, daß dies hohe Weib ganz der ſchönen

Erde angehöre, daß Einem die Offenbarung der reinſten Natur aus ihrem wunderbaren Zauberweſen ſo altbekannt und doch wieder ſo täglich neu und hinreißend entgegenträte. Ihre heitern Geſichtszüge waren ſcharf ausgeprägt, ohne doch jemals wie auf den Bildern der Byzantiniſchen Heiligen ſtarr oder unbeweglich feſt eingeſchnitten zu erſcheinen, aber die Unerſchrockenheit und männliche Feſtigkeit des Charakters leuchtete hell aus dieſen gedrungenen Formen hervor, die, wie ein Bild aus antikem Marmor, ſich dem Auge leicht und gefällig, dem Gedächtniß mühelos einprägten. Nichts Todtes lag in ihrem Weſen, ſie war ganz Seele, wenn ſie ſich dem Geſpräche hingab, oder wenn ſie der Muſik, der ſie leidenſchaftlich ergeben war, nachhing und ein klangvolles Lied ihrer Bruſt entſtrömen ließ, während ſie ſich ſelbſt auf ihrem Flügel begleitete. In Berlin hatte ſie ihr Talent noch vielſeitiger ausgebildet und, angelockt von ihrem Rufe und den Empfehlungen Mendelsſohns und der ausgezeichnetſten Meiſter, ſtrömte ihr eine Schaar begeiſterter Schülerinnen aus Deutſchland und namentlich aus England zu, um ihren Unterricht zu genießen, deſſen Methode nah und fern die lebhafteſte Anerkennung fand.

Und doch war Johanna nicht glücklich. Das nun rechtskräftig gelöſte Mißverhältniß ihrer Ehe hatte einen bleibenden Stachel zurückgelaſſen, und die Einſamkeit, in welcher ſie ihre Jugend durchſchwärmt hatte, das unbefriedigte Sehnen nach einer großen und herrlichen Liebe verbreitete oft eine düſtre Melancholie um ihre ſonſt heitere und helleniſche Lebensanſchauung. In der ſtarren Geiſtesfeſſel eines orthodoxen Katholicismus erzogen, gehörte ſie zwar noch äußerlich dieſer Kirche an, ohne doch jene veralteten Satzungen, jene fabelhaften Myſterien noch inbrünſtig glauben oder gar in ihnen Troſt finden zu können für die kalte und ſternloſe Nacht ihres Lebens. All ihr Sinnen ſtrebte einem höheren Evangelium zu: dem Evangelium der Liebe, ohne daß ſie ſich Rechenſchaft zu geben wußte von den dunklen Gewalten, welche in der geheimnißvollen Werkſtatt ihres Herzens ein neues Daſein erſchaffen wollten.

Das innere Bedürfniß, den Schmerz ihrer Einſamkeit zu objectiviren, gepaart mit einer tiefharmoniſchen Bildung, erweckte in ihr den Verſuch, durch das Lied ihrer Sehnſucht eine feſtere Geſtalt zu geben, und ſo ward Johanna zur Dichterin — wie es vielleicht den Meiſten gehen mag: durch die Noth, durch das Elend ihres ſich innerlich abjagenden Lebens. Kunſtlos, aber wahr ſprach ſie ihr Leid in naturwahren Tönen aus, die ſie dann wohl auf dem Pianoforte accompagnirte und in die Stille der Nacht hinausſang. Folgende Strophen bezeichnen die troſtloſe Stimmung, welcher ſie damals oft unterlag:

„Geſpielen, die Ihr mich zu tröſten kommt:
Was Euren Schmerz geheilt, mir wenig frommt!
Und bin ich krank, ſo laſſet mich allein, —
Nicht Luſt, nicht Weh hab' ich mit Euch gemein.

Einſt, geſchmückt mit Bändern und Kranz,
Zogen wir aus zum Reigentanz.
Ihr lächeltet — lautaufjauchzte mein Sinn!
Ihr wandeltet — ich flog ſtürmiſch dahin!

Wie Ihr waret in Jubel und Freud'
Langſam und kalt:
So hat' über Euch Herzeleid
Keine Gewalt.

Mich Raſchfühlende hat nun getroffen
Das Weh ſo kalt wie Eis,
Wie Gluthen bald ſo heiß: —
Da mögt Heilung Ihr nimmermehr hoffen.

Dies war die Frau, welche von nun an mächtig in Kinkel's Entwicklung eingreifen, ihn über ſein innerſtes Weſen klarmachen und den Keim des Liedes, welcher in ſeiner Bruſt ruhte, zur herrlichſten Blüthe des Geſanges entfalten ſollte. Er ſah ſie zum erſten Mal wieder in einer großen Geſellſchaft des ſogenannten Bonner „Salons," wo er unter den gewöhnlichen Tanzdamen, den Nöggerath's, Salomon's u. ſ. w. nimmer geglaubt hätte, den neuen Stern ſeines Lebens zu finden. Johanna Mockel ſang eben ein muntres Lied, als Gottfried eintrat. Eine dunkle Röthe überflog ſeine Wangen, als er ſie ſo am Flügel ſitzen ſah, und er ſprach halblaut die Worte: »Ja das iſt ſie, das ſind noch dieſelben Augen!« Als Kind hatte er ſie bisweilen geſehen, und zum letzten Mal in Oberkaſſel, als er noch ein Knabe war. Da ſtand ſie mit ſeiner Schweſter auf dem kleinen Pavillon, und ſchaute in das ſchimmernde Abendgold der untergehenden Sonne, die fern über der Kuppe des Kreuzberges verſchwand. Damals wagte er nicht ſie anzureden, er verbarg ſich hinter einem Baume, und ſah ſie dann unter den Weiden des flachen Rheinufers verſchwinden. Dies Bild tauchte jetzt wieder farbenhell in ſeiner jungen Seele empor, und mit hingebender Luſt ſog er den ſüßen Ton ihres Liedes in ſein Herz. Lauter Beifall beſchloß ihr Spiel, ſie aber trat wehmüthig lächelnd in den Hintergrund des Saales und ſtützte ihren Arm auf die Lehne eines Stuhles, Gottfried einen freundlichen Gruß der Bewillkommnung zuſendend, von deſſen Talenten ſie manches Rühmende gehört hatte.

Johanna's Stimme war ſtarktönend, aber rauh und ſcharf, und berüchtigt bei denen, die nur die Muſik im Ohr und nicht in der Seele empfinden. Auch hier hatte die Natur ihr Alles verſagt. Sie rang mit dieſer widerſtrebenden Stimme ihre Gefühle auszudrücken, und hatte — ſonderbar genug — geiſtvolle Menſchen oft bis zu Thränen gerührt. Sie ſang, künſtleriſch betrachtet, ausgezeichnet ſchön; ſie konnte vom Höchſttragiſchen bis zum Weichſten und wieder zum Komiſchen Alles im Geſang ausdrücken, und man vergaß bei dieſem vollendeten Vortrag, daß das Mittel, die Stimme, eigentlich ſchlecht war.

Der Zufall führte es, daß der junge Privatdocent bei Tiſche den Platz an Johanna's Seite erhielt. Er hatte vorhin nicht in das rauſchende Lob eingeſtimmt, das ihr die Geſellſchaft in reichlichem und erſtickendem Maaße geſpendet; aber jetzt, wo er unbelauſcht neben ihr ſaß, dankte er ihr herzlich für ihren meiſterhaften Geſang, ihr vollendetes Spiel, das in ſeiner Seele tauſend Erinnerungen der Kindheit wachgerufen hatte. Es müſſe ein herrliches Gefühl ſein, meinte er, ſo von Allen bewundert auf der Schwinge des Genius durch die fröhliche Welt zu ſchweben.

„Das glauben Sie," verſetzte Johanna bewegt. „Ich höre, Sie haben ein ſchönes Talent zur Poeſie, vielleicht wird man Ihnen dann auch Weihrauch ſtreuen, und der wird Ihnen wie ein kalter Herbſtnebel auf die Bruſt fallen. Dann möchte ich ſie wiederſehen — gerade in einer ſolchen Stunde, in der Sie mich in meiner Heimath begrüßen, in einer Stunde, wo Alles von der Gluth Ihrer Dichtung bezaubert ward, — und dann will ich Sie fragen, ob Sie glücklich ſind, wenn Sie nicht . . . ."

„Wenn ich nicht . . . . . .?" fragte Gottfried die Stockende.

„Ich will lieber mit Einem Blick des Verſtändniſſes angeſehen, als tauſend Mal bewundert werden," fuhr Johanna leicht erröthend fort. „Alle dieſe Menſchen möchten für Liebhaber und Beſchützer der Kunſt gelten, aber ich glaube nicht, daß ein Einziger das Tonbild verſteht, das ihnen mein Spiel oder mein Geſang vor die Seele führen will."

Gottfried empfand die Wahrheit ihrer Worte, und ſchwieg. Ihr unruhiger Geiſt ging bald zu andern Dingen über und ſprühte wie ein brillantes Feuerwerk in tauſend Scherzen und unſchuldigen Neckereien. Sie hatte ihn kürzlich predigen gehört über das Heimweh des Chriſten und gedacht, wie ſehr der ſchöne Jüngling der Welt müſſe entſagt haben, der auch in ihr eine leiſe Sehnſucht nach dem harmloſen Kindesſchlummer erregt hatte, mit dem ſie einſt der verlorene Klang des Glaubens umfing.

Gottfried war bezaubert von der Naivität und Natürlichkeit, welche ſich in all' ihren Aeußerungen und Bewegungen kundgab. Zugleich fühlte er aus manchem Wort, das flüchtig und ohne tieferen Bezug hingeworfen ſchien, daß Frau Mockel nicht glücklich ſei, und er hoffte bei ſeiner warmen Begeiſterung für den Glauben der Erlöſung durch Jeſum Chriſtum, auch dieſe trauernde Menſchenſeele dem lichten Gottesreiche wiederzugewinnen und ſie mit ihrem Heilande zu verſöhnen. Seine volle Jugendkraft und all ſein Leben gehörte ja dem Herrn, und er bat dieſen, als er ſpät aus der Geſellſchaft heimgekehrt war, um ſeinen Vaterſegen zu dem Werke, das er im Dienſte des Allmächtigen beginnen wollte.

4.

Von Jetzt an bereitete ſich in Kinkel eine großartige Umwandlung vor. Sein Leben ward reich an den manchfaltigſten Erregungen; die Woge der Geſellſchaft begann ihn zu tragen, und es ging ihm wie dem jungen Schwimmer: erſt ward es ihm ſchwer das neue Element zu bezwingen, dann aber machte er die ſchnellſten Fortſchritte. Bisweilen ward es ihm wunderbar zu Muth, wenn er an die raſche Fahrt auf der ebnen Spiegelfläche gedachte; allein unruhig fühlte er ſich nicht, weil Alles auf ein großes Schickſal hindeutete*), deſſen er gewärtig ſein mußte. Und wenn die See zu hoch ging, dann ließ er Abends die Sturzwellen ſeines geiſtigen Lebens in den ſtillen Betrachtungen ſeines Tagebuches ebben, und konnte fröhlich der Zukunft entgegenblicken.

---

*) „Es kam das Schickſal: aber als Liebe kam's,
Und dann als Welthaß: aber im wilden Streit
Entſprang aus Gährung mild Geſtaltung,
Mächtig entquoll mir der Strom der Dichtung.
(Tagebuch vom 16. März 1841.)

Den Plan, eine zurückgezogene Pfarrſtelle anzunehmen, gab Kinkel auf, indem er zuerſt das ihm angetragene Paſtorat zu Flamersheim und bald darauf ein zweites ausſchlug. Das erſtere erhielt Krafft, und die durch ſeinen Abgang erledigte Religionslehrerſtelle in den unteren und bald nachher auch in den oberen Schulklaſſen am Bonner Gymnaſium ward Kinkel zu Theil. Gleichzeitig verwaltete er ſeit mehren Jahren die Religionsſtunden im Inſtitut der Madame Thormann, in deren Hauſe er bereits 1834 als Student Unterricht ertheilt hatte. Zu dieſer Familie ſtand er in der innigſten Beziehung, und traf jetzt zuweilen auch dort mit der Frau Mockel zuſammen, die wegen ihres muſikaliſchen Talentes und ihrer geiſtreichen Unterhaltung in jeden geſellſchaftlichen Verkehr hineingezogen ward. Sowohl im Thormann'ſchen, wie im Ritſchl-Naumann'ſchen Kreiſe las man unter Gottfried's Mitwirkung häufig Schauſpiele mit vertheilten Rollen, und Letzterer trug nicht ſelten eigne oder fremde Gedichte mit der edelſten Deklamation und dem belohnendſten Beifalle vor.

Freilich äußerte ſich unter den älteren Profeſſoren ſchon damals namentlich Sack ungünſtig über die Betheiligung des jungen Theologen an den Lockungen der Geſellſchaft; aber Kinkel ſtrebte ſie mit Gott an Pflichttreue noch zu überbieten und ließ ſich jenen grundloſen Tadel zur Warnung gereichen, wenn einſt auch ſeine Zeit käme, junge Leute zu protegiren. Vielleicht mochte es nicht weltklug erſcheinen, daß der ehrliche

Privatdocent manche irrige und falſche Anſicht ſeiner berühmten Collegen wiſſenſchaftlich angriff und zu widerlegen ſuchte; allein die Theilnahme, welche die Studenten zahlreich ſeinen Vorleſungen zuwandten, bewies das Geiſtvolle und Wahre ſeines Vortrages, und ſchon 1836, als Krafft und Vögehold ihm, durch eine Aeußerung älterer Profeſſoren veranlaßt, die Offenheit ſeiner Kritik vorwarfen, hatte er ihnen in einem Sonett ſeine Rechtfertigung entgegengehalten:

Nur die Wahrheit!

„Ihr tadelt mich, Ihr Meiſter, unbeſcheiden,
Weil ich Euch achte, weil ich's nicht ertrage,
Daß meine Zunge Heuchelei Euch ſage,
Weil meine Rede ſtählern iſt, nicht ſeiden.

Ihr tadelt mich, und ich? — ich muß es leiden,
Ich kann mein Wort nicht wägen auf der Wage;
Drum ob Euch auch mein ehrlich Weſen plage:
Ich will und kann die Weiſe nicht vermeiden!

Das aber wünſch' ich, — und Ihr müßt es loben —
Daß mir auch einſt, wie Euch von mir geſchehen,
Die Jüngern Wahrheit ſagen ohne Schonung.

Da mag ſich denn mein wahrer Sinn erproben,
Dann mögt Ihr meine Demuth doch erſehen, —
Nennt's Strafe Ihr: — ich nenn es kühn Belohnung!"

Im Laufe des Jahres 1840 erhielt Kinkel ebenfalls die Anſtellung als Hülfskandidat der evangeliſchen Gemeinde zu Köln, wohin er jeden Sonntagmorgen hinüberfuhr, um zu predigen. Schon zu dieſer Friſt erhoben ſich mancherlei Verläumdungen gegen ihn. Die Gebildeten waren von der rhetoriſchen Fülle und dem gediegenen Inhalt ſeiner Predigten, die ſtets in der kunſtſchönſten Form an das Ohr des Hörers gelangten, entzückt; allein die älteren Prediger ſahen es ungern, daß Alles zu dem neuen Hülfsprediger hinſtrömte, während ihre Kirchen leer ſtanden. Da man die religiöſen Anſichten Kinkel's nicht zu verdächtigen wagte, weil es weſentlich dieſelben waren, zu denen man ſich ſelbſt bekannte, griff man mindeſtens den Umſtand an, daß ſie das Moraliſche und Sittliche der chriſtlichen Lehre zu ausſchließlich auf das moderne Leben praktiſch anwendeten, und das rein Dogmatiſche mehr aus dem Spiel ließen. Auch tadelten Kinkels Amtsbrüder, daß ſich Dieſer zu wenig bemühe, die Perſon Chriſti im göttlichen und überirdiſchen Lichte zu zeichnen, ſondern ſtatt deſſen mehr die Worte und Handlungsweiſe deſſelben erläutere und beurtheile. Obgleich Kinkel's Predigten ſich gerade durch Popularität auszeichneten*), wagten doch Viele, ihm das Gegentheil vorzuwerfen, weil man es nicht gewohnt war, den Maaßſtab des Schönen und Künſtleriſchen auch an eine Predigt zu legen, und nicht begriff, daß gerade das einfach Schöne auch dem ſogenannten gemeinen Manne am Allerzugänglichſten iſt. Daß man von den Predigten Kinkels nicht die Worte: „zu ſchön,“ „zu erhaben“ gebrauchte, ſondern eher die Worte: „hochtrabend,“ „zu gelehrt“ u. dgl. mit einer gewiſſen Verächtlichkeit hinwarf, wird Jeder begreifen, der in der Kunſtſprache des Neides und der Bosheit gehörig bewandert iſt.

---

*) Wer ſich ganz von der Gehaltloſigkeit des entgegengeſetzten Vorwurfes überzeugen will, der leſe ſelbſt die „Predigten über ausgewählte Gleichniſſe und Bildreden Chriſti, nebſt Anhang einiger Feſtpredigten von Lic. Gottfried Kinkel. Köln 1842. Verlag v. F. C. Eiſen.“

Aehnlich machten es die im Bücherſtaub verſchrumpften Profeſſoren. Sie warfen Kinkel Das vor, was freilich an ihnen wohl nie Jemand geſucht hat: ſein freies, offenes und geſelliges oder, wie ſie es umtauften, „burſchikoſes“ Weſen. Weil man nun doch jedem Docenten etwas Fehlerhaftes anzuhängen ſucht, war gerade dieſer Vorwurf für Kinkel der rühmlichſte, der ſich erwünſchen ließ; denn hier ſtempelte man zum Tadel, Was gerade eine der erſten Tugenden des akademiſchen Lehrers ſein ſollte, wie man ja auch täglich hört, daß gewöhnliche Frauen mit einer wahrhaft ſittlichen Empörung die Naſe rümpfen, wenn Eine ihres Geſchlechtes die Frechheit hat, ſie an Geiſt oder Natürlichkeit zu überragen. Hier, wie dort, kann man annehmen, daß in neunundneunzig von hundert Fällen die Trauben ſauer ſind, weil ſie eben dem

Füchſe zu hoch hängen, und auch ſchon damals galt das Wort Hartmann's *):

„Wo iſt, der zu erwärmen vermag
  Gefrorne Profeſſoren?
Da iſt der Menſchheit Luſt und Klag'
  Verloren, ach! verloren!

Das Wort, das an ihnen machtlos verhallt,
  Wir wollen es weiter tragen,
In beſſern Herzen wird es bald
  Tiefinnere Wurzel ſchlagen.

Wer dieſen Profeſſoren beut
  Das Größte und das Süßte,
Er iſt und bleibet — morgen wie heut'
  Ein Prediger in der Wüſte!“

Was den Verkehr mit Johanna Mockel betrifft, ſo hatte ſich das Verhältniß zu ihr als die innigſte Freundſchaft geſtaltet, ohne daß in Beiden auch nur der Gedanke an eine Liebe aufgetaucht wäre. Wie ſehr es Gottfried ernſt war um ſeinen Vorſatz, Jene zum Chriſtenthume zurückzuführen, mag man aus einem Sonettenkranze ſehen, den er nach einer ſchlaflos durchwachten Nacht in früheſter Morgenſtunde mit der ganzen Andacht ſeines frommen Herzens gedichtet:

---

*) Reimchronik des Pfaffen Mauritius. Frankfurt a. M. Literar. Anſtalt. 1849. Caput II. S. 63 ff.

Erſte Sonette.

1.

„Still war mein Knabenleben, eng und klein;
Drum gruben ſich auf meines Herzens Grund
Nur wenig Bilder, aber farbenbunt
Mit unzerſtörbar feſten Zügen ein.

Eins blieb mir: Du! O weißt Du, dort am Rhein —
Ein Kind faſt warſt Du noch, froh, hell, geſund,
Und blickteſt heiter in das Weltenrund,
Als wären all die ſchönen Wunder Dein.

Ich kam des Weges auch mit ſtillem Schritt:
Da ſtandſt Du dunkel vor dem Abendlicht,
Das mächtig wiederglänzte von der Fluth.

Ich ſah Dich, hellverklärt das Angeſicht,
Von meiner Schweſter Arme treu umruht —
Ich ſah, und nahm dies Bild in's Leben mit.

2.

Die Stille ſchwand! Der Zirkus that ſich auf,
Der Herold winkte: hei, die Renner fliegen!
Gilt es zu ſiegen? männlich zu erliegen?
Friſch! Tod und Leben — beide ſtehn zu Kauf!

Und Dich verlor ich in dem raſchen Lauf:
Wer kann in weichem Kindheitstraum ſich wiegen,
So lang' die Kraft er ſpannen muß zu ſiegen,
Der Gegner Schaar ihn noch umringt zuhauf?

Umflogen iſt die Bahn! Stolz blick' ich um,
Langſamern Lauf nun gönnend dem Geſpanne;
Nah' iſt das Ziel, die Gegner all' zurück.

Doch jauchzen kann ich nicht: ich denke ſtumm,
Daß mich der Kampf gereift zum ernſten Manne, —
Ach, hinter mir liegt fern der Jugend Glück!

3.

Da trittſt Du mir zum zweiten Mal entgegen,
Das jugendliche Haupt im Wittwenſchleier:
Des Mannes feſte Bruſt darf kühner, freier,
Als einſt des Knaben, Dir ſich zu bewegen.

Noch hältſt Du mich mit Deinem Zauberſegen.
Mein Herz iſt wohlbeſaitet Deine Leier;
Du ſtimmſt es, wie Du willſt! Zur ernſten Feier,
Zum leichten Scherz kannſt wechſelnd Du's erregen.

Du ſingſt den Pſalm — da klingen Melodieen
Im Buſen mir von Jugendandachtsgluthen,
In ſtiller Kirche möcht' ich wieder knieen.

Du malſt im Klang die Nacht — wie tief es dunkelt!
Du hebſt den Mond herauf aus ſchwarzen Fluthen,
Und träumend bin vom Sternglanz ich umfunkelt.

4.

Wo führſt Du hin mich, Mächtige? Laß ab!
Längſt ſchläft die Jugendzeit mir todtenkalt:
Was übt Dein Wort ſo zaubernde Gewalt,
Was ſchwingſt Du ob der Gruft den Geiſterſtab?

Den Garten ſeh' ich, der mich eng umgab,
Der Mutter ernſte, mächtige Geſtalt,
Des Vaters Haupt, von weißem Haar umwallt, —
Sie ſteigen lebend aus dem dunklen Grab.

Die Schweſter zeigſt Du mir im Mädchenkleide,
Die nun ein fremder Heerd von mir entfernt,
Genoſſin einſt an Jubel wie an Leide.

Du weckſt mir Jauchzen und Du weckſt mir Thränen —
O Luſt der Thränen, die ich lang' verlernt!
Es ſchmilzt mein Erz in wonnigweiches Sehnen.

5.

Und Wer Dich ſchaut — Du biſt ſo jung geblieben!
So harmlos biſt Du, wie nur Kinder ſind;
Raſch tanzt Dein Geiſt wie flücht'ger Wirbelwind,
Und Deines Witzes glühe Funken ſtieben.

Der neckiſche Scherz ſteht auf der Stirn geſchrieben:
Mir iſt, als wärſt Du noch das leichte Kind,
Umſpielt von Frühlingshauchen weich und lind,
Als läge vor Dir noch ein erſtes Lieben! —

Doch Weh'! — Dein Mund iſt plötzlich ſchmerzverbittert,
Die hohe Stirn deckt ſich mit Finſterniß,
Darauf zuckt's, wie wenn im Weſen es gewittert:

„Durch all mein Leben klafft ein ſolcher Riß,
Daß nur dem Tod es noch entgegenzittert!“ —
Elend auch Du? — Du nickſt — es iſt gewiß!

6.

„„Die Nacht iſt ſchrecklich, finſter, kalt und bang
Doch lieb' ich ſie: ſie iſt des Todes Schein;
Unendlich einſam bin ich und allein,
Wie draußen, ſchweigt im Innern jeder Klang.

Da ſtreck' ich mich wie Leichen ſtarr und lang —
So träum' ich mich in meinen Todtenſchrein;
Die müden Hände faltend, ſchlummr' ich ein,
Und über mir hallt dumpf der Prieſter Sang.

Und alſo lieg' ich, bis im wirren Hirn
Des Lebens letzter Funken mild verglimmt,
Und Eiſeskälte mir bedeckt die Stirn.

Dann fühl' ich Ruhe. — Zeit und Grab und Nacht,
Gefühl und Denken, Luſt und Noth verſchwimmt,
Und ob mir waltet der Vernichtung Macht.““

7.

So ſtrömt denn hin um Sie, ihr bangen Klagen,
Ach, um dies ſtarke Herz, das muthlos bricht!
Ein Geiſt — ihn beugten hohe Blitze nicht —
Zerſtört ſich ſelbſt durch zweifelndes Verzagen.

Sie ſucht Genuß, um müde ſich zu jagen,
Sie ſtrahlt ihr Leben aus in buntem Licht,
Sie ſchwärmt im Ton und jauchzet im Gedicht,
Sie ſtürmt, die zarte Harfe zu zerſchlagen.

Sie ſchlürft begierig mit Vernichtungswonne
Als gährend Gift des Lebens heißen Wein,
Sie treibt die Pulſe, daß ſie wild zerſpringen: —

Furchtbarer Wahnſinn: von dem Licht der Sonne,
Das jedes Herz verklärt mit Hoffnungsſchein,
Freiwillig nach dem Tode hinzuringen!

8.

Am Fenſter ſteh' ich in des Morgens Schauern,
Im Oſten flammt Gewölk mit goldnen Prangen;
Der Frühhauch löſcht die heißerglühten Wangen,
Die von dem Kummer dieſer Nacht noch trauern.

Die Seele hebt ſich aus den Kloſtermauern,
In denen ſie der dumpfe Gram gefangen;
Denn der Entſchluß iſt hell ihr aufgegangen:
Sie retten muß ich, ſtatt ſie zu bedauern!

Auch ich war elend und von Gott verlaſſen,
Auch ich begrüßte jauchzend nächtige Töne
In fremdem Land einſt, die mir Tod verhießen *).

Nun dennoch glücklich! Kann ich's auch nicht faſſen, —
Für Sie weiß ich den Weg zur ew'gen Schöne,
Die voll uns tränkt mit ruhigem Genießen!

---

*) Siehe S. 158.

9.

Ich ging durch ſtille Abenddämmerungen,
Die ſtumme Flur entſchlummerte ſchon mählig;
Die Vögel hatten, da ſie tauſendkehlig
Die Sonn' im Scheiden grüßten, ausgeſungen.

Da hat ein hoher Klang ſich aufgeſchwungen
Von Abendglocken rings im Land vielzählig,
Da fühlt' ich mich im tiefſten Herzen ſelig,
Und Thränen ſind ins Auge mir gedrungen.

O Glockenton! wie Du an Gott zu denken
Uns aufrufſt durch den trüben Erdenabend,
Will ſich der Geiſt ſo ganz in Andacht ſenken.

Ein Ton nur klingt durch's öde Weltgetriebe,
Das ſehnſuchtsmüde Herz noch ſüßer labend: —
O klinge fort, du Ruf der ewigen Liebe!

10.

Es ſteht ein Mann hoch ob den Welten allen,
Das Königsdiadem ums Haupt gewunden;
Nicht wird Er von den Frevlern mehr gebunden,
Nicht mehr zum Staub ſiehſt Du Ihn niederfallen.

Er iſt's, dem preiſend Engelchöre ſchallen:
Doch Mehr, als Himmelsglanz, iſt Ihm voll Wunden
Ein Herz, das in des Elends bangſten Stunden
Ein zitterndes Gebet zu Ihm läßt wallen.

Er iſt gewandelt unter Menſchenkindern,
Er hat geweint, drum kann Er Schmerzen lindern,
Er iſt der Liebe werth — Ihn ſuche Du!

Und dieſe Hand, die in des Laufes Schnelle
Mit leichtem Schwunge lenkt die Weltenbälle: —
Sie wiegte nicht ein armes Herz zur Ruh'?.

11.

O von der Erde auf! Nicht trag' ich's länger;
Von wilden Stürmen fühl' ich mich umſchnoben:
Wie gar gewaltig rings die Fluthen toben!
Die Noth umſchnürt mich eng und immer enger.

Der Muth erſtarrt, das Herz wird bang und bänger —
Zu ſtark für Erdenkraft ſind dieſe Proben!
Rings iſt nicht Raum mehr: — drum hinauf nach Oben,
Wohin, o Geiſt, nicht reichen Deine Dränger!

O Himmelsluft, Du kühleſt meine Wunden!
O Gottesgeiſt, Du hebſt auf kühnen Schwingen
Mich hoch und höher — Vateraugen lächeln!

In Gottes Herzen ſoll ich neu geſunden,
Und Vaterarme fühl' ich mich umſchlingen,
Mir Kühlung in das heiße Herz zu fächeln!

12.

Es ſtöhnt das arme Herz nach Frieden, Frieden!
Der Friede kommt — doch langſam iſt ſein Gang.
An Jugendüberfülle ſind wir krank,
Geſundheit iſt dem Alter nur beſchieden.

So lange wild des Lebens Fluthen ſieden,
Iſt dieſem ſtillen Gaſt bei uns zu bang;
Es kommt die Frucht erſt, wenn die Blüthe ſank, —
Nie eint ſich Stille mit der Kraft hienieden.

Du hoffe ſtill! Ich hoffe auch für Dich!
Der Tag kommt wieder, wo ich Dich verſöhnt,
Im weiten Weltraum freudig ſchauend ſehe.

Geb' es ein Gott uns Beiden dann, daß ich,
Wenn vollharmoniſch Deine Seele tönt,
Ein Greis — wie dort ein Knabe — bei Dir ſtehe!“

Kinkels Bemühungen um Johanna waren nicht fruchtlos. Es gelang ihm allmälig, ſie mit der ganzen Macht ihrer Phantaſie, mit aller Gluth ihres tiefen Gefühls wieder in das traumhafte Netz des Chriſtenthumes einzuſpinnen, in dem ſie eine Zeitlang ſelig fortſchlief, bis ſpäter die Kraft des Gedankens und das Schwert der Wahrhaftigkeit alle die buntverſchlungenen Fäden zerriß, und der freie Geiſt in's freie All hinaustrat, um ſich im reinen Hauche der Natur ſonnenhell zu ſpiegeln.

Gottfried ſtattete um dieſe Zeit auch ſeiner Braut in Mülheim einen Beſuch ab. Seine Freundſchaft zu Johannen hatte ihn — ſo glaubte er — Sophieen durchaus nicht entfremdet. Er brachte mit ihr eine fröhliche Woche zu, und faßte nicht, als er ſich, von ihrem Arm umſchlungen, glücklicher wähnte, als je ein Sterblicher geweſen, daß ihn die Ahnung einer neuen Liebe unbewußt anhauchte, und ſelig am Buſen der alten emporhob. Er ſtand, ein zweiter Polykrates, auf ſeines Daches Zinnen, und überſchätzte ſein Glück; doch

„— willſt Du Dich vor Leid bewahren,
So flehe zu den Unſichtbaren,
Daß ſie zum Glück den Schmerz verleihn;
Noch Keinen ſah ich fröhlich enden,
Auf den mit immer vollen Händen
Die Götter ihre Gaben ſtreun.“

5.

In der letzten Juniwoche des Jahres 1840 ward „der Maikäfer, eine Zeitſchrift für Nicht-Philiſter“ begründet. Wie ſo manches Bedeutende, verdankte derſelbe einem zufälligen Anlaß im luſtigen Geſpräch ſeine Entſtehung. Kinkel erzählte von einer „Bierzeitung“ aus ſeiner Jugendzeit, Johanna berichtete vom „Lindenblatt“, das in Bettina's Hauſe unter den Linden in munterm Kreiſe war geſtiftet worden. Dann beſprachen Beide, wie Schade es ſei, daß man ſo manche Witze nicht feſſele, die für ernſtere Werke nicht gut genug ſeien, und Johanna, raſch, wie immer, das Wort zur That machend, nahm einen grünen Bogen Papier zur Hand.

„Wie nennen wir das Blatt?“ fing ſie an.

„Der Maikäfer ſoll's heißen.“

So entſtand der Maikäfer.

Das ganze Unternehmen ſollte einzig den Zweck haben, einem engeren Freundeskreiſe wöchentlich einen heitern und genußreichen Abend zu verſchaffen, und den Theilnehmern Gelegenheit zu geben, ihre Productionen der Kritik eines wohlwollenden, kunſtſinnigen Zirkels zu unterwerfen. Zugleich wollte man allerlei harmloſe Scherze und Stichelreien einflechten, die ſonſt gewöhnlich, nachdem man ſie einmal belacht hat, der Vergeſſenheit anheimfallen. Die Tendenz des Blattes ſprach Kinkel, der unter dem Titel Wolterwurm die Redaktion antrat, in folgendem Eingangsſonett aus:

„Geehrte Herren, warum doch lächeln Sie,
Daß dieſe Blätter ſich Maikäfer nennen?
Erſt lernen Sie den tiefen Sinn erkennen,
Und des Maikäferthumes Poeſie.

Maikäfer ſind kein unvernünftig Vieh,
Nicht Ochſen, die geiſtlos auf Vieren rennen,
Muckvögel nicht, die ſich im Licht verbrennen, —
Nein: Meiſter des Genießens nenn' ich ſie!

In ſtetem Duſel von dem Rauſch der Düfte,
In unartikulirtem heiterm Brummen
Durchſchwirren ſelig ſie des Abends Schein.

So ſchwärmt aus dieſen Blättern in die Lüfte
Ein Volk von Liedern, Späßen, grad' und krummen, —
Geiſtreichen Freude, den Philiſtern Pein.

Das war es: Genuß des Augenblickes, was jene Zeitſchrift beabſichtigte. Die urſprünglichen Mitarbeiter waren außer Frau Mockel, welche als Directrix oder Königin jenen Abenden, die in dem Hauſe ihrer Eltern gefeiert wurden, präſidirte, und

Gottfried Kinkel, noch der rühmlichſt bekannte talentvolle Schriftſteller Alexander Kaufmann, welcher unter dem Namen Roſenkäfer zahlreiche Beiträge lieferte und ſich namentlich durch eine vollendete Form der Poeſie auszeichnete; Sebaſtian Longard, deſſen Lieder ſämmtlich den jugendlichen Reiz eines geiſtvollen belebt-belebenden Naturgefühls tragen, aber manchmal zu ſehr an Heine erinnern, und der jetzt als Anwalt zu Köln wohnt; der Gymnaſiaſt Andreas Simons, der in Allem auf eine oft lächerliche Weiſe Kinkel nachahmte und jetzt, nachdem er ein werthvolles Werk über die ſchwarzrheindorfer Kirche geliefert, wofür ihm der König ein Privatgeſchenk von 200 Thlrn. bewilligte, mit Verläugnung ſeiner früheren freiheitlichen Richtung ſich zur Hofparthei hält; endlich Leo Haſſe, deſſen Beiträge ziemlich werthlos ſind, und der ſchon im folgenden Jahre wieder austrat. Auch C. A. Schlönbach, Bruder des Bonner Polizeikommiſſars, ſcherzhaften Andenkens, ſandte als Ehrenmitglied manches politiſche Gedicht ein.

Der erſte Jahrgang des „Maikäfers“ iſt auf dunkelgrünem Papier geſchrieben und jede Nummer mit einem Maikäfer als Titelvignette verziert. Da es ſpäter ſchwer war, immer neue Stellungen des Maikäfers zu erſinnen, begann man mit dem zweiten Jahrgang als Titelvignette Bilder zu den eingeſandten Beiträgen zu liefern, die theils ernſthaft, meiſt aber als Carrikaturen behandelt ſind. Jeder der Mitarbeiter durfte das Blatt für die nächſte Woche nur einen Tag behalten, und mußte während dieſer Zeit ſeinen Beitrag einſchreiben, ohne die Arbeiten der Uebrigen zu durchleſen, die insgeſammt an dem dazu beſtimmten Abend im Verſammlungslokale mitgetheilt wurden. Die Zeit, welche dann noch übrig blieb, füllten Spiel und Geſang, launiges Geſpräch, wiſſenſchaftliche Unterhaltung und harmloſe Neckerei aus. Es war ein fröhlicher Dichtertraum, wie ihn nur die ſorgloſe Jugend durchſchwärmen kann, mit der Kinkel ſo gern verkehrte, und an deren Friſche er ſich ewig jung zu erhalten wußte.

Dieſe Abende gaben ihm zugleich Veranlaſſung, Johanna auch ſonſt im Hauſe ihrer Eltern zu beſuchen. Auf die Entwicklung ſeiner poetiſchen Anlagen übte ihr herrlicher Geiſt den gewaltigſten Einfluß aus. Nachdem Gottfried einen dramatiſchen Verſuch „Briſeldis“ aus früherer Zeit zurückgelegt hatte, ſchrieb er im Laufe des Jahres ein Luſtſpiel in vier Aufzügen: „die Heilung des Weltſchmerzlers“, das ſich im „Maikäfer“ befindet, und ein großes hiſtoriſches Trauerſpiel: „die Stedinger“ in drei Abtheilungen und fünf Aufzügen, das in ſeiner ganzen Anlage und Ausführung das gediegenſte Talent offenbart, und mit großem Beifall in einem weiteren Kreiſe vorgetragen ward. Zugleich fallen in dieſen Abſchnitt ſeines Lebens die meiſten der in ſeiner Gedichtſammlung mitgetheilten Productionen *). Außerdem aber nennen wir die

---

*) Zum Eingang S. XI. Cäſar S. 6. Mythos S. 25. Werth der Stunde S. 49. Sappho's Leier S. 31. Lebensmuth S. 33.

Pläne zu einer Reihe von Tragödien: Telegonus, Kaiſer Julianus, Catilina, Otho, die Konditormamſell und mehre andere, welche jedoch nicht ausgeführt wurden. Alles objektive Dichten geſtaltete ſich ihm jetzt dramatiſch, und Vollendung der Form hatte Gottfried im Süden gelernt. Endlich ſind um dieſelbe Zeit zahlloſe Lieder an Johanna gedichtet, die wenigſtens einen ſtarken Octavband ausfüllen, ſo daß wir nicht begreifen, wie Ein Mann in der kurzen Friſt Eines Jahres eine ſolche Fülle größtentheils vorzüglicher Poeſieen hat erſchaffen können. Freilich unterließ auch Johanna nicht, ihren Freund tagtäglich zu neuer Produktion aufzureizen, und mancher Tag reifte mehr Blüthen im milden Sonnenſchein fröhlichen Genuſſes, als Jahre vergangnen Schmerzes zu zeitigen vermocht hatten. Es iſt nicht wahr, daß „des Lebens Mai nur einmal blüht“; hier ſah ein Mann ſchon feindliches Grau ſein ſchwarzes Lockenhaar entfärben, und dennoch zog ein neuer Frühling mit tauſend Düften und Blütheträumen in ſein Herz, um nie wieder zu verwelken. —

Von ſeiner Orthodoxie kam Gottfried Kinkel im Lauf der Jahre allmälig und langſam zurück, weil er dem Zweifel, der ihn häufig beſchlich, muthig die Stirn bot. Unter dem fortwährenden Produciren religiöſer

---

Am Huldigungstage. Götterdämmerung. Einem Jüngling S. 37—61. Triumph des Dichters S. 65. An Johanna S. V. Ein geiſtlich Abendlied S. 106. Karl Immermann's Tod S. 111. Troſt der Nacht S. 119. Die geweihete Stelle S. 124. In der Winternacht S. 125. Nach Süden S. 129. Im Pfarrhauſe S. 131.

Gedanken tritt die eigne Religiöſität leicht etwas zurück, zumal da er ſich prophetiſch der Johanniskirche zuwandte, und eine Verſöhnung aller Religionen in der Zukunft vorausſah.

„Der Prophet iſt ſtets heterodox, weil die Zukunft die Gegenwart auffreſſen und zerſetzen wird. Ward doch ſelbſt Chriſtus aus dieſem Grunde gekreuzigt; und auch Wer unſerer Zeit das Horoſkop ſtellt, kann nicht orthodox ſein. Gerade Heterodoxie iſt die Schöpfungskraft aller religiöſen Entwicklung.

„Das Chriſtenthum ſowohl, als jede andere geiſtige Macht, kämpft für die drei Grundideen der Güte, Wahrheit und Schönheit. In der Zeit ſeines Kampfes mit der Heidenwelt verfolgt daſſelbe die erſte dieſer Ideen, es will die Welt beſſern und ſittlich emporheben. Dann vermittelt es ſich mit der übrigen Wahrheit, die es in allen Zweigen der Wiſſenſchaft vorfindet. Hier war der hartnäckigſte Kampf mit der Philoſophie, doch auch da ſiegte es, weil auch die Philoſophie die Tendenz trug, chriſtlich zu ſein, und das Chriſtenthum ſelbſt nur unter dem Vorwande angriff, es zu ſeiner urſprünglichen Reinheit zurückführen zu wollen. Jetzt hat es das Chriſtenthum mit den Naturwiſſenſchaften zu thun, und wir ſehen dieſes Kampfes kein Ende. Doch man kann ruhig die Geſchichte walten laſſen, welche klüger iſt, als unſere Vorausſicht. Nun aber bleibt noch das Dritte übrig: der Kampf des Chriſtenthums für die Idee des Schönen, die Ergänzung der chriſtlichen

Kunſt. Die Theologen behaupten meiſt, dies ſei ein gleichgültiger Punkt; der ächte Menſch aber weiß das Chriſtenthum erſt dann heimiſch auf Erden, wenn der Geiſt Materie geworden iſt, und als Gebild ſich verkörpert hat. Die Richtung auf's Schöne bringt erſt der Kirche die Eintracht, ſie wird als großartiges Gefühl des Menſchengeſchlechtes das Kleinliche hinwegthun. Dieſer Kampf erzielt die wahre Emanzipation vom chriſtlichen Judenthum, von der Geſetzlichkeit und Engherzigkeit des Genuſſes, vom Phariſäismus des Formelweſens, vom Sadducäismus der kalten Ueberzeugung. Das Schöne erwärmt, und lehrt die That aus der Empfindung, nicht aus nüchternem Verſtand und abſtractem Wollen hervorgehen. Dagegen wird ein ächtes Heidenthum in die Kirche hineintreten, von dem Immermann geweiſſagt hat. Uns fehlt noch die Virtuoſität des Lebens. Dann aber, wenn die Schönheit zur Herrſchaft gelangt iſt, wird die Außenwelt geheiligt und verklärt ſein, und wir dürfen uns ihr hingeben ohne zu ſündigen. Die Erde wird die Heimath des Menſchengeiſtes, und das tauſendjährige Reich bricht an." *)

Dieſen Standpunkt hatte Kinkel damals erreicht, und ſomit eine Bahn betreten, die ihn naturgemäß auf die Spur der pantheiſtiſchen Weltreligion hinleitete. Auch in Bibel und Chriſtenthum erkannte er viel Un-

---

*) Aus Kinkel's Tagebuch vom 12. September 1840.

ſchönes, das von der Entwickelung des Menſchengeiſtes als unbrauchbares Hemmniß mußte fortgeſchleudert werden. Namentlich Paulus hat in dieſer Beziehung viel geſündigt; doch auch die übrigen Apoſtel beweiſen einen unpoetiſchen, allem Heidenthum, wie aller höheren Bildung feindlichen Sinn. Selbſt Johannes beſitzt, wenn wir ihn als Verfaſſer der Apokalypſe feſthalten wollen, eine ganz rohe Phantaſie, die nur zum Theil ſich als Grundlage einer neuen Poeſie der Schönheit geltend machen darf. Rein in der Form ſind außer einzelnen altteſtamentlichen Schriftſtellern nur die unmittelbaren Ausſprüche Chriſti, der auch hierin als der Schönſte unter den Menſchenkindern erſcheint.

Dagegen befindet ſich unſer Clerus in einer merkwürdigen Verblendung. Beſuchen die Gebildeten die unäſthetiſchen Predigten unſerer Geiſtlichen nicht, ſo finden Letztere in ihren Uebermuth auf den eingebildeten Beſitz einer abſtracten Wahrheit den Grund in Verachtung der Religion, während doch Jeder gern dahin kommt, wo er einen ſchönen Vortrag hört. Es geht hierin ganz, wie mit allem übrigen Unterricht. Es liegt nämlich ausſchließlich am Lehrer, wenn die Schüler nicht lebhaft ſeinen Unterricht auffaſſen. So halten die Prediger mit verbiſſenem Groll Strafreden gegen den ſchwachen Kirchenbeſuch, während die Schuld doch nur an ihnen liegt. Die vollendete Form feſſelt Jeden, auch den Ungebildeten, ſonſt würde Niemand in dieſer Zeit des Jammers mehr das Theater beſuchen. Der vollendete Redemeiſter wird ſtets gehört werden, und wo ſeine Kraft nicht hinreicht um zu belehren, wird er wenigſtens aufmerkſam machen und den ſtärkeren Geiſtern vorarbeiten. Aber zumeiſt ſcheut man die Mühe, ſich in redneriſcher Beziehung auszubilden. Niemand, wenn er aus dem gewöhnlichen Geſprächstone in eine höhere Sprechart hinaufſteigt, redet von Natur richtig; aber komiſcher Weiſe glaubt man, daß Vortrag ſich von ſelbſt lerne, und keiner Kunſtſchule bedürfe. Eine Geſangſchule hält Keiner für überflüſſig, und doch iſt Reden ungleich ſchwerer, als Singen.

Kinkel hatte dieſe Wahrheit begriffen, und deßhalb alle Sorgfalt auf die Form ſeiner Kanzelreden gewandt. Aber Wer in unſerer Zeit durch die That ſelbſt das Evangelium des Schönen predigt, den verketzern die Sklaven des Häßlichen. Er wird Märtyrer, weil man das Dogma für heiliger hält, als die Schönheit, und muß daher doppelt trachten, im Leben gerecht und heilig zu ſein, damit ſeine Sache nicht verläſtert werde.

Dieſen Grundſatz befolgte denn auch Gottfried, und Johanna ſtand ihm treulich bei, wenn der Neid oder die Bosheit ſeinen Muth brechen wollte. Als er ihr eines Tages all' die Schmähreden mittheilte, welche man gegen ihn in Umlauf brachte, ſchrieb ſie ihm zur Erhebung folgende

Apologie.

„Wie klein die Schaar ſei, die Du beſeelſt, o Freund,
Die Deinem Wort aufhorchet mit gläub'gem Sinn,
Und Dich begreift: — ſo treu Dein Eigen
Sind die Gemüther und ſind die Geiſter!

Uns biſt Prophet weitdämmernder Zeiten Du,
Das Wort der Schönheit predigend, das da kommt;
Doch ſchmäht die Starrſucht des Geſchlechtes,
Das Dich verfehmt, die geweihten Lippen.

Und ſchwingſt den Wortſtrahl Du wie ein blitzend Schwert,
Dann zagt die Einfalt, als ob dem Heiligthum
Ein kecker Eingriff droht Entweihung: —
Ach, ſie verkennen den Gottesboten!

Wohl ſtocket grauenvoll, wenn ein Geſpenſt entſteigt
Dem mächt'gen Abgrund tiefer Vergangenheit
Der Menſchen Herzſchlag: — aber mehr noch
Sträubt ſich ihr Innres dem Geiſt der Zukunft!

Du ſchauſt ein fernauftauchendes Morgenroth,
Es blitzt verklärt Dein Aug' in dem Wiederſchein:
Da ſchwebt geſangreich, blumenfarbig
Dir von der Lippe das heil'ge Zeugniß.

Es faßt ein Ahnungsſchauer die Seelen an,
Das Gottesreich ſteht nah der Vollendung ſchon
Dem Seherblick da, rings der Erdkreis
Huldigt dem Guten, dem Ewigwahren.

Doch wähnſt Du nicht: hier ſei ſchon das Ziel der Bahn.
Nein, erſt beginnt der Kampf um das Höchſte nun;
Denn aller Tugend Lichtvollendung
Bleibet zuletzt noch die reine Schönheit.

Und weil der Menſchheit kindliches Stammeln einſt
Der Gott dahinnahm: ſoll drum geſtammelt ſein?
Soll hohe Weisheit Frevel ſcheinen,
Weil ſie umwehet ein Hauch der Anmuth?

Ein Geiſterfrühling, ſenkt ſich mit goldnem Strahl
Herab der Dichtung Zauber vom Himmel ſelbſt;
Was je die Großthat, Was Gedanke
Hohes erſtrebet, es wird Gebet uns.

Des Meiſters Liebling — war es Johannes doch,
Und ſein Geheimniß ſchaun, iſt die Poeſie;
Es zieht allewig ſeiner Sternbahn
Gleiſen den liebeverklärten Geiſt nach.“

So ganz hatte Johanna die Anſichten ihres Freundes in ſich aufgenommen, und dabei wenigſtens vorläufig ihre Beruhigung wiedergefunden. Daß ſich die jungen Leutchen bereits mit aller Gluth ihrer entzündbaren Seelen liebten, davon freilich ahnten ſie nichts; denn das Anziehende und Geiſtvolle ihres Umganges hatte ihnen bisher noch keine Zeit zu alltäglichen Betrachtungen von Hochzeit und Eheſtand gelaſſen:

„Feſt ſo ruht' er in Lieb' und Achtung tüchtiger Freundin,
  Die ihm ſein beſſeres Selbſt wies in verklärendem Schein.
Schweſterlich ſtand ſie ihm nah': ſie gab ihm Mark der Gedanken,
  Wenn ihm die eigene Kraft Lehre verſpendend erloſch.
Oder wuchs in der Bruſt ihm freſſender, düſterer Unmuth,
  Zauberte Ton und Geſang ſchönere Wellen ihm her.
Geiſtig webte die Ehe, und zahllos hegte ſie Kinder:
  Lieder der Milde und Kraft, paarend das Wort und den Ton."

6.

Bald jedoch konnte es nicht fehlen, daß Kinkel vergleichende Betrachtungen zwiſchen Johanna und ſeiner Braut anſtellte, die nothwendig zum Nachtheil der Letzteren ausfallen mußten. Anfänglich hatte Jener gehofft, Sophien zu ſich heraufzuziehen, aber alle ſeine Bemühungen in dieſer Hinſicht ſollten zerſcheitern. Hatte Kinkel ihr Bücher zu ihrer Ausbildung geſandt, und glaubte er, daß ſie nun eifrig mit denſelben beſchäftigt geweſen, ſo überraſchte ſie ihn plötzlich mit einer werthvollen Stickerei oder ſonſtigen Handarbeit, auf deren Vollendung ſie all' ihre Zeit verwandt hatte. So lieb dieſe kleinen Aufmerkſamkeiten und Geſchenke auch ihrem Bräutigam ſein mußten, ſo unangenehm berührte es ihn, daß ſie ihre geiſtige Entwickelung in einer Weiſe hintanſetzte, welche ſie ſeiner unwerth erſcheinen ließ. So geſtand ſie ehrlich, daß ſie Bücher oftmals nur läſe, um zu ſehen, ob „ſie ſich kriegten oder nicht," u. dgl. m. Daß Gottfried dies Alles unwillig empfand, ſehen wir aus folgender Parallele zwiſchen der Geliebten und ſeiner Freundin:

„Süß iſt die mitternächt'ge Stunde,
Die weit die Herzen offen ſchließt,
Wenn von des Liebchens jungem Munde
Manch traut Geheimniß ſich ergießt.
Sie plaudert kindiſch, bang, beſcheiden
Von Mädchentand, der ſie umgiebt,
Sie beichtet, wie mit ſtillem Leiden
Sie heimlich Dich ſchon lang geliebt. —

Doch reicher iſt des Tages Helle,
Gedämpft zu halbem Dämmerſchein.
Es winkt die wohlbekannte Schwelle,
Zum ſtillen Zimmer tret' ich ein,
Wo bleich und ernſt mir Grüße ſpendet
Ein Mund, der Andre fliehen heißt,
Wo von den Menſchen abgewendet
Sich mir erſchließt ein reicher Geiſt.

O einen Schatz haſt Du gefunden,
Wenn eine Freundin auf Dich baut,
Dir aufdeckt ihrer Seele Wunden,
Und ihren Jubel Dir vertraut;
Wenn ſie vor Deinen wachen Blicken
Das Leben noch einmal durchlebt,
Von großen ſtillen Augenblicken
Für Dich den Schleier freundlich hebt.

Es liegt vom Meeresſchwall umfangen
Die alte Stadt im Wunderglanz.
Und, ruht das Meer, Du ſiehſt ſie prangen
In Trümmern ſchön und herrlich ganz.
Das iſt Dein eigen Innenleben; —
Iſt nur ſein Spiegel hell und gleich:
Tief unten ſchauſt Du ſich erheben
Das ſonſt verborgne Gottesreich.

Du ſiehſt das Kind ſich ſtill entfalten,
Das ausgereift nun Dir ſich zeigt,
Der ernſten Liebe Vollgewalten,
Wie Mannesgluth ſie nie erreicht.
Du ſiehſt die Täuſchung, ſiehſt des Lebens
Verworrnen Gang in bleichem Licht;
Sie zeigt den Lohn Dir hohen Strebens,
Doch auch die Fehler hegt ſie nicht.

Da ſchauſt Du ſolche Lebensſchöne,
Du bebſt ob ſolcher Schmerzenslaſt.
Du hörſt ſo wunderbare Töne,
Wie Du ſie nie vernommen haſt.
Das Stärkſte zeigt ſich Dir, was immer
In Lieb' und Haß die Erde hegt,
Wenn ſich in unverfälſchtem Schimmer
Ein Frauenherz Dir offen legt.

Nun fährſt Du auf des Lebens Strome,
Rings ſchimmert Frühlingsblüthenpracht,
Am Ufer ſtehn die hohen Dome,
Die alten Berge halten Wacht; —
Doch kennſt Du auch die flache Stelle,
Du fliehſt gewarnt das ſcharfe Riff,
Und ſelber auf der Schmeichelwelle
Lenkſt ſicher Du Dein kleines Schiff.“

So war Gottfried nicht blind für die Gefahr, welche ihn im täglichen Verkehr mit einer ſo blendenden und bezaubernden Erſcheinung umſchlich; aber er vergaß nicht ſeiner Braut, die ihn mit ihrer ſtillen, ſanfteren Liebe zu beglücken ſuchte, und der ſein Herz und ſeine Hand trotz aller Lockungen des neuen Umganges treu zu bleiben beſchloß. Johanna war ihm die Helena ſeiner Poeſie, er fand in ihr den Inbegriff alles Hohen und Herrlichen der helleniſchen Vorzeit, ſie ſtand ihm hoch über der alltäglichen Flachheit und all' dem Kummer der Gegenwart, ſie ward der *Genius* ſeiner Schöpfungskraft:

„Nicht im ſchwächlichen Laut romantiſchen Reimegeklingels
Hallt Dein Preis mir hinfort, *klaſſiſche* unter den Fraun!
Nicht wie ein liebliches Kind mit zärtlich ſchmachtendem Auge,
Das mit des *Schweigens* Gewalt zaubriſch verwundet das Herz;
Nicht wie die träumende Blume, noch halb umhüllt von der Knoſpe: —
Nein, im volleſten Duft ſtehſt Du, ein herrliches Weib!
Mag Dich die Maſſe verſchmähn, weil Dir die erſchaffende Mutter
Gab für die Farbe die Form, gab für die Fülle die Kraft; —

Aber Wem ſich entzündet der Sinn für Macht des Charakters,
  Der auf die leibliche Form prägt den gewaltigen Druck;
Wer, ein Paris nicht, doch ein hochverſtänd'ger Odyſſeus
  Oder ein ſtarker Achill, Pallas für Venus erwählt:
Dieſem wendeſt das Herz Du im Buſen, wenn Du zur Seite
  Halbgewendet Dich zeigſt, ſendend in's Ferne den Blick.
Dann verbreitet das Haar ſich ſpielend zum wallenden Helmbuſch,
  Aus dem ſaphirenen Aug' ſchießen die Pfeile hervor:
Gleich als hielte die Hand ein Schwert, ſo feſt und entſchloſſen,
  Trotzend der feindlichen Macht, blickſt Du in's Lebensgewühl.
Alſo ſchaut' ich Dich geſtern: es lachte die mächtige Stirne,
  Und aus der Brauen Gewölk hüpften die Scherze heraus
Wieder erſpäht' ich Dich dann: Du flogſt auf eilenden Füßen
  Ueber den Markt dahin, wie von der Senne geſchnellt.
Eng umhüllte die ſchlanke Geſtalt anliegende Seide,
  Und durch des Hütchens Netz dunkelte prächtig das Haar
Flüchtig entſchwebteſt Du hin, — Du hatteſt mild Dich verſpätet
  Weil Dich verzögert der Freund -- ſchwer ja iſt Scheiden von Dir!
Aber am Eck des Marktes, wo raſch Dein Haupt Du gewendet,
  Traf Dich mein glühender Blick, traf mich Dein freundlicher Gruß.
In dies Lied dann band ich das ſonnige Leuchten des Auges,
  Mög' es Dir funkeln auf's Neu' hell aus den Verſen hervor!“

Anders Johanna. Gottfried hatte ihren Schmerz geheilt, aber ſie dafür ewig an ſich gefeſſelt. Sie konnten Beide nicht mehr von einander los, aber mit dem Unterſchiede, daß er das unſichtbare Band noch nicht ahnte, während ſie daſſelbe klar durchſchaute. Mit keinem Wort ließ ſie ſich gegen ihn über ihre Liebe aus, aber in ſtiller Nacht, wenn Alles um ſie her friedlich und ſtumm war, oder wenn ſie am einſamen Flügel den Tönen ihr Leid anvertraute, entquollen glühende Schmerzenslieder ihrer verwundeten Bruſt:

1.

„Meine Schweſter führt ein Lämmchen
Durch die Flur an blauem Band,
Seine ſilberweißen Flocken
Streichelt froh die kleine Hand.

Möchte auch ein Spielzeug leiten
Wohl am Bändchen durch den Hain, —
Doch ein Lamm behagt mir nimmer:
So ein Löwe müßt' es ſein!

2.

Froh ſtimmt mein Geſang in den fernhinrollenden Donner,
Der in der Mauern Gebiet herriſch die Menſchen geſcheucht.
Hochauf flattern die Locken, der Mantel, wie ſchwarzes Gewölke,
Liebesblick mit dem Blitz tauſcht das begeiſterte Aug'!
Wie die Hochlandshexe durchſchweif' ich im Regen die Wälder,
Fühle mich heimiſch im Sturm, ſtolz, Elementen verwandt!

3.

O bedenke Du ſelbſt, daß zu Muthe mir iſt, wie der Säule von flüſſigem Silber,
Die bei Flammen und Eis in der gläſernen Haft ein Thermometer gebannt hält.

Dann ſchüttelt mich Froſt noch tiefer als Null, dann ſteigert mich Fieber zum Siedpunkt,
Auch flieht mich der Schlaf, und die Lippe verſchmäht zu genießen der roſigen Lenzfrucht.

Ach umſonſt, daß im Bild
Mich die Ferne begrüßt,
Daß der Freunde Geſang
Mich im Traum anweht: —
Die lebendige Kraft
Iſt geknickt, und es ringt
Die verſchmachtende Seele nach Freiheit!

4.

Es waren ſo viele Schmerzen
Mir ſchon im Leben bereit,
Daß heiter ich nun mag ſcherzen
Und ſpielen mit meinem Leid.

Wie Purpurblumen, gefunden
Auf thaubeweinter Flur,
Sind mir des Herzens Wunden,
Die Thränen wie Perlenſchnur.

Die Perlen und Blumen gebogen
Zum Kranz in die Locken froh,
Komm' ich zu Dir hingeflogen,
Und frage: „Gefall ich Dir ſo?“

5.

Ach, eher nicht find' ich die Raſt,
Bis aufgenommen Du haſt
Die ganze Seele mein
In Deine Seele hinein!

Mein Herz iſt ſo düſter, ſo wild;
Und Deines ſo gut und ſo mild;
Du biſt der Friede, die Ruh': —
Ach, Liebſter, ich wollt', ich wär' Du!

6.

Gelehnet lag ich an den Baum,
   Und lauſcht' dem Wellenſang;
Verſunken ganz in holden Traum
   Ward mir die Zeit nicht lang.

Die Sonne lenkt' den Strahlenlauf
   Zum tiefen Horizont.
Das Abendroth ſtieg mild herauf,
   Es folgt der Silbermond.

Der Mond ging endlich auch zur Ruh',
   Ringsum mich ward es Nacht;
Mir fielen nicht die Augen zu
   Auf einſam ſtiller Wacht.

So möcht' ich ruhen Tag und Nacht,
Und überſchaun mein Glück,
Und ewig, ewig träumen nach
Dem Einen Augenblick.

7.

Die Deinen Lippen entſproſſen,
Die glühenden Melodein,
Sie ſind wie Lava gefloſſen
Mir tief in das Herz hinein.

Und Was ich mag ſinnen und thun,
Sie tönen mir überall nach,
Und möcht' ich ſchlummern und ruhen,
Sie ſingen mich wieder wach.

Stimm' an eine ſanftere Weiſe,
Und rühre die Harfe dazu,
Und wiege leiſe, leiſe
Mein armes Herz zur Ruh'!“

Bei Alledem aber wußte Johanna, daß ſie dem Freunde dieſen Schmerz nicht geſtehen durfte, ſie ſuchte, wenn ſie in ſeiner beſeligenden Gegenwart war, ihre Stimmung zu beherrſchen, und er hätte vielleicht niemals die Klagen ihrer Einſamkeit erfahren, wenn nicht der Zufall oder eine göttliche Fügung, wie ſie der Liebende ſo gern erſchafft, ihm das Geheimniß ihrer Liebe erſchloſſen hätte.

Zu einer Tageszeit, die ihn ſonſt gewöhnlich mit wiſſenſchaftlichen Lehrarbeiten von ihr fernhielt, begab er ſich einſt zu Johanna, und hörte, als er ſich leiſe ihrem Zimmer näherte, einen klagenden Geſang an ſein Ohr ſchallen. Lauſchend vernahm er das Lied:

„Du nahſt! und wie Morgenröthe
Webt's über die Wangen mein!
Du gehſt! und wie Thränengewölke
Dunkelt der Augen Schein!
Ich denke an Dich, da ſteigen
Die Flammen hoch und licht
Empor aus Herzenstiefen:
Aber Du ſiehſt es nicht!

Melodiſche Seufzer tönen
Herauf in vollem Chor,
Als Dir geweihete Lieder
Haucht ſie die Lippe hervor.
Im Herzen da wohnt eine Stimme,
Die Deinen Namen ſpricht,
Sie ruft ihn ſo laut ſo flehend: —
Ach, Du vernimmſt es nicht!

Der ſtolze Muth iſt gebrochen
Und Hoffnung und Lebensluſt;
Aus tief unheilbarer Wunde
Blutet das Herz in der Bruſt.
Viel' Schmerzen noch muß es erdulden,
Bis Tod mitleidig es bricht,
Viel' namenloſe Schmerzen: —
Wehe, Du fühlſt es nicht!“

Ein langgetragener wehmüthiger Akkord beſchloß ihren Geſang, und verhallte mälig in den zitternden Lüften. Gottfried aber empfand zum erſten Mal das Gefühl einer neuen, herrlichen Liebe, und entfernte ſich unbemerkt, wie er gekommen war. Zu Hauſe erfaßte ihn im Gedanken an ſeine Braut ein dumpfer Schmerz, in deſſen Verzweiflung er folgende Sonette hinſchrieb:

1.

Brecht auf, ihr Wunden! ſtrömt in vollen Bächen!
Ihr ſaht ſie heut', die euch mit Armen ſchlug; —
Daß leis ihr blutet, iſt ihr nicht genug:
Heiß ſollt ihr den Verband — ſie will's! — durchbrechen!

Was that ich ihr? Und war es mein Verbrechen,
Daß einen Dämon der gewalt'ge Flug
Grad' über zwei verwandte Häupter trug?
Schuldloſe Schuld will ſich ſo grauſam rächen?

O Leben, du warſt ſchön, ich froh und ſtark, —
Noch reifſte Frucht war mir am Baum zurück,
Befriedigt harrt' ich ihrer ohne Sehnen.

Ach, meinen Jugendtraum, mein Lebensmark,
Ihr gab ich ſie, — ich gab mein ganzes Glück!
Und ſie? — ſie mordet mich mit ihren Thränen!

2.

Du wirſt vollenden! Ja, ich fühl's mit Bangen,
Wie matt mein Blut ſchon in den Adern ſchleicht,
Wie mir die kaum gebräunte Wange bleicht,
Und träg am Boden meine Blicke hangen.

Haß kannt' ich ſonſt und ungeſtüm Verlangen, —
Doch nun durchfriert's wie Herbſtwind mich, der leicht
Durch ungemähte goldne Aehren ſtreicht: —
Vollende denn, ſo wie du angefangen!

Und ich? — Mit einem Scherz will ich begraben,
Den Du zerrüttet, jeden Lebenskeim.
Für jeden Dolchſtich ſoll ein Lied Dich laben!

Ich hülle Dir in ſüßen Honigſeim
Der Wunden Qual, die mir Dein Weh gegraben,
Und endlich ſterb' ich mit 'nem luſt'gen Reim!

3.

Vielleicht, Du kannſt nicht anders: Lorelei
Biſt Du, die willenlos den brüch'gen Kahn
Lockt zu des Riffes mordlich ſcharfem Zahn;
Vielleicht — laß glauben mich, daß ſo es ſei!

Vielleicht doch: Nein! Ein Traum iſt's, daß wir frei,
Dem mächt'gen eignen Willen unterthan,
Und ſelbſt begrenzen unſre Lebensbahn —
Ja, Lügen ſind's und eitel Täuſcherei!

Der Leu muß tödten. Schneiden muß das Schwert.
Unſchuldig iſt das Gift, das uns zerfrißt.
Die Flamme ſengt — es iſt ihr unverwehrt.

Vielleicht — — — Ich glaube, daß Du ſchuldlos biſt, —
Du tödteſt mich — es iſt nicht Strafe werth, —
Und doch entſetzlich, daß es alſo iſt!“

Als ſein Schmerz milder geworden, beſchloß Gottfried, nach Wiesbaden zu reiſen, und ſich dort um eine neu zu beſetzende Lehrſtelle zu bewerben. Erhielt er dieſe, dann wollte er Sophieen in ſein ſtilles Haus heimführen, und hoffte ſo, von Johanna getrennt, für ihn und ſie Rettung aus dem mächtigen Brande ihrer Liebesgluth zu finden. Bereits nach wenigen Stunden trug ihn der Dampfer auf den Fluthen des Rheines in die dunkle Nacht hinaus, und ein warmer Sommerwind ſpielte mit ſeinen Locken:

„Rauſchend wandelt das Schiff, hoch ſteigt zum Maſt die Laterne,
Leiſe fächelt der Wind auf der beſchwichtigten Fluth
In Dein Bild verrinnt mir des Tages holdes Erinnern,
Und wie ein blinkender Stern hellt es die träumende Nacht.“

7.

Kinkel hatte ſeinen Zweck in Wiesbaden nicht erreicht, und war vielleicht nicht ungern nach Bonn zurückgekehrt, ſo ernſt es ihm auch blieb, ſeiner Braut die Treue zu bewahren. Sein täglicher Verkehr mit Frau Mockel hatte bereits die Klatſchzungen aller Vettern und Baſen in Beſchäftigung geſetzt, ehe das Dichterpaar etwas von den Gerüchten ahnte, die ein böswilliger Neid über dies Verhältniß in Umlauf brachte. Bald aber erhielt Kinkel hie und dort verſtohlene Winke, mußte ſpöttiſche Andeutungen vernehmen, und endlich von ſeiner Schweſter den offenſten Tadel über ſein Betragen ausbrechen hören. Dieſer, die nun mit dem pietiſtiſchen Bögehold verheirathet war, ſchien Alles daran gelegen, eine etwaige Verbindung zwiſchen ihrem Bruder und Johanna Mockel um jeden Preis zu verhindern. Sie ſuchte in Gottfrieds Augen deſſen geiſtreiche Freundin als ein genußſüchtiges, ränkevolles und gottloſes Weib darzuſtellen, und die albernſten Erfindungen über ihren Charakter und Lebenswandel zu verbreiten. Jener ſowohl, wie Frau Mockel ſuchten durch die unbefleckteſte Reinheit ihres Lebenswandels allen Angriffen der Bosheit offene Stirn zu bieten, und ein von der erſten leidenſchaftlichen Aufwallung gänzlich geläutertes Gefühl ungetrübt feſtzuhalten und gegen verkennende Urtheile durchzuſetzen und auszuſprechen, wie es die Wahrhaftigkeit erforderte.

Es war im Spätherbſt 1840. Die Sonne ſtrebte aus dem Zeichen der Jungfrau in das Bild der Wage zu treten, und ſchien noch warm auf die Rheinberge herab, an deren Abhängen ſich die Trauben bereits dunkler färbten, während die muntre Schaar der Studenten größtentheils die Univerſitätsſtadt verlaſſen hatte, um die Ferienzeit im Kreiſe der Verwandten oder auf luſtigen Streifzügen durch das ſchöne deutſche Vaterland zu verbringen. Ein leichter Kahn trieb auf dem ſtolzen Spiegel des Rheines, und zog langſam über die dunkle Fluth, aus der die weinbekränzten Ufer, vom Abendſcheine beglänzt, wiederſtrahlten.

Das zierlich gebaute Fahrzeug trug unſer Dichterpaar durch die Wogen, das mit Andreas Simons, der ſeit ſeiner Kindheit im elterlichen Hauſe der Frau Mockel erzogen ward, von einem Ausflug in die Umgegend heimkehrte. Gottfried lenkte das Steuer, und Johanna ſang ein ſanfthinſchmelzendes Lied, das in ihrer Seele emporſtieg:

„Wunderbare
Spiegelklare
Fluth des königlichen Rheins!
Weinumkränzte,
Holdbeglänzte
Von dem Roth des Abendſcheins:
Rufſt ſo glühend,
Ruh' verheißend
Mich in Deinen Schooß hinab,
Auf den kühlen
Wogenpfühlen
Zu bereiten mir mein Grab!

Deine Wellen
Lockend ſchwellen,
Sagen holde Mähr mir an
Von kryſtallen-
Klaren Hallen,
Tief im Grunde aufgethan;
Singen munter:
„Komm herunter
In das ſtille Waſſerhaus:
Herzensflammen
Allzuſammen
Löſchen da auf einmal aus!“

Allmälig war der letzte Abendſchein hinter den Bergen verglüht, und die Nacht zog herauf. Ein ſtarker Wind hatte ſich erhoben, und mächtig ſchaukelte der Kahn auf den erregten Wellen. Während Gottfried die Landungsbrücke zu gewinnen ſuchte, keuchte das Dampfboot „Marianne“ heran, auf dem einſt eine Jugendliebe ſeinen Blicken entſchwunden war. Gottfried wollte ausweichen, aber auch das Schiff hatte den leichten Kahn bemerkt, und bog unglücklicher Weiſe nach derſelben Seite hin aus. Vergebens, daß Johanna das herannahende Schiff zu warnen ſuchte — ihr lautes Rufen verklang in dem Brauſen des Sturmes, der immer gefahrdrohender heraufſchwoll. Ein mächtiger Stoß, und das kleine Fahrzeug ſank zertrümmert in die Tiefe.

Gottfried aber ergriff im Verſinken den Arm der Freundin, und riß ſie mit ſtarker Kraft aus dem Abgrund empor. Dann hob er ſie ſanft und lächelnd auf den geborſtenen Kahn, als hätte er nur im Spiel ſeinen Muth erproben wollen.

Als er die Gerettete darauf, Herz an Herzen, ſchwimmend an's Land ruderte, durchſtürmte ihn zum erſten Mal das Gefühl, daß nur dies Weib ihn zu beſeligen vermöchte. Jetzt band ihn nicht allein das volle Leben an ſeine Freundin, ſondern mit unlösbarer Feſſel knüpfte ihn an die Geliebte

Der Bund des Todes.

„Hoch preiſ' ich vor den Göttern allen
Als den gewaltigſten den Tod;
Er trifft, wo ſeine Blitze fallen
Die Furcht des Lebens voll und roth.
Wär' an die Sterne feſtgebunden
Des Lebens goldenes Geſchick: —
Der Tod hat uns hinaufgewunden
In Einem mächt'gen Augenblick.

Wie gingſt Du träumend mit zur Seite,
  Du meines Geiſtes heller Stern!
Du gabſt mir freundliches Geleite,
  Und doch Du warſt mir ewig fern!
Wohl drang der heiße Mund zum Munde
  Zu eines Kuſſes Seelentauſch;
Doch wehrt, mit ſtrengem Zug im Munde,
  Des Willens Ernſt den Liebesrauſch.

Da kommt die Nacht: mit ſchwarzen Flügeln
  Umrauſcht ſie unſern ſchwanken Kahn,
Und auf den düſtern Wellenhügeln
  Stürmt donnernd die Gefahr heran.
Vergebens Arbeit, Ruf und Zeichen!
  Der Sturm umbrauſt die Opfer rund,
Zur Rechten, Linken kein Entweichen,
  Und unten jauchzt der grauſe Schlund.

Verloren! Von gewaltigem Stoße
  Birſt ſchon der Kahn im Fluthgebraus.
Und in der Wellen grimmem Getoſe
  Unrettbar ſchleudert er uns aus.
Da ſchwieg das Leben: ſeine Laute,
  So lockend hold, verſtummten ganz;
Doch Deine Liebe ſchlug, o Traute,
  Zum Himmel auf in lichtem Glanz.

Denn alle, alle Erdenſchranken
Sie barſten mit dem Kahn entzwei.
Nun durft' ich innig Dich umranken,
Dich an mich preſſen kühn und frei.
Du haſt, o Starke, nicht gejammert,
In ſolcher ſel'gen Todesnacht,
An den Geliebten feſtgeklammert,
Sankſt wie ein Kind Du in den Tod!

Doch mich durchfloß in Deinem Arme
Des vollſten Lebens heiß Gefühl,
Denn Deine Bruſt, die wilde, warme,
Schlug mir im kalten Fluthgewühl.
Nun raſchgewandt, ein ſtarker Schwimmer,
Taucht' ich aus Wellengiſcht hervor,
Und zum kryſtallnen Sternenſchimmer
Hub Dich mein nerv'ger Arm empor.

Du warſt gerettet, wir gerettet
Für eine friſche Lebensbahn;
An meine Bruſt lagſt Du gebettet,
Und weinend ſchauteſt Du mich an.
Und wie vom Stromgott losgebunden
Mich Deiner Locken Schwall umfloß,
Empfand ich willig mich umwunden
Von Deiner Liebe feſſellos.

Da fiel des Lebens höchſte Stunde
Vom Himmel uns mit Allgewalt:
Frei gab Dein Mund ſich meinem Munde,
Von Wonneſchauern heiß durchwallt.
Da löſte ſich in Todesſchmerzen
Das allererſte heil'ge Du,
Du hauchteſt es aus vollem Herzen
Mir Ueber-Ueberſel'gem zu!

Nun hat der Tod ein Band geſchmiedet,
Das uns kein Leben mehr zerreißt,
Es ruhet fromm und ſtillbefriedet
Nun Herz an Herz und Geiſt in Geiſt.
Uns ſprang aus der Vernichtung Hülle
Mit ſonn'gem Aug' ein jung Geſchick, —
In eines ganzen Lebens Fülle
Dehnt ſich der kurze Augenblick!"

Nachdem Gottfried die Unmöglichkeit erkannt hatte, ſeine Liebe zu Johannen aus dem Herzen zu reißen, beſchloß er wehmüthig, das Band zu löſen, das ihn an ein Mädchen kettete, welches er nicht mehr liebte, und durch die wilde Gluth ſeiner Leidenſchaftlichkeit leicht hätte unglücklich machen können, wenn er ſich für Ewig mit Sophieen würde verbunden haben. Wie ſchwer ihm ein ſolcher Entſchluß ward, ſagt uns ein Gedicht, das bald nach Ausführung deſſelben auf einem Ausflug in die Ahr geſchrieben iſt:

„Hier war es, hier! die ſchmale Stelle,
Ein liebend Paar umfaßt ſie kaum,
Wo in des Herbſttags klarer Helle
Wir träumten unſern kurzen Traum.
Zum Gipfel hatt' ich Dich begleitet,
Dein weißes Händchen in der Hand,
Hier zeigt' ich Dir das Land gebreitet,
Durchgaukelt von des Fluſſes Band.

So auf des Berges ſchroffſter Spitze,
Selbſt Alles ſchauend ungeſchaut,
Ein Gott auf meinem Königsſitze,
Zeigt' ich die Welt Dir, meiner Braut!
Ich kniete heiß zu Deinen Füßen,
Das Haupt an Deinem Buſen feſt,
Empfand des Herzens Schlag, den ſüßen,
Den ſteilen Weges Müh' erpreßt.

Wie hätt' ich's damals wohl verſtanden,
Wenn mir verkündet ein Prophet,
Daß mich, gelöſt von dieſen Banden,
Hier wieder Lenzeshauch umweht?
Und doch — es iſt! Ich breche Ranken
Für eine andre Herrin hier.
Doch preſſen traurige Gedanken
Entſchwundnen Glücks die Seele mir.

Es iſt geſchehn — wir ſind geſchieden,
Ich ſelbſt zerriß das holde Band,
Dir wiederſchenken wollt' ich Frieden,
Zu mächtig war für Dich mein Brand.
Du wäreſt Semele geworden,
An meinem Gluthenhauch verſprüht,
Dich liebend mußt' ich Dich ermorden, —
Still drum, mein krampferſtarrt Gemüth!

Fort von der Stelle! fort in's Weite!
Fort in ein niebetretnes Thal,
Wo nicht Erinnrung giebt Geleite
Mit Himmelsluſt und Höllenqual!
Es fiel das Loos — zu ſpät die Reue, —
Das Paradies liegt weit zurück!
Eins aber ahn' ich: Deine Treue
War meines Lebens frommſtes Glück!"

So trat die einſtige Seligkeit dieſes Verhältniſſes im Scheiden noch einmal Gottfried klar vor die Seele, vielleicht glänzender, als ihm daſſelbe jemals erſchienen war. Allein er glaubte, ſein Loos ſei geworfen, und durfte ſich nicht ſcheuen, unverwandten Auges auf die Zahlen zu ſehen, welche daſſelbe wies. Er war ſeinem Willen untreu geworden, indem er dies Band zerriß, aber er ſtand nur ſo wahr vor ſich, ſeiner Braut und der Welt da. Ob er ſiegen, ob die Liebe, welcher Gottfried nun die Ruhe ſeines und eines armen Mädchenherzens geopfert, ihm Frucht bringen würde, — er wußte es nicht, aber er ergab ſich auf Gnade und Ungnade Dem, der da genannt wird: „die Liebe.“

Ungerechter, als ſeine Braut, die ſich mit Ergebung in ihr Schickſal fand, beurtheilten ihn ſeine falſchen Freunde, zumal da ſeine Schweſter Johanna Bögehold auch jetzt noch das neue Verhältniß auf jede erdenkliche Art zu zerreißen ſtrebte. Am Meiſten fiel dabei in die Wage, daß Frau Mockel äußerlich noch der katholiſchen Kirche angehörte, alſo vor dem Tode ihres vorigen Mannes ſich nicht zum zweiten Mal verheirathen durfte.

Der erſte empfindliche Schlag, welcher Gottfried traf, war die Abdankung als Religionslehrer im Thormann'ſchen Inſtitut. Er empfing dieſe Nachricht bei Tiſche; der Brief war nur ſchlecht verſiegelt, ſo daß man ihn ganz leſen konnte, ohne ihn zu erbrechen, und ward ihm ſo von fremder Hand zugeſtellt. Gleichfalls war in der flüchtig hingeworfenen Schrift Viel ausgeſtrichen, und nicht einmal ein Dank für ſeine langjährige und ſegensvolle Thätigkeit ausgeſprochen.

Doch ein Unglück kommt ſelten allein; bald ſollten andere und verletzendere Schläge nachfolgen. Denn mit der Liebe, die rieſengroß in der Bruſt der beiden Verfolgten emperflammte, wuchs auch der Haß der Welt:

„Wie zwei arme Kinder, die ſpät ſich verirrten im Walde,
Rufend zum Vater ſo bang' ſeh' ich uns Beiden nun an;
Schweſter und Bruder klein ſie trocknen einander die Augen,
Falten die Händchen und flehn: „Zeige den Ausweg, o Gott!“

So klagte Johanna; aber ſie ward nicht muthlos bei der trüben Ausſicht in die Zukunft. Waren doch weder ſie, noch Gottfried ſich einer Schuld bewußt! Sie hatten ſich ja ſo oft reſignirend entſagt, und das Schickſal ſie trotz aller Vernunftvorſätze auf den wunderbarſten Wegen immer wieder zuſammengeführt, bis endlich die Todespein ihren Willen in ſanfter Hingabe an die unbeſiegbare Liebesmacht zerbrach; — wie durfte denn Johanna jetzt nicht ſprechen:

„Bereuen ſollt' ich, Was mir vom Himmel fiel?
Nicht achten ſchuldlos, Was mich ſo rein beſeelt?
O das ſei fern mir! Klar vernommen
Hab' ich im Buſen des Gottes Stimme!

Verfolgten wir denn Einer des Andern Spur?
Umſtrickten wir denn wollend des Andern Herz?
Wir blieben wachſam, treue Kämpfer
Gegen die ſchwellende Macht der Liebe.

Aus blauer Wölbung zuckte der ſchnelle Blitz,
Der unverwarnt uns ſchmetterte Bruſt an Bruſt.
Vergiß es niemals, daß der Tod uns
Alle die nichtigen Schranken wegriß!

Was uns getrennt auch: ſelber erſchufen wir's,
Im eignen Witz nur haben wir uns verſtrickt.
Doch daß wir dennoch uns gefunden,
Das iſt der ewigen Mächte Rathſchluß.“

8.

Gottfried ſaß mit ſeinen Freunden Alexander Kaufmann und dem Privatdocenten Dr. Laurentius Lerſch auf ſeiner Stube in vertraulichem Geſpräch über Kunſt und Poeſie des Rheinlandes. Er war den Beiden auf einem Spaziergange begegnet, und hatte ſie zum Kaffee mit auf ſein Zimmer genommen, das eine herrliche Ausſicht auf das Siebengebirge und den Rhein eröffnete.

Fröhlich verſtrich die Zeit unter ernſten und wiſſenſchaftlichen Betrachtungen. Es war vier Uhr Nachmittags. Ein leiſes Klopfen an die Thür ließ ſich vernehmen. „Herein!“ rief Gottfried heiter, in der Erwartung, noch einen Freund zu begrüßen. Aber ſein Geſicht verfinſterte ſich, als mit geheimnißvoller Amtsmiene und ſcheuer Höflichkeit Paſtor Engels aus Köln eintrat, und erklärte, ein „Wort im Stillen“ für unſern Freund zu haben.

Gottfried führte ihn in's Nebenzimmer, bot ihm einen Stuhl, und erwartete das Begehren des Geiſtlichen.

„Ich komme im Auftrag des Presbyteriums,“ begann Dieſer. „Es haben ſich beunruhigende Gerüchte über ein Verhältniß gebildet, in dem Sie zu einer hieſigen Dame ſtehn ſollen, und das Presbyterium hält ſich verpflichtet, darüber von Ihnen eine Erklärung zu verlangen. Es hat mich beauftragt, einige Fragen in dieſer Beziehung an Sie zu richten.“

„Ich läugne das Recht des Presbyteriums, ſolche Fragen zu ſtellen.“

„So?“ meinte der Geiſtliche verwundert, indem er dies Wort in langgezogenem Tone ausſprach.

„Ja. Das Presbyterium hat allenfalls drei Stücke bei mir zu überwachen: Reinheit der Lehre, Amtstreue und ſittlichen Wandel. Es kommt ihm in dem letztgenannten Punkte alſo nur dann ein Anfragerecht zu, wenn ich eines unſittlichen Verhältniſſes beſchuldigt werde. Dies iſt aber, ſo weit mir bekannt, nicht der Fall. Vor Allem müſſen wir uns in's Klare ſetzen. Meint das Presbyterium meinen Umgang mit der geſchiedenen Frau Mathieux?“

„Ja, allerdings.“

„Dies Verhältniß hat, ſoviel ich weiß, noch Niemand für ein unſittliches zu halten gewagt.“

„Wenn aber die Gemeinde und auch das Presbyterium an einem ſolchen Verhältniſſe Anſtoß nähmen?“

„Ich habe Das bisher nicht gefunden. Neben einzelnen ungünſtigen Zeugniſſen kommen mir auch manche einer geſegneten Wirkſamkeit zu.“

„Sie werden mir aber glauben, daß dennoch Manche Anſtoß nehmen. So hat man z. B. davon geſprochen, daß Sie mit der Frau Mathieux im „Hirzekümpchen“ Kaffee getrunken.“

„Und Was iſt denn hier mein Verbrechen? Daß ich Kaffee getrunken, oder daß ich im Wirthshaus zum „Hirzekümpchen“ Kaffee getrunken, oder daß ich mit jener Dame Kaffee getrunken? Ich leugne ganz und gar das Recht eines Anſtoßes, wie Sie ihn behaupten. Da Niemand mein Verhältniß zu der geſchiedenen Frau Mathieux für unſittlich hält, kann die Frage nur in dem Sinne gemeint ſein, ob ich dieſelbe zu heirathen gedenke. Da bis jetzt keinesfalls eine Ehe geſchloſſen iſt, hat ſich auch Niemand darum zu kümmern.“

Der Geiſtliche gab eine unbeſtimmte und ausweichende Antwort. Kinkel fuhr deßhalb fort:

„Indeß wenn ich etwa mit Johanna Mockel verlobt wäre, ſo würde das der Ehe gleich zu achten ſein. Auch das iſt bis jetzt nicht geſchehen, obgleich ich die Möglichkeit einer Verlobung in der nächſten Zeit nicht läugnen will.“

„Aber die Heirath mit einer Katholikin,“ eiferte der Paſtor, „und mit einer Frau, die von ihrem erſten rechtmäßigen Manne geſchieden iſt, könnte doch bei einem Geiſtlichen in keinem Falle gebilligt werden. Sie wiſſen, daß der Ruf eines Geiſtlichen ſehr zart iſt.“

„Ich kenne einen ſehr wackern Geiſtlichen, der ſonſt unſerer Synode angehörte, und mit einer Katholikin ſich verheirathete, d. h. mit einer ſolchen, die aus Ueberzeugung zum evangeliſchen Glauben übergetreten war. Wie kann das Presbyterium wiſſen, Was hier die Zukunft bringen wird?“

„Es würde aber doch bei uns ſehr anſtößig erſcheinen.“

„Das muß gleich ſein. Es kommt darauf an, daß Jemand wiſſe, er handle nach Gottes Wort. Auch wiſſen Sie, daß nach dem Geſetz der evangeliſchen Kirche der zweiten Vermählung einer rechtskräftig geſchiedenen Frau Nichts im Wege ſteht. Die Augsburger Confeſſion und der Heidelberger Katechismus geſtatten ausdrücklich dieſen Fall, und vor wenigen Wochen hat ſich die hieſige evangeliſch-theologiſche Fakultät auf Befragen der Regierung ebenfalls für die Erlaubniß der zweiten Ehe entſchieden.“

„Ja, aber —“ wandte der unermüdliche Vertreter des Presbyteriums ein, „die Gemeinde hat ein religiöſes Gefühl, das man nicht verletzen darf.“

„Auf ein ſolches Gefühl, wenn es ſich auf Irrwegen befindet, hat Niemand zu achten. Es kommt auf den Begriff an, und das Gefühl iſt hier das ganz Inhaltsloſe. Im Mittelalter verabſcheute man den Geiſtlichen, der überhaupt verheirathet war, und unſerm Luther nahm es ſeine eigne Kirche übel, daß er ſich verehelichte. Wir finden dieſe Heirath jetzt ganz in der Ordnung. Chriſtus ſelbſt und Paulus haben die Gründe angegeben, unter denen das Weib nicht gebunden iſt. Dies meine Antwort — melden Sie dieſelbe dem Presbyterium! Da Ihre Frage officiell war, bitte ich, dieſelbe zu wiederholen, damit ich auch meine Antwort officiell ausſprechen kann.“

Der Geiſtliche erfüllte die an ihn gerichtete Forderung, und Kinkel verſetzte:

„So leugne ich hiemit jedes Recht des Presbyteriums, ſich um dieſe Sache zu bekümmern, da ſie noch ganz in ambiguo iſt, und ich bis jetzt öffentlich weder erklärt habe, die genannte Dame ehelichen zu wollen, noch das Gegentheil; um ſo mehr, da ein Jeder fühlen mußte, daß die Berührung eines ſolchen Verhältniſſes ein delikater Punkt ſei. Ich leugne auch das Recht des Presbyteriums und Jedermanns an dieſer Sache Anſtoß zu nehmen, ſelbſt wenn ſie ſich ſo verhielte, wie vermuthet wird.“

Kinkel ſtand auf, der Geiſtliche ebenfalls.

„Und nun bitte ich, treten Sie bei mir ein, und nehmen eine Taſſe Kaffee. Zwiſchen uns beſtehe Wahrheit und Liebe, es wende ſich die angeregte Sache, wie ſie will! So ruhig ich Ihnen Dies ſage, ſo feſt werde ich auf meiner Ueberzeugung ſtehen. Lächelnd werde ich mir das Kleid meiner äußeren Ehre ausziehen laſſen, um ihr getreu zu ſein. Wenn Sie gegen mich gehandelt haben — —“

Er verneinte.

„Ich glaube es auch nicht. Wenn Sie es aber thäten, ſo würde ich darum keine Bitterkeit gegen Sie hegen. Sie handeln nach Ihrer Ueberzeugung, ich nach der meinigen.“

Beide reichten ſich die Hände, und gingen herüber zu den Freunden. Heiter ſprach Gottfried von gleichgültigen Dingen, und erwartete gefaßt den Erfolg ſeines männlichen Wortes.

Sechs Tage nachher überbrachte ihm der Poſtbote ein Schreiben des Presbyteriums. Der Inhalt war Kinkels Abſetzungsurkunde als Hülfsprediger der evangeliſchen Gemeinde zu Köln.

9.

Es war der 29. Juni 1841. An dieſem Tage ſollte das erſte große Stiftungsfeſt des Maikäfervereines gefeiert werden. Auch von den Mitgliedern dieſes heitern Dichterbundes waren mehre Kinkel und der Königin untreu geworden, ſeit ihn ſeine Freunde flohen und ſeine Feinde verfolgten. Leo Haſſe war der Erſte aus dieſem Kreiſe geweſen, der nicht den Muth beſaß, das Anathem, welches der Salon auf Kinkel's Haupt geſchleudert hatte, zu zerbrechen, und ihm ſang Gottfried das herrliche Lied: „der Welt Trotz!“ *) Bald darauf folgte auch Alexander Kaufmann, deſſen Austritt den männlicheren Freund unſäglich verwundete, und dem eins ſeiner vorzüglichſten Gedichte **) gilt. Kinkels Feinde jubelten laut, als auch dieſer Freund den Bedrängten verließ, ſobald die ſogenannten höheren Zirkel ihn hatten fallen laſſen. Statt der Ausgeſchiedenen waren zwei neue Mitglieder eingetreten: **Karl Freſenius**, der bereits im September Bonn wieder verließ und **Jakob Burkhardt**, der um dieſelbe Zeit nach Berlin ging, und fortwährend correſpondirendes Mitglied blieb. Dieſem vorzüglichen Arbeiter auf dem Felde der Kunſtgeſchichte, der ſpäter als Profeſſor nach Baſel berufen ward, hat Kinkel ſein Werk über die Ahr gewidmet. Die Gedichte deſſelben ſind meiſt Reiſeeindrücke von nicht gerade erheblichem Werthe. Auch Nikolaus Becker, der gefeierte Dichter des Rheinliedes ward zum Ehrenmitgliede ernannt. Gegen Ende des Jahres trat noch Willibald Beyſchlag ein, der durch die ſcharfe Kritik, welche er unermüdlich über ſeine eignen und die Werke ſeiner Freunde ausſprach, eins der verdienſtvollſten Mitglieder des Bundes ward.

---

*) Gedichte S. 180.

**) Einem Verlorenen! Gedichte S. 118.

Die fidelen Maikäfer waren auch in anderer, als ſchriftſtelleriſcher Beziehung thätig. So hatten ſie zu Anfang des Jahres Platen's verhängnißvolle Gabel im Koſtüm aufgeführt, und einer ausgeſuchten Geſellſchaft den höchſten Kunſtgenuß an dieſem Meiſterwerke des modernen Ariſtophanes erſchloſſen. Um beſtändig von den neueſten Erſcheinungen auf dem Felde der poetiſchen Literatur Kenntniß zu erhalten, ſchaffte man ſich dieſelben auf gemeinſchaftliche Koſten an, ließ ſie zum Durchleſen eine Zeitlang zirkuliren, und ſetzte ſie dann als Preiſe für die beſte Bearbeitung eines aufgegebenen poetiſchen Stoffes aus, über den man ſich durch Stimmenmehrheit oder wechſelndes Vorſchlagerecht einigte. Damit keine Unbilde einträte, fügte man die Beſtimmung hinzu, daß, Wer den Preis erhalten, für die nächſten drei Preisaufgaben von dem Recht des Gewinnes ausgeſchloſſen ſei. Endlich ſollten die eingelieferten Arbeiten von Einer Hand abgeſchrieben, und ohne Angabe der Verfaſſer Einem oder dreien auswärtigen Richtern übergeben werden, deren Urtheil über die Ertheilung des Preiſes entſchied.

Zu der heutigen Feier waren als Ehrengäſte Herr und Frau von Binzer aus Köln eingeladen, und auch Schlönbach eingetroffen. Um zehn Uhr verſammelten ſich die männlichen Mitglieder in der Wohnung des Miniſters Kinkel und begaben ſich um elf Uhr in die mit Epheu und Blumengewinden zierlich bekränzte Wohnung der Königin. Eine Stunde nachher eröffnete der Miniſter das Feſt mit einer geiſtvollen Rede über Tendenz, Geſchichte und gegenwärtigen Beſtand des Vereines wie auch über die bisherigen Leiſtungen der einzelnen Mitglieder. Zuletzt gab er einen Bericht über die Preisaufgabe und Ankündigung der neuen bis zum 1. Januar 1842 einzuliefernden Dichtung. Nun erfolgte die Verloſung der Reihenfolge, in welcher die Preisaufgaben über Otto den Schützen, das diesmalige Thema zur Vorleſung kommen ſollten. Dann trennte man ſich nach Abſingung des von Alexander Kaufmann gedichteten und von Johanna Mockel componirten Maikäfer-Nationalliedes, das nur zufällig, weil eben kein anderes vorhanden war, zu dieſem Rang erhoben ward. Die darin enthaltene Aufforderung zur Ehe war vollkommen tendenzlos.

Maikäfer flieg'!

„Maikäferlein wollt' freien gehn,
Maikäfer flieg'!
Goldkäfer ſprach: So ſei doch klug!
Biſt ja noch lang' nicht ſchmuck genug,
Maikäfer, flieg'!

Wie ſollt' ich denn noch ſchmucker ſein?
Maikäfer, flieg'!
Ei, wie man nur ſo fragen kann!
Schaff' Dir erſt goldne Flügel an,
Maikäfer, flieg'!

Maikäferlein wollt' freien gehn,
Maikäfer, flieg'!
Hirſchkäfer ſprach: So ſei doch klug,
Biſt ja noch lang' nicht ſchmuck genug,
Maikäfer, flieg'!

Wie ſollt' ich denn noch ſchmucker ſein?
Maikäfer, flieg'!
So ſchaff' Dir erſt ein Prachtgeweih',
Als ob Dein Vater König ſei,
Maikäfer, flieg'!

Maikäferlein wollt freien gehn,
Maikäfer, flieg'!
Miſtkäfer ſprach: So ſei doch klug,
Biſt ja noch lang' nicht ſchmuck genug,
Maikäfer, flieg'!

Wie ſollt' ich denn noch ſchmucker ſein?
Maikäfer, flieg'!
Paſſ' auf, und höre meinen Spruch:
Schaff' erſt Dir guten Wohlgeruch,
Maikäfer, flieg'!

Maikäferlein flog weit und breit,
Maikäfer, flieg'!
Wo kauft' man goldne Flügelein
Und Hirſchgeweih und Düfte fein? —
Maikäfer, flieg'!

Maikäferlein flog lang umher,
Maikäfer, flieg'!
Und ward ein alt Maikäferlein,
Und blieb doch, wie Maikäfer fein, —
Maikäfer, flieg'!

Maikäfer ward betrübet ſehr,
Maikäfer, flieg'!
Und ſprach: Ich arm Maikäferlein,
Jetzt bin ich alt, und kriege kein', —
Mcikäfer, flieg'!

Und Was man lernt aus der Geſchicht'?
Maikäfer, flieg'!
Wer alt iſt, kriegt kein Weiblein mehr,
Drum hör', bedenk Dich nicht zu ſehr, —
Maikäfer, flieg'!“

Um drei Uhr Nachmittags eröffnete Frau Mockel die Vorleſung mit einem von ihr verfaßten Liederſpiel „Otto der Schütz“ in einem Aufzuge. Dann las Kinkel ſein unſterbliches Epos: „Otto der Schütz. Eine rheiniſche Geſchichte in zwölf Abentheuern.“ *) Alles hing ſtumm an ſeinen Lippen, und ein nicht enden wollender Beifallsſturm brach aus, als er zum Schluſſe gelangt war. Die Zuhörer fühlten, daß ſeit dem Mittelalter die deutſche Literatur nicht Eine erzählende Dichtung beſäße, die ſich an Lieblichkeit und Friſche mit dieſem Epos meſſen dürfte, das Gottfried im Rauſch ſeiner neuen Liebe in der kurzen Friſt dreier Monate vollendet hatte. Die reinſte und bezauberndſte Sinnlichkeit der Natur, an der es unſerer Poeſie ſo ſehr gefehlt hat, lachte aus jedem Verſe hervor und die Verherrlichung einer edlen Minne verbreitete ihren roſigen Schein über die lauſchenden Jünglinge und Jungfrauen.

Nun folgte noch ein Romanzenkranz in ſechs Abtheilungen von Schlönbach und ein anonymer humoriſtiſcher Cyklus in zwölf Orgelliedern von Kinkel, die gleichſam eine Parodie ſeiner herrlichen Dichtung bilden, und hier einen Platz finden mögen:

---

*) Gedichte S. 169—266. Auch beſonders abgedruckt und bereits in der dritten Auflage (Miniaturausgabe mit Goldſchnitt) bei Cotta erſchienen.

Das Schützenlied.

In zwölf Volkstönen,

gar luſtig zu leſen und zu hören.

Erſter Ton.

In welchem der Autor meldet, warum er die Hiſtorie von Otto dem Schützen auf die Orgel geſetzet, wie auch in parenthesi, daß ſolche einen Groſchen koſtet. Item werden frühere Autores, welche dieſelbige Hiſtorie ſich zum Vorwurf genommen, ſcharf kritiſiret.

Nun kommt zu Hauf, ihr lieben Leut,
Ein ſchön Verzählchen meld' ich heut
Vom Otto Schütz und ſeiner Braut,
Und wie er ward zu Klev' getraut:
  Das Lied koſt einen Groſchen.

Das iſt geſchehen, Das iſt wahr,
Ein tauſend drei hundert im zwei und vierzigſten Jahr.
Und weil das iſt ſchon gar ſo lang,
So ward auch dieſer Vers zu lang:
  Das Lied koſt einen Groſchen.

Es hat zuerſt ein braver Mann
Dem Liedel ſeine Ehr' gethan,
Von Arnim iſt's der wackre Graf,
Der ſetzt' es in Komödie brav:
  Das Lied koſt einen Groſchen.

Darauf von Schwaben kam Herr Schwab,
Der ihm ein buntes Kleidchen gab;
Zuletzt der Doktor Simmerock
Schnitt ihm gar einen knappen Rock:
Das Lied koſt einen Groſchen.

Da haben wir's zu allerletzt
Zum Leierkaſten hübſch geſetzt:
Nun kommt und hört dies neu Gedicht,
Und kriegt das Lied den Preis auch nicht:
Wir kriegen doch den Groſchen.

Zweiter Ton.

Hier wird erzählet, wie es zu Marpurg gedonnert, und wie Otto ſollte ein Mönch werden, wollte aber nicht.

Im Schloß zu Marpurg donnert's ſchwer,
Der Herr kam von der Wartburg her;
Im lichten Panzer ſteht er da,
Und hoch vom Schloß zu Thal er ſah,
Thüringens eiſerner Heinrich.

Es nah'n die Knaben ſich allbeid,
Zu hören ſein Gebot bereit,
Der ält're ſchwächlich, klein und bang,
Der jüng're froh und ſtark und lang.
Die Söhne des eiſernen Heinrich.

„Du, Heinrich, folgſt mir nach im Lehn,
Sollſt Ritterkünſte wohl verſtehn,
Die lehr' ich Dich zu dieſer Friſt,
Weil Du mein Erſtgeborner biſt,
Ich ſelbſt, der eiſerne Heinrich

Du, Otto, ſollſt mir geiſtlich ſein.
Ein Bisthum ſchaff' ich Dir am Rhein —
Sollſt lernen nun der Bücher Kunſt.
Schon ward des heil'gen Vaters Gunſt
Dein Vater, der eiſerne Heinrich.

Auf nach Paris, der Künſte Zier!
Du, Heinrich, reiteſt zu Hof mit mir,
Beſchloſſen hat's mein feſter Sinn,
Gehorcht und ſcheidet raſch, ich bin,
Ihr wißt's, der eiſerne Heinrich.“

Die Beiden ſanken ſich in Arm,
Heinrich ward kalt und Otto warm,
Doch ſchwieg er ſtill, und neigte ſich
Beim Abſchied mild und ritterlich
Dem Vater, dem eiſernen Heinrich.

Dritter Ton.

Worin der Junker Otto einen Selbſtmonolog hält, und ſehr vernünftig von der Möncherei redet. Gut für ungehorſame Kinder zu leſen.

„Mein Haupt, umflogen vom wallenden Haar,
Und möchteſt Du werden geſchoren und baar?
Du zuckender Arm voll nerviger Kraft,
Dich bände das Kloſter mit ſchläfriger Haft?

O Jugend, o Leben, o Luſt verrauſcht,
Die Glut mit froſtigem Schnee vertauſcht!
Dich mißt' ich, du zierliche Armbruſt mein,
Und ſpielte mit Kreuzen und Todtengebein?

O Jagdruf, heute zum letzten Mal
Sollt' ich dich jauchzen in's hallende Thal,
Aus Meßbuch morgen und Prieſterbrevier
Singen erbauliche Sprüchlein für?

O nein, mein Vater! Iſt hart Dein Muth,
In mir auch klopfet Dein ſchäumend Blut —
Sie nennen Dich laut den eiſernen Mann,
Drum hätteſt Du ſelbſt ſo wie ich nun gethan.

Dort unten im Thale, da gehet die Bahn,
Und drüben da ſteiget der Fels hinan —
Dahinter der düſter unwirthliche Tann,
Wo Keiner erjaget den flüchtigen Mann.

Im Garten der Fels, wo als Knab' ich ſo viel
Hinab mich gelaſſen im wagenden Spiel,
Noch kenn' ich die Stufen, — wohlauf und wohlan,
Ein raſcher Beſchluß, und ſo iſt es gethan!"

Anzog Herr Otto den Ritterrock,
Die Kutte hing er hinauf an den Pflock:
„Fahr wohl, du Adel, du Bisthum am Rhein,
Ein Dienſtmann bin ich, doch Freiheit iſt mein!"

Vierter Ton.

In welchem kläglich dargeſtellt wird, wie einem professori der ſchönen Künſte zu Muthe ſei, wenn er kein Collegium zu Stande gebracht.

Paris iſt eine große Stadt,
Darin ein großes Kloſter.
Da ſtand im geiſtlichen Ornat
Mit Kutt' und Paternoſter
Ein Meiſter der gelehrten Kunſt,
Der hielt aus Büchern blauen Dunſt
Bereit ſchon für Herrn Otto.

Erſt wollt' er ihn Exegeſin
Und dann Moral auch lehren,
Hierauf den herben Ritterſinn
Mit Faſten ſtreng bekehren.
Zuletzt noch in die ſchwarze Kunſt
Wollt' er aus ganz beſondrer Gunſt
Einweihen den Herrn Otto.

Hohl iſt die Wang', die Naſ' iſt lang,
Die Augen trüb und friedlich;
Vom Lehren ſind die Lungen krank,
Doch Lehrens unermüdlich:
Er weiß, daß Fürſtenſöhne ja
Gern hören privatissima,
Drum harrt er auf Herrn Otto.

Doch ach, er harret lange ſehr,
Herr Otto ſcheint zu ſchwänzen;
Er ſpricht: Das muß ich tadeln ſchwer,
Ich geb' ihm Pönitenzen.
Weh, wenn den Anfang er verliert!
Nicht gründlich wird introducirt!
Der faule Landgraf Otto.

Ein Heſſiſcher Commilito
Kam endlich angezogen,
Und Der verkündet's keck und froh:
Herr Ott' hat Euch betrogen;
Es iſt, Gott weiß in welches Land,
Vor Euch, Ihr Herren, durchgebrannt
Der muthige Herr Otto.

Da wurde des Profeſſor's Naſ'
Viel länger noch zuſehends,
Daß er des Witzes gar vergaß
Und ſeines Widerſtehens;
Es fiel ihm, eh's begonnen, um
Sein länglich privatissimum
Durch Dich, o böſer Otto.

Fünfter Ton.

Ein feines Lied für gute Waidgeſellen.

Zum Roßkamm trat Herr Otto ein,
Er bot ihm rothes Gold:
Gib mir Dein allerbeſtes Roß,
Will reiten mit Sankt Huberts Troß,
Ein Schütze will ich ſein.

Im Wald, im Blätterdämmerſchein,
Da ſteht des Förſters Haus:
O Förſter, gib mir ein gut Geſchoß,
Will reiten mit Sankt Huberts Troß,
Ein Schütze will ich ſein.

Herr Waffenſchmied, aus Deinem Schrein
Gib einen Jagdſpeer mir,
Soll in Gefahr mir ſein Genoß,
Will reiten mit Sankt Huberts Troß,
Ein Schütze will ich ſein.

So zog er heimlich und allein
Vom Kloſter fern o fern,
Und fern von ſeines Herrn Vaters Schloß —,
Wollt' reiten mit Sankt Huberts Troß,
Ein luſtiger Schütze ſein.

Sechster Ton.

Hier hebet ſich der Autor über ſich ſelber, und beweiſet, daß er auch lange und vornehme Verſe machen kann, bringt auch am Ende eine zierliche allegoriam vor, die er dem heidniſchen Gott Cupidini abgeborget.

Ihr Herren, Das ſind mir Kinderpoſſen!
Auf ſechzig Schritt in's Ziel geſchoſſen,
Das hab' ich oft als Knabe ſchon.
Auf hundert Schritt den Bolzen ſenden,
Laßt dieſen Wettkampf uns vollenden —
Darnach beſtimme, Fürſt, den Lohn!

Und wie Herr Otto Das geſprochen,
Hat eine Gert' er abgebrochen,
Die ſteckt er in den loſen Sand.
Nun drauf und dran! Die Bolzen ſchwirren,
Doch Alle ab vom Ziele irren,
Da nimmt ſein Schießzeug er zur Hand.

Paßt auf! Er zielt mit feſtem Arme,
Umringt vom murr'nden Jägerſchwarme,
Die Senne klatſcht, der Bügel klingt,
Hin ſauſt der Pfeil — Wer mag's begreifen?
Der ſchmale Stab zu zweien Streifen
Wie eine Wünſchelruthe ſpringt. -

Sprach Graf Hubert: Dich muß man faſſen,
O wackrer Schütz, und auf Dich paſſen,
Daß Du nicht wie Dein Pfeil entfliegſt!
Ich gebe Gold Dir, Schwert und Roſſe;
Nur ſorge, daß mit dem Geſchoſſe
  In Lieb' Du ſtets wie heute ſiegſt!

Ich aber ſag' Euch ungelogen:
Der Pfeil iſt doch vorbeigeflogen,
Die Jungfrau dort ward bleich geſchwind,
Die hat er wider ſein Verhoffen
Mit ſicherm Schuß in's Herz getroffen, —
  Das war des Grafen einzig Kind.

Siebenter Ton.

Hier ſchreibet der Poet Verſe, welche ſo unbegreiflich und aus der Maßen künſtlich ſind, daß billig zu vermuthen, er habe ſich dieſelbigen von einem andern und beſſern Meiſter des Geſanges verfertigen laſſen. Es iſt aber ein Zwieſprach zwiſchen dem ſchönen Otto und der jungen Elsbeth, und muß mit gerührtem Gefühl geſungen werden.

In dem Hof des Schloſſes
Sing ich leiſe,
Elsbeth, Dir die friſche Tagesweiſe.
Weh' mir meines Roſſes,
Meines Falken, meines ſtarken Hundes,
Du mein Herz, Du wundes,
Reißeſt fort mich aus der Freuden Kreiſe.

„Hörſt mich, ſtolzer Schütze,
Vom Balkone,
Wo in hoher Ehren Schein ich throne?
Weh'! Was ſind mir nütze
Meine Jugend, meine ſchlanke Schöne?
Lockend Deine Töne
Schimmern beſſer, als die Grafenkrone."

O ſo neige, neige
Dich hernieder
Auf der Liebe rettendem Gefieder!
Deine Huld mir zeige!
Friedſam will ich Dir die Hütte bauen
Fern im Waldesgrauen,
Ewig klingen dort Dir meine Lieder!

„Weh'! Du wilder Knabe!
Fort von hinnen
Mit des Raubes frevelndem Beginnen!
Jungfrau bis zum Grabe
Will in öden, liebeleeren Mauern
Einſam ich vertrauern,
Ewig ſtumm ſoll meine Thräne rinnen!"

Ach, Du haſt beſchloſſen,
Und mit Beben
Fühl' ich mich, wie Dich, in Tod gegeben!
Morgenroth ergoſſen
Strahlt im Oſten — fort zum ſtillen Walde!
Dort der Bergeshalde
Will ich klagen ein verlornes Leben!

Achter Ton.

Worin in ſieben Verſen das ſiebenfältige Wehe über den jungen Böſewicht Otto ausgerufen wird.

Der alte Landgraf ritt im tiefen Wald;
Sein Haar war grau, ſein Blut in Adern kalt.
Er dachte bang an ſein erlöſchend Haus,
Und rief in Sturm und Wetternacht hinaus.
Weh' mir um Dich, mein Otto!

Mein Heinrich ſtarb in ſchwerer Ritterzucht.
Zu ſtreng war ihm des Helm's und Panzers Wucht;
Mein jüngſter Sohn, Du warſt von meinem Mark,
Stahl war Dein Herz, Dein Arm ſo fürſtlich ſtark —
Weh' mir um Dich, mein Otto!

Nicht freuet fürder mich mein ödes Land,
Ein fremder Erbe nimmt's aus meiner Hand,
Und geh' ich ein zur ſtillen, ſtillen Ruh,
Drückt mir mein Fleiſch und Bein das Aug' nicht zu —
Weh' mir um Dich, mein Otto.

Er ritt mit Klaggeſchrei den Tann hindurch,
Er kam zu Nacht an des von Homburg Burg:
Thu auf, Vaſall, dem freudeloſen Herrn!
Einſt ſaß bei Deinem Becher ich ſo gern —
  Weh' mir um Dich, mein Otto!

Der Homburg öffnet' ihm des Schloſſes Thür,
Er trat mit altersgrauem Haupt herfür,
Er half dem Lehnsherrn von dem Roß geſchwind,
Und beide Greiſe klagten in den Wind:
  Weh' mir um Dich, mein Otto!

Der Homburg ſprach: Bei Gott iſt Gnade viel!
Laßt morgen pilgern mich zum fernen Ziel.
Von Aachens Wundern gehn die Kunden um,
Dort bet' und klag' ich laut im Heiligthum:
  Weh' mir um Dich, mein Otto!

Und willſt Du thun für mich den fernen Zug,
Das lohn' ich Dir mit Gold und Gunſt genug;
Mir aber bleibt, bis Du zurückgekehrt,
In meinem Mark ein doppelſchneidig Schwert —
  Weh' mir um Dich, mein Otto!

Neunter Ton.

Worin der Autor ſeine eigentliche Meinung vom Wein und von deſſelbigen vortrefflichen Eigenſchaften fleißig auseinandergeſetzt hat.

Das Pilgern macht doch müd' und matt,
Fahr' wohl nun, alte Kaiſerſtadt!
Nun will, wo Kleves Banner wehn,
Beim Wein ich noch zu Raſte gehn —
Der Wein iſt ein guter Geſell.

Dort war's, wo ich als Knapp' vorzeit
Mich meiner Jugend hoch gefreut.
Ich weiß, daß Graf Hubertus oft
Beim Becher meiner Rückkehr hofft —
Der Wein iſt ein guter Geſell.

Es ſaß bei ſeinem Gaſt der Graf,
Sie jubelten und tranken brav.
Der Graf war klüger als ſein Gaſt,
Und hat ihm luſtig aufgepaßt —
Der Wein iſt ein guter Geſell.

Du haſt, ein freier Rittersmann,
Heut' Morgen ſeltſam Ding gethan:
Nun leg mir's, Homburg, aus beim Wein,
Der wird juſt nicht Verräther ſein —
Der Wein iſt ein guter Geſell.

Da hab' ich einen wackern Schütz,
Der iſt zu jedem Dienſt mir nütz;
Vor Dem hab' ich Dich neigen ſehn —
Ja, Homburg, magſt mir's nur geſtehn —
Der Wein iſt ein guter Geſell.

Und habt Ihr's wirklich denn geſchaut,
Thut's Noth wohl, daß man Euch vertraut,
Das iſt des Landgrafs letzter Sohn,
Der erbt ſein Land und ſeine Kron' —
Der Wein iſt ein guter Geſell.

Iſt's ſo, Das ſoll mich nicht gereun —
Ich will mich ſeines Schreckens freun!
Er that mit meinem Kind vertraut;
Stoß' an auf Bräutigam und Braut —
Der Wein iſt ein guter Geſell.

Zehnter Ton.

Dieſes iſt ein moraliſches Stück, und enthält einen beweglichen Zwieſprach unter Mutter und Tochter. Iſt für junge Mägdlein nütz, und auch ergötzlich zu hören, dieweil am Ende von jedem Vers ein Mann ſteht.

O Töchterlein, Du biſt entehrt!
Dein Vater will Dir ſchlimm,
Er gibt Dich keinem Ritter werth,
Beſchloſſen hat's ſein Grimm:
Er ſtößt Dich fort aus Hofes Bann
Und gibt Dich einem ſchlechten Mann.

O Mutter, da ſei Gott dafür!
Ich bin ſein eh'lich Kind,
Und wieſ' er mir ſo rauh die Thür,
Er wär' nicht fromm geſinnt!
Was hab ich Arme denn gethan,
Daß mich gewinnt ein ſchlechter Mann?

O Töchterlein, es bangt mir ſehr,
Bekenne Du mir's frei!
Du haſt verloren Deine Ehr',
Und kommſt in bös Geſchrei.
Sprich, ob Dein Magdthum nicht gewann
Von unſerm Hofgeſind ein Mann?

O Mutter, ich bin Euer Blut,
Das Blut iſt keu'ſch und rein!
Wohl hab' ich kecken Jugendmuth,
Doch ſaß ich ſtets allein
Im Kämmerlein und ſang und ſpann —
Noch weiß ich nichts von einem Mann!

So wiſſ' es denn, o Elsbeth mein,
Beſchloſſen iſt der Rath,
Du mußt des Dienſtmann's Gattin ſein,
Ihm dienen früh und ſpat —
Maria helfe, wenn ſie kann,
Sonſt wird der Otto Schütz Dein Mann.

Frau Mutter, iſt's der Otto Schütz,
Da laßt die Sorgen ruhn,
Gewiß es iſt den Kindern nütz:
Der Eltern Willen thun.
Ein Schütz, der zielen und treffen kann,
Der dünkt mich doch kein ſchlechter Mann!

Elfter Ton.

Ein dramatiſches Stück: Begreift in ſich einen Zwieſprach des Herrn Otto und ſeines Pferdes, wobei es dem Pferde übel ergeht.

Herr Otto jagt ſein ſtarkes Roß,
Daß ihm das Blut vom Sporen floß,
Und hinter ihm mit Hörnerſchall
Mit Hundgebell und Hufgeprall
Da ſauſet die wilde Jagd.

Oft jagt' ich auf der muntern Birſch
Den Keuler und den ſchlanken Hirſch,
Nun bin ich ſelbſt ein flüchtig Wild,
Mich hetzt durch Forſt und Korngefild
Wie raſend die wilde Jagd.

Du, Liebe, das mir Heimath gab,
Du wirſt nun meines Glückes Grab!
Auf's Neue droht dem flücht'gen Mann
Der Kirche Zorn und Kloſterbann,
Fort, fort in die wilde Jagd!

Umſonſt! da liegſt Du, treues Roß,
Und nah' ſchon kracht der Sklaven Troß —
Da kommt der Schweißhund ſchon heran
Auf meiner blutgedüngten Bahn —
   Da iſt ſie, die wilde Jagd!

Verloren — nun ſo ſei's geſchehn!
Wer mag dem Schickſal widerſtehn?
Ade, mein lang und lockig Haar,
Ade, Du Welt, für immerdar,
   Ade, Du wilde Jagd!

Zwölfter Ton.

Worin der Autor dem Schützen Otto, und ſeiner geliebten Elsbeth, item dieſem Büchlein und dem geneigten Leſer zum Abſchied ſeinen Segen ertheilt.

Kommſt Du, mein frevelnder Geſell?
Schau, wollteſt uns entfliehn ſo ſchnell
Und jagteſt fort im Nu?
Dein Frevel hat Dein Roß gefällt,
Nach Fug mein ſtarker Arm Dich hält —
Was ſagſt Du nun dazu?

O! ſchwer iſt Deiner Thaten Wucht!
Du biſt entflohn des Vaters Zucht,
Entflohn der Kloſterruh'!
Du haſt mir hier mein eigen Kind
Berückt zur Liebe arggeſinnt —
Was ſagſt Du nun dazu?

Herr Graf, ich hab' die Schuld geſühnt,
Euch hab ich immer treu gedient,
Ihr gabt es ſelbſt mir zu!
Sprecht ohne Zaudern Euren Spruch,
Zum Dulden bin ich alt genug —
Was ſagt Ihr nun dazu?

Wohlan, haſt Du ſo viel Geduld
Zur Buße Deiner ſchweren Schuld,
Vernimm nun, was ich thu'?
Hier ſteht geſchmückt mein Töchterlein,
Der ſollſt Du gleich vermählet ſein —
Was ſagſt Du nun dazu?

Du ſchauſt mich an, als wär's ein Spott?
Fürwahr nicht, bei dem höchſten Gott!
Nun, Homburg, rede Du!
Ihr Ritter meines Hofs, der Schütz
Iſt mehr als mancher Andre nütz —
Was ſagt Ihr nun dazu?

Herr Homburg kniet vor Otto hin:
Dir neig' ich mich mit treuem Sinn,
Thüringen's Herzog Du!
Dein Bruder ſtarb, Dein Vater winkt,
Der Fürſtenhut von Heſſen blinkt —
Was ſagſt Du nun dazu?

Da hub ſich Otto hoch empor,
Zum Grafen trat er raſch hervor,
Und ſprach in ſtolzer Ruh:
So werb' in höchſter Ehren Schein
Herr Graf, ich Euer Töchterlein, —
Was ſagt Ihr nun dazu?

Da öffneten in Herrlichkeit
Sich der Kapelle Pforten weit,
  Der Pfaff war da im Nu.
O, Vater, der ſchon nah' dem Grab
Den letzten Sohn verloren gab —
  Was ſagſt Du nun dazu?

Hier endet ſich das Schützenlied,
Wie mir's zu ſingen Gott beſchied,
  Nun macht das Büchlein zu.
Ihr lieben Leſer, ſchenkt mir Gunſt,
Ich ſang das Lied nach guter Kunſt —
  Was ſagt nun Ihr dazu?

Nur Eine Stimme wurde laut, als über den Preis entſchieden werden ſollte. Beſcheiden beugte Gottfried ſein Knie vor der Königin, die ihm den unverwelklichen Lorbeerkranz um die brennende Stirn legte, während das Abendroth ſeine glühendſten Strahlen über das verklärte Antlitz des Dichters warf.

Bald darauf ſchieden die auswärtigen Gäſte; die ordentlichen Mitglieder aber blieben noch bis ſpät in die Nacht in fröhlichem Geſpräch bei Wein und Geſang verſammelt. Schon hallte die Thurmuhr Mitternacht, als Gottfried einſam durch die Poppelsdorfer Allee ſeiner Wohnung zuſchritt, um nach den großartigen Eindrücken des vergangenen Tages friedlichen Schlummer zu erwarten.

10.

In den Herbſtferien deſſelben Jahres machte Kinkel mit Freſenius eine Reiſe nach Nürnberg, die der Letztere für den „Maikäfer" in einigen Extra-Nummern beſchrieb, während der Erſtere die Idee zu ſeinem herrlichen „Traum im Speſſart"*) empfing, und den Anfang mit nach Haus brachte, der jedoch damals nicht vollendet ward. Außer einer bedeutenden Anzahl kleinerer Gedichte**) ſchrieb Gottfried ein Liederſpiel in drei Aufzügen: „Friedrich Rothbart in Suza oder Vaſallentreue,“ ein wunderliebliches Bild, das am 7. Juli 1841 in Einem Tage und Einer Nacht geſchrieben iſt. In einer Geſellſchaft mehrer Freunde erbot ſich Gottfried am Tage vorher, in dieſer kurzen Zeit ein ganzes Bühnenſtück zu ſchreiben, falls ihm Jemand ein poetiſches Sujet aufgeben wolle. Andreas Simons ſchlug den obengenannten Stoff vor, und Gottfried brachte ihm am nächſten Abend dies reizende Luſtſpiel, das bald durch den keckſten Humor, bald durch die kindlichſte Natürlichkeit, bald durch heroiſchen Pathos, überall aber durch die Friſche und Lebendigkeit der Diction feſſelt. Auch das Trauerſpiel „Katharina Howard von Alexander Dumas“ hat Kinkel um dieſe Zeit aus dem Franzöſiſchen überſetzt.

---

*) Erzählungen von Gottfried und Johanna Kinkel. Stuttgart, Cotta, 1849. S. 1.

**) Gedichte. — Scipio. S. 3. Das Roſenpaar. S. 28. Die Windsbraut. S. 32. Schlachtgeſang der Kandidaten. S. 42. Prolog eines mittelaltrigen Drama's. S. 44. Leumund S. 63. Dithyrambus der Nacht. S. 73. Elegie. S. 82. Auf der Wanderſchaft (mit Ausnahme des geiſtlichen Abendliedes, das am 31. October 1840 unter den rauſchenden Wipfeln der Braunsburg im Abendſcheine gedichtet iſt) S. 101—108. Anfrage. S. 109. Zu Leſſing's Hochzeit. S. 113. Einem Verlornen. S. 116. Der Welt Trotz! S. 120. Einmal und ewig. S. 122. Als Brief. S. 127. Menſchlichkeit. S. 133. Abendmahl der Schöpfung. S. 137.

Zu Anfang des Jahres 1842 erhielt er trotz aller Verläumdungen ſeiner Collegen und falſchen Freunde zum dritten Mal eine Remuneration als Anerkennung ſeiner Thätigkeit auf dem evangeliſch-theologiſchen Katheder. Wie edel er überhaupt allen Angriffen hinterhältiſcher Buben die Stirn zu bieten wußte, davon zeugen alle jene Gedichte, die ſich auf dieſen Gegenſtand beziehen. So entſtand auch das Gedicht: „Scipio“, nach eigenem Zeugniß „geſchrieben als Arznei gegen vielfache Mediſance“. „Hab' des Pöbels Gemeinheit auf Reimchen geſetzt, — das iſt Alles, was ſie ausrichten. O pauvres diables!“

„Still wird's — dann jauchzt es in der Runde.
Frei, frei von Schuld aus jedem Munde:
  Der Kläger bebt in banger Scham.
Doch in dem wilden Beifallrufen
Neigt ſich der Held, und geht die Stufen
  Hinab ſo ruhig, wie er kam.“ *)

An Johanna's ſtarker Bruſt konnte Gottfried mit Recht die Kleinlichkeit des ihn umſtarrenden Spießbürgerthumes verachten. „Man will doch die Religion in's Leben hineinbilden, und das lobt Jeder,“ ſagte ſie ihm oft. „Verſucht man's mit der Poeſie, und macht Ernſt, ſo ſchreien ſie über den Hochmuth und die Vermeſſenheit des nach Freiheit ringenden Geiſtes, der ein Höheres bedarf, als ihre alltägliche Erbärmlichkeit.“ — Außer den in der Gedichteſammlung enthaltenen Erwiederungen auf ſolche Anfeindungen, ſchrieb Kinkel noch manch' anderes Lied, namentlich eine Anzahl von Epigrammen, die ſich auf ſein Liebesverhältniß beziehen, und von denen ein paar hier mitgetheilt werden mögen, um die geſunde Kritik zu zeigen, welche unſer Freund in ſolchen Fällen bewies:

---

*) Gedichte. S. 5. Unter andern beziehen ſich auf ſolche Verdächtigungen boshafter Freunde auch die Gedichte: Leumund S. 63. Triumph des Dichters. S. 65. Dithyrambus der Nacht. S. 75. In's Weite. S. 101. Der Welt Trotz! S. 120. Der Fröhliche. S. 123.

1.

„Ich lebe friſch und lebe frei,
Gleich heißt es, daß zu ſcharf ich ſei;
Du für Gemeinheit fühlſt zu groß,
Gleich biſt Du fühl- und ſittenlos: —
Ei, laß das Lumpenpack nur gehn,
Uns aber feſt zuſammenſtehn!

2.

Wollten wir unſer Weſen laſſen,
Sie würden uns drum nicht minder haſſen;
Denn eigentlich ſind ſie vor Neid ſo blind,
Weil wir ſo überglücklich ſind.

3.

Gefragt nach rechten Lebens Pfade,
Sprach Sanct Antonius treu und ſchlicht:
„Ruhe vertrauend in Gottes Gnade,
Und Vergangnes bereue Du nicht!“

4.

O Stern Orion, du mein Bild!
Von Ewigkeit ſtürmt gegen Dich der Stier,
Du aber hältſt in blanker Waffenzier
Entgegen ewig ihm den Sternenſchild!

5.

Nur zu Einem feſt entſchloſſen:
Unglück oder Kraftgenuß!
Aus dem Schwanken zagverdroſſen
Hebt Dich ſtets beglückend der Entſchluß.

6.

Seitdem die Schuld ſich angefangen,
Iſt Eden fort in den Himmel gegangen;
Wer's erben will, ſchau' nie zurück: —
Vor uns liegt Paradieſes Glück!"

So vermochte ihm die Gluth, mit der Gottfried liebte und geliebt ward, Kraft in jedem Kampfe zu geben; wehmüthig und ſtolz zugleich ſagte ihm Johanna:

„In Trümmer ſank die Hütte grünumlaubet,
Die ſtillbeſcheidnen Sinns Du Dir erbaut;
Die Gunſt der Welt (Wer hätt' es je geglaubet?)
Fiel von Dir ab, ſeit Du der Lieb' vertraut.
Doch hat ſie Alles, Alles Dir geraubet
Mit Einem Kuß, die wilde Flammenbraut: —
Sie hat entſiegelt ew'gen Quell der Lieder,
Du trankeſt Jugend, alterſt nimmer wieder!"

In dieſem Winter erhielt Kinkel durch Ferdinand Freiligrath die Nachricht von dem Tode ſeines Jugendfreundes Hugo Dünweg. Der geniale Jüngling hatte den zermalmenden Druck des proſaiſchen Alltagslebens nicht ertragen können; wild und ſtürmiſch war er von Genuß in Genuß getaumelt, und hatte ſich zuletzt im Leben nicht mehr zurechtfinden können. Wüſte Geſellen hatten ihn zu Mainz in ihre bakchantiſchen Kreiſe gelockt, ein phantaſtiſcher Verkehr mit Schauſpielern und Tänzerinnen ſollte den Geiſtesfunken in ihm fiebriſch aufſtacheln, und ein wilder Taumel der Luſt die Armſeligkeit des eignen Glückes fortlügen. Hugo ſuchte nicht dieſen Rauſch, weil er Unedles gewollt hätte; allein er verſtand nicht die Welt, in welcher ſein Geiſt ſich tummeln mußte, und ſo ſprengte er haſtig durch alle Gebiete des Lebens, ohne die Raſt zu finden, der ſein Herz nachjagte. Endlich kehrte er nach Barmen in's Vaterhaus zurück, aber ſein Geiſt war gebrochen, und nur durch wilden Genuß geiſtiger Getränke vermochte er den Schmerz eines ihm werthloſen Daſeins zu vergeſſen. Oft auch ſtand er auf der Anhöhe bei Hohenſieburg, und ſchaute wehmüthig in das vertauchende Abendroth oder auf das lachende Thal, das ſich ihm zu Füßen hinbreitete. Dort auf der Spitze des Berges liegt er begraben. Die Stätte, wo ſein müder Geiſt die ewige Ruhe fand, bezeichnet ein einfacher Denkſtein, den ein weißes Geländer umzieht. — Kinkel ſandte an Freiligrath nur wenige Zeilen, legte aber beziehungsvoll das wehmüthige Gedicht von Eichendorff bei:

Frühlingsfahrt.

„Es zogen zwei rüſt'ge Geſellen
Zum erſten Mal von Haus
So jubelnd recht in die hellen
Klingenden, ſingenden Wellen
Des vollen Frühlings hinaus.

Die ſtrebten nach hohen Dingen,
Die wollten trotz Luſt und Schmerz
Was Rechts in der Welt vollbringen,
Und Wem ſie vorübergingen
Dem lachten Sinnen und Herz.

Der Erſte der fand ein Liebchen,
Die Schwieger kauft' Hof und Haus;
Der wiegte gar bald ein Bübchen,
Und ſah aus heimlichem Stübchen
Behaglich in's Feld hinaus.

Dem Zweiten ſangen und logen
Die tauſend Stimmen im Grund,
Verlockend' Sirenen, und zogen
Ihn in der buhlenden Wogen
Farbig klingenden Schlund.

Und wie er auftaucht' vom Schlunde,
Da war er müde und alt;
Sein Schifflein, das lag im Grunde,
So ſtill war's rings in der Runde,
Und über die Waſſer weht's kalt.

Es ſingen und klingen die Wellen
Des Frühlings wohl über mir;
Und ſeh' ich ſo kecke Geſellen,
Die Thränen im Auge mir ſchwellen: —
Ach, Gott, führ' uns liebreich zu dir!“ — — —

Dadurch, daß Kinkel am Donnerstagabend immer ſeine Zuhörer bei ſich verſammelt ſah, und ſich ihnen in fröhlichem Geſpräch, ernſter Wiſſenſchaftlichkeit und heiterm Jugendmuthe hingab,*) wuchs ſein Anhang unter den Studenten faſt zur Stärke einer Partei heran. Seine Vorleſungen gehörten zu den am Zahlreichſten und Regelmäßigſten beſuchten, und ſeine Collegen waren ernſtlicher, als je, darauf bedacht, den ihrem Rufe gefährlichen Privatdocenten zu ſtürzen. Nitzſch hatte ihm ſchon früher den Rath ertheilt, ſein Verhältniß mit Johanna Mockel abzubrechen: „Dann würde die Fakultät ſeine Anſtellung als Professor extraordinarius nicht verhindern.“ Als Gottfried dieſen Rath nicht befolgte, erklärte Profeſſor Bleek in einer Falkutätsſitzung Mitte Juni 1842, er werde niemals in eine Anſtellung Kinkel's einwilligen. Sack, Nitzſch und Bleek warnten ihn deßhalb entſchieden, ſich jemals um eine Profeſſur zu bewerben, weil alle ſeine Bemühungen erfolglos ſein würden, und ſo blieb unſerm Freunde wenigſtens das Bewußtſein, recht und ehrlich gehandelt zu haben:

---

*) Der Fröhliche. Gedichte S. 133.

„Da begannen ſie zu drücken,
Ihm das Brod vom Mund zu rücken, —
Aber ach, ihm blieb der Wein,
Ihm der Jugend Hoffnungsbläue,
Ihm auch der Studenten Treue,
Und ſein Liebchen treu und fein.
Mochten ſie erſticken, ſticken,
knicken, knicken: —
Er ward groß — ſie blieben klein!“

Gegen Ende des Jahres erhielt Kinkel von Nitzſch wie auch vom Bonner Presbyterium eine officielle Rüge: „weil er ſich als Mitglied in das Carnevalskomitée habe wählen laſſen. Er bewies dem unbegründeten Tadel gegenüber, daß er im Gegentheil geradezu erklärt habe, er könne eine etwa auf ihn fallende Wahl nicht annehmen.

Da ihm jedoch dieſe böswilligen Kabalen, welche von ſeinen Gegnern unermüdlich fortgeſponnen wurden, den Aufenthalt in Bonn verleideten, ſuchte er mehrfach auf anderen Univerſitäten um eine Anſtellung nach. So bewarb er ſich, als Profeſſor Kling nach Bonn berufen wurde, um die durch deſſen Abgang in Marburg erledigte Lehrſtelle. Zugleich legte er einen Brief an Profeſſor Henke, den damaligen Rector magnificus dieſer Hochſchule, bei, in welchem er mit der größten Offenherzigkeit unumwunden die Gründe mittheilte, weßhalb er von Bonn verſetzt zu werden wünſche. Vielleicht war eben dieſe Ehrlichkeit Schuld, daß Kinkel die geſuchte Stelle in Marburg ſo wenig erhielt, als einen bald darauf in Zürich vakant gewordenen Lehrſtuhl. Eine Verſetzung von Bonn nach einer anderen Landes-Univerſität konnte er nur mit Anſtellung verbunden annehmen; aber hier trat ihm ſtets der Haß und die Bosheit in den Weg.

Wie ſehr ihn ſonſt ſein Lehrberuf befriedigte, ſehen wir aus folgenden Strophen:

„Die Fenſter noch geſchloſſen
Vor wildem Wetter der Nacht —
Wie bringt am ſchönen Morgen
Die Sonne herauf mit Macht!

Sie trinkt die feuchten Nebel
Mit ihrem heißen Kuß.
Die in den Schluchten dampfen
Vom nächtlichen Regenguß.

O ſtolze Manneswonne:
Ueber des Nebels Wehn,
Gleich dieſer Sommerſonne,
Segenſpendend zu ſtehn!“

Auch im Maikäferverein fand Kinkel oftmals Erſatz und Troſt für das Unrecht, das ihm die arge Welt zufügte. Hier begegnete ihm auch Joſeph von Rehfues, der geiſtreiche Dichter des Scipio Cicala, ein Mann, der nicht, wie die Meiſten, von Vornherein mit ſeinem Urtheil fertig war, und deſſen milde Freundlichkeit auf Gottfried den anziehendſten Eindruck machte. Welch' ein Gegenſatz zwiſchen dieſem Poeten und den ränkevollen Theologen, an denen man klar erkannte, wie groß Jemand in der Wiſſenſchaft, wie bornirt im ſittlichen Urtheile ſein kann, und wie kräftig noch der alte Phariſäer lebt.

Als neue Mitglieder traten 1842 in den Maikäferverein **Hermann Behn-Eſchenburg**, **Wilhelm Seibt**, **Albrecht Schöler** und **A. Wolters** ein, von denen nur der Erſtere ein ziemlich hervorragendes Talent beſaß. In dieſem, wie in dem folgenden Jahrgange ſpielt die **Politik** die wichtigſte Rolle, der leichte Humor verſchwindet, und der Ernſt des Lebens zieht ſich auch durch die mitgetheilten Dichterwerke hin. Als nicht politiſch erwähnen wir aus dieſer Zeit ein romantiſches Schauſpiel mit Geſang in 4 Aufzügen, „die Aſſaſſinen“ betitelt, das Kinkel im October und November 1842 ſchrieb, während Johanna die eingelegten

Lieder componirte. Außerdem ſind von einer ganzen Reihe von Dramen: Otto der Erſte und Heinrich, die Mauren in Spanien, Franz von Sickingen, Herodes, Savonarola, Robespierre, Mununza, Don Juan, Eulogius Schneider u. a. theils längere oder kürzere Pläne, theils einzelne Scenen, Lieder und Notizen vorhanden. Auch der Romanzenkranz: „Otto und Adelheid“ *) und die Gedichte „Nixenteich“ **), „Auf der hohen Acht“, „Der Kobold von Wallporzheim“, „An die Auswanderer“, „Graf Ulring“ ***) fallen in dieſe Lebensperiode. Endlich erwähnen wir noch den „Lothar von Lotharingien“ oder „Gekränktes Recht,“ Trauerſpiel in fünf Aufzügen“, der auf dem Stiftungsfeſte 1842 mit lautem Beifalle den Preis gewann. Dies Stück wurde damals den Bühnen gegenüber als Manuſcript gedruckt; allein der Umſtand, daß ein Papſt darin handelnd auftritt, bewirkte das Verbot der Aufführung. Später hat Kinkel nicht gewollt, daß jenes Trauerſpiel über die Bretter ginge, weil es trotz vieler Schönheiten ihm doch nicht bedeutend genug erſchien, um ein allſeitiges Intereſſe des Publikums in Anſpruch zu nehmen. Lothar iſt im Grunde ein zu kleinlicher Menſch, um als tragiſcher Vorwurf benutzt zu werden, und Kinkel wollte jedenfalls zuerſt mit einem bedeutenden Drama auftreten, das mindeſtens den Vergleich mit dem „Uriel Akoſta“ aushielte.

---

*) Niederrheiniſches Jahrbuch für Geſchichte, Kunſt und Poeſie, herausgegeben von Laurenz Lerſch. S. 348 ff.

**) Rheiniſches Taſchenbuch für 1845. Herausgegeben von Dräxler-Manfred. S. 198.

***) Die Ahr. Landſchaft, Geſchichte und Volksleben; zugleich ein Führer für Ahrreiſende. Mit 18 Stahlſtichen nach Originalzeichnungen. Von Gottfried Kinkel. Bonn, Verlag von T. Habicht. 1846, S. 329. S. 263. S. 295. S. 345.

Es war ſchlimm, daß die jüngeren Kräfte, welche ſich dem Maikäferverein anſchloſſen, nicht bedeutend und namentlich nicht rüſtig genug waren, um das Unternehmen nach Wunſch zu fördern. Statt ihre Jugendfriſche gegen die Erfahrung des älteren Freundes auszutauſchen, mußte Gottfried ihnen beſtändig einen Hauch ſeiner ewigen Jugend abgeben, und ſie unermüdlich zu neuer Schöpfungsluſt reizen. Nur Johanna übertraf ihn noch an Emſigkeit, und ſo hielten Beide durch ſtetes Anfeuern und Wetteifern den Bund kräftig zuſammen. Die vorzüglichſten Productionen ſämmtlicher Mitglieder, welche ſpäter veröffentlicht ſind, finden ſich faſt ohne Ausnahme im „Maikäfer,“ und haben die Kritik jener Geſellſchaft erfahren. —

Gottfried Kinkel hatte ſich 1840, ſo gut, wie Herwegh und die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen, durch die Thronrede Friedrich Wilhelm IV. zu illuſoriſchen Hoffnungen fortreißen laſſen, und damals das bekannte Gedicht „Am Huldigungstage“*) geſchrieben. Allein wenige Monde genügten, um ihn ſeinen Irthum erkennen zu laſſen, und ſchon 1842 ſchrieb er ein zweites Gedicht an den König*) mit dem begeiſterten Zuruf:

---

*) Gedichte S. 37.

„So wahr die Stern' am Himmel rollen:
  Wir ziehn den Stahl zur Bürgerſchlacht!
Nur Das zu thun, was Alle wollen,
  Iſt das Geheimniß jeder Macht!“

Auch folgendes Gedicht entſtand vierzehn Tage ſpäter:

An das Volk!**)

„Mein ſtarkes Volk, das mit verjüngtem Leben
  Aufgrünt vom Eis der Alpen bis zum Belt,
Du haſt vorzeit Dich duldend hingegeben
  Als Opfer für die Sünden dieſer Welt.
Der Dämon, der in dreißig bangen Jahren
  Die Welt verheert auf ſeinem blut'gen Flug,
Du haſt am Tiefſten ſeinen Grimm erfahren,
  Als er in Dich die Tigerklauen ſchlug!

Tief haben Deine Fürſten Dich zerſpalten,
  Und ſich bezahlt gemacht mit Deinem Blut;
Doch hat die innre Lebenskraft gehalten,
  Und ſtark geblieben iſt der deutſche Muth.
So weit erklingt das Lied der Nibelungen,
  So weit der Staufenkircher Stolz und Leid,
Iſt bis zu dieſer Stunde nicht zerſprungen
  Die goldne Kette deutſcher Einigkeit.

---

*) Drei politiſche Lieder von Gottfried Kinkel aus dem Jahre 1848. Abgedruckt in der „Neuen Deutſchen Zeitung.“ Jahrgang 1850.

**) Bonner Zeitung. Jahrgang 1848. No. 129.

Drum blicke nicht nach Nord und Oſt mit Sorgen, —
Kommt erſt der Feind: Du biſt Dir ſelbſt genug!
Gedenke kühn an Hellas Freiheitsmorgen:
War Hellas eins, als es die Perſer ſchlug?
Doch fiel der Sparter bei den Thermopylen,
Dann ſchlug Athen die große Meeresſchlacht!
Die Stimmen ſtrebten nach den gleichen Zielen: —
So groß iſt heut' auch noch des Blutes Macht!

Dein Schwert, entreiß' es allen Fürſtenknechten,
Und ſchwing' es ſelber in der ſtarken Fauſt!
Dich hat gekränkt in Deinen höchſten Rechten
Die feige Schaar, der Du nicht mehr vertrauſt.
Zerreiß' den Frieden, der die Ehre ſchändet
Kraft Deiner eignen heil'gen Willensmacht, —
Und wenn ein Welttheil gegen Dich ſich wendet:
Fordr' ihn heraus, und biet' ihm kühn die Schlacht!

Vielköpfig biſt Du, — laß es Dich nicht grämen!
Es gelten nicht die Köpfe, nur das Herz.
Dein Herz ſei Eins! Laß Dir das Herz nicht nehmen,
Dann iſt, Was Jene brieften, Dir ein Scherz!
Es ſchlagen ja die Fürſten nicht die Schlachten —
Zwei Arme haben ſie, wie jeder Mann!
Wenn erſt um Dich die Pulverwolken nachten:
Dann kommt der Eine, der befehlen kann!“

Kinkel war eine Natur, die mit jeder Fiber zur Freiheit hindrängte, ohne daß ihm vielleicht jemals das Wort „Freiheit“ als Endziel ſeines Wollens vorgeſchwebt hatte. Nun erwachte dieſer ſchlummernde

Keim in ſeiner Bruſt, und als das Wort gefunden war, das ihm fehlte, jauchzte ſein Herz mit ſchwellender Luſt der neuen Heimath entgegen.

Schon lange hatte er dieſe vergeblich geſucht, weil ihm die alte nicht mehr genügte:

„Ob Alles, Alles ſei verloren,
  Auch Glück war eine ird'ſche Laſt;
Die Heimath, die ich mir erkoren,
  Sie bot dem Geiſt nicht länger Raſt.
Die Freiheit will mich neu beſchwingen,
  Roth färbt ſie meine Wangen bleich,
Zu neuen Sphären ſoll ich dringen —
  Doch ach, wo blüht mein neues Reich?“*)

Es blühte ihm auf dem Felde des Kampfes und der Völkerſchlacht, auf dem dornenvollen Pfade, wo die allmächtige Liebe das rothe Banner des Haſſes trägt, um ein urſprüngliches Menſchenthum wiederherzuſtellen, und das Recht des Einzelnen auf „einen Antheil Lenz und Leben“ durchzuſetzen. Wie ein Prieſter alles Hohen und Edlen auf der Erde, redete Gottfried Kinkel zum Volke, und ſein Wort hat den Weg gefunden in unſere Herzen, um nie wieder zu verklingen.

Unter einer nicht unbeträchtlichen Anzahl politiſcher und ethiſcher Epigramme heben wir aus damaliger Zeit folgende hervor:

---

*) Ausmarſch. Gedichte S. 108. Vergl.: „Ins Weite.“ Daſ. S. 101.

Sinnviolen.

1.

„Als Jünglinge dachten wir nicht frei. —
Dank dir, du goldne Hausvogtei;
Dafür iſt Freiheit über Nacht
In reifer Mannesbruſt erwacht.

2.

Gemeines hab' ich nie verübt, —
Was hab' ich denn eigentlich verbrochen?
Im Volksthum hab' ich mich geübt, —
Gleich heiß' ich ein communer Knochen.

3.

Ihr fürchtet unſre ſtürmenden Gedanken,
Weil ihrem Stoß die morſchen Kirchen wanken?
Der Juden Tempel ſank in Schutt und Graus —
Dann baute Chriſtus ſeine Kirche draus.

4.

Ihr alten Herren, die Zeit iſt ſtrenge,
Früh ſchenkt ſie uns weißes Haar in Menge!
Drum denken wir nicht ſo lang' zu paſſen,
Bis Ihr uns wollt an's Ruder laſſen.

5.

Nach Unten ſchlägt die Wurzeln der Baum,
Nicht hält er ſich feſt im luftigen Raum.
Nicht blicke der Mann nach des Thrones Dunſt:
Feſt wachſ' er in des Volkes Gunſt!

6.

Die Fauſt mag brauchen des Knaben Muth,
Der Jüngling fordre des Gegners Blut;
Vom Manne heiſcht der Ehre Gebot
Kampf des Geiſtes auf Leben und Tod.

7.

Doch im allerhöchſten Werthe
  Rauſcht das Lied zum Waffenklang;
Mit dem Geiſte, mit dem Schwerte
  Sei im Bunde der Geſang!

8.

  So lang noch feſt die Berge ſtehn,
Und grün der Mai ſich wird entfalten,
  Müßt's doch mit Teufel und Höll' zugehn,
Wenn man nicht könnte ſich ſtark erhalten.

9.

Nicht bitt' ich Gott um Gut und Geld,
Mein Flehen iſt nur ſo geſtellt:
Die ewige Ruh' gieb drüben mir
Die ewige Unruh' laß mir hier!

10.

Niemals nur in Kunſt und Leben
Schlechtem, Halbem Raum gegeben!
Populär kann Der nur heißen,
Der zu ſeinen Höhn kann reißen.

11.

Wer jetzt noch dichtet für's Publikum,
Die klugen Leute nennen ihn dumm: —
Mir aber iſt das ein Jammerpoet,
Dem nicht immer ſein Volk vor Augen ſteht.

1836.

12.

Der Strom, wenn er jung, mit lautem Schalle
Brauſt über die Klippen in jähem Falle: —
Aber freilich der Wieſenbach
Geht immer harmoniſch der Naſe nach.

13.

Kleinkinderſchulen ſind angelegt, —
Wie früh wird ſchon der Tugend gepflegt!
Man kann am Ende gar auf Erden
Kein Lump noch tüchtiger Kerl mehr werden.

14.

Mit der Dogmatik mögt Ihr's halten
So orthodox wie Eure Alten: —
Doch die Geſchichte läßt nicht Wahl,
Ihr Loſungswort heißt: „Liberal!“

15.

Ewig in Geiſt und Gluth Dich getaucht,
Nimmer ermattet und nimmer lau!
Iſt die Welt auch kalt und flau·
Fühlt ſie doch, daß ſie Begeiſtrung braucht!“

Aus den „Stedingern:“

Akt I., Scene 4. „Ich wollt', es wäre erſt wieder Zeit zum Dreinſchlagen! Das Halbe thut's nicht. Es giebt jetzt kein Recht, denn Keiner hält es: — ſo

Viel ich faſſen kann mit meiner Fauſt, das iſt mein Recht. Es giebt auch keine Kirche, denn eines Jeden Kirche iſt, Was er glaubt.“

Akt III., Scene 8. „Erſt Wer Leben und Tod verachtet, iſt ein ganzer Mann. Thaten vermählen ſich nicht dem Beglückten, ihn beſiegt der Leidende überall.“

Akt IV., Scene 3. „Furchtbares Jahrhundert! Kirche und weltliche Macht, Alles verläßt den Gerechten und tödtet den Unſchuldigen. Nur des Volkes Herz wanket nicht in Liebe und Haß. Und dies Herz, o Gott, läſſeſt Du brechen?“

Akt V., Scene 14. „O Ihr bleibt ewig halb im Haß, darum ſeid Ihr zu Grunde gerichtet!“

In einem Gedicht vom 3. September 1842 deutet uns Gottfried „die ſieben Berge“ bei Bonn; er ſchließt ſeine Auslegung:

„Und wenn ich einmal einen Jungen krieg',
Dem will ich die Berge deuten,
Und will ihn warnen mein Leben lang
Vor den gelehrten Leuten.

Ich weiß: nicht kann er der König ſein,
Und adlich ſoll er nicht werden,
Auch kein Gelehrter — ſonſt Was er will
Auf Gottes weiter Erden!“

11.

Zu Anfang Januar 1843 erſchienen Gottfried Kinkel's Gedichte, und erfuhren bald darauf in der Jenaer Literaturzeitung die günſtigſte Beurtheilung. Er arbeitete damals viel am „Morgenblatte“ und der „Augsburger allgemeinen Zeitung.“ Namentlich die letztere enthält zahlreiche und werthvolle Beiträge auf dem Felde der Kunſtgeſchichte und Nationalliteratur. Kinkel empfing gleichfalls um dieſe Zeit von Dr. Kolb die Aufforderung, für ein New-Yorker Blatt zu arbeiten, und war nach allen Seiten hin thätig.

In religiöſer Beziehung vollzog ſich ſeine Umwandlung allmälig mehr und mehr. Nachdem es ihm gelungen war, Johanna wieder in das traumdunkle Wiegenlied des Chriſtenthumes zurückzuſingen, hatte ſeine Geliebte von ihm „Strauß' Leben Jeſu“ begehrt, um nun auch ſich zu überzeugen, daß ihr neugewonnener Glaube ſtichhaltig ſei gegen das Urtheil des ſcharfen und zerſetzenden Verſtandes. Gottfried hatte ſich ungern ihrem Wunſche gefügt, weil er fürchtete, daß Johanna noch nicht feſt genug im Glauben ſei, um eine geiſtvolle Kritik mit der Gluth des religiöſen Gefühls zu widerlegen. Er ſah, daß ſeine Furcht nicht grundlos geweſen; denn Johanna begann jetzt, alles ihrer Vernunft Widerſprechende aus dem Chriſtenthume auszuſcheiden, und mit beklommenem Herzen, aber männlichringender Entſchloſſenheit folgte er ihr auf den Pfaden des Zweifels in die Abgründe der Negation. Er arbeitete ſich mit ihr durch das verſchlungene Labyrinth der neueren Philoſophie, und ſagt ſelbſt in ſeinen Tagebüchern: „Ich will doch ſehen, als ob die gewaltige Strömung von Kant bis Feuerbach mich hinaustreibt in — den Pantheiſmus! Es gilt

Zu dieſem Schritt ſich heiter zu entſchließen,
Und wär' es mit Gefahr, in's Nichts dahinzufließen!

denn der Schlußſtein meines Lebens iſt nicht hiſtoriſche Erkenntniß, ſondern ein feſtes Syſtem, und der Kern der Theologie nicht Kirchengeſchichte, ſondern Dogmatik. Muß ich über den Standpunkt des Chriſtenthumes hinaus, ſo bleibt mir zur Lebensaufgabe das Begreifen, wie zu der neueren pantheiſtiſchen Welt das hiſtoriſche Chriſtenthum ſich verhalte. So gehe denn Alles ſeinen ſtillen Gang, und wenn es ſein kann und ſoll, ſo bleibe das Ungeheure, Zerſchmetternde, völlig Neue mir fern. Wo nicht, ſo komme es heran, und wirke dann durch die Zerſtörung erlöſend auf mich ein. Nur eigne Schuld und Leidenſchaft will ich mit Gottes Hülfe fern zu halten, und den inneren Frieden zu bewahren ſuchen, den das Himmelreich der Idee in allem Unrecht, das die Welt uns anthut, zu gewähren vermag.“

Ruhig und ernſt ſchritt Kinkels Entwicklung mit innerer Nothwendigkeit fort, und als er endlich, zugleich mit Johanna, im Hafen des Pantheismus angelangt war, ſah er mit ſtiller Freude, daß die Schreckniſſe des neuen Evangeliums nur eingebildete und anerzogene Vorurtheile geweſen. Die Liebenden hatten geglaubt, in ein ewig ſtürmendes Meer ohne Leuchtthurm und Compaß hinauszuſteuern, und fanden ſich nun auf einer hellen, ſpiegelklaren See, darauf ſich die Sonnenſtrahlen glitzernd im Morgenſchein luſtig ſpiegelten. Und am Ufer ſtanden die ewigen Berghäupter, mit blühenden Rebengewinden umkränzt, und ſchauten ſo freundlich mild auf die einſamen Kinder herab, die ihr leichtes Boot ſingend und ſpielend über die See trieben. Gottfried aber ſang ein junges Lied zu den Saiten der Goldharfe, welche die Geliebte mit jauchzender Luſt erklingen ließ:

„Stolz mögen wir uns glücklich nennen,
Weil bei des Geiſtes mildem Schein
Des Lebens Fülle wir erkennen,
Die Andre deckt mit dumpfer Pein.

Doch mehr noch glücklich, weil wir ſinnig
Und liebend rings das Leben ſchaun,
Und an dem Kleinſten fromm und innig
Mit Kindesſinnesluſt uns erbaun.

Kein Fiſchchen ſchwimmt auf naſſen Wegen,
Dem unſer helfend Mitleid fehlt;
Der Käfer, der ſich ſtarr gelegen
Wird neu von unſerm Hauch beſeelt.

Denn überall iſt Lebensfülle,
Wo ein Gebilde zum Leben ſtrebt;
Wir ahnend, daß in kleinſter Hülle
Ein Meer von Luſt und Qualen lebt;

Und daß die luftberauſchte Mücke
In ihres Lebens kurzem Tag,
So Viel von Schickſalsgunſt und -tücke,
Als Du und ich, erleben mag.

Nur eitlem Sinn erſcheint es nichtig,
Was ſchnell entſteht und raſch zerfällt,
Und iſt ein Wunder hoch und wichtig,
Das einmal lebt in bunter Welt.

Und wird das Schmetterlings-Entfalten
Ein hehr prometheiſches Geſicht,
Des Lenzes Hauch ein heilig Walten
Und eines Leuchtwurms Tod Gedicht.“

Um dieſe Zeit ward auch der „Traum im Speſſart“ vollendet. Ob es der Dichter mit dieſem Traume ernſtlich gemeint hat? Gewiß, wir würden ihm Das ſonſt ſehr verdenken; denn die liebliche Erzählung hat einen großen, gewaltigen Kern. Uns fallen beim Leſen unwillkührlich die Worte Schiller's ein:

„Alle dieſe Blüthen ſind gefallen
Vor des Nordens ſchauerlichem Wehn: —
Einen zu bereichern unter Allen,
Mußte dieſe Götterwelt vergehn.“

Hat denn wirklich das Chriſtenthum uns einen ſo reichen Erſatz gebracht für den zerſtörten Hellenismus, für den reizenden Glauben des blinden Heidenthums? Wir müſſen es wohl glauben; denn wir hören es ja alle Tage, von Kanzel und Katheder. Dem Dichter geſtattet man ſchon ein bischen Freiheit mehr, und ſo iſt dies luſtige Mährchen im Grunde nur ein lebendiges Fragezeichen, auf das uns das Chriſtenthum die Antwort vorenthält. Wir können es in der That dem fanatiſchen Eifer der alten Kirchenväter und Apoſtel ſchwer verzeihen, daß ſie uns aus all' dem ſaubern, luſtigen Elfenvolk, all' den wellenſchaumbekränzten Bachkönigen und all' den gewaltigen Weibern des Geiſterreiches lauter unflätiges Teufelspack, lauter ſchmieriges und grauſiges Hexenvolk gemacht haben. Der Poet verſetzt uns in eine Zeit, wo der Verkehr mit Geiſtern dem Menſchen ſchon als Frevel erſchien, die Natur war entgöttert — man nennt das: Vergeiſtigung der Materie — und von dem lebendigen, ſelbſtſtändigen Schaffen und Walten im Kerne des Weltalls hatte man längſt keine Ahnung mehr. Daß Alles lebt und webt, daß Baum, Bach, Blume und Schmetterling eben ſo unſterblich ſind, wie wir, das wollte Niemand den Geiſtern glauben, und daß das Ende der Eiche „Leben im Borne des Lebens iſt, aus dem ſie hervorgeſprungen,“ dünkt Manchem unbegreiflich. Nur Wer das wüſte Treiben der geſunkenen Welt müde iſt, „Wer draußen Nichts mehr beſitzt, kein Herz, kein Haus, kein geliebtes Grab mehr, den nimmt die Natur an ihr Herz, den läßt ſie aber auch nie mehr fort aus ihrer Stille.“ Erſt ſpät, wenn unſer Frühling zu Rüſte ging, wenn uns Alles betrog und wir in all' unſern ſtolzen Hoffnungen enttäuſcht daſtehen, tritt uns das Bild unſerer Kindheit wieder vor die Augen, der Schleier ſinkt, der unſern Blick umflorte, und wir begehren nicht Mehr zu ſein, denn Roſe und Lilie. Muß dieſer tiefe Zug zur Natur denn ſo ſpät wiederkehren, wird die Menſchheit denn niemals die von den Pfaffen als ſündlich verdammte Welt wieder in ihr Recht einſetzen? Wer kann uns dieſe Frage beantworten? Der Geiſt iſt ein ſtolzer Tyrann, aber das Natürliche iſt dennoch größer, und auch den klagenden Genien des Alls kehrt die Zeit wieder, da ſie in freier Liebe mit dem erlöſten Menſchengeſchlechte verkehren dürfen.

Dies der philoſophiſche Kern des Mährchens, den der tiefere Leſer leicht herausfindet. Der gemüthliche Spießbürger freilich wird nur eine liebliche Waldgeſchichte leſen, die ihn bei Alledem ſeltſam berührt. Er wird den Kopf ſchütteln, und vergnüglich vor ſich hin ſchmunzeln: „Was die Poetlein doch für närriſches

Volk ſind!“ Aber auch für ſolche Leſer bietet unſer Mährchen die Antwort: „Wem die Geiſter noch leben, der glaubt es, daß die Mähr des Waldes dem Geweiheten durch Offenbarung kund ward. Wem aber nie das ſchauende Auge geöffnet war für eine andere, als die Welt des Menſchen, der mag ſagen: Es war eines Dichters Traum im Speſſart.“

Wie Gottfried, ſo ſchuf auch Johanna Werke voll der glühendſten Andacht der Natur, und ihr „Lebenslauf eines Johannisfünkchens“ *) zeigt uns die Ideen mit Fleiſch und Blut bekleidet, welche Gottfried in dem oben mitgetheilten Gedichte offenbart hatte. Auch dieſe Dichtung athmet ganz den reizenden, naturfriſchen Geiſt, den wir am „Traum im Speſſart“ bewundern. Wahrlich, Was ſind alle Forſchungen und Bemühungen der Naturwiſſenſchaft, alle „Käferbücher“ und „Schmetterlings-Faunen“ gegen ſolch ein Stück Leben aus der gottgeſchwängerten Schöpfung?! Ihr Guten und Frommen, tretet her an die Schwelle der Poeſie, die Euch einführt in den leuchtenden Tempel des Alls, und lernet glauben, glauben wie das Kind, das an die Liebe glaubt, weil ſie ihm entgegenlächelt aus jedem Blick des Mutterauges! Viel und oft habt Ihr geklagt über die Gottloſigkeit der Poeten: aber Was iſt Glaube? Der Glaube iſt die Liebe, die ganze, volle Hingabe, das jubelnde Hinſinken an das Herz Gottes, der da zu uns redet aus Fels und

---

*) Erzählungen. S. 63.

Baum, aus dem Wellenſchaume der ſonnenbeglänzten Meerfluth und aus dem Leuchten des Johannisfünkchens, das liebestrunken hintaumelt durch den Blüthentraum einer warmen Sommernacht! Ob es wirklich ſo lebendig zugeht unter all' dem kleinen Käfer- und Schmetterlings-Völkchen, als die Poeſie uns belehren möchte? Wir glauben es; denn wir ſind fromm und gut, wir laſſen uns nichts weißmachen von nüchternen Philoſophen und zeterſchreienden Dogmatikern, wir liegen gern im weichen Graſe, und ſchauen in den blauen Himmelsgrund, und ſtimmen jubelnd ein: »Gelobt ſei Gott, der da iſt, war und ſein wird in Ewigkeit!« — Wird dies kleine Lebensbild, das kaum fünf Blätter füllt, denſelben Reiz auf alle Leſer üben, das Herz Aller andächtig zur Erbauung hinreißen, wie das unſrige? Wir glauben es kaum; denn die politiſchen Wirren haben den Sinn für Poeſie und Religion in Manchem ſtumpf gemacht, und Wenige haben das kindliche Verſtändniß für die hohe Sprache des Weltgeiſtes bewahrt, deſſen Wort doch ſo mahnend und lockend zu uns herüberklingt von Stern zu Sternen! Wohl unſerer Zeit und Segen dem Geiſte unſerer Dichter, wenn ſie uns den Sinn für die Natur und das ewig Göttliche wieder erſchließen, wenn ihr melodiſches Zauberwort nicht unvernommen verhallt in dem Rufen der Schlacht und dem wilden Zuſammenſchlagen der Schwerter zwiſchen den verirrten Gotteskindern!

Vor ihrer Vermählung war Johanna öffentlich zur proteſtantiſchen Kirche übergetreten. Dieſer Schritt hatte ſeine Schwierigkeiten gehabt, weil Jene mit Ausnahme der hiſtoriſchen Thatſachen Wenig vom modernen Chriſtenthume mehr glaubte; allein da es in der proteſtantiſchen Kirche nicht ſo ſehr auf beſtimmte Glaubensformeln, als auf den ethiſchen Begriff ankommt, hatte der Pfarrer Evertsbuſch ihren Uebertritt ohne gar zu große Mühe bewerkſtelligen können.

Sechs Tage vor ſeiner Hochzeit hatte Kinkel eine Petition der Bewohner Bonns um Preßfreiheit abgefaßt und dieſelbe, mit zahlreichen Unterſchriften bedeckt, an den vereinigten Landtag abgeſandt.

Den 22. Mai 1843 wurden Johann Gottfried Kinkel und Anna Maria Johanna Mockel in der Privatwohnung des freundlichmilden Pfarrers Wichelhaus zu Bonn getraut. Zeugen waren Emanuel Geibel, Andreas Simons, Auguſte Heinrich, Linda Berndt und die Eltern Johanna's.

Gottfried ſchenkte ſeiner Geliebten, als er ſie in ſeine ſtille Wohnung einführte, nachſtehendes Gedicht:

„Und ſieh', nun iſt es doch gekommen,
Was uns die Welt ſo ſchwer gemacht;
Nach all' dem Kampf iſt doch entglommen
Die Fackel ſtiller Hochzeitsnacht.
Nun komm, tritt ein in meine Klauſe,
Sei mir vereint mit Seel' und Leib,
Und laß Dir's heimiſch ſein im Hauſe,
Darin Du nun gebeutſt als Weib!

Ein Jüngling nicht, im Seelenrauſche,
Jauchzt Dir ein wilder Schwärmer zu.
Nicht wie die Braut im Jubelrauſche
Trittſt über meine Schwelle Du.
Auf meiner Stirn die frühen Falten,
Auf Deinem Auge liegt der Gram,
Weil ja in tauſend Truggeſtalten
Der Haß, Dich mir zu rauben, kam.

Doch ungeſchwächt durch alle Klage
Ging mit uns dieſe heil'ge Gluth.
In unſres Herzens vollem Schlage
Pulſt noch ein heißes Jugendblut.
Sei froh und ſtolz: mit ſtarkem Sinne
Erwieſen wir's der feigen Welt,
Wie einer todesſtarken Minne
Kein Hemmniß in den Weg ſich ſtellt.

Verzeih's Gott Denen, die uns haſſen, —
Dir beut die Hand ein armer Mann,
Mit Einem Blick mögſt Du umfaſſen
Das Gut, das ich Dir bieten kann.
Ja, lebte noch das Recht auf Erden,
Ging' Alles ehrlich, wie es ſoll:
Dir müßte ja zu eigen werden
Ein Haus, an Schätzen übervoll.

Klein iſt mein Haus, doch meine Veſte
    Gewähret Dir Schutz in Sturm und Noth;
Und Der die Vöglein nährt im Neſte,
    Giebt wohl auch uns das täglich' Brod.
Sieh', wir ſind reich, — dies unſer Eigen:
    Ein traulich Lager für uns Zwei,
Um uns der Lenznacht keuſches Schweigen,
    Der Weinkelch und die Kunſt dabei.

Der Garten ſendet ſeine Düfte
    Berauſchend her in üpp'gem Schwall,
Und durch der Lenznacht feuchte Lüfte
    Ruft: Komm, o komm! Die Nachtigall.
Um jener Berge Gipfel gluthet
    Das Abendroth im hellſten Schein,
Und mit kryſtallnem Band umfluthet
    Dein Heimathland und meins der Rhein. —

So tritt denn ein in meine Klauſe,
    Sei mir vereint mit Seel' und Leib,
Und laß Dir's heimiſch ſein im Hauſe,
    Darin Du nun gebeutſt als Weib!
Vorbei der Kampf mit ſeinen Schmerzen,
    Was uns getrennt, liegt ewig fern: —
Und ob den treuverbundnen Herzen
    Glüht hell der Liebe Morgenſtern!“ —

Wenige Tage ſpäter fuhren Gottfried und Johanna den Rhein herauf nach St. Goar, um Freiligrath und ſeiner Frau einen Beſuch abzuſtatten. Gottfried las in Sallet's Werken, von denen damals eben der zweite Band erſchienen war, und ſchlug zufällig die »Romanze von einem deutſchen Weibe« auf, welche mit den Worten ſchließt:

„Und Der dies Lied geſungen,
Hat auch ein junges Weib;
Wenn ihm der Ruf erklungen:
Sie wird nicht ſagen: Bleib!“

»Nicht wahr, Johanna?« fragte Gottfried; »wenn auch mich einſt die Schlacht der Freiheit unter die Kämpfer ruft, — Du wirſt nicht ſagen: Bleib!«

Johanna ſchmiegte ſich feſt an ihn an, und blickte ihm groß in's Auge. Es war ihr, als ſollte ſie ſchon den geliebten Mann ihr entriſſen und in die wilde Schlacht ſtürzen ſehn. Gottfried aber ließ ſein dunkelbraunes Auge über die wehenden Saatfelder und ergrünenden Rebengelände ſchweifen, und wiederholte fröhlich, indem er ſein junges Weib an die männliche Bruſt drückte:

„Und Der dies Lied geſungen,
Hat auch ein junges Weib;
Wenn ihm der Ruf erklungen:
Sie wird nicht ſagen: Bleib!“

◆

Gottfried Kinkel.

1115

Gottfried Kinkel.

Wahrheit ohne Dichtung.

Biographiſches Skizzenbuch

von

Adolph Strodtmann.

„O Stern Orion, Du mein Bild!
Von Ewigkeit ſtürmt gegen Dich der Stier,
Du aber hältſt in blanker Waffenzier
Entgegen ewig ihm den Sternenſchild!“
Gottfried Kinkel.

Zweiter Band.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1851.

[illegible]

Bayerische
Staatsbibliothek
München

[illegible] Buchdruckerei in Wandsbeck.

Gottfried Kinkel.

Sechſtes Buch.

Gewitterluft.

Bonn.

Sommer 1843 bis Frühling 1848.

1.

Das Leben eines Mannes klar zu entwickeln und nach allen Seiten mit einer gewiſſen Intenſität zu beleuchten, hat immer ſeine Schwierigkeiten; man kömmt oft in Verſuchung, Dinge, die dem Geſchilderten zu beſtimmter Zeit, namentlich in den Jugendjahren, überwiegend bedeutungsreich erſchienen, ſelbſt für bedeutend zu halten und ſie ſo dem hiſtoriſchen Helldunkel zu entziehen, das ihnen höchſtens einige vage Umrißlinien gönnt. Es tritt dieſe Schwierigkeit aber noch ſchroffer und gewichtiger hervor, wenn das Streben des Mannes einer kaum vergangenen Weltphaſe angehört, wenn ſein Name auf einem Blatt der Geſchichte verzeichnet ſteht, deſſen letzte Zeile noch Niemand leſen konnte, weil ſie überhaupt noch nicht geſchrieben iſt. Der feſte, ſcharf abgeſchloſſene Hintergrund fehlt für die Hauptfigur, und die Zeichnung muß daher die Konturen des Helden bald zu beſtimmt, bald zu verſchwommen erſcheinen laſſen. Das liegt in der Natur der Sache. Ein Mann, der in den letzten Jahren eine Rolle übernahm, die er nach allen

Richtungen würdig vertreten, wird alſo nothwendig theils von dem unklaren, nebligen Hintergrund getragen erſcheinen und Epigone markloſer und unthätiger Tage ſein, theils aber auch über den Rahmen hinausragen und Progone werden einer unzweifelhaft glorreichen Zukunft.

Um den Entwicklungsgang Kinkels von privater zu umfaſſend allgemeiner Wirkſamkeit gehörig zu würdigen, müſſen wir ſeine Entwicklung vom Jüngling zum Manne nochmals in ein Wort faſſen.

Kinkel hatte, wie alle vorwiegend lyriſchen Naturen, nie die ganze Gluth ſeines innern Feuers zu concentriren und voll auf einen Punkt wirken zu laſſen verſucht. Im Bewußtſein unerſchöpflichen Reichthums ſpielte er mit Flämmchen, ſchmelzte Sterne aus den Fingern und dichtete Regenbogen. Mitunter wurde Ernſt aus dem Spiele, die Flamme griff weiter als er gedacht, und in ſeinem Herzen blieb eine Brandſtelle, blieb die Aſche einer Erinnerung zurück, ohne daß er von der Gluth ſelbſt einen rechten Genuß gehabt hätte. Dies Zerflackern und Verſchwenden, dies Zerfahren in Sprühfunken ohne nachhaltige Wärme hörte auf, ſobald an die Stelle planlos ſchweifender Sehnſucht eine tiefe, Alles überwältigende Leidenſchaft trat. Die Schlacken ſchäumten ab, das Erz war rein — Kinkel war Mann geworden. Seine Kraft, ſein Wollen, ſein Herz und ſein Kopf, Alles ſah nur Ein Ziel, hatte nur Ein Verlangen. Und dieſe Concentration, dieſe innere Harmonie iſt es ja, die den Mann im großen Sinne des Wortes ſchuß- und kugelfeſt macht, die ihm den Stempel männlicher Vollendung aufprägt.

Damit fand auch die maßloſe Raketenlyrik ihr Ende das Überſprudeln hatte an ihn kein Recht mehr. An die Stelle der weichen, tönenden Liebesweiſen traten Glockenrufe anderer Art. Er beſaß nun das Weib, das man ihm nicht geben wollte, er hielt die ſtarke Seele in ſeinen Armen, welche Chikanen und Anfeindungen jämmerlichſter Art, Schleichereien, wie ſie das Pfaffenthum ſtets in das Familienglück zu paſchen ſucht, von ihm ferngehalten: — es war ein zwiefacher Sieg, ein Sieg nach Außen und Innen. Er hatte dem Leben den Frieden für ſein Herz, die Gewährung ſeines höchſten Wunſches abgekämpft, er war in ſich und mit ſeinem Weibe eine Einheit, ein Ganzes geworden, nun konnte er mit höherem, ruhigerem Ernſte für die Geſammtheit ſtehen. Lyriker war und blieb er, aber ſeine Lyrik mußte jetzt nothwendig eine männliche ſein, wie ſie vorher eine jugendliche, ſchäumende und zuckende war. Er dichtete nicht mehr für ſich und ſein Haus, ſeine „Gedichte“ in Vers und Proſa galten der Welt, der Menſchheit und brachten Gedanken, die nicht eng ſubjektive, ſondern rein humane Gefühle verherrlichten. Er empfand es klar: ſo lange der Einzelne für ſein gutes Recht zu kämpfen hat, gehört er ſich ſelbſt; iſt aber ſeine Exiſtenz gegründet, hat er ſeinen Frieden als Preis der Fehde mit dem Leben und jeder feindlichen Gewalt errungen, dann gehört er der

Geſammtheit. Gottfried Kinkel, der **Jüngling**, iſt todt — es lebe Gottfried Kinkel, der **Mann**!

Herzlichſtes Einverſtändniß und innigſtes Ineinanderklingen verklärte das Eheleben der endlich Vereinten. Jede Trennung ſuchten ſie zu vermeiden; Gottfrieds Arbeitsſtube war zugleich das Wohnzimmer Johanna's. Schloß Clemensruhe bei Bonn, das ſie damals bewohnten, mag Zeugniß geben, wie ſehr ſie es verſtanden, das poetiſche Leben, das ſie durchgeiſtete, auch in ihrer Umgebung ſichtbar und taſtbar hervortreten zu laſſen. Azaleen und Rhododendren hauchten zarten Märchenduft aus, Schlingpflanzen rankten ihre Feſtons an den Wänden, und im Schatten eines Orangenbaumes ſpielten zwiſchen Muſcheln und Korallenzacken Goldfiſche in einer Kryſtallkugel. Alles ſah geputzt und zierlich aus, und war doch unendlich wohnlich und anheimelnd.

Abends rückten die Beiden dann traulich zuſammen, und verſenkten ſich miteinander in die Sagen der Vorzeit oder die Gedichte todter und lebender Völker. Auf ihren Knieen lag oft ein altes Buch, in das ſie Beide hineinſchauten; Johanna ſchlang ihren Arm um Gottfrieds

Nacken, und, laſen ſie von Streit und Schlacht, dann wühlte ſie in ſeinen Haaren, und zauſte ſie wohl im Eifer gegen die Reichsfeinde, oder ſpielte ernſt mit den herabwallenden Locken. Kehrte dann dem Land der Frieden zurück, ſo glättete ſie wieder ſein dunkles Haar, und ihr Auge traf ihn mit einem Blick unendlicher Liebe. So machten ſie ſich das Leben, die Wiſſenſchaft zum Gedicht, und träumten von einer goldenen Zukunft.

Beim Studiren pflegte Kinkel eins ſeiner Kinder auf ſeinem linken Knie ſitzen zu laſſen, und es im Arme feſtzuhalten. Er gab ihm dann ein Schächtelchen mit Knöpfen, Federn oder Oblaten preis, welche es vor ſich auf den Schreibtiſch ſchüttete oder damit ſpielte. So hielt er ſtundenlang das Kind in den Armen, welches ganz ſtill ſich glückſelig in den Schlafrock des Vaters verkroch.

Nachmittags zwiſchen dem Mittagsbrod und Kaffee wurde ein halbes Stündchen geraſtet. Bei gutem Wetter ſtreckte ſich Kinkel auf den Raſenplatz, und ließ die Kinder um und über ſich krabbeln. Zuweilen kroch er ihnen dann nach, und that, als ob er ſie fangen wollte. Dann jubelten und jauchzten ſie voller Entzücken. —

Aber der Haß verfolgte die Beiden auch über ihre Vermählung hinaus, und die Verleumdung ſuchte jedes Wort zu entſtellen, das ſie im Rauſche der Seligkeit ausſprachen. Eine ſo herrliche Minne war der alltäglichen Gefühlsweiſe ihrer Bekannten fremd, und böswilliger Neid haucht nur zu gern ſeinen zerfreſſenden

Roſt über den Spiegel einer großen, von den Meiſtern unverſtandenen Liebe.

Einſt ſah das Paar eines Tages eine kleine Geſellſchaft bei ſich. Johanna entfernte ſich einen Augenblick, und rief dann die Gäſte in ein Nebenzimmer, von wo ſich ein wunderbarer Ausblick auf das Siebengebirge erſchloß. Staunend blickten Alle in das Abendgold der untergehenden Sonne; Johanna aber heftete ihr blaues Auge träumend auf den Geliebten. Es war ein Blick der ſeligſten Wonne. Gottfried ſchaute ſie lächelnd an, und fragte: „Was guckſt Du ſo freundlich zu mir auf, als ob *ich* das Alles gemacht hätte?“

„Schöner könnteſt ſelbſt Du Das nicht ſchaffen,“ erwiederte ſie.

Am andern Tage erzählten ſich alle männlichen und weiblichen Kaffeeſchweſtern in Bonn mit einem frommen Schauder: „Denken Sie ſich die Gottloſigkeit! Frau Kinkel hat geſtern zu ihrem Manne geſagt, der Sonnenuntergang wäre *beinahe* ſo ſchön, als wenn er ihn gemacht hätte! *)“

Dieſe Anekdote genügt, um einen Begriff von der Bosheit zu geben, mit der man die Ausſprüche des jungen Ehepaares ausbeutete und im Intereſſe des Pietismus entſtellte.

---

*) Mit dieſen Worten hat noch im Herbſt 1848 ein politiſcher Feind Kinkels jenen Ausſpruch zu Bern erzählt. Es war zufällig eine Dame anweſend, die jener Geſellſchaft beigewohnt hatte, und den Zuſammenhang aufklärte.

Der Haß dieſer Finſterlinge ließ es indeß nicht allein bei Verleumdungen bewenden; ihre Aufgabe war, die ganze Exiſtenz des gehaßten Paares zu vernichten. Wir ſehen, wie raſch das ſchwarze Werk gelang.

Im März 1844 erhielt Kinkel eine Rüge vom Provincial-Schulcollegium zu Koblenz, weil er, nach Profeſſor Sack's Denunciation, „den Werth des Alten Teſtamentes in ſeinen Religionsſtunden am Bonner Gymnaſium herabſetze.“ Profeſſor Sack, dieſer unermüdliche Feind ſeines Collegen, der mehrfach in der edlen Poeſie pfuſchte, und Kinkeln der Eitelkeit beſchuldigte, ſchlug beſtändig die Augen gen Himmel, und hatte Jenen ſchon früher verſichert: „er ſei ſein Freund, verhindere aber nur deßhalb ſeine Beförderung, weil dieſe nicht gut für ihn ſei.“ (!!!) Dieſer Sack war, wie ſchon früher erwähnt, Schwager des „frommen“ Miniſters Eichhorn, ſeine Frau aber die vertraute Freundin der Paſtorin Johanna Bögehold. Die natürlichſten Verbündeten fand er in Profeſſor Bleek, der Kinkels Ehe als „im höheren Sinne unſittlich“ bezeichnet hatte, und in Nitzſch, dem non plus ultra geiſtlichen Hochmuths und geiſtlicher Unfehlbarkeit, der zu den allermenſchlichſten und natürlichſten Verrichtungen einen feierlichen, würdevollen Anſtand affektirte, und durch Kriecherei ebenſo leicht zu gewonnen war, als er Jeden, der ſich nicht blindlings ſeinem Willen unterwarf, unverſöhnlich haßte.

Schon im Frühjahr und Herbſt 1842 waren von Sack zwei Cenſuren über Kinkel's Thätigkeit als Religionslehrer an das Schulcollegium eingeſandt, die einen höchſt unbilligen Tadel ausſprachen. Nichtsdeſtoweniger hatte Kinkel zu Neujahr 1843 eine außerordentliche Gratification als „Anerkennung ſeiner Leiſtungen“ erhalten, und konnte ſo unmöglich ahnen, daß die Beſtrebungen ſeiner Feinde ihm das Zutrauen ſeiner Vorgeſetzten mit Erfolg zu entziehen im Stande wären. Jetzt empfing er plötzlich, zugleich mit der Cenſur ſeines Todfeindes, einen officiellen Verweis, den die Drohung ſeiner Abſetzung begleitete. Die Cenſur und die Antwort Kinkel's an das Schulcollegium beweiſen am Beſten die Gehaltloſigkeit der gegen ihn erhobenen Vorwürfe, und mögen deßhalb hier dem Leſer zur Beurtheilung vorgelegt werden.

Cenſur des Profeſſor Sack über die vom Lic. Gottfried Kinkel abgehaltene Religionsprüfung im Herbſt 1843.

„Über die mündliche Prüfung in der evangeliſchen Religionslehre iſt Nichts zu erinnern. — Was die ſchriftlichen Arbeiten von vier Abiturienten über die Frage: »Wie haben wir als Chriſten das Alte Teſtament anzuſehen und zu benutzen?« betrifft, ſo iſt es zu bedauern, daß alle vier dieſe Frage von einem ſehr flachen Standpunkte aus behandeln, ohne alle Einſicht in den großartigen, feſten, geſchichtlichen, prophetiſchen und didaktiſchen Zuſammenhang des Alten und Neuen Teſtamentes, der altteſtamentlichen und chriſtlichen Religion. Daß das A. T. auch uns Chriſten noch ein feſtes hiſtoriſches Zeugniß göttlicher Offenbarungen und Machtthaten unter dem Volke Gottes, ein bleibender Spiegel göttlicher Regierung der Menſchheit, ein Chriſtum abſpiegelndes feſtes prophetiſches Wort und die Heiligkeit Gottes in ſeinem Geſetz offenbarendes Buch ſei: — davon wiſſen die Verfaſſer Nichts — bloß Vogel weiß Etwas von Weiſſagungen zu ſagen — ſondern den dem oberflächlichen Blick erſcheinenden **Unterſchied** heben ſie ſo hervor, daß das A. T. ihnen „rein ſinnlich,“ daß es ihnen „ſchwierig“ ſcheint, die noch zu haltenden Gebote des A. T. zu unterſcheiden, daß es ihnen bloß als ein Geſchichtsbuch „menſchlich-großer Perſönlichkeiten“ und als ſchöne Ausſprechung menſchlicher Gefühle und Lehren erſcheint, und der Eine es „zwar **entbehrlich,** aber **nicht überflüſſig**“ nennt. Es iſt wohl ſehr gewiß, daß dieſe ungründlichen Anſichten bei dem Leſen pantheiſtiſcher Geſchichtsbeſchreibung und dreiſter Kritik auch die letzte Spur von Intereſſe (Wie ſo?) und Verehrung für das A. T. und Glauben an ſeinen Inhalt aufgeben werden (Wer? die Anſichten?), während es von dem hiſtoriſch-prophetiſchen Standpunkte ſehr möglich iſt, die Jünglinge bleibend zu ſichern gegen die Mißverſtändniſſe und die Irrthümer unſerer Zeit (Aha, da kommt der Fuchs!). Der Beurtheiler tritt den Verfaſſern zwar mehrmals mit den Äußerungen: „zu ſtark,“ „ungerecht,“ „zu abſolut“ entgegen (Alſo doch!), aber es iſt zu fürchten, daß durch dieſe bloß moderirende*) Kritik die Jünglinge nicht werden zur Erkenntniß ihres Grundirrthums, daß nämlich das A. T. und ſeine Religion nur menſchliche Vorſtufen des Neuen ohne eigentlich göttlichen Inhalt ſei, kommen (Verzweifelter Stil!), und ohne die Vernichtung dieſes Irrthums wird auch der Glaube an den vollen Inhalt des Neuen Teſtamentes nicht feſt genug bei ihnen begründet werden können.

„Das Urtheil über die drei erſten Arbeiten hätte nicht ſo günſtig, und das über die Arbeit des auswärtigen Immatrikulanden günſtiger ausfallen ſollen.

Bonn, den 28ſten Januar 1841.“

---

*) Wirklich Schade, ehrwürdiger Herr Profeſſor, daß Ihr ungefälliger Collega Ihnen die kleine Freundlichkeit nicht anthun will: den Geiſt, das freie Denken völlig todtzuſchlagen.

„Hilf, Herr Gott, der böſen Welt,
Sie liegt ſo ſehr im Argen!“

Altes Geſangbuchlied.

An das königlich hochlöbliche Provincial-Schulcollegium in Koblenz.

„Als ich am 27. Februar des Jahres die Aufſicht bei der ſchriftlichen Religionsprüfung der auswärtigen Immatrikulanden antrat, fand ich zu gleicher Zeit die ein halbes Jahr auseinanderliegenden Cenſuren der hochlöbl. königl. wiſſenſchaftl. Prüfungscommiſſion über zwei von mir im Frühling und im Herbſt 1842 abgehaltenen Abiturientenexamina in der evangeliſchen Religionslehre vor. Beide Cenſuren erſchienen mir in manchen Stücken unbillig, und ich beſchloß ſogleich, dem hochlöbl. Provincial-Schulcollegium meine motivirte Ablehnung dieſer Urtheile vorzulegen. Ehe mir aber dazu Zeit wurde, überraſchte mich acht Tage nachher die Cenſur der letzten Herbſtprüfung nebſt dem Schreiben des hochlöbl. Schulcollegiums, welches auf Grund derſelben mir, „im Falle, daß ſolche Bemerkungen ſich wiederholen ſollten“, die Entlaſſung von meiner Stelle in Ausſicht ſtellt.

„Billig muß mich hier befremden, daß das genannte Collegium mich volle anderthalb Jahre, reſpective ein Jahr, über die ungünſtigen Urtheile einer vorgeordneten Behörde im Unklaren läßt, und dann, ohne mir Zeit und Möglichkeit zu vergönnen, jene früheren Beſchwerden entweder durch verändertes Verfahren abzuthun oder als ungerecht zu erweiſen, auf eine neue Cenſur hin mich mit Ankündigung eines möglichen Strafurtheiles überraſcht. Dies mußte mir um ſo weniger begreiflich ſein, da ja gerade nach dem friſchen Eindruck jener zweiten Prüfung vom Herbſt 1842 der verſtorbene Herr Regierungsrath Korten für mich auf eine Gehaltserhöhung und eine außerordentliche Gratification antrug, die mir bald darauf, zu Neujahr 1843, vom Schulcollegium auch wirklich mit Anerkennung meiner Leiſtungen ertheilt wurde. Wenigſtens konnte ich dadurch nicht auf die Vermuthung geführt werden, daß die genannte Behörde meine Leiſtungen ſo gering ſchätze, um bei ungünſtigerem Eindruck einer ſpätern Prüfung mir, ohne mich nur zu hören, mit Abſetzung zu drohen. Auch hat bei der von der Prüfungscommiſſion am Schärfſten getadelten Prüfung vom letzten Herbſt Herr Regierungsrath Lukas weder über das ſchriftliche, noch über das mündliche Examen den leiſeſten Tadel ausgeſprochen.

„Gehen wir aber auf dieſes letzte Urtheil der wiſſenſchaftlichen Prüfungscommiſſion näher ein, ſo iſt klar, daß das hochverehrliche Mitglied derſelben, welches das evangeliſche Religionsexamen cenſirt hat, von mir Dinge verlangt, die wenigſtens zu einem Examen nicht gehören. Dahin rechne ich die Forderung, daß ich bei Beurtheilung der Abiturientenarbeiten „nicht bloß moderirende Kritik“ üben, ſondern auch die Jünglinge poſitiv eines Beſſern belehren ſoll. Dagegen iſt einfach zu erwiedern, daß die Schüler meine Cenſuren ja überhaupt nicht mehr zu leſen bekommen, daß alſo ich eben nur ein eignes Glaubensbekenntniß auszuſprechen hätte, was an dieſer Stelle ziemlich überflüſſig wäre. Ich könnte ferner ſagen, daß ich nicht im vollen Maße Urheber dieſer Anſichten bei jenen Jünglingen bin, indem ich mit ihnen in den obern Klaſſen noch nicht Glaubenslehre, ſondern nur Kirchengeſchichte vorgenommen hatte: — Die Jünglinge müſſen alſo durch ihren eigenen geſunden Verſtand auf jene Gedanken gekommen ſein. Auf alle Fälle kann ich nicht wohl einſehen, warum man **mich** wegen Anſichten meiner Schüller, die ich ſelbſt in meinen ſchriftlichen Cenſuren beſchränke und theilweis widerlege — dies geſteht ja der Herr Cenſor zu —, mit **Abſetzung** bedroht, ſelbſt wenn jene Anſichten gegen den Kirchenglauben wären.

„Nun aber iſt Dies gar nicht einmal der Fall. Das Anſehen des Alten Teſtamentes iſt von der unirten proteſtantiſchen Kirche in keinem ihrer beiden Symbole, weder in der Augsburger Confeſſion, noch im Heidelberger Katechismus, durch eine ausdrückliche Erklärung in der Art garantirt worden, wie der Herr Cenſor in Rückſicht auf den „großartigen, feſten, geſchichtlichen, prophetiſchen und didaktiſchen Zuſammenhang des Alten und Neuen Teſtamentes“ jenes Buch ſtellen möchte. Das Verhältniß beider Teſtamente iſt jederzeit eine beſtrittene und beſtreitbare Schulmeinung geweſen, wie man ſchon aus Schleiermachers Behauptungen über das Alte Teſtament erweiſen kann, hinter deſſen großen Schatten ſich die moderne Orthodoxie ſo gern verkriecht da, wo er zur Gemeine redend ſich dem populären Glauben anſchließt und wofür ſie ihm dann den Gefallen thut, nicht zu lecken wider den ſcharfen Stachel ſeiner negativen Dialektik. Deßhalb alſo, weil meine **Schüler** auf einem **beſtrittenen** Punkte eine **andere theologiſche Schulmeinung** hegen, als der Herr **Cenſor**, darum bin **ich abzuſetzen**?

„Aber nicht bloß meine Schüler, ſondern auch ich; denn ohne allen Rückhalt bekenne ich mich zu dem Glauben meiner Schüler in den Grenzen, die ich ſelbſt ihrer zu maßloſen Negativität durch meine beigeſchriebenen Cenſuren geſteckt habe. Ja, ich ſpreche es freudig aus: Nie werde ich ein Buch, deſſen höchſte Geſtalt, Moſes, ſeinem Volke-Diebſtahl an den befreundeten ägyptiſchen Nachbarn als Gebot des Herrn vorſchreibt, ihm Polygamie und Blutrache geſtattet, und dagegen einen Mann, der am Sabbath Holz lieſt, ſteinigen läßt — nie werde ich ein ſolches Buch mit dem Herrn Cenſor als ein „die Heiligkeit Gottes in ſeinem Geſetz offenbarendes“ anerkennen; nie ein Buch, das einen rechtmäßig vom Volke gewählten König verurtheilt, weil er einen von der Prieſterpartei aufgeſtellten, nicht einmal von der Nation anerkannten Gegenkönig zu beſtrafen ſucht, für „ein feſtes hiſtoriſches Zeugniß göttlicher Offenbarungen“ annehmen; nie von dem „flachen Standpunkt“ und der „ungründlichen Anſicht« ablaſſen, daß ein ſolches Buch zum Beſtand der wahren Religiöſität »entbehrlich«, niemals endlich ableugnen, daß es »ſchwierig ſei, die noch zu haltenden und die nicht mehr zu haltenden Gebote des Alten Teſtaments zu unterſcheiden,« vorausgeſetzt nämlich, daß man überhaupt, den alten Lappen aufs neue Kleid ſchneidernd, aus dem alten Teſtament noch ſittliche Pflichten für den Chriſten abzuleiten denkt, indem ſich ſelbſt beim Dekalog in dieſem Falle kein vernünftiger Grund abſehen läßt, warum wir den am Sonnabend Arbeitenden nicht gleichfalls ſteinigen. Und da mir nicht objektive Kirchenlehre, ſondern rein die ſubjektive Meinung vom Herrn Cenſor entgegengehalten wird, ſo darf ich auch meine pädagogiſche Anſicht der ſeinigen gegenüberſtellen. Zwar er glaubt, daß »es von dem hiſtoriſch-prophetiſchen Standpunkte ſehr möglich iſt, die Jünglinge bleibend zu ſichern gegen die Mißverſtändniſſe und die Irrthümer unſerer Zeit«. Das aber habe ich an mir und zählloſen Andern ganz umgekehrt erfahren: Wer in den obern Gymnaſialklaſſen eine moſaiſche Kosmogonie als Religionslehre demonſtrirt bekommen hat, die gleich hernach im erſten Collegium über Geologie vor der ewigen Handſchrift der Natur wie Spreu verwehte, der hat mit dem Alten Teſtament dann freilich auch das Neue, mit dem Dogma auch die Frömmigkeit, mit der theologiſchen Schulmeinung auch die Religion eingebüßt und gar oft nie wiedererlangt. Deßhalb iſt mein Streben in allem meinem Religionsunterricht geweſen, zwar auf den untern Stufen deſſelben nie am kindlichen Glauben zu rütteln, ſondern ihn nur zur ſittlichen Kräftigung gegen Lüge, Heuchelei, Ungerechtigkeit, Intoleranz, Schädigung der Andersdenkenden und mehr dergleichen Laſter anzuwenden, auf den höhern Stufen aber keine Lehren als Religion vorzubringen, die die Sonne um die Erde laufen oder nur als Zeitmeſſer für die letztere erſcheinen laſſen. Welche Art des religiöſen Unterrichts für Jünglinge vom „vom chriſtlichen Standpunkte aus“ die vorzüglichere ſei, meine oder die vom Herrn Cenſor vorgeſchlagene; welche von beiden unerſchütterlicher die Frömmigkeit und die auf ſie zu begründende Sittlichkeit ins Jünglingsherz pflanze, das bleibt dem hochlöblichen Schulcollegium zu beurtheilen übrig.

„Doch ich vergaß, daß daſſelbe bereits geurtheilt hat. Nach dem Bisherigen kann ich es nicht für möglich halten, daß jemals die Tendenz meines Unterrichts mit der des Herrn Cenſors übereinſtimmen werde, und da ſein Urtheil die Meinung meiner vorgeordneten Behörde ſo raſch zu meinen Ungunſten ſcheint umgewandelt zu haben, ſo kann ich nicht länger Muth und Freudigkeit beſitzen, meinen Dienſt auf die Gefahr hin fortzuführen, daß ich in demſelben abermals „künftig zu ſolchen Bemerkungen Veranlaſſung gebe.“ Von meinen Ueberzeugungen gedenke ich nicht abzugehen; dieſe im Unterricht frei auszuſprechen wie ich bisher gethan, davon vermöchte mich ebenfalls Nichts abzuhalten, weder der Verluſt meiner Stelle, noch der tiefere Schmerz, die mir im vierjährigen Umgange liebgewordenen Schüler zu verlaſſen. Unter dieſen Umſtänden ſcheint mir nur der Ausweg ehrenvoll, meine Freiheit, wie immer, ſo auch diesmal zu wahren, und zwar indem ich das hochlöbliche Schulcollegium, mit nochmaligem Danke für ſein früheres Wohlwollen gegen mich, ehrerbietig um meine Entlaſſung von der evangeliſchen Religionslehrerſtelle am Bonner Gymnaſium bereits vom Schluſſe dieſes Monats an erſuche.

Schloß Poppelsdorf, den 26. März 1844.

Gottfried Kinkel.“

Aber nicht genug, daß es gelungen war, die Exiſtenz und das Glück Kinkel's zu untergraben; man wollte Mehr, man wollte ihm auch die Sympathieen Derer entziehen, die ihm bisher vertraut hatten. Das war leicht in einem Staate, deſſen Beamtenwelt ſich mit einem Uhrwerke vergleichen läßt, wo jedes Rad, jedes Zähnchen eines Rades in das andere eingreift. Die plötzliche Entlaſſung eines Mannes, der ſein Amt ſtets mit muſterhafter Treue verwaltet hatte, mußte nothwendig auffallen, und man brauchte ihm nur die Vertheidigung abzuſchneiden — dann war das Spiel gewonnen. Die Cenſur, willig wie immer, wo es einen Handſtreich gegen das Recht eines Unterdrückten galt, verbot unterm 26. März den Druck eines längern Aufſatzes: „An die Eltern und Vorgeſetzten meiner Schüler“, der Kinkel's Rechtfertigung enthielt, und Letzterer trug jetzt in den Augen der Welt die „Schuld“ ſeiner Entlaſſung. Natürlich glaubte man, daß er Nichts zu ſeiner Vertheidigung vorzubringen vermöge; denn warum vertheidigte er ſich ſonſt nicht? — Als Grund des Verbotes wird in jenem ſaubern Cenſurerkenntniß buchſtäblich angegeben: „weil es unſtatthaft ſei, das Verfahren ſeiner Vorgeſetzten öffentlich zu tadeln!“

Jetzt erſt hatte der Haß und die Kabale vollſtändig geſiegt. Kinkel ſah ein, daß ihm die blinde Wuth ſeiner Collegen keine Ruhe laſſen würde, und beſchloß im Stillen, ein Feld zu räumen, auf dem ihm ein ewig ſiegloſer Kampf bereitet war. Zudem fand er ſchon ſeit einem Jahre in der Theologie nicht mehr die einzige Befriedigung; mit der Dogmatik war er zerfallen, und die Kirchengeſchichte genügte ihm nicht als Lebensſtudium. So führte ihn ſein Streben zu einer ausſchließlicheren Beſchäftigung mit der modernen Kunſtgeſchichte, der er ſich zu widmen beſchloß. Schon um Pfingſten des Jahres unternahm er zu dieſem Zweck eine Reiſe nach Belgien, und verlangte am 30. Mai 1845 zur philoſophiſchen Fakultät überzutreten, nachdem er ſich zu Vorträgen über Kunſt- und Literaturgeſchichte ernſtlich vorbereitet hatte. Ungefähr gleichzeitig erſchien ſein Werk über die Ahr, das ſehr verdienſtliche Beiträge zur Geſchichte des Rheinlandes liefert, und der erſte Band ſeiner Kunſtgeſchichte *). Das ganze Werk ſollte in vier halbjährigen Lieferungen erſcheinen und bis auf die Gegenwart fortgeführt werden. Die Kritik hat dieſe Arbeit als eine der werthvollſten auf dem erſt von Kugler wiſſenſchaftlich behandelten Felde anerkannt, und die Fortſetzung mit dem regſten Intereſſe erwartet. Die Darſtellung iſt im höchſten Maße populär, die Sprache einfach und hinreißend ſchön, ohne doch der wiſſenſchaftlichen Gründlichkeit zu ſchaden. Der größte Theil des Werkes iſt im Manuſcript vollendet; aber die preußiſche Regierung, welche ſich von jeher mit ihrem Eifer für Kunſt und Wiſſenſchaft, Bildung und Humanität brüſtet, hat dem grauſam mißhandelten Dichter auch die Vollendung dieſes rein wiſſenſchaftlichen Werkes verſagt, weil ſie dem Gefangenen gar keine geiſtige Beſchäftigung erlauben will. Ihr deutſchen Profeſſoren! haßt immerhin den Mann, der die Unfehlbarkeit Eurer

---

*) Geſchichte der bildenden Künſte bei den chriſtlichen Völkern, vom Anfang unſerer Zeitrechnung bis zur Gegenwart. Von Gottfried Kinkel. Mit [illegible] auf Stein gravirten Tafeln. — Erſte Lieferung. Die altchriſtliche Kunſt. Mit 8 Tafeln. Bonn. Verlag von Henry & Cohen. 1845.

weiſen Staatseinrichtungen kühn zu beſtreiten gewagt hat; — aber achtet in ihm den Geiſt, der für Euch geſäet hat, und verlangt vom Staate, daß er Euch eine Kraft erhalte, die in der Wiſſenſchaft das Höchſte zu leiſten im Stande iſt! —

Volle ſiebenzehn Semeſter war Gottfried Kinkel Docent der Theologie, unermüdlich arbeitete er für den Glanz und Ruhm ſeiner Wiſſenſchaft, ſeine Schüler zollten ihm Dank und Liebe, kein Makel haftete an ſeiner Lebensweiſe;*): — und dennoch ward ihm ſtatt der gehofften Beförderung, ſtatt des verdienten Lohnes der kleinlichſte Haß gerade der Menſchen zu Theil, deren Pflicht es war, ihm die vollſte Anerkennung zu verſchaffen! Das iſt Eine der ſchwarzen Thaten, Eine der maßloſen Ungerechtigkeiten, mit denen jedes Blatt der freiheitsfeindlichen Staatsform beſchrieben iſt, welche nur Sclaven und blinde Verehrer ihrer allmächtigen Maſchine duldet! Hätte Kinkel, dies von den Hunden der Monarchie zeitlebens gehetzte Wild, ihre Vertreter haſſen und verfolgen gelernt: — Wer dürfte ihn darum ſchelten? Er hat es aber nicht, er „kennt keine Feinde, nur Gegner,“ er bekämpft nur ein böſes Princip, nicht aber die

---

*) In den Jahren 1843 und 44 war ſein Colleg über Kunſtgeſchichte das beſuchteſte an der ganzen Univerſität, (Fachſtudien nicht ausgenommen.)

Perſönlichkeiten, welche daſſelbe vertreten. Und dieſer Mann mit dem Schwert der „allmächtigen Liebe“ ſoll geiſtig gemordet, ſoll täglich neu gekreuzigt werden?! Es iſt ein wahnſinniger Gedanke: — aber nur die Bosheit Wahnſinniger konnte dieſen Tod erſinnen!

2.

Im Sommer 1844 verweilte Freiligrath auf ſeiner Reiſe nach Belgien einige Tage in Bonn. Nachdem er in der „Krone“ zu Aßmannshauſen ſein „Glaubensbekenntniß“ vollendet, und in den nächſten Wochen der Veröffentlichung deſſelben entgegenſah, wollte er ſeine Freiheit vor den vorausſichtlichen Bemühungen der heiligen Hermandad, ihm ein ſtilles und ſicheres Staatslogis anzuweiſen, in Schutz bringen, und auf der Durchreiſe von ſeinen Freunden — vielleicht für immer — Abſchied nehmen In Bonn hatte er die Mehrzahl jener kühnen Gedichte der Kritik mehrer ſeiner Bekannten vorgelegt, und auch Kinkel war zugegen. Dieſer horchte ſtill und freudig, und ſchwieg als die übrigen Zuhörer die Tendenz jener Poeſieen mit frommem Schauder anfeindeten, und höchſtens die poetiſche Form einzelner Gedichte wollten gelten laſſen. Als er nun aber allein mit dem Freunde an den Ufern des Rheines entlang wandelte, da ergriff er die Hand Freiligrath’s und zog ihn feſt und glühend an ſein Herz.

Kinkel's Vorleſungen über Kunſtgeſchichte hatten den glänzendſten Erfolg. Schon im Winter 1845 hatte er 149 Zuhörer, und auch ſeine Vorträge über dramatiſche Kunſt und Literatur wurden zahlreich beſucht. Er hatte in dieſem Jahr eine Einnahme von mehr als 1200 Thalern, und ſeine Zuhörer ſchenkten ihm am Schluſſe ſeiner Vorleſungen Schmidt's „Trieriſche Denkmäler“ als Zeichen ihres Dankes und ihrer Verehrung. Das Alles trotz der gehäſſigſten Verfolgungen und der hartnäckigſten Intriguen ſeiner Collegen! Liegt nicht darin der beſte Beweis für die Reinheit ſeines Lebens und den Ernſt ſeiner wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen?

Solchen Beweiſen von Anerkennung gegenüber mußte denn endlich auch der Welthaß verſtummen. Allmälig ſuchten die Beſſeren und Tüchtigeren wieder den Umgang der unſchuldig Verfolgten zu gewinnen, und Gottfried und Johanna verziehen gern den Bekannten, deren Widerſtreben durch die ruhige Seelengröße der Verſchmähten gebrochen wurde. Sogar Alexander Kaufmann ward amneſtirt, und trat, zugleich mit Karl Simrock, wieder in den „Maikäferbund“ ein. Auch der talentvolle Ernſt Ackermann hat auf kurze Zeit dieſem Vereine angehört, und ſtarb leider zu früh an der ſtürmiſchen, ſich ſelbſt verzehrenden Gluth ſeines Innern. Dagegen ward Wilhelm Junkmann ein gerngeſehenes Mitglied des freundlichen Bundes, und Franz Beyſchlag betheiligte ſich ebenfalls an der Redaktion des letzten Jahrganges.

Ein anderer Brennpunkt ihres geſelligen Lebens war Johanna's muſikaliſcher Verein. Hier fanden ſich durchreiſende Notabilitäten ein, manche trefflichen Sänger waren ihre Gäſte, und Geibel improviſirte mehrmals daſelbſt. Zu den Aufführungen luden ſich Fürſtenſöhne ein. So ließen ſich die Prinzen von Holſtein, der Erbprinz von Meiningen und ein Sohn des Prinzen Karl von Preußen als Gäſte bei ihnen einführen. Letzterer war zugegen als ſie den „Hans Heiling“ von Marſchner aufführten. Dieſe werden nun freilich ſagen: „Ein Menſch, dem wir ſo viel Ehre erzeigten, iſt unter die Republikaner gegangen!“ Wir aber rufen ihnen zu: „Schämt Ihr Euch nicht, einen Bürger in's Zuchthaus zu ſtecken, bei dem Ihr Euch eingeladen, deſſen Umgang Ihr ſelbſt geſucht habt?!“

Einen Umſtand dürfen wir um ſeiner Lächerlichkeit willen nicht verſchweigen. Als die „Frommen“ Kinkel um ſeines Verhältniſſes willen verſtießen, gingen die ſämmtlichen Perſonen mit Johanna ganz freundlich um, ließen ihre Töchter von ihr unterrichten, machten ihr Beſuche, und luden ſie zu ihren Geſellſchaften ein. Sie erklärten ihr dieſe Inconſequenz aufrichtig folgendermaßen: „Sie ſind Künſtlerin, und Sie compromittirt es nicht, daß Kinkel Sie liebt und Sie ihn. Bei Künſtlerinnen iſt man es gewohnt, daß ihnen der Hof gemacht wird, oder daß ſie leidenſchaftlich empfinden. Aber für einen Geiſtlichen ſchickt ſich Das nicht. Es genirt uns bei ſeiner Predigt der

Nebengedanke, daß er Ihr Bräutigam iſt. Ein Theologe kann ſich nie genug in Acht nehmen, daß er nicht beſcholten wird.“ — Wie verrückt! Für beſcholten galt Johanna dieſen Leuten nie, und doch ſollte es Kinkel compromittiren, daß er mit ihr verkehrte! Iſt denn der Künſtlerinnenſtand beſcholten? Warum gingen ſie dann mit ihr um, und warum ſollte Kinkel ſich nicht erlauben, was ſie ſelbſt ohne Arg thaten?

Bald nach ihrer Verheirathung wurden ſie Mode. Es war ein wahres Gedräng nach dem Poppelsdorfer Schloſſe, und oft wünſchten ſie frevelhaft genug: wieder verrufen zu werden, damit ſie wieder in Ruhe arbeiten könnten. Die zahlloſen Viſiten waren gar nicht mehr abzuſchütteln. Die Weiber machten Johanna Complimente, daß ſie eine „gute Hausfrau“ geworden, als ob ſich das nicht von ſelbſt verſtanden hätte. Die Weiber haben das Vorurtheil: geiſtige Thätigkeit verträge ſich nicht mit Häuslichkeit, und haben darin ganz und gar Unrecht. Man kann nicht immer geiſtig produciren. Das Verwalten eines Hausweſens fordert Fleiß und praktiſchen Verſtand; auch kann man in kurzer Zeit Viel ordnen. Aber das Hinauslaufen zu den Plauderweibern verträgt ſich nicht mit der Häuslichkeit. In der Zeit, welche drei Kaffeeklatſchviſiten wegnehmen, kann man eine Novelle ſchreiben. Dann koſtet der äußere Luxus den meiſten Weibern eine heilloſe Zeit. Sobald man auf luxuriöſe Toilette, glänzende Meubles und kindiſche Stickereien verzichtet, läßt ſich eine behagliche, ſtreng geregelte Haushaltung ganz wohl mit poetiſchen Beſtrebungen ausſchmücken. In Kinkel's Hauſe fehlte nie ein nothwendiger Gegenſtand — ausgenommen freilich oft das Geld. Gottfried hat nie einen Augenblick verloren, weil etwa ein Knopf oder ein Band gefehlt hätten. Auch wurde nie geſucht, denn Alles war an ſeinem beſtimmten Platz zu finden. Erſt ſpäter, als ſie eine Haushälterin annehmen konnten, fingen dieſe liebenswürdigen Weibereigenſchaften an, ſich geltend zu machen. Johanna mußte zuletzt mehr Stunden geben um die Einkünfte zu vergrößern. Aber die Speculation mißrieth; denn Was jene mehr erwarb, verſchleuderte die Haushälterin. Kinkel neckte ſeine Frau oft wegen ihres Ordnungsfanatismus, und nannte ſie ſcherzend: „Heil'ge Ordnung, ſchauderhafte Himmelstochter!“ Er ſelbſt konnte das Aufräumen nicht leiden und ſeine Studirſtube hielt Johanna deßwegen heilig, und ſchützte ſie in ſeiner Abweſenheit vor allen eindringenden Beſen und Waſchkübeln. Sie ließen Alles offen vor einander liegen und blickten nie in ein beſchriebenes Papier: Brief oder Tagebuch. Sie hatten Das einander verſprochen, und redlich gehalten. Gottfried ſchenkte ihr das unbedingteſte Vertrauen; war er verreiſt, so hatte ſie Ordre, alle einlaufenden Briefe zu eröffnen.

Kinkel war nicht, wie manche Ehemänner, bloß in munterer Geſellſchaft witzig und gutgelaunt, ſondern erſt recht fröhlich im Hauſe. Immer erſchien er in der liebenswürdigſten Laune, immer freundlich und voller Späße; zufrieden mit Allem, dankbar für die kleinſte Aufmerkſamkeit, der mildeſte Hausvater gegen ſeine Dienſtboten. Die Letzteren mußten an jeder häuslichen Freude theilnehmen, und hatten — außer den geiſtigeren Genüſſen — Alles gerade wie Gottfried und Johanna. Sonntags gingen dieſe meiſt ganz patriarchaliſch mit Mägden und Kindern ſpazieren, ſaßen in der Baumſchule oder in Endenich am gemeinſamen Tiſche, und ließen ſich in der Unterhaltung zu ihren Hausgenoſſen herab, oder zogen ſie zu ſich herauf, wie es eben kam.

Auch in anderen Beziehungen hatten ſie längſt ihre Prinzipien praktiſch einzuführen geſucht, ſo z. B. wendete Johanna bei ihren Schülerinnen eine Art Progreſſivſteuer an. Reiche Damen, die ſie aus Luxus mit ihrem Geſange quälten, mußten ihr einen hohen Preis für die Stunde zahlen. Töchter zahlreicher Familien, die als einen Theil der allgemeinen Bildung die Muſik betrachteten, und fleißig lernten, ließ ſie — je nach den Verhältniſſen — nur zwei Drittel oder die Hälfte des gewöhnlichen Honorars entrichten. Große Talente, ſehr ſchöne Stimmen, Unbemittelte, die ſich dem Lehrerſtande widmeten, erhielten den Unterricht gratis. So gab Johanna zu Zeiten mehr Stunden ohne, als für Honorar. Undank verſteht ſich von ſelbſt; aber Johanna that ja nur, wozu ſie das Herz trieb, ohne Nebenreflexionen. Eine komiſche Erfahrung machte ſie bald in Bezug auf das Ehrgefühl der höheren Stände. Als nämlich ihre Prinzipien hinſichtlich der Zahlung bekannt wurden, verſicherten ihr faſt alle Mütter daß ihre Töchter Genie's ſeien, aber daß ſie in unbemittelten Umſtänden lebten. Eine ſteinreiche adlige Dame aus der frömmſten Clique, bei deren Tochter ſchon drei Muſiklehrer die Geduld verloren hatten, that ebenſo und bettelte förmlich um Herabſetzung des üblichen Honorars. Sie ward ganz beleidigend, als Johanna entſchieden auf ihrem Prinzip verharrend ihr endlich ſagte: ſie wiſſe ſehr wohl, daß ihre Tochter wenig Talent beſitze, und möge nie großmüthig einer Dame Etwas ſchenken, die in ſo luxuriöſen Verhältniſſen lebe.“ Es ließe ſich ein Buch voll ähnlicher Anekdoten ſchreiben, wie die Ariſtokratie und höhere Bourgeoiſie Frau Kinkel im Kleinen zu prellen ſuchte, und wie die vermögendſten Damen der haute volée im Geldpunkte ſich zu den kleinlichſten Manœuvres erniedrigten.

Am Maikäfer-Stiftungsfeſte 1844 gewann Kinkel wieder den Preis mit einer erzählenden Dichtung: „Der Grobſchmied von Antwerpen.“ Außerdem entſtand in den erſten Jahren ſeiner Ehe ein Idyll: „Das Schickſal,“ das bald darauf im Morgenblatt abgedruckt wurde, und mehrere Erzählungen; ſo „Der Hauskrieg“*) und „Margret, eine Geſchichte vom

---

*) Erzählungen. S. 77.

Lande.« **) Wenn das Großartige der in neuerer Zeit ſo beliebt gewordenen »Dorfgeſchichte« darin liegt, daß ſie einen ſocialen Kern umſchließt, ſo iſt dies in edelſter Weiſe bei der letzten Erzählung der Fall. Wir dürfen die »Margret« über viele der Auerbach'ſchen Dorfgeſchichten ſtellen, weil ſie bei aller Einfachheit und Natürlichkeit einen noch bedeutenderen Gehalt in ſich trägt. Man hat wiederholt geſagt und es als einen Tadel betrachtet, daß Gottfried Kinkel nur der Dichter des Anmuthigen und Lieblichen ſei, daß ihm aber ein großartig erhabener Gedankengehalt fern liege. »Margret« widerlegt dieſen Irrthum, indem ſie Beides gleich vollendet darbietet.

Zwei Vorzüge ſind es, die Kinkel über die Mehrzahl der übrigen Dichter der Gegenwart erheben. Wir meinen die Gegenſtändlichkeit und den Hauch einer friſchen Sinnlichkeit. Beides kann ausarten und wir haben davon die ſchlagendſten Beiſpiele. Voß zeigte uns, wie die Gegenſtändlichkeit der Poeſie zur platteſten und widrigſten Handgreiflichkeit werden kann, und wie eine friſche Sinnlichkeit zur leichtfertigſten Sinnenkitzelei wird, davon hat uns, nächſt den meiſten Franzoſen, auch mancher jüngere deutſche Poet die anſtößigſten Belege geboten. Beide Extreme vermeidet Kinkel, wir greifen bei ihm niemals in einen Wuſt von ſchmutzigen oder reingewaſchenen Schüſſeln, Aepfelkuchenpfannen und Nachtgeſchirren hinein, und Was den zweiten Punkt betrifft, ſo gehört wirklich die blaſſeſte Empfindelei einer tugendſamen Jungfer dazu, um bei einer dieſer Erzählungen zu erröthen. Dabei weht jedoch durch alle Dichtungen Kinkel's der Geiſt einer herrlichreinen Natürlichkeit in plaſtiſcher Darſtellung, die weder unſre Sinne kalt läßt, noch unſer Gefühl beleidigt.

---

*) Erzählungen. S. [illegible].

Johanna ſchrieb ungefähr gleichzeitig mehre Erzählungen, die zum Theil das rheiniſche Volksleben mit feſten, keckumriſſenen Zügen darſtellen; ſo „Der Muſikant“ *) und die „Geſchichte eines ehrlichen Jungen“ **). Außerdem aber gab ihre Begeiſterung und ihr tiefes Verſtändniß der Muſik ihr Veranlaſſung zu mehren novelliſtiſchen Skizzen, die ſie ſpäter zu künſtleriſcher Vollendung ausführte. Dahin rechnen wir die Skizze „Aus dem Tagebuche eines Componiſten“ ***) und die „muſikaliſche Orthodoxie †). Dieſe gekrönte Preisnovelle gehört zu dem Großartigſten und Vollendetſten, was auf jenem Felde geleiſtet ward. Gewiß liegen ihr eigne Erlebniſſe, Stufen eigner Entwicklung zu Grunde, die uns einen tieferen Blick in den Geiſt und das ringende Streben der Dichterin thun laſſen. Die Ausführung des wunderbaren Planes verſenkt uns in ein Meer großer Gedanken und Gefühle: „Wir ſtehen vor einem verſchleierten Bilde von Sais; der Schleier hebt ſich, und das Bild iſt eine Alceſte!“

---

*) Erzählungen. S. 113.

**) Daſ. S. 141.

***) Daſ. S. 217.

†) Daſ. S. 301.

Zur Entſtehungsgeſchichte dieſer Erzählungen bemerken wir Folgendes. — Das Hauptereigniß während der erſten Ehejahre war die Krankheit des kleinen Gottfried mit ihren Folgen. Er hatte Gehirn- und Magenerweichung — ein Uebel, das bisher für unheilbar galt. Auch zeigte ſich auf ſeiner Stirn jenes blaue Todesäderchen, von dem in der „Margret“ die Rede iſt, und die Poppelsdorfer Weiber behaupteten deshalb einſtimmig, er müſſe ſterben. Das Kind war von Jedem aufgegeben; monatelang ſchwebte es in Todesgefahr, und während drei voller Wochen hatte es den Anſchein eines Sterbenden oder vielmehr Todten, ſo daß Gottfried und Johanna oft darüber ſtritten, ob es noch athme. Sie lebten Tag und Nacht nur für die Pflege des Kindes, die ſo mühſam war, daß oft vier Perſonen zugleich um daſſelbe beſchäftigt ſein mußten. Zuletzt hielten ſie Alles für verlorene Mühe, und fuhren dennoch mit der ſtrengſten Sorgfalt fort. Es war Johannen, als ſähe ſie den Tod mit dieſem Kinde in den Armen entfliehen, und ſie müßte hinterherrennen und es ihm abjagen. Jedes neue Mittel, das der Arzt erſann, wurde trotz aller Geldverlegenheiten durch anderſeitige Entbehrungen herbeigeſchafft. Die langen Nächte hindurch hielt Johanna die Hand des Kindes. Anfangs war es ſchlaflos und ſchaute ſie mit den großen blauen Augen unverwandt an, als wolle es ſeine Seele in ihre hinüberflüchten. Später kannte es Niemanden, die Augen waren gebrochen oder ſtarrten ſeitwärts. In der „Margret“ ſtehen Erinnerungen an jene Tage, wo die Sonne aufging, und ihre Strahlen wie die winkenden Finger des Todesengels über die Goldhäärchen ſtreiften. Johanna wollte den Kleinen zuletzt nicht mehr aus den Armen laſſen, aus Furcht, er möchte anderswo ſterben, als an ihrer Bruſt. Hannchen war damals ſchon geboren und Adela unter dem Herzen. Noch ein Jahr nachher litt der Knabe an den Folgen der Krankheit. Die Eltern hatten faſt nicht geſchlafen, Nichts mehr arbeiten und erwerben können, und waren im Frühling, als Kinkel die „Margret“ ſchrieb, in der tiefſten Noth. Da bekam Er das Nervenfieber. Johanna ſchickte Alles aus dem Hauſe und pflegte ihn allein mit einer alten Wärterin, weil ſie Ruhe für das Wichtigſte in dieſer Krankheit hielt. Bei einer Nachbarin im Schloſſe, die ebenfalls am Nervenfieber litt, tadelte es der Pfarrer Wichelhaus, daß die Pflege zu haſtig und eifrig ſei. Es war eine ſehr geliebte Tochter, eben erſt Braut. Nun rannte Alles wirr durcheinander: Mutter, Freundinnen, Wärterinnen. Man glaubte nicht Genug auf einmal thun zu können, um ſie zu retten. Die Maſſe von Bekannten ſchellte hundertmal des Tages die Pfleger heraus, um nach dem Befinden der Kranken zu fragen. Da erzählte der Pfarrer eine Geſchichte, wie einmal in ſeiner Heimath bei derſelben Seuche faſt kein Haus ohne Todte geblieben, und wie die Reichen vergebens Alles aufgeboten, um ſich zu ſchützen. Aber in Einem armen Hauſe, wo Alle auf den Tod lagen, wurden Alle geſund, weil ſich Niemand um ſie kümmerte, und eine echte Todtenſtille herrſchte. Dies merkte ſich Johanna, und ſobald Kinkel erkrankte, band ſie die Schelle feſt, ſo daß Niemand nach ſeinem Befinden fragen konnte. Sie ſorgte für beſtändigen Luftzug — es war erſtickend heiß — und für ſtrengſte Schweigſamkeit. Ein paar Eimer kalten Waſſers mit Salz zu Aufſchlägen wurden unaufhörlich gewechſelt. Die einfachſten Arzneien ſind juſt bei dieſer — namentlich für einen kraftvollen Mann ſo gefährlichen — Krankheit am zweckmäßigſten. Wenn er emporfuhr, nahm Johanna nur ſein Haupt in ihre Arme, und drückte es leiſe auf die Kiſſen zurück. Eine Matratze für ſie lag auf der Erde zu den Füßen ſeines Bettes, ſo daß ſie ſich nie von ihm zu entfernen brauchte. Unhörbar ging ſie auf Socken durch die Stube, und wollte er ſprechen, ſo flüſterte ſie nur: „Schlaf!“ Er konnte nicht ſchlafen. Dann ſtrich ſie über ſeine Augenlider und bat ihn, wenigſtens ſie zu ſchließen. Sie ſuchte ihn nur zu beruhigen. Er durfte nicht wiſſen, daß er das Nervenfieber hatte; denn er bildete ſich von jeher ein: wenn er mit ſeiner furchtbaren Kraft und ſeinen erregbaren Nerven dieſe Krankheit bekäme, ſo könne er nicht gerettet werden. Und doch hat er verhältnißmäßig die Krankheit leicht überſtanden, obgleich die Kriſe ſehr gefährlich war. Mit Stillſchweigen, Zugluft und kaltem Waſſer hat ihn ſein Weib curirt.

Am Tage, wo Kinkel außer Gefahr erklärt wurde, traten bei Johanna lebensgefährliche Zuſtände ein. Die Leute glaubten nun auch ſie vom Nervenfieber angeſteckt, und Alles floh Abends aus ihrer Nähe. Dieſe Eine und ſchlimmſte Nacht haben ſie allein, ohne jede menſchliche Hülfe zugebracht. Kinkel mußte ſelbſt ſein Bett zu ſeiner Frau tragen und dieſe war auf dem Punkt, eine Frühgeburt zu thun. Die Wärterin ſogar hatte Reißaus genommen. Erſt am andern Morgen kam eine mitleidige Nachbarin und brachte ihnen Etwas zu frühſtücken. Es waren mehre Perſonen vorher im Poppelsdorfer Schloſſe vom Nervenfieber befallen, und ſo ängſteten ſich die Leute nur über die Schwelle zu treten. Im Laufe des Tages erhielten ſie endlich eine neue Wärterin. Sechs Wochen lag Johanna ſo zwiſchen Tod und Leben, und durfte ſich nicht regen. Zu ihrer Unterhaltung ſchrieb ſie ſpäter auf dem Bette mit Bleiſtift die »muſikaliſche Orthodoxie«. Endlich ward es unabweisliche Nothwendigkeit, eine Operation zu wagen. Es ward im Voraus von drei Aerzten beſchloſſen, das Kind zu opfern um die Mutter zu retten, und Kinkel wußte darum. Wunderbarerweiſe kam das Kind, das eine Stunde nach der Geburt ſcheintodt lag, auch noch zum Leben, und die Eltern waren ſelig vor

Wonne. Sie verließen nun das weite Schloß mit ſeiner himmliſchen Ausſicht, ſeinem zauberhaften Garten und ſeinen perſiden ſtehenden Gewäſſern, die ſtets ein Heerd tödtlicher Krankheiten geweſen, und wohnten auf dem Stiftsplatz in einem grünen Hauſe mit einer goldnen Sonne über der Thür. Von hier vertrieb ſie ein Lieutenant durch ſein barbariſches Klavierſpiel, wie Johanna in der Skizze: „Aus dem Tagebuch eines Componiſten“ *) erzählt. Freilich nicht der Lieutenant gab nach, ſondern ſie ſelbſt mußten weichen, und zogen nun vor's Sternthor in ein freundliches Häuschen, das bis zum Sommer 1849 ihre Wohnung blieb.

Wie Gottfried, ſo verſtummte auch Johanna's Saitenſpiel, als ruhiger Beſitz ſie den Schmerz der Vergangenheit allmälig vergeſſen ließ. Das Leben der Beiden war Poeſie, aber zu thätig um ſich auszuſprechen. Ernſte Vorbereitung für die Kämpfe der nächſten Zukunft, wiſſenſchaftliche Forſchung und heitrer Verkehr drängten das Lied zurück. Der Kinkel'ſche Salon ward ein Sammelplatz der bedeutendſten Geiſter, und die Anerkennung, welche jetzt endlich den einſt Verſtoßenen zu Theil wurde, bot ihnen reichen Erſatz für die bittere Zeit des Kampfes. Keines hatte ſich in dem Andern getäuſcht, liebliche Kinder umſpielten das Dichterpaar und fröhlich geſtand Gottfried:

---

*) Erzählungen. S. 217.

„So friſch wie je in frühern Stunden
Der Bräutigam ſein Glück empfunden,
Empfind' ich heut noch dich, mein Glück!
Nichts hat getäuſcht! mir blüht die Stunde
So voll und friſch an Deinem Munde —
Nicht wünſch' ich Frühres mir zurück!

Nichts hat getäuſcht! Du bliebſt die Große,
Die Du mir warſt! In Deinem Schooße,
Fühl' ich den Gott in meiner Bruſt!
Du adelſt mich durch Deine Minne,
Ich rette durch den Sturm der Sinne
Den Geiſt in Deiner Arme Luſt!

Du gabſt mir Mehr als Du verſprochen;
Hoch überm Glück der Flitterwochen
Steht, Was Du heut mir biſt und giebſt!
In Deinem Aug' die Freudenſonne,
Der Kuß vom Mund voll Mutterwonne —
Sie zeigen lodernd, wie Du liebſt!

Durch Dich, ob los von dieſen Sinnen
Mein Geiſt muß in das All verrinnen,
Bin ich unſterblich hingeſtellt!
Du haſt mein düſter einſam Leben
Mit vollem Laubkranz erſt umgeben,
Da Du ihm Sproſſen zugeſellt!

Du haſt in unſern holden Sproſſen
Dein Liebesleben mir erſchloſſen,
Da Du in ihnen Dich mir gabſt!
Der Bube leicht wie Du beweglich,
Die Kleine ſinnlich hold unſäglich —
Du biſt's die mich in ihnen labſt!

Und führe heut ein Blitz hernieder,
Zerſchellend dieſe nerv'gen Glieder —
Im Schmerz des Abſchieds ſagt' ich's Dir:
Kein Sterblicher auf grüner Erden
Mag froher ſeines Lebens werden,
Und all dies Glück — Du gabſt es mir!"

Wie ſehr auch Johanna die gehoffte Befriedigung fand, ſagen uns folgende Strophen:

Goldne Tage.

Entfaltet euch, die lang geruht, ihr Schwingen,
Ins lichte Reich des Liedes mich zu tragen,
Schon hör' ich mich umrauſcht von leiſem Singen,
Und ſehe hellre Morgenröthe tagen:
Berauſchend ſteigt empor ein Zauberduft,
Was mich umgiebt, zerrinnt in Schaum und Luft.

Laß mich den Staub von deinen Saiten wehen —
Geliebte Harfe, haſt genug geträumt;
Nicht länger ſollſt du ſtumm zur Seite ſtehen,
Weil ich indeß im Liebesbann geſäumet.
Wie ſüße Ahnung oft beſchleicht den Sinn,
So bebt ein Schauer über dich dahin. —

Warum ich denn ſo lang, ſo lang geſchwiegen?
Wer glücklich je geliebt, wird Das nicht fragen:
Er weiß: ſich an geliebter Bruſt zu wiegen
Iſt ſüßer, als der Saiten Gold zu ſchlagen;
Ob auch der Lippe Kuß und Liebeslied
Zur ſelben Stund' ein güt'ger Gott beſchied.

Als ſehnſuchtsbang mit übervollem Herzen
Ich ſtand, und ſchaudernd vor der Zukunft Hallen
Verblutend ſtill an hoffnungsloſen Schmerzen
Den ſchwarzen Schleier ſah herniederwallen:
Da war mir ſüßes Gift des Liedes Klang
In Schlaf zu wiegen heißen Lebensdrang. —

Der düſtre Schleier riß entzwei, ich ſchaute
In ein unendlich ſonnenhelles Land,
Beſitz zu nehmen kaum mein Fuß ſich traute,
Der zögernd erſt beſchritt der Schwelle Rand.
Der jähe Abgrund hinter mir verſunken,
Und vorwärts, immer vorwärts eilt' ich trunken.

Heut ſteh' ich ſtill und blick' umher. — Verſchollen
Iſt die Vergangenheit mit ihrem Grauen:
Fernab verhallt's wie matten Donners Rollen —
Das letzte Wetterleuchten — kaum zu ſchauen:
Bin ich es noch, die ſolche Nacht durchlebt,
Die jetzt in einem Meer von Freuden ſchwebt? —

Nicht halb und ärmlich iſt das Glück gekommen,
Nicht Tropfen ſind es, die's der Durſtigen ſchenkt:
Nein, rings von Nektar iſt das Heut umſchwommen,
Und reicher wird die Zukunft noch getränkt.
O warnt mich nicht, daß: „zwiſchen Lipp' und Rand
Des Kelches ſchwebt der dunklen Mächte Hand.“

Wie ſtolz die Fürſtin in Juwelen wühlet, —
Und Gold um Gold durch ihre Finger gleitet:
So ſeh'n, bis ſich des Buſens Gluth verkühlet,
Die goldnen Bilder vor mir hingebreitet,
Die hellen Scheins umkränzten jeden Tag,
Wo ich an des Geliebten Herzen lag.

Da iſt der Rhein! — Auf ſeinen grünen Wogen
Geſpiegelt, tanzen tauſend kleine Sonnen:
Wir ſchauen, übern Kahnesrand gebogen
Froh ihrem Spiele zu: wie ſie zerronnen,
Und hinter uns von neuem aufgetaucht
Ein leichter Wind ſie hin und wieder haucht.

Die Berge ſtehn umkränzt von Wald und Reben
Und ſcheinen in die Weite uns zu laden;
Den Rauch des Schiffes ſehn wir blau verſchweben,
Das dort die Fluth durchzieht auf fernen Pfaden.
Ein Augenblickchen flüſtert wohl das Herz:
„Dahin, dahin möcht ich“ — doch iſt's nur Scherz.

Was ſuchſt Du unter andern Himmelszelten,
Und welche Wunder ſoll die Ferne zeigen?
Was Du des Schönſten auch aus allen Welten
Zuſammenträgſt, es iſt der Lieb' zu eigen.
Ja ſelbſt der Wunſch, der eben leis getönt,
Iſt Würze, die das Leben Dir verſchönt.

Still ward der Strom; mit dunkelgrünen Schatten
Des Ufers Linden weit hinüber greifen:
Wie Sommerfäden über Wieſenmatten,
Ziehn drüber hin die ſilberweißen Streifen;
Die Sonne ſinket, eine Purpurroſ',
In Abendthau gehüllt ihm in den Schooß.

Es geht ein Schauer rieſelnd durch die Wellen,
Die dunkelblau und halb in Purpurgluthen
Mit Gold geſäumt an unſerm Kahn zerſchellen.
Dann kommt die Nacht, der Mond begrüßt die Fluthen
Und blickt auf unſre Fahrt herab ſo mild
Und ernſt, — doch nun leb' wohl, du liebes Bild!

Fort, zum geheimnißvollen Waldesgrunde,
Deß unbetretne grüne Tiefen mahnen
An jene alte zauberſchwüle Kunde
Von Merlin liebbethört und Vivianen.
Dort blüht die Weißdornhecke Jahr für Jahr,
Doch ſchirmt ſie heute ein getreues Paar!

Ein moosbewachſener Pfad führt ringsumbuſchet
Zu räthſelhaftem Ort; ſoll Namen, Häuschen
Den Bau ich nennen, weiß ich kaum. Dort huſchet
Das Häschen nur, das Vöglein und das Mäuschen.
Auch ſchöne Blumen ſtehn da und dabei
Ein Bänkchen, eben groß genug für Zwei.

Gelehnet an des laub'gen Hügels Rande
Liegt das Gemäu'r, von Eppich überdunkelt;
Wir ſelbſt verborgen ſchaun, wie auf die Lande
Weithin die helle Sommerſonne funkelt.
Den nahen Wandrer blendet ſcharfes Licht;
Er hört das Flüſtern — lauſcht — und ſieht uns nicht.

„Die Ranke ſchau, geregt vom Abendhauche
Dran ſchimmern hell die glänzend ſchwarzen Beeren!“ —
Mein Liebſter klettert hoch zum Brombeerſtrauche,
Mit voller Hand ſeh' ich ihn wiederkehren.
Froh theilen wir der Wildniß herbe Koſt,
Die uns erquickt wie ſüßen Weines Moſt.

In dieſen ſtillen Waldeseinſamkeiten
Dünkt uns ein holdes Spiel das ganze Leben;
Wir ſind den unſchuldreinen Kinderzeiten,
Der heiligen Natur zurückgegeben:
Sie, die im ſtarken Mutterarm uns hält,
Sie lehrt uns Dein zu lachen, Thörin Welt! —

Nun kam der Herbſt. Im traulichen Aſyle
Hell lodern ſchon des Heerdes rothe Flammen.
Beim Märchenbuch, beim lieben Saitenſpiele
In ſtiller Dämmrung weilen wir beiſammen;
Doch iſt, daß noch des Lenzes Schein, erborgt,
Das Winterſtäbchen ſchmücke, ſchlau geſorgt.

In klarer Fluth, umſchloſſen von Kryſtallen
Drei Purpurfiſchchen auf und niederſchweben;
Sie ſpielen keck mit Muſcheln und Korallen: —
Orangen, Glockenblumen blühn daneben.
Ein Spielzeug iſt's: doch aus dem Kinderwahn
Schaut's Dich wie ein phantaſtiſch Bildchen an.

Oft liegt auf meinen Knieen aufgeſchlagen
Das Buch, darein wir forſchend beide ſehen;
Und wahrlich, Wunder ſind davon zu ſagen,
Wie gründlich ſo wir lernen es verſtehen. —
Was uns allein wohl ſtarr und trocken ſchien,
Nun fließt es hin gleich Zaubermelodien.

Still ruht die Hand auf des Geliebten Locken:
Doch, leſen wir von Krieg und wildem Streiten,
Dann muß ein jed' Verhängniß ohne Stocken
Mit folgerechten Geſten ſie begleiten;
Je wilder in dem Buch die Schlacht erbrauſt,
So ſchadenfroh wird Liebchens Haar gezauſt;

Und redlich wird es wieder glattgeſtreichelt,
Wenn wiederkehrt dem Deutſchen Reich der Frieden,
Wird gar im Buche ſelbſt geküßt, geſchmeichelt:
Wär's Sünde wahrlich, hätten Wir's vermieden.
Ja, aufgefaßt mit ſolcher Lebenskraft,
Unglaublich prägt ſich ein die Wiſſenſchaft.

Ob wohl der Mann, der jenes Buch geſponnen,
Mit tiefſtem Ernſt in Noten und Citaten
Uns ausgeſchüttet ſeiner Weisheit Bronnen,
Als er beſchrieb der Vorzeit große Thaten
  In Perioden meilenlang und hohl: —
  Ob Er der Leſer Spaß geahnet wohl? — —

So brachte jeder Tag ein Liebesſcherzen,
Und löſ't in Nebelduft die letzten Sorgen,
Die ahnungsſchwer gelaſtet auf dem Herzen;
Die Hoffnung weckt' es auf an jedem Morgen,
  Und Abends wiegt' es ein der fromme Dank,
  Mit dem es ſtill zu Gottes Füßen ſank!

3.

Zu Anfang 1846 erhielt Kinkel endlich die Ernennung zum außerordentlichen Profeſſor der Kunſt-, Literatur- und Kulturgeſchichte, nachdem er faſt zehn Jahre umſonſt auf ſeine Beförderung, auf den Dank des Staates, dem er ſeine ganze Kraft widmete, geharrt hatte. Am 19ten Februar leiſtete er den Beamteneid in die Hand des Univerſitätsrektors.

Im Juli deſſelben Jahres bekam er durch Franz Kugler's Vermittlung einen ehrenvollen Ruf nach Berlin, verbunden mit Verſprechen eines erhöhten Gehaltes, den er mit Freuden annahm. — Doch das Schickſal hatte es anders beſchloſſen.

Ein Jahr vor der Revolution entſtand im Maikäferverein eine vollſtändige Erſchlaffung. Es war ein Vorgefühl, wie das äſthetiſche Streben jetzt ein nichtiges ſei, und eine große Zeit herantrete. Johanna verging faſt vor Langerweile, wenn lyriſche Gedichte vorgeleſen wurden und war gleich Gottfried der Ruhe müde. Es ſchien ihnen Unrecht, nachdem der Verein zuletzt in ein gemüthliches Plauderſtündchen verſandet war, daran noch ferner Zeit und Mühe zu verſchwenden. Daß ſie Recht hatten, beweiſt die Thatſache, daß ſich alle Menſchen, mit denen ſie damals lebten, 1848 als Nullen erwieſen oder auf die rechte Seite überſchlugen. Kinkel gab jetzt ein Jahrbuch Rheiniſcher Dichter heraus, in dem er folgendes Gedicht hatte abdrucken laſſen:

Männerlied.*)

„Weil wir denn verſammelt ſind
Bei der Gläſer Klingen,
Laßt der heil'gen Freiheit uns
Dieſes erſte bringen:
Die wie Frühligsluſt und -luſt
Hebt des Mannes ſtarke Bruſt,
Ihr vor allen Dingen!

Ach, ihr Weizen blühte ja
Auch bei uns ſchon munter!
Doch es warf der fromme Schwarm
Unkraut wieder drunter.
Mit dem guten Korn zuhauf
Wächſt das Unkraut nun herauf
Bunt und immer bunter.

---

*) Vom Rhein. Leben, Kunſt und Dichtung. Jahrgang 1847. Mit dem Bilde Karl Simrock's und 4 Kunſtblättern. Herausgegeben von Gottfried Kinkel. Eſſen, Druck und Verlag von G. D. Bädeker. 1847. — S. 415.

Laßt die alten Weiber ſich,
Um den Himmel ſchelten!
Aber freie Männer wir
Laſſen Das nicht gelten.
Gegen Dich, o Vaterland,
Sind uns Nichts als eitler Tand
Alle Sternenwelten!

Denket Alle denn zuerſt
An die grüne Erde,
Wo noch Dornen mancherlei
Schaffen viel Beſchwerde.
Haut ſie ab, wenn treu Ihr ſeid,
Und erhebt mir keinen Streit,
Wie's da drüben werde!

Bruder rechts und Bruder links,
Reich' mir Deine Rechte!
Ob Du Zion oder Genf
Rufeſt im Gefechte:
Wendeſt Du Dein Haupt gen Rom,
Beteſt Du im Eichendom: —
Haſſe nur die Knechte!

Weiß nicht, ob Dich oder mich
Dort der Teufel hole;
Doch hier ſchaffen wir vereint
Am gemeinen Wohle.
Hebt die Gläſer frank und frei!
Nur auf Erden Freiheit! ſei
Unſre Siegesparole."

Dies Lied war dem Berliner Hofe doch zu ſtark, als daß man wünſchen konnte, den Dichter deſſelben in den Cirkeln der Hauptſtadt geduldet und wohl gar gefeiert zu ſehen. Bethmann-Hollweg ſchrieb an Kugler mit Entrüſtung zurück: „Kinkel möge ruhig in Bonn verbleiben; nachdem Jener ein ſolches Gedicht veröffentlicht, ſähe ſich der Staat durchaus nicht veranlaßt, ſich für des p. p. Kinkel ſchnelle Beförderung zu intereſſiren.“ Die Erbitterung der pietiſtiſchen Partei kannte keine Grenzen, und wieder wandten ſich — par ordre de Mufti Eichhorn — Viele von Kinkel ab.

Mit ſeiner Schweſter Johanna hatte ſich Gottfried durch die unermüdlichen Beſtrebungen ſeiner Frau wieder verſöhnt. Erſtere verkehrte von Nun an auf's Freundlichſte mit ihrem Bruder, und verſicherte Frau Kinkel in allen Briefen ihrer „aufrichtigſten Liebe und Freundſchaft.“

Im Januar 1847 trat Kinkel in das Comitée für den Hoſpitalbau in Bonn ein. Zum Beſten dieſes Baues fand eine Kunſtausſtellung ſtatt, und Kinkel, der hier gut zu „gebrauchen“ war, wurde zum Präſidenten des Direktoriums ernannt. Während eines ganzen Halbjahres lebte er faſt ausſchließlich den Geſchäften dieſer Ausſtellung, und empfand noch einen harten Winter nachher bitter genug den dadurch verurſachten Ausfall ſeiner Einkünfte. Man machte ihn wiederholt darauf aufmerkſam, daß er ſich von Profeſſor Walter und deſſen pietiſtiſcher Clique gebrauchen ließe, da Jene den Hoſpitalbau nur zum Vorwand nähmen, um erſt die barmherzigen Schweſtern und dann die Jeſuiten nach Bonn zu ziehen. Kinkel erwiederte wörtlich: »Das weiß ich. Wenn aber meine ärgſten Feinde etwas wirklich Gutes thun, ſo helfe ich ihnen gern mit allen Kräften. Jetzt iſt Nichts dringender, als daß unſre armen Kranken Pflege und Obdach erhalten. Sind die Jeſuiten die Eifrigſten, ihnen Dies zu verſchaffen, — gut, ſo helfe ich mit dazu!«

Damals pries Walter Kinkel's uneigennützige und unermüdliche Thätigkeit allerorten, ſolange — er ihn brauchte. Als aber 1849 ein großes Feſt zu Ehren des vollendeten Hoſpitalbaues ſtattfand, gedachten dieſe Menſchen mit keiner Silbe des gefangenen Dichters, und Walter war der Gefeierte, der Held des Tages; Walter, dem Kinkel ſeine Zeit und ſeinen Broderwerb aufopferte, während Johanna das vierte Kind unterm Herzen trug, und Beide ſo ſehr des Geldes bedurften.

O es iſt eine Sottiſe auf jedes Hohe, jedes edle Gefühl, jede Menſchlichkeit — die Handlungsweiſe dieſer Bonner Profeſſoren! Durch tauſend Ränke und Schliche ſtrebte Walter jene Popularität zu erheucheln, die Kinkeln, der ſie nicht ſuchte, auf dem graden Wege entgegenkam. Bis in den Spandauer Kerker hinein verfolgt Dieſen der auf Neid begründete Haß ſeines Todfeindes, der ſich bekanntlich — ſowohl wie Oppenhof und Bauerband, deren Häuſer Kinkel vor Demolirung gerettet! — weigerte die Petition für das Leben des gefangenen Gegners zu unterzeichnen. „Es kann dieſem Menſchen niemals ſchlecht genug ergehen,“ ſagte er damals in einer großen Geſellſchaft der Bonner haute volée. Sonſt vermag er ſehr einnehmend zu ſein, und ſpielt den Sanften, der nur aus Gerechtigkeitsliebe ſich zur Grauſamkeit zwingen muß. In ſeinen Collegien verſteht er die Jugend entſetzlich zu verdummen oder ſeinen Hörern unvermerkt Machiavelliſtiſche Prinzipien einzuflößen. Kriechend demüthig gegen die höheren Stände, kennt er doch die Macht des Volkes zu wohl, um aus der Rolle der Herablaſſung plump herauszufallen. Er würde nie zu ſeinen Feſten nicht-vornehme Leute mögen; aber er liebt es, in einer abgetrennten Volksverſammlung als ein quasi Gott zu den Arbeitern niederzuſteigen. — Kürzlich äußerte ſich die Augsburger Allgemeine Zeitung günſtig für Kinkel, indem ſie den Werth ſeines Wirkens als akademiſchen Lehrers beſonders hervorhob. Augenblicklich brachte die „Rheiniſche Volkshalle“ — das Organ Walters — einen widerlegenden Leitartikel, der ungefähr folgenden Inhaltes war:

„Es iſt ſo ſchmerzlich, wenn Alles um Gnade
„bittet, daß der Gerechte nothgedrungen die entgegengeſetzte
„Rolle ſpielen muß. Auch wir bedauern, aber
„es iſt unſere Pflicht darauf aufmerkſam zu machen,
„daß die Radikalen ſich nur den Schein zu geben pflegen,

als krochen ſie zu Kreuz*), um ſich nachher deſto ärger zu rächen. Gerade Kinkel's Wirkſamkeit hat aber in einer zwölfjahrelangen Volksverführung

---

*) Wir haben doch höchſtens die Gewalt gebeten, weil man die brutale Gewalt bitten muß: — aber Wer kroch denn?

„Eh' Euer ſtolzer Thron zerbricht,
Sprecht Gnädig doch: Es ſei!
Wir bitten nicht, wir betteln nicht —
Wir fordern: Gebt ihn frei!"

Adolph Strodtmann.

Oder:

„Es ſagt der Zorn: Verfallen war ſein ſchuldig Haupt!
So iſt ſein Recht. Mit ihm will ich nicht rechten.
Doch Zorn gibt Tod, und erſt die Gnade hat erlaubt,
Das Opfer lebend auf das Rad zu flechten.

„Ein kurzes Sterbgebet, drei Kugeln und ein Grab,
Das trägt ein Mann, er kann und muß es tragen....
Die Freunde brechen Blüten ſich vom Hügel ab,
Die in des Toten Herz die Wurzeln ſchlagen.

„So ſtraft der Zorn, nur ſo, mit einem Schlag verſargt,
Und Zorn und Opfer ſeiner Kämpfe ledig;
Doch Gnade..... Gnade, die mit ihrem Schatze kargt..?
O, wer ſie übt, der übe ſie auch gnädig!

„Man ſoll nicht ſagen, daß der Hohenzollern Zorn
Sich minder furchtbar auf die Schultern lade,
Als eine Spende aus der Milde Weibeborn,
Ein Tropfen aus dem Borne ihrer Gnade!"

Max Waldau.

»beſtanden. Der Herr wird aus dem unerſchöpflichen »Meer ſeiner Gnade auch nicht ein Tröpflein nie»derfallen laſſen auf eine Stätte, die der Gnade nicht »empfänglich iſt!«

Dieſe Leute nennen freilich Verführung, was uns Belehrung heißt. Aber jene Behauptung iſt doch zu lächerlich, die Verläumdung zu abſichtlich, als daß ſolche Artikel dem unglücklichen Dichter in der Meinung auch nur Eines Menſchen ſchaden könnten. Wir haben ſelbſt geſehen, wie Kinkel anfänglich einen durchaus orthodoxen Standpunkt einnahm. Dann kam die Periode der »Predigten« *) bis zu ſeiner Entfernung vom theologiſchen Katheder, und die ſind doch gewiß keine »Volksverführung!« Endlich aber Kinkel's kunſthiſtoriſche und literaturgeſchichtliche Thätigkeit wüßten wir mit den Behauptungen des Walter'ſchen Organs in gar keine Beziehung zu ſetzen. —

Redlich benutzte Kinkel die trübe Dämmerungszeit vor dem Freiheitsmorgen des Jahres 1848 zur Fortentwicklung ſeiner Ideen über eine ſociale Neugeſtaltung unſrer Zuſtände. Er wartete den günſtigen Augenblick des öffentlichen Auftretens ab, und ſuchte ſich für größere Kämpfe vorzubereiten, die nicht auf ſich warten ließen. Daß er ſeinen Beruf kannte und ſein Schickſal nicht fürchtete, zeigt ſchon folgendes Gedicht von Eminus,

---

*) Verlag von F. C. Eiſen. Köln 1848.

das er beziehungsvoll ſeiner herrlichen Sammlung Rheiniſcher Gedichte und Erzählungen vorandruckte:

Confeſſio.*)

Auch uns erſchien im Traume der Gott der Zeit,
Und mahnt' uns: „Hört Ihr die Stürme der Zukunft nahn?
Ihr ſollt's nicht hindern, aber retten
Sollt Ihr das edelſte Gut der Menſchheit!

„Sie werden Mein vergeſſen im Sturmesdrang —
Ihr ſollt die Flamme wahren im Heiligthum!
Sie werden haſſen — lehrt ſie lieben
Und das Geheimniß des Geiſtes achten!

„Voranzugehn in blutige Rieſenſchlacht
Sind längſt von Mir ſchon Andere ausgewählt;
Sie werden fallen — Ihr ſollt leben,
Künftigen Göttern die Zukunft bauen.

„Doch wenn das Herz Euch trifft ein verirrter Pfeil,
Dann faltet fromm die Händ' auf der treuen Bruſt,
Daß, die des Weges wallen, ſagen:
Seht, der Gefallene war ein Prieſter!“

---

*) Vom Rhein. S. III.

In dem vorhin mitgetheilten „Männerliede“ und der Charakteriſtik des Maler's Karl Hübner*) hatte Kinkel bereits vor dem Volke ſeine Freiheitsideen zu verkünden geſucht. Als aber im Januar 1848 der vereinigte Landtag die Beibehaltung der Todesſtrafe beſchloß, da wagte Gottfried Kinkel in heißer Gluth die Entrüſtung ſeines Herzens auszuſprechen, welches ſich gegen das barbariſche Inſtitut der Todesſtrafe empörte, und zürnend ſang er das Lied:

*Τὸ αἷμα αὐτοῦ ἐφ' ἡμᾶς!***)

„Weh', es geſchah! Des Heidenthumes Fluch
Wie lange bringt den Enkeln er Verderben!
Mit Chriſtenhand in des Geſetzes Buch
Einſchreiben ſie: „Es ſoll der Sünder ſterben!
Nicht ſchwinde vom Gefild der Rabenſtein,
Wir wollen's nicht: es ſollen Henker ſein,
Des Reiches Purpur mit Blut zu färben!“

Nur Einen Tag, nur Einen ward's bedacht —
Wie ſicher ſie auf ihrem Sinne ruhten!
Sie dachten, o, nicht an die lange Nacht
Mit ihren gräßlich ſchleichenden Minuten,
Die Den umſchnürt, dem in die dunkle Haft
Der Spruch erſcholl: „Mitten in Lebenskraft
Morgen beim Tagsgraun ſollſt Du bluten!“

---

*) Vom Rhein. S. IX.

**) Den Armen! Album von C. O. Sternau. Köln 1849 S. 99 f.

Und wieder auf die Kirche ward's gebaut,
Die ſie erniedrigt zu des Reiches Dirne —
Sie, die noch jung als unbefleckte Braut
Zuerſt vom Henker abgewandt die Stirne!
Die heil'ge ſpricht: „Nicht will ich Blut und Tod!“
Wären ſie fromm, ſie hörten ihr Gebot
Herunter von des Oelberg's Firne

Nur Einer lebt: er rauſcht in Waldespracht
Wie in des Saatfelds goldenſchwerem Glanze.
Er ſprengt das Eis und ſcheucht des Winters Nacht,
Er haucht den Frühling — und es lebt die Pflanze,
Es ſpielt das Thier in goldner Sonnenluſt,
Es drückt das Weib den Jüngling an die Bruſt;
All' Leben webt ſich Ihm zum Kranze —

Er ſtößt zurück den Hauch, und ſeelenlos
Zerfällt des Leuen Kraft, der Baum im Laube,
Der müde Menſch ſinkt in der Erde Schooß,
Andern Lebend'gen wird ſein Leib zum Raube.
An's Ohr ſchlägt Euch im Wetter Sein Gebot:
„Bei Mir allein iſt Leben oder Tod,
Bei Euch nicht, die Ihr ſelbſt von Staube!“

O Deutſches Herz, vor allen Völkern mild,
Hörſt Du, wie ſie mit hartem Wort Dich trafen?
„Das Volk will Blut — ſei denn ſein Durſt geſtillt!“
So ſprachen die Gelehrten und die Grafen.
Mein Volk, ſie haben Dich vor Gott verklagt,
Aus Einem Mund ſei ihnen widerſagt —
Mein Volk, Du ſollſt ſie Lügen ſtrafen!

Ruf's laut: Solang' Ein Stück vom Freiheitshort
Dem Eiſen, nicht dem Erdſchooß ward entriſſen,
Solange Schlang' und Krokodill noch dort
Im Schlamm ſich wälzt und Urwaldsfaſerniſſen,
Solang' Ein Chriſtenweib verzweifelnd ſtöhnt,
Weil des Osmanen wüſter Luſt ſie fröhnt,
Dürfen wir keines Mannes miſſen!"

Spreng' ab, mein Volk, von Dir auf ſie dies Blut,
Du haſt gehört, wie ſelber ſie geſprochen
Mit kühnem Mund und mit getroſtem Muth:
„An Uns nur ſei der Sünder Tod gerochen!"
So laß ſie einſtehn für ihr trotzig Wort,
Und nur Ein Tropfen fall' auf ſie hinfort
Von Jedem, der das Beil verbrochen!

Ich weiß, noch Manchem wird der Tropfen ſchwer!
Es wird auch Dich Dein Stündlein nicht verfehlen,
Dann ſchauſt Du blaſſe Schemen um Dich her,
Bang wirſt Dein Haupt Du in die Kiſſen hehlen.
Doch frommt Dir nicht Gebet und Sakrament!
Sie ſind's, die Du vom Leben haſt getrennt,
Die fordern von Dir ihre Seelen.

Sie ſchwebt heran, die Kindesmörderin:
Fluch wurden ihr der Mutterfreude Gnaden.
Dein Wort gab ihr den Tod; nun irrt ſie hin
Auf den von Geiſtern ſelbſt gemiednen Pfaden.
Es träuft aus des verſchnittnen Haares Wirr'n
Wie Schwefeltropfen Dir auf's kranke Hirn
Ihr Blut. — Du haſt's auf Dich geladen! —

Des Wilddiebs Sohn mit zorngekniffnem Mund,
Mit Augen tritt er her, die Dich durchbohren;
Der von des Förſters Blei im Waldesgrund
Um einen Hirſch den Vater hat verloren.
Statt ſeines Rechtes ward ihm Feindes Hohn:
Blutrache für den Vater ſchwur der Sohn,
Blutrache — wie Ihr ſelbſt geſchworen!

So kam die Nacht, das Mondlicht ſtand ſo blaß,
Da trafen ſich die todesgrimmen Beiden;
Durchbohrt warf er den Erbfeind in das Gras,
Dann ging er ſtarr und ſtumm den Tod zu leiden.
Den Tod gabſt Du ihm — und ſein Schatten naht;
Entſetzliches Geleit auf dunklem Pfad,
Lauert er heut auf Dein Verſcheiden! —

Sie waren arm dort in dem rauhen Thal,
So eifrig Jeder fremdem Dienſte ſchaffte;
Es floſſen Tag um Tag in gleicher Qual,
Derweil ihr Herr das Gold zuſammenraffte.
Wohl war er reich — er wollte reicher ſein:
Er maaß die Arbeit groß, die Löhnung klein,
Bis dann ihr letzter Muth erſchlaffte.

Die Väter ſahn der Kinder grimme Noth,
Sahn ihre Weiber wanken zu dem Grabe;
Sie traten vor ihn, und begehrten Brod,
Nur bittend — und er weigerte die Gabe.
Da kamen ſie zuhauf um Mitternacht:
Es glomm der Zorn, die Flamme ward entfacht,
Und fraß ihn auf mit ſeiner Habe.

Du griffſt Einen, gabſt ihn hin dem Beil
Als Opfer für die ſchwächeren Genoſſen.
Nachſtarb ſein Weib, die Tochter beut ſich feil; — —
Ihn aber hält nicht Gruft noch Sarg verſchloſſen:
Er reckt ſich auf an Deines Bettes Fuß,
Und winkt hohläugig Dir den Todesgruß — —
Das iſt das Blut, das Ihr vergoſſen!

Hinweg, Ihr Schatten! — Nein, ſie rufen Dir,
Mein Volk! Blick' an den Jammer ohne Namen,
Fall' in den Arm des Henkers roher Gier,
Gieb nicht zum zweiten Mord Dein heilig Amen!
Sprich Du, mein Volk, ein menſchlicher Gericht!
Mit Deinen Schriftgelehrten rufe nicht:
„Auf Uns dies Blut und Unſern Samen!“

Siebentes Buch.

Die neue Heimath.

Bonn.

Februar 1848 bis Februar 1849.

1.

So kam der ſechsundzwanzigſte Februar 1848.

Die Kunde vom Ausbruch einer Revolution in Paris verbreitete ſich wie ein Lauffeuer nach Deutſchland, ohne im erſten Augenblicke genug zündfähigen Stoff für eine Exploſion zu finden. Die alten Hoffnungen ſtreckten nach und nach ihre Hände fromm gefalten und bittend aus tauſend und tauſend Herzen empor, man ſann nach über die Form, unter der ſich etwa den Fürſten einige Freiheiten abbetteln ließen; aber der Gedanke einer That erwachte nur in wenigen beſonders Beherzten oder beſonders Unglücklichen. Ehe der Ausgang des Pariſer Kampfes feſtſtand, blieb ſchlechterdings Alles im alten Gleiſe und Niemand wollte ſich durch eine Voreiligkeit compromittiren. Nicht auf das Volk, ſondern auf die Fürſten wirkten die Nachrichten wie ein elektriſcher Schlag: Paris, die Sturmglocke des Continents, war in Bewegung, Brand an der Seine bedeutete Brand an der Donau, der Spree und der Iſar . . . . . man ſollte wirklich meinen, daß das böſe Gewiſſen ein beſſerer Leiter ſei, als alle Telegraphendrähte der Welt. Das Volk wartete, wie es immer gewartet, aber die Fürſten zuckten zuſammen, ſie waren es, deren Schwäche, deren Verzagen endlich ſelbſt den Petitionen — bei dieſen blieb es ja noch vier Wochen lang — eine Spitze gab und den Bitten die Geſtalt von Forderungen aufprägte. Sie verzeihen Das nicht, ſie fühlen, daß wir ſie in ihrer Hinfälligkeit geſehn, ſie fühlen, daß wir um das Bewußtſein, das ſie beben macht, wenigſtens wiſſen könnten. Das verzeihen ſie nun und nimmer.

Von dieſem Standpunkte aus müſſen alle nachmärzlichen Thaten, die von den Fürſten ausgehn, beurtheilt werden. Sie hatten ſich eine Blöße gegeben und damit anerkannt, daß ſie weder die einzige Macht im Staate, noch überhaupt im Rechte ſeien: ſie hatten ſich gefürchtet. Zugleich aber hatte ſich auch herausgeſtellt, daß es dem Volke nicht um eine durchgreifende Revolution zu thun ſei: es machte vor den Thronen Halt, und begnügte ſich damit, die Kronen dem Volke gegenüber Zwangshonneurs machen zu laſſen. Man ging ſogar ſo weit, für jedes vage Verſprechen, das den »Angeſtammten« abgepreßt worden, ſofort zu illuminiren. Man ließ ſich Freiheiten **bewilligen!** Das iſt die glorreiche Märzrevolution, von der ſo viel Weſens gemacht wird.

Die Könige wären bügelfeſter als je, wenn ſie ſich damit begnügt hätten, von der Erfahrung: »wie das deutſche Volk Revolutionen macht« Notiz zu nehmen und ihre lieben und getreuen Unterthanen, die es ja doch nicht ſo ſchlimm gemeint, mit einigen Honigkuchen abzufüttern. Man hätte ihnen mit der Zeit ſchon die Unruhſtifter, die Normalwühler abgeliefert. — Aber ſie dachten daran, daß das Volk ſie ſchwach geſehn, und daß das Volk ſeinerſeits von dieſer Erfahrung gelegentlich Notiz nehmen könnte, — ſie wollten ihre Kopfloſigkeit am Volke rächen: hierin liegt der Keim der nächſten Revolution. Sie waren nur gehaßt, jetzt ſind ſie verachtet. Es iſt nun endlich klar geworden, daß Volk und Fürſt in keiner Weiſe mit einander gehn können, daß es keine Verſöhnung giebt; denn die Fürſten rächen ſich ſogar dafür, daß man ſie geſchont, als ſie beſiegt waren. Dynaſtie **oder** Volk! Das iſt die Frage, welche die nächſte Zukunft beantworten muß. Sie iſt in blutigen Lettern von den Fürſten zur Diſputation angeſchlagen worden, ſie haben den Kampf herausgefordert: — haben ſie denn, Was ſie wollten!

La revolution marche! Ça ira!

So kam der 28ſte Februar 1848. Johanna Kinkel ſaß auf ihrem Zimmer, und hatte wieder die „Romanze von einem deutſchen Weibe“ aufgeſchlagen, welche

Gottfried ihr zuerſt mittheilte, als ſie mit ihm vor fünf Jahren den Rhein hinauffuhr. Langſam ließ ſie alle Bilder einer reichen Vergangenheit vorübergleiten, und verſenkte ſich ganz in die Erinnerung ihrer Kämpfe um den Geliebten und den Sieg einer heiligen Minne.

Plötzlich öffnete ſich die Thür, und die Schweſter des verbannten J. Venedey trat ein.

„Wiſſen Sie's ſchon?“ rief ſie mit leuchtendem Blick. „In Paris iſt die Revolution entfeſſelt, und der Kampf wüthet in allen Straßen. Das Volk ſiegt!“

Johanna ſprang ſtürmiſch empor. Einen Augenblick heftete ſie das Auge träumend in's Weite, indem ſie die Stirn an die kalten Fenſterſcheiben preßte. Ihr ahnte: dieſe Revolution würde ihr ſtilles Familienglück zertrümmern; denn Männer wie Gottfried gehörten in den Kampf. Dann aber wandte ſie raſch das Haupt, und ſprach in begeiſtertem Tone:

„Und Der dies Lied geſungen,
Hat auch ein junges Weib:
Wenn ihm der Ruf erklungen,
Sie wird nicht ſagen: Bleib!“ — —

Am 20ſten März kam das Patent des Königs vom 18ten d. M. in Bonn an. Der Jubel kannte keine Grenzen. Alles verließ die Häuſer, und ſtrömte auf den Marktplatz. Eine mächtige ſchwarz-roth-goldne Fahne in der Mitte, zogen die Bürger im Triumphzuge durch die Straßen der Stadt, holten den alten Ernſt Moritz Arndt, den Geheimrath v. Sybel und den

Profeſſor Dahlmann aus ihren Wohnungen, und faßten endlich vor dem Rathhauſe Poſto.

Unter dem Zuruf des Volkes beſtieg Kinkel den Söller des Stadthauſes, und hielt das Deutſche Banner hoch in die blauen Lüfte. Sein Auge flammte, ſein Antlitz glühte, als er dem Oberbürgermeiſter Oppenhoff die Fahne überreichte, und mit erhobener Stimme, während ein jedes Aug' an ſeiner Lippe hing, folgende Anrede hielt:

„Männer! Bürger! Brüder!

„Beginnen wir, indem wir mit entblößtem Haupte dies Banner grüßen, das ein Zeichen iſt von der Majeſtät Deutſcher Nation!

„Und nachdem Ihr Dies gethan, ſo deckt Euer Haupt wieder mit dem freien Hut, denn dieſer Tag giebt Euch das freie Wort und in ihm die Gewißheit, daß Ihr von heut an freie Männer ſein werdet!

„Herr Oberbürgermeiſter! Ich rede zu Ihnen im Namen dieſer Bürger: der Bürger dieſer Stadt, der Bürger der Univerſität, welche nicht mehr geſchieden ſind. Es iſt mir die Ehre zu Theil geworden, Ihnen als Dem, welcher für unſere Stadt der Vertreter der höchſten Staatsgewalten iſt, dieſes Banner zu überreichen.

„Der Sinn dieſer Ueberreichung iſt, daß wir Alle auch noch heut — und heute mehr, als je — gewillt ſind, im Bunde mit den rechtmäßigen Gewalten des Staates Das durchzuführen, wozu dieſe Fahne uns auffordert: nämlich, im Bunde mit den rechtmäßigen Gewalten die Freiheiten, die wir ſchon jetzt errungen haben, mit ſtarker Fauſt und wachſam zu ſchirmen; dann aber, im Bunde mit dieſen Gewalten, Das, was wir heut' erſt als Verſprechen beſitzen, zur That und zur Wahrheit zu führen.

„Und ſo laſſ' ich Dich flattern, du Deutſches Banner! Du ſollſt alle Stämme unſeres Blutes ſammeln unter Dir! Du ſollſt rauſchen über allen Meeren! Du ſollſt ein Zeichen der Liebe ſein, das alle Gedrückten, die noch unter uns ſind, durch Recht und Bildung den Weg führt, daß Jeder Theil gewinne an dem Bürgerglück, welches heut über uns aufglänzt!

„Ich ſchwinge die Fahne gegen Weſten. Dort wohnen zwei ſtarke Völker, welche zuerſt der Freiheit eine Gaſſe brachen in Europa: Engländer, Franzoſen. Wir fürchten ſie nicht; denn von heut an fürchtet der Deutſche Nichts mehr. Aber wir ſind, wenn ſie es wollen, des Sinnes, mit ihnen zu leben in herzlichem und ehrlichem Frieden!

„Ich ſchwinge die Fahne gegen Norden, und grüße mit ihr den kernhafteſten deutſchen Staat: unſer großes Preußen. Heute flattern dieſe Farben über ganz Preußen; heute — Dank dem großartigen Entſchluſſe unſeres Königs wehen ſie auch über der Oſtſee, über Königsberg und Marienburg, ſchauen ſie ſtolz und feſt dem weißen Adler Polens in's Antlitz, dem ſchwarzen Rußlands. Auf denn, o Banner, im Bund mit unſerem Adler, und wehe ihm zu aus Deinen Falten: Vorwärts, Adler, und unverwandten Auges immer zur Sonne!

„Ich ſchwinge die Fahne gegen Süden, und grüße mit ihr die Deutſchen Brüder, die vor uns, uns zum Heile, die Freiheit errangen!

„Ich ſchwinge die Fahne gegen Oſten. Völker ſind dort, die noch nicht des Tages ſich freuen, der uns winkt, Völker ohne Freiheit. Keine Furcht auch vor ihnen! Du aber, o deutſches Banner, ſollſt ihnen Morgenſonne ſein, ſollſt ihnen vorausleuchten im Kampf um Das, was des Menſchen Recht iſt, und was ihnen gebührt wie uns!

„Es werde wahr, was der König geſprochen hat: es werde aus dem Staatenbund ein Bundesſtaat! Ich hebe die Fahne, und rufe: Es lebe das große, unvergängliche, durch unſere Eintracht heilige Deutſche Reich!“

Schon während er ſprach, hatte der Jubel und die Begeiſterung des Volkes oft den Redner unterbrochen; als er nun aber geendet, da brach ein Beifallsſturm aus, wie ihn noch nie das alte Rheinland gehört.

„Doch in dem wilden Beifallsrufen
Neigt ſich der Held, und geht die Stufen
Hinab ſo ruhig, wie er kam.“

Der Oberbürgermeiſter verſtand ſich, nachdem er das Banner aus den Händen Kinkel's empfangen, zu folgender Anerkennung des fait accompli, die komiſch gung mit dem Vorhergehenden contraſtirte, und — noch komiſcher! — gleichfalls vom Volke beklatſcht wurde:

„Im Namen der Bürgerſchaft nehme ich die Fahne an — ſie hat uns noch gefehlt. Lange als Idol Deutſcher Kraft und Einheit ſchwärmeriſch von allen Deutſchen geliebt, hat ſie verborgen bleiben müſſen. Heute tritt ſie frei auf, begleitet von Gewährungen und Garantieen, die ſo lange der Inbegriff allgemeiner, zurückgedrängter Wünſche waren, die uns jetzt die beſſere Zukunft erſchließen.

„Möge die Fahne die echte Mitte zwiſchen allen Bannern, die in Deutſchlands Gauen wehen, behaupten als Symbol echter Deutſcher Einheit und Kraft, mögen die Herzen aller Deutſchen immer bei ihr ſein! So bringe ich denn ein dreimaliges Hoch dem geſammten Deutſchen Vaterlande, dem Könige, der uns eben die Güter und Rechte, wonach wir uns ſo lange geſehnt, gewährt hat. Hoch!“

Man wird wenigſtens nicht ſagen können, daß ein Mann, der am 20ſten März 1848 eine ſolche Rede hielt, inconſequent gehandelt hat, wenn er ſich bald nachher wieder offen der Reaktion in die Arme warf.

Nachdem die Liedertafel „Concordia“ das Lied „Des Deutſchen Vaterland“ geſungen, hielt E. M. Arndt eine kurze Anſprache an ſeine Mitbürger, bei deren Schluß Dahlmann auf ihn zutrat, und ihn Angeſichts des Volkes umarmte. Dann gab Jenem die Verſammlung — auf

Vorſchlag des Oberbürgermeiſters — das Ehrengeleit nach Hauſe, und man trennte ſich jubelnd und ſingend, als der Abend hereinbrach.

Allgemeine Illumination und ein herrlicher Fackelzug, der ſich dem Hauſe Arndt's zubewegte, beſchloſſen dieſen erſten und letzten Tag der Freiheit des Rheinlandes.

2.

Von nun an betheiligte ſich Kinkel nicht allein an jeder freiheitlichen Beſtrebung ſeines Volkes, ſondern er wurde auch bald der erſte Führer der Demokratie in den Kreiſen Bonn und Sieg. In den letzten Jahren vor der Märzrevolution hatte er ſich mit den Zuſtänden des Volkes, mit den Geſetzen des Rheinlandes und namentlich mit dem Elend der ſogenannten niedern Volksſchichten vertraut gemacht, und ſuchte jetzt mit aller Kraft an der Verbeſſerung dieſer zahlloſen Uebelſtände mitzuhelfen. Zu dem Ende ſtiftete er bald nach der Revolution einen „Handwerker-Bildungsverein,“ in welchem er als Präſident mit der größten Aufopferung die gediegenſte Beſprechung aller Handwerker-Intereſſen einleitete, und zugleich jeden Donnerstag in dem Lokale dieſes Vereines populäre Vorträge über Leben und Geſchichte des Rheinlandes hielt, zu denen der Eintritt Jedem freiſtand. Mit der größten Aufmerkſamkeit horchten die Bürger bis zum ärmſten Proletarier hinab ſeiner Rede, die Pfeiſe verloſch und noch lange nachher ſaß die Verſammlung lautlos, in tiefe Betrachtung verſunken, wenn der „Profeſſor“ von der Hermannsſchlacht erzählte oder von den Kämpfen der Städte und Bürger gegen die trotzigen Raubritter oder herrſchſüchtigen Biſchöfe einer vergangenen Zeit.

Schon am 19. April hatte Kinkel ein Wahl-Programm der Volkspartei abgefaßt, und mit mehren Bürgern unterzeichnet. Wir ſehen aus dieſem politiſchen Glaubensbekenntniß, wie Kinkel ſchon damals ſich der Oppoſition gegen die Regierung anſchloß, und keineswegs das blinde Vertrauen ſeiner Mitbürger theilte, welche noch auf eine friedliche Löſung der ſocialen Frage hofften. Trotzdem hielt er für Preußen die Idee der conſtitutionellen Monarchie feſt, da er nicht einen Kampf aufnehmen wollte, für den im Augenblick weder bedeutende Sympathie, noch Hoffnung auf Erfolg vorhanden war. Männer von klarem Geiſt und praktiſchem Sinn wie Kinkel verſuchen nie eine Republik ohne Republikaner zu machen.

Wahl-Programm.

Anſichten einiger hieſigen Volksfreunde über die volksthümliche Umgeſtaltung der ſtaatlichen Verhältniſſe in Deutſchland und in Preußen.

An die Wahlberechtigten des Kreiſes und der Stadt Bonn.

Von zwei Seiten findet eine Berufung an das Volk Statt. In Frankfurt und in Berlin ſollen Vertreter des Volks zuſammenkommen, um ein neues und feſtes Staatsgebäude zu gründen, dort für das zur Einheit erwachte ganze Deutſchland; hier für Preußen.

In dieſer Berufung an das Volk liegt das Anerkenntniß ſeiner Mündigkeit und ſeiner Berechtigung, an die Stelle der umgeſtürzten öffentlichen Zuſtände zeitgemäße und haltbare zu ſetzen.

Das Volk muß ſich klar bewußt ſein, daß es, vermöge der ihm innewohnenden Machtvollkommenheit, allein im Stande iſt, das Vaterland zu retten. Deßwegen ſoll es ſeinem Willen durch freie Wahl unabhängiger und befähigter Vertreter eine laute und unverfälſchte Stimme geben. — Die Wahlberechtigten müſſen und werden ſich allenthalben auf dem rein demokratiſchen Boden halten. Sie müſſen darüber wachen, daß ihnen dieſer Boden nicht unter den Füßen ſchwinde. Sie müſſen vor ſolchen neuauftauchenden ſcheinbaren Volksfreunden auf der Hut ſein, welche bisher ihren Nacken ſklaviſch unter das Joch der geſtürzten Beamtenherrſchaft und Willkür gebeugt haben, damit dieſelben nicht ſpäter, wenn ſie oder ihre Schützlinge zu Abgeordneten gewählt werden, ihre Stellung dazu mißbrauchen, den abgeſchüttelten Druck wieder herzuſtellen. Sie dürfen nicht zugeben, daß Ehrgeizige, Eigennützige und Solche, denen ihr Gold für das Höchſte gilt, die Stimmen erſchleichen, um dem Intereſſe einzelner Klaſſen zu dienen, oder gar ihren ehrenvollen Auftrag zum eignen Vortheil auszubeuten und darüber das Wohl ihrer Mitbürger hintanzuſetzen.

Vielmehr möge daher jeder Wahlberechtigte, der es aufrichtig und gut mit Deutſchlands Freiheit und Zukunft meint, nur ſolchen Männern ſeine Stimme geben, welche durch ihr früheres Verhalten Bürgſchaft dafür geleiſtet haben, daß ſie im Weſentlichen zu denjenigen Grundſätzen ſich bekennen, und diejenigen Gewährungen als Rechte des Volks in Anſpruch nehmen, welche im Folgenden ausgedrückt ſind:

1. Die Volksvertretung hat die ungeſchmälerte Befugniß, das Staatsgrundgeſetz feſtzuſtellen. Jedoch wird für Preußen die conſtitutionelle Monarchie feſtgehalten.

2. Die ganze Volksvertretung wird von dem Volke gewählt. Wahlberechtigt und wählbar ſind alle großjährigen Staatsbürger, welche ihr Bürgerrecht nicht durch Richterſpruch eingebüßt haben, ohne Rückſicht auf den Steuerſatz. Die Wahlen ſind direkt, das iſt: unmittelbar. Die Volksvertretung hat das Recht, Geſetzesvorſchläge zu machen und zu Geſetzen zu erheben. Sie entſcheidet nach einfacher Stimmenmehrheit. Die Miniſter ſind der Volksvertretung verantwortlich.

3. Die Bevormundung der Gemeinden wird aufgehoben. Die Gemeinde verwaltet ihre Angelegenheiten und ihr Vermögen ſelbſt und wählt auch ſelbſt ihre Gemeindebeamten. So den Bürgermeiſter, den

Gemeinderath, den Einnehmer der Gemeindeſteuer, die Polizeibeamten, Flurſchützen, u. ſ. w.

4. Alle Staatsbürger haben das Recht der freien Vereinigung und Verſammlung. Ebenſo das Petitionsrecht.

5. Die Preſſe iſt völlig frei, ohne alle vorbeugenden Beſchränkungen: durch Conceſſionen, Cautionen, andre als gerichtliche Beſchlagnahmen u. ſ. w.

6. Alle Beſchränkungen der Freiheit von Perſonen und Eigenthum werden aufgehoben. Die perſönliche Freiheit wird gegen polizeilichen Eingriff durch das Geſetz geſichert. Ferner gehören hierher Unverletzlichkeit des Hausfriedens und des Briefgeheimniſſes; Abſtellung des Portozwangs, des Jagdrechts Weidrechts und Dergleichen.

7. Sobald die Verfaſſung feſtſteht, wird das Militär auf dieſelbe vereidet. Die ſtehenden Heere gehen in eine allgemeine Deutſche Volkswehr auf. Bei geſichertem Frieden werden ſie vermindert bis auf einen Kern, der zum Unterricht des Volkes im Waffendienſte nöthig iſt. Die Volkswehr wählt ihre Führer ſelbſt.

8. Es werden geſetzlich begründet: Unabhängigkeit der Rechtsſprechung; Sicherſtellung gegen Verweigerung des Richterſpruches; Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens; Schwurgerichte in Strafſachen, namentlich bei politiſchen und Preßvergehen; Abſchaffung der Todesſtrafe und aller die Menſchenwürde ſchänden-

den Strafarten; Aufhebung alles und jedes eximirten, das iſt: Ausnahme-Gerichtsſtandes.

9. In Bezug auf Erlangung von Anſtellungen ſtehen alle Staatsbürger ſich gleich. Alle Standesvorrechte, die nicht bloße Ehrenrechte ſind, hören auf.

10. Die Steuern werden gerecht nach dem Maaß vertheilt, wie Jeder ſie zu zahlen im Stande iſt. Die Steuerfreiheit von bisher bevorrechteten Grundſtücken hört auf. Es fallen weg alle Abgaben, welche den innern Verkehr Deutſchlands hemmen, die Gewerbe und und die Landwirthſchaft übermäßig belaſten, den Lebensunterhalt der Unvermögenden vertheuern und verkümmern, als da ſind: Binnenzölle, Zehnten, Frohnden, Verbrauchsſteuer auf allgemein unentbehrliche Lebensmittel u. ſ. w. Es wird ſtatt deſſen eine Vermögens- und Einkommens-Steuer eingeführt, nach welcher von dem Vermögen und Einkommen, je höher dieſe ſteigen, deſto größere Procente als Steuer entrichtet werden ſollen.

11. Geſellſchaften, welche in ihrer Hand unveräußerliches Grundeigenthum anhäufen, ſollen durch das Geſetz auf ein beſtimmtes Maaß deſſelben beſchränkt werden. Majorate und Fideicommiſſe werden aufgehoben.

12. Der Staat fordert von jedem Bürger gleiche Pflichten und erkennt jedem Bürger gleiche Rechte zu, ohne nach dem religiöſen Bekenntniſſe zu fragen.

13. Der Staat iſt von der Kirche, die Kirche vom Staate unabhängig.

14. Lehre und Unterricht dürfen von Jedem an Alle ertheilt werden. Aber der Staat verpflichtet ſich, jedem Kinde den zum Bürgerthum nöthigen Unterricht zu ſichern.

15. Die Lehrer an den untern und mittlern Schulen werden ausreichend beſoldet. Dagegen wird das Schulgeld abgeſchafft.

16. Die Diener des Cultus werden angemeſſen votirt. Dagegen werden die Stolgebühren abgeſchafft.

17. Die Zahl der Beamten wird möglichſt beſchränkt. Die übermäßigen Gehalte, Penſionen, Apanagen u. ſ. w. werden theils vermindert, theils abgeſchafft.

18. Dagegen wird eingeführt eine wohlfeile Verwaltung, die, wo es thunlich, aus freigewählten Volksmännern beſteht.

19. Es werden alle rechtlichen Mittel angewendet zur Hebung der Landwirthſchaft, der Gewerbe, des Handels, der Wiſſenſchaft. Um dieſen Zweck zu erreichen, werden die mangelhaften Gewerbe-Ordnungen umgeſchaffen, Leih-Caſſen für Ackerbau und Gewerbe errichtet; ein beſonderes Miniſterium für die Arbeit eingeſetzt. Der Staat trifft Fürſorge, daß den redlichen Arbeitern, welche durch Alter oder Krankheit arbeitsunfähig geworden ſind, ihr Lebensunterhalt geſichert ſei.

20. Vermöge allgemeinen Deutſchen Staatsbürgerrechtes, kann jeder Deutſche ſich nach freier Wahl in

jedem Deutſchen Staate niederlaſſen. Im Auslande hat jeder Deutſche Anſpruch auf den Schutz des nächſten Deutſchen Geſandten.

21. Das Recht auszuwandern wird ohne Beſchränkung anerkannt. Die Auswanderung wird zur Nationalangelegenheit erklärt und unter den Schutz des Staates geſtellt.

22. Die höchſten Opfer werden aufgeboten, um unverzüglich eine Deutſche Seemacht zu gründen.

23. In ganz Deutſchland wird eine gleichmäßige Geſetzgebung eingeführt hinſichtlich des Privatrechts, des Strafrechts, des Gerichtsverfahrens, des Wechſelrechts, des Handels und Verkehrs, der Münze, des Maaßes und Gewichtes, der Zölle, des Paßweſens, der Poſt und der Eiſenbahnen.

24. Deutſchland erhält eine einheitliche Reichsgewalt, welche das Reich durch ihre Geſandten gegen das Ausland vertritt, und, um ſtark zu ſein, über das Deutſche Heer und die Deutſche Flotte gebietet. Damit bei den Wahlen und in der Reichsverwaltung Einheit möglich ſei, wird das vereinigte Deutſchland, durch friedliche Verſtändigung, in Kreiſe, ohne Rückſicht auf die Grenzen der Einzelſtaaten, abgetheilt.

Vorſtehende Artikel erkennen wir als unſere Grundſätze an.

Bonn, den 19. April 1848.

K. Bieſing. H. J. Breuer. W. Cosmann. E. Hagen.
Fr. Kamm. G. Kinkel u. ſ. w.

Daß die demokratiſche Partei für diesmal mit ihrem Programm nicht ſiegen konnte, lag in der Natur der Sache. Gab es doch zu jener Zeit noch gar keine Inſtitutionen, welche die Volkspartei zu einer geſchloſſenen Phalanx vereinigten, und hoffte man ja überall, daß die Majorität der Abgeordneten in Frankfurt und Berlin die Stimme der Wähler nicht verachten würde! —

Kinkel begriff bald die Nothwendigkeit, ſeine Partei zu conſolidiren und zu einer verläßlichen Macht gegen die Uebergriffe der Reaktion umzugeſtalten. Zu dem Zweck erließ er am 27. Mai mit mehren Bürgern einen Aufruf zur Gründung eines „demokratiſchen Vereines,“ der allgemein den lebhafteſten Anklang fand. In der kurzen Friſt eines Vierteljahres ſtieg die Zahl der Mitglieder dieſes Verreines von 15 auf mehr als 700 tüchtige Männer, und ſchon am 13. Juli errang dieſe Partei den glänzendſten Sieg über ihre Gegner.

Der Central-Bürgerverein zu Bonn, ein Inſtitut der conſervativen Partei, hatte nämlich durch einen Ausſchuß folgenden Antrag an die Bewohner Bonns geſtellt:

> „es ſolle ſich die Stadt bei der Nationalverſammlung zu Frankfurt nicht allein gegen die Republik, ſondern auch gegen die Einführung aller republikaniſchen Formen feierlichſt verwahren.“

Dieſe Demonſtration war zunächſt gegen den demokratiſchen Verein gerichtet; man glaubte noch durch raſches Handeln das Princip der Freiheit unterdrücken und die muthigen Kämpfer einſchüchtern zu können. Dieſe zweifelten ſelbſt an einem Siege über die Gegner, welche all' ihre Profeſſorenweisheit aufboten, um jene Adreſſe durchzubringen.

Unter dem Präſidium des mehrfach erwähnten Profeſſors Walter, ſprach zuerſt der Antragſteller einige nichtsſagende Worte zu Gunſten ſeines papiernen Kindleins. Ihm erwiederte der Stud. med. Pappenheim, accompagnirt von dem Pfeifen und Schreien der Rechten, die, wie gewöhnlich, durch Lärmſchlagen ſich mit Händen und Füßen gegen die unſichtbare Macht des Gedankens wehrte.

Dann beſtieg Profeſſor Welker die Tribüne. Zur Einleitung bat er um Ruhe, die ihm leicht bewilligt ward, da die Linke ſich hier — von Kinkel geleitet — nur der geiſtigen Waffen bediente, und gern jede Anſicht der Gegenpartei in Erwägung zog. Welker flüchtete ſich in das Gebiet der Geſchichte, und meinte: die Republik müſſe als das Reſultat des „gemäßigten Fortſchritts“ und der „hiſtoriſchen Entwicklung“ allmälig im Laufe der Zeit angebahnt, nicht aber in unſerer Zeit eingeführt werden. Er verglich ihr Kommen mit dem Wachsthum eines Kindes, und ſuchte mediciniſch zu beweiſen, wie daſſelbe nicht auf einmal groß ſein, wie man ſeine Glieder nicht auseinanderrenken könne. Man müſſe ſich endlich um ſo ſorgſamer vor der Republik hüten, als der Socialismus ihrer mit Sehnſucht harre, und die Gefahr vor der „rothen“ Republik daſei! Principiell alſo zeigte Welker ebenfalls Sympathie für die Republik.

Hermann Herſch — derſelbe Herſch, welcher nach wenigen Monaten von der äußerſten Linken zur reaktionären Partei hinüberlief — proteſtirte im Namen des Volkes, im Namen Deutſchlands gegen den Antrag. Dem vorigen Redner habe er Wenig zu antworten, weil er die kliniſche Geburtshülfe der Republik nicht ſtudirt. Die Ariſtokratie haſſe dieſe Staatsform, weil ſie gegen das Proletariat mißtrauiſch ſei, das hungernd für die Freiheit gekämpft, und dennoch das Eigenthum geachtet. Die Worte: „Heilig iſt das Eigenthum“ ſeien der Adelsbrief des Deutſchen Proletariats. Jn dem Augenblick, als das Volk jene goldnen Worte auf fremde Thüren geſchrieben, habe ſich ſeine Majeſtät im höchſten Glanze gezeigt. „Vor dieſer Majeſtät,“ rief er begeiſtert, „will ich niederknien, und vor keiner andern!“

Unter den vielen Reden, die noch von beiden Seiten gehalten wurden, bevor man zur Abſtimmung ſchreiten konnte, verdient noch die Rede Kinkels einer ausdrücklichen Erwähnung, da ſie — mit allgemeinem Beifall aufgenommen — zur Entſcheidung des Sieges am Meiſten beitrug. Die Frage des Präſidenten:

„Soll die vorliegende Adreſſe an das Deutſche Parlament abgeſandt werden?“

wurde mit einer unglaublichen Majorität und unter dem Jubel des Volkes verneint.

Aus der Verſammlung begaben ſich zahlreiche Bürger in das Lokal des demokratiſchen Vereins und blieben bis ſpät in die Nacht in der Freude ihres Sieges beiſammen. Zuletzt erſchien noch ein Sängerchor, der die fröhliche Geſellſchaft durch den Vortrag mehrer Lieder noch fröhlicher ſtimmte. Kinkel fühlte ſich durch die Liebe und das feſte Zuſammenhalten ſeiner Mitbürger ſo gehoben, daß er zu Hauſe noch folgendes Lied dichtete, das ſich die demokratiſche Partei bald aneignete:

Bruderlied.

„Was iſt des Lebens höchſte Luſt.“

„Die Freiheit bringt dem deutſchen Land
Ihr Füllhorn voll von Glück;
Sie kehrt nun, die ſo lang verbannt,
Im Adlerflug zurück.
Des Volkes Macht und Herrlichkeit
Blüht auf wie nie in alter Zeit.

O hört, wie ihre Schwinge rauſcht!
Bei uns auch kehrt ſie ein!
Empfangen wird ſie luſtberauſcht
Von Dir, o Volk am Rhein!
Es weht durch Deine kühne Bruſt
Wie Morgenhauch und Maienluſt!

Blickt um in's Land! Wie glänzt die Flur,
Wie grüßen blau die Höhn!
Selbſt unſre Mutter, die Natur,
Sie war noch nie ſo ſchön!
Ein weiter Garten war der Rhein:
Ein Paradies wird nun er ſein!

So ſtürmt hinaus mit raſchem Fuß,
Hinaus in's offne Feld,
Und tragt des jungen Lebens Gruß
In Gottes weite Welt;
Schließt Euch zuſammen Herz an Herz,
Und theilt den Ernſt und theilt den Schmerz!

Behalt', o Filz, nur Deinen Sack,
Miniſter, Deinen Stern,
Du, Adel, Deinen Schabernack:
Das laſſ' ich Alles gern,
Wenn ich in meines Volkes Schooß
Mich mächtig fühle, ſtolz und groß!

Uns ſchiert hinfort nicht Rang und Stand,
Hinweg der Trennung Schmach!
Ob weich die Hand, ob hart die Hand —
Wer fragt beim Mann danach?
Es rollt in uns das gleiche Blut,
Und gleich ſind wir in Lieb' und Muth!

Reicht her die Hand zum Bruderbund,
Macht einen großen Kreis,
Und ruft's hinaus in's Weltenrund,
Von Lieb' und Freiheit heiß:
Wir wollen Alle frei und gleich
Nur Brüder ſein im Deutſchen Reich!“

Trotzdem, daß jene Adreſſe in der abgehaltenen Volksverſammlung faſt einſtimmig verworfen war, ſandte die reaktionaire Partei dieſelbe gedruckt nicht allein in den Dörfern, ſondern ſogar in der Stadt zur Unterſchrift umher, um ſo dieſem Machwerk doch insgeheim eine Scheinbedeutung unterzulegen. Daſſelbe iſt, dem Petitionsbericht zufolge, wirklich nach Frankfurt gelangt.

In der Sitzung des demokratiſchen Vereins vom 15. Juli ward der Antrag Kinkels:

„daß das perſönliche Eigenthum unverletzlich ſei“

mit großer Majorität angenommen. Nichtsdeſtoweniger ſuchte man das Gerücht zu verbreiten: dieſer Verein huldige dem Princip des craſſeſten Communismus, und gehe darauf aus, eine gewaltſame Ausgleichung des Beſitzes herbeizuführen. Doch dieſe Verläumdungen ſtehen ja nicht vereinzelt da; ſie haben ſich mehr oder weniger in allen Städten wiederholt, und ſo können wir ſie dem Urtheile jedes Vernünftigen ohne Gefahr anheimſtellen.

Am 5. Auguſt 1848 übernahm Kinkel die Redaktion der „Bonner Zeitung,“ weil der bisherige Redakteur, Herſch, durch ſeine unreifen Reflexionen und ſchülerhaften Tiraden den Credit des Blattes zu untergraben drohte. Wir theilen die Worte mit, mit welchen Kinkel ſein Publikum begrüßte:

An die Leſer.

„Mit dem heutigen Tage übernehme ich die Redaktion dieſer Zeitung. Der Entſchluß, hervorgegangen aus meinem Wunſche, eine Deutſche Univerſitätsſtadt auch fernerhin durch ein Blatt meiner Partei vertreten zu ſehen, iſt durch den Drang äußerer Umſtände ſo beſchleunigt worden, daß mir für heute nur zu einem kurzen Gruß an die Leſer, nicht aber zu einer Darlegung von Grundſätzen Raum und Zeit bleibt. Was ſoll auch eine ſolche Darlegung, wenn nicht der Name eines Mannes und ſein öffentliches Leben für ſeine Grundſätze bürgt?

„Die Fahne dieſes Blattes iſt die Verwirklichung der Demokratie. Herrſchaft iſt geknüpft an geiſtiges Uebergewicht, Volksmacht an Bildung. Dieſe Bildung zu wecken, über die Nothwendigkeit, die als unüberwindliche Göttin unſere Zeit beherrſcht und unſere Zukunft zu einem leicht vorauszuſehenden Ziele lenkt, Klarheit bis in die unterſten Schichten der Geſellſchaft zu verbreiten, das iſt unſer Gedanke. Nicht alſo die politiſche Frage allein, ſondern auch die ſocialen und Kulturfragen, die von jener ohne grobe Verletzung der Menſchlichkeit nie wieder zu trennen ſind, gehören zur öffentlichen Verhandlung. Das Blatt wird neben den Landtagskammern auch in die Werkſtube des Handwerkers blicken, über dem Getöſe des Krieges und der Parteien auch das ſtille Thun der Schule und das milde Reifen des Volksgeiſtes in Kunſt und Wiſſenſchaft nicht überſehen.

„Die große, mächtige Zeit, in der wir jetzt leben, mahnt den Menſchen, ſeiner Leidenſchaften Herr zu werden und nicht in's Maaßloſe zu ſchwanken. Wir kennen in der Politik keine Feinde, nur Gegner: wir wiſſen ja, daß der Triumph der Volksherrſchaft ſelbſt die Feinde derſelben mit ihr verſöhnen muß, weil er ſie glücklicher und ruhiger macht, als ſie heute ſind. Diejenige Partei ſoll vor allen ohne Ingrimm kämpfen, die ihrer Siege ſo ruhig gewiß ſein kann, wie die unſre.

„Jedes wackre Blatt fordert Einen Ton in ſeinen Artikeln, ſo wie jeder tüchtige Mann in ſolcher Zeit, wie dieſe, feſt ſeine Partei nimmt. Damit aber auch, zumal in Angelegenheiten unſrer nächſten Umgebung, fremde Meinung ſich verantworten könne, errichten wir am Schluſſe unſrer politiſchen Mittheilungen eine Tribüne zu öffentlicher Beſprechung. Denn die Zeitung, welche täglich erſcheint, ſoll bis auf einen gewiſſen Punkt die Debatte der Volksverſammlung erſetzen, welche ſeltner kommt.

„Beſtimmteres zu verſprechen, davon hält mich die Erfahrung ab, die ich nur zu oft gemacht habe, daß unſre beſten Abſichten an der Gunſt oder Ungunſt der Umſtände ſcheitern können. Wenn mir Vertrauen von den Anhängern meiner Partei — und warum nicht auch von deren Gegnern? — entgegenkommt, wenn das Blatt Theilnahme und Unterſtützung auch außer den nächſten Kreiſen findet, warum ſollte ich nicht hoffen, mit ihm etwas Wackeres für die Freiheit des Volkes zu leiſten?

Mein Zeichen bei den leitenden Artikeln wird das K ſein.

Gottfried Kinkel.“

Zugleich mit der „Bonner Zeitung“ übernahm Kinkel die Redaktion des jeden Montag erſcheinenden „Extrablattes zur Belehrung des Handwerkerſtandes und zur Beſprechung und Förderung ſeiner Intereſſen.“ In dieſem ward von nun an jedesmal ein Bericht über die Sitzungen des „Handwerkerbildungsvereines,“ wie in dem Hauptblatte über die des „demokratiſchen Vereines“ mitgetheilt.

Wie gründlich und aufmerkſam Kinkel ſich überhaupt den Intereſſen der arbeitenden untern Volksſchichten zuwandte, davon zeugt vor Allem die von ihm verfaßte Schrift: „Handwerk, errette Dich!*),“ welche zu Anfang Juni im Druck erſchien, und die klarſte Beſprechung, die wichtigſten Vorſchläge zur Löſung der Uebelſtände im Handwerkerleben enthält, die uns bekannt ſind. Das Buch war den dreißig Mitgliedern des volkswirthſchaftlichen Ausſchuſſes der Frankfurter Nationalverſammlung gewidmet, und erſcheint muthmaßlich nächſtens in zweiter Auflage, da die erſte beinahe vergriffen iſt. Wir begegnen hier keiner idealiſtiſchen Träumerei, keinen in der Wirklichkeit unfruchtbaren Theorien eines deutſchen Poeten, ſondern einer klaren, gehaltvollen Auseinanderſetzung, einer ruhigen Erwägung des Nützlichen, und endlich praktiſchen Gedanken, die nur darauf berechnet ſind, praktiſch ins Leben eingeführt zu werden. Wir empfehlen das Studium dieſer Schrift zumeiſt denjenigen, welche ſo oft gegen Kinkel den Vorwurf eines kurzſichtigen Idealismus geltend gemacht haben. Sie werden ſich überzeugen, daß der Mann, welcher die Unhaltbarkeit des alten Syſtems kühn von der Rednerbühne herab verkündigt, daſſelbe mit hellem Auge überſehn und eben ſo klar gewußt hat, auf welchem Pfad ſich das Neue den Weg bahnen müſſe in das friſche Leben der Gegenwart, die nicht allein zertrümmernd mit dem Schwert des Gedankens an den morſchen Thron der Monarchie herantritt, ſondern auch von dem ſchaffenden Geiſte eines neuen Weltevangeliums gelenkt wird!

---

*) Handwerk errette Dich! oder: Was ſoll der Deutſche Handwerker fordern und thun, um ſeinen Stand zu verbeſſern? von Gottfried Kinkel. Bonn. Verlag von M. Sulzbach. 1848.

4.

Gleichzeitig mit der politiſchen Thätigkeit Kinkel's begannen auch wieder die nichtswürdigſten Verläumdungen, die kleinlichſten Intriguen gegen ihn und Johanna. Die ſogenannten Freunde zogen ſich allmälig wieder von den zum zweiten Mal Geächteten zurück, und wurden zum Theil ihre erbittertſten Feinde, um den Spott der „höheren Cirkel“ von ſich abzuwenden, daß ſie eine Zeitlang mit dieſer „Proletarierfamilie“ in freundlichem Verkehr gelebt hatten. Ganz richtig berechnete man, daß es größere Schwierigkeiten haben dürfte, den Gehaßten direkt ſeiner Stelle zu entſetzen, als ihn indirekt zu nöthigen, Bonn wegen Mangels an Subſiſtenzmitteln zu verlaſſen. Um dieſen Plan zu verfolgen, mußte Johanna die politiſchen Anſichten Ihres Mannes büßen, da gerade ſie bei dem ärmlichen Gehalt Kinkels durch ihre zahlreichen Muſikſtunden die Einnahme ihres Mannes vermehren half.

Zuerſt kündigte ihr die Tochter eines der erſten Bonner Beamten die Unterrichtsſtunde auf, ohne daß Johanna einen Grund dafür erfuhr. Die Mutter des jungen Mädchens verbreitete das Märchen: Johanna habe in einer Volksverſammlung, auf einem Tiſche ſtehend, die Lehrjungen und Proletarierfrauen aufgewiegelt! Anfangs lachte man über die grenzenloſe Albernheit dieſer Erfindung; denn man wußte, wie zurückgezogen Johanna ihrem Berufe und den Pflichten des Hauſes lebte; außerdem feſſelte ſie ein Unwohlſein den ganzen Frühling und Sommer hindurch, halbe Tage lang an allen Gliedern gelähmt, an's Lager, ſo daß ihr nichts ferner lag, als überhaupt nur auf einen Tiſch zu ſteigen!

Nichtsdeſtoweniger fand jenes alberne Märchen bald Verbreitung; ihre näheren Bekannten, welche ſich mit ihrem Ehrenwort für die Unwahrheit dieſer Geſchichte verbürgten, ſahen bald ein, man wolle ſich nicht überzeugen laſſen, und ſchwiegen ſtill.

Nun ſchritt man zu dem Mittel, welches man in der Handelswelt anwendet, wenn man ein Haus bankrott machen will. Man ſtreut allenthalben aus: es ſei auf dem Punkte zu falliren. Sogleich ziehen Alle ihre Gelder zurück, und das Haus fallirt wirklich. So auch hier. Obgleich nur eine einzige Schülerin den Unterricht gekündigt hatte, ſprengte man allenthalben aus: alle Schülerinnen hätten ſich von Frau Kinkel auf Grund ihres politiſchen Treibens zurückgezogen. Verſicherten dann jene, daß ſie noch ungeſtört ihren Unterricht genoſſen, ſo ſuchte man jeder einzureden, ſie möchte noch die einzige ſein. So mußten zuletzt alle um ihrer Umgebung willen wirklich den Unterricht aufgeben.*)

Am Schwerſten gelang es, die zahlreichen jungen Engländerinnen aus ihrer Muſikſchule wegzulocken, weil dieſe durch das britiſche Staatsleben längſt gewohnt ſind, auch den ihrigen entgegengeſetzte politiſche Meinungen zu dulden. Eine Sündfluth von Schmähartikeln überſchwemmte von Bonn aus die geleſenſten engliſchen und franzöſiſchen Blätter, Kabalen, von denen weder Gottfried, noch Johanna Viel erfahren. Der »Examiner« vom 30. December 1848 enthielt unter Anderm folgenden Aufſatz, bei welchem ausdrücklich bemerkt war, daß derſelbe aus der Feder eines in Bonn wohnhaften »English Gentleman« herrühre:

»Wir hatten uns geſchmeichelt, daß Bonn von den andern Städten Preußens eine Ausnahme machen, und vom Geiſte der Revolution unberührt bleiben würde; aber unglücklicher Weiſe hatten wir die Rechnung ohne den Wirth gemacht Auch an uns kam die Reihe, und noch iſt nicht Alles ruhig. Ein demokratiſcher Spitzbube, mit Namen Kinkel, ein übelberufener atheiſtiſcher Profeſſor, unterſtützt von ſeiner Frau, die eine noch blutgierigere Republikanerin iſt als er ſelber, erregte uns vor drei Wochen eine hübſche Scheererei. Es fing damit an, daß die Bauern für Das, was ſie auf den Markt brachten, die Steuern verweigerten. Die wenigen Soldaten, die wir hatten, reichten nicht hin ſich den Bauern zu widerſetzen, wenn ſie in Maſſe anrückten. Die Bürgerwehr beſtand entweder aus Demokraten oder aus feigen Männern*). Ein Complot war für den nächſten Markttag verabredet. Wenn man die große Glocke der Münſterkirche geläutet hätte, wäre von allen Seiten aus der Nachbarſchaft das Landvolk herbeigeeilt, hätte ſich, ſo gut es konnte, bewaffnet, den Bürgermeiſter gehangen, Kinkel in deſſen Amt eingeſetzt, alle Royaliſten gemordet, Jeden geplündert, der Etwas zu verlieren gehabt, und ſich dann zu Herren der Waffen in Brühl und Siegburg gemacht. Glücklicher Weiſe war dieſes Complot dem Bürgermeiſter verrathen worden, und er ſchickte nun einen Expreſſen nach Coblenz, um Militair-Verſtärkung zu holen, indem er zugleich die Vorſichtsmaßregeln traf: die Seile der Kirchenglocken abſchneiden, und von den Gewehren in den Depots die Schlöſſer wegnehmen zu laſſen. Auch kaufte er alles Pulver in Bonn auf, welches den Pöbel (the mob) ſo in Wuth brachte, daß er die Thüre der Münſterkirche aufbrach, aber die Seile abgeſchnitten fand, und ehe er dieſen Uebelſtand heben, und die Sturmglocke läuten konnte, kam ein Regiment von 1000 Mann und 6 Kanonen in einem expreſſen Dampfboot. Was ihnen den Spaß verdarb. Die Bürgergarde wurde entwaffnet, und — ein glänzender Beweis dafür, woraus in Deutſchland ſolche Garden zuſammengeſetzt ſind — es fehlten 140 Musketen! Nachdem man bei den frühern Eigenthümern ohne Erfolg Hausſuchung gehalten hatte, kam die Wahrheit (!) heraus, und wurde von ihnen eingeſtanden: — ihre Waffen waren ihnen von einer Verbindung honnetter Studenten geſtohlen worden, als ſie Nachts beſoffen auf der Wache waren! Kinkel iſt noch auf freiem Fuß *), auf das Land gehend und aufrühreriſche Reden haltend, ſeine Frau ſchreibt jetzt entzündende und aufrühreriſche Plakate, und läßt ſie überall anheften und vertheilen. Die Behörden ſagen: ſie geſtatteten dem würdigen Paar bis zum Ende ihres Strickes zu laufen, und dann wollten ſie ſie erwiſchen.“

---

*) Die „Erwiederung von Johanna Kinkel auf den Schmähartikel aus Bonn in Nr. 319 der Deutſchen Reform von 1849" iſt hier und an einer ſpätern Stelle benutzt. Vgl. „Spartacus" vom 11. Juni 1849, mit dem Motto: „Mutter, Wem gebt Ihr zu trinken! Das iſt die Hexe von Orleans!"

---

*) Dieſe Wahrheit laſſen wir uns gefallen: es iſt zugleich die einzige Thatſache in dem ganzen Artikel, die nicht rein erfunden wäre!

„„Gott ſchuf Menſchen und — Engländer!!!““ war die Antwort Kinkel's, der dieſen Artikel zur Erheiterung der Leſewelt in ſeinem Blatte abdruckte.

---

*) Triumph! Da ſind noch ſechs Worte Wahrheit! — Freilich nur für damals!

Sogar in Bonn wagte man ähnliche Fabeln in den „höchſten" Cirkeln zu verbreiten. Dahin rechnen wir die geniale Erzählung: Der conſtitutionelle Verein habe ſchon einen Preis darauf geſetzt, um denjenigen Schreiner herauszubringen, welcher die von Frau Kinkel gezeichnete und beſtellte **Guillotine** verfertige!!!

„Hatte im Mittelalter eine Frau durch Kenntniſſe oder Geiſt, der ſie vor der Maſſe auszeichnete, den Haß derſelben auf ſich geladen, ſo bezeichnete man ſie dem Volk als Hexe und verbrannte ſie auf dem Scheiterhaufen. Heutzutage giebt man eine ſolche Frau den Bayonetten fanatiſirter Soldaten, ihr Haus der Demolirung, ihre Kinder dem Elend Preis!"

Es begreift ſich leicht, daß Johanna bald empfand, ſie und ihr Haus ſeien wieder geächtet! Selbſt ihre Freunde thaten faſt Nichts, um die Lügen zu zerſtören, welche man über ſie in Umlauf brachte. Anſtatt die Verläumder mit Entrüſtung zurückzuweiſen, zogen ſie ſich von den Verläumdeten zurück, und wagten nicht mehr durch öffentlichen Umgang mit den unſchuldig Verfolgten ſich vor den Urhebern all' jener Intriguen zu compromittiren.

Nachdem man Johannen die Möglichkeit abgeſchnitten hatte, in ihrem eigenthümlichen Felde zu arbeiten, ſuchte man ſie durch die nichtswürdigſten Schmähungen zu verhindern, ihre politiſche Anſicht auszuſprechen, und kehrte das Wahre geradezu um. Als man ihr die Muſikſtunden aufkündigte, hatte ſie ſich nie mit einer politiſchen Thätigkeit befaßt; an ihr ſelbſt lehrte man ſie die Berechtigung des Proletariats praktiſch erkennen; nicht aber war ihre politiſche Wirkſamkeit Veranlaſſung, daß ihre Schülerinnen ſie verließen.

Mit nicht vielmehr Wahrheit als jener Artikel eines „English Gentleman", wagte im „Morgenblatt" ein Weib die Handlungsweiſe Kinkels zu ſchmähen, welches ſein Haus noch fortwährend — ſelbſt nach Abfaſſung des betreffenden Artikels! — freundſchaftlich betrat. Wir meinen Frau Gertrud von Hohenhauſen, welche ſich ſpäter im „Bonner Wochenblatt" vom 24. Auguſt 1848 damit zu rechtfertigen ſuchte, daß jener Artikel bereits „Ende Mai" von Bonn abging. Kinkel entgegnete unter Anderm:

„Frau von Hohenhauſen verſucht, die Wahrheit ihrer Nachrichten damit darzuthun, daß der fragliche Correſpondenzartikel „Ende Mai" von hier abgegangen ſei. Ich ſehe nicht ein, Was ihr das nutzen könnte. Was im Juni nicht wahr iſt, kommt auch im Mai nicht in den Himmel. Aber Das bedaure ich aufrichtig, daß der Entſchuldigungsgrund ſelbſt hinfort ein ſehr böſes Licht auf all' ihre Druck- und Correſpondenzartikel werfen wird.

---

*) In Nr. 161 des „Morgenblattes". Jahrgang 1848.

Es iſt nicht wahr, daß der Morgenblattartikel noch im Mai von hier abging.

Erſtens ſteht über dem Artikel: Bonn, Juni.

Zweitens beſpricht er den demokratiſchen Verein. Dieſer iſt — das officielle Aktenſtück liegt vor mir — am 31. Mai Abends zu ſeiner Gründung zuſammengetreten. Frau v. H. hat ſchwerlich noch in dieſer Nacht zwiſchen 11 und 12 Uhr ihre Correſpondenz abgeſandt.

Drittens ſpricht leider der Kalender gar zu deutlich. Der Morgenblattartikel erzählt nämlich recht erbaulich von den diesjährigen Pfingſtfeiertagen und der ſchönen Sabbathſtille, die an ihnen geherrſcht habe. Es thut mir leid — aber mit grauſamer Wahrheit und Einſtimmigkeit melden alle Kalender für 1848, daß in dieſem Jahre die Pfingſttage nicht „vor Ende Mai“, ſondern auf den 11. und 12. Juni gefallen ſind.

Auch dieſer Entſchuldigungsgrund war alſo wieder, um zart zu ſprechen, eine „Bonner-Damen-Correſpondenz.“

Indem ich die vorſtehenden harten Worte überleſe, ſchmerzt es mich tief, daß ich ſie nicht zurückhalten darf. Aber die Calumnie unſrer Salons gegen die Demokraten graſſirt ſo furchtbar, daß, wo das Schlängelchen einmal an's Licht tritt und ſich faſſen läßt, es zur Pflicht des Mannes wird, unbarmherzig zuzutreten.“

Es iſt eine ganz gewöhnliche Erfahrung, daß, wenn das Leben eines Mannes ſeiner unantaſtbaren Reinheit wegen keine Verläumdung zuläßt, ſich die letztere gegen ſeine Anſichten wendet. Allein hier — in Bonn, das „ſich ewig gleichblich!“ — wagte man es ſogar, die jetzige Lehre Kinkel's anzugreifen, weil er vor 8 Jahren anders dachte! Das „Bonner Wochenblatt“ vom 10. December 1848 brachte eine Sammlung von ſinnlos aus dem Zuſammenhang herausgeriſſenen Stellen früherer Predigten Kinkel's um zu beweiſen, daß er 1840 noch dem Princip der Monarchie gehuldigt! Die „Bonner Zeitung“ brachte noch am ſelben Tage eine ſehr gediegene Erwiederung aus unbekannter Feder:

„Ein ehrwürdiger Anonymus giebt ſich im heutigen Bonner Wochenblatt die Mühe, Stellen aus einer Predigt-Sammlung zu citiren, welche Herr Profeſſor Kinkel noch während ſeiner verlaſſenen theologiſchen Laufbahn, alſo vor einer ziemlichen Reihe von Jahren, veröffentlichte. Wir wollen es kurz übergehen, daß der Einſender dieſe Stellen aus ihrem Zuſammenhang gebracht, und ſo ihren Sinn abſichtlich entſtellt hat. Wir wollen nur unterſuchen, welche Abſicht ihn zu dieſer Publikation kann verleitet haben. Sollte er vielleicht die offen ausgeſprochenen republikaniſchen Geſinnungen des Herrn Profeſſors damit beim Volke verdächtigen wollen, indem er an die begeiſterte Anerkennung erinnert, die derſelbe im October 1840 kurz nach der Thronbeſteigung Friedrich Wilhelms IV zu einer Zeit, wo Jeder noch auf dieſen König hoffte und ſeinen Verſprechungen traute, der Monarchie zollte, — ſo kommt uns Das gerade ſo vor, als wenn Einer die eheliche Treue eines Mannes bei ſeiner Frau durch einen vorgezeigten Liebesbrief anſchwärzen wollte, den Jener im erſten Semeſter, lang' ehe er ſie kannte, einmal an eine alte Flamme geſchrieben. Oder wollte Se. Ehrwürden, der Herr Einſender, nur die anonyme Meute etwas verſtärken helfen, die jetzt im „Wochenblatt“ gegen den vielbeſchäftigten Redakteur losgelaſſen wird, damit ihm der pure Zeitmangel es unmöglich mache: auf alle Angriffe zu erwiedern, und es auf dieſe Weiſe hie und da einem bellenden Möpschen gelingen möchte, einen Biß anzubringen, ohne daß ein Fußtritt ſein verdienter Lohn würde? Oder aber, hatte der predigtleſende Ehren-Anonymus nur die freundliche Abſicht, der demokratiſchen Partei die früheren Entwicklungsſtufen eines Mannes vorzuführen, der jetzt eben die Höhe des Mannesalters erreicht hat, wo der Menſch, frei von den Einflüſſen ſeiner Jugenderziehung, ſich ſeine eigne Ueberzeugung durch hinreichende Lebenserfahrung und ſelbſtſtändiges Denken gebildet hat? In dieſem Falle würden wir es ſehr löblich finden, wenn der ehrwürdige Herr Einſender uns noch ferner mit ſo intereſſanten Daten erfreute, deren Beiſchaffung ihm nicht ſchwer werden dürfte. So ſoll z. B. noch eine Rede im Manuſcript exiſtiren, die der Herr Profeſſor Kinkel als Quartaner bei der Gymnaſialprüfung zum Lobe des Preußiſchen Staates gehalten hat. Noch wichtiger aber möchte einer gewiſſen Partei der Nachweis ſein, wo die geſchriebenen Hefte des Herrn Profeſſors aus der Confirmanden-Stunde ſich befinden, damit ſie durch deren Abdruck im Wochenblatt beweiſen können, wie verſchieden die religiöſen Anſichten eines reifen Mannes von denen eines Jünglings ſich geſtalten. Schließlich die Bemerkung, daß wir Demokraten die Männer immerhin für befähigter halten, deren Entwicklung mit der Zeit fortgeſchritten iſt, als jene, deren Conſequenz nur darin beſteht, daß ſie Nichts gelernt und Nichts vergeſſen haben.“

Auch an den handgreiflichſten Drohungen ließ es die Erbärmlichkeit der Gegner nicht fehlen. Nicht allein ſuchte man Kinkel durch die lächerlichſten Inſerate von ſeiner politiſchen Laufbahn zurückzuſchrecken, ſondern es langten auch bald faſt täglich „mit verſtellter Hand geſchriebene, und, wie bei Brandbriefen gewöhnlich, nicht mit Unterſchrift verſehene Epiſteln“ an, mit denen Gottfried die Wände ſeines Redaktionszimmers, im Hauſe des ihm befreundeten Buchhändlers Wilhelm Sulzbach, zu verzieren pflegte. Zwei ſolcher Briefe ließ er „zur Erheiterung des Publikums“ in ſeinem Organ abdrucken. Wir laſſen ſie mit allen Schreibfehlern folgen:

1.

„Herrn Proffeſſer Kinkel in Bonn! Herr Kinkel! Es wird Ihnen gerathen, nicht in Endenich zu erſcheinen man iſt Ihrer revolutionären Verſammlungen ſchon lange müde geben Sie dies Treiben nicht ſo fort auf und ſchreiten auf einem mehr ſoliden Wege fort, ſo wird man nicht viel Umſtände mit Ihnen machen und Ihnen einen Aufenthalts Ort geben, für den ſie ſchaudern werden.

„Ihre Correſpondenz mit den geflüchteten von Cöln zeigt zur Gnüge daß Sie ein Verräther gegen alle geſetzliche Ordnung, wie jene geflüchteten ſind.

„Das alte Sprüchwort ſagt: „Es giebt mehr Ketten wie raſende Hunde geben Sie Ihr bisheriges Treiben nicht auf, ſo iſt eine der ſchönſten Ketten auch für Ihre zarten Glieder ſchon in bereitſchaft — dies verſprechen Ihnen viele in und um Cöln die Ruhe ſchaffen.

Cöln d. $^{20}/_{9}$ 48.

pr. Getreuen in Briefkaſten nach Bonn.“

2.

„Herr Kinkel!

„Sie nennen in ihrem ſchändlichen Blatt, ehrenwerthe Männer, welche vom Abſchaum der Menſchheit gemordet wurden, Spione? So eine Niederträchtigkeit, kann nur ein Mann ohne alle Religion, wie Sie, ſagen, der im Solde der rothen Republikanern ſteht, was auch bekannt iſt.

„Es wird eine Zeit kommen, wo Sie von den Gutgeſinnten nicht wie Lychnowsky und Auerswald bedauert werden,*) wenn Sie von der rächenden Kugel fallen, deren viele für den Verräter, gegoſſen ſind."

Wie wenig ſich Kinkel um all' dieſe Nichtswürdigkeiten bekümmerte, zeigen auch die Worte, mit denen er den Abdruck dieſer Schmähungen begleitete:

„Ich bin gerne bereit, zur Erheiterung meiner Leſer Aehnliches ferner hier abdrucken zu laſſen, wenn es nur dieſelbe ſchwindelnde Höhe, von Geiſtesverworrenheit erreicht. Wir wünſchen unſern Gegnern Glück zu allen Bundesgenoſſen, die ſo entſchiedene Blutrothe ſind, wie jene Briefſteller. Gleichwohl kann ich dieſe Herren zu meinem Bedauern nicht als regelmäßige Mitarbeiter meines Blattes anſehen, und bitte ſie deshalb bloß um die Gefälligkeit, ihre künftigen Einſendungen zu frankiren. *)“

---

*) Die noble Prophezeihung iſt faſt buchſtäblich in Erfüllung gegangen. Gleich nach der Gefangennahme Kinkel's ſchloß die „Neue preußiſche Zeitung" dieſelben Artikel, in welchen ſie behauptete, nur ihre Anhänger ſeien die wahren Jünger Chriſti, mit den Worten: „Leider iſt der Hochverräther Kinkel noch nicht erſchoſſen!" Ganz dieſelbe Sprache führt bis auf den heutigen Tag die „Rheiniſche Volkshalle", das ſpezifiſche Organ der katholiſchen Prieſterpartei; und die „Gutgeſinnten" wiſſen keine Qual zu erſinnen, die dem Haß genügen könnte. Das ſind Thatſachen, mit denen ſich jene Partei zu brüſten wagt! Man vergleiche damit die gemeſſene Weiſe, in der Kinkel (S. 127 f.) unter der Ueberſchrift „Gerechtigkeit" die Tödtung der beiden Abgeordneten beſpricht, und beachte außerdem, daß in jener Zeit von den jetzt bekannten Ergebniſſen des Hanauer Prozeſſes noch gar nicht die Rede war. Die Thatſache der Tödtung Lichnowskys und Auerswalds wurde in 100 Verſionen erzählt und von den Fraktionen ad libitum ausgebeutet.

Wie ernſt es mit dieſen Drohungen übrigens gemeint war, ſehen wir aus folgender Geſchichte. — Zu Anfang des Jahres 1849 erzählte ein gewiſſer Dr. Klaus bei dem Gaſtwirth Habbig in Alfter von der bekannten Wühlerfahrt der Conſtitutionellen nach Siegburg und berichtete alle Details mit einer ſolchen Genauigkeit, daß ihn ein Roisdorfer, W...... R....., fragte:

„Sie ſind gewiß ſelbſt mit dabeigeweſen — denn Sie wiſſen's ſo pünktlich.“

„Nein, ich war nicht dort. Aber — beiläufig — ich habe gehört, daß am 14. in Alfter eine Volksverſammlung ſtattfinde, wozu Profeſſor Kinkel eingeladen ſei.“

„Ja, Das habe ich auch gehört.“

„Ich habe in Roisdorf 80 Thlr. Pacht einzunehmen; dieſe wollte ich ſchenken, wenn man Kinkel und Conſorten tüchtig durchprügelte.“

„Dazu kann man die Leute haben.“

Dr. Klaus deutete ſelbſt auf einen Mann hin, wußte ihn aber nicht anders zu benennen, als mit dem ihm beigelegten Namen: „Sand-Chriſt.“

---

*) Bonner Zeitung. Jahrgang 1848. No. 138 und Handwerkerblatt No. 29.

„Das iſt Chriſtian Schneider; ja, Der wäre gut dazu, es auszuführen.“

„Wollen Sie mir den Mann nach Bonn ſchicken?“

„Ja.“

W . . . . . . R . . . . . ſandte nun, um den Herrn zu beſtrafen, den Chriſtian Schneider nach Bonn. Dieſer hat, um zu beglaubigen, daß er wirklich daſelbſt geweſen ſei, ſpäter genau erzählt, wie es in der Wohnſtube des Dr. Klaus zu Bonn ausſehe.

Bei ſeinem Eintritt in's Zimmer fragte ihn der Herr Doktor:

„Sind Sie der Chriſt Schneider?“

„Ja.“

Chriſt Schneider mußte ſich ſetzen, der Herr ließ ihm zwei Schnäpſe Rum und Butterbrod mit Käſe verabreichen. Endlich gab er ihm 1 Thlr. 20 Sgr., mit dem Bemerken: wenn es auch noch 7 bis 8 Thlr. koſten ſollte, das werde ihn nicht kümmern, wenn nur ſeine Abſicht erreicht würde.

Chriſtian Schneider empfahl ſich, erzählte ſein Abenteuer im Gaſthauſe zu Alfter, und Kinkel beklagte aufrichtig die Rohheit Derer, welchen jedes Mittel recht iſt, um ihre politiſchen Gegner zu verderben.

Daß die Staatsbehörden, daß die Polizei den verhaßten Demokraten keinen Schutz gewähren wollten, lag in der Natur der Sache. Sie hätten es ja vielleicht nicht einmal gekonnt. Die Polizei mußte auf Befehl des Miniſteriums auf die Wahlen einwirken, auf jedes kleine Preßvergehen achten, bei jeder Volksverſammlung zugegen ſein, um nachher die Redner zu denunciren, kurz — die Polizei wurde von der Politik, namentlich ſeit dem November von der Manteuffelei, ſo abſorbirt, daß allmälig nicht nur die Unſicherheit der Perſon, ſondern bald auch des Eigenthums in der haarſträubendſten Weiſe an's Licht trat. — Und mitten in all' dieſem Jammer, verfolgt, gehetzt von dem Fluch des Haſſes, der ihn zu vernichten geſchworen, hielt Gottfried Kinkel ſein Banner rein und unbefleckt in die Lüfte, das Banner des Staates der Bildung und Menſchlichkeit: das Banner der ſocialdemokratiſchen Republik!

4.

Vor allen übrigen Freiheitsgedanken, welche die Bruſt Kinkels beſeelten, war es das heiße Sehnen nach der Einheit Deutſchlands, die nur auf zwei Wegen — durch den Abſolutismus oder die conſequente Republik — zur Wahrheit werden kann. Laſſen wir den begeiſterten Mann auch hier mit dem eigenen Wort ſeine Anſicht vertreten:

„Was die Völker als ihren tiefſten und glühendſten Wunſch im Herzen tragen, Das vollbringen ſie auch, Das ſetzen ſie durch. Juda wurde als ein kleines Völkchen von dem Tyrannen Babylons aus ſeiner Heimath geriſſen: die Bücher ſeiner Geſchichte erzählen, daß von dem großen Königreiche damals, nach gräßlichen Vertilgungskriegen, nur noch etwa zwölftauſend Menſchen übrig geblieben waren. Aber dieſe Zwölftauſend trugen die Sehnſucht nach Zion, die Liebe zu Judäa's Felskappen und Heerdetriften mit in's Land der Verbannung. Die Heimkehr war ihr heißeſtes Verlangen, und ſiebenzig Jahre ſpäter, als die Tyrannei vertilgt war durch den Perſer, zogen viermal ſo Viele in das öde Vaterland zurück: — zwei Jahrhunderte ſpäter waren ſie ein Volk und ein Reich, mächtiger als Davids berühmte Herrſchaft.

Durch die Reformation entzündete ſich im Herzen des Deutſchen Volkes der Gedanke, daß jeder Menſch das Recht haben müſſe, ſeine Stellung zu Gott mit ſich ſelber auszumachen. Freiheit des Gottesdienſtes wurde die Sehnſucht der Nation. Bei allen Nachbarn erdrückte Eine Kirche die andere: durch Zwang der Fürſten wurden England und Schweden proteſtantiſch, durch gleichen Zwang blieben Frankreich und Spanien katholiſch. Der Deutſche ließ ſich Das nicht bieten: ſeine Leidenſchaft war einmal die Gewiſſensfreiheit. Er gab Alles auf — Ehre, Macht, innere Freiheit, Einfluß nach Außen, aber die Gewiſſensfreiheit gab er nicht auf. Dreißig blutige Jahre ſchlug er ſich für ſie im gräßlichſten Kannibalenkriege, der jemals auf Erden geraſt hat, und am Schluſſe dieſes Krieges rettete er im Frieden zu Münſter ſein Kleinod: — Katholiken und Proteſtanten wohnten von da an nebeneinander im Lande.

Was iſt jetzt die Leidenſchaft des Deutſchen? Das ſagt uns deutlich genug die Thatſache, daß ein Lied, größer als ſein Dichter, zum Nationalliede geworden iſt: ich meine „Des Deutſchen Vaterland.“ Wir wollen die Einheit: wir wollen Ein Volk ſein unter Einer Verfaſſung, unter gleichen Grundrechten, mit Einer und derſelben Volksvertretung und Regierung, und eben dadurch wollen wir einig werden nach Innen, ſtark nach Außen. Alle deutſchen Bewegungen ſeit 1806 haben dieſes Ziel angeſtrebt, alle Parteien ſtimmen in dieſem Loſungswort überein. Die Einheit iſt die tiefſte, unabweisliche Forderung im Gemüthe unſeres Volkes, und darum wird ſie Wahrheit werden — ſo oder ſo.

Seit Jahrhunderten wiſſen wir, daß unſere Fürſten dieſen Wunſch entwickelt haben. Die Kaiſer haben bei uns nicht, wie in Frankreich und England die Könige, abſolute Herrſcher werden können: der Adel blieb neben ihnen in Macht, aus ihm entſtanden die jetzigen Fürſtenhäuſer, und dieſe ſtellten ſich zuletzt unabhängig der Kaiſermacht entgegen. Klare Köpfe haben längſt eingeſehen, daß, ſo lange dieſe Fürſten bleiben, Einheit unmöglich iſt: allein dieſe Ueberzeugung mußte erſt aller Welt klar werden. Man glaubte zuletzt, die Sache mit der alten Form nochmals zum Guten wenden zu können, obwohl dieſe Form ſchon vor 42 Jahren, ja eigentlich ſeit fünf Jahrhunderten ſich als unnütz erwieſen hatte: man ſchuf nämlich ein Kaiſerthum, neben welchem man die Fürſten dennoch beſtehen ließ.

Auch über Dieſes iſt Deutſchland nun enttäuſcht. Statt den Willen der Nation zu achten, legt der Gewählte ſelber in die einheitsfeindliche Hand der Fürſten die Entſcheidung: von ihrer Gnade ſollen wir nach der letzten preußiſchen Note unſre Freiheit octroyirt bekommen: um die Freiheit und um die Einheit werden wir ſo mit Einem und demſelben Federſtrich betrogen.

Die Entrüſtung in allen Klaſſen des Volkes beweiſt, daß uns Deutſchen endlich die Augen aufgegangen ſind. Hinter uns und unſern Wünſchen haben die Fürſten ſelbſt die Brücke abgebrochen, unter ihrer Leitung kommen wir nicht zur Einheit! Wir ſtehen mitten in der reißenden Fluth, die uns raſch in ihre Strudel fortzieht, wenn wir das Gefährlichſte von Allem: das Stilleſtehen verſuchen. Nur vor uns liegt Land, liegt eine Rettung, und ſie heißt Republik. Wir werden nicht mehr gefragt. Was wir wollen oder wünſchen, nur um ein Müſſen handelt es ſich, und dies Müſſen lautet: Untergehn oder durchſchwimmen, Knute oder Freiheitsmütze, Bürgerkrieg oder Einheit!“ *)

Dies Streben nach der Einheit Deutſchlands zieht ſich durch alle politiſchen Handlungen und Aufſätze Kinkels hindurch. So glühte ſein Herz in edlem Zorn, als dieſe Idee ſchon am 6. Auguſt 1848 den empfindlichſten Schlag erhielt. „Es iſt geſchehen“, ſchrieb er,**) „was wir freilich ſchon geſtern Alles vorauswußten: die Schwäche von der einen Seite und von der andern jene beweinenswürdige diplomatiſche Pfiffigkeit, die von der Hand in den Mund lebt, und die Donau geſtopft zu haben glaubt, wenn ſie den Fuß einen Augenblick auf deren Quelle ſetzt — dieſe beiden lieben Kinder in

---

*) Neue Bonner Zeitung. Jahrgang 1849. No. 105.

**) Bonner Zeitung. Jahrgang 1848. No. 90.

Deutſchland haben das Kunſtſtück fertig gebracht Das Preußiſche Militair hat dem Erzherzog Reichsverweſer heute nicht gehuldigt.

Zuerſt müſſen wir uns Glück wünſchen zu dem Reichsminiſter, Herrn Generalmajor von Peucker, und zu der Geſinnung, in welcher er dieſe Huldigung befohlen hat. Deutſchland glaubte ſchon, es ſei ihm, außer Wrangel, aus den Colonnen des Heeres noch ein zweiter Mann aufgeſtanden: ein friſcher Jubel ſcholl jenem militairiſch kurz gefaßten Paradebefehl nach, und einen Augenblick konnte man wieder von Deutſchlands Einheit ſchwärmen. Aber dies genothängſtete Schreiben des Mannes, das uns die „Kölniſche Zeitung“ von heute bringt! Aufſtände, ſo ſchreibt er, müßten wir doch ſchnell unterdrücken können, durften alſo, wenn wieder in Baden das: Hecker hoch! erſchölle, „die Truppen nicht in Unkenntniß darüber laſſen, daß eine Centralgewalt exiſtire.“ Unſchuldige Knäblein unſerer Kaſernen, denen ihr Feldwebel vom Erzherzog Johann noch kein Wort geſagt! Als ob je, wenn es galt, republikaniſche Volksbewegungen zu unterdrücken, ein braver Deutſcher Fürſt ſeine Truppen verweigert hätte! Als ob aber auch bei ſo dringlichem Anlaß“ man mit dieſem Akt zwei Wochen hätte zögern dürfen! Mehr aber, als die Verpflichtung gegen das Volk zu ſchweidnitzen, ſollten — ſo meint der Herr Kriegsminiſter — die Truppen durch jene Huldigung ja nicht übernehmen: denn, ſpricht Herr von Peucker, „es iſt allerdings geſagt, daß den Truppen Gelegenheit gegeben werden ſollte, dem Erzherzog eine Huldigung darzubringen; zwiſchen Huldigung im politiſchen Sinne und Jemandem durch ein dreimaliges Hurrah eine Huldigung darbringen, iſt aber ein Unterſchied, wie zwiſchen Tag und Nacht.“ Wir beneiden Herrn von Peucker nicht allein um den Stil dieſes Satzes, ſondern auch um dieſes ganz neue Gleichniß von Tag und Nacht, und noch mehr um deſſen koſtbare Anwendung. „Ein Eid — ſo könnte man nach demſelben Grundſatze ſagen — ein Eid in juriſtiſchem Sinne gilt Was: wenn du aber bei einem Eid die zwei Finger ausſtreckſt, ſo bindet er dich nicht.“ Allein Herr von Peucker hat ganz Recht: wenn es gilt, Republikaner oder Bürgergardiſten zuſammenzuſchießen, dann bindet den Soldaten die Huldigung, die durch Hurrah geſchieht; wenn es aber darauf ankommt, fürſtliche Sonderbündelei zu zerbrechen, dann iſt die Huldigung nur ſo gültig, wenn kein Hurrah dabei war. Hurrah! Hurrah! Hurrah!

Wie hätte nun das Berliner Cabinet dieſem Meiſterſtück von Caſuiſtik begegnen können, ohne aus dem ſeit der Märzrevolution wieder ſtark (ſtärker als die Finanzen) angewachſenen Schatze der berühmten „Preußiſchen Kniffe“ ſich einen ähnlichen Rattenkönig herauszuholen und vor der ſtaunenden Welt ſich zu Tode zappeln zu laſſen? Man beſchaue ſich dieſen Rattenkönig wohl! „Es kann — ſo heißt es — nicht überraſchen, wenn außer Oeſterreich und Preußen die andern Deutſchen Staaten die angeordnete Huldigungsrede ſofort vollziehen laſſen.“ Weil ſie kleiner ſind, natürlich, und weil ſie ſich alſo ducken müſſen — Gott bewahre! weil ſie „bekanntlich rein Deutſch ſind.“ Wir danken für dieſe Bemerkung, daß Preußen nicht rein Deutſch ſei, obwohl ſie uns freilich niemals neu war, und heute uns am Allerwenigſten neu vorkommt. Alſo weil Preußen noch das Stückchen Poſen hat, das nicht zum Bund gehört, deßwegen kann ſein ganzes Heer nicht als Deutſches gelten? Oder will es im Ernſt gar auf Neufchatel wieder Anſprüche machen? Dann aber meint das Cabinet ferner, daß Preußen ja ein viel größeres Heer habe, als es pflichtmäßig halten müſſe. „Das Preußiſche Heer bildet nicht bloß das Bundescontingent, ſondern daſſelbe iſt in einer weit darüber hinausgehenden Stärke, mit alleinigen Opfern des Preußiſchen Volkes (ja, Das weiß Gott!), aber zur gemeinſchaftlichen Sicherheit Deutſchlands, ſeit dem Urſprunge des Deutſchen Bundes erhalten worden.“ Alſo die Huldigung rechnet man nach Zahlen und nicht nach der Geſinnung: denn es wäre ja Schade, wenn bei der Gelegenheit Ein Preuße mehr mit Deutſchland ſich verpflichtete, als abſolut nothwendig iſt. Und weil man ein Gründchen zu haben meint, die über das Contingent hinausgehende Zahl nicht huldigen zu laſſen, ſo macht man ſich's bequem, und läßt auch das Contingent ſelber nicht huldigen. Da nun aber Das wieder bei den berüchtigten Unzufriedenen am Rhein und in Süddeutſchland böſes Blut ſetzen könnte, ſo macht man zuletzt doch wieder ein Pförtchen auf, und läßt die Armee in Schleswig-Holſtein und die in den aufgeregteſten Garniſonen von Mainz und Luxemburg liegenden Truppen huldigen, während anderwärts die Soldaten eingelernt werden, ſtets zu ſagen: Wir wollen Preußen bleiben, und keine Deutſche werden!

In Menagerieen und Naturmuſeen ſieht man oft alte Mütterchen ſtehen, in eine Art frommer Andacht verſunken. So die „Kölniſche Zeitung“: mit lächelnder Großmuttermiene, über den Erfolg beim „Publikum“ vollkommen geſichert, beſchaut ſie ſich dieſen Berliner Rattenkönig, und murmelt leiſe: „Du grundgütiger Gott, wie groß iſt dein Thierreich!“

Wir aber wiſſen, daß es mit den Pfiffen vorbei iſt. Wollt Ihr der Reichsacht verfallen, dann handelt wenigſtens groß, wie ſeinerſeits der alte Fritz, als er nicht allein dem Reich, ſondern der ganzen Ordnung der Dinge den Krieg ankündigte! Doch ich vergaß — es ſcheint dieſem Staat trotz ſeiner alten Ehren nicht einmal die Glorie vom Schickſal beſtimmt, groß unterzugehen: er arbeitet einem leiſen Zerfall entgegen; und ſeine unnatürlich aneinander gewachſenen, weit ausgereckten Glieder werden ſich ſchmerzloſer löſen, als jetzt die Glieder Oeſterreichs.“

Aus demſelben Standpunkte geſchrieben, brachte die „Bonner Zeitung“ vom 1. September deſſ. J. einen Leitartikel über

Preußen im Verhältniß zu Deutſchland.

„Zur Entſcheidung dieſer Frage, namentlich: ob wir getroſt in Deutſchland aufzugehen haben, bedarf es eines Rückblickes in die Vergangenheit. Wir müſſen uns einen objectiven Standpunkt ſuchen, um einen freien Blick über Europa werfen zu können: Wie es war! Wie es iſt! Wie es ſein wird! Wir müſſen uns klar machen, welchem böſen Geſchick wir entgangen ſind, das unſere Fürſten auf ihren Congreſſen uns zugedacht hatten; zum Dank für die unerhörten Opfer, welche ihre treuen Völker ihnen gebracht; Opfer, die noch vom Blut unſerer Väter und Brüder — zur Zeit dieſer Congreſſe — rauchten. Wir finden darnach fünf Großmächte über die Geſchicke von Europa zu Gericht ſitzen, und wären dieſe unter ſich einig geweſen, man hätte die Luft zum Athmen mit Steuern belegen können, wir hätten nicht wagen dürfen zu muckſen! Aber: Allah iſt groß! ſagt der Muhamedaner. Dieſe Fünf ſchieden ſich — ihrer Natur nach — bald ſich in zwei ſich gegenüberſtehende Lager. Auf der einen Seite — der liberalen, vermöge ihrer Conſtitutionen — ſtanden England und Frankreich. Auf der andern Oeſtreich, Preußen und Rußland mit einem langen Schweif von kleinen Trabanten. Sie nannten ſich die „heilige Alliance!“ Man kann ſehen, Was es mit dieſem „heilig“ auf ſich hatte, wenn man bedenkt, daß ein Metternich der Mittelpunkt dieſes heiligen Sonnenſyſtems war; wenn man bedenkt, daß „heilig“ identiſch war mit: „nicht denken! nicht reden!“ daß nach Talleyrand bei uns die Sprache nur erfunden war, um ſeine Gedanken zu verbergen! Daher kam es auch, daß ſich die Sympathieen der Völker von ſolcher Heiligkeit ab- und der profanen

Freiheit von England und Frankreich zuwandten, welche beiden dadurch in ihrer natürlichen Alliance, durch welche ſie allein ſchon die Geſchicke von Europa in der Hand hatten, unbezwinglich wurden und uns die politiſchen Geſetze peremtoriſch diktirten. Nordamerika blieb ganz aus dem Spiel, da ſeine kluge Politik ſich in die Europäiſchen Angelegenheiten nicht miſcht, aber auch keine Einmiſchung in Amerika duldet. So erhielten England und Frankreich alliirt — trotz eines gewaltſamen Dynaſtienwechſels in letzterem — einen 33jährigen künſtlichen Frieden, welcher ihnen ſelbſt, zum Glück! Lebensbedingung war. Was hätte ihnen auch entgegenſein ſollen? Deutſchland — in 38 Fetzen geſondert, wovon jeder ſeine eigene Farbe trug — war ein ohnmächtiger Nachbar, und fügte ſich ſtets willig, froh: in ſeinem despotiſchen Frieden gelaſſen zu werden. Spanien — durch ſeine Politik und Thronfolge in fortwährenden Bürgerkriegen erhalten — wurde immer machtloſer. Oeſterreich, jeden Choc — wie ſich jetzt herausgeſtellt hat — mit Recht fürchtend, war nie ſchwierig. Und Rußland hatte zu Viel mit ſich ſelbſt und mit Anbahnung des Weges nach Konſtantinopel zu thun, um ſich nicht froh zu fühlen, kein Waffengeſchäft in Europa zu haben, da der Kaukaſus ohnedies ſeine Lebenskräfte ſo ſtark abſorbirte. Was thaten nun England und Frankreich, um ſich die Sympathieen der Völker zu bewahren? Statt den Fortſchritt der Freiheit zu befördern, unterdrückten ſie ſyſtematiſch ihre eigenen Völker, arbeiteten ſo der unerträglichen Despotie der heiligen Alliance in die Hände, verfolgten dabei egoiſtiſche Zwecke, blieben daher in ſteten Reibungen, und konnten durch gegenſeitige Eiferſucht und Nationalhaß zu keiner einigen Kraft gelangen. Als dann Louis Philipp mit ſeiner bekannten unmännlichen Schlauheit England ſo arg hinter's Licht führte, und ſeinen Sohn, den Duc de Montpenſier, durch die Heirath mit der Schweſter der Königin Iſabella auf den ſpaniſchen Thron zu escamotiren ſuchte, und ſo beinahe den blutigen Erbfolgekrieg von 1701 wiederholte, war der Bruch zwiſchen Beiden unheilbar. Louis Philipp, um ſich gegen England zu ſtärken, warf ſich nun der heiligen Alliance ganz in die Arme, unterſtützte den von ihr protegirten Sonderbund mit ſeinen Jeſuiten in der Schweiz, ließ Krakau, das letzte Bollwerk der Polniſchen Freiheit — jedoch mit einem perfiden Scheinproteſt — an Oeſtreich verhandeln, und gab ſo dem auf Frankreich hoffenden Liberalismus den letzten Todesſtoß. Das konnte man damals an den verdüſterten Augen der Polen, welche zu Tauſenden als Flüchtlinge in Frankreich lebten, gewahr werden. Und auch für uns ſchien Alles verloren, was ſich in den Worten des Königs in ſeiner Thronrede — ſie lauteten ungefähr: „es wird in mir immer klarer, den Beifall des großen Haufens zu verachten" — deutlich ankündigte. Es war eine hoffnungsloſe Zeit! Allein man muß dem Fatalismus des Muhamedaners Recht geben: — Allah iſt groß! Die Orleans waren für England in Frankreich unmöglich geworden. — Was der Hungersnoth mit ihren Aufſtänden und beſänftigenden Guillotinen im Jahr 1847 nicht gelang, das glückte einem Reformbankett in Paris! Die Revolution brach aus — Louis Philipp wurde verjagt — und wir waren gerettet!

Die **Coalition der Europäiſchen Fürſten** hat uns verrathen; ſie hat unſerer Treue ohne Ende in ihren Congreſſen Hohn geſprochen. **Daß dieſe Coalition nicht wiederkehre, muß unſer eifrigſtes Streben ſein; denn mit ihr würden wir das alte Unterdrückungsſyſtem haben.** Wo dieſe Coalition noch beſtand — in Deutſchland — mußte man ihr die Coalition des ſouverainen Volkes entgegenſetzen. Dies war die urſprüngliche Idee unſerer National-Verſammlung in Frankfurt. Wir begrüßten dieſe Idee mit Jubel, gingen auf das gegebene Schiboleth freudig in Deutſchland auf! Kann ſich Das in ſo kurzer Zeit ſo geändert haben durch die Wahl eines unverantwortlichen Reichsverweſers? Gewiß nicht! In irgend Etwas muß ſich doch die executive Gewalt der ſouverainen Völker concentriren. Dies geſchieht in eben dieſem Reichsverweſer — ob verantwortlich oder unverantwortlich — und deßhalb muß man dieſes Faktum als eine große Errungenſchaft begrüßen. Aber dieſe Rückſichten ſind es nicht allein, welche uns zur Einheit mit Deutſchland beſtimmen müſſen. Wir können das alte Militairſyſtem nicht mehr durchführen, welches uns gegen Rußland und Frankreich ſtark machte, und ein gewichtiges Wort mitſprechen ließ; denn unſer Proletariat — jetzt ſchon ſo übermäßig — würde dadurch noch mehr um ſich greifen und uns in einigen Decennien ganz an den Abgrund bringen. Wir würden als allein ſtehende

Großmacht den Militair-Etat ſogar noch vergrößern müſſen, da die Friedens-Coalition vernichtet iſt, und an ihre Statt kriegsluſtige und mächtige Nachbarn getreten ſind. Wollen wir wieder Allianceen ſuchen, und der Satellit entweder von Frankreich oder Rußland werden? Ein Volk wird nur durch ſich ſelbſt groß: daher muß Preußen ein Deutſches ſein! Der kleine Dänenkrieg hat unſre Ohnmacht in ihrer ganzen Blöße gezeigt, und bewieſen, daß wir ohne Kriegsflotte nicht mehr exiſtiren können. Zu ſolchem Unternehmen iſt Preußen allein aber zu arm und würde dadurch nur noch ſchneller ſeinem Untergange entgegen eilen. Aber — ſagen die Conſervativen — Preußen hat eine **große Geſchichte** zu bewahren, und kann deßhalb nicht in Deutſchland aufgehen. Dieſe Geſchichte als große Geſchichte datirt ſich von der Schlacht bei Fehrbellin, alſo von hundert und einigen ſechszig Jahren her. Baiern, Schwaben, Franken, Sachſen u. ſ. w. haben eine tauſendjährige große Geſchichte, werden aber doch in Deutſchland aufgehen. Die ſtolze Roma giebt uns ein großes Beiſpiel: ſie wird mit ihren mehr als zweitauſendjährigen Erinnerungen in Italien aufgehen. Geſetzt nun, Preußen ſagte ſich los von Deutſchland, um auch ferner auf eignen Füßen zu ſtehen: ſo würde es freilich ſeine alten Erinnerungen bewahren, aber die neuen würden nicht erhebend ſein, und ſich vielleicht gar in ein Nichts verlieren. Die Rheinlande, Weſtfalen, Sachſen, Schleſien würden ſich wahrſcheinlich zu Deutſchland ſchlagen, denn ſie haben keine große Preußiſche Geſchichte; einige ſogar nur eine 33jährige, — die unerquicklichſte, welche ein Volk haben kann, — während ſie doch in der Deutſchen Geſchichte ſchon beinahe ſeit zweitauſend Jahren auftreten. Und von allen Errungenſchaften durch Friedrich den Großen und durch die Freiheitskriege würde uns Nichts bleiben, als Was jetzt noch „mit Gott für König und Vaterland“ ſchwärmt. Ein Bürgerkrieg wäre dann unvermeidlich, indem ganz Deutſchland gegen uns ſtehen würde, und riefen wir die Ruſſen zu Hülfe, ſo hätten wir ſofort 2 bis 300,000 Mann Franzoſen in Deutſchland. Ein Kampf würde entbrennen, wie wir vielleicht noch keinen geſehen, und unſre unglückliche deutſche Muttererde verfiele wieder ihrem alten Fluch: ſich im Blut ihrer eigenen Kinder baden zu müſſen. Denken wir uns dann das Schreckliche, in dieſem Kampfe vielleicht zu erliegen, ſo wäre die gewaltſame Wiederherſtellung Polens gewiß, und wir könnten dann leicht gezwungen ſein — wenigſtens Pommern und Preußen — in Polen aufzugehen. Solch ein Strafgericht wäre doch zu hart; machen wir uns mindeſtens ſeiner nicht ſchuldig, indem wir die angeſtammten Brüder wortbrüchig verlaſſen. Daß wir in Deutſchland aufgehen, iſt kein politiſcher Selbſtmord! Wenigſtens haben wir uns vor dieſem Tode nicht zu fürchten, welcher uns ein glorreiches Wiederauferſtehen gewiß macht. Ein politiſcher Selbſtmord iſt es, wenn wir uns von Deutſchland losſagen. Die egoiſtiſche Ideen: Deutſchland müſſe in Preußen aufgehen! kann nur das Stockpreußenthum — das uns ſchon ſo vielen Haß zugezogen hat — ausgeheckt haben. Man beruft ſich — und mit Recht — auf die alte und neue bewährte Preußiſche Tapferkeit. Aber man kennt ſein großes Vaterland nicht, oder will es nicht kennen, wenn man den Bruderſtämmen das Erbtheil des Muthes unſerer Altvordern ſchmälern will. Als wenn wir nicht wüßten, daß die Baiern, Badenſer, Würtemberger, Heſſen und Sachſen Napoleons beſte Truppen waren, daß die Sachſen durch ihren Heldenmuth die Schlacht von Wagram entſchieden, daß die Hannoveraner bei Waterloo gegen die alten Garden Napoleons wie Mauern ſtanden, bis Blücher herankommen konnte. Dem Verdienſte ſeine Kronen! Alſo laßt uns ſein, Was wir ſeit über tauſend Jahren, und noch ehe an ein Preußen gedacht wurde, geweſen ſind: — Deutſche! Deutſche mit Leib und Seele! Zu Preußens und Deutſchlands Heil!"

Hatte wohl der Mann, welcher ſolche Anſichten verbreitete, Unrecht, vor dem Kriegsgerichte zu Raſtatt auszurufen: "Wenn man mit ſolchen Geſinnungen ein „ſchlechter Preuße" iſt, ja, dann begehre ich freilich kein guter Preuße zu ſein, dann will ich mich aber auch mit Hardenberg tröſten, den man 1805, weil er zu kühner Politik und offnem Bruch mit dem Reichsfeinde rieth, vorwarf: er ſei ein Verräther und gar mit Engliſchem Golde beſtochen, bis dann freilich das Jahr 1806 zeigte, wie furchtbar richtig er die Dinge überſah!"

5.

Als Kinkel ſeine politiſche Laufbahn begann, war er noch keineswegs ein ſo entſchiedener und conſequenter Republikaner, als manche der übrigen Volksführer. Die „Neue Rheiniſche Zeitung“ griff ihn damals nicht ſelten an, und wie ſeine ganze Entwicklung nie ſprungweiſe fortſchritt, ſo reiften auch ſeine politiſchen Anſichten nur allmälig unter dem Einfluſſe der Zeit, welche ihn von Stufe zu Stufe fortdrängte. Die Verſe:

„So ſteht es feſt nach ewigen Geſetzen:
Der Dulder herrſcht! Es will den Stahl die Welt;
Sie muß uns ſelbſt zum Kampf die Schneide wetzen,
Und unfreiwillig wird der Mann ein Held!“

finden gerade auf ihn die vollſte Anwendung. — Zuerſt hielt Kinkel eine Vereinbarung zwiſchen Fürſt und Volk noch für möglich, bis ihm die Annahme des Malmöer Waffenſtillſtandes ganz die Augen öffnete. Und man muß geſtehen, daß in letzter Zeit es ſelbſt den Loyalſten, wofern ſie nicht abſolut Gläubige

---

*) Der Welt Trotz! Ged. S. 120.

in jeder Beziehung ſind, ſondern irgend logiſche Tüchtigkeit beſitzen, zur Nothwendigkeit geworden iſt: entweder auf die äußerſte Rechte oder äußerſte Linke zu rücken, alſo in jedem Fall Oppoſition gegen die Regierung zu machen. Nach Rechts gehen die Liebloſen und Egoiſten, nach Links Alle, die noch Vertrauen zur Menſchheit und Haß gegen die Barbarei hegen. Jener ſchmachvolle Waffenſtillſtand, als deſſen Reſultat wir das Blutbad von Friedericia und die Niederlage von Idſtedt betrachten, war der erſte heimtückiſche Gewaltakt — ſie folgten ſeitdem hundertfältig — den die Dynaſtien wider die Völker wagten, er war der erſte Schritt zu der jetzigen Verſunkenheit Deutſchlands, er mußte Allen, die Liebe zum Vaterland und zu den Menſchen in der Bruſt tragen, die Augen öffnen. Kinkel ſchrieb bei dieſer Gelegenheit:

„Unſre Zeitung legt heute auf drei Tage Trauer an, weil vorgeſtern, Samstag Abends um 8 Uhr, die Frankfurter Nationalverſammlung mit der traurigen Mehrheit von 258 gegen 237 Stimmen den Waffenſtillſtand mit Dänemark angenommen hat.

„Deutſchland wird frei werden, heute ſo gewiß wie vorgeſtern. Aber der Weg führt nun durch die dunkle Nacht. Das Volk wird dieſen Weg nicht mehr mit ſeinen Vertretern an der Spitze, es wird ihn für ſich allein ſuchen.

„Gramvoll, aber muthig und ungebeugt, wie am Tage des ſchönſten Sieges, erheben wir unſere Hand, unſere Stimme, und rufen:

„Es lebe die Freiheit!
„Es lebe die Einheit Deutſchlands!
„Es lebe das Volk und ſein feſter Wille!“ *)

Von nun ab konnte Kinkel keine Zweifel mehr über den Weg, welcher einzig zur Freiheit führt. Es bedurfte kaum noch der grauenvollen Oktobertage von Wien, um ihn mit Leib und Seele auf den Pfad der neuen Revolution zu drängen, den er jetzt in keinem Augenblicke mehr verließ. Nichts konnte ihn mehr erſchüttern, weder die Septembertage von Frankfurt, noch die neue Schilderhebung Struve's in Baden; er erkannte allenthalben das Recht des Gefühls, das die Streitenden beſeelte, und konnte ſich höchſtens beklagen über die Blindheit des Volkes und nicht ſelten auch ſeiner Führer.

Bei Alledem wich Kinkel keinen Schritt von dem Pfade der Menſchlichkeit, der Bildung und Gerechtigkeit, für deren Sieg er ſein Leben einſetzte. „Es iſt wahr,“ ſagte er bei der Freiſprechung Freiligrath's, **) „mit Kanonen und Säbeln haben ſie die Demokraten bezwungen, in Frankfurt, Stauffen und Köln, denn noch ſind ihnen die Kanonen und Säbel zur Verfügung. Aber wie wir ſie nach ihren kurzen Maitriumphen überall vor dem Volke geſchlagen haben, ſo bezwingen wir ſie jetzt vor den Schranken. Die

---

*) B. Ztg. Jahrg. 1848. Nr. 128.
**) B. Ztg. Jahrg. 1848. Nr. 140.

Gerichtsbarkeit, ſobald ſie die Feder und den Geiſt zu verfolgen begann, iſt überall lächerlich geworden, und ſelbſt im ernſteren Gefecht zog ſie wenigſtens den Kürzeren. In München löſt ſich der Anklagegrund gegen die Demokraten in einen Studentenwitz auf. In Berlin wird den Richtern bewieſen, daß ſie Cohnheim entweder freiſprechen, oder, weil er einen republikaniſchen Katechismus geſchrieben hat, nach dem beſtehenden Geſetz von Unten auf rädern müſſen. In Düſſeldorf werden durch Geſchworene Freiligrath und Wulff befreit; die Freiſprechung von Anneke, Gottſchalk und den übrigen, nicht durch Anderes, als ſie, gravirten Kölnern iſt darin ſchon mitenthalten. In Würtemberg hat Rau ſich freiwillig geſtellt, ſeine Strafe kann nicht ſchwer ausfallen; in Baden aber iſt Struve auf dem rechtlichen Wege ebenfalls vor Geſchworne gewieſen, und auch hier kann von einem Todesurtheil nicht mehr die Rede ſein.

„Wir freuen uns dieſer Thatſachen um des Vaterlandes und ſeiner Zukunft willen. Es iſt der größte Gewinn für ein revolutionirtes Volk, wenn die Bewegung **menſchlich bleibt.** Mit jeder Freiſprechung eines Volksmannes werden zwar die Throne lockerer, aber es wird auch immer ſicherer, daß ſie ohne Blut und Grauſamkeit von Seiten des Volkes einſtürzen werden. „Ein Volk — ſo ſagte zu uns jüngſt der hochverſtändige und edelherzige Henry Brisbane aus New-York — iſt ſtets nur ſo grauſam wie ſeine

Beherrſcher.“ Sehen wir alſo die für den Augenblick äußerlich ſiegende Partei der Fürſten, gleichviel ob gutwillig oder durch Geſetzeszwang, innerhalb der Grenzen der Menſchlichkeit verbleiben, dann rückt Schritt vor Schritt auch die **Guillotine,** — und ſelbſt die **Laterne der Volksjuſtiz** — weiter fort in's Reich der **ſittlichen Unmöglichkeit,** und ſelbſt die rothe Republik der arbeitenden Klaſſen verwandelt ihre Blutfarbe in die Roſengluth der Liebe. Deutſchland hat alle Hoffnung, vermöge ſeines nordiſchen Herzens und ſeiner hochentwickelten Menſchlichkeit eine Republik aus ſeinem Volksthume zu erzeugen, die mit dem Weine des Geiſtes, nicht aber mit dem Blut der Bürger ihre Taufe erhält. Männer aller Parteien! Mehr, als der Weg, iſt das Ziel! Höher, als die Politik, gilt die Menſchlichkeit und ihre Blüthe und Frucht: die Bildung, die Liebe, die Schönheit! Wer ein edel Herz hat, der helfe dazu, daß von beiden Seiten Dies Niemand vergeſſe!“

Dies ſind die Grundſätze, dies die Anſichten eines Mannes, den man als einen wilden, fanatiſchen Blutmenſchen darzuſtellen ſucht, einen Rothen, der ſeine Farbe nicht von der Roſengluth der Liebe, ſondern von Bürgerblut herleite! Über die elende Verleumdung! Feind aller althergebrachten Barbarei, trat er ſchon im Januar des Jahres — als noch Keiner den raſchen Ausbruch der Revolution ahnte — den Kampf gegen die Todesſtrafe*) an. Dieſer Kampf war es vor allen, den er unerſchütterlich feſt und und kühn führte. Begeiſtert rief er nach den Beſchlüſſen des 4ten Auguſt:

„Kein Schaffot mehr!“ **)

„Mit Rührung ſchreiben wir es nieder, mit jener innigen, frommen Freude, die unſer Auge bei großen Siegen der Menſchlichkeit feuchtet: Das Deutſche Volk zu Frankfurt und gleichzeitig die Preußen zu Berlin haben die Todesſtrafe abgeſchafft! Eine Fahne hat heute ſchon geſiegt, deren Vertheidigung noch vor drei Monaten hier in unſerm Bonn mit einem gemeinen anonymen Artikel beworfen wurde! Wunderbar! Es war Eine und dieſelbe Zeit, als beide Verſammlungen ihre Beſchlüſſe faßten, es war die Nachmittagsſtunde des 4. Auguſt, eines ſchon in den Annalen der Menſchlichkeit durch jene franzöſiſche Nacht glänzenden Tages, in welcher Adel und Klerus ihre Vorrechte begeiſtert dem Vaterlande aufopferten. Deutſches, herrliches Volk! Du warſt das erſte, das dieſen Triumph der Liebe ſich errang! Während noch im Januar d. J. der alte Geſetzgebungslandtag der Reichen und Adligen zu Berlin die Schmach auf Dich lud, zu ſagen: Du wollteſt das Blut der Verirrten, und darum müſſe man Dir das Blut gewähren — haſt Du heute, endlich Deines eignen Willens mächtig, kraftvoll proteſtirt gegen dieſe Verleumdung, und Deine reine Stirn abgewandt vom Greueldampfe der Schaffotte. „Der erſte Fürſt — ſpricht Verrina zu Fiesko — war ein Mörder, er führte den Purpur ein, die Flecken ſeiner That in dieſer Blutfarbe zu verſtecken.“ Schauet das Gegenbild: ein Volk, das freigeworden iſt, bedarf des Blutpurpurs nicht, um ſeiner Majeſtät und Machtvollkommenheit gewiß zu ſein. In Berlin iſt die Todesſtrafe mit 291 gegen 27 Stimmen abgeſchafft worden, und beinahe hätte auch der Verbeſſerungsvorſchlag „ohne alle Ausnahmen“ geſiegt; über die Ausnahmen wird noch debattirt werden. In Frankfurt ſtürzte die Todesſtrafe mit 288 gegen 146 Stimmen, jedoch mit Vorbehalt ihrer Beibehaltung für Kriegsgerichte. Zugleich that man in Frankfurt den faſt nicht minder großen Schritt zur Abſchaffung aller die Menſchenwürde ſchändenden Strafarten, nämlich der körperlichen Züchtigung, der Brandmarkung und des Prangers. Erſt mit dieſen Geſetzen ſchreiten wir aus dem greuelvollen Staat des Mittelalters vollſtändig in den Staat der Humanität hinüber. Dieſer Sieg iſt Mehr als eine gewonnene Schlacht, und wird ſich vollenden durch die Reform der Gefängnißſtrafen und die Umwandlung der Strafarbeit in Beſſerungskolonieen.“

---

*) Siehe das Gedicht S. 54 dieſes Bandes.

**) B. Ztg. Jahrg. 1848. No. 90.

Mit derſelben Begeiſterung, zu welcher ihn die Aufhebung dieſes barbariſchen Inſtituts entflammte, ſchleuderte er ſeinen ganzen Manneszorn auf Diejenigen, welche jenes Geſetz zu erhalten ſuchten. „Verlockung der Hölle — ſchrie es in ihm empor*) — ſolche Geſetze zu dekretiren! Mit welchem Wort ſoll man dieſe Verblendung ſonſt doch beſonnener Männer bezeichnen? In einer Zeit, wo das Rad der Geſchichte ſauſend fortrollt, wo das Volk in jedem Augenblick — und einmal doch ſicher — das Rächerſchwert in ſeine Fauſt bekommen kann, — zu ſolch einer Zeit Blutgeſetze zu unterſtützen, aus denen nothwendig eine grauenvolle Erndte hervorgehen muß! In ſolcher Stunde auch uns anzudrohen, Was ſeitdem das Wiener Volk erlitten hat! Noch einmal dem Blutdurſt ſiegreicher Soldaten die entwaffneten Gefangenen preiszugeben, und nicht einmal zu bedenken, wie nach ſolchen Vorgängen das Volk dereinſt ſeinen Sieg benutzen wird, in welchem es dann nothwendig eine gottberechtigte Blutrache erkennt!

„Manche Menſchen waren bisher gegen die Republik, weil ſie von Anno 93 her noch einen traditionellen Blutgeruch an ſich trug. Wenn über 50 Jahre die alte Monarchie auf Erden nur noch in der Erinnerung lebt, dann wird ihr Geſpenſt einen viel blutigeren Schleier tragen als jene, und mit Kopfſchütteln und Unglauben wird man es Deutſchen Univerſitätsſtädten nacherzählen, daß ſie Anno 1848 Vertreter wählten, die Geſetze unterſtützten, deren raſender Unverſtand nur durch ihre Herzloſigkeit aufgewogen ward.“

---

*) Ein Wörtchen an den Abgeordneten Bauerband. B. Ztg. vom 26ſten November 1848.

Daß Kinkel mit der gleichen Ehrlichkeit ſchonungslos die Verbrechen ſeiner eignen Partei tadelte, ſehen wir unter Anderm auch aus den Worten, die er bei Gelegenheit des Frankfurter Aufſtandes in ſeinem Blatte gegen die Mörder Lichnowsky's und Auerswald's ſchleuderte. Wir theilen das Weſentliche des ganzen Artikels mit, damit wir klar den Standpunkt Kinkels in ſeiner ganzen Reinheit erkennen:

Gerechtigkeit! *)

Victrix causa Diis placuit, sed victa Catoni!

I.

— — — — — — — — — — — — —

„Wenn wir den greulichſten Verbrecher, den Mörder ſeiner Mutter, nicht getödtet wiſſen wollen, ſo wird man uns wohl Glauben ſchenken, wenn wir ſagen: am Allerentſchiedenſten ſind wir gegen die Hinrichtung des politiſchen Verbrechers. Wir finden es unter allen Umſtänden und von jeder Partei einen Frevel, Jemanden für ſeine politiſche Ueberzeugung und für deren Folge — die politiſche That — mit ſeinem Kopfe verantwortlich zu machen.

„In Frankfurt iſt Das an zwei Abgeordneten geſchehen. Auerswald und Lichnowsky ſind von den Aufſtändiſchen gefangen, und als Gefangene getödtet worden.

---

*) B. Ztg. 1848. Nr. 131 und 136.

Dieſe That, von unſerem Standpunkte angeſehen, war eine ſchlechte und ſittenloſe That, vielleicht ebenſo ſchlecht und ſittenlos wie die Thaten des königlichen Mörders in Neapel. Wir ſagen noch mehr: Waren wir bei jener Tödtung zugegen, wir hätten mit unſerer Bruſt die Kolbenſtöße abgewehrt von der Bruſt ſelbſt des gehaßten Junkers, und unſer Leben eingeſetzt für das ſeinige. Wir hätten das gethan als Menſchen, weil wir eben jede durch Blut vollzogene Rache verabſcheuen; ebenſoſehr aber auch als Republikaner, weil jeder Blutstropfen den Weg zur Republik ſchlüpfriger und ſchwerer erſteiglich macht.

„Nachdem wir Dieſes vorausgeſchickt, können wir ohne Furcht vor Mißdeutung auf die ſchmachvollen Uebertreibungen hinweiſen, mit welchen die Volksfeinde dieſe Thatſachen ausbeuten und zugleich die unerhörte Stellung aufdecken, welche die beiden Abgeordneten dem Volke gegenüber freiwillig genommen haben.

„Zuerſt müſſen wir hier unſere eigene Parteianſicht über den ganzen Septemberkampf aufſtellen. Es beweiſt ſich in einer Kriſis, wie dieſer, der Mann und ſein Charakter. Viele der Linken ziehn ſich, nachdem die Sache geſcheitert iſt, von ihr zurück, und die ſelbſt ſich republikaniſch nennenden Zeitungen machen Schwenkungen. Wir nicht. Gegenüber der drohenden Militairgewalt, gegenüber den Mörderkugeln, mit der man unſere Perſon in vertraulichem Geſpräche bereits bedroht, und unſere Familie einzuſchüchtern verſucht *), gegenüber den Betſchweſter-Verleumdungen der royaliſtiſchen Blätter, ſprechen wir es ruhig aus: daß die Barrikadenkämpfer von einem *großen und berechtigten Gefühl* durchglüht waren, und daß das gleiche Gefühl, Gott ſei Dank! in Millionen Deutſcher Herzen glimmt. Es war kein Kampf um's tägliche Brod, es war nicht einmal der Kampf um eine Staatsform, um die Republik, oder um den Sieg über die Militairgewalt, es war auch keine ſociale Revolution: — es war Nichts, als *eine Demonſtration für die Ehre des Vaterlandes*, die man durch den ſchmachvollen Waffenſtillſtand als gefährdet anſah, und die auch durch ihn gefährdet und gekränkt iſt und bleibt trotz allen Majoritäten der Paulskirche.

„Was die Barrikadenmänner wollten? Wir wiſſen es nicht. Ein Attentat auf die Nationalverſammlung? Das hat ſich nicht beſtätigt. Die Republik? Nein, denn die Hanauer, welche 1600 Mann ſtark und wohlbewaffnet vor dem Thore ſtanden, und auch ſtehen geblieben ſind, wollten ihnen helfen, *wenn* ſie die Republik ausriefen. Plünderung? Wahrlich nein, denn von Schreibens nicht wohl kundigen Arbeitshänden ſtand an den Läden geſchrieben: „Heilig iſt das Eigenthum — Tod!“ Der ganze Aufſtand hat etwas Räthſelhaftes, Was ſein Endziel angeht: er war nicht durch Verſchwörung gemacht, er war ein bloßes Auflodern des tief verletzten, trotz allen Adreſſen und Lebensäußerungen von der Paulskirche nicht beachteten Volksgefühls.

---

*) Siehe die Briefe S. 98 und 99 dieſes Bandes.

„Dies Volksgefühl aber iſt durch die Niederlage dieſer ſeiner erſten Opfer nicht erſtickt: durch dieſe hundert Todte wird die Annahme des Waffenſtillſtandes nicht um ein Haarbreit ehrenvoller, als vorher. Das Volk ſchwankt nicht wie Cabinette — und wie Redacteure dicht vor dem neuen Abonnement! Das Volk wird den Proteſt gegen den däniſchen Vertrag und gegen das hiemit dem Preußiſchen Cabinet ertheilte Vertrauensvotum darum nicht fallen laſſen, weil den erſten Vorkämpfern dieſes Proteſtes mit Kartätſchen geantwortet wurde! Die rührende Eintracht des Oeſtreichiſchen und Preußiſchen Militairs, welches mit dem Volkswillen am 6ten Auguſt dem Reichsverweſer nicht huldigte, gegen den Volkswillen aber in Sturmeseile auf Johann's Befehl heranflog — dieſe Eintracht wird den allgemeinen Zorn nicht ſchrecken. Es ſind geſetzliche Mittel genug da, mit denen wir die Bajonette abſtumpfen, trotz Herrn von Schmerling in Frankfurt und Herrn von Pfuel in Berlin.

„Möglich, daß die mächtigen Heeresrüſtungen Wrangels gegen Berlin, daß die drei Unglücksſterne über Wien: Jellachich, Radetzky und Windiſchgrätz einen neuen Ausbruch niederhalten oder im Blut erſticken.*)

---

*) Man beachte, daß dieſe prophetiſchen Worte bereits am 20ſten September aufgezeichnet ſind! Alles iſt eingetroffen.

Letzteres wäre ſchrecklich: aber es iſt billig, daß die Männer, welche ſo lange „keine Reaktion ſahen,“ daß all' die doctrinairen und profeſſoriſchen Volksleiter und Mittler, die zu jeder That eine ſo glänzende Unfähigkeit gezeigt haben, erſt dieſe Lection bekommen. Das Volk wird den Leidenskelch, den ihm die Paulskirche geboten hat, vielleicht bis auf die Hefen austrinken: aber er wird ihm Arzenei werden und als ſolche die Kriſe beſchleunigen, in welcher aus ſeinem geneſenden Körper alles Halbe, Faulige und Schwächende ausgeſtoßen wird. Was wir jetzt vor der Republik durchleiden, Das kommt uns doch zu Gute, indem es uns hernach, wenn wir ſie haben, den Läuterungsprozeß abkürzt. Namentlich wird eine ſolche Pauſe Allen das Bewußtſein bringen, daß nur die ſociale Republik, nicht das antike Staatsideal von Sparta und Rom, unſern Uebeln abhelfen kann. Und dies Bewußtſein wird uns beim endlichen Siege viele verkehrte Profeſſoren-Conſtitutiönchen und doctrinaire Experimentchen vom Leibe halten.

„Mit der Scheu, die uns vor Blut eigen iſt, wenden wir jetzt den Blick wieder auf jene dunkle Stelle vor dem Hanauer Thor, und wägen auch dort die auf beiden Seiten gleichvertheilt liegende Schuld.

II.

„Die mit unerhörter Sturmkraft heranbrandenden Wogen der Geſchichte haben es unmöglich gemacht, bis heute in dieſen Blättern den Raum, in unſerm Gemüthe die Sammlung zum Abſchluß dieſes Artikels zu finden. Wir leben jetzt raſch: das blutige Schauſpiel des Frankfurter Septemberkampfes iſt bereits von dem mildernden Nebel der Vergangenheit umfloſſen, neue Thatſachen bewegen uns mächtiger das Herz. Wir dürfen hoffen, daß unſer Verſuch, eine ruhige und unparteiiſche Anſicht über die Tödtung der beiden Abgeordneten zu gewinnen, jetzt leichter iſt, als im erſten Augenblicke der Aufregung.

„Wir treten auf die blutige Stelle unter dem Pappelbaume vor dem Hanauer Thor zu Frankfurt. Die verſchiedenartigſten Berichte ſind eingelaufen, jede Partei hat der Sache ihre Farbe geliehen. Unſtreitig die tiefſte Schmach von allen Blättern hat die „Kölniſche Zeitung“ auf ſich geladen, welche mit der Gier eines Haifiſches nach den möglichſt gräßlichen Berichten ſchnappte, um ſie ihren Leſern aufzutiſchen. Wir müſſen, Was die Vollziehung der Tödtung ſelbſt angeht, alle Erzählungen darüber, eben wegen der in ihnen ſich aufthürmenden Widerſprüche, abweiſen, bis die gerichtliche Unterſuchung ſtattgefunden hat; denn bis jetzt ſind ja noch nicht einmal die Hauptzeugen der That ermittelt. Dieſe Unterſuchung wird gewiß kommen, denn ein paar Inſurgenten aus dem Volke werden der Tödtung ihres Feindes angeſchuldigt: es wird alſo die Wahrheit ſicher an den Tag treten, und erſt dann darf von aktenmäßigen und amtlichen Berichten die Rede ſein.

„Heute heben wir nur heraus, daß gerade das menſchlich Unwürdigſte, nämlich die qualvolle Tödtung und die Verhöhnung eines Sterbenden als eines Don Quixote ſchon als Lüge daſteht. Der jüngſte Bericht in der „Zeitungshalle“ giebt an, daß man vielmehr die Gefangenen am Leben laſſen und Lichnowsky bloß als Geißel behalten wollte; ein Verſuch des Fürſten aber, einen ihn roh Anfaſſenden gewaltſam zurückzuweiſen, indem er dabei nach einer Flinte griff, habe ihm die Todeskugel zugezogen. Dabei fiel das herbe Wort: „Du haſt den Volksmann Hecker einen Hochverräther genannt, Du haſt keine Gnade mit ihm gehabt, wir haben keine mit Dir — ſtirb!“ Man hat jedenfalls — Das bleibt Thatſache — einen wehrloſen Gefangenen getödtet, und man hat folglich etwas Grauſames und Verwerfliches gethan: man hat ſich der Monarchie gleichgeſtellt, welche in Baden das Standrecht ausrief, und dann — nicht in Wuth und Hitze, ſondern nach vorherigem Kriegsgericht — auf ganz ordentlichen Befehl zu Stauffen ſechs Freiſchärler niederſchießen ließ. Republikaner haben — und Das verzeihen wir ihnen allerdings nicht — den Fürſtenſoldaten ſich gleichgeſtellt, welche in demſelben Feldzug den Flüchtlingen keinen Pardon gaben, Was Monarchen und ihre Dragoner thun, Das darf kein Demokrat thun: denn der Demokrat kämpft nicht für ſeine Familie ſondern für Menſchlichkeit.

„Nochmals alſo — unſer Verwerfungsurtheil über dieſe That! Dann aber auch eben ſo offen den

Ausdruck unſeres tiefen Abſcheues über die Rolle welche von Auerswald und Lichnowsky an jenem Tage geſpielt haben!

„Was waren jene beiden Männer? Vertreter des Volkes. Nicht Vertreter ihrer Preußiſchen Wahlbezirke, ſondern des Volkes von ganz Deutſchland. Brach der Bruderkrieg aus, Was konnte einzig ihre Aufgabe ſein?

„Rößler von Oels hat uns Das gezeigt. Er ſchwang die weiße Fahne und trat unter die Kugeln, die zwiſchen den Brüdern im bunten Kriegerrock und den Brüdern im Kleide der Armuth gewechſelt wurden. Rößler wußte, daß er des ganzen Volkes Gewaltsbote war: er ſtiftete Frieden.

„Was thaten von Auerswald und Lichnowsky? Sie fühlten ſich nicht als Abgeordnete, ſondern als Preußiſche Officiere — ſie ſtellten ſich, um die Barrikadenkämpfer verderben zu helfen, dem Kriegsminiſter zur Dispoſition. Nachdem ſie durch ihre Abſtimmungen, und der Eine außerdem durch die roheſten und übermüthigſten Ausfälle auf die Lieblinge des Volkes deſſen Zorn gereizt, deſſen Willen verhöhnt hatten, wollten ſie gegen dieſen Willen die beliebten Kartätſchen commandiren — ſie wollten Richter werden in eigener Sache!

„Und warum ritten ſie vor's Thor? Niemand hat es abgeläugnet: ſie wollten die Turnerhaufen recognoſciren. Sie wollten ſodann den Kanonen entgegen, um deren Feuerſchlünde kunſtgerecht gegen das

Volk zu führen, deſſen Stellung ſie liſtig hinter Hecken und Gartenzäunen ausgeſpäht hatten. Ihren Feinden, denen ſie Tod erſannen, konnten ſie in dieſer würdeloſen Thätigkeit nur unter dem Geſichtspunkte feindlicher Officiere erſcheinen; und Wer von Euch hat — die offene Waffenfehde vorausgeſetzt — gegen Erlegung eines feindlichen Officiers Etwas einzuwenden? Das Volk aber hat keine Zündnadelgewehre und Spitzkugeln gegen die zu Roß Entfliehenden, ſondern bloß Senſen und Säbel.

„Aber am Grabe dieſer beiden Männer haben Prieſter und Apoſtaten ſie halb zu einer Art von Antinous — halb zu Märtyrern gemacht! *)

„Laßt ſie ruhen, die Todten: — aber Denkmale baut ihnen nicht! Sie haben ihre Stellung und das Maß der Gerechtigkeit gerade ſo gut überſchritten, wie ihre Feinde! Ueber ihren Gräbern aber, ſtatt mit dieſen Blutſcenen den Unverſtand des vornehmen Pöbels gegen die Republikaner zu hetzen, lernt auch für die heißeſten politiſchen Kämpfe das Wort achten, das an der Stirn dieſes Artikels ſteht: Gerechtigkeit!“

---

*) Wir erinnern an die zahlreichen Aufforderungen conſervativer und reaktionairer Blätter — unter andern des Bonner Wochenblattes — zu Denkmälern für jene Gefallenen!

6.

Eben ſo energiſch, wie gegen die Todesſtrafe, kämpfte Gottfried Kinkel für die Reform des Gefängnißweſens, und legte ſeine Beſſerungsvorſchläge in der Schrift: „Handwerk, errette Dich!“*) nieder. Um wenigſtens auf einem Punkte den Beweis zu liefern, wie poſitiv Kinkel's revolutionaire Thätigkeit war, verweilen wir einen Augenblick bei dieſen Vorſchlägen.

„Der Staat benutzt das Verbrechen zum Sturz ehrlicher Leute. Die Fabrikation der verſchiedenartigſten Erzeugniſſe, welche derſelbe in ſeinen Zucht- und Arbeitshäuſern vornimmt, iſt der Ruin des Handwerks. Die Verwaltung dieſer Anſtalten bleibt nicht dabei ſtehen, daß ſie die Gefangenen ſo Viel verdienen läßt, als für den eigenen Hausbedarf nöthig iſt; nein, ſie müſſen weit Mehr arbeiten. Da nun der Staat dieſe Hände umſonſt hat, ſo ſind dieſe Fabriken in den Zuchthäuſern die einträglichſten

---

*) Daſelbſt. Seite 97 ff.

Geſchäfte, die man ſich nur denken kann. Man ertheilt den eintretenden Züchtlingen nothdürftigen Unterricht in Einem Handgriff, und nun ſtellt man ſie für die Zeit ihres Aufenthaltes an einen Arbeitsſtuhl. Sie arbeiten rein als Maſchinen: eine höhere oder vollſtändigere Erkenntniß des Geſchäftes erlangen ſie ſelten, jede geiſtige Hebung oder Spannung, jedes eigene Erfinden iſt ausgeſchloſſen. Ihr ganzes Leben mißt ſich nach den Stunden, welche ſie täglich auf ein niemals wechſelndes, alſo tödtlich langweiliges Geſchäft verwenden. Ein neues Zuchthausſyſtem, das Syſtem des Schweigens und der Abſperrung — für deſſen pietiſtiſchen Erfinder ohne Zweifel Dante in ſeiner unterſten Hölle einen eignen Schwefelpfuhl geheizt haben würde — trit hinzu, um die abgeſtumpfte Thierheit oder die winſelnde Entnervung des göttlichen Ebenbildes im Menſchengeiſte zu vollenden. Und ſo wird der Sträfling mit völlig gebrochener Kraft in die Welt wieder entlaſſen, welche er jetzt viel weniger, als früher, zu beherrſchen verſteht. Sein unſeliges Arbeiten, ſeine vergeudete Lebensfülle haben nur dazu gedient, eine Maſſe meiſt werthloſer und untüchtiger Arbeit hinzuſtellen. Indem man ihn mißbrauchte, hat man ſich ein Mittel geſchaffen, den redlichen Familienvater zu erdrücken, welcher freilich zu ſolchen Preiſen nicht zu arbeiten vermag.

„Man wird allerdings fragen: Womit ſollen wir denn die Verbrecher im Strafhauſe moraliſch und körperlich beſchäftigen, welchen Erſatz für die bisherige Maſchinenarbeit finden? Und ferner: Sollen wir denn dem Staate die großen Koſten für die gefallene Menſchheit aufbürden, ohne daß uns der Sünder den kleinſten Erſatz dafür giebt?

„Zu der Antwort auf dieſe Frage wäre ich nicht verpflichtet; denn ich habe bloß zeigen wollen, daß der Staat auf dem bisherigen Wege ein tägliches Verbrechen an dem freien und redlichen Arbeiter begeht. Aber freilich, man beweiſt die Greulichkeit der Todesſtrafe — und die Juriſten ſagen: ſie iſt ein nothwendiges Uebel. Darf dieſes freche Wort in einem gebildeten Staate und unter chriſtlichen Menſchen ungeſtraft geſprochen werden, dann wagt man auch wahrſcheinlich zu ſagen: Die Zuchthausſtrafe iſt ein nothwendiges Uebel. Damit nun die Gegner dies Spiel verlieren, will ich — abſichtlich von meinem Wege abſchweifend — den Verſuch machen, hierüber meine Gedanken auszuſprechen.

„Zuerſt alſo ſage ich: Vermindert die Zahl der Verbrecher, und der zwangsmäßig zu erziehenden Kinder, ſo werden ſie Euch gleich minder Koſten machen.

„Hiefür liegt das Mittel ganz nahe, und derjenige Staat hätte es längſt und leicht finden ſollen, welcher ſich den Staat der Intelligenz vermuthlich aus dem Grunde nennt, weil er ſeinen Dorfſchullehrern 30 Thaler Gehalt, einen Wandeltiſch im Winter und im Sommer den Urlaub giebt, die Säue der Gemeine zu hüten. Die Beiſpiele bieten Weſtpreußen und im blühenden Rheinlande das Fürſtenthum Wied. Darf man ſich wundern, wenn hiebei die Schweine beſſer fahren, als die Bauerjungen? Oder glaubt Ihr, ein ſolcher Mann bringe von der Gemeinewieſe den Schwung des Geiſtes mit, um in ſeinen Kindern das Licht menſchlicher Bildung oder die heilige Flamme der Bürgertugend zu entzünden? Gebt Euren Mammon heraus, den Ihr auf Euren Paraden glänzen ließet, und bezahlt die Jugendlehrer ſo, daß Männer dieſen Stand ergreifen können, die ſich ſelber achten, und nicht ihre eigene Unwürdigkeit, ihren Knechtſinn oder ihre prügelwüthige Rohheit in die Jugend pflanzen.*) Setzt jeden Lehrer ab, der ein einziges Mal den Stock gebraucht, ſo werdet Ihr den Stock auch im Zuchthauſe und bei der zweiten Klaſſe im Militair nicht mehr nöthig haben. Denn der Menſch, der einmal als Knabe Prügel erduldete, muß eine lange Schule durchmachen, bis er ſein volles Ehrgefühl wieder erlangt hat — jenes Ehrgefühl, welches den Jüngling und den Mann vor dem Verbrechen als vor der tiefſten Schande zurückſchaudern macht. Gebt in die Zuchthäuſer und fragt nach: die meiſten Sträflinge haben nie leſen oder doch Das, was ſie laſen, nie

---

*) Was Kinkel's unermüdliche Thätigkeit für die **Reform der Schulen und Univerſitäten** betrifft, ſo verweiſen wir unter Andern noch auf die Artikel in der „Bonner Zeitung“ Jahrg. 1848 No. 115, 116, 199, 200; Jahrg. 1849 No. 1; ferner „Spartacus“ No. 2, 13, 14 und 16.

ordentlich verſtehen gelernt:*) wenn ſie ja die Schule beſuchten, ſo ſind ſie abgerichtet, aber nicht gebildet worden. Die wenigſten Verbrechen ſtammen aus Leidenſchaft her, und dieſe Verbrechen ſind wenigſtens keine unauslöſchliche Schande für das Menſchengeſchlecht. Nur die Verbrechen empören und entſetzen

---

*) „Es muß der Menſch ein Raubthier werden,
Wenn er beſtehen will auf Erden:
Ein Raubthier, ſchleichend oder reißend,
Vergiftend oder um ſich beißend.“
— — — — — — — —
„Das Roß wird ſtets am Beſten tragen,
Dem ſie zutiefſt die Sporen ſchlagen,
Die graue Dummheit wird ſich ſtrecken
Und ihres Pein'gers Hände lecken:
Die Flur wird ſtets ein Volk gebären,
Nur gut zum Schlachten oder Scheeren: —
Allein auf der Gebirge Spitzen
Wird einſam ſtets der Geier ſitzen,
Den von Geburt an die Natur
Gezeichnet hat mit blut'ger Spur,
Der, ſchon im Neſte ein Despot,
Sich freut an Blut und Purpurroth,
Nur nach erkämpftem Gute ſchmachtet,
Und das Geſetz der Flur verachtet.“

Ein Raubthier.

Gedichte von Alfred Meißner.
3te Auflage S. 136 ff.

— — — — — — — —

„Ich bin krank und kann den Schlaf nicht finden,
Weil ich Das gehört hab' und geſchaut,
Was ſich nie und nimmer läßt verwinden.

uns, welche mit moraliſchen Stumpfſinn, mit fühlloſer Rohheit begangen werden. Es wird aber Niemand ſtumpfſinnig, deſſen Geiſteskräfte in der Schule zum Denken geweckt worden ſind; es wird aber Niemand roh, dem nicht Rohheiten von ſeinen Erziehern angethan worden ſind. Der „Staat der Intelligenz“ hat ſich das Verbrechen wie an Mutterbrüſten ſelbſt groß gezogen.

Wach bei meines eignen Herzens Wehn,
Hatt' ich fernen Schmerzensſchrei vernommen;
Und des Weges ſchritt ich hin, zu ſehn,
Ob des Einz'len Hilfe könnte frommen.
Was ich dort mit düſterm Aug' geſchaut,
Iſt ſo arg, daß Beſſrung nie zu hoffen, —
Blut und Thränen, Schmerzen, ſtumm und laut,
Wunden, gräßlich tief und ewig offen! —
Eigne Schmerzen trag' ich ſtillbeherzt,
Eigne Schmerzen will ich ſtumm verhehlen,
Aber mehr als alles Andre ſchmerzt
Mich die Irrſal von verlornen Seelen.

„So Viel ſeh' ich in des Geiſtes Licht,
Aus des Glaubens Sternennacht erwacht:
Der auf Golgatha — Der hat noch nicht
Die Erlöſung dieſer Welt gebracht!
Denn ſolang' der Menſchheit Kern umnachtet,
Und in Noth noch tauſend Herzen brechen,
Und Ein Freier noch in Ket'en ſchmachtet,
Kann der Thor nur von Erlöſung ſprechen!“

Demos. Daſelbſt S. 101 f.

„Ich bin mit dem Sündenregiſter des Schulweſens noch nicht zu Ende. Dieſer Staat hat es geſchehen laſſen, daß man ſchon das Kindesalter, jene heilige Zeit der Menſchengleichheit, in zwei Herden auseinander trennte: in die reichen Kinder und in die armen Kinder. Für jene öffnet man Schulen in denen Geld bezahlt wird, dieſe unterrichtet man umſonſt. Ihr fragt: Willſt du nun gar unſere Barmherzigkeit tadeln? willſt du es rügen, daß wir den Armen, die ſonſt gar keinen Unterricht genoſſen hätten, wenigſtens auf dieſem Wege denſelben ertheilen? Haben wir nicht wie die Väter an ihnen gehandelt, haben wir ſie nicht mit Katechismus und Spruchbuch ausgeſtattet, haben wir nicht ſo manchen alten Rock daran geſetzt, um ihnen neue Röcke zur erſten Kommunion zu ſchaffen? O Ihr Heuchler, die Das als eine Gnade hinſtellen, was der Staat als ſeine erſte Pflicht anzuerkennen hat! Oder iſt es nicht Pflicht des Staates, keinen Bürger unter ſich zu dulden, der nicht die zum Bürgerthum nöthige Bildung erhalten hat oder erhält? Ruht nicht auf dieſer Bildung die Selbſterhaltung der menſchlichen Gemeinſchaft? Ihr aber habt die Armenkinder dieſes ihr unveräußerliches Recht erkaufen laſſen mit dem bitterſten Gefühl, das die weiche, zart empfindende Kindesſeele kennt, mit dem Schmerz der Zurückſetzung. Ihr habt dadurch in den ſchwächlichen Naturen eine ſchleichende und tückiſche Demuth gegen die Reichen genährt: die ſtarken und trotzigen Charaktere aber habt Ihr hingeſtoßen auf die harte rauhe Scheidewand, welche die Klaſſen des Volkes trennt — und Ihr wollt Euch nun darüber wundern, wenn dieſe als Männer raſend gegen die Scheidewand anſtürmen, oder ihren Haß an den einzelnen Beſitzenden auslaſſen? In die reichen Kinder aber, indem Ihr ſie von den armen ſchiedet, habt Ihr zuerſt den Keim des Hochmuthes und dann den Keim jenes albernen und doch ſo empörenden Mißtrauens gelegt, in welchem gegenwärtig die ganze Bourgeoiſie zuſammenzittert — jenes Mißtrauens, welches in jedem Armen den Feind ſeines Vermögens, den Barrikadenkämpfer — oder nach Umſtänden den Strauchmörder ſieht. Thut die Armenſchulen fort und laßt das Kind im geflickten Kleidchen, wenn das Kleidchen nur reinlich iſt, getroſt neben jenem im Sammetkittel auf der Schulbank ſitzen! Sie werden zuſammen ſpielen trotz den verſchiedenen Röcken, ſie werden treu nebeneinanderſtehen und mannlich ſich helfen im Kriegsſpiel, und zwiſchen dem künftigen Fabrikarbeiter und dem künftigen Staatsminiſter wird eine Jugendfreundſchaft entſtehen, die Beide adelt. Das reiche Kind wird ſeinen armen Schulgenoſſen in der dunkeln Hütte beſuchen und einſehen lernen, wie viel herzlicher die Menſchen in dieſer Hütte zuſammen leben: der arme Junge aber wird mitſpielen auf den geſtickten Teppichen, und wird dann dereinſt nicht ſeine Mannesſtirn knechtiſch beugen vor dem glänzend ausgebreiteten Luxus des Reichthums. Beide aber werden zuſammen in der Reife ihres Alters Hand in Hand den Sieg des demokratiſchen Gedankens durch alle Schichten der Geſellſchaft hindurch führen und die Kluft ausfüllen, die jetzt die Brüder aus dem Einen Volke ſo ſchmerzlich auseinander reißt.

„Ich weiß es, auch dann noch werden Verbrecher ſein: aber dann gilt es Dieſe anders zu behandeln als bisher. Der Verbrecher iſt durch ſeine That aus dem Kreiſe des edel Menſchlichen herausgetreten: er muß ſein neues Leben da anfangen, wo auch die Erziehung der rohen Völker beginnt. Er muß allerdings eine Thätigkeit erhalten, eine anſtrengende und mühevolle Thätigkeit: aber dieſe Thätigkeit darf keine bloß äußerliche ſein, keine Fabrikarbeit in engen Mauern, bei welcher der Geiſt in dumpfem Brüten untergeht. Nur der Verkehr mit Menſchen rettet den Verbrecher: denn die menſchliche Geſellſchaft darf man nicht immer mit Aepfeln vergleichen, von denen der faule den guten anſteckt, ſondern ebenſowohl mit dem kräftigen Lebenshauch der Kinder, der die Schwachen, welche in ihm leben, kräftigt und verjüngt. Die Einſamkeit aber, welche außerdem in allen Verhältniſſen neben den Stunden der Gemeinſchaft eintritt, dieſe muß nicht in Mauern, ſondern gegenüber der großen freien Natur dem Verbrecher gegönnt werden, wo die zur Buße lockende Stimme des ewigen Gottes auch die härteſte Bruſt endlich weit mächtiger rührt, als der Prieſter es vermag. Dies Alles kann nur dann geſchehen, wenn die menſchliche Geſellſchaft dem Verbrecher Gelegenheit giebt den Spruch unſeres großen Dichters wahr zu machen:

„Daß der Menſch zum Menſchen werde,
Schließ' er einen ew'gen Bund
Gläubig mit der frommen Erde,
Seinem mütterlichen Grund!“

„Und Dies iſt nur möglich durch eine Verbrecher-Kolonie. Zwar können und dürfen wir dieſe Kolonie nicht mit ungeheuren Koſten, wie die Engländer, auf einer ſtillen Inſel des Ozeans anlegen: denn hiezu haben wir weder Geld noch Schiffe. Aber, worauf der alte Arndt ſchon hingedeutet hat, es giebt namentlich in den alten Provinzen Preußens noch ein ganzes Königreich zu erobern, und die Verhältniſſe, unter denen dort die Kultur ſich entwickeln müßte, haben viel Aehnliches mit den Urzuſtänden von Amerika und Auſtralien: dem Walde, dem ausgetretenen Fluſſe, dem Moor muß die Kultur abgekämpft werden. Dorthin ſtellt den Verbrecher, und je mehr er nach Euern bisherigen Rechtsbegriffen das Leben verwirkt hat, deſto ſchwerer ſei die Arbeit, durch welche er dieſes ſein Leben der Geſellſchaft wieder nützlich macht. Verbraucht den Abſchaum der Geſellſchaft, wie die weiſe Natur es mit allen Abfällen ihres Haushaltes macht: verwendet ihn zur Unterlage einer neuen Ausſaat, und gebt dem beſeligenden Gedanken Raum, daß in hundert Jahren ein frohes Menſchengeſchlecht an der Stelle der öden Wildniß die Hand jener Verbrecher ſegnen wird, für welche jetzt eure ſtumpfen Prieſter- und Juriſtenſatzungen keine Abkunft als das Fallbeil wiſſen. Schließt einen großen Bezirk ab, nicht durch eine Mauer oder einen Gensdarmen-Kordon, ſondern durch die unſichtbare Schnur des Geſetzes. Nur verurtheilte Verbrecher ſollen hier wohnen, und mit ihnen eine kleine Zahl von Männern, die ein Herz voll Liebe, einen beredten Mund und in ihrem ganzen Erſcheinen den Zauber haben, welchen

Wohlwollen und Humanität ſo unwiderſtehlich ausüben! In dieſem Bezirk arbeite der Verbrecher. Der Mörder werde hingeſtellt in den ſtillen Wald, um ſein Mordbeil nun zum Kampfe gegen die Wildniß zu ſchwingen: dort wird ſchreckender, als irgendwo ſonſt, der Schatten ſeines Opfers vor ihm aufſteigen: aber er wird auch fühlen, daß er mit einem Leben voll Aufopferung für eine künftige Menſchheit die Schuld eines Augenblicks ſühnt, und der reine Gottesodem der Natur wird kräftigend und friedenſtiftend durch ſeine Bruſt ziehen. Wer weniger geſündigt hat, dem gebt das Feld, welches eben der Waldnacht entrungen worden iſt, laßt ihn Sümpfe austrocknen, Wurzeln ausgraben, Steine wegwälzen. Hat er ſich bewährt, ſo gebt den Pflug in ſeine Hand, und verleiht ihm wieder ein Recht über ſeine Mitgeſchöpfe, über die mit ihm arbeitenden Hausthiere. Laßt ihn hoffen, daß er als gebeſſerter Mann nicht ohne Anhalt und Hülfe in die Welt wieder hinausgeſtoßen wird: gebt ihm eine Ausſicht, daß er von den Früchten ſeines Fleißes auch noch ſelbſt eine Ernte haben könne. Die Frauen aber, ſo lange es Verbrecherinnen giebt, ſperrt nicht in Magdalenenſtifte, ſondern laßt ſie den großen patriarchaliſch gemeinſamen Haushalt der Kolonie führen. Stellt ſie an die leichten Handwerke, übergebt ihnen die Küche und laßt ſie vollſtändig für die Kleidung der draußen arbeitenden Männer ſorgen. Thut aber auch den albernen Gefängnißgrundſatz von der Trennung der Geſchlechter ab, und lernt endlich einſehen, daß die Natur Mann und Weib zu gegenſeitiger Erziehung, Beſſerung und ſittlichen

Erhebung auf einander angewieſen hat, daß jeder Mann roh, jedes Weib gemein und gedankenlos werden muß, wenn ſie dauernd den Verkehr mit dem andern Geſchlecht entbehren. Verſucht es doch wenigſtens einmal, ob denn nicht ein ſolcher Kommunismus, ein ſolcher ganz neuer Anfang des geſellſchaftlichen Lebens Diejenigen erretten könnte, welche der bisherige geſellſchaftliche Zuſtand verloren gegeben hat. Seid überzeugt, eine Kolonie dieſer Art innerhalb der eigenen Landesgrenzen würde Euch ſchon nach drei Jahren Nichts mehr koſten, würde aber in zwölf Jahren vielleicht ſchon Zehntauſende eintragen. Sie würde nicht, wie die bisherigen Strafanſtalten, Fabrik und Handwerk erdrücken, ſondern Das uns geben, was wir in Deutſchland immer noch gebrauchen können: Korn und Weizen, Brot für unſere Armen, wohlfeile Füllung der Staatsmagazine, Unmöglichkeit einer Wiederholung jener Sünden des Staates in Oberſchleſien. So erſchafft Euch ein Sibirien, aber ein menſchliches!“

7.

Daß Kinkel in dieſer Zeit — er hatte ſich **täglich 18 Arbeitsſtunden** geſetzt! — ſeine Poeſie gänzlich mußte ruhen laſſen, iſt leicht begreiflich. „Der wahre gläubige Künſtler — ſprach er*) — tritt in ſolchen Tagen, da eine neue Zeit in Geburtswehen kreiſt, beſcheiden zurück, lebt ſich in die Erſcheinungen, welche aus jenem Gährungsproceſſe hervorgehen, herzhaft ein, und beſchreitet, wenn das Volk wieder nach der Kunſt und dem Künſtler ruft, ſicher und gereift das neu aufgeführte Forum, deſſen Menge entweder ſeinen Worten lauſchen oder das Werk ſeiner Hände bewundern will. Der Dichter aber, der Maler, der Muſiker, welcher den Gährungen der Uebergangsperiode grollt, weil ſeine Beſtrebungen für eine Weile in den Hintergrund treten, beſitzt entweder keinen feſten Glauben an die Ewigkeit ſeiner Kunſt, oder er iſt der Sklave ſträflicher Eitelkeit, wenn ihn ein augenblickliches Verſchwinden ſeiner Perſönlichkeit ſchon mißmüthig machen kann. Weckt erſt die Freiheit die ſchlummernden Geiſter des Volkes, daß ſie ſich auf der einen Seite im Schaffen offenbaren, auf der andern in der ſteigenden Empfänglichkeit für das Geſchaffene, in der wachſenden Kraft: die Werke, die der Künſtlergenius gebildet, in ſich aufzunehmen, — dann bedarf die Kunſt nicht mehr der Unterſtützung von Oben, weil ſie natürlichere Unterſtützung von Unten her ſchon gefunden hat; dann bildet ſich naturwüchſig, in friſcher Waldluft, Was dort durch die Wärme des Treibhauſes hervorgelockt worden iſt. Soll eine Kunſt erblühen, ſo echt und volksthümlich, wie die Kunſt der Griechen oder das Drama Shakeſpear's es geweſen, ſo muß ſie durch das Volk erblühen, und blüht auch nur durch das Volk auf. Nehmen wir z. B. das Theater. Hat einmal Geiſt und Herz des Volkes den Schwung gewonnen, welchen die Freiheit giebt, dann verlangt es auch nach friſcher, kräftiger Speiſe, die nicht den Gaumen kitzelt, ſondern einem tüchtigen Körper tüchtige Nahrung zuführt, und wo findet es dieſe ſo reichlich, als vor „den Brettern, welche die Welt bedeuten?“ Beſitzt aber das Theater die Stellung, die es in einer edlen Nation einnehmen ſoll, ſo finden ſich auch die Dichter, finden ſich die Darſteller, und weder der Eine, noch der Andere wird ſich ſeines Ruhmes oder ſeiner Exiſtenz wegen in die Nothwendigkeit verſetzt ſehen: an einen andern Gerichtshof zu appelliren, als den ſeines Volkes. Intereſſirt ſich die Nation für ihren Künſtler, ſo iſt für die Stellung deſſelben geſorgt. Beſitzt jede Stadt ihre Bühne — natürlich nicht bloß von den bisherigen Laſten befreit, ſondern auch in ſplendider Weiſe unterſtützt — wie leicht läßt ſich dann für den Dramatiker eine Stellung ermitteln! Für den Lyriker, den Epiker, den Schriftſteller überhaupt iſt es minder von Bedeutung, ob er eine unabhängige Stellung beſitzt. Platens berühmter Ausſpruch:

---

*) Bonner Ztg. 1849. No. 143.

„Morgens zur Kanzlei mit Akten, Abends auf
den Helikon“

iſt durch den Landgerichtsrath, der den Triſtan und den Münchhauſen gedichtet, glänzend widerlegt worden. Daß hie oder da ein Dichter, welchem die Organiſation ſeiner Natur oder äußere Verhältniſſe im Wege ſtanden, von Staatswegen eine Unterſtützung erhalte — Wer könnte dagegen eine Einwendung machen?

Die Deutſche Lyrik hat ſchon vor den Februartagen eine Blüthe erreicht, wie ſie wenigen Nationen zu Theil wurde; es fehlt uns nur noch, damit wir die Richtung durch eine Perſönlichkeit bezeichnen, ein Beranger. Das Deutſche Epos — letzteres Wort in der urſprünglichen Bedeutung genommen, — iſt mit Simrock's Heldenbuch abgeſchloſſen; aber hier blüht noch ein reiches Feld für das humoriſtiſche Heldengedicht und die poetiſche Erzählung. Dem Drama ſteht die größte Zukunft bevor. Das Drama iſt recht das Kind der Freiheit, auch bringen die empordrängenden unteren Schichten der Geſellſchaft die Friſche und Urſprünglichkeit des Gefühls mit, welche die Logen längſt verloren haben; ſie vermögen es noch, ſich über dem Stücke, das vor ihnen vorüberzieht, ſo gänzlich zu vergeſſen, daß ſie mit den Perſonen, welche vor ihnen handeln und leiden, mithandeln und mitleiden. Mit dem großen Volk entſtehen die großen Dichter, mit dem Volke ſinkt auch die Dichtung.“

So vergaß Gottfried niemals ganz ſein urſprüngliches Feld: die Kunſt. Blieb ihm auch nicht die Zeit, ſelbſt Großes zu dichten, ſo verfolgte er doch die neuen Erſcheinungen auf dieſem Gebiete, und ſuchte durch Kritik zu wirken, wo er nicht ſelbſt produciren konnte. Namentlich erwähnen wir an dieſer Stelle die gediegenen und lebhaft geſchriebenen Theaterrecenſionen, welche die „Bonner Zeitung“ regelmäßig brachte. Im Winter 1848 wurde nämlich unter der Direction des rühmlichſt bekannten Wilhelm Löwe das neugebaute Theater zu Bonn eröffnet; Gottfried übernahm die Kritik der Schau- und Luſtſpiele, Johanna die der Opern. Dieſe Recenſionen erhielten dadurch einen beſonderen Reiz, daß jedes Bühnenſtück auch vom Standpunkte der Volksthümlichkeit ſeine Beurtheilung fand. Dieſe Arbeiten fanden ſo großen Beifall, daß ſelbſt viele Gegner Kinkel's ſeine Zeitung um der Theaterkritiken willen ſich anſchafften.

Trotz ſeiner gehäuften Thätigkeit auf dem Felde der Politik, müſſen ihm ſeine gehäſſigſten Feinde das Zeugniß geben, daß er nie um eines politiſchen Parteizweckes willen auch nur ein einziges Mal ſeine Amtspflichten verſäumt, eine einzige Unterrichtsſtunde ausgeſetzt hat. Dienſtags z. B. hielt ihn die Redaction ſeines Blattes von 9 Uhr Morgens bis 5 Uhr

Nachmittags — mit Ausnahme der Eſſenszeit — ununterbrochen an's Zimmer gefeſſelt; von 5 bis 7 Uhr las er zwei Collegien; um 7 Uhr begab er ſich in die Verſammlung des demokratiſchen Vereins, der ihn bis 11 Uhr gefeſſelt hielt, und dann erwartete er nicht ſelten bis 3 Uhr Nachts die Ankunft der neuen Zeitungen, um früher als alle übrigen Blätter die jüngſten Nachrichten mitzutheilen. Sonntags aber ging er regelmäßig mit mehren ſeiner Freunde auf's Land, um in zahlreich beſuchten Volksverſammlungen den Glauben an den Sieg des ewig Guten und Menſchlichen in tauſend Herzen zu entflammen!

Das Licht der Humanität verbreitete ſich durch Kinkel's und ſeiner Freunde Bemühungen mit einer Schnelligkeit von Bonn aus über das ganze umliegende Gebiet, welche uns zur Bewunderung hinreißt. Schon bald nach der Gründung des demokratiſchen Vereines war es unmöglich den zahlreichen Einladungen der Landbewohner nachzukommen, welche die Bonner Redner auch in ihrer Mitte zu hören verlangten. Man traf deshalb die Einrichtung, daß einer ſolchen Einladung nur dann Genüge geleiſtet wurde, wenn dieſelbe von mindeſtens 30 Einwohnern eines Dorfes unterzeichnet war. Allein auch trotz dieſer Beſtimmung war es bald unmöglich, jede derartige Einladung zu beachten. Kinkel forderte daher die Landleute auf, gleichfalls in ihren Dörfern demokratiſche Zweigvereine zu gründen und ſich als ſolche dem Bonner Hauptverein anzuſchließen. Es wurde dann Sorge getragen, daß man jenen Landvereinen bei ihrer erſten Einrichtung half, und nicht lange — ſo entwickelte ſich auch hier ein ſo reges und friſches Bürgerleben, wie in der Stadt. Es verging nach Kurzem kaum eine Woche, in welcher Kinkel nicht in ſeinem Blatte die Gründung eines oder mehrer Dorfvereine mittheilen konnte.

Unter den Männern, welche ihm mit Rath und That zur Hand gingen, erwähnen wir vor Allen den Studenten Karl Schurz, einen geiſtvollen und unermüdlichen Jüngling, der an durchdringender Schärfe des Verſtandes Kinkel vielleicht noch übertraf. Er half ſeinem älteren Freunde mit der größten Treue und Aufopferung bei der Redaction der „Bonner Zeitung“ und wirkte durch verſtändige Kritik und planvolle Berechnung in ſeiner Art vielleicht nicht weniger als Kinkel durch die Gluth ſeiner Begeiſterung und die hinreißende Lebendigkeit ſeines Gefühls.

Unter den übrigen Männern, welche der Sache der Demokratie ihre uneigennützige Thätigkeit widmeten und den vielbeſchäftigten Kinkel nach Kräften unterſtützten, nennen wir als die Tüchtigſten den Kaufmann Anſelm Ungar und den Gaſtwirth Friedrich Kamm. Dagegen war die Demokratie unter den akademiſchen Bürgern der Friedrich-Wilhelms-Univerſität eben ſo ſchlecht vertreten, als auf den meiſten Deutſchen Univerſitäten überhaupt. Freilich beherrſchte Schurz während der Zeit ſeines Bonner Aufenthaltes durch überwiegenden Geiſt und Rednertalent einen großen Theil ſeiner Commilitonen: allein es war ein Strohfeuer kurz nach dem friſchen Eindruck der Märzrevolution, das bei dem erſten Sprühregen der Novembertage eben ſo früh wieder verloſch. Der ganze Grund jener kurzen Begeiſterung lag in der augenblicklichen Ungebundenheit des Studenten; ſobald die Univerſitätsgerichtsbarkeit die Hanfſchlinge ihrer Ausnahmegeſetze wieder hervorzog, kehrte auch jener beliebte „beſſere Ton“ zurück, welcher den deutſchen Studenten ſo ſehr vor der lebendigen Begeiſterung, vor der ſchöpferiſchen Thatkraft des franzöſiſchen Akademikers „auszeichnet.“

„Wenn unſer „Vater“ ſpazieren geht,
Ziehn wir den Hut mit Pietät: —
Deutſchland, die fromme Kinderſtube,
Iſt keine Römiſche Mördergrube!“ —

Im October d. J. reiſte Kinkel als Abgeordneter des demokratiſchen Vereins zum Congreß der Demokraten nach Berlin. Wie ſehr er ſich dort das Vertrauen aller Mitglieder des Congreſſes zu erwerben wußte, ſehen wir aus der Thatſache, daß man ihm ſowohl von der Rechten, wie von der Linken ſeine Wahl zum Mitglied und Präſidenten des **Centralausſchuſſes** der demokratiſchen Vereine anbot. **Er ſchlug dieſe Stellung aus,** weil er ſeine Amtspflichten nicht verlezen wollte, und bewies auch hiedurch wie albern und grundlos der ſo oft von ſeinen Feinden gegen ihn erhobene Vorwurf des Ehrgeizes war. Johanna begleitete ihn auf dieſer Reiſe und erlebte unterwegs das in den „Erzählungen“ ſo rührend geſchilderte Abentheuer des verlaſſenen Kindes, das von ſeinem Vater in kalter Nacht bei Sturm und Wind — vielleicht auf Ewig — Abſchied nehmen mußte. *)

Wien war gefallen, die Berliner Verſammlungen aufgelöſt, und die legale Steuerverweigerung mit der rohen Gewalt der Bajonette beſiegt worden. Auch Bonn hatte in den Novembertagen eine ernſte Prüfungszeit durchlebt und ſich innerlich murrend und tiefempört der Soldatenherrſchaft gebeugt. Ohne Kinkel's beſonnene Thätigkeit wäre der blutigſte Zuſammenſtoß zwiſchen Militair und Bürgern unvermeidlich geweſen. Schon am 13. November, als Profeſſor Bauerband die Annahme einer Mißtrauensadreſſe verweigerte, und ſein Hausrecht gegen ſeine eignen Wähler durch den Polizeikommiſſar Moritz Schlönbach geltend machte, hatte Kinkel deſſen Haus vor der Demolirung geſchützt; und als am 20. d. M. auf den Wink des wortbrüchigen Oberbürgermeiſters die 1000 Mann des 27. Infanterie-Regiments von Worms in demſelben Moment, wo Herr Oppenhoff die heilige Verſicherung gab: „es kämen keine Truppen herbei." mit kingendem Spiel die Stadt beſetzten: — da rettete Kinkel den Frieden, indem er ſich ſelbſt zwiſchen die wüthenden Bürger und rohen Soldaten warf, und zur Ruhe aufmunterte. Sein Lohn dafür war ein elender Proceß, in welchem der Staatsankläger die Unverſchämt-

---

*) Erzählungen. S. 291.

heit bewies, Kinkel den Richtern als einen Mann zu ſchildern, der, voll der blutgierigſten Geſinnungen, das Leben der Steuerbeamten bedroht habe, während er in der That die Perſon derſelben **beſchützte**!

Gottfried Kinkel zog jetzt öfter, als je, auf's Land, um das arme Volk zu tröſten und ermuthigen, ſeit in Oeſtreich das letzte Bollwerk der Märzfreiheiten dahinſank. Es war im December, als er mit mehren Hunderten ſeiner Freunde nach Herſel hinauspilgerte, um den Bürgern vom Lande und von der Stadt das Evangelium der Liebe und Kraft zu predigen. Als ſie das eine Stunde von Bonn entfernte Dorf erreichten, da krachten ihnen die Böller den Bewillkommnungsgruß der Männer entgegen, welche ihrer harrten. Gottfried aber beſtieg im menſchengefüllten Saal die einfache Tribune und ſprach, während das Volk ſich draußen trotz der kalten Jahreszeit maſſenweis an die geöffneten Fenſter herandrängte, um wenigſtens Einzelnes zu erlauſchen, die Worte *):

---

*) Die ganze Rede iſt **wörtlich** aus den Aufſätzen Kinkel's in der „Bonner Zeitung" entlehnt. Ueberhaupt ſind die meiſten Leitartikel ſeines Blattes Reminiscenzen oder Abſpiegelungen ſeiner improviſirten Volksreden. Ganz richtig glaubte Kinkel durch dieſen Umſtand ſeine Worte dem Gedächtniß des Volkes beſſer einzuprägen. — Bezüglich der Reden, durch welche Kinkel und ſeine Freunde für die Aufklärung des Volkes wirkten, mag hier noch folgende Bemerkung Platz finden. Am Meiſten wird das Landvolk durch die elende Gemeindeverfaſſung gedrückt, welche faſt überall ein paar reiche Leute zu Machtha-

„Brüder und Freunde!

„Bürger der Stadt! Bürger vom Lande!

„Könnte man irre werden an einem leitenden Gedanken der Zeit, und wäre unſre Hand zitternd genug,

---

dern und Verwaltern alles Communaleigenthums macht. Der Haß gegen die Willkühr dieſer Dorftyrannen iſt meiſtens ein furchtbarer: die Demokraten haben ihn nicht erzeugt, ſondern vorgefunden. Mit wahrer Begeiſterung nahm das Landvolk überall die Hoffnung auf, die im Fall der Annahme des D'Ester'ſchen Gemeindeordnungs-Entwurfs ihm zur Erfüllung kommen würde, daß es ſelbſt in ſeinen Communalſachen geſetzmäßig ein Wort mitſprechen, ſeine alten Bürgermeiſter nach eigener Wahl erſetzen, und über ſein Gemeindeeigenthum ſchalten kann. Daher denn auch die Bonner Petition zu Gunſten dieſer freien Gemeindeordnung ſo viele Unterſchriften fand. Es erſcheint dann freilich natürlich, daß die bisherigen Dorf-Matadore nur mit tiefem Ingrimm die Verbreitung dieſer Grundſätze unter ihre Heerden betrachteten. Vor Allem widerwärtig war die kleine Tyrannei, die man uns — angeblich „auf höheren Befehl" — durch Verbot der Verſammlungen unter freiem Himmel anthat. Auf dem Lande giebt es keine großen, ſchönen Säale: die Friſche und Einheit der Verſammlungen war alſo dadurch ſehr geſtört, daß die Leute vor den Fenſtern, in den Baumgärten und auf den Höfen ſtehend ſich drängten, um wenigſtens ein paar Sätze aus dem Munde der Redner zu erhaſchen. Freilich, die wackern Bauern wußten ſich zu helfen: im Hoholz (im Siegkreis) hatten ſie den Hofraum mit zuſammengereihten Leintüchern und mit Maien bedeckt, ſo daß dem Geſetze ſein Recht widerfuhr. Die Plakate, welche die Verſammlung ankündigten, wurden ſchon bei Tagesanbruch von den niedern Gemeindebeamten abgeriſſen, und doch fanden ſich in Hoholz über 1000 Landleute ein, welche mit um den Ariadnefaden im Labyrinth der Gegenwart, welcher iſt der gewiſſe endliche Sieg des demokratiſchen Völkerwillens, ſich entſchlüpfen zu laſſen, dann wäre der Tag gekommen, um irre zu werden. Der Frühling 1848 proklamirte mit der Freiheit zugleich die Unabhängigkeit der Nationalitäten. Sicilien hatte ſich bereits befreit, Poſen und Ungarn wurden alsbald freigelaſſen, Mailand und Venedig vertrieben ihre vielhundertjährigen Unterdrücker, Schleswigholſtein machte eine glückliche Revolution, und in Irland gohr der Abfall von England. Selbſt die Wallachei verſelbſtſtändigte ſich, ſelbſt der Croate nahm den Vorwurf des Hochverrathes hin, um den Verſuch eines eigenen Staatslebens anzuſtellen. Die Schweiz endlich ſtärkte ihre republikaniſche Kraft durch eine Centraliſation. Bedenkt man dieſe Weltlage — welch' eine herrliche Aufgabe hatte die Paulskirche, wie feſt konnte ſie das Glück der Völker gründen! Sie brauchte ſelbſt faſt nicht zu handeln, ſie hatte bloß den ſchon gewonnenen Zuſtand zu erhalten.

„Und ſtatt deſſen — Was thaten unſre Vertreter? Sie beſtätigten Polens Erdrückung und vierte Theilung. Sie jauchzten Radetzky Beifall, als er Mailand unterwarf. Während ſie ſo die Knechtung fremder Nationen im Fürſten-Intereſſe zugaben, ließen ſie das revolutionaire eigne Fleiſch und Blut jenſeits der Elbe in die

---

aufrichtiger und unverhehlener Freude die ſtädtiſchen Gäſte abholten, und mit Böllerſchüſſen empfingen. (V. Ztg. Jahrgang 1848, Nr. 186.)

neue drängende Gefahr der Fremdherrſchaft verfallen. Dieſe zaghafte Politik, verbunden mit den raſchen Siegen der Fürſtenheere gegen die ſchlechtbewaffneten, raſch eingeübten, mit Geſchütz übel verſehenen Volkswehren gab allen Unterdrückern Muth. England blieb unerſchüttert, und Meſſina wurde Siciliens Miſſolonghi. Die Schweiz wird von habsburgiſch gelenkten Truppen bereits cernirt, und Frankreich bedient ſich der Redensart, daß es bei Völkerunterdrückungen nur auf dem Wege der Menſchlichkeit, d. h. nicht mit ehrlichen Waffen, ſondern mit unnützer diplomatiſcher Bittſtellung einſchreiten dürfe.

„Ganz einſam und allein ſtand noch Ungarn da, die letzte Hoffnung der erdrückten Nationalitäten. Sein eigenes Miniſterium, alſo ſeine Selbſtverwaltung hatte es errungen, trotz allem Verrath wäre es mit ſeinen ſlaviſchen Nachbarn fertig geworden, und ſchon war mit der Unabhängigkeit auch die ſociale Beſſerung durch Befreiung der Bauern von den Frohndienſten eingeleitet. Ungarn war zugleich, nach Mailands Fall, der Rückhalt für die Fortſchrittspartei in ganz Oeſtreich, für die akademiſche Legion in Wien, für den Sieg des deutſchen Elementes in Oeſtreich über das Slavenblut.

„Wie Italien auf dem Höhepunkt ſeines Sieges Deutſchland ſeine Bruderhand bot, ſo hat Ungarn — nur noch entſchloſſener und kühner — feierlich erklärt, daß es mit Deutſchland ſtehen und fallen wolle, es hat ausdrücklich ausgeſprochen, daß Oeſtreich auf ſeine Hülfe nicht zählen dürfe, wenn es gegendeutſche Zwecke verfolge; es hat einen Geſandten nach Frankfurt geſchickt. Und nun die Antwort auf dieſe Ergebenheitsbeweiſe? Keine Seele hat daran gedacht, ſie zu erwiedern. Man ließ das wahrhaft edle Volk verzweifeln und ſich unter treuloſen, ſchwarzgelben Officieren verbluten: man trieb die Verlaſſenen ſelbſt zu dem letzten Schritt, der dem durch Verrath Unterliegenden bleibt, zur gräßlichen, ingrimmigen Rache an den Verräthern, und dann ſchlug man über Lamberg's Tod, über Zichy's Galgen ein ſcheinheiliges Kreuz.

„Ungarn muß jetzt untergehen, für dies Volk hat kein Gott mehr eine Rettung. Alle die furchtbaren Heerſäulen Oeſtreichs wälzen ſich über das kleine Häuflein her, das der Gewalt unterliegen wird. Dahin, mein Vaterland, haben Deine tapfern Vertreter Dich geführt, daß Du mit Deinem eigenen Blute wieder ein fremdes Volksthum unterdrücken und Dir ſelbſt dadurch neue Ketten ſchmieden mußt!

„Und wie ſteht es nun mit Europa? Was ſinnt die Politik von Zarskoje Selo, von Potsdam und Olmütz?

„Zuerſt Oeſtreich! Die Revolution hat man zu pariren geſucht; in Oeſtreich wechſelt man die Perſonen, und hofft ſo den ingrimmigen Haß gegen die Dynaſtie, gegenüber einem noch jeder Hoffnung Raum gebenden Jüngling von 18 Jahren, zu beſchwichtigen, deſſen erſtes Manifeſt auch wirklich goldene Berge verſpricht.

„In Preußen drängen die Dinge ſelbſt unaufhaltſam vorwärts. In Oeſtreich heißt die Frage

Deutſchſein oder Abſolutismus; in Preußen kommt es darauf an, ob ſich durch die „rettende That“ einer octroyirten Verfaſſung dauernd eine ſolche Majorität im Volke gewinnen läßt, daß man das Militairſyſtem aufgeben und die Staatsfinanzen ruhig zu großartigem Schaffen von Arbeit und Brod verwenden kann.

„In dem Falle — Krieg mit Frankreich! Der Czar regt ſich natürlich nicht, hält nur Polen ruhig, bedroht alle Donauländer. Habsburg greift mit Croaten und Grenzern, vielleicht auch mit gezwungenen piemonteſiſchen Bundesgenoſſen vom Süden, mit Reichstruppen in Rheinpfalz und Elſaß an; Preußen wählt ſich wieder die Schlachtfelder in Belgien; England cernirt, ſonſt unthätig, die franzöſiſche Flotte. Wenn die Republik Frankreich die Könige angreift, dann ſind dieſe verloren, weil dann die Empörung im eignen Lande der Trikolore hilft: wenn aber die Könige, nachdem ſie bei ſich Alles zur Ruhe gebracht, den Krieg nach Frankreich tragen, dann können ſie dieſem einen neuen Thron als Preis des Friedens erſchaffen.

„Und dann? Bis dahin giebt es 4 Kriegsflotten: eine engliſche, franzöſiſche, ruſſiſche, deutſche. Vier Flotten werden ſelbſt mit Nordamerika fertig!

„Und dann? —

„Als Babylons Thurm ſchon die Wolken küßte, da geſchah, wie geſchrieben ſteht: Der Herr fuhr hernieder und verwirrte ihre Sprachen. Babylon's Thurm iſt heut ein Steinhaufen in weiter Wüſte, auf deſſen verglaſter Fläche der einſame Löwe ſich ſonnt! —

„Schauen wir auf das Treiben unſerer Tage, ſo drängt ſich immer und immer wieder das Bild Kanuts des Großen in unſere Seele. Seine Höflinge ſchmeichelten dem gewaltigen Herrſcher des Nordens, weil ihm nun ja Alles gehorche. Er, ſie zu beſchämen, ließ zur Zeit der Ebbe ſeinen Königsſtuhl hinab zum Strande tragen, und am Ufer des Meeres ſitzend bedrohte er die Wogen mit ſeinem königlichen Zorn. Als aber die Fluth herankam, da ſpielten und leckten die Wellen um ſeinen Fuß. und ſchwollen höher und höher, ſo hoch, daß bald das erſchreckte Gefolge den König des Alls von der grauenvollen Gefahr abmahnte, die er ſich und ihnen bereitete.

„Iſt es etwas Anderes in dieſen Tagen? Wir haben jetzt Ebbe ſeit dem Junikampfe in Paris, und gleich den Schaalthieren, die von der Fluth zurückgelaſſen, auf dem Sande verſchmachten, liegen die ermatteten Völker am Boden. Vielleicht hätte ſich jetzt am äußerſten Saum, den die höchſte Fluth beſpülte, ein Damm aufwerfen laſſen, und die ſchwachen, letzten Wogen konnten an ihm gebrochen werden: vielleicht war es ſo noch möglich, einen Fußbreit Erde für eine demokratiſche Monarchie zu gewinnen. Statt deſſen laſſen die Kanut's unſerer Tage wiederum den Thron an den unterſten Fluthrand tragen, weil ſie ihn für einen Augenblick vom Waſſer unbedeckt ſehen, und werfen um ihn bloß eine Düne auf für den erſten Anprall. Und auf dieſen Treibſand der Düne klettert unſre Gegenpartei haſtig hinauf und ruft: Wir haben ſie bezwungen, die große athmende Meerfluth! kommt Alle herbei, daß wir auf dem entblößten Sand uns Hütten bauen:

„Arme Thoren! Der große Schöpfer und Meiſter des Alls hat ſeine Einheit und ſeine Größe in dem Wunder ausgeſprochen, daß alle Erſcheinungen der geiſtigen Welt ihr Gleichniß in der Natur haben, daß alle Wandlungen auf jenem Gebiete den großen Erſcheinungen auf dieſem entſprechen. Nun denn! Es iſt ein Naturgeſetz, daß auf die Ebbe eine neue Fluth folgt, und ganz ſo hoch ſteigt, wie die erſte gefallen iſt, und die verdorrten Muſchelthiere mit neuem Leben erfriſcht und allen Treibſand ſpielend weghaſcht, und zu ebner Fläche den Strand glättet. Es iſt ein Naturgeſetz, daß das Pendel, auf der einen Seite ſtark aufſteigend, eben ſo mächtig nach der entgegengeſetzten Seite ausſchlägt. Es iſt ein Naturgeſetz, daß die Wehen der Kreiſenden kommen und vorübergehen, bis die Letzte ein junges Menſchenleben zur Welt bringt. Es iſt ein Naturgeſetz, daß der nährende Saft der Muttererde, nachdem er von der Wintermitte bis zum März den ganzen Stamm durch jede feine Röhre hindurch belebt hat, plötzlich in Knospen, Blüthen und Blättern hinausſchießt und die aſchfarbige Trauer des Waldes gar ſchnell in ein mildes Grün umwandelt.

„Der Stamm iſt das Volk, der Saft der Geiſt der Demokratie. Unſichtbar durchdringt dieſer Geiſt die Gemüther, die Stände, die Heeresmaſſen; und wenn ein roher Hieb einmal den Stamm verwundet, ſpürt man den Saft, er iſt da, und ſobald er erſt Alles erfüllt hat, mit Ausnahme der ſchon ganz abgeſtorbenen, vorigjährigen Blätter, dann ſtößt er raſch dieſe Blätter ab und braucht ſie, um den Stamm für künftige Jahre zu düngen, während das junge Laub friſch und hell den Baum überdeckt!

„Das größte Weltjahr ſeit den Geburtsſtunden der deutſchen Reformation und dem Ausbruch der erſten franzöſiſchen Revolution rollt dahin. Die Schnelligkeit der Eiſenbahnen hatte ſich in den letzten zehn Monaten auch dem politiſchen Leben mitgetheilt: nie gab es in Europa eine Weltbewegung, die ſo reißend ihren Kreislauf durch die Völker vollbrachte, aber auch niemals eine, deren Gegenſchlag ſo blitzartig raſch erfolgte. Im Laufe dieſer zehn Monate ſind die Völker frei, ſind ſie aber auch von Neuem unterjocht worden. Nach der ſchwärmendſten Aufregung ſehen wir eine erzwungene Ruhe hergeſtellt; aber Dauer iſt nicht darin. Denn zu keiner Zeit hat es ſo viel Unzufriedene und Mißvergnügte in der Welt gegeben, wie jetzt — und Das liefert doch wohl den klaren Beweis, daß an der Halbheit der jetzigen Zuſtände ſehr bald von allen Parteien gerüttelt werden wird.

„Drei Dinge ſind es, die den Denker bei dem umdüſterten Scheideblick des alten Jahres tröſten.

„Zuerſt die **Allgemeinheit** der Bewegung ſelber. Wir haben keinen einzelnen Aufſtand, keine Erhebung eines abgetrennten, politiſch etwa beſonders fortgeſchrittenen Theiles der Menſchheit vor uns: es iſt vielmehr die geſammte Kulturwelt, welche in dieſem

Jahre von dem tiefen Drang ergriffen wurde, ſich in ganz neue Lebensformen umzugießen. Ein Volk kann man niederzwingen, wenn die Nachbarvölker durch ihren politiſchen Geiſt dem Volke feindlich geſinnt ſind: aber ein Kampf von Principien, der durch alle Völker hindurchſchneidet, den jeder einzelne Bürger mehr oder minder tief in ſeiner eignen Bruſt ausfechten muß, der überall, wo er zum Ausbruch kommt, neben der Schlacht nach Außen zugleich die Geſtalt des Bürgerkrieges annimmt — ſolch einen Kampf hat man nicht dadurch beendigt, daß man die eine Partei zu Boden ſchlägt, ihre Häupter einſperrt oder verbannt.

„Und ein Principienkampf, ein wahrer und wahrhaftiger iſt es, um den wir fechten, um den wir dulden. Nicht um Formen des Staates handelt es ſich, ſondern um das ganze Leben und Lebensglück der Menſchheit — um blendende Stichwörter eines Theaterſtückes nicht, ſondern um die heilige tiefinnerſte Wahrheit. Das iſt unſer großer zweiter Troſt: dieſer Kampf iſt kein politiſcher, ſondern ein **ſocialer**; nicht unſer Kopf allein arbeitet ihn durch, ſondern in unendlich höherem Maaße unſer Herz. Dies giebt wieder der ganzen Weltlage eine Aehnlichkeit mit der Kampfepoche des jungen chriſtlichen Glaubens, und verleiht uns eine Begeiſterung, welcher der Sieg gewiß iſt.

„Die politiſche Frage bezieht ſich auf die Vertheilung der Macht im Staate, die ſociale auf die Vertheilung des Eigenthums, der Güter und Genüſſe des Lebens. Jedermann ſieht, daß die letztere unendlich höhere Bedeutung hat als die erſtere. Wir arbeiten nur deshalb als Politiker, weil wir Socialiſten ſind.

„Die Eigenthumsverhältniſſe haben ſich im Lauf der Jahrhunderte, am Stärkſten aber in den letzten 50 Jahren, auf das Merkwürdigſte umgeſtaltet. Die Reihenfolge dieſer Umgeſtaltungen lehrt uns jetzt die geſchichtliche Betrachtung ganz mit der Klarheit und Sicherheit überſchauen, mit der ein kundiger Arzt eine Krankheitsgeſchichte ſchreibt. Das furchtbare Reſultat liegt vor unſer Aller Augen da: die Mutter Erde, obwohl ihr Schooß jetzt fruchtbarer iſt, als je, nährt ihre Kinder nicht alle mehr; während der Eine das Korn aufſpeichert, mangelt dem Andern das Brod. Die Ungleichheit in der Vertheilung der Erdengüter war niemals größer, als heute.

„Dieſe Ungleichheit aufzuheben, der Kraft und dem Talent den Erwerb, der Arbeit Lohn und Brod zu ſichern, das moderne Sklaventhum und die Rechtloſigkeit des Hungers zu vernichten — Das iſt unſer Wille, dafür ſtreiten wir. Das Wort: Wer zwei Röcke hat, der gebe Dem, der keinen hat, ſoll nicht ferner ein hohler Schall, eine Glocke ohne Schlägel ſein, ſondern es ſoll einmal Ernſt gemacht werden mit dem Evangelium, mit dem Naturgeſetz, mit dem ewigen Recht der Liebe, das in des Menſchen Herz eingeſchrieben ſteht, ſeit es Menſchen giebt! Wie nach der ſchönen Legende in jener Perſerſchlacht gegen den abtrünnigen Julianus die himmliſchen Schaaren in lichten Gewanden vorkämpften, ſo ſchreiten auch unſerm Heereszuge vorauf die großen Socialiſten der Vergangenheit: der Völkerhirte Moſes, der Gracchen blutige Schatten, der Ewiglebende von Nazareth und die in ſeinem Geiſte ſchaffenden Apoſtel der brennenden Liebe bis auf Las Caſas und Wilberforce — und mit dieſen Geiſtern im Bunde erſtürmen wir den Sieg!

Und nun der dritte Troſt: Die Völker haben unermeßlich Viel gelernt in dieſem ablaufenden Jahre. Es greife heut einmal Jeder an ſeine Bruſt, und vergleiche Das, was er jetzt in ihr trägt, mit ſeiner geiſtigen Krafthöhe im März: ſo wird er feſt auf ſeine Füße treten und ſich trotz aller Leiden, die ſeitdem über unſer Haupt gekommen ſind, männlicher, friſcher, kampfbereiter fühlen, als damals.

Nicht durch große Thaten und raſche Erfolge, deſto kräftiger aber und ſicherer durch eine täglich fortſchreitende Erhebung in den Gemüthern der Menſchen wird die Reaktion vernichtet. Das deutſche Leben und ſeine Bewegung, ſie gleichen jetzt „den matten Kanonenkugeln, die langſam und ſcheinbar kraftlos auf dem Sande hinlaufen: ſtellt man ihnen aber, um ſie aufzuhalten, den Fuß entgegen, ſo zerſchlagen ſie Einem das Bein.“ So iſt der Deutſche und namentlich Preußiſche Volksgeiſt ſeit ſeiner Niederlage im November. Die Siege der Reaktion und die Gegenſchläge der freien Geſinnung wechſeln: aber die Reaktion hat ſchon ihre ſtärkſten Mittel verbraucht, während die Freiheit geraſtet den Kampf beginnt.

„Die Demokratie hat vor der Hand nur die Aufgabe, zu dulden und warten. Die unerhörte Hoffnungsloſigkeit, die in allen Klaſſen der Geſellſchaft wie nie früher verbreitet iſt, führt ihr gerade jetzt, wo ſie zu unterliegen ſcheint, eine auffallende Menge neuer Anhänger zu. Noch nie — und Dies iſt eine beherzigenswerthe Thatſache! — noch nie waren die conſtitutionellen Vereine elender beſucht, als in dieſem Augenblicke, wo doch ihr Princip einen Scheinſieg gewonnen hat. Die Demokraten haben ihre gefürchtete Schnellkraft nicht im Allermindeſten durch ihre Niederlagen verloren: es iſt ihnen jetzt eine herrliche Muße geboten, um ruhiger und dadurch unerſchütterlicher, als bisher, in den Geiſtern und Herzen ihrer Anhänger die Ueberzeugung über das Ziel feſtzuſtellen, bei welchem wir anlangen müſſen. Der Demokrat hat jetzt Zeit, die Leute mit dem Weſen des Socialismus bekannt zu machen, die Vorurtheile gegen die Staatsform der Zukunft zu zerſtreuen, und ſo auf dem Wege der Erkenntniß genau das Ideal aufzuſtellen, das wir, ſobald es erſt mit völlig klarem Bewußtſein von der Menge aufgefaßt iſt, hernach mit der leichteſten Mühe von der Welt in die That umſetzen werden.

„Die Märzrevolution trug keine Frucht, weil ſie ihr Ziel nicht kannte, weil ſie nach dem Siege die Hände in den Schooß legte, und nun erſt nachzudenken anfing, Was ſie mit ihren Lorbeern anfangen ſollte. Der Gedanke hatte ihr nicht im Voraus die Punkte bezeichnet, bei welchen die Bewegung anlangen müſſe, und als dieſe Erkenntniß endlich da war, da hatten die Regierungen bereits überall die Wege beſetzt, die zu jenen Punkten hinführten. Vor 1848 erwartete man keine Deutſche Revolution, und ſo wußte das Volk ſie nicht zu benutzen.

»Jetzt ſtehen wir anders. Wir wiſſen es, und unſere Gegner ſagen es uns ja ſelbſt, daß eine neue Revolution kommen wird, kommen muß. Täuſchen uns die Zeichen nicht, welche wir aller Orten erblicken, ſo iſt unſre Zeit ähnlich der des vorigen März. Aber die Strahlen der Sonne werden glühender brennen, als damals, wo kaum der erſte Schnee hinwegthaute, der Zorn des Volkes wird zu gewaltigerer, höherer Gluth entflammt werden, und wie damals die Revolution, gleich der Luft trüb und nebelhaft, ihr Ziel nicht klar erblickte, ſo wird ſie es jetzt im raſchen Lauf, in heller Vorausſicht erreichen.

»An heißen Sommertagen ſieht man es wohl von allen Seiten heraufziehen, bleifarb, unheimlich: die Wettermaſſen ballen ſich zum Kampf, aber aus welchem Wolkengeſchwader der Losbruch kommt, Das weiß Niemand. Plötzlich zuckt der erſte prachtvolle Blitz, und von allen Ecken und Enden des Firmaments lodert ihm das zornige Leuchten, rollt ihm das erhabene Grollen des Donners nach.

»Heute ſtehen wir in den kürzeſten Tagen: das Frühjahr kommt bald heran, und mit ihm die Gewitterſchläge.

»Demokraten! benutzt dieſe Ruheſtunde wohl, welche Euch nach dem heißen Kampfe der letzten 6 Monate vom Geſchicke gegönnt wird! Löſet Euch ſelbſt die großen Fragen über die Organiſation der Arbeit und über die Mittel, die der freigewordene Staat zur Abhülfe des Elends in die Hand bekommen wird. Und ſeid Ihr ſelbſt hierin Euch klar geworden, dann löſet Eure Fragen auch Euren Brüdern, gewinnt in ihnen und durch ſie unſer künftiges Heer für die einfachen, heiligen, einzig menſchwürdigen Grundſätze der ſocialen Demokratie — und habt Ihr während unſerer gezwungenen Waffenruhe Dieſes erreicht: dann habt Ihr Mehr daran gewonnen, als an zwanzig parlamentariſchen Triumphen der Paulskirche oder des Schauſpielhauſes!

»Friſchen Muthes und hellen Auges darum, Ihr Freunde und Bundesgenoſſen, hinübergeſchaut in's künftige Jahr, deſſen ſternenklarer Himmel über uns aufgeht! Und wenn Eure Seele einmal trüb würde und Euer Herz matt im Streit und Eure Fauſt lahm am Schwerte: dann bedenkt es, daß Euch die Seligkeit beſchieden wurde, eine der erhabenſten Schickſalsſtunden der Menſchheit und ihrer geſammten Geſchichte thatkräftig mitdurchzuleben — eine Seligkeit, um die ſelbſt unſere Enkel uns beneiden werden, wenn ſie dereinſt befriedigt im Schatten der Ruhe und des Wohlſtandes raſten, den wir ihnen erkämpft haben!« —

Wir vermögen es nicht den Jubel zu beſchreiben, der unzählige Mal den Redner unterbrach, der beſcheiden ſein Haupt unter dem Beifall des Volkes beugte. Still und fröhlich verließ er die Tribüne, um Anderen Platz zu machen. Schon dämmerte der Abend herein, als er mit ſeinen Freunden aufbrach. Das ganze Dorf begleitete die gerngeſehenen Gäſte eine Viertelſtunde Weges nach Bonn; dann aber ergriff Gottfried das theure ſchwarzrothgoldne Banner, und ſprach, umglüht von den Strahlen der über den Gipfeln des Siebengebirges niedertauchenden Sonne einen kräftigen Abſchiedsgruß. Von der Nordkapelle ſtiegen die glühenden Raketen auf zur Feier jener Märtyrer, die mit all' ihren Leidensgenoſſen in einer rauheren Zeit, als der unſrigen, gefallen ſind als Zeugen eines Menſchheitsglaubens, der beſtimmt war, zuerſt den Gedanken der allgemeinen Bruderliebe zu wecken und ihm unter unſern Deutſchen Vätern die Bahn zu brechen. Im Rauſchen des Abendwindes aber ſtanden die Hunderte von Männern unter der flatternden Fahne Deutſcher Nation, und Bürger und Bauern reichten ſich die harten Hände, und geadelt in einem großen Gefühl riefen ſie zum Nachthimmel empor den jauchzenden Gruß, an die Zukunft — Das dreifache Hoch auf die Deutſche Republik! *)

---

*) Bonner Ztg. Jahrg. 1848. No. 156.

8.

Zu Ende des Jahres 48 ſah ſich Kinkel genöthigt, die bisherigen Drucker ſeiner Zeitung, die Herren Carl und Friedrich Krüger, wegen gewiſſenloſer Vernachläſſigung ihrer Verpflichtungen zu verabſchieden, welche nun von der Linken raſch zur Rechten übergingen, und unter der Redaktion des Renegaten Hermann Herſch ein ſchmutziges Winkelblatt in reaktionairem Sinne gründeten. Man kann ſich von der Gemeinheit ihrer Handlungsweiſe einen Begriff machen, wenn man die von Herſch im Namen der Gebrüder Krüger verfaßten Schmähartikel in No. 204 und 205 der Bonner Zeitung lieſt. Dieſe Artikel wurden hinter Kinkel's Rücken nach Schluß des Blattes eingeſchoben, und kamen dem Letzteren erſt zu Geſicht, als die Zeitung bereits ſeit mehren Stunden verſandt war. Als Kinkel dieſen ſchamloſen Angriffen in ruhigem Tone entgegnete, fügten die Drucker eben ſo heimtückiſch ihre Antwort in derſelben Zeitungsnummer an, ſo daß Kinkel ſich gezwungen ſah, aus Schonung und Achtung vor dem Publikum, gänzlich zu ſchweigen, und es dem letzteren zu überlaſſen, über die Wahrheit oder Lügenhaftigkeit dieſer Artikel ſelbſt zu urtheilen. Er verſchmähte es auch ſpäter, irgend ein Wort über dieſe Läſterungen zu verlieren, als er unter dem Titel: „Neue Bonner Zeitung“ das Blatt durch einen andern Drucker, den wackern Leo Anſchel, fortführte. Das Handwerkerblatt erhielt jetzt den Namen „Spartacus“ und führte an der Spitze jeder Nummer ein charakteriſtiſches Motto, meiſt aus dem Munde der größten Geiſter aller Nationen. Der Name des Blattes ward in der erſten Nummer auf folgende Weiſe von Kinkel motivirt:

Spartacus.

„Wir leben doch in einem freien Lande!“
„„In einem freien Lande, ſagt Ihr? In einem freien Land? Frei, um vor Hunger darin zu ſterben, ſag' ich Euch!““

Sealsfield's „Morton.“

„Es iſt ein blutiger Schatten, den wir heute aus der Nacht des Alterthums an das Morgengrauen des jungen Völkertages heraufbeſchwören. Es iſt der Mann, der an der Grenzſcheide, wo die Römiſche Republik an das Kaiſerthum ſich verlor, ſie noch einmal zu retten ſuchte durch das Proletariat, durch Erhebung der unterſten, getretenſten Schicht der Menſchheit zur machtbeſitzenden Klaſſe im Staat. Spartacus begann den Krieg der Sklaven gegen ihre Beſitzer, begann die Erlöſung der Menſchheit aus der roheſten Form der Ausbeutung des Einen durch den Andern. Er erlag, nachdem er Italien aus der Ruhe des Genuſſes aufgeſchreckt hatte. Die Proletarier warfen ſich der Monarchie in die Arme, die ihnen Brod und Schauſpiele gab: die Sklaven, hoffnungslos mit Waffengewalt hinfort zu ſiegen, traten in die, funfzig Jahre ſpäter ihre Sendboten ausſchickende, chriſtliche Kirche ein, und ergaben ſich ſomit der Propaganda eines friedlichen Socialismus, der aber beſtimmt war, die ganze alte Welt aus den Angeln zu heben. Das Ziel, dem Spartacus blutete, hat das Chriſtenthum in ſpätem Siege verwirklicht: wo es ſeine Kreuzesfahne aufrollt, da tilgt es die Sklaverei, und macht den Menſchen zum Selbſtherren ſeines Lebens und ſeines Willens. Wilberforce erreichte, Was Spartacus verfehlt hat.

„Warum denn aber nochmals ihn aufrufen, den grauenvollen Schatten jenes willensgewaltigen Terroriſten? Warum ſeinen Namen auf die Fahne ſticken, die der ſocialen Weltumwälzung voranſwehen ſoll? Wenn es keine Sklaven mehr giebt, warum noch einmal der Sklavenemancipator Spartacus?

„Keine Sklaven mehr! Beſeligendes Wort, wenn Wahrheit in ihm läge!

„Wir ſchweigen von Amerika, wir blicken weg von den weiten Ländern des Muhamedanismus und der Negerſtämme, wo noch die Peitſche mit blutigen Striemen wie vor Alters herrſcht — wir überſchauen Europa, und unſer Auge wird trüb.

„Wer iſt ein Sklave? *) Ein Weſen, deſſen Willen einem Andern als Eigenthum zugehört. Sklave iſt Der, deſſen Leib und Leben, deſſen Kraft und Arbeit durch

---

*) „Der iſt ein Sklave wohl,
Der in dem Frühlingsgarten
Der Erde keine Frucht
Darf hoffen und erwarten.

Der Nichts ſein Eigen nennt
An ſeinem kalten Heerde,
Und ein Enterbter ſteht
Auf dieſer reichen Erde.

Der iſt ein Sklave wohl,
Der ſelbſt im Schlaf vergebens
Die Feierſtunde ſucht
Des krankgefrohnten Lebens.

Der in dem Kind, das ihm
Sein blaſſes Weib gebäret,
Die Bürde haſſen muß,
Die ſeine Sorge mehret.

Der iſt ein Sklave auch,
Der unter Söldnerſchaaren
Gezwungen wird, ein Recht,
Das er nicht kennt, zu wahren.

Der, wenn das Volk ſich hebt,
Zu richten, die es kränken,
Auf ſeine Brüder muß
Die Todeskugel lenken.

einen Andern außer ihm verkauft werden kann. Die Circaſſierin iſt eine Sklavin, weil ihre Liebe dem Meiſtbietenden gehört, mag ſie ihn in ihre Arme wünſchen oder nicht. Der Sklave hat keine Familie: er erzeugt nur Kinder, damit ſie wieder Eigenthum des Herrn werden. Der Sklave iſt kein Menſch, denn ihm fehlt der Menſchenrechte Höchſtes: die Sebſtbeſtimmung.

„Und blicken wir nun von dieſer Begriffsbeſtimmung hinüber nach den Thatſachen: — fehlt es da an Weſen, die unter gleichem Looſe liegen, fehlt es an Sklaven, weißen Sklaven? Freilich auf den Zuſtand kommt es an und nicht auf den Namen, auf die Thatſache und nicht auf die Art, wie ſie entſtanden iſt. Im Alterthum machte Geſetz und Geburt oder es machte Kriegsgefangenſchaft den Sklaven, im modernen Leben thut es das Geld — aber Sklaven ſind heute vorhanden eben ſo gut wie im Alterthum!

Voll Sklaven ſteckt die Welt: —
Wer zählt ſie, die mißhandelt,
Enterbt und freudelos
Durch dieſe Welt gewandelt?

Voll Sklaven ſteckt die Welt: —
Wer zählt die Menſchenwogen,
Die um ihr Menſchenthum
Sich heut noch ſehn betrogen?"

— — — — — —

Neue Sklaven.
Gedichte von Alfred Meißner.
S. 120 ff.

„Oder iſt der Irländiſche Pächter kein Sklave, der nur für den Herrn arbeitet, und höhere Pacht zahlen oder ausziehen muß, ſobald er den Ertrag des Ackers durch Fleiß ſteigert? Iſt der Fabrikarbeiter kein Sklave, der, ſelbſt lebenslang für einen Andern an die Maſchine geſpannt, Kinder nun wieder erzeugt und auffüttert für ſeines Herren Spulrad? Iſt das Fabrikmädchen Sklavin oder nicht, das, um nicht auf der Straße zu erfrieren und Hungers zu ſterben, dem einflußreichen Aufſeher ſich preisgiebt — oder bei einer Arbeitsſtockung, nur durch die Schande ſich und ihre Familie zu erhalten vermag? Iſt, trotz Aeſop oder Epiktet, der Mann von Wiſſen, Geiſt und Thatkraft nicht ein Sklave, der als Correktor, Ueberſetzer, als Copir- und Liniirmaſchine auf einem Bureau oder Comptoir zu verkümmern verdammt iſt? Und wie ſollten wir gar das Elend des Mannes bezeichnen, den der Hunger nöthigt, durch ſeine geiſtige oder körperliche Arbeit Grundſätze zu befördern, die er verabſcheut? Ach, und ſelbſt hiezu treibt Manchen die letzte, bitterſte Noth!

„Alſo Sklaven giebt es, weiße Sklaven in Menge, und ſchon ſtehen wir, ihnen gegenüber, in der Grenze einer neuen Barbarei. Als das Scheußlichſte im Römiſchen Alterthum erſcheint uns, daß man die Leichen der Sklaven und Proletarier nicht mehr begrub, ſondern am hellen Licht der Sonne auf dem Esquiliniſchen Hügel verfaulen ließ. Wir ſchaudern — aber ſchon vollendet ſich in dieſer Beſtialität der Kreislauf des modernen

Sklaventhums: die Engliſchen Blätter melden uns, daß Iriſche Leichen bereits der Raub der Hunde werden.

„Aus Abgründen, wie dieſem, muß die Menſchheit gerettet werden. Die Uebermacht des Goldes, das aus einem Mittel überall Selbſtzweck geworden iſt, verhängt über die unermeßlich größere Hälfte der Lebenden den Fluch der Knechtſchaft. Die von der Kirche und der Gemeine angeſtellten Verſuche, Heilmittel anzuwenden, erſcheinen ohnmächtig: der grauenvolle Troſt einer falſchen Religioſität, daß Gott Elend, Hunger und Noth über Viele verhängt habe, damit Wenige ſchwelgen können, iſt Gottesläſterung. Europa's Erde, bei gerechter Anwendung ihrer Fruchtbarkeit, erzeugt dreimal ſo Viel, als ihre Kinder eſſen: die Natur alſo hat Darbende nicht gewollt, und nur an der ungerechten Vertheilung der Lebensgüter, an ſchlechten Geſetzen und an der Hartherzigkeit der Menſchen liegt es, wenn im Schooß der Fülle der Einzelne hungert. Iſt alſo unſer ganzer geſellſchaftlicher Boden ſündlich und widernatürlich, dann iſt es Pflicht und Ehre, an ſeinem Umbruch zu arbeiten. Und wenn die Gracchen dabei ſcheitern, dann wird zuletzt doch der Spartacus mit Axt und Schwert auf unſere Bühne treten müſſen!

„Darum nennen wir dieſes Blatt, das den Kampf des Mangels mit der Aufhäufung, der Arbeit mit dem Kapital, der gedrückten Klaſſen gegen ihre Dränger führen ſoll — darum nennen wir es mit jenem Namen von hiſtoriſchem Klang! Mag es dereinſt dieſe ſtolze Kühnheit rechtfertigen!

„Es weile auf der Vorzeit unſer Blick,
Die Vorwelt ſoll uns tief im Herzen wühlen,
Daß wir uns recht mit ihr zuſammenfühlen
In Ein Geſchlecht, Ein Leben, Ein Geſchick!
Der Wanderer gibt dem Freund, der nach ihm ſchreitet,
Wo ſich der Scheideweg im Walde ſpreitet,
Den Weg, den er gewandelt, treulich kund,
Er ſtreut ihm grüne Reiſer auf den Grund;
So ließen uns die alten Kämpfer Zeichen:
Die Trümmer ihres Glücks und ihrer Leichen.
Getheiltes Loos mit längſtentſchwundnen Streitern
Wird für die Nachwelt unſre Bruſt erweitern,
Daß wir im Unglück uns prophetiſch freuen,
Und Kampf und Schmerz, ſiegloſen Tod nicht ſcheuen!
So wird dereinſt in viel beglücktern Tagen
Die Nachwelt auch nach unſerm Leide fragen.*)“

Das Programm der demokratiſchen Partei, welches Gottfried Kinkel vor den Wahlen nach Berlin verfaßte, ſtimmt im Weſentlichen — im Princip — ganz mit dem S. 71 ff. mitgetheilten überein, nur daß es noch feſter und entſchiedener auftritt. Es lautet:

Wahlprogramm

für volksthümliche Wahlen.

Die heute in Bonn zum Zwecke volksthümlicher Kammerwahlen zuſammengetretene Urwählerverſammlung hat nachſtehendes Programm angenommen und den unterzeichneten Ausſchuß mit der Veröffentlichung deſſelben beauftragt:

Die demokratiſche Geſinnung iſt ſo tief ins Volk eingedrungen, daß hinfort kein Deutſcher Staat mehr im Frieden, Ruhe und Wohlſtand zu beſtehen vermag, der nicht ehrlich und ohne Heuchelei auf der breiteſten volksthümlichen Grundlage ſich aufbaut. Vor Allem wichtig iſt, daß Preußen als der Schwerpunkt der Macht im Vaterlande, dieſen Grundſatz in ſich durchführe. Selbſt alle verſtändigen Anhänger des monarchiſchen Syſtems erkennen an, daß ohne dieſen Schritt das Beſtehen des Staates auf die Dauer nicht mehr möglich iſt.

---

*) Lenan's Albigenſer. S. 252.

I.

Die Krone Preußens hat mit Hintanſetzung des mit dem Volke abgeſchloſſenen Rechtsvertrages einſeitig eine Verfaſſung zu octroyiren verſucht. Wir treffen in dieſem Verfaſſungsentwurfe die formale Anerkennung mancher von der Revolution der Krone abgezwungenen Volksrechte an. Allein wir vermiſſen einerſeits jede nicht zu umgehende Gewährleiſtung dafür, daß es der Regierung nicht mehr möglich bleibt, dieſe Rechte wieder zu verkürzen oder zu bloß ſcheinbaren herabzuwürdigen, wozu vielmehr Verſuchungen nur zu viele in manchen Artikeln der Urkunde verſteckt liegen. Vor Allem müſſen wir vom Standpunkte der Demokratie fordern, daß die Geſetzgebung eines großen Volkes und der Fortſchritt ſeines öffentlichen Lebens nicht durch das abſolute, auch von der beharrlichen Feſtigkeit des Volkswillens nicht umzuſtoßende Nein eines Einzigen gehemmt werde.

Allein auch von dieſem Hauptpunkte abgeſehen fehlt Vieles daran, daß in dieſem Verfaſſungsentwurfe der demokratiſche Gedanke mit Entſchiedenheit ins Leben eingeführt würde.

Zunächſt berufen ſich unzählige Paragraphen auf ſpäter zu erlaſſende organiſche Geſetze: allein gerade dieſe Geſetze ſind es, die, wenn ſie volksfeindlich ausfallen, alles Errungene wieder nothwendig in Kinderſpott verwandeln.

Kein Geſetz bisher ſpricht ſich über die Verbrechen verantwortlicher Miniſter und namentlich über deren Strafmaaß klar und vollſtändig aus.

Die Vertagung der Kammern zugleich neben dem Recht der Auflöſung kann nur zu unwürdigem Spiele und Friſtgewinn für die Regierung dienen.

Eine Controlle des Staatshaushaltes bleibt ein Unding, ſolange nicht eine völlig klare Auseinanderſetzung des königlichen Hausvermögens und des Staatseinkommens vorgenommen und die Civilliſte feſtgeſetzt iſt.

Das in dem Recht der Steuerbewilligung nothwendig mit enthaltene Recht der Steuerverweigerung muß, wenn von einem Volkswillen im Staate die Rede ſein ſoll, der Volksvertretung ausdrücklich zugeſichert werden. Die Krone darf in keinem Falle das Recht behalten, die Steuerſumme des vorigen Jahrs ohne Kammerbeſchluß im laufenden weiter zu erheben.

Die an den ausſchließlichen Willen des Königs geknüpfte Vollmacht der Kriegserklärung ſtellt das Volk in beſtändige Gefahr, für Kabinets-Intereſſen und zum Schaden ſeiner eignen Freiheit Gut und Blut einzuſetzen.

Das bisher angewandte Recht der Miniſter, auch ohne die Kammern Geſetze mit vorläufiger Gültigkeit zu erlaſſen, bedroht das ganze Beſtehen der Verfaſſung. Gleichfalls ſind die unveräußerlichen Volksrechte gefährdet, ſo lange außer dem Falle äußeren Krieges Belagerungszuſtände ohne Genehmigung der Volksvertretung verhängt werden dürfen.

Das Volk hat keine volle Sicherheit, wirklich die Männer, die ſeine Mehrheit will, zu Vertretern zu bekommen, ſo lange von ihm nicht das direkte Stimmrecht (ohne Wahlmänner) errungen iſt.

Endlich iſt eine Theilung der Volksvertretung in zwei Kammern, insbeſondere aber die Cenſuswahl für die erſte Kammer, die ſtärkſte Verletzung des Grundſatzes von der Gleichheit der Staatsbürger, indem ſie dem Begüterten das Recht eines doppelten Wählens und ſomit einer doppelten Vertretung ſichert, während der unterſtützungsbedürftige Arme gar nicht wählt.

Dieſe Beiſpiele, welche ſich ſtark vermehren laſſen, beweiſen, daß die Verfaſſung, um eine im demokratiſchen Sinne genügende zu werden, noch einer höchſt durchgreifenden Verbeſſerung bedarf. Es iſt die erſte und heiligſte Pflicht der Volksvertreter, dieſe Verbeſſerung mit Umſicht und Gründlichkeit vorzunehmen.

II.

Allein hiermit iſt ihre Aufgabe keineswegs erfüllt. Der Art. 98 der Befaſſung verleiht der Geſetzgebung ausdrücklich das Recht, den Staatshaushalt zu ordnen.

An dieſem Rechte müſſen die Vertreter unnachſichtlich feſthalten, und dieß um ſo mehr, da das von der Regierung vorgelegte Budget für 1849 in wahrhaft erſchreckender Weiſe den Beweis liefert, wie wenig dieſelbe geneigt iſt: die alte, vom allgemeinen Ruin des Landes längſt verfluchte, Wirthſchaft mit den Staatsgeldern aufzugeben. Die Summe, welche man 1849 wiederum von dem Schweiße des Volks zu erpreſſen und auszugeben gedenkt, ſteigt nach dem vom Könige ſelbſt am 27. December vollzogenen Etat auf die furchtbare Höhe von mehr als Vier und Neunzig Millionen. Es fallen ſomit, 16 Mill. Preußen angenommen, auf den Kopf faſt Sechs Thaler jährlicher Steuern, was ganz allein ſchon hinreicht, einen etwas zahlreichen Haushalt auch des wohlhabenden Mittelſtandes gänzlich zu ruiniren. Dazu kommen nun noch die Communalſteuern, welche gegenwärtig noch durch das Schulgeld erhöht werden, das nach dem amtlich veröffentlichten Plane des Unterrichtsminiſters nicht einmal aus jenen rieſigen Staatseinnahmen bezahlt, ſondern den Gemeinden aufgebürdet werden ſoll. Während ſomit alle Geſchäfte ſtocken, legt man der Arbeit eine Steuerſumme auf, die alle früheren Staatslaſten weit überſchreitet!

Dieſer Ausblick in die Zukunft, wie ſie uns von der Krone und ihren Freunden zugedacht iſt, wird aber noch düſterer, wenn wir zuſehen, wie dieſe markausſaugenden Einnahmen verbraucht werden ſollen. Ein kriegsgeübtes Volk, wie das preußiſche, ſoll auch für 1849 gezwungen werden, im Frieden eine ſo ſtarke

Armee zu füttern, daß ſie faſt Ein Drittel der ganzen Einnahme verſchlingt! — eine Armee, die in einem nicht vom Volke gewünſchten Kriege keine Stärke hat, und uns ſomit vor keiner Eroberung ſchützt, dagegen im Fall eines volksthümlichen Krieges augenblicklich gerüſtet, und im Bunde mit der Landwehr unüberwindlich daſteht! — eine Armee, die alſo jetzt nur den Zweck hat, Belagerungszuſtände zu erwirken, Vertreter der Nation auseinander zu ſprengen, volksthümliche Kammerwahlen zu erſchweren, und durch Zwangseinquartierung das Volk im Streben nach ſeinem Recht zu entmuthigen. Für dieſe Diener der Gewalt ſetzt der Staatshaushalt (Art. IX. und in den außerordentlichen Ausgaben Art. 7), Kriegsfälle gar nicht mit gerechnet, zuſammen über Sieben und Zwanzig Millionen aus, während er für die Volksvertretung nur Hunderttauſend Thaler zu verwenden hat. Die Männer, die mit dem Vertrauen der Nation ausgerüſtet den Zuſtand des Landes durchgreifend verbeſſern ſollen, erhalten nach dem Plane der Regierung gerade Ein Zweihundert und Siebzigſtel von Dem, was die Armee verſchlingt!

Noch vernichtender für das Staatswohl iſt die Stellung, die in dem Staatshaushalt auch für 1849 der Bureaukratie zugewieſen iſt. Ein durchaus vom Könige angeſtelltes, faſt in keinem Verwaltungszweige frei vom Volk gewähltes Beamtenthum, das, um ſeine Stellen zu behalten, ſtets das Recht wie das Unrecht der Krone gegen den Volkswillen mit Liſt oder Gewalt durchſetzt, ſoll auch in Zukunft ſeine eigenſüchtige

Vormundſchaft über uns ausüben. Der Entwurf zeigt daneben, daß die Oberbeamten wiederum ihre enormen Gehalte bekommen, während die untern, d. h. die eigentlich arbeitenden Stellen auf den Hunger angewieſen bleiben. Nach einer ungefähren Berechnung verſchlingt dieſe koſtſpieligſte Staatseinrichtung weit mehr als das zweite Drittel der geſammten Einnahmen!

Somit bleiben für Einrichtungen, die durch ihre Wohlthätigkeit das Volk wenigſtens theilweis für jene ungeheuern Opfer entſchädigen könnten, nur geringe Summen übrig. Was ſoll man dazu ſagen, daß für Staatshülfe zu Kirchen- und Schulbauten, zu Pfarrer- und Lehrerbeſoldungen, daß für das Unterrichtsweſen, die Künſte und Wiſſenſchaften, ſo wie für das dem Volkswohl ſo wichtige Medicinalweſen, alſo für die ganze geiſtige Belebung und körperliche Pflege des Volks — alles zuſammen genommen noch nicht Drei und eine halbe Million ausgeworfen ſind, während der Hof, abgerechnet das ungeheure Kronvermögen, aus den Domänen und Forſten Zwei und eine halbe Million beziehen will? Iſt etwa dies die volksthümliche Staatsverwaltung, die wir von einem im Geiſte wiedergeborenen Preußen erwarten mußten?

Nimmermehr! Vielmehr liegt in dieſem Finanzplan, wenn er durchginge, der Bankerott des Volkes, der Ruin des ganzen Staates. Es iſt die zweite Pflicht einer treuen Volksvertretung, dies Budget zu verwerfen und an ſeine Stelle ein anderes zu ſetzen, das die

Armee vermindert, das Beamtenheer zu Gunſten einer meiſt vom Volke zu wählenden wohlfeilen Verwaltung verkleinert, die überflüſſigen, außerordentlichen und geheimen Ausgaben vernichtet, und ſo, bei vermindertem Steuerdruck, dennoch Mittel aufſpart, um mit Entſchiedenheit dem allgemeinen Nothſtand abzuhelfen. Erſt zu einem ſolchen Budget darf ein ehrlicher Volksvertreter ſeine Zuſtimmung, erſt nach deſſen Feſtſtellung ſeine Genehmigung zur Steuerumlage ertheilen.

III.

Und was ſind nun endlich die ſocialen Verbeſſerungen, die ſchon heute ſich erreichen laſſen, wenn das Volk muthige und in ſeinem Sinne handelnde Vertreter in die Kammer ſchickt? Wir wollen nur einige der weſentlichſten hervorheben.

Wir fordern zuerſt eine demokratiſche Gemeinde-Ordnung, welche nicht bloß die Wahl der ſtädtiſchen Beamten, ſondern auch der Kreisverwaltung in die Hand des Volkes legt, und ſo Männer des Vertrauens mit Verwendung des Communaleigenthums beauftragt.

Wir fordern ausreichende, aus der Staatskaſſe fließende Gelder für Anlage von Volksſchulen und anſtändige Beſoldung der Lehrer an denſelben, damit dieſen Zeit und Kraft zu geiſtiger Fortbildung bleibt.

Wir fordern eine Reform des Schulplans, ſo daß diejenigen Dinge in ihm vorkommen, die man als Bürger wiſſen muß, wohin wir beſonders die Kenntniß der

Verfaſſung, der bürgerlichen und der Strafgeſetzgebung rechnen.

Wir fordern Verminderung der Dienſtzeit und Abkürzung der Kaſernen-Einpferchung beim Heere.

Wir fordern eine ganz durchgreifende Steuerveränderung, die Aufhebung aller Abgaben, welche Gewerb und Landwirthſchaft erdrücken und den nothwendigen Lebensunterhalt der Armuth vertheuern, wohin vor Allem die verhaßte Schlacht- und Mahlſteuer gehört.

Wir fordern ſtatt deſſen eine progreſſive Einkommensſteuer, d. h. eine ſolche, nach welcher von dem Vermögen und Einkommen, je höher dieſe ſteigen, deſto größere Prozente als Steuer entrichtet werden ſollen.

Wir fordern Verbreitung von Gewerbe- und Ackerbauſchulen, in denen die Landwirthſchaft und die vaterländiſche Induſtrie, unterſtützt von Forſchung und Wiſſenſchaft, auf die Höhe des Auslandes gehoben wird.

Wir fordern zumal im Intereſſe des Handwerks eine neue Gewerbe-Ordnung, welche der Arbeit Schutz gegen die Willkür des Kapitals und gegen die Concurrenz der Untüchtigkeit verleiht.

Wir fordern von Staatswegen angelegte Leihkaſſen für Ackerbau und Gewerbe.

Wir fordern eine verbeſſerte Einrichtung der Gefängniſſe und Zuchthäuſer, die Beſchränkung der Zwangsarbeit in ihnen auf Dinge, die vom Staate wieder verbraucht werden, und die Verwendung ſchwerer Verbrecher zu großartiger Coloniſation im Inlande.

Wir fordern Veränderungen in der bürgerlichen Geſetzgebung zum Schutz der Armuth gegen zu raſche Schuldeinforderungen, ſo wie Aufhebung oder doch Verminderung der Gerichtskoſten und der Vollſtreckungsgebühren.

Wir fordern eine vernünftige Ausgleichung in den Gehalten der obern und der untern Beamten.

Wir fordern einen hinreichenden und nicht entehrenden Lebensunterhalt für alle redlichen Arbeiter, welche durch Alter oder Krankheit arbeitsunfähig geworden ſind.

Da die Verfaſſungsurkunde von dieſen ſo weſentlichen Artikeln des Volkswohls auch nicht Einen enthält, ſo iſt es als die dritte Pflicht eines braven Volksvertreters anzuſehen, daß er neben der Verfaſſungsberathung die dahin einſchlagenden Geſetzentwürfe in Vorſchlag bringe und kraftvoll unterſtütze. Denn die politiſche Freiheit kann und ſoll immerdar nur das Mittel ſein, um durch ſie ſociale, d. h. geſellſchaftliche Verbeſſerungen durchzuſetzen.

Noch einmal iſt dem preußiſchen Volke die Macht in die Hand gegeben, Vertreter zu erhalten, wie es ſelbſt ſie wünſcht. Es iſt die Pflicht eines jeden redlichen Urwählers, nicht wieder von dem Eigennutz der offnen und geheimen Volksfeinde ſich blenden zu laſſen. Sondern es ſoll Jeder ſelbſt die Augen aufthun und am Wahltage darauf hinwirken, daß Männer erwählt werden,

welche die Lage der Dinge und die Urſachen des allgemeinen Unglücks mit klarem Verſtande erkennen,

welche ferner Muth, Kraft und Talent beſitzen, um allen Volksfeinden gegenüber die gute Sache der Mehrheit des Volkes ſiegreich zu vertreten,

welche endlich durch ihr bisheriges Handeln Beweiſe von ihrer Uneigennützigkeit und Unbiegſamkeit gegeben haben und dem Volke ſomit eine Gewähr bieten, daß ſie durch Beſtechung mittelſt hoher Staatsſtellen, glänzender Ehrenbezeugungen oder anderer Gunſterweiſungen niemals ſich von Dem abwendig machen laſſen, was Ehre und Gewiſſen ihnen vorſchreibt.

Wählt das Volk jetzt, wo es die Sache in ſeiner Hand hat, ſolche Vertreter nicht, wählt es nicht Männer, die wenn es noththut ſelbſt den Muth haben, einer neuen Auflöſung und ſchmachvollen Verfolgung ſich hinzugeben, dann verdient es auch künftig eben ſo hart getreten, eben ſo ſchmerzlich, ja noch grauſamer ausgeſaugt zu werden, als es bisher getreten und ausgeſaugt worden iſt.

Bonn, 15. Januar 1849.

Der Ausſchuß für volksthümliche Wahlen:

J. Burgh. A. Fels. P. A. J. Hittorf. Fr. Kamm.
G. Kinkel. A. Ungar. A. A. Velten.

Am 5. Februar 1849 ward Gottfried Kinkel mit 236 gegen 214 Stimmen, welche der Candidat der Gegenpartei — Profeſſor Bauerband — erhielt, zum Abgeordneten der zweiten Kammer nach Berlin gewählt. — Die „Bonner Zeitung“ *) zog am Tage vor der Wahl folgende Parallele:

Die Partei des Blutes.

„Die conſervative Partei hat für Bonn durch eine Verſammlung in der Baumſchule den Juſtizrath Bauerband, die demokratiſche geſtern im Wiersberg'ſchen Saale den Profeſſor Kinkel als ihre Candidaten aufgeſtellt.

„Der Letztere gehört einer Partei an, der man vorwirft, daß ſie nach ihrem Siege durch Blut ſchreiten und das permanente Schaffot aufbauen werde.

„Herr **Bauerband** hat in der Sitzung der Preußiſchen Nationalverſammlung vom 2. Auguſt des vorigen Jahres durch ſein Ja erklärt, daß er die Todesſtrafe für politiſche Verbrechen, namentlich für Hochverrath, beibehalten will. Er hat ferner erklärt, daß es für den Fall des Krieges oder Belagerungszuſtandes bei der in den Geſetzen beſtehenden Todesſtrafe bleiben ſoll, hat alſo das ſtandrechtliche Erſchießen und die

---

*) N. B. Ztg. Jahrg. 1849. No. 2[illegible].

Militairmaſſacren gegen entwaffnete Aufrührer gebilligt.*)

Herr **Kinkel** hat im Januar 1848, drei Monate vor der Märzbewegung, ein Gedicht gegen den damals in Berlin den Strafgeſetz-Entwurf berathenden Landtags-Adel geſchleudert, in welchem er ſo feurig gegen die Beibehaltung der Todesſtrafe auftrat, daß ein damals liberales rheiniſches Blatt den Abdruck nicht wagte.**)

„Einen Mann, der ausgeſprochener Maßen gar keine Todesſtrafe, am Wenigſten aber den Juſtizmord der politiſchen Verbrecher will, wollen die Demokraten wählen.

„Männer dagegen, die das Köpfen der „Hochverräther“ und das ſtandrechtliche Füſiliren ſolcher Soldaten verlangen, die etwa zum Todtſchießen des Proletariers dem Officier den Gehorſam verweigern — dieſe Männer nimmt die Königspartei zu ihren Candidaten.

„Welche von beiden Parteien iſt die blutgierige?“

---

*) Vergl. den Artikel: „Ein Wörtchen mit dem Abgeordneten Bauerband“ in No. 177 und 186 der B. Ztg. Jahrg. 1849.

**) Siehe das Gedicht S. 54 ff., und vergl. S. 127 ff. dieſes Bandes.

9.

Am 16. Februar erſchien der Profeſſor und Abgeordnete Kinkel in einer doppelten Sache als Angeſchuldigter vor der Correctionalkammer des Landgerichts in Köln. Die erſte Anklage bezog ſich auf einen Artikel der vorjährigen „Bonner Zeitung“, gegen welchen die Commandantur von Mainz Klage erhob. Kinkel hatte den betreffenden Artikel, welcher die bekannte Tödtung einiger ſchon halb zu Tode gehetzter Schifferjungen auf der Mainzer Brücke erzählt, aus der „Dresdener Zeitung“ abgedruckt und mit einigen einleitenden Worten begleitet.

Der zweite Proceß betraf einen Antrag, welchen Kinkel am 18. November 1848 bei Anlaß der Steuerverweigerung in einer Bürgerwehrverſammlung ſtellte, den Antrag: die Thore zu beſetzen und die Steuerverweigerung zu unterſtützen. Natürlich gehören politiſche Proceſſe vor Geſchworene; es mußte alſo hier wie dort ein anderer Anklagepunkt hervorgeſucht werden, der vor beſoldete Richter gehörte, um Kinkel vor das Zuchtpolizeigericht fordern zu können. So machte man denn den erſten Proceß zu einer Anklage auf „**Verleumdung** des herrlichen Kriegsheeres“, und beſchuldigte Kinkel im zweiten: „zum Angriffe auf die **Steuerbeamten** aufgefordert zu haben,“ während ſich jeder Wehrmann von Bonn erinnerte, daß Jener ausdrücklich deßhalb das Einſchreiten der Bürgerwehr als nöthig darſtellte, „weil durch tumultuariſche Selbſthülfe von Volkshaufen Leben und Geſundheit der Steuerbeamten bedroht ſei!!!“

Das Zeugenverhör ergab ſogleich die Wahrheit des letzteren Punktes. Alle vier Belaſtungszeugen wurden ſo wider Willen zu Entlaſtungszeugen. Am Komiſchſten erſcheint es, daß man den Ex-Oberſt der Bürgerwehr, Herrn Petazzi, welcher bei jener Verſammlung präſidirt und gerade Das ausgeführt hatte, was Kinkel bloß beantragte, als Haupt-Gegenzeugen vorlud. Das Staatsgericht wollte alſo den Thäter gebrauchen, um den Antragſteller zu verurtheilen!!!

Die Entlaſtungszeugen thaten ferner unumſtößlich dar, daß Kinkel ſeinen Antrag, die Thore zu beſetzen, nach 4 Uhr geſtellt, daß aber gegen 6 Uhr der auf dem Rathhaus amtlich beſchäftigte Ex-Lieutenant der Bürgerwehr, Herr Bouvier, von Seiten des Oberbürgermeiſters die officielle Meldung überbracht habe: es ſeien ſchon ſeit mehren Stunden keine Steuern mehr an den Thoren eingefordert worden. Dadurch war alſo bewieſen, daß zu der Zeit, als Kinkel die

Thorebeſetzung verſchlug, gar keine ſteuerfordernden Beamten mehr in Thätigkeit waren.

Der Vertheidiger des Angeklagten, Advokat Schneider II. von Köln, beſtritt darauf die Competenz des Gerichtshofes, weil die Sache ihrer Natur und Grundlage nach eine rein politiſche ſei. Dann aber trat Kinkel ſelbſt vor die Schranken, und ſprach:

„Meine Herren!

„Mein Vertheidiger hat das Rechtsmittel der Competenz-Einrede angewandt. Ich habe dies ſein Verfahren natürlich vollkommen gebilligt, weil ich von dem Grundſatz ausgehe, daß ein Bürger nie eines ſeiner Rechte ſich begeben darf, und weil ich in der Beurtheilung politiſcher Proceſſe durch Geſchworene eins der hauptſächlichſten Bürgerrechte erkenne. Gleichwohl bin ich ſehr gerne bereit, auch vor Ihnen meine Vertheidigung zu führen. Sind Sie doch, wie ich denke, nach der Verfaſſung beſoldete und auf Lebenszeit unverſetzbar ernannte Richter*) — und das volle Bewußtſein meiner Unſchuld befähigt mich, vor jedem Gericht zu ſtehen.

---

*) Artikel 86 der octroyirten Verfaſſung: „Die Richter werden vom Könige oder in deſſen Namen auf ihre Lebenszeit ernannt. Sie können nur durch Richterſpruch ..... ihres Amtes entſetzt, zeitweiſe enthoben oder unfreiwillig an eine andere Stelle verſetzt und ...... penſionirt werden." — Der Referendar Helmentag, der dritte der Richter, war jedoch weder beſoldet, noch auf Lebenszeit angeſtellt, konnte auch jeden Augenblick von der vorgeſetzten Behörde aus dieſer Gerichtsſtelle entfernt werden.

„Ich bin beſchuldigt einer Aufreizung zu gewaltſamem Angriff auf Steuerbeamte. Erlauben Sie mir zuvörderſt einen möglichen Irrthum aufzuklären, der auch auf einige Zeugenausſagen eingewirkt zu haben ſcheint. Es könnte nämlich ſcheinen, als ob ich mit eigener Hand das Geſtändniß eines ſolchen Vergehens niedergeſchrieben hätte. In einem Artikel des Extrablattes meiner Zeitung habe ich nämlich den ganzen Vorfall erzählt und bei dieſer Gelegenheit als Grund meines Antrags die Worte niedergeſchrieben: „damit, gegen die noch immer ſteuerfordernden Beamten, der Steuerverweigerung ſtarke Hand geleiſtet werde.“ Darin dürfte leicht eine Aufforderung zu Feindſeligkeiten gegen Steuerbeamte gefunden werden, und aus dieſer gedruckten Nachricht wird wohl überhaupt das ganze Gerücht von einer ſolchen Aufforderung gefloſſen ſein. Allein, wenn Sie, meine Herren, den gedruckten Satz genau anſehen, ſo werden ſie finden, daß er gerade das Gegentheil enthält, daß die Worte: „gegen die noch immer ſteuerfordernden Beamten“ nur eine Erläuterung ſind, die ich meinen Leſern geben wollte, die ich aber in der Formulirung meines Antrags keinesweges vorgebracht habe. Um die Worte meines Antrags buchſtäblich wiederzugeben, habe ich ſie mit geſperrter Schrift drucken laſſen: der Augenſchein wird Sie überzeugen, daß die zwiſchenein geſchobenen Worte: „gegen die noch immer ſteuerfordernden Beamten“ nicht mit geſperrter Schrift gedruckt, daß ich mir alſo beim Niederſchreiben ſehr wohl bewußt war, dieſe Worte nicht geſprochen zu haben. In der That habe ich in meiner den Antrag begleitenden Rede es mißbilligt, daß trotz dem Beſchluſſe der Nationalverſammlung überhaupt noch Steuern erhoben wurden: allein zum Angriff auf die Eintreiber derſelben habe ich niemals aufgereizt, und keiner der Anklagezeugen hat die Ausſage auf ſein Gewiſſen nehmen wollen, daß er aus meinem Munde Etwas der Art gehört habe.

„Ich gehöre zu einer Partei, und habe die Ehre für einen ihrer Führer in Bonn gehalten zu werden, welche bis heute die höchſte Mäßigung und Ordnung bewahrt hat. Mögen alle Bürger meiner Stadt es mir bezeugen, daß dort noch kein Tumult, noch keine Einſchüchterung ſtattgefunden hat, daß wir nicht bloß den letzten Wahlſieg, ſondern — Was mehr ſagen will — die Niederlage in den Maiwahlen durchgemacht haben, ohne daß die politiſchen Bewegungen einen Steinwurf in eine Fenſterſcheibe hervorgerufen hätten. Wie weh mußte es da mir und den Gleichgeſinnten thun, wenn eine ſo herrliche Erhebung, wie die des preußiſchen Volks damals zum Schutz ſeiner Vertreter war, durch Gewaltthat und rohen Tumult geſchändet worden wäre! Ich habe in derſelben Rede, in welcher ich die Thorbeſetzung forderte, ausdrücklich hervorgehoben, daß ich blinde Volksjuſtiz haſſe: daß ich das Corps, welches berechtigt iſt Ordnung zu ſtiften, zum Schutz gegen die ſchon eingeriſſene Unordnung verwendet zu ſehen wünſche. Der Zeuge Kamm hat vor Ihnen ausgeſagt, daß ich ausdrücklich hervorhob, es müſſe der Steuerbeamten Leben und Geſundheit in dieſem Conflict zwiſchen dem Gebot der Volksvertreter und ihrer nächſten Pflicht dadurch geſchützt werden, daß die Autorität des geſetzmäßig bewaffneten Volkes ſie dieſer Pflicht entledige. Alſo weil ich Leben und Geſundheit der Steuerbeamten geſchützt wiſſen wollte — **darum** bin ich angeſchuldigt, zu gewaltſamem Angriff auf die Steuerbeamten aufgefordert zu haben!

»Ich will aber den Fall ſetzen, daß ich aufgefordert hätte: ich will die rabuliſtiſche Beweisführung zugeben, daß der Fall ſich denken ließe, daß ein paar Thorſchreiber einer anrückenden Compagnie Bürgerwehr wirklich ihre Amtspflicht hätten möglicherweiſe entgegenhalten können -- allein hiegegen ſpricht nun eben die faktiſche Sachlage. Um 3 Uhr war die Verſammlung berufen, eine Wahlhandlung verzögerte uns zuerſt, und als mein Antrag vorkam, war es bereits finſter. Um 6 Uhr kehrte der Ex-Oberſt Petazzi vom Rathhaus zurück, und Bouvier, wie Sie aus der Zeugen Mund wiſſen, theilte uns officiell mit, daß die Steuerbeamten ſeit mehren Stunden bereits keine Thorſteuer mehr erhöben. Thatſächlich waren alſo die Steuerbeamten um 4 Uhr, als ich meinen Antrag ſtellte, nicht mehr mit Erhebung der Taxen und Steuern beſchäftigt. Dieſes aber wird im Artikel 209 ausdrücklich verlangt:

> Verbrechen oder Vergehen der Rebellion findet nur ſtatt beim Angriff auf Beamte, während ſie in ihrer Amtspflicht beſchäftigt ſind.

Man hat ſonſt, meine Herren, Geiſterbeſchwörer und Geſpenſterbanner gerichtlich beſtraft: ſeit die Welt weiß, daß es außer dem Einen Geiſte keine Geiſter noch Geſpenſter mehr giebt, ſind die Scheiterhaufen lächerlich geworden. So lächerlich ſteht aber nach jener Zeugenausſage die Beſchuldigung da, daß ich zum Angriff auf Steuerbeamte im Thore gereizt haben ſoll, die zu dieſer Zeit gar nicht mehr im Thore geweſen ſind. Aus dieſer einen Thatſache müſſen Sie, meine Herren vom Gerichtshofe, einſehen, wie wenig in dem ganzen Antrage ein Angriff auf Steuerbeamte eingeſchloſſen lag.

„Werden Sie denn aber, meine Herren, wirklich das Märchen ſich aufbinden laſſen, daß die mich verfolgende Gerichtsbehörde im Ernſt mich deßwegen hiehergeſtellt hat, weil ſie mich eines ſo lächerlichen Attentats ſchuldig glaubt? Erlauben Sie mir doch, einfach an dieſer Stelle den Brief des Herrn von Seckendorf*) vorzuleſen, der Ihnen zeigen wird, warum ich verhaftet werden ſollte, indem ich damals dem Herrn etwas unbequem war.“

---

*) Kinkel's erſter Denunciant war übrigens, wie Herr Staatsprocurator Saedt öffentlich ausſprach, nicht Herr von Seckendorf, ſondern ſein eigener Oberbürgermeiſter. Unter den Proceßakten in der Steuerverweigerungsſache des Profeſſors Kinkel befindet ſich nämlich folgendes billet-doux, welches an den Staatsprocurator Meyers in Bonn gerichtet iſt:

„Sie werden hiermit ergebenſt benachrichtigt, daß in einer geſtrigen Bürgerverſammlung, auf den Antrag des Herrn

(Der Redner verlas hier den Brief des Herrn von Seckendorf an einen höhern Gerichtsbeamten in Köln, worin Dieſem unter dem 20. November mit Hinweis auf eine Maſſe Artikel

---

Profeſſor Kinkel, der Beſchluß gefaßt worden iſt, die Steuern zu verweigern und nöthigenfalls den ſteuerfreien Eingang von mahl- und ſchlachtſteuerpflichtigen Gegenſtänden mit Anwendung von Waffengewalt zu erzwingen.

Bonn, 19. November 1848.

Oppenhoff."

Schade, daß er vor Eile ſich verſchrieb, daß er „Bürgerverſammlung" ſtatt „Bürgerwehrverſammlung" ſetzte, alſo Herrn Meyers unter den Fuß gab, daß Dieſes eine öffentliche Volksverſammlung geweſen, Kinkel alſo ſtrafbar ſei. Herr Meyers, in frommem Glauben an den Vater der Gemeinde, ſchickte ſogleich den Brief an den Inſtructionsrichter Lamberg, und fügte in großartiger Kürze nur Folgendes bei:

„Herrn Inſtructionsrichter — mit dem Antrag den rc. Kinkel wegen Beſchuldigung durch einen, in einer öffentlichen Verſammlung (!!) zu Bonn am 18. November geſtellten Antrag ...... (folgt der Antrag) zum Aufruhr, d. h. zum thatſächlichen Widerſtand und Angriff gegen die noch immer ſteuerforderlichen Beamten angereizt zu haben, auf Grund des Art. rc. zur Unterſuchung zu ziehen und zu verhaften.

21. November 48.

Meyers."

Kinkel hielt ſich mehre Tage verborgen, um einer ſo widerſinnigen Verhaftung zu entgehen, und Herr Inſtructionsrichter Lamberg war nach 8 Tagen human und einſichtig genug, die Gerichte nicht durch einen ſo lächerlichen Criminalproceß gegen Kinkel zu compromittiren — bis dann jener Correctional-Proceß geboren ward. (N. B. Ztg. Jahrg. 1849. No. 42).

des Strafgeſetzbuches die Gründe angedeutet wurden, warum Kinkel als Staatsverbrecher in Haft geſetzt werden müſſe. Mit beſonderm Nachdruck hob der Angeklagte den Schluß des Briefes hervor, welcher folgendermaßen lautet:)

„Ew. Hochwohlgeboren erſuche ich ganz ergebenſt, dieſe Anſicht zu prüfen, und ſtelle anheim, wenn Sie nicht erhebliche Bedenken dagegen haben, zur Herſtellung der Ruhe der Stadt ſofort den Antrag auf Einleitung der Unterſuchung gegen den Profeſſor Kinkel durch **Vorführung** und **Verwahrung** deſſelben vor den Inſtructionsrichter gelangen zu laſſen. Die Mittel zur Ausführung der nöthigen Maßregeln wird der **Militaircommandant** Ihnen auf Requiſition zur Dispoſition ſtellen.

(Nachſchrift): „Nachträglich erlaube ich mir noch, ganz ergebenſt darauf aufmerkſam zu machen, **wie der Augenblick beſonders geeignet erſcheint, verbrecheriſche Redner in Volksverſammlungen** auf der That zu ertappen.

v. Seckendorf,
Reg.-Commiſſar."

„Welche Maſſe von Verbrechen wird nicht in dieſem Briefe dem Profeſſor Kinkel andenuncirt, unter denen es möglich werden ſollte ihn zu faſſen! Am Beſten — ſagt Herr von Seckendorf — in einer öffentlichen Verſammlung durch die 27ger: Man kennt dieſes Corps; ſeine Heldenthaten in Köln, Bonn, und jüngſt in Rachen ſind weltkundig. Dieſe fanatiſirten Geſellen wollte man alſo in eine friedliche Verſammlung hetzen, um einen Volksmann gewaltſam zu verhaften. Erinnere man ſich nur, wie tief damals der Zorn in dem noch bewaffneten Volk wühlte, denke man an die Gährung, namentlich in Bonn, und man wird einſehen, worauf Dies zielte. Man wollte die Bürgerſchaft provociren, man wollte unter allen Bedingungen einen Conflict, und wenn ich der Narr war, den dieſe Anklage in mir vorausſetzt, ſo hätte eine der lieblichſten und friedlichſten Städte am Rhein, ſo hätte dies ſchöne Bonn uns die Scheußlichkeit blutdampfender Straßen und erbitterten Bürgerkrieges gezeigt. Nur unſere Beſonnenheit hat Herrn v. Götze,*) hat Herrn v. Seckendorf ihres Antheils an einem Windiſchgrätziſchen Lorbeerkränzchen beraubt. Nun aber, nach ſolchen Schritten, mußte doch wohl Etwas geſchehen. Man vollzog den Haftbefehl gegen mich, man ſtellte mich als Steuerverweigerer vor die Schranken dieſes Gerichtshofes; denn die vorige Woche hat gezeigt, daß es damit vor Geſchworenen nicht Viel auf ſich hat. Man griff ein kleines Verbrechen heraus, man ſtellte mich als Anreizer gegen Beamte vor Sie, meine Herren. Werden Sie ſich dazu hergeben, eine ſo eingeleitete Verfolgung zu Ende zu führen?

„Welch ein Spiel man treibt, und ſelbſt mit Ihrem Richterſpruch, meine Herrn, treiben möchte. Das ſehen

---

*) Damaliger Commandant von Bonn.

Sie am deutlichſten aus der Art, wie man den Beweis gegen mich zu führen ſucht. Wer iſt mein Gegenzeuge? Herr Petazzi, Ex-Oberſt der Bürgerwehr. Er hat an jenem Abend, trotz dem Proteſt des Oberbürgermeiſters, faktiſch die Thore beſetzt, hat vollſtändig ausgeführt, Was auf meinen Antrag von allen Kameraden beſchloſſen wurde. Freilich, Steuerbeamte hat man nicht in den Thoren angetroffen, aber die Steuerbeamten waren dort auch nicht zu finden, als ich meinen Antrag ſtellte. Herr Petazzi hat gehandelt, wo ich ſelbſt anrieth, ausgeführt, Was ich bloß anregte. Ich finde in alten Proceſſen, daß man von großen Räuberbanden Einen begnadigt, unter der Bedingung, daß er der Denunciant und Gegenzeuge des Hauptmanns und der Andern werde. Dieſe Rolle ſpielt Herr Ex-Oberſt Petazzi: es thut mir leid, daß ich dieſe Rolle nicht beſonders ehrenvoll finden kann. Wenn die Thorebeſetzung ein Attentat auf Steuerbeamte iſt, dann hat Herr Petazzi dies Attentat gemacht, er iſt ſchuldiger, als ich — und an meiner Stelle vor dieſen Schranken müßte er ſtehen, nicht wider mich. Aber freilich — ſehen Sie den Mann nur an, und Sie werden ſich überzeugen, daß er ganz Das iſt, was gewiſſe Blätter einen „guten Bürger“ nennen, und daß er gewiß nie als Vertheidiger von Volksfreiheiten unbequem werden konnte. Ein Solcher — ſcheint es — darf Steuern verweigern, und Beamte angreifen, er bleibt frei: aber für mich gilt wohl ein anderes Geſetz am Rhein!

„Faſſen Sie, meine Herren, die ganze Sache in's Auge, wie ſie liegt. Die Verſammlung war keine öffentliche: kein Zeuge hat einen Gegenwärtigen anzugeben gewußt, der nicht Bürgerwehrmann geweſen wäre. Daß zwei Ausgetretene ſich mit eindrängten, kommt nicht auf meine Rechnung; ich konnte eine ſolche Unbeſcheidenheit von ihnen nicht vorausſetzen, wo bloß Wahlmänner eingeladen waren. Das ganze war eine Corpsſache, und kann, wenn dabei ein Vergehen ſtattgefunden hat, nur beurtheilt werden nach dem Bürgerwehrgeſetz, nicht nach dem Code pénal. Mein Antrag wurde vom Corps angenommen, und den geſetzlichen Führer deſſelben, Herrn Petazzi, fragte ich, ob er ihn vollziehen wolle. Die Bürgerwehr iſt für ihren Schritt verantwortlich gemacht, ſie iſt ſeinetwegen durch Cabinetsbefehl aufgelöſt worden. Ich habe darunter als Wehrmann mitgelitten: höher aber, als meine Kameraden, kann ich nicht beſtraft werden; denn meinen Antrag hat das ganze Corps ausgeführt, nachdem es ihn nach ordentlicher Berathung zu dem ſeinigen gemacht hatte. Ich bin ein Majoritätsmann: wäre ich mit meinem Antrag in der Minderheit geblieben — würde ich wohl einen tumultuariſchen Haufen zuſammengerafft, und mit ihm Steuerbeamte, wenn ſie da waren, aus den Thoren geklopft haben? Das werden Sie von einem ruhigen, beſonnenen, einem, wie Sie mir wenigſtens zutrauen werden, geiſtesklaren Manne nicht glauben. Ich habe ſomit Nichts gethan, als ein geſetzlich beſtehendes bewaffnetes Corps zu einer Berathung darüber aufgefordert, in welcher Weiſe es in einem Augenblick, wie dem gegenwärtigen, ſeine Pflicht, den Schutz der Ordnung und verfaſſungsmäßigen Freiheit, zu erfüllen habe. Hat in dem Ergebniß' der Berathung die Bürgerwehr gefehlt, gut, ſo iſt ſie dafür durch Auflöſung beſtraft: mich aber deßwegen zu verfolgen iſt kein Grund.

„Ueberſehen Sie es nicht, meine Herren, dieſe ganze Sache hat einen politiſchen Hintergrund. Ueber dieſen haben wir heute nicht zu urtheilen. Wie ich über die Steuerverweigerung unſerer Nationalverſammlung denke, Das geht einzig mein Gewiſſen an, und ich werde als Abgeordneter des Volks in Berlin wiſſen, wie ich für ſie mich entſcheide. Hier handelt es ſich auch nicht einmal um einen Proceß wegen thatſächlicher Steuerverweigerung — denn in einem ſolchen hätten Geſchworene zu richten —, hier handelt es ſich bloß um das Vergehen, um deſſentwillen ich heute vor Sie geladen bin: um Aufreizung zur Gewaltthat gegen Steuerbeamte.

„Eine ſolche Aufreizung iſt, wie die Zeugen beweiſen, niemals von mir ausgegangen, ſondern vielmehr das Gegentheil.

„Mein Antrag, den man dahin deuten will, iſt auch nicht, wie das Geſetz als Bedingung der Strafbarkeit feſtſetzt, in einer öffentlichen Verſammlung vorgebracht werden.

„Die Steuerbeamten endlich, gegen welche ich mich verfehlt haben ſoll, ſind zur Stunde dieſes Antrags überhaupt nicht in Thätigkeit geweſen.

„Somit zerrinnt die ganze Anklage gegen mich in Sand; ich hege nicht den leiſeſten Zweifel, daß ich von Ihnen, meine Herren, freigeſprochen werde!“

Als der Redner geendet, erhob ſich der Staatsprocurator Saedt zur Begründung der Anklage. Leichtſinnig ging dieſer von dem angeblichen Vergehen des Angeſchuldigten auf deſſen Perſon und Charakter über. Er meinte: „das gedruckte Aktenſtück ſei wichtiger, als die Zeugenausſagen, und nennt die Vertheidigungsweiſe Kinkel's eine „kleinliche“, die ſich für Männer nicht zieme, welche „vor dem Gericht als Märtyrer dazuſtehen glauben.“ Ferner ſei jene Verſammlung eine öffentliche geweſen, auch wenn ſich außer der Bürgerwehr im Raume der Reitbahn (wo jene Verſammlung ſtattfand) Niemand befunden (!); denn Oeffentlichkeit ſei ja längſt das Ziel und Verlangen „ſolcher Herren, wie Kinkel“ geweſen — es ſei alſo nicht anzunehmen, daß Kinkel die Oeffentlichkeit bei einem Antrage vermieden!!! Herr Kinkel ſtelle ſich jetzt ſo dar, als ob man es ihm eigentlich verdanke, daß die Stadt nicht bis an die Knöchel in Blut gewatet habe; er müſſe bedauern, daß nach Allem, „was man von Kinkel höre,“ deſſen Geſinnung kaum ſo friedlich ſein möchte. Der Plan des Angeſchuldigten habe in nichts Anderem beſtanden, als eine organiſche Macht hinzuſtellen, um nöthigenfalls der Regierungsgewalt bewaffneten Widerſtand leiſten zu können. Ein verwandtes Streben gehe aus dem ganzen Wirken des Angeklagten hervor, welches ſtets darauf gerichtet ſei, alle Beamte als Gegenſtände des Spottes zu behandeln und ihr Anſehen zu ſchwächen. Er beantrage demnach die Verurtheilung des Angeſchuldigten zu 6 Monat Gefängniß, 40 Thaler Strafe und Erlegung der Koſten.«

Die unzweideutige Abſicht, die in dieſer Art des Angriffes lag, den Angeſchuldigten perſönlich anzugreifen und ſo zu heftigen, wo möglich ihn ſelbſt compromittirenden Ausſprüchen zu drängen, ſcheiterte an der vollkommenen Ruhe und Beſonnenheit des Letzteren. Er wies mit ſcharfem Wort die perſönlichen und Geſinnungsverdächtigungen zurück als durchaus ungehörig an der Stätte des Gerichts. Er that dar, daß es ſeine Partei geweſen ſei, welche die Abſchaffung blutiger Todesurtheile durchgeſetzt, und vor den Gegnern jedenfalls Das voraus habe, daß ſie nicht, wie dieſe, unnöthiges Blutvergießen provocire. Er forderte eine Erklärung, Was der Ausdruck: »ſolche Herren« bedeuten ſolle, und verbat ſich, in Kategorien eingeſtellt zu werden, deren Bedeutung man nicht angebe. Wie verkehrt es ſei, daß man ihn unter allen Bedingungen als Beamtenſpötter hinſtelle, möge man daraus erſehen, daß wohl Niemand ſich ſelbſt verſpotte. »Oder weiß der Herr Staatsprocurator nicht, daß auch ich Beamter bin, Lehrer an der höchſten Staatserziehungsanſtalt, und glaubt er, ich ſchätze meine Standesehre nicht ſo hoch, wie die jedes anderen Beamten?« Es könne von Aufſtellen einer organiſirten Macht keine Rede ſein: die Bürgerwehr war ſchon Monate lang aufgeſtellt und organiſirt, und Was Kinkel that, war nur, daß er ſie zu einer Berathung veranlaßte über die Art und Weiſe, wie ſie ihre Aufgabe erfüllen ſolle. Es ſei darum auch ſo auffallend, daß das öffentliche Miniſterium Herrn Petazzi in ſeiner Anklage ganz aus dem Spiel gelaſſen habe. Ebenfalls bemerkte er, wie verkehrt es ſei, aus dem Verlangen einer Partei nach Oeffentlichkeit den Beweis führen zu wollen, daß ein Mann dieſer Partei nicht Luſt haben werde, eine Corporationsberathung ohne Zuſtrömen der Maſſen einzuleiten. Er weiſt endlich nach, daß zwar Verdächtigungen genug, aber kein einziges wirkliches Zeugniß gegen ihn vorgebracht ſei, und erklärt es demnach für eine völlige Undenkbarkeit, daß er wegen dieſer Sache verurtheilt werden könne.

Dieſe Rede des Angeſchuldigten, die der Vertheidiger noch mit andern Rechtsgründen unterſtützte, ſchien nicht ohne Wirkung vorüberzugehen. Der Staatsprocurator, dies fühlend, wollte ſie nicht unerwiedert laſſen, zumal da er ſich in dieſem Proceß als Ritter der Staatsinquiſition ſeine Sporen verdienen ſollte. Er begann von Neuem und wiederum in perſönlicher Weiſe den Angeſchuldigten anzugreifen, und bedauerte, daß der zweite Proceß wegen angeblicher Verleumdung des „herrlichen Kriegsheeres“ nicht voraufgehe, da man dort ſehen werde, wie es ſich mit der „Bonner Zeitung“ verhalte, welche Kinkel als „ein Blatt der Ehre“ bezeichnet. Er bietet großmüthig dem Angeklagten ſeine Verzeihung an, wenn Dieſer (!!!) vielleicht gegen ihn Ausfälle gemacht habe. Dann ſuchte er zu erklären, weßhalb man den Ex-Oberſten Petazzi ganz aus dem

Spiel gelaſſen: Die Bonner Bürgerwehr habe **Nichts** verfehlt, ſie ſei zu keiner ſtrafbaren Sache fortgeſchritten; das Geſetz beſtrafe nur den Antragſteller. „Das Einzige — ſchließt er zu den Richtern gewendet — das Einzige, was Sie zu erwägen haben, iſt die buchſtäbliche Beſtimmung des Geſetzes, und dieſe iſt von dem Angeſchuldigten übertreten werden.“

Hierauf verlangte Kinkel noch ein letztes Wort vor dem Urtheilsſpruche. Er legt nochmals kurz die Sachlage dar, und weiſt dem öffentlichen Miniſterium nach, wie übel es ſich in Bezug auf den Ex-Oberſten Petazzi aus dem Netze gezogen, indem ja doch die Bürgerwehr, die Herr Saedt ſo ganz unſchuldig finde, durch Cabinetsbefehl aufgelöſt worden ſei. Es müſſe alſo jedenfalls doch ein Bürgerwehrvergehen beſtanden haben, und wenn Dieſes der Fall ſei, dann müſſe auch der Urheber nach demſelben Geſetz gerichtet werden, wie all' ſeine Kameraden. Die edelmüthige Verzeihung des Herren Saedt lehnt der Angeſchuldigte ab, indem zwar **Dieſer**, nicht aber er — der Angeklagte — perſönlich geworden ſei, Herr Saedt alſo Nichts zu verzeihen habe; dann aber nennt er es höchſt unziemlich, daß eine erſt ſpäter zu entſcheidende Sache, über welche noch nicht einmal ein richterliches Urtheil vorliege, nämlich die Calumniebeſchuldigung, ihm ſchon jetzt als Gegenbeweis porgehalten werde. „Ein Jeder — ſo ſchließt er ſeine Vertheidigung — meint freilich, ſeine Anſicht ſei, wie der Herr Staatsprocurator Ihnen, meine Herren vom Gerichtshofe, ſagt, das Einzige, was zu erwägen ſei: aber man kann hierin ſich irren. Meines Erachtens iſt gerade das Einzige, was hier in Erwägung kommt, daß Sie unterſuchen, um welchen Vergehens willen ich laut meiner Vorladung hier ſtehe. Man könnte mit Schein ſagen: ich habe zur Steuerverweigerung aufgefordert. Habe ich Das gethan, ſo iſt mein Vergehen ein politiſches, und ſo ſtelle man mich vor Geſchworene. Man könnte ſagen, ich habe in einer Bürgerwehrverſammlung die Rechte des Wehrmanns überſchritten: gut, ſo ſtellen Sie mich vor ein Bürgerwehrgericht, und richten mich nach dem Geſetze der Bürgerwehr. Das Vergehen aber, worüber Sie, meine Herren, zu richten haben, das Vergehen: zur Selbſthülfe gegen Steuerbeamte aufgereizt zu haben, Das iſt von mir, wie die Zeugen darthun, niemals begangen worden, und ſo bin ich ganz ruhig überzeugt — Sie, meine Herrn, können mich gar nicht verurtheilen!“

Acht Tage ſpäter, am Freitag Morgen den 23. Februar, wurde der Angeſchuldigte freigeſprochen.*)

In dem zweiten Proceſſe, welcher am Nachmittage verhandelt ward, verurtheilten die Richter Kinkel zu zwei Monaten Gefängniß und fünfjähriger

---

*) Vgl. N. B. Ztg. Jahrg. 1849. No. 37, 42, 43, 44, 54.

Entziehung der Staatscocarde, ſomit fünfjährigem Verluſt ſeiner Wählbarkeit zum Volksvertreter.

Was dieſe Proceſſe ſollten, iſt ſchwer begreiflich; als Wahlmanoeuvres kamen ſie zu ſpät, und nur dadurch, daß man tückiſch zwei politiſche Proceſſe ſtatt vor die Jury vor's Zuchtpolizeigericht zu ſchleppen wagte, gelang es, in dem einen wenigſtens eine gleichgültige Strafe zu dekretiren.

10.

Am 23. Februar nahm Kinkel in einer vereinigten Sitzung des demokratiſchen und Handwerkervereines von ſeinen Wählern Abſchied. Zahlreiche Mitglieder und Nichtmitglieder hatten ſich eingefunden, und in den Augen Vieler ſah man Thränen der Rührung und Liebe. Kinkel ermahnte in herzlicher Rede, das von ihm bisher geleitete Werk auch in ſeiner Abweſenheit fortzuſetzen, und feſt zuſammenzuhalten in den Kämpfen der Gegenwart. Er verſprach als Abgeordneter Nichts; denn er glaubte, daß nur in der bisherigen Thätigkeit eines Mannes und in dem Vertrauen auf ſeine Redlichkeit die Bürgſchaft für ſeine Thaten enthalten ſei. Er ging nach Berlin, um für dieſelbe Sache zu kämpfen, für die er in der Heimath ſeine Exiſtenz und ſein Glück eingeſetzt, und er ging freudigen Muthes, hellen Auges von dannen; denn es war ja keine herzlos kalte Berechnung, aber auch kein idealiſtiſches Träumen, das ihn unter das Volk und auf die Rednerbühne trieb: — es war das klare Bewußtſein eines heiligen Kampfes, es war die edelſte Begeiſterung für das Ziel der Menſchheit, es war der ſittliche, religiöſe Glaube an den Sieg einer erlöſenden Weltidee! Laſſen wir denn noch einmal, bevor wir den geliebten Mann in die ſchimmernde Hauptſtadt des Preußenreiches begleiten, dies Bewußtſein, dieſe Begeiſterung, dieſen Glauben an eine Weltbefreiung ſelbſt zu uns reden, wie er ſie zu Anfang ſeines Quartals in ſeinem Organ *) niedergelegt hat:

An unſere Leſer!

Freiheit! Gleichheit! Brüderlichkeit!

„Freudig und hoffnungsreich, wie ſtets ſeit der Deutſchen Revolution dieſes Frühlings, führen wir heute unſere Zeitung in das neue Vierteljahr hinüber. Sechs Monate ſind ſeit den gewaltigen Märztagen verfloſſen — und wie unwiderſtehlich iſt ſeitdem der Geiſt unſerer Partei, der Geiſt der Demokratie im Vaterlande durchgedrungen!

„Der erſte Gedanke der meiſten Deutſchen ging nach den Märztagen auf Verwirklichung des Conſtitutionalismus; die Republik, obwohl von einem ſo volksthümlichen Manne, wie Hecker, in's Land gebracht, fand im Volke nur ſchwache Unterſtützung. Die conſtitutionellen oder doch im Geiſte dieſer Staatsform thätigen Vereine wuchſen kraftvoll, und ſie beſaßen nicht

---

*) Bonner Zeitung vom 1. October (und 15. December) 1848.

bloß Perſonen, ſondern auch Geiſter unter ſich. Die Demokratie war — namentlich im Rheinlande — überall zurückgedrängt, und verlor bei uns allen Boden durch die faſt totale Niederlage bei den Wahlen, von der im eigentlichen Rheinthal nur Düſſeldorf eine Ausnahme macht.

„Schon hier konnten wir die wunderbare Erfahrung machen, daß die Demokratie nach jeder Niederlage mächtiger aufſteht. Sehr bald nach den Wahlen begann an allen Orten die Gründung demokratiſcher Vereine, und ſchon zu Pfingſten konnte die Partei zur Organiſation fortgehn. Unter den furchtbarſten Gefahren für die Republik, unter dem Wetterleuchten des Juniaufſtandes in Paris, hatte die Partei den Muth, ſich offen zur Republik als der nothwendigen Staatsform der Deutſchen Zukunft zu bekennen und den Socialismus als nothwendige Ergänzung oder vielmehr Erfüllung derſelben hinzuſtellen. Und in dieſem Augenblick, nachdem die Demokratie in ganz Deutſchland die furchtbarſten Schläge erlitten hat, ſpricht ſich beim Landvolk, im Heer und im Beſuch der Vereine eine lebhaftere und treuere Anhänglichkeit an ihre Grundſätze aus, als je zuvor.

„Woher dieſe wunderbare Erſcheinung? Iſt doch dieſe Demokratie, wie einſt das Chriſtenthum, durch Nichts ſo ſtark geworden, als durch das Erliegen und Märtyrerthum!

„Die Urſache iſt, daß die Demokratie **mit der ganzen Macht einer religiöſen Idee** die Menſchen erfaßt. Die Kirchenſtreite ſind in unſern Tagen unwichtiger geworden, und es giebt nur Einen weſentlichen Kampf und Gegenſatz: es iſt der Kampf zwiſchen dem Fürſtenthum und der Republik. In ſolchem Streit ſiegt aber immer **dieſenige Sache, für welche ſich der Menſch begeiſtern kann.**

„Und begeiſtern kann ſich Niemand im Ernſte mehr für das Fürſtenthum, zumal ſeit es die conſtitutionelle Form angenommen hat. Wir hatten auf unſeren Fürſtenthronen ſchon längſt nicht mehr die Erſten der Nation ſitzen! *) Wir hatten unter ihnen weder einen Feldherrn, noch einen Geſetzgeber, noch einen Weiſen erſten Ranges: jene urſprüngliche Geiſtesgröße der Einzelnen, aus der die Monarchie entſtanden iſt, hat überhaupt in einer Zeit aufgehört, wo Alle denken, Alle ihre Talente entwickeln. Wenn ſomit die Perſonen der Herrſcher nicht mehr wie ein Friedrich II. oder ein Napoleon uns begeiſtern, ſo hat das monarchiſche Staatsſyſtem noch viel weniger Begeiſterndes: das conſtitutionelle aber iſt gänzlich gedankenlos und maſchinenmäßig.

---

*) Iſt er aus Eurem Volk der Beſte?
Der Weiſeſte, an den Ihr willig glaubt?
Stehn ſeine Thaten an der Nachwelt Thoren,
Daß Ihr ſo hoch ihn auserkoren?.....
Ihr zuckt die Achſeln — ſchüttelt Euer Haupt —
Still! — Was Ihr ſagen wollt, ich ahn' es ſchon,
Ihr wißt nur: — — Er iſt ſeines Vaters Sohn!“
Das Hohe Lied von Titus Ulrich. Berlin 1845.
S. 273.

„In einer **Conſtitution**, wie die Verfaſſungslieferanten auf unſern Univerſitätskathedern ſie beabſichtigen, giebt es zuerſt einen Volkswillen, dann eine zweite, dann eine erſte Kammer, dann einen König. Sonderbare Stufenleiter! Im Volke muß alſo erſt ein Wille ſich vorbereiten und reif werden: aus dieſem Willen macht nun die zweite Kammer einen Geſetzentwurf. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die erſte Kammer, die immer ganz oder zum Theil aus Bevorrechteten beſteht, jeden durchgreifenden, auf wahre Verbeſſerung des Volkszuſtandes gerichteten Entwurf durchfallen läßt: denn wir ſehen es ja täglich vor Augen, daß die beſitzreichen Bürger jede ſociale Frage durch Verleumdungen oder Bedrückungen abſchneiden. Nun wird zwar der Volkswille am Ende immer ſtark genug, um auch die erſte Kammer mitfortzureißen; aber dann bleibt noch der König übrig, und dieſer braucht einfach ſein Veto einzulegen, d. h. einem von beiden Kammern angenommenen, vom Volke geforderten Geſetz ſeine Beſtätigung zu verſagen — ſo iſt wieder alle Mühe und Arbeit vergebens, das gequälte, in ſeinen Hoffnungen getäuſchte Volk muß entweder warten, oder die Noth drängt es zu dem unnützen und vielleicht doch vergeblichen Blutvergießen einer neuen Revolution. Iſt nun in dieſem öden, todten Mechanismus eine Idee, iſt Etwas darin, für das man ſich begeiſtern kann? Eine höchſt koſtſpielige und dabei ſeelenloſe Verfaſſung, merkwürdig nur durch einige Reibungen der verſchiedenen Gewalten und vor Allem dadurch, daß ſie jeden entſchiedenen Volkswillen langſam von unten herauf rädert — ſolch eine Verfaſſung, die uns muthlos, ſchlecht, ſchleichend und beſtechlich macht, und in der die beſten Männer (wir ſahen's ja in Frankfurt und Berlin!) zuletzt nach Miniſterſtellen greifen oder doch zu Pfiffen und Kniffen ihre Zuflucht nehmen müſſen — ſolch eine Verfaſſung wagt man dem armen Volke als einen guten Uebergang zur Republik zu empfehlen? —

„Betrachten wir dagegen die **Demokratie** — wie einfach ſind ihre Grundſätze! Sie giebt zuerſt dem Volke die volle Freiheit, ſeine Angelegenheiten öffentlich zu verhandeln und dieſe Freiheit ſichert ſie auch Denen, die mit der augenblicklich beſtehenden Regierung nicht einverſtanden ſind. Jede Meinung kann friedlich ſich ausbreiten, und hat eine Meinung ſo die Mehrzahl der Stimmen erlangt, dann verſteht es ſich von ſelbſt, daß bei den nächſten allgemeinen Wahlen auch die Männer dieſer Meinung auf den Landtag kommen, daß alſo ohne Blut und Kampf der wirkliche Volkswille ſich zum Geſetz erhebt, ohne daß Jemand noch ſein Nein dazwiſchen zu werfen hat.

„Ja, wenn es um uns gälte, die wir uns rühmen, die geiſtigen Leiter der Bewegung zu ſein, — wir hätten's gut genug unter der Conſtitution! Wir könnten erſt auf die Volksgunſt ſpeculiren, und hätten wir die, dann könnten wir's machen, wie es die Liberalen alten Schlags in Berlin und Frankfurt gemacht haben: wir verriethen das Volk, und kauften uns mit unſerer Popularität in Miniſterien und hochbeſoldete

Staatsſtellen ein. Für das Talent ohne Charakter iſt die conſtitutionelle Monarchie der beſte Boden: es kann ſich ja dort nach Belieben von zwei Parteien bezahlen und belohnen laſſen!

„Aber wir ſchachern nicht mit unſerer Perſon und unſern Gaben: denn nicht um Unſeretwillen legten wir die Hand an den Pflug. Wer ein Capital hat an Geld, Landbeſitz oder an Kenntniß, Der kann leben unter jeder Staatsform. Aber nicht leben kann in der conſtitutionellen Monarchie der Arme: ſie hat keine Milch in den Brüſten für ihre ſchwächlichen Kinder. Das haben England und Frankreich nur zu furchtbar bewieſen! Und wird Preußen — das conſtitutionelle mein' ich — einen anderen Weg gehen wollen, können? Die Antwort iſt ja ſchon da! In der neuen Verfaſſung hat die Krone nicht einmal auf eine Civilliſte ſich beſchränken und ihre Domainen den Nothleidenden abgeben wollen; jede ſocialiſtiſche Beſſerung iſt auch hier ſchon unmöglich gemacht durch die Erſchaffung einer erſten Kammer, die aus reichen Leuten beſteht.

„Um der Armuth willen führen wir den Kampf! Jedes bleiche Antlitz, jedes in Unglück und Schande verkommene Geſchöpf, jedes Verbrechen aus Noth begangen, wird einen heißen Sporn in unſere Flanken drücken, wenn wir einmal ermatten oder raſten könnten im heiligen Kampfe für die Menſchheit! Wir werden mit keiner Verfaſſung uns begnügen, bis die gefunden iſt, in der die Bruderliebe zur Wahrheit, das ſittliche Elend zur Unmöglichkeit gemacht iſt! Und Ihr hofft noch, uns zu bezwingen, uns, hinter denen die Nemeſis der Weltgeſchichte mitkämpfend ſteht? Uns, die von der kalten Klarheit des Gedankens im Bunde mit der heißeſten Gluth der ſchwärmeriſchen Begeiſterung in den Streit getrieben werden?

»Ja, das iſt's: die **Begeiſterung der Demokratie!** Sie tilgt und wird immer ſtärker tilgen den jetzt ſo herzzerreißenden Unterſchied des erblichen Standes, des erblichen Vermögens und der eben ſo erblichen Bildung. Sie faßt den Mann als Mann auf, ohne nach dem Kleide und Range zu fragen. Ihre Grundſätze ſind einfach wie alles Göttliche und weltgeſchichtlich Große: das Kind begreift ſie, und der Mann denkt ſie nicht aus! In ihr hört die Herrſchſucht auf, denn der Mächtigſte tritt, wenn er den ihm übertragenen Beruf erfüllt hat, unter die Bürger zurück. Die Demokratie ruht auf dem tiefem Gefühl der Liebe, das den Menſchen an den Menſchen bindet als an ſeinen gleichberechtigten Nächſten. Sie iſt das anbrechende Reich der Vernunft, ſie ruft Alle zum Denken auf, und vereinigt die Verſtandes- und Arbeitskräfte Aller zur Erreichung des großen, heiligen Zieles: daß es keinen ungebildeten, keinen geknechteten, keinen in Elend verkommenden Bruder mehr geben ſoll, daß die Geſammtheit — wie der leitende Grundſatz der Republik lautet — die Gewähr übernimmt für die Wohlfahrt des Einzelnen. Was das Chriſtenthum andeutungsweiſe und in einer

Hülle brächte, das wird durch die Demokratie zu Weſen und Wirklichkeit werden: wie jenes Allen ein Anrecht an das Heil des Himmels, ſo verheißt dieſe Allen ihr Theil an der Glückſeligkeit und den Gütern dieſer Erde.

„Aber werden wir ſiegen?

„Kanonen und Säbel gegen uns — gegen uns der Geldſack, der Jeden nach Kräften dafür beſtraft, der einen demokratiſchen Verein zu beſuchen wagt, gegen uns Kerker, Spott, Verfolgung — gegen uns der Haß aller beſoldeten Fürſtendiener! Und ſind wir nicht bei den Wahlen in der verfloſſenen Woche faſt überall geſchlagen worden?

„Als die Kirche ſchon drei Jahrhunderte ſtand, da trat auch gegen ſie der verfaulte Römerſtaat mit einer furchtbaren Verfolgung hervor, welche ganz anders wüthete, als der Ingrimm der Bureaukratie und die Impertinenz des Kapitals gegen uns. Der Staat führte gegen die Chriſten ſeine Speere, verbot ihre Verſammlungen, ſetzte ihre Lehrer gefangen und confiſcirte ihre Schriften — Alles wie bei uns! Mit dem Staat gingen damals faſt alle Weiſen, Gelehrten und Prieſter — Alles wie bei uns! Von der Kirche fielen zahlloſe Mitglieder ab und kauften ſich damit Gold, Hofgunſt und Aemter — Alles wie bei uns! Es gab Menſchen, die auch zwiſchen Heidenthum und Chriſtenthum eine Art Mittelglauben, eine conſtitutionelle Halbheit wollten — Alles wie bei uns! Die Chriſtenpartei, theils aus Muthloſigkeit, theils weil es gegen ihren Grundſatz der friedlichen Propaganda war, wagte als Geſammtheit keinen offenen Widerſtand, keinen großen, umwälzenden Schlag — Alles wie bei uns!

„Aber die Kirche trug in ſich den Gedanken, der die Herzen der Menſchen bewegt, die Heiden waren ohne Idee, ohne Begeiſterung. Und als die Zeit erfüllet war, kam Conſtantin — **und auf ſeiner Fahne ſtand das Kreuz!**

Achtes Buch.

Zopf und Schwert.

Berlin. Pfalz und Baden.

26. Februar bis 29. Juni 1849.

1.

In Berlin angelangt, entwickelte Kinkel ſofort als Abgeordneter der zweiten Kammer dieſelbe unermüdliche Thätigkeit, die wir ihn in ſeiner engeren Heimath entfalten ſahen. Nur der Leichtſinn, mit dem einige Mitglieder der Linken die Abtheilungsſitzungen verſäumten, war Schuld daran, daß die Rechte ſtets bei den Wahlen ſiegte. In der 4. Abtheilung z. B., wo die Linke die Majorität hatte, ging dennoch am 12. März die Wahl für ſie verloren, weil 4 Mitglieder der Volkspartei auf der Rechten aber Niemand fehlte. Nur dadurch unterlag Kinkel mit 2 Stimmen Minorität der Candidatur des Abgeordneten Urlichs, als man in den Abtheilungen die Wahl des Ausſchuſſes von 21 Mitgliedern vornahm, welchem die Vorberathung der Verfaſſung übertragen ward.

Schon bei der Debatte, ob man auf die Thronrede mit einer Adreſſe antworten ſolle*) betheiligte ſich **Kinkel** mit einer durch den „unparteiiſchen“ Präſidenten mehrfach unterbrochenen Rede, die wir dem Wortlaute gemäß mittheilen:

---

*) Man vergleiche den erſten Bericht der Abgeordneten G. Kinkel, Joſ. Becker und Guſtav Bleibtreu an ihre Wähler, im „Extrablatt zu No. 50 der Neuen Bonner Zeitung."

„Meine Herren!

„Ich ergreife das Wort, um gegen die Adreſſe zu ſprechen. Herr v. Vinke hat die Adreſſe beſonders dadurch motivirt, daß er ſagt, das Land erwarte von ſeinen Vertretern eine allgemeine Aeußerung über die wichtigſten Fragen, die es bewegen. Es iſt bereits von einem Vorredner bemerkt, Was ich nur beſtätigen kann: Das Land erwartet eine ſolche Aeußerung nicht von uns. Die große Majorität, namentlich die, welche unter den ſocialen Uebeln der Gegenwart leidet, erwartet eine ſolche Erklärung nicht, ſie erwartet überhaupt von uns nichts Allgemeines, ſie erwartet von uns das Allerſpeciellſte: die endliche Feſtſtellung einer Verfaſſung, an der man auch Etwas hat, auf die man ſich auch, weil ſie frei iſt von aller Zweideutelei, mit Fug und Recht berufen kann. Das Land erwartet von uns eine gediegene Gemeindeordnung, welche der Beamtenwillkühr die Spitze wegbricht. Das Land und namentlich die Gewerbe verlangen von uns eine vernünftige Gewerbeordnung, die einen wirklichen Schutz der Arbeit verleiht. Die bäuerliche Bevölkerung verlangt Geſetze, welche ſie von den bisherigen Feudallaſten nicht ſo befreien, daß dieſe Laſten ſich bloß in Kapitallaſten verwandeln, die hernach der Bevölkerung nur noch ſchwerer werden. Wenn ich aber ſage: das Land verlangt eine vernünftige Gewerbeordnung — ſo meine ich damit nicht die Gemeindeordnung, welche vom

Miniſterium erlaſſen iſt. Wenn ich ſage: das Land verlangt eine Gemeindeverfaſſung, die es vor der Willkühr der Beamten ſchützt — ſo meine ich damit auch nicht den Entwurf, der von Seiten der Regierung zur Begutachtung an die Behörden erlaſſen worden iſt. Dieſen ganz ſpeciellen Vorlagen gegenüber ſind jene allgemeinen Dinge, über welche wir uns hier, nach der Meinung des Antragſtellers, erklären ſollen, nach der Anſicht der großen Majorität des Volkes — und die Majorität wird eben gebildet von den gedrückten Klaſſen im Volke — unweſentlich und unwichtig. Das, was bei dieſer Adreßdebatte, die ſehr lange dauern kann, herauskommen würde, iſt in den Augen des Volkes ein Stück Papier, und dies wird außerordentlich theuer erkauft zum Ruhme der Redner, die hier vielleicht ihren Glanz von der Tribüne ausbreiten werden. Ich kann indeß dieſen Gegenſtand wohl von Vornherein fallen laſſen, da gerade Dieſes einer meiner Herren Vorredner vortrefflich entwickelt hat.

„Ich komme ſpeciell auf einen Punkt, welchen mein Vorredner, der College Urlichs, vor Ihnen ausbreitete. Es ſei — ſagt er — auf das Beſtimmteſte nöthig, daß dem neuen Däniſchen Kriege gegenüber wir unſere Mitwirkung zuſagen, um denſelben zur Ehre des Vaterlandes ſo kräftig als möglich zu führen. Ich fürchte nur außerordentlich, daß das Land in einer ſolchen Zuſage nichts Anderes ſehen wird, als nur die Bewilligung einer neuen ſchweren Auflage, die unter dem Vorwande — ſo möchte das Land ſprechen — eines nen ausbrechenden Cabinetskrieges*) ihm auferlegt wird. Erinnern ſich die Herren, die ſo ſchnell mit der Majorität, die ſie jetzt zu haben glauben, eine beſtimmte abſchließende Anſicht der Kammer fertig kriegen wollen — erinnern ſie ſich doch einfach an das Schickſal der vorigen Nationalverſammlung. Dieſe hat ebenfalls in ihren erſten Schritten mit großer Beſtimmtheit ſich dahin erklärt, daß ſie Das, was man den Abgrund der Revolution nannte, dadurch ſchließen wolle, daß ſie ſagte, es ſei nie ein Krater dageweſen! Es iſt der Nationalverſammlung nicht gelungen, dieſen Krater zu ſchließen, und dadurch, daß Sie jetzt ſchon durch ein Majoritätsvotum die Revolution für geſchloſſen erklären, iſt ſie nicht zu Ende. Sie kann nur dadurch geſchloſſen werden, daß die in ihr liegenden Principien in der Geſetzgebung einen vollen Ausdruck finden, und daß ſie Dies thun, dazu ſind wir hier.

„In der That aber muß ich Sie fragen, Was Sie eigentlich auf die Thronrede erwiedern wollen. Erlauben Sie mir, meine Herren, auch hier ganz den praktiſchen Standpunkt feſtzuhalten.

„Es iſt uns geſagt worden, daß Adreſſen auf Thronreden conſtitutionelle Sitte ſeien, es iſt ſogar von Seiten des vorigen Redners das Wort: „conſtitutionelle Etiquette“ gebraucht worden, um zu empfehlen, daß auch wir auf die Thronrede eine Antwortsadreſſe erlaſſen ſollen.

---

*) Vergl. gegen den Theaterblitz des Herrn v. Vincke und das Murren der Rechten die „N. B. Ztg.“ vom 17. März 1849.

„Meine Herren! Ahmen wir von conſtitutionellen Ländern doch nur Das nach, was gut iſt: die Sicherung der perſönlichen Freiheit, die Sicherheit für die unveräußerlichen Rechte der Staatsbürger. Hüten wir uns aber, ihnen darin nachzuahmen, wenn ſie ſich in bloßen Formen ergehen; hüten wir uns vor Allem, ſie in dieſen Formen zu überbieten! Das aber werden wir thun, wenn wir uns auf dieſe Thronrede einlaſſen.

„Die Thronrede, meine Herren, erſcheint mir, wenn ich ein Bild gebrauchen darf, wie jener bläuliche, mildernde Nebel, der ſich auf Bildern und in der Natur zwiſchen Auge und Ferne legt, und die Umriſſe der Dinge, namentlich die ſcharfen Umriſſe der fernen Felſengruppen, ſanft mildert. Meine Herren, die Thronrede, die vor uns liegt, iſt dieſer Art. Wenn man auch mit dieſem bläulichen Nebel zufrieden iſt, ſo muß ich mich doch ſehr beſtimmt dagegen erklären, wenn eine Thronrede ganz zum blauen Dunſt wird, der nicht bloß die Umriſſe der Gegenſtände umſchleiert, ſondern dieſelben ganz und gar dem ehrlichen Blick entziehen möchte. Und Das geſchieht durch dieſe Thronrede. Ich denke nicht im Mindeſten auf eine Kritik derſelben einzugehen, wozu von dieſer Tribune aus ſich Gelegenheit finden wird, wenn anders ſich eine Majorität, Was ich nicht erwarte, für eine ſolche Adreßdebatte finden ſollte. Erlauben Sie mir, meine Herren, nur ein paar ſo recht hervorſtechende Punkte Ihnen anzuführen. . . . . . .“

Präſident Grabow: „„Ich muß den Herrn Redner darauf aufmerkſam machen, daß es ſich jetzt darum handelt, ob wir überhaupt eine Adreſſe erlaſſen wollen. Ich glaube, wir können in dieſem Augenblick noch nicht auf die Debatte über den Inhalt der Adreſſe ſpeciell eingehen, und muß daher den Herrn Redner bitten, nur diejenigen Gründe zu entwickeln, die dahin führen, daß eine Adreſſe erlaſſen werde oder nicht.““

(Ruf auf der linken Seite: „Redefreiheit!“)

Abgeordneter Kinkel: „Bei der höchſten Achtung, die ich vor dem Ordnungsrufe des Herrn Präſidenten hege, muß ich doch erinnern, daß es gar nicht möglich iſt, eine Sache als unpraktiſch zu motiviren, wenn man mir nicht das Recht läßt, auszuſprechen und darauf einzugehen, welche concrete Geſtalt die Sache hat. Unmöglich iſt es, von den künftigen Leiſtungen eines Jünglings zu ſprechen, wenn ich nicht auf ſeine körperlichen und geiſtigen Anlagen Rückſicht nehmen darf.“

Präſident: „„Ich muß bemerklich machen, daß der Inhalt der Thronrede ſelbſt noch nicht Gegenſtand der Discuſſion ſein darf, ſondern daß der Redner nur die Gründe dafür entwickeln darf, ob wir eine Adreſſe erlaſſen wollen oder nicht. Dies iſt der Gegenſtand der heutigen Debatte, ſonſt würden wir der Debatte über die Thronrede ſelbſt vorgreifen. Ich würde alſo den Herrn Redner bitten, in der von mir angedeuteten Weiſe auf die Sache einzugehen.““

Abg. Kinkel: „Das Reglement läßt keine Reclamation gegen den Ordnungsruf des Herrn Präſidenten zu.“

Präſident: „„Ich bemerke, daß ich keinen Ordnungsruf gegen den verehrten Redner habe erlaſſen, ſondern nur mit Rückſicht auf die mir zuſtehende Leitung der Debatte darauf habe aufmerkſam machen wollen, welchen Gang die Discuſſion zu nehmen haben dürfte.““

Abg. Kinkel. „Indem ich mich alſo an den von dem Herrn Präſidenten mir vorgezeichneten Gang der Beweisführung bei meiner Rede anſchließe, will ich nur bemerken, daß in Bezug auf die Thronrede die Antwort, wenn ſie überhaupt erfolgt, entweder die Sätze der Thronrede beſtätigen, oder aber dieſen Behauptungen, die in der Thronrede vorkommen, energiſch ſich widerſetzen muß. Der Herr Präſident wird mir zugeben, daß es meine Berechtigung iſt, in dieſem Sinne auch auf die Thronrede ſelbſt einzugehen, weil ..“

Präſident: „„Inſofern Sie nicht eingehen auf das Specielle der Thronrede, und nur darüber ſprechen, ob eine Adreſſe zu erlaſſen ſei oder nicht.““

Abg. Kinkel: „Ich erkläre mich unter dieſen Umſtänden gezwungen, von den materiellen Theilen meines Vortrages abzuſehen und abzugehen. Ich kann mich nur an das rein Formelle der Sache halten. Ich will alſo der angegebenen Weiſung folgen, und nur noch ein Letztes Ihnen zu bedenken geben. Meine Herren! die Intereſſen, die ſich an dieſe Debatte über die Thronrede etwa knüpfen, ſcheinen mir weſentlich derart zu ſein, daß es ſich bei Allen, die dieſelben begünſtigen, mögen ſie auf der rechten oder der linken Seite ſitzen, um das Verhältniß dieſer Kammer zum Miniſterium ſehr weſentlich mit handeln wird.

„Meine Herren! Ich gebe Ihnen in dieſer Hinſicht einzig Das zu bedenken, daß wir vielleicht noch recht lange in dieſem Saale verſammelt ſein werden, daß wir — und hier wende ich mich namentlich an Sie, meine Herren von der rechten Seite — genöthigt ſein werden, noch in einer Menge von Dingen mit einander zu berathen, wo wir auch in Ihnen wahre Freunde des Vaterlandes, wahre Beförderer ſolcher Geſetze zu finden hoffen, die zum Wohl des Volkes dienen werden. Ob die hier vor mir ſitzenden Männer (zu den Miniſtern gewendet) die dortige Bank einnehmen oder nicht, Das wird an unſern Verhältniſſen Wenig ändern. Es wird um ſo Weniger ändern, als die Miniſterien bekanntlich wechſeln, wir aber bleiben, und wenn wir nicht bleiben, ſo bleibt Das, wovon wir der Ausdruck ſind: das Volk, ſeine Forderungen, ſeine Wünſche — und dies wird ſich in irgend einer Weiſe ſchon wieder ſeine Vertretung zu verſchaffen wiſſen. Laſſen Sie uns, meine Herren, nicht auseinandergehen von dem erſten Anfange an! Sie können uns vielleicht durch ihre Majorität nöthigen, einzugehen auf die Debatte über eine Antwortsadreſſe; dann, meine Herren, werden wir zu Ihnen ſagen müſſen, Was Macbeth ſagt: „Sie haben mich an einen Pfahl gebunden, und ich muß kämpfen!“ Wir werden kämpfen. Wir haben das Princip der Volksſouverainetät, das wir vertreten, mit aller Kraft auch auf dieſem Formenboden durchzufechten, und da man ſich viel hitziger und leidenſchaftlicher um Formen, als um Sachen ſtreitet, ſo werden wir vielfach nicht in unſerer Bruſt allein, ſondern auch in den Parteien im Lande, die ſich ſchon ſchroff genug entgegenſtehen, eine wilde Leidenſchaft erwecken. Das dürfte nicht gut ſein für ſpätere friedliche Berathungen von Geſetzen, die wir Beide für gleich nöthig erachten. Meine Herren! es iſt allerdings die Stimme des Volkes von dieſem Saale abgeſchnitten. Das Volk iſt von dieſem Saale getrennt durch einen Conſtablerpoſten und ein großes Vordergebäude (Gelächter). Aber das Volk iſt da, und ſeine Stimme redet dennoch zu uns, wenn auch nur leiſe und flüſternd. Das Volk nun will raſche Hebung der ſocialen Uebel, es will ein feſtes Gebäude, auf dem die geſunkene Gewerbthätigkeit, auf dem Handel und Wandel wieder ſich aufbauen. Meine Herren! im Namen des Volkes mahne ich auch Diejenigen unter Ihnen, denen es wirklich Ernſt iſt mit dem Wohle des Volkes — und ich gebe mich gern dem Glauben hin, daß Sie alle zu dieſer Kategorie gehören — gegen die Adreſſe zu ſtimmen!" (Langes Bravo von der Linken.)

Wir wiſſen, daß auch dieſe Mahnung fruchtlos vorüberging, wiſſen, daß die Majorität der Berliner Nationalverſammlung die zweideutige Thronrede mit einigen höflichen und eben ſo zweideutigen Phraſen beantwortete. Am 23. März hielt Gottfried Kinkel eine Rede voll heiliger Entrüſtung über dies Machwerk, indem er zunächſt an den berüchtigten Satz über das Heer *) anknüpfte:

„Meine Herren! Es iſt heute von einem Redner von dieſer (der rechten) Seite des Hauſes hervorgehoben worden, daß die Verſöhnlichkeit unſer Streben ſein müſſe auch in der Behandlung der Heeresfrage. Ich

---

*) Der Satz lautet: „Freudig erkennen auch wir, daß Preußens Heer in Tagen des Kampfes ſeinen Kriegsruhm, in ſchwereren Prüfungen ſeine Treue bewährt hat."

erkenne Das an, ich muß aber dann fragen, ob nicht ſchon eine Herausforderung für dieſe (die linke) Seite des Hauſes darin liegt, daß ein ſolcher Satz, wie dieſer, überhaupt in die Adreſſe aufgenommen werden ſoll?

„Sie ſprechen zunächſt, meine Herren, von dem „Kriegsruhm in Tagen des Kampfes.“ Es iſt gekämpft worden in Berlin, es iſt gekämpft worden in Poſen, und für Poſen iſt unſtreitig ſelbſt die Möglichkeit vorhanden, von einem Kriege zu reden, indem hier faktiſch zwei Nationalitäten auf einander geprellt ſind. Sie hätten wenigſtens die Rückſicht haben ſollen, dieſe Kämpfe zu unterſcheiden von den Kämpfen in Schleswigholſtein — wenn nicht aus Parteigerechtigkeit, ſo doch aus Menſchlichkeit!

„Die Kämpfe in Schleswigholſtein ſind mit Heldenmuth geführt worden, Das iſt eine Thatſache, die ich nicht beſtreite. Es fragt ſich aber, ob dieſer Krieg, der weit mehr ſchmerzliche als freudige Erinnerungen in unſere Geſchichte vererben wird, eine Erwähnung in der Adreſſe verdient. Es hat dieſer Krieg unſern Handel ruinirt, er hat geendigt mit einem Waffenſtillſtand, der in ganz Deutſchland zwei Parteien hervorrief, einen Waffenſtillſtand, für den ſich in der Frankfurter Nationalverſammlung nur eine ſo kleine Majorität fand, daß eben dieſer Friedensſchluß es war, der, um ein vielgebrauchtes Bild anzuwenden, wirklich die Fackel der Zwietracht in alle Deutſche Verhältniſſe warf. Ich kann Das keinen Kriegsruhm nennen, wenn der Krieg ſo ungemein rückſichtsvoll geführt wird und ſo überaus menſchlich, daß trotz den vorangegangenen Worten doch — kein Dorf in Jütland abgebrannt wurde! (Bravo!)

„Wir haben Anläſſe gehabt, in denen ein Heer ſich bewähren konnte. Wenn einmal von Kriegsruhm die Rede ſein ſollte — ich meine von dem reinen Drauf- und Dreinſchlagen — ſo hätte man ja allenfalls gegen Neufchatel hinlängliche Gelegenheit gehabt, ihn zu erwerben, wo man ſich nicht gegen Inſurgenten oder mit Soldaten von Kaſernendreſſur zu ſchlagen hatte, ſondern gegen republikaniſche Milizen!

„Sie ſprechen ferner in Ihrer Adreſſe von „Treue in ſchwereren Prüfungen.“ Liegt nicht darin wieder für uns die größte Kränkung? Ich weiß, meine Herren, daß viele Soldaten damals — denn wovon Sie reden, das kann doch nur der Conflict im November ſein — mit ſchwerem Herzen ihre Pflicht gethan haben. Das, was die Soldaten damals thaten, das nennen Sie einen Akt der Treue. Uns iſt dies Ereigniß ein Rechtsbruch: es iſt bewaffnete Macht angewendet worden, das beſtehende Staatsrecht zu brechen und die Stimmen, die ſich gegen dieſen Rechtsbruch in der Mehrheit der Nation erhoben, zum Schweigen zu bringen. (Murren auf der Rechten, Bravo! auf der Linken.)

„Wenn Sie einen Soldaten, der dazu hilft, einen gehorſamen nennen, ſo habe ich Nichts dagegen einzuwenden; das Wort Treue aber ſetzt mir etwas Höheres, es ſetzt mir voraus, daß ſich ein volles Bewußtſein, daß ſich eine freie Möglichkeit mit der Treue verbindet, auch untreu ſein zu können. Ich behaupte aber, daß dieſe Möglichkeit der Prüfung für die Soldaten nicht ſtattgehabt hat, von denen man damals nicht die Einflüſſe einer volksfeindlichen Partei, von denen man aber die Einflüſſe des Volksgeiſtes ſelbſt nur zu oft ferngehalten hat. Wenn ein Vorredner (der Abgeordnete Stiehl) davon ſpricht, daß nach der Rede eines Franzöſiſchen Generals das Heer eine »ſittliche Macht« ſein ſolle, ſo glaube ich, daß ich darauf Nichts mehr zu erwiedern habe; denn als die Nationalverſammlung in Paris jene empörende Rede des Windiſchgrätz von Algier, des alten Haudegens Bugeaud, desavouirte, da gab ſie bereits die Antwort auf die Rede meines Vorredners. (Bravo)!

»Die Treue, meine Herren, die ſie dem Heere nachrühmen, iſt eben deßhalb ein ſo ſchmerzlicher Gehorſam, weil in den meiſten Fällen leider die Angſt es iſt, die dieſen willenloſen, ſtummen, ſeiner Handlungsweiſe nicht ſich bewußten Gehorſam hervorbringt. Läugnen ſie Dies, ſo machen Sie erſt einmal die Militairgerichte öffentlich, ſtellen Sie einmal jene Gerichte vor das Forum des öffentlichen Urtheils, in denen es ſo leicht wird, den Soldaten hart zu beſtrafen, wenn er bürgerfreundlich iſt, und in denen es wiederum ſo leicht wird, alle Ausſchweifungen der Soldaten, von Schweidnitz u. ſ. w. herab, mit Nacht zu bedecken. Stellen Sie den Soldaten erſt unter die Bürger hin, und geben Sie ihm die Möglichkeit, ein Urtheil ſich, zu bilden in Bezug auf politiſche Dinge und ſich nach freier Ueberzeugung zu entſcheiden — und dann ſprechen Sie von Treue des Heeres! Heut aber will ich von Ihnen nur das Wort Gehorſam hören!

„Ich fordere, daß die Treue, wo ſie vorhanden iſt, auch Zeugniß ablege von andern inneren Eigenſchaften des Menſchen, daß ſie wurzele in einer reinen Menſchlichkeit. Dieſe reine Menſchlichkeit haben wir aber nur zu oft bei unſern Soldaten vermißt, und ich will nicht unterſuchen, wo wir den Grund dieſes Vermiſſens ſuchen ſollen, ob er häufiger liegt in der Brutalität, zu der junge Leute kommen müſſen, wenn ſie, dem Familienkreiſe und der bürgerlichen Geſellſchaft entzogen, in einer Kaſerne zuſammengepfercht werden wie die Janitſcharen — oder ob er mehr darin liegt, daß auch im Officierſtande eine Partei ſtark vertreten iſt, welche die alten gebrochenen Staatseinrichtungen vollſtändig wiederherſtellen will, und aus dem Heer freilich kein treues, aber ein gehorſames Werkzeug ſich ſchaffen möchte.

„Es iſt geſagt worden, daß gegen die Soldaten — der Herr Kriegsminiſter hat es ſelbſt geſagt — Meuchelmord vorgekommen ſei. O meine Herren, laſſen Sie uns nicht auf dieſen Punkt eingehen; denn die Beiſpiele liegen nur zu zahlreich vor, wo der von Soldaten begangene Mord bloß darum nicht für Meuchelmord gilt, weil er nicht mit dem Knittel oder Pflaſterſtein, ſondern mit dem Bajonette begangen iſt! Der Geiſt, den Sie im Heere ſchützen, dem Sie heut ein Vertrauensvotum geben wollen, der Geiſt, den ſelbſt die gerechte und mäßig geſinnte Partei auf dieſer (der rechten) Seite des Hauſes anerkennen möchte, dieſer Geiſt iſt derſelbe Geiſt, als deſſen Opfer Robert Blum gefallen iſt — (Heftiger Ausbruch der Unruhe auf der Rechten.) und gegen dieſen Geiſt führt uns in den Kampf Robert Blum's Schatten! (Links lebhaftes Bravo, rechts Ziſchen und Tumult.)

„Ich weiß, Sie loben dieſe Treue, Sie geben dieſem Geiſte ein Vertrauensvotum. Ich begreife es. Hat doch ein Mitglied von dieſer Seite des Hauſes, der Graf Bismark-Schönhauſen, dem ich danke für ſein männlich geſprochenes Wort, es hingeſtellt, daß noch eine Entſcheidungsſchlacht kommen wird, und für dieſe Entſcheidungsſchlacht, für welche wir den Geiſt, den Hunger, die Noth, das Proletariat und den Zorn des Volkes in den Kampf führen — für dieſe bedürfen Sie den Gehorſam des Heeres! Ja, meine Herren, auch ich habe aus freudiger Bruſt jenem Manne zugejauchzt, als er von dieſer letzten Entſcheidungsſchlacht ſprach!

„Ich habe rückſichtslos von dieſer Tribüne geſprochen, denn ich bin nicht der Anſicht, daß ein Mann ſein Wort verdecken ſoll aus dem Grunde, welchen Herr v. Vincke ſo eben angab, daß es bedenklich und gefährlich ſei, wenn man nicht hübſch diplomatiſch mit dem Heer verführe in einem Augenblicke, wo uns vielleicht ein Europäiſcher Krieg droht. Wir fürchten auch den Europäiſchen Krieg nicht; denn wenn Deutſchland erſt einen Europäiſchen Krieg zu führen hat, dann werden ſeine Fürſten wieder einmal wiſſen, daß ſie die Fäuſte ihrer Völker dazu brauchen: — wir fürchten den

Kampf mit Europa dann am Wenigſten, wenn es uns gelungen iſt, das Heer in ein wirklich volksthümliches zu verwandeln: Wir fürchten den Krieg nur, wenn er ein Cabinetskrieg iſt. Iſt er ein volksthümlicher Krieg, dann ſchlagen wir ihn mit Truppen, welche nicht nöthig haben, in der Kaſernenſperre dreſſirt zu ſein. Iſt er kein volksthümlicher Krieg, dann wird dies „herrliche Heer“ ebenſo gut wie ein früheres — ſein Jena finden!“ (Bravo! von der Linken.)

Ein Berliner Blatt *) ließ ſich folgendermaßen über die revolutionaire Bedeutung dieſer Rede aus: „Den Kampfpreis des Tages hat aber Kinkel aus Bonn errungen. Er war der Redner der Revolution, der der bebenden Rechten das mene tekel deutete, der zu ihrem Schrecken den Schatten Robert Blum's, des Hingemordeten, heraufbeſchwor, der die Noth, den Hunger, das Proletariat als Verbündete der Demokratie aufrief. Die Rechte war von ſeiner plaſtiſch ſchönen Rede wie zerſchmettert; nur der Koſſäth Schwerin ſtarrte wie gewöhnlich ſtumpfſinnig in's Blaue. Kinkel hat allein die Wahrheit geſagt und Nichts als Wahrheit. Die Halben jener Partei mögen ihn ſchelten, das Volk wird ihm danken. Er iſt der Redner, der Fürſprecher des Proletariats. Und wo giebt es einen ſchönern Beruf?“

---

*) Die „Berliner demokr. Correſpondenz“ vom 24. März 1849.

2.

Am 10. April ſtattete Kinkel vor ſeinen Wählern in Bonn einen Bericht über ſeine bisherige Wirkſamkeit in Berlin ab. Die an einer Seitenwand angebrachte einfache, aber zierliche Bürgerkrone und das vielſtimmige freudige Bravo, das ſeiner Rede folgte, bewieſen, wie ſehr ſich Jener die Sympathieen ſeiner Mitbürger erhalten hatte.

Nur dieſen Einen Tag verweilte er in ſeiner Vaterſtadt; ſein Gewiſſen, ſeine Pflichttreue erlaubten ihm nicht, unnützerweiſe auch nur eine einzige Sitzung zu verſäumen. Johanna begleitete mit ihren Kindern den Geliebten nach Berlin, da es den Anſchein gewann, als würden die Kammern noch längere Zeit dort zuſammenbleiben.

Die „Neue Bonner Zeitung“ fand, ſeit Kinkel nach Berlin gekommen, hier eine große Verbreitung. Jener hatte bisher zu viel an dieſem Blatte gearbeitet, indem er die Lokal-Intereſſen mehr, als nöthig berückſichtigte, und dadurch der Verbreitung des Journals über ſeine engere Heimath hinaus ein Hinderniß in den

Weg legte. Das begriff er nun aus der Ferne, und änderte fortan dieſen lokalen Ton in den meiſten Artikeln. Der Erfolg lehrte die Richtigkeit dieſer Veränderung, die Zeitung gewann faſt um das Doppelte an Abonnenten.

Unter den zahlreichen Aufſätzen Kinkel's aus der Zeit ſeines Berliner Aufenthaltes machen wir namentlich auf diejenigen aufmerkſam, welche unter dem Titel „Nebelbilder aus Berlin“ ſich in No. 94—96, ferner in No. 98 und 101 der „N. B. Ztg.“ vorfinden, und größtentheils Schilderungen aus dem parlamentariſchen Leben der zweiten Kammer enthalten. Wir theilen zwei dieſer Feuilleton-Artikel mit, von denen ſich beſonders der letztere durch treffenden Humor auszeichnet:

Die Rechte in der zweiten Kammer.

„In der Theologie haben wir ſeit einer Reihe von Jahren viele Geiſter ſich abringen ſehen, Philoſophie und Religion mit einander in Einklang zu bringen: eine der undankbarſten Beſtrebungen, denn Diejenigen, die ſich ihr unterzogen, waren der Spott aller Klardenkenden, und wurden nur von Solchen bewundert, die alles Myſteriöſe für beſonders tief halten; gerade weil ſie Nichts davon begreifen. Ganz auf derſelben Bahn finden wir jetzt in der Politik eine große Anzahl von Perſönlichkeiten, welche ſtatt des einfachen Menſchenverſtandes eine gewiſſe überſpannte Geiſtreichigkeit beanſpruchen. Sie mühen ſich ab, der Welt zu beweiſen, daß ſie nicht hinter dem freiheitsathmenden Zeitgeiſt zurückgeblieben ſind, und wollen dennoch an der Monarchie feſthalten. Sie bringen ganz dieſelbe Ideenverworrenheit zum Vorſchein, wie die Schleiermacherianer, die ein Centrum zwiſchen der äußerſten Rechten Hengſtenberg's und der Montagne Strauß-Feuerbach vermitteln wollen. Nur der ganz dummdreiſten Orthodoxie iſt es noch möglich geweſen eine Art von Conſequenz zu retten. Das theologiſche Centrum hat ſich in einen Urwald von Widerſprüchen verwickelt, in dem es nur von der gemäßigten Rechten in der Nationalverſammlung übertroffen wird Dagegen ſtehn die orthodoxen Monarchiſten, wie Kleiſt-Retzow und Bismark-Schönhauſen, deren Glaube Berge verſetzen (d. h. den dicken Herrn v. Vincke nach links ſchieben) kann, wahrhaft achtungswürdig da. Eine Geißel für die Widerſprüche der Rechten iſt v. Berg, welcher mit logiſcher Schärfe dieſelben in kurzen Erwiederungen an's Licht zu ziehen und trefflich zu verſpotten weiß. Gerade wie bei einer Predigt die Leute am Meiſten erbaut werden, wenn ihnen ihre Sündhaftigkeit am Schärfſten vorgehalten wird, ſo iſt die Rechte am Allerſtillſten, wenn einer von den Gegnern ihrer falſchen Politik ihnen ſo recht unwiderleglich den Spiegel vorhält. Spricht aber einer von den Ihrigen, ſo ein echter Repräſentant ihres Syſtems, der den ganzen Schelling erſchöpft, um zu beweiſen, daß Schwarz eigentlich Weiß ſei, ſo fängt erſt ein leiſes Geräuſch an, das bald in ein allgemeines Räuſpern, Schneuzen, Hin- und Hertrippeln von einem Platz zum andern übergeht, und ſich den Tribunen und allen Theilen des Hauſes mittheilt — wieder genau wie bei einer ſchlechten Predigt. Merkwürdigerweiſe haben faſt Alle von der Rechten hohe Diskantſtimmen, im Gegenſatz zu dem vollen Baß, der in der Linken vorherrſcht: ein Contraſt, der bei den namentlichen Abſtimmungen beſonders komiſch auffällt. Auch iſt der näſelnde Ton auf jener Seite faſt allgemein, und in der Debatte über die Deutſche Frage trat nicht ein einziger Redner — Vincke nicht ausgenommen — von dieſer Partei auf, der ohne heftig zu ſtottern ſeine Rede zu Ende brachte. Bei Einigen iſt dies Steckenbleiben ſo häufig, daß ſie den Eindruck von Schulknaben machen, die ihre Lection nicht können. Es muß trotz dem oft berufenen geſunden Sinn des Volkes noch unvernünftig viel Werth auf Stand und Würden gelegt werden — ſonſt hätten nicht ſo manche unſäglich talentloſe Menſchen, die nicht einmal ihren Gedanken einen deutlichen Ausdruck zu geben im Stande ſind, in dieſe Verſammlung gewählt werden können!

„Alſo einestheils die aufrichtige Bornirtheit, anderntheils die Phariſäerklugheit wirken vereint von jener Seite gegen die Linke, welche alle Waffen des Lichtes, des wahren Genies ihr entgegenwendet. Nicht umſonſt wird der Zutritt zu den Tribunen vom Miniſterium ſo hartnäckig erſchwert, denn — Wer ſelbſt prüft, der verläßt nicht unüberzeugt dieſe Stätte.“

Weiſe Staatsformen.

„Kürzlich machte ich eine Reiſe nach Oranienburg, und traf im Poſtwagen mit Paſſagieren aus verſchiedener Herren Ländern zuſammen, mit denen ich alsbald in ein politiſches Geſpräch mich einließ, wie Das heutzutage unvermeidlich iſt. Einer war aus dem Lande Madſchipuck zu Hauſe, welches ſo verſteckt liegt, daß noch kein Landkartenmaler im Stande war, es richtig den Ländern der Erde anzureihen. Dieſer Mann hatte ſich wegen eines Preßproceſſes flüchten müſſen, den er ſich zugezogen weil er gegen das Staatsgrundgeſetz geſchrieben Es beſteht aber dieſes Geſetz darin, daß in Madſchipuck die Schulmeiſterwürde erblich iſt. Vergebens hatten die aufgeklärteren Madſchipuckianer ſeit Jahrhunderten bewieſen, daß es dem Menſchenverſtande widerſtreite, wenn der dumme unmündige Junge eines Schulmeiſters bei dem frühen Tode ſeines Vaters ohne alles Examen in deſſen Stelle einrücke — die guten Bürger von Madſchipuck ſchalten Jene: „Wühler“ und „Anarchiſten“, und ein ſehr gelehrter Profeſſor, der ein Buch über Politik geſchrieben hatte, wies nach, welcher „Sturm des Parteilebens“, welcher „Spielraum für den Ehrgeiz“ daraus entſtehen könnte, wenn der Schulmeiſter hinfüro nach ſeiner Befähigung gewählt würde. Dies flößte obigen guten Bürgern einen ſolchen Schrecken ein, daß ſie um der Ruhe und Ordnung willen lieber der erſten beſten Eſel als Schulmeiſter behielten.

„Der andere Paſſagier war aus dem Lande Mudſchipack, das auf einer unentdeckten Inſel liegt, wohin noch keine Dampfboote gehen. Dieſer meinte: mit dem erblichen Schulmeiſter, Das ſei noch nicht ſo ſchlimm, aber bei ihnen in Mudſchipack, da bedinge die Verfaſſung, daß die Doktorwürde erblich ſei, und zugleich alle Aerzte, Feldſcheerer, Hebammen ꝛc. ꝛc. unverantwortlich. Dieſe Doktorenbureaukratie, ſagte er, iſt ſehr mißlich. Ein Examen wird von keinem Doktor gemacht, und deßhalb haben wir zu ihren Mitteln kein Vertrauen. Nun behauptet der Medicinalangelegenheiten-Miniſter, es würden gewiß nicht mehr ſo viel Leute ſterben, wenn nur das Vertrauen wiederkehre. Um uns nun dies Zutrauen einzuflößen, haben ſich unſere Quackſalber in eine wahre Wuth zu kuriren hineingeworfen. Dem halben Staat ſind Blutegel und Aderlaſſe octroyirt worden. Die Bürger ſchreien: wir haben Kräfte zu wenig, wir müſſen nahrhafte Koſt haben! „Beſchränkter Unterthanenverſtand!“ ſchreien die Aerzte, und octroyiren noch Amputationen vollkommen geſunder Glieder dazu, um nur die Patienten zum Schweigen zu bringen.“

„Iſt es möglich — rief Der von Madſchipuck aus — und Mudſchipack empört ſich nicht gegen eine ſo widerſinnige Staatsform?“

„Das hat ſeinen Haken — antwortete der Mudſchipackianer — denn die andere Hälfte des Staates beſteht größtentheils aus den Apothekern, und da dieſe ſich trefflich bei der angeſtammten Medicinalwirthſchaft befinden, ſo ſtützen ſie dieſelbe mit allen Kräften. Der feſteſte Kitt aber für die Ruhe und Ordnung ſind die Geiſtlichen der Staatskirche von Mudſchipack, welche allſonntäglich predigend den lieben Gott dafür preiſen, daß er Alles ſo vortrefflich eingerichtet habe, und das Volk nöthigen für ſeine Doktoren zu beten. Für dieſe Predigten erhält die Geiſtlichkeit von den Apothekern das Räucherpulver frei, und das Volk, das vor octroyirtem Rhabarber, Schröpfköpfen, Pflaſtern und Fontanellen kaum mehr auf den Beinen zu ſtehen vermag, hat zum Lohn für ſeine Geduld das Glück ſich abzuarbeiten, um ſeinen Doktoren obengenannte Wohlthaten theuer bezahlen zu dürfen, bis der Tod es von ſeinen Pflichten erlöſt. Vergebens haben die Patienten darauf hingewieſen, daß keine Krankheit ſo ſchlimm ſei, als dieſe octroyirten Arzeneien; unſere Aerzte indeß wollen unter keiner Bedingung von ihren edlen Aufopferungen für die Menſchheit erlöſt ſein.“

„„Meine werthen Bürger von Madſchipuck und Mudſchipack — antwortete ich — tröſten Sie ſich, denn wir ſind in unſerm Staat noch viel übler dran! Zwar müſſen unſre Schulmeiſter und Feldſcheerer ein Examen machen, ſogar die Befähigung zum Unterricht im Clavierzymbelſchlagen muß nachgewieſen, und dafür ein Gewerbeſchein gelöſt werden. Jeder Schuſter muß in die Lehre gehen, und jeder Soldat 3 volle Jahre daran ſtudieren, Was rechts, links, vorwärts und zarrrruck! heißt. Aber, Sie werden es nicht für möglich halten — bei uns iſt die Königswürde erblich!!

„„Das Individuum, welches die Fäden des Staatsgewebes in ſeiner Hand centraliſirt, deſſen Blick die weiteſten Fernen überſchauen, die dunkelſten Falten durchleuchten ſoll, in deſſen Willen eine nahezu göttliche Gewalt gelegt iſt, dies Individuum wird bei uns nicht nach ſeinem Genie, noch nach den Proben, die es von ſeinem redlichen Wollen und ſeiner Kraft abgelegt hat, von der überzeugten Maſſe frei gewählt, ſondern es bleibt dem blinden Zufall überlaſſen, ob das Schickſal von Millionen von der Laune eines charakterloſen, dummen oder böſen Menſchen, oft von einem Narren, Säugling, Trunkenbold oder einem noch ſchlimmeren Sünder abhängt. Gewiſſermaßen ſind alle andern hohen Staatsämter ebenfalls erblich, indem gerade zu den wichtigſten nur die Söhne hoher Familien zugelaſſen werden: in der Regel beſteht aber der Stolz einer hohen Familie darin, ſich nie durch körperliche oder geiſtige Arbeit angeſtrengt zu haben. Je fauler — je vornehmer.

„„Unſre Landsleute von gemeinem bürgerlichen Verſtand haben ſchon lange darauf angeſpielt, daß Könige und Miniſter, die Nichts gelernt, und auch kein Examen gemacht hätten, Nichts taugten. Da ſind aber die Phariſäer und Schriftgelehrten, die den natürlichen Verſtand verachten, mit ihren übernatürlichen Spitzfindigkeiten darüber gekommen, und haben geſagt: ein leeres Oberhaupt thäte dem Staate Nichts, denn der Name „**König**“ ſei fortan nur ein Symbol, und ſie wollten ſchon für ihn und ſeine Sippſchaft das **Denken** übernehmen. Sie nennen dies eine conſtitutionelle Regierung. Da haben wir natürlichen Menſchen gefragt, wozu wir denn die koſtſpieligen Symbole noch ferner nöthig hätten, und darauf haben ſie — keine Antwort gewußt.“ “

„Als ich den beiden Paſſagierren noch ferner auseinanderſetzte, Was alles in einem Lande vorkommen kann, wo das allerſchwerſte Amt erblich und unverantwortlich iſt, und wie die Leute durch das Geſetz geplagt ſind: ſich ihre Angelegenheiten, die ſie ſelber am Beſten verſtehen, von ungeſchickten Behörden vormaßregeln zu laſſen, wie ihnen ihr mühſam erworbener Beſitz verfault und verdirbt, weil ſie oft Jahre lang auf die Erlaubniß warten müſſen, ſich deſſen zu bedienen; wie in ihr Kommen und Gehen, in ihr Reden und Schreiben ſich ſtets eine fremde Naſe von Oben ſteckt, die ſie nicht ſchneuzen dürfen — da gingen die Bewohner von Madſchipuck und Mudſchipack in ſich, und bekannten, daß die Grundgeſetze **ihrer** Staaten noch nicht die am Weiteſten von der menſchlichen Vernunft entfernten ſeien.☜

Gottfried Kinkel war es, der noch vor Auflöſung der zweiten Kammer in der Sitzung vom 26. April die Parole der Zukunft, die Parole: „**ſociale, demokratiſche Republik!**“ von der Tribune herab der Regierung entgegenzuſchleudern gewagt hat. Miniſter v. **Manteuffel** denuncirte in ſeiner berüchtigten Vertheidigungsrede des Belagerungszuſtandes eine Rede

Kinkel's als hochverrätheriſch, in welcher Dieſer als Abgeordneter zum demokratiſchen Congreß in Berlin die Stellung der Socialiſten am Rhein geſchildert hatte. Kinkel erwiederte:

„Meine Herren! Der Herr Miniſter des Innern hat geſtern aus den Berichten des im Herbſt hier gehaltenen demokratiſchen Congreſſes einen Auszug meiner damals gehaltenen Rede verleſen. Ich weiß zwar nicht, Was ein Bericht eines Rheiniſchen Deputirten zu dieſem Congreß mit dem Berliner Belagerungszuſtand zu thun hat. Es verſteht ſich aber von ſelbſt, daß ich für jedes Wort dieſer Rede auch heute noch einſtehe, und wenn ſie dem Miniſterium ſo hochverrätheriſch erſcheint, ſo wird es mir großes Vergnügen machen, ſie vor einem Geſchworenengericht zu verantworten. Nur muß ich fordern, daß die Mittheilung genau ſei, daß man einer Verſammlung, wie dieſer, auch Akten vorlegt, die authentiſch ſind. Ich nehme es dem Berichterſtatter allerdings nicht übel, wenn er noch einige Irrthümer hereingebracht hat; denn noch hat unſere Partei keine ſtenographiſchen Bureaux zur Verfügung. Indeß iſt jener Congreß öffentlich geweſen, und der Eingang zu ſeinen Tribunen war viel leichter, als in dieſem hohen Hauſe; ich kann mich daher auf viele Ohrenzeugen berufen. Worte, wie: Pfaffen liebe ich in öffentlicher Rede nicht zu gebrauchen, weil ich dieſen unliebſamen Ausdruck gegen einen Stand, in dem ich immer noch viele wackere Männer meiner Geſinnung nicht bloß liebe, ſondern verehre, überhaupt nicht mit dem Decorum einer öffentlichen Rede vereinbar halte. Andererſeits habe ich mich aber auch *ſchärfer ausgeſprochen*, und Dies muß ich berichtigen, *weil ich eine Idee in mir trage, die mich nöthigt ihr Bekenner zu werden*. Der Herr Miniſter verlas eine Erzählung, nach welcher unter dem Donnern der Juniſchlacht der Verein, zu deſſen Directorium zu gehören ich die Ehre habe, *ſich für die Republik erklärt* hätte. Wenn mit dieſem „ſich erklären“, was ein zweideutiges Wort iſt, etwa gemeint ſein ſoll, daß wir damals die Republik für die natürlichſte und vernünftigſte Staatsform anerkannt hätten, ſo hatte ein Rheiniſcher Volksverein nicht nöthig, damit bis zum Juni zu warten. Nein, meine Herren, ich habe meine Geſinnungsgenoſſen beim Congreß einen Beweis geben wollen von dem Edelmuthe, der ſtets im Volke wohnt, und ihm den Muth giebt, ſich treu dem Unterdrückten zuzuwenden: ich habe erzählt, daß unter dem Donnern der Juniſchlacht *wir zur* **demokratiſchen Republik** *uns bekannten* in dem ganz geſetzmäßigen Sinne, daß wir dieſe Staatsform, daß wir alſo den *Socialismus*, daß wir den *Staat der Arbeit*, in welchem es nur Arbeiter und keine Faullenzer mehr giebt, für *die einzige in Deutſchland künftig haltbare Staatsform* erklärten. Daß ich nun mit ſolcher theoretiſchen Erklärung vor meinen rheiniſchen Geſetzen durchaus nicht rechtlos geworden bin, Das ſieht jeder Vernünftige. Ob wir aber in jener Ueberzeugung uns geirrt haben und noch *irren*, Das, meine Herren, wird nicht durch Parlamentsdebatten, am Wenigſten aber von dieſer Tribune entſchieden.“

Am folgenden Tage ward die zweite Kammer aufgelöſt, die erſte vertagt. Kinkel ſchrieb:*)

„Es iſt geſchehen, Was man lange voraus ahnte: die Volksvertretung iſt geſprengt, und einige blutige Opfer ſind ſchuldlos und nutzlos in Folge der Aufregung gefallen, welche dieſer neue Gewaltſchritt der Regierung hervorgebracht hat. Eine Revolution wird um dieſer Vertretung willen nicht ausbrechen: die ſchlagbereiten Klaſſen der Arbeiter haben nie ein rechtes Herz gehabt zu einem ſolchen Zweikammer-Gegenſpiel und die erwerbluſtigen Bürger ärgern ſich zwar, weil ſie nun das Mißtrauen und den Bankerott permanent vor Augen ſehen, aber die Bourgeoiſie legt in ſolchen Kriſen ſtets mit ſtummer Verzweiflung die Hände in den Schooß, und ſchlägt ſich nicht. Die großen Novembertage kommen für Berlin nicht wieder, in denen die Revolution geſetzmäßig war und alle Herzen ihr entgegenſchlugen: Preußens zweite Schilderhebung wird jetzt ebenſo an ein ganz zufälliges Ereigniß anknüpfen, wie ſeine erſte im März oder die Februarrevolution in Paris. Jeder Tropfen Blutes, der wegen dieſer Kammerauflöſung flöſſe, wäre ſo nutzlos wie die Opfer von geſtern. Die Geſchichte der erſten geſetzgebenden Verſammlung Preußens, welche ſeit 24 Stunden der Vergangenheit angehört, liefert dem Volke einen Beweis, der für ſo Manchen noch eine Nothwendigkeit war: ſie beweiſt, daß die Monarchie in einer revolutionairen Zeit ſelbſt innerhalb conſtitutioneller Schranken weder dem Volkswillen ſich fügt, noch mit demſelben fertig wird. Eine Volksvertretung mit demokratiſcher Wahlart läßt ſich nun einmal in das Syſtem einer Conſtitution nicht einfügen: von den beliebten Stichworten der blaſſen Liberalen, die ſo langweilig von „demokratiſch-conſtitutioneller Staatsform“ und „demokratiſcher Monarchie“ faſeln, kann unter Vernünftigen ſeit dem Berliner 27. April nicht mehr die Rede ſein.

---

*) Neue Bonner Zeitung. Jahrgang 1849. No. 100.

„Es war unſere Aufgabe, dieſe Wahrheit unſerm duſelnden Volke klar zu machen, und ſie wird zwar nicht auf den Rhein, wo man jene blaſſen Liberalen längſt ausgepfiffen hat, jedenfalls aber auf die öſtlichen Provinzen tiefen Eindruck machen. Sie werden die Augen aufthun und erkennen, Was ſie an ihrer vielbelobten Verfaſſung haben, und wie feſt durch eine Conſtitution die Durchſetzung des Volkswillens geſichert iſt! Meine Leſer am Rhein erinnere ich an manche Leute, die in unſern Parteivereinen im Juni noch ſo eifrig gegen die Republik ſprachen, und heute ſeit der Malmö-Geſchichte ſo entſchieden für dieſe Staatsform ſind. Gerade dieſe Umwandlung des Sinnes mußten die öſtlichen Provinzen noch durchmachen, und von geſtern an hat dieſer Gährungsproceß begonnen.

„Wir ſind aufgelöſt, weil wir den Volkswillen darſtellten. Eine kleine Majorität hatte anfangs das

Miniſterium: Schritt vor Schritt kämpfend, rangen wir ſie unſern Gegnern ab. Die volksfeindlichen Geſetze derſelben verwandelten wir in machtloſe Warnungstafeln. Dem deutſchen Volke, das ſeine Einheit, aber auch die Anerkennung ſeiner eignen Souverainität will, boten wir in der Verfaſſungsfrage unſern Beiſtand, und bewieſen durch anſehnliche Majorität, daß in Preußen das Volk keinen Sonderpatriotismus will. Wir forderten eine großherzige und muthvolle Politik in den vaterländiſchen Fragen, während die Regierung eine kleinliche und pfiffige will. Dazu kam die Verhandlung über den Belagerungszuſtand; Vernunft und Recht ſtanden auf der Seite von Waldeck's Antrag, und unſern Gründen wichen die Centren. Mit einer Majorität von 45 Stimmen warfen wir dem Miniſterium ſeine Ungeſetzlichkeit vor: es wurde lächerlich, als es den Verſuch machte, ſich zu vertheidigen, als zuletzt noch Bucher's feine Beredſamkeit die Nichtigkeit all' der Gründchen und kleinen Verdächtigungen erwies, mit denen Manteuffel die Erhaltung des Belagerungszuſtandes gerechfertigt hatte. Das iſt der wirkliche Stand der Thatſache: das Miniſterium iſt in all' ſeinen Schritten durch uns gerichtet worden.

„Und nun leſe Jeder die ſeichten Gründe, die man von ſeiner Seite als Rechtfertigung dieſes neuen Gewaltſchrittes im Staatsanzeiger von heute aufſtellt! Sollte man es glauben — dies Miniſterium, das mit allen möglichen Ränken anfangs eine kleine Majorität ſich geſchaffen hatte, das manche Abſtimmungen bloß durch ſeine zwei Abgeordnetenſtimmen möglich machte, — dies Miniſterium der erſchlichenen Majorität erklärt jetzt, daß man dem Zufall, der bei dieſem Stimmenverhältniß herrſche, die Geſetzgebung nicht anvertrauen könne! Aber warum hat das Miniſterium denn nicht früher dies zarte Gewiſſen gezeigt, als ihm noch dieſe ſchwache Majorität zu Gute kam? Warum hat es die große Majorität verſchwiegen, die wir ihm gegenüberſtellten in der Frage über die Rechtmäßigkeit des Belagerungszuſtandes? Lag darin nicht der Beweis, daß wir ſehr bald in allen wichtigen Fragen zu recht ſtarker Majorität durchdringen, und alle ſeine volksfeindlichen Geſetze zerſchmettern würden? Nein, wir ſind nicht aufgelöſt wegen zu ſchwacher, ſondern gerade wegen übermächtig werdender Majoritäten! Und Was ſoll man nun zu dem zweiten Grunde der Rechtfertigungsſchrift ſagen, daß die Kammer ihre Befugniſſe überſchritten hat, indem ſie die Frankfurter Verfaſſung für rechtsgültig erklärte, und die ſofortige Aufhebung des Belagerungszuſtandes forderte? Als ob eine geſetzgebende Kammer nicht Geſetze anerkennen dürfte, die für ihr Land Geltung erhalten ſollen! Als ob nicht in unſerm Rechte: Den Belagerungszuſtand aufzuheben, auch das Recht gelegen hätte: dieſe Aufhebung zu verlangen und durchzuſetzen! Wenn es aber am Schluſſe heißt, daß die Rednerbühne der zweiten Kammer nur zu oft zur Verkündigung von Grundſätzen „gemißbraucht“ worden ſei, „welche geeignet ſind, den Umſturz der beſtehenden Verfaſſung und jeder geſetzlichen Ordnung vorzubereiten“, ſo müſſen wir den Miniſtern erklären, daß *ihre* octroyirte Gewaltherrſchaft nicht die „Verfaſſung“, und *ihr* ungeſetzliches Säbelregiment nicht die „geſetzliche Ordnung“ iſt. Dieſe Herrſchaft, dieſes Regiment, ja, die haben wir täglich angegriffen und an den Pfahl geſtellt. Wir haben es gethan, und *wir rühmen uns Deſſen*. Die Feſſeln dem Volke abzunehmen vermochten wir nicht, aber Proteſt einlegen gegen die *Rechtmäßigkeit* dieſer Feſſeln, Das konnten wir, und Das haben wir ehrlich und ohne Menſchenfurcht gethan.

„Das Land mag richten zwiſchen uns und Jenen: wir ſind aber im Voraus überzeugt, daß dieſe Maßregel nicht einmal, wie die Miniſter ſich ſchmeicheln, „von der Mehrzahl der *Gutgeſinnten* im Lande mit Beifall aufgenommen wird.“ Denn auch *die* Leute, welche die Miniſter als „Gutgeſinnte“ bezeichnen, haſſen Nichts ſo ſehr, als den Staatsbankerott und ihren eignen, und in dieſen Maalſtrom lenkt jetzt rettungslos unſer Staatsſchiff ein!“

3.

Der 10. Mai 1849 ward der unglücklichſte Tag in Kinkel's Leben. Von Berlin zurückgekehrt, fand Gottfried keine Ruhe mehr in der Heimath. Durch das ganze Land ſchlug blitzartig der Gedanke: „Jetzt muß gehandelt werden oder nie!“ Und weil man das Wort immer im Munde führte, glaubte man endlich ſelbſt an die Exiſtenz dieſer Nothwendigkeit. Wirklich hatte ſich in Elberfeld und an manchen Orten der Rheinprovinz die Landwehr der Einkleidung widerſetzt, und das Volk ſchien entſchloſſen, ſein Recht, dem Wortbruch der Regierungen gegenüber, kühn zu vertreten. Schon raſte in Leipzig und Dresden der Kampf, und in der Pfalz ſchien ſich der Aufſtand zu organiſiren. Der Zeitpunkt einer allgemeinen Erhebung ſchien günſtiger als je, und auch in Bonn wollte man nicht mehr zögern. Die Verſammlung im „Römer“ bei Teſch, deren Reſultat ein bewaffneter Zug nach Siegburg war, welcher den Brüdern zu Hülfe eilen wollte, iſt durch die Proceßakten der ſpätern Anklage gegen Kinkel und Genoſſen bekannt genug, als daß wir nicht mit Ruhe auf die Berichte der „Weſtdeutſchen Zeitung“ über dieſen Proceß hinweiſen dürften. Die ganze Siegburger Affaire war wie bei Allen ſo auch bei Kinkel Nichts als das ungeduldige Hervorbrechen eines ungeduldigen Thatendranges, der, in dem unglücklichen Fall, nach Objecten ſuchen zu müſſen, durch die Unklarheit über Mittel und Zwecke, durch den gänzlichen Mangel an revolutionairer Anſchauung und Erfahrung den Stempel einer unfähigen Verworrenheit trug.

Den ſpeciellen Anſtoß gab die Gegenwart Anneke's, deſſen Pflegma ſowohl beim Faſſen als Ausführen eines Planes die Meiſten für reife Ueberlegung hielten, und ſo kam es, daß man ſich ſeiner Unfähigkeit im ausgedehnteſten Maaße anvertraute. Einer drängte den Andern, Jeder machte ſeinen Plan, ohne daß man zur Vereinigung dieſer einzelnen Pläne und zur definitiven Feſtſtellung eines gemeinſchaftlichen gelangt wäre.

Kinkel war bei allen dieſen Dingen minder ſanguiniſch, als die Andern; trotzdem beſtand er darauf, daß man unbedingt die allerentſchiedenſte Fahne aufpflanzen müſſe. Von dem Zuge nach Siegburg mahnte er ab, weil er die Tollheit dieſes Unternehmens erkannte; allein jedes Zurückziehen war unmöglich, und hätte ihn den ganzen Einfluß auf ſeine Partei verlieren laſſen. Es galt endlich, durch die That ſeine Worte zu bewähren, und ſo erklärte ſich Kinkel bereit, ſeinen Brüdern zu folgen, mit ihnen zu kämpfen und zu ſterben, ſobald er ſah, daß er ſie von ihrem Vorhaben nicht mehr zurückhalten konnte.

Es war gegen 10 Uhr Abends, als Gottfried zum letzten Mal die Schwelle ſeines Hauſes betrat. Johanna ahnte Nichts von den Beſchlüſſen der vergangenen Stunde, von dem Sturme, der den Geliebten für immer ihren Armen entreiſſen ſollte. Aufgeregter als ſonſt öffnete er die Thür, und ſchaute ſchmerzlich ſein theures Weib an, als er ihr die Hand reichte. Dann ſprach er wehmüthig und ernſt: „Johanna!“

Sie bebte, als er ihren Namen rief, als er ihn rief — mit ſolchem Tone. Er aber wiederholte nur den Vers Friedrichs von Sallet, der ſchon früher aus ſeinem Munde erklungen war, und ſie damals zittern gemacht hatte:

„Und Der dies Lied geſungen,
Hat auch ein junges Weib;
Wenn ihm der Ruf erklungen —
Sie wird nicht ſagen: Bleib!“

O nun wußte ſie Alles! Glühend umſchlang ſie den Geliebten, und lag weinend an ſeiner Bruſt. Dann aber richtete ſie ſich ſtolz empor, und geleitete ihn zu den ſchlafenden Kindern. Gottfried küßte dieſelben ſtumm, zog noch einmal ſein Weib an das wildpochende Herz, und ſtürmte hinaus.

Auf dem jenſeitigen Rheinufer angelangt, war ſchon der abentheuerliche Haufe ſehr zuſammengeſchmolzen, und die Ueberzeugung einer unzweifelhaften Blamage ließ ſich nicht länger zurückhalten. Von Kinkel's perſönlichen Freunden befanden ſich Schurz, Ungar und Kamm bei dem Zuge.

Der Ausgang dieſes Unternehmens iſt bekannt. Von Siegburg wanderte Kinkel zu Fuß durch das Bergiſche nach Elberfeld; allein es bedurfte kaum eines vierſtündigen Aufenthaltes, um ihn zu überzeugen, daß bei dieſem Kinderſpiel weder Ruhm noch Ehre zu holen war. So trieb es ihn in die Pfalz, wo er ſich der proviſoriſchen Regierung alsbald zur Verfügung ſtellte, und dem unfähigen Fenner von Fenneberg als eine Art Secretair beigeordnet ward. Hier traf Schurz ihn in Kaiſerslautern, wo er eben, ein Pack unbeſchriebener Aktenpapiere und ein rieſiges Bureaulineal unter dem Arm, zur Eiſenbahn wanderte, um „ſeinen Vorgeſetzten“ nach Speier zu folgen. Kinkel bewies in ſeinem Amt die größte Subordination, und zeichnete ſich dadurch vor den meiſten der übrigen Männer aus, die mit ihren Kräften der Revolution dienten. Er war ohne Geld, aber dieſes Proletariat, in welchem er keineswegs einzig daſtand, gab Anlaß zu unzähligen Scherzen und harmloſen Neckereien. All' ſeine Amtsthätigkeit betrieb er mit einer gewiſſen pflichtbewußten Feierlichkeit. Nicht wenig Bedenken machte es ihm, ob nicht die Forderung von 1 Gulden täglichen Gehaltes für ihn übertrieben erſcheinen möchte. Er liquidirte gewöhnlich Diäten, über deren Geringfügigkeit ſich Diejenigen wunderten, welche ſie zu bewilligen hatten; denn er wollte ſeine Thätigkeit für die Revolution ſo wohlfeil als möglich machen.

In der Folge fühlte er ſich bald etwas gedrückt, weil er keine Thätigkeit gefunden hatte, die ſeiner werth war. Der Einzelkampf perſönlicher Intereſſen, das ekelhafte Intriguenſpiel niedrigen Ehrgeizes, der, ohne von eminenten Geiſteskräften etwa zu einem gewaltigern Fluge befähigt zu ſein, ſeine Zwecke mit kleinen gehäſſigen Mitteln verfolgte, die koloſſalſte, aber pretentiöſeſte Unfähigkeit in den wichtigſten Aemtern, ſchmutziger Eigennutz auf Koſten des allgemeinen Wohls, die lächerliche Eitelkeit der Gewalthaber, — all' dieſe Dinge konnten nur dazu dienen, dem edleren Charakter jede Bewerbung um eine einflußreiche Stellung zu verleiden. So gingen die beſten Kräfte für die Revolution verloren; ſie zogen ſich entweder ganz zurück, oder gingen dahin, wo ſie als Männer mit Ehren ſtanden: in die Armee. In der Pfalz war das zwar weniger der Fall, als im Nachbarlande, wie denn überhaupt die pfälziſche Revolution mehr den Charakter ſorgloſer, gemüthlicher Bummelei trug; aber auch da hatte ſich unter den politiſchen Capacitäten, die ſich, aus allen Ländern Deutſchlands herkommend, um die proviſoriſche Regierung ſammelten, eine unangenehme, an Stellenjägerei ſtreifende Rivalität ausgebildet. Schon dort konnten ehrliche und mit heitrer Offenheit zu Werk gehende Charaktere, wie Kinkel, nicht recht zur Geltung kommen. Und wie hat er doch gewirkt! Er ärgerte ſich offenbar über all' dieſe Kleinlichkeit, und neigte in ſeinen perſönlichen Plänen bald zu dem Wunſch einer agitatoriſchen Wirkſamkeit hin. Ja, als man ein Corps von ſogenannten Feldjägern zu organiſiren dachte, welche zur Unterhaltung eines regelmäßigen Depeſchendienſtes und nebenbei zu einer Art von Agitation benutzt werden ſollten, zeigte er nicht übel Luſt, ſich dieſen einverleiben zu laſſen. Es war dies beſonders in den Tagen, als die proviſoriſche Regierung auf kurze Zeit in Speier und die Militaircommiſſion in Neuſtadt verweilte. Die Bureaux der Regierung waren beſetzt worden und Kinkel ſah ſich übergangen. D'Eſter bot ihm die Redaktion des Regierungsorgans oder der lithographiſchen Correſpondenz an; aber Kinkel wandte ſich ab und ſagte: „Nein, D'Eſter, ich will Etwas thun! Ich gehe nach Neuſtadt und werde Feldjäger!“ Eine Stunde ſpäter fuhr er mit Schurz auf dem Stehplatz der Eiſenbahn davon. Aus der Organiſation der Feldjäger wurde aber Nichts, und man wies ihnen Plätze in dem Bureau der Militaircommiſſion an. Kinkel hatte das Ganze unter ſeiner Leitung, und brachte eine Art von organiſcher Eintheilung in die Geſchäftsverwaltung hinein, die aber nicht leicht durchzuführen war. Seine heitre Stimmung erſchien äußerlich nur auf Augenblicke getrübt. „Das weißt Du auch wohl nicht — ſagte er einmal zu Schurz, einen Brief von ſeiner Frau in der Hand haltend — wie Einem zu Muthe iſt, wenn man ſo die Spuren herabgefallener Thränen zwiſchen den Zeilen ſieht!“ Doch äußerte er nicht ſelten, daß es ihm lieb ſei, endlich aus jenem Bonn definitiv herausgekommen zu ſein in eine lebensvolle Thätigkeit, wo doch die Hoffnung auf einen reellen Erfolg das Herz höher ſchlagen ließe. Er fühlte ſich ordentlich gehoben, als ihm im Laufe der Revolution Aufträge zur Eidesabnahme einzelner Beamten und zu der dabei nöthigen Agitation ertheilt wurden. „Sobald er ſah, daß bei dieſer unfähigen Regierung, welche die Kräfte ihrer Umgebung weder zu ſchätzen noch zu verwenden wußte, für ihn kein Feld ſei — hing er ſeine Ledertaſche um die Schultern und iſt in's Volk gegangen, wo es noch ſtörriſch und unfügſam war. Und es währte nur wenige Tage, da redeten die Leute von ihm, wie von einem Heiland. Wo er in ein Dorf kam, drängte man ſich an ihn, drückte ihm die Hand, verſammelte Alles, was in der Nähe war, und bat ihn zu ſprechen, wenn es auch nur ein Weniges ſei. Und dann horchten die Leute mit inniger Andacht, und verſprachen ihm, ſie wollten Alles, Alles befolgen; er möge doch nur Einen Tag bei ihnen bleiben. Unterdeſſen aber war die Kunde, daß er dort geſprochen, ſchon in den nächſten Weiler gedrungen, alsbald kam ein Wagen heran, der die Gemeindebeamten trug, und es hieß: das Volk harre ſeiner, er möge ſchleunigſt kommen. Dann gab es einen rührenden Abſchied oder das ganze Dorf — Jung und Alt — zog gewöhnlich mit, und hörte die zweite Rede mit gleicher Andacht. „Das iſt ein Mann!“ riefen ſie überall mit ſtaunender Bewunderung aus, mit einer Bewunderung, die bald in eine kindliche Anhänglichkeit überging. Da fühlte ſich Kinkel denn ſo wohl unter dieſen guten Menſchen, die wie Kinder waren vor ihm! Er war es auch einzig werth vom Volke geliebt zu werden, mit dieſer Reinheit ſeines Bewußtſeins, ſeines Willens, mit der hohen, heitern Opferwilligkeit ſeiner Seele! Die hat ihn auch unter die Muskete getrieben mit unwiderſtehlicher Gewalt; es ließ ihn nicht ruhen, er konnte nicht über die Gaſſe gehen als Einer, der mit dem ſtumpfen Meſſer einer nun verſpäteten Kritik an den Thatſachen ſelbſtgefällig herumſchnitzelt, es drängte ihn, ſelbſt mit dem Glück ſeines Lebens ſein Wort auszulöſen, und ſo trat er mit reinſtem Pflichtgefühl in die Reihen Derer, die er ſeine Brüder nannte.“ *) „Ich werde nie vergeſſen — ſchreibt Schurz, der ihm in der Pfalz von Allen am Nächſten ſtand — die beiden letzten Male, wo ich ihn ſah. Das Eine Mal war in Karlsruhe am 19. Juni. Ich lag im Fenſter des Zähringer Hofes, wo das Quartier unſeres Stabes war, und blickte auf den Markt hinab, wo der brave Willich ſeine Schaaren aufgeſtellt hatte. Plötzlich hör' ich von Willich die Worte: „Der Bürger Kinkel tritt in die Compagnie Beſançon!“ Es war die Compagnie der Tapferſten, Beſten in der Armee. Die Männer riefen ein dumpfes Willkommen, und ich ſah, wie Kinkel, angethan mit ſeiner Ledertaſche, die Muskete in der Hand, in's Glied trat, nahe an den rechten Flügel, weil er unter den Männern einer der ſtärkſten und größten war. Der Anblick feſſelte mich mit ahnungsvoller Gewalt, ich konnte die Augen nicht von ihm wenden, bis er, hinter der donnernden Trommelmuſik im Gliede marſchirend, um die Ecke der Straße bog. Seit dieſem Augenblick empfand ich eine tiefe Ehrfurcht,

---

*) Weſtd. Ztg. vom 21. Nov. 1849.

ſo oft ſein Bild mir in den Sinn kam, obgleich er mir hier der liebſte und einzige Freund war, und ich Du zu ihm ſagte, wie er zu mir. Das letzte Mal ſah ich ihn am 21. Juni, zwei Tage vor dem Treffen bei Bruchſal. Willichs Corps war vorausgeſchickt worden, um den Feind zu umgehen; aber wie ſich Willich denn zuweilen etwas tollkühn zeigte, ſo hatte er eine kleine Schaar ohne Vorhut und Seitendeckung während einer finſtern Nacht mitten zwiſchen zwei preußiſche Aufſtellungen geführt, wo er vor einem unvermutheten mehrſeitigen Angriff natürlich zurückweichen mußte. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als uns ſchon die bittere, aber zum Glück falſche Nachricht traf, daß Willich's ganzes Corps geſchlagen und völlig aufgerieben ſei. Der Generalſtab ſaß auf und wir fanden ſchon vor dem Dorf einige Verſprengte, mit jämmerlich klagenden Phyſiognomien. Endlich kam auch Willich an der Spitze wohlgeordneter Colonnen. „Sie ſind wieder davongelaufen!“ rief er uns mit bitterm Lachen entgegen, indem er wohl den eigenen Fehler nicht anerkennen wollte. „O es iſt ein entnervtes Geſchlecht! Sehn Sie hier meine Beſançons! Nur zwei von ihnen ſind aus dem Gliede gegangen, aber ich werde ſie todtſchießen laſſen! Ich wünſchte, wir hätten eine große Schlacht, ich würde mich an die Spitze dieſer Tapfern ſtellen um mit ihnen ehrlich zu ſterben!“ — Das war keine Prahlerei, denn er war beim Kampfe ſtets voran, ohne Säbel, mit der Reitpeitſche in der Hand und den Piſtolen im Gürtel; kein Gefecht wollte er verloren geben, ſolange die Beſançons ſtanden. — Ich ritt an die Front heran und reichte Kinkel die Hand; er drückte ſie feſt und lange bis der Generalſtab ſchon weit fortgeritten war. Auf ſeiner Stirn und ſeinen Brauen lag finſtrer Unmuth, Kampfbegier in ſeinem dunklen Auge. Worte haben wir nicht gewechſelt, er ſprach aus Dienſtbewußtſein im Gliede niemals — ſchon bei der Bürgerwehr nicht — nur ein leichtes Lebewohl,als ich ſeine Hand losließ und davonſprengte. Ich habe ihn nicht wiedergeſehn.“

4.

Am 29. Juni ward Kinkel gefangen. Er hatte ſich mit einigen Schützen ſeiner Compagnie zu weit vorgewagt und ſtürzte, von einer preußiſchen Kugel an der rechten Schläfe verwundet, bewußtlos zur Erde. Anfänglich trug man ihn mit, bis ein Kreuzfeuer ſeine Genoſſen zwang, ihn in einem Bauerhofe zu verlaſſen, wo ihn die Feinde unter den ärgſten Mißhandlungen gefangen nahmen. Merkwürdigerweiſe ward in Bonn ſchon am Tage vorher dieſe Trauerbotſchaft mit allen Nebenumſtänden erzählt. Johanna reiſte unverzüglich nach Karlsruhe, um noch einmal in des Geliebten Auge zu blicken, ſeine Stimme zu hören; denn ſie glaubte nicht an ſein Leben. — Die Rhein- und Moſelzeitung" ſchrieb:

„Mit zitternder Hand faſſen wir mit jedem neuem Morgen das Zeitungsblatt. Unſer Auge ſieht nach der entſetzlichen Nachricht, nein es fürchtet, von den ſchrecklichen Worten getroffen zu werden: Kinkel iſt todt! Auch er wurde eine Beute des — alleinſeligmachenden Preußenthums. Bis jetzt waren es, wie es ſcheint, nur Gerüchte von ſeiner Ermordung, die unſer Herz trafen, daß das kochende Blut in ihm hätte erſtarren mögen. Aber Wer kann hier, fern dem neuen Golgatha in der Pfalz und den ſchönen Oberlanden, wo weithin Leichengeruch aufſteigt als der Opferduft, nach dem die Throne des Abſolutismus duften — Wer kann hier wiſſen: Lebt Kinkel? wird er leben? oder hat ihn in dämmernder Morgenſtunde eine fühlloſe Ordonnanz von ſeinem unruhigen Lager geſcheucht; um den gefangenen Mann ſeinem Schickſal entgegenzuführen? „Wir kennen keine Feinde, nur Gegner!“ hatte er gerufen und geſchrieben; aber die ihn kannten, ſeine Gegner, ſie ſind ſeine Feinde, wie ſie Feinde des menſchlichen Geſchlechtes ſind, und herzloſe, erbitterte Feinde, die nach dem edelſten Blute lechzen und ihre Triumphe auf blutrauchenden Kirchhöfen zu feiern wagen. Wir ſahen den ſtarken und todesmuthigen Mann aus ſeinem ſchmutzigen Kerker hervortreten, das Haupt verbunden, das Antlitz bleich, aber noch den trotzigen Stolz auf den ſchönen Lippen, den Gedanken der Freiheit wie einen Zeusſtempel auf der makelloſen Stirn, und in dem kühnen, liebenden Auge jenes Erlöſerfeuer, das wir ſeltener bei Menſchen, als auf den beſten Chriſtusbildern geſehen haben. Wir ſahen ihn leidend, aber ungebeugt hervorgehen; denn der Gang der Wahrheit, auch der unterdrückten, iſt ewig jung und aufrecht. Wir ſahen ihn in der blauen Blouſe, in dem heiligen Märtyrerkleid unſerer Tage, in dem Waffenrocke der Freiheit, ſchwarz von Blut und Pulver und voll Staub. —

O gehe Deinen Gang, Du Edler im wahren Sinne des Worts! Denn wofür Du mit der ſcharfen Waffe des Wortes und dem ſcharfen Worte der Waffe in den Streit getreten biſt, wofür Du das reiche Einzelglück des beſten Gatten, des ſorgendſten Vaters, des treueſten Freundes der wenigen Dir geiſtig Verwandten wie aller Menſchen, das Glück, welches Geſellſchaft, Kunſt und Wiſſenſchaft geben können, in die Schanze zu ſchlagen friſch hinauszogſt, wofür Du die lorbeerbedeckte Leier mit der Muskete vertauſchteſt: — Das war kein kleinlich, unmännlich Gelüſte, wie leider bei ſo Manchen; es war das Edelſte, was Sterbliche gedacht, wonach Sterbliche geſchmachtet, wofür Sterbliche gelitten haben. Dich lenkte eine Ueberzeugung, aus täglicher bitterer Erfahrung der geltenden Ungerechtigkeit in faſt allen menſchlichen Dingen erwachſen, geprüft und gereift in ſorgenden Nächten voll tiefen Schmerzes und voll heiligen Zornes. Ein hohes Weib, das Dich verſtand und ganz Dein eigen war, das harmlos lächelte, wenn der Unverſtand ſeinen kläglichen Maßſtab an ihre Entſchlüſſe legte, eine Heldin, eine Dichterin wie Du, eine Mutter, bald vielleicht eine allzufrühe Wittwe, entließ Dich und ſchaute Dir nach voll Herzensangſt, aber auch voll Opfermuth. Jetzt weint ſie nach Dir hin, ſie und Eure Kinder, Eure vier Sproſſen, wie die Erde vielleicht kaum je prächtigere trug. Und es zürnen ſich in langverſchwiegenem undlang verhaltenem Schmerz Deine Freunde und Brüder, daß ſie, fern von Dir und

Deinem einſamen Sterben, jetzt Nichts haben, als — Mannesthränen!

„Es fließen Mannesthränen ſelten,
Sie ſind vom tiefſten Schmerz verklärt —“

ſo ſangeſt Du einſt, Held, Dichter, Freund; ja, es fließen unſre Thränen ſelten — aber jetzt iſt es auch der tiefſte Schmerz, der ſie uns auspreßt, der uns weich macht bis zur Klage, aber härter hernach, ſtahlhart. Wir vergeuden kein flehentliches Bitten um Dich an dem ungerechten barbariſchen Tribunale, das über Dich zu Gericht zu ſitzen und — Unrecht zu ſprechen ſich nicht entblödet. Ach, unſre Demüthigung würde den Sinn des ſtolzen Republikanern beleidigen. Stünden wir als Flehende um Dich gebeugt, Du würdeſt rufen: „Stehet aufrecht! Gegen den Geiſt ſoldatiſcher Despotie und Barbarei führte uns in den Kampf Robert Blum's Schatten; ich fiel — führe Euch hinfort auch der meine! — Sein Schickſal ſchafft ſich ſelbſt der Mann. Bleibt aufrecht, Ihr Freunde!“ —

„Ach, und doch mag das Herz der Freunde, das der Klage nicht mächtig bleibt, die Sehnſucht nicht verſchweigen, dem verlorenen Vaterlande fern, auf der jungen freien Erde jenſeits des Oceans Dich mit Deinen Lieben fortleben zu wiſſen.

„Dein Todesgang iſt für uns Ueberbleibende ein ſo bittrer Gang; er iſt die Reiſe in

„Das unentdeckte Land, von deſſen Ufern
Kein Wandrer wiederkehrt“ — — —

„Aber — mußt Du ſterben — wird ein Hohenzollernſcher Prinz den erhabenen Sinn jenes Antonius haben? jenen Sinn, der den Sieger über der Leiche des todten Republikaners in die Worte ausbrechen ließ, die ein Gegner auch heute von Dir ſagen könnte, wie von einem neuen Brutus:

„Dies war der Edelſte von allen Römern;
Alle Verſchwornen, ausgenommen ihn,
Trieb Neid zum Mord des großen Cäſar an.
Er nur allein, mit tugendhaftem Sinn,
Schloß ſich zum Wohl des Staates an ſie an.
Sanft war ſein Umgang, und die Elemente
So wohl in ihm gemiſcht, daß die Natur
Aufſtehen konnte, um vor aller Welt
Von ihm zu ſagen: Ja, Dies war ein Mann!“

Neuntes Buch.

Der gefeſſelte Prometheus.

Raſtatt. Naugard. Köln. Spandau.

Juli 1849 bis ..... 18??

1.

Nur mit Mühe gelang es Johanna, daß ihr eine kurze Zuſammenkunft mit dem theuren Manne gewährt wurde. Die Hoffnungen auf das Leben Kinkels zerſchnitt man rauh; noch war Raſtatt nicht eingenommen — aber der Fall dieſer letzten Beſte des Republikanismus in Baden ſchien das letzte Zeichen, auf das die Henker warteten, um dem gefangenen Gegner das Blutgerüſt zu bereiten. Johanna eilte troſtlos nach Bonn zurück, um Wochen lang auf die Kunde zu harren, welche mit dem Leben Kinkels zugleich das ihrige für Ewig vernichten würde.

Gottfried war heiter und gefaßt wie immer. Er glaubte nicht an ſeinen Tod, und fürchtete ihn nicht, wenn er ſich in jenem Glauben getäuſcht ſähe. In Karlsruhe und Raſtatt erlaubte man ihm, mit ſeiner Frau zu correſpondiren und ſelbſt einzelne Arbeiten vorzunehmen. So ſchrieb er in ſeiner Zelle ein fünfaktiges Trauerſpiel, das bis auf wenige Scenen vollendet war, als man ihn nach Naugard abführte. Die „Mainzer Zeitung“ brachte damals ein Gedicht Kinkel's, das unbedingt ſeinen beſten Productionen beigezählt werden muß, und deshalb hier ſeine Stelle findet:

Fluth und Ebbe.

Sprich, biſt Du gewandert am Meeresſtrand, wo ſo mächtig ſchwoll die brauſende Fluth,
Bis endlich der ganze Dünenrand ſtill lag, vom ſchimmernden Spiegel umruht?
Nun kam die Ebbe — es wich der Schwall. Da lag der Strand ſo trocken und bloß,
Da lagen verſchmachtend die Weſen all', die das Meer gebiert in dem tiefen Schooß.
Ein Thor wohl ſpräche zur Stund': „Der Strand iſt trocken und gehört nun mir,
Ich will ihn bebauen, den Dünenrand, ich will ihn beackern mit Pflug und Stier.“

O Thor, der von Wind und Welle nicht weiß, laß ab vom kindiſch thörichten Traum —
Schau draußen auf's Meer, wie kocht es ſo weiß, wie ſäumt die Wogen ſchon wieder der Schaum!
Hellah, die Fluth! Schon kehrt ſie im Schuß, und rächend ſchießt ſie im Bogen daher,
Sein altes Recht mit ſtürmendem Guß erobert ſich wieder das grollende Meer.
Und Was verzweifeln im Sande gemußt, und meinte zu ſterben in Sonnengluth,
Saugt neues Leben und neue Luſt, und fühlt ſich erlöſt von der heiligen Fluth.
Du Thor, der das Meer ſchon bezwungen geglaubt, und der es gehindert und niedergedämmt:
Schon biſt im Spiele Du hingeraubt und wälzend hinab in's Verderben geſchwemmt! —

So ſtehſt Du, Freund, an dem Meeresſtrand, und wieder ſchwoll die wogende Fluth,
Bis endlich der ganze Dünenrand ſtill lag, vom ſchimmernden Spiegel umruht.
Das ſei, mein Freund, Dir ein Bild der Zeit, daß wie Du an unſerm Siege verzagſt,
Und daß Du immer im Geiſterſtreit die Würfel der Freiheit zu werfen wagſt.
Die Märzfluth kennſt Du, den Völkerdrang, kein Wall noch Damm bot gegen ſie Schutz: —
Jetzt iſt die Ebbe in vollem Gang, und Thoren bieten den Fluthen Trutz.
Sie bauen ihr Haus auf den Dünen empor, und dicht an den Strand den goldenen Thron,
Auch lacht manch übermüthiger Thor, den ſtill abrinnenden Fluthen Hohn.

Wir ſind die Korallen auf dürrem Sand, wir ſind des Meeres verzweifelnde Brut,
Wir ſchmachten gefangen in fremdem Land, wir harr'n der theuren belebenden Fluth —
Doch bleiben wir ſtark, und vertraun dem Gebot, das die Erde lenkt und des Menſchen Geiſt:
Je dürrer die Welt und je größer die Noth, je näher heran ſchon die Rettung kreiſt.
Schon ſeh' ich den Volksſturm wieder erwacht, ſchon ſtürzt in Trümmer, Was Thoren gebaut —
Du glaub' an des Geiſtes heilige Macht, im Gleichniß des Meeres, das Du geſchaut!
Glaub' mir, wir ſtehen ſchon wieder am Strand, und wieder ſchwillt die wogende Fluth,
Bis endlich der ganze Dünenrand ſtill liegt, vom ſchimmernden Spiegel umruht.

Am 23. Juli hatte ſich Raſtatt ergeben. Jeder folgende Tag konnte die Nachricht von dem Tode Kinkel's bringen, und Johanna reiſte zum zweiten Male nach Baden. Es ward ihr nicht verſtattet, ihn zu ſehen, und auch über das vermuthliche Schickſal ihres Mannes ließ man ſie völlig im Unklaren. So verweilte ſie faſt zwei volle Wochen in Baden-Baden, ganz allein, ohne einen Freund, der ſie aufrichten, ohne ein Wort, das ſie tröſten konnte.

Endlich kam der vierte Auguſt und mit ihm die Stunde, wo Kinkel vor ſeinen Richtern erſcheinen ſollte. Was in den ſchwarzbehangenen Räumen des Standgerichtes vorgeht — darüber waltet ein gleiches Dunkel, wie über den Thaten der Inquiſition und der heiligen Vehme. Wir ſehen nur den *Mord*, alles Uebrige bleibt uns verborgen. Doch nein — auch der *Zettel* liegt neben dem Todten, der uns wenigſtens den *fingirten Grund* verkündet, *warum* Jenen der Dolch des Mörders traf. In dem *vorliegenden* Falle wiſſen wir noch mehr, wir kennen, wie das ſelten geſchieht, die *Vertheidigung* des „Begnadigten“. Sie iſt groß und würdevoll, zugleich aber mild und beſcheiden, wie der Charakter deſſen, welcher ſie ſprach:

Vertheidigungsrede Gottfried Kinkel's

vor dem Kriegsgerichte zu Raſtatt
am 4. Auguſt 1849.

„Meine Herren!

„Ich bin in Ihrer Hand, und was Sie über mich verfügen, ſeien Sie überzeugt, ich werde es als Mann zu tragen wiſſen. Aber ich habe eine Familie, die, wenn ich ſterbe, in Armuth und Elend ſinkt; ich habe auch ein Vaterland, das meine Dienſte noch vielleicht in Anſpruch nimmt. Um dieſer Familie und dieſes Vaterlandes willen rede ich hier zu meiner Vertheidigung.

„Zunächſt, meine Herren, hat der Herr Defenſor ſchon mit vollem Rechte hervorgehoben, daß die Form dieſes Gerichtes nicht zu Rechte beſteht. Jedes Vergehen wird gerichtet nach den Geſetzen *des Landes, in dem es begangen iſt*, und ich habe in *Baden* die Waffen getragen. Die Verordnung des Großherzogs über das ſtandrechtliche Verfahren findet in ihrer ausgeſprochenen Allgemeinheit auch auf mich Anwendung; daß man mich, weil ich Preuße bin, einem *ſtrengern* Verfahren unterwirft, als andre deutſche Stämme, iſt unbillig. Und jedenfalls iſt dieſes Verfahren ein ſtrengeres. Betrachten Sie mein Verfahren vom Standpunkte des Badiſchen Geſetzes, ſo bin ich ein Rebell gegen Baden. Ich theile dieſe Schuld mit Hunderten, mit Tauſenden, die wie ich die Waffen gegen die Regierung dieſes Landes getragen haben, und meine Strafe könnte dann alſo nur eine leichte ſein. Von Todesſtraft dürfte man dabei gar nicht reden, denn Tauſende kann man nicht ſtandrechtlich erſchießen, nicht einmal Jahre lang ins Zuchthaus ſperren. Eine Amneſtie muß alſo früher oder ſpäter auch über die Verurtheilten ergehen, und an dieſer Amneſtie hätte ich ſo gut wie jeder Andere Antheil. Ja, meine Schuld wäre in dieſem Falle leichter, als die der meiſten Andern, da ich dem Herrn dieſes Landes keinen Treueid gebrochen habe. Statt Deſſen ſtellt man mich vor ein Preußiſches Kriegsgericht, richtet mich nach Preußiſchen Geſetzen. Mein Vergehen wird dadurch ein ganz anderes, viel ſchwereres: dort war ich ein Badiſcher Rebell, hier erſcheine ich als Kämpfer gegen mein Volk, und ſo trifft mich die weit gehäſſigere Beſchuldigung, ein Landesverräther zu ſein. Ich habe deshalb im Verhör dagegen proteſtirt. Die Zuſammenſetzung dieſes Gerichtes zeigt mir, daß man dieſen Einſpruch nicht beachtet hat. Mir bleibt jetzt nichts Anderes übrig, als mich der Thatſache zu unterwerfen, obwohl ich ſie für eine Ungerechtigkeit erkläre.

„Jedenfalls aber, meine Herren, entſpringt für Sie aus dieſem Umſtande die Pflicht, in Ihrer Strafbeſtimmung die größtmöglichſte Milde anzuwenden, damit Sie die Härte gegen mich, die ſchon in dieſer Form des Gerichtes liegt, ausgleichen, aber nicht noch vergrößern.

„Es ſind drei Beſchuldigungen, welche die Acten gegen mich vorbringen:

Erſtens: daß ich noch in meiner Heimath ein Complott gegen die Regierung und einen Sturm auf das Zeughaus zu Siegburg beabſichtigt habe.

Zweitens liegt ein von meiner Hand geſchriebener Plan vor, wie man den pfälziſch-badiſchen Aufſtand in einen Angriffskrieg hätte verwandeln können.

Drittens habe ich im Willichſchen Freicorps Waffen getragen, und bin gegen Preußiſche oder mit den Preußen verbündete Truppen im Feuer geſtanden.

Was den **erſten** Punkt: ein Complott gegen die Regierung und einen beabſichtigten Zeughausſturm angeht, ſo macht mich eben der Herr Auditeur darauf aufmerkſam, daß dieſer Punkt nicht hieher gehört. Er hat darin ganz Recht: nur ein bürgerlicher Gerichtshof hat darüber zu entſcheiden, dieſes Kriegsgericht aber könnte es in keinem Falle, da Ihnen weder Acten noch Zeugen über dieſe Beſchuldigung zur Hand ſind. Ich gehe alſo darüber hinweg, indem ich einfach meine im Verhör gemachte Ausſage wiederhole, daß dieſe ganze Beſchuldigung nur auf einem Mißverſtändniſſe ruhen kann, welches auf meine Reiſe nach Elberfeld in den Tagen der dortigen Volksbewegung ſich ſtützt. Dieſen Zug nach Elberfeld habe ich, ehe die Rheiniſchen Gerichtsbehörden jene Unterſuchung gegen mich einleiteten, dem verhörenden Herrn Auditeur ſofort eingeſtanden; allein hierauf beſchränkt ſich auch mein Antheil an jenen Ereigniſſen. Ich habe weder ein Complott gegen die Regierung gebildet noch jemals zu einem Siegburger Zeughausſturme aufgefordert.

Ich komme zu dem zweiten Punkte. Dem Verhöramt iſt ein Schriftſtück, ich weiß nicht von woher, zugeſtellt worden, das die Aufſchrift: „Ein Plan“ führt, und einen Gedanken enthält, nach welchem in der erſten Zeit der Pfälziſch-Badiſchen Revolution die Bewegung aggreſſiv gemacht und über die Preußiſche Rheinprovinz hätte verbreitet werden können. Sie haben dieſes Schriftſtück ſoeben verleſen hören. Es iſt blos mit dem Anfangsbuchſtaben meines Namens unterzeichnet: dennoch habe ich, als es mir im Verhör vorgelegt wurde, nicht einen Augenblick Bedenken getragen, die Handſchrift als die meinige anzuerkennen. Ich hätte auch keinen Grund dazu gehabt; denn dieſe Sache iſt gänzlich harmlos, und ich geſtehe Ihnen, daß ich an ſie überhaupt erſt in dem Augenblicke wieder dachte, als dieſes Papier mir wieder vor Augen kam. Jenes Schriftſtück iſt nämlich allerdings von meiner Hand niedergeſchrieben, aber ſein Verfaſſer bin ich keineswegs. Die Acten meiner Verhöre ergeben darüber Alles, ich brauche es ſomit nur kurz zu wiederholen.

Zuvor erſuche ich den Herrn Auditeur, mir zu bezeugen, daß längſt ehe ich die Verbindung dieſes Schriftſtücks gegen mich erwarten konnte, ich im Verhör erklärt hatte, ich habe auf dem Militairbüreau in Kaiſerslautern als expedirender Secretair gearbeitet. — (Auditeur Bruhn: „Die Acten ergeben Das“).

„Ich danke Ihnen. Eines Tages nun kam das Parlamentsmitglied Schütz von Mainz zu mir auf mein Bureau in einer unbedeutenden Geſchäftsſache. Wir kamen über die politiſche Sachlage ins Geſpräch:

Schütz erwartete Etwas von dieſer Revolution; ich erwiederte ihm: daß ich nicht ſolche Hoffnungen hege, weil wenigſtens in der Pfalz die Rüſtungen allzu lau betrieben würden. Er fragte mich, wie man denn die Sache beſſer hätte anſtellen können. „Der Zeitpunkt iſt ſchon vorbei — ſagte ich — wenn es aber nach dem Entwurf gegangen wäre, den einige hier anweſende Officiere in dieſen Tagen mehrfach beſprochen haben, ſo hätte der Erfolg wohl ein anderer werden können.“ Schütz fragte mich nun, ob ich dieſen Entwurf ihm mittheilen dürfte. Mich band keine Pflicht, es nicht zu thun; da er aber im Begriffe war zu verreiſen und deshalb eilte, ſo erſuchte er mich, ihm die Sache raſch aufzuſchreiben. Ich hatte mir jene Unterredung der Officiere gemerkt, und ſtellte die Gedanken aus der Erinnerung zuſammen. Ueber irgend eine Verwendung dieſes Papiers wurde zwiſchen Schütz und mir Nichts beſprochen. Schütz nahm es mit, und ſeitdem bin ich, wie geſagt, erſt im Verhör wieder an daſſelbe erinnert worden. Betrachten Sie, meine Herren, jenen Plan nur etwas genauer, ſo werden Sie augenblicklich einſehen, daß er von mir nicht herrühren kann. Sie finden dort eine vollſtändige militairiſche Diſpoſition, und, ſo wohl ich mich des Ganzen jetzt noch erinnere, iſt der Entwurf nicht zu verachten. Ich nun kann mit Wahrheit verſichern, daß ich vom Kriegsweſen Nichts verſtehe: ich habe nie im Heere gedient, nie ein Werk über Taktik ſtudirt. Beachten Sie ferner das Datum dieſer Aufzeichnung, es iſt der 17ſte Mai. Die Acten thun dar, daß ich am 12ten noch in Elberfeld war, erſt am 14ten oder 15ten (deſſen erinnere ich mich nicht genau) kam ich nach Kaiſerslautern. Ich frage Sie nun, meine Herren: Wie hätte ich nach zwei Tagen Aufenthalt, namentlich entblößt von militairiſchen Kenntniſſen die Ueberſicht der Verhältniſſe gewinnen ſollen, die unbedingt nöthig war, um einen ſo umfaſſenden, alle Angriffspunkte feſtſtellenden Plan aus eignen Kräften zu entwerfen? Sie ſehen, Dies war unmöglich.

„Doch ich will einmal den Fall annehmen, dies Papier wäre nicht blos ein Erzeugniß meiner Feder, ſondern auch meines Kopfes — läge denn etwa ein Verbrechen oder auch nur ein Vergehen darin? Ueber die Führung eines bevorſtehenden Krieges wird doch wohl Jeder ſich Gedanken machen dürfen — die Geſetze, die den Landesverrath beſtrafen, reden nur von Unternehmen. Wo aber, meine Herren, haben Sie irgend einen Zeugen, einen Beweis, ein Anzeichen, daß dieſer Plan aus einem Gedanken bei mir zum Vorſatz geworden, oder gar daß er aus einem Vorſatz zur Ausführung, zum wirklichen „Unternehmen“ fortgeſchritten wäre? Wer hat überhaupt je daran gedacht, dieſen Plan in That umzuſetzen? Wo zeigt ſich in der Kriegsführung auf Seiten der Inſurrectionsarmee eine Spur, den Krieg, wie es dort gefordert wird, an Main, Nahe und Moſel, ſtatt am Neckar zu beginnen? Ich kann mit dem reinſten Gewiſſen betheuern, daß überhaupt ein Kriegsplan dieſer Art nie dienſtlich vorgelegen hat, daß er auch nicht in amtlicher Beziehung, ſondern einzig in geſellſchaftlicher Converſation verhandelt worden iſt. Wäre das nicht der

Fall, hätte der Plan amtliche Bedeutung gehabt — könnten Sie wohl von mir glauben, daß ich ſolch ein Schurke wäre, als Bureaubeamter ihn ohne Weiteres einer doch immer fremden Perſon mitzutheilen? Nein, meine Herren, das glauben Sie nicht von mir! und ſomit iſt dieſes ganze Actenſtück auch bei den Urhebern dieſes Entwurfes Nichts geweſen und geblieben als ein Gedanke: über Gedanken aber, meine Herren, werden Sie, denke ich, nicht richten wollen. — Fänden Sie aber gar den Gedanken ſträflich, oder hätten Sie das leiſeſte Anzeichen, daß derſelbe ins Leben habe übertreten wollen, dann geben Sie dieſes Papier an den bürgerlichen Richter zu weiterer Unterſuchung ab. Zu den Acten meines **heutigen** Proceſſes gehört es nicht. Am 17. Mai dachte Niemand an Feindſeligkeiten zwiſchen Preußen und dem Deutſchen Süden; von Belagerungszuſtand war entfernt keine Rede. Hätte ich ja mit dieſem Stücke gefehlt, ſo würden über mein Vergehen doch nicht Sie als Richter erkennen dürfen. Ich verlaſſe alſo dieſes Aktenſtück, welches ohnehin unter allen Geſichtspunkten, von denen Sie es betrachten mögen, gar keine Beweiskraft gegen mich hat.

So bleibt nur Eine Anſchuldigung übrig; ich bin **Freiſchärler unter Willich** geweſen, und habe **gegen Reichstruppen im Feuer geſtanden.**

Ich fühle, meine Herren, daß ich hier eine Frage voraus beantworten muß, die mir ſchon im Verhör entgegengetreten iſt, und die ich auch jetzt in Ihrem Innern zu leſen glaube. Man fragt mich: wie ich zu dem Entſchluſſe gekommen bin, als Gemeiner in eine

Freiſchaar einzutreten. Meine Feder, meine Kenntniſſe — gaben ſie mir nicht die Möglichkeit, eine andere Stellung einzunehmen, die meinen Fähigkeiten angemeſſen war? Ich will mich darüber ganz offen ausſprechen. In die Freiſchaar trat ich ein, nachdem die Pfalz verloren, nachdem unſere Sache überall im Sinken war. Was hätte ich denn damals noch für eine Stellung ſuchen ſollen, die mit der Ehre vereinbar war? Sollte ich in Lügenblättern ſchreiben, um große Siege der Revolutionsarmee in die Welt zu poſaunen? Sollte ich erfundene Berichte über glänzende Waffenthaten der Ungarn ſchmieden oder noch als Redner in Volksverſammlungen auftreten, um im Volke Hoffnungen aufrecht zu erhalten, an die ich ſelbſt nicht mehr glaubte? Oder ſollte ich mich hergeben, um als Beamter irgend einer Art Erpreſſungen vorzunehmen? Nein, meine Herren, für das Alles war ich zu gut: meine Hand iſt rein von Raub, von Gewaltthat, von von jeder Erpreſſung; auch habe ich nie ein Commando geführt, ſo daß ich auch nicht für Handlungen Anderer verantwortlich bin. Denn ich verwahre mich gegen jede Vermengung meines Thuns mit dem Schmutz und dem Schlamm, der ſich — ich weiß es leider — zuletzt an dieſe Revolution gehängt hat*). Nein, für eine ſinkende Sache kann ein Mann, der ihr treu iſt, mit

---

*) Im vierten Heft der „Neuen Rheiniſchen Zeitung", redigirt von Karl Marx, befindet ſich ein unſinniger Angriff gegen Kinkel's revolutionäre Kraft und Ehrlichkeit. Wir wollen dieſe

Ehren nur noch Eins thun: er kann mit ſeiner Perſon, mit Leib und Leben für ſie einſtehen.

Verdächtigungen, welche ihren Beweis einzig aus der vorliegenden Rede ſchöpfen, keinesfalls Herrn Marx zuſchreiben, an deſſen Rechtlichkeit zu zweifeln bisher keine Veranlaſſung war, wir wollen vielmehr annehmen, daß ein ſchamloſer Denunciant dieſen Artikel verfertigt, und Herr Marx, dem die ganze Rede ſchwerlich bekannt war, den Artikel nicht gehörig prüfte. Leichtſinnig bleibt eine ſolche Flüchtigkeit allerdings, aber wir können ſie bei den Grundſätzen des Herrn Marx deßhalb entſchuldigen, weil wir eine Entlarvung unſerer falſchen Freunde ebenfalls dringend wünſchen. Zugleich hoffen wir, daß Herr Marx nach ſorgfältiger Prüfung der ganzen Rede jenen Angriff als völlig grundlos begreifen, und mit unſerer Widerlegung einverſtanden ſein wird. Die als Beweismittel citirten Stellen ſind entweder aus dem Zuſammenhange unvernünftig herausgeriſſen, oder entſtellt und Eine Stelle iſt ſogar offen gefälſcht. Der erſte und zweite Tadel vereint treffen die obige Stelle. Der Verfaſſer des bezeichneten Artikels läßt den Vorderſatz weg, der ſchon mit den Worten: „Was hätte ich denn damals für eine Stellung ſuchen ſollen?“, jedenfalls aber direct mit den Worten: „Meine Hand iſt rein von Raub, von Gewaltthat, von jeder Erpreſſung“ beginnt; und bezieht den Nachſatz: „denn ich verwahre mich u. ſ. w.“ auf „die Führung eines Commando,“ woraus nun eine „Verdächtigung ſämmtlicher Commandeure“ hergeleitet wird!!! „von der Kinkel wenigſtens Willich hätte ausnehmen ſollen.“ Daß mit dem **„Schmutz und Schlamm“** nicht die „Führung eines Commando,“ ſondern „Raub, Gewaltthat und Erpreſſung“ gemeint ſind, darauf — dächte ich — ſollte doch der Verfaſſer jenes Artikels ohne beſonderes Nachdenken gekommen ſein. Ueberhaupt macht Kinkel der Badiſch-Pfälziſchen Revolution weſentlich nur dieſelben Vorwürfe, welche gerade in der „Neuen Rhein-

Dies habe ich gethan: ich trat als Gemeiner in die Compagnie Beſançon. Sie können Das, meine Herren, einen Entſchluß der Verzweiflung nennen: daß es aber ein Entſchluß ſei, der meine Ehre als Mann entwürdigt — nein, Das können Sie nicht ſagen! —

„Bei zwei Gefechten bin ich geweſen, zuerſt am 19ten Juni Nachts bei Spöck — wenn Sie Das ein Gefecht nennen wollen, was bloß in ein paar zwiſchen den Tirailleuren gewechſelten Schüſſen beſtand. Ich ſelbſt habe dort am Kampfe keinen Antheil gehabt, denn ich ſtand bei meiner Compagnie weiter zurück, und wir ſahen blos die entfernten Schüſſe durch die Nacht aufblitzen. Da wir durchaus nicht wiſſen konnten, wo und wie ſtark der Feind vor uns ſtand, brach Willich ſofort das Gefecht ab. Welchen Truppen wir dort gegenüberſtanden, weiß ich bis heute nicht mit Sicherheit: einen Feind zu ſehen war bei der ganz finſtern Nacht völlig unmöglich. Uebrigens war dies an demſelben Tage, als der Prinz von Preußen von Neuſtadt aus den Kriegszuſtand und Das Standrecht zuerſt verkündigte, am 19ten nämlich. Für uns konnte alſo dieſe Verfügung keine Rechtsgültigkeit haben, und hätte ich damals auch mitgefochten, ſo würde Ihnen hierüber wieder nicht das Urtheil zuſtehen. Demnach gehe ich über dieſes ohnehin ganz unbedeutende Ereigniß weg.

Ztg. „Herr Engels gegen dieſelbe erhebt. — Wir werden auf jenen Angriff gegen Kinkel noch mehrmals zurückkommen, und dem Verfaſſer des Schmähartikels ſeinen Leichtſinn nachweiſen. —

Unſere zweite Affaire war die zwiſchen Rothenfels und Muggenſturm am 29. Juni. Die Verhörprotokolle nebſt den beigefügten Ausſagen meines mit mir gefangenen Kameraden, des Würtembergers Rau, geben Ihnen über meine Betheiligung an dieſem Tage ein ganz genaues Bild. Wir rückten von der Murgſtraße rechts ab; die Compagnie Beſançon erhielt Befehl, zum Tirailliren aufzuſchwärmen und unſere Schützen zu verſtärken, die bereits im Feuer ſtanden. Das Gefecht hatte aber erſt begonnen. Unſer Standpunkt war ungünſtig, es war Nachmittag, vier Uhr ungefähr, die Sonne ſenkte ſich gegen Weſten, und bewirkte vor uns auf dem leuchtenden Korn eine ſtarke Blendung, welche den Feind nur ſchwer erkennen ließ. Ich ging durchs Kornfeld vor, ſtieg dann in einen Graben herab und kletterte eben den ſteilen Abhang jenſeits hinauf, um neben einigen meiner Kameraden, die ſchon dort ſtanden, Poſto zu faſſen. Da erblickte ich den Feind, aber nur auf einen Augenblick, denn noch hatte ich oben nicht Fuß gefaßt, ſo traf mich eine Kugel am Kopfe, ſo daß ich den Abhang alsbald wieder hinunterrollte. Ich weiſe hierüber auf die Ausſagen Rau's hin, der mir ſo nahe ſtand, daß er die Worte gehört und genau wiedergegeben hat, die ich im Niederſinken zu den Kameraden ſprach. Bald aber raffte ich mich auf, und der Zugführer der Schützen, der uns commandirte, befahl mir nach Rothenfels zurückzugehen und mich dort verbinden zu laſſen. Rau wurde mir mitgegeben, damit nicht bei meinem ſtarken Blutverluſte mir unterwegs ein

Unfall zuſtoße. So ſchritten wir auf dem nächſten Wege durchs Feld auf jenen Ort zu: da, auf einen Abhang heraustretend, ſtanden wir ganz unerwartet vor einer weit vorgeſchobenen Preußiſchen Feldwacht, aus Reiterei und Infanterie beſtehend, und zwar ſo nahe, daß weder an Widerſtand noch an Rückzug zu denken war. Der Poſten ſchoß ſofort nach uns, und die Kugel ging dicht an mir vorbei. Wir mußten uns ergeben.

„Das, meine Herren Richter! iſt meine Betheiligung an der Badiſchen Inſurrection. Ich komme zu der Frage, *welches Strafmaaß Sie berechtigt ſind über dieſe Betheiligung zu erkennen.*

„Das Geſetz, nach welchem Sie richten, iſt das *Preußiſche Militair-Strafgeſetzbuch*. Aus dieſem findet auf mich einzig Anwendung der §. 82 des 2ten Theils:

> „Wer vorſetzlich die Unternehmungen des Feindes befördert, oder zur Begünſtigung derſelben den Preußiſchen oder verbündeten Truppen *Nachtheil bereitet*, insbeſondere Wer
>
> 1) ſich der in den *allgemeinen Landesgeſetzen* in Bezug auf den Krieg als Landesverrätherei bezeichneten Verbrechen ſchuldig macht: u. ſ. w.
>
> begeht einen *Kriegsverrath*.“

„Dies iſt mein Fall. Wir reichen aber zu ſeiner Aburtheilung mit dem Militair-Strafgeſetzbuch nicht aus, denn dies Geſetzbuch verweiſt uns, wie wir ſehen, auf die „allgemeinen Landesgeſetze,“ und in ihnen auf den Titel vom Landesverrath. Unter dieſen allgemeinen Geſetzen kann nun blos *das allgemeine Landrecht* verſtanden ſein. Denn das franzöſiſche Geſetzbuch, dem ich als Rheinländer etwa zu unterwerfen wäre, kennt den Begriff des Landesverrathes nicht, ſondern bloß „Verbrechen gegen die äußere Sicherheit des Staates.“ Schlagen wir nun das allgemeine Landrecht auf, ſo iſt es hier im 2ten Theil 20ſter Titel 3ter Abſchnitt einzig und allein der §. 107, der ein dem meinigen vergleichbares Vergehen bezeichnet. Dieſer §. lautet:

> „Wer dem Feinde zur Ausführung ſeiner Anſchläge beförderlich iſt“ oder den Kriegsvölkern des Staates in ihren Unternehmungen gegen den Feind vorſätzlich Hinderniſſe in den Weg legt, ſoll durch den Strang hingerichtet werden.“

daran ſchließt ſich dann der mildernde §. 115:

> „In Fällen, wo die Landesverrätherei der zweiten Klaſſe noch nicht ausgeführt, oder dem Staate dadurch noch kein Schade zugefügt worden iſt, ſoll die Lebensſtrafe, nach Bewandniß der Umſtände, in ſechs- bis zehnjährige Gefangenſchaft verwandelt werden.“

„Dieſer letzte §. würde, wenn wir in Beziehung auf das Strafmaaß noch auf Grund und Boden dieſes alten Geſetzes ſtänden, auf mich Anwendung finden.

„Allein auf dieſem Boden ſtehen wir nicht mehr, denn die Strafen werden durch das jüngere Militair-Strafgeſetzbuch anders beſtimmt.

„Ich mache Sie, meine Herren Richter, zuförderſt auf die Cabinets-Ordre aufmerkſam, durch welche dieſes neue Strafgeſetzbuch eingeführt worden iſt. Sie finden ſie dem Buche vorgedruckt:

> „Berlin, 3. April 1845: Ich beſtimme hiedurch, daß dieſes neue Militair-Strafgeſetzbuch unter Aufhebung aller dem

Inhalte deſſelben entgegenſtehenden Beſtimmungen, unvorzüg- in Kraft treten ſoll.“

„Unter Aufhebung aller dem Inhalte deſſelben entgegentretenden Beſtimmungen“ heißt es. Der Geſetzgeber, unſer König, will alſo, daß das neue Geſetz überall gelte, wo es etwas Anderes als die alten Geſetze beſtimmt. Dies iſt oft der Fall. Wo z. B. im Landrecht der Strang ſteht, hat das Militair-Strafgeſetzbuch die Kugel. Aber nicht bloß die Strafart, ſondern auch das Strafmaaß iſt in unſerm Falle verſchieden beſtimmt. Im §. 88 des Militair-Strafgeſetzbuches heißt es nämlich weiter:

> „Wer (wie ich oben verlas) ſich der Landesverrätherei ſchuldig macht, begeht einen Kriegsverrath, und hat Verſetzung in die zweite Klaſſe des Soldatenſtandes, Caſſation (Beides geht mich nicht an, ich bin nicht Soldat noch Officier) und Feſtungsſtrafe, nach Umſtänden bis zu lebenswieriger Dauer, oder wenn durch den Verrath ein erheblicher Nachtheil entſtanden, die Todesſtrafe verwirkt.“

„Dies, meine Herren, iſt das Geſetz, das Ihr Urtheil beſtimmt, und hier kann es nicht dem leiſeſten Zweifel unterliegen, daß in meinem Falle an Todesſtrafe nicht zu denken iſt. Sie ſoll ausdrücklich nur dann ausgeſprochen werden, wenn durch den Kriegsverrath ein erheblicher Nachtheil entſtanden iſt. — Davon kann doch bei meiner Betheiligung keine Rede ſein; durch mich iſt auch nicht Einer meiner Landsleute getödtet oder verwundet worden; vielweniger noch hat der Staat im Großen und Ganzen durch mich einen Nachtheil erlitten. In dieſem Falle — ſo ſagt das Landrecht ausdrücklich — **ſoll** die Strafe in ſechs- bis zehnjährige Gefangenſchaft verwandelt werden. So ſpricht jenes furchtbare Geſetz, das vor 80 Jahren wahrhaft mit Blut geſchrieben wurde, das auf jeder Seite mit dem Strang, mit dem Schwert und ſelbſt mit dem Rade bei der Hand iſt. Gegenwärtig iſt der Geiſt der Geſetze milder, und Sie dürfen daher auf keinen Fall daran denken, **über dies Strafmaaß noch hinauszugehen.** Die Thatſachen, meine Herren, ſtehen feſt, ſie ſind einfach, und ſprechen für ſich: das Glück, die Vorſehung, oder wie Sie ſonſt jene unſern Blicken verhüllte Macht nennen wollen, die Ihr Loos, meine Herren Richter, eben ſo gut wie meines beherrſcht — dieſe Macht hat mich dem Bruderkampfe entnommen, ehe mein Antheil an ihm den Punkt erreichte, der Ihnen das Recht gäbe, meinen Tod zu beſchließen. Nur über die Thatſache haben Sie zu richten, die Thatſache iſt: daß mein Thun dem Staate **keinen** Nachtheil gebracht hat. Ich fordere alſo nicht Gnade, ich fordere nur die ſtrengſte Gerechtigkeit nach dem Buchſtaben des Geſetzes, wenn ich ſage:

> „Nach Recht und Fug können Sie mich nur zu einer Feſtungsſtrafe von ſolcher Dauer verurtheilen, daß ich nicht erſt als abgelebter Geiſt Hoffnung habe, ins Leben zurückzutreten.“

„Das, meine Herren, iſt die rechtliche Seite der Frage. Sie werden mir aber erlauben, auch noch die politiſche zu berühren, die Sie bei Ihrem Urtheil ja nicht ausſchließen dürfen. Niemand unter Ihnen wird ſagen, daß ich ein gemeiner Verbrecher ſei; meine That können Sie doch wahrlich nicht mit Mord und Diebſtahl, mit dem Landesverrath des Spions, der ſein Leben um Gold verkauft, oder mit der Schande etwa eines Commandanten vergleichen, der dem Feinde eine Feſtung überliefert, um hernach in deſſen Lande ſeinen Sündenlohn zu verpraſſen! Was ich gethan habe, fällt unter den Geſichtspunkt eines politiſchen Verbrechens: — nicht in einem Völkerkrieg, ſondern in einem Bürgerkrieg haben wir uns gegenübergeſtanden. Dies macht meine Stellung vor Ihnen ſo ſchwierig, dies macht aber auch Ihnen Ihr Amt ſchwer, wenn Sie es gewiſſenhaft erfüllen wollen. Sie nämlich, die über mich richten, ſind in dieſem ganzen Streite ſelbſt Partei, Sie richten über einen Mann, der Ihrer Gegenpartei angehört: Sie müſſen daher auf Ihre Parteianſichten ganz verzichten, müſſen rein die Sache ſelbſt ins Auge faſſen, wie ſie liegt.

„Der §. 118 des Militair-Strafgeſetzbuches ſagt:

> „Die Vertheidigung darf mit aller Freimüthigkeit geführt werden;"

Geſtatten Sie mir alſo dieſe Freimüthigkeit! — Die Märzrevolution des vorigen Jahres hatte Ein Hauptziel: es war die Einheit Deutſchlands. Dieſe Einheit haben Sie gewollt, wie ich ſie wollte;

das ganze Volk verlangte danach; denn wir Alle wiſſen, daß ohne ſie wir aus unſerer erbärmlichen Politik nach Außen nicht herauskommen, Induſtrie und Handel nicht heben, der einreißenden Armuth nicht helfen — mit Einem Worte, daß ohne die Einheit wir kein großes und glückliches Volk werden können. Aus dieſem Einheitsdrang ging das Frankfurter Parlament hervor, vom Volke gewählt, von den Fürſten anerkannt. Eine Reichsverfaſſung ſollte geſchaffen werden in Verſtändigung mit den Regierungen. Jedenfalls betrachten ſich alſo die Fürſten nur als *Einen* berechtigten Theil — die *Volksvertreter* waren ihnen der *andere*. Die Frankfurter Verſammlung ging einen Weg der Vermittlung: ſie ſchuf dem Volke die Grundrechte; aber um ſie zu ſichern, trug ſie zugleich dem Könige von Preußen die Kaiſerkrone an. Sie Alle, meine Herren, wiſſen, mit welcher Freude man in Berlin die Deputation aus Frankfurt erwartete: nicht Deutſchland allein, ſondern namentlich auch das ganze Preußiſche Volk verlangte die Annahme der Krone unter der Bedingung der Grundrechte. Das ganze Preußiſche Volk, denn nicht bloß die zweite Kammer, die Vertreterin der Maſſen, der ich damals angehörte, ſondern auch die erſte Kammer, die Vertreterin des Beſitzes, der Intelligenz, der Ariſtokratie, drang mit Adreſſen in den König. Wäre damals geſchehen, Was in Deutſchland Alle wollten, wir hätten uns in dieſem Kriege nicht als Brüder feindlich entgegen geſtanden! Man hat damals geſagt: eine Krone könne mit den Grundrechten nicht beſtehen; — o wohl konnte ſie es, meine Herren! Wenn Napoleon auf dem republikaniſchen Frankreich einen monarchiſchen Thron aufgebaut hat, dann konnte wahrlich auch auf Deutſchen Grundrechten eine Kaiſerkrone ruhen, die auf einem kräftigen Haupte ſaß! Aber anderer Männer Rath hat beim Könige gegolten. Man brach die Verſtändigung mit dem wenigſtens gleichberechtigten Theil ab, die Verfaſſung, die das Volk einſeitig geſchaffen hatte, verwarf man — aber nun verfuhr man ſelbſt ebenſo einſeitig: man octroyirte eine neue Reichsverfaſſung. Was ſollte nun das Volk thun? *Die Könige* ſtellten *ihre Soldaten* vor *ihre* Verfaſſung, das *Volk* griff für die *ſeine ſelber* zum Schwert, um ſie durchzuſetzen: Jeder ſchirmte *ſein Recht*, aber das Volk erlag im Kampfe. Als ich in dieſen Kampf eintrat, war er *vollkommen geſetzmäßig*: der Abgeordnete der Frankfurter Verſammlung hatte ihn gebilligt in Form der Pfälziſchen Erhebung: dies, meine Herren, iſt die Lage der Dinge. Meine Schuld iſt, daß ich im Sommer noch daſſelbe gewollt habe, was im März Sie Alle, was im März das geſammte Deutſche Volk gewollt hat: — nun, bei Gott, meine Herren, iſt Das denn ein Vergehen, welches ſo gegen alle menſchlichen und göttlichen Geſetze ſtreitet, daß Sie deswegen ein Blutgericht über mich verſammeln dürfen?

„Meine jetzige Schuld iſt gering, Sie ſehen es: aber ich weiß freilich, man wirft Vieles auf *meine Perſon*, auf *meine frühere Parteiſtellung*. Sie haben gelobt, ohne Anſehen der Perſon Recht zu ſprechen, und nur nach Dem zu urtheilen, was in den Acten vorliegt. Ich könnte alſo über Früheres hinweggehen. Aber mehrfach ſind mir während meiner Gefangenſchaft von Officieren und Soldaten Dinge vorgeworfen worden, die mich mit Staunen erfüllten. Wie oft habe ich das Wort hören müſſen: „ich ſei ein ſchlechter Preuße!“ das Wort hat mich verletzt. Ich habe ſtets die Ueberzeugung gehabt, und oft genug dieſen Süddeutſchen ausgeſprochen, daß die kräftigen Nordſtämme die Herrſchaft Deutſchlands gewinnen werden; es iſt Das in meinen Augen ein Gebot der geſchichtlichen Nothwendigkeit, es iſt eine alte Ueberzeugung von mir. Mein Herr Vertheidiger hat ein älteres Gedicht von mir angeführt:

„Hoch auf hebe das Haupt, ſtolze Boruſſia,
Das am baltiſchen Meer mauergekrönt dir ruht,
Und den ſtark du gefaßt, Rheiniſchen Rebenkranz,
Schüttl' ihn freudig in hoher Hand!“

„Was dieſes Gedicht andeutete: daß die Verbindung Rheinlands mit Preußen für beide Theile glücklich ſei, und nicht zerriſſen werden dürfe, Das konnten Sie noch im vorigen Sommer von mir in Köln auf einem demokratiſchen Congreſſe hören, wo ich gegenüber Andern meiner Partei, die auf Franzöſiſche Bajonette vertrauten, gegen jede Abtrennung des Weſtens mich erklärt habe, wie ich denn überhaupt immer der entſchiedenſte Gegner aller Rheinbundspolitik geweſen bin. Man haßt ferner mein Wirken in der zweiten Kammer; aus dem Munde eines Officiers, nicht eines Gemeinen, habe ich hören müſſen: daß ich der Preußiſchen Armee ein neues Jena gewünſcht. Ich denke die ſtenographiſchen Protokolle der Kammerſitzungen werden amtlich veröffentlicht, und Jeder kann dort das Wahre finden, der es finden will. Das habe ich geſagt: daß unſer Heer, wenn es zu einem dem Volke verhaßten Kriege auszöge, etwa um die republikaniſche Freiheit Frankreichs zu erdrücken, daß es dann ſein Jena finden werde. Das iſt eine Weiſſagung, kein Wunſch: daß ich den Fall meiner Brüder wünſche, dieſen Vorwurf weiſe ich entrüſtet von mir ab. Aber trotz Alledem ſoll und muß ich ein ſchlechter Preuße ſein, weil ich das gegenwärtige Syſtem bekämpfe. Nun wohlan — meine Partei hat gegenwärtig im Vaterlande das Spiel verloren. Wenn die Krone Preußen jetzt endlich eine kühne und ſtarke Politik verfolgt, wenn es der königlichen Hoheit unſeres Thronfolgers, des Prinzen von Preußen, gelingt, mit dem Schwert, (denn anders wirds nicht!) Deutſchland in Eins zu ſchmieden, und groß und geachtet bei unſern Nachbarn hinzuſtellen, und der innern Freiheit wirklich und dauernd zu verſichern, Handel und Wandel wieder zu heben, die Militairlaſt, die jetzt zu ſchwer auf Preußen drückt, gleichmäßiger auf das ganze Deutſchland zu vertheilen, und vor Allem den Armen in meinem Volke, als deren Vertreter ich mich fühle, Brot zu ſchaffen: — gelingt **Das Ihrer** Partei, nun, bei meinem Eid! die Ehre und die Größe meines Vaterlandes ſind mir theurer als meine Staatsideale, und die franzöſiſchen Republikaner von 1793 weiß ich zu ſchätzen, die hernach um Frankreichs willen vor Napoleons Größe freiwillig ſich beugten — — geſchähe Dies alſo und erzeigte mir dann mein Volk noch einmal die Ehre, mich zu ſeinem Vertreter zu wählen: ich würde einer der erſten Deputirten ſein, die mit frohem Herzen riefen: „Es lebe das Deutſche Kaiſerthum, es lebe das Kaiſerthum Hohenzollern!“ Wenn man mit ſolchen Geſinnungen ein ſchlechter Preuße iſt, ja — dann begehre ich freilich kein guter Preuße zu ſein,*) dann will ich mich aber auch mit Hardenberg tröſten, den man 1805, weil er zu kühner Politik, und offnem Bruche mit dem Reichsfeinde rieth, vorwarf, er ſei ein Verräther und gar mit engliſchem Golde beſtochen, bis dann freilich das Jahr 1806 zeigte wie furchtbar richtig er die Dinge überſah!

---

*) Auch hierin ſieht Kinkel's Denunciant in der „N. Rhein. Ztg.“ eine Feigheit oder einen unehrlichen Republikanismus. Will der Mann denn nicht ſehen? Wo ſagt Kinkel, daß er es für wahrſcheinlich, nein, daß er es nur für möglich hält, ſeine Feinde würden je Das zu Stande bringen, an deſſen Erfüllung er ſein Leben geſetzt? Daß er es geradezu für unmöglich erklärt, zeigt ſich dagegen in allen ſeinen Zeitungsartikeln und Reden. Sollte er ſich dennoch getäuſcht haben, ſollte es dennoch ſeinen Feinden gelingen, auf anderem Wege ganz daſſelbe zu erreichen, wofür er gekämpft — ſo müßte Kinkel wahrlich nicht nur den Titel, ſondern auch die ganze bornirte Principienreiterei eines chriſtlich-germaniſchen Profeſſors beſitzen, wenn ihm „der Weg über das Ziel ginge.“

„Und ſo iſt Alles in meinem früheren Wirken von meiner Gegenpartei mißdeutet worden. Vielleicht war Einer von Ihnen in Garniſon zu Mainz. Man hat mich wegen Verleumdung dieſer Garniſon vor Gericht geſtellt und geſagt: ich ſuche Gelegenheit, um die Armee gehäſſig zu machen. Nun, ſoviel politiſche Fähigkeit hätte man mir doch billig zutrauen ſollen, daß ich jenen groben Buchſtaben der Parteiklugheit verſtände, nach welchem keine Partei im Staate es muthwillig mit der bewaffneten Macht verdirbt!

„Was war aber jene ganze Geſchichte? Die Erzählung eines düſtern, das Menſchengefühl jedenfalls verletzenden Vorfalls, die oben drein in einem entſtellten und ſchon übertriebenen Bericht mir zukam, habe ich in meiner Zeitung mit ein paar heftigen Worten begleitet. — Iſt das eine ſo ſchwere Kränkung der ganzen Armee? Und Was iſt mir dafür geſchehen? Während dieſer meiner Abweſenheit von Hauſe hat man mich deßhalb zum zweitenmal vor Gericht gefordert, und da ich zur Vertheidigung nicht erſcheinen konnte, bin ich, wie man mir jüngſt erzählt hat, auf fünf Jahre der Wahlfähigkeit beraubt worden. Fünf Jahre Wahlunfähigkeit ſind über mich ausgeſprochen — für einen Mann, der ſchon einmal die Ehre gehabt hat Abgeordneter zu ſein, iſt Das eine überaus harte Strafe. Ich denke, die Garniſon von Mainz und Sie, meine Herren, können damit zufrieden ſein, wie man mich hier einen nicht einmal ſelbſtverſchuldeten Irrthum hat büßen laſſen.

Ich ſehe da auch die Epaulette des 27. Regiments: ſie erinnert mich an eine finſtre Novembernacht des vorigen Jahres, als dieſes Regiment in Bonn einrückte, um die Steuerverweigerung zu erdrücken, als mein Name ſo oft als der eines Soldatenfeindes genannt wurde! Ja meine Herren, es war eine finſtre Nacht, und wenn in ihr der Würfel fiel, ſo wäre ſie nicht meinen Bürgern allein, ſie wäre bei der damaligen Stimmung der Gemüther auch manchem Officier und Soldaten eine heiße Nacht geworden! Der Würfel fiel nicht — meine Herren, dieſe Hand war es, die ihn feſthielt. Alle Beſonnenen haben Das früher anerkannt, und die Gerichte haben mich von jeder Anklage aus dieſen Novembertagen freigeſprochen. Ueberhaupt,, wenn man mir doch einen Einfluß auf das Volk in Bonn zuſchreibt — woher kommt es wohl, daß dieſe Stadt, bis ich ſie verließ, ſo ruhig geweſen iſt? Meine Partei iſt dort nicht ſchwach, es giebt viele Arme daſelbſt, Univerſitätsſtädte haben ohnehin viel Brennſtoff in ſich — wenn ich denn ein ſo wilder Revolutionair, ein ſo wüthender Republikaner wäre, wie man mich ſchildert: wie erklären Sie Das, daß bei uns, wie kaum in irgend einer andern Stadt, jeder zornige Zuſammenſtoß vermieden, Bürgerblut niemals vergoſſen worden iſt? Fanatismus, Anarchie, Zerſtörung — dieſe Dinge liegen nicht in meiner Natur. Ich ſehe es viel zu klar: dieſer Bruderzwiſt, dieſe Parteikämpfe werden vorübergehen, unſer Volk aber und die Menſchheit werden bleiben. Das Ziel iſt wichtiger als der

Weg, und für das Ziel, dem auch dieſer Streit zuſtrebt, für Bildung und Menſchlichkeit habe ich jederzeit gearbeitet: Was dagegen ſtritt, habe ich mit der Feder und mit der mündlichen Lehre bekämpſt bei meiner Partei wie bei den Gegnern. Eine Parteiwuth, welche das Menſchliche und die heiligen Geſetze der allgemeinen Brüderlichkeit vergißt, kenne ich nicht, mit Laternen und Guillotinen habe ich nie die Freiheit zu gründen gemeint. Daß die Todesſtrafe unter allen Bedingungen eine Barbarei ſei, habe ich ſchon vor der Märzrevolution ausgeſprochen, und noch vorigen Sommer in meinem Buche über das Handwerk wiederholt. Vergeſſen Sie es nicht, es war das die Zeit, als meine Partei mit raſchen Schritten zum Siege zu gehen ſchien. Sie ſehen daraus, daß ich von dieſem Siege nie einen blutigen Mißbrauch gemacht haben würde. Und daß man dieſen milden Sinn, daß man dieſe Mäßigung und Ruhe mir zutraut; Das beweiſt auch die meinen Acten beigefügte und vom Herrn Auditeur erwähnte Verwendung der Bürger meiner Stadt für mich; auch von Köln aus, wie ich höre, und ſonſt vielfach ſind Geſuche zu meinen Gunſten eingelaufen. Jene zwölfhundert Unterſchriften aus Bonn, ſie ſtammen nicht bloß von der Armuth her, die in mir ihren Sprecher ſieht, auch nicht von meinen Studenten, die mich lieb haben — gleichriel ob ſie zur ariſtokratiſchen, conſervativen Partei oder zu meiner Partei, der republikaniſchen, gehören — nein, es ſind Namen aus allen Klaſſen dabei, und Arndt, des Königs perſönlicher Freund, ſteht an der Spitze. Dieſe Männer haſſen mein Syſtem, aber meine Perſon lieben ſie und wünſchen mich der Zukunft zu retten. Wie wollen Sie Das erklären? Daher einzig kommt es, weil meine Mitbürger, die mich von meiner Jugend auf kennen, an meinen Charakter als Menſch glauben, weil ſie, auch meine Gegner, wiſſen, daß ſelbſt ein Sieg mich ſtets gerecht und milde finden würde. Werfen Sie alſo, meine Richter, auch dieſes Urtheil meiner frühern Umgebung mit in Ihre Wagſchale — es muß Ihnen klar genug beweiſen, wie Unrecht man einem ruhigen Manne thut, wenn man ihn leidenſchaftlicher Heftigkeit und verblendeter Parteiwuth beſchuldigt! *)

Ich bin am Ende meine Herren, und deute zum Schluſſe nur noch auf wenig Einzelheiten hin, die meine Handlungsweiſe in Ihren Augen nicht rechtfertigen, aber jedenfalls das Urtheil mildern. Zwölf volle Jahre habe ich meinem Staate in einem ſchweren Amte und mit Aufopferung gedient, Manches geſchrieben, was über aller Parteiung ſteht, und wodurch Menſchen

---

*) Sogar daß Kinkel hier auf ſeinen Charakter als Menſch hinweiſt, nimmt ihm der Verfaſſer des Schmähartikels in der „N. Rhein. Ztg.“ übel. Wir möchten doch wiſſen, ob der Letztere in gleichem Falle die Principien einer abſolut-bornirten Dummheit befolgen würde, nach denen Kinkel ſich hätte richten müſſen, wenn es ihm Spaß machte, ſich einigen Krittlern zu Liebe aus raſender Tollheit den Kopf vor die Füße legen zu laſſen, den er **mit Ehren** behalten durfte.

von den verſchiedenſten politiſchen Anſichten belehrt, gerührt und erfreut worden ſind. Niemals habe ich im Heere gedient, alſo auch keinen Fahneneid gebrochen, keine militairiſche Kenntniſſe, die ich im Dienſte meines Vaterlandes erworben hätte, gegen mein Vaterland angewendet.*) Niemanden habe ich mit der Waffe in der Hand gedrückt oder gepreßt; endlich bin ich nicht Officier oder irgendwie militairiſcher Beamter geweſen, ich habe alſo bloß Verantwortung für Das, was meine eigne Hand gethan hat. Und Dies, wie ich bewieſen habe, giebt Ihnen auch nach der ſtrengſten Faſſung des Geſetzes nur das Recht, über mich eine *mäßige Freiheitsſtrafe* zu erkennen.

»Im Kreiſe meiner Richter umblickend, ſehe ich zwar meiſt jüngere Männer; aber doch auch Manche,

---

*) Das ſoll nun gar eine „directe Denunciation gegen die gefangenen ehemaligen Preußiſchen Soldaten“ ſein!!! Als wenn die Pulver- und Blei-Richter ohne dieſe „*Denunciation*“ niemals auf den ſchlauen Gedanken geſtoßen wären, daß *Janſſen* und *Bernigau*, nach dem Buchſtaben des Geſetzes, ein größeres Verbrechen gegen das heilige Gottesgnadenthum begangen hätten, als ein Nicht-Militair! Zudem betrachtete das Kriegsgericht in ſeiner Anklageſchrift Kinkel als den Verfaſſer eines *Planes zur angriffsweiſen Kriegsführung*: und Was konnte Dieſer überhaupt Vernünftigeres thun, als zum Schluß gerade *diejenigen* Punkte hervorheben, welche das über ihn zu verhängende Strafmaaß mildern mußten? Wir finden trotz aller Denunciationsriecherei in obiger Stelle nur eine Wiederholung des bezüglich des *zweiten* Anklagepunktes früher weitläufig Mitgetheilten. (Vergl. S. 277 ff.)

die gleich mir ſchon auf den Jahren ſind. Meine Herren, denken Sie auch ein Wenig an Weib und Kind daheim, wenn Sie den Spruch über einen Mann thun, der heute durch den Wechſel der menſchlichen Geſchicke ſo tiefunglücklich*) vor Ihnen ſteht! Und nun, im Namen der göttlichen Gerechtigkeit, die über Ihnen, meinen Siegern und Richtern, gerade ebenſo mächtig ſchwebt, wie über mir, Ihrem jetzt niedergeworfenen und gefangenen Gegner — im Namen dieſer Gerechtigkeit ſprechen Sie jetzt mein Urtheil!“

---

*) Hier hat ſich ſchließlich der Verdächtiger Kinkel's in der „N. Rhein. Ztg.“ eine **grobe Fälſchung** erlaubt, indem er aus dem „tiefunglücklich“ ein „tief und unglücklich“ macht. „Tief vor Jemandem ſtehen“, iſt freilich ein wenig klaſſiſcher, wäre jedoch immer ein ſo ſerviler Ausdruck, daß man ihn als Feigheit denunciren könnte. — Wie aber der Herr Denunciant es verantworten will, aus ſinnlos dem Zuſammenhang entriſſenen, entſtellten und gröblich gefälſchten Stellen dieſer Rede — aber auch allein hieraus gegen Kinkel die Verdächtigung der Feigheit und Unehrlichkeit zu erheben: Das iſt ein Räthſel, deſſen Löſung uns wenigſtens nie vernünftig erſcheinen wird. Mag der Herr hinfort am „Zuſchauer“ der „†Zeitung“ arbeiten — es ſoll uns nicht wundern!

2.

Als Gottfried Kinkel das Gerichtszimmer verließ, und in ſeine Zelle zurückgeführt war, beſchlich ihn der Gedanke, daß man vielleicht doch das Todesurtheil über ihn ausſprechen könnte. Er glaubte endlich an die Wahrſcheinlichkeit eines ſolchen Richterſpruches, und ſchrieb folgende zwei Gedichte:

Mein Vermächtniß.

Das Beſte, was das Leben giebt,
  Das hab' ich nun genoſſen.
Mich hat ein edel Weib geliebt
  Und gab mir holde Sproſſen.
Im Freundesreigen ſtand ich ſtark
  Beim Becher und in Fehde;
Mein Leib war feſt, geſund mein Mark
  Und golden floß die Rede.

Mir gab Natur ein fühlend Herz
  Für Seligkeit und Wunden;
Des Gottes Luſt, des Wurmes Schmerz
  Ich hab' ihn mitempfunden.
Es lag der Zeiten großes Buch
  Vor meinem Geiſte offen,
Der Freiheit Glück, der Knechtſchaft Fluch,
  Der Völker Gram und Hoffen.

Den Feinden mild, den Freunden gut,
  Die Hand noch rein vom Fluche,
Kein Blatt voll Haß, kein Blatt voll Blut
  In meines Schickſals Buche:
So werf' ich in den Opferbrand
  Ein reichbekränztes Leben —
O Glück und Stolz, mein Vaterland,
  Für Dich es hinzugeben!

Ich werde nicht vergeſſen ſein,
  Du Jugend wirſt mich kennen
Und wirſt an meines Geiſtes Schein
  Zum Freiheitsdurſt entbrennen.
Manch Frauenauge weint um mich,
  Den Sänger ſüßer Lieder;
Als Gruß der Erde neigen ſich
  Viel' Blumen zu mir nieder.

Der müden ſchwielenharten Hand
  Ein ſanfter Loos zu werben,
Du vierter Stand, Du treuer Stand,
  Für Dich geh' ich zu ſterben.
Euch Armen treu bis in den Tod,
  Für Euch zur That entſchloſſen,
Fall' ich um's nächſte Morgenroth
  Vom Preußenblei durchſchoſſen!

So haltet mich in treuem Sinn,
  O Meiſter und Geſelle!
Gedenke mein, Du Näherin,
  In deiner trüben Zelle:
Du Winzer der am Fels der Ahr
  Umſonſt die Gluthen leidet,
Du arme Tagewerkerſchaar,
  Die fremde Garben ſchneidet!

Den letzten Gruß Dir überm Rhein,
  Du edles Volk der Franken;
Die Völker ſollen einig ſein
  In Herzen und Gedanken.
Stehn ſoll, ſoweit auf dieſem Rund
  Sich Aug' in Auge ſpiegelt,
Der ew'ge Bund, der Bruderbund,
  Den Euch mein Blut beſiegelt!

Vor den achtzehn Gewehrmäulern!

„Trommler, ſchlagt an, und führt mich zum Platz,
  Der raſch vom Leben mich ſcheidet —
Ich fürchte die pfeifende Kugel nicht,
  Die mein Gebein mir zerſchneidet!
Nein, wie mir durch Augen und Hirn und Herz
  Die tödtliche Salve knattert,
So ſpür' ich, wie mir die Seele befreit
  In Wölkenſchäfchen zerflattert!

Was einmal gelebt in der Sonne Schein,
  Das kann ja nimmer verenden! —
Wozu nun, ewiges Herz der Welt,
  Willſt meinen Geiſt Du verwenden?
Das heilige Licht, ich hab' es geliebt,
  Mein Geiſt flog auf zu der Sonne;
In's leuchtende All, das ihn liebend gebar,
  Ström' ich ihn hinaus mit Wonne!

Die Lerche werd' ich des Morgenrothes,
  In flammender Wolke geborgen,
Die dem armen Gefangnen im kalten Thurm
  Ansagt den nahenden Morgen.
Ein Frühhauch bin ich, ein Bote des Glücks,
  Der die Purpurbanner durchfächelt,
Daß der Freiheitskämpfer mit ſtrahlendem Aug'
  Entgegen dem Schlachttag lächelt.

Ein Tropfen bin ich, der niederſtrömt
  Im landbeglückenden Regen,
Die Scheune des Armen, des Winzers Faß
  Zu füllen mit nährendem Segen;
Der Wellen eine bin ich im Meer,
  Die das Schiff, das ſtöhnende, hetzen,
Das den Wucherer trägt — und ich ſchling' ihn hinab,
  Ihn mit den erwucherten Schätzen!

Heut bin ich der Sturm, der, ein Gottesgericht,
  Durch giftige Nebel ſchreitet,
Und den aufgerüttelten Moder der Gruft
  Befruchtend auf's Erdreich ſpreitet;
Und morgen die Blume, die tröſtend erquickt
  Mit Duft den zagenden Kranken,
Und in des Sterbenden Seele weckt
  Unſterblichen Lebens Gedanken. —

Hier ſteh' ich — nun zielt! Nun brichſt Du, o Leib,
  Wenn achtzehn Mündungen knallen!
Die Seele, ſie brauſt in den heiligen Chor
  Der Freien, die vor mir gefallen!
Wir kennen nicht Raſt, wir durchſtreichen die Welt
  In Sonnenſchein und Gewittern,
Bis die letzte Zwingburg flammend zerbirſt
  Und die letzten Schwerter zerſplittern!"

Am 20. September ward endlich Kinkel's Urtheil bekannt gemacht, das, urſprünglich auf Feſtungshaft lautend, durch die „Gnade“ des Königs in lebenslängliche **Zuchthaus**arbeit verwandelt ward.

Der Grund, warum man Kinkel nicht im Augenblick ſeiner Gefangennahme ſtandrechtlich erſchoß, iſt leicht abzuſehen. Man war allgemein überzeugt, daß er jedenfalls dem Tode nicht entgehen könne, und natürlich mußte eine nach formellem Recht begründete Hinrichtung viel größeren Eclat machen. Vergeblich hatte man ſich einen Monat lang bemüht, Beweiſe beizuſchaffen, daß Kinkel Anführer geweſen ſei, vergeblich hatte man ſogar die völlig unbewieſene Siegburger Anklage mitbenutzt. Kinkel entging nur dem Tode, weil er Gemeiner war; kein Geſetzbuch hätte ſeine Verurtheilung rechtfertigen können. Man mußte alle Gefangenen erſchießen, wenn man ihn erſchoß. Die Entſcheidungsgründe des Raſtatter Kriegsgerichtes ſind am 1. Mai 1850 vor den Aſſiſen in Köln als folgende verleſen:

„Die Geſetze des preußiſchen Landrechts beſtimmen
„zwar für Diejenigen, die ſich nicht als Anführer
„beim Aufruhr betheiligt haben, nur 6 bis 8 Jahre
„Gefangenſchaft. Weil aber der Angeklagte ein Mann
„von ſo hoher Bildung iſt, und beſſer, als ein
„Anderer, wußte, Was er that; weil ferner bei ihm
„die **Entſchuldigung** wegfällt, daß er bei dem Aufſtand
„Etwas für ſich zu gewinnen vermeinte, darum

„erhöhen wir für ihn die Strafe auf lebenslängliche „Feſtungshaft.“

Soweit die Entſcheidung des Kriegsgerichtes. Wir ſehen, daß hier weder von Tod, noch Zuchthaus die Rede war; die Verſchärfung des Urtheils, welche man als Milderung deſſelben ausſchrie, iſt jene „Gnade“ des „frommen Königs“, von der vielfach in reaktionairen Zeitſchriften die Rede war. Dieſe Treuloſigkeit gegen das Geſetz iſt der Hauptpunkt, welchen die Kritik in's Auge zu faſſen hat.

Mögt Ihr nun urtheilen über den Mann, in deſſen Verdammung Ihr ſo leichtfertig miteinſtimmtet — und ich glaube: Ihr habt ſchon gerichtet! Ihr habt das Urtheil geſprochen, indem Ihr Dieſen — nicht zu beſtrafen, nein, zu entehren dachtet! Das Urtheil lautet: „Tod!“ — nicht für Ihn, aber für Euch! Der Tag, an dem Ihr den Dichter und Menſchen zum **Zuchthauſe „begnadigtet“**, war der letzte Triumph der reaktionairen Anarchie. Euer Maß iſt voll — der Thurm Eurer Frevelthaten ragt bis an die Decke des Himmels — die Wolkenheere ballen ſich zum Kampf — Euer Bau zerbricht, von den Blitzen zerſpellt — und die Sonne ſcheint auf die Trümmer!

Leſen wir nun über die Verurtheilung Kinkel's noch eine Kritik der reaktionairen „Allgemeinen Zeitung“ um zu begreifen, wie ſelbſt die politiſchen Gegner Kinkel's, welche ſein Princip und ſeinen Kampf haßten, über das unmenſchliche Verfahren der Regierung den Stab brechen, und ſo mit ihrer Partei ſich ſelbſt verurtheilen:

Das kriegsgerichtliche Erkenntniß gegen Gottfried Kinkel.

„**Vom Oberrhein**, den 1. März 1850. Der Tag der Eidesleiſtung in Preußen iſt vorübergegangen ohne daß die von vielen erwartete Amneſtie eingetroffen wäre. Hannover hat eine ſolche zu Gunſten der vom badiſchen Feldzug rückkehrenden Minderbetheiligten erlaſſen. Auch die Strafmilderungen welche aus jenem Staate bekannt geworden ſind, laſſen das Verfahren der preußiſchen Regierung gegen den beliebten deutſchen Dichter doppelt contraſtirend erſcheinen. Zwar haben die Regierungsorgane das gegen Gottfried Kinkel erlaſſene Urtheil als ein beſonders mildes darzuſtellen geſucht, aber für alle die mit der wahren Sachlage vertraut ſind, ſteht es feſt, daß gerade dies Urtheil verhältnißmäßig das härteſte iſt, das in Baden überhaupt geſprochen wurde. Geſtatten Sie mir, in dem Blatte, das den Badiſchen Aufſtand, während er drohte, aufs heftigſte bekämpft hatte, ein Wort der Theilnahme für eines ſeiner Opfer ausſprechen zu dürfen. Alle in Baden vollzogenen Todesurtheile trafen Perſonen welche entweder ein Commando übernommen, oder irgend einen Terrorismus, Erpreſſungen u. Dgl. ausgeübt hatten. Nichts von Dieſem konnte Kinkel zur Laſt gelegt werden. Aus ſeinen Acten ging nur hervor daß er elf Tage lang als Gemeiner unter den Freiſchaaren gedient hatte. In dem Badiſchen Geſetzbuch, nach welchem man anfangs die Abſicht hatte alle Gefangenen richten zu laſſen, heißt es ausdrücklich: „Wer während der Dauer des Kriegszuſtandes bewaffnet an einem Angriff oder Widerſtand gegen die geſetzliche Autorität Antheil nimmt, wird ſtandrechtlich mit dem Tode, oder bei minderer Betheiligung mit Zuchthaus von 10 Jahren beſtraft.“ Es war nun klar daß der Ausdruck „minderer Betheiligung“ auf Kinkel Anwendung fand. Er hatte ſchon beim Beginn des Gefechts die Schußwunde empfangen, die ihn hors de combat ſetzte. Er war nicht Militairperſon, hatte folglich keinen Fahneneid verletzt. Er lieferte ferner den Beweis daß er von der Erklärung des Kriegszuſtandes, alſo vom ſtandrechtlichen Verfahren gegen die Inſurgenten, keine Kunde hatte, noch haben konnte, da erſt am Tage nach ſeiner Gefangenſchaft, in der Gegend wo dieſe ſtattfand, das Standrecht proclamirt wurde.

„Nach dem Kriegsrecht war dem Gefangenen ein Vertheidiger, Dr. Hepp, ein junger Badiſcher Auditeur, beigegeben worden. Dieſer faßte wohl die Vortheile ins Auge, welche das badiſche Gerichtsverfahren ſeinem Clienten bot. Wollte man Kinkel erſchießen, ſo ſah man ſich genöthigt, conſequenterweiſe alle die Tauſende von Gefangenen zu tödten, die volle vier Wochen nach ihm noch die Waffen getragen hatten; und wenn man über einen gemeinen Wehrmann die Todesſtrafe verhängte, mit welchen Strafen wollte man dann die Oberofficiere belegen? Man ließ den gefangenen Kinkel vom 29. Juli bis zum 4. Auguſt eine Menge langer Verhöre beſtehen, und der Inquirent hielt hartnäckig an der Anſicht feſt, daß Kinkel nicht Gemeiner, ſondern Führer geweſen ſein müſſe. Indeß alle Beweiſe die man ſich mit großer Mühe dafür beizubringen beſtrebte, waren nicht ſtichhaltig. Je länger die Unterſuchung fortgeführt ward, um ſo unzweifelhafter ſtellte ſich's heraus daß Kinkel wirklich nur als gemeiner Wehrmann gedient hatte.

„Unmittelbar vor dem Zuſammentritt des Kriegsgerichts wurde dem Dr. Hepp angezeigt, daß ſich die Preußiſchen Militairbehörden veranlaßt gefunden hätten, ſtatt des Badiſchen Geſetzbuchs, das Preußiſche Landrecht dem Verfahren gegen Kinkel zu Grunde zu legen. Dies war ein harter Schlag, beſonders da er ſo nahe vor dem entſcheidenden Augenblick geführt wurde. Nicht bloß, daß das Preußiſche Landrecht ſtrengere Strafen bedingte, es widerſprach auch in einzelnen Paragraphen dem Badiſchen Geſetzbuch, in welches Kinkel ſich eben mühſam hineingearbeitet und ſeine Vertheidigung darauf baſirt hatte. Dennoch fand ſich auch hier ein Paragraph, welcher dem Vertheidiger einen günſtigen Anhaltspunkt lieh. Es heißt darin ungefähr ſo: „Wenn (durch das Verbrechen der Rebellion) dem Staate kein erheblicher Schaden zugefügt worden iſt, ſo ſoll die Todesſtrafe in entſprechende Gefängnißſtrafe umgewandelt werden.“ Hier war nun nicht ſchwer zu beweiſen, daß Kinkel durch ſeine Theilnahme an der Badiſchen Inſurrection dem preußiſchen Staate allerdings keinen erheblichen Schaden zugefügt hatte, folglich der Paragraph, demzufolge die Todesſtrafe umgewandelt werden ſollte, auf ihn anwendbar war.

„Kinkel, der als Redner berühmt iſt, hatte auf ſeine Richter einen günſtigen Eindruck gemacht. Er war längſt gefaßt auf jedes, auch das dunkelſte Loos und hielt alſo in ſeiner Vertheidigungsrede die richtige Mitte, indem ſie weder an Trotz noch an Selbſterniedrigung ſtreifte. Er benützte dieſen Anlaß um ſeine Anſichten in ruhiger klarer Weiſe zu entwickeln, und wenn auch ſeine Richter ſeine Principien verwarfen, verwerfen mußten, ſo erſchienen ihnen wenigſtens Kinkel's Motive, und der Muth, mit dem er ſich im Angeſicht des Todes zu ihnen bekannte, ehrenhaft; Kinkel's Richtung iſt überdies milder als ſie dem Rufe nach galt: man hatte ihn, den Girondiſten, zum Terroriſten geſtempelt, ein Irrthum, der durch ſein perſönliches Erſcheinen bald zerſtreut wurde.

„Die Militairperſonen, aus denen das Kriegsgericht zuſammengeſetzt war, ſollen hinſichtlich Kinkel's ſehr ſtrenge Inſtructionen gehabt haben; da aber das letzte Wort dem Angeklagten gehörte, und ſie unmittelbar nach dem Eindruck ſeiner Vertheidigung das Urtheil ſprechen mußten, ſo überwog vielleicht dieſer Eindruck den frühern Beſchluß. Nach den vorliegenden Acten und dem unzweideutigen Ausdruck des Preußiſchen Landrechts konnte kein Todesurtheil gefällt werden. Noch weniger ließ es die Stimmung des Momentes zu, einen Mann von dem würdevollen Betragen Kinkels zu einer entehrenden Strafe zu verurtheilen. Die Richter erkannten auf lebenslängliche Feſtungshaft und motivirten die Härte dieſes Urtheils dadurch, daß ſie auf Kinkel's Bildungsſtufe und Stellung im Staate hinwieſen, welche ſeinen Handlungen ein größeres Strafmaaß vindicirten, als einem andern Menſchen für die nämliche That gebühre. Kinkel's Freunde meinen, daß mit der Zurechnungsfähigkeit des Beſtraften auch ſeine Fähigkeit wachſe: die Strafe zehnfach bitter zu empfinden.

„Der Urtheilsſpruch war Denjenigen, die ſich beſonders dafür intereſſirten, ſehr raſch bekannt geworden. Kinkel ſelbſt ſagte ſcherzend zu Jemandem, der ihn im Kerker beſuchte: „Wißt Ihr, warum Ihr mich beim beſten Willen nicht zum Tode verurtheilen konntet? Vor einem Jahre am 4. Auguſt wurde in beiden Nationalverſammlungen zu Frankfurt und Berlin am ſelben Tage, faſt zur ſelben Stunde, mit ungeheurer Majorität die Abſchaffung der Todesſtrafe beſchloſſen. In dieſem Jahr am 4. Auguſt ſtand zu dieſer ſelben Stunde ein Dichter, der ebenfalls gegen die Todesſtrafe eines ſeiner beſten Lieder geſchleudert, auf Tod und Leben verklagt, vor Euern Schranken. Die Geiſter dieſes Tages waren zu mächtig, und am 4. Auguſt konntet Ihr darum kein Todesurtheil über die Lippen bringen.“

„Die Freunde des Dichters tröſteten ſich mit dem Gedanken, daß gerade die unverhältnißmäßige Schwere des Urtheils um ſo eher eine Abkürzung erwarten ließe. Man ſagte ſich: gegen 11 Tage Freiſchaarendienſtes hat Kinkel zwölf volle Jahre redlichen Staatsdienſtes, angeſpannter und nicht bezahlter Mühſal zu ſetzen;

Hunderte, ja man kann friſchweg in die Tauſende zählen, von Schülern und Zuhörern, die er für den Staatsdienſt oder eine edle Stellung in der menſchlichen Geſellſchaft gebildet hatte. Man glaubte, dies werde eine gute Ausgleichung für ſeine Wagſchale geben. Da die Urtheilsbeſtätigung ſo lange ausblieb, erſchien dies aus obigen Gründen den Rheinländern als ein günſtiges Zeichen, und man erwartete mit Sicherheit die Begnadigung des viel Beklagten.

„Als ſich das Gerücht verbreitete, es werde im Gegentheil deßhalb mit der Beſtätigung gezögert, weil dem General v. Hirſchfeld lebenslängliche Gefangenſchaft noch zu mild erſchiene, ſo hielt man dies ſolange für ein Hirngeſpinnſt der demokratiſchen Partei, bis die offizielle Erklärung, die aus dem Hauptquartier zu Freiburg erlaſſen wurde, jeden Zweifel löſte. Es war wirklich beſchloſſen: ein kriegsrechtliches Urtheil ſollte wieder umgeſtoßen und der Gefangene vor ſtrengere Richter geſtellt werden. Eine lange dumpfe Zeit der Erwartung ward endlich durch die Kunde unterbrochen: der König von Preußen habe das Urtheil gegen Kinkel „aus Gnaden“ beſtätigt. Das Erkenntniß lautet wie folgt:

„„Warnung. Der ehemalige Profeſſor und Wehrmann in den Freiſchaaren, Johann Gottfried Kinkel aus Bonn, wurde, weil er unter den Badiſchen Inſurgenten mit den Waffen in der Hand gegen Preußiſche Truppen gefochten, durch das zu Raſtatt angeordnete Kriegsgericht zu dem Verluſte der preußiſchen Nationalcocarde und, ſtatt zur Todesſtrafe, nur zur lebenswierigen Feſtungsſtrafe verurtheilt. Zur Prüfung der Geſetzlich-

Es wurde dies Urtel von mir dem k. Generalauditoriate, und von demſelben als ungeſetzlich Sr. Maj. dem König zur Aufhebung überreicht. Allerhöchſtdieſelben haben jedoch aus Gnaden die Beſtätigung des Erkenntniſſes mit der Maaßgabe zu befehlen geruht daß der v. Kinkel die zuerkannte Feſtungsſtrafe in einer Civilanſtalt verbüße. Dieſem allerhöchſten Befehle gemäß iſt von mir das kriegsrechtliche Erkenntniß dahin beſtätigt: daß der v. Kinkel wegen Kriegsverrathes mit dem Verluſte der Preußiſchen Nationalcocarde und einer zu verbüßenden Feſtungsſtrafe zu beſtrafen, und zum Vollzug des Erkenntniſſes die Abführung des Verurtheilten nach dem Zuchthauſe angeordnet werden. Was hiermit zur öffentlichen Kenntniß gebracht wird. Hauptquartier Freiburg, 30. September 1849. Der commandirende General des erſten Armeecorps der k. preußiſchen Operationsarmee am Rhein.

v. Hirſchfeld.“ “

„Warum das Urtheil des Kriegsgerichts ungeſetzlich ſei, warum auf **Todesſtrafe** hätte erkannt werden ſollen, iſt nirgends zu beweiſen verſucht; auch wird über die Verſchärfung der Feſtungsſtrafe in Zuchthaus nur leiſe hinweggegangen, als ob dies ein ganz gleichgültiger Umſtand wäre. Wir wollen einmal einige der geſprochenen Urtheile vergleichend neben einander ſtellen.

„Kinkel, Gemeiner in einer Freiſchaar, wird mit lebenslänglicher Zuchthaushaft beſtraft. v. Corvin, Chef des Generalſtabs in Raſtatt, deſſen ſämmtliche Rapporte bei den Akten liegen, der Beſchießung Ludwigshafens dringend verdächtig, erhält zehn Jahre Freiheitsſtrafe. Dem in den Zeitungen abgedruckten Briefe eines Bonneſers, Anton Toups, zufolge, welcher einen Monat länger als Kinkel in Baden die Waffen trug, iſt derſelbe zu

8 Jahren Zuchthaus verurtheilt, und wird in ſeinem eigenen Fach mit Schneiderarbeit beſchäftigt. Täglich paſſiren ſogenannte Minderbetheiligte, welche nach Schluß der Unterſuchungshaft in ihre Heimath entlaſſen werden, durch die Rheiniſchen Städte, ſich in den Häuſern der bekanntern Demokraten einen Zehrpfennig erbittend. Mit Recht fragt der Rheinländer, was für eine Norm bei der Beſtrafung eigentlich vorgewaltet habe, und kann es mit ſeinen Rechtsbegriffen nicht vereinigen, daß das größere Talent und der (bei aller Verblendung des Augenblicks) unläugbar edlere Charakter eine höhere Strafbarkeit bedingten.

„General v. Hirſchfeld ſoll geſagt haben: wenn „ein Kinkel“ der Todesſtrafe entgehe, ſo könne er es ferner nicht mit ſeinem Gewiſſen vereinigen, überhaupt noch ein Todesurtheil zu unterzeichnen, und dieſen Ausſpruch druckten alle Regierungsorgane ab. „Ein Kinkel!“ Was ſoll damit geſagt ſein? Erſt müßte doch nachgewieſen werden was „ein Kinkel“ denn eigentlich außer dem durch die Akten erwieſenen elftägigen Freiſchaarendienſt Strafbares gethan habe. Für ſeine Oppoſition gegen die Vermehrung des ſtehenden Heeres in der zweiten Kammer, wo er im Winter 1849 als Abgeordneter unverletzlich war, durfte er nicht ein halbes Jahr ſpäter von dem Standgerichte in Baden geſtraft werden. Hätte er in ſeiner Heimath als Agitator die Schranke des Geſetzes übertreten, ſo würde dies der Polizei ſchwerlich entgangen ſein, und ſie hätte ihn vor die dortigen Gerichte geſtellt. Es blieb alſo kein andres Motiv, dieſen

Mann ſtrenger zu richten als alle gemeinen Freiſchärler, als indem man in Betracht zog, Was Kinkel gethan haben würde, wenn er Anführer geweſen wäre. Hier wollen wir die politiſche Richtung des Mannes, den wir als Dichter und Menſchen hochſtellen, nicht wegläugnen. Er hat dieſelbe vor dem Kriegsgericht nicht verläugnet, wenn er ſchon hinzufügte: „Die Ehre und Größe meines Vaterlandes iſt mir theurer als meine Staatsideale. Gelingt es unſern Gegnern eher und beſſer als uns die Einheit Deutſchlands zu ſchaffen, ſo werde ich der Erſte ſein, der ſich darüber freut.“

„Wir kommen nun zu der Umwandlung des Erkenntniſſes, welche viel bedeutendere Folgen nach ſich zog, als es dem minder Unterrichteten auf den erſten Blick erſcheint. Abgeſehen davon, daß die Verſchärfung eines einmal geſprochenen Urtheils etwas Unerhörtes iſt, abgeſehen von dem Entehrenden, das die Zuchthausſtrafe mit ſich bringt, und das dem Aufenthalt auf der Feſtung nicht anklebt, wollen wir nur die Eine Conſequenz in's Auge faſſen welche dieſe Strafumwandlung mit ſich führte. Dem Sträfling Kinkel wurde auf ſein Geſuch, ſtatt des Wolleſpinnens ſich mit geiſtiger Arbeit, namentlich mit der Vollendung ſeiner „Geſchichte der bildenden Künſte bei den chriſtlichen Völkern“ zu beſchäftigen, von dem Miniſter des Innern erwiedert: daß die Geſetze des Zuchthauſes Dieſes nicht zuließen, denen zufolge der Sträfling während der ganzen Dauer ſeiner Strafzeit ununterbrochen Zwangsarbeit zu verrichten habe.

„Man ſtelle ſich das Loos eines denkenden Menſchen vor, der erſt 34 Jahre alt, phantaſiereich, und als Dichter von einem dreifach geſteigerten Empfindungsvermögen beſeelt iſt, mit keiner Ausſicht auf jemalige Aenderung, Tag um Tag Wolle ſpinnend, oder zu ebenſo geiſttödtenden Arbeiten verdammt .....

„Ein in der „Nationalzeitung“ erſchienener Aufſatz, „Zwei gefangene deutſche Dichter“ betitelt, zog eine Parallele zwiſchen dem im vorigen Jahrhundert gefangenen Chr. Fr. Dan. Schubart, und dem in Naugard eingekerkerten Kinkel. Wenn auch die Abſichten bei Behandlung des Letztern dieſelben ſein mögen, ſo vergißt man doch bei dieſer geiſtlichen Cur, daß der Erfolg ebenſo verſchieden ſein muß als die Charaktere der beiden Dichter contraſtiren, an denen das Experiment angewendet ward. Schubart war ein Mann von ungeregelter Lebensweiſe und ungebändigten Leidenſchaften. Sein ſchrankenloſer, aber unklarer Geiſt ſchwankte beſtändig zwiſchen dem blinden Autoritätsglauben und der prickelnden Sucht alles Kirchliche zu verhöhnen. Er hatte ſchwere Unſittlichkeiten zu bereuen, und ein Sünder auf dieſem Gebiet iſt ſtets am Leichteſten geneigt, ſich der Pietiſterei in die Arme zu werfen. Anders Kinkel, der bei einem ſtrengen, durch Arbeit und Mäßigkeit erhärteten Lebenswandel auf dem rein wiſſenſchaftlichen Wege der Forſchung, ohne alle Frivolität von der übertrieben myſtiſchen Richtung ſeiner früheren Jahre abkam. Es wird um ſo ſchwerer ſein, den kühlen, ruhigen Verſtand dieſes Mannes auf einmal verlaſſene

Bahnen wieder zurückzulenken, da er zwar von den äußern kirchlichen Formen, wie von manchem Dogma, aber keineswegs vom Chriſtenthum los iſt. Man ſieht wenigſtens, daß die orthodoxen Geiſtlichen, die ſich mit einem Selbſttheologen und Bibelkundigen einlaſſen, unter Umſtänden einen ſchweren Stand haben. Wie leicht dürfte es einem ſo klugen und in allen frommen Ausdrücken bewanderten Manne gelingen, eine Bekehrungsrolle Stufe für Stufe durchzuſpielen, die ſelbſt den erfahrenſten Beichtvater täuſchte. Aber von Kinkels Ehrlichkeit iſt eine derartige Hypokriſie niemals zu erwarten. Was aber wird das Ende ſein? Die Frommen, in deren Gewalt der freiſinnige Dichter ſich jetzt befindet, werden um ſo weniger von ihrem Plane ablaſſen, als ſie damit ein Gott wohlgefälliges Werk zu thun vermeinen..... Gott ſchütze den Dichter vor dem Schickſal Lenau's und Hölderlin's!“ —

Am 11. Auguſt 1849, dem 34ſten Geburtstage Kinkel's, erhielt endlich Johanna die Erlaubniß einer kurzen Zuſammenkunft mit ihrem Manne. Gottfried durfte mit ihr nur über die Erziehung ihrer Kinder ſprechen, und ſich überhaupt nur in Gegenwart eines Officiers mit ſeiner Frau unterhalten. — Ein wiſſenſchaftlicher Aufſatz über „das erſte Auftreten des Socialismus in der Malerei,“ den er in Raſtatt vollendete, iſt, von den Militairbehörden gänzlich unterſchlagen, durch ein „wohlwollendes Geſchick“ wiedergewonnen, und findet ſich im Juliheft der „Deutſchen Monatsſchrift von Adolph Kolatſchek“

(S. 51—58) abgedruckt. — Auch eine Novelle „die Heimathsloſen“*) wußte „Gelegenheit zu finden“, aus dem Kerker in's Publikum zu gelangen. Wenn wir bedenken, daß dieſe Erzählung gedichtet ward, als dem Gefangenen noch das Henkerbeil über dem Haupte hing, ſo lernen wir in der That den Muth des beſiegten Kämpfers nicht geringer anſchlagen, als ſeine in offner Feldſchlacht bewieſene Tapferkeit. Wir lernen aus dieſer Novelle, daß Gottfried Kinkel auch inmitten der großartigſten Kämpfe nicht verſäumt hat, Land und Volk zu ſtudiren, in die Hütten der Armuth hinabzuſteigen, und Nahrung gleichzeitig für ſein Gemüth wie für ſeinen Geiſt zu ſuchen. Wir haben nicht leicht ein klareres und umfaſſenderes Bild unſerer ganz untergrabenen Zuſtände und der Nothwendigkeit einer durchgreifenden Reform geſehen, als das, welches ſich hier (nicht in ſchreienden, aber in lebenswarmen, naturfriſchen Farben) vor unſerm Blick aufrollt. Wir begegnen hier dem Fluche katholiſcher und proteſtantiſcher Prieſterherrſchaft — dem alles Edle zerſtörenden oder wenigſtens untergrabenden Drucke des Kapitals in ſeiner ganzen Anmaßung und ſeiner Unrechtmäßigkeit — der Verwechſelung aller natürlichen Begriffe, ſo daß das Unſittliche für ſittlich, das Reine für unrein gilt — der Noth des Armen, den die Geſellſchaft ächtet und dennoch verdammt, wenn er, als von ihr ausgeſtoßen, gegen ihre verſchrobenen Inſtitutionen ankämpft — kurz wir erleben den ganzen Krieg des jungen Evangeliums der ſocialen Neuwerdung einer gealterten Welt mit der Afterreligion des Abſolutismus. Zugleich lernen wir die Wahrheit begreifen, daß gerade der verachtete vierte Stand es iſt, auf dem die Zukunft ruht, und ſo ſchließt ſelbſt die im Todesaugenblicke ſich beſinnende Ariſtokratie mit einem Hoch auf den vierten Stand, auf den Staat, der keine Sklaverei mehr kennt. — Man glaube jedoch nicht, daß dieſe welthiſtoriſchen Fragen in nebelhafter Allgemeinheit abgehandelt werden; nein, ſie werden in der Praxis durchlebt, alle Stände und Klaſſen finden ihre Vertreter, und über Allen ſteht der Dichter richtend, die Geſchicke der Welt abwägend. Auch die Schwächen ſeiner eigenen Partei nimmt Kinkel nicht in Schutz, er geſteht ſie ehrlich zu und tadelt ſie ſtreng, aber — er weiſt ihre Gründe nach, und dieſe ruhen in ihrem Ausgangspunkt wieder in der totalen Verderbniß unſerer geſellſchaftlichen Begriffe und Verhältniſſe. Klar und beſtimmt ſpricht der Verfaſſer die Zuverſicht aus, daß die Zeit nicht ferne iſt, wo die Revolution wiederkommen, und ſich durchſetzen wird: „Wie einſt in den Katakomben Roms das Chriſtenthum, wie in den tiefen Schachten des Erzgebirges und des Salzkammerguts die neue Lehre Luthers, ſo verbreiten in unſeren Tagen im Dunkel der werdenden Tunnels, unter den Arbeitern ſich jene Lehrſätze des jüngſten Weltevangeliums, die klar ſind wie das Licht der Sonne, einfach und unumſtößlich wie das Zeugniß der Menſchenſeele von Gott, und die das ſchärfſte Siegel ihrer Wahrheit darin an ſich tragen, daß ihre Anhänger von den ungläubigen und harten Herzen mit demſelben dunkeln Haß verfolgt und gekreuzigt werden, wie die Apoſtel und Boten der Reformation zu ihrer Zeit. Eine Weltordnung, wie die gegenwärtige, entreißt, eben weil ſie auf das Eigenthum falſchen Werth legt, grauſam das Recht des Eigenthums der großen Mehrheit der Lebendigen; es muß alſo ein neuer Begriff des Eigenthums in den Geiſtern der Menſchen lebendig werden. Ein ſtarkes Fundament iſt ſchon gelegt in Herz und Gemüth Derer, die bisher für die Niedern und Geringen gehalten worden ſind — in Herz und Gemüth der arbeitenden Klaſſen. Stoßen Sie an mit mir! Auf's Wohl des vierten Standes!“

---

*) Erzählungen. S. 371.

Noch theilen wir ein Gedicht den Leſern mit, welches Kinkel zum fünfzigjährigen Amtsjubiläum ſeines Schwiegervaters — des Gymnaſialdirectors Profeſſor **Mockel** — nach Bonn ſandte:

An meinen Vater!

Zum 7. September 1849.

„Heut auf ein halb Jahrhundert
Schauſt, Vater, Du zurück,
Und ſelber ſtill verwundert
Betrachteſt Du Dein Glück.
Dir fiel das Loos zu lehren
Die Welt, die ſich erneut,
Und drei Geſchlechter ehren
In Dir den Meiſter heut'.

Die Bahn ward angefangen
In wilder Kampfeszeit;
Eh' ſie zum Ziel gegangen,
Erneut ſich Völkerſtreit.
Doch in den ſchlimmſten Tagen
Blieb treu Dir Ein Gewinn:
Du haſt davongetragen
Des Friedens milden Sinn.

Du ließeſt Andre raffen
Nach Glanz und Ruhmespreis;
Mehr Glück haſt Du geſchaffen
Durch ſtillbeſcheidnen Fleiß;
Du haſt in manchem Geiſte
Der Bildung Keim gelegt;
Daß er das Größte leiſte
Das Kleinſte treu gepflegt.

Und drum — welch froh Gedränge
Füllt heute Weg und Strom!
Es faßt der Pilger Menge
Zum Feſte kaum der Dom.
Es nimmt der Zug kein Ende,
Ein Jeder drängt ſich zu:
Vergeſſen Kleid und Stände —
Denn Alle lehrteſt Du!

Vom Kranz die Stirn umgeben,
Der rüſt'gen Arbeit Preis —
So ſtehſt Du heut' im Leben,
Ein hochbeglückter Greis!
Dir blieb im Herzensgrunde
Ein Stachel nur zurück:
Das iſt die tiefe Wunde
Um mein zerſtörtes Glück!

Ich weiß ja Deine Treue,
Die Deinem Sohn Du hegſt,
Wie Du um mich auf's Neue
Tagtäglich Leide trägſt.
Von allen meinen Schmerzen
Das Bitterſte iſt Dies,
Daß Deinem treuen Herzen
Ich dieſe Wunde riß.

Nicht ſind's des Blutes Triebe,
Was uns zuſammenband:
Du haſt aus freier Liebe
Mich Deinen Sohn genannt.
Das Höchſte, was ich habe,
Mein Weib — Du gabſt es mir,
Und haſt mit dieſer Gabe
Mich eingepflanzt bei Dir.

Doch, Vater, laß Dein Trauern,
Schau heute froh zum Licht!
Trotz meiner Kerkermauern —
Geſchieden ſind wir nicht!
Mein Sehnen wird gelinder,
Und ſanfter wird mein Harm:
Ich weiß ja meine Kinder
In Deinem treuen Arm!

Dich ſchau' ich durch die Fernen,
Wie Du den Knaben lehrſt,
Und ihm das erſte Lernen
In heitres Spiel verkehrſt.
So wunderholde Güte
War ſtets ja Deine Art;
Du ſchonſt des Geiſtes Blüthe,
Und ſei ſie noch ſo zart.

Wie ſchön der kleinſte Bube
   Die Aermchen nach Dir ſtreckt!
Wie in der Arbeitsſtube
   Der Mädchen Paar Dich neckt —
Die Aeltre, hold von Launen,
   Mit Augen blau und mild,
Die Jüngſte mit den braunen
   Mein feurig Ebenbild!

So laß denn in den Meinen
   Sich Dir mein Bild erneun;
Dein Alter laß die Kleinen
   An meiner Statt erfreun!
Und wenn ſie heut' Dich ehren
   Mit Band und Blumenſtrauß:
Dann preſſe mein Entbehren
   Dir keine Thräne aus!

Die Muſe ſchirmt den Dichter,
   Der Prachtgewänder ſpinnt;
Oft wurden herbe Richter
   Durch Lieder mild geſinnt.
Es hat manch kühner Sänger
   Gezähmt des Lehnsherrn Zorn:
Drum gräme Dich nicht länger —
   Denk' an Bertran de Born!

Die Kugel, welche fehlte
   Mein Haupt in Streitesnoth,
Sei Dir ein Pfand: mich wählte
   Zur Sühne nicht der Tod.
Drum banne heut' die Sorgen
   Um Deines Sohnes Loos —
Mein Schickſal ruht geborgen
   In guter Götter Schooß!" —

Der 12. October brachte der Welt die entſetzliche Nachricht, daß im neunzehnten Jahrhundert ein Deutſcher Dichter, einer der Edelſten ſeiner Nation in der grauen Züchtlingsjacke zum Spulen verdammt ſei:

„In einem öden Winkel,
Da wird er eingeſchult,
Im Zuchthaus ſitzt der Kinkel,
Im Zuchthaus ſitzt er und ſpult.

Der Gutzkow, der Beck und der Laube
Sind gern bei Hofe geſehn —
Der Kinkel muß im Staube
Das Spinnrad fleißig drehn.

Der Gutzkow, der Beck und der Laube
Die blieben ja hübſch zu Haus —
Den Kinkel trieb ſein Glaube
Zum Freiheitskampf hinaus.

Ihm hat das Herz gefluthet
Für Deutſchlands Ruhm und Ehr',
Ihm hat das Haupt geblutet,
Vom Blei getroffen ſchwer.

Das iſt des Dichters Verbrechen,
Daß er für die Freiheit ſtritt!
Das iſt des Dichters Verbrechen,
Daß er für Deutſchland litt!

Im Zuchthaus ſitzt er, im Winkel,
Wer weiß: ob kurz? ob lang?
Ein Lorbeer wächſt dem Kinkel —
Und ſeinen Henkern ...."*)

Wir gehen über dieſe ganze Zeit des Elends hinweg, und bemerken nur, daß (außer der von dem Zuchthausdirektor geleſenen Correſpondenz mit ſeiner Frau) dem Gefangenen jede geiſtige Thätigkeit verſagt war. Ein beſonderer Kabinetsbefehl verpflichtete den Direktor ſogar: darüber zu wachen, daß Kinkel „nie Gelegenheit erhalte, Etwas zu thun oder zu ſchreiben, welches Veranlaſſung werden könnte, daß ſich ſeine Lage verändere.“ Dachte man etwa an Bertran de Born? Dann vergaß man jedenfalls, daß Friedrich Wilhelm IV. mehr als einmal den Ruf der Dichter verachtet hat! Die unterirdiſchen Kerker, die ungewohnte Tracht, das harte Lager hatten bald rheumatiſche Leiden zur Folge, welche Vorboten der Gicht ſchienen und bewirkten, daß Kinkel vor Schmerz oftmals kaum liegen und ſchlafen konnte. Doch wir bedürften eines dritten Bandes, wenn wir all' die Schmach künden ſollten, welche die Preußiſche Regierung auf das Haupt des niedergeworfenen Gegners zu häufen ſucht, um ihn langſam und kalt hinzumorden. Sein dunkles Haar iſt in Jahresfriſt grau, ſeine Wange hohl und bleich geworden — aber ſein helles Auge ſprüht noch wie ſonſt, und ſein Geiſt blieb ſtark! — Wie ſehr Johanna ſeine Schmerzen mit ihm theilt, zeigen uns folgende Strophen:

---

*) Todtenkränze, niedergelegt auf die Gräber unſerer Helden von Carl Heinr. Schnauffer. 2. Aufl. S. 60 ff.

Gute Nacht!

An Gottfried.

„Still iſt's um mich. Es naht die Mitternacht,
Des Tages helle Farben ſind erblichen.
Des Glückes Bild, das lange ſchon entwichen,
Taucht auf vor meinem Sinn in Lenzespracht.

Die Lampe faſſ' ich wieder, die Dein Arm
Einſt vor mir hertrug um dieſelbe Stunde,
Wenn Hand in Hand wir machten unſre Runde
An unſrer Kinder Bettchen lieb und warm.

Noch ruhen ſie, wie damals ſie geruht:
Aus ihren Mündchen, wie aus friſcher Blume,
Weht leis der Unſchuld Hauch im Heiligthume,
Und auf den Wänglein ſpielt der Roſen Gluth.

Doch — ach, der Vater ſchmachtet fern, o fern!
Und wie im Schacht herauf von dem Juwele
Ein Glänzen ſteigt, blickt aus dem Grund der Seele
Ihn ewig an der Kindlein Augenſtern.

Wohl nie hat Der in Kindesaug' geſchaut,
Der ſo entriß den Vater ſeinen Sproſſen,
Und eng mit Eiſengittern ihn umſchloſſen,
Wohin nicht dringt der ſüßen Stimmchen Laut.

Doch ob nicht Blick noch Ruf ihn mehr erreicht —
Zu ihm in ſeine kalten Kerkerräume
Des Weibes und der Kinder Sehnſuchtsträume
Ziehn wie auf Geiſterſchwingen kühn und leicht.

Gut' Nacht, Du treuer Mann, ſchlaf' friedlich ein!
Es ſei'n mit Dir der Deinen traute Bilder,
Und um Dein Ohr ein Lied der Heimath, milder
Als Kettenklirren, rauſche Dir vom Rhein!

Balſamiſch ſäuſle der Erinnrung Chor
Um Deine Schläfen, bis mit Donnerklängen
Der liebſte Dir von allen Erdenſängen
Einſt triumphirend ſprengt Dein Eiſenthor!“

3.

Für Gottfried Kinkel!

Bonn, 29. April 1850.

„Ich ſah einmal in Rom einen Verurtheilten durch die Straßen führen. Es war in den letzten Monaten von Gregors XVI. glorreicher Herrſchaft. Das an den Straßenecken angeſchlagene Urtheil lautete: la galera per la vita e dieci anni dopo la morte! Gefängniß bis zum Tode und zehn Jahre darüber hinaus! Ein alter gutmüthiger Bettelmönch gab mir über den Zuſatz „zehn Jahre nach dem Tode“ Auskunft. „Dieci anni dopo la morte,“ Das will ſagen, erklärte er, daß für den armen Sünder auch dann keine Verkürzung ſeiner Strafzeit zu hoffen iſt, wenn für alle andern bei gewiſſen Gelegenheiten allgemeine Erlaſſe von einigen Jahren oder ſonſtige Gnadenakte erfolgen.

„Daran nun, an dieſes dieci anni dopo la morte, mußte ich denken bei der Nachricht, daß heute Gottfried **Kinkel**, der ſchon auf Lebenszeit Verurtheilte, noch einmal vor den Aſſiſen in Köln erſcheinen und

Leben und Freiheit, die er nicht mehr hat, vertheidigen muß. Ich mag nicht hinüberfahren, um das Klägliche zu ſehen, daß das Geſetz einen Todten noch einmal zu tödten verſucht. Einen auf Lebenszeit Verurtheilten noch einmal vor die Schranken des Gerichts zerren, kommt mir vor wie Leichenraub. Vielleicht irre ich indeß. Vielleicht iſt das Recht menſchlicher als die Gnade, und fordert ſein ſchuldiges Haupt für das Beil. Vielleicht erinnern ſich die Richter des betreffenden Dichterwortes, das bei der Gnade nicht Erhörung fand:

„Man ſoll nicht ſagen, daß der Hohenzollern Zorn
Sich minder furchtbar auf die Schultern lade,
Als eine Spende aus der Milde Weiheborn,
Ein Tropfen aus dem Borne ihrer Gnade.“

„Kinkels Gattin traf ich nicht daheim. Sie iſt hinüber nach Köln, um wenigſtens im Saale des Gerichts das Glück zu genießen, den geliebten Mann wiederzuſehen, den man ihr in den Kerkern von Naugard lebendig begraben hat.

„Ihre vier Kinder, deren jüngſtes noch auf den Armen der Wärterin, das vollkommenſte Ebenbild des Vaters, ſind in der treuen Obhut der Großeltern in Bonn zurückgeblieben. Als ich in dem kleinen Hauſe in der Joſephsſtraße mich dem ehrwürdigen Paare und ſeinen verwaiſten Enkeln gegenüber befand, als ich die Züge dieſer vier harmloſen Kindergeſtalten ſah, denen menſchliche „Gnade“ für ewig den Vater entriſſen hat, da fühlte ich, welch ein Unterſchied es ſei, das Schickſal in realer Wirklichkeit mit leiblichen Augen zu ſchauen, von dem man bisher nur gehört und geleſen. Da gedachte ich, daß einſt Joſeph den Brüdern, die ihn verkauft hatten, verzieh, als er ſie flehend vor ſich knieen ſah, und daß der Sohn Maria's am Kreuze bat für ſeine Richter und Henker! . . .

„Erhebend iſt die Standhaftigkeit, mit welcher das greiſe Elternpaar das Geſchick erträgt, welches ihr hohes Alter in dem geliebten Tochtermann getroffen. Wie ich ſie ſo vor mir ſah, aufrechten Hauptes, ungebeugten Sinnes, voll ruhiger Ergebung alle Liebe den unmündigen Kindern ihres Gottfried zuwendend, welche heiter und harmlos ihre Knie umſpielten, da fühlte ich mich ſelbſt erhoben und geſtärkt durch ſolchen Lebensmuth, der alte Herzen jung macht und die zitternde Hand der Greiſe kräftigt, daß ſie der Jugend zur Stütze dienen kann. Das erſte Wiederſehen Johanna's und ihres Gatten iſt erſchütternd geweſen. Sie hatte die Erlaubniß erhalten, ihn mit dem älteſten Kinde, einem Knaben von ſechs Jahren, zu beſuchen. Man hatte ihm die Reiſekleider wieder genommen und den unglücklichen Mann auf's Neue in die Züchtlingsjacke geſteckt. Die lange Kerkerhaft, die ſchlechte Nahrung, die Entwürdigung ſeines ganzen Menſchen hatten ihn welk und ſchlaff und ſtumpf gemacht. Er beſaß nicht einmal mehr die Kraft, die Wohlthat eines vollkräftigen Schmerzes zu empfinden, Nur ein paar Thränen drängten ſich ihm in die Augen, als er zum erſten Male ſein Weib und ſein Kind wiederſah. Das Kind erkannte den Vater erſt, als es ſeine Stimme hörte. So hatte ihn die Züchtlingstracht, das raſirte Geſicht und das kurzgeſchorne Haar verändert. Es ſtarrte verwundert ſeine kurzen Hoſen und groben Züchtlingsſtrümpfe an, und vermochte gar nicht zu glauben, daß ſein Vater dieſe Kleider tragen müſſe. »Mir hat der Papa eine Puppe verſprochen«, ſagte die kleine vierjährige Johanna, »und er hat geſagt, ſie ſoll ſo groß ſein wie ich, wenn es auch lange dauert.« Die Thränen kamen mir in die Augen bei dieſen Worten. Kann denn ein Menſch, der Dies hört und ſieht, ſein Herz verſteinern? O ich fühlte es, und hätte der Vater dieſer Kinder mir den eignen Bruder erſchlagen, ich könnte nicht Rache an dem Ueberwundenen, Wehr- und Waffenloſen nehmen, den ſein Geſchick in meine Hand gegeben, könnte ihn nicht ſeinem Weibe und ſeinen Kindern rauben, — und für ewig! Nein! Thut was Ihr wollt und könnt. Ihr habt die Macht und darum das Recht: ſtandrechtet und erſchießt Eure Gegner, die für ihr Recht und ihre Ueberzeugung gegen Euch aufgeſtanden! Laßt Eurem Rechte ſeinen Lauf, laßt die Welt zu Grunde gehen, damit auf ihren Trümmern die Juſtitia mit blutigem Schwert allein throne — thut Alles, aber fälſcht nicht den höchſten Abglanz der Gottheit, ſprecht nicht von Gnade, wo Ihr den Menſchen vom Tode durch den Strang »erlöſet«, um ſein Gehirn mit Euren Kugeln zu verſpritzen, oder wo ihr an die Stelle des befreienden Todes ewiges Gefängniß ſetzet. Bedenkt, daß nur für gemeine Seelen »das Leben« unter allen Umſtänden »der Güter höchſtes« iſt, daß Ihr ſelbſt Euch entwürdigt durch ſolche Schätzung.

„Alle Strafe iſt zuletzt Nothwehr. Wohlan denn, vernichtet Euren Feind, wenn Ihr könnt. Aber entwürdigt ihn nicht. Nehmt ihm nicht ſein menſchlich Selbſtgefühl durch unwürdige Behandlung, ſtumpft nicht ſeinen Geiſt, zerbrecht nicht ſeinen Mannesſinn, macht nicht aus Eurem Gefangenen einen matten Blödſinnigen, indem Ihr den geiſtesadligen Kämpfer für ſeine Ueberzeugung gleich behandelt der verwüſteten Beſtialität eines ergrauten Diebes oder eines verhärteten Mörders. Gottfried Kinkel, der beſiegte politiſche Gegner, der „Rebell“ gegen Preußens König, aber der gehorſame Unterthan der ſouverainen Deutſchen National-Verſammlung — der Mann von fleckenlos reinem Leben, von kindlichem Herzen, der Idealiſt, der hingeriſſen vom Drange eines großen welthiſtoriſchen Moments Weib und Kind verließ, der Alles opferte und der Freiheit nachfolgte — mögt Ihr es Irrthum, Sünde, Verbrechen nennen — aber den Mann zu dem Geſchicke eines Diebes und Mörders „begnadigen“ — wenn Ihr dazu ein göttlich Recht zu beſitzenm eint, dann wendet ſich jedes Herz grauſend ab von ſolchem Rechte und von ſolcher Gnade. Ihr nennt Euch Chriſten! Wohlan denn! Nie gab es eine Zeit, wo die Worte mehr Wahrheit hatten, welche da ſagen: „Wir ſind allzumal Sünder und ermangeln des Ruhms!“ und wo ſich die „Chriſten“ Deſſen zu erinnern hätten, der da beten lehrte:

„Und vergieb uns unſere Schuld, wie wir vergeben unſern Schuldigern.“

Adolf Stahr.“

Als der lebenslänglich Verurtheilte und zum zweiten Mal auf den Tod Angeklagte die äußere Halle des Juſtizgebäudes betrat, empfing ihn ein donnernder Zuruf aus dem Munde des Volkes. Kinkel wandte ſich raſch, und grüßte freundlich nach allen Seiten. Dann ſchritt er ſtolz und ungebeugt in das Gerichtszimmer, und nahm ruhig umſchauend auf der Bank der Angeſchuldigten Platz. Hier ſaß ein Mann, der eben erſt den Qualen eines über ihn verhängten kriegsgerichtlichen Urtheiles entgangen, ein Mann, der den noch grauſigeren Qualen eines einſamen Gefängniſſes mit entwürdigender, Geiſt und Herz tödtender Arbeit auf ein paar Tage entriſſen war, um ihnen in der nächſten Woche wieder überliefert zu werden. Jedes ſeiner Worte, das ſah er voraus, würde von Denen, die rückſichtslos und maaßlos über ſein Geſchick entſcheiden konnten, auf die Wage gelegt werden; ein halbverſchleiertes, demüthiges, reuiges Zugeſtändniß mußte die Qualen ſeines Gefängniſſes mildern, deſſen Thore vielleicht in Kürze öffnen und ihn, gebrochen und zerknickt, in Gnaden wieder in's öffentliche Leben zurückſenden. Dagegen der ruhige Stolz, die männliche Würde, das unzerſtörte Feſthalten an ſeinem Princip mußte ſein Gefängniß nur um ſo feſter ſchließen, ſeinen troſtloſen Zuſtand nur noch troſtloſer machen. Schlachtentod iſt Kinderſpiel gegen Dies einfache klare Glaubensbekenntniß, welches der gefangene Kinkel von der Tribüne des neuen Inquiſitionsgerichtes herab ſeinen Gegnern verkündete! *)

---

*) N. Deutſche Ztg. vom 11. Mai 1850.

Die Akten des ganzen Proceſſes ſind ausführlich in der „Weſtdeutſchen Zeitung“ *) mitgetheilt; wir verweiſen deßhalb füglich auf die dort enthaltenen Berichte **) und geben nur die Vertheidigungsrede Kinkels ſelbſt, welche er am 2. Mai 1850 — alſo faſt ein Jahr nach ſeiner Gefangennahme — mit klangvoller Stimme ſprach:

„Meine Herren vom Hofe!
„Meine Herren Geſchwornen!

„Das Verbrechen deſſen man uns anklagt, iſt ein politiſches und darf nur vom politiſchen Standpunkt gewürdigt werden. Geſtatten Sie mir einen Blick auf die Weltlage, in der wir uns heute vor einem Jahre befanden. Ich werde kurz ſein, denn auf welcher Seite damals das Recht, die Ehre, der Patriotismus ſtanden, darüber hat bereits die Geſchichte abgeurtheilt.

„Durch die Märzrevolution errang das Deutſche Volk die Souverainität. Alle übrigen Rechte, die man uns bewilligte, waren nur Ausflüſſe davon. Man gab uns freie Preſſe, Verein und Verſammlung, damit der Volkswille ruhig discutirt und klar hingeſtellt, man gab uns Kammern, damit er zu Geſetzeskraft erhoben würde. Die allgemeine Volksbewaffnung gab das Mittel uns in die Fauſt, dieſe Souverainität für alle Zeiten zu garantiren. Am Unzweideutigſten aber ſprach dies Princip ſich darin aus, daß für viele der kleineren Staaten, für Preußen, für Deutſchland conſtituirende Verſammlungen aus einem ganz demokratiſchen Wahlgeſetz hervorgingen. Als höchſte Spitze dieſer Volksſouverainität erſchien die Frankfurter Nationalverſammlung; daß ſie ſouverain ſei, Das hat im Sommer 1848 unter uns die ungeheure Majorität behauptet, ſo daß man wohl ſagen kann: das ganze Volk war davon überzeugt. Auch von Ihnen, meine Herren Geſchwornen, jetzt meine Richter, hat ſicher Niemand daran gezweifelt. Sie wiſſen, wie gemäßigt dieſe Verſammlung verfuhr. Sie kennen den Verſuch, den ſie machte, um die Freiheitsforderungen der Nation mit der mächtig wiederhergeſtellten Fürſtenmacht zu vereinigen. Man ſchuf uns eine Deutſche Magna Charta in den Grundrechten, aber zum Schirmherrn dieſer Magna Charta. wählte man unter dem Titel eines Kaiſers den König von Preußen; denn am 28. März hatte er für ſich und ſein Kriegsheer die Deutſchen Farben angelegt und an die Spitze der Deutſchen Einheit ſich geſtellt. Die Durchführung dieſes Gedankens war die letzte Rettung für die großen Hoffnungen, welche der heilige März in unſerer Bruſt geweckt hatte; in der Einheit des Volkes lag alle Heilung der großen Deutſchen Schmerzen, lag die Möglichkeit, auch der Armuth durch einen großen Schwung des ganzen Volkslebens mälig zu helfen. Dieſe letzte Hoffnung, friedlich in eine helle Zukunft einzugehen, durfte das Volk nicht fallen laſſen.

---

*) No. 102 — 108.

**) Während des Druckes erhielten wir die vollſtändigen Akten des Kinkel'ſchen Proceſſes, welche bei W. Sulzbach in Bonn erſchienen ſind. Wir verweiſen vorzüglich auf dieſe Redaction der ſämmtlichen Proceßakten.

„In dieſem Momente befand ich mich als Volksvertreter in Berlin. Beide Kammern bemächtigten ſich der Frage, beide trugen darauf an, daß der König die Kaiſerwürde und die Reichsverfaſſung annehmen möge. Ich ſelbſt, meine Herren, habe mit wenigen entſchloſſenen Männern der Oppoſition dagegen geſtimmt: die Erſchaffung einer neuen Krone im 19. Jahrhundert erſchien mir als ein Anachronismus, eine Verfaſſung, die zehn Millionen deutſcher Brüder in Oeſtreich vom Reiche ausſchloß, genügte mir nicht, und da die Regierung bereits deutlich genug die Gabe des Volks abgelehnt hatte, ſchien es mir als des von mir vertretenen Rheiniſchen Wahlkreiſes unwürdig, um die Annahme einer Kaiſerkrone nachträglich nochmals zu betteln. Aber in der Laufbahn des Parlamentskämpfers giebt es Momente, wo er ſich freut, in der Minorität zu bleiben. So war auch mir jener Tag ein freudiger, als die Majorität ſich für die Annahme entſchied, denn mein Nein, da unſere Stimme ja doch kein Gewicht mehr hatte, war nur ein principielles geweſen. Wohl konnte jene Verfaſſung keine der Parteien völlig befriedigen, aber ſie erſchien als ein nützlicher Compromiß zwiſchen beiden und brachte uns an das nächſte, an das am heißeſten angeſtrebte Ziel unſerer Revolution. Wenn Preußen im offenen Bunde mit dem Volkswillen muthvoll auf dem Wege des Fortſchritts ſich hielt, wenn es ſein tapferes Heer für die Reichsverfaſſung ſtatt gegen ſie in den

Kampf führte, ſo war keine Macht ſtark genug, die Verſchmelzung Deutſchlands zu hindern.

„Aber die Krone gab nicht nach. Die zweite Kammer wurde aufgelöſt; damit ſchwand die Hoffnung einer parlamentariſchen Verſtändigung mit Frankfurt, damit ſchwand auch die Hoffnung auf friedliche Durchführung einer ſocialen Reform; denn bei dem neuen Wahlgeſetz, wie es vorauszuſehen war und auch wirklich gekommen iſt, konnte der arme Mann nicht mehr ſeine Vertreter unter die Geſetzgeber erwählen. Es war die letzte Kriſe: die Vereinbarung war vorüber, und wollte das Volk nicht Alles einbüßen, was 1848 errungen war, ſo blieb ihm nur der Appell an die Waffen. Und wirklich, es erhob ſich in Waffen das ganze Vaterland. Gegen dieſe Erhebung rüſtete Preußen, ſeine Landwehr ſtellte ſich nicht. In dieſem Augenblicke griff auch ich zur Muskete, denn es ſchien mir Recht, es ſchien mir Pflicht, zur Muskete zu greifen, und Ihnen, meinen Richtern, gegenüber erkläre ich auch jetzt: ich glaube Recht gethan zu haben.

„Meine Herren! Von meinem Charakter glaubte ich nicht vor Ihnen ſprechen zu müſſen. Das große Unglück, das auf meinem Haupte ruht, würde mich, ſo hatte ich gehofft, vor Angriffen ſchützen, die Das nöthig machten. Es iſt nicht geſchehen. Der erſte Zeuge, dem Sie vor dieſen Schranken Ihre Geduld ſchenkten, zwingt mich, von mir zu reden. Sie haben Thatſachen von ihm erwartet, da ſeine Beamtenſtellung ihm eine genaue Kenntniß Deſſen abfordert, was in ſeiner Stadt vorgeht; ſtatt Deſſen hat er ſich herbeigelaſſen, Dreien von uns ein moraliſches Armuthszeugniß auszuſtellen. Er hat mir Eitelkeit als Beweggrund meines politiſchen Handelns vorgeworfen. Das konnte mich nicht wundern. Noch nie iſt ein Mann von idealem Streben von ähnlichen Urtheilen der Dutzendcharaktere verſchont geblieben, die an ſeine Beweggründe den Maaßſtab ihres eigenen Handelns anlegten. Nun giebt es Männer der Idee, denen die ganz ordinairen Beweggründe freilich ſich nicht unterſchieben laſſen: ein Neujahrs-Gratificatiönchen, ein neues Titelchen zu dem alten Titelchen, ein Lächeln des Vorgeſetzten — da muß dann, weil Gewinnſucht nicht paßt, Ehrgeiz oder gar Eitelkeit herhalten. Mir iſt Das nicht einmal neu, und jedenfalls iſt es der Widerlegung nicht werth: über meinen Charakter mag die Nation richten, und ich glaube, ſie hat ſchon gerichtet. Aber jener Erſtaunliche, der vor Ihnen, meine Herren Geſchwornen, ſo bereit und zudringlich ſich auf den Richterſtuhl ſetzte, um nicht bloß über unſere Charaktere, ſondern auch, wie er bei meinem geehrten Freunde Meier gethan, über unſre Geiſtesfähigkeiten!!! abzuurtheilen — Eins hat Dieſer neu erfunden: er iſt meines Wiſſens der Erſte, der an meiner Aufrichtigkeit und der Selbſtſtändigkeit meiner Geſinnung zweifelt. Dieſe Aufrichtigkeit iſt ſelbſt von meinen Kriegsrichtern in Raſtatt ehrenhaft anerkannt worden: auch Ihnen will ich den vollgültigen Beweis derſelben ablegen. Ja, meine Herren, ich bekenne mich noch heute zu meiner Handlungsweiſe vom vorigen Mai, ich glaube, daß ich gethan habe als ein Mann von Ehre. Ich bin Socialiſt: nicht erſt in Folge der Revolution wurde ich es, wie jener Zeuge behauptet, ich war es von Natur, denn ſeit ich denke und empfinde, hat mein Herz ſich zu den Armen und Unterdrückten in meinem Volke gehalten, und nicht zu den Reichen und Gewaltigen dieſer Welt. Und weil ich Socialiſt bin, darum bin ich Demokrat, denn ich glaube, daß ſeine eigenen tiefen Wunden nur das Volk ſelbſt zu empfinden, zu reinigen und zu heilen vermag. Weil ich aber Demokrat bin, weil ich den demokratiſchen Staat für die einzige und gewiſſe Möglichkeit halte, das Elend aus der Welt fortzuſchaffen, darum glaube ich auch, daß wenn einmal ein Volk demokratiſche Einrichtungen erobert hat, dies Volk das Recht nicht allein, ſondern die Pflicht beſitzt, dieſe Einrichtungen bis auf den letzten Mann und mit allen Waffen, alſo zumeiſt auch mit der Kugel und dem ſcharfen Stahl, zu vertheidigen. In dieſem Sinne bekenne ich mich für das Princip der Revolution, für welches ſeitdem auch mein Blut gefloſſen iſt, und noch heute, ganz der Gewalt der Gegner hingegeben, noch heute bekenne ich mit den bleichen Lippen des gefangenen Mannes mich zu dieſem Princip. Und darum auch glaube ich, daß ich damals ſammt den Freunden an meiner Seite recht gehandelt habe, als ich den Kampf aufnahm, und die höchſten Opfer ihm brachte. Denn uns winkte ein großes Ziel: hätten wir geſiegt, ſo retteten wir unſerm Volke den Frieden mit ſich ſelber, die Einheit des Vaterlandes, dieſen Grundgedanken der

Deutſchen Revolution, und in ihr den Schlüſſel zu allen künftigen Eroberungen von Glück und Größe.

„Meine Herren, wir haben nicht geſiegt. Das Volk hat dieſen Kampf nicht durchgeſetzt, hat uns, welche ihm voraufgingen, verlaſſen. Die Folgen fallen auf unſer Haupt. Die nächſte Folge iſt die Schmach dieſes verfehlten Unternehmens. Wir nehmen Sie auf uns, dieſe Schmach, dieſes Lächeln des Spottes, das mehrfach bei den Verhandlungen dieſer Tage aufgeblitzt iſt. Wir, obwohl unſern perſönlichen Muth kein leiſeſtes Zeugniß verdächtigt hat, tragen für unſere Partei die unvermeidliche Schande, daß auch feige Geſellen ſich an uns anſchloſſen. Wir wiſſen es ja, daß jeder großen herannahenden Geſchichtsthat kleinere Vorſpiele voraufgehen müſſen, welche mißlingen und neben dem Unglück auch den Spott auf Diejenigen werfen, die in ihnen handelnd aufgetreten ſind. Eins aber halte ich in dieſer Sache für keine Schmach, und darin muß ich dem Herrn Staatsprocurator widerſprechen. Mit einer Zartheit, die mich ihm zum Danke verpflichtet, hat er als den Grund, warum ich vielleicht nicht mit voller Aufrichtigkeit vor dem Hofe zu meiner That mich hätte bekennen mögen, die Beſchämung angegeben, die mich erfüllen müſſe, wenn ich mich als Complicen mit einem Manne von der geringen Bildung und dem Rufe Bühl's erklären ſolle.*) Nein, meine Herren, Das iſt für mich keine Schmach, daß der Proletarier ſeine Hand in die meinige ſchlägt!

---

*) Der Zeuge Schlönbach hatte ausgeſagt: „Bühl ſei früher einmal des Diebſtahls angeſchuldigt und freige-

„Ob Das wahr iſt, was der Zeuge Schlöndach von ihm ausſagt — ich weiß es nicht und will daher dem Zeugen nicht entgegentreten, der bei ſeiner genauen Bekanntſchaft mit dieſen Sachen leicht beſſer weiß, was im Hauſe des Mannes vorgeht, als der Mann ſelber. Ich weiß nur, daß Bühl durch die jahrlange Haft Alles verloren hat und Nichts, gar Nichts in die Freiheit mitnimmt, als ſeine arbeitgewohnten Hände. Das dünkt mich ein Unſchuldszeugniß. Aber wäre ſelbſt jener Vorwurf wahr, ſo würde ich immer noch mich nicht ſchämen: denn mich ſchrecken ſelbſt die Eiterbeulen des Proletariats nicht ab, weil ich weiß, daß nicht die Armuth

---

ſprochen worden; auch hieße es in der Stadt, daß er Vorſteher eines heimlichen Bordelles ſei.“ Die N. Dtſch. Ztg. bemerkt zu dieſer Stelle: „Wirklich, Wer gerecht ſein will, er gehöre zu welcher Partei er wolle, frage ſich, ob es menſchlicher und erhebender war: wie Kinkel dem Geſchmähten die Hand zu reichen und ſich zu ihm zu bekennen, oder die heimliche Schmach eines armen Mannes (die nicht einmal erwieſene Schande; denn Viele halten dieſe Nachrede für baare Verleumdung) vor aller Welt auf der Tribüne zu proclamiren? Wie perfid zeigte ſich die ariſtokratiſche Partei auch hier! Jene Häuſer der Schande ſind nur in ihrem Intereſſe errichtet, beſtehen vorzugsweiſe durch ſie, und ſie wirft es den Reinen vor, daß ſie ſich durch Heilung des Proletariats beflecken!“ — „Ja, ſo ein Wort, das beſſert die Armen!“ rief ein Mann laut, als Kinkel auch die „Eiterbeulen des Proletariats“ auf ſein Haupt lud!

ſelber für ihre Eiterbeulen verantwortlich iſt. Nie iſt eine Weltidee dadurch geſchändet worden, daß die Zöllner und Sünder ſich zu ihr bekannten. Darum drückt ſie uns nicht, dieſe Scham um die Flecken unſerer Partei; aber eine andere Frage iſt's, die vor dieſen Schranken entſteht. Sind wir nun ſtrafbar, nachdem wir nicht geſiegt haben, ſtrafbar nach dieſen Artikeln des Code pénal von Napoleon?

„Fürwahr nein, meine Herren! Jene Artikel finden auf die Staatsverhältniſſe von 1849 keine Anwendung. Sie wurden Geſetz unter einer militairiſch-abſoluten Monarchie; eine Nationalgarde kannte das Napoleoniſche Frankreich nicht. Wir aber beſaßen die allgemeine Volksbewaffnung mit freier Wahl der Führer, und nur in dem Sinne konnte unſere Bürgerwehr eine Bedeutung haben, daß ſie nicht Sonntags Parade ſpielte, ſondern mit den anvertrauten Waffen die Volksrechte ſchützte gegen jeden Angriff von oben. Und Das war es, was wir thun wollten: von den Verbrechen jener Artikel laſtet keines auf uns. Man ſagt zu uns: Ihr wolltet die beſtehende Verfaſſung umſtürzen. Welche Verfaſſung meint man? Die neue Preußiſche? Wem von uns iſt das eingefallen? Oder die Frankfurter? Dieſe zu ſchützen, zogen wir aus. Bei Ihrem Gewiſſen, meine Herren, ſind wir es geweſen, die Attentate auf die Verfaſſungen gemacht haben? Aber den Bürgerkrieg wollten wir entzünden? Wer wagt Das zu behaupten? Wer will es leugnen, daß durch eine Erhebung des ganzen Volkes in Waffen, aber eine großartige friedliche Erhebung, die Krone auch ohne Bürgerkrieg auf den Weg des Fortſchritts gedrängt werden konnte? Ja, wenn Das alles wahr wäre, was die Anklageacte uns Schuld giebt, wenn wir uns verſchworen hätten, der Gewalt die Gewalt entgegenzuſetzen, wenn wir uns bewaffnet hätten, ein Zeughaus zu ſtürmen, wenn wir den Bürgern Waffen gegeben hätten zu einer ſolchen Erhebung, dann, ſelbſt dann würden wir nach einer Niederlage wohl Unglückliche ſein, aber Strafbare keineswegs: wir hätten es gethan, nicht um eine Verfaſſung umzuſtürzen, ſondern eine wankende zu halten; wir hätten es gethan, nicht um den Bürgerkrieg zu wecken, ſondern um den Bürgerkrieg zu hindern, den gräßlichen Bürgerkrieg, der die Iſerlohner Landwehr in den Tod trieb gegen die Deutſchen Schützen auf dem Thurme von Durlach, und der in ſeinen Folgen Dortu zur Kugel, Corvin zum Spinnrade verurtheilte. Wie es geworden iſt im Vaterlande, weil wir nicht ſiegten, Das ſehen Sie! Wenn wir aber ſiegten in dieſen Kämpfen — bei Gott, meine Herren, ſtatt des Fallbeils, mit dem heute ein Rheiniſcher Staatsprocurator im Bunde mit dem Geſetz des Franzöſiſchen Tyrannen uns bedroht, würden wir aus Ihren Händen heute die Bürgerkrone fordern für unſer Haupt!

»Nun aber iſt Das alles nicht geſchehen, hat nicht geſchehen können durch uns, und ſelbſt nach dem Buchſtaben des Strafgeſetzbuches ſind wir ſchuldlos. Die Herren Vertheidiger haben die Thatſachen bereits in's hellſte Licht geſtellt, wie dieſe aus den Zeugenausſagen ſich ergeben: ich werde nicht mehr in ermüdendes Detail eingehen, denn ich bin überzeugt, daß ſchon ehe ein Wort von dieſer Seite geſprochen wurde, alle Beweiſe gegen uns vor Ihrem klaren Verſtande in ihr Nichts zerronnen waren. Nur auf Eine Thatſache will ich noch aufmerkſam machen. Vor tauſend Menſchen haben wir an jenem Tage, in jener Nacht geredet und gehandelt. Man hat aus jenem Tauſend über dreihundert Perſonen vernommen, und die Verhandlungen dieſer Tage werden Ihnen mehr als einmal den Beweis geliefert haben, daß der Bonner Inſtruktionsrichter ein Mann iſt, der ſeine Pflicht im weiteſten Sinne zu erfüllen verſteht. Aus dieſen Zeugen hat man die zumeiſt gravirenden ausgeſucht und gegen uns aufgeſtellt und Sie haben es mit Ihren Ohren gehört, daß auch nicht ein einziger Zug, der einen wirklichen Beweis gegen uns enthielte, von zweien dieſer Zeugen gleichmäßig erzählt und vereidigt worden iſt! Was ſagen Sie dazu, meine Herren? Iſt es erhört, auf ſolchen Moorgrund gegen einen Bürger eine dreifache Anklage zu ſtellen, deren jede auf ein Todesurtheil zielt? Ich verſchwende an dieſe Sache kein Wort mehr: ich habe nicht einmal Veranlaſſung, aus dem ernſten Tone der Rüge in einen ſanfteren überzugehen und an Ihr Herz mich zu wenden. Das Einzige, wovon ein Schein übrig bleibt, iſt: daß ich Bürger zur Bewaffnung aufgereizt hätte. Ich will es Ihnen ſagen, wie es mit dieſer Aufreizung ging: ich ſage es Ihnen gerne, weil in meinem Handeln dies Eine zweideutig ſcheinen könnte, daß ich von einem

Unternehmen, in das ich ſelbſt mich ſtürzte, Andere eher abzuhalten ſuchte. Mit voller Schärfe ſteht jener zehnte Mai noch vor mir: denn dieſer Tag, an dem ich, bis dahin ein hochbeglückter Mann, von all meinem Lebensglück ſchied, er iſt mit den glühenden Nadeln des Schmerzes in meine Seele gegraben. Der Sturm jener drangvollen Zeit riß mir Stück um Stück vom Herzen weg: doch um 5 Uhr ſtand in mir noch kein Entſchluß feſt. Ich ging in die Univerſität, ich hielt ruhig und gelaſſen wie immer meine Vorleſung: es war meine letzte. Um 6 Uhr trafen die Nachrichten ein aus Elberfeld und Düſſeldorf: ſie ſchlugen zündend in meine Bruſt, ich fühlte, daß für mich die Stunde daſei, wo die Ehre gebot, zu handeln. Aus der Verſammlung ging ich nach meiner Wohnung, um Abſchied zu nehmen. Ich nahm Abſchied von dem Frieden meines Hauſes, von dem Amte, das zwölf Jahre mich beglückt, das ich zwölf Jahre, wie ich glaube, treu verwaltet hatte, ich nahm Abſchied von dem Weibe, an deſſen Beſitz ich ſchon einmal meine Exiſtenz geſetzt. Abſchied von meinen ſchlafenden Kindern, die nicht träumten, daß ſie in dieſer Minute einen Vater verloren. Aber als ich nun über die Schwelle trat in die dunkelnde Straße, da ſprach ich zu mir: „Du durfteſt dieſen Entſchluß faſſen, denn welches auch ſeine Folgen ſein mögen, Du weißt es, daß der Troſt der Idee und der Ueberzeugung Dich niemals verlaſſen kann: aber einen andern Gatten, einen andern Vater haſt Du kein Recht, mit fortzureißen in den gleichen furchtbaren Entſchluß!“ In dieſer Stimmung betrat ich die Rednerbühne, in dieſer Stimmung mahnte ich Jeden ab, deſſen Herz nicht feſt ſei wie das meinige — und aus dieſer Rede macht die Anklage eine unmittelbare Aufreizung! Glauben Sie nicht, meine Herren, als wolle ich durch Rührung Sie überraſchen, Ihr Mitleiden erwecken. Ja, meine Herren, ich weiß es, und die Begnadigungen des Jahres 1849 haben mich darüber belehrt, daß Ihr Schuldig ein gewiſſes Todesurtheil in ſich ſchließt: aber trotzdem begehre ich Ihr Mitleid nicht. Nicht für meine Mitbeſchuldigten, denn Dieſen ſind Sie nicht Mitleiden, ſondern eine Genugthuung ſchuldig für die lange unverdiente Haft. Nicht für mich, denn ſo unſchätzbar mir Ihre Theilnahme als Bürger und Männer iſt, ſo wenig hat Ihr Mitleiden für mich Werth. Die Leiden, die ich trage, ſind ſo furchtbar, daß Ihr Spruch mich nicht ſchrecken kann. Man hat über das Maaß der mir zuerkannten Strafe hinaus meine Haft geſteigert durch die grauenvolle Einſamkeit der Iſolirzelle, in deren öde Stille kein Trompetenton der kämpfenden Welt draußen, kein Liebesblick treuer Freunde dringt. Man hat einen Deutſchen Schriftſteller und Lehrer, der in mehr als Einer Bruſt die Flamme des Geiſtes und der Schönheit entzündete, man hat ein mittheilſames Herz dazu verdammt in ſeelenloſer Zwangs-Arbeit, in Verſagung aller geiſtigen Hülfsmittel langſam hinzuſterben. Der Giftmiſcherin, dem Raubmörder, dem entſetzlichen gräulichen Verbrecher, ſobald einmal über ſeinem Haupt das Wort der Begnadigung erſchell, wird es vergönnt, die Luſt ſeines Rheinlandes zu athmen, das Waſſer ſeines grünen Stromes zu trinken — o dieſe vierzehn Tage haben es mich gelehrt, welche Seligkeit ſchon Luft und Waſſer der Heimath ſind! Mich aber hält der ferne, trübe, kalte Nord, und nicht einmal hinter dem Gitter iſt es mir vergönnt, die Thränen meines Weibes zu ſehen und in die Aurikelaugen meiner Kinder zu blicken! Ich begehre Ihr Mitleiden nicht, denn wie ſcharf Ihr Spruch, wie blutig dieſes Geſetzbuch ſei, *Sie können mein Loos nicht gräßlicher machen*, als es iſt. Der Mann, den man vor dieſen Schranken der Feigheit zu zeihen wagte, hat im letzten Jahre dem Tode in ſeinen verſchiedenſten Geſtalten ſo oft, ſo nah, ſo kaltblütig in's Auge geſehen, daß auch die Guillotine ihn nicht beſonders mehr erſchüttert. Ich will Ihr Mitleiden nicht: Aber mein Recht verlange ich von Ihnen, mein Recht wälze ich auf Ihr Gewiſſen, und weil ich weiß, daß Sie, Bürger Geſchworne, Ihrem Rheiniſchen Mitbürger ſein Recht nicht verſagen können, darum erwarte ich mit der ruhigſten Zuverſicht aus Ihrem Munde das *Nichtſchuldig*.

„Ich habe geſprochen: *nun richten Sie!*“ —

Es war ein tieferſchütternder, ſeelenzerreißender Moment, als ſich die Schranken öffneten, und drei der Angeklagten frei daraus hervortraten, indeß der Eine darin zurückblieb. Das Herz wendete ſich Einem vor Schmerz und Zorn, wenn man dieſe edle Geſtalt mit den vergeiſtigten Zügen der Willkühr eines Schwarmes von Gensdarmengeſichtern preisgegeben ſah. — Kinkels

Frau hatte ſich, um eines Platzes ſicher zu ſein, ſtets Morgens in aller Frühe im Aſſiſenſaale einſchließen laſſen. Als Kinkel während einer Pauſe ſie zu ſich winkte, trat ſie einen Augenblick auf die Stufen und wollte mit ihm reden. Kinkel bog ſich über die Schranken; aber die Gensdarmen traten augenblicklich vor und erklärten, daß ſie einen Kuß nicht geſtatten dürften. Nach einigen Unterhandlungen mit einem anweſenden höhern Polizeibeamten wurde „eine Hand“ geſtattet. Am letzten Tage nach Beendigung der Verhandlung, ehe Kinkel wieder in's Gefängniß abgeführt werden ſollte, eilte Frau Kinkel raſch hinauf, um ihren Mann zum Abſchiede zu umarmen. Der kleine Oberprokurator John trat ihr in den Weg, und beorderte die wachthaltende Gensdarmerie, die letzte Umarmung der beiden Gatten zu verhindern. Kinkel erhob ſich ſtolz und rief mit gebietender Stimme: „Komm, Johanna! Gieb Du Deinem Manne einen Kuß! Es ſoll Dir Das Niemand wehren!“ Und auf den Ton dieſer Stimme hin traten die Gensdarmen auseinander und gehorchten ihrem Gefangenen. Ja, man darf behaupten: wäre Kinkel nach dem friſchen Eindruck ſeiner Rede vorgetreten und hätte geſagt: „Ich gehe jetzt hinaus, und Niemand halte mich auf!“ — er wäre unangefochten aus dem Saale gelangt. *)

Man hatte die Vorſicht gebraucht, als der Saal geräumt werden ſollte, neue Truppen hereinzubeordern,

---

*) N. Deutſche Ztg. vom 11. und 12. Mai 1850.

welche den Debatten nicht beigewohnt hatten. Als Kinkel zum Gefängniſſe zurückgebracht wurde, begleitete ihn das Lebehochrufen des Volkes. Tauſende ſtanden in den Straßen zuſammengedrängt, durch die der Wagen Kinkel's inmitten einer Schwadron Cuiraſſire geführt wurde. Jedes Haupt entblößte ſich, aus jeder Bruſt preßte ſich ein tiefgefühlter Gruß für den edlen Gefangenen. Tags vorher noch hatten die Officiere und Polizeiagenten ähnliche Aeußerungen mit Gewalt zu unterdrücken geſucht. Heute wagte Niemand dieſelben zu verbindern. Das Gefühl, das Alle im Aſſiſenſaale ergriffen, hatte ſich auch auswärts und ſelbſt bis in die Reihen der Soldaten fortgepflanzt. Es giebt Triumphzüge aller Art — aber die Zukunft wird Kinkel um den beneiden, den er am 4. Mai zwiſchen ſeinen geharniſchten Wächtern feierte! —

  Nun ſitzt er wieder bleich und kummervoll
In ſeiner Zelle nachtumſtarrten Wänden,
  Allein mit ſeinem Schmerz und ſeinem Groll,
Die Spule drehend in geſchäft'gen Händen!
  Kaum, daß ein Lied um ſeinen Kerker klingt,
Kaum, daß ein Vöglein ihm den Lenz verkündet:
  Den Frühling, wo auch ſeine Feſſel ſpringt,
  Wo eine Welt den Pſalm des Friedens ſingt,
Und frei und ſtolz der Liebe Tempel gründet!

. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

Die Arbeiterdichtung

in Frankreich.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die Arbeiterdichtung
in Frankreich.

Ausgewählte Lieder franzöſiſcher Proletarier.

In den Versmaßen der Originale überſetzt
und mit biographiſch-hiſtoriſcher Einleitung verſehen;

nebſt einem Anhang Victor Hugo'ſcher Zeitgedichte.

Von

Adolf Strodtmann.

Liberté, Égalité, Fraternité, Solidarité.

London.
Trübner & Co.

Newyork.
B. Weſtermann & Co.

Hamburg.
Jean Paul Friedrich Eugen Richter.

50-11.

BIBLIOTHECA

Der Verfaſſer behält ſich das Recht einer franzöſiſchen Ausgabe dieſes Buches vor.

Herrn Dr. Wilhelm Löwe,

dem letzten Präſidenten des deutſchen Parlaments,

dem treuen Kämpfer
für das Recht und Wohl des Volkes,

in Hochachtung und Freundſchaft
gewidmet.

Einleitung.

Man hat den politiſchen Zuſtand Frankreichs unter einer früheren Regierung als einen „durch Lieder gemilderten Deſpotismus“ bezeichnet. Mit Ausnahme der Geſänge Béranger's, ſind wenige der originellen Chanſons, in welchen der unterdrückte Volksgeiſt ſich Luft machte, außerhalb ihrer Heimat bekannt geworden. Wir glauben, daſs dieſe moderne Volkspoeſie jedenfalls eine größere Beachtung verdient, als ihr ſeither zu Theil wurde, denn ſie liefert, um uns eines in letzter Zeit beliebt gewordenen Ausdrucks zu bedienen, einen wichtigen Beitrag zur Naturgeſchichte des franzöſiſchen Proletariats. So gering im Allgemeinen der artiſtiſche Werth jener Produktionen anzuſchlagen iſt: ſie geben einen zuverläſſigen Maßſtab für die Beurtheilung des Bildungsdranges, welcher die Arbeitermaſſen von Paris beſeelt und ſich, trotz aller Hemmniſſe, Befriedigung zu verſchaffen ſucht. Wem ernſtlich daran gelegen iſt, die Wünſche und Hoffnungen der ſogenannten unteren Volksklaſſen zu ſtudieren, Der ſollte nicht mit vornehmer Gleichgültigkeit die Lieder überſehen, in welchen das Volk ſelbſt ſeine trüben Zuſtände geſchildert, ſeine Forderungen mit klarer Beſtimmtheit, Punkt für Punkt, entwickelt hat.

Die Menſchheit bedarf friſcher, thatkräftiger Elemente, wenn ihr ermattender Organismus ſich nicht in innerem Kampfe zerſtören ſoll, und das Proletariat iſt der neue Faktor, deſſen Eintritt in die Geſchichte ſich naht. Wer iſt dieſe junge, bisher unverbrauchte Kraft, die ſo mächtig in den Tiefen unſerer Geſellſchaft gährt und des Tages harrt, da man ſie entfeſſelt? Heros der Zukunft! taufen wir dich Engel des Lichts oder der Zerſtörung? Wirſt du Kultur und Sitte zertrümmern? fragen die Einen. Wirſt du mit belebendem Hauch die Menſchheit verjüngen? fragen die Andern. Wähle zwiſchen Segen und Fluch!

Doch, wie lange ſchon haſt du gewählt! Spannteſt du nicht den müden Arm an den Webſtuhl und das ſauſende Triebwerk der Maſchinen? Fügteſt du nicht die bleierne Haft der Lettern, daraus das Wort, die Lerche der Freiheit, ſich in die Lüfte ſchwang? Sahen wir dich nicht im Gewande des Paria auf der Barrikade, ſo oft es den Kampf um die Rechte der Menſchheit galt?... O, ſie haben dich verkannt und geſchmäht, ſie haben dich eingekettet in den Zwang einer greiſen Geſellſchaft, deren Verweſung ſchon begonnen hat, ehe ſich das Grab der Geſchichte über ihr ſchloſs — und nun zittern ſie vor der gefeſſelten Kraft, welche (ſie wiſſen es!) ſich morgen ſchon der ohnmächtigen Hand ihrer Kerkermeiſter entringt! Es quält ſie das Bewuſſtſein ihrer Schuld; ſie haben es längſt erkannt, daſs der Grund all' unſerer Miſsverhältniſſe nur in den ſocialen Einrichtungen, in der geprieſenen „Ordnung" liegt; aber, zu feig, jene vernunftwidrigen Inſtitutionen dem Wohl der Geſammtheit zu opfern, vermehrt ſich mit jedem Tag ihre Furcht vor der Rache des Betrogenen. Damit ein Zehntel der Menſchheit die Früchte des Reichthums und der Bildung genieße, müſſen neun Zehntel eigenthumslos, und — um eigenthumslos zu bleiben — der Segnungen der Bildung beraubt ſein!... iſt es noch ein Wunder, daſs jenes erſte Zehntel, das zum Theil dieſen Zuſtand geduldet, zum Theil ihn gefliſſentlich herausgeführt hat, nur mit Zittern der Sühne gedenkt? Doch, ſie mögen ſich beruhigen! Wie überall, liegt auch hier, außer dem ſeltnen Gericht des Zufalls, die Hauptſtrafe in der peinigenden Selbſtanklage des Gewiſſens. Nicht Haſs, noch Rache leiten den Arm des Proletariers zum Werke der Zerſtörung oder Neugeſtaltung unſrer ſocialen und politiſchen Verhältniſſe; was ihn zum Kampf erregt, iſt vielmehr das Gefühl der Unſittlichkeit und Ungerechtigkeit der heutigen Geſellſchaftsform, und nur humane Forderungen ſind es, deren Erfüllung er von der Zukunft verlangt.

Für dieſe Thatſache liefert die nachſtehende Sammlung franzöſiſcher Arbeitergedichte aufs Neue einen eklatanten Beweis. Das Proletariat ſtellt ſich hier in den Liedern ſeiner eigenen, von ihm ſelbſt geliebten und gefeierten Dichter vor das Tribunal der Geſchichte und bringt ſeine Klagen wie ſeine Hoffnungen vor. Beide wägt Themis in ihrer ewigen Wage gegen die Sünden der Geſellſchaft ab, und, mag die Schale des Armen ſinken oder ſteigen: das Urtheil wird gerecht ſein! —

Welche Stellung die franzöſiſche Arbeiterpoeſie in ihrer Heimat behauptet, ſehen wir aus zahlreichen der nachfolgenden Lieder, und vielleicht klarer noch aus den Worten, mit welchen Auguſte Loynel, einer dieſer Volksdichter, die „Voix du peuple“, eine Sammlung republikaniſcher Geſänge aus dem Jahr 1848,*) einleitet:

---

*) La voix du peuple, ou les républicaines de 1848. Récueil des chants populaires, démocratiques et sociaux, publiés depuis la révolution de février. Paris, à la librairie chansonnière de Durand, éditeur. Rue Rambuteau 32.

„Es giebt in Frankreich, zumal in Paris, eine Klaſſe von Schriftſtellern — wir meinen die Dichter aus dem Handwerkerſtande, — die ſelten von den Freiherrn der „höheren Literatur“ eines Blickes gewürdigt werden. Oder wenn eine verlorene Stunde dieſen Herren erlaubt, einen höhniſchen Blick auf derartige Schöpfungen zu werfen, hervorgebracht unter den Mühen und Leiden, welche die Arbeit der Hände dem Proletariat auferlegt, ſo zerbrechen ſie mitleidslos das begonnene Bildwerk, bevor der rüſtige, verſtändige Meißel des Künſtlers im Stande war, daraus ein Meiſterſtück zu erſchaffen. Sie verſchwenden auf nicht bloß alberne, ſondern meiſt auch plumpe Kritiken die Kraft ihres Geiſtes, von dem ſie ab und zu in fadenſcheiniger und ſelbſtunverſtandener Sprache Zeugnis ablegen, ſei es im unterſten Geſchoſs bald urweltlich rieſiger, bald faſt unſcheinbarer Journale, ſei es in gewiſſen Romanen, Broſchüren, Schmähſchriften ꝛc., die freilich unglücklich genug verfaſſt ſind, um nur eine ſehr winzige Zahl wohlwollender Leſer zu finden.

„Man begreift es ſo leicht, wie man es hört: die großen Geiſter können ſich nicht mit aller Welt einlaſſen! ... Und doch — wir dürfen es ſagen — giebt es auch hier glückliche Ausnahmen. Wenn verſchiedene „Arbeiter des Gedankens“ (wie ſich Herr Alexandre Dumas, Marquis von La Pailleterie und andern Beſitzungen, elegant genug ausdrückt) übereingekommen ſind, den Dichtern aus dem Arbeiterſtande gar kein Verdienſt zu laſſen: ſo finden ſich doch Einzelne, die — weit entfernt, den Stein auf Jene zu werfen — ſie ermuthigen auf dem ſteilen Pfad, wenn ſie Keime wahren Talents in den Kämpfern entdecken, die kühn in die Rennbahn eintreten, wo als Angriffs- und Vertheidigungswaffe die mit Geſchick geführte Feder gilt. Victor Hugo, Béranger, Lamartine, George Sand, Eugène Sue, Balzac und andere Männer von unzweifelhaftem Genie oder Talent halten ihre Hand ſegnend über viele Proletariatsdichter ausgeſtreckt, um ihnen die erſten Stufen erklimmen zu helfen, die früh oder ſpät zum Ruhm oder zur Vergeſſenheit, zum Glück oder zum Elend führen.

„Weh Dem, welcher ſich auf dem rechten Wege befand, aber nicht die Kraft beſaß, gegen all' die aufgethürmten Hinderniſſe anzukämpfen! Nachdem er die Qualen des Hungers erlitt, harrt ſeiner das Hoſpital am Ende ſeiner Laufbahn! — Können wir ihn verdammen? Ach, wie manchem Verſuch hat er ſich unterwerfen müſſen, bevor er zu ſolchem Loos ſich entſchied! Oft ward er das Opfer der Niedertracht oder des Egoismus ſeiner Umgebung. Bald quälten ihn eiferſüchtige Nebenbuhler, bald die Forderungen grauſamer Herren, thörichter und proſaiſcher Menſchen, die nicht begreifen, daſs Inſpiration das Haupt des Proletarierdichters berühren kann inmitten des betäubenden Lärmens der Werkſtatt.

„O, warum ihn ſeiner Träume willen tadeln? Warum ſeine Phantaſien verſpotten? Iſt nicht die Dichtung die gütige Fee, welche Familienkummer, getäuſchte Hoffnung, betrogene Freundſchaft vergeſſen macht, indem ſie aus ihrem Füllhorn einige duftende Blüthen hinſtreut über den Weg, den der Proletarier zu gehen verdammt iſt, ihn befeuchtend mit ſeinem Schweiß und ſeiner Thräne? . . .

„Doch wohin ſind wir gerathen! Verzeiht uns — das Wort Elend floſs uns in die Feder, und das ganze Leid der Vergangenheit ſtieg in der Erinnerung vor uns auf.

„Chatterton, Malfilâtre, Auguſte Lebros, Victor Eſcouſſe, Hégéſippe Moreau und zahlreiche Andere ſind ebenſo viel' geſpenſtiſche Schatten, welche nachdrücklich wider die affektierte Milde und Nachſicht proteſtieren, unter deren abgenutztem Mantel unſer Zeitalter ſich heuchleriſch verhüllt.

„Wir haben heute einfach die Aufgabe, den Lobredner der demokratiſchen Lieder zu machen, welche die Sonne des Februar ins Leben rief; ja, ſie ſind zum Theil ſchon entſtanden, bevor das Geſtirn der Revolution von 1848 jene zweifelhafte Freiheit erhellte, die uns heute zu beſchützen ſcheint. — Weh Allen, die nicht begreifen wollen, daſs das Volkslied der wahre Ausdruck der Gefühle eines aufgeklärten Volkes war und iſt, — eines Volkes, das ſeit lange in der Herrſchaft der ſocialen Demokratie das einzige Mittel erkennt, die Bande zu zerbrechen, darin das Elend uns Tag für Tag zu erſticken droht!“

Wir können uns dieſem lebhaften und warmen Plaidoyer für die vorliegenden Dichtungen anſchließen, ſoweit von der Bedeutſamkeit ihres Inhalts als einer zuverläſſigen Quelle für die Erkenntnis der Zuſtände und Hoffnungen des franzöſiſchen Proletariats die Rede iſt. Fern aber ſei es von uns, den Kunſtwerth dieſer meiſt grellen und einſeitigen Lieder zu überſchätzen, weil dieſelben nicht im bleichen Glanz vergoldeter Säle, ſondern zwiſchen vier kahlen Lehmwänden erdacht wurden. Nur der hochgebildete Menſch, dem die freie und naturgemäße Entfaltung aller Geiſteskräfte vergönnt war, vermag ſein Fühlen und Denken in Kunſtwerken zu geſtalten, denen nicht die flüchtige Parteiſtrömung des Tages, ſondern die ewige Wahrheit ihren Stempel verlieh. Wer unausgeſetzt inmitten feindſeliger Zuſtände und barbariſcher Widerſprüche lebt, wird ſich nicht aus dem Zwange befreien, der mit der Geſammtheit auch ihn danieder hält. Oder wenn er ſich ſcheinbar befreite, ſtände er allein; er gehörte zu den Einſamen, man verſtände ihn nicht mehr, und der Einſame iſt vielleicht noch gefeſſelter, als die Ruderknechte unſerer Staatsgaleere zwiſchen ihren Mitgefangenen. Dieſen bleibt doch der Troſt eines verſtohlenen Gedankenaustauſches, und wenn beim Takt der Ruderſchläge der Eine dem Andern ein Wort ins Ohr flüſtert von der Hartherzigkeit ihrer Peiniger, ſo hat Jener einen Fluch des Verſtändniſſes, und zuletzt zerreißen doch ein paar kräftige Burſche die Ketten, oder ziehen den abgemagerten Fuß durch den Eiſenring, und werfen den Kerkermeiſter ſammt dem Steuermann und dem ganzen Matroſengeſindel über Bord! —

Faſt alle der in Rede ſtehenden Gedichte ſind Chanſons, d. h. Lieder mit regelmäßig wiederkehrender Schluſszeile, oder Chants, d. h. Lieder mit regelmäßig wiederkehrender Chorſtrophe. Letztere Form iſt im Ganzen ſeltener; nur dem Pierre Dupont iſt ſie die gewöhnliche. Was die Wahl der Versmaße betrifft, ſo giebt es hier wenig Abwechſelung. Als die gebräuchlichſte Form erſcheint der fünffüßige Jambus mit wechſelndem männlichen und weiblichen Reim; der vierfüßige Jambus iſt ausſchließlich Dupont eigen, und trochäiſche Versmaße finden ſich nur ausnahmsweiſe vor. Die meiſten dieſer Proletariatsdichter haben ſich — ähnlich den Meiſterſängern des Mittelalters — eine beſtimmte Strophe gewählt, die ſelten mit einer andern vertauſcht wird; höchſtens daſs die Anordnung der Reime ſich einmal ändert, oder daſs der Refrain um einen Fuß verkürzt oder verlängert wird.

Was den Refrain ſelber betrifft, ſo umfaſſt dieſer meiſt den ſcharf ausgeſprochenen Gedanken, welcher im übrigen Theil des Gedichtes zur Ausführung kommt. Es wäre möglich, die Weltanſicht jedes einzelnen dieſer Dichter ziemlich klar nachzuweiſen, wenn man nur ſeine Refrains überſichtlich zuſammenſtellte und mit denen der andern Proletariatsdichter vergliche. Wir behalten uns eine derartige Arbeit vor; die Philoſophie des Armen hat zur Löſung der ſocialen Frage für uns wenigſtens keinen geringeren Werth, als die Philoſophie der offiziellen Syſtemflicker in Preſſe und Kammerdebatte. Wenn man das Volk einmal als Kranken betrachtet, ſollte man doch zuvor aus deſſen eigener Rede ſeinen Zuſtand erforſchen, ſtatt ihm von oben herab die Univerſalmedicin zu dekretieren, als wäre nicht der Patient die Hauptſache, ſondern das Heilmittel, das wiſſenſchaftliche Syſtem. Wir proteſtieren freilich gegen den ganzen Vergleich. Das Volk iſt weder krank noch ſchlecht, es bedurfte nicht der Ärzte, ſondern die Ärzte bedurften des Volkes, um ſich für ihre Quackſalbereien bezahlt zu machen; ſie haben es verdummt und eingeſchläfert, aber die geſunde Natur des Volkes ſtößt das eingeathmete Traumgift wieder zurück, und es könnte den unberufenen Heilkünſtlern bei dieſer Gelegenheit ergehen wie dem Doktor Strafford und ſeinem königlichen Patron …

Man wird gegen die vorliegenden Chanſons mit dem ewig wiederkehrenden Refrain ſicher den Vorwurf der Monotonie und Gedankenarmuth erheben. Wir vertheidigen die Verfaſſer gegen ſolchen Tadel nicht; das Volk iſt einmal einſeitig in ſeinem Verlangen und ſeinem Urtheil; wenn es die Gründe ſeiner Hilfloſigkeit: *die ſchlechten Inſtitutionen*, und den einzigen Rettungsanker: *die Freiheit*, erkannt hat, ſo variiert es dieſe zwei Grundtöne in hundert Weiſen, aber das Thema bleibt dasſelbe. Die Unſittlichkeit der heutigen Welt und die Durchſetzung einer ſocialen Reform gegen die Zwingherrſchaft des Kapitals — Das iſt der ſtillſchweigends anerkannte Text jeder Melodie, und Belehrung oder Troſt der einzige Zweck. Ich beziehe mich hier auf einen Brief, den ich 1851 von *Guſtave Leroy*, einem der anerkannteſten dieſer Volksdichter, empfing. „Mein Ziel,“ ſchreibt er, „war niemals, eine höhere oder niedere Literaturſtufe zu erklimmen; nein — ich ſagte mir: die Wiſſenſchaft iſt unfruchtbar für Den, der Nichts weiß, und der ſeinen Tag um einen Biſſen Brot einer mühſamen Arbeit zu opfern verdammt iſt. Wohlan, dieſe Bücher voll hoher Philoſophie, bei denen ich ſo oft bleich wurde, ich will ſie jeder Vernunft klarmachen, ich will an die Herzensthür klopfen — der Verſtand wird mir ſpäter antworten, wenn ſie mich begriffen; ſie werden ja leſen... Ich habe mein Ziel erreicht — mögen ſie mich vergeſſen! Was kümmert mich Das? — habe ich nicht meine Beſcheidenheit und meine Armuth?“

Der ausgeſprochene Zweck dieſer Chanſons iſt demnach ein didaktiſcher; der Poet ſucht ſeine Leidensgenoſſen „klarzumachen“ über ihre Stellung in der heutigen wie in der künftigen Geſellſchaft, er beweiſt die Verworfenheit der jetzigen Lebensform, er revolutioniert überall durch den Gedanken der Sittlichkeit. Es iſt kein Ruhmeskitzel, der ihn zum Schaffen treibt, er will das Lied, um „der Brüder Wunden zu heilen,“ um den Armen zu verſöhnen, wenn er im Kampf gegen das Unrecht des Schickſals erlag, ihn zu ſtählen, wenn ihn die Kraft zu jenem Kampfe noch durchglüht. Was ſoll ihm der Ruhm? Was ihm dieſer bleiche Schatten, der faſt nur um Gold ſich an unſre Ferſen heftet, der uns zum Sklaven der Menge macht in den Tagen der Kraft und Jugend, um dem müden Greis das Scepter einer Scheinherrſchaft in die zitternde Hand zu legen? Er haſſt die Reichen, — doch nicht, weil ſie reich ſind, ſondern weil das Gold ſie verblendet, weil es die Kluft zwiſchen Bildung und Unwiſſenheit, zwiſchen Beſitz und Eigenthumsloſigkeit, Genuſs und Entbehrung tiefer und tiefer aufwühlt, weil jedes Stück ſchimmernden Metalls in ihren Händen zum Dämon wird, der ſie noch trotziger der Milde verſtockt!...

Welch ein ſchwieriges Loos iſt dem Volksdichter gefallen! Sein Publikum iſt der Arme, der von der Civiliſation Ausgeſchloſſene; Alles, was vorausgeſetzt werden kann, iſt der ſogenannte geſunde Menſchenverſtand — welch ein Hemmnis für den Dichter, in deſſen Werken man zugleich ein Muſter vollendeter Form begehrt! Und nicht bloß verſtändlich muſs jene Poeſie auch dem roheſten, verkümmertſten der Proletarier ſein — ſie muſs ihn zugleich ſo energiſch, ſo nachhaltig ergreifen, daſs er ſich von ihrem Einfluſſe nicht mehr losmachen kann. Darum dieſe Refrains, die gleichſam mit ſo viel' Widerhaken wie Strophen ſich in das Herz einſtechen, von denen ſich zu befreien zur Unmöglichkeit wird; darum dieſe eintönige, meiſt klagende oder finſtere Melodie, welche, einmal gehört, nicht wieder verklingt!

Die Entſtehung der Chanſon iſt ſehr alt. Schon aus dem Minnegeſang der Provençalen tritt uns dieſe Form entgegen, als populärer Ton erhielt ſie ſich im Volksliede, und bis auf Piron und Béranger iſt ſie bei den Franzoſen niemals ganz ausgeſtorben. Als den Vater derſelben dürfen wir vielleicht Meiſter François Villon betrachten, den erſten franzöſiſchen Dichter, welcher durch ſeine bald heitern, bald ſchwermüthigen Lieder ſeine Mutterſprache, gegenüber der trocken lateiniſchen Mönchspoeſie, zu Ehren brachte. Er war im Jahre 1431 zu Paris geboren und führte ein unſtätes Wanderleben voll Noth und abenteuerlicher Zufälle. Bisweilen von Rittern und Fürſten protegiert, muſste er zu andern Zeiten ſeinen Lebensunterhalt erbetteln oder ſtehlen und dafür ins Gefängnis wandern.

„Es zwingt die Noth uns oft, zu fehlen,
Der Hunger lockt den Wolf hervor,“

ſingt er in einem ſeiner Lieder, und ein andermal klagt er:

„Ach! hätte man mich einſt belehrt
In meiner Jugend tollen Jahren,
So hätt' ich jetzt wohl Haus und Herd
Und würd' ein beſſer Loos gewahren.
Nun muſs ich irr das Land durchfahren,
In keiner Schul' ein werther Gaſt,
Ihr zählt mich zu der Schlechten Scharen,
Und, o! Das bricht das Herz mir faſt."

Villon muſs noch ziemlich jung geweſen ſein, als ein Richterſpruch des Parlamentes ihn zum Tod am Galgen verurtheilte. Ludwig XI. verwandelte dies Urtheil jedoch in die Strafe der Landesverweiſung. Mit echtem Galgenhumor verfaſſte der Dichter zu jener Zeit ſich und ſeinen, gleich ihm, der Strafe des Gehängtwerdens verfallenen Gefährten nachſtehende Grabſchrift:

„Der Regen wuſch und ſpült' uns ab — o Graus!
Die Sonne dörrt' und ſchwärzt' uns immerzu;
Die Raben pickten uns die Augen aus,
Und zupften Bart und Brauen ab dazu.
Wir kommen nie und nimmerdar zur Ruh',
Bald hie, bald da, wie es der Wind begehrt,
Der je nach Luſt durch unſre Glieder fährt,
Zerſetzt von Vögeln, daſs ſie nicht zu flicken.
Kein Spott, o Menſchen, ſei uns drob beſchert,
Nein, fleht zu Gott: er woll' uns Gnade ſchicken!"

Über das Ende dieſes originellen Poeten iſt nichts Zuverläſſiges bekannt. Er klagt vielfach in ſeinen Liedern, daſs er beſonders von den Pfaffen verfolgt worden ſei. Rabelais erzählt, daſs Villon ſpäter zu Saint-Maixent in Poitou gelebt und geiſtliche Schauſpiele gedichtet habe, die er von den Bauern aufführen ließ.

Es kann indeſs nicht unſre Aufgabe ſein, an dieſer Stelle eine Geſchichte des Urſprungs und der Fortentwicklung der Chanſon zu geben. Wir haben es hier vorherrſchend mit der ſocialen Chanſon zu thun, als deren

Begründer J. P. Béranger gelten darf. Wo dieſelbe in der erſten franzöſiſchen Revolution vereinzelt emportaucht, trägt ſie noch einen beſchränkten, faſt ausſchließlich politiſchen Charakter. Dem Einfluſſe Béranger's begegnet man ſeit der Julirevolution überall, wo ſich das Volkslied erhebt Herwegh hat hier ſeine Schule gemacht, und in Frankreich giebt es wohl kaum ein einziges Gedicht des großen Chanſonniers, das nicht ſeine Nachahmer gefunden. Ich hörte in Paris im Winter 1850—1851 wenig' Lieder von ihm ſingen, aber jeder Volksdichter hat ihn als Muſter der Form ſtudiert, und ſich dann gewöhnlich eine oder ein paar Strophen gebildet, in denen er es ziemlich leicht zu einer bedeutenden techniſchen Fertigkeit bringt. Und wirklich findet man ſelten Einen unter der Sängerſchar, der nicht mindeſtens ein ſelbſtändiges, in ſeiner Art wirkſames Gedicht geliefert hätte.

Überhaupt erſtreckt ſich die Abhängigkeit von Béranger mehr auf die Korrektheit der Form, und auch hier darf man nicht an ſklaviſche Nachahmung denken. Der Fortſchritt von Béranger zu der heutigen Proletariatspoeſie iſt dem Inhalte nach faſt ſo bedeutend, wie bei uns Fortſchritt von den „Gedichten eines Lebendigen“ zu der neueren Poeſie eines Freiligrath. Hier wie dort flüchtet ſich das Lied vom abſtrakt politiſchen auf das konkret ſociale Gebiet; hier wie dort iſt die Phraſe der Allgemeinheit überwunden, nur das Beſondere, Thatſächliche hat Werth; ſtatt der nebelhaft philoſophiſchen Träumerei, vertieft ſich der Poet in die großen Leiden der Menſchheit, in die brennenden Fragen ſeines Jahrhunderts. Die Entwicklung geht ſo ſchnell, daſs man ſelbſt an den Einzelnen oft Perioden nachweiſen kann, deren äußerſte Grenzen einander ferner liegen, als zuweilen in der Poeſie ganzer Kulturepochen der Fall iſt. Das iſt erklärlich; denn jedes Ereignis im öffentlichen

Leben findet ſein Echo im Liede des Volksdichters, und wie haben ſich die Ereigniſſe ſeit 1830 gedrängt! Vom Bürgerkönig bis zur Februarrevolution oder Juniſchlacht, von da bis zum Staatsſtreich und der zweiten Auflage des Kaiſerreichs — welch ein reicher Stoff für den Dichter, der als Kämpfer inmitten ſeines Volkes ſteht! Bedeutungsvoll iſt namentlich der Rückhall, welchen die Junitage von 1848 in den Herzen der Volksdichter fanden. Die meiſten Gedichte aus den erſten Monaten der Republik ſind voreiligen Jubels, grundloſer Hoffnungen voll; man glaubte mit einem Schlage verwirklicht, was lange Leidensjahre erſehnt hatten. Erſt mit der Niederlage kam die Enttäuſchung; ſo paradox es klingen mag: erſt die Niederlage war der Sieg. Oder hat das Volk nicht ſchon heute geſiegt, trotz dem zeitweiligen Regime der kleinen, gemeinen Eskamoteurs? Hält nicht Alles, was groß, edel und tüchtig iſt, zum Volke, während der Feind ſich ſtützt auf Betrug und Meineid, Liſt und Gewalt, Kanonenlogik und Junkerimpertinenz! Es iſt ein ſonderbares Schauſpiel, das ſich uns bietet — die ſchwarzen Flöhe ſuchen dem ſchlafenden Rieſen noch einen Stich beizubringen, die feigen Hunde ihm noch in der Eile die letzte Wurſt aus der Taſche zu ziehen ... das Geſindel weiß ja, daſs mit dem aufſteigenden Morgen der Schläfer erwacht! —

Wir ließen uns vorhin über den Zweck dieſer Poeſie als einen didaktiſchen aus und erklärten dadurch die Einſeitigkeit der Chanſon. Aus demſelben Grunde kommt es, daſs alles wahrhaft Tüchtige jener Dichtung einen ernſthaften Charakter trägt. Frivolität iſt ein Erzeugnis der höheren Stände, ſie liegt dem Volke zu fern; ſeine Schmerzen ſind zu tief und echt, als daſs es ihm möglich würde, ſie zu ironiſieren, und wo ſich hin und wieder der Humor einmal luſtig macht, erinnert ſein unwillkürlich trübes Geſicht an die Sprünge des armen Bajazzos, der bei ſeinen plumpen Späßen jeden Augenblick an die bittere Noth ſeines Lebens gedenken muſs. Solche Lieder ſtehen vereinzelt da; es ſind rohe Nachahmungen Béranger's, ohne einen Hauch jener Grazie, welche Letzterem zu Gebote ſtand, und ſie verdienen wenig Beachtung. Dasſelbe gilt von der Romanzenpoeſie. Die moraliſche Tendenz iſt hier die unvermeidliche Klippe für den Poeten: weil aber jene Tendenz ihm das einzig Weſentliche war, führt er gewöhnlich zuerſt den Helden oder die Heldin ſeiner Romanze redend ein, und hängt dann einen proſaiſchen Epilog an das Ende, in dem die eigentliche Kataſtrophe lakoniſch berichtet wird. So in den Leroy'ſchen Gedichten: „Die Wahrſagerin," „Eine Mutter," „Der Tod einer Roſe," ꝛc. Dieſe Geſchmacksverletzung hat in der Regel noch den ſehr triftigen Grund, daſs, wie hier, Mademoiſelle oder Madame mittlerweile geſtorben iſt und das eigene Begräbnis doch nicht ſelber erzählen kann. Schaurig ſind all' dieſe Geſchichten, und der Aberglaube ſpielt oft eine wichtige Rolle in den Erzeugniſſen des Proletariats. Mit den Zigeunern hat es nicht Viel auf ſich, der Glaube an ſie exiſtiert mehr in der Poeſie, als in den Köpfen des Publikums; allein deſto gedankenloſer ſpukt meiſtens der religiöſe Wahnglaube in dieſen Chanſons. Man hält in Frankreich ſeltſamerweiſe den Atheismus für einen überwundenen Standpunkt, und hat ſich mit der Religion wieder auf freundſchaftlichen Fuß geſetzt; doch iſt dieſe Entente cordiale von den politiſchen Alliancen nicht gar zu verſchieden, und wenn ſich der „Herr der Heerſcharen" bei der nächſten Kampfgelegenheit nicht beſſer zuſammennimmt, als das vorige Mal, wenn er noch einmal die Partei der Soldatenwirthſchaft ergreift, ſo wird es vielleicht mit dem Reſpekt zu Ende ſein, und ſelbſt eine Abdankung zu Gunſten des Sohnes oder der Mutter

Maria wirkungslos bleiben. Ich habe ſtatt des Ausdruckes „Gott“ mir einzelne Male die Phraſe „der Himmel“, „das Geſchick“, „der Zufall“, „die Natur“ u. Dergl. erlaubt, weil ich ein deutſches Publikum vor Augen hatte. Sonſt bin ich mir, außer der Weglaſſung weniger allzu beſchränkt franzöſiſcher Strophen, die in Deutſchland unverſtändlich wären, keiner weſentlichen Abänderung bewuſſt. Ich habe mich im Gegentheil bemüht, den Inhalt wie die Form überall möglichſt treu wiederzugeben und den oftmals derben oder dürr proſaiſchen Charakter der Originale nirgends zu verwiſchen.

Was die hiſtoriſche Auffaſſung dieſer Dichter betrifft, ſo mag „Die Fahrt des Verbannten“ von Louis Boitelain ein Beiſpiel davon geben. Das Volk hängt mit der Geſchichte ſeiner Vorfahren, mit der Vergangenheit und ihren Erinnerungen, überhaupt nur loſe zuſammen, und wo es ſein Urtheil über geſchichtliche Momente ausſpricht, iſt dasſelbe gewöhnlich beſchränkt und zur Hälfte ungerecht. Wenn Boitelain in dem erwähnten Liede gegen Waſhington den Vorwurf erhebt, Derſelbe habe unter den beſtehenden ungünſtigen Verhältniſſen die Sklaverei der Schwarzen nicht ſofort aufgehoben, ſo iſt Das gar nicht ſeltſam. Das Volk beurtheilt jede Thatſache, jeden Charakter nach dem einſeitigen Standpunkte der Gegenwart, und gerade dieſe, in andrer Beziehung verwerfliche, gegen die Vergangenheit unbillige Kritik des geſunden Menſchenverſtandes iſt der treueſte Maßſtab für den Fortſchritt des Menſchengeſchlechts. Wandelten Chriſtus oder Luther heut zu Tage unter uns einher und vernähmen den häufig ungerechten und geringſchätzigen Ton, mit welchem das Volk und die Volksführer der Gegenwart ſich die Unzulänglichkeit früherer Reformationslehren bekennen: — wahrlich, ſie würden mit lächelnder Triumphatormiene ſich der Erweiterung ihrer Ideale und des Vernunftſieges erfreuen, der gerade durch das Medium ihrer Lehre vermittelt ward! Der vollſtändige Sieg jedes neuen Ideals beginnt erſt da, wo es veraltet und zu enge geworden, wo es nicht mehr die Fülle des menſchlichen Lebens, ſeiner Sehnſucht und Hoffnung, zu umfaſſen im Stande iſt. So mag auch Waſhington ſich bei der Weltgeſchichte bedanken, wenn er dem Volke des neunzehnten Jahrhunderts als herzlos erſcheint, — eines Jahrhunderts, das jede Knechtſchaft, jede Feſſel als unmenſchlich geſprengt wiſſen will.

Von dem mächtigen Einfluſs, welchen dieſe Proletariats-Poeſie in neuerer Zeit auf das Volk von Paris, ja von ganz Frankreich geübt, hat man in Deutſchland ſchwerlich eine Vorſtellung. Als ich mich im Winter 1850—51 in Paris aufhielt, war die Fluth der politiſchen Reaktion ſchon im Steigen. Klubſitzungen und Volksreden waren verboten, aber der Gedanke des Socialismus, die revolutionäre Kraft flüchtete ſich in die Form des Liedes und zündete von hier aus in den Herzen der Menge. Es verſteht ſich, daſs die Bourgeoiſie in bleicher Furcht vor dem muthigen Feinde erbebte, daſs die Regierung es an Maßregeln gegen die Verfaſſer jener ſtürmiſchen Weiſen nicht fehlen ließ — aber was vermag alle Verfolgungswuth wider den Geiſt! Die Zahl jener Volksdichter iſt Legion (ich allein beſitze an 5000 dergleichen Chanſons von mehr als 400 Proletariern) — wie will man da dem Geſang Einhalt thun? Jeder neue Gewaltſtreich weckt neue Lieder, ſchafft junge Dichter, und wenn es allzu toll hergeht, bleibt den Armen die Waffe der Anonymität, da ihnen, wie geſagt, am Ruhme nicht Viel gelegen iſt.

Indeſs, was iſt nicht möglich in einem Staate, wo die Willkür der Polizei längſt keine Grenzen mehr kennt? Schon zu Anfang der fünfziger Jahre wurde nicht ſelten das Abſingen von Liedern beſtraft, die niemals ein officielles Verbot erfahren hatten. Weh Dem, welcher den „Soldatengeſang," „Das Lied vom Brote" oder „Die Soldaten der Verzweiflung" *) auf den Straßen oder in einem öffentlichen Lokale anzuſtimmen wagte! Ich ſelbſt wohnte zu Anfang des Jahres 1851 einer Scene bei, die mir bewies, daſs ein Pariſer Gendarm von ſeinem Bruder an der Spree oder Donau wenig unterſchieden iſt. Ein Trupp Arbeiter, der ſo eben ſeinen Wochenlohn erhalten, begab ſich an einem Sonnabend, das „Lied vom Brote" ſingend, aus der Fabrik nach Hauſe. Kaum lenkten ſie in die Rue St. Antoine, als ein Sergeant-de-Ville auf ſie zuſchritt und ihnen in barſchem Tone das Abſingen des Liedes verbot. Mit ſchmerzlichem Blick trat ein kleiner ältlicher Blouſenmann aus der Reihe, und einige Franks aus der Taſche hervorlangend ſprach er: „Mann! da — nehmt dies Geld — es iſt mein ganzer Wochenlohn — Weib und Kind hungern daheim — aber ich weiß, auch ihnen iſt das Lied vom Brote lieber, als das tägliche Brot!" Der Ouvrier wurde verhaftet, und einige Tage nachher las ich, daſs ein Menſch, der unter verſuchter Beſtechung ſich in der Rue St. Antoine einem Polizeiſergeanten widerſetzt habe, mit fünftägigem Gefängnis bei Waſſer und Brot beſtraft worden ſei.

Nicht allein auf dem Kampfplatze der Poeſie wetteifern dieſe Dichter-Proletarier mit ihren Todfeinden,

---

*) Die beiden letzterwähnten Gedichte ſind durch Freiligrath's und Meißner's Überſetzungen auch in Deutſchland bekannt geworden. Im Übrigen ſind meines Wiſſens von den nachſtehenden Liedern nur der „Geſang der Arbeiter" und „Die Blonde" von Pierre Dupont, ſowie „Der Arbeitsmann" von Alcide Reynard und der (Victor Hugo zugeſchriebene) „Löwe vom Quartier latin" anderweitig ins Deutſche übertragen.

den Champions der „guten Geſellſchaft“ — nein, auch auf anderem Felde ſind ſie ihnen begegnet. Die meiſten von ihnen fochten auf den Barrikaden des Februar, und viele ſtarben im mörderiſchen Feuer der Juniſchlacht. Dieſe hat, wie ſchon angedeutet ward, mächtig auf die Volkspoeſie gewirkt. Zuerſt ſchien alle Hoffnung niedergeſchmettert, der Geſang verſtummte in den Werkſtätten, das Lächeln der Zuverſicht entſchwand von den trotzigen Geſichtern — aber ſchon nach wenigen Tagen der Verwirrung erhob die Dichtung ihr geächtetes Haupt, zuerſt ſcheu und leiſe, mahnend um Milde und Menſchlichkeit, dann aber ſtolz und glühend, Rachepfeile ſchleudernd auf die herzloſen Sieger. Schaurige Accorde zogen durch die Luft, es war ein Schwur der Sühne für die Gefallenen, ein Gelöbnis der Vergeltung für die erlittene Schmach, für die Beleidigung des Gefühls und der Menſchlichkeit. Man empfand es klar: hier wäre Vergeſſen Feigheit, Verzeihen markloſe Schwäche!

In der That begleitete dieſe originelle Poeſie mit ihren zuerſt hoffnungsfreudigen, bald aber düſteren und melancholiſchen Weiſen Schritt für Schritt alle politiſchen Ereigniſſe ſeit dem Jahre 1848. Unter den Arbeiterdichtern war Guſtave Leroy der Erſte, welcher durch ſein ſchwungvolles Lied „Gruß der jungen Republik!“ den Sieg des Volkes verherrlichte und durch dasſelbe direkt auf die Vorgänge in den Revolutionstagen einwirkte; denn in Folge dieſes Liedes, das am 26. Februar jenes Jahres erſchien, wurde der Julithron verbrannt. Dies (auf S. 132 und 133 abgedruckte) Gedicht enthält in charakteriſtiſcher und klar beſtimmter Weiſe die Forderungen des franzöſiſchen Arbeiterſtandes; es iſt, ſo zu ſagen, ein Parteiprogramm in Verſen. Aber während Leroy ſolchergeſtalt der Freude über den Sieg des Volkes Ausdruck verlieh, warnte er in andern Gedichten bald nachher energiſch vor dem Wahne, als ſei jetzt ſchon erreicht, was durch die geſetzgebende Verſammlung und die erhoffte volksfreundliche Verfaſſung erſt verwirklicht werden ſollte. Die Juniſchlacht zeigte, daſs ſein Kampf gegen „die Alten von geſtern“ (S. 136—37), welche ſich ſchnell genug wieder zu Herren des Heute gemacht haben, ein wohlbegründeter war. Mit ihm vereinte ſich Pierre Dupont in zahlreichen geharniſchten Liedern zur Befehdung jener ſchwachen proviſoriſchen Regierung, welche den Arbeitern die erſehnten Reformen unter einem Schwall ſchönredneriſcher Phraſen vorenthielt und den Ruf nach Brot ſchließlich mit Kartätſchen beantwortete. Aus dieſer Zeit eben ſtammt das „Lied vom Brote“ (S. 145 ff.), deſſen Popularität in ganz Frankreich eine faſt unglaubliche war. Im Theater der Porte St. Martin gab man damals ein Stück unter dem Titel: „Misère,“ welches die troſtloſen Zuſtände des iriſchen Proletariats ſchilderte. Schon im dritten Akt ſterben die meiſten der auftretenden Charaktere den ſchauerlichſten aller Tode, den Hungertod. Als der Vorhang fiel, begann das ganze Publikum einſtimmig das „Lied vom Brote“ zu ſingen, und dämoniſch durchſcholl der furchtbare Refrain das Haus:

Man hält nicht von den Marmorſtufen
Das Volk zurück mit ſeiner Noth.
Denn die Natur gebeut zu rufen:
Brot thut uns noth! wir fordern Brot!

Das Einſchreiten der Sergeants-de-Ville vermochte diesmal dem Geſang keinen Einhalt zu thun, denn der entſetzliche Chor überbrauſte wie ein grollendes Meer die lächerlichen Scheltworte der Gendarmen. Am folgenden Tage wurde jede Wiederholung des Stückes polizeilich unterſagt.

Jüngere Dichter ſchlugen in jenen Tagen hoffungsfreudigen Töne an, unter welchen namentlich das Gedicht von Hippolyte Demanet: „Der alte Demokrat“ (S. 179 ff.) ſich wegen ſeiner abgerundeten, wohlklingenden Form großen Beifall erwarb. Als aber die Hinrichtung jener Männer, die im Gemetzel der Juniſchlacht den feindlichen General Bréa getödtet hatten, den Beweis lieferte, daſs Louis Napoleon allen Bitten um Milde ſein Ohr verſchloſs; als das erſte Todesurtheil der Republik am 17. März 1849, an demſelben Tage vollſtreckt ward, an welchem der Präſident in ſeinem Pallaſte ein glänzendes Feſt gab: da nahm die Proletariatsdichtung einen unerhört finſtern Charakter an, den ſie ſeitdem nicht wieder ablegte. Leroy ſchrieb an dieſem Tage ſein berühmtes Gedicht: „Ball und Guillotine“ (S. 188—189). Wilder noch ſind die Gedichte: „Der Tag der Sühne“ von Louis Ménard (S. 152—156) und der „Geſang der Jacques“ von Raoul Bravard (S. 198—202). Das letzterwähnte Lied wurde Gegenſtand einer gerichtlichen Verfolgung und bei dieſer Gelegenheit als corpus delicti von Emile de Girardin in ſeinem Journal „La Presse“ abgedruckt. Es erhielt eben hiedurch eine ſo allgemeine Verbreitung, daſs ein neuer Proceſs gegen das Journal erhoben ward, welches ſich den Abdruck geſtattet hatte. Der Verfaſſer des Liedes entfloh nach Belgien und entzog ſich dadurch der über ihn verhängten Strafe. Das Schwurgericht von Paris hatte ihn nämlich am 26. Juni 1850 für „ſchuldig“ erklärt, und der Urtheilsſpruch lautete auf fünf Jahre Gefängnis und 6000 Franks Geldbuße! —

Betrachtet man das franzöſiſche Proletariat nach dem Maßſtabe deutſcher Verhältniſſe, ſo wird es Manchem auffallen, daſs in jenem Lande ſo viel Begabung für Muſik und Poeſie exiſtiert. Der Bildungstrieb des Pariſer Arbeiters (nicht etwa des franzöſiſchen Arbeiters überhaupt) überſchreitet in der That den unſeres Handwerkerſtandes bei weitem, und es iſt unglaublich, was ein Pariſer Ouvrier Alles lieſt. Hiedurch wird es möglich, daſs alle Volksſchriften zu ſo billigen Preiſen verkauft werden, und nicht allein die Quais waren zur Zeit meines Aufenthalts in der Seineſtadt Tag für Tag mit der Waare „fliegender Buchhändler“ beſetzt, ſondern auch in den Straßen der Vorſtädte und Armenviertel wurden beſtändig Lieder und wohlfeile Broſchüren feilgeboten. Es gab Buchhändler, die einzig von dem Verkauf ſolcher Volkslieder lebten, und nicht ſelten war ein Chanſonnier, wie z. B. Charles Durand, Verleger ſeiner eigenen Gedichte oder der Erzeugniſſe ſeiner Genoſſen. Der gewöhnliche Preis eines Heftes von 6 bis 8 neuen Liedern betrug 2 Sous; mit der Melodie wurde für jedes einzelne Lied derſelbe Preis bezahlt. Zwanzig ſolcher Hefte bildeten in der Regel einen Band oder einen Jahrgang.

Daſs auch die zum Theil ſchwierigen Melodien ſo große Verbreitung fanden, hatte noch einen beſonderen Grund. Die Arbeiter von Paris hatten nämlich ihre eigenen Singſchulen, in denen nach der mir unbekannten, aber vielgerühmten méthode Wilhem unterrichtet ward. Die beſten Sänger dieſer Schulen gaben unter dem Namen Enfants de Paris öffentliche Koncerte, meiſt in der Salle de la Fraternité des Faubourg St. Denis. Dieſer „Saal der Brüderlichkeit“ war urſprünglich ein Reitſtall, der im Jahre 1848 von den Pariſer Arbeitern angekauft und in einen ſchmuckloſen Verſammlungsſaal umgewandelt wurde. Um die Koſten zu beſtreiten, gab jene Sängerſchar dem Proletariat von Paris ſeine Wochenkoncerte, und hier neben dem Bilde der barrikadenkämpfenden Freiheit feierte das Volk ſeine fröhlichen Feſte unter der lächerlichen Kontrolle der Polizei. Hier ſang Pierre Dupont jedes neue Lied, das ihm geworden, hier trug Lachambeaudie ſeine jüngſten Fabeldichtungen vor, hier war eine Waffenſchmiede des Geiſtes für die gehoffte künftige Erhebung.

Die Aſſociationen und volksthümlichen Wirthshäuſer von Paris boten in den Jahren 1850 und 1851 ein bewegtes Schauſpiel dar; ſie faſſten kaum die Menge der Arbeiter, welche ſich Abends in ihnen verſammelte, während die eleganten Cafés der Bourgeoiſie nur von ſpärlichen, ſcheuen Gäſten beſucht waren. Wenn man in den Faubourgs das Lokal eines Marchand de vin betrat und ſich mühſam in die Gaſtſtube hineingedrängt hatte, traf man gewöhnlich ſechs bis acht Männer, welche ſich an der Ecke eines Holztiſches das neueſte Lied einübten, die Melodie leiſe vor ſich hinſummend. Plötzlich erſcholl ein „Silence!“ und die Sänger trugen mit feſtem Ton ihre Chanſon vor, während die Anweſenden laut in den Refrain oder die Chorſtrophe mit einſtimmten. So wurden dieſe Lieder bekannt und verbreiteten ſich oft in einem oder zwei Tagen durch ganz Paris.

Wir verglichen ſchon einmal die franzöſiſche Arbeiterpoeſie mit dem deutſchen Meiſtergeſange des fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts. War gleich jener Meiſtergeſang Wenig mehr, als ein gedankenloſes Formenſpiel, ſo läſſt ſich dennoch ein fernerer Vergleichspunkt aufſtellen. Wie nämlich die Meiſterſänger gleichſam in Dichterzünfte ſich eintheilten, ſo hat auch die franzöſiſche Volkspoeſie namentlich durch eine Anzahl von Dichtergeſellſchaften ſich entwickelt. Der Nutzen olcher Verbindungen lag vorherrſchend darin, daſs arme Talente ihre Lieder durch die Geſellſchaft, welcher ſie ſich anſchloſſen, verbreitet ſahn und häufig in Krankheit und Elend durch ſie unterſtützt wurden. Der Schaden war kaum geringer. Es bildete ſich raſch ein organiſiertes Klickenweſen aus, Kameraderie und Eiferſucht erbitterten die verſchiedenen Geſellſchaften gegen einander, und der Zerwürfniſſe war kein Ende. Selbſt im Feldlager der eigenen Verbrüderung gab es ſelten einen dauerhaften Frieden; wie in den meiſten Fällen, fühlten ſich die Talentloſen und oft auch die Talentvollſten zurückgeſetzt und ſchieden dann aus, um neue Geſellſchaften zu begründen. „Der alte Keller,“ „die Mutter Kneipe,“ „der neue Keller,“ „die Pflicht der Freiheit,“ „die Mahlzeiten von Verſailles,“ „die Liederkampfbahn,“ „die Hölle,“ „die Höllengeiſter,“ „die Dämonen,“ „die Templer,“ „die Troubadours,“ die Epikuräer,“ „die Schäfer von Syrakus,“ „die Phöbuskinder,“ “die Kinder des Vaudeville,“ „die Kneipfiſche,“ „die Minneſänger von Paris“ — le vieux caveau, la mère goguette, le caveau moderne, le devoir de la liberté, les diners de Versailles, la lice chansonnière, l'enfer, les infernaux, les démons, les templiers, les troubadours, les épicuriens, les bergers de Syracuse, les enfants de Phoebus, les enfants de vaudeville, les poissons goguettiers, les menestrels parisiens — ſind Namen von Geſellſchaften, die allein ſeit 1830 beſtanden, und von deren einſtiger Exiſtenz jetzt kaum Einer mehr Etwas weiß. Und dieſe Namen ſind zufällig an mich herangetreten, weil ich von geweſenen Mitgliedern all' dieſer Geſellſchaften Einzelnes beſitze. Wer aber nennt uns nur die Namen all' der übrigen Sängerverbindungen, welche ſeit der Julirevolution ſich Schlag auf Schlag bildeten und faſt ſchneller ſich wieder getrennt haben?

Am längſten beſtand die Lice chansonnière, „die Liederkampfbahn,“ welche 1835 von Charles Lepage gegründet ward. Sie umfaſſte jährlich etwa 60 Mitglieder und behauptete an geiſtigem Gehalt und ſittlicher Würde den erſten Rang unter den Sängerverbindungen von Paris. — Bereits mit den Julitagen, und namentlich ſeit dem Unglückskampfe von St. Méry, hörte der frühere harmloſe Charakter der Chanſon, welche „Niemanden verletzte,“ auf. Der Arbeiter ſah durch die Leichtigkeit, mit welcher er die Wohlthaten der Bildung ſich zu eigen machte, ſeine Produktionen bis in die Salons ſich verbreiten; er benutzte dieſen Umſtand nicht ſelten zu dem Verſuch, auch dort einer wärmeren Sprache und den neuen Ideen Geltung zu verſchaffen, welche ihm theils durch die eigene Vernunft, theils durch die großen Denker des Jahrhunderts zugeführt wurden. Hiedurch kam mehr Ernſt und Tiefe in den Geiſt der Proletariatsdichtung. Aber die naive Fröhlichkeit litt darunter nicht, ſie verblieb dem Volke, dem ſie gehört.

Als der Stifter jener Verbindung dieſelbe vernachläſſigte, übernahm der vieljährige Präſident Joſeph Simon Blondel ihre Leitung. Am 26. März 1788 — im Jahre des großen Winters — wurde er an der Ecke der Straßen Phélippeaux und de la Croix von armen, aber arbeitſamen Eltern geboren. Sein Vater Simon und ſeine Mutter Catharina Leſébure konnten wenig zu ſeiner Ausbildung beitragen, und frühzeitig erwarb er ſich durch Aufſpielen zum Tanz und durch Muſikſtunden ſein tägliches Brot. Mit außerordentlichem Formenſinn und feinem Gehör begabt, verſuchte er ſich ſehr jung in der Poeſie und muſikaliſchen Kompoſition. Erſt in gereiftem Alter näherte er ſich den verſchiedenen Sängerverbindungen, und trat im 37ſten Lebensjahr in den Bund der „Epikuräer.“ Bald darauf ließ er ſich in „die Mutter Kneipe“ aufnehmen, und dichtete hier in Geſellſchaft von Saint-Gilles, Feſteau, Favart und anderen damals berühmten Volksdichtern ſeine beliebteſten Chanſons. Nach der Reihe „Schäfer von Syrakus,“ „Troubadour,“ „Dämon“ und „Liebeskämpfer,“ blieb er beſtändig derſelbe liebenswürdige Aufmunterer zu Fröhlichkeit und Geſang, immer bereit, wenn es dem Elend zu helfen galt, und hauptſächlich ſeiner Ausdauer, wie ſeiner Aufopferung als Präſident, verdankt es die „Liederkampfbahn,“ daſs ſie lange Jahre hindurch den Ruf erhielt, welchen ihr geiſtiger Gründer ihr verſchafft hatte.

Im letzten Jahr ihres Beſtehens wurde jedoch auch dieſe Geſellſchaft der Schauplatz ernſter Kämpfe, welche die Auflöſung herbeiführten. Jüngere, feurige Mitglieder ſuchten durch gehaltvollere Lieder die überhand nehmende Gleichgültigkeit der Chanſon zu beſiegen; ihnen miſsfiel der tändelnd ſchläfrige Ton ihrer Genoſſen — vielleicht ahnten ſie am raſcheren Pulsſchlag ihres eigenen Herzens den beſchleunigten Gang der Zeit. Als ihr Beſtreben nur ein reaktionäres Angſtfieber der Alten, höchſtens ein achſelzuckendes Bedauern hervorrief, reichten Charles Gille, Alexis Dalès von Metz, Alexandre Guérin, Chriſtian Sailer u. A. ihre Entlaſſung ein, und begründeten mit Auguſte Alais, L. Auguſte Loynel, J. Baptiſte Bernard dem Jüngeren, Georges Lecreux, Auguſte Morean, J. Triebel und vielen tüchtigen Volksdichtern den „Templerbund.“ Die „Templer“ veröffentlichten alle 14 Tage ein neues Liederheft, deren eines den kräftigen Abſchied von Gille und Sailer an die „Liederkampfbahn“ enthält. Die Letztere ſandte während der 13 Jahre ihres Beſtehens zwölf Jahrgänge ihres Albums auf den Büchermarkt von Paris. Das letzte Bändchen, vom Jahr 1847, iſt mit dem Bildniſſe Blondel's verziert, und enthält dürftige Notizen über ein paar verſtorbene Mitglieder der Geſellſchaft. Leſen wir die Schrift auf einem dieſer Leichenſteine — ſie lautet:

„Jean Pierre Jeſt, geboren zu Paris den 6. November 1798, als Mitkämpfer aufgenommen den 15. Januar 1832, geſtorben den 5. November 1846. Als Jeſt in „die Liederkampfbahn“ eintrat, ſang er ein fröhliches Lied — er war damals heiter und geſund. Ein Jahr nachher ſchrieb er:

„Wenn heut der Lenz, mit ſeinen Lebensfluthen
Das All verjüngend, wandelt durch die Welt,
Schleicht kalter Tod in meines Herzens Gluthen,
Und meines Sommers Garbenkrone fällt.
Mir iſt der Lenz, des Vogels Lied entſchwunden,
Die Erde jauchzt, ob mich der Gram zerpreſſt,
Mich hat ein erzdurchſtählter Arm gebunden —
Verkürzt, o Parzen, meiner Tage Reſt!

„Der Schlag hatte ihn gelähmt .... er war arm .... und ſeine Mutter war toll .... Jeſt flehte den Tod als Rettung herbei. Er ſah eine Schar von Freunden an ſeinem Krankenlager, die zehn Leidensjahre hindurch ihn nicht verließen. Sie vermochten ihm freilich den Wunſch nicht zu erfüllen, den Gott einzig vollenden konnte; aber ſie wuſſten die Welt für ihn zu intereſſieren von Denen an, die mit Gleichgültigkeit das Elend betrachten, bis hinauf zu Jenen, in deren Bruſt die heiligſte Menſchenliebe glüht; vom kleinſten Verskünſtler bis zum unſterblichen Dichter der „Liſette," welcher gleichfalls zu Fuße dem armen Gichtbrüchigen ſeine Opferſpende zutrug. Solches geſchah, bis endlich ein hochlöblicher Magiſtrat dem Adoptivkind aller Sängerverbrüderungen von Paris das Hoſpital der Unheilbaren erſchloſs."

Mit recht glücklichem Erfolg wurde häufig von den „Liedeskämpfern" das Gebiet der Satire bebaut, beſonders von Auguſte Saint-Gilles, geboren zu Avignon den 31. März 1769, geſtorben den 2. December 1845 in Paris. Zuerſt Mitglied des „Gymnase lyrique" und der „Schäfer von Syrakus," trat er am 22. Juni 1833 in die „Liederkampfbahn" und veröffentlichte bald darauf zwei Bände „Chansons et Poésies." In ſeinem

Nachlaſs befindet ſich ein ungedrucktes Gedicht: „Die Chriſtiade,“ ein Werk, das gewiſſermaßen alle philoſophiſchen Ideen des Baron Holbach umſchließt. Saint-Gilles gilt als Schöpfer der von ihm gehandhabten Form; ſein Stil iſt beißend und ſcharf. An tiefes Denken gewöhnt, verläſſt er nie ſeinen Gegenſtand, bevor er alles Intereſſe oder alles Lächerliche desſelben erſchöpft hat. Von ſeinen Nachfolgern erwähnen wir Jules Leroy, (aufgenommen den 30. Mai 1839, geſtorben im November 1840), der unter dem Namen „Lucifer“ die „Hölle“ und mehre andere Sängerverbindungen gegründet hat, und Jean André Perchelet, geboren zu Puiſeaux (Loiret) den 29. September 1799, geſtorben 1843 zu Paris. In „die Liederkampfbahn“ ließ er ſich aufnehmen am 3. December 1839. Nach dem jedenfalls allzu wohlwollenden Urtheil ſeiner Freunde verband er „mit der Zartheit Anakreon's den Witz eines Juvenal.“ Seine meiſten Gedichte finden ſich in der „Ruche lyrique“.

Eins der beliebteſten Mitglieder all' jener Geſellſchaften war Pierre Claudel, geboren den 22. März 1793 zu Paris, geſtorben zu Belleville den 29. Januar 1845. Nach einander Mitglied des „alten Kellers,“ der „Troubadours,“ der „Epikuräer,“ der „Kinder des Vaudeville,“ Präſident der „Schäfer von Syrakus,“ Vicepräſident der „Höllengeiſter,“ Stifter der „Kinder des Phöbus,“ trat er am 4. Juli 1839 in „die Liederkampfbahn.“ Er war überall zu finden: hier eine Rede improviſierend vor einer Damengeſellſchaft, duftend von Blumen wie ſein Stil; dort mit Wärme einen Toaſt erwidernd, dargebracht fröhlichen Sängern, ſeinen Freunden, inmitten einer Dampfwolke, aufgequalmt aus 100 brennenden Thonpfeifen; heute Präſident einer Verſammlung von Präſidenten, morgen ſchlichter Beſucher einer jungen Geſellſchaft. Claudel hinterließ ſeinem Sohn eine voluminöſe Sammlung ungedruckter Chanſons. An zartem Gefühl und harmloſer Luſtigkeit wetteifern mit ihm Eugène Leclère, geboren den 26. April 1812, aufgenommen den 26. Februar 1841, geſtorben den 25. April 1846, und Jules Germain, geboren den 4. Mai 1794, aufgenommen den 29. November 1832, geſtorben 1837 zu Paris. Letzterem ſchrieb Blondel, ſowie der Uhrmacher Louis Feſteau einen tiefempfundenen Nachruf. Dieſer Feſteau iſt ein Greis mit jugendlichem Herzen, ein warmer Freund Fourier's, ein unermüdlicher Beſchirmer der Volksrechte, welchen κατ' ἐξοχήν der Name „Chansonnier du peuple" ziert.

Von der Lebensſtellung, der Geſchichte jedes einzelnen dieſer Volksdichter iſt Wenig bekannt. „Sein Vater war ein armer Mann — ſeine Mutter war eine arme Frau — er ſelber iſt ein armer Mann" … Das iſt in der Regel Alles, was die Welt von den Verfaſſern jener Chanſons erfährt; — glücklich, wenn wenigſtens noch der Name hinzutritt! Von Einigen iſt ſogar das Gewerbe bekannt geworden, das ſie ernährt.

Die „Liederkampfbahn" umſchloſs in den letzten vier Jahren ihres Beſtehens — außer den Genannten — folgende Mitglieder: J. B. Aubin, J. F. Bailly, Benjamin Barbé, Barillot, Eugène Berthier, Beſcherelle den Älteren, Boulanger, Edouard Felix Bouvier, B. Briſſon, Juſtin Cabaſſol, Chanu, Louis Charles Chevallier, Charles Colmance, Alfred Creſſonnier, Dalès den Älteren, Hippolyte Demanet, Victor Dollet, Louis Duclos, Edouard Dugas, Louis Charles Durand, Eſprit, Madame Eliſa Fleury, Jules Fréon, Edmond Gaconde, Gelin, J. B. Girard, Eugène Gnémied, Edouard Hachin, Gabriel Haudue, Auguste Jolly, André Jourdain, Alfred de Lacaze, Pierre Lachambeaudie, Baptiſte Lamome, Hippolyte Le Boullenger, Victor Leray, Louvet, Älteſten der „Liederkampfbahn“ und Seekapitain unter der erſten Republik, Louvier, Alexandre Marie, Proſper Maſſé, Numa Mercier, J. D. Moinaux, Charles Moriſſet, Julien Motizot, Guſtave Parroiſſe, Adolphe Pécatier, Eugène Petit, G. C. Picard, E. C. Piton, Charles Poncy aus Toulon, Adolphe Porte, Charles Ranſon, Charles Regnard, Charles Rochet, Léonard Schneitz, Ferdinand Seré, Troisvallets, Charles Vallet, J. M. Vandael, Emile Varin, Erneſt Vatinel, Gabriel Verry, J. Vezy, Armand Vigier, Vinçard und Ch. Virbès de Montvaillier.*)

Von all' dieſen Mitgliedern der „Liederkampfbahn“ ſeien uns nur über Guérin und Lachambeaudie einige Notizen vergönnt.

Alexandre Guérin aus Troyes gehörte anfänglich zu den „Kindern des Vaudeville,“ und verließ ſpäter, wie geſagt, die „Liederkampfbahn“ wegen politiſcher Differenzen. Er ſtand ſeitdem treu zu dem Volke, und litt Viel um ſein muthiges Wort. Sein Gedicht „Den Frauen des Volkes!“ (S. 203 ff.) wurde im Jahre 1849 mit Beſchlag belegt, der Verleger verhaftet, der Verfaſſer angeklagt und verurtheilt. Während ſich die Pforten von St. Pelagie vor ihm öffneten, ſchloſs ſich ihm die Thür des Hauſes Hartmann & Sohn. Nach vergeblichen Verſuchen, ihn von ſeiner Bahn abzulenken, hatten ihn dieſe Herren zur Forderung ſeiner Entlaſſung aus ihrem Geſchäfte gezwungen. Guérin lebte nach überſtandener Haft in einer Dachſtube der Place Dauphine, und ließ bald nachher eine Sammlung ſeiner Gedichte erſcheinen.*)

---

*) Hier wie an andern Orten ſind die mit Sperrſchrift gedruckten die Namen der vorzüglicheren Volksdichter.

Pierre Lachambeaudie hatte bis zum Jahre 1850 keinen Verleger für ſeine Fabeln gefunden, obgleich dieſelben zweimal von der Académie française gekrönt worden. Durch einige Freunde unterſtützt, veröffentlichte er zuerſt 1839 ein kleines Bändchen, das ſich nachher beträchtlich vergrößert hat. Er ſelbſt machte den Kolporteur dieſer Fabeln, lebend von dem ſpärlichen Gewinn, den ihm der Verkauf jedes Bändchens zuführte. Er dichtet meiſt unterwegs, im Wandeln; Abends ſchreibt und überarbeitet er die Verſe, die während ſeines Tagewerks entſprungen ſind.

Lachambeaudie war ſchon lange vor der Februarrevolution bei allen Volksfeſten eine bekannte Perſönlichkeit; aber ſein Name hat ihm zur Begründung ſeines Rufes nicht mehr genützt, als die erwähnte Anerkennung ſeiner Werke. Haß und Neid ſchmiedeten ihm vielfache Kabalen; die Reaktion verſchrie den beſcheidenen Dichter als einen tollen Demagogen, als einen Zeloten der Mordbrennerei. Und doch giebt es kaum etwas Zarteres und Lieblicheres, als die Gedichte des armen Kommuniſten. Wie Béranger dem Volk entſproſſen, hat er wie Jener für das Volk geſungen — ihm brachte er den Tribut ſeines Herzens wie ſeines Geiſtes.

In den erſten Monaten nach der Februarrevolution traf man ihn täglich in den Klubs. Redner folgten auf Redner; wenn der Zorn und die Ungeduld der Menge ſich in wilden Fanatismus verlor, trat Lachambeaudie auf die Tribüne, und las mit ruhigem Ton eine ſeiner Fabeln, welche mit Ernſt und Tiefe den Kern der Debatte erſchloſs. Nach der Juniſchlacht ward er plötzlich verhaftet und in eines jener Forts geführt, wo ſich die gefangenen Volksmänner befanden. „Man hat ſich geirrt," ſprach er, „man wird den Irrthum erkennen." Und indem er die unerſchütterliche Ruhe ſeines Charakters auf ſeine Umgebung ausdehnte, wuſſte er, ſelbſt ein Angeklagter, ſeine Genoſſen zu erheitern im Ausblick auf den künftigen Sieg. Mittlerweile war Béranger von dieſer Verhaftung unterrichtet worden. Beſorgt um das Loos ſeines Liedgenoſſen, machte er ſich auf, wandte ſich an die Behörden, ſprach mit hinreißendem Wort von der Charakterreinheit des Angeklagten, kurz, erlangte den Befehl ſeiner Loslaſſung, den er ihm perſönlich überbrachte.

---

*) Chansons et poésies d'Alexandre Guérin. Dépot à Paris: chez l'auteur, 18 Place Dauphine. 1851. Soviel uns bekannt, erſchien nur das erſte Heft.

Béranger fand ihn ruhig und lächelnd. „Ich wuſſte ja," rief ihm Lachambeaudie entgegen, „daſs mein Stern und Sie mich nicht verlaſſen würden!" Und der berühmte Poet, dem unbekannten die Hand reichend, führte ihn zurück zu ſeinem bekümmerten Weibe. Am Morgen darauf empfing Béranger von unſerm Fabeldichter folgende Zeilen:

„Poet, dem über Herz und Geiſt die Macht gegeben,
Wenn den Gefangnen du einführſt zu neuem Leben:
So iſt er, war er ſchuldig, rein,
Und war er's nicht, ſo kränzt ſein Haupt der Glorie Schein!"

Nach dem Staatsſtreiche vom 2. December ſoll Lachambeaudie, nebſt vielen andern dieſer Volksdichter, zur Deportation nach Cayenne verurtheilt, bald nachher jedoch begnadigt worden ſein.

Was den Stil ſeiner Werke betrifft, ſo beſitzen Wenige das Geheimnis aller Feinheiten der franzöſiſchen Sprache in ſo hohem Grade, wie Lachambeaudie. Nicht allein hiedurch, ſondern mehr noch durch die Originalität des Gedankens, den Geiſt der Erfindung und die Erhabenheit des Gefühls, müſſten dieſe Fabeln das alte Buch vom Lafontaine aus den Schulanſtalten verdrängen, das mit ihnen kaum die Naivetät und die Eleganz des Ausdrucks gemein hat.

In den Fabeln von Lachambeaudie*) trägt in der That faſt jeder Vers das Gepräge der Meiſterhand, Form und Gedanke zeigen eine Originalität voller Reiz und Leben; der Moraliſt und der Poet — Beide ſind inſpiriert von den edelſten Elementen ihrer Zeit. Wenn es ewige Wahrheiten giebt, die ſeit Äſop und Lafontaine nicht gewechſelt haben, ſo iſt doch ihre Anwendung verſchieden. In der Auffaſſung dieſer Verſchiedenheit, in ihrer Entwicklung an den Ideen des Jahrhunderts, in dem Auffinden einer Form, welche zu deren Verbreitung am meiſten nützt — in dieſer Thätigkeit beweiſt ſich das Genie.

Man hat ſich in Deutſchland zuweilen gewundert, daſs ſeit geraumer Zeit faſt jeder wahre Poet in der Blüthe ſeiner ſchöpferiſchen Kraft revolutionär wurde. Die Thatſache erklärt ſich leicht. Der wahre Dichter giebt ein treues Bild ſeines Volkes und ſeines Zeitalters; er empfindet das ganze Weh ſeiner Umgebung, und faſſt den Unmuth der einzelnen Leidträger zu einer mächtigen Zorneswelle zuſammen, die in gewaltigem Stoß gegen die Burg der Deſpoten ſchäumt. Er verkündet den Fluch und die Hoffnung, welche er auf den

---

*) **Fables de Pierre Lachambeaudie**, couronnées deux fois par l'academie française. Neuvième édition. Paris, Pagnerre, éditeur, 18 Rue de Seine. 1851. Eine Auswahl von hundert dieſer Fabeln iſt von **Ludwig Pfau** (Deſſau, Gebrüder Katz, 1856) ins Deutſche überſetzt worden.

Stirnen der Dulder las, und entſchleiert das Wort, welches durch ihn erſt der Menge zum Bewuſſtſein kommt. Was die großen Geiſter gedacht, er macht es dem Volke klar, und was in der philoſophiſchen Umhüllung das Eigenthum Weniger blieb, Das klingt in der Sprache des Liedes zu Allen hinaus und erſchafft jene Begeiſterung des Verſtandes, welche zuletzt immer den Sieg erringt. Einer ähnlichen Erſcheinung begegnen wir in der franzöſiſchen Arbeiterpoeſie auf dem Felde des Socialismus und ſelbſt auf wiſſenſchaftlichem Gebiet. Proudhon, Raſpail, Barbès, Cabet, Louis Blanc, und namentlich Fourier, verdanken einen großen Theil ihrer Anhänger den Beſtrebungen des Proletariats. Die Librairie phalanstèrienne am Quai Voltaire, welche jahrelang ausſchließlich um die Populariſierung der fourieriſtiſchen Ideen ſich mühte, hätte ſchwerlich für ihre Verlagsſchriften ſo großen Abſatz gefunden, wenn nicht Louis Feſteau, Alphonſe Conſtant und Jean Journet das Volk ſeit langen Jahren in dieſe Ideenkreiſe eingeführt hätten. Jean Journet iſt ein närriſcher Kauz, ein Phantaſt der edelſten Art. Von ſanftem und träumeriſchem Gemüth, gab er ſich trotz der bitterſten Noth den Studien hin, und nachdem er ſich in die Lehren Fourier's verſenkt, hielt er ſich endlich für berufen, als Jünger und Apoſtel die Lehre des Meiſters zu verkünden. Unter dem Titel „Schrei der Angſt," „Schrei der Noth" u. ſ. w.*) verfaſſte er eine Menge von Chanſons, in denen er der Welt ſein Evangelium bot. Die Lehren Fourier's ſchienen ihm ſo überzeugend, ſo unumſtößlich, daſs er nur einem guten

---

*) Resurrection sociale universelle. Cris et soupirs par Jean Journet, disciple de Fourier. 3 Séries. Paris, librairie sociale, 49 Rue de Seine. 1841.

Willen glaubte begegnen zu dürfen, um den Sieg zu erfechten. Er wandte ſich an den König, die Königin, an das ganze orleaniſtiſche Haus, an jeden Schriftſteller von Ruf und Talent, an Lamennais und Lamartine, und wunderte ſich noch, als man ihn verlachte. „Was hilft's," ſprach er zu Letzterem,

„Was hilft es, deinen Geiſt auf Klagen zu verſchwenden,
Im fernen Orient dich einſam zu erfreun?
Du müſſteſt Troſt und Licht in unſre Bruſt entſenden,
In junger Liebe gilt's die Menſchheit zu erneun!
Mag immer deine Stirn ein bleicher Kranz umflimmern,
Ein ſüßes Lächeln mag dein ſtolzer Blick erſpähn: —
Doch wird die Zeit dein Saitenſpiel zertrümmern,
Und deiner Fackel Glanz verwehn!"

„Ach!" ruft er dann aus, „daſs er mir gelänge, dein Herz dem Volke zu gewinnen! Welch ein unſterblicher Ruhm würde deinen Namen der Nachwelt übertragen! Wie die Welle des Nils würde dein Lied alle Herzen überſchwemmen, um ſie zu befruchten — ich hätte die Thränen der Väter getrocknet, den Söhnen die Zukunft geweiſſagt!"

Als ihn die Großen nicht verſtanden, ging Jean Journet zum Volke. Seine Reden waren von ſo großem Erfolg, daſs er ſich zu einer Wanderung durch die Provinzen entſchloſs, um auch hier das Syſtem der Univerſalharmonie zu verbreiten. Victor Conſidérant und ſeine Freunde, welche die natürliche Beredſamkeit ihres Parteigenoſſen erkannt hatten, ſetzten ſich mit ihm in Beziehung und verſprachen, ſeine Miſſion zu unterſtützen. Journet begab ſich auf den Weg. Spitzhut, Reiſekamaſchen, ein Torniſter voll phalanſterienner Broſchüren und fourieriſtiſcher Chanſons, ein knotiger Stab — Nichts fehlte zum Pilgerkoſtüm, und vertrauensvoll wie die erſten Apoſtel lenkte er ſeine Schritte gen Burgund.

In der Stadt Semur hielt er den erſten Vortrag. Zahlreiche Beifallsäußerungen lohnten ſeinen Eifer, und auf den Abend lud man ihn zu einem fröhlichen Bankett. Zufällig traf es ſich, daſs am ſelben Tage eine Geſellſchaft beim Präfekten verſammelt war. Als Journet von dieſer Geſellſchaft erfuhr, erwachte in ihm der alte Glaube an die Macht ſeiner Sendung, und nach kurzem Beſinnen begab er ſich auf die Präfektur. Die Lakaien, erſtaunt über den ſeltſamen Mann, wieſen ihn ab; doch unbekümmert um ihre Vorſtellungen trat er in den Saal und begann voll heiligen Unwillens ſeine Strafpredigt.

„Ihr tanzt!“ rief er, „ihr tanzt, und zwei Schritte von hier ward das Wort des Meiſters verkündet! Ihr beharrt in der Finſternis, und ſeit zwanzig Jahren erglänzt das Licht über der Welt! Ich bin gekommen, um vor euch leuchten zu laſſen einen Strahl der Verheißung — weh euch, wenn ihr nicht höret meiner Stimme!“

Zweifelsohne hätte Journet noch lange fortgefahren in dieſem Tone — aber der Präfekt ſchlug ſich ins Mittel, und der Apoſtel wurde trotz des kraftvollſten Widerſtandes vor die Thüre geſetzt. Wüthend eilte er zum Bankett, und machte ſeinem Zorn in Verwünſchungen gegen die Halsſtarrigen Luft. Vielleicht ſprach er vernünftig genug; jedenfalls ſchlief er die Nacht im Gefängnis, und muſſte am folgenden Tage laut richterlichen Befehls die Stadt verlaſſen. Stoiſch ſchüttelte er den Staub von ſeinen Füßen über die ungaſtliche Stadt.

Auf ſeinen Wanderungen widerfuhr ihm faſt allerorten dasſelbe Geſchick; müde und verfolgt kam er wieder nach Paris, mehr als je überzeugt von der erlöſenden Macht ſeiner Lehre und von der Heiligkeit ſeiner Sendung. Er war ſeitdem in allen Klubs, auf jeder Volksverſammlung ein gefürchteter Feind der Ariſtokratie, und noch heut iſt er des Sieges ſeiner Ideen ſo gewiſs, daſs er jede andre, als die geiſtige Waffe verſchmäht.

Praktiſcher, aber minder begabt, als dieſer ſonderbare Schwärmer, iſt A. Bourgeois, ein energiſcher Mann, der an großen Gedanken ſich ſtählt, für große Thaten ſich begeiſtert. Mit aufmerkſamem Blick hat er die Schriften von Raſpail, Barbès, Albert, Louis Blanc ſtudiert und das Geleſene dem Liede vertraut. Im Jahr 1849 erließ er einen „Appell an das Volk,“ die Idee des Luftſchiffers Pétin zu verwirklichen. Dieſer hatte das Modell eines lenkbaren Ballons konſtruiert, bei welchem der Widerſtand der Luft als Stützpunkt benutzt wird. Pétin koncentriert dieſen Widerſtand durch eine Art koniſchen Fallſchirmes, deſſen Spitze während des Aufſteigens gegen den Zenith, während des Herabſinkens erdwärts gerichtet iſt. Der Hebel beſteht aus mehren Ballons, welche, auf beiden Seiten placiert, durch ein Holzgerüſt mit einander verbunden ſind. Über den Ballons befindet ſich eine Art Flügel, die ſich zuſammenfalten und ausſpannen laſſen, und durch eine Schraubenwelle inmitten des Trichters in Bewegung geſetzt werden. Dieſe Schraubenwelle läſst ſich ſowohl durch den Widerſtand der Luft, wie durch den Luftſchiffer ſelbſt in Thätigkeit bringen, und beherrſcht zugleich andere Zugwellen, mit deren Hilfe das Steuern des Fahrzeuges ermöglicht werden ſoll. Wenn man die Flügel der einen Seite verkleinert, ſo wird die Aufſteigungskraft auf dieſer Seite größer, und das Schiff bewegt ſich nun, als befände es ſich auf einer ſchiefen Ebne. So kann man ſich heben oder ſenken, ſich nach rechts oder links bewegen, ohne Ballaſt auszuwerfen oder Gas zu verlieren, und dadurch iſt ein längerer Aufenthalt in den Luftregionen möglich. Ein Apparat von vier Ballons, jeder von 90 Pariſer Fuß, trägt nach Pétin's Berechnung auf einer Fläche von 360 Pariſer Fuß Länge und 81 Fuß Breite eine Zahl von 500 Menſchen mit einer Schnelligkeit von 10 bis 50 Pariſer Meilen die Stunde. Da Pétin das Geld zur Ausführung ſeines Projektes nicht beſaß, ſo ließ Bourgeois ſeinen erwähnten Aufruf zum Vortheil deſſelben verkaufen, und das Proletariat bewährte auch diesmal durch zahlreiche Spenden ſeinen Ruf der Intelligenz und Mildherzigkeit. Es iſt mir nicht bekannt, ob die Pétin'ſche Erfindung ſich irgendwie als praktiſch ausführbar bewieſen hat; ein kleines Modell der mehr fiſch-, als vogelähnlichen Maſchine ſah ich im Winter 1850—51 in einem Laden der Rue Rambuteau ausgeſtellt. —

Im Frühling 1841 wurden die Wirthshäuſer (goguettes), in welchen das Volk damals hauptſächlich ſeine Lieder ſang, plötzlich geſchloſſen, und mehre der freiſinnigſten Chanſonniers wurden verhaftet. Unter ihnen Guſtave Mathieu von Epinal, der in der ungeſunden Iſolierzelle von Mont St. Michel zwei Jahre verbracht hat. Unter dem Titel „Meine Nächte“ ließ er nach ſeiner Befreiung einen Band ernſthafter Gedichte erſcheinen.*) Sein Lied von „Hans Traubenſaft“ wurde im Jahre 1849 durch ganz Frankreich geſungen. — Auch Alcide Reynard ſaß längere Zeit im Gefängniſſe La Force, und ſchrieb hier das Gedicht „Der Arbeitsmann,“ deſſen Refrain ich, beiläufig bemerkt, einer fremden Überſetzung entlehnt habe.

Die Zahl dieſer Proletariatsdichter iſt, wie geſagt, Legion. Wir begnügen uns deſshalb, noch ein paar der bekannteſten zu nennen; aber vielleicht ergeht es uns wie mit den Sternen des Himmels, vielleicht glänzen im verborgenen Dunkel der Nacht noch hellere Lichter, von denen unſer forſchendes Auge Nichts erfuhr. Es iſt in der That ein mühevolles Geſchäft, dieſe Lieder zu erhalten, wenn man ſie auch hundertmal in den Wirthshäuſern oder auf der Straße ſingen hörte. Größere Sammlungen giebt es nur von Dupont, Feſteau, Deſaugiers und wenigen Anderen. Von bedeutendem Intereſſe iſt namentlich die Sammlung von Arbeitergedichten, welche Olinde Rodrigues 1841 unter dem Titel: „Poésies sociales des ouvriers" (Paris, Paulin, libraire, Rue de Seine 33) herausgab. Dieſelbe enthält Beiträge von Eliſa Fleury, Stickerin; P. Caplain, Metalldrechsler; Claude Desbeaux, Hutmacher und Seidenhandlungskommis; Louis Feſtean, Uhrmacher; Gauny, Parkett-Tiſchler; Piron, genannt Vendôme, la clef des coeurs, Sämiſchgerber; L. M. Ponty, Latrinenfeger; Michel Roly, Tiſchler; J. C. Sailer, Buchdrucker; Savinien Lapointe, Schuhmacher, deſſen „Echos de la rue"*) ſpäter eine beſonders günſtige Aufnahme fanden; Francis Tourte, Porzellanmaler und Handlungskommis, Verfaſſer der „Brises du matin," und Vinçard, Linealfabrikant, Herausgeber der Arbeiterzeitung „La Ruche populaire."

---

*) Mes nuits au Mont Saint-Michel. Poésies par Mathieu (d'Épinal). Paris, Victor Bouton, éditeur, 26 Rue Saint-André-des-Arts. 1844.

Außer dem genialen Victor Rabineau, deſſen Chanſons meiſtens von A. Marquerie komponiert wurden, heben wir endlich noch folgende Namen hervor: Eugène Baillet, Emile Barateau, Bonabot, J. Bourſier, den 1849 verſtorbenen Brazier, P. M. Chaplain, L. Courrier, Joſeph Déjacque, gleichfalls eine Zeitlang Gefangener in La Force, Horace Demadières, Adolphe Depierre, Victor Drappier, Erneſt l'Epine, Achille Foſſet von Dijon, Eugène de Fresne, Verfaſſer des „Credo républicain," Claude Genoux, Joſeph Landragin, Eugène Lebeau, genannt Ruy Blas, Théodore Leclerc, Philippe Leroy, Michel, Noël Mouret, Verfaſſer der vielfach nachgeahmten „Charlotte la républicaine," Frédéric Périn, Alexandre Piſter, Antoine Remy, genannt Chavanon, und Urbain Serre.

---

*) Les échos de la rue. Poésies par Savinien Lapointe. Paris, Michel éditeur, 27 Rue St.-André-des-Arts. 1850. — In demſelben Verlage erſchien 1850 Une voix d'en bas, par Savinien Lapointe. 3e. édition, avec une notice biographique par Eugène Sue, et suivie de lettres adressées a l'auteur par MM. Béranger, Victor Hugo et Léon Gozlan.

Nicht ſelten vereinigen mehre Volksdichter ihre Kraft zu einem gemeinſchaftlichen Werke. Sie verſtändigen ſich über den Gedanken und den Refrain; Jeder arbeitet die ihm zugetheilten Strophen aus, und die Kritik einiger Kunſtfreunde entſcheidet dann über die Aufnahme. Dies Verfahren erwies ſich namentlich bei humoriſtiſchen Produktionen manchmal von recht günſtigem Erfolg; natürlich muſs man bedenken, daſs es ſich dabei nicht um Kunſtwerke in höherem Sinne handelt. So fand 1847 ein derartiges, von 37 verſchiedenen Schriftſtellern verfaſſtes Gedicht die außerordentlichſte Verbreitung.*) Gewöhnlich iſt es hier die Bourgeoiſie, auf deren Koſten man lacht. Dieſe fürchtet den Geiſt, der ſich im Proletariat entfaltet, und hat einige feile Scribenten in Sold genommen, welche die Poeſie der Arbeiter verhöhnen und ihre beſten Chanſons traveſtieren. Aber das Volk kennt ſeine Feinde, und die „Friedensmarſeillaiſe“ von J. Martin, dem zahmen Poeten von Angers, wurde tauſendſtimmig übertönt durch Loynel's „En avant, Républicains!“ oder durch Rabineau's:

---

*) Cent et une petites misères. Oeuvre sociale, redigée par les meilleurs chansonniers de l'époque, sous la direction de MM. Charles Gille, Adolphe Letac et Eugène Berthier, fondateurs. Deuxième édition. Paris, à la librairie chansonnière de Durand, éditeur, 32 Rue Rambuteau. 1848.

„La guerre!
La guerre!
C'est le cri des peuples souffrants;
La terre,
La terre
Ne veut plus de tyrans!“

Die meiſten Gedichte der vorliegenden Sammlung ſind von Leroy und Dupont. Einige weitere Mittheilungen über dieſe beiden anerkannteſten Volksdichter mögen daher zum Schluſſe noch am Platze ſein. Guſtave Leroy iſt Nähkaſtenarbeiter. Ich lernte ihn auf der Straße kennen, und beſuchte ihn an einem kalten, klaren Novembertage in ſeiner Wohnung, damals in der Rue Transnonain. Eine alte Kaldaunenhökerin öffnete mir das Haus, und wies mich im Hintergrunde in einen dunklen Gang, an deſſen Ende eine Treppe befindlich ſei. Tappend im Finſtern, gelangte ich vorwärts, begann zu ſteigen, und brach mit dem Fuße plötzlich durch ein Loch in den vermorſchten Stufen. Glücklich zuletzt bis in das zweite Stockwerk gelangt, ſtieß ich an einen Balken, der — ich weiß nicht, in welcher Abſicht — dort aufgeſtellt war, krachend fiel er zur Erde... drei Thüren öffneten ſich, und kreiſchende, zerlumpte Weiber überhäuften mich mit Schmähworten. Aber in der dritten Thüre ſtand ein ſchönes blaſſes Weib, mit edlem

Stolz in den Zügen, und fragte mich ſanft, wen ich ſuche.

„Guſtave Leroy" ... Doch ſchon hatte ich ihn erkannt. Ruhig ſaß er, ſeine Nähkaſten leimend, in der kalten Stube, aus welcher ein erſtickender Dunſt ſich mir entgegenwälzte. Auf dem Fußboden lag ein ſchreiendes Kind — es ſtarb wenige Tage nachher, trotz der liebevollſten und aufopferndſten Pflege. Ein Tiſch, ein Bett, ein hölzernes Geſims, drei Stühle — Das war das ganze Mobiliar.

Ich fragte nach ſeinen Gedichten. „Die ſind meiſt lange aus dem Buchhandel verſchwunden," gab er zur Antwort. „Doch da Sie ſich für dieſelben intereſſieren, will ich zuſehen, ob ich ſelbſt noch einige beſitze." Dabei langte er von dem Geſims einen Holzkaſten herab, in dem, außer zerbrochenen Scherben, Handwerksgeräth und allerlei Spänen, ſich zuletzt auch die Gedichte vorfanden. Es war ein ungeordneter Haufen Papiere, theils von Mäuſen zernagt, theils durch das Alter und den ſchlechten Aufbewahrungsort zerſtört. Leroy ſuchte das Leſerlichſte heraus und vertraute es mir. Ich konnte nicht umhin, ihm Vorwürfe zu machen über die Sorgloſigkeit, mit welcher er die letzten Exemplare ſeiner Chanſons der Vernichtung anheim gäbe. Faſt miſstrauiſch ſchüttelte er das Haupt, und ſprach dann: „Ich verſtehe Sie nicht. Jene Lieder hab' ich ſchreiben gemuſſt; ſie haben zu ihrer Zeit genützt oder gefallen — ihr Zweck iſt erreicht. Die guten Chanſons mögen Sie noch heut auf der Gaſſe hören; daſs man die ſchlechten vergiſſt, dagegen habe ich mich niemals gewehrt. Ich verſuchte übrigens ſchon einmal, eine geſammelte Ausgabe meiner Gedichte dem Volk zu übergeben, aber beim ſechſten Bogen konfiscierte die Polizei die ganze Auflage. Es ſoll alſo nicht ſein. Was gehen mich überhaupt die alten Lieder an? Dürfte ich jetzt, wo ich noch junge zu dichten vermag, ſchon für die Eitelkeit des Greiſenalters ſorgen? Lachen Sie nicht über meine Beſcheidenheit — nur dieſe ſchützt den Armen vor dem Fluche, der in ſeinen Verhältniſſen ruht."

Leroy zählt jetzt etwa fünfzig Jahre. Seit 1830 hat er raſtlos gewirkt, und er ſtand Anfangs der fünfziger Jahre auf der Höhe ſeiner ſchöpferiſchen Kraft. Das größere Publikum wurde ſchon 1840 auf ihn aufmerkſam, als ſein Gedicht „Die Todten" aus den Werkſtätten erſcholl. Ein anderes Lied, „Der Eingang in die Tuilerien", zog ihm die erſte Verfolgung zu. Leroy betheiligte ſich fortwährend an den Ereigniſſen der Zeit, und ſuchte durch das moraliſche Gewicht ſeiner Poeſie mit Erfolg auf die Volksſtimmung zu wirken. Er influierte auf die Wahlen, warnte vor Louis Napoleon, kritiſierte die Maßnahmen der Regierung, verherrlichte die Verbannten — und das Alles durch ſein ſchlichtes Lied! Als die häufigen Duellforderungen in der Kammer zu ſtetem Skandal Anlaſs wurden, mahnte er die Volksvertreter an die Würde ihres Berufes und verwies ihnen das Leichtſinnige ihres Thuns. Nach der verunglückten Juniſchlacht fand er zuerſt das männliche Wort; er rief den blutdürſtigen Siegern die Pflicht der Menſchlichkeit zu, und warnte ſie vor dem Tage der Sühne. Und dann — als ſein Ruf machtlos verklang — griff er mit zürnender Hand in die Saiten, und ſang den finſtern Accord: „Die Soldaten der Verzweiflung." Am 17. März 1849, als die Hinrichtung der ſogenannten Mörder des Generals Bréa das Herz jedes Edlen durchſchütterte, faſſte Leroy den Grimm Tauſender in ein zorniges Lied, das noch am Abende von den Gaſſen bis zu den Scheiben des Präſidentenſchloſſes emporklang. Die Staatsgewalt mochte wohl fühlen, daſs eine ſolche Kritik das ganze künſtliche Syſtem ihrer Unſittlichkeit untergrübe — ſie verurtheilte, ſtatt des Präſidenten, den Proletarier. Das Volk war edler: es ernährte Weib und Kind des Gefangenen, und ſang ihm unter den Gittern von Madelonnettes als Zeichen der Treue und des Dankes ſein eigenes Lied. Vor 1848 gab es eine Zeit, in welcher Leroy ſeine Poeſie verſtummen ließ. Aber er ſammelte nur junge Kraft, und erſchien bald wieder auf dem Kampfplatze, muthiger als zuvor. Seine Poeſie iſt ein wunderbarer Streit zwiſchen Milde und Zorn, zwiſchen Verſöhnung und Haß. Selten doch überſchreitet er die Grenze der Leidenſchaft, ſo nah er dieſelbe zuweilen berührt. Auch verliert er ſich nicht ſo oft auf das Gebiet der Proſa, wie Dupont, der ihn faſt mit Unrecht an Popularität übertrifft.

Pierre Dupont iſt der Poet des tendenziöſeſten Materialismus, und ſo bedeutend faſt jedes einzelne ſeiner Lieder auf den erſten Blick erſcheint, ſo monoton, ſo unkünſtleriſch wird er oftmals in ſeinem Beſtreben, rein praktiſch zu ſein. Die Verdeutſchung dieſes Schriftſtellers iſt eine peinliche Arbeit; denn während in Frankreich die Phraſe auf der einen, der proſaiſche Ausdruck auf der andern Seite im Liede noch geduldet werden, ſind beide für den deutſchen Kunſtgeſchmack zum Glück überwunden.

Pierre Dupont, der Sohn eines Schmiedes, iſt am 23. April 1821 zu Lyon am Quai du Rhône geboren. Nachdem ſeine Mutter bald nach dem Hinſcheiden ſeines Vaters durch einen unglücklichen Sturz in ein Kellerloch ihren Tod gefunden, nahm ſein Pathe, ein alter Landgeiſtlicher in Rochetaillée an der Saône, ſich des verwaiſten Knaben an und ſandte ihn in ſeinem zehnten Jahre in das geiſtliche Seminar zu Largentières, woſelbſt er bis 1837 verblieb. Da ſich der 16jährige Jüngling hartnäckig weigerte, den ihm aufgedrungenen Prieſterſtand zu ergreifen, verdang ihn ſein Pflegevater auf fünf Jahre als Arbeiter an einen Lyoner Seidenfabrikanten. Pierre Dupont entfloh ſchon nach wenigen Tagen aus der Fabrik; ſein erzürnter Pathe gab ihm eine kleine Geldſumme, zog aber von jetzt an ſeine Hand von dem eigenwilligen Schützling ab, der ſich ſelbſt ſein Loos ſchaffen wollte und, nach kurzem Aufenthalt im Bureau eines Notars, eine Stelle als Kommis in einem Lyoner Bankiergeſchäfte fand. Dort ſcheint er zwei Jahre geblieben zu ſein, bis ein Gaſtſpiel der Rachel den in ihm ſchlummernden Funken der Poeſie zu ſo heißer Flamme erweckte, daſs er fortan nur dem Dichterberufe zu leben beſchloſs. Er eilte nach Paris, ward dort aber von Schriftſtellern und Verlegern mit bedauerndem Achſelzucken empfangen, und ſah ſich bald in die bitterſte Noth verſetzt. Nachdem er eine Zeitlang durch Stundengeben in einer kleinen Lehranſtalt ſein Leben gefriſtet, kam es ihm eines Tages in den Sinn, nach der Stadt Provins zu reiſen, wo noch einige Verwandte ſeines Vaters lebten, bei denen ihm die freundlichſte Aufnahme zu Theil ward. Vor ſeiner Abreiſe machte er u. A. auch Victor Hugo einen Beſuch, fand aber den Dichter nicht zu Hauſe. Er ſchrieb ihm auf die Rückſeite ſeiner Viſitenkarte die anmuthigen, auf S. 13 mitgetheilten Verſe.

In Provins vollendete Pierre Dupont ein größeres Gedicht: „Die beiden Engel,“ das er ſchon in Lyon begonnen hatte, und das ihm die lebhafte Zuneigung eines damals in jener Stadt anweſenden Akademikers, des Herrn Lebrun, erward. Unſer Dichter trat jetzt in ſein vierundzwanzigſtes Jahr; die Konſkription berief ihn zu ſiebenjährigem Militärdienſt. Zu arm, ſich einen Stellvertreter zu kaufen, begab er ſich verzweiflungsvoll nach Hüningen, und ward dort einem Jägerregimente eingereiht. Einer ſeiner Verwandten, Emile Geniſſon, bat ihn bei ſeiner Abreiſe, ihm das Manuſkript der

„beiden Engel“ anzuvertrauen. Der brave Mann (er lebt jetzt im Exile) ließ das Gedicht auf eigene Koſten drucken und beeilte ſich, Subſkribenten auf das Erſtlingswerk des jungen Poeten zu ſammeln, während er einen zweiten Subſkriptionsbogen an Herrn Lebrun nach Paris ſchickte. Der Erfolg war ein ſo günſtiger, daſs ſich nach Abzug aller Unkoſten ein Reingewinn von 5000 Franks ergab, und nach ſechswöchentlichem Dienſte ſah Dupont ſich durch einen Stellvertreter von der läſtigen Militärpflicht befreit. Herr Lebrun erwies ſich aber auch ferner noch unſerm Dichter als wohlwollenden Freund. Auf ſeine Empfehlung wurde das Gedicht „Die beiden Engel“ 1842 mit dem Preiſe der Akademie gekrönt, und der Verfaſſer erhielt eine Anſtellung unter den Mitarbeitern am Dictionnaire de l'Académie.

Zu dieſer Zeit befreundete ſich Dupont mit zwei jungen Muſikern, Gounod und Pariſot, deren Kompoſitionen ſpäter berühmt geworden ſind. Eines Tages hörte Gounod ſeinen Freund ſingen und war erſtaunt über Deſſen wohlklingende Stimme, die den leidenſchaftlichſten wie den ſanfteſten Rhythmen mit ſeelenvoller Wärme gerecht ward. „Wo haſt du ſingen gelernt?“ frug ihn Gounod. — „„Ich weiß es nicht.““ — „Du ſcherzeſt.“ — „„Nein, wahrhaftig, ich habe niemals ſingen gelernt.““ — „Sonderbar! Und was iſt Das für eine Melodie?“ — „„Ich habe ſie heut Morgen zu einem meiner Lieder erdacht.““ — „Unmöglich! Und du hätteſt nie Muſikunterricht genoſſen?“ — „„Niemals.““ — „Lieber Freund, du haſt da ein wunderbares Motiv gefunden. Singe mir noch einmal das Lied.“ Gounod ergriff eine Feder und notierte die Melodie, welche Dupont ihm vorſang. Dann ſpielte er dieſelbe auf dem Klavier, und betrachtete ſeinen Freund mit erſchrockener Miene. „Ohne Muſikunterricht!“ rief er aus; „wenn du den Generalbaſs ſtudierſt, wirſt du uns Alle übertreffen.“ — „„Beruhige dich,““ lächelte Dupont, „„ich werde niemals Generalbaſs ſtudieren — ich würde doch nichts Tüchtiges leiſten.““ — „Verſprich mir wenigſtens, wenn dir künftig eine muſikaliſche Idee einfällt, ſie dir zu merken, damit ich oder Pariſot ſie notiere.“ — „„Gut, ich will Das thun.““

Einige Tage nachher ſchlenderte Dupont eines Morgens auf der Straße von Poiſſy, als ihm eine Herde feiſter Landochſen begegnete, die ohne Zweifel zum Schlachthauſe getrieben ward. Der Anblick der prächtigen Thiere inſpirierte ihn zu einem Gedichte, deſſen einfach trübe Melodie er ſofort vor ſich hinſummte. Getreu ſeinem Verſprechen, beſuchte er Gounod und ſang ihm die Verſe vor. Der Komponiſt war außer ſich vor Entzücken. Wenige Tage nachher ſang Hoffmann das Lied: „Die Ochſen“ (S. 38—39) in den „Variétés.“ Théophile Gautier wuſſte Text und Melodie des unbekannten Verfaſſers nicht hoch genug zu rühmen, und Pierre Dupont’s Stern war im Aufgang, um bald heller und heller zu leuchten.

Die Gedichte dieſer erſten Periode ſind, trotz mancher Schönheit im Detail und obgleich man ſie in Frankreich faſt am höchſten ſchätzt, doch von untergeordnetem Werthe. Auch entriſs ihn die Hungersnoth von 1846 und der tägliche Anblick des Elends bald dem bukoliſch-erotiſchen Stillleben und erſchuf zunächſt eine Übergangsform zu ſeiner ſpäteren Richtung. Wir meinen die philoſophiſch-ſociale Chanſon, welche, mit dem „Belzebub“ beginnend, in dem Gedicht „Der Wilde“ ihren Abſchluſs gewann; Kompoſitionen voll großer, ungeordneter Gedanken bezeichnen den Charakter dieſer Epoche. Berühmt wurde Dupont namentlich durch „Das Lied vom Brote,“ den „Arbeitergeſang“ und den „Geſang der Völker,“ welcher letztere zugleich mit einem Gedicht über Polen's Fall*) im Jahre 1847 erſchien. Hier erſt hat der Poet in der ſocial-politiſchen Chanſon das ihm zugemeſſene Feld erkannt. Wie gering man auch von künſtleriſchem Standpunkte aus über den Werth dieſes Genres urtheilen muſs: der Dichter verſteht mit energiſchem Wort die politiſche Stimmung ſeiner Partei auszuſprechen, und er ſchrieb ſeitdem kaum ein einziges Lied, das nicht in der Bruſt des Volkes einen mächtigen Wiederhall fand. Außer den von mir übertragenen, ſind namentlich der „Bauerngeſang,“ der „Bankettgeſang,“ „Die Sibirienne,“ „Frankreich an Pius IX.,“ „Erhalte Gott die Republik!“ und der „Chant du Vote“ zu erwähnen. Viele der Dupont'ſchen Lieder gingen als prophetiſche Sturmvögel der Revolution voraus. Letztere war überhaupt keine Überraſchung; der neue Geiſt wirkte ſchon lebendig in den Maſſen, und von den „Dämmerungsgeſängen“ Victor Hugo's bis zur „Geſchichte der Girondiſten“ begegnen wir überall denſelben Weiſſagungen der Poeſie. Der 24. Februar war nur eine Konſequenz, beſchleunigt zum Theil durch dieſelben Männer, welche ihn, wie Lamartine, heute verleugnen.

Die erſte Sammlung ſeiner Gedichte**) veröffentlichte Dupont im Jahre 1851. Eine Prachtausgabe derſelben mit allen Melodien, illuſtriert von Tony Johannot und Celeſtin Nanteuil, erſchien bald nachher bei Houſſiaux und iſt ſpäter in den Beſitz der Buchhändler Vialat, Gabriel Roux & Co. übergegangen. Wir wiſſen nicht, ob ein größeres Gedicht: „Jeannette, die Schneiderstochter," an welchem Dupont nach Zeitungsnachrichten im Jahre 1854 arbeitete, ſeitdem publiciert worden iſt.

---

*) Fin de la Pologne, poème, suivi du chant des nations, par Pierre Dupont. Paris, Gabriel de Gonet, éditeur, 6 Rue des beaux arts. 1848.

**) Muse Populaire. Chants et poésies par Pierre Dupont. Paris, Garnier frères, libraires. 10 Rue Richelieu. 1851.

Nach dem Staatsſtreiche vom 2. December hielt Pierre Dupont ſich ein halbes Jahr lang in einigen obſkuren Landſtädten verborgen, bis man endlich ſeinen Aufenthaltsort entdeckte und den gefürchteten Volksdichter verhaftete. Vor ein Kriegsgericht geſtellt, ward er zu ſechsjähriger Verbannung nach Lambeſſa verurtheilt; einflußreiche Gönner erwirkten indeß ſeine Begnadigung.*) Seitdem ſcheint Dupont ſich wieder vorherrſchend der bukoliſchen Lyrik zugewandt zu haben, und nur das ſpätere Gedicht „Der Goldwäger" erinnert an ſeine früheren ſocialiſtiſchen Chanſons. —

Der tyranniſche Feldzug Louis Napoleon's gegen die Preſſe Frankreichs hat natürlich auch die Produktionen dieſer Dichter aus dem Arbeiterſtande nicht verſchont. Die unheimliche Stille jenes Landes wird heut zu Tage durch keinen Geſang unterbrochen, der Deſpotismus durch kein Wort, kein Lied mehr gemildert. Es iſt bekannt, mit welchem Eifer die franzöſiſche Polizei den „Proletariergeſang der Marianne" (S. 210—212) und den „Löwen vom Quartier latin" (S. 212—214) verfolgte und jede Verbreitung dieſer Chanſons zu hindern ſuchte. Welches Urtheil die Weltgeſchichte ſchließlich über die Politik des Abenteurers von Straßburg und Boulogne fällen möge, der jetzt auf dem franzöſiſchen Kaiſerthrone ſitzt: er handelt ſicher nicht klug daran, einer großen Nation das Ausſprechen ihrer Klagen zu verwehren. So lange ein Volk noch ſeine Wünſche, ſeine Beſchwerden offen vortragen darf, fühlt es ſich nicht völlig geknechtet; aber es iſt ein gefährlich Spiel, ſich in ſeinem Volke einen ſtummen Gegner zu erſchaffen, deſſen Groll mit keinem Worte verkündet, was für drohende Thaten in der ſchweigſamen Seele ſchlummern. Die beſprochenen Gedichte, deren künſtleriſchen Werth wir gering anſchlagen, und die wir vorherrſchend des kulturhiſtoriſchen Intereſſes halber mittheilen, geben uns den Beweis, daſs der franzöſiſche Arbeiterſtand zum Nachdenken über ſeine Lage erwacht iſt — dieſe Thatſache wird durch keine Zwangsmaßregel vernichtet, wenn auch das Wort oder Lied ſich für eine Zeitlang erſticken läſſt. Begrüßen wir einſtweilen die franzöſiſche Arbeiterdichtung als einen verheißungsvollen Boten der Zeit, wo der Proletarier, von dem Drucke der heutigen Geſellſchaftsordnung erlöſt, als gleichberechtigter Bewerber mit den edelſten Geiſtern der Menſchheit um die Palme der Bildung ringen wird!

---

*) Die Notizen über Dupont's Lebensgeſchichte ſind meiſtens dem 12. Hefte der „Contemporains" des freilich nicht ſehr zuverläſſigen Pamphletiſten Eugène de Mirecourt entnommen. Die übrigen Nachrichten verdanke ich zum Theil perſönlichen Mittheilungen der Verfaſſer während meines Aufenthalts in Paris. Einige der Letzteren mögen inzwiſchen verſtorben ſein, oder in der Verbannung, vielleicht im Kerker, leben.

Erſtes Buch.

Vor der Februarrevolution.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Unſer Lorber.

(1848)

Ihr, deren Federn nie zerbrechen,
  Ob hundertmal im Dienſt geſpitzt:
Ihr, ſcheltet unſer Lied Verbrechen,
  Das kühn von unſerm Rechte blitzt?
Ihr wollt beſchimpfen unſre Waffen,
  Weil ſie dem Trug Verderben ſprühn?
Wir ſind es, die Geſchichte ſchaffen —
  O laſſt auch unſern Lorber blühn!

Seht, unſer Lorber ſind Geſänge,
  Die uns ein freier Sinn beſchied;
Durch Flur und Felder ziehn die Klänge,
  Wo man die Schönheit wandeln ſieht.
Wir fürchten nur — fidele Zecher —
  Des Elends Schuld, nicht ſeine Mühn,
Die Noth verſinkt bei Lied und Becher —
  O laſſt auch unſern Lorber blühn!

Sollt' unſer Wort im Lied erbleichen,
  Und falſch denn unſer Singen ſein?
Singt ihr die Großen, ſingt die Reichen —
  Ich will mein Lied der Armuth weihn.
Wir brauchen in der Werkſtatt Enge
  Ein Rauſchen, friſch und lenzesgrün,
Es liebt das Volk die Ruhmesklänge —
  O laſſt auch unſern Lorber blühn!

Am heiligen Marientage
  Beging man ſonſt das Kaiſerfeſt;
Wie kommt es, daſs die Ruhmesſage
  Man heute ſtill verhallen läſſt?
Dem Todten unſern Gruß zu bringen,
  Kein Böllerſchuſs, kein Fackelglühn!
Ihm um der Säule Rund zu ſchlingen —
  O laſſt auch unſern Lorber blühn!

Wir brauchen Erde nicht und warmen
  Treibhäuſerdunſt und Mergelhauf,
Es ſprießt der Lorber ja des Armen
  Allüberall gen Himmel auf;
Und ewig ſchön! — Mit offner Wunde,
  So ſanken wir im Schwerterſprühn,
Und ſterbend bitten wir am Grunde:
  O laſſt auch unſern Lorber blühn!

Der Krieger kämpft um Frankreichs Ehre
  In Algiers glühendem Sonnenſtrahl,
Ob auch des Fiebers Wuth verkehre
  Das Schlachtgefild zum Hoſpital.
Ach, wie viel' blut'ge Todesſchrecken
  Und wie viel' heiße Schlachtenmühn!
Der Brüder Wunden zu bedecken —
  O laſſt auch unſern Lorber blühn!

Guſtave Leroy,
[illegible]

Mein Bild.

Ein Fremdling bin ich euch, und bar an Ruhm und Glanze,
Der Weltgeſchichte fremd und fremd dem Dichterkranze,
Doch in die Lüfte ſteigt, dem Vogel gleich, mein Blick.
Arm, ohne Zukunftstraum, und ohne Haß und Grollen,
Bereit, mein Lebensbild vor Jedem zu entrollen,
Bracht' ich ein beneidetes Geſchick.

Der ſtarken Schar vermählt bin ich von Blutes Gnaden,
Die ohne Brot ſich mühte und ficht auf Barrikaden,
Die — ſtolzer als ein Fürſt — das braune Schurzfell trägt;
Die vor dem Amboß ſteht in dumpfer Kellergrube,
Vom Feuerſchein beglüht in rauchgeſchwärzter Stube,
Und, fleckenlos, die müden Arme regt.

Wie François Villon,*) dem fröhlichen Genoſſen,
Sind Markt und Gaſſe nur zum Lehren mir erſchloſſen,
Ein Werktiſch mein Altar, die Bank mein Tabouret;
Mein Stoff: Natur und Geiſt, mein Härmen und mein Lieben,
Mein Tag ein flüchtig Blatt, vom Zufall wirr beſchrieben,
Aus freiem Feld zur Schenkenthür geweht.

---

*) Über dieſen Dichter aus dem Volke, den Vater des modernen franzöſiſchen Liedes, geb. zu Paris im Jahre 1431, vergl. die Einleitung.

Mir wird die Rede nicht den ernſten Flug bezwingen;
Dem falben Herbſte gleicht mein ärmlich farblos Singen,
Die Tugend ſchätz' ich hoch, doch mehr die Menſchlichkeit.
Auf meine Stirn geprägt der Bruderliebe Stempel,
Veracht' ich jeden Prunk in Lied und Marmortempel,
Und huldige der ſchlichten Einfachheit.

Den Thron bekämpft' ich einſt, die Bruſt der Kugel offen,
Des Vaterlandes Ruhm mein erſt' und letztes Hoffen,
Und mit dem Siege trat ich in die Nacht zurück.
Ich ſah die Leidenſchaft auftauchen aus den Wellen,
Sah Neid und Trug und Liſt die falſchen Netze ſtellen —
Stolz taucht' ich wieder in mein ärmlich Glück!

Ob auch der Schmerzen Kind: doch mag ich Keinem grollen;
Gott weiß, auf welcher Streu wir Zwei noch enden ſollen,
Für dich ein Kummerbild, o meine Muſe du!
Doch ſelber Stille rufſt du mir in dieſen Wettern —
So mag die ſchnelle Zeit den friſchen Kranz entblättern,
Im Winkel trocknen mag dein Bettelſchuh!

Durch meine Liebe, ſagt ihr, werd' ich noch zum Narren, —
Nun, Jedem ſeinen Gott, und Jedem ſeinen Sparren!
Der Armuth Kampfgenoſs, ſteh' ich zu ihr im Streit
Den Ordensjägern feind, den fürſtenhuldgezierten,
Erſchein' ich ein Barbar bei euch Civiliſierten,
Verhohlen ſchlecht in meinem Bürgerkleid.

Savinien Lapointe,
Schuhmacher.

Mit hundert Jahren.

(1847.)

Wenig ſah ich ſich verändern —
  Zähle doch ſchon hundert Jahr’!
Die auf Markt und Gaſſen ſchlendern,
  Füttert noch der Proletar.
Jahre flohn und Jahre kamen,
  Immer Galgen noch und Fehm’ —
Ausgenommen nur die Namen,
  Iſt noch Alles wie vordem.

Immer Fürſten und Asketen,
  Schlechter Arzt und Muſikant,
Eckenſteher und Poeten,
  Tolles Zeug in Stadt und Land!
Immer mit dem alten Sparren
  Kämpft Syſtem und Theorem;
Richter, Pfaff und andre Narren —
  ’s iſt noch Alles wie vordem.

Immer noch am Tiſch gebogen
  Wird das ſchnöde Kartenblatt,
Wird das arme Weib betrogen,
  Bis der Spieler bleich und matt.
Und dann glaubt er, daſs die Schande
  Ihm der Tod vom Herzen nähm’,
Sucht ein ehrlos Grab im Sande —
  ’s iſt noch Alles wie vordem.

Zwei der Frauen zu umfaſſen
Pflegt man nicht auf unſrer Flur;
Wenn die Liebſte man verlaſſen,
Suchte man nach Glücke nur.
Türke iſt von uns noch Keiner,
Wem behagten Zweie, wem?
Nein, man hat genug an Einer —
's iſt noch Alles wie vordem.

Oft noch fällt das Kind des Armen
Mit dem jugendfriſchen Sinn,
Mit der Luſt, der lebenswarmen,
In die Hand der Kupplerin.
Auge ſprüht und Wange ſtrahlet,
Jeder wird zuletzt genehm,
Eine giebt, der Andre zahlet —
's iſt noch Alles wie vordem.

Ellenlange Heldendramen
Machen immer noch kein Glück;
Trotz den Hunden, Pferden, Damen —
Ausgepfiffen wird das Stück.
Log' und Saal von Ziſchen ſchallte,
Daſs die Peſt dem Dichter käm'!
Lieber iſt uns doch das Alte —
's iſt noch Alles wie vordem.

Thé-dansants und Aſſembléen —
Immer noch das alte Lied!
Schöne Frauen rings zu ſehen,
Wein und Tanz — die Stunde flieht!

Sah, daſs oft des Traubenblutes
  Kraft den Trinker noch bezähm',
Viel Geſchwätz und wenig Gutes —
  's iſt noch Alles wie vordem.

Früher hatten unſre Fürſten
  Narren, tief an Geiſteskraft,
Die dem eitlen Herrſcherdürſten
  Mit der Schelle Zwang geſchafft.
Seit den Fürſten nun der Sparren
  Selbſt zu klug und unbequem,
Sind Miniſter ihre Narren —
  's iſt noch Alles wie vordem.

Wanken endlich wir zum Grabe:
  Macht der Tod die Wange bleich,
Und die letzte Wittwenhabe
  Macht den Doktor fett und reich.
Auf den Sarg, den trauervollen,
  Immer noch von Erd' und Lehm
Wirft der Gräber dann die Schollen —
  's iſt noch Alles wie vordem.

Guſtave Seraz,
Nähkaſtenarbeiter.

* * *

Arbeit und Elend.

Ein Fragment.

(1840.)

O Daniel! iſt kein Poet uns mehr beſchieden,
Der ſein Prophetenwerk begreifen will hienieden?
Lebt unter uns kein Aar mit kühnem Flügelſchlag,
Der in des Himmels Buch zu leſen noch vermag?
Jehovah! ſoll denn heut ſich keine Leier finden,
Um dir den Sterbeſchrei der Märtyrer zu künden?
Iſt keine Seele da, zu der im Traumgeſicht
Der Nacht von deinem Geiſt ein Strahl hernieder bricht?
Soll keine Stirn ſich mehr der Glorie werth erweiſen,
Kein Mund mehr würdig ſein, dich und dein Werk zu preiſen?
Jehovah! naht kein Heil in des Verderbens Peſt,
Daſs du für alle Zeit ihr Herz verknöchern läſſt?
Laſs einen Chriſtus doch zu uns hernieder eilen,
Um dieſer blinden Welt das Augenlicht zu heilen!

O Brüder, bebt, erbebt! Es hat mein niedres Zelt
Der Offenbarung Licht in dieſer Nacht erhellt.
Hört, welche Stimmen wild zu mir hernieder floſſen
Und in der Finſternis den Himmel mir erſchloſſen!
O, zittert! denn ich ſah, wie einen Pfuhl von Blut,
Den Horizont ringsum gefärbt von rother Gluth.

O Brüder zittert! denn ich ſah des Atheiſmus
Verruchter, gift'ger Saat entblühn den Egoiſmus;
Ich ſah die Liebe, bleich, die Hände ausgeſtreckt,
Indeſs ihr Kinderpaar, verhungernd, Mitleid weckt;
Und Frankreichs Engel ſah ich in die Zukunft deuten,
Wo Sodom's Aſche in die Luft die Winde ſtreuten!
Und zwiſchen der Muſik, die aus dem Himmel drang,
Bei Hoſiannah-Ton und bei Poſaunenklang,
Erſcholl zu mir der Ton von einer Stimme dorten,
Die aus den Wolken rief mit wilden Feuerworten.
Hört, Brüder, wenn ihr ſtark genug, zu lauſchen, ſeid,
Was dies Orakel mir geſagt von künft'ger Zeit:
„Wach auf, o Sänger! du biſt einer auch der Sklaven,
Du trägſt die Leiden mit, die deine Brüder trafen;
Im Sinnentaumel haſt auch du die Luſt gekühlt,
Und haſt das ehrne Joch der Noth, wie ſie, gefühlt.
Du theilſt ihr Brot, ihr Weh, aus dem ſie nie ſich retten —!
Wer kennte beſſer wohl die Laſt von ihren Ketten?
Wach auf, o Sänger! Auf! erſteh aus feiger Ruh',
Und aus dem Todesſchlaf die Welt erwecke du!
Nicht länger wolle mehr, ein Jeremias, klagen,
Denn deiner Thränen Thau wird keine Früchte tragen.
Willſt du, daſs man dereinſt dein Angedenken ehrt,
So ſchreite auf den Markt, mit deinem Lied bewehrt,
Dem neuen Moloch dort den Sterbeſang zu ſingen —
Denn ach! die Gier nach Gold, ſie droht euch zu verſchlingen!
Verjag die Wuchrer, die entweiht des Tempels Zier,
Und pflanze wieder auf der Menſchlichkeit Panier!
Die Völker werden einſt nur jenen Dichter krönen,
Der ſeine Leier ließ zu ihrem Heil ertönen.
O Sänger, hörſt du nicht des Hungers wehvoll Lied,
Das, wie aus Kraters Schlund erbrauſend, aufwärts zieht?

Siehſt du nicht, — flehend halb, und dräuend halb voll Schrecken —
Die arbeitſame Schar empor die Hände ſtrecken?

……

Oft flieht der Proletar, der in des Elends Haft
Für kargen Sold von früh bis ſpät zum Abend ſchafft,
Um nur den Hungerſchrei der Kinderſchar zu ſtillen,
Den Holzhof und das Werft; in ſeiner Seele ſchwillen
Der Haſs und Zorn, er ſtößt die Arbeit rauh zurück:
Er flucht der Welt, die ihn betrogen um ſein Glück,
Er flucht dem Schöpfer gar, und flieht, wie Raubſpelunken,
Die Stätten, wo den Kelch des Elends er getrunken.“

……

Erbarmen, ach! für ſie, die ewig Mangel leiden,
Die hungernd und verhärmt vor eurer Thür verſcheiden!
O, ſtoßt mich nicht zurück! Für ſie allein, für ſie
Komm' ich zu euch als Sklav, umfaſſ' ich eure Knie.
Nicht wie der ſchwache Greis komm ich zu eurem Mahle,
Um eurer Speiſen Reſt zu ſammeln in die Schale;
Nein, dreimal nein, ich fleh' um euer Mitleid nicht —
Ich will, daſs Allen gleich das Recht ſei und die Pflicht;
Ich will, daſs endlich ſei dem Fleiß ein Lohn beſchieden,
Ich will das Eiſen, auf dem Amboſs es zu ſchmieden:
Will Land, drauf unſer Arm für uns die Saat beſtellt,
Und, der die Lämmer zog, die Wolle auch behält!

Ihr, die als Retter preiſt des Krieges blut'ge Schrecken:
O ſeht, es liegen brach noch ſo viel' Länderſtrecken!
Wie ihr den Krieger ehrt, ſo ehrt den Arbeitsmann,
Es lockt als Magnet auch ihn der Lorber an!

Jungfrauen laſſt im Chor den wackern Helden grüßen,
Der in der Wildnis ließ Korn oder Reben ſprießen!
  Wie dem Soldaten, ziemt wohl Dem ein Ehrenband,
  Der Egge oder Pflug dem Staate zugewandt!
Iſt größer denn der Gott mit Blitz- und Donnerwaffen,
Als ſie, die Städte aus dem Wüſtenſtaub erſchaffen?
  Die Tugend ehrt, den Fleiß! ſo ſchwindet Noth und Fahr,
  So kehrt zur Hürde auch die irre Lämmerſchar;
So wird der Überfluſs ringsum auf Erden walten
Und Blumen uns entblühn aus ſeines Mantels Falten.

Francis Tourte,
Porzellanmaler.

An Victor Hugo.

(1840.)

Wenn eine arme Anemone,
  Verſchmachtend, nahe dem Verglühn,
Dich bäte: „Spende meiner Krone
  Ein Tröpfchen Waſſers, um zu blühn!“

Wenn eine Schwalbe, matt die Schwinge,
  Vom kalten Winterfroſt verſehrt,
Leis flehend dir am Fenſter hinge:
  „O gieb mir Platz an deinem Herd!“

Die Roſe dürſtete nicht länger,
  Der Schwalbe würdeſt Schutz du leihn —
Ach, daſs ich nicht für dich, o Sänger,
  Das Blümchen darf, das Vöglein ſein!

Pierre Dupont.

Belzebub.

(1847.)

Ein junger Pilger, ſchön, doch ſchmerzumfangen,
Die Stirn gebeugt, den Wanderſtab zur Hand,
Zog ſtill einher, umglüht die bleichen Wangen
Vom Abendgold, das mählich leis entſchwand.
Ihm lag das ew'ge Leid der Menſchheit offen,
Das ſeit Jahrtauſenden die Welt durchhallt:
Von ſeiner Klage ſcholl und ſeinem Hoffen
Ein müdes Echo durch den tiefen Wald:

Die Erde trägt der Knechtſchaft Spuren
In Schmerzen ſonder Zahl,
Der Tugend ſchafft die Sünde Qual —
Und redet doch Natur in Wald und Fluren
Der Liebe Wort zu allen Kreaturen
Von Berg zu Berg, von Thal zu Thal!

Auf ſchwarzem Roſs mit blut'gem Augenſterne,
Von deſſen Bug der Schaum herniederquillt,
Sprengt jetzt ein Reiter aus der dunklen Ferne,
In rothem Kleid, mit Blicken, fahl und wild.
Wie ſeine Höhlung ſich der Bach gegraben,
Hat ſeine Stirn gefurcht ein großer Schmerz —
„Steig auf!“ ſo ſpricht er zu dem Wanderknaben,
„Auf! ſäume nicht, und faſſe dir ein Herz!“

Die Erde trägt der Knechtſchaft Spuren
In Schmerzen ſonder Zahl,
Der Tugend ſchafft die Sünde Qual —
Und redet doch Natur in Wald und Fluren
Der Liebe Wort zu allen Kreaturen
Von Berg zu Berg, von Thal zu Thal!

Der ſchöne Träumer ſchwingt ſich auf die Mähre,
Und hoch und höher geht's in Windesflug!
Es ſeufzt das Roſs bei ſeiner Reiter Schwere,
Der goldne Sporn zerfleiſcht den ſchwarzen Bug.
Ein Athmen noch, ein Sprung, ein Augenblinken,
Und ſieh, nun ſind ſie auf des Gipfels Saum,
Und wo der Felſen höchſte Zacken winken,
Grünt dort zu jeder Friſt ein Apfelbaum.

Die Erde trägt der Knechtſchaft Spuren
In Schmerzen ſonder Zahl,
Der Tugend ſchafft die Sünde Qual —
Und redet doch Natur in Wald und Fluren
Der Liebe Wort zu allen Kreaturen
Von Berg zu Berg, von Thal zu Thal!

„Iſs von der Frucht!“ beginnt der finſtre Ritter,
Indeſs ſein Aug' des Jünglings Blick bewacht.
„„Wohl iſt ſie roth — doch iſt ſie nicht zu bitter?
Ein Apfelbaum hat alles Leid gebracht.““
Der Reiter biſs die Zähne hell zuſammen,
Und lachte gellend, daſs der Berg erſcholl,
Und eine Schlange ſchoſs mit grünen Flammen
Vom Zweig … der Jüngling ſtarrte ſchreckensvoll.

Die Erde trägt der Knechtſchaft Spuren
In Schmerzen ſonder Zahl,
Der Tugend ſchafft die Sünde Qual —
Und redet doch Natur in Wald und Fluren
Der Liebe Wort zu allen Kreaturen
Von Berg zu Berg, von Thal zu Thal!

„Wie? haſt du Furcht,“ erſcholl's mit hohlem Klange,
„Vor Belzebub, vom Blitze hingeſtreckt,
Vorm Baum der Bibel, vor der alten Schlange?
Ein Kind nur wird durch ſolchen Wahn erſchreckt!
Um zu benutzen deine Erdengaben,
Um Macht zu kaufen und um Menſch' zu ſein,
Muſſt du des Wiſſens Frucht gekoſtet haben —
Seit Adam biſs ein Jeder noch hinein.“

Die Erde trägt der Knechtſchaft Spuren
In Schmerzen ſonder Zahl,
Der Tugend ſchafft die Sünde Qual —
Und redet doch Natur in Wald und Fluren
Der Liebe Wort zu allen Kreaturen
Von Berg zu Berg, von Thal zu Thal!

„Sieh, Jeder drunten flieht des Andern Stelle
Und müht ſich ab um ſchnöden Geizes Sold,
Ein Jeder lebt in ſeiner trüben Zelle
Und zählt ſein Korn, ſein Silber und ſein Gold.
Willſt du ihr Blut, die Früchte ihres Strebens,
So laſs getheilt der Menſchenwelt Revier,
Und folgen wird dir jede Luſt des Lebens —
Nimm ſchnell ein altes Herrſchaftsſcepter dir!“

Die Erde trägt der Knechtſchaft Spuren
In Schmerzen ſonder Zahl,
Der Tugend ſchafft die Sünde Qual —
Und redet doch Natur in Wald und Fluren
Der Liebe Wort zu allen Kreaturen
Von Berg zu Berg, von Thal zu Thal!

„„Ihr werdet nimmer dieſe Welt behalten!““
Sprach drauf der Jüngling, und — ein ernſt Symbol —
Ließ er die Weltenkarte ſich entfalten,
Und „„Liebet euch!““ ſchrieb er auf ihren Pol.
Zum bleichen Nebel ward die ſchwarze Mähre,
Vom Blitz getroffen ſank der Apfelbaum,
Der Schatten Belzebub's in weiter Leere
Entſchwand, ein Wölkchen, in der Lüfte Raum.

Die Erde ſprengt der Knechtſchaft Spuren
In Siegen ſonder Zahl,
Vernichtet wird der Sünde Qual;
Und ſegnend ſpricht Natur in Wald und Fluren
Der Liebe Wort zu allen Kreaturen
Von Berg zu Berg, von Thal zu Thal.

Pierre Dupont.

Meine Armuth.

(1837.)

Er ſprach zu mir: „Du zählſt nun ſechzig Jahre,
Ein gutes Amt iſt dir geborgen ſchon;
Als Bettler ſollſt du wanken nicht zur Bahre,
Komm, fürchte Nichts, ſei unſer, ſei Spion!“
Wie? hundert Edler Athemzug belauſchen,
Betrügen ſie um Ehr' und Gut und Hab'?
Für Lumpen mag ich nicht die Schand' ertauſchen . . .
Seht, darum lieb' ich meinen Bettelſtab.

Ein Stutzer rollt im Wägen um die Ecke —
Er ſoll ein Gauner einſt geweſen ſein;
Der Phaeton, das Roſs, die goldne Decke —
Wodurch erwarbſt du ſie? wie ſind ſie dein?
Ich lernte Nichts — die Welt mag mir vergeben! -
Doch froh, daſs mich Verborgenheit umgab,
Wuſſt' ich allein mit meiner Noth zu leben . . .
Seht, darum lieb' ich meinen Bettelſtab.

Ihr Herren dort, die ſtolz Fabriken bauen:
Der Schweiß der Armen iſt's, den ihr verzehrt!
Mögt ihr mit Hohn auf euer Gold vertrauen —
Uns raubtet ihr das Brot, das euch ernährt!
Seht, meins iſt ſchlecht, doch beißen's noch die Zähne
Das mir als Lohn der harte Meiſter gab,
Und nimmer feucht von eines Andern Thräne . . .
Seht, darum lieb' ich meinen Bettelſtab.

Den Sündern muſs das Recht ein Urtheil ſprechen,
Das ſie der Haft, vielleicht dem Tode weiht —
So ſühnet ihr Verbrechen durch Verbrechen,
Und nennt euch Kämpfer noch der Menſchlichkeit!
Ich lernte nie ein Recht im Buſen tragen,
Das Brudermord mit Heil'genſchein umgab —
Doch wird mich nie ſchuldloſes Blut verklagen . . .
Seht, darum lieb' ich meinen Bettelſtab.

Die Hoſ' iſt ſchlecht und ſchlottert um die Lenden,
Der Rock — er hätte Platz zum Ordensband,
Nicht konnt' ich Viel an meine Stiefel wenden,
Und keinen Handſchuh trägt die braune Hand.
Ich lernte ja der Sparſamkeit Methode,
Und legte ſelten nur die Röcke ab —
Das Elend blieb noch immer in der Mode . . .
Seht, darum lieb' ich meinen Bettelſtab.

Im Juli hab ich mit dem Volk gefochten —
Zwar hatt' ich nur den Knotenſtock als Wehr;
Man fand mich ſchön — wiehernde Roſſe pochten,
Und die Kanonen grüßten ringsumher.
's war nur, den Schwänzlern, die den Thron umkreiſen,
Einmal zu künden, als es Fehde gab,
Daſs Bettler ſtets als Menſchen ſich beweiſen . . .
Seht, darum lieb' ich meinen Bettelſtab.

Guſtave Leroy,
Nähkaſtenarbeiter.

Der Lokomotivenheizer.

Friſs Haber, Pferd, und ſchnaufe mal!
Gezäumt, geſattelt! fortgeflogen!
Galopp! durch Brücken und durch Bogen,
Hinaus zu Wieſe, Berg und Thal —
Kein ander Roſs iſt dein Rival!

Die Kohle flammt in deinen Ringen,
Ein Spiegel, leuchteſt du im Flug;
Wo ſind die Hufe, wo die Schwingen,
Darauf der Sturm dich weitertrug?
Seht ihr im Wind die Mähne wallen,
Und hört ihr keuchen nicht mein Roſs,
Das im Galopp vorüberſchoſs,
Wie Rennershuf und Donnerſchallen?

Friſs Haber, Pferd, und ſchnaufe mal!
Gezäumt, geſattelt! fortgeflogen!
Galopp! durch Brücken und durch Bogen,
Hinaus zu Wieſe, Berg und Thal —
Kein ander Roſs iſt dein Rival!

Sonſt trug ein Elephant die Hauſen,
Und ob's auch vierzig Krieger ſind;
Mein Rücken trägt bei Nüſterſchnaufen
Die ganze Welt mit Weib und Kind.

Ich bin, wie uns ein Märchen ſagte,
Des Teufels luſt'ger Muſikant,
Der in der Hölle rothen Brand
Bei Fiedelklang die Tänzer jagte.

Friß Haber, Pferd, und ſchnaufe mal!
Gezäumt, geſattelt! fortgeflogen!
Galopp! durch Brücken und durch Bogen,
Hinaus zur Wieſe, Berg und Thal —
Kein ander Roß iſt dein Rival!

Wie ein Pirat die Enterſtange,
Reck' ich den Schlund nach Feuerſold,
Und ſchau', wie ſich auf meinem Gange
— Ein Band — die Erdenflur entrollt.
Die Luft, dem Vogel gleich, durchſchneiden —
O Seligkeit, o trunkne Luſt!
Und dazu braucht die ſchwarze Bruſt
Ja Kohl' und Waſſer nur, die beiden!

Friß Haber, Pferd, und ſchnaufe mal!
Gezäumt, geſattelt! fortgeflogen!
Galopp! durch Brücken und durch Bogen,
Hinaus zur Wieſe, Berg und Thal —
Kein ander Roß iſt dein Rival!

Es ſind auch die gemeinſten Dinge
Des größten Völkerheiles werth;
Dies Gut, verachtet und geringe,
Wie lange ſchlief's am Feuerherd!

Ein Jeder ſah im Henkeltopfe
Den Dampf entwallen Tag um Tag —
Die Zukunft viel zu ferne lag,
Und viel zu fern dem armen Tropfe!

Friſs Haber, Pferd, und ſchnaufe mal!
Gezäumt, geſattelt! fortgeflogen!
Galopp! durch Brücken und durch Bogen,
Hinaus zu Wieſe, Berg und Thal —
Kein ander Roſs iſt dein Rival!

Kneipwirthe zwar und Fuhrmannsſeelen,
Als uns ein neuer Weg erdacht,
Erzürnten rings in Zank und Schmählen:
Wir hätten ſie ums Brot gebracht.
Ei was, Geduld! denn mit dem Dampfe
Wird Land und Land verbunden ſein,
Wird ſich der Saat die Erde weihn,
Daſs Stein um Stein das Rad zerſtampfe!

Friſs Haber, Pferd, und ſchnaufe mal!
Gezäumt, geſattelt! fortgeflogen!
Galopp! durch Brücken und durch Bogen,
Hinaus zu Wieſe, Berg und Thal —
Kein ander Roſs iſt dein Rival!

Auf deiner Stirn der Freiheit Stempel,
Friſchauf, friſchauf, mein Eiſenroſs!
Denn eines andern Friedens Tempel
Begehrt der Zukunft junger Sproſs.

Begrabt den Krieg, zerſchlagt die Grenzen!
Wir ſind es müd, das alte Leid;
„Vergeſſen der Vergangenheit“
Soll Volk und Volk im Glas kredenzen!

Friſs Haber, Pferd, und ſchnaufe mal!
Gezäumt, geſattelt! fortgeflogen!
Galopp! durch Brücken und durch Bogen,
Hinaus zu Wieſe Berg und Thal —
Kein ander Roſs iſt dein Rival!

Pierre Dupont.

Die Todten.

(1840.)

Erröthen muſſt du, armes Vaterland!
Wo blieb das Recht, das in des Kampfes Brennen
Der Ahn entriſſen einer Mörderhand,
Der Hand von Jenen, die ſich Herrſcher nennen?
Wenn heut die Todten, ins Gericht zu gehn,
Erſtünden all', die Lüge zu zerſplittern:
Wie Mancher würde im Gericht erzittern . . .
O, könnten doch die Todten auferſtehn!

Vielleicht der Schatten käme Desmoulins',
Gen Himmel weiſend, wo ſich Wolken thürmen,
Und ſpräche: „Habt im Schein des Throngepräng's
Ihr ſchon vergeſſen der Baſtille Stürmen?

Ein Volk von Helden hat uns ſtark geſehn,
Es fiel . . . ſein Fluch herniederblitze den Schlechten,
Wir fochten — doch ihr ſolltet weiterfechten!“. . .
O, könnten doch die Todten auferſtehn!

O Monthyon! verlaſs den kalten Sarg,
Der uns um deines Geiſtes Flug betrogen! —
Der unſre Freiheit in der Schande barg,
Den Schurken ſich von Kreuz und Stern umzogen!
Der Reiche praſſt, wenn Arme betteln gehn,
Und deine Lehre ward in Staub zerſchlagen —
Das Kreuz entreiße, das die Frevler tragen . . .
O, könnten doch die Todten auferſtehn!

Der neunte Ludwig — wenn ſein heil'ger Leib
Dem Grab entſtieg', wo er ſeit lange modert,
Das Haus zu grüßen, wo das Götterweib
„Gerechtigkeit,“ ein blut'ger Moloch, lodert;
Wenn er den Dampf vom Hochgericht geſehn:
Der Alte müſſte ſelbſt mit Zornesflammen
Die heutige Gerechtigkeit verdammen . . .
O, könnten doch die Todten auferſtehn!

Es träte ſtolz auch zu Barthélemy
Rouget de Lisle, ſein Linnentuch zerraufend,
Und donnernd ſpräch' er: „Nieder auf die Knie!
Du warſt ein Proletar, den Geiſt verkaufend!“
Ihr ſäht ihn weinen über unſre Wehn,
Den Fluch dem eignen Vaterland erheben,
Sein ewig Lied im Groll dem Winde geben . . .
O, könnten doch die Todten auferſtehn!

Die Fahnen all', erſiegt in blut'ger Schlacht,
Damit der Hohn beſchenkt die Invaliden,
Sie würden all' aus ihrer Ruh' gebracht,
Entrafft von Geiſtern Derer, die geſchieden.
Und zürnend würden Die gen Himmel flehn,
Das Knie geſenkt an Frankreichs Todtenbahre:
„Der Ruhm, wo blieb er, unſrer dreißig Jahre?“...
O, könnten doch die Todten auferſtehn!

O Boſſuet, erſteh in deiner Kraft,
Sieh, wie das Brot ſich Kirch' und Schule neiden!
Der Glaube balgt ſich mit der Wiſſenſchaft —
Wer ſchändet wohl den Tempel mehr von beiden?
Zu beiden ſprich mit deiner Liebe Wehn:
„Du Prieſter, handle nicht dem Volk entgegen!
Du Lehrer, ſei uns Prieſter allerwegen!“ . . .
O, könnten doch die Todten auferſtehn!

Vielleicht erſtände auch die Juliſchar
Am Säulenfuß, die Stirn mit offner Wunde:
„Wo iſt das Licht, das uns zu Häupten war?
Den Thron zu brechen, ſanken wir zum Grunde.
Und heut? — wir müſſen um die Lumpen flehn,
Die wir euch jüngſt im Kampf geſchenkt, im heißen,
Zu gut iſt unſer Blut, den Thron zu ſchweißen!“...
O, könnten doch die Todten auferſtehn!

Guſtave Leroy,
Nähkaſtenarbeiter.

Ein Lied aus dem Volke.

Die ihr das Laſter ſchmeichelnd ſüß gefeiert:
  Ich weiß, daſs ihr auf mich die Pfeile ſchießt,
Wenn meine Muſe euren Stolz entſchleiert,
  Der unſerm Lied ſein goldnes Haus verſchließt.
Zurück, zurück, die ihr dem Trug geſungen!
  Ich will mich lagern auf dem Pflaſterſtein —
  Weihrauch zu opfern, wiſſet ihr allein —
Laſſt gehn mein Lied, aus Bürgerblut entſprungen! . . .
    O Wahrheit! ſieh dein Kind, das gläubig kniet —
    Ich bin vom Volk, und ihm gehört mein Lied!

Zum Lob euch meine Feder zu erkaufen,
  Sprach einſt ein Mann aus eurem Troſs zu mir:
„Vertrau auf uns! Laſs deine Bettler laufen —
  Wir bieten Gold und Glück und Ehren dir!“
Was gälten mir wohl eure falſchen Ehren?
  Von goldner Pracht ſind Glück und Frieden weit —
  Ich liebe mehr der Werkſtatt Fröhlichkeit,
Mein Arm und Gott — ſie werden mich ernähren! . . .
    O Wahrheit! ſieh dein Kind, das gläubig kniet —
    Ich bin vom Volk, und ihm gehört mein Lied!

Drei Tage lang, der Freiheit Glanz zu retten,
  Gab hin ſein Blut des Volkes armer Sohn;
Ihr wiſſt euch ſanft im Arm der Macht zu betten,
  Und lügt für einen bald zerbrochnen Thron!

Zeit iſt's, in neuen Opfertod geriſſen,
Zu endigen das blut'ge Trauerſpiel;
Ihr hebt den Vorhang nicht, der rauſchend fiel —
Doch blickt das Volk ſchon hinter die Kouliſſen! . . .
O Wahrheit! ſieh dein Kind, das gläubig kniet —
Ich bin vom Volk, und ihm gehört mein Lied!

Wann wird das Recht, das ihr verſpracht, erſcheinen?
Wo blieb der Themis offnes Heiligthum?
„Gerechtigkeit dem Großen wie dem Kleinen!“
„Gleichheit!“ — Ihr lügt, und hängt dem Mantel drum!
Ob ſchwach und alt, ob krank und ſchmerzbeladen —
Wir richten Jeden, der als Lügner gilt;
Und macht ihr gleich aus eurem Wappenſchild,
Uns zu vernichten, Wall und Barrikaden! . . .
O Wahrheit! ſieh dein Kind, das gläubig kniet —
Ich bin vom Volk, und ihm gehört mein Lied!

Wir brachten Gold zu eurem Bau in Menge,
Von uns ſind Holz und Stein herbeigerafft!
Mit Stolz betrachtet eure Marmorgänge —
Unſer ſind Kuppeldach und Säulenſchaft!
Um eure Meiſter, euren Troſs zu lohnen,
Habt ihr das Volk dem Knechtesdienſt geweiht —
Fahrt immer fort! denn wiſſt: in künft'ger Zeit
Wird doch das Volk in jenen Schlöſſern wohnen! . . .
O Wahrheit! ſieh dein Kind, das gläubig kniet —
Ich bin vom Volk, und ihm gehört mein Lied!

Daſs doch dein Fuß, Tyrann, den Abgrund ſcheue!
  Der Pfad des Herrſchens iſt ein dunkler Steig.
Der Himmel, der dem Sünder ſchafft die Reue,
  Schuf für die Tugend auch den Blüthenzweig.
Das Leben ſoll auch uns ins Antlitz lachen —
  O hört uns an, verlaſſt die blut'ge Spur!
  Noch ſchläft das Volk, vertrauend eurem Schwur —
Doch wird es bald aus ſeinem Traum erwachen! . . .
    O Wahrheit! ſieh dein Kind, das gläubig kniet —
    Ich bin vom Volk, und ihm gehört mein Lied!

Alexis Dalès (aus **Metz**).

Der Fortſchritt.

Ein alter Wandrer, trotzend Sturm und Wettern,
Durchwandl' ich lang' die Welt mit ſicherm Tritt;
Mit Noah ging ich aus der Arche Brettern,
Aus der das Volk mit ſeinen Kön'gen ſchritt.
Mit Gott allein begann ich meine Runde,
Trotzend dem Tod in meinem ew'gen Lauf,
Herrſcher der Welt ſeit ihrer erſten Stunde —
Vorwärts! die Kön'ge halten mich nicht auf!

Fruchtbare Felder hab' ich viel' geſehen,
Vom Huf zerſtampft der Saaten grünes Meer;
Im Kampf der Großen ſchaut' ich untergehen
Das arme Volk, den wahren Märtyrer.
Verachtet ſtand ich bei dem Königsmahle,
Die Hand auf des verborgnen Schwertes Knauf,
Segen verbreitend über Berg und Thale —
Vorwärts! die Kön'ge halten mich nicht auf!

Auf meinem Pfad ließ ich das Scepter rollen
Aſſyr'ſcher Kön'ge mir zu Füßen tief,
Und ſah in Ninus' Stadt, der ſchätzevollen,
Wie mein Panier das Volk zum Kampfe rief.
Ha, ſeht in Gluth die Königsburg erblinken,
Die weite Stadt ein wüſter Lavahauf!
In Schutt und Staub ſah ich die Großen ſinken —
Vorwärts! die Kön'ge halten mich nicht auf!

In Hellas ſchaut' ich Sokrates, den weiſen,
Und bot ihm helfend meine Götterhand;
Das Licht Athen's, das alle Völker preiſen,
Trug meine Sonnengluth von Land zu Land.
Athen verließ ich, Rom durchflog ich eilend,
Nach Bethlehem beflügelt' ich den Lauf,
Der Liebe Gott dem Erdenrund ertheilend —
Vorwärts! die Kön'ge halten mich nicht auf!

Mein Reich iſt dort, wo ihr der Freiheit Samen
Gläubig beſchirmt, der Lieb' und Hoffnung voll;
Selbſt den ans Kreuz geſchlagnen Schächernamen
Schuf ich unſterblich, trotz der Fürſten Groll.
Doch Kreuz und Schwert auch werden einſt verenden,
Und mein Panier (die Menſchheit ſchwört darauf!)
Wird ſich der Welt als Blüthenkrone ſpenden —
Vorwärts! die Kön'ge halten mich nicht auf!

Seit lange ſchon zog ich durchs Rund der Erde
Zahlloſer Furchen ew'ge Flammenſpur,
Damit der Fürſten Stamm vernichtet werde,
Und frei das Volk auf Berg und Wieſenflur.
Die Völkerſchaar zum Sonnenball zu heben,
Zertret' ich Kron' und Thron im Siegeslauf,
Dem Menſchengeiſte bin ich Hauch und Leben —
Vorwärts! die Kön'ge halten mich nicht auf!

Auguſte Alais.

Das Märtyrerfeſt.

(1889.)

Der Tod umdunkelt meiner Freuden Helle
  Und heißt mich Liebespflicht erfüllen gehn.
O Thorheit, laſs von deiner Narrenſchelle
  Zu dieſer Stunde Trauerfetzen wehn!
Laſſt an der Roſen Statt Cypreſſen treten,
  Daſs euer Haus ein ſtiller Friedhof ſei,
  Ein Sarg, und Kreuz und Skapulier dabei —
Und jedes Lied, es werde zu Gebeten! . . .
    Muſe der Trauer! ſinne Todtem nach —
    's iſt heut der Märtyrer Gedächtnistag!

Als ſeine Macht das Kaiſerreich verloren,
  Entfloh der Adler vor dem Königthum.
Und Marſchall Ney, der Frankreich Treu' geſchworen —
  Wie lohnte man des braven Kämpfers Ruhm?
Ach, ewig ſchrieb mit ihren Blutesʒeichen
  Die Fürſtenſchande der Geſetze Schrift!
  Es knackt der Hahn . . . ein Blitz . . . die Kugel trifft —
So muſs auch Ney im Schächertod erbleichen! . . .
    Muſe der Trauer! ſinne Todtem nach —
    's iſt heut der Märtyrer Gedächtnistag!

Die Freude hier, das herbe Leid daneben —
  's iſt, was man ſonſt der Götter Rathſchluſs hieß!
Der Schlechtigkeit den Ehrenkranz zu geben,
  Kam ein Bourbone wieder nach Paris.

Er läſſt durch ſeine blutigen Trabanten
Mit Schwert und Blei das Recht entehren ſchnell,
Und ſinken ſieht Paris von La Rochelle
Der Söhne vier, die herrlichen Sergeanten! . . .
Muſe der Trauer! ſinne Todtem nach —
's iſt heut der Märtyrer Gedächtnistag!

Als — ach, umſonſt! — an Englands weißem Strande
Napoleon ein gaſtlich Haus geſucht,
Vergaß ſein armer Sohn in fremdem Lande
Der Heimat Ruf in ſeiner Tage Flucht.
Nun mag das Grab von anderm Traum erzählen
Ihm, deſſen Wieg' der Seine Fluth umſchäumt
Und der ſo oft vom Pantheon geträumt! —
Es ſoll in Öſtreich ja an Gift nicht fehlen . . .
Muſe der Trauer! ſinne Todtem nach —
's iſt heut der Märtyrer Gedächtnistag!

Dann kam ein Tag — wir denken noch der Stunde —
Wo ganz Paris die Trauerflöre trug.
Ein Schlachtenruf ging durch die Weltenrunde!
Es war der Polen letzter Sterbefluch.
Erſt noch ein Schrei . . . ein Zucken noch der Lider . .
Dann Alles todt . . . verweht ein Lebenslicht,
Und in der Kammer der Miniſter ſpricht:
„Die Ruh' und Ordnung herrſcht in Warſchau wieder!“ . . .
Muſe der Trauer! ſinne Todtem nach —
's iſt heut der Märtyrer Gedächtnistag!

Als Saint-Méry den Bürgerkampf geſehen,*)
Wo Reich und Arm in wildem Haſs entbrannt:
Die Helden muſſten in den Kerker gehen,
Weil man die Waffen ihrem Arm entwand.
Schafft neue Lieder hinter Schloſs und Riegeln,
Gefangne Märtyrer der neuen Zeit,
Und laſſt ſie fliegen in die Lande weit —
Das Lied vermag kein Henker zu verſiegeln! . . .
Muſe der Trauer! ſinne Todtem nach —
's iſt heut der Märtyrer Gedächtnistag!

Guſtave Leroy,
Nähkaſtenarbeiter.

---

*) Es iſt der heldenmüthige Aufſtand der Republikaner in Paris am 5. und 6. Juni 1832 gemeint.

Dichterleben.

Laſſt ihm ſeinen Schmerzensgang,
Geht vorüber ſcheu und eilig!
Träumend, froh und ſorgenbang —
Immer iſt der Dichter heilig!

Ob der Eltern Schweiß und Noth
Ihn zu niederm Werk verdamme:
Auch im Werktagsſtaube loht
Prächtig auf der Dichtung Flamme!
In der Brüder kargem Mahl
Bringt er Luſt und Liederklingen,
Heißt der Freude goldnen Strahl
In des Armen Seele dringen.

Laſſt ihm ſeinen Schmerzensgang,
Geht vorüber ſcheu und eilig!
Träumend, froh und ſorgenbang —
Immer iſt der Dichter heilig!

Iſt denn euer Wiſſenstand
Einzig Gut, der Welt gegeben?
Auch wo ſeine Wiege ſtand,
Ließ der Gott die Palme ſchweben.
Nicht aus finſtrer Stirnen Nacht,
Drin verlorne Räthſel kranken: —
Aus des Herzens tiefſtem Schacht
Sprießen junge Weltgedanken!

Laſſt ihm ſeinen Schmerzensgang,
Geht vorüber ſcheu und eilig!
Träumend, froh und ſorgenbang —
Immer iſt der Dichter heilig!

Schmäht und hudelt ewig nicht
Dichterwerk und Dichterlaunen!
Der ergrimmte Löwe bricht
Aus der Haft — was mögt ihr ſtaunen
Faltet nicht die greiſe Stirn!
Nur bei muntern Liedestönen
Mag das arme Menſchenhirn
Sich mit allem Leid verſöhnen!

Laſſt ihm ſeinen Schmerzensgang,
Geht vorüber ſcheu und eilig!
Träumend, froh und ſorgenbang —
Immer iſt der Dichter heilig

Keiner Satzung unterthan,
Keines Fürſten Knecht und Schranze,
Sprengt er in die Kämpferbahn,
Nur des Liedes Wehr als Lanze.
Trotz Verbannung, Blei und Strick,
Wird ſein Denken ſich geſtalten —
Weiter ſchaut ſein Adlerblick,
Als wo Krämerhände walten!

Laſſt ihm ſeinen Schmerzensgang,
Geht vorüber ſcheu und eilig!
Träumend, froh und ſorgenbang —
Immer iſt der Dichter heilig!

Sinnend hört er und allein,
Wie im Wind die Blätter rauſchen,
Horcht dem Finkenſchlag im Hain,
Sieht das Reh am Waſſer lauſchen.
Alle Blumen, die ſein Fuß
Niedertrat auf Waldeswegen,
Strahlen aus des Liedes Gruß
Duftig hell dem Volk entgegen.

Laſſt ihm ſeinen Schmerzensgang,
Geht vorüber ſcheu und eilig!
Träumend, froh und ſorgenbang —
Immer iſt der Dichter heilig!

Charles Gille.

Schuhflickers Glück.

(1888.)

Glücklich nach ſeinem Glauben wird ein Jeder —
Ich wuſste meines Glückes Schmied zu ſein;
Ihr Großen, laſst mich nur bei Pech und Leder,
Mein Glück, mit eurem hat es Nichts gemein.
Kundſchaft genug, die Arbeit nimmer ſcheu' ich,
Spektakel höchſtens macht das Weibsgeſicht,
Nachher das Weib, zuerſt die Sohlen bläu' ich —
Das iſt mein Glück, und anders kenn' ich's nicht!

Ich will euch doch, beim Leiſten hübſch zu bleiben,
Erzählen, was ich ſo bei mir gedacht . . .
Zwar bin ich häſslich, gar nicht zu beſchreiben,
Doch *ſie* iſt eiferſüchtig, daſs es kracht;
Ja, daſs es kracht, daſs mir die Sinne duſeln! . . .
Wenn ihr der Pfaff den Todtenſegen ſpricht:
Was will ich mich an jenem Tag beſuſeln —
Das iſt mein Glück, und anders kenn' ich's nicht!

Muſik und Ball, womit die reichen Laffen
Die Zeit vertändeln, ſind doch allzu toll;
Nein, wie vermag man Fröhlichkeit zu ſchaffen,
Wenn man das Ende nur ergähnen ſoll?
Hab' ich 'nen Spitz, daſs ich nach ſeitwärts kegle,
Wenn ſanft mein Fuß verlor das Gleichgewicht,
Bis untern Tiſch um Mitternacht ich ſegle —
Das iſt mein Glück, und anders kenn' ich's nicht!

Aus ihren Schlöſſern ſtolz mit ihren Damen
  Kutſchieren ſie, umringt von Türk' und Mohr:
Ihr Rang, ihr Titel, ihre langen Namen,
  Der Teufel weiß: wo kroch das Zeug hervor?
Hab' ich mein Geld: die Taſche wird es tragen,
  Mein Brot verdien' ich, Speck und Schnaps und Licht,
„Du biſt kein Lump!“ darf ich mir ruhig ſagen —
    Das iſt mein Glück, und anders kenn' ich's nicht!

Die Schmierer, ſeht, für ihre Siebenſachen
  Erhalten Kreuze, Ordensband und Ring;
Zwölf Bücher ſchwer will ich euch Sohlen machen —
  Warum denn mir nicht auch ſo'n Dingliding?
Potz Sackerlot, wie wollten wir euch äffen,
  Käm' ohne Stiefel 'mal das Staatsgericht . . .
Ich hab' ein Kreuz, doch war ich auch im Treffen —
    Das iſt mein Glück, und anders kenn' ich's nicht!

Auf unſerm Staub, mit Buttervogelflügeln
  Was ſoll ſo'n Stein, ſo'n dummer Epitaph?
Marmor und Gold auf unſern Todtenhügeln
  Verſtörten nur des Friedens ſtillen Schlaf.
'ne ſimple Thrän' iſt Alles, was wir wollen,
  Nicht wie die Zwiebel ſie herunter ſticht,
Nein, aus dem Herzen ſoll die Thräne rollen —
    Das iſt mein Glück, und anders kenn' ich's nicht!

Guſtave Leroy,
Nähkaſtenarbeiter.

Die Ochſen.

Zwei Ochſen, weiß mit braunen Flecken,
Hab' ich im Stall, ein prächtig Paar!
Von Ahorn iſt der Pflug; der Stecken
Ein Stechpalmzweig, der Rinde bar.
Es ſchafft ihr Fleiß, daſs grün das Feld mir
Im Winter, gelb im Herbſt erſtrahlt;
In einer Woche bringt mehr Geld mir
Das Paar, als ich dafür bezahlt.

Ach, müſst' ich ſie verkaufen:
Eh'r wollt' ich gleich erſaufen;
Wohl lieb' ich ſehr mein Weib — doch ſchüfe größre Noth
Der ihre nicht mir, als der Ochſen Tod.

Ihr ſeht die Schollen ſie durchwühlen,
Die Furchen ziehend tief und grad,
An Tagen, kalten oder ſchwülen,
Ob Regen, ob Gewitter naht.
Und mach' ich Halt mal, um zu trinken:
Aus ihren Nüſtern ſteigt ein Rauch;
Es ſetzt auf ihrer Hörner Zinken
Der Spatz ſich hin, der kleine Gauch.

Ach, müſst' ich ſie verkaufen:
Eh'r wollt' ich gleich erſaufen;
Wohl lieb' ich ſehr mein Weib — doch ſchüfe größre Noth
Der ihre nicht mir, als der Ochſen Tod.

Stark ſind ſie wie die Traubenkelter,
Und ſanft dabei wie Lämmer doch.
Ein Städter fragt mich jährlich; „Hält Er
Sie noch nicht feil? Der Preis wie hoch?"
Er will, daſs ſie geſchmückt durchwandeln
Am Faſtnachtstag die Straßenreihn, —
Dann gar dem Schlachter ſie verhandeln!
Schön Dank! ſie ſind und bleiben mein.

Ach, müſſt' ich ſie verkaufen:
Eh'r wollt' ich gleich erſaufen;
Wohl lieb' ich ſehr mein Weib — doch ſchüfe größre Noth
Der ihre nicht mir, als der Ochſen Tod.

Wenn einſt erwachſen unſre Kleine,
Und wenn dann unſres Königs Sohn
Zur Ehe ſie begehrt: ich meine,
Ich gäbe all mein Geld ihm ſchon;
Doch will zur Mitgift er verlangen
Die Ochſen, weiß und braun gefleckt:
Mein Kind, ſo laſs die Krone hangen,
Die nicht der Ochſen Werth uns deckt!

Ach, müſſt' ich ſie verkaufen:
Eh'r wollt' ich gleich erſaufen;
Wohl lieb' ich ſehr mein Weib — doch ſchüfe größre Noth
Der ihre nicht mir, als der Ochſen Tod.

Pierre Dupont.

Die Sklavenkette.

O Freiheit, Männerwort! Freiheit, du ſüßes Träumen,
Das ſechs Jahrtauſende ins Leben nicht geweckt! —
Willſt du nicht länger, Volk, den Siegestag verſäumen,
So gieb, daß Keiner mehr nach Brot die Hände ſtreckt!
Solange du von Land zu Lande mit Gewimmer
Der Armuth Kette trägſt, der Schmähung Sklavenblei:
So lang von Freiheit rede nimmer —
Denn Armuth, ach, iſt Sklaverei!

Wie mürriſch gehſt du, Mann, im Schwarme der Rekruten?
Zu deinem Herde glaubt' ich längſt dich heimgekehrt. —
„Für eines Wucherers Sohn dien' ich mit Zornesgluthen,
Mich zu verkaufen hat die grimme Noth gelehrt“. . .
Du, nach der Jugend Flucht geſellt dem Waffenſchimmer,
Um ſchnödes Gold die Bruſt dem Tode bietend frei:
O rede mir von Freiheit nimmer —
Denn Armuth, ach, iſt Sklaverei!

„Ich ließ mein ſtilles Dorf, den Wald, die grünen Felder,
Weil mich zu ſeinem Dienſt ein Höfling jüngſt entbot;
Zuweilen klag' ich wohl um meine freien Wälder,
Doch hab' ich nun, das einſt gemangelt mir, das Brot“. . .
Wenn du — ein Sklav — gebannt in dein Bedientenzimmer
Der Knechtſchaft Siegel trägſt, des Mächtigen Livrei:
O rede mir von Freiheit nimmer —
Denn Armuth, ach, iſt Sklaverei!

„Steh, Wanderer, ſteh! ich will mit Liebesgruß dich grüßen,
Erbarmen meiner Noth, die oft des Schmerzes pflag!
Ich darbte — ich war ſchön — und bald zu meinen Füßen,
Wie eine finſtre Kluft, angähnte mich die Schmach.“
Weib, das zur Sünde lockt um bunten Goldes Flimmer,
Weib, deſſen Scham erſtarb in ihrer Jugend Mai:
O rede mir von Freiheit nimmer
Denn Armuth, ach, iſt Sklaverei!

In ſeinen Lumpen weiß gar wohl, daſs er gebunden,
Der Arme, wenn gebückt er vor Paläſten ſteht;
Nur in der Arbeit wird das Gleichgewicht gefunden,
Wenn ewig ſchwankend heut des Rechtes Wage geht.
Solange, Reich und Arm, im Kampf geſchieden, immer
Sich wild befehdend ſtehn in trotz'ger Waffenreih':
So lang von Freiheit rede nimmer —
Denn Armuth, ach, iſt Sklaverei!

Pierre Lachambeaudie.

Das Grab.

(1843.)

Mögt immer ihr für glaubenslos mich halten,
  Weil ſich mein Herz von manchem Wahn befreit;
Trotz eurem Lied, drin fromme Geiſter walten —
  Ich glaube nicht das Wort: „Unſterblichkeit!“
O jubelt heut! Vielleicht, es naht ſchon morgen
  Der Schnitter „Tod,“ ſein Erntefeld zu mähn;
Reichthum und Macht, Hoffnung und Liebesſorgen —
  Im Grab muſs alles Irdiſche verwehn.

Ihr hinterlaſſt, vertauchend Well' auf Welle,
  Als ſtumme Klagen Kreuz und Monument;
Es tritt ein Stein an eines Menſchen Stelle . . .
  Und wär' es Das, was ihr „unſterblich“ nennt?
Sobald dem Leib der Seele Hauch entflogen,
  Wird auch die Hülle ſchnell vermodern gehn;
Von Blumen wird die Schlummerſtatt umzogen —
  Im Grab muſs alles Irdiſche verwehn.

„Was wird denn unſer Geiſt?“ ſo hör' ich fragen;
  Trotz jedem Wahn — er ſteigt mit uns hinab.
Erſt kommt ein Weib, ein Kind vielleicht, zu klagen,
  Und betet ſtill an des Geliebten Grab . . .
Die Todtenſchrift mit ihrem goldnen Scheine
  Wird bald geſchwärzt im Marmorgrunde ſtehn,
Dann lagert ſich Vergeſſen auf dem Steine —
  Im Grab muſs alles Irdiſche verwehn.

Du junges Kind in deiner Schönheit Prangen,
Vergiſs im Rauſch der Freudenſtunde nicht,
Daſs einen Kranz die Tugend nur empfangen,
Der leicht bei einem Liebeskuſs zerbricht.
Sahſt du ihn je von deiner Stirn entſchwinden,
O hoffe Nichts, vergebens wirſt du ſpähn,
Du wirſt ihn nimmer ſelbſt im Grabe finden —
Im Grab muſs alles Irdiſche verwehn.

Wie! von Gerechtigkeit hör' ich euch ſprechen? . . .
Habt ihr die Märtyrer vergeſſen ſchon,
Die, ach! durch euren Urtheilsſpruch, den frechen,
Den Tod gefunden als der Tugend Lohn?
Wer hat in neuer Gluth ihr Auge lodern,
Wer blutig ſie dem Grund entſteigen ſehn?
Wann kamen ſie, Gerechtigkeit zu fodern? —
Im Grab muſs alles Irdiſche verwehn.

Genieſst, das einzig euch bekannt, das Leben —
Ihr wiſst ja nicht, was hinterm Strande liegt;
Von nächt'gem Schleier iſt der Tod umgeben,
Den keines Erdgebornen Blick durchfliegt!
Nichts kam, den finſtern Zweifel aufzuklären,
Darin die Herzen rings gefangen gehn;
Wahr kann ſich nur das Mögliche bewähren —
Im Grab muſs alles Irdiſche verwehn.

Guſtave Leroy,
Nähkaſtenarbeiter.

Ein Kind aus dem Volke.

(1846.)

Wer ſah nicht einmal luſtumfangen
  Vorüber wandeln leicht und ſchnell
Ein Kind, mit Lumpen ſchlecht behangen,
  Ein Antlitz, friſcher als der Quell?
Wer ſah nicht an des Abgrunds Rande,
  Darinnen Schmerz und Sünde wacht,
Ein Opfer knien im Abendbrande,
  Das ſchöner als die Blüthenpracht?

Du Vöglein, aus dem Neſt getrieben,
  Herz, das ein liebend Herz erfleht,
Blum', ohne Sonnenſchein geblieben:
  Wo iſt's, daſs deine Wiege ſteht?

O Gott, wie muſs die Arme leiden!
  Die Haut entfärbt des Elends Graun;
Einſt war ſie weich wie Sammt und Seiden,
  Nun ward ſie häſslich, hart und braun.
Des Staubes läſtige Beſchwerde,
  Der Stein, darauf ſie wandeln muſs,
Und jedes böſe Gift der Erde
  Verletzt der weißen Schönheit Fuß.

Du Vöglein, aus dem Neſt getrieben,
Herz, das ein liebend Herz erfleht,
Blum', ohne Sonnenſchein geblieben:
Wo iſt's, daſs deine Wiege ſteht?

Und wenn ihr auch die Schönheit bliebe,
Die leicht der Armuth Gram zerbricht:
Ihr Lenz iſt drum nicht minder trübe,
Und, ach, ihr Morgen ſchöner nicht!
Es heften Vipern ſich und Nattern
An ihrer flücht'gen Ferſe Saum,
Und böſe Nachtgewölke flattern
In ihres Jugendhimmels Traum.

Du Vöglein, aus dem Neſt getrieben,
Herz, das ein liebend Herz erfleht,
Blum', ohne Sonnenſchein geblieben:
Wo iſt's, daſs deine Wiege ſteht?

O, mög' an deines Hüttchens Schwelle
Der Unſchuld Engel Wache ſtehn,
Und mögſt du bei der Kerzen Helle
Dir lieber roth die Augen ſehn;
Mögſt du mit Thränen lieber netzen
An jedem Tag dein ſchwarzes Brot,
Als dich dem Geier auszuſetzen,
Der Tod der ſchwachen Liebe droht!

Du Vöglein, aus dem Neſt getrieben,
Herz, das ein liebend Herz erfleht,
Blum', ohne Sonnenſchein geblieben:
Wo iſt's, daſs deine Wiege ſteht?

Ein Mädchen, das die Seele traurig
Um Silber ſchmiegt ins Sklavenjoch,
Schafft einem Herbſt ſich, kalt und ſchaurig,
Und einen Winter, trüber noch.
Sobald der Schönheit Glanz entflogen,
Zerſtiebt wie Spreu die Jünglingsſchar —
Dann glaubt die Arme ſich betrogen,
Und Thau benetzt ihr Wangenpaar

Du Vöglein, aus dem Neſt getrieben,
Herz, das ein liebend Herz erfleht,
Blum', ohne Sonnenſchein geblieben:
Wo iſt's, daſs deine Wiege ſteht?

Doch wer bewahrt der Unſchuld Hülle
Vor jeder frechen Räuberhand,
Iſt heilig, und in Liebesfülle
Grüßt ihn der Herr vom Himmelsrand.
Belohnt wird Genovefens Treue,
Sie ſinkt in des Geliebten Arm,
Die Maid von Orleans aufs Neue
Bricht ſiegend in der Feinde Schwarm!

Du Vöglein, aus dem Neſt getrieben,
Herz, das ein liebend Herz erfleht,
Blum', ohne Sonnenſchein geblieben:
Wo iſt's, daſs deine Wiege ſteht?

Kind aus dem Volk, geliebte Schweſter,
Die leiden muſs im Jugendglanz,
Doch in dem Kampfe feſt und feſter
Bewahrt der Tugend Blüthenkranz:

Einſt kommt dein Reich mit Luſt und Koſen,
Zerbrochen roſt: die Feſſel hin,
Und krönen wird mit Myrt' und Roſen
Die Liebe dich als Königin.

Du Vöglein, aus dem Neſt getrieben,
Herz, das ein liebend Herz erfleht,
Blum', ohne Sonnenſchein geblieben:
Wo iſt's, daſs deine Wiege ſteht?

Pierre Dupont.

Die Geier.

(1848.)

Dem Fortſchritt Dank — kein Feld in unſern Tagen,
Wo nicht ein wilder Schlachtenruf erſchallt!
Seht, wie ſie rings das Menſchenrecht zerſchlagen,
Miſsachtend roh des Lieblichen Gewalt!
Dem Schwachen Nichts — ihm bleibt der Schmerz zu eigen,
Dem Starken Alles: Macht und Herrſchergut —
Ihr kleinen Vögel, flieht von euren Zweigen,
Und fürchtet ſtill den Ruf der Geierbrut!

Wähnt, Künſtler, nicht, daſs eure Harmonieen,
Ein ſanfter Strom, durchfluthen unſre Bruſt:
Uns zu entzücken, müſſen Melodieen
Aufjauchzen hell in trunkner Sinnenluſt.

„Die Trommel dröhne, und zum Hörnerreigen
Einfalle wild der Inſtrumente Wuth —
Ihr kleinen Vögel, flieht von euren Zweigen,“
Und fürchtet ſtill den Ruf der Geierbrut!

Zerbrecht die Harfen, gottentſprungne Dichter,
Erzittern laſſen müſſt ihr heut die Welt!
Löſcht ſelber aus die goldnen Himmelslichter,
Die unſrer Herzen dunkle Nacht erhellt!
Ach, euer Lied, es muſs verklingend ſchweigen,
Wenn durch die Länder raucht des Haſſes Gluth —
Ihr kleinen Vögel, flieht von euren Zweigen,
Und fürchtet ſtill den Ruf der Geierbrut!

Du junges Kind, im Kampfe rein geblieben,
Das Roth der Scham laſs von der Wange wehn!
Zehn Männer muſſt an einem Tag du lieben,
Und in der Hand die Cigarette drehn!
Der Kankan weiß die Glieder ſchön zu zeigen,
Vorquillt im Tanz der weißen Brüſte Fluth —
Ihr kleinen Vögel, flieht von euren Zweigen,
Und fürchtet ſtill den Ruf der Geierbrut!

Geſangne Märtyrer des Freiheitdranges,
Euch liebt das Volk — doch auf den Knieen nur!
Man wehrt euch ſelbſt die Wonne des Geſanges,
Den Sonnenſchein der theuren Heimatflur!
Mögt ihr das Haupt auf eure Kette neigen,
Das nimmermehr am Mutterherzen ruht —
Ihr kleinen Vögel, flieht von euren Zweigen,
Und fürchtet ſtill den Ruf der Geierbrut!

Guſtave Leroy, Bürſtenarbeiter.

Gleichheit.

Ihr ſprecht zu uns, allmächt'ge Herren der Erde,
Nichts gelte neben euch der Proletar.
Was ſchlagt ihr ihn mit ſtolzer Machtgebärde,
Und raubt ihm ſeine Bürgerrechte gar?
Geſteht, die ihr als Sklaven uns gehalten:
Wo nur ein Kind erblickt das Licht der Welt,
Arm oder reich — es kann ſich groß entfalten . . .
Ihr ſeht's, Gott will, daſs Alle gleichgeſtellt!

Herrſcher der Welt! entgegnet unſern Klagen:
Warum denn ſtets verachten unſern Ruf?
Wollt ihr den Geiſt in uns zu Grabe tragen,
Uns, die aus gleichem Stoff ein Gott erſchuf?
Nein! uns wie euch — das Alter ſchafft uns Beiden
Ein Haupt, von winterlichem Schnee erhellt;
Arm oder reich — Dasſelbe müſſt ihr leiden . . .
Ihr ſeht's, Gott will, daſs Alle gleichgeſtellt!

Der Sonne Dank — es trug auf unſern Reben
Noch jedes Jahr der Weinſtock neue Frucht;
Im goldnen Wein hat Licht und Luſt und Leben
Der arme, wie der reiche Mann geſucht.
Doch auch der Wein umnebelt die Gedanken,
Wenn ohne Maß euch ſeine Fluth gefällt!
Arm oder reich — bald wird der Sinn euch ſchwanken . . .
Ihr ſeht's, Gott will, daſs Alle gleichgeſtellt!

Das Weib verſteht durch ſeine ſüße Milde,
Durch ſeinen Reiz zu feſſeln jedes Herz;
Wir trotzen lächelnd unter Amor's Schilde
Des Lebens Sturm in Luſt und Liebesſcherz.
Und wenn der Jüngling unter Myrtenbäumen
Sein ſüßes Liebchen froh im Arme hält:
Arm oder reich — es iſt daſſelbe Träumen . . .
Ihr ſeht's, Gott will, daſs Alle gleichgeſtellt!

In blut'ger Schlacht, wo um das Haupt des Kriegers
Mit dunklem Blatt die Lorberkrone weht,
Wo unterm Tritt des allgewalt'gen Siegers
Der Todesengel ſeine Garben mäht —
Ob Kreuz und Stern an deiner Wiege lachten,
Ob du, ein Bettler, wandelſt über Feld:
Arm oder reich — Nichts hemmt das Blei der Schlachten . . .
Ihr ſeht's, Gott will, daſs Alle gleichgeſtellt!

Arm oder reich — o hört auf meine Worte!
Bedenkt es wohl, daſs einſt der Tag erſteht,
Wo ſich vor euch erſchließt die dunkle Pforte,
Und wo der Geiſt vor ſeinen Richter geht!
Bedenkt es wohl: er iſt ein ſtrenger Richter,
Arm oder reich — dein Urtheil iſt gefällt!
Den Stab des Zorns ſelbſt über Kön'ge bricht er . . .
Ihr ſeht's, Gott will, daſs Alle gleichgeſtellt!

Guſtave Paroiſſe.

Das Hochzeitsfeſt.

(1889.)

Ticke tock teng teng, Maclou ſich vermählet,
Ticke tock teng teng, alle Sorgen fliehn!
Ticke tock teng teng, hat ein Weib erwählet —
Ticke tock teng teng klingt das Tambourin!

Seit wir geſehn die Sonne erſcheinen,
Rüſtet ein Jeder ſein feſtlich Gewand.
Jeglicher Glück iſt die Freude des Einen —
Anders denkt man in unſerem Land!

Ticke tock teng teng, Maclou ſich vermählet,
Ticke tock teng teng, alle Sorgen fliehn!
Ticke tock teng teng, hat ein Weib erwählet —
Ticke tock teng teng klingt das Tambourin!

Seht das Gefolg, das zum Maire ſich begeben,
Wiedererkennen und Grüße und Knix,
Denket der Maire: „O du luſtiges Leben!“
Dann unterzeichnen ſie fröhlichen Blicks.

Ticke tock teng teng, Maclou ſich vermählet,
Ticke tock teng teng, alle Sorgen fliehn!
Ticke tock teng teng, hat ein Weib erwählet —
Ticke tock teng teng klingt das Tambourin!

Jetzt nach der Kirche ſie gehn mit Geflüſter —
Himmel! was macht ſo wilden Skandal?
Glockengeläut! und der trunkene Küſter
Raſ't auf der Orgel und tritt das Pedal.

Ticke tock teng teng, Maclou ſich vermählet,
Ticke tock teng teng, alle Sorgen fliehn!
Ticke tock teng teng, hat ein Weib erwählet —
Ticke tock teng teng klingt das Tambourin!

Und vor dem Paare, das Bänder verzieren,
Wandelt ein dicker, gemäſteter Pfaff;
Famulus dann, Chorknaben marſchieren,
Wie der Soldat bei Hörnergeblaff.

Ticke tock teng teng, Maclou ſich vermählet,
Ticke tock teng teng, alle Sorgen fliehn!
Ticke tock teng teng, hat ein Weib erwählet —
Ticke tock teng teng klingt das Tambourin!

Sucht der Paſtor die kupferne Brille,
Denn ſo oft ſeit des Tages Beginn
Hat er den Meſskrug geleert in der Stille,
Daſs ihm, ſtatt „Jeſus," ein „Bacchus" im Sinn.

Ticke tock teng teng, Maclou ſich vermählet,
Ticke tock teng teng, alle Sorgen fliehn!
Ticke tock teng teng, hat ein Weib erwählet —
Ticke to[illegible]ng teng klingt das Tambourin!

Vorne die Braut auf dem Eſel, dem grauen,
Maclou dahinter — das Eſelein hüpft!
Ach, Marianne, ein Jeder kann ſchauen,
Daſs überm Knie du das Strumpfband geknüpft!

Ticke tock teng teng, Maclou ſich vermählet,
Ticke tock teng teng, alle Sorgen fliehn!
Ticke tock teng teng, hat ein Weib erwählet —
Ticke tock teng teng klingt das Tambourin!

Maclou, geputzt im ſchönſten Gewande,
Trägt vor der Bruſt von Blumen den Strauß;
Wackelt ſein Hut mit verbogenem Rande,
Säße gern feſt, doch wird Nichts daraus.

Ticke tock teng teng, Maclou ſich vermählet,
Ticke tock teng teng, alle Sorgen fliehn!
Ticke tock teng teng, hat ein Weib erwählet —
Ticke tock teng teng klingt das Tambourin!

Eſelein brüllt, und belfert ein Hündlein,
Orgel erbrauſt, und der Böller jagt Krack!
Maclou giebt ſchmatzend Mariannen ein Mündlein —
Jeder pfeift nach ſeinem Geſchmack.

Ticke tock teng teng, Maclou ſich vermählet,
Ticke tock teng teng, alle Sorgen fliehn!
Ticke tock teng teng, hat ein Weib erwählet —
Ticke tock teng teng klingt das Tambourin!

Guſtave Leroy,
Nähkaſtenarbeiter.

Die Zukunft.

Warum beſtimmen nach vergangner Schmach
Der Hoffnung Glück, der Zukunft goldnen Tag?
Stolz auf die Gegenwart, ſollt ihr durch Schmerz und Thränen
Ein ſchöner Morgenroth der freien Welt erſehnen —
Denn uns nach Kampf und Leid
Gehört die künft'ge Zeit!

Vergebens, ſagt ihr, ſchritt die Menſchheit fort,
Wenn morgen ſie bezwingt ein Herrſcherwort.
Doch nein! ihr laſſt umſonſt der Dummheit Banner fliegen,
Ein zweiter Omar wird dem Gutenberg erliegen —
Denn uns nach Kampf und Leid
Gehört die künft'ge Zeit!

Du Prieſter, deſſen Gott den Haſs begehrt,
Klag immerhin, daſs ſtumpf des Glaubens Schwert!
Ein jeder Stern erliſcht, wenn ſeine Pracht vergangen,
Und nur die Liebe kann die Herzen heut umfangen —
Denn uns nach Kampf und Leid
Gehört die künft'ge Zeit!

Mein Vaterland! o nimmer, deine Macht
Durch Blut zu mehren, wieder ſei bedacht!
Unfruchtbar macht das Blut der Erde blum'ge Matten,
Mit deinem Lorbeer ſollſt du eine Welt beſchatten —
Denn uns nach Kampf und Leid
Gehört die künft'ge Zeit!

Doch — redet ihr — des Ruhmes friſcher Quell
Verſandet in des Friedens Dunkel ſchnell.
Wie! könnt' im Streite nur für uns der Ruhm erglühen?
Er wird durch Fleiß und Kunſt in beſſerm Sieg erblühen —
Denn uns nach Kampf und Leid
Gehört die künſt'ge Zeit!

Ja, predigt nur der Zwietracht eitlen Sieg,
Und jenen Frieden, ſchlimmer als der Krieg!
Wir werden — muſs es ſein — auch in der Schlacht euch
finden,
Und Friedensroſen um die Kriegespalme winden —
Denn uns nach Kampf und Leid
Gehört die künſt'ge Zeit!

Gefangner Rieſe, den die Feſſel band,
Man ſagt dich todt, mein großes Vaterland!
Doch ſteh, dein Henker wird erliegen bald den Pfeilen,
Noch blieb geſund das Herz und wird die Wunde heilen —
Denn uns nach Kampf und Leid
Gehört die künſt'ge Zeit!

Du Schwätzer, der mit fremdem Prunke gleißt,
Erloſchen, ſagſt du, ſei bei uns der Geiſt?
Ihr Thoren! ewig trägt die Welt des Geiſtes Stempel,
Und nicht mit Griechenland zerfiel der Künſte Tempel —
Denn uns nach Kampf und Leid
Gehört die künſt'ge Zeit!

Ein Volk, das ihr bezwungen ſchon geglaubt,
Erhebt auf Trümmern ſein Rebellenhaupt!
Wenn ihr Vergangnes ehrt: dem Heute ſollt ihr leben,
Und jubelnd auf den Schild die Gegenwart erheben —
Denn uns nach Kampf und Leid
Gehört die künft'ge Zeit!

Auguſte Jolly.

Kriegers Heimkehr.

(1836.)

Erinnerung aus meiner Heimat Thalen,
So muſs dich nun der Wind verwehn?
Du meiner Jugend Glück in Luſt und Qualen,
Leb wohl auf Nimmerwiederſehn!

Zwei arme Krieger ſchauen
Hinab von Berges Rand
Im erſten Morgengrauen
Aufs ſommergrüne Land.
Der Eine denkt mit Sehnen,
Wie fern die Woge zieht,
Der Andre ſingt in Thränen
Ein trübes Klagelied:

„Erinnerung aus meiner Heimat Thalen,
So muſs dich nun der Wind verwehn?
Du meiner Jugend Glück in Luſt und Qualen,
Leb wohl auf Nimmerwiederſehn!

„Geſunken iſt die Linde,
An der ich oft gelauſcht,
Daraus im Abendwinde
Mir ſüß ein Lied gerauſcht.
Auf dieſer Bank von Steinen,
Die Moosgeflecht umſpinnt,
Empfing ich einſt mit Weinen
Den Mutterſegen lind.

„Erinnerung aus meiner Heimat Thalen,
So muſs dich nun der Wind verwehn?
Du meiner Jugend Glück in Luſt und Qualen,
Leb wohl auf Nimmerwiederſehn!

„Ach, fern an jenem Laube
Erblick ich dort gen Weſt
— Sie fiel zu Aſch' und Staube! —
Der Elternhütte Reſt.
Und dieſes Kreuz am Walde,
Beglänzt vom Sonnenſchein —
Es ſchließt auf ſtiller Halde
Den Staub des Vaters ein!

„Erinnerung aus meiner Heimat Thalen,
So muſs dich nun der Wind verwehn?
Du meiner Jugend Glück in Luſt nnd Qualen,
Leb wohl auf Nimmerwiederſehn!

„Horch! Cymbeln dort und Pfeifen
Und luſt'ger Hörnerſchall —
Vielleicht, die Schnitter ſchweifen
Hinaus zum Ernteball.

Es fliegen die Standarten — —
Das war ein Hochzeitslaut!
O Gott! ſie mag nicht warten:
's iſt meine eigne Braut!

„Erinnerung aus meiner Heimat Thalen,
So muſs dich nun der Wind verwehn?
Du meiner Jugend Glück in Luſt und Qualen
Leb wohl auf Nimmerwiederſehn!

„Den Kaiſer liebt noch immer
Des Kriegers treues Herz;
Wir theilten ſeinen Schimmer —
Wir theilen ſeinen Schmerz.
Sein Stern iſt untergangen,
Der einſt gen Himmel ſtieg,
Der Kaiſer iſt gefangen,
Und wir?“ . . . Die Lippe ſchwieg.

Erinnerung aus meiner Heimat Thalen,
So muſs dich nun der Wind verwehn?
Du meiner Jugend Glück in Luſt und Qualen,
Leb wohl auf Nimmerwiederſehn!

Den Trauerplatz verlaſſen
Die Krieger der Loire.
Weiß nicht, wohin den Blaſſen
Der Weg bereitet war;
Weiß nimmer, wo vernommen
Ihr Ohr den Trauerſang,
Der, wie ins Herz gekommen,
Vom Berge wiederklang:

„Erinnerung aus meiner Heimat Thalen,
So muſs dich nun der Wind verwehn?
Du meiner Jugend Glück in Luſt und Qualen,
Leb wohl auf Nimmerwiederſehn!“

Guſtave Leroy,
Nähkaſtenarbeiter.

Der Wilde.

(1846.)

Müd, einſam zu genießen und zu leiden,
Lenkt' ich den Schritt, von Liebesluſt beſchwingt,
Auf jene Pfade, die die Welt durchſchneiden,
Davon uns keiner, ach! zum Heile bringt.
Ich ſah der Städte goldnen Flitter prangen,
Die Haſt, darin der Menſch, mein Bruder, lebt,
In kaltem Stein, dem Sonnenlicht verhangen,
Der ſich geſpenſtig in die Wolken hebt.

Wann, o Natur! wann darfſt du ſchauen
Vereinigt deiner Kinder Zahl
— Ein fröhlich Volk — ihr Hüttchen bauen,
Soweit erglänzt der Morgenſtrahl?

Wie muſs ich, Bruder, dein Geſchick beklagen!
So dumpf und ſchwül iſt deine Lebensluſt;
In deiner Bruſt mit Haſt die Pulſe ſchlagen,
Da ſtets ein finſtrer Plan zur That dich ruft!

Der Geiſt, der aus der Woge ſpricht am Strande,
Er gilt dir minder, als ein Körnchen Gold;
Du beugſt dich als dem Weltengeiſt dem Sande,
Der trüb in meiner Heimatwelle rollt.

Wann, o Natur! wann darfſt du ſchauen
Vereinigt deiner Kinder Zahl,
— Ein fröhlich Volk — ihr Hüttchen bauen,
Soweit erglänzt der Morgenſtrahl?

Ein welkes Blatt, der Lüfte Spiel gegeben,
Irrt ohne Ziel dein Lieben durch die Welt;
Ein Wittwenſtand, ein trüber, iſt dein Leben,
Drin nur als Blitz das Glück die Nacht erhellt.
Ach, weißt du nicht, daſs du auf dieſer Erden,
Um ſelbſt zu leben, lieben muſſt zu Zwein?
Es ſoll ein jeder Menſch dein Bruder werden,
Und jede Feſſel heut zerriſſen ſein!

Wann, o Natur! wann darfſt du ſchauen,
Vereinigt deiner Kinder Zahl
— Ein fröhlich Volk — ihr Hüttchen bauen,
Soweit erglänzt der Morgenſtrahl?

Die Welt iſt groß! — Wie in der Jugend Wonne
Die Liebe brauſt in ſtolzer Flammenkraft,
Und wie die Rebe gährt in ihrer Tonne:
So kocht im Erdenſchoß der Feuerſaft.
Sie ſpendet Flachs, um Alle zu bekleiden,
Für Alle reift ſie ihre goldne Frucht,
Für eine Welt, die, müd der ew'gen Leiden,
Umſonſt ſich heut im Kampf zu opfern ſucht.

Wann, o Natur! wann darfſt du ſchauen
Vereinigt deiner Kinder Zahl
— Ein fröhlich Volk — ihr Hüttchen bauen,
Soweit erglänzt der Morgenſtrahl?

Der Tag bricht an, die Nebel zu zertheilen,
Die lang' umnachten unſern Blick gemuſſt;
Der Geiſt beſchwingt ſich mit des Lichtes Pfeilen,
Ein neuer Glaube flammt in junger Bruſt!
Der Schiffer ſteuert muthig auf die Wogen,
Die Furche ſchneidend durch die Waſſerbahn,
Und, nimmer von der Sterne Glanz betrogen,
Vertraut der Nadel er den ſchwanken Kahn.

Wann, o Natur! wann darfſt du ſchauen
Vereinigt deiner Kinder Zahl
— Ein fröhlich Volk — ihr Hüttchen bauen,
Soweit erglänzt der Morgenſtrahl?

Das Meer, die Luft, das Feuer — flücht'ge Renner,
Aufſchäumend wild und knirſchend ins Gebiſs —
Befreien rings die Welt, und freie Männer
Verbünden ſich, der Siegesluſt gewiſs.
Ach, dieſer Weltentag, er käme morgen,
Wenn wir vermählten in der Liebe Gluth:
Ihr — des Gedankens ruhmgekrönte Sorgen,
Und wir — den Arm, gefärbt mit Löwenblut!

Wann, o Natur! wann darfſt du ſchauen
Vereinigt deiner Kinder Zahl
— Ein fröhlich Volk — ihr Hüttchen bauen,
Soweit erglänzt der Morgenſtrahl?

Es kommt die Zeit, da jeder Schmerz zu Ende,
Der Krieg, der Hunger und die letzte Noth!
Reicht euch zum Kampf, im Bruderbund die Hände,
Und eure Fahnen miſcht im Morgenroth!
Verliebte Kinder, krönt das Haupt mit Roſen,
Ihr Künſtler, brecht das friſche Lorbeerreis!
Kein Haſſen mehr, kein Groll und Schwertestoſen,
Gen Himmel einzig führt der Liebe Gleis!

Wann, o Natur! wann darfſt du ſchauen
Vereinigt deiner Kinder Zahl
— Ein fröhlich Volk — ihr Hüttchen bauen,
Soweit erglänzt der Morgenſtrahl?

Pierre Dupont.

Woran ſie denkt?

(1888.)

Auf deiner Stirne ſchon die Falten,
Von Trauer bleich dein Angeſicht —
O kannſt du nicht die Thräne halten,
Die ſchmerzend dir vom Auge bricht?
Die Sichel ruht am Wieſenraine,
Und trüb iſt deiner Augen Pracht. . .
Die Hand aufs Herz, du liebe Kleine,
Und ſprich: woran dein Herz gedacht?

Du ruhſt im Laub . . . die Sinne ſchwanken . . .
O Feh, dein ſchöner Fuß zerbricht
Ein ſchuldlos Blümchen in Gedanken,
Ein liebliches Vergißmeinnicht.
Beleidigt deinen Blick der ſeine
Mit ſtillverborgner Friedenspracht? —
Die Hand aufs Herz, du liebe Kleine,
Und ſprich: woran dein Herz gedacht?

Horch, Trommelſchlag! Es ruft die Fahne
Ins Feld Sergeanten und Rekrut —
Dein Herz erbebt in heißem Wahne,
Und heller ſtrahlt der Wangen Gluth.
Vom Auge perlt in lichtem Scheine
Der Thau . . . die Trommel ruft zur Schlacht —
O ſage Nichts, du liebe Kleine:
Ich weiß, woran dein Herz gedacht!

Guſtave Leroy,
Nähkaſtenarbeiter.

Der Apoſtel an den König der Franzoſen.

(1841.)

Wohin, mein dämmernd Aug' zu blenden,
Begeiſtrung, trägſt du mich empor?
Dem Himmel will ich neu entwenden
Die Gluth, die Todte einſt beſchwor.
Ich will mit lichtgefeiten Waffen
Befrein der Erde Prachtgefild,
Aus Schemen will ich Menſchen ſchaffen,
Aus Sündigem ein Heil'genbild.

Hört den Friedensſchall
Aus der Wüſte klingen;
Berg' und Thäler ſingen
Froh im Wiederhall.
Weltverſöhnung künden
Töne, voll und weich,
Und die Menſchen gründen
Hier ein Himmelreich.

Ich will's! die Woge ſei beſchworen!
Und Götter lächeln meiner Bahn.
Unlängſt im Haufen noch verloren,
Wuchs ich zum Rieſen jetzt heran.
Ich ſprech' — und alle Herzen beben,
Ich ſinge — ſchau, der Arme lacht,
Ich ſchreite vor — die Völker heben
Des Lichtes Banner durch die Nacht!

Hört den Friedensſchall
Aus der Wüſte klingen;
Berg' und Thäler ſingen
Froh im Wiederhall.
Weltverſöhnung künden
Töne, voll und weich,
Und die Menſchen gründen
Hier ein Himmelreich.

Ich rede mit Prophetenworten
Ein Lied zu Gottes Preis und Ruhm,
Und donnernd öffnen ſich die Pforten
Zum langverſchloſſnen Heiligthum.
Erglühn in einem Opferliede
Von tauſend Herzen ſoll der Brand;
Vorwärts in feſtgeſchloſſnem Gliede,
Der Weiſe hoch, der Ignorant!

Hört den Friedensſchall
Aus der Wüſte klingen;
Berg' und Thäler ſingen
Froh im Wiederhall.
Weltverſöhnung künden
Töne, voll und weich,
Und die Menſchen gründen
Hier ein Himmelreich.

Die Völker hoch, und hoch die Fürſten,
Der Reiche wie der Bettlersmann!
Der Jüngling hoch im Wiſſensdürſten,
Und hoch des Alters ſtille Bahn!

Die Männer hoch, und hoch die Frauen,
Hoch Kraft und Schönheit allezeit!
Hoch Geiſt und Leib, im Bund zu ſchauen,
Und dreimal hoch die Menſchlichkeit!

Hört den Friedensſchall
Aus der Wüſte klingen;
Berg' und Thäler ſingen
Froh im Wiederhall.
Weltverſöhnung künden
Töne, voll und weich,
Und die Menſchen gründen
Hier ein Himmelreich.

Ein Bruderbund die Nationen!
So will es liebend die Natur.
Das Elend gilt es zu entthronen,
O, folgt des Glückes heitrer Spur!
Der Geiſt in reiner Lichtvollendung
Erklingt wie Sphärenmelodie;
Die Einheit iſt des Menſchen Sendung,
Der Himmel Sendung: Harmonie.

Hört den Friedensſchall
Aus der Wüſte klingen;
Berg' und Thäler ſingen
Froh im Wiederhall.
Weltverſöhnung künden
Töne, voll und weich,
Und die Menſchen gründen
Hier ein Himmelreich.

Es zeugen Erde, Luft und Meere
— Ein nimmerdar gealtert Buch, —
Daſs uns die bittre Zeit der Lehre
Vorüberging im Zeitenflug.
Viel' Zungen machen tauſendkehlig
Ein Weltgeheimnis offenbar,
Und tauſend Worte löſen ſelig,
Was lang ein ſchmerzlich Räthſel war.

Hört den Friedensſchall
Aus der Wüſte klingen;
Berg' und Thäler ſingen
Froh im Wiederhall.
Weltverſöhnung künden
Töne, voll und weich,
Und die Menſchen gründen
Hier ein Himmelreich.

Prometheusfunke, gottentſprühend,
Du biſt ein Fluch, ein Segen du,
Ein Feuer, wärmend oder glühend,
Biſt Gift und Gegengift dazu!
Dich nenn' ich Chriſt im Ölbergsthale,
Nero und Sokrates zugleich,
Lukull beim ſchwelgeriſchen Mahle,
Im Lichte Herr, im Schattenreich!

Hört den Friedensſchall
Aus der Wüſte klingen;
Berg' und Thäler ſingen
Froh im Wiederhall.

Weltverſöhnung künden
Töne, voll und weich,
Und die Menſchen gründen
Hier ein Himmelreich.

Empfaht des Himmels Götterfunken,
Der Haſs und Schmerz um Liebe tauſcht,
Wenn morgen ſchon begeiſtrungstrunken
In jedes Herz der Jubel rauſcht!
Schon hör' ich die Poſaune ſchallen,
Die Gräber berſten, Schuſs auf Schuſs:
Es bleibt der Menſch — die Schemen fallen,
Sein Tuch entſinkt dem Lazarus!

Hört den Friedensſchall
Aus der Wüſte klingen;
Berg' und Thäler ſingen
Froh im Wiederhall.
Weltverſöhnung künden
Töne, voll und weich,
Und die Menſchen gründen
Hier ein Himmelreich.

Jean Journel.

Den Kindlein!

(1880.)

Ihr Kinder lieb in eurer Jugend Prangen,
Wie Liljen weiß, wie ſchmucke Röslein roth,
Der Zug der Unſchuld ſpielt um eure Wangen,
Drauf noch der Kuſs der Freudenſonne loht!
Ach, daſs auch Schlangen aus der Bruſt ſich heben! —
Ich will euch warnen vor des Künft'gen Schein,
Denn eine Galgenfriſt iſt euch das Leben . . .
Schuldloſe Kinder, bliebt ihr ewig klein!

Ihr werdet groß! Euch trifft zu glühndem Brande
Der Liebesgott mit ſeiner Pfeile Schuſs,
Vernunft und Ehr' im züchtigen Gewande
Vergeſſt ihr all' um einen Liebeskuſs.
Doch jener Kuſs — wir haben's ſchlimm getrieben! —
Birgt oft Verrath und falſche Todespein;
Nichts mehr iſt wahr, als einer Mutter Lieben . . .
Schuldloſe Kinder, bliebt ihr ewig klein!

Ihr werdet groß! Das Recht des Vaterlandes
Macht euch zu Söldnern, dienend der Gewalt.
Wenn durch Paris im Roth des Abendbrandes
Zum Sturm dereinſt die Freiheitsglocke ſchallt:
„Gebt Feuer auf den Armen!“ wird es heißen,
Ihr werdet ſchwach, ihr werdet Mörder ſein!
Dem Bruder Tod — oder die Kette beißen . . .
Schuldloſe Kinder, bliebt ihr ewig klein!

Ihr werdet groß! Die Märchen eurer Väter
  Streun in das Herz der Freiheit Samen aus;
O, bleibet klein! die Kön'ge und Verräther
  Haben kein Recht auf euer Kartenhaus!
Die Freiheit hat — wie oft! — uns ſchon getrieben,
  Ein ſtolzes Haupt dem Hochgericht zu weihn;
Sie nicht zu faſſen, und ſie doch zu lieben —
  Schuldloſe Kinder, bleibt ihr ewig klein!

Ihr werdet groß! Wenn zu der Tugend Prangen
  Ein Töchterlein der Schönheit Reiz erhält:
Der reiche Mann ſchaut ihre Roſenwangen,
  Er bietet Gold, und ihre Tugend fällt.
O Kinder lieb! daß ungetrübt euch glänze,
  Der Allen lacht, des Himmels Sonnenſchein!
Nichts iſt ſo ſchön wie unzerriſſne Kränze . . .
  Schuldloſe Kinder, bleibt ihr ewig klein!

Ihr werdet groß! Verblichen ohne Erben,
  Ohne Gedächtniß, elend und gering,
Wird euer Staub' dasſelbe Grab erwerben,
  Darin der Ahne zu vermodern ging.
O, bleibet klein! Die Schwäche wird euch ſühnen —
  Und ſterbt ihr jung, als Lilien keuſch und rein,
So wird ein Reis auf eurer Scholle grünen . . .
  Schuldloſe Kinder, bleibt ihr ewig klein!

Guſtave Leroy,
Bürſtenarbeiter.

Eine Klage.

(1840.)

„Was geht denn vor, o Gott! uns jeden Troſt zu rauben?
Ach! hat der Sturm verheert des Weinbergs goldne Trauben,
Die Wälder rings verbrannt? hat er das Korn vielleicht
Dahingeſtreckt, bevor die Sichel es erreicht?
Riſs er die Frucht hinab, die an dem Baum gehangen,
Zu dem Allſonntags wir ſo gern hinausgegangen,
Uns feſtlich zu erfreun? Hat unſer niedres Dach
Ein Blitz getroffen, der es jäh in Stücke brach?
Weh! Alles mangelt uns: das Brot, die Frucht, die Reben!
Nie kommt, ein froher Gaſt, der Wein, uns zu erheben;
Vor Kälte zittern wir — durch unſre Lumpen fährt
Der ſchneidend ſcharfe Froſt — und, ach! kein Dach, kein Herd,
Wo wir das Angeſicht an luſt'ger Flamme Brennen,
Den nackten Fuß, erſtarrt im Schnee, uns wärmen können!
Hu hu! es iſt ſo kalt da drauß in Eis und Schnee!
Es hungert uns — o Gott! der Hunger thut ſo weh!
Ach, für die Menſchen iſt die Welt zu klein und enge,
Der Arme iſt zu viel! . . . Und doch, in üpp'ger Menge
Trägt Korn und Wein und Frucht und Holz und Flachs die Flur.
Wir leiden Hunger, Durſt und Froſt und Hitze nur!

Wer hat die Looſe denn ſo unrecht zugemeſſen?
Sagt: welcher Währwolf hat denn unſ'er Gut gefreſſen?"
So klingt des Volkes Schrei; er röchelt, und verhallt
Im Winde, wie ein Ruf, der aus der Wüſte ſchallt.

Savinien Lapointe,
Schuhmacher.

Geſang der Arbeiter.

(1846.)

Wir, deren Lampe Morgens ſchon
Der Hahnenruf am Flackern findet;
Wir, die ein ungewiſſer Lohn
Vor Dämmerung an den Amboſs bindet;
Wir, die mit Hand und Fuß und Arm,
Mit jedem Gliede ruhlos ringen,'
Doch nimmer vor des Alters Harm
In Schutz die künft'gen Tage bringen:

Lieben wir uns! und Mann an Mann,
Vereint zu frohem Liederſingen,
Laſſt uns die vollen Gläſer ſchwingen —,
Stoßt an! Stoßt an! Stoßt an!
„Der Weltbefreiung!" ſoll es klingen.

Im Kampf mit eiferſücht'ger Fluth,
Mit geizigen Gefildes Beſchwerde,
Entriſſen wir verborgnes Gut
Zu Speiſ' und Zier dem Schoß der Erde:
Metalle, Perlen, Diamant,
Der Scholle Korn, die Frucht der Reben —
Geſchornes Volk! welch Prachtgewand
Läſſt ſich aus deiner Wolle weben!

Lieben wir uns! und Mann an Mann,
Vereint zu frohem Liederſingen,
Laſſt uns die vollen Gläſer ſchwingen —
Stoßt an! Stoßt an! Stoßt an!
„Der Weltbefreiung!“ ſoll es klingen.

Der unſern Nacken beugt, der Fleiß,
Die Noth — was ſollen ſie uns dienen?
Wozu die Thränen und der Schweiß?
Wir ſind und heißen nur Maſchinen.
Gen Himmel ſteigt der Babel Pracht,
Uns fehlt das ſchlichte Tuch zum Rocke. . .
Sobald den Honig ſie gebracht,
Jagt man die Bienen aus dem Stocke!

Lieben wir uns! und Mann an Mann,
Vereint zu frohem Liederſingen,
Laſſt uns die vollen Gläſer ſchwingen —
Stoßt an! Stoßt an! Stoßt an!
„Der Weltbefreiung!“ ſoll es klingen.

Dem Sohn des reichen Fremdlings ſtreckt
Entgegen unſer Weib die Brüſte,
Und ſpäter glaubt er ſich befleckt,
Wenn er den Gruß ihr bieten müſſte.
Ein Recht, das Herrſcherrecht getauft,
Weiſt uns die Tage zu als Knechten;
Und unſer Kind daheim verkauft
Die Ehr' dem Schlechteſten der Schlechten.

Lieben wir uns! und Mann an Mann,
Vereint zu frohem Liederſingen,
Laſſt uns die vollen Gläſer ſchwingen —
Stoßt an! Stoßt an! Stoßt an!
„Der Weltbefreiung!" ſoll es klingen.

Das Dach iſt unſer luſtig Haus,
Der Schutt, ſeit Jahr und Tag geblieben,
Geſellt zu Eul' und Fledermaus,
Wie Dieb und Räuber umgetrieben.
Und wenn mit ungeſtümer Haſt
Des ſchnellen Blutes Pulſe jagen,
Dann machen wir im Walde Raſt,
Wo grün der Buchen Äſte ragen.

Lieben wir uns! und Mann an Mann,
Vereint zu frohem Liederſingen,
Laſſt uns die vollen Gläſer ſchwingen —
Stoßt an! Stoßt an! Stoßt an!
„Der Weltbefreiung!" ſoll es klingen.

Noch jedesmal, wenn unſer Blut
In Strömen durch die Welt gefloſſen,
Sahn wir die Saat der Fürſtenbrut,
Durch unſern Thau befruchtet, ſproſſen.
Sorgt, daſs er künftig nicht mehr rinnt —
Die Lieb' iſt ſtärker, als die Waffen!
Und harrend, daſs ein beſſrer Wind
Uns werde günſt'ge Fahrt verſchaffen:

Lieben wir uns! und Mann an Mann,
Vereint zu frohem Liederſingen,
Laſſt uns die vollen Gläſer ſchwingen —
Stoßt an! Stoßt an! Stoßt an!
„Der Weltbefreiung!“ ſoll es klingen.

Pierre Dupont.

Der alte Schmied.

(1864.)

Bub', ein'ge Kohlen gieb dem Herd zu ſchlucken,
Dann ſchwatzen wir ein wenig, — mit Vernunft!
Willſt du nicht auch mal nach dem Weibſen gucken?
Ein ſchlechter Stand, die Junggeſellenzunft!
Auf anders Nichts ſich, als ein Lied, zu legen,
Und nur zu ſehen, wenn der Funke ſprüht —
Ei, dummes Zeug! . . . bei uns und allerwegen
Muſs man das Eiſen ſchmieden, wenn es glüht.

Ich denk', du willſt auch mal' ne Wirthſchaft treiben,
  Da hör auf mich . . . he, nicht das Ohr geſtutzt! . . .
Das Erſte iſt: Du mußt dich hübſch beweiben —
  Nur ſieh dich vor, daſs ſie nicht ewig ſchwatzt!
So 'n Rädelwerk verklätſchert dir das Leben,
  Die Kuh' iſt hin, die Suppe wird verbrüht —
Nein, ihm die richtige Façon zu geben,
  Muſs man das Eiſen ſchmieden, wenn es glüht.

Du weißt, daſs ich nicht viel die Stiefel nähe,
  Doch kommt ein Tag — da weiß ich, was ich thu':
Die Freiheit naht mit ihrer rothen Mütze,
  Juchhe, da ſchließ' ich meine Schmiede zu!
Der Thron iſt alt, und faul das Holz . . . ich dächte:
  's iſt Zeit, daſs mal der Schund in Flammen ſprüht!
Das Volk iſt Herr — wir ſtürzen zum Gefechte —
  Man muſs das Eiſen ſchmieden, wenn es glüht.

Dann kommen rings der Republik Soldaten,
  Unſre Soldaten ohne Schuh' und Brot;
Wenn ſie auch ſonſt nicht viel das Pflaſter traten:
  's hat doch um unſre Waffen keine Noth!
Wir ſiegen ſchon . . . nur geb' ich euch die Lehre:
  Benutzt den Sieg, wenn auch die Arme müd!
Hurrah! auch unſer Holzſchuh kommt zur Ehre —
  Man muſs das Eiſen ſchmieden, wenn es glüht.

Zur Kaiſerzeit, als wir in Rußland hauſten —
  Drei Tage lang gekämpft und Nichts geſpeiſt!
Juch! wie den Feind wir da mit Kolben lauſten —
  Denn aßen wir . . . der Ruhm iſt abgereiſt!

O Bonaparte, bring uns friſche Reiſer,
  Biſt du bei Gottens nicht das Eſſen müd?
Kämſt du herab, wir riefen: „Hoch der Kaiſer!“ —
  Man muſs das Eiſen ſchmieden, wenn es glüht.

Mich mit der Zeitung quälen möcht' ich ſchwerlich,
  Glaub' nicht, daſs Viel daran verloren geh'!
Der Grund iſt ſimpel jedenfalls und ehrlich:
  Mein Bub', ich lernte nie das A B C.
Mich ſoll das Volk nur friſch zufrieden laſſen
  Mit ſeinem Kohl, der ihm im Geiſte blüht —
Ich weiß von Politik nur Dies zu faſſen:
  Man muſs das Eiſen ſchmieden, wenn es glüht.

Ob ich nicht viel auf meinen Kopf mich ſteife:
  Die Freiheit halt' ich bis zum letzten Zug!
Mein alter Wein, mein altes Weib, die Pfeife —
  Mich zu beweinen, Freunde ſind's genug.
Ich kenne Die nicht, die mich überleben;
  Was ſchiert mich Das im Grabe? Gott behüt'!
Zu trinken leb' ich, trinkend nur zu leben —
  Man muſs das Eiſen ſchmieden, wenn es glüht.

Guſtave Leroy.
Nähkaſtenarbeiter.

Die Blonde.

Träumt euch, dem Abendſächeln lauſchend,
  Ein Thal, mit Birken hell bepflanzt,
Das weiße Blatt im Winde rauſchend,
  Wie Schaum, der auf den Wellen tanzt.
Dann träumt im letzten Sonnenſtrahle
  Euch, mehr als Frühlingsroſen hold,
Und ſchlanker als die Birk' im Thale,
  Ein Kind mit langem Haar von Gold.

Bei Nacht und Tage irrt ſie ferne,
  Ihr blaues Aug' in Thränen rinnt,
Schweſter der Blumen und der Sterne,
  Des Himmels und der Erde Kind.

Es lauſchet Alles ihrem Gange
  Und ſingt von ihr mit Liebesmacht;
Wozu ſie preiſen im Geſange?
  Es tönt der Wald von ihrer Pracht.
Der Vogel blickt von ſeinen Zweigen,
  Aus ſeiner Höhle ſchleicht das Wild,
Und See und Strom und Quelle zeigen
  Auf ihrer Fluth der Jungfrau Bild.

Bei Nacht und Tage irrt ſie ferne,
  Ihr blaues Aug' in Thränen rinnt,
Schweſter der Blumen und der Sterne,
  Des Himmels und der Erde Kind.

Man ſagt, daſs oft ſie draußen bliebe
Und mit den Sternen ſpräch' im Traum;
Ein Andrer ſagt euch, daſs ſie liebe,
Und ſpricht von ihrer Liebe kaum.
Ihr Birk' und Weiden, ſchlank zu ſchauen,
Ach, nimmer wird in eurem Zelt
Sich ihre Lieb' ein Neſtchen bauen,
Ihr Herz iſt fern von unſrer Welt!

Bei Nacht und Tage irrt ſie ferne,
Ihr blaues Aug' in Thränen rinnt,
Schweſter der Blumen und der Sterne,
Des Himmels und der Erde Kind.

Sie liebt im heimlich dunklen Schatten
Der Palmen, die im Himmel blühn,
Und, fremd der Erde blum'gen Matten,
Muſs all ihr Leben ſtill verglühn.
Du Engel, der ein Weib! zu Füßen
Liegt dir vielleicht des Himmels Schein —
Von Tauſend Einen wolle grüßen,
Ihm deiner Liebe Glanz zu weihn!

Bei Nacht und Tage irrt ſie ferne,
Ihr blaues Aug' in Thränen rinnt,
Schweſter der Blumen und der Sterne,
Des Himmels und der Erde Kind.

Pierre Dupont.

Die Wahrſagerin.

(1836.)

„Nein, liebe Mutter, ſchilt mich nicht —
Lucette will ſich dir vertrauen,
Doch freundlich laſs die Stirne ſchauen,
Und hell, wie ſonſt, dein Augenlicht!
Ich wollte nur die Zaubrin fragen,
Ob Karl der Liebe Schwur erwog?
O Mutter lieb, du muſſt es ſagen:
Daſs mich Zigeunerin belog!

„Sie ſprach: ‚Dein Angeſicht iſt ſchön,
Doch kurz ſind deine Lebenstage!‘
Dann wies ſie mir mit düſtrer Frage
Zwei Vögel in den blauen Höhn:
‚O Mädchen! ſiehſt du nicht die Taube,
Den Sperber nicht, der ſie umflog?
Es ſinkt ins Grab dein Liebesglaube‘ —
Ich weiß: Zigeunerin, ſie log!

„Sie ſprach: ‚Bewahre, Kind! dein Herz,
Der Mutter ſollſt du dich erhalten;
Flieh jenen Mann — die Sterne walten,
Und ſeine Liebe bringt dir Schmerz.
Er ſcheidet vor dem Hochzeitstage,
Nachdem er deine Luſt betrog.
Entehrt ſind alle deine Tage‘ —
Gewiſs! Zigeunerin, ſie log!“ . . .

Es lag im ſtillen Todtenhain
— Zwei Monde war's nach jener Stunde —
Auf eines friſchen Hügels Runde
Ein Kranz von welken Blümlein.
Und weinend an der Friedensſtätte
Ein Weib das Antlitz niederbog:
Es war die Mutter von Lucette —
Zigeunerin ſie nicht belog.

Guſtave Leroy,
Nähkaſtenarbeiter.

Die Fahrt des Verbannten.

Den Blitz zu brechen, der mein Haupt getroffen,
Hab' ich getrotzt des Oceanes Wuth.
Sieh dort — Amerika! O laſſt mich hoffen,
Daſs hier der Völker ſchönre Zukunft ruhe!
Kein Sklave mehr! . . . Doch weh, am Hügelrande
Schau' ich gefeſſelt dort den Neger ſtehn —
Entflieh, mein Kahn, entflieh von dieſem Strande,
Fern will ich, fern die Freiheit ſuchen gehn!

Ihr nennt euch Bürger, und ihr ſeid Deſpoten,
Ihr habt in Haſs der Liebe Gluth verkehrt,
Ihr nennt euch frei, und brauchet noch Heloten —
All euer Glück, es ruht in eurem Schwert!
Beleidigt nicht das Recht in eurem Lande
Des Sturmes Lied, der Abendlüfte Wehn? —
Entflieh, mein Kahn, entflieh von dieſem Strande,
Fern will ich, fern die Freiheit ſuchen gehn!

Glaubt' ich denn nicht, des Friedens Glück zu faſſen,
Als ich entſagt der Heimat Sonnenſchein?
Und hab' ich nur die alte Welt verlaſſen,
Um hier der Habſucht meinen Dienſt zu weihn?
Wo Plutus thront im goldenen Gewande,
Kann nicht mein Herz die Bruderliebe ſehn —
Entflieh, mein Kahn, entflieh von dieſem Strande,
Fern will ich, fern die Freiheit ſuchen gehn!

Ihr feiert Waſhington und ſeine Thaten —
Was hat uns denn genützt ſein blut'ger Streit?
Ach, Waſhington hat nie ein Herz verrathen,
Weil er allein den weißen Mann befreit.
Ich beug' ihm nicht mein ſtolzes Knie im Sande,
Denn Tugend kann durch Liebe nur beſtehn —
Entflieh, mein Kahn, entflieh von dieſem Strande,
Fern will ich, fern die Freiheit ſuchen gehn!

Als euer Schwert von eurem Recht geſprochen,
Und eurer Knechtſchaft ehrlos Joch zerbrach:
Dasſelbe Schwert, das Albion's Macht gebrochen,
Zerbrechen mußt' es auch der Habſucht Schmach!
Nein, Gottes Arm entwich aus eurem Lande,
Denn Menſchlichkeit iſt ſeines Odems Wehn —
Entflieh, mein Kahn, entflieh von dieſem Strande,
Fern will ich, fern die Freiheit ſuchen gehn!

Entflieh, mein Kahn! Dies Ufer ſollſt du meiden,
Das ſo viel' Thränen Nacht und Tag genetzt!
Fahr zu! Es giebt vielleicht noch grüne Weiden,
Wo man der Liebe goldnes Banner ſchätzt!

Lebt wohl, lebt wohl in eures Haſſes Brande,
Ein freies Herz wird euer Haus verſchmähn! —
Entflieh, mein Kahn, entflieh von dieſem Strande,
Fern will ich, fern die Freiheit ſuchen gehn!

Louis Voitelain.

Der Eingang in die Tuilerien.

(1844.)

„Wohin wollt ihr? — Schaut, wo ihr euch befindet,
So ſchlecht gekleidet tritt man hier nicht ein!
Der grimmen Noth, die ſich im Staube windet,
Soll eines Fürſten Haus verſchloſſen ſein.
Ich ward Soldat, und lernte zu vollſtrecken
Des Herrſchers Wort, wie ſehr es mich verdroſs.
Ihr habt die Blouſe nur, euch zu bedecken —
So tritt man nicht in eines Königs Schloſs!“

Warum, Soldat! warum denn iſt Verbrechen,
Was ein Geſetz des Schickſals uns gebot?
Sieh, wenn die Reichen in Paläſten zechen,
Erwirbt mein Arm für Weib und Kind das Brot.
Doch iſt mein Herz noch ohne Groll geblieben,
Weil ihm der Tugend heil'ge Saat entſproſs . . .
„Ach, armer Mann! du haſt ja nur dein Lieben —
Das tritt nicht ein in eines Königs Schloſs!“

Doch als, Soldat! vor zweiundfünfzig Jahren
Das Volk bewohnen wollte dieſes Haus,
Sprach unſer König zu denſelben Scharen:
‚Sie ſind mein Volk! ich ſchließe Keinen aus!‘

Gebräunt von Staub und Pulverdampf die Wangen,
Stand ich, ein Herr, im oberſten Geſchoſs . . .
„Ach, armer Mann! die Zeiten ſind vergangen —
Heut tritt man nicht in eines Königs Schloſs!“

Der Kaiſer kam — gleich ward die Gunſt für Alle,
Den Lorber hat uns das Geſchick gebracht;
Ich war Sergeant, und zog bei Trommelſchalle
Als Grenadier in manche Völkerſchlacht.
Hier zeigt' ich oft das Kreuz, das ich erworben,
Wenn Pracht und Schimmer durch die Säle floſs . . .
„Ach, armer Mann! der Kaiſer iſt geſtorben —
Man tritt nicht ein in ſeines Königs Schloſs!“

Dann kam der Juni. Sich in Zorn zu ſchütteln,
Zerriſs das Volk das Bannertuch der Schmach,
Und es begann an dieſem Bau zu rütteln,
Plötzlich Soldat für *einen* Ruhmestag.
Wie floh der Fürſt aus ſeines Throns Gezelten,
Als für ſein Recht ein Volk ſein Blut vergoſs! . . .
„Ach, armer Mann! ein großer Tag iſt ſelten —
Man tritt nicht oft in eines Königs Schloſs!“

Was fürchtet ihr? — Ob auch, dem Licht erkoren,
Von meiner Stirn der Freiheit Stempel ſpricht:
Zum Königsmörder ward ich nicht geboren,
Und Lieb' und Glauben führt zum Morde nicht!
Phantome ſind's, die euren Geiſt verblenden,
In Mörderhand erzittert das Geſchoſs . . .
Doch auch die Kön'ge werden einſt verenden —
Dann tritt das Volk in ſeines Königs Schloſs!

Guſtave Leroy, Nähkaſtenarbeiter.

Erwartung.

(1840.)

O Göttin, du hehre,
Des Frohſinns! gewähre
Mein Bitten, und lehre
Mich ſingen ein Lied,
Bei welchem, o Muſe,
Des Elends Meduſe
Dem Sänger der Blouſe
Ein Veilchen entflieht!
Hör ihn, der flehend kniet,
Beſchirm ſein Lieben und ſein Lied!

Soll kein begeiſtert Lied mit frohem Klange
Die Herzen Aller heute denn erfreun,
Und auf das Volk, das weint und klagt ſeit lange,
Der Hoffnung Troſtesblüthen niederſtreun?
Heiß doch einmal ſchweigen wieder
All' die Seufzer, ſchwer und bang,
Bei dem ſüßen Ton der Lieder,
Bei der Thorheit Schellenklang!

O Göttin, du hehre,
Des Frohſinns! gewähre
Mein Bitten, und lehre
Mich ſingen ein Lied,
Bei welchem, o Muſe,
Des Elends Meduſe
Dem Sänger der Blouſe
Ein Weilchen entflieht!
Hör ihn, der flehend kniet,
Beſchirm ſein Lieben und ſein Lied!

Vergebens überſpannt mit buntem Strahle
Die Wolken dort des Regenbogens Glaſt;
Kalt iſt die Erde: die Natur, die kahle,
Sie krümmt ſich unter ihrer Schmerzen Laſt.
Mag der Bogen heut erbleichen,
Wie ſo manch Symbol erblich!
Alle dieſe Hoffnungszeichen —
Ach, was ſind ſie ohne dich?

O Göttin, du hehre,
Des Frohſinns! gewähre
Mein Bitten, und lehre
Mich ſingen ein Lied,
Bei welchem, o Muſe,
Des Elends Meduſe
Dem Sänger der Blouſe
Ein Weilchen entflieht!
Hör ihn, der flehend kniet,
Beſchirm ſein Lieben und ſein Lied!

Wie lang und grauſam, ach, iſt dieſes Harren!
Du weißt es: man betrog uns hundertmal.
In dieſer Welt voll Heuchler und voll Narren
Erblitzte nutzlos ſelbſt der Rache Strahl.
Zog das Volk nicht ſonder Tadel
Für die Gleichheit ins Gefecht? —
Dennoch haben Gold und Adel
Heut allein das Bürgerrecht!

O Göttin, du hehre,
Des Frohſinns! gewähre
Mein Bitten, und lehre
Mich ſingen ein Lied,
Bei welchem, o Muſe,
Des Elends Meduſe
Dem Sänger der Blouſe
Ein Weilchen entflieht!
Hör ihn, der flehend kniet:
Beſchirm ſein Lieben und ſein Lied!

O ſtolze Zeit! jüngſt flog beim Schall der Waffen
Der Tod auf eines Herrſchers Wink herbei;
Da konnte Jeder Ehr' und Glück erraffen —
Denn gleich ſind Alle vor dem Schlachtenblei!
Ach! von allen dieſen Siegen
Blieb uns nur der eitle Wahn,
Uns in Täuſchung einzuwiegen
Auf des Ruhmes flücht'ger Bahn!

O Göttin, du hehre,
Des Frohſinns! gewähre
Mein Bitten, und lehre
Mich ſingen ein Lied,
Bei welchem, o Muſe,
Des Elends Meduſe
Dem Sänger der Blouſe
Ein Weilchen entflieht!
Hör ihn, der flehend kniet:
Beſchirm ſein Lieben und ſein Lied!

Haſt du ringsum gezählt der Thränen Spuren,
Die ſeit Jahrtauſenden gefloſſen ſind?
Weiſst du, wie ſchwer der Landmann auf den Fluren
Sich müht, bis er die Frucht der Saat gewinnt?
Weiſst du, ob die Gunſt ihm winket,
Daſs den Flachs zum Rock er miſst,
Wein von ſeinen Reben trinket,
Brot von ſeinem Korne iſst?

O Göttin, du hehre,
Des Frohſinns! gewähre
Mein Bitten, und lehre
Mich ſingen ein Lied,
Bei welchem, o Muſe,
Des Elends Meduſe
Dem Sänger der Blouſe
Ein Weilchen entflieht!
Hör ihn, der flehend kniet:
Beſchirm ſein Lieben und ſein Lied!

Sieh, was dein Aug' in unſern Städten ſchauet,
Wo üpp'ge Pracht das Werk der Hände preiſt:
Paläſte, Tempel, Kaufmannshallen bauet
Das arme Volk, in Lumpen und verwaiſt.
Aber ſchweige von dem Lohne —
Denn der Lohn bleibt ewig aus,
Und des Fleißes Ruhm und Krone
Iſt für ſie das Armenhaus! . . .

O Göttin, du hehre,
Des Frohſinns! gewähre
Mein Bitten, und lehre
Mich ſingen ein Lied,
Bei welchem, o Muſe
Des Elends Meduſe
Dem Sänger der Blouſe
Ein Weilchen entflieht!
Hör ihn, der flehend kniet:
Beſchirm' ſein Lieben und ſein Lied!

Vinçard,
Linealfabrikant.

Die Löwin und ihre Jungen.

(1841.)

Löwin! du brüllſt in deiner Wälder Gründen —
O, es iſt Zeit! erzittern laſs die Welt!
Gieb, wo ſich Feinde gegen uns verbünden,
Daſs in ihr Herz ein Strahl der Tugend fällt!
Nicht mehr den Reichen laſs den Bettler richten,
Dem Proletarier ſende Troſt und Muth,
Brüderlichkeit! thu deine Mutterpflichten —
Löwin, vertheid'ge deine Brut!

Was treibt denn heut die Wiſſenſchaft, die greiſe?
In Frieden ſchläft ſie bei den Kindern ein;
Daſs ihnen längſt die Macht die Zähne weiſe —
Sie ſpürt es nicht, ſie liegt in Träumerein.
O, ſpring empor und ſchlag in ihre Seiten
Die Pranken ein, daſs roth dich färbt ihr Blut,
Lehr einſt die Kinder für die Mutter ſtreiten —
Löwin, vertheid'ge deine Brut!

Die Freiheit ging durch das Geſetz verloren —
Ei was! Natur hat Schranken nicht gewollt.
Der Neger wird als Sklave ſchon geboren,
Der Pflanzer tauſcht ihn ein für ſchnödes Gold.
Darf denn der Bruder um den Bruder handeln?
Stürz auf den Pflanzer dich mit Tigerwuth!
Gott wird der Mutter Grimm in Tugend wandeln —
Löwin, vertheid'ge deine Brut!

Unſelig Weib! wohin denkſt du zu gehen?
O, dieſes Haus — es iſt ein Findelhaus!
Kannſt du nicht mehr dein armes Herz verſtehen,
Und heilt denn Niemand deine Schmerzen aus?
Durch Müh' und Arbeit deiner Noth begegne,
Die fleiß'ge Hand ſei deines Schickſals Hut;
Damit der Sohn einſt ſeine Mutter ſegne —
Löwin, vertheid'ge deine Brut!

Mein Vaterland! und ſiehſt du nicht die Schlange,
Im Dunkeln lauernd längſt mit ihrem Biſs?
Die Knechtſchaft iſt es, deren Schmach ſchon lange
Der Heimat goldnes Bannertuch zerriſs.
O daſs dem Volk der Groll der Freien nützte,
Der lang verhalten in der Seele ruht!
Dem Kinde Heil, das ſeine Mutter ſchützte! —
Löwin, vertheid'ge deine Brut!

O Freiheit! Löwenmutter der Nationen,
Sieh, wie dein Jäger ſeine Brauen rollt!
Nie, nie darf zwiſchen euch der Friede wohnen,
Weil deine Jungen tödten er gewollt!
Ob auch verwundet — ſchüttle deine Mähnen,
Die Klauen ſtreck auf ihn aus ihrer Hut!
Denn treue Mutter ſoll der Feind dich wähnen —
Löwin, vertheid'ge deine Brut!

Guſtave Leroy,
Nähkaſtenarbeiter.

Ehrenpreis.

Wenn, um des Frühlings Huld zu grüßen,
Die Eiche ſproſst in jungem Reis,
Dann ſät den Teppich ihr zu Füßen
Das blaue Blümchen Ehrenpreis;
Ein blaſſes Kind und ohne Düften,
Kaum in der Iris Blick getaucht,
Ein Tropfen Thau, den aus den Lüften
Das Morgenroth zur Blume haucht.

Gegrüßt, du zarte Blüthenſeele,
Die eine Stund' entfärben muſs,
Mitleidend-fromm und ohne Fehle,
Und flüchtig wie ein Liebesgruß!

Nicht iſt ſo hell wie du das Veilchen,
So blau wie du die Winde nicht,
Kornblume blüht ein länger Weilchen,
So lieblich kein Vergiſsmeinnicht;
Wie mag die Roſe je erreichen,
Der dich umwebt, den Luftazur?
Dein Blau, ich wüſst' es zu vergleichen,
Ach, einer reinen Liebe nur!

Gegrüßt, du zarte Blüthenſeele,
Die eine Stund' entfärben muſs,
Mitleidend-fromm und ohne Fehle,
Und flüchtig wie ein Liebesgruß!

Es koſ't im Gaukelſpiel, im raſchen,
Um dich der bunte Schmetterling,
Der Vogel tödtet dich im Naſchen,
Dafür dann ihn der Vogler fing.
Verliebte ſah ich dich entblättern,
Befragend dich um ihr Geſchick —
Sie laſen nicht auf deinen Blättern
Den letzten blauen Todesblick!

Gegrüßt, du zarte Blüthenſeele,
Die eine Stund' entfärben muſs,
Mitleidend-fromm und ohne Fehle,
Und flüchtig wie ein Liebesgruß!

Laſſt euch, ſaphirne Blumenflocken,
Dem frommen Dienſt der Minne weihn,
In meines Liebchens goldne Locken
Sollt ihr als Kranz gewunden ſein!
Aus ihres weißen Mantels Falten
Beſcheiden blinkt und ſtill hervor,
Und mahnt ſie, treu den Bund zu halten,
Den ſie mit Lipp' nnd Herz beſchwor!

Gegrüßt, du zarte Blüthenſeele,
Die eine Stund' entfärben muſs,
Mitleidend-fromm nnd ohne Fehle,
Und flüchtig wie ein Liebesgruß!

O Blumen, eurer Kraft vertraut' ich,
Wenn mich der Krankheit Feſſel band,
In eurem niedern Kelche ſchaut' ich
Den ganzen Himmel ausgeſpannt.

Ihr Blümlein unter Eichenbäumen,
Dem ſchüchten Herzen winkt ihr ſtill,
Das in der Menſchheit öden Räumen
Ein armes Blümlein ſuchen will!

Gegrüßt, du zarte Blüthenſeele,
Die eine Stund' entfärben muſs,
Mitleidend-fromm und ohne Fehle,
Und flüchtig wie ein Liebesgruß!

Pierre Dupont.

Vöglein.

(1839.)

Vöglein ſchütteln leis die Schwingen,
Troubadours der freien Luft,
Laſſen hell ihr Lied erklingen
In des Armen düſtre Gruft.
Sie verachten Schloſs und Hallen,
Ihr Palaſt iſt Buſch und Hain,
Laſſen Sang um Sang entwallen —
Schnäbelt euch, o Vögelein!

Liebe lockt euch wundermächtig,
Schwing' an Schwinge, koſ't ihr hold,
Während drunten ſtolz und prächtig
Reicher Mann vorüberrollt.
Ach, ſie haſſen und verdammen
Uns in ihres Glanzes Schein!
Vöglein, bleiben wir zuſammen —
Schnäbelt euch, o Vögelein!

Liebte nicht der Michel Grethen?
Abends kam der böſe Zank,
Ihre Liebe ward zertreten,
Jedes hockt auf ſeiner Bank.
War die Hütte nicht des Armen
Sonſt ein Tempel ſtill und rein?
Lehret Beide neu erwarmen —
Schnäbelt euch, o Vögelein!

Seht, die Herzen zu verkehren,
Will des Pfaffen Heuchelei
Gar die Liſe glauben lehren,
Daſs der Kuſs des Teufels ſei.
Wo der Liebe gluthentflammte
Pracht gefärbt der Wangen Schein:
Zeigt, daſs Keiner ſie verdammte —
Schnäbelt euch, o Vögelein!

Schwert und Bajonett vertreten
Hier des Fürſten trotzig Wort,
Bürger und Soldat befehden
Sich im Handgemenge dort.
Bis zu ehrenvollerm Kriege,
Brüder, ſteckt die Degen ein!
Liebe kämpft die ſchönſten Siege —
Schnäbelt euch, o Vögelein!

Hebt die Seele einſt die Flügel,
Hab' ich nur ein einzig Flehn:
Laſſt auf meinem Grabeshügel
Eine Trauerweide ſtehn!

Und den Frieden meines Traumes
Störe weder Kreuz noch Stein —
In dem Schatten meines Baumes
Schnäbelt euch, o Vögelein!

Guſtave Leroy,
Nähkaſtenarbeiter.

Die Tolle von 1793.

(1840.)

Auf! wohlauf! wohlauf! wohlauf!
Die Ariſtokraten an die Laterne!
Auf! wohlauf! wohlauf! wohlauf!
Die Ariſtokraten, man hängt ſie auf!

Im Dorf mit Fingern weiſen
Auf mich die Buben hin.
Seht, wie ſie mich umkreiſen,
Weil ich ſo häßlich bin,
Weil ſchlecht die Kleider liegen
Und im Wind die Haare fliegen —
Pfui! ſchlechte Brut,
Mißrathnes Blut!
Ach, laſſt mich vor den Herrn
Mit meiner Bitte treten!
Ich bin ſo ſchön im Beten,
Fromm glüht mein Augenſtern,
Ich bete gern!

Noch denk' ich dran! Geweſen bin ich
Ein Herzogskindlein, ſchön und minnig.
Doch — ſchreckensvoller Tag! —
An einem Abend brach
Die Menge los in tollem Raſen,
„Die Republik!“ klang's durch die Straßen;
Mein Vater rückte vor —
Noch klingt in meinem Ohr
Das Wort, das er geſprochen,
Das ihm den Stab gebrochen;
Es blitzt' ein Kugelſchlund,
Mein Vater ſank zu Grund —
Dann . . . o mein Gedächtnis, wie biſt du wund!

Ach, laſſt mich vor den Herrn
Mit meiner Bitte treten!
Ich bin ſo ſchön im Beten,
Fromm glüht mein Augenſtern,
Ich bete gern!
An der alten Weide
Steigt von meinem Leide,
Wenn die Welt ich meide,
Oft ein Lied empor.
Nennt mich nur die Tolle . . . Tolle!
Ach, das ſchmerzensvolle
Herz ſein Glück verlor!
Tolle! . . . arme Tolle!

Auf! wohlauf! wohlauf! wohlauf!
Die Ariſtokraten an die Laterne!
Auf! wohlauf! wohlauf! wohlauf!
Die Ariſtokraten, man hängt ſie auf!

BAYERISCHE
STAATS-

Wenn meine nackten Arme
Die Leut' am Friedhof ſchaun,
Dann muſs — daſs Gott erbarme! —
Mich ſchnöder Spott umgraun.
Ihr ſollt die Schmähung laſſen,
Denn ich kann ja Keinen haſſen —
Sieh, ſchlechte Brut,
Mein Herz voll Gluth!
Ach, laſſt mich vor den Herrn
Mit meiner Bitte treten!
Ich bin ſo ſchön im Beten,
Fromm glüht mein Augenſtern,
Ich bete gern! —

Noch denk' ich dran! Es war gefallen
Mein Vater . . . meine Klagen hallen,
Vereinigt wird ſein Blut
Mit meiner Thränen Fluth . . .
Dann ſeh' ich gar von rohen Händen
Den theuren Leichnam mir entwenden,
Und eine Stimme ſpricht
Das Wort vom Hochgericht.
Ich muſste bleich, verlaſſen,
Umirren in den Gaſſen;
Ein Meſſer fiel zur Stund',
Es ſank ein Haupt zu Grund —
Dann . . . o mein Gedächtnis, wie biſt du wund!

Ach, laſſt mich vor den Herrn
Mit meiner Bitte treten!
Ich bin ſo ſchön im Beten,
Fromm glüht mein Augenſtern,
Ich bete gern!

An der alten Weide
Steigt von meinem Leide,
Wenn die Welt ich meide,
Oft ein Lied empor.
Nennt mich nur die Tolle . . . Tolle
Ach, das ſchmerzensvolle
Herz ſein Glück verlor!
Tolle! . . . arme Tolle!

Auf! wohlauf! wohlauf! wohlauf!
Die Ariſtokraten an die Laterne!
Auf! wohlauf! wohlauf! wohlauf!
Die Ariſtokraten, man hängt ſie auf!

Selbſt von der alten Weide,
Wohin ich beten geh',
Verjagt zu meinem Leide
Ihr mich mit meinem Weh,
Weil von den blaſſen Wangen
Dahin die Schönheit gegangen —
Sieh, ſchlechte Brut,
Mein Haar voll Blut!
Ach, laſſt mich vor den Herrn
Mit meiner Bitte treten!
Ich bin ſo ſchön im Beten,
Fromm glüht mein Augenſtern,
Ich bete gern! —

Noch denk' ich dran! Die Nacht war ſchaurig,
Ich ſchlich im Dunkel matt und traurig,
Und ging mit irrem Sinn
Zur Friedhofſtätte hin.

Suchend des theuren Vaters Leiche,
Bog ich mein Angeſicht, das bleiche,
In jedes offne Grab,
In jede Gruft hinab.
Bedeckt mit ſeinen Wunden,
Hab' ich den Leib gefunden,
Doch fehlte ihm zur Stund'
Des Hauptes lockig Rund —
Dann . . . o mein Gedächtnis, wie biſt du wund!

Ach, läſſt mich vor dem Herrn
Mit meiner Bitte treten!
Ich bin ſo ſchön im Beten,
Fromm glüht mein Augenſtern,
Ich bete gern!
An der alten Weide
Steigt von meinem Leide,
Wenn die Welt ich meide,
Oft ein Lied empor.
Nennt mich nur die Tolle . . . Tolle!
Ach, das ſchmerzensvolle
Herz ſein Glück verlor!
Tolle! . . . arme Tolle!

Auf! wohlauf! wohlauf, wohlauf!
Die Ariſtokraten an die Laterne!
Auf! wohlauf! wohlauf! wohlauf!
Die Ariſtokraten, man hängt ſie auf!

Guſtave Leroy,
Nähkaſtenarbeiter.

Der Völkerbund.

(1840.)

Nun ſchweige, wer da ſtritt!
Nun freue ſich, wer litt!
Valet dem Kriege!
Wohlauf zum Siege!
Marſchiert vereint, marſchiert im Schritt,
Im Schritt, im Schritt, im Schritt!

Die ganze Welt entbrennt von neuer Regung,
Durch Aller Herzen pulſt ein edles Blut;
Der Fortſchritt ſteigt mit ſtolzer Siegesgluth
Vom Thal zu Berg in mächtiger Bewegung.
Zum allgemeinen Völkerfeſt
Laſſt rings der Einheit Banner wallen!
„Ein Bruderbund in Oſt und Weſt!"
So ſoll es laut die Welt durchhallen.

Nun ſchweige, wer da ſtritt!
Nun freue ſich, wer litt!
Valet dem Kriege!
Wohlauf zum Siege!
Marſchiert vereint, marſchiert im Schritt,
Im Schritt, im Schritt, im Schritt!

Wir ſpannen kühn uns vor der Zukunft Wagen
Und ziehn ihn aus der ausgefahrnen Spur.
Zerſtreute Sterbliche! vereinigt nur
Vermögt ihr jeden Grenzpfahl zu zerſchlagen.
Um euer herrliches Panier
Mit Ehre, Ruhm und Sieg zu krönen,
Laſſt rings im Stadt- und Dorfrevier
Der Bildung Glocke heut ertönen!

Nun ſchweige, wer da ſtritt!
Nun freue ſich, wer litt!
Valet dem Kriege!
Wohlauf zum Siege!
Marſchiert vereint, marſchiert im Schritt,
Im Schritt, im Schritt, im Schritt!

Ihr Lebenspilger, ſorgt, daſs allerorten
Sich gleich die Laſt von euren Bürden wird;
Und wenn ein Wanderer ſich vom Pfad verirrt,
So helft euch theilnahmvoll mit Wink und Worten.
Der Menſchheit dient! Denn alſo heißt
Der Freiheit Spruch und ſoll uns gelten:
„Wer treu der Menſchheit ſich erweiſt,
Der iſt ein Bürger beider Welten.“

Nun ſchweige, wer da ſtritt!
Nun freue ſich, wer litt!
Valet dem Kriege!
Wohlauf zum Siege!
Marſchiert vereint, marſchiert im Schritt,
Im Schritt, im Schritt, im Schritt!

Sein Volk in das verheißne Land zu leiten,
Folgt' einſt ein Jude einem Himmelsſtern —
Folgt ihr auch einem neuen Moſes gern,
Der euch hinüberführt in ſchönre Zeiten!
Auf, Brüder, reichet euch die Hand,
Und wallt hinaus in langen Zügen!
Sucht jenes beſſre Vaterland —
Die Hoffnung wird euch nicht betrügen!

Nun ſchweige, wer da ſtritt!
Nun freue ſich, wer litt!
Valet dem Kriege!
Wohlauf zum Siege!
Marſchiert vereint, marſchiert im Schritt!
Im Schritt, im Schritt, im Schritt!

O Jammer, Jammer, daſs ein nutzlos Streiten
Um eitle Rechte, Worte voller Lug,
Durch Schlechter, Narren oder Gaukler Trug,
So oft uns ließ zu blut'gem Kampfe ſchreiten!
Ihr Völker! ſucht der Ehre Kranz
Aus dieſer Tage Zwiſt zu retten,
Und durch die Kraft des Widerſtands
Zerbrechet der Erobrer Ketten!

Nun ſchweige, wer da ſtritt!
Nun freue ſich, wer litt!
Valet dem Kriege!
Wohlauf zum Siege!
Marſchiert vereint, marſchiert im Schritt,
Im Schritt, im Schritt, im Schritt!

O, lernt die rohe Gier in Bande ſchmiegen,
Und ſchlagt den blinden Ungeſtüm in Haft!
Zum Guten ſendet der Begeiſtrung Kraft,
Die Anarchie laſſt dem Geſetz erliegen!
Auf jeden Frevel, jede Schuld
Mögt ihr der Wahrheit Pfeil entſenden —
Es werden Einmuth und Geduld
Mehr, als Gewalt und Macht, vollenden.

Nun ſchweige, wer da ſtritt!
Nun freue ſich, wer litt!
Valet dem Kriege!
Wohlauf zum Siege!
Marſchiert vereint, marſchiert im Schritt,
Im Schritt, im Schritt, im Schritt!

Verbündete! Beharrlichkeit und Milde
Weiſen das Ziel uns in der Zukunft Buch.
„Zu herrſchen, theile!“ war der Kön'ge Spruch;
„Eintracht und Friede!“ ſteh' auf unſrem Schilde.
Der Gott, vor dem wir unſer Knie
Geſenkt, anbetend ihn zu preiſen,
Hat in des Weltalls Harmonie
Für Alle Glück und Luſt verheißen.

Nun ſchweige, wer da ſtritt!
Nun freue ſich, wer litt!
Valet dem Kriege!
Wohlauf zum Siege!
Marſchiert vereint, marſchiert im Schritt,
Im Schritt, im Schritt, im Schritt!

Louis Feſteau, Uhrmacher.

Der alte Vagabund.

Laſſt mich, auf dieſem Stein geſunken,
Müd und erſchöpft verenden hier!
Die Leute wähnen mich betrunken —
Gut, Keiner frägt dann wohl nach mir!
O ſeht, wie ſcheu mich Alle meiden:
Macht ſchnell, euch lockt der Feſte Schein!
Was brauch' ich euch, um zu verſcheiden? —
Ein alter Vagabund, ſterb' ich allein!

Ja, hier vor Schwäche ſank ich nieder —
Man ſtirbt nicht leicht vor Hungerqual!
Wohl hofft' ich, daſs die matten Glieder
Sich ausgeruht im Hoſpital;
Doch voll war jede Krankenſtätte —
So Mancher trägt den Bettelſtab!
Die Gaſſe war dein Wiegenbette —
Nun, alter Vagabund, wird ſie dein Grab.

Wie bat ich oft mit Jugendfeuer:
O Meiſter, lehrt ein Handwerk mich!
„Uns ſelber fehlt die Arbeit heuer,“
— So war die Antwort, — „tummle dich!“
Der Reiche warf von ſeinen Mahlen
Die Knochen mir ins Angeſicht;
Ich wuſſte kaum die Streu zu zahlen —
Ein alter Vagabund, fluch' ich euch nicht!

Ich konnte ſtehlen ja und rauben,
Und bin als Bettler umgeſchweift.
Warum mir nicht die Frucht erlauben,
Die an dem Baum der Straße reift?
Wie oft, von Kerkerhaft umzogen,
Habt ihr durch euer Strafgericht
Mich um mein einzig Gut betrogen:
Ach, alter Vagabund, ums Sonnenlicht!

Ward denn ein Vaterland dem Armen?
Was gilt mir euer Korn und Wein?
Darf ich an eurem Herd erwarmen
Und Gaſt an eurem Tiſche ſein?
Sah ich durch unſre Felder tragen
Den Feind des Krieges blutig Schwert:
Wie konnt' ich ſeine Fauſt verklagen? —
Dich, alter Vagabund, hat er ernährt!

Warum für uns den Tod begehren,
Wie für den Wurm, der Schaden ſchafft?
Warum nicht lieber uns belehren,
Der Welt nicht ſpenden unſre Kraft?
Der Liebe ganz das Herz erſchloſſen,
Ein Bruder ſtünd' ich euch vereint —
Nun ſterb' ich arm und nachtumfloſſen,
Ein alter Vagabund, als euer Feind!

J. P. Béranger.

Der Pfad der Nachwelt.

(1846.)

Noch denk' ich dran, wie einſt in freud'gem Beben
Zu mir mit Stolz die arme Mutter ſprach:
„Es wird dein Geiſt den Ruhmeskranz erſtreben,
Schau drunten tief der Nachwelt Tempeldach!“
Ich ſah den Weg, durch Berg und Thal gewunden,
Den Lorberhain, den Hoffnung kühn betrat —
Jugend und Luſt, wohin ſeid ihr entſchwunden? . . .
Nachwelt, ich laſſe deinen Pfad!

Euch hat befleckt, ihr reinen Liedesblüthen,
Im frevlem Wahn der Hauch der Eiferſucht;
Wir glaubten fromm der Liebe Glanz zu hüten,
Doch tückiſch Gift zerfraß die Sängerfrucht!
Von Knittelverſen kam ein Schwarm, von kranken,
Der unſrer Roſenhecke Flor zertrat,
Ach, ſtatt der Blumen wuchern Kraut und Ranken . . .
Nachwelt, ich laſſe deinen Pfad!

Als ich, vom Wandern matt, den Fittig ſenkte,
Und faſt verzagt zu künft'gem Fluge war,
Gab mir der Himmel, daſs ich kühn es lenkte,
Ein ſchimmernd Roſs, von Gold das Schwingenpaar.
Raſch ſprang ich auf . . . an eines Abgrunds Borden
Stand es erſchreckt — o welch ein Unheil naht! —
Mein glänzend Roſs, es iſt zum Krebs geworden . . .
Nachwelt, ich laſſe deinen Pfad!

Schmachvolles Spiel! Ein Weib beginnt zu rufen
„Komm, armer Knabe, Heilung iſt bei mir,
Ich bin die Freundſchaft, tritt auf meine Stufen,
Und deine Schmerzen theil' ich all' mit dir!"
Ich hörte ſie — doch unter Blüthenbäumen
Ließ ſie vergeſſen mich der Männerthat,
Sie floh ins Weite, und mit ihr mein Träumen . . .
Nachwelt, ich laſſe deinen Pfad!

Dann ſtritt mein Körper ſich mit meinem Namen,
Die Eigenliebe ſtieg in mir empor,
Doch Eitelkeit verſtreute ihren Samen —
Schaut, wer von beiden wohl die Schlacht verlor!
Meine Name rief: „Kämpf um der Dichtung Blume!"
„Kämpf um dein Brot!" ſo klang des Leibes Rath;
Man wird nicht ſatt, lebt man allein vom Ruhme . . .
Nachwelt, ich laſſe deinen Pfad!

Zum Königsgarten war ich jüngſt gegangen,
Und ſchrieb mit Galle manch ein zürnend Wort —
Ein grober Kauz, mit Schärp' und Band behangen,
Wies mich als Plebejer auf die Straße fort.*)
Zerreiß, o Momus, deine Schellenkappe,
Weil heut die Menſchenwelt am Puppendraht
Der König lenkt, der Ritter und ſein Knappe . . .
Nachwelt, ich laſſe deinen Pfad!

Die Liebe kam. Mein Auge, frei und offen,
Trifft eine Schöne, die mir Glück verheißt;

---

*) Bis zum Jahr 1848 durfte kein Blouſenmann den Tuileriengarten betreten.

Ich täuſche ſie in meiner Unſchuld Hoffen . . .
  Wohl ſind die Dichter reich — doch nur an Geiſt.
Um in der Liebe heimlich Dach zu wandeln,
  O Gott! bedurft' ich einer goldnen Saat —
Wie viel der Herzen ſind noch zu verhandeln! . . .
    Nachwelt, ich laſſe deinen Pfad!

Mutter, mach auf, daſs mir dein Antlitz glänze!
  Vor deiner Schwelle kniet dein armer Sohn.
Schau, ich bin alt — ach, mehr als zwanzig Lenze,
  Und lange ſucht' ich eine Heimat ſchon.
Mein kaltes Herz laſs wieder neu erwarmen,
  Glätte die Stirn, dein Kummer Furchen trat,
Verjünge mich in deinen Mutterarmen . . .
    Nachwelt, ich laſſe deinen Pfad!

Guſtave Leroy,
Nähkaſtenarbeiter.

Eine Mutter.

(1842.)

„Warum, Herr! verlaſst Ihr mich?
Taub dem Bitten, taub dem Flehen,
Ohne Reue wollt Ihr gehen —
  Und Ihr wiſst, daſs Mutter ich!
Ach, das Kind, das ich erwarte,
  Theilen wird es meinen Schmerz,
Denn der Sünder hat, der harte,
  Auch ein ſchlechtes Vaterherz.

Doch mein Leiden wird gelinder,
Weil mein Herz den Sieg gewann —
Denket, Herr! daſs für die Kinder
Eine Mutter dulden kann!

„Liebe ſoll mit Küſſen warm
Seiner Bruſt die Sorge ſtehlen,
Liebend will ich ihm verhehlen,
Daſs mein Kind ſo arm, ſo arm!
Wenn es weint und wenn es klaget,
Soll es froh mich ſchaffen ſehn,
Und wenn mir die Kraft verſaget —
Wohl, dann will ich betteln gehn!
Denn mein Leiden wird gelinder,
Weil mein Herz den Sieg gewann —
Denket, Herr! daſs für die Kinder
Eine Mutter flehen kann!

„Wenn ich nicht mehr betteln darf,
Will ich mit dem Blick, dem blaſſen,
Brot noch ſuchen in den Gaſſen,
Das man auf die Straße warf.
Krank und müde mit den Jahren,
Irr' ich um auf Feld und Flur:
Alles will ich ihm bewahren,
Wär' es eine Rinde nur!
Seht, mein Leiden wird gelinder,
Weil mein Herz den Sieg gewann —
Denket, Herr! daſs für die Kinder
Eine Mutter ſterben kann!“ . . .

Und er ging. Der Hunger kam,
Kam, ihr Leiden zu vermehren,
Kam, die kranke Bruſt zu leeren,
Bis ſie ſtarb vor Noth und Gram.
In des Himmels Räumen fehlte
Grad' ein holdes Engelſpaar,
Und der Weltenherr erwählte
Beide zu der Himmelsſchar, —
Während hier im Abendwinde
Todtengräber grub ein Grab,
Und die Mutter mit dem Kinde,
Staub, dem Staube wiedergab.

Guſtave Leroy,
Nähkaſtenarbeiter.

Der entlaſſene Galeerenſklave.

So darf ich nun dem Ort der Schmach enteilen?
Fünf Jahre mußten ſtill mich dulden ſehn;
Mich ſchuf durch eurer Blutgeſetze Zeilen
Zum Märtyrer ein winziges Vergehn.
Mein junges Weib, mein armer blaſſer Knabe:
Als ihr geſtorben faſt den Hungertod,
Nahm ich dem reichen Herrn ein bißchen Brot;
Nun kehr' ich heim — mich dünket aus dem Grabe! . . .
Gieb, ſtarker Gott! daſs endlich heut die Welt
Willkommen den befreiten Sträfling hält!

Im Lichte frei! Ha, wie die Pulse ſteigen!
  Der Eiſenkette letzter Ring zerſtiebt —
Doch weh! der Überraſchung muſs ich neigen
  Mein Haupt, von Allem fern, was ich geliebt!
Ach, glaubt' ich nicht, daſs, wenn mein Leid zu Ende,
  Aufs Neu mich grüßten Liebesblick und -kuſs?
  Doch andre Feſſel hindert mir den Fuß,
Und feſtgeſchmiedet ſind, wie ſonſt, die Hände! . . .
      Gieb, ſtarker Gott! daſs endlich heut die Welt
      Willkommen den befreiten Sträfling hält!

In jener Stadt, dahin trotz meiner Thränen
  Ihr mich geſandt, wer giebt zu ſchaffen mir?
Beſudelt von des Hungers trotz'gem Sehnen,
  Entflieht — wie ſchnell! — der Tugend blanke Zier.
Ein armes Wild, gehetzt aus jedem Lande —
  Was ſollt' ich thun, verachtet und gering?
  Weil ich zu ſterben nicht die Kraft empfing,
Bleibt mir als Rettung ewig nur die Schande! . . .
      Gieb, ſtarker Gott! daſs endlich heut die Welt
      Willkommen den befreiten Sträfling hält!

Am Heimatufer iſt mein Glück verdorben,
  Ich bin verflucht, wo meine Wiege ſtand;
Mein Weib iſt todt — vielleicht aus Gram geſtorben,
  Zum Waiſenhauſe ward mein Kind geſandt.
Beſchirm es, Herr! Sein Lächeln wird dir künden,
  Daſs Liebe nur von ſeiner Lippe floſs —
  Verſchweig ihm ſeinen Namen, denn der Troſs
Beſtraft' es ja für ſeines Vaters Sünden! . . .
      Gieb, ſtarker Gott! daſs endlich heut die Welt
      Willkommen den befreiten Sträfling hält!

Weil ich verdammt, allein den Weg zu wandeln,
Iſt künftig Nichts, das meinen Trotz zerbricht!
Ihr wollt den Krieg! — als Krieger muſs ich handeln,
Und ſelbſt die Schande gilt als Strafe nicht! —
Wenn uns der Tod die finſtre Gruft erſchloſſen —
Ob ihr den Leib verſcharrt am Rabenſtein,
Ob ihr ihn grabt auf ſtillem Friedhof ein:
Ins Nichts iſt immer doch der Geiſt zerfloſſen! . . .
Sieh, ſtarker Gott! daſs endlich heut die Welt
Willkommen den befreiten Sträfling hält!

Geboren ward auch ich, um gut zu bleiben,
Die Härte nur hat all mein Leid gebracht;
Anſtatt zur Frucht die Liebesſaat zu treiben,
Habt ihr zum Knechte den freien Mann gemacht.
Nun, wo den Ort der Schmach die Schritte meiden,
Verſtoßt ihr mich von eurer Schwelle bang —
Ach, wenn mich liebend euer Arm umſchlang:
Müſst' ich am Hochgerichte wohl verſcheiden? . . .
Sieh, ſtarker Gott! daſs endlich heut die Welt
Willkommen den befreiten Sträfling hält!

Gabriel Berry.

Der Tod einer Roſe.

(1849.)

„Nein, du ſollſt mir nicht zerſchlagen
  Meiner Roſe Blüthenpracht!
Sage mir — du mußt es ſagen,
  Was dich eiferſüchtig macht!
Theuer iſt mir dieſe Gabe,
  Theuer wie die Todten ſind,
Weil ich von der Mutter Grabe
Geſtern ſie gebrochen habe . . .
  Gnade meinem Blumenkind!

„Ach, du willſt ſie mir entwenden,
  Doch ihr Dorn vertheidigt mich;
Sieh das Blut an deinen Händen —
  Laß den Dorn belehren dich!
Soll mein letztes Gut zerſtieben?
  Mutter ſtarb — die Thräne rinnt —
Nichts iſt mir von ihrem Lieben,
Als die Roſe hier, geblieben . . .
  Gnade meinem Blumenkind!

„Sieh, im Traum dem Glas enthoben,
  Sprach die Roſe heut zu mir:
‚Wenn mein letztes Blatt zerſtoben,
  Nimm es als Verkündung dir!‘

Alfred! dieſes dunkle Ahnen
  Schreckt mein Herz, das Blut gerinnt!
Soll ich auf den Lebensbahnen
Folgen dir, ſo laß dich mahnen . . .
  Gnade meinem Blumenkind!

„Ach, er hat ſie mir entriſſen!
  Jedes helle Blumenblatt
Hat im Wind entflattern müſſen,
  Bis er ſie entblättert hat!
Magſt dich meinem Blick entheben,
  Geh, dein Herz iſt ſchlecht geſinnt!
Du zerbrachſt der Roſe Leben —
Haſt auch mir den Tod gegeben . . .
  Lebe wohl, mein Blumenkind!“ — —

Morgen kam. Der Sonne Scheinen
  Fand ein blaſſes Angeſicht;
Helle Mädchenaugen weinen,
  Als man ihr die Krone flicht.
Bei dem Klang der Sterbelieder,
  Als die Sonne ſank im Weſt,
Gab man ſie der Erde wieder,
Senkend auf die Bahre nieder
  Einer Roſe Blüthenreſt.

Guſtave Leroy,
Nähkaſtenarbeiter.

Der Fortſchritt lebe hoch!

(1840.)

O nein! den Fortſchritt legt ihr nicht in Bande,
Verkündet's laut auf Straße, Feld und Flur!
Was war, entſchwebte gleich dem Dünenſande,
Der Zukunft Hauch verwehte ſeine Spur.
Ihr ſaht, wie rings bis zu dem Weltenende
Ein neues Ziel in junge Herzen flog:
Alles der Mode, Nichts dem Fleiß der Hände . . .
Triumph! der Fortſchritt lebe hoch!

Allüberall erbauen ſie Maſchinen,
Die wir die Erde bald beherrſchen ſehn;
Doch allzu karg die Kräfte noch uns dienen,
Zehn Arme haben ſie, ſtatt zehnmal zehn.
Ach, zwanzig Namen will der Meiſter ſtreichen,
Weil ein Getrieb ihm vierzig Arme wog —
Glasdächer baut man indeſs den Leichen*) . . .
Triumph! der Fortſchritt lebe hoch!

Baſtillen thürmet ihr für unſre Gelder,
Ließt Wüſte rings als Schreckgeſpenſt erſtehn,
Und hundert Armen raubet ihr die Felder,
Sie ſind enterbt — ſie mögen betteln gehn!

---

*) Die Morgue, in welcher die gefundenen Leichen unbekannter Perſonen ausgeſtellt werden, erhält ihre Beleuchtung durch ein gläſernes Dach.

Sie werden leis um Brot die Hände faſten —
Doch nein, vergebt, daſs mich die Furcht betrog:
Wir haben Armenhäuſer jüngſt erhalten . . .
Triumph! der Fortſchritt lebe hoch!

Mit Kies und Harz gepflaſtert ſind die Straßen,
Der Fremde ſtaunt mit überraſchtem Blick,
Wahrhaftig, mit dem Glück iſt nicht zu ſpaßen —
Dir, mein Paris, zerbrach man das Genick!
Trotz Gold und Erz, die deine Säle ſchmücken,
Und trotz Asphalt, der deinen Grund umzog:
Die Freiheit geht, ein Bettler, noch auf Krücken . . .
Triumph! der Fortſchritt lebe hoch!

Nicht mehr, wie einſt, wird unſer Blick gehoben,
Wenn ſich ein Bürger ſchuf zum General;
Der Ruhm des Großen wird beiſeit geſchoben,
Dem Meißel Dank, und Dank dem Lineal!
Wer Götzen dient, mag täglich in Muſeen
Dem Schwert ſich beugen, das die Welt durchzog —
Die Generäle ſind in Gips zu ſehen . . .
Triumph! der Fortſchritt lebe hoch!

Als unſre Schar im Juliſtrauß, dem harten,
Die Haſt zerbrach, und eine Krone fiel:
Sang im Palaſt das Volk, im Königsgarten
Begeiſtert rings das Lied Rouget's de Liſle.
Doch heut — wir neigen unſer Haupt in Trauer —
Verſammelt man ſich in dem Kneipenloch,
Und pfeift mit Ernſt die jüngſten Gaſſenhauer . . .
Triumph! der Fortſchritt lebe hoch!

Guſtave Leroy, Nähkaſtenarbeiter.

Der gefangene Dichter.

Sie ſprachen: „Laſſt uns ſehn, ob nicht des Kerkers Enge
Des Sängers Trotz bezwingt, ſein Herz geſchmeidig ſchafft!“
Und ſie verdammten mich, den Vater der Geſänge,
Die manches Herz durchglühn, zu dieſer ew’gen Haft!
Auf lebenslang — o Gott! — die Tage ziehn gleich Wochen,
Wenn uns der Zelle Nacht zur Nacht des Stumpfſinns reißt;
Fern von des Lebens Luſt, wird bald der Geiſt gebrochen —
Verſchonet meinen Geiſt!

Als ihr in banger Haſt empor vom Schlafe ſchrecktet,
Hat euer Hirn vielleicht der Milde Gluth durchloht;
Indeſs ihr eure That mit heil’gem Spruch bedecktet,
Spracht ihr: „Entſagen laſſt uns gnädig ſeinem Tod!“
O wenn euch je ein Strahl der Menſchlichkeit geworden,
So wiſſt: es war Betrug, was ihr als „Gnade“ preiſt;
Ihr ſchontet meinen Leib, doch um den Geiſt zu morden —
Verſchonet meinen Geiſt!

Ach, lieber noch den Tod, den nur der Feige ſcheut,
Ach, lieber jene Pein, da ſchnell die Hülle ſtirbt,
Als dieſe Einſamkeit, wo keine Raſt uns freuet,
Wo Denken und Gefühl in öder Qual verdirbt!
Wollt ihr in blinder Wuth die That des Gegners richten,
So brauchet Gift und Schwert, das ſichern Tod verheißt:
Doch ward euch nie ein Recht, die Seele zu vernichten —
Verſchonet meinen Geiſt!

Als ihr mich fortgeſandt in dieſe Kerkerwände,
O, glaubtet ihr, mein Herz ſei todt und ausgeglüht?
Noch brauſt die Leidenſchaft, ein Stürmen ohne Ende…
Wie ſoll ich bändigen, was meine Bruſt durchſprüht?
Die Liebe ruf' ich an — doch all mein heißes Flehen
Entſteigt dem tollen Kampf, der mein Gehirn durchkreiſt,
Seit ihr mir ſelbſt verwehrt, mein Weib und Kind zu ſehen —
Verſchonet meinen Geiſt!

Mein Hoffen iſt verweht — mir raubt der Zelle Dunkel
Des Körpers und zugleich des Geiſtes letzte Kraft;
Umſonſt beſchwör' ich heut des Wiſſens Sterngefunkel,
Ach, jeder Stern erloſch in dieſer trüben Haft!
Ich ſeh' bei Nacht und Tag in meiner Zelle Räumen,
Wie eines Todten Hand rächend gen Himmel weiſt;
Mein Haupt umnachtet ſich zu ſchreckensvollen Träumen —
Verſchonet meinen Geiſt!

Victor Rabineau.

Der Proletar.

(1889.)

Mein Vater ſprach zu mir: „Du armer Dichter,
Leih mir Gehör, du ſollſt ein Großer ſein!
Verlaß der Noth trübſelige Geſichter,
Des Glückes Kreis iſt enge nur und klein —
Du wirſt mir Dank an künft'gem Tage weihn!“
Ich rief erzürnt: Man will uns Tod bereiten,
Beſchimpfend ſchmäht man unſre Kämpferſchar,
Des Volkes Ehr' iſt werth, für ſie zu ſtreiten —
Um ſie zu ſingen, bleib' ich Proletar!

Volksdichter! hört im Park der Tuilerien
  Das prächtige Konzert bei Lampenſtrahl;
Die großen Herren, die Damen alle ziehen
  Zum Feſte hin mit Seidenhut und Shawl.
  In Seſſeln auf erhöhtem Tribunal
Geſandte rings im Bärenpelz, im warmen,
  Sie gähnen laut, und Andre ſchlummern gar.
Die Kneipe iſt das Königsſchloſs des Armen —
  Herbei zum Liede, Dichter-Proletar!

Verkauft den Geiſt, ihr trefflichen Autoren,
  Beugt euch der Macht, die ihr zertrümmern ſollt,
Den Lohn empfangt, den Gnade zugeſchworen:
  Ein Kreuz, ein Band und klingend rothes Gold —
  Ihr ſingt vergebens nicht um Fürſtenſold!
Du Armer dort, den ſie mit Schande taufen,
  Die Arbeit fehlt, das Brot iſt heuer rar,
Vor Hunger ſtirb! du magſt dich nicht verkaufen —
  Du biſt und bleibſt ein armer Proletar.

Gedenkt ihr noch, wie jüngſt im Juliſturme
  Ein Königsthron in Schutt und Staub zerkracht?
In Waffen ganz Paris! und von dem Thurme
  Die Glocke klang zum Donnerlaut der Schlacht —
  Ach, daſs uns beſſern Tag der Ruhm gebracht!
Hut ab! ihr Großen, grüßet uns zur Stunde,
  Denn jene Krieger mit verworrenem Haar,
Sie hatten Theil an Kampf und Ruhm und Wunde —
  Und jeder, jeder blieb ein Proletar!

Doch weh, Baſtillen rings und Feſtungsmauern,
Und ringsumher Schießſcharten, Zinn' und Wall!
Wir mögen ſtill im Froſt zuſammenſchauern,
Von unſerm Recht verweht der letzte Schall —
Des Ruhmes Sterne ſind erblichen all'!
Verrathnes Land, in Fürſtenzwang gekettet:
Wenn deine Flur bedrängt der Feinde Schar,
Iſt ſtets der Wall, der deine Kinder rettet,
Mit blut'gem Leib, der arme Proletar!

Guſtave Leroy,
Nähkaſtenarbeiter.

Geſang der Völker

(1847.)

Alle Beſiegten, deren Schwingen
Der Kerker band, erſtehn in Groll,
Den heil'gen Krieg der Welt zu bringen,
Der unſer Recht erobern ſoll!
Wir ſehn zu ihrer Schar das Beſte,
Den Kern der freien Männer, ſtehn,
Die ruhig zu dem Völkerfeſte
Vor den befreiten Löwen gehn.

Der Frieden naht in Ungewittern
Bei Erzgetön und Trommelſchlag!
O Krieg, Das iſt dein letzter Tag!
Es wird am Schwert das Schwert zerſplittern,
Daſs Lieb' aus Haſs erglühen mag!

Schaut, wie aus jedem Vaterlande
Zu uns ein Heer von Kämpfern fleht,
Gefeſſelt lang' in Eiſenbande —
Ach, ſie erhoben ſich zu ſpät!
Doch nun zerbrach ihr finſtres Zürnen
Mit einem Schlag der Ketten Schmerz,
Und blutig ſteht auf ihren Stirnen,
Was trauernd litt ihr großes Herz.

Der Frieden naht in Ungewittern
Bei Erzgetön und Trommelſchlag!
O Krieg, Das iſt dein letzter Tag!
Es wird am Schwert das Schwert zerſplittern,
Daſs Lieb' aus Haſs erglühen mag!

Die bunte Pracht von tauſend Fahnen,
Die an der Kämpfer Spitze wehn,
Sie läſſt uns heute ſchmerzlich ahnen,
Daſs noch getrennt die Völker ſtehn!
Doch ſeht, wie ſie vereinigt werden,
Weil uns gemein die Hoffnung war!
Ein Volk wird fürder ſein auf Erden,
Ein Banner für die Völkerſchar!

Der Frieden naht in Ungewittern
Bei Erzgetön und Trommelſchlag!
O Krieg, Das iſt dein letzter Tag!
Es wird am Schwert das Schwert zerſplittern,
Daſs Lieb' aus Haſs erglühen mag!

Muſs denn das Volk, mit Schmach beladen,
Das Werkzeug eines Stolzen ſein?
Und muſs die Welt im Blut ſich baden,
Sich eurer Luſt als Opfer weihn?
O, nimmer wird man ſo uns ſenken!
Ob man die Gluth verlöſchte gern:
Auch unſer Thun und unſer Denken,
Es iſt ein Hauch vom Geiſt des Herrn!

Der Frieden naht in Ungewittern
Bei Erzgetön und Trommelſchlag!
O Krieg, Das iſt dein letzter Tag!
Es wird am Schwert das Schwert zerſplittern,
Daſs Lieb' aus Haſs erglühen mag!

Es zieht, umgürtet von Soldaten,
Auf ſtolzem Roſs der Fürſt zur Schlacht;
Kartätſchen regnen und Granaten
Ein Winken — und die Salve kracht!
Wir aber in geſchloſſnem Gliede
Zerbrechen düſter ſeinen Troſs,
Wie drunten bei des Sturmes Liede
Die Fluth auf jene Klippen ſchoſs.

Der Frieden naht in Ungewittern
Bei Erzgetön und Trommelſchlag!
O Krieg, Das iſt dein letzter Tag!
Es wird am Schwert das Schwert zerſplittern,
Daſs Lieb' aus Haſs erglühen mag!

Nein! eher ſollen unſre Leichen
Wie Reif die Fluren überſä'n
Und Thäler und Gefilde bleichen,
Bevor ſie uns als Sklaven ſehn!
Eh' ſie zur Schmach die Völker trieben,
Laſſt uns vergehn im blut'gem Streit!
Gott nur iſt groß! ihr ſollt ihn lieben —
Ehrt ihn, indem ihr euch befreit!

Der Frieden naht in Ungewittern
Bei Erzgetön und Trommelſchlag!
O Krieg, Das iſt dein letzter Tag!
Es wird am Schwert das Schwert zerſpittern,
Daſs Lieb' aus Haſs erglühen mag!

Pierre Dupont.

Die Verbannung des Liedes.

(1845.)

1.

Flieh aus der Freude Tempelbach,
O Lied, dein Leben zu erhalten,
Flieh, denn an deiner Stelle walten
Des Hohnes und der Lüge Schmach!
Magſt in der Fremde du verklingen,
Da unſrer Heimat Luſt entwich;
Solang man weinet, ſtatt zu ſingen —
Unſelig Lied, verbanne dich!

Wir liebten dich, von Gluth entbrannt,
Du warſt das Liebchen uns, das treue;
Doch nun verkaufſt du ohne Scheue
Die Schönheit, dir von Gott geſandt.
Willſt du den Stolz des Elends tödten,
Verzeihen könnt' ich es für mich;
Doch machſt du unſer Kind erröthen: —
Unſelig Lied, verbanne dich!

An Paſſy fliege ſchnell vorbei;
Vielleicht, daſs Béranger im Traume
Dich ſteigen ſieht zum Himmelsraume . . .
O zittre nicht . . . vorbei, vorbei!

Du ſäheſt ſeine bittren Schmerzen,
Wie ſchaudernd ſeine Wang' erblich;
Mitleidig ſeinem Vaterherzen —
Geſenkten Haupts verbanne dich!

Wenn du am Zwinger, ſtumm und fahl,
Vorüberziehſt im Morgengrauen,
Siehſt du, wie unſre Brüder ſchauen
Empor zum letzten Hoffnungsſtrahl;
Den letzten Kuſs empfang im Scheiden,
Wo Schloſs und Riegel thürmen ſich,
Von Allen, die im Kerker leiden —
Unſelig Lied, verbanne dich!

Du willſt ein Angedenken gern
Von jenen, die dich liebten, Allen,
Von jedem Helden, der gefallen
Für unſrer Zukunft Morgenſtern:
So nimm von ihren Gräberſtellen,
Eh' fernehin dein Fuß entwich,
Den Blumenſtrauß von Immortellen —
Unſelig Lied, verbanne dich!

Zieh hin, verlaſſe ſtill das Schloſs,
Wo jubelnd deine Feuerzungen
Die Marſeillaiſe einſt geſungen,
Als unſer Blut zur Erde floſs.
Zieh hin, die Netze zu vermeiden,
Damit dich die Gewalt umſchlich! —
Verlaſſnes Kind mit deinen Leiden,
Unſelig Lied, verbanne dich!

2.

Mir ſprach der Freund: „Verbanne nicht dein Lied!“
Ich aber meine, daſs er kläglich rieth.
Wenn Alles ausgeſagt — was ſollt' ich weiter ſingen?
Einſt hört' ich Luſt und Scherz aus jeder Seele klingen,
Heut bin ich allzu gut belehrt in Herzensdingen —
Verſtumme denn, mein Lied!

„Die Liebe doch?“ — Leicht iſt um ſie ein Lied,
Sie iſt der Gott, dem ſelbſt der Stolze kniet.
Doch jeder Tag verſchlägt mich weiter von dem Strande,
Ich ſehne mich umſonſt nach ihrem Roſenbande,
Sie ſteuert endlich fort nach fern entlegnem Lande —
Verſtumme denn, mein Lied!

„Die Schönheit doch?“ — Leicht iſt um ſie ein Lied,
Ob ſie auch ſchnell von unſrer Wange flieht.
Einſt war mein Liebchen ſchön . . . nun ſah die Zeit ich walten,
Und wenn die Gluthen heut der Leidenſchaft erkalten,
Verbirgt ihr Blumenkranz nicht mehr der Stirne Falten —
Verſtumme denn, mein Lied!

„Die Ehre doch?“ — Leicht iſt um ſie ein Lied;
Heut klag' ich nur, daſs ſie von dannen ſchied.
Ein armes Wort verwiſcht nicht mehr der Seele Flecken,
Seit wir die Ehre in Piſtolenläufe ſtecken,
Und einer Kinderſchar Zukunft mit Nacht bedecken —
Verſtumme denn, mein Lied!

„Gerechtigkeit?“ — Leicht iſt um ſie ein Lied;
Ach, Qual und Sünde ſchänden ihr Gebiet!
Ein Richter darf ja heut im Saal zu ſchlummern wagen,
Und, ohne nur das Recht in ſeiner Bruſt zu fragen,
Erwacht er halb verſtört, den Urtheilsſpruch zu ſagen —
Verſtumme denn, mein Lied!

„Religion?“ — Leicht iſt um ſie ein Lied,
Ob ſie auf Kohlen auch die Heiden briet.
Man glaubt nicht allzu Viel, doch Wunder noch in Menge:
Wenn Arme leiden, baut man ſtolze Tempelgänge . . .
Die Kirche ward ja längſt ein nichtig Schaugepränge —
Verſtumme denn, mein Lied!

„Die Tugend doch?“ — Leicht iſt um ſie ein Lied;
Sie iſt ein Ruf, den gern der Schlechte flieht.
Ich will auch dieſen Kelch ausleeren bis zum Grunde,
Daſs faſt die Schande nur Reichthum erwirbt zur Stunde,
Wenn hier der Gute arm verglüht an ſeiner Wunde —
Verſtumme denn, mein Lied!

„Die Freiheit doch?“ — Leicht iſt um ſie ein Lied;
Sie iſt der Stern, zu dem mein Auge ſieht.
Mit ihrem Glanze kam ſie in den Juliſchauern . . .
Still! von den Gittern bringt der Morgenwind das Trauern;
Wie kann der Freiheit Baum gedeihn auf Kerkermauern? —
Verſtumme denn, mein Lied!

Guſtave Leroy,
Nähkaſtenarbeiter.

Zweites Buch.

Nach der Februarrevolution.

Heimkehr der Lieder.

(1848.)

Ach fern, ach fernhin wart ihr fortgeflogen —
  Nun kam die Stunde, da ihr heimwärts zieht!
Verbannte Lieder, naht auf ſtolzen Wogen,
  Fürchtet euch nicht, ſingt euer Liebeslied!
Der Sonne Strahl zerriſs den Wolkenſchleier,
  Wir lauſchen ſtill — o tönt aus voller Bruſt!
Dem Vogel gleich, erklingt in ſüßer Feier . . .
  Singt, ſingt, o ſingt ein Lied von Liebesluſt!

Steigt, ſteigt empor zu unſrer niedern Kammer,
  Wo unter Blumen unſer Gram verhallt,
Und wo die Nätherin der Armuth Jammer
  Im Sang vergiſſt, daſs froh ihr Buſen wallt!
Redet zu uns mit liebendem Erbarmen,
  Senkt Muth und Hoffnung ein in unſre Bruſt,
Und, daſs der Himmel ſegne ſelbſt die Armen,
  Singt, ſingt, o ſingt ein Lied von Liebesluſt!

Pocht, pocht im Zorne an das Schloſs des Reichen,
  Sagt, daſs wir arm — euch wird Gehör man
                                                  leihn!
Vom Bettler ſingt, dem Herz und Wangen bleichen,
  Und Thür und Haus wird euch geöffnet ſein!
Sagt: „Aus der Gabe, die man uns gegeben,
  Keimt neu der Liebe Saat in unſrer Bruſt!
Wer gerne giebt, Dem wird auch gern gegeben“. . .
  Singt, ſingt, o ſingt ein Lied von Liebesluſt!

Emile Barateau.

Gruß der jungen Republik!

(24. Februar 1848.)

Gegrüßt, gegrüßt! für die ich hingegeben
All' meiner Jahre feindliches Geſchick;
Ich ſah dich lächelnd jeden Traum umſchweben,
Nun kamſt du doch, o heil'ge Republik!
Das Reich des Friedens gilt es zu erwerben,
Ob auch durch Wolken unſre Sonne bricht.
Gegrüßt, gegrüßt! nun kann ich ruhig ſterben —
O Republik, ich ſah dein Angeſicht!

Die Glocke klang — und ſtolze Barrikaden
Erſtiegen rings, die kühn das Volk erſchuf;
Trotz Säbelblitz und trotz den Füſilladen
Erſchien die Republik bei unſerm Ruf!
Wie Glas zerbrach ein alter Thron in Scherben,
Die Königsbürde drückt uns länger nicht!
Gegrüßt, gegrüßt! nun kann ich ruhig ſterben —
O Republik, ich ſah dein Angeſicht!

Was wir begehren von der Zukunft Fernen?
Daſs Brot und Arbeit uns gerüſtet ſtehn,
Daſs unſre Kinder in der Schule lernen,
Daſs unſre Greiſe nicht mehr betteln gehn.
Von Dreiundneunzig ſind wir noch die Erben,
Doch fortgeſchritten in des Friedens Licht!
Gegrüßt, gegrüßt! nun kann ich ruhig ſterben —
O Republik, ich ſah dein Angeſicht!

Verbrennt den Thron, auf dem die Schmach geſeſſen,
Auf dem Verrath erſchlug den Julikampf!
Verbrennt den Thron! Und, das der Fürſt vergeſſen,
Laſſt uns erhöhn: das Recht! im Opferdampf.
Mag Seid' und Holz im Feuerbrand verderben:
Das Königthum erwärmt uns anders nicht!
Gegrüßt, gegrüßt! nun kann ich ruhig ſterben —
O Republik, ich ſah dein Angeſicht!

Kein Härmen mehr! vom Auge fort die Thränen,
Ob blutig auch des Kampfes Sonne ſchien;
Laſſt ſtolz die Bruſt den Heldentod erſehnen,
Und kein Bedauern ſoll das Herz durchziehn!
Wenn Freiheitsküſſe Wang' und Stirne färben,
Iſt ein Verräther, wer von Milde ſpricht.
Gegrüßt, gegrüßt! nun kann ich ruhig ſterben —
O Republik, ich ſah dein Angeſicht!

Kein Haſſen mehr! Die Schlachtengötter fliehen
Hinweg aus unſres Friedens Tempelhaus:
Dies alte Schloſs, genannt die Tuilerien,
Es ſtatte künftig unſre Kinder aus!
Hier magſt du, Greis, den ſtillen Tod erwerben,
Wenn dir im Traume ſanft das Auge bricht!
Gegrüßt, gegrüßt! nun kann ich ruhig ſterben —
O Republik, ich ſah dein Angeſicht!

Guſtave Leroy,
Nähkaſtenarbeiter.

Sonnenaufgang.

(25. Februar 1848.)

Wie viel der Schmerzen trug in dumpfem Grollen
Ein edles Volk, gebeugt die ſtolze Kraft;
Doch es erwachte bei des Donners Rollen,
Und ſchüttelt ſich in ſeiner Eiſenhaft.
Zuſammen brach der Thron, in Staub zerſplittert,
Der Ruf der Freiheit drang in unſer Ohr!
Ihr ſtolzen Herrn, der Himmel ſelbſt gewittert —
Werdet nur bleich! . . . Die Sonne ſtieg empor!

O, wie iſt groß in ſeines Zornes Brande
Dies heil'ge Volk im Kampf um Gut und Hab'!
Es ſprengt die Welt, dem Frühling gleich, die Bande,
Zum Königsſcepter wird der Bettelſtab!
Die Gleichheit bringt uns ihren Bruderſtempel,
Und Liebe glänzt aus blut'ger Saat hervor,
Die Menſchlichkeit erbaut ſich neu den Tempel —
Singen wir laut: Die Sonne ſtieg empor!

Seit lange ſchlief, in Grabeshaft gefangen,
Der Freiheit Stern, der unſre Nacht erhellt;
Nun iſt ein Leuchten durch die Welt gegangen,
In rother Pracht erglomm das Himmelszelt.
Die Völker all', ſie werden ſich begegnen,
Den Bau zu gründen, den das Licht erkor;
Der Himmel wird die Bürgerkrone ſegnen . . .
Brüder, gegrüßt! Die Sonne ſtieg empor!

Groß oder klein — die Fürſten ſind Verräther;
  Tod dem Verräther, der ſein Volk verläſſt!
Was Sklav und Herr! Frei iſt des Volkes Äther —
  Sieger von geſtern, ſteht auch morgen feſt!
Auf, ſchließt den Reihn, zerſchmettert rings die Grenzen!
  Die Welt iſt frei — zerſchlagt das letzte Thor!
Der Freiheit Leuchten wird das All durchglänzen . . .
  Beugen wir uns! Die Sonne ſtieg empor!

Vorbei der Sturm! Doch trauernd denkt die Seele
  Der todten Brüder unterm Raſengrund;
Daſs ſeinem Licht der Himmel euch vermähle,
  Trug er euch fort vom ſchönen Erdenrund.
Schlaft, Brüder, wohl in eures Grabes Feier!
  Aus eurem Kampf hob ſich der Tag hervor,
Ihr webtet Sterne in des Himmels Schleier . . .
  Brüder, lebt wohl! — Die Sonne ſtieg empor!

Alexandre Guérin,
Handlungskommis.

Die Alten von geſtern.

(26. Februar 1848.)

Zurück, zurück! ihr ſollt den Platz verlaſſen —
Als Tod zu finden, kamt ihr nicht herbei;
Doch heute drängt ihr euch in unſre Maſſen,
Und ruft als Prahler: „Sterben oder frei!“
Ein Ämtchen iſt der Sinn von eurem Schrei.
Auf Säulen ruht die Republik, auf feſtern,
Ihr könnt euch nicht von eurer Schmach befrein —
Zurück! ihr wart die Helden nicht von geſtern,
Und ſollt von morgen nicht die Wächter ſein!

Des Landes Gold erkaufte rings Heloten,
Des Landes Gold zerbrach der Herzen Kraft,
Des Landes Gold erſchuf uns nur Deſpoten —
Das Elend iſt's, das uns zu Siegern ſchafft,
Der Armuth Groll zerſchlug die Eiſenhaft!
Vergaßt ihr ſchon bei Wein und Vogelneſtern,
Daſs unſer Blut gefärbt den Pflaſterſtein? —
Zurück! ihr wart die Kämpfer nicht von geſtern,
Und ſollt von von morgen nicht die Prahler ſein!

Ein General*) beut uns zum Kampf den Degen —
Doch ſeht, er troff von Bürgerblute ſchon!
Du magſt das Schwert zu deinem Lorber legen,
Wir haſſen dich, uns klingt dein Wort wie Hohn —
Was willſt du uns, nachdem dein Herr entflohn?
Der gegen unſre Brüder ſtritt und Schweſtern,
Soll nicht als Mörder unſern Bund entweihn —
Zurück! denn wer Verräther war von geſtern,
Wird auch von morgen leicht Verräther ſein!

Vertreter dort! verleugnend euren Glauben,
Sahn wir euch zittern vor des Kampfes Erz;
Ihr mochtet Nichts, als ferner Worte klauben,
Wohl, eure Sterne ſinken niederwärts —
Die Frucht iſt gut, doch ſchlecht und faul das Herz!
Ach, euer Name wird die Zukunft läſtern,
Drum wird die Urne ſich von ihm befrein —
Zurück! denn wer der Heuchler war von geſtern,
Wird auch von morgen nur der Feigling ſein!

Schließt unſre Reihn! Wir Alle ſind die Krieger,
Und kämpften für der Freiheit Götterkind!
Verſtoßt die Schar der gleißenden Betrieger,
Der Freunde, deren Rath Verderben ſpinnt,
Und die es wiſſen, daſs ſie Feinde ſind!
Als Wachen ſteht an ihren Räuberneſtern,
Durchleuchtet ſie mit eurer Fackeln Schein —
Wir Alle ſind die Schwerter noch von geſtern,
Laſſt uns von morgen auch die Schwerter ſein!

---

*) Der Marſchall Bugeaud.

Guſtave Leroy,
Nähkaſtenarbeiter.

Die Friedensmarſeillaiſe.

(Anfangs März 1848.)

Nun will die Freiheit ihre Schwing' entfalten
In dieſem Reich, wo ihre Wiege ſtand;
Treu hat zu ihr das arme Volk gehalten —
Der Kön'ge Blindheit nur hat ſie verbannt!
Bei ihrem Ruf wird Frankreich neu erwachen,
Der Söhne Herz erglüht in Heldenmuth;
Der Zwingherr floh, und ewig wird bewachen
Die Freiheit unſer Banner, Haus und Gut!

Des Volkes Kraftgebärde
Scheucht jeden Feind zurück.
Hoch Frankreich, hoch die Heimaterde!
Vereinigt euch zu Ruhm und Glück!

„Brüderlichkeit!" ſoll unſer Wahlſpruch heißen,
Der Sieger und Beſiegten Loſung ſein.
Schmach Jedem, der das Bündnis will zerreißen,
Dem wir zu Frieden uns und Wohlſtand weihn!
Vergangnes ſei vergeſſen und vergeben,
Der Heimat Glück ſei unſer einz'ges Ziel;
Reich wird das Land, die Sorgen all' entſchweben,
Wo Fleiß und Freude ſchafft im Wechſelſpiel.

Des Volkes Kraftgebärde
Scheucht jeden Feind zurück.
Hoch Frankreich, hoch die Heimaterde!
Vereinigt euch zu Ruhm und Glück!

Dem Handel Ruhm, dem Fleiß des Kunſtverſtandes,
Der Bildung Ruhm, dem Genius, dem Geſchick!
Sie alle ſind der Stolz des Vaterlandes,
All' ihre Söhne ehrt die Republik.
Arbeiter ihr in wüſten Flachgeländen,
Zum Paradies ſei euer Feld verkehrt!
Der Ackerbau in unerſchrocknen Händen
Iſt ſtets des Reichthums ſegensvoller Herd.

Des Volkes Kraftgebärde
Scheucht jeden Feind zurück.
Hoch Frankreich, hoch die Heimaterde!
Vereinigt euch zu Ruhm und Glück!

Wittwen und Waiſen in der trüben Zelle
Sei eure Wohlthat, Glückliche, geweiht!
Die Gleichheit iſt die reiche Freudenquelle,
Die ihre Fluth dem Strom der Wälder leiht!
Sorgt, daſs ein nützlich Thun dem Armen werde,
Er kommt zu euch, wenn ihr zu ihm euch müht;
Und du, o Volk, leih deiner Muttererde
Den Arm, und ſchirme ſie, von Kraft durchglüht!

Des Volkes Kraftgebärde
Scheucht jeden Feind zurück.
Hoch Frankreich, hoch die Heimaterde!
Vereinigt euch zu Ruhm und Glück!

Soldaten ihr, Beſchirmer unſres Strandes,
Lebend'ger Wall wider die Fremdlingsſchar:
Bedroht der Feind die Flur des Vaterlandes,
So zählt auf uns zur Stunde der Gefahr!
Dem Gießbach gleich, ins Blachgefild ergoſſen,
Wird unſer Heer mit euch zum Kampfe gehn,
Und, feſt an eure Heldenreihn geſchloſſen,
Zu ſiegen wiſſen und dem Tod zu ſtehn!

Des Volkes Kraftgebärde
Scheucht jeden Feind zurück.
Hoch Frankreich, hoch die Heimaterde!
Vereinigt euch zu Ruhm und Glück!

J. **Martin** (von Angers).

Die Reichen.

(1848.)

Ja, ich bin arm, und arm aus Lieb' und Wollen,
Nicht haſchen mocht' ich nach des Ruhmes Schaum;
Arbeit, Taback, den Becher noch, den vollen —
Und keinem Herrſcher neid' ich ſeinen Traum,
Der lebt und ſtirbt — warum? er weiß es kaum.
Nur Jene haſſ' ich, die die Arbeit haſſen,
Und ſich bereichern, wenn bei Kerzenlicht
In ſchnöder Ruh' das Aſs die Buben ſticht —
's iſt unſer Schweiß, den ſie beim Spiel verpraſſen . . .
Seht, darum liebt mein Herz die Reichen nicht.

Ich haſſe ſie, doch nicht weil ſie die Reichen,
  Nein, weil das Gold die Seele bringt zu Fall,
Weil ſie friſiert dem Pudelhündchen gleichen,
  Und weil ſie lüſtern auf dem Opernball
  Den Kankan tanzen bei Trompetenſchall.
Des Armen Kind vertraut ſich ihrem Koſen,
  Erſt ſchändet ſie, dann ſtößt ſie fort der Wicht,
  Und wenn der Vater von Vergeltung ſpricht: —
Des Armen Ehr' erkaufen ja die Großen! . . .
  Seht, darum liebt mein Herz die Reichen nicht.

Hat ihnen dann ein Kind das Weib geboren:
  Sie lieben's nicht in ihrem goldnen Haus,
Sie haben längſt die Elterntreu' verloren —
  Des Armen Kind gehört ins Findelhaus,
  Da löſcht die Schande bald ſein Hoffen aus.
Der Reue fern, in Pracht umhergetrieben,
  Vergeſſen ſie das bleiche Angeſicht,
  Das, Fleiſch von ihrem Fleiſch, ſein Laſſen ſpricht —
Ein ſchlechtes Herz wird nie die Kinder lieben . . .
  Seht, darum liebt mein Herz die Reichen nicht.

Sie helfen wohl der Armuth trübem Jammer,
  Doch rings behangen mit des Goldes Fluch;
Die Peitſche knallt — ſo fahren ſie zur Kammer
  Des Armen, der die Blicke niederſchlug —
  Ach, wie viel Brot gilt ſolch ein Wagenzug!
Ein Freund iſt krank — dem Winterfroſt entgegen
  Hebt, daſs ſein Brot er mit dem Andern bricht,
  Der Arme raſch der Schuhe Holzgewicht —
Was fragt die Menſchlichkeit nach Koth und Regen? . . .
  Seht, darum liebt mein Herz die Reichen nicht.

Dann bei den Wahlen — Argliſt ohne Gleichen!
Der ſchwatzt von Freiheit ohne Unterlaſs,
Und Jener ſagt: „Ich mach' euch All' zu Reichen,
Im Kerker, ſeht! ward meine Wange blaſs,
Mich wählt, denn ich gelob' euch Dies und Das!"
Sein Name ſiegt — er trinkt den Saft der Trauben,
Und wir bezahlen, wenn er Schoppen ſticht;
Beſteuert wird ſogar das Fenſterlicht —
Sie ſtehlen noch dem Armen Treu' und Glauben . . .
Seht, darum liebt mein Herz die Reichen nicht.

Vergeſſt auch nicht den Sänger in der Blouſe,
Deſs Lied als Schwert im Lebenskampfe blitzt!
Die Reichen, ach! ſie haben unſre Muſe
Mit ihrem Geifer täglich angeſpritzt —
Sie glauben toll, daſs Geiſt in Kleidern ſitzt!
Iſt gut der Rock, das Linnen weiß im Schranke,
So meinen ſie, daſs klug auch das Geſicht;
Ob wohl der Geiſt aus Hut und Mantel ſpricht?
Nein, aus dem Herzen ſprudelt der Gedanke . . .
Seht, darum liebt mein Herz die Reichen nicht.

Bis in den Tod verfolgt uns ihr Verſchwenden,
Ein Sarg — ihr hängt noch euer Silber dran!
O daſs am Grab wir doch Verſöhnung fänden —
Wie mögt ihr glauben, daſs der arme Mann
Solch einen Todtenſchrein bezahlen kann?
Das Kind des Reichen läſst dem Gram die Zügel
In ſtolzer Gruft, wo es Gebete ſpricht;
Das Kind des Armen irrt im Dämmerlicht,
Und ſucht — vergebens! — nach der Mutter Hügel . . .
Seht, darum liebt mein Herz die Reichen nicht.

Guſtave Leroy,
Nähkaſtenarbeiter.

Appell an das Volk.*)

Sie ſind vorbei, die Zweifels bange Stunden,
Heil, Frankreich, dir, das neuen Ruhm gewann!
Am Himmel ward ein neuer Weg gefunden —
Zu helfen gilt's dem kühnen Schiffersmann!
Der uns gezeigt der Menſchheit Sonnenwende:
Darf ſein Talent vermodern in der Gruft? . . .
Mann aus dem Volk, gieb deine Freiheitsſpende!
Dem Vogel gleich, durchkreuzen wir die Luft.

Pétin! genähert haſt du alle Fernen,
Verhundertfacht den menſchlichen Verkehr;
Es ſchlingt der Geiſt, beflügelt zu den Sternen,
Ein ewig Band um alle Völker her.
Kein Windesgott, der uns Verderben ſende,
Wenn er dem Schiff aufwühlt die Meereskluft! . . .
Mann aus dem Volk, gieb deine Freiheitsſpende!
Dem Vogel gleich, durchkreuzen wir die Luft.

---

*) Vergleiche über dies Gedicht die hiſtoriſche Einleitung.

Die Elemente hat der Menſch bezwungen,
Es knirſcht die Welt in ſeiner Feſſel ſchon;
Ihn ſieht der Aar zu ſeinem Horſt gedrungen,
Und „König“ grüßt er ihn vom Wolkenthron.
Er ſchweift — tief unter ihm die Felſenwände —
Ein ſtolzer Segler, über Berg und Schluft . . .
Mann aus dem Volk, gieb deine Freiheitsſpende!
Dem Vogel gleich, durchkreuzen wir die Luft.

Unſterblich wird die Bruderliebe glänzen,
Wenn jenes hehre Götterwerk vollbracht.
Kein Sklave mehr, kein Flüchtling, keine Grenzen,
Der Krieg verſinkt auf ewig in die Nacht.
Hernieder flammt, wie lichte Fackelbrände,
Ein Wort, das uns zur Weltverſöhnung ruft . . .
Mann aus dem Volk, gieb deine Freiheitsſpende!
Dem Vogel gleich, durchkreuzen wir die Luft.

So laſſt empor uns aus dem Dunkel ſchweben,
Das lang' in Schlaf die Menſchenſeele band;
Vermag uns Flügel das Talent zu geben:
Auf, ſtreckt entgegen ihm die Bruderhand!
Den Ruf erklingen laſſt zum Weltenende:
Ein Stern erglänzt durch Nacht und Nebelduft! . . .
Mann aus dem Volk, gieb deine Freiheitsſpende!
Dem Vogel gleich, durchkreuzen wir die Luft.

A. Bourgeois.

Das Lied vom Brote.

(Juni 1848.)

Wenn überm Strom im Abendſchweigen
Das Rad der Mühlen ſtille ſteht,
Wenn, ſtatt ſich ſeiner Laſt zu neigen,
Des Müllers Eſel weiden geht —
Dann ſchleicht, der Wölfin gleich an Grimme,
Die Noth ins Haus den langen Tag,
Und himmelan mit lauter Stimme
Erſchallt ihr Ruf wie Donnerſchlag:

Man hält nicht von den Marmorſtufen
Das Volk zurück mit ſeiner Noth!
Denn die Natur gebeut zu rufen:
Brot thut uns noth! Wir fordern Brot!

Der Hunger tritt in unſre Maſſen,
Das Dorf, die Stadt, das Thal entlang.
Wohlan, verſperrt uns nur die Gaſſen
Bei eurer Trommeln Grabesklang —
Trotz Schwert und Strang, trotz Kugelblitzen
Durchfliegt er ſie mit Windeslauf,
Und auf den höchſten Thurmesſpitzen
Pflanzt er ſein ſchwarzes Banner auf!

Man hält nicht von den Marmorſtufen
  Das Volk zurück mit ſeiner Noth!
Denn die Natur gebeut zu rufen:
  Brot thut uns noth! Wir fordern Brot!

Was ſollen eure Söldner ſchaffen?
  Der Hunger ſpendet unſerm Troſs
In offnem Feld geraubte Waffen,
  Auf Tenn' und Flur, in Hütt' und Schloſs!
Hie Senſ' und Sichel, Schaufeln, Hacken!
  Beim Klang der Sturmesglocke trägt
Selbſt unſrer Töchter zarter Nacken
  Das Mordgewehr, von Haſs erregt!

Man hält nicht von den Marmorſtufen
  Das Volk zurück mit ſeiner Noth!
Denn die Natur gebeut zu rufen:
  Brot thut uns noth! Wir fordern Brot

Auf! arretiert die Pöbelmaſſe,
  Die Senſen nur und Schaufeln hat!
Errichtet ſelbſt auf offner Gaſſe
  Schafott und Galgen, Kreuz und Rad!
Nachdem das blanke Beil des Rächers
  Beim Starren der betroffnen Brut
Vergoſs das Blut des armen Schächers,
  Steigt zürnend auf ein Schrei der Wuth:

Man hält nicht von den Marmorſtufen
  Das Volk zurück mit ſeiner Noth!
Denn die Natur gebeut zu rufen:
  Brot thut uns noth! Wir fordern Brot!

Denn nöthig iſt das Brot zum Leben,
Wie Luft und Waſſer, wie die Gluth;
Nichts könnt ihr ohne Brot erſtreben —
Das Brot iſt Gottes Schuld und Gut.
Doch Gott hat ſeine Schuld bezahlet —
Verſchloſs er uns der Erde Schrein?
Das Licht, das uns zu Häupten ſtrahlet,
Reift unſer Korn und unſern Wein.

Man hält nicht von den Marmorſtufen
Das Volk zurück mit ſeiner Noth!
Denn die Natur gebeut zu rufen:
Brot thut uns noth! Wir fordern Brot!

Bebautet ihr denn ſchon die Lande?
Es müſste ja der Saaten Gold
Färben die Flur vom Alpenrande,
Bis wo des Ganges Woge rollt!
O wühlt empor den Schoß der Erden,
Und laſſt des Krieges blutig Schwert
Der Liebe ſtilles Rüſtzeug werden,
Das ſeiner Kinder Zahl ernährt!

Man hält nicht von den Marmorſtufen
Das Volk zurück mit ſeiner Noth!
Denn die Natur gebeut zu rufen:
Brot thut uns noth! Wir fordern Brot!

Was nützen uns die eitlen Klagen,
Der Königsſchergen Stolz und Wuth?
Sich für der Fürſten Haſs zu ſchlagen,
Iſt unſer Arm zu ſtark und gut!

Noch heut kann ſich das Volk erheben,
Euch jähem Untergang zu weihn —
Ihr ſollt dem Pflug die Erde geben,
Und Brot wird rings auf Erden ſein!

Man hält nicht von den Marmorſtufen
Das Volk zurück mit ſeiner Noth!
Denn die Natur gebeut zu rufen:
Brot thut uns noth! Wir fordern Brot!

Pierre Dupont.

Die Soldaten der Verzweiflung.

(27. Juni 1848.)

Betäubt noch vom Donner die Stirne
Der Salven, die geſtern gekracht,
Sah heut ich im kranken Gehirne,
Als Alles fröhlich gelacht,
Soldaten ziehn in die Schlacht.
Das waren kühne Geſtalten:
Zum Kampfe ſah ich ſie gehn
Die Soldaten der Verzweiflung —
Wie waren ſie ſchön zu ſehn!

Es war von dieſen Soldaten
  Ein jeder ein Proletar,
Die arm aus der Hütte traten,
  Zerriſſen, der Schuhe bar,
  Deren Obdach ein Boden war!
Es tragen ruſſige Kleider
  Und Hüte von ſchlechter Form
Die Soldaten der Verzweiflung,
  In Lumpen als Uniform!

Sie lagerten ſich auf Steinen,
  Und redeten Worte von Erz . . .
Was Furcht! ſie fürchten Keinen —
  Sie haben ja Alle ein Herz,
  Das lenkt ſie in Jammer und Schmerz.
Und quält ſie das ferne Gebrauſe,
  So fliehe ſchnell der Deſpot
Die Soldaten der Verzweiflung,
  Vom Hunger geführet in den Tod!

Weh, geſtern zogen die Krieger
  Zum Bürgerkampf in den Tod!
Ich wette, daß manchem der Sieger,
  Weil er die Brüder bedroht,
  Als Lohn ein Kreuzchen man bot.
Doch nach dem blutigen Jagen
  Hat Keiner wohl auf der Bruſt
Des Soldaten der Verzweiflung
  Ein Kreuz zu finden gewußt!

Verbannung — ſchreckliche Kunde!
  Sie ſprachen, als Kampf war kurz:
„Wir ſterben lieber zur Stunde
  Durch's Blei, als durch Hunger und Gram
  Oder bettelnd demüthig und zahm!"
Du, das die Kugel zerfleiſcht —
  Du gabſt, o ſchönes Paris,
Dem Soldaten der Verzweiflung
  Nichts, als ein Grabesverließ!

Ihr nennet „Mörder" die Maſſe,
  Die winſelnd am Boden liegt!
Wie, hätten ſie wohl im Haſſe,
  Wenn ſie im Kampfe geſiegt,
  Zerſchmetterte noch bekriegt?
Sie hätten den Brüdern vergeben,
  Weil liebesgluthen-entfacht
Die Soldaten der Verzweiflung
  An eure Mütter gedacht!

Gold häuft ihr und Silber zuſammen,
  Daß uns das Urtheil ihr ſprecht —
Doch dieſe Schar zu verdammen,
  Habt nimmer ihr Stolzen ein Recht,
  Und euer Handeln iſt ſchlecht.
Nach glücklichem Kampfe drückt man,
  Wie Dem mit dem Ordensband,
Dem Soldaten der Verzweiflung
  Die harte, ſchwielige Hand!

Schleppt nur zu Gefängnis und Frohne
  Den Mann mit trotzigem Blick —
Doch denkt: es bleibt in dem Sohne
  Ein Rächer dem Vater zurück . . .
  Das iſt ſein Recht und ſein Glück!
Die Waiſen werden euch fluchen,
  Und groß wird einſtens der Sproſs
Des Soldaten der Verzweiflung —
  Dann zittert in eurem Schloſs!

Nichts habt ihr dem Armen gelaſſen,
  Zerſchlagen den Freiheitsbaum —
Doch nehmt ihr ihm immer das Haſſen,
  Seiner Nächte ſüßeſten Traum! —
  Vorwärts! der Geſchichte Raum!
O Himmel, erhöre ſein Flehen,
  Und ſchirme den heiligen Strauß
Des Soldaten der Verzweiflung
  Für ſein verödetes Haus!

Guſtave Leroy,
Nähkaſtenarbeiter.

Der Tag der Sühne.

(Juli 1849.)

Wenn der erſehnte Tag, die Stunde einſt geſchlagen,
Wo jedem Frevel wird ſein Lohn,
Und wir ein ſchuldiges Geſchlecht ergrimmt verjagen
Im Sturm der Revolution:

Dann werden Alle, die bethränt von Milde ſprechen,
Und die erſchreckt der Blutbeſcheid,
Für die nur „Schwäche“ heißt und „Unglück“ das Verbrechen,
Und „Rache“ die Gerechtigkeit —

Sie Alle werden ſchrein, daſs ruchlos ſei die Sühne,
Nicht ſtrafen ſolle man, — verzeihn;
Und fordert Blut für Blut der Richtergeiſt, der kühne,
So wird man faſeln von „Terrain“.

Du Göttin, die vorzeit in ſtarken, rauhen Tagen
Zu rächen jeden Mord gelehrt,
O heil'ge Nemeſis, ſieh unſer markloſ Zagen,
Zur Kinderruthe ward dein Schwert!

Ihr Phraſenhelden all', von falſcher Lieb' entglommen,
Die ihr dem feigen Mörder weiht
Den Blick voll Mitleid, mög' auf eure Häupter kommen
Der Opfer Blut für alle Zeit!

Was Gnade? Laſſt uns an der Brüder Tod gedenken,
An ſo viel' Frevel, wehevoll,
Und ihr Gedächtnis mög' uns in die Seele ſenken,
Statt des Erbarmens, tiefen Groll!

Gedenken laſſt uns an die Zeit voll Blut und Raube,
Wo der Kanonen ehrner Mund
Die Antwort gab dem Volk, das hungernd ſchrie im Staube,
Und wo von Blut gedampft der Grund!

An die Entehrung denkt, der armen Jungfrau Schrecken,
Die kämpft und ihrer Schönheit flucht,
Wenn vor dem Lockungsruf der Wolluſt zu verſtecken
Umſonſt ſie ihre Reize ſucht!

An die Gefangnen denkt, die wehrlos ſanken nieder,
Gefällt vom mörderiſchen Blei;
In Strömen überfloſs das Blut die kalten Glieder,
Rings Mordgeheul und Sterbeſchrei!

Die Leichen fielen bei der Weiber Beifallwinken
Aufs Pflaſter hin zu Tauſenden,
Und als am dritten Tag — müd, länger Blut zu trinken —
Ihr Werk die Mörder endigten,

Da kränzte man ihr Haupt, und eure ſtolzen Frauen
— Im Wahn, das blut'ge Heer zu ſehn,
Das ihre Mütter einſt geliebt, trotz Schreck und Grauen —
Sie ließen ihre Tücher wehn.

Und dann der Morgen, der gefolgt dem ſchnöden Siege:
Die ſchändliche Angeberei,
Der Wunſch, daſs jedes Recht dem Lug und Trug erliege
Nach jener wilden Metzelei;

Die Kerker ohne Luft, in denen Peſtrotunden
Der Sterbeſchrei kein Echo fand,
Und wo die Henker von der Gegner friſchen Wunden
Abriſſen höhniſch den Verband! . . .

Geheiligt iſt durch ſie fortan der Rache Lodern!
Sorgt, daſs ihr nicht ihr Thun vergeſſt,
Gedenkt der Todten, denkt, daſs unſre Brüder fodern
Ein großes Sühn- und Opferfeſt!

An uns nun kommt die Reih'! Ihr Schurken und Verräther,
Die längſt das Volk der Schande zieh,
Die ihr gebilligt feig den Mord, ihr Volksvertreter:
Weh den Beſiegten! auf die Knie!

Der Sühne Tag iſt da, hoch ſchwillt des Zornes Welle!
Ja, nicht Gebet, noch Reue kann
Euch mehr davon befrein, zu küſſen jede Stelle,
Wo einſt das Blut der Opfer rann.

Du blindes Werkzeug, das miſsbraucht die Frevler hatten,
Leb fort, du biſt dem Tod zu ſchlecht!
Wenn ſich an deinem Pfühl des todten Bruders Schatten
Erhebt, ſo iſt das Volk gerächt.

Ihr, die, aus unſern Reihn entſprungen, uns verrathen,
  Der Völker ew'ge Geißeln ihr,
Bezahlte Söldlinge der blut'gen Potentaten,
  Mordknechte, ſklaviſches Gethier;

Und ihr, o Schacherer, die in dieſer Zeit voll Sünden,
  — Ein hündiſch kriechendes Geſchlecht, —
Berauſcht von Gold und Wein, ihr ſtets euch zu verbünden
  Den Kehlabſchneidern euch erfrecht:

Fort aus dem Lande! ihr beſudelt unſre Erde!
  Furchtbar und drohend ſchon erſteht
Das Volk; o flieht hinweg, damit vergeſſen werde,
  Daſs Blut nach Blut gen Himmel fleht!

Wenn jemals ich erſehnt den Herrſcherſtab der Welten,
  So wär' es um das Glück allein:
Das Schwert zu führen, das, zu ſtrafen und vergelten,
  Die Rachegötter uns verleihn.

Gleich ſollte immer ſein die Strafe dem Verbrechen.
  Die That iſt ſchnell, die Reue ſäumt;
Den Mörder ſehen oft wir ſeine Feſſel brechen,
  Indeſs im Grab das Opfer träumt.

Der Leichnam ſollte ſelbſt mich lehren alle Qualen;
  Denn nach der Sühne Richterſpruch
Muſs Aug' um Aug' und Zahn um Zahn der Frevler
                                        zahlen,
  So ſteht's in der Vergeltung Buch.

Beſchwören würd' ich auch ans Licht den Schmerz, das Ringen
Vergeſſner Zeit, verweht im Wind,
Und allen Todten wollt' ich endlich Sühne bringen,
Die heut noch ungerochen ſind.

Denn groß und heilig iſt das hehre Werk der Sühne,
Und wie ein Vorwurf allezeit
Klagt himmelan empor von dieſer Erdenbühne
Ein jedes ungerochne Leid.

Aus Furcht, daſs unerhört man jemals könnte wähnen
Der Opfer letzten Sühneſchrei,
Hat man geglaubt, daſs Gott, den Himmel zu verſöhnen,
Am Kreuze ſelbſt geſtorben ſei.

Louis Ménard.

Nach Golgatha!

(Auguſt 1849.)

Die Freiheit ſtirbt in den Finſterniſſen,
Denn himmelan erglänzt der Kön'ge Pracht:
Doch du beweinſt, in Gram und Noth geriſſen,
Gefangnes Volk! der Kinder Schmerzensnacht.
Arm und erſchöpft, geſchmiegt an deine Kette,
Trägſt du das Joch, und deine Kraft entwich . . .
Wie Chriſtus, wandle zu der Schädelſtätte —
Der Himmel wird ſich öffnen auch für dich!

Im Februar — ob tauſendfach betrogen —
Haſt du geſiegt, und du zerſchlugſt das Beil!
Ein Jeder rief vor deinen ſtolzen Wogen:
„Das Volk iſt Herr!“ „Hut ab!“ „Dem Volke Heil!“

Doch heut? — Man ſpeit vor deinem Schmerzensbette,
Und ſagt, daſs über Nacht dein Stern erblich . . .
Wie Chriſtus, wandle zu der Schädelſtätte —
Der Himmel wird ſich öffnen auch für dich!

Ach, du verfolgteſt eines großen Traumes
Erhabnes Ziel, vom Himmel ſelbſt geſandt;
Dein Blut befruchtete den Saft des Baumes,
Den in den Grund einſenkte deine Hand.
Verwaiſtes Volk! dir blieben Dorn und Klette,
Wenn deine Sichel durch die Garben ſtrich . . .
Wie Chriſtus, wandle zu der Schädelſtätte —
Der Himmel wird ſich öffnen auch für dich!

Dein edles Herz, es darf ſich nicht verhehlen:
Verleumder wohnen unter deinem Zelt;
Verräther gar und ſchlechte Feiglingsſeelen,
Die über dich den Richterſpruch gefällt.
Doch ernſt und ſtreng, daſs ſie dein Elend rette,
Rüſtet zum Spruch die Weltgeſchichte ſich . . .
Wie Chriſtus, wandle zu der Schädelſtätte —
Der Himmel wird ſich öffnen auch für dich!

Um deinen Durſt, den brennenden, zu ſtillen,
Trink aus den Eſſigſchwamm, den man dir bot,
Laſs um dein Haupt die Dornenkrone quillen,
Und ſtirb als Schächer ſelbſt den Kreuzestod!
Drei Tage ruhſt du kaum im Grabesbette:
Dann beugt die Welt dem Auferſtandnen ſich . . .
Wie Chriſtus, wandle zu der Schädelſtätte —
Heut öffnet ſich der Himmel noch für dich!

Alexandre Guérin, Handlungskommis.

Sieger und Beſiegte.

(Auguſt 1848.)

Warum, o Dichter, reizt mit eurem Singen
Ihr ewig neu der Sieger alten Groll?
Ach, reiner laſſt der Saiten Gold erklingen,
Wenn euer Lied das Volk umſchweben ſoll!
Was hilft's, den Speer in unſre Bruſt zu ſtechen?
So lenkt man nicht uns in der Tugend Gleis —
O, lehrt das Volk mit ſeinem Dichter ſprechen:
„Beſiegten Gnade, und dem Sieger Preis!“

Ich hab's verziehn, wenn auf des Kampfes Bühne
Das Schwert in waffenloſe Streiter hieb,
Ich hab's verziehn, gedenkend, daſs die Sühne
Allüberall das Recht Zertretner blieb.
Doch heute ſoll ſich auf die Maſſe ſenken,
Verſöhnung predigend, das Friedensreis,
Heut ſoll die Menſchlichkeit das Banner lenken —
Beſiegten Gnade, und dem Sieger Preis!

Ich ſeh' den Hohn aus eurem Liede blitzen,
Weil jüngſt das Volk des Landes König war;
Wie mögt ihr nun des Spottes Pfeile ſchnitzen,
Weil euch im Sieg geliebt der Proletar?
Er griff in ſeine Bruſt mit Friedenstönen,
Und ſprach, das Herz von Liebesgluthen heiß:
„Der Mutter Zähren ſollſt du nicht verhöhnen —
Beſiegten Gnade, und dem Sieger Preis!

O ſeht, wie ſtets ſie mit dem Winde laufen,
Wie heut ſie Dies und morgen Das geſchmählt,
Bereit, um Gold die Herzen zu verkaufen,
Wenn ſie das Volk in ſeine Kammer wählt.
Herunter reißt die Maſſe jetzt den Feigen,
Die nur die Thaler zu verdoppeln weiß!
Der Republik ſoll ihre Stirn ſich neigen —
Beſiegten Gnade, und dem Sieger Preis!

Dem Sieger Preis! Erzittert auf den Thronen,
Rings ſtrömt das Volk in eure Burg hinein!
Herab von eurer Stirn die Königskronen,
Die wir zerſchmettern auf dem Pflaſterſtein!
Brutus war groß und wuſſte groß zu haſſen,
Doch wir ſind größer noch im Heldenkreis:
Wir haben euch des Lebens Gut gelaſſen —
Beſiegten Gnade, und dem Sieger Preis!

O glaubt es uns: vorüber ging das Scherzen,
Das Volk iſt ernſt auf ſeiner ſtillen Wacht;
Es ſpottet nicht mit ſeiner Armuth Schmerzen,
Und ſeine Zukunft glüht in Friedenspracht.
Beruhigt euch mit eurer bleichen Miene:
Wir wagen nicht uns auf des Schreckens Eis,
Des Herzens Ruf zerbricht die Guillotine —
Beſiegten Gnade, und dem Sieger Preis!

Guſtave Leroy,
Nähkaſtenarbeiter.

Hans Traubenſaft.

Hans Traubenſaft in grauer Rinde
Hat trüb den Winter zugebracht;
Nun blüht er auf in dunkler Pracht,
Und fürchtet weder Froſt, noch Winde.
Pausbäckig iſt er, roth und weiß,
Und ſtrahlend, wie das Licht der Sonnen,
Ergießt er bald ſich in die Tonnen,
Von Kraft und Jugendfeuer heiß.

Im Namen goldner Bergesfluthen,
Beſtimmt, durch alle Welt zu gluthen:
Platz, Platz da für Hans Traubenſaft!
Hans Traubenſaft zerbrach die Haft,
Er glüht als Wein in neuer Kraft —
Paſſiren laſſt Hans Traubenſaft!

Ein Held, gereift im Sonnenfeuer,
Der frei auf Berges Gipfel ſtand —
So brauſt er fort durch alles Land,
Trotzend dem Zehnten und der Steuer.
Vergeſſend Noth und Sklavenhaft,
Umthürmt von Flaſchen und von Bechern,
Singt eine Jubelſchar von Zechern
Die Wunder von Hans Traubenſaft.

Im Namen goldner Bergesfluthen,
Beſtimmt, durch alle Welt zu gluthen:
Platz, Platz da für Hans Traubenſaft!
Hans Traubenſaft zerbrach die Haft,
Er glüht als Wein in neuer Kraft —
Paſſieren laſſt Hans Traubenſaft!

Mit Roſ' und Rebenlaub umwunden,
Der Lüge fern, ein froher Gaſt —
So läſſt von jeder Schmerzenslaſt
Er neu das kranke Herz geſunden.
Die Könige zu böſer Friſt
Einforderten von ihm die Batzen,
Dann fälſchten ihn die Kellerratzen,
Die Zöllner und der Wirthe Liſt.

Im Namen goldner Bergesfluthen,
Beſtimmt, durch alle Welt zu gluthen:
Platz, Platz da für Hans Traubenſaft!
Hans Traubenſaft zerbrach die Haft,
Er glüht als Wein in neuer Kraft —
Paſſieren laſſt Hans Traubenſaft!

Im Februar, in trotz'gen Reihen,
Begeiſtert von der Liebe Gluth,
Beſchloſs das Volk, aus ſeiner Hut
Den luſt'gen Bruder zu befreien.
Es ſang mit luſtentflammtem Blick
An jenem Tag in Siegeswonnen
Den alten Wein, die friſchen Tonnen,
Die Reben und die Republik!

Im Namen goldner Bergesfluthen,
Beſtimmt, durch alle Welt zu gluthen:
Platz, Platz da für Hans Traubenſaft!
Hans Traubenſaft zerbrach die Haft,
Er glüht als Wein in neuer Kraft —
Paſſieren laſſt Hans Traubenſaft!

Doch weh, der Jubel ging zu Ende!
Es kam ein ander Parlament,
Das ſchmähend ihn „Rebellen“ nennt,
Und ihm geknebelt Füß' und Hände.
Der arme Klausner flehte bang,
Still lag er ſchlummernd wie ein Todter,
Man klagt' ihn an: „Du biſt ein Rother!“ . . .
Und nimmermehr die Menge ſang.

Im Namen goldner Bergesfluthen,
Beſtimmt, durch alle Welt zu gluthen:
Platz, Platz da für Hans Traubenſaft!
Hans Traubenſaft zerbrach die Haft,
Er glüht als Wein in neuer Kraft —
Paſſieren laſſt Hans Traubenſaft!

Es gährt und brauſt in ſeinem Faſſe,
Der heute ſtill gefangen liegt;
Der Rauch in leichtem Spiel entfliegt,
Und bricht ſich durch den Schlot die Gaſſe.
Ach, beſſer ſchlüget ihr in Haft
Das Holz, mit dem ſie ihn entfärben,
Das Gift, mit dem ſie ihn verderben:
Den luſt'gen Bruder Traubenſaft!

Im Namen goldner Bergesfluthen,
Beſtimmt, durch alle Welt zu gluthen:
Platz, Platz da für Hans Traubenſaft!
Hans Traubenſaft zerbrach die Haft,
Er glüht als Wein in neuer Kraft —
Paſſieren laſſt Hans Traubenſaft!

Tragt nur herbei mit kind'ſchem Lallen
Die Nägel, Holz und Lanzenſchaft,
Und ſchlagt ans Kreuz Hans Traubenſaft —
Der Teufel wetzt ſich drob die Krallen!
Wie Gottes eingeborner Sohn:
So wird, der Welt zurückgegeben,
Hans Traubenſaft dem Grab entſchweben
Zur großen Völkerkommunion.

Im Namen goldner Bergesfluthen,
Beſtimmt, durch alle Welt zu gluthen:
Platz, Platz da für Hans Traubenſaft!
Hans Traubenſaft zerbrach die Haft,
Er glüht als Wein in neuer Kraft —
Paſſieren laſſt Hans Traubenſaft!

Guſtave Mathieu.

Geſang der Studenten.

Studenten, auf zum frohen Bunde,
Jünglinge ihr der freien That!
Dem Volke lauſcht und ſeiner Kunde,
Pfeift Malthus aus mit ſeinem Rath!
Auf ihrer Stirn der Freiheit Stempel,
Bahnt ſich den Weg die junge Schar;
Zwei Säulen hat der Zukunft Tempel —
Es ſind: Student und Proletar!

Marſchiert ohne Trommeln und Pfeifen,
Zu erobern die neue Welt,
Und laſſt in die Bruſt euch das Todesblei greifen,
Wie gethan Robert Blum, der prächtige Held!

Iſt nicht die Arbeit Quell des Strebens,
Das uns zum Lichte kämpfen lehrt,
Das Brot, das karge Pfund des Lebens,
Das Buch, die Kleidung und der Herd?
O daſs doch ſtets die ſtrenge Muſe
Nach rechts und links bei Seite ſchweift!
Es ſchlägt ein Herz auch in der Blouſe,
Das froh nach Kunſt und Wiſſen greift!

Marſchiert ohne Trommeln und Pfeifen,
Zu erobern die neue Welt,
Und laſſt in die Bruſt euch das Todesblei greifen,
Wie gethan Robert Blum, der prächtige Held!

Mag auch das Licht der Sonne blenden
Den trüben Blick der Eulenſchar:
Uns laſſt marſchieren, Hand in Händen,
Studenten hie, hie Proletar!
Die heut noch unſer Ende träumen,
Erleuchten laſſt uns ihren Geiſt,
Und laſſt den Wein der Liebe ſchäumen,
Der uns des Lichtes Sieg verheißt!

Marſchiert ohne Trommeln und Pfeifen,
Zu erobern die neue Welt,
Und laſſt in die Bruſt euch das Todesblei greifen,
Wie gethan Robert Blum, der prächtige Held!

Nicht mehr ſoll Bier und Tanz uns rauben
Der Muße Zeit in nicht'gem Spiel,
Und nicht allein Cytherens Lauben
Sind unſrer Herzenswünſche Ziel.
Die Wiſſenſchaft iſt unſre Liebe,
Iſt unſre junge Republik . . .
Hernach — o glaubt uns! — Amor bliebe
Nicht aus mit ſeinem Silberblick!

Marſchiert ohne Trommeln und Pfeifen,
Zu erobern die neue Welt,
Und laſſt in die Bruſt euch das Todesblei greifen,
Wie gethan Robert Blum, der prächtige Held!

Weh uns, man hat zu blut'gen Pfaden
Gelenkt die Revolution!
Es öffnen ſich den Kanonaden
Der Städte weite Gaſſen ſchon.
Ankeuchen hört ihr ſchon die Roſſe —
Es ſank der Stern des Februar!
Und hochauf blitzen die Geſchoſſe . . .
Bald naht auch die Koſakenſchar!

Marſchiert ohne Trommeln und Pfeifen,
Zu erobern die neue Welt,
Und laſſt in die Bruſt euch das Todesblei greifen,
Wie gethan Robert Blum, der prächtige Held!

Hurrah, ihr wackern Jünglingsherzen
Von Wien, Berlin, vom Seineſtrand!
Allüberall Studentenkerzen,
Und jubeln ſollte frei das Land!
Zurück, ihr Feinde unſers Strebens!
Wir ſind die Fackeln einer Welt —
Euch aber hat der Herr des Lebens
Als ſeine Geißeln hingeſtellt!

Marſchiert ohne Trommeln und Pfeifen,
Zu erobern die neue Welt,
Und laſſt in die Bruſt euch das Todesblei greifen,
Wie gethan Robert Blum, der prächtige Held!

Pierre Dupont.

Die Taube.

(September 1848.)

Mein Vöglein, komm, du meine weiße Taube,
Und trag dies Blättchen freundlich mir empor!
Seht, Jäger, ſeht, ſie ruht in jenem Laube,
Lenkt ab von ihr das mörderiſche Rohr!
Bis zu dem Grabe wird ſie heut entſchweben,
Das unſre Gatten, unſern Sohn umhegt . . .
O ſchonet mild der armen Taube Leben,
Die unſern Gruß zu den Verbannten trägt!

Zerſtöret nicht die Hoffnung unſrer Waiſen —
Wozu denn Tod, wenn ihr nicht tödten müſſt?
Ihr wiſſt ja nicht, wie oft den Hals, den weißen,
Der Mutter und der Kindlein Mund geküſſt.
Darf ſelbſt kein Gruß ſich zum Verbannten heben
Aus einer Bruſt, die treu dem Vater ſchlägt? . . .
O ſchonet mild der armen Taube Leben,
Die unſern Gruß zu den Verbannten trägt!

Denk, Jäger, an die Mütter heut, die armen —
Wirſt du nicht weinen, wenn die deine ſtirbt?
Mit unſern Thränen hab ein mild Erbarmen,
Daſs einſt dein Herz dir ſüßen Lohn erwirbt!

Was könnt ihr Schönres wohl der Mutter geben,
Als Kindesgruß, wenn ihre Stunde ſchlägt? . . .
O ſchonet mild der armen Taube Leben,
Die unſern Gruß zu den Verbannten trägt!

Ach, das Exil wird euren Bau zerſchlagen,
Verbannung iſt ein Gift für Herz und Haupt;
Ein böſer Krebs, wird ſie die Bruſt zernagen,
Ein Hauch der Noth — und ihr ſeid hingeraubt!
Für eure Lieben ſolltet ihr auch beben,
Wenn ſich der Gram um unſre Hoffnung legt . . .
O ſchonet mild der armen Taube Leben,
Die unſern Gruß zu den Verbannten trägt!

Ha, dort ein Aar! er weiſt ihr ſeine Krallen —
Mein armes Täubchen, haſte deinen Flug!
Es knackt ein Hahn — ach, du wirſt niederfallen,
Die unſern Gruß zum fernen Strande trug!
Doch nein! verblutend ſinkt der Aar zum Staube,
Erbarmen hat das Todesblei gehegt . . .
Dank, Jäger, Dank! du retteteſt die Taube,
Die unſern Gruß zu den Verbannten trägt!

Guſtave Leroy,
Nähkaſtenarbeiter.

Geſang der Soldaten.

(Herbſt 1848.)

Das iſt der Kön'ge letztes Beten!
  Europa glüht im Kriegesſchein!
Soldaten, laſſt zum Volk uns treten,
  Und länger nicht Gendarmen ſein!
O ſeht, die Länder alle rufen
  Zu Frankreichs Namen hoffend auf —
Laſſt Hügel ſein der Alpen Stufen
  Für Roſs, Geſchütz und Streiterhauf!

Zum Kampf, wo Siegesgötter thronen!
  Wir richten jeden Henkersmann,
  Der Freie that in Haft und Bann,
  Und deſſen Stirne Frevel ſann!
Denn Brüder ſind uns die Nationen,
  Und Feind ein jeglicher Tyrann!

Süß iſt dem Krieger wohl die Palme,
  Wenn ſie ein edler Strauß ihm flicht —
Doch nimmer die Cypreſſenhalme,
  Wo Bruder gegen Bruder ficht!
Wie! Brüder zu der Richtſtatt ſchleifen,
  Dem Opfer gleich, mit blut'ger Hand,
Heißt ja den Kranz vom Haupte ſtreifen,
  Heißt ſchmähen ja das Vaterland!

Zum Kampf, wo Siegesgötter thronen!
Wir richten jeden Henkersmann,
Der Freie that in Haft und Bann,
Und deſſen Stirne Frevel ſann!
Denn Brüder ſind uns die Nationen,
Und Feind ein jeglicher Tyrann!

Wie lange hat in Schimpf getragen
Die Welt das Joch der Politik!
Wir glaubten, daſs zu beſſern Tagen
Uns eingeführt die Republik!
Wir haben ſie mit dir geſchaffen,
O Volk, im Sturm des Februar;
Wir ließen dich den Lorber raffen,
Und gingen ſelbſt des Kranzes bar!

Zum Kampf, wo Siegesgötter thronen!
Wir richten jeden Henkersmann,
Der Freie that in Haft und Bann,
Und deſſen Stirne Frevel ſann!
Denn Brüder ſind uns die Nationen,
Und Feind ein jeglicher Tyrann!

Des Tigers denken wir im Norden,
Um deſſen Haupt die Krone glüht;
Es heißt ſein Sprung: ein Volk ermorden,
Und Blutbegier ſein Auge ſprüht.
Beim Schlag der Moskowiterknuten
Wird bald im ganzen Abendland
Des Lebens heißer Puls verbluten,
Wenn uns der Knechtſchaft Feſſel band!

Zum Kampf, wo Siegesgötter thronen!
Wir richten jeden Henkersmann,
Der Freie that in Haft und Bann,
Und deſſen Stirne Frevel ſann!
Denn Brüder ſind uns die Nationen,
Und Feind ein jeglicher Tyrann!

Es würde hoch die Luft durchzucken
Der Scheiterhaufen helle Gluth;
Baſchkiren würden und Kalmucken
Im Fluge ſätt'gen ihre Wuth,
An Gold und Wein, an Kind und Frauen;
Im Rauſch und über Trümmern her —
So würden ihren Zug wir ſchauen,
Und Stadt und Dorf ein Flammenmeer!

Zum Kampf, wo Siegesgötter thronen!
Wir richten jeden Henkersmann,
Der Freie that in Haft und Bann,
Und deſſen Stirne Frevel ſann!
Denn Brüder ſind uns die Nationen,
Und Feind ein jeglicher Tyrann!

Soldaten, laſſt auf dieſe Horden
Des Schwertes Strahl herniederlohn,
Die, lauernd an der Donau Borden,
Die Zukunft zu vernichten drohn!
Kanonen, laſſt die Schlünde blitzen!
Trompeten, ſchmettert wild darein!
Und mit der Bajonette Spitzen
Laſſt uns dem Geiſt Erretter ſein!

Zum Kampf, wo Siegesgötter thronen!
Wir richten jeden Henkersmann,
Der Freie that in Haft und Bann,
Und deſſen Stirne Frevel ſann!
Denn Brüder ſind uns die Nationen,
Und Feind ein jeglicher Tyrann!

Weh, wenn das Vaterland vergäße,
Daſs wir von Kampfbegierde glühn!
Nein, laſſt beim Klang der Marſeillaiſe
Des Kampfes rothe Roſen blühn!
Laſſt helle Siegesklänge dichten
Des Schwertes ſprühnden Flammenblick!
Und laſſt den letzten König richten
Die eine Völkerrepublik!

Zum Kampf, wo Siegesgötter thronen!
Wir richten jeden Henkersmann,
Der Freie that in Haft und Bann,
Und deſſen Stirne Frevel ſann!
Denn Brüder ſind uns die Nationen,
Und Feind ein jeglicher Tyrann!

Pierre Dupont.

Die barmherzige Schweſter.

(1849.)

Dank, Engel, der in dieſen kalten Mauern
Sechs Monde lang ob meinem Leben wacht,
Der ohne Schmerz die Jugend ſieht vertrauern,
Und nie an ſeinen Opfermuth gedacht!
Ach, wenn die Tugend, die in unſerm Treiben
Zur Schande ward, das Herz gen Himmel hebt:
Du wahrteſt dir die Ehre, gut zu bleiben —
Dank, Liebesengel, der mein Haupt umſchwebt!

Wenn mir der Schmerz die Bruſt zum Haſs entfachte,
Theilſt du mir heil'ge Liebesklänge mit,
Und wenn ich weinend an mein Leid gedachte,
Sprichſt du von Jenem, der für Alle litt.
Wenn ich geflucht, daſs ſie mit Schwertesſchlägen
Gelohnt, als wir in heil'gem Kampf gebebt,
Redeſt du ſanft von meiner Mutter Segen —
Dank, Liebesengel, der mein Haupt umſchwebt!

Wie liebt' ich ſie! Nun ruht ſie unterm Hügel,
Ach, ihre Züge trägt dein Angeſicht!
Dem Knaben ſprach man einſt: „Auf goldnem Flügel
Trug ſie ein Engel zu des Friedens Licht.“
Ob manch ein Herz, erfüllt von Gluth und Lieben,
Mich auch verließ und nun im Himmel lebt:
Es ſind noch Engel auf der Erde blieben —
Dank, Liebesengel, der mein Haupt umſchwebt!

Gedenkſt du noch, wie lächelnd du verbunden
  Am Schlachtentag in Kämpfen und Gefahr
Den Proletar, bedeckt mit ſeinen Wunden?
  Ich, theure Schweſter, bin der Proletar!
Du ſprachſt: „Zum Feinde geh mit Friedenstönen,
  Und „Bruder!“ ſprich, daſs ihr die Hand euch gebt,
Die Kugel wird den Krieger nicht verſöhnen“ —
  Dank, Liebesengel, der mein Haupt umſchwebt!

Seit jener Stunde liebt dich meine Seele,
  Das Herz erbebt, wenn mich dein Auge trifſt …
O, fürchte Nichts! die Lieb’ iſt ohne Fehle,
  Zu brechen wuſſt’ ich ſie … ich habe Gift …
Was wirſt du bleich? Vergieb den Erdenmängeln,
  Da rein die Liebe ſich gen Himmel hebt;
Man liebt ja nicht, man betet nur zu Engeln —
  Dank, Liebesengel, der mein Haupt umſchwebt!

Sieh, morgen wird der Todeskampf beginnen,
  Wenn ſtill die Schweſter bei dem Armen kniet;
Sie betet leis, ich ſeh’ die Thräne rinnen,
  Und trocknen wird die Hand das Augenlid.
Wenn Todesküſſe meine Wang’ entfärben
  Und überm Aug’ die matte Wimper bebt,
Soll noch die Lippe flüſtern dir im Sterben:
  Dank, Liebesengel, der mein Haupt umſchwebt!

Guſtave Leroy,
Nähkaſtenarbeiter.

Romanze vom Pappelbaum.

(1849.)

Vor meinem Fenſter ſtieg entlang
Ein wunderſchöner Pappelbaum,
Und in des höchſten Wipfels Raum
Sein Minnelied ein Vöglein ſang,
Das leicht und fröhlich wie im Traum
In meiner Seele wiederklang.

In Reiſig will ihn nun das Erz
Entblättern,
Zu meines Pappelbaumes Schmerz;
Es klirrt das Eiſen niederwärts,
Zu ſchmettern
In meines Pappelbaumes Herz.

Bevor er hier am Markte ſtand,
Und auf die Trümmer von Paris
Die grünen Zweige wallen ließ,
Hat er ſich einſt am Tiberſtrand
Gewiegt, wo ihn willkommen hieß
Ein ſchönrer Lenz vom Alpenrand.

In Reiſig will ihn nun das Erz
Entblättern,
Zu meines Pappelbaumes Schmerz;
Es klirrt das Eiſen niederwärts,
Zu ſchmettern
In meines Pappelbaumes Herz.

Ihn pflanzte zu der Freiheit Zier
In fremden Grund der Februar,
Als eine Weltenſonne klar
Herabgeleuchtet dort und hier.
Warum denn heut zerſchlagt ihr gar
Der Hoffnung fröhliches Panier?

In Reiſig will ihn nun das Erz
Entblättern,
Zu meines Pappelbaumes Schmerz;
Es klirrt das Eiſen niederwärts,
Zu ſchmettern
In meines Pappelbaumes Herz.

Ach, beſſer fühlt' ich, reiner mich,
Wenn aus der Abendlüfte Reich
In ſeinem Laub, dem Haare gleich,
Ein Fächeln durch die Zweige ſtrich.
O gebet mir ein Reis ſogleich,
Eh' ſeine Lebenskraft entwich!

In Reiſig will ihn nun das Erz
Entblättern,
Zu meines Pappelbaumes Schmerz;
Es klirrt das Eiſen niederwärts,
Zu ſchmettern
In meines Pappelbaumes Herz.

Das Reis im Grunde ſenk' ich ein
Zu meiner Blumen Gartenflor,
Die mir ein treuer Schweſternchor,
Und du, du ſollſt mein Bruder ſein;
An Baumes Statt, den ich verlor,
Folgſt du mir einſt zum Todtenhain.

In Reiſig will ihn nun das Erz
Entblättern,
Zu meines Pappelbaumes Schmerz;
Es klirrt das Eiſen niederwärts,
Zu ſchmettern
In meines Pappelbaumes Herz.

Pierre Dupont.

Die Koloniſten von Algier.

(1849.)

Der Winter naht! Verloren Gut und Habe,
Uns drückt ein Weh, das auch der Heimat droht;
So laſſt uns gehn — es iſt die letzte Gabe,
Die unſer Leiden dem Jahrhundert bot!
So laſſt uns gehn ... hinweg zum Klippenrande ...
Um Felſen laſſt uns fliehn der Heimat Zier —
Ein Lebewohl dem theuren Vaterlande,
Zu Schiffe, Koloniſten von Algier!

Geliebtes Land, nimm unſer letztes Flehn,
Haſt für die Kinder nicht mehr Brot genug?
Wir ſahen ſchon des Hungers Fahne wehen,
Die ſchwarz der Tod durch grüne Felder trug.

Als Opfer ſinken wir im Wüſtenſande,
Indeſs in Gold erglühn die Säle hier —
Ein Lebewohl dem theuren Vaterlande,
Zu Schiffe, Koloniſten von Algier!

Heimat, leb wohl! Du müſſteſt ja erröthen,
Wenn du die Kinder ſchauteſt betteln gehn!
Den Künſtler wird fortan das Elend tödten,
Er muſs für dich am Wall als Schanzer ſtehn.
Von dir zerriſſen ſind die Liebesbande,
Wir laſſen dich und jede Luſt mit dir —
Ein Lebewohl dem theuren Vaterlande,
Zu Schiffe, Koloniſten von Algier!

O ſprich: warum die Opfer ſtets erneuen?
Warum die Einen reich, wenn Andre arm?
Du könnteſt Alle ja mit Luſt erfreuen,
Und ſtößt uns fort zu Noth und Seelenharm!
Du ſiehſt uns ziehn im härenen Gewande ...
Du rufſt uns nicht ... o Gott! ſo ſcheiden wir —
Ein Lebewohl dem theuren Vaterlande,
Zu Schiffe, Koloniſten von Algier!

Die Briſe weht, die Segel raſch zu füllen,
Der Tag erliſcht und jedes Hoffen flieht,
Die Sterne blinken aus den Wolkenhüllen,
Der letzte Vogel ſang ſein Abendlied.
Das Ufer weicht ... ein Leuchten noch vom Strande ...
Dann Alles Nacht, wie in der Seele hier —
Ein Lebewohl dem theuren Vaterlande
Entklang den Koloniſten von Algier.

Guſtave Leroy,
Nähkaſtenarbeiter.

Der alte Demokrat.

Die Zeit, mein Sohn, geht ſchwanger mit Gewittern,
Weil man der Freiheit goldnen Bau zerbrach;
Sie zu beſchirmen, darfſt du nie erzittern …
Sieh, du biſt jung, und ich bin alt und ſchwach!
Die Büchſe, noch geſchwärzt vom Pulverdampfe
Der letzten Schlacht, entſinkt den Händen ſchon;
Junger Soldat, zieh hin zum Völkerkampfe —
Nimm dies Gewehr, und führ es gut, mein Sohn!

Die Fürſten haſſe! Denn in Haß verflochten
Hat ihr Gaukelkunſt der Völker Schar.
Ich habe zweimal gegen ſie gefochten —
Der Julikämpfer ſtritt im Februar!
O, ſie ſind ſchlecht! ſie können nur verſprechen,
Und halten Nichts auf ihrem goldnen Thron;
Siehſt du ſie neu der Völker Glück zerbrechen —
Nimm dies Gewehr, und führ es gut, mein Sohn!

Oft ſchon, durch ſeiner Wächter Trug verrathen,
Erlag das Vaterland der Fremden Joch. —
Wenn wieder einſt der Feind auf unſre Saaten
Die Tritte lenkt, der Roſſe wild Gepoch;
Und wenn vielleicht Gefahren uns umkreiſen,
Wenn Noth und Tod dem Heimatlande drohn:
Dann magſt du kühn die Bruſt der Kugel weiſen —
Nimm dies Gewehr, und führ es gut, mein Sohn!

Ich ſah des Volkes ſturmgepeitſchte Wellen
Vergeblich branden an dem Damm der Macht
Und himmelan in heißem Zorne ſchwellen —
Als Kämpfer ſtand ich in der Juniſchlacht!
Ob durch die Straßen floſs des Blutes Lache,
Ob ſich geſättigt auch der Sieger Hohn:
Heilig, mein Kind, iſt ſtets des Volkes Sache —
Nimm dies Gewehr, und führ es gut, mein Sohn!

Um ruhig einſt dem Tod ins Aug' zu blicken —
Nimm dies Gewehr, das ich ſo treu geliebt!
Und mag der Himmel gnädig dir es ſchicken,
Daſs nicht zu bald es Kampf und Fehde giebt!
Doch wollt' ein Herr die Völker neu zerklauben,
Und zwäng' uns gar zu Dienſt und Sklavenfrohn:
Dann — treu dem Recht und treu des Vaters Glauben —
Nimm dies Gewehr, und führ es gut, mein Sohn!

Hippolyte Demauri.

Napoleon der Große

(1848.)

Da Themis ernſten Augs mein Lied bewacht,
Erweck' ich nicht des Haſſes Sturmgeläute.
Napoleon . . . doch ſcheid' ich mit Bedacht
Den von Sankt Helena und Den von heute!
Gern folg' ich jenes großen Namens Spur,
Den nicht der Haſs umſtrahlt mit blut'gem Scheine,
Und kühn betret' ich der Paläſte Flur;
Denn wiſſt: in allen Liedern nur
Iſt es der Große, den ich meine.

Als er, ein junger Held, von Frankreichs Glück
Geträumt, das hehr ſich ſeinem Aug' entrollte,
Ahnt' er wohl nicht, daſs einſt die Republik,
Der Freiheit Werk, ſein Arm zerſtören ſollte.
Ein ſchlechter Bürger freilich war er doch,
Wer iſt, der ſeine Frevel nicht beweine?
Er zwang die Welt in ſeiner Herrſchaft Joch,
Doch that er manches Gute noch —
Es iſt der Große, den ich meine.

Als in des Papſtthums ruchlos ſchnödem Bann
Italien ſchmerzvoll drohte zu verenden,
Wies er ihm ſeinen Theil der Freiheit an,
Nicht, um noch ſchlimmere Knechtſchaft ihm zu ſpenden.
Und wenn er auch aus manchem Tiberſchloſs
Entführte Bilder, Gold und Marmelſteine:
Hört' ich doch nie, daſs er die Stadt beſchoſs,
Ein heuchleriſcher Bundesgenoſs —
Es iſt der Große, den ich meine.

Geſetze gab er uns, die im Gebraus
Der Zeiten heut noch unſer Ruhm und Sehnen;
Er theilte Namen, Titel, Würden aus
Für Thaten, die wir ohne Scham erwähnen.
Nachdem gebebt vor ſeiner Siegesmacht
Die Fürſten all' von Moskau bis zum Rheine:
Hätt' er in Straßburg nicht mit Unbedacht
Zu Falle ſeinen Ruhm gebracht —
Es iſt der Große, den ich meine.

Wie zu Boulogne Revue gehalten ward,
Hab' ich, o Thiers, in deinem Buch geleſen;
Ein Kreuz dort lohnte manchen Knaſterbart,
Der kühn und tapfer in der Schlacht geweſen.
„Ein Sporn zu neuen großen Thaten ſei,"
So ſprach der Held, „das Ehrenkreuz, das reine!"
Er hätte nicht in frevler Meuterei
Entſandt ein brudermörderiſch Blei —
Es iſt der Große, den ich meine.

Als im Zenith er ſeines Glanzes ſtand,
Drückt' ihn zu Boden das Gewicht des Ruhmes;
Nach Elba ſah er ſchmählich ſich verbannt —
O trübe Nemeſis des Heldenthumes!
Allein er kam zurück in Siegerpracht,
Sein Stern erblüht' aufs Neu' in goldnem Scheine,
Als Kaiſer trat er aus des Kerkers Nacht,
Und nicht vermummt in Maurertracht —
Es iſt der Große, den ich meine.

Dem Zufall nur erlag ſein großes Herz,
Ihr kennt von Waterloo die trübe Mähre!
Er ward beſiegt — doch bleibt ihm allerwärts
Des Helden Ruhm, des Weltbeſiegers Ehre.
Zu arglos ſchritt er in des Feindes Kahn,
Auf Großmuth hoffend — ach, es ward ihm keine!
Doch er, deß Stern erloſch im Ocean,
Beſchloß im Tollhaus nicht die Bahn —
Es iſt der Große, den ich meine.

Guſtave Kratz,
[illegible].

Das Duell.

(1849.)

Nein, Bruder, glaube mir: du ſchlägſt dich nicht!
O müde ſind wir längſt das Blutgericht!
So theuer eingekauft, erſcheint als Schmach die Ehre,
Indeſs die wahre Ehr' für dich Verzeihung wäre;
Des Nächſten Mord verbeut die junge Völkerlehre —
Bruder, du ſchlägſt dich nicht!

Nein, Bruder, glaube mir: du ſchlägſt dich nicht!
Die Ehre flieht, wo man von Rache ſpricht.
Was! bezwungen ſoll der Geiſt, wenn er entſchlafen?
Heut mag vielleicht dein Arm den ſchlechten Raufer ſtrafen,
Doch morgen tödteſt du mit gleichem Schwert den Braven —
Bruder, du ſchlägſt dich nicht!

Nein, Bruder, glaube mir: du ſchlägſt dich nicht!
Warum uns opfern, eh' der Tod uns bricht?
Mein Weib vermochteſt du zur Schande zu verleiten,
Nun muſs ich um mein Recht mit Schwertesgründen ſtreiten;
Du ſchändeſt mich, und dann willſt du mir Tod bereiten? —
Wahrlich, du ſchlägſt dich nicht!

Nein, Bruder, glaube mir: du ſchlägſt dich nicht!
Dein Arm ſoll ſchaffen, daſs er Segen ſpricht.
Wie leicht, daſs du im Kampf des Gegners Haupt erſchlagen;
Die armen Kinder, o! ſie werden dich verklagen,
Und weinend und verhärmt dich nach dem Vater fragen —
Bruder, du ſchlägſt dich nicht!

Nein, Bruder, glaube mir: du ſchlägſt dich nicht!
Kein [illegible] ſei, der ſcherzend Degen bricht!
Der Ruhm iſt feig und ſchlecht, den Raufer ſich erwerben,
Verachten ſollſt du ihn, er kann dich nur verderben;
Doch ewig ſei bereit, für Recht und Licht zu ſterben —
Bruder, du ſchlägſt dich nicht!

Nein, Bruder, glaube mir: du ſchlägſt dich nicht!
Wer ſich geweiht der Zukunft Morgenlicht,
Hat nimmer Recht, wenn er dem Wahn ſich hingegeben,
Und keine Palme wird des Todten Haupt umſchweben;
Der Freiheitskämpfer darf nicht ſcherzen mit dem Leben —
Bruder, du ſchlägſt dich nicht!

Guſtave Leroy,
Bürſtenarbeiter.

Geſang der Transportierten.

(Herbſt 1849.)

Wenn an des Meeres tiefſter Stelle
Der Haifiſch oder Kachelot,
Der rieſige Pirat der Welle,
Die Fiſchbrut zu verſchlingen droht:
Beweinen wir in dieſen Tagen,
Gefeſſelt an den fremden Strand,
Dahin der Sturm uns jüngſt verſchlagen,
Die Freiheit und das Vaterland.

Doch wird für dich ein Jeder freudig ſterben,
Ob heut auch durch dein ſchwarzes Brot genährt,
O heil'ge Republik, die uns verklärt!
Und wird noch ohne Gram verderben —
Wir ſchwören dir's, der Zukunft Erben,
Bei Saint-Méry und unſerm Schwert!

Die Möve mit betäubtem Flügel,
Des Meeres Schwalbe, lehrt die Brut,
Wenn ſich die ſchwarzen Waſſerhügel
Gelegt, den luſt'gen Weg der Fluth —
Doch unſre Brut verlor zur Stunde
Des Vaters Arm, der Jugend Luſt,
Und ſchmerzlich weiſt dem durſt'gen Munde
Der Mutter Hand die dürre Bruſt.

Doch wird für dich ein Jeder freudig ſterben,
Ob heut auch durch dein ſchwarzes Brot genährt,
O heil'ge Republik, die uns verklärt!
Und wird noch ohne Gram verderben —
Wir ſchwören dir's, der Zukunft Erben,
Bei Saint-Méry und unſerm Schwert!

Wenn unſre Schar in fremdem Raume
Den langen Tag am Ufer liegt,
Und ſich in einem ſüßen Traume
Von Republik und Liebe wiegt —
Dann trägt zu unſerm düſtern Strande
Der Wellen Sturmeslied herbei
Als bittern Gruß vom Heimatlande
Kettengeklirr und Sterbeſchrei!

Doch wird für dich ein Jeder freudig ſterben,
Ob heut auch durch dein ſchwarzes Brot genährt,
O heil'ge Republik, die uns verklärt!
Und wird noch ohne Gram verderben —
Wir ſchwören dir's, der Zukunft Erben,
Bei Saint-Méry und unſerm Schwert!

Du rothes Schwert der Magyaren,
O ſprich, wer deine Kraft zerbrach?
Dich gab Verrath der Hand des Zaren,
Und deine Heldenſchar erlag.
Koſſuth und Bem, ſie haben knieend
Des Sultans milde Hand umfaſſt,
Als Görgey, zu dem Feind entfliehend,
Daheim der Schande Lohn verpraſſt.

Doch wird für dich ein Jeder freudig ſterben,
Ob heut auch durch dein ſchwarzes Brot genährt,
O heil'ge Republik, die uns verklärt!
Und wird noch ohne Gram verderben —
Wir ſchwören dir's, der Zukunft Erben,
Bei Saint-Méry und unſerm Schwert!

Venedig ward durchs Schwert zerbrochen,
Es floh Manin der Fremde zu:
Verzeiht uns Roma's Unterjochen,
Mazzini, Garibaldi du!
Wenn Chriſtus einſt zu Petrus ſagte:
„Das Schwert ſoll in der Scheide ruhn" —
Wie kommt's, daſs ſein Vertreter wagte,
Mit Blut es zu beflecken nun?

Doch wird für dich ein Jeder freudig ſterben,
Ob heut auch durch dein ſchwarzes Brot genährt,
O heil'ge Republik, die uns verklärt!
Und wird noch ohne Gram verderben —
Wir ſchwören dir's, der Zukunft Erben,
Bei Saint-Méry und unſerm Schwert!

Herüber tönt zu uns von Baden,
Von Arad, vom Brigittenhain
Täglich der Knall der Füſilladen,
Täglich der Todten Racheſchrein.
Bei Türken ſucht man und bei Heiden
Ein gaſtlich Haus an fremdem Strand,
Es liegt die Freiheit im Verſcheiden —
Wo iſt nun das verheißne Land? . . .

Doch wird für dich ein Jeder freudig ſterben,
Ob heut auch durch dein ſchwarzes Brot genährt,
O heil'ge Republik, die uns verklärt!
Und wird noch ohne Gram verderben —
Wir ſchwören dir's, der Zukunft Erben,
Bei Saint-Méry und unſerm Schwert!

Pierre Dupont.

Ball und Guillotine.

(17. März 1869.)

Und wieder heute muſs ein Opfer ſinken,
O Himmel, gieb, daſs es das letzte war!
Sie laſſen neu das Henkerbeil erblinken —
Ein ſiegend Volk zerſchlug's im Februar!
Schon ſteigt empor mit ſeiner blut'gen Miene
Der ſchwarze Bau bei Axt- und Hammerfall,
Republikaner, ſeht die Guillotine! . . .
Im Elyſée iſt heute Ball.

Geſchminkte Damen, ſchellt der Kammerzofe,
Verlangt ein Kleid — das allerſchönſte Kleid! —
Die Schächer haben im Gefängnishofe
Den Büttel nur, der ſie vom Haar befreit.
Euch führt ein Wagen, bunt in Silberſtreifen,
Zum Präſidentenfeſt mit Peitſchenknall —
Sie wird der Karren zu der Richtſtatt ſchleifen...
Im Elyſée iſt heute Ball.

Lacht, Damen, lacht! Mit Girandolen ſtreitet
Der Blitz von eurer Diamantenſchar —
Auch die Verdammten ſind zum Feſt bereitet:
Der Henker bot den Sterbekittel dar.
Die mit dem Kreuz und mit der Ordenskette
Umkreiſen euch — o ſeht, ſie flüſtern All'! —
Henker und Pfaff bringt Die zur Schädelſtätte...
Im Elyſée iſt heute Ball.

Strauß wird für euch die ſchönſten Walzer ſtreichen,
Tanzt, Damen, tanzt! Der Melodieen Chor,
Sein herrlich Spiel wird euer Herz beſchleichen,
Und neid'ſche Seufzer quellen ſüß empor; —
Die haben, wenn ſich wild die Fäuſte ballten,
Als Muſik der Verzweiflung Wiederhall,
Das Schwert des Henkers grinſt aus ſeinen Falten …
Im Elyſée iſt heute Ball.

Tanzt, walzt! laſſt eurer Reize Zauber ſcheinen!
Tanzt, walzt für ſechsmalhunderttauſend Franks!
Da drunten ſeht zwei arme Wittwen weinen:
Die Opfer wimmern dort des Fürſtendanks!
Ein Blumenſtrauß, ein Tuch mit weißem Blinken
Entfällt aus eurer Hand — o ſeltner Fall! —
Der Henker läſſt zwei Menſchenhäupter ſinken …
Im Elyſée iſt heute Ball.

Welch ſtolzer Ball! — Welch Bild, mit Nacht zu decken!
Verzweiflung dort — und hier der Freude Wehn!
Der Präſident tritt ein zum Ball — o Schrecken,
Die haben jetzt das Henkerbeil geſehn!
Die Klinge fällt — beiſeite geht zur Dirne
Der Fürſt — hoch ſprang das Blut bei Schwertesſchall!
Und blutig färbt es Bonaparte's Stirne! …
Im Elyſée iſt heute Ball.

Guſtave Leroy,
Nähkaſtenarbeiter.

Die Familie.

(1849.)

Verruchte Schurken, die ihr Prieſter ſeid
Des goldnen Kalbs in der Familie Namen:
Verbergt doch beſſer in dem tugendſamen
Gewand des Frömmlers die Verworfenheit!
Sonſt zeigen wir, wie des Altars Gefüge
Ein giftiges Inſekt zu ſchänden wagt,
Und ſchreiben auf das Holz, vom Wurm zernagt:
„Bah! die Familie iſt Lüge!“

Familie! Weiß der Arme wohl von ihr,
Wenn ihm der Dolch des Hungers Leib wie Seele
Durchbohrt und ihn in ſeiner niedern Höhle
Bei Tag und Nacht verfolgt mit wilder Gier?
Wenn dort ein Weſen, das vergebens früge
Nach ſeinem Vater, an des Weibes Bruſt,
Der ausgedörrten, ſaugt in durſt'ger Luſt! —
Bah! die Familie iſt Lüge!

Und wenn, zu retten, ach! das Leben bloß
Des bleichen Kinds, das ſie gebar in Schmerzen,
Die arme Mutter mit zerriſſnem Herzen
Ins Findelhaus es trägt zu beſſerm Loos!
Wenn ſich die Jungfrau, deren ſanfte Züge
Den reichen Lüſtling locken, ſtürzt in Schmach,
Sich Brot zu ſchaffen für den nächſten Tag! —
Bah! die Familie iſt Lüge!

Ja, Lüge iſt's, ihr ſchlechten Heuchler all',
Wenn hier ein Weib, das Pracht und Glanz umquillet,
Mit einer Fremden Milch ihr Kindlein ſtillet,
Das ihr im Wege ſteht bei Spiel und Ball!
Und wenn dies Kind, das ſchon in ſeiner Wiege
Verlaſſen war, des Edlern nicht belehrt,
In ſchlechten Kneipen ſpäter ſich entehrt! —
Pah! die Familie iſt Lüge!

Ja, Lüge, freche Lüge iſt es auch,
Wenn unſre Nabobs, die mit Tugend prahlen,
Durch Heimlichkeit ſich ſchützen vor Skandalen,
Befleckt von ihrer ſchmutz'gen Liebe Hauch.
Und wenn ihr Name, taub für jede Rüge,
Ein Schwamm, in ſchlechter Thaten Pfuhl getränkt,
Verwünſchung nur und Flüche auf ſich lenkt! —
Pah! die Familie iſt Lüge!

So ſchweigt, ihr Müßiggänger, und entweiht
Die Welt durch euren Fetiſch nicht, den bleichen!
Denn die Familie heißt ja für den Reichen
Nicht „Liebe“ mehr, ſie heißt ihm „Erblichkeit.“
Daſs er durch Gold ſich um ſein Glück betrüge!
Dem Armen aber ohne Herd und Haus,
Den überall verfolgt des Elends Graus:
Pah! ihm iſt die Familie Lüge!

O, möchte künftig doch ein Friedensmahl
Der Menſchheit irrender Familie winken,
Und jeder Gaſt den Kelch der Freude trinken,
Entflammt von heil'ger Bruderliebe Strahl!

Säh' er verkörpert ſeines Traumes Flüge,
  So ſchleuderte der Noth enterbter Sohn
  Euch nicht entgegen mehr das Wort voll Hohn:
„Bah! die Familie iſt Lüge!“

* * *

(Aus dem Gefängniſſe La Force in Paris.)

Der Arbeitsmann.

(Geſchrieben 1840 im Gefängniſſe La Force in Paris.)

  Wer müht ſich um geringen Sold
Bis in die Nacht vom lichten Morgen?
  Wer ſchafft dem Mächtigen das Gold,
Und darbt daheim in Noth und Sorgen?

Der Arbeitsmann,
Mit Armen ſtramm;
  Er ſtirbt,
  Verdirbt,
Ein armer Mann.

  Wer macht die Seide und den Sammt,
Und geht in ſchlechtes Tuch gekleidet?
  Wer giebt, zum Hungern ſelbſt verdammt,
Das üpp'ge Mahl, dran ihr euch weidet?

Der Arbeitsmann,
Mit Armen ſtramm;
Er ſtirbt,
Verdirbt,
Ein armer Mann.

Wer muſs im Tagesgrauen ſchon
Zu jeder Zeit den Amboſs hämmern?
Wen findet noch in ſpäter Frohn
Am Werk das letzte Abenddämmern?

Den Arbeitsmann,
Mit Armen ſtramm;
Er ſtirbt,
Verdirbt,
Ein armer Mann.

Wer ſchirmt das Gut der reichen Herrn,
Die uns verachten und entehren?
Wer ſpricht von Bruderliebe gern,
Und weiß allein dem Raub zu wehren?

Der Arbeitsmann,
Mit Armen ſtramm;
Er ſtirbt,
Verdirbt,
Ein armer Mann.

Wer reicht dem armen Freund die Hand,
Wenn Brot ihm mangelt und Gewerbe?
Wem ließ des Vaters karger Stand
Das Handwerkszeug als einzig Erbe?

Der Arbeitsmann,
Mit Armen ſtramm;
Er ſtirbt,
Verdirbt,
Ein armer Mann.

Wenn Kampf dem Vaterlande droht,
Wer ſchirmt es dann in dichten Haufen?
Wer geht für Freiheit in den Tod? —
Nicht ſie fürwahr, die uns verkaufen!...

Der Arbeitsmann,
Mit Armen ſtramm;
Er ſtirbt,
Verdirbt,
Ein armer Mann.

Alcide Reynard.

Das Eigenthum iſt Diebſtahl.

(1849.)

In ferner Zeit, der Kindheitszeit der Erden,
Galt als Geſetz die Bruderliebe nur;
Es lebte, vor der heut'gen Noth Beſchwerden
Geſichert, frei der Menſch in Wald und Flur.
Noch hatt' er nicht, ein Leu mit blut'gen Pranken,
Den Boden rings mit beutegier'gem Schrei
Zerklaubt, umhegt mit Mauern und mit Schranken —
Das Eigenthum iſt Dieberei!

Erobrer, die mit Ländern ſich belehnten,
Barone, die das arme Volk bedrückt,
Baalspfaffen, die ſich mit dem Gold der Zehnten
Gemäſtet und mit Flitterkram geſchmückt;
Die Zwingherrn alle, die aus unſern Händen
Das Gut entrafft — Fürſt, Junker, Kleriſei —
Ein Rachefluch mög' ihr Gedächtnis ſchänden:
Das Eigenthum iſt Dieberei!

Es hat uns von Geſchlechte zu Geſchlechte
Gehöhnt, gequält die Ariſtokratie.
Und heute wiederum hält uns als Knechte
Das räubriſche Gezücht, die Bourgeoiſie.
Der Producent, erdrückt vom ſchlechten Lohne,
Singt immer noch die alte Litanei,
Dem Kapital verdingt er ſich zu Frohne —
Das Eigenthum iſt Dieberei!

In ſeinem goldnen Haus, von Pracht umfloſſen,
Auf ſeidnem Pfühl, mit Quaſten, bunt und ſchwer,
Von einer Phryne weichem Arm umſchloſſen,
Bereichert ſich der Wüſtling mehr und mehr.
Er weiß zu gut, wie durch des Wuchers Folter
Der Arbeit Geiſt uns zu entpreſſen ſei,
Dem Gott Merkur allein die Ehre zollt er —
Das Eigenthum iſt Dieberei!

Wer einen Bau von Stein und Holz erbaute,
— Ein Huhn, das ſtets ihm goldne Eier legt! —
Der Müßiggänger, dem vor Arbeit graute,
Streicht ein den Zins, den fremde Arbeit trägt.

Denn immer ſtimmte noch die Staatsbehörde
Dem Lug und Trug des reichen Schurken bei;
Viermal im Jahr verkauft er Haus und Erde —
Das Eigenthum iſt Dieberei!

In ſeinem Kaufbazar, des Diebſtahls Tempel,
Und im Komptoir, der Gaunerei Verſteck,
Verfeilſcht der Krämer mit gefälſchtem Stempel
Und falſcher Wage Schnaps und Licht und Speck.
Dem Giftinſekte gleich auf unſerm Felde,
Läſſt er vom Korn uns Hülſen nur und Klei';
's iſt unſer Schweiß, den er ſich prägt zu Gelde —
Das Eigenthum iſt Dieberei!

Die ihr der Menſchlichkeit Geſetz entweihtet,
Senate, Kön'ge, Bank- und Handelsherrn,
Spießbürger, Krämer, die uns ausgebeutet:
Der Tag des Volksgerichts iſt nicht mehr fern!
Der Arbeit gebt ihr Recht! macht gleich die Stände!
Sonſt ſprengen wir die Haft mit wildem Schrei,
Und, euch zerſchmetternd, ſchallt's zum Weltenende:
Das Eigenthum iſt Dieberei!

* * *

(Aus dem Gefängniſſe La Force in Paris.)

Der 13. Juni 1849.

(Improviſiert bei einem Bankett der gefangenen Volkskämpfer im Gefängniſſe La Force am 25. Juli 1849.)

Das war ein prächt'ger Sonnenſchein
Am dreizehnten, als unſre Reihn
In den Kampf gegangen;
Aus ſeinen Kellern ſtieg empor
Das arme Volk und rückte vor
Sonder Furcht und Bangen.

Es zog zur Schlacht mit ruh'gem Trutz,
Anrufend des Geſetzes Schutz,
Das man ſchwer beleidigt.
Doch die Gendarmen waren dort,
Durch Salven und durch Brudermord
Ward der Thron vertheidigt.

Auf uns herab vom Boulevard
Brach Changarnier mit ſeiner Schar
Blutbegier'ger Krieger.
„Ihr Kehlabſchneider, rückt heran!"
Ein wilder Kampf — in Feſſeln dann
Schlugen uns die Sieger.

Und ob man hier uns ſchmachten läſſt:
Republikaner, treu und feſt
Stehen wir zuſammen.
Wir rufen ſtolz: „Die Freiheit hoch!
Hoch Bruderlieb' und Gleichheit!" noch
In der Hölle Flammen.

Hennette de Keßler,
Mitredakteur des „Bien public."

Geſang der Jacques.

(März 1850.)

O leide, bis du lerneſt haſſen,
  Ausharren muſſt du bis ans Ziel;
Bereit zum Kampfe ſind die Maſſen,
  Wenn erſt des Hungers Würfel fiel.
Entgegne durch ein hehres Schweigen
  Der Weltvernichter feigem Hohn;
Erwarte, aus der Gruft zu ſteigen,
  Die Fluth der Revolution!

Die Jacquerie, von R. Bradord.

Weg, Könige und Nachtgeſellen!
  Es läſſt die Noth ihr Banner wehn!
Das Korn iſt reif — und die Rebellen
  Sind da, die Ernte abzumähn!

Rings hat das Volk den Pflug verlaſſen,
  Vereinigt zum Empörerrath,
Es ſtürzt ſich brauſend in die Gaſſen —
  Und reifen wird der Herr die Saat!
Der Freiheit Morgenroth zu künden,
  Kräht wieder laut des Weſtens Hahn —
Ein Funken gnügte, zu entzünden
  Aufs Neu' den glimmenden Vulkan!

Weg, Könige und Nachtgeſellen!
Es läſſt die Noth ihr Banner wehn!
Das Korn iſt reif — und die Rebellen
Sind da, die Ernte abzumähn!

Der Hunger treibt ſie ins Verderben,
Der Speiſe braucht man — Jeſus ſpricht's.
Das Volk will eſſen oder ſterben,
Und wenn es klagt — ihr ſpendet Nichts!
Auf! Daſs mit Recht man uns verfluche,
Erhebe dich, o Lumpenpack!
Daſs ihn der Häſcher nicht durchſuche,
Trag in das Schloſs den Bettelſack!

Weg, Könige und Nachtgeſellen!
Es läſſt die Noth ihr Banner wehn!
Das Korn iſt reif — und die Rebellen
Sind da, die Ernte abzumähn!

Koſaken ſchoſs im Kugelregen
Anfliegen wild bei Trommelſchlag —
Der Himmel führt ſie uns entgegen,
Wir rächen heut vergangne Schmach!
Es braucht, zu brechen ihre Flanken,
Des Armes nur im Pulverdampf!
Wann fragte je ein Sohn der Franken:
Wie viel der Feinde ſind im Kampf?

Weg, Könige und Nachtgeſellen!
Es läſſt die Noth ihr Banner wehn!
Das Korn iſt reif — und die Rebellen
Sind da, die Ernte abzumähn!

Für ewig dienen — Wort voll Schrecken
Und ewig wimmern — Peſt und Tod!
O Schmach, den Tiſch für Andre decken,
Wenn ſtets uns ſelber fehlt das Brot!
Wir flehten hungernd und verdroſſen
— Wie oft! — vor eurer Schlöſſer Pracht …
Doch immer blieb das Thor verſchloſſen,
Dem Armen blieb es ewig Nacht!

Weg, Könige und Nachtgeſellen!
Es läſſt die Noth ihr Banner wehn!
Das Korn iſt reif — und die Rebellen
Sind da, die Ernte abzumähn!

Nun kommen gar die ſchwarzen Pfaffen
In unſer Dorf mit Trug und Schlich;
Uns mehr der Leiden noch zu ſchaffen,
Verbünden Höll' und Himmel ſich.
Am Thore dräuen die Koſaken,
Die Jeſuiten ſind im Haus —
So nehmt die Sichel auf den Nacken!
Das Korn iſt reif!… Ins Feld hinaus!

Weg, Könige und Nachtgeſellen!
Es läſſt die Noth ihr Banner wehn!
Das Korn iſt reif — und die Rebellen
Sind da, die Ernte abzumähn!

Wohlauf zur Mahd! Der „weiße Schrecken"
Vernichtet blutig unſern Troſs!
Sein Meſſer will zu Boden ſtrecken
Von jedem Zweig den ſchönſten Sproſs.

Bis in die niedre Kammer drohte
Der Häſcherblick und Sbirrengraus,
Man flüſtert gar: wir ſeien ... Rothe!
Für Kerker reif und Armenhaus!

Weg, Könige und Nachtgeſellen!
Es läſſt die Noth ihr Banner wehn!
Das Korn iſt reif — und die Rebellen
Sind da, die Ernte abzumähn!

Rom ward durch unſer Schwert bezwungen —
O Koſſuth und Mazzini, iſt
Denn jeder Schlachtenruf verklungen,
Und Alles ſtumm zu dieſer Friſt?
Was finden wir auf Feld und Auen?
Schafott und Galgen, Kerker, Blut!
Iſt denn kein Freier mehr zu ſchauen,
Entging kein Held der Opfergluth?

Weg, Könige und Nachtgeſellen!
Es läſſt die Noth ihr Banner wehn!
Das Korn iſt reif — und die Rebellen
Sind da, die Ernte abzumähn!

Vom Tiber feiert bis zum Rheine
Ein jedes Haus ein Todtenfeſt,
Von Arad zum Brigittenhaine
Hat freies Blut den Grund genäſſt.
Vom Kaukaſus zum Themſeſtrande
Raucht hell der Scheiterhaufen Licht ...
Fluch, Republik! o Fluch und Schande,
Daſs Schlächter nur dein Arm verficht!

Weg, Könige und Nachtgeſellen!
Es läßt die Noth ihr Banner wehn!
Das Korn iſt reif — und die Rebellen
Sind da, die Ernte abzumähn!

Wohlan! geöffnet ſind die Bahnen
Der Schlächterei für uns und ſie!
Ihr ſchriebt das Wort auf eure Fahnen —
Wir ſchreiben's nach: „Die Jacquerie!"
Es düngt des Auges trübe Welle
Zu ſchwach der Zukunft Garbenfeld —
Nun tritt das Blut an ſeine Stelle,
Und reifen wird im Blut die Welt!

Weg, Könige und Nachtgeſellen!
Es läßt die Noth ihr Banner wehn!
Das Korn iſt reif — und die Rebellen
Sind da, die Ernte abzumähn!

Raoul Bradard.

Den Frauen des Volkes!

Ihr Fraun des Volkes! unſer Werk zu krönen,
Begreifet wohl der Zeiten ernſt Gebot:
Schafft Männer, Helden bald aus euren Söhnen —
Denn Krieger ſind im heil'gen Kampfe noth!

Wenn ſeufzend euer Kind vom Schlaf erwachte:
In euren Arm, o, ſchließt es lächelnd ein;
Singt ihm ein Lied, das Mutterlieb' erdachte,
Denn Liebe ſoll des Armen Wächter ſein.
Und wenn dem Mund, zum erſten Mal erſchloſſen,
Ein ſtammelnd Wort, ein ſüßer Hauch entflieht:
Nicht im Gebet, dem Prieſterwahn entfloſſen,
Lehrt ihn die Andacht nur im Freudenlied!

Ihr Fraun des Volkes! unſer Werk zu krönen,
Begreifet wohl der Zeiten ernſt Gebot:
Schafft Männer, Helden bald aus euren Söhnen —
Denn Krieger ſind im heil'gen Kampfe noth!

O wiegt ſie ein beim Klang der Weltgeſchichte,
Auf deren Pfad ſo Viel des Blutes floſs,
Sagt ihnen ſchon im Jugenddämmerlichte:
Das Volk allein, das Volk iſt ſtark und groß!
Bereitet würdig ſie dem Tag der Rache,
Durch Kraft und Bildung ſtarke Kämpferreihn,
Mit Geiſt und Herz getreu des Volkes Sache —
Dann wird durch ſie der Fortſchritt Sieger ſein!

Ihr Fraun des Volkes! unſer Werk zu krönen,
Begreifet wohl der Zeiten ernſt Gebot:
Schafft Männer, Helden bald aus euren Söhnen —
Denn Krieger ſind im heil'gen Kampfe noth!

Des Elends Bild entrollt vor ihren Blicken,
Und laſſt ſie glanzerhellte Schlöſſer ſehn;
Sagt: „Um der Knechtſchaft trügend Netz zu flicken,
Muſs euer Bruder heut am Amboſs ſtehn!
Der Geier, ſagt, entreißt ſein Brot dem Wurme,
Und Blei und Pulver übt das Henkeramt —
Doch ſagt dabei, daſs, leuchtend trotz dem Sturme,
Am Horizonte ſchon die Sonne flammt!

Ihr Fraun des Volkes! unſer Werk zu krönen,
Begreifet wohl der Zeiten ernſt Gebot:
Schafft Männer, Helden bald aus euren Söhnen —
Denn Krieger ſind im heil'gen Kampfe noth!

Sagt, daſs, im Fürſtendienſte ſtumpf geworden,
Der Volksſoldat den Bruder jüngſt verſtieß,
Daſs er die blutbefleckte Hand zum Morden
Auf unſre Stirn herniederzucken ließ.
Engel der Liebe! lehrt den Sohn begreifen,
Wie Trug und Schmähung unſer Recht entweiht;
Daſs er, wenn junge Schlachtentage reifen,
Das Banner ſchirme nur der Menſchlichkeit!

Ihr Fraun des Volkes! unſer Werk zu krönen,
Begreifet wohl der Zeiten ernſt Gebot:
Schafft Männer, Helden bald aus euren Söhnen —
Denn Krieger ſind im heil'gen Kampfe noth!

Kein Söldling mehr, in Königshaft geſchlagen,
Kein Fürſtenſcherge, der im Gliede ſchwenkt!
All' dieſe Helden ſind in unſern Tagen
Lebend'ge Puppen nur, am Draht gelenkt!
Sei unſer Haſs, zu lichtem Brand entzündet,
Die Fackel, dran die Kaiſerburg verbrennt!
Wenn ſich der Geiſt ein kämpfend Heer gegründet,
Stirbt ohne Freund der letzte Prätendent.

Ihr Fraun des Volkes! unſer Werk zu krönen,
Begreifet wohl der Zeiten ernſt Gebot:
Schafft Männer, Helden bald aus euren Söhnen —
Denn Krieger ſind im heil'gen Kampfe noth!

Herbei zum Werk! Gott will es — Gott befohlen!
Vor ſeinem Hauch erbebt die alte Welt.
Der Freiheit Stunde naht auf raſchen Sohlen,
Erſchüttert ſchwankt des Wahnes Throngezelt.
Zerſchlagt es kühn! Und ſiegend laſſt uns bergen
In neuer Welt der Zukunft Völkerruhm,
Daſs ſelbſt die Märtyrer in ihren Särgen
Aufjauchzend grüßen unſer Heldenthum!

Ihr Fraun des Volkes! unſer Werk zu krönen,
Begreifet wohl der Zeiten ernſt Gebot:
Schafft Männer, Helden bald aus euren Söhnen —
Denn Krieger ſind im heil'gen Kampfe noth!

Alexandre Guérin,
Handlungskommis.

1852.

(Geſchrieben 1850.)

Zwei Jahre ſind's, zwei kurze Jahre,
Bis neu der Hahn von Weſten kräht —
O, rüſtet euch in dieſem Jahre,
Daſs Jeder ſeinen Ruf verſteht!
Zu Jedem ſpricht er, deſſen Wangen
Der Armuth bleiches Lied umſchwebt:
„Seht, euer Leiden iſt vergangen,
Die ihr von Brot und Waſſer lebt!“

Vom heil'gen Berg, wo ihre Strahlen
Die Sonne ſchmiedet groß und frei,
Wird niederſteigen zu den Thalen
Das Jahr Fünfzigundzwei!

Des Volkes Reich iſt angebrochen,
Und gilt kein andrer Prätendent,
Seit ihr in eurer Herrſchaft Pochen
Gezürnt, daſs man euch Bürger nennt.
Wir kennen keinen ſtolzern Namen
Und keiner höhern Ehre Schein:
Als, wo zum Feſt die Völker kamen,
Ein froher Gaſt geſchart zu ſein!

Vom heil'gen Berg, wo ihre Strahlen
Die Sonne ſchmiedet groß und frei,
Wird niederſteigen zu den Thalen
Das Jahr Fünfzigundzwei!

Der Stern der Fürſten wird verſinken
Vor einer andern Sonne Gluth;
Ob ſie auch neu in Golde blinken —
Es iſt ja Nichts, als Ebb' und Fluth!
So ſtarb Napoleon vergeſſen,
Zerbrochen lag ſein Herrſcherſtab,
Und Karl, der eine Welt beſeſſen,
Verſcholl in eines Kloſters Grab.

Vom heil'gen Berg, wo ihre Strahlen
Die Sonne ſchmiedet groß und frei,
Wird niederſteigen zu den Thalen
Das Jahr Fünfzigundzwei!

Wozu mit Blut den Purpur färben,
Der lange ſchon verſchliſſen war?
O Kön'ge, ſtemmt euch nicht den Erben
Der Zukunft für ein kurzes Jahr!
Schnell wandeln heute die Ideen,
Und ſie zermalmen euch im Flug,
Wenn ihr nicht wollt beiſeite gehen,
Wo man ihr goldnes Banner trug!

Vom heil'gen Berg, wo ihre Strahlen
Die Sonne ſchmiedet groß und frei,
Wird niederſteigen zu den Thalen
Das Jahr Fünfzigundzwei!

Die Republik iſt ſchon geflogen
  Nach Rom und Wien vom Seineſtrand —
Bald kommt ſie neu dahergezogen,
  Vom Licht des Morgenroths entſandt.
Und wieder von Paris gewittert
  Ihr Ruf daher mit Flammenglühn,
Wie euer Schloſs in Staub zerſplittert,
  Sobald im Sturm die Blitze ſprühn!

Vom heil'gen Berg, wo ihre Strahlen
  Die Sonne ſchmiedet groß und frei,
Wird niederſteigen zu den Thalen
    Das Jahr Fünfzigundzwei!

So zieht denn, Kön'ge! eure Karten —
  Ihr ſteht an eurer Herſchaft Ziel!
Wir mögen kühn das Glück erwarten,
  Denn alle Karten ſind im Spiel!
Das Aſs iſt in des Volkes Händen —
  Den König ſticht's, die Buben all'!
Paris wird ſeinen Ruf entſenden:
  „Die Republik!“ mit Donnerſchall.

Vom heil'gen Berg, wo ihre Strahlen
  Die Sonne ſchmiedet groß und frei,
Wird niederſteigen zu den Thalen
    Das Jahr Fünfzigundzwei!

Mit einer Binde hat umwunden
  Die Zeit der Menſchheit hellen Blick —
Doch ſeht, ſchon hat uns losgebunden
  Mit einem Ruck die Republik!

Es birſt der Herrſchaft Nebeldecke —
Das Scepter, das die Zeit euch gab,
Dient für der Zukunft Wegesſtrecke
Dem Volke nun als Wanderſtab!

Vom heil'gen Berg, wo ihre Strahlen
Die Sonne ſchmiedet groß und frei,
Wird niederſteigen zu den Thalen
Das Jahr Fünfzigundzwei!

Ihr mußtet unſern ſchwachen Händen
Durch eurer ſchlechten Ränke Heer
Den letzten Heller noch entwenden —
Wir kennen keinen Bettler mehr!
Du Alter, ſei zu Gaſt geladen,
Iß, trinke, was ein Gott beſchied,
Erzähl uns deines Lebens Faden,
Und ſing uns froh ein Liebeslied!

Vom heil'gen Berg, wo ihre Strahlen
Die Sonne ſchmiedet groß und frei,
Wird niederſteigen zu den Thalen
Das Jahr Fünfzigundzwei!

Pierre Dupont.

Geſang der Proletarier der „Marianne.“

(1856.)

Enterbte Brüder, ſtolze Proletaren,
Vorkämpfer auf der Zukunft heil'gem Grund,
Der ew'gen Noth verfallne Dulderſcharen:
Vereinigt euch zu einem ſtarken Bund!
Durch eure Kraft gebt Nachdruck euren Bitten;
Bei jedem Feſte ſetzt man euch zurück —
Sagt, daſs ihr heut, wie Viel ihr auch gelitten,
Nach Freiheit dürſtet, hungert noch nach Glück!

Kein Herrſcher mehr und keine Sklaven!
Genug der Knechtſchaft trugt ihr ſchon!
Platz für das Volk, Platz für die Braven!
Hoch, hoch die Revolution!

Vernehmt ihr nicht des Vaterlandes Stimme,
Das ſich verblutend ſträubt in Mörderhand?
Der Räuber herrſcht; durch Gauner wird, durch ſchlimme,
Beſudelt unſer ſchönes Heimatland.
Verbündet euer Streben, euer Haſſen!
Durch Einigkeit wird ſtark die ſchwache Kraft;
Alle für Einen, in geſchloſſnen Maſſen,
Rückt aus zum Kampf, zerbrecht die Kerkerhaft!

Kein Herrſcher mehr und keine Sklaven!
Genug der Knechtſchaft trugt ihr ſchon!
Platz für das Volk, Platz für die Braven!
Hoch, hoch die Revolution!

Es hat der Feind ein ſchmählich Spiel getrieben:
Um uns zu zügeln, macht man uns zum Thier;
Weil ohne Nahrung Leib und Geiſt geblieben,
Erlagen unſern Kerkermeiſtern wir.
Wohlauf jetzt, ſtraft und zeichnet die Verräther,
Kein Name hindre euren Siegeslauf!
Fort Kaiſer, Herrn, Deſpoten, Landesväter —
Pflanzt rings im All der Gleichheit Banner auf!

Kein Herrſcher mehr und keine Sklaven!
Genug der Knechtſchaft trugt ihr ſchon!
Platz für das Volk, Platz für die Braven!
Hoch, hoch die Revolution!

Ja, bis zum Tode Krieg dem Schuft, dem frechen,
Der uns zu lange ſchon ein Schreckbild war!
Wird je ein heilig Vorrecht das Verbrechen?
Dem Meineid Krieg, du ſtolze Arbeitsſchar!
Zertrümmert, drauf ſich des Bezwingers Tücke
Zu ſtützen wagt, die Primogenitur!
Auch uns verlieh ein heilig Recht zum Glücke,
Ein ew'ges, mit dem Leben die Natur.

Kein Herrſcher mehr und keine Sklaven!
Genug der Knechtſchaft trugt ihr ſchon!
Platz für das Volk, Platz für die Braven!
Hoch, hoch die Revolution!

Auf, Brüder, auf! befreit in ſtolzem Siege
 Die Welt vom Joch der Noth und Tyrannei!
Den Räubern Tod! Es ruft zum Freiheitskriege
 Die „Marianne“ ihre Schar herbei!
Bezahlt ihr auch den Sieg mit Blut und Narben:
 Daſs Keiner fehl' am heil'gen Schlachtentag!
Dann endlich kommt die Stunde, wo die Garben,
 Der ſie geſät, alleine ernten mag!

Kein Herrſcher mehr und keine Sklaven!
 Genug der Knechtſchaft trugt ihr ſchon!
Platz für das Volk, Platz für die Braven!
 Hoch, hoch die Revolution!

Théodore Karcher.

Der Löwe vom Quartier latin.

(1868.)

Die Jugend zählt nicht zu den Todten,
 Nein, ſie erhob ſich zornerfüllt.
Bewacht die Thore des Deſpoten!
 Der junge Löwe hat gebrüllt.
Ihr wähnt, er ſchlummre traumverloren?
 O, bald erwacht aus dumpfer Haft
  Er neugeboren.
Er ſchläft auf einem nur der Ohren,
 Der Löwe der Studentenſchaft!

Student! du biſt der Vorhutſtreiter,
Dir folgt zum Kampf der Proletar.
Noch trägſt das Schwert du froh und heiter
Vom Juli und vom Februar.
Wie vor dem Heros ohne Wanken
Dereinſt die Kön'ge, bleich, erſchlafft,
Zum Staube ſanken:
Kehrt wieder gegen euch die Pranken
Der Löwe der Studentenſchaft.

Im Dunkel ſucht ſich zu verſtecken
Der Feind, o Frankreich, der dich traf.
Du vierzehnjähr'ge Nacht voll Schrecken,
Vergieb uns, ach, den langen Schlaf!
Doch ſieh, beim erſten Morgenſtrahle
Springt auf mit ungebrochner Kraft
Zum blut'gen Mahle,
Daſs er die Todesſchuld bezahle,
Der Löwe der Studentenſchaft.

Ihr Zecher dort im Kaiſerſchloſſe,
Die ihr geſchwelgt bei Spiel und Tanz:
Schon ſchirrt der Tag die goldnen Roſſe,
Zu Ende geht der Mummenſchanz.
Den Adler mit dem wilden Blicke,
Nebſt ſeiner Brut, die frevelhaft
Trotzt dem Geſchicke:
Er wird ſie packen beim Genicke,
Der Löwe der Studentenſchaft.

Wenn Cäſar's feile Hilfskolonne
Uns jemals frech zu höhnen wagt,
Und im Odeon, der Sorbonne
Uns knechtiſch rohe Worte ſagt;

Riſard, der Mord und Treubruch krönt,
About, der komödiantenhaft
Den Pfaffen fröhnet:
Sie ſollen ſehn, wie ſtolz ſie höhnet
Der Löwe der Studentenſchaft.

Müd eurer Liſt und eures Truges,
Giebt heut das Volk durch unſern Mund
Dem Moniteur, dem Blatt des Luges,
Die dritte ernſte Warnung kund.
Der Wahrheit Urtheil euch zu künden,
Entringt es ſich aus ſeiner Haft
Des Elends Schlünden,
Und hetzt empört auf eure Sünden
Den Löwen der Studentenſchaft.

Fünf Könige ein ganz Jahrhundert
Hindurch verſchlangſt du, — lange Friſt!
Die ſind verdaut! O Volk, wer wundert
Sich, wenn du annoch hungrig biſt?
Daſs Bonaparte ſchnell ſich ſpute,
Eh' ihn zum letzten Mahl ſich rafft
Mit zorn'gem Muthe
Er, der da lechzt nach ſeinem Blute,
Der Löwe der Studentenſchaft!

* * *

Anhang politiſcher Gedichte

aus den „Châtiments“

von

Victor Hugo.

(1852.)

Lied.

Gott und der Teufel hielten
Ein Wettſpiel jüngſt; es ſpielten
Um ekle Schurken ſie;
Hob Jeder ſeine Karte,
Der Eine: Bonaparte,
Der Andere: Maſtai.*)

Ein kränklich Pfaffenſchößlein,
Ein ſchuftig Fürſtenſprößlein
Und frecher Charlatan!
Schundeinſatz ſonder Zweifel! —
Gott machte, daſs der Teufel
Sie alle Zwei gewann.

„Kannſt Nichts mit ihnen machen!“
Sprach Gott. Doch Der mit Lachen
Rief: „Dank, daſs du ſie gabſt!
Drauf machte er mit Grinzen
Zum Kaiſer flugs den Prinzen,
Den Andern flugs zum Pabſt.

---

*) Pabſt Pius IX. hieß, bevor er ſich dem geiſtlichen Stand widmete, Joſeph Maria Graf von Maſtai-Ferretti.

Orientale.

Als Abd-el-Kader jenem Wichte
  Entgegenſah im Steinverließ,
Den ſchmeichelnd nun die Weltgeſchichte
  Napoleon den Dritten hieß;

Als er ihn kommen ſah von ferne,
  Umringt von ſeinem Söldnertroſs,
Den feilen Mann mit Kreuz und Sterne, —
  Er, jener braune Wüſtenſproſs;

Er, der als Sultan unter Palmen
  Genoſs der rothen Löwen war,
Ein Emir, auf geknickten Halmen
  Geſpornt den wilden Bairaktar;

Er, jener unheilſchwangre Krieger,
  Der, ein Geſpenſt, das Feld durchſchritt,
Und dann, ein blutbefleckter Sieger,
  Im Schatten auf die Kniee glitt;

Der ſeinen Stahl mit Blut der Edeln
  Getränkt, und düſtre Träume wob,
Und auf geſpaltnen Feindesſchädeln
  Sein Aug' zum Sternenhimmel hob;

Als er den Dieb und den Verräther,
Dem Schmach die Stirn umwölkte, ſah, —
Er, der Soldat, und er, der Beter: —
„Wer iſt der Mann?“ ſo ſprach er da.

Ihn ſchaudert ſtumm vor dieſer Larve,
Und in ſein Ohr die Kunde zieht:
„Schau her! ihn ſchützt das Beil, das ſcharfe;
Der Mann iſt Cäſar, der Bandit.

„Die Klagen all', die Hilfe ſuchen,
Vernimm, — den Schrei, der Rache fleht!
Er iſt es, dem die Mütter fluchen,
Und den der Gattin Fluch umweht.

„Zu Wittwen macht er ſie, zu Waiſen,
Er gab dem Vaterland den Tod;
Er will die Leiche noch zerreißen“ . . .
Der Emir ſtummen Gruß ihm bot.

Doch in dem Herzen tief durchzittert
Verachtung ihn ob ſolchem Graus:
Mit zorngeſchwellten Nüſtern wittert
Den Leichenwolf der Tiger aus.

Am Meeresufer.

Harmodius.
Die Nacht erſcheint, und Venus glänzt am Himmel
Das Schwert.
Harmodius, nun iſt's Zeit.
Der Markſtein am Wege.
Ja, der Tyrann
Kommt gleich vorüber.
Harmodius.
Fort! mich ſchaudert.
Ein Grab.
Stirb!
Harmodius.
Wer rief?
Das Grab.
Das Grab. — Vollbring es, oder ſtirb!
Ein Schiff am Horizonte.
Und ich bin auch das Grab — Verbannte trägt
Mein Kiel.
Das Schwert.
Laſs uns den Frevler hier erwarten!

Harmodius.
Mich ſchaudert. Welch ein ſcharfer Wind!
Der Wind.
Mein Hauch
Iſt eine Stimme, die vorüberweht.
Ich führe klagend durch der Lüfte Raum
Verbannter Wehruf, Sterbender Geſchrei,
Die ohne Brot, ohn' Obdach, freundelos,
Den letzten Blick zum Heimatufer ſendend,
Verſchmachten.
Stimme in den Lüften.
Nemeſis! ſteh auf, o Rächerin!
Das Schwert.
'S iſt Zeit. Benutze jene finſtern Schatten.
Die Erde.
Ich bin der Leichen voll.
Das Meer.
Ich roth von Blut;
Leichnam auf Leichnam trübte meine Wellen.
Die Erde.
Die Todten ſchmäht man, während Ihn man ehrt.
Bei jedem Schritt, den unterm Licht er wandelt,
Bebt mir vor innerlichem Graun das Herz.
Ein Galeerenſträfling.
Ich bin ein Sträfling — ſeht am Fuß die Kette;
Ich muſs ſie tragen, weil von meiner Schwelle
Ich nicht den edlen Flüchtling fortgejagt.
Das Schwert.
Triff ihn, doch nicht ins Herz! — du fändeſt keins.
Das Geſetz.
Ich — das Geſetz — ward heut durch ihn zum Schatten.

Die Gerechtigkeit.

Buhldirne ward ich — Prieſterin — durch ihn.

Die Vögel.

Verpeſtet hat er uns die Luft. Wir fliehn.

Die Freiheit.

Und ich mit euch. Land ohne Sonnenſtrahl,
Heimat, leb wohl!

Ein Dieb.

Wir lieben den Tyrannen;
Denn dieſer Fürſt, den Pfaff und Richter ehrt,
Den rings ein wilder Beifallsſturm begrüßt,
Gleicht eher uns, als euch, den Redlichen.

Der Eid.

Ihr Götter, ſchließt auf ewig jeden Mund!
Die Wahrheit ſtarb in rohen Tigerherzen.
Du lügſt, o Menſch! Du, Sonne, Himmel, lügſt!
Toſt, Stürme, toſt! auf eurer Schwinge führt
Die Ehr' und Tugend, dieſe Träume, fort!

Das Vaterland.

Mein Sohn, ich, deine Mutter, ſchmacht' in Feſſeln!
Mein Sohn, er hat auch mich entehrt! Zu dir
Breit' ich in Kerkersnacht die Arme aus.

Harmodius.

Ha! dieſe Nacht noch treff' ich ihn, wenn er
Vom Zechgelag in ſeine Wohnung kehrt!
Ich ſchwör's vor dieſem ſchwarz umwölkten Himmel,
Ich ſchwör's vor dieſem endlos blauen Meer:
Er falle meinem Dolch, in Gegenwart
Des Schattens und der Unermeßlichkeit!

Das Gewiſſen.

Fürwahr, den Menſchen kannſt du ruhig tödten!

Nein!

Laſſt Rom das Schwert, und laſſt den Dolch den Spartern
  Nicht ſoll, weil Rachedurſt zum Kampf uns ſchart,
Den Räuber das Geſpenſt des Brutus martern: —
  Der finſtern Zukunft bleib' er aufgeſpart!

Verbannte, ja, es ſoll euch Sühne werden,
  Die ihr das harte Brot der Fremde brecht;
Gefangne, Märtyrer, die all' auf Erden
  Er zittern läſſt: — ihr werdet noch gerächt!

Nie wird dem Frevler ſeine Schuld vergeben —
  Doch in der Scheide wahrt der Rache Schwert;
Habt nur Geduld, bis auf ſein Haupt mit Beben
  Die Zeit, der träge Henker niederfährt!

Ja, laſſt ihn leben in dem Pfuhl der Schande:
  Sein Blut entehrte ſelbſt das Schächerbeil!
Den Tag laſſt nahn, der unterm Lichtgewande
  Birgt der Vergeltung gluthgeſchärften Pfeil!

Er ſei gekrönt, geſalbt, weil er der Schlechte!
  Sei Herr von Sklaven, deren Herz verthiert!
Gieb ſeinem Stamm, Senat, die Herrſcherrechte,
  Wenn Kinder dieſem Mann ein Weib gebiert!

Laſſt herrſchen ihn durch Meſſ' und Partiſane,
Macht ihn zum Kaiſer, triefend noch von Blut!
Die Kirche laſſt, die feile Kourtiſane,
Zum Bett ſich ſchleichen, drin der Heuchler ruht!

Troplong mag lieben ihn, Sibour ihn ehren,
Ihm küſſen mögt ihr Hand und Fuß zumal! —
Er leb'! — Ein Louvel*) würde ſich entehren,
Stieß' er in ſolch verruchtes Herz den Stahl!

Nein, tödtet Dieſen nicht, ihr bleichen Denker,
Ihr kühnen Träumer, ſtolz und ſchamentbrannt;
Geht, während beim Gelage ſchwärmt der Henker,
Zum Todtenmal mit zorngeballter Hand!

Mehr, als ein Strahl, der heißer Wuth entlodert,
Wirkt eiſ'ger Hohn, den ſtummer Schmerz gebiert. —
Tödtet Ihn nicht! — Denn wiſſt: zuweilen fodert
Der Schandenpfahl, daſs ihn ein Kaiſer ziert!

---

*) Louis Pierre Louvel erſtach am 13. Februar 1820 den Herzog von Berry, und hatte den Plan gefaſſt, ganz allein alle Bourbons zu ermorden, um ſein Vaterland von dem Scepter dieſes verhaſſten Geſchlechts zu befreien. Er wurde für ſeine That am 7. Juni desſelben Jahres zu Paris hingerichtet.

Sacer esto!

Nein, Freiheit! nein, o Volk! er ſoll nicht ſterben!
Zu gnädig würde ſeine Schuld entſühnt,
Wenn er, nachdem er das Geſetz in Scherben
Zerbrach, und jeder Schande ſich erkühnt;

Nachdem er ſchlau ſein blut'ges Spiel gewonnen,
Durch Feuer, Schwert und Hinterliſt geſiegt;
Nachdem er Meineid, Lug, Verrath erſonnen,
Und ſich als Henker auf dem Thron gewiegt;

Wenn er, nachdem er Frankreich, das verlorne,
Im Koth geſchleift, gefeſſelt, arm und krank: —
All' dieſer Frevel plötzlich wett, im Zorne
Gemeuchelt würde, wie einſt Cäſar ſank.

Nein! Mörder, ſchweift er durch die Felſenklüfte,
Er hat gewürgt, gemetzelt, füſilliert,
Er machte leer das Haus und voll die Grüfte,
Der Todten Aug' auf ſeinen Frevel ſtiert.

Um ſeinethalb, des ephemeren Kaiſers,
Iſt vaterlos der Sohn und hoffnungslos;
Die Wittwe ſchluchzt und weint; der Mutter heiſers
Geſtöhn durchzittert bang der Erde Schoß.

Sein Prachtgewand zu ſpinnen, hat man Fäden,
In Blut genäſst, aufs Webeſchiff gereiht;
In Strömen Bluts, die laut gen Himmel reden,
Hat man gefärbt ſein Königs-Purpurkleid.

Euch bleibt Verbannung, euch die Kerkerſchranke,
Helden von geſtern, Sträflinge von heut!
Indeſs das Guillotinenbeil, das blanke,
Tropfen auf Tropfen Bluts ihm niederſtreut.

Wenn der Verrath, ſein bleicher Spießgeſelle,
Ihm naht: — er weiht ihm ſeines Grußes Zoll;
Es weilt der Brudermord an ſeiner Schwelle! — —
Seht, darum iſt's, daſs er nicht ſterben ſoll!

Er lebe fort! O heilig Angebinde
Der Rache, wenn er einſt die Arme hebt,
Nackt, froſtdurchſchauert, wie das Gras im Winde,
Unter dem Fluch der ganzen Menſchheit bebt!

Gequält durch ſein vergangnes Mörderleben,
Wie durch ein nägelſtarrend Eiſenband,
Suchend die Schlüft' und Wälder, nachtumgeben,
Bleich, ſchaudernd, wirr, den Wölfen nur bekannt;

Nichts hörend, als das Raſſeln ſeiner Kette,
Allein, und ſtets allein im Weltenall;
Nichts, das ihn vor dem Haſs des Schweigens rette,
Kein Menſch ihm nah, — Geſpenſter überall;

Zu ſchlecht dem Tod, ob ſeine Haare bleichen,
  Scheuſal in ſchwarzen Nächten wie im Licht! — —
Wendet euch, Völker! der Menſch trägt ein Zeichen:
  Laßt gehen Kain! Ihn trifft das Weltgericht.

Ultima Verba.

(Geſchrieben auf der Inſel Jerſey, am 2. December 1852.)

Der Menſchheit Rechtsgefühl iſt todt. — Er tritt die Leiche
  Mit Füßen; Siegerhohn aus ſeinem Auge bricht,
Und Henkerluſt verzerrt ſein Angeſicht, das bleiche,
  Er wendet ſich, und ſchlägt der Todten ins Geſicht.

Geſchändet ward das Recht, entehrt — er will es haben!
  Die Prieſter ſegneten den Mörder, blutgetauft;
Dem Töpfersacker ſind die Silberling' entgraben,
  Um die ſie ihren Gott, wie Judas, neu verkauft.

Sie ſprachen: „Cäſar herrſcht; der Gott der Soldarmeen
  Hat ihn geweiht. O Volk, gehorch ihm, wenn er winkt!"
Und während im Gebet ſie laut zum Himmel flehen,
  Sieht man, wie in der Hand die Goldzechine blinkt.

Solang' der Bettlerprinz nicht muſs vom Throne wandern,
  Den jener Schurkenpapſt mit Segenswunſch geweiht,
In einer Hand den Stab, den Dietrich in der andern,
  Ein Karl der Große, jetzt als Mondkalb konterfeit:

Solang' er ſich, — den Eid mit ſeinem Läſtermaule,
Die Scham und Sittlichkeit verhöhnend, — fühlen darf;
Solang' auf unſern Ruhm ſich ſeine Schmach, die faule,
Erbricht, und noch auf Dies die Sonn' ihr Lächeln warf;

Wenn Feigheit und Verrath zu ſolcher Höh' entbrannten,
Daſs man den Mörder gar verehrte und den Mord;
Wenn ſelbſt Amerika und England zum Verbannten
Hinträten mit dem Spruch: „Wir fürchten uns — geh fort!“

Und würde man uns ſelbſt als todtes Laub betrachten,
Und ſchmähte Jeder uns, weil Cäſar es geheiſcht,
Und müſſten wir, von Thür zu Thür gehetzt, verſchmachten,
Von Menſchen, wie ein Hirſch vom Tigerzahn, zerfleiſcht:

Und wenn die Wüſte ſelbſt, die öde, menſchenleere,
Den müdgejagten Mann aus ihrer Gluth verjagt;
Wenn ſelbſt das Grab ſo feig wie rings der Erdball wäre,
Und noch dem todten Mann die Ruheſtatt verſagt: —

Ich würde nicht gebeugt! — Klaglos den Mund geſchloſſen,
Im Herzen ſtillen Gram, und ſtahlbewehrt die Hand,
Blieb' ich getreu, ob rings der Fremde Dornen ſproſſen,
Freiheit, mein Banner, dir! und dir, o Vaterland!

Gefährten meines Grams, laſſt mich die Schläfer wecken,
Uns eint die Republik auf dieſem Felſenſitz.
Was immer man beſchimpft, will ich mit Ruhm bedecken,
Was immer man verehrt, trifft meines Fluches Blitz!

In Sack und Aſche ſoll mein Lied die Welt durchreiſen,
Mein Lied, das: „Wehe!“ ruft, und donnernd: „Nein!“ gebeut.
So oft die Sklaven dir den Königstempel weiſen,
Weiſ' ich die Zelle dir, künd' ich dein Grabgeläut!

Vor alle dem Verrath, all' den gebeugten Köpfen
Kreuz' ich die Arme ſtolz, ob zornig ſchlägt mein Herz.
Laſs, ernſte Heiterkeit, laſs Troſt in dir mich ſchöpfen,
Sei meine Freude du, und meine Wehr von Erz!

Solang' man dulden wird, daſs Er auf dir noch wandelt,
O Frankreich, deſſen Leid ich ſinge ruhelos:
Will ich nicht wiederſehn dein Land, von Schmach miſshandelt,
Nicht meiner Väter Grab, noch meiner Liebe Schoß!

Nicht ſehen will ich mehr dein lockendes Geſtade,
Vergeſſen Alles, — nur das Amt des Rächers nicht;
Mit den Verbannten will ich gehn die Schmerzenspfade,
Und will geächtet ſein, ſtark, bis mein Auge bricht!

Ja, laſſt mir das Exil, und wär' es ohne Ende!
Es ſoll mich kümmern nicht, ob Wer um Gnade fleht,
Ob Mancher dem Verrath gebrochen reicht die Hände,
Ob, wer da bleiben ſoll, zurück ins Frohnland geht.

Und blieben Tauſend nur: — ich bleibe mit! Und nennen
Sich Hundert nur: — mein Trotz ſteht auch mit Dieſen ein!
Ja, blieben Zehn: — ihr ſollt in mir den Zehnten kennen!
Und wär's ein Einz'ger nur: — ich will der Eine ſein!

Inhalt.

Seite
Einleitung VII

Erſtes Buch.

Vor der Februarrevolution.

Unſer Lorber. Von Guſtave Leroy 3
Mein Bild. Von Savinien Lapointe 5
Mit hundert Jahren. Von Guſtave Leroy 7
Arbeit und Elend. Von Francis Tourte 10
An Victor Hugo. Von Pierre Dupont 13
Belzebub. Von Pierre Dupont 14
Meine Armuth. Von Guſtave Leroy 18
Der Lokomotivenheizer. Von Pierre Dupont 20
Die Todten. Von Guſtave Leroy 23
Ein Lied aus dem Volke. Von Alexis Dalès 26
Der Fortſchritt. Von Auguſte Alais 29
Das Märtyrerfeſt. Von Guſtave Leroy 31
Dichterleben. Von Charles Gille 33
Schuhflickers Glück. Von Guſtave Leroy 36
Die Ochſen. Von Pierre Dupont 38
Die Sklavenkette. Von Pierre Lachambeaudie 40
Das Grab. Von Guſtave Leroy 42
Ein Kind aus dem Volke. Von Pierre Dupont 44
Die Geier. Von Guſtave Leroy 47
Gleichheit. Von Guſtave Parroiſſe 49
Das Hochzeitsfeſt. Von Guſtave Leroy 51
Die Zukunft. Von Auguſte Jolly 54
Kriegers Heimkehr. Von Guſtave Leroy 56
Der Wilde. Von Pierre Dupont 59
Woran ſie denkt? Von Guſtave Leroy 62

Seite
Der Apoſtel an den König der Franzoſen. Von Jean Journet. 64
Den Kindlein. Von Guſtave Leroy 69
Eine Klage. Von Savinien Lapointe 71
Geſang der Arbeiter. Von Pierre Dupont 72
Der alte Schmied. Von Guſtave Leroy 75
Die Blonde. Von Pierre Dupont. 78
Die Wahrſagerin. Von Guſtave Leroy 80
Die Fahrt des Verbannten. Von Louis Boitelain 81
Der Eingang in die Tuilerien. Von Guſtave Leroy . . . 83
Erwartung. Von Vinçard 86
Die Löwin und ihre Jungen. Von Guſtave Leroy 90
Ehrenpreis. Von Pierre Dupont 92
Vöglein. Von Guſtave Leroy 94
Die Tolle von 1793. Von Guſtave Leroy 96
Der Völkerbund. Von Louis Feſteau 101
Der alte Vagabund. Von J. P Béranger 106
Der Pfad der Nachwelt. Von Guſtave Leroy 107
Eine Mutter. Von Guſtave Leroy 109
Der entlaſſene Galeerenſträfling. Von Gabriel Berry . . . 111
Der Tod einer Roſe. Von Guſtave Leroy 114
Der Fortſchritt lebe hoch! Von Guſtave Leroy 116
Der gefangene Dichter. Von Victor Rabineau 118
Der Proletar. Von Guſtave Leroy 119
Geſang der Völker. Von Pierre Dupont 121
Die Verbannung des Liedes. 1. 2. Von Guſtave Leroy . . 125

Zweites Buch.

Nach der Februarrevolution.

Seite
Heimkehr der Lieder. Von Emile Barateau 131
Gruß der jungen Republik! Von Guſtave Leroy 132
Sonnenaufgang. Von Alexandre Guérin 134
Die Alten von geſtern. Von Guſtave Leroy 136
Die Friedensmarſeillaiſe. Von J. Martin 138
Die Reichen. Von Guſtave Leroy 140
Appell an das Volk. Von A. Bourgeois 143
Das Lied vom Brote. Von Pierre Dupont 145
Die Soldaten der Verzweiflung. Von Guſtave Leroy 148
Der Tag der Sühne. Von Louis Ménard 152
Nach Golgatha! Von Alexandre Guérin 156
Sieger und Beſiegte. Von Guſtave Leroy 158
Hans Traubenſaft. Von Guſtave Mathieu 160
Geſang der Studenten. Von Pierre Dupont 164
Die Taube. Von Guſtave Leroy 167
Geſang der Soldaten. Von Pierre Dupont 169
Die barmherzige Schweſter. Von Guſtave Leroy 173
Romanze vom Pappelbaum. Von Pierre Dupont 175
Die Koloniſten von Algier. Von Guſtave Leroy 177
Der alte Demokrat. Von Hippolyte Demanet 179
Napoleon der Große. Von Guſtave Leroy 180
Das Duell. Von Guſtave Leroy 183
Geſang der Transportierten. Von Pierre Dupont 184
Ball und Guillotine. Von Guſtave Leroy 188
Die Familie. Von * * * 190
Der Arbeitsmann. Von Alcide Reynard 192
Das Eigenthum iſt Diebſtahl. Von * * * 194
Der 13. Juni 1849. Von Hennette de Keßler 197
Geſang der Jacques. Von Raoul Bravard 198
Den Frauen des Volkes! Von Alexandre Guérin 203
1852. Von Pierre Dupont 206
Geſang der Proletarier der „Marianne“. Von Théodore Karcher 210
Der Löwe vom Quartier latin. 212

Anhang politiſcher Gedichte

aus den Châtiments von Victor Hugo.

Seite
Eid 217
Orientale 218
Am Meeresufer 220
Nein! 223
Sacer esto! 225
Ultima Verba 227

Druckfehler.

Seite 75, Zeile 3 v. u., ſtatt wenn lies: wie.
„ 100, „ 10, ſtatt dem lies: den.
„ 122, „ 10 v. u., ſtatt Sal v lies: Salve.
„ 143, „ 1, ſtatt die lies: des.
„ 180, „ 9, ſtatt dein lies: dem.
„ 222, „ 7, ſtatt Hemat lies: Heimat.

Von demſelben Verfaſſer ſind früher erſchienen·

A. Strodtmann, Brutus! ſchläfſt du? Zeitgedichte. Mit 14 Illuſtrationen. Hamburg 1863. 1⅓ Thlr.

— — **Gedichte.** Leipzig 1857. 1⅓ Thlr.

— — **Rohana.** Ein Liebesleben in der Wildnis. Hamburg 1857. 18 Sgr.

— — **Ein Hoheslied der Liebe.** Hamburg 1858. 22½ Sgr.

— — **Lieder der Nacht.** Bonn 1850. 1 Thlr.

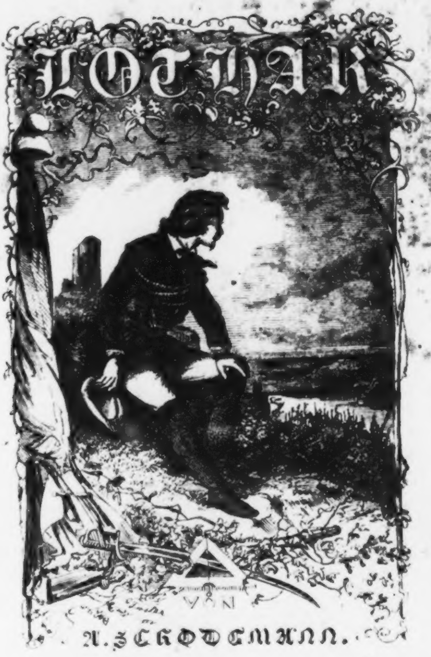
— — **Lieder eines Kriegsgeſangenen** auf der „Dronning Maria“. Hamburg 1848. 7½ Sgr.

— — **Gottfried Kinkel.** Wahrheit ohne Dichtung. Biographiſches Skizzenbuch. 2 Bde. Hamburg 1851. 3 Thlr.

— — **Heinrich Heine's Wirken und Streben,** dargeſtellt an ſeinen Werken. Hamburg 1857. 22½ Sgr.

Heinrich Heine's ſämmtliche Werke, herausgegeben von **Adolf Strodtmann.** 20 Bde. Hamburg 1861—63. 16⅔ Thlr.

Orion. Monatsſchrift für Literatur und Kunſt, herausgegeben von **A. Strodtmann.** Erſter Jahrgang. Heft 1—11. Hamburg 1863. à Heft 15 Sgr.


LOTHAR
VON
A. Schrodtmann.

[illegible] [illegible]

Brutus! ſchläfſt du?

Zeitgedichte

von

Adolf Strodtmann.

Mit 14 Illuſtrationen

(1863)

London. | Newyork.
Trübner & Co. | B. Weſtermann & Co.
Hamburg.
Jean Paul Friedrich Eugen Richter.

A/50/41

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Statt der Vorrede.

„Die Republik iſt in Gefahr,
Die Freiheit geht verloren,
Wenn Cäſar herrſcht. Drum, kühne Schar,
Sei ihm der Tod geſchworen!"
Der Caſſius ruft's; doch Cimber ſpricht:
„Es glückt uns ohne Brutus nicht.
Brutus! ſchläfſt du?

„Der Römer Beſten preiſt man ihn,
Er darf im Bund nicht fehlen.
Mög' ihn ſein Ahn, der einſt Tarquin
Vertrieb, zur That beſeelen!
O lebte jener Brutus doch!
Er iſt nicht Brutus, ſäumt er noch!
Brutus! ſchläfſt du?"

Und Alle ſtimmen jubelnd ein:
„Der Brutus ſoll uns führen!"
„Brutus, ans Werk!" Was mag ihm ſein?
Wozu das finſtre Schüren?
„Du biſt nicht Brutus!" raunt's ihm zu,
Und hier ein Gruß: „O, lebteſt du!"
„Brutus! ſchläfſt du?"

Er hört's, und nicht vergebens trank
Sein Ohr die Klagbeſchwerde: —
Durchbohrt von zwanzig Dolchen, ſank
Der Freiheit Feind zur Erde.
Das war die That, die Brutus ſchuf,
Das war die Antwort auf den Ruf:
„Brutus! ſchläfſt du?“

Und ſollt ein Wunder heut geſchehn
An Donau, Spree und Pleißen,
Daſs Brutus wollte auferſtehn
(Er könnt' auch Michel heißen):
So rief' ich jetzt und immerfort
Ihm laut ins Ohr das Mahnungswort:
Brutus! ſchläfſt du?

Vielleicht, mein Volk! es würd' ein Hauch
Vom Brutus in dich fahren.
Kein Meuchler, — nein, im Pulverrauch
Der Feldſchlacht kämpfend Aug' in Aug',
So ſchlügſt du die Cäſaren!...
O lebt' in dir ein Brutus doch!
Du biſt nicht Brutus, ſäumſt du noch!
Brutus! ſchläfſt du?

Inhalt.

Seite

Statt der Vorrede (1863) VI

Lothar. (1851).

Widmung 3

I. Vor dem Gewitter.

Studentenluſt 7
Studentenleid 23

II. Nach dem Gewitter.

Im „Römer“ 35
Das „Schweizerthal“ 49
Vorwärts 60

III. Zwiſchen Tag und Nacht.

Im Vaterland 75
In der Fremde 84

IV. Sonnenaufgang.

Die Rebellenſchlacht 97
Sein Tod 108

Rothe Lieder.

Erſtes Buch.

Seite
Prolog (1849) 123
Das Grab zu Ufnau (1849) 126
Deutſchland (6. Februar 1848) 130
Lieder eines kriegsgefangenen Schleswig-Holſteiners (1848).
    1. Sehnſucht 133
    2. Stillfreitag 135
    3. Am Geburtstag meiner Mutter 137
    4. Herbſtklage 138
    5. Bei der Heimkehr 140
Nachruf an einen bei Fridericia Gefallenen (1849) 142
Karl Immermann (1848) 145
Das alte Lied. 1—3 (1848) 148
Robert Blum (1848) 151
Zwei Lieder vom Rheine. 1. 2 (1848) 153
Weihnacht (1848) 156
Huldigung. An den König von Preußen (1849) 158
Einer Geächteten! (1850) 161
Arbeiterlied (1851) 164
Nach einer Aufführung des „Uriel Acoſta“ (1848) 166
Mein Lied (1849) 168

Zweites Buch.

Seite
Brandraketen (1848) 173
Nachtzug (1849) 175
Zur erſten Jahresfeier der Märzrevolution (1849) 177
G. Kromer (1851) 178
Ein Deutſcher (1849) 180

Max Dortu.

I. Am Grabe. 1—3 (1849). 183
II. Im Hauſe. 1—4 (1850). 188
Begegnung (1849) 194
Lied des Flüchtlings auf den Trümmern der Habſburg (1849). 196
Gottfried Kinkel. 1—10 (1849—50) 198
Das Kaſematten-Parlament in Raſtatt 220
Frühlings-Erſcheinung 232

Drittes Buch.

1877 Stimmen aus der Zukunft (1849—50).

Prolog 239
1. Neujahrsnacht 241
2. Volk und Fürſt 244
3. Ludwig Koſſuth 247
4. Ein Schützenfeſt 252
5. Die letzte Völkerſchlacht 256
6. Erlöſung 260
7. Der Todtenwächter zu Freiburg 264
Epilog 267

Viertes Buch.

Seite
An Maria von Bruiningk (1851) 271
Canzone (1850) 273
Lied der Arbeiter während des Decemberkampfes in Paris (1851) 281
Den Künſtlern! (1851) 286
Nach Italien (1850) 288
Im Wirthshauſe (1849) 291
Gruß der Freien in Amerika! (1852) 294
Der flüchtige Negerſklave (1858) 296
In der Fremde (1856) 299
An die Heimat (1857) 301
Credo (1857) 304
Die Jüdin (1857) 306
Zum 10. November 1859 309
Aſpromonte (1863) 312
Zu Hamburg's fünfzigjähriger Jubelfeier der Erhebung des
deutſchen Volkes. 18. März 1863. 1. 2. 315
Im Jahr der Feſte 1863 321
Polenlieder. Nach dem Däniſchen des Carſten Hauch (1848).
1. Lied des Flüchtlings 323
2. Polniſches Vaterlandslied 324
Für Polen! (1863) 325
Der Dichter (1858) 329

Lothar.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Widmung.

Dies ernſte Lied — wem ſoll ich's geben?
Mich dünkt, die Gab' iſt groß und klein:
Mein Hoffen all und all mein Leben
Schließt dieſer Verſe Wechſel ein.
Was in der Seele tief geklungen,
Und was der Zeiten Kampf und Braus
An Schmerz und Freude wachgeſungen,
Ich trag' es in die Welt hinaus.

Ob du noch ferne — laſs mich wagen
Zu deinem Auge, groß und mild,
Des Sehers Blick emporzuſchlagen,
O Völkerzukunft, heil'ges Bild!
Du haſt mir Licht und Troſt gegeben,
Du gabſt der Dichtung goldnen Schein:
So will ich dir, wie all mein Leben,
Dies Lied als Dankesopfer weihn.

* * *

I.

Vor dem Gewitter.

Studentenluſt.

O Jugendleben! goldne Zeit,
Wie ſing' ich deine Herrlichkeit,
Da aus der Kindheit grünem Baume
Um Herz und Haupt in wachem Traume
Der erſte Gruß der Liebe klingt,
Und voll des Lebens Quelle ſpringt!
Das iſt die Zeit, wo aus den Zweigen
Ein Engelsantlitz niederlauſcht,
Und durch der Morgenfrühe Schweigen
Sein Lied in unſre Seele rauſcht:
Verheißung halb der künft'gen Zeit,
Und halb, dem Kindestraum geweiht,
Erinnern der Vergangenheit!
Das iſt die Zeit, wo noch befangen
In junger Bruſt der Frieden ruht,
Wo nicht des Zornes wilde Gluth
Erglühen ließ die friſchen Wangen,
Die heut „wie Milch und Roſen prangen,"
Um bald vielleicht wie Schnee und Blut
Zu glühen in des Kampfes Wuth!

O laſſt mich jeder Stunde denken,
Wo ich, ein Knabe leicht und froh,
Der Schule Armeſünderbänken
Hinaus zu meinem Wald entfloh!
Mein Weggeſell ein Wanderſtab,
Den mir die Weißdornhecke gab,
Mein Kompaſs Wind und Sonnenſchein —
So trat ich in ſein Zelt hinein.
Da kam es oft, daſs ich vergeſſen
Die Mittagszeit, der Eltern Haus,
Und daſs ich ſtill im Moos geſeſſen,
Indeſs ich Blumen wand zum Strauß:
Daſs ich, verſunken ganz in Luſt,
Mich ſelbſt als Waldeskind gewuſſt:
Als Blum' und Baum, als Stein und Bach, —
Bis ich zuletzt mit leiſem Beben
Des Märchens Zauberbann zerbrach,
Um mich der Welt zurückzugeben.
O, wie dann oft die Mutter ſchmählte,
Wenn ich — zerriſſen Hut und Kleid,
Das Haar von Blüthen noch durchſchneit —
Von all der Herrlichkeit erzählte,
Die mich in Waldespracht umfing,
Wenn ich die Schule ſchwänzen ging!

So trieb ich's luſtig Jahr um Jahr,
Bis ich ſo an die Fünfzehn war,
Und mich der Eltern frommes Paar
Zur Kirche ſah mit Inbrunſt treten,
Um mit der Lippe Dankgebeten
Des Prieſters Segen zu empfahn,
Nachdem ich — ach, in frommem Wahn! —

Aufs Neu' dem Gotte zugeſchworen,
Dem einſt die Taufe mich erkoren.
Ei nun, bedenke, lieber Chriſt,
Was thut man nicht mit fünfzehn Jahren,
Wenn man ein halber Heide iſt,
Ein arglos Kind und unerfahren?
So fromm wie Einer kniet' ich doch,
Und gläubig nahm ich hin den Segen; —
Zerbrach ich auch des Glaubens Joch:
Vielleicht der Segen blieb mir noch,
Und zieht mit mir auf allen Wegen!
Warum auch ſollt' ich da nicht gern
Dem „alten Gotte“ Treu' geloben,
Der uns erſchaffen Sonn' und Stern',
Und all die Himmelslichter droben;
Der in des Waldes Rauſchen weht
Und jedes Vögleins Lied verſteht,
Das mir ins Herz hinüberſang,
Und drin ein Echo wiederklang!
Warum auch ſollt' ich, froh und jung,
Nicht glauben der Verkündigung:
Daſs Gottes Sohn die Liebe ſei,
Die, von des Haſſes Wuthgeſchrei
Allüberall ans Kreuz geſchlagen,
Uns wiederkehrt in beſſern Tagen,
Wenn ſie auch heut mit trübem Gruß
Zum Himmelsthor ſich flüchten muſs! —

O goldne Zeit! Ich war Student!
Das Auge glüht, die Wange brennt,
So oft des Tages ich gedenke,
Da endlich die Primanerbänke

Der Knabe ließ mit leichtem Gruß,
Und da Rektor magnifikus
Dem Jüngling, den er ſchwer gebändigt,
Das Abſchiedszeugnis eingehändigt.
Denn wiſſt: er war ein harter Mann,
Der tauſend Qualen mit erſann,
Und der, zu meines Vaters Noth,
Gar oft dem ungerathnen Buben
Konſil und Relegat gedroht,
Weil er in Dorf und Schenkenſtuben
Von bald zerriſſnen Feſſeln ſprach,
Darin das Volk gefangen lag,
Von Fürſtenhaß und Bruderliebe,
Die Arm und Reich verbinden lehrt,
Und die nicht kommt, bis einſt das Schwert
Des Völkerzorns mit ſcharfem Hiebe
Auf all den Kram herniederfährt. —
Doch gab er mir, trotz altem Groll,
Ein Zeugnis, ſchön und liebevoll:
Sonſt müſſt' er ja zu ſeinem Grauen
Mich noch ein Jahr als Schüler ſchauen!

Und dann der Tag, als ich von Haus
Marſchierte in die Welt hinaus,
Bepackt wie Peter in der Fremde
Mit Pfeif' und Buch, mit Rock und Hemde,
Und all' den tauſend Siebenſachen,
Damit, von Elternhuld beſchwert,
Der Jüngling in die Weite fährt,
Und die linksum zum Leihhaus machen,
Wenn rechts ihr Herr zur Schenke kehrt. —

Von Vater und von Mutter auch
Ward ich nach frommer Eltern Brauch
Begleitet eine Wegesſtunde,
Bis ſich von eines Hügels Runde
Noch einmal morgenglanzerfüllt
Der Heimat liebes Bild enthüllt.
Da ſanken wir uns Arm in Arm,
Und, von den Abſchiedsgrüßen warm
Erweicht das Herz, ſchritt ich von dannen,
Derweil um mich die Thränen rannen.
Denn beide Eltern weinten heiß,
Die Mutter laut, der Vater leis,
Indeſs mein Auge trocken blieb —
Und hatte doch die Eltern lieb!
Wie mag in ſolcher Scheideſtunde
Das Elternherz mit bangem Grauen
Der weiten Zukunft Nebelrunde
Prophetiſch fürchtend überſchauen,
Derweil der Sohn mit heitrer Luſt
Sich wirft dem Leben an die Bruſt!
Ihm lacht der ganzen Zukunft Glück —
Und ſchaut er auch einmal zurück,
Wo lange noch die Tücher winken
Und Grüße durch die Thränen blinken,
So iſt's nur, daſs ſein Lächeln ſpricht:
„Ich kehre wieder — weinet nicht!“

Studentenleben! Jugendzeit!
Wie machſt du uns die Bruſt ſo weit,
Daſs unſre Seele lenzt und mait,
Ob draußen Winterſtürme gehn,
Ob Blüthen auf und nieder wehn,

Und daſs wir ganz in Lebensgluthen
Den Geiſt ins All hinüberfluthen. —

Studenten ziehn das Thal entlang
Mit Jubellied und Hörnerklang,
Wo, von der Eifel grüner Firn
Entſtammt, die luſt'ge Hochlandsdirn',
Die lichte Ahr, hinunterſchäumt
Und ſilberweiß die Felſen ſäumt,
Die trotzig auf den Schieferſtreben
Den grauen Bergesdom erheben.
Tauchen an der Felſenwand
Das Werk der armen Menſchenhand:
Die Hütten, ſchlecht von Lehm errichtet,
Von Schieferbruch das Dach geſchichtet,
Das Mauerwerk mit Moos gedichtet,
Darein der Ahr getreuen Sohn
Der Reichthum bannt zu Knechtesfrohn.

Doch heute — ſieh, aus Hütt' und Thor
Lugt jedes Angeſicht hervor!
Die Wang' gebräunt vom Sonnenbrande,
Bedeckt mit dürftigem Gewande
Des Körpers feſtgedrungnen Bau —
So blicken ſie in luſt'ger Schau
Hinab auf die Studentenſchar,
Die fröhlich zieht bergan die Ahr,
Und grüßen, froh gegrüßt, hernieder,
Sie winken dort — ſie winken wieder.

Und weiter geht's in buntem Zug,
Voran die Fahn' im Windesflug.

Die euch ein ſchmucker Burſche trug,
Geziert mit Schärp' und farb'gem Band,
„Der lange Igel“ zubenannt:
Ein junges Blut, hoch aufgeſchoſſen,
Dem ſiebzehn Jahre kaum entfloſſen,
Der ſich in ſeiner Glieder Länge
Mit Mühe nur zu finden ſtrebt,
Und doch beim Klang der Feſtgeſänge
Das weiß-roth-goldne Banner hebt,
Das zitternd in den Lüften ſchwebt.

Dann hinterdrein der luſt'ge Schwarm,
Die Bruſt von Jugendfreude warm,
Verſchlungen wandelnd Arm in Arm,
Den weißen Hut mit Laub geſchmückt,
Das ſie im Wandern abgepflückt
Und, dürftig Blatt an Blatt gewunden,
Zur Bacchuskrone ſchnell gebunden.
Was liegt auch an der ſchwachen Kunſt?
Es gilt ja keiner Dame Gunſt —
Heut gilt es nur, mit friſchem Sinn
Des Augenblickes Gunſt zu faſſen,
Es gilt der Stunde Hochgewinn
Im Lebensbecher zu verpraſſen;
Da iſt der beſte Freiersmann
Wer ſechsmal ſechſe trinken kann.

So wandern ſie. Ob auch bekannt
Ich jedes frohe Antlitz fand:
Wozu euch fremde Namen nennen,
Die fremd an euch vorüberrennen?

In Akten heute Der vertieft,
Euch Jugendtönen kalt geworden,
Die ihr ihn einſt zum Becher rieſt —
Der luſt'ge „Spuz“ vom rauhen Norden;
Der Andre heut gehaſſt, verbannt,
Ein Herrenwild am Themſeſtrand,
Der ſich für Recht und Freiheit ſchlug,
Als jüngſt vom Rhein zum Neckarſtrande
Die Republik im Kriegesbrande
Das rothe Friedensbanner trug;
Der Dritte dort, ein irrer Stern,
Der, ein Komet, die Flammenkreiſe
Im Flug beſchrieb, und, aus dem Gleiſe
Gehetzt, verſank in Nebelfern';
Der Vierte ausgeglüht und todt,
Eh' noch die Mahd ihm Früchte bot;
Und Der vielleicht am Leben noch,
Weil nicht am Kampf — der bricht ihn doch!

Studentenleben! Jugendzeit!
Wie bald verbleicht dein goldnes Kleid,
Wie ſchnell zerrinnt dein heller Traum,
Wie raſch verblüht dein grüner Baum —
Und daſs er blühte, denkſt du kaum!

So wandern ſie. Ich weiß es nicht,
Ob ſolch unheimlich Dämmerlicht
Von künft'ger Zeit vielleicht dem Einen
Und Andern mag hinüberſcheinen, —
In dieſer Stunde Luſtgeſchick
Ein höhniſcher Prophetenblick!

Wer frägt danach! — Sie wandern fort,
Bis von Sankt Peter's Haupte dort
In Wallporzheim zum Trunk in Gnaden
Ein freundlich Nicken ſcheint zu laden.
„Gegrüßt, ihr Herrn!“ — „„Ei, lieber Wirth,
Ein Schöppchen von des Kellers beſten,
Ihr ſeid begrüßt von wackern Gäſten!““
Und ſchon der Tiſch von Gläſern klirrt.
Wie lob' ich mir vom Bergeshang
Den ſechsundvierz'ger Jahresgang,
Die heiße Fluth, Domlei genannt,
Gereift im ſtärkſten Mittagsbrand,
Die flüſſig wie geſchmolznes Gold,
Wie Feuer durch die Adern rollt,
Und doch wie Sonnenlicht ſo hell
Erglänzen macht des Lebens Quell!

Ein kurzes Raſten; — wieder dann
Tritt froh der Schwarm die Wandrung an.
Denn wo die Burg von Altenahr
Mit ihren morſchen Trümmerreſten
Beherrſcht der Berge Wächterſchar,
Forſcht Herr Gaſpari nach den Gäſten,
Die allzu lang entfernt ihm blieben,
In Spiel und Scherz umhergetrieben.

Doch ſieh, am dunklen Felſenthor
Jetzt treten ſchon die Plänkler vor,
Die Erſten von der wilden Schar,
Die mit dem rothen Wein der Ahr,
Von Luſt und Kampfbegierde voll,
Die heiße Schlacht beginnen ſoll,

Die wohl dem Wirth den Beutel ſtrafft,
Doch leer ihm Küch' und Keller ſchafft.

Sie halten ſtill — am Felſenthor
Tritt klugen Sinns der Sprecher vor,
Der Tim, ein fröhlicher Geſell,
Die Stirne frei, das Auge hell,
Die Wimper braun und braun das Haar,
Mit friſchgefärbtem Wangenpaar,
Und an des runden Kinnes Saum
Des Ziegenbärtchens Federflaum.
Ich ſeh' ihn noch, den guten Pommer,
Wie er im Winter und im Sommer
In graukarriertem Frühlingsrock
Einherging mit dem Degenſtock,
Den ihm, mit Troddeln fein behenkt,
Der treue Stiefelfuchs geſchenkt.
Ich ſeh' ihn noch, die liebe Seele,
Wie er, ein flotter Bummelant,
Mit heiſerm Ruf aus heiſrer Kehle
Zu lenken jedes Herz verſtand;
Wie hier, die Ärmel aufgeſtreift,
Er einen angetrunknen Zecher,
Betrunken ſelbſt, nach Haus geſchleift,
Und wieder rückgekehrt zum Becher;
Wie dort der Brüder ſeltnen Streit
Geſchlichtet ſeine Fröhlichkeit,
Daſs Händedruck und Gruß ihn lohnen —
Den wackern Sprecher der Frankonen!
Ich ſeh' ihn auch an jenem Tag,
Wie er den Zweig vom Baume brach

Und laut das Wort erſchallen ließ,
Das ſich die Brüder ordnen hieß —
Voran die Muſikantenſchar,
Und dann die Andern, Paar um Paar —
Und wie den grünen Buchenſtab
Er dreimal in die Lüfte ſchwenkte,
Daſs bei Muſik in ſchnellem Trab
Der ganze Schwarm zum Dorfe lenkte,
Wo ſie an ſeines Hauſes Ring
Gaſpari wohlgemuth empfing.

Gaſpari, Wirth von Altenahr!
Wie haſt du für die Zecherſchar
So herrlich Alles vorbereitet,
Des Hauſes Fülle klug gebreitet,
Daſs an der Tafel, reichbeſetzt,
Sich weidlich Herz und Auge letzt!
Dein Saal ein Waldesdach geworden,
Geplündert ganz dein Gartenflor,
Daſs rings an Säul' und Fenſterborden
Ein Blumenantlitz nickt hervor,
Und daſs die hauptumkränzten Gäſte
Silene ſchier im Waldesfeſte!
Denn wiſſt: am Rheine gern geſehn
Sind rings im Land die weißen Mützen,
Soweit im Morgenwindeswehn
Der Traube Blut die Berge ſchützen
An Drachenfels und Rolandseck,
Bis wo der trotz'ge Stromesneck,
Der Lurleifels, ſein Haupt erhebt,
Und um Goar und Goarshauſen
Des Rheines grüne Fluthen brauſen,

Wo dort der „Lilje“ Zeichen bebt,
Und hier des „Adlers“ Fittich ſchwebt!

Du luſtig Bild der Jugendzeit,
Wie ſoll ich dich in Worte faſſen,
Eh' noch dein Zauberglanz entweiht,
Und all' die Farben trüb erblaſſen:
Eh' noch, von Winterſchnee umweht,
Der Nachthauch durch die Fluren geht?

„Muſik! Muſik!“ Mit Hörnerklang
Hebt brauſend an der
Feſtgeſang.
So greife nun bei luſt'gem Singen
Ein Jeder froh zum Feſtpokal,
Und laßt die Gläſer hell erklingen,
Ihr lieben Brüder allzumal!
Es ſei in dieſer ſchönen Stunde
Von ewigjunger Lieb' entfacht,
Ein neues Lied dem alten Bunde
Aus vollem Herzen dargebracht!

Willkommen ſeid, ihr frohen Zecher,
Mit Händedruck und Jubellied!
Erhebt die weingefüllten Becher:
Ein Hoch der Stunde, die entflieht!
Was Gram und Reu', was Harm und Sorgen,
Was Herzeleid, was Tod und Grab?
Hier Luſt und Scherz und Frühlingsmorgen,
Hier Becherklang und Thyrſusſtab!

So laſſt uns ſchwärmen, Herz an Herzen,
In Liebesluſt und Lenzespracht!
Laſſt flackern hell der Freude Kerzen
In dieſer heitern Sommernacht!
Ihr Brüder all' aus Näh' und Ferne,
Herbei, herbei mit Sang und Klang!
Im unſrer Bruſt des Himmels Sterne
Die Luſt wie groß, die Nacht wie lang!

Und als des Liedes Jubelton —
Wie lange ſchon! — der Bruſt entflohn
Und in den Lüften leis verklungen,
Hat er ſich in das Herz geſchwungen,
Wo er in frohem Wiederhall
Erbrauſt bei Wort und Becherſchall.

Ein ander Bild! Von Gluth entfacht,
Erhebt ſein Glas ein junger Zecher,
Und läutet durch die Julinacht
Dreimal mit wilder Freudenmacht
Als Glocke den kryſtallnen Becher.
Er war ein Burſch aus Münſterland,
Edwin, „der Gläubige“ genannt,
Von hoher Stirn, gedrungnem Bau,
Die Seele deutſch, das Auge blau,
Ein tollphantaſtiſch Widerſpiel
Von Formelwuſt und Idealen —
Ein Stern, berufen hell zu ſtrahlen,
Wenn er aus ſeinen Träumen fiel.

Denn Traum und Glauben war ſein Weſen
Von einer ſchönen Fabelzeit,
Wo ſich die Welt, in Gott geneſen,
Zum Chriſtenthum zurückbefreit.
Er ſchwor getroſt der Offenbarung
Des Alten, der an Patmos' Strand
Zu ſeiner Blumenſeele Nahrung
Das fromme Dichterbuch erfand
Von ſieben Leuchtern, ſieben Sternen
Und von dem Thier der Wunderzahl,
Bis durch die tauſend Nebelfernen
Das Schwert gezückt der Sonnenſtrahl,
Die alte Welt in Nacht zerbricht,
Und uns ein neues Himmelslicht
Auf neuer Erdenflur verſpricht.
Ihm hat Lothar, der Atheiſt,
Ein arger Heid' und Antichriſt,
Des Glaubens überreife Frucht
Herabzuſchütteln von den Zweigen,
Die lange ſich zur Erde neigen,
Des Kindheitbaumes oft geſucht:
Dann ſtritten ſie in regem Fleiß,
Mit Gründen Der, und Der mit Meinen,
Bis ſie, von Jugendfeuer heiß,
Im Liede endlich ſich vereinen —
Nicht klüger zwar, doch leicht und hell
Sich badend in der Dichtung Quell

Der nun ergriff das Glas — Edwin, —
Und wie die Wogen leiſer ziehn
Der Luſt, die Alles heut umfangen,
Beginnt er mit erglühten Wangen

Zu reden von der Heimat Schmerz,
Die, von der Bajonnette Erz
Umſtarrt, in Weh zuſammenſchauert,
Und um den Tod der Freiheit trauert.
Er ſprach von einer künft'gen Zeit,
Des Friedens heil'gem Glanz geweiht,
Und die, wie ſehr der Fürſt ſich brüſte,
Im Schlachtenblitz erſcheinen müſſte,
Ob auch, mit freiem Blut getauft,
Das Vaterland den Sieg erkauft!

Sein Wort ergriff der Zecher Kreis,
Die horchten ſacht und horchten leis,
Bis daſs Edwin als Redeſchluſs
Emporgeſandt den Männergruß:
„Von Elb' und Rhein zum Donauſtrand
Ein frei und einig Vaterland!“

Trompetentuſch und Gläſerklang —
Da von des Tiſches Ende drang
Beim Klirren des entſunknen Bechers
Der Ruf des angetrunknen Sprechers:
„Ade dem Ernſt — die Stunde flieht!
Wir ſingen jetzt das Katerlied!“

Ei nun, er war 'ne gute Haut,
Doch iſt ſein geller Jubellaut
Wie Höhnen in die Zecher fahren,
Die ganz von Ernſt gefangen waren
Und lieber ſängen gluthentbrannt
Das Lied vom „deutſchen Vaterland“.

Zumal Lothar. Wie Eiſeswehn
Sah ich auf ſeiner Wange ſtehn
Das alte Lied von Gram und Zürnen,
Das ſchnell der Freude Roth vertreibt
Und auf die bleichen Kämpferſtirnen,
Der Heimat Schmerzenszüge ſchreibt.
Er hat das Glas voll Wein zerſchellt,
Und wie die Fluth zur Erde fällt,
Stürzt er, von Jugendzorn entfacht,
Hinunter in die Julinacht;
Und hinter ihm im Winde zieht
Trompetenton und

Katerlied.

Die Frankonen ſind eine ſaubere Zunft —
Harum didſcharum bum bum bum!
Bei Gaſpari halten ſie Zuſammenkunft —
Harum didſcharum bum bum bum!
Aſchegraue, dunkelblaue — bum bum bum!
Mir ein Kater, dir ein Kater! — bum bum bum!
Wein in das Loch! Kater giebt's doch.
Aſchegraue, dunkelblaue — bum bum bum!

Die Kater, die ſollen geſegnet ſein —
Harum didſcharum bum bum bum!
Die Kater in Bowle, in Bier und in Wein,
Harum didſcharum bum bum bum!
Aſchegraue, dunkelblaue — bum bum bum!
Mir ein Kater, dir ein Kater! — bum bum bum!
Wein in das Loch! Kater giebt's doch,
Aſchegraue, dunkelblaue — bum bum bum!

Studentenleid.

Ein froh durchſchwärmter Augenblick,
Genoſſen ganz in Luſtgeſchick,
Und dann ein farblos Trauerlied,
Eh' kaum vielleicht die Stunde ſchied,
Ein Träumen in der Gegenwart —
Das iſt nun ſo Studentenart!
Der Welt erſchloſſen Sinn und Geiſt,
Nach außen ganz den Blick gewendet,
Weil froh das Blut zum Herzen kreiſt
Und leicht den Tageslauf vollendet:
Die Freude tief und tief der Harm,
Doch, wie ſie kamen, ſchnell entflogen —
So fluthen durch die Seele warm
Studentenlebens raſche Wogen.
Da wird für morgen nicht geſorgt,
Das Geſtern kaum zurückempfunden,
Weil unſer Herz im Spiel der Stunden
All ſeinen Glanz vom Heute borgt,
Und, bring' es Luſt und bring' es Leid,
Sich all und all dem Leben weiht
Da muſs beſchämt der Schnitter „Tod"
Mit Grollen ſich nach Hauſe ſchleichen;
Denn wo Genuſs der Jugend loht,
Schwingt er umſonſt ſein Warnerzeichen,

Und lachend trinkt in Seelenruh'
Ihm der Student ein Smollis zu.
Was fragt er nach dem Werth des Lebens,
Wenn ihn ein ganzer Lenz umlacht,
Und wenn im Hauch des Morgenbebens
Aufglüht in einer Sommernacht
Der ganzen Liebe Blüthenpracht?
Was kümmert ihn — o laſſt ſie eilen! —
Der karggemeſſnen Tage Flug,
Wenn er in Haſt die goldnen Zeilen
Durchflog in ſeiner Freuden Buch,
Und Blatt um Blatt vorüberſchlug?
Mit gleicher Luſt, ein trunkner Zecher,
Schwingt er die Weinesgluth im Becher,
Mit gleicher Luſt, von der entfacht,
Er morgen ſchwingt das Schwert der Schlacht,
Und hoch zu Roſs mit hellem Muth
Verſtrömen ſieht die Lebensfluth!

So nun Lothar. Wie froh und leicht!
Er jüngſt von Liebe ganz entglommen,
Iſt ſchnell ſein Wangenpaar erbleicht,
Als ihm der Groll ins Herz gekommen,
Der, wie der Blitz den Baum verſehrt,
Ihm glühend in die Seele fährt.
Das Auge trüb, und wirr das Haar,
Vom leichten Sommerhauch durchfächelt,
Sah ich ihn durch die Nacht der Ahr
Hinſchreiten ſtumm, indeſſen klar
Der Himmel ihm herniederlächelt,
Als wollt' er, eh' die Sterne fliehn,
Mit Liebe neu ſein Herz umziehn.

Der aber ging. Vergebens ſucht
Ihn Hörnerklang zurückzurufen;
Er klimmt empor in raſcher Flucht
Zum „Weißen Kreuz" die Bergesſtufen.
Und wo vordem auf Felſenrand
Des Glaubens ärmlich Zeichen ſtand,
Das jüngſt der Sturm herabgeweht —
Weil ihn der Wahn vielleicht verdroſſen,
Der noch in Faſten und Gebet
Die beſſre Andacht eingeſchloſſen —
Da, mit der Nacht und ſich allein,
Stellt jetzt Lothar das Wandern ein.

O, nie vergeſſ' ich jene Nacht,
Wo ich, von Blüthen überdacht
Und von der Felſen Hut geborgen,
Belauſcht der Jünglingsſeele Sorgen.
Denn oftmals ging ich ſpät von Haus
Nach Sieg und Rhein und Ahr hinaus,
Um in der Nächte Friedensſchweigen
Den Kamm der Berge zu erſteigen,
Und früh den erſten Sonnenſtrahl
Mit lautem Jubelton zu grüßen,
Der tief im Thal zu meinen Füßen
Sich durch die Morgennebel ſtahl,
Bis er, ſoweit die Rebe ſproſs,
Mit Gold die Fluren übergoſs.
So war — nennt's Zufall, nennt's Geſchick —
Ich auch in jenem Augenblick,
Umrauſcht von fernem Hörnerklang,
Lothar's Genoſs am Felſenhang.

Ich ſah ihn düſter, kalt und blaſs
Hinauf zum Bergesgipfel ſchreiten,
Und dann, von Schmerz das Auge naſs,
Zu Blum' und Strauch herniedergleiten.
Er ließ, gelehnt am Felsgeſtein,
Den Blick hinaus ins Weite ſtreben
Und ſich im Geiſt hinüberheben
In eine Welt voll Roſenſchein,
Wo nicht der Freunde Wort, wie jetzt,
Des bleichen Schwärmers Gluth verletzt,
Und wo ein jedes Herz verſteht,
Was je ein ander Herz durchweht.

O zürnt ihm nicht! Es war ein Traum,
Der aus der Seele engem Raum
Hinüber in die Weite zog
Und kühn die Zukunft überflog:
Ein Traum, wie ihn die Jugend träumt,
Wenn ihr der Sehnſucht Becher ſchäumt,
Ein Lied, wie es die Hoffnung ſingt,
Wenn Herz und All zuſammenklingt,
Ein Traum, ein Lied — o eine Welt,
Die heute noch in Trümmer fällt,
Und morgen, wenn die Nacht ſich lichtet,
Sich wieder neue Sonnen dichtet!

Wer hat denn in der Jugend Rauſch,
Wie jetzt Lothar, im Wonnetauſch
Die Wirklichkeit, das arme Leben
Nicht oft um einen Traum gegeben?
Um einer Zukunft Farbenbild,
Das fröhlich aus dem Dunkel quillt

Und uns zum Geiſterkampfe reißt,
Der uns des Lichtes Sieg verheißt!
Es wird, ſolang die Erde lebt,
Die Hoffnung ewig ſich entfalten,
Die aus dem Trümmerſchutt des Alten
Der neuen Liebe Tempel hebt.
Prophetiſch zog ſie ihre Bahnen
In Flammengleiſen durch die Welt,
Und ließ die junge Menſchheit ahnen,
Daſs, wo im Kampfe der Titanen
Ein Stern vom Völkerhimmel fällt,
Ein ander Licht die Nacht erhellt.
Wir ſind ein ewiges Geſchlecht,
Das für ein ewig Menſchenrecht,
Allüberall im Streit verbündet,
Der Wahrheit Liebesfackel zündet.
Noch heute klingt um Memnon's Stein
Der Gruß verſunkner Nationen,
Ein ander Lied entlegner Zonen
Von eines andern Feuers Schein:
Noch heute irrt, von Zion's Tempel
Verjagt, in ſeiner Schmerzen Fluch-
Der Jude, der den Mörderſtempel
Von Golgatha am Haupte trug.
Und wo die altgewordne Welt
Sich ſterbend regt in Fieberſchauern,
Wird ewig doch, ein Zukunftsheld,
Den Tod die Menſchheit überdauern!

Wer hat nicht oft in jener Zeit
In ſtiller Traumesſeligkeit

Den Völkertag herbeigedichtet,
Der all den Kampf in Frieden ſchlichtet? —
Denn wiſſt: es war in jener Nacht,
Die wir im Berge zugebracht,
Noch nicht mit ſeinen Ungewittern
Emporgeloht der Märzestag,
Der einer Krone Reif zerbrach,
Statt dreißig Throne zu zerſplittern,
Und der, trotz ſeinem Dämmerlicht,
Den ganzen Sonnentag verſpricht!

Wie lang' Lothar am Steine ſaß,
Fürwahr, ich wüſſt' es nicht zu ſagen;
Doch auf der hohen Stirne las
Ich manch ein Lied von künft'gen Tagen,
Das mir von Streit und Männerſchlacht
Und von der Liebesgluth erzählte,
Die in geweihter Jugendpracht
Mit Friedensglück den Kampf vermählte.
Denn nimmer bricht der finſtre Groll
Den Weg zu neuen Völkerpfaden,
Und eine Friedensglocke ſoll
Die Welt zum Bruderfeſte laden —
Ob auch zerbrechen wird der Krieg
Das letzte Schwert im Völkerſieg!

So iſt Lothar, den ich belauſcht,
Von jedem Haſſe freigekommen,
Von Hoffnungsträumen überrauſcht,
Von Zukunftsmorgenroth entglommen,
Wie ſonſt, das Auge hell und klar,
Und jugendfriſch das Wangenpaar.

Im Laub ein Kniſtern jetzt erklang,
Wie eines ſpäten Wandrers Gang,
Und wie Lothar den Blick erhob,
Den eben noch der Schmerz umwob,
Sah er, vom Mantel eng umwallt,
Des Freundes kräftige Geſtalt,
Der ſich vom Kreiſe fortgeſtohlen,
Mit klugem Wort und mildem Sinn,
Eh' noch des Feſtes Glanz dahin,
Lothar, den Freund, zurückzuholen.

Aufſprang Lothar. Mit Lächeln dann
Der Andre, drohend halb, begann:
„Du wilder Burſch! Wer hieß dich eilen
Hinauf zum Berg in toller Haſt?
Es gilt noch lang' am Glas zu weilen,
Und biſt doch ſonſt der letzte Gaſt!
Und ſieh — potz Blitz und Schwerenoth! —
Nun muſs ich gar am Kreuz dich finden,
Das ſeinen Schutz dem Zecher bot,
Der Buße that für alte Sünden!
Triumph! des Glaubens Sonne ſchien
Auch dir — und jubeln wird Edwin."

Darauf Lothar: „Du ſprichſt nicht ſchlecht,
Und triffſt mich auch am Kreuze recht;
Denn eben lieſs ich Bußgedanken
Als Roſen um die Schuld ſich ranken.
Auguſt! bedenk' ich es genau:
Nicht ſpotten mag ich des Symboles,
Denn tiefe Deutung lehrt — o ſchau! —
Den Geiſt ein Zeichen ſelbſt, ein hohles.

Unlängſt vor Altersſchwäche ſank
Das fromme Kreuz, vermorſcht und krank,
Zu Thal, dahin der Sturm es trieb —
Das Bild iſt fort, der Name blieb!
O Freund, wie lange mag es währen,
Bis traumerwacht der Beter ſieht,
Daſs er vor Trümmern ſtatt Altären,
Vor inhaltsloſen Namen kniet?
Ja doch, bedenk' ich es genau,
So — trotz Monſtranz und Kreuzesſchau —
Sind wir mit unſerm friſchen Lieben,
Mit unſrer trunknen Freiheitsgluth
Dem Wort vom Kreuz getreuer blieben,
Als Jene, die mit Prieſterwuth
Der Welt gepredigt Haſs und Blut! ...
Doch nun zu Trunk und Liebeslied —
Ade dem Ernſt — die Stunde flieht!"

Mit Lächeln hörte wohl Auguſt
Dasſelbe Wort des Freundes Bruſt
In keckem Jubelton entfahren,
Um das er jüngſt die Zecherſcharen
Verlieſs und ſich in zorn'ger Flucht
Zu retten in die Nacht geſucht.
Doch fröhlich bot er ihm die Hand
Und ſchritt hinab vom Bergesrand,
Bei Spiel und Luſt und Gläſerklingen
Lothar dem Leben rückzubringen.

Ich ſah ſie ziehn. Im Laub erklang
Ein Kniſtern wieder thalentlang —

Und dann, wie ſtill die Nacht, wie ſtumm!
Ein heimlich Schweigen um und um!
Nur daſs vielleicht noch in den Zweigen
Ein Flüſtern um die Wipfel rauſcht,
Daſs Blüth' und Blatt ſich bebend neigen
Und Blumenmärchen ausgetauſcht:
Nur daſs, dem Thalesgrund entflohn,
Von Zeit zu Zeit ein Hörnerton
Sich zitternd durch die Lüfte rang,
Und leis im Echo wiederklang!

O, nie vergeſſ' ich jene Nacht
Mit ihrer ſtillen Friedenspracht,
Die mir des eignen Lebens Schein
Gezaubert in das Herz hinein!
Es war ein Traum, genoſſen kaum,
Verſungen, verklungen in Nacht und Schaum
Wie liegſt du nun ſo weit, ſo weit —
Studentenleben! Jugendzeit!

II.

Nach dem Gewitter.

Im „Römer.“

Wir leben ſchnell! In einer Nacht
Iſt unſrer Freiheit Stern erwacht,
Ein Leuchten, groß und wunderbar,
Ein Zukunftsahnen, licht und klar,
Ein ganzer Tag, in Luſt verbracht,
Ein Weltenblitz — und wieder Nacht!

O März! wie ſoll ich es verſtehn,
Daſs heut die Winterſtürme wehn,
Wo geſtern noch dein Wetterſchlag
Die Feſſeln all' in Stücke brach,
Und durch die freie Welt im Flug
Das ſchwarzrothgoldne Banner trug?
Ich hörte wild vom Seineſtrand
Zum Kampf die Sturmesglocke rufen,
Und ſah bis zu den Thronesſtufen
Hinleuchten hell den Völkerbrand —
Den Brand, der Republik bedeutet,
Wenn nächſtes Mal die Glocke läutet!

Ich ſah die Barrikadenſchlacht,
Wo Schuſs um Schuſs die Salve tracht,
Und jeder Blitz ein' Bruderleben —
Ich weiß auch, wer den Wink gegeben!
Den König ſelber ſah ich blaſs,
Von Todesfurcht die Stirne naſs,
Wie er das Antlitz niederbog,
Den Fürſtenhut vom Haupte zog,
Und mit dem Mörderzug, dem bleichen,
Das Volk gegrüßt und ſeine Leichen!
Ha, ſolche Nacht! verflucht der Mann,
Der ſolche Nacht vergeſſen kann!
Die Nacht, wo unſre Kämpferſchar,
Vereint Student und Proletar,
Im Barrikadenfeuer ſtand,
Und Freiheit oder Kugel fand!
Vergeſſen, wie die Dunkelheit
Der Erde wob ein Trauerkleid;
Nur daſs ringsum die Hähne knackten,
Nur daſs die Lunten aufgeblitzt,
Und daſs die Bruſt die Hände packten,
Darein den Gruß der Tod geflitzt —
Nur daſs in jener Märzesnacht
Geſpielt die Barrikadenſchlacht!

Und dann der Morgen! Licht und ſchön
Ergoſs er von den Bergeshöhn
Den golderglühten Sonnenſtrahl
Hernieder in das Erdenthal,
Und in den Lüften zog entlang
Ein Liebesklang — die Lerche ſang.

Als wollte ſie mit Friedenstönen
Die neugewordne Welt verſöhnen.
Vorwärts! der Weltgeſchichte Raum! ....
Und alles Das ein Fiebertraum?

O nein! — Ich glaube an die Nacht,
Die auch am Völkerhimmel wacht,
Die Kronen in der Fluth begräbt,
Und Blumen um die Todten webt.
Ich glaub' an ſie — doch ewig nicht
Iſt ihres Friedens Dämmerlicht;
Ein Träumen nur, darin der Geiſt
Des Zukunftglaubens Sterne hütet,
Da ſtill die Weltgeſchichte brütet,
Und neuer Tage Glanz verheißt.
Denn ewig iſt der Sonne Licht,
Das morgen ſchon die Nacht zerbricht,
Dem König der Natur, dem Leben,
Den Herrſcherſtab zurückzugeben.

Ja doch, ich glaube an die Nacht
Mit ihres Schweigens finſtrer Macht,
Ob ihre blaſſen Friedensfunken,
Die Sterne, all' in Schlaf geſunken,
Und durch des ſchwarzen Mantels Saum
Das Leben athmet hörbar kaum!
Doch nimmer glaub' ich an den Tod,
Wo eine Welt in Traum befangen,
Und noch im Schlaf von ihren Wangen
Des Lebens Freudenſonne loht;
Wo noch im Traum die Seele wallt,
Der Schläfer noch die Fäuſte ballt,
Und Schlaf und Traum von Flüchen hallt —

Von Flüchen, die der Kampf erſtickt,
Der Siegesruf zurückgeſchickt,
Bis nun die Nacht den Tag zerſchmettert,
Und all den Haſs vom Munde wettert!
Das iſt die Nacht, in der wir heut
Den Märzestraum zur Ruh' geſungen,
Nachdem des Kampfes Sturmgeläut
Wie ferner Donnerton verklungen!
Hut ab! Das iſt die Nacht, die Nacht,
Wo noch im Schlaf Vergeltung wacht,
Wo noch im Traum die Stirne brennt —
Das iſt es, was ihr „Frieden“ nennt!

Von ſolchem Frieden ſoll mein Lied
Den Gruß in euer Herz entſenden,
Daſs, wenn der Schlaf die Wimper flieht,
Zum Streit gegürtet eure Lenden,
Das Banner rauſcht in euren Händen,
Zum Licht das helle Auge ſieht,
Und euer Volk zum Kampfe zieht! —

November war's, und kalt die Nacht,
Nicht Mond noch Stern am Himmel wacht;
Vielleicht, daſs hie und da ein Strahl
Sich dämmernd durch die Wolken ſtahl;
Die Schläfer längſt zur Ruh' gegangen,
Und gleich der Welt von Traum umfangen,
Die wie ein Zecher athmend tief
Des Tages Jubelrauſch verſchlief.
Sogar, die Alles ſonſt erſpäht,
Die Polizei, hat nicht verſchmäht,

Nachdem ſie der Soldatenwacht
Das Wohl des Staates übermacht,
Der vielgeliebten Ordnung wegen
Sich etwas auf das Ohr zu legen.
Des Märzes Stürme ſind vorbei,
Was wäre heut denn zu*riskieren?
Trotz Alledem — der Polizei
Auch kann 'was Menſchliches paſſieren!

Im „Römer“ noch zu Bonn am Rhein
Saß bei der Lampe Dämmerſchein
Und bei des Auges düſterm Flammen
Verſchwörer eine Schar zuſammen.
Sie waren nicht im Kampf ergraut,
Und nicht im Kerker alt geworden —
Ein Schwarm, wie ihn die Freiheitsbraut
Zuſammenblies aus Süd' und Norden,
Und den des Vaterlandes Noth
In dieſer Nacht zum Rath entbot.
O Polizei! wenn du geſehn
Die Jugend ſo in Waffen ſtehn,
Und jeder Blick ein Drang nach That,
Und jeder Zoll ein Hochverrath,
Und jedes Wort ein Blitz der Schlacht,
Der Nächte Dunkelheit zu kürzen,
Ein Mitbewuſſtemvorbedacht-
dieheiligeregierungsmacht-
direktimbürgerkampfeſtürzen:
Dir wäre fürſtenſchwänzerlich,
Proceſſeaktentänzerlich
Und adlerordenkränzerlich

Im Traume noch mit bleichen Mienen
Des Strafgeſetzes Geiſt erſchienen,
Bis dich ein krummer Paragraph
Erweckte aus dem Ordnungsſchlaf. —
Doch ſeht, ich liefre Mann und Maus
Sogleich dem Hochgerichte aus!

Es mögen an die Sechſe ſein,
Von Weſer Der, und Der vom Rhein,
Der Dritte von der Weſer Strand,
Und Dieſer von Weſtfalenland,
Der Fünft' Auguſt als Präſident,
In Bonn der luſtigſte Student,
Und als der Letzte noch Lothar,
Mein toller Gaſt von Altenahr.
Der war von Nordens Flur entſtammt,
Dem treuen Land der Doppeleiche,
Die nun erliegt dem Mörderſtreiche,
Der jäh auf ſie hinabgeflammt,
Und ſie vielleicht zum Tod verdammt;
Wenn morgen nicht bei Trommelgehn
Die todten Kämpfer auferſtehn,
Und auf die Nacht in Flammenpracht
Ein ganzer Tag herniederlacht!

Sie lauſchten ſtill, ſie lauſchten bang,
So oft vom Thurm die Stunde klang,
So oft ein Freund die Schelle zog,
Und Rath mit den Verſchwörern pflog —
Ob immer noch das Zeichen nicht
Zum Kampfe durch das Dunkel bricht?

Denn Alles bebt in Thatenluſt,
Dem Tod zu weiſen Stirn und Bruſt.

Die Stunde kam, die Stunde floh ....
Du junge Schar, was glühſt du ſo?
Was prüfſt du ſo das Flintenſchloſs,
So oft ein Strahl vom Himmel floſs?
Was röthet ſich die Wange gar,
Was ſprüht ſo hell dein Augenpaar,
So oft ein Freund das Schweigen bricht?
Und kam ja doch die Stunde nicht!

Ein Pochen jetzt — die Pforte klang,
Und huſchend in das Zimmer drang,
Vom Dämmerlichte ſchwach erhellt,
Ein Mann, das Angeſicht entſtellt:
So Einer von den Ewigbleichen,
Gebrochen von der Knechtſchaft Qual,
In deren Zug, den immergleichen,
Sich weder Schmerz noch Freude ſtahl;
Die einſt vielleicht in Gluth gebebt,
Als ſie der Jugend Roth umſchwebt,
Doch nun, im Zürnen alt geworden,
In Haſs der Liebe Zug ermorden,
Daſs kaum die Wimper zucken mag,
Ob eine Welt im Kampf erlag.
Die Stirne blaſs, die Wange kalt,
Von ſchlechtem Tuch den Leib umwallt,
Den Blick geheftet auf des Einen
Und auf des Andern Miene dann,
Gewandt zu Allen und zu Keinen —
So trat zum Tiſch er, und begann:

„Gegrüßt, ihr Herrn! Wir ſind bereit,
Und harren eurer noch zum Streit.
Die Kugel ſteckt im Büchſenlauf,
Die Pfanne nahm das Pulver auf,
Die Schwerter gut, und ſchwarz die Nacht —
Was braucht es mehr zur Straßenſchlacht?
Wir ſind es müd, im Fieberſchlaf
Die kalten Nächte zu vertrauern,
Und hungernd auf dem Stroh zu kauern,
Wenn uns erwacht der Morgen traf.
Zu nutzen gilt es Sturm und Wind,
Die ſich mit uns zum Sieg verſchworen;
Zum Handeln ſei die Nacht erkoren —
Wir ſchlagen, eh' der Tag beginnt!
Seid ihr bereit mit uns — wohlan!
Wo nicht — vorüber iſt das Säumen,
Wir handeln, mögt ihr weiterträumen —
Im Straßenkampfe, Mann an Mann,
Die Andern ohne euch ſodann!"

Ein kurzes Schweigen. Dann beräth
Die junge Schar des Blaſſen Worte,
Und hat, von Kampfbegier durchweht,
Ein länger Zögern ſchon verſchmäht —
Da öffnet wieder ſich die Pforte.
Ein Reitersmann, von Staub bedeckt,
Eintritt ins Zimmer raſch und ſchreckt,
Von ſeinem finſtern Blick getroffen,
Der Freunde kampfgerüſtet Hoffen.

„Da habt ihr," ſpricht er, „mich zurück!
Wahrhaftig, ein beſonder Glück,

Daſs meine ſpäten Trauerkunden
Euch nicht am Kampfe ſchon gefunden!
Ihr wiſſt, daſs Köln auf dieſe Nacht,
Gerüſtet, ſelbſt ſich zu erheben,
Zum Schlagen uns den Wink gegeben —
Doch hat es anders ſich bedacht.
Der Abend ließ in ſeine Mauern
Ein neues Heer Soldaten ziehn,
Den Bürgern fehlt der Muth, den Bauern,
Der Feind iſt wach, Verräther lauern,
Und feig entwaffnet ſich Berlin.
O Schmach! es wird der Freiheit Fall
Auch heute nicht in Ungewittern
Der Throne morſchen Bau zerſplittern!
Die Helden hinter Schloſs und Gittern,
Von der Brigittenau der Knall —
Und Ruh' und Ordnung überall!
Es kocht im Grimm die Seele mir —
Was meint ihr, Freunde! handeln wir?
Mich dünkt: Der Sieg iſt nicht zu werben,
Doch bin ich's froh, mit euch zu ſterben!“

Darauf Lothar: „Wie Märzwind ſcharf
Getroffen hat mich eure Kunde —
Doch zweifl' ich wahrlich, ob man darf
Verſäumen eine gute Stunde.
Vielleicht, daſs, von der Nacht gedeckt,
Ein glänzend Werk uns mag gelingen,
Das ſchnell auf der Begeiſtrung Schwingen
Ein träumend Heer von Kämpfern weckt.
Was liegt an uns? Ich ſeh' es kommen,
Daſs noch die Freiheit unterliegt,

Weil, ach! von Opfermuth entglommen,
Kein Held das erſte Schwert genommen
Und, wie das rothe Banner fliegt,
Den erſten Feindeshelm erſiegt!
Noch iſt die Hoffnung nicht verloren,
Und ſei's ein Wahn, den wir erkoren,
So blieb, das uns die Heimath gab,
Im Tod uns doch ein ehrlich Grab!"

Dem Andern gegenſprach Auguſt:
„O glaube, Freund! die Kampfesluſt
Iſt minder nicht in mich gefahren,
Als ſie erglüht in euren Scharen
Ja, gält es uns, den kleinen Schwarm:
Uns ſollte nicht der Streit verdrießen;
Doch um die Sache trag ich Harm,
Wenn wir, von Jugendhitze warm,
Umſonſt der Brüder Blut vergießen.
Ich hoffe Nichts von ſolchem Strauß
Wenn in die dunkle Nacht hinaus
Verlorne Kriegesrufe ſchallen,
Die Keinem in die Seele hallen
Gelang' es ſelbſt, mit kühnem Schlag
Aus dieſer Stadt den Feind zu werfen:
Bei Gott! es wird der nächſte Tag
Die Pfeile der Vergeltung ſchärfen.
Noch iſt der Glaube nicht beſiegt
An Fürſtenherz und Fürſtenworte,
Der Bürger noch und Bauer liegt,
Ein Knecht, an des Palaſtes Pforte,
Zuweilen knurrend nur im Schlaf,
Wenn ihn die Herrenpeitſche traf.

Drum rath' ich, Freund!" — ſo mit Verſtand
Spricht er, zum Bleichen hingewandt —
„Daſs ihr, bis ſich das Träumen endet,
Nach Haus die Kampfgenoſſen ſendet!"

Aufſchäumt der zornige Geſell:
„Das alte Lied! ich merk' es ſchnell,
Ihr laſſt es nicht zum Handeln kommen,
Bis uns die letzte Wehr genommen!
Ich glaube es wohl: Ihr haltet's aus
Am warmen Herd, im ſichern Haus,
Wenn Unſereins in froſt'ger Stube
Verhungern mag mit Weib und Bube.
Was gilt das Zimmer, ſchlecht verkleibt,
Was gilt uns all' die Noth da drinnen?
Wir haben Alles zu gewinnen,
Weil Nichts uns zu verlieren bleibt!
Mögt ihr am Siege feig verzagen:
Ich will mein Joch nicht länger tragen!
Der Schütze hier — der Gegner dort. —
Ich treff' ihn ſicher! Das mein Wort!"

Schon will der Burſch vom Weſerſtrand
Dem Blaſſen in die Rede fahren,
Da winkt Auguſt, und mit Verſtand
Weiß er ſein Zürnen zu bewahren;
Indeſs Lothar mit Eifer denkt,
Wie er den Mann zum Frieden lenkt,
Daſs nicht in unbeglücktem Kriege
Die kühne Schar der Macht erliege.

„Wie dünkt euch Jener," hebt er an,
„Der, wenn er halb die Schlacht gewann,
Vertrauend blind den Zufallsloſen,
Entfeſſelt läßt die Krieger toſen?
Wohl! euch gehört die künft'ge Welt,
Allein, um Welten zu erſiegen,
Darf nimmer ein Eroberungsheld
Den Wink der Klugheit überfliegen.
Ich weiß, o Freund! ihr zürnet nicht,
Daſs wir des Herzens Zug bekämpfen,
Um heute noch den Brand zu dämpfen,
Der morgen ſchon im Zukunftslicht
Empor zur Siegesflamme bricht!
Fürwahr, die Stunde kommt nicht ſchneller,
Wenn ihr dem Zögernden mißtraut,
Weil unſer Blick ein wenig heller
Ins dunkle Buch der Zeiten ſchaut.
Die Bildung iſt ein traurig Recht,
Das von dem Armen uns geſchieden,
Der, von des Zweifels Qual gemieden,
Den Säumer tadelt recht und ſchlecht.
Wir müſſen, Groll und Scham bezwingend,
Das Antlitz bergen in die Hand,
Bis, von den Thürmen dumpf erklingend,
Der rechte Ton die Schläfer fand.
Dann mögt ihr immer uns vertrauen,
Bis widerhallen Thal und Kluft,
Und in des Völkermorgens Grauen
Von Markt und Straße, Dorf und Auen
Die Trommel euch zum Kampfe ruft!"

Er ſchwieg. Der Bleiche trat heran
Und ſah ihn ſcharfen Blickes an;
Dann brummt' er in den ſtruppigen Bart:
„Recht gut gemeint! Doch iſt es hart,
Aufs Neu' die alte Noth zu tragen,
Den Kampf noch einmal zu vertagen,
Der endlich wie ein Wetterſchlag
Die Welt vom Elend ſäubern mag!
Bedenkt es wohl, wie lang', wie oft
Wir ſchon geharret und gehofft; —
Nun wieder hoffen, wieder harren?
Bei Gott! wir laſſen uns nicht narren!
Verzeiht, und ſchaut ſo finſter nicht,
So ſtrafend gleich mir ins Geſicht,
Ich rede ſonder Kram und Faxen
Ja nur, wie mir der Mund gewachſen.
Ihr meint es gut, ich ſagt' es ſchon —
Sei's denn! es mag in ſtummer Frohn
Das arme Volk noch länger weilen,
Noch einmal friedlich heimwärts eilen.
Wir trauen euch — doch ſorgt, daſs bald
Der Schlachtruf von den Thürmen hallt!
Gut' Nacht!"

Der Andre bot ihm drauf
Die Hand, und Alle brachen auf.

Es hat die hohe Polizei,
Trotz Vaterlandesretterei
Und trotz der Kriegerwacht, der braven,
Gar feſt in jener Nacht geſchlafen.

Vielleicht noch, daſs aus meinem Lied
Ein Unterſuchungsgründchen ſieht,
Um dir, Lothar! und meinen Helden
Den Hochverrathsproceſs zu melden,
Und daſs euch Strang und Pulver lacht
„In Sachen der Novembernacht!“

Das „Schweizerthal.“

'ſ iſt wieder März. Ein Jahr verſtrich
Ein Stern erglänzte — und verblich;
Doch lächelnd unterm Himmelszelt
Träumt jungen Traum die alte Welt.
Natur iſt ewig. Nimmer zag
Beginnt mit jedem Sonnentag
Sie neu den Kampf um ihren Frieden —
Denn nur dem Streit iſt Sieg beſchieden.
Wer ſchaute nicht ihr Heldenbuch?
Wer hörte nicht die Schlachtgeſänge,
Die mit der Blüthen Siegsgepränge
Sie durch den Traum der Welten trug?
Natur iſt ewig. Ihr Geſtein
Erzählt, wie in vergangnen Tagen
Sie kühn des Feuers Macht geſchlagen,
In tiefſten Grund es ſchloſs hinein.
Nicht ruhen mag ſie. Sie begann
Den Kampf mit Erzen und Baſalten,
Und ließ die Kriegesgötter walten,
Bis ſie der Roſe Pracht gewann.
Sie ließ die Urweltskräfte brauen
Und ſich in junger Schöpfung mühn,
Bis in des Werdens erſtem Grauen
Der Maſtodonten Blicke ſprühn.

Und, ewig, ewig nie erſchlafft,
Erſchuf ſie drauf in mildrer Kraft
Die Vögel unterm Himmelszelt,
Bevölkerte die Erdenwelt,
Bis ſie zuletzt in ſtolzer Pracht
Das erſte Menſchenbild erdacht.
Natur iſt ewig — denn die Liebe
Erhält ein kämpfend Weltgetriebe. —

Ich lad' euch ein, zu dieſer Friſt
Mit mir den Rhein hinaufzugleiten,
Wo ſich Edwin, der gute Chriſt,
Und mein Lothar, der ſchlechte, ſtreiten.
Sie fuhren heut den Strom hinan,
Den Bücherſtaub daheim zu laſſen,
Und in der Berge ſtillem Bann,
Da juſt die Ferienzeit begann,
Des Lenzes Reize zu umfaſſen.
Der Eine zwar verſäumte gern
Die Haft der Profeſſorenbänke,
Und ſuchte, von den Büchern fern,
Das Leben auf in Flur und Schenke;
Die böſe Fama kündet gar,
Daß nie in ein Kolleg Lothar,
Das ein Profeſſor las, gekommen, —
Den Gottfried Kinkel ausgenommen,
Der jüngſt durch ſeine Freiheitsthaten
Die heil'ge Wiſſenſchaft verrathen,
Die ſich, geſetzt und ordnungsvoll,
Nicht um das Leben kümmern ſoll.

Der Andre war ein beſſrer Gaſt,
Der ſelten ſein Kolleg verſäumte:
Nur daſs er oft in ſpäter Raſt
Im Bett den Morgen ſüß verträumte,
Und dann, nach braven Schülers Sitten,
Zu Hauſe blieb und „nachgeritten.“
So ſchuſterte bei Tag Edwin
Des Corpus juris trocknes Leder,
Bis Abends dann Lothar erſchien
Und lachend ihm zerbrach die Feder,
Daſs ſie durchſchwärmten, Bruſt an Bruſt,
Des Lebens helle Jugendluſt.
Denn Beider Herz durchrauſchte leis
Der Dichtung Strom mit ſeinen Fluthen,
Und ſehnſuchtsvoll die Blicke ruhten
Auf fern erblühtem Lorberreis,
Das ſich in Träumen froh und bang
Der Hoffnung um die Stirne ſchlang.

Fürwahr, es liebten ſich die Zwei,
Wie nur im erſten Lebensmai,
Wo rings die Welt in Schimmer lag,
Ein Herz ein Herze lieben mag.
Vielleicht, daſs nur des Liedes Band
Um Beide ſeine Feſſeln wand,
Als es in ſtiller Wintersnacht
Zuſammen Geiſt und Geiſt gebracht.
Denn Wenig hatten ſie gemein,
Als Dichterluſt und Dichterſchmerzen,
Als eines Himmels Sonnenſchein
Und einer Sehnſucht Lenz im Herzen —

Zu Wenig nicht und nicht zu Viel
Für einer Jugendfreundſchaft Spiel!
Und doch, Lothar! Edwin! ſo treu
Ihr jetzt in Lieb' und Leid verbunden:
Der Zeit gedenk ich noch, da ſcheu
Der Blick des Andern Blick gefunden;
Wie mögt ihr glauben, daſs fortan
Das arme Lied mit ſeinem Frieden
Auf immerdar zerbrach den Bann,
Der hier des Einen Wege ſpann,
Und dort des Andern Pfad geſchieden?
Das Lied verbindet nur den Geiſt,
Solang der Dämmrung Träume walten,
Bis, von des Lebens Schwert geſpalten,
Des Wahnes Truggewand zerreißt,
Und, länger nicht verdeckt gehalten,
Entblitzt des ſchwarzen Mantels Falten,
Des Kampfes Stern am Himmel gleißt,
Der Jedem eigne Pfade weiſt.
Das Lied iſt Traum, das Lied iſt Schaum,
Es kommt und geht — du weißt es kaum;
Drum friſch des Lebens Glas geleert
Mit ſeinem Zaubertrank, dem bunten,
Mit Wein und Schaum und Hefe drunten,
Eh' Fluth und Glas zu Boden fährt!
Das Lied verbindet nicht — es wühlt
Sich nur in offne Jugendherzen,
Daraus die Fluth es weiter ſpült,
Die Lebensfluth mit ihren Schmerzen,
Bis uns dereinſt das letzte Lied
In öder Einſamkeit entflieht. —

Ein ſchmucker Tag! Von Sankt Goar
Herüber glänzt die Sonne klar,
Daſs an des andern Ufers Rand
Am Fels ſich brechen ihre Strahlen,
Wo ſich im Schlängelpfad, im ſchmalen,
An ſteilgethürmter Felſenwand
Das „Schweizerthal“ hinunterzieht,
Und hoch „die Katz“ zu Thale ſieht.
Dort wandelt mit Lothar Edwin,
Die trägen Schritts die Straße ziehn,
Nachdem der luſt'ge Adlerwirth
Der Schüſſeln beſte aufgeſchirrt
Und reichlich auch des Weins geſpendet,
Den ihm die eigne Flur geſendet.
Ob träg der Fuß die Schritte maß:
Der Geiſt doch nicht den Flug vergaß;
Denn haſtig ſeh' ich ſie im Steigen
Die Köpfe zu einander neigen,
Und bei der heißen Worte Fluth
Erglühn in ernſtem Kämpfermuth.
Edwin dem Freunde ſtreng verwies
Das ungebundne Jugendleben,
Der ſtolz den alten Pfad verließ,
Um ſich dem Glauben hinzugeben,
Daſs in der Tage Wuthgeſchrei
Ein neues Ziel zu finden ſei,
Und der des Brotes ſichern Weg
Verſchmäht um ſchwanken Zukunftsſteg.

Lothar, entrüſtet halb, begann
Den Fehdehandſchuh aufzuheben,
Und ließ nach kurzer Ruhe dann
Den Blick empor zum Felſen ſchweben,
Wo Schwalbenlied und Lerchenſang
In luſt'gem Schlag herunterklang
Er ſprach: „Sieh hoch im Tannenbaum
Die Lerche dort am Felſenſaum!
Sie ſäet nicht, ſie erntet nicht,
Und doch ihr's nie an Brot gebricht —
So laſs mich wie die Lerche ſein:
Mein Lied erfülle Buſch und Hain
Und . . . . ."

„Eine faule Grille ſang
Den ganzen lieben Sommer lang,"
Des Freundes Wort dazwiſchen klang

„Meinthalb, Edwin! Ich frage nicht,
Ob wie der Grille mir geſchicht?
Wer, in der Bruſt ein junges Lied,
Ein friſches Blut die Straße zieht,
Der ſoll nicht fragen und nicht ſorgen,
Wo ihm des Herdes Platz geborgen.
Ich weiß, ihr läſtert meine Art,
Weil ich den Kämpfern mich geſchart,
Die mit dem alten Heim gebrochen,
Und kühn in offne See geſtochen,
Wo ſchwarz die Welle rauſcht am Kiel,
Und manch ein Schiff in Trümmer fiel;
Vielleicht auch meins — wer zittert da?
Ich weiß, daſs ich die Küſte ſah!"

Er ſchwieg — doch allzu lange nicht,
Denn ſcherzend bald die Lippe ſpricht:
Ich habe weder Herd noch Haus,
— Ein irres Schiff, vom Sturm verſchlagen —
Eins aber möcht' ich wohl dich fragen:
Wie ſieht's mit deiner Freiheit aus?
Ich meine nicht den Staub der Akten,
Die alte Herrn zuſammenklackten,
Und meine nicht die liebe Noth,
Die euren Lebenspfad umdroht,
Bis ihr nach Auſkultantentänzeln,
Nach Aſſeſſorenamtſcherwenzeln
Zuletzt bekindert und beweibt
Höchſteigne Aktenhäuflein ſchreibt —
Ich meine juſt den Kern und Saft:
Den heil'gen Baum der Wiſſenſchaft!
Befragt das Volk in Süd und Nord,
Erſchallen wird ein einzig Wort:
Daſs euer Recht das Volk verachtet,
Und längſt nach neuem Pfade trachtet.
Denn todt iſt eure Wiſſenſchaft,
Ein Baum, erſtorben Mark und Saft,
Ein dürres Holz — man ſoll's verbrennen!
Ein Fluch — man ſoll ihn nicht mehr kennen!
Die Sonne blieb am Himmel ſtehn,
Ob wir im Wahn auch tauſend Jahre
Sie ließen um die Erde gehn;
Und ob ein Menſch gen Himmel fahre,
Ob Götter aus den Sternen ſehn,
Ob wir das Weſen nicht verſtehn —
Doch blieb, was einzig iſt: das Wahre;

Das Leben blieb mit ſeiner Pracht,
Die Roſe blüht, der Himmel lacht —
Was kümmert die, was wir gedacht?
Doch anders ihr! Verhalten muſs
Ich meines Zornes wilden Guſs,
Wenn ich bedenke, wie die Welt
Des Rechts durch euch in Trümmer fällt.
Was iſt das Recht? ‚Ein irrer Schall,
Von uns harmoniſch feſtgebunden —‘
So redet ihr . . . An ſeinen Wunden
Indeſs, zertreten und geſchunden,
Erſtarb das Recht mit Knieefall.
Ich will euch künden, was das Recht,
Das ihr mit Frevelmuth zerbrecht:
Es iſt des Volkes Sein und Leben,
Des Menſchengeiſtes Frühlingsweben,
Ein Vorwärts, das die junge Zeit
Der todten in die Ohren ſchreit,
Es iſt der Freiheit Schlachtgeſang,
Der donnernd in die Nacht erklang!
Ihr aber ſeid die Schergenwacht,
Die ſeinen Leib zu Grab gebracht
Und täglich neu auf Ränke brütet,
Wie ſie den Kerker ſtreng umhütet.
Ja doch, ihr habt das Recht entweiht,
Geſchändet ſein Prophetenkleid,
Zerriſſen frech ſein Bannertuch,
Gehemmt der Seele Athemzug!
Ich ſprach: die Sonne blieb beſtehn,
Die Sterne auf und nieder gehn,
Ob wir auch Sonnen um Erden drehn —

Doch nicht das Recht! das Recht vergeht,
Wie Sand, der über die Dünen weht,
Wenn euer Treiben — o Tod und Peſt! —
Des Herzens Ruf in Syſteme preſſt!
Ja, todt iſt eure Wiſſenſchaft,
Die, ewig ſtarr, das Herz erſchlafft,
Das Herz, das ewig und ewiglich
Zu neuen Bahnen beflügelt ſich!
Ihr könnt, ihr könnt nicht vorwärts gehn,
Müſſt feig nach jedem Geſetze ſpähn:
Ob nicht ein ſtaubiges Pergament
Des Herzens Drange den Weg verrennt,
Ob nicht ein wurmzerfreſſenes Buch
Mit Ketten hindert den Geiſtesflug?
Wohlan, ihr habt das Recht verbannt —
So ziehen wir aus, das Schwert zur Hand,
Erlöſen die Herzen aus Tod und Haft! —
Nieder die alternde Wiſſenſchaft!“

Er ſprach es mit erglühter Bruſt
In jauchzend wilder Zukunftsluſt,
Indeſs im Baum die Lerche ſang,
Der Waldbach von den Felſen ſprang,
Und Blum' und Gras und Ginſterkraut
Neugierig fromm herniederlauſchten,
Und luſtig in den Jubellaut
Der Buche Friedenswimpel rauſchten,
Als wollten ſie mit Geiſterklang
Ihn ſegnen auf dem Kämpfergang.

Edwin doch ſchwieg. Begeiſtert nun
Ließ auf des Freundes Blick den ſeinen
Lothar mit Schmerz und Freude ruhn,
Wie eben Wehmuthsblicke ſcheinen,
Die Luſt und Trauer mild vereinen
Edwin verſtand des Freundes Wort,
Das luſtig flog im Winde fort;
Doch glaubt' er nicht, daſs ſolch ein Frieden
In tauſendjähr'ger Friſt beſchieden,
Und lächelte vielleicht im Sinn,
Wie Jener durch die Raſt der Zeiten
Die Blicke ließ hinübergleiten,
Die Hoffnung wiegend her und hin:
Daſs heute — morgen — übermorgen
Der Liebe goldnes Schiff geborgen,
Das, annoch von des Hafens Ziel
So weit, ſo weit, mit ſchwankem Kiel
Der Stürme wechſelvolles Spiel! —
Auch fühlte ſchmerzend oft Edwin
Der Wiſſenſchaft verhohlne Leere,
Wenn Liedesklänge ihn umziehn,
Als lehrten Sehnſuchtsgeiſter ihn,
Daſs größer doch das Leben wäre,
Als Vangerow's Pandektenlehre,
Als Hälſchner, Blume, Walther, Sell,
Als todt und lebend Bücherſell.
Doch weh, zu ernſtlich ſchon umſpann
Der Profeſſorenweisheit Bann

Des Knaben Geiſt mit ihren Netzen,
Der, von des Köders Trug gekirrt,
In deutſch, und römiſchen Geſetzen,
Von Lüge Herz und Aug' umflirrt,
Ein armer Fiſch, verzappeln wird.

* *

Sie gingen ſtill das Thal entlang,
Und ſtill hinauf den Felſenhang;
Bis ſie, zu junger Luſt entfacht,
Ein neues Lied gefühlt, gedacht,
Ein neues Wort, von Lieb' entglommen,
Den Beiden in das Herz gekommen,
Und ſie, vereint in Treue feſt,
Im Kampf verſöhnt, im Frieden ſtreitend,
Ins junge Moos herniedergleitend,
Die Sonn' um Rheinfels' Trümmerreſt
Verſinken ſahn im fernen Weſt.
Und droben noch die Lerche ſang,
Der Waldbach von den Felſen ſprang,
Die Welle rauſcht, die Blume lauſcht,
Und Well' und Blume Grüße tauſcht,
Indeſs zu Füßen tief der Rhein,
Beglänzt vom Abendſonnenſchein,
Die Fluthen rollt durchs Vaterland
Hinab zum grünen Meeresſtrand.

Vorwärts!

Gekommen iſt der luſt'ge Mai —
Das iſt ein Leben, froh und frei!
Erſteht das Volk mit junger Kraft
Nicht ſtark aus ſeiner Kerkerhaft,
Und ſprengt, von Freiheitsgluthen heiß,
Der Knechtſchaft ſtarres Wintereis?
Weht nicht ein friſcher Morgenhauch
Durch Moderluft und Nebelrauch
Herüber ſchon von Main und Rhein,
Um in des Kampfes Sonnenſchein
Vom Haſs die Erde zu befrein,
Indeſs, von Schwerterklang umhallt,
Der Liebe rothes Banner wallt? —

„Die Stunde kam, die Trommel klang,
Und „Freiheit“ heißt der Schlachtgeſang —
Wer mag zu Hauſe feig verbleiben,
Wenn ſie mit Blut Geſchichte ſchreiben?
Auguſt! wir müſſen fort zum Streit,
Wo Sieg uns oder Tod bereit!“

So zu dem Freunde ſpricht Lothar,
Der aber hebt das Augenpaar,

Und ſagt mit Ernſt zugleich und Milde:
Bezähmen wirſt du heut den Muth,
Und deine Thatenluſt, die wilde,
Verhalten in der Seele Hut.
Schon hat der Feigheit Netz umſponnen
Das edle Volk auf Badens Flur,
Beendet früher, als begonnen,
Sieh jenes Krieges blut'ge Spur.
Du biſt in Kämpfen nicht gereift
Mit deines eignen Herzens Drängen,
Und nur auf fliegenden Geſängen
In fernes Zauberland geſchweift.
Abrechnend mit der alten Zeit,
Willſt ſchnell du in die Zukunft wandeln,
Dich treibt hinaus ein mächtig Handeln —
Und auch das Handeln iſt nicht weit.
Doch heute gilt es, ſchmerzensvoll
Der That auf kurze Friſt entſagen,
Und tief verſchloſſen nur den Groll
In wunder Mannesbruſt zu tragen.
Es gilt, im Kampfe Schritt um Schritt
Und Scholl' um Scholle zu erſtreiten,
Und wenn der Feind uns niederſtritt,
Der künft'gen That den Weg bereiten.
Da iſt fürwahr des Dichters Geiſt
Zu anderm Kriegespfad berufen,
Der von zerfallnen Königsſtufen
Zu neuem Bau die Stege weiſt.
Er ſoll in der Geſchichte Buch
Die erzgehaunen Worte graben,
Für jeden Frevel einen Fluch,
Ein Lied für jeden Kämpfer haben,

Daſs er die hingeſunkne Welt
Im Kampfe nicht verzagen laſſe,
Und daſs verſöhnend ſelbſt dem Haſſe
Ein Friedensſtrahl ins Auge fällt. —
O Freund! die Stirne runzle nicht,
Und laſs von deinem Angeſicht
Des Zornes Fiebergluth verwehen,
Klar muſſt du in die Zeiten ſehen!
Oft hab ich Schwärmer dich genannt,
Dich beſſer, als du ſelbſt, gekannt —
Warum der Klugheit dich verſtocken?
Dir wurden Töne, ſtark und weich,
Doch nimmer laſs von Liebesglocken
Beſiegen dein Gedankenreich!
Nicht trüber wird die Luſt, nicht ärmer
Das Herz — was opfert denn der Schwärmer?
Wohlan, ſo folge meinem Wort:
Laſs mich allein zum Kampfe fort!"

Er ſchwieg. Bei ſeiner Rede war
In Leid verſunken kurz Lothar;
Er wurde roth und wurde blaſs,
Und hoffte gläubig Dies und Das,
Bis ernſt und ſchweigend er zum Schluſs
Dem Freunde bot den Abſchiedsgruß.

Fortging Auguſt. Die Kunde kam,
Wie draußen er in Krieg und Wettern
Sich manchen blut'gen Lorber nahm,
Den fernſte Tage nicht entblättern:

Wie er zuletzt mit Tiedemann
Gefochten noch auf Raſtatt's Wällen,
Bis zähneknirſchend, Mann an Mann,
Im Kampf erlagen die Rebellen;
Und wie, gefangen, er entwich,
Ein Flüchtling durch die Lande ſtrich,
Das freie Haupt vor Tod und Ketten
In freier Berge Schutz zu retten. —

So kam der Herbſt. Nicht müßig war
Indeſs geweſen mein Lothar;
Er ſtand auf andrer Bühne Brettern,
Und luſtig hieb mit blankem Schein
In anderm Krieg und andern Wettern
Er mit des Geiſtes Klinge drein;
Denn täglich ließ er hier und dort
Erſchallen Lied und Männerwort,
Die Starken feſter und die Schwachen
Zum Kampfe ſelbſt beherzt zu machen.

O laſſt mich ſchweigen von dem Haſs,
Der ihm—wie oft!—den Pfad durchſchnitten,
Wenn für das Volk er, nimmer laſs,
Fürs Recht geſtritten und gelitten;
Denn andrer Stachel ſchlug ihm doch
Die Wunden, die zutiefſt ihm brannten:
Das Wort von Jenen, die ſich noch,
Wie ehmals, ſeine Freunde nannten.
Verdroſſen ſchaut' er ſie und träg
Die altgewohnten Pfade wandeln,
Ob auch den Geiſt zu neuem Weg
Geſpornt ein ruheloſes Handeln.

Es flog die Zeit mit raſcherm Schritt,
Die jungen Herzen flogen mit,
Doch Jene blieben, was ſie waren:
Gleichmüthige Studentenſcharen!

So auch Edwin. Mit ſtillem Schmerz
Sah er den Freund ſich raſch entfalten,
Indeſs ſich um das eigne Herz
Der Überliefrung Fänge krallten,
Die in verloſchnen Glaubens Haft
Ihn tiefer ſtets zurückgerafft.
O Jugendfreundſchaft! wie verweht
Dein Kranz bei erſten Sturmes Wettern,
Wenn krafterprobend in den Blättern
Der falbe Hauch des Herbſtes geht!
Dich liebt der Knabe, der ſich gern
Mit Roſen kränzt die blonden Locken,
Und der des Himmels ſchönſten Stern
Einflicht in ſeiner Träume Flocken:
Doch ſchnell entflieht der goldne Schein,
Der Mann erwacht — und ſteht allein

So kam der Herbſt. Die Traube hing
Schon leis geröthet an den Reben,
Und durch die Ährenfelder ging
Der Ernteſichel tödlich Schweben,
Und dunkler trug der grüne Rhein
Die Wogen in das Meer hinein.

'ſ war früh am Tag. Am Fenſter ſtand
Lothar und ſchaute trüb ins Land,
Das weiß erglänzt im Morgenſchein . . .
Da klopſt es an die Thür — „Herein!"
Und in das Zimmer ſchreitet ſchnell
Der Univerſitätspedell.

Es kennen beſſer ſich fürwahr
Die Beiden, als gewünſcht Lothar;
Der lieſt im Angeſicht des Alten
Der ſtrengen Pflicht geheimſte Falten:
„Um Elf erſcheine Herr Lothar
Vorm ‚Akademiſchen' — nicht wahr?
Warum? weshalb? zu welchem Frommen
Iſt Räthſel? — Gut, ich werde kommen!"

Er kam. Und das Verhör begann,
Ein quälend Hin- und Wiederfragen,
Ein täppiſch In-die-Netze-Jagen,
Damit der Frager Nichts gewann.
Zuerſt: „Ich heiße ſo und ſo,
Wie längſt ein hoher Richter wiſſen;
Auch meine Heimat, ſo und ſo,
Hab' oft ich hier ſchon nennen müſſen;
Ich bin getauft auf Das und Dies,
Und ſeit die Schule ich verließ,
Steh' ich in Dero Vaterhand,
Wie edlem Richter längſt bekannt.
An Sünden hab ich's ſchlimm getrieben,
Ich ward beſtraft zum vierten Mal,
Doch — in den Akten längſt geſchrieben
Steht meiner Frevel Art und Zahl."

Der Richter ward vor Ärger blaſs,
Verbat ſich dringend alle Gloſſen,
Und forſchte weiter Dies und Das,
Daraus er arges Thun geſchloſſen;
Bis er zuletzt, des Fragens matt,
Entfaltete ein Zeitungsblatt,
Darin, gedichtet von Lothar,
Ein zürnend Lied zu leſen war.
„Zu welchem Zwecke," fragt er, „druckt
Man ſolch rebelliſches Produkt?"

Der Andre drauf: „Geſchlagen iſt
Das Vaterland zu dieſer Friſt
In toller Selbſtvernichtung Ketten,
Zu träger Sklavenruh' verdammt, —
Da iſt des Dichters heilig Amt,
Den Ruf der Menſchlichkeit zu retten.
Verzeihen mocht' ich, wenn im Streit
Die Schwerter hell zuſammenklangen,
Und wenn begrabner Herrlichkeit
Ein Rachelied die Kämpfer ſangen;
Doch ewig klagen wird das Herz,
Wenn ſie, das Siegesfeſt zu krönen,
Mit gift'gem Todespfeil den Schmerz
Des Überwundnen noch verhöhnen.
Da wirft ſich in die Gluth hinein
Des Dichters Lied mit ſeiner Milde,
Und löſcht des Bruderhaſſes Schein,
Und deckt die Wunden mit dem Schilde,

Daſs ſtill der letzte Schmerz verglüht
In neu gewobnem Völkerbunde,
Und auf des Todtenhügels Runde
Im Lenz ein Liebesröslein blüht.
Ihr aber haſſt den freien Sinn,
Der ſich zu höhrer Luſt beflügelt,
Und, nicht von eurer Hand gezügelt,
Auf Lichtespfaden brauſt dahin.
Ihr wollt die Jugendkraft zerbrechen,
Daſs wir gefügig, ſtill und zahm
Die That der Lüge heilig ſprechen,
Die unſer Recht zu tödten kam;
Daſs wir vor ſtaubigen Geſetzen
Mit fromm verdrehtem Auge knien,
Und vor des Königsmantels Fetzen
Mit heil'ger Scheu die Hüte ziehn!
Mich zwingt ihr nicht in euren Kreis,
Denn Dunſt iſt eure Götterwolke —
Der jungen Freiheit ſing' ich Preis,
Mein Lied und Leben iſt dem Volke!
Mögt ihr verdammen meine That —
Wohlan, ich ſcheide gern von dannen,
Verderben rufend den Tyrannen,
Und Heil der jungen Völkerſaat!"

Verwundert ſchaute ſich und dumm
Im Saale drauf der Richter um.
In Falten legt er ſein Geſicht,
Verſchiebt das Brillenglas und ſpricht:
„Was nützt das eitle Verſeſchreiben?
Sie ſollten ernſtre Dinge treiben.

Unziemlich iſt, daſs ein Student
Sich ſchon mit Politik befaſſe
Und lange Reden hören laſſe,
Obgleich er kaum den Plato kennt.
Sie müſſten Kenntnis ſich erwerben
Von alt' und neuer Sprachen Bau,
Statt uns die Jugend zu verderben,
Die längſt im Lernen träg und lau.
Wir ſind es ſchuldig unſrer Pflicht,
Daſs ſolchen Unfugs Lehren nicht
Im jungen Blute Wurzel faſſen —
Sie ſind auf Weiteres entlaſſen!"

Er ging. Nach wenig Tagen hat
Lothar das Relegat bekommen,
Weil faſt ein halber Hochverrath
In ſeinem Liede wahrgenommen.
Er ließ vergnügt das fremde Haus —
Im Wald die Vöglein muſicierten
Und in des Rheines Fluthgebraus,
In Wind und Sonnenſchein hinaus,
Pfiff er das

Lied des Relegierten.

Der Morgen glänzt, der Nebel flieht,
Es muſs geſchieden ſein;
So ſing' ich euch ein letztes Lied,
Und dann — hinab den Rhein!

So wild die Woge brauſt und ſchäumt:
Sie hält mich nimmer auf!
Die Freiheit kommt, derweil ihr träumt,
Wohlauf, mein Schiff, wohlauf!

Leb wohl, du ſchöne Stadt am Rhein,
Geſegnet ſei dein Port!
Hinab den letzten Becher Wein,
Und dann — auf immer fort!
Lebt wohl, ihr ſchmucken Dirnen all',
Student und Proletar,
Und denkt bei Spiel und Gläſerſchall
Der Freiheit immerdar!

Und ihr auch, die mich fortgeſandt,
Lebt wohl, ihr weiſen Herrn!
Was ſchiert mich Kreuz und Ordensband?
Mir blinkt der Freiheit Stern!
Durch Nacht und Dunkel glänzt ſein Licht
Am fernen Himmelszelt —
Ich lieb' euch nicht, ich haſſ' euch nicht,
Noch ſteht mir frei die Welt!

Ich bin ein friſch Poetenblut,
Das härmt ſich nicht ſo bald.
Ihr zähmt mir nicht den Jugendmuth,
Ihr Herzen, trüb und kalt!
Mir klingt ein Lied aus Blum' und Stein,
Aus Wald und Wieſenbach,
Das ſing' ich luſtig übern Rhein,
Das hallt das Echo nach.

Der Morgen glänzt, der Nebel weicht,
  Es muſs geſchieden ſein;
Mein Herz iſt froh, mein Sinn iſt leicht —
  Leb wohl, du Stadt am Rhein!
So wandr' ich in die weite Welt
  Mit ungehemmtem Lauf;
Hell blinkt mein Stern am Himmelszelt —
  Wohlauf, mein Schiff, wohlauf!

III.

Zwiſchen Nacht und Tag.

Im Vaterland.

Ihr mögt es glauben oder nicht:
Ich bin ein ehrlich Angeſicht,
Das niemals in der Zeiten Haſs
Der Liebe ſanftes Wort vergaß.
Ich lernte wohl, in Kampf und Wettern,
Ein Fechter, auf der Bühne ſtehn;
Doch lieber mag von Roſenblättern
Ich meine Stirn umwunden ſehn,
Wenn aus dem Erlenbuſch im Hag
Herübertönt der Amſel Schlag.
Nur Eines kann ich nicht verſtehn:
Daſs grämlich, mit erloſchnen Blicken,
Die Künſtler heut nach Hauſe gehn,
Und gar die Zeit zum Teufel ſchicken,
Weil dieſe, ganz aus Erz gegoſſen,
Dem Ruf der Kunſt das Ohr verſchloſſen.
Sie hören nicht, daſs Sang und Klang
Melodiſch rauſcht die Welt entlang.

Ein neues Licht auf neuen Bahnen,
Von beſſerm Ziel ein trunknes Ahnen.
Es iſt die Gegenwart ein Wald,
Darin in Bildern und Gedanken
Das Lied der Poeſie erſchallt
Und ſich der Dichtung Blumen ranken:
Drin, ob es donnert, ob es blitzt,
Prophetiſch bald im Sang erklingend,
Bald wieder Trauerweiſen ſingend,
Der goldne Wundervogel ſitzt,
Und ſich die Bruſt im Sange ritzt.
Sie hören wohl das junge Lied,
Das lächelnd ſeiner Wege zieht,
Und das die jungen Burſche pfeifen,
Wenn ſie durch Wald und Felder ſchweifen —
Doch ſolch ein Lied, ſie achten's nicht,
Und murren: „Ein Tendenzgedicht!"
Fürwahr, ein tolles Wort: Tendenz,
Das wir mit luſt'gem Sinn empfangen,
Und das ein wunderbarer Lenz,
Mit tauſend Blüthen reich behangen,
Die bald am Zweig als Früchte prangen.
Wir ſind es müd, ein Herrenwild,
Die Schlacht der Fürſten nur zu ſchlagen,
Und, hingeſunken auf's Gefild:
Warum wir fielen? uns zu fragen.
Wir fordern, daſs die künft'ge Zeit
Zerſchmettre die Vergangenheit!
Hie unſer Banner! ſeht es kühn
Im weißen Morgenlicht erglühn;
Und eures dort am Thurme, nennt's!
Wir folgen nur dem Ruf: Tendenz! —

Träg ward die Zeit. Der Winter zog
Vorüber mit gemeſſnem Gange,
Derweil mit thränenfeuchter Wange
Ihr Haupt die Freiheit niederbog
Und trauernd in die Weite flog.
Allüberall zertrat der Hohn
Des Volkes Recht mit tollem Wüthen,
Und ließ den blutbefleckten Thron
Von Galgen und Schafott behüten.
Nur um die tiefe Mitternacht
Erſtiegen Geiſter aus dem Grunde,
Durch Fürſtengnade ſtumm gemacht,
Auf Stirn und Bruſt die offne Wunde:
Und dräuend wieſen ſie zuhauf
Nach eines Königsſchloſſes Blinken,
Und hoben ſtumm die Hände auf,
Und ließen ſtumm ſie wieder ſinken,
Bis einſt das Volk den Wink verſteht,
Und blut'ge Todesgarben mäht.

Lothar indeſs durchſtrich das Land,
Und ſchlug mit Schergen ſich und Pfaffen,
Die zu verlaſſnem Glaubensſtrand
Umſonſt die junge Menſchheit raffen.
Er ſprach von Erdenluſt ein Wort,
Das in die Geiſter hell gedrungen,
Und von dem engen Saale fort
In alle Welt hinausgeklungen;
Ein Wort, das jedes Herz verſteht,
Wenn ſchneller ihm die Pulſe pochen,
Und das, begeiſtrungsvoll geſprochen,
Mit Jubel durch die Lande geht:

„Ein Weltenglaube will zerfallen,
Ein tauſendjährig Licht verwehn;
Kaum daſs noch in den Tempelhallen
Gen Himmel fromm die Blicke ſehn.
Iſt jede Hoffnung nun entſchwunden,
Daß ſich die irre Völkerſchar,
Zu einem Liebesfeſt verbunden,
Vereint an neuem Brandaltar?
Des Bibelbuches letztes Wort
Entflattert morgen ſchon im Winde —
Doch aus dem Wipfel klingt der Linde
Das Lied der Weltverſöhnung fort.
Es ward mit andrer Lehre Spruch
Ein Buch vor unſerm Blick erſchloſſen:
Der Weltbetrachtung offnes Buch,
Darin der Zukunft Siege ſproſſen,
Und ſelber kündet uns die Welt,
Daſs jeder Wahn in Trümmer fällt. —
Es ſtieg von lichter Wolke Thron
Mit eines ganzen Himmels Frieden
Zu uns herab der Gottesſohn,
Dem heilig Mittleramt beſchieden;
Denn unbeweglich ruhte feſt
Der Erdenball zu unſern Füßen,
Der Sonnen um ſich kreiſen läſſt,
Und den Kometenfeuer grüßen: —
Wir aber ſchauten unverwandt
Hinüber in das Sterngewimmel,
Und ſahen Himmel nur und Himmel,
Wo einſt der Thron des Höchſten ſtand;

Und wo ein Paradies geſchwebt,
In tauſend Sterne nun zerronnen:
Da wandeln Sonnen heut um Sonnen,
Soweit der Geiſt den Fittig hebt.
Die kleine Erde ward zerhaucht,
Ein Nebelfleck in weiter Ferne,
Und eine andre Sonne taucht
Empor, und Monde rings und Sterne.
Hinauf, der Erdenfeſſel los!
Wir fliegen mit des Lichtes Pfeilen,
Von einer Welteninſel eilen
Wir in der andern Inſel Schoß.
Die letzte Grenze ward zerſchlagen,
Geſprengt das letzte Himmelsthor,
Und in die fernſte Ferne tragen
Uns Geiſterſchwingen licht empor!
Unendlichkeit! in leichtem Spiel
Zerbrach den Glauben dein Gedanke —
Den Menſchen hindert nur die Schranke,
Wir athmen freier, da ſie fiel!
In Weltallsräumen iſt geſchieden
Der Menſchenſeele Luſt und Gram —
Das iſt die Wahrheit in dem Frieden,
Der von dem Himmel niederkam.
O, ſteiget kühn mit uns empor
Zu ungemeſſnem Ätherraume,
Und laſſt euch wecken aus dem Traume,
Darin ſich euer Herz verlor!
Ihr könnt der Welt beweiſen nicht,
Daſs ſelber die Geſtirne lügen,
Daſs Gläſer necken, Zahlen trügen,
Und daſs der Himmel Täuſchung ſpricht.

Die alte Erde zeigt uns wieder,
Des alten Himmels Melodien!
Dann ſollen junge Weihnachtslieder,
Ein Bußgeſang, die Welt durchziehn! —
Doch eures Gottes Kraft zerbricht
Ein Tropfen Thau im Kelch der Roſe,
Der beſſer uns, als Chriſt und Moſe,
Von tiefſtem Weltgeheimnis ſpricht. —
Ihr ſeht die Perle glänzend hangen,
Und fraget nicht: wer ſie erſchuf?
Weil auf der gleichen Kräfte Ruf
Atome liebend ſich umfangen.
Und wenn, vom Morgenhauch geſchwellt,
Der Thau zur Erde hingeflogen:
Ihr wißt, daß aus dem Roſenzelt
Dieſelbe Macht ihn fortgezogen
Ihr ſtarrt gedankenlos hinaus
In Thau und Winterſchnee und Regen,
Die von der Wolkenkreiſe Wegen
Hinabgelockt der Erde Haus:
Doch wandeln Sonnen heut um Sonnen,
Und ziehen Sterne ihre Bahn,
So habt ihr frommen Spruch erſonnen:
„Das hat ein weiſer Gott gethan!“
Ein todtes Werk in Künſtlers Hand,
Darin der Kräfte Räder laufen —
Wie mögt in frevlem Kindestand
Ihr ſo die grüne Erde taufen?
O, ſeht der Wieſenhalme Zier,
Wie Zelle ſich an Zelle wendet,
Und eine Weltenſchöpfung hier
Sich ſtill geheimnisreich vollendet.

Mehr iſt Natur, als Stein und Erz,
In eines Bildners Hand gegeben —
Sie rauſcht Gedanken allerwärts,
Iſt Werk und Künſtler, Sinn und Leben!
Wie einſt der alten Götter Kranz
Des einen Gottes Reich erlaſſen:
So wird in dieſer Tage Glanz
Das letzte Gottesbild verblaſſen;
Denn eine jugendliche Welt
Erſteht nach ewigen Geſetzen,
Die in der Liebe goldnen Netzen,
Atomen gleich, Planeten hält!
Und mit der alten Glaubenszeit
Verſinkt der Himmelslehre Frieden,
Daſs, von der Erdenwelt geſchieden,
Ein Gott uns ſein Geſetz verleiht.
Wie in der Weltenſchöpfung Fülle
Der erſte Falter brach ſein Haus,
So flattert aus des Sarges Hülle
Der letzte Schmetterling hinaus;
Doch in der Menſchheit nimmer tritt
Der Eine in des Andern Stelle,
Daſs, wenn hinab die Woge glitt,
Nachtauchte bloß die nächſte Welle;
Wir nehmen aus verklungner Zeit
Die ganze Erbſchaft froh entgegen,
Und ſchaffen Luſt aus ihrem Leid,
Und ſchaffen Heil aus ihrem Segen.
Der Irrthum iſt des Menſchen Recht
Zu lebensvoller Weltgeſtaltung,
Und von Geſchlechtern zu Geſchlecht
Vollendet ſich die Geiſtentfaltung.

Ob tauſendmal im Dämmerlicht
Geſetz und Sitte ſchon zerſprungen:
Die Kämpferſeele raſtet nicht,
Bis einſt der letzte Wahn bezwungen;
Bis eine fluchbefreite Welt
Zerſchlug des Haſſes letzte Waffen,
Und im Zerſtören oder Schaffen
Das Recht des Geiſtes heilig hält.
Die Brücke der Befreiung trägt
Kein Wunſch hinüber zu den Sonnen,
Weil ewig uns mit Schmerz und Wonnen
Der Erde Band in Feſſeln ſchlägt: —
Doch ſegnend aus dem Weltgetriebe,
Erlöſt den Menſchengeiſt die Liebe!
Denn was Atome dort verband,
Was Sterne führt am Himmelsrand:
Verbindet Herzen hier und Herzen,
Entzündet rings der Freiheit Kerzen,
Daß Jubel wird der Erde Leid
Und ihre Feſſel Seligkeit!
Erſt wenn uns Liebe ſtill erhält,
Daraus der Weltenbau geſprungen,
Iſt uns der letzte Sieg gelungen,
Und feſtgegründet wie die Welt!“ —

Träg blieb die Zeit. Der Winter ſchwand,
Der Frühling kam, und ging zu ſterben,
Und mählich ſchon im Sonnenbrand
Begann ſich gelb die Flur zu färben.
Von Land zu Lande ſtrich Lothar,
Das Wort der Liebe rings verkündend,
Und ſtolze Hoffnungsluſt entzündend,
Wo faſt die Gluth erloſchen war.

O Segen, wer in ſolcher Zeit
Die Bruſt vom Haſſe hielt befreit,
Der über ſchimmerndes Gelände
Verweſung in die Freuden haucht,
Und ſeine mordbefleckten Hände
Noch in das Blut der Opfer taucht,
Das friedelos gen Himmel raucht!

Es war am Rhein. Vom Himmel floſs
Der letzte Sonnenſtrahl, und goſs
Hinab ſein flüſſig Abendgold,
Das leuchtend in die Fluthen rollt.
Lothar am Rheinesufer ſtand,
Gen Weſten trüb den Blick gewandt,
Dahin er heut in raſcher Flucht
Sich vor dem Haſs zu retten ſucht.
Ihn hat verbannt ein Fürſtenwort,
Weil er, von Freiheitsgluth durchdrungen,
Gen jeden Frevel fort und fort
Des Rechtes ſchneidig Schwert geſchwungen,
Und ferne ſoll im Morgenſchein
Ihm ſchon des Rheines Welle ſein.
Er hat vernommen, daſs Auguſt
Die Schweiz verlaſſen jüngſt gemuſſt,
Und nach der Weltſtadt, nach Paris,
Den Freund die Frühlingsſonne wies.
Dahin auch treibt es ihn hinaus,
Ein junges Kämpferloos zu wählen,
Und in der Fremde ſichern Haus
Zu neuem Streite ſich zu ſtählen.

Noch einmal noch dem Vaterland
Will er ein letztes Grüßen ſagen,
Eh' morgen ihn zu fernem Strand
Des Eiſenroſſes Hufe tragen.
Gelehnt auf ſeinen Wanderſtab,
Denkt er der Tage, die entſchwunden,
Und die in gut' und böſen Stunden
Der Heimat Leid und Freude gab.
Er denkt, wie er ſo manche Nacht
Am Rheinesufer ſtill geſeſſen,
Und in der Berge waldiger Pracht
Den letzten Schmerzensſchrei vergeſſen;
Wie er, von Wellenſang umrauſcht,
Die Sonne ſinken ſah und ſteigen,
Und in den golddurchglänzten Zweigen
Des erſten Vogels Lied erlauſcht:
Und wie er dann im Lichtesglanz
Den Felſenpfad hinabgeklommen,
Und zu der Hütten weißem Kranz,
Ein früher Morgengaſt, gekommen,
Wo fröhlich er mit Wirth und Knecht
Getheilt den Imbiſs ſchlecht und recht.
Wie anders heut! Die Sonne ſchied —
Er merkt es kaum, daſs ſie gegangen;
Der letzte Vogel ſang ſein Lied —
Er hört es nicht; die Welle flieht —
Und bleicher werden ſeine Wangen.
Die Seele trüb, das Auge hohl,
Sah ich ſein Bild im Dunkel ragen;
Und ſeine ſtummen Blicke ſagen
Dem Vaterland ein

Lebewohl.

Da ſteh' ich wieder am Rhein, am Rhein,
Und ſchau' in die dämmernden Wogen —
Bin lange mit Haſs und Lieb' allein
Durch ferne Länder gezogen!

Von Ort zu Ort, wie ein müdes Wild,
Gehetzt nach Süden und Norden,
Wenn der Winter ſtürmt, wenn die Traube ſchwillt
An des Rheines lächelnden Borden!

So ſteh' ich am Strom in der kalten Nacht,
Ein finſtrer, bleicher Geſelle,
Und es kocht die Seele, von Schmerz entfacht,
Wie drunten die ſchäumende Welle.

Ein kurz Gebet, wie der Zorn es ſpricht —
Dann wieder hinaus in die Ferne,
Wo kein Freund zum Kranze die Blüthen flicht,
Wohin mich lenken die Sterne!

Zum letzten Male leb wohl, o Rhein —
Einſt kehr' ich wieder zum Kampfe,
Wenn die Schwerter hallen im Morgenſchein,
Und die Erd' im Roſſegeſtampfe!

Er ſang das Lied, und ſprach es laut,
Dann fuhr er auf im düſtern Traum;
Er biſs die Lippen, kalt und blaſs,
Von keinem Thau die Wimper naſs;
Die aufgehobne Rechte wies
Empor gen Weſten — Nach Paris!

In der Fremde.

O Flüchtlingszeit, du ſchlimme Zeit,
Um dich nun trag' ich Angſt und Leid.
Ich lieb' es wohl, mit kurzer Raſt
In fernem Land umherzufahren
Mit friſchem Sinn und jungen Jahren,
An fremdem Herd ein lieber Gaſt.
Doch anders, wenn der Knechtſchaft Wort
Verſtieß vom eignen Herde fort,
Daſs er, dem Bettler zu vergleichen,
Der um ein Liebesmünzlein fleht,
Auf ſeiner Stirn des Schmerzes Zeichen,
Vor fremder Thüre betteln geht!
O Gott! wie Manchen ſah ich nicht,
Verhüllt das ſtolze Angeſicht,
Die Heimat fliehn mit Herzenspochen,
Heut erſt gebeugt, doch bald gebrochen!
Er ging, das Auge düſter hell,
Die Stirne bleich, geballt die Hände,
Und hoffte, daſs er drüben fände
Der jungen Freiheit Lebensquell:
Doch traf er auch am Seineſtrand,
An England's weißer Friedensküſte,
Ein Volk, dem eignen Schmerz verwandt,
Das ſtumm den ſtummen Fremdling grüßte,

Das Jenem gleich gekämpft, geſtritten,
Und Jenem gleich in Schmach gelitten.
Wie oft er ſtill geweint, wie oft
Die Fauſt er hob — wer mag es ſagen?
Wer weiß, wie lang' er noch gehofft,
Bis jeder Hoffnung Troſt erſchlagen, —
Und ſo geknickt, verlaſſen ſo,
Zuletzt ihm ſelbſt der Haſs entfloh!

Und wahrlich, die in ſolcher Nacht
Das arme Herz zur Ruh' gebracht:
Es waren nicht im Vaterland
Die ſchwächſten von den Freiheitsſöhnen,
Wir hörten oft, von Gluth entbrannt,
Ihr Wort im Tageskampf ertönen,
Das ſich mit männlich ſtolzem Klang
Hinüber in die Herzen ſchwang,
Und manche Bruſt, der Kraft bewuſst,
Erglühen ließ in Schlachtenluſt! —

„Paris! Du ſtolzer Freiheitshort!"
Wie anders klingt dies Zauberwort
Daheim an ſtillen Herdes Ruh',
Als in der Weltſtadt offnen Gaſſen,
Wo arm und ärmer immerzu
Der Heimat Träume bald verblaſſen;
Wo ſich ergießen Tag um Tag
In breitem Strom die Menſchheitswogen,
Und doch mit ſeiner Ruthe Schlag
Ein Narr die kluge Welt betrogen.
Paris! du Rom der jungen Zeit,
Du wandelſt heut im Trauerkleid,

Von Aſche fahl das edle Haupt,
Des Schwertes gar die Hand beraubt,
Das lange Haar verſtreut im Winde,
Das Aug' umflort von ſchwarzer Binde!
Man ſagt, du wurdeſt alt und grau . . .
O, ſteh empor, du heil'ge Frau,
Im Zorne ſchüttelnd deine Locken
— Das klingt wie Ruf der Sturmesglocken! —
Die Binde reißend vom Geſicht
— Das ſchallt, wie wenn man Ketten bricht! —
Das Auge hell von Haſs entbrannt
— Das glüht wie rother Fackelbrand! —
Bei Gott! ſo ſollteſt du erſtehn,
Und ſich die Völker wecken ſehn,
Ein Schlachtruf durch den Erdenraum,
Und dann ein Siegen wie im Traum,
Ein Grüßen hier und Grüßen dort,
Und rings ein einig Jubelwort:
„Dies Hoch der Republik! Und dies
Der Weltbefreierin Paris!“ —

Es brachte, wie Lothar, Auguſt
Noch manchen Traum der Hoffnungsluſt
Hinüber in das fremde Land,
Auf künft'ge Zeit den Blick gewandt.
Wie ſchlug in Sehnſucht Leiden nicht
Das Herz im Mittagsſonnenlicht,
Als von des Ruhmestempels Zinnen
Sie auf die Fluth herniederſahn,
Die drunten ſich auf weitem Plan
So oft in muthigem Beginnen
Gewuſst der Königsburg zu nahn!

Denn ewig ſiegen wird Paris,
Trotz Feſtung, Kriegsrecht und Verließ,
Sobald der Vorſtadt braune Maſſen,
Dem dumpfen Kellerraum entflohn,
Den roſt'gen Flintenlauf erfaſſen,
Der oft im Kampf erblitzte ſchon
Und niederſchlug den Fürſtenhohn!

Umglüht vom Sonnenlichte klar,
Vom Thurme hoch begann Lothar:
„Du ew'ge Stadt! ich grüße dich,
Ein Wandervogel aus der Ferne,
Der, folgend deinem Ruhmesſterne,
Der Heimat theurem Grund entwich,
Und glaubensvoll gen Weſten ſtrich!
Du biſt der Weltgeſchichte Herd,
Darauf der Zukunft Sterne glühen;
Ein glänzendes Rebellenſchwert,
Den letzten Thron in Staub zu ſprühen;
Du biſt der Völker Troſt und Licht,
Wenn ihrer Freiheit Glanz zerbricht!
Ich grüſſe dich, du ew'ge Stadt,
Mit deinem Schmerz und deinem Ringen,
Mit Luſt und Glanz und Gläſerklingen
Und deiner jungen Völkerſaat!
Ich grüße dich, o Seinefluſs,
Mit deiner Wogen lichtem Guſs,
Der um die Königsburgen ſpringt,
Und um des Armen Hütte klingt!

Und dich auch grüß' ich, Proletar,
In deines luſtigen Daches Kammer,
Mit Axt und Beil, mit Säg' und Hammer,
Die Stirne bleich und wirr das Haar!
In deine arbeitsmüde Hand
Iſt heut der Zukunft Loos gegeben,
Du wirſt für dich die Schätze heben,
Die lang' ein fremder Arm entwandt.
Ich weiß: ſie haben dich verklagt,
Wenn du, entfeſſelt deiner Schranken,
Im Streite laut das Wort geſagt,
Davon der Ordnung Pfeiler wanken:
Das Wort, davon die alte Welt
Der Sklavenzeit in Trümmer fällt,
Das dir zum Kampfe Muth verlieh —
Der Zukunft Loſung: Anarchie!
Uns aber rauſchte ſegensvoll
Dies heil'ge Wort auf allen Wegen,
Durch Brudermord und Haſs und Groll,
Ein Friedensengel, licht entgegen.
Umirren muſs von Land zu Land
Die Freiheit als verklungne Sage,
Bis, wie am erſten Schöpfungstage,
Die letzte Menſchheitsfeſſel ſchwand;
Bis von dem letzten der Geſetze
Der Krückenſtab zu Boden liegt,
Und aus zerbrochnen Wahnes Netze
Der Falter Geiſt gen Himmel fliegt,
Sich frei in freien Lüften wiegt!"

Nachſinnend gegenſprach Auguſt:
„O ſehnſuchtsheiße Menſchenbruſt,

Wie biſt du heut mit deinem Drängen
Zu träger Hoffnungspein verdammt,
Indeſs in ſtürmenden Geſängen
Der Liebesgluth Erwartung flammt!
Du beteſt um Geſtalt vergebens
Für deiner Träume Farbenſpiel —
Kaum daſs am Abend deines Lebens
Vom Licht des künſt'gen Morgenbebens
Ein matter Strahl hinüberfiel!
Denn unerbittlich iſt die Zeit,
Die, gleich Saturn die eignen Söhne
Verſchlingend, ſie dem Tode weiht,
Damit der Sieg den Vater kröne.
Willſt du um eine Stufe kaum
Die Menſchheit ſehen ſich entfalten:
So opfre deinen ſchönſten Traum,
Und laſs in deiner Seele Raum
Zerſtörungsgötter ſchmerzlich walten.
Ein jeder Lichtgedanke ſchwingt
Hinaus ſich in die Kämpferbahnen,
Die Geiſter um Geſtalt zu mahnen,
Bis er in alle Herzen klingt;
Doch glaube nicht, daſs über Nacht
Der alte Bau zuſammenkracht,
Und dich, in Sonnenglanz geborgen,
Begrüßt ein junger Lebensmorgen!
Es gilt ein Harren, bang und ſtill,
Wenn in des Weltenlebens Fülle
Sich aus verborgner Knoſpen Hülle
Ein neuer Lenz entfalten will.
Da muſs der Winter erſt zergehen
Und wärmer erſt die Sonne glühn,

Bevor aus Schnee und Froſteswehen
Begrabne Blumen auferſtehen,
Und mit dem erſten Blättergrün
Dem Lichte hell entgegenblühn!“ —

Ein Jahr vorbei … und noch ein Jahr …
Umhüllt vom Mantel, ging Lothar
Allein durch finſtrer Straßen Schacht
Nach Haus in ſpäter Mitternacht.
Kalt pfiff der Wind. Vom Himmel fiel
Der Schnee herab in dichten Flocken,
Und legte ſich in neckiſchem Spiel
Dem Wandersmann um Bart und Locken.
Und wie er nun mit feſtem Tritt
An Saint Louis vorüberſchritt,
Sah neben ſich er einen Zweiten
Unheimlich ſeinen Weg begleiten.
Stark war die mächtige Geſtalt,
Das Haupt von ſchlichtem Haar umwallt,
Und unter buſchig finſtern Brauen
Ein funkelnd Augenpaar zu ſchauen.
Wie jetzt Lothar dem ſeltnen Gaſt
Entweicht, zum Strand die Schritte lenkend,
Vertritt ihm Der den Weg, und faßt
Am Kleid den Fliehenden mit Haſt,
Und ſpricht, den wucht'gen Hammer ſchwenkend:
„Ei, feines Herrchen, wartet doch!
Ob Ihr den Armen auch vermeidet:
Mit Euch zu reden hab' ich noch,
Eh' ſich mein Weg von Eurem ſcheidet.

Seht her, Ihr tragt ein fein Gewand,
Mir fehlt das Tuch, den Leib zu decken —
Muſs ewig denn der vierte Stand
Im Froſt die matten Glieder ſtrecken?
Wir tauſchen, denk' ich . . . Euer Gold
Es mag wohl meine Lumpen gelten —
Was zögert Ihr? Ich ſpaße ſelten,
Drum eilt Euch, wenn Ihr nimmer wollt,
Daſs Euch des Armen Waffe grollt!"

Lothar mit feſtem Tone ſpricht:
„Mich kümmert Euer Drohen nicht,
Und wüſst' ich wahrlich, als mein Leben,
Euch Nichts von ſonderm Werth zu geben.
Ein Kämpfer bin ich, jung und froh,
Der, um des Armen Recht zu ſtreiten,
Vordringend durch die Fluth der Zeiten,
Der Knechtſchaft trägem Bann entfloh.
Ich könnt' euch ſagen, wie daheim
Der Haſs ſich band an meine Sohlen,
Weil ich in kräft'gem Spruch und Reim
Des Zornes Feuer ſchlecht verhohlen;
Und wie zuletzt mit ſchrillem Klang
Ein Rachelied zu allen Stunden
Von altem Leid und friſchern Wunden
Durch meine ſtillen Nächte ſang —
Doch mit des eignen Herzens Qualen
Lieb' ich es nimmer, Freund, zu prahlen.
Zu Boden ſchlagt Ihr ſchon den Blick
Und laſſt die müden Arme ſinken,
Ihr ruft zum Kampfe das Geſchick,
Und doch — Ihr zögert, Blut zu trinken?

Nein, alſo nicht! Den Blick empor!
Ich dürfte nimmer Euch verklagen,
Daſs ſich in dieſes Jammers Tagen
Zu euch das müde Recht verlor.
Nicht trägt der Einzelne die Schuld:
Geſellſchaft! dein iſt das Verbrechen —
Mag ſich an dir der Kühne rächen,
Ertrotzend ſich des Schickſals Huld!
Bei Gott! ſie haben's ſchlimm getrieben
Mit Schlangenwort und Judaskuſs,
Daſs man bei Räubern noch und Dieben
Den Welterlöſer ſuchen muſs!
Zu ſchmeicheln hab' ich nicht gelernt —
Doch ohne Haſs und ohne Thräne
Dem Troſs, bebändert und beſternt,
Werf' ich die Loſung in die Zähne:
Es wird aus niedrer Hütte Schoß
Zum zweiten Mal der Held geboren,
Und mit der Stirne, frei und groß,
Aufräumen in dem Kram der Thoren;
Er hebt das Schwert — die Fahne weht,
Im Kampf das Erdenrund erzittert,
Er winkt — und eine Welt zerſplittert,
Er winkt — und eine Welt erſteht!"

So nun Lothar. Der Andre drauf:
„Entwaffnet habt Ihr mein Verlangen,
Doch eh' wir ſcheiden — merket auf! —
Sollt Ihr mein Lebensbild empfangen.

Mein Vater war ein armer Mann,
Die Mutter arm, und arm geſtorben,
Ein welkes Blatt, im Herbſt verdorben . . . .
Ich blieb allein, — ein armer Mann.
Was ſollt' ich mich in Kampf und Plagen
Um ſchlechtgelohnte Arbeit, mühn,
Wenn doch nach langen Schmerzenstagen
Dem Armen keine Freuden blühn?
Ich ſah die Welt, ich ſah die Reichen,
Wie ſie der Herrſchaft goldne Pracht,
Gekrönte Bettler, ſich erſchleichen,
Durch Raub gewinnen Glück und Macht.
Ein gleiches Recht iſt euch und mir . . .
Was Müh' und Noth? — ich will verzehren!
Treu, Welt! befolgt' ich deine Lehren:
Was du verweigert, nahm ich dir!
Bei Tage ſtand ich vor Paläſten,
Ein Bettler, flehend am Portal,
Und ſprach gebeugt zu reichen Gäſten:
‚O lindert, lindert meine Qual!‘
Doch wenn, der Sterne Glanz zu wecken,
Die letzte Abendröthe ſchied,
Ward ich der ſpäten Wandrer Schrecken,
Der ſtumme Bettler ward Bandit!
Und hört' ich fern den Häſcher ſchreiten,
Dann ſank ich nieder am Portal,
Und ließ den Schmerzensruf entgleiten:
‚O lindert, lindert meine Qual!‘
Am Morgen nur die Bettlergabe,
Am Abend braucht' ich rothes Gold,
Und beſſer, als die Hand am Stabe,
War mir des Räubers Waffe hold.

Wie Jene, wollt' ich in Paläſten
Voll Silberglanz und Kerzenſchein
Dereinſt bei Spiel und Tanz und Feſten
Mein Leben all der Freude weihn.
Doch bis dahin, ein Kind der Sorgen,
Das ſcheu die dunklen Pfade zieht —
Ja, bis zu jenem Lebensmorgen
In Nacht und Fluch und Tod geborgen,
Bleib' ich ein Bettler und Bandit!"

Er ſprach's. Und ſchweigend in die Nacht,
Die ſtürmiſch um die Schläfer wacht,
Sah ihn Lothar die Schritte lenken
Und um die nächſte Ecke ſchwenken.
Noch ſchnob der Wind. In leichtem Spiel
Gewirbelt Flock' um Flocke fiel,
Am Himmel hoch die Wolke flog,
Die Welle leis vorüberzog,
Und ſinnend ſchlich durch Sturm und Graus
Der junge Pilger trüb nach Haus.

IV.

Sonnenaufgang.

Die Rebellenſchlacht.

Mein Roſs iſt ſchneller als die Zeit!
So recht dem Steppendienſt geweiht,
Hinbrauſt es mit geſtrecktem Huf,
Wo nur erklingt der Schlachtenruf!
Das Auge ſprüht, die Mähne wallt,
Der Sporn ſich in die Flanken krallt —
Ein wilder Ritt die Welt entlang,
So ſpringt es an im Schwerterklang!
Und heute hier, und morgen dort,
Und weiter fort von Ort zu Ort,
Bis auf der Zeit verglaſten Flächen
Reiter und Roſs zuſammenbrechen,
Und ſie umhüllt als Todtenkleid
Der Dünenſand: Vergeſſenheit!

Noch biſt du ſtark, mein Flügelroſs,
Ob Pfeil auf Pfeil die Bruſt durchſchoſs
Und roth dein Blut zur Erde floſs!
Friſch auf! die Wunde ſteht dir gut,
Wenn hell das Auge, kühn der Muth!

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Auf! daſs der Huf den Boden ſtreicht,
Eh' dich die Fürſtenhaß erreicht,
Die gern mit ihrer Meute Schar
Zerreißen will dein Schwingenpaar! —
Denn weh, verloren ging die Schlacht,
Verloren, verloren in Tod und Nacht;
Der Geier kreiſt in den Lüften hoch,
Der Leichenrabe dahinter zog —
Greif aus, greif aus in dunkler Nacht,
Eh' über den Bergen die Sonne lacht,
Greif aus, eh' der Rabe die Beut' erſchaut,
In den Bug der Geier die Krallen haut,
Eh' den Weg die Kugel des Todes fand —
Greif aus, greif aus in der Zukunft Land!

Du weißt: erſcheinen wird der Tag,
Der, gleich der Roſ' im Blüthenhag,
Des Kampfes Roſen in Mannesbruſt
Erglühen läßt in Schlachtenluſt,
Da neu die alte Wunde brennt,
Und Kling' und Klinge zuſammenrennt!
Dann kehren heim aus fremdem Land
Die Kämpfer alle zum Heimatſtrand:
An Main und Donau, an Elb' und Rhein —
Die Schwerter glitzern im Morgenſchein,
Im Winde flattern die Fahnen roth,
Und winken Sieg und winken Tod!
Dann träumen auch wir den alten Traum,
Durchfliegen ſtürmend den Erdenraum,
Trieft von den Flanken der weiße Schaum,
Sinken zuſammen und wiſſen's kaum,

Fallen Beid' in heiligem Krieg,
Trotzend dem Tod und lächelnd dem Sieg! . . .
Doch ſieh — dort über den Bergen lacht
Der Zukunft Paradieſespracht! —

Halt an, Poet! Die Menge ſchreit:
„Du überflügelſt Raum und Zeit,
Indeſs, in Kerkerhaft gebunden,
Das Volk verglüht an ſeinen Wunden!“
Ich hört' es wohl! Die Feſſel klingt
Mit dumpfem Lied in meine Träume:
Doch zwiſchen Nacht und Kette ſingt
Ein Auferſtehungslied und ſchwingt
Sich frei in alle Weltenräume.
Das iſt des Dichters heilig Recht,
Daſs er des Augenblickes Weilen,
Der Stunde bannendem Geflecht,
Mit ſtolzem Fluge darf enteilen.
Verſchmähen wird er immerdar
Den blutbefleckten Weg der Maſſen,
Und ſich, ein kühner Felſenaar,
Auf goldbeglänztem Schwingenpaar
In Lichtesferne tragen laſſen.
Ein Funke ſpricht von jeder Luſt,
Von jeder Täuſchung eine Zähre
In ſeine klangerfüllte Bruſt,
Damit er ſie zum Lied verkläre;
Doch Gram und Noth verſcheiden bang,
Und nur die Hoffnung läſſt er ſingen,
Und nur das Leben läſſt er klingen,
Bis jedes Herzens Feſſel ſprang.

Er läſſt, ein dämmernd Traumgeſicht,
Vor euch der Zukunft Bilder treten —
Ihr nennt den Dichter ja Propheten,
So macht ſein Wort zur Lüge nicht!
Zeit iſt's, daſs ihr mit Luſtgebärde
Des Kampfes blutig Eiſen ſchwingt,
Daſs Teutſchland frei und mächtig werde,
Bis jubelnd durch die weite Erde
Ein ſtolzer Siegeshymnus klingt! — —

So kam es ... Wann? Das weiß allein,
Der in das Dunkel blitzt hinein,
Des künft'gen Tages Flammenſchein.

Vom Berge rief der Freiheit Horn,
Das klang wie Sturm und Donnergrollen,
Das hat den alten Rebellenzorn
Mit einem Liede wachgeſchollen.
Sie kommen von Berg und ſie kommen von Thal,
Aus Kellern herauf und dumpfen Gemächern,
Von Speichern herab, von Böden und Dächern,
Vom Hunger geweckt und jeglicher Qual —
Wer nennt ihre Namen, wer zählt ihre Zahl?
Sie tauſchen um blanke Musketen die Knittel,
Um Freiheitslöhnung den Sklavenſold,
Um Soldatenkleider die lumpigen Kittel,
Des Armen Noth um des Reichen Gold.
An ihrer Spitze die kühnen Verbannten,
Die Fürſtengehetzten, Geſchmähten, Verkannten,
Die Kämpfer von Baden, die Kämpfer von Wien,
Von Donau, Neckar und Rhein und Elbe,

Die Männer von Dresden, von Prag, Berlin,
Von Ofen, Kapolna und Debreczin,
Und die Roma's Schlachtenſonne beſchien:
Für Alle heut das Banner dasſelbe —
Dasſelbe Banner, das „eine Roth“,
Das ſie führt in den Sieg, das ſie führt in den Tod! —

Doch Stille nun. Vom Thale lenkt,
Das ſchwarze Bannertuch geſenkt,
Die trotzige Stirne fremd der Gnade,
Heran die Märtyrerbrigade.
Sie treten düſter in den Kreis,
Und ſchweigend heben ſie die Fahnen,
Auf deren Grund mit Lettern weiß
Viel' heil'ge Namen ernſt und leis
Zum Werke der Vergeltung mahnen.
Die Robert-Blum-Kolonne ſchwingt
Ihr dunkles Zeichen in die Lüfte,
Und thatenvoll Erinnern klingt
Um all' die theuren Heldengrüfte.
Zum Schwur des Kampfes hingekniet,
Entblößen ſtill ihr Haupt die Maſſen;
Dann ſeht ihr ſie zum Schwerte faſſen,
Und auf zum Morgenhimmel zieht,
Ein Kampfgebet, ihr

Rachelied.

Ihr warft uns nieder auf den Grund
Bei wilder Schlachtmuſik,
Doch rief der todesbleiche Mund
Ein Hoch der Republik!

Zertreten unſrer Fahne Zier,
Verloren unſre Sache —
Ein ander Schiff beſteigen wir:
Das ſchwarze Schiff der Rache!

Wie flammte jüngſt der Liebesbrand
In Herzen, kühn und ſtolz,
Und rankte gar ein Blüthenband
Um dürrer Throne Holz;
Vorüberging der Friedenstraum
In grünem Waldesdache —
Durch Sturm und Riff und Wellenſchaum
Trägt uns das Schiff der Rache!

Die Fluth iſt da! den Kampf erſehnt
Der Herzen junger Haß,
Die ſtarre Hand aufs Schwert gelehnt,
Und keine Wimper naß:
Das Kugelrohr zum Schuß geſenkt —
O, haltet kühn die Wache,
Bis in der Zukunft Hafen lenkt
Das Siegesſchiff der Rache!

Horch! war Das nicht Trompetenton?
In Ordnung ſtellen ſich die Reihen,
Der Vater hier, und hier der Sohn,
In Kampfbegierde glühend ſchon,
Vom Joch die Heimat zu befreien.
Ein Blitz — da fiel der erſte Schuß!
Nun Trommelſchlag und Horngeſchmetter —
Anbrauſen ſie wie Sturm und Wetter,
Ein thalab ſchwellender Wogenguß.

Die hauen ſich kühn die blutige Gaſſe,
Und ſinken zuſamm im vorderſten Troſs;
Die wälzen ſich vor in geſchloſſener Maſſe,
Ein bajonettumſtarrter Koloſs;
Sie rücken heran mit ehernem Gange,
Geſenkt die Muſkete, die Kugel im Lauf —
Wer ſteht vor ihrem zernichtenden Drange,
Wer hält die blutigen Schnitter auf?
Und hier die Reiter! wie ſchnelle Gedanken
Durchfliegen ſie jauchzend das offene Feld,
Sie ſprengen die Schwanken, ſie brechen die Flanken,
Daſs dröhnend die Erde vom Hufſchlag gellt;
Nun grad in das Feuer! die Roſſe packen
Der Fürſten prunkende Übermacht;
Und nun den Fliehenden dicht auf den Hacken,
Die Schwerter ziſchend in feindliche Nacken;
Und wieder mitten zurück in die Schlacht!
Kanonen brummen, verſtummen und brummen,
Kartätſchen raſſeln und praſſeln hinaus,
Kugeln und Kugeln pfeifen und ſummen,
Rappengewieher und Sturmgebraus!
Flintengeknatter und Erzesklirren,
Trompetengeſchmetter und Trommelklang,
Hähne blitzen und Lanzen ſchwirren —
Die Sinne raſen, die Augen flirren
In Sterberöcheln und Schlachtgeſang!

Seht dort von Pulver und Staub die Wolke!
Da kämpfen die Heere, da kühn erficht
Der Proletarier Sieg dem Volke,
Das ſelber heute ſein Schickſal ſpricht.

Geworfen bis zu den letzten Schanzen,
Entflieht der Könige bebend Heer,
Ereilt von ſchnellen Uhlanenlanzen,
Von ſich ſchleudernd Muſketen und Ranzen,
Hilfe ſuchend bei Gräben und Wehr;
Und hinter ihnen die flinken Rebellen,
Die Robert-Blum-Kolonne voran,
Die ſchwarze Brigade, die Todesgeſellen,
Die Gräberkohorten, die racheſchnellen:
Die „Trützſchler“, „Dortu“ und „Tiedemann“.

Hörnerſignal! Im Rücken den Freien
Wettert heraus Kanonengeblitz,
Schlägt hinein in die kämpfenden Reihen,
Stieben zurück ſie ſchwankenden Tritts.
Aber der Fürſten rothe Huſaren
Folgen, den Handſchar im Gürtelring,
Setzen nach den betroffenen Scharen,
Die ein liſtiger Feind umging.
Sereczaner mit rollenden Blicken,
Flücht'ger Koſack und bunter Kroat
Schwingen die Lanzen jauchzend, und ſchicken
Nieder die Säbel zu blutiger Mahd.
Ha! ſchon ſeh' ich die Unſern weichen,
Sehe verzagen die Maſſen ſchon,
Sehe die Führer vor Wuth erbleichen,
Hoch aufblitzen der Sieger Hohn.
Plötzlich doch in dem ſchwankendſten Haufen
Hebt Auguſt das Todesgeſchoß,
Sprengt den Rappen mit Nüſterſchnaufen
Mitten hinein in der Feinde Troß;

Aus der Gegner vorderſtem Schwarme
Reißt er der Fahne gelapptes Tuch,
Schleudert es fort mit nervigem Arme
Grad in der Freunde dichteſten Zug;
Bruſt und Stirne von Blut umfloſſen,
Läſſt er ſinken die müde Hand,
Und getroffen von hundert Geſchoſſen
Stürzt er hinab in den feuchten Sand.
Aber, des Freundes Tod zu rächen,
Führt Lothar die Brüder zum Strauß,
Nutzt mit Sorge des Feindes Schwächen,
Ordnet den Keil, ihre Flanke zu brechen,
Sendet die Reiter zum Stoße aus;
Bald voran im blutigſten Treffen,
Bald die Fechter entlang geſprengt,
Weiß er die feindlichen Kugeln zu äffen,
Rings von Todesgefahr umdrängt.
Alſo kämpfen ſie groß und muthig,
Wo die Palme der Schlachten winkt,
Bis am Abend im Weſten blutig
Über den Bergen die Sonne ſinkt.

Dann kam die Nacht. Noch war entſchieden
Der Heere Siegesſchickſal nicht,
Und nur ein kurzer Schlummerfrieden
Umfing der Kämpfer Augenlicht;
Ob in der Wächter Hut geborgen
Ein Traum die Schläfer ſtill erfreut:
Es war die Raſt nur vor dem Morgen,
Wo ſich der Todeskampf erneut.
O trübe Nacht! wie viel' der Schmerzen
Birgſt du, wie viel' gebrochne Herzen

In deines Schleiers dunklem Tuch
Zu deiner Sterne blaſſem Schimmer
Ertönt wie mancher Bruſt Gewimmer,
Wie manch ein letzter Sterbefluch!
Du zählſt die Seufzer und die Wunden,
Die qualdurchwütheten Sekunden,
Wie um ſein Gold ein Reicher wacht:
Du hältſt um all' die Todesklagen
Des Gleichmuths Mantel umgeſchlagen,
Gefühllos kalte Friedensnacht!

Das Inſurgentenlager dort!
Wie in des Kampfes blut'gen Bahnen,
Seht ihr mit freudig ſtolzem Wort
Die Führer jetzt das Volk ermahnen
Begeiſtrung ruht in ihrem Blick,
Wenn ſie vom heut'gen Tage ſprechen,
Wie er begann, die Schmach zu rächen,
Und ſiegen muſs die Republik:
Dann ſchaut ihr ſie die Stirne ſenken,
Gebeugt von ernſtem Mannesſchmerz,
Wenn ſie der Freunde ſtill gedenken,
Die hingerafft das Schlachtenerz.
Das war ein Tag! ſo Mancher fiel,
Deſs Namen keine Lieder nennen,
Ein Held, den kaum die Brüder kennen,
Ein Blatt im Herbſt, der Lüfte Spiel!
Die Mutter ſucht im Trauerkleide,
Der Vater ſucht am Wanderſtab
In grünem Hag, auf dürrer Heide
Umſonſt des Sohnes Heldengrab

Und nun die Andern, die gefangen
Der langen Pein gewärtig ſind,
Bis hinter Schloſs und Eiſenſtangen
Die Nacht das müde Haupt umſpinnt;
Bis ſie vielleicht im tiefſten Schlaf
Getös und Riegelklirren traf,
Wenn ſie, vom Traum emporgeſchreckt,
Zum letzten Gang der Büttel weckt!

So mein Lothar. Ihn hat der Muth
Zu weit ins Feld hinausgetragen,
Daſs, fern der Schlachtgefährten Hut,
Des Gegners Roſſe ihn erjagen.
Verzweifelnd braucht er ſeine Wehr,
Nach rechts und links die Hiebe lenkend,
Bis, rings den Kämpfenden umſchwenkend,
Ihn niederzwingt der Feinde Heer.
Mit Schimpfen zerren ſie ihn fort,
Froh, daſs der junge Held gefangen,
Mit rachedürſtendem Verlangen
Begehrend ſchnell das Richterwort.
Ein Jubelton! die Luft durchſchneiden
Die Flüche wilder Leidenſchaft,
Und Racheblicke frech ſich weiden
An des Gefangnen ſtolzer Kraft.
Er ſtand verklärt, ſein Auge glänzte,
Aus ſeinen Wunden troff das Blut,
Und ſeine bleiche Stirn umkränzte
Der Abendſonne letzte Gluth.

Sein Tod.

Die Nacht iſt lau. Im Kerker wacht
Lothar in tiefer Mitternacht;
Sie haben ihm den Stab gebrochen,
Auf morgen ſchon den Tod geſprochen,
Und ruhig harrt dem Sonnenſtrahl
Entgegen er zum letzten Mal.
O wie, von Heldenluſt entbrannt,
Der Jüngling vor den Richtern ſtand,
Ein Schächer nicht, — ein ſtolzer Kläger,
Der freien Zukunft Würdenträger!
Er ſprach: „Ihr habt zu Knechtesfrohn,
Verſpottend Gnade und Erbarmen,
Gekittet den zerfallnen Thron
Mit Bürgerblut und Schweiß der Armen.
Der Völkerzwietracht rothen Brand
Habt ihr geſchleudert in das Land,
Der Scheiterhaufen Holz geſchichtet,
Schafott und Galgen aufgerichtet,
Daſs, wo gewandelt eure Schar,
Ein Golgatha die Erde war!
Rebellen habt ihr uns geſchmäht,
Wenn euer Schwert uns niedermäht,

Indeſs vor eurem Brudermord
Die letzte Freiheitsſaat verdorrt —
Wohlan, des Zornes Wogen ſchwellen,
Das Recht beſchirmen die Rebellen,
Und trotzig ſpricht der Zukunft Sohn
Dem Standgerichte Fluch und Hohn!
Soll' ich, geheim die Fauſt geballt,
Am Richterſtuhle der Gewalt
Des Freien ſtolzen Sinn zerbrechen,
Und dann geknickt von „Gnade“ ſprechen?
Fürwahr, ihr ſeid die Richter nicht,
Trotz Rachebeil und Kriegsgericht,
Und vor den Schranken dieſer Zeit,
Die mit dem Schwerte ſich befreit,
Als Kläger fordr' ich zu Gerichte
Ob eurem Spruch die Weltgeſchichte!
Die Sklaven hier, die Freien dort —
Es giebt nur ein Verſöhnungswort!
Den Thron entzwei! entzwei den Strick!
Und hoch die eine Republik!...
Vernichtet mich. Am Hochgericht
Vertheidigt ſich ein Freier nicht!“

Sie fragten ihn die Kreuz und Quer —
Er zuckte kaum die Lippen mehr;
Sie quälten ihn um Dies und Das —
Er ſchwieg — ſie wurden kalt und blaſs;
Sie forſchten ſanft, ſie baten mild —
Er harrte ſtumm — ſie wurden wild:
„Wohlan, ſo ſterbe der Rebell!“
Sie zitterten — er lachte hell,

Und ging — mit ihm die Schergenwacht —
Hinweg in ſeiner Zelle Nacht.

Ihn nicht — er ſelber floh den Schlaf,
Und jeder Blick des Mondes traf,
Ein Himmelsgruß, mit ſtillem Frieden
Den Wacher, dem der Tod beſchieden
An ſeinem Geiſte neckend flog
Vorbei der Jugendjahre Träumen,
Und Glück und Schmerz vorüberzog
In ſeines Kerkers engen Räumen:
Er dachte, wie, ein toller Gaſt,
Er froh den Lebenswein verpraſſt,
Und vor dem letzten noch der Züge
Der Tod ihm nun das Glas zerſchlüge.
Des Freundes dann gedenkt er leis,
Der mit dem Schwert ein Lied geſungen,
Um deſſen Heldenlorberreis
Sich ein Cypreſſenkranz geſchlungen;
Und jedes Freundes denkt er auch,
Der je mit einem Liebeshauch
Des Herzens ſtillverborgnes Sehnen
Sich ließ zu luſt'ger Flamme dehnen,
Und Händedruck und Lieb' und Kuſs
Umrauſchen ihn als Todesgruß!
Bald lag er auf des Felſens Rand —
Vom Thal ein ſanftes Hörnerklingen,
Studentenluſt und Liederſingen,
Wie eine weiße Zauberhand;

Bald wandelt er im „Schweizerthal“,
Edwin, der Freund, an ſeinem Arme,
Und läſſt die Bruſt, die lebenswarme,
Erglühn im Abendſonnenſtrahl;
Bald wieder ſchweift er durch Paris,
Und träumt von Barrikadenſtürmen,
Wie von den alten Glockenthürmen
Der Ruf die Stadt ſich waffnen hieß —
Und jedes Bild vergangner Zeit
Durchfliegt ſein Blick mit Luſt und Leid,
Bis er, von Wonne ganz umfangen,
Mit morgenfriſch erglühten Wangen
Auf ſtolzer Dichtung Wogen zieht,
Und jubelnd ſingt ein

Schwanenlied.

Leb wohl, du luſtiges Leben,
Leb wohl, du fröhliche Welt,
Du ſeliges Schaffen und Weben
Unter dem Sternenzelt!

Lebt wohl, ihr guten Geſellen,
Lebt wohl! Die ſiegende Zeit
Badet ſich jung in den Wellen
Lächelnder Seligkeit!

Das wird ein Rauſchen und Weben,
Der letzte Zwinger zerfällt —
Leb wohl, du fröhliches Leben,
Leb wohl, du ewige Welt!

Aufgeht das Thor, die Träume fliehn,
Und in den Kerker tritt — Edwin.

Edwin! du lebensvoller Geiſt,
Von Schmerz die Seele heut entglommen
In dieſem Kerker, was verheiſst
In ſpäter Todesnacht dein Kommen?
Es hat Lothar die Kunde ſchon
Gehört, daſs mit der Feinde Hohn,
Der eine Welt in Haſs entzündet,
Dein frommer Glaube ſich verbündet.
Er ſah dich in der blut'gen Schlacht
Genüber in der Söldner Scharen,
Und dachte ſtill, daſs in die Nacht
So manch ein heller Stern gefahren,
Und dachte, wie des Glaubens Trug
Des Geiſtes Kraft in Feſſeln ſchlug,
Wie überall die Schrift der Lüge
Getilgt des Herzens Flammenzüge,
Wie Jugendfreundſchaft, Lieb' und Luſt
Erſtarb vor der Geſetze Wuſt.

Die Hand Edwin's ergriff Lothar,
Und bot ihm leichtes Grüßen dar:
„Was iſt es, das in ſpäter Nacht
In meinen Kerker dich gebracht?
Willkommen ſei! Das Morgenroth
Steigt auf und kündet mir den Tod;
Ich harre ſein, mit hellem Blick,
Und ſoll mein Blut die Gräſer färben:
Ich ſegne dieſer Zeit Geſchick,
Und ſegne mich und mein Verderben —
Fürwahr, nichts Leichtres, als zu ſterben!

Die Stirne lächelnd wie im Traum,
Zum Richtplatz wandl' ich wie zum Feſte —
Da grüßen mich am Waldesſaum,
Von Blüthen weiß, die grünen Äſte,
Da mit der Trommeln Grabesklang
Vermiſcht ſich hell der Lerche Sang,
Die grüßt mich aus der blauen Luft,
Und dampfend wallt der Morgenduft —
Ein Winken dann — die Schüſſe knallen —
Ein junger Kämpfer iſt gefallen,
Und ſiegend rauſcht die fernſte Zeit
Den Segensruf: Unſterblichkeit!"

Edwin begann: „Vorüber iſt
In Kurzem deine Lebensfriſt:
Geworfen haſt du ſelbſt dein Loos,
Geſchmiedet ſelber deine Ketten:
Doch birgt der Stunde finſtrer Schoß
Ein einzig Mittel, dich zu retten.
Die Stirne wirf ſo trotzig nicht
In Falten, glätte dein Geſicht,
Und ruhig nimm das Wort entgegen,
Der Lebenshoffnung Luſt und Segen.
Streng iſt und eiſern das Geſetz,
Entſühnend jegliches Verbrechen,
Es iſt des Staates ehern Netz,
Das nimmer ſtraflos zu durchbrechen;
Es lenkt die Welt, ein göttlich Buch,
Erhaben über Lieb' und Haſſen,
Und lehrt uns, ſeinen Richterſpruch
Gehorſam-gläubig ſtill erfaſſen:

Doch weiß es mit Verſöhnungsmacht
In Gnade ſelbſt den Tod zu wandeln,
Wenn ihm als Opfer dargebracht
Der Sünder reuevolles Handeln.
Dir wird vergeben das Gericht,
Wenn ſeinen Trotz dein Geiſt zerbricht —
O laſs des Träumens irre Pfade,
Und folge mild dem Weg der Gnade!“

Mit Lächeln drauf verſetzt Lothar:
„Mit Luſt gedenk' ich noch fürwahr
Der Zeit, da wir ſo manche Nacht
Am Rheinesufer einſt durchwacht:
Wie du, ein freundlicher Genoſſe,
Geöffnet mir das Zauberſchloſs
Des Corpus juris, des vertrackten,
(Geſpenſter drin: Geſetz und Akten),
Und Paragraphen, groß und klein,
Herausgehüpft im Lampenſchein.
In Manchem haſt du mich belehrt,
Doch blieb ich ein verſtockter Knabe,
Aus welchem bei dem Moſesſtabe
Des Rechtes nie ein Tropfen fährt,
So lang' des Rechtes Grund das Schwert.
Mir blieb der Jugend Traumgedicht:
Daſs in vergilbten Pergamenten,
In Bücherſtaub und Akten nicht
Des Rechtes goldne Züge brennen;
Tief las ich in der eignen Bruſt,
Und was die Stimme da geſprochen,
Das ſchrieb ich nach mit heller Luſt,
Und rief hinaus des Herzens Pochen.

So kam es wohl, daſs unſer Spruch
Ineins mit eurem nicht geklungen,
Daſs wir nach anderm Bibelbuch
Der Zukunft hohes Lied geſungen —
Doch jubelnd zog durch Wald und Flur
Das Corpus juris der Natur!...
Was Gnade! Gnade will ich nicht,
Die meiner Ehre Glanz zerbricht:
Wo nimmermehr das Recht zu ſuchen,
Weiß der Gewalt ich nur zu fluchen!
Hinweg — und ſprich den Henkern dort
Mein richtendes Rebellenwort!"

Er ging. Im Kerker blieb allein
Lothar. Der Morgenſonne Schein
Ergoſs ſich hell mit weißem Strahl
Hernieder in das Erdenthal;
Am Wieſengrund der Nebel braut,
Und horch! die Lerche ſchmettert laut,
Mit Jubelruf vom Himmelszelt
Zu wecken rings die Schlummerwelt.

Und wieder öffnet ſich das Thor —
Ein ſchwarzer Prieſter tritt hervor,
Und will, das Amtsgeſicht in Falten,
Den Grabſermon dem Jüngling halten;
Der aber ſtopft dem Schwarzen ſchnell
Der wohlbedachten Rede Quell.

Er ſpricht: „Nach Troſt begehr' ich nicht,
Erſparen mögt Ihr Euch die Pflicht;

Ich weiß mich Sünder nicht zu nennen,
Und könnt' Euch keine Schuld bekennen.
Man ſagt: ich war ein Atheiſt,
Weil ich des Glaubens Trug zerſpalten,
Der ſchon ſeit tauſendjähr'ger Friſt
In Feſſeln unſer Herz gehalten.
Mir war die Menſchenbruſt ein Herd,
Darauf die Liebesfackel brannte,
Und, glückverlangend, Kreuz und Schwert
Aus ihrem Heiligthum verbannte:
Die weite Erde mein Altar,
Mein Kirchendach die Waldeshallen,
Drin tauſendkehlig, rein und klar,
Der Vöglein Lieder ſüß erſchallen;
Und jeder Leib ein Gottesbild,
Daraus der Born des Lebens quillt,
Darin der Sehnſucht Quelle rauſcht,
Und ſtill dem eignen Drange lauſcht!
Verſöhnung fand ich Jahr um Jahr,
Wenn ſich das Korn in Brot gewendet,
Und mir die Rebe duftig klar
Des Weines Traubenblut geſpendet.
Nicht zürnen ſollt ihr, daſs die Zeit
Zu junger Liebe ſich befreit,
Daſs aus der Zukunft heil'gem Schoß
Sich neue Tempel kühn erheben,
Und mit der Zinne frei und groß
Auf ſtolzem Grund gen Himmel ſtreben;
Denn nimmer hemmtet ihr die Fluth,
Die brauſend in die Welt ergoſſen,
Und rings die Herzen aufgeſchloſſen
Zu einer hohen Andachtsgluth,
Zu freiheitstrunknem Opfermuth!

Ihr ſeht: verloren hat der Tod
Den Stachel ſelbſt für unſre Scharen,
Die, wenn der Blitz herniederloht,
Die Luſt des Lebens noch bewahren,
Daſs Well' auf Welle ſteigt und fällt,
Bis eure Königsburg zerſchellt!
Dem Leben nur iſt Sieg beſchieden,
Ihr ſeid die Todten — ruht in Frieden!"

Mit Zürnen ging der Prieſter fort,
Von eignem Grabeslied umklungen,
Als hätte ein Prophetenwort
Sich in die Welt hinausgeſchwungen.
Lothar indeſs im Kerker ſtill,
Den Geiſt in ferne Welt getragen,
Vernimmt der Stunde letztes Schlagen,
Das ihm den Tod verkünden will.

Und wieder öffnet ſich das Thor,
Daraus der Büttel tritt hervor;
Ein „Marſch!" und keine Silbe mehr —
Die Pforte dröhnt — die Zell' iſt leer!

Sie ſchreiten ſtumm den Weg entlang
Bei Wirbelſchlag und Trommelklang;
Soldaten vorn zu Fuß und Roſs,
Lothar, umringt vom Schergentroſs;
Soldaten wieder hinterdrein —
So geht es in die Schlucht hinein.

Ein „Halt!" und lächelnd wie zuvor
Tritt aus dem Troſs der Jüngling vor,

Und ruft mit ſiegeshellem Blick
Ein Hoch der deutſchen Republik!
Ein Wink — ein Blitz — die Salve kracht —
Zur Erde ſinkt ein Todter ſacht....
Doch fern die Kampfeswogen ſchwellen,
Den Tod zu rächen des Rebellen. — —

O luſtig Bild am andern Tag!
Die Welt im Frühlingsſchimmer lag,
Und auf den Gräſern — ſtumme Schau! —
Blinkende Perlen von Blut und Thau,
Roſen des Kampfes und Thränen der Luſt,
Jubelndes Singen aus Mannesbruſt!
Geſchlagen ward die letzte Schlacht,
Das letzte Schwert zum Pflug geſchmiedet,
Der letzte Held zu Grab gebracht,
Und von der Liebe Hauch umfriedet.
Die Völker boten ſich die Hand,
Die junge Republik zu krönen,
Und mit der Freiheit goldnem Band
Vergangne Schmerzen zu verſöhnen,
Und jauchzend ſang ein Friedensklang
Die weite, weite Welt entlang

* * *

Rothe Lieder.

Erſtes Buch.

Prolog.

Auf! rüſte dich zur Liederſchlacht,
Mein Hippogryph, im Wüſtenſande!
Entfalte deiner Schwingen Pracht,
Und ſprenge kühn von Land zu Lande!

Es brauſe meiner Lieder Fluth
Mit Sturmeswehn durch Deutſchlands Gauen!
Denn dieſer wilden Tage Gluth
Sollt ihr in meinem Sange ſchauen.

Der Dichter hat es ſtolz verſchmäht,
Das alte Himmelslied zu ſingen —
Nein, was durch dieſe Blätter weht,
Mag rauh und irdiſch gar erklingen.

Ich ſtieg vom Helikon herab,
Und gab der Erde mich zu eigen:
Da ſchaut' ich ein geöffnet Grab,
In das die Menſchen fluchend ſteigen.

Die Leichen thürmen ſich empor,
Und zwei Parteien ſeh' ich ringen; —
Nicht künd' ich, wer die Schlacht verlor,
Bis einſt die Siegeshörner klingen.

Sie haben raſend ſich gepackt,
Ein Wehruf gellt durch alle Länder:
Die Armuth hie, hilflos und nackt,
Dort Edelſtein' und Prachtgewänder! —

Wohl mögt ihr ſchelten, daſs mein Lied
Von Schmerz und Grimm nur weiß zu ſagen —
Doch bis ſich jener Kampf entſchied,
Sollt ihr des Träumens euch entſchlagen!

Ein männlich zürnender Prophet,
Soll euer Dichter zu euch ſprechen,
Der ſelbſt in euren Reihen ſteht,
Und kühn die Lanze weiß zu brechen.

Ich habe meinen Stand gewählt,
Und will mein Lied der Armuth weihen; —
Da ihm des Himmels Gnade fehlt,
So muſs der Menſch ſich ſelbſt befreien!

Ich hab' der goldnen Säle Wuſt,
Den dumpfen Prieſterwahn verlaſſen:
Mit ihrem Schmerz, mit ihrer Luſt
Will ich die Erde ganz erfaſſen! —

Einſt, wenn die große Stunde ſchlug,
Da wir zum Sieg das Schwert erhoben:
Dann hüll' ich in das Leichentuch
All meinen Schmerz und all mein Toben.

Dann ſoll aus ſangesreicher Bruſt
Ein Siegeslied zum Himmel klingen,
Dann will ich euch von Lieb' und Luſt
Und von der ſchönen Erde ſingen!

Das Grab zu Uſnau.

Zu Uſnau in der Halde,
  Tief unterm Wieſengrün,
Wo ſanft am Föhrenwalde
  Die Schweizerwellen ziehn:
Da ſingt es und da klingt es
  Zu mitternächt'ger Stund',
Von alten Zeiten ſingt es
  Mit bleichem Geiſtermund.

Den Deutſchland einſt verbannte
  Aus ſeiner Heimat Schoß,
Und den ſein Volk verkannte,
  Betört vom Pfaffentroß:
Der ſchläft im ſtillen Raine
  Die ew'ge Grabesruh',
Die modernden Gebeine
  Deckt kühler Raſen zu.

Und wenn die Nacht gekommen,
  Wenn droben, Welt an Welt,
Der Sterne Pracht entglommen
  Am blauen Himmelszelt,

Dann ſteigt der todte Ritter
Aus ſeiner Gruft heraus,
Und ruft wie Ungewitter
Ins weite Land hinaus:

„Du, Haupt voll Blut und Wunden',
Verrathnes deutſches Land,
Wirſt nimmer du geſunden
Vom tollen Kriegesbrand?
War all das heiße Ringen
Ein wildes Morden nur,
Dir neue Schmach zu bringen,
Du ſegensvolle Flur?

„Zu Münſter in dem Saale,
Da haben blutgetauft
Bei blinkendem Pokale
Die Fürſten dich verkauft.
Zu Münſter war's, da ſchlugen
In ehrnes Sklavenband
Die Herrſcher dich, die klugen,
Mein armes Heimatland!

„Fluch dir, du Völkerſchande,
Du dreißigjähr'ger Krieg!
Fluch jedem Feuerbrande,
Der von den Dächern ſtieg!
Fluch euch, ihr deutſchen Fürſten,
Die ihr mit Frevelmuth
Der Völker Freiheitsdürſten
Gekehrt in Haſſesgluth!

„Wir dachten zu zerſchmettern
Den Bau der Tyrannei —
Doch ward, trotz Sturm und Wettern,
Die Heimat nimmer frei!
Was nützt' es, daſs der Hutten
Uns die Reveille blies,
Da ſtets von Fürſt und Kutten
Das Volk ſich gängeln ließ!

„Ich hab' umſonſt gerungen,
Von heil'gem Zorn durchbebt,
Wenn ewig unbezwungen
Der Knechtſchaft Hyder lebt!
Und auf den fremden Matten
Find' ich die Ruhe nicht,
Bis durch die finſtern Schatten
Der Freiheit Sonne bricht!“

So ruft der todte Ritter
Mit wildem Donnerklang,
Das brauſt wie Ungewitter
Die deutſche Flur entlang
Dann muſs er traurig ſteigen
Ins kühle Grab hinein,
Und heilig ernſtes Schweigen
Hüllt rings die Erde ein.

Zu Ufnau in der Halde,
Tief unterm Wieſengrün,
Wo ſanft am Föhrenwalde
Die Schweizerwellen ziehn:

Da ſingt es und da klingt es
Zu mitternächt'ger Stund',
Von Deutſchlands Schande ſingt es
Mit bleichem Geiſtermund.

Das iſt der Heimatloſe,
Der klagt in bitterm Leid
Um ſeines Volkes große
Verſunkne Herrlichkeit,
Bis auf den deutſchen Bergen
Der Freiheit Tempel ſteht,
Und aus den Fürſtenſärgen
Der Wind den Staub verweht.

Deutſchland.

(Vor dem 24. Februar 1848 gedichtet.)

Ich lag in ſternenloſer Mitternacht
Auf meinem Lager jüngſt in bitterm Weinen,
An Deutſchlands Schickſal hab' ich ſtumm gedacht —
Wird denn kein Retter ſeiner Noth erſcheinen?
Die Eulen krächzten her von Norden laut,
Und heiſer ſchrien von Oſten her die Raben —
Die einſt des weiſſen Adlers Mord geſchaut,
Die werden bald mein Deutſchland auch begraben!

Und von der Wolga Fluth der Doppelaar
Wird ſeine Klauen in das Herz uns ſenken,
Der Scythe, den der Steppen Eis gebar,
Wird Deutſchlands wahnbethörte Jugend lenken.
Das Volk ſchläft ruhig fort in dumpfer Raſt,
Das ſeinen Leib zerfleiſcht des Zwingherrn Knute,
Und ſeine Fürſten einſt ſich ſatt gepraſſt
In Völkerſchweiß und Nationenblute!

Das meines Deutſchlands Loos, und Keiner wagt
Ums Vaterland den Todeskampf zu ringen? —
Ergreift die Waffen zur Tyrannenjagd,
Die Kugel ſenkt ins Rohr und ſchleift die Klingen!

Die Roſſe ſtampfen ſchon den Boden wild,
Beſteigt ſie raſch, euch Freiheit zu erſiegen,
Und kehret heim vom Kampfe mit dem Schild;
Sonſt ſollt ihr ſterbend auf dem Schilde liegen!

In achtunddreißig Vaterländchen iſt
Das eine große Vaterland zerſplittert,
Und Deutſchlands Süden herzlos kalt vergiſſt,
Wenn's über Deutſchlands Norden ſchwül gewittert!
Vom alten Rieſenleib ein ſchönes Glied
Stahl ſich der Franzmann bübiſchfrecher Weiſe,
Um Schleswigholſteins reiche Triften zieht
Der Dänen Raubluſt immer engre Kreiſe.

Des ſchönen Elſaſs Frevelraub vergiſs
Auf kurze Zeit, mein Volk: denn andre Töne
Flehn an dein Ohr: im däniſchen Gebiſs
Voll Unmuth knirſchen Schleswigholſteins Söhne.
Da hilf du erſt, da rette, eh's zu ſpät,
Eh' noch ein Glied von Deutſchland losgetrennet,
Hör deiner Brüder flehendes Gebet,
Eh' dir auch der Vergeltung Fackel brennet!

Bewahre jeden Fußbreit Landes dir!
Ein Geiſt ſoll Deutſchlands Völkerſchar beſeelen,
Und unter eines Ruhmesbanners Zier
Sollt ihr euch ſelbſt im eignen Haus befehlen!
An einem Tag der Rache ſtürzet wild
Die vierunddreißig Duodeztyrannen,
Und hebt die Freiheit ſiegend auf den Schild,
Wenn wir des blut'gen Kampfes Preis gewannen!

Kein Schonen mehr! Wie, oder hat noch je
Der Fürſten Willkür unſres Bluts geſchonet?
Hat je Erbarmen für des Volkes Weh
In eines Königs Marmorbruſt gethronet?
Wenn feig erblaſſend vor dem Racheſchwert
Deſpotenſeelen in die Kniee ſinken:
In Galle dann das reinſte Blut verkehrt,
Laſſt tauſendfach gezückt die Dolche blinken!

Das alte Hellas leih' euch ſeinen Geiſt
Und ſeines Zornes glühnde Fackelbrände,
Daſs eure Ketten endlich ihr zerreißt,
Und frei gen Himmel hebt die blut'gen Hände!
Es winket euch ein zweites Salamis —
Die Fürſten fliehn, ſobald die Völker fodern!
Wie Hellas einſt der Perſer Joch zerriſs,
So laſſt auch ihr des Krieges Flamme lodern!

Und wie Tyrtaios einſt der Sparter Schar
Mit wildem Schlachtgeſang zum Siege führte,
Schleudr' ich ein Lied auch auf den Kriegsaltar —
O daſs zur Flamm' es hoch den Funken ſchürte!
Daſs rings das Volk aufſtände wuthentbrannt,
Germaniens Schlachtruf von den Bergen tönte,
Und donnernd durch das weite Vaterland
Der Hall geſtürzter Zwingherrnburgen dröhnte!

Lieder
eines kriegsgefangenen Schleswigholſteiners.[*]

1.

Sehnſucht.

Sie haben mich in eines Kerkers Enge
Allein mit meinem Grame eingeſchloſſen;
Fern wogt von mir des Marktes bunt Gedränge,
Nicht meinem Aug' die Frühlingsſaaten ſproſſen!

Vor meines Fenſtergitters Eiſenſtäben
Seh' ich ein kleines Stückchen Himmel glänzen: —
Nur hie und da ein Vöglein ſeh' ich ſchweben,
Ein Wölkchen licht den blauen Raum bekränzen.

Die Vöglein, ach! ſie eilen raſtlos weiter,
Vorbei, vorbei — o könnt' ich mit euch ziehen!
Die Wolke fliegt — o wär' ich ihr Geleiter,
Könnt' ich mit ihrer Flucht von dannen fliehen!

Doch weh! den Flug der haſtenden Gedanken
Hemmt Gitter, Eiſenthor und Kerkermauern!
O Gott! vier Wände für den Freiheitskranken!
Lebend'gen Tod fühl' ich mein Herz durchſchauern.

Was Menſchen nehmen konnten, ja, genommen,
Genommen haben ſie's! — Doch Eines immer
Noch blieb: die Gluth, in Dichterbruſt entglommen,
Und gießt ums Haupt mir ihren Roſenſchimmer.

Sie weiß mir oftmals noch in ſtillen Nächten
Das Herz in heil'gem Feuer zu entflammen,
Und meinen Gram in holdes Lied zu flechten: —
Ein Gott verſöhnt, wo Menſchen ſchnöd verdammen!

2.

Stillfreitag.

Stillfreitag heut! Ja, wohl ein ſtiller Tag,
Zur Feier, daſs der Menſch den Gott erſchlagen!
Zuſammenhallt der Glocken dumpfer Schlag,
Ob dieſer ernſten Tage Leid zu klagen:
Es trauert auf verwaiſtem Blutgefilde
Das Vaterland um ſeiner Söhne Fall,
Die hingerafft die Männerſchlacht, die wilde,
Als muthig ſie geſtürmt des Feindes Wall.

Stillfreitag heut! — O tiefe Herzenstrauer:
Gefangen ſein, wo's Sieg und Freiheit gilt!
Könnt' ich zerbrechen meine Kerkermauer,
Das Eiſengitter dort zermalmen wild . . .
Doch ungehört verhallen meine Klagen,
Unthätig ſoll mein Leib verderben hier,
Es bleiben nur des Herzens ſtumme Fragen
Und das Bewuſſtſein meiner Ohnmacht mir!

Stillfreitag heut! — Wie Chriſt ans Kreuz geſchlagen
An dieſem Tag vor langer Jahre Friſt,
So wähnt auch heute man ins Grab zu tragen
Die Freiheit eines Volks im Völkerzwiſt.

Der Knechtſchaft und der Finſternis Genoſſen,
Die über Schleswigholſteins Flurenpracht
Nun ihre Kriegerſcharen frech ergoſſen,
Bedräuen unſrer Heimat Ruhm und Macht.

Stillfreitag heut! — Drum ſtille, Herz, dein Zagen —
Ein Tag der Rache winkt dem Vaterland!
Denn kein Erlöſer ward ans Kreuz geſchlagen,
Der nicht in Kurzem wieder auferſtand.
Die Heimat zu befrein, will Jeder ſterben,
Und Deutſchland ſchwinget der Vergeltung Brand,
Die Erde ſoll mit Feindesblut ſich färben —
Dann glüht ein Oſtern für mein Vaterland!

3.

Am Geburtstage meiner Mutter.

Wie hab' ich immer ſonſt an dieſem Tage,
Ein frohes Kind, an deinem Hals gehangen,
Und bat zu Gott in brünſtigem Verlangen,
Daſs jeder Tag dir neue Roſen trage!

Heut hör' ich zu mir ſchallen deine Klage,
Und rüttle wild an meinen Eiſenſtangen;
Du weinſt um mich, der einſam hier gefangen,
Und ſinnſt, wann mir der Freiheit Stunde ſchlage.

O gute Mutter, Dank für all dein Lieben,
Für deine Thränen, ach, um mich vergoſſen,
Den heil'ger Kampf von deiner Bruſt getrieben!

Von jedem Glück, das ich ſo reich genoſſen,
Iſt nur Erinnrung mir zurückgeblieben,
All meine Luſt in Wahn und Traum zerfloſſen!

4.

Herbſtklage.

Wo ſind die Blümlein alle hingeſchwunden,
Mit denen bunt der Lenz die Erde ſchmückt?
Das junge Laub, wer hat es abgepflückt,
Deſs Duft ſo mild geheilt des Herzens Wunden?
Iſt denn die ganze reiche Schöpfungswelt
Ein unermeſslich Leichenfeld geworden,
Und zeigt, vom Herbſtesſonnenſtrahl erhellt,
Uns nur ein Bild von Welken und von Morden?

Sind ſie verweht, des Saatfelds goldne Wogen,
Die reife Frucht, iſt ſie am Baum verdorrt?
Und trieb der Sturm die Abendlüfte fort,
Die lind und kühl die heiße Stirn umzogen?
Welch rauher Dämon hat die Sommerpracht
Zerſtörungswüthig jach hinweggeriſſen,
Die hold der Lenz aus langer Wintersnacht
Hervorgelockt mit jugendlichen Küſſen?

Wohin mein Auge ſeine Blicke ſendet,
Gewahrt es nur ein weit geöffnet Grab —
All meine Blüthen riſs der Sturm hinab,
All meine Luſt hat er in Leid gewendet!

Mein Herz, das ſonſt in heißen Pulſen ſchlug,
Es ſtarrt verzweifeld in die weite Leere,
Und, der ſo freudig ſonſt den Schiffer trug,
Mein Kahn — er treibt, ein Wrack, im wilden Meere!

Was habt ihr meinen Frühling mir entriſſen,
Betrogt um meinen Sommer grauſam mich?
Soll farblos nun im Winter ewiglich
Ich jeden Wonnereiz der Jugend miſſen?
Soll ich verwelkte Blumen wehmuthsvoll
Auf meine öden Lebenspfade ſtreuen?
Soll, weil ſo kühn die junge Seele ſchwoll,
Ich ewig meine Thatenluſt bereuen?

Der Lenz entſchwand, der Sommer iſt vergangen,
Das wehnde Herbſtlaub fällt zur Erde hin —
Doch neue Hoffnung hebt den zagen Sinn,
Der Zukunft Sonne ſeh' ich glänzend prangen.
Es ſtarb der Lenz, es ſtarb der Sommer nicht,
Sie werden neu und ſchöner wiederkehren,
Des jungen Blumenteppichs Farbenlicht
Wird auch die arme Seele neu verklären!

So zage nicht, wenn jetzt die Stürme toſen,
Wenn jetzt Verweſung deinen Pfad beſtreut —
Bald naht auch dir die Auferſtehungszeit,
Und ſtreut auf deinen Weg dir junge Roſen.
Für jede Trauer ſchenkt ſie eine Luſt,
Für jede Thräne eitel Scherz und Lachen;
Bald wirſt du an der treuen Mutterbruſt,
Ein jugendlicher Schwärmer, neu erwachen!

5.

Bei der Heimkehr.

Sei mir gegrüßt, du heil'ges Vaterland!
Zum erſten Mal läßt in dein Antlitz wieder
Du freundlich lächelnd deinen Sänger ſchauen,
Den lang' an fernem Strande hielt ſein Loos.

Wie lacht dein Auge ſonnig mir entgegen,
Wie lieblich winkt der Wälder Einſamkeit,
Wie drücken Freunde uns ſo warm die Hände
Und preſſen jubelnd uns an ihre Bruſt,
Die glühend ſtets für dich, o Heimat, ſchlug!

Wohl iſt es lange, ſeit ich dich geſehn,
Seit ich auf deinen Fluren heiter ſchwärmte
Und deiner Sprache ſüßem Wort gelauſcht,
Das wild und weich wie Harfenklänge bald,
Bald wie der Sturmwind von den Lippen fährt.
Wie hab' ich wehmuthsvoll an fremdem Bord
Mich oft geſehnt nach deinen ſtillen Hütten,
Wo ſonſt der Landmann froh die Saat beſtellte,
Und jetzt des Krieges wilde Fackel loht,
Der Roſſe Huf das reiche Feld zerſtampft,
Und Bruder gegen Bruder hebt das Schwert!
Manch ſtille Thräne weint' ich ungeſehn,
Manch bittre Klage trug der Sturmwind fort
Um dich, du heißgeliebtes Vaterland!

Doch war's ein heil'ger Kampf, den wir gekämpft,
Ein Krieg der Freiheit gegen Deſpotie,
Und frohbegeiſtert folgten deine Söhne
Dem blut'gen Schlachtpanier zu Sieg und Tod.

Uns aber traf ein jammervoll Geſchick:
Denn ſtarke Feſſeln banden uns den Arm,
Indeß der Geiſt in wilder Kampfbegier
Sich ſehnte, mit der Brüder Schar vereint,
Sich auf dem Schlachtfeld todeskühn zu tummeln
Und feſt zu ſtehn im heißen Pulverdampf
Für deine Freiheit, deutſches Heimatland!

Noch liegt dein Schickſal in der Zukunft Hand,
Noch kann dein Ruhm bis an die Sterne klingen,
Noch, — oder deine Schmach die Welt durchhallen —
Mit dir ſiegt oder fällt Germania!
Die Wahl iſt dein, o Deutſchland! ſäume nicht,
Verſtoße nicht dein Kind von deiner Schwelle,
Das, groß und deutſch wie du, den Blick erhebt!
Ein Volk, ein freies, kniet vor deinem Thron,
Um deine Liebe werben deine Söhne —
O ſchließ ſie alle, alle an dein Herz!

Nachruf

an einen bei Fridericia Gefallenen.

Nacht deckt die Flur, kein Stern am Himmelsrand;
Das iſt die Stadt, wo meine Wiege ſtand,
Dumpf rollt mein Wagen durch bekannte Gaſſen!
Dort rauſcht der See, drauf ich im Sturmgebraus
So oft geſteuert, hier der Eltern Haus,
Das ich ſeit Jahr und Tag verlaſſen!

Der Schwager ſtößt ins Horn; mit ſanfter Pracht
Fluthen die Töne durch die dunkle Nacht;
Ein geller Pfiff, und ſchnaubend ſtehn die Renner.
Der Schlag ſpringt auf, im Wind bebt das Licht —
Das ſind die Menſchen, die ich kannte, nicht,
Fremd grüßen unbekannte Männer.

Wir treten ein. Mein Auge ſchweift im Kreis:
Kein alter Freund, der mir zum Gruße leis
Die Hände drückt in raucherfülltem Zimmer!
Ein neu Geſchlecht mit unbekannter Tracht,
Fremdes Soldatenvolk auf kalter Wacht —
Das ſind die alten Freunde nimmer!

Im Winkel ſchläft ein Mann mit kahlem Haupt,
Ein Baum, den auch die neue Zeit entlaubt, —
Ich kannte dich in meiner Jugend Prangen!
Wach auf, o Greis, und künde meinem Schmerz:
Wo ſind die Freunde all', daran mein Herz
Mit heißer Liebesgluth gehangen?

Viel' Namen hab' ich zögernd ihm genannt,
Er hat, gleich mir, ſie alle ſonſt gekannt,
Doch trübe Kunde weiß er nur zu ſagen:
Todt iſt der Eine, Der in fremdem Land,
Hier herrſcht der Feind, die Treuen ſind verbannt,
Oder im Kriegeswehn erſchlagen!

Mein Herz iſt ſtarr, mein Auge trüb und hohl,
Nicht eine Thräne mehr zum Lebewohl,
Ich kann nicht weinen auf dem weiten Grabe.
Der Alte ſchweigt und ſtiert mir ins Geſicht —
„Nur eine Frage noch! O weißt du nicht,
Wo iſt Emil, mein blonder Knabe?“

Er ſchaute fremd mich an, dann aber bot
Er ſchweigend mir die Hand, und raunte: „Todt!
Auf blut'gem Plan erſchlagen und vergeſſen!“
Der Alte ging. Auf ſprang ich wirr und blaſs,
Lautloſen Grimms ans kalte Fenſterglas
Mein glühendes Geſicht zu preſſen.

Noch ſeh' ich dich, wie du vergangnes Jahr
Mit braunem Aug' und blondem Lockenhaar,
Ein ſchmucker Burſch, gekämpft auf unſern Schanzen.
Und nun? — Ein Wild, verrathen und verkauft,
Ruhſt du im Grab, mit freiem Blut getauft,
Auf dem die frechen Söldner tanzen! —

Mit dir ſei Friede! Fluchen will ich nicht,
Daſs immer noch das goldne Himmelslicht
In Finſternis verloren und begraben!
Einſt ſpringt die Decke, da wir auferſtehn
Die Todten all' aus ihren Gräbern ſehn
Flammenden Auges, wild erhaben!

Dann ſpringſt auch du mit bleich entſtelltem Haupt
Zum Kampfplatz hin, mit friſchem Kranz umlaubt,
Den dir die Freiheit um die Stirn geſchlungen!
Dann reichſt du mir die kalte Todtenhand,
So kämpfen wir im glühnden Sonnenbrand,
Bis, Arm in Arm, der Sieg errungen!

Karl Immermann.

Sucht ihn nicht auf in einer Fürſtengruft!
Er hat ein Grab in friſcher Rheinesluft.
Ferd. Freiligrath.

'ſ war Morgens früh. Der Herbſtwind wehte kalt,
Die Gegend lag, vom Nebel überwallt,
Vor meinem Aug', ein trübes Schattenbild,
In froſt'ge Todesträume eingehüllt.

Zum Kirchhof ging ich. Geiſterhaft erklang
Ein leiſer Flüſterton die Flur entlang,
Um ſeine Todten klagt mit ſchwankem Haupt
Der welke Baum, vom Sturme jäh entlaubt.

Ich ſuchte lang' dein Grab, du ſtolzer Held,
Den auch der Sturm in vollſter Pracht gefällt,
Den früh der Tod ins All zurückverſchlang,
Als heiß dein Herz noch ſchwoll in Thatendrang.

Ich fand es nicht. Der Todtengräber kam.
„Wo ruht Karl Immermann?“ Der Alte nahm
Mich bei der Hand, und zog durch Gräberreihn
Mich hin zum unſcheinbaren Leichenſtein.

Das alſo iſt des Dichters Todtenmal!
Ein länglich Viereck, blumenleer und kahl,
Ein grünbemaltes Kreuz auf rohem Stein —
Da ſenkten ſie den hohen Meiſter ein!

Was ſoll dem Todten euer ſtreng Symbol?
So herrlich einſt, doch jetzt ſo trüb und hohl,
Das bald ein zweiter Bonifacius fällt,
Daſs wie die heil'ge Eich' es rauh zerſchellt!

Dann wird die Menge wieder lauſchend ſtehn,
Erhobnen Arms das Auge fromm verdrehn,
Ob nicht der Blitz den Frevelnden erſchlägt,
Der kühn die Hand an morſche Tempel legt! —

Pflanzt eine Ceder auf die Dichtergruft,
Sie wird gedeihn ‚in friſcher Rheinesluft‘;
Empor zum Himmel ſteig' ihr ſtolzer Schaft,
Ein Bild von jenes Todten Manneskraft!

Wohl thät' es noth, daſs du erſtändeſt heut,
Ein ſtarker Hort in dieſer ehrnen Zeit,
Daſs deines Geiſtes prächt'ger Fackelſchein
Den Brand in Königsſäle würf' hinein!

Dein Stern erloſch im hellſten Purpurglanz,
Dein Haupt umwand der friſche Lorberkranz;
Ein Held, getroffen hart im Männerſtrauß —
So trugen ſie ſtill weinend dich hinaus.

O weinet nicht! Ihn traf ein herrlich Loos:
Er ſchied von dannen ungeſchwächt und groß,
Des Alters Schnee bedeckte nicht ſein Haupt —
Ein Baum, mittſommers vom Orkan entlaubt.

Kein lautes Klagen zittre durch die Luft,
Des Freundes Zähre netze nur die Gruft,
Indeſs die Sonne mild den Rain begrüßt,
Der ſeines Leibes morſchen Reſt umſchließt!

Das alte Lied.

1.

Ein fröhlicher Burſch im Morgenſchein
Wandelt entlang den grünen Rhein;
Die Wälder beben in Luſtgebraus,
Da ſingt er ein Lied in die Fluren hinaus:

„Hebe dich, hebe dich, Sonnenball,
Wecke die Erde mit leuchtender Pracht!
Schmetternd ſingen die Vöglein all':
‚Königin, ſteige, verſcheuch die Nacht!'

„Flamme, flamme, du Freiheitsſtrahl,
Brich die Feſſeln mit Siegesgewalt!
Triefe von Blut der blinkende Stahl!
Hei, wie prächtig der Donner hallt!

„Glühe, glühe durch Nacht und Graus,
Völkermorgen, im Feſtgewand!
Jubelnd ruft in die Lande hinaus:
‚Leuchte, leuchte, du Freiheitsbrand!'"

Und wie er geſungen, da ſchwillt ihm die Bruſt,
Zur Erde ſinkt er in Frühlingsluſt.
Die Sonne ſteiget am Himmelszelt —
Der Burſche zieht in die weite Welt

2.

Was ſinget und klinget am Rheinesſtrand,
Was fliegt im Tanze das weiße Gewand?
Es feiern die Winzer den Ernteball,
Wie drehen ſich fröhlich die Dirnen all'!

Da fährt ein Wagen der Schar vorbei,
Es öffnet den Schlag ein bunter Lakai,
Ein blaſſes Herrlein zur Erde ſteigt,
Und ſchaut auf die Tänzer, und ſinnt und ſchweigt.

Bedeckt mit Orden ſein ſchwarzes Kleid,
Sie hat ihm die Gnade des Herrſchers geweiht; —
Wie neigt er ſo düſter den Klängen ſein Ohr!
Die Winzer ſingen in lautem Chor:

„Hebe dich, hebe dich, Sonnenball,
Wecke die Erde mit leuchtender Pracht!
Schmetternd ſingen die Vöglein all':
‚Königin, ſteige, verſcheuch die Nacht!'"

Und wie der Bleiche das Lied vernahm,
Da packt er die Bruſt mit ächzendem Gram:
„„Fort, fort in die Weite! Hinaus in die Nacht!"" —
Er hat einſt ſelber das Lied gemacht.

3

Was tobt das Volk am Königspalaſt?
Der Fürſt erbebt, der Miniſter erblaſſt.
Hei, hei, wie Das toſet, ſie ſtürmen das Schloſs,
Und ſchauerlich ſingt vor den Thoren der Troſs:

„Flamme, flamme, du Freiheitsſtrahl,
Brich die Feſſeln mit Siegesgewalt!
Triefe von Blut der blinkende Stahl!
Hei, wie prächtig der Donner hallt!“

Da ſtürzt der Miniſter zum Saale hinaus,
Ihn ſchüttelt der Wahnſinn mit Fiebergraus —
Was tobend hinauf durch die Wände drang,
Es war ſein eigener Schlachtgeſang!

Und wie er flieht, da packt ihn der Schwarm,
Es hebt in die Luft ihn ein kräftiger Arm —
Sein Hals in der Schlinge! nun ſchwankt er empor!—
Und drunten jubelt des Volkes Chor:

„Glühe, glühe durch Nacht und Graus,
Völkermorgen im Feſtgewand!
Jubelnd ruft in die Lande hinaus:
‚Leuchte, leuchte, du Freiheitsbrand!‘“

* *

Robert Blum.

Kein Trauerlied um dich, du wackrer Degen,
Kein Zährenſtrom in deine ſtille Gruft!
Nicht will um dein erſtarrtes Haupt ich legen
Den friſchen Siegerkranz voll Lenzesduft.
Was frommt es dir im engen Grabgemache,
Ob thatenloſen Schmerz dein Fall erregt?
Ich ſinge dir ein glühend Lied der Rache,
Das wild und grimm an alle Herzen ſchlägt.

Wir ſchauten unſre Freiheit hingeſchlachtet,
Und Völkerwille blieb ein Kinderſpott,
Von Wahn und Graus war unſer Hirn umnachtet,
Wir wähnten keine Rettung mehr, als Gott —
Da tratſt du herrlich zürnend in die Schranken
Und führteſt kühn des Geiſtes Herrſcherſtab,
Vor deinem Blitze ſahn wir Throne wanken,
Die Sphinx der Knechtſchaft ſtürzte ſich hinab!

So war's — o nein — ſo ſchien's! Mit Jubelpſalmen
Zog man entgegen froh dem neuen Herrn,
Der jungen Freiheit trug man vor die Palmen
Und grüßte laut den Völkermorgenſtern.

Doch jener Glanz war nicht der Freiheit Sonne,
Uns trog ein Afterſtern von Flittergold —
Bei all dem Lampenjubel, all der Wonne
War unſrer Hand das Himmelsgut entrollt.

Du trateſt vor uns hin zum zweiten Male
Und ſprachſt: „Zerbrechet eurer Ketten Laſt!“
Sie hörten's Alle, die in Frankfurt's Saale
Geſchwätz'g feig des Handelns Zeit verpaſſt.
Du ſahſt in Wien manch treues Herz verbluten,
Ein freies Volk zu Tode ſchier gehetzt:
Da zogſt du nach des Donauſtromes Fluthen,
Der grollend jetzt ein Heldengrab benetzt.

Der Feinde Blei verſchonte dich im Kampfe
Und kein Kroatenſpeer durchſtieß dein Herz;
Du ſtandeſt feſt im heißen Pulverdampfe
Der Schlacht und zuckteſt nicht, ein Bild von Erz.
Dich ſollte erſt der Sieger Wuth vernichten,
Die ſich des frechſten Meuchelmords erkühnt —
Ob ihrer Unthat wird die Menſchheit richten,
An jenem Tag, der alle Frevel ſühnt!

Das lange ſchlief, mein Deutſchland, auf, erwache!
Ergreif die Wehr, den Panzer angelegt!
Umgürte dich zu einer That der Rache,
Die groß und hehr an alle Herzen ſchlägt!
Wirf in den Staub die Frevelſchar der Schächer,
Die raubbegierig deine Bruſt zerreißt!
Erweck dir ſelber, Deutſchland, einen Rächer,
Eh' um dein Grab der Leichenrabe kreiſt!

Zwei Lieder vom Rheine.

1.

Der Dichter ſpricht:

Hoch oben auf luftiger Halde
Hab' ich mein Hüttchen erbaut;
Da drunten ziehen die Wellen,
Und drüber der Himmel blaut.

Da drunten ziehen die Wellen,
Und brauſend fluthet der Rhein,
Da tanzen und ſpringen die Fiſchlein
Und ſpielen im Sonnenſchein.

Da tanzen und ſpringen die Fiſchlein,
Da kreiſet der Möwe Flug,
Da fährt durch ziſchende Wogen
Des Dampfers ſchneidender Bug.

Da fährt das Schiff durch die Wogen,
Der Wiſperwind ſtreicht durch den Wald,
Der Menſchen ſorgende Klage
Am ſtarren Felſen verhallt.

Der Menſchen ſorgende Klage
Verhallt an Ufers Rand,
Die Abendſonne vergoldet
Die ragende Felſenwand.

Die Abendſonne vergoldet
Rings Wieſen und Wälder und Feld,
Vom Thale klingen die Glocken
Herauf in mein luſtiges Zelt.

Vom Thale klingen die Glocken
In ſanftem Läuten herauf,
Die ganze Welt geht ſelig
In Lieb' und Frieden auf.

2.

Der Schloſsherr ſpricht:

Hoch oben auf ſteilem Berge
Hab' ich mein Schloſs mir erbaut,
Da drunten murmeln die Wellen
Mit dumpfem Klagelaut.

Da drunten murren die Wellen
Und rütteln am Felsgeſtein,
Ich fürchte, ſie ſtürzen am Ende
Mein Schloſs noch krachend hinein.

Ich fürchte, ſie ſtürzen am Ende
Mein Schloſs noch hinab in den Grund! —
Die dampfende Schlange ziſchet,
Es krächzet der Möwe Mund.

Die dampfende Schlange ziſchet,
Der Föhn durchbrauſt den Wald,
Der Menſchen Fluch und Verwünſchung
Am Felſenkoloſſe verhallt.

Der Menſchen Fluch und Verwünſchung
Verhallt an Ufers Rand,
Mit glühendem Blutſchein färbet
Die Sonne die Felſenwand.

Mit Blut die Fluren beſtrahlend,
Die Abendſonne erglüht.
Vom Thale ſummen die Glocken,
Sie läuten mein Todtenlied.

Vom Thale läuten die Glocken
Mein Todtenlied herauf —
Vielleicht ſchon zielt nach dem Herzen
Mir jetzt des Jägers Lauf!

Weihnacht.

Weihnacht! Weihnacht! Tauſend Jubelklänge
  Schallen froh zum Himmelsdom empor.
Weihnacht! Weihnacht! Tauſend Freudegeſänge
  Schlagen an mein wonnetrunknes Ohr.
Mag ich einſam auf der Gaſſe lauſchen,
  Mag ich treten in den bunten Saal:
Lied und Schmerz zu mir herüberrauſchen,
  Luſt und Wonne hallt von Berg und Thal.

Weihnacht! Weihnacht! Siehe, tauſend Kehlen
  Jauchzen dir und deiner ſtillen Pracht —
Aber hunderttauſend arme Seelen
  Achzen draußen in der kalten Nacht.
Hunderttauſend arme Schächer wimmern,
  Ach, vergebens! um ein Stückchen Brot,
Und aus hunderttauſend Hütten ſchimmern —
  Froſt und Hunger, Elend, Gram und Noth!

Weihnacht! Weihnacht! Ach, aus goldnem Hauſe
  Flammt der Kerzenſchein in hellem Strahl;
Doch das Elend weint in dunkler Klauſe —
  Blut'ge Zähren, ſtumm, in Todesqual!

Harter Mann, der du in tollem Schwärmen
Übertäubſt des Bettlers Klagelied:
Rührt dich nicht der Armuth ſtilles Härmen,
Die vor deinen Thüren bebend kniet?

Weihnacht! Weihnacht! Nacht, da Gott geſendet
In die Welt den eingebornen Sohn:
Sieh, dein Walten blieb noch unvollendet,
Und es dünkt uns faſt ein grimmer Hohn.
Sprich, „Allmächt'ge Liebe!“ kannſt du's leiden,
Daſs umſonſt ſein Brot der Arme ſucht,
Daſs am üpp'gen Mahl ſich Tauſend weiden,
Doch der Bettler Schar dich wild verflucht!

Weihnacht! Weihnacht! kennſt du kein Erbarmen,
Ew'ger Gott, verſchließt ſich uns dein Herz?
Kam dein Jeſus Chriſtus nicht den Armen,
Nicht, zu ſtillen der Betrübten Schmerz?
Gott, mein Gott, was haſt du uns verlaſſen?
Deine ſchöne Welt verſcheidet ſtill,
Sieh, dein Volk verhungert auf den Gaſſen —
Und kein Heiland, der ihm helfen will!

Huldigung.

An den König von Preußen.

(1849.)

O Fürſt! in Demuth naht ſich deinem Thron
Der jungen Freiheit kampfergebner Sohn,
Das Knie zu beugen und den Eid zu ſchwören,
Den Eid des Knechtes, der, zum Staube tief
Das Haupt geſenkt, dich um die Gnade rief,
Sein kindlich Flehen zu erhören.

Fürſt! wir ſind Deutſche, fromm und gut geſinnt,
Vertrauen kannſt du auf dein arglos Kind —
Du biſt das Haupt, ſo lenke kühn die Glieder!
Wir haben niemals noch gedacht, gewollt,
Wir haben kaum mit unſerm Loos gegrollt —
So wirf auch unſre Feinde nieder!

Fürſt, der von Gottes Gnaden uns regiert,
Und den des großen Friedrich Krone ziert,
Erfülle treu, was du uns einſt verſprochen!
Der Stärke Scepter nimm in deine Hand,
Die Einheit ſchaffe für das deutſche Land,
Bevor aufs Neu' die Stürme pochen!

Fürſt! ſei uns gnädig, eh' dein Thron zerbricht,
Geh kühn mit unſern Feinden ins Gericht,
Denn noch vertraun wir deinem Königsworte.
Viel' tauſend Nacken ſtehn am Thron gebeugt,
Und tauſendſtimmig unſer Flehn bezeugt
Den Sklavenſinn vor deiner Pforte.

Sei gnädig, Fürſt! Erhebe deinen Fuß,
Tritt auf den Nacken uns zum Herrſchergruß,
Lehr uns, ein ſtarkes Volk zuſammenhalten!
Nur wenn er einig, wird der Deutſche frei,
Und einig nur im Druck der Sklaverei,
Wenn Blei und Pulver ſegnend walten.

Zertritt ſie Alle, die mit toller Luſt
Entgegenſtemmen dir die freie Bruſt,
Sei Deutſchlands Rächer mit dem Flammenſchwerte!
Der Cherub ſei, der Gottes Geißel hebt,
Und auf das Volk, das ſeinem Grimm erbebt,
Des Zornes volle Schalen kehrte!

Laſs flammen, Fürſt! den Todesblitz herab —
Der Freiheit Samen birgt das weite Grab,
Dies Volk muſs ſterben, ſoll es auferſtehen.
Begrab uns, Fürſt! in ſtiller Kirchhofsruh',
Schließ unſrer Freiheit Sargesdeckel zu,
Dein großes Werk erfüllt zu ſehen!

Mit dir ſei Gott, daſs nicht dein Arm erſchlafft,
Eh' du vollendet, was mit Rieſenkraft
Dein ſtolzer Geiſt zu Deutſchlands Heil erſonnen!
O ſieh, der Dichter kniet vor deinem Thron,
Dein harrt der Weltgeſchichte Siegeslohn,
Wenn du für uns das Spiel gewonnen.

So ſteht's im Buch, das Klio's Griffel ſchreibt:
Wenn du den Thron mit Bruderblut gekleibt,
Dann naht die Nemeſis aus ſchwarzer Wolke.
Du bauſt für uns! dein Werk zerfällt in Staub,
Das dürre Holz ſchlägt aus zu jungem Laub —
Du ſchaffſt die Republik dem Volke!

Einer Geächteten!

Zu tauſend Armen noch ein müdes Wild,
Ein ungezähltes Opfer zu den vielen!
So halt' ich ſchützend über dich den Schild,
Nicht ſoll der Spott mit deinem Elend ſpielen!
O blicke nicht ſo bang zum Himmelszelt,
O falte nicht ſo ſchmerzlich deine Hände:
Ich will dich ſchirmen gegen eine Welt,
Ob ſie auf mich auch ihren Fluch entſende!

Der Dichter ſei Prophet und Held zumal,
Verheißung redend mit geweihtem Munde;
Doch ſeine Hand ergreife kühn den Stahl,
Wo nur ein Herz verglüht an ſeiner Wunde!
Er darf nicht ruhn vom blanken Waffenſpiel,
So lang' im Kampf noch arme Seelen brechen;
Und dieſe Zeit des Haſſes — o wie viel
Gebrochner Herzen hab' ich ſchon zu rächen!

Auch dich, mein Kind! Es ſoll mit ſeinem Schmerz
Mein glühend Lied als Glorie dich umſcheinen,
Nun, da die Welt dein heimatloſes Herz
Verſtößt in kalter Nacht ſternloſes Weinen.

Ich kann das Weh, das deine Bruſt durchzieht,
Kann nicht in Schlaf den Sturm des Lebens ſingen —
Eins aber bleibt: ich kann als Schwert mein Lied
Für dein Geſchlecht, das ſtaubgetretne, ſchwingen!

Was thatſt du denn, daſs dich der Wahn umſpinnt
Mit ſeines Fluchs vernichtenden Geweben?
Du konnteſt ihm, dem man dich einſt als Kind
Vermählte, nicht den Zoll der Liebe geben.
Nun fliehſt du ſtolz aus ſeines Haſſes Bann,
Aus ſeines Arms dämoniſchem Umſchlingen,
Ein reines Herz, dem er den Tod erſann,
Dem Gott der Liebe rein zurückzubringen.

Und darum heißen ſie dich Sünderin,
Und darum haben ſie dein Haupt geächtet!
Ich aber werf' euch meinen Handſchuh hin —
Weh, wer um dich mit meinem Liede rechtet!...
Es ſoll der Glaube dir geſtorben ſein,
Der krankhaft ſüß die Bruſt dem Himmel weitet,
Fluch jenem Glauben, der in Nordlichtſchein
Über die ſchöne Welt ſein Bahrtuch ſpreitet!

Ich weiß es wohl: ſie, die, das Erdenrund
Zur Hölle dichtend, jede Luſt begraben,
Sie, die dem Glück mit qualentſtelltem Mund
Entſagt — ſie müſſen ihren Himmel haben!
Ja, mag es ſein, der Tod des Glaubens trägt
Die Schuld, daſs wir die Welt zum Himmel taufen;
Wer hier ſchon Paradieſesblüthen hegt,
Kann nicht ſein Herz dem Prieſterwahn verkaufen!

Du königliches Weib, ſo ſchön und jung,
Und doch ſo arm in deiner Liebe Sehnen:
Mein Lied in demuthvoller Huldigung
Kniet ſtill vor Dem, was ſie für Sünde wähnen.
Ich ſegne dich und dein verfehmt Geſchlecht,
Ich ſegne deine That und deinen Willen —
Die Zukunft, die der Väter Sünden rächt,
Wird liebend auch des Weibes Schmerzen ſtillen!

Du aber, Weib — Maria heiß' ich dich,
Der Menſchheit Braut — ſollſt nicht in Schmerz verzagen;
Sieh, deine Kinder wählt die Zukunft ſich,
Das Wort der Freiheit in die Welt zu tragen!
Und wenn dir Todesweh das Herz zerreißt,
Ich hülle dich in meines Mantels Falten;
Es ſpricht aus uns der Welterlöſung Geiſt:
Der Geiſt der Liebe wird den Sieg behalten!

Arbeiterlied.

Zu Schmerz und Noth aus dunkler Nacht entſproſſen,
Das Auge hell, die Stirne hoch und frei:
So bricht, das Schwert von ſtarker Fauſt umſchloſſen,
Der Arbeitsmann ſein Sklavenjoch entzwei!
Auf, laſſt die Banner fliegen!
Es gilt ein letztes Kriegen!
Hinaus zum Kampf! die Freiheit führt uns an!
Fortan gehört die Welt dem Arbeitsmann!

Zu lange ſchon, vernichtend Luſt und Leben,
Bezwang den Geiſt des Goldes falſche Macht —
Sei nun das Gold in Volkeshand gegeben,
Daſs auch dem Armen Glück und Freude lacht!
Auf, laſſt die Banner fliegen!
Es gilt ein letztes Kriegen!
Hinaus zum Kampf! die Freiheit führt uns an!
Fortan gehört die Welt dem Arbeitsmann!

Was kümmert uns die bunte Pracht der Fahnen?
An unſrer Spitze flammt das eine Roth!
Uns blieb gemein des Hungers trotzig Mahnen,
Gemein die Schmach, Entehrung und die Noth.

Auf, laſſt die Banner fliegen!
Es gilt ein letztes Kriegen!
Hinaus zum Kampf! die Freiheit führt uns an!
Fortan gehört die Welt dem Arbeitsmann!

O prahlet nicht mit eurer Krone Glänzen —
Der goldne Reif zerbricht am ſcharfen Stahl!
Bald ruft euch fort von Spiel und Feſt und Tänzen
Zum blut'gen Tanz der Schlachtenſonne Strahl!
Auf, laſſt die Banner fliegen!
Es gilt ein letztes Kriegen!
Hinaus zum Kampf! die Freiheit führt uns an!
Fortan gehört die Welt dem Arbeitsmann!

Genug des Hohns! wir athmen noch und leben,
Vor unſerm Tritt erbebt die alte Welt!
Wir ſchaffen Brot dem armen Volk, und heben
Der Gleichheit Banner auf zum Sternenzelt!
So laſſt die Banner fliegen!
Es gilt ein letztes Siegen!
Hinaus zum Kampf! die Freiheit führt uns an!
Fortan gehört die Welt dem Arbeitsmann!

Nach einer Aufführung des „Uriel Acoſta“.

Und wenn die Henker auch von Gottes Gnaden,
Von blindem Eifer, Haſs und Wuth entbrannt,
Mich vor die blut'ge Richterſchranke laden,
Weil ich geſchwungen wild des Krieges Brand,
Weil ich zu ſtolz, vor eines Thrones Stufen
Das Knie zu beugen, nicht die Worte wog,
So will ich kühn mit Galilei rufen:
„E pur si mouve! Sie bewegt ſich doch!“

Und wenn auch Alles ſich mir abgewendet,
Mich Alles einen frevlen Schächer wähnt,
Wenn nie ein Weib mir Kuſs und Liebe ſpendet,
Kein Freund ſein Haupt an meinen Buſen lehnt,
So will ich einſam wandeln auf den Höhen,
Bin ich doch eine Welt mir ſelber noch!
Mit blut'ger Inſchrift ſoll mein Banner wehen:
„E pur si muove! Sie bewegt ſich doch!“

Ich bin nun eben Keiner von den Vielen,
Die Gold und Ruhm um Ehre eingetauſcht,
Ich werde nie mit Lieb' und Freundſchaft ſpielen,
Hab' nie in fremdem Becher mich berauſcht —
Ich will mir ſelber, was ich bin, verdanken,
Nicht mit den Andern ziehn im Sklavenjoch!
Sollt' ich verderben auch, ich will nicht wanken!
Frangor, non flector! Sie bewegt ſich doch!

Mein Lied.

Von abgefallnen Engeln hör' ich künden
Verklungner Sagen ernſte Poeſie,
Die luſtberauſcht, verſenkt in Erdenſünden,
Geſtört des Weltalls ew'ge Harmonie.

Da ſandte Gott, die Frevelnden zu ſtrafen,
Die Cherubim mit Flammenſchwertern aus.
Die Schlacht begann, die rothen Blitze trafen,
Engel auf Engel ſank in nächt'ges Graus.

Jedoch bei jedem Schlag, den auf die Brüder
Ein Cherub ſchwang, dem Todeskampf vereint,
Fiel eine Thräne heiß zur Erde nieder,
Die liebevoll ein Engelsaug' geweint! — —

O Deutſchland, Deutſchland, mein gefallner Engel,
Weh, daſs du dich in Erdenluſt berauſcht,
Daſs du der Freiheit weißen Liljenſtengel
Haſt mit der Knechtſchaft blut'gem Schwert vertauſcht!

Und wehe, weh, mein Lied, du blutigrothes,
Daſs dich der Herr geſandt als Flammenſchwert,
Das mit dem gellend wilden Schrei des Todes,
In ſeiner Mutter Eingeweide fährt!

Doch ſchaut: bei jedem Streiche, den ich wider
Die Heimat ſchlug, dem Todeskampf geſellt,
Rinnt eine Thräne mir vom Auge nieder,
Die glühend heiß zur Muttererde fällt.

Die herbſte Pein — es iſt das Amt des Rächers,
Der in die Heimat ſtieß das Flammenſchwert;
Er hat den bittern Trank des Sterbebechers,
Wie Jeſus einſt im Kreuzestod, geleert!

Zweites Buch.

Brandraketen.

Nun aber waffne ſich ein Jeder
Zum letzten heiligen Gefecht!
Zum Schwerte greifet ſtatt zur Feder,
Zerſchlagt die roſtigen Katheder,
Und nehmt euch ſelber Brot und Recht!

Kann länger noch die Knechtſchaft tragen
Ein freiheitglühend Männerherz?
Hurrah! Das iſt ein luſtig Jagen,
Die Kugel pfeift, die Schwerter ſchlagen
Mit Donnerklirren, Erz an Erz!

Wir trugen's lang — doch nimmer wollen
Wir ewig ziehn im alten Joch!
Des Volkes Ungewitter grollen,
Die Blitze ſprühn, die Donner rollen —
Wir ſiegen, ſiegen endlich doch!

Ihr Männer, wild und abgeriſſen,
Zum Bettelngehn zu ſtarr und ſtolz:
Nicht länger mehr den Grimm verbiſſen,
Die Fackel kühn hineingeſchmiſſen
In eurer Throne dürres Holz!

Geſcharet in der Freiheit Schiffen,
Gen Wien, Berlin in keckem Lauf!
Die Büchſe von der Wand gegriffen,
Die krumme Senſe grad geſchliffen —
So waffnet ſich das Volk zuhauf!

Nicht in den Sternen ſollt ihr leſen,
Selbſt ſchaffen ſollt ihr euer Glück!
Was lange faul iſt, laſſt verweſen!
Die Krone zahlt die Reiſeſpeſen
Zur ſocialen Republik!

Nachtzug.

Auf der Eiſenbahn fuhr ich vom Rhein nach Berlin
  Bei der nächtlichen Sterne Gefunkel;
Mit bleichem Schimmer das Mondlicht ſchien,
Und Städte kommen und Städte fliehn,
  Wo der Zug hinbrauſt durch das Dunkel.

Da hatt' ich gar einen ſeltnen Traum:
  Ich ſah einen rieſigen Alten;
Sein Haar entwallte wie Silberſchaum,
Sein Gewand zerfloſs im unendlichen Raum,
  Und er ſprach, daſs die Thäler erſchallten:

„Das iſt des Volkes Eiſenbahn,
  Und die Lokomotive heißt ‚Hecker!‘
So brauſt der Zug durch das Dunkel heran —
Erzittert, Tyrannen! die Rothen nahn!
  Die rächenden Freiheitserwecker!

„Sie nahen, ſie nahen mit Donnerſchall,
  Eine wilde, trotzige Maſſe!
Hurrah! ſo tönt es im Wiederhall,
Und der braunen Proletarier Schwall —
  Er fährt in der erſten Klaſſe!

„Was ſtierſt du, bleicher Soldatentroſs?
Der Zug wird dich ſchnaubend erreichen!
Hurrah! hurrah! Und Stoß auf Stoß!
Jetzt fahren wir über des Königs Schloſs
Und über die fürſtlichen Leichen!

„So ſtürzt der Könige Bubenſtück
Und die rothe Guillotine!
Kein Dämmen, kein Hemmen und kein Zurück!
Hinraſſeln die Räder, auf ſtöhnt die Brück',
Und es knirſcht die blutige Schiene!

„Die Länder hören, es hört die Welt
Des Tages Flammenverkündung:
Der Thron verbrennt und die Zwingburg fällt,
Der Lenz erſcheint und die Sonn' erhellt
Eine einige Völkerverbündung!"

So ſprach der Alte, ſo ſchwand mein Traum;
Da hielt der Zug in Minden.
Schon färbte die Sonne der Wolken Saum —
Da henkten ſie mich an den höchſten Baum
Für meine geträumten Sünden.

Zur erſten Jahresfeier der Märzrevolution

Wir zogen zum Kampfe ſo kühn, ſo froh,
Und wollten die Freiheit erfechten;
Wir ſtritten ſo herrlich, der Feind entfloh,
Wir jauchzten ein trunkenes Siegeshalloh —
Und wurden doch wieder zu Knechten!

Und ob ihr mit glühendem Heldenmuth
Euch ſtürzet ins Schlachtengetoſe,
Und ob ihr mit flammender Zorneswuth
Zertretet die giftige Fürſtenbrut:
Nie blüht euch die Freiheit, die große!

Und kehren wir nimmer zur Freiheit zurück,
So laſſt uns wie Deutſche doch ſterben!
Verloren die Heimat, verloren das Glück!
So greifet die Schwerter mit trotzigem Blick,
Wir wollen wie Männer verderben!

Herbei zur raſenden Todesſchlacht,
Zum blutigen Völkergerichte!
Die Schwerter raſſeln, die Salve kracht —
So fahren wir in die ewige Nacht,
So endet die deutſche Geſchichte!

G. Kromer.

Erſchoſſen zu Freiburg 1849.

Zu Raſtatt auf der Gaſſe
Marſchiert die Rebellion;
Es wollen die Soldaten
Die Freiheit nicht verrathen
Um Fürſtengunſt und -lohn.

Der Kromer thät beginnen:
„Die Leutnants knurren dort;
Auf, Kinder! lehrt ſie tanzen!“
Da jagten ſie die Schranzen
Von ihrer Fronte fort.

Die tapfern Krieger zogen
Ins Feld bei Trommelſchlag:
Sie thäten nimmer weichen,
Ob auch den Mörderſtreichen
Die Heldenſchar erlag.

Zu Freiburg muſſt' verbluten
  Ein brav Soldatenherz:
Ein Knall — die Läufe blitzten —
Der Kugeln dreie flitzten
  Dem Kromer in das Herz.

* *

Bald ruft die Trommel wieder
  Zur blut'gen Kriegesbahn —
Dann gilt's das Joch zu brechen,
Den Kromer woll'n wir rächen,
  Und thun, wie er gethan!

Ein Deutſcher.

Er war kein mächtiger Ritter, aus ſtolzen Geſchlechtern entſproſſen,
Es iſt kein perlender Wein bei ſeiner Taufe gefloſſen,
Die Armuth hat ihn geweiht mit dem Thau der blutigen Thränen —
Sein einziger Stab die männliche Kraft und der Freiheit glühendes Sehnen!

Er ſtrebte mit ringendem Geiſt, die Siegespalme zu faſſen,
Sein Streiten bezeugt die furchige Stirn und die Wangen, die kümmerlich blaſſen,
Er machte die Nacht zum Tage, die Sorge thät ihn begleiten,
Sein blühender Leib verwelkte, ſein Haar ergraute vor Zeiten.

Daſs er die Menſchen geliebt, es war ſein einzig Verſchulden,
Er opferte ihnen ſein Glück, er muſste entbehren und dulden;

Es hat ihm Keiner gedankt, ihn Keiner geliebt und geachtet,
Oft hat er umſonſt um das trockene Brot am traurigen Abend geſchmachtet.

Er wollte ja nicht für ſich das Gold und die purpurnen Reben,
Er wollte den Armen allein das Brot, das tägliche, geben;
Sie nannten ihn toll und verrückt, und gingen ihm ſcheu aus dem Wege,
Und ſannen mit Liſt, wie den ringenden Geiſt in Ketten und Bande man lege. —

Es war im lachenden Mai, da knirſchte ſein Volk in den Ketten,
Und dachte von Tod und Verweſung das dürftige Leben zu retten —
Da griff er zum roſtigen Schwert, und ſtellte ſich ihnen zur Seite,
Es blieben der Haſs und der Fluch ſein höhnendes Erdengeleite.

Er bot die welkende Bruſt den Schergen von Henkers Gnaden,
Es zielte auf ihn das Rohr, mit tödlichem Bleie geladen;
Er zitterte nicht, es brannte ſein Aug', und er ſpornte zum Kampfe die Treuen,
Es toſte am Tage die Schlacht, und muſste ſich Nächtens erneuen.

Und als ſie drei der Tage und Nächte gekämpft und geſtritten,
Da traf ihn die Kugel, er ſank, und wollte um Gnade nicht bitten.
Es hielt noch im Sterben die Fauſt die rothe, die blutige Fahne,
Er riſs ſie mit ſich in den Graben hinab, als ob er das Künftige ahne.

Dann brach dem Haufen die Kraft, ſie hatten drei Tage gehungert,
Umſonſt nach dem Siege des Rechts, nach Brot und nach Fleiſche gelungert;
Sie ſanken ſterbend ins Gras, und färbten mit Blute die Erde,
Und über die Leichen ſtürmten hinweg die Sieger mit toller Gebärde.

Den Führer fanden ſie auch, die Fahne in blutigen Händen,
Sie ſpieen ihn an, mit Haſs ihn noch im Tode zu ſchänden;
Auf einſamer Heide da thäten ſie ſeine Genoſſen begraben —
Die Leiche des Führers auf offnem Gefild ließ man den Geiern und Raben.

Max Dortu.

Erſchoſſen zu Freiburg am 31. Juli 1849.

I.

Am Grabe.

1.

Ein ſchlichter Kranz auf einen ſchlichten Sarg,
Für einen Todten eine Handvoll Erde!
Nicht weiß die Welt, wen hier der Raſen barg,
Daſs er zu Staub tief unterm Hügel werde.
Die freie Tanne rauſcht ſein Todtenlied,
Des Adlers Schrei gellt von den Felſenzinken —
Doch jeder Menſchenfuß die Stätte flieht,
Wo Armeſünderkreuze winken.

Ich aber ſuche gern die Stätten auf,
Wo freie Männer ein Deſpot erſchlagen —
Da lehn' ich ſtill an meines Schwertes Knauf,
Ein Mann um eines Mannes Tod zu klagen.
So ſtarr' ich düſter in das Grab hinein,
Das Antlitz bleich, die Wimper ſtarr und trocken,
Ein ſteinern Bild im fahlen Mondenſchein,
Der Wind nur ſpielt mit meinen Locken.

Bei dir auch halt' ich meine Kampfeskraft —
Sei's eine Nacht, ich will ſie nicht vergeſſen:
Krampfig das Schwert mit ſtarrer Hand umfaſſt,
Will mein Geſicht ich an die Erde preſſen.
Für dieſe Nacht, mein Max, wach auf, wach auf —
Haſt ja ſo manche Nacht mit mir durchſprochen!
Im weißen Sterbekleid, wach auf, wach auf!
Hör an dein Grab mich heute pochen!

Ha, wie es wild durch meine Adern brauſt!
Geſpenſtig glühn die weißen Himmelslichter;
Die Lippe zuckt, es ballt ſich meine Fauſt —
Was willſt du, armer ſturmverſchlagner Dichter?
Ich ſtürmte wild wie du vom Vaterhaus,
Und habe Krieg der falſchen Welt entboten;
Das Leben ſtieß mich von den Menſchen aus —
So laſſt mich ſchwärmen mit den Todten!

Du blaſſer Freund im ſtillen Wieſengrund,
Hör meinen Spruch, du wirſt mich nicht verrathen!
Die Nacht iſt ſtill, ſie lauſcht auf unſern Bund,
Vom Wind geſchaukelt wogen leis die Saaten.
Am Himmelsblau die Todtenampel brennt —
Steig aus dem Grab, weil dich ein Freund entboten,
Empfang mit mir das Sterbeſakrament,
Der Todte mit dem Lebendtodten!

Wohl haſt auch du den Prieſterſchwarm gehaſſt;
Doch Beide, glaub' ich, laſſen Den wir gelten,
Der unſre Hand mit kaltem Druck erfaſſt:
Der Prieſter „Tod,“ den wir zu Nacht beſtellten!

Du kennſt ihn längſt, auch ich hab' ihm vertraut,
Als er im Flug bei mir vorbeigewettert;
Ich hab' ins Aug' ihm feſt und kalt geſchaut —
Er aber hat mich nicht zerſchmettert!

* *

2.

Die Zeit iſt arm, und wir ſind arm gleich ihr.
O wär' ſie reich, wir ſchauten ſie nicht weinen;
Mit blankem Schwert und wehnder Helmeszier
Müſſte die That, ein Blitz, die Nacht durchſcheinen!
Die Zeit iſt arm, — nur reich an Schmerz und Noth,
Und dreimal reich am Giftkelch ihrer Schande;
Leer iſt der Becher, den ſie tückiſch bot,
Und eine Welt verglüht im Todesbrande!

Ja, wir ſind arm, weil uns die Zeit verzehrt,
Und ihre Schmach die Lieb' in Haſs gewendet.
O wär' ich reich, ich legte dir ein Schwert
Aufs Grab — wenn Buben nicht das Schwert geſchändet!
Das einſt den Mann geziert im Schlachtgebraus,
Vertheidigt nun der Lüge Königsſchanzen —
So mag ich nur den Immortellenſtrauß
Auf deinen ſchlichten Todtenhügel pflanzen!

O nimm ihn an — einſt wird er herrlich blühn!
Kein Denkmal will ich deinem Kampf erbauen,
Das in die Länder ragte ſtolz und kühn,
Von kalter Hand aus kaltem Stein gehauen.

Weil du geliebt der Freiheit Morgenglanz,
Soll auch die Liebe deinen Tod beklagen,
Und ſchöner wird der friſche Blumenkranz,
Als Kreuz und Stein, von unſrer Liebe ſagen.

Und jeder Pilger, der vorüberzieht,
Soll ſich ein Blatt von deinem Grabe brechen,
Wenn er am Friedhof ſchweigend niederkniet,
Um ſein Gebet und ſeinen Fluch zu ſprechen.
Erſt ſoll er weinen, dann zum Schwur erſtehn:
Gleich dir der Freiheit Banner ſtolz zu faſſen,
Zu jubeln nicht, bevor die Trommeln gehn,
Zu lieben nicht, bis er gefühlt ſein Haſſen!

3.

Ihr ſprecht: „Den Armen iſt das Himmelreich.“
Doch auf der Erde kennt ihr kein Erbarmen;
Hier nackt und bloß, dort oben Alle gleich —
Ihr habt's gewollt! wohlan, wir ſind die Armen
Wir ſind's, und wiſſen, daſs der letzte Troſt:
Die Seligkeit, ein Märchenwort der Pfaffen,
Und daſs allein, von der ihr uns verſtößt,
Auf Erden, iſt ein Himmelreich zu ſchaffen.

Wir ſind die Armen! Blaſs und kampfbereit
Ziehn wir heran, gebeugt — doch ungebrochen,
Zu fordern die verheißne Seligkeit,
An euren Thron um unſer Recht zu pochen.

Ihr aber ſchweigt und wollt nicht Rede ſtehn,
Ihr höhnt das Volk und lächelt ſeiner Klagen —
Gut denn! ſo muſs ein andres Banner wehn,
Der Armuth Recht vor euren Thron zu tragen!

Nicht vor den Thron! Was ſchiert uns Fürſtenpracht?
Jenſeits der Throne winkt der Zukunft Fahne!
Das Königsſchiff verſchlingt die Meeresnacht,
Wir retten uns im Sturm auf ſchwankem Kahne!
Wollt ihr uns folgen in die neue Welt,
So eilt, das ſtolze Herrſcherboot zu laſſen,
Das morgen ſchon am Felſenriff zerſchellt,
Wenn ſeinen Kiel der Tiefe Götter faſſen!

Auch du, o Jüngling, haſt in Sturmesnoth
Des Volkes Kahn gelenkt mit ſichern Händen;
Doch jenes Schiff, das ſelbſt zu ſinken droht,
Muſs manchen Kahn erſt in die Tiefe ſenden.
Hoch ſchwoll die Fluth — ihr traft euch, Stoß auf Stoß
In dumpfem Schrei erbebten Maſt und Planken,
Und drunten gähnt' der wüſte Meeresſchoß —
Dein Steuer brach — und Mann und Schiff verſanken! —

Fluch ihrem Haſs, der eine Welt verzehrt!
Wir haben Recht, um deinen Tod zu klagen:
Doch unſre Klage wird ein Racheſchwert,
Damit wir unſrer Feinde Schar erſchlagen;
Ein Schwert, das, in dein Heldenblut getaucht,
Mit deinen Mördern rechtet ohn' Erbarmen!
Fort in den Kampf! der Morgennebel raucht
Noch eine Schlacht — und ſelig ſind die Armen!

II.

Im Hauſe.

1.

Da ſitz' ich nun in deinem Kämmerlein,
Das Aug' gewandt ins blühende Gelände,
Es lacht die Flur, beglänzt vom Sonnenſchein,
Die Welle ſingt — ich ſalte fromm die Hände.
Die Bäume flüſtern mir ein heimlich Wort,
Das wie ein Gruß von dir mich will gemahnen,
Es rauſcht ihr Laub im Winde fort und fort
Und trägt ins Land der Hoffnung grüne Fahnen.

So wird auch einſt das rothe Banner wehn,
Das du als Erbtheil ſterbend uns gelaſſen,
Es wird zum Kampf vorauf den Völkern gehn,
Roth wie dein Blut und roth wie unſer Haſſen;
Und wenn der Sturm in ſeinen Falten rauſcht,
So wird es wild im Morgenwinde flattern,
Daſs froh der Kämpfer Tod um Leben tauſcht,
Und jubelnd ſinkt, wenn rings die Salven knattern.

Dann aber kommt die heiß erſehnte Zeit,
Wo auch das rothe Banner ſtill und glänzend
Vom Berge weht, wenn rings die Welt befreit,
Schön wie der Tag, der Liebe Kelch kredenzend:
So zieht der Kahn dort auf der blauen Fluth
In ſtiller Fahrt auf tiefen Meereswegen,
An ſeinem Bord der Völker reiches Gut,
Das er geführt dem Morgenroth entgegen!

* * *

2.

Das iſt dein Bild! So haſt du einſt geſchaut
Im Männerſtrauß mit wilden Kriegerrotten!
„Zielt gut, ihr Brüder!“ war dein letzter Laut,
Rebellenſohn und Sohn der Hugenotten! *)
Als wollte einmal noch die kalte Hand
An deine That in heil'gem Zorn ermahnen,
So ſchaut dein Bildnis von der bleichen Wand,
Und weiſt dem Volk der Zukunft helle Bahnen.

Ja, hell der Tag und hell die neue Zeit,
Ob ſie durch Tod auch zur Verſöhnung führet,
Ob auch der Haß die kranke Welt befreit,
Und nur dem Schwert der letzte Sieg gebühret.

---

*) Die Familie Dortu mußte in Folge der Bartholomäusnacht Frankreich verlaſſen und hatte ſeitdem ihren Wohnſitz in Preußen.

„Auf uns dies Blut!“, ſo habt ihr einſt geſchrien,
Als dem Erlöſer ihr den Stab gebrochen,
Und jedem Heiland, der dem Volk erſchien,
Habt ihr des Haſſes Speer ins Herz geſtochen!

Auf euch dies Blut! ihr wollt es anders nicht —
So mag denn keine Hand der Rache wehren!
Auf euch dies Blut, auf euer Blutgericht,
Wenn mit der Fluth die Kämpfer wiederkehren!
Die Schwerter raſſeln und die Trommeln gehn,
Der Freie jubelt und die Mörder zittern —
Zielt gut, ihr Brüder, bis wir jauchzend ſehn
Im Frührothſtrahl den letzten Thron zerſplittern!

3.

Der Tag will ſcheiden. Sanfter rauſcht der See.
Gut' Nacht, o Welt! du ſchlummerſt nun in Frieden.
O wäre doch des Menſchenherzens Weh
Ein ſtiller Schlaf, wie dort der Flur, beſchieden!
Am Fenſter lehn' ich ſtill, indeſs ſein Lied
Im Flug der ruheloſe Wind mir fächelt —
Was kümmert's euch, daſs mich der Schlummer flieht,
Die ihr ſo klug bei meinem Schmerz gelächelt?

Die kühle Nachtluft ſtreicht mir ins Geſicht,
Verloſchne Bilder ſeh' ich ſich entſchleiern,
Und heimlich bang erhellt das Mondenlicht
Die todte Flur, mit mir die Nacht zu feiern.

Auch dein, o Jüngling, hab' ich ſtill gedacht,
Den ſie beim erſten Morgengraun erſchoſſen,
Als eben auch, gleich dieſer, eine Nacht
So weich und ſüß, ſo friedlich ſchön verfloſſen!

Ob du nicht oft in ſolcher Nacht gleich mir
An dieſes Fenſters weißer Brüſtung lehnteſt,
Und halb im Traume, wachend halb, von hier
Auf Wald und Strom die hellen Blicke dehnteſt?
Das Mondenlicht erglänzte überm See,
Auch du vermochteſt nicht im Schlaf zu ſäumen;
Die Sterne blieben kalt bei deinem Weh —
Ach, ſie verſtehen nicht, was Geiſter träumen!

Sie gingen auf am fernen Himmelsrand,
Und blinkten klar und ruhig in die Wogen,
Daſs auch im See ihr flammend Auge ſtand,
Wenn droben ſie dem Blick vorüberzogen.
Dann gingen auch in deiner jungen Bruſt
Ruhig und klar, hoch über Erdenſchranken,
Der Zukunft Sterne auf mit ſtolzer Luſt,
Das Licht der Welt, die Sonne der Gedanken!

Im Geiſte nur haſt du den Stern geſchaut,
Der aus den Fluthen unſrer Kämpfe tauchet,
Und dem die Welt in junger Liebe traut,
Wenn jetzt das Feld vom Blut der Brüder rauchet.
Doch dich verſchlang, du kühner Freiheitsſohn,
Die finſtre Zeit im Schoße ihrer Wellen,
Und tückiſch blitzte der Gewehre Hohn
Den Tod ins Herz dem trotzigen Rebellen!

So ſchläfſt du jetzt, von unſrer Thränen Thau
Benetzt, an der zerfallnen Kirchhofsmauer,
Auf deiner badiſchen Brigittenau
Ein Robert Blum, zu groß für unſre Trauer;
Bis einſt die Freiheit ihre Feſſeln bricht,
Und deine Mörder bleich um Gnade flehen:
„Geht nicht mit unſrer Sünde zu Gericht!“ —
Wir aber werden zu Gerichte gehen!

4.

Mein Aug' iſt müd'. Am letzten Himmelsſaum
Schieſst dort ein Stern hernieder in die Wellen.
Fortträumt die Nacht den weichen Frühlingstraum,
Und Blüth' und Blatt im Windeshauche ſchwellen.
Der Fluſs trägt ruhig in das ferne Meer
In ſtillem Lauf die ungezählten Wogen,
Nicht ahnend, daſs ein Stern vom Himmel her
In ſeiner Fluthen Schoß hinabgezogen.

O wär' ein Schlaf in ſolcher ſtillen Nacht
Und ſolch ein blauer Strom die Weltgeſchichte,
Ein Traum, von einem ſchönen Gott erdacht,
Und fortgeträumt bei hellem Morgenlichte:
Ein ſanftbewegtes Meer, in deſſen Schoß
Der Menſchen ungezählte Wellen trieben,
Und Stern' an Sterne ſchön und trauerlos
Im Wogenbade ſtill gefeſſelt blieben!

Sie iſt ein Schlaf, doch ohne Seligkeit,
Sie iſt ein Strom, doch ſchwarz von Felſenzacken,
Ein Traum, dem Gott der Finſternis geweiht,
Darin Dämonen wild die Bruſt uns packen.
Sie iſt ein Meer, in deſſen dunkler Fluth
Der Himmel nicht, nicht Wald noch Flur ſich ſpiegelt,
Ein wüſt Gebraus, das nie vom Kampfe ruht,
Ein finſtrer Wogenſchwall, vom Hais entwiegelt!

Und wenn ein Stern vom Himmel niederſinkt,
Den löſcht das Meer mit ſeinen kalten Wellen;
Kaum daſs ein Leuchten aus der Tiefe blinkt,
Wenn Wog' und Woge wild im Kampfe ſchwellen.
Es ſank ein Stern am deutſchen Himmelsrand,
Und ihn verſchlang die Fluth der Weltgeſchichte —
Gut' Nacht, mein Max! du Stern im Badnerland,
Von dir nun träum' ich bis zum Morgenlichte.

Begegnung.

Einſt traf ich am grünen Waldesrand
'nen ſchmucken Geſellen, den Stab in der Hand;
Im Gürtel trug er Piſtolen zwei
Und auf dem Nacken die Büchſe frei.
Wohin ſo ſchnell,
Rebell, Rebell?

„Ich eile hinab ins Unterland,
Da flackert der rothe Kriegesbrand;
Mein armes Weib liegt auf den Tod,
Meine Kinder betteln ums trockne Brot!“ —

Und wieder traf ich am Waldesrand
'nen ſchmucken Geſellen, den Stab in der Hand;
Im Gürtel kein Piſtolenpaar,
Die Büchſe vom Nacken verſchwunden war.
Wohin ſo ſchnell,
Rebell, Rebell?

„O frage mich nicht — verloren der Strauß!
Der Feind verbrannte mein Vaterhaus,
Mein Weib iſt geſtorben in Noth und Fahr,
Verhungert der Kinder bleiche Schar!“

Dann ging er in den Wald hinein,
Der Uhu krächzt und die Raben ſchrein.
Ein ſtiller See im Walde lag —
Da fand man den Burſchen am andern Tag.

Lied des Flüchtlings
auf den Trümmern der Habsburg.

Halt an, Genoſs! Und hinauf zum Schloſs —
Nun genug für heute gegangen!
Mein Fuß iſt müd', und mein Auge glüht,
Und fiebernd brennen die Wangen!
Wo Moos und Geflecht, wo die Kräuter ſchlecht
Um verwitterte Steine ſich ranken,
Über Schweizerfluhn, da laſſet uns ruhn,
Da ſchweifen nach Haus die Gedanken!

Wo die grüne Aar ihre Fluthen klar
In die lachenden Thäler ergießet:
Wo der Herbſtwind ſtürmt, ſich der Gletſcher thürmt,
Und der Alp manch Röslein entſprießet:
Da träumt es ſich gut von des Rheines Fluth,
Wo wir jüngſt um die Freiheit gerungen,
Wo das Thal entlang manch kräftigen Sang
Wir blitzenden Schwertes geſungen.

Wie die Berge glühn, wie die Strahlen ſprühn
Auf dem ſchimmernden, flimmernden Eiſe,
So glühte der Brand über Stadt und Land,
Wenn erklang die blutige Weiſe:

„Ça ira, ça ira! Die Rebellen ſind da!“
Und dann das Schwertergebrauſe! —
Nun in fremdem Land, gehaſſt und verbannt,
Und die Henker walten zu Hauſe!

Doch nimmer verzagt! Denn ein Morgen tagt
Dem geknechteten Vaterlande!
Ein muthiger Schrei: „Seid frei, ſeid frei!“
Und es fallen die Ketten und Bande!
Wie dies ſtolze Schloſs in die Fluthen ſchoſs
— Die Berge blieben beſtehen, —
So ſtürzt in das Grab die Knechtſchaft hinab
Vor der Freiheit mächtigem Wehen!

Die Sonne ſank — ich bin matt und krank,
Doch ich athme frei auf den Trümmern!
Verloren mein Gut, verſpritzt mein Blut —
Doch was ſoll den Flüchtling bekümmern?
Sei willkommen, Nacht! Die Vergeltung wacht,
Wenn die Sonne ſteigt aus den Wellen!
Dann aufs Neu' zum Kampf, wo im Pulverdampf
Erkämpfen den Sieg die Rebellen!

Gottfried Kinkel.

1.

> Stettin, 12. Oktober. Die „Oſtſee-Zeitung“ enthält heute folgende Worte an ihrer Spitze: „Herr Profeſſor Gottfried Kinkel trägt in Naugard die graue Züchtlingsjacke und muſs ſpulen!“
>
> Nationalzeitung vom 13. Oktober 1849.

Wein, Kellner, Wein! — Mein Tagwerk iſt vollbracht,
Noch dieſe Stunde ſtehlen wir der Nacht —
Gieb auch das Zeitungsblatt vom heut'gen Tage!
Laſs ſehn: was macht der morſche Königsthron?
Schickt uns der Frühling ſeine Boten ſchon?
Wie, oder iſt das Recht noch Sage?

Berlin … Die Kammer ſchläft—Das that ſie längſt!—
Ungarn … Verrathnes Heldenvolk, was drängſt
Du mir die Bruſt, ob deiner Schmach zu ſinnen! —
Standrecht und Rache … Fort!—Doch, halt! den Schluſs—
Stettin, den 12ten: „Gottfried Kinkel muſs
In Züchtlingstracht nun Wolle ſpinnen!“

Iſt's möglich? Gott! wüſt brennt mir's im Gehirn,
Die Hände ſtreich' ich über meine Stirn —
Mein Gottfried ſpulen im Verbrecherkleide!
Derſelbe Geiſt, der hohe Lieder ſann,
Ein Knecht am Webſtuhl — Jahre lang — und dann?—
Vor Wahnſinn ſchütze Gott uns Beide!

Kein einzig Wort — die volle Börſe warf
Ich auf den Tiſch. Die Nachtluft wehte ſcharf,
Und eiſig fuhr der Sturm durch meine Locken.
Ich ging nach Haus. Dann ſchrieb ich bleich und matt
Das „Lied vom Spulen“ auf ein kniſternd Blatt,
Die Wangen heiß, das Auge trocken:

„Das Lied vom Spulen.“

Der Webſtuhl kracht, das Schifflein zieht
Hinüber und herüber;
Beim Spulen tönt ein wildes Lied,
Das gellet trüb und trüber:
„Mein Schifflein, zieh! Wir oder ſie!
's wird anders nie! Mein Schifflein, zieh
Herüber und hinüber!“

Der Eine im Verbrecherhaus
Spinnt fort und fort den Faden;
Am Ende wird ein Tuch daraus,
Ein Tuch von Gottes Gnaden!
Viel' Fäden ſchlug des Spinners Fluch
Ins Leichentuch! — Noch nicht genug!
Spinn fort und fort den Faden!

Wir Andern aber zorngemut)
  Wir ſitzen auch am Stuhle,
Das Schifflein treibt der Zeiten Fluth,
  Es ſchnarrt und knarrt die Spule.
Dazwiſchen Sang und Schwerterklang
Und Wogendrang das Thal entlang —
  So webt die Zeit am Stuhle.

Der Webſtuhl kracht, das Schifflein zieht
  Herüber und hinüber;
Beim Spulen tönt ein wildes Lied:
  „Bald iſt dein' Zeit vorüber!
Die Freiheit ſiegt, die Feſſel liegt!
Die Freiheit ſiegt! — Dein Schifflein fliegt
  Hinüber und herüber!“

* *

2.

Nun ſitzt er wieder bleich und kummervoll
In ſeiner Zelle nachtumflorten Wänden,
Allein mit ſeinem Schmerz und ſeinem Groll,
Die Spule drehend mit geſchäft'gen Händen.
Kaum daſs ein Lied um ſeinen Kerker klingt,
Kaum daſs ein Vöglein ihm den Lenz verkündet:
Den Frühling, wo auch ſeine Feſſel ſpringt,
Wo eine Welt den Pſalm des Friedens ſingt,
Und frei und ſtolz der Liebe Tempel gründet!

Ach, fern — wie fern! — iſt noch die goldne Zeit,
Von der wir träumen und an die wir glauben;
Jetzt, wo der Frühling ſeine Blüthen ſchneit,
Der Sproſſer ſingt in duftumwallten Lauben!
O, draußen hat ſein lächelnd Kindeshaupt
Der Knabe Lenz in jedes Land getragen:
Doch hier, im Herzen, hat ein Wurm geraubt
Der Blüthe Pracht, die froh dem Lenz geglaubt —
Des Menſchen Frühling hat der Tod erſchlagen!

Denn Haſs iſt Tod! Und Haſs beherrſcht die Welt,
Er ſitzt zu Thron, ſo weit die Blicke reichen;
Er wandelt giftaushauchend durch das Feld,
Und füllt es mähend rings mit Blut und Leichen.
O ſolche Saat! Muſs nicht des Frühlings Hauch
Wie Brudermord in eure Seele klingen?
Weht ſchwarz und dampfend nicht ein Pulverrauch,
Wie Grabesduft, aus jedem Blüthenſtrauch,
Euch eines Freien Todesgruß zu bringen?

Ihr wollt nicht ruhn von eurer „Gnade“ Zorn,
Ihr ſätet Blut — nun ſteht das Feld voll Roſen!
Doch jede birgt für euch den ſcharfen Dorn,
Wenn frei mit ihrem Blatt die Winde koſen.
Schlingt ihr beim Feſt euch Blumen durch das Haar:
Gebt Acht, ob nicht der Thau die Stirn euch feuchtet;
Der Thau von Perlen, purpurroth und klar,
Der einſt das Blut von euch Erſchlagner war,
Und nun als Brandmal euch vom Haupte leuchtet!

Wenn heut der Dichter ſeine Blüthen ſucht:
Von Standrechtsgräbern muſs er ſie entwenden!
Er möchte beten, doch die Lippe flucht,
Daſs ſelbſt das Grab mit ihrem Haſs ſie ſchänden.
O Gott! die Liebe ſchläft im Erdengrund,
Sie wimmert leis, in Kerkerhaft gefangen;
Die Liebe ſtirbt mit qualentſtelltem Mund,
Die Liebe ringt den Arm in Ketten wund,
Und rüttelt machtlos an den Eiſenſtangen!

Wem nicht der Haſs auf finſtrer Braue thront,
Den ſchleifen ſie als Sünder durch die Gaſſen;
Sie haben ſelbſt den Dichter nicht verſchont —
Und doch und doch: der Dichter kann nicht haſſen!
Er hat geliebt, weil er nicht haſſen kann,
Er hat geliebt — die Lieb' iſt ſein Verbrechen.
Sie thaten ja die Liebe in den Bann!
Er hat geliebt, weil er nicht haſſen kann —
Das war genug, um ihm den Stab zu brechen!

3.

Es war im März. Die Freiheit ſchien erwacht,
Das Volk erſtand, nach ſeinem Recht zu fragen;
Wir ſtritten heiß in blut'ger Männerſchlacht,
Und wußten groß des Sieges Glanz zu tragen.
Das war ein Jubeln und ein Freudenſchrei,
Wie hat der Throne morſcher Bau gezittert!
„Schwarz, Roth und Gold — gegrüßt, du heil'ge Drei!
Unſer der Sieg! Das deutſche Land iſt frei!“
So hat es laut in Oſt und Weſt gewittert!

Noch ſeh' ich dich an jenem Märzestag,
Da ſtandeſt du auf höchſtem Marktbalkone,
Vergöttert faſt, und tauſendſtimmig brach
Der Menge Beifall aus mit Jubeltone.
Wie ſchlug dein Herz bei ihrer Liebe Sold,
Als ſie „Des Deutſchen Vaterland“ geſungen!
Und dann, als du das Banner, ſchwarz-roth-gold,
Flammenden Blicks in freiem Land entrollt —
Wie jauchzten ſie, als da dein Wort erklungen:

„Männer!
Bürger und Brüder!
Grüßet entblößten
Hauptes das Banner,
Das da ein Zeichen
Sei von der Größe
Und von dem Ruhme des deutſchen Volks!

„Wieder
Deckt mit dem freien
Hute das Haupt dann!
Denn von dem heutigen
Tage des Siegs an
Seid ihr ein freies,
Segenumſtrahltes, ſtarkes Geſchlecht!

„Und ſo laſs ich dich
Flattern, du deutſches
Banner, frei in befreiter Luft!
Sammeln ſollſt du
Unter dir alle
Einigen Stämme des deutſchen Bluts!
Rauſchen ſollſt du
Auf allen Meeren!
Sollſt uns ein Zeichen
Werden der Liebe,
Das da geleitet
Alle Gedrückten,
Alle Verwaiſten,
Alle Verzagenden
Froh auf den Weg zum heiligen Licht!

„Ich ſchwinge die Fahne gen Weſten!
Wo zwei mächtige,
Starke Völker
Wohnen in Liebe,
Die da zuerſt der Freiheit die Gaſſe
Brachen im Schimmer des Morgenroths.
Fürchtet ſie nimmer!
Denn ſeit dem heutigen
Tage des Ruhmes
Fürchtet der Deutſche
Nichts auf der weiten, der herrlichen Welt
Aber in Liebe
Laſſet uns gründen,
Bauen mit ihnen den Tempel des Lichts!

„Ich ſchwinge die Fahne gen Norden!
Und ſo grüß' ich mit ihr das geliebte,
Einige, mächtige Vaterland!
Flattern doch heute
Dieſe heiligen
Farben des Volkes
Über das ganze deutſche Reich!
Rauſchen im Winde
Über der Oſtſee,
Grüßen den weißen
Polniſchen Adler;
Winken dem ſchwarzen
Adler des Ruſſen ſtolz und feſt;
Auf denn, o Banner!
Auf denn, im Bund mit unſerem Adler!
Wehe ihm zu aus den Falten im Winde

Vorwärts, o Adler!
Muthigen Auges
Immer zur Sonne —
Vorwärts, vorwärts zum heiligen Licht!

„Ich ſchwinge die Fahne gen Süden!
Grüßend mit ihr die
Völker, die freien,
Die, uns zum Heile,
Vor uns errangen der Freiheit Ruhm!

„Ich ſchwinge die Fahne gen Oſten!
Völker ſind dort,
Die noch des Tages
Nicht ſich erfreuen,
Welcher auf uns ſich
Golden und ſtrahlend herabgeſenkt!
Auch vor ihnen
Fürchte dich nimmer!
Deutſches Banner,
Ihnen auch ſollſt du
Glänzen als Bild der
Sonne des Morgens,
Die uns zum Kampfe
Leuchtet um Freiheit
Und um des Menſchen ewiges Recht!

„Und ſo heb' ich dich,
Herrliches Banner,
Hoch in die jubeldurchtönte Luft!

Und ſo ruf' ich:
Lebe das große,
Lebe das ewige,
Einige, heilige deutſche Reich!" — —

Ein Jahr verſtrich — und Alles wie zuvor!
Von unſerm Kampf iſt nur die Schmach geblieben;
Kein lautes Grollen ſtört des Herrſchers Ohr,
Die Freien ſind geächtet und vertrieben.
Sie irren ruhlos um in fremdem Land:
Deutſchland und Polen — Eins im Schmerz geworden!
Und wer die Raſt am Heimatufer fand,
Dem winkt' ein Grab, wo ſeine Wiege ſtand,
Oder ein Kerker auch im kalten Norden!

O mahnt mich nicht an euer Strafgericht —
Ich müſſte fluchen mit erhobnen Händen!
Ihr kennt den Tod vielleicht, die „Gnade" nicht,
Die — mehr als Tod — ihr Opfer weiß zu ſchänden!
So tödtet ſie, wenn ihr ſie haſſen wollt,
Laſſt ihre Kühnheit mit dem Schwert ſie büßen!
Nur — bei dem Blitz, der aus den Lüften rollt! —
Nur ſchändet nicht der Mannesehre Gold,
Und tretet nicht das Heiligſte mit Füßen!

4.

Sein Auge brannte hell,
Es glühten ſeine Wangen,
Als er zum letzten Mal
Zu Weib und Kind gegangen.
An Rhein- und Neckarſtrand
Erſcholl der Ruf der Schlacht —
Da hat er für das Vaterland
Sein Leben dargebracht.

Die Abendglocke klang,
Es ſchliefen ſchon die Kleinen:
Er küſſte ihre Stirn
Im Schlaf mit ſtillem Weinen.
Das treue Weib umſchloſs
Sein Arm zum letzten Mal,
Und eine Mannesthräne floſs
Beim feuchten Mondesſtrahl.

So ſtürmte er hinaus
Ins wilde Kriegesleben,
Wo Todesengel kalt
Des Menſchen Schickſal weben.

Der Freunde Wall zerbricht,
Von Leichen ſtarrt das Feld —
Er aber ſteht und wanket nicht,
Ein jeder Zoll ein Held.

Dann traf die Kugel ihn,
Bleich wurden ſeine Wangen!
O Gott! es haben ſchon
Die Schergen ihn gefangen!
Von ſeiner Schläfe rann
Das rothe Heldenblut —
Doch mehr als Todesqual erſann
Ihm ſeiner Feinde Wuth.

Sie brachen ihm den Stab
Und haben ihn gerichtet,
Weil muthig der Poet
Sein Lied zur That gedichtet.
In ſeine Zelle dringt
Kein Früh- und Abendroth,
Bis einſt ſein Freiheitslied ihm ſingt
Der Welterlöſer: Tod!

5.

Kennt ihr die Mähr aus längſt verſchollner Zeit,
Wie man Verbrecher lebend einſt begraben,
  Weil ſie der Götter Heiligthum entweiht,
Und ſich der finſtern Mächte Fluch ergaben?
  's war eine Strafe, die der Haſs erdacht,
Von der das Volk ſein reines Antlitz kehrte,
  Vollzogen von des Henkers Arm zu Nacht,
  Wenn Alles ſtumm, und rings kein Aug' gewacht,
Das ſeinem Amt mit heil'gem Zürnen wehrte.

  Dann kam der Tag. Sein lächelnd Angeſicht
Hat nicht des Sünders letzten Kampf geſehen;
  Er ſteigt ins Thal mit ſeinem goldnen Licht,
Und Morgenlüfte durch die Felder wehen.
  Der Mond nur hat geſchaut ein brechend Aug',
Und barg ſein Haupt in einer Wolke Schleier;
  Der Haſs entfloh — es klingt der Liebe Hauch
  Beim erſten Morgenſtrahl um Blüth' und Strauch,
Und ſelbſt das Grab umglänzt der Liebe Feier.

Heut ſind ſie ſchlimmer noch, als dazumal:
Sie laſſen ſchamlos Speer an Speer erblinken,
Ihr Werk iſt Mord bei hellſtem Sonnenſtrahl,
Und grauſend ſieht das Volk die Häupter ſinken.
Nicht mehr Verbrecher trifft das Henkerſchwert —
Nein: wer der Liebe heil'gen Spruch verkündet!
Es ward zum Beil, mit dem der Haſs ſich wehrt,
Zum Blitz, der in die höchſten Stämme fährt
Und rings die Welt in Kriegesbrand entzündet!

Im Grabe ſelbſt iſt keine Ruhe mehr;
Schakalen gleich, durchwühlen ſie die Erde,
Begrabne zerren ſie zum Marktplatz her,
Daſs auch das Todte noch entheiligt werde.
Denn wer in euren Kerkern einſam klagt,
Iſt lebend todt, und zählet zu den Todten!
Ihr habt das Grab um ſeinen Spruch befragt —
Der Todte naht, und ſeine Lippe ſagt
Denſelben Gruſs, den einſt ſie euch geboten:

„Ich bin Ich!
Was doch ſucht ihr
Bei den Gewürgten?

„Ich bin Ich!
Was ich im Leben
Muthig bekannte:
Das auch bekenn' ich
Heut mit den bleichen
Lippen des Sterbenden,
Den ihr lebendig
Stieſst in des Todes ewige Nacht!

„Ich bin Ich!
Seit ich empfinde,
Hielt ſich mein Herz
Nicht zu den Reichen,
Nicht zu den Mächtigen —
Nein, zu den Armen,
Zu den Gedrückten im Volke!

„Mögt ihr mich haſſen,
Weil der Verſtoßene
Seine Hand in die meine ſchlägt: —
Nimmer geſchändet
Ward ein gewaltiger,
Großer Gedanke,
Weil ſich zu ihm die
Zöllner und Sünder
Freudig bekannten!
Ich bin Ich in Leben und Tod!

„Wehe den Mördern,
Die mich in einſamer
Zelle begruben,
Wo in die öde
Stille des Todes
Dringet kein Ton der kämpfenden Welt!
Quälend umſtarrt mich
Froſtig und trüb der eiſige Nord!
Darf ich doch nimmer
Selbſt durch des Gitters
Hemmende Stäbe
Schauen die Thränen,
Die um mich weint ein herrliches Weib!

Und ſo kehr' ich,
Segnend die Freien,
Wieder zum Grabe,
Todt im Leben, und lebend im Tod!"

Nun ſitzt er wieder bleich und kummervoll
In ſeiner Zelle nachtumflorten Wänden,
Allein mit ſeinem Schmerz und ſeinem Groll,
Die Spule drehend mit geſchäft'gen Händen.
Kaum, daſs ein Lied um ſeinen Kerker klingt,
Kaum, daſs ein Vöglein ihm den Lenz verkündet:
Den Frühling, wo auch ſeine Feſſel ſpringt,
Wo eine Welt den Pſalm des Friedens ſingt,
Und frei und ſtolz der Liebe Tempel gründet!

6. * *

(Nach Viktor Rabineau.)

„Sie ſprachen: ‚Laſſt uns ſehn, ob nicht des Kerkers Enge
Des Sünders Trotz bezwingt, das Herz geſchmeidig ſchafft!‘
Und ſie verdammten mich, den Vater der Geſänge,
Die jedes Herz durchglühn, zu dieſer ew'gen Haft!
Auf lebenslang — o Gott! — die Tage ziehn gleich Wochen,
Wenn uns der Zelle Nacht zur Nacht des Stumpfſinns reißt,
Fern von des Lebens Luſt wird bald der Geiſt gebrochen —
Verſchonet meinen Geiſt!

„Als ihr in banger Nacht empor vom Schlafe ſchrecktet,
Hat euer Hirn vielleicht der Milde Gluth durchloht;
Indeſs ihr eure That mit heil'gem Spruch bedecktet,
Spracht ihr: ‚Entſagen laſſt uns gnädig ſeinem Tod!‘
O, wenn euch je ein Strahl der Menſchlichkeit geworden,
So wiſſt: es war Betrug, was ihr als „Gnade“ preiſt;
Ihr ſchontet meinen Leib, doch um den Geiſt zu morden —
Verſchonet meinen Geiſt!

„Ach, lieber noch den Tod, den nur der Feige ſcheuet,
Ach, lieber jene Pein, da ſchnell die Hülle ſtirbt,
Als dieſe Einſamkeit, wo keine Raſt uns freuet,
Wo Denken und Gefühl in öder Qual verdirbt!

Wollt ihr in blinder Wuth die That des Gegners richten,
So brauchet Giſt und Schwert, das ſichern Tod verheißt:
Doch ward euch nie ein Recht, die Seele zu vernichten —
Verſchonet meinen Geiſt!

„Als ihr mich fortgeſandt in dieſe Kerkerwände,
O, glaubtet ihr, mein Herz ſei todt und ausgeglüht?
Noch brauſt die Leidenſchaft, ein Stürmen ohne Ende …
Wie ſoll ich bändigen, was meine Bruſt durchſprüht?
Die Liebe ruf' ich an — doch all mein heißes Flehen
Entſteigt dem tollen Kampf, der mein Gehirn durchkreiſt,
Seit ihr mir ſelbſt verwehrt, mein Weib und Kind zu ſehen—
Verſchonet meinen Geiſt!

„Mein Hoffen iſt verweht; mir raubt der Zelle Dunkel
Des Körpers und zugleich des Geiſtes letzte Kraft;
Umſonſt beſchwör' ich heut des Wiſſens Sterngefunkel,
Ach, jeder Stern erloſch in dieſer trüben Haft!
Ich ſeh' bei Nacht und Tag in meiner Zelle Räumen,
Wie eines Todten Hand rächend gen Himmel weiſt;
Mein Haupt umnachtet ſich zu ſchreckensvollen Träumen —
Verſchonet meinen Geiſt!“

7.

Ein Dichter warſt du und ein Troubadour,
Dein Lied erklang wie leiſes Frühlingswehen;
„Otto der Schütz,“ das Kind der Maienflur,
Sahſt du vertraut durch Land und Herzen gehen.
Und was an Rheinesſtrand der Dichter ſang,
Es las das Volk in allen deutſchen Gauen,
Und Liebesluſt und -leid hinüberklang
Aus deinem Lied zu Deutſchlands Frauen.

Sieh her, das Volk — des Herrſchers Königin —
Gab ihrem Sänger von der Bruſt die Roſe;
Der finſtre König zürnt in ſtolzem Sinn,
Daſs mit dem Dichter ſeine Gattin koſe.
Der aber drückt die Roſe an den Mund —
„Des Volkes Liebe“ iſt die Sängerblume! —
Und hat, ein Held, geweiht von jener Stund'
Sein Leben ſeinem Heiligthume.

Da grollt der Fürſt: „Mein Volk, du falſche Braut,
Du meine Magd, befleckſt die Herrſcherehre!“
So ſpricht er wild, und ſpringt empor — o ſchaut! —
Und nach dem Sänger fliegt die blanke Wehre.

Ha! gut gezielt, blutdürſtiger Tyrann,
Auch dieſen Streiter haſt du uns vernichtet!
Doch kommen wird dereinſt ein Tag — und dann
Seiſt du nach gleichem Recht gerichtet!

Sahſt du den Greis, der mit dem Dichter zieht?
Er floh den Saal mit ſeines Sohnes Leiche;
Da draußen ſingt er dir ein ſchaurig Lied —
Entſetzt erbebt dein Sklaventroß, der bleiche.
Kennſt du das Lied? Es heißt: „Des Sängers Fluch!“
Das klingt und ſingt dir ewige Vernichtung!
„Fluch dir, Tyrann, der mir mein Kind erſchlug!“ —
So ſpricht der Genius der Dichtung.

8.

Ein freies Lied am Fürſtenthron!
Ich weiß: ihr liebt die Lieder.
Gebt ihn heraus, der Freiheit Sohn,
Gebt uns den Dichter wieder!
Der Adler ſtrebt zum Sonnenlicht,
In Lüften ſchwebt der Weih' —
Wir bitten nicht, wir betteln nicht,
Wir fordern: Gebt ihn frei!

Ihr habt die Macht in eurer Hand,
Die Macht von Gottes Gnaden;
Was kann im todten Vaterland
Ein freier Geiſt euch ſchaden?
Euch ſchirmen Wall und Kugel dicht,
Soldat und Kleriſei — .
Wir bitten nicht, wir betteln nicht,
Wir fordern: Gebt ihn frei!

Schaut her! das ganze Lumpenpack
Will frei den Dichter ſehen;
So öffnet eurer Gnade Sack,
Und heißt uns friedlich gehen!

Eh' euer ſtolzer Thron zerbricht,
Sprecht einmal doch: „Es ſei!“ —
Wir bitten nicht, wir betteln nicht,
Wir fordern: Gebt ihn frei!

Und hört ihr nicht auf unſer Wort,
So fürchtet unſre Thaten!
Es wächſt das Lied zum Schwerte fort,
Wir werden ſelbſt uns rathen!
Wir rufen Strang und Strafgericht
Auf euer Haupt herbei —
Wir bitten nicht, wir betteln nicht,
Wir fordern: Gebt ihn frei!

* *

9.

Komm her, mein liebes Kind!
Lehn deine heißen Wangen
An meine Bruſt geſchwind.
Ich will dich treu umfangen.

Ein Märchen wieder ſoll
Ich heute dir erzählen?
Dein Herzchen glüht ſo toll —
Muſs wohl ein neues wählen!

Ein ſtolzer König war,
Der trug nicht Reif, noch Krone,
Und ſaß doch manches Jahr
Auf goldnem Dichterthrone.

Es war ſein luſtig Reich
Die Poeſie geheißen;
Sein Volk gehorcht' ihm glei[illegible]
Die bunten Liedesweiſen.

Er hieß ſie luſtig fliehn
Hinaus in alle Lande,
Und um die Herzen ziehn
Viel' ſtarke Liebesbande.

So ſprach ein jedes Lied:
„Der König will in Gnaden,
Was ſich in Zwietracht ſchied,
Zum Feſt des Friedens laden.

„Der Himmel iſt ſo blau,
Als wollt' er uns umfaſſen,
So ſchön ſind Wald und Au —
Kann denn der Menſch nur haſſen?

„Laſſt uns in Frühlingsluſt
Der Freiheit Tempel gründen,
Und neu in jeder Bruſt
Der Liebe Gluth entzünden!“

Die Welt, vom Haſſe wild,
Hat froh das Lied vernommen,
Ein Frühlingsſäuſeln mild
Iſt durch das Land gekommen.

Es war im Monat März,
Da haben ſie geſchrieben:
„Frei ſoll das Menſchenherz
Den freien Bruder lieben.“

Doch weh, aus kaltem Nord
Zog her der Fürſt der Lüge,
Daſs er mit Liſt und Mord
Den Lenz in Feſſeln ſchlüge.

Sein treulos Spiel gelang,
Die Menſchheit liegt in Ketten.
Wer mag in Freiheitsdrang
Den Liederkönig retten? . . .

„„Und dann?““ — Das Märchen iſt
Für heute aus, mein Knabe.
Frag, wenn du größer biſt,
Wo ich das Ende habe.

Dann geb' ich dir ein Schwert
Und lehr' dich kühn es ſchwingen, —
Dann magſt du, ſtark bewehrt,
Dir ſelbſt das Ende ſingen!

Dann wollen wir vereint
Der Freiheit Tag erſehnen! —
Jetzt geh! die Schweſter weint,
Küſs ihr hinweg die Thränen!

10.

Der Freiheit Stunde ſchlug. Es lag in wüſtem Traume
Der Wächter Söldlingsſchar. Am weiten Himmelsraume
Erloſch der Sterne Schein, des Mondes bleiche Pracht.
Vorm Zuchthausfenſter ging mit abgemeſſnem Schritte
Der Schildrer auf und ab; es hallten ſeine Tritte
Geſpenſtig durch die finſtre Nacht.

Der Sänger lauſchte ſtill. Sein Ohr vernahm die Schläge
Der tiefen Mitternacht: ſie ſchollen dumpf und träge
Hinüber von dem Thurm in ſeiner Zelle Kreis.
Den Krieger hört' er ſtumm und ernſt vorüberſchreiten, —
Da ließ er von dem Kreuz die Stricke niedergleiten
An ſeines Kerkers Mauern leis.

Und wieder ging vorbei mit abgemeſſnem Schritte
Der Schildrer ernſt und ſtumm; es hallten ſeine Tritte
Geſpenſtig durch die Nacht zum Kerkerraum empor.
Ein Schwung! Und Keiner ſah den Sänger niederſchweben —
Nur drunten hörte man des Kriegers Tritt erbeben,
Der ſich im Windeshauch verlor.

Dann ſchritt der Sänger leicht hinüber zu den Roſſen,
Die nah geſattelt ſtehn, und gleich dem Blitze ſchoſſen,
Der aus den Lüften zuckt, die Renner durch das Feld.
Hui, wie vom Sporenſtoß gejagt die Flanken ſchäumten,
Wie ſich beim Peitſchenſchlag der Mähnen Kämme bäumten!—
So ritt er in die freie Welt.

Und vor dem Fenſter ging mit abgemeſſnem Schritte
Der Schildrer auf und ab; es hallten ſeine Tritte
Geſpenſtig immerzu, wie früher, durch die Nacht.
Mit einem Male fuhr zuſammen er erſchrocken —
Denn von dem Thurme gellt der Ruf der Sturmesglocken,
Der Lärmkanone Schuß erkracht!

Wozu doch wolltet ihr des Freien Haupt zertreten?
Warum verfolgtet ihr den Dichter und Propheten?“ —
Ihn ſchirmt in Noth und Tod der Götter mächt'ge Hand.
Wie einſt zu Petrus, ſeht zu ihm den Engel ſchreiten,
Und ſegnend ſeinen Fuß zum Kerkerthor geleiten
Hinüber in der Freiheit Land!

Das Kaſematten-Parlament in Raſtatt.

(1849.)

Der Tag iſt um — ſie mögen raſten!
  Sie mühten ja vom Morgenroth
Bei Froſt und Kummer, Grimm und Faſten
  Sich für das Stückchen Kerkerbrot;
Sie mußten ohne Wort und Klagen
Den Karren ziehn, die Steine tragen,
  Daraus man ihre Zwinger baut;
Sie mußten Deich und Wälle ſchanzen,
Des Siegers Ackerfeld bepflanzen,
  Das noch von Kämpferblut bethaut.

Wohl Mancher ließ die müden Arme
  Hinſinken auf den kalten Stein,
Und Manchem ſchnitt — daſs Gott erbarme! —
  Der Oſt durchs zitternde Gebein.
Wohl Manchem fiebert's im Gehirne,
Und Manchem brannte noch die Stirne,
  Darauf die Wunde blutig klafft —
Doch auf den Nacken ließ der Sbirren
Verruchte Hand die Peitſche ſchwirren,
  Bis er zu neuem Werk ſich rafft.

Nun ſank der Tag — im Dämmergrunde
  Verſchwimmt des Abends letzter Schein;
Den Schächern auch ertönt die Kunde:
  „Vorüber heut des Schaffens Pein!“
Zerlumpten Kleids, am Fuß die Kette —
So wandeln ſie zur Schlummerſtätte,
  Unheimlich knarrt das Eiſenthor;
Einzieht die Schar mit blaſſen Wangen,
Der Schließer prüft die Kerkerſtangen,
  Und ſchiebt den Riegel zögernd vor.

Sie ſind allein, es harrt im Saale
  Das ſchwarze Brot, der Waſſerkrug;
Sie koſten ſtolz vom ſchlechten Mahle,
  Und ſchlürfen gierig Zug um Zug.
Ein Leben Das, und Das ein Raſten!
Ein Biſſen Brot — die Henker praſſten! —
  Und dort ein Bündel faules Stroh,
Daſs zu erneutem Tagewerke
Den müden Leib der Schlummer ſtärke,
  Wenn ihm für heut die Kraft entfloh!

Der Poſten ſpäht, Gewehr im Arme,
  Daſs nicht die Schar das Schweigen bricht;
Stumm ſoll ſie ſein in ihrem Harme —
  Doch wie! gehorcht der Sklave nicht?
Zuſammen treten ſie mit braunen
Geſichtern ernſt und ſtill, und raunen
  Vom Weh, das in der Seele brennt;
Sie fürchten nicht das Loos der Schächer,
Sie wählen trotzig gar den Sprecher
  Zum Kaſematten-Parlament.

Seht her! Das war ein ander Tagen,
Ein Wort, von andrer Gluth getauft,
Als wo um Gold die Menſchheitsfragen
Ein Profeſſorenvolk verkauft!
Das war kein Prahlen und kein Schwätzen,
Kein blumenduftig Worteſetzen,
Kein nachtumhüllter Freiheitsmord;
Das war kein ſittſam Hundewedeln —
Das war aus harten Denkerſchädeln
Ein unerbittlich Richterwort!

Ja, ſeht! Das ſind die Proletaren,
Der Zukunft Rächerparlament,
Das nur ein machtlos Wort des Zaren
Vom hellen Tag des Sieges trennt.
Gefangen im Verbrecherreigen,
Erwählen ſie der Nächte Schweigen
Zu Waffenbahn und Kriegeszelt,
Und hinter Riegel, Schloſs und Gittern,
Wie in des Kampfes Ungewittern,
Verhandeln ſie das Loos der Welt.

„Zum Werke, Volk der Kaſematten!“
Der Sprecher ruft's am ſtillen Ort:
„Eröffnet Sitzung und Debatten —
Trotz Blei und Pulver frei das Wort!“
Und wie ſich finſter überm Meere
Zuſammenziehn die Wolkenheere,
Daraus die zackige Lohe ſchießt,
So harren ſie in dumpfem Grollen,
Bis ihres Zornes Kelch, den vollen,
Der Eine ſo zur Erde gießt:

„Von Neuem ging der Kampf verloren,
Auf den wir unſer Heil gebaut,
Weil noch einmal den klugen Thoren,
Den Weltbeglückern, wir getraut!
Dem Banner folgten wir, dem falben,
Die Schlechten waren's und die Halben,
In deren Hand der Würfel lag —
Und nimmer anders wird es kommen,
Bis einſt das Volk, von Haſs entglommen,
Die ganze Freiheit fordern mag!

„Sie fragten noch mit ernſtem Munde
Nach Mark und Grenze, Schärp' und Band,
Und wuſſten doch: es hat zur Stunde
Der arme Mann kein Vaterland!
Und wuſſten doch — ſie muſſten's wiſſen! —
Daſs, wenn die Feſſel hier zerriſſen,
Auch dort der Thron in Flammen ſteht,
Und daſs beim Fall zerbrochner Kronen
Von Nation zu Nationen
Das rothe Freudenbanner weht!

„Ja, wieder hat man uns betrogen,
Durch deren Arm die Menſchheit lebt,
Und denen, wenn zum Kampf ſie zogen,
Der Erde morſcher Grund gebebt;
Die nur geboren, um zu ſterben,
Die, ewig ſchaffend, nie erwerben,
Die nur der Schmerz zu Menſchen tauft;
Das Mal der Knechtſchaft an der Stirne,
Und deren Tochter ſich zur Dirne,
Zum Sklaven ſich der Sohn verkauft!

„Gold! Gold! Um dich auf blut'ger Sohle
Durchſchweift die Welt der Reichen Heer,
Es treibt ſie fort von Pol zu Pole,
Es jagt ſie über Land und Meer.
's iſt nicht der Geiſt, der gluthentflammte,
Der ihres Wucherſinns verdammte
Geſchwader in die Fremde trug;
Die Welt ein Krämerhaus der Waaren —
Und ſelbſt die fernſten der Barbaren
Verſchonte nicht des Goldes Fluch!

„Sie haben Land und Meer bezwungen,
Die Erde dient dem Krämertroß,
Der Schacher feilſcht in allen Zungen,
Und dampfend knirſcht das Eiſenroß.
Das alte Leid! Die Bettler darben,
Für uns die Saat — für euch die Garben,
Beſteuert Boden, Fleiſch und Licht!
Der Hunger weht an allen Enden,
Ihr wühlt im Gold mit vollen Händen —
Doch uns ernährt die Erde nicht!

„So muß denn neu der Kampf beginnen,
Der unſer Gut dem Volk erſchließt,
Das ihr bei Motten und bei Spinnen
Erbarmungslos verderben ließt!
Die Zügel reißen ſchon, die ſtraffen,
Und bei dem Zornesſchall der Waffen
Schlägt euch die Freiheit in den Grund!
Für Alle Licht und Luſt und Leben —
Und mit dem Feuerſaft der Reben
Beſiegeln wir den Völkerbund!“

Er ſchwieg. Um ſeine Wangen hauchte
  Der Siegeszukunft ſtolze Gluth,
Und in der Brüder Herzen tauchte
  Sich tönend ſeiner Rede Fluth.
Kein Jauchzen drang, kein Beifallrufen,
Wie um der Rednerbühne Stufen,
  Aus jener Hörer Kreis empor;
Sie ließen dumpf die Kette klingen,
Und huben grollend an zu ſingen
  „Das Lied vom Brot“ in finſterm Chor.

Seht dieſen Geiſt in Haft und Banden,
  Wie ihn die Hoffnung kühn umlacht!
Für dieſe Feuerworte ſtanden
  Die Leiber in der Todesſchlacht!
Von dieſer Kampfesweiſe tönten
Die Klänge jüngſt im Feld und höhnten
  Der Königsſchergen freche Luſt:
Und was die Henker heut verdammen:
Es iſt der Weltgeſchichte Flammen,
  Durch Nacht und Nebel ſiegbewuſst!

Ein Reden, Singen, Zornesleuchten —
  So ging es fort die halbe Nacht,
Bis dann ein Fieberſchlaf auf feuchten
  Strohlagern ſie zur Ruh’ gebracht.
Vielleicht, daſs in dem Kerkerraume
Der Eine noch in wachem Traume
  Zu laut die Marſeillaiſe ſang:
Dann durch das Gitter ſchoſs die Wache —
Ein geller Schrei — und „Rache! Rache!“
  Erſcholl es düſter und verklang.

Frühlings-Erſcheinung.

Sie ſaßen beim Weine, beim funkelnden Weine,
Und leerten die dampfende Bowle.
Es blinkten die Gläſer mit luſtigem Schein,
Und luſtiger Trinkſpruch ertönte darein:
„Daß der Teufel die Ängſtlichen hole!“
Wie ſchnob von Oſten ſo kalt der Wind!
Sie füllten die Gläſer: — „Der Tag beginnt,
Ihr Brüder, gedenkt der Parole!“

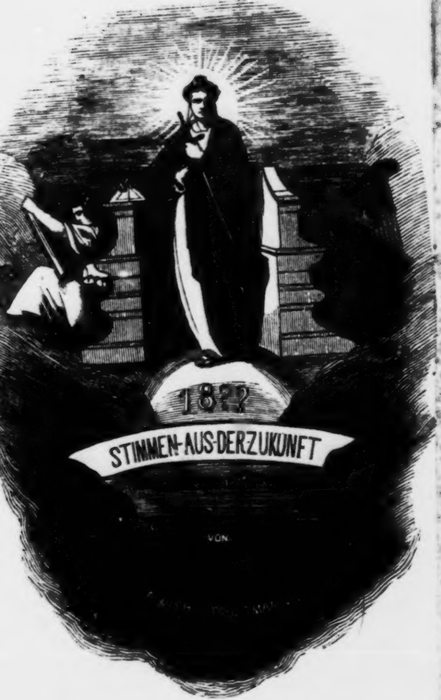
Da ſprach der Eine: „In Wintersnacht
Liegt noch die Erde gebunden.
Wir haben den Sommer zu froh durchlacht —
Nun trifft uns des eiſigen Winters Macht,
Und es brennen ſo ſchmerzlich die Wunden.
O ſagt — und ſchleudert die Gläſer weit! —
Wann naht die ſonnige Frühlingszeit?
Wann enden die bleiernen Stunden?“

Der Andere hob ſein Glas und ſprach:
„Was ſcheren uns Eis und Koſacken?
Was ſchiert uns der Winter auf Flur und Hag? —
Getrunken, gejubelt beim Zechgelag!
Wollt nicht mit Grillen euch placken!“
Da rief der Dritte: „Verfluchter Hund!
Dir ſchließe der rächende Blitz den Mund,
Und ſpalte den knechtiſchen Nacken!

„Zerbrich, o Frühling, zerbrich das Eis!
Den Strom, die Fluthen entriegelt!
Trag uns vor das ſchimmernde Friedenskreis,
Trag vor das Banner der Schlacht, — und ſei's
Ein Kampf, mit Blute beſiegelt!“ — —
Aufging die Thüre, und vor ihm ſtand
Die Fee des Frühlings im Lichtgewand,
Im Blick Verklärung ſich ſpiegelt.

„„Du riefſt — ich komme! Du haſt vertraut —
Ich will deiner Hoffnung entſprechen!
Es fliehn die Geſpenſter, der Morgen graut,
Mag dräuen der Winter: emporgeſchaut!
Der Lenz, der Lenz ſoll euch rächen!
Heißt mich Frühling, — Freiheit, — Rebellion!
Harrt aus! ich helfe euch morgen ſchon
Das Joch des Winters zerbrechen!““

Drittes Buch.


18??
STIMMEN-AUS-DER-ZUKUNFT
VON

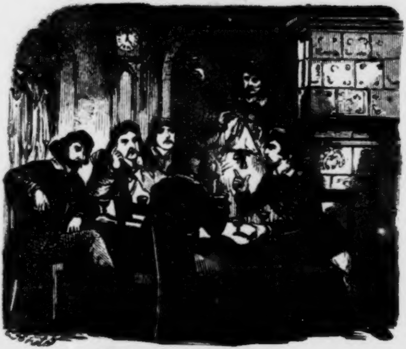
Prolog.

Fragt, wer ich ſei? — ich will euch Antwort geben:
Ruft mich zum Kampf — ſchon reit' ich in die Schranken!
Das Lied mein Speer — ich weiß ihn ſtark zu ſchwingen,
Mein Panzerkleid die ſtählernen Gedanken!
Mein Handſchuh liegt — wer wagt ihn aufzuheben?
Auf Tod und Leben gilt das blut'ge Ringen!
Die Schlachtfanfaren klingen,
Der Herold ruft . . . Wo iſt ein Held der Lüge,
Der gegen Wahrheit kämpft und Licht und Liebe,
Und den mit ſcharfem Hiebe
Mein gutes Schwert im Männerkampf erſchlüge? —
O daſs ein Blitz dies edle Dunkel lichte,
Ob auch der Tod das Werk des Friedens dichte!

Mein Herz erglüht von Liebe —
Doch mag ich nicht mein Haupt in Träumen wiegen,
Die vor dem erſten Frührothsſtrahl erblaſſen;
Und geht durch Tod und Haſſen
Der Weg zum Licht: — doch wird die Freiheit ſiegen!
Ob ſie durch Kampf den Völkerlenz ſich bahne:
Roth iſt die Lieb' und roth der Menſchheit Fahne!

1.

Neujahrsnacht.



Sie ſchwangen nicht die Becher,
Gefüllt mit rothem Wein —
Was mögen wohl die Zecher
Für düſtre Freunde ſein?

Es war die zwölfte Stunde,
  Sie ſaßen ſtumm im Saal,
Die finſtre Tafelrunde,
  Rebellen allzumal.

So lauſchen ſie mit Schweigen
  Der Glocke letztem Ton,
Bis zu der Väter Reigen
  Das alte Jahr entflohn;
Das Jahr mit ſeinen Schmerzen,
  Das Jahr mit ſeinem Leid,
Das Jahr verrathner Märzen,
  Betrogner Frühlingszeit.

Dann greifen ſie die Becher,
  Und führen ſie zum Mund,
Und leeren, ernſte Zecher,
  Sie ſchweigend bis zum Grund;
Sie ſitzen ohne Scherzen
  Und ohne Sang und Klang —
Nur daſs ein Pfeil der Schmerzen
  Aufs Neu' die Bruſt durchdrang.

Wie fragend hebt der Eine
  Sein dunkles Aug' empor,
Und ſchaut beim Lampenſcheine
  Auf ſeiner Freunde Chor.
Sie ſenken Aug' und Wangen
  Verhärmten Angeſichts:
„Das alte Jahr vergangen —
  Das neue? . . . wieder Nichts!“

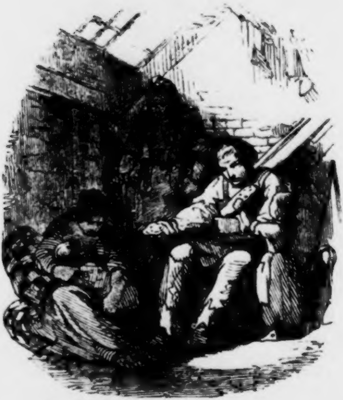
Sie haben treu geſtritten
Gen Lug und Niedertracht,
Sie ſtanden feſt inmitten
Der heißen Völkerſchlacht,
Ihr Land hat ſie verrathen,
Verkauft ihr falſcher Gott;
Sie ſäten Freiheitsſaaten,
Und ernten Hohn und Spott.

Indeſs der Haſs die Zähne
In Zorn zuſammenbeißt,
Dünkt mich, daſs eine Thräne
Vom Aug' ſich blutend reißt.
Kann denn die Sonne ſcheinen
In dunkler Todesnacht?
Kann denn der Haſs noch weinen,
Zu lindem Schmerz entfacht? . . .

Es blinkt' ein Hoffnungsſchimmer,
Der bald erloſchen war;
„Die Freiheit kehrt ja nimmer —
Glückauf zum neuen Jahr!“
Sie ſchleichen heim im Sturme,
Im Herzen Gram und Spott;
Der Wächter bläſt vom Thurme:
„Nun danket Alle Gott!“

2.

Volk und Fürſt.



Was irrt am Bettelſtabe
  Das Volk durch Stadt und Land?
Die Armuth ſeine Habe,
  Und Lumpen ſein Gewand!

Sie liegen auf den Gaſſen,
  Das Haupt am Pflaſterſtein;
So nickt der Tod die Blaſſen
  Zu ew'gem Schlummer ein.

Verhungert und erfroren,
  Verblichen und verhärmt! —
„Was haben auch die Thoren
  So wild im März gelärmt?
Was wollten ſie in Scherben
  Zerhaun des Thrones Pracht?
Nun mag die Brut verderben
  In kalter Wintersnacht!“ —

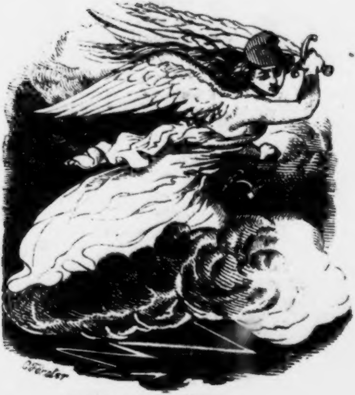
„„Herr König, habt Erbarmen,
  So eiſig winkt der Tod!
O ſchenket mild dem Armen
  Ein Stücklein ſchwarzes Brot!““
Der König ſpricht mit Lachen:
  „Reicht Brot dem Volke dar!
Ich will euch ruhig machen,
  Verfluchte Bettlerſchar!“

„Allons!“ Die Hähne blitzen,
  Die Kugel fährt ins Herz,
Die Reiterſäbel flitzen
  Zermalmend niederwärts;
Kartätſchenſchlünde krachen
  Bis ſpät zum Abendroth.
„Ich will euch ruhig machen!“
  Das war ein Fürſtenbrot.

Und Ruhe rings und Stille,
Im Grab iſt Frieden doch!
Es war des Königs Wille —
„„Der König lebe hoch!““
Der Sieger macht die Runde,
Sein Mantel wallt wie Blut:
Und ruhig ward zur Stunde
Die bleiche Bettlerbrut.

8.

Ludwig Koſſuth.



Geſtählt zu neuem Streiten,
So ſitzt er zu Widdin,
Und denkt vergangner Zeiten,
Der Freiheit Paladin.

So ſchaut er zornesmuthig
Der Sonne Weltenlauf —
Noch immer geht ſie blutig,
Wie bei Vilagos, auf.

So blickt er tauſend Nächte
Hinauf zum Sternenzelt,
Indeß zum Kampf die Rechte
Das Schwert umſchlungen hält.
Dann faltet er die Hände,
Und betet in die Nacht:
„Gott meines Volkes, ſende
Uns eine Völkerſchlacht!"

Und als die tauſend Nächte
Vergangen trüb und kalt,
Da ruft er zum Gefechte
Sein Heer mit Allgewalt.
Den Feldherrnmantel ſchlägt er
Um ſeine Schultern feſt,
Und in der Rechten trägt er
Das Schwert von Budapeſth.

So tritt er vor die Menge,
Der trotzige Rebell,
Es jubeln tauſend Klänge
Ein „Eljen, Koſſuth!" hell.
Vom Auge bricht, dem dunkeln,
Ein zorn'ger Wetterſtrahl,
Und tauſend Stimmen munkeln:
„Vilagos, General!"

Der Führer lauſcht dem Toſen,
Und hebet ſtolz ſein Haupt:
„Gott ſchenkt uns blut'ge Roſen —
Friſch, eure Stirn umlaubt!
Den Roſenkranz im Haare,
Die Bruſt von Wunden roth,
So ſinken wir zur Bahre! —
Zur Schlacht, zum Sieg, zum Tod!

„Laſſt eure Schwerter blinken,
Ihr Söhne Arpad's all'!
Der Freiheit Palmen winken
Bei ehrnem Waffenſchall!
Im Fluſs ein Grab gegraben,
Ein Siegsmal ragt am Strand —
So wählt, ihr Ungarknaben!
Eljen, mein Vaterland!“

Und wie er's ſpricht, da heben
Sie all' die Hand zum Schwur!
„Sollſt uns die Palme geben!
Frei werde Ungarns Flur!“
Dann rauſcht im Morgenwinde
Das rothe Bannertuch,
Und flattert ſturmgeſchwinde
Voran dem Rächerzug.

Hei, wie ſo luſtig glühet
Der helle Kriegesbrand!
In Purpurröslein blühet
Der gelbe Heideſand.

So hat noch nie die Pußte
Gebebt das Feld entlang,
Wie heut ſie zittern mußte
Im wilden Schwerterklang!

Wie ſtürmt voran im Streite
Der Alte von Widdin!
Ein Fels zu ſeiner Seite
Der Held von Debreczin!
Und der im Ruſſenhaſſe
Ums Haupt den Turban ſchlang:
Wie bricht er heut die Gaſſe
Sich durch der Feinde Drang!

Wohlauf zum Völkerkriege,
Wohlauf, du heil'ge Drei!
Wohlauf, wohlauf zum Siege!
Ein Kampf — dann ſind wir frei!
Die morſchen Zwinger fallen,
Die Mörder werden bleich;
Zerbrochen deine Hallen,
Rußland und Öſterreich!

Herbei zum Mahl, ihr Raben,
Herbei zum Ungarland!
Ein Grabmal ſteht gegraben
Dem Feind am Donauſtrand!
Zwei Kronen ſind zerbrochen,
Und dreißig raſſeln nach,
Bis vor der Freiheit Pochen
Der letzte Thron zerbrach!

Und wenn die Schlacht zu Ende
Der blut'gen Völkerwahl,
Dann reichen ſich die Hände
Die Völker allzumal.
Sie ſtehen feſt zuſammen,
Da ſteigt im Sonnenblick,
Ein Phönix, aus den Flammen
Die Völker-Republik!

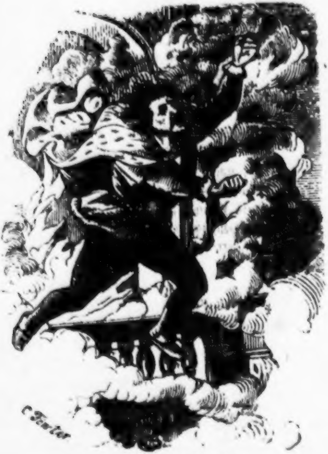
4.

Ein Schützenfeſt.

Es ſtürmt mit Spieß und Stangen
  Die Burg der Rächertroſs;
Der König ſaß gefangen
  Im feſten Marmorſchloſs.
Sein Banner war zerriſſen,
  Geſchlagen war ſein Heer —
Da birgt ins ſeidne Kiſſen
  Sein Haupt er kummerſchwer.

Er ſteigt vom goldnen Throne
  Herab mit ſchwankem Fuß,
Er wirft die Königskrone
  Hinunter in den Fluſs.
Wie ſonſt, die Wellen ziehen
  Die glatte Spiegelbahn —
Mit euch wohl möcht' er fliehen
  Stromab zum Ocean!

Doch ſieh — ſchon bricht zuſammen
  Der Veſte ſtarkes Thor;
Es ſchlagen rothe Flammen
  Am Schloſsportal empor.
Der König ſieht's mit Grauſen,
  Verzweifelnd ſtarrt ſein Blick,
Und jubeln hört er draußen
  Den Ruf: „Die Republik!“



Jetzt nah und näher dringt ihm
Die heiße Flammengluth —
Vielleicht ein Sprung gelingt ihm
Durchs Feuer in die Fluth!
Schon ſchlägt mit glühendem Brande
Die Flamm' ihm ins Geſicht:
Er tritt zum Fenſterrande —
Hindurch! dein Schloß zerbricht!

Der König iſt geſprungen
Hinunter in den Fluſs,
Und wirbelnd hat geſungen
Der Brand den Todesgruß;
Die Wellen ſchlagen brauſend
In weißem Giſcht empor,
Dann taucht im Strome grauſend
Ein bleiches Haupt hervor.

Er rudert wild zum Strande,
Von Todesfurcht durchgraut —
Doch weh, ihn hat vom Lande
Des Volkes Schwarm erſchaut!
Ein Wink — und hundert Kähne
Ihm nach mit raſchem Schuſs;
Der König beißt die Zähne,
Und ſchwimmt hinab den Fluſs.

Hei, wie die Schüſſe knallen
Zum Königsſchützenfeſt!
Hei, wie die Rufe hallen —
Die Kraft den Schwimmer läſſt.
Schon ſchießt der erſte Nachen
Heran mit Sturmeswuth,
Da ſpringt mit heiſerm Lachen
Ein Zweiter in die Fluth.

Er faſſt den müden Schwimmer,
Dem ſchon der Abgrund droht;
Solch Ringen ſah man nimmer —
O Fürſt, Das iſt dein Tod!

Er packt ihn bei den Haaren,
Und rudert ihn zum Kahn —
Ha, wie die kecken Scharen
Den Bleichen lachend ſahn!

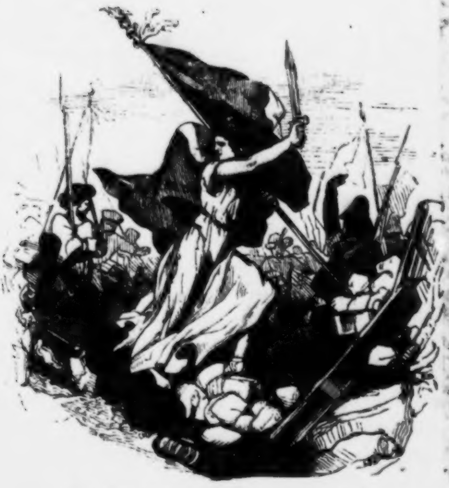
Sie binden ihm die Hände
Zuſamm mit feſtem Strick,
Und jubeln ohne Ende:
„Freiheit und Republik!“
Und weiter rauſcht die Sage
Des jungen Völkerruhms —
Das war am letzten Tage
Des Gottesgnadenthums.

5.

Die letzte Völkerſchlacht.

Was donnert von den Bergen
  Herab ins Niederland?
Was zittern rings die Schergen
  An Rhein- und Donauſtrand?
Es geht ein Rufen mächtig
  Hinaus in alle Welt,
Das von den Felſen prächtig
  Ins Thal hernieder gellt:

„Auf, auf zu den Waffen, zum männlichen Strauß!
Ihr habt es gewollt — wir ſtehen bereit!
Es gilt für die Kinder, es gilt für das Haus,
Es gilt für die Freiheit den blutigen Streit!
    Nieder den Thron!
    Hoch Rebellion!
  Rufet die Loſung mit flammendem Hohn:
    Republik! Republik!
    Die rothe Republik!



„Wir baten um Brot, und ihr habt uns gehöhnt,
Ihr habt uns in Fluch die Liebe gekehrt!
Jetzt nahet der Tod, der die Menſchen verſöhnt,
Jetzt naht die Verzweiflung mit rächendem Schwert!

Nieder den Thron!
Hoch Rebellion!
Rufet die Loſung mit flammendem Hohn:
Republik! Republik!
Die rothe Republik!

„Und blieb uns denn Nichts auf der ſchimmernden Welt,
So blieb uns ein Schwert, und blieb uns die Fauſt,
So blieb uns das Licht, das die Länder erhellt,
Wenn grollend die Fluth der Vergeltung erbrauſt!
Nieder den Thron!
Hoch Rebellion!
Rufet die Loſung mit flammendem Hohn:
Republik! Republik!
Die rothe Republik!

„Drum auf zu den Waffen, zum männlichen Strauß!,
Ihr habt es gewollt — wir ſtehen bereit!
Und eher nicht kehren die Kämpfer nach Haus,
Bis jubelnd die Erde vom Haſſe befreit!
Nieder den Thron!
Hoch Rebellion!
Rufet die Loſung mit flammendem Hohn:
Republik! Republik;
Die rothe Republik!“

So ſingen ſie, und wallen
Hinaus zur Völkerſchlacht:
Die Schwerter ſprühn und fallen,
Die Erde dröhnt und kracht.

Das raſſelt und Das ſchmettert,
Das haut und klirrt und ſicht,
Das brauſet, ſtöhnt und wettert,
Als ob die Welt zerbricht!

Sie ſtreiten zwanzig Tage
Und zwanzig Nächte lang,
Bis daſs im Wetterſchlage
Das letzte Schwert zerſprang;
Bis daſs im Donnerſturme
Der Siegesruf erſchallt,
Bis daſs von Schloſs und Thurme
Das rothe Banner wallt.

Dann ſchmieden ſie das Eiſen
Zum friedlich ſtillen Pflug.
Durch freie Länder kreiſen
Die Völker, Zug um Zug.
Begraben ſind die Schmerzen,
Verklungen Spott und Hohn —
Frei ruht am Mutterherzen
Der freie Menſchenſohn.

6.

Erlöſung.

Es ſitzt im Schächerhauſe
Ein deutſcher Kriegesheld,
Und ſchafft in dunkler Klauſe,
Bis ſpät die Sonne fällt.
Der Lampe Strahl erleuchtet
Den Saal mit falbem Licht,
Und eine Thräne feuchtet
Sein blaſſes Angeſicht

So ſaß der greiſe Sänger
Im Armeſünderkleid,
Und harrte bang und bänger
Der Auferſtehungszeit.
Er ließ die Hände ſinken,
Und ſtarrte trüb ins Licht:
„O laſſt mich Freiheit trinken,
Eh' bald mein Auge bricht!“

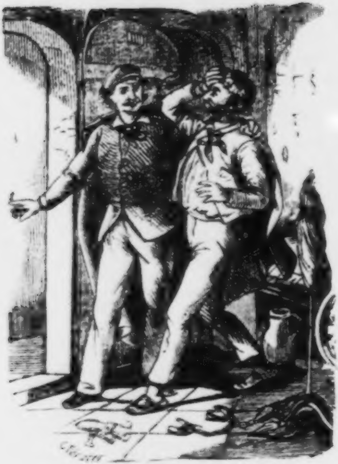
Und wie er ſinnt und ſchweiget,
Da rauſcht es an ſein Ohr:
Ein fernes Grollen ſteiget
Zum blauen Dom empor;

Das klingt wie Siegeslieder,
  Das hallt wie Schwerterklang,
Und tönt im Echo wieder
  Das grüne Thal entlang!

In Zornesroth erglühet
  Sein bleiches Wangenpaar,
Und kecke Blitze ſprühet
  Sein Auge, groß und klar.
Er preſst in Kampfverlangen
  Ans Haupt die Hände beid':
„Weh, daſs ich bin gefangen,
  Wenn ſich mein Volk befreit!“

Da öffnet ſich die Pforte
  In ihren Angeln ſchnell;
Es dringt zum Kerkerorte
  Manch fröhlicher Geſell.
Auf ihren Händen tragen
  Sie ihn zum Licht hinaus,
Und tauſend Klänge ſchlagen
  Sein Ohr mit Luſtgebraus.

Es will der Tag ihn blenden,
  Deſs Glanz er nicht mehr kennt;
Da faſst ihn bei den Händen
  Der deutſche Präſident.
Es ſenket ihm zum Lohne
  Der erſte Proletar
Die deutſche Bürgerkrone
  Aufs weiße Lockenhaar.

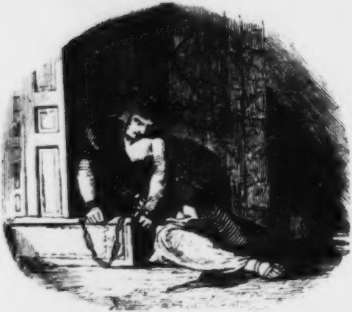


Er ſpricht: „„Derweil am Stuhle
  Du ſpannſt ein Leichentuch,
Hat ſich gewandt die Spule,
  Zerbrach der Knechtſchaft Fluch!
In Trümmer iſt zerfallen
  Das große Babylon,
Die ſtolzen Königshallen
  Beherrſcht der Freiheit Sohn!““

Der freie Sänger ſchweiget,
  Weiß nicht, wie ihm geſchah,
Und vor dem Volke neiget
  Sein ſtolzes Haupt er da:
„Heil euch, die ihr geborgen
  Des Vaterlands Geſchick!“ —
Das war am erſten Morgen
  Der deutſchen Republik.

7.

Der Todtenwächter zu Freiburg.



Zu Freiburg liegt begraben
Manch trotziger Rebell,
Den ſie erſchoſſen haben
Am Morgen kalt und hell.

Zehn Schüſſe ſah man knallen,
Ihm winkte kein Pardon —
Doch rief er noch im Fallen:
„Marche, révolution!“

Nun iſt ſie doch gekommen,
„Die ganze Rebellion;“
Mit Jauchzen hat vernommen
Das Volk den Kampfeston.
Die Fürſten ſind gefangen,
Von Blut die Erde warm,
Gefangen und gehangen
Ihr treuer Dienerſchwarm.

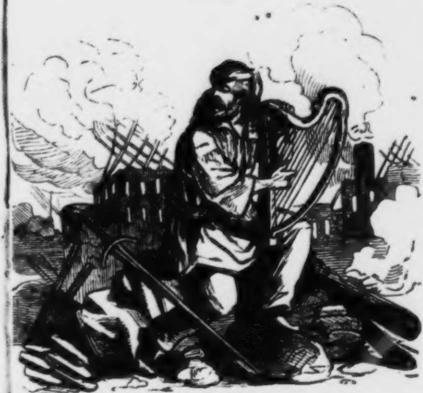
Zu Freiburg an der Mauer
Des Friedhofs bleich und ſtumm
Ging Nachts in zorn'ger Trauer
Manch blut'ger Schatten um.
Der Fürſt, der ſie erſchlagen,
Er wurde bleich wie Kalk —
Jetzt ſchaut am Friedhof ragen
Den Siegeskatafalk!

Zu Füßen ſitzt des Steines
Ein krankes Menſchenbild,
Sein Auge blöden Scheines
Starrt in die Nachtluft wild.
Gefeſſelt iſt mit Ketten
Am Siegesmal ſein Arm,
Am Boden muſs er betten
Sein Haupt in bitterm Harm.

Doch kommt aus fernen Landen
  Ein müder Pilgersmann:
Wie hebt er in den Banden
  Den Leib, den ſiechen, dann!
Die blauen Adern ſchwellen,
  Sein Beten wird zum Fluch:
„Hier ruhen die Rebellen,
  Die einſt mein Arm erſchlug!“

Dann ſinkt er matt zur Erde —
  Den kecken Wandrer graut,
Mit ſtummer Schmerzgebärde
  Sein Aug’ zu Boden ſchaut.
Er ſchlägt ein Kreuz, dann flieht er
  Hinweg vom Blutaltar
Und Freiburg’s Todtenhüter,
  Der einſt ein König war.

Epilog.



Ich hab' im Traum den Geiſt der Zeit geſehen,
Der mir der Zukunft Nebelflor enthüllte.
O trübe Nacht, da mich mit Todesbeben
Der grimme Schmerz der Völkerſchlacht erfüllte!
Blutrothe Zeichen ſchaut' ich da geſchehen
Und Kriegsdämonen wild ihr Haupt erheben.

Es muſsten tauſend Leben
Verbluten, eh' der tolle Kampf entſchieden.
Da hob ich flehend aufwärts meine Hände,
Und bat ihn, daſs er ende
Das heiße Spiel in ſüßen Völkerfrieden:
„O laſs den Kelch an uns vorübergehen!
Doch weiß ich, Herr, dein Wille wird geſchehen!“

Er winkte mit der Rechten —
Und ſieh, die Menſchheit lag ſich in den Armen;
Schon führt der Fluſs die Leichen all' zum Meere,
Und durch die Wolkenheere
Bricht hell der Tag mit liebendem Erbarmen.
Vom Berge weht im Hauch der Siegeslieder
Die rothe Fahne der Verſöhnung nieder.

Viertes Buch.

An Maria von Bruiningk.

Ein letzter Gruß — der Dampfer trägt uns fort,
Der Pfad nach rückwärts iſt uns abgeſchnitten:
Auch uns verſtößt der Heimat ſichrer Port,
Zu leiden ſtumm mit Denen, die da litten.
Hoiho! der Anker ſteigt, das Ufer flieht,
Und ſchaufelnd wühlt das Rad ſich durch die Wellen,
Es pfeift der Wind, der luſt'ge Burſch, ſein Lied,
Und läſst den Oſt die leichten Segel ſchwellen.

Hinaus ins Meer! Leb wohl, du deutſches Land!
Wir laſſen dich — wer weiß: ob kurz, ob lange?
Du haſt ſeit je die Edelſten verbannt,
Daſs trüb ihr Blick an fremder Erde hange.
Feſt an die Scholle band ſich unſer Geiſt,
Wir mochten dich im Schmerze nicht verlaſſen:
Doch haſt du nun, ſo weit das Auge kreiſt,
Nicht eine Hand, uns ſchirmend zu umfaſſen!

Sieh, dort verſchwimmt der letzte Küſtenſtreif —
Mit ihm verſinkt die Hoffnung in die Wogen;
Noch ſind die Saaten nicht zur Ernte reif,
Und glänzt verſöhnend nicht der Friedensbogen.

Doch ſtolz erheben Beide wir das Haupt,
Wie ſehr die Welt des Thrones Schimmer blende
Und treu dem Sterne, dem wir einſt geglaubt,
Reichen wir uns zu feſtem Bund die Hände.

Denn Freund und Bruder iſt in dieſer Zeit
Uns jeder Geiſt, von Freiheitsgluth entzündet,
Der ſich der Zukunft heil'gem Dienſt geweiht
Und kühn ihr Evangelium verkündet.
Wild um uns tobt die blut'ge Völkerſchlacht,
Auf uns auch ward der gift'ge Pfeil entſendet —
Wer weiß, ob Beiden nicht in Kerkernacht,
Ob im Exil des Lebens Licht uns endet?

Du ruhſt auf ſchwankem Boote kalt und blaſs,
Weit in die Ferne ziehen die Gedanken;
Von Wehmuthsſchimmer wird dein Auge naſs,
Wenn trüb vorbei der Heimat Bilder ſchwanken.
Doch richtet ſtolz die Seele ſich empor,
Wenn du gedenkſt: warum ſie dich vertrieben:
Du lachſt des Sturms, den Haſs heraufbeſchwor,
Und trägſt dem Kampf entgegen all dein Lieben!

Die Küſte dort! Aufſchäumt die Themſefluth,
Des freien Herzens freien Schlag zu grüßen:
Hier unſer Haus, bis einſt in Flammengluth
Der Fürſten Krone rollt zu ihren Füßen.
Dann klingt der Trommel Ruf in unſer Ohr,
Die Fahne fliegt, zu Kampf und Sieg zu werben —
Empor die Hand, und Herz und Haupt empor!
„Der Freiheit treu im Leben und im Sterben!“

Kanzone.

Max Waldau gewidmet!

Die Welt verläſſt mich und die Freunde ſcheiden,
Es will die Liebe mir den Kuſs verſagen,
Seit ich die Wahrheit mir zur Braut erkoren.
Sie haſſen mich, weil ich das Band zerſchlagen,
Das uns das Herz zuſammenpreſſt in Leiden,
Seit wir des Paradieſes Traum verloren.
Sie wähnen — ernſte Thoren, —
Daſs ſie allein zur Seligkeit erſchaffen,
Und glauben's nicht, daſs uns auf neuen Bahnen
Ein kindlich trunknes Ahnen
Zu heil'ger Luſt vermag emporzuraffen.
Sie wiſſen's nicht, daſs wir auch Gottesſtreiter,
Die kämpfend ſtreben weiter ſtets und weiter.

Nennt einen Strauß mir, den ich nicht gerungen,
Nennt einen Schmerz, der nicht mein Haupt durchzittert!
Die bleiche Stirn erſchließt euch trübe Kunde
Von manchem Sturm, der meine Bruſt zerſplittert;
Des Zweifels Speer iſt mir ins Herz gedrungen,
Und kaum verharſcht die bittre Seelenwunde.
Wann aber naht die Stunde,
Da Worte der Verſöhnung euch entfließen?
Ihr zeigtet Haſs, wo Liebe mich durchfluthet,
Und wenn ich einſt verblutet,
Wird Keiner mir vielleicht das Auge ſchließen,
Wenn nicht die fromme Mutter ſanft und linde
Es weinend zudrückt dem „verlornen Kinde“

Doch ſei es! Nimmer ſoll es mich beirren,
Ob ich gehaſst durch alle Länder fliehe.
Ich glaube an das Wort der Weltgeſchichte,
Und ſink', ein Prieſter, betend auf die Kniee,
Wenn rings im Völkerſtreit die Waffen klirren,
Und Blitze ſprühn aus dunkler Wolkenſchichte.
Was auch die Zukunft dichte —
Ich weiß den Spruch: Es giebt kein Stilleſtehen,
Die Menſchheit muſs ſich ewig neu entfalten!
Wenn Form und Zeit veralten,
Hör' ich des jungen Morgens Hähne krähen.
Ein Phönix ſtirbt — ein neuer ſteigt hernieder,
Und hebt zum Licht ſein ſchimmerndes Gefieder!

Ich bin gewandert durch die Fluth der Zeiten,
Und ſah, wie ſtets das Todte wich dem Leben;
Verwaiſte Königsburgen ſah ich fallen,
Und neue Tempel ſich aus Schutt erheben;
Den Frühling ſah ich über Gräber ſchreiten,
Und mit ihm zog der Chor der Nachtigallen.
Drommeten hört' ich ſchallen,
Und ſah die Länder glühn im Kriegesſcheine,
Zerſtampft die Felder von der Roſſe Hufen,
Dazwiſchen wildes Rufen
Und Schwerterſchlag am ſtillen Wieſenraine.
Der Lärm verklang im frohen Siegesliede,
Und ſegnend kehrte mit dem Lenz der Friede.

Wohl ging der ſüße Frühlingstraum verloren,
In dem wir einſt am treuen Mutterherzen,
Gewiegt in ſel'ger Kindesunſchuld, ruhten.
Durchs weite All erbebt ein Riſs der Schmerzen,
Seit wir des Haſſes Fahne zugeſchworen,
Und todesbleich am fernen Strand verbluten.
Erkaltet ſind die Gluthen,
Seit wir, Natur, dein Reden nicht mehr lieben,
Das uns begeiſtrungstrunkne Hymnen lehrte;
Seit mit dem Flammenſchwerte
Der Cherub uns aus Edens Pracht vertrieben,
Und unſerm Blick die Zauberwelt verriegelt,
Wo ſich der reine Menſch im All geſpiegelt.

Seit da beginnt ein unabläſſig Ringen,
Die Kettenlaſt vom wunden Arm zu ſtreifen.
Umſonſt begehrt der Menſch mit keckem Wagen,
Ein freier Pilger durch das All zu ſchweifen,
Verlornes Glück im Traum zurückzuſingen
Und Edens Thor vermeſſen zu zerſchlagen.
Der Heiden Götterſagen
Erzählen dämmernd uns von gleichem Sehnen;
Weil ſie verlernt, ins All ſich zu verſenken,
So ließ ein kühnes Denken
Den Menſchengeiſt ſich durch das Weltrund dehnen;
Ein Menſchenantlitz blickt' aus Fels und Baume,
Ein Menſchenbild aus Sturm und Wellenſchaume.

Von einem Volke tönt die ſchlimme Kunde,
Das ſeinen Gott im Tempel nur verehrte,
Und das, mit ihm verknüpft durch Kindesbande,
Auf ſich allein des Himmels Segnung kehrte;
Es glaubte trotzig noch dem alten Bunde,
Und rief zu ſeinem Gott im Tempelbrande.
Nun irrt es durch die Lande,
Selbſt heimatlos, erliegend ſeinem Fluche,
Weil es den Brüdern einſt den Herd verſagte:
Und Jehovah verjagte
Sein Volk, damit es neu die Heimat ſuche.
Wann ahnt des Juden bleiche Schmerzgebärde:
Des Menſchen Heimat ſei die weite Erde?

Und Chriſtus kam — mit ihm die neue Lehre:
Daſs alle Menſchen gleich vor ihrem Gotte,
Und daſs die Liebe ſei das Gut der Güter.
Allein ihn kreuzigte die blinde Rotte,
Der Haſs durchſtach ihn mit dem ſcharfen Speere,
Und bleiche Furcht umſtand ſein Grab als Hüter.
Doch ſchaut - im Oſten glüht er,
Der falbe Streif, der uns den Tag verkündet;
„Erſtanden iſt der Herr!“ die Hüter fliehen,
Und tauſend Beter knieen
Am Herde, den der Liebe Gluth entzündet.
Schon wird der Ruf durchs Erdenrund getragen:
„Es war ein Gott, den wir ans Kreuz geſchlagen!“

Er war kein Gott — Gott iſt das All-und-Eine —
Er war ein Menſch, wie ihr und ich geweſen,
Und er auch brachte nicht den ſüßen Frieden,
Ob er auch Alle hat zum Heil erleſen.
Er lehrt, daſs erſt im Tod das Licht erſcheine,
Und hat den Geiſt von ſeiner Braut geſchieden.
Sein Reich iſt nicht hienieden,
Er lehrt den Blick zum fernen Himmelsbogen
Hinſchweifen ahnend durch die Nebelflächen,
Und wenn die Augen brechen,
So flieht der Traum, den Hoffnung uns gelogen.
Nie wird der Himmel auf die Erde kehren,
Solang ein Fremdes wir in Gott verehren.

Chriſtus iſt todt! So laſſt ihn ruhn in Frieden –
Auch er hat die Erlöſung nicht vollendet!
Sein Sterbelied iſt durch das All erklungen,
Und eine Welt hat ihren Schmerz entſendet,
Daſs immer noch im Widerſtreit geſchieden,
Was ewig nach Verſöhnung ſchon gerungen.
Ein Pſalm iſt fortgeſungen
Viel' tauſend Jahr' in immer neuer Weiſe,
Und weiter dichtet ihn die Weltgeſchichte,
Bis daſs im Ätherlichte
Sich Menſch und Welt verſöhnt im Einklang weiſe,
Bis Geiſt und Leib in *einem* Sang erklingen,
Bis frei das All, und Edens Thore ſpringen.

Nun will ein neues Evangelium tagen,
Das uns umfängt mit weichen Liebesarmen,
Und all den Streit in ſel'ger Wonne ſchlichtet.
Doch gilt es erſt lebendig zu erwarmen,
Und jedes Götzenbild in Staub zu ſchlagen,
Das uns ein eitler Wahn ins Herz gedichtet.
Ein junger Frühling richtet
Sein Haupt empor, uns von der Mutter Gnaden
In ſeiner Tempelhallen Bau zu locken,
Und ſeine Maienglocken
Begehren, uns zum Friedensfeſt zu laden.
Herbei, herbei! Die Siegeslieder tönen,
Die Menſchheit will ſich mit dem All verſöhnen!

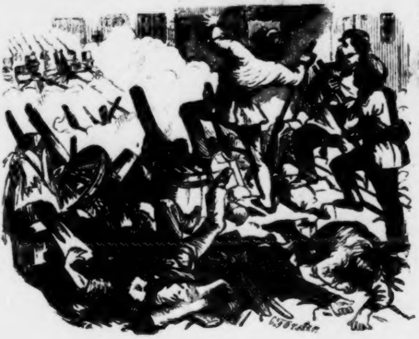
Zum Himmel wird die Erde, die befreite,
Drauf nun bewuſſt der Menſch, der hehre, wandelt,
Und in ſich ſelbſt den ew'gen Gott gefunden,
Der frei im Zwang ſich denkt, und fühlt, und handelt.
Des Mittlers künftig nicht bedarf das weite,
Erlöſte All, dem Menſchen neu verbunden.
Die Wolken ſind entſchwunden,
Ein Volk von Brüdern wallt auf Flur und Auen,
Und ſtrahlend prangt ob all dem Feſtgetriebe
Der Stern der freien Liebe,
Dem Menſch und Welt in gleicher Luſt vertrauen.
Frei will der Sohn ans Herz der Mutter ſinken,
Und Lebensfluth von ihrer Lippe trinken.

Ja, frei der Menſch — und frei in freier Liebe!
Das iſt der Spruch, der uns Erlöſung kündet. —
Weh aber euch, die, grollend den Propheten,
Die Kriegesfackel ob der Welt entzündet,
Vergeblich harrend, daſs die Saat zerſtiebe,
Von eurer Heere dumpfem Gang zertreten.
Der Winters Stürme wehten
Darüber hin — doch iſt ſie nicht geſtorben,
Und ahnend ſehn wir ſchon im Frühlingsbeben
Den jungen Keim ſich heben,
Wenn eure Frucht, die faule, längſt verdorben.
Trotz Schwert und Beil, im goldnen Morgenlichte
Den Siegeseinzug hält die Weltgeſchichte.

Es wird ein Frühling kommen,
So wahr die Herzen ihm entgegenſchlagen,
Und ſeine Blüthen nicht erſtorben wähnen;
So wahr mit heißem Sehnen
Das Auge ſchweift nach ferner Zukunft Tagen!
Der Frühling ruft! Der Liebe Banner fliegen —
In dieſem Zeichen wird die Menſchheit ſiegen!

Lied der Arbeiter

während des Decemberkampfes in Paris.



Sie ſagen, der Würfel ſei gefallen,
Sie ſagen, draußen ſei Rebellion;
Wir hören die erſten Schüſſe knallen,
Und der Trommel lockenden Werbeton.

Wir halten uns ſtill, wir beißen die Zähne,
Bleich iſt die Wange, verſiegt die Thräne,
Das Herz ſchlägt ruhig den alten Schlag;
Wir blicken finſter aus buſchigen Brauen —
Wir wollen uns erſt das Feld beſchauen,
Darauf vor Monden, zerfetzt, zerhauen,
So mancher Held von den Unſern lag!

Wir rücken an. Da ſind wir zur Stelle!
Ei was, ſchon Barrikaden gebaut?
Der Schreiber, der Krämer mit Maß und Elle,
Sie ſteckten ſich in die Löwenhaut?
Sie waren lange vergnügt, zufrieden,
Wenn ihnen der alte Gott beſchieden
Das kleine Profitchen an Senf und Talg;
Sie konnten ſich fromm die Hände waſchen,
Sie füllten ſich mählich nur die Taſchen —
Da will ein Zweiter ihr Spiel verpaſchen,
Und theuer verkauft der Fuchs den Balg.

Das ſind die Wühler und Anarchiſten,
Das ſind die Proletarier nicht;
Das iſt, geliebte Brüder und Chriſten,
Ein Wolf, der euch in die Ställe bricht;
Er will euch fangen mit „offnen Wahlen,“
Ihr ſollt ihm Juden und Heer bezahlen,
Friſeur und Koch und Kammerhuſar;
Ein wirklicher Wolf! er will euch freſſen,
Ihr ſollt den ſichern Erwerb vergeſſen,
Nicht mehr in Frieden den Käſe meſſen,
Ja, euer Schacher iſt in Gefahr!

Das war zu Viel! Er raubt euch — der Schlechte! —
Von Bürgerfreiheit den letzten Schein,
Ihr ſollt des reichen Wechslers Knechte,
Geſtempelte Herrſchaftsbuben ſein.
Frech ſollt ihr ohne Zagen und Bangen
Mit Nam' und Gewerk in der Liſte prangen,
Daſs wieder Handel florier' und Kredit;
Da packt euch der Grimm die geduldige Seele —
Hilf Himmel, wie ſitzt ihm dicht an der Kehle
Das Meſſer, wenn, trotz dem höchſten Befehle,
Sogar Käsmichel vom Leder zieht!

Die Krieger nahn. Ein Summen und Brummen;
Zuſammen drängt ſich der Gafferſchwarm.
Mit ſchweigenden Mienen, ernſt' und ſtummen,
Vortreten die Jäger, Gewehr im Arm.
Die Klinge gezückt, das Rohr geladen,
Grüßt ſie vom Giebel der Barrikaden
Mit knatternder Salve der Bürgerſohn.
Ihn riſs die hohle Begeiſtrung der Stunde,
Ein kurzes Schwärmen, zu Kampf und Wunde;
Gleichviel, — er ſchlägt ſich! vor dieſer Kunde
Mag ſchweigen für heut der Haſs, der Hohn.

Was meint ihr, Brüder, wir ſollten helfen,
Wo kämpfende Krämer um Beiſtand flehn,
Und ſchmucke Knaben zu Zehn und Elfen
Wie Männer den Schlünden der Söldner ſtehn?
Die feilen Schergen, von Blut umfloſſen,
Sie haben Weiber und Kinder erſchoſſen,

Auf Greiſe fiel das klirrende Erz.
Nicht länger ziemt uns die träge Wache — —
Und doch, beim ewigen Tag der Rache!
Wir kämpfen nimmer für dieſe Sache,
Mag zucken und bluten das wilde Herz!

Für heute nicht! — Wir ſtehn auf der Bühne,
Uns treibt der Geſchichte eherne Macht;
Wir kennen nur einen Kampf der Sühne,
Der ſich reimt auf den Donner der Juniſchlacht;
Der Juniſchlacht — mag Gott euch verdammen!
Wir wollten mit brauſenden Lebensflammen
Der Menſchheit ſiechendes Blut durchglühn:
Ihr fluchtet der That, ihr höhntet die Armen,
Bei euch nicht Gnade, nicht Recht, noch Erbarmen,
Ihr ſchändetet ſelbſt die Leichen, die warmen —
Mag nun die rächende Saat erblühn!

Wir kämpfen nicht, — wir rüſten und lauern,
Mit euch kein Friede, mit euch kein Heil!
Zum zweiten Male ſoll nicht die Mauern
Beſpritzen das Blut vom Schächerbeil!
Mögt ihr uns lieben, mögt ihr uns haſſen,
Mögt ihr uns ſchmeichelnd das Knie umfaſſen,
Mögt ihr winſeln im Staube: — ihr kommt zu ſpät!
Kehrt wider den eigenen Freund die Lanze,
Umjauchzt das goldene Kalb im Tanze —
Nur denkt, daſs hinter dem Mummenſchanze
Ein zweiter Kämpfer am Thore ſteht!

Mag ſiegen, wer will! — Wir ſind gekommen,
  Wir haben das Schlachtgefilde beſchaut;
Der Krieg iſt nicht zu unſerem Frommen,
  Wo Bürger und Royaliſt ſich haut.
Die hier zur Fehde den Bund geſchloſſen,
Die haben uns Bruder und Sohn erſchoſſen,
  Die ſinnen uns ewig Schmach und Noth;
Die mögen ſich ſelber im Kampf verderben!
Wir ſchwingen den Hut, wir ſind die Erben,
Wir ſchlagen klirrend das Glas in Scherben: —
  Glückauf, du kommendes Morgenroth!

Den Künſtlern.

Mein Lied, den Künſtlern klinge heut ins Herz,
Die ſich beklagen, daſs mit ſtummem Schmerz
Ihr Haupt die Kunſt verhüllt im Schwerterſchallen.
Sprich: In der Künſte goldnem Heiligthum
Iſt nicht der einz'ge Erdengott der Ruhm,
Dem, ach, ſo viel der Opfer fallen!

Wer nicht vergeſſen kann in großer Zeit
Die eigne Luſt, des eignen Herzens Leid:
Der Welle gleicht er, rechtend mit dem Strome;
So tönt im Dunkel ein verlornes Lied,
Gehört von Keinem, wenn um Schilf und Ried
Es trüb verklingt im Weltendome.

Ihr ſaht den Himmel in Gewitterpracht:
Auf ſchwarzen Roſſen flog die Wolkenjagd,
Und zackiger Blitz entfuhr im Kampf den Schlünden —
Ihr bebtet nicht um Haus und Gartenflur,
Und Keiner ſprach: „Es wird die Flammenſpur
Das keimende Gefild entzünden“

Was zagt ihr drum, wenn heut der Freiheit Sturm
Umbrauſt verwitterter Paläſte Thurm,
Und bebt, er mög' in eure Tempel ſchmettern?
Beiſeite tretet ſtill mit eurem Lied,
Und glaubt: es blinkt, wenn ſich der Sturm verzieht,
Die Sonne heller nach den Wettern.

* *

Wenn aus dem Grab die Freiheit einſt erſteht
Und rings ihr Fächeln durch die Lande geht,
Wird ſelber euch das Volk zum Werk berufen.
Dann ſingt ein Lied, das zu den Sternen rauſcht!
Der Kunſt ein Tempel ward die Welt — es lauſcht
Die Menſchheit fromm auf ſeinen Stufen.

Nach Italien.

So hab' ich nun den Stab genommen —
  Weiß Gott, mein Bündel wog nicht ſchwer!
Bald iſt der letzte Berg erklommen,
  Und weiſt mir ſern das blaue Meer.
Den letzten Gruß dem theuren Norden,
  Wo meiner Kindheit Wiege ſtand,
Und wo die Seele wach geworden
  Bei deinem Ruf, o Vaterland!

Nun laſſt mich ziehn! Im Rebenkranze
  Winkt mir des Südens gaſtlich Haus;
Schon blinkt ſein Dach im Abendglanze,
  Umtönt von weichem Fluthgebraus.
Dort wird die Sonne mild hernieder
  Auf meine kranken Wimpern ſehn,
Und deutſcher Gruß und deutſche Lieder
  Aus des Granatbaums Wipſeln wehn!

Dem Vogel gleich im Herbſtesſtrahle,
Der ſeiner Heimat Wälder flieht,
Und wieder froh durch Berg und Thale
Beim erſten Frühlingslächeln zieht:
So will auch ich die Heimat laſſen,
Bis uns die Kampfesſonne winkt,
Um wieder froh das Schwert zu faſſen,
Wenn einſt der Freiheit Leuchten blinkt.

Es wird der Menſchheit ew'ge Frage
Auch hier mein heißes Blut durchlohn,
Vielleicht die ſchmerzlich alte Sage
Die Bruſt mir zu zerſprengen drohn;
Doch kühner wird das Herz ſich heben
Und ſich der Geiſt zum Sieg befrein,
Wenn ewig nicht ins helle Leben
Die Flocken der Erinnrung ſchnein.

Euch hat ja nicht mein Fuß gemieden,
Weil trauernd heut die Männer ſtehn;
Ich will ja nicht in ſtillem Frieden
Im Myrtenhaine ſchlummern gehn.
Und wenn des Südens hohe Pſalmen,
Erglühn im heil'gen Morgenlicht —
Ich weiß: hier blühen ſchon die Palmen,
Und doch die Siegespalme nicht!

Nur lernen will ich, wie das Leben,
Das ganze Leben uns umrauſcht,
Wie Formen ſich aus Formen heben,
Geſtalt ſich um Geſtalten tauſcht!

Des Daſeins Züge will ich leſen,
  Daſs einſt, in Lieb' und Haſs verklärt,
Vom Schein geläutert all ſein Weſen,
  Ein treuer Sohn zur Heimat kehrt!

So lebe wohl, du theure Stätte,
  Wo meiner Kindheit Wiege ſtand!
Mich ruft die erſte Freiheitsmette
  Zurück ins deutſche Vaterland.
Und alles Heil, das mir geworden,
  Und eines ganzen Lebens Glück —
Das bring' ich einſt dem theuren Norden,
  Der Heimat ſel'gem Schoß zurück.

Im Wirthshauſe.

Saßen ſpät in mitternächt'ger Stunde
Drei der Freunde an der Tafelrunde.
Zuckend aus den ſchwarzen Lüften rollte
Glüher Blitz, und ferner Donner grollte.

Hob der Eine da ſein Glas mit Lachen:
„Freunde! hört ihr, wie die Stürme krachen?
Kampf iſt Luſt, die Freiheit naht in Wettern,
Sprühe, Blitz, und laſs den Donner ſchmettern!

„Ob auch Tauſend in der Schlacht verbluten:
Palmen blühn aus ihren Lebensfluthen!
Sei gegrüßt, du heil'ger Tag der Rache —
Freiheit ruft: ‚Mein ſchlafend Volk, erwache!'"

Ließ der Andre mit verhärmten Wangen
Wirr und bleich den Blick am Boden hangen:
„Laſs von mir, du ſtarker Zukunftsrieſe!
Mich verſchlingt einſt eine Nacht wie dieſe —

„Eine Nacht, ſo kalt im Todesbeben,
Da Dämonen ihre Fackeln heben —
Zittern muſs ich, Freund, vor dir nach Jahren,
Ein gebrochner Stamm zur Grube fahren.“

Sprang der Dritte auf mit heißem Grimme,
Düſtern Augs, und ſprach mit lauter Stimme,
Daſs die Wände tönend wiederhallten,
Wie wenn Geiſter durch das Zimmer wallten:

„Siecher Greis mit glatter Jünglingsſtirne,
Lodert Wahnſinn ſchon dir im Gehirne?
Schlimme Zeit, die ſo den Geiſt umnachtet,
Und den Sohn am Blutaltare ſchlachtet!

„Weh, kein Zürnen kann die Freiheit wecken,
Die Verrath und Lug zu Boden ſtrecken;
Und Europa wird, im Kampf erſchlagen,
Nie der Zukunft goldne Tempel tragen!

„Eine alte Welt hat ausgerungen —
Drum die Fackel auf ihr Haus geſchwungen!
Traget Scheite her zum Weltenbrande,
Daſs Europa flamm' im Gluthgewande!

„In Amerika im Dämmerlichte
Schlummert ſchon die neue Zeitgeſchichte.
Himmelan in Flammen ſteigt Elias —
Laſſt ihn ziehn, und grüßt den Weltmeſſias!“

Sprach's, und hob prophetiſch ſeine Hände,
Harrend, ob der Herr ein Zeichen ſende?
Fuhr ein Blitz von Oſten durch das Zimmer,
Doch im Weſten ruhte lang' ſein Schimmer.

Jener leert ſein Glas in vollem Zuge:
„Heil, Meſſias, deinem Völkerfluge!"
Doch die Andern ſchauten ſtumm ſein Walten,
Haben Beid' ihn wohl für toll gehalten.

Gruß den Freien in Amerika!

Ein wilder Geſelle auf wildem Meer,
Gewappnet in blinkender Liedeswehr,
So komm' ich vom kranken Europa her
  Zu euch hinüber geſchwommen.
In die Wellen ſandt' ich die finſtre Qual,
Ich grüße den Berg, ich grüße das Thal,
Und heiß' im blitzenden Morgenſtrahl
  Euch, freie Männer, willkommen!

Kein Träumer bin ich, den Kampf erſchreckt,
Kein Thor, der bleiche Syſteme heckt —
Mich hat aus dem Schlummer die Zeit geweckt,
  Ihr Schaffen rüſtig zu theilen:
Eine Welle bin ich im Wogendrang,
Ein Lied im ſtürmenden Weltgeſang,
Ein Rebell, der die Fahne des Aufruhrs ſchwang,
  Der Menſchheit Wunden zu heilen.

Noch hebt der Würger ſein trotzig Haupt,
Noch ſind die Armen der Luft beraubt,
Und es will der Tag, an den wir geglaubt,
  Noch nicht den Wolken entſchweben;
Der Tag, wo des funkelnden Goldes Macht
Des Beſitzes höhnende Winternacht
Zerſprengt, in leuchtender Frühlingspracht
  Sich frei dem Volke zu geben!

Und ſo komm' ich zu euch! Was die Stunde bringt,
Ob ſie Ketten bricht, ob ſie Schwerter ſchwingt,
Ob ſie jauchzende Lieder der Zukunft ſingt:
  Ich will es gläubig erlauſchen,
Will mich ſtellen zu euch in Kampf und Pein,
Bis vom letzten Sklaven die Erde rein,
Und der Gleichheit Banner im Morgenſchein
  Des Armen Tempel umrauſchen.

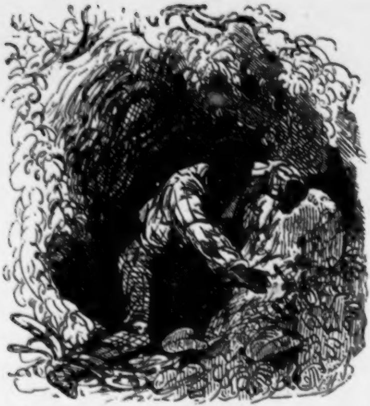
Der flüchtige Negerſklave.

Nach dem Amerikaniſchen des H. W. Longfellow.

Der Neger lag im Irrlichtſumpf,
  Und vor ihm flackerten hell
Die Lagerfeuer am Weidenſtumpf;
Oft hört' er Roſſegetrappel, und dumpf
  Des Bluthunds fernes Gebell.

Wo der Glühwurm ſcheint und die Irrwiſchflamm'
  In Farren und Bilſenkraut,
Wo die Tann' umkleidet der feuchte Schwamm,
Wo die Ceder ragt, und der Rebenſtamm
  Gefleckt wie der Schlange Haut;

Wohin kein menſchlicher Fuß ſich verlor,
  Wo der giftige Nebel ſchwillt:
Auf den zitternden Grund im finſtern Moor
Duckt er ſich hinab in das wuchernde Rohr,
  Wie in ſein Lager das Wild.

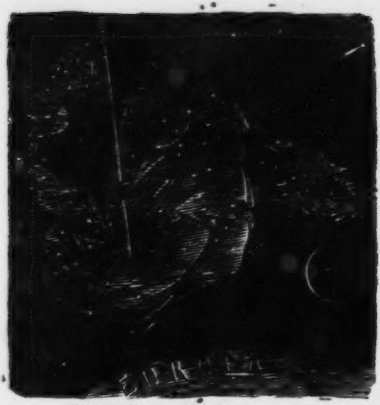


Ein armer Sklave! vom Peitſchenſchlag
Geſchändet der Tyrannei;
Auf die Stirne gebrannt das Mal der Schmach,
Und ein Lumpengewand um den Körper lag,
Des Elends düſtre Livrei.

Um ihn war Alles licht und ſchön,
  Und Alles war frei und froh:
Eichhörnchen tanzten auf Baumeshöhn,
Und Vögel erfüllten die Luft mit Getön,
  Das jubelnd aufwärts entfloh.

Auf ihn nur fiel das Loos der Pein,
  Seit er aus Licht gebracht:
Auf ihn nur blitzte der Fluch des Kain
Herab, und ſchmetterte ihn allein
  In ewige Schmerzensnacht.

In der Fremde.



Sei gegrüßt aus weiter Ferne,
  Land der Träume, deutſches Land!
Deine Wunden heilt' ich gerne,
Wieſe zu der Freiheit Sterne
  Kühn empor mit ſtarker Hand.

Aber weh — aus deinen Hallen
Hör' ich klagend heut entſchallen
Einer Trauerweiſe Ton:
„Meine Sterne ſind gefallen,
Meine Göttin iſt entflohn!“

Armes Land! Zu deinen Gauen
Wandle grüßend mein Geſang!
Deinen Männern — deinen Frauen
Will ich ſehnſuchtvoll vertrauen
Dieſer Lieder hellen Klang.
Deine Leiden, deine Wunden
Hab' ich trauernd mitempfunden,
Doch des Balſams auch gedacht,
Der den Kranken macht geſunden,
Der Betrübte fröhlich macht.

Deutſches Land! des Sängers Leben
Weilt bei dir, ob nah, ob fern!
Nichts als Lieder kann ich geben —
Doch ob jedem Liede ſchweben
Sieh der Liebe goldnen Stern!
Mag er tröſtend dich geleiten
Auf dem uferloſen, weiten,
Stürmevollen Meer der Nacht,
Wie auch dir nach Kampf und Streiten
Ein Verſöhnungsmorgen lacht!

An die Heimat.

O Heimat, die den Quell der Lieder
  Zuerſt in meiner Bruſt geweckt,
Und die mit ſchützendem Gefieder
  Des Jünglings erſten Traum bedeckt:
Wie konnt' ich thöricht dich verlaſſen,
  Als deiner Freiheit Stern erblich?
Ach, edler wär's, dich zu umfaſſen,
  Zu tragen Leid und Hohn um dich!

Nun ſah ich die gelobte Küſte,
  Zu der mein eitles Sehnen flog —
Die Freiheit war es in der Wüſte,
  Die ſchwerer faſt den Nacken bog!
Der Öde galt es dort zu zahlen
  Des Lebens Hoffnung und Gewinn,
Verklärt von keinen Segensſtrahlen
  Der Kunſt, der Weltverſchönerin!

Viel' ſtolze Blumen ſah ich ſchweben
  Auf dunklem See, in felſ'ger Kluft —
Ach, alle hätt' ich hingegeben
  Für eines Veilchens würz'gen Duft!

Und wenn mit ſchillerndem Gefieder
Umkreiſcht mich fremder Vögel Schall,
Horcht' ich umſonſt auf eins der Lieder
Der heimatlichen Nachtigall!

Da biſt du mir im Traum erſchienen,
Geliebtes, deutſches Vaterland;
Verklärung lag auf deinen Mienen,
Du winkeſt ernſt mit Mund und Hand.
Ich folge deinem ſüßen Schalle,
So lieblich, wonneſam und traut —
O mächt'ger, denn die Stimmen alle,
Iſt deiner Stimme Wunderlaut!

Schon taucht empor vor meinen Blicken
Der erſten Möwe Silberglanz.
Und dieſer Duft — o mag ihn ſchicken
Der grünen Buchenwälder Kranz?
Das Ufer hier, bekannt wie keines,
Die je mein flücht'ger Fuß durchirrt! …
Ob wohl von meinen Lieben Eines
Mich harrend dort begrüßen wird?

So ſtürzt aufs Schiff die bunte Menge —
O Gott! den Vater ſchau' ich hier;
Wie einſt ſo rüſtig, durchs Gedränge
Bahnt er ſich heut den Weg zu mir.
Und bei ihm mit ergrauten Haaren,
Die, ach! der Gram um mich gebleicht,
Die Mutter, weinend wie vor Jahren,
Als ſie des Abſchieds Schmerz erweicht.

Ich ruh' entzückt in ihren Armen —
Vergeſſen Alles und verziehn!
Ich möchte jeden Baum umarmen,
Vor jeder Blume möcht' ich knien!
Du weißt vor Luſt dich nicht zu retten,
Geſteh, o Herz, mit Jubelſchrei:
Und ſei's im Kerker, ſei's in Ketten,
Nur in der Heimat biſt du frei!

So nimm mich hin, geliebte Erde
Der lang' entbehrten Heimatflur!
Für ewig dein! — ich ſchwör's, und werde
Getreulich halten meinen Schwur.
Hab Dank, du giebſt mir Alles wieder,
Was je der Heimat Zauber gab:
Dem Knaben Luſt, dem Jüngling Lieder,
Dem müden Greis ein ſtilles Grab!

Credo.

O bleibt mir fern mit euren Spöttermienen,
Die ihr zu freveln wagt am heil'gen Geiſt!
Euch iſt er nie im Zukunftsglanz erſchienen,
Die Wahn und Blendwerk ihr ſein Wandeln heißt.
Mag euch der Zweifel dumpfe Laſt beſchweren:
Ich ſchwinge ſein Panier mit freud'gem Muth —
Es kann das Herz des Glaubens nicht entbehren
An Lieb' und Menſchheit, an ein höchſtes Gut.

Die Götter haben den Olymp verlaſſen,
Des Parſen Feuer ſind verlöſcht und kalt:
Verſtummt iſt David's Sang in Zion's Gaſſen,
Und ſelbſt das Wort von Golgatha verhallt.
Will Keiner knien an heiligen Altären?
O, wer entzündet neu der Flammen Gluth?
Es kann das Herz des Glaubens nicht entbehren
An Lieb' und Menſchheit, an ein höchſtes Gut.

Der Webſtuhl ſauſt, es donnern fort die Räder,
Das ſchnaubt und keucht, das raſſelt, ſchnurrt und grollt!
Das Wort iſt Gift, zum Dolche wird die Feder,
Zum Knecht der Geiſt in todter Kräfte Sold.

Wird denn kein Schimmer dieſe Nacht verklären?
Ach, euren Schatten mangelt Fleiſch und Blut! —
Es kann das Herz des Glaubens nicht entbehren
An Lieb' und Menſchheit, an ein höchſtes Gut.

Verzweiflung ſitzt auf euren Königsthronen,
Und ſendet finſter ihre Schergen aus.
Ihr ſchweift um Glück bis in die fernſten Zonen,
Und bringt den Frieden nimmer doch nach Haus.
O, fühlt ihr nicht: im All, dem götterleeren,
Fehlt euch der Kompaſs auf der wilden Fluth?
Es kann das Herz des Glaubens nicht entbehren
An Lieb' und Menſchheit, an ein höchſtes Gut.

Zu dir, o Freiheit! ſend' ich mein Verlangen,
Die mir der Zukunft dunkle Pfade weiſt!
Laſs einen Strahl mich deines Lichts empfangen,
Ström auf mich nieder deinen heil'gen Geiſt!
Gieb, daſs unwandelbar auf deinem hehren,
Geweihten Stern mein trunknes Auge ruht,
Und laſs des Glaubens nimmer mich entbehren
An Lieb' und Menſchheit, an ein höchſtes Gut!

Die Jüdin.

Sie war ein Kind aus Juda's Stamme,
Sie trug mit Stolz der Chriſten Groll:
Es blitzt' aus ihres Auges Flamme
Ein Zürnen, groß und würdevoll.
Ihr dunkles Auge ſchwamm in Thränen,
Weil für die Liebe Haſs ihr lohnt,
Solang des Glaubens finſtres Wähnen,
Ein Alp, im Kreis der Menſchheit thront.

Sie ſprach: „Was hab' ich denn begangen,
Daſs ihr die Herzen mir verſchließt,
Und rings, ſo weit die Städte prangen,
Von jeder Schwelle mich verſtießt?
In Liebe möcht' ich euch umfaſſen,
Als Schweſter theilen euer Loos —
Ihr lehrt mich meine Menſchheit haſſen,
Verfluchen meiner Heimat Schoß!

„Habt ihr mir Fehde zugeſchworen,
Weil ſüdlich braun mein Wangenpaar?
Auch mich hat Deutſchland ja geboren,
Ob nächtig ſchwarz mein Lockenhaar!

Bin ſchuldig ich der Frevelthaten
  An eurem Gott, der Völker Hirt,
Der täglich neu von euch verrathen,
  Verrathen und gekreuzigt wird?

„Ihr ſagt: ‚O Jüdin, laſs dich taufen,
  Dann lohnt dich unſrer Liebe Sold!‘ —
Ich bin zu ſtolz, mich zu verkaufen,
  Wenn ihr mich frei nicht lieben wollt!
Eh'r will ich leiden und entſagen,
  Verhüllen ſtumm mein Angeſicht,
Bis einſt die Stunde mir geſchlagen,
  Die meines Volkes Ketten bricht!“

So ſprach das Kind aus Juda's Stamme,
  Und trug mit Stolz der Chriſten Groll;
Es blitzt' aus ihres Auges Flamme
  Ein Zürnen, groß und würdevoll.
Ihr dunkles Auge ſchwamm in Thränen,
  Weil für die Liebe Haſs ihr lohnt,
Solang des Glaubens finſtres Wähnen,
  Ein Alp, im Kreis der Menſchheit thront.

Zum 10. November 1859.

„Vivos voco!"

Es zieht ein Ruf des Jubels durch die Lande,
Von Mund zu Munde klingt er mächtig fort;
Er hallt von Elb' und Rhein zum Donauſtrande,
Und Grüße wechſeln freudig Süd und Nord.
Am Newaſtrom, in Norweg's fernem Eiſe,
Von Tell's Revier hinab zum Niederland,
Bis übers Weltmeer tönt die Feſtesweiſe,
Und ſchlingt von Herz zu Herz ein Liebesband.

Was wollen dieſe frohen Lieder künden?
So ernſt und trübe ſchilt man ſonſt die Zeit!
Wozu der Freude Kerzen rings entzünden,
Solange Haſs die Völker noch entzweit?
Iſt denn ein Retter heut der Welt geboren,
Der aller Zwietracht finſtern Groll bezwingt, —
Ein Held, der aus der Zukunft dunklen Thoren
Des Friedens goldnes Licht hernieder bringt?

Ja, Heil dem Tage! Schart euch feſt zuſammen,
Ein Jubelhymnus ſchalle durch die Welt,
Die Feuer laßt von allen Bergen flammen:
Erſtanden iſt ein Retter und ein Held!

Das Wort des Dichters wird die Welt verſöhnen,
  Dem zaubernde Gewalt ein Gott verlieh —
Es führt zur Freiheit euch die Macht des Schönen,
  Ins Reich der Wahrheit euch die Poeſie!

Wie einſt dem Volk in Hellas' grünen Thalen
  Das Lied des Sängers ſeine Götter ſchuf:
Erſtand ein Heer von ſtolzen Idealen
  Auf unſres Sängers, unſers Schiller's Ruf.
Sein Auge drang in lichte Zukunftsfernen,
  Die keines Erdgebornen Blicke ſahn;
Der Menſchheit wies ſein Lied zu ſchönern Sternen,
  Zu allem Hohen, Himmliſchen die Bahn.

Er ſchritt voran, er trug uns vor das reine
  Panier für Recht und Licht in heil'gem Krieg,
Das Edle ſchützend, ſtrafend das Gemeine, —
  Und fallend noch, im Sterben, jauchzt' er: „Sieg!"
Daſs auch der Ruhm des Märtyrers nicht fehle,
  Ward zu dem Lorber ihm der Dornenkranz,
Und, frei der Feſſeln, ſchwang ſich ſeine Seele
  Zum Himmel auf mit ungetrübtem Glanz.

Wähnt ihn nicht todt! — o ſucht ihn nicht im Grabe!
  Er ſchied, dem Mädchen aus der Fremde gleich,
Doch hinterließ er Jedem eine Gabe,
  Gereift auf andrer Flur, in ſchönerm Reich.
Der Blumen wartet, die er euch gegeben,
  Labt an den Früchten euch aus ſeiner Hand:
So wird euch ſtets ſein Genius umſchweben,
  Der einſt, ein Seraph, unter Menſchen ſtand.

Wohl thut es noth, den Sinn emporzulenken
Zu deiner Dichtung Höhn, verklärter Geiſt,
In deine Tiefen heut ſich zu verſenken,
Bis auch des letzten Wahnes Trug zerreißt.
Wie einem feuerarm'gen Moloch, ſchüren
Sie noch dem Gold der Menſchenopfer Gluth;
Den Bettler weiſen ſie von ihren Thüren,
Und predigen, ſtatt Liebe, Haß und Wuth.

Die Philipp' noch mit ihren Alba's ſtrecken
Ihr blut'ges Scepter über Sklaven aus:
Mag deines Poſa Mahnungsruf ſie ſchrecken,
Erſchüttern mag ſein Wort ihr goldnes Haus!
Und wo mit des Betrügers frechen Händen
Ein Bürger nach dem Purpurmantel greift,
Soll ihn ins Meer Verrina's Schatten ſenden,
Bevor zur That das Werk der Sünde reift!

Auf Friedland ſchaut! Des Unheils Sterne zogen
Ihn nieder in den Staub der Erdenluſt —
Doch, wie ein Jeder wägt, wird ihm gewogen,
Des Schickſals Sterne ruhn in eurer Bruſt.
Wollt ihr der Leiden tiefſtes Maß ergründen?
Die Schottenkön'gin hat den Kelch geleert!
Der Heldin Ruhm? . . . Laßt euch die Jungfrau künden:
Die Lieb' iſt mächt'ger, als das Heldenſchwert!

Du grubſt in deiner Lieder Erz die Rechte
Der Menſchheit ein, es ward zu Troſt und Licht
Dein ſtolzes Wort dem kämpfenden Geſchlechte:
„Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht!"

Des armen Volkes haſt du nie vergeſſen,
Selbſt im Olymp blieb dir ſein Leid bewuſſt —
Und der mit Zeus am Göttermahl geſeſſen,
Schoſs auch mit Tell den Pfeil in Geſsler's Bruſt!

Auf, Brüder! Ein Jahrhundert iſt verronnen,
Doch tönt noch heut unſterblich ſein Geſang!
Vollenden wir den Bau, von ihm begonnen,
Zur Eintracht ruft uns ſeiner „Glocke“ Klang!
Der Einheit Band umſchlinge Süd und Norden,
Der Freiheit Licht erhelle Berg und Thal,
Und ſegnend zu des Weltmeers fernſten Borden
Erglänze hell der Friedensſonne Strahl!

Heil dieſem Tage! Schart euch feſt zuſammen,
Ein Jubelhymnus ſchalle durch die Welt,
Die Feuer laſſt von allen Bergen flammen,
Und ſchwört empor zum blauen Himmelszelt:
Zu pflegen treu der Freiheit goldnen Samen,
Den ſeine Lieder euch ins Herz geſtreut —
So feiert würdig ihr des Dichters Namen,
Der ſich, verklärt im Licht, der Menſchheit freut!

Aſpromonte.

Ein Lied des Fluchs, ein wildes Lied von Fürſtendank und Fürſtenſchmach!
Das Maß der Tyrannei iſt voll! Nun komme, was da kommen mag!
Ihr ſeid verſtockt und blind und taub! und käm' ein Gott, ihr ſäht ihn nicht!
So gehe denn des Volkes Zorn mit euren Sünden ins Gericht!

Verzeichnet ſtehn ſie allzumal in der Geſchichte ew'gem Buch:
Schlagt nach, ihr leſt auf jedem Blatt von Freiheitsmord und Herrſchertrug!
Solang' die Erde ſteht, bis heut, war nie ein Fürſt gerecht und rein,
Und bis der letzte Thron zerbricht, wird Friede nicht auf Erden ſein.

Ein Beiſpiel wieder künd' ich euch — mag zeugen Jeder, der da lebt! —
Wie ſich auf Lug, Verrath und Mord des Königthumes Bau erhebt.

Von Garibaldi ſpricht mein Lied, von dieſer Tage einz'gem Mann,
Dem einen echten Fürſtenlohn ſein Herr und König jüngſt erſann.

Er warf mit einer Heldenſchar ſich in der Feinde Wall hinein,
Aus ihrer blut'gen Mörderhand die ſchöne Heimat zu befrein.
Italiens Krone ſaht ihr ihn dem Sardenkönig dann vertraun,
Er ſelbſt, ein neuer Cincinnat, ging wieder ſeine Rüben baun.

Und übers Jahr zum andern Mal verließ er ſeiner Inſel Strand,
Die Perle Rom, das Kronjuwel, zu ſpenden dem befreiten Land.
„Rom oder Tod! Mein Herr und Fürſt, was ich erkämpft, beherrſche du!
Wie jüngſt die Krone, nimmſt du wohl von mir die Perle auch dazu!"

Was war ſein Dank? Die Kugel fragt, die ihn bei Aſpromonte traf!
Für eine Kron' ein Stückchen Blei — o Fürſt, dein Schütze zielte brav!
Ein Meuchelmord auf höchſten Wink (wie einſt zu Eger, war's auch hie),
Und dann der Gnade Ehrenbrief — dem Fürſten Piccolomini!"

Durchziehe denn die Welt mein Lied von Fürſtendank und Fürſtenſchmach!
Das Maß der Tyrannei iſt voll! Nun komme, was da kommen mag!
Solang' die Erde ſteht, bis heut, war nie ein Fürſt gerecht und rein,
Und bis der letzte Thron zerbricht, wird Friede nicht auf Erden ſein.

Zu Hamburg's fünfzigjähriger Jubelfeier
der Erhebung des deutſchen Volkes.
(18. März 1863.)

1.

Ein Jubel rings auf Markt und Gaſſen,
Ein Blumenwald dein Häuſermeer!
Und durch des Volks bewegte Maſſen
Wälzt ſich ein bunter Zug einher.
Es ſchreibt ſich mit Begeiſtrungsſchauern
Dies Feſt in der Geſchichte Blatt —
So ward noch keins in deinen Mauern
Gefeiert, alte Hanſaſtadt!

Ein Feſt des Volks! — kein Feſt der Fürſten,
Die ſchnöd verzagt am Vaterland,
Als ſich des Korſen Ruhmesdürſten
Aus ihrer Schmach den Lorber wand.
Auf deutſcher Erde fremde Heere,
Das freiſte Volk im Sklavenjoch —
Sie wahrten nimmer Deutſchlands Ehre,
Und hießen Deutſchlands Fürſten doch!

Sie prüften ängſtlich noch die Mittel,
Zu brechen des Erobrers Bann,
Als grollend der Helot im Kittel
Sich kühn ſchon auf ſich ſelbſt beſann.
Ein Sturmesruf durchbrach die Stille,
Dem Volk entſproß der Freiheit Saat:
Geboren ward der deutſche Wille,
Und aus dem Willen ſprang die That!

O ſtolze Zeit, wo Süd und Norden
Des Oſtens Weckerruf verſtand,
Der raſch bis zu der Elbe Borden
Sein donnertönig Echo fand;
Wo ſelbſt der Moskowit, der wilde,
Für einen Tag uns Bruder hieß,
Weil von der Freiheit Götterbilde
Auch er ſich hehr entflammen ließ!

Da trug das deutſche Volk die Krone
— Sie ſtand noch keinem Haupt ſo gut! —
Da ward das morſche Holz der Throne
Geleimt mit ſeinem Heldenblut!
Vergeſſen jeder Zwiſt im Innern,
Bis ausgelöſcht der Heimat Schmach . . .
O, wohl geziemt ein ſtolz Erinnern
Dem Volk an dieſen Ruhmestag!

Und wollen ſie, die auf den Trümmern
Des Völkerglücks ihr Reich erbaun,
Auch dies Gedächtnis uns verkümmern
Allüberall in deutſchen Gaun:

Und häufen ſie zu alten Sünden
Noch Hohn auf Hohn und Hieb auf Hieb:
So möge dieſes Feſt verkünden,
Daſs eine Statt der Freiheit blieb!

Drum ſchalle heut aus deinen Thoren
Der Ruf, du alte Hanſaſtadt:
„Noch iſt die Freiheit nicht verloren,
Nicht wir, die Kön'ge werden matt!"
Und von der Elbe ſoll es tönen
Bis fern hinab zum Donauſtrand:
„Das Volk ſei Herr im großen, ſchönen,
Im einig-ſtarken Vaterland!"

2

Flatternd bunter Fahnen Zier,
  Jubelnde Fanfaren!
Und die Stadt durchzogen wir
  In geſchmückten Scharen.
Galt es jenem Tage doch,
  Da im Heldenſtreite
Sich aus fremder Knechtſchaft Joch
  Unſer Volk befreite!

Väter ließen Weib und Kind
  Für der Heimat Ehre;
Selbſt der Knabe, großgeſinnt,
  Griff zur blanken Wehre;
Goldne Spenden brachten dar
  Mütter, Witwen, Bräute —
So zerriſs der deutſche Aar
  Kühn die fränk'ſche Meute!

Jenen, die im heil'gen Strauß
  Siegten oder ſanken,
Soll, daſs frei noch Herd und Haus,
  Unſer Jubel danken.

Aber wollten thatlos wir
Ihren Ruhm verderben:
Beſſer dann, wir ſchlügen hier
Unſer Glas in Scherben!

Beſſer dann, es färbte Scham
Glühend uns die Wangen:
Daſs die Freiheit, wie ſie kam,
Schneller faſt gegangen;
Daſs wir nur das fremde Joch
Unmuthvoll zerſchlagen,
Aber in der Heimat noch
Ehrne Ketten tragen!

Ketten — ob ein Silberglanz
Gleißend ſie umfunkle;
Ketten — ob ein Blumenkranz
Ihre Schmach verdunkle:
Nur verlängert ward bis heut,
Nicht geſprengt die Kette...
Wär's ein Rauſch nur, drin gefreut
Heut ein Sklav ſich hätte?

Wahrlich nein, es ſei dies Feſt
Uns ein glückvoll Zeichen,
Daſs der Knechtſchaft letzter Reſt
Werde bald erbleichen;
Daſs das deutſche Volk, vereint
Wie in jenen Tagen,
Werde, wie den äußern Feind,
So den innern ſchlagen!

Darum ſchenkt die Gläſer voll,
Deutſche Feſtgenoſſen:
Aus dem alten Kampfe ſoll
Neue Saat entſproſſen!
„Freiheit!“ heißt die junge Saat,
„Freiheit auch im Innern!“
Mag, daſs ſchuldig ihr die That,
Euch dies Feſt erinnern!

Im Jahr der Feſte 1863.

So ſpricht zu ſeinem Volk der Dichter:
Genug der Thorheit nun! halt ein!
Löſch aus die Fackeln und die Lichter,
Laſs ab vom Schein!
Was frommt es, zu verſchleiern
Der Heimat Weh durch Pomp und Flitterſtaat?
Heut gilt's kein Feſt zu feiern —
Es gilt die That!

Das heiß' ich nicht, die Todten ehren,
Wenn mit Hurrah und Jubellied
Ihr im Paradeſchmuck, im leeren,
Die Stadt durchzieht.
Auf! nehmt das Schwert zu Händen
Und ſchwingt's, wie ſie, gen Knechtſchaft und Verrath!
Der Todten Werk vollenden
Kann nur die That!

Auch heiß' ich's Ehre nicht und Tugend,
Wenn ein Packan mit Phraſen gleißt,
Und drob ihn Deutſchlands rüſt'ge Jugend,
Mit Liedern preiſt.

Stählt euch an Reck und Barren
Die Kraft — doch ſeid dann auch zur Schlacht parat
Laſſt uns umſonſt nicht harren
Auf eine That!

Und ihr, o wackre Feſtgenoſſen,
Ihr Schützen, macht zum Ernſt das Spiel!
So manche Kugel ward verſchoſſen —
Schießt nun ins Ziel!
Laſſt euch nicht länger äffen!
Legt an! der Feind, der Königsgeier, naht —
Ihn in das Herz zu treffen,
Sei eure That!

Verſtummt, ihr Zinken! ſchweigt, ihr Hörner!
Noch ſind wir nicht der Väter werth!
Wo iſt die That, die einen Körner
Und Schiller ehrt?
Ihr prahlt mit eurer Schande,
Wenn ihre Gräber euer Fuß betrat —
Erſt ſprengt der Knechtſchaft Bande
Durch eine That!

Das wär' ein Tag, wenn, ſtatt zu prunken
Im Sklavenkleid, von Schmach erdrückt,
Ringsum das Volk begeiſtrungstrunken
Das Schwert gezückt!
Dann tönte von den Leiern
Ein neues Lied auf ruhmbekränztem Pfad,
Um würdig ſie zu feiern,
Die große That!

Polenlieder.

Nach dem Däniſchen des Carſten Hauch.

1.

Lied des Flüchtlings.

Leb wohl, geliebtes Heimatland! Muſs ewig nun dich fliehen,
Allwo zuerſt der Kukuk ruft, zuerſt die Linden blühen;

Allwo am grünſten wächſt das Gras, der Mond am hellſten blinket,
Allwo die Zeit am ſchnellſten rinnt, der Stern ſo freundlich winket;

Allwo mir jeder Stein bekannt, vertraut mir jede Stelle,
Und jeder Weide Silberlaub, ſich ſpiegelnd in der Welle.

Doch mit den Schlechten buhlt das Glück, und lächelt argen Thaten —
Der Hund, der meine Thür bewacht, der wird mich bald verrathen!

Den Hirſch in meinem Walde wird ein Andrer bald erlegen;
Die Roſe, die ich einſt geliebt, ein Andrer wird ſie hegen!

Der Vogel, der kein Neſt beſitzt, muſs einſam weiter wandern —
Die Jungfrau, die mir theuer war, ſie liebt ſchon einen Andern!

2.

Polniſches Vaterlandslied.

Warum ſchwillt die Weichſel mächtig, gleich der Heldenbruſt,
Die zerſchmettert wird am fernen Strand in Todesluſt?
Warum tönt der Wellen Klage von dem ſchwarzen Grund,
Wie des Streithengſts letztes Röcheln in der Todesſtund'?

Langſam ſchlängelt ſich der Weichſelfluſs um Krakau's Wall;
Um das Joch zu brechen, zogen aus die Krieger all',
Schwert und Senſe blinkten blutig zwiſchen Rauch und Dampf —
Weh! kein Streiter kam zurücke aus dem wilden Kampf.

Darum hören wir ein Seufzen ſtets den Fluſs entlang,
Darum fluthet er voll Wehmuth wie ein Grabgeſang,
Darum trauern Wald und Wieſen und die öden Fluhn,
Darum ſchwand der Freude Lächeln Polens Töchtern nun.

An der Mädchen Wiege ſitzen jetzt ſie mit Gewein,
Unter Wehmuthsliedern ſchlummern ihre Buben ein —
Doch, erwacht der Knab', dann ſingen ſie von Streit und Schlacht
Unterm Sang entſchwundner Größe Polens Kind erwacht.

Für Polen!

Sie iſt nicht todt! ihr könnt ſie nicht erſchlagen,
Sie lacht ob eurem Wüthen, eurem Drohn!
Ob ihr ſie hundertmal zu Grab getragen:
Unſterblich lebt die Revolution!
Ihr wähntet ſie geknebelt und gebunden,
Erwürgt mit Strang und Blei und ſcharfem Stahl:
Und doch, wie Banquo's Geiſt, zu allen Stunden
Beut ſie euch Trotz, und weiſt auf ihre Wunden,
Ein ſtummer Gaſt bei jedem Königsmahl!

Und wieder ſtürmt ſie nun mit blut'gen Locken,
Flammenden Augs, durch Polens Felder hin:
Sie zerrt in jedem Dorf des Aufruhrs Glocken,
Von allem Volk umjauchzt als Retterin!
Sie winkt: — es opfern ihr die letzte Habe
Magnat und Bauersmann, zur Schlacht bewehrt;
Bei ihrem Ruf erwächſt zum Mann der Knabe,
In Jugendkraft erglüht der Greis am Stabe,
Und ſelbſt die Jungfrau greift zum Heldenſchwert!

Verrathnes Land! du haſt den Kelch der Schmerzen,
Der Schmach, des Hohns geleert mit Duldermuth!
Der Steppengeier wühlt' in deinem Herzen,
Bis ſein Gefieder troff von deinem Blut.
Geächtet irrten deine beſten Söhne
An fremder Stätte heimatlos umher;
Doch jeder flog beim Ruf der Kampfestöne
Zum Schlachtfeld hin, daſs er mit Ruhm dich kröne,
Der Freiheit ruheloſer Ahasver!

Denn alſo iſt's: Wo nur auf blut'gen Sohlen
Ein Volk für ſeiner eignen Freiheit Strauß
Das Schwert erhebt, da kämpft es auch für Polen,
Und Polen kämpft mit ihm für Herd und Haus.
Mag über Schleswigs Flur der Krieg gewittern,
Der Schlachtenrauch durch Ungarns Pußten ziehn,
Vom Hall der Bomben Praga's Wall erzittern,
In Trümmer ſelbſt der Vatikan zerſplittern:
Kein Volk wird frei, bis aller Dränger fliehn!

Das iſt die Botſchaft, unſrer Zeit verkündigt,
Ihr Evangelium, in Blut getauft!
Vernehmt es, die an Polen ihr geſündigt,
Und nun, gleich ihm, zerriſſen und verkauft!
Vernimm es, Deutſchland, das mit Mörderkrallen
So oft des weißen Adlers Leib zerfleiſcht,
Daſs, wenn des Volksgerichts Poſaunen ſchallen,
Nicht auf dein Haupt des Rächers Blitze fallen,
Der Sühnung einſt für jeden Frevel heiſcht!

Wach auf, mein Volk! — es iſt die zwölfte Stunde;
  Weh dir, wenn ungenützt die Zeit verſtrich! —
Auch Deutſchlands Zukunft ſchläft auf Polens Grunde,
  Und Polens Helden bluten auch für dich!
Sei ihrer werth, zerreiß die Sklavenbande,
  Dein Feind, dein Ruſſe, ſteht an Rhein und Belt,
Er herrſcht in Wien, Berlin, am Eiderſtrande —
Wirf deinen Ruſſen aus dem eignen Lande,
  So machſt du Polen frei, und frei die Welt!

Der Dichter

Ein Sämann, zieht von Strand zu Strande
  Der Dichter ſeit der Welt Beginn,
Und ſtreut durch alle weiten Lande
  Die Saaten ſeiner Lieder hin.
Sie keimen auf in tauſend Herzen,
  Die wund des Lebens Feſſel rang,
Und wecken unter Kampf und Schmerzen
  Der Hoffnung fröhlichen Geſang.

Das iſt des Dichters hohe Sendung:
  Zu reifen, was in jeder Bruſt
Nach Wahrheit trachtet und Vollendung,
  Nach Schönheit, Glück und Friedensluſt;
Daſs ihm die Menge lauſcht verwundert,
  Wenn er zum Lied ihr Herz befreit,
Und ſeinem gährenden Jahrhundert
  Die Melodie der Sprache leiht.

Wenn jedes Leid einſt ward verkündet,
  Das eine Menſchenbruſt bewegt,
Und jeder Sehnſucht Stern entzündet,
  Den je ein Menſchenherz gehegt:
Dann wird ein Morgen endlich werden,
  Schön, wie der Dichter ihn erſann — —
O Frühlingsmorgenroth der Erden,
  O Völkerlenz, wann brichſt du an?

Noch ruht die Welt in ſchwerem Traume,
  Und dumpf verhallt ihr Klageton;
Doch blinkt am fernen Himmelsſaume
  Der Zukunft erſtes Leuchten ſchon.
O dürfte, wenn die Nacht geſchieden,
  Mein Lied im Freiheitsſonnenſchein
Für einen Tag voll Glanz und Frieden
  Die erſte Frühlingslerche ſein!

Druck von M. Roſenberg, Hamburg.

Vor der Lektüre zu verbeſſernde Druckfehler.

Seite 22, Zeile 5, iſt das Komma zu ſtreichen.
" 24, " 18, ſtatt ſirth lies ſieht.
" 42, " 2 v. u., ſtatt ſprecht lies ſpricht.
" 45, " 9, iſt das Wort es zu ſtreichen.
" 59, " 3, ſtatt des Komma iſt ein Apoſtroph zu ſetzen.
" 79, " 6, ſtatt erlaſſen lies verlaſſen.
" 79, " 8, ſtatt verblaſſen lies erblaſſen.
" 94, " 7, ſtatt wenn lies wen.
" 99, " 8 v. u., ſtatt ſpricht lies ſpringt.
" 103, " 17, ſtatt Und lies Nun.
" 127, " 5, ſtatt „Du, Haupt lies „Du Haupt.
" 128, " 6, ſtatt Uns lies Euch.
" 139, " 2, ſtatt verzweifeld lies verzweifelnd.
" 149, " 11 v. u. ſtatt wild lies mild.
" 142, " 9 v. u. ſtatt Wind lies Winde.
" 159, " 9, iſt nach Volk ein Komma zu ſetzen.
" 168, " 8, ſtatt mouve! lies muove!
" 176, " 9, ſtatt auf ſtöhnt lies aufſtöhnt.
" 177, " 3, ſtatt Wit lies Wir.
" 185, " 2, ſtatt bei lies an.
" 208, " 6 v. u., ſtatt Ponliſchen lies Polniſchen.
" 208, " 1 v. u., ſetze nach Winde ein :
" 211, " 4, ſtatt finſtern lies finſtern.
" 215, " 2, ſtatt das Herz lies ſein Herz.
" 217, " 2 v. u., ſtatt pricht lies ſpricht.
" 224, " 9, ſtatt Hinüber lies Herüber.
" 232, " 1, funkelnden Weine lies funkelnden Wein.
" 249, " 12, ſtatt edle lies ekle.

H. Heine's

Leben und Werke.

Erſter Band.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

H. Heine's

Leben und Werke.

Von

Adolf Strodtmann.

Erſter Band.

Berlin.
Verlag von Franz Duncker.
1867.

Wien.
Tendler & Co

New-York.
E. Steiger.

Der Verfaſſer behält ſich das Recht der Ueberſetzung dieſes Werkes
in fremde Sprachen vor.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Es iſt ein äußerlich ſcheinloſes, ſtilles, durch keine gewaltſamen Ereigniſſe bewegtes Leben, das die nachfolgenden Blätter vor uns entrollen. Ein deutſches Dichterleben! Die Armuth ſtand an ſeiner Wiege, die kalte Sonne des Ruhmes beglänzte ſeinen einſamen Pfad, und trüb und traurig erloſch es in der unwirthlichen Fremde.

Was iſt von ſolchem Looſe Viel zu erzählen in unſrer geräuſchvollen Zeit? Was kümmert uns das arme Dichterherz, das zu Staub geworden in ſeiner Gruft auf dem Friedhofe von Montmartre, und das nicht mehr theilnimmt an unſern Kämpfen und Siegen? Unter dem Donner der Schlachten erbebte die Welt, ſeit der müde Puls jenes Herzens den letzten Schlag gethan, Könige ſtürzten gerichtet von den Thronen, Völker befreiten und einigten ſich, jenſeit des Weltmeeres zerbrach die Feſſel des ſchwarzen Sklaven, und raſch, wie das Dampfroß auf den Eiſenſchienen oder das Wort auf den Flügeln des Blitzes dahinfährt, rollen die Fortſchrittsräder der Geſchichte dem Aufgang zu!

Wir ſind wach und mündig geworden, nicht mehr in weichlicher Klage legen wir thatlos die Hände in den Schoß, oder ſpotten mit ohnmächtigem Witz unſrer Ketten, oder gaukeln uns in idealiſtiſchen Zukunftsträumen hinweg über die Noth der Gegenwart; wir ſind ein männlich ernſtes, verſtändiges Geſchlecht, das mit harter Arbeit ſich ſelber ſein Schickſal ſchmiedet, das mit ſcharfem, klarem Blicke den Geſetzen der Völkerwohlfahrt nachſpürt, das die trotzigen Naturkräfte in den Dienſt des Menſchen zwingt, und in der Verfolgung nützlicher, praktiſch erreichbarer Zwecke von Tag zu Tag einem glückvolleren Daſein entgegenſchreitet. Was haben wir noch zu ſchaffen mit dem ſtillen Schläfer im Kirchhofsgrund, deſſen Zeit vorüber iſt, und der ſeinen dornendurchflochtenen Lorber mit in das Grab hinunter nahm?

So fragen die prahleriſchen Lobredner der Gegenwart, und vergeſſen des Dankes, den ſie den Männern der Idee ſchuldig ſind, die dem heutigen Geſchlechte den Weg bereitet haben. Sie vergeſſen, daſs die ſchmerzliche Klage über die Ungerechtigkeit und Verderbtheit der ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Einrichtungen zuerſt der Menſchheit all ihr Leid zum Bewuſſtſein brachte, und dadurch jene gefühls- und verſtandesklare Unzufriedenheit erſchuf, die ſich nicht wieder zur Ruhe begeben kann, bis eine beſſere Grundlage des politiſchen und ſocialen Gebäudes errungen iſt. Sie vergeſſen, daſs jenes ſatiriſche Gelächter, gleich den Trompeten von Jericho, die Zwingburg des Abſolutismus und die Mauern der gothiſchen Dome erſchütterte, hinter denen die rohe Gewalt und die lichtſcheue Dummheit ſich verſchanzten. Sie vergeſſen, daſs die hehren Ideale, die ſtolzen Träume und Hoffnungen von einem Auferſtehungsmorgen der Menſchheit, den Herzen der Beſten und Edelſten jenen lebensfreudigen Todesmuth einſenkten, der das zeitliche Glück des eignen Daſeins unbedenklich dahinopfert, um der ewigen Idee zum Siege zu verhelfen. Sie rühmen ſich ihres hohen Standpunkts, und vergeſſen, daſs ihr Blick nur deſshalb einen ſo weiten Horizont überſchaut, weil ſie auf den Schultern ihrer Väter ſtehn.

Solches Unrecht zurückweiſend, möchten wir einen Bruchtheil des Dankes der realiſtiſchen Gegenwart gegen die idealiſtiſche Vergangenheit, aus der ſie hervorgeblüht, abtragen durch das vorliegende Buch.

Wohl iſt es vielleicht noch zu früh, eine nach allen Richtungen vollſtändige Schilderung des Lebens und Wirkens von Heinrich Heine zu unternehmen. Noch enthält die Familie des Dichters in kleinherziger Beſchränktheit die von ihm hinterlaſſenen Memoiren, Gedichte, Briefe und manche ſonſtigen Zeugniſſe ſeines Strebens dem Publikum vor, und Alles, was ſie demſelben ſeit elf Jahren ſtatt der erwarteten Geiſtesſchätze geboten hat, beſchränkt ſich auf ein Dutzend unordentlich durcheinander gewürfelter Anekdoten in den Spalten eines Unterhaltungsblatts. Dennoch glaube ich, daſs die äußere Geſchichte des Lebens, das ich darzuſtellen verſuchte, nicht allzu viel' erhebliche Lücken aufweiſen wird. Selbſt über die Kindheitsjahre des Dichters, über welche bis jetzt wenig Zuverläſſiges bekannt war, ſind mir durch noch lebende Jugendgenoſſen Heine's werthvolle Mittheilungen zugefloſſen, und faſt nur die Zeit ſeines Komptoirlebens in Frankfurt und Hamburg bleibt in ein gewiſſes Dunkel gehüllt, das ſchwerlich jemals ganz aufgehellt werden wird.

Mit ernſtlicherer Sorge erfüllt mich die Frage, ob es mir gelungen iſt, die inneren Bezüge des Dichters und ſeiner Werke zu den literariſchen, politiſchen und ſocialen Kämpfen ſeiner Zeit überall in das rechte Licht zu ſtellen. Dieſe Kämpfe ſind zum größten Theile bis auf den heutigen Tag nicht beendet, das letzte Wort in ihnen ſoll erſt geſprochen werden, und künftigen Geſchlechtern bleibt es vorbehalten, ein abſchließend parteiloſes Urtheil über ihren Werth für die Geſchichte der Menſchheit zu fällen. Einſtweilen muſste jedoch der Verſuch gemacht werden, die Stellung, welche Heinrich Heine zu den großen Fragen des Jahrhunderts einnimmt, nach beſter Einſicht und mit gewiſſenhafter Benutzung des vorliegenden Materials klar zu beſtimmen, möge dieſe Stellung nun im einzelnen Fall eine richtige oder falſche geweſen ſein. Auf dem jetzigen Standpunkte der Geſchichtſchreibung genügt es nicht mehr, durch anekdotiſche Mittheilung der äußeren Lebensumſtände eines Schriftſtellers gleichſam die ſchwarze Silhouette ſeines Bildes in die leere Luft zu zeichnen — ich halte mich daher überzeugt, daſs die breitere Ausmalung des kultur- und literarhiſtoriſchen Hintergrundes meiner Arbeit keiner Entſchuldigung bedarf. Mit beſonderem Fleiß habe ich dem ſo oft zu niedriger Schmähung benutzten, aber niemals in voller Bedeutung gewürdigten Verhältniſſe des Dichters zum Judenthum nachgeforſcht, und ich darf hoffen, daſs die nach handſchriftlichen Urkunden gebotene Darſtellung der in den zwanziger Jahren von Berlin ausgegangenen und von Heine warm getheilten Beſtrebungen für eine humaniſtiſche Reform des iſraelitiſchen Lebens intereſſante Aufſchlüſſe über die ſeither wenig beachtete Einwirkung der Hegel'ſchen Philoſophie auf die geiſtig fortgeſchrittenſten jüdiſchen Kreiſe geben wird. — Die Quellen, aus denen ich geſchöpft, habe ich zu bequemer Vergleichung ſtets am betreffenden Orte in den Anmerkungen aufgeführt.

Meinen beſten Dank ſchließlich Allen, die mich durch gütige Mittheilungen in dem Bemühen unterſtützten, eine glaubwürdige Biographie des Dichters zu liefern.

Hamburg, den 15. September 1867.

Adolf Strodtmann.

Erſtes Buch.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Erſtes Kapitel.

Die Knabenzeit.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts lebte in Altona der jüdiſche Kaufmann Meier Schamſchen Popert.1) Derſelbe hatte zwei Töchter, Jette und Mathe. Jette, die ältere der Beiden, heirathete den wohlhabenden Bendix Izig Schiff, während der minder mit Glücksgütern geſegnete Händler Leb Heine in Altona die jüngere Schweſter Mathe heimführte, und bald darauf mit ihr nach Hannover zog. Nach dem Tode ihres Gatten und ihrer Schweſter vermählte ſich Mathe in ſpäterer Zeit wieder mit ihrem verwittweten Schwager, dem ſie zu ſeinen drei Söhnen und eben ſo vielen Töchtern ſechs Kinder ihres erſten Mannes — Salomon, Meier, Schmul, Henry, Iſaak und Samſon — in die Ehe brachte. Von ihren näheren Lebensumſtänden iſt uns Wenig bekannt; doch werden ihre Verhältniſſe bis zu ihrer zweiten Verheirathung dürftig genug geweſen ſein. Mittellos mußten die heranwachſenden Kinder hinaus in die Welt, mit zäher Energie den Kampf um die Exiſtenz zu beginnen. So wiſſen wir, daſs ihr, 1767 geborener, älteſter Sohn Salomon in ſeinem ſiebzehnten Jahre, mit einem Paar Lederhoſen angethan und nur ſechzehn Groſchen in der Taſche, das elterliche Haus in Hannover verließ und auf gut Glück nach Hamburg pilgerte, wo er ſich durch eigene Thatkraft, und vom Lächeln Fortunas begünſtigt, im Laufe der Zeit vom armen Wechſelausträger zum weltberühmten Bankherrn und Beſitzer von Millionen emporſchwang.

Nicht ſo freundlich ruhte der Silberblick der launiſchen Glücksgötti auf dem jüngſten der Brüder, Samſon Heine. Nachdem er ſeine erſte Jugend in Hannover und Hamburg verlebt hatte, finden wir ihn gegen Ende der neunziger Jahre in Düſſeldorf am Rhein, wo er in einem engen, niedrig gebauten, einſtöckigen Hauſe der Bolkerſtraße, das damals mi Nr. 602 bezeichnet war, einen Tuchladen etablirt hatte. Ein hübſcher, ſtattlicher Mann, von lebhaftem Temperament und redlichem Herzen, wenn auch nicht von beſonders ſcharfem Verſtande, gewann er die Liebe der kleinen Betty, einer Tochter des angeſehenen Arztes Dr. von Geldern, und führte ſie als Gattin in ſein Haus. Die Familie von Geldern bekannte ſich zur ſtreng orthodoxen jüdiſchen Konfeſſion; der Großvater oder Urgroßvater Betty's war jedoch, einer Familientradition zufolge, obſchon Jude, von einem der Kurfürſten von Jülich-Cleve-Berg wegen eines Dienſtes, den er Dieſem erwieſen, mit dem Adelsdiplome beſchenkt worden.[2])

Am 13. December 1799[3]) begrüßten in dem erwähnten Hauſe die Strahlen der Sonne das Antlitz eines Knaben, der als erſter Sproß einer glücklichen Ehe hochwillkommen war, und, einem Londoner Geſchäftsfreunde des Vaters zu Ehren, den Vornamen Harry erhielt. Dieſen Namen vertauſchte er erſt ſpäter bei ſeinem Übertritte zum Chriſtenthum mit dem Namen Heinrich; doch iſt es charakteriſtiſch, daß er auf den Titelblättern ſeiner ſämmtlichen Schriften ſtets nur den Anfangsbuchſtaben ſeines Vornamens drucken ließ, und ſich noch in ſpäteren Jahren ſehr verſtimmt zeigte, als ſein Verleger einmal ſeinen vollen Vornamen auf eins ſeiner Bücher geſetzt hatte.[4])

Sein ganzes Leben lang bewahrte H. Heine ſeiner Vaterſtadt eine liebevolle Anhänglichkeit. „Die Stadt Düſſeldorf", heißt es in den „Reiſebildern", „iſt ſehr ſchön, und wenn man in der Ferne an ſie denkt, und zufällig dort geboren iſt, wird Einem wunderlich zu Muthe. Ich bin dort geboren, und es iſt mir, als müßte ich gleich nach Hauſe gehn. Und wenn ich ſage: nach Hauſe gehn, ſo meine ich die Bolkerſtraße und das Haus, worin ich geboren bin. Dieſes Haus wird einſt ſehr merkwürdig ſein, und der alten Frau, die es beſitzt, habe ich ſagen laſſen, daß ſie bei Leibe das Haus nicht verkaufen ſolle. Für das ganze Haus bekäme ſie doch jetzt kaum ſo Viel, wie ſchon allein das Trinkgeld betragen wird, das einſt die grünverſchleierten, vornehmen Engländerinnen dem Dienſtmädchen geben, wenn es ihnen die Stube zeigt, worin ich das Licht der Welt erblickt, und den Hühnerwinkel, worin mich Vater gewöhnlich einſperrte, wenn ich Trauben genaſcht, und auch die braune Thür, worauf Mutter mich die Buchſtaben mit Kreide ſchreiben lehrte — ach Gott! Madame, wenn ich ein berühmter Schriftſteller werde, ſo hat Das meiner Mutter genug Mühe gekoſtet."

Als der Dichter dieſe humoriſtiſchen Zeilen ſchrieb, exiſtierte indeß ſein Geburtshaus ſchon lange nicht mehr. Im Jahre 1811 oder 1812 hatten ſeine Eltern daſſelbe verlaſſen, und waren in das gegenüber liegende große Haus gezogen, welches jetzt die Nummer 42 führt.5) Das alte Haus aber ging in andere Hände über, und ward abgebrochen, und ein neues, größeres Gebäude, mit einer neuen Nummer (53), trat an ſeine Stelle.6) Daſſelbe iſt ſeit dem 31. Januar 1867 mit einer einfachen marmornen Gedenktafel verziert, welche die Inſchrift: „Geburtshaus von Heinrich Heine" trägt.

Der Umſtand, daß H. Heine, der ſo gern und liebevoll bei den Erinnerungen ſeiner Kindheit verweilte, in ſeinen Schriften und Briefen nur ſelten und höchſt beiläufig ſeines Vaters gedenkt, dürfte ſchon darauf hindeuten, daß Letzterer ſchwerlich ein Mann von hervorragenden Geiſtesgaben geweſen iſt. Auch von anderer Seite wird uns dies Urtheil beſtätigt.7) Wir haben über ihn nur noch erfahren, daß er ein eifriger Verehrer Napoleon's war, und als Officier in der Bürgerwehr diente, die während der franzöſiſchen Zeit von 1806–1809 in Düſſeldorf beſtand.8)

Um ſo häufiger, und mit Worten der zärtlichſten Liebe und Dankbarkeit, erwähnt H. Heine ſeiner Mutter, der er in zahlreichen Liedern und Sonetten ein unvergängliches Denkmal geſetzt hat.9) Der Einfluß, den dieſe treffliche, feinfühlende und hochverſtändige Frau auf die Herzens- und Geiſtesbildung ihres Sohnes ausgeübt, muß nach Allem, was uns von ihr berichtet wird, ſehr bedeutend geweſen ſein. H. Heine nennt ſie eine Schülerin Rouſſeau's,10) und ſein jüngſter Bruder Maximilian erzählt,11) daß Goethe ihr Lieblingsſchriftſteller geweſen ſei und ſie ſich beſonders an Deſſen Elegien erfreut habe. Es läßt ſich alſo annehmen, daß ſie einen mehr als gewöhnlichen Grad allgemeiner Bildung beſaß, und nicht wenig dazu beitrug, ſchon früh in ihrem begabten Sohne das Intereſſe für die Meiſterwerke der Kunſt und Poeſie und für eine idealere Lebensauffaſſung zu wecken. Während die Kraft und Thätigkeit des Vaters in dem mühſamen Kampfe um die Subſiſtenzmittel der Familie aufging, fiel der Mutter faſt ausſchließlich die Sorge für die Erziehung der Kinder zu. Sie entledigte ſich dieſer Pflicht in der tüchtigſten Weiſe, und ließ es, bei aller Milde und Freundlichkeit, vorkommenden Falls auch an der nöthigen Strenge nicht fehlen.[17] Die innige Liebe, welche die Kinder ihr bis ins ſpäte Alter bewahrten, legt das ſchönſte Zeugniß dafür ab, daß ſie es verſtanden hat, nicht bloß die treue Pflegerin ihrer Kindheit, ſondern, was mehr iſt, auch die Theilnehmerin ihres geiſtigen Lebens und die einſichtsvolle Freundin ihrer reiferen Jahre zu ſein.

Bevor wir indeß mit Hilfe der ſpärlichen uns zu Gebot ſtehenden Notizen ein Bild von der Knabenzeit des Dichters zu gewinnen ſuchen, wird es geboten ſein, einen Blick auf die Zeitverhältniſſe zu werfen, unter denen ſein junger Geiſt ſich entfaltete. Die politiſche Konſtellation bei der Geburt eines Schriftſtellers iſt in keinem Falle bedeutungslos, und jedenfalls wichtiger, als die einſt ſo ſorgfältig beachtete Stellung der himmliſchen Geſtirne, die ihm bei ſeinem Eintritt ins Leben leuchteten. Iſt dieſe Wahrheit heut zu Tag ſchon im Allgemeinen anerkannt, ſo gilt ſie wohl ganz vorzüglich bei einem Dichter, der in jeder Zeile, die er ſchrieb, von den Ideen ſeines Jahrhunderts erfüllt war, und uns in ſeinen Werken vor Allem ein treues Spiegelbild ſeiner Zeit hinterlaſſen hat.

H. Heine's erſte Jugend fällt in die Jahre der tiefſten Schmach und der trübſten politiſchen Erniedrigung ſeines Vaterlandes. Selbſt der männlichſte, hoffnungsfreudigſte Dichter unſeres Volkes hatte den Anbruch des neuen Jahrhunderts mit einer Klage der bitterſten Verzweiflung begrüßt: überall ſah er das Band der Länder gehoben, die alten Formen einſtürzen, nirgends dem Frieden und der Freiheit ſich einen Zufluchtsort öffnen, und es blieb ihm nur der zweideutige Troſt, aus der rauhen Wirklichkeit in die Welt des Ideals, in „des Herzens ſtille Räume" zu flüchten, die von der Erde verbannte Freiheit in das Luftreich der Träume hinüber zu retten.

In der That herrſchten damals überall in Europa, zumal in Deutſchland, Zuſtände chaotiſcher Verwirrung. Die Freiheits- und Gleichheitsideen der franzöſiſchen Revolution waren als befruchtender Gährungsſtoff in die dumpfe Stagnation des politiſchen Lebens gefallen; tief auf dem Grunde begann ſich's in den ſchläfrigen Maſſen langſam zu regen, aber es war noch eine dumpfe, unklare Aufregung der Gemüther, ohne feſtes

Ziel und ohne zuverſichtlichen Glauben an eine beſſere Zukunft. Aller Augen waren nach Frankreich gewandt, und hingen mit Staunen und Grauſen, mit Furcht oder mit Hoffnung, an dem blutig ernſten Schauſpiel, deſſen Akteurs ſeit einem Jahrzehnt durch den Donner ihrer Stimmen und das Getöſe ihrer Waffen halb Europa erſchütterten. Hatte es dem großen Drama doch weder an ſpannendſter Handlung und bunteſtem Wechſel der Scenen und Dekorationen, noch an Helden gefehlt, deren tragiſche Schuld durch ein tragiſches Ende geſühnt ward! Der erſte Theil des Stückes, die Schreckensherrſchaft der Guillotine, war zu Ende geſpielt, und der Held des zweiten, der allmächtige Korſe, welcher, das Erbe der Revolution antretend, ihren klaffenden Schlund mit Hekatomben von Schlachtopfern ſchließen ſollte, hatte mit den unerhörteſten Erfolgen ſeine Siegeslaufbahn begonnen. Schon lag ihm Italien überwunden zu Füßen; ſchon hatte Öſterreich, die Ehre Deutſchlands und die eigene preisgebend, in den geheimen Artikeln des Friedens von Campo Formio ſeine Zuſtimmung zu einer künftigen Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich ertheilt; ſchon war der neue Alexander von ſeinem orientaliſchen Feldzuge, der fabelhaften Expedition nach Ägypten, glücklich heimgekehrt, und hatte am 18. Brumaire das Direktorium ſammt der Verfaſſung geſtürzt, um als erſter Konſul an die Spitze der Regierung zu treten. Einen Monat ſpäter, am 13. December 1799 — demſelben Tage, an welchem H. Heine geboren ward, — war die neue, ganz nach Bonaparte's Abſichten gefertigte Verfaſſung vollendet, und es bewährte ſich bald genug das Wort, das Sieyes über ihn geſprochen: „Jetzt haben wir einen Meiſter; er kann Alles, er verſteht Alles, und er will Alles". Im Sturmeslauf ſchritt der kühne Eroberer binnen weniger Jahre von einer Staffel des Ruhmes zur andern empor: zum Konſul auf Lebenszeit, zum Kaiſer der Franzoſen, der ſich vom Papſte krönen ließ und ſich die eiſerne Krone von Italien ſelbſt aufs Haupt ſetzte, zum Beherrſcher von Spanien, Holland und Belgien, zum Lenker der Geſchicke von Öſterreich, Preußen und allen übrigen mitteleuropäiſchen Staaten. Das altehrwürdige deutſche Reich ſank in Trümmer, nachdem ſich die meiſten ſeiner Fürſten in der Stunde der Noth feige von ihm losgeſagt und unter dem Protektorate Napoleon's den fluchwürdigen Rheinbund geſchloſſen; Öſterreich wand ſich gedemüthigt im Staube, und dem König von Preußen blieb nach den Schlachten von Jena und Eylau zuletzt Nichts von ſeinen Landen und ſeiner Macht, als was ihm der hochmüthige Sieger im Tilſiter Frieden als Gnadengeſchenk wieder zuwarf.

Die Knabenjahre H. Heine's verſtrichen faſt ganz unter den direkten Einflüſſen der franzöſiſchen Herrſchaft. Düſſeldorf, damals die Hauptſtadt des Herzogthums Jülich-Berg, war bereits ſeit dem 6. September 1795 von franzöſiſchen Revolutionstruppen beſetzt, deren Abzug erſt am 31. Mai 1801 in Gemäßheit des Lüneviller Friedensſchluſſes erfolgte. Die Bewohner der Stadt und ihr Eigenthum waren während dieſer Zeit unter den Schutz der „großen freien Nation“ geſtellt; aber die von ihnen zu beſchaffenden Verpflegungskoſten der fremden Einquartierung beliefen ſich in den ſechſtehalb Jahren auf eine Million Thaler, und die heimkehrende vaterländiſche Beſatzung wurde von den erfreuten Bürgern in feierlichem Aufzug durch die Stadtthore geleitet. Im nächſten Jahre wurden die Feſtungswerke geſchleift, und Düſſeldorf blieb während der nachfolgenden Kriegsſtürme von dem unmittelbaren Walten des furchtbaren Schlachtengottes verſchont. Wechſelvoll genug freilich waren die Schickſale, welche über die ſchöne Stadt am Rhein und ihre Umgebung dahinbrauſten. Dem Kurfürſten Karl Theodor von der Pfalz, welcher die Malerakademie begründet und durch großartige Bauten Viel für die Verſchönerung und das Aufblühen Düſſeldorf's gethan hatte, war am 16. Februar 1799 Maximilian Joſeph IV. aus dem Zweibrückener Nebenzweige der Wittelsbacher als Regent in den Geſammtlanden Pfalz-Baiern und im Herzogthume Berg gefolgt. Ein aufgeklärter, ſelbſt wiſſenſchaftlich gebildeter Mann, von großer Leutſeligkeit und Milde des Benehmens, von ſtrenger Reinheit der Sitten und von einnehmendſtem Äußern, wuſſte er ſich durch heilſame und wohlwollende Maßregeln bald die Liebe ſeiner Unterthanen zu erwerben. Eine ſeiner erſten Regierungshandlungen war die Aufhebung des Cenſur-Kollegiums, „weil es den liberalen Gang der Wiſſenſchaften aufzuhalten ſcheine“, und Erſetzung desſelben durch eine Cenſur-Kommiſſion mit der Anweiſung zu einem „beſcheidenen Verfahren“. Auch dies Inſtitut hob er durch eine ſpätere Verordnung wieder auf, und überließ der Polizeibehörde die Sorge, gegen die Verbreiter ſtaatsgefährlicher oder verleumderiſcher Schriften eine Unterſuchung bei der Landesdirektion anhängig zu machen. Auch für das Wohl des Handels und der Fabriken traf er heilſame Einrichtungen. Die Oberleitung der Regierungsgeſchäfte im Herzogthum Berg übertrug Maximilian Joſeph anfänglich dem Freiherrn von Hompeſch, ſeit dem Jahre 1804 jedoch, mit Abtretung eines Theils der Hoheitsrechte, vorherrſchend ſeinem Vetter, dem Herzog Wilhelm von Baiern. Auch Dieſer regierte nur kurze Zeit. „Damals hatten nämlich die Franzoſen", wie Heine mit treffendem Witz dieſe Periode charakteriſiert, „alle Grenzen verrückt, alle Tage wurden die Länder neu illuminiert; die ſonſt blau geweſen, wurden jetzt plötzlich grün, manche wurden ſogar blutroth, die beſtimmten Lehrbuchſeelen wurden ſo ſehr vertauſcht und vermiſcht, daſs kein Teufel ſie mehr erkennen konnte, die Landesprodukte änderten ſich ebenfalls, Cichorien und Runkelrüben wuchſen jetzt, wo ſonſt nur Haſen und hinterherlaufende Landjunker zu ſehen waren, auch die Charaktere der Völker änderten ſich, die Deutſchen wurden gelenkig, die Franzoſen machten keine Komplimente mehr, die Engländer warfen das Geld nicht mehr zum Fenſter hinaus, und die Venetianer waren nicht ſchlau genug; unter den Fürſten gab es viel Avancement, die alten Könige bekamen neue Uniformen, neue Königthümer wurden gebacken und hatten Abſatz wie friſche Semmel, manche Potentaten hingegen wurden von Haus und Hof gejagt, und muſſten auf andere Art ihr Brot zu verdienen ſuchen."

Der Länderſchacher und Völkertauſch ſtand in vollſter Blüthe. Am 25. December 1805 wurde zu Paris ein Traktat unterzeichnet, wonach Preußen ſeinen Antheil des Herzogthums Cleve auf dem rechten Rheinufer an Frankreich abtrat; gleichzeitig wurde der Kurfürſt Maximilian Joſeph (am 1. Januar 1806) zum König von Baiern erhoben, und als Kourtage für die Standeserhöhung ſeines Vetters verlor der bisherige Statthalter des Herzogthums Berg, Herzog Wilhelm, ſein Land an die Franzoſen. Am Tage ſeiner Abreiſe von Düſſeldorf nahm er in einem vom 20. März 1806 datierten Erlaſſe 12) einen liebevollen Abſchied von ſeinen bisherigen Unterthanen, und Joachim Murat, der Schwager Napoleon's, hielt als Regent des aus den abgetretenen deutſchen Rheinlanden für ihn geſchaffenen Großherzogthums Cleve-Berg ſeinen Einzug in die neue Reſidenz. Ein wohlmeinender, offenherziger Mann, von ſoldatiſch ſtraffen Formen, jeder Schmeichelei abhold, erwiderte er dem Bürgermeiſter, der ihn bei der Huldigung mit einer langen ſalbungsvollen Rede empfing: „Es iſt unmöglich, daſs man mich in einem Lande, für das ich noch Nichts gethan, ſchon lieben kann, aber man wird mich lieben, ich verſichere es". Und in Wirklichkeit ließ es Joachim I. an den ernſthafteſten Bemühungen nicht fehlen, ſich die Zuneigung der ſeiner Obhut anvertrauten Bevölkerung zu erwerben. Er ſuchte zunächſt dem Nothſtande derſelben durch Getreide-Zufuhren abzuhelfen, die er vom linken Rheinufer in beträchtlicher Menge herbeiſchaffen ließ. Auch während ſeiner bald darauf erfolgten Entfernung vergaß er nicht ſeiner neuen Pflichten. Eine von ihm nach Paris berufene Deputation des Handelsſtandes aus beiden Herzogthümern mußte ihm ihre Wünſche und Anſichten vortragen, wie Handel und Fabrikweſen des Landes noch mehr zu heben ſei. Selbſt als er ſich in Polen befand, erwirkte er beim Kaiſer den Elberfeldern wohlthätige Handelsbegünſtigungen, und erließ aus Warſchau eine umſtändliche Verfügung, welche den Penſionsſtand der Staatsdiener, ihrer Wittwen und Kinder in feſtſtehender Weiſe ordnete. Obſchon ſein Miniſter Agar, den er perſönlich beſonders ſchätzte, ein Franzoſe war, zeigte Joachim ſich im Übrigen einer Beſetzung der Beamtenſtellen durch Franzoſen höchſt abgeneigt, und als er im Jahre 1807 einige franzöſiſche Militärs beim Kontingent anſtellte, richtete er an ſie die ausdrückliche Mahnung, ſeiner Wahl Ehre zu machen, und nie zu vergeſſen, daß ſie fortan nicht mehr in franzöſiſchen, ſondern in deutſchen Dienſten ſtänden, bei einem Fürſten, der ein Mitglied des Rheinbundes ſei. Selbſt dem Kaiſer gegenüber ſprach er in Betreff ſeiner Unterthanen nicht ſelten ähnliche Grundſätze aus, und ſuchte ſie in Oppoſition gegen Deſſen Willen geltend zu machen.

Während ſolchergeſtalt das Großherzogthum, beſonders in Bezug auf Handel und Fabriken mittelſt der nachbarlichen Verbindung mit Frankreich, durch die neue Regierung mancherlei Vortheile erhielt, und gleichfalls in Verwaltung und Juſtiz mehr als Eine nützliche Einrichtung ins Leben trat, laſtete dagegen von nun an die franzöſiſche Militär-Konſkription mit ſchwerem Druck auf dem Lande, und eine verfehlte Finanzoperation — die Prägung des bergiſchen Groſchens, — ſowie die Einführung einer hohen Familienſteuer gereichten der Bevölkerung zu großem Schaden. Doch ſuchte der neue Regent ſeinen Unterthanen auch in Betreff der verhaßten Militär-Konſkription billige Erleichterungen zu verſchaffen, indem er z. B. den Bezirk Elberfeld in Berückſichtigung ſeines großen Bedarfs an Fabrikarbeitern gänzlich von derſelben befreite. Mit aufrichtigem Bedauern vernahm daher das Land im Sommer des Jahres 1808 die Kunde, daß Joachim Murat, zum Könige von Neapel avanciert, das Herzogthum Berg wieder an Napoleon abgetreten habe, der es am 3. März des folgenden Jahres dem fünfjährigen Sohne ſeines Bruders Ludwig, dem Kronprinzen von Holland, Napoleon Ludwig, übertrug. Seltſam und unpatriotiſch genug klingt es, wenn H. Heine in einer Anwandlung legitimiſtiſcher Laune deßhalb bei einer ſpäteren Gelegenheit 14) dieſen Prinzen, der jetzt auch Kaiſer der Franzoſen iſt, ſeinen „legitimen Souverän“ nennt, da Derſelbe „niemals abdicirt“ habe, und „ſein Fürſtenthum, das von den Preußen occupirt ward, ihm de jure zugefallen“ ſei.

Übrigens behielt ſich Napoleon I. ausdrücklich die Oberregierung des Großherzogthums bis zur Majorennität ſeines Neffen vor, und das Land wurde nach franzöſiſcher Schablone, kraft eines kaiſerlichen Dekretes vom 14. November 1808, ſofort in Departements, Bezirke, Kantone und Gemeinden eingetheilt. Während ein franzöſiſcher Senator, Graf Röderer, von Düſſeldorf aus als Miniſter und Staatsſecretär das Großherzogthum regierte, und die Bewohner mit einer Unzahl drückender Steuern, 15) mit Einführung der Salz- und Tabak-Regie und mit einer unverſchämt ſtrengen Handhabung der Kontinentalſperre beläſtigte, wurden ihnen auf der anderen Seite die Segnungen jener bürgerlichen Gleichheit zu Theil, mit welchen der ſiegreiche Sohn und Erbe der Revolution die ſeiner Herrſchaft unterworfenen Länder für den Verluſt ihrer nationalen Freiheit und Unabhängigkeit entſchädigte. Schon am 12. December 1808 erließ der Kaiſer ein Dekret, welches die Leibeigenſchaft jeder Art, nebſt allen daraus entſpringenden Rechten und Verbindlichkeiten, aufhob, alſo die bisher leibeigenen oder dienſtbaren Bauern in vollen Genuß der bürgerlichen Rechte verſetzte. Es folgten am 1. März 1809 die Unterdrückung aller im Großherzogthum Berg beſtehenden Lehen, deren Ländereien als freies Eigenthum den Lehnsſaſſen anheimfielen, und die Aufhebung aller Frohndienſte ohne Entſchädigung. Am 31. März deſſelben Jahres wurden die Verfügungen im preußiſchen Rechte, welche die Verheirathung Adliger mit Töchtern des Bauern- und Bürgerſtandes verboten, abgeſchafft. Drei Jahre ſpäter, mit dem 1. Februar 1812, traten die heilſamen Reformen des Gerichtsweſens und der Juſtizverwaltung nach napoleoniſchem Muſter in Kraft. Von dieſem Tage an war jedes Privilegium in Jurisdiktionsſachen erloſchen, alle Bewohner des Großherzogthums gehörten fortan ohne Unterſchied der Perſon bei gleichen Fällen vor denſelben Richter, und wurden nach denſelben Formen behandelt, und die Juſtiz war von der Verwaltung getrennt. Die Richter, mit Ausnahme der Friedensrichter, wurden einſtweilen auf fünf Jahre ernannt, und hatten nur im beſonderen Verdienſtfalls eine Verlängerung ihrer Amtsdauer auf Lebenszeit zu erwarten. Mit Einführung der franzöſiſchen Geſetzbücher und Dekrete in Betreff der Juſtizverwaltung traten, wie in Frankreich, Friedensgerichte, Gerichtshöfe erſter Inſtanz, Schwurgerichte und ein Apellationsgericht, von dem die Kaſſations-Rekurſe an den Kaſſationshof nach Paris gingen, ins Leben, und am 29. Mai 1812 wurde in Düſſeldorf das erſte Schwurgericht eröffnet.

Es kann nicht Wunder nehmen, daß, bei ſo vielen praktiſchen Vortheilen des neuen Regierungsſyſtems, die ſtädtiſche und mehr noch die ländliche Bevölkerung des Großherzogthums ohne allzu großes Bedauern das deutſche Reich zuſammenſtürzen ſah, und ſich faſt ohne Murren in die veränderten Zuſtände fügte. Was galt den Bürgern und Bauern am Rheine das heilige deutſche Reich, und was konnte es ihnen gelten? Was hatte es für ſie gethan, und in welcher fühlbaren Verbindung ſtanden ſie mit ihm? Es war ja längſt zum mark- und kraftloſen Schatten ſeiner einſtmaligen Größe herabgeſunken, und friſtete nur noch ein kümmerliches Scheinleben in verknöcherten Formen, leeren Titeln und einem pedantiſchen Ceremoniell. Nur auf das Nächſte, auf das Gedeihen des engeren Vaterlandes, waren die Wünſche der Bevölkerung gerichtet, und man hatte ſich längſt gewöhnt, deſſen Flor auch ohne die Größe und Kraft des Reiches für möglich zu halten. Waren die Sympathien für die franzöſiſche Revolution, welche die rheinländiſchen Republikaner, Joſeph Görres an der Spitze, in jüngſtverfloſſenen Jahren aufs leidenſchaftlichſte geſchürt hatten, auch in Folge des Schreckensſyſtems der Guillotine und des ihm gefolgten Militär-Terrorismus weſentlich geſchwächt worden, ſo blieben doch die einmal geweckten Zweifel an dem Recht des Beſtehenden und die Tendenz durchgreifender politiſcher Reformen wach in den Gemüthern, und jede Änderung ſtellte ſich leicht als ein Fortſchritt dar. Zudem ließ ſich ja nicht leugnen, daß durch die neuen Einrichtungen manches jahrhundertelang ſchweigend erduldete Unrecht, mancher veraltete Mißbrauch und Zwang im Handumdrehen beſeitigt ward; die franzöſiſchen Geſetze hatten mindeſtens den Vorzug, einfach, klarverſtändlich und für Alle gleich zu ſein; dem Bürger und Bauer ſchmeichelte es, wenn der früher ſo barſche Amtmann jetzt demüthig vor ihnen die Mütze zog und Jeden höflich wie ſeines Gleichen als citoyen begrüßte, und der Kaiſer ließ es vor Allem an den großmüthigſten Verheißungen nicht fehlen. So erſchien — abgeſehen von der Militär-Konſkription, der Jeder ſich gern zu entziehen ſuchte — die franzöſiſche Herrſchaft den meiſten der Bewohner des Rheinlandes kaum als ein Unglück, oder höchſtens als eine vorübergehende Kalamität, und Napoleon war ihnen das gewaltige Werkzeug, deſſen ſich die Vorſehung bediente, um eine beſſere Zukunft heraufzuführen.

Die Wirkung dieſer Einflüſſe auf die Knabenzeit H. Heine's kann nicht ſcharf genug betont werden, wenn man zu einer gerechten Würdigung ſeiner Entwicklung und ſeiner nachmaligen ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit gelangen will. Um ſo weniger dürfen wir dies Moment außer Acht laſſen, als er ſelbſt den höchſten Werth darauf legt, und jene Einflüſſe der franzöſiſchen Zeit im Buche „Le Grand" mit unübertrefflicher Lebensfriſche geſchildert hat. Es unterliegt keinem Zweifel, daß vor Allem der frühzeitig innige Verkehr mit den kecken und beweglichen Elementen der franzöſiſchen Nationalität ihm ſelbſt jene bewegliche Kühnheit und Sicherheit, vielleicht auch ein gut Theil jener Grazie verlieh, womit er das Schwert wider die alte Geſellſchaft erhob. Andererſeits wurden durch dieſen Verkehr aber nicht minder in der jungen Seele des Knaben die erſten Keime zu jener ſchillernden Leichtfertigkeit des Charakters gelegt, welche den Ernſt ſeiner Überzeugung ſpäterhin oftmals in ſo zweifelhaftem Lichte erſcheinen ließ.

Wir haben ſchon erwähnt, daß ſein Vater ein enthuſiaſtiſcher Bewunderer Napoleon's war. „Wollte Gott, wir hätten ihn noch!" ſeufzte er, als in den Tagen der Reſtauration von ſeinen Hamburger Verwandten auf den Kaiſer und Deſſen Generäle geſcholten ward, und dann wandte er ſich an Harry, der bei Davouſt's, des Prinzen von Eckmühl, Rückkehr nach Frankreich auf der Rheinfähre mit Demſelben franzöſiſch geſprochen: „Sage mal, Harry! war er nicht ein liebenswürdiger Menſch?" [16] Für die jüdiſche Familie Heine's gewann außerdem die franzöſiſche Zeit noch eine beſondere Bedeutung. Napoleon, der zu Rekruten Alles gebrauchen konnte, was eine Waffe zu führen im Stande war, hatte den Anfang gemacht, die Juden den Chriſten gleichzuſtellen; er mußte in ihren Augen alſo faſt wie ein Meſſias erſcheinen, der das tauſendjährige Joch bürgerlicher und politiſcher Knechtſchaft von ihnen abnahm, und ihnen die vorenthaltenen Menſchenrechte zurückgab. In Preußen gelangten die Juden erſt am 11. März 1812, nachdem Hardenberg Staatskanzler geworden war, in den Beſitz bürgerlicher Rechte, — eine Vergünſtigung, die ihnen nach Beendigung des Befreiungskampfes, in deſſen Schlachten ſie wacker mitgefochten, raſch wieder verkürzt und verkümmert ward. Die mit dem Ehrenkreuz und dem Officiersdiplom heimkehrenden jüdiſchen Krieger muſſten aus der Armee ſcheiden, wenn ſie ſich nicht zu Gemeinen degradiert ſehen wollten, und der Wiener Kongreß ſorgte dafür, die den Juden ertheilten Verheißungen illuſoriſch zu machen, indem er die Ausführung derſelben dem Bundestage anheimgab, d. h. ſie ad calendas graecas vertagte.

Von tiefſter und nachhaltigſter Einwirkung auf die geiſtige Entfaltung des Knaben muß aber der franzöſiſche Unterricht geweſen ſein, den H. Heine während des größten Theils ſeiner Schuljahre im Lyceum genoß. Zuerſt freilich beſuchte er, nachdem die Mutter ihn das Leſen gelehrt, mit mehreren andern Knaben die iſraelitiſche Privatſchule, welche ein entfernter Verwandter ſeiner Familie, ein Herr Rintelſohn (mit Geburtsnamen Wallach) aus Hamburg, in einem Hauſe der Retingerſtraße hielt. — Der Umgang des jungen Heine war zur Zeit ſeines Aufenthaltes in Düſſeldorf meiſt auf ſeine iſraelitiſchen Verwandten und auf Spielkameraden ſeiner eigenen Konfeſſion beſchränkt. Zu Erſteren gehörte, außer dem Großvater, dem „alten Herrn von Geldern", auch Deſſen Sohn, „der junge Herr von Geldern", Simon mit Namen, welcher gleich ſeinem Vater ein beliebter Arzt war, den Hofrathstitel beſaß, und auf der linken Seite des kurzen Gäßchens wohnte, das von der Andreas- nach der Mühlenſtraße führt. Harry's beſte Freunde und Spielgefährten waren Joſeph Neunzig, der Sohn eines Bäckermeiſters und Bierbrauers, deſſen Haus (Nr. 606) wenige Schritte von dem Heine'ſchen Hauſe gelegen war, — J. H. Prag (jetzt Stadtrath in Düſſeldorf), der mit ihm die Rintelſohn'ſche Schule beſuchte — und Ferdinand von Wizewski, der im Düſſelbache neben dem Franciskanerkloſter ertrank, als er auf Harry's Aufforderung ein hineingefallenes Kätzlein retten wollte. Dies traurige Ereigniß machte einen unauslöſchlichen Eindruck auf das Gemüth des Dichters, und nicht nur in den „Reiſebildern", ſondern auch noch in ſpäterer Zeit hat er in den „Liedern des Romancero" eine pietätsvolle Erinnerungsblume auf das Grab des lieblichen Knaben gepflanzt.[17]

Im elterlichen Hauſe ward Harry zu einer ſtrengen Erfüllung der jüdiſchen Religionsvorſchriften angehalten. Wie genau er dieſelben beobachtete, zeigt folgendes Beiſpiel, das Joſeph Neunzig berichtet. Die beiden Knaben ſtanden an einem Sonnabend auf der Straße, als plötzlich ein Haus zu brennen begann. Die Spritzen raſſelten herbei und die müßigen

Gaffer wurden aufgefordert, ſich in die Reihe der Löſchmannſchaften zu ſtellen, um die Brandeimer weiter zu reichen. Als an Harry die gleiche Aufforderung erging, ſagte er beſtimmt: „Ich darf's nicht, und ich thu's nicht, denn wir haben heut Schabbes!“ — Schlau genug wuſſte der acht- bis neunjährige Knabe jedoch ein anderes Mal das moſaiſche Gebot zu umgehen. An einem ſchönen Herbſttage — es war wieder ein Samstag — ſpielte er mit einigen Schulkameraden vor dem Prag'ſchen Hauſe, an deſſen rebenumranktem Spalier zwei ſaftige reife Weintrauben faſt bis zur Erde herabhingen. Die Kinder bemerkten dieſelben und warfen ihnen lüſterne Blicke zu, aber der Vorſchrift gedenkend, nach welcher man an jüdiſchen Feiertagen Nichts von Bäumen abpflücken darf, wandten ſie bald der verführeriſchen Ausſicht den Rücken und ſetzten ihr Spiel fort. Harry allein blieb vor den Träubchen ſtehen, beäugelte ſie nachdenklich aus geringer Entfernung, ſprang dann plötzlich dicht an das Spalier heran, biſs die Weinbeeren eine nach der andern ab, und verzehrte ſie. „Rother Harry!“ — dieſen Spitznamen hatten ihm ſeine Kameraden wegen der röthlichen Farbe ſeines Haares ertheilt, die ſpäter mehr ins Bräunliche überging — „Rother Harry!“ riefen die Kinder entſetzt, als ſie ſein Beginnen gewahrten, „was haſt Du gethan!“ — „Nichts Böſes“, lachte der junge Schelm; „mit der Hand abreißen darf ich Nichts, aber mit dem Munde abzubeißen und zu eſſen hat uns das Geſetz nicht verwehrt.“

Es wird ſich uns an ſpäterem Orte Gelegenheit bieten, H. Heine's Stellung zum Judenthum in den verſchiedenen Perioden ſeines Lebens ausführlicher zu beleuchten. Schon jetzt aber möchten wir die Wichtigkeit dieſer Beziehungen im Vorbeigehn hervorheben. Die jüdiſche Abſtammung des Dichters blieb ihm zeitlebens eine unverſiegbare Quelle von Liebe und von Haſs, je nachdem er das heroiſche Märtyrerthum und die zweitauſendjährige Leidensgeſchichte, oder die ſtarrſinnige Beſchränktheit ins Auge faſſt, mit welcher ſeine iſraelitiſchen Landsleute an veralteten Formen feſthielten und ſich den Fortſchritten der Civiliſation widerſetzten. Das eine Mal ſind ihm die Juden als Unheilvolk, das aus Ägypten, dem Vaterland der Krokodile und des Prieſterthums, kam, und außer den Hautkrankheiten und den geſtohlenen Gold- und Silbergeſchirren auch eine ſogenannte poſitive Religion mitbrachte, eine ſogenannte Kirche, ein Gerüſte von Dogmen, an die man glauben, und heiligen Ceremonien, die man feiern muſſte, ein Vorbild der ſpäteren Staatsreligionen. O dieſes Ägypten!“ ruft er mit bitterer Verwünſchung aus, „ſeine Fabrikate trotzen der Zeit, ſeine Pyramiden ſtehen noch immer unerſchütterlich, ſeine Mumien ſind noch ſo unzerſtörbar wie ſonſt, und eben ſo unverwüſtlich iſt jene Volksmumie, die über die Erde wandelt, eingewickelt in ihren uralten Buchſtabenwindeln, ein verhärtet Stück Weltgeſchichte, ein Geſpenſt, das zu ſeinem Unterhalte mit Wechſeln und alten Hoſen handelt, ſchaurige Gebete verrichtend, worin es ſeine Leiden bejammert und Völker anklagt, die längſt von der Erde verſchwunden ſind und nur noch in Ammenmärchen leben – der Jude aber, in ſeinem Schmerze, bemerkt kaum, daß er auf den Gräbern derjenigen Feinde ſitzt, deren Untergang er vom Himmel erfleht". In ähnlicher Stimmung nennt er ein anderes Mal die Juden „die Schweizergarde des Deismus; ſie können bei politiſchen Fragen ſo republikaniſch als möglich denken, ja ſich ſogar ſanskülottiſch im Kothe wälzen; kommen aber religiöſe Begriffe ins Spiel, dann bleiben ſie unterthänige Kammerknechte ihres Jehovah, des alten Fetiſches, der doch von ihrer ganzen Sippſchaft Nichts mehr wiſſen will und ſich zu einem gottreinen Geiſt umtaufen laſſen, einem Parvenu des Himmels, der vielleicht gar nicht mehr wiſſen will, daß er paläſtiniſchen Urſprungs und einſt der Gott Abraham's, Iſaak's und Jakob's geweſen iſt". Man darf wohl an die Ehrlichkeit ſeiner Äußerungen glauben, wenn Heine in ſolchen Momenten verſichert, daß er „auf ſeine jüdiſche Abſtammung niemals eitel war"; ebenſo aufrichtig aber ſind ſeine Worte gemeint, wenn er ein andermal die deutſche Nation dadurch zu ehren gedenkt, daß er ſie mit dem jüdiſchen Volke vergleicht, eine innige Wahlverwandtſchaft zwiſchen „dieſen beiden Völkern der Sittlichkeit" findet, Judäa als die Wiege des modernen kosmopolitiſchen Princips der Freiheit und Gleichheit betrachtet, und in dieſem Sinne behauptet, daß heut zu Tag „nicht bloß Deutſchland die Phyſiognomie Paläſtina's trage, ſondern auch das übrige Europa ſich zu den Juden erhebe". Mit den Jahren ſteigerte ſich die Vorliebe Heine's für das Religions- und Kulturleben ſeiner Stammgenoſſen und die Bewunderung für den unbeugſamen Sinn, den ſie ſich, trotz achtzehn Jahrhunderten des Elends und der Verfolgung, bis auf den heutigen Tag bewahrt. „Ich habe ſie ſeitdem beſſer würdigen gelernt", ſagt er in den „Geſtändniſſen", „und wenn nicht jeder Geburtsſtolz bei den Kämpen der Revolution und ihrer demokratiſchen Principien ein närriſcher Widerſpruch wäre, ſo könnte der Schreiber dieſer Blätter ſtolz darauf ſein, daß ſeine Ahnen dem edlen Hauſe Iſrael angehörten, daß er ein Abkömmling jener Märtyrer, die der Welt einen Gott und eine Moral gegeben, und auf allen Schlachtfeldern des Gedankens gekämpft und gelitten haben". 18) Mögen dieſe Äußerungen aus verſchiedenen Lebensperioden auf den erſten Blick noch ſo widerſpruchsvoll erſcheinen, ſo konſtatieren ſie doch vorläufig auf jeden Fall den Einfluß, welchen die jüdiſche Abſtammung des Dichters von ſeiner Kindheit bis in ſeine letzten Tage auf ſeine Anſchauungsweiſe geübt.

Alle Mittheilungen ſtimmen darin überein, daß H. Heine ein ziemlich wilder, ausgelaſſener Knabe war, deſſen Verſtandeskräfte ſich frühzeitig entwickelten und ihm ein überlegenes Anſehn bei ſeinen Altersgenoſſen verſchafften. Der Vater hatte manchmal ſeine liebe Noth mit dem unbändigen Jungen, welcher bei jedem Poſſenſtreiche, der in der Nachbarſchaft verübt wurde, ſicher an der Spitze ſtand, oder doch wenigſtens einen hervorragenden Antheil daran nahm. Die übliche Strafe, das Einſperren in den Hühnerſtall, verfehlte bald ihre Wirkung; denn Harry wußte ſich in ſeinem Gefängnis aufs beſte zu amüſieren. Mit natürlichſter Stimme krähte er wie ein Hahn, und brachte durch ſein Kikiriküh alles Geflügel der Nachbarhöfe in Aufruhr. Statt ein gefürchteter Schreckensort zu ſein, blieb das Hühnerhäuschen lange Jahre ein Lieblingsſpielplatz des Knaben, und als er im Laufe der Zeit drei Geſchwiſter — Guſtav, Maximilian und Charlotte — erhielt, wurden mit ihnen in dieſem Verſteck und den großen Waarenkiſten des Hofes jene idylliſchen Scenen harmloſer Jugendſpiele aufgeführt, welche das an ſeine Schweſter gerichtete Lied: „Mein Kind, wir waren Kinder" ſo reizend beſchreibt. Mehr, als die Einſperrungsſtrafen des Vaters, war die derb zuſchlagende Hand der geſtrengen Mutter gefürchtet, und zwar nicht bloß von den eigenen Kindern, ſondern auch von den Nachbarsknaben, wenn Dieſe mit Jenen zugleich einen Schabernack verübt oder ihnen ein kleines Leid zugefügt hatten. Dem Joſeph Neunzig z. B. paſſierte einſt das Malheur, Harry beim Spiele durch einen Steinwurf ſo heftig am Kopf zu verletzen, daß das Blut aus der Wunde floß. Auf das Geſchrei des Knaben eilte die Mutter herbei, und der Übelthäter hatte kaum Zeit, ſich in das elterliche Haus zu flüchten, als ſchon Frau Betty ihm nachgeſtürmt kam, und ihn durch die Drohung erſchreckte: „Wo iſt der böſe Junge, der meinem Harry ein Loch in den Kopf geworfen hat? Ich will's ihm eintränken!" Joſeph verkroch ſich voll Angſt unter das Bett, und war froh, daß ihn Niemand dort auffand. Als er ſpäter auf der Univerſität Bonn Harry an jenen Steinwurf erinnerte, ſprach Dieſer mit ironiſchem Lächeln: „Wer weiß, wozu es gut war! Hätteſt Du nicht die poetiſche Ader getroffen und mir einen offenen Kopf verſchafft, ſo wäre ich vielleicht niemals ein Dichter geworden!“ —

In ſeinem zehnten Jahre trat Harry in die untere Klaſſe der von den Franzoſen in den Räumen des ehemaligen Franciskanerkloſters errichteten höheren Unterrichtsanſtalt ein, welche damals das Lyceum hieß, und ſpäter unter der preußiſchen Regierung den Namen Gymnaſium annahm. Früher hatte ſich in den katholiſchen Rheinlanden das geſammte Schul- und Unterrichtsweſen faſt ausſchließlich in Händen der geiſtlichen Orden, insbeſondere der Jeſuiten, befunden. Mit Aufhebung der Klöſter waren jedoch ihre Lehranſtalten ihres Vermögens beraubt worden, und mehrſtentheils eingegangen. Die Franzoſen hatten ſich daher an den meiſten Orten zur Anlegung neuer Schulen genöthigt geſehen, die in Gemäßheit des kaiſerlichen Dekretes vom 17. März 1808, ohne Rückſicht auf Verſchiedenheit der Sprache, Sitte und Bildung, völlig nach dem Zuſchnitt der in Frankreich begründeten Anſtalten eingerichtet wurden. Die Lehrkräfte aller höheren und niederen Schulen von der Nordſee bis zum Mittelmeer ſollten nach dem Willen des Kaiſers ein organiſches Ganzes bilden, das von oben herab durch einen dem Miniſter des Innern verantwortlichen Großmeiſter, Fontanes, gelenkt ward. Dieſer entſchied über die Anſtellung, Beförderung oder Abſetzung ſämmtlicher Lehrer, und ſuchte nicht ſowohl ein wiſſenſchaftliches, als ein politiſches Ziel zu erreichen: es ſollten die deutſchen Schüler zu willfährigen Unterthanen Napoleon's und zu brauchbaren Werkzeugen ſeiner Regierung gemacht werden. Die Unterrichtsſprache und alle Lehrbücher, ſelbſt die der Geometrie und Proſodie, ſollten franzöſiſch ſein; Lehrer, welche nur Deutſch verſtanden, wurden entfernt; faſt ein Drittheil ſämmtlicher Stunden mußte auf franzöſiſche Grammatik und Literatur verwandt werden. „Die Anſtalten, vor Allem die Lyceen“, berichtet ein hervorragender Geſchichtſchreiber dieſer Periode, 19) „trugen einen halb klöſterlichen, halb militäriſchen Charakter; ein Theil der Zöglinge, die ſogenannten Internen, hatten in denſelben nicht allein Unterricht, ſondern auch Wohnung und Koſt; ſie lebten gemeinſam, und nach außen ſo abgeſchloſſen wie früher in den Kloſterſchulen; während des Eſſens ward vorgeleſen; Briefe durften die Zöglinge nur durch den censeur, Taſchengeld nur durch den proviseur empfangen. Die Zucht war ſoldatiſch, die Schüler waren in Kompagnien unter Sergeanten eingetheilt; gingen ſie gemeinſam aus, ſo marſchierten ſie in Reih' und Glied, den censeur und Exerciermeiſter an der Spitze; der große Bonapartehut und ein grauer Rock mit rothem Soldatenkragen gehörte zur Kleidung der Knaben; Trommelſchlag verkündete den Anfang und das Ende des Unterrichts. Die meiſten Lehrer waren zwar Deutſche, aber Deutſche von geringer Bildung, da das Schulfach weder Ehre noch Auskommen verhieß; in den meiſten Anſtalten wurde daher der Unterricht von einigen früheren Ordensgeiſtlichen ertheilt, denen andere Ausſicht nicht offen ſtand".

Auch im Lyceum zu Düſſeldorf waren die Lehrer faſt lauter katholiſche Geiſtliche, unter denen ſich manche ehemalige Mitglieder des Jeſuitenordens befanden[20]). Die Leitung der Anſtalt war in der franzöſiſchen Periode dem Rektor Schallmeyer anvertraut, einem geiſtlichen Herrn, der hauptſächlich den deutſchen Sprachunterricht ertheilte, aber auch für die oberſte Klaſſe Vorleſungen über Philoſophie hielt, „worin er unumwunden die freigeiſtigſten griechiſchen Syſteme auseinanderſetzte, wie grell dieſe auch gegen die orthodoxen Dogmen abſtachen, als deren Prieſter er ſelbſt zuweilen in geiſtlicher Amtstracht am Altar fungierte. Es iſt gewiß bedeutſam", ſchreibt Heine in den „Geſtändniſſen", — „und vielleicht einſt vor den Aſſiſen im Thale Joſaphat kann es mir als Circonstance atténuante angerechnet werden, daß ich ſchon im Knabenalter den beſagten philoſophiſchen Vorleſungen beiwohnen durfte. Dieſe bedenkliche Vergünſtigung genoß ich vorzugsweiſe, weil der Rektor Schallmeyer ſich als Freund unſerer Familie ganz beſonders für mich intereſſierte; einer meiner Öhme, der mit ihm zu Bonn ſtudiert hatte, war dort ſein akademiſcher Pylades geweſen, und mein Großvater errettete ihn einſt aus einer tödlichen Krankheit. Der alte Herr beſprach ſich deßhalb ſehr oft mit meiner Mutter über meine Erziehung und künftige Laufbahn, und in ſolcher Unterredung ertheilte er ihr einſtmals den Rath, mich dem Dienſte der Kirche zu widmen und nach Rom zu ſchicken, um in einem dortigen Seminar katholiſche Theologie zu ſtudieren; durch die einflußreichen Freunde, die der Rektor Schallmeyer unter den Prälaten des höchſten Ranges beſaß, verſicherte er im Stande zu ſein, mich zu einem bedeutenden Kirchenamte zu fördern." Die Mütter ſchlug indeſſen dies verführeriſche Anerbieten aus, und in der That ruft der Gedanke, daß Heine zur geiſtlichen Laufbahn beſtimmt geweſen ſei, ſo humoriſtiſche Betrachtungen hervor, daß der Dichter bei Erzählung dieſer Thatſache es ſich nicht verſagen kann, die muthwilligſten Spekulationen darüber anzuſtellen, wie er ſich wohl im ſchwarzſeidenen Mäntelchen des römiſchen Abbate, im Violettſtrumpf des Monſignore, im rothen Kardinalshute, oder gar mit der dreifachen Krone auf dem Haupte ausgenommen hätte, den Segen ertheilend der Stadt und der Welt!

„Etwas deutſche Sprache", berichtet Heine an einer anderen Stelle[21] „lernte ich auch von dem Profeſſor Schramm, einem Manne, der ein Buch über den ewigen Frieden geſchrieben hat, und in deſſen Klaſſe ſich meine Mitbuben am meiſten rauften". Der Unterricht in der Mathematik war dem Profeſſor Brewer übertragen, die griechiſchen und lateiniſchen Klaſſiker wurden von Profeſſor Kramer explicirt, während der Abbé d'Aulnoie, „ein emigrirter Franzoſe, der eine Menge Grammatiken geſchrieben und eine rothe Perücke trug", der franzöſiſchen Klaſſe vorſtand. Zu ſeinen Lehrfächern gehörte, außer der Rhetorik und Dichtkunſt, auch die Histoire allemande. Er war im ganzen Gymnaſium der Einzige, welcher deutſche Geſchichte vortrug, und in ſeinen Lehrſtunden fielen bei dem Verſuch, die Zöglinge zum Verſtändnis und Gebrauch der franzöſiſchen Sprache heran zu dreſſiren, oft die ergötzlichſten Scenen vor. „Da gab es manches ſaure Wort", erzählt uns Heine im Buche Le Grand. „Ich erinnere mich noch ſo gut, als wäre es geſtern geſchehen, daß ich durch la réligion viel Unannehmlichkeiten erfahren. Wohl ſechsmal erging an mich die Frage: Henri, wie heißt der Glaube auf Franzöſiſch? Und ſechsmal und immer weinerlicher antwortete ich: Er heißt le crédit. Und beim ſiebenten Male, kirſchbraun im Geſichte, rief der wüthende Examinator: Er heißt la réligion — und es regnete Prügel, und alle Kameraden lachten."

Am Ende jedes Schuljahres fanden im Lyceum öffentliche Prüfungen ſtatt, und einige der Zöglinge trugen bei dieſer Gelegenheit auswendig gelernte Gedichte vor. Auch Harry traf einſtmals das Loos, bei dem feierlichen Schulaktus ein ſolches Gedicht zu deklamieren. Der junge Gymnaſiaſt ſchwärmte zu jener Zeit für die Tochter des Oberappellationsgerichts-Präſidenten von A., ein hübſches, ſchlankes Mädchen mit langen blonden Locken. Der Saal, in welchem die Feſtlichkeit ſtattfand, war Kopf an Kopf gefüllt. Vorn auf prachtvollen Lehnſtühlen ſaßen die Schulinſpektoren, und in der Mitte, zwiſchen denſelben, ſtand ein leerer goldener Seſſel. Der Präſident kam mit ſeiner Tochter ſehr ſpät in den Saal, und es blieb nichts Anderes übrig, als dem ſchönen Fräulein auf dem leerſtehenden goldenen Seſſel, zwiſchen den ehrbaren Schulinſpektoren, ihren Platz anzuweiſen. Harry war in der Deklamation des Schiller'ſchen Tauchers eben bis zu dem Verſe gelangt:

„Und der König der lieblichen Tochter winkt —"

da wollte es ein Mißgeſchick, daß ſein Auge gerade auf den goldenen Seſſel fiel, wo das von ihm angebetete ſchöne Mädchen ſaß. Harry ſtockte. Dreimal wiederholte er die Worte: „Und der König der lieblichen Tochter winkt", aber er kam nicht weiter. Der Klaſſenlehrer ſoufflierte lauter und lauter — Harry hörte Nichts mehr. Mit großen, weit offenen Augen ſchaute er, wie auf eine überirdiſche Erſcheinung, auf die ſchöne Maid im goldenen Seſſel, und ſank dann ohnmächtig nieder. „Daran muß die Hitze im Saale ſchuld geweſen ſein", ſagte der Schulinſpektor zu den herbeieilenden Eltern, und ließ die Fenſter öffnen. — „Wie war ich damals unſchuldig!" rief H. Heine ein Mal über das andere aus, als er nach vielen Jahren ſeinem Bruder Max dieſe Jugenderinnerung erzählte.[27]

Als ſehr bedeutungsvoll will uns der Umſtand erſcheinen, daß die Tieck'ſche Überſetzung des „Don Quixote", des größten Meiſterwerkes der humoriſtiſchen Literatur, das erſte Buch war, welches Harry in die Hände fiel, als er ſchon in ein verſtändiges Knabenalter getreten war. „Ich erinnere mich noch ganz genau jener kleinen Zeit", ſchreibt er am Schluſſe der „Reiſebilder", „wo ich mich eines frühen Morgens von Hauſe wegſtahl und nach dem Hofgarten eilte, um dort ungeſtört den Don Quixote zu leſen. Es war ein ſchöner Maitag, lauſchend im ſtillen Morgenlichte lag der blühende Frühling und ließ ſich loben von der Nachtigall, ſeiner ſüßen Schmeichlerin, und dieſe ſang ihr Loblied ſo kareſſirend weich, ſo ſchmelzend enthuſiaſtiſch, daß die verſchämteſten Knoſpen aufſprangen, und die lüſternen Gräſer und die duftigen Sonnenſtrahlen ſich haſtiger küßten, und Bäume und Blumen ſchauerten vor eitel Entzücken. Ich aber ſetzte mich auf eine alte mooſige Steinbank in der ſogenannten Seufzerallee unfern des Waſſerfalls, und ergötzte mein Herz an den großen Abenteuern des kühnen Ritters. In meiner kindiſchen Ehrlichkeit nahm ich Alles für baren Ernſt; ſo lächerlich auch dem armen Helden von dem Geſchicke mitgeſpielt wurde, ſo meinte ich doch, Das müſſe ſo ſein, Das gehöre nun mal zum Heldenthum, das Ausgelachtwerden eben ſo gut wie die Wunden des Leibes, und jenes verdroß mich eben ſo ſehr, wie ich dieſe in meiner Seele mitfühlte. Ich war ein Kind und kannte nicht die Ironie, die

Gott in die Welt hineingeſchaffen, und die der große Dichter in ſeiner gedruckten Kleinwelt nachgeahmt hatte, und ich konnte die bitterſten Thränen vergießen, wenn der edle Ritter für all ſeinen Edelmuth nur Undank und Prügel genoß, und da ich, noch ungeübt im Leſen, jedes Wort laut ausſprach, ſo konnten Vögel und Bäume, Bach und Blumen Alles mit anhören, und da ſolche unſchuldige Naturweſen ebenſo wie die Kinder von der Weltironie Nichts wiſſen, ſo hielten ſie gleichfalls Alles für baren Ernſt, und weinten mit mir über die Leiden des armen Ritters; ſogar eine alte ausgediente Eiche ſchluchzte, und der Waſſerfall ſchüttelte heftiger ſeinen weißen Bart, und ſchien zu ſchelten auf die Schlechtigkeit der Welt. Wir fühlten, daß der Heldenſinn des Ritters darum nicht minder Bewunderung verdient, wenn ihm der Löwe ohne Kampfluſt den Rücken kehrte, und daß ſeine Thaten um ſo preiſenswerther, je ſchwächer und ausgedörrter ſein Leib, je morſcher die Rüſtung, die ihn ſchützte, und je armſeliger der Klepper, der ihn trug. Wir verachteten den niedrigen Pöbel, der den armen Helden ſo prügelroh behandelte, noch mehr aber den hohen Pöbel, der, geſchmückt mit buntſeidenen Mänteln, vornehmen Redensarten und Herzogstiteln, einen Mann verhöhnte, der ihm an Geiſteskraft und Edelſinn ſo weit überlegen war. Dulcinea's Ritter ſtieg immer höher in meiner Achtung und gewann immer mehr meine Liebe, je länger ich in dem wunderſamen Buche las, was in demſelben Garten täglich geſchah, ſo daß ich ſchon im Herbſte das Ende der Geſchichte erreichte, — und nie werde ich den Tag vergeſſen, wo ich von dem kummervollen Zweikampfe las, worin der Ritter ſo ſchmählich unterliegen muſſte! Es war ein trüber Tag, häßliche Nebelwolken zogen den grauen Himmel entlang, die gelben Blätter fielen ſchmerzlich von den Bäumen, ſchwere Thränentropfen hingen an den letzten Blumen, die gar traurig welk die ſterbenden Köpfchen ſenkten, die Nachtigallen waren längſt verſchollen, von allen Seiten ſtarrte mich an das Bild der Vergänglichkeit, — und mein Herz wollte ſchier brechen, als ich las, wie der edle Ritter betäubt und zermalmt am Boden lag und, ohne das Viſier zu erheben, als wenn er aus dem Grabe geſprochen hätte, mit ſchwacher, kranker Stimme zu dem Sieger hinaufrief: „Dulcinea iſt das ſchönſte Weib der Welt und ich der unglücklichſte Ritter auf Erden, aber es ziemt ſich nicht, daß meine Schwäche dieſe Wahrheit verleugne — ſtoßt zu mit der Lanze, Ritter!" Ach, dieſer leuchtende Ritter vom ſilbernen Monde, der den muthigſten und edelſten Mann der Welt beſiegte, war ein verkappter Barbier!"

Die Nachwirkung dieſer Knabenlektüre tritt nicht bloß in der angezogenen Stelle, ſondern auch in den ſpäteren Schriften H. Heine's oftmals ſehr deutlich hervor. Auf all' ſeinen Lebensfahrten verfolgten ihn die Schattenbilder des dürren Ritters und ſeines fetten Knappen, und die große Satire des Cervantes gegen die menſchliche Begeiſterung erſchien ihm nicht ſelten als eine unheimliche Parodie ſeines eigenen Kampfes. „Vielleicht habt ihr doch Recht", ſeufzt er in wehmüthigen Stunden, 23) „und ich bin nur ein Don Quixote, und das Leſen von allerlei wunderbaren Büchern hat mir den Kopf verwirrt, eben ſo wie dem Junker von La Mancha, und Jean Jacques Rouſſeau war mein Amadis von Gallien, Mirabeau war mein Roldan oder Agramanth, und ich habe mich zu ſehr hineinſtudiert in die Heldenthaten der franzöſiſchen Paladine und der Tafelrunde des Nationalkonvents. Freilich, mein Wahnſinn und die fixen Ideen, die ich aus jenen Büchern geſchöpft, ſind von entgegengeſetzter Art als der Wahnſinn und die fixen Ideen des Manchaners; Dieſer wollte die untergehende Ritterzeit wieder herſtellen, ich hingegen will Alles, was aus jener Zeit noch übrig geblieben iſt, jetzt vollends vernichten, und da handeln wir alſo mit ganz verſchiedenen Anſichten. Mein Kollege ſah Windmühlen für Rieſen an, ich hingegen kann in unſeren heutigen Rieſen nur prahlende Windmühlen ſehen; Jener ſah lederne Weinſchläuche für mächtige Zauberer an, ich aber ſehe in unſeren jetzigen Zauberern nur den ledernen Weinſchlauch; Jener hielt Bettlerherbergen für Kaſtelle, Eſeltreiber für Kavaliere, Stalldirnen für Hofdamen, ich hingegen halte unſre Kaſtelle nur für Lumpenherbergen, unſre Kavaliere nur für Eſeltreiber, unſre Hofdamen nur für gemeine Stalldirnen; wie Jener eine Puppenkomödie für eine Staatsaktion hielt, ſo halte ich unſre Staatsaktionen für leidige Puppenkomödien — doch eben ſo tapfer wie der tapfere Manchaner ſchlage ich drein in die hölzerne Wirthſchaft" ... „Ich war damals der Meinung, die Lächerlichkeit des Donquixotiſmus beſtehe darin, daß der edle Ritter eine längſt abgeſtorbene Vergangenheit ins Leben zurückrufen wollte, und ſeine armen Glieder, namentlich ſein Rücken, mit den Thatſachen der Gegenwart in ſchmerzliche Reibungen geriethen. Ach, ich habe ſeitdem erfahren, daß es eine eben ſo undankbare Tollheit iſt, wenn man die Zukunft allzu frühzeitig in die Gegenwart einführen will, und bei ſolchem Ankampf gegen die ſchweren Intereſſen des Tages nur einen ſehr mageren Klepper, eine ſehr morſche Rüſtung und einen eben ſo gebrechlichen Körper beſitzt!" ...

„Hat Miguel de Cervantes geahnt, welche Anwendung eine ſpätere Zeit von ſeinem Werke machen würde? Hat er wirklich in ſeinem langen, dürren Ritter die idealiſche Begeiſterung überhaupt, und in Deſſen dickem Schildknappen den realen Verſtand parodieren wollen? Immerhin, Letzterer ſpielt jedenfalls die lächerlichere Figur, denn der reale Verſtand mit allen ſeinen hergebrachten gemeinnützigen Sprüchwörtern muß dennoch auf ſeinem ruhigen Eſel hinter der Begeiſterung einher trottieren; trotz ſeiner beſſern Einſicht muß er und ſein Eſel alles Ungemach theilen, das dem edlen Ritter ſo oft zuſtößt; ja, die ideale Begeiſterung iſt von ſo gewaltig hinreißender Art, daß der reale Verſtand, mitſammt ſeinen Eſeln, ihr immer unwillkürlich nachfolgen muß". — „Und ſo hat der kleine Knabe keineswegs unnütz ſeine Thränen verſchwendet, die er über die Leiden des närriſchen Ritters vergoß, eben ſo wenig wie ſpäterhin der Jüngling, als er manche Nacht im Studierſtübchen weinte über den Tod der heiligſten Freiheitshelden, über König Agis von Sparta, über Cajus und Tiberius Gracchus von Rom, über Jeſus von Jeruſalem, und über Robespierre und Saint Juſt von Paris."

Neben dem „Don Quixote" von Cervantes, gehörten auch „Gulliver's Reiſen" von Swift zu den Lieblingsbüchern des Knaben, und in den Schickſalen des Rieſen, deſſen beträchtliche Gegenwart den lilliputaniſchen Zwergen ſo viel Noth und Sorge macht, ſah er einige Jahre ſpäter ein Spiegelbild des Kampfes, den das koaliſirte Europa gegen den korſiſchen Helden focht, der ſeinen Beſiegern noch als Gefangener auf St. Helena ſo viel Angſt bereitete. 26)"

Im Übrigen ſind uns über die Lektüre und den Bildungsgang Harry's in ſeinen Schuljahren keine näheren Details bekannt geworden. Noch lange jedoch blieb die wehmüthig heitere Erinnerung in ihm wach, „wie er einſt als ein kleines Bübchen in einer dumpfkatholiſchen Kloſterſchule zu Düſſeldorf den ganzen lieben Vormittag von der hölzernen Bank nicht aufſtehen durfte, und ſo viel Latein, Prügel und Geographie ausſtehen mußte, und dann unmäßig jauchzte, wenn die alte Franciskanerglocke endlich Zwölf ſchlug". Er machte, ſeiner eigenen Angabe nach, 27) ſämmtliche Klaſſen des Lyceums durch, in welchen Humaniora gelehrt wurden; und hatte der muthwillige Knabe Anfangs geringe Lernluſt bewieſen, ſo erwachte dieſelbe doch in der Folgezeit, und in der oberen Klaſſe zeichnete er ſich durch Fleiß und Eifer vor der Mehrzahl ſeiner Mitſchüler aus.

Wie ſein Bruder Maximilian erzählt, 26) war es die Abſicht der Mutter, daß ihre ſämmtlichen Kinder auch eine gründliche muſikaliſche Ausbildung erhielten. Harry ſollte das Violinſpiel erlernen, und ein Lehrer wurde angenommen, der die Stunden in dem oberen Stübchen eines im Garten gelegenen Anbaus der Heine'ſchen Wohnung ertheilte. Obſchon der Knabe nicht die mindeſte Luſt zur Erlernung des ſchwierigen Inſtrumentes beſaß, wagte er doch nicht, ſich der Mutter zu widerſetzen, und da er ſich ihr gegenüber ganz zufrieden über ſeinen Violinunterricht ausſprach, kümmerte ſie ſich um weiter Nichts, als daß der Lehrer allmonatlich richtig bezahlt wurde. So war faſt ein Jahr verſtrichen, als die Mutter eines Tages um die Zeit der Muſikſtunde im Garten ſpazieren ging. Zu ihrer größten Befriedigung hörte ſie ein gutes und fertiges Violinſpiel. Erfreut über die Fortſchritte ihres Sohnes, eilte ſie die Flügeltreppe hinauf, um dem gewiſſenhaften Lehrer ihren Dank auszuſprechen. Wie ſehr erſtaunte ſie jedoch, als ſie Harry bequem auf dem Sofa hingeſtreckt liegen ſah, während der Lehrer vor ihm auf und ab ging, und ihn mit ſeinem Violinſpiel unterhielt! Es ſtellte ſich jetzt heraus, daß faſt alle Stunden in derſelben Art ertheilt worden waren, und der unmuſikaliſche Zögling nicht einmal die Tonleiter rein zu ſpielen vermochte. Der Lehrer wurde verabſchiedet, und bei dem ausgeſprochenen Widerwillen Harry's gegen das Violinſpiel fanden die Muſikſtunden ein für alle Mal ihr Ende.

Nicht beſſer erging es mit dem Tanzunterricht, welcher dem Knaben, wo möglich, noch verhaßter war. Der kleine, dürre, aber ſehr grobe Tanzmeiſter quälte ihn immerfort mit Battements, ſo daß Harry bald alle Geduld verlor, und Grobheit mit Grobheit erwiderte. Ein vollſtändiger Konflikt begann, und der aufs höchſte gereizte Knabe warf den leichten Tanzlehrer aus dem Fenſter. Glücklicherweiſe fiel er auf einen Miſthaufen, und wurde von den Eltern des gewaltthätigen Eleven mit einer Geldſumme entſchädigt. Harry hat nie im Leben wieder getanzt. 27)

Größeres Vergnügen gewährte ihm der Zeichenunterricht, den er ſeit frühſter Jugend auf der Akademie empfing. Unter den aufſtrebenden Künſtlern, welche dort um jene Zeit ihre Studien machten, ragte vor Allen Peter von Cornelius hervor, der im Jahre 1811 ſeine erſte Reiſe nach Rom antrat, und einer der Hauptgründer der romantiſchen Kunſtrichtung in der Malerei ward. H. Heine ſympathiſirte ſpäter nicht ſonderlich mit dieſer Richtung, aber er zollt der genialen Urſprünglichkeit und kühnen Schöpferkraft ſeines großen Landsmanns die freudigſte Bewunderung, die Hand des Cornelius iſt ihm „eine lichte, einſame Geiſterhand in der Nacht der Kunſt“, und im Sommer 1828 ſchreibt er aus Genua: „Ich habe dieſe letzte Malerhand nie ohne geheimen Schauer betrachten können, wenn ich den Mann ſelbſt ſah, den kleinen ſcharfen Mann mit den heißen Augen; und doch wieder erregte dieſe Hand in mir das Gefühl der traulichſten Pietät, da ich mich erinnerte, daß ſie mir einſt liebreich auf den kleinen Fingern lag, und mir einige Geſichtskonturen ziehen half, als ich, ein kleines Bübchen, auf der Akademie zu Düſſeldorf zeichnen lernte.“[28]

Inzwiſchen nahte die Kataſtrophe des großen Kaiſerdramas heran. Napoleon hatte den Wendepunkt ſeines Glückes erreicht, ſeine hochfliegendſten Wünſche waren erfüllt, durch die Geburt eines Thronerben ſchien ſogar der Beſtand ſeiner Herrſchaft für kommende Geſchlechter verbürgt zu ſein; aber der Glanz ſeines Geſchickes verblendete ihn, und bald genug ſollte das prophetiſche Wort ſich beſtätigen, welches Pozzo di Borgo in Anlaß der Geburt des Königs von Rom zum engliſchen Geſandten in St. Petersburg geſprochen: „Napoleon iſt ein Rieſe, der die hohen Eichen im Urwald niederbeugt; aber eines Tages ſprengen die Baumgeiſter ihre Feſſeln, ſtürmiſch werden die Eichen empor rauſchen, und den Rieſen zerſchmettern.“ Noch freilich ſtand der Rieſe aufrecht in trotziger Kraft; aber ſchon ging ein unheimliches Flüſtern durch die gefeſſelten Eichen, und raunte weiter von Stamm zu Stamm. Die vereinzelten Befreiungsverſuche eines Katte, Dörnberg, Schill mochten erfolglos geblieben ſein: der Geiſt, der ſich in ihnen ausſprach, lebte fort in den Männern des Tugendbundes, in den Feuerſeelen eines Stein und Hardenberg, in den Heldenherzen eines York, Blücher, Scharnhorſt und Gneiſenau.

Zuerſt im Jahre 1811, und dann wieder im Monat Mai 1812 kam der Kaiſer nach Düſſeldorf, und unvergeßlich war der Eindruck, den ſeine Erſcheinung auf den dreizehnjährigen Gymnaſiaſten hervorbrachte. „Wie ward mir, als ich ihn ſelber ſah, mit hochbegnadigten eigenen Augen, ihn ſelber, Hoſiannah! den Kaiſer. Es war“ — ſo erzählt H. Heine[29] — „in der Allee des Hofgartens zu Düſſeldorf. Als ich mich durch das gaffende Volk drängte, dachte ich an ſeine Thaten und Schlachten, mein Herz ſchlug den Generalmarſch — und dennoch dachte ich zu gleicher Zeit an die Polizeiverordnung, daß man bei fünf Thaler Strafe nicht mitten durch die Allee reiten dürfe. Und der Kaiſer ritt ruhig mitten durch die Allee, kein Polizeidiener widerſetzte ſich ihm; hinter ihm, ſtolz auf ſchnaubenden Roſſen und belaſtet mit Geld und Geſchmeide, ritt ſein Gefolge, die Trommeln wirbelten, die Trompeten erklangen, und das Volk rief tauſendſtimmig: Es lebe der Kaiſer!" .... „Nie ſchwindet dieſes Bild aus meinem Gedächtniſſe. Ich ſehe ihn immer noch hoch zu Roß, mit den ewigen Augen in dem marmornen Imperatorgeſichte, ſchickſalruhig hinabblicken auf die vorbei defilierenden Garden — er ſchickte ſie damals nach Rußland, und die alten Grenadiere ſchauten zu ihm hinauf ſo ſchauerlich ergeben, ſo mitwiſſend ernſt, ſo todesſtolz Te, Caesar, morituri salutant!"

Der Ausfall des ruſſiſchen Feldzuges iſt bekannt. Auf den Schneefeldern von Smolensk, in den Eiswellen der Bereſina fand die „große Armee" ihren Untergang, und der Abfall Yorks gab das erſte Signal zu einer allgemeinen Erhebung gegen das nur zu lang getragene Joch der Fremdherrſchaft. Und als im Februar des folgenden Jahres der König von Preußen die Verordnung zur Bildung freiwilliger Jägerkorps und zwei Monat ſpäter den hochherzigen Aufruf „An mein Volk" erließ, da brauſte ein Frühlingsſturm der Befreiung durch alles deutſche Land; von der Weichſel bis zum Rheine, von der Oder bis zur Elbe ſtrömte Alles, was eine Waffe tragen konnte, zu den Fahnen, und in der Völkerſchlacht bei Leipzig erlag der ſtolze Eroberer der vereinigten Kraft eines Volkes, das nur durch die vielköpfige Ohnmacht und ſelbſtſüchtige Feigheit ſeiner Fürſten ſo ſchmachvoll beſiegt und geknechtet worden war.

Auch für das Großherzogthum Berg ſchlug jetzt die Befreiungsſtunde. Namentlich ſeit dem Jahre 1811 war die Militär-Konſkription dort von den kaiſerlichen Beamten mit größter Strenge durchgeführt worden, und zahlreiche bergiſche Jünglinge hatten auf der Schlachtbank Spaniens ihr Blut im vaterlandsfeindlichen Heere verſpritzt, oder waren auf den Schneeſteppen Rußlands erfroren. Die Aushebung für den ruſſiſchen Feldzug war ſo ſtark, daß viele Fabriken aus Mangel an Arbeitern ſtill ſtanden, und ſogar der Landbau zum Theil von weiblichen Händen betrieben werden mußte. Nicht minder begann der Handel unter dem Druck der Kontinentalſperre zu leiden, und den Staatsgläubigern wurden bei der ſchlechten Finanzverwaltung nicht einmal die Zinſen ihrer Schuldforderungen ausbezahlt. Als daher die Kunde von der Niederlage der großen Armee, von dem kläglichen Ende des ruſſiſchen Feldzugs ſich verbreitete, brach ſchon im Januar 1813 ein voreiliger Aufſtand unter den Rekruten von Solingen und Barmen los, und von dem bergiſchen Lancier-Regimente deſertirte wenige Monate ſpäter der größte Theil der Mannſchaft mit den Officieren zum preußiſchen Heere. Als Letzteres nach der Schlacht von Leipzig in raſchem Siegeslaufe bis ins Herz von Weſtfalen vordrang, bewaffnete ſich auch im Großherzogthume Berg überall das Volk, vertrieb die franzöſiſchen Beamten, und zog laut jubelnd den Befreiern entgegen. Die Franzoſen räumten in eiliger Flucht das Land, und am 10. November 1813 ward Düſſeldorf von einer Abtheilung ruſſiſcher Dragoner, der Avantgarde der verbündeten Heere, beſetzt. Die nächſten anderthalb Jahre brachten einen bunten Wechſel von Truppen der verſchiedenſten Nationen: Ruſſen, Schweden und Dänen, Preußen, Sachſen und Hanſeaten fielen der Stadt als Einquartierung zu; aber die Laſt wurde von den zurückbleibenden Bürgern mit derſelben Bereitwilligkeit ertragen, mit welcher die junge Mannſchaft aller deutſchen Gauen begeiſterungsvoll zu den Waffen griff, um die Befreiung des Vaterlandes durch den Zug nach Paris und den Sturz Napoleon's zu vollenden.

Der Friede Europa's ſollte zunächſt freilich nur für kurze Dauer geſichert ſein. Noch zankten ſich auf dem Wiener Kongreſſe die verbündeten Herrſcher mit gegenſeitiger Eiferſucht um die Beute des Sieges, als die Schreckenskunde an ihr Ohr ſchlug, daß der entthronte Kaiſer von dem ihm angewieſenen Aſyle auf der Inſel Elba nach Frankreich zurückgekehrt ſei — und abermals bebten die Fürſten auf allen europäiſchen Thronen. Abermals erhob ſich zu ihrer und des Vaterlandes Rettung das opfermuthige Volk, und in den Blutſtrömen der Schlacht bei Belle-Alliance erloſch für immer der Stern Napoleon's. Zu der Zahl begeiſterter Jünglinge, welche damals ihre Dienſte dem Vaterland anboten, gehörten auch ſämmtliche Schüler der oberſten Klaſſe des Düſſeldorfer Gymnaſiums — unter ihnen Harry Heine und Joſeph Neunzig. Letzterer nahm wirklich an dem Feldzuge Theil, während Heine und die meiſten übrigen ſeiner Schulgefährten in Düſſeldorf blieben, da bald nachher der zweite Pariſer Friede geſchloſſen ward. *)

Zweites Kapitel.

Junge Leiden.

Harry Heine hatte jetzt ein Lebensalter erreicht, in welchem es nöthig ward, über die Wahl ſeines künftigen Berufes eine Entſcheidung zu treffen. Am liebſten hätte der aufgeweckte Jüngling nach Abſolvierung des Gymnaſialkurſus eine Univerſität bezogen und ſich wiſſenſchaftlichen Studien zugewandt; allein die beſchränkten Mittel des Vaters hätten weder für die Verwirklichung ſolcher Wünſche ausgereicht, noch hätte dem Juden eine andere als die mediciniſche Laufbahn offen geſtanden, für welche Harry nicht das mindeſte Intereſſe bewies. So wurde er denn nach wiederholten Berathungen dem Handelsſtande beſtimmt. Im Jahre 1815 nahm ihn ſein Vater zur Meſſe nach Frankfurt mit, und es gelang Deſſen Bemühungen, ihm dort im Komptoir eines Bankiers einen Platz zu verſchaffen. Das einförmige Geſchäftsleben war jedoch nicht im Stande, Harry's lebhaften Sinn zu feſſeln, und nur mit Widerwillen erinnerte er ſich in ſpäterer Zeit dieſes gezwungenen Aufenthalts in der alten Reichsſtadt. Einige Jahre vor ſeinem Tode äußerte er gegen ſeinen Bruder Guſtav: „Mein ſeliger Vater ließ mich im Jahre 1815 auf längere Zeit in Frankfurt zurück. Ich ſollte aus beſonderen Rückſichten im Bureau des Bankiers meines Vaters als Volontär arbeiten, blieb aber nur vierzehn Tage dort, und benutzte ſeitdem meine junge, uneingeſchränkte Freiheit, um ganz andere Dinge zu ſtudieren. Zwei Monate verlebte ich damals in Frankfurt, und in dem Bureau des Bankiers brachte ich, wie geſagt, nur vierzehn Tage zu. Daraus mag wohl der abſichtliche Irrthum entſtanden ſein, den ich einmal in einem deutſchen Blatte las: ich ſei nämlich zwei Jahre lang in Frankfurt bei einem Bankier im Dienſte geſtanden. Gott weiß, ich wäre gern Bankier geworden, es war zuweilen mein Lieblingswunſch, ich konnte es aber nie dazu bringen. Ich habe es früh eingeſehen, daß den Bankiers einmal die Weltherrſchaft anheimfalle“.

In der That erklärt es ſich leicht, daß der junge Heine aus Frankfurt keine allzu freundlichen Erinnerungen mit hinwegnahm. Nicht allein das merkantiliſche Geſchäftsleben, dem er ſich gegen ſeine Neigung widmen ſollte, war ihm bei dem erſten Einblick in die Details ſeines aufgedrungenen Berufes ſofort gründlich verhaßt geworden, ſondern auch die verachtete und gedrückte Stellung ſeiner Glaubensgenoſſen zeigte ſich ihm tagtäglich im grellſten Lichte. Noch zu Anfang dieſes Jahrhunderts waren die Frankfurter Juden wie eine ausſätzige Pariakaſte in ein Ghetto eingepfercht; nirgends wo ein grüner Raum war, weder auf dem Schneidewall, noch im „Roß“, noch auf dem Römerberg oder in der Allee, durfte ſich ein Jude betreffen laſſen; jeden Sonntagnachmittag um vier Uhr wurden die Thore der Judengaſſe geſchloſſen, und der Wachtpoſten ließ höchſtens Denjenigen paſſieren, der einen Brief zur Poſt oder ein Recept in die Apotheke trug. Alljährlich durften nur vierundzwanzig Bekenner des moſaiſchen Glaubens heirathen, damit die jüdiſche Bevölkerung nicht in zu ſtarkem Maß anwachſe, und erſt die franzöſiſche Herrſchaft hatte dieſen rechtloſen Zuſtänden mittelalterlicher Unduldſamkeit ein Ende gemacht. Die jüdiſche Gemeinde von Frankfurt ſchloß im Jahre 1810 mit dem Fürſten Primas einen Vertrag, welcher durch Zahlung von 450,000 Gulden realiſiert ward und den Iſraeliten den Beſitz aller Rechte zuſicherte. Aber die Befreiung der Stadt durch die verbündeten Heere brachte den Juden die alte Knechtſchaft zurück; der Senat entzog ihnen alsbald wieder das theuer erkaufte Bürgerrecht, und vergebens wandten ſie ſich im Jahre 1815 mit einer Rechtsklage an den neu eingeſetzten Bundestag, der erſt nach neunjährigen Verhandlungen die Anerkennung eines Theils ihrer Anſprüche vermittelte.

Mehr als einmal hat der Dichter nachmals der Erinnerung an die Leiden und Verfolgungen, welche ſeine Stammesgenoſſen in Frankfurt zu erdulden gehabt, den beredteſten Ausdruck verliehen — wir verweiſen vor Allem auf die Schilderung des Ghettos im „Rabbi von Bacharach“ — und als im Jahre 1821 die Frankfurter ein Goethe-Denkmal errichten wollten, machte er ſeinem ungemilderten Haſſe gegen das „Krämerneſt“ in einem geharniſchten Sonette Luft, das mit den beißenden Worten ſchloß

O, laßt dem Dichter ſeine Lorbeerreiſer,
Ihr Handelsherrn; behaltet euer Geld.
Ein Denkmal hat ſich Goethe ſelbſt geſetzt.
Im Windelnſchmutz war er euch nah; doch jetzt
Trennt euch von Goethe eine halbe Welt,
Euch, die ein Flüßlein trennt vom Sachſenhäuſer.

Bei ſeinem Aufenthalt in Frankfurt im Jahre 1815 traf H. Heine in dem Leſekabinett einer Freimaurerloge, wohin ſein Vater ihn mitgenommen, auch zum erſten Male den Doktor Ludwig Börne, deſſen ſcharfe Theaterkritiken zu jener Zeit großes Aufſehen erregten. Die charaktervolle Erſcheinung und das vornehm ſichere Weſen des außerordentlichen Mannes machten auf ihn ſchon bei dieſer flüchtigen Begegnung einen tiefen Eindruck, und mit Ehrfurcht betrachtete er den gefürchteten Recenſenten, vor deſſen witzigen Feder alle Schauſpieler zitterten. Nur Wenige mochten damals ahnen, zu welcher hervorragenden Rolle dieſe Feder berufen ſein ſollte, als ſie ſich ſpäter in einen Dolch verwandelte, und auf dem Felde politiſcher Kämpfe ſo manchem Feinde der Freiheit mit den Stilettſtößen ihres ſchneidigen Witzes den Reſt gab.

Von Frankfurt kehrte Harry zunächſt wieder in das elterliche Haus zurück, und es läßt ſich denken, daß der Vater in nicht geringer Sorge um das künftige Schickſal des „ungerathenen Jungen“ war, der ſo wenig Luſt verrieth, ſich den monotonen Beſchäftigungen des Komptoirlebens zu widmen. Mit welcherlei Plänen und Hoffnungen ſich Harry damals trug, welcherlei Studien er in dieſer Zeit oblag, iſt völlig unbekannt. Weder er ſelbſt noch Andere haben uns beſtimmten Aufſchluß darüber ertheilt, in welcher Art ſein äußeres Leben und ſeine geiſtige Entwicklung ſich während der nächſten vier Jahre geſtalteten. Wir wiſſen nur, daß er 1816 oder 1817 — wahrſcheinlich auf Anrathen ſeines Oheims Salomon Heine, welcher damals noch Theilhaber der Firma „Heckſcher & Kompagnie“ war, und erſt 1819 ein Bankgeſchäft unter eigenem Namen etablierte — nach Hamburg kam, um hier ſeine kaufmänniſche Karriere fortzuſetzen. Wie das Hamburger Adreßbuch uns belehrt, gründete er in dieſer Stadt zu Anfang des Jahres 1818 unter der Firma „Harry Heine & Kompagnie“ ein Kommiſſionsgeſchäft, das zuerſt am Graskeller Nr. 139, nachmals in der Kleinen Bäckerſtraße betrieben, aber nach kurzem Beſtehen bereits im Frühling 1819 liquidiert ward. Schon der Unmuth, mit welchem H. Heine in ſpäteren Briefen und Schriften ſeines damaligen erſten Aufenthaltes in Hamburg gedenkt, läſſt mit Sicherheit ſchließen, daſs ſeine Abneigung gegen die merkantiliſche Laufbahn dort eher eine Steigerung als eine Abſchwächung erfuhr, und die Lauge des Spottes, welche er ſo oftmals über die poeſieloſe Handelsſtadt ausgießt, mag großentheils den ſubjektiven Eindrücken ſeiner Jugendzeit entfließen. Iſt es doch eben der geſchäftlich trockene, proſaiſch materielle Charakter Hamburg's, den er bei jedem ſich darbietenden Anlaſs zur Zielſcheibe ſeiner humoriſtiſchen Einfälle nimmt! „Die Stadt Hamburg iſt eine gute Stadt; lauter ſolide Häuſer. Hier herrſcht nicht der ſchändliche Macbeth, ſondern hier herrſcht Banko. Der Geiſt Banko's herrſcht überall in dieſem kleinen Freiſtaate, deſſen ſichtbares Oberhaupt ein hoch- und wohlweiſer Senat. In der That, es iſt ein Freiſtaat, und hier findet man die größte politiſche Freiheit. Die Bürger können hier thun, was ſie wollen, und der hoch- und wohlweiſe Senat kann hier ebenfalls thun, was er will; Jeder iſt hier freier Herr ſeiner Handlungen. Es iſt eine Republik. Hätte Lafayette nicht das Glück gehabt, den Ludwig Philipp zu finden, ſo würde er gewiſs ſeinen Franzoſen die hamburgiſchen Senatoren und Oberalten empfohlen haben. Hamburg iſt die beſte Republik. Seine Sitten ſind engliſch, und ſein Eſſen iſt himmliſch. Wahrlich, es giebt Gerichte zwiſchen dem Wandrahmen und dem Dreckwall, wovon unſre Philoſophen keine Ahnung haben. Die Hamburger ſind gute Leute und eſſen gut. Über Religion, Politik und Wiſſenſchaft ſind ihre reſpektiven Meinungen ſehr verſchieden, aber im Betreff des Eſſens herrſcht das ſchönſte Einverſtändnis. Mögen die chriſtlichen Theologen dort noch ſo ſehr ſtreiten über die Bedeutung des Abendmahls: über die Bedeutung des Mittagsmahls ſind ſie ganz einig. Mag es unter den Juden dort eine Partei geben, die das Tiſchgebet auf Deutſch ſpricht, während eine andere es auf Hebräiſch abſingt: beide Parteien eſſen, und eſſen gut, und wiſſen das Eſſen gleich richtig zu beurtheilen. Die Advokaten, die Bratenwender der Geſetze, die ſo lange die Geſetze wenden und anwenden, bis ein Braten für ſie dabei abfällt. Dieſe mögen noch ſo ſehr ſtreiten, ob die Gerichte öffentlich ſein ſollen oder nicht: darüber ſind ſie einig, daſs alle Gerichte gut ſein müſſen, und Jeder von ihnen hat ſein Leibgericht. Das Militär denkt gewiſs ganz tapfer ſpartaniſch, aber von der ſchwarzen Suppe will es doch Nichts wiſſen. Die Ärzte, die in der Behandlung der Krankheiten ſo ſehr uneinig ſind und die dortige Nationalkrankheit (nämlich Magenbeſchwerden) als Brownianer durch noch größere Portionen Rauchfleiſch oder als Homöopathen durch $^{1}/_{10000}$ Tropfen Abſinth in einer großen Kumpe Mockturtleſuppe zu kurieren pflegen: dieſe Ärzte ſind ganz einig, wenn von dem Geſchmacke der Suppe und des Rauchfleiſches ſelbſt die Rede iſt. Hamburg iſt die Vaterſtadt des letztern, des Rauchfleiſches, und rühmt ſich Deſſen, wie Mainz ſich ſeines Johann Fauſt's und Eisleben ſich ſeines Luther's zu rühmen pflegt. Aber was bedeutet die Buchdruckerei und die Reformation in Vergleich mit Rauchfleiſch? Ob beide erſteren genutzt oder geſchadet, darüber ſtreiten zwei Parteien in Deutſchland; aber ſogar unſere eifrigſten Jeſuiten ſind eingeſtändig, daß das Rauchfleiſch eine gute, für den Menſchen heilſame Erfindung iſt . . . Die Frauen fand ich in Hamburg durchaus nicht mager, ſondern meiſtens ſogar korpulent, mitunter reizend ſchön, und im Durchſchnitt von einer gewiſſen wohlhabenden Sinnlichkeit. Wenn ſie in der romantiſchen Liebe ſich nicht allzu ſchwärmeriſch zeigen und von der großen Leidenſchaft des Herzens Wenig ahnen, ſo iſt Das nicht ihre Schuld, ſondern die Schuld Amor's, des kleinen Gottes, der manchmal die ſchärfſten Liebespfeile auf ſeinen Bogen legt, aber aus Schalkheit oder Ungeſchick viel zu tief ſchießt, und ſtatt des Herzens der Hamburgerinnen nur ihren Magen zu treffen pflegt. Was die Männer betrifft, ſo ſah ich meiſtens unterſetzte Geſtalten, verſtändige kalte Augen, kurze Stirn, nachläſſig herabhängende rothe Wangen, die Eßwerkzeuge beſonders ausgebildet, der Hut wie feſtgenagelt auf dem Kopfe, und die Hände in beiden Hoſentaſchen, wie Einer, der eben fragen will: Was hab ich zu bezahlen?“

Eine noch unheimlichere Phyſiognomie bot die Stadt mit ihren Bewohnern dem Dichter zur Winterzeit. „Der Schnee lag auf den Dächern, und es ſchien, als hätten ſogar die Häuſer gealtert und weiße Haare bekommen. Die Linden des Jungfernſtiegs waren nur todte Bäume mit dürren Äſten, die ſich geſpenſtiſch im kalten Winde bewegten. Der Himmel war ſchneidend blau und dunkelte haſtig. Es war Sonntag, fünf Uhr, die allgemeine Fütterungsſtunde, und die Wagen rollten, Herren und Damen ſtiegen aus mit einem gefrorenen Lächeln auf den hungrigen Lippen — Entſetzlich! in dieſem Augenblick durchſchauerte mich die ſchreckliche Bemerkung, daß ein unergründlicher Blödſinn auf allen dieſen Geſichtern lag, und daß alle Menſchen, die eben vorbeigingen, in einem wunderbaren Wahnwitz befangen ſchienen. Ich hatte ſie ſchon vor zwölf Jahren um dieſelbe Stunde mit denſelben Mienen, wie die Puppen einer Rathhausuhr, in derſelben Bewegung geſehen, und ſie hatten ſeitdem ununterbrochen in derſelben Weiſe gerechnet, die Börſe beſucht, ſich einander eingeladen, die Kinnbacken bewegt, ihre Trinkgelder bezahlt, und wieder gerechnet: zweimal zwei iſt vier — Entſetzlich! rief ich, wenn Einem von dieſen Leuten, während er auf dem Komptoirbock ſäße, plötzlich einfiele, daß zweimal zwei eigentlich fünf ſei, und daß er alſo ſein ganzes Leben verrechnet und ſein ganzes Leben in einem ſchauderhaften Irrthum vergeudet habe! Auf einmal aber ergriff mich ſelbſt ein närriſcher Wahnſinn, und als ich die vorüberwandelnden Menſchen genauer betrachtete, kam es mir vor, als ſeien ſie ſelber Nichts anders als Zahlen, als arabiſche Ziffern; und da ging eine krummfüßige Zwei neben einer fatalen Drei, ihrer ſchwangeren und vollbuſigen Frau Gemahlin; dahinter ging Herr Vier auf Krücken; einherwatſchelnd kam eine fatale Fünf, rundbäuchig mit kleinem Köpfchen; dann kam eine wohlbekannte kleine Sechſe und eine noch wohlbekanntere böſe Sieben — doch als ich die unglückliche Acht, wie ſie vorüberſchwankte, ganz genau betrachtete, erkannte ich den Aſſekuradör, der ſonſt wie ein Pfingſtochs geputzt ging, jetzt aber wie die magerſte von Pharao's mageren Kühen ausſah . . . Unter den vorüberrollenden Nullen erkannte ich noch manchen alten Bekannten. Dieſe und die andern Zahlenmenſchen rollten vorüber, haſtig und hungrig, während unfern längs den Häuſern des Jungfernſtiegs noch grauenhafter drollig ein Leichenzug ſich hinbewegte. Ein trübſinniger Mummenſchanz! hinter dem Trauerwagen, einherſtelzend auf ihren dünnen ſchwarzſeidenen Beinchen, gleich Marionetten des Todes, gingen die wohlbekannten Rathsdiener, privilegierte Leidtragende in parodiert altburgundiſchem Koſtüm: kurze ſchwarze Mäntel und ſchwarze Pluderhoſen, weiße Perücken und weiße Halsberge, wozwiſchen die rothen bezahlten Geſichter gar poſſenhaft hervorgucken, kurze Stahldegen an den Hüften, unterm Arm ein grüner Regenſchirm. Aber noch unheimlicher und verwirrender als dieſe Bilder, die ſich wie ein chineſiſches Schattenſpiel ſchweigend vorbei bewegten, waren die Töne, die von einer andern Seite in mein Ohr drangen. Es waren heiſere, ſchnarrende, metalloſe Töne, ein unſinniges Kreiſchen, ein ängſtliches Plätſchern und verzweifelndes Schlürfen, ein Keichen und Schollern, ein Stöhnen und Ächzen, ein unbeſchreibbar eiskalter Schmerzlaut. Das Baſſin der Alſter war zugefroren, nur nahe am Ufer war ein großes breites Viereck in der Eisdecke ausgehauen, und die entſetzlichen Töne, die ich eben vernommen, kamen aus den Kehlen der armen weißen Geſchöpfe, die darin herumſchwammen und in entſetzlicher Todesangſt ſchrieen, und ach! es waren dieſelben Schwäne, die einſt ſo weich und heiter meine Seele bewegten. Ach! die ſchönen weißen Schwäne, man hatte ihnen die Flügel gebrochen, damit ſie im Herbſt nicht auswandern konnten nach dem warmen Süden, und jetzt hielt der Norden ſie feſtgebannt in ſeinen dunkeln Eisgruben — und der Markör des Pavillons meinte, ſie befänden ſich wohl darin und die Kälte ſei ihnen geſund. Das iſt aber nicht wahr, es iſt Einem nicht wohl, wenn man ohnmächtig in einem kalten Pfuhl eingekerkert iſt, faſt eingefroren, und Einem die Flügel gebrochen ſind, und man nicht fortfliegen kann nach dem ſchönen Süden, wo die ſchönen Blumen, wo die goldenen Sonnenlichter, wo die blauen Bergſeen — Ach! auch mir erging es einſt nicht beſſer, und ich verſtand die Qual dieſer armen Schwäne; und als es gar immer dunkler wurde, und die Sterne oben hell hervortraten, dieſelben Sterne, die einſt in ſchönen Sommernächten ſo liebeheiß mit den Schwänen gebuhlt, jetzt aber ſo winterkalt, ſo froſtig klar und faſt verhöhnend auf ſie herabblickten — wohl begriff ich jetzt, daß die Sterne keine liebende, mitfühlende Weſen ſind, ſondern nur glänzende Täuſchungen der Nacht, ewige Trugbilder in einem erträumten Himmel, goldne Lügen im dunkelblauen Nichts“.[31]

Dieſe bitteren Worte geben ohne Zweifel ein treues Bild der hoffnungsloſen Stimmung, in welcher Harry Heine jene Zeit ſeines Geſchäftslebens in Hamburg verbrachte. Wider Neigung und Willen in der nüchternen Handelsſtadt an den Komptoirbock geſchmiedet, fern der ſonnigen Heimat des ſagenumklungenen grünen Rheins, mit der Ausſicht auf ein verlorenes Leben, mochte er ſich wohl vorkommen wie ein armer Schwan mit gebrochenen Flügeln, der im nordiſchen Eiſe erſtarrt! Und zu der Qual eines verfehlten Berufes geſellte ſich noch das ſchmerzliche Leid einer unglücklichen Liebe, die ihren Stachel zeitlebens im Herzen des Dichters zurückließ. In faſt unzähligen Liedern hat er dieſe Liebe beſungen: ſie erweckte ihm die erſten Klänge des Saitenſpiels, auf dem er frühe ſchon ſo herzergreifende Accorde anſchlug; ſie huſcht als finſterer Schatten durch die wüſten, wilden „Traumbilder“, ſie klagt und weint und grollt in den Liedern und Balladen der „Jungen Leiden“; ſie folgt ihm auf die Univerſität, und grollt und weint fort im „Lyriſchen Intermezzo“ der Tragödien, die auch wieder nur eine andere Form der Klage ſind. Jahre verrinnen im Strom der Zeit, aber die alte Liebe will nicht erliſchen, ob auch die Geliebte als das Weib eines Andern längſt für den Dichter verloren iſt; und der Cyklus „Die Heimkehr“ zeigt uns, daß bei dem Wiederſehen der Stätten, wo er einſt mit ihr gewandelt, die alten Wunden mit erneuter Gewalt wieder aufbrechen und ſich nimmerdar ſchließen wollen. Es wechſeln die Namen und Formen, unter denen er uns ſein Weib vor die Seele führt: heut iſt's die bleiche Maria im Nebel Schottlands, die der geſpenſtiſche William Ratcliff mit ſich ins Reich des Todes hinunter reißt; morgen vermummt ſie ſich als Zuleima in das Gewand der chriſtlich umgetauften Maurin, und Almanſor ſtürzt ſich mit dem geraubten Liebchen den Felſen hinab; ein andermal nennt ſie ſich Donna Clara, und ladet den unſeligen Ramiro zum Tanz auf ihrer Hochzeit ein; dann wieder kommt ſie zu ihm im Traume der Nacht, und geſteht ihm, daß ſie unſäglich elend ſei, oder ſie blickt ihn in ferner, fremder Stadt aus einem alten Bilde Giorgione's mit den Zügen der todten Maria an. Bald grüßt er ſie „Evelina“ und ſchweigt in dem Wohllaut des ſüßen Namens, bald ſchreibt er mit leichtem Rohr in den Sand oder mit der in den Ätna getauchten Rieſentanne Norwegs an die dunkle Himmelsdecke: „Agnes, ich liebe dich!“ und ſelbſt in den Fieberträumen ſeines langjährigen Sterbelagers in Paris taucht das Bild der Jugendgeliebten vor ihm auf, und zwinkert ihn an mit den meergrünen Nixenaugen ſeines Mühmchens Ottilie. Aber ob Agnes, Zuleima oder Donna Clara, Maria, Evelina oder Ottilie: unter allen Vermummungen birgt ſich dieſelbe Geſtalt, das „Engelsköpfchen auf Rheinweingoldgrund“, das traulich und lieblich im Römerglaſe ſich wiederſpiegelt, das blaſſe, ſtille Mädchen, das tief unten am Fenſter des hochgegiebelten, menſchenleeren Hauſes der verſchollenen Meerſtadt ſitzt!

Mit zarteſter Diskretion hat H. Heine es ſelbſt in Privatbriefen an ſeine vertrauteſten Freunde ängſtlich vermieden, jemals den wirklichen Namen dieſer Jugendgeliebten zu nennen, die eine ſo hervorragende Rolle in ſeinem Lebensdrama ſpielt. Die Angabe Steinmann's, welcher den Liebesroman nach Düſſeldorf verlegt, daß ſie Evelina von Geldern geheißen habe und eine Nichte von Harry's Mutter geweſen ſei, entbehrt jeder Wahrheit. Wir wollen den poetiſchen Schleier, mit welchem der Dichter dies Herzensgeheimnis umwoben hat, nicht zur Befriedigung einer müßigen Neugier zerreißen, und nur ſo Viel aus zuverläſſiger Quelle mittheilen, daß die Geliebte Harry's eine in Hamburg wohnhafte Kouſine Desſelben war. Das bekannte Gedicht:

Ein Jüngling liebt ein Mädchen,
Die hat einen Andern erwählt;
Der Andre liebt eine Andre,
Und hat ſich mit Dieſer vermählt.
Das Mädchen heirathet aus Ärger
Den erſten, beſten Mann,
Der ihr in den Weg gelaufen;
Der Jüngling iſt übel dran.
Es iſt eine alte Geſchichte,
Doch bleibt ſie immer neu;
Und wem ſie juſt paſſieret,
Dem bricht das Herz entzwei —

dies bekannte Gedicht enthält in wenigen Zeilen den wirklichen Verlauf jenes Herzensromans, den der Poet nach eignem Geſtändnis ſpäter mit einer bis zur Karikatur geſteigerten Natürlichkeit unter Einfügung von Jahreszahl und Datum noch detaillierter in Verſe bringt, 23) nachdem der Anblick eines jungen Mädchens ihm aufs Neue den alten ſchmerzlichen Traum erweckt hat:

Im Jahre achtzehnhundertſiebzehn
Sah ich ein Mädchen, wunderbar
Dir ähnlich an Geſtalt und Weſen,
Auch trug ſie ganz wie du das Haar.

„Ich geh' auf Univerſitäten",
Sprach ich zu ihr, „ich komm' zurück
In kurzer Zeit, erwarte meiner." —
Sie ſprach: „Du biſt mein einz'ges Glück."

Drei Jahre ſchon hatt' ich Pandekten
Studiert, als ich am erſten Mai
Zu Göttingen die Nachricht hörte,
Daſs meine Braut vermählet ſei.

Es war am erſten Mai! Der Frühling
Zog lachend grün durch Feld und Thal,
Die Vögel ſangen, und es freute
Sich jeder Wurm im Sonnenſtrahl.

Ich aber wurde blaſs und kränklich,
Und meine Kräfte nahmen ab;

Der liebe Gott nur kann es wiſſen,
Was ich des Nachts gelitten hab'.

Doch ich genas . . .

In Wirklichkeit aber iſt der Dichter wohl nie von den bitteren Nachwirkungen dieſer Täuſchung geneſen. Noch im Jahre 1850 erzählt Gérard de Nerval, 33) der ihm in ſeiner letzten Lebensperiode einer der treueſten Freunde war: „Was ich zuerſt ahnte, geſtand Heine mir ſpäter ſelbſt, nachdem auch er mich näher kennen gelernt hatte. Wir litten Beide an einer und derſelben Krankheit: wir ſangen Beide die Hoffnungsloſigkeit einer Jugendliebe todt. Wir ſingen noch immer, und ſie ſtirbt doch nicht! Eine hoffnungsloſe Jugendliebe ſchlummert noch immer im Herzen des Dichters; wenn er ihrer gedenkt, kann er noch weinen, oder er zerdrückt ſeine Thränen aus Groll. Heine hat mir ſelbſt geſtanden, daß, nachdem er das Paradies ſeiner Liebe verloren hatte, die letztere für ihn nur noch ein Handwerk blieb." — Außer den Erinnerungszeilen im „Romancero", welche „Böſes Geträume" überſchrieben ſind:

Im Traume war ich wieder jung und munter —
Es war das Landhaus, hoch am Bergesrand,
Wettlaufend lief ich dort den Pfad hinunter
Wettlaufend mit Ottiljen 34) Hand in Hand

Wie das Perſönchen fein formiert! die ſüßen
Meergrünen Augen zwinkern nixenhaft.
Sie ſteht ſo feſt auf ihren kleinen Füßen,
Ein Bild von Zierlichkeit, vereint mit Kraft

Der Ton der Stimme iſt ſo treu und innig,
Man glaubt zu ſchaun bis in der Seele Grund;
Und Alles, was ſie ſpricht, iſt klug und ſinnig;
Wie eine Roſenknoſpe iſt der Mund.

Es iſt nicht Liebesweh, was mich beſchleichet,
Ich ſchwärme nicht, ich bleibe bei Verſtand; —
Doch wunderbar ihr Weſen mich erweichet,
Und heimlich bebend küſſ' ich ihr die Hand.

Ich glaub', am Ende brach ich eine Lilje,
Die gab ich ihr und ſprach ganz laut dabei:
„Heirathe mich und ſei mein Weib, Ottilje,
Damit ich fromm wie du und glücklich ſei."

Was ſie zur Antwort gab, Das weiß ich nimmer,
Denn ich erwachte jählings — und ich war
Wieder ein Kranker, der im Krankenzimmer
Troſtlos darniederliegt ſeit manchem Jahr — —

außer dieſer Reminiscenz des alten Liebestraumes ſtimmen zu der Erzählung Nerval's auch die von Schmidt-Weißenfels 35) aus dem Nachlaſſe des Dichters mitgetheilten Strophen, in denen uns die Jugendgeliebte wieder unter einem anderen Namen begegnet:

Sie that ſo fromm, ſie that ſo gut,
Ich glaubt' einen Engel zu lieben;
Sie ſchrieb die ſchönſten Briefe mir,
Und konnt' keine Blume betrüben.

In Bälde ſollte Hochzeit ſein,
Das hörten die lieben Verwandten,
Die Bertha war ein dummes Ding,
Denn ſie folgte den Baſen und Tanten.

Sie hielt nicht Treu', ſie hielt nicht Schwur,
Ich habe es gern ihr vergeben;
Sie hätte in der Ehe ſonſt
Verbittert mir Lieben und Leben.

Denk' ich nun an ein treulos Weib,
So denke an Bertha ich wieder,
Und habe nur noch einen Wunſch:
Sie komme recht glücklich nieder.

Es würde ein thörichtes und unfruchtbares Geſchäft ſein, aus dieſen und ähnlichen poetiſchen Andeutungen die näheren Umſtände von Heine's Jugendliebe, die Details ihres Verlaufes in der Wirklichkeit, ermitteln zu wollen. Ob das Mädchen ihm Hoffnung auf ihre Hand gemacht, ob ſie einen ſtillen Bund der Herzen flatterſinnig oder auf Antrieb ihrer Verwandten gebrochen, ob die leicht erregte Phantaſie des jungen Schwärmers für Ermuthigung nahm, was vielleicht nur argloſe Koketterie oder unſchuldiges Behagen an den ihr ſchüchtern dargebrachten Huldigungen war, kann uns gleichgültig ſein, und wir wollen es, wie geſagt, Anderen überlaſſen, Unterſuchungen ſo indiskreter Art anzuſtellen, deren Reſultat ſchließlich in keinem Falle den Werth der betreffenden Lieder erhöht oder verringert. Niemand hat ſich zudem über derartige Verſuche, das poetiſche Weſen eines Schriftſtellers aus zuſammengerafften Hiſtörchen zu konſtruieren, mißbilligender ausgeſprochen, als Heine ſelbſt. „Nur Etwas," ſchreibt er bei ſolchem Anlaſſe an Immermann, 36) „kann mich aufs ſchmerzlichſte verletzen, wenn man den Geiſt meiner Dichtungen aus der Geſchichte (Sie wiſſen, was dieſes Wort bedeutet), aus der Geſchichte des Verfaſſers erklären will. Wie leicht auch die Geſchichte eines Dichters Aufſchluß geben könnte über ſein Gedicht, wie leicht ſich wirklich nachweiſen ließe, daß oft politiſche Stellung, Religion, Privathaß, Vorurtheil und Rückſichten auf ſein Gedicht eingewirkt, ſo muß man Dieſes dennoch nie erwähnen. Man entjungfert gleichſam das Gedicht, man zerreißt den geheimnißvollen Schleier deſſelben, wenn jener Einfluß der Geſchichte, den man nachweiſt, wirklich vorhanden iſt; man verunſtaltet das Gedicht, wenn man ihn fälſchlich hineingegrübelt hat. Und wie wenig iſt oft das äußere Gerüſte unſerer Geſchichte mit unſerer wirklichen, inneren Geſchichte zuſammenpaſſend! Bei mir wenigſtens paſſte es nie." — Laſſen wir uns daher an der einzig in Betracht kommenden Thatſache genügen, daß Heine's erſte leidenſchaftliche Liebe ein wehvoller Traum und das Erwachen aus ihr eine ſchmerzliche Enttäuſchung war, die ihm den Trank des Lebens für alle Zeit mit ihren Wermuthstropfen verbitterte.

Die erſten poetiſchen Verſuche Harry's mögen in die Zeit ſeines Düſſeldorfer Aufenthaltes nach der Rückkehr aus Frankfurt fallen. Doch iſt uns von denſelben nur ein einziges Gedicht 37) erhalten, eine träumeriſche Klage um den Untergang der guten alten Zeit,

Wo die Sitte und die Tugend
Prunklos gingen Hand in Hand,
Wo mit Ehrfurchtſcheu die Jugend
Vor dem Greiſenalter ſtand;

Wo kein Jüngling ſeinem Mädchen
Modeſeufzer vorgelügt;
Wo kein witziges Despötchen
Meineid in Syſtem gefügt;

Wo ein Handſchlag mehr als Eide
Und Notarienakte war,
Wo ein Mann im Eiſenkleide
Und ein Herz im Manne war.

Wie ſchon dieſe unſchuldigen Verſe erkennen laſſen, war das ganze Gedicht ein ziemlich trivialer Nachklang Arndt'ſcher und Schenkendorf'ſcher Poeſien, von romantiſcher Tendenz und in durchaus romantiſchem Tone. Bemerkenswerth tritt jedoch in dieſem jugendlichen Verſuche bereits der melodiſche Fluß einzelner Strophen, die natürliche Kraft und Einfachheit der Sprache, und jenes ironiſche Spiel mit Antitheſen hervor, das der Heine'ſchen Dichtweiſe eigenthümlich iſt. Oder tragen Verſe wie die folgenden:

Zwar auch unſre Damen preiſ' ich;
Denn ſie blühen wie der Mai,
Lieben auch und üben fleißig
Tanzen, Sticken, Malerei.

Singen auch in ſüßen Reimen
Von der alten Lieb' und Treu',
Freilich zweifelnd im Geheimen,
Ob das Märchen möglich ſei.

Unſre Mütter einſt erkannten,
Sinnig, wie die Einfalt pflegt,
Daſs den ſchönſten der Demanten
Nur der Menſch im Buſen trägt.

Ganz nicht aus der Art geſchlagen
Sind die klugen Töchterlein;
Denn die Frau'n in unſern Tagen
Lieben auch die Edelſtein' —

tragen dieſe Verſe nicht, trotz aller breitſpurigen Unbeholfenheit der Form, ſchon unverkennbar daſſelbe Gepräge, welches uns aus der ſpäteren ſcharf pointierten Lyrik des Dichters ſo originell entgegen blickt?

Aber vollere und ſelbſtändigere Töne ſollte die Liebe bald der noch ungeübten Harfe entlocken. Die Zeitſchrift „Hamburg's Wächter" brachte in ihren Nummern vom 8. und 27. Februar und vom 17. März 1817 mehre Lieder des jungen Poeten, die freilich nicht mit ſeinem wirklichen Namen, ſondern mit dem wunderlichen Pſeudonym „Sy Freudhold Rieſenharf" unterzeichnet waren. Dies ſchwerfällige Anagramm hatte er aus den Buchſtaben ſeiner Vaterſtadt „Düſſeldorff" und ſeines eigenen Vor- und Zunamens „Harry Heine" zuſammengeſtellt. Die Gedichte, mit welchen er unter der Maske dieſes fremdartigen Schriftſtellernamens zuerſt an die Öffentlichkeit trat, waren von ſehr verſchiedenem Werthe. Zwei derſelben — „Die Weihe" und „Die Lehre" **) — ſind faſt kindiſche Tändeleien von alltäglichſtem Inhalt und platteſter Form, das erſte Stück auſserdem kokettierend mit dem Marienkultus und Minnedienſt der Romantik in Brentano'ſchem Geſchmacke. Um ſo bedeutender, wenn auch keineswegs frei von den Einflüſſen derſelben romantiſchen Richtung, ſind die übrigen Lieder. Da treffen wir zuerſt jenes herzbeklemmende Traumbild von der ſchönen geſpenſtiſchen Maid, die dem Dichter inmitten des ſonnigen Blumenlandes ſein Todtenkleid wäſcht, ihm auf der Waldlichtung den Sarg zimmert, und auf der weiten Heide ſein Grab gräbt. 39) Träg und langſam — ſo verkünden es die folgenden Lieder 40) — ſchleppen ſich die Stunden dahin, und ſpotten der ungeduldigen Sehnſucht des Liebenden, in deſſen Herzen bei Tag und bei Nacht der Todtenwurm pickt und ihm wiederum den Todtenſarg hämmert. Aber dämoniſcher noch, als dieſe finſteren Klagen, ſtarrt uns die Ballade vom Don Ramiro (oder, wie er in dieſer älteſten Faſſung heiſst, Don Rodrigo) entgegen, der als blutiger Schatten auf dem Hochzeitsfeſte der treuloſen Geliebten erſcheint und den Reihen mit ihr tanzt, während er ſie mit den eiskalten Händen umfaſſt und Leichenduft auf ihre Wangen haucht. 41)

Wahrlich, ſolche Lieder — das fühlt jeder Leſer heraus — entſprangen keiner glücklichen hoffnungsfreudigen Liebe, ſondern einer verzehrenden Leidenſchaft, die keine Erwiderung fand und in ſich ſelber die Keime des Todes barg. Aber das Herz iſt ein trotzig eigenſinniges Ding, zumal das Herz eines jungen Poeten, der, an die Galeere eines proſaiſch dürren Werkeltagsberufes gekettet, um ſo ſehnſüchtiger danach trachten muſſte, ſich in der Welt des Gemüthes und der Phantaſie ein ſchöneres Reich aufzubauen. Die Liebe ging ihm auf wie dem verirrten Wanderer ein Licht in der Finſternis, und er folgte dem hellen Schimmer, unbekümmert, ob es ein Irrwiſch ſei, der ihn nur noch tiefer in nächtiges Dunkel verlocke, oder ob ein ewiger Stern ihm den Weg weiſe zu den heſperiſchen Gefilden des Glücks. Und das Licht wurde ſtrahlender und gröſser, wie er dem Scheine nachging; aber es war kein traulich ſtilles Herdfeuer, an deſſen Gluth er ſich wärmen durfte, ſondern die düſterrothe Fackel des Genius, welche die Abgründe des Seins durchleuchtet, und, vom unſcheinbarſten Punkte beginnend, im Spiegel des kleinen Ich ſtrahlenförmig das ganze Weltall erhellt.

Nicht bloſs dem jungen Dichter, auf deſſen Haupt ſich dieſe Flamme herabgeſenkt, ſondern auch ſeinen Hamburger Verwandten muſſte es allmählich klar geworden ſein, daſs er ſich für den kaufmänniſchen Erwerb ſchlecht qualificiere. Auch Salomon Heine, der reiche Oheim, hatte ſich in den letzten Jahren aus eigener Anſchauung hinlänglich überzeugt, daß der „dumme Junge", wie er ſeinen Neffen in gutmüthigem Scherz gern titulierte, zum Merkursjünger verdorben ſei, und erklärte ſich endlich bereit, ihm die Mittel zu einem dreijährigen Univerſitätsſtudium zu gewähren. Von Harry's poetiſchen Talenten und deſſen ſchriftſtelleriſchem Treiben hegte er freilich keine allzu hohe Meinung — „Hätte der dumme Junge was gelernt, ſo brauchte er keine Bücher zu ſchreiben", ſoll er noch in ſpäteren Jahren achſelzuckend geantwortet haben, als ihm Jemand von ſeinem berühmten Neffen ſprach; — daher ſtellte ihm Salomon Heine die Bedingung, daß er mit Ernſt und Eifer dem Studium der Rechtswiſſenſchaft obliege, um nach beendigtem Univerſitätskurſus im Stande zu ſein, den Doktorgrad zu erwerben und die Advokaten-Karrière in Hamburg einzuſchlagen. Letzteres bedingte zwar den Übertritt Harry's zum Chriſtenthum; aber ſo treu der Oheim, trotz ſeiner vorurtheilsloſen Geſinnung, für ſeine eigene Perſon am ererbten Glaubensverbande feſthielt, ſo wenig Hinderniſſe legte er ſeinen Familienmitgliedern in den Weg, wenn ſie ſich taufen laſſen wollten, und faſt all' ſeine Töchter heiratheten in chriſtliche Familien. —

Voller Freuden, dem quälenden Joche des Geſchäftslebens endlich dauernd entronnen zu ſein, begab ſich Harry Heine im Sommer 1819 zunächſt wieder nach Düſſeldorf in das elterliche Haus, um ſich dort während einiger Monate in ſtiller Zurückgezogenheit auf die Univerſitätsſtudien vorzubereiten. Unter Anderm nahm er, um ſich im Lateiniſchen zu vervollkommnen, mit ſeinem Jugendgeſpielen Joſeph Neunzig Unterricht in dieſer Sprache bei einem alten Privatlehrer aus der Schule der Jeſuiten. Der fromme Herr hatte mit ſeinen iſraelitiſchen Zöglingen viel Noth auszuſtehen; denn Harry machte ſich einen Spaß daraus, wo es ſich irgend thun ließ, traveſtierende Verſionen der römiſchen Klaſſiker zu liefern, und die Werke der Letzteren nicht in ſchulgerechtes Deutſch, ſondern in hebraiſierenden Judenjargon zu überſetzen.

Neben den trockenen Schulſtudien regte jetzt auch die Poeſie in der vom Alpdruck eines verfehlten Berufes befreiten Seele des Jünglings kühner und mächtiger ihre Schwingen. Das Bild der Geliebten und die heimliche Hoffnung, vielleicht dereinſt noch ihr Herz und ihre Hand zu erringen, umgaukelten ihn bei Tag und bei Nacht, die Träume wurden zu Liedern, und hübſche Lippen flüſterten bald von Haus zu Haus, daß der

Harry wieder da ſei und gar ſchöne Verſe dichten könne. Manches holde Nachbarkind machte ihm einen Willkommsbeſuch, und bat ihn mit ſchelmiſchem Erröthen um einen Album-Spruch, und es ſollen oftmals ſehr originelle Aperçus geweſen ſein, mit denen er ſich zur Erinnerung in die Stammbücher der jungen Damen einſchrieb. Welchen Troſt für ſein Liebesleid Harry aber vor Allem in dem milden Blick und theilnahmvollen Wort ſeiner Mutter fand, mögen uns die Sonette künden, in denen er ſo rührend dieſen beſänftigenden Einfluſs ihres feſten, ſtillen, herzlichen Weſens geſchildert hat:

Ich bin's gewohnt, den Kopf recht hoch zu tragen,
Mein Sinn iſt auch ein bischen ſtarr und zähe;
Wenn ſelbſt der König mir ins Antlitz ſähe,
Ich würde nicht die Augen niederſchlagen.

Doch, liebe Mutter, offen will ich's ſagen:
Wie mächtig auch mein ſtolzer Muth ſich blähe,
In deiner ſelig ſüßen, trauten Nähe
Ergreift mich oft ein demuthvolles Zagen.

Iſt es dein Geiſt, der heimlich mich bezwinget,
Dein hoher Geiſt, der Alles kühn durchdringet,
Und blitzend ſich zum Himmelslichte ſchwinget?

Quält mich Erinnerung, daſs ich verübet
So manche That, die dir das Herz betrübet,
Das ſchöne Herz, das mich ſo ſehr geliebet?

Im tollen Wahn hatt' ich dich einſt verlaſſen,
Ich wollte gehn die ganze Welt zu Ende,
Und wollte ſehn, ob ich die Liebe fände,
Um liebevoll die Liebe zu umfaſſen.

Die Liebe ſuchte ich auf allen Gaſſen,
Vor jeder Thüre ſtreckt' ich aus die Hände,
Und bettelte um gringe Liebesſpende, —
Doch lachend gab man mir nur kaltes Haſſen.

Und immer irrte ich nach Liebe, immer
Nach Liebe, doch die Liebe fand ich nimmer,
Und kehrte um nach Hauſe, krank und trübe.

Doch da biſt du entgegen mir gekommen,
Und ach! was da in deinem Aug' geſchwommen,
Das war die ſüße, langgeſuchte Liebe.

Harry's Lieblingslektüre waren um dieſe Zeit die Uhland'ſchen Lieder und Balladen. Was er ſelbſt während ſeines diesmaligen Aufenthaltes in Düſſeldorf dichtete, wurde faſt ſtets ſeinem Freunde Joſeph Neunzig mitgetheilt, der ſich gleichfalls mit poetiſchen Verſuchen beſchäftigte. Eines Tages kam Harry mit begeiſtrungſtrahlenden Wangen zu ihm hinüber geeilt, und las ihm das Gedicht „Die Grenadiere“ vor, das er ſo eben geſchrieben, und nie vergaß Dieſer die tiefſchmerzliche Betonung der Worte: „Mein Kaiſer, mein Kaiſer gefangen!“ Bald nachher wurde die unſterbliche Romanze von dem Düſſeldorfer Tonkünſtler Max Kreuzer in Muſik geſetzt und von ihm dem franzöſiſchen Marſchall Soult gewidmet, deſſen Gemahlin aus dortiger Gegend ſtammte.

So ſchwand den beiden, nach vierjähriger Trennung wieder vereinigten Freunden unter wiſſenſchaftlichen und poetiſchen Arbeiten der Sommer dahin, und im Spätherbſt 1819 bezogen ſie gemeinſchaftlich die Univerſität Bonn.

Drittes Kapitel.

Der Bonner Student.

Die im Jahre 1777 durch den Kurfürſten Maximilian Friedrich von Köln gegründete Hochſchule zu Bonn war in der franzöſiſchen Zeit, gleich ſo manchen anderen Pflanzſtätten deutſcher Bildung, von Napoleon aufgehoben, und erſt am fünften Jahrestage der Schlacht von Leipzig, am 18. Oktober 1818, durch König Friedrich Wilhelm III. von Preußen wieder eröffnet worden. Die ausgezeichneten, an die junge Univerſität berufenen Lehrkräfte verſchafften ihr bald einen glänzenden Ruf; die lernluſtige Jugend ſtrömte in Scharen herbei, und die Zahl der Studenten hatte ſich am Schluſſe des zweiten Semeſters ſchon auf 700 gehoben. Kein Wunder; denn die evangeliſch-theologiſche Fakultät hatte Namen wie Auguſti, Lücke und Sack aufzuweiſen, während die katholiſche Theologie beſonders durch den geiſtreichen Georg Hermes, den Begründer der katholiſchen Dogmatik, vertreten war. In der mediciniſchen Fakultät finden wir die Profeſſoren Biſchoff, Harleß, Walther, Naſſe, Mayer, Ennemoſer und Windiſchmann, — Letzterer nachmals ein Hauptgegner von Hermes, und wegen ſeiner Einmiſchung pietiſtiſcher Extravaganzen in die wiſſenſchaftliche Heilkunde erbarmungslos von Börne verſpottet. Die Lehrſtühle der Jurisprudenz waren von Anfang an mit Männern wie Mackeldey, Mittermaier, Welcker und Walter beſetzt, die noch heute zu den Celebritäten ihrer Fachwiſſenſchaft zählen; und in der philoſophiſchen Fakultät hatten Namen wie Arndt, Auguſt Wilhelm v. Schlegel, Hüllmann, Delbrück, Nees von Eſenbeck,

F. G. Welcker, Dieſterweg, Naeke, Radlof, Nöggerath und Goldfuß großentheils ſchon damals einen guten Klang als Zierden deutſcher Wiſſenſchaft und Literatur.

Aber auch das lernende Element, die akademiſche Jugend, war um dieſe Zeit von einem tüchtigen, ſittlich reinen und wiſſenſchaftlich ſtrebſamen Geiſte beſeelt. Noch loderte in den Herzen der meiſten jungen Leute, die ſich auf deutſchen Hochſchulen zuſammenfanden, das Feuer patriotiſcher Begeiſterung, welches die Freiheitskriege geweckt hatten, und der Gedanke einer innigen Gemeinſchaft der verſchiedenen Stämme und Gauen des Vaterlandes fand ſeinen Ausdruck im Principe der auf dem Wartburgsfeſte geſtifteten allgemeinen deutſchen Burſchenſchaft. Freilich drohten ſeit der unheilvollen Ermordung Kotzebue's durch den Schwärmer Karl Ludwig Sand am 23. März des Jahres ſchon jene Verfolgungen heran, welche das harmoniſche Band zwiſchen den Studierenden auf den meiſten Univerſitäten zerreißen, und ein rohes, in Rauf- und Saufluſt ausartendes Korpsleben an Stelle der idealeren Beſtrebungen herauf führen ſollten. Die Feinde der Einheit und Freiheit wußten recht wohl, warum ſie die Gründung der „Landsmannſchaften" von oben herab insgeheim unterſtützten und Letztere ſtillſchweigends duldeten, obgleich officiell ein Verbot aller Studentenverbindungen erlaſſen ward. Der burſchenſchaftliche Geiſt ſollte unterdrückt, der freie Sinn der Jugend gebrochen werden — welches Mittel konnte dieſem ſchmählichen Zwecke förderlicher ſein, als die Spaltung der akademiſchen Bürger in ſchroff geſonderte Parteien und die Ablenkung der jugendlichen Thatluſt auf das Gebiet hohler Renommage des Fechtbodens und der Bierbank?

H. Heine ſollte dieſen Auflöſungsproceß des Studententhums, den Untergang der allgemeinen deutſchen Burſchenſchaft und das Emporwuchern eines liederlichen Korpsgeiſtes, zum Theil ſchon auf der Bonner Univerſität mit erleben. In den erſten Tagen nach ſeiner Ankunft [illegible] er noch Zeuge und Theilnehmer der letzten Ovation, welche von den Studierenden der rheiniſchen Hochſchule dem Traume politiſcher Freiheit dargebracht ward. Als Erinnerungsfeier der Leipziger Völkerſchlacht hatte die akademiſche Jugend am 18. Oktober 1819 einen Fackelzug nach dem nahe liegenden Siebengebirge veranſtaltet. Ein auf dem Gipfel des Drachenfelſens errichteter Holzſtoß ward durch die zuſammengeworfenen Fackeln in Brand geſetzt, und Heine war einer der Eifrigſten unter den Jünglingen, welche den flammenden Schober durch Zutragen neuen Reiſigs in Gluth erhielten. Begeiſterte Worte für die Ehre und Größe Deutſchlands wurden an dieſem Oktoberfeuer geſprochen — aber ſchon überwachten Spione und Delatoren der Reaktion die argloſen Geſellen, und die Redner wurden hinterdrein auf höheren Befehl in Unterſuchung gezogen. Ein Glück, daß der redliche Mittermaier damals akademiſcher Richter war und ſeine ſchützende Hand über die jungen Leute hielt — ſonſt würden der ſchönen Stadt am Rheine gewiß nicht die Schrecken der Mainzer Unterſuchungs-Kommiſſion und der Tzſchoppe-Kamptz'ſchen Demagogenverfolgungen erſpart geblieben ſein!

Heine hat die Erinnerung an dieſe Oktoberfeier in einem Sonett aufgezeichnet, das wir an dieſer Stelle hauptſächlich deßhalb mittheilen, weil es zeigt, wie frühe ſchon ſein Humor es liebte, den ernſthafteſten Betrachtungen einen ironiſchen Schluß anzuhängen. Das Gedicht lautet:

Die Nacht auf dem Drachenfels.

Um Mitternacht war ſchon die Burg erſtiegen,
Der Holzſtoß flammte auf am Fuß der Mauern,
Und wie die Burſchen luſtig niederkauern,
Erſchell das Lied von Deutſchlands heil'gen Siegen.

Wir tranken Deutſchlands Wohl aus Rheinweinkrügen,
Wir ſahn den Burggeiſt auf dem Thurme lauern,
Viel' dunkle Ritterſchatten uns umſchauern,
Viel' Nebelfrauen bei uns vorüberfliegen.

Und aus den Thürmen ſteigt ein tiefes Ächzen,
Es klirrt und raſſelt, und die Eulen krächzen;
Dazwiſchen heult des Nordſturms Wuthgebrauſe.

Sieh nun, mein Freund! ſo eine Nacht durchwacht' ich
Auf hohem Drachenfels, doch leider bracht' ich
Den Schnupfen und den Huſten mit nach Hauſe.

Da Harry Heine, der urſprünglich einem andern Geſchäft beſtimmt geweſen war, kein Abgangszeugnis von einem Gymnaſium mitbrachte, mußte er ſich, gleich den meiſten „Füchſen", deren Schulſtudien durch Theilnahme an den Freiheitskriegen oder durch ſonſtige Zeitverhältniſſe unterbrochen worden, vor ſeiner Immatrikulation als akademiſcher Bürger einer Maturitätsprüfung unterwerfen. Letztere fand vor einer, beſonders zu dieſem Zweck eingeſetzten Prüfungs-Kommiſſion ſtatt, und bedingte ein mündliches wie ein ſchriftliches Examen. Unter den ſchriftlichen Aufgaben war ein Aufſatz über den Zweck der akademiſchen Studien. Als Heine die Reinſchrift ſeiner Arbeit abgeliefert hatte, begab er ſich mit andern Examinanden, zu denen auch Joſeph Neunzig gehörte, in eine Studentenkneipe, und las dort unter ſchallendem Gelächter ſeiner Kameraden aus dem Brouillon, das er zu ſich geſteckt, ſeine Abhandlung vor. Er hatte das aufgegebene Thema, mit Vermeidung jeder ernſten Betrachtung, in durchaus humoriſtiſcher Weiſe behandelt, und ſeinem Muthwillen in keckſter Laune die Zügel ſchießen laſſen. Joſeph Neunzig erinnert ſich u. A. einer Stelle, in der es ungefähr hieß: „Die Wiſſenſchaften, welche in dieſen Hörſälen gelehrt werden, bedürfen vor Allem der Schreibbänke; denn dieſe ſind die Stützen, die Träger und Grundlagen der Weisheit, welche vom Munde der Lehrer ausgeht, und von den andächtigen Schülern in die Hefte übertragen wird. Dann ſind aber auch die Schreibbänke gleichſam Gedenktafeln für unſre Namen, wenn wir dieſe mit dem Federmeſſer hineinſchneiden, um künftigen Generationen die Spur unſres Daſeins zu hinterlaſſen." — Nach einigen Tagen erfolgte die Cenſur. Es wurde vom Vorſitzenden der Kommiſſion tadelnd bemerkt, daſs „Heine von dem aufgegebenen Thema bedenklich abgewichen" ſei; doch laſſe ſich nicht verkennen, daſs er „eine beachtenswerthe Anlage zur Satire" verrathe. So empfing denn Harry, nachdem er ſich das Zeugnis leidlicher Reife für die Univerſitätslaufbahn erworben, 12) am 11. December 1819 die Matrikel als Studioſus der Rechts- und Kameralwiſſenſchaften.

Wie ſchon erwähnt, lockte der ſteigende Ruf der jungen Hochſchule bald eine große Zahl ſtrebſamer Jünglinge nach Bonn, die, aus den verſchiedenſten Gegenden des deutſchen Vaterlandes entſtammt, oft auf den Bänken deſſelben Kollegs ſaßen, und ſich in der gleichen Schwärmerei für burſchenſchaftliche Zwecke oder in geſelligem Verkehr auf der „Kneipe" begegneten, während ihr Geſchick ſie ſpäter auf die heterogenſten Bahnen wies. Gewiſs nicht Mancher von Denen, welche Anno 1819 und 1820 über den alten Marktplatz zu den Hallen des palaſtähnlichen Univerſitätsgebäudes wanderten, mochte ahnen, daſs jener Kommilitone, der, die Mappe unterm Arm, im deutſchen Rocke, höflich grüßend, ſo friedlich neben ihm einher ſchritt, nach wenigen Jahren ihn als Todfeind in der Arena politiſcher oder theologiſcher Kämpfe befehden, und mit zelotiſcher Wuth dieſelben Ideale verketzern ſollte, an deren Verwirklichung er heut ſeine beſte Kraft, vielleicht ſein Leben zu ſetzen bereit war! Wer hätte in dem ſchwärmriſchen Jarcke, der ſich mit politiſchen Weltverbeſſerungsplänen trug, den nachmaligen ſervilen Publiciſten der Wiener Hof- und Staatskanzlei, das allzeit gefügige Werkzeug der ultramontanen Reaktion erkannt? Wer in dem ſiebzehnjährigen Burſchenſchafter Hengſtenberg, deſſen Mund von deutſch-patriotiſchen Phraſen troff, den Begründer der neulutheriſchen Orthodoxie, den fanatiſchen Wiederherſteller der Erbſündenlehre des ſechzehnten Jahrhunderts, dem jede freie patriotiſche Regung ein Greuel iſt? Eher ſchon hätte man weiſſagen mögen, daß aus jenem ſelbſtgefälligen Polterer mit ſcharfknochigem Mongolengeſicht und lang herabwallendem Haupthaar, der ſo abſprechend in den Studentenverſammlungen auftrat, ſich nach einigen Wandlungen der „Franzoſenfreſſer“ und Denunciant aller freiſinnigen Beſtrebungen entpuppen würde, welcher dem Namen Wolfgang Menzel einen wenig beneidenswerthen Ruf verſchafft hat. — Früher noch, als Jarcke, traten zwei andre ſeiner Kommilitonen, die Gebrüder Geßler, der romantiſch reaktionären Zeitſtrömung folgend, zum Katholicismus über; und von den Jüngern der Themis, welche auf Mackeldey's, Welcker's und Mittermaier's Vorträge lauſchten, dienten v. Daniels, Bauerband und v. Linde bald nachher als Univerſitätslehrer und juriſtiſche Schriftſteller in Wiſſenſchaft und Staatsleben eifrig derſelben ultrakonſervativen Richtung, während der milde Böcking ſich den extremen Parteien ferne hielt, und ſeinen Namen um ſo ruhmvoller denen der großen Rechtslehrer der Neuzeit beigeſellte. Unter den jungen Theologen, welche damals in Bonn ſtudierten, zeichnete ſich, außer Hengſtenberg, ſpäter beſonders Hagenbach als gelehrter Dogmatiker und Kirchengeſchichtſchreiber aus. Wenden wir uns zu dem mediciniſchen und naturwiſſenſchaftlichen Felde, ſo finden wir auch hier ein Dreigeſtirn nachmaliger Koryphäen der Wiſſenſchaft, deſſen Licht weit über die engere Heimat hinaus ſeinen Glanz verbreiten ſollte: Dieffenbach übte zu jener Zeit an den Schwänzen aller Hunde und Katzen, die er erwiſchte, ſeine Schneideluſt, die ihn in der Folge zum erſten Operateur Deutſchlands machte; 48) Johannes Müller, der große Phyſiolog, und Liebig, der Schöpfer der modernen Agrikulturchemie, thaten bei Analyſen und Experimenten den erſten Blick in die verborgenen Geſetze des Weltalls, deren ſie ſpäter ſo manches zum Heil und Segen der Menſchheit entdeckten. Auch die ſchönwiſſenſchaftliche Literatur hatte in Simrock und Hoffmann von Fallersleben ihre achtungswerthen Vertreter. Erſterer tummelte mit frühreifer Gewandtheit das Muſenroß zu zierlichen Sprüngen und ſang von dem luſtigen Leben am weinbergüberſchatteten Strome; Letzterer vertiefte ſich ſchon damals in die Schätze der altdeutſchen Literatur, und gab als erſte Frucht ſeiner Forſchungen 1821 die Bonner Fragmente des Otfried heraus.

Von all' dieſen Jünglingen, welche 1819 und 1820 gemeinſam die Bonner Hochſchule beſuchten und ſich ſpäter auf ſo verſchiedenartigen Gebieten Ruf und Namen erwarben, waren es indeß nur Simrock und Dieffenbach, mit denen Heine in näherem Verkehre ſtand. Im Übrigen beſchränkte ſich ſein Umgang meiſt auf unbedeutendere Geiſter, wie Johann Baptiſt Rouſſeau, den unermüdlichen Verſeſchmied, welcher ſeinen Freund damals in wortſchwallreichen Sonetten verherrlichte, — und die Weſtfalen Chriſtian Sethe und Friedrich Steinmann. Letzterer hatte in Düſſeldorf die unteren Gymnaſialklaſſen beſucht, während Heine ſchon in einer höheren Klaſſe war, und traf ihn jetzt unerwartet in Bonn wieder. Am Tage nach ſeiner Ankunft fand er ihn mit mehren Studenten am Rheinufer ſtehn, Fiſchern im Kahne zuſchauend, und hörte den erſten Witz, den Heine riß, indem er ſeiner Umgebung zuraunte: „Nehmt euch in Acht, daß ihr nicht ins Waſſer fallt! — man fängt hier Stockfiſche.“ Dabei reckten ſich ſeine Mundwinkel ſcharf auseinander, und verkündeten, daß er einſt ſchreiben würde, wie er heute ſprach **).

Der Verkehr Heine's mit Simrock, Rouſſeau, Steinmann und Neunzig zog ſeine geiſtige Nahrung hauptſächlich aus dem lebhaften Intereſſe für Kunſt und Poeſie, das ihnen gemeinſam war. Alle Fünf verſuchten ſich eifrig in poetiſcher Produktion; ſie laſen einander gegenſeitig ihre neueſten Lieder und Tragödien vor, und tauſchten ihr Urtheil über den Werth derſelben aus. Die Briefe Heine's an Steinmann und Immermann **) beweiſen, ein wie ſcharfer und redlicher Kritiker der Erſtere nicht allein gegen ſich ſelbſt, ſondern auch gegen ſeine poetiſierenden Freunde war. „Streng ſei gegen dich ſelbſt!“ iſt die unabläſſige Mahnung, welche er ihnen zuruft, und für deren Befolgung er ihnen durch die gewiſſenhafte Sorgfalt in der Ausarbeitung auch des kleinſten ſeiner Lieder ein treffliches Beiſpiel giebt. Es war ihm heiliger Ernſt mit der Kunſt, und Nichts verſtimmte ihn mehr, als wenn der Beſuch eines Freundes ihn juſt zu der Zeit überraſchte, wo er mit einer poetiſchen Arbeit beſchäftigt war. Um ſolchen Störungen zu entgehen, riegelte er ſich oftmals in ſeinem Zimmer ein, und ließ ſich durch Niemand unterbrechen, bis er ſeine Arbeit beendet hatte.

H. Heine ſchloß ſich in Bonn der Burſchenſchaft an, ohne jedoch an den Excentricitäten einer hohlen Deutſchthümelei, oder gar an den Äußerlichkeiten einer auffallenden Kleidertracht Geſchmack zu finden. Er trug freilich während ſeines Aufenthalts auf der Rheinuniverſität das ſchwarz-roth-goldene Band, das bald nachher als Abzeichen burſchenſchaftlicher Geſinnung ſo ſtreng verpönt ward; niemals aber ſah man ihn im damals üblichen altdeutſchen Rocke, in welchem Menzel, Zarcke und die meiſten andern ſeiner Studiengenoſſen einherſtolzierten. Ein weißer Flauſchrock im Winter, Sommers Rock, Hoſen und Weſte von gelbem Nankingzeug, die ziegelrothe Mütze weit nach hinten auf das lichtbraune Haar geſchoben, um die Rapierſtiche im Boden derſelben deutlich erblicken zu laſſen, die Hände in den Hoſentaſchen — ſo ſchlenderte Heine, nachläſſigen Ganges und mit vornehmen Blicken nach rechts und links ſchauend, durch die Straßen von Bonn. Die Züge des blaſſen, kaum leichtgerötheten Geſichtes waren fein, und eher weich als ſcharf, nur daß ſich die Mundwinkel unter dem blonden Bärtchen häufig zu dem bekannten ſatiriſchen Zuge verlängerten, wobei auch die Muskeln des Auges ſich herabzogen, ſo daß letzteres nicht groß und offen erſchien, ſondern mit blinzelndem Ausdruck aus den zuſammen gekniffenen Wimpern hervorſtach.

Joſeph Neunzig, der von Jugend auf ein fleißiger Schüler der Düſſeldorfer Malerakademie war und derſelben ſpäter in dankbarer Erinnerung eine „Anatomie für bildende Künſtler“ gewidmet hat, porträtirte damals manchen ſeiner Freunde auf Elfenbein, unter ihnen auch Heine. Bei der erſten Sitzung machte ihn Dieſer beſonders auf den erwähnten ſatiriſchen Zug am Munde aufmerkſam und bat ihn, denſelben ja nicht zu verfehlen. Als ihm Neunzig nach einigen Tagen [illegible] wohlgetroffene, mit einem geſchliffenen Glaſe bedeckte Miniaturbild übergab, zeigte ſich Heine ſehr erfreut, und rief luſtig aus: „So, nun wollen wir das Bild auch in Muſik ſetzen laſſen!“

Wie die beiden Freunde in Düſſeldorf Nachbarn geweſen, wurden ſie es auch in Bonn auf der Joſephſtraße. Eines Morgens ward Neunzig von einem Landsmanne aufgeſucht, der um eine kleine Wegzehrung bat, und dann auch nach Heine's Wohnung frug. Neunzig zeigte ihm das Haus. Nachmittags kam Heine in ſehr aufgeregter Stimmung hinüber und erzählte, ſein Hauswirth habe einen fremden Menſchen, den er für einen Studenten angeſehn, in ſein Zimmer gelaſſen, und Dieſer habe ihm ſeinen neuen Rock geſtohlen. Der ſatiriſche Zug verſchwand dabei nicht, er verzog ſich vielmehr zu einem höhniſchen Grinſen. 46)

Heine rauchte nie, und war ſchon als Student höchſt mäßig im Genuß geiſtiger Getränke; namentlich das Bier liebte er nicht. Man konnte ihn alſo nicht zu der Zahl ſogenannter „flotter Burſche“ rechnen; nur den Fechtboden beſuchte er fleißig, ohne jedoch große Fertigkeit im Führen der Hieb- und Stoßwaffe zu erlangen.

Mit jüdiſchen Familien pflog Harry zu Bonn keinen Verkehr, und vermied es im Allgemeinen, ſich über ſeine religiöſen Anſichten zu äußern. Joſeph Neunzig erzählt, daß in einer Studentengeſellſchaft einſt das Geſpräch auf Religionsfragen kam. Ein Iſraelit, welcher Medicin ſtudierte, geſtand, er zöge das Chriſtenthum dem Judenthume vor und würde ſich gern taufen laſſen, wenn nur nicht das Dogma von der unbefleckten Empfängnis der Jungfrau Maria allzu fatal den Geſetzen der Wiſſenſchaft widerſpräche. Heine hörte aufmerkſam zu, er ſagte Nichts, aber ein ſarkaſtiſches Lächeln umſpielte ſeine Lippen. Überhaupt ſprach er wenig; er war mehr Beobachter und Denker, als redſeliger Theilnehmer an der allgemeinen Konverſation; wenn er ſich in letztere einmiſchte, geſchah es meiſt durch kurze, ſchlagartig treffende Bemerkungen oder drollige Witze. Selten nur gewährte er ſelbſt den vertrauteſten Freunden einen offenen Einblick in das Reich ſeiner tiefern Empfindungen; er liebte es nicht, die Gefühle ſeines Herzens zur Schau zu tragen; gutmüthig und weich bis zum Übermaß, ſchämte er ſich faſt der ihm angeborenen Empfindſamkeit, und ſuchte dieſelbe mit trotzigem Stolz unter einer ſchroffen, abſtoßenden Umgangsform zu verſtecken. „Heine“, ſagt Rouſſeau, 47) der zu ſeinen älteſten Jugendfreunden gehörte, „iſt einer von denjenigen Dichtern, welche durch mannigfache, meiſt unverſchuldete Leiden in die Dornen der Poeſie hineingejagt wurden, um als Nachtigallen zu ſingen und zu ſterben. Wollte er die Nacht des Lebens aufſuchen oder überraſchte ſie ihn am Morgen des Glückes: genug, ſeine ganze Jugend war nur ein Wechſel von Irrſal, das erſt ſeine Eltern, dann ihn ſelber betraf. Eine finſtere Anſicht aller menſchlichen Dinge prägte ſich früh ſeinem Charakter ein, vielfache Reiſen und Umherſchlenderungen durch Thorheiten, von denen die wenigſten Jünglinge verſchont bleiben, lehrten ihn Welt und Menſchen bald von einer, wie ihm däuchte, unangenehmen Seite kennen, und eine ſonderbare Liebe kam hinzu, brennende Naphtatropfen in das aufgeregte Meer ſeiner Bruſt zu ſchütten. Mit einer glühenden Einbildungskraft, die ihm als Geſchenk der Natur zugefallen, drang und wühlte er ſich in die Abgründe des Daſeins; hier baute ſich ſeine Muſe ihren Palaſt, im Reiche der Nacht und des Traumes wurde ſie heimiſch, hier blitzten die Kryſtalle ſeiner Thränen, rieſelten die Tropfſteine ſeiner Wehmuth, graute der Baſalt ſeines Schmerzes, gleißten die Flammen ſeiner Verzweiflung, höhnten die Gnomen ſeiner Ironie, und Thränen, Wehmuth, Schmerz, Verzweiflung und Ironie ſchliffen ſich zu Diamanten der Lieder am Prüfſteine ſeines guten Herzens. Dies Herz iſt wirklich ein gutes und ein treu biederes, wie ich ſelten eins auf Erden gefunden; aber der Dichter ſchämt ſich ſeiner Gutmüthigkeit, er will abſichtlich ſeinen Zeitgenoſſen eckig, wild und verdorben erſcheinen, und die Sucht, ſich ſelbſt in einem ſchlimmen Lichte darzuſtellen, iſt bis zur Schwachheit in ihm aufgereift. Es geht ihm wie manchen Männern, die ſich ſchämen, wenn ſie einmal geweint haben, weil es, wie Schlegel mit Recht bemerkt, Menſchen giebt, die nicht ohne widerliche Verzerrungen weinen können, wenn ihr Gefühl auch das mildeſte und edelſte wäre. Aus dieſer unedlen Scham, ein ſanftes und rührendes Gefühl preisgegeben zu haben, entſteht bei Heine das Beſtreben, der Ausſprache des Heiligſten eine kleine Läſterung nachzuſenden, ſeinem Amor immer eine Schellenkappe oder ſeiner Grazie den Klumpfuß beizugeben. Sein Lob wird Ironie, ſein Tadel Humor, jede Zuſammenſtellung iſt Witz, auf Liebe folgt Hohn, auf Entzücken Schlangenbiß oder doch der ſchwellende Stich der Weſpe — und dies Alles ausgeſprochen in Liedern, die auf das geheimſte Seelenleben des Verfaſſers anſpielen! Um Heine lieb zu gewinnen, iſt es faſt nöthig, ihn perſönlich zu kennen. Freilich iſt die liebenswürdige Seite ſeines Weſens ſo ſchalkhaft verſteckt, daß es ſchwer hält, ihrer habhaft zu werden. Iſt Dies aber einmal gelungen, ſo genießt man den originellſten Menſchen, deſſen Charakter nicht auf der Oberfläche ſchwimmt, ſondern der ſtudiert ſein will, um ſelbſt während der Dauer eines langjährigen Umgangs begriffen zu werden. Eitelkeit und Stolz, die man ihm ſo häufig vorwirft, ſind vielleicht zwei Tugenden ſeines Weſens“.

Es würde jedoch irrthümlich ſein, aus dieſer im Allgemeinen zutreffenden Charakteriſtik den Schluß zu ziehen, daß Heine in ſo jungen Jahren ſchon mit herber Verbitterung ſich gänzlich die Genüſſe eines zwanglos gemüthlichen Umgangs und den anregenden Seelenaustauſch mit gleichgeſtimmten Freunden verſagt hätte. Im Gegentheil liefern die uns erhaltenen Briefe und Gedichte aus ſeinen Univerſitätsjahren ein Zeugniſs dafür, daſs er in dieſer Zeit mannigfache Verbindungen anknüpfte, denen ein warmes Freundſchaftsintereſſe zu Grunde lag, und von denen nicht wenige bis ans Lebensende fortdauerten. Die Freunde muſſten ſich freilich ſeine oftmals wechſelnden Launen, und vor Allem die muthwilligen Einfälle eines Humors gefallen laſſen, der Nichts, was ihm lächerlich vorkam, mit ſeinem Spott verſchonte — dafür ertrug aber auch Heine mit unermüdlicher Geduld ihre Fehler und Schwächen, und erhob niemals den Anſpruch, daſs ihre Neigungen oder Anſichten mit den ſeinigen übereinſtimmten. Der ſpätere Briefwechſel mit Moſer giebt uns zahlreiche Beiſpiele dieſer toleranten Gemüthsſtimmung, welche vom Freunde nur Verſtändnis und liebevolle Theilnahme, keineswegs aber Billigung oder Bewunderung für die Handlungen, Gefühle und Überzeugungen des Andern verlangt; „er mag ſie loben oder tadeln je nach ſeinen eigenen Principien, aber immer ſoll er ſie verſtehen, ihre Nothwendigkeit begreifen, von unſerem beſonderen Standpunkte aus, wenn auch der ſeinige ganz verſchieden iſt“. **) „Daſs Gans mir verſöhnend ſchreiben wollte“, bemerkt Heine gegen Moſer bei der Nachricht von Gans' Übertritte zum Chriſtenthum, „iſt ganz überflüſſig, inſofern ich ihn jetzt nicht weniger liebe, als früherhin. So leicht wird es mir nicht, Liebe aus meinem Herzen zu reißen. Das iſt es eben, was mir ſo viel' Schmerzen im Leben verurſacht hat. Was ich liebe, liebe ich für immer“. — „Ich habe mich davon überzeugt, und leider überzeugt“, ſchreibt er bei einer andern Gelegenheit, „alle Gefühle, die mal in meiner Bruſt aufgeſtiegen ſind, bleiben ungeſchwächt und unzerſtört, ſo lange die Bruſt ſelbſt und Alles, was darin ſich bewegt, unzerſtört bleibt“. Dieſelbe Geſinnung klingt aus dem draſtiſchen Zuruf hervor: „Ich liebe dich von ganzer Seele und bin kein Schuft — wenn du dieſe Formel im Kopfe behältſt, werden dir meine Ausdrücke nie miſsfallen“. Und wer die Sprache des Humors zu deuten weiß, wird einen ähnlichen Grundton auch in folgendem ſcherzhaften Geplauder erkennen: „Liebe mich um der wunderlichen Sorte Gefühls willen, die ſich bei mir ausſpricht in Thorheit und Weisheit, in Güte und Schlechtigkeit. Liebe mich, weil es dir nun mal ſo einfällt, nicht weil du mich der Liebe werth hältſt. Auch ich liebe dich nicht, weil du ein Tugendmagazin biſt, und Adelungiſch, Spaniſch, Syriſch, Hegelianiſch, Engliſch, Arabiſch und Kalkuttiſch verſtehſt, und mir deinen Mantel geliehen haſt, und Geld gelichen haſt und Dergleichen, — ich liebe dich vielleicht nur wegen einiger pudelnärriſchen Redensarten, die dir mal entfallen und die mir im Gedächtnis kleben geblieben ſind, und mich freundlich umgaukeln, wenn ich gut gelaunt, oder bei Kaſſa, oder ſentimental bin".

Dem auf Wunſch ſeines Oheims ergriffenen Brotſtudium der Rechtswiſſenſchaft vermochte der junge Poet keinen Geſchmack abzugewinnen. Was galten ihm die Inſtitutionen des Gajus, was ihm das graue Spinnwebnetz der Pandekten? Sein lieb- und ſchönheitdurſtiges Herz fühlte ſich unmuthig eingeklemmt zwiſchen den „eiſernen Paragraphen ſelbſtſüchtiger Rechtsſyſteme", und nach wenig Wochen ſah man ihn nur äußerſt ſelten noch ein juridiſches Kolleg beſuchen. Deſto fleißiger wohnte er den übrigen, nach Neigung gewählten Vorleſungen bei, deren er, trotz ihrer großen Zahl, ſelten eine verſäumte. „Geſchichte", ſagt Steinmann, 49) welcher zum Theil dieſelben Kollegien frequentierte, „beſonders deutſche Geſchichte und Literatur, war ſein Hauptſtudium während ſeines akademiſchen Aufenthaltes auf der Rheinuniverſität. Die Vorleſungen Hüllmann's, Radlof's und Schlegel's hörte er ſämmtlich ohne Ausnahme. Seine Hefte waren vollſtändig und ſauber geſchrieben; denn er ſchrieb ſchnell und ſchön zugleich — eine Kaufmannshand, — und revidierte täglich ſeine Aufzeichnungen, in ſeinen Lieblingsſtudien gewiſſenhaft wie Einer". Unter den Vorleſungen, die Heine im erſten Semeſter beſuchte, und worin meiſtens deutſche Antiquitäten behandelt wurden, zählt er ſelber 50) die folgenden auf: „1) Geſchichte der deutſchen Sprache bei Schlegel, der faſt drei Monat lang die barockſten Hypotheſen über die Abſtammung der Deutſchen entwickelte, 2) die Germania des Tacitus bei Arndt, der in den altdeutſchen Wäldern jene Tugenden ſuchte, die er in den Salons der Gegenwart vermiſſte, 3) germaniſches Staatsrecht bei Hüllmann, deſſen hiſtoriſche Anſichten noch am wenigſten vag ſind, und 4) deutſche Urgeſchichte bei Radlof, der am Ende des Semeſters noch nicht weiter gekommen war, als bis zur Zeit der Seſoſtris". Fügen wir hinzu, daß Harry außerdem ein regelmäßiger Zuhörer in Profeſſor Delbrück's literaturgeſchichtlichen und äſthetiſchen Vorträgen war, und mit nicht geringerer Aufmerkſamkeit die Belehrungen des Privatdocenten Hundeshagen über Kunſt und Leben des Mittelalters entgegen nahm, ſo erkennen wir leicht, welchen Anregungen die damalige Vorliebe des Dichters für altdeutſche Geſchichte, Kunſt und Literatur entſprang. Das Studium des Mittelalters, die germaniſtiſchen Forſchungen, insbeſondere die Beſchäftigung mit der alt- und mittelhochdeutſchen Poeſie, waren durch die Beſtrebungen der romantiſchen Schule, von welcher im nächſten Abſchnitt ausführlicher die Rede ſein wird, eifrigſt geweckt worden, und fanden, wie ſchon das Verzeichnis obiger Vorträge lehrt, auf der rheiniſchen Hochſchule eine hervorragende Vertretung. Durch von der Hagen's Herausgabe der St. Galler Handſchrift des Nibelungenliedes war ſeit einigen Jahren die Aufmerkſamkeit der ganzen literariſch gebildeten Welt vor Allem auf dies größte Meiſterwerk mittelalterlicher Poeſie hingelenkt worden; eine andere wichtige Handſchrift desſelben Gedichtes, der ſogenannte rheiniſche Kodex, befand ſich im Beſitze des Docenten Hundeshagen, der eine kritiſch-hiſtoriſche Ausgabe des Nibelungen-Epos beabſichtigte, während Schlegel die Schönheiten des letztern in ſeinen kunſtvoll gerundeten Vorleſungen feinſinnig analyſierte, und in den Herzen ſeiner jugendlichen Zuhörer ein begeiſtertes Intereſſe für die neu entdeckten Schätze der erſten Blütbezeit unſrer Literatur wachrief. „Es war lange Zeit“, ſchreibt Heine bei einem gelegentlichen Rückblick auf dieſe Bemühungen der romantiſchen Schule um die Wiedererweckung der altdeutſchen Poeſie,[51] „von nichts Anderem als vom Nibelungenlied bei uns die Rede, und die klaſſiſchen Philologen wurden nicht wenig geärgert, wenn man dieſes Epos mit der Ilias verglich, oder wenn man gar darüber ſtritt, welches von beiden Gedichten das vorzüglichere ſei. Jedenfalls iſt dieſes Lied von großer, gewaltiger Kraft. Die Sprache, worin es gedichtet, iſt eine Sprache von Stein, und die Verſe ſind gleichſam gereimte Quadern. Hie und da aus den Spalten quellen rothe Blumen hervor, wie Blutstropfen, oder zieht ſich der lange Epheu herunter, wie grüne Thränen“. Der Dichter verzweifelt daran, von den Rieſenleidenſchaften, die ſich in dieſem Liede bewegen, den Franzoſen einen Begriff zu geben: „Denkt euch, es wäre eine helle Sommernacht, die Sterne, bleich wie Silber, aber groß wie Sonnen, träten hervor am blauen Himmel, und alle gothiſchen Dome von Europa hätten ſich ein Rendezvous gegeben auf einer ungeheuer weiten Ebene, und da kämen nun ruhig herangeſchritten der Straßburger Münſter, der Kölner Dom, der Glockenthurm von Florenz, die Kathedrale von Rouen u. ſ. w., und Dieſe machten der ſchönen Notre-Dame-de-Paris ganz artig die Kour. Es iſt wahr, daß ihr Gang ein bischen unbeholfen iſt, daß einige darunter ſich ſehr linkiſch benehmen, und daß man über ihr verliebtes Wackeln manchmal lachen könnte. Aber dieſes Lachen hätte doch ein Ende, ſobald man ſähe, wie ſie in Wuth gerathen, wie ſie ſich unter einander würgen, wie Notre-Dame-de-Paris verzweiflungsvoll ihre beiden Steinarme gen Himmel erhebt, und plötzlich ein Schwert ergreift, und dem größten aller Dome das Haupt vom Rumpfe herunterſchlägt. Aber nein, ihr könnt euch auch dann von den Hauptperſonen des Nibelungenliedes keinen Begriff machen; kein Thurm iſt ſo hoch und kein Stein iſt ſo hart wie der grimme Hagen und die rachgierige Chriemhilde". 68) —

Mit all' den oben genannten Männern, deren Vorträge er beſuchte, ſtand H. Heine auch im Privatleben in anregendem, mehr oder minder häufigem Verkehre. Arndt wohnte ſchon damals in ſeiner hübſchen Villa am Rhein vor dem Koblenzer Thore, mit der herrlichen Ausſicht auf Godesberg und das Siebengebirge, und empfing in ſeiner gaſtlichen Behauſung mit ſchlichtem, biederem Wort die ſtudierenden Jünglinge, welche ihm ihren Beſuch machten und ſeiner beſondern Empfehlung bedurften, um Zutritt zu ſeinen kleinen Abendgeſellſchaften zu finden, in denen ein durchaus zwangloſer Ton herrſchte. Mit Hundeshagen, deſſen Beſchreibung des Gelnhauſer Palaſtes Kaiſer Friedrich's I. Viel dazu beigetragen hatte, das Studium der mittelalterlichen Architektur zu befördern, unternahm Heine manchen intereſſanten Ausflug in die Umgegend, wobei jener gelehrte Kenner der Kunſtgeſchichte nicht verfehlte, ſeinen jungen Freund auf alle bemerkenswerthen Baudenkmäler des Rheinlandes aufmerkſam zu machen, und vor ſeinem geiſtigen Auge die Prachthallen der Abtei von Heiſterbach aus den verfallenen Ruinen erſtehen hieß, oder ihm ein andermal an dem Münſter von Bonn oder der kleinen Kirche zu Schwarzrheindorf die eigenthümlichen Schönheiten des romaniſchen Centralbaus aufzeigte. Auch mit Hüllmann, dem ſcharfſichtigen Hiſtoriker, der aus vergilbten Chroniken und Pergamenten in ſelbſtändiger Forſchung die Staats- und Kulturgeſchichte des Alterthums zuſammentrug, und mit Deſſen ſprachkundigem Kollegen, dem erblindeten Radlof, führte Heine manches geiſtvolle Geſpräch, das ihm einen tieferen Einblick in die Welt der germaniſchen Vorzeit verſchaffte.

Vor Allem war es jedoch A. W. von Schlegel, deſſen Vorträge, Schriften und perſönlicher Umgang einen beſtimmenden Einfluß auf ihn übten. Obwohl der elegante Profeſſor in ſeinem, mit verſchwenderiſchem Luxus ausgeſtatteten Hauſe ſonſt nur die vornehm gewählteſte Geſellſchaft ſah, und zu ſeinen Soiréen höchſtens bisweilen ſolche Studenten heranzog, welche als ſtimmbegabte Sänger an den zur Unterhaltung der Gäſte veranſtalteten muſikaliſchen Aufführungen mitwirken konnten, fand doch der jugendliche Dichter allzeit die freundlichſte Aufnahme bei dem gefeierten Hochmeiſter des romantiſchen Parnaſſes. Ja, die Gefälligkeit des gefürchteten Kritikers gegen den talentvollen Schüler ging ſo weit, daß er Demſelben manchen nützlichen Wink über Versmaß und Gehalt ſeiner poetiſchen Verſuche gab; und die ungewöhnliche Sorgfalt, welche Heine ſein Lebenlang auf die metriſch vollendete Form ſeiner Dichtungen verwandte, dürfte nicht zum geringſten Theil dem Vorbilde und den kenntnisreichen Belehrungen Schlegel's zu danken ſein. Letzterer ſtand, wiewohl er bereits in ſein drei und fünfzigſtes Jahr getreten war, noch in der Fülle geiſtiger Kraft. Nachdem er durch ſeine meiſterhafte Überſetzung Shakſpeare's, Calderon's und der italiäniſchen Dichter, wie durch ſeine zahlreichen kritiſchen Schriften dem deutſchen Volke die Schätze der britiſchen und romaniſchen Literaturen erſchloſſen hatte, ſuchte er gegenwärtig in ſeinen Zuhörern das Intereſſe für die Poeſie des deutſchen Mittelalters zu beleben, und wandte ſich mit bewunderungswürdiger Vielſeitigkeit ſeit Kurzem auch jenen orientaliſchen Studien zu, durch deren Reſultate er zuerſt eine wiſſenſchaftliche Behandlung der indiſchen Literatur in Deutſchland einführen ſollte. Er war damals noch nicht jener eitle, kindiſch gewordene Geck, der ſeinen eigenen Ruhm überlebt hatte, er ſtand vielmehr im Zenith ſeines Glanzes, Profeſſoren und Beamte geſellten ſich zu dem zahlreichen Auditorium, das bewundernd zu ihm empor ſchaute, wenn er im großen Univerſitätsſaal über akademiſches Leben und Studium oder alte und neue Literatur las, und die zierliche Erſcheinung des deutſchen Gelehrten mochte wohl auch Andern als einem jungen Studenten imponieren, der ſich einen Dichter und Profeſſor ganz anders vorgeſtellt hatte. „Sein Äußeres", berichtet Heine, 33) „gab ihm wirklich eine gewiſſe Vornehmheit. Auf ſeinem dünnen Köpfchen glänzten nur noch wenige ſilberne Härchen, und ſein Leib war ſo dünn, ſo abgezehrt, ſo durchſichtig, daß er faſt ausſah wie ein Sinnbild des Spiritualismus. Es war, mit Ausnahme des Napoleon, der erſte große Mann, den ich damals geſehen, und ich werde nie dieſen erhabenen Anblick vergeſſen. Noch heute fühle ich den heiligen Schauer, der durch meine Seele zog, wenn ich vor ſeinem Katheder ſtand und ihn ſprechen hörte. Ich trug damals einen weißen Flauſch, eine rothe Mütze, lange blonde Haare, und keine Handſchuhe. Herr Auguſt Wilhelm Schlegel trug aber Glacéhandſchuh, und war noch ganz nach der neueſten Pariſer Mode gekleidet; er war noch ganz parfümiert von guter Geſellſchaft und eau de mille fleurs; er war die Zierlichkeit und Eleganz ſelbſt, und wenn er vom Großkanzler von England ſprach, ſetzte er hinzu: „mein Freund“, und neben ihm ſtand ſein Bedienter in der freiherrlichſt Schlegel'ſchen Hauslivree, und putzte die Wachslichter, die auf ſilbernen Armleuchtern brannten, und nebſt einem Glaſe Zuckerwaſſer vor dem Wundermanne auf dem Katheder ſtanden. Livreebedienter! Wachskerzen! ſilberne Armleuchter! mein Freund, der Großkanzler von England! Glacéhandſchuh! Zuckerwaſſer! welche unerhörte Dinge im Kollegium eines deutſchen Profeſſors! Dieſer Glanz blendete uns junge Leute nicht wenig, und mich beſonders, und ich machte auf Herrn Schlegel damals drei Oden, wovon jede anfing mit den Worten: O du, der du, u. ſ. w.“

Dieſe Oden — wie Heine in humoriſtiſcher Selbſtperſiflage hier ſeinen an A. W. von Schlegel gerichteten Sonettenkranz nennt 54) — legen auf alle Fälle ein Zeugnis für die Hochachtung und Verehrung ab, welche er zu jener Zeit dem mächtigen Wortführer der romantiſchen Schule zollte, der ſich ſo leutſelig für die poetiſchen Erſtlingsfrüchte ſeiner Muſe intereſſierte, und deſſen Lob ihm ein ſtolzes Vertrauen auf die Echtheit des ihm verliehenen Talentes gab. Denn auch Heine hatte, wie jedes große Künſtlergenie, ſeine qualvollen Stunden, in denen Alles, was er ſeither geſchaffen, ihm als ſchal und unbedeutend erſchien, und er ſich, wenn er den unſterblichen Werken der Kunſt in anbetender Bewunderung gegenüberſtand, demüthig fragte, ob ihn die Stimme nicht täuſche, die ihm ſo oftmals das ſtolze Wort zugeraunt: Anch' io sono pittore! Auch mir kann ſo Herrliches gelingen! In ſolchem Schmerzgefühl, daß ihm das Höchſte zu leiſten verſagt ſei, ſchreibt er einige Jahre ſpäter an Moſer 55): „Mit Shakſpeare kann ich gar nicht behaglich umgehen, ich fühle nur zu ſehr, daß ich nicht ſeines Gleiches bin, er iſt der allgewaltige Miniſter, und ich bin ein bloßer Hofrath, und es iſt mir, als ob er mich jeden Augenblick abſetzen könnte“. Damals zu Bonn aber waren es kleinere Geiſter, die Schleppenträger und hohlwangigen Nachzügler der Romantik, die Fouqué, E. T. A. Hoffmann und Konſorten, denen Heine den Tageslorbeer zufallen ſah, und mit denen den Wettkampf aufzunehmen Schlegel ihn wohl ermuthigen durfte. Der Sonettenkranz, in welchem Heine ſeinen Dank für dieſe Ermuthigung ausſprach, iſt ehrend für Den, deſſen Haupt er ſchmücken ſollte, wie für Den, der ihn in aufrichtiger Liebe und Verehrung wand. Die Eingangsworte lauten:

Der ſchlimmſte Wurm: des Zweifels Dolchgedanken,
Das ſchlimmſte Gift: an eigner Kraft verzagen,
Das wollt' mir faſt des Lebens Mark zernagen;
Ich war ein Reis, dem ſeine Stützen ſanken.

Da mochteſt du das arme Reis beklagen,
An deinem güt'gen Wort läßt du es ranken,
Und dir, mein hoher Meiſter, ſoll ich's danken,
Wird einſt das ſchwache Reislein Blüthen tragen.

Wenn auch dieſer Dank ſpäter in das ſchnöde Gegentheil umſchlug, und Heine — um uns ſeines eigenen Ausdrucks zu bedienen — den Schulmeiſter prügelte, nachdem er der Schule entlaufen war, ſtand er doch in der erſten Periode ſeines dichteriſchen Schaffens noch ganz unter den Einflüſſen der Romantik, er huldigte ihr als ſeiner Göttin, und zögerte nicht, durch den Abdruck der erwähnten Sonette auch dem Meiſter, der ihn in das Reich der Göttin eingeführt, ſeine offene Huldigung darzubringen und mit kräftigem Wort für ihn einzutreten, als die Bemühungen Schlegel's um die indiſche Literatur im Frühjahr 1821 einen ſcharfen Angriff in einer Berliner Zeitſchrift erfuhren. In den Begleitworten der Sonette 34) heißt es: „Sie entſtanden vorigen Sommer in Bonn, wo der Verfaſſer den Gefeierten in ſeiner vollen Kraft, Herrlichkeit und Rüſtigkeit ſah. Der Geiſt Deſſelben hat wahrlich nicht gealtert. Der hat keine Ruhe, behaglich auf dem Welt-Elephanten zu ſitzen! — Ob der Verfaſſer jener bitteren Ausfälle mit Recht oder mit Unrecht wider die politiſche Tendenz der jetzigen Beſtrebungen Schlegel's eifere, mag hier unentſchieden bleiben. Doch hätte er nie die Achtung außer Augen ſetzen dürfen, die dem literariſchen Reformator durchaus nicht verſagt werden kann. Was das Sanskrit-Studium ſelbſt betrifft, ſo wird über den Nutzen deſſelben die Zeit entſcheiden. Portugieſen, Holländer und Engländer haben lange Zeit jahraus, jahrein auf ihren großen Schiffen die Schätze Indiens nach Hauſe geſchleppt; wir Deutſche hatten immer das Zuſehen. Aber die geiſtigen Schätze Indiens ſollen uns nicht entgehen. Schlegel, Bopp, Humboldt, Frank u. ſ. w. ſind unſere jetzigen Oſtindienfahrer; Bonn und München werden gute Faktoreien ſein".

Eine eben ſo warme Anerkennung der Verdienſte Schlegel's enthält der faſt verſchollene Aufſatz, 35) durch welchen Heine im Sommer 1820 im „Kunſt- und Wiſſenſchaftsblatt“ des „Rheiniſch-weſtfäliſchen Anzeigers“ auf einen von W. v. Blomberg verfaßten ſatiriſchen Angriff wider Romantik und romantiſche Form entgegnete. Die poetiſchen Verdienſte ſeines Lehrers und Berathers werden hier von dem dankbaren Schüler ſogar weit überſchätzt und in ein ganz falſches Licht gerückt, wenn Heine, nach einſtmals beliebter Weiſe auch Goethen in den Kreis der romantiſchen Schule hineinziehend, Dieſen und A. W. v. Schlegel, „unſre zwei größten Romantiker, zu gleicher Zeit auch unſre größten Plaſtiker“ nennt, und „in den romantiſchen Dichtungen Schlegel's dieſelben ſicher und beſtimmt gezeichneten Konturen, wie in Deſſen wahrhaft plaſtiſcher Elegie auf Rom“ erblickt. Im Übrigen iſt die kleine Abhandlung aus mehr als Einem Grunde beachtenswerth, und durfte ſchon als die erſte Arbeit in Proſaform, welche von Heine bekannt geworden iſt, nicht übergangen werden. Auffallend iſt zunächſt der ernſte, ruhig würdevolle, nur die Sache im Auge behaltende Ton in einer, doch zum Mindeſten ihrer Veranlaſſung nach, polemiſchen Erwiderung. Jede ſcherzhafte oder ſpöttelnde Wendung, jeder geharniſchte Ausfall iſt ſorglich vermieden — es iſt eine Darlegung äſthetiſcher Grundſätze in objektivſter Form. Der Verfaſſer nimmt die Romantik, ſpeziell ſogar die chriſtlichgermaniſche Romantik, in Schutz, aber er fordert vor Allem, ſtatt myſtiſch unklarer Symbolik, eine plaſtiſch greifbare, ſinnlich lebendige Geſtaltung der romantiſchen Stoffe; denn „nie und nimmermehr iſt Dasjenige die wahre Romantik, was ſo Viele dafür ausgeben, nämlich ein Gemengſel von ſpaniſchem Schmelz, ſchottiſchen Nebeln und italiäniſchem Geklinge, verworrene und verſchwimmende Bilder, die gleichſam aus einer Zauberlaterne ausgegoſſen werden und durch buntes Farbenſpiel und frappante Beleuchtung ſeltſam das Gemüth erregen und ergötzen. Wahrlich, die Bilder, wodurch jene romantiſchen Gefühle erregt werden ſollen, dürfen eben ſo klar und mit eben ſo beſtimmten Umriſſen gezeichnet ſein, als die Bilder der plaſtiſchen Poeſie. Dieſe romantiſchen Bilder ſollen an und für ſich ſchon ergötzlich ſein; ſie ſind die koſtbaren goldenen Schlüſſel, womit, wie alte Märchen ſagen, die hübſchen verzauberten Feengärten aufgeſchloſſen werden“. Mit edelſter Wärme kämpft der junge Poet für das deutſche Wort und ſeine fernere Ausbildung zu dichteriſchen Zwecken; denn „dieſes Wort iſt ja eben unſer heiligſtes Gut, ein Grenzſtein Deutſchlands, den kein ſchlauer Nachbar verrücken kann, ein Freiheitswecker, dem kein fremder Gewaltiger die Zunge lähmen kann, eine Oriflamme in dem Kampfe für das Vaterland, ein Vaterland ſelbſt Demjenigen, dem Thorheit und Argliſt ein Vaterland verweigern“. Wie ſtreng Heine, bei all ſeiner Vorliebe für die Kunſtprincipien der Schlegel'ſchen Schule, auch damals ſchon die kirchlich und politiſch reaktionären Gelüſte derſelben, ihr zweideutiges Kokettiren mit einer Reſtauration mittelalterlicher Zuſtände, verurtheilte, ſehen wir aus den Schlußworten ſeines Aufſatzes: „Viele aber, die bemerkt haben, welchen ungeheuern Einfluß das Chriſtenthum, und in deſſen Folge das Ritterthum auf die romantiſche Poeſie ausgeübt haben, vermeinen nun Beides in ihre Dichtungen einmiſchen zu müſſen, um denſelben den Charakter der Romantik aufzudrücken. Doch glaube ich, Chriſtenthum und Ritterthum waren nur Mittel, um der Romantik Eingang zu verſchaffen; die Flamme derſelben leuchtet ſchon längſt auf dem Altar unſerer Poeſie; kein Prieſter braucht noch geweihtes Öl hinzu zu gießen, und kein Ritter braucht mehr bei ihr die Waffenwacht zu halten. Deutſchland iſt jetzt frei, kein Pfaffe vermag mehr die deutſchen Geiſter einzukerkern; kein adeliger Herrſcherling vermag mehr die deutſchen Leiber zur Frohn zu peitſchen, und deßhalb ſoll auch die deutſche Muſe wieder ein freies, blühendes, unaffektiertes, ehrlich deutſches Mädchen ſein, und kein ſchmachtendes Nönnchen und kein ahnenſtolzes Ritterfräulein. Möchten doch Viele dieſe Anſicht theilen! dann gäbe es bald keinen Streit mehr zwiſchen Romantikern und Plaſtikern. Doch mancher Lorber muß welken, ehe wieder das Ölblatt auf unſerem Parnaſſus hervorgrünt“.

Man ſieht, der erſte Aufſatz, mit welchem H. Heine das literariſche Turnierfeld betrat, war gewiſſermaßen ein Programm der äſthetiſchen Grundſätze, von denen ſein künſtleriſches Schaffen damals und während der nächſtfolgenden Jahre beherrſcht ward. Ein überraſchend hoher Grad kritiſchen Bewußtſeins in einem Lebensalter, das ſich bei anderen Dichtern eher durch ein Verwundern ſorgloſer Produktionsluſt zu kennzeichnen pflegt! Es läßt ſich ſogar nicht beſtreiten, daß Heine, trotz ſeines ſpäteren Abfalls und leidenſchaftlichen Kampfes gegen die romantiſche Schule, im Weſentlichen den in dieſem jugendlichen Programm ausgeſprochenen Principien ſeine ganze Schriftſtellerlaufbahn hindurch ziemlich treu geblieben iſt.

Indeß ging die Zeit ſeines Bonner Aufenthalts auch in engerem Sinne nicht der Muſe verloren. Während Harry die vorhin erwähnten wiſſenſchaftlichen Vorleſungen fleißig beſuchte, ſeine Kollegienhefte in muſterhafter Ordnung erhielt, und daneben alle bedeutenderen neuen Erſcheinungen der poetiſchen Literatur des Inlandes und Auslandes mit aufmerkſamen Blicken verfolgte, blieb auch ſein dichteriſcher Schöpfungsdrang nicht müßig. Die Traumbilder, Lieder und Romanzen der „Jungen Leiden" waren zum größten Theil ſchon in Hamburg und, nach der Rückkehr von dort, in Düſſeldorf entſtanden; einige derſelben wurden jedoch erſt in Bonn verfaßt. So auch faſt ſämmtliche Sonette. Dieſe Versart war, nach Bürger's Vorgange, hauptſächlich durch die Romantiker wieder in Aufnahme gebracht worden, und ſicherlich ward auch Heine zunächſt durch die Anregungen Schlegel's beſtimmt, ſich in dieſem reizenden Spiel kunſtvoller Reimverſchlingungen in ſtreng geſchloſſener Form zu verſuchen. Weit entfernt jedoch, ſich mit einer Nachahmung der vorgefundenen Muſter zu begnügen, trug er in den „Fresko-Sonetten" 57) einen ganz neuen Inhalt in die überlieferte Form. Während Bürger in den vierzehnzeiligen Reimpaaren ſeine weichen Liebesklagen ausgehaucht, Schlegel ſie vorherrſchend zur Einkleidung kunſtphiloſophiſcher Aphorismen benutzt, der jüngere Nachwuchs der romantiſchen Schule ein leeres Wortgeklingel damit getrieben, und Rückert ſie als ſcharfe Waffe im Freiheitskriege geſchwungen hatte, ſchuf Heine aus ihnen die eiſernen Reifen, in welche er mit ingrimmiger Wuth den ganzen unheilbaren Wahnſinn ſeiner Liebesſchmerzen und all ſeinen titaniſchen Trotz gegen eine Welt hineinzwängte, die ihm, wie ein ſchaler Mummenſchanz, nur noch eines Hohnlachens werth erſchien.

Denn wenn des Glückes hübſche Siebenſachen
Uns von des Schickſals Händen ſind zerbrochen,
Und ſie zu unſern Füßen hingeſchmiſſen;

Und wenn das Herz im Leibe iſt zerriſſen,
Zerriſſen, und zerſchnitten, und zerſtochen, —
Dann bleibt uns doch das ſchöne gelle Lachen.

Gieb her die Larv', ich will mich jetzt maſkieren,
In einen Lumpenkerl, damit Halunken,
Die prächtig in Charaktermaſken prunken,
Nicht wähnen, ich ſei Einer von den Ihren.

Gieb her gemeine Worte und Manieren,
Ich zeige mich in Pöbelart verſunken,
Verleugne all' die ſchönen Geiſtesfunken,
Womit jetzt fade Schlingel kokettieren.

So tanz' ich auf dem großen Maskenballe,
Umſchwärmt von deutſchen Rittern, Mönchen, Kön'gen,
Von Harlekin gegrüßt, erkannt von Wen'gen.

Mit ihrem Holzſchwert prügeln ſie mich Alle.
Das iſt der Spaß. Denn wollt' ich mich entmummen,
So müßte all das Galgenpack verſtummen.

In dieſer Verwendung des Sonetts, der maßvollſten und zierlichſten Dichtungsart, zu kraftgenialiſchen Ausbrüchen der Verzweiflung und burlesken Zornergüſſen einer ſchwarzgalligen Phantaſie ſpricht ſich ſchon ungemein deutlich das eigenthümliche Weſen des Humoriſten aus. Er zerſprengt das Gefäß der Kunſt, indem er es zu Zwecken mißbraucht, für die es nimmer geſchaffen ward. Form und Inhalt decken ſich nicht mehr, ſondern ſtehen in Widerſpruch zu einander; der gewaltige Inhalt überragt poſſierlich die winzige Form, und im Beſtreben, ſie zu erweitern, verſchiebt und verzerrt er ihre Linien über das Schönheitsmaß hinaus zur lächerlichen Fratze; das Große erſcheint klein durch den beengenden Druck des Rahmens, aus dem es unförmlich hervorquillt, das Kleine hinwieder bläht ſich zu barocker Größe auf; das Märchen wird zur Tragödie, die Tragödie ſinkt zur Farce herab; aus den Blumen ringeln ſich giftige Schlangen, und ſtatt des ſüßen Mädchengeſichts, deſſen Lächeln den Dichter bezauberte, ſtarrt ihn ein Meduſenhaupt an, das kalt und erbarmungslos mit verſteinerndem Hohn auf ihn niederblickt. Mit welchen Gedanken mag Schlegel dieſe „Fresko-Sonette“ geleſen haben, deren Titel ſchon einen ironiſchen Hinweis auf die derben Pinſelſtriche gab, welche hier an die Stelle der feinen Miniaturmalerei getreten? Ahnte er wohl, daß in dieſem ſeltſamen Spiel mit den traditionellen Formen der Poeſie ein rebelliſcher Geiſt, ihm ſelbſt unbewußt, ſchon die Pfeile ſchärfte zum Kampfe wider dieſelbe Romantik, in deren geſpenſtiſchem Reigen er heute noch als getreuer Schildknappe einherzog? Oder täuſchte den Heerführer des romantiſchen Chorus eben jene Ironie über den tieferen Ernſt, welcher ihr zu Grunde lag? . . .

Nachdem Heine in den „Fresko-Sonetten“ an ſeinen Freund Chriſtian Sethe die ſtumme Qual ſeines Herzens ausgeſchrieen, überkam ihn allgemach eine ſanftere Stimmung, und er ſchloß den verzweiflungsvollen Gedichtcyklus mit dem weicheren Liede:

Ich möchte weinen, doch ich kann es nicht;
Ich möcht' mich rüſtig in die Höhe heben,
Doch kann ich's nicht, am Boden muß ich kleben,
Umkrächzt, umziſcht von ekelm Wurmgezücht.

Ich möchte gern mein heitres Lebenslicht,
Mein ſchönes Lieb, allüberall umſchweben,
In ihrem ſelig ſüßen Hauche leben, —
Doch kann ich's nicht, mein krankes Herze bricht.

Aus dem gebrochnen Herzen fühl' ich fließen
Mein heißes Blut, ich fühle mich ermatten,
Und vor den Augen wird's mir trüb und trüber.

Und heimlich ſchauernd ſehn' ich mich hinüber
Nach jenem Nebelreich, wo ſtille Schatten
Mit weichen Armen liebend mich umſchließen.

Einen ferneren Verſuch, ſein Liebesleid durch die Tröſtungen der Poeſie zu bewältigen, machte Harry in der Tragödie „Almanſor". Hier erſcheint der wilde Schmerz ſchon zur elegiſchen Klage abgedämpft, und die melodiſchen Verſe entfluthen der wunden Bruſt wie ein lindernder Zährenſtrom, durch welchen das Herz ſich vom Alpdrucke ſeiner tödlichen Laſt befreien will. Gegen Ende des Sommerſemeſters 1820 verließ Heine ſeine Stadtwohnung in Bonn, und zog nach dem lieblichen Dörfchen Beul am gegenüberliegenden Rheinufer, um dort während der Univerſitätsferien völlig ungeſtört an ſeiner Tragödie arbeiten zu können, deren erſtes Drittheil im Auguſtmonat vollendet ward.

Aus welcherlei Gründen er im Herbſte des Jahres den Entſchluß faßte, den Aufenthalt in einer Univerſitätsſtadt, die ſeinem geiſtigen Leben ſo vielfache und werthvolle Anregungen bot, mit einer andern Hochſchule zu vertauſchen, iſt nicht mit Beſtimmtheit zu ſagen. Vielleicht, daß die Vernachläſſigung ſeines juriſtiſchen Brotſtudiums ſeinen Verwandten zu Ohren gekommen war, und daß ſie einen Wechſel ſeiner Umgebung für nützlich befanden; vielleicht auch, daß ihn ſelber die friedloſe Unraſt ſeiner Seele von dannen trieb — genug, im September 1820 packte er den Torniſter und ergriff den Reiſeſtab, um, nach kurzem Beſuch bei den Eltern, über die Marken der „rothen Erde" nach Göttingen zu pilgern. Wie ſehr dieſe mehrwöchentliche Fußreiſe durch Weſtfalen — der herrliche Anblick des Ruhr- und Weſerthals, die Wanderung über die einſame Heide und durch den erinnerungsreichen Teutoburger Wald, vor Allem aber der Verkehr mit dem ſchlichten, kernigen Menſchenſchlag jener Gauen — ihn erfriſchte und aufheiterte, ſagt uns folgende Stelle eines Briefes, den er fünf Vierteljahr' ſpäter 56) an Dr. H. Schultz in Hamm, den Herausgeber des „Rheiniſch-weſtphäliſchen Anzeigers“, ſchrieb: „Der September 1820 ſchwebt mir noch zu ſehr im Gedächtnis. Die ſchönen Thäler um Hagen, der freundliche Overweg in Unna, die angenehmen Tage in Hamm, die Alterthümer in Soeſt, ſelbſt die Paderborner Heide, Alles ſteht noch lebendig vor mir. Ich höre noch immer, wie die alten Eichenwälder mich umrauſchen, wie jedes Blatt mir zuflüſtert: Hier wohnten die alten Sachſen, die am ſpäteſten Glauben und Germanenthum einbüßten. Ich höre noch immer, wie ein uralter Stein mir zuruft: Wandrer, ſteh! hier hat Armin den Varus geſchlagen! Man muß zu Fuß, und zwar, wie ich, in öſtreichiſchen Landwehrtagemärſchen, Weſtfalen durchwandern, wenn man den kräftigen Ernſt, die biedere Ehrlichkeit und anſpruchsloſe Tüchtigkeit ſeiner Bewohner kennen lernen will“.

Mehr als zwanzig Jahre ſollten vergehen, bevor H. Heine als gefeierter Dichter, deſſen Ruhm die Welt durchhallte, dieſe Gegenden, die er als junger Student mit leichtem Ranzen und ſchwerem Knotenſtocke durchpilgert hatte, zum erſten und letzten Mal wiederſah. Er war inzwiſchen ein Anderer geworden in Herz und Geſinnung; manche Erinnerung, die einſt ſo ſchwärmeriſche Gefühle in ihm wachgerufen, weckte auf der Lippe des gereiften Mannes nur noch ein ſpöttiſches Lächeln — aber mit jugendlicher Wonne vernahm er wieder den „liſpelnd weſtfäliſchen Accent“, und ſetzte im „Wintermärchen“ ſeiner unverringerten Liebe für die „lieben, guten Weſtfalen, ein Volk, ſo feſt, ſo ſicher, ſo treu, ganz ohne Gleißen und Prahlen“, nach ſeiner humoriſtiſchen Weiſe ein freundliches Denkmal.

Viertes Kapitel.

Charakter der Literaturepoche.

Die Einwirkung der romantiſchen Schule auf H. Heine's Jugenddichtungen wurde ſchon mehrmals in flüchtiger Andeutung berührt. Um aber zu einem klaren Verſtändnis dieſer Einflüſſe und ihrer weitreichenden Folgen für die literariſche Thätigkeit unſeres Dichters zu gelangen, thut es vor Allem noth, daß wir uns den Charakter der Literaturepoche, in welche er eintrat, in einem deutlichen, feſt umriſſenen Bilde veranſchaulichen.

Die großen politiſchen Veränderungen auf der Weltbühne, welche dem Geiſt des heranwachſenden Knaben ihren unauslöſchlichen Stempel aufprägten, haben wir an früherer Stelle ſkizziert. Es leuchtet ein, daß der Rückhall ſo gewaltiger Ereigniſſe auch aus der zeitgenöſſiſchen Literatur vernehmlich hervorklingen muß. In der That iſt Solches der Fall, wenn auch in mehr indirekter, dem oberflächlichen Blick nicht ſofort ſich aufdrängender Weiſe.

Deutſchlands äußere und innere Geſchicke waren bis zu Anfang dieſes Jahrhunderts von den tieferen Einflüſſen der franzöſiſchen Revolution im Ganzen und Großen noch ziemlich unberührt geblieben. Im politiſchen Leben herrſchte eine ſtumpfe Gleichgültigkeit, und nur wenige ſchwärmeriſche Gemüther am Rhein begeiſterten ſich kurze Zeit für das neue Evangelium der Freiheit und Gleichheit, das vom Nachbarvolke ſo laut und wild unter dem Donner der Schlachten und dem unheimlichen

Blinken des Fallbeils der Guillotine gepredigt ward. Der patriarchaliſche Abſolutismus, welcher ſich auf den weich gepolſterten Thronſtühlen der drei bis vier Dutzend deutſcher Länder und Ländchen in behaglicher Sicherheit wiegte, ließ ſich's nicht träumen, wie bald ſeine Tage gezählt ſein, und fremde Eroberer über ſein Erbe als willkommene Siegesbeute das Loos werfen ſollten. Selbſt der nationale Gedanke der Einheit und Zuſammengehörigkeit des Reiches, das geiſtige Band, welches ehemals die vielgliedrigen Stämme des germaniſchen Volkes umſchlang, war ſeit dem dreißigjährigen Religionskriege in brudermörderiſchem Wahnwitz gelockert und zerſprengt worden — das Pfeilbund lag auseinander gefallen in ſeine einzelnen Stäbe, deren jeder leicht zu zerbrechen war, weil ihm das Ganze keinen Schutz und Rückhalt mehr bot. Ein kräftiger Stoß, und das altersſchwache deutſche Reich ſank zuſammen wie ein Kartenhaus! Und wie die Blätter eines Kartenſpiels miſchte Napoleon die niedergeworfenen Länder und errichtete aus ihren mit Blut gekitteten Trümmern auf Kugeln und Bajonettſpitzen das großartig phantaſtiſche Gebäude ſeiner Univerſalmonarchie. Aber die ihrem natürlichen Verband entriſſenen, willkürlich zuſammengefügten Bruchſtücke beſannen ſich ihres gemeinſamen Lebens, die Erde bebte, die Kugeln kamen ins Rollen, die Bajonette zerſplitterten, und wie unlängſt der alte, krachte jetzt wieder der neue Bau nieder in den Staub. Abermals ein Rennen und Laufen, ein rathloſes Köpfezuſammenſtecken der Herren Diplomaten, ein Schachern und Feilſchen um jeden Fußbreit Landes, ein wirres Durcheinanderwürfeln und Zerreißen der Nationalitäten, eine willkürliche Staatenkonſtruktion, geflickt und geleimt aus Protokollen und Aktenfascikeln auf Kongreſſen und Konferenzen, ein neues papiernes Kartenhaus, — der deutſche Bund!

Wen mag es wundern, daß in ſolcher Zeit ſelbſt unter den Beſten des Volkes die Theilnahme am öffentlichen Leben gering war, und daß ſich letzteres hauptſächlich nur negativ — durch verachtungsvolle Abwendung der edelſten Talente von der politiſchen Miſère — in Kunſt, Literatur und Wiſſenſchaft ſpiegelte? Die napoleoniſche Herrſchaft erdrückte jeden Einzelwillen und beugte mit unwiderſtehlicher Kraft jedes der vorgefundenen Elemente einem und demſelben Ziele zu, alles individuelle Leben ward aufgezehrt, der ſtolze Überwinder Europa's allein machte mit ſeinen ſiegreichen Kohorten die äußere Geſchichte der Zeit — was blieb da noch dem deutſchen Geiſte übrig, als ſich aus den Händeln der Außenwelt, bei denen ihm keine Rolle zuertheilt war, in das Reich des Gedankens und des Gemüthes zurückzuziehen, und auf einem andern Felde, als dem Gebiet der brutalen Thatſachen, ſeine unſterblichen Schlachten zu ſchlagen, oder ſeine mondlichtumflimmerten Träume zu träumen. Er that Beides, er verſenkte ſich tief in den geheimnisvollen Schacht ſeiner inneren Welt, und holte von dort zwei Edelſteine ans Licht hervor: den reinen, klaren Bergkryſtall der deutſchen Philoſophie, und den wunderlich ſchillernden Karfunkel der deutſchen Romantik. Sehen wir uns beide genauer an, und ſuchen uns über ihren Werth und ihre Bedeutung zu verſtändigen.

Den naiven Anfangspunkt der geiſtigen Entfaltung der Neuzeit, deren philoſophiſche Seite in den erſten Decennien unſres Jahrhunderts einen ſo mächtigen Aufſchwung nahm und zugleich unſre poetiſche Literatur ſo herrlich mit dem Inhalt neuer Ideen befruchtete, bezeichnet die lutheriſche Kirchenreform. Nach jahrhundertelangem Schlaf regte die menſchliche Vernunft im Kampfe gegen das Papſtthum zum erſten Mal ſiegreich ihre Schwingen; aber ihre Waffen waren noch nicht wider jede Knechtung des Geiſtes, ſondern nur wider eine beſondere Form derſelben, wider den von Rom aus geübten Glaubenszwang gerichtet. Nach wie vor blieb die Bibel für alle Parteien das unangetaſtete und unantaſtbare Gotteswort; „das Wort ſie ſollen laſſen ſtahn!“ hieß es in dem energiſchen, von Luther ſelbſt gedichteten Liede, das der Schlachtgeſang der Proteſtanten in ſo vielen blutigen Religionskriegen ward. In gleichem Sinne ſchrieb Ulrich von Hutten, ſchrieben Flemming, Gerhard, Dach, Neumark und die ſpäteren Verfaſſer proteſtantiſcher Kirchenlieder.

Aber die menſchliche Vernunft konnte ſich mit dem ihr endlich zugeſtandenen Recht einer freien Auslegung der Bibel nicht auf die Dauer begnügen; die Zeit mußte kommen, wo die Forſchung in der Bibel ſich zu einer Forſchung über die Bibel, über ihren Werth und ihre Gültigkeit für den Menſchen der Gegenwart, über die letzten Gründe menſchlicher Erkenntnis, menſchlichen Glaubens und Wiſſens erweiterte. Spinoza, der tiefe Denker, welcher ſchon die Offenbarung für „ein Produkt der Einbildungskraft Solcher,“ erklärte, „die im begrifflichen Denken über höhere Wahrheiten nicht geübt ſind“, Voltaire und die engliſchen Deiſten, Leibnitz und Wolf waren die erſten vermittelnden Übergangsglieder des philoſophiſchen Befreiungsproceſſes der Menſchheit. Die vereinzelten Lichtſtrahlen all' dieſer verſchiedenen Denkſyſteme faßte Leſſing, der große Toleranzprediger, zuerſt in dem Centrum des poetiſchen Brennſpiegels, vor Allem in ſeinem „Nathan", zuſammen. Sein Ringen und Kämpfen diente mit Bewuſstſein dem Zwecke, die Menſchheit von dem Joche des „Wortes", des todten Buchſtabens, zu erlöſen. Ihm hatte bereits jedes religiöſe Bekenntnis nur in dem Grade Werth, in welchem es ſich als ein Sporn zu edlen Thaten erwies.

Den zweiten kühnen und wahrhaft entſcheidenden Schritt in dieſer Richtung that Immanuel Kant, der Schöpfer der kritiſchen Philoſophie. Mit unerbittlich ſcharfer Logik prüfte er die Quellen der menſchlichen Urtheilskraft auch auf religiöſem Gebiete, er zerſtörte die herkömmlichen Beweiſe für die Exiſtenz eines perſönlichen Gottes, deſſen Daſein nur noch als unbeweisbares Poſtulat der praktiſchen Vernunft behauptet ward, und ſetzte an die Stelle des blinden Dogmenglaubens der Kirche die Forderung eines reinen Vernunftglaubens und einer aus dem Weſen und der Erkenntnis unſeres freien, ſein Geſetz in ſich ſelbſt tragenden Willens abgeleiteten Moral. Es iſt bekannt, mit welchem Eifer und mit wie glücklichem Erfolg beſonders Schiller ſich durch dieſe muthvolle Philoſophie zu gedankenreichen poetiſchen Produktionen anregen ließ, deren erhabener Schwung noch heut unſre Jugend begeiſtert. Die Bedeutung von Kant's „kategoriſchem Imperativ", die Forderung, daſs der Menſch das ſeiner Bruſt eingeſchriebene, auf Freiheit und Selbſtbeſtimmung des Willens baſierte höchſte Geſetz der Sittlichkeit mit nie erlahmender Kraft in all ſeinen Handlungen bethätige, konnte nicht leicht eindringlicher ausgeſprochen werden, als mit Schiller's Worten:

> Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
> Und ſie ſteigt von ihrem Weltenthron.

Während Schiller mehr die negative Seite der neuen Weltanſchauung, die Befreiung von dem Joche der alten Satzungen auf ſittlichem, religiöſem und politiſchem Felde betonte, waren andere Dichter — ſo namentlich Herder — bemüht, in friedlicher Vermittlung den poſitiven, humanitariſchen Inhalt der jungen Doktrin mit den etwa noch lebenskräftigen Elementen der alten Lehre in Einklang zu ſetzen. Doch führten, bei ihrer ſchwankenden Unentſchiedenheit und bei der raſch fortſchreitenden Entwicklung des philoſophiſchen Kampfes, dieſe Vermittlungsverſuche in der Folge meiſt, wie bei Herder, zu einer erbitterten Befehdung des neuen Princips, das nicht ſo bequem und verſöhnungsdurſtig mit ſich handeln ließ, ſondern allmählich in immer ſchärferen Gegenſatz zu den Traditionen der Vergangenheit trat.

Die Auflöſung des Gottesbegriffs in den Begriff der „moraliſchen Weltordnung" wurde zunächſt von Fichte noch energiſcher, als von Kant, proklamiert, und die Unterſuchung „über den Grund unſeres Glaubens an eine göttliche Weltregierung" öffnete dem Zweifel an derſelben Thür und Thor. Immer weiter dehnte die menſchliche Vernunft ihr Recht der freien Forſchung aus, das ſich in unaufhaltſamer Progreſſion bald auf alle Gebiete des Denkens und Lebens erſtreckte. Die Zerſetzung der alten ſittlichen, religiöſen und politiſchen Ideale ging Schritt für Schritt ihren nothwendigen Gang, und wie manche einſt für wahr gehaltene, ſcheinbar tröſtliche Vorſtellung auch durch die beſſere Erkenntnis dem menſchlichen Herzen geraubt ward: dasſelbe fand ſich zuletzt nicht ärmer, ſondern reicher durch den hellen Sonnenglanz der Wahrheit, welcher das Traumdunkel des Irrthums verſcheuchte. Allerdings — und Das iſt eine wichtige Thatſache, die ſchon hier nachdrücklich betont werden mag — wurde die Kluft zwiſchen der alten und neuen Weltanſchauung durch dieſen Entfaltungsproceß des menſchlichen Geiſtes immer weiter aufgeriſſen. Hatte ſich die chriſtliche Menſchheit ſeit der Reformation im Weſentlichen ſchon in zwei große Heerlager getheilt, denen beiden jedoch immer noch die Bibel als gemeinſame Baſis des Glaubens und als gemeinſame Quelle der ethiſchen Vorſchriften galt, ſo bildeten ſich nun allmählich immer zahlreichere Kreiſe, die auf einem ganz neuen, einem ganz anderen Boden ſtanden, als jene nur durch einzelne kirchliche Dogmen unterſchiedenen Bekenner des Chriſtenthums. Nicht, als hätte die moderne Philoſophie ſofort mit einer Negierung des perſönlichen oder auch nur des chriſtlichen Gottes begonnen. Nein, ſie nahm, wie geſagt, Anfangs nur das Recht in Anſpruch, die Gründe des Glaubens an einen ſolchen Gott zu unterſuchen, zu prüfen. Langſam und ſtufenweis fortſchreitend, widerlegte ſie zuerſt die Richtigkeit der in früherer Zeit ausgeklügelten Beweiſe für ſeine Exiſtenz, aber ſie taſtete noch weder die Möglichkeit einer Offenbarung an, noch leugnete ſie etwa das Daſein Gottes, weil ſie dasſelbe nicht zu beweiſen vermochte. Die Philoſophie begnügte ſich im Gegentheil vorläufig damit, das Sittengeſetz aus dem erkannten und weiter zu erkennenden Weſen der Vernunft abzuleiten, und Fichte war mit Recht erſtaunt, als man ihn, der nur auf dem bezeichneten Pfade ernſt und ruhig fortgewandelt war, plötzlich des

Atheismus, der Gottesleugnung, beſchuldigte. Indeſſen, auch ſeine Gegner hatten ſo Unrecht nicht, wenn ihnen ſeine Lehre als ein gefährlicher Angriff gegen die ſeither herrſchende Religion erſchien. Es mochte ihnen wohl die leiſe Ahnung aufdämmern, daß die Grundpfeiler der chriſtlichen Kirche erſchüttert würden, ſobald man aufhöre, die Glaubens- und Sittenlehre als ein unmittelbar von Gott ſelbſt geoffenbartes ewiges und unabänderliches Geſetz zu betrachten. Welchen Werth, durften ſie fragen, hat fortan der Glaube an die Exiſtenz eines perſönlichen Gottes, wenn nicht aus ihm, ſondern aus dem eigenſten Weſen der Vernunft das mit der fortſchreitenden Entwicklung jedes Jahrhunderts ſich ändernde Moralgeſetz abgeleitet wird? In der That war von jetzt an eine Vermittlung und Verſöhnung der entgegenſtehenden Anſichten über die höchſten Dinge des Lebens nicht mehr denkbar, und man begann zu ahnen, daß die alte und die neue Weltanſchauung ſich naturgemäß befehden müſſen, bis die eine von beiden den vollkommenen Sieg über die andre erringt. Immer ſchärfer, aber zugleich immer klarer, trat in der erſten Hälfte unſres Jahrhunderts der Gegenſatz zwiſchen Religion und Philoſophie hervor. Schritt für Schritt hat letztere während dieſer Zeit an Terrain gewonnen, und weder durch Verfolgungseifer, noch durch halbe Conceſſionen vermochten Staat und Kirche das ſtets weitere Umſichgreifen der neuen Weltanſchauung zu hemmen.

Die nächſte Stufe in dieſem Entwicklungsproceſſe des menſchlichen Geiſtes war die von Schelling begründete und ſpäter von Hegel erweiterte Identitätsphiloſophie. Der außerweltliche, aus ſeinem „Himmel“ vertriebene Gott flüchtete ſich als eine Art pantheiſtiſcher Weltſeele in das All und behauptete dort unter der Firma „das Abſolute“ eine myſteriöſe Exiſtenz. Während Schelling dies Abſolute noch in der „Anſchauung“ oder dem „Gefühl“ erkennen wollte, ſchrumpfte es bei Hegel ſchon in den „Begriff“ zuſammen, um ſich bei ſeinen Nachfolgern vollends in das „Naturgeſetz“ aufzulöſen. Und damit ſind wir in unſrer Überſchau der einzelnen Stadien dieſes Proceſſes bei dem heutigen Standpunkte der Philoſophie angelangt, den am kühnſten und ehrlichſten Ludwig Feuerbach vertritt, und den wir füglich κατ᾽ ἐξοχήν mit dem Namen des Humanismus bezeichnen dürfen, weil ihm der Menſch (homo), mit Einſchluß der Natur als der Baſis des Menſchen, der alleinige, höchſte Gegenſtand philoſophiſcher Betrachtung iſt. Alle Religion erweiſt ſich auf dieſem Standpunkte als ein Produkt des Menſchen, alle Theologie als Anthropologie, und nicht nur unſre jeweilige Vorſtellung von Gott, ſondern das göttliche Weſen ſelbſt iſt nichts Anderes mehr, als das von uns objektivierte, der individuellen Schranken entkleidete Weſen des Menſchen. „Homo homini deus est“.

Es hieße jedoch die Vergangenheit aus der Gegenwart, das Frühere aus dem Späteren ableiten, wenn wir annehmen wollten, daß die zerſetzende Bedeutung der neueren Philoſophie und ihre nothwendige letzte Konſequenz zu Anfang unſres Jahrhunderts ſchon von irgend einem der damaligen Schriftſteller deutlich erkannt worden ſei. Der deutſche Geiſt glich vielmehr einem Richter, der parteilos, mit unbefangenem Sinne, die Akten eines wichtigen Proceſſes prüft, und im Voraus unmöglich wiſſen kann, welche Entſcheidung er nach gewonnener Einſicht in alle Details des Falles ſchließlich abgeben muß. Oder er glich einem rüſtigen Wanderer, der den niebetretenen höchſten Gipfel eines Gebirges erklimmen will, und, ſo oft er einen Berg erſtiegen hat, hinter dieſem wieder einen neuen Felskegel emporragen ſieht, ohne ſagen zu können, ob dieſer nun endlich ſich als der wolkennächſte Ätherſitz erweiſen wird. Wenn ein ſcharfer und ehrlicher Denker wie Fichte noch mit Befremden und Entrüſtung den Vorwurf des Atheismus zurückwies, ſo dürfen wir uns wohl überzeugt halten, daß einem Schiller oder Goethe die religionsfeindliche Tendenz der philoſophiſchen Kämpfe nicht minder ein Geheimnis war, als den übrigen ihrer Zeitgenoſſen. Goethe, der ſich die harmoniſche Ruhe des Daſeins um jeden Preis ungetrübt zu bewahren ſtrebte, und ſich, wie gegen die großen politiſchen Staatsumwälzungen, ſo auch gegen die Revolution auf dem Felde der Philoſophie ablehnend verhielt, erlebte freilich noch großentheils die ſpäteren Phaſen dieſer Bewegung, und es iſt zweifelhaft, ob er mehr ſich ſelbſt oder ſein Publikum über die Tragweite derſelben zu täuſchen ſuchte.

Auch die Romantiker hatten ſchwerlich ein viel ſchärferes Bewußtſein von der allmählichen Auflöſung der früheren religiöſen, ſittlichen und politiſchen Ideale durch die Einwirkung der Philoſophie. Am wenigſten begriffen ſie die poſitive Bedeutung der neuen Lehren; eher ſchon erkannten ſie hin und wieder deren negative, zerſtörende Seite. Bevor wir jedoch auf dieſe Gegenſätze zurückkommen, müſſen wir einige Bemerkungen über den Entwicklungsgang der deutſchen Dichtung bis zum Auftreten der romantiſchen Schule vorausſenden.

Die von Luther unternommene Kirchenreformation ward bereits oben als der Ausgangspunkt des modernen Geiſteslebens bezeichnet; gleicherweiſe eröffnet ſich mit ihr das Wiederaufblühen der deutſchen Literatur. Zuerſt freilich entwindet ſich die neugeborene Poeſie nur langſam und mühevoll den Wehen der Zeit, und trägt lange noch die Nabelſchnur ihrer ſchweren Geburt mit ſich herum. Faſt nur auf einem einzigen Gebiete, dem des Kirchenliedes, hören wir Anfangs friſche, kräftige Töne erſchallen; hier aber in um ſo erfreulicherer Weiſe. Unſere Dichtung war, nach ihrer erſten großen Blüthezeit unter den Hohenſtaufen, während der nachfolgenden Jahrhunderte in den Händen ſpießbürgerlicher Sängerzünfte allmählich zu einer läppiſch inhaltsloſen Formenſpielerei verſandet — jetzt rauſchte ſie im proteſtantiſchen Kirchenliede plötzlich wieder wie ein lebendiger Quell, und der neue Inhalt, der in glaubensfrommer Begeiſterung die Herzen durchglühte, fand wie von ſelber die ſchlichten Naturlaute der ihm angemeſſenen poetiſchen Form. Leider trat in der ſo muthvoll begonnenen Bewegung der Geiſter nur zu bald wieder ein Stillſtand ein. In verheerendem Bruderkriege muſſten ſich die Bekenner der neuen Lehre das Recht der Glaubensfreiheit erkämpfen, und die proteſtantiſche Theologie verknöcherte, ſtatt ſich zur freien wiſſenſchaftlichen Forſchung zu erheben, binnen Kurzem zu einer ſcholaſtiſchen Dogmatik, welche den kaum aus den Banden des Katholicismus losgerungenen Geiſt abermals an die Satzungen des todten Buchſtabens kettete. Die alte Glaubenseinheit war vernichtet, Zank und Hader und blutige Kriege hatten die Kluft zwiſchen dem Norden und Süden Deutſchlands immer tiefer aufgeriſſen, und als der Friede von Münſter endlich dem wilden Morden ein Ziel ſetzte, ſchlichen die feindlichen Brüder todeswund und erſchöpft nach Hauſe, die Einen unter das zur Ruine gewordene klöſterliche Dach der Mutterkirche, die Andern in den unwirthlich kahlen, halbfertigen Neubau, der mehr einem unbekleideten Nothgerüſte als einer ſchutzbietenden Wohnung glich. Wie hätte die deutſche Poeſie in ſo jämmerlicher Behauſung ſich friſch und fröhlich entfalten, wie hätte ſie vom Abhub ſo ungeſunder Pfaffenkoſt lebenskräftig ſich nähren können? Sie verkümmerte mehr und mehr, ſie floh endlich ganz aus der Heimat, wo ſie in beſſeren Tagen an der Fürſtentafel geſeſſen und mit dem Berghirten oder dem Jägerburſchen im Walde das ländliche Mahl getheilt hatte, und ſie ging betteln in der Fremde, ſich mit den Broſamen begnügend, die der Wälſche von ſeinem prahleriſch aufgeputzten Tiſche fallen ließ. Beim Beginne des achtzehnten Jahrhunderts war unſre geſammte Literatur zu ſklaviſcher Nachahmung der franzöſiſchen Muſter herabgeſunken, die Sprache Luther's blähte ſich auf im bauſchigen Faltenrock unnatürlicher Phraſen und ſchritt auf dem ſteifen Alexandrinerkothurn neurömiſcher Hof- und Staatsaktionen einher, bis Leſſing erſchien und durch ſein gewaltig exercierendes Wort den geſpenſtiſchen Spuk verbannte. Er riß den Dienſtmägden der franzöſiſchen Hofklaſſiker die ſtaubigen Perücken von den Köpfen, hob ihnen die Schädeldecken ab, und zeigte dem Publikum, daß Nichts als leeres Stroh darunter war. Von den Zerrbildern antiker Kunſtſchöpfungen wies er auf die unſterblichen Originale hin, drang auf ſtrenge Scheidung der Künſte, deren verſchiedene Gattungen barbariſch mit einander vermengt worden, und leitete die ewig gültigen Regeln für jede derſelben aus den Meiſterwerken helleniſcher Vorzeit ab. Zu lange jedoch war die deutſche Poeſie in der Fremde umhergeirrt, als daß ſie ſofort auf deutſchem Boden wieder hätte heimiſch werden können. Und zudem, welchen ungünſtigen Zuſtänden begegnete ſie im politiſchen Leben des Vaterlandes! Nach hundertjährigem Schlafe der Ohnmacht und Ermattung ſtanden in Deutſchland Nord und Süd ſich in den Eroberungskriegen Friedrich's II. abermals feindlich gegenüber, und der große König, welcher dem deutſchen Namen zuerſt wieder Achtung und Ehrfurcht im Rath der europäiſchen Völker verſchafft hatte, liebäugelte ſelbſt mit dem fremdländiſchen Weſen, verächtlich herabblickend auf Sprache, Kunſt und Wiſſenſchaft des eigenen Landes, die ſich eben kraftvoll auf eigene Füße zu ſtellen begannen. Denn der deutſche Genius war erwacht, und ſehnte ſich in kühnem Schöpfungsdrange nach gewaltigen Thaten. Aber der ſchönen Seele fehlte der ſchöne Leib. Vergebens durchirrte ſie die Räume der öden Wirklichkeit, die ihrem ſpähenden Auge keinen würdigen Anblick bot, in den ſie ſich mit ſtolzer Befriedigung hätte verſenken können, um das Geſchaute in künſtleriſch veredelter Geſtaltung zu ſpiegeln. Außer der heldenhaften Erſcheinung Friedrich's des Großen und den redlich gemeinten, aber durch vorſchnelle Überſtürzung und Pfaffenliſt vereitelten Humanitätsbeſtrebungen Joſeph's II., hatte das achtzehnte Jahrhundert Nichts aufzuweiſen, worin für das deutſche Gemüth und den patriotiſchen Sinn die Verheißung einer beſſeren Zukunft lag. Eine thatloſe Zeit und eine träge Nation ohne freies Staatsleben und ohne lebendige Geſchichte war für den Dichter kein Stoff, an dem ſich ſeine Phantaſie in begeiſtertem Aufſchwung emporzuranken vermochte. Um das Höchſte erreichen, um die

Erſcheinungen des äußeren Lebens in verklärtem Bilde wiederſtrahlen zu können, fehlte der Kunſt die Hauptbedingung ihrer naturgemäßen Entfaltung, die ſchönheitsvolle Wirklichkeit.

Die von Leſſing eingeleitete, in Schiller und Goethe zur glänzendſten Blüthe gelangte klaſſiſche Periode unſrer neueren Dichtung krankt an dieſem geheimen Fluche, der wie ein giftiger Mehlthau raſch wieder ihr hoffnungsreiches Leben zerſtört. Es war ſicher eine rühmliche, nicht hoch genug zu ſchätzende Geiſtesthat, wenn jene Heroen unſrer modernen Literatur in all' ihren Beſtrebungen auf das goldene Zeitalter der griechiſchen Kunſt zurückgingen, und ſtatt der gepuderten und geſchminkten Aftermuſe, die aus den beſchnittenen Taxusalleen der Hofgärten von Verſailles nach Berlin und Leipzig herüber promeniert war, der ewigen Schönheit huldigten, die uns aus den Geſängen Homer's heute ſo friſch wie vor zweitauſend Jahren anblickt. Nur wurde Eins dabei überſehen, oder mindeſtens nicht zur Genüge beachtet. Es wurde überſehen, daß die mit Recht ſo hoch geprieſenen griechiſchen Kunſtwerke, die man ſich allerorten zum Muſter nahm, eben deßhalb ſo groß und herrlich waren, weil Form und Inhalt in ihnen ſich deckten, weil der Dichter ſang, der Bildhauer formte, was in der lebendigen Erinnerung ſeines Volkes lebte, weil die Blume der Kunſt ihre feſten Wurzeln im Boden der Heimat ſchlug und der blaue Himmel von Hellas ſich über ihr wölbte, die blinkenden Wellen des ägäiſchen Meeres ihren Kelch umrauſchten. Wenn der Rhapſode die Schlachtſcenen des trojaniſchen Krieges vortrug, ſo l[illegible]m die Enkel der Helden, die am ſkäiſchen Thore geſtritten; Äſch[illegible]e ſelber bei Marathon, Salamis und Platää den Befreiungskampf Griechenlands mitgekämpft, den er in ſeinen „Perſern" verherrlichte; und im Theater belächelte Sokrates als harmloſer Zuſchauer das dreiſte Spottbild ſeiner Lehren, welches ihm Ariſtophanes von der Bühne herab in den „Wolken" vor allem Volke entgegen hielt. Der Künſtler befand ſich nicht im Gegenſatze zu ſeiner Zeit und ſeiner Nation, ſondern begeiſterte ſich an ihrem Dichten und Trachten, die Kunſt ſtand in inniger Wechſelbeziehung zur Wirklichkeit — die erhabenſten Hymnen des Dichters feierten den Sieger in den olympiſchen Spielen, und Dieſem wieder galt als der höchſte Ruhm, daß er ſich werth gemacht, von einem Pindar beſungen zu werden. So verklärte die Kunſt das ſchönheitsvolle Leben, und dieſes rang nach dem Preiſe, ſolcher Verklärung würdig zu ſein.

Hätte die deutſche Literatur und Kunſt bei ihrer Rückkehr zu antiken Muſtern vorherrſchend dieſen Geſichtspunkt im Auge behalten, ſo wäre mancher Fehlgriff vermieden worden, der auf lange Zeit hinaus die verhängnisſchwerſten Folgen nach ſich zog. Leider nur allzu früh gaben unſre modernen Klaſſiker den in ihren Jugendwerken — im „Werther", in den „Räubern", in „Kabale und Liebe" — ſo muthig unternommenen Verſuch auf, der ſie umgebenden Wirklichkeit feſt ins Auge zu blicken, den Finger theilnahmvoll in die Wundenmale der Zeit zu legen, und durch künſtleriſche Bewältigung der Gegenwart dieſer den Spiegel der Selbſterkenntnis vorzuhalten. Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß in dieſen Worten nur eine Klage, keine Anklage, liegen ſoll. Die Zeit ſelber war ja zu traurig und trübe, als daß ſie unſeren Dichtern auf die Dauer einen würdigen Stoff hätte darbieten können: dem politiſchen Leben fehlten die großen Charaktere und erhebenden nationalen Ziele, das geſellſchaftliche Leben krankte an ſchönſeliger Verweichlichung und Empfindelei; herbſtlich fahl und welk fiel Blatt um Blatt vom deutſchen Eichbaume zu Boden, und der entlaubte Stamm trieb noch keine neuen Frühlingskeime hervor; ringsumher Moder und Verweſung — — da möchten wohl Schiller und Goethe eher Dank als Tadel verdienen, wenn ſie das ihnen anvertraute Kleinod der deutſchen Poeſie für beſſere Tage auf die reinen Ätherhöhen des Olymps retteten und ſich bei den Göttern Griechenlands zu Gaſte luden . . .

> Komm her, wir ſetzen uns zu Tiſch!
> Wen ſollte ſolche Narrheit rühren?
> Die Welt geht auseinander wie ein fauler Fiſch,
> Wir wollen ſie nicht balſamieren!

Das unermeßliche Verdienſt unſerer klaſſiſchen Dichter liegt in dem Umſtande, daß ſie in einer ſtaatlich unfreien, politiſch trägen und geſellſchaftlich ungeſunden Zeit den Sinn für innere Freiheit des Daſeins nährten, einem in ſtumpfe Gleichgültigkeit verſunkenen Geſchlechte das Evangelium der Schönheit predigten und das Ideal der Humanität vor Augen hielten, einer Nation, die durch das Unglück von Jahrhunderten zerriſſen und zerſchnitten war, in einer großartigen Literatur das erſte Band gemeinſamen Zuſammenhangs ſchenkten, und den Grund ebneten, auf dem ein nationaler Zukunftsbau ſich dereinſt erheben kann. Das Bedenkliche aber lag darin, daß jene Männer, indem ſie die griechiſche Kunſt als Vorbild ihres eigenen Schaffens nahmen, zuletzt nicht mehr, gleich dieſer, im Leben ihrer Zeit und ihres Volkes wurzeln blieben, ſondern den rauhen Boden der Wirklichkeit mit einer idealen Welt vertauſchten, ein geiſtiges Hellas auf deutſcher Erde zu gründen ſuchten, uns mit den Formen der griechiſchen Poeſie zugleich weſentliche Momente der helleniſchen Weltanſchauung aufdrängen wollten, die der fortgeſchrittene Bildungsgang ſpäterer Jahrhunderte längſt überwunden hatte. Hermann Hettner weiſt in ſeiner trefflichen Schrift über die romantiſche Schule bedeutungsvoll auf eine Stelle des Goethe-Schiller'ſchen Briefwechſels hin, in welcher Schiller die Gefahren der damaligen Literaturepoche ungemein ſcharfſichtig und wahr charakteriſiert. „Zweierlei", ſagt er, „gehört zum Poeten und Künſtler: daß er ſich über das Wirkliche erhebt, und daß er innerhalb des Sinnlichen ſtehen bleibt. Wo Beides verbunden iſt, da iſt äſthetiſche Kunſt. Aber in einer ungünſtigen, formloſen Natur verläßt er mit dem Wirklichen nur zu leicht auch das Sinnliche und wird idealiſtiſch, und wenn ſein Verſtand ſchwach iſt, gar phantaſtiſch; oder will er und muß er, durch ſeine Natur genöthigt, in der Sinnlichkeit bleiben, ſo bleibt er gern auch bei dem Wirklichen ſtehen und wird in beſchränkter Bedeutung des Wortes realiſtiſch, und wenn es ihm ganz an Phantaſie fehlt, knechtiſch und gemein. In beiden Fällen alſo iſt er nicht äſthetiſch". Dem letztbezeichneten Fehler eines platten Kopierens der unſchönen Wirklichkeit verfielen die Nicolai und Wieland, die Iffland und Kotzebue; den andern Irrweg eines idealiſtiſchen Verlaſſens der Wirklichkeit und des Sinnlichen betrat zuerſt Klopſtock, als er in den Bardieten der Hermannsſchlacht die Phantasmagorie ſeiner abenteuerlichen Urteutſchen heraufbeſchwor, und im „Meſſias" die blutloſen Schattengeſtalten einer religiöſen Gefühlsſchwelgerei an uns vorüber huſchen ließ. Vor einer ſo vollſtändigen Flucht aus der realen Welt und vor einem ſo unkünſtleriſchen Aufgeben jeder plaſtiſchen Geſtaltung blieben nun freilich Schiller und Goethe durch ein tief eingehendes Studium der helleniſchen Kunſtgeſetze bewahrt, die vor Allem eine ſinnlich greifbare Darſtellung der Charaktere und Situationen forderten. Schiller und Goethe verließen wohl den Boden ihrer Zeit und Umgebung, ſie traten in idealiſtiſchen Gegenſatz zu der Bildungsſtufe ihrer Kulturepoche und zu den unmittelbaren Bedürfniſſen ihrer Nation — aber ſie gedachten, als ſie in das Bad griechiſcher Schönheitsform hinabtauchten, nicht der Wirklichkeit überhaupt zu entrinnen, ſondern den Genius der deutſchen Poeſie in jenem Schönheitsbade zu kräftigen und zu verjüngen. Aber weiter und weiter lockte der Sirenengeſang der Muſe von Hellas ſie fort von den heimatlichen Geſtaden, und die Schmeicheltöne des fremden Liedes bezauberten ſo ſehr ihre Sinne, daſs ſie zuletzt faſt nur noch Herz und Ohr für die Weiſe hatten, die über die Kluft von zwei Jahrtauſenden zu ihnen herüber klang. Das Mittel wurde zum Zweck; es galt nicht mehr vor Allem, die griechiſchen Formen der deutſchen Nationalität und dem Leben und Inhalt der neuen Zeit anzupaſſen, ſondern in deutſcher Sprache zu dichten, wie es das helleniſche Kunſtgefühl im goldenen Zeitalter längſt verſchollener Tage verlangt hätte. Nicht anders iſt's zu erklären, wenn ſich Goethe ausdrücklich vornahm, in ſeiner Achilleis ein Heldengedicht zu ſchaffen, das keine Zeile enthalten ſollte, die nicht Homer hätte ſchreiben können, und wenn Schiller in ſeinen Dramen vom „Wallenſtein" bis zur „Braut von Meſſina" ſich mehr und mehr beeiferte, die antike Schickſalsidee, die ideale Typenhaftigkeit der Charaktere, und zuletzt gar den griechiſchen Chor, in die moderne Tragödie einzuführen. Je ernſter unſere Dichter den eingeſchlagenen Pfad verfolgten, um ſo weiter entfernten ſie ſich von dem urſprünglichen Ziele, um ſo mehr verloren ſie den Boden der Nationalität, der Gegenwart, der Wirklichkeit aus den Augen, um ſo zwangvoller vertieften ſie ſich in ein abſtraktes Formenſpiel, über welchem das eigentliche Weſen, der geiſtige Inhalt, ſchier vergeſſen ward. Es war eine nahe liegende Konſequenz dieſes antikiſierenden Strebens, daſs mit der Vorſtellungsweiſe der Hellenen auch die griechiſche Mythologie in die deutſche Dichtung hinüber genommen, und die Kluft immer größer wurde, die das Ideal-Leben der Poeſie von den realen Bedürfniſſen und dem Bewuſstſein des Volkes abtrennte. Selbſt Schiller, der in ſeinen kunſtphiloſophiſchen Abhandlungen ſo oft den Gedanken einer Erziehung des Menſchengeſchlechts durch die Schönheit zur Freiheit und Sittlichkeit ausgeſprochen hatte, fand es immer ſchwieriger, in ſeinen Tragödien unmittelbar auf das Gefühl der Nation zu wirken; ſo gröblich ſah er ſeine Abſichten verkannt, daſs man in „Maria Stuart" und der „Jungfrau von Orleans" katholiſierende Tendenzen witterte; und die Erörterung über den Gebrauch des Chores im Drama, welche er der „Braut von Meſſina" voranſandte, erſcheint, trotz der entgegengeſetzt lautenden Eingangsbemerkung, faſt wie ein verblümtes Geſtändnis, daſs ſein Werk ſich nicht durch ſich ſelbſt rechtfertige und erkläre, ſondern der künſtleriſchen Vertheidigung bedürfe. Unglücklicher noch ſcheiterte Goethe's Verſuch, in der „Natürlichen Tochter" die den tiefſten Grund der modernen Geſellſchaft aufwühlenden Ideen der franzöſiſchen Revolution zu einer, alles individuellen Lebens entkleideten, geſchichtsphiloſophiſchen Allegorie zu geſtalten. Wäre unſere Dichtung auf dieſem Wege fortgewandelt, dann hätte ſie nach ſo herrlichem Aufſchwunge bald gänzlich in eine gelehrte Kunſtpoeſie auslaufen müſſen, ohne jede volksthümliche Wirkung, und in ihren Intentionen nur noch einem kleinen Kreiſe verſtändlich, deſſen antiquariſche Bildung an der mühſamen Nachahmung klaſſiſcher Formen und an der galvaniſchen Wiederbelebung einer abgeſtorbenen Weltanſchauung hätte Geſchmack finden können.

Die nothwendige Reaktion und das naturgemäße Korrektiv gegenüber dieſer maßloſen Rückwendung zu antiken Kunſtformen war die romantiſche Schule. Wie groß und verderblich auch ihre ſpäteren Verirrungen geweſen ſind — und es liegt uns wahrlich Nichts ferner, als dieſelben in beſchönigendem Lichte zu ſchildern, — ſo hoffen wir doch, heut zu Tage kaum mehr auf erheblichen Widerſpruch zu ſtoßen, wenn wir die Einwirkung dieſer Schule auf das Erwachen unſres nationalen Lebens und auf die volksthümliche Entwicklung unſerer Literatur im Ganzen und Großen als einen Fortſchritt betrachten. Freilich war der Kampf, den die Romantik gegen den Klaſſicismus führte, einſeitig wie alle leidenſchaftlichen Kämpfe, und ſchoß in der Folge weit über ſein anfängliches Ziel hinaus. Aber in der Literatur ſo wenig, wie im politiſchen Leben, ſchreitet der Entwicklungsproceß eines Volkes in der ununterbrochenen, abweichungsloſen Progreſſion einer graden Linie fort. Zumal in ſtürmiſchen Zeitläuften wird das Schiff, welches die geiſtigen Güter der Nation an Bord trägt, wunderlich auf und nieder geſchaukelt von den Wellen; Das iſt ein Steigen und Sinken, ein Herüberneigen nach rechts und nach links, und wir dürfen von Glück reden, wenn die Fluthbewegung des Meeres den ſchwanken Kiel nicht völlig vom richtigen Kurſe verſchlägt, ſondern ihn langſamer oder ſchneller dem Hafen einer verheißungsvollen Zukunft entgegen treibt.

Wir ſahen, in wie bedenklicher Weiſe ſich die antikiſierende Richtung unſerer Klaſſiker zuletzt bei dem Einen in ein gewaltſames Experimentieren mit helleniſchen Kunſtformen, bei dem Andern in die ſchattenhafteſte Symbolik verirrte. Die deutſche Poeſie, welche erſt ſeit kaum einem Menſchenalter aus der Abhängigkeit von franzöſiſchen Muſtern befreit worden, gerieth in Gefahr, abermals den Einflüſſen der Fremde — wenn auch diesmal eines beſſeren Vorbildes — zu verfallen, und nur allzu gefügig ſchmiegte ſie ſich in das neue Joch. Aber wie ſchön gemeißelten Faltenwurfs auch das erborgte Gewand ihre Glieder bedeckte, es war dennoch eine ihr aufgezwungene Sklaventracht, und unter der marmorglatten Hülle griechiſcher Formen erſtarrte das ängſtlich beklommene Herz und verflüchtigte ſich das warme Leben zu kalter Abſtraktion und perſonificierten Begriffen. Gegen dieſe tyranniſche Unterwerfung des deutſchen Geiſtes unter den Kulturgehalt und die Kunſtgeſetze der helleniſchen Poeſie empörte ſich jetzt das individuelle Freiheitsgefühl, das Subjekt machte ſein Recht geltend wider die zwangsweiſe Reduktion auf ein Allgemeines, das nicht der natürliche Vereinigungspunkt der Ausſtrahlungen ſeines eigenen nationalen Kulturlebens war, und dieſe Empörung des Subjekts gegen die künſtlich geſchaffene objektive Welt des Neuhellenismus iſt der geheime Sinn der Beſtrebungen der romantiſchen Schule. Nur von dieſem Geſichtspunkte aus ſind dieſelben in ihrer heilſamen und in ihrer ſchädlichen Wirkung richtig zu erfaſſen.

Wie jede literariſche Revolte, begann die Auflehnung der romantiſchen Schule gegen das klaſſiſche Regiment mit einem kritiſch-polemiſchen Feldzuge wider die herrſchende Kunſtrichtung. Es war ein hervorſtechender Zug dieſer Kritik, daß ſie ſich von vornherein auf einen univerſellen Boden ſtellte, und den Geiſt der Kunſtwerke aller Völker nicht willkürlich nach einer einzigen Schablone oder aus abgeriſſenen Fragmenten zu erklären ſuchte, ſondern jedes Kunſt- und Literatur-Produkt im Zuſammenhange mit dem eigenthümlichen Kulturleben der Nation betrachtete, aus welchem es als ein lebendiger Organismus hervorgewachſen. Indem ſie ſolchergeſtalt ſich über das weiteſte Gebiet verbreitete, eröffneten ſich bedeutende Analogien auf kunſt- und kulturgeſchichtlichem Felde, und es iſt ein Hauptverdienſt der Romantik, daß ſie durch ihre vielſeitigen Anregungen den Grund legte zu einer eben ſo geiſtvollen wie wiſſenſchaftlich ernſten Behandlung der hiſtoriſchen Disciplinen. Im Gegenſatz zu der typiſchen Verallgemeinerung der Charaktere, welche in den Schiller'ſchen und Goethe'ſchen Dramen manchmal zu ſentenzenhaft poetiſierender Weltbetrachtung ausgeartet war, vertiefte ſich ferner die romantiſche Kritik mit Vorliebe in das pſychologiſche Moment der von ihr zu beurtheilenden Kunſtwerke, und hob, wie in Schlegel's Vertheidigung der Bürger'ſchen Gedichte, die Berechtigung der leidenſchaftbewegten Individualität gegenüber den idealiſtiſchen Abſtraktionen der Klaſſiker von Weimar hervor. Das oppoſitionelle Bemühen, neue Grundlagen der Poeſie ausfindig zu machen, führte zu einer Durchforſchung aller Literaturen, und verſchaffte uns jene meiſterhaften Überſetzungen des Shakſpeare, Calderon und der ſpaniſchen und italiäniſchen Dichter, welche als Bauſteine zum Tempel der Weltliteratur mit unermüdlichem Fleiß binnen weniger Jahre zuſammengetragen wurden. In gleicher Tendenz erſchloſſen die Führer dieſer literariſchen Bewegung uns die Sprache und Weisheit der Inder, entfalteten vor unſern trunkenen Blicken die wieder aufgegrabenen Schätze der mittelhochdeutſchen Poeſie, und ließen den langverſchütteten Quell des heimatlichen Volksliedes friſch und rein hervorſprudeln mit ureigenem Rauſchen.

In Alledieſem lag eine Bereicherung und ein unzweifelhafter Gewinn für die deutſche Literatur. Mochte der kosmopolitiſche Charakter der romantiſchen Beſtrebungen auch an ſich nicht gefahrlos ſein, ſo befreite er doch unſre Dichtung von der Einſeitigkeit helleniſcher Muſter, und leitete ſie, obſchon auf mancherlei Umwegen, ſchließlich auf den Boden nationaler Kultur und Geſchichte zurück.

Unfruchtbarer erwieſen ſich die Leiſtungen der Romantiker auf dem Felde ſelbſtändiger Produktion. Es war leichter, gegen die Kunſtgeſetze des Klaſſicismus zu rebellieren, als einen neuen äſthetiſchen Kanon aufzuſtellen, und wir begegnen hier den abenteuerlichſten Verſuchen. Das ruhige Ebenmaß von Inhalt und Form, die feſtumriſſenen Kontouren, die plaſtiſche Gegenſtändlichkeit der Geſtalten, Alles, was ſich die klaſſiſche Kunſt zum Ziele geſetzt, wird von den romantiſchen Dichtern principiell verſchmäht und verworfen. Im Drange, ſich jeder Feſſel zu entledigen, zerbricht das Subjekt frevelnd das ewige Maß ſeiner Kraft, und träumt ſich in wirrem Taumel zum Alleinherrſcher einer phantaſtiſchen Welt, die kein Geſetz außer dem willkürlichen Spiel ſeiner Laune anerkennt. Es iſt charakteriſtiſch, daß zu einer Zeit, wo unſere Nation ohnmächtig und faſt widerſtandslos unter dem autokratiſchen Willen des fremden Eroberers gebeugt ward, die individuelle Freiheitsluſt, der im politiſchen Leben jede Bethätigung verſagt ſchien, in unſerer Literatur ihre wildeſten Orgien feierte. Das Subjekt ſtellte ſich in bewußten Gegenſatz zu der objektiven Außenwelt, es ſuchte dieſelbe unerhörter Weiſe zu überwinden, indem es ſie entweder völlig negierte, oder ſie als eine feindliche Macht anſah, die verhöhnt und vernichtet werden müſſe, und einzig die von der Phantaſie erſchaffene Traumwelt wurde für wirklich und weſenhaft erklärt, alles Wirkliche aber für Dunſt und Schein.

Die von den Romantikern verſuchte Wiedereinſetzung des Subjekts in ſeine Rechte überſchritt alſo von vornherein alles vernünftige Maß. Dieſe Schriftſteller wollten nicht mehr, wie Schiller und Goethe es in ihren beſten Werken erſtrebt hatten, die Kunſt als Hebel der ethiſchen Erziehung der Menſchheit benutzen, ſondern Kunſt und Poeſie erſchien ihnen als die einzige menſchenwürdige Aufgabe des Lebens. Die reale Welt hatte nur noch inſofern Werth für ſie, als ſie ihnen Stoff zu poetiſcher Verklärung bot, und je trüber und ſchlechter die ſie umgebende Wirklichkeit war, deſto verachtungsvoller wandten ſie ihr den Rücken. Sie hatten keinen Sinn für die Leiden des Volkes, für die Noth des Vaterlandes, für die rauhe Proſa des Lebens; ihren zweckloſen Geſang beſeelte nicht jener humaniſtiſche Gedanke, der ſich wie ein rother Faden durch die Werke Leſſing's, Goethe's, Schiller's und Herder's zog — in genußſüchtiger Kunſtſchwelgerei verſenkten ſie ſich ganz in ihr Inneres, und wiegten ſich in den ſüßen Schwankungen des von ſeiner eigenen Herrlichkeit berauſchten Gefühls oder in den Märchenwundern der gegenſtandlos ſich ſelbſt aufzehrenden Phantaſie.

Dieſe — die Phantaſie — iſt das ἓν καὶ πᾶν der romantiſchen Dichtung, ihr ſchrankenloſes Walten das höchſte Gebot des künſtleriſchen Menſchen. „Es iſt der Anfang aller Poeſie“, lehrt Friedrich von Schlegel, der Doktrinär der Schule, „den Gang und die Geſetze der vernünftig denkenden Vernunft aufzuheben und uns wieder in die ſchöne Verwirrung der Phantaſie in das urſprüngliche Chaos der menſchlichen Natur zu verſetzen, für das es kein ſchöneres Symbol giebt, als das Gewimmel der alten Götter“. — Der Theorie entſpricht die Produktion. Von der raffiniert martervollen Selbſtbeſpiegelung „William Lovell's“ und den kalt ausgeklügelten Lüſternheiten „Lucindens“ oder der myſtiſchen Gefühlsmetaphyſik „Heinrich's von Ofterdingen“ bis zu den Schauergeſchichten Brentano's, Arnim's und Hoffmann's oder den Blumenkoncerten des „Zauberrings“ ſehen wir in allen Kunſtgebilden der romantiſchen Schule daſſelbe gänzliche Verlaſſen der Wirklichkeit und des Sinnlichen, das mit Abſicht völlig geſetzloſe, jeder Vernunftfeſſel enthobene Umhertaumeln der ſouveränen Phantaſie; denn „alle Beſchränkung der Phantaſie durch die Wirklichkeit iſt eine Beſchränkung und Entwürdigung des menſchlichen Weſens, ein Verluſt ſeiner angeborenen Unendlichkeit“, und eben Das iſt romantiſch, „was uns einen ſentimentalen Stoff in einer phantaſtiſchen, d. h. in einer ganz durch die Phantaſie beſtimmten Form darſtellt“. Es ließe ſich keine treffendere Parodie auf dies willkürlich formloſe Spiel der ſubjektiven Laune mit den tollſten Ausgeburten des Gehirns erſinnen, als die völlig ernſtgemeinte Schilderung der poetiſchen Zeit am Schluſſe von Loeben's Roman „Guido,“ wo uns in ſeraphiſcher Verzücktheit die Wunder berichtet werden, ſo da geſchahen, nachdem „auf dem Altar der Karfunkel gefunden“, und unſer Leben „ein ewiger Tanz mit Träumen und Herzen“ geworden war: „Weiter wurde der Kreis, durch einander flogen die Tanzenden. Oben in der Luft tanzten der Adler und der Phönix, die Narciſſe und die Hyacinthe zuſammen; ſie beſchrieben unaufhörlich Kreiſe um die Sonne auf des Königs Haupt. Und die Planeten faſſten ſich an und rannten um die neue Sonne, und die Sterne faſſten ſich an und brauſten um die Unendlichkeit, und Milchſtraßen tanzten mit Milchſtraßen, und Ewigkeiten faſſten Ewigkeiten an, und immer ſchneller und ſchneller zuckten ſie durch einander, und brannten auf, und ſchlugen empor, und ſtäubten verjüngend in die ſchmelzende Zeit hinein, und das Weltende jauchzte durch die ſprühenden Funken hindurch, und die Walzer flogen um Gott.“

Die phantaſtiſche Verwilderung der Form, die aufs Neue eintretende Vermengung aller Kunſtarten, von welcher erſt vor Kurzem Leſſing und ſeine Nachfolger unſre Poeſie unter Hinweiſung auf die griechiſchen Muſter erlöſt hatten, und die gegenſtandsloſe Armuth des Inhalts in den romantiſchen Dichtungen ging freilich mit Nothwendigkeit aus der verſuchten Anwendung ſo abgeſchmackter Kunſttheorien hervor. Galt die wirkliche Welt Nichts mehr, wurden die Geſetze der Vernunft in den Bann gethan, beſtimmten die Eingebungen des ſubjektiven Gefühls und der von ihm aufgereizten Phantaſie allein das künſtleriſche Schaffen, ſo muſſte natürlich und folgerichtig jede feſte Kontour, jede an das reale Leben erinnernde plaſtiſche Geſtaltung dieſen Schriftſtellern ein Gräuel ſein. Vage, verſchwommene Stimmungen, unbeſtimmte Empfindungen, „die liebliche Stille, das Säuſeln des Geiſtes, welches in der Mitte der innerſten und höchſten Gedanken wohnt“, das magiſche Dämmerweben des Traumes, die unheimlichen Nachtſeiten des Seelenlebens, Elfen-, Geſpenſter- und Hexenſpuk, ſind das eigentliche Element dieſer Poeſie, welcher der ſtoffloſeſte Stoff noch zu real, die formloſeſte Form noch zu maßvoll dünkt. Da wird das Märchen zum Drama, deſſen markloſe Schattengeſtalten ſofort wieder in den Nebel lyriſcher Dithyramben oder kunſtphiloſophiſcher Betrachtungen zerrinnen; die Wirklichkeit verflüchtigt ſich zum Traume, während der Traum ſich zur Wirklichkeit verdichtet; der Kater iſt kein Kater, der Hund kein Hund, der Archivarius nebſt ſeinen Töchtern kein wohlbeſtallter Philiſter mit ſeiner realen Deſcendenz, ſondern Kater und Hund ſind maſkierte Literaturkritiker, der Archivarius aber iſt eigentlich ein Salamander, und ſeine Töchter ſind drei gelbgrüne Schlänglein.

Man ſollte meinen, daß dieſe gefühlstrunkene Stimmungspoeſie wenigſtens auf dem ihr naturgemäß zugewieſenen Felde der reinen Lyrik Bedeutendes hätte leiſten müſſen — aber ſelbſt Dies iſt nur bei einigen der ſpäteſten Nachzügler der romantiſchen Richtung, bei Uhland, Chamiſſo und Eichendorff, der Fall; bei den Früheren, wie Tieck und Novalis, verwiſcht die geſtaltungsohnmächtige Myſtik der Behandlung jeden Hauch fühlbarer Lebenswärme aus ihren Natur oder Glaubensinbrunſt verherrlichenden Hymnen, und nur dem Brentano gelingt hin und wieder ein friſches Lied. Nicht bloß ihren religiöſen Dichtungen, ſondern ſelbſt ihrer vielbewunderten Naturpoeſie fehlt meiſtens die echte Naivetät. Wurde doch von den Romantikern alles ſeither Feſtſtehende auf den Kopf geſtellt! wie hätten ſie die Natur ausnahmsweiſe als ein Sicheres, friedlich Ruhendes betrachten ſollen, an deſſen Bruſt das gequälte Menſchenkind Troſt und Stärkung fände? Sie trugen ihre wilden Phantasmen auch in die Natur hinein, bevölkerten ſie durch Auferweckung kindlicher Sagen wieder mit guten und böſen Dämonen, mit Feen und Berggeiſtern, Nixen und Kobolden, Wichtelmännchen und Alräunchen, und Dieſe kichern nun muthwillig hinter jedem Baume hervor, oder drohen aus der Felſenſpalte, oder ſtrecken die winkende Todtenhand aus dem ſchwarzen See. Dadurch wurde freilich die Natur, welche den Dichtern des achtzehnten Jahrhunderts faſt ausſchließlich zu langweilig deſkriptiven oder theologiſch-didaktiſchen Zwecken gedient hatte, lebendig beſeelt und durchgeiſtet; aber den fröhlichen, Wald und Flur in pantheiſtiſcher Andacht durchſchweifenden Wanderſinn überwiegt meiſtens ein pandämoniſches Grauſen. Überall liegen die geſpenſtiſchen Repräſentanten der finſteren Mächte boshaft auf der Lauer, um das Glück des Menſchen zu trüben oder gar zu zerſtören; der Menſch ſteht nicht mehr in der Natur als ein Theil von ihr, ſondern iſt widerſtandslos ihrer Gewalt unterworfen, ein Spielball des Schickſals, das in ihrem dunklen Schoße von Anbeginn über ihn verhängt war. Dieſe fataliſtiſche Naturanſicht trieb die romantiſche Poeſie unvermeidlich der religiöſen Myſtik zu; denn welcher Rettungsanker blieb ihr in dem chaotiſchen Wirrwarr, auſser der Hoffnung auf die göttliche Gnade?

So verzerrte ſich dem ausſchweifenden Subjektivismus der Romantiker, gleich den Erſcheinungen des menſchlichen Lebens, auch das ſtille Wirken der Naturwelt zu einer ſpukhaften Fratze. Da ihre Phantaſie willkürlich ſchuf und zerſtörte, bejahte oder verneinte, was ihr eben in den Sinn kam, hatten ſie jedoch andererſeits keinen recht ernſtlichen Glauben an die von ihnen heraufbeſchworenen Wunder und Schrecken. Wie unſinnig ſie ſich immer gebärdeten, wie ungeheuerliche Kapriccios ſie erſannen: es blieb wenigſtens bei den beſſeren dieſer Schriftſteller immer noch ein Reſt der geächteten Vernunft in einem Winkel ihres Gehirns ſitzen, und flüſterte ihnen zu, daſs all ihr Beginnen ein Spiel ohne innere Wahrheit, eine helle Lüge ſei. Dieſer Zweifel an den eigenen Kunſtgebilden, dies geheime Bewuſstſein, ſchlieſslich denn doch als freier Herr über dem ſelbſtgeſchaffenen Spuk zu ſtehen, iſt die vielberufene romantiſche Ironie, welche mit dem Glauben an die innere Wahrheit ihrer Phantasmagorien auch dem Leſer zuletzt jede Illuſion benimmt. Weil dem Dichter ſelbſt Alles weſenloſer Schein iſt, gleichen auch die von ihm erfundenen Geſtalten nicht markig lebendigen Geſchöpfen, ſondern weichen Thonfiguren, wie ein Kind ſie im Spiele knetet, um das kaum geformte Bildwerk im nächſten Augenblick nach Laune wieder umzumodeln oder ganz zu vernichten.

Aber die hochmüthig auf ſich ſelbſt geſtellte Phantaſie muſste ſich erſchöpfen, das aller Bande der Wirklichkeit enthobene Subjekt in einer nebelhaften Idealwelt bald ein unheimliches Grauen vor ſeiner eingebildeten Herrlichkeit empfinden. Wie oben angedeutet, wies dieſe ganze Richtung von vornherein auf die Flucht in eine religiöſe Myſtik hin, und in der That bildet die Religion ſchon ſeit frühester Zeit ein Lieblingsthema der romantiſchen Schriftſteller. Anfangs freilich ſind Letztere noch weit davon entfernt, in ihr etwa den feſten Archimedespunkt für die aus den Angeln gehobene Welt zu finden. Selbſt Schleiermacher und Novalis, denen es am ernſthafteſten darum zu thun iſt, den religiöſen Sinn zu wecken, gehen keineswegs von dem Standpunkte des dogmatiſchen Kirchenglaubens aus; ſie trachten vielmehr eifrigſt danach, ihr religiöſes Gefühl mit der modernen Weltbildung und mit den romantiſchen Beſtrebungen in Einklang zu bringen, und ſie gelangen zu dem Reſultate, daſs das Weſen der Religion ſchlechthin Ein und Daſſelbe mit dem in der neueren Poeſie wiedererwachten

Subjektivismus, daſs ſie der Inbegriff aller höheren Gefühle, oder nach einer anderen Formel die in jedem Menſchen ſchlummernde Poeſie ſei. So ertheilt ſich der romantiſche Idealismus in anmaßender Überhebung ſelbſt die prieſterliche Weihe, und wie er von Anfang an Phantaſie und Poeſie mit einander verwechſelte, ſo identificiert er jetzt Poeſie und Religion. Dieſer Standpunkt berührt ſich vielfach mit der Schelling'ſchen Naturphiloſophie, welche den Entwicklungsproceſs der Romantik, alle Stadien mit ihr durchlaufend, von Anfang bis Ende begleitete.

Das Streben jener Männer, auf die Wiederherſtellung einer lebendigen Religion hinzuwirken, führte jedoch im Laufe der ferneren Entwicklung einerſeits auf längſt überwundene Standpunkte zurück, andererſeits über ſich ſelbſt hinaus zu einem weiteren Fortſchritt. Sollten das Leben und die Kunſt wieder von Religion durchdrungen werden, ſo lag es nahe, den Blick in eine Zeit zu wenden, wo ſolche Durchdringung ſchon einmal in höchſter Potenz erlebt worden war. Bei manchen der Romantiker mochte es, wie bei A. W. von Schlegel, der ſich niemals ganz der geſunden Vernunft entſchlug, im Grunde nur eine prédilection d'artiste, eine künſtleriſche Vorliebe ſein, was ſie mehr und mehr zu der glaubensſeligen Poeſie des katholiſchen Mittelalters hinlenkte. Es liegt aber auf der Hand, daſs letztere ſowohl ihrem Stoffe wie ihrer Behandlung nach ganz beſonders den Anforderungen der romantiſchen Schule entſprach. Die geiſtlichen Dramen Calderon's, die Heldengedichte aus dem Kreiſe der Gral- und Artusſage, die Legende vom Sängerkrieg auf der Wartburg, der Ritter- und Minnedienſt der höfiſchen Sänger, boten der nahrungsbedürftigen Phantaſie wenigſtens einen Reichthum farbenprangender Stoffe dar, die bei erneuter Bearbeitung gleichſam von ſelbſt zu phantaſtiſchen Schilderungen und zu tiefſinniger Symbolik herausforderten. Wurde Anfangs zu vorwiegend äſthetiſchen Zwecken ein Fetzen des Katholicismus nach dem andern abgeriſſen, ein Stück des Mittelalters nach dem andern als Schmuck der romantiſchen Dichtungen verwandt, ſo arbeiteten jene Kunſtſchwärmer ſich unverſehens tiefer und tiefer in Katholicismus und Mittelalter hinein, und ihre Vorliebe für deren hierarchiſche und feudale Inſtitutionen gewann bald eine mehr als bloß äſthetiſche Bedeutung. Das feierliche Geläut der Kirchenglocken, der narkotiſche Weihrauchduft vor dem Hochaltare, das Lanzengeſchwirr und der helle Schwerterklang bei Turnieren und ritterlichen Kämpfen betäubten die Sinne der Dichter, die uns all' dieſe Wunder einer längſt erſtorbenen Zeit ſchilderten, und ſie vergaßen, daß Religion und Ritterthum ihnen urſprünglich nichts Anderes geweſen, als ein willkommener Stoff für das unbeſchränkte Spiel ihrer Phantaſie. Weil der genußſüchtige Kunſtdilettantismus ihrer überſchwänglichen Subjektivität ſich mit dem unklar gährenden, rings zerklüfteten Leben der Gegenwart nicht in Einklang ſetzen ließ, waren ſie in jene nebelhafte Traumwelt geflüchtet, die der Kunſt jede reale Grundlage entzog — nun glaubten ſie im katholiſchen Mittelalter plötzlich jene Einheit des äſthetiſchen, religiöſen und politiſchen Lebens zu gewahren, welche ſie in der modernen Geſellſchaft ſo ſchmerzlich vermißten. Mit einer allmählich zum wildeſten Fanatismus emporlodernden Begeiſterung predigten ſie von jetzt ab die Rückkehr zum Katholicismus und zu der hierarchiſch-feudalen Staatsform vergangener Jahrhunderte. In ſeinem Aufſatze „Die Chriſtenheit oder Europa" preiſt Novalis ſchon im Jahre 1799 über alles Maß „die ſchönen glänzenden Zeiten, wo Europa ein chriſtliches Land war, wo Eine Chriſtenheit dieſen Welttheil bewohnte, Ein großes gemeinſchaftliches Intereſſe die Provinzen dieſes geiſtlichen Reiches verband, und ein Oberhaupt ohne große weltliche Beſitzthümer die großen politiſchen Kräfte lenkte und vereinigte. Angewandtes, lebendiges Chriſtenthum war der alte katholiſche Glaube. Seine Allgegenwart im Leben, ſeine Liebe zur Kunſt, ſeine tiefe Humanität, die Unverbrüchlichkeit ſeiner Ehen, ſeine menſchenfreundliche Mittheilſamkeit, ſeine Freude an Armuth, Gehorſam und Treue, machen ihn als echte Religion unverkennbar, und enthalten die Grundzüge ſeiner Verfaſſung." Den Abfall von dieſer einzig wahren Religion findet Novalis in der Reformation angebahnt, im Proteſtantismus konſtituiert und feſtgehalten, und die franzöſiſche Revolution iſt ihm ein Beweis, daß auch die Formen des Staatslebens an einem verderblichen Zerrüttungsproceſſe kranken. Nur die wahre, d. h. die katholiſche Religion vermag dieſe ſündige Welt zu erretten und zu verjüngen. Auf politiſchem Felde ward dieſe Lehre zunächſt durch Friedrich von Schlegel und Adam Müller weiter ausgebildet, in deren Fußtapfen ſpäter Haller mit ſeiner berüchtigten Reſtauration der Staatswiſſenſchaften trat.

So vollzieht ſich der merkwürdige Kreislauf, daß die romantiſche Schule, welche zu Gunſten einer willkürlichen Alleinherrſchaft des von allen Banden der Außenwelt losgelöſten ſubjektiven Gefühls mit einer völligen Negierung der Wirklichkeit begonnen und, mit Goedeke zu reden,

„alles Geſicherte, Staat, Kirche, Haus und Familie, Kunſt, Dichtung, ja faſt die Sprache ſelbſt, bis zur Auflöſung in Frage geſtellt hatte“, ſchließlich dahin gelangt, die eiſernſte Stabilität einer dem römiſchen Katholicismus und den Feudal-Inſtitutionen des Mittelalters nachgeahmten hierarchiſchen Lebensform zu begehren. Die Romantik endet, dieſem Verlangen gemäß, ganz konſequenter Weiſe damit, daß ſie in den Dienſt der kirchlichen wie der politiſchen Reaktion tritt, und der Reſtaurationsperiode ihren unheilvollen Stempel aufprägt. Eben hierin liegt aber in höherem Sinne nicht bloß ihr Verbrechen gegen den Fortſchritt der Menſchheit, ſondern, ſo paradox es klingen mag, zugleich ihr nicht hoch genug anzuſchlagendes Verdienſt um die Wiederauferweckung unſres nationalen und politiſchen Lebens und um die Befruchtung unſrer Literatur mit den weltreformatoriſchen Gedanken der neuen Zeit. Der falſche Idealismus einer in die Luft gebauten, von der Wirklichkeit ſchroff getrennten Kunſtwelt ſah ſich ad absurdum geführt; er hatte ſich weder durch die Zurückſtimmung des modernen Geiſteslebens auf den Kulturgehalt und die Formgeſetze der helleniſchen Vorzeit, noch durch die buntſchillernde Seifenblaſe der ſouveränen Phantaſie verwirklichen laſſen — jetzt beginnt eine ganz neue Entwicklungsphaſe, indem die Literatur aus ihrer unnahbaren Wolkenhöhe auf die Erde herabſteigt, um das zerriſſene Band mit der realen Welt wieder anzuknüpfen. Der forcierte Eifer, mit welchem manche dieſer Romantiker, die in ihren früheren Werken Nichts gelten ließen außer dem tel est mon plaisir der uneingeſchränkten Subjektivität, nach wenigen Jahren das Recht des freiheitsfeindlichſten Zwanges und der obſoleteſten Mißbräuche in Staat und Kirche vertheidigten, hat ohne Zweifel ſein Widerwärtiges und Verächtliches, und die Motive, aus denen ſie ſich plötzlich in ſo enragierte Kämpfer für Thron und Altar verwandelten, waren ſicher bei den Wenigſten ſo ehrenhaft und rein, daß wir ihnen Dank oder Bewunderung ſchuldig ſind. Nichtsdeſtoweniger war ihr Bund mit den reaktionären Gewalten der erſte Schritt, unſrer Literatur dauernd wieder eine reale und volksthümliche Grundlage zu verſchaffen. Indem ſie das Beſtehende zu rechtfertigen oder die Zuſtände der Gegenwart nach dem Muſter des chriſtlich-feudalen Mittelalters zu reſtaurieren ſuchten, lernten unſre Schriftſteller ſich ernſtlich mit den Erſcheinungen des wirklichen Lebens, mit der vaterländiſchen Geſchichte und mit den Bedürfniſſen des Volkes befaſſen, und die Literatur, welche in den Händen der Romantiker zu einem müßigen Phantaſieſpiele herabgeſunken war, gewann jetzt eine weitreichende Bedeutung als Förderungsmittel der ſocialen und politiſchen Intereſſen der Nation.

Dieſe Entwicklung in ihrem weiteren Verlauf zu verfolgen, wird an einer ſpäteren Stelle unſere Aufgabe ſein. Für jetzt galt es dem Leſer ein allgemeines Bild der Literaturzuſtände zu geben, aus welchen H. Heine's ſchriftſtelleriſches Schaffen hervorwuchs. Wir haben die Schule, in die er gegangen, kennen gelernt; inwieweit er von ihren Einflüſſen abhängig blieb, oder ſich, neue Bahnen einſchlagend, von ihrer Herrſchaft befreite, muß die Betrachtung ſeiner Werke uns lehren.

Fünftes Kapitel.

Auf der Göttinger Univerſität.

Als Harry Heine im Herbſt des Jahres 1820 nach Göttingen kam, war die eigentliche Glanzperiode der Univerſität ſchon lange vorüber. Die Gegenwart zehrte vom Ruhm einer großen Vergangenheit, aus der nur wenige bedeutende Namen in die damalige Zeit hinüber ragten; aber dieſe Namen und jene glänzenden Erinnerungen ſicherten der einſt ſo gefeierten Hochſchule noch immer eine namhafte Frequenz und einen achtungswerthen Ruf.

Die **Georgia Augusta** war in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts, weſentlich im Gegenſatze zu den übrigen deutſchen Univerſitäten, gegründet worden. 59) Letztere hatten ihre Aufgabe, Pflanzſchulen der neuen, durch die Reformation geweckten wiſſenſchaftlichen Forſchung und allgemeinen Bildung zu ſein, nur zu bald aus dem Auge verloren. Überall hatte die zu ſpitzfindiger Scholaſtik ausgedörrte Theologie ſich den erſten Platz erkämpft und ſich ein unbedingtes Aufſichtsrecht über die andern Fakultäten angemaßt, das ſie namentlich den naturwiſſenſchaftlichen Disciplinen gegenüber mit hochfahrender Strenge behauptete. Durch ſolchen geiſtlichen Druck ward der freien Forſchung nicht bloß auf theologiſchem Felde, ſondern auch auf allen übrigen Gebieten der Lebensnerv unterbunden; die Wiſſenſchaft erſtarrte zu einem mechaniſchen Formalismus und zu todter Wortgelehrſamkeit; die akademiſchen Lehrkräfte der einzelnen Hochſchulen bildeten zunftmäßig abgeſchloſſene Korporationen, die ſich ſelbſt ergänzten und jedes neue Element gefliſſentlich fern hielten; und in gleicher Abhängigkeit ſeufzten die ſtudierenden Jünglinge, die ſich für den knechtiſchen Zwang, der auf ihnen laſtete, durch einen rohen Pennalismus ſchadlos zu halten ſuchten.

Auch die Univerſität Helmſtädt, welche unter dem gemeinſchaftlichen Rektorate der kurhannövriſchen und der braunſchweigiſchen Regierung ſtand, war zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts hauptſächlich durch den Einfluß der theologiſchen Fakultät ſo ſehr in Verfall gerathen, daß jeder einigermaßen begüterte Hannoveraner es vorzog, in Halle, Jena oder auf holländiſchen Univerſitäten ſeine Studien zu abſolvieren. Zur Abhilfe dieſer Mißſtände empfahl der wirkliche geheime Rath in Hannover Freiherr Gerlach Adolf von Münchhauſen ſeinem königlichen Herrn George II., der, obſchon er auf dem engliſchen Throne ſaß, ſeinem Geburtslande eine ſtete Vorliebe bewahrte, die Anlegung einer eigenen Landesuniverſität in Göttingen. Die Wahl fiel auf dieſe ehemals reiche und mächtige Stadt des Hanſabundes, weil dieſelbe ſeit den Verwüſtungen des dreißigjährigen Krieges völlig herabgekommen war, und einer ſcheinbar rettungsloſen Verarmung entgegenſah. Münchhauſen wollte vor Allem ein freieres, vielſeitigeres Studium, verbunden mit weltmänniſcher Ausbildung, befördern und brauchbare Staatsdiener heranziehen. Um das verderbliche Übergewicht der theologiſchen Fakultät von vornherein zu hindern und den Unfug eines einſeitigen Klickenweſens nach Möglichkeit zu erſchweren, behielt er das Vokationsrecht ausſchließlich der Regierung vor, und berief Lehrer aus allen Gegenden und von faſt allen proteſtantiſchen Univerſitäten. Den Profeſſoren wurde nicht allein unbedingte Lehrfreiheit, ſondern auch unbeſchränkte Druckfreiheit, den Studierenden aber die Erlaubnis eingeräumt, nach Belieben ihre Wohnung und die von ihnen zu hörenden Kollegia zu wählen.

Der Erfolg entſprach den vortrefflichen Abſichten, und die freiere Geſtaltung der deutſchen Hochſchulen datiert ſeit der Gründung der Göttinger Univerſität. In ihrer erſten Periode ging von derſelben hauptſächlich die religiöſe Aufklärung aus. Mosheim, der Vater der Kirchengeſchichte, befreite dieſe auf philologiſch-hiſtoriſchem Wege von den Feſſeln der lutheriſchen Orthodoxie und dem krankhaften Einfluſſe der halleſchen Pietiſten; Michaelis brachte zuerſt ein neues Licht in das Dunkel der jüdiſchen und chriſtlichen Geſchichte, der Exegeſe und Dogmatik, indem er den Orient aus dem Orient zu erklären ſuchte. Albrecht von Haller, gleich berühmt als Dichter und als Gelehrter, brach von Göttingen aus neue Bahnen auf naturwiſſenſchaftlichem Gebiete, in den Zweigen der Phyſiologie, der Anatomie und Botanik. Nicht geringeres Verdienſt erwarb er ſich durch Stiftung der Societät der Wiſſenſchaften und durch Redaktion der „Göttinger Gelehrten Anzeigen", die ausführlich und getreu über die neuen Erſcheinungen auf wiſſenſchaftlichem Felde berichteten, und auch der engliſchen und franzöſiſchen Literatur eine ſorgliche Aufmerkſamkeit ſchenkten. In der juriſtiſchen Fakultät glänzten Namen wie Gebauer und Pütter, Erſterer ein Hauptvertreter der damals beliebten „eleganten" Jurisprudenz, der Kunſt des feinen Diſtingierens und des gelehrten Citatenkrams, Letzterer ein muthvoller Kämpfer gegen alles juriſtiſche Unrecht, der von ſeinem Katheder herab mit jugendlichem Eifer „den Verfall des Reichsjuſtizweſens ſammt dem daraus hervorgehenden Unheil des ganzen Rechts" erörterte. Johann Mathias Gesner und ſein geiſtvollerer Nachfolger Chriſtian Gottlob Heyne verſchafften der klaſſiſchen Philologie als einer Schule der Bildung und des Geſchmacks zuerſt Anerkennung und Verbreitung in Deutſchland, und erhoben dieſelbe zur wahren Alterthumskunde. Sie halfen durch die Humanitätsſtudien an den Alten den Boden bereiten, auf dem Goethe und Schiller ihre unverwelklichen Lorbern ernten ſollten; nicht minder freilich beförderten ſie durch die gelehrte Einſeitigkeit ihrer Richtung jenen unpatriotiſchen Sinn, der vor dem Sonnenſchein, welcher auf Griechenlands und Italiens Fluren lag, nicht den Winterfroſt politiſcher Ohnmacht und Erniedrigung bemerkte, in dem das vaterländiſche Leben erſtarrt war.

Auch für die Weckung des politiſchen Geiſtes ſollte die Univerſität Göttingen jedoch in ihrer höchſten Blüthezeit wirken, die in die Jahre 1770—1790 fällt. An die Namen Schlözer und Spittler knüpft ſich ein epochemachender Fortſchritt der Staatswiſſenſchaften, die von Göttingen aus zuerſt mit Publicität, ihrem Lebenselemente, umgeben wurden. Schlözer zerſtörte durch das Journal, welches er ſeit dem Jahre 1775 unter dem Titel „Briefwechſel" herausgab, die verderbliche Geheimniskrämerei, welche bisher in allen Staatsangelegenheiten herrſchte und ſelbſt rein ſtatiſtiſche Notizen ängſtlich zu verbergen ſuchte. „Publicität iſt der Puls der Freiheit", ſagt Schlözer in einem denkwürdigen Artikel dieſes Journals, das mit unermüdlicher Kraft für Preßfreiheit und für die Öffentlichkeit der Gerichte, gegen Intoleranz und Jeſuitismus kämpfte, jegliche Art von Willkür und Ungerechtigkeit furchtlos ans Licht zog, und jedem Unterdrückten ſeine Spalten öffnete. Als der „Briefwechſel" 1782 den Namen „Staatsanzeigen" annahm, ſchrieb Schlözer die mannhaften Worte: „So lange noch der Altar ſteht, den George und ſeine gleich unſterblichen Staatsbeamten der noch hie und da im Gedränge befindlichen Freiheit und Wahrheit hier in Göttingen errichtet und bisher unter lautem Dank und Segen der Zeitgenoſſen (gewißlich auch der Nachwelt) mächtig geſtützt haben: ſo lange — aber auch nicht länger — ſoll der Briefwechſel oder, wie er ſeit Oſtern heißt, ſollen die Staatsanzeigen ununterbrochen fortgeſetzt werden". Solche Sprache war verſtändlich, und mußte ein weithin ſchallendes Echo finden. Nie vielleicht hat ein Journal größeren Einfluß geübt, — und zwar ein im edelſten Sinne unabhängiges Journal. Fürſten und Kabinette nahmen mehr als Notiz davon. Joſeph II. und George III. ſchützten den Herausgeber gegen die Anfeindungen der kleinen Reichsfürſten und Prälaten, deren lichtſcheues Treiben unerbittlich aufgedeckt ward, und Maria Thereſia konnte auf einen Vorſchlag in ihrem Staatsrathe äußern: „Was wird Schlözer dazu ſagen?" Man erhält einen Begriff von der Wichtigkeit dieſer Zeitſchrift, wenn man erfährt, daß der Pfarrer Waſer wegen eines einzigen Aufſatzes, den er durch Schlözer veröffentlichen ließ und der nur ſtatiſtiſche, in Deutſchland kaum verſtändliche Angaben über den Zürcher Kriegsfond enthielt, zwei Monate ſpäter in Zürich hingerichtet ward. Schlözer verlieh der Geſchichtſchreibung, die bisher Wenig mehr als eine geiſtloſe Zuſammenſtellung von Namen, Jahreszahlen und äußerlichen Thatſachen geweſen war, eine neue Geſtalt, indem er politiſche, kulturhiſtoriſche und ſtaatswirthſchaftliche Geſichtspunkte hineintrug, und den Blick ſeiner Zeitgenoſſen von der einſeitigen Überſchätzung des Alterthums in die Gegenwart zu lenken bemüht war. Freilich ſetzte Ernſt Brandes, der ſeinem Vater als Referent in Univerſitätsſachen gefolgt war, es durch, daß Schlözern im Jahre 1796 die Cenſurfreiheit genommen ward, und die „Staatsanzeigen" mußten eingehen, da man dem freiſinnigen Profeſſor die Herausgabe eines politiſchen Journals für immer verbot; aber Schlözer ließ ſich durch all dieſe Tribulationen wenig in ſeiner echt patriotiſchen Geſinnung beirren. Nicht viele Männer haben bei Deutſchlands Schmach und Preußens Fall den Muth gehabt, zu ſchreiben, wie Schlözer 1806 in einem für den Druck beſtimmten Briefe ſchrieb: „Jetzt, ungefragt verkauft, vertauſcht, verkuppelt man uns wie Herden, und unempfindlich für deutſche Ehre, gefühllos ſelbſt für alle Menſchenwürde, heucheln wir, jubilieren wir, illuminieren, ſingen Te deum und tanzen wir noch dabei! Lies, wenn du kannſt und dir dein deutſches Herz nicht bricht, die Willkommensrede, gehalten in einer deutſchen Stadt bei Überreichung der Stadtſchlüſſel vom Oberbürgermeiſter. Wir Deutſchen ſind zwar in unſerer jetzigen Lage arme Schafe, die ſich blindlings von Einzelnen leiten laſſen müſſen, aber wir ſind im Ganzen, als Nation, noch immer geſund; die Anzahl der Drehkranken unter uns iſt unendlich klein — wie? wenn uns das Schickſal einſt andere Leithämmel gäbe? Laß dir durch Voß das lateiniſche Kraftgebet der Dido im Virgil in eben ſolches Kraftdeutſch (nur nicht in Hexameter) überſetzen: exoriare aliquis, und bete es alle Morgen. Bete laut! denn da deutſche ſogenannte Männer ſchweigen, ſo müſſen Weiber, Mädchen und Jungen ſchreien!“ Und an ſeinem fünf und ſiebzigſten Geburtstage, am 5. Juli 1809, erließ der jugendkräftige Greis ein Rundſchreiben an die Göttinger Profeſſoren, worin er ſich alle Gratulationen verbat, und die entrüſtungsvolle Erklärung hinzufügte: „Ich verachte dieſes lumpige Menſchenleben, eben weil ich es ſo lange gelebt habe, tief, und kann beſonders an die jetzige Generation, beſtehend en gros aus Tyrannen, Räubern, Feigen und Dummköpfen, auch méchants, Undankbaren u. ſ. w., nur mit verbiſſenem Ingrimm denken, da ich durchaus keine Erlöſung zu erleben mehr hoffen kann.“ Schlözer hatte zu ſo derben Worten triftigen Grund, denn ſeine Kollegen beugten und bückten ſich damals, mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen, vor König Jérome, ſuchten Gehaltszulagen zu erhaſchen, oder entzogen ſich durch Verſenkung in gelehrte Arbeiten den Anforderungen der Zeit. — Hervorragender noch als Geſchichtſchreiber und ein faſt eben ſo rüſtiger Kämpfer für Aufklärung der Ideen in Kirche und Staat, war Spittler, von dem Wächter ſagt: „Wie Schlözer mit ſeiner bizarren Derbheit im Fache der Politik und Statiſtik die hergebrachte Geheimniskrämerei der Kabinette und Kanzleien angriff und glücklich bekämpfte, ſo wußte Spittler mit ſeiner Gewandtheit die Fürſten und ihre Miniſter zu überzeugen, wie Beförderung der Kultur zu ihrem eigenen Beſten diene, und wie bloß geiſtige Kraft den Mangel der phyſiſchen erſetzen könne. Er eröffnete der deutſchen Specialgeſchichte ihre Archive“. — Auch Planck iſt hier zu erwähnen, der als Kirchenhiſtoriker würdig in die Fußtapfen von Mosheim und Michaelis trat, wenngleich er der philoſophiſchen Richtung der Zeit einen ziemlich flachen Rationalismus entgegenhielt, der ſich in ängſtlicher Beſorgniß vor den Gefahren der Spekulation an das Ethiſche, Allgemein-Menſchliche und Praktiſch-Vernünftige im Chriſtenthum anklammerte. — Großen und lange Zeit andauernden Ruf erwarb ſich Guſtav Hugo, der im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts ſeinen ſiegreichen Feldzug gegen die verſteinerten Formen der eleganten Jurisprudenz, gegen die elende Citirſucht der Vormänner und den geiſtloſen Schematismus des Civilrechtes begann. Er rief durch ſeine Schriften zuerſt eine ſyſtematiſche Bearbeitung der Rechtswiſſenſchaft hervor, und legte den Grund zu jener hiſtoriſchen Schule, die ſpäter in Savigny ihren glänzendſten Vertreter fand.

Nur auf Einem — dem philoſophiſchen — Felde bewahrte Göttingen auch in ſeiner Blütheperiode eine ſtarrſinnige Abgeſchloſſenheit gegen den Fortſchritt der Zeit. Nicht ihrem Stifter, der vor Allem das Praktiſch-Nützliche, für das Leben Anwendbare befördern wollte, iſt ein Vorwurf daraus zu machen, daß er der Philoſophie kein beſonderes Gewicht beimaß zu einer Zeit, wo dieſelbe noch ſo geringen Einfluß übte, und wo Friedrich I. der durch Leibnitz gegründeten Berliner Akademie kurz nach Deſſen Tode höhniſch zumuthen konnte, Hexen und Kobolde das Stück zu 5 Thlr. zu fangen, und dafür zu ſorgen, daß durch Konſtellation des Jupiter und der Venus kein Unglück im Lande geſchehe. Wohl aber verdient es ſtrengen Tadel, daß die Göttinger Univerſität auch dann noch in einer grämlichen Feindſchaft gegen die philoſophiſche Entwicklung beharrte, als dieſe unter Kant, Fichte, Schelling und Hegel einen ſo mächtigen Aufſchwung nahm. Der alte Feder bekämpfte die „ſonderbare" kantiſche Philoſophie mit einem platten Empirismus; Bouterweck wurde erſt angeſtellt, nachdem die philoſophiſche Gährung in ſeinem Kopfe den ſpekulativen Geiſt verflüchtigt und nur den abgeſtandenen rationaliſtiſchen Bodenſatz zurückgelaſſen hatte; und als Herbart 1805 nach Göttingen berufen ward, hatte die fortſchreitende Zeit ſeine abſtrakte, auf dem Iſolirſtuhle der Skepſis ſitzende Forſchung längſt überholt. Lichtenberg ſpottete ſchon 1787 mit Recht über die „geſchmelzene Waſſerſuppenphiloſophie", die in Göttingen „faſt allgemein geſpeiſt zu werden anfing". Es iſt bekannt, was Käſtner, Lichtenberg und Blumenbach im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts für die mathematiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Disciplinen leiſteten. In den exakten Wiſſenſchaften gab Göttingen damals den Ton

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

und die Richtung an, in der Philoſophie blieb es hinter ſeinem Jahrhundert zurück.

Es iſt ſchwer, den Zeitpunkt genau zu beſtimmen, wo der Verfall der Göttinger Univerſität beginnt. Die Namen mancher Profeſſoren, deren Vorträge und Schriften ihr Glanz und Auszeichnung verliehen, zogen, als die geiſtige Kraft ihrer Träger ſchon längſt erloſchen war, noch lernbegierige Schüler an. Hugo erlebte die Fortentwicklung, die Blüthezeit und zum Theil noch den Untergang der von ihm geſtifteten Rechtsſchule; Blumenbach trug ſogar bis ins Ende der dreißiger Jahre ſeine anekdotenſpieleriſche Behandlung der Naturgeſchichte vor, als Oken und Humboldt ganz neue wiſſenſchaftliche Bahnen erſchloſſen hatten. So Viel läſſt ſich behaupten, daſs die ſeit der franzöſiſchen Revolution mehr und mehr eintretende Entfremdung der Wiſſenſchaft vom Leben, die ſich ſelbſt genügende todte Gelehrſamkeit, welche jedes ſtörende Aufſehn zu vermeiden trachtete und ſtets beſorgt war, zu früh zur Wahrheit zu gelangen, die Hauptſchuld an dem allmählichen Sinken der Hochſchule trug. Der Befreiungskrieg gegen Napoleon fand in Göttingen ein laues und kaltes Geſchlecht. Der Indifferentismus der Alten hatte die Jugend angeſteckt; Ernſt Schulze, der Dichter der „Bezauberten Roſe", war einer der wenigen Freiwilligen, die von Göttingen auszogen. Schlözer's Geiſt war von der Georgia Augusta gewichen, ſie wurde zur Prinzen- und Grafen-Univerſität, ihr Charakter blieb, gegenüber der Begeiſterung, welche anderwärts die Jugend deutſcher Hochſchulen entflammte, ruhig, geräuſchlos, ſtabil.

In fachwiſſenſchaftlicher Hinſicht behauptete ſie jedoch immer noch eine ehrenhafte Stellung unter den vaterländiſchen Univerſitäten. In der Theologie waren Plank, Stäudlin und David Julius Pott die langlebigen Größen, deren Renommée um mehre Decennien über die Grenzſcheide des alten in das neue Jahrhundert hinüber blinkten. In der juriſtiſchen Fakultät wuchſen neben dem alternden Hugo und dem noch älteren Meiſter, einem trockenen, aber fleißigen und freidenkenden Kriminaliſten aus der Schule ſeines Vaters, jüngere Kräfte empor: Anton Bauer, der ſich um die Förderung der Strafrechtslehre erhebliches Verdienſt erwarb und ein geſuchter Advokat bei Privathändeln der Fürſten war; der wohlwollende Bergmann, deſſen beredter und klarer Vortrag um ſo anregender wirkte, als das Billigkeitsgefühl nicht hinter den ſyllogiſtiſchen Feinheiten der glatten Darſtellung zurücktrat; Karl Friedrich Eichhorn, der ſich als ausgezeichneten Forſcher auf dem Gebiete der deutſchen Staats- und Rechtsgeſchichte bewies, und nicht allein neben Savigny das Haupt der hiſtoriſchen Schule ward, ſondern auch die hiſtoriſch-kombinatoriſche Methode des deutſchen Privatrechts begründete. Die mathematiſche Phyſik wurde durch die Schriften und Entdeckungen von Gauß, die Chemie durch Stromeyer's Analyſen, die Anatomie und Chirurgie durch Konrad Martin Langenbeck um werthvolle Reſultate bereichert; und in der klaſſiſchen Philologie machten ſich auf dem von Heyne betretenen Wege Mitſcherlich durch ſeine Horaz-Ausgabe, Ludolf Diſſen durch ſeine ſcharfſinnigen Pindar-Erklärungen rühmlich bekannt. Dieſe Richtung artete freilich mit Nothwendigkeit immer mehr in einſeitige archäologiſche Gelehrſamkeit aus, und es iſt bezeichnend, daß der letztgenannte Gelehrte, welcher offen geſtand, in der lateiniſchen Sprache keine entſprechenden Worte für unſre heutigen Denkkategorien über das Schöne zu finden, dennoch ſeine Kommentare lateiniſch ſchrieb, während Mitſcherlich gar ſich rühmte, niemals die Werke von Schiller und Goethe geleſen zu haben, und in ſeinen akademiſchen Schulreden ſich fort und fort mit der heftigſten Entrüſtung über den zunehmenden Verfall des Lateinſchreibens beklagte. Die orientaliſchen Sprachen und die allgemeine Literärgeſchichte fanden in dem vielſeitigen Johann Gottfried Eichhorn einen rüſtigen Vertreter, der auch für die Erſcheinungen der neueren Geſchichte einen ſo vorurtheilsfreien Blick, wie wenige ſeiner Zeitgenoſſen, bewahrte. Seine zahlreichen hiſtoriſchen Arbeiten hatten den ausgeſprochenen Zweck, eine genauere Bekanntſchaft mit den Thatſachen der Geſchichte zu vermitteln und dem politiſchen Urtheil eine feſtere Grundlage zu geben. Denn eine Richtung auf das politiſche Leben hielt Eichhorn für durchaus nothwendig; „wohl dem Volke“, ſchrieb er 1817, „das Religion und Politik zu Gegenſtänden ſeiner öffentlichen Diskuſſion machen darf: ſie ſind die beiden Achſen, um welche ſich das Wohl der ganzen Menſchheit dreht, und nur das Volk, welches ſich ohne Furcht und Zwang über beide äußern darf, iſt im wahren Sinne des Wortes frei.“ Über altdeutſche Sprache und Literatur las Georg Friedrich Benecke, welcher dies Studium zuerſt zu einem Gegenſtande akademiſcher Vorleſungen erhob. Auch Bouterweck war noch am Leben, und hatte ſich nach mancherlei philoſophiſchen Kämpfen vorherrſchend auf das Gebiet der Äſthetik und allgemeinen Literatur zurückgezogen. Er entfaltete dort eine erſprießliche Thätigkeit, und ſuchte der Philoſophie eifrig die Bedeutung zu vindicieren, welche ihr in dem empiriſchen Göttingen ſo hartnäckig beſtritten ward. Er nannte jede Gelehrſamkeit, welche nicht mit der Poeſie, noch mit der Philoſophie in Verbindung treten möge, ohne Bedenken barbariſch und illiberal. „Der Gelehrte, der nicht philoſophieren mag", ſchrieb er in ſeinem trefflichen Aufſatze „Idee einer Literatur", „ſammelt nur Garben für ſeine Scheuer. Er trägt Kenntniſſe in ſein Fach ein, das freilich ſeine abgeſonderte Welt iſt, aber für die wirkliche Welt, in welcher Alles zu Allem gehört, erſt dadurch einen Werth erhält, daß auch Andere hineingreifen, um es in andern Beziehungen zu benutzen". Durch ſolche Geſinnungen trat er freilich in ſcharfen Gegenſatz zu den meiſten ſeiner Kollegen, die ſich wohl gar noch, wie Heeren, Etwas darauf zu Gute thaten, daß alle Spekulation ihnen fremd geblieben ſei. Letzterer hatte um dieſe Zeit als Hiſtoriker durch ſeine pragmatiſche Methode der Geſchichtſchreibung und durch ſeine Forſchungen über den Gang des Welthandels bei den Völkern des Alterthums europäiſchen Ruf erlangt, wiewohl es ihm an jeder philoſophiſchen Behandlung des Stoffes und jeder Gründlichkeit der Kritik fehlte. So beruht namentlich ſeine Geſchichte des europäiſchen Staatenſyſtems auf einer Verkennung der wahren Grundlage des Staates; der parteiiſchſte Franzoſenhaß und eine ariſtokratiſch-reaktionäre Geſinnung verleiteten ihn, die Macht und die Intereſſen der Dynaſtien über die Macht und die Freiheit des Volkes zu ſetzen, und mit Recht ſagt Gervinus in ſeinen hiſtoriſchen Briefen, daß die Nachwelt in Heeren's Schriften vergeblich einen Anhauch des Geiſtes ſuchen würde, der ſeine Zeit lebensvoll durchdrang. In den maßloſeſten Schmähungen auf den Kaiſer Napoleon und das Volk der Franzoſen aber erging ſich Profeſſor Saalfeld, ein hochmüthiger Kompilator, der ſpäter im Wahnſinn endete. Ihn überragte bei Weitem Georg Sartorius, der aufs edelſte von dem Berufe erfüllt war, die Wiſſenſchaft mit dem Leben zu verbinden, und ſich in ſchwerer Zeit einen unabhängigen Sinn zu bewahren wußte. Nachdem er durch Goethe's Vermittlung im Auftrage des Herzogs von Weimar den Wiener Kongreß beſucht, ſich dort aber bald von der Hoffnungsloſigkeit ſeiner Erwartungen für eine freiheitliche Neugeſtaltung Deutſchlands überzeugt hatte, wirkte er durch Rede und Schrift unermüdlich gegen die Verkämpfer der Reſtauration und gegen die brutalen Grundſätze der Haller'ſchen Staatstheorie. Seine Forſchungen über die Geſchichte des Hanſabundes ſind von bleibendem Werthe, und ſeine Flugſchrift „Über die Gefahren, welche Deutſchland drohen", war eine mannhatte, Schlözer's und Spittler's würdige That. Er veröffentlichte dieſe Broſchüre 1820, als die politiſche Verfolgungsſucht und Demagogenriecherei die kopfloſeſten Maßregeln heraufbeſchwor, und allmählich die geiſtige Freiheit in Feſſeln geſchlagen ward. Es läßt ſich begreifen, daß ein Mann, welcher zu ſolcher Zeit den Muth beſaß, auf die Erfüllung der dem Volke in § 13 der Bundesakte gegebenen Verheißung landſtändiſcher Verfaſſungen zu dringen und zu erklären, daß ſich die Preßfreiheit auch in Deutſchland nicht dauernd werde verſagen laſſen, einen erfreulichen Einfluß auf die ſtudierende Jugend übte. H. Heine ſtellt ihm86) das ehrende Zeugnis aus, daß Sartorius ihm ſchon bei ſeinem erſten Aufenthalte in Göttingen, wo er ſich aufs freundlichſte ſeiner annahm, „eine innige Liebe für das Studium der Geſchichte einflößte, ihn ſpäterhin in den Eifer für dasſelbe beſtärkte, und dadurch ſeinen Geiſt auf ruhigere Bahnen führte, ſeinem Lebensmuthe heilſamere Richtungen anwies, und ihm überhaupt jene hiſtoriſchen Tröſtungen bereitete, ohne welche er die qualvollen Erſcheinungen des Tages nimmermehr ertragen würde.“ Er nennt ihn einen „großen Geſchichtsforſcher und Menſchen, deſſen Auge ein klarer Stern iſt in unſrer dunklen Zeit, und deſſen gaſtliches Herz offen ſteht für alle fremde Leiden und Freuden, für die Beſorgniſſe des Bettlers und des Königs, und für die letzten Seufzer untergehender Völker und ihrer Götter.“

Wir verweilten etwas länger bei der Geſchichte und dem damaligen Zuſtande der Göttinger Univerſität, weil nur durch Berückſichtigung dieſer Verhältniſſe der Spott, mit welchem H. Heine einige Jahre nachher den „engen, trocknen Notizenſtolz“ und die todte, ſelbſtzufriedene Gelehrſamkeit der Georgia Auguſta angriff, die rechte Beleuchtung erhält. Den jungen vorurtheilsloſen Poeten, den Sohn eines neuen Geſchlechtes, blendete nicht der matte Abglanz des Ruhmes einer vergangenen Zeit, und erkältend berührte ihn die ſelbſtſüchtige Abwendung der Wiſſenſchaft von den lebendigen Ideen der Gegenwart. Er ſah, wie, mit wenigen Ausnahmen, die kalten Profeſſoren in der allgemeinen Bewegung der Geiſter ſtehen blieben, „unerſchütterlich feſt, gleich den Pyramiden Ägyptens — nur daß in dieſen Univerſitätspyramiden keine Weisheit verborgen war“; er hörte die Jungen piepen wie die Alten pfiffen, und er hätte gleich die Worte als Stadt-Motto aufs Thor ſchreiben mögen, die auf der Straße ein Schulknabe zum andern ſagte: „Mit dem Theodor will ich gar nicht mehr umgeben, er iſt ein Lumpenkerl, denn geſtern wuſſte er nicht mal, wie der Genitiv von mensa heiſst" 61). Mit treffendem Witz und gerechter Schärfe charakteriſiert Heine dieſe ſtarre, der Wiſſenſchaft jede Flüſſigkeit raubende Buch- und Wortgelehrſamkeit in den „Reiſebildern", wenn er von dem Profeſſor erzählt, der von einem ſchönen Garten träumt, „auf deſſen Beeten lauter weiße mit Citaten beſchriebene Papierchen wachſen, die im Sonnenlichte lieblich glänzen, und von denen er hie und da mehrere pflückt und mühſam in ein neues Beet verpflanzt", — vor Allem aber in den Spukgebilden des Traumes, welcher den Dichter auf der Harzreiſe wieder nach Göttingen, und zwar nach der dortigen Bibliothek, zurückverſetzt 62): „Ich ſtand in einer Ecke des juriſtiſchen Saals, durchſtöberte alte Diſſertationen, vertiefte mich im Leſen, und als ich aufhörte, bemerkte ich zu meiner Verwunderung, daſs es Nacht war, und herabhängende Kriſtall-Leuchter den Saal erhellten. Die nahe Kirchenglocke ſchlug eben Zwölf, die Saalthüre öffnete ſich langſam, und herein trat eine ſtolze, gigantiſche Frau, ehrfurchtsvoll begleitet von den Mitgliedern und Anhängern der juriſtiſchen Fakultät. Das Rieſenweib, obgleich ſchon bejahrt, trug dennoch im Antlitz die Züge einer ſtrengen Schönheit, jeder ihrer Blicke verrieth die hohe Titanin, die gewaltige Themis. Schwert und Wage hielt ſie nachläſſig zuſammen in der einen Hand, in der andern hielt ſie eine Pergamentrolle, zwei junge Doctores juris trugen die Schleppe ihres grau verblichenen Gewandes, an ihrer rechten Seite ſprang windig hin und her der dünne Hofrath Ruſtikus, der Lykurg Hannover's, und deklamierte aus ſeinem neuen Geſetzentwurf 63); an ihrer linken Seite humpelte gar galant und wohlgemuth ihr Cavaliere servente, der geheime Juſtizrath Cujacius 64), und riſs beſtändig juriſtiſche Witze, und lachte ſelbſt darüber ſo herzlich, daſs ſogar die ernſte Göttin ſich mehrmals lächelnd zu ihm herabbeugte, mit der groſsen Pergamentrolle ihm auf die Schulter klopfte, und freundlich flüſterte: „Kleiner, loſer Schalk, der die Bäume von oben herab beſchneidet!" Jeder von den übrigen Herren trat jetzt ebenfalls näher und hatte Etwas hin zu bemerken und hin zu lächeln, etwa ein neu ergrübeltes Syſtemchen oder Hypotheſechen oder ähnliches Miſsgebürtchen des eigenen Köpfchens. Durch die geöffnete Saalthür traten auch noch mehrere fremde Herren herein, die ſich als die andern groſsen Männer des illuſtren Ordens kund gaben, meiſtens eckige, lauernde Geſellen, die mit breiter Selbſtzufriedenheit gleich darauf los definierten und diſtingierten und über jedes Titelchen eines Pandektentitels diſputierten. Und immer kamen noch neue Geſtalten herein, alte Rechtsgelehrte in verſchollenen Trachten, mit weißen Allongeperücken und längſt vergeſſenen Geſichtern, und ſehr erſtaunt, daß man ſie, die Hochberühmten des verfloſſenen Jahrhunderts, nicht ſonderlich regardierte; und Dieſe ſtimmten nun ein, auf ihre Weiſe, in das allgemeine Schwatzen und Schrillen und Schreien, das wie Meeresbrandung immer verwirrter und lauter die hohe Göttin umrauſchte, bis Dieſe die Geduld verlor, und in einem Tone des entſetzlichſten Rieſenſchmerzes plötzlich aufſchrie: „Schweigt! ſchweigt! ich höre die Stimme des theuren Prometheus, die höhnende Kraft und die ſtumme Gewalt ſchmieden den Schuldloſen an den Marterfelſen, und all euer Geſchwätz und Gezänke kann nicht ſeine Wunden kühlen und ſeine Feſſeln zerbrechen!“ So rief die Göttin, und Thränenbäche ſtürzten aus ihren Augen, die ganze Verſammlung heulte wie von Todesangſt ergriffen, die Decke des Saales krachte, die Bücher taumelten herab von ihren Brettern, vergebens trat der alte Münchhauſen aus ſeinem Rahmen hervor, um Ruhe zu gebieten, es tobte und kreiſchte immer wilder — und fort aus dieſem drängenden Tollhauslärm rettete ich mich in den hiſtoriſchen Saal, nach jener Gnadenſtelle, wo die heiligen Bilder des belvederiſchen Apoll's und der mediceiſchen Venus neben einander ſtehen, und ich ſtürzte zu den Füßen der Schönheitsgöttin, in ihrem Anblick vergaß ich all das wüſte Treiben, dem ich entronnen, meine Augen tranken entzückt das Ebenmaß und die ewige Lieblichkeit ihres hochgebenedeiten Leibes, griechiſche Ruhe zog durch meine Seele, und über mein Haupt, wie himmliſchen Segen, goß ſeine ſüßeſten Leyraklänge Phöbus Apollo.“

Mochte Harry Heine in Bonn durch den regen Verkehr mit poetiſierenden Freunden und durch das heiter geſellige Leben der dortigen Univerſitätsjugend vielfach von ſeinem juriſtiſchen Brotſtudium abgezogen worden ſein, ſo ſollte er dieſe erfriſchenden Anregungen zu geiſtiger Thätigkeit in Göttingen deſto empfindlicher vermiſſen. Während das lehrende Element ſich in engherzigſter Beſchränkung auf ſeinen amtlichen Wirkungskreis von allen großen Intereſſen der Zeit ferne hielt, fehlte dem lernenden Elemente, obſchon die Zahl der Studierenden in Göttingen damals über 1000 betrug, jeder ideelle Zuſammenhang. Seit je hatte hier eine ſchroffe Scheidung der Adligen, beſonders der hochmüthigen hannöveriſchen Junker, und der Bürgerlichen geherrſcht, und der exkluſive Korpsgeiſt der Landsmannſchaften wucherte hier in ungemilderter Roheit, als auf den meiſten übrigen Univerſitäten der erwachende politiſche Gemeinſinn und die enthuſiaſtiſchen Beſtrebungen der Burſchenſchaft einen freien, lebhaften Verkehr unter den akademiſchen Jünglingen herbeiführten. Heine ſucht den Grund jenes eitlen hannöveriſchen Adelsſtolzes zumeiſt in der ſchlechten Erziehung, die der jungen Nobleſſe des Landes zu Theil werde: „Man ſchickt ſie freilich nach Göttingen, doch da hocken ſie beiſammen, und ſprechen nur von ihren Hunden, Pferden und Ahnen, und hören wenig neuere Geſchichte, und wenn ſie auch wirklich einmal Dergleichen hören, ſo ſind doch unterdeſſen ihre Sinne befangen durch den Anblick des Grafentiſches, der, ein Wahrzeichen Göttingens, nur für hochgeborene Studenten beſtimmt iſt.“ Der Einfluß dieſer impertinenten Herrchen trug nicht Wenig dazu bei, den Landsmannſchaften ihre abgeſonderte Stellung und die renommiſtiſche Duellierſucht zu bewahren, welche keinen allgemeinen, freundlich zwangloſen Verkehr unter der akademiſchen Jugend aufkommen ließ.

Die „Harzreiſe“ giebt eine köſtliche Schilderung dieſes raufluſtigen Treibens und der dünkelvollen Univerſitätsſtadt, die ſich, wie es an einer andern Stelle [65]) heißt, das deutſche Bologna zu nennen pflegt, obſchon „beide Univerſitäten ſich durch den einfachen Umſtand unterſcheiden, daß in Bologna die kleinſten Hunde und die größten Gelehrten, in Göttingen hingegen die kleinſten Gelehrten und die größten Hunde zu finden ſind“:

„Die Stadt Göttingen, berühmt durch ihre Würſte und Univerſität, gehört dem Könige von Hannover, und enthält 999 Feuerſtellen, diverſe Kirchen, eine Entbindungsanſtalt, eine Sternwarte, einen Karcer, eine Bibliothek und einen Rathskeller, wo das Bier ſehr gut iſt. Der vorüberfließende Bach heißt die Leine, und dient des Sommers zum Baden; das Waſſer iſt ſehr kalt und an einigen Orten ſo breit, daß Lüder wirklich einen großen Anlauf nehmen mußte, als er hinüber ſprang. Die Stadt ſelbſt iſt ſchön, und gefällt Einem am beſten, wenn man ſie mit dem Rücken anſieht. Sie muß ſchon ſehr lange ſtehen; denn ich erinnere mich, als ich vor fünf Jahren dort immatrikuliert und bald darauf konſiliiert wurde, hatte ſie ſchon dasſelbe altkluge Anſehen, und war ſchon vollſtändig eingerichtet mit Schnurren, Pudeln, Diſſertationen, Thedanſants, Wäſcherinnen, Kompendien, Taubenbraten, Guelfenorden, Promotionskutſchen, Pfeifenköpfen, Hofräthen, Juſtizräthen, Relegationsräthen, Profaxen und anderen Faxen. Einige behaupten ſogar, die Stadt ſei zur Zeit der Völkerwanderung erbaut worden, jeder deutſche Stamm habe damals ein ungebundenes Exemplar ſeiner Mitglieder darin zurückgelaſſen, und davon ſtammten alle die Vandalen, Frieſen, Schwaben, Teutonen, Sachſen, Thüringer u. ſ. w., die noch heut zu Tage in Göttingen, hordenweis und geſchieden durch Farben der Mützen und der Pfeifenquäſte, über die Weenderſtraße einherziehen, auf den blutigen Wahlſtätten der Raſenmühle, des Ritſchenkruges und Bovden's ſich ewig unter einander herumſchlagen, in Sitten und Gebräuchen noch immer wie zur Zeit der Völkerwanderung dahinleben, und theils durch ihre Duces, welche Haupthähne heißen, theils durch ihr uraltes Geſetzbuch, welches Komment heißt und in den legibus barbarorum eine Stelle verdient, regiert werden."

Heine, dem ein ſcharfes Auge für die Wahrnehmung der Lächerlichkeit ſolcher Zuſtände gegeben war, bereut daher bald ſeinen Fortgang von Bonn, und ſchon am 29. Oktober bekennt er offen in einem Briefe an ſeine weſtfäliſchen Freunde[66]), daß er ſich in Göttingen furchtbar ennuyiere: „Steifer, patenter, ſchnöder Ton. Jeder muß hier wie ein Abgeſchiedener leben. Nur gut ochſen kann man hier. Das war's auch, was mich herzog. Oft wenn ich in den Trauerweiden-Alleen meines paradieſiſchen Beul's zur Zeit der Dämmerung dämmerte, ſah ich im Verklärungsglanze vor mir ſchweben den leuchtenden Genius des Ochſens, in Schlafrock und Pantoffeln, mit der einen Hand Mackeldey's Inſtitutionen emporhaltend und mit der andern Hand hinzeigend nach den Thürmen Georgia Auguſta's." In demſelben Briefe beklagt er ſich, daß Hofrath Benecke der Einzige ſei, welcher über altdeutſche Literatur leſe, und — horribile dictu — nur neun Zuhörer habe. Zu der geringen Zahl Göttinger Studenten, welche ſich, außer Heine, damals für die ältere deutſche Literatur intereſſierten, gehörten die Münſteraner F. Runcke und Benedikt Waldeck, die ſchon ſeit dem vorigen Jahre dort verweilten. Beide beſchäftigten ſich um jene Zeit vielfach mit poetiſchen Verſuchen, — und, wenn wir dem Urtheil Heine's, der viel mit ihnen zuſammen kam, glauben dürfen, nicht ganz ohne Glück. „Viel Vergnügen hat mir die Bekanntſchaft deines Freundes Runcke gemacht", ſchreibt er an Steinmann im Frühling 1821.[67]) „Er iſt ein herzlich guter Junge. In ſeinen Gedichten ſpielen zwar die alten heidniſchen Götter die Hauptrolle, und die ſchöne Daphnis iſt ſeine Heldin; doch haben ſeine Gedichte etwas Klares, Reines, Beſtimmtes, Heiteres. Er hat mit ſichtbarem Vortheil ſeinen Goethe geleſen, und weiß ziemlich gut, was ſchön iſt. Sein Hauskamiſel Waldeck iſt ein ſehr guter Poet und wird mal Viel leiſten. Ich habe durch Wort und Beiſpiel Beide tüchtig angeſpornt, habe Denſelben meine Anſichten über Poeſie ſchriftlich entwickelt, und glaube, daß wenigſtens bei Letzterm dieſer Same wuchern und gute Früchte tragen wird". Dieſe Prophezeiung hat ſich allerdings ſchlecht bewährt — Waldeck, der ſich von Heine damals in die altdeutſche Literatur einführen ließ und ſogar eine Bearbeitung des Nibelungenliedes in Ottaverime begann, hat als unbeugſamer Kämpfer des Rechts und der Freiheit ſeine Lorbern auf ganz anderem als poetiſchem Felde geerntet, und die wenigen Proben ſeines dichteriſchen Talentes, welche ohne ſein Zuthun in die Öffentlichkeit gedrungen ſind, laſſen kaum bedauern, daß er der belletriſtiſchen Laufbahn ſo raſch und vollſtändig entſagte.**) Überhaupt drängt ſich uns die Bemerkung auf, daß Heine, der zu jener Zeit in ſeinen Briefen und kritiſchen Abhandlungen mit den ihm vorgelegten poetiſchen Verſuchen ſeiner Freunde im Einzelnen ſtreng ins Gericht ging, doch im Allgemeinen ſich über den Umfang und die Tragweite ihres Talentes gewöhnlich täuſchte. Er verweiſt freilich ſeinem Freunde Rouſſeau***) „das Dichten, ohne dabei zu denken" und „das Follenſche Kraftworteriſieren", er vergleicht Deſſen Sonette mit „Walderdbeeren, die überall herumranken und Wurzel ſchlagen, und daher viel unbedeutende Schößlinge und viel nutzloſes Blattwerk hervorbringen"; gelegentlich ſpottet er ſogar: „Rouſſeau hat bisher mit der Muſe in wilder Ehe gelebt, hat mit ſeinem Gaſſenmenſch, der Demagogia, manchen Wechſelbalg gezeugt, und wenn er ja mal die echte Muſe ſchwängerte, ſo hatte er bei ſolcher Schwängerung nie daran gedacht, ob er einen Knaben oder ein Mädchen, einen Mops oder eine Meerkatze wollte" — aber trotzdem nennt er ihn einen „tüchtigen Poeten", der „den Lorber verdiene", und kann „ſich nicht ſatt ergötzen an den Schönheiten" ſeines Panegyrikus auf das Nibelungenlied! Ebenſo räth er dem kaninchenhaft drauflos producierenden Steinmann, deſſen „poetiſche Bilder wie Pharao's magere Kühe ausſehn", „das kritiſche Amputiermeſſer nicht zu ſchonen, wenn's auch das liebſte Kind ſei, das etwa ein Buckelchen oder ein Kröpfchen mit zur Welt gebracht", und „das holprige Trochäengeſindel mit ihren Flickwortskrücken" aus ſeinen Dramen zu verbannen — aber er hat die überſandten Proben doch „mit herzlichem Wohlbehagen geleſen und abermals geleſen", und das Meiſte von den poetiſchen Arbeiten des ſeichten Geſellen hat ihn „auf ungewöhnliche Weiſe angeſprochen" ***). Das formlos undramatiſche Trauerſpiel

„Taſſo's Tod“ von Wilhelm Smets hat ihn „beim erſten unbefangenen Durchleſen ſo freundlich ergötzt“, daß es ihm „ſchwer ankömmt, dasſelbe mit der nothwendigen Kälte nach den Vorſchriften und Anordnungen der dramatiſchen Kunſt kritiſch zu beurtheilen“ — dennoch verſchwendet er an dies unbedeutende Machwerk eine bogenlange Recenſion, findet die zwiſchen Nüchternheit und Schwulſt umhertaumelnde Diktion des Verfaſſers „ſchön und herrlich“, und entſchuldigt den Mangel an Einheit der Handlung und die lyriſche Verſchwommenheit der Charaktere mit der „Einheit des Gefühls“ und der religiöſen Schwärmerei, die „mit leiſer Hand den Himmelsvorhang lüftet und uns in das Reich des Überirdiſchen hineinlauſchen läßt“ 77). Auch die verſchollenen Poeten des von Raßmann herausgegebenen „Rheiniſch-weſtfäliſchen Muſen-Almanachs“ werden ſehr glimpflich behandelt, und wenn ja hin und wieder mal die Katzenkralle in einem witzigen Tadel hervorguckt, ſo zieht ſie ſich ſofort wieder ein, um den Gekratzten mit artigem Sammetpfötchen zu ſtreicheln. In allen Beurtheilungen fremder Dichterwerke verräth Heine während ſeines Göttinger Aufenthaltes und im nächſtfolgenden Jahre eine auffallende Überſchätzung ihres poetiſchen Werthes und der Leiſtungsfähigkeit ihrer Verfaſſer. Er verwechſelt, nach Art der Romantiker, deren Theorien zu dieſer Zeit noch einen mächtigen Einfluß auf ihn übten, die poetiſch gehobene Stimmung des Jünglingsalters mit dem dichteriſchen Talente, und ſteht oftmals faſt in dem Wahne, „die Poeſie ſei nichts Anderes, als die Sprache der Leidenſchaft“. Erſt ſpäter 78) gelangt er zur Einſicht, wie irrthümlich der Glaube vieler Jünglinge ſei, „die ſich für Dichter halten, weil ihre gährende Leidenſchaft, etwa das Hervorbrechen der Pubertät oder der Patriotismus oder der Wahnſinn ſelbſt, einige erträgliche Verſe erzeugt.“

Obſchon Harry, nach der vorhin angezogenen Briefſtelle, hauptſächlich des „Ochſens“ halber nach Göttingen gegangen war, ſcheint er doch auch dort geringen Fleiß auf ſeine juriſtiſchen Studien verwandt zu haben. Wenigſtens führt das am 16. April 1825 an Profeſſor Hugo gerichtete Schreiben, in welchem er ein Verzeichnis der während ſeiner Univerſitätsjahre gehörten Vorleſungen giebt, für das Winterſemeſter 1820–21 kein einziges juridiſches Kolleg auf, und erwähnt nur des Beſuches der Vorträge von Benecke und Sartorius, welche Beide, zumal Letzterer, ihn ihrer beſonderen Gunſt würdigten. Deutſche Geſchichte und Literatur waren alſo auch hier die Fächer, denen er mit beſonderer Vorliebe treu blieb.

Von poetiſchen Arbeiten wurde der „Almanſor" im Laufe des Winters nahezu beendet, und die ernſte Beſchäftigung mit dieſer Tragödie, in die Heine, wie er ſeinen weſtfäliſchen Freunden ſchrieb, „ſein eigenes Selbſt hineingeworfen, mitſammt ſeinen Paradoxen, ſeiner Weisheit, ſeiner Liebe, ſeinem Haſſe und ſeiner ganzen Verrücktheit", ließ ihn einigermaßen die anregungsloſe Sterilität des Göttinger Univerſitätslebens verſchmerzen. Angewidert gleichſehr von dem Gelehrtendünkel der Profeſſoren wie von den Rohheiten des ſtudentiſchen Treibens, zog er ſich, außer dem gelegentlichen Verkehr mit ſeinen Kommilitonen Waldeck und Funcke oder mit dem literariſch hochgebildeten Sartorius, der, wie einſt zu Bürger und A. W. Schlegel, jetzt zu Goethe in freundſchaftlicher Beziehung ſtand, auf ſich ſelbſt zurück. Sartorius erkannte ſchon frühe das hervorragende Talent des jungen Poeten, der ſich in Göttingen ſo unbehaglich fühlte, und erfreute ſich an dem Witz ſeiner Unterhaltung und an der leidenſchaftlichen Gluth ſeiner Verſe. „Indeſſen, man wird Sie nicht lieben", ſagte er prophetiſchen Tones. Von weiblichem Umgange gänzlich abgeſchloſſen, ſchaffte ſich Heine, wie er in „den Briefen aus Berlin" ſcherzt, als Gefährtin ſeiner Einſamkeit wenigſtens eine Katze an, und verſenkte ſich ausſchließlich in ſeine Tragödie, an der er mit aller Kraftanſtrengung arbeitete.

Aus dieſem dichteriſchen Stillleben ſollte ihn jedoch unverſehens die Berührung mit eben jenen rüden Elementen des Göttinger Studentenlebens herausreißen, von denen er ſich ſo gefliſſentlich fernzuhalten geſucht. Da der Vorfall, welcher ihn die Univerſität zu verlaſſen zwang, ein eigenthümliches Licht auf die ſtudentiſchen Sitten und auf das Verhältnis der akademiſchen Behörden zu den Ehrenhändeln der ihrer Juſtiz untergebenen Jünglinge wirft, wollen wir über das an ſich unbedeutende Ereignis etwas ausführlicher, als ſonſt der Mühe verlohnte, berichten.[73]

Während ſeines Aufenthaltes in Göttingen aß Heine mit mehren anderen Studenten Mittags im Michaelis'ſchen Hauſe. Als dort eines Tages bei Tiſche das Geſpräch auf die Verrufserklärungen einer Verbindung gegen andere kam, ſprach ſich Heine in ſtarken Ausdrücken gegen dieſe Unſitte aus, und bezog ſich dabei auf einen im Heidelberger Studentenleben unlängſt vorgekommenen Fall. Der Student Wilhelm Wiebel aus Eutin beſtritt die Wahrheit der von Heine angeführten Thatſache und verwies ihm in beleidigender Art, daß er ſich ein Urtheil über dieſelbe anmaße, da er nicht in Heidelberg geweſen ſei. In Folge Deſſen ließ Heine am

2. December Wiebel durch den Studioſus Johann Adam Ballender aus Rheinpreußen auf Piſtolen fordern. Wiebel nahm durch ſeinen Kartellträger, den Grafen Ernſt Ranzau aus Holſtein, die Forderung an, und beſtimmte Münden als Ort des Duells. Noch am ſelben Tage kam die Sache jedoch dem Prorektor, Profeſſor Tychſen, zu Ohren. Dieſer ließ beiden Kontrahenten Stubenarreſt auferlegen, und beſchied ſie auf den folgenden Tag vor ſich. Er bewog Wiebel, bei Tiſche erklären zu wollen, daß er die beleidigende Äußerung gegen Heine in der Hitze ausgeſtoßen habe und dieſelbe zurücknehme, womit Heine zufrieden war. Wiebel ſagte indeß Mittags nur, daß er die gegen Heine vorgebrachte Bemerkung zurückzunehmen vom Prorektor veranlaſſt worden ſei, und erwiderte, als Heine auf den Zuſatz: „in der Hitze geſprochen" drang, daß er eine ſolche Erklärung nicht abgeben könne, da er die bewuſſte Äußerung mit ruhiger Überlegung gethan habe. Folgenden Tages ward Beiden, unter Androhung der Relegation, von der Gerichtsdeputation ſtrengſtens geboten, Ruhe zu halten. Am 8. December nochmals vor die Gerichtsdeputation geladen, erklärte Wiebel, die Worte in der Hitze geſprochen zu haben, — Heine, nun völlig zufrieden geſtellt, — Beide, mit einander verſöhnt zu ſein. Die Sache blieb aber nicht hiebei beruhen. Es erhoben ſich ſpäter Zweifel, ob das Duell als ein durch Verſöhnung der Gegner beſeitigtes oder durch den äußeren Umſtand eines gerichtlichen Einſchreitens verhindertes zu betrachten ſei, und das königliche Univerſitäts-Kuratorium wurde um eine „authentiſche Erklärung" hierüber erſucht. Man weiß nicht: ſoll man ſich mehr über die Naivetät einer ſolchen Anfrage, oder mehr darüber wundern, daß eine königliche Univerſitätsbehörde alles Ernſtes auf die Beantwortung einging? Die Entſcheidung fiel dahin aus, daß im vorliegenden Falle das Duell allerdings nur als ein durch äußere Umſtände verhindertes angeſehen werden könne, und die häßliche Geſchichte fand damit ihr Ende, daß am 23. Januar 1821 Harry Heine mit dem Consilium abeundi auf ein halbes Jahr, Ballender und Graf Ranzau Jeder mit acht Tagen Karcer belegt wurden. Die Beſtrafung Wiebel's ward ausgeſetzt, da inzwiſchen neue Unterſuchungen gegen ihn anhängig gemacht waren.

Wir bezweifeln, daß Harry die gezwungene Abkürzung ſeines Aufenthaltes in Göttingen ſonderlich bedauerte. Nichts feſſelte ihn dort, außer der eigenen Laune oder dem Willen ſeiner Verwandten, von denen er jetzt auch die Weiſung erwartete, nach welcher Univerſität er ſich zur Fortſetzung ſeiner Studien begeben ſolle. Bis zum Eintreffen dieſer Entſcheidung und der nöthigen Geldmittel verſchaffte ihm der Vorwand einer Krankheit, die ſeine ſofortige Abreiſe verhindere, die Erlaubnis der akademiſchen Behörde, noch einige Tage in Göttingen zu verweilen. Die Tage verlängerten ſich zu Wochen. Im Einklange mit ſeinen Wünſchen, wurde ihm endlich von Hauſe die Univerſität Berlin beſtimmt, und die letzten Tage des Februarmonats fanden ihn auf der Reiſe nach der preußiſchen Hauptſtadt.

Sechſtes Kapitel.

In der Reſidenz.

Das Schickſal hätte der geiſtigen Entwicklung H. Heine's nicht leicht eine größere Gunſt erweiſen können, als indem es ihn von Göttingen nach Berlin verſchlug. Aus der Rumpelkammer todter Gelehrſamkeit trat er an den Herd der weltbewegenden philoſophiſchen Gedanken des Jahrhunderts, — aus den engherzig abgeſchloſſenen ſtudentiſchen Kreiſen und der Iſolierzelle des Poetenſtübchens in das geſellige Leben der Reſidenz und den Verkehr mit der Elite der Geiſter, — aus den phantaſtiſchen Nebelträumen der Romantik mitten in die bunt erglänzende Tageshelle der Wirklichkeit.

Freilich war das Berlin der zwanziger Jahre ſehr verſchieden von der heutigen Metropole des deutſchen Lebens. In der Politik namentlich wehte ein ſcharfer, eiſiger Wind der Reaktion, der die Hoffnungen des Volkes auf eine freiere, verfaſſungsmäßige Geſtaltung des Staatsorganismus jählings dahinwelken machte; die Alten ſchwiegen verzweiflungsvoll, und der beherzteren Jugend, die es nicht faſſen konnte, daſs das Blut der Freiheitskriege umſonſt ſollte gefloſſen ſein, ſchloſs der Knebel der Demagogenverfolgungen den vorlauten Mund. Obſchon in Berlin von jeher ein geringes Zuſammenleben der Studierenden ſtattfand, weil der Student ſich dort, ungleich ſeiner Bedeutung in kleineren Univerſitätsſtädten, unter der Menge einfluſsreicher Hof- und Staatsbeamten und hervorragender Perſönlichkeiten des öffentlichen Lebens wie die Welle im Ocean verliert, muſſte doch Heine bald nach ſeiner Ankunft erleben, daſs auch hier die Landsmannſchaften ſammt der „Arminia“, die aus alten Anhängern der Burſchenſchaft beſtand, aufgehoben, und mehr als dreißig junge Leute wegen Theilnahme an unerlaubten Verbindungen relegiert wurden. Wir wiſſen, daß er kein beſonderer Freund des exkluſiven Studententhumes war und dasſelbe in der „Harzreiſe“ aufs köſtlichſte perſiffliert hat, aber auch ihn empörte die politiſche Verfolgungsſucht, welche die unſchuldigſten Anläſſe zum Grund harter Beſtrafungen machte. „Ich will durchaus nicht die Verbindungen auf Univerſitäten vertheidigen“, ſchreibt er in den „Briefen aus Berlin“, ſie ſind Reſte jenes alten Korporationsweſens, die ich ganz aus unſerer Zeit vertilgt ſehen möchte. Aber ich geſtehe, daß jene Verbindungen nothwendige Folgen ſind von unſerm akademiſchen Weſen, oder beſſer Unweſen, und daß ſie wahrſcheinlich nicht eher unterdrückt werden, bis das liebenswürdige und vielbeliebte erfordiſche Stallfütterungsſyſtem bei unſern Studenten eingeführt iſt“. Beſonders ſtrenge verfuhr man gegen die Polen, deren bis zum Sommer 1822 an ſiebzig in Berlin ſtudierten. Ein großer Theil derſelben wurde auf den vagen Verdacht demagogiſcher Umtriebe gegen die ruſſiſche Regierung verhaftet und ins Gefängnis geworfen; die meiſten entzogen ſich der Gefahr einer willkürlichen Unterſuchung durch ſchleunige Abreiſe auf Nimmerwiederkehr, und kaum ein halbes Dutzend von ihnen verblieb in der ungaſtlichen Reſidenz.

Preſſe und Buchhandel wurden aufs läſtigſte durch Polizeimaßregeln chikaniert; die Leihbibliotheken mußten ihre Kataloge einliefern, und alle politiſch anſtößigen Schriften wurden daraus entfernt. Selbſt Unterhaltungsblätter wie der geſinnungslos zahme „Geſellſchafter“ mußten ſich's gefallen laſſen, die Aufſätze ihrer Mitarbeiter durch Cenſurſtriche zerfetzt und verſtümmelt zu ſehn; manche Cenſoren hatten gar die Unverſchämtheit, zu verlangen, daß die Spur ihres Rothſtifts dem Publikum unſichtbar gemacht werde. Da führte denn oftmals die Noth zu erfinderiſchen Einfällen. Der Redakteur eines Blattes, das beſonders häufig mit ſolcher Tyrannei zu kämpfen hatte, ließ eine alte, abgedroſchene Anekdote, die, eben weil ſie alt und abgedroſchen war, längſt das Imprimatur erhalten hatte, in alle die Stellen einſchieben, wo die Cenſur ein Loch gemacht, ſo daß jene Anekdote hundertmal wiederkehrte und dem Leſer die Cenſurlücken erſetzte. Was blieb am Ende auch übrig, als ein kleinlicher Kampf gegen kleinliche Maßregeln! Selbſt der Verlag auswärtiger Buchhändler wurde zuweilen in Preußen erſt der Cenſur unterworfen, ehe der Verkauf ihrer Bücher geſtattet ward, und Brockhaus in Leipzig bemühte ſich lange vergeblich bei der preußiſchen Regierung, die Aufhebung einer ſolchen Maßregel zu erwirken, die wegen einer mißliebigen Publikation über ihn verhängt war. Angeberei und Spionage florierten — während E. T. A. Hoffmann auf dem Sterbebette lag, wurde ſein noch nicht ausgegebener, harmloſer Roman „Meiſter Floh“ auf Requiſition des preußiſchen Geſandten in Frankfurt bei dem dortigen Verleger Willmans mit Beſchlag belegt, und der kranke Verfaſſer hatte die peinlichſten Verhöre zu beſtehn, weil irgend ein geſpenſterſehender Narr in der Figur des Studenten Georg Pepuſch und in ſeinem Liebesverhältniſſe zu der ſchönen Dörtje Elverdink, die den ängſtlich martialiſchen Titelhelden verfolgt, hochverrätheriſche Anſpielungen auf die Kommiſſion witterte, welche mit Unterſuchung der demagogiſchen Umtriebe beauftragt war.

Was konnte natürlicher ſein, als daß unter ſo laſtendem Drucke die Politik faſt gar keine Stelle in den Tagesblättern einnahm, deren Spalten ſich mit dem ſeichteſten Literatur- und Theatergeſchwätz füllten? Man erhält ein Bild dieſer politiſch unfreien Zeit und der geiſtigen Verſumpftheit in den tonangebenden Schichten der Geſellſchaft, wenn man einen Jahrgang der Dresdener „Abendzeitung“ 74) aus dem Anfang der zwanziger Jahre durchblättert, und ſich erinnert, daß dies Journal und die lüſtern ſentimentalen Romane Clauren's damals den Geſchmack des Publikums beherrſchten. Das Volk hatte ja keinen Theil am öffentlichen Leben, ſein Geſchick wurde immer noch ohne ſein Zuthun auf Kongreſſen und Konferenzen der Fürſten verhandelt, die ſich kein Gewiſſen daraus machten, ihre Unterthanen ungefragt zu verkaufen und zu vertauſchen, oder ſich gegenſeitig die Hand dazu boten, jede freie Regung durch die Polizeigewalt des deutſchen Bundes zu unterdrücken. „Dieſer Seelenſchacher im Herzen des Vaterlandes und deſſen blutende Zerriſſenheit“, ſagt Heine bei Vergleichung dieſer Zuſtände mit denen der Nachbarvölker 75), „läßt keinen ſtolzen Sinn, und noch viel weniger ein ſtolzes Wort aufkommen, unſere ſchönſten Thaten werden lächerlich durch den dummen Erfolg, und während wir uns unmuthig einhüllen in den Purpurmantel des deutſchen Heldenblutes, kömmt ein politiſcher Schalk und ſetzt uns die Schellenkappe aufs Haupt. Eben die Literaturen unſerer Nachbarn jenſeits des Rheins und des Kanals muß man mit unſerer Bagatell-Literatur vergleichen, um das Leere und Bedeutungsloſe unſeres Bagatell-Lebens zu begreifen. Oft, wenn ich die Morgen-Chronicle leſe, und in jeder Zeile das engliſche Volk mit ſeiner Nationalität erblicke, mit ſeinem Pferderennen, Boxen, Hahnenkämpfen, Aſſiſen, Parlamentsdebatten u. ſ. w., dann nehme ich wieder betrübten Herzens ein deutſches Blatt zur Hand, und ſuche darin die Momente eines Volkslebens, und finde Nichts als literariſche Fraubaſereien und Theatergeklätſche. Und doch iſt es nicht anders zu erwarten. Iſt in einem Volke alles öffentliche Leben unterdrückt, ſo ſucht es dennoch Gegenſtände für gemeinſame Beſprechung, und dazu dienen ihm in Deutſchland ſeine Schriftſteller und Komödianten. Statt Pferderennen haben wir ein Bücherrennen nach der Leipziger Meſſe. Statt Boxen haben wir Myſtiker und Rationaliſten, die ſich in ihren Pamphlets herumbalgen, bis die Einen zur Vernunft kommen, und den Andern Hören und Sehen vergeht und der Glaube bei ihnen Eingang findet. Statt Hahnenkämpfe haben wir Journale, worin arme Teufel, die man dafür füttert, ſich einander den guten Namen zerreißen, während die Philiſter freudig ausrufen: Sieh, Das iſt ein Haupthahn! Dem dort ſchwillt der Kamm! Der hat einen ſcharfen Schnabel! Das junge Hähnchen muß ſeine Federn erſt ausſchreiben, man muß es anſpornen u. ſ. w. In ſolcher Art haben wir auch unſere öffentlichen Aſſiſen, und Das ſind die löſchpapiernen ſächſiſchen Literaturzeitungen, worin jeder Dummkopf von ſeines Gleichen gerichtet wird, nach den Grundſätzen eines literariſchen Kriminalrechts, das der Abſchreckungstheorie huldigt, und als ein Verbrechen jedes Buch beſtraft. Zeigt der Verfaſſer etwas Geiſt, ſo iſt das Verbrechen qualificiert. Kann er aber ſein Geiſtesalibi beweiſen, ſo wird die Strafe gemildert. Wir haben gewiſſermaßen auch unſere Parlamentsdebatten, und damit meine ich unſere Theaterkritiken; wie denn unſer Schauſpiel ſelbſt gar füglich das Haus der Gemeinen genannt werden kann, von wegen der vielen Gemeinheiten, die darin blühen, von wegen des plattgetretenen franzöſiſchen Unflaths, den unſer Publikum, ſelbſt wenn man ihm am ſelben Abend ein Raupach'ſches Luſtſpiel gegeben hat, gar ruhig verzehrt, gleich einer Fliege, die, wenn ſie von einem Honigtopfe weggetrieben wird, ſich gleich mit dem beſten Appetit auf einen Quark ſetzt und ihre Mahlzeit damit beſchließt. Unſer Oberhaus, die Tragödie, zeigt ſich in höherem Glanze. Ich meine hinſichtlich der Kouliſſen, Dekorationen und Garderoben. Aber auch hier giebt es ein Ziel. Im Theater der Römer haben Elephanten auf dem Seile getanzt und große Sprünge gemacht; weiter aber konnt' es der Menſch nicht bringen, und das römiſche Reich ging unter, und bei dieſer Gelegenheit auch das römiſche Theater." Mit gerechtem Nachdruck betont Heine bei einer ſpäteren Gelegenheit 76), daſs, durch die gleiche Miſère unſeres öffentlichen Lebens veranlaſſt, auch Tieck und die übrigen romantiſchen Dichter in ihren ſatiriſchen Dramen ſich jeder höheren Weltanſchauung enthielten; „über die zwei wichtigſten Verhältniſſe des Menſchen, das politiſche und das religiöſe, ſchwiegen ſie mit groſser Beſcheidenheit; zum Hauptgegenſtand ihrer dramatiſchen Satire wählten ſie das Theater ſelbſt, und ſie ſatiriſierten mit mehr oder minderer Laune die Mängel unſerer Bühne. Aber man muſs auch den politiſch unfreien Zuſtand Deutſchlands berückſichtigen. Unſere Witzlinge müſſen ſich in Betreff wirklicher Fürſten aller Anzüglichkeiten enthalten, und für dieſe Beſchränkung wollen ſie daher an den Theaterkönigen und Kouliſſenprinzen ſich entſchädigen. Wir, die wir faſt gar keine räſonnierende politiſche Journale beſaſsen, waren immer deſto geſegneter mit einer Unzahl äſthetiſcher Blätter, die Nichts als müſsige Märchen und Theaterkritiken enthielten, ſo daſs, wer unſere Blätter ſah, beinahe glauben muſſte, das ganze deutſche Volk beſtände aus lauter ſchwatzenden Ammen und Theaterrecenſenten. Für die Kunſt wird jetzt in Deutſchland alles Mögliche gethan, namentlich in Preuſsen. Die Muſeen ſtrahlen in ſinnreicher Farbenluſt, die Orcheſter rauſchen, die Tänzerinnen ſpringen ihre ſüſseſten Entrechats, mit tauſend und einer Novelle wird das Publikum ergötzt, und es blüht die Theaterkritik. Juſtin erzählt in ſeinen Geſchichten: Als Cyrus die Revolte der Lydier geſtillt hatte, wuſſte er den ſtörriſchen, freiheitſüchtigen Geiſt Derſelben nur dadurch zu bezähmen, daſs er ihnen befahl, ſchöne Künſte und ſonſtige luſtige Dinge zu treiben. Von lydiſchen Emeuten war ſeitdem nicht mehr die Rede, deſto berühmter aber wurden lydiſche Reſtaurateure, Kuppler und Artiſten.“

Luſtige Dinge trieb man in der That damals in der preuſsiſchen Hauptſtadt. Berlin ſtand zu jener Zeit auf dem Höhepunkte ſeiner Opern- und Koncert-Schwärmerei. Von allen Einflüſſen der romantiſchen Literatur hatte ſich die nüchtern witzige Reſidenz ziemlich fern zu halten gewuſſt — Tieck fand niemals in ſeinen Berliner Landsleuten ein ſonderlich dankbares Publikum, Arnim wurde kaum geleſen, Fouqué hatte zumeiſt nur Geltung in den ariſtokratiſchen Kreiſen, höchſtens an Hoffmann's dämoniſchen Phantaſieſtücken ergötzte und graulte ſich die gebildete und ungebildete Leſewelt; — dafür aber ſchwang die romantiſchſte aller Künſte, die Muſik, hier gebieteriſch ihren Zauberſtab, und vom Gendarmenmarkt bis zum entlegenſten Thore führte ihr Taktſtock vom Herbſt bis zum

Frühjahr ein unbeſtrittenes Regiment. Boucher, der eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Kaiſer Napoleon beſaß und ſich die ſonderbaren Titel „Kosmopolit“ und „Sokrates der Violiniſten“ gab, ſcharrte mit ſeinen Kunſtſtücken auf der Geige dort ein enormes Geld zuſammen, und nannte Berlin aus Dankbarkeit la capitale de la musique. „Boucher hat wirklich Recht“, ſagte Heine 77). „Es iſt hier den ganzen Winter hindurch ein Singen und Klingen geweſen, daß Einem faſt Hören und Sehen verging. Ein Koncert trat dem andern auf die Ferſe.

„Wer zählt die Fiedler, nennt die Namen,
Die gaſtlich hier zuſammen kamen?
— — — — — — — — — —
Selbſt von Hiſpanien kamen ſie,
Und ſpielten auf dem Schaugerüſte
Gar manche ſchlechte Melodie“.

Vor Allem verſetzte Henriette Sonntag die Reſidenz in ein Wonnemeer von Enthuſiasmus, und von eingebornen Berlinern war es der junge Felix Mendelsſohn, der im Frühling 1822 zum erſtenmal in einem Koncerte öffentlich auftrat und allgemein als ein muſikaliſches Wunder, als ein zweiter Mozart beſtaunt wurde. Goethe's Freund Zelter leitete damals die Koncerte der Singakademie, und wußte ſich der Anſprüche auf Billette zu den ſtarkbeſuchten Aufführungen nur durch jene kauſtiſche Derbheit zu erwehren, die Goethe als ein natürliches Reſultat ſeines langjährigen Aufenthaltes in Berlin betrachtete. „Wie ich an Allem merke“, ſagte er nach einem Beſuche Zelter's zu Eckermann 78), „lebt dort ein ſo verwegener Menſchenſchlag beiſammen, daß man mit der Delikateſſe nicht weit reicht, ſondern daß man Haare auf den Zähnen haben und mitunter etwas grob ſein muß, um ſich über Waſſer zu halten.“

Die Generalintendanz der königlichen Schauſpiele leitete nach Iffland's Tode der feingebildete Kenner des Bühnenweſens Graf Karl Moritz von Brühl, der von dem edelſten Kunſtſtreben beſeelt war und, trotz vielfacher Anfeindungen und Kränkungen ſeitens einer boshaft nergelnden Kritik, das Berliner Hoftheater wenigſtens für eine Reihe von Jahren auf der Höhe, die es unter ſeinem Vorgänger erreicht hatte, zu erhalten verſtand. Als im dritten Jahre ſeiner Verwaltung das alte Schauſpielhaus nach einer Probe von Schiller's „Räubern“ am 28. Juni 1817 in Flammen aufgegangen war, erbaute Schinkel das geſchmackvolle neue Theater, welches am 26. Mai 1821 mit einem von Goethe gedichteten Feſtprolog und der

„Iphigenie auf Tauris“ eröffnet ward. Der Zögling Goethe's, Pius Alexander Wolff, und Deſſen gleichfalls in Weimar gebildete treffliche Gattin ſtellten die Hauptrollen dar. Beide waren ſchon im Jahre 1816 durch den Grafen Brühl dauernd der Berliner Hofbühne gewonnen worden. Neben Wolff glänzte vor Allen Ludwig Devrient, der 1815 als Franz Moor zum erſten Male vor dem Reſidenz-Publikum auftrat, und daſſelbe durch ſeine geniale Charakteriſtik wie durch ſeinen angeborenen echt poetiſchen Humor faſt in jeder von ihm geſpielten Rolle zu ſtürmiſcher Bewunderung hinriß. Auch Heine folgte den Kunſtleiſtungen Beider mit großem Intereſſe, und war oftmals in Zweifel, ob er dem keck originellen und dennoch niemals das künſtleriſche Maß überſchreitenden Spiele Devrient's, oder der idealen, rein objektiven Auffaſſung Wolff's die Palme der höchſten Vollendung zuſprechen ſolle. Denn „obgleich, von den verſchiedenſten Richtungen ausgehend, Jener die Natur, Dieſer die Kunſt als das Höchſte erſtrebte, begegneten ſie ſich doch Beide in der Poeſie, und durch ganz entgegengeſetzte Mittel erſchütterten und entzückten ſie die Herzen der Zuſchauer.“ 79) Devrient und Auguſte Stich, die ſich ſchon damals jene antike Schönheit der Stellungen und jene wohllautende Behandlung der Sprache zu eigen gemacht hatte, welche ſie als Madame Crelinger bis ins ſpäteſte Alter bewahrte, riefen die wahrhaft klaſſiſchen Darſtellungen Shakſpeare'ſcher Rollen hervor, welche der deutſchen Schauſpielkunſt zu ſo hoher Ehre gereichten; Pius Alexander und Amalie Wolff aber machten die ſpaniſchen Dichter heimiſch auf unſerer Bühne. Neben Shakſpeare und Calderon, Terenz und Moreto, pflegte indeſſen Graf Brühl faſt noch eifriger das deutſche Drama, und nicht allein die Meiſterwerke von Leſſing, Schiller und Goethe wurden in würdigſter Ausſtattung und mit einer an Pedanterie ſtreifenden Korrektheit des Koſtüms 80) vorgeführt, ſondern auch die dichteriſchen Verſuche der jüngeren Schriftſteller fanden liebevolle Berückſichtigung. Wenn dabei hin und wieder Mißgriffe vorkamen, wenn z. B. Raupach's und Gehe's effekthaſchende Tragödien oder Houwald's Rührſtücke unbedenklich über die weltbedeutenden Bretter ſchritten, während Kleiſt's „Prinz von Homburg“ und Grillparzer's „Argonauten“ bei Seite gelegt wurden, ſo war doch der gute Wille des ausgezeichneten Mannes, der an der Spitze der königlichen Kunſtanſtalten ſtand, keinen Augenblick zu verkennen, und als Derſelbe 1822 durch einen Bruch des Schlüſſelbeins ernſtlich erkrankte, ſprach nicht bloß Heine 81) die Beſorgnis aus, daß, falls man ihn verlöre, ſolch ein Theaterintendant, der Enthuſiaſt für deutſche Kunſt und Art ſei, nicht leicht wieder zu finden wäre. Graf Brühl that redlich das Seinige, durch häufige Vorführung klaſſiſcher Stücke und durch Begünſtigung des Beſſern auf dem Felde der neueren Bühnenliteratur den Kunſtgeſchmack des Publikums zu heben — aber er vermochte durch all' ſeine ernſten Bemühungen ſo wenig, wie Goethe vor ihm und Immermann in ſpäteren Jahren, die dramatiſche Produktion ſeiner Zeit auf glücklichere Wege zu leiten. In der Tragödie herrſchten noch lange die romantiſchen Schickſalsdramen, im Schauſpiel die thränenreichen Effektſtücke vor; und das Luſtſpiel begann in den zwanziger Jahren namentlich auf der königſtädtiſchen Volksbühne in Berlin jene platt-frivole Richtung einzuſchlagen, welche jedes ethiſchen Gehaltes entbehrt, und ſo Viel zum Verfall des deutſchen Theaters beigetragen hat. Heine erkannte ſchon früh die ſittliche Gefahr dieſer Entwürdigung der Bühne; ſchon 1826 ſchrieb er auf Norderney 82) bei Gelegenheit eines Blickes auf die deutſche Literatur- und und Theatermiſère: „In der That, höre ich, wie in unſern Luſtſpielen die heiligſten Sitten und Gefühle des Lebens in einem liederlichen Tone und ſo leichtfertig ſicher abgeleiert werden, daß man am Ende ſelbſt gewöhnt wird, ſie als die gleichgültigſten Dinge zu betrachten, höre ich jene kammerdienerlichen Liebeserklärungen, die ſentimentalen Freundſchaftsbündniſſe zu gemeinſchaftlichem Betrug, die lachenden Pläne zur Täuſchung der Eltern oder Ehegatten, und wie all' dieſe ſtereotypen Luſtſpielmotive heißen mögen, ach! ſo erfaſſt mich inneres Grauen und bodenloſer Jammer, und ich ſchaue ängſtlichen Blickes nach den armen, unſchuldigen Engelköpfchen, denen im Theater Dergleichen, gewiß nicht ohne Erfolg, vordeklamiert wird. Die Klagen über Verfall und Verderbnis des deutſchen Luſtſpiels, wie ſie aus ehrlichen Herzen hervorgeſeufzt werden, der kritiſche Eifer Tieck's und Zimmermann's, die bei der Reinigung unſers Theaters ein mühſameres Geſchäft haben, als Herkules im Stalle des Augias, da unſer Theaterſtall gereinigt werden ſoll, während die Ochſen noch darin ſind; die Beſtrebungen hochbegabter Männer, die ein romantiſches Luſtſpiel begründen möchten, die trefflichſte und treffendſte Satire, wie z. B. Robert's „Paradiesvogel" — Nichts will fruchten, Seufzer, Rathſchläge, Verſuche, Geißelhiebe, Alles bewegt nur die Luft, und jedes Wort, das man darüber ſpricht, iſt wahrhaft in den Wind geredet."

Nicht wenig jedoch trug zum Herabſinken der dramatiſchen Kunſt andererſeits die verſchwenderiſche Ausſtattung bei, welche man in der Reſtaurationsperiode auf das Ballett und die Oper verwandte. Tänzerinnen und Sängerinnen bezogen jetzt Honorare, deren Betrag bis dahin in den Annalen der Bühnenkunſt unerhört geweſen war, und ſelbſt der vielberühmte Krönungszug in der „Jungfrau von Orleans“ konnte an Pracht der Koſtüme nicht mehr wetteifern mit dem Glanze, der bei den Vorſtellungen Spontini'ſcher Opern entfaltet ward. Letzterer, der Ritter Spontini, war Anno 1820 als General-Muſikdirektor von Paris nach Berlin berufen worden, und brachte ſeine exorbitanten Anſprüche auf einen ſinneverblendenden Luxus der Dekorationen mit nach der preußiſchen Reſidenz. Anfangs witzelten die Berliner, wie Heine erzählt[83]), über die geräuſchvolle Muſik der „Olympia“ und über den großen Elephanten in den Prachtaufzügen dieſer Oper. Ein Spottvogel machte den Vorſchlag, die Haltbarkeit der Mauern im neuen Schauſpielhauſe durch den Pauken- und Poſaunenſchall dieſes muſikaliſchen Höllenlärms zu erproben; ein Anderer kam eben aus der brauſenden „Olympia“ und rief, als er auf der Straße den Zapfenſtreich trommeln hörte, Athem ſchöpfend aus: „Endlich hört man doch ſanfte Muſik!“ Und als im Mai 1822 Spontini's neue, zur Vermählung der Prinzeſſin Alexandrine mit dem Erbgroßherzoge von Mecklenburg-Schwerin komponierte Oper „Nurmahal oder das Roſenfeſt von Kaſchemir“ aufgeführt wurde, ſagte ein Witzling, um ſein Urtheil über die Muſik derſelben befragt: „Das Beſte dran iſt, daß kein Kanonenſchuß darin vorkömmt.“ Obſchon Spontini, der Lieblingskomponiſt der prunkliebenden Reſtaurationszeit, beſonders in den Hofcirkeln enthuſiaſtiſche Anerkennung fand, verfeindete er ſich durch ſeine Zurückſetzung der deutſchen Muſik und durch die maßloſe Bevorzugung ſeiner eigenen Werke doch einen großen Theil des Berliner Publikums, der in ſeiner heroiſchen Muſik ungerechterweiſe, wie Heine, „nur Pauken- und Trompetenſpektakel, ſchallenden Bombaſt und geſpreizte Unnatur“ ſah. Es bildete ſich neben der ſpontiniſchen raſch eine antiſpontiniſche Partei, die an Macht und Anſehen wuchs, als Weber's „Freiſchütz“ im neuen Theater zur Aufführung gelangte und ſofort den entzückteſten Beifall fand. Wie einſt der Streit der Gluckiſten und Picciniſten ganz Paris aufregte, ſo entbrannte jetzt in Berlin ein leidenſchaftlicher Kampf zwiſchen den Anhängern Weber's und Spontini's, und Heine ſchildert ergötzlich genug[84]), wie er von Morgens früh bis ſpät in die Nacht durch das Lied der Brautjungfern verfolgt ward: „Bin ich mit noch ſo guter Laune des Morgens aufgeſtanden, ſo wird doch gleich alle meine Heiterkeit fortgeärgert, wenn ſchon früh die Schuljugend, den „Jungfernkranz" zwitſchernd, meinem Fenſter vorüberzieht. Es dauert keine Stunde, und die Tochter meiner Wirthin ſteht auf mit ihrem „Jungfernkranz." Ich höre meinen Barbier den „Jungfernkranz" die Treppe heraufſingen. Die kleine Wäſcherin kommt mit „Lavendel, Myrt' und Thymian." So geht's fort. Mein Kopf dröhnt. Ich kann's nicht aushalten, eile aus dem Hauſe, und werfe mich mit meinem Ärger in eine Droſchke. Gut, daß ich durch das Rädergeraſſel nicht ſingen höre. Bei ***li ſteig' ich ab. Iſt's Fräulein zu ſprechen? Der Diener läuft. „Ja." Die Thüre fliegt auf. Die Holde ſitzt am Pianoforte, und empfängt mich mit einem ſüßen:

„Wo bleibt der ſchmucke Freiersmann?
Ich kann ihn kaum erwarten."

Sie ſingen wie ein Engel! ruf' ich mit krampfhafter Freundlichkeit. „Ich will noch mal von vorne anfangen," liſpelt die Gütige, und ſie windet wieder ihren „Jungfernkranz", und windet und windet, bis ich ſelbſt vor unſäglichen Qualen wie ein Wurm mich winde, bis ich vor Seelenangſt ausrufe: Hilf, Samiel! — Und nun den ganzen Tag verläſſt mich nicht das vermaledeite Lied. Die ſchönſten Momente verbittert es mir. Sogar wenn ich bei Tiſche ſitze, wird es mir vom Sänger Heinſius als Deſſert vorgedudelt. Den ganzen Nachmittag werde ich mit „veilchenblauer Seide" gewürgt. Dort wird der „Jungfernkranz" von einem Lahmen abgeorgelt, hier wird er von einem Blinden herunter gefiedelt. Am Abend geht der Spuk erſt recht los. Das iſt ein Flöten und ein Gröhlen und ein Fiſtulieren und ein Gurgeln, und immer die alte Melodie. Das Kaſparlied und der Jägerchor wird wohl dann und wann von einem illuminierten Studenten oder Fähndrich zur Abwechſelung in das Geſumme hineingebrüllt, aber der „Jungfernkranz" iſt permanent; wenn der Eine ihn beendigt hat, fängt ihn der Andre wieder von vorn an; aus allen Häuſern klingt er mir entgegen; Jeder pfeift ihn mit eigenen Variationen; ja, ich glaube faſt, die Hunde auf der Straße bellen ihn . . . Denken Sie jedoch nicht, daß die Melodie desſelben wirklich ſchlecht ſei. Im Gegentheil, ſie hat eben durch ihre Vortrefflichkeit jene Popularität erlangt. Mais toujours perdrix! Sie verſtehen mich. Der ganze „Freiſchütz" iſt vortrefflich, und verdient gewiß jenes Intereſſe, womit er jetzt in ganz

Deutſchland aufgenommen wird. Hier iſt er vielleicht ſchon zum dreißigſten Male gegeben, und noch immer wird es erſtaunlich ſchwer, zu einer Vorſtellung desſelben gute Billette zu bekommen." Trotz dieſer glänzenden Aufnahme des „Freiſchütz" und trotz des beſcheidenſten Auftretens[85]), gelang es Weber nicht, die gehoffte Anſtellung bei der Berliner Oper zu finden. Spontini's hochfahrende Eitelkeit duldete neben ſich keinen zweiten Komponiſten, deſſen Geiſt dem ſeinigen nicht huldigte, oder gar mit ihm wetteiferte.

Der große Erfolg des „Freiſchütz" ermuthigte jedoch den Grafen Brühl, bald nachher die Aufführung zweier anderen deutſchen Opern durchzuſetzen. Die erſte derſelben, „Aucaſſin und Nicolette", intereſſierte das Publikum der Reſidenz namentlich wegen des Umſtandes, daſs ſowohl der Komponiſt, Muſikdirektor G. A. Schneider, wie der Textdichter, Geheimrath J. F. Koreff, ſtadtbekannte und beliebte Perſönlichkeiten waren. Heine ſchrieb nach der erſten Aufführung, die am 26. Februar 1822 ſtattfand: „Wenigſtens acht Tage lang hörte man von Nichts ſprechen, als von Koreff und Schneider, und Schneider und Koreff. Hier ſtanden geniale Dilettanten und riſſen die Muſik herunter; dort ſtand ein Haufen ſchlechter Poeten und ſchulmeiſterte den Text. Was mich betrifft, ſo amüſierte mich dieſe Oper ganz außerordentlich. Mich erheiterte das bunte Märchen, das der kunſtbegabte Dichter ſo lieblich und kindlich ſchlicht entfaltete, mich ergötzte der anmuthige Kontraſt vom ernſten Abendlande und dem heitern Orient, und wie die verwunderlichſten Bilder in loſer Verknüpfung abenteuerlich dahingaukelten, regte ſich in mir der Geiſt der blühenden Romantik." Den Dank für die Freude, welche ihm dieſe Märchenoper bereitete, ſprach Heine gleichzeitig in einem Sonette[86]) aus, das ſich von ähnlichen konventionellen Gelegenheitsgedichten freilich durch keinen Funken von Geiſt unterſcheidet, und nur erwähnt werden mag, weil es ein Beiſpiel dafür giebt, wie leicht ſein Urtheil ſich damals noch durch die Sympathie für romantiſche Intentionen beſtechen ließ. — Größere Anerkennung hätte die leider ſehr kühl aufgenommene Oper „Dido" von Bernhard Klein verdient, ein im Gluck'ſchen Stile geſchriebenes Werk, das reich an muſikaliſchen Schönheiten iſt und eine geniale Kraft verräth[87]). Der aus Köln gebürtige Komponiſt lebte ſeit 1819 in Berlin, wohin die Regierung, auf ſein bedeutendes Talent aufmerkſam gemacht, den mittelloſen Jüngling zur Förderung ſeiner Studien geſandt hatte. Hier ward er

1822 zum Lehrer des Geſanges bei der Univerſität und des Generalbaſſes und Kontrapunkts bei der Orgelſchule ernannt. Nach dem geringen Erfolg ſeiner Oper widmete er ſich bis zu ſeinem frühen Tode hauptſächlich der Kirchenmuſik, und ſeine Kompoſitionen zeichnen ſich ſämmtlich durch erhabenen Schwung und eine an die größten Meiſter erinnernde Tiefe der Auffaſſung aus. Sowohl Bernhard wie ſein jüngerer Bruder Joſeph Klein, der als Liederkomponiſt gleichfalls zu ſchönen Hoffnungen berechtigte, verkehrten in Berlin vielfach mit Heine. Beſonders Joſeph war mit Letzterem innig befreundet und ſchuf anſprechende Melodien zu vielen ſeiner Lieder. In ſeinem Nachlaſſe befindet ſich u. A. eine noch ungedruckte Kompoſition der „Grenadiere", über welche Heine ſich ſehr beifällig äußerte, als ihm dieſelbe im Jahre 1854 von einigen Mitgliedern des Kölner Männergeſangvereins bei ihrer Anweſenheit in Paris vorgetragen ward. **)

Neben der blendenden Pracht dekorativer Ausſtattung ſtanden indeß der Berliner Oper auch die hervorragendſten Geſangskräfte zu Gebote. Anna Milder verfügte über eine Stimme von ſo wunderbarer Zaubergewalt, wie ſie ſeit der Mara nicht wieder gehört worden war. Sie wurde die Hauptſtütze der antiken klaſſiſchen Oper in Berlin; ihre Alceſte, Armide und Iphigenie blieben unübertroffene Leiſtungen, und Spontini verdankte anderthalb Decennien hindurch hauptſächlich ihr ſeine großartigen Triumphe. Die ausgezeichnetſten Komponiſten ſuchten für ihre Stimme zu arbeiten, und verſagten ſich andere Hilfsmittel, um ihr die Partien genehm zu machen; ſo ſchrieb Weigl die „Schweizerfamilie", Beethoven die „Leonore", Bernhard Klein ſeine „Dido" vorzüglich mit Berückſichtigung ihres Talentes. Eine noch höhere Stufe der dramatiſchen Geſangskunſt erreichte unter Spontini's Leitung Joſephine Schulze, deren Stimme freilich an Wohllaut und Reiz den natürlichen Mitteln der Milder etwas nachſtand. Mit einem feurigen Temperamente und glühender Begeiſterung für die Kunſt vereinigte ſie die gediegenſte Schule, und überwand mit unnachahmlicher Gewandtheit alle Schwierigkeiten der Koloraturen. Ihrem reinen und perlenden Triller wuſſte ſie eine ſtaunenswerthe Dauer zu geben, und ihre Stimme hatte in der Höhe wie in der Tiefe einen ſo ſeltenen Umfang, daß ihr die Königin der Nacht nicht ſchwerer als die Partie des Tankred ward. Neben den beiden Hauptſonnen glänzten als vielbewunderte Sterne am Opernhimmel Berlin's die ſchöne Karoline Seidler und die anmuthige Thereſe Eunike, während unter dem männlichen Perſonal Karl Adam

Bader bis zum Auftreten Tichatſcheck's den Ruhm des erſten Tenoriſten in Deutſchland und die volle Kraft und Friſche ſeiner herrlichen Stimme bewahrte, die den Bruſtumfang zweier Oktaven beſaß. Der Kunſtenthuſiasmus der Berliner wetteiferte in Huldigungen ſchwärmeriſcher Begeiſterung für ſeine Lieblinge ſowohl im Theater, wie im geſellſchaftlichen Verkehr außerhalb der Bühne. Auch die fremden Gäſte, welche damals die Reſidenz mit ihren Darſtellungen erfreuten, wie der vielſeitige Karl Auguſt Lebrun und die ſonnig heitere Amalie Neumann, wurden nicht weniger gefeiert, als die einheimiſchen Schauſpieler und Sänger. Ja, die letztgenannte Dame, welche mit dem reizend natürlichſten Spiel auf den Brettern die Vorzüge einer junoniſchen Geſtalt, einer angeborenen Grazie und der feinſten Bildung verband, wurde, wie Heine erzählt **), vom vielen Zuſpruch ihrer Bewunderer ſo maßlos beläſtigt, daſs ein kranker Herr, der neben ihr wohnte, endlich, um Ruhe vor all' den Menſchen zu finden, die jeden Augenblick mit der Frage: „Wohnt Madame Neumann hier?" in ſein Zimmer ſtürmten, die Notiz auf ſeine Thür ſchreiben ließ: „Hier wohnt Madame Neumann nicht." —

Dieſer leidenſchaftlichen Schwelgerei der Reſidenzbewohner in Koncert- und Theatergenüſſen entſprach die prunkhafte Zerſtreuungsſucht des geſelligen Lebens. Wie muſſte das bunte, geräuſchvolle Treiben der vornehmen Welt, in die ihm hier zum erſten Male ein Blick vergönnt war, dem armen Studenten imponieren, der ſich bisher nur im beſchränkten Kreiſe ſeiner jüdiſchen Verwandten und im zwangloſen Verkehr einer Univerſitätsſtadt bewegt hatte! Erſcheint es ihm doch ſogar der Mühe werth, in einem Korreſpondenzberichte aus der Hauptſtadt zu erwähnen, daſs die Fenſter ſeines Logis mit rothſeidenen Gardinen behangen ſeien! „Meine Wohnung," ſchreibt er ***), „liegt zwiſchen lauter Fürſten- und Miniſterhôtels, und ich habe deshalb oft Abends nicht arbeiten können vor all dem Wagengeraſſel und Pferdegetrampel und Lärmen. Da war zuweilen die ganze Straße geſperrt von lauter Equipagen; die unzähligen Laternchen der Wagen beleuchteten die galonierten Rothröcke, die rufend und fluchend dazwiſchen herumliefen, und aus den Beletagefenſtern des Hôtels, wo die Muſik rauſchte, goſſen kryſtallene Kronleuchter ihr freudiges Brillantlicht." Für die geſpreizte Hohlheit und innere Leere dieſer ariſtokratiſchen Vergnügungen bewies übrigens Heine ein ſcharfes Auge. Man leſe z. B. die treffende Charakteriſtik, welche er in den „Briefen aus Berlin" von dem glänzenden Flitterkram der Saiſon-Amüſements giebt: „Oper, Theater, Koncerte, Aſſembléen, Bälle, Thés (ſowohl dansant als médisant), kleine Maſkeraden, Liebhaberei-Komödien, große Redouten ꝛc., Das ſind wohl unſre vorzüglichſten Abendunterhaltungen im Winter. Es iſt hier ungemein viel geſelliges Leben, aber es iſt in lauter Fetzen zerriſſen. Es iſt ein Nebeneinander vieler kleinen Kreiſe, die ſich immer mehr zuſammen zu ziehen, als auszubreiten ſuchen. Man betrachte nur die verſchiedenen Bälle hier; man ſollte glauben, Berlin beſtände aus lauter Innungen. Der Hof und die Miniſter, das diplomatiſche Korps, die Civilbeamten, die Kaufleute, die Officiere ꝛc. ꝛc., Alle geben ſie eigene Bälle, worauf nur ein zu ihrem Kreiſe gehöriges Perſonal erſcheint. Bei einigen Miniſtern und Geſandten ſind die Aſſembléen eigentlich große Thés, die an beſtimmten Tagen in der Woche gegeben werden, und woraus ſich durch einen mehr oder minder großen Zuſammenfluß von Gäſten ein wirklicher Ball entwickelt. Alle Bälle der vornehmen Klaſſe ſtreben mit mehr oder minderm Glücke, den Hofbällen oder fürſtlichen Bällen ähnlich zu ſein. Auf letztern herrſcht jetzt faſt im ganzen gebildeten Europa derſelbe Ton, oder vielmehr ſie ſind den Pariſer Bällen nachgebildet. Folglich haben unſre hieſigen Bälle nichts Charakteriſtiſches; wie verwunderlich es auch oft ausſehen mag, wenn vielleicht ein von ſeiner Gage lebender Sekonde-Lieutenant und ein mit Läppchen und Geflitter moſaikartig aufgeputztes Kommißbrot-Fräulein ſich auf ſolchen Bällen in entſetzlich vornehmen Formen bewegen, und die rührend kümmerlichen Geſichter puppenſpielmäßig kontraſtieren mit dem angeſchnallten ſteifen Hofkothurn.“ — Einen einzigen, allen Ständen gemeinſamen Ball gab es zu jener Zeit in Berlin, nämlich die vom Grafen Brühl aufs geſchmackvollſte arrangierten Subſkriptionsbälle im Koncertſaale des neuen Schauſpielhauſes. Der König und der Hof beehrten dieſelben mit ihrer Gegenwart, und jeder anſtändigen Familie war für ein geringes Entrée die Theilnahme daran freigeſtellt. Am beſten indeß ſagten Heine, der, wie wir wiſſen, kein paſſionierter Tänzer war, die großartigen, an den bal de l'opéra in Paris erinnernden Redouten im Opernhauſe zu, deren tolle Luſtigkeit er nicht genug zu rühmen weiß: „Wenn dergleichen gegeben werden, iſt das ganze Parterre mit der Bühne vereinigt, und Das giebt einen ungeheuern Saal, der oben durch eine Menge ovaler Lampenleuchter erhellt wird. Dieſe brennenden Kreiſe ſehen faſt aus wie Sonnenſyſteme, die man in aſtronomiſchen Kompendien abgebildet findet, ſie überraſchen und verwirren das Auge des Hinaufſchauenden, und gießen ihren blendenden Schimmer auf die buntſcheckige, funkelnde Menſchenmenge, die, faſt die Muſik überlärmend, tänzelnd und hüpfend und drängend im Saal hin und her wogt. Jeder muß hier in einem Maſkenanzug erſcheinen, und Niemanden iſt es erlaubt, unten im großen Tanzſaale die Maſke vom Geſicht zu nehmen. Nur in den Gängen und in den Logen des erſten und zweiten Ranges darf man die Larve ablegen. Die niedere Volksklaſſe bezahlt ein kleines Entrée, und kann von der Galerie aus auf all' dieſe Herrlichkeit herabſchauen. In der großen königlichen Loge ſieht man den Hof, größtentheils unmaſkiert; dann und wann ſteigen Glieder desſelben in den Saal hinunter und miſchen ſich in die rauſchende Maſkenmenge. Dieſe beſteht aus Menſchen von allen Ständen. Schwer iſt es hier zu unterſcheiden, ob der Kerl ein Graf oder ein Schneidergeſell iſt; an der äußern Repräſentation würde Dieſes wohl zu erkennen ſein, nimmermehr an dem Anzuge. Faſt alle Männer tragen hier nur einfache ſeidene Dominos und lange Klapphüte. Dieſes läſſt ſich leicht aus dem großſtädtiſchen Egoismus erklären. Jeder will ſich hier amüſieren und nicht als Charaktermaſke Andern zum Amüſement dienen. Die Damen ſind aus demſelben Grunde ganz einfach maſkiert, meiſtens als Fledermäuſe. Eine Menge Femmes entretenues und Prieſterinnen der ordinären Venus ſieht man in dieſer Geſtalt herumflirren und Erwerbsintriguen anknüpfen. „Ich kenne dir," flüſtert dort eine ſolche Vorbeiflirrende. „Ich kenne dir auch," iſt die Antwort. „Je te connais, beau masque," ruft hier eine Chauve-souris einem jungen Wüſtling entgegen. „Si tu me connais, ma belle, tu n'es pas grande chose," entgegnet der Böſewicht ganz laut, und die blamierte Dame verſchwindet wie ein Wind. Aber was iſt daran gelegen, wer unter der Maſke ſteckt? Man will ſich freuen, und zur Freude bedarf man nur Menſchen. Und Menſch iſt man erſt recht auf einem Maſkenballe, wo die wächſerne Larve unſre gewöhnliche Fleiſchlarve bedeckt, wo das ſchlichte Du die urgeſellſchaftliche Vertraulichkeit herſtellt, wo ein alle Anſprüche verhüllender Domino die ſchönſte Gleichheit hervorbringt, und wo die ſchönſte Freiheit herrſcht — Maſkenfreiheit. Für mich hat eine Redoute immer etwas höchſt Ergötzliches. Wenn die Pauken donnern und die Trompeten erſchmettern, und liebliche Flöten- und Geigenſtimmen lockend dazwiſchen tönen, dann ſtürze ich mich wie ein toller Schwimmer in die toſende, buntbeleuchtete Menſchenfluth, und tanze, und renne, und ſcherze, und necke Jeden, und lache, und ſchwatze, was mir in den Kopf kömmt. Auf der letzten Redoute war ich beſonders freudig, ich hätte auf dem Kopfe gehen mögen, und wäre mein Todfeind mir in den Weg gekommen, ich hätte ihm geſagt: „Morgen wollen wir uns ſchießen, aber heute will ich dich recht herzlich abküſſen.“ Die reinſte Luſtigkeit iſt die Liebe, Gott iſt die Liebe, Gott iſt die reinſte Luſtigkeit. „Tu es beau! tu es charmant! tu es l'objet de ma flamme! je t'adore, ma belle!“ Das waren die Worte, die meine Lippen hundertmal unwillkürlich wiederholten. Und allen Leuten drückte ich die Hand und zog vor allen hübſch den Hut ab; und alle Menſchen waren auch ſo höflich gegen mich. Nur ein deutſcher Jüngling wurde grob, und ſchimpfte über mein Nachäffen des wälſchen Babelthums, und donnerte im urteutoniſchen Bierbaß: „Auf einer teutſchen Mummerei ſoll der Teutſche Teutſch ſprechen!“ O deutſcher Jüngling, wie finde ich dich und deine Worte ſündlich und läppiſch in ſolchen Momenten, wo meine Seele die ganze Welt mit Liebe umfaſſt, wo ich Ruſſen und Türken jauchzend umarmen würde, und wo ich weinend hinſinken möchte an die Bruderbruſt des gefeſſelten Afrikaners! Ich liebe Deutſchland und die Deutſchen; aber ich liebe nicht minder die Bewohner des übrigen Theils der Erde, deren Zahl vierzigmal größer iſt, als die der Deutſchen. Die Liebe giebt dem Menſchen ſeinen Werth. Gottlob! ich bin alſo vierzigmal mehr werth, als Jene, die ſich nicht aus dem Sumpfe der Nationalſelbſtſucht hervorwinden können, und die nur Deutſchland und Deutſche lieben.“

Wir ſehen aus dieſen Schilderungen, daß Harry Heine, der am 4. April 1821, einige Wochen nach ſeiner Ankunft in Berlin, als Student auf der dortigen Univerſität immatrikuliert wurde, das beſchaulich zurückgezogene Stillleben von Bonn und Göttingen in der Reſidenz nicht fortſetzte, ſondern ſich mit fiebernder Haſt in den Strudel der geſellſchaftlichen Zerſtreuungen ſtürzte, die für ihn eine ganz neue Welt waren. Mit vollen Poren ſog er all die unbekannte Herrlichkeit ein, umherſchweifend, koſtend, genießend, und erſt ſpäter das Geſchaute kritiſch überdenkend. Anfangs erſchien ihm Alles überraſchend und wunderbar: die Breite und Schönheit der Straßen, die Prachtgebäude der Linden, die Waarenausſtellungen in den Schaufenſtern der Kaufmannsmagazine, der raſtlos auf und ab wogende Menſchenſtrom, die ſchlanken, kraftvollen Geſtalten der Officiere, die Zauberkünſte Bosko's, der Rieſe auf der Pfaueninſel, die Chineſen in der

Behrenſtraße, und die Poſſenreißer vorm Brandenburger Thore. Mit kindlichem Entzücken ſchwelgt er in den Süßigkeiten der Konditoreien und erzählt von den Zucker- und Dragéepuppen, die zur Weihnachtszeit dort ausgeſtellt ſind, — von den ſchlagrahmgefüllten Baiſers bei Joſty, „wo die Enkel der Brennen im dumpfigen Lokal zuſammengedrängt wie die Bückinge ſitzen und Krème ſchlürfen, und vor Wonne ſchnalzen, und die Finger lecken,“ — von Teichmann's gefüllten Bonbons, welche die beſten Berlin's ſind, während in den Kuchen zu viel Butter iſt, — von den ſchlechten und theuren Konfitüren bei Fuchs, deſſen prachtvolle Spiegel und Blumen und ſeidne Gardinen man doch nicht eſſen kann — von Sala Tarone, von Stehely und Lebenſpe, — vom Café Royal, wo er mit den Dichtern E. T. A. Hoffmann und G. A. von Maltitz, mit dem großen Philologen Friedrich Auguſt Wolf („dem Wolf, der den Homer zerriſſen“), und mit dem berühmten Reiſenden Kosmeli zu Mittag ſpeiſt, — und von der goldnen Sonne über den Paradieſeespforten zu Jagor's Reſtauration, „der Sonne, die leider nicht ohne Flecken, denn die Bedienung iſt langſam, der Braten oft alt und zähe, aber der Wein, ach, der Wein läſſt bedauern, daß der Gaſt nicht den Seckel des Fortunatus beſitzt!“

Bald indeſſen regt ſich der kritiſche Geiſt, dem das krittelnde Berlin vollauf Nahrung zu ſpöttiſchen Bemerkungen giebt. Vor Allem iſt es die äußere Erſcheinung der Stadt, die dem jungen, an den lachend heitern Rheinufern aufgewachſenen Poeten ein froſtiges Unbehagen erweckt. Er findet, daß Berlin, obſchon die Stadt neu, ſchön und regelmäßig gebaut iſt, doch einen etwas nüchternen Eindruck macht, und ſtimmt in die Worte der Frau von Staël ein: „Berlin, cette ville toute moderne, quelque belle qu'elle soit, ne fait pas une impression assez serieuse; on n'y apperçoit point l'empreinte de l'histoire du pays, ni du caractère des habitants, et ces magnifiques demeures nouvellement construites ne semblent destinées qu'aux rassemblements commodes des plaisirs et de l'industrie.“ „Berlin,“ ſagt er ſpäter *1), „iſt gar keine Stadt, ſondern Berlin giebt bloß den Ort dazu her, wo ſich eine Menge Menſchen, und zwar darunter viele Menſchen von Geiſt, verſammeln, denen der Ort ganz gleichgültig iſt; Dieſe bilden das geiſtige Berlin. Der durchreiſende Fremde ſieht nur die langgeſtreckten, uniformen Häuſer, die langen breiten Straßen, die nach der Schnur und meiſtens nach dem Eigenwillen eines Einzelnen gebaut ſind, und keine Kunde geben von der Denkweiſe der Menge. Die Stadt enthält ſo wenig Alterthümlichkeit, und iſt ſo neu; und doch iſt dieſes Neue ſchon ſo alt, ſo welk und abgeſtorben. Denn ſie iſt, wie geſagt, nicht aus der Geſinnung der Maſſe, ſondern Einzelner entſtanden. Der große Fritz iſt wohl unter dieſen Wenigen der Vorzüglichſte; was er vorfand, war nur feſte Unterlage, erſt von ihm erhielt die Stadt ihren eigentlichen Charakter, und wäre ſeit ſeinem Tode Nichts mehr daran gebaut worden, ſo bliebe ſie ein hiſtoriſches Denkmal von dem Geiſte jenes proſaiſch wunderſamen Helden, der die raffinierte Geſchmackloſigkeit und blühende Verſtandesfreiheit, das Seichte und das Tüchtige ſeiner Zeit, recht deutſch-tapfer in ſich ausgebildet hatte. Potsdam z. B. erſcheint uns als ein ſolches Denkmal, durch ſeine öden Straßen wandern wir wie durch die hinterlaſſenen Schriftwerke des Philoſophen von Sansſouci, es gehört zu Deſſen oeuvres posthumes, und obgleich es jetzt nur ſteinerne Makulatur iſt, ſo betrachten wir es doch mit ernſtem Intereſſe und unterdrücken hie und da eine aufſteigende Lachluſt, als fürchteten wir, plötzlich einen Schlag auf den Rücken zu bekommen, wie von dem ſpaniſchen Röhrchen des alten Fritz. Solche Furcht aber befällt uns nimmermehr in Berlin, da fühlen wir, daß der alte Fritz und ſein ſpaniſches Röhrchen keine Macht mehr üben; denn ſonſt würde aus den alten aufgeklärten Fenſtern der geſunden Vernunftſtadt nicht ſo manch krankes Obſkurantengeſicht herausglotzen, und ſo manch dummes, abergläubiſches Gebäude würde ſich nicht unter die alten ſkeptiſch philoſophiſchen Häuſer eingeſiedelt haben."

Eben ſo geringe Macht, wie der Geiſt Friedrich's des Großen, übte in dem Berlin der zwanziger Jahre die Erinnerung an Gotthold Ephraim Leſſing, der einſt mit Mylius, Nicolai und Mendelsſohn von hier aus die Befreiung des deutſchen Theaters und der geſammten deutſchen Literatur aus den Feſſeln franzöſiſcher Einflüſſe begonnen hatte. „Mich durchſchauert's, wenn ich denke: auf dieſer Stelle hat vielleicht Leſſing geſtanden!" rief Heine aus 93), als er zuerſt unter den Linden ſpazieren ging; aber vergebens forſchte er in der leichtlebigen Stadt nach den Spuren des ernſten Mannes, welcher ſich dreimal einen dauernden Aufenthalt dort zu gründen ſuchte und vielleicht oftmals den großen König vorüber reiten ſah, der, mit Kriegsplänen und Staatsreformen beſchäftigt, keinen Sinn hatte für den nicht minder bedeutungsvollen Umſchwung der Literatur, deſſen Leiter, von ihm ungekannt, in ſeiner Hauptſtadt lebte. Voltaire's Haus auf der Taubenſtraße hätte jeder Lohnlakai dem künftigen Erben von Voltaire's Ruhm gezeigt — das Andenken Leſſing's friſchte nur etwa gelegentlich der Theaterzettel auf, wenn Lemm in der Rolle Nathan's des Weiſen durch ſein klaſſiſches Spiel die Elite der Geiſter entzückte.

Freilich, was hätte auch Leſſing's geharniſchter Genius in jenen triſten Abendzeitungsjahren, wo auf dem deutſchen Parnaſſe der romantiſche Spuk noch forttollte, wo die verlegene Empfindſamkeit der Clauren'ſchen Mimilis, der zum Anbeißen ſüßen Dingelchen und Mädchen, für unverfälſchte Natur galt, und Muſik und Tanz und lärmende Gelage den pfiffig brutalen Sieg der Reſtauration in Staat und Kirche verherrlichten — was hätte Leſſing's ſtolzer Schatten für eine andere Mahnung in dieſen frivolen Mummenſchanz hineinrufen können, als das Mene tekel am Feſte des Belſazar! Verzerrt und verſchroben war die ganze literariſche Geſchmacksrichtung. Selbſt die an ſich gerechtfertigte Bewunderung für die hiſtoriſchen Romane Walter Scott's, welche damals in Berlin graſſierte, trug einen lächerlich übertriebenen Anſtrich, und nicht die geſunde Rückkehr auf den geſchichtlich-nationalen Boden, welche ſpäter Willibald Alexis und Ludwig Tieck von dieſen neuen Kunſtſchöpfungen lernten, verſchaffte denſelben eine ſo große Beliebtheit in Hütten und Paläſten, ſondern der geheime Zuſammenhang mit der romantiſchen Anſchauungsweiſe der Zeit, die reaktionäre Vorliebe des Verfaſſers für die mittelalterliche Feudalherrlichkeit, welche er in ſeinen Schilderungen heraufbeſchwor. Bezeichnend genug erſchienen die Geſtalten der Walter Scott'ſchen Romane in der tanz- und verkleidungsluſtigen Reſidenz bald auch als Charaktermaſken auf einem Balle. „Ich muß von den Werken Sir Walter Scott's ſprechen," berichtet Heine ſeinen Leſern in der Provinz 93), „weil ganz Berlin davon ſpricht, weil ſie der „Jungfernkranz" der Leſewelt ſind, weil man ſie überall lieſt, bewundert, bekrittelt, herunterreißt, und wieder lieſt. Von der Gräfin bis zum Nähmädchen, vom Grafen bis zum Laufjungen lieſt Alles die Romane des großen Schotten; beſonders unſre gefühlvollen Damen. Dieſe legen ſich nieder mit „Waverley", ſtehen auf mit „Robin dem Rothen", und haben den ganzen Tag den „Zwerg" in den Fingern. Der Roman „Kenilworth" hat gar beſonders Furore gemacht. Da hier ſehr Wenige mit vollkommener Kenntnis des Engliſchen geſegnet ſind, ſo muß ſich der größte Theil unſerer Leſewelt mit franzöſiſchen und deutſchen Überſetzungen behelfen. Daran fehlt es auch nicht. Von dem letzten Scott'ſchen Romane: „Der Pirat" ſind vier Überſetzungen auf einmal angekündigt. Auf eine ausgezeichnete Weiſe wurde Scott's Name kürzlich hier gefeiert. Bei einem Feſte war eine glänzende Maskerade, wo die meiſten Helden der Scott'ſchen Romane in ihrer charakteriſtiſchen Äußerlichkeit erſchienen. Von dieſer Feſtlichkeit und dieſen Bildern ſprach man hier wieder acht Tage lang. Beſonders trug man ſich damit herum, daſs der Sohn von Walter Scott, der ſich juſt hier befindet, als ſchottiſcher Hochländer gekleidet und, ganz wie es das Koſtüm verlangt, nacktbeinig, ohne Hoſen, bloß ein Schurz tragend, das bis auf die Mitte der Lenden reichte, bei dieſem glänzenden Feſte paradierte. Dieſer junge Menſch, ein engliſcher Huſarenofficier, wird hier ſehr gefeiert, und genießt hier den Ruhm ſeines Vaters. Wo ſind die Söhne unſerer großen Dichter, die, wenn auch nicht ohne Hoſen, doch vielleicht ohne Hemd herumgehen? Wo ſind unſere großen Dichter ſelbſt? Still, ſtill, Das iſt eine partie honteuse."

Einen Dichter gab es jedoch, dem ſeit einem Vierteljahrhundert von einer ſtillen Gemeinde zu Berlin eine wandelloſe Verehrung gezollt wurde. Dieſer Dichter war Goethe, dieſe ſtille Gemeinde war der Rahel'ſche Umgangskreis. Rahel Levin, geboren im Juni 1771, hatte ſeit ihrer früheſten Jugend, in vertrautem Umgange mit David Veit und Wilhelm von Humboldt, das Studium der Goethe'ſchen Werke zu einer der Hauptaufgaben ihres gedankenernſten, poeſievollen Lebens gemacht. Eine idealiſtiſche Natur, ſympathiſierend mit allem Großen und Schönen, produktiv und ſelbſtändig im Denken, aber zu philoſophiſch, um jemals auch nur zum Verſuch eigenen poetiſchen Schaffens zu gelangen, fand ſie in Goethe's Dichtungen Alles konkret und plaſtiſch dargeſtellt, was ſie in der Stille gedacht und empfunden, oder in blitzartig aufleuchtenden Geſprächsaperçus hingeworfen hatte. Um Goethe's Werke rankte ſich, ſo zu ſagen, ihre ganze Exiſtenz, ſie waren ihr der Schlüſſel zu allen Geheimniſſen der Welt und des Lebens. Von Goethe gelobt werden, mit ihm befreundet zu ſein, ja nur mit ihm geſprochen zu haben, galt ihr als der beſte Empfehlungsbrief, und es iſt ein ernſthaft gemeinter Scherz, wenn Prinz Louis Ferdinand, nachdem ihn Goethe beſucht hatte, der Rahel dies wichtige Ereignis mit den Worten melden ließ: „Jetzt bin ich ihr gewiſs unter Brüdern dreitauſend Thaler mehr werth." Rahel hatte in der That die Bedeutung Goethe's ſchon zu einer Zeit erkannt, als dieſelbe von der ſeicht aufkläreriſchen Berliner Kritik noch vielfach beſtritten ward, und ihr raſtloſer Eifer trug nicht Wenig dazu bei, unter den literariſchen Größen der Hauptſtadt, die ſich in ihrem Geſellſchaftscirkel verſammelten, eine begeiſterte Propaganda für das Verſtändnis und die richtige Werthſchätzung der Dichtungen des Schwans von Weimar zu erwecken. In dieſem Beſtreben wurde ſie durch ihren feinſinnigen Gemahl Varnhagen von Enſe, deſſen „bejahendes Entgegenkommen“ Goethe mit Wohlgefallen aufnahm, kräftig unterſtützt, und das lebhafte Intereſſe für Kunſt und Literatur, welches in dem geiſtvollen Kreiſe genährt wurde, kam auch den jüngern Talenten zu Gute, die hier freundliche Aufmunterung und fördernde Anregung fanden. Mit Friedrich von Schlegel, Ludwig Tieck, Fouqué und den meiſten andern hervorragenden Stimmführern der Romantik ſtand Rahel in fortgeſetztem mündlichen oder brieflichen Verkehre. Schleiermacher, Fichte und Chamiſſo gehörten zu den regelmäßigen Beſuchern ihres gaſtlichen Hauſes, und als Heine im Frühling 1821 nach Berlin kam, wurde der Varnhagen'ſche Salon die Hauptpflanzſtätte ſeines Dichterruhms. „Die liebe, gute, kleine Frau mit der großen Seele,“ — „die geiſtreichſte Frau des Univerſums,“ wie Heine ſie ein anderes Mal [94]) nennt — „legte aber nicht allein für ſeine poetiſche Begabung, ſondern auch für das reizbare, zwiſchen melancholiſcher Weichheit und bitterem Spott auf und ab ſchwankende Empfindungsleben ihres jungen Freundes das zarteſte Verſtändnis und die wohlwollendſte Sympathie an den Tag. Ihr Haus in der Franzöſiſchen Straße No. 20 erſchien ihm als ſein wahres Vaterland [95]), und wie er ſofort den vollen Werth ihres ſeltenen Geiſtes erkannte, ſo geſtand er auch freudig, daß ihn Niemand ſo tief verſtehe und kenne wie Rahel.“ „Als ich ihren Brief las,“ ſchreibt er einmal an Varnhagen [96]), „war's mir, als wär' ich traumhaft im Schlafe aufgeſtanden und hätte mich vor den Spiegel geſtellt und mit mir ſelbſt geſprochen und mitunter etwas geprahlt . . . An Frau von Varnhagen brauche ich gar nicht zu ſchreiben, ſie weiß Alles, was ich ihr ſagen könnte, ſie weiß was ich fühle, ſie weiß was ich denke und nicht denke.“ Einmal bemerkt er, daß ſogar ſeine Handſchrift mit Frau von Varnhagen's Handſchrift ſehr große Ähnlichkeit bekomme, und fügt hinzu: „Im Grunde iſt es auch Unnatur, wenn ich anders ſchreibe. Sind ſich doch unſre Gedanken ähnlich wie ein Stern dem andern — beſonders meine ich hier Sterne, die ſo recht viele Millionen Meilen von der Erde entfernt ſind.“ Und als er ihr von Hamburg aus die Lieder der „Heimkehr“ widmete, ſandte er ihr das Buch ohne weitere Erklärung, und ſchrieb ſpäter an Varnhagen: „Die Gründe meiner Dedikation hat ſie, glaub' ich, beſſer errathen, als ich ſelbſt. Mir ſchien es, als wollte ich dadurch ausſprechen, daſs ich Jemandem zugehöre. Ich lauf ſo wild in der Welt herum, manchmal kommen Leute, die mich wohl gern zu ihrem Eigenthum machen möchten, aber Das ſind immer Solche geweſen, die mir nicht ſonderlich gefielen, und ſo lange Dergleichen der Fall iſt, ſoll immer auf meinem Halsbande ſtehen: J'appartiens à Madame Varnhagen." Die Briefe Rahel's an Heine ſind leider ſämmtlich bei einer Feuersbrunſt im Hauſe ſeiner Mutter verbrannt; in einem Schreiben der Erſteren an Friedrich von Gentz findet ſich jedoch ein weiteres Zeugnis dieſes anregenden Wechſelverkehrs. Rahel hebt in dem vom 9. Oktober 1830 datierten Briefe beſonders die große Gabe des Stils hervor, welche Heine beſaß: „Mit Bedacht ſage ich Gabe. Eine von dieſer Art hatte Friedrich Schlegel (ohne ſeine Kunſt und Gedanken); ich nannte Das immer ein Sieb im Ohr haben, welches nichts Schlechtes durchläſſt. Außer Dieſem hat Heine noch viele Gaben. Er wurde uns vor mehreren Jahren zugeführt, wie ſo Viele, und immer zu Viele; da er fein und abſonderlich iſt, verſtand ich ihn oft, und er mich, wo ihn Andre nicht vernahmen; Das gewann ihn mir, und er nahm mich als Patronin. Ich lobte ihn, wie Alle, gern, und ließ ihm Nichts durch, ſah ich's vor dem Druck; doch Das geſchah kaum; und ich tadelte dann ſcharf. Mit einem Male bekam ich ſein fertiges, eingebundenes Buch von Hamburg, wo er war, die Zueignung an mich drin. Der Schlag war geſchehen; und nur darin konnte ich mich faſſen, daſs ich ſchon damals wuſſte, daſs alles Geiſtige vergeht, und ſogar bald von Neuem der Art verſchlungen wird, ja, das Meiſte faſt unbeachtet bleibt; thun konnte ich nach vollbrachtem Attentat Nichts, als ihm ſchreiben: nun ſähe ich es völlig ein, weſshalb man bei Fürſtinnen erſt die Erlaubnis erbittet, ihnen ein Buch zueignen zu dürfen ꝛc. Wir blieben uns aber hold nach wie vor." — Mit den Gefühlen dankbarſter Anhänglichkeit gedachte Heine ſein ganzes Leben hindurch der liebevollen Aufnahme, die er im Varnhagen'ſchen Hauſe gefunden. In ein für Rahel beſtimmtes Exemplar der „Tragödien" trug er die Erinnerungszeilen ein 97): „Ich reiſe nun bald ab, und ich bitte Sie, werfen Sie mein Bild nicht ganz und gar in die Polterkammer der Vergeſſenheit. Ich könnte wahrhaftig keine Repreſſalien anwenden, und wenn ich mir auch hundertmal des Tages vorſagte: „Du willſt Frau von Varnhagen vergeſſen!“ es ginge doch nicht. Vergeſſen Sie mich nicht! Sie dürfen ſich nicht mit einem ſchlechten Gedächtniſſe entſchuldigen, Ihr Geiſt hat einen Kontrakt geſchloſſen mit der Zeit; und wenn ich vielleicht nach einigen Jahrhunderten das Vergnügen habe, Sie als die ſchönſte und herrlichſte aller Blumen im ſchönſten und herrlichſten aller Himmelsthäler wiederzuſehen, ſo haben Sie wieder die Güte, mich arme Stechpalme (oder werde ich noch was Schlimmeres ſein?) mit Ihrem freundlichen Glanze und lieblichen Hauche wie einen alten Bekannten zu begrüßen. Sie thun es gewiſs; haben Sie ja ſchon Anno 1822 und 1823 Ähnliches gethan, als Sie mich kranken, bittern, mürriſchen, poetiſchen und unausſtehlichen Menſchen mit einer Artigkeit und Güte behandelt, die ich gewiſs in dieſem Leben nicht verdient, und nur wohlwollenden Erinnerungen einer frühern Konnaiſſanz verdanken muſs.“ In gleichem Sinne ſchrieb er zwei Monate nachher, als er ſich in Lüneburg von allem geiſtigen Verkehr abgeſchnitten fühlte, dem um fünfzehn Jahr' älteren Freunde **): „Es iſt ganz natürlich, daſs ich den größten Theil des Tages an Sie und Ihre Frau denke, und mir immer lebendig vorſchwebt, wie Sie Beide mir ſo viel Gutes und Liebes erzeigt, und mich mürriſchen, kranken Mann aufgeheitert, und geſtärkt, und gehobelt, und durch Rath und That unterſtützt, und mit Makaroni und Geiſtesſpeiſe erquickt. Ich habe ſo wenig wahre Güte im Leben gefunden, und bin ſo viel ſchon myſtificiert worden, und habe erſt von Ihnen und ihrer großherzigen Frau eine ganz menſchliche Behandlung erfahren.“ Und faſt ein Decennium ſpäter, als er, nach Paris ausgewandert, im Sonnenglanze ſeines Ruhmes ſich dennoch unbefriedigt fand, wiederholte er die ernſte Verſicherung **): „Ich bedarf des Bewuſſtſeins Ihrer und Frau von Varnhagen's Theilnahme jetzt noch eben ſo ſehr wie im Beginne meiner Laufbahn; denn ich ſtehe jetzt ebenſo einſam in der Welt wie damals. Nur daſs ich jetzt mehr Feinde habe, welches zwar immer ein Troſt, aber doch kein genügender iſt.“

Heine's poetiſche Leiſtungen muſſten in dem Varnhagen'ſchen Kreiſe um ſo größere Anerkennung finden, als ſich in ihnen, bei aller Verſchiedenheit der Richtung, doch in formeller Beziehung eine gewiſſe Verwandtſchaft mit der Goethe'ſchen Dichtweiſe ausſprach. Die volksliedartige Einfachheit der Motive, die ungekünſtelte Natürlichkeit der Sprache, die anſchauliche Gegenſtändlichkeit der Darſtellung und die ſich ins Ohr ſchmeichelnde Sangbarkeit der Melodie erinnerten einen ſo feinfühlenden Stilkünſtler, wie Varnhagen von Enſe es war, in wohlthuendſter Weiſe an die Zaubergewalt Goethe'ſcher Lieder. Auch Rahel ſchätzte dieſe vollendet künſtleriſche Beherrſchung des Stoffes um ſo höher, als ihr ſelbſt jede kunſtvoll abgerundete Geſtaltung ihres Denkens und Fühlens verſagt war. Sie bekannte offen, wie Heine erzählt 100), daß ſie ſo wenig „ſchreiben" könne, wie Börne oder Jean Paul. „Unter Schreiben verſtand ſie nämlich die ruhige Anordnung, ſo zu ſagen die Redaktion der Gedanken, die logiſche Zuſammenſetzung der Redetheile, kurz jene Kunſt des Periodenbaues, den ſie ſowohl bei Goethe wie bei ihrem Gemahl ſo enthuſiaſtiſch bewunderte, und worüber wir damals faſt täglich die fruchtbarſten Debatten führten. Rahel liebte vielleicht Börne um ſo mehr, da ſie ebenfalls zu jenen Autoren gehörte, die, wenn ſie gut ſchreiben ſollen, ſich immer in einer leidenſchaftlichen Anregung, in einem gewiſſen Geiſtesrauſch befinden müſſen, — Bacchanten des Gedankens, die dem Gotte mit heiliger Trunkenheit nachtaumeln. Aber bei ihrer Vorliebe für wahlverwandte Naturen hegte ſie dennoch die größte Bewunderung für jene beſonnenen Bildner des Wortes, die all ihr Fühlen, Denken und Anſchauen, abgelöſt von der gebärenden Seele, wie einen gegebenen Stoff zu handhaben und gleichſam plaſtiſch darzuſtellen wiſſen." Rahel und Varnhagen gaben ſich nicht geringe Mühe, der Schar unbedingter Goethe-Verehrer, welche zu Berlin in den zwanziger Jahren einen an Götzendienſt ſtreifenden Kultus mit ihrer Verherrlichung des Dichtergreiſes trieb, in H. Heine ein neues Mitglied zu werben. Goethe's Geburtstag wurde von der Tafelrunde ſeiner Berliner Schildknappen alljährlich durch Feſtſpiele, Gedichte und Reden gefeiert, deren überſchwänglicher Ton beiſpielsweiſe aus den Verſen erhellt, mit denen Geheimrath Schultz ein ſolches Geburtagskarmen eröffnete:

Ach, wär' ich ein Fiſch,
So wohlig und friſch,
Und ganz ohne Gräten —
So wär' ich für Goethen,
Gebraten am Tiſch,
Ein köſtlicher Fiſch!

In den Chorus ſo lächerlich überſpannter Huldigungen mochte freilich Heine nicht einſtimmen, und bei aller Bewunderung der unſterblichen Meiſterwerke des Dichters opponierte er ſchon damals im Varnhagen'ſchen

Salon häufig gegen die vornehme, kühl ablehnende Kunſtbehaglichkeit, mit welcher ſich der alternde Goethe den tiefſten Intereſſen der Gegenwart verſchloſs, und ſich mehr und mehr in ſeine naturwiſſenſchaftlichen Liebhabereien verſenkte. Die vielſeitigen literariſchen Debatten hatten jedoch für Heine die nützliche Folge, daſs er ſich ernſtlicher als bisher mit dem Studium von Goethe's Werken beſchäftigte, und dadurch einen feſteren Standpunkt des Urtheils gewann. Nach kaum zwei Jahren konnte er der Freundin melden [101]: „Ich habe jetzt, bis auf eine Kleinigkeit, den ganze Goethe geleſen!!! Ich bin jetzt kein blinder Heide mehr, ſondern ein ſehender. Goethe gefällt mir ſehr gut." Als nun gar die „falſchen Wanderjahre" erſchienen, und eine frömmelnde Moral gegen die heiter helleniſche Kunſtrichtung Wilhelm Meiſter's zu Felde zog, da bedauerte Heine ſchmerzlich, daſs ſein juriſtiſches Brotſtudium ihn verhindere, „den Goethe'ſchen Befreiungskrieg als freiwilliger Jäger mitzumachen" [102]. „Wo denken Sie hin," ſchrieb er einige Jahre ſpäter, als Goethe ſich unvortheilhaft über ihn geäußert hatte, an Varnhagen [103], „Ich, Ich gegen Goethe ſchreiben! Wenn die Sterne am Himmel mir feindlich werden, darf ich ſie deshalb ſchon für bloße Irrlichter erklären? Überhaupt iſt es Dummheit, gegen Männer zu ſprechen, die wirklich groß ſind, ſelbſt wenn man Wahres ſagen könnte. Der jetzige Gegenſatz der Goethe'ſchen Denkweiſe, nämlich die deutſche Nationalbeſchränktheit und der ſeichte Pietismus, ſind mir ja am fatalſten. Deshalb muß ich bei dem großen Heiden aushalten, quand même. Gehöre ich auch zu den Unzufriedenen, ſo werde ich doch nie zu den Rebellen übergehen." Im Juni 1823 ſchrieb Heine auf Varnhagen's Aufforderung für Deſſen Feſtgabe zu Goethe's drei und ſiebenzigſtem Geburtstage: „Goethe in den Zeugniſſen der Mitlebenden" einen längeren Aufſatz [104], in welchem er die Bedeutſamkeit des erwähnten Gegenſatzes zwiſchen der Goethe'ſchen Denkweiſe und der pietiſtiſchen Richtung der Zeit vermuthlich ſcharf betont haben wird. Wie er an Moſer berichtet, traf der Aufſatz, nach Varnhagen's Angabe, zu ſpät ein, um dem Buche einverleibt zu werden; doch glaubt Heine, daſs dieſer Grund nur ein Vorwand ſei, und die Idee ſeiner Abhandlung Varnhagen nicht gefallen habe. „Wirklich, meine Aufſätze werden immer ſchlecht, wenn eine vernünftige Idee darin iſt," fügt er ſpöttiſch hinzu. Die Arbeit iſt leider verloren gegangen; wenigſtens hat ſie ſich in dem Varnhagen'ſchen Nachlaſſe nicht vorgefunden.

Der Verkehr mit dem Rahel'ſchen Kreiſe brachte den jungen Studenten in Berührung mit faſt allen literariſchen Notabilitäten der Hauptſtadt. Fouqué, der Dichter der „Undine“, kam von ſeinem Gute Nennhauſen häufig nach Berlin, und war Einer der Erſten, die Heine's poetiſches Talent freudig anerkannten. Er ſprach dieſe Anerkennung ſogar durch ein tief empfundenes Gedicht aus [105], in welchem er ihn eindringlich ermahnt, „nicht mit den Schlangen zu tändeln, die ſein gen Himmel zielendes Herz immer wieder bergab ringeln,“ und nicht länger „ſo wirr, ſo zürnend und ſo hohl“ zu ſingen —

„Hohl wie die Geiſter um Mitternacht,
Wie im Walde der Wind ſo wirr,
Und zürnend, wie in Gewitterpracht
Der Blitze blendend Geſchwirr!
— — — — — — — — — —
„Du, dem die Kraft in den Liedern ſchäumt,
Dem auch auf der Lippe der Schmerz:
Du haſt ſchon einmal ſo Schlimmes geträumt, —
O hüte Dein liebes Herz!“

Wir ſehen aus den gleichzeitigen Briefen an Immermann, daß Heine die feudal-ariſtokratiſche Richtung, welche Fouqué namentlich in ſeinen ſpäteren Schriften vertrat, auf's entſchiedenſte verdammte. Er ſchreibt über Denſelben [106]: „Wenn ich ihn auch noch ſo ſehr liebe als Menſch, ſo ſehe ich es dennoch für ein verdienſtliches Werk an, daß man mit der Geißel jene trübſeligen Ideen bekämpft, die er durch ſein ſchönes Talent ins Volk zu pflanzen ſucht. Mir blutet das Herz, wenn ich Fouqué gekränkt ſehe, und dennoch bin ich froh, wenn andere Leute durch keine ſolche Weichheit abgehalten werden, das Junkerthum zu perſifliren. In tiefſter Seele empören mich die Anmaßungen und Jämmerlichkeiten jener Clique, zu deren Grundſätzen ſich Fouqué bekennt, und Sie können es auch wohl mir zutrauen, daß auch ich darnach lechze, ſie bis aufs Blut zu geißeln, jene edlen Recken, die unſeres Gleichen zu ihren Hundejungen, ja auch vielleicht zu noch etwas Wenigerem, zum Hunde ſelbſt, machen möchten.“ Um ſo rührender bewegt ihn die Theilnahme und Freundlichkeit des literariſchen Gegners, und er antwortet ihm mit überſtrömender Herzlichkeit: „Herr Baron! Ich kann es nicht ausſprechen, was ich beim Empfang Ihres lieben Briefes empfunden habe. Kaum las ich Ihren theuren Namen, ſo war es auch, als ob in meiner Seele wieder auftauchten all jene leuchtenden Lieblingsgeſchichten, die ich in meinen beſſern Tagen von Ihnen geleſen, und ſie erfüllten mich wieder mit der alten Wehmuth, und dazwiſchen hörte ich wieder die ſchönen Lieder von gebrochenen Herzen, unwandelbarer Liebestreue, Sehnſuchtsgluth, Todesſeligkeit — vor Allem glaubte ich die freundliche Stimme von Frau Minnetroſt zu vernehmen. Es mußte den armen Kunſtjünger ſehr erfreuen, bei dem bewährten und gefeierten Meiſter Anerkennung gefunden zu haben, entzücken mußte es ihn, da dieſer Meiſter eben jener Dichter iſt, deſſen Genius einſt ſo Viel in ihm geweckt, ſo gewaltig ſeine Seele bewegt und mit ſo großer Ehrfurcht und Liebe ihn erfüllt! Ich kann Ihnen nicht genug danken für das ſchöne Lied, womit Sie meine dunkeln Schmerzen verherrlicht und die böſen Flammen derſelben beſchworen . . . Was Ihr liebes Gedicht an mich in Betreff der Schlangen ausſpricht, iſt leider nur zu ſehr die Wahrheit.“ Auch des ritterlichen Sängers hochgebildete Gemahlin, Karoline de la Motte-Fouqué, eine verſtändige, ſcharf beobachtende Frau und beliebte Romanſchriftſtellerin, — Adalbert von Chamiſſo, der trotz ſeiner franzöſiſchen Herkunft echt deutſche Poet, dem das graue Lockenhaar phantaſtiſch um das hagere edle Geſicht wallte, und deſſen ewig jugendliches Herz alle Leiden und Freuden der Menſchheit ſympathiſch mitempfand, — und Wilhelm Häring, der ſich als Willibald Alexis durch ſeine hiſtoriſchen Romane den Ehrennamen des deutſchen Walter Scott erwarb, begleiteten die Erſtlingsflüge der Heine'ſchen Muſe mit ernſtem, theilnahmvollem Intereſſe. Der Tragödiendichter Michael Beer, ein jüngerer Bruder des Komponiſten Meyerbeer, ſchloß ſich ebenfalls dieſer geiſtvollen Geſellſchaft an; ſein „Paria“ errang nicht bloß in Berlin, ſondern auch auf auswärtigen Bühnen bedeutende Erfolge. Als Vertreter der Journaliſtik fand ſich der Holzſchnittkünſtler Profeſſor Gubitz ein, um für ſeine Zeitſchrift, den „Geſellſchafter, oder Blätter für Geiſt und Herz“, Beiträge durch Vermittelung Varnhagen's und Rahels zu erlangen, die ſich Beide häufig ſeines Blattes zur Mittheilung kritiſcher Anregungen bedienten. Aus der Feder Rahel's ſtammten u. A. die mit „Friederike“ unterzeichneten Briefe über die „Wanderjahre“, welche von Goethe ſo anerkennend belobt wurden. Beſonders herzlich aber fühlte Heine ſich hingezogen zu Ludwig Robert, dem Bruder Rahel's, deſſen Trauerſpiel „Die Macht der Verhältniſſe“ die ſocialen Konflikte der Zeit mit ſchmerzlicher Bitterkeit aufdeckte, und zu Deſſen munterer Frau, einer anmuthig plaudernden Schwäbin von vielbewunderter

Schönheit, der auch Heine ſeinen Huldigungstribut in einem Sonetten-Cyklus abtrug[107]). Die ſpäteren Leiſtungen Robert's — meiſt literariſche Satiren in romantiſcher Luſtſpielsform — entſprachen nicht den Erwartungen, welche jenes Drama erregt hatte. „Freilich", ſcherzt Heine[108]), „dem Manne der Madame Robert muß es wohl ſauer werden, ein Trauerſpiel zu ſchreiben — der arme Glückliche! Kaum hat er wüthend die Stirn zuſammengezogen zum tragiſchen Ernſt, ſo wird ihm dieſer freundlich fortgelächelt von der ſchönen Frau, und ärgerlich greift er nach ihrem Strickſtrumpf, ſtatt nach Melpomenens Dolch."

Aber nicht allein literariſche Fragen wurden im Rahel'ſchen Kreiſe verhandelt, ſondern auch die politiſchen Intereſſen der Zeit fanden dort eine ernſte Beſprechung. Varnhagen, Chamiſſo, Fouqué, Häring hatten ſelbſt in den Reihen der Befreiungsarmee gegen das fremdländiſche Joch gekämpft; zwei unvergeßliche Freunde Rahel's, der Prinz Louis Ferdinand und der edle Alexander von der Marwitz, waren bei Saalfeld und Montmirail den Heldentod fürs Vaterland geſtorben; und Fichte, der durch ſeine „Reden an die deutſche Nation" die Flamme der patriotiſchen Begeiſterung ſo lebhaft geſchürt, hatte ſeinen Freunden als Erbtheil ein brennend ſchmerzhaftes Mitgefühl für die Leiden der Menſchheit hinterlaſſen. Die Briefe Rahel's und Varnhagen's, welche jetzt ziemlich vollſtändig zur Kunde der Nachwelt gelangt ſind, bezeugen die warme Theilnahme Beider an den Geſchicken der Heimat und an der freiheitlichen Entwicklung des öffentlichen Lebens deutlich genug, um uns den großen Einfluß ahnen zu laſſen, welchen dieſer Umgang auf die Bildung und Vertiefung der politiſchen Anſichten Heine's ausüben mußte, — ein Einfluß, welcher zudem durch zahlreiche Äußerungen ſeiner ſpäteren Korreſpondenz mit Varnhagen dokumentiert wird.

Ein anderer Sammelplatz der Schöngeiſter Berlin's war in den Jahren 1820—1824 das Haus der Dichterin Eliſe von Hohenhauſen, geb. von Ochs, welche damals noch nicht ihrer ſpäteren pietiſtiſchen Richtung huldigte, ſondern eine enthuſiaſtiſche Verehrerin Lord Byron's war, deſſen Dichtungen ſie zum Theil überſetzte, und als deſſen Nachfolger in Deutſchland ſie zuerſt den ein und zwanzigjährigen Heine proklamierte. Jeden Dienſtagabend fand ſich in ihrem Salon eine Schar auserleſener Geiſter ein, zu denen, außer der Varnhagen'ſchen Familie und deren Freunden, noch manche andere hervorragende Zierden der Kunſt und Wiſſenſchaft gehörten. Einer Tochter der Frau von Hohenhauſen, welche dreißig Jahre ſpäter den kranken Dichter in Paris beſuchte, verdanken wir eine durch die Erinnerungen der Mutter ergänzte Schilderung dieſes Kreiſes[109]), der wir folgende Angaben entlehnen: „Neben Varnhagen und Chamiſſo glänzten Eduard Gans, deſſen auffallend ſchöner Kopf mit dem friſchen Kolorit, den ſtolz gewölbten Brauen über den dunklen Augen, an einen geiſtigen Antinous erinnerte; Bendavid, der liebenswürdige Philoſoph und Schüler von Moſes Mendelsſohn, überſprudelnd von Witz und köſtlich erzählten Anekdoten; dann ein damals noch junger Nachwuchs, jetzt lauter Männer in grauen Haaren und hohen Würden: der Maler Wilhelm Henſel, jetzt Profeſſor; Leopold von Ledebur, damals ein ſtudierender Lieutenant, jetzt ein bekannter Hiſtoriograph und Direktor der Kunſtkammer des Berliner Muſeums; der Dichter Apollonius von Maltitz, jetzt ruſſiſcher Geſandter in Weimar; Graf Georg Blankenſee, der ritterliche Sänger und Epigone Byron's, jetzt Mitglied der erſten Kammer, ꝛc. Unter den Frauen nahm Rahel natürlich den erſten Platz ein; neben ihr blühte ihre wunderſchöne Schwägerin, Friederike Robert. Amalie von Helwig, geb. von Imhoff, die Überſetzerin der Frithjofsſage, Helmina von Chezy, die fahrende Meiſterſängerin jener Zeit, Fanny Tarnow, die gefeierte Romanſchriftſtellerin, gehörten nebſt vielen anderen geiſtreichen Frauen aus der höheren Berliner Geſellſchaft zu dieſem Kreiſe. Heine las dort ſein „Lyriſches Intermezzo“ und ſeine Tragödien „Ratcliff“ und „Almanſor“ vor. Er mußte ſich manche Ausſtellung, manchen ſcharfen Tadel gefallen laſſen, namentlich erfuhr er häufig einige Perſiflage wegen ſeiner poetiſchen Sentimentalität, die wenige Jahre ſpäter ihm ſo warme Sympathie in den Herzen der Jugend erweckte. Ein Gedicht mit dem Schluſſe:

„Und laut aufweinend ſtürz' ich mich
Zu deinen ſüßen Füßen“

fand eine ſo lachende Oppoſition, daß er es nicht zum Drucke gelangen ließ[110]). Die Meinungen über ſein Talent waren noch ſehr getheilt, die Wenigſten hatten eine Ahnung von ſeinem dereinſtigen unbeſtrittenen Dichterruhme. Eliſe von Hohenhauſen, die ihm den Namen des deutſchen Byron zuertheilte, ſtieß auf vielen Widerſpruch; bei Heine jedoch ſicherte ihr dieſe Anerkennung eine unvergängliche Dankbarkeit. Letzterer war klein und ſchmächtig von Geſtalt, bartlos, blond und blaß, ohne irgend einen hervorſtechenden Zug im Geſichte, doch von eigenthümlichem Gepräge, ſodaß man gleich aufmerkſam auf ihn wurde, und ihn nicht leicht wieder vergaß. Sein Weſen war damals noch weich, der Stachel des Sarkaſmus noch nicht ausgebildet, der ſpäter die Roſe ſeiner Poeſie umdornte. Er war ſelbſt eher empfindlich gegen Spott, als aufgelegt, ſolchen zu üben." — Wir vervollſtändigen dies Bild ſeiner damaligen äußeren Erſcheinung durch die Mittheilungen ſeines Vetters Hermann Schiff aus Hamburg, welcher gleichzeitig mit ihm in Berlin ſtudierte [111]: „Heine's Figur war keine impoſante. Er war bleich und ſchwächlich, und ſein Blick war matt. Wie ein Kurzſichtiger kniff er gern die Augenlider ein. Alsdann erzeugten ſich vermöge der hochſtehenden Wangenknochen jene kleinen Fältchen, welche eine polniſch-jüdiſche Abkunft verrathen konnten. Im Übrigen ſah man ihm den Juden nicht an. Sein glattgeſtrichenes Haar war von beſcheidener Farbe, und ſeine weißen zierlichen Hände liebte er zu zeigen. Sein Weſen und Benehmen war ein ſtill vornehmes, gleichſam ein perſönliches Inkognito, in welchem er ſeine Geltung bei Andern verhüllte. Selten war er lebhaft. In Damengeſellſchaften habe ich ihn nie einer Frau oder einem jungen Mädchen Artigkeiten ſagen hören. Er ſprach mit leiſer Stimme, eintönig und langſam, wie um auf jede Silbe Werth zu legen. Wenn er hie und da ein witziges oder geiſtreiches Wort hinwarf, ſo bildete ſich um ſeine Lippen ein viereckiges Lächeln, das ſich nicht beſchreiben läßt."

Doch nicht allein in den höheren Cirkeln der Reſidenz lernte Heine einen tieferen Einblick in die Welt und das Leben und die bewegenden Intereſſen der Zeit gewinnen: — auch andere, formloſere Kreiſe zogen ihn lebhaft an. Die Räume des alten Kaſinos in der Behrenſtraße und die Weinſtube von Lutter & Wegener waren damals die Vereinigungsplätze einer Anzahl junger Genies, welche dort im Bunde mit den letzten Überreſten der tollen Geſellſchaft von Ludwig Devrient und E. T. A. Hoffmann, ein phantaſtiſch wildes Kneipleben führten. Hoffmann war zu jener Zeit ſchon an ſein einſames Krankenlager gebannt, und ſtarb am 24. Juli 1822 nach den qualvollſten Leiden; Devrient aber erſchien nach dem Theater häufig unter der ausgelaſſenen Schar, und trug in trunkenem Muthe eine ſeiner Rollen vor, — einmal ſogar Goethe's Mephiſto, den man ihn im Hoftheater nicht wollte ſpielen laſſen. Zum Mittelpunkt dieſes excentriſchen Kreiſes aber machte ſich Dietrich Chriſtian Grabbe, der um Oſtern 1822 nach Berlin kam, und zunächſt ſein ungeheuerliches Drama, den „Herzog Theodor von Gothland", vollendete. Er ſetzte hier die zügelloſen Orgien ſeines Leipziger Lebens fort, und wurde, wie Ziegler 118) erzählt, von ſeinen Zechbrüdern als ein wunderbares Phänomen angeſtaunt, wenn er ſich ſeinen Sonderbarkeiten hingab, wenn er etwa, die Hände in den Taſchen ſeiner blauen Hoſen vergraben, gleichgültig die Straße hinunter ſchlenderte, dann und wann wie ein alter Hexenmeiſter zwei- oder dreimal um einen Brunnen herumging, oder ſich ein Büſchel ſeiner borſtigen Haare abſchnitt, und den fürchterlichen Schwur that, er wolle mit dieſen Spießen neun und neunzig Poeten und Literaten erſtechen. Auch Heine wurde, gleich ſo vielen Andern, einmal von der rohen Lebensart Grabbe's mißhandelt, nahm aber, da ihm das diſſolute Weſen Deſſelben genugſam bekannt war, keine Notiz von der Beleidigung. Dies wurmte Grabbe ſo tief, daß er ſich noch kurz vor ſeinem Tode darüber beſchwerte. „Aber was ſollte Heine mit Ihnen thun?“ fragte der Beſucher, welchem Grabbe dieſen Vorfall erzählte; „ſollte er Sie fordern?“ — „Nein, derartig war die Sache nicht.“ — „Sollte er Sie denn prügeln, oder, da er körperlich der Schwächere war, Sie prügeln laſſen?“ — „Nein, Das war Alles unzureichend, er mußte mich morden!“ 119) — Ein zweites hervorragendes Mitglied dieſes kraftgenialiſchen Bundes von Stürmern und Drängern war der frühreife Köchy, welcher ſchon mit neunzehn Jahren als Göttinger Student ein Journal zur Wiederbelebung des Geſchmackes an altdeutſcher Literatur und Kunſt herausgab, das die beiden Grimm, Fouqué, Arnim und Brentano zu Mitarbeitern zählte. Wie Grabbe, ging auch Köchy damals mit dem Plane um, nicht allein Bühnenſtücke und Theaterkritiken zu ſchreiben, ſondern praktiſch als Schauſpieler die weltbedeutenden Bretter zu betreten — mit dem Unterſchied freilich, daß Grabbe's burleske Figur und polternd unbeholfene Sprache dieſen Gedanken von vornherein als einen lächerlichen Einfall erſcheinen ließ, während Köchy in ſeinen Vorleſungen Shakſpeare'ſcher und Holberg'ſcher Stücke ein ſo entſchiedenes Talent für dramatiſche Darſtellung offenbarte, daß ſogar der große Pius Alexander Wolff ihn dringend zum Ergreifen der Theaterlaufbahn ermunterte. In ſeiner ſpäteren Stellung als Dramaturg des Hoftheaters zu Braunſchweig entfaltete Köchy eine verdienſtliche Thätigkeit durch Heranbildung tüchtiger Schauſpielerkräfte und durch Beförderung eines edleren Kunſtgeſchmacks auf der Bühne; ſeine lyriſchen Produktionen, welche meiſt in die Zeit ſeines Berliner Aufenthalts fallen, ſind von untergeordnetem Werthe, und auch von ſeinen Luſtſpielen hat ſich keines dauernd auf dem

Repertoir erhalten. — Vielverheißend waren die dramatiſchen Anfänge eines dritten Jünglings aus dieſem phantaſtiſchen Kreiſe, des Schleſiers Friedrich von Uechtritz, welcher mit einer Reihe von hiſtoriſch-romantiſchen Dramen debütierte, und durch ſeine 1826 mit Erfolg im Berliner Hoftheater aufgeführte Tragödie „Alexander und Darius“ eine geräuſchvolle Fehde zwiſchen den Anhängern Tieck's und den Hegelianern hervorrief. Uechtritz unterſtützte in den dreißiger Jahren das Bemühen ſeines Freundes Immermann, in Düſſeldorf eine deutſche Muſterbühne zu ſchaffen, aufs kräftigſte durch ſeine gediegene Kunſtkritik, und hat ſich in jüngſter Zeit, trotz ſeines vorgerückten Alters, nicht ohne Glück in der Romandichtung verſucht. — Auch Ludwig Robert verkehrte eifrig mit dieſen witzigen Geſellen, von denen noch Ludwig Guſtorf und v. Borch hier genannt ſein mögen, die ſich gleich den Andern in ernſten und luſtigen Thorheiten überboten. Da, wenn es im zweiten Stockwerk des alten Kaſinos recht toll herging, ſaß Heine zuſammengeklappt im Winkel, ſchwieg, lächelte, ſchlürfte aus dem Punſchglaſe, und ſchärfte die Pfeile ſeiner epigrammatiſchen Lieder; der ungebärdige Grabbe ſprang auf den Tiſch, und hielt eine Rede an Mamſell Franz Horn, an ſeinen Freund, den Pfandjuden Hirſch in der Jägerſtraße, an Herklots und Gubitz, an den blinden Weinhändler Siſum [118]; da trug Robert mit romantiſcher Blaſiertheit à la Friedrich Schlegel ſeine Anſicht von der Nibilität jeder Anſtrengung vor, die in abstracto die einzig richtige ſei, aber leider durch die tägliche Erfahrung ſo kläglich ad absurdum geführt werde, oder Uechtritz machte die geſcheite Bemerkung, daſs Heinrich von Kleiſt bis zum Todtſchießen verkannt worden ſei [119]. Da wurden kleine literariſche Bosheiten ausgeheckt; heute ward für die Juden geſchrieben, morgen wurde ein eitler jüdiſcher Komponiſt im Scherz mit einer ſcharfen Kritik bedroht, und gab im Ernſt einige Louis her, die man in wilder Luſt verjubelte; einmal, in einer katzenjämmerlich trüben Stimmung, fiel es ſogar mehreren Mitgliedern der Geſellſchaft ein, fromm und katholiſch werden zu wollen, und in launigem Übermuthe ward ein Schreiben an Adam Müller abgefaſſt, der indeſs nicht darauf antwortete. Eine hübſche Brünette bereitete und kredenzte den Punſch, und wurde belohnt mit Gedichten und Küſſen.

Daſs Harry Heine an dieſer liederlich genialen Wirthſchaft und den geſellſchaftlichen Zerſtreuungen der Reſidenz anſcheinend ſo großes Behagen fand, und in der erſten Zeit ſeines Berliner Aufenthalts weder ſeinen juriſtiſchen Studien, noch ſeinen poetiſchen Arbeiten mit Emſigkeit oblag, dürfte beiläufig noch aus einem beſonderen Umſtande zu erklären ſein. Im Frühling 1821 erhielt er die Nachricht, daß die unvergeßliche Geliebte, an der ſein Herz unter wechſelnder Hoffnung und Furcht Jahre lang mit leidenſchaftlichſter Zärtlichkeit gehangen, ihm jetzt unwiederbringlich verloren ſei. Sie hatte einem reicheren Bewerber ihre Hand gereicht; und zwar, wie Heine — vielleicht mit Unrecht und in entſchuldbarer Eitelkeit — annahm, nur durch das Drängen ihrer ihm feindlich geſinnten Verwandten zu dieſem Schritte bewegen:

Sie haben dir Viel erzählet,
Und haben Viel geklagt;
Doch was meine Seele gequälet,
Das haben ſie nicht geſagt.

Sie machten ein großes Weſen
Und ſchüttelten kläglich das Haupt;
Sie nannten mich den Böſen,
Und du haſt Alles geglaubt ...

In der That ſchmeichelt und martert ſich Heine beſtändig mit dem Gedanken, daß nur ſeine Abweſenheit den Treubruch der Geliebten verſchuldet habe, daß ſie ſelber, gleich ihm, unglücklich und elend durch ihre Falſchheit, unbefriedigt in dem neuen Verhältniſſe ſei:

Und als ich ſo lange, ſo lange geſäumt,
In fremden Landen geſchwärmt und geträumt:
Da ward meiner Liebſten zu lang die Zeit,
Und ſie nähete ſich ein Hochzeitkleid,
Und hat mit zärtlichen Armen umſchlungen
Als Bräut'gam den dümmſten der dummen Jungen.

Mein Liebchen iſt ſo ſchön und mild,
Noch ſchwebt mir vor ihr ſüßes Bild,
Die Veilchenaugen, die Roſenwänglein,
Die glühen und blühen jahraus, jahrein.
Daß ich von ſolchem Lieb konnt' weichen,
War der dümmſte von meinen dummen Streichen.

Wie die Wellenſchaumgeborene
Strahlt mein Lieb in Schönheitsglanz,
Denn ſie iſt das auserkorene
Bräutchen eines fremden Manns.

Herz, mein Herz, du vielgeduldiges,
Grolle nicht ob dem Verrath;
Trag es, trag es, und entſchuldig es,
Was die holde Thörin that.

Ich grolle nicht, und wenn das Herz auch bricht,
Ewig verlornes Lieb! ich grolle nicht.
Wie du auch ſtrahlſt in Diamantenpracht,
Es fällt kein Strahl in deines Herzens Nacht.

Das weiß ich längſt. Ich ſah dich ja im Traum,
Und ſah die Nacht in deines Herzens Raum,
Und ſah die Schlang', die dir am Herzen frißt,
Und ſah, mein Lieb, wie ſehr du elend biſt.

Ja, du biſt elend, und ich grolle nicht; —
Mein Lieb, wir ſollen Beide elend ſein!
Bis uns der Tod das kranke Herze bricht,
Mein Lieb, wir ſollen Beide elend ſein.

Wohl ſeh' ich Spott, der deinen Mund umſchwebt,
Und ſeh' dein Auge blitzen trotziglich,
Und ſeh' den Stolz, der deinen Buſen hebt, —
Und elend biſt du doch, elend wie ich.

Unſichtbar zuckt auch Schmerz um deinen Mund,
Verborgne Thräne trübt des Auges Schein,
Der ſtolze Buſen hegt geheime Wund', —
Mein Lieb, wir ſollen Beide elend ſein.

Finſterer noch iſt der, ein Jahr ſpäter geſchriebene, wehmüthig frivole Traum von dem Wiederſehen der Geliebten, wo der ergreifendſte Schmerz unter der Hülle des ätzendſten Spottes hervorbricht:

Der Traumgott brachte mich in eine Landſchaft,
Wo Trauerweiden mir „Willkommen“ winkten
Mit langen, grünen Armen, wo die Blumen
Mit klugen Schweſteraugen ſtill mich anſahn,
Wo mir vertraulich klang der Vögel Zwitſchern,
Wo gar der Hunde Bellen mir bekannt ſchien,
Und Stimmen und Geſtalten mich begrüßten
Wie einen alten Freund, und wo doch Alles

So fremd mir ſchien, ſo wunderſeltſam fremd.
Vor einem ländlich ſchmucken Hauſe ſtand ich;
In meiner Bruſt bewegte ſich's, im Kopfe
War's ruhig, ruhig ſchüttelte ich ab
Den Staub von meinen Reiſekleidern,
Grell klang die Klingel, und die Thür ging auf.

Da waren Männer, Frauen, viel' bekannte
Geſichter. Stiller Kummer lag auf allen
Und heimlich ſcheue Angſt. Seltſam verſtört,
Mit Beileidsmienen faſt, ſahn ſie mich an,
Daß es mir ſelber durch die Seele ſchauert',
Wie Ahnung eines unbekannten Unheils.
Die alte Margreth hab' ich gleich erkannt;
Ich ſah ſie forſchend an, jedoch ſie ſprach nicht.
„Wo iſt Maria?“ fragt' ich, doch ſie ſprach nicht,
Griff leiſe meine Hand, und führte mich
Durch viele lange, leuchtende Gemächer,
Wo Prunk und Pracht und Todtenſtille herrſchte,
Und führt' mich endlich in ein dämmernd Zimmer,
Und zeigt' mit abgewandtem Angeſicht
Nach der Geſtalt, die auf dem Sopha ſaß.
„Sind Sie Maria? fragt' ich. Innerlich
Erſtaunt' ich ſelber ob der Feſtigkeit,
Womit ich ſprach. Und ſteinern und metallos
Scholl eine Stimm': „So nennen mich die Leute.“
Ein ſchneidend Weh durchfröſtelte mich da,
Denn jener hohle, kalte Ton war doch
Die einſt ſo ſüße Stimme von Maria!
Und jenes Weib im fahlen Lilakleid,
Nachläſſig angezogen, Buſen ſchlotternd,
Die Augen gläſern ſtarr, die Wangenmuskeln
Des weißen Angeſichtes lederſchlaff —
Ach, jenes Weib war doch die einſt ſo ſchöne,
Die blühend holde, liebliche Maria!
„Sie waren lang' auf Reiſen!“ ſprach ſie laut,
Mit kalt unheimlicher Vertraulichkeit,
„Sie ſchaun nicht mehr ſo ſchmachtend, liebſter Freund,
Sie ſind geſund, und pralle Lend' und Wade
Bezeugt Solidität.“ Ein ſüßlich Lächeln
Umzitterte den gelblich blaſſen Mund.
In der Verwirrung ſprach's aus mir hervor:
„Man ſagte mir, Sie haben ſich vermählt?“

„Ach ja!“ ſprach ſie gleichgültig laut und lachend,
„Hab' einen Stock von Holz, der überzogen
Mit Leder iſt, Gemahl ſich nennt; doch Holz
Iſt Holz!“ Und klanglos widrig lachte ſie,
Daß kalte Angſt durch meine Seele rann,
Und Zweifel mich ergriff: — ſind Das die keuſchen,
Die blumenkeuſchen Lippen von Maria?
Sie aber hob ſich in die Höh', nahm raſch
Vom Stuhl den Kaſchemir, warf ihn
Um ihren Hals, hing ſich an meinen Arm,
Zog mich von hinnen durch die offne Hausthür,
Und zog mich fort durch Feld und Buſch und Au.

Die glühend rothe Sonnenſcheibe ſchwebte
Schon niedrig, und ihr Purpur überſtrahlte
Die Bäume und die Blumen und den Strom,
Der in der Ferne majeſtätiſch floß.
„Sehn Sie das große goldne Auge ſchwimmen
Im blauen Waſſer?“ rief Maria haſtig.
„Still, armes Weſen!“ ſprach ich, und ich ſchaute
Im Dämmerlicht ein märchenhaftes Weben.
Es ſtiegen Nebelbilder aus den Feldern,
Umſchlangen ſich mit weißen, weichen Armen.
Die Veilchen ſahn ſich zärtlich an, ſehnſüchtig
Zuſammenbeugten ſich die Liljenkelche;
Auf allen Roſen glühten Wolluſtgluthen;
Die Nelken wollten ſich im Hauch entzünden;
In ſel'gen Düften ſchwelgten alle Blumen,
Und alle weinten ſtille Wonnethränen,
Und alle jauchzten: „Liebe! Liebe! Liebe!“
Die Schmetterlinge flatterten, die hellen
Goldkäfer ſummten feine Elfenliedchen,
Die Abendwinde flüſterten, es rauſchten
Die Eichen, ſchmelzend ſang die Nachtigall —
Und zwiſchen all dem Flüſtern, Rauſchen, Singen
Schwatzte mit blechern klanglos kalter Stimme
Das welke Weib, das mir am Arme hing:
„Ich kenn' ihr nächtlich Treiben auf dem Schloß;
Der lange Schatten iſt ein guter Tropf,
Er nickt und winkt zu Allem, was man will;
Der Blaurock iſt ein Engel; doch der Rothe
Mit blankem Schwert iſt Ihnen ſpinnefeind.“
Und noch viel buntre, wunderliche Reden

Schwatzt' ſie in Einem fort, und ſetzte ſich
Ermüdet mit mir nieder auf die Moosbank,
Die unterm alten Eichenbaume ſteht.

Da ſaßen wir beiſammen, ſtill und traurig,
Und ſahn uns an, und wurden immer traur'ger.
Die Eiche ſäuſelte wie Sterbeſeufzer,
Tiefſchmerzlich ſang die Nachtigall herab.
Doch rothe Lichter drangen durch die Blätter,
Umflimmerten Maria's weißes Antlitz,
Und lockten Gluth aus ihren ſtarren Augen,
Und mit der alten, ſüßen Stimme ſprach ſie:
„Wie wuſsteſt du, daſs ich ſo elend bin?
Ich las es jüngſt in deinen wilden Liedern."

Eiskalt durchzog's mir da die Bruſt, mir grauſte
Ob meinem eignen Wahnſinn, der die Zukunft
Geſchaut, es zuckte dunkel durch mein Hirn,
Und vor Entſetzen bin ich aufgewacht.

Es kann nicht befremden, daſs Harry, bei ſolcher — gleichviel, ob wahrer, ob aus poetiſchem Selbſtbetrug entſprungener — Auffaſſung ſeines äußerlich beendeten, im tiefſten Gemüth aber leidenſchaftlich weitergeträumten Liebesromans, ſich vor der aufreibenden Gewalt einer verzweiflungstollen Gefühlsſchwelgerei zu retten ſuchte, indem er kopfüber in die Wogen des geſelligen Verkehrs hinabtauchte, um in geiſtreichem Geſpräch oder im Wirbeltanz bunter Vergnügungen ſein Leid zu übertäuben. Hatte er doch in Hamburg einſt noch wildere Zerſtreuungen aufgeſucht, als der nagende Schmerz eines verfehlten Berufes ihm die Seele zuſammenkrampfte, und er nirgends einen Ausweg aus den Widerſprüchen ſeines unſeligen Looſes ſah! „Mein inneres Leben," ſchreibt er einem Freunde [116]) bei gelegentlicher Erwähnung jener Hamburger Epiſode, „war brütendes Verſinken in den düſtern, nur von phantaſtiſchen Lichtern durchblitzten Schacht der Traumwelt, mein äußeres Leben war toll, wüſt, cyniſch, abſtoßend; mit Einem Worte, ich machte es zum ſchneidenden Gegenſatze meines inneren Lebens, damit mich dieſes nicht durch ſein Übergewicht zerſtöre." Ein ähnlicher Trieb mochte ihn leiten, wenn er jetzt in Berlin auf den Redouten des Opernhauſes die Nacht durchſchwärmte, oder in den Weinſtuben mit Grabbe, Köchy und ihren wilden Geſellen das romantiſche Poſſenſpiel eines ſich ſelbſt verhöhnenden titaniſchen Übermuths aufführte.

Aber tolle Zerſtreuungen und geiſtreiche Witzeleien ſind ein ſchlechtes Heilmittel für ein wundes Gemüth. Das ſollte auch Heine zu bitterſter Qual in ſich erfahren. Wohl mochte er im künſtlich erzeugten Rauſche einer ſtarkgeiſtigen Ironie ſein Herzweh verſpotten, wohl mochte er mit frivoler Zunge ſich brüſten 117), daß „weibliche Untreue nur noch auf ſeine Lachmuſkeln wirken könne“ — die verhöhnte und verleugnete Liebe wollte dennoch nicht ſterben! Wie mit leiſem Gewimmer ächzte ihr Klageton durch den Lärm der zuſammenklirrenden Gläſer und der trunkenen Stimmen des Bacchanals; bei Tage ließ ihr geſpenſtiger Schatten ſich vielleicht gewaltſam verbannen, aber Nachts im ſtillen Kämmerlein erhob ſie ſich aus dem Grabe, und umſchlang ihn mit eiskalten Armen und ſchmiegte ihr marmorblaſſes Antlitz an ſein glühendes Herz. Der Schnee zerſchmolz, die Erde prangte wieder im Frühlingskleid, die Vögel ſangen ihre munteren Weiſen, und golden lachte die Sonne über der neu erſtandenen Welt — aber das Herz des Dichters trug ſchwarze Trauerflöre, es nahm nicht Theil an dem luſtigen Treiben, es hörte immer nur das wehmüthige Lied von Liebe und Verrath und endloſem Verlaſſenſein.

Am leuchtenden Sommermorgen
Geh' ich im Garten herum.
Es flüſtern und ſprechen die Blumen
Ich aber, ich wandle ſtumm.

Es flüſtern und ſprechen die Blumen,
Und ſchaun mitleidig mich an:
„Sei unſerer Schweſter nicht böſe,
Du trauriger, blaſſer Mann!“

Die Welt iſt ſo ſchön und der Himmel ſo blau,
Und die Lüfte wehen ſo lind und ſo lau,
Und die Blumen winken auf blühender Au',
Und funkeln und glitzern im Morgenthau,
Und die Menſchen jubeln, wohin ich ſchau' —
Und doch möcht' ich im Grabe liegen,
Und mich an ein todtes Liebchen ſchmiegen

Philiſter in Sonntagsröcklein
Spazieren durch Feld und Flur;
Sie jauchzen, ſie hüpfen wie Böcklein,
Begrüßen die ſchöne Natur.

Betrachten mit blinzelnden Augen,
Wie Alles romantiſch blüht,
Mit langen Ohren ſaugen
Sie ein der Spatzen Lied.

Ich aber verhänge die Fenſter
Des Zimmers mit ſchwarzem Tuch;
Es machen mir meine Geſpenſter
Sogar einen Tagesbeſuch.

Die alte Liebe erſcheinet,
Sie ſtieg aus dem Todtenreich;
Sie ſetzt ſich zu mir und weinet,
Und macht das Herz mir weich.

Dieſe Lieder zeigen uns, daß Harry, nachdem die erſte Gewalt der Verzweiflung ſich ausgetobt, den beſten und edelſten Troſt für ſein Liebesunglück allmählich dort wieder zu ſuchen begann, wo ihn Dante und Petrarka, wo ihn noch jedes poetiſche Gemüth am ſicherſten gefunden: in den treuen Armen der Muſe. Statt in unmännlicher Schwäche einen wahren Schmerz durch wilde Zerſtreuungen vorübergehend zu betäuben, oder ihn mit erheuchelter Frivolität hinwegzuſpotten, verſenkte er ſich mit voller Kraft in die Erinnerungen ſeines jählings zerſtörten Liebestraumes, und befreite ſein Herz von dem unerträglichen Druck wortloſer Beklemmung, indem er all ſein Leid ausſtrömte in melodiſchen Klagen. Und mit der weichen Fluth des Geſanges kehrte ihm das Bewuſſtſein der eigenen Kraft und die ernſtere Auffaſſung des Lebens zurück. Die glänzende Anerkennung, welche ſein poetiſches Talent ungewöhnlich raſch in den gebildetſten und kunſtverſtändigſten Kreiſen der Hauptſtadt fand, trug nicht wenig dazu bei, ſein Selbſtgefühl zu heben, neue Beziehungen, von denen ſpäter die Rede ſein wird, knüpften ſich an, und ſelbſt den Anfangs auch hier wieder vernachläſſigten juriſtiſchen Fachſtudien wandte Harry ein lebhafteres Intereſſe zu, ſeit ihm die Beſchäftigung mit der Hegel'ſchen Philoſophie und die von dem jugendlichen Privatdocenten Eduard Gans in geiſtvoller Art unternommene philoſophiſche Begründung der Jurisprudenz einen tieferen Einblick in die großen wiſſenſchaftlichen Kämpfe der Zeit eröffnete.

Die wiſſenſchaftliche Bedeutung Berlin's ſteht in engſtem Zuſammenhange mit der weltgeſchichtlichen Bedeutung des preußiſchen Staates. Beide ſind ungefähr von nämlichem Alter, und haben einander vielfach wechſelſeitig bedingt und beſtimmt. Der erſte König von Preußen war zugleich der Gründer der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften, die, nach Leibnitzens Plane geſchaffen, unter Friedrich dem Großen eifrig die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts beförderte. Die „Literaturbriefe" und die „Allgemeine deutſche Bibliothek" hatten, neben Leſſing, Mendelsſohn und Nicolai, zahlreiche Mitarbeiter unter den angeſehenſten Vertretern der Akademie. Wie ſehr auch jene Aufklärung, als ſie ihren Zweck erfüllt hatte und ihre Zeit vorüber war, ſich in ein ſeichtes, hochmüthig abſprechendes, aller wiſſenſchaftlichen und poetiſchen Tiefe entbehrendes Verſtandesgeſchwätz verlor, ſo zeigte doch die nach dem Tode Friedrich's II. eintretende pietiſtiſche Reaktion der Wöllner'ſchen Periode, daß der Kampf gegen Aberglauben und bigotte Intoleranz, gegen alles Faule und Ungeſunde in Kirche, Staat und Literatur, ſeine Berechtigung noch keineswegs eingebüßt, wenn auch andere Waffen nöthig geworden. — Einen neuen, mächtigen Aufſchwung nahm die Berliner Akademie ſeit dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelm's III. An die Stelle der oberflächlichen, aus Frankreich herübergekommenen Räſonnements des „geſunden Menſchenverſtandes" trat allmählich das Verlangen nach poſitiven, gründlichen Kenntniſſen, und die exakten Wiſſenſchaften fanden eine ernſtliche Pflege. Die Vermittlung zwiſchen den extremen Richtungen eines unphiloſophiſchen Materialismus und einer überſchwänglichen Myſtik übernahm zunächſt die romantiſche Schule, welche in Berlin hauptſächlich durch Schleiermacher vertreten war. Schleiermacher wandte ſich gleichſehr gegen den religiöſen Indifferentismus, welcher als Bodenſatz der ſchal gewordenen Aufklärung zurückgeblieben, wie gegen den ſtarren Wortdienſt der orthodoxen Dogmatiker. Er ſuchte mit Glück die mehr hinweggeſpottete, als innerlich überwundene Religion in die Kreiſe der Gebildeten zurück zu führen, indem er dem Glauben — widerſpruchsvoller Weiſe, aber mit geiſtreich blendender Dialektik — eine wiſſenſchaftliche Grundlage zu geben bemüht war. Über eine ſchwankende Halbheit, die der letzten Entſcheidung durch eine Flucht in pantheiſtiſch-myſtiſche Gefühlsregionen aus dem Wege ging, kam er bei dieſem romantiſchen Beſtreben allerdings nicht hinaus; dennoch gewann er durch den Feuereifer ſeiner Beredſamkeit großen Einfluß auf die Reform der Theologie, die er aus den Feſſeln eines geiſtloſen Buchſtabengezänkes erlöſen half. In der Zeit von Deutſchlands tiefſter Erniedrigung wirkte er neben Fichte mit unermüdlicher Kraft für die Aufrichtung des gebeugten patriotiſchen

Sinnes, und in den traurigen Reſtaurationsjahren nach dem Befreiungskriege erwies er ſich als männlichen Vertheidiger der Rechte der Wiſſenſchaft gegen die Übergriffe einer reaktionären Politik. Obſchon ein aufrichtiger Beförderer der vom Könige ins Werk geſetzten evangeliſchen Union, gehörte er z. B. doch zu den lebhafteſten Gegnern der gewaltſam eingeführten neuen Agende, wider die er in einer beſonderen, das Verhältnis von Kirche und Staat erörternden Broſchüre, und ſelbſt von der Kanzel herab, furchtlos polemiſierte. „Ich habe unlängſt einer ſeiner Predigten beigewohnt", ſchrieb Heine 1822 in den Briefen aus Berlin [118]), „wo er mit der Kraft eines Luther's ſprach, und wo es nicht an verblümten Ausfällen gegen die neue Liturgie fehlte. Ich muß geſtehen, keine ſonderlich gottſeligen Gefühle werden durch ſeine Predigten in mir erregt; aber ich finde mich im beſſern Sinne dadurch erbaut, erkräftigt und wie durch Stachelworte aufgegeißelt vom weichen Flaumenbette des ſchlaffen Indifferentismus. Dieſer Mann braucht nur das ſchwarze Kirchengewand abzuwerfen, und er ſteht da als ein Prieſter der Wahrheit."

Eine erhöhte wiſſenſchaftliche Bedeutung gewann Berlin nach dem Tilſiter Frieden, durch welchen Halle, die ſeither wichtigſte Univerſität des preußiſchen Staates, in franzöſiſchen Händen verblieb und dem Königreiche Weſtfalen zugetheilt wurde. Auf Anregung von Schmalz, Fichte, Friedrich Auguſt Wolf und Schleiermacher, und nach dem großartigen Plane Wilhelm von Humboldt's, ſtiftete Friedrich Wilhelm III. zum Erſatz für die verloren gegangene Hochſchule eine neue allgemeine Univerſität, die mit der neben ihr fortbeſtehenden Akademie der Wiſſenſchaften in Verbindung gebracht und am 15. Oktober 1810 eröffnet ward. Die Gründung der Berliner Univerſität war nicht bloß eine wiſſenſchaftliche, ſondern zugleich eine politiſche That. Die Wiſſenſchaft ſollte, durch die imposanteſten Lehrkräfte vertreten, Staat und Volk von innen heraus regenerieren, ſie ſollte den Sinn für geiſtige Freiheit und echte Vaterlandsliebe in den Herzen der Jugend erwecken, damit die Jugend wiederum das Vaterland befreie. Es iſt bekannt, wie glänzend die junge Univerſität den hohen Erwartungen, die man von ihr hegte, entſprach. Fichte's grollende „Reden an die deutſche Nation" und Schleiermacher's herzwarme Vorträge entflammten mit zündender Gewalt die patriotiſche Begeiſterung, und überwanden ſiegreich alle Hinderniſſe, die ſich ihrem idealen Beſtreben entgegen ſtellten. Und wahrlich, es war keine leichte Aufgabe, in der damaligen akademiſchen Jugend an Stelle der alten landsmannſchaftlichen Roheit ein ernſtes und edles Gemeingefühl für die Noth des Vaterlandes zu erwecken. Zu der durch alle Volksſchichten verbreiteten Entmuthigung und Niedergeſchlagenheit geſellte ſich durch die Aufhebung der Frankfurter Univerſität noch eine beſondere Schwierigkeit. In Frankfurt an der Oder hatte nämlich ſeit langer Zeit unter den dortigen Studenten ein durch Raufluſt, Liederlichkeit und ſittliche Verwahrloſung berüchtigter Ton geherrſcht. Faſt die ganze Frankfurter Studentenwelt ſtrömte jetzt nach Berlin, und gedachte dort das alte wüſte Treiben von Neuem zu beginnen. Die Landsmannſchaften thaten ſich alsbald wieder auf, und der Schlägereien und Duellprovokationen war kein Ende. Fichte und Schleiermacher ließen es ſich daher zunächſt angelegen ſein, der Eine mit eiſerner Strenge, der Andere mit ſanft überredender Freundlichkeit, dieſen Unfug zu bekämpfen und an der Reform des ſtudentiſchen Geiſtes zu arbeiten. Fichte ſprach offen die Nothwendigkeit aus, „die vereinzelnden und in jeder Beziehung ſchädlichen Landsmannſchaften zu vertilgen, dagegen unter den Studierenden den Gedanken allgemeinerer Vereine anzuregen, deren bindende Kraft in den gemeinſamen Studien und ihrer gegenſeitigen Förderung durch freieſten Geiſtesverkehr, ſowie in dem Bewußtſein des Einen Vaterlandes liegen ſollte“. Im Weſentlichen alſo faßte er ein ähnliches Ziel ins Auge und empfahl zu deſſen Erreichung ähnliche Mittel, wie die nachmalige Burſchenſchaft. In derſelben Richtung wirkte Schleiermacher, der namentlich zur Vermeidung der Duelle auf die Einſetzung ſtudentiſcher Ehrengerichte drang, und nicht müde ward, von Kanzel und Katheder herab, wie im geſelligen Verkehre, den ſtaatsbürgerlichen Gemeinſinn zu wecken, das heilige Feuer der Vaterlandsliebe zu ſchüren. Die Wiſſenſchaft hörte auf, eine in der Stubenluft verkümmernde, der Wirklichkeit entfremdete Abſtraktion zu ſein, ſie drang befruchtend ins Leben, und erwies ſich als eine thatenzeugende, weltumgeſtaltende Macht. Alle Fakultäten der neu errichteten Univerſität hatten gefeierte Namen und ungewöhnlich regſame Lehrkräfte aufzuweiſen, die einen edlen Wetteifer entfalteten, und großentheils eine bewundernswerthe Vielſeitigkeit des Wiſſens, eine univerſelle Bildung an den Tag legten, die zu der einſeitigen Fachgelehrſamkeit ihrer Kollegen auf den übrigen deutſchen Univerſitäten in erfreulichſtem Gegenſatze ſtand. Friedrich Auguſt Wolf, als Philolog ein Stern erſten Ranges, verhöhnte in ſeinen Kollegien mit ſchneidendem Sarkasmus die gelehrte Haarſpalterei, welche anderwärts Mode war, und zog es vor, ſtattdeſſen in ſeinen Zuhörern den echten wiſſenſchaftlichen Geiſt, die Anregung zu ſelbſtändigem Forſchen und Denken zu nähren. Niebuhr's Vorleſungen über römiſche Geſchichte bezeichnen den Anfang einer neuen Periode der hiſtoriſchen Kritik, und als Mitglied des „Tugendbundes“ unterſtützte der ſonſt den Intereſſen der Gegenwart ziemlich verſchloſſene Mann kräftig die Beſtrebungen zur Abſchüttelung des franzöſiſchen Joches. Unter den übrigen Mitgliedern der Akademie, welche an der jungen Univerſität Vorträge hielten, ſind noch der Aſtronom Bode und die verdienſtlichen Philologen Spalding und Buttmann zu erwähnen. — Die theologiſche Fakultät bildeten Anfangs nur Schleiermacher, Marheineke und de Wette, — wenige, aber deſto gewichtvollere Namen. Letzterer wurde bekanntlich ſeines Amtes bald wieder entſetzt, weil er nach der Hinrichtung Sand's ein Troſtſchreiben an Deſſen Mutter gerichtet hatte, in welchem er die That ihres Sohnes zu entſchuldigen ſuchte, und der pietiſtiſche Tholuck trat an ſeine Stelle. Auch Neander lehrte ſchon ſeit 1812 an der Berliner Hochſchule. — Die juriſtiſche Fakultät zählte im Eröffnungsjahre gleichfalls nur drei Mitglieder: Savigny, Biener und Theodor Schmalz, von welchen der Letztgenannte ſich in faſt ſämmtlichen Fächern der Rechtswiſſenſchaft umgethan hatte, und mit eitler Vielgeſchäftigkeit zugleich Naturrecht, juriſtiſche Encyklopädie, Völkerrecht, gemeines Recht, preußiſches Landrecht, kanoniſches Recht, Handelsrecht, Staatsökonomie und Politik las. Ihn überragte an Geiſt und Gründlichkeit bei Weitem der elegante Savigny, welcher lange Zeit hindurch für den erſten Kenner der römiſchen Rechtsalterthümer galt, und als Hauptvertreter der ſogenannten hiſtoriſchen Schule ein weitverbreitetes Anſehen genoß. Biener war ein geachteter Kriminaliſt. Die Anfangs vorhandenen Lücken der juriſtiſchen Fakultät wurden in den nächſtfolgenden Jahren durch Karl Friedrich Eichhorn und Johann Friedrich Ludwig Göſchen ausgefüllt, welche Beide jedoch ſpäter einem Rufe nach Göttingen folgten. Am vollzähligſten war von jeher die mediciniſche Fakultät beſetzt; Namen wie Hufeland, Horkel, Reil bürgten dafür, daß hier der Wiſſenſchaft eine Stätte würdigſter Entfaltung bereitet ſei; und auch in den jüngeren Kräften, wie Karl Asmund Rudolphi und Karl Ferdinand von Gräfe, hatte man eine ebenſo glückliche Wahl getroffen, wie nachmals in dem trefflichen J. F. K. Hecker, deſſen „Literariſche Annalen der geſammten Heilkunde“ einen bedeutenden Einfluß auf den

Entwicklungsgang der medicinischen Literatur ausüben ſollten. Auf naturwiſſenſchaftlichem Gebiete begegnen wir dem verdienten Phyſiker Paul Erman, deſſen Unterſuchungen über Elektricität und Magnetismus ihrer Zeit großes Aufſehen erregten, und den Chemikern Klaproth und Hermbſtädt, welchen ſich bald nachher der glanzvolle Name Mitſcherlich's zugeſellte. Albrecht Thaer, der Begründer der rationellen Landwirthſchaft in Deutſchland, und der feinſinnige Archäolog Aloys Hirt, welcher den erheblichſten Antheil an der Errichtung des Berliner Muſeums hatte, bekleideten bei Eröffnung der Hochſchule gleichfalls Profeſſuren in der philoſophiſchen Fakultät; ebenſo der geniale Alterthumsforſcher Auguſt Böckh, welcher der klaſſiſchen Philologie einen neuen Aufſchwung ertheilte, und länger als ein halbes Jahrhundert in jugendlicher Geiſtesfriſche der Welt das Beiſpiel einer ſeltenen Vereinigung echt wiſſenſchaftlichen Strebens mit einer faſt allſeitigen Bildung und einer unerſchütterlich treuen patriotiſchen Geſinnung gab.

Vor Allem aber zeugt der hervorragende Einfluß, den man Fichte bei Gründung der neuen Univerſität einräumte, von der ernſten Abſicht der preußiſchen Regierung, ein Inſtitut ins Leben zu rufen, das des „Staates der Intelligenz" würdig ſei. Hatte doch Friedrich Wilhelm III. ſchon 1799, als der wegen ſeines angeblichen Atheismus aus Jena entlaſſene Fichte nach Berlin kam, ganz im Sinne ſeines großen Ahnen erklärt: „Iſt Fichte ein ſo ruhiger Bürger, wie aus Allem hervorgeht, und ſo entfernt von gefährlichen Verbindungen, ſo kann ihm der Aufenthalt in meinen Staaten ruhig geſtattet werden. Iſt es wahr, daß er mit dem lieben Gotte in Feindſeligkeiten begriffen iſt, ſo mag Dies der liebe Gott mit ihm abmachen; mir thut Das Nichts." Fichte trug den Dank für den Schutz und die Anerkennung, welche ihm in Berlin zu Theil geworden, jetzt in reichſtem Maße ab, indem er durch ſeine willensſtarke Philoſophie und ſeine ſtürmiſche Beredſamkeit die Geiſter für den großen Befreiungskampf ſtählte und ſie mit idealem Todesmuthe erfüllte. Er rechtfertigte vollkommen das Vertrauen, welches der König und ſeine Räthe in ihn geſetzt, er lieferte durch die That den Beweis, daß die Philoſophie nicht, wie ihre hochmüthigen Verächter behauptet, eine müßige Träumerei, ſondern eine weltbewegende, ſtaatenverjüngende Kraft ſei. Fichte ſtarb leider ſchon im Januar 1814, — zu früh, um den vollſtändigen Zuſammenbruch der napoleoniſchen Herrſchaft zu erleben, aber freilich rechtzeitig genug, um nicht Zeuge der ſchmachvollen Weiſe zu ſein, wie das deutſche Volk um die Frucht ſeines glorreichen Kampfes, um die verheißene Freiheit im Innern, betrogen ward. Kaum war die äußere Unabhängigkeit glücklich erſtritten, als auch ſchon die politiſche Reaktion frech und ſchamlos ihr Haupt erhob. Noch im Todesjahr Fichte's trat der Wiener Kongreß zuſammen, und die Volkskraft, welche man eben erſt, im Augenblicke der Noth, zur Rettung von Thron und Vaterland feſſellos entbunden, ward, als ſie in herrlicher Begeiſterung ihr Werk vollbracht hatte, zum Dank an die eiſerne Kette der Beſchlüſſe und Zwangsmaßregeln des deutſchen Bundes geſchmiedet. — Auch die Berliner Univerſität ſollte nicht unberührt bleiben von dem ſchleichenden Gifte politiſcher Verderbnis, das ſo raſch wieder die ſchönen Hoffnungen einer großen Zeit zerfraß. Schon 1815, als kaum noch der Donner der Kanonen von Waterloo und der Befreiungsjubel in allen deutſchen Gauen verhallt war, froch unter unſcheinbarem Titel eine winzige Broſchüre 119) heran, die mit gehäſſigſter Inſinuation das Mißtrauen der Regierung gegen den Geiſt zu erregen ſuchte, aus welchem die Städteordnung, die Gewerbefreiheit, die neue Militärverfaſſung und die Freiheitskriege ſelber hervorgegangen, und deren Verfaſſer Geheimrath Schmalz, der erſte Rektor der Berliner Univerſität, war. Allerdings wurde die nichtswürdige Denunciation, welche vorzugsweiſe die Gelehrten, die Schriftſteller und Univerſitätslehrer verdächtigte, von Niebuhr mit unſicherer Beſtürzung, von Schleiermacher mit den Geißelhieben ſchärfſter Entrüſtung zurückgewieſen; aber der Lärm, den Schmalz geſchlagen, hatte die ariſtokratiſche Partei ermuthigt, und von den Univerſitätsprofeſſoren ſchloß Savigny, der unſerer Zeit bereits während des Krieges jeden Beruf zur Geſetzgebung abgeſprochen, ſich nunmehr offen den Feinden des Fortſchritts an. Er wurde 1817 in den Staatsrath berufen; noch ein Menſchenalter ſpäter fand ihn die Märzrevolution von 1848 auf dem Poſten des Juſtizminiſters, und warf ihn, der die lebendige Gegenwart ſo gern an den Leichnam einer längſt abgeſtorbenen Vergangenheit gekettet, endlich ſelbſt zu den Todten.

Die Stelle Fichte's wurde nicht ſofort wieder beſetzt, und die Philoſophie, welche an ihm einen ſo glänzenden Vertreter gefunden, gerieth in Gefahr, unter der Pflege kraftloſerer Hände zu verkümmern. Wenn Fichte eine Zeitlang von den Romantikern mit einem Scheine von Recht zu den Ihrigen gezählt worden war, hatte er ſich doch ſtets von ihren politiſchen Verirrungen fern gehalten, und in ſeinem „Bedenken über einen ihm vorgelegten Plan zu Studentenvereinen“ hatte er ausdrücklich vor der unheilvollen Verwechſelung zwiſchen „mittelalteriſch“ und „deutſch“ gewarnt. Solger dagegen, dem nach Fichte's Tode zunächſt die Aufgabe zufiel, das Palladium der Philoſophie zu hüten, theilte in vollſtem Maße den Mangel der Romantiker an jeder geſunden politiſchen Einſicht. Die Zahl ſeiner Zuhörer verminderte ſich fortan, ſtatt ſich zu vermehren, und ſeine äſthetiſchen Schriften, die ihm ein ruhmvolles Andenken ſichern, wurden zum Theil erſt von Andern aus ſeinem Nachlaſſe herausgegeben. Da war es denn ein Glück, daß Schleiermacher ſich mit regem Eifer der vernachläſſigten Philoſophie annahm, und das logiſche und dialektiſche Intereſſe einigermaßen wach erhielt, wenn auch ein romantiſcher Hang und theologiſche Nebel ihm manchmal den freien Blick verdüſterten. In politiſcher Hinſicht blieb er den großen Principien Stein's und Hardenberg's treu, für deren Weiterentwickelung er feſten Muthes gegen das reaktionäre ſtockpreußiſche Junkerthum kämpfte, das nur zu bald wieder die Zügel der Regierung an ſich riß.

Eine neue Wendung in der Geſchichte der Berliner Univerſität trat mit dem Jahre 1818 ein, nachdem das vom Miniſterium des Innern abgetrennte Departement des Kultus und des öffentlichen Unterrichts dem Freiherrn von Altenſtein, dem letzten großen Staatsmann aus Hardenberg's Schule, übertragen worden war. Dieſem trefflichen Manne verdankt der preußiſche Staat jene muſterhafte Einrichtung des Volksſchulweſens, welche ſo bewunderswürdig ſchnell den Segen einer guten Schulbildung durch alle Schichten der Bevölkerung ergoß, und durch Förderung der Intelligenz am ſicherſten den geiſtigen und materiellen Wohlſtand, die Erwerbsfähigkeit und die politiſche Reife, die Kraft und die Größe der Nation entwickeln half. Auch den höheren Lehranſtalten, den Gymnaſien und Univerſitäten, ſchenkte Altenſtein eine fortdauernde Aufmerkſamkeit. Er entwarf den Plan zur Errichtung der Bonner Univerſität, und ſuchte für alle Fakultäten tüchtige Kräfte zu gewinnen; er ließ es auch ſofort ſeine angelegentliche Sorge ſein, Fichte's ſeit vier Jahren erledigten Lehrſtuhl in würdiger Art wieder zu beſetzen. Die Berufung Hegel's nach Berlin, welche ihm zu verdanken iſt, ſichert ſeinem Namen unſterbliche Ehre; denn an die Hegel'ſche Philoſophie, an ihre Ausbreitung, Entwickelung und Bekämpfung knüpft ſich fortan für mehre Decennien die Geſchichte der modernen Wiſſenſchaft. Es iſt bekannt, wie raſch die Hegel'ſche Dialektik und ihre ſchwerverſtändliche, aber tiefſinnige Terminologie in alle Kreiſe des wiſſenſchaftlichen, ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Lebens drang. Schon im Anfang der zwanziger Jahre gab es in Berlin eine förmliche Hegel'ſche Schule. Auf theologiſchem Felde war Marheineke der Erſte, welcher die Dogmatik auf Hegel'ſche Kategorien abzog, und zahlreiche Nachfolger auf den übrigen deutſchen Univerſitäten fand. Seit 1821 begann v. Henning Repetitorien über Hegel's Vorleſungen zu halten und dadurch zur Verbreitung der neuen Lehre nicht unweſentlich beizutragen. Ungefähr gleichzeitig eignete ſich Eduard Gans die rechtsphiloſophiſchen Principien des Meiſters an, die er mit genialer Gewandtheit weiter ausbildete. Durch Begründung der Rechtswiſſenſchaft auf philoſophiſchem Fundamente trat er in ſchroffen Gegenſatz zu der hiſtoriſchen Schule, gegen die er bereits 1820 in den „Scholien zum Gajus“ einen erſten kecken Angriff gerichtet. Einen durch poſitive und lebendige Geſchichtsauffaſſung ausgezeichneten Verſuch zur Leiſtung Deſſen, was er als die wahrhaft hiſtoriſche Aufgabe betrachtete, unternahm Gans bald darauf mit ſeinem leider unvollendet gebliebenen „Erbrecht in welthiſtoriſcher Entwicklung“, von welchem der das moſaiſch-talmudiſche Erbrecht behandelnde Theil zuerſt im dritten Hefte der „Zeitſchrift für Kultur und Wiſſenſchaft des Judenthumes“ erſchien. In ſeiner Vorrede zu der von ihm nach des Meiſters Tode beſorgten Ausgabe der Hegel'ſchen Rechtsphiloſophie ſchrieb er die denkwürdigen Worte: „Vielleicht wird das Syſtem nach vielen Jahren in die Vorſtellung und das allgemeinere Bewußtſein übergeben; ſeine unterſcheidende Kunſtſprache wird ſich verlieren, und ſeine Tiefen werden ein Gemeingut werden. Dann iſt ſeine Zeit philoſophiſch um, und es gehört der Geſchichte an. Eine neue, aus denſelben Grundprincipien hervorgehende, fortſchreitende Entwicklung der Philoſophie thut ſich hervor, eine andere Auffaſſung der auch veränderten Wirklichkeit.“ Dieſe neue fortſchreitende Entwicklung half Eduard Gans wacker mit vorbereiten. Der weitaus Liberalſte unter den Althegelianern, erkannte er die ſeit Ende der zwanziger Jahre allmählich ſich regende politiſche Oppoſition nicht allein theoretiſch an, ſondern ſuchte dieſelbe durch ſeine raſtloſe akademiſche und publiciſtiſche Wirkſamkeit auch praktiſch zu beleben. Auf ſeine Beziehungen zu Heine und zur Reform des Judenthums kommen wir in der Folge zurück. Hier ſei nur noch erwähnt, daß Gans in ſeinen Vorleſungen über preußiſches Recht, ähnlich wie Jener in ſeinen politiſchen Schriften, dem freieren Geiſt der franzöſiſchen Staatsverfaſſung und der auf die Juſtizpflege bezüglichen napoleoniſchen Einrichtungen gerecht ward, und hiedurch erheblich dazu beitrug, den aus den Freiheitskriegen herſtammenden, von den Deutſchthümlern und Ariſtokraten geſchürten Haſs gegen Alles, auch das Vernünftigſte, was fränkiſchen Urſprungs war, zu beſiegen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daſs die dialektiſche Schärfe, welche uns in der ſtiliſtiſchen Form der Heine'ſchen Schriften von jetzt ab entgegenſpringt, hauptſächlich den Einflüſſen der Hegel'ſchen Schule zu verdanken iſt. Wir haben allen Grund, das ehrliche Geſtändnis unſers Dichters, daſs er niemals allzu tief in das Verſtändnis des Hegel'ſchen Syſtems eingedrungen, für wahr anzunehmen; aber der erhebende Gedanke, daſs Alles, was iſt, vernünftig, daſs Sein und Wiſſen identiſch, daſs die ideale Welt nichts Anderes als die reale ſei, daſs der menſchliche Geiſt ſich nach beſtimmten Geſetzen mit innerer Naturnothwendigkeit organiſch entfalte, und ſein höchſtes Ziel das Zu-ſich-ſelbſt-kommen ſei, — dieſer befreiende Gedanke, welcher das Abſolute nicht als ein Jenſeitiges, ſondern als das Wirkliche auffaſſt, und die Selbſterkenntnis des Geiſtes, der ſich finden und Gegenſtand ſeiner eigenen Thätigkeit werden ſoll, als den Zweck aller Geſchichte hinſtellt, muſſte allmählich in weiteſten Kreiſen das hie und da wieder aufgetauchte Vorurtheil zerſtören, als ob die Philoſophie nur eine Beſchäftigung mit müßigen Abſtraktionen ſei. Die Idee wurde zum Inhalt der Geſchichte, die Gegenwart zur logiſch herangereiften Frucht auf dem Baume der Vergangenheit und zum Saatkeime der Zukunft, die ſich in ihren Hauptmomenten vorſchauend aus dem Gedankenkerne der Jetztzeit beſtimmen ließ, und dabei fehlte es der anſcheinend kalten, faſt ſophiſtiſchen Entwicklungsmethode Hegel's nicht an dem Reiz einer tiefſinnig ſymboliſchen Form, welche das Spiel und Gegenſpiel der Begriffe mit dramatiſch bewegter Lebendigkeit ſich zu einem Mythus von der Menſchwerdung Gottes in der Geſchichte emporgipfeln läſſt.

Heine hat ſich ſelten, und erſt in ſpäteren Jahren, über ſein Verhältnis zur Hegel'ſchen Philoſophie ausgeſprochen, — hauptſächlich erſt in den „Geſtändniſſen", als ſeine philoſophiſchen Anſichten ſchon eine bedenkliche Umwandlung erlitten hatten, und auch dort in ſehr flüchtiger, mehr ſcherzender als ernſthafter Weiſe. Nichtsdeſtoweniger beſtätigen die halb ſpöttiſchen Worte, mit welchen er ſich über jene Beziehungen äußert, deren große Bedeutſamkeit. (Er ſagt[120]) — und die humoriſtiſchen Ausfälle auf die Hegel'ſche

Lehre in den Briefen an Moſer[131]) ſtimmen mit dieſer Angabe überein: — „Ich empfand überhaupt nie eine allzu große Begeiſterung für dieſe Philoſophie, und von Überzeugung konnte in Bezug auf dieſelbe gar nicht die Rede ſein. Ich war nie ein abſtrakter Denker, und ich nahm die Syntheſe der Hegel'ſchen Doktrin ungeprüft an, da ihre Folgerungen meiner Eitelkeit ſchmeichelten. Ich war jung und ſtolz, und es that meinem Hochmuth wohl, als ich von Hegel erfuhr, daſs nicht, wie meine Großmutter meinte, der liebe Gott, der im Himmel reſidiert, ſondern ich ſelbſt hier auf Erden der liebe Gott ſei. Dieſer thörichte Stolz übte keineswegs einen verderblichen Einfluſs auf meine Gefühle, die er vielmehr bis zum Heroismus ſteigerte; und ich machte damals einen ſolchen Aufwand von Großmuth und Selbſtaufopferung, daſs ich dadurch die brillanteſten Hochthaten jener guten Spießbürger der Tugend, die nur aus Pflichtgefühl handelten und nur den Geſetzen der Moral gehorchten, gewiſs außerordentlich verdunkelte. War ich doch ſelber jetzt das lebende Geſetz der Moral und der Quell alles Rechtes und aller Befugnis. Ich war ganz Liebe und war ganz frei von Haſs.“ Ferdinand Laſſalle theilt[132]) eine andere charakteriſtiſche Äußerung über dieſen Gegenſtand mit, welche er im Frühjahr 1846 aus dem Munde des Dichters vernahm: Heine geſtand ein, Wenig von der Hegel'ſchen Philoſophie begriffen zu haben; dennoch ſei er immer überzeugt geweſen, daſs dieſe Lehre den wahren geiſtigen Kulminationspunkt der Zeit bilde, und Das ſei ſo zugegangen. Eines Abends ſpät habe er, wie häufig als er in Berlin ſtudierte, Hegel beſucht. Er ſei, da er Dieſen noch mit einer Arbeit beſchäftigt gefunden, an das offene Fenſter getreten, und habe lange hinausgeſchaut in die warme, ſternenhelle Nacht. Eine romantiſche Stimmung habe ihn, wie oft in ſeiner Jugend, ergriffen, und er habe, zuerſt innerlich, dann unwillkürlich laut, zu phantaſieren begonnen über den Sternenhimmel, über die göttliche Liebe und Allmacht, die darin ergoſſen ſei, u. ſ. w. Plötzlich habe ſich ihm, der ganz vergeſſen gehabt, wo er ſich befinde, eine Hand auf die Schulter gelegt, und er habe gleichzeitig die Worte gehört: „Die Sterne ſind's nicht, doch was der Menſch hineinlegt, Das eben iſt's!“ Er habe ſich umgedreht, und Hegel ſei vor ihm geſtanden. Seit jenem Augenblick habe er gewuſſt, daſs in dieſem Manne, ſo undurchdringlich Deſſen Lehre für ihn ſei, der Puls des Jahrhunderts zittere. Nie habe er den Eindruck der Scene verloren, und ſo oft er an Hegel denke, trete ihm dieſelbe ſtets in die Erinnerung. Heine kommt acht Jahre ſpäter in den „Geſtändniſſen" auf dies Erlebnis zurück(22). Er bemerkt, daß Hegel es geliebt hätte, ſich in barocken, ſtoßweis und mit klangloſer Stimme hervorgeſeufzten Ausdrücken zu ergehen, welche den zwei und zwanzigjährigen Studenten oftmals frappierten, und von welchen viele in ſeinem Gedächtniſſe haften blieben. So auch bei dieſer Gelegenheit: „Ich hatte eben gut gegeſſen und Kaffe getrunken, und ich ſprach mit Schwärmerei von den Sternen und nannte ſie den Aufenthalt der Seligen. Der Meiſter aber brümmelte vor ſich hin: „Die Sterne, hum! hum! die Sterne ſind nur ein leuchtender Ausſatz am Himmel." Um Gotteswillen, rief ich, es giebt alſo droben kein glückliches Lokal, um dort die Tugend nach dem Tode zu belohnen? Jener aber, indem er mich mit ſeinen bleichen Augen ſtier anſah, ſagte ſchneidend: „Sie wollen alſo noch ein Trinkgeld dafür haben, daß Sie Ihre kranke Mutter gepflegt und Ihren Herrn Bruder nicht vergiftet haben?" Bei dieſen Worten ſah er ſich ängſtlich um, doch ſchien er gleich wieder beruhigt, als er bemerkte, daß nur der alberne Heinrich Beer herangetreten war, um ihn zu einer Partie Wiſt einzuladen."

Ohne dieſen bezeichnenden Anekdoten allzu viel Gewicht beizumeſſen, möchten wir doch hier ſchon das Eine hervorheben, daß, wie ſpaßhaft Heine ſich auch in ſeinen Briefen an Moſer und in ſeinen auf dem Sterbelager geſchriebenen „Geſtändniſſen" gegen die Konſequenzen der Hegel'ſchen Lehre verwahrt, und bei Leibe keine „Idee" ſein will, und ſich über die zu Ideen gewordenen Menſchen luſtig macht, dennoch ſeine ganze ſchriftſtelleriſche Thätigkeit dem Dienſte jener Ideen gewidmet war, die auf den Thron zu heben heute noch, wie zu Hegel's Zeit, die Aufgabe des Jahrhunderts iſt. In dem großen Befreiungskampfe der Menſchheit, welcher dem zu ſich ſelbſt kommenden Geiſte endlich den Sieg verſchaffen ſoll, ſind Hegel und Heine zwei hervorragende Bannerträger, welche freilich auf verſchiedenen Wegen der Fortſchrittsarmee voranwandeln, aber ſie demſelben Ziele entgegen führen.

Es erhellt aus obigen Schilderungen, in wie bedeutungsvollem Gegenſatze das wiſſenſchaftliche Leben Berlin's zu dem hohlen und dünkelhaften Treiben der Göttinger Univerſitätspagoden ſtand. Dort eine abgelebt unfruchtbare, von alten Ruhmeserinnerungen aufgeblähte Buchgelehrſamkeit, ein todter Notizen- und Citatenkram, ein pedantiſch ſteifes Gezänk um das Tüttelchen auf dem i, um die Interpretation des Baumbeſchneidungs-Interdikts oder den dunklen Ausſpruch irgend eines verſchollenen Juriſten, Nichts als Moderdunſt und Aſchenſtaub der Vergangenheit — hier ein ernſthaft kühnes Hinabtauchen in die Abgründe des Denkens, eine Beſeelung der Geſchichte, der Theologie, der Rechtslehre und Sprachwiſſenſchaft mit fruchtbringenden Ideen, ein Befreiungskampf des Geiſtes gegen die freche Überhebung der Autorität, der ſich vorerſt noch auf das wiſſenſchaftliche Gebiet beſchränkte, aber von dortaus bald mit ſiegreicher Eroberungsmacht auf das politiſche Feld hinüberdrang.

Mit Anſpielung auf die philoſophiſchen Kollegien, welche er einſt bei dem Rektor Schallmeyer gehört, bemerkt Heine in einer brieflichen Erwähnung ſeines früheren Hamburger Aufenthalts[124]): „Es war ein großes Glück für mich, daſs ich juſt aus dem Philoſophie-Auditorium kam, als ich in den Cirkus des Welttreibens trat, mein eignes Leben philoſophiſch konſtruieren konnte und objektiv anſchauen, wenn mir auch jene höhere Ruhe und Beſonnenheit fehlte, die zur klaren Anſchauung eines großen Lebensſchauplatzes nöthig iſt.“ Ein eben ſolches Glück war es, daſs ihn jetzt wo der ſubjektivſte Liebesſchmerz ſein Gemüth belaſtete, die Hegel'ſche Philoſophie in die Schule nahm, und ſeinen Blick in das erhabene Reich ihrer objektiven Weltbetrachtung hinüber zog. Wohl ſträubte ſich Anfangs der heißblütige Jüngling gegen die kalte, ſtreng ſchematiſierende Form der neuen Lehre, wie das Kind ängſtlich zurückſchaudert vor der erfriſchenden Kühle des Bades; wohl ſpottet er über den deutſchen Profeſſor, der das fragmentariſche Leben ſo hübſch ſyſtematiſch zuſammenſetze, und mit ſeinen Nachtmützen und Schlafrockfetzen die Lücken des Weltenbaus ſtopfe[125]) — aber bald plätſchert er mit Behagen in dem kühlen Elemente, und ſtudiert Schelling und Hegel, und verkehrt eifrigſt mit Gans und Moſer und andern geiſtvollen Satelliten des Herrſchers im Gedankenreiche, die von einer Regeneration des Judenthums auf modern philoſophiſcher Grundlage träumten. Auch ſonſt noch bot ihm der fleißige Beſuch der akademiſchen Vorleſungen vielfache geiſtige Anregung. Das Studium der altdeutſchen Literatur wurde in lebendiger Weiſe durch von der Hagen gefördert, welcher 1821 von Breslau dauernd an die Berliner Univerſität zurückberufen ward. Einige Monate ſpäter eröffnete Franz Bopp ſeine anziehenden Vorträge über Sanskrit und vergleichende Sprachwiſſenſchaft, und wuſste ſeine Zuhörer ſo mächtig zu feſſeln, daſs auch Heine, deſſen Intereſſe für indiſche Sprache und Literatur ſchon in Bonn durch Schlegel geweckt worden war, ſich jetzt ernſtlich mit den orientaliſchen Geiſteswerken vertraut machte. Daneben erfriſchte er ſich in Wolf's Kollegien an der reinen Schönheit, die uns aus den Dichtungen der Griechen entgegenhaucht, und die der alte Wolf mit klaſſiſchem Ausdruck sempiterna solatia generis humani nannte. Aber auch die Jurisprudenz, welcher Heine in Bonn und Göttingen ſo wenig Geſchmack abgewann, zeigte ſich ihm in freundlicherem Lichte, ſeit Hegel's Grundzüge der Rechtsphiloſophie und der rege Verkehr mit Deſſen talentvollem Schüler Eduard Gans ihm für Naturrecht und Staatswiſſenſchaft eine weitere Perſpektive erſchloſſen, als Hugo und Bauer oder Savigny und Schmalz es vermocht hatten. Heine faſſte ſogar den Plan, ein „Hiſtoriſches Staatsrecht des germaniſchen Mittelalters" zu ſchreiben, und vollendete einen großen Theil dieſer Arbeit im zweiten Jahre ſeines Berliner Aufenthalts. Als jedoch Gans im Frühjahr 1823 mit den erſten Proben ſeines „Erbrechts in welthiſtoriſcher Entwicklung" hervortrat, veranlaſſte das Beiſpiel dieſer neuen wiſſenſchaftlichen Behandlungsart Heine, ſein Manuſkript zu vernichten, und die — ſpäter ganz aufgegebene — erneute Ausarbeitung ſeines Entwurfes auf künftige Zeit zu verſchieben [136]).

Zu den exkluſiv ſtudentiſchen Kreiſen ſtand er auch in Berlin nur in oberflächlicher Beziehung. Von ſeinen älteren Freunden jedoch fand er den treuherzigen Chriſtian Sethe dort wieder, der ſchon in Düſſeldorf mit ihm auf der Schulbank geſeſſen, und der, wie vormals in Bonn, ſo auch jetzt zu ſeinen liebſten Umgangsgenoſſen zählte. Einen nicht minder intimen Verkehr pflog er mit einem jungen deutſch-polniſchen Edelmanne, dem Grafen Eugen von Breza, deſſen Bekanntſchaft er im Varnhagen'ſchen Cirkel gemacht, und der bis Oſtern 1822 die Berliner Univerſität beſuchte. Harry war tief betrübt, als ihn dieſer ſein „köſtlichſter Freund, der Liebenswürdigſte der Sterblichen," verließ, um auf das hinter Gneſen gelegene Gut ſeines Vaters zurückzukehren. „Das war der einzigſte Menſch," ruft er ihm wehmüthig nach [137]), „in deſſen Geſellſchaft ich mich nicht langweilte, der Einzige, deſſen originelle Witze mich zur Lebensluſtigkeit aufzuheitern vermochten, und in deſſen ſüßen, edeln Geſichtszügen ich deutlich ſehen konnte, wie einſt meine Seele ausſah, als ich noch ein ſchönes, reines Blumenleben führte und mich noch nicht befleckt hatte mit dem Haß und mit der Lüge." In den Sommerferien 1822 folgte Heine einer Einladung des Freundes, ihn in ſeiner Heimat zu beſuchen, und ſchilderte die

Eindrücke dieſer Reiſe in einem kecken Aufſatze, der — freilich in arger Verſtümmelung durch den Cenſurſtift — im „Geſellſchafter“ gedruckt wurde. Dreizehn Jahre nachher — im Sommer 1835 — überraſchte Graf Breza den mittlerweile zu europäiſcher Berühmtheit gelangten Dichter durch einen Beſuch in Paris, und die alte Jugendfreundſchaft wurde aufs herzlichſte erneuert 129).

Auch mit ſeinem Vetter Hermann Schiff, den er bei ſeinem erſten Aufenthalte in Hamburg kennen gelernt, und der im Frühjahr 1822 die Univerſität bezog, kam Heine in Berlin öfters zuſammen. Er lud ihn gleich bei der erſten Begegnung ein, das ſteife „Sie“ der Anrede zu unterlaſſen und ihn zu dutzen, wie es Vettern gezieme. Schiff, der über eine glänzende Phantaſie und ein nicht unbedeutendes Geſtaltungstalent verfügte, und zur Zeit der romantiſchen Schule durch ſeine abenteuerlichen, von Witz, Ironie und zweckloſer Tollheit überſprudelnden Novellen vielleicht zu namhaftem Rufe gelangt wäre, hatte das Unglück, um ein oder zwei Decennien zu ſpät geboren zu ſein. In romantiſche Schrullen verrannt, übertrug er, ähnlich wie Grabbe, die Excentricität eines wüſten äußeren Lebens auf die Wahl ſeiner poetiſchen Stoffe, deren häufig an Wahnſinn grenzende Seltſamkeit durch die erzwungen kalte, pſychologiſch-raffinierte Behandlungsart eher noch erhöht als gemildert wird. Heine war der Erſte, der ihn zum Ergreifen der ſchriftſtelleriſchen Laufbahn ermunterte. „Fuchs, du ſchreibſt!“ rief er ihm eines Abends zu, als er ſich in Schiff's Stube behaglich aufs Sofa geſtreckt. „Meinſt du, ich hätte dir Das nicht längſt angemerkt? Sei nicht verſchämt, lies mir eins deiner Jungfern-Erzeugniſſe vor!“ Schiff kam gern dem Verlangen nach. Heine hörte aufmerkſam zu, verbeſſerte manchen Ausdruck, manche ungefüge Wendung, warf hie und da ein lebendes „Bravo! echter Naturmyſticismus!“ dazwiſchen, und ſagte endlich mit einer Lebhaftigkeit, zu der er ſich nur ſelten hinreißen ließ: „Gut! ſehr gut! das Beſte, was mir ſeit lange vorgekommen iſt, — natürlich mit Ausnahme Deſſen, was ich ſelbſt geſchrieben! Willſt du Das nicht drucken laſſen?“ — Einige Jahre ſpäter erſchien unter Schiff's Namen eine muthwillige Studentennovelle, die — charakteriſtiſch genug! — in Göttingen verboten ward, damit nicht die akademiſche Jugend durch Lektüre derſelben zum Schuldenmachen verleitet werde. Als Heine das Buch geleſen, ſandte er ſeinem Vetter nachſtehendes Billett: „Schiff! Ich ſchreibe heute an dich wie an meines Gleichen. Dein „Pumpauf und Pumverich“ hat mir gefallen. Es iſt ein gutes Buch, ein braves Buch, ein Buch, dem ich mich nicht ſcheuen würde meinen Namen vorzuſetzen, kämen nicht Beſtialitäten drin vor. Dein „Kater Murr“ 129) iſt ſchlecht.“ Freilich gerieth das Kompliment diesmal an die unrechte Adreſſe; denn der Verfaſſer des Büchleins war der Neffe Tieck's, Dr. Wilhelm Bernhardi, welcher ſeiner Erzählung einen mit Schiff erlebten luſtigen Vorfall zu Grunde gelegt, und Deſſen ſchon etwas bekannteren Namen auf Wunſch des Verlegers als Lockmittel für das Publikum benutzt hatte. Mit Achſelzucken ſah Heine in ſpäteren Jahren den unverbeſſerlichen Sonderling ſich tiefer und tiefer in romantiſche Abſurditäten verirren; doch lobte er ihn gern, wenn er ihn, wie in „Schief Levinche“, einmal auf vernünftigeren Wegen fand, empfahl ihn warm ſeinen eignen Verlegern, unterſtützte ihn in ſeinen traurigen Lebensnöthen, und machte es noch auf dem Krankenbette ſeinen Verwandten zur Pflicht, ſich des hilfloſen Mannes anzunehmen, der, auf die unterſte Stufe der Geſellſchaft hinabgeſunken, ſchlieſslich im dunklen Abgrunde ſelbſtverſchuldeten Elends unterging.

Schiff erzählt in dem ungedruckten Theil der Erinnerungen ſeines Verkehrs mit H. Heine folgende Epiſode aus ihrer gemeinſchaftlichen Berliner Studentenzeit: „Es war in meinem zweiten Semeſter, als Heine's Gedicht: „Mir träumt, ich bin der liebe Gott“ im „Weſtteutſchen Muſenalmanach für das Jahr 1823“ erſchien. Ein Berliner Blatt hatte dasſelbe nachgedruckt, und es lag in der Joſty'ſchen Konditorei auf, die beſonders von Officieren frequentiert wurde. Wir „Flotten“ ermangelten nicht, den auf die „Lieutnants und Fähnderichs“ gemünzten Paſſus laut zu beſprechen. Die anweſenden Officiere nahmen indeſs, verſtändiger als wir, keine Notiz von unſern muthwilligen Bemerkungen. Heine glaubte jedoch, irgend einen Akt der Rache von ihrer Seite befürchten zu müſſen, und wünſchte ſein Logis zu verändern. Ich bewohnte damals unter den Linden im Schleſinger'ſchen Hauſe, unfern dem Palais des Prinzen Wilhelm, eine geräumige Dachſtube, hinter der ſich ein kleineres, für den Augenblick leerſtehendes Zimmer befand. Heine bezog dasſelbe, und es war ihm ganz Recht, daſs Jeder, der zu ihm wollte, mein Zimmer paſſieren muſſte, wo ich ihn vor unangenehmen Beſuchern verleugnen konnte. Nur die Wanduhr bat er mich gleich zu hemmen; denn er litt an nervöſen Kopfſchmerzen, und der Pendelſchlag war ihm ſtörend. Einige Tage ging Alles vortrefflich, und Heine war mit der neuen Wohnung durchaus zufrieden.

Nun gab es aber für Studenten, welche einen Streit mit einander abzumachen hatten, nicht leicht ein gelegeneres Lokal, als das meine, welches durch drei anſehnliche Treppen von der Straße getrennt war. Sollte ein Duell ausgefochten werden, ſo ſtellten wir einen Poſten aus, der unter den Linden auf und ab patrouillierte, damit kein Pedell uns in flagranti ertappe. Ehe ſolch ein unwillkommener Gaſt bis zu uns hinauf dringen konnte, waren wir längſt avertiert, und hatten die ſcharfen Waffen und Binden bei unſerm Miethswirth untergebracht, wo der Pedell — Dank unſrer eximierten akademiſchen Gerichtsbarkeit — Nichts zu ſuchen hatte. Ich hielt es für meine Pflicht, Heine zu benachrichtigen, daß Nachmittags auf meiner Stube Etwas vorfallen würde, was nicht ohne Geräuſch ins Werk zu ſetzen ſei. „Wie lange wird es dauern?“ fragte er verdrießlich. — Ein paar Stunden wenigſtens. — „Ich will nicht dabei ſein.“ — Wir ſind aber ganz ſicher. — „Und ich bin noch ſicherer, wenn ich Nichts damit zu ſchaffen habe.“ Er ging aus. Die Sache lief ziemlich unſchuldig ab. Eine Stirnwunde von anderthalb Zoll, inkluſive des geſtreiften linken Augenlides, war Alles, was herauskam. Des Nähens bedurfte es nicht; Heftpflaſter genügte. Die ſcharfen Waffen wurden beſeitigt, Rock und Weſte wieder angezogen, und wir amüſierten uns jetzt mit ſtumpfen Schlägern. Der Fechtboden war längſt geſchloſſen, ich war gut geſchult, und man ſchlug gerne mit mir. Heine, der ſich über alles burſchikoſe Treiben luſtig machte, ſagte mir einmal mit ſelbſtgefälligem Spotte: „Nur aus Feigheit haſt du fechten gelernt. Kourage haſt du ſo wenig wie ich.“ Als wir mitten im beſten Schlagen waren, kam er nach Hauſe, grüßte nach Burſchenſitte, ohne den Hut zu ziehen, und ging ſtill auf ſein Zimmer. Ich trat augenblicklich ab, um ihm zu folgen. „Wie lange dauert dieſe Wirthſchaft?“ fragte er ungehalten. — Nur ein paar Gänge noch. Man würde es dir und mir verdenken, wenn ich ſofort das Pauken einſtellte. — „Wer iſt Das?“ fragte man, als ich zurückkam. „Ein Philiſter?“ — Ein alter Burſch, der Dichter Heine und mein Vetter. Mit einem Andern möchte ich ſo nicht zuſammen wohnen, daß er und Jeder, der ihn beſuchen will, mein Zimmer paſſieren muß. — „Warum haſt du uns Nichts davon geſagt?“ — Er wohnt hier erſt ſeit wenigen Tagen. — „Gleichviel; wir haben nicht bei ihm angefragt, und müſſen uns entſchuldigen.“ Einige gingen zu ihm hinüber, und Heine war, wie immer, vornehm und artig. Dennoch ſah er ſich durch dieſen Vorfall gemüßigt, folgenden Tages von mir fort zu ziehen und in ſein altes Logis zurückzukehren. Sein Umgang war nicht der meine, und mein Umgang noch viel weniger der ſeine. Das habitare in unum konnte uns weder dulce, noch jucundum ſein; indeſs blieben wir die beſten Freunde.“

Wie dieſe Erzählung andeutet, litt Heine ſchon in Berlin häufig an jener ſchmerzhaften und verſtimmenden Reizbarkeit der Kopfnerven, über welche er in ſeinen Briefen an Moſer und Andere ſo viel klagt, und welche mit den Jahren beſtändig zunahm. Weder Sturzbäder, die er auf Anrathen der Ärzte eine Zeit lang gebrauchte, noch fortgeſetzte längere Spaziergänge und oftmalige Reiſen vermochten das Übel zu heben 130).

Ein tragikomiſches Verhängnis ſchien es auch in Berlin Heine nicht zu gönnen, daſs er vor der Berührung mit den Unſitten des ſtudentiſchen Lebens bewahrt bliebe, ſo wenig dieſe ihm zuſagten, oder es ihm gar eingefallen wäre, Händel zu ſuchen. Wider alle Abſicht kam er im Sommer 1822 zu jenem Duelle, deſſen er in ſeiner autobiographiſchen Skizze gedenkt 131), und deſſen nähere Umſtände uns Schiff aus dem Munde eines Augenzeugen, des noch lebenden Arztes Dr. Philipp Schmidt in Hamburg, berichtet hat. Letzterer, welcher damals in Berlin ſtudierte und mit ſeinem Vetter Schaller aus Danzig zuſammen wohnte, war von Hamburg aus mit Heine bekannt, der ihn oftmals beſuchte. Schaller, der erſt kürzlich die Univerſität bezogen, wurde von Heine nach Studentenweiſe nicht anders, als „Fuchs“, tituliert. „Fuchs“, fragte ihn Heine eines Tages, „iſt dein Vetter nicht zu Hauſe?“ Das verdroſs den langen Schaller, und er brummte ihm die herkömmliche ſtudentiſche Beleidigung auf. Schmidt ſuchte bei ſeiner Nachhauſekunft die Sache beizulegen, er machte ſeinem Vetter Vorwürfe, aber Dieſer wollte ſich zu keiner Abbitte verſtehen. „Ich heiße Schaller und nicht Fuchs,“ ſagte er, „und Berlin iſt nicht Göttingen. Übrigens möchte ich gern einmal auf der Menſur ſtehen, damit ich mich dort zu benehmen lerne, und Heine wird mir nicht allzu gefährlich ſein.“ Demnach muſste das Duell vor ſich gehen. Rautenberg, nachmals Badearzt in Cuxhaven, war Kartellträger; Schmidt fungierte als Schaller's Sekundant. Als angetreten ward, zeigte ſich ſofort, daſs beide Kombattanten ihre Schläger nicht zu handhaben wuſsten. Sie legten ſich in Stichparade aus und wandten ſich faſt den Rücken zu, als ſie auf einander losgingen. Nicht die Duellanten, wohl aber deren Sekundanten, ſchwebten in Gefahr, und der ungeſchickte Zweikampf endete damit, daſs

Heine ſich mit der rechten Lende an der Schlägerſpitze ſeines Gegners aufrannte. „Stich!“ rief er, und ſank zu Boden. Ein Stich beim Hiebfechten iſt ſchimpflich, und wer eine ſolche kommentwidrige Verletzung vor dem Niederfallen mit einem Schrei rügt, hat ſich ehrenvolle Genugthuung genommen. Glücklicherweiſe war die Wunde, trotz ſtarker Blutung, von ungefährlicher Art, und ein achttägiges Auflegen kalter Umſchläge genügte, ſie zu heilen.

Dies kindiſche Duell, das, wie die meiſten Studentenſchlägereien, aus dem geringfügigſten Anlaſſe hervorgegangen war, trug nicht wenig dazu bei, Heine den Verkehr mit ſeinen Kommilitonen noch mehr als früher zu verleiden, und er zog ſich fortan gänzlich von den ſtudentiſchen Kreiſen zurück.

Siebentes Kapitel.

Die „Gedichte“ und „Tragödien“.

Schon in Bonn war Heine damit beſchäftigt geweſen, eine erſte Sammlung ſeiner Gedichte zuſammen zu ſtellen, und bald nach ſeiner Ankunft in Göttingen hatte er dem Buchhändler F. A. Brockhaus in Leipzig den Verlag derſelben angetragen. Brockhaus hatte jedoch nach einigen Wochen das Manuſkript mit den üblichen Ablehnungsworten zurückgeſandt, daß er für den Augenblick allzu ſehr mit Verlagsartikeln überladen ſei. Der junge Poet tröſtete ſich mit der Bemerkung, daß es dem großen Goethe mit ſeinem erſten Produkte nicht beſſer ergangen 100), und hoffte in Berlin unſchwer einen Verleger zu finden. Zur Förderung dieſes Zweckes machte ihn Varnhagen mit Profeſſor Gubitz bekannt, deſſen „Geſellſchafter“ in jenen Tagen das literariſche Orakel der gebildetern Kreiſe der Hauptſtadt war, und Heine benutzte die vielgeleſene Zeitſchrift als Ausſtellungsſalon ſeiner Gedichte. In glänzendſter Weiſe eröffnete er ſeine „poetiſchen Ausſtellungen“ am 7. Mai 1821 mit dem humoriſtiſchen Kirchhofs-Traumbilde, und ließ demſelben im Laufe der nächſten Wochen „Die Minneſänger,“ das „Geſpräch auf der Paderborner Heide,“ zwei Freskoſonette, den „Sonettenkranz an A. W. von Schlegel,“ das Traumbild: „Die Brautnacht“ („Nun haſt du das Kaufgeld, nun zögerſt du doch?“), das „Ständchen eines Mauren,“ und eine Überſetzung der Geiſterlieder aus Byron's „Manfred“ folgen. Das ungewöhnliche Aufſehen, welches dieſe kecken, leidenſchaftlichen, zum Theil einen ganz neuen Ton anſchlagenden Poeſien erregten, beſtimmte den Chef der Maurer'ſchen Buchhandtung, unter deren Firma damals der „Geſellſchafter“ erſchien, den ihm von Gubitz angerathenen Verlag der Heine'ſchen Gedichte zu übernehmen. Als Honorar wurde freilich nur die Zuſicherung von vierzig Freiexemplaren bewilligt — aber welcher jugendliche Schriftſteller hätte nicht freudig und ungeduldigen Herzens jede ſich ihm darbietende Gelegenheit erfaßt, das Fahrzeug ſeiner erſten Lieder ſo ſchnell wie möglich aus der ſtillen Klauſe aufs weite Meer der Unſterblichkeit hinaus zu ſenden?

Der Zeitpunkt, zu welchem H. Heine ſich mit ſeinen Gedichten in die Literatur einführte, war im Allgemeinen nicht ungünſtig für das Auftreten eines bedeutenden poetiſchen Talentes. Die große klaſſiſche Periode von Weimar war vorüber; die romantiſche Schule hatte, trotz alles Oppoſitionsſpektakels und trotz der vielſeitigſten An- und Aufregungen, kein einziges ſelbſtändiges Kunſtwerk von bleibendem Werthe hervorgebracht, aber ſie hatte doch das Intereſſe der Zeitgenoſſen für Kunſt und Poeſie in nachhaltiger Weiſe geweckt, und nach dem Scheitern der politiſchen Hoffnungen des Volkes flüchteten ſich die enttäuſchten Geiſter grollend wieder auf das ideelle Gebiet der Philoſophie und Literatur. Zumal in Berlin hatte man in den vorhin geſchilderten Kreiſen ein wachſames Auge für jedes neue, verheißungsvolle Moment der philoſophiſchen und literariſchen Bewegung. Es war alſo ziemlich beſtimmt zu erwarten, daß eine ſo originelle, die Bahn des Gewohnten durchaus verlaſſende Dichterkraft, wie ſie ſich ſchon in Heine's erſter Liederſammlung ankündigte, dort nicht leicht überſehn werden würde.

Die hervorragende Bedeutung dieſer Gedichte lag zunächſt weniger in ihrem Inhalte, als in der überraſchenden Eigenthümlichkeit ihrer Form. Was die Romantiker in ihren beſten Tagen theoretiſch verlangt und mit all' ihren unglücklichen Experimenten vergeblich erſtrebt hatten: ein freies Sichausleben des Subjekts in harmoniſch künſtleriſcher Geſtaltung — dies räthſelhafte Problem war hier plötzlich mit genialer Sicherheit, faſt wie in anmuthigem Spiele, gelöſt durch einen echten Dichter von Gottes Gnaden. Wenn jemals die Kunſt nur ſich ſelber zum Zweck gehabt, ſo war es unleugbar in dieſen Gedichten der Fall; aber nicht ein toller Hexenſabbath der Phantaſie wurde hier aufgeführt, den die Willkür mit unſinnigen Purzelbäumen und bacchantiſchen Orgien feierte, ſondern eine wahre und tiefe Leidenſchaft verſtrömte ihr Herzblut in wild-melodiſchem Erguſſe. Den Romantikern war die Wirklichkeit zum weſenloſen Scheine, der bunte

Schein zur Wirklichkeit geworden, ſie ſcherzten und ſpielten mit dem Leben und mit der Kunſt, und ſchnitten ironiſche Grimaſſen, wenn die Frage nach dem Sinn ihres phantaſtiſchen Treibens in einer nüchternen Stunde an ſie herantrat — Heine verlor auch in den dämoniſch ſchreckhafteſten Bildern, die ſeine Phantaſie vor ihm aufſtellte, keinen Augenblick die reale Welt aus dem Geſichte, unter ſeinem Scherz und Spott barg ſich der wehmüthigſte Ernſt, und das gellende Lachen, welches ſich manchmal, wie in den Fresko-Sonetten, ſeiner gequälten Bruſt entrang, hatte mehr Ähnlichkeit mit dem Verzweiflungsſchrei der Verdammten, als mit dem fauniſch lüſternen Grinſen einer Schlegel'ſchen Lucinde oder mit dem blaſierten Hohngelächter eines Tieck'ſchen William Lovell. Allerdings war der geiſtige Zuſammenhang mit der Richtung und den Vorbildern der romantiſchen Schule nicht zu verkennen. Schon in der Wahl der Stoffe ſprach ſich derſelbe aus; zum Theil aber auch in der Behandlungsart, in einer abſichtlichen Vernachläſſigung der Form, in einem Liebäugeln mit veralteten Worten und Wendungen. Das Weglaſſen des Artikels in den trochäiſchen Verszeilen des erſten Traumbildes („Waſche, waſche Hemde rein," „Zimmre hurtig Eichenſchrank," „Schaufle Grube tief und weit!"), in der Romanze „Die Weihe" („Lebensſchifflein treibet irre," „Sie hat ſich verwandelt in liebliche Maid" ꝛc.) und in zahlreichen andern Gedichten; die gekünſtelte Alterthümlichkeit der Sprache in dem modern trivialen „Minnegrüße" („Als ich weiland ſchaute dein, Wunnevolles Magedein"), und ähnliche Sünden wider den guten Geſchmack verriethen deutlich genug den Einfluß jener unbeholfenen Nachahmungen des Volksliedcharakters, welche von Brentano, Fouqué, Arnim und Loeben verſucht worden waren, und ſich mehr an fehlerhafte Äußerlichkeiten, als an die geiſtigen Vorzüge der älteren Muſter hielten. Selbſt Uhland, mit deſſen Liedern ſich Heine, wie wir erwähnten, ſchon frühzeitig vertraut gemacht hatte, ſpielt bekanntlich eben ſo häufig mit veralteten, das heutige Sprachgefühl verletzenden Wortformen („Maienbluth" für Maienblüthe ꝛc.), als er andererſeits eine ſchwächlich moderne Empfindſamkeit in mittelalterliche Stoffe hinein trägt. Von dem letztgenannten Fehler hat ſich Heine ſchon in dieſer erſten Gedichtſammlung, etwa mit Ausnahme der „Weihe," in glücklichſter Art frei zu halten gewußt. Die Romanzen, in denen Stoffe aus älterer Zeit oder von mittelalterlicher Färbung behandelt werden, ſind, wie „Belſazer," „Don Ramiro," „Zwei Brüder," „Die Botſchaft," „Das Liedchen von der

Reue," in ungemein feſtem, kräftigem Tone durchgeführt. Unter den „Minneliedern" finden wir ſchon manche jener rührend einfachen, leidenſchaftlich ergreifenden Weiſen, in welchen der Dichter das tiefſte Weh mit den ſchlichteſten Naturlauten ausſpricht, und welche gleichſam zu Volksliedern der modernen Geſellſchaft geworden ſind. Als den originellſten Theil des Büchleins aber müſſen wir die „Traumbilder" bezeichnen. In ihnen erweiſt ſich am deutlichſten, wie ſehr das künſtleriſche Streben des jungen Dichters im Einklange mit den Anſchauungen ſtand, die er in jenem merkwürdigen Aufſatze über die Romantik ausgeſprochen, der von uns gewiſſermaßen als das Programm ſeiner poetiſchen Thätigkeit bezeichnet ward. In dieſen Gedichten iſt der Stoff, wie ſchon die Überſchrift errathen läſſt, ſo romantiſch wie möglich, und die Gefühle, welche durch die ſpukhaften Bilder erregt werden, ſind von durchaus romantiſcher Art. Aber wie ſehr die Phantaſie im Nachtgebiet unheimlicher Träume umherſchweift und das wildeſte Grauſen der Hölle heraufbeſchwört, ſo begegnen wir doch überall den ſchärfſten Konturen und einer Gegenſtändlichkeit der Form, die an die höchſten Meiſterwerke klaſſiſcher Dichtung mahnt.

Was der ſchlaffen, trägen, entmuthigten Zeit vor Allem fehlte, war die hinreißende Gewalt einer ſtarken Leidenſchaft. Dieſe brauſte mit trotziger Kraft in den Heine'ſchen Liedern, wenn auch zunächſt nur in ſubjektivſter Art entfeſſelt durch das Miſsgeſchick einer unglücklichen Liebe. Aber die kühne Energie, mit welcher der Dichter ſeinen innerſten Menſchen ausſang, war ſo neu und unerhört, daſs ſeine wilden und doch ſo klangvollen Weiſen ſich raſch ein Echo in den Herzen der beſten unter den Zeitgenoſſen weckten. Varnhagen beeilte ſich, eine Anzeige des Büchleins im „Geſellſchafter" zu liefern 133), und war der Erſte, welcher einige der charakteriſtiſchen Vorzüge der Heine'ſchen Lieder hervorhob: „Der hier auftretende Dichter — denn ſo müſſen wir ihn doch wohl nennen — hat ausgezeichnete Anlagen. Seine Lieder kommen aus einer echten Quelle, es iſt Anſchauung und Gefühl darin. Nachahmung, bewuſſte und abſichtliche, iſt auch dem gereiften Dichter noch erlaubt, die unwillkürliche aber dem anfangenden, bei der Maſſe von Gebildetem, faſt unvermeidlich; in ihr ſelber jedoch kann ſich das Selbſtändige zeigen. So möchte hier allerdings Einiges an Uhland, Anderes an Rückert erinnern; aber Dies gilt mehr von der Tonart, als von dem Gehalt, und muſs vielleicht auf eine höhere, gemeinſchaftliche Quelle, die allen deutſchen Dichtern gehört, nämlich die Quelle unſeres deutſchen Volksliedes überhaupt, zurückgeführt werden. Das Eigenthümliche arbeitet ſich aus dieſem Überlieferten hier überall mit Kraft empor, und bloß Nachgemachtes iſt uns nirgends vorgekommen. Beſonders glücklich erſcheint Herr Heine in ſeiner dichteriſchen Auffaſſung der Gegenſtände; es zeigt ſich darin oft ein höchſt ſinnreicher und anziehender Humor, wie z. B. in den „Traumbildern“ und mehreren andern Gedichten. Kein Schwall von Worten, kein herkömmliches Füllwerk. Die Sprache iſt kraftvoll und gedrungen, auch zart und lieblich, wo es ſein ſoll.“ — Einige Monate ſpäter ſprach Immermann im „Kunſt- und Wiſſenſchaftsblatte“ des „Rheiniſch-weſtfäliſchen Anzeigers“ 134) die Gedanken aus, welche die Lektüre der Heine'ſchen Gedichte in ihm hervorgerufen. Es hieß in dieſer lang verſchollenen, in brieflicher Form eingekleideten Recenſion: „In den meiſten Erzeugniſſen Heine's ſchlägt eine reiche Lebensader; er hat Das, was das Erſte und Letzte beim Dichter iſt: Herz und Seele, und Das, was daraus entſpringt: eine innere Geſchichte. Deßhalb merkt man den Gedichten an, daß er ihren Inhalt ſelbſt einmal ſtark durchempfunden und durchlebt hat. Er iſt ein wahrer Jüngling, und Das will Viel ſagen zu einer Zeit, worin die Menſchen ſchon als Greiſe auf die Welt kommen. Mit kecker, faſt dramatiſcher Anſchaulichkeit zeichnet er die Zuſtände ſeines Innern; mit jugendlicher Unbefangenheit giebt er ſich bloß, und hat den, kräftigen Seelen eigenthümlichen Abſcheu vor weichlicher Sentimentalität in ſolchem Grade, daß er ſich lieber hin und wieder ins Gemeine und Poſſenhafte verirrt. Er ſagt ſelbſt irgendwo:

Gieb her die Larv', ich will mich jetzt maſkieren
In einen Lumpenkerl, damit Halunken
Die prächtig in Charaktermasken prunken,
Nicht wähnen, ich ſei Einer von den Ihren

„Dieſe Verſe geben mir zugleich Gelegenheit, etwas näher die Individualität unſers Dichters zu berühren. Aus allen ſeinen Liedern ſpricht der Unmuth, der ſich oft bis zur Wuth und bis zur Verzweiflung ſteigert. Man leſe nur z. B. das Gedicht: „Die Hochzeit“ („Was treibt und tobt mein tolles Blut?“), und unter den „Freſko-Sonetten“ No. III, IV, VII, VIII, X 135). Bleibt man bei den Worten ſtehen, ſo iſt dieſe trübe Stimmung durch ein geſtörtes Liebesverhältnis erzeugt. Dringen wir etwas tiefer, ſo ſcheint es mir, daß ein Herberes, als jener Liebes

Verdruß, die Bruſt des Dichters bewegt habe, und daß das arme Mädchen, welches ſo bitter geſcholten wird, für die Unbillen Andrer büßen müſſe.

„Sie werden mich der Paradoxie beſchuldigen, wenn ich ſage, daß mir die Gegenwart als ganz unempfänglich für wahrhaft dichteriſches Weſen erſcheint. Ich führe Ihnen den Beweis vielleicht an einem andern Orte, und kann jetzt nur das zweite Paradoxon aufſtellen, daß es mir wie eine ſchwere Laſt des Schickſals vorkommt, in unſern Tagen mit poetiſchem Talente geboren zu ſein. Alles Andre, wodurch die Menſchheit gefördert wird, vermag eher, ſich gewaltſam durchzuarbeiten, aber die zarte Pflanze der Poeſie will den guten weichen Boden im Herzen der Zeitgenoſſen, um ſich ganz geſund entfalten zu können.

„Sie werden mir einwenden, daß die Dichter aller Jahrhunderte geduldet worden ſind. Befragen wir aber die Geſchichte der größten, die uns als Muſter der reinſten Entwicklung gelten müſſen, ſo finden wir, daß ſie von Rohen zwar derb gemißhandelt wurden, daß aber jeder von ihnen einen Kreis Guter um ſich verſammelte, der mit der rührendſten Theilnahme an ihm hing und ſeinen Schritten folgte.

„Jetzt hat ſich Das umgekehrt. Rohe Mißhandlungen braucht der Dichter nun weniger zu fürchten, ſeitdem man ſich gewöhnte, die Poeſie mit andern Tageserſcheinungen in Reihe und Glied zu ſtellen. Dagegen iſt die Ahnung von etwas Heiligem und Unbegreiflichem in ihm, die frühern Zeiten eigenthümlich war, auch den Beſſern unter uns ganz fremd, und die allgemeine Gleichgültigkeit gegen das „weltliche Evangelium," wie Goethe die Poeſie nennt, iſt ſo groß, daß ihr nur allenfalls der abenteuerliche Übermuth, womit man über jede Dichtung flach abſpricht, an die Seite geſetzt werden kann.

„Es iſt ganz natürlich, daß ein dunkles Gefühl, oder die klare Erkenntniß von dieſem troſtloſen Stande der Dinge, Diejenigen ergreift und verſtimmt, welche mit Anlagen ausgerüſtet ſind. Daher treten alle Talente in unſern Tagen gereizt und kränkelnd auf, mehr als je ſtellt ſich der Dichter in offne Oppoſition gegen die übrige Welt; er, der eigentlich berufen iſt, zwiſchen und über allen Parteien ſtehend, alle aufzulöſen und zu beſchwichtigen, bildet jetzt die heftigſte Partei, und wie er ſonſt friedlich, wohlempfangen in die Hütte und in den Palaſt trat, ſo muß er nun, in Stahl und Eiſen gepanzert, ſein Schwert immer zum Ausfall bereit halten.

„Jenen bittern Grimm über eine nüchterne, unempfängliche Gegenwart, jene tiefe Feindſchaft gegen die Zeit, ſcheint nun die kraftvolle Natur unſers Heine ganz beſonders ſtark zu hegen, und daraus wird es mir erklärlich, warum ein Jüngling unter 58 Gedichten auch nicht ein einziges zu geben vermochte, aus dem Freude und Heiterkeit ſpricht. Mit Dem, worüber er unmittelbar ſich beklagt, würde er leichter und harmoniſcher fertig geworden ſein, läge nicht das oben angedeutete Bewußtſein eines tiefern Zwieſpaltes in ſeiner Seele. Nähere Fingerzeige geben einige ſeiner „Freſko-Sonette," ſowie die Gedichte: „An eine Sängerin, als ſie eine alte Romanze ſang," und „Geſpräch auf der Paderborner Heide."

„Oberflächliche Ähnlichkeit findet man zwiſchen dieſen Produktionen und den Werken des Lord Byron, zu welchen unſer Landsmann eine beſondere Neigung zu haben ſcheint. Die Vergleichung Beider würde aber theils zum Nachtheil, theils zum Vortheil des Deutſchen ausfallen. Gewaltiger und reicher als Byron kann Niemand den Abgrund einer zerſtörten Seele zeigen, er iſt Roquairol à cheval, und unſer Dichter kommt ihm darin auch nicht von fern nahe. Der Britte dünkt mich wie jener Fiſch, den die Römer zu grauſamer Ergötzung auf ihren Tafeln zerſchneiden ließen, und der im Moment des Sterbens das herrlichſte Farbenſpiel ſehen ließ. Dagegen iſt der Deutſche viel friſcher und lebensmuthiger. Es iſt ihm noch möglich, ſeinen Haß an einer einzelnen Erſcheinung auszulaſſen, während der Lord alles Menſchliche und Göttliche, Zeitliches und Ewiges gleichmäßig verhöhnt.

„Ich ſchließe mit dem Wunſche, daß bald etwas Beſſeres über dieſe Gedichte geſagt werden möge, indem ich überzeugt bin, daß ſie einer reiflichern Betrachtung werth ſind, als die ich ihnen widmen konnte."

In ähnlich günſtiger Weiſe ſprachen ſich die meiſten übrigen Beurtheiler der Heine'ſchen Erſtlingsgedichte im Berliner „Zuſchauer" 136), im „Heſperus," im „Morgenblatt," in den „Rheiniſchen Erholungen" und andern belletriſtiſchen Blättern aus. Am bedeutendſten aber waren Lob und Tadel in einem kritiſchen Aufſatze, der am 7. Juni 1822 im „Kunſt- und Wiſſenſchaftsblatte" — zum Theil wohl als Entgegnung auf Immermann's unbedingt lobendes Urtheil in derſelben Zeitſchrift — veröffentlicht ward. Es wäre von Intereſſe, den Namen des nur mit „Schm." unterzeichneten Verfaſſers zu erfahren, der ſo unparteiiſchen Sinnes das literariſche Richteramt übte, und mit ſo ſicherem Scharfblick aus den erſten Liederblüthen die künftige Richtung, ſo zu ſagen die geheime Miſſion der

Heine'ſchen Muſe zu weiſſagen verſtand. Die Einleitungsbemerkungen, welche der Poeſie eine ähnliche Aufgabe wie der Religion zuertheilen, und welche mit ihrer Forderung einer Auflöſung des Sturmes der Leidenſchaften in ein „mildes Weben" an das von Friedrich Schlegel ſo hoch geprieſene „Säuſeln des Geiſtes" erinnern, laſſen auf einen Anhänger der Romantik ſchließen; im weitern Verlauf ſeiner Abhandlung erklärt ſich jedoch der Verfaſſer ſehr beſtimmt gegen die feudal-hierarchiſchen Beſtrebungen der romantiſchen Schule, mit ähnlichen Worten, wie Heine es in ſeinem Aufſatze über die Romantik gethan hatte. Auf jeden Fall iſt dieſe Recenſion eine ſo werthvolle Bereicherung der kritiſchen Literatur, daß man uns Dank dafür wiſſen wird, wenn wir ſie aus den Spalten eines obſkuren Lokalblattes wieder ans Tageslicht ziehen. Der Aufſatz lautet, wie folgt:

„Herr Heine hat es uns bei einigen Gelegenheiten zu ſehr verrathen, daß er ein denkender Dichter iſt, daß er genoſſen hat von allen Früchten jenes Baumes, von dem die Poeſie nur ein einzelner Zweig iſt, als daß es unſere Pflicht wäre, ſchonend jene Gebrechen zu verhüllen, von denen wir glauben konnten, daß Derſelbe ſie ablegen würde, wenn er den Zweck aller Poeſie tiefer erkannt habe. Wir wollen daher unverſchleiert die bittere Wahrheit ausſprechen: Dieſes Buch beſteht aus lauter Sünden gegen den Zweck der Poeſie. Wir wiſſen wohl, daß dieſes Urtheil ſehr grell abſticht gegen die andern Urtheile, die über Heine's Gedichte gefällt werden, und daß die meiſten Leſer derſelben uns entgegnen werden: Wir haben uns wenigſtens bei dieſen Gedichten nicht wie bei den gewöhnlichen Waſſerverſen gelangweilt, und die Wahrheit der Leidenſchaft und Kühnheit der Darſtellung, die darin herrſcht, hat uns tief erſchüttert.

„Aber iſt jenes Erſchüttertwerden, jener galvaniſche Stoß, der Zweck der Poeſie? Nein, wahrlich nicht! Poeſie ſoll wirken wie — Religion. Wie wir in der früheſten Zeit die Religion mit der Poeſie Hand in Hand gehen ſehn, wie die Poeſie der Religion als Kleid, und die Religion der Poeſie als Stoff, als Seele, diente, ſo ſoll es auch jetzt noch ſein. Wie es beſonders der Zweck unſerer heiligen chriſtlichen Religion iſt, die zerriſſenen Gemüther zu heilen, zu ſtärken, zu erheben, ſo ſoll ſich auch unſere Poeſie jenen Zweck verzeichnen, und wenn es auch in ihrem Weſen liegt, die Leidenſchaften gewaltſam aufzuwühlen, und den Gemüthsſturm mit ſeltſamen Sprüchen zu beſchwören, ſo ſoll Dieſes doch nur geſchehen, um die Leidenſchaften deſto milder zu verſöhnen, und jenen Sturm in ein mildes

Wehen aufzulöſen. Betrachten wir jetzt den Geiſt, der in den Gedichten Heine's lebt, ſo vermiſſen wir nicht allein jenes verſöhnende Princip, jene Harmonie, worauf ſelbſt die wildeſten Leidenſchaftsausbrüche berechnet ſein ſollten, ſondern wir finden ſogar darin ein feindliches Princip, eine ſchneidende Diſſonanz, einen wilden Zerſtörungsgeiſt, der alle Blumen aus dem Leben herauswühlt, und nirgends aufkeimen läßt die Palme des Friedens.

„In Heine's Gedichten erblicken wir das unheimliche Bild jenes Engels, der von der Gottheit abfiel. Wir ſehen hier: edle Schönheit, die verzerrt wird durch ein kaltes Hohnlächeln, gebietende Hoheit, die übergeht in trotzigen Hochmuth, und klaſſiſchen Schmerz, der ſich Anfangs windig gebärdet und endlich verſteinert in troſtloſer Zerknirſchung. Heine's Liebe iſt nicht ein ſeliges Hingeben, ſondern ein unſeliges Verlangen, ſeine Gluth iſt ein Höllenfeuer, ſein Amor hat einen Pferdefuß. Deßhalb ſind auch am ſchlechteſten und am kläglichſten jene Gedichte ausgefallen, wo der Verfaſſer gewaltig zärtlich und ſchmachtend thut, namentlich die Minnelieder. Wahrlich, Herr Heine mit den zwei charakteriſtiſchen Seiten ſeiner Dichtart, Stolz und Höllenſchmerz, mußte einen ſehr ſchlechten Troubadour abgeben, und mag wohl zarte Frauenherzen nicht ſehr erbauen mit einem:

Blutquell, rinn aus meinen Augen,
Blutquell, brich aus meinem Leib!

„Es iſt ſehr begreiflich, daß, obſchon Herr Heine ſo unverzeihlich ſündigt gegen den Zweck der Poeſie, ſeine Gedichte dennoch beim großen Publikum ſo vielen Beifall finden, da die Sünde an ſich ſchon intereſſanter iſt als die Tugend, welche letztere nicht ſelten ſogar langweilig iſt. Die Leute leſen lieber Kriminalgeſchichten als moraliſche Erzählungen, lieber den Pitaval als die Acta sanctorum. Bei Heine findet aber noch ein anderer Umſtand ſtatt: je weniger er dem Zwecke der Poeſie huldigt, deſto mehr hat er das Weſen derſelben begriffen und beachtet. Das ganze Weſen der Poeſie lebt in dieſen Gedichten. Dies läßt ſich nicht leugnen; ebenſo wenig wie ſich leugnen ließe, daß die rothe Fackel des Mordbrenners ein eben ſo echtes Feuer iſt, als die heilige Flamme auf dem Altar der Veſta. In allen Gedichten Heine's herrſcht eine reine Objektivität der Darſtellung, und in den Gedichten, die aus ſeiner Subjektivität hervorgehn, giebt er ebenfalls ein beſtimmtes, objektives Bild ſeiner Subjektivität, ſeiner ſubjektiven Empfindung. Wir müſſen dieſe Objektivität der Darſtellung bewundern. Herr Heine zeigt ſich hier als großer Dichter, mit angeborenem, klarem Anſchauungsvermögen; er raiſonniert und reflektiert nicht mit philoſophiſch poetiſchen Worten, ſondern er giebt Bilder, die, in ihrer Zuſammenſtellung ein Ganzes formierend, die tiefſten philoſophiſch poetiſchen Gedanken erwecken. Seine Gedichte ſind Hieroglyphen, die eine Welt von Anſchauungen und Gefühlen mit wenigen Zeichen darſtellen. Dieſe poetiſchen Hieroglyphen, dieſe Bilderzeichen, dieſe Abbreviaturen von großen Gedanken und tiefen Gefühlen, ſind allgemein verſtändlich, da ſie beſonders gut gewählt, klar und einfach ſind. Der Verfaſſer hat nämlich bei ſeinen Gedichten die Bilder und Formen, kurz die Sprache des deutſchen Volksliedes gebraucht zu den meiſten ſeiner Gedichte. In allen herrſcht jener populäre Ton, den unſere pretiöſen Anhänger eines herkömmlichen Schwulſtes als einfältig belächeln, und der in ſeiner wahren Einfalt nur vom ganz großen Dichter erreicht werden kann. Seit Bürger kennen wir keinen deutſchen Dichter, dem Dieſes ſo gut gelungen wäre als Herrn Heine. Goethe hatte ein ganz andres Ziel vor Augen; er gab dem Volksliede ein mehr theegeſellſchaftliches Kolorit. Dazu hat er, eben ſo wie andre neue Volksdichter, Stoff, Wendungen, ja ganze Strophen alter Volkslieder ſich angeeignet, und neue Volkslieder daraus zuſammen genäht. Heine hat hingegen das Verdienſt, daß die Gedichte, die er im Volkstone geſchrieben, ganz original ſind, ſowohl in Hinſicht des Stoffes, als der Wendungen. Er hat nicht dem Volke ſeine hübſchen Ideenkleider geſtohlen, ſie, wie Diebe zu thun pflegen, neu gefärbt, um ſie unkenntlich zu machen, oder in Fetzen zerriſſen und ſie modiſch wieder zuſammengeſchneidert. Recenſent, der die meiſten Volkslieder kennt, hat ſich nicht genug wundern können, daß er in keinem der Heine'ſchen Volkslieder den Stoff oder die Anklänge eines ſchon vorhandenen deutſchen Volksliedes finden konnte[137], und hat ſich herzlich gefreut, daß Herr Heine ganz den richtigen Ton derſelben getroffen hat, ganz ihre ſchlichte Naivetät, ihren ſchalkhaften Tiefſinn, und ihren epigrammatiſch humoriſtiſchen Schluß.

— Wir können indeſſen die Bemerkung nicht unterdrücken, daß bei all ihrer Vortrefflichkeit dieſen Heine'ſchen Volksliedern Etwas fehlt, was ſie erſt ganz zu Volksliedern ſtempelt. Letztere gründen ſich nämlich bei allen Völkern auf die Geſchichte derſelben. Das ſpaniſche Volkslied bezieht ſich größtentheils auf den Kampf mit den Mauren, das engliſche auf den Kampf mit der Hierarchie, das ſlaviſche auf die Bauernknechtſchaft ꝛc. Wie zerſplittert auch die deutſche Geſchichte iſt, ſo hat ſie doch manches ganz Charakteriſtiſche, und z. B. das Streben des dritten Standes, das Zunftweſen, die Glaubenskriege, der Meinungskampf ſind hervorſtechende Elemente des deutſchen Volksliedes. Wären Heine's „Grenadiere" in franzöſiſcher Sprache geſchrieben, ſo wäre Das ein echtes franzöſiſches Volkslied; denn es bezieht ſich auf die franzöſiſche Geſchichte, und ſpricht ganz aus dem Geiſt der alten Garde und ihre Anhänglichkeit an den Kaiſer Napoleon. Mit beſſerm Rechte kann das „Lied des gefangenen Räubers," wie ſehr es auch den übrigen an Gehalt nachſtehen muß, ein echt deutſches Volkslied genannt werden, weil es hiſtoriſche Anklänge hat, die Hexenproceſſe, die alte ſchlechte Kriminaljuſtiz und den Volksglauben. — Außerdem bemerken wir, daß in Heine's Gedichten zwar immer ein deutſcher Geiſt, aber mehr ein nordiſch-deutſcher, als ein ſüddeutſcher Geiſt lebt, ſo wie überhaupt das nächtige, trotzige Gemüth, das ſich in denſelben ausſpricht, jenen Ländern zu gehören ſcheint, wo der wilde Boreas ſich ausheult, und das Nordlicht ſeine abenteuerlichen Strahlen herabgießt auf wunderliche Felſengruppen, düſtre Fichtenwälder und hohe, ernſte Menſchengeſtalten.

„In unſerer Literatur hat noch nie ein Dichter ſeine ganze Subjektivität, ſeine Individualität, ſein inneres Leben, mit ſolcher Keckheit und ſolcher überraſchenden Rückſichtsloſigkeit dargeſtellt, als Herr Heine in ſeinen Gedichten. Da die ſtreng objektive Darſtellung dieſer ungewöhnlichen, grandioſen Subjektivität ganz das Gepräge der Wahrheit trägt, und da die Wahrheit eine wunderſam allbeſiegende Kraft beſitzt, ſo haben wir wieder einen Grund mehr aufgefunden, weßhalb Heine's Gedichte bei den Leſern einen ſo unwiderſtehlichen Reiz ausüben. Aus dem Grunde machen Lord Byron's Gedichte in England ſo viel Aufſehen; das „Edinburgh Review" und die Magazins und die ganze Kritikergilde ſchreit „Zeter!" und das leſende Publikum ſchreit „göttlich!" Man hat noch außerdem zwiſchen Herrn Heine und dem ſehr edeln Lord eine geheime Verwandtſchaft bemerkt. Es iſt etwas Wahres an dieſer Bemerkung. Die geiſtigen Phyſiognomien Beider ſind ſich ſehr ähnlich; wir finden darin dieſelbe Urſchönheit, aber auch denſelben Hochmuth und Höllenſchmerz. Bei dem jüngern Deutſchen blickt noch immer die deutſche Gutmüthigkeit durch, und ſeine humoriſtiſche Ironie iſt noch ſehr entfernt von der eiskalten brittiſchen Perſifflage. Es liegt doch noch immer mehr Schmerz als Spott in den Worten:

Ich lache ob den abgeſchmackten Laffen,
Die mich anglotzen mit den Bocksgeſichtern;
Ich lache ob den Füchſen, die ſo nüchtern
Und hämiſch mich beſchnüffeln und begaffen.
Ich lache ob den hochgelahrten Affen,
Die ſich aufblähn zu ſtolzen Splitterrichtern;
Ich lache ob den feigen Böſewichtern,
Die mich umdrehn mit giftgetränkten Waffen.

So wie auch in den krampfhaftigen Worten:

Du ſahſt mich oft im Kampf mit jenen Schlingeln,
Geſchminkten Katzen und bebrillten Pudeln,
Die mir den blanken Namen gern beſudeln,
Und mich ſo gerne ins Verderben züngeln.
Du ſaheſt oft, wie mich Pedanten hudeln,
Wie Schellenkappenträger mich umklingeln,
Wie gift'ge Schlangen um mein Herz ſich ringeln,
Du ſahſt mein Blut aus tauſend Wunden ſprudeln.

„Herr Heine, bei ſeiner kräftigen und impoſanten Subjektivität, durfte es wohl wagen, dieſelbe dem Publikum in ſeiner ganzen Blöße darzuſtellen. Wenigen Dichtern möchten wir rathen, ein Ähnliches zu verſuchen. Ein nackter Therſites wird immer mit Gelächter empfangen werden. Dies wiſſen unſre poetiſchen Therſiten ſehr wohl, und ſie ſind befliſſen, ſich ſo tief als möglich einzuhüllen in den Mantel der Konvenienzpoeſie, ſind ängſtlich beſorgt, daß aus den Löchern deſſelben ihre armſelige Subjektivität nicht hervorſchimmere, bemühen ſich außerdem, mit ihren beweglichen Alltagsgeſichtern die edeln Mienen antiker Heroenſtatuen nachzuäffen, und nennen Das: ein Streben nach dem Idealiſchen, — antike, klaſſiſche, plaſtiſche Poeſie! Daher jener geſpreizte, vornehme Wortſchwall, jenes Daherſchreiten auf hohen Sprachſtelzen, und jenes geringſchätzende Herabſchauen auf den wahren, ſchlichten Volksdichter. Die Zeit iſt ſchon gekommen, wo man dieſen Therſiten die ehrwürdige Toga vom Leibe reißt, und ſie herunterwirft von dem hohen Kothurn. Wir haben ſchon viele Dichter, die durch eignes Beiſpiel ein ſolches Zurückgehn zur poetiſchen Wahrheit vorbereiten. Doch haben ſich die meiſten nicht entſchließen können, in ihren Gedichten die letzte Konvenienzhülle von ſich zu werfen; und Dies hat Heine gethan. — Wir haben hier angedeutet den Kampf der ſogenannten Romantik mit der mißverſtandenen Klaſſicität. Herr Heine hat ſich einſt in dieſen Blättern, in einem polemiſchen Aufſatze, als ein feuriger

Anhänger der romantiſchen Schule, als Schlegelianer, bekannt, und hat ebenfalls in ſeinen Gedichten dieſes Bekenntnis unverhohlen ausgeſprochen. Doch müſſen wir Herrn Heine ſelbſt darauf aufmerkſam machen: wie ſehr er auch die Schlegel'ſche Schule durchgegangen ſei, und ſich an den belehrenden und „gütigen" Worten A. W. Schlegel's erkräftigt habe, ſo gehört er doch auf keinen Fall der Schlegel'ſchen Schule an. Dieſe letztre, oder die romantiſche Schule par excellence, oder, um ſie noch beſſer zu nennen, die afterromantiſche Schule, beſteht aus zwei Elementen, die wir, gottlob! vergebens in Heine's Gedichten ſuchen. Ritterthum und Mönchthum, oder Feudalweſen und Hierarchie. Reines Bürgerthum, reines **Menſchthum** iſt das einzige Element, das in den Gedichten Heine's lebt, und, bis auf einige leiſe Anklänge, finden wir in denſelben nirgends ritterliches Sporengeklirr und kirchlichen Weihrauchdampf, die beiden Hauptbeſtandtheile des Mittelalters und der nach dem Mittelalter ſchmachtenden Schlegel'ſchen Schule; mit einem Wort — Heine iſt ein Dichter für den dritten Stand (tiers état).

„Wir haben ſchon erwähnt, daß Heine's Gedichte ſich durch Originalität auszeichnen. Dies iſt ganz beſonders der Fall bei den „Traumbildern" und „Freſko-Sonetten." Erſtere haben einen überraſchend eigenthümlichen Charakter, wir wiſſen nicht, unter welchen Gedichtarten wir dieſelben rubricieren ſollen, und wir geſtehen, daß Herr Heine unſere Literatur mit einer neuen Gattung Poeſien bereichert hat. Dieſe Reihe ſchlicht erzählter Träume, oder träumeriſcher Zuſtände, bildet gleichſam eine Camera obscura mit einem von dunkelrothem Karfunkellichte beleuchteten Kryſtallſpiegel, worin ſich viele unheimliche Figuren, die theils fromme Engelmienen, theils entſetzliche Teufelslarven tragen, wunderlich hin und her bewegen, und durch ihre tollen Gruppierungen und ſeltſamen Kämpfe dem Leſer das innere Leben des Dichters zur Anſchaulichkeit bringen. Dieſes innere Leben iſt aber bloß ein poetiſcher Wiederſchein ſeines äußern Lebens, das der Dichter mit einer ſeltenen Kraft in den „Freſko-Sonetten" darſtellt. Letztere ſind nicht ſo poetiſch wie die „Traumbilder", aber ſie ſind weit pikanter. In den „Traumbildern" ſehen wir einen Nachtwandler, der mit ſomnambüler Klarheit die Geheimniſſe des Lebens anſchaut. In den „Freſko-Sonetten" ſehen wir einen wachen Mann, der vollen Bewußtſeins mit ſcharfen Augen ins Menſchentreiben und in die eigne kranke Bruſt hineinſchaut.

„Was die Form der Heine'ſchen Gedichte betrifft, ſo wollen wir uns nicht zu pedantiſcher Silbenſtecherei herablaſſen, und wir wollen uns bloß einige kurz zuſammengefaßte Bemerkungen erlauben. Die Form der meiſten „Traumbilder“ iſt höchſt vernachläſſigt. Herr Heine gefällt ſich hier in Archaismen, kokettiert mit einer poetiſchen Nonchalance, und will dieſen Gedichten ein grobes holzſchnittartiges Anſehen geben, damit ihr höchſt poetiſcher Stoff deſto mehr kontraſtiere mit der ſchlichten kunſtloſen Form. Dasſelbe iſt der Fall bei den meiſten Minneliedern. Wir haben ſchon oben bemerkt, daß dieſe nicht die glänzendſte Partie des Buches genannt werden dürfte. Der Herr Verfaſſer befolgt nicht immer ſeine eigenen Worte:

Phantaſie, die ſchäumend wilde,
Iſt des Minneſängers Pferd,
Und die Kunſt dient ihm zum Schilde,
Und das Wort, das iſt ſein Schwert.

„Wir haben ebenfalls ſchon bemerkt, daß die Volkslieder, die unter der Rubrik „Romanzen“ ſtehen, im echten Volkstone geſchrieben ſind. Unter den eigentlichen Romanzen finden wir den „Don Ramiro,“ ſo großartig und keck er auch in der Anlage iſt, in der Form ſehr flüchtig gearbeitet. Erſt in den Sonetten und in einigen kleinen Liedern zeigt ſich der Verfaſſer als vollendeter Metriker; hier ſehen wir Spuren der Schlegel'ſchen Schule, und der Kontraſt, den der derbe Stoff der „Fresko-Sonette“ mit ihrer kunſtvollen zarten Form bildet, giebt denſelben ihren größten Reiz. Aber durch ſeine Überſetzungen aus Byron's Werken nimmt Herr Heine ganz und gar unſere unbeſchränkte Achtung und unſer höchſtes Lob in Anſpruch; wir erkennen in ihm den großen Meiſter, der bis in die tiefſten Tiefen des grammatiſchen Baues, des eigenthümlichen Weſens und des geiſtigen Charakters unſerer Sprache eingedrungen iſt, und der die Meiſterſtücke fremder Literaturen mit der Treue eines Spiegels ins Deutſche zu übertragen verſteht [170]).

„Wir wünſchen, daß Herr Heine die Winke, die wir ihm oben gegeben, benutzen möge. Wir können ihm bis jetzt eben ſo viel Tadel als Lob zumeſſen. Doch es hängt ganz von ihm ab, ob dieſer Tadel nächſtens ganz verſchwinden kann. Die Natur hat ihn zu ihrem Liebling gewählt und ihn mit allen Fähigkeiten ausgerüſtet, die dazu gehören, einer der größten Dichter Deutſchlands zu werden; es hängt ganz von ihm ab, ob er es verzieht, ſeinem Vaterlande verderblich zu ſein als verlockendes Irrlicht oder als rieſiger Giftbaum.“

Bei einer ſo glänzenden Anerkennung ſeiner erſten, noch nicht durch die ſtrenge Selbſtkritik ſpäterer Jahre geſichteten Liederſammlung, durfte wohl der junge Poet ſtolzer und muthvoller ſein Haupt erheben, und mit geſteigertem Vertrauen in die Echtheit ſeines Talentes wandte er ſich neuen dichteriſchen Schöpfungen zu. Dem in Göttingen um faſt zwei Akte geförderten „Almanſor“ wurden im Herbſt 1821 die Schlußſcenen hinzugefügt; ein zweites Drama, „William Ratcliff,“ entſtand im Januar 1822, und wurde, wie Heine erzählt [139], in drei Tagen, ohne Brouillon und in Einem Zuge, geſchrieben. Im Anſchluß an dieſe Tragödie dichtete er jenes eiskalt bittere, (auf S. 144 ff.) ſchon von uns mitgetheilte Traumbild des Wiederſehens mit der vermählten Geliebten. Faſt ſämmtliche Lieder des „Lyriſchen Intermezzos“ fallen in den Sommer 1822; ebenſo die ſchaurig wilde Phantasmagorie der „Götterdämmerung“ und die rührend liebliche „Wallfahrt nach Kevlaar“ [140].

Neben dieſer lebhaften Produktivität auf rein poetiſchem Felde, lieferte Heine noch eine anſehnliche Zahl von Beiträgen in Proſaform für verſchiedene Journale. Die erſte dieſer Arbeiten, eine umfangreiche Beſprechung der Tragödie „Taſſo's Tod“ von Wilhelm Smets, wurde vom 21. Juni bis 19. Juli 1821 im „Zuſchauer,“ einem von J. D. Symanski redigierten Berliner „Zeitblatt für Belehrung und Aufheiterung,“ abgedruckt. Es herrſcht in dieſem Aufſatze derſelbe wiſſenſchaftliche Ernſt, dieſelbe leidenſchaftsloſe Ruhe, welche ſich uns in der kleinen Abhandlung über die Romantik bemerklich machten. Offenbar iſt Leſſing's Methode das Vorbild, welchem der junge Verfaſſer in der logiſch gegliederten Anordnung des Stoffes und den klaren Auseinanderſetzungen über das Weſen der dramatiſchen Dichtkunſt nacheifert, die er an die Spitze ſeiner kritiſchen Analyſe ſtellt. Aufs gewiſſenhafteſte deutet er die äſthetiſchen Grundſätze an, von welchen er bei Beurtheilung der ihm vorliegenden Tragödie ausgeht, und dann wird nach den angegebenen Geſichtspunkten in ſyſtematiſcher Reihenfolge der dramatiſche, poetiſche und ethiſche Gehalt des Stückes geprüft. Die Kunſtanſichten, zu denen ſich Heine in dieſer Kritik bekennt, ſtimmen im Ganzen mit den Principien der romantiſchen Schule überein, er bedient ſich durchgehends ſogar derſelben äſthetiſchen Terminologie, welche uns in A. W. Schlegel's Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und Literatur begegnet; bei Alledem aber ſpricht ſich auch hier ſchon ein freier, ſelbſtändig denkender Geiſt aus, der keineswegs in verba magistri ſchwört und die Kunſttheorien der Schule gläubig nachſtammelt, ſondern — ganz wie in dem Aufſatze über die Romantik — den Verirrungen derſelben eine furchtloſe Zurechtweiſung ertheilt. Beherzigenswerth iſt vor Allem, was über die Schickſalstragödie und über die ethiſchen Anforderungen geſagt wird, denen ein gutes Drama zu genügen hat: „Ethiſch ſoll hier nur ein Rubrikname ſein, und wir wollen entwickelnd erklären, was wir unter dieſer Rubrik befaſſt haben wollen. Hören Sie, gelehrte Herren, iſt es Ihnen noch nie begegnet, daſs Sie innerlich miſsvergnügt, verſtimmt und ärgerlich des Abends aus dem Theater kamen, obſchon das Stück, das Sie eben ſahen, recht dramatiſch, theatraliſch, kurz voller Poeſie war? Was war nun der Fehler? Antwort: Das Stück hatte keine Einheit des Gefühls hervorgebracht. Das iſt es. Warum muſſte der Tugendhafte untergehen durch Liſt der Schelme? Warum muſſte die gute Abſicht verderblich wirken? Warum muſſte die Unſchuld leiden? Das ſind die Fragen, die uns marternd die Bruſt beklemmen, wenn wir nach der Vorſtellung von manchem Stücke aus dem Theater kommen. Die Griechen fühlten wohl die Nothwendigkeit, dieſes qualvolle Warum in der Tragödie zu erdrücken, und ſie erſannen das Fatum. Wo nun aus der beklommenen Bruſt ein ſchweres Warum hervorſtieg, kam gleich der ernſte Chorus, zeigte mit dem Finger nach oben, nach einer höheren Weltordnung, nach einem Urrathſchluſs der Nothwendigkeit, dem ſich ſogar die Götter beugen. So war die geiſtige Ergänzungsſucht des Menſchen befriedigt, und es gab jetzt noch eine unſichtbare Einheit: Einheit des Gefühls. Viele Dichter unſerer Zeit haben Daſſelbe gefühlt, das Fatum nachgebildet, und ſo entſtanden unſere heutigen Schickſalstragödien. Ob dieſe Nachbildung glücklich war, ob ſie überhaupt Ähnlichkeit mit dem griechiſchen Urbild hatte, laſſen wir dahingeſtellt. Genug, ſo löblich auch ihr Streben nach Hervorbringung der Gefühlseinheit war, ſo war doch jene Schickſalsidee eine ſehr traurige Aushilfe, ein unerquickliches, ſchädliches Surrogat. Ganz widerſprechend iſt jene Schickſalsidee mit dem Geiſt und der Moral unſerer Zeit, welche beide durch das Chriſtenthum ausgebildet worden. Dieſes grauſe, blinde, unerbittliche Schickſalswalten verträgt ſich nicht mit der Idee eines himmliſchen Vaters, der voller Milde und Liebe iſt, der die Unſchuld ſorgſam ſchützt, und ohne deſſen Willen kein Sperling vom Dache fällt. Schöner und wirkſamer handelten jene neuern Dichter, die alle Begebenheiten aus ihren natürlichen Urſachen entwickeln, aus der moraliſchen Freiheit des Menſchen ſelbſt, aus ſeinen Neigungen und Leidenſchaften, und die in ihren tragiſchen Darſtellungen, ſobald jenes furchtbare letzte Warum auf den Lippen ſchwebt, mit leiſer Hand den Himmelsvorhang lüften, und uns hineinlauſchen laſſen in das Reich des Überirdiſchen, wo wir im Anſchaun ſo vieler leuchtenden Herrlichkeit und dämmernden Seligkeit mitten unter Qualen aufjauchzen, dieſe Qualen vergeſſen oder in Freuden verwandelt fühlen.“ Was Heine am Schluſſe ſeiner Abhandlung über den Charakter der echt menſchlichen Milde und Verſöhnung bemerkt, deſſen die wahre Tragödie nicht entbehren darf, hätte von Leſſing ſelbſt nicht prägnanter geſagt werden können, und verdient leider auch heute noch unſern Bühnenſchriftſtellern als ernſte Mahnung ins Ohr gerufen zu werden: „Unter dieſer Verſöhnung verſtehen wir nicht allein die ariſtoteliſche Leidenſchaftsreinigung, ſondern auch die Beobachtung der Grenzen des Reinmenſchlichen. Keiner kann furchtbarere Leidenſchaften und Handlungen auf die Bühne bringen, als Shakſpeare, und doch geſchieht es nie, daß unſer Inneres, unſer Gemüth durch ihn gänzlich empört würde. Wie ganz anders iſt Das bei vielen unſerer neuern Tragödien, bei deren Darſtellung uns die Bruſt gleichſam in ſpaniſche Schnürſtiefel eingeklemmt wird, der Athem uns in der Kehle ſtecken bleibt, und gleichſam ein unerträglicher Katzenjammer der Gefühle unſer ganzes Weſen ergreift. Das eigne Gemüth ſoll dem Dichter ein ſicherer Maßſtab ſein, wie weit er den Schrecken und das Entſetzliche auf die Bühne bringen kann. Nicht der kalte Verſtand ſoll emſig alles Gräßliche ergrübeln, moſaikähnlich zuſammenwürfeln und in der Tragödie aufſtapeln. Zwar wiſſen wir recht wohl, alle Schrecken Melpomenens ſind erſchöpft. Pandora's Büchſe iſt leer, und der Boden derſelben, wo noch ein Übel kleben konnte, von den Poeten kahl abgeſchabt, und der gefallſüchtige Dichter muß im Schweiße ſeines Angeſichts neue Schreckensfiguren und neue Übel herausbrüten. So iſt es dahin gekommen, daß unſer heutiges Theaterpublikum ſchon ziemlich vertraut iſt mit Brudermord, Vatermord, Inceſt ꝛc. Daß am Ende der Held bei ziemlich geſundem Verſtande einen Selbſtmord begeht, cela se fait sans dire. Das iſt ein Kreuz, Das iſt ein Jammer. In der That, wenn Das ſo fortgeht, werden die Poeten des zwanzigſten Jahrhunderts ihre dramatiſchen Stoffe aus der japaneſiſchen Geſchichte nehmen müſſen, und alle dortigen

Exekutionsarten und Selbſtmorde: Spießen, Pfählen, Bauchaufſchlitzen ꝛc. zur allgemeinen Erbauung auf die Bühne bringen. Wirklich, es iſt empörend, wenn man ſieht, wie in unſern neuern Tragödien, ſtatt des wahrhaft Tragiſchen, ein Abſchlachten, ein Niedermetzeln, ein Zerreißen der Gefühle aufgekommen iſt, wie zitternd und zähneklappernd das Publikum auf ſeinem Armenſünderbänkchen ſitzt, wie es moraliſch gerädert wird, und zwar von unten herauf. Haben denn unſere Dichter ganz und gar vergeſſen, welchen ungeheuren Einfluß das Theater auf die Volksſitten ausübt? Haben ſie vergeſſen, daß ſie dieſe Sitten milder, und nicht wilder machen ſollen? Haben, ſie vergeſſen, daß das Drama mit der Poeſie überhaupt denſelben Zweck hat, und die Leidenſchaften verſöhnen, nicht aufwiegeln, menſchlicher machen, und nicht entmenſchen ſoll? Haben unſere Poeten ganz und gar vergeſſen, daß die Poeſie in ſich ſelbſt genug Hilfsmittel hat, um auch das allerabgeſtumpfteſte Publikum zu erregen und zu befriedigen, ohne Vatermord und ohne Inceſt? Es iſt doch jammerſchade, daß unſer großes Publikum ſo Wenig verſteht von der Poeſie, faſt eben ſo Wenig wie unſere Poeten.“

Als Heine dieſen Aufſatz ſchrieb, war er ſelbſt mit einer Tragödiendichtung beſchäftigt, und es war ihm vermuthlich mehr darum zu thun, durch eine objektive Darlegung ſeiner Anſichten über die Erforderniſſe eines guten Dramas ſich Rechenſchaft von ſeinen äſthetiſchen Grundſätzen zu geben, als das ziemlich unreife Theaterſtück eines katholiſierenden Romantikers der Beachtung des Publikums zu empfehlen. Um ſo mehr iſt die Gewiſſenhaftigkeit anzuerkennen, mit welcher er ſich in den Geiſt und in die geheimſten Intentionen der fremden Arbeit vertieft. Zugleich aber tritt in dem liebevollen Nachkonſtruieren der beſprochenen Tragödie wieder recht deutlich der Einfluß der Schlegel'ſchen Schule hervor, die bei ihrer maßloſen Überſchätzung der Phantaſie und des ſubjektiven Gefühls nur allzu geneigt war, in jedem willkürlichen Einfall der Dichterlaune eine heilige Offenbarung des Weltgeiſtes anzuſtaunen, und dem Blendwerk einer ſchattenhaften Symbolik größeren Werth beizumeſſen, als der lebensvollen Zeichnung handgreiflicher, feſt umriſſener Geſtalten.

Weit unbedeutender, als die Abhandlung über das Trauerſpiel „Taſſo's Tod,“ ſind Heine's für den „Geſellſchafter“ geſchriebene Recenſionen über den von Friedrich Raßmann herausgegebenen „Rheiniſch-weſtfäliſchen Muſen-Almanach auf das Jahr 1821“ und über J. B. Rouſſeau's „Gedichte“

und „Poeſien für Liebe und Freundſchaft.“ Das erſte und das letzte dieſer Bücher waren bei Schulz und Wundermann in Hamm, den Herausgebern des „Rheiniſch-weſtfäliſchen Anzeigers;“ erſchienen, deren Bekanntſchaft Heine ſchon auf der Reiſe nach Göttingen gemacht, und die ihn zu Beiträgen für ihr Journal aufgefordert hatten. Erinnern wir uns außerdem, daß Rouſſeau von Bonn her zu ſeinen vertrauteſten Freunden zählte, ſo errathen wir leicht, welcherlei äußerliche Gründe ihn zur Beſprechung dieſer Gedichtſammlungen bewogen. Auch hier bekennt ſich Heine noch offen zur Fahne der Romantik, welcher er nachrühmt, daß ſie der falſchen Idealität entgegentrete und die Beſonderheiten der Außenwelt kindlich-naiv im bewegten Gemüth abſpiegele; „denn wie des Malers Kunſt darin beſteht, daß ſein Auge auf eine eigenthümliche Weiſe ſieht, und er z. B. die ſchmutzigſte Dorfſchenke gleich von der Seite auffaſſt und zeichnet, von welcher ſie eine dem Schönheitsſinne und Gemüth zuſagende Anſicht gewährt: ſo hat der wahre Dichter das Talent, die unbedeutendſten und unerfreulichſten Beſonderheiten des gemeinen Lebens ſo anzuſchauen und zuſammenzuſetzen, daß ſie ſich zu einem ſchönen, echt poetiſchen Gedichte geſtalten“ 161).

Wenn in dieſen ſchematiſch geordneten, jede willkürliche Abſchweifung vermeidenden Recenſionen die ſpätere, humoriſtiſch abſpringende Manier des Heine'ſchen Proſaſtiles nur ſelten in einer ſchalkhaften Redewendung hervorblickt, ſo entſchädigte ſich der junge Schriftſteller für ſolchen Zwang docierender Ernſthaftigkeit reichlich in den „Briefen aus Berlin,“ die er im Januar, März, und Juni 1822 für den „Rheiniſch-weſtfäliſchen Anzeiger“ ſchrieb. Die „Briefe aus Berlin“ ſind, ſo zu ſagen, die ſtudentiſchen Flegeljahre der Heine'ſchen Proſa, die hier mit liebenswürdigem Behagen die muthwilligſten Poſſen vollführt. Wie bei den Produktionen der romantiſchen Schule, waltet in der Behandlungsart überall die ſubjektivſte Laune vor; aber weil der Briefſchreiber keine ſpukhaften Phantaſiegebilde, ſondern die realſten Dinge des täglichen Lebens, das geſellſchaftliche, literariſche und künſtleriſche Treiben der Reſidenz, zum Gegenſtand ſeiner Berichte nimmt, und alle an ihm vorbeiſchwirrenden Eindrücke der Außenwelt im Brennſpiegel ſeiner eigenartigen Individualität auffängt und in bunteſter Strahlenbrechung reflektiert, tragen ſeine Korreſpondenzen das reizvoll lebendigſte Gepräge. Es war ein ganz neuer Ton, der hier mit keckem Übermuthe in das langweilig fade Geſchnatter der Tagesblätter, in all das herkömmlich ſteife Theater- und Literaturgeträtſche hineinklang, und man horchte ſchier ängſtlich auf das Gezwitſcher des loſen Spottvogels, der über jedes Thema, das ihm zu Ohren kam, ſeine moquante Weiſe pfiff. „An Notizen fehlt es nicht,“ heißt es im Anfang des erſten Briefes, „und es iſt nur die Aufgabe: Was ſoll ich nicht ſchreiben, d. h. was weiß das Publikum ſchon längſt, was iſt demſelben ganz gleichgültig, und was darf es nicht wiſſen? Und dann iſt die Aufgabe: Vielerlei zu ſchreiben, ſo wenig als möglich vom Theater und ſolchen Gegenſtänden, die in der Abendzeitung, im Morgenblatte, im Wiener Konverſationsblatte ꝛc. die gewöhnlichen Hebel der Korreſpondenz ſind und dort ihre ausführliche und ſyſtematiſche Darſtellung finden. Den Einen intereſſiert's, wenn ich erzähle, daß Jagor die Zahl genialer Erfindungen kürzlich durch ſein Trüffeleis vermehrt hat; den Andern intereſſiert die Nachricht, daß Spontini beim letzten Ordensfeſt Rock und Hoſen trug von grünem Sammet mit goldenen Sternchen. Nur verlangen Sie von mir keine Syſtematik; Das iſt der Würgengel aller Korreſpondenz. Ich ſpreche heute von den Redouten und den Kirchen, morgen von Savigny und den Poſſenreißern, die in ſeltſamen Aufzügen durch die Stadt ziehen, übermorgen von der Giuſtinianiſchen Galerie, und dann wieder von Savigny und den Poſſenreißern. Aſſociation der Ideen ſoll immer vorwalten.“ Der erſte Brief ſchilderte vornehmlich die äußere Erſcheinung der Reſidenz, und erregte ſchon bedeutendes Aufſehn. Im zweiten Briefe verwahrt ſich Heine zunächſt gegen den Vorwurf, daß er beſtimmte Perſönlichkeiten zu ſehr hervortreten laſſe, und bemerkt bei dieſer Gelegenheit, daß ihm Berlin mit ſeiner Empfindlichkeit gegen die Neckereien eines jedenfalls nicht böswilligen Humors wie ein großes Krähwinkel erſcheine: „Die Leute betrachten nicht das Gemälde, das ich leicht hinſkizziere, ſondern die Figürchen, die ich hineingezeichnet, um es zu beleben, und glauben vielleicht gar, daß es mir um dieſe Figürchen beſonders zu thun war. Aber man kann auch Gemälde ohne Figuren malen, ſowie man Suppe ohne Salz eſſen kann. Man kann verblümt ſprechen, wie unſere Zeitungsſchreiber. Wenn ſie von einer großen norddeutſchen Macht reden, ſo weiß Jeder, daß ſie Preußen meinen. Das finde ich lächerlich. Es kommt mir vor, als wenn die Maſken im Redoutenſaale ohne Geſichtslarven herumgingen. Wenn ich von einem großen norddeutſchen Juriſten ſpreche, der das ſchwarze Haar ſo lang als möglich von der Schulter herabwallen läßt, mit frommen

Liebeſaugen gen Himmel ſchaut, einem Chriſtusbilde ähnlich ſehen möchte, übrigens einen franzöſiſchen Namen trägt, von franzöſiſcher Abſtammung iſt, und doch gar gewaltig deutſch thut, ſo wiſſen die Leute, wen ich meine. Ich werde Alles bei ſeinem Namen nennen; ich denke darüber wie Boileau. Ich werde auch manche Perſönlichkeit ſchildern; ich kümmre mich wenig um den Tadel jener Leutchen, die ſich im Lehnſtuhle der Konvenienz-Korreſpondenz behaglich ſchaukeln, und jederzeit liebreich ermahnen: „Lobt uns, aber ſagt nicht, wie wir ausſehen.““

Aber nicht bloß mit der äußeren Phyſiognomie des Berliner Lebens beſchäftigen ſich die Heine'ſchen Briefe: auch politiſche Fragen werden in ihnen mit Freimuth berührt. Allerdings iſt der zwei und zwanzigjährige Student noch weit entfernt von dem Radikalismus ſpäterer Jahre, er ſchwärmt noch für die ſchönen Königskinder, und vor Allem für die Prinzeſſin Alexandrine, deren Vermählungsfeier mit gemüthlichſter Ausführlichkeit geſchildert wird — aber mit dem wärmſten Intereſſe der Humanität vertheidigt er z. B. die in Preußen eingeführte allgemeine Wehrpflicht, welche „den ſchroffen Kaſtengeiſt mildert, während man in andern Ländern alle Laſt des Militärdienſtes auf den armen Landmann wirft“ [142], und bei Gelegenheit des Fonk'ſchen Kriminalproceſſes redet er dem öffentlichen Gerichtsverfahren ſeines Heimatlandes eifrig das Wort [143]: „Mein Freund, der bucklichte Auskultator, meint: wenn er am Rhein wäre, ſo wollte er die Sache bald aufklären. Überhaupt meint er, das dortige Gerichtsverfahren tauge Nichts. „Wozu,“ ſprach er geſtern, „dieſe Öffentlichkeit? Was geht es den Peter und den Chriſtoph an, ob Fonk oder ein Anderer den Cönen umgebracht? Man übergebe mir die Sache, ich zünde mir die Pfeife an, leſe die Akten durch, referiere darüber, bei verſchloſſenen Thüren urtheilt darüber das Kollegium und ſchreitet zum Spruch, und ſpricht den Kerl frei oder verurtheilt ihn, und es kräht kein Hahn darnach. Wozu dieſe Jury, dieſe Gevatter Schneider und Handſchuhmacher? Ich glaube, Ich, ein ſtudierter Mann, der die frieſiſche Logik in Jena gehört, der alle ſeine juriſtiſchen Kollegien wohl teſtiert hat und das Examen beſtanden, beſitze doch mehr Judicium, als ſolche unwiſſenſchaftliche Menſchen? Am Ende meint ſolch ein Menſch, Wunders welch höchſt wichtige Perſon er ſei, weil ſo Viel von ſeinem Ja und Nein abhängt! Und das Schlimmſte iſt noch dieſer Code Napoleon, dieſes ſchlechte Geſetzbuch, das nicht mal erlaubt, der Magd eine Maulſchelle zu geben —.“ Doch ich will den weiſen

Auskultator nicht weiter ſprechen laſſen. Er repräſentiert eine Menge Menſchen hier, die für Konk ſind, weil ſie gegen das rheiniſche Gerichtsverfahren ſind. Man mißgönnt dasſelbe den Rheinländern, und möchte ſie gerne erlöſen von dieſen „Feſſeln der franzöſiſchen Tyrannei,“ wie einſt der unvergeßliche Juſtus Gruner — Gott habe ihn ſelig — das franzöſiſche Geſetz nannte.- Möge das geliebte Rheinland noch lange dieſe Feſſeln tragen, und noch mit ähnlichen Feſſeln belaſtet werden! Möge am Rhein noch lange blühen jene echte Freiheitsliebe, die nicht auf Franzoſenhaß und Nationalegoismus baſiert iſt, jene echte Kraft und Jugendlichkeit, die nicht aus der Branntweinflaſche quillt, und jene echte Chriſtusreligion, die Nichts gemein hat mit verketzernder Glaubensbrunſt oder frömmelnder Proſelytenmacherei.“
— Auch der Spott über die aus den Freiheitskriegen hervorgegangene, durch die Romantik ſo eifrig geförderte Deutſchthümelei zuckt und blitzt ſchon in dieſen Briefen. Es werden die malitiöſeſten Witze gemacht über die Körner'ſchen Lieder und über „das unſchuldige Strohfeuer, das in dieſen Befreiungsverſen kniſtert,“ obſchon Heine ſehr gut weiß, daß ſeine Worte manches patriotiſche Gemüth verletzen [144]: „Ich merke, mein Lieber, Sie ſehen mich etwas ſauer an ob des bittern, ſpottenden Tones, womit ich zuweilen von Dingen ſpreche, die andern Leuten theuer ſind und theuer ſein ſollen. Ich kann aber nicht anders. Meine Seele glüht zu ſehr für die wahre Freiheit, als daß mich nicht der Unmuth ergreifen ſollte, wenn ich unſere winzigen, breitſchwatzenden Freiheitshelden in ihrer aſchgrauen Armſeligkeit betrachte; in meiner Seele lebt zu ſehr Liebe für Deutſchland und Verehrung deutſcher Herrlichkeit, als daß ich einſtimmen könnte in das unſinnige Gewäſche jener Pfennigsmenſchen, die mit dem Deutſchthume kokettieren; und zu mancher Zeit regt ſich in mir faſt krampfhaft das Gelüſte, mit kühner Hand der alten Lüge den Heiligenſchein vom Kopf zu reißen, und den Löwen ſelbſt an der Haut zu zerren, — weil ich einen Eſel darunter vermuthe.“

Nur in der älteſten Auflage des zweiten Bandes der „Reiſebilder“ hat Heine einigen der geiſtreichſten Stellen ſeiner „Briefe aus Berlin“ einen Platz vergönnt; ſeine Reiſeeindrücke aus Polen hielt er vollends ſeit ihrer Veröffentlichung durch den „Geſellſchafter“ im Januar 1823 keines erneuten Abdruckes werth. Von künſtleriſchem Standpunkte aus mag dieſe Verwerfung gerechtfertigt ſein — als Zeugniſſe für den Entwicklungsgang des Dichters durften ſie in der Geſammtausgabe ſeiner Werke nicht fehlen.

Beide Arbeiten ſind in direkteſter Weiſe Präludien zu den „Reiſebildern," deren Richtung, Ton und Stil hier noch mit prüfender Hand, aber doch meiſtens ſchon mit glücklichem Erfolg angeſchlagen wird. Mit Recht macht Laube [145]) darauf aufmerkſam, daß der Aufſatz über Polen z. B. ſchon von „dicken, mürriſchen Fichtenwäldern" ſpricht, und daß eine ſolche Begabung todter Gegenſtände mit Stimmungen, die ſie ſonſt nur hervorriefen, der Heine'ſchen Darſtellungsweiſe eigenthümlich, gewiſſermaßen ein zu höchſter Potenz von ihm ausgebildeter romantiſcher Kunſtgriff iſt. Auch Genieſtriche unterbrechen, wie vorhin erwähnt worden, ſchon häufig die Betrachtungen des jungen Schriftſtellers über den politiſchen Zuſtand Polens. über die bedrückte Lage der leibeigenen Bauern, deren wedelnde Hundedemuth gegen den Edelmann ihn höchlich empört, und über die Juden, die er als den dritten Stand Polens charakteriſiert. Das politiſche Glaubensbekenntnis, welches ſich aus dieſem Aufſatze ergiebt, iſt im Weſentlichen dasſelbe Programm, welches die Julirevolution acht Jahre ſpäter zur Ausführung brachte: ein monarchiſcher Thron mit Waſhington'ſchen Inſtitutionen, ein gemeſſener, ruhiger Fortſchritt ohne zerſtörungsſüchtige Plötzlichkeit, allmähliche Emancipation der polniſchen Bauern, ꝛc. Mit klarſter Beſtimmtheit ſpricht Heine im weiteren Verlauf ſeiner Abhandlung jene kosmopolitiſchen Freiheits- und Gleichheitsideen aus, für welche er ſein Lebenlang kämpfen ſollte. Er zollt der Vaterlandsliebe der Polen die ſchönſte Anerkennung, aber er ſieht in den nationalen Kämpfen nicht das höchſte Ziel des Jahrhunderts, und was er von dem engherzigen Sinne der polniſchen Edelleute ſagt, die unter „Freiheit" nur ihre beſondern Adelsvorrechte verſtehen, iſt leider bis auf den heutigen Tag wahr geblieben: „Wie ein Sterbender, der ſich in krampfhafter Angſt gegen den Tod ſträubt, ſo empört und ſträubt ſich ihr Gemüth gegen die Idee der Vernichtung ihrer Nationalität. Dieſes Todeszucken des polniſchen Volkskörpers iſt ein entſetzlicher Anblick! Aber alle Völker Europa's und der ganzen Erde werden dieſen Todeskampf überſtehen müſſen, damit aus dem Tode das Leben, aus der heidniſchen Nationalität die chriſtliche Fraternität hervorgehe. Ich meine hier nicht alles Aufgeben ſchöner Beſonderheiten, worin ſich die Liebe am liebſten abſpiegelt, ſondern jene von uns Deutſchen am meiſten erſtrebte und von unſern edelſten Volksſprechern Leſſing, Herder, Schiller ꝛc. am ſchönſten ausgeſprochene allgemeine Menſchenverbrüderung, das Urchriſtenthum. Von dieſem ſind die polniſchen Edelleute, eben ſo gut wie wir, noch ſehr entfernt.

Ein großer Theil lebt noch in den Formen des Katholicismus, ohne leider den großen Geiſt dieſer Formen und ihren jetzigen Übergang zum Weltgeſchichtlichen zu ahnen; ein größerer Theil bekennt ſich zur franzöſiſchen Philoſophie. Ich will hier dieſe gewiſs nicht verunglimpfen, es giebt Stunden, wo ich ſie verehre, und ſehr verehre; ich ſelbſt bin gewiſſermaßen ein Kind derſelben. Aber ich glaube doch, es fehlt ihr die Hauptſache — die Liebe. Wo dieſer Stern nicht leuchtet, da iſt es Nacht, und wenn auch alle Lichter der Encyklopädie ihr Brillantfeuer umherſprühen. — Wenn Vaterland das erſte Wort des Polen iſt, ſo iſt Freiheit das zweite. Ein ſchönes Wort! Nächſt der Liebe gewiſs das ſchönſte. Aber es iſt auch nächſt der Liebe das Wort, das am meiſten miſsverſtanden wird und ganz entgegengeſetzten Dingen zur Bezeichnung dienen muſs. Hier iſt Das der Fall. Die Freiheit der meiſten Polen iſt nicht die göttliche, die Waſhington'ſche; nur ein geringer Theil, nur Männer wie Kosciusko haben letztere begriffen und zu verbreiten geſucht. Viele zwar ſprechen enthuſiaſtiſch von dieſer Freiheit, aber ſie machen keine Anſtalt, ihre Bauern zu emancipieren. Das Wort Freiheit, das ſo ſchön und volltönend in der polniſchen Geſchichte durchklingt, war nur der Wahlſpruch des Adels, der dem Könige ſo viel' Rechte als möglich abzuzwängen ſuchte, um ſeine eigne Macht zu vergrößern und auf ſolche Weiſe die Anarchie hervorzurufen. C'était tout comme chez nous, wo ebenfalls deutſche Freiheit einſt Nichts anders hieß, als den Kaiſer zum Bettler machen, damit der Adel deſto reichlicher ſchlemmen und deſto willkürlicher herrſchen konnte; und ein Reich muſste untergehen, deſſen Vogt auf ſeinem Stuhle feſtgebunden war, und endlich nur ein Holzſchwert in der Hand trug. In der That, die polniſche Geſchichte iſt die Miniaturgeſchichte Deutſchlands; nur daſs in Polen die Großen ſich vom Reichsoberhaupte nicht ſo ganz losgeriſſen und ſelbſtändig gemacht hatten, wie bei uns, und daſs durch die deutſche Bedächtigkeit doch immer einige Ordnung in die Anarchie hineingelangſamt wurde. Hätte Luther, der Mann Gottes und Katharina's, vor einem Krakauer Reichstage geſtanden, ſo hätte man ihn ſicher nicht ſo ruhig wie in Augsburg ausſprechen laſſen. Jener Grundſatz von der ſtürmiſchen Freiheit, die beſſer ſein mag als ruhige Knechtſchaft, hat dennoch trotz ſeiner Herrlichkeit die Polen ins Verderben geſtürzt. Aber es iſt auch erſtaunlich, wenn man ſieht, welche Macht ſchon das bloße Wort Freiheit auf ihre Gemüther ausübt; ſie glühen und flammen, wenn ſie hören, daſs irgend für die Freiheit geſtritten wird; ihre Augen ſchauen leuchtend nach Griechenland und Südamerika. In Polen ſelbſt aber wird, wie ich oben ſchon geſagt, unter Niederdrückung der Freiheit bloß die Beſchränkung der Adelsrechte verſtanden, oder gar die allmähliche Ausgleichung der Stände. Wir wiſſen Das beſſer; die Freiheiten müſſen untergehen, wo die allgemeine geſetzliche Freiheit gedeihen ſoll.“

Den Schluſs des Reiſeberichts bildeten launige Bemerkungen über das Schauſpielerperſonal der Poſener Bühne 146), und wiſſenſchaftlich ernſte Notizen über die Bemühungen des Profeſſors Schottky, die Geſchichts- und Sprachurkunden des deutſchen Mittelalters zu ſammeln. Letzterer, welcher damals die Herausgabe einer literarhiſtoriſchen Zeitſchrift 147) beabſichtigte, forderte Heine auf, ihm Beiträge für dieſelbe zu liefern; Dieſer entſchuldigt ſich jedoch in einem Briefe vom 4. Mai 1823, daſs ihn Kränklichkeit ſeither an jeder ſolchen Arbeit verhindert habe.

Die Veröffentlichung ſeiner Reiſeerinnerungen zog dem jungen Touriſten eine Reihe gehäſſiger Angriffe in der deutſch-polniſchen Lokalpreſſe zu. Ein Anonymus aus Poſen ließ ſogar ein Sendſchreiben an den Verfaſſer des Aufſatzes über Polen in den „Geſellſchafter“ 148) einrücken, worin er ihm die gröbſte Ignoranz vorwarf, weil er in Gneſen eine Kirchenthür von geſchlagener Bronze für ein Produkt von Guſseiſen angeſehen, den Erzbiſchof von Gneſen zugleich für den Erzbiſchof von Poſen gehalten, das gar kein Erzbisthum ſei, und eine Schauſpielerin auf das entzückteſte gelobt habe, die in Poſen Keinem, nicht einmal den Herren Lieutenants, gefalle! Mit ſolchen Jämmerlichkeiten wurden in der politiſch windſtillen und mundtodten Zeit der zwanziger Jahre die Spalten der Journale gefüllt, und mit ſo armſeligen Gegnern muſſte ein Ritter vom Geiſte ſich herumſchlagen! 149)

Freilich iſt es nicht zu verwundern, daſs die kecke und herausfordernde Manier, welche ſchon die erſten Publikationen H. Heine's kennzeichnete, ſofort eine lebhafte Oppoſition auf der einen, und eine große Zahl geiſtloſer Nachahmungen auf der andern Seite hervorrief. Die zündende Wirkung jener Aufſätze und Lieder beruhte ja hauptſächlich auf ihrer neuen, durchaus originellen Form, die ſich um ſo leichter parodieren ließ, je deutlicher ſie ein ſcharf ausgeſprochenes ſubjektives Gepräge trug. Nicht das Gewöhnliche, unbeſtimmt Verſchwommene, platt Allgemeine, ſondern nur das ganz Eigenartige, charaktervoll Individuelle reizt zur ernſtgemeinten Nachahmung wie zur parodiſtiſchen Verhöhnung. Mit Abſicht oder unwillkürlich trat bald die ganze junge Literatur in die Fußtapfen Heine's, und folgte mehr oder minder glücklich ſeinen Spuren. Elf Jahre nach dem Erſcheinen ſeiner erſten Liederſammlung konnte er ſchon mit berechtigtem Selbſtgefühl ſcherzen [150],

Daſs ihm tauſend arme Jungen
Gar verzweifelt nachgedichtet,
Und das Leid, das er beſungen,
Noch viel Schlimmres angerichtet.

Nicht ſo bekannt dürfte es ſein, daſs ſolche Nachahmungen ſeiner Dichtweiſe ſchon wenige Monate nach Veröffentlichung der bei Maurer erſchienenen Sammlung begannen. Sogar noch früher — am 16. Oktober 1821 — fand er ſich zu der öffentlichen Erklärung im „Geſellſchafter“ veranlaſſt, daſs einige in der „Abendzeitung“ gedruckte und bloß mit „Heine“, ohne den Anfangsbuchſtaben eines Vornamens, unterzeichnete Gedichte, die mit den ſeinigen eine gewiſſe Ähnlichkeit zeigten, nicht von ihm herſtammten. Der im Herbſt 1822 herausgegebene „Weſtteutſche Muſenalmanach auf das Jahr 1823“ enthielt bereits eine Menge von Liedern, die ganz in der Heine'ſchen Manier geſchrieben und zum Theil von ſeinem Freunde J. B. Rouſſeau [151], meiſt aber von Heinrich Anſelmi in Berlin verfaſſt waren, deſſen „Zuckerpaſtillen für die Geliebte“ den epigrammatiſchen Ton recht witzig trafen [152]. Am beſten gelungen ſcheint uns folgende Parodie eines bekannten Heine'ſchen Liedes, das wir zur Vergleichung mit abdrucken:

Sie haben mich gequälet,
Geärgert blau und blaſs,
Die Einen mit ihrer Liebe,
Die Andern mit ihrem Haſs.

Sie haben das Brot mir vergiftet,
Sie goſſen mir Gift ins Glas,
Die Einen mit ihrer Liebe,
Die Andern mit ihrem Haſs.

Doch die mich am meiſten gequälet,
Geärgert und betrübt,
Die hat mich nie gehaſſet,
Und hat mich nie geliebt.

Sie haben mich ennuyieret,
Gequälet, ich weiß nicht wie,
Die Einen mit ihrer Proſa,
Die Andern mit Poeſie.

Sie haben das Ohr mir zerriſſen
In ewiger Disharmonie,
Die Einen mit ihrer Proſa,
Die Andern mit Poeſie.

Doch die mich am meiſten gelangweilt
Mit ihrem Federkiel,
Die ſchrieben weder poetiſch,
Noch recht proſaiſchen Stil.

In derberer Weiſe traveſtierte Hermann Schiff, der ſich auch in ſpäteren Jahren gern in geiſtvoller Neckerei mit ſeinem poetiſchen Vetter herumſtritt, Deſſen ſpöttiſche Liederpointen; doch geſchah Solches nur in freundſchaftlicher Unterhaltung, und niemals ließ Schiff ſeine muthwilligen Improviſationen drucken, wie er denn überhaupt, trotz ſeiner hyperromantiſchen Richtung, nur ein einziges Mal — in einer Kritik über „Shakſpeare's Mädchen und Frauen“ [153]) — Heine öffentlich angriff. Äußerſt feindſelig und boshaft dagegen war eine Parodie der im „Geſellſchafter“ [154]) mitgetheilten Traumbilder: „Götterdämmerung“ und „Ratcliff“ [155]), welche den Freiherrn W. von Schilling zum Verfaſſer hatte, und im Berliner „Zuſchauer“ vom 23. Juli 1823 abgedruckt wurde. Es ſcheint, daß perſönliche Animoſität dabei mit im Spiele war. Heine hatte ſich in ſeinen „Briefen aus Berlin“ über den ſchriftſtellernden Baron, über Deſſen elegante Manieren und kurländiſch liſpelnde Sprache, etwas luſtig gemacht, und hinterher, als Dieſer ſich dadurch verletzt fühlte, eine ſehr gutmüthige Entſchuldigung in den „Geſellſchafter“ einrücken laſſen [156]), um „allen Stoff zu Mißverſtändnis und öffentlichem Federkriege fortzuräumen.“ Nichtsdeſtoweniger rächte ſich der Freiherr durch die erwähnte Verſpottung der Heine'ſchen Traumbilder. Die Maurer'ſche Buchhandlung hatte die Gedichte Heine's in Berliner Blättern mit einigen empfehlenden Worten angezeigt, die in unſrer reklamegewohnten Zeit kaum beſondern Anſtoß erregen würden [157]), damals aber ſelbſt Varnhagen in ſeiner Recenſion [158]) zu der ſpitzen Bemerkung veranlaßten, daß „die Verlagshandlung von dem ſchönen Lobe, mit dem ſie die Anzeige dieſer Gedichte begleitet, immerhin ein gut Theil dem Kritiker hätte zurücklaſſen können, ohne zu befürchten, daß er es würde umkommen laſſen.“ Herr von Schilling eröffnete nun ſeine Parodie mit einer galligen Perſifflage jener Buchhändleranzeige, und überbot in ſeinem „Traumbild von Peter, dem Volksdichter“ auf zwar plumpe, aber im Ganzen nicht unberechtigte Art den Wechſel gefühlsweicher Sentimentalität und cyniſcher Wildheit in den Heine'ſchen Gedichten, deren dreiſte Selbſtbeſpiegelung malitiös gegeißelt ward.

> „Glaub mir: wenn Einer erſt ſein Leid erzählt,
> Der fühlt's nicht mehr; Dem ſchmecken Trank und Speiſe!“

ruft der Frühling dem „blaſſen Peter“ zu, dem Alles „Plunder, Fratz', dumm Zeug“ iſt, und dem endlich der tolle Traum träumt, er ſei in einen Haſen verwandelt,

> „Und habe ſich im blaßgefrornen Winter
> In einen Wald verirrt von gift'gen Bäumen,
> Mit Peſtgeſchwüren dick an jedem Zweig.“

Zuletzt trifft er im Schneebett eine „Windhundsdirn,“ die „ein dummer Zauber umgehundet,“ weil ſie ſich mit einem Windſpiel eingelaſſen, und er führt mit ihr ein freches Zwiegeſpräch, das die Traum-Unterhaltungen des Dichters mit der vermählten Geliebten in burleske Wahnſinnseinfälle verzerrt[158]).

Andere, aus kleinlichem Neid entſpringende Anzapfungen muſste Heine wegen des Eifers erdulden, mit welchem er in den literariſchen Kreiſen Berlin's ein warmes Intereſſe für die Immermann'ſchen Dichtungen zu erregen ſuchte. Wie Heine, trug auch Karl Immermann in ſeinen Erſtlingswerken eine offenkundige Sympathie für die Romantik zur Schau, die ihn auf mancherlei Abwege führte und ihn erſt ſpät die geeigneten Bahnen für ſein Talent erkennen ließ. Aber nicht allein mit dem innerlich hemmenden Gefühl der Unſicherheit über die einzuſchlagende Richtung, ſondern auch mit äußeren Gegnern hatte Immermann ſeit ſeinem früheſten Auftreten zu kämpfen. Schon als Student hatte er die Unſitte des Duells und die burſchenſchaftlichen Tendenzen in einer Broſchüre[159]) angegriffen, welche ihm zahlreiche Widerſacher zuzog und ſich unter den bei der Wartburgfeier verbrannten Schriften befand. In ſeinen Trauerſpielen ahmte er zu einer Zeit, wo die ſentimentalen Rührſtücke und phraſenhaften Schickſalstragödien die Bühne beherrſchten, die realiſtiſchen Äußerlichkeiten der Shakſpeare'ſchen Dramen nach, und verirrte ſich dabei in eine ſprunghaft abenteuerliche, alles Humors und aller Gefühlswärme bare Charakteriſtik, die jede farbige Ausmalung der mit derben Freskoſtrichen angedeuteten Konturen verſchmähte. Heine, der trotz ſolcher Gebrechen den hohen Werth Immermann's eben ſo früh erkannte, wie Dieſer die Bedeutſamkeit des Heine'ſchen Talents, trat mit ihm von Berlin aus in einen fruchtbaren, jahrelang fortgeſetzten Briefwechſel, und ſuchte dem ernſten Kunſtſtreben des Freundes mit Erfolg Anerkennung zu verſchaffen. Er wuſste Varnhagen, Gubitz, Köchy, Frau von Hohenhauſen und Andere für Immermann's Trauerſpiele zu intereſſieren, und ſie zu ausführlicher Beſprechung derſelben in den Tagesblättern zu beſtimmen. Selbſt die Aufführung des „Petrarcha“ ſuchte er auf der Braunſchweiger Hofbühne durch ſeinen Freund Köchy zu erwirken[160]). Dadurch reizte er freilich die Empfindlichkeit der Berliner Dichterlinge, die es ihm nicht verzeihen konnten, daſs er ſo emſig den Ruhm eines bis dahin obſkuren Poeten in der Reſidenz kolportierte, und die ſein uneigennütziges Lob Desſelben ſogar in öffentlichen Blättern durch hämiſche Bemerkungen anonym verdächtigten[161]). Mit Bitterkeit ſpricht Heine in ſeinen Briefen an Immermann über dieſe Widerwärtigkeiten der ſchriftſtelleriſchen Laufbahn [162]): „Wo der wahre Dichter auch ſei, er wird gehaſſt und angefeindet, die Pfennigsmenſchen verzeihen es ihm nicht, daſs er Etwas mehr ſein will als ſie, und das Höchſte, was er erreichen kann, iſt doch nur ein Martyrthum. Das Verlegerſuchen gehört zu den Anfängen desſelben. Nach dem buchhändleriſchen Verhöhnen und Insgeſichtgeſpucktwerden kommt die theegeſellſchaftliche Geißelung, die Dornenkrönung dummpfiffigen Lobes, die literaturzeitungliche Kreuzigung zwiſchen zwei kritiſierten Schächern — es wäre nicht auszuhalten, dächte man nicht an die endliche Himmelfahrt!“ Im Allgemeinen ſetzt ſich jedoch Heine in dieſer Periode rüſtigen Schaffens und Vorwärtsſtrebens mit ſtolzem Selbſtgefühle leicht über ſolche Anfeindungen niedriggeſinnter Kleingeiſter hinweg. „Die Götter wiſſen's,“ ſchreibt er dem Freunde [163]), „daſs ich gleich in der erſten Stunde, wo ich in Ihren Tragödien las, Sie für Das erkannte, was Sie ſind; und ich bin eben ſo ſicher in dem Urtheile, das ich über mich ſelber fälle. Jene Sicherheit entſpringt nicht aus träumeriſcher Selbſttäuſchung, ſie entſpringt vielmehr aus dem klaren Bewuſſtſein, aus der genauen Kenntnis des Poetiſchen und ſeines natürlichen Gegenſatzes, des Gemeinen. Alle Dinge ſind uns ja nur durch ihren Gegenſatz erkennbar, es gäbe für uns gar keine Poeſie, wenn wir nicht überall auch das Gemeine und Triviale ſehen könnten, wir ſelber erkennen unſer eigenes Weſen nur dadurch, daſs uns das fremdartige Weſen bemerkbar wird und zur Vergleichung dient; jene hirntolle, verſchrobene, ſchwülſtige Schlingel, die ſich von vornherein für Shakſpeare und Arioſte halten, laſſen uns ihre, ihnen ſelbſt oft nicht bemerkbare Unſicherheit zuweilen erkennen durch ihr ängſtliches Haſchen nach fremdem Urtheil und durch ihr polterndes Feldgeſchrei: daſs ſie durch und durch poetiſch wären, daſs ſie gar nicht einmal aus der Poeſie heraus könnten, und daſs beim Versſchreiben der göttliche Wahnſinn immer ihre Stirn umſpiele.“

Heine äußerte oftmals ein ſchmerzliches Bedauern darüber, daſs bei einem Brande im Hauſe ſeiner Mutter mit andern werthvollen Manuſkripten und Papieren auch die von Immermann an ihn gerichteten Briefe ſämmtlich vernichtet worden. „Es war Das eine Korreſpondenz,“ ſagte er ſpäter einmal zu Adolf Stahr [164]), „in die wir Beide als Strebende Viel hineingelegt hatten; denn wir übten damals gegenſeitig einen weſentlichen Einfluſs auf einander aus. Merkwürdigerweiſe hat man unſer Verhältnis in den Immermann'ſchen Biographien faſt gänzlich ignoriert". Zum Glück ſind uns die Briefe Heine's an Immermann erhalten geblieben, und ſie rechtfertigen vollſtändig jenen Ausſpruch. Das erſte Schreiben iſt vom 24. December 1822 datiert, und enthält den Dank Heine's für die „bedeutungsvollen, menſchenverſöhnenden Liebesworte," die Immermann in ſeiner vorhin mitgetheilten Kritik über Heine's Gedichte ausgeſprochen. „Ich geſtehe es," ſagt Letzterer[165], „Sie ſind bis jetzt der Einzige, der die Quelle meiner dunklen Schmerzen geahnt. Eigentlich ſind es doch nur Wenige, für die man ſchreibt, beſonders wenn man, wie ich gethan, ſich mehr in ſich ſelbſt zurückgezogen." Beſcheiden fügt er hinzu: „Thoren meinen, ich müſſte wegen des weſtfäliſchen Berührungspunktes (man hat Sie bisher für einen Weſtfalen gehalten) mit Ihnen rivaliſieren, und ſie wiſſen nicht, daſs der ſchöne, klar leuchtende Diamant nicht verglichen werden kann mit dem ſchwarzen Stein, der bloß wunderlich geformt iſt, und woraus der Hammer der Zeit böſe, wilde Funken ſchlägt. Aber was gehen uns die Thoren an? Von mir werden Sie immer das Bekenntnis hören, wie unwürdig ich bin, neben Ihnen genannt zu werden." Übereinſtimmend mit dieſer hohen Anerkennung fremden Verdienſtes, ſchreibt er an Steinmann, der inzwiſchen wieder nach Münſter gezogen war[166]: „Kennſt du den Karl Immermann? Vor Dieſem müſſen wir Beide den Hut abziehn, und du zuerſt. Das iſt eine kräftige, leuchtende Dichtergeſtalt, wie es deren wenige giebt." Aber ſeine Verehrung war keineswegs eine kritikloſe und blinde; ſchon in jenem erſten Schreiben bemerkt er, daſs Immermann's „Gedichte" ihn nicht befriedigt haben. „Es iſt Vielen ſo gegangen, und ich ſage es Ihnen offenherzig, weil ich Sie für den Mann halte, dem man ſeine Meinung ohne Umſchweife ſagen kann." Und im Gefühl, daſs auch ihn ſelber ein ſtarkes Wollen des Guten und Rechten beſeele, trägt er Immermann am Schluſs jenes Briefes ſeine Freundſchaft und Bundesgenoſſenſchaft mit den inhaltsvollen Worten an: „Kampf dem verjährten Unrecht, der herrſchenden Thorheit und dem Schlechten! Wollen Sie mich zum Waffenbruder in dieſem heiligen Kampfe, ſo reiche ich Ihnen freudig die Hand. Die Poeſie iſt am Ende doch nur eine ſchöne Nebenſache." Wie ernſt und ehrlich Heine dies Freundſchaftsbündnis nahm, beweiſen uns die zahlreichen Briefe, in denen er ſich auf das eingehendſte mit den literariſchen Arbeiten Immermann's beſchäftigt, ihm Verleger für ſeine Werke zu verſchaffen ſucht, ihn an Varnhagen und Gubitz, wie nachmals an Campe und

Cotta, empfiehlt, und ihn eben ſo ſehr durch aufrichtiges Lob wie durch aufrichtigen Tadel anſpornt und fördert. Den Hauptmangel der Immermann'ſchen Produktionen hebt er in folgenden Worten 167) mit kritiſchem Scharfſinne hervor: „Sie haben Das mit Shakſpeare gemein, daſs Sie die ganze Welt mit ihren unzähligen Mannigfaltigkeiten in ſich aufgenommen, und wenn Ihre Poeſien einen Fehler haben, ſo beſteht er darin, daſs Sie Ihren großen Reichthum nicht zu koncentrieren wiſſen. Shakſpeare verſteht Das beſſer, und deſshalb iſt er Shakſpeare; auch Sie werden dieſe Kunſt des Koncentrierens immer mehr und mehr lernen, und jede Ihrer Tragödien wird beſſer als die vorhergegangene ſein . . . Hier liegen die Gründe, weſshalb Sie ſo fruchtbar ſind, warum Sie oft bei der Maſſe des Angeſchauten nicht wiſſen, wohin damit, und zu zuſammengedrängten Reflexionen Ihre Zuflucht nehmen müſſen, wo Shakſpeare Geſtalten angewendet hätte; hier liegen die Gründe, warum die Winkelpoeten und Pfennigskritiker Sie oft für einen Nachahmer Shakſpeare's ausgeben möchten, Andere für einen Nachahmer Goethe's, mit welchem Letzteren Sie wirklich mehr Ähnlichkeit zeigen, als mit Shakſpeare, weil Dieſer nur in Einer Form, in der dramatiſchen, Jener in allen möglichen Formen, im Drama, im Lied, im Epos, ja ſogar im nackten Begriffe, ſeine große Weltanſchauung künſtleriſch darſtellen konnte." Ob Heine das in ſeinem erſten Brief angedeutete Verſprechen, eine öffentliche Kritik über Immermann's Tragödien („Das Thal von Ronceval," „Edwin" und „Petrarcha") zu liefern, wirklich erfüllt hat, wiſſen wir nicht zu ſagen. Auf jeden Fall aber ließ er im Jahre 1826 eine Recenſion der geiſtvollen Abhandlung Immermann's über den raſenden Ajax des Sophokles in einer Berliner Zeitſchrift drucken, und bemerkte darüber 1850 in einem Geſpräche mit Adolf Stahr 168): „Ich war, wie mir Immermann ſchrieb, der Einzige, der auf die Bedeutung dieſer vortrefflichen Schrift aufmerkſam machte, während die klaſſiſchen Schriftgelehrten, die Alterthumsprofeſſioniſten, hochmüthig daran vorbeigingen." Leider iſt uns die Auffindung dieſer kritiſchen Arbeit, trotz wiederholter Nachforſchungen, bis jetzt nicht gelungen. Im Herbſt 1826 wandte ſich Heine mit der Aufforderung an Immermann, ihm einen Beitrag für den zweiten Band der „Reiſebilder" zu ſenden 169), und Dieſer ſchickte die bekannten Xenien ein 170), welche den Anlaſs zu der vielberufenen Fehde mit dem Grafen Platen abgaben, in der Heine mit ſo rückſichtsloſen Schwerthieben des Witzes auf den gemeinſchaftlichen Gegner losſchlug, daſs er durch den Skandal dieſes unerquicklichen Kampfes ſchier den wohlerworbenen Lorber ſeines eignen Dichterhauptes gefährdete. Mit der aufopferndſten Sorgfalt ging er im Frühjahr 1830 das Manuſkript von Immermann's launigem Märchenepos „Tulifäntchen" in metriſcher Hinſicht durch, und überſandte dem Freunde die feinſinnigſten Verbeſſerungsvorſchläge, die von Immermann faſt ſämmtlich acceptiert wurden [171]. Das Gedicht hat dadurch erheblich gewonnen; denn in der urſprünglichen Faſſung fielen die Wortfüße der Trochäen meiſt in eintönigſtem Geklapper mit den Versfüßen zuſammen. In den Augen des großen Publikums hätte dieſer Mangel, wie Heine bemerkt [172], vielleicht der Wirkung des Gedichtes nicht allzu viel Eintrag gethan; „denn das große Publikum verſteht gar Nichts von Metrik und verlangt nur ſeine kontrahierte Silbenzahl"; deſto mehr werden eingeweihte Kenner der Poeſie jenes ernſthafte Kunſtſtreben würdigen, das den höchſten Anſprüchen der Melodie und des Rhythmus um ſeiner ſelbſt willen zu genügen ſucht, wie ein Maler, um mit Hebbel zu reden [173], gewiſs einen Pinſelſtrich, der zur Verſchönerung ſeines Bildes noch ſo unmerklich beitrüge, nicht fortlaſſen würde, wenn er auch wüſſte, daſs ihn in aller kommenden Zeit niemals ein Beſchauer des Gemäldes entdeckte. Und wie Heine in der „Reiſe von München nach Genua" Immermann's „Trauerſpiel in Tyrol" dem deutſchen Publikum mit begeiſterten Worten ins Gedächtnis rief [174], ſo war er dem Ruhm ſeines Freundes auch nachmals in Frankreich ein treuer Pfleger; er empfahl den Herausgebern der „Europe littéraire", ſich Deſſen Mitarbeiterſchaft zu ſichern, und übernahm willig das Vermittleramt [175]; er machte den geiſtvollen Beurtheiler der deutſchen Literatur in der „Revue des deux mondes", Herrn Saint-René Taillandier, mit den Werken des auf einſamer Höhe ſtehenden Dichtergeiſtes bekannt und veranlaſſte ihn, dieſelben eingehend zu beſprechen; er lieſs keine Gelegenheit unbenutzt, ſeine Verehrung Immermann's vor aller Welt zu bekunden [176], und als er Anfangs September 1840 am Strande der Normandie die Nachricht vom unerwartet frühen Tode des Freundes erhielt, ſchrieb er an Laube die ſchmerzlichklagenden Worte [177]: „Welch ein Unglück! Sie wiſſen, welche Bedeutung Immermann für mich hatte, dieſer alte Waffenbruder, mit welchem ich zu gleicher Zeit in der Literatur aufgetreten, gleichſam Arm in Arm! Welch einen großen Dichter haben wir Deutſchen verloren, ohne ihn jemals recht gekannt zu haben! Wir, ich meine Deutſchland, die alte

Rabenmutter! Und nicht bloß ein großer Dichter war er, ſondern auch brav und ehrlich, und deßhalb liebte ich ihn. Ich liege ganz darnieder vor Kummer. Vor etwa zwölf Tagen ſtand ich des Abends auf einem einſamen Felſen am Meere und ſah den ſchönſten Sonnenuntergang und dachte an Immermann. Sonderbar!"

Vielleicht drängt ſich Manchem die Frage auf, welcherlei Art nun der Einfluſs geweſen ſei, den Immermann auf Heine geübt, und in welchem Grade Erſterer die Liebe und Verehrung erwidert habe, die Letzterer ihm in ſo reichem Maße entgegen trug? Da Immermann's Briefe verloren gegangen, läſſt ſich dieſe Frage nicht mit völliger Beſtimmtheit beantworten. Wir haben jedoch Grund zu der Annahme, daſs Immermann in dieſem literariſchen Freundſchaftsverkehre mehr der empfangende, als der ausgebende Theil war. Auch liegt darin nichts Befremdliches, wenn wir uns vergegenwärtigen, daſs ſeine literariſche Thätigkeit zu jener Zeit mehr das unſichere, fremden Muſtern nacheifernde Umhertaſten eines ſtrebſamen Kunſtadepten war, während Heine's in ſich ſelbſt abgeſchloſſene, originelle Natur — vielleicht zu ihrem Schaden — ſich niemals ſonderlich ſtark von außen her beſtimmen ließ, ſondern meiſtens mit unwiderſtehlicher Gewalt dem inneren Triebe, oft freilich auch nur der unberechtigten ſubjektiven Laune folgte. Außer dem innigen Dankgefühl für die öffentliche Anerkennung, die Immermann ihm in jener liebevollen Kritik ſeiner Erſtlingsgedichte ſo früh hatte zu Theil werden laſſen, gewährte es Heine einen eigenthümlichen Reiz, in dem gleichſtrebenden Freunde gewiſſermaßen einen Beichtiger zu beſitzen, bei dem er auf Verſtändnis und Theilnahme zählen durfte, wenn er ihm mit kindlichem Vertrauen die geheimſten Räthſel ſeines Lebens und Dichtens offenbarte. Es iſt bezeichnend für dieſe innerlich ſo weiche, äußerlich ſo ſchroffe und ſtarre, alles tiefſte Empfinden einſam in ſich ſelbſt verarbeitende Individualität, wenn Heine bei Überſchickung ſeiner „Tragödien" an Immermann ſchreibt [179]): „Ich war öfters geſonnen, Ihnen die fünf erſten Bogen derſelben, nämlich den „Ratcliff," zuzuſenden; aber ich bezwang mich, weil ſich doch unter dem Rubriknamen „Empfindungsaustauſch" auch ein kleinliches Gefühlchen, nämlich die gewöhnliche Poeteneitelkeit, mitſchleichen konnte. Auf der andern Seite iſt es mir wieder leid, daſs ich es nicht that: das eigentliche Leben iſt meiſtens kurz, und wenn es lang wird, iſt es wiederum kein eigentliches Leben mehr, und man ſoll den Augenblick ergreifen, wenn man einem Freunde, einem

Gleichgeſinnten ſein Herz erſchließen oder einem ſchönen Mädchen das Buſentuch lüften kann. Es hat lange gedauert, bis ich den Meiſtervers: „Willſt Du ewig ferne ſchweifen ꝛc.“ begreifen konnte. Ja, ich verſprech' es, das kleinliche Gefühl, kleinlich zu erſcheinen, ſoll mich nie mehr befangen, wenn ich Ihnen Konfeſſionen machen möchte.“ Faſt diplomatiſch kühl und berechnungsvoll lauten, im Vergleich mit ſolchen, trotz der humoriſtiſchen Form überaus herzlichen Geſtändniſſen, die vornehmen Worte, mit denen Immermann ſich beim Erſcheinen des dritten Bandes der „Reiſebilder“ gegen Michael Beer über Heine äußert[179]): „Er hat ſich neuerdings wieder mir genähert und mir mehrere Briefe geſchrieben in ſeiner kindlich zutraulichen, drolligen Weiſe . . . Seine Replik in der Platen'ſchen Sache iſt idealiter zwar ſchwer zu vertreten, doch verdient er, als eine wahrhaft produktive Natur, daſs man ſeinerſeits thue, was man kann, um ihn zu halten . . . Er ſchickt mir vier enggeſchriebene Bogen über „Tulifäntchen“, mit (meiſt metriſchen) Bemerkungen, die größtentheils ungemein fein und wahr ſind. Dieſer Beweis von Antheil hat mich natürlich ſehr erfreut, und ich muſs ihm daher ſchon, wie Sie begreifen, aus Pietät die Stange halten.“ In welcher Art Immermann dieſer Abſicht nachgekommen ſein mag, war nicht zu ermitteln; öffentliche Äußerungen von ihm über Heine liegen, außer der mehrfach erwähnten Kritik ſeiner erſten Gedichtſammlung, nicht vor. —

Schon im November 1821 hatte H. Heine im „Geſellſchafter“ eine Reihe von Scenen aus dem „Almanſor“ mitgetheilt. Achtzehn Monate ſpäter — im April 1823 — kamen bei Ferdinand Dümmler in Berlin die „Tragödien, nebſt einem lyriſchen Intermezzo“ heraus. Varnhagen war wieder der Erſte, welcher die neue literariſche Erſcheinung im „Geſellſchafter“[180]) mit einigen freundlichen Worten begrüßte, die freilich nur aphoriſtiſch den Standpunkt andeuteten, den eine ſorgſame und redliche Kritik dieſem Buche gegenüber einnehmen ſollte. Es ward vor Allem die geiſtige Einheit des poetiſchen Stoffes betont: „Die ſcheinbar getrennten Stücke, in Koſtüm und Form ſo verſchieden, ſind deſshalb nicht für ſich beſtehende Gebilde; ſie ſind vielmehr, die beiden Dramen und die verbindende Lyrik, nur Glieder Eines Ganzen, Facetten Einer Dichtung, das ganze Buch nur Ein Gedicht.“ Von dem Lobe, das Varnhagen den Tragödien ertheilt, wird eine gerechte Kritik freilich die Behauptung wegſtreichen müſſen, daſs es dem Verfaſſer gelungen ſei, „in den Dramen eben ſo wahrhaft dramatiſch, wie in den Liedern echt lyriſch zu ſein"; aber ſie darf unbedingt beipflichten, wenn von letzteren gerühmt wird, „wie gedrungen, frei, reizend und kraftvoll die Tonart des alten deutſchen Volksliedes hier in dem neueſten Stoffe vom heutigen Tage ſich bewegt; wie kühn und gewagt, und wie glücklich im Wagen, hier Bilder und Ausdruck einer Stimmung folgen, deren widerſprechende Beſtandtheile in dem wunderbarſten Bitterſüß geſteigert vereinigt ſind." Trotz der beiläufigen Mahnung, „daß auch bei dem entſchiedenſten Talent und glücklichſten Genie der Dichter ſich dieſen Gaben nicht unbedingt überlaſſen, ſondern ein ethiſches Bewuſſtſein über jenen bewahren möge, damit er vor dem Abwege des Willkürlichen und Abſtruſen bewahrt bleibe," wird doch das vorliegende Buch als „ein würdiger Fortſchritt auf einer Bahn bezeichnet, die ihm mannigfache Kränze ſchon gewährt, andere verheißt, und keinen als unerreichbar im Voraus abſpricht."

Faſt gleichzeitig mit der Varnhagen'ſchen Empfehlung, erſchien in dem von Dr. Auguſt Kuhn herausgegebenen „Freimüthigen" [191]) eine anerkennende Kritik der Tragödien und der ihnen hinzugefügten, gleichſam ein Monodram bildenden, lyriſchen Gedichte. Von letzteren wird bemerkt: „Dieſe Lieder, meiſtens im Volkstone gehalten, gleichen aber nicht jenen kindiſchen Weiſen, in denen ſich unſere modernen Ultraromantiker gefallen, die tändelnd à la Hoffmannswaldau und Lohenſtein, uns den Nibelungenhort, den Kölner Dom, den Rheinſtrom — aut flumen Rhenum, aut pluvius describitur arcus, nach Vater Flaccus — in unendlichen Variationen vorreimen." Den unverkennbaren Zuſammenhang Heine's mit der romantiſchen Schule giebt der Recenſent freilich zu; aber mit einem Seitenhiebe auf E. T. A. Hoffmann und Karl Immermann hebt er hervor: „Unbekümmert um das imitatorum servile pecus, das, weil ein Höllenbreughel theuer bezahlt wird, ebenfalls Fratzenbilder malt, oder das mit kaum ausgewachſenen Beinen in die Fußtapfen des Rieſen Shakſpear treten will, geht unſer Verfaſſer ſeine eigene Bahn, nicht ängſtlich folgen den Muſtern und Meiſtern, auf die man allenfalls — imitatorum rite ſich ſtützen und berufen kann . . . Seine Muſe gefällt ſich ſogar i gewiſſen kecken Situationen, die wir zwar bewundern müſſen, aber nich billigen können. Der Dichter, beſonders der lyriſche, darf nicht geradez das Heiligſte im Menſchen, wenn auch nur durch einen Anklang, verletze wollen. Dies geſchieht aber ſowohl in einigen Liedern der hier beſprochene

Sammlung, als in mehreren andern Gedichten des Verfaſſers, wovon wir erſt kürzlich eins („Mir träumt: ich bin der liebe Gott“) in dem „Weſtteutſchen Muſenalmanach auf das Jahr 1823“ gefunden haben. Nicht zähle uns der Verfaſſer, dieſes Einwurfs wegen, zu jenen myſtiſch frommen Seelen, die da zuſammenfahren und laut aufſchreien, wenn der ein wenig rauhe, übrigens aber gar geſunde Nordwind ihnen die Naſe beſtreicht. Wir können, gottlob! den Nordwind noch vertragen, und verbrennen auch nicht im frommen Eifer die Werke Sr. brittiſchen Herrlichkeit, des Lord Byron, obgleich wir bekennen, und mit uns geſteht es gewiß die Mehrzahl der Byron'ſchen Leſer, daß nicht gerade die Ähnlichkeit, die der edle Lord in ſeiner Phyſiognomie mit dem Höllenfürſten hat, Das iſt, was uns ſeine Schriften ſo intereſſant macht.“ — Auch die Bitterkeit wird getadelt, mit welcher der Dichter ſeine Geliebte verfolgt: „Hat ihm denn die Liebe ſo gar nichts Süßes geboten? Doch wir vergeben ihm bald, ja es ergreift uns eine gewiſſe Wehmuth, wenn er ſeinem Liebchen zuruft:

Vergiftet ſind meine Lieder;
Wie könnt' es anders ſein?
Du haſt mir ja Gift gegeſſen
Ins blühende Leben hinein.

Der Recenſent im „Freimüthigen“ macht ebenfalls ſchon darauf aufmerkſam, welch ein Schatz dieſe Liederſammlung für einen geiſtreichen Komponiſten ſei, und ſchließt, nach Mittheilung einiger Stellen aus der Hauptſcene des „Almanſor,“ mit den Worten: „Dieſe Scene ſei zugleich ein Beweis, daß der Verfaſſer romantiſch auszuſchmücken verſtehe, ohne jedoch in den Fehler der Karikatur zu verfallen, wie Dies faſt alle unſere neueren Romantiker thun. Herr Heine ſcheint uns wie wenige Andere berufen zu ſein, das Romantiſche mit dem Plaſtiſchen zu vereinigen, und eine Vereinigung thut noth. Iſt doch vor langer Zeit ſchon der unſterbliche Herder als das Muſter einer ſolchen Vereinigung vorangegangen, Herder, der das καλός κἀγαθός eines wahrhaften Griechen mit der uneingeſchränkten Menſchenliebe eines wahrhaften Chriſten verband.“

Über den Werth und Erfolg ſeiner „Tragödien“ hat ſich Heine in jüngeren Jahren auffallend getäuſcht. „Ich weiß, man wird ſie ſehr herunter reißen; aber ich will dir im Vertrauen geſtehen: ſie ſind ſehr gut, beſſer als meine Gedichteſammlung, die keinen Schuß Pulver werth iſt.“

ſchrieb er bei Überſendung der Tragödien an Steinmann 102). Beſonders hoch ſtellte er den „Ratcliff," und der Kritiker wird heut zu Tag lächeln, wenn er in den Widmungszeilen an Rudolph Christiani 103) den Ausſpruch:

Ich und mein Name werden untergehen,
Doch dieſes Lied muß ewiglich beſtehen" —

oder die ähnlich lautenden Worte in einem Briefe an Immermann 104) lieſt: „Ich bin von dem Werthe dieſes Gedichtes überzeugt, denn es iſt wahr, oder ich bin ſelbſt eine Lüge; alles Andere, was ich geſchrieben und noch ſchreibe, mag untergehen und wird untergehen." — Zu deſto größerer Popularität gelangte mit Recht das „Lyriſche Intermezzo." Was zunächſt die einſchmeichelnd ſangbare Form dieſer Gedichte betrifft, ſo hat Heine nie ein Geheimnis daraus gemacht, daß ihm bei Abfaſſung derſelben vorzüglich die älteren deutſchen Volkslieder und die volksliedartigen Weiſen neuerer Dichter als Muſter gedient. „Bei den kleinen Liedern", bemerkt er in einem Briefe an Maximilian Schottky 105), der 1819 in Gemeinſchaft mit Franz Ziska eine Sammlung öſterreichiſcher Volkslieder herausgab 106), „haben mir Ihre kurzen öſtreichiſchen Tanzreime mit dem epigrammatiſchen Schluſſe oft vorgeſchwebt." Und an Wilhelm Müller, den Verfaſſer der „77 Gedichte eines reiſenden Waldhorniſten" ſchreibt er 107): „Ich bin groß genug, Ihnen offen zu bekennen, daß mein kleines „Intermezzo"-Metrum nicht bloß zufällige Ähnlichkeit mit Ihrem gewöhnlichen Metrum hat, ſondern daß es wahrſcheinlich ſeinen geheimſten Tonfall Ihren Liedern verdankt, indem es die lieben Müller'ſchen Lieder waren, die ich zu eben der Zeit kennen lernte, als ich das „Intermezzo" ſchrieb. Ich habe ſehr früh ſchon das deutſche Volkslied auf mich einwirken laſſen; ſpäterhin, als ich in Bonn ſtudierte, hat mir Auguſt Schlegel viel' metriſche Geheimniſſe aufgeſchloſſen, aber ich glaube erſt in Ihren Liedern den reinen Klang und die wahre Einfachheit, wonach ich immer ſtrebte, gefunden zu haben. Wie rein, wie klar ſind Ihre Lieder, und ſämmtlich ſind es Volkslieder. In meinen Gedichten hingegen iſt nur die Form einigermaßen volksthümlich, der Inhalt gehört der konventionellen Geſellſchaft. Ja, ich bin groß genug, es ſogar beſtimmt zu wiederholen, und Sie werden es mal öffentlich ausgeſprochen finden, daß mir durch die Lektüre Ihrer 77 Gedichte zuerſt klar geworden, wie man aus den alten vorhandenen Volksliederformen neue Formen bilden kann, die ebenfalls volksthümlich ſind, ohne daſs man nöthig hat, die alten Sprachholperigkeiten und Unbeholfenheiten nachzuahmen. Im zweiten Theil Ihrer Gedichte fand ich die Form noch reiner, noch durchſichtig klarer — doch was ſpreche ich Viel vom Formweſen, es drängt mich mehr, Ihnen zu ſagen, daſs ich keinen Liederdichter außer Goethe ſo ſehr liebe wie Sie. Uhland's Ton iſt nicht eigenthümlich genug und gehört eigentlich den alten Gedichten, woraus er ſeine Stoffe, Bilder und Wendungen nimmt. Unendlich reicher und origineller iſt Rückert, aber ich habe an ihm zu tadeln, was ich an mir ſelbſt tadle: wir ſind uns im Irrthum verwandt, und er wird mir oft ſo unleidlich, wie ich es mir ſelbſt werde. Nur Sie, Wilhelm Müller, bleiben mir alſo rein genießbar übrig, mit Ihrer ewigen Friſche und jugendlichen Urſprünglichkeit . . . Ich bin eitel genug, zu glauben, daſs mein Name einſt, wenn wir Beide nicht mehr ſind, mit dem Ihrigen zuſammen genannt wird." — Heine deutet in dieſer Vergleichung ſeiner eigenen mit den Wilhelm Müller'ſchen Gedichten ſehr beſcheiden, ja, halb unter einem Tadel verſteckt, das Hauptverdienſt und die Haupturſache der großen Wirkung ſeiner kleinen Lieder an. Zu der Zeit, als die älteren Volkslieder entſtanden, hatte das geſammte Leben einen bei Weitem einfacheren Inhalt, als heute, das Band einer gemeinſamen ſittlichen und religiöſen Anſchauung umſchlang die verſchiedenen Kreiſe der Nation, die Bildung der höheren Stände erhob ſich nicht allzu glänzend über das Bildungs-Niveau der allgemeinen Volksmaſſe, und das Lied des Sängers drang Allen zu Herzen, weil zu ſeiner Aufnahme und ſeinem Verſtändniſſe nicht die Vorausſetzung einer ſchweren Gedankenarbeit erforderlich war. Seit der Reformation und der aus ihr hervorgeblühten höheren Entfaltung des geiſtigen Lebens hatte ſich dieſer naivere Kulturzuſtand allmählich verändert: die Pioniere des Gedankens waren der trägen Maſſe des Volkes kühn vorangeeilt, die wiſſenſchaftliche Bildung der Erſteren trat in einen grellen Kontraſt zu der ſtabil gebliebenen Geiſteseinfalt der Letzteren, und dem Dichter war die unerquickliche Alternative geſtellt, entweder in gelehrter Kunſtpoeſie dem tieferen Ideengang des Jahrhunderts Ausdruck zu verleihen und dadurch ſeinem Liede den höchſten Preis, die unmittelbare Wirkung auf das Herz der Menge, zu entziehen, oder die alten, vertraut klingenden Formen mit einem überlieferten Inhalte zu füllen, der dem fortgeſchrittenen Bewuſstſein der gebildeten Klaſſen als ein überwundener Standpunkt, als ein kindiſches Getändel, wenn nicht gar als eine unwürdige Konceſſion der

Heuchelei und Lüge, erſcheinen muſſte. Im einem Falle verlor der Poet den ermuthigenden Applaus der höchſtentwickelten Geiſter, im andern die Zaubergewalt über das Gemüth der ſchlicht einfältigen Hörer. Die Beſtrebungen der romantiſchen Schule hatten an dieſem Verhältniſſe Wenig gebeſſert; ſie hatten dasſelbe eher noch mehr verwirrt, indem ſie dem gebildeten Theile des Publikums den überlebten Kulturinhalt einer vergangenen Zeit wieder aufdrängen wollten, und der großen Menge die kaum minder abſurde Zumuthung ſtellten, mit einem ungeſchulten Verſtande den Gaukelſprüngen einer raffiniert ſymboliſchen Auslegung der Glaubenslehren und Sittengeſetze zu folgen. Hier lag unzweifelhaft eine Aufgabe vor, die gelöſt werden muſſte, wenn die Dichtkunſt wieder einen gedeihlichen Aufſchwung nehmen, wenn ſie höheren Zwecken gerecht werden ſollte. Um die Kluft zu überbrücken, welche das fauſtiſch zwieſpältige, unruhig vorwärtsſtrebende Bewuſſtſein der Bildungsariſtokraten von der lethargiſch ſtumpfen Geiſtesruhe des großen Haufens ſchied, war es nöthig, eine Form zu finden, welche ebenſo warm und innig wie das alte Volkslied zum Herzen ſprach, dabei aber hinlänglich dehnbar war, um einen tieferen Inhalt in ſich aufzunehmen. Manche Dichter der letzten Zeit hatten die eine oder die andere Seite dieſer Aufgabe mehr oder minder ernſthaft ins Auge gefaſſt; aber entweder litt, wie bei Herder und Novalis, die treuherzige Naivetät unter dem Gewicht philoſophiſcher Gedanken, oder ſie wurde, wie in Wilhelm Müller's reizenden Handwerksburſchen- und Müller-Liedern, ſchließlich doch wieder nur um den Preis einer Verzichtleiſtung auf den höheren Ideeninhalt gewahrt. Am glücklichſten wuſſte noch Goethe die eine wie die andere Klippe zu umſchiffen; aber der blumengeſchmückte Nachen ſeines Liedes ſchaukelte ſich meiſt nur fröhlich im Sonnenſchein auf der blauen Fluth, und wagte ſich ungern hinaus in den tobenden Sturm der Leidenſchaft, in das Chaos wild erregter Gefühle und dämoniſch aufgewühlter Gedanken. H. Heine war der Erſte, welcher den Muth beſaß, dem modernen Kulturmenſchen die Zunge zu löſen, und ihm für all das komplicierte Weh, das ihm die Bruſt beklemmte, eine Sprache zu verleihen, die ebenſo reich an ſchlichten, unmittelbar ergreifenden Naturlauten der Empfindung war, wie die Sprache jener älteren Volkslieder.

Das Thema, welches dem „Lyriſchen Intermezzo" zu Grunde liegt — die Feier einer unglücklichen Liebe — iſt an ſich freilich ſo alt wie die Welt. Dennoch erſcheint es völlig neu durch die Behandlungsart. Die hier beſungene Liebe iſt nicht das freudige Hoffen oder wehmuthsvolle Entſagen des einfachen Naturkindes, ſondern, wie eben bemerkt, die Liebe des modernen Kulturmenſchen, das durch jedes Raffinement des Gedankens, der Sinnlichkeit, und der ſelbſtquäleriſch brütenden Leidenſchaft geſteigerte Luſt- und Schmerzgefühl. Etwas ſonderbar Willkürliches, romantiſch Ungeſundes lag freilich in der Gewaltſamkeit dieſes Verlangens nach Erwiderung einer Liebe, die von Anfang an abſeiten des Mädchens keine warme Ermuthigung fand, und die mit der erträumten Gegenliebe vorherrſchend auf die Hallucinationen der Phantaſie geſtellt war — aber die Leiden, welche uns die Phantaſie erſchafft, ſind nicht minder tief und quälend, als anderes Leid; ſie ſind vielleicht noch bitterer, weil wir ſie uns ſelbſt bereiten, und weil wir um ſo eigenſinniger an der Täuſchung feſthalten, je ſchwerer ſich die Eitelkeit zu dem Geſtändniſſe bequemen mag, daſs wir einen thörichten Traum geträumt! Was kam übrigens für die Beurtheilung der Gedichte viel darauf an, ob der Verfaſſer ein Recht zur Hoffnung gehabt, oder ſeit Anbeginn hoffnungslos geliebt hatte? Eins war unzweifelhaft: ſo ſchmerzlich wahr hatte nie zuvor ein Poet das Weh unerwiderter Liebe beſungen, und wahrlich, wem nicht ein Herz von Stein im Buſen ſaſs, Der konnte nicht gefühllos bleiben bei dieſen wild leidenſchaftlichen, ſüſs träumenden, bald ſchrill auflachenden, bald wieder wie ſanftes Wellengemurmel dahinfluthenden Accorden. Statt die als treulos dargeſtellte Geliebte zu verfluchen, ſtatt ſich in wilden Läſterungen zu ergehen, ſucht der Dichter zuerſt nur ſeinen Schmerz einzuſchläfern; er ſingt ihm ein Wiegenlied — leiſe — leiſe, — und dann wieder ſchreit er plötzlich empor aus dem Abgrund ſeiner Qualen, ſo laut, ſo gellend, daſs alle Saiten unſerer Seele gewaltſam nachzucken, und erſt im nächſten Liede ſich wieder beruhigen. Manchmal auch hält er ſolch eine Stimmung mit dämoniſcher Wolluſt der Schmerzen feſt und gönnt ſich gar keine Befreiung, ſondern wühlt ſich tiefer und tiefer in alle Konſequenzen des martervollen Gedankens hinein, von welchem er ausging; ſo in den drei auf einander folgenden, vorhin mitgetheilten Liedern: „Wie die Wellenſchaumgeborene,“ „Ich grolle nicht,“ und „Ja, du biſt elend.“

Der geiſtige Zuſammenhang zwiſchen den einzelnen Gedichten des „Lyriſchen Intermezzos“ iſt bewundernswerth, und rechtfertigt faſt die Bezeichnung derſelben als Monodram. Die erſten elf Nummern ſchildern das Aufgehen der Liebe im Dichterherzen im wunderſchönen Monat Mai,

— einer elfenzarten Liebe, die ihr Sehnen in den Kelch der Lilie taucht, auf Flügeln des Geſanges die Geliebte in ein ſtilles Märchenland hinüberträgt, und ſie mit der Lotosblume vergleicht, die nur dem Mondenſtrahle ihr frommes Blumengeſicht zu entſchleiern wagt. Dann kommt die Enttäuſchung (Nr. 12—17), aber langſam und zögernd, nicht wie das jähe, ſchreckvolle Erwachen aus einem beglückenden Traume:

Du liebſt mich nicht, du liebſt mich nicht,
Das kümmert mich gar wenig;
Schau' ich dir nur ins Angeſicht,
So bin ich froh wie'n König.

Du haſſeſt, haſſeſt mich ſogar,
So ſpricht dein rothes Mündchen;
Reich mir es nur zum Küſſen dar,
So tröſt' ich mich, mein Kindchen.

In dieſen Worten liegt offenbar keine Überzeugung von der bitteren Wahrheit, kein ernſtes Gefühl, daß die Liebe des Dichters eine vergebliche ſei, und die zunächſt folgenden Lieder ſprechen, neben den leichtfertigſten Scherzen über die grauſame Hartherzigkeit der Geliebten, doch zumeiſt die geheime Erwartung des endlichen Sieges über ihren Widerſtand aus. Die letzte Illuſion ſchwindet erſt durch ihre Vermählung mit einem anderen Manne (Nr. 18—21), und nun erſt macht der neckiſche Ton einem ſchwermüthigem Ernſte Platz. Die Klage wird zur Anklage gegen die treuloſe Maid und gegen die eigene Thorheit (Nr. 22—32); Blumen, Sterne und Nachtigallen, die ganze Natur wird in Mitleidenſchaft gezogen, und vermag keinen Troſt zu gewähren; inmitten der leuchtenden Frühlingspracht ſehnt ſich der Dichter verzweiflungsvoll ins dunkle Grab, und wünſcht dort in den Armen des todten Liebchens zu ſchlafen bis über den jüngſten Tag (Nr. 33 und 34). Das Auge weint ſich endlich aus, die Verzweiflung tobt ſich müde, und der Spott erhebt ſein ironiſches Lachen (Nr. 37, 38, 54, 56, 58, 59). Aber wie ſehr der höhniſche Verſtand ſich brüſte und blähe, die alte Liebe iſt ſtärker als er, die Erinnerung führt ihre geſpenſtiſchen Nebelbilder herauf, die Sinnlichkeit lodert empor mit wildem Verlangen (Nr. 39—64), und dazwiſchen ſchrillt wieder der finſtere Gedanke, daß auch die Geliebte elend ſei (Nr. 55, 63, 64, 66, 70), elend durch ihren Verrath, elend in den Armen eines ungeliebten Gatten, elend weil ſie dennoch den verlaſſenen Dichter liebe!

Von zaubervoller Wirkung iſt im „Lyriſchen Intermezzo,“ wie überhaupt in der Heine'ſchen Lyrik, das ſymboliſche Hineinragen des Naturlebens in die Ereigniſſe und Stimmungen der Menſchenwelt. Wie der Frühling an allen Bäumen die jungen Knoſpen und Keime weckt, ſo keimt und knoſpet auch die Liebe im Monat Mai, der Sommer bringt hier wie dort die Entfaltung, und im Herbſte welkt mit den Blättern und Blumen auch die Liebe ins Grab.

Die Linde blühte, die Nachtigall ſang,
Die Sonne lachte mit freundlicher Luſt;
Da küßteſt du mich, und dein Arm mich umſchlang,
Da preßteſt du mich an die ſchwellende Bruſt.

Die Blätter fielen, der Rabe ſchrie hohl,
Die Sonne grüßte verdroſſenen Blicks;
Da ſagten wir froſtig einander „Lebwohl!“
Da knixteſt du höflich den höflichſten Knix.

Dies Gedicht könnte als Motto im Anfang des ganzen Cyklus ſtehen — ſo bezeichnungsvoll deutet es jene Naturſymbolik an, welche gleichſam ein magiſches Licht über die Vorgänge im Menſchenherzen ergießt. Wir haben früher darauf hingewieſen, welchen Unfug die Romantiker mit ihrer tollen Verzerrung der Natur zu phantaſtiſchen Spukbildern trieben, wie ſie Milchſtraßen mit Milchſtraßen tanzen, Sterne mit Sternen herumwirbeln ließen, und wie die Natur ihnen zuletzt meiſtens als eine unheimlich feindſelige Gewalt erſchien. Anders ſtellt ſie ſich Heine dar. Für ihn iſt ſie, wie für Uhland und Eichendorff, eine freundlich tröſtende Macht, die der Dichter pantheiſtiſch beſeelt und belebt, in die er wie in einen Spiegel hineinſchaut, die er theilnehmen läßt an menſchlichen Stimmungen, die ihm nicht bloß Offenbarung, ſondern Siegel und Keim des Geiſtes iſt, und bei welcher er Troſt und Heilung für das eigene Leid, jubelndes Mitgefühl für die eigene Freude ſucht. Schon in der erſten Gedichtſammlung Heine's liefert die Romanze: „Der Traurige“ [100]) ein charakteriſtiſches Beiſpiel von dieſer erträumten Theilnahme der außermenſchlichen Natur an den Gemüthszuſtänden des Menſchen:

Mitleidvolle Lüfte fächeln
Kühlung ſeiner heißen Stirn.

Aus dem wilden Lärm der Städter
Flüchtet er ſich nach dem Wald,
Luſtig rauſchen dort die Blätter,
Luſt'ger Vogelſang erſchallt.

Doch der Sang verſtummet balde,
Traurig rauſchet Baum und Blatt,
Wenn der Traurige dem Walde
Langſam ſich genähert hat.

Im „Lyriſchen Intermezzo" redet der Dichter mit der Natur faſt wie mit einem lieben Gefährten, in deſſen treue Bruſt er all ſein Weh ausſchütten und ſich der rührendſten Sympathie verſichert halten darf:

Und wüßten's die Blumen, die kleinen,
Wie tief verwundet mein Herz,
Sie würden mit mir weinen,
Zu heilen meinen Schmerz.

Und wüßten's die Nachtigallen,
Wie ich ſo traurig und krank,
Sie ließen fröhlich erſchallen
Erquickenden Geſang.

Und wüßten ſie mein Wehe,
Die goldnen Sternelein,
Sie kämen aus ihrer Höhe,
Und ſprächen Troſt mir ein.

Die Alle können's nicht wiſſen,
Nur Eine kennt meinen Schmerz,
Sie hat ja ſelbſt zerriſſen,
Zerriſſen mir das Herz.

Warum ſind denn die Roſen ſo blaß,
O ſprich, mein Lieb, warum?
Warum ſind denn im grünen Gras
Die blauen Veilchen ſo ſtumm?

Warum ſingt denn mit ſo kläglichem Laut
Die Lerche in der Luft?
Warum ſteigt denn aus dem Balſamkraut
Hervor ein Leichenduft?

Warum ſcheint denn die Sonn' auf die Au
So kalt und verdrießlich herab?
Warum iſt denn die Erde ſo grau
Und öde wie ein Grab?

Warum bin ich ſelbſt ſo krank und ſo trüb,
Mein liebes Liebchen, ſprich!
O ſprich, mein herzallerliebſtes Lieb,
Warum verließeſt du mich?

Die Mitternacht war kalt und ſtumm;
Ich irrte klagend im Wald herum.
Ich habe die Bäum' aus dem Schlaf gerüttelt;
Sie haben mitleidig die Köpfe geſchüttelt.

In dieſen und zahlreichen ähnlichen Gedichten iſt der Pantheismus, mit dem die romantiſche Schule unentſchloſſen geliebäugelt hatte, Naturſprache des Herzens geworden, und Heine hat hier, wie in ſo vielen anderen Fällen, durch die poetiſche That praktiſch ausgeführt, was bei den meiſten der früheren Romantiker ein theoretiſches Poſtulat geblieben war. Die Nachwirkung der Romantik iſt freilich auch noch in dieſem Liedercyklus überall leicht zu erkennen: in der Sehnſucht nach Indien mit ſeinen Lotosblumen, und nach dem Zauberlande, das aus alten Märchen hervorwinkt, — in der mondbeglänzten Geiſterinſel, wo der Nebeltanz wogt, — in der Romanze vom Königskinde mit naſſen, blaſſen Wangen, das Nachts zum Geliebten aus dem Grabe kommt, — in den Schattengeſtalten, die ſpöttiſch zum Wagen herein nicken und wie Nebel zerquirlen, — in dem Märchen vom Zaubergarten, wo der Rieſe der Wildnis das ſtumme Liebespaar ſtört, — in den Traumbildern von der Geliebten, die des verlaſſenen Liebſten nächtlich am Thore harrt, oder ihn am jüngſten Tage mit ſüßem Gekoſe aus dem Grabe weckt; — aber wie beſtimmt und greifbar ſind dieſe phantaſtiſchen Bilder gezeichnet, und welche mächtige Wirkung üben durch ſolche Klarheit der Zeichnung ſelbſt jene einfachen Stimmungslieder aus, in denen der Dichter, wie in den Strophen vom Fichtenbaum und der Palme, ſeine Schmerzen unter einem vieldeutigen Bilde beſingt, das dennoch keiner Erklärung bedarf! Am merkwürdigſten in dieſer Beziehung iſt das folgende kleine Gedicht, in welchem ein durchaus romantiſches Gefühl durch die plaſtiſche Ausmalung des Bildes den unheimlich trauervollſten Effekt hervorbringt:

Am Kreuzweg wird begraben,
Wer ſelber ſich brachte um;
Dort wächſt eine blaue Blume,
Die Armeſünderblum'!

Am Kreuzweg ſtand ich und ſeufzte;
Die Nacht war kalt und ſtumm.
Im Mondſchein bewegte ſich langſam
Die Armeſünderblum.

So anerkennend im Allgemeinen dieſe Lieder ſchon bei ihrem erſten Erſcheinen aufgenommen wurden, fehlte es doch auch nicht an ſcharfem Tadel der überkecken Weiſe, in welcher der junge Dichter den herkömmlichen Begriffen von Religion, Moral und bürgerlicher Sitte Trotz bot. Wir ſahen, daß ſchon Varnhagen und der Recenſent im „Freimüthigen" ein leiſes Bedenken über dieſen Punkt äußerten. Ernſtlicher berührte Wilhelm Häring — oder, wie er ſich als Schriftſteller nannte, Willibald Alexis — dies Thema in einer umfangreichen Beſprechung der „Tragödien," die er in den Wiener „Jahrbüchern der Literatur" [199] abdrucken ließ. Er bemerkte zunächſt über das „Lyriſche Intermezzo," daß dieſe Gedichte, „nach dem (urſprünglichen) Introduktionsliede zu ſchließen, worin es heißt:

Aus meinen Thränen ſprießen
Viel' blühende Blumen hervor,
Und meine Seufzer werden
Ein Nachtigallenchor —

voll orientaliſchen Bilderſchwulſtes ſein müßten. Dies iſt jedoch nicht der Fall. Die Bilder des Verfaſſers ſind oft kühn, noch häufiger ſeltſam, aber im Ganzen genommen ſind die Gefühle dadurch nur einfach ausgedrückt. An morgenländiſchen Pomp erinnert kaum eins oder das andere Bild, wohingegen bei manchen zarten Geiſtern die zu derben oder aus den gemeinen Sphären des Lebens entnommenen Gleichniſſe Anſtoß erregen könnten. Dem Referenten ſcheinen ſie indeſſen ganz aus der individuellen Anſchauungsweiſe des Verfaſſers hervorzugehn, eines Dichters, der nun einmal im Leben lebt, und mit ſcharfem Blicke in die geheimeren Falten deſſelben eindringt, ohne ihn dabei häufig nach oben zu erheben." —

„Alle Gedichte," fährt der Recenſent fort, ſind durchaus erotiſcher Natur, aber ſie weichen völlig von unſern gewöhnlichen ſchmachtenden und tändelnden Liebesgedichten ab. Die Geliebte wird nicht, nach orientaliſcher Art, mit allen Wundern und Wunderwerken der Schöpfung verglichen, auch wird ſie keineswegs ſo hoch über die Erde geſtellt, daß man im blauen Wolkennebel ihre verſchwindende Geſtalt nicht unterſcheiden kann. Im Gegentheil wird ſie uns in eine ſolche Nähe geführt, daß man ſich faſt zurückziehn möchte, in der Beſorgnis, der Dichter habe ſich verſehen, und etwa im Rauſche Das, was aller Welt verborgen bleiben und nur ihm erſchloſſen ſein ſollte, zum Vorſchein gebracht. Da ſehen wir denn, daß es ein Weſen mit Fleiſch und Bein iſt, von deſſen Seele und Herzen auch mitunter geredet wird, das aber, wenn Beides in Konflikt geräth, nur durch ſeinen Leib intereſſiert. Der Dichter lüftet zuweilen den Vorhang ſo weit, daß auch der Nimbus verſchwindet, und wir unter der Geliebten ſolche Weſen entdecken, deren Liebe zu erwerben Jedermann nur mäßige Koſten verurſachen dürfte. So iſt denn die geſchilderte Liebe weniger eine Schilderung der geiſtigen Verzückung, als des irdiſchen Genuſſes. Die Fleiſchpartien ſind hier oft mit ſo lebendigen Farben gemalt, daß ſich die Dichterzunft verwundert anblicken und fragen könnte: woher hat er ſie entnommen? Auch hierbei kann man ihm übrigens eben ſo wenig als anderwärts vorwerfen, daß er überlüde, im Gegentheil iſt mit den möglichſt wenigen Worten das möglichſt klare Bild wieder gegeben." Im weiteren Verfolg ſeiner Kritik tadelt Alexis die höhnende Verletzung des religiöſen Gefühls in einzelnen Liedern, und ſchließt mit der Mahnung an den Dichter, ſich durch den Erfolg ſeines erſten originellen Auftretens nicht verleiten zu laſſen, in derſelben Manier fortſchreiben zu wollen. Zugleich wird vor Nachahmung der letzteren gewarnt: „Dieſe Manier läßt ſich wohl am Ende erzwingen; aber ohne den lebendigen Geiſt, aus dem doch die Mehrzahl der Gedichte hervorgegangen iſt, müßten die populären Formen, die ſeltſamen Wendungen (vorausgeſetzt, daß man auch dieſe nachahmen kann) nur Widerwillen erregen, wo nicht gar lächerlich erſcheinen. Noch viel weniger mögen aber Andere ein Beiſpiel aus dieſen Gedichten daran nehmen, wie man ſich über die Konvenienz des Lebens hinausſchwingen könne. Wie das Leben in allen Verhältniſſen, ſo hat auch die Kunſt ihre einzwängenden Regeln, und wenn wir zur Beleuchtung einiger Auftritte der Spiegel bedürfen, um das Licht aufzufangen und verdoppelt wieder zu geben, müſſen wir über andere einen Vorhang niederlaſſen.“

Bei aller Bewunderung für die glänzende und originelle Form jener Lieder, können wir nicht umhin, uns dem Hauptvorwurfe anzuſchließen, welchen Alexis gegen die erotiſche Poeſie Heine's erhebt. Allerdings war durch die Nachahmungen orientaliſcher Dichtung, welche durch die romantiſche Schule in Schwung gekommen, und welchem auch Goethe im „Weſtöſtlichen Divan“ ſeinen Tribut gezollt, der bei den Völkern des Morgenlands herrſchende, vorwiegend ſinnliche Kultus der Frauenſchönheit zum Theil in die deutſche Lyrik hinüber gegangen; aber der materialiſtiſche Eindruck wurde gemildert durch die künſtliche Form und durch den fremdartigen Bilderſchmuck, unter denen ſich die verliebte Begehrlichkeit ſchamvoll verbarg. Wenn ein neumodiſcher Hafis an der Ilm oder Iſar ſein Liebchen unter dem Bilde einer flammenäugigen Suleika in zierlich gereimten Gaſelen mit orientaliſch aufgebauſchten Metaphern beſang, ſo ſchrieb der Leſer die üppig brennenden Farben auf Rechnung des morgenländiſchen Kolorits, und vergoß die etwaige Frivolität des Gedankens über der ſeltſamen Hülle, in die er gekleidet war. Gerechten Anſtoß jedoch muſſte es erregen — und nicht bloß bei beſonders prüden Naturen, ſondern bei allen keuſchen Gemüthern, — wenn die Heine'ſche Muſe zu Zeiten, ſich jedes Bildergewandes entäußernd, in nackteſter Natürlichkeit die Poſituren einer Bajadere annahm, und ihr ſinnliches Verlangen in den Schmeicheltönen der altbekannten Volkslieder ausſprach. Es iſt ein frecher Cynismus, wenn der Dichter dem Gegenſtand ſeiner Liebe die Forderung zuruft:

Du ſollſt mich liebend umſchließen,
Geliebtes, ſchönes Weib!
Umſchling mich mit Armen und Füßen
Und mit dem geſchmeidigen Leib!

und die angehängte Schlußvergleichung:

Gewaltig hat umfangen,
Umwunden, umſchlungen ſchon
Die allerſchönſte der Schlangen
Den glücklichſten Laokoon —

welche, wie Alexis bemerkt, „dem Obſcönen eine plaſtiſch-antike Haltung geben ſoll, erhöht nur die Lüſternheit des Bildes, das man ohne die gebildete Sprache nicht ertragen würde." Ebenſo verletzend iſt jenes andere Gedicht 199), welches die Geliebte in Leib und Seele zerlegt, und den erſteren auf Koſten der letzteren mit fauniſchem Bockshumor anpreiſt. Dieſe und ähnliche Beleidigungen der Schicklichkeit und des guten Geſchmacks ſind freilich beim Wiederabdruck des „Lyriſchen Intermezzos" im „Buche der Lieder" entfernt worden; aber die ſpäteren Gedichte Heine's beweiſen nur allzuſehr, daß er jener niedrigen orientaliſchen Anſicht, welche am Weibe nur die Körperſchönheit ſchätzt und geringen Werth auf deſſen geiſtige Vorzüge legt, auch nachmals unverändert treu blieb.

Wir wenden uns jetzt zur Beſprechung der Tragödien, die, wie gering immer ihr dramatiſcher Werth ſein möge, dennoch aus mehrfachen Gründen eine ernſtere Beachtung verdienen, als ſie ſeither gefunden haben. Als Heine den „Ratcliff" 1851 in die dritte Auflage ſeiner „Neuen Gedichte" hinübernahm, begleitete er den erneuten Abdruck mit den Worten: „Dieſer Tragödie oder dramatiſierten Ballade gewähre ich mit gutem Fug jetzt einen Platz in der Sammlung meiner Gedichte, weil ſie als eine bedeutſame Urkunde zu den Proceßakten meines Dichterlebens gehört. Sie reſümiert nämlich meine poetiſche Sturm- und Drang-Periode, die ſich in den „Jungen Leiden" des „Buchs der Lieder" ſehr unvollſtändig und dunkel kund giebt. Der junge Autor, der hier mit ſchwerer, unbeholfener Zunge nur träumeriſche Naturlaute lallet, ſpricht dort, im „Ratcliff", eine wache, mündige Sprache und ſagt unverhohlen ſein letztes Wort. Dieſes Wort wurde ſeitdem ein Loſungswort, bei deſſen Ruf die fahlen Geſichter des Elends wie Purpur aufflammen und die rothbäckigen Söhne des Glücks zu Kalk erbleichen. Am Herde des ehrlichen Tom im „Ratcliff" brodelt ſchon die große Suppenfrage, worin jetzt tauſend verdorbene Köche herumlöffeln, und die täglich ſchäumender überkocht." Dies Hineintragen der ſocialen Frage in die Tragödie, welches der Dichter in den angezogenen Worten ſo nachdrücklich betont, iſt jedoch zunächſt nur von ſekundärer Bedeutung. Mehr intereſſiert uns bei Beurtheilung des Gedichtes der Umſtand, daß der Verfaſſer dieſem ſelbſt die wunderliche Benennung einer „dramatiſierten Ballade" giebt. Nichts Anderes iſt in der That der „Ratcliff," und darin liegt ſeine Schwäche als Drama. Die bei den Romantikern übliche Vermiſchung der verſchiedenen Kunſtformen hat den Dichter zu dem Irrthume verlockt, einen Stoff von durchaus lyriſcher Art mit Einflechtung einer unheimlichen Ballade dramatiſch zu behandeln. Selbſt die Schickſalstragödien, über welche Heine, bevor er den „Ratcliff“ ſchrieb, ſich in ſeiner Recenſion des Smets'ſchen Trauerſpieles ſo mißbilligend äußerte, hatten den fataliſtiſchen Spuk kaum ſo weit über alle Grenzen der Vernunft hinaus in Scene geſetzt, wie es im „Ratcliff“ geſchah, deſſen Grundidee, nach der ausdrücklichen Verſicherung des Verfaſſers 191), ein Surrogat für das gewöhnliche Fatum ſein ſollte.“ Welch abſonderlicher Natur dieſe Grundidee iſt, ſehen wir am beſten aus einer Angabe des Inhalts.

Die kurze Handlung des Stückes, das eigentlich nur eine Schlußkataſtrophe iſt, hat zunächſt, wie die meiſten Schickſalsdramen, eine lange Vorgeſchichte, die aus der Vergangenheit als tragiſches Verhängnis in die Gegenwart hinübergreift. Die aus Herder's Überſetzung bekannte altſchottiſche Ballade: „Was iſt dein Schwert von Blut ſo roth?“ hat urſprünglich alles Unheil verſchuldet. Edward Ratcliff liebte Schön-Betty, die eines Tages allein in ihrem Zimmer ſaß und das Lied vor ſich hinſang:

„Was iſt dein Schwert von Blut ſo roth?
Edward? Edward?“ —
Da ſprang ins Zimmer plötzlich Edward Ratcliff,
Und ſang im ſelben Tone trotzig weiter:
„Ich habe geſchlagen mein Liebchen todt, —
Mein Liebchen war ſo ſchön, o!“

Darüber entſetzte ſich Schön-Betty ſo ſehr, daß ſie Edward nimmer wiederſehn wollte; um ihn zu ärgern, heirathete ſie den Laird Mac-Gregor, und Edward nahm aus Verzweiflungstrotz eine andere Frau, die ihm den Helden unſeres Stückes, William Ratcliff, gebar. Auch Schön-Betty gab einem Kinde, Maria, das Leben, und bald nachher flammte in beiden Vermählten die alte Liebe auf. Edward Ratcliff nahte ſich dem Schloſſe Mac-Gregor's, Schön-Betty ſtreckte ihm verlangend aus dem Fenſter die Arme entgegen, aber Mac-Gregor war Zeuge dieſer Scene; am andern Morgen lag Edward erſchlagen an der Schloßmauer, und Schön-Betty ſtarb vor Schreck. Beider Sinn und Schickſal, Leben und Lieben hat ſich nun fataliſtiſch auf ihre Kinder vererbt, denen ſie als zwei Nebelgeſtalten erſcheinen, die ſehnſüchtig die Arme nach einander ausſtrecken, ohne ſich erreichen zu können. Als Student beſucht William Ratcliff auf einer Ferienreiſe zufällig Mac-Gregor's Schloß, er ſieht Marien, und erkennt in ihr das Nebelbild ſeiner Träume; das dunkle Urgeheimnis ſeines Lebens iſt ihm plötzlich erſchloſſen;

er liebt Marien mit aller Leidenſchaft ſeiner jungen Seele, und ſie ſcheint ſeine Liebe zu erwidern, ſie ſpielt und ſcherzt mit ihm, ſie küſſt ihn und läſſt ſich küſſen — doch als er endlich vor ihr niederkniet, und ſie fragt: „Maria, liebſt du mich?“ da iſt er ihr plötzlich ein unheimliches Geſpenſt, das dem Nebelmanne gleicht, den auch ſie oftmals im Traum erblickte, mit ſeltſam ſcheuen Blicken und faſt mit Widerwillen ſieht ſie ihn an,

Und höhniſch kichernd ſprach ſie froſtig: Nein!

Der trotzig ſpröde Geiſt ihrer Mutter iſt in ſie gefahren, wie Edward's wilder Geiſt in ſeinen Sohn William. Dieſer verläſſt das Schloſs und reiſt nach London. Vergebens ſucht er im Gewühle der Hauptſtadt die Qual ſeines Herzens zu übertäuben, vergebens ſtürzt er ſich in das tollſte Leben —

Portwein, Champagner, Alles wollt' nicht fruchten,
Nach jedem Glaſe ward mein Herz betrübter.
Blondinen und Brünetten, keine konnt'
Forttändeln und fortlächeln meinen Schmerz.
Sogar beim Faro fand ich keine Ruh'.
Maria's Aug' ſchwamm auf dem grünen Tiſche,
Maria's Hand bog mir die Parolie,
Und in dem Bild der eckigen Coeur-Dame
Sah ich Maria's himmelſchöne Züge!
Maria war's, kein dünnes Kartenblatt;
Maria war's, ich fühlte ihren Athem,
Sie winkte: Ja! ſie nickte: Ja! — va banque!
Zum Teufel war mein Geld, die Liebe blieb.

Er wird Straßenräuber, und treibt in England ſein Weſen; aber die Liebe läſſt ihm keine Ruhe, ſie zieht ihn oftmals, wie mit unſichtbaren Eiſenarmen, nach Schottland hinüber, nur in Maria's Nähe kann er ruhig ſchlafen; denn er hat den fürchterlichen Schwur gethan, Jeden im Duell zu tödten, der ſich mit Marien vermähle. Schon zweimal hat er den ihr angetrauten Gatten in der Hochzeitsnacht erſchlagen, und der Neuvermählten mit zierlicher Verbeugung den Verlobungsring überreicht. Das Stück beginnt in dem Augenblicke, wo der Segen des Prieſters Marien mit ihrem dritten Gatten, dem Grafen Douglas, vereinigt hat. Ratcliff fordert auch Dieſen zum Zweikampfe heraus, und das Duell findet, trotz aller von Mac-Gregor getroffenen Vorſichtsmaßregeln ſtatt. Diesmal jedoch verläſſt das

Glück Ratcliff. Douglas verwundet ihn und ſchlägt ihm das Schwert aus der Hand, will ihn aber nicht tödten, da Jener ihm kurz vorher bei einem Überfall im Walde das Leben gerettet hat. Ratcliff wankt, geiſtig vernichtet, ins Schloß; als Maria ihn blutend und verwundet erblickt, nachdem die alte Amme Margaretha ihr eben die Geſchichte ihrer Mutter erzählt hat, erwacht in ihr die alte Liebe, ſie beſchwört ihn, vor ihrem Gatten und ihrem Vater zu fliehen, die ſchon verfolgend heran nahen da eilt Ratcliff mit ihr ins Brautgemach, erſticht Marien, erſchlägt den auf ihren Hilferuf hereinſtürzenden Mac-Gregor, und erſchießt ſich neben der blutigen Leiche der Geliebten. Die zwei Nebelgeſtalten aber erſcheinen von beiden Seiten, ſtürzen einander haſtig in die Arme, halten ſich feſt umſchlungen, und verſchwinden.

Mit verſtändigen Worten hat ſchon Alexis in ſeiner Kritik der Heine'ſchen Tragödien auf das Vernunftwidrige der fataliſtiſchen Grundidee aufmerkſam gemacht, welche ſich in dieſer ſchreckensvollen Handlung verkörpert. „Ein Zuſammenhang iſt zwiſchen dem Sonſt und Jetzt; was liegt dieſem Zuſammenhang aber zu Grunde? Die Liebe wirkt zerſtörend auf die Nachkommen fort! Schon oft ſahen wir in Dichtungen den Haß zweier Individuen auf ihre Geſchlechter fortwirken, wir ſahen, wie die Liebe endlich den Riß verbinden will, wie ſie kämpft mit den Vorurtheilen, mit dem Jahre, Jahrhunderte lang genährten Haſſe, und endlich ſiegt oder unterliegt. Daß aber die Liebe, forterbend, Verderben und Untergang der Geſchlechter hervorbringt, iſt eine neue Idee, und, wie frappant auch in der Ausführung, weder der Natur angemeſſen, noch ein Gegenſtand, würdig einer künſtleriſchen Behandlung." Um dieſer romantiſch bizarren Idee ein dramatiſches Leben einzuhauchen, hat der Dichter kaum minder ſeltſame romantiſche Mittel gewählt. Die Nebelgeſtalten, welchen eine ſo hervorragende Rolle zugetheilt iſt, erſcheinen nicht allein geiſtig dem Auge der Liebenden, deren Geſchick ſie beſtimmen, ſondern ſie treten in den Hauptmomenten des Stückes, ſo zu ſagen, körperlich auf, ſie „ſchwanken über die Bühne," ſie „nahen ſich mit ausgeſtreckten Armen, fahren wieder auseinander und verſchwinden," ſie „erſcheinen von entgegengeſetzten Seiten, ſtellen ſich am Eingang des Kabinetts," und „ſtürzen ſich," wie wir ſahen, zuletzt „haſtig in die Arme, und halten ſich feſt umſchlungen." Obſchon die reale Vorführung dieſer Nebelbilder — welche dem Publikum ſichtbar wären, den Perſonen des Stückes aber, mit Ausnahme des William Ratcliff, unſichtbar bleiben ſollten ſtatt des beabſichtigten Grauſens eher einen komiſchen Eindruck hervorbringen dürfte, hatte doch Heine ſeine Tragödie ausdrücklich für die Bühne beſtimmt, und hoffte mit Zuverſicht, daß ſie zur Darſtellung gelangen würde[192]). Eine faſt eben ſo ſpukhafte Rolle, wie jene Nebelphantome, ſpielt die alte Margaretha, die ſtumpf und ſtarr, wie die Stammhexe eines Walter Scott'ſchen Romans, in ihrem Winkel kauert, auf Nichts, was dem Leben angehört, Acht zu geben, und nur über den unheimlichen Erinnerungen der Vergangenheit zu brüten ſcheint. Sie hat einſt Schön-Betty die Ballade vom blutrothen Schwerte gelehrt, aus der ſo viel Unheil entſprungen iſt; wahnwitzig murmelt ſie nun immer das verhängnisvolle Lied, und beſchwört die finſteren Schatten des Todes herauf in das blühende Leben der Gegenwart.

Zur Erklärung der Wahl dieſes ſeltſamen Stoffes giebt Heine ſelbſt einen Fingerzeig, indem er bei Überſendung der Tragödien an Immermann den „Ratcliff" eine „Hauptkonfeſſion" nennt[193]), und ein andermal[194]) es betont, daß er „bisher nur ein einziges Thema, die Hiſtorie von Amor und Pſyche, in allerlei Gruppierungen dargeſtellt" habe. In ein für ſeinen Freund Friedrich Merckel beſtimmtes Exemplar der „Tragödien," das ſich jetzt in meinem Beſitze befindet, ſchrieb er die noch deutlichere Widmung:

Ich habe die ſüße Liebe geſucht,
Und hab' den bittern Haß gefunden,
Ich habe geſeufzt, ich habe geflucht,
Ich habe geblutet aus tauſend Wunden.

Auch hab' ich mich ehrlich Tag und Nacht
Mit Lumpengeſindel herumgetrieben;
Und als ich all' dieſe Studien gemacht,
Da hab' ich ruhig den Ratcliff geſchrieben.

In der That bildet der Wunſch einer poetiſchen Verklärung ſeines eigenen Liebesunglücks die geheime Grundlage des „Ratcliff," ſo gut wie des „Almanſor" und des „Lyriſchen Intermezzos." Auch Alexis bemerkt: „Wir finden an mehreren Stellen Andeutungen, daß verſchmähte Liebe, die plötzliche Sprödigkeit einer Schönen, welche bis dahin vielleicht Hoffnungen begünſtigt hat, dem Dichter eine Empfindung dünkt, die ſo mächtig iſt, um vorzüglich ein poetiſcher Hebel zu werden. Es iſt ein ſchrecklicher Moment, wenn der Liebeglühende, der von gewiſſer Hoffnung Berauſchte, in dem Augenblicke, wo er des Sieges gewiß ſein kann, aus ſeinem Himmel herabgeſtürzt wird. Wenn Einer, der ſonſt vielleicht reineren und heiligeren Flammen fremd, durch die Liebe ſeine Gefühle geadelt glaubt, und dieſe reineren Gefühle zum erſten Male ohne Täuſchung ausſpricht; wenn Dieſem dann der Gegenſtand ſeiner Neigung kalt, höhniſch, ſchnippiſch begegnet, ſo mag Dies einen Proceß erzeugen, wie wenn Waſſer und Feuer ſich miſchen, und der kaum Emporgehobene mag noch tiefer durch die ſchnelle, ſchmerzliche Vernichtung doppelt kühner Hoffnungen herabgeriſſen werden — iſt Dies aber ein Moment, einer dramatiſch-tragiſchen Behandlung würdig? Kann ein ſolches Gefühl eine Begeiſterung einflößen, um ein Kunſtwerk zu erzeugen? Iſt es endlich ſo gewichtig, um das Schickſal von Generationen, ein furchtbares, familienvernichtendes Fatum an den Trotz und die leichte Aufwallung einer Weiberlaune zu knüpfen?“ Auch wir müſſen dieſe Frage mit Nein beantworten. Die Empfindungen, welche durch ein ſolches Begegnis erzeugt werden — Zorn, Schmerz, unter Umſtänden ſich ſteigernd zu Hohn und Verzweiflung — können ſehr gewaltig ſein und unſer tiefſtes Mitgefühl erregen, wenn ſie ſich im Liede ausklagen; aber ſie ſind nur traurig, nicht tragiſch, und daher ungeeignet zu dramatiſcher Behandlung. Sich in einem Mädchenherzen getäuſcht, ſich falſche Hoffnungen auf Erwiderung einer glühenden Liebe gemacht zu haben, iſt gewiß ein ſchmerzliches Unglück für Den, welchen ein ſolches Schickſal trifft; aber es iſt nimmer eine tragiſche Schuld, welche den Untergang zweier Menſchen, und gar, wie hier, zweier Generationen, herbeiführen darf. Im Liede, das uns die Stimmung eines einzelnen, beſtimmten Momentes vor die Seele bringt, kann ſolch ein Weh uns mächtig bewegen; wir vermögen zu begreifen, daß im Augenblick der Enttäuſchung dem Liebenden die ganze Natur entzaubert ſcheint, daß in ſeinem thränenfeuchten oder zornblitzenden Auge das Spiegelbild der Welt ſich zu einer grauen Nebelmaſſe oder zu einem widrigen Schlangenknäul verzerrt. Der Held eines Trauerſpiels aber darf nicht aus ſo weichem Stoffe geformt ſein, daß ſolch eine lyriſche Stimmung zum einzigen Hebel all' ſeiner Entſchlüſſe und Handlungen wird. Dies iſt bei William Ratcliff der Fall. Weil Maria ſeinen Liebesantrag höhniſch knixend mit einem froſtigen „Nein“ zurückwies, iſt ihm das Leben fortan ein finſteres Schattenſpiel, ein Tanz von Larven, in deſſen geſpenſtiſchen Reigen er wie ein Traumwandelnder hineingeriſſen wird. Die Verſchmähung ſeiner Liebe nimmt ihm jeden ſittlichen Halt, er ſinkt zum ruchloſen Böſewicht, zum Dieb und Straßenräuber herab, der ſich mit dem verworfenſten Geſindel herumtreibt. Unverkennbar iſt die Ähnlichkeit mit der beliebten Byron'ſchen Geſtalt des Abtrünnigen, des gefallenen Engels, der zum Teufel wird. Aber dies Gefallenſein iſt ins Ungeheuerliche übertrieben, und wirkt um ſo abſtoßender, je ſchärfer und deutlicher der Hintergrund des realen Lebens in jenen Schlammpfützen der Geſellſchaft gezeichnet iſt, die der Held durchwatet, ohne ſich dem Anſchein nach ſehr vor ihrem Schmutze zu ekeln. Im Gegentheil, William Ratcliff ſieht ſeine verbrecheriſchen Spießgeſellen faſt für Helden und Märtyrer an, die einen berechtigten Krieg gegen eine ungerechte Geſellſchaftsordnung führen; ſelbſt den Galgenſtrick Robin, der ſchon zehn Mordthaten auf der Seele hat, nimmt er gegen die Befürchtung in Schutz, als werde er zur Strafe ſeiner Sünden dereinſt nach dem Hängen noch im Höllenfeuer brennen müſſen:

Glaubt's nicht, der alte Robin wird nicht brennen.
Dort oben giebt es eine andre Jury,
Als hier in Großbritannien. Robert iſt
Ein Mann; und einen Mann ergreift der Zorn,
Wenn er betrachtet, wie die Pfennigſeelen,
Die Buben, oft im Überfluſſe ſchwelgen,
In Sammt und Seide ſchimmern, Auſtern ſchlürfen,
Sich in Champagner baden, in dem Bette
Des Doktor Graham's ihre Kurzweil treiben,
In goldnen Wagen durch die Straßen raſſeln,
Und ſtolz herabſehn auf den Hungerleider,
Der mit dem letzten Hemde unterm Arm
Langſam und ſeufzend nach dem Leihhaus wandert.
O ſeht mir doch die klugen, ſatten Leute,
Wie ſie mit einem Walle von Geſetzen
Sich wohlverwahrt gegen jeden Andrang
Der ſchreiend überläſt'gen Hungerleider!
Weh Dem, der dieſen Wall durchbricht!
Bereit ſind Richter, Henker, Stricke, Galgen, —
Je nun, manchmal giebt's Leut', die Das nicht ſcheun.

Dieſe erſten wilden und rohen Kraftausbrüche des modernen Socialismus durchblitzen, wie Heine hervorhebt, allerdings mehrfach den Gang des Stückes, und nehmen mit ihrer Eintheilung der Menſchen in „zwei Nationen, die ſich wild bekriegen, nämlich in Satte und in Hungerleider,“ beſtimmter, als bei Byron, den Charakter einer Anklage der Armen gegen die Reichen, der niedern gegen die höheren Klaſſen der Geſellſchaft an. Sie verfehlen aber einen Theil der beabſichtigten Wirkung, weil ſie aus gar zu zweideutigen Motiven entſpringen und gar zu verächtlichen Geſellen in den Mund gelegt werden. Da wenigſtens bei William Ratcliff im Grunde nur die Zurückweiſung ſeiner Liebe jene ſchwarzgallige Auffaſſung der Weltzuſtände verſchuldet hat, ſo liegt der Gedanke zu nahe, daſs dieſelbe, jetzt ſo finſter ſich ausnehmende Welt ihm wahrſcheinlich als ein im Roſenlicht prangender Garten würde erſchienen ſein, wenn Maria, ſtatt des ſpöttiſchen „Nein", ein freundliches „Ja" auf ſeine zärtliche Frage erwidert hätte, und wir ſehen die „große Suppenfrage" ſchließlich auf den unberechenbarſten Zufall, auf das tel est mon plaisir einer Mädchenlaune, zurückgeführt.

Trotz all' dieſer Ausſtellungen, die ſich vorherrſchend auf die Wahl eines ungeeigneten Stoffes beziehen, verräth die Ausführung des „William Ratcliff" ein keineswegs geringes dramatiſches Talent. Der Dialog iſt gewandt und lebendig, die Sprache hält ſich in edler Einfachheit frei von allem lyriſchen Aufputz, die Geſchichte der Nebelbilder iſt geſchickt in den Gang der Handlung verflochten, und wird in der Erzählung Margaretha's effektvoll als Hebel der dramatiſchen Steigerung benutzt; vor Allem aber iſt es dem Dichter gelungen, in den meiſten Perſonen des Stückes glaubwürdige, klar vor uns hintretende Geſtalten zu ſchaffen. Selbſt der träumeriſche Spielball der dunklen Mächte, William Ratcliff, iſt, wie wenig er ſich auch zum Helden eines Trauerſpiels qualificiert, mit Zügen ausgeſtattet, die offenbar dem wirklichen Leben entnommen ſind. Die reſignierte Haltung Maria's prägt ſich erkennbar genug als das Reſultat ihrer Leiden und der überſtandenen Schreckenserlebniſſe aus. Die halbwahnſinnige Margaretha iſt eine unheimliche, vielleicht etwas zu ſchattenhaft behandelte, aber doch poetiſch nicht unwahre Figur. Vernachläſſigter erſcheint Mac-Gregor, deſſen Geſtalt kein rechtes Leben gewinnt. Um ſo anſprechender berührt uns der verſtändige, tapfere Graf Douglas, der einzige edle, moraliſch geſunde Charakter unter ſo vielen verſchrobenen oder verworfenen Naturen. Aber auch die Nebenperſonen, der ſpitzbübiſche Wirth der Diebesherberge und ſeine räuberiſchen Gäſte, ſind mit wenigen Strichen trefflich individualiſiert; ja, die Scenen, welche in der Diebsſpelunke ſpielen, — der Auftritt, wo Tom, der Diebshehler und ehemalige Dieb, ſeinem Buben das Vaterunſer abhört, und gleich darauf den ſchlafenden Gaunern das Geld aus der Taſche ſtibitzt — ſind von einer an Shakſpeare erinnernden Lebenswahrheit und dramatiſchen Kraft.

An einem ähnlichen Grundfehler, wie der „William Ratcliff,“ krankt auch das zweite Drama Heine's, „Almanſor.“ Nicht als wäre die Fabel und der Grundgedanke des Stückes auch hier von einer grillenhaften Seltſamkeit, und als würden die Schickſale der auftretenden Perſonen durch das Hineingreifen phantaſtiſcher Nebelgeſtalten beſtimmt — aber es fehlt auch dieſem Trauerſpiel jede fortſchreitende Entwicklung der Charaktere und der aus dem Wechſelſpiele der Leidenſchaften entſtehenden Handlung. Eine tragiſche Schuld der Liebenden, die den Untergang Derſelben rechtfertigte, iſt ſo wenig wie im „Ratcliff“ vorhanden, und, wie dort, wird auch hier die unheilvolle Kataſtrophe nicht durch eigenes Verſchulden, ſondern durch ein in früherer Zeit von den Eltern Beider geſchaffenes Verhängnis herbeigeführt.

Die Wahl des Stoffes iſt, wie aus einem kurzen Überblick des Inhalts hervorgeht, an ſich keine durchaus ungünſtige, aber der Dichter hat es nicht verſtanden, ſein Material mit dramatiſcher Geſchicklichkeit zu verwerthen, und das lyriſche Beiwerk erſtickt vollends die ziemlich dürftige Handlung. Kurz vor der Eroberung Granada's durch Ferdinand den Katholiſchen und Iſabella lebten dort zwei edle Mauren, Abdullah und Aly, in inniger Freundſchaft. Aly's heißgeliebte Gattin ſtarb, nachdem ſie ihm einen Sohn geboren, und Abdullah, deſſen Frau um dieſelbe Zeit eines Töchterleins geneſen war, nahm das verwaiſte Kind des Freundes einſtweilen zu ſich ins Haus. Aly vermochte jedoch auch ſpäter nicht den Anblick des Schmerzensſohnes zu ertragen, und ging mit Freuden auf den Vorſchlag Abdullah's ein, die beiden Kinder ſchon jetzt mit einander zu verloben, und Zuleima, das künftige Weib ſeines Sohnes, unter Ammenleitung in ſeinem Schloſſe zu erziehen, während ſein eigener Sohn, Almanſor, unter der Obhut des Freundes verbliebe. Die Kinder ahnten in ſo zartem Alter Nichts von dieſem Tauſche, ſie ſahen ſich oft und liebten einander herzlich. Da brach jenes Ungewitter aus, welches mit dem Falle Granada's und der Vertreibung der Mauren aus Spanien endete. Als die rohen Verfolgungen Ferdinand's und der Inquiſition gegen die Muhamedaner begannen, und den Beſiegten nur die Wahl blieb, ſich entweder taufen zu laſſen, oder nach Afrika zu fliehen,

Da wurde Aly Chriſt. Er wollte nicht
Zurück ins dunkle Land der Barbarei.
Ihn hielt gefeſſelt edle Sitte, Kunſt
Und Wiſſenſchaft, die in Hiſpanien blühte
Ihn hielt gefeſſelt Sorge für Zuleima,
Die zarte Blume, die im Frauenkäfig
Des ſtrengen Morgenlands hinwelken ſollte.
Ihn hielt gefeſſelt Vaterlandesliebe,
Die Liebe für das liebe, ſchöne Spanien.
Doch was am meiſten ihn gefeſſelt hielt,
Das war ein großer Traum, ein ſchöner Traum,
Anfänglich wüſt und wild, Nordſtürme heulten,
Und Waffen klirrten, und dazwiſchen riefe
„Quiroga und Riego!“ tolle Worte!
Und rothe Bäche floſſen, Glaubenskerker
Und Zwingherrnburgen ſtürzten ein in Gluth
Und Rauch, und endlich ſtieg aus Gluth und Rauch
Empor das ew'ge Wort, das urgeborne,
In roſenrother Glorie ſelig ſtrahlend.

Mit dieſen Worten deutet nämlich der in der Mitte des Stückes eingeſchobene Chor die Motive von Aly's Übertritte zum Chriſtenthum an; ein Verfahren, das allerdings Nichts weniger als dramatiſch iſt. Eben ſo wunderlich — und durch den Charakter Aly's, wie er ſich im Stücke zeigt, nicht im mindeſten begründet — iſt der anachroniſtiſche Hinweis auf die Verfaſſungs- und Glaubenskämpfe in Spanien zu Anfang der zwanziger Jahre dieſes Jahrhunderts, — eine Prophetie, welche obendrein durch die Ereigniſſe der nächſten Zeit, durch die Hinrichtung Riego's und die Zurücknahme der vom Könige 1820 bewilligten Konſtitution, keine Beſtätigung erhielt. Einleuchtender ſind die andern Beweggründe für Aly's Übertritt, um ſo mehr da auch Zuleima ſchon früher durch Einwirkung ihrer frommen Amme dem Chriſtenthume zugeführt worden war. Anders handelt Abdullah. Treu dem alten Glauben, verläßt er mit Weib und Pflegekind und aller fahrenden Habe das Land ſeiner Väter, und ſetzt über nach Marokko. Die eigene Tochter, „die Gottesleugnerin,“ will er nicht wiederſehn, und um ſich an dem abtrünnigen Aly zu rächen, erzieht er Deſſen Sohn Almanſor, den er erſt hat tödten wollen, als ſein eigenes Kind im Glauben Muhamed's und im Haſſe gegen das Chriſtenthum. Bei der Landung in Afrika ſtirbt Abdullah's Weib; er ſelbſt folgt ihr auf der Wallfahrtsreiſe nach Mekka bald nachher ins Grab, ohne Almanſor das Geheimnis ſeiner wahren Abſtammung enthüllt zu haben. Sehnſucht nach Zuleima und das Gebot der ſterbenden Mutter, Jener ihren letzten Kuß zu bringen, treiben jedoch Almanſor nach Spanien zurück, wo Aly ſich an Abdullah, von dem er wähnt, er habe ihm aus Glaubensfanatismus ſeinen Sohn ermordet, chriſtlich gerächt hat, indem er Zuleima als ſeine Tochter anerkannte und ſie ſorglich in der Meinung, daß ſie ſein Kind ſei, erhielt. Als Spanier verkleidet, um ſich vor der Wuth der chriſtlichen Verfolger zu ſchützen, wird der heimgekehrte Almanſor in den Trümmern ſeiner Vaterburg von einem alten Diener, Haſſan, erkannt, der mit einigen treuen Bekennern des Islam ins Gebirge geflüchtet iſt, und von dort aus den Guerillakrieg gegen die ſiegreichen Kaſtilianer fortſetzt. Haſſan beſchwört den Sohn ſeines ehemaligen Herrn, ſein Vorhaben aufzugeben und die abtrünnige Geliebte zu vergeſſen. Almanſor aber will Dieſe noch einmal wiederſehn, und verfügt ſich ſofort nach Aly's Schloſſe, wo eben die Verlobung Zuleima's mit einem windigen Induſtrieritter gefeiert wird, der ſich unter einem pompöſen Ritternamen bei ihrem vermeintlichen Vater eingeführt hat. Schon an der Pforte des Hauſes begrüßt den Fremdling in Geſtalt des Dieners Pedrillo ein poſſenhaftes Beiſpiel des Renegatenthums. Almanſor wird aus dem feſtlich erhellten Schloſſe in das Wirthshaus gewieſen, denn

— was die alte Gaſtlichkeit betrifft,
So iſt Das eine jener Heidenſitten,
Wovon dies chriſtlich fromme Haus geſäubert.

Auch die alten Namen ſind chriſtlich umgetauft; der „gute Aly," wie er ehemals genannt wurde, heißt jetzt Don Gonzalvo, Zuleima heißt Donna Clara, ſelbſt der Dienerſchaft ſind die Namen bibliſcher Heiligen beigelegt: der alte Glaube iſt ausgezogen,

— — — — — — — die alte Liebe
Hat man mit Hohn zur Thür hinausgeſtoßen
Und laut verlacht ihr leiſes Todeswimmern.
Verändert ſind die Namen und die Menſchen;
Was ehmals Liebe hieß, heißt jetzt Haß.

Almanſor wartet, bis die Gäſte ſich entfernt haben, und ſingt dann vor Zuleima's Fenſter ein altes, ihr wohlbekanntes Lied. Zuleima erſcheint auf dem Balkon, und erkennt an der Stimme den todtgeſagten Geliebten, welcher ihr die Scheidegrüße der in der Fremde geſtorbenen Mutter bringt. Der plötzlich dazwiſchen tretende Haſſan fordert ſie auf, mit Almanſor nach Afrika zu entfliehen. Am Morgen überraſcht Letzterer Zuleima im Garten, und Beide führen ein myſtiſch tiefſinniges Zwiegeſpräch, in welchem das Chriſtenthum den unheimlich grellſten Kontraſt zu der bilder- und farbenreichen Religion Muhamed's bildet. Almanſor erinnert ſich beim Anblick eines Chriſtusbildes des Tages, wo er bei ſeiner Rückkehr nach Spanien zuerſt eine chriſtliche Kirche betrat:

Schon an der Pforte goß ſich mir entgegen
Ein dunkler Strom gewalt'ger Orgeltöne,
Die hoch aufrauſchten und wie ſchwarzer Sud
Im glühnden Zauberkeſſel qualmig quollen.
Und wie mit langen Armen zogen mich
Die Rieſentöne in das Haus hinein,
Und wanden ſich um meine Bruſt wie Schlangen,
Und zwängten ein die Bruſt, und ſtachen mich,
Als läge auf mir das Gebirge Kaf,
Und Simurgh's Schnabel picke mir ins Herz
Und in dem Hauſe ſcholl, wie'n Todtenlied,
Das heiſre Singen wunderlicher Männer
Mit ſtrengen Mienen und mit kahlen Häuptern,
Umwallt von blum'gen Kleidern, und der feine
Geſang der weiß- und rothgeröckten Knaben,
Die oft dazwiſchen klingelten mit Schellen
Und blanke Weihrauchfäſſer dampfend ſchwangen.
Und tauſend Lichter goſſen ihren Schimmer
Auf all das Goldgefunkel und Geglitzer,
Und überall, wohin mein Auge ſah,
Aus jeder Niſche blickte mir entgegen
Daſſelbe Bild, das ich hier wiederſehe.
Doch überall ſah ſchmerzenbleich und traurig
Des Mannes Antlitz, den dies Bildniß darſtellt.
Hier ſchlug man ihn mit harten Geißelhieben,
Dort ſank er nieder unter Kreuzeslaſt,
Hier ſpie man ihm verachtungsvoll ins Antlitz,
Dort krönte man mit Dornen ſeine Schläfe,
Hier ſchlug man ihn ans Kreuz, mit ſcharfem Speer
Durchſtieß man ſeine Seite — Blut, Blut, Blut
Entquoll jedwedem Bild. Ich ſchaute gar

Ein traurig Weib, die hielt auf ihrem Schoß
Des Martermannes abgezehrten Leichnam,
Ganz gelb und nackt, von ſchwarzem Blut umronnen
Da hört' ich eine gellend ſcharfe Stimme:
„Dies iſt ſein Blut," und wie ich hinſah, ſchaut' ich
(ſchaudernd)
Den Mann, der eben einen Becher austrank.

Aber traumhaft ſüß weiß ihn Zuleima-Clara in das Chriſtenthum als in ein „Haus der Liebe" hineinzuſingen, das ernſter und beſſer als die heitere Pracht der alten Heidentempel und als die Werkeltagsbequemlichkeit der dumpfen Betſtube des Moslems ſei:

In dieſem Hauſe werden Kinder mündig,
Und Münd'ge werden da zu Kindern wieder;
In dieſem Hauſe werden Arme reich,
Und Reiche werden ſelig in der Armuth;
In dieſem Hauſe wird der Frohe traurig,
Und aufgeheitert wird da der Betrübte.
Denn ſelber als ein traurig armes Kind
Erſchien die Liebe einſt auf dieſer Erde.
Ihr Lager war des Stalles enge Krippe,
Und gelbes Stroh war ihres Hauptes Kiſſen;
Und flüchten mußte ſie wie'n ſcheues Reh,
Von Dummheit und Gelehrſamkeit verfolgt.
Für Geld verkauft, verrathen ward die Liebe,
Sie ward verhöhnt, gegeißelt und gekreuzigt;
Doch von der Liebe ſieben Todesſeufzern
Zerſprangen jene ſieben Eiſenſchlöſſer,
Die Satan vorgehängt der Himmelspforte;
Und wie der Liebe ſieben Wunden klafften,
Erſchloſſen ſich aufs Neu' die ſieben Himmel,
Und zogen ein die Sünder und die Frommen
Die Liebe war's, die du geſchaut als Leiche
Im Mutterſchoße jenes traur'gen Weibes.
O glaube mir, an jenem kalten Leichnam
Kann ſich erwärmen eine ganze Menſchheit;
Aus jenem Blute ſproſſen ſchönre Blumen,
Als aus Alraſchid's ſtolzen Gartenbeeten,
Und aus den Augen jenes traur'gen Weibes
Fließt wunderbar ein ſüßres Roſenöl,
Als alle Roſen Schiras' liefern könnten
Auch du haſt Theil, Almanſor ben Abdullah,

An jenem ew'gen Leib und ew'gen Blute;
Auch du kannſt dich zu Tiſch mit Engeln ſetzen
Und Himmelsbrot und Himmelswein genießen;
Auch du biſt durch die Liebe ſündenfrei,
Darfſt freudig wohnen in der Sel'gen Halle,
Und gegen Satan's ſtarke Höllenmacht
Schützt dich mit ew'gem Gaſtrecht Jeſu Chriſt,
Wenn du genoſſen haſt ſein „Brot und Wein."

Dies Sirenenlied der Liebe, vom Munde der Geliebten gepredigt, nimmt Almanſor's ganzes Weſen gefangen; er ahnt nicht den lebensfeindlichen Sinn, der ſich unter dem ſchmeichleriſchen Worte verbirgt, er hört nur deſſen verlockenden Klang:

Du ſpracheſt aus Zuleima jenes Wort,
Das Welten ſchafft und Welten hält zuſammen;
Du ſpracheſt aus das große Wörtlein „Liebe!"

Schon will er, ſeinen alten Glauben verſchwörend, ſich ganz dieſer Religion der Liebe hingeben, ſchon ruft er aus:

Dein Himmel nur, Zuleima's Himmel nur
Sei auch Almanſor's Himmel, und dein Gott
Sei auch Almanſor's Gott, Zuleima's Kreuz
Sei auch Almanſor's Hort, dein Chriſtus ſei
Almanſor's Heiland auch, und beten will ich
In jener Kirche, wo Zuleima betet —

da tönen in der Ferne Glockengeläute und Kirchengeſang, und auf Almanſor's erſchreckte Frage erklärt ihm Zuleima:

Hörſt du, Almanſor, was die Glocken murmeln?
Sie murmeln dumpf: „Zuleima wird vermählt heut
Mit einem Mann, der nicht Almanſor heißt."

Die Religion der Liebe verwandelt ſich plötzlich in eine Religion der unnatürlichſten Entſagung, Zuleima hält ſich gebunden durch ihr vor dem Prieſter abgelegtes Verſprechen, den ungeliebten Don Enrique zu heirathen, und Almanſor's Geiſt bricht zuſammen unter der Qual einer ſo grauſamen Enttäuſchung, — Wahnſinn umnachtet ſein Hirn. Von ergreifender lyriſcher Schönheit iſt der Monolog des wahnwitzigen Almanſor, der müd und gebrochen im Walde umherwankt, und den endlich Haſſan dadurch aus ſeinen Selbſtmordsgedanken weckt, daß er ihm die Ausſicht erſchließt, Zuleima am Hochzeitstage zu rauben. Nach blutigem Kampfe trägt Almanſor die Geliebte von dannen, die ſich bei ihrem Erwachen in den Himmel verſetzt glaubt und ſich nicht genug verwundern kann, auch Almanſor dort zu finden, der nach dem Ausſpruch ihres Beichtvaters zur ewigen Hölle verdammt ſei. Hier,

— — — — — — — in dem Himmel
Bedarf es der Verſtellungskünſte nicht,
Und frei darf ich geſtehn: Ich liebe dich,
Ich liebe dich, ich liebe dich, Almanſor!

Aber ſchon tönt das Waffengeklirr der Verfolger zu ihnen aus der Felsſchlucht empor:

Nenn's Eblis, nenn es Satan, nenn es Menſchen,
Die tückiſch arge Macht, die wild hinauf ſteigt
In meinen Himmel ſelbſt!

Zuleima fordert ihn auf, mit ihr hinab in das Blumenthal zu fliehen, und mit den Worten:

— — — — Die Jäger nahen ſchon,
Mein Reh zu ſchlachten! dorten klirrt der Tod,
Hier unten blüht entgegen mir das Leben,
Und meinen Himmel halt' ich in den Armen!

ſtürzt ſich Almanſor mit ſeiner ſüßen Laſt vom Felſen hinab. Als der Chriſt aber, welcher erſt eben von dem im Kampfe verwundeten, ſterbenden Haſſan erfahren hat, daß ſein Sohn noch lebe, ſchließt, indem er all' ſeine Hoffnungen jählings zerſchmettert ſieht, mit der furchtbaren Anklage gegen das Chriſtenthum:

Jetzt, Jeſu Chriſt, bedarf ich deines Wortes,
Und deines Gnadentroſts und deines Beiſpiels.
Der Allmacht Willen kann ich nicht begreifen,
Doch Ahnung ſagt mir: ausgereutet wird
Die Lilje und die Myrte auf dem Weg,
Worüber Gottes goldner Siegeswagen
Hinrollen ſoll in ſtolzer Majeſtät.

Es iſt zu bedauern, daß dieſe handlungsarme Tragödie nicht durch eine plaſtiſchere Ausprägung des im Stoffe liegenden Gedankenreichthums ein erhöhtes dramatiſches Leben empfangen hat. Vielleicht freilich erweckt der Untergangskampf des Maurenreiches Granada, das in ſo glänzender Blüthe dahinſank und durch den rohen Fanatismus der Sieger aus einem lachenden Garten in eine ſchreckvolle Wüſte verwandelt ward, allzu elegiſche Gefühle, um ein beſonders fruchtbarer Gegenſtand für ein Drama zu ſein. Unſere Sympathien neigen ſich faſt mit Nothwendigkeit den Unterdrückten zu, die nach ihrer Niederlage ſo grauſam verfolgt, unter Zurücklaſſung ihrer koſtbarſten Habe zur Auswanderung gezwungen, oder, wenn ſie im Fall ihres Dableibens nicht ihrem Glauben entſagen wollten, von den Ketzergerichten ſcharenweis zum Flammentode verurtheilt wurden. Daß man dieſe Gräuel im Namen der Religion — in majorem Dei gloriam — verübte, ſteigert noch unſern Abſcheu vor der Immoralität der Mittel, die um ſo ruchloſer erſcheinen, je weniger der Erfolg bis auf den heutigen Tag ihre Anwendung gerechtfertigt hat. Der Geſchichtsforſcher mag ſich über den Fall Granada's zur Noth durch die Erwägung tröſten, daß das ſtolze Königreich zur Zeit, als es den kaſtilianiſchen Heeren erlag, ſchon durch inneren Zwiſt und Verrath den Keim des Todes in ſich trug und nur noch ein Scheinleben äußeren Glanzes führte — aber der Dichter hat, in einſeitiger Parteinahme für die Beſiegten, ſelbſt dies ſich ihm darbietende Moment der inneren Zwietracht nur unerheblich benutzt, während er mit ſchärfſter Bitterkeit die unſittlichen Motive der chriſtlichen Sieger hervorhebt, und dadurch auch diesmal ſeinem Stoffe mehr einen traurigen, als einen tragiſchen Charakter giebt. Vor Allem die Hauptperſon des Stückes leidet an dieſem Fehler: Almanſor iſt von Anfang an ein paſſiv Klagender ſtatt eines thätig Handelnden, eignes und fremdes Leid haben ihm den ſtolzen Mannesmuth aufgezehrt — was darf man am Ende von einem Helden erwarten, der uns ſchon in der erſten Scene ſeine äußere Erſcheinung mit den Worten ſchildert:

> Mein Antlitz trägt des Grames tiefe Furchen,
> Getrübt von ſalz'ger Thränen iſt mein Aug',
> Nachtwandlerartig iſt mein ſchwanker Gang,
> Gebrochen, wie mein Herz, iſt meine Stimme.

Durch dieſe elegiſch träumeriſche Haltung Almanſor's läſſt ſich der Verfaſſer die ſo nahe liegende Gelegenheit entgehen, eine wahrhaft dramatiſche Verwicklung herbeizuführen, indem er die Liebe des aus ſeiner Heimat verjagten, dem Koran treugebliebenen Mauren in leidenſchaftlichen Konflikt brächte mit ſeinem Glauben und ſeinem berechtigten Haſſe gegen die Partei der Unterdrücker, der ſeine Geliebte angehört. Man begreift kaum, daſs Heine einen ſolchen Konflikt gar nicht eintreten, daſs er die Liebe zur Renegatin jedes andre Gefühl in der Bruſt Almanſor's erſticken läſſt. Das bloße Wort „Liebe," von Zuleima in kirchlich-myſtiſchem Sinne geſprochen, von Almanſor in irdiſchem Sinne verſtanden, genügt, ihn zum ſofortigen Anerbieten des Übertritts zu ihrem Glauben zu bewegen, und die Enttäuſchung ſeiner Liebeshoffnungen löſcht in ſeinem Hirn und Herzen jeden andern Gedanken, außer dem einer thieriſch-wilden Sinnlichkeit, aus.

Ganz denſelben ſomnambülen Anſtrich trägt die Geſtalt Zuleima's, welche von Almanſor nicht unrichtig einmal mit einer ſchönen Drahtfigur verglichen wird. Ihre willenloſe Ergebung iſt durchaus unnatürlich. „Iſt denn," fragt ſchon Alexis in ſeiner vorhin angezogenen Kritik, „Zuleima's Furcht vor dem als ſo gütig geprieſenen Vater begründet, daſs ſie es nicht wagt, des heißgeliebten Almanſor's Gegenwart ihm zu entdecken? iſt ihre Religion von der Art, daſs ſie es nicht wagt, ihrem Abte entgegen zu handeln, als er ihr räth, einen Schurken zu heirathen, zumal da Almanſor, von ihr überredet, Chriſt werden will, dieſem Abte daher doppelt willkommen ſein müſſte?" Auf die letzte Frage müſſen wir freilich erwidern, daſs es in der beſtimmten Abſicht des Dichters lag, das Chriſtenthum als eine Religion trübſeligſter Entſagung zu ſchildern, welche die Erde in „ein großes Golgatha" verwandelt, und „auf das Grab der Myrte die traurige Cypreſſe pflanzt." Auch ließe ſich ein Übermaß von asketiſchem Eifer bei der zum Chriſtenthum übergetretenen Maurin pſychologiſch ſehr wohl erklären. Nur bleiben leider die religiöſen Zwiegeſpräche der beiden Liebenden geiſtreiche Streckverſe und lyriſche Ergüſſe ohne alle Einwirkung auf den Gang der Handlung und auf die Entwicklung der Charaktere.

Beſſer und kräftiger, als die Hauptperſonen, ſind die Nebenfiguren gezeichnet. Sie haben dramatiſches Leben, weil die an ihnen beſonders hervorſtechenden Züge feſt angedeutet und durch keine breitere Ausführung lyriſch verwaſchen ſind. Nur die Geſtalt Aly's bleibt unklar und ſchattenhaft, weil ſie, wie vorhin bemerkt, nicht genügend durch ſich ſelbſt motiviert iſt. Der völlig undramatiſche Chor — man erfährt nicht einmal, Wen und Was er nach der Intention des Verfaſſers repräſentieren ſoll — erzählt uns freilich von allerlei edlen Beweggründen, aus denen Aly zum Chriſtenthum übergetreten ſei; aber aus ſeinen eigenen Worten und Handlungen geht Nichts von Alledieſem hervor, nicht einmal ein ernſtes Ringen um die Überzeugung und ein Verſuch, ſich zum Glauben zu zwingen, wodurch die finſteren Schlußworte des Dramas ein bedeutungsvolleres Relief erhielten. Weit lebensvoller tritt der ſtarre Anhänger an den muhamedaniſchen Glauben, der alte Haſſan, vor uns hin; und das dem Zuchthaus entſprungene Gaunerpaar, Enrique und Diego, ſowie der ängſtliche Diener Pedrillo, ſind epiſodiſche Geſtalten, welche der Dichter, mit dem ergötzlichſten Humor ſkizziert. Überhaupt verrathen die komiſchen Partien des Stückes, wie die Unterhaltungen der beiden Glücksritter oder die Klatſchereien der vom Verlobungsfeſt heimkehrenden Gäſte, ein ungleich achtungswertheres dramatiſches Talent, als die ernſthaften Scenen, in welchen die Sprache zwar immer edel, aber doch ſelbſt für ein Drama, das ſich auf ſpaniſch-orientaliſchem Boden bewegt, gar zu pomphaft und bildervoll iſt, ja, manchmal in ſtörende Spielerei ausartet. Die Worte z. B., welche der wahnſinnige Almanſor zu der ohnmächtig auf ſeinem Schoße ruhenden Zuleima ſpricht, mögen als lyriſche Stimmungsmalerei von unbeſtreitbarer Schönheit ſein — auf der Bühne würden ſie eindruckslos verhallen. Und wenn Almanſor in einer früheren Scene, abwechſelnd nach dem feſtlich erhellten Schloſſe und nach ſeiner Bruſt zeigend, ausruft:

> Ich und dies Haus, wie paſſen wir zuſammen?
> Dort wohnt die Luſt mit ihren Harfentönen;
> Hier wohnt der Schmerz mit ſeinen gift'gen Schlangen.
> Dort wohnt das Licht mit ſeinen goldnen Lampen;
> Hier wohnt die Nacht mit ihren dunklen Bruten.
> Dort wohnt die ſchöne, liebliche Zuleima; —
> Wir paſſen doch! — Hier wohnt Zuleima auch!

ſo läßt ſich dies Antitheſenſpiel noch ertragen; aber jede Wirkung geht unter in der Unnatur der nachfolgenden Zeilen, die das Bild auf die peinlichſte Art zu Tode hetzen:

> Zuleima's Seel' wohnt hier im engen Hauſe,
> Hier in den purpurrothen Kammern ſitzt ſie,
> Und ſpielt mit meinem Herzen Ball, und klimpert
> Auf meiner Wehmuth zarten Harfenſaiten,
> Und ihre Dienerſchaft ſind meine Seufzer, —
> Und wachſam ſteht auch meine düſtre Laune
> Als ſchwarzer Frauenhüter vor der Pforte.

Daſs Heine ſich der ſtilloſen Vermengung der verſchiedenen Kunſtformen in ſeiner Tragödie recht wohl bewuſſt war, geht deutlich aus der Stanze hervor, welche er dem „Almanſor" voranſchickt:

Glaubt nicht, es ſei ſo ganz und gar phantaſtiſch
Das hübſche Lied, das ich euch freundlich biete!
Hört zu: es iſt halb epiſch und halb draſtiſch,
Dazwiſchen blüht manch lyriſch zarte Blüthe;
Romantiſch iſt der Stoff, die Form iſt plaſtiſch,
Das Ganze aber kam aus dem Gemüthe.
Es kämpfen Chriſt und Moslem, Nord und Süden,
Die Liebe kommt am End' und macht den Frieden.

Aus einem ſolchen Miſchmaſch von Epos, Lyrik und Drama konnte denn freilich unmöglich ein reines Kunſtwerk entſtehen, und der ſcharfe Verſtand des Dichters muſſte zur Einſicht ſeines Fehlgriffs gelangen, bevor noch ſeine Arbeit vollendet war. Schon von Göttingen aus ſchrieb er an Steinmann[19]): „Ich habe mit aller Kraftanſtrengung daran gearbeitet, kein Herzblut und keinen Gehirnſchweiß dabei geſchont, habe bis auf einen halben Akt das Ganze fertig, und zu meinem Entſetzen finde ich, daſs dieſes von mir ſelbſt angeſtaunte und vergötterte Prachtwerk nicht allein keine gute Tragödie iſt, ſondern gar nicht mal den Namen einer Tragödie verdient. Ja entzückend ſchöne Stellen und Scenen ſind drin; Originalität ſchaut überall draus hervor, überall funkeln überraſchend poetiſche Bilder und Gedanken, ſo daſs das Ganze gleichſam in einem zauberhaften Diamantſchleier blitzt und leuchtet. So ſpricht der eitle Autor, der Enthuſiaſt für Poeſie. Aber der ſtrenge Kritiker, der unerbittliche Dramaturg trägt eine ganz anders geſchliffene Brille, ſchüttelt den Kopf, und erklärt das Ganze für — eine ſchöne Drahtfigur. „Eine Tragödie muſs draſtiſch ſein," murmelt er, und Das iſt das Todesurtheil der meinigen. — Hab' ich kein dramatiſches Talent? Leicht möglich. Oder haben die franzöſiſchen Tragödien, die ich ſonſt ſehr bewundert habe, unbewuſſt ihren alten Einfluſs ausgeübt? Dies Letztere iſt wahrſcheinlicher. Denke dir, in meiner Tragödie ſind alle drei Einheiten höchſt gewiſſenhaft beachtet, faſt nur vier Perſonen hört man immer ſprechen, und der Dialog iſt faſt ſo preciös, geglättet und geründet wie in der „Phèdre" oder in der „Zaïre". Du wunderſt dich? Das Räthſel iſt leicht gelöſt: ich habe verſucht, auch im Drama romantiſchen Geiſt mit ſtreng plaſtiſcher Form zu verbinden. Deßhalb wird meine Tragödie ein gleiches Schickſal haben mit Schlegel's „Jon". Nämlich weil Letzterer ebenfalls in polemiſcher Abſicht geſchrieben iſt."

Dieſe ehrliche Selbſtkritik hebt in Lob und in Tadel eben ſo richtig die eigenthümlichen Vorzüge, wie den unverbeſſerlichen Grundfehler des Stückes hervor. Nur Eins müſſen wir noch berühren, nämlich den Umſtand, daß die polemiſche Abſicht ſich hier nicht, wie bei Schlegel's „Jon", vorherrſchend nur auf die Form, ſondern faſt noch mehr auf den Inhalt der Tragödie bezog. Während die Romantiker in all' ihren Kunſtſchöpfungen die chriſtliche Religion zu verherrlichen ſuchten, und ſich dabei tiefer und tiefer in die katholiſche Myſtik verirrten, war Heine's „Almanſor" ein herausfordernd dreiſter Angriff auf das Chriſtenthum, das, wie wir ſahen, geradezu als ein finſteres, alle Lebensfreude erdrückendes Evangelium des Todes geſchildert wird. Dieſer Angriff gewann eine erhöhte Bedeutung durch die zwar verdeckte, aber doch leicht erkennbare Bezugnahme auf modernſte Verhältniſſe. Durch das ganze Stück zieht ſich eine geheime Satire gegen die unter der Regierung Friedrich Wilhelm's III. immer häufiger werdenden Fälle des Übertrittes vermögender Judenfamilien zum Chriſtenthum. Das Verlobungsfeſt im Schloſſe des getauften Mauren erinnert deutlich genug an das Gaſtmahl irgend eines getauften Bankiers der Gegenwart, der ſich in ſeiner neuen geſellſchaftlichen Stellung zu befeſtigen glaubt, indem er einen geldarmen Avantürier aus hochadligem Geſchlechte zu ſeinem Eidam erwählt. Die polemiſche Abſicht tritt noch ſchärfer dadurch hervor, daß dieſer Repräſentant der Ariſtokratie ein dem Zuchthaus entſprungener Dummkopf iſt, der durch ſeinen Spießgeſellen wie eine Marionette gelenkt wird. Eben ſo draſtiſch wirkt der Umſtand, daß Aly's gleichfalls getaufte Dienerſchaft im Eifer des Geſprächs noch oftmals die Namen der chriſtlichen Heiligen mit dem Namen Allah's oder Muhamed's verwechſelt, und beim Barte des Propheten ſtatt bei der heiligen Eliſabeth oder St. Jago von Compoſtella ſchwört. Am eindringlichſten aber klingt die ernſte Mahnung des alten Haſſan:

— — — — — — Peſt-Örtern gleich
Flieh jenes Haus, wo neuer Glaube keimt!
Dort zieht man dir mit ſüßen Zangentönen
Aus tiefer Bruſt hervor das alte Herz,
Und legt dir eine Schlang' dafür hinein.

Dort giebt man dir Bleitropfen, hell und heiß,
Aufs arme Haupt, daß nimmermehr dein Hirn
Geſunden kann vom wilden Wahnſinnſchmerz.
Dorten vertauſcht man dir den alten Namen,
Und giebt dir einen neu'n, damit dein Engel,
Wenn er dich warnend ruft beim alten Namen,
Vergeblich rufe.

Trotz dieſer polemiſchen Tendenz, welche dem Verfaſſer vielfache Anfechtungen von Seiten der Kritik zuzog, und trotz des undramatiſchen Charakters der ganzen Tragödie, hatte der Direktor des Nationaltheaters in Braunſchweig, Auguſt Klingemann, den Muth, eine Aufführung des Stückes zu unternehmen. Es iſt bekannt, mit welchem Eifer dieſer wackere Mann ſich bemühte, die von ihm verwaltete Bühne zu einer Muſteranſtalt deutſcher Schauſpielkunſt zu erheben, und in uneigennützigſter Weiſe den Geiſtesprodukten junger talentvoller Dichter Eingang beim Publikum zu verſchaffen. Wie er der Erſte war, welcher Goethe's „Fauſt“ zur Darſtellung brachte, ſo richtete er mit kundiger Hand auch Heine's „Almanſor“ für die Bühne ein, ſich zumeiſt darauf beſchränkend, die überwuchernden lyriſchen Stellen des Dialogs zu verkürzen und den Chor ganz zu entfernen. Nach ſorgfältiger Einſtudierung wurde das in zwei Aufzüge getheilte Stück — (der erſte Akt ſchloß mit der Aufforderung Haſſan's an die Liebenden, nach Afrika zu entfliehen) — am 20. Auguſt 1823 aufgeführt. Der jetzige Direktor des herzoglichen Hoftheaters in Braunſchweig, Herr Eduard Schütz, wuſſte der Titelrolle durch edle Repräſentation und leidenſchaftliches Feuer der Rede eine faſt unerwartete Geltung zu verſchaffen, und Madame Meck unterſtützte ihn als Zuleima durch gefühlſinnigen Vortrag ihrer vorwiegend lyriſchen Partie. Der alte Glaubenseiferer Haſſan fand durch Herrn Köſter eine lebenswahre Verkörperung, und Herr Meck, ein tüchtiger Charakterdarſteller aus der Schröder'ſchen Schule, beſtrebte ſich, der vom Dichter etwas nachläſſig behandelten Figur Aly's durch ſein wohldurchdachtes Spiel eine kräftiger markierte Zeichnung zu geben. In dem beliebten Komiker Karl Günther verfügte die Braunſchweiger Bühne über einen Repräſentanten des Pedrillo, welcher der kleinen Rolle die erheiterndſte Wirkung ſicherte; eben ſo glücklich wurde der Gauner Don Diego durch den vielſeitigen Gerber dargeſtellt, der ſich als Schauſpieler wie als Sänger eines gleich ausgezeichneten Rufes erfreute. Bei ſo guter Beſetzung der Haupt- und Nebenrollen war der Erfolg des Stückes bis gegen den Schluſs hin ein keineswegs ungünſtiger; die poeſievollſten Stellen wurden von dem gebildeten Theile des Publikums ſogar lebhaft applaudiert. Ein wunderlicher Zufall führte jedoch in der letzten Scene eine tumultuariſche Störung herbei. Während der Vorhang über der Schluſsverwandlung aufrollte, und Almanſor ſich mit der ohnmächtig auf ſeinem Schoße ruhenden Zuleima auf einen Felſen niederließ, trat ein roher Geſell, ein Stallmeiſter H., ins Parterre, machte ſpöttiſche Bemerkungen über die Situation, und erkundigte ſich, wer der Verfaſſer des Stückes ſei. „Der Jude Heine,“ flüſterte man ihm zu. In der irrigen Meinung, ein am Orte lebender Geldwechsler dieſes Namens habe die Tragödie geſchrieben, rief er entrüſtet aus: „Was? den Unſinn des albernen Juden ſollen wir anhören? Das wollen wir nicht länger dulden! Laſſt uns das Stück auspochen!“ Und damit begann er zu trampeln und zu pfeifen, der große Haufen ſtimmte mit ein, und jeder Verſuch der Gebildeten, die Ruhe herzuſtellen, wurde durch den rohen Lärm übertäubt. Die Darſtellerin der Zuleima wähnte Anfangs, daſs ihre Lage auf dem Felſen die Veranlaſſung des plötzlichen Miſsfallens ſei, und gerieth dadurch außer Faſſung; als das Pochen fortgeſetzt wurde, machte Herr Schütz durch raſchen Entſchluſs der unwürdigen Scene ein Ende, indem er ſich mit Zuleima noch vor Beendigung des letzten Zwiegeſpräches vom Felſen herabſtürzte und das Zeichen zum Niederlaſſen des Vorhangs gab. Klingemann, der ſeinen guten Willen in dieſem wie in ſo manchem anderen Falle vom Publikum mit ſchnödem Undanke belohnt ſah, war äußerſt verſtimmt über die brutale Unterbrechung des Stückes, und verzichtete nach ſolcher Erfahrung auf die ebenfalls von ihm beabſichtigte Aufführung des „William Ratcliff,“ der auch auf keiner anderen Bühne jemals zur Aufführung gelangte, — ſehr zum Ärger Heine's, welcher von großen Erfolgen ſeiner Geſpenſter-Tragödie träumte, und ſtets mit Behagen an den „düſtern, ſteinernen Ratcliff“ dachte, während ihm der „helle, milde Almanſor“ im höchſten Grade unheimlich war. 196).

Achtes Kapitel.

Das junge Paläſtina.

Die Betrachtung des im Weſentlichen ſchon in Bonn und Göttingen geſchriebenen „Almanſor“ hat uns gezeigt, daſs Heine, ſo wenig er auf den genannten Univerſitäten mit ſpecifiſch jüdiſchen Elementen in engere Berührung kam, oder es liebte, ſeine Anſichten über religiöſe Dinge zur Schau zu tragen, dennoch im tiefſten Gemüth ſehr erheblich durch die Einflüſſe ſeiner iſraelitiſchen Abſtammung und Erziehung beſtimmt wurde. Dieſe Einwirkung dokumentierte ſich bei dem jungen Freigeiſt, der von Glaubensſkrupeln nicht ſonderlich quälend beunruhigt ward, und „nur noch an den pythagoräiſchen Lehrſatz und ans königlich preußiſche Landrecht glaubte“ [197]), allerdings minder durch eine zärtliche Vorliebe für das Judenthum, als durch einen bittern Unmuth über die rechtloſen Bedrückungen, unter denen ſeine Stammesgenoſſen — und er mit ihnen — leiden muſſten. Er hatte in jener Tragödie ſeinem Groll gegen die Unterdrücker mit der rückſichtsloſen Ehrlichkeit des Haſſes Luft gemacht, die chriſtenthumsfeindliche Tendenz des „Almanſor“ war in dem ſchneidenden Hohn der Schluſsworte zu grellſtem Ausdruck gelangt, und es empörte ihn in tiefſter Seele, als Michael Beer, weniger ſtolz geſinnt, in ſeinem „Paria“, ſtatt die Sprache des Anklägers zu führen, nur auf die Thränendrüſen des Publikums zu wirken und ein ſchwächliches Mitleid für ſeinen durch den Übermuth einer bevorzugten Kaſte miſshandelten Helden zu erregen ſuchte. „Die Zeiten ſind ſo ſchlecht,“ heiſst es in einem Briefe Heine's an Friederike Robert [198]), „alle Menſchen klagen, und es iſt ſehr politiſch von unſern Regierungen, daß ſie allenthalben die Aufführung des „Paria“ begünſtigen, damit wir ſehen, es giebt Leute in Indien, die noch mehr leiden und ausſtehn, als wir Deutſchen.“ „Fatal, höchſt fatal,“ ſchreibt er über dasſelbe Thema derber und deutlicher an Moſer 199), „war mir die Hauptbeziehung des Gedichts, nämlich daß der Paria ein verkappter Jude iſt. Man muß Alles aufbieten, daß es Niemand einfalle, Letzterer habe Ähnlichkeit mit dem indiſchen Paria, und es iſt dumm, wenn man dieſe Ähnlichkeit gefliſſentlich hervorhebt. Am allerdümmſten und ſchädlichſten und ſtockprügelwertheſten iſt die ſaubere Idee, daß der Paria muthmaßt: ſeine Vorfahren haben durch eine blutige Miſſethat ihren traurigen Zuſtand ſelbſt verſchuldet. Dieſe Anſpielung auf Chriſtus mag wohl manchen Leuten gefallen, beſonders da ein Jude, ein Waſſerdichter (will ſagen: noch nicht Getaufter), ſie ausſpricht. Ich wollte, Michael Beer wäre getauft, und ſpräche ſich derb, echt almanſorig, in Hinſicht des Chriſtenthums aus, ſtatt daß er dasſelbe ängſtlich ſchont und ſogar, wie oben gezeigt, mit demſelben liebängelt.“

Ein talentbegabter Schriftſteller, der mit ſolchen Geſinnungen Anfangs der zwanziger Jahre nach Berlin kam, mußte den dortigen Verkämpfern des Judenthums ein willkommener Waffenbruder ſein. Zum Verſtändnis der jüdiſchen Reformbewegung, welche um jene Zeit von Berlin ausging und in welche H. Heine mit jugendlicher Begeiſterung eintrat, iſt es jedoch nöthig, daß wir uns die Anfänge dieſes geiſtigen Umſchwungs in raſchem Überblicke vergegenwärtigen.

Die Befreiung des Judenthums aus dem ſtarren Bann entwicklungsloſer Geſetze geht parallel mit dem Erwachen und der Ausbildung des humaniſtiſchen Gedankens der Neuzeit; ja, ſie iſt zum größten Theile direkt als eine Frucht des letzteren anzuſehn. So lange Haß und Verfolgung ihren Druck auf die Bekenner des moſaiſchen Glaubens übten, und ihnen jeden Antheil am Leben der Zeit und der Völker verwehrten: ſo lange war es gerechtfertigt, daß die verſtoßenen und geächteten Iſraeliten das bedrohte Heiligthum ihrer Religion und Sitte mit dem ſchützenden Wall eines nach innen einigenden, nach außen abſondernden Geſetzes umgürteten. Die lebendig bewegte Gegenwart wies ſie ja zurück, und ſperrte ſie das ganze Mittelalter hindurch wie eine Herde Ausſätziger in dumpfe Ghettos ein, zu ohnmächtig, ſich ihr Recht zu erkämpfen, aber zu treu ihrem Glauben, um demſelben irdiſcher Vortheile willen zu entſagen, blieb ihnen

Nichts übrig, als ſich in die traumhafte Erinnerung einer abgeſtorbenen Vergangenheit zu verſenken, und Troſt zu ſuchen bei der meſſianiſchen Hoffnung auf eine beſſere Zukunft. Von der ſie umgebenden Außenwelt wie durch eine Feuerlohe geſchieden, ſpürten ſie in ihrer hermetiſch abgeſchloſſenen Iſolierzelle Nichts von dem friſchen Weben der Geſchichte, Nichts von den Fortſchritten der Völker in Leben, Kunſt und Wiſſenſchaft. Seit mehr als einem Jahrtauſend war das theokratiſche Gebäude ihrer Religion und Sitte faſt unverändert ſich gleich geblieben, die Vorſchriften, die Moſes unter ganz andern klimatiſchen Verhältniſſen und in einem von kulturloſen Völkerſchaften umgrenzten Lande ſeiner Nation gegeben hatte, zogen mit dieſer als ein heiliges Vermächtniß ins Exil und hinüber ins Abendland; die lebendige Tradition des Prophetenzeitalters aber verknöcherte zu einem unwandelbaren Schriftenthum, das zu den Büchern des alten Teſtamentes noch die Miſchna und den Talmud gefügt hatte, deren ſpitzfindige Auslegung und Erklärung die ganze Lebensaufgabe der jüdiſchen Gelehrten war.

Den erſten Lichtſtrahl in dies mitternächtige Dunkel warf die ſonnenhaft glänzende Erſcheinung Moſes Mendelsſohn's. Ein Zeitgenoſſe und Freund Leſſing's, koſtete er muthvoll von den Früchten des verbotenen Baumes nichtjüdiſcher Bildung, in vollen Zügen trank er aus dem Quell des lebendigen Wiſſens der Gegenwart, und ſiehe da, die Beſten und Edelſten der Chriſten ehrten und liebten ihn, und ſuchten ihn wohl gar, wie Lavater in ſeinem berühmten Sendſchreiben, zu ihrer Religion hinüber zu ziehn. Aber Mendelsſohn bewahrte dem Glauben ſeiner Väter die unverbrüchlichſte Treue, er hielt ſtreng das moſaiſche Geſetz, und gab ſeinen Genoſſen das Beiſpiel, daß man Jude bleiben und dennoch Antheil haben könne am Leben und Wiſſen der Gegenwart. Indem er die bibliſchen Bücher in treffliches Deutſch übertrug und ſeine Überſetzungen mit hebräiſchen Lettern drucken ließ, verſetzte er dem berüchtigtem Schulweſen der polniſchen Rabbinen einen tödlichen Stoß: er vermittelte die Bekanntſchaft mit der unverfälſchten deutſchen Sprache, mit deutſcher Nationalität und Literatur, und bewirkte, daß, ſtatt der hebräiſch-talmudiſchen, allmählich die reindeutſche Bildung zur Grundlage der iſraelitiſchen Jugenderziehung ward. Er hatte — und Dies iſt die große Bedeutung ſeines Wirkens und Lebens — durch ſein Vorbild gezeigt, daß es auch für den Juden ein Mittel gab, an der gemeinſamen Arbeit der Menſchheit wie an den Früchten derſelben theilzunehmen, und ſich Anerkennung und Geltung, Achtung und Liebe dort zu verſchaffen, wo Hohn und Vorurtheil bisher jeden Annäherungsverſuch unmöglich gemacht. Die Freunde und Jünger Mendelsſohn's — wir nennen nur Hartwig Weſſely, Herz Homberg, David Friedländer und Lazarus Bendavid — wirkten, indem ſie ſich beſonders des Schulweſens annahmen, im Sinne des Meiſters fort, und ſuchten von Berlin aus, wo ſchon 1778 die erſte israelitiſche Freiſchule auf der Baſis eines deutſch-nationalen Unterrichtes gegründet ward, mehr und mehr die einſeitig abgeſchloſſene polniſch-rabbiniſche Afterbildung zu verdrängen. Zwei große Monarchen begünſtigten dieſe Erhebung des Judenthums aus jahrtauſendjähriger Erſtarrung durch humane Verordnungen. Friedrich II., welcher den edlen Ausſpruch gethan, daß in ſeinen Staaten Jeder nach ſeiner eignen Façon ſelig werden könne, erließ am 17. April 1750 ein General-Privilegium, das die Behandlung ſeiner jüdiſchen Unterthanen, ſtatt der bisherigen Willkür, feſten, freilich noch vielfach beſchränkenden, aber doch geſetzlich ſicheren Beſtimmungen unterwarf; und das Toleranz-Edikt Joſeph's II. vom Jahre 1781 ſetzte die Juden in Öſterreich nicht allein in den Beſitz der meiſten bürgerlichen Rechte, ſondern legte ihnen geradezu die Pflicht auf, durch Gründung und Erhaltung planmäßiger öffentlicher Anſtalten für eine geordnete Erziehung ihrer Jugend zu ſorgen. Aber das damalige Geſchlecht war noch nicht reif für den Genuß der Wohlthaten, welche ein wohlmeinender Fürſt ihm aus freiem Entſchluſſe in den Schoß warf. Wie die Jeſuiten ihren katholiſchen Mitbrüdern die Toleranzbeſtrebungen des Kaiſers als ein glaubensfeindliches Werk des Antichriſts verdächtigten, ſo ſchilderten auch die Rabbinen ihren Religionsgenoſſen die dargebotene Wohlthat einer zeitgemäßen Jugendbildung als eine todbringende Gefahr für das Judenthum, und widerſetzten ſich halsſtarrig der Ausführung aller durchgreifenden Reformen. Stärker und mächtiger jedoch brauſte der Sturm verjüngender Freiheitsgedanken durch die Welt, und weckte die Menſchheit aus bleiernem Todesſchlaf. Fern über dem Ocean ſtreifte ein junges Volk in glorreichem Kampfe die Feſſeln ab, die ſein aufblühendes Leben beengten, und feierte ſeinen Sieg durch Verkündigung der Menſchenrechte. Europa vernahm das Wort, das Amerika gerufen, Frankreich rief es jauchzend nach, Throne ſanken in Trümmer bei ſeinem zaubergewaltigen Klange, und „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!" hieß die Loſung der heraufglänzenden neuen Zeit. Auch die Bekenner des

Judenthums, durch die Schriften Rouſſeau's und Voltaire's mit den Gleichheitsideen der franzöſiſchen Revolution vertraut geworden, lauſchten hochklopfenden Herzens der frohen Botſchaft; aber bevor ſie noch den ernſtlichen Verſuch gemacht, ſich die langvorenthaltenen Menſchenrechte zu erringen, fielen ihnen dieſe von ſelber zu. Allein abermals handelte es ſich nicht um eine Reform ihrer Satzungen und Sitten von innen heraus und durch eigene Kraft, ſondern ein kühner Günſtling des Glückes, Napoleon, der von ihnen faſt wie der erharrte Meſſias begrüßt ward, nahm die Regeneration des iſraelitiſchen Lebens in ſeine ſtahlbewehrte Herrſcherhand, und ſuchte durch die Beſchlüſſe der von ihm nach Paris berufenen Deputierten-Verſammlung und des ihr nachfolgenden großen Sanhedrin den Glauben und die Sitten der Juden mit ihren Pflichten als franzöſiſche Staatsbürger in Einklang zu bringen. Wie gering auch die unmittelbaren Reſultate dieſes Reformverſuches unter dem Einfluſſe der Staatsgewalt geweſen ſind, ſo hat er doch ungemein anregend gewirkt durch die ausdrückliche Erklärung des Sanhedrins, daſs die religiöſen Vorſchriften des bibliſchen Geſetzes zwar ihrer Natur nach unwandelbar, die politiſchen Anordnungen deſſelben aber von Zeit und Umſtänden abhängig, und mit der Zerſtörung des Reiches Iſrael hinfällig geworden ſeien. — Von noch größerer Tragweite war der Einfluſs der Freiheitskriege auf die Entwicklung des Judenthums. Die ſchweren Jahre der Fremdherrſchaft und nationalen Erniedrigung, welche der deutſche Jude gemeinſam mit dem deutſchen Volke ertrug, befeſtigten in Jenem das Gefühl der Vaterlandsliebe und die Erkenntnis ſeines Anrechts, an den Leiden und Freuden der Nation theilzunehmen, während andererſeits der chriſtliche Theil der Bevölkerung im Schmerz der eigenen Unterdrückung gelernt hatte, für Unterdrückte zu fühlen und Gerechtigkeit gegen ſie zu üben. Das Edikt vom 11. März 1812 erkannte die jüdiſchen Staatsangehörigen rückhaltslos als preußiſche Staatsbürger an; es verlieh ihnen den vollen Umfang aller bürgerlichen Rechte und Pflichten, obſchon es ihnen die politiſchen Rechte zum Theil noch vorenthielt, und ſeine Ausführung in den nachfolgenden Reaktionsjahren leider unduldſam genug beſchränkt und verkürzt ward. Eins aber, und das Wichtigſte von Allem, ging nicht wieder verloren: das Judenthum war aus ſeiner früheren ſtagnierenden Abſonderung in den lebendigen Strom der Zeitgeſchichte hineingeriſſen worden, es kämpfte fortan für ſein Recht und für ſeine Weiterentwicklung mit und neben andern, nichtjüdiſchen Vaterlandsgenoſſen, die von ähnlichen Feſſeln bedrückt wurden, und mit denen es jetzt gemeinſame Sache wider den gemeinſamen Feind zu machen galt. Dieſelben deutſchthümelnden Fanatiker und legitimiſtiſchen Ariſtokraten, welche ſich weigerten, die Juden als Deutſche und als freie Bürger anzuerkennen, waren ja die brutalen Reſtauratoren mittelalterlicher Staatskunſt, die unerbittlichen Gegner jedes freiheitlichen Fortſchritts auf religiöſem, ſocialem und politiſchem Felde. Die Geſchichte der Judenemancipation von 1815 bis auf den heutigen Tag iſt daher untrennbar mit der Entwicklungsgeſchichte des geiſtigen und ſtaatlichen Lebens der Neuzeit verknüpft, und wie letzteres trotz aller Schwankungen und Rückſchläge ſich unaufhaltſam zu einer höheren Stufe entfaltet hat, ſo weiſt auch das Judenthum während dieſes Zeitraums den Proceß eines gewaltigen, durch eigene Kraft vollzogenen Fortſchrittes auf.

Zwei Männer ſind es vor Allen, denen das Verdienſt gebührt, die innere Befreiung des Judenthums von der ſtarren Ausſchließlichkeit talmudiſch-rabbiniſcher Traditionen und die Befruchtung deſſelben mit den Kulturelementen der modernen Zeit kräftig gefördert zu haben. Der Erſte von ihnen, David Friedländer, 1750 in Königsberg geboren, kam 1770 nach Berlin, wo er bis in ſein hohes Greiſenalter unermüdlich für die Verbeſſerung der bürgerlichen Stellung ſeiner Glaubensgenoſſen und für eine zeitgemäße Reform des jüdiſchen Erziehungsweſens wirkte. Hauptſächlich ihm iſt die Gründung der vorhin erwähnten Freiſchule zu verdanken, welche den ſegensreichſten Einfluß auf die Bildung der ärmeren Volksklaſſe hatte, und allmählich auch in anderen angeſehenen Gemeinden Nachahmung fand. Das Haupthindernis dieſer humanen Beſtrebungen war der Gewiſſenszwang, welchen die Rabbinen, deren Mangel an weltlicher Bildung ſie gänzlich unfähig machte, bei der Reform des Schulweſens perſönlichen Antheil zu nehmen, durch die Androhung religiöſer Ausſchließung oder Rechtsverweigerung auf ihre Gemeindemitglieder übten. Die Denkſchrift, welche bei den Verhandlungen der Judenſchaft mit der preußiſchen Staatsregierung über die bürgerliche Stellung der Iſraeliten 1787 von Friedländer verfaßt wurde, verbreitete ſich in einem beſonderen Abſchnitt aufs lichtvollſte über die Nachtheile ſolcher rabbiniſchen Gewalt, und hatte den glücklichen Erfolg, daß durch eine königliche Verordnung vom 5. Juni 1792, neben einer Reihe gehäſſiger Beſtimmungen früherer Zeit, jede gewiſſenbindende Machtbefugnis der Rabbinen aufgehoben ward. Im ſelben Jahre trat in

Berlin die „Geſellſchaft der Freunde“ zuſammen, die mehr als ein Menſchenalter hindurch rüſtig die eingewurzelten Mißbräuche des rabbiniſchen Herkommens bekämpfen half. Das Vorurtheil, welches Jahrhunderte befeſtigt hatten, ließ ſich aber nur langſam überwinden, und es ſtellte ſich bald das Übel heraus, daß die große Maſſe der Iſraeliten in ihrer alten Unbildung verharrte, während die kleinere Zahl der Strebenden, durch die Schriften der franzöſiſchen Encyklopädiſten und durch die in Deutſchland aufblühende kritiſche Philoſophie angeregt, mit den veralteten Formen der Synagoge in innerlichen Konflikt gerieth, und von einem Fortſchritt über das Judenthum hinaus zu einem freien Menſchenthum und einer allgemeinen Vernunftreligion träumte. Der Übertritt zur chriſtlichen Kirche hätte dieſen aufgeklärten Denkern nothwendigerweiſe die Laſt eines neuen Ritus und neuer Dogmen auferlegt, an die ſie eben ſo wenig glaubten. In dieſer Gewiſſensnoth wandte ſich Friedländer 1799 mit einem Sendſchreiben an den freiſinnigen Probſt Teller und erbat ſich deſſen Rath, wie es etwa den gewiſſenhaften Juden ermöglicht werden könne, ohne Ablegung eines heuchleriſchen Bekenntniſſes in die große Gemeinſchaft Derer einzutreten, die ſich Chriſten nennen. So ungünſtig dieſer Schritt auch von beiden Seiten beurtheilt ward, und ſo ablehnend kühl die Antwort des rationaliſtiſchen Theologen lautete, ſprach ſich doch in der naiven Anfrage Friedländer's deutlich das Verlangen der Aufgeklärteſten unter den Juden nach einer Vereinigung mit den übrigen Elementen des modernen Staats- und Kulturlebens aus, um gemeinſam mit Dieſen ihren Antheil an der allgemeinen Weltbewegung zu übernehmen.

In ähnlichem Sinne, aber mit taktvollerer Rückſichtsnahme auf das praktiſche Bedürfnis der Zeit, wirkte Iſrael Jacobſon. Dieſer edle Mann benutzte nicht allein ſein bedeutendes Vermögen und ſeinen perſönlichen Einfluß bei Fürſten und hohen Staatsbeamten (er war Kammeragent des Herzogs von Braunſchweig), um die äußere Lage ſeiner Glaubensgenoſſen durch Befreiung von drückenden Abgaben und durch Aufhebung ſchimpflicher Verordnungen zu erleichtern, ſondern er beförderte auch weſentlich den inneren Regenerationsproceß des Judenthums. Im Jahre 1801 errichtete er aus eigenen Mitteln und mit einem Opfer von mehr als 100,000 Thalern die treffliche Bildungsanſtalt in Seeſen für unbemittelte jüdiſche Kinder, und geſtattete zugleich die Aufnahme chriſtlicher Zöglinge, deren das raſch aufblühende Inſtitut nach wenigen Jahren ſchon zwanzig blühte. Eine Erziehungsanſtalt nach gleichem Muſter wurde 1807 von dem Schwager Jacobſon's, Jſaak Herz Samſon, unter Leitung Ehrenberg's in Wolfenbüttel gegründet. Als König Jerome 1808, nach erfolgter Gleichſtellung der israelitiſchen Bewohner des Königreichs Weſtfalen mit ihren chriſtlichen Mitbürgern, ein jüdiſches Konſiſtorium in der Hauptſtadt Kaſſel einſetzte, berief er als Präſidenten deſſelben den wackern Jacobſon. Dieſer benutzte ſeine neue Stellung vor Allem dazu, die Anfänge einer Kultusreform zu verſuchen. Sehr zweckmäßig ging er dabei vom Schulweſen aus. Es war ſchon ein erheblicher Fortſchritt, daß in den genannten Erziehungsanſtalten und in der 1809 zu Kaſſel gegründeten Schule der Religionsunterricht, welcher früher gänzlich den unwiſſenden Rabbinen überlaſſen geweſen, in geordneter Weiſe von tüchtigen Lehrern ertheilt ward. Folgenreicher noch war der Umſtand, daß die Kaſſeler Gemeindeſchule einen eigenen Betſaal erhielt, in welchem die Schüler ſich allſabbathlich zu einer Andachtſtunde vereinigten. Neben den hebräiſchen Hauptgebeten wurden hier deutſche Lieder und Gebete durch einen wohleingeſchulten Chor vorgetragen, und die Mitglieder des Konſiſtoriums, namentlich der Präſident Jacobſon, ſprachen oftmals mit herzwarmer Beredſamkeit, feierlich predigend, zu den Zöglingen der Anſtalt. Bald nachher nahmen auch die Eltern der Kinder an dieſem neuen Gottesdienſte Theil, der erhöhte Bedeutung gewann, als Jacobſon hinter ſeinem Schulbau in Seeſen einen ſchönen Tempel errichten und dieſen mit einer Orgel verſehen ließ. Derſelbe ward am 17. Juli 1810 mit glänzender Feierlichkeit eröffnet als das erſte jüdiſche Gotteshaus, in welchem ein würdevoll geordneter jüdiſcher Gottesdienſt, in deutſcher Sprache und unter deutſchen Geſängen bei Orgelbegleitung, ſtattfand. Mit dieſem Anfange trat die deutſche Sprache aus dem Gebiet der Schule in das Gebiet der Religionsübung ein, und wenn das gegebene Beiſpiel nicht eine noch ſchnellere Nachahmung fand, ſo iſt die Hauptſchuld davon wohl den Zeitwirren beizumeſſen. Jacobſon ermüdete indeß keinen Augenblick, ſeine Reformbeſtrebungen fortzuſetzen, wenn auch der Umſchwung der politiſchen Verhältniſſe ihn nöthigte, den Schauplatz und die Form ſeiner Thätigkeit zu verändern. Nach Berlin übergeſiedelt, richtete er dort ſchon 1815, nach dem Muſter der Kultusordnung von Seeſen und Kaſſel, zuerſt in ſeiner eigenen Wohnung, ſpäter, als die Theilnahme ſich vermehrte, in dem großen Saale von Herz Beer (Vater von Michael und Meyer-Beer), einen Privatgottesdienſt ein, der zuerſt von ihm ſelber, nachmals von andern freilungen und begabten Rednern Kley, Günsburg, Auerbach und Zunz geleitet ward.

Nachdem ſolchergeſtalt die Reform des Judenthums auf dem Gebiet der Schule und des Kultus angebahnt war, entſtand in den Köpfen einiger jungen und begeiſterten Iſraeliten, welche ſich die Früchte deutſcher Bildung zu eigen gemacht, der kühne Gedanke, für eine Entwicklung, die bisher ohne planmäßigen Zuſammenhang auf vereinzelte Verſuche beſchränkt geblieben war, einen gemeinſamen Mittelpunkt zu ſchaffen, und durch Fortführung der begonnenen Bewegung auf geſchichtlich haltbarer, wiſſenſchaftlich gerechtfertigter Grundlage dem unſicher experimentierenden Umhertaſten ein Ziel zu ſetzen. Die rohen Angriffe, die im Jahre 1819 von dem Straßenpöbel mancher deutſchen Städte gegen die Juden gerichtet wurden, gaben den äußeren Anſtoß zur Verwirklichung dieſes Gedankens[200]. Die Berathſchlagung über die Mittel, wie der Rückkehr ſolcher Scenen vorzubeugen und die Quelle des Haſſes und Vorurtheils gegen die Bekenner des Judenthums dauernd zu verſtopfen ſei, führte zu der immer klareren Erkenntnis, daß das jüdiſche Leben ſelbſt einer gründlichen Läuterung bedürfe, um ſich mit den Erforderniſſen des modernen Staates und mit den ideellen Anſprüchen des Jahrhunderts in Einklang zu ſetzen. Zur Leitung und Förderung dieſes Proceſſes konſtituierte ſich am 7. November 1819 der „Verein für Kultur und Wiſſenſchaft der Juden“, welcher ſeinen Centralſitz in Berlin hatte, aber binnen Kurzem die eifrigſten Vorkämpfer der iſraelitiſchen Reform in allen Gegenden Deutſchlands zu ſeinen Mitgliedern zählte. Obgleich der Verein wenig länger als vier Jahre beſtand, und ſeine ernſte, geräuſchloſe Thätigkeit ſelbſt in den Darſtellungen jüdiſcher Geſchichtſchreiber bis auf den heutigen Tag kaum eine gerechte Würdigung gefunden hat, gehen doch alle ſeither ſichtbar gewordenen Erfolge der Regeneration des jüdiſchen Lebens in Schule, Synagoge, Kultur und Wiſſenſchaft auf Vereinsmitglieder oder auf die von ihnen ausgeſtreute Saat zurück.

Als die Stifter und tonangebenden Lenker des Vereins ſind Eduard Gans, Leopold Zunz und Moſes Moſer zu nennen, in welchen Dreien die bürgerliche Freiheit, die Wiſſenſchaft und die Idee mit den praktiſchen Reformen vertreten war. Bevor wir die Thätigkeit Dieſer und der hervorragendſten unter ihren Mitarbeitern näher ins Auge faſſen, ſei uns ein Blick auf die allgemeine Tendenz des Vereins und auf die Einrichtungen vergönnt, durch welche er ſeine leitende Grundidee auszuführen beſtrebt war. Dieſe Grundidee ſpricht ſich am deutlichſten in den Einleitungsworten aus, welche den im Januar 1822 (Berlin, bei Ferd. Nietack) gedruckten Statuten vorangeſtellt ſind. Es heißt dort: „Das Mißverhältnis des ganzen innern Zuſtandes der Juden zu ihrer äußeren Stellung unter den Nationen, ſeit vielen Jahrhunderten beſtehend, aber ſtärker als je hervortretend in der neueren Zeit, welche durch einen allgewaltigen Ideenumſchwung auch unter den Juden überall veränderte Beſtrebungen hervorrief, die das drückende Gefühl des Widerſpruchs täglich allgemeiner machen, fordert dringend eine gänzliche Umarbeitung der bis jetzt unter den Juden beſtandenen eigenthümlichen Bildung und Lebensbeſtimmung, und ein Hinführen derſelben auf denjenigen Standpunkt, zu welchem die übrige europäiſche Welt gelangt iſt. Kann dieſe Umarbeitung weſentlich nur unmittelbar von den Juden ſelbſt ausgehen, ſo kann ſie auch wiederum nicht das Werk der Geſammtheit ſein, ſondern muß die geiſtesverwandten Gebildeteren Derſelben zu Urhebern haben. Für dieſe Zwecke wirkſam zu ſein, beabſichtigt ein Verein, welcher ſonach vorſtellt: eine Verbindung derjenigen Männer, welche in ſich Kraft und Beruf zu dieſem Unternehmen fühlen, um die Juden durch einen von innen heraus ſich entwickelnden Bildungsgang mit dem Zeitalter und den Staaten, in denen ſie leben, in Harmonie zu ſetzen. So umfaſſend wie der hier angegebene Zweck des Vereins iſt, muß auch die geſetzmäßige Wirkſamkeit deſſelben gedacht werden. Um dieſen ſelber in allen möglichen Richtungen zu verfolgen, wird der Verein daher eben ſo wenig verabſäumen dürfen, von oben herab durch möglichſt große und gediegene wiſſenſchaftliche Beſtrebungen, denen er Eingang und ein lebhaft zugewandtes Intereſſe zu verſchaffen ſuchen muß, eine ſichere Grundlage für das in den neuen Kreis erhobene innere Leben zu gewinnen, als von unten herauf, durch Bearbeitung der Lebensanſicht in den verſchiedenen Ständen der Geſellſchaft, den Boden für die Befruchtung durch reinere Erkenntnis empfänglich zu machen. Auf der einen Seite wird alſo Alles, was dazu dienen kann, das Reich der Intelligenz zu vergrößern, benutzt werden, als Errichtung von Schulen, Seminarien, Akademien, thätige Beförderung ſchriftſtelleriſcher oder anderer öffentlicher Arbeiten jeglicher Art; auf der andern Seite ſoll aber auch durch Hinleitung der aufblühenden Generation zu Gewerben, Künſten, Ackerbau und wiſſenſchaftlichen Ausübungen, und durch Unterdrückung der einſeitigen Neigung zum Handel, ſowie durch Umarbeitung des Tons und der geſelligen Verhältniß, allmählich jede dem Ganzen widerſtrebende Eigenthümlichkeit bezwungen werden."

Die Stifter des Vereins, denen ein ſo erhabenes Ziel vorſchwebte, mußten bei kühlerer Betrachtung der für die Erreichung desſelben zu Gebot ſtehenden Mittel ſofort zu der Einſicht gelangen, daß es eine chimäriſche Hoffnung ſei, das ganze Leben in ſeiner Vielſeitigkeit zu umfaſſen. Sollte die Thatkraft der Mitglieder nicht in erfolgloſem Umhertappen nach allen möglichen Richtungen verpuffen, ſollte ein beſtimmtes Reſultat auf irgend einem Gebiete errungen werden, ſo mußte der Verein ſich vorderhand einen engeren, ſcharf umgrenzten Kreis ſeiner Thätigkeit geben. Ohne ſeiner Grundidee zu entſagen, beſchränkte er ſich daher zunächſt auf das Reinwiſſenſchaftliche ſeines Gegenſtandes und die ſich unmittelbar daran knüpfenden praktiſchen Zwecke. „Es hat Sie," bemerkt Gans in dem von ihm am 28. April 1822 den Mitgliedern erſtatteten Berichte, „in dieſer Beſchränkung eine wahrhaft philoſophiſche Anſicht geleitet. Fühlten Sie gleich, daß es vorläufig nur die Wiſſenſchaft ſein könne, der Sie nach der vorräthigen Summe von Kraft und Mitteln mit Erfolg obliegen dürften, ſo hat keine Einſeitigkeit die anderen vielen Richtungen des Lebens vergeſſen laſſen. Die Totalität aller Erſcheinungen des Lebens als die immer feſtzuhaltende Grundlage beizubehalten, haben Sie nicht unterlaſſen. Wie der Eigenthümer keinen Theil ſeines Grundes aufgiebt, weil er nicht alle zu gleicher Zeit betreten kann, alſo entſagten Sie keiner Äußerung irgend einer Thätigkeit, weil mit allen zugleich anzufangen Ihnen unmöglich ſchien."

Die erſte Schöpfung, welche der Verein zur Verwirklichung ſeiner Zwecke ins Leben rief, war das „wiſſenſchaftliche Inſtitut," eine vom Verein ausgehende und ſeiner Geſetzgebung unterworfene Verbindung zu einer gemeinſamen Bearbeitung aller auf Juden und Judenthum bezüglichen Gegenſtände. Eduard Gans definiert in dem eben angeführten Berichte mit nachfolgenden Worten den Gedanken, aus welchem dies Inſtitut hervorging: „Derjenige Theil der Wiſſenſchaft, welcher die religiöſen, hiſtoriſchen und philoſophiſchen Beſtrebungen der Juden umfaßt, war, wie er bisher behandelt worden, entweder der Freiheit oder der Selbſtändigkeit beraubt geweſen. Unwiſſende Rabbinen, ſchon im Voraus befangen in Dem, wonach ſie erſt forſchen ſollten, das Judenthum nicht als Theil eines großen Ganzen betrachtend, ſondern als eine ausſchließende und iſolierte Wiſſenſchaft ohne allen Zuſammenhang mit den andern Zweigen denkend und behandelnd, hatten eine treue Bearbeitung weder vorbereitet, noch war ſie von ihnen zu erwarten, denen kein einziger Standpunkt außer dem zu bearbeitenden Felde zu Gebot ſtand. Was Gutes und Tüchtiges vorhanden iſt, Das hat man größtentheils chriſtlichen Gelehrten zu verdanken. Aber ermangelten Jene der Freiheit, ſo haben Dieſe es der Wiſſenſchaft des Judenthums oft an der nothwendigen Selbſtändigkeit fehlen laſſen: ſie war nur zu häufig die dienende Magd chriſtlicher Gottesgelahrtheit, nur in ſtetem Bezug auf dieſe ſtudiert und behandelt. Eine Bearbeitung dieſes Theils der Wiſſenſchaft zu veranlaſſen, die, indem ſie in keiner vorgefaſſten Anſicht befangen, die vollkommene Freiheit der Forſchung in Anſpruch nehme, zugleich aber die Selbſtändigkeit behaupte, die jedem Theile des Ganzen, als ſolchem, auch zukommt: Das muſſte Ihr erſter Augenmerk ſein. Sie haben dieſen Gedanken verwirklicht, indem Sie eine Anſtalt ſchufen, deren Mitglieder nach einem allgemeinen Plane, der jedoch der Freiheit der Einzelnen keinen Eintrag thut, die verſchiedenen Theile dieſer Wiſſenſchaft bearbeiten.“ Den Sitzungen des Inſtituts konnte als Zuhörer jedes Vereinsmitglied beiwohnen. Aus den ſchriftſtelleriſch begabten Kräften der Letzteren rekrutierten ſich die Mitglieder des wiſſenſchaftlichen Inſtituts, welche ihre neueſten Arbeiten in den regelmäßigen Sitzungen vortrugen, und über alle zur Sprache gebrachten Angelegenheiten in freier Diskuſſion verhandelten. Die genannten Stifter des Vereins gaben auch hier das Vorbild eines unermüdlichen Eifers und Fleißes. Gans erörterte in einem Cyklus von acht Vorträgen die Geſetzgebung über Juden in Rom; außerdem lieferte er Abhandlungen über die Geſchichte der Juden in England und über das moſaiſch-talmudiſche Erbrecht, ſowie einen Aufſatz über die am 1. Januar 1822 durch kaiſerlichen Ukas erfolgte Aufhebung der Kahals (Judenälteſten) in Polen, welche ſich jahrhundertelang die ſchmählichſte Bedrückung ihrer ärmeren Glaubensgenoſſen erlaubt hatten. Der größere Theil dieſer Abhandlungen wurde bald nachher in der Zeitſchrift des Vereins abgedruckt, und zeigt, neben dem emſigſten Quellenſtudium, ſchon dieſelbe geiſtvoll philoſophiſche Auffaſſung rechtswiſſenſchaftlicher Fragen, durch welche ſich Gans einige Jahre ſpäter einen ſo glänzenden Ruhm erwarb. Zunz führte in einer Reihe anziehender Vorträge jene Grundlinien einer künftigen Statiſtik der Juden aus, welche im dritten Hefte der Zeitſchrift kurz angedeutet ſind, legte eine Abhandlung über die literae liquidae der hebräiſchen Sprache vor, und gab ein Beiſpiel ſcharfſinnigſter Kritik in dem von ihm verfaßten, gleichfalls in der Zeitſchrift abgedruckten Aufſatze über die ſpaniſchen Ortsnamen in hebräiſch-jüdiſchen Schriften. Neben dieſen gelehrten Facharbeiten brillierte Moſer durch ſeine gemeinverſtändlichen, aber von einer großartig tiefen Weltanſchauung getragenen Vorleſungen über das Princip der jüdiſchen Geſchichte, über den Einfluß des Chriſtenthums auf die Juden, und über die äußere Geſchichte Derſelben in den occidentaliſchen Ländern. Während Ludwig Markus ſeine antiquariſchen Forſchungen über den Feldbau der Juden in Paläſtina zum Beſten gab, und die Berechtigung der jüdiſchen Konfirmationen aus dem Geiſte des Judenthums nachwies, ſprach der Juriſt Julius Rubo über jüdiſche Gemeindeverfaſſungen, und Immanuel Wolf (ſpäter Wohlwill) entwickelte als Programm für die Zeitſchrift den Begriff einer Wiſſenſchaft des Judenthums, woran ſich ein zweiter Vortrag über das Judenthum in der Gegenwart ſchloß. Von auswärts ſandte Maimon Fränkel in Hamburg dem Inſtitut einen Aufſatz über neuere jüdiſche Geſchichte ein, und Dr. med. Kirſchbaum überreichte eine in hebräiſcher Sprache geſchriebene Abhandlung über „die Gebräuche der meſſianiſchen Zeit.“ Fügen wir noch hinzu, daß das wiſſenſchaftliche Inſtitut 1821 auch eine deutſche Bibelüberſetzung beabſichtigte, und dem Verein im folgenden Jahre einen Bericht über die Herausgabe der Werke Moſes Mendelsſohn's erſtattete, ſo haben wir die äußeren Umriſſe der Thätigkeit jener Anſtalt ziemlich vollſtändig ſkizziert. Die Wichtigkeit dieſer vielſeitigen Anregungen erhält jedoch erſt die rechte Beleuchtung, wenn wir uns erinnern, wie ſelten in damaliger Zeit ein ernſtes wiſſenſchaftliches Streben unter den Juden zu finden war. Noch im erſten Decennium dieſes Jahrhunderts kam es nur ausnahmsweiſe vor, daß jüdiſche Kinder ein Gymnaſium beſuchten oder einen Univerſitätskurſus abſolvierten in Wolfenbüttel z. B. war Zunz 1809 der erſte jüdiſche Gymnaſiaſt, und auch in Berlin hielten bis zu den Freiheitskriegen ſehr wenige iſraelitiſche Eltern es für wünſchenswerth, ihren Kindern eine regelmäßige Gymnaſialbildung zu geben, ſchon weil ſich höchſtens dem Arzte eine Ausſicht auf die Anwendung wiſſenſchaftlicher Studien bot. Selbſt diejenigen Juden, welche ſich durch Bücher und Umgang eine etwas freiere Bildung erworben hatten, legten in Folge dieſer Zuſtände meiſtens eine hochmüthige Geringſchätzung der geregelten Wiſſenſchaft an den Tag, wie denn ſogar ein Rath des

Kaſſeler Konſiſtoriums einem jungen Iſraeliten, der ſich im Jahre 1812 um eine Unterſtützung Behufs philologiſcher und pädagogiſcher Studien bewarb, die amtliche Antwort ertheilte: „man ſehe nicht ab, was mit ſolchen Studien bezweckt werden dürfte.“ Das Bezeichnende dieſes Beiſpiels für den Kulturzuſtand der Juden in damaliger Zeit wird nicht durch den Umſtand aufgehoben, daß Präſident Jacobſon, als ihm die Sache bekannt ward, die Zahlung des nachgeſuchten Stipendiums aus eigener Taſche übernahm 201). Wir ſehen daraus im Gegentheil, wie ſehr Alles, was zur Änderung jener Verhältniſſe geſchah, ausſchließlich von der Thatkraft und Opferwilligkeit einzelner trefflicher Männer abhing. Es kann uns alſo nicht überraſchen, daß auch die wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen des Vereins keineswegs eine ſo ermunternde Theilnahme von Seiten der Glaubensgenoſſen fanden, wie ſie es ohne Zweifel verdient hätten. Selbſt der erſte Verſuch einer vollſtändigen „Geſchichte der Iſraeliten,“ welche J. M. Joſt, der ebenfalls dem Verein kurze Zeit angehörte, ſeit 1819 zu ſchreiben begann, wurde Anfangs ziemlich kühl aufgenommen, und das gleiche Schickſal hatte die „Zeitſchrift für die Wiſſenſchaft des Judenthums,“ welche der Verein unter Leitung des Dr. Zunz ſeit dem Frühjahr 1822 herausgab. Es ſind nur drei Hefte derſelben erſchienen, und der Abſatz war ſo gering, daß er nicht einmal die Druckkoſten deckte.

Nichtsdeſtoweniger geben die Aufſätze der Zeitſchrift Zeugnis dafür, daß Redakteur und Mitarbeiter ſich über das zu erſtrebende Ziel ſehr klar geweſen ſind, wenn ſie ſich auch über das Maß der Theilnahme täuſchten, welche ſie bei den Edleren und Gebildeteren unter ihren Glaubensgenoſſen vorausſetzten. Die das erſte Heft eröffnende Abhandlung von Immanuel Wolf definiert in klarer Weiſe den Begriff der in Anbau genommenen Wiſſenſchaft des Judenthums. Als das geiſtige Princip des letzteren wird „die Idee der unbedingten Einheit im All“ bezeichnet, wie ſie in dem Worte „Jehovah“ ausgeſprochen liegt, ſich in der moſaiſchen Theokratie verkörpert und theilweiſe entwickelt hat, ſpäter jedoch im Talmudismus unter dem laſtenden Druck der Verfolgung zu einer ſcholaſtiſchen Formel erſtarrt iſt. Die Aufgabe der Wiſſenſchaft muß nun ſein, „das Judenthum darzuſtellen einmal hiſtoriſch, wie es ſich nach und nach in der Zeit entwickelt und geſtaltet hat; dann aber philoſophiſch, ſeinem inneren Weſen und Begriffe nach. Beiden Darſtellungen muß vorausgehen die philologiſche Erkenntnis der Literatur des Judenthums.“ Indem ſomit eine

Philologie, eine Geſchichte und eine Philoſophie deſſelben das Fachwerk der zu begründenden Wiſſenſchaft bilden, wird aus ſolcher wiſſenſchaftlichen Behandlung naturgemäſs auch eine richtigere Erkenntniſs des Standpunktes der Idee in der Gegenwart, im heutigen Judenthume, hervorgehn. Der europäiſchen Menſchheit, welche noch unentſchloſſen über die Stellung rathſchlagt, die ſie den Juden einräumen will, muſs die wiſſenſchaftliche Kunde des Judenthums einen wichtigen Maſsſtab für den Werth und die Fähigkeit der Juden, den übrigen Staatsbürgern gleichgeſtellt zu werden, an die Hand geben. Die innere Welt der Juden ſelbſt aber kann ebenfalls nur auf dem Wege der Wiſſenſchaft zu einer zeitgemäſsen Entwicklung gelangen; denn der Standpunkt der Wiſſenſchaftlichkeit iſt der eigenthümliche unſerer Zeit. „Die Juden müſſen ſich wiederum als rüſtige Mitarbeiter an dem gemeinſamen Werke der Menſchheit bewähren; ſie müſſen ſich und ihr Princip auf den Standpunkt der Wiſſenſchaft erheben, denn Dies iſt der Standpunkt des europäiſchen Lebens. Auf dieſem Standpunkte muſs das Verhältniſs der Fremdheit, in welchem Juden und Judenthum bisher zur Auſsenwelt geſtanden, verſchwinden. Und ſoll je Ein Band das ganze Menſchengeſchlecht umſchlingen, ſo iſt es das Band der Wiſſenſchaft, das Band der reinen Vernünftigkeit, das Band der Wahrheit.“

In wie gründlicher Weiſe die Mitarbeiter der Zeitſchrift dies Programm zur Ausführung zu bringen bemüht waren, zeigen vor Allem die ſchon erwähnten Beiträge von Gans und Zunz. Letzterer ſteuerte auſserdem eine Abhandlung über Raſchi, den Begründer der deutſch-franzöſiſchen rabbiniſchen Literatur im elften Jahrhundert, bei, — eine Arbeit, die ſich eben ſo ſehr durch ſtaunenswerthe Beleſenheit im jüdiſchen Schriftthume des Mittelalters, wie durch geiſtvolle Anordnung und Verwerthung des rings zerſtreuten Materials auszeichnet. — Der ehrwürdige David Friedländer betont in einer Reihe von Briefen über das Leſen der heiligen Schriften die Nothwendigkeit, der iſraelitiſchen Jugend, ſtatt ſie mit dem Studium des Hebräiſchen und mit unfruchtbarer rabbiniſcher Wortgelehrſamkeit zu quälen, gute Lehrbücher der Moral und Geſchichte zu liefern, die in verſtändlicher, eindringlicher Sprache geſchrieben ſeien, und er fügt eine Verdeutſchung zweier Kapitel des Micha bei, unter der ausdrücklichen Erklärung, daſs er die für die Betrachtung der Bibel aufgeſtellten Geſichtspunkte vorherrſchend den Andeutungen Herder's und Eichhorn's verdanke. — Höchſt intereſſant iſt ein Aufſatz von Lazarus Bendavid über den Meſſiasglauben bei den Juden, worin aufs ſcharfſinnigſte nachgewieſen wird, daß die Erwartung eines Meſſias durchaus nicht zu den Fundamentalſätzen der jüdiſchen Religion gehöre. „Kein Menſch," ſo lautet die praktiſche Nutzanwendung dieſer gelehrten Unterſuchung, „verarge es daher dem Juden, wenn er ſeinen Meſſias darin findet, daß gute Fürſten ihn ihren übrigen Bürgern gleichgeſtellt und ihm die Hoffnung vergönnt haben, mit der völligen Erfüllung aller Bürgerpflichten auch alle Bürgerrechte zu erlangen." Ein zweiter Aufſatz deſſelben Verfaſſers eröffnet einer Reihe kritiſcher Forſchungen über den Pentateuch, deren Reſultat die fünf Bücher Moſe's mit Sicherheit als nicht von Dieſem geſchrieben, ſondern als ein nur auf mündlicher Überlieferung beruhendes Machwerk aus ſpäterer Zeit darſtellt. — Eine Abhandlung von Ludwig Markus über die Naturſeite des jüdiſchen Staates bringt die Einleitung zu einer angekündigten ausführlichen Arbeit über den agrariſchen Zuſtand Paläſtina's und über die Kenntniſſe der paläſtinenſiſchen Juden in den empiriſchen Naturwiſſenſchaften. — L. Bernhardt macht den ſeltſamen, aber für die Geſchichte der Erfahrungsſeelenkunde nicht werthloſen Verſuch, eine empiriſche Pſychologie der Juden im talmudiſchen Zeitalter aus den betreffenden Schriften zuſammen zu tragen. — Mit der Frage der bürgerlichen Gleichſtellung der Juden beſchäftigt ſich eine, — ● (Rubo?) unterzeichnete Recenſion der von Profeſſor Lips in Erlangen verfaßten freiſinnigen Schrift: „Über die künftige Stellung der Juden in den deutſchen Bundesſtaaten;" und die erwähnte Aufhebung der Kahals im Königreich Polen giebt Anlaß zu einer grellen Beleuchtung jener jüdiſchen Geldariſtokratie, die neben der mit ihr verbündeten Rabbinerariſtokratie jahrhundertelang die entwicklungsloſe Unbildung ihrer Glaubensgenoſſen ſyſtematiſch befördert hat.

Wenn wir dieſen reichen Inhalt der Zeitſchrift überblicken, ſo ſcheint in der That die kühle, faſt ablehnende Aufnahme derſelben in jüdiſchen Kreiſen hauptſächlich nur durch den Umſtand erklärlich zu ſein, daß der Boden für eine ſo herrliche Gedankenſaat noch nicht hinlänglich vorbereitet war. Das „junge Paläſtina," wie wir dieſe der trägen Zeit vorauseilenden Herolde neuer Ideen benennen möchten, hatte zudem nicht gelernt, ſeine Reformweisheit in eine ſo volksthümliche Sprache zu kleiden, wie Dies ein Decennium ſpäter das „junge Deutſchland" ſo trefflich verſtand. Heine, welcher ſeit Mitte des Jahres 1822 dem Verein gewonnen war, ſpöttelt in einem Briefe an Zunz 202) mit Recht über die ſtiliſtiſche Unbeholfenheit der meiſten Aufſätze. „Ich habe," ſchreibt er, „die Zeitſchrift erhalten, und ſelbige bereits aufgeſchnitten, durchblättert, und theilweiſe mit Ärger geleſen. Ich will gar nicht in Abrede ſtellen, daſs die Sachen darin gut ſind, aber ich muſs freimüthig geſtehen — und erführe es auch der Redakteur: der größte Theil, ja drei Viertel, des dritten Heftes iſt ungenießbar wegen der verwahrloſten Form. Ich will keine goethiſche Sprache, aber eine verſtändliche, und ich bin feſt überzeugt: was ich nicht verſtehe, verſteht auch nicht David Levy, Iſrael Moſes, Nathan Itzig, ja vielleicht nicht mal Auerbach II. Ich habe alle Sorten Deutſch ſtudiert, Sächſiſchdeutſch, Schwäbiſchdeutſch, Fränkiſchdeutſch — aber unſer Zeitſchriftdeutſch macht mir die meiſten Schwierigkeiten. Wüſste ich zufällig nicht, was Ludwig Markus und Doktor Gans wollen, ſo würde ich gar Nichts von ihnen verſtehen. Aber wer es in der Korruptheit des Stils am weiteſten gebracht hat in Europa, Das iſt L. Bernhardt. Bendavid iſt klar, aber was er ſchreibt, paſſt weder für die Zeit, noch für die Zeitſchrift. Das ſind Aufſätze, die Anno 1786 im theologiſchen Journal paſſend geweſen wären. Ich weiß ſehr gut, daſs ich Ihnen dieſe Klagen nicht vorbringen ſoll, ohne anzugeben, wo beſſere Aufſätze zu haben ſind; ich weiß ſehr gut, daſs ich, der noch Nichts geliefert und noch Nichts zu liefern bereit hat, ganz ſchweigen ſollte. Außerdem weiß ich, daſs Sie Das Alle mit der gleichgültigſten Ruhe leſen, aber leſen ſollen Sie's. Dringen Sie doch bei den Mitarbeitern der Zeitſchrift auf Kultur des Stils. Ohne dieſe kann die andere Kultur nicht gefördert werden."

Suchten nun das wiſſenſchaftliche Inſtitut und die Zeitſchrift, wie es ſchon der Name beſagt, vorherrſchend der Erforſchung und Verbreitung der höheren Wiſſenſchaft zu dienen, ſo war die ferner vom Verein begründete Unterrichtsanſtalt dazu beſtimmt, einem unmittelbar ſich aufdrängenden praktiſchen Bedürfniſſe gerecht zu werden. Alljährlich kam, meiſt aus Polen und den angrenzenden Diſtrikten, eine Menge jüdiſcher Knaben und Jünglinge nach Berlin, um dort Unterricht und Unterhalt zu finden. Keiner einzigen Sprache mächtig, beſaßen dieſe jungen Leute größtentheils weder die Mittel, noch die Vorkenntniſſe, um ſonſtige, für eine ganz andere Bildungsſtufe berechnete Erziehungsanſtalten zu beſuchen. Klagt doch der Verein in einem von Bendavid verfaſſten Sendſchreiben an die Mitglieder der jüdiſchen Gemeinde in Berlin 203), daſs ſelbſt die dortige

Freiſchule unter ihren Zöglingen zahlreiche arme Knaben aus der Provinz habe, die nicht im Stande ſeien, regelmäßig die Lehrſtunden zu beſuchen, und deſshalb mit Unrecht als Müßiggänger geſcholten würden, wenn man ſie dann und wann während der Schulzeit auf den Straßen ſehe. „Aber ihr kennet die Lage dieſer armen Knaben nicht. Der Eine genießt einen Freitiſch, den einzigen vielleicht in der ganzen Woche, wo er etwas Warmes iſſt; darf er es ſeinem Wohlthäter abſchlagen, einen Gang für ihn zu gehen? Der Andere, Dritte und Vierte erhält von einem guten Menſchen eine monatliche Unterſtützung, und muſs ſie zu einer beſtimmten Stunde abholen, ꝛc. Sehet, ihr Tadler! es ſoll euch unverhohlen bleiben: — in den vierzehn Tagen vor Oſtern werdet ihr faſt keinen der größeren Knaben in der Schule finden. Wiſſet ihr auch, warum? Darum, weil ſie ſo blutarm ſind, daſs ſie ſich bei dem Bäcker der Oſterkuchen vermiethen müſſen, um durch vierzehntägige, Tag und Nacht ununterbrochene ſchwere Arbeit einige Thaler zu erwerben, mit denen ſie ihre Bekleidung für das ganze Jahr beſtreiten!“ — Die Erkenntnis vom Werth und Nutzen einer allgemeineren Bildung begann ſich auch in entlegenen Ortſchaften allmählich Bahn zu brechen, und ſelbſt die jungen Talmudſchüler in Polen wurden rebelliſch, als ihnen die Rabbinen die Erlaubnis zur Erlernung jeder andern außer der hebräiſchen Sprache verweigerten. Einer dieſer Schüler 204), welcher die rabbiniſche Akademie zu Poſen beſuchte, und einſtmals beim Abendgebete ein deutſches ABC-Buch in der Rocktaſche trug, wurde ob dieſes Vergehens vom Rabbi ſcharf zur Rede geſtellt und auf ſeine Erklärung, daſs er bei dem Vorſatze des Erlernens der deutſchen Sprache beharre, in den Bann gethan. Dieſer Verfall hatte einen allgemeinen Bacharim-Aufſtand zur Folge: mehr als zwanzig Talmudſchüler kündigten dem ſtrenggläubigen Rabbi den Gehorſam auf, und reiſten gemeinſchaftlich nach Berlin, um ſich dort ſolidere Kenntniſſe und eine minder exkluſive Bildung zu erwerben. Wenn auch einzelne dieſer ſtrebſamen Jünglinge — wie der Anſtifter jener Rebellion, der zunächſt nach Hamburg ging, und ſich trotz ſeiner zwanzig Jahre in der unterſten Klaſſe der dort 1816 geſtifteten iſraelitiſchen Freiſchule zu den kleinſten Kindern auf die Schulbank ſetzte, um Deutſch zu lernen — kein ehrenhaftes Mittel ſcheuten, das ihren Zweck zu fördern verhieß, lag es doch auf der Hand, daſs für ſolche und zahlreiche ähnliche Fälle die vorhandenen Schulanſtalten nicht ausreichten. Der Verein gründete nun für derartige junge Leute, die ſich dem wiſſenſchaft lichen Studium, dem Erziehungsfache, einer Kunſt oder einem höheren Gewerbe (den Handel ausgenommen) zu widmen gedachten, eine Lehranſtalt, in welcher, nach einem geregelten Plane und je nach dem Bedürfniſſe der Schüler, von den Vereinsmitgliedern ein unentgeltlicher Unterricht ertheilt ward. Derſelbe umfaßte, außer der deutſchen, die griechiſche, lateiniſche, franzöſiſche und hebräiſche Sprache; außerdem wurden Geographie, Geſchichte, Arithmetik und Geometrie gelehrt und Deklamationsübungen mit den Zöglingen angeſtellt. In hervorragender Weiſe betheiligte ſich der Verein gleichfalls an der Gründung der iſraelitiſchen Gemeindeſchule in Berlin, mit welcher ſeit Ende des Jahres 1825 die bisherige Freiſchule vereinigt ward.

Um ſich mit den praktiſchen Bedürfniſſen des iſraelitiſchen Lebens allſeitig bekannt zu machen, beſchloß der Verein die Anlegung eines Archivs für die Korreſpondenz mit den auswärtigen Mitgliedern, die um Einſendung regelmäßiger Berichte über die jüdiſchen Angelegenheiten in ihrer Provinz erſucht wurden. Neben dieſem Archiv war auch die Gründung einer Bibliothek für die Wiſſenſchaft und Geſchichte des Judenthums in Ausſicht genommen; doch fehlten zu ſehr die Geldmittel, um ein ſo koſtſpieliges Unternehmen ernſtlich ins Werk zu ſetzen. Es bedurfte nur weniger Jahre, um das betrübende Reſultat feſtzuſtellen, daß der Verein zur Deckung der Unkoſten ſeiner ſämmtlichen Beſtrebungen faſt ausſchließlich auf die Beiträge ſeiner meiſt wenig bemittelten ordentlichen Mitglieder angewieſen war, deren Zahl ſich erſt im Laufe des Jahres 1822 auf cirka 50 erhob. Eduard Gans macht bei Darlegung der finanziellen Verhältniſſe des Vereins in ſeinem mehrfach erwähnten zweiten Berichte die niederſchlagende Mittheilung: „Von allen reichen Glaubensgenoſſen war Keiner, der, ſo ſehr er auch unſerem Streben ſeine Billigung werden ließ, ſo ſehr er auch ſeine Begeiſterung für Alles an den Tag legte, was von uns ausging, dem Verein oder einer ſeiner Anſtalten zu beſtimmtem oder unbeſtimmtem Zwecke irgend ein freiwilliges Geſchenk hätte zukommen laſſen.“ Das Einzige, was der Verein in dieſer Beziehung erreichte, waren einige hundert Thaler, die ihm von vermögenden Berliner Mitbürgern zur Unterſtützung jüdiſcher Studierenden zufloſſen. Es wäre daher müßig, die Frage zu thun, weshalb zu einer Verwirklichung der übrigen Theile des allgemeinen Programms, wie namentlich zur Ablenkung der aufblühenden Generation von der einſeitigen Neigung zum Handel und Hinleitung derſelben zu anderen bürgerlichen Gewerben, kaum ein Verſuch gemacht worden iſt. Der Verein beabſichtigte allerdings im Jahre 1822 die Errichtung einer Ackerbau-Kommiſſion, und war zu dem Ende bemüht, ſich vorläufig eine Liſte aller jüdiſchen Ökonomen zu verſchaffen; aber auch für die Ausführung dieſes Projektes erwies die mangelnde Theilnahme der Glaubensgenoſſen ſich als ein unüberſteigliches Hindernis. Und doch zeigen die Briefe Heine's[205]), wie nützlich und nöthig es geweſen wäre, den jungen Iſraeliten, die ſich der Landwirthſchaft widmen wollten, aber wegen ihres Glaubens von chriſtlichen Gutsbeſitzern meiſt zurück gewieſen wurden, zur Unterbringung bei vorurtheilsloſen Ökonomen behilflich zu ſein.

Die Wirkſamkeit des Vereins nach auswärts blieb unter ſolchen Umſtänden natürlich vorherrſchend auf die Anregungen beſchränkt, welche von einzelnen ſeiner Mitglieder ausgingen. In Berlin ſchloſſen ſich, wie wir ſahen, die drei Hauptbeförderer einer Reform des iſraelitiſchen Schul- und Erziehungsweſens — David Friedländer, Iſrael Jacobſon und Lazarus Bendavid — eifrig den Vereinsbeſtrebungen an. Bendavid, welcher faſt zwanzig Jahre lang die jüdiſche Freiſchule unentgeltlich leitete, verband mit Geiſt und Charakterſtärke eine großartig urbane Bildung, einen liebenswürdig harmloſen Witz und einen ernſten philoſophiſchen Sinn, der ſich um die Löſung der tiefſten Welträthſel mühte. Er nährte ſich Anfangs durch Glasſchleifen, ſtudierte dann in Göttingen Mathematik und Philoſophie, hielt mehrere Jahre hindurch Vorleſungen in Wien, und nachmals in Berlin, wo er ſeit Ende des vorigen Jahrhunderts dauernd verblieb. 1802 löſte er eine Preisfrage über den Urſprung der menſchlichen Erkenntnis; im Ganzen aber ſprach er weit beſſer, als er ſchrieb. Heine ſagt von ihm[206]): „Er war ein Weiſer nach antikem Zuſchnitt, umfloſſen vom Sonnenlichte griechiſcher Heiterkeit, ein Standbild der wahrſten Tugend, und pflichtgehärtet wie der Marmor des kategoriſchen Imperativs ſeines Meiſters Immanuel Kant. Bendavid war Zeit ſeines Lebens der eifrigſte Anhänger der kantiſchen Philoſophie; für dieſelbe litt er in ſeiner Jugend die größten Verfolgungen, und dennoch wollte er ſich nie trennen von der alten Gemeinde des moſaiſchen Bekenntniſſes, er wollte nie die alte Glaubenskokarde ändern. Schon der Schein einer ſolchen Verleugnung erfüllte ihn mit Widerwillen und Ekel. Lazarus Bendavid war, wie geſagt, ein eingefleiſchter Kantianer, und ich habe damit auch die Schranken ſeines Geiſtes angedeutet. Wenn wir von Hegel'ſcher Philoſophie ſprachen, ſchüttelte er ſein kahles Haupt und ſagte, Das ſei Aberglaube." Ein Diogenes an Bedürfnisloſigkeit, ſtarb er, ſiebzig Jahre alt, den 28. März 1832 an den Folgen einer Bruſtwaſſerſucht, in der er jede ärztliche Hilfe und jede Krankenpflege eigenſinnig ablehnte. Er bewies den ihn beſuchenden Freunden a priori, daſs ſein Leiden ein bloßes rheumatiſches Übel ſei, und als ihn zuletzt eine Ohnmacht niedergeworfen hatte, zog er beim Erwachen ſeine Uhr hervor und berechnete genau, wie lange er bewuſſtlos am Boden gelegen haben müſſe. Von Friedländer's Beiträgen war ſchon die Rede. Ohne Gelehrter von Fach zu ſein, hielt er es doch ſtets für Pflicht, ſeine Gedanken und reichen Erfahrungen dem jüngeren Geſchlechte mitzutheilen und ſie zur Fortſetzung der ſeit Mendelsſohn begonnenen Reform des Judenthums anzuſpornen. — Jacobſon ſtand beſonders durch die von ihm in Berlin, wie vormals in Seeſen, verſuchte Einführung eines geordneten und geläuterten iſraelitiſchen Kultus mit dem Verein in Berührung, welchem nicht allein er ſelbſt und ſein Sohn, der Dr. Jacobſon, ſondern auch faſt ſämmtliche Redner angehörten, die bei dem von ihm eingerichteten Gottesdienſte allſabbathlich predigten. Einer Derſelben, Dr. Eduard Kley, folgte ſchon 1816 einem Rufe nach Hamburg als Direktor der dort gegründeten iſraelitiſchen Freiſchule, wo er alsbald den Tempelverein ins Leben rief, aus deſſen Schoß eine planmäßige, mehr auf wiſſenſchaftlich-theologiſche Principien baſierte Reform des Gottesdienſtes hervorging. Sowohl die Prediger des neuen Hamburger Tempels, Dr. Kley und Dr. Gotthold Salomon, wie die Direktoren des Tempelvereins, waren, mit einer einzigen Ausnahme, ordentliche Mitglieder des Berliner Vereins für Kultur und Wiſſenſchaft der Juden. Letzterer zählte in Hamburg und Altona reichlich 20 Mitglieder, die ſich am 18. Juli 1822 als dortiger Specialverein konſtituierten. — Unter den auswärtigen Ehrenmitgliedern des Vereins nennen wir den gelehrten Gottlob Euchel und den damaligen königlich däniſchen Katecheten J. N. Mannheimer in Kopenhagen, der ſich ſpäter in Wien den Ruf des ausgezeichnetſten jüdiſchen Kanzelredners ſeiner Zeit erwarb; Ehrenberg, den Direktor der Wolfenbütteler Schulanſtalt; die Pädagogen Heſs und Weil in Frankfurt; David Fränkel in Deſſau, den Herausgeber der (1806 begründeten) erſten jüdiſchen Zeitſchrift: „Sulamith"; Joſeph Perl in Tarnopol, welcher dort eine berühmte, ſpäter zu einem Rabbinen-Seminar erweiterte Lehranſtalt errichtete; Dr. Pinhas in Kaſſel; den Prediger Francolm in Königsberg; Profeſſor Wolfſohn in

Bamberg; den königlich-kaiſerlichen Senior Herzfeldt in Wien; und den ſonderbaren Schwärmer Mordachai Noah in New-York, welcher im Jahre 1825 mit dem abenteuerlichen Plane hervortrat, auf der großen Inſel des Niagaraſtroms eine iſraelitiſche Kolonie Ararat zu gründen, und dort in einem freien Lande den ſeit achtzehnhundert Jahren untergegangenen jüdiſchen Staat zu erneuern[207]. Dieſe Namen bezeugen wenigſtens, daß der Verein ſeine Verbindungen überallhin auszudehnen und ſich in Nähe und Ferne die Mitwirkung aller bedeutenden geiſtigen Kräfte zu ſichern beſtrebt war. Auffälliger Weiſe ſcheinen ſich jedoch gerade in Berlin manche der hervorragendſten Perſönlichkeiten aus den höheren Geſellſchaftskreiſen jeder direkten Betheiligung an dieſen Reformverſuchen enthalten zu haben. Obgleich Eduard Gans und H. Heine in beſtändigem Verkehr mit Rahel und ihrem Bruder Ludwig Robert ſtanden, finden wir doch in den zahlreichen Briefen, die zwiſchen ihnen gewechſelt worden ſind, nirgends eine Andeutung, daß Letztere ein thätiges Intereſſe für die ihnen ſo nahe liegenden Vereinszwecke bewieſen. Eduard Hitzig mag ſich damals ſchon dem Chriſtenthume zugeneigt haben, wie ſo manche der gebildeteren Iſraeliten, die mit der philoſophiſchen Aufklärung zugleich einen Sinn der Indifferenz in religiöſen Dingen einſogen, der ihnen den Übertritt zur Staatskirche lediglich als eine Zweckmäßigkeitsfrage erſcheinen ließ — ſo Abraham Mendelsſohn, den das Andenken und Beiſpiel ſeines edlen Vaters nicht abhielten, ſich mit ſeiner ganzen Familie taufen zu laſſen, um ſeinem muſikbegabten Sohne die Künſtlerkarriere zu erleichtern. Von Meyerbeer iſt wenigſtens bekannt, daß er, als im Herbſt 1820 in Leipzig während der dortigen Meßzeit ein jüdiſcher Gottesdienſt nach dem Ritus des Hamburger Tempels eingerichtet ward, die bei der Eröffnungsfeier am 29. September vorgetragenen Geſänge komponierte, während Zunz, und nach ihm Wohlwill, das Amt des Predigers übernahmen.

Heine wurde durch Gans dem Vereine zugeführt, und auf Deſſen Vorſchlag am 4. Auguſt 1822 als ordentliches Mitglied, und zugleich als Mitglied des wiſſenſchaftlichen Inſtituts, aufgenommen. Was ihn bei den Vereinsbeſtrebungen anzog, war vor Allem ihr von jeder ſchismatiſchen Aufklärerei und jedem partikulariſtiſchen Glaubensdünkel freier Zuſammenhang mit dem Geiſte der modernen Wiſſenſchaft, von der man annahm, daß ſie im Laufe der Zeit zur Weltherrſchaft gelangen würde[208]. Dieſen Zuſammenhang betont Gans u. A. ſehr nachdrücklich in ſeinem zweiten

Berichte über die Thätigkeit des Vereins: „Wie ſich das heutige Europa uns darſtellt, ſo iſt es nicht das Werk und die Geburt eines zufälligen Wurfes, der möglicherweiſe anders, beſſer oder ſchlechter hätte ausfallen können, ſondern das nothwendige Ergebnis der vieltauſendjährigen Anſtrengungen des vernünftigen Geiſtes, der ſich in der Weltgeſchichte offenbart. Treten wir ſeinem Begriffe näher, ſo iſt er, abſtrakt ausgedrückt, der der Vielheit, deren Einheit allein im Ganzen iſt. Dies aber haben wir jetzt auszuführen. Wenn wir die Eigenthümlichkeit des heutigen Europa's ins Auge faſſen, ſo beruht dieſe hauptſächlich auf dem Reichthum ſeines vielgliedrigen Organismus. Da iſt kein Gedanke, der nicht zu ſeinem Daſein und zu ſeiner Geſtaltung gekommen wäre; da iſt keine Richtung und keine Thätigkeit, die nicht ihre Dimenſionen gewonnen hätte. Überall zeigt ſich die fruchtbarſte Mannigfaltigkeit von Ständen und Verhältniſſen, das Werk des ſeiner Vollendung immer näher rückenden Geiſtes. Jeder dieſer Stände iſt ein geſchloſſenes, in ſich vollendetes Ganzes, aber dennoch hat er ſeine Bedeutung nicht von ſich, er hat ſie nur von dem Anderen; jedes Glied hat ſein beſonderes Leben, und dennoch lebt es nur in dem organiſchen Ganzen — was Ein Stand iſt, iſt er nur durch alle; was alle ſind, ſind ſie nur durch das Ganze. Darum iſt kein Stand gegen den andern in ſcharfer Linie begrenzt, ſondern alle haben ſie ſanfte, die Verſchiedenheit und die Einheit zugleich bezeichnende Übergänge. Dieſe Totalität hervorzurufen, hat der Orient ſeinen Monotheismus, Hellas ſeine Schönheit und ideelle Freiheit, die römiſche Welt den Ernſt des Staates dem Individuum gegenüber, das Chriſtenthum die Schätze des allgemeinmenſchlichen Lebens, das Mittelalter ſeine Gliederung zu ſcharfbegrenzten Ständen und Abtheilungen, die neuere Welt ihre philoſophiſchen Beſtrebungen geſpendet, damit ſie alle als Momente wieder erſcheinen, nachdem ihre geiſtige Alleinherrſchaft aufgehört. Das iſt des europäiſchen Menſchen Glück und Bedeutung, daß er in den mannigfaltigen Ständen der bürgerlichen Geſellſchaft frei den ſeinigen ſich erwählen darf, daß er in dem erwählten alle übrigen Stände der Geſellſchaft fühlt.“ Gegenüber dieſem europäiſchen Leben, dieſer „Vielheit, die ihre Einheit nur im Ganzen hat,“ wird nun von Gans das jüdiſche Leben als „die noch gar nicht zur Vielheit gekommene Einheit“ bezeichnet. „In der früheſten Zeit als Bewahrer der Idee von der Einheit Gottes beſtellt, bedurfte es dieſer Idee nicht einmal, um auch Staat, Sitte, Geſetz und Religion als das eine ununterſchiedene Selbe erſcheinen zu laſſen. Denn darin unterſchieden ſich die Juden von keinem andern orientaliſchen Volke. Was ſie unterſchied, war die fruchtbare Bildſamkeit, mit der ſie eine neue Welt aus ſich heraus geboren, ohne ſelbſt dieſer Welt theilhaftig zu werden. Als ihr Staat untergegangen war, haben ſie, den Begriff dieſer Einheit feſtzuhalten, ſich Eines Standes, des Handelsſtandes, bemächtigt. In dieſem lag jedoch neben der Einheit, die er gewährte, wie in keinem andern, die Möglichkeit der Entwicklung zu allen übrigen Ständen der Geſellſchaft. Daß dieſe ſich dennoch Jahrtauſende verzögerte, iſt zunächſt darin zu ſuchen, daß die Geſellſchaft ſelbſt noch zu keiner vollſtändigen Entwicklung gekommen war; daß die eine Beſonderheit kaum als ſolche erſchien, wo noch ſo viele nicht zur Übereinſtimmung gebrachte Maſſen vorhanden waren. Ausgeſchloſſen und ausſchließend gingen ſie daher eine eigene Geſchichte parallel neben der Weltgeſchichte her, gehalten durch das kunſtreiche Ineinander ihres häuslichen, politiſchen und religiöſen Lebens ſowohl, als durch das Auseinander aller übrigen Stände der Geſellſchaft. Was aber die Sache der Juden ſeit den letzten Decennien zur Sprache gebracht und als eine beſonders wichtige Angelegenheit hat erſcheinen laſſen, Das findet ſeine Löſung in dem eben angegebenen Begriffe des heutigen Europa's. Deſſen Stärke und Kräftigkeit haben wir nämlich in den Reichthum und in die üppige Fülle ſeiner vielen Beſonderheiten und Geſtaltungen geſetzt, die doch alle in der Harmonie des Ganzen ihre Einheit finden. Je weniger es nun der noch nicht zur Übereinſtimmung gebrachten Einzelheiten giebt, deſto ſtörender werden die wenigen, und es iſt der Drang des Zeitalters, ein nicht abzuweiſender, auch jene Geſtaltungen mit in die harmoniſche Übereinſtimmung hinüberzuführen. Wo der Organismus die Wellenlinie verlangt, da iſt die gerade Linie ein Gräuel. Alſo iſt die Forderung des heutigen Europa's, daß die Juden ſich ihm ganz einverleiben ſollen, eine aus der Nothwendigkeit ſeines Begriffes hervorgehende. Wie aber ein ſolches Aufgeben der jüdiſchen Welt in die europäiſche gedacht werden müſſe, Das folgt wiederum aus dem eben angeführten Begriffe. Aufgeben iſt nicht untergehen. Nur die ſtörende und bloß auf ſich reflektierende Selbſtändigkeit ſoll vernichtet werden, nicht die dem Ganzen untergeordnete; der Totalität dienend, ſoll es ſein Subſtantielles nicht zu verlieren brauchen. Das, worin es aufgeht, ſoll reicher werden um das Aufgegangene, nicht bloß ärmer um den verlorenen Gegenſatz. Auch würde Dies dem Begriffe widerſprechen, den wir den des heutigen Europa's genannt haben. Seine Eigenthümlichkeit war ja die Fülle und der Reichthum ſeiner Beſonderheiten. Das aber, worin ſeine Kraft beſteht, kann es nicht verſchmähen, noch kann es Deſſen genug haben. Keine Beſonderheit ſchadet ihm; nur ihre Alleinherrſchaft, ihr ausſchließendes Recht muß aufhören; ſie muß ein abhängiges Moment unter den vielen werden. Die haben ihre Zeit und die ganze Frage ſchlecht begriffen, denen es zwiſchen der Zerſtörung und der hervorſpringenden Abmarkung kein Drittes giebt; die das ewige Subſtrat der Idee für vergänglicher halten, als das der Materie; denen nicht in jedem Beſonderen die Wahrheit des Ganzen, im Ganzen die Wahrheit eines jeden Beſonderen erſcheint, ſondern denen ihr jedesmaliger Standpunkt das Abſolute, der andere aber die Lüge iſt. Das aber iſt der wohlbegriffenen Geſchichte tröſtende Lehre, daß Alles vorübergeht, ohne zu vergehen, und daß Alles bleibt, wenn es längſt vergangen heißt. Darum können weder die Juden untergehen, noch kann das Judenthum ſich auflöſen; aber in die große Bewegung des Ganzen ſoll es untergegangen ſcheinen und dennoch fortleben, wie der Strom fortlebt in dem Ocean. Gedenken Sie, meine Herren und Freunde, gedenken Sie bei dieſer Gelegenheit der Worte eines der edelſten Männer des deutſchen Vaterlandes, eines ſeiner größten Gottesgelehrten und Dichter; ſie drücken kurz aus, was ich weitläufiger geſagt habe: „Es wird eine Zeit kommen, wo man in Europa nicht mehr fragen wird, wer Jude und wer Chriſt ſei.“ Dieſe Zeit ſchneller herbeizuführen, als ſie ohnedies ſich herbeiführen möchte, mit aller Ihnen zu Gebot ſtehenden Kraft und Anſtrengung ſie herbeizuführen: Das iſt die Aufgabe, meine Herren, die Sie ſich durch Ihre Vereinigung geſetzt haben. Daß ich es wiederhole: Sie wollen die Scheidewand einreißen helfen, die den Juden vom Chriſten, und die jüdiſche Welt von der europäiſchen Welt getrennt hat; Sie wollen jeder ſchroffen Beſonderheit ihre Richtung gegen das Allgemeine anweiſen; Sie wollen, was Jahrtauſende neben einander einher ging, ohne ſich zu berühren, verſöhnt einander zuführen. Es wird Menſchen geben, die, da ſie gegen den Gedanken Ihrer Vereinigung Nichts aufbringen können, nach Ihrem Patente und nach der Ausweiſung Ihres Berufes fragen werden. Wollten Sie den kleinen Seelen wohl Antwort geben, die nach der Kompetenz fragen, wo es die Sache gilt; die, wo die gemeinſame Begeiſterung einem erſehnten Ziele zutreiben läßt, ſich noch nicht durch die

Eisrinde ihrer perſönlichen Rückſicht haben durcharbeiten können? Was Sie thun, ſind Sie als Menſchen der Menſchheit, als Brüder Ihren Glaubensgenoſſen, und als Bürger Ihrem König und Ihrem Vaterlande ſchuldig: es iſt die Schuld der Dankbarkeit, die Sie abtragen." — „Laſſen Sie," heißt es nach einer ähnlichen Betrachtung am Schluſſe einer früheren Rede von Gans in demſelben Vereine [209], „die Reinheit des Gedankens, die jede ſittliche Verbrüderung, am höchſten der Staat, vorſtellt, auch in jedes Einzelnen Gemüth einheimiſch werden. Keine Feuerſäule giebt es jetzt mehr in Iſrael bei Nacht, aber Wolken in Menge bei Tage. Zerſtreuen Sie dieſe Wolken! In einem Zeitalter, wo Erſchlaffung über das Geſchlecht hereingebrochen, wo kein Streben für Höheres mehr denkbar war, hat häufig die verirrte Kraft vergangener Zeiten, dafern nur eine ſolche ſichtbar war, poetiſche Gemüther angeſprochen. So hat man die Kreuzfahrer vergöttert, und die erſten Folger des Muhamed; denn ſie haben ja Opfer für eine Idee gebracht, was keiner dieſer Vergötterer begreifen konnte. Wir haben das beſſere Theil erwählt. Wir huldigen dem reinſten und höchſten Gedanken, ohne die Mittel, die ihn entehren. Auf denn, Alle, die ihr des edlern Geiſtes ſeid; auf, die die hundertfache Feſſel und ihre Einſchnitte nicht zu Gefeſſelten machen konnte; auf, die ihr Wiſſenſchaft und Liebe zu den Seinen und Wohlwollen über Alles ſetzet; auf, und ſchließt euch an dieſem edlen Vereine, und ich ſehe in der feſten Verbrüderung ſolcher Guten die meſſianiſche Zeit herangebrochen, von der die Propheten ſprechen, und die nur des Geſchlechtes jederzeitige Verderbtheit zur Fabel gemacht!"

Dieſe Entwicklungen verrathen bis auf die Terminologie herab faſt in jeder Zeile den bedeutenden Einfluß, welchen die Hegel'ſche Philoſophie ſchon damals auf Eduard Gans, den Präſidenten des Vereins für Kultur und Wiſſenſchaft der Juden, ausübte. Unter demſelben Einfluſſe ſtanden zwei andere der hervorragendſten Vereinsmitglieder, Moſer und Wohlwill, welche jahrelang regelmäßig die Vorleſungen Hegel's beſuchten, und ſich bis an ihr Lebensende aufs angelegentlichſte mit dem Studium ſeiner Werke beſchäftigten. Unſeres Wiſſens ſind dieſe Einwirkungen der Hegel'ſchen Philoſophie auf die geiſtig fortgeſchrittenſten unter den damaligen Reformatoren des Judenthums niemals gebührend betont worden. Daß Bendavid Zeit ſeines Lebens ein hartnäckiger Anhänger Kant's geblieben und von Hegel Nichts wiſſen mochte, ward ſchon früher bemerkt; wir wollen gleich hinzufügen, daſs auch Zunz, der ſeit 1820 ſich mit der Hegel'ſchen Philoſophie vertraut zu machen begann, darum keineswegs ein Anhänger derſelben geworden iſt. Deſto beſtimmter können wir Solches von den drei oben genannten Männern behaupten. Bei Eduard Gans brauchen wir dieſe Bezüge nicht nachzuweiſen: ſie ſind allbekannt durch ſeine rechtswiſſenſchaftlichen Werke, in denen er den weiteren Ausbau jener Hegel'ſchen Rechtsphiloſophie unternahm, die er auch nach dem Tode des Meiſters herausgab; die vorhin angeführten Stellen aus ſeinen Vereinsreden aber bezeugen, daſs er ſich die großen geſchichtsphiloſophiſchen Ideen Desſelben ſchon zu einer Zeit angeeignet hatte, wo ihm noch jeder Gedanke eines Glaubenswechſels fernlag. Wenn er ſpäter, wie Zunz verſichert, gerade durch Hegel für Juden und Judenthum erkaltete, ſo liegt hierin kein ſo greller Widerſpruch, wie es auf den erſten Blick ſcheinen mag; denn ſein Abfall von der erſt ſo warm durch ihn befürworteten Sache ſeiner Glaubensgenoſſen wurde eben zumeiſt durch die Erkenntnis veranlaſst, daſs ihn Letztere im Stich ließen, oder ſich nicht zur Höhe der von ihm vertretenen Idee aufzuſchwingen vermochten, ſondern weit geringfügigere Zwecke verfolgten. Eben jene große geſchichtsphiloſophiſche Idee aber und das Streben nach ihrer Verwirklichung war für Gans die Hauptſache; — was ſich nicht zum Bewuſstſein ſeiner ſelbſt und ſeines nothwendigen Zuſammenhangs mit dem Ganzen erheben wollte oder konnte, Das gab er — freilich zu früh und vorſchnell, und nicht ohne Mitwirkung ſelbſtſüchtiger Motive — verloren. Moſer und Wohlwill handelten inſofern edler, als ſie unerſchütterlich bei ihren Leidensgenoſſen ausharrten und die unſcheinbare Handlangerarbeit im Dienſte eines langſamen Fortſchritts nicht ſcheuten, nachdem es ihnen miſsglückt war, als Baumeiſter den kühnen Vereinsplan raſch und erfolgreich ins Werk zu ſetzen. Im Übrigen aber dachten ſie über das ſchließlich zu erreichende Endziel wie Gans, und ſchöpften ihre hohe Auffaſſung der weltgeſchichtlichen Entwicklung, ganz wie Dieſer, aus dem Quell der Hegel'ſchen Philoſophie. Der mir vorliegende Briefwechſel zwiſchen Moſer und Wohlwill legt ein beredtes Zeugnis hiefür ab. „Mein Hauptſtudium," ſchreibt Erſterer kurz nach Eröffnung dieſer geiſtvollen Korreſpondenz, „iſt gegenwärtig der Orient, und zunächſt Ägypten. Ich lebe alſo in dem Reich der Räthſel und ſtehe vor der Sphinx, ein anderer Odip, um nun zu deuten, was Dieſer errathen. Es iſt mir, um doch endlich Etwas in der Geſchichte zu begreifen, dringendes Bedürfnis geworden, dieſen urſprünglichen Boden der geſchichtlichen Erzeugungen zu durchwühlen, und zugleich darin eine Zuflucht zu finden gegen die Subſtanzloſigkeit und das leere Räſonnieren des gegenwärtigen Zeitalters, ſofern dasſelbe noch nicht zu einer ausgebildeten Geſtalt des Bewuſſtſeins durchgedrungen iſt, wozu ich allerdings die Vorſtufe in der Hegel'ſchen Philoſophie bereitet finde, in die ich ebenfalls einzudringen mich bemühe."

„Du biſt mit der Gegenwart unzufrieden, lieber Freund," antwortet Wohlwill; „wer nicht? — Doch vielleicht thut man ihr Unrecht. Iſt nicht jede Gegenwart Fragment, unendlich, an die Zeit gekettet nach hinten, abgebrochen nach vorne? Wer heißt uns die Hieroglyphe des letzten Knotens deuten, als hörte der Faden der Geſchichte da auf? Iſt es bloßer Hefen, der in der Kriſis der Gegenwart gährt? mouſſiert nicht in ihr auch der Gäſcht aller edlern, kräftigern Vergangenheit, wird ſich nicht der lautere Trank der Zukunft aus ihr aufklären?" — „Ich frage dich," ſchreibt Moſer ein anderes Mal, um den Freund aus einer allzu niedergeſchlagenen Stimmung zu erneuter wiſſenſchaftlicher Thätigkeit empor zu ſtacheln, „was anders einen Moment vom anderen unterſcheidet, als die fortgeſetzte Bewegung unſeres Willens? Brahma würde wahrſcheinlich noch jetzt, in ſeine geſtaltloſen Meditationen vertieft, auf der Lotosblume einſam umherſchwimmen, wenn nicht die Donnerſtimme des Ewigen ihn einmal tüchtig erſchüttert hätte. Darauf ging dieſer Herr an das Schaffen und Bilden, und bequemte ſich ſogar, in die verworfene Hütte eines Tſchandala's einzugehen, damit die Welt werde. Um zum Größten zu gelangen, lieber Freund, muſs das Kleinſte nicht zu klein ſein. Nur Reſignation giebt Vollgenuſs. Das Ich muſs ſich entäußern, um zum wahrhaften Inſichſein zu gelangen." — „Bei der jetzigen Ordnung der Dinge," heißt es in einem ſpäteren Briefe Moſer's vom Herbſt 1824, „kommt wahrlich auf die individuellen Verhältniſſe Wenig an. Sie iſt von der Art, daſs es überall eine erſtaunliche Inkommenſurabilität des perſönlichen Daſeins und Wirkens mit dem innerſten Wollen des Geiſtes giebt, und Keiner in recht friedlicher Behauſung wohnt. Ich zweifle, ob irgend ein Menſch ſich in dieſem Zeitalter auf andere Weiſe genügen kann, als indem er entweder ein Napoleon oder ein Pittſchaft, d. h. Alexander oder Diogenes iſt. Von welchem Spiritus der Weltgeiſt geſoffen haben mag, daſs er ſich ſo toll gebärdet! Ich weiß eine Menge Menſchen, die dem Taumelnden in die Arme greifen, aber ſie plumpſen nur mit ihm zuſammen in den Rinnſtein

— Doch Dies ſchreibe ich nicht aus mir ſelbſt, ich meine vielmehr, daſs wir in einer ſehr großen Zeit leben, und der eigentliche Übergang aus dem Mittelalter erſt jetzt bei der Rückkehr in dasſelbe ſich vollbringt. — Studierſt Du fleißig den Hegel? Ich habe lange nicht in ſeinen Werken geleſen, aber ſein Syſtem bildet ſich im Stillen immer mehr in mir aus, und beſtätigt ſich mit jeder neuen Eroberung, die ich im Gebiete der Idee gelegentlich mache. Gelegentlich — denn zu einem zuſammenhängenden Studium fehlt mir leider die zuſammenhängende Zeit. Ich gehöre nicht zu den Glücklichen, denen das Leben als ein gediegenes und organiſches Ganzes ſich geſtaltet; dazu liegen die Richtungen meiner Thätigkeit zu ſehr auseinander, wenn ich dieſes Hinſchlendern, zu welchem ich durch meine Verhältniſſe verdammt bin, noch Thätigkeit nennen kann. Iſt doch mein Leben faſt nur die Bewegung des Zeigers an der Uhr, von dem ſich weiter Nichts ſagen läſſt, als auf welchem Punkte des Zifferblatts er ſtehe; und dieſes Zifferblatt iſt nicht der Weltgeiſt in ſeiner großen Umfaſſung, wie es eigentlich ſein ſollte, ſondern der kleinſte Kreis in der Verſchlingung ſämmtlicher Kreiſe des epicykliſchen Syſtems. Wie herrlich wäre ein geiſtiges Zuſammenleben in der Gemeinſchaft gleichbegeiſteter Freunde! aber Dies iſt immer ein mangelhaft erfüllter Wunſch geblieben. Alles zerſtreut ſich in lauter leeren Äußerlichkeiten, in denen das Mark des Lebens ſich verzehrt. Ich ſehne mich innigſt aus dieſer Zerſtreuung nach einer wahren Vertiefung, — Koncentration, — daſs alle die *Vorausſetzungen*, nach denen man lebt, wirkt und leidet, einmal zur Realität kämen." — Damit aber dem Ernſt dieſer philoſophiſchen Vertiefung das komiſche Gegenſtück nicht fehle, ſei noch im Vorübergehen erwähnt, daſs ſelbſt die Hamburger Reformjuden, deren kühnſte Wünſche zu jener Zeit nicht über eine beſcheidene Verbeſſerung des Gottesdienſtes hinaus gingen, ſich zur Rechtfertigung ihrer harmloſen Beſtrebungen, die ſich kaum über den Torfdampf des ſtädtiſchen Gebietes erhoben, auf Hegel'ſche Lehrſätze beriefen. Darüber werden ſie denn freilich von Moſer weidlich gehänſelt: „Hegel träumt nicht, was ſeine Philoſophie dort wunderlicherweiſe für eine Rolle ſpielt. Sie brauchen ja indeſſen nur ſeine Werke durchzublättern, und ſie werden den Tempel ſo wenig als irgend etwas Anderes darin finden. In ſeiner durch die ganze Encyklopädie ſich fortleitenden Definition des Abſoluten heißt es freilich zuletzt: „Das Abſolute iſt der Geiſt," und nicht: „der Hamburger Tempel, oder ſeine Prediger, oder deren Zuhörer.""

Eben ſo ſarkaſtiſch bemerkt Zunz in einem nach Hamburg gerichteten Briefe: „Das viele haltloſe Gepredige bei Ihnen wird nach und nach auch zu viel — alſo nicht übel, wenn einmal etwas Beſonderes, eine ernſte wiſſenſchaftliche Arbeit, dazwiſchen fährt. Bei dieſer Gelegenheit muſs ich Ihnen eröffnen, daſs Ihr Ausdruck: „Die Prediger werden reiche Leute, und können ſich am Ende, wenn es ſchief geht, eine Gemeinde halten,“ köſtlich und klaſſiſch iſt. Auch unſer H. Heine, der in einem Finger mehr Geiſt und Sinn hat, als alle aufgeklärten Minjonim (Betgemeindchen) Hamburg's, hat ihn als ſolchen anerkannt.“

Es war, wie vorhin bemerkt, ſehr natürlich, daſs der Verfaſſer des „Almanſor“ aufs lebhafteſte mit einer Sache ſympathiſieren muſste, deren Träger ſo unzweifelhaft von den höchſten Ideen des Jahrhunderts erfüllt waren, und mit ſo edler Begeiſterung das ihnen vorſchwebende Ideal zu verkörpern ſuchten. War doch auch Heine aufs tiefſte von der Anſicht durchdrungen, daſs die Aufgabe der Juden in der Gegenwart nicht von der Aufgabe der heutigen Menſchheit zu trennen ſei, ſondern ſich überall mit derſelben berühre. In dieſem Sinne ſchrieb er noch 1854 bei dem Wiederabdruck ſeiner Denkworte auf Ludwig Markus in den „Vermiſchten Schriften“ 210)): „Die Juden dürften endlich zur Einſicht gelangen, daſs ſie erſt dann wahrhaft emancipiert werden können, wenn auch die Emancipation der Chriſten vollſtändig erkämpft und ſicher geſtellt worden. Ihre Sache iſt identiſch mit der des deutſchen Volks, und ſie dürfen nicht als Juden begehren, was ihnen als Deutſchen längſt gebührte.“ — Daſs er kein Enthuſiaſt für die jüdiſche Religion ſei, ſpricht Heine mit beſtimmten Worten ſchon in ſeinen Briefen an Moſer und Wohlwill vom Jahre 1823 aus 211)). Die Berliner und Hamburger Beſtrebungen für eine rationaliſtiſche Reform des Kultus und der Religionslehren des Judenthums erweckten daher eher ſeinen Spott, als ſein Intereſſe; er mochte Nichts hören von den zaghaften Leiſetretern, die jeden Anſtoß nach rechts und links zu vermeiden trachteten, von den Auerbach I. und II., von den Kley und Salomon, noch andererſeits von dem orthodoxeren Bernays, den Heine als einen geiſtreichen Charlatan charakteriſiert. „Ich achte ihn nur,“ fügt er hinzu 212)), „inſofern er die Hamburger Spitzbuben betrügt, doch den ſeligen Cartouche achte ich weit mehr.“ Aufrichtige Hochachtung dagegen bewies Heine der von Zunz an den Tag gelegten, auf reinwiſſenſchaftlicher Baſis ruhenden Thätigkeit. „Ich erwarte Viel von ſeinen nächſtens erſcheinenden Predigten,“

ſchreibt er im Frühjahr 1823 an Wohlwill [213]: „freilich keine Erbauung und ſanftmüthige Seelenpflaſter, aber etwas viel Beſſeres: eine Aufregung der Kraft. Eben an letzterer fehlt es in Iſrael. Einige Hühneraugenoperateurs (Friedländer & Co.) haben den Körper des Judenthums von ſeinem fatalen Hautgeſchwür durch Aderlaß zu heilen geſucht, und durch ihre Ungeſchicklichkeit und ſpinnwebige Vernunftsbandagen muß Iſrael verbluten. Möge bald die Verblendung aufhören, daß das Herrlichſte in der Ohnmacht, in der Entäußerung aller Kraft, in der einſeitigen Negation, im idealiſchen Auerbachthume beſtehe. Wir haben nicht mehr die Kraft, einen Bart zu tragen, zu faſten, zu haſſen und aus Haß zu dulden: Das iſt das Motiv unſerer Reformation. Die Einen, die durch Komödianten ihre Bildung und Aufklärung empfangen, wollen dem Judenthum neue Dekorationen und Kouliſſen geben, und der Souffleur ſoll ein weißes Beffchen ſtatt eines Bartes tragen; ſie wollen das Weltmeer in ein niedliches Baſſin von Papiermaché gießen, und wollen dem Herkules auf der Kaſſeler Wilhelmshöhe das braune Säckchen des kleinen Markus anziehen. Andere wollen ein evangeliſches Chriſtenthümchen unter jüdiſcher Firma, und machen ſich ein Talles aus der Wolle des Lamm-Gottes, machen ſich ein Wams aus den Federn der heiligen-Geiſtstaube und Unterhoſen aus chriſtlicher Liebe, und ſie fallieren, und die Nachkommenſchaft ſchreibt ſich: „Gott, Chriſtus & Co." Zu allem Glücke wird ſich dieſes Haus nicht lange halten, ſeine Tratten auf die Philoſophie kommen mit Proteſt zurück, und es macht Bankerott in Europa, wenn ſich auch ſeine von Miſſionarien in Afrika und Aſien geſtifteten Kommiſſionshäuſer einige Jahrhunderte länger halten." Eben ſo ſcharf ſpricht Heine ſeine perſönliche Abneigung gegen jede Antheilnahme an der religiöſen Seite der Judenfrage in einem Briefe an Moſer aus [214]: „Daß ich für die Rechte der Juden und ihre bürgerliche Gleichſtellung enthuſiaſtiſch ſein werde, Das geſtehe ich, und in ſchlimmen Zeiten, die unausbleiblich ſind, wird der germaniſche Pöbel meine Stimme hören, daß es in deutſchen Bierſtuben und Paläſten wiederſchallt. Doch der geborne Feind aller poſitiven Religionen wird nie für diejenige Religion ſich zum Champion aufwerfen, die zuerſt jene Menſchenmäkelei aufgebracht, die uns jetzt ſo viel Schmerzen verurſacht; geſchieht es auf eine Weiſe dennoch, ſo hat es ſeine beſonderen Gründe: Gemüthsweichheit, Starrſinn, und Vorſicht für Erhaltung eines Gegengifts." Im Einklange hiemit ſtehen die 1844 geſchriebenen Bemerkungen

Heine's in den Denkworten auf Ludwig Markus [215]): „Ja, die Emancipation wird früh oder ſpät bewilligt werden müſſen, aus Gerechtigkeitsgefühl, aus Klugheit, aus Nothwendigkeit. Die Antipathie gegen die Juden hat bei den obern Klaſſen keine religiöſe Wurzel mehr, und bei den untern Klaſſen transformiert ſie ſich täglich mehr und mehr in den ſocialen Groll gegen die überwuchernde Macht des Kapitals, gegen die Ausbeutung der Armen durch die Reichen. Der Judenhaſs hat jetzt einen anderen Namen, ſogar beim Pöbel. Was aber die Regierungen betrifft, ſo ſind ſie endlich zur hochweiſen Anſicht gelangt, daſs der Staat ein organiſcher Körper iſt, und daſs derſelbe nicht zu einer vollkommenen Geſundheit gelangen kann, ſo lange ein einziges ſeiner Glieder, und ſei es auch nur der kleine Zeh, an einem Gebreſte leidet. Ja der Staat mag noch ſo keck ſein Haupt tragen und mit breiter Bruſt allen Stürmen trotzen: das Herz in der Bruſt, und ſogar das ſtolze Haupt wird dennoch den Schmerz mitempfinden müſſen, wenn der kleine Zeh an den Hühneraugen leidet — die Judenbeſchränkungen ſind ſolche Hühneraugen an den deutſchen Staatsfüßen. Und bedächten gar die Regierungen, wie entſetzlich der Grundpfeiler aller poſitiven Religionen, die Idee des Deismus ſelbſt, von neuen Doktrinen bedroht iſt, wie die Fehde zwiſchen dem Wiſſen und dem Glauben überhaupt nicht mehr ein zahmes Scharmützel, ſondern bald eine wilde Todesſchlacht ſein wird — bedächten die Regierungen dieſe verhüllten Nöthen, ſie müſſten froh ſein, daſs es noch Juden auf der Welt giebt, daſs die Schweizergarde des Deismus, wie der Dichter ſie genannt hat, noch auf den Beinen ſteht, daſs es noch ein Volk Gottes giebt. Statt ſie von ihrem Glauben durch geſetzliche Beſchränkungen abtrünnig zu machen, ſollte man ſie noch durch Prämien darin zu ſtärken ſuchen, man ſollte ihnen auf Staatskoſten ihre Synagogen bauen, damit ſie nur hineingehen, und das Volk draußen ſich einbilden mag, es werde in der Welt noch Etwas geglaubt. Hütet euch, die Taufe unter den Juden zu befördern. Das iſt eitel Waſſer und trocknet leicht. Befördert vielmehr die Beſchneidung, Das iſt der Glaube, eingeſchnitten ins Fleiſch; in den Geiſt läſſt er ſich nicht mehr einſchneiden. Befördert die Ceremonie der Denkriemen, womit der Glaube feſtgebunden wird auf den Arm; der Staat ſollte den Juden gratis das Leder dazu liefern, ſowie auch das Mehl zu Mazzekuchen, woran das gläubige Iſrael ſchon drei Jahrtauſende knuſpert. Fördert, beſchleunigt die Emancipation, damit ſie nicht zu ſpät komme und überhaupt noch Juden in der Welt antrifft, die den Glauben ihrer Väter dem Heil ihrer Kinder verziehen. Es giebt ein Sprichwort: „Während der Weiſe ſich beſinnt, beſinnt ſich auch der Narr.““

Wenn Heine, dieſer Geſinnung entſprechend, ſich wenig um die von Jacobſon ausgegangene Reform in der Synagoge bekümmerte, ſo feſſelten ihn deſto eifriger die Beſtrebungen des von Gans und Zunz geleiteten Vereins. Er wohnte deſſen Sitzungen ſeit dem 29. September 1822 regelmäßig bei, führte zum Theil die Protokolle, und verlas am 7. und 17. November einen ausführlichen Bericht über einen zu ſtiftenden Frauenverein, der es ſich zur Aufgabe machen ſollte, die Kulturzwecke des Vereins in der Familie und in der Geſellſchaft zu fördern. Im Winter 1822 auf 1823 jedoch meiſt unpäßlich, ſah Heine ſich außer Stande, das ihm übertragene Rundſchreiben über dieſen Plan zu verfaſſen; ſo blieb derſelbe unausgeführt. Als am 23. Februar 1823 der Vorſchlag gemacht wurde, ein Religionsbuch für die iſraelitiſche Jugend ausarbeiten zu laſſen, warnte Heine eindringlich vor der Gefahr, das Judenthum in der Weiſe eines modernen Pietismus zu behandeln. In der Unterrichtsanſtalt des Vereins gab er mehrere Monate hindurch wöchentlich drei Geſchichtsſtunden; unter ſeinen Schülern befand ſich der nachmals ſo berühmt gewordene, kürzlich in Paris verſtorbene Orientaliſt Salomon Munk, welcher ihm bis an ſein Lebensende ein treuer perſönlicher Freund blieb. Der Vorſatz, für den Verein thätig zu ſein, ließ ihn auch in der rheiniſchen Heimat alte Verbindungen wieder anknüpfen, durch welche er u. A. ſeinen Oheim Simon von Geldern in Düſſeldorf dem Vereine als Mitglied gewann. Für die Zeitſchrift gedachte Heine ebenfalls Beiträge zu liefern, aber ſeine Kränklichkeit verwehrte es ihm, zur Ausführung dieſes Vorhabens zu gelangen. Im Sommer 1823 ſchrieb er an Moſer 216): „Sehr drängt es mich, in einem Aufſatze für die Zeitſchrift den großen Judenſchmerz (wie ihn Börne nennt) auszuſprechen, und es ſoll auch geſchehen, ſobald mein Kopf es leidet. Es iſt ſehr unartig von unſerem Herrgott, daß er mich jetzt mit dieſen Schmerzen plagt; ja, es iſt ſogar unpolitiſch von dem alten Herrn, da er weiß, daß ich ſo Viel für ihn thun möchte. Oder iſt der alte Freiherr von Sinai und Alleinherrſcher Judäa's ebenfalls aufgeklärt worden, und hat ſeine Nationalität abgelegt, und giebt ſeine Anſprüche und ſeine Anhänger auf, zum Beſten einiger vagen, kosmopolitiſchen Ideen? Ich fürchte, der alte Herr hat den Kopf verloren, und mit Recht mag ihm le petit juif d'Amsterdam ins Ohr ſagen: „Entre nous, Monsieur, vous n'existez pas“.“ Noch im Januar 1824, als er auf die Göttinger Univerſität zurückgekehrt war, beſchäftigte ihn aufs lebhafteſte der Wunſch, die Vereinszwecke zu fördern. „Vom Verein ſchreibſt du mir Wenig,“ heißt es in einem Briefe an Moſer von jenem Datum 217). „Denkſt du etwa, daß die Sache unſerer Brüder mir nicht mehr ſo am Herzen liege wie ſonſt? Du irrſt dich dann gewaltig. Wenn mich auch mein Kopfübel jetzt niederdrückt, ſo hab' ich es doch nicht aufgegeben, zu wirken. „Verwelke meine Rechte, wenn ich deiner vergeſſe, Jeruſcholayim!“ ſind ungefähr die Worte des Pſalmiſten, und es ſind auch noch immer die meinigen. Ich wollte, ich könnte mich eine einzige Stunde mit dir unterhalten über Das, was ich, meiſt durch die eigene Lage angeregt, über Iſrael gedacht, und du würdeſt ſehen, wie — die Eſelzucht auf dem Steinweg 218) gedeiht, und wie Heine immer Heine ſein wird und muß. Wenn es mir möglich iſt, will ich gewiß einen guten Aufſatz für die Zeitſchrift liefern. Wenigſtens liefere ich bald einen Auszug aus dem Göttinger Reallexikon der Bibliothek über die Juden betreffende Literatur, im Fall dieſer Artikel der Mühe werth iſt abzuſchreiben.“

Die Zeitſchrift aber hatte um dieſe Zeit ſchon aufgehört zu erſcheinen, und der Verein ſelber lag in den letzten Zügen. Friedrich Wilhelm III., der mit allen ihm zu Gebot ſtehenden Mitteln das Werk der evangeliſchen Union durchzuführen ſuchte, war kein Freund der jüdiſchen Reformbewegung, ſo beſcheiden ſie auch auftrat, und vor Allem widerſprach die angeſtrebte Kultusverbeſſerung ſeinem kurzſichtigen Willen. Schon in den erſten Tagen des Aprilmonats 1823 ließ er, auf Grund einer kläglichen Denunciation, den Berliner Tempel ſchließen; der an letzterem angeſtellte Prediger, Dr. Auerbach, durfte keine amtlichen Funktionen mehr verrichten, und Dr. Jacobſon, der Sohn des oftgenannten Reformators, muſſte ſich mit ſeiner eben ſo aufgeklärten Braut von dem Vice-Ober-Land-Rabbiner nach altjüdiſchem Ritus trauen laſſen. „Die wird ein ſonderbares Gemiſch von Hochzeitsgefühlen empfunden haben,“ lautet die Gloſſe, mit welcher Moſer dieſen unwürdigen Gewiſſenszwang kommentiert. Der Judenbekehrungsverein gründete damals eine Zeitſchrift: „Der Freund der Iſraeliten,“ die er durch Profeſſor Tholuck herausgeben ließ, und deren Debit bei der Cenſur keinen Anſtoß fand. Als aber ein Beamter in Breslau (Bergis war ſein Name) den König erſuchte, ſeiner Schrift, die den deutſchen Gottesdienſt der Juden empfahl, den ihr von der Cenſur verweigerten Druck zu erlauben, wurde ihm die Antwort zu Theil: „Die ſogenannte Verbeſſerung des jüdiſchen Kultus würde nur zur Entſtehung einer neuen Sekte führen, die der Staat nicht dulden könne; und bei aller Anerkennung der guten Abſicht des Supplikanten könne daher doch das Vorhaben, eine ſolche Schrift ins Publikum zu bringen, nicht den Beifall Sr. Majeſtät haben.“ Ein gewiſſer Hoge, der zur napoleoniſchen Zeit an den Reformbeſtrebungen in Seeſen betheiligt war, ſpäter als Cenſor in Warſchau angeſtellt wurde, und 1823 nach Berlin kam, empfing, als er ſich gleichfalls mit einer Vorſtellung zu Gunſten des deutſchen Gottesdienſtes der Juden an den König wandte, den ähnlichen Beſcheid: „Ein juſtificiertes Glaubensbekenntnis für Diejenigen, ſo weder dem Judenthume angehören, noch die Taufe annehmen wollten, könne nicht geſtattet werden.“

Hand in Hand mit dieſen äußerlichen Hemmniſſen einer Reform des Judenthums ging die innere Schlaffheit und Gleichgültigkeit der großen Mehrzahl der Iſraeliten gegenüber den ideellen Beſtrebungen jener Feuergeiſter, welche den Verein für Kultur und Wiſſenſchaft der Juden ins Leben gerufen. Eduard Gans ließ im dritten Berichte, den er am 4. Mai 1823 vor den Vereinsmitgliedern erſtattete, in beredter Sprache ſeinen Weheruf über dieſe Apathie ſeiner Glaubensgenoſſen erſchallen. Kurz zuvor hatte er ſchon ſeinem Freunde Wohlwill geſchrieben: „Wenn ſolcher Unverſtand, ſolcher Mangel an Enthuſiasmus herrſcht, wenn die Geiſt- und Gedankenloſigkeit ſo tief um ſich greift, ſo iſt es der Mühe nicht werth, ſich ferner um ſolch Geſindel zu bekümmern. Das werde ich im Bericht geſtehen müſſen.“ In letzterem wies er zunächſt wieder in philoſophiſcher Weiſe auf die Nothwendigkeit hin, das Judenthum mit den Bedürfniſſen der Zeit in Übereinſtimmung zu bringen: „Fragt man mich aber, was die Zeit wolle, ſo antworte ich: ſie will das Bewußtſein von ſich erringen, ſie will nicht bloß ſein, ſondern auch ſich wiſſen. Kein Leben ſoll gelebt werden, von deſſen Nothwendigkeit ſie nicht auch zugleich überzeugt ſei, keine Erſcheinung ſoll ſich zeigen, von der nicht die Gewißheit daſei, daß ſie nur ſo und nicht anders erſcheinen könne. Soll ich dieſe unabweisliche Forderung der Zeit auf unſern Verein anwenden, ſo war und bleibt es ſeine Aufgabe, das Judenthum als den Gegenſtand, auf den er ausſchließlich angewieſen iſt, zum Bewußtſein zu bringen, die jüdiſche

Welt ſich ſelbſt vorſtellig zu machen. Was ſich vor dem Bewuſſtſein nicht rechtfertigen und verantworten kann, Das weiſt die Zeit als das Nichtige und Verſchwindende von ſich. Was ſich vom Judenthume nicht vor der Wiſſenſchaft in ihrer heutigen Geſtaltung auszuweiſen vermag, Das wird nicht erſt fallen und eines beſondern Umſtoßens bedürfen, ſondern es iſt ſchon dadurch gefallen und umgeſtoßen, daß es ſeine Verantwortung der Wiſſenſchaft ſchuldig blieb. Indem Sie das Seiende als Solches anerkennen und ehren, iſt jede beſtimmte Erſcheinung geſchwunden und aus dem Kreis des Lebens überhaupt getreten, welche auf dieſe Anerkennung keinen Anſpruch macht." Nach dieſer Umſchreibung der Hegel'ſchen Doktrin, daß das Seiende vernünftig iſt, eben deßhalb aber auch nur das Vernünftige ein wirkliches Sein haben kann, wendet ſich Gans zu den Hinderniſſen, die ſich der Wirkſamkeit des Vereins entgegen geſtellt. „Jene Hinderniſſe ſind nicht etwa der Gedanke, der mit dem Gedanken kämpft; nein, ſie beſtehen eben in Dem, was von jeher ſich als der unverſöhnlichſte Feind des Gedankens ausgewieſen hat, weil es gerade Das iſt, was von jedem Gedanken entblößt geblieben, nämlich das rein Äußerliche und Materielle des Alltags- und Schlaraffenlebens." Dieſe Anklage wird durch den Nachweis begründet, wie ſeit den Tagen Moſes Mendelsſohn's zwar den Juden das Licht einer beſſern Kultur aufgegangen und der Bruch mit der einſeitig abgeſchloſſenen Gediegenheit des früheren Zuſtandes erfolgt ſei, aber die nothwendige „tiefere Rückkehr zu der Innigkeit des alten Seins" nicht ſtattgefunden habe. „Die Begeiſterung für Religion, die Gediegenheit der alten Verhältniſſe iſt geſchwunden, aber es iſt keine neue Begeiſterung hereingebrochen, es hat ſich kein neues Verhältnis erbaut. Es iſt bei jener negativen Aufklärung geblieben, die in der Verachtung und Verſchmähung des Vorgefundenen beſtand, ohne daß man ſich die Mühe gegeben hätte, jener leeren Abſtraktion einen andern Inhalt zu geben. Es iſt ein Zuſtand der vollendeten Auflöſung. Sehen wir etwa auf die Einheit oder Innigkeit des Gemeindeweſens, ſo finden wir weder Schutz und Vertheidigung gegen Angriffe von außen her, noch Kräftigkeit und Vernünftigkeit in der Verwaltung von innen. Sehen wir auf die Gemeindeglieder ſelbſt, ſo ſind es atome Theilchen zur Verfolgung unendlicher partikularer Zwecke, zerſchnitten und aufgelöſt, jedes ſich auf ſich ſtellend und ſich für das Höchſte haltend. Da iſt keine gemeinſame Innigkeit, welche ſie verbindet, als etwa die Furcht, kein höheres Intereſſe, wofür ſie irgend Etwas von ihren zeitlichen Gütern zu opfern im Stande wären, als etwa die Mitleidigkeit: Das iſt die Tugend, zu deren Fahnen ſie geſchworen haben, weil es eben die ſinnlichſte Tugend iſt. Wo man ſie angreift: es iſt dieſe Tugend, die ſich ins Mittel legen muß, und wenn man ihnen vorwirft, daß ſie keine öffentliche Schulen und keine Verdienſte um geiſtige Bildung haben, ſo iſt es das öffentliche Lazareth, welches die Vertheidigung übernehmen ſoll. Sehen wir auf die Bildung der Einzelnen — wo ſind die wiſſenſchaftlichen Männer, die zeitgemäß Gebildeten, die an der Spitze der Verwaltung ſtehen? wo ſind Die überhaupt, die würdig repräſentieren dürften? Was von europäiſcher Bildung gewonnen iſt, Das iſt nicht die echte Gediegenheit derſelben, ſondern jene ſchale und leere Außenſeite, jenes Prunken mit den Formen und Ceremonien des Lebens, die um ſo unerträglicher werden, je weniger man vom Inhalte merkt. Daß nun dieſes von innen ganz morſche Gebäude von außen etwas aufgeputzt erſcheine, dazu hat man von guten alten Zeiten her das Schild der Aufklärung zum Aushängeſchilde genommen, daß es wenigſtens die Firma zeige, unter der man fortzuhandeln gedenkt.“ Selbſt manchen der Vereinsmitglieder, namentlich der auswärtigen, wirft Gans am Schluſſe ſeines Berichtes vor, daß ſie nicht die von ihrem Eifer erwartete Thätigkeit gezeigt, oder daß ſie gar partikulariſtiſche Nützlichkeitszwecke untergeordneter Art dem Verein aufzudrängen geſucht hätten. „Wir müſſen aber höher als dieſe Partikularitäten und dieſe Nützlichkeiten ſtehen. Die Idee ſoll die verſchiedenen Gliederungen und Unterſchiede, in denen ſie ſich beſtimmt und äußert, hervorbringen, und wo ſie das Erzeugende iſt, da muß das Erzeugte allerdings, als Äußerung, gepflegt und gehütet werden, aber das zuſammenhangloſe Umhertappen in der Welt der äußeren Erſcheinung, das Vollbringen dieſes Einzelnen, ohne daß das Bewußtſein dabei ſei, warum es vollbracht werde, gehört wenigſtens, ſo lobenswerth es an ſich ſein mag, nicht zu dem Kreiſe unſeres Wollens. Für den Zuſammenhang, welcher in dem Gedanken liegt, haben wir gerungen und werden wir ringen. Wer ſich aber keinen Begriff davon machen kann, wie man eine Idee feſthalten und für ſie kämpfen könne, Der thut beſſer, zu ſcheiden und in die Welt ſeiner Nützlichkeiten und Partikularitäten zurückzutreten.“

Auch dieſe ſcharfe Sprache fruchtete Nichts. Die Zahl der Vereinsmitglieder vermehrte ſich nicht, die Geldbeiträge liefen immer ſpärlicher ein, ſelbſt auf wiſſenſchaftliche Anfragen vermochte man oft monatelang von befreundeten Männern in Hamburg kaum eine nothdürftige Antwort zu erlangen. „Wenn mich die Beſſeren ſo ohne Unterſtützung laſſen,“ klagt Zunz in einem Briefe vom Herbſt 1823, „an die Schlechteren kann ich nicht appellieren! Der Verein ſcheint mir auch nicht zum Ziele zu kommen, und Das durch die Schuld des gräulichen Verfalls der Juden. Keine ſeiner Inſtitutionen will ſo recht gedeihen; ein großer Theil ſeiner Mitglieder rührt ſich kaum; der über alle Epitheta erhabene David Fränkel, ſelbſt Vereinsmitglied, hat zwar, und wohl aus Spaß, allerlei puerilia, jocosa, ludibria, nugas, scurrilia, ridicula, salsaria etc. in ſeine Madam Sulamith aufgenommen, aber vom Verein kein Wörtchen erzählt! Ehe wir nicht einige begeiſterte reiche Juden bekommen, kommen wir nicht weiter; Solche jedoch brauchen wir nur für Geld ſehen zu laſſen, ſo rar ſind ſie in Deutſchland.“ — Noch herber ſpricht Zunz ſeine Enttäuſchung in einem Briefe an Wohlwill vom Sommer 1824 aus: „Dahin bin ich gekommen, an eine Juden-Reformation nimmermehr zu glauben; der Stein muſs auf dieſes Geſpenſt geworfen und dasſelbe verſcheucht werden. Die guten Juden, Das ſind Aſiaten oder die (ihrer unbewuſſt) Chriſten, oder die Wenigen, wozu ich und noch ein Paar gehören — ſonſt würde ich mich geſchämt haben, ſo unbeſcheiden zu ſein. Aber die bitterſte Ironie kennt dieſe kindiſchen Konvenienzen nicht mehr. Die Juden und das Judenthum, das wir rekonſtruieren wollten, iſt zerriſſen und die Beute der Barbaren, Narren, Geldwechſler, Idioten und Parnaſim [Gemeindevorſteher]. Noch manche Sonnenwende wird über dieſes Geſchlecht hinwegrollen, und es finden wie heut: zerriſſen, überfließend in die chriſtliche Nothreligion, ohne Halt und Princip, zum Theil im alten Schmutz, von Europa bei Seite geſchoben, fortvegetierend, mit dem trockenen Auge nach dem Eſel des Meſſias oder einem andern Langohr hinſchauend, — zum Theil blätternd in Staatspapieren und dem Konverſations-Lexikon; bald reich, bald bankerott; bald gedrückt, bald toleriert. Die eigene Wiſſenſchaft iſt unter den deutſchen Juden erſtorben, und für die europäiſche haben ſie deſswegen keinen Sinn, weil ſie ſich ſelber untreu, der Idee entfremdet und die Sklaven bloßen Eigennutzes geworden ſind. Dieſes Gepräge ihres jämmerlichen Zuſtandes tragen denn auch ihre Skribenten, Prediger, Konſiſtorialräthe, Gemeindeverfaſſungen, Parnaſim, Titel, Zuſammenkünfte, Einrichtungen, Subſkriptionen, ihre Literatur, ihr Buchhandel, ihre Repräſentation, und ihr Glück und ihr Unglück. Keine Inſtitution, kein

Herz und kein Sinn! Alles iſt ein Brei von Beten, Mark Banco und Rachmones [Mildthätigkeitsſinn], nebſt Brocken von Aufklärung und Chilluk [ſpitzfindigen Talmud-Disputationen]! — Nach dieſem grauſigen Umriſs des Judenthums verlangen Sie wohl keine Erklärung, warum der Verein ſammt ſeiner Zeitſchrift eingeſchlafen, und ſie eben ſo wenig vermiſſt werden, als die Tempel, Schulen und das Bürgerglück. Der Verein iſt nicht an den Special-Vereinen geſtorben, welches bloß die Folge eines Verwaltungsfehlers hätte genannt werden dürfen, ſondern er hat in der Wirklichkeit nie exiſtiert. Fünf bis zehn begeiſterte Menſchen haben ſich gefunden, und, wie Moſes, auf die Fortpflanzung dieſes Geiſtes zu hoffen gewagt. Das war Täuſchung. Was allein aus dieſem Mabul [Sündfluth] unvergänglich auftaucht, Das iſt die Wiſſenſchaft des Judenthums; denn ſie lebt, auch wenn Jahrhunderte lang ſich kein Finger für ſie regte. Ich geſtehe, daſs, nächſt der Ergebung in das Gericht Gottes, die Beſchäftigung mit dieſer Wiſſenſchaft mein Troſt und Halt iſt. Auf mich ſelbſt ſollen jene Stürme und Erfahrungen keinen Einfluſs haben, der mich mit mir ſelber in Zwieſpalt bringen könnte. Ich habe gethan, was ich zu thun für meine Pflicht hielt. Weil ich geſehn, daſs ich in der Wüſte predigte, habe ich aufgehört zu predigen, doch nicht um dem Inhalt meiner Worte treulos zu werden. Sapienti sat. Nach dem Bisherigen werden Sie leicht ſchließen, daſs ich für keine geräuſchvolle Auflöſung des Vereins ſtimmen kann. Eine ſolche, wenn ſie nicht aus bloßer Eitelkeit eingegeben ſein und an die Fabel des berſtenden Froſches erinnern ſoll, wird vor den Augen der Juden u. ſ. w. ebenſo wirkungslos wie alles Bisherige vorüber gehn. Nichts bleibt den Mitgliedern, als treu ſich ſelber in ihren beſchränkten Kreiſen zu wirken, und Gott das Weitere zu überlaſſen."

Das ganze ſpätere Wirken des trefflichen Mannes ſtand in wahrhaft ſchönem Einklange mit obigen Vorſätzen, und rechtfertigt das Lob Heine's, der von ihm ſagt [219]), daſs Zunz „in einer ſchwankenden Übergangsperiode immer die unerſchütterlichſte Unwandelbarkeit offenbarte, und trotz ſeinem Scharfſinn, ſeiner Skepſis, ſeiner Gelehrſamkeit, dennoch treu blieb dem ſelbſtgegebenen Worte, der großmüthigen Grille ſeiner Seele. Mann der Rede und der That, hat er geſchafft und gewirkt, wo Andere träumten und muthlos hinſanken." Der Gelehrtenwelt iſt bekannt, daſs Leopold Zunz durch ſeine großartigen Forſchungen auf ſprachwiſſenſchaftlichem, kultur- und literarhiſtoriſchem Felde [220]) einer der Hauptbegründer jener wiſſenſchaftlichen Behandlung der jüdiſchen Literatur geworden iſt, die einen ſo weſentlichen Einfluß auf die Reform des Judenthums übte. Kaum minder hoch ſind ſeine pädagogiſchen Verdienſte anzuſchlagen. Die Gründung der iſraelitiſchen Gemeindeſchule in Berlin, deren Leitung er 1825 übernahm, iſt im Weſentlichen als ſein und Moſer's Werk anzuſehn. 1835 als Prediger nach Prag berufen, trat er 1839 an die Spitze des in Berlin errichteten Seminars zur Ausbildung jüdiſcher Lehrer, das bis zum Jahre 1850 beſtand; und noch heute, im hohen Greiſenalter, hat er ſich das jugendlich warme Herz und denſelben unbeſtechlich freien Blick bewahrt, mit dem er vor nunmehr fünfzig Jahren von der Höhe einer edlen Idee herab die geiſtige Bewegung des Jahrhunderts überſchaute, und ſeinen verwahrloſten Stammgenoſſen das Ziel und die Wege europäiſcher Bildung wies.

Solches uneigennützige Feſthalten an der einmal ergriffenen Richtung läßt ſich am wenigſten dem Präſidenten des Vereins, Eduard Gans, bezeugen. Heine fällt über ihn in ſeinen Denkworten auf Ludwig Markus ein ſehr bitteres Urtheil, das wir nicht unbedingt unterſchreiben möchten, obgleich es auch heute noch wohl von den Meiſten getheilt wird. Er ſagt nämlich 221): „Dieſer hochbegabte Mann kann am wenigſten in Bezug auf beſcheidene Selbſtaufopferung, auf anonymes Märtyrerthum gerühmt werden. Ja, wenn auch ſeine Seele ſich raſch und weit erſchloß für alle Heilsfragen der Menſchheit, ſo ließ er doch ſelbſt im Rauſche der Begeiſterung niemals die Perſonalintereſſen außer Acht ... Mit Bekümmerniß muß ich erwähnen, daß Gans in Bezug auf den erwähnten Verein für Kultur und Wiſſenſchaft des Judenthums Nichts weniger als tugendhaft handelte, und ſich die unverzeihlichſte Felonie zu Schulden kommen ließ. Sein Abfall war um ſo widerwärtiger, da er die Rolle eines Agitators geſpielt und beſtimmte Präſidialpflichten übernommen hatte. Es iſt hergebrachte Pflicht, daß der Kapitän einer der Letzten ſei, der das Schiff verläßt, wenn daſſelbe ſcheitert — Gans aber rettete ſich ſelbſt zuerſt." So wahr dieſe Bemerkungen im Allgemeinen ſind, und ſo wenig das Benehmen von Eduard Gans in der beregten Angelegenheit eines charaktervollen Mannes würdig erſcheint, dient ihm doch Manches zur Entſchuldigung. Vor Allem iſt es nicht richtig, daß Gans, wie Heine und u. A. auch Joſt 222) andeuten, die gemeinſchaftliche Sache zu einer Zeit verließ, als der Verein im Sinken war. Er harrte getreulich bei demſelben aus, ſo lange der Verein beſtand, und es war ſeit der Selbſtauflöſung des letzteren mehr denn ein volles Jahr verfloſſen, als Gans im Herbſte 1825 zum Chriſtenthum übertrat. Er hatte ſich lange gegen dieſen Schritt geſträubt, und der Miniſter Hardenberg hatte ſich ernſtlich bei dem orthodoxen Könige bemüht, dem talentvollen jungen Manne die Erlaubnis zum Eintritt in den Staatsdienſt ohne die Auferlegung eines ſolchen Gewiſſenszwanges zu erwirken. Aber Se. Majeſtät „liebte keine Neuerungen.“ Und als mit Hardenberg's Tode für Gans jede Ausſicht geſchwunden war, als Jude eine Univerſitäts-Profeſſur zu erlangen, machte er erſt in Frankreich und England vergebliche Verſuche, ſich eine unabhängige Stellung zu verſchaffen, ehe er ſich zu dem aufgedrungenen Glaubenswechſel entſchloß. Er dachte ſogar damals, wie aus einem Briefe an Wohlwill hervorgeht, alles Ernſtes daran, nicht bloß Deutſchland, ſondern vielleicht gar Europa zu verlaſſen und nach der Neuen Welt auszuwandern. Daß ihn an das Judenthum Nichts mehr feſſeln konnte, ſeit die Ausführung der großen Vereinsidee an der Theilnahmloſigkeit der Iſraeliten ſelber geſcheitert war, haben wir ſchon früher betont. Ähnliches bezeugt auch Moſer, wenn er im September 1824 bei Gelegenheit der Taufe eines andern Freundes, des Schriftſtellers Daniel Leßmann, ſchreibt: „Es gab eine Zeit für mich, wo ein ſolcher Schritt mir als ein Freundſchaftsbruch gegolten hätte. Jetzt aber kenne ich in der jüdiſchen Gemeinſchaft nichts Geiſtiges, das einen edlen Kampf geböte. In dieſer allgemeinen Vereinzelung hat ein Jeder zu ſehen, wie er ſich mit den Partikularitäten der Familienbande ꝛc., die ihn etwa feſſeln, abfinden könne. Es iſt eine große Thorheit der Regierungen, nicht vorausſetzen zu wollen, daß die Juden, ſofern ſie in das Staatsbürgerleben einſchreiten, dadurch unmittelbar Chriſten geworden ſind, und nicht als vorhanden anzunehmen, was ſie durch viele, oft eben ſo fruchtloſe als harte Mittel zu erreichen ſtreben. Die preußiſchen Juden zumal ſtehen in keinem ſolchen Verbande, der ſie zu einer lange fortvegetierenden Sekte machen könnte. Die allgemeine Auflöſung läßt ſich auch in den Provinzen ſpüren. Das jüdiſche Weſen lebt dort ſicher nur als Gewohnheit fort. Das Chimäriſche aller Reformationsideen läßt ſich dort mit Händen greifen. Die Hamburger täuſchen ſich gewaltig, wenn ſie ihren Tempelbeſtrebungen eine univerſelle Bedeutung beilegen, aber es iſt eine Täuſchung, die man ihnen laſſen kann. Was brauchen ſie zu wiſſen, daß ſie ſelbſt im Übergange ſind?“ — Das richtigſte Urtheil über die Motive, welche Gans zum Übertritte veranlaßten, ſpricht Moſer wohl in nachfolgenden Worten eines Briefes vom 29. Auguſt 1825 aus: „Die Gerüchte über Gans machen mich wankend über die Beſtimmtheit ſeines Entſchluſſes, ſo bald die Uniform zu wechſeln. Wiewohl er hierin nur einem mächtigen Zuge ſeines Geiſtes folgen würde, in welchem Nichts ſich natürlicher entwickeln konnte, als aus dem lebhafteſten Ergreifen der im Judenthume vorausgeſetzten Subſtanz ein gleich ſtarker Widerwille gegen dasſelbe, nachdem es ſich ihm als ein Schales, Ungeiſtiges erwieſen, ſo glaubte ich doch aus manchen perſönlichen Rückſichten die Sache noch etwas fern. So natürlich wie dieſer Übergang (im Geiſte nämlich, die dazu gehörige Ceremonie iſt nur ein unweſentliches Accidens) ſich bei Gans gemacht hat, ebenſo natürlich finde ich die Exklamationen der Hamburger dagegen. Das Mißverſtändnis über die beiderſeitigen Richtungen war ſchon urſprünglich vorhanden, als ſie noch zuſammen zu laufen ſchienen, und iſt nur jetzt erſt zur Offenbarung gekommen, ſowie auch im Verfolg der Zeit die Natur der Sache, welche an ſich nur Eine iſt, ihre verborgene Macht darin kundgeben wird, daß ſie beide Richtungen dereinſt wieder auf einen ganz identiſchen Punkt hinführt.“ Es darf ferner wohl daran erinnert werden, wie in dem traurigen Jahrzehnt, welches der Julirevolution voranging, das öffentliche Leben in Deutſchland ſo ſiech und elend war, daß eine charakterfeſte Geſinnung zu den ſeltenſten Ausnahmen gehörte. Und wenn Eduard Gans von dem Vorwurfe nicht freizuſprechen iſt, daß er ſeit ſeinem Religionswechſel, der ihm eine Profeſſur an der Berliner Univerſität eintrug, wenig Intereſſe mehr für die Sache ſeiner früheren Glaubens- und Leidensgenoſſen bewies, ſo blieb er doch ein rüſtiger Vorkämpfer der freien Wiſſenſchaft und der politiſchen Freiheit in einer Zeit, die ſolchen Kampf wahrlich nicht leicht machte, ſondern jedem Fortſchrittsbeſtreben mit blinder Reſtaurationswuth und gehäſſiger Verfolgungsſucht entgegentrat. Die Verdienſte, welche ſich Gans nach dieſer Richtung erwarb, hat auch Heine in nachſtehenden Worten ***) aufs freudigſte anerkannt: „Gans war einer der rührigſten Apoſtel der Hegel'ſchen Philoſophie, und in der Rechtsgelahrtheit kämpfte er zermalmend gegen jene Lakaien des altrömiſchen Rechts, welche, ohne Ahnung von dem Geiſte, der in der alten Geſetzgebung einſt lebte, nur damit beſchäftigt ſind, die hinterlaſſene Garderobe desſelben auszuſtäuben, von Motten zu ſäubern, oder gar zu modernem Gebrauche zurecht zu flicken. Gans fuchtelte ſolchen Servilismus ſelbſt in ſeiner eleganteſten Livree

Wie wimmert unter ſeinen Fußtritten die arme Seele des Herrn von Savigny! Mehr noch durch Wort als durch Schrift förderte Gans die Entwickelung des deutſchen Freiheitsſinnes, er entfeſſelte die gebundenſten Gedanken und riß der Lüge die Larve ab. Er war ein beweglicher Feuergeiſt, deſſen Witzfunken vortrefflich zündeten, oder wenigſtens herrlich leuchteten.“

Die intereſſanteſte Geſtalt in dieſem Kreiſe ſtrebender Jünglinge, deſſen Geſchichte wir hier zu ſkizzieren verſuchten, war Moſes Moſer. Von ſeinem äußeren Leben iſt Wenig zu berichten. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zu Lippehne, einem Städtchen der Neumark, geboren, kam er früh nach Berlin, wo er in dem Bankier-Geſchäfte des Herrn M. Friedländer eine dauernde, gut ſalarierte Anſtellung fand. Im Auguſt 1838 ſtarb er in ſeiner Geburtsſtadt, wohin er zum Beſuch ſeines alten Vaters gereiſt war. Trotz der Hinderniſſe, welche die zeitraubende, Tag für Tag ſich gleichbleibende Komptoirarbeit einem ernſten wiſſenſchaftlichen Studium entgegenſetzte, hatte ſich Moſer durch unermüdlichen Fleiß eine wahrhaft univerſelle Bildung anzueignen gewußt. Wir erfuhren bereits von ſeinen philoſophiſchen und geſchichtlichen Studien, die er nicht etwa mit oberflächlicher Genäſchigkeit, bald hier, bald da umhertaſtend, ſondern möglichſt planmäßig und methodiſch betrieb. Ein vorzüglicher Mathematiker, und eben ſo bewandert in den modernen wie in den altklaſſiſchen Literaturen, beſuchte er mit gleichem Intereſſe die Kollegia Hegel's über Logik und Philoſophie der Geſchichte, wie Friedrich Auguſt Wolf's Homer-Vorleſungen oder Franz Bopp's Erklärungen der indiſchen Sprache und Poeſie. Das Studium des Sanskrit war mehrere Jahre hindurch ſeine Lieblingsbeſchäftigung, und die Vorträge, welche er im Verein für Kultur und Wiſſenſchaft der Juden hielt, lieferten den Beweis, daß er auch der politiſchen und Kultur-Geſchichte ſeiner Glaubensgenoſſen eine ſpecielle Aufmerkſamkeit zugewandt und ſich eine faſt künſtleriſche Form des Ausdrucks zu eigen gemacht. Fragen wir nun, warum ein ſo vielſeitig gebildeter, von echt wiſſenſchaftlichem Geiſte beſeelter Mann, der zudem einen ungeſtümen Drang des Wirkens und Schaffens empfand, niemals zur Ausarbeitung eines größeren Werkes gelangte und kaum hie und da zur Abfaſſung eines kleinen Zeitungsartikels oder einer kurzen Buchrecenſion zu bewegen war, ſo finden wir in der That keine andere Antwort, als daß die „atomiſtiſche Zerſplitterung“ ſeines Daſeins, welche durch das Komptoir-

leben verurſacht ward, und über welche er in ſeinen Briefen beſtän
klagt, ihm wirklich nicht die Ruhe und Stimmung zu einer künſtle
Geſtaltung ſeiner Ideen vergönnte. „Ich kann nicht dazu komme
ſchreibt er einmal, „etwas Tüchtiges in mir auszubilden, und aus
chaotiſch unter einander gemiſchten Elementen meines Geiſtes nur
einzige erfreuliche Geſtalt hervorzubringen. Es ſind nicht einmal anſtrenge
praktiſche Arbeiten, in denen meine Zeit aufgeht, die doch wenigſtens
Genuß geiſtiger Erholung übrig ließen, ſondern ein Ineinander
nichtiger, mit der Schlaffheit des Müßiggangs behafteten Beſchäftigung
bei denen der Geiſt einem unruhigen Umherſchweifen überlaſſen bleibt,
ihn in ſich ſelbſt entzweit. . . Im Gefühle dieſes Zuſtandes rette ich
in irgend eine Schublade des wiſſenſchaftlichen Fachwerks hinein, und g
nur je bisweilen heraus. Dann kommt aber leicht wieder die alte
im Chaos zu wirthſchaften, und ich ſpringe dann wie toll herum. Es
ein furchtbarer Kampf des Univerſellen und Individuellen in mir, der m
ganz und gar aufreiben würde, wenn ich nicht bis 9 Uhr des Morg
ſchliefe und Abends Beſuche machte." „Ich habe noch immer gr
Ideen von wiſſenſchaftlichen Arbeiten," heißt es in einem ſpäteren Bri
„obſchon ich meiner Augen wegen des Abends nicht arbeite, und am T
zu Nichts kommen kann. Bei der großen Beſchränktheit meiner äuß
Verhältniſſe erhält mich, wenn auch nicht mein Geiſt, denn der will an
meſſene Wirklichkeit, doch meine Phantaſie in der Sphäre der unendlic
Freiheit ſchwebend; und die ungeſtillte Sehnſucht, ſtatt mein Gemüth
trüben und niederzubeugen, erhält es vielmehr immer friſch und regſ
und ich habe ein Bewußtſein, das nimmer altert, aus dem ſich in jed
Augenblick ein neues Leben erſchaffen läßt. — „Ich möchte reiſen," ſchre
er ein anderes Mal, „bin aber an eine eiſerne Kette gebannt. Es
übrigens eine Zeit, wo auch das Reiſen nicht ſo recht erfriſchen kann. Über
Apathie und Troſtloſigkeit. Könnte man im Monde ſpazieren gehn,
die Erde nur das weiße Sonnenlicht reflektirt und Nichts von dem Stau
ſichtbar iſt, der um uns herum wirbelt! Das iſt der geſcheiteſte Gedan
der mir in der Börſenſtunde einfällt und ſich mit den Fonds- und We
ſelkurſen in meinem Kopfe vereinigt." Wie aber Meier ſich ſtets in g
ſunder Reſignation mit den Anforderungen einer oft unerſprießlichen G
genwart zu vertragen verſtand, ſo iſt auch dieſer Wunſch Nichts als
Äußerung des vorübergehenden Unmuths einer edlen Seele, und es blei

ihm wohlbewußt, daß ſich's heut zu Tage an jedem nicht ganz unbedeutenden Orte leben und wirken läßt: „Überall ſuchen ſich die Menſchen ein Daſein auszubilden, das ihnen zuſagt, und der Ort bedingt keine bedeutende Verſchiedenheit der Naturen, beſonders in unſern Zeiten, wo die individuellen Formationen des geiſtigen Weſens ſich alle mit einander verſöhnen und der Erdboden ſich zu einer allumfaſſenden Heimat für jeden Einzelnen allmählich ausgleicht." Dieſer kräftige Sinn, welcher den Zufälligkeiten des äußeren Lebens nicht den Sieg läßt, weil er ſich auf die Höhe der allein weſenhaften Idee ſtellt, findet einen herrlichen Ausdruck in nachfolgenden Worten, mit denen Meier einem hypochondriſchen Freunde den Text lieſt: „Ich lebe auch eben nicht in der vollen Verwirklichung meiner Wiegenlieder und Jugendträume, aber das Ächzen und Krächzen habe ich immer von mir fern gehalten. Was ein Stein, der vom Dache fällt, während ich vorübergehe, ändern und beſtimmen kann, iſt meine Sorge nicht. Die Wirklichkeiten, die nicht aus mir ſelbſt geboren ſind, verachte ich. Ich mag Nichts von der Knechtſchaft der Glückſeligkeits-Philoſophie wiſſen. Das paſſive Princip erhält nur vom aktiven Leben und Wärme — und ſo könnte ich dir eine Menge ſolcher Theſes aufſtellen, die du alle eben ſo gut weißt, aber nicht als die That und die Wirklichkeit deines Lebens beſitzeſt. So arbeite denn, wenn du Nichts zu genießen findeſt. Mit dem erſten Gedanken einer wahrhaft wiſſenſchaftlichen Abhandlung biſt du über alle ſolche Beſchränktheiten und Einzelheiten, als dich etwa drücken mögen, hinaus." Solchen Ermahnungen entſprechend, vertiefte denn auch Meier ſelbſt ſich in trüben, einförmig dahinſchleichenden Zeiten immer aufs Neue in anregende wiſſenſchaftliche Studien. „Mein einziger Troſt," ſagt er in einem ſpäteren Briefe, „iſt die Wiſſenſchaft, nicht jene verkümmerte, verwachſene, welche Gelehrſamkeit heißt, ſondern die freie, hohe, die das Haupt emporhält, die Himmel und Erde in Einem ſchauen läßt, und die ganze Perſönlichkeit mit dem Bewußtſein der Welt durchdringt. Mein gegenwärtiger Aufenthalt iſt am Ganges; ich höre einen uralten Geiſt, der dort heimiſch war, in ſeinen eigenen Tönen ſprechen, und die großartig myſtiſch phantaſtiſchen Geſtalten, die eine frühe Welt gleich jenen untergegangenen Thierorganiſationen gebar, ſteigen aus tiefem Schachte vor mir herauf. Zu dieſer geiſtigen Bergwerksarbeit hat mich der Widerwille gegen die einſtweilige Wendung der politiſchen Dinge getrieben." — „Iſt es nicht ein Unglück," fragt er ein anderes

Mal, daß unſer Geiſt ſo univerſell geworden iſt, und wir doch in den engſten Verhältniſſen uns abtreiben müſſen? ſo als gemeine Statiſten im Hintergrunde der Bühne ſtehen, während elende Schauſpieler ſich vorne ſpreizen und dem lieben Gott ſeine Welttragödie verhunzen? Könnte man allenfalls, um ſich thätiger zu erweiſen, das Lampenputzeramt übernehmen, ſo dient es nur dazu, damit ihr ſchlechtes Spiel beſſer geſehen werde — auch iſt der Docht mächtiger als die Schere, und du haſt kaum geputzt, ſo iſt gleich wieder eine neue Schnuppe da . . . Eben höre ich Muſik in der Ferne — es iſt Alles dummes Zeug, was ich geſchrieben habe, das Leben iſt doch ſchön, wenn wir es uns nur gehörig bereiten.“

Es kann nicht befremden, daß ein Mann, der ſo freien, vorurtheilsloſen Blickes in die Geſchichte der Zeiten und Völker ſah, und ſeine Begeiſterung für die Erhebung des Judenthums auf den Standpunkt der modernen Kultur und Wiſſenſchaft aus dem humaniſtiſchen Gedanken des Jahrhunderts ſchöpfte, mit derſelben Bitterkeit wie Gans und Zunz erfüllt wurde, als die hochfliegenden Beſtrebungen des Vereins an der Lauheit und Flauheit der eigenen Glaubensgenoſſen ſcheiterten. War doch die angeſtrebte Kultusverbeſſerung in der Synagoge neben der Schulfrage das Einzige, wofür in Berlin und Hamburg unter dem Gros der gebildeten Iſraeliten ſich einige Theilnahme kundgab, und ſelbſt für erſtere war in Berlin das Intereſſe ſo gering, daß ſich nach Schließung des Tempels die widerwärtigſten Streitigkeiten unter der jüdiſchen Gemeinde erhoben, zu deren Schlichtung man zuletzt gar die Staatsbehörde anrief, — freilich nur um vom Miniſter Schuckmann die kauſtiſche Antwort zu erhalten: da die jüdiſche Gemeinde nur eine tolerierte ſei, habe ſie nicht das Recht zu fordern, daß der Staat ſich um ihre Angelegenheiten bekümmere! „Es giebt für mich nichts Läſtigeres, als von Judenſachen zu reden,“ ſchrieb Moſer einige Wochen, nachdem Gans ſeinen geharniſchten Bericht über die Hinderniſſe eines durchgreifenden Erfolgs der Vereinsthätigkeit erſtattet hatte. „Iſt Weißbier das Bild des berliniſchen Weſens, ſo ſind die Juden darin das Schalgewordene. Wer mag den abgeſchmackten Trank nur anſehen! Wir Andern müſſen es zu Eſſig werden laſſen, Das iſt die einzige Weiſe ſeiner Genießbarkeit! Der Verein iſt auf Gedanke und Wort beſchränkt, von allen andern Beſtrebungen muß er ſich zurückziehen, in dieſe aber alle Kraft und Fülle hineinlegen. Der zweite Band der Zeitſchrift wird einen andern Ton anſtimmen, als der erſte. Wir gelangen in uns ſelbſt immer mehr zur Entſcheidung Deſſen, was wir wollen, und Das iſt: ſprechen, wie es uns ums Herz iſt, und Nichts weiter. Es giebt keine andere Klippe mehr in dieſer Hinſicht, als etwa die Cenſur." — „Die Juden! die Juden!" klagt er ein paar Monate ſpäter; „es macht mich traurig, an ſie zu denken. Es giebt keinen bittreren Kampf der Liebe und des Haſſes in einer und derſelben Sache, als dieſen. Ich ſehe aber die nahende Nothwendigkeit, daß ihre Beſſeren als erklärte Apoſtel des Chriſtenthums das Werk werden vollbringen müſſen. An ſich war es ſchon der Erſte, der auf das lateiniſche Alphabet am Rande der Talmudfolien aufmerkſam wurde." Und bei der Auflöſung des Vereins ſchrieb er im Mai 1824: „Es iſt vom Judenthum Nichts weiter übrig, als der Schmerz in einigen Gemüthern. Die Mumie zerfällt in Staub bei der Berührung mit der freien Atmoſphäre, und der bedeutende Sinn der Hieroglyphe, die ſie an ſich trägt, wird noch dazu zur neueſten Stammbuch-Sentenz verkehrt, gerade als wenn Moſes auf dem Burſtah[224]) geboren und erzogen wäre, und es im Stil ſo weit gebracht hätte, daß er an der Leipziger Literaturzeitung mitarbeiten könnte. Es iſt kein Eifer für das Judenthum, was ſich von dieſer Seite ſo nennt — an einem ausgeſtopften Rabbi im zoologiſchen Muſeum wäre noch mehr Judenthum zu ſtudieren, als an den lebenden Tempelpredigern. Das Judenthum hört nothwendig da auf, wo das Volk anfängt, ſein Bewußtſein von ſich als Gottes Volk zu verlieren und zu vergeſſen. Von da an giebt es keine andere Religion, als die Weltreligion, wie Chriſtus und Muhamed zeugen. Der Verein hat es verſucht, den harten Übergang in die Sphäre des freien Bewußtſeins zu ziehen, aber er wurde nicht verſtanden, noch viel weniger unterſtützt. Es wird indeſſen, was insbeſondere nothwendig iſt, auch durch das Organ der Einzelnen ausgeſprochen werden. Mag man es nicht als eine Inkonſequenz betrachten, daß der Verein ſich auflöſt. Was wir in Wahrheit gewollt haben, wollen wir auch noch jetzt, und könnten wir wollen, wenn wir Alle getauft wären. Den Inhalt der Weltreligion aus uns oder dem Geiſte der Juden (wenn ein ſolcher über Sprache und Sitte auch hinausginge) zu beſtimmen — eine ſolche Chimäre lag wohl nie in unſerm Sinn. Die jüdiſche Reflexion der Gegenwart tritt aus ihrer Wahrheit heraus, und wird Sektengeiſt, äſthetiſcher Kram u. ſ. w., wenn ſie ſich ſelbſt als ein allgemeines, objektives Princip gebärdet, da ſie doch ein rein ſubjektives iſt, das ſich bloß aus dem Boden der Volksreligion auf den der Weltreligion zu verſetzen hat. Das In-der-

Mitte-ſchweben iſt die nothwendige Erſcheinung einer gewiſſen Weiſe dieſ
Bewegung, nur darf es nicht für Etwas gelten, wenn ſich dieſes für d
Letzte und Höchſte ausgeben will.“ Trotz dieſer klaren Erkenntnis d
untergeordneten Werthes aller ſpecifiſch-jüdiſchen Beſtrebungen wechſel
Moſer nicht, wie Gans, die Glaubensuniform, ſondern harrte in ſtol
Treue bei ſeinen Leidensgenoſſen aus, und betheiligte ſich nach wie v
eifrig an allen Verſuchen, die Erziehung ſowie die bürgerliche und politiſ
Lage Derſelben zu verbeſſern. In wie hoher Achtung er bei ihnen ſtan
beweiſt u. A. ſeine ſpäter erfolgte Wahl zum Präſidenten der „Geſellſch
der Freunde,“ — ein Ehrenamt, das er bis an ſeinen Tod bekleid
Seine Gefälligkeit und Aufopferung für Andere war faſt ohne Gleich
der „Marquis Poſa ſeiner Freunde,“ wie die Doktorin Zunz ihn nann
öffnete er ihnen allzeit bereitwillig ſein Herz wie ſeine Börſe, und tr
ihre Schwächen mit ſo freundlicher Nachſicht, daſs Heine einmal ſcherzt[22
„Wohlwill hat kürzlich geäußert, daſs du, wenn dich ein Freund beſtieh
ihm doch deine Freundſchaft bewahren und bloß ſagen würdeſt: „Er
nun mal dieſen Fehler, und man muſs Das wegen ſeiner beſſern Eig
ſchaften überſehen.“ Der dicke Monatsverehrer[226]) weiß ſelbſt nicht,
treffend er dich bezeichnet hat, dich und jene Geiſteshöhe, zu der man
mit Kopf und Herz hinaufgeſchwungen haben muſs, um jener Toler
fähig zu ſein. Ich hab' es wohl zu einer ähnlichen Toleranz gebra
nicht weil ich von oben herab, ſondern von unten hinauf ſehe.“
allen Freunden, die Heine beſeſſen, hat Keiner lange Jahre hindurch e
ſo mächtigen und wohlthätigen Einfluſs auf ihn geübt, wie d
edle Mann, dem er mit rückhaltloſem Vertrauen ſeine ganze Seele
ſchloſs, den er in ſeine ernſthafteſten literariſchen Pläne wie in ſeine
richteſten Herzensgeheimniſſe einweihte, und vor deſſen Güte und Tu
er ſo oftmals in beſcheidener Demuth die Stirn ſenkte. „Wahrhaftig
biſt der Mann in Iſrael, der am ſchönſten fühlt!“ ruft er bewund
aus[227]). „Ich kann nur das Schöngefühlte anderer Menſchen lei
ausdrücken. Deine Gefühle ſind ſchwere Goldbarren, die meinigen
leichtes Papiergeld. Letzteres empfängt bloß ſeinen Werth vom Zutr
der Menſchen; doch Papier bleibt Papier, wenn auch der Bankier
dafür giebt, und Gold bleibt Gold, wenn es auch als ſcheinloſer Klum
in der Ecke liegt.“ Ein anderes Mal, als Moſer eine Bemerkung He
falſch ausgelegt, ſchrieb ihm Dieſer[228]): „Um des lieben Himmels w

ein Menſch, der den Hegel und den Valmiki im Original lieſt und verſteht, der Sonntags früh den Homer vor ſich hinbrümmelt, wie unſere Verfahren den Tausves Jontef, kann eine meiner gewöhnlichſten Geiſtesabbreviaturen nicht verſtehen! Um Gotteswillen, wie müſſen mich erſt die übrigen Menſchen mißverſtehen, wenn Moſer, ein Schüler Friedländer's und Zeitgenoſſe von Gans, Moſer, Moſes Moſer, mein Erzfreund, der philoſophiſche Theil meiner ſelbſt, die korrekte Prachtausgabe eines wirklichen Menſchen, l'homme de la liberté et de la vertu, der **sécretaire perpétuel** des Vereins, der Epilog von Nathan dem Weiſen, der Normalhumaniſt — wo halte ich? — ich will nur ſagen, wie ſchlimm es für mich ausſieht, wenn auch Moſer mich mißverſteht." Das ſchönſte Denkmal aber ſetzt Heine ſeinem Freunde in den Worten, mit denen er ſeiner bei Schilderung der Vereinsbeſtrebungen im Nekrolog des am 15. Juli 1843 zu Paris verſtorbenen Ludwig Markus erwähnt[229]: „Das thätigſte Mitglied des Vereins, die eigentliche Seele deſſelben, war M. Moſer, der ſchon im jugendlichen Alter nicht bloß die gründlichſten Kenntniſſe beſaß, ſondern auch durchglüht war von dem großen Mitleid für die Menſchheit, von der Sehnſucht, das Wiſſen zu verwirklichen in heilſamer That. Er war unermüdlich in philanthropiſchen Beſtrebungen, er war ſehr praktiſch, und hat in ſcheinloſer Stille an allen Liebeswerken gearbeitet. Das große Publikum hat von ſeinem Thun und Schaffen Nichts erfahren, er focht und blutete inkognito, ſein Name iſt ganz unbekannt geblieben, und ſteht nicht eingezeichnet in dem Adreßkalender der Selbſtaufopferung. Unſere Zeit iſt nicht ſo ärmlich, wie man glaubt; ſie hat erſtaunlich viele ſolcher Märtyrer hervorgebracht."

Ebenſo treulich, wie Zunz und Moſer, bewahrte Immanuel Wolf der Sache des Judenthums ſeine Anhänglichkeit, obſchon er, ganz wie Jene, die Unzulänglichkeit und Schalheit aller Bemühungen empfand, ein jahrtauſendjähriges Siechthum mit kleinen Hausmitteln kurieren zu wollen. „Das iſt das Unglückſeligſte," ruft er in einem ſeiner Briefe aus, „daß die empfindſamen Nerven in dem längſt amputierten, aber dennoch in einem chroniſch-krankhaften Partialleben polypenartig fortlebenden Gliede — Judenthum genannt — die Leiden des ganzen Organismus in einer Art von Wiederſchmerz doppelt empfinden." — Im Städtchen Harzgerode von mittelloſen Eltern geboren, die er Beide ſchon im achten Lebensjahre verlor, hatte er den erſten Unterricht in der Seeſener Erziehungsanſtalt des Präſidenten Jacobſon genoſſen, der ihm auch ſpäter zum Theil die Mittel gab, in Berlin die Kloſterſchule zu beſuchen und auf der dortigen Univerſität Philologie und Philoſophie zu ſtudieren. Seit dem Juni 1820 gehörte er dem Verein für Kultur und Wiſſenſchaft der Juden an, für den er ſich aufs lebhafteſte intereſſierte. Nachdem er in Folge einer Kabinettsordre, die den Juden befahl, ſich feſte Familiennamen zu wählen, den Namen Wohlwill angenommen hatte, ward er im Frühjahr 1823 als Tempelprediger-Adjunkt und Lehrer an der iſraelitiſchen Freiſchule nach Hamburg berufen, wo er aufs ſegensreichſte für die Verbeſſerung des jüdiſchen Erziehungsweſens wirkte. Wie ſehr er von dem aufopferungsvollen Ernſte ſeines Berufes erfüllt war, ſehen wir u. A. aus den Worten, mit denen er eine Anfrage Moſer's, ob er eventuell die Direktion der in Berlin zu gründenden Gemeindeſchule übernehmen wolle, beantwortete: „Daß es gerade kein Glück iſt, in Dienſten einer jüdiſchen Gemeinde zu ſtehen, geb' ich gerne zu; ich kenne ihre Kleingeiſterei, Engherzigkeit und Gehaltloſigkeit hinlänglich. Aber was kümmert Das Denjenigen, der ein Inſtitut leitet, das den Geiſt und das Leben vieler Menſchen beſtimmt, und in ſich ſelber die Mittel hat, ſich eine achtungswerthe Stellung zu erzwingen? Am Ende iſt es doch lohnender, ein ſolches Seelen-Rettungs-Inſtitut unter verwahrloſten, verkrüppelten Menſchen zu dirigieren, als unter Solchen, die ſchon längſt im abgeſchliffenen Gleiſe der Kultur rollen." Das Studium der Hegel'ſchen und der altgriechiſchen Philoſophie ſetzte er auch in Hamburg mit Eifer fort, und Moſer konnte ihm zu ſeiner Hochzeit in der That kein ſinnigeres Geſchenk machen, als ein Exemplar der Bipontiner Ausgabe von Platon's Werken, das einſt der Vater Theodor Körner's und Freund Schiller's beſeſſen. Mit der höchſten Begeiſterung aber erfüllten ihn die Freiheitsbeſtrebungen der Völker, der Unabhängigkeitskampf der Griechen und vor Allem die großen Ereigniſſe in Südamerika um die Mitte der zwanziger Jahre. „Ich wollte, ich hätte Bolivar's Bewußtſein, oder wäre wenigſtens ſein Sohn!" lautet ſein Wunſch bei dem langſamen Fortſchritt Europa's in dieſer traurigen Zeit. Die Julirevolution begrüßte er mit ſtürmiſchen Jubel. Schien es doch für einen Augenblick, als ob nun endlich ſeine Jugendträume zur Wahrheit werden, als ob auch die Juden als gleichberechtigte Mitbürger ins Staatsleben eintreten, und mit den politiſchen Schranken auch die hemmenden Feſſeln eines freien Aufſchwungs des geiſtigen Lebens fallen ſollten! Um dieſe Zeit ließ Wohlwill in der

Univerſitäts-Buchhandlung zu Kiel eine merkwürdige Broſchüre erſcheinen, welche unter dem Titel: „Grundſätze der religiöſen Wahrheitsfreunde oder Philalethen", nach Art der ſpäteren freien Gemeinden ein allgemeines Glaubensbekenntnis Solcher zu formulieren ſucht, die ſich durch ein aufrichtiges Wahrheitsſtreben zum Ausſcheiden aus den bisherigen Kirchen bewogen fühlen. Es wird in dieſer deiſtiſchen Schrift, welche vollſte Gewiſſensfreiheit für alle Staatsbürger, Selbſtverwaltung der Gemeinden in religiöſen Dingen, und möglichſte Vereinfachung des Gottesdienſtes verlangt, die Wahrheit als das höchſte Gut proklamiert, dem nachzuſtreben die Aufgabe aller Menſchen ſei. Durch die raſch erfolgenden Rückſchläge der Reaktion abermals in der Erfüllung ſeiner Hoffnungen auf den Anbruch eines ſchöneren Menſchheitsmorgens getäuſcht, faßte Wohlwill mit mehreren ſeiner Hamburger Freunde im Jahre 1831 den Entſchluß, einen Welttheil zu verlaſſen, deſſen ſtaatliche Inſtitutionen ſo wenig den Grundſätzen politiſcher und religiöſer Freiheit entſprachen. Als Pionier dieſer europamüden Genoſſen reiſte ein Vorſtandsmitglied des Hamburger Tempels und früheres Mitglied des Vereins für Kultur und Wiſſenſchaft der Juden, Dr. Leo Wolf, nach Amerika, aber ſeine Erfahrungen fielen ſo wenig ermuthigend aus, daß er ſelber zuletzt gebrochen und verzweifelnd zurückkam und auch Wohlwill ſeinen Auswanderungsplan aufgab. Wie Letzterer über die Weltlage dachte, als Polen nach heldenmüthigem Kampfe blutend in den Staub geſunken war, und auch in Deutſchland wieder das alte Ränkeſpiel der Kabinette gegen jede freiere Regung begann, zeigt uns die Frage, die er ſeinem Freunde Moſer ſtellt: „Wie berühren dich die politiſchen Umtriebe der Fürſten gegen die Völker? Denn fürſtliche Umtriebe gegen die Bürger möchte ich die Bundestagsbeſchlüſſe nennen. Der Gegenſatz zwiſchen Fürſt und Volk iſt nun entſchiedener als je ausgeſprochen. Indeß, was ſich entſchieden ausſpricht, iſt immer förderſam — auch für das Widerſpiel. Nur das Mißverſtändnis kränkt und tödtet; nur die Halbheit unterdrückt die Geſammtentwickelung. Was die ſo ſehr vergrößerte Kluft ausfüllen wird, ob Liebe und Verſöhnung, ob Schwert und Verheerung, wer mag es vorherſehen? Sollten wir die Kriſis erleben? Wir Übergangs-Geſchöpfe zwiſchen Thierheit und Geiſtigkeit verbringen unſer ſchwankendes Daſein nun vollends in einer Übergangs-Epoche. Eigentlich iſt wohl jede Zeit eine ſolche, aber nicht ſo markiert. Es wäre vielleicht der Mühe werth, die hauptſächlichſten Erſcheinungen der Gegenwart herzuleiten aus dem eigenthümlichen Charakter einer ſolchen Gährungsſtufe und durch Vergleichung ähnlicher Zeitpunkte in der Geſchichte die Geſetze der Entwickelung zu begreifen.“ Daß Wohlwill es aber in ſeiner ſteten Beſchäftigung mit den hohen und ernſten Fragen der Menſchheit nicht bei bloßen theoretiſchen Spekulationen bewenden ließ, ſondern ſich zugleich aufs eingehendſte mit den praktiſchen Anforderungen des unmittelbaren Bedürfniſſes befaſſte, Das beweiſen nicht allein ſeine pädagogiſchen Abhandlungen in den Programmen der iſraelitiſchen Freiſchule, ſondern auch ſeine preisgekrönten Schriften über das Armen- und Geſindeweſen, für welche er von der Hamburger „Patriotiſchen Geſellſchaft“ im Jahre 1834 zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt wurde, — der erſte Jude, dem dieſe Auszeichnung widerfuhr. Im Jahre 1838 übernahm Wohlwill als Direktor die Leitung derſelben Erziehungsanſtalt in Seeſen, der er die Anfänge ſeiner Bildung verdankte, und die der ausgezeichnete Schulmann binnen weniger Jahre zum Range eines der erſten Bildungsinſtitute erhob. Er ſtarb dort 1847, nachdem er in ſeinen letzten Lebensjahren noch den Beginn der freireligiöſen Bewegung in Deutſchland mit hoffnungsfreudigſter Theilnahme begrüßt hatte.

Wir würden ungerecht handeln, wenn wir bei dieſem Rückblick auf die ehrenhaften und hochherzigen Männer, welche die Kraft ihrer Jugend an die Verwirklichung einer großen Idee ſetzten, der ſie mit wenigen Ausnahmen bis an ihr Lebensende treu blieben, nicht auch des wackern Ludwig Markus gedächten, dem Heine einen ſo rührenden Nachruf gewidmet hat. Zu Deſſau geboren, kam er, wie Letzterer erzählt[289]), Anno 1820 nach Berlin, um Medicin zu ſtudieren, verließ aber bald dieſe Wiſſenſchaft. „Er war damals zweiundzwanzig Jahre alt, doch ſeine äußere Erſcheinung war Nichts weniger als jugendlich. Ein kleiner ſchmächtiger Leib, wie der eines Jungen von acht Jahren, und im Antlitz eine Greiſenhaftigkeit, die wir gewöhnlich mit einem verbogenen Rückgrat gepaart finden. Eine ſolche Mißförmlichkeit war aber nicht an ihm zu bemerken, und eben über dieſen Mangel wunderte man ſich. Während ſeine Geſichtszüge die auffallendſte Ähnlichkeit mit denen des verſtorbenen Moſes Mendelsſohn darboten, war Markus auch dem Geiſte nach ein naher Verwandter jenes großen Reformators der deutſchen Juden, und in ſeiner Seele wohnte ebenfalls die größte Uneigennützigkeit, der duldende Stillmuth, der beſcheidene Rechtſinn, lächelnde Verachtung des Schlechten, und eine unbeugſame, eiſerne Liebe für ſeine unterdrückten Glaubensgenoſſen. Das Schickſal Derſelben war, wie bei jenem Moſes, auch bei Markus der ſchmerzlich glühende Mittelpunkt aller ſeiner Gedanken, das Herz ſeines Lebens. Schon damals in Berlin war Markus ein Polyhiſtor, er ſtöberte in allen Bereichen des Wiſſens, er verſchlang ganze Bibliotheken, er verwühlte ſich in allen Sprachſchätzen des Alterthums und der Neuzeit, und die Geographie, im generellſten wie im partikularſten Sinne, war am Ende ſein Lieblingsſtudium geworden; es gab auf dieſem Erdball kein Faktum, keine Ruine, kein Idiom, keine Narrheit, keine Blume, die er nicht kannte — aber von allen ſeinen Geiſtesexkurſionen kam er immer gleichſam nach Hauſe zurück zu der Leidensgeſchichte Iſrael's, zu der Schädelſtätte Jeruſalem's und zu dem kleinen Väterdialekt Paläſtina's, um deſſentwillen er vielleicht die ſemitiſchen Sprachen mit größerer Vorliebe als die andern betrieb. Aber Alles, was Markus wuſſte, wuſſte er nicht lebendig organiſch, ſondern als todte Geſchichtlichkeit, die ganze Natur verſteinerte ſich ihm, und er kannte im Grunde nur Foſſilien und Mumien. Dazu geſellte ſich eine Ohnmacht der künſtleriſchen Geſtaltung — ungenießbar, unverdaulich, abſtrus waren daher die Artikel und gar die Bücher, die er geſchrieben.“ Schon während ſeines damaligen Aufenthaltes in Berlin wurde Markus von einer Geiſteskrankheit befallen. Da ſich ihm als Juden weder in Preußen, noch in ſeinem engeren Vaterländchen eine Ausſicht auf Beförderung bot, überſiedelte er nach ſeiner Herſtellung im Jahre 1825 nach Paris, wo ihn der berühmte Aſtronom Laplace mit mathematiſchen Arbeiten beſchäftigte und ihm ſpäter eine Profeſſur in Dijon verſchaffte. Gegen Ende der dreißiger Jahre gab Markus dieſe Stelle wegen einer ihm angeblich widerfahrenen miniſteriellen Unbill auf und kehrte nach Paris zurück, um die Hilfsquellen der Bibliothek für ein geographiſch-hiſtoriſches Werk über Abeſſinien, das er als ſeine Lebensaufgabe betrachtete, zu benutzen. Auf Verwendung Heine's ſetzte ihm die Baronin Rothſchild ein anſehnliches Jahrgehalt aus. Im Sommer 1843 umnachtete plötzlich ein unheilbarer Wahnſinn ſein Hirn, und er ſtarb nach furchtbaren Leiden in der Irrenanſtalt zu Chaillot.

Mit all' dieſen begabten und begeiſterten Jünglingen pflog Heine zur Zeit ſeines Berliner Aufenthalts, und zum Theil noch in ſpäteren Jahren, den anregendſten Verkehr. Zu ſeinen intimeren Freunden gehörte auch das jüngſte Mitglied des genannten Vereins, Joſeph Lehmann, mit dem er zu Anfang des Jahres 1822 im Kollegium Hegel's über Äſthetik bekannt wurde. Lehmann, welcher ſchon damals von jenem feinſinnigen Intereſſe für Kunſt und Literatur durchdrungen war, das er in ſechsunddreiſsigjähriger Leitung des durch ihn begründeten „Magazins für die Literatur des Auslandes“ mit ſo rüſtiger Kraft bethätigt hat, wuſſte ſich insbeſondere das literariſche Vertrauen Heine's zu erwerben. Dieſer pflegte ihm nicht allein häufig früh Morgens, noch im Bette liegend, ſeine neueſten, über Nacht entſtandenen Lieder in halb ſingender Deklamation vorzutragen und ihn um ſein kritiſches Urtheil darüber zu bitten, ſondern vertraute ihm auch die Korrektur ſeiner „Tragödien“ an, und unterhielt nach ſeinem Fortgange von Berlin mit ihm eine lebhafte Korreſpondenz. „Sie ſind faſt der Erſte in Berlin geweſen,“ ſchrieb Heine am 26. Juni 1823 aus Lüneburg, „der ſich mir liebreich genaht und bei meiner Unbeholfenheit in vielen Dingen ſich mir auf die uneigennützigſte Weiſe freundlich und dienſtfertig erwies. Es liegt in meinem Charakter, oder beſſer geſagt: in meiner Krankheit, daſs ich in Momenten des Miſsmuthes meine beſten Freunde nicht ſchone, und ſie ſogar auf die verletzendſte Weiſe perſiffliere und maltraitiere. Auch Sie werden bei mir dieſe liebenswürdige Seite kennen gelernt haben und hoffentlich in der Folge noch mehr kennen lernen. Doch müſſen Sie nicht vergeſſen, daſs Giftpflanzen meiſtens dort wachſen, wo ein üppiger Boden die freudigſte und kräftigſte Vegetation hervorbringt, und daſs dürre Haiden, die von ſolchen Giftpflanzen verſchont ſind — auch nur dürre Haiden ſind.“

Wir werden im Verlaufe des nächſten Kapitels erfahren, wie fruchtbar und tief eingreifend die Anregungen dieſes jüdiſchen Kreiſes auf Heine's geiſtige und literariſche Entwicklung gewirkt haben, wie ſie ihn über Berlin hinaus nach Lüneburg und Göttingen begleiteten, ihn zu einem gründlichen Studium der iſraelitiſchen Geſchichte veranlaſſten, und ihm den leidenſchaftlichen Wunſch erweckten, in einer herzbewegenden Dichtung das jahrtauſendalte Weh des Judenthums auszuſprechen. Die Beziehungen Heine's zu letzterem haben bis auf den heutigen Tag den Gegnern des Dichters meiſt nur als Folie zu unverſtändiger Schmähung ſeines ſchriftſtelleriſchen Charakters gedient, während ſeine jüdiſchen Stammgenoſſen ſich gewöhnt haben, ihn faſt eher als einen Feind denn als einen Freund ihres Glaubens zu betrachten. Wir hoffen, daſs unſere Darſtellung dazu beitragen wird, das wirkliche Verhältnis Heine's zum Judenthum in ein klareres Licht zu ſetzen und die Nebel zu zerſtreuen, welche bisher dies Verhältnis bis zur Unkenntlichkeit verſchleierten und entſtellten.

Neuntes Kapitel.

Abſchluſs der Univerſitätsjahre.

Als Harry Heine zuerſt die Univerſität bezog, um ſich dem Studium der Rechte zu widmen, konnte er ſich ſchwerlich verhehlt haben, daſs nur der Übertritt zum Chriſtenthum ihm die Advokaten-Karrière oder die Ausſicht auf ein Staatsamt eröffne. Seine Abneigung gegen den Kaufmannsberuf, dem er durch das Ergreifen einer wiſſenſchaftlichen Laufbahn entronnen war, ließ ihm vielleicht Anfangs das Widerwärtige eines durch äußerliche Gründe aufgenöthigten Glaubenswechſels als ein geringeres Übel erſcheinen — aber ſchon der „Almanſor“ verrieth, daſs Heine ſeitdem ernſtlich über Religionsfragen nachgedacht, und daſs ihn das Ergebnis ſeiner philoſophiſchen Betrachtungen keineswegs zu der Überzeugung von der inneren Wahrheit und Heilſamkeit der chriſtlichen Lehre hingeführt. Seine rege Theilnahme an den Beſtrebungen des Vereins für Kultur und Wiſſenſchaft der Juden und der tägliche Umgang mit den charakterfeſten, der Verwirklichung einer großen Idee nachringenden Männern dieſes Kreiſes erfüllten auch ihn mit ſteigender Bitterkeit gegen einen Staat und eine Geſellſchaft, welche die Ausübung bürgerlicher und politiſcher Rechte an die Ablegung eines beſtimmt vorgeſchriebenen konfeſſionellen Bekenntniſſes knüpften. Wie Gans und Ludwig Markus, trug auch Heine ſich in Berlin eine Zeitlang mit dem Plane, wenn es ihm nicht gelingen ſollte, ſich etwa am Rhein zu fixieren, Deutſchland den Rücken zu kehren und nach Paris zu wandern, wo ihm der „Jude“ nicht beſtändig zum Vorwurf und Hindernis gereichen würde. Er gedachte dort, wie aus ſeinen Briefen an Wohlwill, Immermann und Schottky hervorgeht[231], noch eine Zeitlang zu ſtudieren, und ſich dann als franzöſiſcher Schriftſteller durch Aufſehen erregende politiſche Broſchüren einen Weg in die Diplomatie zu bahnen, zugleich aber für die Verbreitung und das Verſtändnis der deutſchen Literatur, die eben in Frankreich Wurzel zu ſchlagen begann, als internationaler Vermittler thätig zu ſein. Um die nöthigen Vorbereitungen zur Ausführung dieſes Projektes zu treffen, vor Allem jedoch um ſeine krankhaft überreizten Kopfnerven in der geräuſchloſen Stille und Zurückgezogenheit des Familienlebens zu ſtärken, reiſte er in den erſten Tagen des Mai 1823 nach Lüneburg. Dies freundliche Städtchen hatten ſeine Eltern ſeit reichlich einem Jahre zum Wohnſitz erwählt, nachdem der Vater durch zunehmende Kränklichkeit zur Liquidation ſeines Geſchäftes in Düſſeldorf veranlaſſt worden war. Aus dem Erlös der Maſſe und dem Verkauf des Hauſes erwuchs der Familie ein kleines Kapital, von deſſen Zinſen ſie bei beſcheidenen Anſprüchen nothdürftig leben konnte.

Harry's Eltern waren von Düſſeldorf zuerſt nach der Stadt Oldesloe im ſüdöſtlichen Holſtein übergeſiedelt, hatten dort aber nur kurze Zeit gewohnt. Manchen alten Leuten in Lüneburg iſt es noch erinnerlich, daß Salomon Heine im Frühjahr 1822 zum Erſtaunen der Bewohner in einer mit vier Pferden beſpannten Equipage in die Hauptſtadt des alten Fürſtenthums einfuhr, um dort eine Wohnung für die Familie ſeines Bruders auszuſuchen. Er miethete für letztere den zweiten Stock eines alterthümlichen Hauſes am Marktplatz, welches damals einem Herrn Ahrens gehörte, 1825 jedoch in den Beſitz des Buchhändlers Wahlſtab überging. In früheren Jahrhunderten bildete dasſelbe den Theil eines Komplexes von öffentlichen Gebäuden, in welchen auf Stadtkoſten die Bewirthung der Herzoge von Lüneburg beſchafft wurde, wenn dieſelben im anſtoßenden „Hertogenhuus" Hoflager hielten. Auch ſoll in dieſem Hauſe der berühmte Schauſpieler Eckhof 1740 als Mitglied der Schönemann'ſchen Truppe zuerſt die Bühne betreten haben. Da die Familie Heine erſt kürzlich hergezogen war und in ziemlich ärmlichen Verhältniſſen lebte, hatte ſie nur wenige Bekanntſchaften, und auch dieſe meiſt nur in jüdiſchen Kreiſen, angeknüpft. Die Kinder waren mittlerweile alle herangewachſen. Der zweite Sohn, Guſtav, erlernte ſeit mehreren Jahren praktiſch die Landwirthſchaft; die Schweſter, Charlotte, welche mit dem Hamburger Kaufmanne Moritz

Emden verlebt war, und der jüngſte Bruder, Maximilian, der als Primaner das Lüneburger Gymnaſium beſuchte, verweilten noch im elterlichen Hauſe. Im Gegenſatz zu dem geiſtig angeregten Leben der preußiſchen Hauptſtadt mochte das Treiben in dem hannöveriſchen Provinzſtädtchen dem jungen Dichter einförmig und todt genug vorkommen; er nennt das freundliche Lüneburg prädikatiſch „die Reſidenz der Langeweile“ 232), und klagt ſchon in einem ſeiner erſten Briefe an Moſer 233): „Ich lebe hier ganz iſoliert, mit keinem einzigen menſchlichen Menſchen komme ich zuſammen, weil meine Eltern ſich von allem Umgang zurückgezogen. Juden ſind hier, wie überall, unausſtehliche Schacherer und Schmutzlappen, die chriſtliche Mittelklaſſe unerquicklich, mit einem ungewöhnlichen Riſcheß [religiöſes Vorurtheil], die höhere Klaſſe eben ſo im höheren Grade. Unſer kleiner Hund wird auf der Straße von den andern Hunden auf eine eigene Weiſe berochen und maltraitiert, und die Chriſtenhunde haben offenbar Riſcheß gegen den Judenhund. Ich habe alſo hier bloß mit den Bäumen Bekanntſchaft gemacht, und dieſe zeigen ſich jetzt wieder in dem alten grünen Schmuck, und mahnen mich an alte Tage, und rauſchen mir alte vergeſſene Lieder ins Gedächtnis zurück, und ſtimmen mich zur Wehmuth. So vieles Schmerzliche taucht jetzt in mir auf und überwältigt mich, und Dies iſt es vielleicht, was meine Kopfſchmerzen vermehrt oder, beſſer geſagt, in die Länge zieht; denn ſie ſind nicht mehr ſo ſtark wie in Berlin, aber anhaltender. Studieren kann ich wenig, ſchreiben noch weniger.“ — Von Seiten ſeiner Familie durfte Harry freilich keine ermunternde Anregung zu poetiſchen Arbeiten erhoffen. Das unerwartete Erſcheinen ſeiner „Gedichte“ hatte im elterlichen Hauſe faſt Beſtürzung erregt, und erſt die günſtigen öffentlichen Recenſionen milderten allmählich den Eindruck des Schreckens über die Kühnheit, mit welcher der zweiundzwanzigjährige Jüngling ſich unter voller Namensnennung in die ſchriftſtelleriſche Laufbahn gewagt hatte. Zumal der Vater ſchüttelte beſorglich den Kopf, und was Maximilian Heine von ihm erzählt, kennzeichnet in drolliger Art ſeine naive Auffaſſung literariſcher Dinge. „Der Ruhm Goethe's,“ heißt es in Maximilian's anekdotiſchen Erinnerungen an ſeinen Bruder 234), „ſtand damals in höchſter Blüthe, ſein vergötterter Name ſchien Alles zu verſchlingen, was nur in der deutſchen Literatur auftauchen wollte. Die Literaturgeſchichte weiß Viel von den ſogenannten Goethoianern damaliger Zeit zu erzählen, die Alles verneinten, was nicht von dem hohen Meiſter herrührte. Man ſprach und ſchrieb nur über Goethe, und die faſt kindiſche Abgötterei mit ſeinem Namen, der Anfang und Ende aller Literaturblätter bildete, machte nach Anſicht unſeres Vaters die Konkurrenz ſeines Sohnes mit dem großen Goethe doch bedenklich. „Wie ſoll mein Junge aufkommen," fragte er oft, „wenn man immer und immer nur von Goethe ſprechen will?" Dieſer Umſtand erregte dem guten Vater die größte Pein; er hatte ſich zuletzt, ohne es zu wiſſen, in einen wahren Haß gegen Goethe hineingelebt. Nun wollte es noch der böſe Zufall, daß unſer ganzes Haus ſelbſt für Goethe ſchwärmte, und allüberall ein Band von Goethe's Gedichten zu finden war. So oft der Vater unwillkürlich einen dieſer Bände öffnete und ihm der verhaßte Name ins Auge fiel, verfinſterte ſich ſein ſonſt ſo heiteres, freundliches Antlitz. Wir aber konnten nicht ohne Goethe ſein. Die Mutter erfreute ſich an den Elegien, Harry las immer wieder die kleinen reizenden Lieder, und ich lernte die „Braut von Korinth" und den „Gott und die Bajadere" auswendig. Da verfiel mein Bruder auf einen abſonderlichen Gedanken, um dem Kummer des Vaters ein Ende zu machen. Plötzlich waren die elegant eingebundenen Werke Goethe's von ihren reſpektiven Plätzen verſchwunden, und an ihrer Stelle lagen ſcheinloſe Bücher, deren Titel lautete: „Gedichte von Schulze." Harry hatte die Bücher umbinden, den Namen Goethe's ſanft auskratzen und die Lücke mit „Schulze" überkleben laſſen. Als der Vater nun einen Band öffnete, und den Verfaſſernamen Schulze las, legte er vergnüglich das Buch wieder hin, und dachte: „Weder dieſer Schulze, noch ein Müller oder Meier werden dem Aufkommen meines Sohnes hinderlich ſein." Die Mutter aber, die ſofort den ſchalkhaften Streich bemerkt hatte, ſchlug in Abweſenheit des Vaters das Titelblatt eines dieſer Bücher auf, und ſagte, indem ſie den Finger auf den hinein geſchmuggelten Namen legte: „Mein Sohn, möchteſt du einſt nur halb ſo berühmt werden wie Schulze, der Verfaſſer dieſer Gedichte!" — Daß auch die zweite Publikation H. Heine's den Zweifel der Familie an der erfolgreichen Kraft ſeines dichteriſchen Talentes keineswegs verſcheuchte, ſehen wir aus den Andeutungen ſeines erſten Briefes an Moſer, nachdem er in Lüneburg eingetroffen war [225]): „In Hinſicht der Aufnahme meiner Tragödien habe ich hier meine Furcht beſtätigt gefunden. Der Succeß muß den üblen Eindruck verwiſchen. Was die Aufnahme derſelben bei meiner Familie betrifft, ſo hat meine Mutter die Tragödien und Lieder zwar geleſen, aber nicht ſonderlich goutiert, meine Schweſter toleriert ſie bloß, meine Brüder verſtehen ſie nicht, und mein

Vater hat ſie gar nicht geleſen." Zu liebevollſter Weiſe intereſſierte ſich übrigens Harry für die Ausbildung und das Lebensſchickſal ſeiner Geſchwiſter. Seiner Bemühungen, durch Moſer ſeinem Bruder Guſtav, dem überall der „Jude" im Wege war und der ſchließlich unter dem adligen Familiennamen der Mutter Kriegsdienſte in Öſterreich nahm, eine Inſpektorsſtelle auf den Jacobſen'ſchen Gütern in Mecklenburg zu verſchaffen, haben wir ſchon früher gedacht. Mit ſeiner Schweſter Charlotte unterhielt er, wie auf der Univerſität, ſo noch von Paris aus bis an ſein Lebensende die herzlichſte Korreſpondenz; auch ward ihr ſpäter der „Neue Frühling" gewidmet. Seinem Bruder Max hatte er bereits vor einigen Jahren ein Exemplar des erſten Theiles von Goethe's „Fauſt" geſchenkt, um durch dieſe Lektüre ihm den Geſchmack an Kotzebue'ſchen Ritterſchauſpielen zu verleiden, und als der dreizehnjährige Knabe verſtändnislos die tiefſinnigen Worte des Prologs anzuſtarren begann, hatte ihm der junge Poet das Buch aus der Hand genommen, und die Widmung hineingeſchrieben [236]):

Dies Buch ſei dir empfohlen.
Lies nur, wenn du auch irrſt:
Doch, wenn du es verſtehen wirſt,
Dann wird dich auch der Teufel holen.

Harry freute ſich aufrichtig, als er ſeinen Bruder jetzt mit Eifer das Studium der klaſſiſchen Autoren betreiben ſah. Maximilian hatte durch vielfache proſodiſche Übungen damals eine große Gewandtheit in der Anfertigung deutſcher Diſtichen erlangt, während ſein poetiſcher Bruder ſich niemals in dieſem Metrum verſuchen mochte. „Ich geſtehe," ſchrieb er kurz vor ſeiner Abreiſe von Berlin an Immermann, der ihm einige Elegien geſandt hatte [237]), „daß ich in meinem ganzen Leben nicht ſechs Zeilen in die antiken Versart zu Stande bringen konnte, theils weil das Nachahmen des Antiken meinem inneren Weſen widerſtrebt, theils weil ich zu ſtrenge Forderungen an den deutſchen Hexameter und Pentameter mache, und theils weil ich zur Verfertigung derſelben zu unbeholfen bin." Die wiederholten Aufforderungen Maximilian's, doch einmal nach Goethe'ſcher Weiſe einen Gegenſtand im elegiſchen Versmaße der Alten zu behandeln, veranlaßten ihn endlich, einige Hexameter zu ſchreiben, die er mit freudiger Miene zu recitieren begann. Schon beim dritten Verſe jedoch fiel ihm ſein Bruder mit ſkandierender Schulweisheit in die Rede: „Um Gotteswillen, dieſer

Hexameter hat ja nur fünf Füße!“ Mit den ärgerlichen Worten: „Schuſter, bleib bei deinem Leiſten!“ zerriß Harry das Papier. Ein paar Tage nach dieſer Begebenheit weckte er eines Morgens ſeinen Bruder mit den Worten aus dem Schlafe 298): „Ach, lieber Max, was für eine ſchauerliche Nacht hab' ich gehabt! Denke dir, gleich nach Mitternacht, als ich eben eingeſchlafen war, drückte es mich wie ein Alp; der unglückliche Hexameter mit fünf Füßen kam an mein Bett gehinkt, und forderte von mir unter fürchterlichen Jammertönen und entſetzlichen Drohungen ſeinen ſechſten Fuß. Ja, Shylock konnte nicht hartnäckiger auf ſein Pfund Fleiſch beſtehen, als dieſer impertinente Hexameter auf ſeinen fehlenden Fuß. Er berief ſich auf ſein urklaſſiſches Recht und verließ mich mit ſchrecklichen Gebärden nur unter der Bedingung, daß ich nie wieder im Leben mich an einem Hexameter vergreife.“ Heine hat Wort gehalten, denn kein einziges Mal hat er je wieder in antiken Versmaßen gedichtet.

Bei der völligen Abgeſchiedenheit von der literariſchen Welt, zu welcher er ſich in Lüneburg verurtheilt ſah — von Zeitungen kam ihm nur der Hamburger „Unparteiiſche Korreſpondent“ zu Geſichte — unterhielt Harry eine lebhafte Korreſpondenz mit ſeinen Berliner Freunden, mit Varnhagens und Roberts, mit Lehmann und Moſer. Namentlich die bekannte Gefälligkeit des Letzteren ſetzte er beſtändig in Kontribution, um ſich Berichte über die neueſten Erſcheinungen auf dem Felde der Kunſt, Literatur und Politik, oder die Bücher und Journale zu verſchaffen, deren er zu ſeinen Studien bedurfte. Wiederholentlich ſcherzt er darüber, daß man Moſer nur immer Kommiſſionen geben müſſe, um ihn zum prompteſten Brief-Beantworter zu machen. Das eine Mal ſagt er humoriſtiſch: „Ich würde dir heute nicht ſchreiben, wäre es nicht aus eigennütziger Abſicht; ewige Freundſchaftsdienſte, ewige Plackereien, Unruh', Beſchwerde — ich rathe dir, gieb die Freundſchaft mit mir auf.“ Das andere Mal ſchreibt er 299): „Behalte mich, denn du findeſt wirklich keinen Freund, an dem du alle Geduld und Mühen der Freundſchaft beſſer ausüben kannſt, als an mir. Wahrhaftig, mein theurer, lieber Marquis!“ In der kleinen Bibliothek ſeines Bruders Max fand er Nichts als lateiniſche und griechiſche Klaſſiker, mit deren Lektüre er ſich aus Mangel an anderen Büchern beſchäftigte. Von Moſer ließ er ſich während ſeines Aufenthaltes in Lüneburg zahlreiche Werke des verſchiedenſten Inhalts ſenden, u. A. die Histoire de la réligion des Juifs von Basnage de Beauval, Monteſquieu's

Esprit des lois, Gibbon's Geſchichte des Verfalls von Rom, und einige italiäniſche Schulbücher, um ſich durch Selbſtſtudium mit dieſer, ihm bisher unbekannten Sprache vertraut zu machen 240). Auch las er viel in Goethe's Werken, und die Lektüre von Madame de Staël's „Corinna“ führte ihm aufs lebendigſte das Bild ſeiner Freundin Rahel vor die Seele. „Ich hätte,“ ſchreibt er an Ludwig Robert 241), dieſes Buch gar nicht verſtehen können vor jener großen Lebensepoche, als ich Ihre Schweſter kennen lernte.“

Am 22. Juni wohnte H. Heine mit ſeiner Familie der Hochzeit ſeiner Schweſter Charlotte bei, die auf dem Zollenſpieker in den Vierlanden gefeiert ward. Auch die Hamburger Verwandten, Onkel Salomon und Onkel Henry, hatten ſich zu der Feſtlichkeit eingeſtellt. Erſterer war in der roſigſten Laune, und Harry ſchöpfte aus ſeiner zuvorkommenden Freundlichkeit die beſte Hoffnung, ihn günſtig für ſeine Lebenspläne zu ſtimmen. Um dieſe ausführlich mit ihm zu beſprechen, reiſte er in der erſten Woche des Julimonats nach Hamburg. Unglücklicherweiſe traf er ſeinen reichen Oheim eben im Begriff, eine mehrwöchentliche Geſchäfts- und Erholungsreiſe anzutreten. Es kam daher nicht zu der gewünſchten eingehenden Erörterung, und Harry muſſte ſich mit unſicheren Vertröſtungen begnügen. Mit Ausnahme ſeines Onkels Henry, der ihm ſtets ſehr herzlich zugethan war, ſtand er ohnehin mit ſeinen Hamburger Verwandten nicht auf dem beſten Fuße. Sie zuckten meiſtens die Achſeln über ſeinen „poetiſchen Unfug“ und ſtellten ihn in den Augen Salomon Heine's als einen leichtfertigen jungen Menſchen dar, von deſſen Zukunft wenig Erfreuliches zu hoffen ſei. Die Briefe Harry's ſtrotzen von bitteren Klagen über die Klatſchereien, durch welche man ihm die Gunſt des reichen Onkels zu entziehen ſuche. „Ein mir feindliches Hundepack umlagert meinen Oheim,“ ſchrieb er bereits von Lüneburg aus an Moſer 242). „Ich werde vielleicht Bekanntſchaften in Hamburg machen, die in dieſer Hinſicht ein Gegengewicht bilden können. Nur ahnt's mir, daſs ich mit meiner abſtoßenden Höflichkeit und Ironie und Ehrlichkeit mir mehr Menſchen verfeinden als befreunden werde.“ Zur ſelben Zeit bat er Varnhagen um Empfehlungen nach Hamburg 243): „Ich beabſichtige, dort viele Bekanntſchaften zu machen, wovon vielleicht eine oder die andere mir durch Vermittlung in der Folge von Wichtigkeit ſein mag. Obſchon Dieſes für mich bekanntſchaftsſcheuen Menſchen durchaus nicht amüſant iſt, ſo rathet mir doch die Klugheit, der Sicherheit in der Folge wegen, Dergleichen nicht zu überſehen. Haben Sie, Herr von Varnhagen, einen

Freund in Hamburg, deſſen Bekanntſchaft mir in dieſer Hinſicht nützlich ſein möchte, ſo wär' es mir lieb, wenn Sie mir ſolche vermittelten." Aber nicht allein ſeine Verwandten ſchadeten ihm durch nachtheilige Inſinuationen, ſondern auch die Hamburger Tempeljuden konnten es ihm nicht verzeihen, daſs er über die unſichere Halbheit ihrer Reformbeſtrebungen gelegentlich ein witziges Impromptu fallen ließ, und dem konſequenten, rigoröſen Rabbinenthum faſt mehr Hochachtung, als den neumodiſch aufgeklärten Phraſenhelden bezeigte. Während die chriſtenthumsfeindliche Tendenz des „Almanſor" den Zeitungen Stoff zu gehäſſigen Ausfällen wider den Verfaſſer bot, und ſein Oheim Simon von Geldern ihm aus Düſſeldorf ſchrieb, daſs er jetzt am ganzen Rheinſtrome eben ſo verhaſſt, wie früher beliebt geweſen ſei, weil man dort ſage, daſs er ſich für die Juden intereſſiere, verdächtigten die Hamburger Synagogen-Reformer Heine's Intereſſe für das Judenthum und ſeine „koſchere" Geſinnung. „Ich werde auf vielfache Weiſe gereizt und gekränkt," berichtete er an Moſer244), „und bin ziemlich erbittert jetzt auf jene fade Geſellen, die ihren reichlichen Lebensunterhalt von einer Sache ziehen, für die ich die größten Opfer gebracht und lebenslang geiſtig bluten werde. Mich, mich muſs man erbittern! Juſt zu einer Zeit, wo ich mich ruhig hingeſtellt habe, die Wogen des Judenhaſſes gegen mich anbranden zu laſſen. Wahrlich, es ſind nicht die Kleys und Auerbachs, die man haſſt im lieben Deutſchland. Von allen Seiten empfinde ich die Wirkungen dieſes Haſſes, der doch kaum emporgekeimt iſt. Freunde, mit denen ich den größten Theil meines Lebens verbracht, wenden ſich von mir. Bewunderer werden Verächter; die ich am meiſten liebe, haſſen mich am meiſten, Alle ſuchen zu ſchaden. Von der großen lieben Rotte, die mich perſönlich nicht kennt, will ich gar nicht ſprechen."

Der Hauptzweck, weshalb Harry nach Hamburg gekommen, war durch die plötzliche Abreiſe ſeines Oheims Salomon einſtweilen vereitelt worden. Er hatte gehofft, ſich mit Dieſem auf einen beſſern Fuß zu ſtellen, die ihm nachtheiligen Einflüſſe durch das Gewicht ſeines perſönlichen Auftretens zu paralyſieren, und den wohlwollend verſtändigen Mann, durch offenherzige Darlegung ſeiner Pläne für die Zukunft, von dem Ernſte ſeines Strebens zu überzeugen. Von Alledieſem hatte er Nichts erreicht. Salomon Heine hatte ſeinem Neffen zwar als Beiſteuer zu den Koſten einer Badereiſe, die ihm der Arzt angerathen, zehn Louisd'or zum Geſchenk gemacht, ſich weiter jedoch für den Augenblick auf keine beſtimmten Verſprechungen eingelaſſen. Auch noch andere Umſtände trugen dazu bei, Harry den Aufenthalt in Hamburg ungewöhnlich peinlich zu machen. Er traf dort mit Varnhagen zuſammen, der ihm zu einer Zeit, wo er beſonders reizbar und aufgeregt war, einige verletzende Vorſtellungen über ſeinen Beſuch in Hamburg machte, und ihn ſogar in ganz unbegründeter Weiſe einer kleinen Unwahrheit beſchuldigte. Wir erwähnen dieſes Vorfalls, weil das Benehmen Heine's ein ehrendes Zeugnis dafür giebt, mit wie zarter Rückſicht er ſolche Freundſchafts-Differenzen behandelte. An Moſer berichtet er Nichts über dieſe Begegnung, außer den ſchonenden Worten[245]: „Varnhagen habe ich in Hamburg geſprochen; wir ſind keine guten Freunde mehr, deßhalb darf ich auch nichts Ungünſtiges über ihn ſchreiben. Es war ihm nicht lieb, daß ich in Hamburg war." Dem Schwager Varnhagen's, Ludwig Robert, gegenüber konnte er jene Mißhelligkeit nicht ganz übergehen, ohne den Schein der Affektation auf ſich zu laden; die Zeilen, in denen er ſich über das unerquickliche Thema ausſprach, lauten indeß verſöhnlich genug[246]: „Ich möchte gern an Frau von Varnhagen ſchreiben, aber es würde mir zu viel Schmerzen machen; ohne falſch zu ſein, könnte ich Herrn von Varnhagen nicht unerwähnt laſſen. Dieſer Mann hat mir viel Gutes und Liebes erwieſen, mehr als ich ihm je danken kann, und ich werde gewiß lebenslänglich gegen ihn dankbar ſein; aber ein Schmerz, wogegen der Zahnſchmerz, den ich in dieſem Augenblick empfinde, ein wahres Wonnegefühl iſt, zerreißt mir die Seele, wenn ich an Varnhagen denke. Er ſelbſt iſt wohl wenig Schuld daran, er hat bloß mal den Einfall gehabt, gegen mich den Antonio ſpielen zu wollen. Ich kann Viel vertragen und hätte auch Das, wie gewöhnlich, abgeſchüttelt — aber Dieſes ereignete ſich juſt zu einer Stunde, wo ich gar Nichts vertragen konnte, und wo jedes Unſänftigliche, ſei es nur ein Wort, ein Blick, eine Bewegung, mir eine unheilbare Wunde verurſachen mußte. Sie kennen das Leben, lieber Robert, und Sie wiſſen, daß es ſolche Stunden im Leben giebt, wo uns die Liebſten am tiefſten verletzen können, daß dieſe Verletzung ein unvergeßliches Gefühl in uns allmählich aufkommen läßt, für welches unſere Sprache kein Wort hat, ein Gefühl, worin die alte Liebe noch immer lebt, aber mit Rhabarber, Unwillen und Tod vermiſcht iſt." Als Heine jedoch im Frühjahr 1824 wieder nach Berlin kam, drängte es ihn, die Differenz mit dem alten Freunde ganz beizulegen; obgleich er der beleidigte Theil war, that er den erſten entgegenkommenden

Schritt, und ſchrieb an Varnhagen nachſtehenden würdevollen Brief, durch welchen das frühere innige Verhältnis ganz wiederhergeſtellt ward und bis an den Tod des Dichters ungeſtört fortdauerte[247]): „Als ich voriges Jahr mit Ihnen in Hamburg zuſammentraf, war mir's wohl fühlbar, daſs in Ihrem Benehmen gegen mich etwas Verletzendes lag; aber ich war damals ſehr gemüthsbeſchäftigt und ließ Alles traumhaft an mir vorübergehen, und konnte erſt ſpäter, als ich ruhiger und wachender wurde, zum klaren Bewuſstſein gelangen, daſs Sie ſich wirklich auf eine beleidigende Weiſe gezeigt, und Dieſes ſich ſogar in einem Faktum ausgeſprochen. Letzteres beſtand darin, daſs Sie es unumwunden eine Unwahrheit nannten, als ich Ihnen die Verſicherung gab: daſs ich bei Fouqué um die beſondere Erlaubnis angefragt, ſein mir gewidmetes Gedicht meinen Freunden mittheilen zu dürfen. Es iſt überflüſſig, hier zu ſagen, wie viele trübe Stunden mir Dieſes verurſacht und wie ſogar die Erinnerung an all das ſehr viele Liebe und Gütige, das Sie mir früher erwieſen, dadurch getrübt werden muſste. Noch überflüſſiger iſt es, zu ſagen, daſs ich es nicht geeignet fand, in dieſer Sache mit den gewöhnlichen Hansnarren-Formalitäten, die unſerm beiderſeitigen Charakter und Verhältnis ſo unangemeſſen ſind, zu verfahren, und daſs ich es vorzog, der großen Mittlerin Zeit Alles zu überlaſſen. Dieſe wird bereits Etwas gethan, und Sie, wenn Sie beiliegendes Blatt*) geleſen, zur Einſicht eines großen Unrechts gebracht haben. — Obiges iſt auch die Urſache, warum ich Ihnen nicht früher geſchrieben, und warum ich mich jetzt nicht mehr mit der alten Zutraulichkeit Ihnen erſchließen kann. Dennoch können Sie verſichert ſein, daſs die Gefühle der Liebe und Dankbarkeit, die ich früher gegen Sie hegte, ſich ungeſchwächt in meiner Bruſt erhalten, und daſs der Beiſatz von Miſsbehagen und Schmerz, den Sie ſpäter in mir erregt, jeden Tag, ja ſogar während ich Dieſes ſchreibe, mehr und mehr verſchwindet. Ich verlange deſshalb auch keine Erörterung von Ihnen, ich weiß, was Sie denken, und Das genügt mir, und ich wünſche ſogar, daſs von dem Inhalte dieſes Briefes, den ich aus natürlichem Bedürfnis ſchreibe, nie zwiſchen uns die Rede ſei, wenn ſich Dieſes ohne Zwang machen läſſt. — Von der großen Mittlerin Zeit erwarte ich noch ſehr Viel, und ich hoffe, daſs Sie durch dieſelbe in den Stand geſetzt werden, mich beſſer kennen zu lernen und ſich zu überzeugen, wie ſehr ich bin — Ihr Freund und H. Heine."

---

*) In dem angeſchloſſenen Billette bezeugte Fouqué, daſs Heine ihm gleich nach Empfang des in Rede ſtehenden Gedichtes geſchrieben: er verlange zur Mittheilung deſſelben an ſeine Freunde noch die beſondere Erlaubnis des Verfaſſers, weil er nicht dafür ſtehen könne, daſs nicht Einer oder der Andere das Gedicht abdrucken laſſe.

Die reizbare Stimmung Heine's während ſeines Beſuches in Hamburg hatte freilich noch einen beſonderen Grund. Schon vor Antritt dieſer Reiſe hatte er in ſeinen Briefen an Varnhagen und Moſer 248) die Befürchtung ausgeſprochen, daſs der Anblick jener Stadt die peinlichſten Erinnerungen in ihm aufregen werde, und er hatte in ſeinem Schreiben an Letzteren hinzugefügt: „Hamburg? Sollte ich dort noch ſo viele Freuden finden können, als ich ſchon Schmerzen dort empfand? Dieſes iſt freilich unmöglich!" — Varnhagen mag ſomit in der Sache ſelbſt Recht gehabt haben, als er ſeinen jungen Freund tadelte, daſs er in ſolcher Stimmung überhaupt nach Hamburg gekommen ſei. Wohl waren zwei Jahre verfloſſen, ſeit Harry die Jugendgeliebte verloren; wohl hatte er die Erinnerung dieſer Liebe mit allen Waffen des Geiſtes, mit kluger Vernunft, mit männlichem Zorn oder mit witzelndem Spotte bekämpft, und bald in wilden Zerſtreuungen, bald in der ernſten Wiſſenſchaft, bald in der Begeiſterung für eine große Idee, bald in den Armen der Muſe Troſt und Balſam für ſein wundes Herz geſucht — aber ſeine Lieder und Tragödien zeigten uns ſchon, wie wenig er ſein Leid verwunden oder ſeine Liebe vergeſſen. Und was war ſeine Furcht vor dem Wiederaufbrechen alter Wunden an der Stätte ſeiner jugendlichen Leiden anders, als ein geheimes Bewuſſtſein, daſs ſein Herz noch immer nicht geheilt ſei von der hoffnungsloſen Liebe? Ohne Zweifel handelte er thöricht, ganz ſo thöricht wie der arme Schmetterling, der ins Licht flattert, ſtatt die verderbliche Flamme zu meiden, und ein beſonnener Freund hatte Anlaſs genug, ihm gegenüber „den Antonio zu ſpielen," — auf die Gefahr hin, keinen beſſern Dank wie Antonio zu ernten. Stumpfſinnige Renés, denen die mächtigſte aller Mächte, die Liebe, für ein Ammenmärchen gilt, mögen über die Leidenſchaft ſpötteln, mit welcher Heine an dem Gegenſtand ſeiner erſten Liebe hing; ſie mögen in ſeinen Liedern Nichts als die willkürliche Darſtellung erlogener Gefühle erblicken, weil ihre eigene markloſe Blaſiertheit längſt die Kraft jeder ſtarken Empfindung eingebüßt. Wer aber vorurtheilsloſen Sinnes den Entwicklungsgang unſres Dichters zu verfolgen und zu begreifen ſucht, Dem drängt ſich mit Nothwendigkeit die Bemerkung auf, daſs zwiſchen ſeinem äußeren und inneren Leben und der Rückſpiegelung desſelben im Liede die vollkommenſte Übereinſtimmung ſtattfand, daß er lebte, was er ſang, und ſang, was er litt und erlebte. Den Stoff zu den ſchmerzlich bewegten Liedern der „Heimkehr“ flößte ihm dieſe Hamburger Reiſe als qualvollſte Wirklichkeit ins Herz. Kaum war er in der Stadt angelangt, von welcher er ausruft[249]: „Hamburg!!! mein Elyſium und Tartarus zu gleicher Zeit! Ort, den ich deteſtiere und am meiſten liebe, wo mich die abſcheulichſten Gefühle martern und wo ich mich dennoch hinwünſche!“ ſo ſchrieb er an ſeinen Freund Moſer[250]: „Ich bin in der größten Unruhe, meine Zeit iſt ſpärlich gemeſſen, und ich habe heute keine Kommiſſion für dich, und ich ſchreibe dir doch. Auch hat ſich noch nichts Äußerliches mit mir zugetragen; ihr Götter! deſto mehr Innerliches. Die alte Leidenſchaft bricht nochmals mit Gewalt hervor. Ich hätte nicht nach Hamburg gehn ſollen; wenigſtens muß ich machen, daß ich ſo bald als möglich fortkomme. Ein arger Wahn kömmt in mir auf, ich fange an, ſelbſt zu glauben, daß ich anders organiſiert ſei und mehr Tiefe habe, als andere Menſchen. Ein düſterer Zorn liegt wie eine glühende Eiſendecke auf meiner Seele. Ich lechze nach ewiger Nacht. — Wohlwill hab' ich noch wenig geſprochen. Vorgeſtern nach Mitternacht, als ich mit meinem infernalen Brüten die bekannten Schmutzgaſſen Hamburg's durchwandelte, ſchlägt mir Jemand auf die Schulter, und es iſt Wohlwill. Ich habe ihm ehrlich weiß gemacht, die Sommernacht habe mich zu einem Spaziergang auf die Straße gelockt, und es ſei eine allerliebſte Kühle. Charmant!“

Seine Furcht hatte ſich alſo nur zu raſch beſtätigt. Die alte Leiderſchaft brach mit erneuter Gewalt hervor, als er die Stätten wieder betrat, wo er geliebt und gehofft und das Liebſte verloren. Er ſah das Haus, in welchem die Unvergeſſene gewohnt, er ſtand vor ihrem Bilde, er durchirrte Nachts die mondlichterhellten Straßen und Plätze, die er einſt mit ihr durchwandelt, und ſeine den unmittelbaren Eindruck ſeiner Gefühle abſchildernden Briefe weichen höchſtens darin von den bald nachher entſtandenen Liedern ab, daß in letzteren der wilde Schmerz ein wenig gedämpft erſcheint durch den Zauber der künſtleriſchen Form.

Am fernen Horizonte
Erſcheint, wie ein Nebelbild,
Die Stadt mit ihren Thürmen,
In Abenddämmerung gehüllt.

Ein feuchter Windzug kräuſelt
Die graue Waſſerbahn;
Mit traurigem Takte rudert
Der Schiffer in meinem Kahn.

Die Sonne hebt ſich noch einmal
Leuchtend vom Boden empor,
Und zeigt mir jene Stelle,
Wo ich das Liebſte verlor.

So wandl' ich wieder den alten Weg,
Die wohlbekannten Gaſſen,
Ich komme vor meiner Liebſten Haus,
Das ſteht ſo leer und verlaſſen.

Die Straßen ſind doch gar zu eng!
Das Pflaſter iſt unerträglich!
Die Häuſer fallen mir auf den Kopf!
Ich eile ſo viel als möglich.

Ich trat in jene Hallen,
Wo ſie mir Treue verſprochen,
Wo einſt ihre Thränen gefallen,
Sind Schlangen hervorgekrochen.

Still iſt die Nacht, es ruhen die Gaſſen,
In dieſem Hauſe wohnte mein Schatz;
Sie hat ſchon längſt die Stadt verlaſſen,
Doch ſteht noch das Haus auf demſelben Platz.

Da ſteht auch ein Menſch und ſtarrt in die Höhe,
Und ringt die Hände vor Schmerzensgewalt;
Mir grauſt es, wenn ich ſein Antlitz ſehe —
Der Mond zeigt mir meine eigne Geſtalt.

Du Doppelgänger, du bleicher Geſelle!
Was äffſt du nach mein Liebesleid,
Das mich gequält auf dieſer Stelle
So manche Nacht in alter Zeit?

Wie kannſt du ruhig ſchlafen,
Und weißt, ich lebe noch?
Der alte Zorn kommt wieder,
Und dann zerbrech' ich mein Joch.

Kennſt du das alte Liedchen:
Wie einſt ein todter Knab'
Um Mitternacht die Geliebte
Zu ſich geholt ins Grab?

Glaub mir, du wunderſchönes,
Du wunderholdes Kind:
Ich lebe und bin noch ſtärker,
Als alle Todten ſind?

Ich ſtand in dunklen Träumen,
Und ſtarrte ihr Bildnis an,
Und das geliebte Antlitz
Heimlich zu leben begann.

Um ihre Lippen zog ſich
Ein Lächeln wunderbar,
Und wie von Wehmuthsthränen
Erglänzte ihr Augenpaar.

Auch meine Thränen floſſen
Mir von den Wangen herab —
Und ach, ich kann es nicht glauben,
Daß ich dich verloren hab'!

Dieſen aufreibenden Gemüthsbewegungen ſuchte ſich Heine gewaltſam zu entreißen, indem er am 22. Juli die beabſichtigte Badereiſe antrat. Das Seebad, welches er in Cuxhaven gebrauchte, ſtärkte ſeine Nerven, und er gewann allmählich die Ruhe, ſich wieder mit der Konception poetiſcher Pläne zu beſchäftigen. Wie ſchwer und langſam er jedoch das von Neuem ſo heftig erſchütterte Gleichgewicht ſeiner Seele wiederfand, ſagen uns die Anfangszeilen eines Briefes an Moſer vom 23. Auguſt[261]: „Sei froh, daß ich dir ſo lange nicht geſchrieben. Ich hatte nicht viel Erfreuliches mitzutheilen. Ich war zu einer ſchlimmen Zeit in Hamburg. Meine Schmerzen machten mich unerquicklich, und durch den Todesfall einer Couſine und die dadurch entſtandene Beſtürzung in meiner Familie nd ich auch nicht viel Erquickliches bei Andern. Zu gleicher Zeit wirkte e Magie des Ortes furchtbar auf meine Seele, und ein ganz neues rincip tauchte in derſelben auf; dieſes Gemüthsprincip wird mich wohl ne Reihe Jahre lang leiten und mein Thun und Laſſen beſtimmen. Wär' h ein Deutſcher und ich bin kein Deutſcher, ſiehe Rühs, Fries a. v. O.[252]) ſo würde ich dir über dieſes Thema lange Briefe, große Gemüthsrelationen chreiben; aber doch ſehne ich mich danach, dir in vertrauter Stunde meinen erzensverhang aufzudecken, und dir zu zeigen, wie die neue Thorheit uf der alten gepfropft iſt.“ Derſelbe Brief erzählt uns, wie Heine n einem furchtbaren Unwetter nach Helgoland fahren wollte, eine ganze Nacht auf der Nordſee herumſchwamm, das Schiff aber endlich in der Nähe der Inſel wieder umkehren mußte, weil der Sturm gar zu entſetzlich war. Heine machte bei dieſer Gelegenheit die erſte Bekanntſchaft mit dem Meere, das er nachmals ſo unvergleichlich beſungen hat, und der Brief an Moſer giebt uns auch in dieſem Falle in derben Konturen ein Bild jener Eindrücke, die ſich einige Wochen ſpäter zu originellen Liedern geſtalteten [253]): „Es hat ganz ſeine Richtigkeit mit Dem, was man von der Wildheit des Meeres ſagt. Es ſoll einer der wildeſten Stürme geweſen ſein, die See war eine bewegliche Berggegend, die Waſſerberge zerſchellten gegen einander, die Wellen ſchlagen über das Schiff zuſammen und ſchleudern es herauf und herab, Muſik der Kotzenden in der Kajüte, Schreien der Matroſen, dumpfes Heulen der Winde, Brauſen, Summen, Pfeifen, Mordſpektakel, der Regen gießt herab, als wenn die himmliſchen Heerſcharen ihre Nachttöpfe ausgöſſen und ich lag auf dem Verdecke, und hatte Nichts weniger als fromme Gedanken in der Seele. Ich ſage dir: obſchon ich im Winde die Poſaunen des jüngſten Gerichts hören konnte und in den Wellen Abraham's Schoß weit geöffnet ſah, ſo befand ich mich doch weit beſſer, als in der Societät mauſchelnder Hamburger und Hamburgerinnen.“

Eingehüllt in graue Wolken,
Schlafen jetzt die großen Götter,
Und ich höre, wie ſie ſchnarchen,
Und wir haben wildes Wetter.

Wildes Wetter, Sturmeswüthen
Will das arme Schiff zerſchellen —
Ach, wer zügelt dieſe Winde
Und die herrenloſen Wellen!

Kann's nicht hindern, daß es ſtürmet,
Daß da dröhnen Maſt und Bretter,
Und ich hüll' mich in den Mantel,
Um zu ſchlafen wie die Götter.

Der Wind zieht ſeine Hoſen an,
Die weißen Waſſerhoſen!
Er peitſcht die Wellen, ſo ſtark er kann,
Die heulen und brauſen und toſen.

Aus dunkler Höh', mit wilder Macht,
Die Regengüſſe träufen;
Es iſt, als wollt' die alte Nacht
Das alte Meer erſäufen.

An den Maſtbaum klammert die Möwe ſich
Mit heiſerem Schrillen und Schreien;
Sie flattert und will gar ängſtiglich
Ein Unglück prophezeien.

Der Sturm ſpielt auf zum Tanze,
Er pfeift und ſauſt und brüllt;
Heiſa, wie ſpringt das Schifflein!
Die Nacht iſt luſtig und wild.

Ein lebendes Waſſergebirge
Bildet die toſende See;
Hier gähnt ein ſchwarzer Abgrund,
Dort thürmt es ſich weiß in die Höh'.

Ein Fluchen, Erbrechen und Beten
Schallt aus der Kajüte heraus;
Ich halte mich feſt am Maſtbaum,
Und wünſche: Wär' ich zu Haus!

In ähnlicher Weiſe gab der Cuxhavener Aufenthalt, das Umherſtreifen am ſeebeſpülten Strande, der freie Blick gen Weſten auf das unbegrenzte, in ſtets wechſelnder Beleuchtung erzitternde, bald von ſchwarzen Wolkenzügen gefärbte, bald von weißdampfenden Abendnebeln umhüllte, bald im geheimnisvollen Mondenlicht glänzende Meer, auf deſſen Fluth die großen Schiffe wie rieſige Schwäne einherzogen, dem Dichter das Thema zu zahlreichen andern Liedern, die er alle im Herbſt 1823 aufzeichnete: „Wir ſaßen am Fiſcherhauſe," „Du ſchönes Fiſchermädchen," „Der Mond iſt aufgegangen," „Auf den Wolken ruht der Mond," „Der Abend kommt gezogen," „Wenn ich an deinem Hauſe," „Das Meer erglänzte weit hinaus," ꝛc.[234]). Vor Allem jedoch beſchäftigte ihn der Plan einer neuen Tragödie, deren er zuerſt kurz vor der Abreiſe von Lüneburg gegen ſeinen Freund Lehmann erwähnt: „Eine ganze, neue fünfaktige und gewiß in jeder Hinſicht originelle Tragödie ſteht dämmernd, doch mit ihren Hauptumriſſen, vor mir." Näheres darüber berichtet der vorhin angezogene Brief an Moſer: „Die Tragödie iſt im Kopfe ausgearbeitet, ich gebe mich ans Niederſchreiben, ſobald ich kann und Ruhe hab'! Sie wird ſehr tief und düſter. Naturmyſtik. Weißt du nicht, wo ich Etwas über Liebeszauber, über Zauberei überhaupt, leſen kann? Ich habe nämlich eine alte Italiänerin, die Zauberei treibt, zu ſchildern. Ich leſe Viel über Italien. Denke an mich, wenn dir Etwas in die Hände fällt, was Venedig betrifft, beſonders den venetianiſchen Karneval." Es wäre müßig, aus dieſer dürftigen Notiz beſtimmte Muthmaßungen über den Stoff des beabſichtigten Dramas herleiten zu wollen, da ſich weitere Andeutungen nirgends finden. Im nächſten Briefe bemerkt Heine freilich noch, daß es ihn dränge, ſeine Tragödie zu ſchreiben, aber mit dem letzten Gruße aus Lüneburg vom 9. Januar 1824 geſteht er ſeinem Freunde, daß noch keine Zeile derſelben geſchrieben ſei.

Nach ſechswöchentlichem Gebrauche des Seebades in Cuxhaven kehrte H. Heine Anfangs September nach Hamburg zurück. Es hatte ſich mittlerweile zwiſchen ihm und ſeinem Oheim Salomon eine verſtimmende Differenz über Geldangelegenheiten erhoben, die Harry den Muth benommen zu haben ſcheint, ſein Projekt einer Überſiedelung nach Paris vertrauensvoll mit Demſelben zu bereden. Salomon Heine hatte ihm bisher, ſolange er die Univerſität beſuchte, vierteljährlich die Summe von einhundert Thalern gezahlt und ihm im Oktober 1822 durch den Bankier Lipke in Berlin dieſe Unterſtützung auf weitere zwei Jahre zugeſagt. Der Neffe, welcher mit dem kargen Wechſel nie hatte auskommen können, und in Cuxhaven recht flott gelebt haben mag — er ſchreibt an Moſer, daß die ſechs Wochen im Seebade ihn 30 Louisd'or gekoſtet, — ließ von dort aus die nächſten hundert Thaler, welche erſt ein paar Monate ſpäter fällig waren, in Berlin für ſich einkaſſieren. Zu ſeiner Beſtürzung empfing er ſofort einen Brief ſeines Oheims, worin Dieſer ihm ſchrieb: „Ich hoffe, du biſt wohl und munter. Zu meinem Verdruſs haben die Herren Lipke & Co. die letzten hundert Thaler auf mich angewieſen, die zufolge meiner Ordre erſt den 1. Januar 1824 hätten gegeben werden ſollen. Ich weiß es Herrn Lipke keinen Dank, daſs er gegen meine Ordre gehandelt; indeſſen, ich gab derzeit mein Wort, fünfhundert Thaler zu geben, und als redlicher Mann habe ich mein Wort gehalten.“ Auch in dem übrigen Theile des Briefes ſchien die Andeutung zu liegen, daſs Harry von dieſer Seite hinfort kein Geld mehr zu erwarten habe. In ziemlich gereiztem Tone beantwortete er das Schreiben, und das Zeugnis Lipke's rief dem Oheim die Thatſache ins Gedächtnis zurück, daſs die Geldzuſicherung allerdings auf zwei Jahre gegeben worden ſei. Schon vor der Abreiſe ins Seebad hatte Harry an Moſer geſchrieben [255]): „Ich habe mich entſchloſſen, à tout prix es einzurichten, daſs ich meinen Oheim nicht mehr nöthig habe, da es ſo ganz unter meiner Würde iſt.“ Bei der Schilderung ſeiner jetzigen Miſshelligkeit wiederholte er demſelben Freunde [256]): „Ich kenne ſehr gut die getauften und noch ungetauften Quellen, woraus dieſes Gift eigentlich herkömmt, auch weiß ich, daſs mein Oheim zu andern Zeiten die Generoſität ſelbſt iſt; aber es iſt doch in mir der Vorſatz aufgekommen, Alles anzuwenden, um mich ſo bald als möglich von der Güte meines Oheims loszureißen. Jetzt hab' ich ihn freilich noch nöthig, und wie knickerig auch die Unterſtützung iſt, die er mir zufließen läſſt, ſo kann ich dieſelbe nicht entbehren . . . Wo ich dieſen Winter zubringen werde, weiß ich noch nicht; du ſiehſt aus Obigem, daſs ich jetzt ein Mann bin, der heute nicht weiß, wovon er übermorgen leben ſoll.“ Der folgende Brief aus Lüneburg zeigt uns, wie die Differenz zwar ausgeglichen ward, aber doch einen bittern Stachel in der Seele des ſtolzen Jünglings zurückließ [257]): „Meine Familien- und Finanzumſtände ſind jetzt die ſchlechteſten. Du nennſt mein Verfahren gegen meinen Oheim Mangel an Klugheit. Du thuſt mir Unrecht; ich weiß nicht, warum ich juſt gegen meinen Oheim jene Würde nicht behaupten ſoll, die ich gegen alle andere Menſchen zeige. Du weißt, ich bin kein delikater, zartfühlender Jüngling, der roth wird, wenn er Geld borgen muſs, und ſtottert, wenn er von dem beſten Freunde Hilfe verlangt. Ich glaube, dir brauche ich Das nicht zu beſchwören, du haſt es ſelbſt erlebt, daſs ich in ſolchen Fällen ein dickhäutiges Gefühl habe, aber ich habe doch die Eigenheit: von meinem Oheim, der zwar viele Millionen beſitzt, aber nicht gern einen Groſchen miſſt, durch keine freundſchaftliche und gönnerſchaftliche Verwendungen Geld zu erpreſſen. Es war mir ſchon fatal genug, das mir zugeſagte Geld für das Jahr 1824 zu vindicieren, und ich bin ärgerlich, über dieſe Geſchichte weiter zu ſchreiben. Ich bin mit meinem Oheim überein gekommen: daſs ich nur 100 Louisd'or zum Studieren von Januar 1824 bis 1825 von ihm nehme, weil ich darauf gerechnet habe, und daſs er übrigens ſicher ſein könne, von meiner Seite nie in Geldſachen beläſtigt zu werden. Für ſolche Genügſamkeit bin ich auch dadurch belohnt worden, daſs mein Oheim mich in Hamburg, wo ich viele Tage auf ſeinem Landhauſe verbrachte, ſehr ehrte und ſehr ausgezeichnete und gnädig anſah. Und am Ende bin ich doch der Mann, der nicht anders zu handeln vermag, und den keine Geldrückſicht bewegen ſollte, Etwas von ſeiner innern Würde zu veräußern. Du ſiehſt mich daher, trotz meiner Kopfleiden, in fortgeſetztem Studium meiner Juriſterei, die mir in der Folge Brot ſchaffen ſoll." Auch ſpäter kommt H. Heine öftmals auf dies geſpannte Verhältnis zurück. Aus Göttingen ſchreibt er an Moſer im Februar 1824 [258]): „Ich will aus der Wagſchale der Themis mein Mittagsbrot eſſen, und nicht mehr aus der Gnadenſchüſſel meines Oheims. Die Vorgänge von vorigem Sommer haben einen düſteren, dämoniſchen Eindruck auf mich gemacht. Ich bin nicht groß genug, um Erniedrigung zu ertragen." Und Ende Juni deſſelben Jahres ruft er aus [259]): „Meine Zeit wird von meinen Kopfſchmerzen und Studien in Beſchlag genommen. Und Gott weiß, ob ich dies Jahr fertig werde! Und Gott ſtehe mir bei, wenn es nicht der Fall iſt! Ich will auf keinen Fall meinen Oheim weiter angehn mit captationes benevolentiae, hab' ihm auch ſeit neun Monaten nicht geſchrieben." Und als Harry wirklich durch beſtändiges Kränkeln mit ſeinen Vorbereitungen für das Doktor-Examen nicht zum feſtgeſetzten Termine fertig ward und den reichen Verwandten um eine fernere Unterſtützung bitten muſſte, theilte er Moſer das Reſultat ſeines Briefes in den Worten mit [260]): „Mein Oheim in Hamburg hat mir noch ein halb Jahr zugeſetzt. Aber Alles, was er thut, geſchieht auf eine unerfreuliche Weiſe. Ich habe ihm bis auf dieſe Stunde noch nicht geantwortet; denn es iſt mir zu ekelhaft, ihm zu zeigen, wie läppiſch und erbärmlich man mich bei ihm verklatſcht." Wenn Salomon Heine, wie es allerdings wohl der Fall war, den Einflüſterungen ſeiner Schwiegerſöhne und anderer Perſonen ſeines täglichen Umgangs, mit denen ſein Neffe auf feindſeligem Fuße ſtand, ein zu bereitwilliges Ohr lieh, ſo mag doch auch Letzterer durch ein hochmüthiges Pochen auf ſeinen Dichterruhm einen Theil der Schuld an den häufigen Mißhelligkeiten getragen haben. Wir wiſſen nicht, ob die Anekdote verbürgt iſt, daß er in muthwilliger Laune einmal ſeinem Oheim die humoriſtiſche Aufforderung ſchrieb:

„Schicken Sie mir eine Million,
Und vergeſſen auf ewig Ihren Bruderſohn!"

Jedenfalls aber erzählt ſein Bruder Max einen Vorfall, der das Verhältniß zwiſchen Oheim und Neffen in ein poſſierliches Licht ſtellt[281]. Als Harry im Frühling 1827 eine Reiſe nach England antrat, gab Salomon Heine, der ihm erſt kürzlich ein hübſches Sümmchen geſchenkt hatte, ihm auf ſeinen beſonderen Wunſch, der Repräſentation halber, einen Kreditbrief von vierhundert Pfund Sterling ſammt einer dringenden Empfehlung an den Baron Rothſchild in London mit. Die Abſchiedsworte des Onkels lauteten noch: „Der Kreditbrief iſt nur zur formellen Unterſtützung der Empfehlung; mit deinem baren Reiſegeld wirſt du ſchon auskommen. Auf glückliches Wiederſehen!" — Kaum war der Dichter vierundzwanzig Stunden in London, als er bereits auf dem Komptoir Rothſchild's ſeinen Kreditbrief präſentierte und die vierhundert Pfund einſtrich. Dann fuhr er zum Chef des Hauſes, Baron James von Rothſchild, der ihn ſofort zu einem ſolennen Diner einlud. Onkel Salomon ſaß eines Morgens gemüthlich beim Kaffe, rauchte ſeine lange Pfeife, und öffnete die von London eingelaufenen Geſchäftsbriefe. Es war grade ſo viel Zeit ſeit der Abreiſe ſeines Neffen aus Hamburg verſtrichen, wie die nächſte Poſt aus London zur Meldung ſeiner glücklichen Ankunft nöthig hatte. Der erſte Brief, den der Onkel öffnete, war die Anzeige Rothſchild's, daß er das Vergnügen gehabt, ſeinen berühmten, charmanten Neffen perſönlich kennen zu lernen, und die Ehre genoſſen, den Kredit von vierhundert Pfund auszuzahlen. Die Pfeife fiel dem Alten aus dem Munde, hoch ſprang er von ſeinem Lehnſtuhl auf, und rannte ſchäumenden Mundes im Zimmer auf und ab. Die Tante ſah erſchrocken auf ihren Mann, der nur von Zeit zu Zeit die Worte ausſtieß: „Der Teufel hole Rothſchild ſammt ſeinem Vergnügen und der Ehre, die er gehabt hat, mein Geld auszuzahlen!" Dann wandte er ſich zu ſeiner Frau: „Ich ſage dir, Betty, Der kann mich ruinieren!" Jedem Bekannten an der Börſe erzählte er die groſse Begebenheit, und ſchrieb Abends noch an Harry's Mutter einen Brief voll der bitterſten Klagen. Die gute Frau ſandte ſofort eine ſtrenge Epiſtel an den ſich in London aufs beſte amüſierenden Sohn, und bat um Aufklärung, um Rechtfertigung. Dieſe kam auch mit der folgenden Poſt, aber in ſonderbarſter Weiſe. Eine Stelle des Schreibens lautete: „Alte Leute haben Kapricen; was der Onkel in guter Laune gab, konnte er in böſer wieder zurücknehmen. Da muſſte ich ſicher gehen; denn es hätte ihm im nächſten Briefe an Rothſchild einfallen können, Demſelben zu ſchreiben, daſs der Kreditbrief nur eine leere Form geweſen, wie die Annalen der Komptoirs der groſsen Bankiers Beiſpiele genug aufzuführen wiſſen. Ja, liebe Mutter, der Menſch muſs immer ſicher gehen — der Onkel ſelbſt wäre nie ſo reich geworden, wenn er nicht immer ſicher gegangen wäre." Originell genug war die Scene, als der geniale Neffe zum erſten Mal wieder vor den erzürnten Oheim trat. Vorwürfe über maſsloſe Verſchwendung, Drohungen, ſich nie wieder mit ihm zu verſöhnen alles Dies hörte Jener mit der gelaſſenſten Ruhe an. Als der Onkel endlich mit ſeiner Strafpredigt fertig war, hatte der Neffe nur die eine Erwiderung: „Weiſst du, Onkel, das Beſte an dir iſt, daſs du meinen Namen trägſt," und ſchritt ſtolz aus dem Zimmer. Dieſe kecke Äuſserung vermochte der Millionär lange nicht zu verwinden. „Er rechnet es ſich gar noch zur Tugend, daſs ich ihm für ſeine Briefe an mich kein ſpecielles Honorar zu zahlen brauche," ſagte er einſt, als er obigen Vorfall erzählte; denn Harry hatte ihm wirklich einmal im Übermuthe geſchrieben: „Jedes meiner Worte iſt bares Geld für mich." In ähnlich ſtolzem Selbſtgefühl und nicht ohne leichte Perſifflage ſchrieb er an Salomon Heine 1828 aus den Bädern von Lucca[267]: „Ich will nicht denken an die Klagen, die ich gegen Sie führen möchte, und die vielleicht gröſser ſind, als Sie nur ahnen können. Ich bitte Sie, laſſen Sie daher auch etwas ab von Ihren Klagen gegen mich, da ſie ſich doch alle auf Geld reducieren laſſen, und, wenn man alle bis auf Heller und Pfennig in Banco-Mark ausrechnet, doch am Ende eine Summe herauskäme, die ein Millionär wohl wegwerfen könnte — ſtatt daſs meine Klagen unberechenbar ſind, unendlich, denn ſie ſind geiſtiger Art, wurzelnd in der Tiefe der ſchmerzlichſten Empfindungen. Hätte ich jemals auch nur mit einem einzigen Worte, mit einem einzigen Blick die Ehrfurcht gegen Sie verletzt oder Ihr Haus beleidigt — ich habe es nur zu ſehr geliebt! — dann hätten Sie

Recht, zu zürnen. Doch jetzt nicht; wenn alle Ihre Klagen zuſammengezählt würden, ſo gingen ſie doch alle in einen Geldbeutel hinein, der nicht einmal von allzu großer Faſſungskraft zu ſein brauchte, und ſie gingen ſogar mit Bequemlichkeit hinein. Und ich ſetze den Fall, der graue Sack wäre zu klein, um Salomon Heine's Klagen gegen mich faſſen zu können, und der Sack riſſe — glauben Sie wohl, daß Das eben ſo Viel bedeutet, als wenn ein Herz reißt, das man mit Kränkungen überſtopft hat? Doch genug, die Sonne ſcheint heute ſo ſchön, und wenn ich zum Fenſter hinausblicke, ſo ſehe ich Nichts, wie lachende Berge mit Weinreben. Ich will nicht klagen, ich will Sie nur lieben, wie ich immer gethan, ich will nur an Ihre Seele denken und will Ihnen geſtehen, daß dieſe doch noch ſchöner iſt, als all die Herrlichkeit, die ich bis jetzt in Italien geſehen . . . Und nun leben Sie wohl! Es iſt gut, daß ich Ihnen nicht ſagen kann, wo eine Antwort von Ihnen mich treffen würde; Sie ſind um ſo eher überzeugt, daß dieſer Brief Sie in keiner Weiſe beläſtigen ſoll. Er iſt bloß ein Seufzer. Es iſt mir leid, daß ich dieſen Seufzer nicht frankieren kann, er wird Ihnen Geld koſten — wieder neuer Stoff zu Klagen. Adieu, theurer, großmüthiger, knickriger, edler, unendlich geliebter Onkel!"

Niemand wird ſagen können, daß ein Neffe, der ſeinem reichen Oheim ſolche Briefe ſchrieb, ſich durch unwürdige Schmeicheleien Anſprüche auf Deſſen Großmuth zu erwerben geſucht hätte. Daß der Dichter, trotz dieſer oftmaligen Nergeleien, die innigſte Liebe und Verehrung für den launenhaften Millionär empfand, beweiſen, außer dem Umſtande, daß er ihm ſeine Tragödien nebſt dem lyriſchen Intermezzo widmete, zahlreiche Äußerungen ſeiner Briefe. Im April 1823 ſchrieb er an Wohlwill 283): „Mein Oheim Salomon Heine iſt einer von den Menſchen, die ich am meiſten achte; er iſt edel und hat angeborne Kraft. Du weißt, Letzteres iſt mir das Höchſte." Anderthalb Jahre ſpäter bemerkte er in einem Briefe an Friederike Robert 284): „Mit Vergnügen habe ich vernommen, ſchöne Frau, daß Sie meinen Oheim Salomon Heine kennen gelernt. Wie hat er Ihnen gefallen? Sagen Sie, ſagen Sie!? Es iſt ein bedeutender Menſch, der bei großen Gebrechen auch die größten Vorzüge hat. Wir leben zwar in beſtändigen Differenzen, aber ich liebe ihn außerordentlich, faſt mehr als mich ſelbſt. Dieſelbe ſtörrige Keckheit, bodenloſe Gemüthsweichheit und unberechenbare Verrücktheit — nur daß Fortuna ihn zum Millionär und mich zum Gegentheil, d. h. zum Dichter gemacht, und uns dadurch äußerlich in Geſinnung und Lebensweiſe höchſt verſchieden ausgebildet hat."

Gegen Ende September finden wir unſern jungen Freund wieder in Lüneburg, eifrig vertieft in jene juriſtiſchen Studien, die ihm nach ſeiner damaligen Hoffnung in der Folge das tägliche Brot und die erſehnte Unabhängigkeit von den Geldzuſchüſſen des reichen Oheims verſchaffen ſollten. Er verſichert ſeinem Freunde Moſer wiederholentlich[265]), daß er ſich à tout prix eine feſte, lukrative Stellung verſchaffen, und ſich nicht weiter in Armuth und Drangſal herumſchleppen wolle. „Ich denke Neujahr nach Göttingen zu reiſen, und dort ein Jahr zu bleiben, ich muß mein jus mit mehr Fleiß als jeder Andere ſtudieren, da ich — wie ich vorausſehe — nirgends angeſtellt werde und mich aufs Advocieren legen muß." — „Ich ſtehe bis am Hals im Moraſte römiſcher Geſetze," ſchreibt er im November 1823 an Ludwig Robert[266]). „Ich habe kein Privatvermögen und muß fürs liebe Brot ſorgen; und bin dabei ſo vornehm, wie Ihnen der gute, gelehrte Moſer geklagt haben wird." Auch in einem Briefe an Joſeph Lehmann heißt es um dieſelbe Zeit: „Was mich betrifft, ſo arbeite ich jetzt viel, freilich bloß ernſthafte Sachen und Brotſtudien. Das Verſemachen hab' ich auf beſſere Zeiten verſpart; und wozu ſoll ich ſie auch machen? Nur das Gemeine und Schlechte herrſcht, und ich will dieſe Herrſchaft nicht anerkennen. Noch viel weniger aber gelüſtet mich's nach Martyrkronen. Was ich für die Zukunft beabſichtige, kann Ihnen Moſer ſagen, Der weiß es eben ſo gut als ich ſelbſt." — Daß übrigens, trotz dieſer gelehrten Studien, nebenher der in Kopf und Herz während der Sommerreiſe aufgeſpeicherte Stoff poetiſch verarbeitet ward, ſagt uns ſchon die Bemerkung in einem Schreiben an Moſer vom 5. November[267]): „Eine Menge kleiner Lieder liegen fertig, werden aber ſo bald nicht gedruckt werden." In der That iſt die größere Hälfte des Liedercyklus: „Die Heimkehr" im Herbſt 1823 in Lüneburg entſtanden. Außer den vorhin angeführten Reminiſcenzen des Aufenthaltes in Hamburg und Cuxhaven, erwähnen wir noch das Gedicht: „Mein Herz, mein Herz iſt traurig," deſſen Schilderung ſich auf eine damals noch vorhandene Partie des jetzt in eine Promenade verwandelten Lüneburger Feſtungswalles bezieht, die Lieder: „Du haſt Diamanten und Perlen," „Was will die einſame Thräne?" — und die durch Silcher's Kompoſition zum Volkslied gewordene Lorelei-Ballade[268]). Nur Wenigen mag es bekannt ſein, daß die

Sage von der Lorelei keineswegs „ein Märchen aus alten Zeiten" iſt, ſondern erſt aus dieſem Jahrhundert ſtammt. Die ſorgfältigſten Nachforſchungen[269]) haben feſtgeſtellt, daß kein einziger Schriftſteller früherer Zeit das Mindeſte von einem „Lohra"-Kultus oder von der verführiſchen Nixe weiß, welche am Lurleifelſen bei St. Goar dem vorüberfahrenden Schiffer ſo verderblich geweſen ſei. Den erſten Keim zu der Sage legte Clemens Brentano durch eine dem zweiten Theil ſeines Romanes „Godwi"[270]) eingefügte Ballade, deren Stoff nach ſeiner ausdrücklichen Erklärung frei von ihm erfunden war. Dies Gedicht handelt weder von Nixen noch Sirenen, ſondern von einer jungen Bürgerstochter in Bacharach, die vom Biſchof der Zauberei beſchuldigt wird, weil viele Männer ſich wegen ihrer Schönheit in ſie verlieben. Sie ſelbſt aber fühlt ſich unglücklich, weil ihr Schatz ſie betrogen und verlaſſen hat, und erfleht den Tod. Der Biſchof, von ihrer Schönheit gerührt, giebt Befehl, ſie ins Kloſter zu führen; unterwegs aber blickt ſie noch einmal vom Felſen nach ihres Liebſten Schloß, und ſtürzt ſich dann in den Rhein. Lediglich auf Grund des Namens „Lurlei" (Lei bedeutet Schieferfels) hatte Brentano das Mädchen Lore Lay genannt. Dies genügte dem auf Rheinſagen erpichten Nikolaus Vogt, um daraus mit ſouveräner Phantaſie eine ganz neue Geſchichte zu ſpinnen und 1811 friſchweg zu behaupten, das Echo an der Lurlei ſolle die Stimme eines Weibes ſein, das durch außerordentlichen Liebreiz alle Männer bezaubert habe, nur nicht den Mann ihrer eigenen Liebe; die Unglückliche ſei deshalb ins Kloſter gegangen, auf dem Wege dahin aber ihres auf dem Rheine dahinfahrenden Geliebten anſichtig geworden und aus Schmerz und Verzweiflung von der Höhe des Felſens in die Tiefe geſprungen; drei ihrer Anbeter aber, die ſie begleitet, ſeien ihr gefolgt, und deshalb heiße auch der vordere Felſen mit dem dreifachen Echo der Dreiritterſtein. So hatte alſo Vogt aus dem ſelbſtändig erfundenen Gedichte Brentano's, auf das er ſich obendrein zur Beglaubigung ſeiner Erzählung berief, unter willkürlichen Zuſätzen der eigenen Phantaſie eine angebliche „Volksſage" gemodelt, deren ſich bald zahlreiche Poeten zu weiterer Ausſchmückung des romantiſchen Stoffes bemächtigten. Graf Otto Heinrich von Loeben verwandelte in ſeiner, zuerſt in der „Urania" für 1821 abgedruckten „Loreley; eine Sage vom Rhein"[271]) die Selbſtmörderin von Bacharach in eine Stromnixe, die, auf dem höchſten Felsgeſtein ſitzend, den vorüberfahrenden Schiffer durch ſeine Lieder bethört und in die Tiefe verlockt. Es leidet wohl keinen Zweifel, daß Heine dies Loeben'ſche Gedicht gekannt und bei Abfaſſung ſeiner Lorelei-Ballade benutzt hat. Nicht allein der Inhalt iſt faſt ein gleicher, ſondern auch die Form beider Lieder hat eine gewiſſe Ähnlichkeit in Versſchema, Tonfall und einzelnen Wendungen. Es wäre lächerlich, Heine, der aus einigen ſaloppen Bänkelſängerreimen eine unſterbliche Dichtung ſchuf, eines Plagiates zu beſchuldigen, weil er dem ſchlecht behandelten Stoff eine neue, würdigere Faſſung gab. — Die Loreleiſage nahm ſpäter unter den Händen anderer Dichter noch verſchiedene Wandlungen an. Eichendorff[272] machte ſie zur Waldhexe, Simrock[273] mit gelehrt erkünſtelter Allegorie zur Muſe des Rheinlands, Geibel wählte ſie zum Gegenſtande dramatiſcher Behandlung für ein Opern-Libretto, Hermann Herſch für ein fünfaktiges Trauerſpiel, und Herzog Adolf von Naſſau wollte der Rheinnixe Anfangs der fünfziger Jahre gar auf dem Lurleifelſen, als der Stätte des „uralten Lohra-Kultus“, ein rieſiges Standbild errichten, deſſen Modell ſchon von Profeſſor Hopfgarten angefertigt war, als plötzlich die unbarmherzige Kritik die ganze Sage in ihr Nichts zerblies. Das Modell verwittert langſam im Schloßpark zu Bieberich, und von den unzähligen Lorelei-Gedichten[274] wird nur das Heine'ſche Lied ewig im Volksmunde leben.

Auch die höhniſch bittere Romanze „Donna Clara“[275], welche die judenfeindliche Alkadentochter ſich in einen unbekannten Ritter verlieben läßt, der ſich, nachdem er ihrer Liebe genoſſen, als der Sohn des gelehrten Rabbi Iſrael von Saragoſſa entpuppt, wurde im Herbſt 1823 geſchrieben Die Begleitworte an Moſer[276] verrathen uns, daß die herbe Tendenz des Gedichtes keineswegs der Ausfluß eines überſprudelnden Humors, ſondern das Reſultat eines wirklichen Erlebniſſes in Berlin und eines tiefverletzten Gemüthes war: „Es giebt einen Abraham von Saragoſſa, aber Iſrael fand ich bezeichnender. Das Ganze der Romanze iſt eine Scene aus meinem eigenen Leben, bloß der Thiergarten wurde in den Garten des Alkaden umgewandelt, Baroneſſe in Sennora, und ich ſelbſt in einen heiligen Georgen oder gar Apoll! Es iſt bloß das erſte Stück einer Trilogie, wovon das zweite den Helden von ſeinem eigenen Kinde, das ihn nicht kennt, verſpottet zeigt, und das dritte zeigt dieſes Kind als erwachſenen Dominikaner, der ſeine jüdiſchen Brüder zu Tode foltern läßt. Der Refrain dieſer beiden Stücke korreſpondiert mit dem Refrain des erſten Stücks; — aber es kann noch lange dauern, ehe ich ſie ſchreibe. Auf jeden Fall werde ich dieſe Romanze in meiner nächſten Gedichtſammlung aufnehmen. Aber ich habe ſehr wichtige Gründe, zu wünſchen, daß ſie früher in keine chriſtliche Hände gerathe." Es war Heine gar nicht angenehm, durch ſein Gedicht bei dem Freunde einen ſpaßigen Eindruck erregt zu haben: „Daß dir die Romanze gefallen, iſt mir lieb. Daß du darüber gelacht, war mir nicht ganz recht. Aber es geht mir oft ſo, ich kann meine eigenen Schmerzen nicht erzählen, ohne daß die Sache komiſch wird." Eben ſo ſchrieb er an Ludwig Robert[277]), welcher ihn um das Gedicht für die „Rheinblüthen," einen von ſeinem Schwiegervater, dem Buchhändler Braun in Karlsruhe, herausgegebenen Almanach, erſuchte: „Es war mir lieb, daß es Ihnen nicht mißfiel, da ich am Werthe desſelben zweifelte. Das Gedicht drückt nämlich nicht gut aus, was ich eigentlich ſagen wollte, und ſagt vielleicht gar etwas Anders. Es ſollte wahrlich kein Lachen erregen, noch viel weniger eine moquante Tendenz zeigen. Etwas, das ein individuell Geſchehenes und zugleich ein Allgemeines, ein Weltgeſchichtliches iſt, und das ſich klar in mir abſpiegelte, wollte ich einfach, abſichtlos und epiſch-parteilos zurückgeben im Gedichte; — und das Ganze hatte ich ernſt-wehmüthig, und nicht lachend, aufgefaßt, und es ſollte ſogar das erſte Stück einer tragiſchen Trilogie ſein."

Im Ganzen verlebte Heine die Herbſtmonate in Lüneburg in ſehr verdrießlicher Stimmung; die Reiſe nach Hamburg hatte ihm mehr Trübes als Erfreuliches gebracht, ſein Kopfleiden war durch den Aufenthalt im Seebade nur unmerklich gebeſſert worden, im täglichen Verkehr fehlte ihm jede geiſtige Anregung, und der Mißerfolg der Aufführung des „Almanſor" hatte ſeine hochfliegenden Hoffnungen bis zur Verzagniß herabgeſtimmt. „Braunſchweiger Meßjuden," ſchrieb er an Moſer[278]), „haben dieſe Nachricht in ganz Iſrael verbreitet, und in Hamburg bin ich ordentlich kondoliert worden. Die Geſchichte iſt mir ſehr fatal, ſie influenziert ſchlecht auf meine Lage, und ich weiß nicht, wie Dieſes zu reparieren iſt. Die Welt mit ihren dazu gehörigen Dummheiten iſt mir nicht ſo gleichgültig, wie du glaubſt." Die anerkennenden Recenſionen ſeiner Tragödien und Gedichte in den meiſten Zeitſchriften tröſteten ihn freilich in Etwas über das ärgerliche Ereigniß, und er bemerkte bei der Nachricht, daß Beer's „Paria" in Berlin zur Aufführung kommen ſolle, mit erhabenem Selbſtgefühl[279]): „Daß eine Tragödie nothwendig ſchlecht ſein muß, wenn ein Jude ſie geſchrieben hat, dieſes Axiom darf jetzt nicht mehr aufs Tapet gebracht werden. Dafür kann mir Michael Beer nicht genug danken." Ein treues Spiegelbild des Unmuths, mit welchem der junge Dichter die todte Stille des von jedem anregenden Verkehr mit der Außenwelt abgeſchloſſenen Familienlebens ertrug, gewährt uns der Anfang eines Briefes an Ludwig Robert[290]: „Es giebt nichts Neues zu hören, lieber Robert, außer daß ich noch lebe und Sie liebe. Letzteres wird eben ſo lange dauern, als das Erſtere, deſſen Dauer ſehr unbeſtimmt iſt. Über das Leben hinaus verſpreche ich Nichts. Mit dem letzten Odemzuge iſt Alles vorbei, Freude, Liebe, Ärger, Lyrik, Makaroni, Normaltheater, Linden, Himbeerbonbons, „Macht der Verhältniſſe", Klatſchen, Hundegebell, Champagner — und von dem mächtigen Talbot, der die Theater Deutſchlands mit ſeinem Ruhm erfüllte, bleibt Nichts übrig, als eine Handvoll leichter Makulatur. Die aeterna nox des Käſeladens verſchlingt „die Tochter Jephtha's" mitſammt dem ausgepfiffenen „Almanſor." Es iſt wahrlich eine düſtere Stimmung, in der ich ſeit zwei Monaten hinbrüte; ich ſehe Nichts, als offene Gräber, Dummköpfe und wandelnde Rechenexempel."

Nachdem ſich Heine am 24. December in Berlin hatte exmatrikuliren laſſen, trat er am 19. Januar 1824 die Reiſe nach Göttingen an. Wir erfahren aus einem Briefe, den er unterwegs in Hannover ſeinem Freunde Moſer ſchrieb[291], daß er auch an ſeinem neuen Beſtimmungsorte nicht viel Freude zu finden erwartete, und ſich, trotz ſeiner vielen Klagen, zuletzt doch ſo leidlich in Lüneburg eingelebt, ja, faſt ungern von den hübſchen Lüneburgerinnen getrennt hatte: „Aus dem Datum oben erſiehſt du, daß ich jetzt in derjenigen Stadt bin, wo man die Folter erſt vor einigen Jahren abgeſchafft hat. Ich bin geſtern Abend angekommen und bleib heute hier, weil ich mich gar zu erſchöpft fühle von der Nacht, die ich durchgefahren, in ſehr ſchlechtem Wetter und noch ſchlechterer Geſellſchaft. Ich bin übermorgen in Göttingen und begrüße wieder den ehrwürdigen Karcer, die läppiſchen Löwen auf dem Weenderthore und den Roſenſtrauch auf dem Grab der ſchönen Cäcilie. Ich finde vielleicht keinen einzigen meiner früheren Bekannten in Göttingen; Das hat etwas Unheimliches. Ich glaube auch, daß ich die erſte Zeit ſehr verdrießlich leben werde, dann gewöhne ich mich an meinen Zuſtand, befreunde mich peu-à-peu mit dem Unabwendbaren, und am Ende iſt mir der Platz ordentlich lieb geworden, und es macht mir Schmerzen, wenn ich davon ſcheiden muß. Es iſt mir immer ſo gegangen, ſo halb und halb auch in Lüneburg. Lorsque mon depuis que cette ville s'approchait, les hommes et les femmes, et principalement les belles femmes, s'empressaient de me plaire et de me faire regretter mon séjour de Lunebourg. Voilà la perfidie des hommes, ils nous font des peines même quand ils semblent nous cajoler. Das Licht iſt tief herabgebrannt, es iſt ſpät, und ich bin zu ſchläfrig, um deutſch zu ſchreiben. Eigentlich bin ich auch kein Deutſcher, wie du wohl weißt (vide Rühs, Fries a. m. O.). Ich würde mir auch Nichts darauf einbilden, wenn ich ein Deutſcher wäre. O ce sont des barbares! Es giebt nur drei gebildete, civiliſierte Völker: die Franzoſen, die Chineſen und die Perſer. Ich bin ſtolz darauf, ein Perſer zu ſein. Daß ich deutſche Verſe mache, hat ſeine eigene Bewandtnis. Die ſchöne Gulnare hat nämlich von einem gelehrten Schafskopfe gehört, daß das Deutſche Ähnlichkeit habe mit ihrer Mutterſprache, dem Perſiſchen, und jetzt ſitzt das liebliche Mädchen zu Iſpahan und ſtudiert deutſche Sprache, und aus meinen Liedern, die ich in ihren Harem einzuſchmuggeln gewußt, pflegt ſie, zur grammatiſchen Übung, Einiges zu überſetzen in ihre ſüße, roſige, leuchtende Bulbul-Sprache. Ach, wie ſehne ich mich nach Iſpahan! Ach, ich Armer bin fern von ſeinen lieblichen Minarets und duftigen Gärten! Ach, es iſt ein ſchreckliches Schickſal für einen perſiſchen Dichter, daß er ſich abmühen muß in eurer niederträchtig holprigen deutſchen Sprache, daß er zu Tode gemartert wird von euren eben ſo holprigen Poſtwegen, von eurem ſchlechten Wetter, euren dummen Tabacksgeſichtern, eurem römiſchen Pandekten, eurem philoſophiſchen Kauderwelſch und eurem übrigen Lumpenweſen. O Firduſi! O Iſchami! O Saadi! wie elend iſt euer Bruder! Ach, wie ſehne ich mich nach den Roſen von Schiras! Deutſchland mag ſein Gutes haben, ich will es nicht ſchmähen. Es hat auch ſeine großen Dichter: Karl Müchler, Clauren, Gubitz, Michel Beer, Auffenbach, Theodor Hell, Laun, Gehe, Houwald, Rückert, Müller, Immermann, Uhland, Goethe. Aber was iſt alle ihre Herrlichkeit gegen Hafis und Niſami! Aber obſchon ich ein Perſer bin, ſo bekenne ich doch: der größte Dichter biſt du, o großer Prophet von Mekka, und dein Koran, obſchon ich ihn nur durch die ſchlechte Boyſen'ſche Überſetzung kenne, wird mir ſo leicht nicht aus dem Gedächtnis kommen!"

Am 30. Januar ließ ſich H. Heine zum zweiten Mal in Göttingen als akademiſcher Bürger immatrikulieren, und bezog eine Wohnung im erſten Stock des Eberwein'ſchen Hauſes auf der Groner Straße [illegible]). Wie er wiedergeſehen, fand er nur wenige ſeiner früheren Univerſitätsbekannten mehr vor, und ſeine Briefe an Moſer eröffnet ſofort wieder ein Lamento über das ſterile Einerlei ſeines Lebens[illegible]): „Ich bin jetzt ſchon neun Tage hier, d. h. die Langeweile verzehrt mich ſchon. Aber ich hab' es ja ſelbſt gewollt, und es iſt gut, und ſtill davon! Ich will nie mehr klagen. Ich las geſtern Abend die Briefe Jean Jacques Rouſſeau's und ſah, wie langweilig es iſt, wenn man ſich beſtändig beklagt. Aber ich klage ja nur meiner Geſundheit wegen, und — Das mußt du mir bezeugen — die Schufte, die durch Machinationen mir das Leben zu verpeſten ſuchen, haben mir ſelten Klagen entlockt . . . Hier iſt Alles ſtill, und in der Hauptſache anders als bei euch. Wie du weißt, in der ganzen Welt verbringen die Menſchen ihr Leben damit, daß ſich Einer mit dem Andern beſchäftigt, und Deſſen Thun und Laſſen, Wollen und Können beobachtet oder kreuzt oder (des eignen Vortheils halber) befördert. In Berlin bekümmert man ſich mehr um die lebendigen Menſchen, hier in Göttingen mehr um die Todten. Dort beſchäftigt man ſich auch mehr mit Politik, hier mehr mit der Literatur derſelben. Um mit meinem Freunde Rouſſeau zu ſprechen: à Berlin on est plus curieux des sottises qui se font dans ce monde, ici on est plus curieux de celles qu'on imprime dans les livres." Obſchon er verſichert, daß er jetzt ganz in ſeinem juriſtiſchen Fachſtudium lebe und das Corpus juris ſein Kopfkiſſen ſei, ſcheint Heine doch nebenher auch die geſelligen Freuden des Umganges aufgeſucht und die ſich ihm darbietenden Zerſtreuungen nicht verſchmäht zu haben, wie die humoriſtiſche Andeutung beſagt[illegible]): „Dennoch treibe ich noch manches Andere, z. B. Chocoladeeſſen und Biertrinken. Die Bibliothek und der Rathskeller ruiniren mich. Auch die Liebe quält mich. Es iſt nicht mehr die frühere, die einſeitige Liebe, ſondern, wie ich mich zum Doppelbier hinneige, ſo neige ich mich auch zu einer Doppelliebe. Ich liebe die mediceiſche Venus, die hier auf der Bibliothek ſteht, und die ſchöne Köchin des Hofraths Bauer. Ach, und bei Beiden liebe ich unglücklich!" — Vor Allem beſuchte er gern eine kleine Wirthſchaft, „die Landwehr" genannt, welche ein Stündchen von der Stadt entfernt lag, und des hübſchen Schenkmädchens halber vielen Zuſpruch von den Studenten erhielt. Das Lottchen von der Landwehr war eine reizende Erſcheinung. Höchſt anſtändig, von gleicher Freundlichkeit gegen alle Gäſte, bediente ſie alle mit wunderbarer Schnelligkeit und graziöſer Behendigkeit. Heine ſchlenderte oftmals mit anderen Mitgenoſſen nach dieſer Schenke hinaus, um dort ſein Abendeſſen einzunehmen, gewöhnlich eine Taube oder ein Gänseviertel mit Kartoffelmus. Er liebte es, mit dem Mädchen zu ſcherzen, obſchon ſie dazu weder Veranlaſſung noch Erlaubnis gab, und einſtmals umfaſſte er gar ihre Taille und ſuchte ihr einen Kuß zu rauben. Glühend vor Zorn und Scham riß ſich das Mädchen los, und verwies dem kecken Studenten mit ſo ſtrafendem Ernſt ſein Benehmen, daß er beſchämt davonſchlich. Längere Zeit vermied er die Schenke, durch dieſe Erfahrung belehrt, daß ein junges, ſeiner Würde bewuſſtes Mädchen allzeit den kräftigſten Schutz gegen jede Frivolität in ſich ſelbſt birgt. Bald jedoch zog es ihn wieder nach der Landwehr, und er ging in der eitlen Abſicht hinaus, das hübſche Mädchen völlig zu ignorieren. Wie ſehr aber war er erſtaunt, als ihm Lottchen mit dem heiterſten Lächeln entgegen kam, ihm die Hand reichte, und unbefangen ſagte: „Mit Ihnen iſt Das etwas ganz Anderes als mit den übrigen Herrn Studioſen, Sie ſind ja ſchon ſo berühmt wie unſre Profeſſoren. Ich habe Ihre Gedichte geleſen — ach, wie ſind die ſchön! das Gedicht vom Kirchhof weiß ich faſt auswendig — und jetzt, Herr Heine, mögen Sie mich küſſen in Gegenwart von all' dieſen Herren. Sein Sie aber auch recht fleißig und ſchreiben Sie noch mehr ſo ſchöne Gedichte!“ Als Heine ſeinem Bruder Max nach dreißig Jahren dieſe Geſchichte erzählte[illegible]), ſagte er wehmüthig: „Dies kleine Honorar hat mir mehr Freude verurſacht, als ſpäterhin alle klingenden Goldſtücke von Hoffmann und Campe.“

Kaum zwei Monate hatte H. Heine in Göttingen verbracht, als ihn ſein unruhiger Geiſt ſchon wieder den Plan zu einem Ausfluge nach Berlin faſſen ließ. „Wir haben nämlich vier Wochen Ferien,“ ſchrieb er an Moſer[illegible]), „das Leben hier macht mich bis zur Entſetzlichkeit melancholiſch, für meine Kopfſchmerzen, die mich wieder anhaltend plagen, iſt eine durchrüttelnde Reiſe heilſam, und dann — ich könnte dir wohl glauben machen, daß du endlich es biſt, der mich am meiſten nach Berlin zieht, und ich habe es mir auch geſtern den ganzen Tag eingebildet, aber dieſen Morgen im Bette frug ich mich ſelbſt, ob ich wohl nach Göttingen reiſen würde, wenn du in Göttingen und ich in Berlin wäre? Aber was ſoll ich mir den Kopf zerbrechen, um die Urſachen aufzufinden, warum ich nach Berlin reiſe — genug, ich komme hin. Es ärgert mich, daß du mir ſchreibſt, daß Roberts ſchon dieſen Monat nach Wien gehen. Wäre Dies nicht, ſo würde ich mir einbilden, ich reiſte Madame Robert's wegen nach Berlin. Aber Frau von Varnhagen? Ja, ich freue mich, die herrliche Frau wiederzuſehen, aber was brauche ich mir den Kopf? genug, ich komme . . . Du wirſt ſehen, wie es mit meinem armen Kopfe ausſieht, wie ich beſorgt ſein muß, ihn vor allen Anreizungen zu bewahren. Ich bitte dich ſchon im Voraus, laſs mich, wenn wir zuſammenkommen, kein Hegel'ſches Wort hören, nimm Stunden bei Auerbach, damit du mir recht viel Mattes und Wäſſrichtes ſagen kannſt, laſs dir dünken, ich ſei ein Schafskopf wie Gubitz und Titius rc. Verlange überhaupt keine Kraftäußerungen von mir, wie du in deinem Briefe verlangſt; mag es mit meiner Poeſie aus ſein oder nicht, und mögen unſere äſthetiſchen Leute in Berlin von mir ſagen, was ſie wollen — was geht Das uns an? Ich weiß nicht, ob man Recht hat, mich als ein erloſchenes Licht zu betrachten, ich weiß nur, daſs ich Nichts ſchreiben will, ſo lange meine Kopfnerven mir Schmerzen machen, ich fühle mehr als je den Gott in mir, und mehr als je die Verachtung gegen den großen Haufen; — aber früh oder ſpät muß ja die Flamme des Geiſtes im Menſchen erlöſchen; von längerer Dauer — vielleicht von ewiger Dauer — iſt jene Flamme, die als Liebe (die Freundſchaft iſt ein Funken derſelben) dieſen morſchen Leib durchſtrömt. Ja, Moſer, wenn dieſe Flamme erlöſchen wollte, dürfteſt du ängſtlich werden. Noch hat's keine Gefahr; ich fühle ihren Brand . . . . Lebe wohl, behalte mich lieb, und begnüge dich mit Dem, was ich bin und ſein will, und grüble nicht darüber, was ich ſein könnte." Wenn Moſer, wie aus dieſen Bemerkungen hervorzugehen ſcheint, ſich in ſeinen Briefen geäußert hatte, als hielte man in Berlin Heine's poetiſche Kraft für erloſchen, ſo beeilte ſich Letzterer, eine brillante Viſitenkarte ſeines Genius abzugeben, indem er noch vor ſeiner Ankunft in Berlin dreiunddreißig der ſchönſten, im Herbſte gedichteten Lieder aus dem Cyklus „Die Heimkehr" im „Geſellſchafter" abdrucken ließ[257]. — In den letzten Märztagen trat er die Ferienreiſe an. Auf dem Harze verbrachte er eine ſchlechte Nacht, und ſein unmuthiger Ausruf[258]: „Nichts als Schneeberge, hol' der Teufel ſeinen geliebten Blocksberg!" ließ nicht ahnen, welch ein Bad geiſtiger Erfriſchung ihm ſechs Monate ſpäter die Fußwanderung durch dasſelbe Gebirge gewähren ſollte. Fern gen Süden ſah er den Kyffhäuſer liegen — „die Raben flattern noch um den Berg herum, und der alte Herr mit dem rothen Bart wird ſich noch einige Zeit gedulden müſſen," dachte er bei dem Anblick des ſagenumklungenen Felsſegeln [illegible]), und über Quedlinburg und Halberſtadt traf er am 1. April in Magdeburg ein, wohin ſein Freund Immermann ſeit Kurzem übergeſiedelt war. Er machte dort endlich die perſönliche Bekanntſchaft des Dichters, mit dem er ſeit anderthalb Jahren eine ſo lebhafte Korreſpondenz unterhalten, und in anregendſtem Geſpräch ward der literariſche Bruderbund beſiegelt, den ſie aus der Ferne mit einander geſchloſſen. Es war dies unſeres Wiſſens zugleich das erſte und das einzige Mal, daß Heine perſönlich mit Immermann zuſammen traf. „Von Magdeburg wüßte ich dir Nichts zu ſagen,“ ſchrieb er an Moſer [illegible]), „als daß es einen prächtigen Dom hat und in dieſem Augenblick zwei ſehr bedeutende Dichter mit ſeinen Mauern umſchließt. Der Eine iſt dein Freund H. Heine.“ In demſelben Billett bittet er Moſer [illegible]), ihm in Berlin auf einige Wochen ein Zimmer zu miethen, „nicht zu theuer, aber auch nicht ſchlecht. Bei keinem Juden, wegen — —, und nirgends wo in der Nähe ein Schloſſer oder überhaupt ein klopfender Handwerker wohnt; auch ſiehe, daß das Zimmer an kein anderes Zimmer grenzt, worin laut geſprochen wird.“ Dieſe ängſtlichen Vorſchriften laſſen genügend erkennen, daß Heine's Kopfübel ihn immer noch ſtörend beläſtigte. Sein Vetter Schiff erzählt eine ergötzliche Geſchichte, die jener Beſuch in Berlin zur Folge hatte. Ein eleganter Student, Namens Schlegel, der ſpäter eine Hofcharge bei einem deutſchen Duodezfürſten bekleidete, traf eines Tages bei Schiff mit Heine zuſammen, und Dieſer klagte, wie gewöhnlich, über Kopfſchmerz. Schlegel, welcher an demſelben Übel litt, hatte die Artigkeit, dem Dichter ein unfehlbares Recept anzubieten, das ihm ſelbſt jederzeit Linderung verſchaffte. Heine nahm das probate Heilmittel dankbar an, und verſprach das Recept zurück zu geben, ſobald er es habe kopieren laſſen; in der Zerſtreuung nahm er daſſelbe aber nach Göttingen mit. Einige Tage nachher kam Schlegel mit hochgeſchwollenem Geſichte, den Kopf mit einem Backentuche umwunden, zu Schiff geſtürzt. „Ums Himmelswillen! wo iſt Ihr Vetter? Ich muß ſofort mein Recept haben.“ — „Beide in Göttingen!“ lachte Schiff, den der poſſierliche Anblick des Patienten und der Gedanke an das Schickſal des Receptes, welches einem wirklich Leidenden durch einen Kranken in der Einbildung entführt worden ſei, zu unwillkürlicher Heiterkeit fortriß. Denn Schiff, der ſich bis in ſein hohes Alter, trotz der unmäßigſten Ausſchweifungen, einer unverwüſtlichen Geſundheit erfreute, glaubte mit Unrecht niemals an den Ernſt der

Heine'ſchen Kopfſchmerzen, und war ſehr geneigt, dieſelben lediglich für einen Vorwand zu halten, durch Aufſtützen des Kopfes oder kokettes Hinſtreichen über die Stirn eine ſchöngeformte Hand in vortheilhafter Beleuchtung zu präſentieren. — Heine fand in Berlin noch die meiſten ſeiner intimeren Freunde vor; Roberts hatten ihre Abreiſe aufgeſchoben, mit Varnhagen ſtellte ſich das alte herzliche Einvernehmen wieder her, Moſer, Zunz, Gans und Lehmann tauſchten in gewohnter Weiſe ihre Ideen in geiſtvollem Wechſelgeſpräch mit ihm aus, ſeine im „Geſellſchafter“ abgedruckten neuen Gedichte hatten die größte Bewunderung erregt, in allen Kreiſen der Reſidenz ſah er ſich aufs zuvorkommendſte empfangen, neue Bekanntſchaften, wie mit dem Schriftſteller Daniel Leßmann, der ſpäter ſo tragiſch endete, wurden angeknüpft, und nach vierwöchentlichem Aufenthalt kehrte er geiſtig erfriſcht, und auch körperlich in etwas beſſerem Wohlſein, nach Göttingen zurück.

Kaum dort angelangt, begann er jedoch ſofort wieder zu klagen. „Ich bin in zweimal vierundzwanzig Stunden von Berlin hergereiſt,“ berichtete er an Moſer [290]): „Mittwoch um 6 Uhr hörte ich noch im Wagen den lieben Ton deiner Stimme, und Sonnabend um 6 Uhr klangen ſchon in mein Ohr die ennuyanten Laute Göttinger Philiſter und Studenten. Ich mußte durch Magdeburg reiſen, ohne Immermann geſprochen zu haben. Die Poſt hielt ſich dort nur eine halbe Stunde auf; ich hätte dort mehrere Tage liegen bleiben müſſen, wenn ich ſie verſäumte, und es drängte mich gar zu ſehr, hier wieder ans Arbeiten zu kommen. So bin ich nun hier und lebe ganz iſoliert und höre Pandekten, und ſitze jetzt auf meiner Kneipe mit der Bruſt voll unverſtandener Sehnſucht und dem Kopfe voll von noch unverſtandenerem juriſtiſchen Wiſchiwaſchi. Ich befinde mich ziemlich gut, der Kopf iſt noch nicht ganz frei, aber wenigſtens ſchmerzt er nicht.“

Sehr bewegte ihn die unerwartete Nachricht von dem am 19. April 1824 in Miſſolunghi erfolgten Tode Lord Byron's. „Er war der einzige Menſch, mit dem ich mich verwandt fühlte,“ ſchrieb er an Moſer [291]), „und wir mögen uns wohl in manchen Dingen geglichen haben. Ich las ihn ſelten ſeit einigen Jahren; man geht lieber um mit Menſchen, deren Charakter von dem unſrigen verſchieden iſt.“ In den erſten Tagen ſeiner Rückkehr nach Göttingen wurde der artige Sonettenkranz an Friederike Robert [292]) verfaßt, den er ihr durch ſeinen Freund Moſer zuſtellen ließ. „Ich hatte verſprochen,“ bemerkt er dabei [293]), „der ſchönen Frau ein Gedicht zu machen, und für ein ſolches aufgegebenes Gelegenheitsgedicht, wo die Konvenienz (die Macht der Verhältniſſe) den wirklichen Ernſt theils heiſchte, theils verbot, dafür iſt das Gedicht noch immer gut genug, und es wird der ſchönen Frau gefallen und ſie erfreuen, und könnte dem Überbringer, wenn er nicht zu blöde wäre, ein zärtliches Trinkgeld eintragen. Etwas wenigſtens wirſt du bekommen, vielleicht ein extraordinäres Lächeln.“ Eben ſo geringen Werth legt Heine auf dieſe Gedichte in einem Schreiben an Ludwig Robert[294]): „Wenn Ihnen die Sonette an Ihre Frau nicht ganz und gar mißfallen, ſo laſſen Sie ſolche in den „Rheinblüthen“ abdrucken, mit der Chiffre H. unterzeichnet, und mit einer Ihnen beliebigen Überſchrift. Wahrlich, für mich ſind dieſe Sonette nicht gut genug, und ich darf auf keinen Fall meinen Namen drunter ſetzen. Ich habe mir jetzt überhaupt zum Grundſatz gemacht, nur Ausgezeichnetes zu unterzeichnen; und meine wahren Freunde werden Dieſes ſicher billigen.“ Demſelben Briefe waren einige andere Gedichte für die „Rheinblüthen“ beigefügt, die gleichfalls nur mit einer Chiffre unterzeichnet werden ſollten. „Ein Hundsfott iſt, wer mehr giebt, als er hat, und ein Narr iſt, wer Alles mit ſeinem Namen giebt. Ich will Beides nicht ſein. Ich verſpreche Ihnen aber ſchriftlich, für den folgenden Jahrgang des Almanachs etwas recht gutes Großes zu liefern, und ich bin wohl der Mann, der es vermag. Der Abgang der Poſt iſt zu nahe, als daß ich heute Viel ſchreiben könnte, außerdem bin ich ſehr verſtimmt, ich muß mich mit langweiligen, mühſamen Arbeiten abquälen, der Todesfall meines Vetters zu Miſſolunghi hat mich tief betrübt, das Wetter iſt ſo ſchlecht, daß ich faſt glaube, es iſt von Clauren, ich habe betäubende Anwandlungen von Pietismus, Tag und Nacht rappeln in meinem Zimmer die Mäuſe, mein Kopfübel will nicht weichen, und in ganz Göttingen iſt kein Geſicht, das mir gefällt.“

Auch mit Johann Baptiſt Rouſſeau, der ſeit Anfang des Jahres in Köln eine „Zeitſchrift für Poeſie, Literatur, Kritik und Kunſt“ unter dem Titel „Agrippina“ begründet hatte, trat Heine von Göttingen aus wieder in Korreſpondenz. Obſchon ihm das hohle journaliſtiſche Treiben des Freundes und Deſſen Hinneigung zu deutſchthümelnd mittelalterlichen Tendenzen von Herzen zuwider war — Rouſſeau gab in den Jahren 1824 und 1825 in Köln und Aachen nicht weniger als drei verſchiedene belletriſtiſche Journale heraus, die es ſämmtlich nicht über einen halben Jahrgang brachten[295]) —, ſandte er ihm doch als bereitwillige Unterſtützung manche poetiſche Beiträge ein, die freilich, getreu der eben ausgeſprochenen Maxime, in Zukunft nur Vorzügliches unter ſeinen Namen veröffentlichen zu wollen, meiſtens bloß mit der Chiffre ****e unterzeichnet wurden. Einige derſelben haben in dem Cyklus: „Die Heimkehr," andere erſt in den „Neuen Gedichten" und im „Romancero" Aufnahme gefunden; manche jedoch ſind nie wieder abgedruckt worden, obſchon die folgenden beiden Lieder wohl der Einreihung in eine der ſpäteren Gedichtſammlungen werth geweſen wären [296]:

Die Wälder und Felder grünen,
Es trillert die Lerch' in der Luft,
Der Frühling iſt erſchienen
Mit Lichtern und Farben und Duft.

Der Lerchenſang erweicht mir
Das winterlich ſtarre Gemüth,
Und aus dem Herzen ſteigt mir
Ein trauriges Klagelied.

Die Lerche trillert gar feine:
„Was ſingſt du ſo trüb und bang?"
Das iſt ein Liedchen, o Kleine,
Das ſing' ich ſchon Jahre lang!

Das ſing' ich im grünen Haine,
Das Herz von Gram beſchwert;
Schon deine Großmutter, o Kleine,
Hat dieſes Lied gehört!

Es faßt mich wieder der alte Muth,
Mir iſt, als jagt' ich zu Roſſe,
Und jagte wieder mit liebender Gluth
Nach meiner Liebſten Schloſſe.

Es faßt mich wieder der alte Muth,
Mir iſt, als jagt' ich zu Roſſe,
Und jagte zum Streite mit haſſender Wuth,
Schon harret der Kampfgenoſſe.

Ich jage geſchwind wie der Wirbelwind,
Die Wälder und Felder fliegen!
Mein Kampfgenoß und mein ſchönes Kind,
Sie müſſen Beide erliegen.

Ein anderer Beitrag deſſelben Poeten ſollte der „Agrippina,“ die ohnedies nur ein ſieches Daſein hinſchleppte, zu jähem Ende verhelfen. Nachdem Heine am 1. Auguſt in No. 93 der genannten Zeitſchrift das von ihm verfaſſte „Klagelied eines altdeutſchen Jünglings“ 297) unter der Überſchrift „Elegie“ und mit der Bemerkung, daß es „ein noch nirgends abgedrucktes Volkslied“ ſei, veröffentlicht hatte, ſchickte er ſeinem Freunde Rouſſeau nachfolgendes Soldatenlied ein, das ohne Zweifel gleichfalls von ihm ſelber gedichtet war, mit Abſicht den nachläſſig burſchikoſen Volksliederton anſchlug, und ſich der Preßpolizei gegenüber durch die ſchalkhaft ernſte Notiz zu decken ſuchte: „Dieſes Volkslied, welches, wie die Prügel-Erwähnung andeutet, aus früheren Zeiten herſtammt, iſt im Hannöveriſchen aus dem Munde des Volkes aufgeſchrieben worden.“

Berlin.

Berlin! Berlin! du großes Jammerthal,
Bei dir iſt Nichts zu finden, als lauter Angſt und Qual.
Der Offizier iſt hitzig, der Zorn und der iſt groß,
Miſerabel iſt das Leben, das man erfahren muß.

Und wenn's dann Sommer iſt,
So iſt eine große Hitz':
So müſſen wir exercieren,
Daß uns der Buckel ſchwitzt.

Komm' ich auf Wachtparad'
Und thu' einen falſchen Schritt,
So ruft der Adjutant:
„Den Kerl dort aus dem Glied!

„Die Taſche herunter,
Den Säbel abgelegt,
Und tapfer drauf geſchlagen,
Daß er ſich nicht mehr regt!“.

Und wenn's dann Friede iſt,
Die Kräfte ſind dahin;
Die Geſundheit iſt verloren,
Wo ſollen wir denn nun hin?

Alsdann ſo wird es heißen:
Ein Vogel und kein Neſt.
Nun, Bruder, häng den Schnappſack an,
Du biſt Soldat geweſt.

Kaum war dies, in Nr. 97 der „Agrippina“ am 11. Auguſt 1824 mitgetheilte Lied in Berlin bekannt geworden, als der Befehl zur ſofortigen Unterdrückung der Zeitſchrift nach Köln erging. —

Was Heine's juriſtiſche Studien betrifft, ſo wurden die für das herandrohende Examen unerläßlichen Kollegien jetzt zwar pflichtſchuldigſt beſucht, aber zumeiſt nur als Nothſache und ohne inneres Intereſſe. „Ich lebe hier im alten Gleiſe,“ heißt es in einem Briefe an Moſer 299), „d. h. ich habe acht Tage in der Woche meine Kopfſchmerzen, ſtehe des Morgens um halb fünf auf und überlege, was ich zuerſt anfangen ſoll; unterdeſſen kommt langſam die neunte Stunde herangeſchlichen, wo ich mit meiner Mappe nach dem göttlichen Meiſter eile — ja, der Kerl iſt göttlich, er iſt idealiſch in ſeiner Hölzernheit, er iſt der vollkommenſte Gegenſatz von allem Poetiſchen, und eben dadurch wird er wieder zur poetiſchen Figur; ja, wenn die Materie, die er vorträgt, ganz beſonders trocken und ledern iſt, ſo kommt er ordentlich in Begeiſterung. In der That, ich bin mit Meiſter vollkommen zufrieden, und werde die Pandekten mit ſeiner und Gottes Hilfe loskriegen.“ Aber vergebens bemühte er ſich, den in ſo geiſtlos todter Weiſe an ſein Ohr ſchallenden Wuſt deutſcher und römiſcher Geſetze zu bewältigen. Unmuthig klagte er dem Freunde 300), daß er die Proceſſe, die er zur Übung jetzt führe, ſtets verliere. „Seit ich Juriſt bin, werde ich noch mehr geprellt, als ſonſt. Ich komme den ganzen Tag nicht vom Forum, ich höre von Nichts ſprechen als von Stillicidium, Teſtamenten, Emphyteuſis u. ſ. w., ich habe mich mit dem Jus wie ein Verzweifelnder abgequält, und doch mag Gott wiſſen, ob ich Was los habe. Wenn Meiſter das diesmalige Dekanat ausſchlägt, ſo bin ich ein verlorener Mann! Denn alsdann wird Hugo, der Freund meiner bitterſten Feinde, Dekan. Du muſſt wiſſen, ich habe mich hier auch ſchon hinlänglich verfeindet. Das liegt in der Natur der Sache.“ Je näher die Zeit des Examens kommt, deſto unruhiger und beſorgter wird Heine ob ſeiner juriſtiſchen Zukunft. Während er in Hugo's, Bauer's und Meiſter's Kollegien ſchmachtet, und die widerwärtig trockne Materie ihm durchaus nicht in den Kopf will, zweifelt er zuletzt an ſeinen Anlagen zur Jurisprudenz ſo gut wie zur Poeſie. „Wenn ich ſage,“ ſchreibt er im Januar 1825 301), „daß ich kein Eſel und kein Genie bin, ſo will ich damit nicht renommieren. Wäre ich Erſteres, ſo wäre ich längſt befördert, z. B. zum **Professor extraordinarius** in Bonn. Und was das Genie betrifft — ach Gott, ich habe die Entdeckung gemacht: alle Leute in Deutſchland ſind Genies, und ich, juſt ich, bin der Einzige, der kein Genie iſt. Ich ſcherze nicht, es iſt Ernſt. Was die ordinärſten Menſchen zu faſſen vermögen, wird mir ſchwer. Ich bewundre, wie die Menſchen das Halbbegriffene, das aus dem Zuſammenhang des Wiſſens Geriſſene, im Kopf behalten und mit treuherziger Miene in ihren Büchern oder von ihren Kathedern herab wieder erzählen können. Wer Dieſes kann, Den halte ich für ein Genie. Indeſſen, wegen der Rarität wird jenen Menſchen, die es nicht können, der Name eines Genies beigelegt. Das iſt die große Ironie. Das iſt der letzte Grund meiner Genialität. Das iſt auch der letzte Grund, warum ich mich mit meiner Jurisprudenz zu Tode quäle, warum ich noch nicht damit fertig bin und erſt zu Oſtern fertig werde. Mit der Genialität in der Poeſie iſt es auch ſo eine ganz zweideutige Sache. Das Talent iſt mehr werth. Zu jeder Vollbringung gehört das Talent. Um ein poetiſches Genie zu ſein, muß man erſt das Talent dazu haben. Das iſt der letzte Grund der Goethe'ſchen Größe. Das iſt der letzte Grund, warum ſo viele Poeten zu Grunde gehen, z. B. ich!" So breitete die verhaßte Jurisprudenz allmählich ihre finſteren Schatten auch über Heine's dichteriſche Pläne, und erfüllte ihn mit ſelbſtquäleriſchem Mißtrauen in die eigene Kraft. Die begonnenen Entwürfe blieben liegen und wurden zum Theil erſt nach Jahren in veränderter Geſtalt wieder aufgenommen.

Die Hauptarbeit, mit welcher ſich Heine im Sommer 1824 neben ſeinen juridiſchen Fachſtudien beſchäftigte, war ein Roman, „Der Rabbi von Bacharach," in welchem der Dichter, angeregt durch die Beſtrebungen des Berliner Vereins für Kultur und Wiſſenſchaft der Juden, die zweitauſendjährige Verfolgung und Unterdrückung des Judenthums mit aller Schmerzensgewalt der Poeſie verkörpern wollte. Den erſten Gedanken zu dieſem Werke ſcheint er bereits 1823 in Berlin gefaßt zu haben; denn er ließ ſich, wie wir ſahen, die Geſchichte der Juden von Basnage ſofort durch Moſer nach Lüneburg ſenden, und am 25. Juni 1824 ſchrieb er dem Freunde 301): „Ich treibe viel Chronikenſtudium, und ganz beſonders viel historia judaica. Letztere wegen der Berührung mit dem „Rabbi," und vielleicht auch wegen inneren Bedürfniſſes. Ganz eigene Gefühle bewegen mich, wenn ich jene traurige Annalen durchblättere; eine Fülle der Belehrung und des Schmerzes. Der Geiſt der jüdiſchen Geſchichte offenbart ſich mir immer mehr und mehr, und dieſe geiſtige Rüſtung wird mir gewiß in der Folge sehr zu Statten kommen. An meinem „Rabbi" habe ich erst ein Drittel geschrieben, und Gott weiß, ob ich ihn bald und gut vollende. Bei dieser Gelegenheit merkte ich auch, daß mir das Talent des Erzählens ganz fehlt; vielleicht thue ich mir auch Unrecht und es ist bloß die Sprödigkeit des Stoffes. Die Paschafeier ist mir gelungen, ich bin dir für die Mittheilung der Agade Dank schuldig, und bitte dich, noch außerdem mir das Gebo Lachma Anja und die kleine Legende Maasse v. Rabbi Elieser wörtlich übersetzt zukommen zu lassen, auch die Psalmstelle im Nachtgebete: „Zehntausend Gewaffnete stehn vor Salomon's Bette" mir wörtlich übersetzt zu schicken. Vielleicht gebe ich dem „Rabbi" einige Druckbogen Illustrations auf englische Weise als Zugabe, und zwar originalen Ideenextrakt über Juden und ihre Geschichte. Benjamin von Tudela 302), der jetzt auf meinem Tisch herumreist, läßt dich herzlich grüßen. Er wünscht, daß ihn Zunz mal bearbeite und mit Übersetzung herausgebe. Die Übersetzung und Bearbeitung vom französischen Dr. Witte, die ich vor mir habe, ist unter aller Kritik schlecht, Nichts als Schulknabenwitz. Über die Frankfurter Juden war mir der Schudt 303) sehr nützlich; ich habe beide Quartbände ganz durchgelesen und weiß nicht, ob ich mich mehr geärgert über das Rischeß, das über jedes Blatt ausgegossen, oder ob ich mich mehr amüsirt habe über die Rindviehhaftigkeit, womit das Rischeß vorgebracht wird. O wie haben wir Deutsche uns vervollkommnet! Es fehlen mir jetzt nur noch Notizen über die spanischen Juden im fünfzehnten Jahrhundert, und besonders über ihre Akademien in Spanien zu dieser Zeit; wo finde ich was? oder, besser gesagt, fünfzig Jahre vor ihrer Vertreibung. Interessant ist es, daß dasselbe Jahr, wo sie vertrieben werden, das neue Land der Glaubensfreiheit, nämlich Amerika, entdeckt werden." Während Moser sich der Hoffnung hingab, daß der „Rabbi" inzwischen fast vollendet sei, belehrte ihn ein Brief Heine's vom 25. Oktober desselben Jahres 304), daß der Roman noch immer nicht über das erste Drittheil hinausgekommen: „Er wird aber sehr groß, wohl ein dicker Band, und mit unsäglicher Liebe trage ich das ganze Werk in der Brust. Ist es ja doch ganz aus der Liebe hervorgehend, nicht aus eitel Ruhmgier. Im Gegentheil, wenn ich der Stimme der äußeren Klugheit Gehör geben wollte, so würde ich es gar nicht schreiben. Ich sehe voraus, wie Viel ich dadurch verschütte und Feindseliges herbeirufe. Aber eben auch weil es aus der Liebe hervorgeht, wird es ein unsterbliches Buch werden, eine ewige Lampe im Dome Gottes, kein verpraſſelndes Theaterlicht. Ich habe viel Geſchriebenes in dieſem Buche wieder ausgelöſcht, jetzt erſt iſt es mir gelungen, das Ganze zu faſſen, und ich bitte nur Gott, mir geſunde Stunden zu geben, es ruhig niederzuſchreiben. Lächele nicht über dieſes Gackern vor dem Eierlegen. Lächele auch nicht über mein langes Brüten; ſo ein gewöhnliches Gänſeei (ich meine nicht Dr. Gans) iſt ſchneller ausgebrütet, als das Taubenei des heiligen Geiſtes. Du haſt vergeſſen, mir ein paar Notizen mitzutheilen, die ich in meinem letzten Briefe zum Behuf des „Rabbi“ verlangte. Dem Dr. Zunz laſſe ich für ſeine Mittheilung über die ſpaniſchen Juden tauſendmal danken. Obſchon ſie höchſt dürftig iſt, ſo hat Zunz mir doch mit einem einzigen ſcharfſinnigen Wink mehr genutzt, als einige vergeblich durchſtöberte Quartbände, und er wird unbewußt auf den „Rabbi“ influenziert haben. Ich wünſche, er hätte die Güte, mir anzuweiſen, wo ich gute Notizen finde über die Familie der Abarbanels. — Im Basnage habe ich Wenig gefunden. Die ſchmerzliche Lektüre des Basnage ward Mitte des vorigen Monats endlich vollendet. Was ich ſpeciell ſuchte, habe ich eigentlich nicht darin gefunden, aber viel Neues entdeckte ich, und viel' neue Ideen und Gefühle wurden dadurch in mir aufgeregt. Das Ganze des Buches iſt großartig, und einen Theil des Eindrucks, den es auf mich gemacht, habe ich den 11. September in folgender Reflexion angedeutet:

An Edom!

Ein Jahrtauſend ſchon und länger
Dulden wir uns brüderlich,
Du, du duldeſt, daß ich athme,
Daß du raſeſt, dulde ich.

Manchmal nur, in dunkeln Zeiten,
Ward dir wunderlich zu Muth,
Und die liebefrommen Tätzchen
Färbteſt du mit meinem Blut!

Jetzt wird unſre Freundſchaft feſter,
Und noch täglich nimmt ſie zu,
Denn ich ſelbſt begann zu raſen,
Und ich werde faſt wie Du!

Aber wie ein Wort das andere giebt, ſo giebt auch ein Vers den andern, und ich will dir zwar unbedeutendere Verſe mittheilen, die ich geſtern

Abend machte, als ich über die Weenderſtraße trotz Regen und Wetter ſpazieren ging und an dich dachte, und an die Freude, wenn ich dir mal den „Rabbi“ zuſchicken kann, und ich dichtete ſchon die Verſe, die ich auf den weißen Umſchlag des Exemplars als Vorwort für dich ſchreiben würde, — und da ich keine Geheimniſſe für dich habe, ſo will ich dir ſchon hier jene Verſe mittheilen:

Brich aus in lauten Klagen,
Du düſtres Martyrerlied,
Das ich ſo lang getragen
Im flammenſtillen Gemüth!

Es dringt in alle Ohren,
Und durch die Ohren ins Herz;
Ich habe gewaltig beſchworen
Den tauſendjährigen Schmerz.

Es weinen die Großen und Kleinen,
Sogar die kalten Herrn,
Die Frauen und Blumen weinen,
Es weinen am Himmel die Stern'!

Und alle die Thränen fließen
Nach Süden im ſtillen Verein,
Sie fließen und ergießen
Sich all' in den Jordan hinein.“

Wir ſehen aus einem Briefe vom Januar 1825, daß Heine ſeine Studien für den Roman immer weiter ausdehnte. „Ich leſe Viel“ ſchreibt er [illegible]); „immer noch Chroniken und Quellenſchriftſteller. Ich bin, ehe ich mich Deſſen verſah, in die Reformationsgeſchichte gerathen, und in dieſem Augenblick liegt der zweite Folioband von Von der Hardt's **Hist. liter. reformationis** auf meinem Tiſche; ich habe geſtern Abend darin die Reuchlin'ſche Schrift gegen das Verbrennen der hebräiſchen Bücher mit großem Intereſſe geleſen. Für dein Studium der Religionsgeſchichte kann ich Schröckh's Kirchengeſchichte mit Enthuſiasmus, wegen der gründlichen Zuſammenſtellung, dir empfehlen. Seit den Ferien habe ich ſchon zwei Dutzend Bände davon verknopert. An die Fortſetzung meines armen „Rabbi“ darf ich in dieſem Augenblick nicht gehen.“ Die nöthige Vorbereitung zum Examen hinderte allerdings den Dichter, ununterbrochen an dieſem Lieblingswerke zu arbeiten. Ein drei Wochen vor ſeiner Doctor-Promotion geſchriebener Brief zeigt uns jedoch, daß er mittlerweile fortfuhr, die eifrigſten Studien für daſſelbe zu machen und es mit ungeſchwächter Liebe im Herzen zu tragen [illegible]): „Der „Rabbi“ ſchreitet nur langſam vorwärts, jede Zeile wird abgekämpft, doch drängt's mich unverdroſſen weiter, indem ich das Bewußtſein in mir trage, daß nur ich dieſes Buch ſchreiben kann, und daß das Schreiben deſſelben eine nützliche, gottgefällige Handlung iſt. Doch ich breche hiervon ab, indem dieſes Thema mich leicht dazu bringen kann, von der eigenen Seelengröße ſelbſtbeſpiegelnd zu renommieren. Zunz hat mir zwar ſchon mal durch dich geſchrieben, wo im fünfzehnten Jahrhundert die vornehmſte Schule der ſpaniſchen Juden war, nämlich in Toledo, aber ich möchte wiſſen, ob Dieſes auch vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts zu verſtehen iſt? Er nannte mir auch Sevilla und Granada, aber ich glaube im Basnage geleſen zu haben, daß ſie früher ſchon mal aus Granada vertrieben worden. Auch, wie ich dir notiert, möchte ich über die Abarbanels Etwas erfahren, was ich nicht aus chriſtlichen Quellen ſchöpfen kann. Bayl iſt dürftig. Schudt hat ebenfalls Etwas zuſammengerafft. Bartolocci hab' ich noch nicht geleſen. Wenig, unbegreiflich Wenig enthalten die ſpaniſchen Hiſtoriker von den Juden. Überhaupt iſt hier ägyptiſche Finſternis. Ende dieſes Jahres denke ich den „Rabbi“ fertig zu haben. Es wird ein Buch ſein, das von den Zunzen aller Jahrhunderte als Quelle genannt werden wird.“ Sofort nach der Promotion wurde der „Rabbi“ wieder aufgenommen. „Grüße mir Zunz recht herzlich,“ heißt es in einem Briefe vom 22. Juli 1825[307]), ſage ihm, daß ich ihm recht ſehr danke für ſeine Notizen. In Granada haben 1492 wirklich Juden gewohnt, denn ſie werden in der Kapitulation dieſer Stadt ausdrücklich erwähnt. Über Abarbanel habe ich die Diſſertation von Maius (vita Abarbanelis) über ihn aufgetrieben, alle chriſtlichen Quellen zuſammengeſtellt, aber ſehr dürftig.“ Obſchon Heine im Frühling und Sommer 1826 wiederholentlich die beſtimmte Abſicht ausſprach, den „Rabbi“ für den zweiten Theil der „Reiſebilder“ zu vollenden[308]), ſcheint es doch, daß er auf Anrathen Moſer's dieſen Plan fallen ließ, um nicht durch ein leidenſchaftliches Parteinehmen für die zu jener Zeit höchſt unpopuläre Judenſache ſeinem raſch aufgeblühten Dichterruhme zu ſchaden. Anfangs murrt er zwar über die „engherzige Mahnung“ des Freundes, will von ſolchen praktiſchen Bedenken Nichts hören, und citiert mit trotzigem Stolze ſeinen eigenen Vers: „Und dich hat niemals rathend beſchützt die Göttin der Klugheit, Pallas Athene!“ — aber der „Rabbi“ blieb unvollendet, und das fertige Bruchſtück wurde erſt 1840 im vierten Bande des „Salon“ gedruckt[309]).

Der uns erhaltene Torſo rechtfertigt vollkommen das Selbſtgefühl, mit welchem ſich Heine in den angeführten Briefſtellen über den bedeutenden Werth dieſer Arbeit äußert. Kein anderes ſeiner Werke iſt ſo großartig angelegt, und trotz der umfaſſenden Studien, welche der Dichter, wie wir eben erfuhren, in der Literatur des ſpaniſch-jüdiſchen Mittelalters gemacht hatte, ſtößt uns nirgends ein oſtenſibles Auskramen gelehrter Kenntniſſe. Der kulturgeſchichtliche Hintergrund des Bildes, welches die Erzählung vor uns aufrollt, iſt mit den tiefſten und ſatteſten Farben gemalt, und das unheimliche Grauſen, das der geſchilderte Vorgang im Hauſe des Rabbi Abraham in uns erregt, wird echt künſtleriſch gemildert durch das beſänftigende Weben der Frühlingsnacht auf dem Rheinſtrome und das kaleidoſkopiſch bunte Gewirr der Frankfurter Meſſe. Mit genialer Intuition erſpart uns der Verfaſſer den leibhaftigen Anblick der Gräuelſcenen bei der Judenermordung in Bacharach, während er uns den Eindruck derſelben auf die handelnden Perſonen ſympathiſch mitempfinden läſſt in der eiſigen Verzerrung der Züge des Rabbi beim Anblick des Kinderleichnams unter dem Tiſche und in der Ohnmacht der ſchönen Sara, als ſie ihren Gatten in der Synagoge aus dem Ton der Dankſagung für ihre Rettung allmählich in das trübe Gemurmel des Todtengebetes für die erſchlagenen Verwandten übergehen hört. Die vorgeführten Geſtalten ſind ungemein ſcharf und lebensvoll gezeichnet; der Ton der Erzählung iſt ein anmuthig bewegter, und hält ſich in glücklichſter Weiſe frei von dem beliebten romantiſchen Unfug eingeſtreuter Reflexionen. Gerade in dieſer Enthaltſamkeit verräth ſich der wahre Künſtler, der unmittelbar durch die Gewalt des Stoffes zu wirken ſucht, und nicht durch erklärendes Raiſonnement, ſondern durch die Handlung ſelber die Tendenz ſeiner Dichtung ſich ausſprechen läſst. Der Auftritt am Gitterthore des Frankfurter Judenquartiers im zweiten Kapitel giebt ein vorzügliches Beiſpiel dieſer objektiven Bewältigung des Stoffes 110). Nachdem der polternde Stadtſoldat, der ängſtliche Naſenſtern und der neugierige Luſtigmacher ſich uns mit ihren Eigenthümlichkeiten in einer ergötzlich dramatiſchen Scene bekannt gemacht haben, enträthſelt der Dichter auf natürliche Art die Signatur dieſer Geſtalten in den ſeufzenden Worten, die der geflüchtete Rabbi zu ſeinem ſanftmüthigen Weibe ſpricht: „Sieh, ſchöne Sara, wie ſchlecht geſchützt iſt Iſrael! Falſche Freunde hüten ſeine Thore von außen, und drinnen ſind ſeine Hüter Narrheit und Furcht!“ Der uns vorliegende Anfang geſtattet keine ſichere Muthmaßung über den vom Verfaſſer beabſichtigten Gang der Erzählung; nur ſo viel läßt ſich annehmen, daſs die im dritten Kapitel eingeführte Figur des Don Iſaak Abarbanel dazu beſtimmt war, dem treu am Judenthume feſthaltenden Rabbi einen Konvertiten gegenüber zu ſtellen, der ſich mit leichtfertigem Witz über das Gewiſſenloſe eines aus

Nützlichkeitsgründen unternommenen Glaubenswechſels zu täuſchen ſucht, und ſich mit ſeinem genußſüchtigen Streben in der neuen Religion eben ſo unbehaglich wie einſt in der alten fühlt. Dem jüdiſchen Glauben hat er entſagt, aber die jüdiſche Küche lockt den frivolen Sauſewind Tag für Tag in die Judengaſſe zurück. „Ich bin ein Heide,“ läſtert er 311) „und eben ſo zuwider wie die dürren, freudloſen Hebräer ſind mir die trüben, qualſüchtigen Nazarener. Unſere liebe Frau von Sidon, die heilige Aſtarte, mag es mir verzeihen, daß ich vor der ſchmerzenreichen Mutter des Gekreuzigten niederknie und bete . . . Nur mein Knie und meine Zunge huldigt dem Tode, mein Herz blieb treu dem Leben!“ — Es iſt wahrſcheinlich, daß Heine, den es von jeher ärgerte, ſeine jüdiſche Abſtammung ihm von Seiten einer bornierten Kritik zum beſtändigen Vorwurfe gemacht zu ſehen, in ſpäterer Zeit, nachdem er ſich ſelbſt hatte taufen laſſen, die Luſt zur Fortſetzung des „Rabbi“ um ſo mehr verlor, als die Befürchtung nahe lag, das ihm ſo äußerſt fatale Thema ſeines eignen Übertrittes zum Chriſtenthum werde durch die Veröffentlichung jenes Romans aufs Neue in allen Tagesblättern zu unliebſamer Beſprechung gelangen. In dieſem Sinne mochte ſein Freund Moſer Recht haben, als er ihn mahnte, die Folgen einer ſolchen Publikation wohl zu überlegen. Heine gerieth durch ſeinen Religionswechſel mit Nothwendigkeit in eine ſchiefe Stellung zu ſeinen früheren Glaubensgenoſſen und zu dem dichteriſchen Werke, das ihre Intereſſen vertreten, ihre Leiden und ihren hartnäckigen Kampf gegen die chriſtlichen Unterdrücker verherrlichen ſollte. Was früher unzweifelhaft als eine That uneigennütziger Liebe erſchienen wäre, konnte leicht eine ſehr zweideutige Beleuchtung erhalten, nachdem der Vorkämpfer der Judenſache wenigſtens äußerlich die Glaubensuniform gewechſelt hatte. Wir glauben daher nicht zu irren, wenn wir das ſchließliche Aufgeben der Vollendung eines mit ſo vielem Eifer begonnenen Werkes hauptſächlich dieſem unſeligen Schritte zuſchreiben, der weder für Heine, noch für die kirchliche Gemeinſchaft, in die er dem Namen nach eintrat, von dem geringſten Nutzen war.

Neben andern poetiſchen Plänen trug ſich Heine in der Zeit ſeines Göttinger Aufenthalts auch mit dem Gedanken an eine „Fauſt“-Tragödie, von der in den Jahren 1825 und 1826 einzelne Scenen ſkizziert wurden 312). Bei Überſendung des erſten Bandes der „Reiſebilder“ ſchrieb er an Varnhagen 313): „Ihnen iſt es nicht hinreichend, daß ich zeige, wie viel Töne ich auf meiner Leier habe, ſondern Sie wollen auch die Verbindung aller dieſer Töne zu einem großen Concert — und Das ſoll der „Fauſt“ werden, den ich für Sie ſchreibe. Denn wer hätte größeres Recht an meinen poetiſchen Erzeugniſſen, als Derjenige, der all mein poetiſches Dichten und Trachten geordnet und zum Beſten geleitet hat!“ Statt der Ausführung dieſer Tragödie, hat der Dichter den Stoff zwanzig Jahre ſpäter zur Unterlage eines phantaſtiſchen Tanzpoems benutzt, von dem ſeiner Zeit die Rede ſein wird. — Außer einer Novelle, die er für die „Rheinblüthen“ begann, aber gleichfalls nicht vollendete[314]), ſchrieb Heine gelegentlich an ſeinen „Zeit-Memoiren,“ deren er zuerſt 1823 in einem Briefe an Wohlwill erwähnt, und die er in einem Schreiben an Ludwig Robert eine Art „Wahrheit und Dichtung“ nennt, die erſt in ſehr ſpäteren Zeiten erſcheinen dürfe. „Vielleicht erleben Sie es noch,“ heißt es an einer anderen Stelle[315]), „meine Bekenntniſſe zu leſen, und zu ſehen, wie ich meine Zeit und meine Zeitgenoſſen betrachtet, und wie mein ganzes trübes, drangvolles Leben in das Uneigennützigſte, in die Idee, übergeht. Es liegt mir Viel, ſehr Viel an der Anerkennung der Maſſe, und doch giebt's Niemand, der wie ich den Volksbeifall verachtet und ſeine Perſönlichkeit vor den Äußerungen desſelben verbirgt.“ Es ſind Dies ohne Zweifel dieſelben „Memoiren“, an welchen Heine mit oftmaliger Unterbrechung bis an ſein Lebensende ſchrieb, und welche er, nach einer Äußerung gegen ſeinen Verleger im Frühling 1851, in einer Geldnoth ſeinem Bruder Guſtav verpfändet hatte. Herr Guſtav Heine beſtätigte mir im Juli 1861, daß er wirklich im Beſitz dreier Bände der „Memoiren“ ſeines Bruders ſei, dieſelben aber vorerſt nicht veröffentlichen wolle, da noch lebende Perſonen durch einzelne Äußerungen verletzt werden möchten. Wenn es wahr iſt, wie mehrfach in der Preſſe behauptet[316]) und bis jetzt nicht dementiert wurde, daß die Familie Heine's neuerdings jene „Memoiren“ und den ganzen literariſchen Nachlaß des Dichters durch Vermittlung des Fürſten Richard Metternich der kaiſerlichen Hofbibliothek in Wien verkauft hat, ſo würden die koſtbarſten Geiſtesſchätze durch ſolchen Akt ſchmählicher Habſucht wohl auf immer der Welt entzogen ſein, oder doch niemals in unverſtümmelter Geſtalt an das Licht der Öffentlichkeit gelangen.

Im Sommer 1824 wurde H. Heine durch Sartorius auch mit dem Profeſſor Eichhorn bekannt, der ihn zur Mitarbeiterſchaft an den „Göttinger gelehrten Anzeigen“ aufforderte, und ihn zunächſt um Beſprechung der von **Franz Bopp** aus dem „Mahabarata“ überſetzten „Reiſe Ardſchuna's zu Indra's Himmel“ erſuchte. Heine bat Moſer, der ſich beſonders eifrig dem Sanskritſtudium zugewandt, die Recenſion ſtatt ſeiner zu verfaſſen, da er ſelbſt es um dieſe Zeit übernommen hatte, für einen vor dem Examen ſtehenden Freund eine Diſſertation anzufertigen. „Und dieſe Diſſertation,“ fügte er hinzu 317), „muß ich durchaus unternehmen, ſonſt kommt ein ſehr liebenswürdiger Menſch in die größte Miſère. Spaßhaft genug, mich quälen Andere, um für ſie zu ſchreiben, und ich quäle wieder dich, um für mich zu ſchreiben; ſo quälen die Menſchen Einer den Andern nach der bekannten Bell- und Lancaſter'ſchen Methode.“ Außerdem ſprach Heine die Abſicht aus, eine lateiniſche Abhandlung über die Todesſtrafe zu verfaſſen 318). „Verſteht ſich: dagegen. Beccaria iſt todt, und kann mich nicht mehr des Diebſtahls anklagen. Ich werde ſyſtematiſch auf den Gedankendiebſtahl ausgehen,“ ſcherzt er mit Anſpielung auf ſeine Bitte an Moſer, für ihn die Recenſion über das Bopp'ſche Buch zu ſchreiben.

Mit den Profeſſoren unterhielt Heine, außer mit Eichhorn und Sartorius, geringen Verkehr. Auch mit ſeinen Kommilitonen pflog er im Ganzen nur einen oberflächlichen Umgang, obſchon er als „alter Burſch“ bei den meiſten Studentenhändeln hinzugezogen ward, und der Zerſtreuung halber manches Duell und manche fidele Suite nach den umliegenden Ortſchaften mitmachte. „Ich treibe mich viel herum in Studenten-Angelegenheiten,“ ſchrieb er im Sommer 1824 319). „Bei den meiſten Duellen hier bin ich Sekundant oder Zeuge oder Unparteiiſcher oder wenigſtens Zuſchauer. Es macht mir Spaß, weil ich nichts Beſſeres habe. Und im Grunde iſt es auch beſſer, als das ſeichte Gewäſche der jungen und alten Docenten unſerer Georgia Auguſta. Ich weiche dem Volk überall aus.“ Am häufigſten verkehrte er mit dem Dr. Donndorf, welcher ſpäter nach Paris überſiedelte und dort einer ſeiner vertrauteſten Freunde blieb, — mit dem nachmaligen Obergerichtsſekretär Dr. Knille, welcher jetzt noch in Göttingen lebt, — und mit einem Studenten F. Peters, der von Heine oftmals wegen ſeiner markloſen Sentimentalität ironiſch gehänſelt ward, und ſich an ihm für die erlittenen Neckereien durch eine einfältige Kritik ſeiner Dichtungen im „Geſellſchafter“ rächte, die ein klägliches Lamento über den Mißbrauch des ihm verliehenen Witzes erhebt 320).

Wie bei ſeinem erſten Aufenthalte in Göttingen, ſpeiſte Heine auch jetzt wieder bei dem Gaſtwirth Michaelis im „Engliſchen Hofe“ zu Mittag.

und auch diesmal ſollte ihm in demſelben Lokal durch die Roheit eines Studenten eine Unannehmlichkeit widerfahren. Sehr wähleriſch im Eſſen, hielt er manchmal den Fleiſchteller lange in Händen, bis er ſich endlich ein ihm zuſagendes Stück Braten herausgeſucht. Solche Gourmandiſe ärgerte ſeine Tiſchnachbarn, und als er eines Tages wieder an dem Inhalt der Bratenſchüſſel herum experimentierte, geſchah es, daſs ein neben ihm ſitzender Student, dem in Erwartung des verzögerten Fleiſchgenuſſes der Geduldsfaden riſs, mit den Worten: „Ich will Ihnen zeigen, wie man Rindfleiſch ſpießt!“ nicht eben ſanft mit der Gabel in die frevelhafte Hand des Feinſchmeckers fuhr. So gern Heine Andere neckte, ſo ungern mochte er ſelbſt die Zielſcheibe eines malitiöſen Witzes abgeben; er forderte ſeinen Beleidiger zum Duell, und ließ ſeit jenem Tage ſich nie wieder im „Engliſchen Hofe“ blicken[321]).

Weit größere Erquickung, als der Umgang mit Göttinger Profeſſoren und Studenten, gewährte dem Dichter eine vierwöchentliche Fußwanderung durch den Harz und Thüringen, welche er im September 1824 unternahm. Angeſichts der hehren Natur, von dunklen Tannen und freien Bergklüften umrauſcht, befreite ſich ſeine Seele von allem kleinlichen Ungemach, das ihm drunten in der dumpfen Stadt ſo lange die Bruſt eingeengt, der Humor regte lebensluſtig die Schwingen, und das abderitiſche Treiben der Menſchen erſchien ihm auf ſeinem erhöhten Standpunkte nur noch wie der närriſche Spuk eines winzigen Zwergengeſchlechts. Heine beſtrebte ſich, den tröſtenden und erfriſchenden Eindruck dieſer Reiſe feſtzuhalten, indem er ſeine Erinnerungen ſofort bei der Rückkehr nach Göttingen aufzuzeichnen begann. Den erſten Bericht darüber finden wir in einem Briefe an Moſer vom 25. Oktober 1824[322]): „Sie war mir ſehr heilſam, und ich fühle mich durch dieſe Reiſe ſehr geſtärkt. Ich habe zu Fuß, und meiſtens allein, den ganzen Harz durchwandert, über ſchöne Berge, durch ſchöne Wälder und Thäler bin ich gekommen und habe wieder mal frei geathmet. Über Eisleben, Halle, Jena, Weimar, Erfurt, Gotha, Eiſenach und Kaſſel bin ich wieder zurückgereiſt, ebenfalls immer zu Fuß. Ich habe viel Herrliches und Liebes erlebt, und wenn nicht die Jurisprudenz geſpenſtiſch mit mir gewandert wäre, ſo hätte ich wohl die Welt ſehr ſchön gefunden . . . Ich hätte dir Vieles von der Harzreiſe zu erzählen; aber ich habe ſchon angefangen, ſie niederzuſchreiben, und werde ſie wohl dieſen Winter für Gubitz ſchicken. Es ſollen auch Verſe drin vorkommen, die dir gefallen, ſchöne edle Gefühle und dergleichen Gemüthskehricht. Was ſoll man thun! Wahrhaftig, die Oppoſition gegen das abgedroſchene Gebräuchliche iſt ein undankbares Geſchäft . . . Ich war in Weimar, es giebt dort ſehr gutes Bier . . . Ergötzlich iſt, wie ich auf dem Harz einen Theologen gefunden, der meine „Tragödien" mit ſich ſchleppte, um ſie, während der ſchönen Reiſemuße, zu ſeinem Vergnügen — zu widerlegen. Täglich paſſieren mir ähnliche Poſſen, die manchmal mich ſehr flattieren, manchmal auch ſehr demüthigen. Auf der Reiſe und auch hier merkte ich, daß meine kleinen Gedichte ſich auf eine ſonderbare Art verbreiten . . . Ich war in Weimar; es giebt dort auch guten Gänſebraten. Auch war ich in Halle, Jena, Erfurt, Gotha, Eiſenach und in Kaſſel. Große Touren, immer zu Fuß, und bloß mit meinem ſchlechten braunen abgeſchabten Überrock. Das Bier in Weimar iſt wirklich gut, mündlich mehr darüber. Ich hoffe, dich wohl nächſtes Frühjahr wiederzuſehen und zu umarmen und zu necken und vergnügt zu ſein." Ohne Unterbrechung arbeitete Heine an der Aufzeichnung ſeiner „Harzreiſe" fort. Schon Ende November war dieſelbe vollendet und wurde nach Hamburg an den Onkel Henry geſchickt, „um Dieſem und den Weibern ein Privatvergnügen damit zu machen." „Sie enthält viel Neues," lautet die halb ſpöttiſche Selbſtkritik des Verfaſſers[323]), „beſonders eine neue Sorte Verſe, iſt in einem lebendigen enthuſiaſtiſchen Stil geſchrieben, wird, wenn ich ſie von Hamburg zurückerhalte, gedruckt werden, wird ſehr gefallen, und iſt im Grunde ein zuſammengewürfeltes Lappenwerk." Ebenſo wegwerfend bemerkt er dem Freunde im Sommer des folgenden Jahres[324]): „Nochmals wiederhole ich dir, daß du auf die Lektüre meiner „Harzreiſe" nicht begierig ſein brauchſt. Ich ſchrieb ſie aus pekuniären und ähnlichen Gründen." Etwas günſtiger äußert ſich Heine über dieſe Arbeit, die eine ſo glänzende Aufnahme finden ſollte, in einem Briefe an Ludwig Robert, deſſen Frau von ihm einen Beitrag für die „Rheinblüthen" erbeten hatte. Er offerierte ihr die „Harzreiſe" mit den Worten[325]): „Das Hübſcheſte, was ich unterdeſſen ſchrieb, iſt die Beſchreibung einer Harzreiſe, die ich vorigen Herbſt gemacht, eine Miſchung von Naturſchilderung, Witz, Poeſie und Waſhington Irving'ſcher Beobachtung. Ich bin überzeugt, daß Sie ſie eben ſo gern leſen werden, wie ich ſie ungern ſchicke; denn es wird nöthig ſein, daß ich in meinem Manuſkript Manches ändre und auslaſſe." Im folgenden Briefe heißt es[326]): „Ich habe mein Manuſkript ſo viel als möglich für die „Rheinblüthen" zugeſtutzt. Vieles muſſt' ich ſtreichen, und zur Füllung mancher Lücke, beſonders am Ende der großen Gedichte, fehlte mir die Muße. Doch iſt Dieſes nicht bemerkbar. Erſcheint die Perſifflage des Balletts etwas zu ſtark, ſo erlaube ich gern, die ganze Partie, die damit zuſammenhängt, ausfallen zu laſſen. Muſs aus ähnlichem politiſchen Nothwendigkeitsgrunde irgend eine andre Stelle meines Manuſkripts wegbleiben, ſo bitte ich die Lücke mit den üblichen Strichen zu füllen. Außerdem bitte ich aber die Redaktion der „Rheinblüthen“, bei Leibe keine eigenmächtigen Verändrungen oder Auslaſſungen aus äſthetiſchen Gründen in meiner „Harzreiſe“ zu geſtatten. Denn da dieſe im ſubjektivſten Stile geſchrieben iſt, mit meinem Namen in der Welt erſcheint, und mich alſo als Menſch und Dichter verantwortlich macht, ſo kann ich dabei eine fremde Willkürlichkeit nicht ſo gleichgültig anſehen wie bei namenloſen Gedichtchen, die zur Hälfte reduciert werden . . . Die Verſe in meiner „Harzreiſe“ ſind eine ganz neue Sorte und wunderſchön. Indeſſen, man kann ſich irren.“ — Nur mit Widerſtreben hatte Heine die „Harzreiſe“ für die „Rheinblüthen“ zur Verfügung geſtellt — „das Almanachweſen,“ ſchrieb er an Moſer, „iſt mir im höchſten Grade zuwider; doch ich habe nicht das Talent, ſchönen Weibern Etwas abzuſchlagen.“ Um ſo verdrießlicher war es ihm, daſs der Almanach zuletzt gar nicht herauskam, und der Abdruck ſeines Manuſkriptes dadurch um ein volles Jahr verzögert ward. „Dies iſt mir recht fatal,“ klagte er in einem Briefe an Friederike Robert[327], „indem meine Einſendung, die „Harzreiſe,“ wegen ihres vielfältig die Gegenwart anſpielenden Inhalts, eigentlich als Novität gedruckt werden muſſte, wie ich denn auch nur ungern mich dazu entſchloſs, ſie in einem erſt zum Herbſte erſcheinenden Almanache abdrucken zu laſſen. Dazu kommt noch, ich ſchreibe ſo Weniges, was für die Gegenwart paſſt, daſs, wenn ich mal Etwas der Art ausgeheckt habe, manches Familien- und Publikums-Verhältnis mich bedrängt, den Abdruck nicht zu ajournieren.“ Nachdem der allzu gefällige Verfaſſer ſolchermaßen „um den Ruhm von 1825 geprellt war,“ erhielt er im December des Jahres endlich das Manuſkript der „Harzreiſe“ zurück, und ſandte es nun ſofort nach Berlin, wo es im „Geſellſchafter“ — freilich arg beſchnitten und miſshandelt — abgedruckt ward[328]. — Eine ſcherzhafte Reklamation ſollte dieſer erſten Veröffentlichung der „Harzreiſe“ folgen. Wer entſänne ſich nicht der Begegnung des Dichters mit dem reiſenden Schneidergeſellen, welche Heine mit ſo köſtlichem Humor geſchildert hat? Plötzlich erſchien jetzt im „Geſellſchafter“327) ein launiger Aufſatz, in welchem ein Herr Carl D . . . e ſich als Reiſegeſellſchafter Heine's zu erkennen gab, und jede Verbindung mit der löblichen Schneiderzunft entſchieden zurückwies. Er hatte ſeiner Erklärung zufolge die Rolle des Handwerksburſchen nur übernommen, um den jungen Studenten, der ſich einen luſtigen Spaß mit ihm erlaubt, ſeinerſeits wieder ein bischen zu myſtificieren. In jovialſtem Tone und mit beſtem Danke für das Vergnügen, das ihm die Lektüre der „Harzreiſe“ gewährt, erzählt er das kleine Reiſeabenteuer: „Im Herbſt 1824 kehrte ich von einer Geſchäftsreiſe von Oſterode nach Klausthal zurück. Durch eine Flaſche Serons de Salvanette, die ich bei meinem alten Freunde St. getrunken, waren meine Lebensgeiſter dergeſtalt exaltiert, daſs man mich hätte für ausgelaſſen halten können. Etwa auf der Hälfte des Weges traf ich mit einem jungen Manne zuſammen, den ich genau beſchreibe, damit er ſich überzeugt, daſs ich ihn wirklich damals geſehen. Er war etwa 5 Fuß 6 Zoll groß, konnte 25 bis 27 Jahr' alt ſein, hatte blondes Haar, blaue Augen, eine einnehmende Geſichtsbildung, war ſchlank von Geſtalt, trug einen braunen Überrock, gelbe Pantalons, geſtreifte Weſte, ſchwarzes Halstuch, und hatte eine grüne Kappe auf dem Kopfe und einen Torniſter von grüner Wachsleinwand auf dem Rücken. Der Serons de Salvanette war lediglich Schuld daran, daſs ich den Reiſenden ſogleich nach der erſten Begrüßung anredete, und nach Namen, Stand und Woher und Wohin fragte. Der Fremde ſah mich mit einem ſardoniſchen Lächeln von der Seite an, nannte ſich Peregrinus und ſagte, er ſei ein Kosmopolit, der auf Koſten des türkiſchen Kaiſers reiſe, um Rekruten anzuwerben. „Haben Sie Luſt?“ fragte er mich. — „Bleibe im Lande und nähre dich redlich,“ erwiderte ich, und dankte ſehr. Um indeſſen Gleiches mit Gleichem zu vergelten, gab ich mich für einen Schneidergeſellen aus, und erzählte dem türkiſchen Geſchäftsträger, daſs ich von Braunſchweig komme, woſelbſt ein Gerücht ſich verbreitet, daſs der junge Landesherr auf einer Reiſe nach dem gelobten Lande von den Türken gefangen ſei, und ein ungeheures Löſegeld bezahlen ſolle. Herr Peregrinus verſprach, ſich dieſethalb bei dem Sultan zu verwenden, und erzählte mir von dem großen Einfluſſe, den er bei Sr. Hoheit habe. Unter dergleichen Geſprächen ſetzten wir unſere Reiſe fort, und um meine angefangene Rolle durchzuführen, ſang ich allerlei Volkslieder, und ließ es an Korruptionen des Textes nicht fehlen, bewegte mich auch überhaupt ganz im Geiſte eines reiſenden Handwerksburſchen. Die Redensarten, welche mir Herr Heine in den Mund legt, ſind wörtlich richtig, und gehörten mit zu meiner Rolle. Was die doppelte Poeſie anbetrifft, die ich einem Kameraden zu Kaſſel beimaß, und von welcher Herr Heine glaubt, daſs ich darunter doppelt gereimte Verſe oder Stanzen verſtanden, ſo muſs ich zur Steuer der Wahrheit bekennen, daſs ich nicht daran dachte, vielmehr nur ſagen wollte: „Der Kamerad iſt von Natur ein Dichter, und wenn er getrunken hat, ſieht er Alles doppelt und dichtet alſo mit doppelter Poeſie.“ Ich vertraute auch dem Gefährten, daſs ich ein hübſches Sümmchen bei mir trage, Mutterpfennige, es mir daher um ſo angenehmer ſei, einen mannhaften Geſellſchafter gefunden zu haben, auf den ich mich, falls wir von Räubern ſollten angefallen werden, verlaſſen könnte. Der Ungläubige verſicherte mich unbedenklich ſeines Schutzes. „Hier will es mit den Räubern nicht Viel ſagen,“ fuhr er fort; „aber Sie ſollten nach der Türkei kommen, da kann man faſt keinen Fuß vor den andern ſetzen, ohne auf große bewaffnete Räuberſcharen zu ſtoßen; jeder Reiſende führt daher in jenen Gegenden zu ſeinem Schutze Kanonen von ſchwerem Kaliber mit ſich, und kommt deſſenungeachtet oft kaum mit dem Leben davon.“ Ich bezeigte dem Geſchäftsträger Sr. Hoheit mein Erſtaunen, und lobte beiläufig die deutſche Polizei, deren Thätigkeit es gelungen, daſs ein armer Reiſender ganze Stunden Weges zurückzulegen im Stande ſei, ohne gerade von Räubern ausgeplündert zu werden. „Was wollten wir machen,“ fuhr ich fort, „wenn hinter jedem Buſche und aus jedem Graben mehrere gefährliche Kerle hervorſprängen und ſich von dem erſchrockenen Wanderer Alles ausbäten, wie der Bettler in Gellert's Fabel?“ — „Haben Sie Gellert geleſen?“ fragte mich mein Begleiter. — „Ja,“ erwiderte ich; „ich habe in meiner Jugend Leſen und Schreiben gelernt, meine Lehrjahre bei dem Schneidermeiſter Sander zu Halberſtadt im lichten Graben ausgeſtanden und ſeitdem bei mehreren Meiſtern in Kaſſel und Braunſchweig gearbeitet, um den eigentlichen Charakter der männlichen Kleidung wegzukriegen, welcher oft ſchwerer zu ſtudieren iſt, als des Mannes Charakter, der den Rock trägt.“ Hier ſah mich Herr Peregrinus wieder von der Seite an, wurde nach und nach einſilbiger, und verſtummte endlich gar. Er hatte überhaupt eine hofmänniſche Kälte an ſich, die mich immer in einiger Entfernung von ihm hielt, und um den Scherz zu enden, klagte ich über Müdigkeit, ließ mich auf einen Baumſtamm nieder und lud meinen Begleiter ein, ein Gleiches zu thun.

Der aber antwortete, wie ich vermuthet hatte, es bleibe ihm für heute keine Zeit zur Ruhe übrig, lüftete ſeine Kappe und ging ſeines Weges, mich zum baldigen Nachkommen einladend.“

Wir ſehen aus dieſer humoriſtiſchen Reiſe-Epiſode, daß H. Heine, wie in ſeinen Schriften, ſo auch im geſelligen Leben ſtets den Schelm im Nacken trug, und daß ihm die launigen Einfälle ungeſucht, ohne lange Vorbereitung, entquollen, wie es ihm denn auch unmöglich war, den kürzeſten Freundſchaftsbrief ohne Hineinflechtung einiger witzigen Bemerkungen abzufaſſen. — In ſeiner Denkſchrift auf Ludwig Börne erzählt er, daß jene Fußwanderung durch Thüringen ihn auch nach der Wartburg führte, wo er mit andächtigen Gefühlen die Zelle ſah, in der einſt Doktor Luther gehauſt. „Ich beſuchte dort auch die Rüſtkammer,“ fügt er hinzu[330]), „wo die alten Harniſche hängen, die alten Pickelhauben, Tartſchen, Hellebarden, Flamberge, die eiſerne Garderobe des Mittelalters. Ich wandelte nachſinnend im Saale herum mit einem Univerſitätsfreunde, einem jungen Herrn vom Adel, deſſen Vater damals einer der mächtigſten Viertelfürſten in unſerer Heimat war und das ganze zitternde Ländchen beherrſchte. Auch ſeine Vorfahren ſind mächtige Barone geweſen, und der junge Mann ſchwelgte in heraldiſchen Erinnerungen bei dem Anblick der Rüſtungen und Waffen, die, wie ein angehefteter Zettel meldete, irgend einem Ritter ſeiner Sippſchaft angehört hatten. Als er das lange Schwert des Ahnherrn von dem Haken herablangte und aus Neugier verſuchte, ob er es wohl handhaben könnte, geſtand er, daß es ihm doch etwas zu ſchwer ſei, und er ließ entmuthigt den Arm ſinken. Als ich Dieſes ſah, als ich ſah, wie der Arm des Enkels zu ſchwach für das Schwert ſeiner Väter, da dachte ich heimlich in meinem Sinn: Deutſchland könnte frei ſein.“

Der Brief, in welchem Heine ſeinem Freunde Moſer die erſte Nachricht von jener Reiſe giebt, erwähnt, wie wir ſahen, in einer wunderlich verſteckten und zugleich die Neugier herausfordernden Weiſe ſeines Beſuches in Weimar. Bier und Gänſebraten der Muſenſtadt werden gelobt — von Goethe wird gar nicht geſprochen. Dennoch hatte der junge Dichter dem Neſtor der deutſchen Poeten ſeinen Beſuch gemacht, und er gedenkt dieſes Faktums auch in der „Romantiſchen Schule,“ wo er die äußere Erſcheinung Goethe's — ſein ruhig unbewegtes Auge, ſein ſtolz erhobenes Haupt und den kalten Zug von Egoismus, der auf ſeinen Lippen thronte — mit dem Anblick des Vaters der Götter, des großen Jupiter, vergleicht[331]):

„Wahrlich, als ich ihn in Weimar beſuchte und ihm gegenüber ſtand, blickte ich unwillkürlich zur Seite, ob ich nicht auch neben ihm den Adler ſähe mit den Blitzen im Schnabel. Ich war nahe dran, ihn griechiſch anzureden; da ich aber merkte, daſs er Deutſch verſtand, ſo erzählte ich ihm auf Deutſch, daſs die Pflaumen auf dem Wege zwiſchen Jena und Weimar ſehr gut ſchmeckten. Ich hatte in ſo manchen langen Winternächten darüber nachgedacht, wie viel Erhabenes und Tiefſinniges ich dem Goethe ſagen würde, wenn ich ihn mal ſähe. Und als ich ihn endlich ſah, ſagte ich ihm, daſs die ſächſiſchen Pflaumen ſehr gut ſchmeckten. Und Goethe lächelte. Er lächelte mit denſelben Lippen, womit er einſt die ſchöne Leda, die Europa, die Danae, die Semele und ſo manche andere Prinzeſſinnen oder auch gewöhnliche Nymphen geküſſt hatte.“ Allerdings mag Heine, wie aus dieſen Worten hervorleuchtet, in der Unterhaltung mit Goethe ziemlich befangen geweſen ſein, da ihm Deſſen kühle, vorwiegend artiſtiſche Behandlung der großen Menſchheitsfragen, gegen die er ſich ſpäter ſo unumwunden ausſprach[332]), ſchon damals einen erkältenden Eindruck verurſachte. Es ſcheint jedoch, daſs eine gewiſſe Pietät gegen den Großmeiſter der Dichtkunſt ihn zur Zeit noch abhielt, ſeine Anſichten über dies Thema ſelbſt dem vertrauteſten Freunde unaufgefordert zu enthüllen; denn erſt nach wiederholtem Drängen Moſer's kommt Heine endlich in einem Briefe vom 1. Juli 1825 auf ſeinen Beſuch in Weimar zurück[333]): „Daſs ich dir von Goethe Nichts geſchrieben, und wie ich ihn in Weimar geſprochen, und wie er mir recht viel Freundliches und Herablaſſendes geſagt, daran haſt du Nichts verloren. Er iſt nur noch das Gebäude, worin einſt Herrliches geblüht, und nur Das war's, was mich an ihm intereſſierte. Er hat ein wehmüthiges Gefühl in mir erregt, und er iſt mir lieber geworden, ſeit ich ihn bemitleide. Im Grunde aber ſind ich und Goethe zwei Naturen, die ſich in ihrer Heterogenität abſtoßen müſſen. Er iſt von Haus aus ein leichter Lebemenſch, dem der Lebensgenuſs das Höchſte, und der das Leben für und in der Idee wohl zuweilen fühlt und ahnt und in Gedichten ausſpricht, aber nie tief begriffen und noch weniger gelebt hat. Ich hingegen bin von Haus aus ein Schwärmer, d. h. bis zur Aufopferung begeiſtert für die Idee, und immer gedrängt, in dieſelbe mich zu verſenken. Dagegen aber habe ich den Lebensgenuſs begriffen und Gefallen daran gefunden, und nun iſt in mir der große Kampf zwiſchen meiner klaren Vernünftigkeit, die den Lebensgenuſs billigt und alle aufopfernde Begeiſterung als etwas Thörichtes ablehnt, und zwiſchen meiner ſchwärmeriſchen Neigung, die oft unverſehens aufſchießt, und mich gewaltſam ergreift, und mich vielleicht einſt wieder in ihr uraltes Reich hinabzieht, wenn es nicht beſſer iſt zu ſagen: hinaufzieht; denn es iſt doch noch die große Frage, ob der Schwärmer, der ſelbſt ſein Leben für die Idee hingiebt, nicht in einem Momente mehr und glücklicher lebt, als Herr von Goethe während ſeines ganzen ſechsundſiebzigjährigen egoiſtiſch behaglichen Lebens.“ Das iſt freilich eine verwegene und anmaßliche Sprache im Munde eines fünfundzwanzigjährigen Jünglings, der den Werken eines Goethe erſt zwei Bändchen Gedichte und Tragödien gegenüber zu ſtellen hatte, in denen die opfermuthige Begeiſterung für die „Idee“ mindeſtens nicht das hervorragendſte Moment war! Nichtsdeſtoweniger lag dieſen Äußerungen das richtige Gefühl eines tiefwurzelnden Gegenſatzes in den Naturen beider Dichter zu Grunde, der ſehr bald zum deutlichen Ausdruck kommen ſollte, und wir müſſen außerdem daran erinnern, daß Heine, als er jene von ſo großem Selbſtgefühl zeugenden Worte ſchrieb, mit allem Enthuſiasmus am „Rabbi“ arbeitete, und die „Harzreiſe“ ſchon vollendet hatte. Er ſteuerte alſo bereits mit vollen Segeln auf das ſtürmiſch bewegte Meer der Gegenwart hinaus, während Goethe, „das große Zeitablehnungsgenie“, wie ihn Heine in einem Briefe an Varnhagen nennt, ſich in beſchaulichem Quietismus mehr und mehr von der aufregenden Beſchäftigung mit den großen Menſchheitsfragen in oſteologiſche, botaniſche und phyſikaliſche Studien zurückzog. Es kann uns daher nicht wundern, daß Letzterer ſich durch die unruhig prickelnde, leidenſchaftlich erregte, an allem altehrwürdig Beſtehenden rüttelnde Dichtweiſe Heine's eben ſo ſehr abgeſtoßen fühlte, wie Dieſer durch die vornehme Kälte der Goethe'ſchen Kunſtbehaglichkeit. Das Urtheil Goethe's über Heine iſt in der That um ſo merkwürdiger, als es Dieſem faſt denſelben Mangel vorwirft, welchen Heine Jenem in dem Briefe an Moſer vorgeworfen hat: den Mangel an echter Liebe zur Menſchheit. „Es iſt nicht zu leugnen,“ ſagte Goethe am 25. December 1825 in einem Geſpräche mit Eckermann334), „er beſitzt manche glänzende Eigenſchaften; allein ihm fehlt — die Liebe. Er liebt ſo wenig ſeine Leſer und ſeine Mit-Poeten als ſich ſelber, und ſo kommt man in den Fall, auch auf ihn den Spruch des Apoſtels anzuwenden: „Und wenn ich mit Menſchen- und mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht, ſo wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende

Schelle." Noch in dieſen Tagen habe ich Gedichte von ihm geleſen, und ſein reiches Talent nicht verkennen können. Allein, wie geſagt, die Liebe fehlt ihm, und ſo wird er auch nie ſo wirken, als er hätte müſſen. Man wird ihn fürchten, und er wird der Gott Derer ſein, die gern wie er negativ wären, aber nicht wie er das Talent haben."

Im Frühjahr 1825 entſchloſs ſich H. Heine endlich auf das Drängen ſeines Oheims Salomon, der keine neuen Gelder herausrücken wollte, bevor ihm der Neffe die glücklich erfolgte Doktor-Promotion anzeigen würde, ſein juriſtiſches Examen zu machen. Eine Diſſertation war zu jener Zeit nicht erforderlich; ſie wurde meiſt nur von Solchen verfaſſt, die ſich als Privatdocenten zu habilitieren gedachten. Heine ſandte daher üblichermaßen an Profeſſor Hugo, den Dekan der juriſtiſchen Fakultät, unterm 16. April nur eine ſogenannte litera petitoria[335]), einen lateiniſch geſchriebenen Brief, worin er um Zulaſſung zum Promotions-Examen und gleichzeitig um Angabe der von ihm zu erklärenden Geſetze bat. Zur Erläuterung dieſes Anſuchens ſei bemerkt, daſs jedem Kandidaten zwei Stellen aus den Rechtsquellen zur Interpretation aufgegeben werden, und zwar jetzt zu ausführlichen ſchriftlichen Arbeiten, deren Prüfung die Zulaſſung zum Examen bedingt. Früher jedoch las der Kandidat im Beginn des Examens ſelbſt eine kurze Expoſition dieſer Stellen vor, die nicht zu den Akten gelegt wurde. Nur die betreffenden Geſetzesſtellen ſind in den Fakultätsakten bezeichnet, als Cap. 28 Extra. De jurejurando 2. 24., und Lex 18 Digestorum. De pignoribus (20. 1). Das Amt eines Prorektors — ſtändiger Rektor der Univerſität war der König von England und Hannover — bekleidete damals der kürzlich von Berlin nach Göttingen berufene Profeſſor Johann Friedrich Ludwig Göſchen; die engere Fakultät bildeten die Profeſſoren Meiſter, Hugo, Bauer und Eichhorn, deren Vorleſungen Heine in letzter Zeit fleißig beſucht hatte. Daſs der gefürchtete Hugo als Dekan an der Spitze der Fakultät ſtand, trug nicht eben dazu bei, Heine's Selbſtvertrauen auf die mühſam und widerwillig erworbenen juriſtiſchen Kenntniſſe zu erhöhen. In dem Gefühl, daſs es um dieſe Kenntniſſe ziemlich ſchwach beſtellt ſei, ſchloſs er denn auch ſeinen im herkömmlich ſchnörkelhaften Kurialſtile verfaſſten Anmeldungsbrief mit den zaghaft beſcheidenen Worten: „Obwohl ich in jenen ſechs Jahren, in denen ich meinen Studien oblag, mich ſtets zum juridiſchen Fache hielt, war es doch nie meine Abſicht, die Rechtskunde zum einſtigen Broterwerb zu erwählen, vielmehr ſuchte ich Geiſt und Herz für die Humanitätsſtudien wiſſenſchaftlich auszubilden. Nichtsdeſtoweniger hatte ich mich in dieſer Hinſicht keines ſehr günſtigen Erfolgs zu erfreuen, da ich manche ſehr nützliche Disciplinen hintanſetzte und mit zu großer Vorliebe die Philoſophie, die Literatur des Morgenlandes, die deutſche des Mittelalters und die belletriſtiſche der neueren Völker ſtudierte. In Göttingen befleißigte ich mich ausſchließlich der Rechtswiſſenſchaft, allein ein hartnäckiges Kopfleiden, das mich zwei Jahre lang bis heute gequält, war mir immer ein großes Hemmnis und trägt die Schuld, daſs meine Kenntniſſe nicht meinem Fleiß und Eifer entſprechen. Daher hoffe ich, hochwohlgeborner Herr Dekan und hochberühmte Mitglieder der hochpreislichen Fakultät, ſehr auf Ihre Nachſicht, deren ich mich künftig mit der größten Geiſtesanſtrengung nicht unwürdig zu erweiſen gelobe.“ Das Promotions-Examen, zu welchem ſich Heine in dieſem Briefe meldete, fand am 3. Mai 1825 ſtatt. Wie aus ſeinem Doktor-Diplom[336]) und den Dekanats-Akten hervorgeht, erlangte er im juriſtiſchen Examen nur den dritten Grad. Die Promotions-Theſen, welche er am 20. Juli in öffentlicher Disputation gegen ſeine Opponenten, den Privatdocenten der Philologie Dr. C. F. Gulemann und den Stud. jur. Th. Geppert, vertheidigte, waren folgende:

1) Der Ehemann iſt Herr der Mitgift.
2) Der Gläubiger muſs eine Quittung ausſtellen.
3) Alle Rechtsverhandlungen ſind öffentlich zu führen.
4) Aus dem Eid erwächſt keine Verpflichtung.
5) Die confarreatio war bei den Römern die älteſte Art einer rechtlichen Eheverbindung.

Wir ſehen aus der dritten Theſis, daſs Heine auch bei Gelegenheit ſeiner Doktor-Promotion wieder für jene Öffentlichkeit der Gerichte in die Schranken trat, deren Segen er in ſeiner rheiniſchen Heimat kennen gelernt und für die er bereits in den „Briefen aus Berlin“[337]) als Publiciſt das Wort ergriffen hatte. Beſonders eifrig muſste er die vierte und fünfte Theſis gegen die Einwendungen ſeiner Opponenten verfechten, und wir dürfen aus dem Stil ſeiner litera petitoria und der Mittheilung eines Ohrenzeugen ſchließen, daſs Solches nicht in beſonders klaſſiſchem Latein geſchah. Ja, es ſoll zur Genugthuung des biederen Maſsmann, dem Heine ſo oft „ſeine Lateinloſigkeit, ſeine lateiniſche Impotenz, ſeine magna linguae romanae ignorantia“ vorwarf, nicht verſchwiegen bleiben, daſs der junge Doktorand ſich im Eifer der Disputation an jenem Tage ſogar eines groben Grammatikalſchnitzers ſchuldig machte. Es paſſierte ihm nämlich das Mißgeſchick, zu ſagen: „Legitur hoc in caput 7," worauf alle Zuhörer unbarmherzig lachten[338]). Mit ſolchen kleinen Verſtößen nimmt man's indeſſen bekanntlich bei Promotions-Disputationen nicht allzu genau, und ſo ließ ſelbſt der grimme Hugo ſich herbei, in den einleitenden Worten, welche er, wie gewöhnlich, der feierlichen Proklamation der Doktorwürde vorausſandte, dem Doktoranden zwar minder über ſeine juriſtiſchen, deſto mehr jedoch über ſeine poetiſchen Leiſtungen vielfache Elogen zu machen. Er verglich ihn mit Goethe, welcher auch früher und beſſer als Dichter denn als Juriſt ſich bewährt habe, und äußerte ſogar, die Verſe Heine's ſeien nach dem allgemeinen Urtheil den Goethe'ſchen an die Seite zu ſetzen. „Und Dieſes," berichtet Heine ſeinem Freunde Moſer[339]), „ſagte der große Hugo aus der Fülle ſeines Herzens, und privatim ſagte er noch viel Schönes denſelben Tag, als wir Beide mit einander ſpazieren fuhren und ich von ihm auf ein Abendeſſen geſetzt wurde. Ich finde alſo," fügt er ſcherzend hinzu, „daß Gans Unrecht hat, wenn er in geringſchätzendem Tone vom Hugo ſpricht. Hugo iſt einer der größten Männer unſeres Jahrhunderts."

Zwiſchen die Zeit des Examens und den Tag ſeiner Doktor-Promotion fiel ein anderer, ungleich wichtigerer Akt in Heine's Leben: — der Akt ſeines nominellen Übertrittes zur evangeliſchen Religion. Daß ihn kein ſtarkes religiöſes Band an das Judenthum feſſelte, haben wir zur Genüge erfahren. Auch mit dem Kulturleben ſeiner Stammgenoſſen fühlte ſich Heine nur loſe verknüpft; ſchon im Februar 1822 hatte er an Wohlwill geſchrieben[340]): „Auch ich habe nicht die Kraft, einen Bart zu tragen und mir „Judenmauſchel" nachrufen zu laſſen und zu faſten rc." Dennoch ſträubte ſich in ihm ein edles Gefühl gegen das Unwürdige eines Religionswechſels aus rein äußerlichen Gründen. Er berührte dies Thema zuerſt in einem Briefe an Moſer nach der Rückkehr von dem Beſuche in Hamburg im Sommer 1823. „Wie du denken kannſt," ſchrieb er mit Rückſicht auf ſeine juriſtiſchen Pläne[341]), „kommt hier die Taufe zur Sprache. Keiner von meiner Familie iſt dagegen, außer ich. Und dieſer ich iſt ſehr eigenſinniger Natur. Aus meiner Denkungsart kannſt du es dir wohl abſtrahieren, daß mir die Taufe ein gleichgültiger Akt iſt, daß ich ihn auch ſymboliſch nicht wichtig achte, und daß ich mich der Verfechtung der Rechte meiner unglücklichen Stammesgenoſſen mehr weihen würde. Aber dennoch halte ich es unter meiner Würde und meine Ehre befleckend, wenn ich, um ein Amt in Preußen anzunehmen, mich taufen ließe. Im lieben Preußen!!! Ich weiß wirklich nicht, wie ich mir in meiner ſchlechten Lage helfen ſoll. Ich werde noch aus Ärger katholiſch und hänge mich auf. Wir leben in einer traurigen Zeit, Schurken werden zu den Beſten, und die Beſten müſſen Schurken werden. Ich verſtehe ſehr gut die Worte des Pſalmiſten: „Herr Gott, gieb mir mein täglich Brot, daß ich deinen Namen nicht läſtre!“ . . . Es iſt fatal, daß bei mir der ganze Menſch durch das Budget regiert wird. Auf meine Grundſätze hat Geldmangel oder Überfluß nicht den mindeſten Einfluß, aber deſto mehr auf meine Handlungen. Ja, großer Moſer, der H. Heine iſt ſehr klein. Wahrlich, der kleine Markus iſt größer als ich! Es iſt Dies kein Scherz, ſondern mein ernſthafteſter, ingrimmigſter Ernſt. Ich kann dir Das nicht oft genug wiederholen, damit du mich nicht miſſt nach dem Maßſtabe deiner eigenen großen Seele.“ — Es ſcheint, daß Heine ſich, wie Gans, eine Zeitlang mit der Illuſion trug, als werde ihm die preußiſche Regierung den Eintritt in den Staatsdienſt ohne vorherigen Übertritt zum Chriſtenthume geſtatten, und daß er ſolche Vergünſtigung durch eine Eingabe an das Kultus-Miniſterium zu erlangen hoffte. Hierauf bezieht ſich nachfolgende Stelle eines Briefes an Moſer vom Sommer 1824[312]: „Deine Mittheilungen über die Veränderungen im Miniſterium des Kultus haben mich ſehr intereſſiert; du kannſt wohl denken, in welcher Hinſicht. Es iſt Alles jetzt ſo verwirrt im preußiſchen Staat, daß man nicht weiß, wer Koch oder Kellner iſt. Ich möchte wohl wiſſen, an Wen ich mich mit Erfolg wenden könnte bei meinem Geſuch an das Miniſterium. Ich habe ſchon in Berlin mit dir darüber geſprochen, die Zeit rückt heran, wo ich ſolche Vorſätze zur Ausübung bringen ſollte, und ich kann's dir nicht genug empfehlen, dieſe Sache im Augenmerk zu behalten. Du weißt ja, ich ſelbſt bin nicht im Stande, dergleichen Demarchen ſelbſt zu machen und zu überdenken; meine Freunde ſind immer meine natürlichen Vormünder. Ja, ſäßen Weiber am Staatsruder, ſo wäre ich Mann genug, bald ein gemachter Mann zu ſein!“ — Bei der erſten Nachricht, daß die Bemühungen ſeines Freundes Gans, eine Profeſſur ohne vorgängigen Religionswechſel zu erhalten, vergeblich geweſen, und er ſich nun den Umſtänden fügen wolle, ſpricht ſich Heine ziemlich milde über Deſſen beabſichtigte Taufhandlung aus. Er bittet ſogar Moſer, Gans die Verſicherung zu ertheilen, daß er ihn jetzt nicht weniger als vormals liebe. „Ungern,“ fügt er hinzu[313], „vermiſſe ich in deinem Briefe Nachricht über den Verein.

Hat derſelbe ſchon Karten herumgeſchickt pour prendre congé? oder wird er ſich halten? wird Gott ſtark ſein in den Schwachen, in Auerbach und Konſorten? wird ein Meſſias gewählt werden? Da Gans ſich taufen laſſen will, ſo wird er es wohl nicht werden können, und die Wahl eines Meſſias hält ſchwer. Die Wahl des Eſels wäre ſchon weit leichter." Und als Gans im folgenden Jahre die Reiſe nach Frankreich und England angetreten hatte, ſpöttelte Heine[344]): „Ich ſehe mit Spannung ſeiner Rückkunft entgegen. Ich glaube wirklich, daß Gans als Eli-Ganz zurückkehrt. Auch glaube ich, daß, obgleich der erſte Theil des „Erbrechtes" mit vollem Recht, nach Zunziſcher Bibliothekseintheilung, als Quelle zur jüdiſchen Geſchichte betrachtet werden kann, dennoch der Theil des Erbrechts, der nach Gans' Zurückkunft von Paris erſcheint, keine Quelle zur jüdiſchen Geſchichte ſein wird, eben ſo wenig wie die Werke Savigny's und anderer Gojim und Reſchoim. Kurz, Gans wird als Chriſt, im wäſſerigſten Sinne des Worts, von Paris zurückkehren."

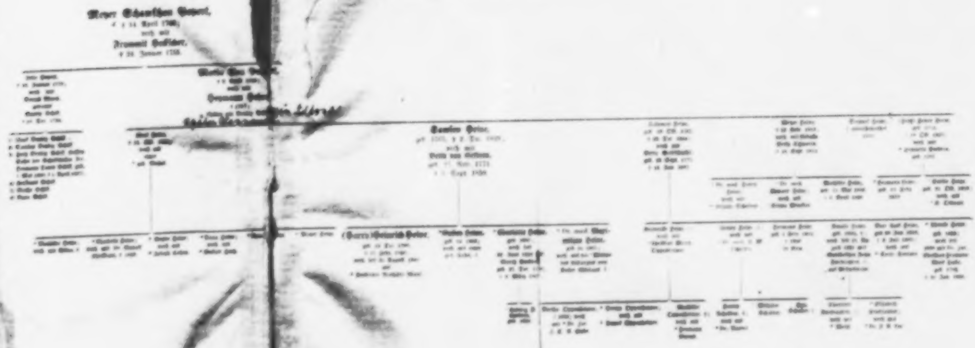
Als Heine dieſe ironiſchen Auslaſſungen ſchrieb, war an ihm ſelber der Taufakt bereits vollzogen. Es verſteht ſich, daß Solches in aller Stille und mit ſorglicher Vermeidung jedes öffentlichen Aufſehens geſchehen war. In dem kleinen preußiſchen Orte Heiligenſtadt, einige Meilen von Göttingen entfernt, hatte ſich Harry Heine am 28. Juni 1825 in der Dienſtwohnung des Pfarrers zu St. Martini, des Superintendenten Magiſter Gottlob Chriſtian Grimm, durch Dieſen in die Gemeinſchaft der evangeliſchen Kirche aufnehmen laſſen und, mit Beibehaltung des Familiennamens, bei der Taufe die Vornamen Chriſtian Johann Heinrich empfangen. Als einziger Taufpathe fungirte der Superintendent in Langenſalza, Dr. theol. Karl Friedrich Bonitz, welcher am folgenden Tage auch bei der Taufe von Zwillingskindern des Magiſters Grimm Gevatter ſtand, und vermuthlich zu dieſem Zwecke nach Heiligenſtadt gekommen war. Wegen ſeiner zufälligen Anweſenheit mag er von Heine, dem es ſicher erwünſcht war, die Kirche ſelbſt mit dem ganzen Odium der vorſchriftsmäßigen Formalitäten zu belaſten, erſucht worden ſein, ebenfalls an ihm Pathenſtelle zu vertreten[345]). Mit welchen Gefühlen der Proſelyt die ihm durch Familien- und Erwerbsrückſichten aufgenöthigte Taufhandlung hatte über ſich ergehen laſſen, ſagen uns die ergrimmten Worte, in denen er ſeinem Freunde Moſer die erſte verſchämte Andeutung von dem geſchehenen Schritte giebt[346]): „Ich empfehle dir Golowin's Reiſe nach Japan. Du erſiehſt daraus, daß die Japaner das civiliſirteſte, urbanſte Volk auf der

Erde ſind. Ja, ich möchte ſagen: das chriſtlichſte Volk, wenn ich nicht zu meinem Erſtaunen geleſen, wie eben dieſem Volke Nichts ſo ſehr verhaſſt und zum Gräuel iſt, als eben das Chriſtenthum. Ich will ein Japaner werden. — Es iſt ihnen Nichts ſo verhaſſt wie das Kreuz. Ich will ein Japaner werden. — Vielleicht ſchicke ich dir heute noch ein Gedicht aus dem „Rabbi," worin ich leider wieder unterbrochen worden. Ich bitte dich ſehr, das Gedicht, ſowie auch was ich dir von meinen Privatverhältniſſen ſage, Niemanden mitzutheilen. Ein junger ſpaniſcher Jude, von Herzen ein Jude, der ſich aber aus Luxusübermuth taufen läſſt, korreſpondiert mit dem jungen Jehuda Abarbanel und ſchickt ihm jenes Gedicht, aus dem Mauriſchen überſetzt. Vielleicht ſcheut er es doch, eine nicht ſehr noble Handlung dem Freunde unumwunden zu ſchreiben, aber er ſchickt ihm jenes Gedicht. — Denk nicht darüber nach." — — Bitterer noch klingen die ſelbſtanklagenden Äuſserungen eines fünf Wochen ſpäter geſchriebenen Briefes[347]): „Ich weiſs nicht, was ich ſagen ſoll, Cohen verſichert mich, Gans predige das Chriſtenthum und ſuche die Kinder Iſrael zu bekehren. Thut er Dieſes aus Überzeugung, ſo iſt er ein Narr; thut er es aus Gleiſsnerei, ſo iſt er ein Lump. Ich werde zwar nicht aufhören ihn zu lieben; dennoch geſtehe ich, weit lieber wär's mir geweſen, wenn ich ſtatt obiger Nachricht erfahren hätte, Gans habe ſilberne Löffel geſtohlen. Daſs du, lieber Moſer, wie Gans denken ſollſt, kann ich nicht glauben, obſchon es Cohen verſichert und es ſogar von dir ſelber haben will. Es wäre mir ſehr leid, wenn mein eigenes Getauftſein dir in einem günſtigen Lichte erſcheinen könnte. Ich verſichere dich: wenn die Geſetze das Stehlen ſilberner Löffel erlaubt hätten, ſo würde ich mich nicht getauft haben. — Vorigen Sonnabend war ich im Tempel, und habe die Freude gehabt, eigenohrig anzuhören, wie Dr. Salomon gegen die getauften Juden loszog, und beſonders ſtichelte: „wie ſie von der bloſsen Hoffnung, eine Stelle (ipsissima verba) zu bekommen, ſich verlocken laſſen, dem Glauben ihrer Väter untreu zu werden." Ich verſichere dir, die Predigt war gut, und ich beabſichtige, den Mann dieſe Tage zu beſuchen. — Wenn ich Zeit hätte, würde ich der Doktorin Zunz einen hübſchen jüdiſchen Brief ſchreiben. Ich werde jetzt ein rechter Chriſt; ich ſchmarotze nämlich bei den reichen Juden." Aufs ſchmerzlichſte variieren die Klagen vom Frühjahr 1826 daſſelbe Thema[348]): „Das war eine gute Zeit, als der „Ratcliff" und „Almanſor" bei Dümmler erſchienen, und du, lieber Moſer, die ſchönen Stellen daraus bewunderteſt, und dich in deinen Mantel hüllteſt und pathetiſch ſpracheſt, wie der Marquis Poſa. Es war damals Winter, und der Thermometer war bis auf Auerbach gefallen, und Dithmar fror trotz ſeiner Nankinghoſen — und doch iſt es mir, als ob es damals wärmer geweſen ſei, als heute den 23. April, heute wo die Hamburger ſchon mit Frühlingsgefühlen herumlaufen, mit Veilchenſträußern u. ſ. w. u. ſ. w. Es iſt damals viel wärmer geweſen. Wenn ich nicht irre, war Gans damals noch nicht getauft und ſchrieb lange Vereinsreden, und trug ſich mit dem Wahlſpruch: „Victrix causa Diis placuit, sed victa Catoni." Ich erinnere mich, der Pſalm: „Wir ſaßen an den Flüſſen Babel's" war damals deine Force, und du recitierteſt ihn ſo ſchön, ſo herrlich, ſo rührend, daß ich jetzt noch weinen möchte, und nicht bloß über den Pſalm. Du hatteſt damals auch einige ſehr gute Gedanken über Judenthum, chriſtliche Niederträchtigkeit der Proſelytenmacherei, Niederträchtigkeit der Juden, die durch die Taufe nicht nur die Abſicht haben, Schwierigkeiten fortzuräumen, ſondern durch die Taufe Etwas erlangen, Etwas erſchachern wollen, und dergleichen gute Gedanken mehr, die du gelegentlich mal aufſchreiben ſollteſt. Du biſt ja ſelbſtändig genug, als daß du es wegen Gans nicht wagen dürfteſt, und was mich betrifft, ſo brauchſt du dich wegen meiner gar nicht zu genieren. Wie Solon ſagte, daß man Niemanden vor ſeinem Tode glücklich nennen könne, ſo kann man auch ſagen, daß Niemand vor ſeinem Tode ein braver Mann genannt werden ſollte. Ich bin froh, der alte Friedländer und Bendavid ſind alt, und werden bald ſterben, und Dieſe haben wir dann ſicher, und man kann unſerer Zeit nicht den Vorwurf machen, daß ſie keinen einzigen Untadelhaften aufzeigen kann. Verzeih mir den Unmuth, er iſt zumeiſt gegen mich ſelbſt gerichtet. Ich ſtehe oft auf des Nachts und ſtelle mich vor den Spiegel und ſchimpfe mich aus. Vielleicht ſeh' ich des Freundes Seele jetzt für einen ſolchen Spiegel an . . . . Grüß mir unſern „außerordentlichen" Freund, und ſag ihm, daß ich ihn liebe. Und Dieſes iſt mein ſeelenvollſter Ernſt. Er iſt mir noch immer ein liebes Bild, obſchon kein Heiligenbild, noch viel weniger ein verehrliches, ein wunderthätiges. Ich denke oft an ihn, weil ich an mich ſelbſt nicht denken will. So dachte ich dieſe Nacht: mit welchem Geſicht würde wohl Gans vor Moſes treten, wenn Dieſer plötzlich auf Erden wieder erſchiene? Und Moſes iſt doch der größte Juriſt, der je gelebt hat, denn ſeine Geſetzgebung dauert noch bis auf heutigen Tag. Ich träumte auch, Gans und Mordachai Noah kamen in Stralau zuſammen, und Gans war, o Wunder! ſtumm wie ein Fiſch. Zunz ſtand ſarfreilich lächelnd dabei und ſagte zu ſeiner Frau: „Siehſt du, Mäuschen?" Ich glaube, Lehmann hielt eine lange Rede, im vollen Tone, und geſpickt mit „Aufklärung," „Wechſel der Zeitverhältniſſe," „Fortſchritte des Weltgeiſtes," eine lange Rede, worüber ich nicht einſchlief, ſondern im Gegentheil, worüber ich erwachte." — „Wie tief begründet iſt doch der Mythos des ewigen Juden!" heißt es in einem anderen Briefe[369]). „Im ſtillen Waldthal erzählt die Mutter ihren Kindern das ſchaurige Märchen, die Kleinen drücken ſich ängſtlicher an den Herd, draußen iſt Nacht — das Poſthorn tönt — Schacherjuden fahren nach Leipzig zur Meſſe. — Wir, die wir die Helden des Märchens ſind, wir wiſſen es ſelbſt nicht. Den weißen Bart, deſſen Saum die Zeit wieder verjüngend geſchwärzt, kann kein Barbier abraſieren." — Im Herbſt 1825 erſchien in den „Wiener Jahrbüchern" die an einer früheren Stelle erwähnte Recenſion der Heine'ſchen „Tragödien" von Wilhelm Häring, worin die chriſtenthumsfeindliche Tendenz des „Almanſor" ziemlich deutlich auf die jüdiſche Abſtammung des Dichters zurückgeführt wurde. Dies Hineinziehen konfeſſioneller Erörterungen mußte für Heine um ſo peinlicher ſein, je mehr er zur Klarheit darüber gelangte, daß er ſich durch den im Widerſpruch mit ſeiner innern Überzeugung unternommenen Religionswechſel in die zweideutigſte Lage gebracht. „Ich ſehe noch ſchlimmeren Ausfällen entgegen," ſchrieb er an Moſer[370]). „Daß man den Dichter herunter reißt, kann mich wenig rühren; daß man aber auf meine Privatverhältniſſe ſo derbe anſpielt oder, beſſer geſagt, anzügelt, Das iſt mir ſehr verdrießlich. Ich habe chriſtliche Glücksritter in meiner eigenen Familie u. ſ. w. . . . Iſt es nicht närriſch? kaum bin ich getauft, ſo werde ich als Jude verſchrieen . . . . Ich bin jetzt bei Chriſt und Jude verhaßt. Ich bereue ſehr, daß ich mich getauft hab'; ich ſeh' noch gar nicht ein, daß es mir ſeitdem beſſer ergangen ſei — im Gegentheil, ich habe ſeitdem Nichts als Widerwärtigkeiten und Unglück." In der That ſollte Heine, wie die Erfahrung ihn bald genug belehrte, durch ſeinen formellen Übertritt zum chriſtlichen Glauben Nichts von Allem, was er gehofft hatte, erreichen: keine Staatsanſtellung und keine Unabhängigkeit von den Geldzuſchüſſen des reichen Oheims. Vor dem Kampfe noch war er abgefallen von der Idee, die ihn zu ihrem Streiter erkoren; die Taufe hatte ihn im innerſten Gewiſſen mit ſich ſelbſt entzweit, von Herzen wurde er niemals ein Chriſt, und bei ſeinen Feinden hieß er: der Jude.

Anmerkungen.

Geſchlechtstafel der Familie Heine.

(Die mit * bezeichneten Mitglieder der Familie ſind noch am Leben.)


Samſon Heine,
Betty van Geldern,
(Harry) Heinrich Heine,

Anmerkungen.

Die Citate aus H. Heine's Schriften beziehen ſich ſtets auf die kritiſche Geſammtausgabe ſeiner Werke, welche in 21 Bänden (Hamburg, 1861–1866) von mir herausgegeben ward. Für die Beſitzer der neueſten, billigeren Ausgabe ſind die hin und wieder abweichenden Seitenzahlen der letzteren in eckigen Klammern [ ] beigefügt.

¹) Die Notizen über die Vorfahren und Verwandten des Dichters entnahm ich größten Theils den Mittheilungen der Broſchüre ſeines Vetters, des Dr. Hermann Schiff: „Heinrich Heine und der Neuiſraelitismus; Briefe an Adolf Strodtmann" (Hamburg, J. P. F. E. Richter, 1866), S. 6–9, da mir Schiff die Verſicherung gab, daß er die gründlichſten Nachforſchungen in dieſer Hinſicht angeſtellt habe. Seit der Druck des vorliegenden Buches begonnen war, ließ ich es mir jedoch angelegen ſein, die Angaben Schiff's durch Vergleichung der Inſchriften auf zahlreichen Grabſteinen und Durchforſchung vieler Geburts-, Sterbe- und Heiraths-Regiſter nach Möglichkeit ſorgfältigſt zu prüfen, und ich gelangte bald zu der Erkenntniß, daß Schiff ſich in verſchiedenen Punkten nicht unerheblich geirrt hat. Aus wiederholten Aufführungen in den officiellen Büchern der deutſch-iſraelitiſchen Gemeinde zu Hamburg ergab ſich mit Beſtimmtheit, daß der erſt in Altona, ſpäter in Hannover anſäſſige Großvater H. Heine's mit Vornamen nicht Leb, ſondern Heymann (חיים) hieß. Derſelbe ſtammte, nach einer Stelle im „Wintermärchen" (H. Heine's Sämmtl. Werke, Bd. XVII, S. 180 [179]) zu ſchließen, aus Bückeburg. Von ſeinen Söhnen war Samſon Heine, der Vater des Dichters, nicht der jüngſte, ſondern der zweitälteſte; Herz Heine, der jüngſte unter den Brüdern, nahm ſpäter den Vornamen Henry an, und iſt mit Dieſem identiſch; dagegen lebte in Bordeaux ein ſechster, erſtgeborener Bruder, Iſaak Heine, der ein anſehnliches Vermögen hinterließ, und deſſen Söhne gegenwärtig Aſſociés der weltbekannten Bankfirma Fould & Co. in Paris ſind. — So ſchwer es mir geworden iſt, Zuverläſſiges über die Verwandtſchaftsverhältniſſe, Geburts- und Sterbedaten der einzelnen Mitglieder einer ſo weitverzweigten Familie zu ermitteln, glaube ich doch die Richtigkeit der angefügten genealogiſchen Tabelle in allen weſentlichen Stücken verbürgen zu können.

*) Dieſe Notiz verdanke ich dem Herrn Kaufmanne Michel Simons in Düſſeldorf, deſſen Schwiegermutter gleichfalls eine geborne von Geldern war. Bei einer früheren Reviſion der alten Familienpapiere fand ſich der betreffende Adelsbrief nicht vor, und da die männliche Deſcendenz des Geſchlechtes von Geldern erloſchen iſt, wurden keine weiteren Nachforſchungen nach dem Dokumente angeſtellt. — Auch der Onkel H. Heine's, Simon von Geldern, liegt auf dem iſraelitiſchen Friedhofe in Düſſeldorf begraben.

**) Trotz aller aufgewandten Mühe hat es mir nicht gelingen wollen, den Geburtsſchein des Dichters in amtlich beglaubigter Abſchrift zu erlangen. Da die betreffenden Geburtsregiſter in Düſſeldorf bei einer Feuersbrunſt vernichtet worden ſind, ſuchte ich mir einen Auszug aus den Beſchneidungsprotokollen zu verſchaffen; aber auch dieſe waren nur noch bis zum Jahre 1784 aufzufinden, und die folgenden Bände bis zum Anfang des neunzehnten Jahrhunderts ſcheinen verloren gegangen zu ſein. Der Witz H. Heine's in den „Reiſebildern" (Sämmtl. Werke, Bd. II., S. 212), daß er in der Neujahrsnacht 1800 geboren, alſo „einer der erſten Männer ſeines Jahrhunderts" ſei, hat manche irrigen Notizen in Betreff ſeines Geburtsdatums zur Folge gehabt. Aber auch im Übrigen widerſprechen ſich die ernſthafteren Angaben des Dichters über dieſen Gegenſtand. In einem Briefe an Friedrich Raßmann vom 20. Oktober 1821 behauptet H. Heine, 24 Jahre alt, folglich 1797 geboren zu ſein. Ein heute noch in den Fakultätsakten der Univerſität Göttingen aufbewahrtes, in lateiniſcher Sprache abgefaßtes Schreiben an Profeſſor Hugo vom 16. April 1825 enthält gar den wunderlichen Schreibfehler: „Natus sum mense Decembri anni 1779." Die 1835 an Philarète Chasles geſandte autobiographiſche Skizze wiederholt die Angabe der „Reiſebilder," und erſt ein Brief an St. René Taillandier vom 3. November 1851 giebt mit nachſtehenden Worten das als richtig erſcheinende Jahr an: „Ich beſchränke mich darauf, Ihnen zu ſagen, daß das Datum meiner Geburt in den mich betreffenden biographiſchen Notizen nicht eben genau angegeben iſt. Dieſe Ungenauigkeit mag die Folge eines abſichtlichen Irrthumes ſein, den man zu meinen Gunſten während der preußiſchen Invaſion beging, um mich dem Dienſte Sr. Majeſtät des Königs von Preußen zu entziehen. Seitdem ſind alle unſre Familien-Archive durch wiederholte Feuersbrünſte in Hamburg vernichtet worden. Indem ich meinen Taufſchein zu Rathe ziehe, finde ich den 13. December 1799 als mein Geburtsdatum verzeichnet." Auch in den 1854 veröffentlichten „Geſtändniſſen" (Sämmtl. Werke, Bd. XIV., S. 234) berichtet Heine, daß er „im letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts" geboren ſei." Ein noch lebender Schulkamerad und Univerſitätsfreund des Dichters, Herr Dr. med. Joſeph Neunzig in Gerresheim, dem ich manche intereſſante Nachricht über H. Heine's Jugendjahre verdanke, und der 1797 geboren iſt, will freilich, nach Ausſage ſeiner Mutter, in gleichem Alter mit Demſelben geſtanden haben, und auch ein anderer Schulgefährte Heine's, der Bankier und Stadtrath S. H. Prag in Düſſeldorf, ſpricht in einem mir vorliegenden Briefe die Meinung aus, daß Jener ſpäteſtens im Jahre 1798 geboren ſei. Wollte man dem höchſt unzuverläſſigen Friedrich Steinmann Glauben ſchenken, ſo würde ſich ein ferneres Zeugniß zu Gunſten des Jahres 1797 ergeben; denn Steinmann behauptet, daß ihm Heine nicht nur wiederholentlich dies Jahr als das ſeiner Geburt genannt, ſondern daſſelbe auch als ſolches in ſein Stammbuch eingetragen habe. Da jedoch Steinmann ſeinem Buche über Heine ein Autograph des betreffenden Stammbuchblattes beifügt, und auf dieſem eine Angabe des Geburtsjahres keineswegs vorhanden iſt, dürfte der Verſicherung eines ſo unglaubwürdigen Zeugen ſo wenig in dieſem wie in den meiſten übrigen Fällen Gewicht beizumeſſen ſein. Dagegen verdanke ich der Güte des Herrn Superintendenten W. Felgenhäger zu Heiligenſtadt ein weiteres Zeugniß für die Richtigkeit des von H. Heine zuletzt angegebenen Datums. Im Kirchenbuche der evangeliſchen Gemeinde zu St. Martini in Heiligenſtadt findet ſich nämlich unter den vom Magiſter Gottlob Chriſtian Grimm eingetragenen Notizen über Harry Heine's Taufakt die ausdrückliche Bemerkung, daß der Proſelyt am 13. December 1799 geboren ſei. Da die Notiz des Kirchenbuches unzweifelhaft auf den Angaben des Taufſcheines beruht, dürfte die Richtigkeit dieſes Datums hinfort nicht mehr anzufechten ſein.

[4] Bei Gelegenheit der Denkſchrift über Ludwig Börne. Vgl. den Brief Heine's an Julius Campe vom 24. Juli 1840. — H. Heine's ſämmtliche Werke, Bd. XX., S. 276.

[5] Daſſelbe wird zur Zeit von dem gegenwärtigen Eigenthümer, dem Kappenmacher Joſeph Hürter, bewohnt.

[6] Jetzt Eigenthum und Wohnhaus des Schreib- und Zeichenmaterialienhändlers Stephan Schönfeld. Der vor einigen Jahren ausgebrochene Streit über die Geburtsſtätte des Dichters wurde nach vielfältigen Zeugniſſen zu Gunſten des Schönfeld'ſchen Hauſes entſchieden.

[7] Vgl. die eben angeführte Broſchüre von Dr. Hermann Schiff, S. 3, und die „Erinnerungen an Heinrich Heine“ von Deſſen Bruder Maximilian, in der „Gartenlaube,“ Jahrgang 1866, S. 75.

[8] Wenn H. Heine in dem Briefe an Profeſſor Hugo vom 16. April 1825 ſeinem Curriculum vitae die Bemerkung einfügt, daß ſein Vater (dem er gleichzeitig in einem Anfall muthwilliger Laune den romantiſcher klingenden Vornamen Siegmund ertheilt) früher Soldat geweſen ſei, ſo kann Dies nur in ſcherzhafter Anſpielung auf ſeinen Dienſt in der Bürgerwehr geſchehen ſein.

[9] Vergleiche vor Allem die beiden Sonette „An meine Mutter“ (Sämmtl. Werke, Bd. XV., S. 108 [77]), „Nachtgedanken“ (Bd. XVII., S. 270 [248]), und Kaput XX. des Wintermärchens „Deutſchland“ (Bd. XVII., S. 192 [181]).

[10] In den „Geſtändniſſen.“ — Sämmtliche Werke, Bd. XIV., S. 322.

[11] In ſeinen der „Gartenlaube“ mitgetheilten Erinnerungen an Heinrich Heine, a. a. O.

[12] Ein Beiſpiel ihrer Erziehungsweiſe berichtet Maximilian Heine a. a. O.: „Unſere Mutter, die überhaupt für eine ziemlich ſtrenge Erziehung war, hatte von unſerer erſten Jugend an uns daran gewöhnt, wenn wir irgendwo zu Gaſt

waren, nicht Alles, was auf unſeren Tellern lag, aufzueſſen. Das, was übrig bleiben mußte, wurde „der Reſpekt" genannt. Auch erlaubte ſie nie, wenn wir zum Kaffe eingeladen waren, in den Zucker ſo einzugreifen, daß nicht wenigſtens ein anſehnliches Stück zurückblieb. Einſtmals hatten wir, meine Mutter und ihre ſämmtlichen Kinder, an einem ſchönen Sommertage außerhalb der Stadt Kaffe getrunken. Als wir den Garten verließen, ſah ich, daß ein großes Stück Zucker in der Doſe zurückgeblieben ſei. Ich war ein Knabe von ſieben Jahren, glaubte mich unbemerkt, und nahm haſtig das Stück Zucker aus der Doſe. Mein Bruder Heinrich hatte Das bemerkt, lief erſchrocken zur Mutter, und ſagte ganz eilig: „Mama, denke dir, Max hat den Reſpekt aufgegeſſen!" Ich bekam dafür eine Ohrfeige, vor der ich mein ganzes Leben Reſpekt behalten habe."

13) Abgedruckt in Wilhelmi's „Panorama der Stadt Düſſeldorf."

14) In den „Geſtändniſſen," — Sämmtl. Werke, Bd. XIV., S. 235.

15) Siehe die von mir als Hauptquelle dieſer Schilderung benutzte Regenten- und Volks-Geſchichte der Länder Cleve, Mark, Jülich, Berg und Ravensberg, von Dr. J. F. Knapp, Bd. III., S. 395.

16) Vgl. Dr. Schiff's oben erwähnte Broſchüre, S. 3 und 4.

17) Heine's Werke, Bd. I., S. 225, und Bd. XVIII., S. 164 [150]. Wenn Heine den Knaben dort Wilhelm nennt, ſo verwechſelt er ihn in der Erinnerung mit dem jüngeren Bruder. Der Ertrunkene hieß, wie mir aus ſicherer Quelle berichtet ward, Ferdinand.

18) Heine's Werke, Bd. II., S. 392 und 393; Bd. IV., S. 149; Bd. XXI., S. 210; Bd. III., S. 319 und 320; Bd. XIV., S. 206 und 207—208.

19) Clemens Theodor Perthes: Politiſche Zuſtände und Perſonen in Deutſchland zur Zeit der franzöſiſchen Herrſchaft, S. 321.

20) Vgl. H. Heine's „Geſtändniſſe," — Sämmtl. Werke, Bd. XIV., S. 317 und 320. — Auch bei einem Beſuche Adolf Stahr's im Oktober 1850 erzählte Heine Dieſem Mancherlei von den Einflüſſen katholiſcher Geiſtlichen auf ſeine Erziehung. „Ich habe," ſagte er — wie Stahr in ſeinem Reiſewerke „Zwei Monate in Paris," Bd. II., S. 334 ff. berichtet — „eigentlich immer eine Vorliebe für den Katholicismus gehabt, die aus meiner Jugend herſtammt, und mir durch die Liebenswürdigkeit katholiſcher Geiſtlichen eingeflößt iſt. Einer von Dieſen war ein Freund meines Vaters und Lehrer der Philoſophie an unſerer Schule. Er machte es durch allerhand kleine Kunſtgriffe möglich, daß ich ſchon mit vierzehn Jahren ſeine philoſophiſchen Stunden mit beſuchte, und ich verſtand auch all' ſeine Sachen ganz gut. Er war wirklich freiſinnig; trotzdem las er doch, wenn er Tags zuvor die freiſten Dinge gelehrt hatte, am Tage darauf im Ornate Meſſe wie die Andern. Und weil ich ſo von Jugend auf gewohnt war, Freiſinnigkeit und Katholicismus vereint zu ſehen, ſind mir die katholiſchen Riten immer nur als etwas Schönes, als eine liebliche Jugenderinnerung entgegen getreten, und niemals als Etwas erſchienen, was dem Gedanken der Menſchheitsentwicklung ſchädlich ſei. Ich weiß nicht, ob Sie ſo recht verſtehen mögen, wie ich Das meine, aber es iſt für mich ein unabweis-

bares, ganz individuelles Empfinden. Zudem knüpft ſich auch noch eine andere Jugenderinnerung daran. Als meine Eltern das kleine Haus verließen, in welchem wir zuerſt gewohnt hatten, kaufte mein Vater eines der ſtattlichſten Häuſer in Düſſeldorf, welches das Recht hatte, bei den Proceſſionen einen Altar zu errichten, und er ſetzte eine Ehre darin, dieſen Altar ſo ſchön und reich wie möglich auszuſtatten. Das waren dann immer Feiertage und große Vergnügungen für mich, dieſe Ausſtaffierungen des Paſſionsaltars. Es dauerte aber nur, bis die Preußen nach Düſſeldorf kamen, da nahm man uns das Recht."

[21] In den „Reiſebildern,“ — Sämmtl. Werke, Bd. I., S. 240.

[22] „Gartenlaube,“ Jahrgang 1866, a. a. O.

[23] Heine's Werke, Bd. II., S. 406—416; Bd. VI., S. 150—153; Bd. XIV., S. 114—118.

[24] Heine's Werke, Bd. III., S. 54.

[25] In den Briefen an Philarète Chasles und Profeſſor Hugo, — Sämmtl. Werke, Bd. XIII., S. 5, und Bd. XIX., S. 208.

[26] und [27] „Gartenlaube,“ a. a. O.

[28] Heine's Werke, Bd. II., S. 154.

[29] Ebendaſ. Bd. I., S. 251—253, und Bd. III., S. 140.

[30] Vgl. den Brief Heine's an Profeſſor Hugo, — Sämmtl. Werke, Bd. XIX., S. 208.

[31] Heine's Werke, Bd. IV., S. 92—110.

[32] Vgl. den Brief an Heinrich Laube v. 23. Novbr. 1835, — Heine's Werke, Bd. XX., S. 49. Das betreffende Gedicht findet ſich in Bd. XVI., S. 226 [199].

[33] „Über Heinrich Heine,“ von Schmidt-Weißenfels, S. 14.

[34] Im Manuſkript dieſes Gedichtes lautet die Schlußzeile der erſten Strophe: „Mit mir mein muntres Mühmchen Hand in Hand.“ In der vorletzten Strophe ſtand urſprünglich „Blume“ ſtatt „Lilje,“ und der dritte Vers ebendaſelbſt lautete: „Heirathe mich, du allerliebſte Muhme.“

[35] A. a. O., S. 18.

[36] Heine's Werke, Bd. XIX., S. 83.

[37] Deutſchland, ein Traum, — Sämmtl. Werke, Bd. XVII., S. 227 ff. [Bd. XV., S. 263].

[38] Heine's Werke, Bd. XV., S. 64 und 96 [273 und 276].

[39] Ebd. Bd. XV., S. 28 ff. [21 ff.].

[40] Ebd. Bd. XV., S. 55 und 56 [42 und 44].

[41] Ebd. Bd. XV., S. 76—84 [57—62].

[42] Wie das Bonner Univerſitäts-Album beſagt, erhielt Heine von der Prüfungs-Commiſſion das Zeugnis Nr. III. Nach Inhalt dieſes vom 16. November 1819 datierten Zeugniſſes, ſoll er „in der Geſchichte nicht ohne alle Kenntniſſe“ geweſen ſein, und ſeine deutſche Ausarbeitung, „wiewohl auf wunderliche Weiſe aufgefaßt,“ ſoll „ein gutes Beſtreben bewieſen haben.“ — Der Aufſatz ſelbſt wurde vermuthlich in ſpäterer Zeit mit anderen Univerſitätsakten nach Köln an das Konſiſtorium geſchickt, und war bisher nicht zu erlangen.

[43] Heine's Werke, Bd. XII., S. 8.

[44] H. Heine: Denkwürdigkeiten und Erlebniſſe aus meinem Zuſammenleben mit ihm; von Friedrich Steinmann (Prag, J. L. Kober, 1857), S. 50.

[45] Heine's Werke, Bd. XIX., S. 7—10, 13—18, 50—52 und 380—402.

[46] Minder glaubwürdig iſt die von Max Heine in der „Gartenlaube" a. a. O. erzählte Anekdote, wie ſein Bruder in Bonn um einen nagelneuen blauen Sammtrock gekommen ſei, den ſein Barbier anſtatt des ihm geſchenkten alten Studentenrocks von ſchwarzem Sammt mitgenommen habe. „Hat das Barbierchen Glück!" ſoll Heine ausgerufen und gelaſſen den alten Rock angezogen haben. — Wir erwähnten ſchon, daß Heine, nach dem Zeugniſſe Neunzig's, Steinmann's und anderer Univerſitätsgenoſſen, niemals einen ſogenannten altdeutſchen Rock, am wenigſten wohl einen ſchwarzen oder blauen Sammtrock, trug.

[47] „Zur Würdigung H. Heine's," in J. B. Rouſſeau's „Kunſtſtudien" (München, Fleiſchmann, 1834), S. 242 ff. — Nachdem Rouſſeau jahrelang das unſtäte Wanderleben eines fahrenden Literaten geführt, bald für Zeitungen arbeitend, bald Vorträge haltend oder deklamatoriſch-muſikaliſche Unterhaltungen arrangierend, ſetzte er ſich endlich 1864 in Köln zur Ruhe, wo er in dürftigſten Umſtänden am 8. Oktober 1867 verſtarb.

[48] Aus einem Briefe an Moſes Moſer vom 27. Juni 1831. — Heine's Werke, Bd. XIX., S. 410. Die nachfolgenden Stellen ſind gleichfalls aus Briefen an Moſer, ebendaſelbſt S. 185, 154, 141 und 117.

[49] A. a. O., S. 34.

[50] In den „Reiſebildern," — Sämmtliche Werke, Bd. I., S. 155.

[51] Sämmtl. Werke, Bd. VI., S. 201.

[52] Mit welcher Begeiſterung H. Heine ſchon in damaliger Zeit ſich in das Lied der Nibelungen verſenkte, zeigt nachſtehendes Gedicht Rouſſeau's, das von Erſterem ſo hoch bewundert ward. „Rouſſeau's Apologie des Nibelungenliedes enthält wahre poetiſche Schönheiten und ergreifende Stellen," ſchreibt Heine unterm 29. Oktober 1820 an Steinmann, und im nächſten Briefe fragt er: „Wie hat dir des Poeten Gedicht über die Nibelungen gefallen? Ich habe es vor einigen Tagen gedruckt erhalten, und kann mich nicht ſatt daran ergötzen. Ich habe es wenigſtens ſchon zwanzigmal laut vorgeleſen und die Schönheiten deſſelben mit gewaltig kritiſcher Miene entwickelt." (Sämmtl. Werke, Bd. XIX., S. 8 und 17.) — Mag uns der poetiſche Werth des Rouſſeau'ſchen Gedichtes auch in zweifelhafterem Lichte erſcheinen, ſo wird die Mittheilung deſſelben doch gerechtfertigt ſein, da es ein Bild der enthuſiaſtiſchen Stimmung giebt, welche das Wiederaufgraben der Schätze unſerer mittelalterlichen Literatur in den Herzen der Jugend erweckte.

Das Lied der Nibelungen.

Nun iſt es Maie worden im leuchtenden Gefild,
Nun zeigt ſich aller Orten ein blühend helles Bild;
Nun fangen die Sangesweiſen auch wieder luſtig an,
Und Jeder will ſingen und preiſen, wie er's am beſten kann.

So will auch ich denn ſingen ein Liedel wohlgemuth
Gar friſch ſoll es erklingen in Wald und Frühlingsgluth
Die Vögelein mit ihren geſchliffnen Schnäbelein
Die ſollen muſicieren und luſtig pfeifen drein. —

O deutſche Kunſt und Rede! o heimiſcher Geſang!
Sag an, was ſich den höchſten Palmzweig in dir erſchwang?
Schlag ein mit Flammenblitzen, die Alles flammend glüht,
Du Höchſtes, Schönſtes, Größtes: der Nibelungen Lied!

Es war in alten Tagen ein Sänger kühn und gut,
Der hat dies Lied geſungen von Siegfried's Löwenmuth:
Das ſoll auch ewig dringen an jedes deutſche Ohr,
Heinrich von Ofterdingen ſteh' allen Sängern vor.

Es war in alten Tagen ein Held gar wohl bekannt,
Das war der Herre Siegfried, der Held von Niederland:
Der ſchlug euch Lindwürm', Drachen, als wär's nur Kindertand;
Hei, wie der wackre Degen die größten Rieſen band!

Ihn ſelber band Chriemhilde, das große hohe Weib.
Wie minniglich da Siegfried pflegt' ihren ſüßen Leib!
Deß hat ſie auch gedenket nach ſeinem Jammertod,
Da mußten viele Klingen noch werden blutesroth.

Und Alles mußte ſterben, die Brüder und das Kind —
So war ſie ihm ergeben, ſo treu war ſie geſinnt! —
Bis daß der Mörder nieder, und das Geſchick erfüllt:
So rächte ſich kein Weib noch, ſo gräßlich und ſo wild.

Von dir auch wird man ſingen, du lichter Heldenſtern,
So lang noch Schwerter blitzen, o Dieterich von Bern!
Wie du ſo keck geſchaltet mit Wort und hellem Schwert,
Das war wohl hohen Klanges, war ſolcher Mühe werth.

An Hagen's Heldengröße ſchaun ſchwindelnd wir hinauf,
Der trug das rechte Waffen und faßte recht den Knauf:
Wir Zwerge wolln's nicht glauben, und ſtaunen ihn nur an,
Uns grauſt es vor dem grimmen, dem langen Schreckensmann. —

O helle grelle Tage! o muth'ger blut'ger Schein!
Wann brecht ihr wieder weckend in unſre Nacht hinein?
Die Helden ſtehn ſo ferne, und heben bleich den Arm:
Heda, iſt denn im Volke nicht mehr ein Herze warm?

O Jugend, faule Jugend! hör dieſen Weheſchrei
Und ſtähle deine Glieder, und mach das Herz dir frei.
Willſt du ein Vorbild wiſſen, zu prüfen deine Kraft?
Lies nur dies Lied von Jugend, von Muth und Ritterſchaft.

Nach jenem theuren Horte, im tiefen Strom verſenkt,
Sei jedes deutſche Auge in Freud' und Luſt gelenkt.
Wollt ihr den Schatz erkunden? der iſt euch nicht mehr weit:
Leſt nur das Lied von Siegfried und von Chriemhildens Leid.

Und dann, ihr neugelehrten, ihr flinken Dichterlein,
Wollt ihr die ehrenwerthen, die alten Dichter ſein,
Hei, ſtreicht die Fiedeln muthig, und friſch zum Tanz heran!
Herr Volcker hat's euch blutig weiland vorgethan.

Wie ſolch ein Lied entſprungen, am alten hohen Rhein,
Da ſoll es auch geſungen von Alt' und Jungen ſein.
Auf allen Rebenbergen, das Stromesbett entlang
Soll kräftiglich erſchallen der Nibelungen Sang.

Die alten Heldengeiſter entſteigen dann der Gruft,
Das ſeltſame Gezwerge entſchleichet öder Kluft;
Die Geiſterſchar ſchlägt freudig an ihren reiſ'gen Schild,
Die Zwerge hüpfen dazwiſchen: Das rauſcht ſo ſchön, ſo wild!

Sind ſo die alten Zeiten uns wiederum erneut,
Dann liegt das Hohe, Große nicht mehr ſo dumpf und weit;
Wir wandeln wieder zu Einem altdeutſchen großen Dom,
Es lebt in hohen Ehren der alte heil'ge Strom. — —

Dies hab' ich, mein Heine! geſungen mit dir auf der Drachenburg,
Es ſchaute die Abendſonne an allen Ritzen durch;
Da ſtiegen die Heldengeiſter zu uns herauf, herab,
Auch kam ein grauer Meiſter, der uns die Harfe gab.

Wie ſchlugen wir drein um die Wette, bis daß es wurde Nacht!
Die haben wir bei den Geiſtern da droben zugebracht.
Sie tanzten leicht und luſtig im Mondenlicht herum;
Wir lagen allein dazwiſchen, im Mantel ſtill und ſtumm.

---

93) Heine's Werke, Bd. VI., S. 126 und 127.
94) Abgedruckt in den Sämmtl. Werken, Bd. XV., S. 103 ff. [75 ff.]
95) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 172.
96) „Die Romantik," abgedruckt ebendaſelbſt, Bd. XIII., S. 15–19.

[57] Ebendaſelbſt, Bd. XV., S. 113—120 [79—84].

[58] Am 26. Januar 1822. Sämmtl. Werke, Bd. XIII., S. 23.

[59] Für die Mittheilungen über die Geſchichte der Univerſität Göttingen hat mir die ausführliche Abhandlung in den „Deutſchen Jahrbüchern für Wiſſenſchaft und Kunſt,“ Jahrgang 1841, Nr. 61—68 und 133—149, als verläßlichſte Quelle gedient.

[60] In der „Harzreiſe.“ — Sämmtl. Werke, Bd. I., S. 117.

[61] Ebendaſelbſt, S. 8 und 9.

[62] Ebendaſelbſt, S. 7 und 14 ff.

[63] Anton Bauer, auf den ſich dieſe Anſpielung bezieht, wurde von der hannöverſchen Regierung vielfach mit juriſtiſchen Arbeiten betraut; u. A. fertigte er den Entwurf zum hannöverſchen Strafgeſetz und Strafproceßcodex an.

[64] Profeſſor Hugo, der in ſeinen Vorleſungen häufig, und mit ſonderbarer Ausſprache des Namens, den berühmten franzöſiſchen Rechtslehrer Cujacius citierte, wurde von den Studenten deshalb ſcherzweiſe „der alte Cujaz“ genannt. Er war ſo gewohnt, ſeine Vorträge mit witzigen Bemerkungen zu verbrämen, daß er in ſpäteren Jahren, als ſein Gedächtnis ſchwächer geworden, einmal ganz naiv im Kolleg geſagt haben ſoll: „Meine Herren, an dieſer Stelle pflegte ich ſonſt einen Witz zu machen, aber heute fällt er mir nicht ein.“ Im Übrigen iſt der Scherz Heine's eine Anſpielung auf den lächerlich ernſthaften Streit, welchen Hugo mit dem Profeſſor Thibaut in Heidelberg über die Auslegung des Interdiktes de arboribus caedendis, ne luminibus officiatur, führte. Thibaut wollte, falls das Wachsthum der Bäume dem Beſitzer eines angrenzenden Grundſtücks die Fenſterausſicht verſperre, das Laubwerk von unten herauf geſtutzt wiſſen; Hugo aber behauptete in dieſer gelehrten, mit höchſter Erbitterung geführten Kontroverſe, daß die Procedur des Baumbeſchneidens von oben herab vorzunehmen ſei.

[65] In den „Bädern von Lucca.“ — Heine's Werke, Bd. II., S. 202.

[66] Heine's Werke, Bd. XIX., S. 4.

[67] Ebendaſelbſt, S. 18.

[68] Unſeres Wiſſens hat nur Friedrich Steinmann in ſeiner Broſchüre: „Waldeck; Lebensbild für das Volk.“ (Berlin, Verlag von Friedrich Gerhard, 1849) einige Jugendgedichte des trefflichen Mannes mitgetheilt. Wie ſehr Dieſer übrigens ſchon in ſeinen Jünglingsjahren von derſelben volksfreundlichen Freiheitsliebe durchdrungen war, der er in einem langen, dornenvollen Leben unerſchütterlich treu blieb, ſehen wir aus folgendem, 1820 in Göttingen gedichteten Liede:

Drei Wünſche.

O, möcht' in meinem Vaterlande
Die alte Freiheit friedlich blühn,
Und ich in irgend einem Stande
Für meines Volkes Wohl erglühn!

In ſel'ger Stille würd' ich leben,
Rund um mich Freiheit und Genuß,
Und Friede würde mich umſchweben
Und Glück und Ruh' und Überfluß.

Und wär' mir dann ein Weib beſchieden
Von hohem, züchtigem Gemüth,
Mit Gott und mit der Welt in Frieden,
Und edel wie ein hohes Lied;
Nicht in dem Stande aufgezogen,
Der nimmermehr die Seele füllt,
Doch heiter wie der Himmelsbogen
Und wie der Mond ſo ſanft und mild!

Doch kehrt die Freiheit nicht im Frieden
Zu unſerm deutſchen Volk zurück;
Iſt nur dem Kampf der Sieg beſchieden,
Dann gönne, Himmel, mir das Glück,
Daß ich die Morgenröthe ſehe
Des Kampfes für das höchſte Gut,
Und, ſiegen wir nicht, untergehe
Mit Freudigkeit und feſtem Muth.

69) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 7, 8, 9 und 51. — Vgl. auch die Anmerkung 67).

70) Ebendaſelbſt, S. 7, 13, 16 und 50.

71) Heine's Werke, Bd. XIII., S. 204–240.

72) In dem (Mitte 1823 geſchriebenen) Aufſatze über J. B. Rouſſeau's Gedichte, — ebendaſelbſt, S. 200.

73) Die Details dieſer Erzählung ſind den Göttinger Univerſitätsakten entnommen. Ich verdanke den mir vorliegenden, von Herrn Profeſſor Hermann Sauppe angefertigten Auszug aus den Verhandlungen des Univerſitätsgerichts der gütigen Vermittlung des Herrn Hofraths Dr. W. Francke, welcher ſich gleichfalls mit der freundlichſten Zuvorkommenheit bemüht hat, mir jede heutigen Tags noch zu erlangende Auskunft über das Doktor-Examen und die Promotion Heine's zu verſchaffen. Ich erfülle nur eine angenehme Pflicht der Dankbarkeit, indem ich öffentlich konſtatiere, wie bereitwillig die erbetenen Notizen über Heine's zeitweilige Verbannung von Göttingen und ſeine Erlangung der Doktorwürde mir von den jetzigen Vertretern einer Univerſität mitgetheilt wurden, der ſein muthwilliger Humor vor vier Decennien einen ſo luſtig klingelnden Schellenſchwanz in die ehrſame Perücke gehängt hatte. —

Hoffmann von Fallersleben, der 1817 und 1818 auf jener Univerſität ſtudierte, giebt in ſeinen eben erſchienenen Memoiren („Mein Leben; Aufzeichnungen und Erinnerungen." Hannover, Karl Rümpler, 1868, Bd. I.,

S. 108 ff.) eine charakteriſtiſche Schilderung des damaligen Studentenlebens in Göttingen, der wir zur Ergänzung des von uns gelieferten Bildes folgende Stelle entnehmen: „Um das Studentenleben hatte ich mich bisher wenig bekümmert; es gehörte ja auch mit zum feinen Tone, ſo wenig als möglich Studenten zu kennen. Und dabei ſtand man ſich gut: man war ſicher vor dieſen kalten, vornehmen, empfindlichen Muſenſöhnen, wie ſie damals maſſenhaft nur in Göttingen gediehen und gedeihen konnten. Ein Vereinsleben war kein Bedürfnis, ein paar hundert Landsmannſchafter beherrſchten das große Heer der Wilden, das doch wohl über anderthalb tauſend ſtark ſein mochte. Die Korps beſtimmten den Komment, hielten Kommerſe und maßten ſich das Recht an, in allen Studentenangelegenheiten, bei öffentlicher Vertretung, Ehren- und Duellſachen die einzige Behörde zu ſein. Seitdem, durch die Feier des Wartburgfeſtes angeregt, die Gründung deutſcher Burſchenſchaften eifriger betrieben wurde, machten wir auch in Göttingen Verſuche damit. Aber unſere Verſammlungen waren erfolglos, Göttingen war einmal kein Boden für Burſchenſchaften. Die Korpsburſchen, die doch geſetzlich verboten waren, wurden vom Prorektor zum Thee eingeladen, und — es blieb Alles beim Alten. Wie hätte auch ſo Etwas entſtehen können an einem Orte, wo noch nie in die Seele eines königlich großbritanniſch hannöveriſchen Hofraths der Gedanke „Deutſchland“ gedrungen war? — Feinheit in der Tracht und im Benehmen wurde den Göttinger Studenten nachgerühmt, und freilich mit Recht, aber man ging oft in beiden Dingen zu weit; daran waren jedoch auch die Profeſſoren mit Schuld. Bei gewiſſen konnte man nur im Frack und mit dem Cylinder einen Beſuch machen, und hatte man gar das große Glück, zum Thee eingeladen zu werden, ſo mußte man ballmäßig erſcheinen. Es war ſchwer, mit den Profeſſoren bekannt zu werden; fremd wie man ihnen blieb, ſo blieben ſich auch die Studenten: man ſaß ein halbes Jahr lang in demſelben Kollegium und hatte mit ſeinen Nachbarn nie ein Wort geſprochen, man wohnte Jahr und Tag in ein und demſelben Hauſe, ja in demſelben Stockwerk mit Vielen zuſammen und erfuhr kaum Etwas von ihnen, ja man bekam ſie oft nicht einmal zu Geſicht. — Daß man ſich anſtändiger und rückſichtsvoller gegen einander benahm, als auf andern Univerſitäten, war ganz hübſch, doch geſchah es oft mehr aus Beſorgnis anzuſtoßen, als aus Neigung und Überzeugung. Eine gewiſſe Harmloſigkeit im Verkehr mit Studenten, die man wenig oder gar nicht kannte, hörte ganz auf. Wie es Einem gehen konnte, der nicht die mindeſte Abſicht hatte, Jemanden zu beleidigen, mußte ich ſelbſt erfahren. Eines Tages hatte ich bei Fiorillo mich ein klein wenig übergebogen, um den Kupferſtecher eines ſchönen Blattes zu erfahren. Mein Nachbar fühlte ſich dadurch gekränkt. Ich ſagte ihm zu meiner Entſchuldigung: „Ich wollte ja nur den Namen des Kupferſtechers leſen.“ Gott weiß, was er verſtand! Ich ſitze des Nachmittags auf meiner Stube, da klopft's. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel kommt ein Student, mit dem Hut auf dem Kopfe und den Ziegenhainer in der Rechten. Es iſt Chriſtiani. Ich freue mich ſehr ſeines Beſuchs, er verſtand gut Däniſch und hatte eben damals ſeine Überſetzung von Öhlenſchläger's „Hugo von Rheinberg" drucken laſſen. Ich bitte ihn, Platz zu nehmen. Er ſteht wie eine Säule, und ſpricht dann ein großes Wort gelaſſen aus: „Ich muß Sie koramieren: haben Sie meinen Freund beleidigen wollen?" — „Durchaus nicht. So und ſo iſt die Sache geweſen." Nachdem der Kartellträger ſich damit befriedigt erklärte, glaubte ich, er würde bei mir verweilen. Keineswegs. Das wäre wider den Komment geweſen. Er ging. „'n Morgen!""

74) Steinmann theilt auf S. 168 ſeines Buches: „H. Heine ꝛc." aus damaliger Zeit folgendes Spottſonett Heine's auf die Dresdener Literaturkreiſe mit, das ich aus inneren Gründen für echt halte, obſchon ich mir die Aufnahme des Gedichtes in die Geſammtausgabe der Heine'ſchen Werke verſagen mußte, da mir die Echtheit desſelben durch kein anderes Zeugnis verbürgt worden iſt:

Dresdener Poeſie.

Zu Dresden, in der ſchönen Stadt der Elbe,
Wo's giebt Taback und Stroh- und Versfabriken,
Erhebt ſich, um die Köpfe zu berücken,
Ein Liederkränzlein und ein Liedgewölbe.

Iſt nun mit Herrn und Fraun beſetzt daſſelbe,
So leſen vor, Gluth-Muth-Blut in den Blicken,
Herr Kuhn und Fräulein Reitz — o Entzücken!
Ha! herrlich! Weg, Kritik, du fade, gelbe!

Am andern Tage ſteht es in der Zeitung,
Hell's Hellheit ſchwadernt, Kind's Kindheit iſt kindiſch,
Dazwiſchen kriecht das krit'ſche Beiblatt hündiſch.

Arnoldi ſorgt fürs Geld und die Verbreitung,
Zuletzt kommt Böttiger und macht Spektakel,
Die Abendzeitung ſei das Weltorakel.

75) Heine's Werke, Bd. I., S. 179 ff.

76) Ebendaſelbſt, Bd. VI., S. 136 ff.

77) Ebendaſelbſt, Bd. XIII., S. 52.

78) Geſpräche mit Goethe, von J. P. Eckermann. Erſter Theil, S. 102.

79) Heine's Werke, Bd. III., S. 189.

80) Über die ängſtlich übertriebene Sorgfalt, welche Graf Brühl auf die hiſtoriſche Treue der Garderobe verwandte, macht ſich auch Heine in der „Harzreiſe" (Bd. I., S. 87) luſtig: „Da in Berlin überhaupt der Schein der Dinge am meiſten gilt, was ſchon die allgemeine Redensart „man ſo duhn" hinlänglich andeutet, ſo muß dieſes Scheinweſen auf den Brettern erſt recht florieren, und die Intendanz hat daher am meiſten zu ſorgen für die „Farbe des Barts, womit eine Rolle geſpielt wird," für die Treue der Koſtüme, die von beeidigten Hiſtorikern vorgezeichnet und von wiſſenſchaftlich gebildeten Schneidern genäht

werden. Und Das iſt nothwendig. Denn trüge mal Maria Stuart eine Schürze, die ſchon zum Zeitalter der Königin Anna gehört, ſo würde gewiß der Bankier Chriſtian Gumpel ſich mit Recht beklagen, daß ihm dadurch alle Illuſion verloren gehe; und hätte mal Lord Burleigh aus Verſehen die Hoſe von Heinrich IV. angezogen, ſo würde gewiß die Kriegsräthin von Steinzopf, geb. Lilienthau, dieſen Anachronismus den ganzen Abend nicht aus den Augen laſſen.“

[81] Heine's Werke, Bd. XIII., S. 46.

[82] Ebendaſelbſt, Bd. I., S. 182 ff.

[83] Ebendaſelbſt, Bd. XIII., S. 63.

[84] Ebendaſelbſt, S. 53 ff.

[85] Wie Heine in den „Briefen aus Berlin“ (Sämmtliche Werke, Bd. XIII., S. 64) erzählt, wurde Weber am Abend der erſten Vorſtellung ſeiner Oper von der antiſpontiniſchen Partei aufs glänzendſte gefeiert. „In einem recht ſchönen Gedichte, das den Doktor Förſter zum Verfaſſer hatte, hieß es vom Freiſchützen: „er jage nach edlerm Wilde, als nach Elefanten.“ Weber ließ ſich über dieſen Ausdruck den andern Tag im Intelligenzblatte ſehr kläglich vernehmen, und kajolierte Spontini und blamierte den armen Förſter, der es doch ſo gut gemeint hatte. Weber hegte damals die Hoffnung, hier bei der Oper angeſtellt zu werden, und würde ſich nicht ſo unmäßig beſcheiden gebärdet haben, wenn ihm ſchon damals alle Hoffnung des Hierbleibens abgeſchnitten geweſen wäre. Er verließ uns nach der dritten Vorſtellung ſeiner Oper, und reiſte nach Dresden zurück.“

[86] Mit der Unterſchrift „H.“ nur abgedruckt im Berliner „Zuſchauer“ vom 11. März 1822, und in Heine's Werken, Bd. XV., S. 111 [281].

[87] Das mehrfach lautgewordene Gerücht, als hätte H. Heine den Text einer Arien-Einlage für den Komponiſten der „Dido“ geſchrieben, beruht auf einem Irrthume, wie mir Herr Parthey in Berlin, der Schwager Klein's und Inhaber ſeines muſikaliſchen Nachlaſſes, ausdrücklich verſichert hat. Der Text der „Dido“ iſt ausſchließlich von Ludwig Rellſtab verfaßt.

[88] Völlig unwahr iſt die Angabe Steinmann's, daß Heine während ſeines Berliner Aufenthalts einen Operntext „Der Batavier“ für Joſeph Klein geſchrieben habe. Der noch lebende Bruder des Letzteren, Herr Stadtrath Klein in Köln, und ſein Schwager, Herr Parthey in Berlin, wiſſen beſtimmt, daß Joſeph Klein niemals einen Operntext aus Heine's Feder beſeſſen hat.

[89] Heine's Werke, Bd. XIII., S. 110.

[90] Ebendaſelbſt, S. 87. — Heine wohnte in Berlin zuerſt in der Behrenſtraße, Nr. 71, dritte Etage, dann unter den Linden Nr. 24, ſpäter in der Taubenſtraße Nr. 32, und zuletzt in der Mauerſtraße, unweit der Franzöſiſchen Straße.

[91] In der „Reiſe von München nach Genua.“ — Sämmtl. Werke, Bd. II., S. 10 ff.

[92] Heine's Werke, Bd. XIII., S. 35.

[93] Ebendaſelbſt, S. 69 ff.

[94] „Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Enſe. Briefe von Stägemann,

Metternich, Heine und Bettina von Arnim" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1865), S. 134 und 159.

[95] „Mit Verwunderung höre ich, daß wir ausgezogen ſind," ſchreibt Heine noch von München aus unterm 28. November 1827 an Varnhagen; „ich habe noch immer geglaubt, mein Vaterland ſei Franzöſiſche Straße No. 20." Ebendaſelbſt, S. 177.

[96] Ebendaſelbſt, S. 161 und 168.

[97] Ebendaſelbſt, S. 127.

[98] Ebendaſelbſt, S. 128.

[99] Ebendaſelbſt, S. 234.

[100] In der Schrift über Ludwig Börne, — Heine's Werke, Bd. XII., S. 9 und 10.

[101] In einem Briefe an Ludwig Robert, vom 27. November 1823; — „Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc.", S. 134.

[102] Ebendaſelbſt, S. 136.

[103] Ebendaſelbſt, S. 178.

[104] Ebendaſelbſt, S. 128. Vgl. Heine's Werke, Bd. XIX., S. 88 und 110.

[105] Siehe das Gedicht Fouqué's in Heine's Werken, Bd. XIX., S. 74.

[106] Ebendaſelbſt, S. 84.

[107] Ebendaſelbſt, Bd. XVI., S. 251 ff. [220 ff.]. — „Nicht wahr, die Robert iſt ſchön?" ſchreibt Heine u. A. in einem Briefe an Moſer (Sämmtl. Werke, Bd. XIX., S. 133). „Hab' ich dir zu Viel geſagt? Sie vereinigt in ſich die Jokaſte und die Julia, das Antikſte und Modernſte."

[108] Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 147.

[109] Magazin für die Literatur des Auslandes, Jahrg. 1853, No. 34, S. 134.

[110] Die Erzählerin irrt ſich: das mit den Worten „Allnächtlich im Traume ſeh' ich dich" beginnende Gedicht (Heine's Werke, Bd. XV., S. 184 [117]) wurde ſchon im Berliner „Geſellſchafter" vom 9. Oktober 1822, dann wieder im „Lyriſchen Intermezzo" der Tragödien, und in ſämmtlichen Auflagen des „Buch der Lieder" abgedruckt.

[111] Ein Theil der von dem kürzlich verſtorbenen Dr. Hermann Schiff auf meinen Wunſch niedergeſchriebenen Erinnerungen ſeines Verkehrs mit H. Heine iſt 1866 unter dem Titel „Heinrich Heine und der Neuiſraelitismus" (Hamburg, S. P. F. C. Richter) veröffentlicht worden. Der ungedruckte Reſt ſeiner Aufzeichnungen, welchem die angeführte Schilderung entnommen iſt, befindet ſich in meinen Händen.

[112] Grabbe's Leben und Charakter, von Karl Ziegler (Hamburg, Hoffmann & Campe, 1855), S. 47.

[113] Reiſenovellen von Heinrich Laube (Mannheim, Heinrich Hoff, 1837), Bd. V., S. 356.

[114] Ebendaſelbſt, S. 367.

[115] Grabbe's Leben von Ziegler, S. 48 und 49.

[116] In einem Briefe an Immanuel Wohlwill, vom 7. April 1823, — Heine's Werke, Bd. XIX., S. 45.

[117] Siehe den Brief aus Berlin vom 16. März 1822, — Sämmtl. Werke, Bd. XIII., S. 51.

[118] Ebendaſelbſt, S. 74.

[119] „Berichtigung einer Stelle in der Venturini'ſchen Chronik für das Jahr 1808." (Berlin, 1815.)

[120] Heine's Werke, Bd. XIV., S. 280 ff.

[121] Man vergleiche beiſpielsweiſe die Scherze in den Briefen an Moſer, — Heine's Werke, Bd. XIX., S. 68 und 90.

[122] In der von Dr. C. L. Michelet zu Berlin herausgegebenen philoſophiſchen Zeitſchrift: „Der Gedanke," Bd. II., Heft 1, S. 77.

[123] Heine's Werke, Bd. XIV., S. 278.

[124] Ebendaſelbſt, Bd. XIX., S. 45.

[125] Zu fragmentariſch iſt Welt und Leben —
Ich will mich zum deutſchen Profeſſor begeben,
Der weiß das Leben zuſammen zu ſetzen,
Und er macht ein verſtändlich Syſtem daraus;
Mit ſeinen Nachtmützen und Schlafrockfetzen
Stopft er die Lücken des Weltenbaus.

[126] Vgl. den Brief an Wohlwill in Heine's Werken, Bd. XIX., S. 47.

[127] Heine's Werke, Bd. XIII., S. 51 und 52.

[128] Vgl. den Brief Heine's an Eugen von Breza in den aus Varnhagen's Nachlaſſe herausgegebenen „Briefen von Stägemann, Metternich, Heine und Bettina von Arnim," S. 242. — Eugen von Breza begann 1834 in Paris die Herausgabe eines Werkes: „Die ausgezeichneten Iſraeliten aller Jahrhunderte; ihre Porträts und Biographien", mit deutſchem und franzöſiſchem Texte (Berlin, Gropius); doch iſt nur eine Lieferung davon erſchienen. In den Jahren 1845 und 1846 veröffentlichte er zwei Broſchüren: „Monsieur le Marquis de Custine en 1844" (Leipsick, Librairie étrangère) und „De la Russomanie dans le grand-duché de Posen" (Berlin, Schröder).

[129] In einem Briefe an Moſer ſchreibt Heine (Sämmtl. Werke, Bd. XIX., S. 237) um dieſelbe Zeit: „Haſt du ſchon gehört, daß mein Vetter Schiff Hoffmann's „Kater Murr" fortgeſetzt? Ich habe von dieſer Schreckensnachricht faſt den Tod aufgeladen."

[130] Siehe den Brief an Wohlwill, — Heine's Werke, Bd. XIX., S. 46, und die Briefe an Immermann und Schottky, ebendaſelbſt, S. [illegible] 36, 39, 61 und 65.

[131] Heine's Werke, Bd. XIII., S. 7.

[132] Ebendaſelbſt, Bd. XIX., S. 19.

[133] Im „Geſellſchafter" vom 19. Januar 1822.

[134] „Kunſt und Wiſſenſchaftsblatt" No. 23, vom 31. Mai 1822.

[135] In Bd. XV. der Geſammtausgabe der Heine'ſchen Werke ſind die von

Immermann angezogenen Fresko-Sonette mit den Nummern III., IV., VII., IX. und XI. bezeichnet.

136) Im „Zuſchauer," No. 5, vom 10. Januar 1822, findet ſich eine warme, freilich ziemlich geiſtloſe und im albernſten Zopfgeſchmack ſtiliſierte Empfehlung der Heine'ſchen Gedichte. Die lobenden Beſprechungen in den von Heine (Sämmtl. Werke, Bd. XIX., S. 30) namhaft gemachten ſüddeutſchen Blättern ſind mir nicht zu Geſichte gekommen.

137) Bei einem Beſuche Adolf Stahr's in Paris im Oktober 1850 kam Heine auf daſſelbe Thema zu ſprechen. Stahr erwähnte des wundervollen, im echten Volksliedtone verfaſſten Gedichtes: „Entflieh mit mir, und ſei mein Weib!" — „Es iſt aber keine Originalerfindung," bemerkte Heine, „und ich habe Das auch ausdrücklich dabei geſagt. Ich bin in ſolchen Dingen immer von der peinlichſten literariſchen Ehrlichkeit geweſen. Andere, ſelbſt Goethe, haben ſich weit mehr Benutzung des Vorhandenen erlaubt, und ſie haben Recht daran gethan. Ich bereue es oft, daſs ich es nicht eben ſo gemacht habe, denn ich hätte manches Schöne, Volksthümliche dadurch ſchaffen können." (Zwei Monate in Paris, von Adolf Stahr. Zweiter Theil, S. 330).

138) In dies Lob der Überſetzungen Byron'ſcher Poeſien vermögen wir freilich durchaus nicht einzuſtimmen. In der Vorbemerkung zu denſelben ſagt Heine ſelbſt, daſs einige dieſer Gedichte von ihm in früheſter Zeit, „und zwar in unreifer, fehlerhafter Form" überſetzt, und „aus bloß zufälligen Gründen" abgedruckt worden ſind. Die Sprache iſt in der That häufig ſehr ungelenkig und ſteif, ſelbſt in den Geiſterliedern aus „Manfred," die Heine in Bonn zu übertragen ſuchte, weil A. W. Schlegel behauptet hatte, daſs man ſie nicht verdeutſchen könne, ohne ihren zarten Duft und die Elfenmuſik ihrer Rhythmen zu zerſtören. Vgl. Heine's Äußerungen in Adolf Stahr's „Zwei Monate in Paris," Bd. II., S. 327.

139) Heine giebt in der Vorrede zur dritten Auflage der „Neuen Gedichte" (Sämmtl. Werke, Bd. XVI., S. 5) irrthümlich an, daſs der „William Ratcliff" in den letzten drei Tagen des Januar 1821 unter den Linden in Berlin geſchrieben worden ſei. Da Heine jedoch um dieſe Zeit noch in Göttingen verweilte, und in dem Briefe an Steinmann vom 4. Febr. 1821 nur von ſeiner Tragödie „Almanſor" ſpricht, iſt es wohl außer Zweifel, daſs der „Ratcliff" erſt im Januar 1822 verfaſſt wurde, zu welcher Zeit der Dichter auch unter den Linden No. 24 wohnte.

140) Bei dem älteſten Abdruck im „Geſellſchafter" am 10. Juni 1822 war „Die Wallfahrt nach Kevlaar" von folgender Nachbemerkung begleitet: „Der Stoff dieſes Gedichtes iſt nicht ganz mein Eigenthum. Es entſtand durch Erinnerung an die rheiniſche Heimat. — Als ich ein kleiner Knabe war und im Franciskanerkloſter zu Düſſeldorf die erſte Dreſſur erhielt, und dort zuerſt Buchſtabieren und Stillſitzen lernte, ſaß ich oft neben einem andern Knaben, der mir immer erzählte: wie ſeine Mutter ihn nach Kevlaar (der Accent liegt auf der erſten Silbe, und der Ort ſelbſt liegt im Gelderniſchen) einſtmals mitgenommen, wie ſie dort einen wächſernen Fuß für ihn geopfert, und wie ſein

eigener ſchlimmer Fuß dadurch geheilt ſei. Mit dieſem Knaben traf ich wieder zuſammen in der oberſten Klaſſe des Gymnaſiums, und als wir im Philoſophen-Kollegium bei Rektor Schallmeyer neben einander zu ſitzen kamen, erinnerte er mich lachend an jene Mirakel-Erzählung, ſetzte aber doch etwas ernſthaft hinzu: jetzt würde er der Mutter-Gottes ein wächſernes Herz opfern. Ich hörte ſpäter, er habe damals an einer unglücklichen Liebſchaft laboriert, und endlich kam er mir ganz aus den Augen und aus dem Gedächtnis. — Im Jahr 1819, als ich in Bonn ſtudierte, und einmal in der Gegend von Godesberg am Rhein ſpazieren ging, hörte ich in der Ferne die wohlbekannten Kevlaar-Lieder, wovon das vorzüglichſte den gedehnten Refrain hat: „Gelobt ſeiſt du, Maria!“ und als die Proceſſion näher kam, bemerkte ich unter den Wallfahrtern meinen Schulkameraden mit ſeiner alten Mutter. Er ſah aber ſehr blaß und krank aus.“ — Bei dem Wiederabdruck in der älteſten Auflage des erſten Bandes der „Reiſebilder“ ſchließt ſich an dieſe Angaben über den Stoff des Gedichtes noch die nachſtehende Erklärung: „Auf keinen Fall will ich irgend eine Verneigung andeuten, eben ſo wenig wie irgend eine Abneigung durch das vorhergehende Gedicht ausgeſprochen werden ſoll. Dieſes, „Almanſor“ überſchrieben, wird im Roman, dem es entlehnt iſt, von einem Mauren, einem unmuthigen Bekenner des Islams, gedichtet und geſungen. „Und wahrlich, — ſo ſpricht ein engliſcher Schriftſteller, — „wie Gott, der Urſchöpfer, ſtehe auch der Dichter, der Nachſchöpfer, parteilos erhaben über allem Sektengeklätſche dieſer Erde.““

141) Heine's Werke, Bd. XIII., S. 199.

142) Ebendaſelbſt, S. 30.

143) Ebendaſelbſt, S. 117 ff.

144) Ebendaſelbſt, S. 108.

145) Reiſenovellen von Heinrich Laube, Bd. V., S. 360.

146) Die Bemerkungen Heine's über die Poſener Bühne erinnern ſtark an die bekannte witzige Manier der Börne'ſchen Theaterkritiken. So heißt es z. B. daſelbſt: „Demoiſelle Franz ſpielt ſchlecht aus Beſcheidenheit; ſie hat etwas Sprechendes im Geſichte, nämlich einen Mund. Madame Carlſen iſt die Frau von Herrn Carlſen. Aber Herr Vogt iſt der Komiker: er ſagt es ja ſelbſt, denn er macht den Komödienzettel.“

147) „Vorzeit und Gegenwart.“ 3 Hefte. Poſen, Munck, 1823.

148) „Bemerker“ Nr. 5, Beilage zum „Geſellſchafter“ vom 26. Februar 1823. — In einem Briefe an Wohlwill ſchreibt Heine (Sämmtl. Werke, Bd. XIX., S. 48) bezüglich der Angriffe, welche er in Folge ſeines Aufſatzes über Polen erfuhr: „Dieſer Aufſatz hat das ganze Großherzogthum Poſen in Bewegung geſetzt, in den Poſener Blättern iſt ſchon dreimal ſo Viel, als der Aufſatz beträgt, darüber geſchrieben, d. h. geſchimpft worden, und zwar von den dortigen Deutſchen, die es mir nicht verzeihen wollen, daß ich ſie ſo treu geſchildert und die Juden zum **tiers état** Polens erhoben.“

149) Der Vollſtändigkeit halber ſei hier noch angeführt, daß Heine, mit der Unterſchrift „[illegible]rry“ und „Sir Harry,“ im Berliner „Zuſchauer“ vom 30.

Juni, 10. Juli und 4. Auguſt 1821 ein Epigramm auf Houwald's Trauerſpiel „Das Bild," und die Sonette auf das projektierte Goethe-Denkmal in Frankfurt am Main ſowie auf den als Mirakelheld bekannten Fürſten Hohenlohe und den ſchreibſeligen Dramatiker Joſeph von Auffenberg abdrucken ließ (Heine's Werke, Bd. XV., S. 110 und 111 [280 und 281]). — Außerdem ſandte er den Prolog zum „Lyriſchen Intermezzo" (Bd. XV., S. 147 [89]) mit der Überſchrift: „Lied vom blöden Ritter" an Friedrich Raßmann in Münſter als Beitrag zum „Rheiniſch-weſtfäliſchen Muſenalmanach für das Jahr 1822"; und der von J. B. Rouſſeau herausgegebene „Weſtdeutſche Muſenalmanach" enthielt in den Jahrgängen 1823 und 1824 das Gedicht: „Mir träumt, ich bin der liebe Gott" (Bd. XV., S. 247 [167]), ſieben Lieder aus dem „Lyriſchen Intermezzo" (Bd. XV., S. 151, 155, 188, 178, 159, 186 und 179 [92, 284, 121, 112, 99, 119 und 113]), das Lied: „Gekommen iſt der Maie" (Bd. XVI., S. 158 [143]), und das früher ſchon im „Geſellſchafter" abgedruckte Traumbild „Götterdämmerung" (Bd. XV., S. 265 [180]).

150) In dem Gedichte „Nun der Gott mir günſtig nicket" (Sämmtl. Werke, Bd. XVI., S. 197 [176]), das als Prolog zu dem „Cyklus „Verſchiedene" zuerſt im Berliner „Freimüthigen" vom 7. Januar 1833 abgedruckt wurde.

151) Man vgl. z. B. folgendes Gedicht von Rouſſeau:

Ich hatt' mal ein Gläschen Champagner getrunken,
Es war mir ums Herze ſo wohlig und leicht,
Ich bin vor Entzücken zu Boden geſunken:
Da hat mir ein Liebchen das Händchen gereicht.

Ich hatt' mal ein Fläſchchen Begeiſtrung getrunken,
Es ſchwell mir der Buſen, das Auge war feucht,
Der Herrgott hat ſelber zur Höh' mir gewunken:
Da hat mir ein Englein das Händchen gereicht.

Ich hatt' mal ein Näpfchen mit Gifte getrunken,
Schon hatte der Wahnſinn des Todes ſich gezeigt,
Das wildernde Auge ſah hölliſche Funken:
Da hat mir ein Teuflein die Pfoten gereicht.

152) Steinmann, der ſpäter ſeine eigenen plumpen Verſeleien unter Heine's Namen herausgab, tiſcht in ſeinem Buche: „H. Heine &c.," S. 164—167, auch die Anſelmi'ſchen Nachahmungen mit gewohnter Leichtfertigkeit dem Publikum als Heine'ſche Originalgedichte auf. Da der verſchollene Muſenalmanach, in welchem die kleinen Scherze veröffentlicht wurden, nur wenigen Leſern zur Hand ſein wird, theilen wir die „Zuckerpaſtillen" hier mit:

1.

Das Herz, den Frohſinn und das Glück
Haſt du mir, Liebchen, längſt genommen,
Und was ich auch von dir bekommen,
Nicht Eines gabſt du mir zurück.

Für Herz, für Frohſinn und für Glück
Haſt du den Schmerz fürs ganze Leben
Und bittre Worte mir gegeben;
Nimm, Liebchen, nimm auch die zurück!

2.

Gedenkſt du noch der Flammenblicke,
An die der Neuling gern geglaubt?
Des lang verſagten, erſten Kuſſes,
Den dir der Glühende geraubt?

O Blicke, ihr erprobten Angeln,
An denen ſich das Fiſchlein hängt!
O Kuß, du ſüße Honigruthe,
Mit der man Vögel lockt und fängt!

3.

Du ſprachſt, und gabſt ein Löckchen mir
Von deinem ſeidnen Haar:
„Das trag, ich trage dich dafür
Im Herzen immerdar."

Und Herz und Haar noch manches Mal
Wohl ſpielten dieſe Roll'.
Drum ſprich: iſt noch dein Kopf nicht kahl,
Dein kleines Herz nicht voll?

4.

Du, Liebchen, haſt mir's verſichert,
Ich, Liebchen, glaubt' es faſt;
Von dir wär's gar ſo dumm nicht,
Daß du's verſichert haſt;
Doch daß ich beinah es glaubte,
Das leg' ich mir zur Laſt.

5.

Der Trauerſpiele ſah ich ſchon viel',
Ich weinte ſo manche Thräne,
Doch hatte keins ein ſo trauriges End',
Als jene rührende Scene:

Du ſpielteſt darin die Hauptperſon,
Ich kniete zu deinen Füßen —
Wie täuſchend machteſt die Unſchuld du,
O ſchönſte der ſchönen Aktricen!

Der „Weſtteutſche Muſenalmanach für 1824" enthält unter der Überſchrift: „Zwei Lieder für Liebe und Freundſchaft" ein paar ähnliche Gedichte von H. Anſelmi,

welcher ſchon im „Bemerker“ No. 9, der Beilage zum „Geſellſchafter“ vom 29. Mai 1822, nachfolgenden poetiſchen Gruß an H. Heine gerichtet hatte:

Von Morpheus' Armen war ich ſanft umfangen,
Als Phantaſie, in eines Traumes Hülle,
Ein Bild mir wies in ſeltner Schönheitsfülle;
Bezaubert blieb die Seele daran hangen.

Und als ich mit inbrünſtigem Verlangen
Es ganz genießen wollt' in ſüßer Stille,
Da weckte mich des Schickſals ehrner Wille,
Und ach, der Zauber war im Nu vergangen.

Vergebens ſucht' ich nun im bunten Leben,
Was Phantaſie genommen, wie gegeben;
Da, junger Sänger, fand ich deine Lieder.

Und jenes Traumbild, das ſo froh mich machte,
Erkannt' ich bald in deinen Skizzen wieder,
Viel ſchöner noch, als ich es ſelbſt mir dachte.

Es wird manchem Leſer intereſſant ſein, zu erfahren, daß hinter der Maſke dieſes pſeudonymen Poeten der ſpätere langjährige Freund Heine's, Joſeph Lehmann, ſteckt, der aus ſeinem Namen J. L. Lehman(n) das Anagramm H. Anſelmi bildete.

159) In den „Halliſchen Jahrbüchern“ vom 5, 6. und 8. Juli 1839; zum Theil wieder abgedruckt in Schiff's Broſchüre: „Heinrich Heine und der Neuiſraelitismus.“

Aus der Erinnerung hat mir Schiff einige ſeiner Parodien Heine'ſcher Gedichte aufgezeichnet; am treffendſten darunter mögen folgende ſein:

1.

Die Träume ſind verflogen,
Erſtorben der Jugendmuth,
Mein Glaube hat mich betrogen —
Der Magen allein iſt noch gut.

2.

Hier ſitz' ich und rauche die Pfeife
So ſtill auf hölzerner Bank,
Gedanken ſind Blaſen von Seife,
Das Herz iſt mir immer noch krank.
Und wär's nicht krank geworden,
So wär's noch heute geſund —
Da trüg' ich vielleicht einen Orden,
Und wär' ein erbärmlicher Hund.

3.

(„Blamier mich nicht, mein ſchönes Kind." — Heine's Werke, Bd. XV., S. 257 [290]).

Ich komm zu dir, mein ſchönes Kind,
Und treffe Heinrich Heine.
Wenn wir zu Drei'n beiſammen ſind,
So ſind wir nicht alleine.

4.

(„Selten habt ihr mich verſtanden." — Heine's Werke, Bd. XV., S. 258 [175]).

Ich weiß, wo du zu ſuchen biſt,
Und hab's von dir gehört:
Dich dort zu finden aber iſt
Mir nicht der Mühe werth.

---

[154] Im „Geſellſchafter" vom 27. Mai und 5. Juli 1822 wurden die erwähnten beiden Traumbilder zuerſt abgedruckt.

[155] Heine's Werke, Bd. XV., S. 265 ff. [180 ff.].

[156] „Bemerker" Nr. 9, Beilage zum „Geſellſchafter" vom 29. Mai 1822. Der Angriff und die Entſchuldigung finden ſich in Heine's Werken, Bd. XIII., S. 43.

[157] Die Verlagsanzeige lautete: „Wie verſchieden auch die Urtheile über den Werth dieſer Poeſien ausfallen mögen, ſo wird doch Jeder geſtehen, daß der Verfaſſer derſelben, durch ſeltene Tiefe der Empfindung, lebendige humoriſtiſche Anſchauung und kecke gewaltige Darſtellung, eine überraſchende Originalität beurkundet. Faſt alle Gedichte dieſer Sammlung ſind ganz im Geiſt und im ſchlichten Ton des deutſchen Volksliedes geſchrieben. Die Traumbilder ſind ein Cyklus Nachtſtücke, die in ihrer Eigenthümlichkeit mit keiner aller vorhandenen poetiſchen Gattungen verglichen werden können."

[158] Wir theilen die kurioſe Parodie nachfolgend mit, indem wir zu beſſerm Verſtändnis der Eingangsſticheleien daran erinnern, daß Heine einen beträchtlichen Theil der Gedichte ſeiner erſten Sammlung im „Geſellſchafter" hatte abdrucken laſſen, bevor er ſie in Buchform herausgab:

Buchhändleranzeige. Vorſtehendes Traumbild iſt nur eine Probe. Der nie genug zu ehrende Herr Verfaſſer hat ihrer eine ganze Menge verſprochen, was wir ihm gern zutrauen, da er ſehr ſchläfriger Natur iſt. Die unterzeichnete Buchhandlung gedenkt, ein Bändchen voll dergleichen auf Subſkription herauszugeben, und empfiehlt dieſes zu erwartende Werklein beſonders den werthen Eltern und Erziehern, welche ungerathene Kinder haben, und gleichwohl (Ehren halber) in unſern aufgeklärten Zeiten nicht mehr vom Knecht Ruprecht reden dürfen. Wer das dreizehnte Exemplar in der Mittagsſtunde ſelbſt abholt, bekommt die übrigen zwölf umſonſt. Sobald aber die Subſkriptionsliſten geſchloſſen ſind, wird das Dutzend nach dem Gewicht verkauft, und kann höchſtens der übliche Rabatt von 150 % bewilligt werden.

Beſenſauer & Co.,
Buchhändler in Rübenfeld,
(am Bullenwinkel.)

Traumbild.

Von Peter, dem Volksdichter.

(Eingeſandt von W. Freiherrn v. Schilling.)

Der Frühling hatt' den grünen Frack, das Beet
Der Lilien Schnee-Manſchetten angelegt,
Die Lüftchen liſpelten ſo lau und flau;
Die Sterne ſahn herab, wie Salamander
Auf blauen Fluthen ſpielend, Thränen perlten
An jedem duft'gen Blüthenaſt, und Perlen
Ergoſſen ſich aus Bächleins Blumenlippen.
's war Sonntag: keine Zeitungen aus Hamburg
Behagten mir — die ſüßen Makaronen
Der Zuckerbäckers kratzten mir im Halſe;
Da kam der Lenz (ſo wie ich ihn beſchrieben),
Und guckt' hinein durchs hörne Fliegenfenſter,
Und rief: „Du blaſſer Peter!" — (nämlich ich!) —
„Geh doch hinaus in meine blühnde Gärten,
Und klag dein Leid den rieſelnden Kryſtallen,
Den Pappeln — grün mit weißen Sammtrabatten, —
Dem Lindenbach voll Promenadenſchwengel;
Da magſt du Einen, — dir zur Luſt, und wär's
Auch ihm zur Qual! — erleſen als Vertrauten,
Und allen Gram der Liebe, allen Ärger
An dieſer Welt, flottweg vom Herzen ſchütten.
Glaub mir: wenn Einer erſt ſein Leid erzählt,
Der fühlt's nicht mehr; Dem ſchmecken Trank und Speiſe!
Darüber weiß ich dir ein Lied zu ſingen,
Weil ich der Lenz bin, der ſeit Urbeginn
Der ganzen Erde tolle Elegien
Anhören mußte, und voll Bosheit zuſehn,
Wie jeder Laffe ſeinen Unterleib
Kurieren will auf Koſten meiner Ohren.
Doch, biſt du maulfaul, allerliebſter Peter,
Schreib deine Grillen in ein Taſchenbuch —
Was braucht es Viel? in ungereimten Jamben,

Die macht der dümmſte Narr im Handumdrehn!)
Und ſchick's dem ſüßen Kompagnon fürs Herz,
Der läßt dir's drucken, ſo geht's reißend ab.
Du glaubſt nicht, was ſolch Zeug für Wunder thut:
Dem Einen hilft's, der leid'gen Paſſion
Zur Verslerei entſagen, die ihn toll macht;
Dem Andern gegen die Hypochondrie;
Dem Dritten, der ſeit zwier gefaſtet hat, Dem giebt's
Gelegenheit, um Geld zu recenſieren;
Dich ſelber macht es ledig alles Quarks,
Womit du dich auf Schulen überladen!“ —
So ſprach der Lenz. Ich war ihm unterdeſſen
Still nachgegangen bis zum Lindenpark;
Da quellen goldne Melodienbäche
Aus ſeiner Nachtigallen Mund, und lieblich
Gab jedes Blümchens duft'ger Zauberkelch
Mit holdem Kuß, ein tauſendſtimm'ges Echo,
Der Luft umher die ſüßen Klänge wieder.
Doch mir war Alles Plunder — Fratz' — dumm Zeug!
Ich war — (ſeit Byron Mod', iſt's jeder Dichter,
Der nicht Er ſelbſt, noch irgend ſonſt Was iſt) —
Ich war verſtimmt, und ennuyierte mich.
Und über all dem Duften, Blühen, Klingen
Und Zwitſchern ſchlief ich ein; — da träumte mir:
Ich ſei ein Haſ' — (verſteht ſich, nur am Leibe,
Sonſt wie ein Menſch; denn Beides iſt verträglich!),
Und habe mich im blaßgefrornen Winter
In einen Wald verirrt von gift'gen Bäumen,
Mit Peſtgeſchwüren dick an jedem Zweig;
Die ſtanken mörderlich, wie Tod und Hölle.
Und — weh! der Menſch in mir begehrt' ein Schnupftuch,
Die ſchreckentleibe Naſe zu verhüllen;
Doch aus dem Haſen grinzt' es blechern kalt:
„Damit kann ich nicht dienen, guter Peter!
Das Beſte wär' — denk' ich — davonzulaufen.“
Da faßte mich ein ungeheurer Schmerz
Ob ſolchen ſchnöden Zwieſpalts in mir ſelber;
(Ich will, weiß Gott! nicht prahlen; doch mir war's,
Wie wenn zwei Flüche ſich vernichtend küſſen,
Und jeder ſeinen Tod im andern ſieht!)
Indem ich nun ſo ſtand, die ganze Welt,
Das Meer, die Sterne, Wälder u. ſ. w.,
Zuletzt mich ſelbſt verwünſchend: da erblickt' ich

Ganz nah' im Schneebett eine Windhundedirn' —
Die ſah mich an, als wollte ſie mich freſſen.
Ich hatt' 'nen Vorſprung, konnte wohl entfliehn:
Doch — angekettet wie mit Leimpantoffeln,
Vermocht' ich's nicht: aus ihrem Hundegeſichte
Sprach mir zum Herzen die geſtorbne Zeit;
Der erſten Liebe abgewelkter Frühling
Blüht' in der Bruſt mir wieder ſo wie damals,
Da noch der trauten Häſin Blick mich letzte!
Haſ' oder Hund? Das war die Frag'; und grimmig
Wollt' ich mein Hirn mit dieſer Frage ſprengen;
Und ſieh — da winkt' es mit der Vorderpfote.
Ich trat heran: „Lepuscula! biſt du's?"
Rief ich, und wurde blaß ob meiner Kühnheit. —
Doch ſie entgegnet vornehm-ledern, kalt,
Halb Hundegebell, und halb auf Häſiſch: „Ja!
So nennen mich die Beſtien! Aber Sie
Sehn ganz verändert aus! Ei! ei! mein Lieber,
Sie ſcheinen mir nicht mehr ſo recht zu traun!
Ein dummer Zauber hat mich umgehundet,
Weil ich mich eingelaſſen mit 'nem Windſpiel.
Doch — Das iſt längſt vorbei, und mir — wie ehedem
Den Todten — ſteht die erſte Liebe heilig.
O! darf ich bitten? nehmen Sie doch Platz!
An meiner Seite hier im Schnee iſt's warm."
Ich fluchte in mir ſelber wie ein Menſch,
Und zitterte am Leibe wie ein Haſe.
Und ſo — maſchinenmäßig, dumm wie Brei,
Mein ſelbſt nicht mächtig, hockt' ich neben ihr.
„Herzliebſter!" redte ſie mich wieder an,
„Sehn Sie das Sternbild droben? Das iſt auch
Ein bloßer Hund, und ſteht in großer Achtung!
Ja, ja, die Welt iſt ſonderbar beſchaffen!
Das war wohl eine ſüße Wonnezeit,
Als ich noch Braut war meines treuen Häschens!
Als Melodie und Gluth und Wolluſtbeben
Der erſte Kuß auf meinen Lippen brannte —
Und Montag iſt ein Fleiſchtag! Hol's der Teufel!"
So ſprach ſie noch viel dumme, tolle Reden,
Daß mir zu Muth ward wie im Gänſeſtall:
Und ſie begann aufs Neu': „Du wußteſt wohl,
Wie elend ich geweſen, todbetrübt!
Dein toll Gewinſel hat es mir verrathen!"

Nun frag' ich Jeden — wenn mich Eine duzt,
Ob ich ihr traun darf? Aber ſie — die Hündin —
Schielt plötzlich mit geſletſchten Zähnen mir
Die ſtraſſe Lend' an: „Ei! Sie haben da
Ein hübſches, feiſtes Hinterviertelchen
An Ihrem werthen Leibe! Möcht' es wohl
Zum Nachtimbiß verſuchen" — — Da erfaßte
Die Hölle mich mit ihren Leichenſchauern,
Und Teufels Ahnung fror wie Grabeswinter
Durch mein Gebein; auf meiner Stirne tropfte
Entſetzen, Grauen — — und von dem Schreck erwacht' ich!

[159] Letztes Wort über die Streitigkeiten der Studierenden zu Halle ꝛc. Leipzig, Klein, 1817.

[160] Vgl. u. A. den Brief an Immermann vom 24. December 1822 in Heine's Werken, Bd. XIX., S. 25 und 26.

[161] Das Beiblatt zum Berliner „Freimüthigen" vom 18. Januar 1823 enthielt folgende boshafte Aufforderung: „Der rheiniſche Künſtler, Herr Heinrich Heine, welcher aus allzu großer Beſcheidenheit mit ſeinem Talente nicht hervorzutreten wagt, wird von ſeinen Verehrern dringendſt erſucht, ſie durch mimiſch-plaſtiſche Darſtellungen aus Immermann's „Edwin" zu erfreuen. **E. v. N.** — **H. Str.** — **F. v. N.**" — Heine bemerkt zu dieſem Pröbchen klatſchhafter Anfeindung in einem Briefe an Immermann (Bd. XIX., S. 39): „Scheint mir von einem armen Edelmann, Namens N., herzurühren, der geglaubt hat, als das einzige dramatiſche Licht der Zeit, ſobald er auftrete, angebetet zu werden, und der mir die geheime Bosheit nicht verzeihen kann, daß ich in ſeinen Geſellſchaftskreiſen die Exiſtenz eines Immermann verkündigte."

[162] Heine's Werke, Bd. XIX., S. 27 und 34.

[163] Ebendaſelbſt, S. 79.

[164] Zwei Monate in Paris, von Adolf Stahr, Bd. II., S. 339.

[165] Heine's Werke, Bd. XIX., S. 27.

[166] Ebendaſelbſt, S. 52.

[167] Ebendaſelbſt, S. 81.

[168] Adolf Stahr behauptet in ſeinem mehrfach erwähnten Buche, Bd. II., S. 340, daß die Heine'ſche Kritik in den ehemaligen Berliner „Jahrbüchern" abgedruckt worden ſei. Dies iſt jedoch, wie ich mich überzeugt habe, nicht der Fall. Wie Stahr, hat auch Herr Wilhelm Hemſen in Köln jene Kritik geleſen, weiß ſich aber gleichfalls nicht des Blattes zu entſinnen, in welchem ſie abgedruckt war. Eine kurze Beſprechung der Immermann'ſchen Schrift fand ich allerdings im „Geſellſchafter" Nr. 82, vom 21. Mai 1826; dieſelbe iſt jedoch mit Varnhagen von Enſe's bekannter Chiffre (E.) unterzeichnet, und kann auch ſonſt, nach Stil und Inhalt, nicht die von Heine geſchriebene Recenſion ſein.

[169] Heine's Werke, Bd. XIX., S. 300.

[170] Ebendaſelbſt, Bd. I., S. 185—192.

171) Die von Heine empfohlenen Veränderungen ſind in ſeinen ſämmtl. Werken, Bd. XIX., S. 380—400, abgedruckt. Vgl. auch die Bemerkungen Heine's in den Briefen an Immermann, ebendaſelbſt, S. 371, 372, 375, 376, 401 u. 402.

172) Ebendaſelbſt, S. 375.

173) Machte der Künſtler ein Bild und wüßte, es dauere ewig,
Aber ein einziger Zug, tief, wie kein andrer, verſteckt,
Werde von keinem erkannt der jetz'gen und künftigen Menſchen,
Bis ans Ende der Zeit, glaubt ihr, er ließe ihn weg?

174) Heine's Werke, Bd. II., S. 34—38.

175) Siehe den Brief Heine's an Immermann vom 19. December 1832 in Heine's Werken, Bd. XX., S. 3 ff.

176) Vgl. u. A. auch die Vorrede zur franzöſiſchen Ausgabe des Buches „Über Deutſchland," Heine's Werke, Bd. V., S. 8 und 9.

177) Heine's Werke, Bd. XX., S. 282.

178) Ebendaſelbſt, Bd. XIX., S. 53.

179) Michael Beer's Briefwechſel, herausgegeben von Eduard von Schenk (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1837), S. 176 und 192.

180) Im „Geſellſchafter" vom 5. Mai 1823.

181) Im „Freimüthigen" vom 5. und 6. Mai und 10., 12. und 13. Juni 1823.

182) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 51.

183) Ebendaſelbſt, Bd. XVI., S. 100 [92].

184) Ebendaſelbſt, Bd. XIX., S. 54.

185) Ebendaſelbſt, S. 65.

186) Öſterreichiſche Volkslieder mit ihren Singweiſen, herausgegeben von Franz Ziska und Jul. Max. Schottky. Peſth, Hartleben, 1819.

187) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 274 ff.

188) Ebendaſelbſt, Bd. XV., S. 66 [49].

189) Jahrbücher der Literatur, Bd. XXXI., S. 157 ff. (Wien, bei Karl Gerold, 1825.)

190) „Ich kann es nicht vergeſſen," rc., — Heine's Werke, Bd. XV., S. 170 [285].

191) In einem Briefe an den Verlagsbuchhändler Dümmler, — Heine's Werke, Bd. XIX., S. 29.

192) Ebendaſelbſt, S. 29, 64 und 135, in den Briefen an Dümmler, Schottky und Meier. Vgl. auch die Anmerkung 186).

193) Ebendaſelbſt, S. 54.

194) Ebendaſelbſt, S. 82.

195) Ebendaſelbſt, S. 14 ff.

196) Siehe den Brief an Fouqué, ebendaſelbſt, S. 76. — In einem un
gedruckten Briefe an Joſeph Lehmann ſchreibt Heine am 26. Juni 1823: „J
habe noch immer nicht die Hoffnung aufgegeben, den „Ratcliff" aufgefüh
zu ſehen, obſchon ich keinen Schauſpieler kajoliert und keine Schauſpieleri
fetiert habe, und es überhaupt nicht verſtehe, Etwas mühſam auf die Brett

hinauf zu ſchmuggeln. Ich denke, das Schreiben und Sprechen über das Stück bringt es auf die Bühne.“

197) So äußert ſich Heine in dem Briefe aus Berlin vom 16. März 1822, — Sämmtl. Werke, Bd. XIII., S. 51.

198) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 147.

199) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 148 ff.

200) „Es war gegen das Ende des achtzehnhundertneunzehnten Jahres, als wir uns zum erſten Male verſammelten. In vielen Städten des deutſchen Vaterlandes waren jene grauſen Scenen vorgefallen, die Manchen eine unvorhergeſehene Rückkehr des Mittelalters vermuthen ließen. Wir kamen zuſammen, um zu helfen, wo es Noth thäte, um über die Mittel, wie dem tiefgewurzelten Schaden am beſten beizukommen ſei, zu berathſchlagen. Eine mehr ins Einzelne gehende Abſicht hatten wir nicht.“ Halbjähriger Bericht, im Verein für Kultur und Wiſſenſchaft der Juden am 28. April 1822 abgeſtattet von Dr. E. Gans. (Hamburg, 1822, bei M. Hahn.)

201) Ich entnehme dies Beiſpiel aus J. M. Joſt's „Geſchichte des Judenthums und ſeiner Sekten“ (Abth. III., S. 339), welche mir, neben S. Stern's trefflicher „Geſchichte des Judenthums von Mendelsſohn bis auf die Gegenwart,“ häufig als Quelle zur Überſchau der Entwicklung des Judenthums bis zum Jahre 1819 gedient hat. — Meine Darſtellung der Geſchichte und Beſtrebungen des „Vereins für Kultur und Wiſſenſchaft der Juden“ beruht dagegen auf ungedruckten handſchriftlichen Mittheilungen aus dem brieflichen Nachlaſſe Moſer's und Wohlwill's, deren Einſicht ich der Familie des Letzteren verdanke, ſowie auf der ſorgfältigen Vergleichung der Vereinsſtatuten und dreier von Eduard Gans über die Thätigkeit des Vereins 1821, 1822 und 1823 abgeſtatteten, im Druck erſchienenen Berichte, deren Benutzung mir Herr Dr. Zunz auf mein Anſuchen freundlich geſtattet hat.

202) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 98 ff.

203) Im Jahre 1823, in der „Vierzehnten Nachricht von dem Zuſtande der jüdiſchen Freiſchule in Berlin“, S. 14.

204) Der jetzt in Hamburg lebende Abraham Auerbach, welcher mir den erwähnten Vorfall erzählt hat.

205) Siehe die Briefe Heine's, — Sämmtl. Werke, Bd. XIX., S. 123, 124, 129 und 135, wo erzählt wird, wie ſehr dem Bruder Heine's, Guſtav, welcher die Landwirthſchaft erlernt hatte, bei dem Bemühen, einen Inſpektorsdienſt zu erlangen, überall „der Jude“ im Wege war.

206) Heine's Werke, Bd. XIV., S. 189.

207) Die Proklamation Noah's an alle Juden der Welt findet ſich in Heine's Werken, Bd. XIX., S. 232, und in J. M. Joſt's „Geſchichte der Iſraeliten, Bd. X., Abth. II., S. 228 ff. An letztgenannter Stelle iſt des Näheren nachzuleſen, wie am 15. September 1825 die Gründung von Ararat in der Stadt Buffalo gefeiert ward. Mordachai Noah begab ſich als „Richter Iſrael's,“ in hermelinbeſetztem Ornat von rother Seide, mit einer dicken goldenen

Medaille um den Hals, inmitten eines karnevalsmäßig aufgeputzten Zuges von Freimaurern, Tempelrittern 2c., nach der biſchöflichen Kirche, und hielt dort nach Beendigung des Gottesdienſtes eine Rede, während der Eckſtein der zu errichtenden Stadt auf dem Kommunionstiſche lag. Außer dieſer Farce, deren Beſchreibung damals durch alle Tageblätter ging, hatte der Aufruf Noah's keine weiteren Folgen, als daß der Ober-Rabbiner und Präſident des jüdiſchen Konſiſtoriums in Paris, Abraham de Cologna, und einige andere von Noah zu ſeinen Kommiſſarien ernannte angeſehene Iſraeliten (auch Gans und Zunz waren in der Proklamation als Agenten namhaft gemacht) die Annahme der ihnen zugedachten Ehrenämter öffentlich ablehnten.

[208]) Vgl. Heine's Werke, Bd. XIV., S. 194.

[209]) Rede bei Wiedereröffnung der Sitzungen des Vereins für Kultur und Wiſſenſchaft der Juden, gehalten den 28. Oktober 1821 von Dr. E. Gans (Hamburg, 1822, bei M. Hahn.)

[210]) Heine's Werke, Bd. XIV., S. 204.

[211]) Ebendaſelbſt, Bd. XIX., S. 104 und 41 ff.

[212]) Ebendaſelbſt, S. 363.

[213]) Ebendaſelbſt, S. 41 ff.

[214]) Ebendaſelbſt, S. 104.

[215]) Ebendaſelbſt, Bd. XIV., S. 194 ff.

[216]) Ebendaſelbſt, Bd. XIX., S. 89.

[217]) Ebendaſelbſt, S. 141 ff.

[218]) Hauptſtraße der Hamburger Judenſchaft, auf die Heine (vgl. Sämmtl. Werke, Bd. XIX., S. 103, 104 2c.) überhaupt nicht gut zu ſprechen war.

[219]) Heine's Werke, Bd. XIV., S. 188.

[220]) Seine Hauptarbeiten ſind — außer der für die Zeitſchrift verfaßten, ſpäter ſehr vervollſtändigten ſcharfſinnigen Unterſuchung über das Leben und die Schriften Raſchi's — das für die Wiſſenſchaft des Judenthums epochemachende Werk: „Die gottesdienſtlichen Vorträge der Juden“ (1832), „Zur Geſchichte und Literatur“ (1845), „Die ſynagogale Poeſie des Mittelalters“ (1855), „Der Ritus des ſynagogalen Gottesdienſtes“ (1859), und die intereſſante kleine Schrift über „Die Namen der Juden“ (1836).

[221]) Heine's Werke, Bd. XIV., S. 190 ff.

[222]) Geſchichte des Judenthums und ſeiner Sekten, Abth. III., S. 341.

[223]) Heine's Werke, Bd. XIV., S. 191.

[224]) Name einer Hauptſtraße in Hamburg.

[225]) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 241.

[226]) „Die Menas“ war ein Scherzname, den Wohlwill unter ſeinen Vereinsfreunden führte, weil er in ſeinem Aufſatze für das erſte Heft der Zeitſchrift die allmähliche Erhebung der Menſchheit zur *Μόνας*, zur allgemeinen Einheit, beſonders betont hatte.

[227]) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 71.

[228]) Ebendaſelbſt, S. 140, 141 und 250.

229) Ebendaſelbſt, Bd. XIV., S. 190.

230) Ebendaſelbſt, S. 183 ff.

231) Ebendaſelbſt, Bd. XIX., S. 46, 55, 56, 66 und 78.

232) Ebendaſelbſt, S. 111.

233) Ebendaſelbſt, S. 87 ff.

234) „Gartenlaube," Jahrgang 1866, S. 75.

235) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 70.

236) Gartenlaube, 1866, S. 74.

237) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 60.

238) Gartenlaube, 1866, S. 75.

239) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 137, 165 und 202.

240) Ebendaſelbſt, S. 69.

241) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 134.

242) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 92. — Vgl. auch daſelbſt S. 108, 112, 113, 114, 126, 127, 169, 259, 261, 262 und 334, ſowie die Erinnerungen Maximilian Heine's an ſeinen Bruder, „Gartenlaube," Jahrgang 1866, S. 251.

243) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 129.

244) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 112 ff.

245) Ebendaſelbſt, S. 110.

246) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 134.

247) Ebendaſelbſt, S. 136 ff.

248) Ebendaſelbſt, S. 129, und H. Heine's Werke, Bd. XIX., S. 92 u. 95.

249) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 108.

250) Ebendaſelbſt, S. 100 ff.

251) Ebendaſelbſt, S. 102.

252) Heine ſpielt hier, wie anderwärts in ſeinen Briefen an Moſer (vgl. Heine's Werke, Bd. XIX., S. 146), auf die judenfeindlichen Schriften des Berliner Geſchichtsprofeſſors Chr. Fr. Rühs („Über die Anſprüche der Juden an das deutſche Bürgerrecht." Berlin, Reimer, 1816. — „Die Rechte des Chriſtenthums und des deutſchen Volks, vertheidigt gegen die Anſprüche der Juden und ihrer Verfechter." Ebd. 1816) und des Jenenſer Philoſophen Jakob Friedrich Fries („Über die Gefährdung des Wohlſtandes und Charakters der Deutſchen durch die Juden." Leipzig, 1816) an.

253) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 106.

254) Ebendaſelbſt, Bd. XV., S. 204–212 [134–140].

255) Ebendaſelbſt, Bd. XIX., S. 101.

Auf dieſe Gelddifferenz mit dem Oheim bezieht ſich augenſcheinlich die von Maximilian Heine in der „Gartenlaube" (Jahrgang 1866, S. 249) erzählte Anekdote, wonach ſein Bruder es durch allerlei künſtliche Manipulationen zu bewerkſtelligen gewußt, einmal fünf Quartalswechſel innerhalb eines Jahres zu beziehen. Wie Herr Maximilian Heine es bei der anekdotiſchen Ausſchmückung ſeiner „Erinnerungen" mit der hiſtoriſchen Treue des Details überhaupt nicht allzu genau nimmt, und beiſpielsweiſe über den materiellen Wohlſtand der

Eltern des Dichters ſeltſam prahleriſche Nachrichten giebt, ſo ſucht er auch im vorliegenden Falle die irrige Meinung zu erwecken, als ob H. Heine die Geldmittel zum Aufenthalte in Göttingen von Hauſe empfangen habe, während die ſeit vier Jahren veröffentlichten Briefe ſeines Bruders und ſonſtige Zeugniſſe nicht den mindeſten Zweifel daran laſſen, daß er jene Mittel ausſchließlich der Munificenz ſeines Oheims Salomon verdankte.

256) Ebendaſelbſt, S. 108 und 110.

257) Ebendaſelbſt, S. 113 ff.

258) Ebendaſelbſt, S. 150.

259) Ebendaſelbſt, S. 169.

260) Ebendaſelbſt, S. 183, 192 und 208.

261) „Gartenlaube", Jahrgang 1866, S. 16.

262) Heine's Werke, Bd. XIX, S. 332 ff.

263) Ebendaſelbſt, S. 48.

264) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 155.

265) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 116, 126, 150 ꝛc.

266) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 156.

267) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 128.

268) Ebendaſelbſt, Bd. XX., S. 201, 244, 221 und 200 [130, 165, 147 und 129].

269) Vgl. u. A. den von mir benutzten Aufſatz über die Lorelei-Sage von Hermann Grieben in der „Kölniſchen Zeitung" vom 13. Juli 1867.

270) Bremen, 1802, S. 392 ff. Das Gedicht Brentano's lautet, wie folgt:

Lore Lay.

Zu Bacharach am Rheine
Wohnt' eine Zauberin,
Sie war ſo ſchön und feine
Und riß viel' Herzen hin.

Und brachte viel' zu Schanden
Der Männer rings umher,
Aus ihren Liebesbanden
War keine Rettung mehr.

Der Biſchof ließ ſie laden
Vor geiſtliche Gewalt,
Und mußte ſie begnaden,
So ſchön war ihre Geſtalt.

Er ſprach zu ihr gerühret:
„Du arme Lore Lay,
Wer hat dich denn verführet
Zu böſer Zauberei?" —

„„Herr Biſchof, laßt mich ſterben,
Ich bin des Lebens müd',
Weil Jeder muß verderben,
Der mir ins Auge ſieht.

„„Meine Augen ſind zwei Flammen,
Mein Arm ein Zauberſtab;
O legt mich in die Flammen
O brechet mir den Stab!""

„Ich kann dich nicht verdammen,
Bis du mir erſt bekennt,
Warum in dieſen Flammen
Mein eigen Herz ſchon brennt.

„Den Stab kann ich nicht brechen,
Du ſchöne Lore Lay,
Ich müßte denn zerbrechen
Mein eigen Herz entzwei."

„Herr Biſchof, mit mir Armen
Treibt nicht ſo böſen Spott,
Und bittet um Erbarmen
Für mich den lieben Gott.

„Ich darf nicht länger leben,
Ich liebe Keinen mehr,
Den Tod ſollt Ihr mir geben,
Drum kam ich zu Euch her.

„Mein Schatz hat mich betrogen,
Hat ſich von mir gewandt,
Iſt fort von hier gezogen,
Fort in ein fremdes Land.

„Die Augen ſanft und wilde,
Die Wangen roth und weiß,
Die Worte ſtill und milde,
Das iſt mein Zauberkreis.

„Ich ſelbſt muß drin verderben,
Das Herz thut mir ſo weh,
Vor Schmerzen möcht' ich ſterben,
Wenn ich mein Bildniß ſeh'.

„Drum laßt mein Recht mich finden,
Mich ſterben wie ein Chriſt,
Denn Alles muß verſchwinden,
Weil er nicht bei mir iſt.""

Drei Ritter läßt er holen:
„Bringt ſie ins Kloſter hin!
Geh, Lore, Gott befohlen
Sei dein bethörter Sinn.

Du ſollſt ein Nönnchen werden,
Ein Nönnchen ſchwarz und weiß,
Bereite dich auf Erden
Zu deiner Todesreiſ'." —

Zum Kloſter ſie nun ritten,
Die Ritter alle Drei,
Und traurig in der Mitten
Die ſchöne Lore Lay.

„O Ritter, laßt mich gehen
Auf dieſen Felſen groß,
Ich will noch einmal ſehen
Nach meines Liebſten Schloß.

„Ich will noch einmal ſehen
Wohl in den tiefen Rhein,
Und dann ins Kloſter gehen
Und Gottes Jungfrau ſein.""

Der Felſen iſt ſo jähe,
So ſteil iſt ſeine Wand,
Doch klimmt ſie in die Höhe,
Bis daß ſie oben ſtand.

Die Jungfrau ſprach: „Da gehet
Ein Schifflein auf dem Rhein;
Der in dem Schifflein ſtehet,
Der ſoll mein Liebſter ſein!

„Mein Herz wird mir ſo munter,
Es muß mein Liebſter ſein!""
Da lehnt ſie ſich hinunter
Und ſtürzet in den Rhein.

77) Wieder abgedruckt in Loeben's „Erzählungen," Bd. II., S. 197. (Dresden, Hilſcher, 1824.)

Da, wo der Mondſchein blitzet
Ums höchſte Felsgeſtein,
Das Zauberfräulein ſitzet
Und ſchauet auf den Rhein.

Es ſchauet herüber, hinüber,
Es ſchauet hinab, hinauf,
Die Schifflein ziehen vorüber,
Lieb' Knabe, ſieh nicht auf!

Sie ſingt dir hold zum Ohre,
Sie blickt dich thöricht an,
Sie iſt die ſchöne Lore,
Sie hat dir's angethan.

Sie ſchaut wohl nach dem Rheine,
Als ſchaute ſie nach dir.
Glaub's nicht, daß ſie dich meine,
Sieh nicht, horch nicht nach ihr!

So blickt ſie wohl nach Allen
Mit ihrer Augen Glanz,
Läßt her die Locken wallen
Im wilden goldnen Tanz.

Doch wogt in ihrem Blicke
Nur blauer Wellen Spiel,
Drum ſcheu die Waſſertücke,
Denn Flut bleibt falſch und kühl!

272) Das von Schumann trefflich komponierte Eichendorff'ſche Lorelei-Gedicht lautet:

„Es iſt ſchon ſpät, es wird ſchon kalt,
Was reitſt du einſam durch den Wald?
Der Wald iſt lang, du biſt allein,
Du ſchöne Braut, ich führ' dich heim." —

„„Groß iſt der Männer Trug und Liſt,
Vor Schmerz mein Herz gebrochen iſt,
Wohl irrt das Waldhorn her und hin,
O flieh! du weißt nicht, wer ich bin."" —

„So reich geſchmückt iſt Roß und Weib,
So wunderſchön der junge Leib,
Jetzt kenn' ich dich — Gott ſteh' mir bei!
Du biſt die Hexe Lorelei!" —

„„Du kennſt mich wohl — vom hohen Stein
Schaut ſtill mein Schloß tief in den Rhein.
Es iſt ſchon ſpät, es wird ſchon kalt,
Kommſt nimmermehr aus dieſem Wald!""

273) Simrock betitelt ſein wundervoll auf Goethe anſpielendes Gedicht:

Ballade von der Lorelei.

„Wer ſinget dort ſo holde Melodei?
Das Schifflein ſäumt und gleitet ſacht vorbei." —
Mein Nachbar ſprach: „Es iſt die Lorelei.

„Da droben thront ſie auf der ſteilen Spitze,
Strählt in den Rhein ihr goldnes Lockenhaar,
Und Geiſterchöre tönen wunderbar
Im Rebenlaub an ihrem Herrſcherſitze;
Doch wie der Strahl durch trüber Wellen Ritze,
So dringt hindurch der Wundertön der Lei.

„Ihr Singen regt beglückten Erdenſöhnen
Die höchſte Luſt und alle ſüße Pein.
Wer ſie vernimmt, muß ihr ergeben ſein
Und kann ſein Herz der Wohllaute nicht entwöhnen.
Gefeſſelt huldigt er der Macht des Schönen
Und lebt und ſtirbt im Dienſt der Lorelei.

„Noch hat ſie nie ſich einem Mann ergeben,
Ob ſie auch Vielen gnädiger geblickt.
Ein Ritter einſt, von Sangesluſt beſtrickt,
Sann mit Gewalt zu lahm ihr heitres Leben;
Das Felſhorn ſteil, die frechen Knechte ſtreben
Schon berghinan zur Jagd der Lorelei.

„Sie klimmt empor die höchſten Felſenſtellen,
Der Frevler folgt, ſchon faßt er ihr Gewand;
Da ſchwingt ſie ſich hinab vom Bergesrand
Und unten hört man ſein Gebein zerſchellen.
Sie aber ſingt luſtwandelnd auf den Wellen:
‚Mich zwingſt du nicht, denn meine Gunſt iſt frei.

„Den nach der Hand der Lorelei gelüſtet,
Umſtrömte Wohllaut ſchon im Mutterſchooß;
Frei ringt das Lied ſich ſeinem Buſen los,
Frei von der Lüge, die ſich Wahrheit brüſtet.
Er naht dereinſt, mit Sängerkraft gerüſtet,
Und Bräutigam begrüßt ihn Lorelei.‘“

„Und als er kam auf ſtolzem Schiff gezogen
Den Strom hinab vom goldbeglänzten Main,
Da wandelt ſie zum bräutlichen Verein
Dem Freund entgegen auf des Rheines Wogen;
Da kommt ein Wind von Oſten hergeflogen,
Entführt das Schiff und trauernd ſteht die Fei.

„‚Er war mein werth, und konnt' er mich verſchmähen?
So welke, Kranz, der höchſten Ehren Lohn!
Nein, grüne fort, denn einem treuern Sohn
Hat dich zum Schmuck der Himmel auserſehen.
Zwar werden noch Jahrzehnte vergehen,
Doch treu des Lieblings harrt die Lorelei.‘“

Ballade, ſag den Unkundigen frei,
Daß Minnegunſt nicht zu erzwingen ſei:
Nennt Liebling bald der ſchönen Lorelei!

[illegible]) Unter den renommierteren Behandlungen der Sage nennen wir noch das Gedicht Wolfgang Müller's von Königswinter. Der ſo eben erſchienene zweite Jahrgang des „Deutſchen Künſtler-Album“ (Düſſeldorf, Breidenbach & Co.) enthält auf S. 73 ebenfalls wieder eine Lorelei-Ballade. Selbſt jenſeit des Oceans hat die Rheinnixe ſich bereits ein Echo erweckt, wie nachſtehendes, von mir überſetztes Gedicht der Amerikanerin Caroline M. Sawyer bezeugt:

Die Lorelei.

„Siehſt du die Maid auf dem Felſenhang
Hoch oben dort über dem Wogendrang?
Von meergrünen Wellen ihr Kleid gewebt,
Und ihr Aug' wie der Himmel, der über uns ſchwebt;
Ihr Haar umfluthet wie Sonnenlicht
Golden das liebliche Angeſicht;
Sie reckt in die Lüfte den ſchneeigen Arm,
Und ſingt ein Lied, ſo ſüß und ſo warm,
In die dämmernde graue Frühlichtszeit —
Hol über, mein Fährmann, hinüber zur Maid!"

Ein Nebel des Fährmanns Auge beſchlich,
Und ſein Arm ward matt, ſein Wang' erblich,
Als er ragen ſah auf dem Felſen die Maid
Mit dem fluthenden Haar und meergrünen Kleid.
„„Herr Ritter, das Leben ſtünd' auf dem Spiel,
Durchfurchten die Fluth wir auf ſtärkſtem Kiel,
Wenn die wilde Maid mit dem grünen Gewand
Auf dem Lurleifelſen früh Morgens ſtand!
O wahrt Euch — denn Unheil befällt den Mann
Der die Luſt, ihr zu nahen, nicht zügeln kann!""

„Geh, pred'ge dein Märchen dem Weibergeſchlecht
Und der zitternden Memme, du feiger Knecht!
Der in hundert blutigen Schlachten war,
Der Ritter, weicht nicht erlogner Gefahr.
Fort über die Wogen im tanzenden Schiff
Zu der herrlichen Maid auf dem Lurleiriff!
Nimm als Lohn hier die Kette von ſchwerem Gold —
Umſonſt nicht tratſt du in meinen Sold!"

Die Kette nahm Jener und ſprach Nichts mehr,
Zum Ruder langt' er, doch bebt' er ſehr,
Und er trieb durch die grollenden Fluthen ſein Schiff
Hin über den Strom zum verderblichen Riff.
Schwarz wurde der Himmel, es heulte der Wind,
Vögel aufkreiſchten und flohen geſchwind,
Und brüllende Wogen umſtürmten den Strand,
Als ſie näher kamen dem Felſenrand.

„„Zurück!"" ſchrie der Fährmann, vor Schrecken bleich,
„„Der raſende Wirbel verſchlingt uns gleich!""
Doch der kühne Ritter, von Muth erfaßt,

Stand auf im Nachen mit wilder Haſt,
Sprang furchtlos hinein in die tobende Fluth,
Und trotzte des ſchäumenden Stromes Wuth.
Seltſame Geſtalten wohl mocht' er ſehn
In den Waſſern ihm feindlich gegenüberſtehn,
Drohende Stimmen ihm ziſchten ins Ohr —
Doch nimmer ſein Wille die Kraft verlor.
An hielt er den Athem, den Arm geſpannt,
Bis den Wogen entrafft er am Ufer ſtand.
Zu dem Gipfel dann klomm er, voll ſüßem Leid,
Und athemlos grüßt er die holde Maid.

Er ſah ihr berauſcht in die Augen klar,
Seine Finger ſtrählten ihr goldnes Haar —
Und „Mein für immer!“ ſie jauchzend ſang,
Als ſie ihn mit dem ſchimmernden Arm umſchlang.
„Komm hinab, mein Held, in die dunkle Fluth,
Wo der Stromnix ſingt, die Najade ruht;
Komm hinab und wohn' bei der Meerfei,
Wo kein Sturm uns findet, kein Möwenſchrei!“

Sie preßt ihm den Mund auf die glühende Wang',
Sie lockt ihn über den ſchroffen Hang —
Nun ſtehen ſie da auf dem ſchwindelnden Saum —
Dann hinab in des ziſchenden Strudels Schaum!

Die Winde ſchweigen, ſtill wogte der Rhein,
Es tanzten die Mücken im Sonnenſchein —
Der Nachen fuhr heim zu entlegenem Strand,
Doch die Maid mit dem Ritter für ewig verſchwand.

---

[275] Heine's Werke, Bd. XV., S. 272 ff. [186 ff.]

[276] Ebendaſelbſt, Bd. XIX., S. 129 und 132.

[277] Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 133.

[278] Heine's Werke, Bd. XIX., S. 120.

[279] Ebendaſelbſt, S. 143.

[280] Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 132.

[281] Heine's Werke, Bd. XIX., S. 145 ff.

[282] Das Haus iſt jetzt mit Nr. 5 bezeichnet. Michaelis 1824 zog er in das Seebold'ſche Haus an der Allee Nr. 10, — Oſtern 1825 in das Haus Olten an der Weender Straße Nr. 78, — im Juni 1825 in die Gartenwohnung der Rektorin Seifert an der Herzberger Chauſſee Nr. 8, vor dem Albanithore. Die Ermittelung von Heine's Wohnungen in Göttingen verdanke ich der gütigen Bemühung des Cand. juris Eduard Griſebach. — Nach Angabe des Dr.

Elliſſen wohnte Heine bei ſeinem erſten Aufenthalte in Göttingen gleichfalls vor dem Albanithore, im Schweizerhauſe des Ulrich'ſchen (ſpäter v. Sehlen'ſchen, jetzt Marwedel'ſchen) Gartens, wo 1785 auch Bürger und Mollie wohnten, und eine Zeitlang der jetzt nach den ſtädtiſchen Anlagen verſetzte Gedächtnißſtein Bürger's ſtand.

[283] Heine's Werke, Bd. XIX., S. 150.

[284] Ebendaſelbſt, S. 155.

[285] Erinnerungen von Maximilian Heine in der „Gartenlaube," Jahrgang, 1866, S. 249.

[286] Heine's Werke, Bd. XIX., S. 157 ff.

[287] Geſellſchafter, Nr. 49—52, vom 26.—31. März 1824.

[288] Heine's Werke, Bd. XIX., S. 162.

[289] Ebendaſelbſt, S. 161.

[290] Ebendaſelbſt, S. 163.

[291] Ebendaſelbſt, S. 172.

[292] Ebendaſelbſt, Bd. XVI., S. 249 ff. [220 ff.]

[293] Ebendaſelbſt, Bd. XIX., S. 164.

[294] Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 139 und 140.

[295] „Agrippina", „Wächter am Rhein" und „Rheiniſche Flora". — Die erſtgenannte Zeitſchrift enthielt in Nr. 17—25, vom 6.—25. Februar 1824, eine von Rouſſeau verfaßte ausführliche Beſprechung der Heine'ſchen „Gedichte" und „Tragödien," welche mit einigen Zuſätzen 1834 in Rouſſeau's „Kunſtſtudien" (München, E. A. Fleiſchmann), S. 233—250, wieder abgedruckt ward. Sie erhebt ſich indeß ſo wenig, wie irgend eine andere Arbeit des vagabundierenden Belletriſten, über das phraſenhafte Kunſtgeſchwätz eines unwiſſenſchaftlichen Dilettantenthums. — Nur die erſte der obigen Zeitſchriften iſt mir zu Geſichte gekommen; ich vermuthe jedoch, daß Heine auch für die beiden andern Journale Beiträge geliefert hat.

[296] In Nr. 89 und 90 der „Agrippina," vom 23. und 25. Juli 1824, ſind außerdem noch folgende, ſeither nicht wieder abgedruckte Lieder Heine's enthalten:

Daß ich dich liebe, o Möpschen,
Das iſt dir wohlbekannt.
Wenn ich mit Zucker dich füttre,
So leckſt du mir die Hand.

Du willſt auch nur ein Hund ſein,
Und willſt nicht ſcheinen mehr;
All' meine übrigen Freunde
Verſtellen ſich zu ſehr.

Lieben und Haſſen, Haſſen und Lieben
Iſt Alles über mich hingegangen;
Doch blieb von Allem Nichts an mir hangen,
Ich bin der Allerſelbe geblieben.

Tag und Nacht hab' ich gedichtet,
Und hab' doch Nichts ausgerichtet;
Bin in Harmonien geſchwommen,
Und bin doch zu Nichts gekommen.

[297] Heine's Werke, Bd. XVI., S. 295 [260].

[298] Ebendaſelbſt, Bd. XIX., S. 166 ff.

[299] Ebendaſelbſt, S. 178 und 182.

[300] Ebendaſelbſt, S. 190 ff.

[301] Ebendaſelbſt, S. 167 ff.

[302] Ein jüdiſcher Kaufmann aus Tudela, welcher als der erſte Europäer, der das öſtliche Aſien bereiſte, theils in Handelsangelegenheiten, theils um die Zuſtände der rings zerſtreuten Juden kennen zu lernen, 1159–73 eine Reiſe von Saragoſſa über Frankreich, Italien und Griechenland nach Paläſtina und Perſien bis in die chineſiſche Tatarei machte. Von dort kehrte er über Hinterindien, den indiſchen Archipel und Ägypten nach Spanien zurück. Seine intereſſanten Reiſenotizen erſchienen in hebräiſcher Sprache zuerſt 1543 in Konſtantinopel, und wurden ſeitdem faſt in alle lebende Sprachen überſetzt.

[303] Jüdiſche Merkwürdigkeiten. 4 Thle. Frankfurt, Eßlinger, 1717–18.

[304] Heine's Werke, Bd. XIX., S. 178 ff.

[305] Ebendaſelbſt, S. 193.

[306] Ebendaſelbſt, S. 214 ff.

[307] Ebendaſelbſt, S. 227.

[308] Ebendaſelbſt, S. 260 und 279.

[309] Es mag wahr ſein, daß, wie Heine ſeinem Verleger Julius Campe verſichert hat, das urſprüngliche Manuſkript des „Rabbi von Bacharach" bei einer Feuersbrunſt im Hauſe ſeiner Mutter zu Hamburg, nebſt andern Papieren des Dichters, verbrannte; doch wird eben nur der Anfang des Werkes ein Raub der Flammen geworden ſein, denn nirgends findet ſich eine glaubhafte Andeutung, daß die Erzählung jemals vollendet ward. Vermuthlich beſaß Heine noch eine Abſchrift der erſten beiden Kapitel, und begann ſpäter die Fortſetzung hinzu zu dichten; wenigſtens iſt in dem mir vorliegenden Manuſkripte nur das unvollendete dritte Kapitel und die Bemerkung, daß „der Schluß ohne Verſchulden des Autors verloren gegangen," von Heine's eigener Hand geſchrieben.

[310] Heine's Werke, Bd. IV., S. 40–52.

[311] Ebendaſelbſt, S. 75.

[312] Ebendaſelbſt, Bd. XIX., S. 182, 204 und 293.

[313] Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc. S. 159.

[314] Ebendaſelbſt, S. 141.

[315] Ebendaſelbſt, S. 133, 139 und 141. Vgl. Heine's Werke, Bd. XIX., S. 45, 178 und 194.

[316] Zuletzt noch wieder in der Leipziger „Illuſtrirten Zeitung," Nr. 1269, vom 26. Oktober 1867, S. 275.

[317] Heine's Werke, Bd. XIX., S. 176, 186, 188, 189 und 194.

[318] Ebendaſelbſt, S. 194.

[319] Ebendaſelbſt, S. 175, 176 und 178.

[320] „Bemerker" Nr. 3, Beilage zum „Geſellſchafter" vom 19. Januar 1825. — Vgl. Heine's Werke, Bd. XIX., S. 204 ff.

[321] Dieſer Vorfall wurde mir von Herrn Hans Wüſſen in Göttingen mitgetheilt, deſſen Vater ihn aus dem Munde des vor mehreren Jahren ver-

ſtorbenen Gaſtwirths Michaelis vernahm. Daß Heine ſeinen Beleidiger zum Duell fordern ließ, ſchließe ich aus einem Briefe an Moſer vom 24. Februar 1826 (Heine's Werke, Bd. XIX., S. 261).

[322] Heine's Werke, Bd. XIX., S. 183, 184 und 187

[323] Ebendaſelbſt, S. 188 und 193 ff.

[324] Ebendaſelbſt, S. 215.

[325] Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 141 ff.

[326] Ebendaſelbſt, S. 145.

[327] Ebendaſelbſt, S. 151 ff.

[328] „Geſellſchafter", No. 13—24, vom 20. Januar — 11. Februar 1826.

[329] „Bemerker" No. 26, Beilage zum „Geſellſchafter" vom 30. Auguſt 1826.

[330] Heine's Werke, Bd. XII., S. 99 und 100.

[331] Ebendaſelbſt, Bd. VI., S. 100 ff.

[332] Siehe Heine's Werke, Bd. XIII., S. 286—289; Bd. VI., S. 77—83, und Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 207.

[333] Heine's Werke, Bd. XIX., S. 216 ff.

[334] Geſpräche mit Goethe ꝛc., von J. P. Eckermann, Bd. I., S. 234.

[335] Abgedruckt in Heine's Werken, Bd. XIX., S. 206 ff.

[336] Abgedruckt ebendaſelbſt, S. 222 ff. Vgl. dort die Anmerkung auf S. 223.

[337] Siehe S. 188 dieſes Bandes.

[338] Der Obergerichtsſekretär Dr. jur. Krille in Göttingen, welcher der Promotion Heine's und dem nachfolgenden Doctorſchmauſe beiwohnte, hat dieſen ergötzlichen Verlauf dem Cand. jur. Eduard Griſebach erzählt.

[339] Heine's Werke, Bd. XIX., S. 225 ff.

[340] Ebendaſelbſt, S. 43.

[341] Ebendaſelbſt, S. 115 ff.

[342] Ebendaſelbſt, S. 170 ff.

[343] Ebendaſelbſt, S. 184 und 185.

[344] Ebendaſelbſt, S. 231 ff.

[345] Der Taufakt Heine's findet ſich im Kirchenbuche der evangeliſchen Gemeinde zu St. Martini in Heiligenſtadt eingetragen, wie folgt:

„Ein Proſelyt, Herr Harry Heine, welcher in Göttingen die Rechte ſtudiert und bereits das Examen zum Grade eines Doctoris juris beſtanden hat, empfing, mit Beibehaltung des Familien-Namens Heine, bei der Taufe die Namen Chriſtian Johann Heinrich.

„Er iſt geboren zu Düſſeldorf den 13. December 1799, — ehelich, — iſt der älteſte Sohn eines vormals in Düſſeldorf wohnenden israelitiſchen Kaufmanns Samſon Heine. Der Vater privatiſiert jetzt in Lüneburg. Der getaufte Sohn hält ſich noch in Göttingen auf.

„Tag der Taufe: der 28. Junius, gegen 11 Uhr Vormittags. Die Taufe geſchah in der Stille, in der Wohnung des Pfarrers. Getauft hat Magiſter Gottlob Chriſtian Grimm, Pfarrer der evangeliſchen Gemeinde und Superintendent. Einziger Pathe war der Dr. der Theologie und Superintendent in Langenſalza, Herr Karl Friedrich Bonitz."

Maximilian Heine, welcher in den Erinnerungen an ſeinen Bruder („Gartenlaube," Jahrgang 1866, S. 249 ff.) den Zweck jener Reiſe nach Heiligenſtadt ängſtlich verſchweigt und dieſelbe vielmehr als einen fidelen Studenten-Ausflug darſtellt, giebt neben andern Unrichtigkeiten irrthümlich an, daß die Doktor-Promotion damals ſchon ſtattgefunden habe.

[346] Heine's Werke, Bd. XIX., S. 230 ff. — Das in dem Briefe erwähnte Gedicht ſcheint, wenn es überhaupt demſelben beigefügt war, verloren gegangen zu ſein.

[347] Ebendaſelbſt, S. 241, 242 und 247.

[348] Ebendaſelbſt, S. 265–268.

[349] Ebendaſelbſt, S. 278.

[350] Ebendaſelbſt, S. 246, 257 und 258.

Berichtigungen und Zuſätze.

Seite 3 und 4 In Betreff der Notizen über die Vorfahren und Verwandten des Dichters vgl. Anm. 1) auf S. 355.

S. 11, Z. 4 v. o. ſtatt dieſen Prinzen ꝛc. lies: den jetzigen Kaiſer der Franzoſen ſeinen „legitimen Souverän“ nennt, da jener ältere Bruder „niemals abdiciert“ habe, und „ſein Fürſtenthum, das von den Preußen occupiert ward, nach ſeinem Ableben dem jüngeren Sohne des Königs von Holland, dem Prinzen Louis Napoleon, de jure zugefallen“ ſei.

S. 29, Z. 14 v. u. ſtatt eines Bankiers lies des Bankiers Rindskopf.

S. 47, Z. 1 v. o. ſchalte nach Dieſterweg, den Namen Heinrich, ein.

S. 74, Z. 7 v. u. ſtatt poliſchen lies politiſchen.

S. 80, Z. 2 v. u. ſtatt künſtleriſchen lies künſtlichen.

S. 93, Z. 2 v. u. lies Johann David Michaelis.

S. 99, Z. 5 v. u. ſchalte den Satz ein: Beſonders anregend und lehrreich waren die kunſtgeſchichtlichen Vorträge Fiorillo's, der als Aufſeher der Kunſtſammlungen ſeinen Zuhörern die Hauptwerke berühmter Maler durch Kupferſtiche zu veranſchaulichen und das Verſtändnis derſelben durch gediegene Mittheilungen über die Technik der bildenden Künſte zu vermitteln wußte.

S. 108, Z. 8 v. u. ſtatt im Michaelis'ſchen Hauſe lies bei Michaelis im „Engliſchen Hofe.“

S. 126, Z. 7 v. u. ſtatt Poren lies Zügen.

S. 131, Z. 9 v. u. ſtatt Ach, wär' ich ein Fiſch, lies Ich wollt', ich wär' ein Fiſch.

S. 143, Z. 3 v. o. ſtatt Frühling lies Sommer.

S. 160, Z. 17 v. o. ſtatt Wiſt lies Whiſt.

S. 221, Z. 17 v. o. ſtatt Robert lies Robin.

S. 288, Z. 1 v. u. ſtatt di, lies die.

S. 288, Z. 3 v. u. ſtatt Rechtsſinne lies Rechtsſinn.

S. 301, Z. 9 v. o. ſtatt ſeinem lies einem.

S. 316, Z. 7 v. o. ſtatt Loreleiſage lies Sage von der Lorelei.

Inhalt.

Seite
Vorwort V

Erſtes Buch.

1. Die Knabenzeit 3
2. Junge Leiden 21
3. Der Bonner Student 46
4. Charakter der Literaturepoche 68
5. Auf der Göttinger Univerſität 92
6. In der Reſidenz 111
7. Die „Gedichte“ und „Tragödien“ 168
8. Das junge Paläſtina 237
9. Abſchluß der Univerſitätsjahre 291
Anmerkungen 353

Druck von Franz Duncker's Buchdruckerei in Berlin.

H. Heine's

Leben und Werke.

Zweiter Band.

H. Heine's
Leben und Werke.

Von

Adolf Strodtmann.

Zweiter Band.

Berlin.
Verlag von Franz Duncker.
1869.

Der Verfaſſer behält ſich das Recht der Ueberſetzung dieſes Werkes
in fremde Sprachen vor.

Zweites Buch.

Erſtes Kapitel.

Die „Reiſebilder“.

Wenige Tage vor der Doktor-Promotion H. Heine's war ſein Oheim Salomon auf einer Geſchäftsreiſe nach Kaſſel durch Göttingen gekommen. Er hatte den Neffen ſogleich holen laſſen und ſich überaus freundlich gegen ihn bezeigt. Da jedoch einige Fremde zugegen waren, bot ſich keine Gelegenheit für den Dichter, mit dem Onkel über ſeine Privatverhältniſſe zu reden. Er theilte ihm daher ſchriftlich ſeinen Wunſch mit, vor der Überſiedlung nach Hamburg ein Seebad zu beſuchen, und Salomon Heine ſetzte ihn durch Überſendung eines liberalen Wechſels in den Stand, Anfangs Auguſt eine Erholungsreiſe nach der Inſel Norderney anzutreten. Durch den Gebrauch der erfriſchenden Seebäder und die friedliche Stille des Aufenthalts unter dem ſchlichten Schiffer- und Fiſchervolke kräftigte ſich ſeine angegriffene Geſundheit, und ſeit Langem fühlte er zum erſten Mal die nervöſen Kopfſchmerzen entweichen, welche ihn in den letzten Jahren ſo hartnäckig beläſtigt hatten. Mit den vielen ariſtokratiſchen Badegäſten, welche die Saiſon hergeführt, kam er wenig in Berührung; doch machte er in der Fürſtin von Solms-Lich eine angenehme Bekanntſchaft. Er hatte ſich mit der feingebildeten Dame ſchon mehrmals unterhalten, als Dieſe bei einem Ausdruck, den er gebrauchte, unwillkürlich ausrief: „Ei, Das iſt ja ganz wie von Varnhagen!“ Auf Heine's verwunderte Frage, ob ſie den ihm ſo innig befreundeten Mann kenne, erzählte die Fürſtin, daſs ihr Bruder, der General, in den Freiheitskriegen Varnhagen's Oberſt geweſen, und daß ſie wiederholt mit Jenem zuſammen getroffen; auch hege ſie eine enthuſiaſtiſche Verehrung für ſeine geiſtvolle Gemahlin. In Folge dieſer neuen Anknüpfungspunkte geſtaltete ſich der Umgang mit der Fürſtin noch freundlicher, und ſie bewahrte dem Dichter ſtets ein wohlwollendes Andenken. Noch zwanzig Jahre ſpäter äußerte ſie bei einem Beſuche Varnhagen's[1]), ſie habe Heine ſehr gern gehabt, ſie halte ihn für innerlich edel und aufrichtig, und ſolcher Geiſt könne nur das Beſte wollen, wenn er auch unleugbar ſeine nicht zu vertheidigenden Unarten habe.

Vor Allem war es jedoch der erhabene Anblick des Meeres, der ihn mit unnennbarem Entzücken erfüllte. Tagelang kreuzte er im kleinen Fiſcherboot um die einſame Inſel und ſah, rücklings auf dem Verdeck liegend, zu den vorüberſegelnden Wolken empor, während er dem Gemurmel der Wellen oder alten Schifferſagen lauſchte, die er ſich von den Fährleuten erzählen ließ. Das Meer war ihm ein verwandtes Element, das er „liebte wie ſeine Seele", bei deſſen Grollen und Toſen ihm wohl ward, und mit deſſen wechſelnden Launen er ſich ſelber gerne verglich:

Mein Herz gleicht ganz dem Meere,
Hat Sturm und Ebb' und Fluth,
Und manche ſchöne Perle
In ſeiner Tiefe ruht.

Kein deutſcher Dichter hat das Leben des Meeres gewaltiger beſungen, als Heine, der hier im Sommer 1825 den erſten Cyklus ſeiner Nordſeebilder koncipierte. Bei Mittheilung derſelben an Moſer bemerkte er[2]): „Tieck und Robert haben die Form dieſer Gedichte, wenn nicht geſchaffen, doch wenigſtens bekannter gemacht; aber ihr Inhalt gehört zu dem Eigenthümlichſten, was ich geſchrieben habe. Du ſiehſt, jeden Sommer entpuppe ich mich und ein neuer Schmetterling flattert hervor. Ich bin alſo doch nicht auf eine bloß lyriſch-malitiöſe zweiſtrophige Manier beſchränkt." Es verdient hervorgehoben zu werden, daß Heine der erſte unſerer Dichter war, welcher das geheimnisvoll großartige Leben des Meeres als einen neuen Stoff für die deutſche Poeſie eroberte. Bei einem Geſpräche mit Adolf Stahr[3]) machte er hierüber intereſſante Äußerungen. Er betonte, daß auch die Kunſt für das große Publikum eines gewiſſen Charlatanismus bedürfe: „Man wirkt nur, indem man die Begriffe benutzt, die der Menge bekannt ſind, und nicht ſeine eigenen extendierten Begriffe bei ſolchen dichteriſchen Schilderungen vorausſetzt. Der Charlatanismus, den ich meine, beſteht unter Anderm auch darin, daſs man ſich zu den Anſchauungen und Vorſtellungen der Menge herabläſſt. Ich habe es dabei als Dichter des Meeres par excellence gerade am ſchwerſten gehabt. Denn Wer kannte damals in Deutſchland das Meer? Jetzt iſt Das ein Anderes, jetzt, wo Eiſenbahnen und Dampfſchiffe den Verkehr erleichtert haben, kennt es Jeder. Aber damals ſchilderte man etwas der leſenden Menge völlig Unbekanntes, wenn man das Meer beſchrieb, und Das iſt immer miſslich. Ich muſſte mich, weil ich es obendrein in Verſen beſchrieb, an das Banalſte halten. Einmal war ich ein paar Wochen ganz allein mit dem Schulmeiſter, nachdem ſchon alle anderen Badegäſte fort waren, in Wangeroge. Endlich währte es mir doch zu lange. Mein Hauptgepäck hatte ich ſchon früher voraus geſchickt, und nun wollte ich mit einem Male mit meinem Bündel fort an die oldenburgiſche Küſte nach Hamburg. Es vergingen aber Tage und es kam kein Schiff, ich ſaß auf der Sanddüne wie feſtgezaubert. Endlich kam ein Schiff und ich ließ mich hinaufbringen — ich meine, es geſchah zu Wagen. Bald aber überfiel uns Windſtille und wir konnten nicht ans Land. So blieben wir Angeſichts der Küſte liegen, bis ich's nicht mehr aushalten konnte und die Ebbe benutzte, und mit meinem Bündel auf dem Kopfe die ganze Strecke bis ans Land zu Fuße durchs Meer ging." Dann erzählte Heine noch Viel von den Sielen und Meerdeichen und von dem Wangeroger Schiffervolke. „Wenn ich das Alles damals dichteriſch hätte behandeln wollen," ſchloſs er ſeine Betrachtungen, „ſo hätte es Keiner verſtanden, eben weil es zu jener Zeit unbekannte Dinge waren." Es kann daher nicht befremden, wenn Heine ſich gegen Moſer rühmte*), daſs er in dieſen Gedichten „mit Lebensgefahr eine ganz neue Bahn gebrochen", oder wenn er bei Veröffentlichung des erſten Bandes der „Reiſebilder" an Simrock ſchrieb**): „Ob das Publikum an den Nordſeebildern Geſchmack finden werde, iſt ſehr dubiös. Unſere gewöhnlichen Süßwaſſer-Leſer kann ſchon allein das ungewohnt ſchaukelnde Metrum einigermaßen ſeekrank machen. Es geht doch Nichts über den alten ehrlichen Plattweg, das alte Gleiſe der alten Landſtraße!"

Von Ende September bis Ende Oktober war H. Heine wieder bei ſeinen Eltern in Lüneburg, woſelbſt auch ſein Bruder Maximilian, der ſeit Oſtern des Jahres als Studiosus medicinae die Berliner Univerſität bezogen hatte, die Ferienzeit verlebte. Die intelligenteren Kreiſe des Städtchens ſuchten eifrig die Bekanntſchaft des Dichters, deſſen Ruhm ſich allmählich mehr und mehr zu verbreiten begann. Namentlich ſchloß Heinrich Heine ein dauerndes Freundſchaftsbündnis mit dem Dr. juris Rudolf Chriſtiani, einem Sohne des dortigen Generalſuperintendenten, den er ſchon bei ſeinem vorigen Aufenthalte im elterlichen Hauſe kennen gelernt. Der junge Chriſtiani, welcher bei dem Lüneburger Magiſtrate das Amt eines Stadtſekretärs bekleidete, ſchwärmte für Goethe und Heine, ſchon als Göttinger Student hatte er Oehlenſchläger's „Hugo von Rheinberg" überſetzt, und auch jetzt noch dilettierte er vielfach auf äſthetiſchem und poetiſchem Felde. Er war ein ſchlanker, eleganter Burſche von hübſchen Geſichtszügen und einnehmenden Manieren, deſſen Konterfei mit unvergleichlicher Wahrheit in den Verſen gezeichnet iſt:

Dieſen liebenswürd'gen Jüngling
Kann man nicht genug verehren;
Oft traktiert er mich mit Auſtern
Und mit Rheinwein und Likören.

Zierlich ſitzt ihm Rock und Höschen,
Doch noch zierlicher die Binde,
Und ſo kommt er jeden Morgen,
Fragt, ob ich mich wohl befinde;

Spricht von meinem weiten Ruhme,
Meiner Anmuth, meinen Witzen,
Eifrig und geſchäftig iſt er,
Mir zu dienen, mir zu nützen.

Und des Abends in Geſellſchaft,
Mit begeiſtertem Geſichte,
Deklamiert er vor den Damen
Meine göttlichen Gedichte.

O, wie iſt es doch erfreulich,
Solchen Jüngling noch zu finden,
Jetzt in unſrer Zeit, wo täglich
Mehr und mehr die Beſſern ſchwinden!

Nach der Julirevolution in die hannöverſche Kammer gewählt, erwies ſich Rudolf Chriſtiani dort als einen tüchtigen und muthvollen Redner der liberalen Oppoſition. Heine nannte ihn deßhalb in einem Scherzgedichte[6]) den „Mirabeau der Lüneburger Haide", und ſtellte ihn einem Freunde[7]) mit den Worten vor: „Dies iſt der Mann, der ſo ausgezeichnet redet und ſo miſerabel ſchreibt." Bald darauf verheirathete ſich Dr. Chriſtiani mit einer Couſine des Dichters, die von Salomon Heine eine glänzende Mitgift empfing, und der Freund ſchrieb ihm einen heiteren Gratulationsbrief, welcher mit den Worten begann: „Wir können uns jetzt wie die Könige ‚mon Cousin' anreden." Von dem Onkel aber, dem Löwen der Familie, hieß es an einer anderen Stelle des Schreibens: „Fürchte dich nur nicht gleich, wenn er brüllt; iſt er doch ſonſt edel und gut, am umgänglichſten aber in der Fütterungsſtunde." „Dieſer originelle Brief", erzählt Maximilian Heine in ſeinen Erinnerungen an den Bruder 8), „hatte Abſchriften gefunden, und ſollte den Feinden und Widerſachern des Dichters — zu welchen beſonders Dr. Rieſſer in Hamburg, ſowie die Schwiegerſöhne des Onkels, Halle und Oppenheimer, gehörten — zur Angriffswaffe dienen, als Onkel und Neffe einſt wieder in momentanen Konflikt gerathen waren. Aber Salomon Heine nahm die Sache von der heiterſten Seite, und unterſchrieb einen in beſter Laune abgefaſsten Brief mit den Worten: „Dein dich liebender Onkel vor der Fütterungsſtunde." — Wie ſehr Heinrich Heine, trotz oftmaliger Neckereien in Verſen und Proſa übrigens den Dr. Chriſtiani ſchätzte, den er in einem Briefe an Friederike Robert vom Oktober 1825 „den gebildetſten Mann im ganzen Hannövriſchen" nennt 9), geht wohl am beſten aus der Thatſache hervor, daß er Denſelben in ſeinem Teſtamente zum Herausgeber ſeiner ſämmtlichen Werke beſtimmte; eine Aufgabe, deren ihn freilich der Tod überhob, bevor er nur den Anfang zu ihrer Löſung gemacht hatte.

In den erſten Tagen des Novembermonats 1825 traf Dr. juris Heinrich Heine endlich in Hamburg ein, um ſich dort als Advokat zu etablieren. Er ließ dieſen Plan jedoch ſofort wieder fallen — warum, darüber ſpricht er ſich in wunderlich zurückhaltender Weiſe aus. „Du ſiehſt Cohen ja dieſe Tage," ſchrieb er ſchon am 14. December an Moſer 10), „und er kann dir erzählen, wie ich nach Hamburg gekommen, dort Advokat werden wollte, und es nicht wurde. Wahrſcheinlich kann Cohen dir die Urſache nicht angeben; ich aber auch nicht. Hab' ganz andere Dinge im Kopfe, oder, beſſer geſagt, im Herzen, und will mich nicht damit plagen, zu meinen Handlungen die Gründe aufzufinden." „Meine äußeren Verhältniſſe ſind noch immer dieſelben," heißt es fünf Monate ſpäter in einem Briefe an Varnhagen 11); „es hat mir noch immer nicht gelingen wollen, mich irgendwo einzuniſteln, und dieſes Talent, welches Inſekten und einige Doctores juris in hohem Grade beſitzen, fehlt mir ganz und gar. Meinen Plan, hier zu advocieren, habe ich deßhalb aufgeben müſſen — aber glauben Sie nur nicht, daß ich ſo bald von hier weggehe; es gefällt mir hier ganz ausnehmend gut; es iſt hier der klaſſiſche Boden meiner Liebe, Alles ſieht mich an wie verzaubert, viel eingeſchlafenes Leben erwacht in meiner Bruſt, es frühlingt wieder in meinem Herzen, und wenn die alte Kopfkrankheit mich ganz verläßt, ſo dürfen Sie noch recht viel' gute Bücher von mir erwarten." — Der wirkliche Grund, weßhalb Heine die beabſichtigte Advokaten-Karrière in Hamburg ſo raſch wieder verließ, war jedoch muthmaßlich kein anderer, als daß ihm bei ſeinen vorwiegend poetiſchen Neigungen die Luſt und Energie mangelte, ſich in ein heterogenes, proſaiſch trockenes Gebiet hinein zu arbeiten und ſich in Studien zu vertiefen, die ihn von ſeinen literariſchen Beſchäftigungen abzögen. Es kam der üble Umſtand hinzu, daß ſeine weiche, träumeriſche Natur ſich mit unmäßiger Gefühlsſchwelgerei den verbitternden Eindrücken hingab, welche durch die Erinnerungen einer ſchmerzlichen Vergangenheit und durch beſtändige Zerwürfniſſe mit ſeinen Verwandten reichlich genährt wurden. Ewige Geldnoth, ewige Vorwürfe des Onkels, gehäſſige Verleumdungen bei Demſelben durch den eigenen Schwager und durch die übrige Sippſchaft, Hetzereien und Klatſchereien: er ſei ein Spieler, lebe müßig, müſſe in ſchlechten Händen ſein, um ihn baldmöglichſt wieder von Hamburg zu entfernen; in Folge Deſſen ein täglich ſich ſteigerndes Mißtrauen des Dichters gegen ſich ſelbſt und gegen ſeine ganze Umgebung — Das iſt der unerquickliche Inhalt aller Briefe, die er als Stoßſeufzer an ſeine Freunde gelangen ließ. Schon der erſte Brief an Moſer iſt „Verdammtes Hamburg" datiert und beginnt mit den verzweifeltſten Klagen 12): „Theurer Moſer! lieber, gebenedeiter Menſch! Du begehſt großes Unrecht an mir. Ich will ja keine große Briefe, nur wenige Zeilen genügen mir, und auch dieſe erhalte ich nicht. Und nie war ich derſelben mehr bedürftig, als eben jetzt, wo wieder der Bürgerkrieg in meiner Bruſt ausgebrochen iſt, alle Gefühle ſich empören — für mich, wider mich, wider die ganze Welt. Ich ſage dir, es iſt ein ſchlechter Spaß. — Laß Das gut ſein. — Da ſitz' ich nun auf der ABC-ſtraße, müde vom zweckloſen Herumlaufen, Fühlen und Denken, und draußen Nacht und Nebel und hölliſcher Spektakel, und Groß und Klein läuft herum nach den Buden, um Weihnachtsgeſchenke einzukaufen. Im Grunde iſt es hübſch, daß die Hamburger ſchon ein halbes Jahr im Voraus daran denken, wie ſie ſich zu Weihnachten beſchenken wollen. Auch du, lieber Moſer, ſollſt dich über meine Knickrigkeit nicht beklagen können, und da ich juſt nicht bei Kaſſe bin und dir auch kein ganz ordinäres Spielzeug kaufen will, ſo will ich dir etwas ganz Apartes zum Weihnacht ſchenken, nämlich das Verſprechen, daß ich mich vor der Hand noch nicht todtſchießen will. Wenn du wüßteſt, was jetzt in mir vorgeht, ſo würdeſt du einſehen, daß dieſes Verſprechen wirklich ein großes Geſchenk iſt, und du würdeſt nicht lachen, wie du es jetzt thuſt, ſondern du würdeſt ſo ernſthaft ausſehen, wie ich in dieſem Augenblick ausſehe. Vor Kurzem hab' ich den „Werther" geleſen. Das iſt ein wahres Glück für mich. Vor Kurzem hab' ich auch den „Kohlhaas" von Heinrich von Kleiſt geleſen. Bin voller Bewunderung für den Verfaſſer, kann nicht genug bedauern, daß er ſich todtgeſchoſſen, kann aber ſehr gut begreifen, warum er es gethan." Moſer's beſchwichtigendes Zureden und ſeine wohlgemeinten Bemühungen, ein beſſeres Einvernehmen Heine's mit ſeinen Verwandten zu vermitteln, hatten nur den Erfolg, daß der reizbare Jüngling auch gegen dieſen ſeinen beſten Freund zeitweilig verſtimmt wurde. „Ich ſehe," ſchrieb er ihm mißmuthig 13) „du haſt den Marquis Poſa abgelegt, und möchteſt nun gern den Antonio präſentieren. Glaub mir, ich bin weder Taſſo, noch verrückt, und wenn ich bis zum furchtbarſten meine Entrüſtung ausſprach, ſo hab' ich dazu meine guten Gründe gehabt. Es liegt mir Nichts daran, wie man von mir denkt, man kann auch ſprechen von mir, was man will; ganz anders iſt es aber, wenn man dieſes Gedachte oder Geſprochene mir ſelbſt, perſönlich ſelbſt, inſinuiert. Das iſt meine perſönliche Ehre. Ich hab' mich auf der Univerſität zweimal geſchlagen, weil man mich ſchief anſah, und einmal geſchoſſen, weil man mir ein unziemliches Wort ſagte. Das ſind Angriffe auf die Perſönlichkeit, ohne deren Integrität ich ſelbſt jetzt nicht exiſtieren möchte." Und nun folgen neue, krankhaft verdrießliche Mittheilungen über ehrenrührige Zuträgereien von Leuten, „die gefährlicher und ſchädlicher ſind, als offenkundige Feinde, indem ſie ſich ein Air von Protektoren und Seelſorgern geben. Sie unterſtützen ihr Geſchwätz gern, wenn ſie aufweiſen können, von den intimſten Freunden aufgefordert zu ſein, „Etwas für den Menſchen zu thun." Dieſer Ausdruck allein kann mich toll machen. Ja, ich bin raſend. — Meine perſönliche Ehre aufs tiefſte gekränkt; — was mich aber am meiſten kränkt, Das iſt, daß ich ſelbſt dran Schuld bin durch ein zu offenes und kindiſches Hingeben an Freunde oder Freunde der Freunde. Es ſoll nicht mehr geſchehen, ich werde im Nothfall auch ſo abſichtlich ernſt ausſehen wie ihr Andern."

Wie ſchon erwähnt, waren es beſonders die Schwiegerſöhne des Onkels, Dr. Adolf Halle und Chriſtian Moritz Oppenheimer, die dem jungen Dichter in der Gunſt des reichen Onkels zu ſchaden ſuchten, und nur zu oft für ihre Zuträgereien ein williges Ohr fanden. Oppenheimer war vor ſeiner Verheirathung mit Friederike Heine lange in Geſchäften ſeines Schwiegervaters in London geweſen, und ſpielte gern den Engländer, den Millionär, den feinen Gentleman, ſo wenig ſeine plumpen Manieren der eleganten Rolle entſprachen. Der Alte hatte Tage, wo er ihn ſehr malitiös behandelte. Als Herr Oppenheimer einſt im Hauſe Salomon Heine's mit einer kürzlich aus London zurückgekehrten deutſchen Dame wiederholt eine engliſche Tiſch-Konverſation begann, wandte ſich Letzterer plötzlich mit den Worten an die Dame: „Sehen Sie, gnädige Frau, meine Erziehung hat meinen armen Eltern blutwenig gekoſtet. Was aber, glauben Sie, koſtet es mich, daß mein Schwiegerſohn hier Engliſch ſpricht? Einige hunderttauſend Mark hat er mir in England verhandelt, dafür aber auch Engliſch gelernt." Wie Maximilian Heine berichtet [14]), wußten die Schwiegerſöhne, trotz ſolcher gelegentlichen Zurechtweiſungen, den Alten ſtets zu ihrem Vortheil zu leiten, und hatten für den Dichter und ſeine Geſchwiſter nur eiferſüchtige Blicke und Mißwollen. Sie und ein Troß lungernder Hausſchmarotzer, von denen die argloſe Gutmüthigkeit des Millionärs ſich mißbrauchen ließ, waren es hauptſächlich, welche Onkel und Neffen ſo häufig gegen einander aufhetzten und Letzterem die bitterſten Kränkungen bereiteten. Heinrich Heine beklagte ſich noch in ſpäteren Jahren mehr als einmal darüber, daß gerade die giftigſten Neider ſeines Ruhmes von Salomon Heine mit Vorliebe zu Gaſte geladen und in vielfacher Weiſe unterſtützt wurden. „Ich habe wahrhaftig," ſchrieb er einmal ſeinem Bruder Max [15]), „zu dem Anſehn, das ich in der Welt erlangt, der Beihülfe meiner Familie nicht bedurft; daß aber die Familie nie das Bedürfniß fühlte, dieſes Anſehen, und ſei es auch nur in den kleinſten Dingen, zu befördern, iſt unbegreiflich. Ja, im Gegentheil, im Hauſe meines Oheims fanden diejenigen Menſchen eine gute Aufnahme, die notoriſch als Gegner meines Renommée bekannt waren . . . In dieſem Hauſe herrſchte von jeher eine **Aria cattiva**, die meinen guten Leumund verpeſtete. Alles Gewürm, was an meinem guten Leumund zehren wollte, fand in dieſem Hauſe immer die reichlichſte Atzung.“

Faſt mehr noch, als von den Klatſchereien der Verwandten, hatte er von den Anfeindungen der Tempel-Juden zu leiden, die ihm nicht bloß ſeinen Religionswechſel verdachten, ſondern ihm noch minder den Spott verzeihen konnten, mit welchem er ſich hie und da über ihre Synagogenreform ausließ. Heine war in derſelben Täuſchung wie ſeine geiſtvollen Berliner Freunde befangen: er ſah nicht ein, daß die große Maſſe der Juden nur durch ein vorſichtiges Schonen ihrer ererbten Sitte und Religion auf dem Wege langſamer Entwicklung für den Kulturfortſchritt zu gewinnen ſei. Die Berliner Heißſporne, welche die Reform ihrer Glaubensgenoſſen von einem großen politiſchen Gedanken aus hatten durchführen wollen, ſtießen auf taube Ohren, und als ihr Werk geſcheitert war, ließen ſich aus Unmuth und Verzweiflung Viele, ja die Meiſten von ihnen, taufen. Die Hamburger Synagogenverbeſſerer trugen ſich nicht mit ſo hochfliegenden Plänen, ſondern beſchränkten die von ihnen erſtrebte Reform auf ein ſehr beſcheidenes Maß; eben deßhalb aber fanden ſie thätige Unterſtützung, und erreichten, getreulich ausharrend, ihr Ziel. Heine freilich warf ihnen ängſtliche Halbheit und verſteckte Engherzigkeit vor, weil ihm das ſtarre Betonen des religiöſen Momentes als ein Hemmnis des Eintretens der Juden in das moderne Kulturleben erſchien, er bewitzelte und bekrittelte, was als Übergangsſtufe praktiſch vollkommen berechtigt war, und gab dadurch ſelber den Anlaß zu Reibereien der unerquicklichſten Art. Perſifflierende Äußerungen über den Hamburger Tempel und deſſen Anhänger wurden dem Onkel Salomon ein Mal über das andere mit verſchlimmernden Zuſätzen hinterbracht, und ſtatt gegen die Fälſchungen und Verdrehungen ſeiner Worte zu proteſtieren, vermehrte Heinrich Heine das Ärgernis, indem er mit trotziger Eitelkeit die ihm ſchuldgegebenen Auslaſſungen das nächſte Mal vor dem Onkel in Gegenwart der Ohrenbläſer wiederholte, oder wohl gar durch noch kraſſere Ausdrücke überbot 16). Dadurch wurde natürlich Nichts gebeſſert, die Bezichtigung der Frivolität und Charakterloſigkeit verwundete um ſo ſchärfer, als die Taufe des Dichters eine nicht wegzudisputierende Handhabe zur Verdächtigung ſeiner Geſinnungen bot, und es bildete ſich bei ihm ein mit den Jahren zunehmender Groll gegen Hamburg aus, der ihn nie wieder verlaſſen hat. „Ich ſehe, Sie fragen mich, wie ich hier lebe?“ ſchrieb er Ende Mai 1826 einem Berliner

Freunde. „O, lieber Lehmann, nennen Sie es, wie Sie wollen, nur nicht leben!“ — „Nach Hamburg werde ich nie in dieſem Leben zurückkehren,“ heißt es in einem Briefe an Varnhagen aus München vom Februar 1828 [17]; „es ſind mir Dinge von der äußerſten Bitterkeit dort paſſiert, ſie wären auch nicht zu ertragen geweſen, ohne den Umſtand, daß nur ich ſie weiß.“ Und noch 1850 gerieth Heine in die unmuthigſte Stimmung, als bei einem Beſuche Adolf Stahr's die Rede auf ſeinen einſtmaligen Aufenthalt in Hamburg kam. „Sehen Sie,“ rief er aus [18], „was dies Hamburg mir für Leid angethan, wie profund unglücklich ich dort geweſen bin, Das denken Sie gar nicht aus. Man hat immer geglaubt, mein Onkel oder meine Familie hätten mir dort Leides angethan, Das war aber niemals der Fall. Sie waren im Grunde immer gut gegen mich, und alle Verdrießlichkeiten kamen mir durch Klätſchereien von dem anderen Volke. Dieſe hochmüthige Splitterrichterei bei eigener balkendicker Verſtocktheit, dieſer Haß gegen alles Ungewöhnliche, dieſe angſtvolle Abneigung gegen Alles, was mehr iſt als ſie ſelber, dieſe heuchleriſche bürgerliche Sittlichkeit neben einer phantaſieloſen Liederlichkeit — wie gräßlich war mir das Alles! Berlin iſt ſehr langweilig, ſehr trocken und unwahr, aber Hamburg!! In Hamburg war es mein einzig Pläſir, daß ich mir beſſer vorkam als alle Andern.“ Um gerecht zu ſein, dürfen wir jedoch nicht verſchweigen, daß H. Heine durch ſein Leben und Treiben nicht allein böswilligen Gegnern, ſondern auch wohlwollenden Freunden hinlänglichen Stoff zum Tadel und zu ernſten Beſorgniſſen gab. Mochte er die ihm ſo unwürdig erſcheinende Abhängigkeit von dem Geldbeutel des reichen Oheims wirklich nicht länger ertragen, ſo ſtand das raſche Aufgeben der juriſtiſchen Laufbahn mit ſeinen früher ſo beſtimmt ausgeſprochenen Vorſätzen in grellem Widerſpruch, und wir ſahen vorhin, daß er ſeine Handlungsweiſe ſelbſt vor den vertrauteſten Freunden nicht einmal zu rechtfertigen ſuchte. Er ließ freilich in den Briefen an Moſer [19] gelegentlich die Andeutung fallen, daß er im Frühjahr an der Berliner Univerſität geſchichtliche und philoſophiſche Vorleſungen zu halten gedenke und zu dieſem Zwecke hiſtoriſche Studien treibe, aber er that keinen Schritt, um die hiezu vor Allem nöthige facultas legendi zu erlangen, und das Ganze ſcheint nur der Einfall einer müßigen Stunde geweſen zu ſein, der in Vergeſſenheit gerieth, bevor er noch in ernſtliche Erwägung genommen war. Die „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski“ [20] und ein gewiſſes Kapitel des „Wintermärchens“ [21] erzählen uns zur Genüge, in welcher lockeren Geſellſchaft Heinrich Heine ſeine Tage und Nächte in Hamburg verlebte, wie er die Sylphiden des Apolloſaals bei Trompeten- und Paukenſchall durch die Reihen der Oginski-Polonaiſe ſtürmen ſah, oder ihnen vom Schweizerpavillon an der Alſter nachblickte, wenn ſie in ihren roſageſtreiften Roben vorüberwandelten auf dem Jungfernſtieg, „Prieſterinnen der Venus, hanſeatiſche Veſtalen, Dianen, die auf die Jagd gingen, Najaden, Dryaden, Hamadryaden und ſonſtige Predigerstöchter.“ Bei ſo ausgelaſſenem Lebenswandel brauchte der gute Ruf des jungen Mannes nicht erſt unter das Guillotinenmaul der Madame Pieper oder das Giftbauch-Lächeln der Madame Schnieper zu gerathen, um bedenkliche Gefahr zu leiden. Obendrein lag, wie ein Genoſſe ſeiner Extravaganzen bemerkt, „in Heine's Weſen etwas Zugvogelartiges, das die guten Hamburger, obwohl eine Nation, welche Welthandel treibt, nicht eben lieben; ſie können nicht begreifen, daß man in Hamburg ißt, trinkt und ſchläft, aber eigentlich am Ganges zu Hauſe iſt, und die Sehnſucht nach der wirklichen Heimath nie zu beſchwichtigen vermag.“ O. L. B. Wolff, dem wir dieſe Äußerung entlehnen 22), fühlte ſich in ſeiner damaligen Lehrerthätigkeit eben ſo unbehaglich unter dem proſaiſchen Druck der Hamburger Verhältniſſe, wie Heine, deſſen Bekanntſchaft er ſchon im Sommer 1823 gemacht, und mit dem er jetzt häufig zuſammentraf. Gleichfalls von jüdiſcher Abſtammung, hatte er ſich, ähnlich wie Heine, aus rein äußerlichen Gründen taufen laſſen, ohne deßhalb ein gläubiger Chriſt geworden zu ſein. Mit oberflächlichen Kenntniſſen ausgerüſtet, aber in vielen Sprachen bewandert und mit einem erſtaunlichen Verſifikationstalente begabt, ließ er ſich um dieſe Zeit zuerſt als Stegreifdichter hören, und trat bald darauf jene Rundreiſe durch Deutſchland an, welche ihn auch nach Weimar führte, wo er durch ſeine gewandten Improviſationen die Aufmerkſamkeit Goethe's erregte und auf Deſſen Verwendung eine Profeſſur in Jena erhielt.

Im Februar 1826 vertauſchte H. Heine ſein anfängliches Logis in der ABC-ſtraße mit einer Wohnung bei dem Tabacks- und Cigarrenhändler Jakob Heinrich Bernhard Kaſang am Dragonerſtall Nr. 42. Während der erſten Zeit ſeines Hamburger Aufenthalts verkehrte er meiſt nur in jüdiſchen Kreiſen, namentlich im Hauſe ſeiner Schweſter Charlotte und in den Familien ſeiner Oheime Henry und Salomon. Letzterer hatte, nach Verheirathung ſeiner drei älteſten Töchter, die verwaiſte Tochter ſeines verſtorbenen Bruders Meyer Heine zu ſich ins Haus genommen. Die kleine Mathilde war jetzt zu einer ſtattlichen Jungfrau herangeblüht, und der Dichter fand großes Gefallen an dem heiteren, aufgeweckten Mädchen, deſſen ungekünſtelte Liebenswürdigkeit ihr die Neigung aller Herzen erwarb. Bald aber begann ſie zu kränkeln, und noch ehe ſie das zwanzigſte Jahr vollendet, welkte ſie ins Grab. Heinrich Heine ſchrieb, als er in Italien die Nachricht von dem frühen Tode ſeiner Couſine empfing [23]): „Tilly iſt jetzt ſo gut bei mir wie bei euch; überall folgte mir das liebliche Geſicht, beſonders am mittelländiſchen Meer. Ihr Tod hat mich beruhigt. Ich wollte nur, ich hätte Einiges von ihren Schriftzügen. Daß wir die ſüßen Züge auf keinem Gemälde bewahren, iſt Jammerſchade. Ach! es hängt ſo manches überflüſſige Geſicht an der Wand."

Außer mit ſeinen Verwandten, pflog der Dichter in Hamburg Anfangs einen lebhaften Verkehr mit einigen dort wohnhaften früheren Mitgliedern des Vereins für Kultur und Wiſſenſchaft der Juden, beſonders mit dem Lehrer an der iſraelitiſchen Freiſchule Immanuel Wohlwill, dem Papierhändler E. Michaelis und dem Zuckermakler Guſtav Gerſon Cohen. Als das Freundſchaftsverhältniß zu Letzterem, der als einer der eifrigſten Anhänger des Tempels bei Salomon Heine und den aufgeklärten Iſraeliten in hohem Anſehen ſtand, ſowie zu der Mehrzahl ſeiner Verwandten durch Zwiſchenträgereien getrübt wurde, wandte der Dichter ſich mehr und mehr dem Umgange mit literariſch und künſtleriſch gebildeten Männern zu. Unter Denen, welche ſeinem Talent die größte Anerkennung widerfahren ließen, nennen wir den kunſtſinnigen Syndikus Dr. Karl Sieveking; den Profeſſor Friedrich Gottlieb Zimmermann, deſſen „Dramaturgiſche Blätter" auf dem von Leſſing gelegten Grunde rüſtig weiterbauten; den aus Königsberg gebürtigen Arzt und Schriftſteller Dr. D. A. Aſſing, deſſen poetiſche Gemahlin Roſa Maria, eine Landsmännin Heinrich Heine's und Schweſter Varnhagen's, in ihrem Salon alle hervorragenden Geiſter Hamburg's verſammelte; den Luſtſpieldichter Karl Töpfer; den harmlos jovialen Stadtpoeten K. G. Prätzel, und den beliebten Liederkomponiſten Albert Methfeſſel, der in jenen Jahren als Geſanglehrer in Hamburg verweilte, und von dort aus 1831 als Hofkapellmeiſter nach Braunſchweig berufen ward. Heine's Poeſien begannen ſchon damals die Aufmerkſamkeit begabter Komponiſten zu erregen; Joſeph Klein und Ferdinand Ries hatten zu manchen derſelben anſprechende Melodien geſetzt, und auch Methfeſſel drängte den jungen Dichter, ihm ſeine neueſten Lieder zur Kompoſition anzuvertrauen. Den intimſten Verkehr aber pflog Heine mit Friedrich Merckel, einem feingebilderen, wohlhabenden und einer angeſehenen Patricierfamilie verſchwägerten jungen Kaufmanne, der ein ſcharfblickendes Urtheil in literariſchen Dingen beſaß, und ſich gelegentlich auch in kritiſchen Aufſätzen für Hamburger Zeitſchriften verſuchte. Heine verhehlte ihm keine ſeiner Thorheiten und Leichtfertigkeiten, ſelbſt flüchtige Liebesaffären, Spielverluſte, vorübergehende Häkeleien mit ſeinem Verleger theilte er ihm ausführlich mit. „Es macht mir Vergnügen," ſchreibt er an Merckel in einem vertraulichen Briefe vom Sommer 1826 8), „mich dir in all' meinen Schwächen zu zeigen. Wenn du bald noch nicht abgeſchreckt biſt, werde ich dich wohl für dieſes ganze Leben in Liebe und Freundſchaft behalten." In der That unterhielten die beiden Freunde ſechs bis ſieben Jahre lang eine regelmäßige Korreſpondenz, welche niemals durch den leiſeſten Mißklang geſtört ward. Gewöhnlich traf Heine Nachmittags oder Abends im Pavillon an der Alſter mit Merckel und Profeſſor Zimmermann zuſammen. Letzterer, ſeit langen Jahren als Lehrer am Johanneum angeſtellt, hatte durch ſeinen wahrhaft klaſſiſchen Geſchmack und ſein ätzendes Urtheil auf Heine den imponierendſten Eindruck gemacht, und nahm bald die Stellung eines älteren Freundes und literariſchen Mentors bei ihm ein. „Wie Wenige" so erzählt Wienbarg 9) „wußte er die außerordentliche Begabung des Dichters zu ſchätzen, ſchmeichelte ihm aber auf keine Weiſe, und konnte wohl auch gelegentlich ſarkaſtiſch gegen ihn werden. An Zimmermann, als an das derzeitige kritiſche Orakel Hamburg's, hatte ſich auch Salomon Heine mit der Frage gewandt: „Sagen Sie mir, Herr Profeſſor, iſt wirklich Was an meinem Neffen?" worauf Jener natürlich die befriedigendſte Antwort ertheilte. Zimmermann gehörte zu den regelmäßigen Stammgäſten des Pavillons, ſeinem ſchon damals etwas verdüſterten Gemüthe war ſolche Zerſtreuung zur Nothwendigkeit geworden. Unglückliche Familienverhältniſſe, Zerfallenheit mit ſich und der Welt drückten ſeinem energiſchen Geſicht einen finſtern, zuweilen faſt grimmig ſchauenden Stempel auf. In den kurzen Hamburger Krawalltagen vom Jahre 1830 flammte ſein Auge auf, wenn er, im Pavillon ſitzend, das Volksgetöſe von draußen vernahm. Man mußte ihm Bericht erſtatten, wie und wohin es ging; in das wüſte, ſinnloſe Treiben legte er Gott weiß welche Konſequenzen. Zimmermann war ſonſt ein deutſcher Patriot von echtem Schrot und Korn. Die Franzoſen hatten ihn 1813 geächtet und einen Preis auf ſeinen Kopf geſetzt. Sein tiefes Leid oder das Übel, an welchem der wackere Mann allmählich zuſammenbrach, hielt ich für unterdrückte Thatkraft. Heine war anderer Meinung. Er ſchrieb Zimmermann's innere Verſtimmung hauptſächlich dem Umſtande zu, daß Derſelbe zur Zeit ſeiner Jugendkraft nicht als Producent aufgetreten und über dem Schulmeiſtern und Recenſieren alt geworden ſei; jetzt nage ein ohnmächtiger, vielleicht nicht einmal gerechtfertigter Vorwurf wie ein Geier an ſeinem Herzen."

Bald nach ſeiner Ankunft in Hamburg — am 31. Januar 1826 — ließ Heine in Nr. 13 der von Profeſſor L. Kruſe redigierten Zeitſchrift „Die Biene" eine Anzahl der im Herbſt 1823 gedichteten „Heimkehr"-Lieder abdrucken, und um dieſelbe Zeit erſchien auch endlich die „Harzreiſe" im Berliner „Geſellſchafter". Da Heine der juriſtiſchen Laufbahn entſagt hatte, um ſich ganz dem Schriftſtellerberufe zu widmen, mußte ihm ernſtlich daran gelegen ſein, die Aufmerkſamkeit des Publikums durch bedeutende Schöpfungen wieder auf ſich hinzulenken. Dies war durch die eben erwähnten Veröffentlichungen zwar theilweiſe geſchehen, aber die „Harzreiſe" war bei dem Abdruck im „Geſellſchafter" ſo heillos verſtümmelt worden, daß der Verfaſſer den ſehnlichſten Wunſch empfand, ſie baldmöglichſt in unverkürzter, zuſammenhängender Geſtalt aufs Neue erſcheinen zu laſſen. Er überarbeitete daher ſorgfältig ſein Manuſkript, fügte nach den Eingangsverſen die witzige Schilderung der Univerſität Göttingen, am Schluſſe die ſentimental humoriſtiſche Maitagsphantaſie hinzu, und bemühte ſich, durch das Aufſetzen zahlreicher kleiner Lichter ſeinem Reiſe-Kapriccio jene künſtleriſche Vollendung zu geben, die demſelben, trotz aller malitiöſen Pointen, einen ſo geheimnißvoll wirkenden Zauber verleiht. „Die gute Aufnahme meiner erſten Produktionen," ſchrieb er ſeinem Freunde Simrock[26], „hat mich nicht, wie es leider zu geſchehen pflegt, in den ſüßen Glauben hineingewiegt, ich ſei nun ein für alle Mal ein Genie, das Nichts zu thun braucht, als die liebe klare Poeſie geruhig aus ſich herausfließen und von aller Welt bewundern zu laſſen. Keiner fühlt mehr als ich, wie mühſam es iſt, etwas Literariſches zu geben, das noch nicht da war, und wie ungenügend es jedem tieferen Geiſte ſein muß, bloß zum Gefallen des müßigen Haufens zu ſchreiben. Bei ſolchem Streben kannſt du dir wohl vorſtellen, daß ich manchen Erwartungen nicht entſprechen kann. So iſt unter Andern mein Freund Rouſſeau unwillig geworden, daß ich ihn nicht in ſeinen poetiſchen Unternehmungen kräftig unterſtützt, und er hat mir ſogar vor einem halben Jahre förmlich die

Kameradſchaft aufgekündigt, als ich mich unumwunden über die Hohlheit und Leerheit ſeines Zeitſchrifttreibens gegen ihn ausſprach. Aber der Teufel hole ſein zweckloſes Treiben. Mich wenigſtens will es bedünken, als ob es einem tüchtigen Geiſte minder unerquicklich wäre, etwas Schlechtes zu thun, als etwas Richtiges. Lächle nicht, lieber Simrock, über den mürriſchen Ernſt, der mich anwandelt; auch dich wird er einſt erfaſſen, wenn du mancher Dinge überdrüſſig biſt, die dich vielleicht jetzt noch amüſieren ... Über die erſten Ergüſſe der lieben Flegeljahre und der Flegeljahrenliebe ſind wir Beide ſchon hinaus, und wenn wir dennoch manchmal das Lyriſche hervortreten laſſen, ſo iſt es doch ganz und gar durchdrungen von einem geiſtigern Elemente, von der Ironie, die bei dir noch poetiſch freundlich gaukelt, bei mir hingegen ſchon ins Düſterbittere überſchnappt. Ich wünſche ſehr, daß deine Ironie jenes heitere Kolorit behalte, aber ich glaube es nicht, und ich fürchte, auch aus deinen Gedichten werden mir einſt weniger Roſen und mehr Belladonnablüthen entgegenduften."

Heine beabſichtigte Anfangs, die Lieder der „Heimkehr", die „Harzreiſe", das Memoire über Polen und die erſte Abtheilung „der Nordſee" unter dem Titel „Wanderbuch, erſter Theil" zu veröffentlichen, und bot dem Verleger ſeiner „Tragödien", Ferdinand Dümmler, den Verlag des Werkes an. Dieſer wies jedoch die Offerte zurück, da ihm die Forderung von zwei Louisd'or für den Bogen zu exorbitant erſchien. Kurz darauf wurde Heine durch Profeſſor Zimmermann mit dem unternehmungsluſtigen Buchhändler Julius Campe bekannt, der ſich das Manuſkript vorleſen ließ, und ſofort das Verlagsrecht der erſten und aller künftigen Auflagen für die Pauſchalſumme von 50 Louisd'or erwarb. Der langjährige Freund und Verleger Heine's hat Anſpruch darauf, daß wir ſein Bild mit einigen Strichen ſkizzieren. Julius Campe, 1792 zu Deenſen im Braunſchweigiſchen geboren, der Sohn eines Advokaten und Neffe des berühmten Pädagogen und Schriftſtellers Joachim Heinrich Campe, kam in früher Jugend nach Hamburg, und trat zunächſt als Lehrling in die Hoffmann und Campe'ſche Buchhandlung ein, welche ſein älteſter Bruder, Auguſt, in Gemeinſchaft mit Deſſen Schwiegervater Hoffmann in Beſitz hatte. Nachdem er hier und in der von ſeinem zweiten Bruder, Friedrich, zu Nürnberg begründeten Buch- und Kunſthandlung ſeine Lehrjahre verbracht, fungierte er eine Zeitlang als Gehilfe in der Maurer'ſchen Buchhandlung zu Berlin. Von hier aus machte er den Feldzug von 1813 als freiwilliger Jäger im

Lützow'ſchen Korps mit, und gehörte zu der kleinen Schar, welche am 26. Auguſt deſſelben Jahres die Gruft Theodor Körner's bei Wöbbelin bereitete. Nach Beendigung der Freiheitskriege verweilte er wieder kurze Zeit in Hamburg, und unternahm dann eine Reiſe durch Italien, von welcher er noch als Greis mit lebhaftem Intereſſe zu erzählen wuſſte. Die Kriegsabenteuer im Lützow'ſchen Freikorps und die vielfachen humoriſtiſchen Erlebniſſe ſeiner italiäniſchen Reiſe waren die einzigen romantiſchen Epiſoden, welche ſein ſtilles, thätiges Geſchäftsleben auf kurze Zeit unterbrachen. Von Italien kehrte er nach Hamburg zurück und wurde Theilhaber im Geſchäfte ſeines Bruders Auguſt, das nach dem Tode des Letztern im Jahre 1836 ganz in die Hände von Julius überging, welcher ſeit 1823 ſchon das Sortiment auf eigene Rechnung übernommen hatte, und mit dieſem bald den Verlag zahlreicher Schriften verband. Den Mangel an jeder tieferen wiſſenſchaftlichen Bildung erſetzte Julius Campe durch eine ungemein ſcharfe Beobachtungsgabe, durch einen ſelbſtändig denkenden Geiſt, der alles Neue auf dem Felde der Literatur und Politik vorurtheilsfrei entgegen nahm, und durch eine genaue Kenntnis aller Reſſourcen des buchhändleriſchen Geſchäftes, die er mit kühnſter Energie und durchtriebenſter Schlauheit zu benutzen verſtand. Er durfte ſich mit Recht in den meiſten Fällen auf die Sicherheit ſeines Urtheils über die Abſatzfähigkeit der ihm angebotenen Manuſkripte verlaſſen. Berühmte Namen und fremde Empfehlung imponierten ihm nicht; er ſuchte im Gegentheil mit Vorliebe, die Werke junger, noch unbekannter Schriftſteller zu verlegen, und empfand die aufrichtigſte Freude, ſo oft es ihm vergönnt war, ein neues, vielverheißendes Talent unter der Ägide ſeiner mächtigen Firma in das Kampfgetümmel der literariſchen Arena hinaus zu ſenden. „Wollen Sie wiſſen," ſagte er mir einige Jahre vor ſeinem am 14. November 1867 erfolgten Tode, „durch welches Mittel ich mir die Geiſtesfriſche und den regen Antheil an allen politiſchen und literariſchen Dingen bis auf den heutigen Tag bewahrt habe? Ich wollte nicht alt werden, ich wollte nicht hinter der Zeit zurückbleiben; darum freute es mich oft heimlich, wenn die Schriftſteller, welche ich in die Literatur eingeführt, mich ſpäter verließen, weil andere Firmen ihnen ein höheres Honorar in Ausſicht ſtellten. Nur die Pietät hätte mich vielleicht abgehalten, ihnen ſelbſt den Laufpaß zu geben, denn ich dachte: ſie wandeln heute oder morgen ſchon den Berg hinab, — und ich wollte, ſo lang meine Füße mich trügen, mit Denen fortſchreiten, deren Bahn aufwärts geht. Die Jungen ſind es allemal, denen die Zukunft gehört; indem ich mich ihnen anſchloſs, war ich ſicher, immer dem Fortſchritt treu zu bleiben. Sie werden Das egoiſtiſch finden — nun ja, aber ich empfehle Ihnen das Mittel als probat,“ ſchloſs der Alte mit ſelbſtzufriedenem Schmunzeln. Dieſe Äußerung charakteriſiert den vielgewandten Ulyſs des Buchhandels, der mit einer durch Nichts zu ſchreckenden Feſtigkeit und mit feinſter Strategie ſeine klug erſonnenen Geſchäftspläne verfolgte, behaglich den reichen Gewinn einſäckelnd, den ſeine Unternehmungen ihm eintrugen, aber auch heldenmüthig das Gefährlichſte wagend, um den Freiheitsmanifeſten der jungen Literatur Eingang in Palaſt und Hütte zu verſchaffen. Daſs der größte Theil ſeines Verlages mit Abſicht im Dienſte der Fortſchrittsideen des Jahrhunderts ſtand, daſs Julius Campe ein klares Bewuſstſein von dem an- und aufregenden Inhalt der Schriften hatte, die aus ſeiner Officin hervorgingen, daſs er mündlich wie ſchriftlich den geiſtvollſten Verkehr mit den Autoren ſeines Verlages pflog, und neben dem materiellen auch einen ideellen Antheil an ihren Erfolgen nahm, alles Dies machte ſeinen Buchladen zu einem Rendezvousplatze der bedeutendſten Geiſter, und der Einfluſs, den ſein erfahrener Rath und ſein ehrlich derbes Urtheil auf die Entwickelung manches jungen Schriftſtellers übten, iſt nicht gering anzuſchlagen. Selbſt Heine, der ſich in ſeinen Briefen ſo oft über Mangel an Rückſichtsnahme auf ſeine billigſten Wünſche beſchwerte, und mit Campe in beſtändig wiederkehrenden Differenzen lebte, zollte der buchhändleriſchen Einſicht und dem geiſtigen Scharfblick Desſelben das höchſte Lob, er ſprach es nicht bloſs in den bekannten Verſen des „Wintermärchens“[27]), ſondern auch gegen ſeine Freunde bei jeder Gelegenheit offen aus, einen wie großen Theil ſeiner Erfolge er dem klugen Eifer Campe's verdanke, und wir werden ſpäter ſehen, daſs die warnende Stimme des Letzteren ihn von mancher Übereilung zurückhielt, ihn zur Änderung manches unnütz provocierenden Ausdruckes bewog. „Campe ſchreibt einen ganz allerliebſten Briefſtil,“ heiſst es in einem Briefe Heine's an Merckel[28]). „Er könnte ſich wahrhaftig ſeine „Reiſebilder“ ſelbſt ſchreiben; man darf's ihm nur nicht ſagen, ſonſt werde ich überflüſſig.“ In der That waren Campe's Briefe das Gegentheil geſchäftlicher Gemeinplätze, und ſelbſt in ſpäteren Jahren mochte er niemals ein ihm angebotenes Manuſkript zurückſenden, ohne die Ablehnung durch ein ausführliches Eingehen auf den Werth und Charakter der betreffenden Produktion zu motivieren. Hin und wieder kam es vor, daß eitle Autoren ihm ſolche Bemerkungen über ihre Arbeit verübelten; die meiſten aber werden ihm im Stillen für den Beweis geiſtiger Antheilnahme gedankt haben, den er durch ſeine freimüthigen Ausſtellungen an den Tag legte. Beſonders glücklich war Campe in der Erfindung prägnanter Buchtitel. Er war es, der Wienbarg's auf der Univerſität Kiel gehaltene Vorträge mit dem bezeichnenden Namen „Äſthetiſche Feldzüge" taufte und den Verfaſſer auf den Gedanken brachte, ſein Buch „dem jungen Deutſchland" zu widmen. Und wenn er einſtmals ſeinen Freund Heine nicht eben angenehm überraſcht hatte, als er Deſſen Denkſchrift über Börne unter dem zweideutig herausfordernden Titel: „Heinrich Heine über Ludwig Börne" in die Welt ſandte, ſo nahm Jener um ſo freudiger Campe's Vorſchlag an, ſeine letzte Gedichtſammlung, für die er ſelbſt lange vergeblich einen charakteriſtiſchen Titel geſucht, „Romancero" zu nennen.

Einen anderen Punkt wollen wir hier gleichfalls im Vorbeigehn berühren. Ungern und ſelten entſchloß ſich Campe, ein hohes Honorar zu zahlen auch Heine, der für jeden Band der „Reiſebilder", wie für das „Buch der Lieder", ein für alle Mal 50 Louisd'or empfing, hat ſpäter, als ſein Ruhm durch dieſe Werke feſt gegründet war, bis zur Zeit ſeiner Erkrankung nur zwei Mark Banko für jeden einzelnen Band ſeiner Schriften bezogen doch iſt füglich zu bedenken, daß Campe Jahr für Jahr die Erſtlingswerke neuer, erſt durch ihn in die Literatur eingeführter Schriftſteller verlegte, und dabei das Riſiko anſehnlicher Verluſte trug. In den meiſten deutſchen Staaten war ſein ganzer Verlag von der Julirevolution bis zum Jahre 1848 verboten, und es bedurfte der raffinierteſten Manipulationen, um die Bücher dennoch unter die Leſer zu bringen und Zahlung von den Sortimentern zu erlangen, denen ein diskretionäres Vertrauen geſchenkt werden mußte; was hätten gerichtliche Klagen genützt, wo das Verkaufsobjekt in eingeſchmuggelter, konfiscierlicher Waare beſtand? Zudem mußten ſtarke Auflagen gedruckt und die Exemplare von vornherein in bedeutender Anzahl überallhin verſchickt werden; denn hatte ein Buch erſt das Aufſehen des Publikums und der Polizeibehörden erregt, ſo hielt es oftmals ſchwer, Nachbeſtellungen zu effektuieren; die Ballen, welche unter der oberen und unteren Schicht harmloſer Grammatiken oder unſchuldiger Novellen das verpönte Werk eines jungdeutſchen Schriftſtellers bargen, wurden dann an der Grenze doppelt ſcharf revidiert, und gelangten häufig niemals an ihren Beſtimmungsort. Ganze Auflagen ſolcher Bücher wurden zuweilen unter ſcheinſchem Titel bis ins Herz von Öſterreich hinunter geſchafft; die Sortimentsbuchhändler nahmen ſie in Empfang, riſſen lächelnd das falſche Aushängeſchild ab und klebten das richtige Titelblatt ein, das ihnen lange vorher auf anderem Wege zugekommen war. Auch glaube man nicht, daß alle Verlagsartikel einen klingenden Gewinn einbrachten; ſelbſt die Werke der beſſeren Schriftſteller wurden oftmals in der erſten Zeit ihres Erſcheinens nur ſchwach begehrt; ſo iſt uns bekannt, daß Börne's geſammelte Schriften, die Campe ſchon 1829 herausgab, erſt durch die „Briefe aus Paris" eine geſteigerte Nachfrage und einen lohnenden Abſatz fanden. Und ſchon die erſten zwei Bände der „Briefe aus Paris" wurden in allen deutſchen Bundesſtaaten mit ſolcher Erbitterung von den Schergen der heiligen Hermandad verfolgt, daß Campe die ſpäteren Theile unter dem irreführenden Titel „Zur Länder- und Völkerkunde" und unter einer fingierten Pariſer Firma veröffentlichen mußte, wobei es gänzlich dem guten Willen und der Ehrenhaftigkeit ſeiner Geſchäftskollegen anheimgeſtellt blieb, ob ſie für das Empfangene Zahlung leiſten oder die unmögliche Klage der auf dem Titel genannten, in Wirklichkeit nicht exiſtierenden Firma „L. Brunet" abwarten wollten. So mag es immerhin wahr ſein, daß, wie Heine einmal klagt, der große Abſatz ſeiner Werke zuweilen die Aufgabe hatte, den Verluſt anderer Unternehmungen zu decken, um ſo mehr als Campe, ungleich manchen ſeiner Kollegen, an dem ehrenwerthen Grundſatze feſthielt, niemals ein Buch ſeines Verlages, mochte der Abſatz noch ſo gering geweſen ſein, im Preiſe herunterzuſetzen und dadurch den Ruf oder Kredit des Verfaſſers zu ſchädigen. „Ich halte es für ungentil, den Schriftſteller dafür zu ſtrafen, daß ich den Werth ſeines Buches zu hoch taxiert habe," pflegte er zu ſagen, wenn die Rede auf ſolche Preisherabſetzungen kam; mit ſtoiſcher Gelaſſenheit trug er ſeine Verluſte und verbrauchte die unverkäuflichen Ladenhüter ſchließlich als Emballage oder ließ ſie in der Walkmühle einſtampfen, ohne dem Autor, deſſen Werk ihm pekuniären Nachtheil gebracht, deshalb auch nur ein verdrießliches Geſicht zu zeigen.

Heine und Börne, Immermann und Raupach, Gutzkow, Wienbarg, Lewald und Maltitz waren die hervorragendſten Schriftſteller, denen die Campe'ſche Firma in den Jahren kurz vor und nach der Julirevolution wirkſamen Eingang beim Publikum verſchaffte. Auch die erſte Auflage der „Spaziergänge eines Wiener Poeten", Dingelſtedt's „Lieder eines kosmopolitiſchen Nachtwächters", Hoffmann's „Unpolitiſche

Lieder", Hebbel's und Gottſchall's Erſtlingsdramen und lyriſche Gedichte, Max Waldau's Zeitromane, die ſchönheitstrunkenen Poeſien von Wilhelm Hertz, Vehſe's Geſchichte der deutſchen Höfe und ein ganzer Landſturm von Broſchüren, welcher die verrotteten Zuſtände Deutſchlands, insbeſondere Öſterreichs, ſcharf attakierte, erſchienen ſpäter in demſelben Verlage. Wir dürfen wohl die Frage aufwerfen, wie viele unter dieſen Werken jemals den Weg in die Öffentlichkeit gefunden und einen nennenswerthen Einfluß auf die literariſche und politiſche Entwicklung unſerer Nation geübt hätten, wenn ihren Verfaſſern nicht in Julius Campe ein Verleger ſicher geweſen wäre, der den Muth beſaß, auch das Verwegenſte zu drucken, und unerſchöpflich an Auskunftsmitteln war, die verbotenen Geiſtesfrüchte den Späheraugen und raubgierigen Händen der allgegenwärtigen Handlanger des Metternich'ſchen Bevormundungsſyſtems zu entziehen? Es gehörte der ganze trotzig männliche Charakter und der kerngeſunde Humor des echten Bürgers einer freien Reichsſtadt dazu, unter der Laſt ſo vieler Sorgen allzeit ein ungebeugtes Haupt auf dem breitſchultrigen Nacken zu tragen. Aber „viel Feind' — viel Ehr'!" rief Campe mit Ulrich von Hutten aus, und wie ein alter Spartaner ſetzte er ſeinen Stolz darein, nothgedrungen immer auf Schleichwegen wandelnd, ſich ſo ſelten als möglich ertappen zu laſſen, der Wachſamkeit der Behörden durch vielfältig wechſelnde Manöver bald hier, bald dort einen Zopf zu drehen, und mit der Schlauheit des Fuchſes die brutale Gewalt zu überliſten. Großen Vortheil zog er aus der jahrelang von ihm befolgten Praxis, ſeine Verlagsartikel in Wandsbeck, auf holſteiniſchem Gebiete, drucken zu laſſen, und dadurch die unbequeme Aufſicht der Hamburger Preßpolizei zu eludieren. Trotzdem aber gab es auch in der engeren Heimat Schwierigkeiten mancherlei Art zu beſeitigen. Die hochweiſen Väter der alten Hanſeſtadt wurden recht mißlaunig geſtimmt, wenn der deutſche Bundestag oder befreundete Regierungen ſich beſchwerten, daß einer der angeſehenſten Bürger Hamburg's Jahr für Jahr aufreizende Schriften ins Publikum ſende, die wider den herkömmlichen Schlendrian in Staat und Kirche ankämpften; aber alle Einſchüchterungsverſuche prallten an der ehernen Geſinnungstüchtigkeit Julius Campe's ab. Einmal ſollte er gezwungen werden, die Quelle einer für den Ruf eines gewiſſen Prinzen ſehr bedenklichen Erzählung, die ſich im dritten Bande von Vehſe's Geſchichte der kleineren deutſchen Höfe fand, anzugeben. Als er ſich Deſſen weigerte, wurde er in Arreſt geſchickt, und da eine achttägige Haft keinen Eindruck auf den Ehrenmann machte, ſchritt die Polizeibehörde zu dem unerhörten Mittel, durch fortwährend geſteigerte Geldſtrafen die verlangte Zeugenausſage erpreſſen zu wollen. Mit unerſchütterlicher Ruhe ließ Campe am 14. Januar 1856 die für den Nichtbezahlungsfall angedrohte Pfändung vollziehen; noch am ſelben Tage ward ihm die [illegible] für eine neue, um das Doppelte erhöhte Geldſtrafe angeſagt aber der gewünſchte Zweck wurde nicht erreicht, die Fortſetzung des durch kein Geſetz zu rechtfertigenden modernen Tortur-Verfahrens unterblieb, und Campe erhielt ſchließlich die ihm abgepfändeten Gegenſtände zurück.

Solch ein Mann war nun juſt der geeignete Verleger für Heinrich Heine, der ſeinerſeits ſehr gut erkannte, wie nöthig der Verbreitung ſeiner Werke ein Buchhändler ſei, der mit unerſchrockenem Sinn einen verſchlagenen Geiſt und eine raſtloſe Betriebſamkeit verband. Er ließ ſich daher manche kleinliche Nergelei, manche abzwackende Verkürzung des erhofften Honorars gefallen, ohne den verlockenden Anerbietungen, die ihm in ſpäteren Jahren von anderen Firmen gemacht wurden, ein geneigtes Ohr zu leihen. Ein dankbarer Sinn, eine faſt rührende Anhänglichkeit an erprobte Freunde leuchten aus allen Briefen Heine's hervor, und werden ihm von Jedem nachgerühmt, der mit ihm in näherem Verkehre ſtand. So ungern er ſonſt über ſich ſcherzen ließ, durfte doch Campe ſich manchen Spaß mit ihm erlauben, den er jedem Andern ſtark verdacht hätte. „Der Börne koſtet ihm zu Viel,“ ſagte Heine eines Tages im Campe'ſchen Buchladen, „und er will immer noch nicht ziehen.“ „Aber Börne wird ziehen, wenn Sie lange vergeſſen ſind,“ gab Campe zurück. „Schade nur,“ ſpottete Heine, „daß ſo lange darauf gewartet werden muß!“ „Übermuth thut nicht gut,“ replicierte Campe. „Sie halten ſich jetzt für den Abgott des Publikums, und ſprechen: Du ſollſt nicht andere Götter haben neben mir. Aber Sie ſtehen in einem Tempel der Literatur, deſſen Prieſter ich bin. Ich nehme die Opfergaben in Empfang, deren Höhe am ſicherſten beweiſt, zu welchem Kurſe das Volk ſeine Götter taxiert. Und ich ſage Ihnen: das Volk verehrt neben dem Heinrich Heine noch viele andere Götter. Da ſind zum Exempel der Schiller und der Goethe, denen die klingenden Opfergaben heuer noch immer viel reichlicher fließen, als dem Opferſtocke, den ich für Heinrich Heine aufgeſtellt.“ Dieſe Unterhaltung giebt zugleich ein amüſantes Beiſpiel der bildlichen Redeweiſe, deren ſich Campe bei ſeinen Geſprächen mit Vorliebe und oft mit dem glücklichſten Mutterwitz bediente.

Gegen Ende Mai 1826 erſchien der erſte Band der „Reiſebilder", und die Wirkung war eine blitzartig zündende. Heine ſelbſt hatte, nach ſeinen brieflichen Äußerungen zu urtheilen, ziemlich beſcheidene Hoffnungen auf den Erfolg des Buches geſetzt. „Leider," ſchrieb er an Varnhagen,29) „wird mein Ruhm durch das Erſcheinen des erſten Bandes der „Reiſebilder" nicht ſonderlich gefördert werden. Aber was ſoll ich thun? ich mußte Etwas herausgeben, und da dachte ich: wenn das Buch auch kein allgemeines Intereſſe anſpricht, und kein großes Werk iſt, ſo iſt doch Alles, was drin iſt, auf keinen Fall ſchlecht zu nennen." — „Es iſt ſo Wenig darin," heißt es in einem Briefe an Lehmann, „und ich möchte jetzt ſo Viel geben — doch ich denke, Sie kennen mich genug, um ſich in Gedanken das Buch zu ergänzen. Vielleicht gefällt's Ihnen auch, daß ich die „Harzreiſe", die im ledernen „Geſellſchafter" in ſo triſter Geſtalt erſchien, ehrlich durchgearbeitet, verbeſſert und erweitert, und mit Vor- und Nachwort verſehen habe. Ja, lieber Lehmann, die Zeiten ſind ſchlecht; ich muß Etwas für meinen Ruhm ſorgen, indem ich jetzt ſo halb und halb davon leben muß, und vorzüglich, weil der Lorber, der meine Stirn umkränzt, doch manchem Lump, der mich mit Koth bewerfen möchte, eine heilige Scheu einflößt." Und indem er Varnhagen, Robert und andere Freunde auffordert, in der Preſſe für ſein Buch zu wirken, fügt er abermals hinzu: „Auch hab' ich, wie geſagt, in Hinſicht des Buches kein gutes Gewiſſen, und bedarf dennoch des Ruhmes noch mehr als ſonſt. Ich bin in dieſer Hinſicht beſorgt, nicht ſowohl wegen der miſerablen Wirthſchaft in unſerer Literatur, wo man von dem Unbedeutenden ſo leicht im öffentlichen Urtheil überflügelt wird, ſondern auch, weil ich im zweiten Bande der „Reiſebilder" über ſolche Miſère rückſichtslos ſprechen werde, die Geißel etwas ſchwinge und es mit den öffentlichen Anführern auf immer verderben werde. So Etwas thut Noth, Wenige haben den Muth, Alles zu ſagen, ich habe keine zurückgehaltenen Äußerungen mehr zu fürchten, und Sie ſollen Ihr liebes Wunder ſehen." Die letzterwähnte Bemerkung Heine's läßt erkennen, daß der Verfaſſer, trotz aller Zweifel in Betreff des literariſchen Erfolges, doch über die geiſtige Bedeutung der „Reiſebilder" insgeheim ein viel klareres Bewußtſein hatte, als die zeitgenöſſiſchen Beurtheiler ſeines Buches, die ſich meiſt nur in äſthetiſierenden Betrachtungen über die formelle Eigenthümlichkeit deſſelben ergingen. Der Recenſent des „Geſellſchafters“ — Heine ſchrieb den Aufſatz irrigerweiſe Varnhagen zu [30]), während Dr. Heinrich Hermann, als Schriftſteller Ernſt Woldemar genannt, der wirkliche Verfaſſer war

weiſt beſonders auf „die ganz eigenthümliche Miſchung von zarteſtem Gefühl und bitterſtem Hohne“ hin, „die einzige Verbindung von unbarmherzigem, ſcharf einbohrendem, ja giftigem Witz und von einſchmeichelnder Süßigkeit des Vortrags, lebhaftem und zugleich mildem Redefluß, der durch Nichts gehemmt, durch Nichts getrieben ſcheint, und gleichmüthig über Alles, was ihm in die Quere kommt, leicht dahin wallt.“ Außerdem wird es als ein glänzender Vorzug Heine's betont, daß er ſich mit gleicher Gewandtheit in beiden Formen, im Vers wie in der Proſa, bewege, daß er Dichter auch in jenem engeren Wortſinne ſei, in welchem es die meiſten Humoriſten nicht ſind. Eine weit achtungswerthere Beſprechung des erſten Bandes der „Reiſebilder“ lieferte Immermann in den Berliner „Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik“ [31]). Er hob zunächſt hervor, daß, ähnlich den früheren Dichtungen Heine's, auch in der vorliegenden Sammlung Alles, ſelbſt die poetiſche Beſchreibung der „Harzreiſe“, rein lyriſch ſei. „Das Naturgefühl des Dichters auszuſprechen, iſt Zweck der Darſtellung, die äußeren Gegenſtände, an welchen er ſich ausſpricht, ſind nur die Typen von des Dichters Innerem. Erwägen wir nun, in welcher Art ſich dieſer Lyriker bisher entfaltet hat, ſo zeigt ſich zuvörderſt in der Wahl des Gegenſtandes Etwas, was von den meiſten Erſcheinungen in dieſer Art der Poeſie abweicht. Der Inhalt ſeiner Lieder iſt kein fröhliches, ſanftes, er iſt ein düſteres, ſchreckliches Thema. Nicht um roſenbekränzte Becher ſchwärmt ſeine Phantaſie, ſie führt ihn nicht zu den Feſten glücklicher Menſchen, ſie feiert weder die erwartende, noch die beglückte Liebe, ſondern ſie klagt und zürnt über die Untreue der Geliebten, die, des Dichters Andacht verſchmähend, dem Unwürdigen ſich ergab. Das Götterbild iſt verſunken, dem Dichter ſchien alles Schöne und Herrliche in den Abgrund nachzuſtürzen. Dieſer heiße Liebeszorn und Schmerz durchzieht mit wenigen Ausnahmen die Gedichte Heine's; auch in den Naturgemälden, in den Nachbildungen alter Romanzen und Sagen, die hin und wieder vorkommen, läßt er ſich in perſpektiviſcher Form erblicken, er iſt als der bisher klar gewordene Mittelpunkt von des Dichters Gefühl zu betrachten. Hier iſt alſo ein möglichſt kleiner Kreis gezogen, und Dies müſſen wir zuvörderſt als unbewußte Weisheit des Dichters anerkennen. Der Lyriker kann nicht genug ſich beſchränken; je enger, deſto intenſiver iſt ſein Gefühl; je intenſiver dieſes, deſto näher liegt die Möglichkeit großer Erfolge. Deſshalb iſt es gerade vortheilhaft, wenn Heine einen anſcheinend ſo bald erſchöpften Gegenſtand immer und immer wieder vornimmt. Daran nur, wie der Lyriker das Thema zu modulieren und zu variieren verſteht, läſſt ſich der Dichter erkennen. Und hier muſs man den unſrigen wahrhaft bewundern. In dem kleinen Kreiſe offenbart ſich die größte Mannigfaltigkeit, von dem rührenden Tone leiſer Klage bis zu dem Schelten des verzehrenden Hohnes und des zerſchmetternden Grimmes bildet ſeine bewegliche Phantaſie alle Laute aus, von der nächſten Umgebung, ſeinem Kleide, ſeiner Stube, bis zu fernen Küſten und Gebirgen zieht ſie Alles in den Kreis ihres Vermögens; es iſt nicht zu Viel geſagt, wenn wir behaupten, daſs die Poeſie des Schmerzes kaum in vernehmlicheren Ausdrucksweiſen früher ſchon einmal gehört worden ſei. Sehr ſchön zeigt ſich auch die innere Geſchloſſenheit, ohne welche ein echter Dichter nicht beſtehen kann, welche freilich nur die Folge und die Äußerung iſt von der wahren, tiefen Anregung des Poeten und ſeinem energiſchen Talente. Wir haben hier keine Moſaik ſich widerſprechender und gegenſeitig aufhebender Gefühle und Anſchauungen, ſondern es herrſcht innere Einheit, die Steigerungen ſind richtig, die Töne und Farben übereinſtimmend. Von Längen, von müßigen Ausſpinnungen, von leeren Wiederholungen weiſs unſer Dichter ſo wenig, daſs ſeine Verbindungen eher an das Herbe grenzen, ſeine Schlüſſe faſt immer ſchlagend, mitunter ſelbſt zu epigrammatiſch ſind. Wortſpiele, Parallelismen ſtehen dem Dichter zu Gebote, wie ſich denn überhaupt ein treffender Witz neben dem bisher Gerühmten hervorthut. Die Sprache iſt unmittelbar, ſinnlich, derb und friſch; ſie hat hauptſächlich den Gegnern herhalten müſſen; wer aber Einſicht in poetiſche Dinge hat, kann ſich nur darüber freuen, daſs dergleichen ungefälſchte Natur noch möglich iſt.“ Dies Lob beſchränkt Immermann jedoch [illegible] Verlauf ſeiner Abhandlung auf den Totaleindruck, welchen die Heine'ſche Poeſie hinterlaſſe, während ihm manches Einzelne tadelnswerth erſcheint. Das Haupthindernis, weſshalb die poetiſche Geſtalt nicht immer ſich zeige, liegt nach Immermann's Anſicht darin, „daſs der Dichter oft nicht ruhig genug geweſen iſt, um dichten zu können. Jeder Gegenſtand, jedes Gefühl kann Stoff eines Poems werden, mag jener ſo geringfügig, dieſes ſo heftig ſein, als möglich. Allein der Dichter ſelbſt muſs nicht mehr vom Stoffe beherrſcht, nicht von der Leidenſchaft weggeführt werden, das beſondere Ereignis muſs mit ſeinen Leiden und Freuden nur noch durch die frei geſtaltende Phantaſie zuſammen hangen. Dadurch unterſcheidet ſich ja eben das Gedicht von dem dumpfen Schrei des Schmerzes und dem Rufe des Zornes und Hohnes, daß jenes in ſeiner endlichen Begrenzung zum Symbole des Allgemeinen und Ewigen wird. Wer aber, wie Heine nicht ſelten thut, noch vom Gegenſtande befangen,

— um ſeine Angſt zu bannen,
Singen will ein lautes Lied,

Der unternimmt Unmögliches. Dem Vergänglichen, Zeitlichen — ſo wie es daliegt — iſt ein dauerndes Leben nicht zu ſichern, und in dem unnatürlichen Beſtreben kommt der Poet nur zum Schein und zur Manier. So wird Heine's Spott und Ironie, in den beſſern Sachen ſo kräftig und tief, dann kleinlich und ſkurril, die Darſtellung plump und übertrieben, er umkleidet dann das Nichtige mit glänzenden Flittern, die die innere Armuth doch nicht zu verhüllen vermögen." Über die „Harzreiſe" und die „Nordſeebilder" geht Immermann auffallend kurz hinweg, um mit einer allgemeinen Klage über den mangelnden Zuſammenhang des heutigen Dichters mit der Außenwelt zu ſchließen: „Betrachten wir frühere Perioden der Poeſie, die uns wichtig erſcheinen müſſen, ſo ſehen wir, daß die Dichter ſich mehr unter gewiſſe äußere Schranken ſtellten, als jetzt. Dieſe Schranken zeigten ſich theils als erprobter Kunſtgriff — als Schule im eigentlichen Sinne — wie bei den Franzoſen, bei den Minneſängern, und (wiewohl in geringerem Grade) in der guten Weimariſchen Zeit, oder ſie kamen unter der Form der Protektion durch Große und Fürſten vor, wie beſonders bei den Engländern und den ſüdlichen Nationen, oder endlich die Achtung vor dem Publikum, vor dem Volke, war die Schranke, die der Dichter reſpektieren mußte. Überall war er an äußere Bedingungen geknüpft; mochte er anſcheinend noch ſo iſoliert ſtehen, dem Geiſte nach war er gezwungen, geſellig zu ſein, und deßhalb zeigen die Hervorbringungen aller jener Perioden einen gewiſſen feſten Charakter, eine innere Nothwendigkeit und, mit Einem Worte, einen Kunſtſtil. Denn das Geſetz der Geſelligkeit iſt Regel, Launen und Willkürlichkeiten werden nicht geduldet. Jetzt ſteht Dies ganz anders. Eine Schule haben wir nicht, man zieht es vor, nachzuäffen; einen Fürſten giebt es kaum, um deſſen Gunſt und Schutz der Dichter ſich bewerben darf, und dem er daher zu Danke ſingen müßte. Die Neigungen der Großen ſind der Poeſie nicht zugewandt, Die heilige Scheu aber vor einem richtig fühlenden und urtheilenden Volke hat dieſes zum Theil ſelbſt verſcherzt, theils haben die Talente Das, was ihnen in dieſer Beziehung zu achten übrig blieb, als nicht der Rede werth, ſich weggeſprochen, es iſt Nichts ſeltner, als eine gewiſſe nationale Geſinnung. So ſteht nun der Dichter frei, aber in einem leeren Raume, und in ſeiner Einſamkeit darf er Alles unternehmen, freilich auch das Ungehörige. Aus der Freiheit entſpringt die Mannigfaltigkeit, aber auch die Willkür, die Einſamkeit kann faſt nichts Andres hervorbringen, als daſs der Dichter ſich in jedem ſeltſamen Gelüſte gehen läſst. Zwiſchen der Welt und ihrem zwar beſchränkenden, aber auch wieder kräftigenden Einfluſſe und dem Poeten beſteht kein Rapport, und nach einem ganz natürlichen Geſetze muſs daher, wenn der Geiſt in dieſer Richtung fortgeht, die Poeſie bald aus dem Reiche der Erſcheinungen verſchwinden.“

Wir ſehen, die Geſichtspunkte, welche Immermann in dieſer, mit einer ſo melancholiſchen Perſpektive endenden Beurtheilung der „Reiſebilder“ aufſtellt, ſind ausſchließlich artiſtiſcher Natur. Er beſpricht einzig die Form des Kunſtwerks, und was er über dieſe bemerkt, iſt größtentheils richtig und wahr; aber es iſt doch nicht die volle Wahrheit, weil die nothwendige Beziehung auf den Inhalt fehlt. So einſeitig iſt dieſe Kritik, daſs in ihr die Hauptſache nicht einmal berührt wird, daſs in der That kaum die leiſeſte Andeutung den Leſer errathen läſst, es handle ſich hier um die Produktion eines **Humoriſten**. Weil Immermann, noch ganz im Dunſtkreiſe der Romantik befangen, dieſen wichtigen Umſtand überſieht, ahnt er Nichts von dem kräftigen neuen Leben, das unter dem Zuſammenbrechen der alten Kunſtformen nach Geſtaltung ringt. Solches Verkennen der tieferen Bedeutung der „Reiſebilder“ wird freilich um ſo entſchuldbarer, wenn wir uns erinnern, daſs auch Heine im Anfange ſeiner Laufbahn noch weſentlich auf dem Boden der Romantik ſtand. Eben ſo ſcharf wie die Brüder Schlegel, wie Tieck oder Novalis, empfand er die feindſelige Entzweiung im Leben der Gegenwart, — ein Gefühl, das ſchon in den düſteren Weltſchmerzklagen ſeiner Jugendlieder, bald mit verzweiflungsvoller Ironie, bald in elegiſch weichen Trauerakkorden, ſich ausſprach:

Das Herz iſt mir bedrückt, und ſehnlich
Gedenke ich der alten Zeit;
Die Welt war damals noch ſo wöhnlich,
Und ruhig lebten hin die Leut.

Doch jetzt iſt Alles wie verſchoben,
Das iſt ein Drängen, eine Noth!
Geſtorben iſt der Herrgott oben,
Und unten iſt der Teufel todt.

Und Alles ſchaut ſo grämlich trübe
Und krausverwirrt und morſch und kalt;
Und wäre nicht das bischen Liebe,
So gäb' es nirgends einen Halt.

Dieſe Klage unterſcheidet ſich höchſtens durch ihre präciſere Faſſung von zahlreichen ähnlichen Lamentationen der Romantiker. Wie jene trübſeligen laudatores temporis acti, ſehnte Heine ſich aus der wüſten Gährung jener Tage mehr als einmal nach dem fernen Kindheitsalter unſeres Volkes als nach einer beſſeren Zeit zurück — allein bald erkannte er das Krankhafte ſolches phantaſtiſchen Sehnens, und ſtürzte ſich muthig in die Wellen der kalten, poeſieloſen, dumpf in ihren Feſſeln aufſtöhnenden Gegenwart.

Was ſein prüfender Blick dort gewahrte, war eine herzbeklemmende Schau, wenig geeignet, die innere Verſtimmung ſeiner Seele zu heilen. Wohin er die Augen wandte, begegnete ihm eine apathiſche Erſchlaffung, eine feige und hoffnungsloſe Reſignation. Jede knechtiſch gebeugte Stirn, jede heimlich geballte Fauſt verkündeten ein unſägliches Leid, aus welchem es ſcheinbar keine Rettung gab — und mit leidenſchafterregter Stimme rief der Dichter all' die ſtummen Klagen der Opfer einer greiſenhaft überlebten Staats- und Geſellſchaftsform laut in die Welt hinaus. Und mit welcher Berechtigung lehnte ſich dieſe wilde, byroniſch zerriſſene Verzweiflungspoeſie an die jammervolle Zeit! Zu dem Mißlingen aller mit ſo vielem Pomp angekündigten Beſtrebungen der Romantiker geſellte ſich der widrig rohe politiſche Druck. Überall die bitterſten Enttäuſchungen, im Leben wie in der Kunſt! Die Eide der Fürſten — jene heiligen Eide, geſchworen, während ganz Europa als waffenklirrender Zeuge auf dem Schlachtfelde ſtand — waren ſchnöde gebrochen, und Niemand wagte an ihre Erfüllung zu mahnen. Die jugendlichen Tollköpfe der Burſchenſchaft, welche von einem deutſchen Kaiſer geträumt, irrten verbannt in der Fremde umher, oder fanden hinter Schloß und Riegel jahrelang Zeit zu einem ſchrecklichen Erwachen. Wie in der Politik, herrſchte auch in der Literatur der Reſtaurationsperiode die fadeſte Mittelmäßigkeit; die Lyrik zirpte in „Almanachen“ und „Taſchenbüchern“ ihr hausbackenes

Spatzenlied, auf der Bühne predigten Müllner und Konſorten die blinde Unterwerfung des Menſchen unter ein grauſam allmächtiges Schickſal, und Clauren's lüſterne Novellen inficierten das Publikum mit dem Peſtſtoffe einer hohlen Sinnlichkeit; der letzte Troſt der Völker, die Religion, ſchlug um in Görres'ſchen Jeſuitismus; kein Hoffnungsſchimmer in Vergangenheit und Gegenwart; kein Stern, der, wie einſt jener von Bethlehem, in die Zukunft wies . . . da wurde — und ſo mußte es kommen — der Weltſchmerz die Seele unſerer Literatur.

Der Weltſchmerz war das aus der Unwahrheit und Ungerechtigkeit aller Lebensformen entſpringende Leid; er war das beſtimmte Gefühl, daß ein Riß durch das Weltall und Menſchenherz gehe, welcher ausgefüllt, eine blutende Wunde, die geſtillt werden und verharſchen müſſe. In dieſem Sinne bemerkt auch Heine 33): „Ach, theurer Leſer, wenn du über jene Zerriſſenheit klagen willſt, ſo beklage lieber, daß die Welt ſelbſt mitten entzwei geriſſen iſt. Denn da das Herz des Dichters der Mittelpunkt der Welt iſt, ſo mußte es wohl in jetziger Zeit jämmerlich zerriſſen werden. Wer von ſeinem Herzen rühmt, es ſei ganz geblieben, Der geſteht nur, daß er ein proſaiſches, weit abgelegenes Winkelherz hat. Durch das meinige ging aber der große Weltriß, und eben deßwegen weiß ich, daß die großen Götter mich vor vielen Anderen hoch begnadigt und des Dichtermärtyrthums würdig geachtet haben. Einſt war die Welt ganz, im Alterthum und Mittelalter; trotz der äußeren Kämpfe gab's doch noch immer eine Welteinheit, und es gab ganze Dichter. Wir wollen dieſe Dichter ehren und uns an ihnen erfreuen; aber jede Nachahmung ihrer Ganzheit iſt eine Lüge, eine Lüge, die jedes geſunde Auge durchſchaut, und die dem Hohne dann nicht entgeht.“ Wir ſtehen hier vor einer Thatſache, die nicht ſcharf genug betont werden kann, wenn wir zu einem richtigen Verſtändnis der neueren Literatur gelangen wollen. Die Poeſie hatte als ihr Gebiet bisher vorzugsweiſe das Überſinnliche betrachtet; gleich unſerer Philoſophie, war auch unſere Dichtung metaphyſiſch und transcendental, ſo oft der Poet, ſich abkehrend vom ſubjektiv lyriſchen Gefühle, ſein Lied in das Allgemeine ſich hinabtauchen ließ. Selbſt Goethe hatte ſeinen Fauſt zuletzt in den chriſtlichen Himmel geflüchtet; allein dieſer Himmel wurde von ihm, dem großen Heiden, ſo wenig mehr geglaubt, wie die Menſchheit ſich länger auf ihn vertröſten ließ. Die Philoſophie hatte ihr Werk des Anzweifelns vollbracht; dem Zweifel folgte nun die Verzweiflung der Maſſen, denen auch der letzte Troſt für irdiſches Elend, die Hoffnung auf ein beſſeres Jenſeits, entriſſen war. Da ſtieg die Poeſie im vollen Glanz ihrer Göttlichkeit von ihrem himmliſchen Throne, aus den überſinnlichen Sphären, auf die Erde herab, und gab ſich ihr zu eigen für ewig. Und das Erſte, was ihr dort entgegentrat, war ein wertloſer politiſcher und geſellſchaftlicher Jammer, ein aus tauſend und abertauſend bleichen Geſichtern hohläugig hervorſtierender Schmerz. Was Wunder, daß ſie dieſen auf die Saiten ihrer Goldharfe ſpannte und ſo mächtig ſchwellende Akkorde griff, daß wir Alle lautlos verſtummten, und dem Geſange horchten, der unſer tiefgeheimſtes Weh mit ſo entſetzlicher Klarheit über die Erde erſchallen ließ!

Die Erkenntnis, daß der Weltſchmerz die Seele unſrer Poeſie geworden, und daß all ihr Singen fortan ein todesmuthiges Streiten für die ungenannte „rechte Dame“, die heiß erſehnte politiſche und ſociale Freiheit, ſei, bildete ſchon den verſteckten Inhalt eines merkwürdigen Liedes in Heine's erſter Gedichtſammlung:

Zu dem Wettgeſange ſchreiten
Minneſänger jetzt herbei;
Ei, Das giebt ein ſeltſam Streiten,
Ein gar ſeltſames Turnei!

Phantaſie, die ſchäumend wilde,
Iſt des Minneſängers Pferd,
Und die Kunſt dient ihm zum Schilde,
Und das Wort das iſt ſein Schwert.

Hübſche Damen ſchauen munter
Vom beteppichten Balkon,
Doch die rechte iſt nicht drunter
Mit der rechten Lorberkron'.

Andre Leute, wenn ſie ſpringen
In die Schranken, ſind geſund;
Doch wir Minneſänger bringen
Dort ſchon mit die Todeswund'.

Und wem dort am beſten dringet
Liederblut aus Herzensgrund,
Der iſt Sieger, Der erringet
Beſtes Lob aus ſchönſtem Mund.

Wie dieſe Allegorie bezeugt, gab ſich Heine von Anfang an keiner ernſtlichen Täuſchung über das Krankhafte einer Kunſtrichtung hin, die mit einer Anklage gegen die Geſammtinſtitutionen der modernen Geſellſchaft begann, alles Beſtehende ſchlankweg negierte, und vorerſt ſich wenig darum kümmerte, welches Poſitive etwa an Deſſen Stelle zu ſetzen ſei. Der vielverrufene Weltſchmerz war das Symptom einer Krankheit, deren Kontagium raſch unſere ganze Literatur ergriff; aber er war Nichts weniger, als die müßige Klage um ein ewig verlorenes Gut er brachte vielmehr der Menſchheit ihr geheimſtes Leid zum Bewußtſein und ſprach aus, was der

Sklave einer ſtabil gewordenen, entwicklungsloſen Geſellſchaft ſich kaum ſelbſt zu bekennen gewagt hatte: — die Nothwendigkeit eines Abrechnens mit der Vergangenheit und einer Regeneration der politiſchen und ſocialen Verhältniſſe auf geſünderer Baſis. Indem die Klage zur Anklage, die Anklage zur ſtürmiſchen Forderung ward, erſtarkte der Muth des Dichters, und bald erſchien ihm die Zukunft nicht mehr unter dem finſtern Bilde einer über die Welt hereinbrechenden nordiſchen „Götterdämmerung“, ſondern im Lichte eines heiter aufknoſpenden Frühlings der Menſchheit. Mitten im Aufſchrei ſeiner Schmerzen ſang er ein begeiſtertes Schlachtlied, ſang er die Auferſtehung des Weltalls, ſang er die Verſöhnung zwiſchen Menſch und Menſchen, zwiſchen Menſch und Natur. Heine zuerſt — wie nach ihm faſt alle Dichter der nächſtfolgenden zwanzig Jahre — gelangte, indem er das Verdammungsurtheil über die alte Geſellſchaft ſprach, zu der unerſchütterlichen Überzeugung, daſs die Weltgeſchichte bei einer ganz neuen Phaſe angelangt ſei, und daſs ſich dem Schoße der Menſchheit ein neues Ideal entringe, das nach blutig ernſtem Kampfe auf der abgeräumten Bauſtelle der Vergangenheit den Tempel einer ſchöneren Zukunft errichten und eine Siegesfeier der Verſöhnung begehen werde. Um dieſer Zukunft den Weg zu bahnen, ſuchte er zunächſt mit unermüdlicher Kampfluſt jedes antiquierte Vorurtheil zu zerſtören, tabula rasa zu machen in den Räumen des Geiſtes und Herzens.

Die acht und achtzig Lieder der „Heimkehr“, welche den erſten Band der „Reiſebilder“ eröffneten, bilden den Abſchluſs des Liebesromans, den Heine im „Lyriſchen Intermezzo“ ſo tief ſchmerzlich beſungen. Wir haben den Bemerkungen Immermann's über dieſen Cyklus nichts Erhebliches hinzuzufügen. Das Herz des Dichters iſt, wie das Feſthalten des alten Themas beweiſt, von den Nachwehen jenes unglücklichen Liebestraums noch nicht vollſtändig geneſen, aber es ringt mit männlicher Kraft nach Befreiung. Die Selbſtironie überwiegt die ſentimentale Trauer, der Zorn weicht dem Mitleid, die einſame Thräne, die im Auge zurückblieb, zerfließt wie die Liebe ſelber zerfloſſen iſt, und wenn manche der alten Leidensklänge auch in den jüngſten Geſängen noch vernehmlich hindurchtönen, ſo ruft der Poet den ungeduldigen Freunden die zuverſichtliche Mahnung zu:

Wartet nur, es wird verhallen
Dieſes Echo meiner Schmerzen,
Und ein neuer Liederfrühling
Sprießt aus dem geheilten Herzen.

Die Perſpektive erweitert ſich allmählich, der Dichter gelangt wieder zu einer fröhlich unbefangenen Betrachtung der Welt, die befreite Seele hebt ihre Schmetterlingsflügel und flattert in loſem Liebesgetändel von einer Blume zur andern, und wenn ſie nach kurzem Genuſſe befriedigungslos weiterfliegt, ſo hat ſie doch die finſter auf ihr laſtende Schwermuth abgeſchüttelt, ſie hat ſich in ein unabänderliches Schickſal gefügt, vor ihr liegt ein neues Leben

Und wie Viel iſt dir geblieben!
Und wie ſchön iſt noch die Welt!
Und, mein Herz, was dir gefällt,
Alles, Alles darfſt du lieben!

Aber obſchon der Cyklus „Die Heimkehr" eine Anzahl der trefflichſten Lieder enthält, ſchlug Heine doch hier im Weſentlichen keine neuen Töne an; in der zweiten Hälfte dieſer Gedichte tritt vielmehr eine gewiſſe Ermüdung zu Tage, die ſich unter leichtfertigen Späßen zu verbergen ſucht, deren Antitheſenſpiel nicht ſelten ſchon in eine ſtereotype Manier ausartet. Was dem erſten Bande der „Reiſebilder" einen ſo glänzenden Erfolg verſchaffte, waren daher nicht ſo ſehr die Heimkehrlieder, als vielmehr die „Harzreiſe", — eine durchaus originelle humoriſtiſche Dichtung, welche unter der Form einer Reiſebeſchreibung die wichtigſten Intereſſen der Gegenwart mit herausfordernder Kühnheit beſprach, und von den Philiſtern am Throne bis zu den Philiſtern der Krambude hinab eine Unruhe bei allen Leſern hervorrief, wie Dergleichen ſeit Schiller's „Räubern" im heiligen deutſchen Reiche kaum wieder erlebt worden. Die „Harzreiſe" war in erſter Linie gegen das Philiſterthum gerichtet; aber der ſtudentiſche Uebermuth, welcher vor der ſteifen Gelehrſamkeit der Göttinger „Univerſitäts-Pagoden" ſo geringen Reſpekt bezeigt, äußert ſich eben ſo reſpektlos über das Pouſſirende, rauf- und ſaufluſtig renommirende oder in mondſüchtiger Sentimentalität einherſtelzende Zopfweſen der Studentenſchaft. Mit nie-dageweſener Friſche perſiflirt der Dichter die erbärmliche Kleinlichkeit und Engherzigkeit eines zur inhaltsloſen Formel erſtarrten Lebens, aus dem er mit ſpöttiſchem Knix in die Berge flieht. Allein überallhin folgt ihm wie ein geſpenſtiſcher Schatten die Erinnerung an die graue Univerſitätsſtadt mit ihren kindiſch gewordenen Alten und ihrer altklugen Jugend. Wenn die freiheits- und ſchönheitsdurſtige Seele den Pandektenſtaub abgeſchüttelt in den grünen Tannenwäldern oder ſich reingebadet in den Schaumwellen des felsab ſtürzenden Waſſerfalls, ſo führt ein beängſtigender Traum ſie alsbald wieder in die kaum verlaſſenen Hörſäle der Georgia Auguſta zurück, Göttinger Profeſſoren definieren, diſputieren und diſtingieren in tollem Wetteifer, oder ſingen eine juriſtiſche Oper mit erbrechtlichem Text, während Privatdocenten ein antejuſtinianeiſches Ballett tanzen; oder der verſtorbene Berliner Vernunftdoktor Saul Aſcher ſteigt im transcendentalgrauen Leibrock aus dem Grabe und demonſtriert, auf ſein ſpaniſches Röhrchen geſtützt, dem erſchrockenen Träumer die Abſurdität aller Geſpenſterfurcht. Die erhabene Großartigkeit und Poeſie der Natur wird entzaubert durch die proſaiſche Albernheit der Menſchen, die dem einſamen Wandrer begegnen. Da trifft er im Wirthshauſe zu Goslar einen alten müden Fremden, der die ganze Welt durchpilgerte und jetzt nach dreißigjähriger Abweſenheit in ſeine Vaterſtadt Quedlinburg heimkehrt, weil ſeine Familie dort ihr Erbbegräbnis hat. Oder ein wohlgenährter Spießbürger mit glänzend wampigem, dummklugem Geſichte, der „ausſah, als habe er die Viehſeuche erfunden", drängt ſich ihm als Wegweiſer auf, und raubt ihm ſeine feſttägliche Stimmung durch nüchtern langweilige Betrachtungen über die Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit in der Natur. Selbſt der majeſtätiſche Sonnenuntergang wird von gelehrten Citaten, ſchlechten Studentenwitzen und platten Alltagsbemerkungen kommentiert; im Brockenhauſe beginnt nach der Abendmahlzeit ein wüſtes Treiben, Göttinger, Hallenſer und Greifswalder Studenten ergehen ſich bei Bier und Wein in den herkömmlichen Univerſitätsgeſprächen über Duelle, Liebſchaften, Profeſſoren und burſchenſchaftlich-patriotiſche Narreteien, bis endlich Alles in wirrer Betrunkenheit durcheinander taumelt, flucht, lärmt, oder ſich mit zärtlicher Rührung in die Arme ſinkt. Und in dieſem farbenbunten Kapriccio, das beſtändig die Situation und die Stimmung wechſelt, herrſcht dennoch die geſchloſſenſte Einheit; mag der Poet in der Hütte des alten Bergmanns die reizende Harz-Idylle erleben, oder mit dem Hirtenknaben am Fuße des Brockens echt königlich tafeln, oder die berauſchten oſſianiſchen Jünglinge im Kleiderſchrank eine gelblederne Hoſe als den Mond anſchwärmen laſſen: nirgends fehlt die deutlich erkennbare Beziehung auf den geiſtigen Zwieſpalt, auf die Lächerlichkeit und Thorheit des Menſchengeſchlechts; nur daß jenes Gefühl der Weltdisharmonie, welche überall — (ſchon im Eingangsliede) — mit der lachenden Naturfreude kontraſtiert, ſich gegen das Ende der „Harzreiſe" noch wehmüthiger an das Herz des Dichters gekettet hat, ſo daſs er nach all dem Spotte zuletzt ſchier in Weinen ausbricht.

Den Beſchluſs des erſten Bandes der „Reiſebilder“ machte die erſte Abtheilung der „Nordſee“. Der anonyme Recenſent im „Geſellſchafter“ nannte dieſe reimloſen, in erhabenem Rhythmus einherſchreitenden Gedichte „koloſſale Epigramme“, — ein Name, der von Heine als ſehr bezeichnend ſofort adoptiert ward, den man aber doch höchſtens gelten laſſen kann, wenn man das Weſen des Epigramms nicht mit Leſſing in die kurz pointierte Antitheſe von Erwartung und Aufſchluſs ſetzt, ſondern die freiere Behandlung desſelben in der ſpätrömiſchen Literatur zum Maßſtabe nimmt. Goethe hatte ſich jener ſchwungvollen Rhythmen in ſeinem „Prometheus“, im „Geſang der Geiſter über den Waſſern“, in der „Harzreiſe im Winter“ und ähnlichen dithyrambiſchen Ergüſſen bedient, die alle mehr oder minder ſtreng den hymnenartigen Charakter bewahrten. Die Romantiker, welche mit ihrer beliebten Ironie ſo gern die vorgefundene Form zerſchlugen, bemächtigten ſich der ſcheinbar ſo bequemen Dichtungsart zu ganz heterogenen Zwecken: Tieck wählte ſie unpaſſend genug zur kunſtloſen Aufzeichnung rein lyriſcher Wandergefühle und italiäniſcher Reiſeerinnerungen, Ludwig Robert gar zur Ablagerung philoſophiſcher Lebensmaximen und äſthetiſierender Reflexionen. Ein romantiſches Gelüſte offenbart ſich freilich auch in der Weiſe, wie Heine in den „Nordſeebildern“ einen befremdlich neuen Inhalt in die alten Formen goſs. Aber ihm glückte, was den beiden Ebengenannten miſslungen war: durch künſtleriſch angemeſſene Behandlung die elaſtiſche Form für die Aufnahme des veränderten Inhalts wirkſam zu erweitern. Mit Recht bemerkt Gottſchall 38), daſs ſelbſt in denjenigen Gedichten, wo das Grandioſe plötzlich in das Groteske umſchlägt, die zerſetzende Pointe den künſtleriſchen Rahmen ſelten zerbricht, ſondern Stil und Ton meiſt den Charakter der Ode hinlänglich bewahren. „Andrerſeits finden ſich unter den „Nordſeebildern“ Gedichte von einheitlichem Schwunge, deren Guſs ungetrübt iſt von allen Blaſen der Ironie; ſo die Stücke: „Erklärung“, „Sturm“, „Morgengruß“, „Gewitter“ und das wunderbar ſchöne Gedicht „Der Phönix“, eine Ode der Liebe, gegen welche Klopſtock's alcäiſche Strophen an Fanny und ähnliche Ergüſſe an Meta, trotz der zu Hilfe gerufenen Seraphim, doch ſehr ſchwunglos erſcheinen. Heine's Anwartſchaft auf einen Platz unter unſern erſten Odendichtern iſt unbeſtreitbar, wenn man nur die genannten Dichtungen ins Auge faſst. Ja, es iſt mehr Odenſchwung in dieſen nur nach rhythmiſchem Gefühl gedichteten unſkandierbaren Streckverſen, als in Platen's gekünſtelte Metren." Wie meiſterhaft Heine es verſtand, das faltenreiche rhythmiſche Gewand jedesmal genau der Situation und der wechſelnden Stimmung anzupaſſen, ſehen wir aus dem bedeutungsvollen Vorwalten des daktyliſchen, anapäſtiſchen, jambiſchen oder trochäiſchen Verscharakters in ſtetem Einklange mit der auf und ab fluthenden Bewegung des unruhigen Oceans und der ebenſo unruhigen menſchlichen Leidenſchaft. Die innige Wechſelbeziehung zwiſchen der wunderbaren Meeresſtaffage und den wilden Träumen der Dichterſeele erhöht den ſeltſamen Reiz der „Nordſeebilder“. Von eigenthümlicher Wirkung iſt ferner das humoriſtiſche Hereinziehen der altgriechiſchen Mythologie in die nordiſch-düſtere Landſchaft und in die modernſten Lebensverhältniſſe. Es iſt ein an den Brüſten der Hegel'ſchen Philoſophie genährter Titanenſtolz, der mit vornehmem Mitleid auf die olympiſchen Götter herabſieht, und in ihrem Untergange vorahnend die Endlichkeit jeder neuen Götterdynaſtie erblickt. Nirgends tritt dies übermüthige Spiel mit den religiöſen Vorſtellungen der Völker greller zu Tage, als in dem Schlußgedichte der erſten Abtheilung der „Nordſee,“ wo der Poet im erhabenſten Dithyrambenſtile das Bild Chriſti, des Heilands der Welt, entwirft, der die Hände ſegnend ausſtreckt über Land und Meer, und Frieden und Verſöhnung in alle Herzen hinunter ſtrahlt. Welcher bibelgläubige Chriſt hätte dieſe herrliche Phantaſie nicht mit frömmſter Andacht geleſen, um hinterdrein vor der Ruchloſigkeit zu erſchrecken, mit welcher Heine den Eindruck des Gedichtes durch die angehängte Perſifflage 34) ſelbſtmörderiſch zerſtört? Die Tendenz ſtand ihm höher, als die Kunſt; es war ihm wichtiger, den Gegenſatz der modernen Chriſtusreligion zu jener edel reinſten, nur in der Idealwelt der Poeſie möglichen Auffaſſung des Chriſtenthumes hervorzuheben, als ſich der Gefahr auszuſetzen, für einen Champion der herrſchenden Staatsreligion zu gelten. Dieſelbe ängſtliche Beſorgnis, den frömmelnden Kreuzrittern der Reſtauration beigezählt zu werden, veranlaßte den Dichter, beim Abdruck der „Wallfahrt nach Kevlaar“ ſich in einer proſaiſchen Nachbemerkung 35) dagegen zu verwahren, als habe er durch ſeine Verſe eine Vorliebe für die katholiſche Religion ausdrücken wollen. Solche Erklärungen des Autors über die Tendenz ſeines Kunſtwerks — mögen ſie in Verſen oder in Proſa abgegeben werden — ſind aber ſtets vom Übel, und Heine that wohl daran, ſie in das „Buch der Lieder“ nicht mit aufzunehmen. War doch ohnehin in den „Nordſeebildern“ ſelber genug der Polemik wider die „neuen, herrſchenden, triſten Götter“ enthalten, um die Erinnerung an die Encyklopädiſten des vorigen Jahrhunderts wachzurufen und den Vergleich Heine's mit Voltaire ziemlich entſchuldbar zu machen. In Berlin kurſierte ſogar das nachſtehende maliciöſe Epigramm von Ernſt Woldemar auf den Verfaſſer der „Reiſebilder“ 36):

Ein neues Qui pro quo.

Vergebens iſt, ihr Weiſen, euer Bemühn,
Der Meinung Wechſelſtrom zu wehren!
Die Stadt, der jüngſt Voltaire ein Affe ſchien,
Hält jetzt den Affen für Voltairen.

Aber wenn Heine ſich auch ſpäter einmal in einem Briefe an St. René Taillandier 37) eine deutſche Nachtigall nennt, die ſich ihr Neſt in der Perücke des Herrn de Voltaire gebaut, ſo herrſcht doch zwiſchen dem ſatiriſchen Lachen dieſer Beiden ein großer Unterſchied. Voltaire ging einem Zeitalter der Philoſophie voraus, und ſpottete über Dinge, die bisher noch von Wenigen ernſtlich bedacht worden waren. Heine folgte einem philoſophiſchen Zeitalter nach; alle Fragen der Religion und Geſellſchaft hatten die gründlichſte Diskuſſion erfahren, und man konnte bei redlichem Willen über dieſelben im Klaren ſein. Wer in der alten Gefühls- und Denkweiſe verharrte, nachdem die franzöſiſche Revolution, Napoleon und die Freiheitskriege, Kant, Fichte, Schelling und Hegel den politiſchen, ſocialen und geiſtigen Boden der Menſchheit umgepflügt und für die Aufnahme der neuen Saat bereitet hatten, Der war träge und feig und verdiente faſt nichts Anderes, als Spott; ja, er mußte ſich ob ſeiner bewegungsloſen Apathie ſchier ſelber verachten. Voltaire's ſarkaſtiſches Gelächter hatte Etwas von dem erbarmungslos grinſenden Hohne des Henkers, der dem Delinquenten, welcher ſich im letzten Becher Weins berauſcht, unter dem Mantel das Richtbeil zeigt, mit dem er in der Morgenfrühe geköpft werden ſoll. Heine's graciöſes Lächeln war der Humor, jener Herold einer neuen Zeit, der „die lachende Thräne“ im Wappen führt, und ſein Opfer mit Blumen bekränzt, bevor er es zum Richtplatze geleitet, aber nicht um ihm dort das Haupt abzuſchlagen, ſondern um auf öffentlichem Markt allem Volke zu zeigen, wie hinter der prahleriſchen Maske des gefürchteten Feindes ein bleiches Skelett, ein verweſte, mit buntem Flittertand umhangene Leiche ſitzt. Gerade zu Zeiten, wo eine veraltete Weltanſchauung im Abſterben begriffen iſt, das neue, beſſere Evangelium aber noch nicht völlig den Sieg errungen hat, tritt der Humor in ſein unbeſtreitbares Recht. In einer ſolchen Übergangsepoche erſcheint dem Einen lächerlich und abſurd, was dem Andern noch werth und heilig iſt. Der rieſige Koloſs der Vergangenheit ſchrumpft zum ohnmächtigen Zwerg zuſammen und fordert mit Greinen und Winſeln, daſs man ihm noch als dem furchtbaren Goliath huldige, der uns ehemals durch ſein Poltern in Reſpekt erhielt; dagegen wandelt der Rieſe der Zukunft, welcher einſt Scepter und Krone tragen ſoll, vielleicht noch als Hirtenknabe umher und prüft zaghaft in der Schleuder den Stein, mit dem er Jenem das Hirn zerſchmettern wird. Alles iſt ſchief verzerrt, wunderlich fahl oder grell beleuchtet, hier ſprengt der neue Moſt in gährender Überkraft den alten Schlauch, dort heißt es, wenn man ſich am lieben altgewohnten Tranke berauſchen möchte: „Zum Teufel iſt der Spiritus!“ In ſolcher Zeit rettet der wahre Poet ſich naturgemäß auf die ſonnige Höhe des Humors, daſs tief unter ihm wimmle

das närriſche Menſchengeſchlecht;
Sie ſchreien und wüthen und ſchelten,
Und haben Alle Recht.

Sie klingeln mit ihren Kappen
Und zanken ohne Grund;
Mit ihren Kolben ſchlagen
Sie ſich die Köpfe wund.[29]

So erſcheint dem Dichter die ringsumher kämpfende Welt entweder als ein Narrenhaus, oder als ein großes Lazareth,

— Und Fratzenbilder nur und ſieche Schatten
Seh' ich auf dieſer Erde, und ich weiß nicht:
Iſt ſie ein Tollhaus oder Krankenhaus?[30] —

je nachdem der Humor ſeine luſtige oder ernſthafte Seite herauskehrt, je nachdem er ſich auf den Fittichen der Hoffnung über das vergängliche Leid von heute emporſchwingt, oder in mitleidigem Erbarmen zu den fieberhaft aufgeregten Zeitgenoſſen herantritt, um ein Wort der Theilnahme und des Troſtes zu ihnen zu reden. — Es iſt, wie wir ſchon bei Beſprechung der in Bonn entſtandenen „Fresko-Sonette“ erwähnten, das eigenthümliche Kennzeichen des Humors, daß in ſeinen Schöpfungen der neue Inhalt gewöhnlich die alte Form überragt, deren er ſich nothgedrungen noch bedient. Inſofern lockert und verhöhnt er die ewigen Geſetze der Kunſt; denn nur in weihevollſten Momenten gelingt es der zukunfttrunkenen Seele, inmitten des Kampfgetümmels der Gegenwart ſogleich die neue, künſtleriſch vollendete Form, den durch keine tendenziöſe Beimiſchung verfälſchten, unmittelbar poetiſchen Ausdruck für die neue Weltanſchauung zu finden. In ſolcher Bedrängnis wählt der Humor mit Vorliebe die an ſich und zu anderer Zeit wenig berechtigte Miſchgattung der poetiſchen Proſa, die ihm geſtattet, mit faſt unbegrenzter Freiheit die Stimmung und Behandlungsweiſe, ſeiner vorhin angedeuteten Doppelnatur entſprechend, zu wechſeln, aus dem ſentimentalen in den ſcherzenden Ton, aus dieſem wieder in jenen zu verfallen.

Zahlreiche Äußerungen Heine's laſſen nicht den mindeſten Zweifel daran, daß er ſich der tiefen Bedeutung des Humors vollkommen bewußt war, und denſelben ſehr wohl von dem oberflächlich an der Außenſeite der Dinge hinſpielenden Witze unterſchied. Saphir's Wortwitzeleien und ähnliche Kunſtſtückchen des Verſtandes, denen die Baſis einer großartigen Weltanſchauung fehlte, waren ihm höchſt zuwider. „Witz in ſeiner Iſolierung", ſchrieb er an Moſer 40), der ihm von Saphir's Erfolgen in Berlin erzählt hatte, „iſt gar Nichts werth. Nur dann iſt mir der Witz erträglich, wenn er auf einem ernſten Grunde ruht. Darum trifft ſo gewaltig der Witz Börne's, Jean Paul's und des Narren im „Lear". Der gewöhnliche Witz iſt bloß ein Nieſen des Verſtandes, ein Jagdhund, der dem eigenen Schatten nachläuft, ein rothjäckiger Affe, der ſich zwiſchen zwei Spiegeln begafft, ein Baſtard, den der Wahnſinn mit der Vernunft im Vorbeirennen auf öffentlicher Straße gezeugt — nein! ich würde mich noch bitterer ausdrücken, wenn ich mich nicht erinnerte, daß wir Beide ſelbſt uns zu Zeiten herablaſſen, einen Witz zu reißen." Sehr feinſinnig ſpricht ſich Heine in einem Briefe an Friederike Robert über das Weſen des Humors in den ariſtophaniſchen Luſtſpielen aus. Er tadelt es, daß Schlegel in ſeinen dramaturgiſchen Vorleſungen die „Vögel" für Nichts weiter als für einen luſtigen barocken Spaß erklärt habe, und fügt belehrend hinzu 41): „Es liegt aber ein tiefer, ernſter Sinn in dieſem Gedichte, und während es die exoteriſchen Kächenäer (d. h. die athenienſiſchen Maulaufſperrer) durch phantaſtiſche Geſtalten und Späße und Witze und Anſpielungen, z. B.

auf das damalige Legationsweſen, köſtlich ergötzt, erblickt der Gieteriſche (d. h. Ich) in dieſem Gedichte eine ungeheure Weltanſchauung: ich ſehe darin den göttertrotzenden Wahnſinn der Menſchen, eine echte Tragödie, um ſo tragiſcher, da jener Wahnſinn am Ende ſiegt und glücklich beharrt in dem Wahne, daß ſeine Luftſtadt wirklich exiſtiere und daß er die Götter bezwungen und Alles erlangt habe, ſelbſt den Beſitz der allgewaltig herrlichen Baſileia.“ Zu demſelben Sinne verlangt Heine — freilich noch halb vom einſeitig romantiſchen Standpunkte aus, — daß die humoriſtiſche Ironie, wie im Luſtſpiel, ſo auch in der Tragödie ein Hauptelement bilde [42]): „Das Ungeheuerſte, das Entſetzlichſte, das Schaudervollſte, wenn es nicht unpoetiſch werden ſoll, kann man nur in dem buntſcheckigen Gewande des Lächerlichen darſtellen, gleichſam verſöhnend — darum hat auch Shakſpeare das Gräßlichſte im „Lear“ durch den Narren ſagen laſſen, darum hat auch Goethe zu dem furchtbarſten Stoffe, zum „Fauſt“, die Puppenſpielform gewählt, darum hat auch der noch größere Poet, unſer Herrgott, allen Schreckensſcenen dieſes Lebens eine gute Doſis Spaßhaftigkeit beigemiſcht.“ — „Eben je wichtiger ein Gegenſtand iſt, deſto luſtiger muß man ihn behandeln,“ heißt es an einer ähnlich lautenden Stelle in den „Engliſchen Fragmenten“ [43]); „das blutige Gemetzel der Schlachten,“ das ſchaurige Sichelwetzen des Todes wäre nicht zu ertragen, erklänge nicht dabei die betäubende türkiſche Muſik mit ihren freudigen Pauken und Trompeten.“ ... „Seitdem es nicht mehr Sitte iſt, einen Degen an der Seite zu tragen, iſt es durchaus nöthig, daß man Witz im Kopfe habe. Jener Angriffswitz, den ihr Satire nennt, hat ſeinen guten Nutzen in dieſer ſchlechten, nichtsnutzigen Zeit. Keine Religion iſt mehr im Stande, die Lüſte der kleinen Erdenherrſcher zu zügeln, ſie verhöhnen euch ungeſtraft, und ihre Roſſe zertreten eure Saaten, eure Töchter hungern und verkaufen ihre Blüthen dem ſchmutzigen Parvenü, alle Roſen dieſer Welt werden die Beute eines windigen Geſchlechtes von Stockjobbern und bevorrechteten Lakaien, und vor dem Übermuthe des Reichthums ſchützt euch Nichts — als der Tod und die Satire.“ ... „Heuchleriſche Duckmäuſer, die unter der Laſt ihrer geheimen Sünden niedergebeugt einherſchleichen, wagen es, ein Zeitalter zu läſtern, das vielleicht das heiligſte iſt von allen ſeinen Vorgängern und Nachfolgern, ein Zeitalter, das ſich opfert für die Sünden der Vergangenheit und für das Glück der Zukunft, ein Meſſias unter den Jahrhunderten, der die blutige Dornenkrone und die ſchwere Kreuzeslaſt kaum ertrüge, wenn er nicht dann und wann ein heiteres Vaudeville trällerte und Späße riſſe über die neuern Phariſäer und Sadducäer. Die koloſſalen Schmerzen wären nicht zu ertragen ohne ſolche Witzreißerei und Perſifflage! Der Ernſt tritt um ſo gewaltiger hervor, wenn der Spaß ihn angekündigt." Dieſer tiefere welthiſtoriſche Sinn des Heine'ſchen Humors, ſeine mit dem trüben Ernſt des Gegenſtandes verſöhnende und den Geiſt zugleich aus den Bleifeſſeln ſtumpfer Apathie emporrüttelnde Wirkung iſt das Hauptverdienſt der „Reiſebilder". Jenes übermüthige Gelächter, jener unbarmherzig dreiſte Spott über die Thorheiten und Sünden der Zeit riß den Leſer unwiderſtehlich mit fort, und befreite das Gemüth von dem Alpdruck des auf ihm laſtenden mittelalterlichen Nachtmahrs, deſſen geſpenſtiſche Herrſchaft in der langen trüben Reſtaurationsperiode alles Leben zu erſticken gedroht hatte. Zum erſten Mal athmete die beklommene Seele wieder auf, und fragte ſich erſtaunt, ob denn Das, was hier mit ſo überlegenem Muthwillen verhöhnt wurde, wirklich ſo heilig und unerſchütterlich ſei, wirklich ein Recht ewigen Beſtehens in ſich trage — und die Antwort ließ nicht lange auf ſich warten.

Wer ſo rückſichtslos vor aller Welt die verhüllten Zeitnöthen entblößte, und inmitten des lärmenden Feſtbankettes der in alle Staats- und Geſellſchaftsverhältniſſe eingedrungenen Romantik auf die ſchwärenden Wunden der Menſchheit wies, übernahm ein gefahrvolles Amt. Ja, er mußte, wenn er ſich die Möglichkeit des Redens und Gehörtwerdens nicht von vornherein abſchneiden wollte, faſt mit Nothwendigkeit die bunte Hanswurſtjacke anziehen und die Rolle des Narren im „Lear" ſpielen, um unter der humoriſtiſchen Vermummung Wahrheiten ſagen zu dürfen, die ernſthaft ausgeſprochen kein Cenſor hätte durchſchlüpfen, keine Regierung ungeahndet hätte verbreiten laſſen. Und auch ſo war die Narrenfreiheit, deren Schutz ihm zu Hilfe kam, ſehr bedingter Natur. Schon der erſte Band der „Reiſebilder" wurde nicht in Göttingen allein, ſondern auch in manchen anderen Städten und Städtchen des deutſchen Reiches verboten, und es fehlte nicht an Anfeindungen jeglicher Art in der ſervilen Preſſe damaliger Zeit. Der geſinnungsloſe Saphir, welcher in jenen Tagen doch ſelbſt zu den Oppoſitionsluſtigen gehörte, und in ſeiner „Schnellpoſt" zum Gaudium der Berliner ergötzliche Scharmützel mit den Cenſur- und Polizeibehörden ausfocht, ſah eben ſo neidiſch, wie der giftige Müllner, auf den wachſenden Ruhm des jungen Kollegen, und zauſte mit frecher Hand an ſeinem wohlverdienten Dichterkranze, während Müllner in den „Kourierbildern“ ſeines „Mitternachtsblattes“ das Publikum durch ungehörige Nachahmung der Schreibweiſe Heine's hinters Licht führte und Letztern dadurch in den ärgerlichen Verdacht brachte, der Verfaſſer einer Reihe ihm ganz fremder klatſchhafter Ausfälle gegen Hamburger Perſönlichkeiten zu ſein 44), mit denen er ohnehin, wie mit dem „ſchwarzen, noch ungehenkten Makler“, ſchon auf hinlänglich geſpanntem Fuße ſtand. In dem „ſchwarzen Ungehenkten mit dem ſpitzbübiſchen Manufakturwaaren-Geſicht“ 45) hatte ein übelberüchtigter Hamburger Jude, Namens Friedländer, ſein eignes Porträt zu erkennen geglaubt, und dem Verfaſſer der „Reiſebilder“ grimmige Rache geſchworen. Er fiel Heine, der nie mit ihm eine Differenz gehabt, noch überhaupt je ein Wort mit ihm geſprochen, bald nachher auf öffentlicher Straße an, packte ihn am Rockſchoß, und erhob die Fauſt wider ihn; doch drängte das Volksgewühl des Burſtah die Streitenden auseinander, bevor es zu weiteren Thätlichkeiten gekommen war, und Heine verklagte den Friedensſtörer bei der Polizei. Dort leugnete Derſelbe mit dreiſter Stirn das verſuchte Attentat, und behauptete ſogar, von Heine geſchlagen worden zu ſein, der in voller Beſtürzung zu Campe eilte, und Dieſem ſein Mißgeſchick klagte. Der ſchlaue Freund ſagte lächelnd: „Gratulieren Sie ſich zu der plumpen Lüge, und widerſprechen Sie bei Leibe nicht der köſtlichen Fiktion. Es iſt beſſer für Ihren Ruf, daß der Lump durch ſeine Ausſage ſchwarz auf weiß für eine von Ihnen erhaltene Züchtigung quittiert, als wenn er ſich auf dem ganzen Steinweg und an der Börſe das Air gäbe, den Verfaſſer der „Reiſebilder“ geohrfeigt zu haben.“ Heine ſah zu ſpät die Zweckmäßigkeit dieſes vernünftigen Rathſchlages ein; er hatte bereits auf dem Stadthauſe vor Senator Abendroth gegen die freche, den Sachverhalt umkehrende Ausſage proteſtiert, und ſchwebte, wie ſeine Briefe an Merckel beweiſen, Monate lang in beſtändiger Angſt vor einer Wiederholung ſolcher brutalen Angriffe. Seine reizbare Phantaſie ſteigerte oftmals ſeine Vorſtellung von der Bosheit ſeiner wirklichen oder vermeintlichen Feinde ins Ungeheuerliche, und die Furcht vor eingebildeten Verfolgern bereitete ihm manche ſchlafloſe Nacht. Ein ergötzlicher Vorfall dieſer Art bot den Anhalt zu wiederholten Neckereien in der Korreſpondenz Heine's mit ſeinem Verleger. Während ſeines Aufenthaltes in Hamburg im Sommer 1826 traf Heine, wie gewöhnlich, eines Abends im Alſterpavillon mit Campe und Merckel zuſammen. Nach einer lebhaften

Unterhaltung geleiteten die Freunde den Dichter bis an ſein Logis auf dem Dragonerſtall, und ſchlenderten dann noch eine Weile in den Straßen umher. Campe, der ſich entſann, daß Heine gern Kuchen aß, kaufte in einer Jahrmarktsbude des Gänſemarkts ein Packet Pfeffernüſſe, und kehrte mit Merckel nach der Wohnung des Dichters zurück, der noch wach ſein mußte, da ſeine Zimmerfenſter erhellt waren. Kaum aber begannen die Beiden auf der Straße laut ſeinen Namen zu rufen, ſo wurde das Licht ausgelöſcht. Campe ſchellte jetzt an der Hausthür und gab die Kuchen für Heine an das Dienſtmädchen ab, mit dem ſchelmiſchen Zuſatze: „Von Profeſſor Hugo in Göttingen!“ — „Nun, wie haben Ihnen die Pfeffernüſſe geſchmeckt?“ frug Campe, als Heine nach einigen Tagen zu ihm in den Laden kam. „Was!“ rief Heine, indem er ſich ärgerlich vor die Stirn ſchlug, „Sie haben mir die Kuchen geſchickt? Und ich Thor habe ſie ins Kaminfeuer geworfen! Da ſie mir im Namen Hugo's überbracht wurden und ich auf der Straße meinen Namen hatte ſchreien hören, ſo glaubte ich, meine Göttinger Feinde, denen ich in der „Harzreiſe“ ſo übel mitgeſpielt, wollten Rache an mir üben und hätten — wer weiß! — den Teig der Pfeffernüſſe vielleicht mit Rattengift gewürzt.“ Wienbarg, der gleich uns dieſe Anekdote nach Campe's Erzählung mittheilt 16)), ſcherzt mit Grund über den mittelaltrigen Beigeſchmack ſolches grotesken Argwohns: „Allerdings hatte der Dichter die Univerſität Göttingen arg verhöhnt, aber es lagen doch mehre Jahrhunderte zwiſchen ihm und Till Eulenſpiegel, der nach Demüthigung des Rektors, der Doktoren und Magiſter der Prager Univerſität ſich eiligſt davon machte, aus Furcht, ſie möchten ihm Etwas zu trinken geben.“ Die Geneigtheit, in jedem kleinen Schabernack, der ihm geſpielt wurde, ſofort eine planmäßig ins Werk geſetzte Intrige ſeiner literariſchen Feinde zu wittern, hatte wohl zum Theil ihren Grund in der übertrieben hohen Meinung, die Heine von der revolutionären Bedeutung ſeiner Schriften und von dem Martyrium hegte, das er durch die herausfordernde Kühnheit ſeiner Worte auf ſein Haupt lüde. So wähnte er ſich nachmals in München überall von den Jeſuiten, in Paris von den Republikanern verfolgt, und ſeit der Affäre mit Salomon Straus ſchob er Dieſem und der Börne'ſchen Klicke jeden Zeitungsangriff in die Schuhe, durch welchen er ſeinen Ruf benachtheiligt ſah. Auch ſchon während ſeines Hamburger Aufenthalts paſſierte ihm, wie uns Wienbarg berichtet 17)), durch jene geſpenſterſeheriſche Angſt vor perſönlicher Verfolgung noch ein anderer poſſierlicher Irrthum: „Heine's Gang war eher langſam, als ſchnell. Sein Fürſichſein, ſeine vornehme oder ſchüchterne Noli me tangere-Natur bekundete ſich in allen Bewegungen; auf der Straße hielt er die Arme am Leibe, als wollte er ſich vor jeder zufälligen Berührung in Acht nehmen. Dennoch widerfuhr es ihm einſt, als er in Geſellſchaft einer Dame über den Wall ging, von einem ſchnurrbärtigen, in eine Polonika gekleideten Herrn angerannt zu werden; ſtatt Entſchuldigung ſuchte Dieſer auf brutale Weiſe Streit mit ihm. Heine, der gleich wieder argwöhnte, ſeine Feinde hätten ihm den Streich über den Hals geſchickt, überreichte ihm ſtolz ſeine Karte, und bat ſich die ſeine aus. Es war indeß nicht ſo ritterlich gemeint. Auf der Polizei fand ſich, daß der Menſch ein fremder Abenteurer war, und Derſelbe mußte andern Tags plötzlich das Hamburger Gebiet verlaſſen."

Anderthalb Monate nach dem Erſcheinen des erſten Bandes der „Reiſebilder" finden wir Heine wieder auf dem Wege nach Norderney. Die Herſtellung ſeiner immer noch leidenden Geſundheit, Ekel an dem engherzigen Hamburger Treiben und eine geiſtige Unruhe, ein allgemeiner Mißmuth, deſſen letzte Gründe vielleicht mehr noch in der Zeitſtimmung als in dem eignen Gemüth lagen, machten dem Dichter einen momentanen Wechſel ſeines Aufenthaltsortes wünſchenswerth. Um die Mitte des Julimonats langte er in Cuxhaven an, wo ihn konträrer Wind und eine ſchöne, geiſtreiche Frau, Jeannette Jacobſon, verehelichte Goldſchmidt, acht Tage lang feſthielten. In einer wilden, ſtürmiſchen Nacht, und in nicht minder erregter Stimmung, ſetzte er endlich ſeine Reiſe fort. „Das Schiff lag hoch auf der Rhede," ſchrieb er an Merckel *), „und die Jolle, worin ich abfuhr, um es zu erreichen, wurde dreimal von den unklugen Wellen in in den Hafen zurück geſchlagen. Das kleine Fahrzeug bäumte ſich wie ein Pferd, und Wenig fehlte, daß nicht eine Menge ungeſchriebener Seebilder nebſt ihrem Verfaſſer zu Grunde gingen. Dennoch — möge mir der Herr der Atomen die Sünde verzeihen — war mir in dem Augenblicke ſehr wohl zu Muthe. Ich hatte Nichts zu verlieren!" In Norderney beſſerte ſich allmählich ſeine Geſundheit, die friſche Seeluft und der Anblick des Meeres übten ihre beſänftigende Wirkung auf das verſtimmte Herz, und wenn Heine ſich im Ganzen diesmal in dem abgelegenen Badeort nicht ſo erheitert wie im vorigen Jahr fühlte, ſo entſtanden doch mehrere neue „Seebilder", und einige Scenen zum „Fauſt" wurden ſkizziert. Außer den Geſängen Homer's, deren rechtes Verſtändnis ihm erſt aufgegangen war, ſeit er die meerdurchrauſchten Blätter der Odyſſee, auf weißer Düne ſitzend, am Strande der Nordſee geleſen, feſſelte ihn beſonders die Lektüre der Erzählungen Heinrich's von Kleiſt, in deſſen Werken er die künſtleriſche Aufgabe, die er ſich ſelbſt in ſeiner erſten Dichtungsperiode geſtellt, auf bewundernswerthe Weiſe gelöſt fand. „Kleiſt iſt ganz Romantiker," lautete ſein briefliches Urtheil über den von ihm ſo hoch geprieſenen Schriftſteller 49), „er will nur das Romantiſche geben, und giebt Dieſes durch lauter plaſtiſche Geſtalten."

Anfangs verſuchte Heine auch in Norderney, wie er ſchon in Cuxhaven gethan, ſein Glück am grünen Tiſche der Spielbank. Er fand „eine Süßigkeit eigener Art in dieſer unbeſtimmten Lebensart, wo Alles vom Zufall abhängt"; bald aber meldete er ſeinem Freunde Merckel 50): „Seit vorgeſtern ſpiele ich nicht mehr. Nicht weil das Geld ganz all wäre, ich habe noch einiges — ſondern weil mich das Spiel zu langweilen begann. Auch ärgerte mich das ewige Verlieren, und ich gab Jemanden mein Ehrenwort, nicht mehr zu ſpielen." In der Zahl der Badegäſte hatte, wie gewöhnlich, der hannöveriſche Adel das Hauptkontingent geſtellt. Beſonders viele fürſtliche Perſonen waren anweſend. Auch die Fürſtin Solms-Lich hatte ſich wieder eingefunden; ſie ſchien aber dem Dichter, der ſeit ihrer letzten Begegnung den erſten Band der „Reiſebilder" herausgegeben hatte, nicht mehr ſo gewogen wie früher zu ſein, und bedrohte ihn oft mit warnend erhobenem Zeigefinger, ohne ihm ſagen zu wollen, was der ſchelmiſche Geſtus zu bedeuten habe 51). Sehr entzückt war Heine von der Liebenswürdigkeit einer ſchönen Cellenſerin, die er ſchon bei ſeinem erſten Beſuche in Norderney kennen gelernt, und mit der manches Stündchen in loſer Neckerei verplaudert ward. Obſchon er in ſeinen Briefen verſicherte, daß er ſehr iſoliert lebe und nicht einmal ſchönen Weibern die Kour mache, widerſprach doch der Inhalt eben dieſer Briefe ſolcher Behauptung. Eine launenhafte Veränderlichkeit der Stimmung ſchien ihn ganz und gar zu beherrſchen, und er gab ſich keine Mühe, vor ſich ſelbſt oder vor ſeinen Freunden konſequent zu erſcheinen, während er ſich den wechſelnden Eindrücken ſeines, dem Meere gleich, durch jeden Windhauch bewegten Gemüthes hingab. Heute ſchrieb er an Merckel 52): „Ich habe am Meeresſtrande das ſüßeſte, myſtiſch lieblichſte Ereignis erlebt, das jemals einen Poeten begeiſtern konnte. Der Mond ſchien mir zeigen zu wollen, daß in dieſer Welt noch Herrlichkeiten für mich verhanden. Wir ſprachen kein Wort — es war nur ein langer, tiefer Blick, der Mond machte die Muſik dazu. — Im Verbeigehn faßte ich ihre Hand, und ich fühlte den geheimen Druck derſelben — meine Seele zitterte und glühte — Ich hab' nachher geweint. Was hilft's! Wenn ich auch kühn genug bin, das Glück raſch zu erfaſſen, ſo kann ich es doch nicht lange feſthalten. Ich fürchte, es könnte plötzlich Tag werden — nur das Dunkel giebt mir Muth. — Ein ſchönes Auge, es wird noch lang' in meiner Bruſt leben, und dann verbleichen und in Nichts zerrinnen — wie ich ſelbſt. — Der Mond iſt an Schweigen gewöhnt, das Meer plappert zwar beſtändig, aber man kann ſeine Worte ſelten verſtehen, und du, der Dritte, der jetzt das Geheimnis weiß, wirſt reinen Mund halten, und ſo bleibt es verborgen in der eigenen Nacht." Knüpfte nun aber der Freund an dies Herzensabenteuer die Hoffnung, daß es den Poeten nachhaltig begeiſtern und ihn der finſtern Schwermuth entreißen werde, ſo ward ihm alsbald die Antwort zu Theil[53]): „Das lichte Ereignis am Strande iſt nicht ſo bedeutend, wie du glaubſt und wie meine leicht erregbare Stimmung es anſchlug; es war ein Stern, der durch die Nacht herabſchoß in grauſamer Schnelligkeit und keine Spur zurückläßt — denn ich bin triſt und niedergedrückt wie zuvor. Aber es war doch ein Stern!" — In der letzten Zeit ſeines Aufenthaltes auf Norderney verkehrte H[illegible] viel mit dem Fürſten Koslowski, der als ruſſiſcher Geſandter am badiſchen Hofe in den Jahren 1816—18 Varnhagen's Kollege in Karlsruhe geweſen, faſt ſämmtliche europäiſche Länder aus eigener Anſchauung kennen gelernt, und ſich trotz ſeiner diplomatiſchen Stellung ein unbefangen ſelbſtändiges Urtheil in politiſchen Dingen bewahrt hatte. In ſpäterer Zeit ſpielte der geiſtvolle Mann eine hervorragende Rolle am ruſſiſchen Hofe, wo er durch ſeine originelle Vortragsart mit ungezwungenem Freimuth Dinge ſagen durfte, die kein Anderer auszuſprechen gewagt hätte, und meiſtens zu gutem Zweck und Erfolg. Cuſtine verdankte ihm einen großen Theil ſeiner Mittheilungen über Rußland[54]), und auch Heine erhielt durch ihn die erſte glaubwürdige Kunde von den damals noch wenig bekannten politiſchen und ſocialen Zuſtänden des großen Oſtreiches. Die intereſſanten Erzählungen des Fürſten aus dem Londoner und Pariſer Leben weckten dem Dichter, wie er ſeinem Freunde Merckel geſtand[55]), die Luſt nach „high life", und gaben ihm die erſte Anregung zu ſeiner Reiſe nach England. Heine beabſichtigte Anfangs, von Norderney einen Abſtecher nach Oſtfriesland und Holland zu machen, aber der Ausbruch eines typhöſen Fiebers in jenen Gegenden ſchreckte ihn von der Ausführung ſeines Vorhabens ab, und nach zweimonatlichem Aufenthalt im Seebade trat er die Rückreiſe über Bremen an, wo er im „Lindenhofe" den Fürſten Koslowski noch einmal wiederſah, und wo ein Beſuch in dem faſt gleichzeitig durch Wilhelm Hauff's „Phantaſien" verherrlichten Rathskeller ihm den Stoff zu einem der glücklichſten humoriſtiſchen Gedichte lieferte, die ſeiner Feder entfloſſen ſind [56]).

Am 23. September traf Heine wieder bei ſeinen Eltern in Lüneburg ein, die ihr Logis im Wahlſtab'ſchen Hauſe ſeit Johanni mit einer kleineren Wohnung am Marktplatze vertauſcht hatten. Er zeigte ſich unentſchloſſener denn je in Betreff ſeiner Pläne für die Zukunft. Der Aufenthalt in Hamburg war ihm gründlich verleidet, auch Berlin gewährte ihm keine lockende Ausſicht, und ſchon aus Norderney hatte er an Moſer geſchrieben [57]): „Es iſt ganz beſtimmt, daſs es mich ſehnlichſt drängt, dem deutſchen Vaterlande Valet zu ſagen. Minder die Luſt des Wanderns, als die Qual perſönlicher Verhältniſſe, z. B. der nie abzuwaſchende Jude, treibt mich von hinnen." Varnhagen's Rathſchläge weckten ihm aufs Neue den alten Plan einer Überſiedlung nach Paris, wo er Menſchen und Welt zu ſehen und die Materialien für ein Buch von europäiſcher Bedeutung zu ſammeln hoffte. „Ich denke etwas Beſſeres zu liefern, als die Morgan", äußerte er in einem Briefe an Merckel [58]): „die Aufgabe iſt, nur ſolche Intereſſen zu berühren, die allgemein europäiſch ſind." Die geiſtvollen Reiſewerke der Lady Morgan, „France" und „Italy" — das letztgenannte Buch hatte ſelbſt Byron's ungetheilte Bewunderung erregt — ſcheinen, neben Sterne's „Sentimental Journey" und Frau von Staëls „De l'Allemagne", auf den Verfaſſer der „Reiſebilder" einen nachhaltigen Einfluſs geübt zu haben, der ſich u. A. in den „Engliſchen Fragmenten" und in den ſpäteren Berichten über die politiſchen und Kultur-Zuſtände Frankreichs erkennen läſst. Einſtweilen ſcheute ſich Heine, aus Furcht auf ernſtlichen Widerſtand zu ſtoßen, ſeiner Familie und ferner ſtehenden Bekannten Mittheilungen über jenen Reiſeplan zu machen [59]), den, außer Varnhagen, Moſer und Merckel, nur noch Immermann unter dem Siegel der Verſchwiegenheit erfuhr [60]). In Lüneburg lebte der Dichter, wie bei ſeinem früheren Aufenthalte, in ſtiller Zurückgezogenheit, und verkehrte, außer mit ſeinem Bruder Maximilian, der in den Michaelisferien auf einige Wochen nach Hauſe kam, faſt ausſchließlich mit Rudolf Chriſtiani. Manchmal auch ſchlenderte er an freundlichen Herbſttagen nach dem nahegelegenen Wienebüttel hinaus, wo er in der Familie des dortigen Predigers, eines Schwagers von Merckel, anregende Unterhaltung fand.

Die in Norderney empfangenen Eindrücke wurden inzwiſchen für den zweiten Band der „Reiſebilder" con amore verarbeitet. Schon Anfangs Oktober war der zweite Cyklus der „Seebilder" nahezu vollendet, und die dritte Abtheilung der „Nordſee" nebſt dem Buche „Le Grand" rüſtig in Angriff genommen. „Im Grunde iſt es auch gleichgültig, was ich beſchreibe," ſagt Heine in einem Briefe an Merckel 61): „Alles iſt ja Gottes Welt und der Beachtung werth; und was ich aus den Dingen nicht herausſehe, das ſehe ich hinein. Wenn es ſich nur mit meiner Geſundheit etwas mehr beſſert, ſo wird der zweite Reiſebilder-Theil das wunderbarſte und intereſſanteſte Buch, das in dieſer Zeit erſcheinen mag." „Die Reiſebilder ſind vor der Hand der Platz, wo ich dem Publikum vorbringe, was ich will," lautet eine ähnliche Bemerkung in einem Schreiben an Immermann 62). Ja, noch mehr, Heine ſchien die „Reiſebilder" zu einem Tummelplatz zeitgemäßer Ideen nicht für ſich ſelbſt allein, ſondern auch für ſeine Freunde erweitern zu wollen, — vielleicht nicht ganz ohne den Nebengedanken, ſich dadurch zugleich Bundesgenoſſen vor der Öffentlichkeit zu erwerben. Wie an Immermann, richtete er auch an Varnhagen und Moſer die Aufforderung, ihm Beiträge für ſein Buch einzuſenden. Dem Letzteren ſchrieb er 63): „Dieſer zweite Theil ſoll ein außerordentliches Buch werden und großen Lärm machen. Ich muß etwas Gewaltiges geben. Die zweite Abtheilung der „Nordſee", die den Band eröffnen wird, iſt weit origineller und kühner, als die erſte, und wird dir gewiß gefallen. Auch den rein freien Humor habe ich in einem ſelbſtbiographiſchen Fragmente verſucht. Bisher hab' ich nur Witz, Ironie, Laune gezeigt, noch nie den reinen, urbehaglichen Humor. Auch ſoll der zweite Band eine Reihe Nordſee-Reiſebriefe enthalten, worin ich „von allen Dingen und von noch einigen" ſpreche. Willſt du mir nicht einige neue Ideen dazu ſchenken? Ich kann da Alles brauchen. Fragmentariſche Ausſprüche über den Zuſtand der Wiſſenſchaften in Berlin oder Deutſchland oder Europa — wer könnte die leichter hinſkizzieren als du? und wer könnte ſie beſſer verweben als ich? Hegel, Sanskrit, Dr. Gans, Symbolik, Geſchichte — welche reiche Themata! Du wirſt es nie bequemer bekommen; und ich ſeh' voraus, du wirſt nie ein ganzes

Buch ſchreiben, und keins, was gleich die ganze Welt lieſt. Es iſt nicht ſo ſehr die Luſt, mich mit deinen Federn zu putzen, ſondern mehr der liebevolle Zug, dich geiſtig in mein geiſtiges Weſen aufzunehmen, dich, den gleichgeſinnteſten meiner Freunde. Willſt du aber über jene Themata etwas Abgeſchloſſenes ſchreiben, z. B. einen ganzen wichtigen Brief, ſo will ich ihn — verſteht ſich, ohne dich zu nennen — als fremde Mittheilung aufnehmen. Du kannſt ja ſehr populär ſchreiben, wenn du nur willſt." Die Aufforderung an Varnhagen **) lautet noch bedenklicher: „Dieſes Alles ſchreib' ich Ihnen aus der ganz beſondern Abſicht, damit Sie ſehen, wie es mir ein Leichtes iſt, im zweiten Theil der Reiſebilder Alles einzuweben, was ich will. Haben Sie daher in dieſer Hinſicht irgend einen beſondern Wunſch, wünſchen Sie eine beſtimmte Sache ausgeſprochen, oder irgend einen unſerer Intimen gegeißelt zu ſehen, ſo ſagen Sie es mir, oder, was noch beſſer iſt, ſchreiben Sie ſelber in meinem Stil die Lappen, die ich in meinem Buche einflicken ſoll, und Sie können ſich auf meine heiligſte Diskretion verlaſſen. Ich darf jetzt Alles ſagen, und es kümmert mich wenig, ob ich mir ein Dutzend Feinde mehr oder weniger aufſacke. Wollen Sie in meine Reiſebilder ganze Stücke, die zeitgemäß, hineingeben, oder wollen Sie mir bloß die Proſkriptionsliſte ſchicken — ich ſtehe ganz zu Ihrem Befehl." Wenn jedoch Varnhagen, wie aus ſeiner Anmerkung zu dieſer Briefſtelle hervorgeht, das Anerbieten Heine's dahin deutete, als habe ſich Derſelbe bereit erklärt, jeden beliebigen Gegner des Freundes auf Kommando literariſch zu züchtigen, ſo bringt ſolche wörtliche Auslegung doch den humoriſtiſchen Charakter des Briefſchreibers allzu wenig in Rechnung. Übrigens entſprach nun Immermann durch Einſendung einiger Xenien, die buntſcheckig und loſe genug den Nordſeebriefen angehängt wurden, dem ſonderbaren Vorſchlag, deſſen Ausführung ſicherlich zum Schaden des Buches den letzten Schein einer künſtleriſchen Einheit der Form muthwillig zerſtört hätte.

Gegen Ende des Jahres war der zweite Band der „Reiſebilder" im Manuſkripte vollendet, und Heine begann unter ſorgſamer Nachfeile ſeine Arbeit für den Druck ins Reine zu bringen. „Du wirſt ſehen," ſchrieb er an Merkel in ſeinem letzten Briefe aus Lüneburg ***): „Le petit bon homme vit encore. Das Buch wird viel Lärm machen, nicht durch Privatſkandal, ſondern durch die großen Weltintereſſen, die es ausſpricht. Napoleon und die franzöſiſche Revolution ſtehen darin in Lebensgröße.

Sag Niemandem ein Wort davon; kaum wag' ich es, Campen mit dem Inhalt des Buches zu früh vertraut zu machen. Es muſs verſchickt ſein, ehe man dort eine Silbe davon weiſs." In der That hatte Heine, wie der Erfolg lehrte, guten Grund, die Aufmerkſamkeit der Behörden nicht zu früh auf ſein [illegible] [illegible]nken. Am 15. Januar 1827 traf er, um den Druck per[illegible] [illegible]en, wieder in Hamburg ein. Merckel hatte ihm ein [illegible] unweit der Langhoff'ſchen Buchdruckerei ausgeſucht, u[illegible] [illegible] kritiſche Beihilfe, welche er dem Freunde durch m[illegible] Verbeſſerungsvorſchlag geleiſtet, wurden ihm die „Reiſ[illegible] Die Vorleſungen über Goethe, welche Profeſſor Zimm[illegible] 1826/27 vor einem gemiſchten Publikum hielt, und w[illegible] Theil noch mit anhörte, gaben ihm Anlaſs, ſich in den B[illegible] [illegible]ernen, die vor Ablieferung des Manuſkriptes vielfach umgearbeitet und ergänzt wurden, auf geiſtvolle Art über die landläufige Goethekritik auszuſprechen. Auch ſeinen Vetter Schiff fand er nach Hamburg zurückgekehrt, und begegnete ihm bald auf der Straße. Schiff erſtaunte über die vortheilhafte Veränderung, die in den letzten Jahren mit dem Dichter vorgegangen. „Er war nicht mehr der in ſich ſelbſt Zurückgezogne, ſein Benehmen war offener und freier. Er war ein Lebemann geworden, und mehr als Das, ein vornehm miſsmuthiger Gentleman" [86]). Als Schiff ihm Komplimente über ſein gutes Ausſehn machte, erwiderte Heine: „Wundre dich nur. Ich bin ein Andrer geworden, und ſchwinge jetzt die Harlekinspeitſche." Schiff erhielt die Aushängebogen des zweiten Bandes der „Reiſebilder", und Heine bat ihn um ſein Urtheil. „Nun, was ſagſt du?" frug er mit ſelbſtgefälliger Miene, als der Vetter ſich einige Tage nachher bei ihm einſtellte. — „„Daſſelbe, was du ſchon äußerteſt. Allein die Harlekinspeitſche iſt keine Dichterfeder."" — „Als ob ich nicht gewohnt wäre, von dir negiert zu werden!" lachte Heine. „Glücklicherweiſe kann ich mich darüber tröſten." — „„Allerdings, die Majorität des Publikums iſt für dich. Es folgt wohl daraus, daſs ich es auch ſein muſs."" — „Der Erfolg hat Recht!" — „„Das gilt für Frankreich, nicht für Deutſchland, und zwei Auguren, die ſich begegnen, lachen einander aus."" — „Was ſagſt du zu dem Buche Le Grand?" — „„Du haſt nicht wohlgethan, deine muſikaliſche Unwiſſenheit öffentlich kund zu geb[illegible]"" — „Unverſchämteſter der Sterblichen, was meinſt du damit?" — „„Daſs du ein feines Ohr für Rhythmus und

Wohllaut der Verſe halt, müſſen deine Todfeinde dir laſſen, den langen Schaller aus Danzig mit eingerechnet. Auch deine Proſa iſt, wie Maler ſagen, ein geleckter Stil, der in der niederländiſchen Schule zuweilen vorkommt. Dagegen hat die florentiner Schule ihr Sgraffito, — zwei Kunſtextreme, die ſich niemals berühren können. Dein großer Kaiſer iſt über alle Maßen bewundernswerth, aber nicht Jeder kann ihn lieben und verehren — zumal der Hamburger nicht, dem Davouſt's Schreckensregiment zu gut in der Erinnerung lebt. Dennoch ſage ich, ein Hamburger: Napoleon, koloſſal in ſeinen Thaten wie in ſeinen Fehlern, ſollte nicht durch den geleckten, ſeltenen niederländiſchen Stil gefeiert werden, ſondern eher durch den hohen florentiniſchen Stil oder deſſen Sgraffito. Aber ich will nicht pedantiſch ſein. Laſſen wir Das, und reden wir von deinem Le Grand. Mir ſcheint, du kennſt keinen Unterſchied zwiſchen einer Militärtrommel und einem großen Orcheſter. Du läßt die Siege Napoleon's von einem kaiſerlichen Tambour austrommeln, und ſtellſt dich aufs Gerüſt, um den Ruhm des Welteroberers auszumarktſchreien. Frag den übertriebenen Orcheſtrierer, den königlich preußiſchen Generalmuſikdirektor Spontini, was Der dazu ſagt. Ich ſage, Das iſt keine Poeſie, ſondern Charlatanerie.““

„Pah! giebt es eine Poeſie ohne Charlatanerie?“ frug Heine, der ſehr ernſthaft geworden war. „„Nur keine phantaſieloſe Charlatanerie. Ein Tambour, der aus heiler Haut ſtirbt, und einen Wirbel dazu ſchlägt, iſt ein Unding. Was haſt du Meiſter in der Plaſtik dabei gedacht? Was ſah dein Auge, hörte dein Ohr dabei? Du haſt ſicherlich nie eine Trommel gerührt. Aber du weißt doch vielleicht, daß die gedämpfte Trommel die militäriſche Todtenglocke iſt. Ein braver Tambour, der ſich ſterben fühlt, mag dieſe letzte ſoldatiſche Ehre ſich ſelbſt anthun, ja, er mag ſeine letzte Kraft aufbieten, um mit einem tapferen Nachſchlag zu enden. Ein Wirbel aber, diminuendo bis zum piano pianiſſimo, iſt ein unmögliches Tambour-Schwanenlied; denn beim Wirbel müſſen die Ellbogen fix gerührt werden; das Piano iſt ſchwieriger als das Forte, und die abnehmende Lebenskraft kann es nicht hervorbringen. Geſetzt aber, ſie könnte es, ſo wäre ein ſolches Dahinſcheiden lächerlich. Das wirſt du zugeben, wenn du mit Phantaſie gehörig an Aug' und Ohr appellierſt.““ „Hör, Burſche!“ rief Heine mit ſcharfer Betonung, „Das ſagſt du mir, aber keinem Andern!“

„„Weshalb ſollte ich dem Publikum ſeinen Spaß verderben?““ lachte Schiff. „„Da ich obendrein weiß, daß es nutzlos für den Einzelnen iſt, ſich der abſoluten Majorität als Lehrmeiſter aufzudrängen…““ Bevor der Satz beendigt wurde, trat Campe ein. Er machte Schiff aufmerkſam auf den pelzgefütterten Schlafrock des Dichters, und ſagte mit komiſcher Gravität: „Ich bin ein perſiſcher Schach, der Ehrenpelze vertheilt.“ „„Jetzt glaub' ich an die 5000 Exemplare der Reiſebilder,““ verſetzte Schiff, „„da Campe ſeinen Autor warm hält.““ Heine aber ſagte: „Hier ſtelle ich Ihnen einen jungen Schriftſteller vor, der eines ſoliden Verlegers bedarf. Nehmen Sie ſich ſeiner an. Mein Freund Schiff iſt mir beſonders intereſſant, weil er ſich Nichts aus mir macht. Sie glauben nicht, wie wohl es thut, wenn man, wie ich, mit Lob überſchüttet wird, auch einmal Jemanden zu finden, der uns mit dreiſter Hand die Achillesferſe zeigt, an der wir verwundbar ſind.“ Trotz des freundlich ſcherzenden Tones, in welchem Autor und Verleger mit einander verkehrten, hatte ſich doch beim Drucke des neuen Werkes eine verſtimmende Differenz zwiſchen ihnen erhoben. Heine, der auf eine ſplendide äußere Ausſtattung ſeiner Bücher großes Gewicht legte, fand das von Campe beſtellte Papier nicht weiß und elegant genug, und beſtand hartnäckig auf Anſchaffung einer beſſeren Qualität. Um ſeinen Willen durchzuſetzen, mußte er ſich eine Honorarverkürzung von 30 Louisd'or gefallen laſſen, und nur die Bereitwilligkeit, mit welcher ihm Campe ſofort eine noch größere Summe auf künftig zu liefernde Arbeiten vorſchoß, ließ ihn den Ärger über jenen, für ſeine Börſe ſo empfindlichen Ausfall verſchmerzen.

Das Erſcheinen des zweiten Bandes der „Reiſebilder“ verzögerte ſich bis Mitte April, und mehr als ein voller Monat verging, bevor einzelne Zeitungen zur Beſprechung des kühnen Buches den Muth fanden, das ſich inzwiſchen ſchon einen zahlreichen Leſerkreis erworben hatte. „Aufſehen, viel Aufſehen macht Ihr Buch,“ ſchrieb Varnhagen aus Berlin dem Verfaſſer [87], „und Dümmler und Konſorten nennen es nach ihrem Buchladenmaß ein gutes, aber die Leſer verſtutzen, ſie wiſſen nicht, ob ſie ihr Vergnügen nicht heimlich halten und öffentlich ableugnen ſollen; ſelbſt die Freunde thun erſchrecklich tugendhaft als ordnungsliebende Gelehrte und Bürger — kurz, aus ſerviler Angſt wird Alles getadelt.“ Varnhagen — wenn Heine Recht hat, unter der Chiffre „W.“ den wohlwollenden Freund zu vermuthen, und nicht vielmehr Dr. Hermann (Ernſt Woldemar) unter derſelben verborgen war — ſcheint denn auch wieder der Erſte geweſen zu ſein, welcher im „Geſellſchafter“ Nr. 82, vom 23. Mai 1827, für das neue Werk des Dichters öffentlich in die Schranken trat. „Was zuerſt auffällt,“ heißt es in der kurzen, aber treffenden Charakteriſtik, „iſt die Überdreiſtigkeit, mit der das Buch alles Perſönliche des Lebens nach Belieben hervorzieht, das Perſönliche des Dichters ſelbſt, ſeiner Umgebung in Freunden und Feinden, in Örtlichkeiten ganzer Städte und Länder; dieſe Dreiſtigkeit ſteigt bis zum Wagnis, iſt in Deutſchland kaum jemals in dieſer Art vorgekommen, und um ihr ein Gleichnis aufzufinden, müßte man faſt an die berühmten Junius-Briefe in England erinnern, mit dem Unterſchiede, den die politiſche Richtung und der engliſche Maßſtab für dieſe letztern bedingt. Aber neben und mit dieſer Dreiſtigkeit und Ungebühr entfaltet ſich eine Innigkeit, Kraft und Zartheit der Empfindung, eine Schärfe und Größe der Anſchauung, eine Fülle und Macht der Phantaſie, welche auch der erklärteſte Feind nicht wegzuleugnen vermag. In dieſem zweiten Theile ſeines Buches hat der Verfaſſer zugleich einen ganz neuen Schwung genommen. Seine poetiſche Welt, anhebend von der Betrachtung ſeiner individuellen Zuſtände, breitet ſich mehr und mehr aus, ſie ergreift Allgemeineres, wird endlich univerſell, und Dies nicht nur in den Stellen, die nothwendig ſo erſcheinen müſſen, ſondern auch in denjenigen, welche ſich recht gut in einer gewiſſen Beſonderheit behandeln laſſen und faſt immer nur ſo behandelt werden, in Allem nämlich, was die Gefühlsſtimmung überhaupt und alles Geſellſchaftsverhältnis im Allgemeinen betrifft. Es iſt, als ob nach einem großen Sturme, der den Ocean aufgewühlt, die Sonne mit ihren glänzenden Strahlen die Küſten beleuchtete, wo die Trümmer der jüngſten Schiffbrüche umherliegen, Koſtbares mit Unwerthem vermiſcht, des Dichters ehemaliger Beſitz und die Güter eines geiſtigen Gemeinweſens, dem er ſelber angehört, Alles unter einander. Das Talent unſres Dichters iſt wirklich ein beleuchtendes, die Gegenſtände, mögen ſie noch ſo dunkel liegen, weiß er mit ſeinen Strahlen plötzlich zu treffen und ſie, wenigſtens im Fluge, wenigſtens von einer Seite, hell glänzen zu laſſen. Der Lebensgehalt europäiſcher Menſchen, wie er ſich als Wunſch, als Seufzer, als Verlebtes, Unerreichtes, als Genuß und Beſitz, als Treiben und Richtung aller Art darſtellt, iſt hier in gediegenen Auszügen ans Licht gebracht. Die Ironie, die Satire, die Grauſamkeit und Rohheit, mit welchen jener Lebensgehalt behandelt wird, ſind ſelbſt ein Theil deſſelben, ſo gut wie die Sinnigkeit, die Feinheit und Anmuth, welche ſich dazwiſchen durchwinden; und ſo haben jene Härten, die man dem Dichter ſo gern wegwünſcht, in ihm dennoch zuletzt eine größere Nothwendigkeit, als man ihnen Anfangs zugeſteht.“ „Wollte man,“ lautet der Schluß dieſer bezeichnenden Kritik, „aus dem Buche einige Proben mittheilen, ſo müßte man ſich bald in Verlegenheit befinden, denn faſt jedes Blatt bietet die außerordentlichſten Züge, deren gedrängte Fülle gerade den Charakter des Buches ausmacht; daſſelbe iſt gleichſam eine Sammlung von Einfällen, deren jeder, wie in einem Pandämonium, ſich auf den kleinſten Raum zu beſchränken ſucht, um dem Nachbar, der ſich aber eben ſo wenig breit macht, Raum zu laſſen. Mögen die Kritiker des Tages immerhin vorzugsweiſe die ſkurrile Außenſeite beſchreien und anklagen: dem ſinnigen Leſer kann nicht verborgen bleiben, welch heller, echter Geiſteseinblick, welch ſtarke, ſchmerzliche Gefühlsgluth, mit einem Worte, welch edle und tiefe Menſchlichkeit hier in Wahrheit zu Grunde liegt.“ — Kläglich genug umgingen freilich die meiſten übrigen Recenſionen den bedeutungsvollen innern Gehalt des Buches, und beſchränkten ſich meiſt auf pedantiſche Bemerkungen über die gegen den herkömmlichen äſthetiſchen Kanon rebellierende Form. Selbſt Willibald Alexis entblödete ſich nicht, in dem von ihm und Dr. Friedrich Förſter redigierten „Berliner Konverſations-Blatte“ [80]), das ſeinen Leſern kurz zuvor drei der herrlichſten Nordſeebilder aus dem Manuſkript mitgetheilt hatte [81]), die nichtsſagenden Phraſen, mit denen er das Werk des Freundes ankündigte, durch das naive Geſtändnis zu entſchuldigen: „Das Buch zu recenſieren, iſt eine mißliche Aufgabe, für die ſich vor der Hand bei uns kein Paladin gefunden.“ Nicht viel eingehender, wennſchon im wohlwollendſten Sinne verfaßt, war die kurze empfehlende Anzeige Profeſſor Zimmermann's im Hamburger „Unparteiiſchen Korreſpondenten“ vom 26. Mai 1827, welche dem „Buche Le Grand“ eine Vollendung in Inhalt und Form zuſprach, die den Verfaſſer in die Reihe der erſten humoriſtiſchen Schriftſteller Deutſchlands verſetze. Auch Ludwig Robert zog es vor, im Tübinger „Literaturblatte“, deſſen Leitung Wolfgang Menzel ſeit dem vorigen Jahr übernommen hatte, ſtatt einer beurtheilenden Kritik über das „zwar außer-, aber eben dadurch unordentliche Buch“, ein die humoriſtiſche Form desſelben karrikierendes Kapriccio in Briefform zu ſchreiben [82]), deſſen Pointe, bei aller Anerkennung vieler vortrefflicher Stellen, auf einen ſchulmeiſterlichen Tadel der „klaren Regelloſigkeit“ hinauslief, die das eminente Talent des Verfaſſers hindere, ein „regelrechtes Kunſtgebilde“ zu geben. Außer der eben erwähnten Beſprechung im „Geſellſchafter“, fanden wir nur noch in den Brockhauſiſchen „Blättern für literariſche Unterhaltung" vom 17. und 18. Januar 1828 eine mit verſtändigem Ernſt auf die Fehler und Vorzüge des Dichters hinweiſende Recenſion. Dieſelbe rügt vom Standpunkte der Äſthetik mit Recht die Neigung Heine's, das Schöne ironiſch zu behandeln, das Erhabene oftmals abſichtlich mit der ſchroffſten Trivialität zu paaren, und den dithyrambiſchen Schwung durch Wendungen zu unterbrechen, die nur der ſcherzhaften Idylle oder Satire angemeſſen ſind. Sie nennt ſolches Verfahren eine künſtleriſche Frechheit, und bringt dem Dichter für dieſe Sünden die Anfangsworte der Horaziſchen Epiſtel über die Dichtkunſt in Erinnerung:

Humano capiti cervicem pictor equinam
Jungere si velit, — — — — — — — —
Spectatum admissi risum teneatis, amici?

Frei von allem kleinlich nergelnden Schematismus, wird dagegen eingeräumt: „Ein Anderes iſt es, wenn die epigrammatiſche Wendung eine Spitze bildet, oder ſich, wie bei Shakſpeare, die komiſche Larve in ſchroffer, aber doch künſtleriſch umgebildeter Wirklichkeit neben der tragiſchen zeigt; da iſt Sinn und Bedeutung, oft die tiefſte, zu erkennen; und auch unſerm Dichter fehlt es nicht an Anlage dazu . . . Wer mag bezweifeln, daß es großentheils nur in ſeinem Willen liegt, wenn er nicht überall Derſelbe iſt? Großentheils, ſagen wir mit Bedacht; denn wenn wir von dieſem aphoriſtiſchen Buch abgehen und uns anderer Werke des Verfaſſers, insbeſondere ſeiner Tragödie „Ratcliff" erinnern, ſo tritt es ziemlich evident hervor, daß ihm Nichts ſchwerer wird, als ein Ganzes zu geſtalten, oder beſſer, die Kunſtwerke aus der Vergangenheit für die Zukunft anzulegen, während die Gegenwart dabei nur das Zufällige wird. Dagegen zeigt er auf der andern Seite das größte Talent, die Gegenwart zu feſſeln und ihrer äußern Geſtalt das Mögliche abzugewinnen. Vorbereiten und auflöſen iſt nicht ſeine Sache, aber das Bild des Augenblicks feſthalten und mit brennenden Farben vor die Seele ſtellen, Das verſteht er als Meiſter. In jedem Kunſtwerk aber, ſelbſt in dem kleinſten an Umfang, ſoll ein denkender Sinn des Dichters mehr oder weniger ſichtbar ſein: wir wollen in dem Gedicht einen Hauptgedanken, eine Hauptanſchauung verſinnlicht ſehen, es muß, um es praktiſch auszudrücken, einen Inhalt haben, wodurch es einen Namen, eine Überſchrift bekommt. Daß dazu allemal, ſelbſt in einem aphoriſtiſchen Gedichte, eine Wendung, eine Spitze, ein Abſchluß nöthig iſt, fühlt unſer

Dichter ſehr deutlich. Oftmals aber hat er bloß (wiewohl faſt immer ſchön) phantaſiert und findet kein beſtimmtes Ziel: dann wird er ironiſch gegen ſich ſelbſt und endigt mit einem diſſonierenden Griff in die Leier, weil ihm die nothwendige Auflöſung nicht zu Gebot ſteht, oder eigentlich keine ſolche möglich iſt. Wenn wir daher auch eben zugaben, es liege großentheils in dem Willen des Dichters, wenn er nicht immer ſo treffliche Gedichte liefere, als er könne, ſo iſt doch die Frage, ob er alle die hier gegebenen Gedichte wirklich zu in ſich vollendeten hätte ſchaffen können; ob er, wenn er es verſchmähen will, uns nur mit ſchönen Einzelheiten zu beſchenken, im Stande ſei, ſo Viel zu produciren, als er bisher gethan? Vielleicht glaubt er aber, das Weſen des humoriſtiſchen Dichters geſtatte ihm, ſich um das Ganze eines Werks eben nicht zu kümmern; aber Dies wäre ein großer Irrthum. Die größten Dichter ſind ihm hier als Beiſpiele entgegen. Shakſpeare braucht man nur zu nennen; Sterne erhält ſeine Totalität durch eine Einheit der Welt- und Lebensanſchauung, die ſich durch alle die bunten Formen ſeiner Schriften bekundet (bei dem Verfaſſer ſcheint gerade hier eine große Ungewißheit vorzuwalten), und Jean Paul zeigt außer dieſer noch den größten Fleiß in der Anlage im Großen und der Ausbildung in den einzelnen Theilen ſeiner Kunſtwerke." Den in Proſa geſchriebenen Abſchnitten wird nachgerühmt: „Lebendige Darſtellung, eine wunderbare Verſchmelzung des Romantiſchen mit dem Wirklichen (z. B. in der Geſchichte von der kleinen Veronika), eine edle Verehrung des Großen, leider aber oft durch Spott und Irrthum getrübt, geiſtreiche Einfälle, Funken des Witzes, dabei oft Gedanken, die, wenn ſie auch nicht tief zu nennen ſind, doch wenigſtens aus dem Innern der Seele ſtammen, kurz, Reichthum an einzelnen Vortrefflichkeiten, wie ſie ſelten ein Buch beſitzt. Mit Kraft, wenngleich mit einer jugendlichen Schonungsloſigkeit, greift der Verfaſſer das Gemeine und Schlechte, insbeſondere die Philiſter unſerer Zeit an. Daß ſein Buch deshalb an manchen Orten verboten worden, gereicht ihm wohl nur zur Ehre." Der anonyme Recenſent ſchließt mit einer warnenden Prophezeiung, deren letzte trübe Hälfte ſich in der Folge nur allzu ſchlimm bewahrheitet hat: „Wenn der Verfaſſer, was wir ſchwer glauben, ſich entſchließen kann, nicht bloß unſere, ſondern eine mißbilligende Meinung überhaupt, sine ira et studio zu prüfen und zu beherzigen, und Muth und Kraft beſitzt, den ſchwerſten Kampf, den mit ſich ſelbſt, zu beginnen, und wenn er in dieſem Kampfe den Sieg über ſich erſtreitet, ſo ſind wir überzeugt, daß Das, was er in ſcherzender Weiſe als ernſtlich gemeint über ſeinen eignen Nachruhm ſagt21), ſich dereinſt erfüllen kann, wiewohl es ihm noch viele Mühe koſten wird. Bleibt er aber bei Dem, was er begonnen, ſo wird er zwar eine Zeitlang Aufſehen erregen, aber, wie ſo viele Erſcheinungen dieſer Zeit, die mit blendendem Glanz auftraten und das Publikum eine Zeitlang gewiſſermaßen in überraſchter Gefangenſchaft hielten, bald ſpurlos verſchwinden und (eine ſtrenge Nemeſis!) viel tiefer in der Meinung ſinken, als er ſich darin erhoben hat. Denn wem man zu Viel gegeben, Dem nimmt man auch leicht zu Viel; abgeſehen davon, daß Nichts ſchwerer iſt, als einem großen Rufe Genüge leiſten, beſonders, wenn er plötzlich, wie durch einen glücklichen Wurf, gewonnen iſt."

Ohne Zweifel ſind die künſtleriſchen Bedenken, welche ſeitdem ſo häufig gegen die jeder ſtrengen Einheit ermangelnde humoriſtiſche Form der Heine'ſchen Werke erhoben wurden, durchaus berechtigt. Nur ſollte man nicht vergeſſen, daß derſelbe Tadel faſt ausnahmslos eben ſo wohl die Werke aller übrigen humoriſtiſchen Schriftſteller trifft, weil eben der Humor, um uns des Goethe'ſchen Ausſpruchs zu bedienen, ſeinem Weſen nach „zuletzt alle Kunſt zerſtört". In den Shakſpeare'ſchen Dramen iſt der Humor zwar ein hervorragendes, aber doch nur *ein* Element neben vielen andern eben ſo bedeutenden, ja zum Theil wichtigeren Ingredienzen; es würde alſo unbillig ſein, Heine's poetiſche Proſa, welcher der Humor das werthbeſtimmende Gepräge verleiht, mit den dramatiſch geſchloſſenen Kunſtſchöpfungen des brittiſchen Dichters in Vergleich zu bringen. Hinter Sterne's „Sentimentaler Reiſe" und „Triſtram Shandy" oder Jean Paul's formloſen Romanen aber bleibt ſie gewiß nicht zurück. Wenn der Recenſent der „Blätter für literariſche Unterhaltung" in den Heine'ſchen „Reiſebildern" jene „Einheit der Welt- und Lebensanſchauung" vermißt, die ſich in den Schriften Sterne's und Jean Paul's bekunde, ſo mag die Urſache darin liegen, daß ihm, wie den meiſten Leſern, Heine's Betrachtungsweiſe der politiſchen, geſellſchaftlichen und literariſchen Verhältniſſe zu neu war, um ihre geiſtige Totalität ſofort erkennen zu laſſen. Und allerdings trat, wie Das bei den literariſchen Produktionen einer Übergangsepoche der Fall zu ſein pflegt, auf den erſten Blick mehr die oppoſitionsluſtige Schärfe des Angriffs, als der geheime Grund eines ſo heftigen Kampfes hervor. Heutzutage iſt es ſchon leichter, den innern Zuſammenhang zu überblicken, welcher die nach allen Seiten gerichteten, ſcheinbar ſo loſe mit einander verknüpften Ausfälle, wie die von verſchiedenen Punkten anrückenden Kolonnen einer gut geleiteten Feldſchlacht, mit einander verband. Wenn Heine im erſten Bande der „Reiſebilder" ſeine Kampagne gegen die Weltanſchauung der Vergangenheit gleichſam als Plänkler durch ein wohlgezieltes Tirailleurfeuer eröffnet hatte, rückt er ihr im zweiten und den folgenden Bänden ſchon mit Bajonett und Kanonen auf den Leib, und bringt ſie endlich gar ſo weit, daß ſie in ihrer Verzweiflung ſich ſelbſt zum Ergötzen des Siegers verſpotten muß. Die zweite und dritte Abtheilung der „Nordſee", das Buch „Le Grand", die „Bäder von Lucca", die „Stadt Lucca" und die „Engliſchen Fragmente" ſind konſequente Reſultate der in der „Harzreiſe", wie in einem fernen Wetterleuchten, phosphoreſcierenden Gedanken. Das Gewitter iſt nahe herangerückt und entlädt ſich über unſern Häuptern, die Blitze zucken herab, jeder Schlag zündet, und das vernichtende Feuer ergreift mählich die ganze hinſterbende alte Welt. Von Schonung iſt nicht die Rede: wer ſich aus dem Schiffbruch überlebter, inhaltslos gewordener Gefühle nicht an das blinkende Geſtade der Zukunft retten will, mag zu Grunde gehn; die „Reiſebilder" ſind gleichſam eine lebendige Illuſtration der Goethe'ſchen Verſe:

Komm her, wir ſetzen uns zu Tiſch;
Wen ſollte ſolche Narrheit rühren?
Die Welt geht aus einander wie ein fauler Fiſch —
Wir wollen ſie nicht balſamieren!

Trotz Alledem hat Heine auch im zweiten Bande der „Reiſebilder" den Boden der Romantik noch nicht völlig verlaſſen. Oftmals inmitten des heißeſten Kampfes beſchleicht ihn plötzlich eine traumhafte Sehnſucht nach den „Blumen der Brenta" oder „ſeinem Vaterlande, dem heiligen Ganges", nach der kleinen todten Veronika oder der Elfenkönigin, die ihm lächelnd im Vorüberreuten nickt. Auch täuſchte Heine ſich ſo wenig über dieſe Sehnſucht nach dem einheitlichen Fabellande der Phantaſie, daß er vielmehr noch in ſeinen letzten „Geſtändniſſen" offen bekennt[72]: „Trotz meiner exterminatoriſchen Feldzüge gegen die Romantik, blieb ich doch immer ſelbſt ein Romantiker . . . Mit mir iſt die alte lyriſche Schule der Deutſchen geſchloſſen, während zugleich die neue Schule, die moderne deutſche Lyrik, von mir eröffnet ward." Wichtiger jedoch, als jene von Zeit zu Zeit in Heine's Schriften ſtets wieder auftauchenden Traumgelüſte der

Romantik, iſt ſein ſchärfer und ſchärfer markiertes Verhältnis zur Außenwelt, durch das er ſich weſentlich von allen Schriftſtellern der romantiſchen Periode unterſchied. Letztere hatten, wie an einer früheren Stelle erörtert ward, in genußſüchtig toller Überhebung des Subjekts die ganze objektive Welt zu negieren verſucht und ſich in eine Idealwelt der Phantaſie geflüchtet, die in die leere Luft hinein gebaut war und wie eine Seifenblaſe zerplatzen mußte, ſobald der Hauch des nüchternen Verſtandes ſie anblies. Wir ſahen, wie die Romantik, aus ihrem phantaſtiſchen Taumel erwacht, ſchließlich zu dem direkten Extrem ihres Ausgangspunktes, zur bedingungsloſen Anerkennung der zuerſt von ihr gänzlich in Frage geſtellten Wirklichkeit, hingetrieben ward, und in der Angſt vor jedem ruheſtörenden Fortſchritt die ehernſte Stabilität auf ihre Fahnen ſchrieb. In dieſem Endſtadium ihrer Entwicklung trug ſie dem Humor und der Satire den köſtlichſten Stoff entgegen, und Heine zögerte nicht, ſich desſelben mit aller Energie ſeines Talents zu bemächtigen. Indem er die Romantik mit ihren eignen Waffen bekämpfte und vernichtete, betrat er zugleich inſtinktiv eine neue Bahn in dem Fortſchrittsproceſſe der Menſchheit. Die Dichter unſrer klaſſiſchen Periode hatten den Inhalt des modernen Lebens auf den Kulturgehalt und die Kunſtgeſetze der helleniſchen Vorzeit zurückſtimmen, die Freiheit des Subjekts unter den Zwang einer künſtlich geſchaffenen objektiven Welt beugen wollen, eines Allgemeinen, das nicht naturgemäß dem nationalen und geſchichtlichen Boden der Gegenwart entblüht war. Die Romantiker hatten bei ihrer Revolte gegen den Neuhellenismus die Loslöſung des Subjekts von allen Banden der Wirklichkeit proklamiert, und der objektiven Außenwelt, als einer für ſie gar nicht vorhandenen Scheinmacht, zu Gunſten der ſelbſtherrlichen Phantaſie jede Berechtigung abgeſprochen, um mit ihrem hochfliegenden Idealismus zuletzt in die Schlammpfützen der gemeinſten Realität, in das Joch der erbärmlichſten politiſchen und kirchlichen Reaktion herabzufallen. Sollten die idealen Freiheitsrechte des Subjekts, welche ſich im feindlichen Gegenſatze zur beſtehenden Wirklichkeit vergeblich zu behaupten geſucht hatten, jetzt nicht durch eine Wiederherſtellung der mittelalterlichen Autoritätsherrſchaft in Staat und Kirche unrettbar verloren gehn, ſo mußte vor Allem das Band mit der realen Welt wieder angeknüpft, es mußte eine Reform der beſtehenden Verhältniſſe ins Werk geſetzt, und die Verwirklichung der bisher in der Luft ſchwebenden Freiheitsideale mußte auf dem Boden der aus lethargiſchem Schlummer geweckten Menſchheit erstickt werden. Europa mußte das Erbe der französischen Revolution antreten und den Kampf gegen die Feudaldespotie der Vergangenheit wieder aufnehmen, der durch den Sturz Napoleons und die Restauration des Absolutismus nur vertagt, nicht aber zum entscheidenden Abschluß gebracht worden war. Daß Heine diese Nothwendigkeit begriff, und sich die Consequenzen der übernommenen Aufgabe immer klarer vergegenwärtigte, tritt in jedem neuen Bande der „Reisebilder" deutlicher hervor. Das individuelle Leid, die subjektive Gefühlsschwelgerei löst sich mehr und mehr in ein Allgemeines, in die Theilnahme an den großen Interessen der Menschheit auf, die Liebeslieder werden zu Schlachtgesängen, die Sehnsucht nach der blauen Blume der Romantik verwandelt sich in die erwartungsvolle Hoffnung auf einen Auferstehungsmorgen der Völker. Der Bonaparte-Kultus und die Lobreden auf die französische Revolution haben daher, abgesehen von den frühesten Jugendreminiscenzen des Dichters, in denen ihm der Kaiser naturgemäß als ein Messias seines jüdischen Stammgenossen erschien, eine tiefere Bedeutung, als man ihnen gewöhnlich beimißt, und Heine bekennt sich in seiner Polemik wider die Champions der Vergangenheit absichtlich zu den [illegible] von 1789. Wenn er in den „Reisebildern" mit der Leidenschaftlichkeit eines Jakobiners gegen „Aristokratie" und „Pfaffenthum" eiferte, so waren diese Worte verständlich für Jedermann und bezeichneten den Feind, den es in jenen Tagen hauptsächlich zu bekämpfen galt, mit prägnanter Bestimmtheit. Je kleinlicher und gestaltungsohnmächtiger die den Freiheitskriegen nachfolgende Restaurationsepoche war, desto größer und ideenvoller mußten dem Dichter die im vorangegangenen welterschütternden Kämpfe erscheinen. [illegible] spiegelt sich daher in den „Reisebildern" die Schlaffheit des öffentlichen Lebens [illegible] und [illegible], als wo sie mit der jüngstverflossenen gewaltigen Zeitbewegung zusammentrifft. [illegible] Napoleon wie ein [illegible] in die [illegible] Welt; so erbebt unter seinen Tritten der Kaiser [illegible] auf dem weißen [illegible] und [illegible] — „Den andern Tag war die Welt wieder ganz in Ordnung, und es war wieder Schule nach wie vor, und es wurde wieder auswendig gelernt nach wie vor — die römischen Könige, die Jahreszahlen, die nomina auf im, die verba irregularia, Griechisch, Hebräisch, Geographie, deutsche Sprache, Kopfrechnen — Gott! der Kopf schwindelt mir noch davon ... Nach dem Abgang der Helden kommen die Clowns und Graziosos mit ihren Narrenſchellen und Pritſchen, nach den blutigen Revolutionsſcenen und Kaiſerglorien kommen wieder herangewatſchelt die dicken Bourbonen mit ihren alten abgeſtandenen Späßchen und gar legitimen Bonmots, und graciös hüpfen herbei die alte Nobleſſe mit ihrem verhungerten Lächeln, und hintendrein wallen die frommen Kapuzen mit Lichtern, Kreuzen und Kirchenfahnen.“[73])

„Es war eine niedergedrückte, arretirte Zeit in Deutſchland,“ ſagt Heine bei einer ſpätern Gelegenheit[74]), „als ich den zweiten Band der Reiſebilder ſchrieb und während des Schreibens drucken ließ. Ehe er aber erſchien, verlautete ſchon etwas darüber im Publikum, es hieß, mein Buch wolle den eingeſchüchterten Freiheitsmuth wieder aufmuntern, und man treffe ſchon Maßregeln, es ebenfalls zu unterdrücken.“ Allerdings ließen die Verbotsmaßregeln nicht lange auf ſich warten; Hannover ging mit einem Verbote des Buches voran, Preußen, Öſterreich, Mecklenburg und die meiſten übrigen deutſchen Staaten folgten dem gegebenen Beiſpiel. Aber die Achtung wirkte als Reklame, die fieberhafte Neugier des Publikums wuchs mit der Schwierigkeit, ſich in den Beſitz der verfehmten Geiſteswaare zu ſetzen, und Merckel hatte Recht mit ſeiner witzigen Bemerkung[75]): „Die Regierungen hätten das Buch gar nicht zu verbieten brauchen, es wäre dennoch geleſen worden.“ Die enthuſiaſtiſche Aufnahme der idealen Werke, die kecken gegen Adel und Klerus, gegen den hannöverſchen Junkerpöbel [illegible] gerichtet, die Kühnheit, mit welcher er einer verlogenen Geiſtlichkeit die chriſtlich fromme Maske vom Geſicht geriſſen hatte, die nur die von Spiegel ihrer eigenen Nichtswürdigkeit verhielt, hatten den Dichter wie mit einem Zauberſchlag zum Volkstribunen, zum Heros der öffentlichen Meinung gemacht, und er ſah ſich plötzlich zu einem Amte erhoben, das ihm ſtatt der Lorbeeren des Poeten die dornenvolle Laufbahn des publiciſtiſchen Freiheitskämpfers in Ausſicht ſtellte. Heine ſtand am Scheidewege ſeines Ruhmes, er ſollte zwiſchen Poeſie und Politik die verhängnißvolle Wahl treffen, die, wenn er ſich feſt entſchieden hätte, ihm in einem Übergangsſtadium aller Wahrſcheinlichkeit nach das eine oder das andere jener Gebiete für die Zukunft verriegelt. Eine Zeitlang ſchwankte er unſchlüſſig hin und her. Gleich nach Ausgabe des Buches ſchrieb er einem Freunde Merckel in halb ſpöttiſchem, halb ernſthaftem Tone[76]): „Wie wird es mir noch gehn in dieſer Welt! Ich werde es doch meinen beſten Freunde nimmermehr laſſen können, dumme Streiche zu machen, d. h. freiſinnig zu ſprechen. Ich bin begierig, zu erfahren, ob keine Regierung mir mein Buch übel genommen. Am Ende will man doch ruhig am Heerde in der Heimat ſitzen, und ruhig den Deutſchen Anzeiger oder die Halliſche Literaturzeitung leſen und ein deutſches Butterbrot eſſen.“ Sechs Wochen ſpäter jedoch ſtellt er ſchon in einem Briefe an Moſer auf die energiſche Verſicherung**): „Ich habe durch dieſes Buch einen ungeheuern Anhang und Popularität in Deutſchland gewonnen; wenn ich geſund werde, kann ich jetzt viel thun; ich habe jetzt eine weitſchallende Stimme. Du ſollſt ſie noch oft hören, donnernd gegen Gedankenſchergen und Unterdrücker heiligſter Rechte. Ich werde eine ganz extraordinäre Profeſſur erlangen in der Univerſitas hoher Geiſter.“ Hüten wir uns aber, die Bedeutung dieſes mit faſt theatraliſchem Pomp vorgetragenen Bekenntniſſes zu überſchätzen. Heine hatte für den Moment freilich eine Entſcheidung getroffen; die Aufgabe, zum Führer der liberalen Partei, zum Propheten der politiſchen und religiöſen Freiheit berufen zu ſein, erſchien ihm als ein herrliches Ziel, und er acceptierte mit Eifer die ihm angebotene Rolle — er acceptierte ſie zur Hälfte ſogar aus redlicher Überzeugung, zur andern Hälfte aber aus eitlem Ruhmgelüſt. So oft er ſich von der reinen Begeiſterung für die Idee emportragen ließ und die kleinlichen Intereſſen ſeiner Perſönlichkeit über der großen Sache des Fortſchritts vergaß, erſcholl ſein Wort mächtig durch die deutſchen Lande und weckte ſich in tauſend Herzen einen freudigen Widerhall. Nicht ſelten auch gingen ihm in ſolchen höheren Stunden ganz neue Töne und Weiſen auf, in denen er für den erweiterten Inhalt des modernen Lebens mit glücklichem Griffe ſogleich den poetiſch vollkommenen Ausdruck fand. Weil er ſich aber nicht mit uneigennütziger Liebe völlig der Idee zu eigen gab, und eben ſo oft mit derſelben nach Weiſe der Romantiker nur ein willkürliches Spiel trieb, erlahmte zuletzt ſeine Kraft, und es gelang ihm weder, ſich als Volkstribun und politiſcher Oberführer auf der Höhe der Zeit zu behaupten, noch als Dichter den ganzen Kulturgehalt der modernen Weltanſchauung in einem großen, abgerundeten Kunſtwerk plaſtiſch zu geſtalten. Publiciſt und Poet tauſchten beſtändig ihre Rollen; aber weil Erſterer ſich allzu oft mit dem lockeren Flitter poetiſcher Phraſen drapierte und auf öffentlichem Forum dem graciöſen Faltenwurf ſeiner Toga mehr Gewicht als dem Sieg der von ihm verfochtenen Sache beimaß, erſchien er bereits nach wenigen Jahren der aufhorchenden Menge wie ein Schauſpielen, und ſie raubten den Glauben an die Tiefe und Redlichkeit ſeiner Überzeugung. Nicht minder litten andererſeits ſeine dichteriſchen Schöpfungen unter der übernommenen Doppelrolle: in die erhabenſten Klänge der Poeſie miſchte ſich zur Unzeit die publiciſtiſche Tagespolemik ein, und zerſtörte die reine Wirkung der Kunſt. So rächte ſich bitter der Wahn Heine's, in einer bewegten Übergangsepoche, auf der Grenzſcheide zweier Weltanſchauungen, mit der Idee ungeſtraft ein artiſtiſches Spiel treiben zu können. Nur der Künſtler, der ſich mit aufopferndem Selbſtvergeſſen ganz in ſie verſenkt und in ſtrengem, keuſchem Dienſte ihr ein volles Menſchenleben weiht, darf hoffen, nicht wie Ixion eine Wolke zu umarmen, ſondern in ihr auch die Muſe zu finden, mit welcher ihm unſterbliche Kinder zu zeugen vergönnt iſt.

Zweites Kapitel.

London.

Am demſelben Tage, an welchem in Hamburg der zweite Band der „Reiſebilder" ausgegeben wurde, trat Heinrich Heine eine mehrmonatliche Reiſe nach England an. Hauptzweck dabei war, wie er an Moſer ſchrieb[78], Hamburg, den verhaßten und doch ſtets wieder ihn anziehenden Schauplatz trüber Erinnerungen, auf längere Zeit — womöglich auf Nimmerwiederſehn — zu verlaſſen. „Es war nicht die Angſt," ſagt er in einem Briefe an Varnhagen[79], „die mich wegtrieb, ſondern das Klugheitsgeſetz, das Jedem räth, Nichts zu riſkieren, wo gar Nichts zu gewinnen iſt. Hätt' ich Ausſicht gehabt, in Berlin angeſtellt zu werden, ſo wäre ich, unbekümmert um den Inhalt meines Buches, direkt dorthin gereiſt. Ich denke, da unſer Miniſterium geſcheit iſt, habe ich jetzt mehr als je die Ausſicht angeſtellt zu werden, und werde wohl am Ende wieder zu Ihnen nach Berlin zurückkehren. Ich habe von dem Schickſale meines Buches noch Nichts erfahren. Ich weiß es vorher. Ich kenne meine Deutſchen. Sie werden erſchrecken, überlegen und Nichts thun. Ich zweifle ſogar, daß das Buch verboten wird. Es war aber nothwendig, daß es geſchrieben wurde. In dieſer ſchlaffen, ſervilen Zeit mußte Etwas geſchehen. Ich hab' das Meinige gethan und beſchäme jene hartherzigen Freunde, die einſt ſo Viel thun wollten und jetzt ſchweigen. Wenn ſie zuſammen ſind und in Reih' und Glied ſtehen, ſind die feigſten Rekruten recht muthvoll; aber den wahren Muth zeigt Derjenige, der allein ſteht. Ich ſehe auch weiter daß die Guten des Landes mein Buch hinlänglich herunter reißen werden, und ich kann es den Freunden nicht verdenken, wenn ſie über das gefährliche Buch ſchweigen. Ich weiß ſehr gut, man muß ſtaatsfrei geſtellt ſein, wenn man über meinen Le Grand ſich äußern will.“ — Was Heine aber zunächſt gerade nach England führte, war ohne Zweifel der Wunſch, freiere politiſche Zuſtände und ein ſich in parlamentariſchen Formen bewegendes großartiges Staatsleben aus eigener Anſchauung kennen zu lernen. Je entſchiedener er ſich der publiciſtiſchen Laufbahn zuzuwenden begann, um ſo nöthiger mußte es ihm erſcheinen, ſich mit den wichtigen Fragen des Zeitalters vertraut zu machen, die in den Debatten des Unterhauſes und in den großen, unter dem Schutze der Preßfreiheit ſich ausſprechenden engliſchen Journalen eine faſt ungehinderte Erörterung fanden.

Die kurze Glanzperiode des Canning'ſchen Miniſteriums war ſeit Kurzem als Morgenroth einer beſſeren Zukunft für England angebrochen, als Heine gegen Ende April 1827 in London eintraf. Der große Redner und Staatsmann, der, in Pitt's Schule herangewachſen, dreißig Jahre lang als einer der mächtigſten Helfershelfer der konſervativen Torypartei Frankreich und die Errungenſchaften der franzöſiſchen Revolution mit unverſöhnlichem Haſſe bekämpft hatte, George Canning, der bürgerliche Miniſter, war am Abend ſeines vielbewegten Lebens durch unbefangene Würdigung der Weltereigniſſe zu der Einſicht gelangt, daß nachgerade ſelbſt Englands Macht und Einfluß durch die ariſtokratiſchen und abſolutiſtiſchen Umtriebe der kontinentalen Regierungen aufs gefährlichſte bedroht werde. Eben war auf Veranlaſſung der Allianzmächte ein franzöſiſches Heer in Spanien eingefallen, und hatte dort unter Vernichtung der Cortes das abſolute Königthum wieder hergeſtellt. Die ſchleichende Kabinetspolitik der heiligen Allianz maßte ſich immer frecher das Entſcheidungsrecht in allen öffentlichen Angelegenheiten der Völker an — da enthüllte Canning in ſeiner glorreichen Rede vom 12. December 1826 vor den Augen Europa's die ränkevollen Intrigen des Reſtaurationsſyſtems, und warf der volksfeindlichen Ariſtokratie den Fehdehandſchuh ins Geſicht. Als Lord Liverpool bald darauf im Februar 1827, von einem Schlaganfalle betroffen, den Staatsgeſchäften entſagen mußte, vertauſchte Canning das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten mit der Oberleitung des Kabinettes, und nahm als Premierminiſter von England mit beiſpielloſer Kühnheit den Kampf für die bedrohten Intereſſen der Völker auf. Wohl befehdete ihn die ariſtokratiſche Torypartei mit ingrimmigſter Wuth, wohl traten der Herzog von Wellington und ſeine hochkonſervativen Genoſſen aus dem Miniſterium und ſtellten ſich an die Spitze der Oppoſition gegen die Fortſchrittspolitik ihres bisherigen Kollegen — aber Canning ließ ſich durch die Fluth gehäſſigſter Drohungen und Verleumdungen, die wider ihn entfeſſelt wurde, nicht einſchüchtern. Er harrte getreulich wie ein Held in der Schlacht auf ſeinem Poſten aus, bis ſein müder Leib unter den tödlichen Streichen der Gegner, die auch die erbärmlichſten Mittel nicht ſcheuten, zuſammenbrach, und er nahm die Genugthuung mit in ſein frühes Grab, daß er die Geſchicke ſeines Vaterlandes in eine neue, ſegensvolle Bahn gelenkt. Die brittiſche Politik hielt ſich von nun an frei von jeder ſolidariſchen Gemeinſchaft mit der fluchwürdigen Schergenpolitik der heiligen Allianz. Wie Canning ſchon früher die Selbſtändigkeit der ſüdamerikaniſchen Kolonien, die ſich vom ſpaniſchen Mutterlande losgeriſſen, anerkannt, den Negerſklavenhandel an den afrikaniſchen Küſten für Seeraub erklärt, und gegen die franzöſiſche Intervention in Spanien zum mindeſten energiſch proteſtiert hatte, ſo ſchützte er jetzt Portugal wirkſam gegen eine ähnliche Invaſion, und brachte am 6. Juli 1827 den Vertrag mit Rußland und Frankreich zu Stande, welcher die Befreiung Griechenlands vom Türkenjoche gegenüber den Metternich'ſchen Kabalen durchſetzen half. Wie in den auswärtigen Angelegenheiten, erwies ſich Canning auch in den innern Fragen des Landes als ehrlichen Freund des politiſchen und ſocialen Fortſchritts. Er bahnte durch Einbringung liberaler Geſetzvorſchläge die allmähliche Beſeitigung des Prohibitivſyſtems, vor Allem die Aufhebung der für die ärmeren Klaſſen ſo drückenden Korngeſetze, an, und wenn die ſeit 1824 wiederholt von ihm beantragte Emancipation der Katholiken für jetzt an dem zähen Widerſtande der Tories ſcheiterte, ſo war die Überzeugung von der Nothwendigkeit dieſer Konceſſion an den fünften Theil der Bevölkerung Großbritanniens doch ſo mächtig in die Gemüther eingedrungen, daß alsbald nach ſeinem Tode dieſelbe hochmüthige Ariſtokratenpartei, welche ſich am heftigſten der Maßregel widerſetzt hatte, ſie zur Ausführung bringen und dadurch den Weg für eine gründliche Reform des Parlaments bereiten mußte.

Heine erlebte während ſeines Aufenthaltes in London als aufmerkſamer Zuhörer einen großen Theil jener leidenſchaftlich bewegten Parlamentsdebatten, bei welchen Lord Brougham, die Lords Holland und Lansdowne, Sir Francis Burdett, Spring Rice und andere hervorragende Führer der Whigpartei im Unterhauſe die freiſinnige Politik Canning's kräftig unterſtützten, während im toriſtiſch verrotteten Oberhauſe keine einzige Stimme ſich zur Vertheidigung des vielgeſchmähten, durch die Natternſtiche der Ariſtokratenbrut in den Tod gehetzten Volkskämpfers erhob. Für die tiefere Bedeutung dieſer Kämpfe bewies Heine in ſeinen nachmaligen Schilderungen des politiſchen Parteiweſens in England einen richtigen Blick, und manche ſeiner Urtheile über Verhältniſſe und Perſonen tragen einen faſt prophetiſchen Anſtrich. Das Charakterbild, welches er von der gemeinen Natur des ewig unzufriedenen Radikalen, des ſcheltſüchtigen alten Cobbett, entwirft[80]), den er mit einem knurrenden Kettenhunde vergleicht, deſſen Gebell zuletzt allen Werth verliert, weil er dem Freunde ſeines Herrn ſo gut wie dem Dieb nach den Waden ſchnappt, iſt eben ſo bezeichnend wie der maliziöſe Steckbrief, den er dem Vollblutsariſtokraten, dem Herzog von Wellington, auf das fürſtliche Wams heftet[81]): „Der Mann hat das Unglück, überall Glück zu haben, wo die größten Männer der Welt Unglück hatten, und Das empört uns und macht ihn verhaſſt. Wir ſehen in ihm nur den Sieg der Dummheit über das Genie — Arthur Wellington triumphiert, wo Napoleon Bonaparte untergeht! Jetzt, bei der Emancipation der Katholiken, läſſt Fortuna ihn wieder ſiegen, und zwar in einem Kampfe, worin George Canning zu Grunde ging. Ohne ſolches Unglück des Glücks würde Wellington vielleicht für einen großen Mann paſſieren, man würde ihn nicht haſſen, nicht genau meſſen, wenigſtens nicht mit dem heroiſchen Maßſtabe, womit man einen Napoleon und einen Canning miſſt, und man würde nicht entdeckt haben, wie klein er iſt als Menſch. In der That, was bleibt übrig, wenn man einem Wellington die Feldmarſchallsuniform des Ruhmes auszieht? Ein Korporalſtock, der die ausgerechneten Miniſterialinſtruktionen, wie es von einem Stück Holz zu erwarten ſteht, recht ruhig und genau ausführt, ein eckig geſchnitzter Hampelmann, der ſich ganz nach dem Schnürchen bewegt, woran die Ariſtokratie zieht, ein hölzerner Völkervampyr mit hölzernem Blick (wooden look, wie Byron ſagt), und ich möchte hinzuſetzen: mit hölzernem Herzen ... Erliegen müſſen die Freunde Canning's, die ich die guten Geiſter Englands nenne, weil ihre Gegner deſſen Teufel ſind; Dieſe, den dummen Teufel Wellington an ihrer Spitze, erheben jetzt ihr Siegesgeſchrei. Und, o! ſie werden jetzt wieder nach wie vor alle Früchte des Volksfleißes in ihren eigenen Säckel hineinverwalten, ſie werden als regierende Kornjuden die Preiſe ihres Getreides in die Höhe treiben, John Bull wird vor Hunger mager werden, er wird endlich für einen Biſſen Brot ſich leibeigen ſelbſt den hohen Herren verkaufen, ſie werden ihn vor den Pflug ſpannen und peitſchen, und er wird nicht einmal brummen dürfen, denn auf der einen Seite droht ihm der Herzog von Wellington mit dem Schwerte, und auf der andern Seite ſchlägt ihn der Erzbiſchof von Canterbury mit der Bibel auf den Kopf — und es wird Ruhe im Lande ſein.“ — Neben dem engherzigen Übermuthe der Ariſtokratie, — der „bekannten oder, beſſer geſagt, unbekannten Fuchsjäger,“ die „unter dem Wohl Englands nichts Anderes als die Sicherheit ihrer eigenen Herrſchaft verſtehen“[62]), und zu deren Brandmarkung Heine mit boshaftem Behagen die ſchärfſten Invektiven des Cobbett'ſchen Journals überſetzte, — verdroſſen ihn beſonders die religiöſe Beſchränktheit und der puritaniſche Zuſchnitt des engliſchen Lebens, welche ſelbſt den Parlamentsdebatten häufig einen läſtigen Zwang auferlegten[63]): „Wenn man mit dem dümmſten Engländer über Politik ſpricht, ſo wird er doch immer etwas Vernünftiges zu ſagen wiſſen. Sobald man aber das Geſpräch auf Religion lenkt, wird der geſcheiteſte Engländer Nichts als Dummheiten zu Tage fördern. Daher entſteht wohl jene Verwirrung der Begriffe, jene Miſchung von Weisheit und Unſinn, ſobald im Parlamente die Emancipation der Katholiken zur Sprache kommt, eine Streitfrage, worin Politik und Religion kollidieren.“ Deſto mehr imponierte dem jungen Deutſchen, in deſſen Heimat das öffentliche politiſche Leben kaum noch im erſten Erwachen war, die anregende Lebendigkeit der parlamentariſchen Verhandlungen, aus denen er zu Nutz und Frommen ſeiner Landsleute manche illuſtrierende Redeprobe mittheilt. „Das engliſche Parlament,“ ſagt er bei ſolcher Gelegenheit, mit treffendem Seitenblick auf die unfreien heimiſchen Verhältniſſe[64]), „bietet ein heiteres Schauſpiel des unbefangenſten Witzes und der witzigſten Unbefangenheit; bei den ernſthafteſten Debatten, wo das Leben von Tauſenden und das Heil ganzer Länder auf dem Spiel ſteht, kommt doch keiner der Redner auf den Einfall, ein deutſch-ſteifes Landſtändegeſicht zu ſchneiden oder franzöſiſch-pathetiſch zu deklamieren, und wie ihr Leib, ſo gebärdet ſich alsdann auch ihr Geiſt ganz zwanglos, Scherz, Selbſtperſifflage, Sarkasmen, Gemüth und Weisheit, Malice und Güte, Logik und Verſe ſprudeln hervor im blühendſten Farbenſpiel, ſo daſs die Annalen des Parlaments uns noch nach

Jahren die geiſtreichſte Unterhaltung gewähren. Wie ſehr kontraſtieren dagegen die öden, ausgeſtopften, löſchpapiernen Reden unſerer ſüddeutſchen Kammern, deren Langweiligkeit auch der geduldigſte Zeitungsleſer nicht zu überwinden vermag, ja deren Duft ſchon einen lebendigen Leſer verſcheuchen kann, ſo daſs wir glauben müſſen, jene Langweiligkeit ſei geheime Abſicht, um das große Publikum von der Lektüre jener Verhandlungen abzuſchrecken, und ſie dadurch trotz ihrer Öffentlichkeit dennoch im Grunde ganz geheim zu halten.“ — Sehr witzig vergleicht Heine[85]) das Gebahren der jeweiligen Oppoſitionspartei im engliſchen Parlamente mit dem trugvollen Manöver einer neuen Oppoſitionskutſche, die, um alle ſchon vorhandenen Konkurrenz-Linien aus dem Felde zu ſchlagen, ihre Fahrgäſte ſpottwohlfeil befördert, aber ſofort die Preiſe erhöht, wenn die alten Fuhrgelegenheiten verdrängt worden ſind. Es verſteht ſich daher, daſs Heine den Bezeichnungen „Whigs“ und „Tories“ nur eine untergeordnete Bedeutung beilegt, und ſie vielmehr nur als Koteriennamen gelten läſſt[86]): „Sie bezeichnen Menſchen, die bei gewiſſen Streitfragen zuſammenhalten, deren Verfahren und Freunde ſchon bei ſolchen Anläſſen zuſammenhielten. Von Principien iſt gar nicht die Rede, man iſt nicht einig über gewiſſe Ideen, ſondern über gewiſſe Maßregeln in der Staatsverwaltung, über Abſchaffung oder Beibehaltung gewiſſer Miſsbräuche, über gewiſſe Bills, gewiſſe erbliche Queſtions — gleichviel aus welchem Geſichtspunkte, meiſtens aus Gewohnheit. Die Engländer laſſen ſich nicht durch die Parteinamen irre machen. Wenn ſie von Whigs ſprechen, ſo haben ſie nicht dabei einen beſtimmten Begriff, wie wir z. B., wenn wir von Liberalen ſprechen, wo wir uns gleich Menſchen vorſtellen, die über gewiſſe Freiheitsrechte herzinnig einverſtanden ſind — ſondern ſie denken ſich eine äußere Verbindung von Leuten, deren Jeder, nach ſeiner Denkweiſe beurtheilt, gleichſam eine Partei für ſich bilden würde, und die nur, wie ſchon oben erwähnt iſt, durch äußere Anläſſe, durch zufällige Intereſſen, durch Freundſchafts- und Feindſchaftsverhältniſſe gegen die Tories ankämpfen. Hierbei dürfen wir uns ebenfalls keinen Kampf gegen Ariſtokraten in unſerem Sinne denken, da dieſe Tories in ihren Gefühlen nicht ariſtokratiſcher ſind als die Whigs, und oft ſogar nicht ariſtokratiſcher als der Bürgerſtand ſelbſt, der die Ariſtokratie für ebenſo unwandelbar hält wie Sonne, Mond und Sterne, der die Vorrechte des Adels und des Klerus nicht bloß als ſtaatsnützlich, ſondern als eine Naturnothwendigkeit anſieht, und vielleicht ſelbſt für dieſe

Vorrechte mit weit mehr Eifer kämpfen würde als die Ariſtokratie ſelbſt, eben weil er feſter daran glaubt als dieſe, die zumeiſt den Glauben an ſich ſelbſt verloren. In dieſer Hinſicht liegt über dem Geiſt der Engländer noch immer die Nacht des Mittelalters; die heilige Idee von der bürgerlichen Gleichheit aller Menſchen hat ſie noch nicht erleuchtet, und manchen bürgerlichen Staatsmann in England, der toriſch geſinnt iſt, dürfen wir deshalb bei Leibe nicht ſervil nennen und zu jenen wohlbekannten ſervilen Hunden zählen, die frei ſein könnten, und dennoch in ihr altes Hundeloch zurückgekrochen ſind und jetzt die Sonne der Freiheit anbellen." Im Gegenſatze zu dieſem Koteriegezänk der herkömmlichen Parteien, betrachtete Heine die ſchlechte und ungerechte Art der Volksrepräſentation als einen viel ernſterer Kämpfe würdigen Makel des engliſchen Staatslebens, und die in jenen Tagen ſeit Kurzem lebhafter zur Sprache gebrachte Parlamentsreform erſchien ihm als die Kernfrage der nächſten Zukunft.

Aber nicht die brittiſche Politik allein intereſſierte ihn, ſondern faſt mehr noch die Beobachtung des Volkslebens und des geſellſchaftlichen Treibens der vornehmen Welt. Heine hatte ſich eine Wohnung im Mittelpunkte der Stadt, in Nr. 32 der vom „Strand" nach der Themſe führenden Craven-Street, unweit der Waterloobrücke, ausgeſucht. Von dort aus ſchlenderte er in der erſten Zeit allmorgens in behaglichem Flanieren durch die menſchengefüllten Straßen, um die bunt vorüberſchwirrenden Eindrücke der fremdartigen Rieſenſtadt und ihrer Bewohner ruhig in ſich aufzunehmen, bis ſie ſich ihm allmählich zu einem feſten Bilde geſtalteten. Anfangs wagt er kein ſicheres Urtheil zu fällen, er konſtatiert nur das Betäubende des ungewohnten Anblicks[87]: „Schon genug geſehen und gehört, aber noch keine einzige klare Anſchauung. London hat all meine Erwartung übertroffen in Hinſicht ſeiner Großartigkeit, aber ich habe mich ſelbſt verloren. Nichts als Nebel, Kohlendampf, Porter und Canning. Es iſt hier ſo fürchterlich feucht und unbehaglich, und kein Menſch verſteht Einen, kein Menſch verſteht Deutſch." Inzwiſchen benutzte er ſeinen Aufenthalt, um alle Sehenswürdigkeiten London's gründlich in Augenſchein zu nehmen. Der Kreditbrief an Rothſchild, den Onkel Salomon ihm „der Repräſentation halber" mitgegeben, lieferte ihm ausreichende Mittel, ſeine Schauluſt zu befriedigen und Vergnügungen aller Art nachzugehn, unter welchen der Verkehr mit ſchönen Weibern, neben häufigem Beſuch der Londoner Theater, die Hauptrolle ſpielt. Obſchon Heine während ſeines dreimonatlichen Aufenthaltes in England 1400 Thlr. verbrauchte, zahlte er doch von dem Erlös jenes Kreditbriefes gleichzeitig nicht bloß ſeine alten Schulden an Moſer und die Univerſitätsfreunde in Berlin und Göttingen zurück [88]), ſondern ſchickte auch vorſorglich 800 Thaler an Varnhagen, der ihm die Summe bis zu näherer Verfügung aufheben ſollte. „Ich habe mancherlei Schulden in dieſem irdiſchen Jammerthal," ſchrieb er mit kavaliersmäßiger Nonchalance dem bewährten Freunde [89]), „und bis jetzt keine fixe Einnahme. Die Verfolgungen, die ich erleide, ſind bedenklich, und es iſt nöthig, daß ich zu jeder Zeit mit Reiſegeld verſehen ſei. Was ich bei mir habe, pflege ich gewöhnlich zu verſchleudern; und ſo wäre es gut, denk' ich, wenn Sie mir immer einen kleinen Zehrpfennig aufbewahrten." [90])

So ſehr ihm aber das engliſche Leben äußerlich imponierte, ſo wenig vermochte Heine demſelben innerlich Geſchmack abzugewinnen. „Schickt einen Philoſophen nach London; bei Leibe keinen Poeten!" ruft er in ſeinen Reiſeerinnerungen aus [91]). „Dieſer bare Ernſt aller Dinge, dieſe koloſſale Einförmigkeit, dieſe maſchinenhafte Bewegung, dieſe Verdrießlichkeit der Freude ſelbſt, dieſes übertriebene London erdrückt die Phantaſie und zerreißt das Herz." Die vielgeſchäftige, unruhige Haſt, das Stoßen und Drängen auf den toſenden Straßen, der grelle Kontraſt zwiſchen höhnendem Reichthum und hungernder, zerlumpter Armuth machten ihn ſchaudern und flößten ihm einen tiefen Widerwillen gegen England ein, der ſich ſpäter oft mit ungerechteſter Einſeitigkeit in ſeinen Schriften kundgab. Es ſchien ihm [92]), „als ſei ganz London eine Bereſinabrücke, wo Jeder in wahnſinniger Angſt, um ſein bischen Leben zu friſten, ſich durchdrängen will, wo der kecke Reiter den armen Fußgänger niederſtampft, wo Derjenige, der zu Boden fällt, auf immer verloren iſt, wo die beſten Kameraden fühllos, Einer über die Leiche des Andern, dahineilen, und Tauſende, die, ſterbensmatt und blutend, ſich vergebens an den Planken der Brücke feſtklammern wollten, in die kalte Eisgrube des Todes hinabſtürzen." Im Ganzen fand er England und das engliſche Treiben genau wie er es im „Ratcliff" geſchildert, und geſtand einem Freunde [93]) bei ſeiner Rückkehr, daß er dieſen Stoff auch jetzt, nachdem er den Schauplatz deſſelben aus eigner Anſchauung kennen gelernt, im Weſentlichen nicht mit beſſern Lokalfarben zu behandeln wüßte. „Wie der Mathematiker," fügte er hinzu, „aus einem Theile des Kreiſes dieſen ſofort ganz herzuſtellen vermag, ſo kann auch der

Dichter aus wenigen Zügen das ganze Bild konſtruieren." Die vorgefaſſte Meinung und die Abneigung des Poeten gegen die eckig proſaiſche Außenſeite des engliſchen Lebens influierten jedoch über Gebühr auf ſein Urtheil, und er verfiel bei ſeinen Spöttereien nur zu häufig ſelbſt in den von ihm ſo ſtreng gerügten Fehler „jener geiſtigen Maſkeradenluſt, wo wir Menſchen und Denkweiſe unſerer Heimat in fremde Länder hineintragen, ſtatt bei unbefangener Beobachtung wahrzunehmen, daſs dort die Menſchen mit Sitten und Koſtüm gleichſam verwachſen ſind, daſs die Geſichter zu den Gedanken und die Kleider zu den Bedürfniſſen paſſen, ja daſs Pflanzen, Thiere, Menſchen und Land ein zuſammenſtimmendes Ganze bilden." 94) Anfangs bemühte Heine ſich allerdings, ſeine ſubjektive Averſion zu überwinden, und die Reiſeberichte, welche er in den „Engliſchen Fragmenten" gab, zeugten im Ganzen noch von dem Streben, den politiſchen und geſellſchaftlichen Eigenthümlichkeiten der fremden Nationalität gerecht zu werden, dem Leſer ein richtiges Verſtändnis derſelben zu vermitteln. Viele der mitgetheilten Aufſätze — die Charakteriſtik John Bull's, die Abhandlung über die Staatsſchuld, das Bild Lord Brougham's als Parlamentsredner, die türkiſchen und jüdiſchen Parallelgeſchichten bei den Debatten über die Emancipation der Katholiken — waren direkt aus engliſchen Journalen entnommen, und das ſtarke Nationalbewuſſtſein der Engländer wurde als Schlüſſel zur Erklärung mancher anſcheinender Widerſprüche lebhaft betont 95): „Trotz der entgegengeſetzten Geiſtes- und Lebensrichtungen, findet man doch wieder im engliſchen Volke eine Einheit der Geſinnung, die eben darin beſteht, daſs es ſich als ein Volk fühlt: die neueren Stutzköpfe und Kavaliere mögen ſich immerhin wechſelſeitig haſſen und verachten, dennoch hören ſie nicht auf, Engländer zu ſein; als Solche ſind ſie einig und zuſammengehörig, wie Pflanzen, die aus demſelben Boden hervorgeblüht und mit dieſem Boden wunderbar verwebt ſind. Daher die geheime Übereinſtimmung des ganzen Lebens und Webens in England, das uns beim erſten Anblick nur ein Schauplatz der Verwirrung und Widerſprüche dünken will. Überreichthum und Miſère, Orthodoxie und Unglauben, Freiheit und Knechtſchaft, Grauſamkeit und Milde, Ehrlichkeit und Gaunerei, dieſe Gegenſätze in ihren tollſten Extremen, darüber der graue Nebelhimmel, von allen Seiten ſummende Maſchinen, Zahlen, Gaslichter, Schornſteine, Zeitungen, Porterkrüge, geſchloſſene Mäuler, alles Dieſes hängt ſo zuſammen, daſs wir uns Keins ohne das Andere denken können, und was vereinzelt unſer Erſtaunen oder Lachen erregen würde, erſcheint uns als ganz gewöhnlich und ernſthaft in ſeiner Vereinigung.“

Nur kurze Zeit aber vermochte Heine dies halbwegs unparteiliche Reſultat ſeines Beſuches in England feſtzuhalten, und Land und Volk muſſten ſpäter bei jeder Gelegenheit bitter entgelten, daſs die Form ihrer äußern Erſcheinung dem künſtleriſchen Schönheitsſinne des deutſchen Poeten ſo wenig Genüge gethan. Seit Letzterer vollends die heitre Beweglichkeit des franzöſiſchen Lebens kennen und genießen gelernt, verſchoben ſich ihm die Erinnerungen ſeiner Londoner Reiſe zu einem grotesken Zerrbilde, das nur noch dem ausgelaſſenſten Humor zum Spielball oder den Ausbrüchen miſsmüthigſter Laune zum Blitzableiter dient. „Es ſind nun acht Jahre“, erzählt er in den „Florentiniſchen Nächten“ **), „daſs ich nach London reiſte, um die Sprache und das Volk dort kennen zu lernen. Hol' der Teufel das Volk mitſammt ſeiner Sprache! Da nehmen ſie ein Dutzend einſilbiger Worte ins Maul, kauen ſie, knatſchen ſie, ſpucken ſie wieder aus, und Das nennen ſie Sprechen. Zum Glück ſind ſie ihrer Natur nach ziemlich ſchweigſam, und obgleich ſie uns immer mit aufgeſperrtem Maule anſehen, ſo verſchonen ſie uns jedoch mit langen Konverſationen. Aber wehe uns, wenn wir einem Sohne Albions in die Hände fallen, der die große Tour gemacht und auf dem Kontinente Franzöſiſch gelernt hat. Dieſer will dann die Gelegenheit benutzen, die erlangten Sprachkenntniſſe zu üben, und überſchüttet uns mit Fragen über alle möglichen Gegenſtände, und kaum hat man die eine Frage beantwortet, ſo kommt er mit einer neuen herangezogen, entweder über Alter oder Heimat oder Dauer unſeres Aufenthalts, und mit dieſem unaufhörlichen Inquirieren glaubt er uns aufs allerbeſte zu unterhalten. Einer meiner Freunde in Paris hatte vielleicht Recht, als er behauptete, daſs die Engländer ihre franzöſiſche Konverſation auf dem Bureau des passeports erlernen. Am nützlichſten iſt ihre Unterhaltung bei Tiſche,“ wenn ſie ihre koloſſalen Roaſtbeefe tranchieren und mit den ernſthafteſten Mienen uns abfragen, welch ein Stück wir verlangen, ob ſtark oder ſchwach gebraten, ob aus der Mitte oder aus der braunen Rinde, ob fett oder mager. Dieſe Roaſtbeefe und ihre Hammelbraten ſind aber auch Alles, was ſie Gutes haben. Der Himmel bewahre jeden Chriſtenmenſch vor ihren Saucen, die aus $\frac{1}{3}$ Mehl und $\frac{2}{3}$ Butter, oder je nachdem die Miſchung eine Abwechſelung bezweckt, aus $\frac{1}{3}$ Butter und $\frac{2}{3}$ Mehl beſtehen. Der Himmel bewahre auch Jeden vor ihren naiven

Gemüſen, die ſie in Waſſer abgekocht, ganz wie Gott ſie erſchaffen hat, auf den Tiſch bringen. Entſetzlicher noch als die Küche der Engländer ſind ihre Toaſte und ihre obligaten Standreden, wenn das Tiſchtuch aufgehoben wird und die Damen ſich von der Tafel wegbegeben, und ſtatt ihrer eben ſo viele Bouteillen Portwein aufgetragen werden — denn durch letztere glauben ſie die Abweſenheit des ſchönen Geſchlechtes aufs beſte zu erſetzen. Ich ſage: des ſchönen Geſchlechtes, denn die Engländerinnen verdienen dieſen Namen. Es ſind ſchöne, weiße, ſchlanke Leiber. Nur der allzu breite Raum zwiſchen der Naſe und dem Munde, der bei ihnen eben ſo häufig wie bei den engliſchen Männern gefunden wird, hat mir oft in England die ſchönſten Geſichter verleidet. Dieſe Abweichung von dem Typus des Schönen wirkt auf mich noch fataler, wenn ich die Engländer hier in Italien ſehe, wo ihre kärglich gemeſſenen Naſen und die breite Fleiſchfläche, die ſich darunter bis zum Maule erſtreckt, einen deſto ſchrofferen Kontraſt bildet mit den Geſichtern der Italiäner, deren Züge mehr von antiker Regelmäßigkeit ſind, und deren Naſen, entweder römiſch gebogen oder griechiſch geſenkt, nicht ſelten ins allzu Längliche ausarten. Sehr richtig iſt die Bemerkung eines deutſchen Reiſenden, daß die Engländer, wenn ſie hier unter den Italiänern wandeln, Alle wie Statuen ausſehen, denen man die Naſenſpitze abgeſchlagen hat. Ja, wenn man den Engländern in einem fremden Lande begegnet, kann man durch den Kontraſt ihre Mängel erſt recht grell hervortreten ſehen. Es ſind die Götter der Langeweile, die in blank lackierten Wagen mit Extrapoſt durch alle Länder jagen, und überall eine graue Staubwolke von Traurigkeit hinter ſich laſſen. Dazu kommt ihre Neugier ohne Intereſſe, ihre geputzte Plumpheit, ihre freche Blödigkeit, ihr eckiger Egoismus, und ihre öde Freude an allen melancholiſchen Gegenſtänden. Schon ſeit drei Wochen ſieht man hier auf der Piazza del Gran Duca alle Tage einen Engländer, welcher ſtundenlang mit offenem Maule jenem Charlatane zuſchaut, der dort, zu Pferde ſitzend, den Leuten die Zähne ausreißt. Dieſes Schauſpiel ſoll den edlen Sohn Albions vielleicht ſchadlos halten für die Exekutionen, die er in ſeinem theuern Vaterlande verſäumt. Denn nächſt Boxen und Hahnenkampf giebt es für einen Britten keinen köſtlicheren Anblick, als die Agonie eines armen Teufels, der ein Schaf geſtohlen oder eine Handſchrift nachgeahmt hat, und vor der Façade von Old-Baylie eine Stunde lang mit einem Strick um den Hals ausgeſtellt wird, ehe man ihn in die Ewigkeit ſchlendert. Es iſt keine Übertreibung, wenn ich ſage, daß Schafdiebſtahl und Fälſchung in jenem häßlich grauſamen Lande gleich den abſcheulichſten Verbrechen, gleich Vatermord und Blutſchande, beſtraft werden. Ich ſelber, den ein triſter Zufall vorbeiführte, ich ſah in London einen Menſchen hängen, weil er ein Schaf geſtohlen, und ſeitdem verlor ich alle Freude an Hammelbraten; das Fett erinnert mich immer an die weiße Mütze des armen Sünders. Neben ihm ward ein Irländer gehenkt, der die Handſchrift eines reichen Bankiers nachgeahmt; noch immer ſehe ich die naive Todesangſt des armen Paddy, welcher vor den Aſſiſen nicht begreifen konnte, daß man ihn einer nachgeahmten Handſchrift wegen ſo hart beſtrafe, ihn, der doch jedem Menſchenkind erlaube, ſeine eigne Handſchrift nachzuahmen. Und dieſes Volk ſpricht beſtändig von Chriſtenthum, und verſäumt des Sonntags keine Kirche, und überſchwemmt die ganze Welt mit Bibeln. — Ich will geſtehen: wenn mir in England Nichts munden wollte, ſo lag auch wohl zum Theil der Grund in mir ſelber. Ich hatte einen guten Vorrath von Mißlaune mit hinüber gebracht aus der Heimat, und ich ſuchte Erheiterung bei einem Volke, das ſelber nur im Strudel der politiſchen und merkantiliſchen Thätigkeit ſeine Langeweile zu tödten weiß. Die Vollkommenheit der Maſchinen, die hier überall angewendet werden, und ſo viele menſchliche Verrichtungen übernommen, hatte ebenfalls für mich etwas Unheimliches; dieſes künſtliche Getriebe von Rädern, Stangen, Cylindern und tauſenderlei kleinen Häkchen, Stiftchen und Zähnchen, die ſich faſt leidenſchaftlich bewegen, erfüllte mich mit Grauen. Das Beſtimmte, das Genaue, das Ausgemeſſene und die Pünktlichkeit im Leben der Engländer beängſtigte mich nicht minder; denn gleich wie die Maſchinen in England uns wie Menſchen vorkommen, ſo erſcheinen uns dort die Menſchen wie Maſchinen. Ja, Holz, Eiſen und Meſſing ſcheinen dort ganz den Geiſt des Menſchen uſurpiert zu haben und vor Geiſtesfülle faſt wahnſinnig geworden zu ſein, während der entgeiſtete Menſch als ein hohles Geſpenſt ganz maſchinenmäßig ſeine Gewohnheitsgeſchäfte verrichtet, zur beſtimmten Minute Beefſtäke friſſt, Parlamentsreden hält, ſeine Nägel bürſtet, in die Stage-Coach ſteigt oder ſich aufhängt.“ — Boshafter noch ſind die galligen Worte, mit denen Heine ſeine Beſprechung der Shakſpeare'ſchen Frauenbilder einleitet 97): „Ich kenne einen guten Hamburger Chriſten, der ſich nie darüber zufrieden geben konnte, daß unſer Herr und Heiland von Geburt ein Jude war. Wie es dieſem vortrefflichen

Sohne Hammonia's mit Jeſus Chriſtus geht, ſo geht es mir mit William Shakſpeare. Es wird mir flau zu Muthe, wenn ich bedenke, daß er am Ende doch ein Engländer iſt, und dem widerwärtigſten Volke angehört, das Gott in ſeinem Zorne erſchaffen hat. Welch ein widerwärtiges Volk, welch ein unerquickliches Land! Wie ſteifleinen, wie hausbacken, wie ſelbſtſüchtig, wie engliſch! Ein Land, welches längſt der Ocean verſchluckt hätte, wenn er nicht befürchtete, daß es ihm Übelkeiten im Magen verurſachen möchte... Ein Volk, ein graues gähnendes Ungeheuer, deſſen Athem Nichts als Stickluft und tödliche Langeweile, und das ſich gewiß mit einem koloſſalen Schiffstau am Ende ſelbſt aufhängt... Und in einem ſolchen Lande, und unter einem ſolchen Volke hat William Shakſpeare das Licht der Welt erblickt. Gleichſam eine geiſtige Sonne ward er für jenes Land, welches der wirklichen Sonne faſt während zwölf Monate im Jahre entbehrt, für jene Inſel der Verdamnis, jenes Botanybay ohne ſüdliches Klima, jenes ſteinkohlenqualmige, maſchinenſchnurrende, kirchengängeriſche und ſchlecht beſoffene England! Die gütige Natur enterbt nie gänzlich ihre Geſchöpfe, und indem ſie den Engländern Alles, was ſchön und lieblich iſt, verſagte, und ihnen weder Stimme zum Geſang noch Sinne zum Genuß verliehen, und ſie vielleicht nur mit ledernen Porterſchläuchen ſtatt mit menſchlichen Seelen begabt hat, ertheilte ſie ihnen zum Erſatz ein groß Stück bürgerlicher Freiheit, das Talent, ſich häuslich bequem einzurichten, und den William Shakſpeare."

An Letzteren wurde Heine bei ſeinem Durchſtreifen der Weltſtadt aller Orten erinnert, und er überzeugte ſich, daß Shakſpeare's Dramen dort zu Lande nicht bloß dem Gebildeten, ſondern faſt Jedem im Volke bekannt ſind**): „Sogar der dicke Beefeater, der mit ſeinem rothen Rock und rothen Geſicht im Tower als Wegweiſer dient, und dir hinter dem Mittelthor das Verlies zeigt, wo Richard ſeine Neffen, die jungen Prinzen, ermorden laſſen, verweiſt dich an Shakſpeare, welcher die näheren Umſtände dieſer grauſamen Geſchichte beſchrieben habe. Auch der Küſter, der dich in der Weſtminſterabtei herumführt, ſpricht immer von Shakſpeare, in deſſen Tragödien jene todten Könige und Königinnen, die hier in ſteinernem Konterfei auf ihren Sarkophagen ausgeſtreckt liegen und für einen Schilling ſechs Pence gezeigt werden, eine ſo wilde oder klägliche Rolle ſpielen. Ich müßte den ganzen Guide of London abſchreiben, wenn ich die Orte anführen wollte, wo mir dort Shakſpeare in Erinnerung gebracht wurde.

Am bedeutungsvollſten geſchah Dieſes im Parlamente, nicht ſowohl deshalb, weil das Lokal deſſelben jenes Weſtminſter-Hall iſt, wovon in den Shakſpeare'ſchen Dramen ſo oft die Rede, ſondern weil, während ich den dortigen Debatten beiwohnte, einigemal von Shakſpeare ſelber geſprochen wurde, und zwar wurden ſeine Verſe nicht ihrer poetiſchen, ſondern ihrer hiſtoriſchen Bedeutung wegen citiert. Zu meiner Verwunderung merkte ich, daß Shakſpeare in England nicht bloß als Dichter gefeiert, ſondern auch als Geſchichtſchreiber von den höchſten Staatsbehörden, von dem Parlamente, anerkannt wird."

Mitte Juni machte Heine einen vierzehntägigen Ausflug nach dem faſhionablen Seebade Ramsgate an der Themſemündung, und kehrte von dort wieder auf kurze Zeit nach London zurück, das er am 8. Auguſt, dem Todestage Canning's, verließ, um ſich über Holland zum dritten Male nach Norderney zu verfügen. „Ich werde Nichts über England herausgeben; kein Buchhändler bezahlt mir die Koſten," hatte er aus London an Merckel geſchrieben **). Trotz der mannigfachen geiſtigen Ausbeute, die ihm ſeine Reiſe gewährt hatte, wiederholte er jetzt, mit Anſpielung auf Walter Scott's „Leben Napoleon's", das hauptſächlich zur Deckung der Gläubiger des ſchottiſchen Barden verfaſſt worden war, dieſelbe Verſicherung ***): „England hat mich in finanzieller Hinſicht zu Grunde gerichtet. Dennoch will ich es nicht wie Walter Scott machen und ein ſchlechtes Buch, aber lukratives, ſchreiben. Ich bin der Ritter vom heiligen Geiſt." — Hatte er ſich vor der Reiſe nach England, die faſt einer Flucht ähnlich ſah, etwas furchtſam erwieſen, ſo erſchien nach den ſcharfen Worten, die er im zweiten Bande der „Reiſebilder" über den hannöveriſchen Adel geſprochen, ſein jetziger Beſuch auf Norderney faſt wie eine tollkühne Provokation. „Nun, dazu gehörte Muth!" riefen ihm in der That einige alte Bekannte entgegen, als ſie ihn ankommen ſahen. So ungehalten aber die ariſtokratiſchen Badegäſte über ihn ſein mochten und ſo fern ſie ſich von ihm hielten, hatte er doch keinerlei ernſtliche Anfechtungen zu erleiden. Nach zweiwöchentlichem Verweilen begab er ſich von dem diesmal ſehr überfüllten, ziemlich geräuſchvollen Bade nach der weiter oſtwärts gelegenen Inſel Wangeroge, deren einſamer Strand faſt ſchon von allen Kurgäſten verlaſſen war. Nachdem er hier in ſtiller Zurückgezogenheit ſeine von der Sommerreiſe ſtark angegriffenen Nerven gekräftigt, kehrte er gegen Ende September nach Hamburg zurück.

Drittes Kapitel.

Das „Buch der Lieder“.

Schon aus Lüneburg hatte Heine im verfloſſenen Winter an Merckel geſchrieben [101]: „Einige Freunde dringen darauf, daß ich eine auserleſene Gedichteſammlung, chronologiſch geordnet und ſtreng gewählt, herausgeben ſoll, und glauben, daß ſie eben ſo populär wie die Bürger'ſche, Goethe'ſche Uhland'ſche u. ſ. w. werden wird. Varnhagen giebt mir in dieſer Hinſicht manche Regeln. Ich würde einen Theil meiner erſten Gedichte aufnehmen, ich darf es rechtlich thun, da mir Maurer keinen Pfennig Honorar gegeben hat; ich nehme faſt das ganze „Intermezzo“ — Das könnte Dümmler mir nicht verargen — und dann die ſpätern Gedichte, wenn Campe, von dem ich keinen Schilling Honorar verlangen würde, das Buch verlegen wollte, und nicht fürchtet, daß die „Reiſebilder“ dadurch beeinträchtigt werden. Wie geſagt, ich wollte für dieſes Buch keinen Schilling verlangen, die Wohlfeilheit und die andern Erforderniſſe des Popularwerdens wären meine einzigen Rückſichten, es wär' meine Freude, Maurern und Dümmlern zu zeigen, daß ich mir doch zu helfen weiß, und dieſes Buch würde mein Hauptbuch ſein, und ein pſychologiſches Bild von mir geben, — die trüb-ernſten Jugendgedichte, das „Intermezzo“ mit der „Heimkehr“ verbunden, reine blühende Gedichte, z. B. die aus der „Harzreiſe“, und einige neue, und zum Schluß die ſämmtlichen koloſſalen Epigramme. Hör doch mal aus Campe heraus, ob ihm ſolch ein Plan nicht mißfällt und ob er ſolchem Buch — es wär' keine gewöhnliche Gedichteſammlung — Abſatz verſpricht.“

Campe war Anfangs dem Plane wenig geneigt, er hatte zeitlebens geringes Gefallen an dem Verlag von Gedichten, über deren Werth er zudem meiſtens ein ſehr unſicheres Urtheil beſaß, und im vorliegenden Falle ſchien es ihm obendrein recht bedenklich, durch Einzeldruck der in den „Reiſebildern" enthaltenen Gedichte gewiſſermaßen mit einem andern Artikel ſeines Verlages ſelbſt in Konkurrenz zu treten. Nach vielem Zureden entſchloß er ſich endlich, gegen Zuſicherung ſämmtlicher künftiger Auflagen des „Buches der Lieder", über ein Darlehen von 50 Louisd'or, das der Dichter im Frühjahr bei ihm gemacht hatte, zu quittieren, und der Druck begann, ſobald Heine wieder in Hamburg eintraf.

Schon in der Mitte des Oktobermonats wurde das Buch verſandt. „Es iſt Nichts als eine tugendhafte Ausgabe meiner Gedichte," ſchrieb Heine, durch Campe's geringfügige Erwartungen entmuthigt, den Freunden in Berlin bei Zuſtellung der für ſie beſtimmten Exemplare[102]. „Es iſt wunderſchön ausgerüſtet, und wird wie ein harmloſes Kauffahrteiſchiff, unter dem Schutze des zweiten Reiſebilderbandes, ruhig ins Meer der Vergeſſenheit hinabſegeln." Der Erfolg ſollte jedoch dieſe ſchlimme Prophezeiung glänzend widerlegen. Zehn Jahre vergingen freilich, bevor die erſte, in 5000 Exemplaren gedruckte Ausgabe vergriffen war, dann aber folgte eine neue Auflage der andern, und der Dichter, welcher den koſtbaren Liederhort für ein ſo winziges Sümmchen auf immer aus der Hand gegeben, hatte ſo Unrecht nicht, wenn er ſpäter mit ſatiriſchem Lächeln das ſtattliche Haus ſeines Verlegers in der Schauenburgerſtraße zu Hamburg ein prachtvolles Monument nannte, das ihm in dankbarer Erinnerung an die vielen und großen Auflagen des „Buches der Lieder" errichtet ſei[103].

Obwohl die Sammlung kein einziges Gedicht enthielt, das nicht ſchon in früheren Publikationen Heine's mitgetheilt worden war — ein Umſtand, über den ſeine Gegner es an boshaften Gloſſen nicht fehlen ließen[104] — ſo war doch die Wirkung des Ganzen eine weſentlich andere und tiefere, als der Eindruck der in verſchiedenen Büchern und Tagesblättern zerſtreuten Lieder. Die lyriſche Thätigkeit des Dichters und ihr eigenthümlicher Charakter ſtellten ſich jetzt dem Leſer in einem Geſammtbilde dar, in welchem das Einzelne durch ſeine Beziehung zu allen übrigen Theilen erſt die rechte Beleuchtung gewann. Unter den Wenigen, welche das „Buch der Lieder" damals einer eingehenden Beſprechung würdigten, erkannte ein Berliner Recenſent ſofort die literarhiſtoriſche Bedeutung der Heine'ſchen

Gedichtſammlung. „Nicht nur darf uns erfreuen," ſchrieb der mehrfach genannte Dr. Heinrich Hermann (Ernſt Weldemar) im „Geſellſchafter" Nr. 186, vom 21. November 1827, „jetzt bequem beiſammen zu haben, was nun doch einmal innig zuſammen gehört, ſondern wir finden auch unſern Beſitz in ſich ſelbſt vergrößert, ſchon durch die bloße Vereinigung; denn der Strauß iſt noch etwas mehr, als die Blumen alle, aus denen er beſteht. Wie jedes Lied einzeln nur für ſich ſpricht, ſo ſpricht es in einer Folge aufgereiht zugleich ſeinen Theil eines höheren Ganzen aus. Augenblicke, Stunden, Tage der Empfindung werden ſo zu einer Herzensgeſchichte, die in den mannigfachſten Scenen ihren faſt dramatiſchen Verlauf hat; die Einheit des Gefühls, welche dieſen Liedern zum Grunde liegt, läſſt ſich nicht leugnen, ſie iſt die reine, urſprüngliche Quelle, aus der jede Ausdrucksweiſe hier fließt; die Nachahmung von Kunſtformen, das Begehren, Etwas zu ſcheinen, waren hier keine Antriebe. Die Urſprünglichkeit und Selbſtändigkeit dieſer lyriſchen Ergüſſe zeigt ſich ſchon dadurch offenbar, daſs es vor Heine in unſrer Literatur Nichts dieſer Art gegeben, und ſeit ſeinem Auftreten ſchon mehrere Nachahmungen ſeiner Weiſe, doch mit geringem Glück, verſucht werden."

Ein Irrthum wäre es jedoch, zu glauben, daſs die Mehrzahl der zeitgenöſſiſchen Kritiker dieſe günſtige Anſicht über den Werth des Heine'ſchen Liederbuches getheilt hätte. Das Talent des Dichters wurde freilich anerkannt, aber der Gebrauch ſeiner Gaben erregte vielfältiges Bedenken. Die Schulpedanten, welche nach ihren klaſſiſchen Traditionen das Geſetz der quantitierenden Metrik auch für die deutſche Poeſie feſthalten wollten, vermochten in den melodiſchen Hebungen und Senkungen der volksliedartigen Reime nur eine ſtilloſe Flüchtigkeit der Verſifikation, in den majeſtätiſch wogenden Rythmen der „Nordſeebilder" gar nur eine willkürlich in Verszeilen abgetheilte Proſa zu erkennen 105). „Übrigens ſind dieſe „Lieder" von H. Heine recht hübſche Lieder," ſchrieb der eitle Dr. Nikolaus Bärmann 106), der ſich zu jener Zeit in der ſeiltänzeriſch gekünſtelten Nachahmung aller erdenklichen ausländiſchen Muſter gefiel, „wenn man die Reimzeilen dieſes anderweitig genialen Autors für deutſche Verſe will gelten laſſen. Was Apel's „Metrik" und Voß's „Zeitmeſſung" dazu ſagen — — ei nun! es kann ja Jeder dieſe Herren ſelbſt fragen." Ähnlich lautete die nach Kathederſtaub und Lampenöl duftende Cenſur, welche Müllner mit gewohnter Anmaßung dem „Buche der Lieder" auf den Weg gab 107):

„Der Inhalt zeugt für ein dichteriſches Talent, welches (wie nicht immer der Fall iſt), dem Sänger eigenthümlich zugehört, aber, wenn wir uns eines ſchulmänniſchen Ausdrucks bedienen dürfen, noch nicht gelernt hat, hartes Holz zu bohren. Ein Genius iſt da, aber er iſt noch nicht, wie Schiller ihn will: er entbrennt nicht, thatenvoll dem Stoffe ſich zu vermählen, er ſpannt nicht den Nerv des Fleißes an, um beharrlich ringend dem Gedanken das Element zu unterwerfen. Hinwerfen auf das Papier, was er leicht aufgefaſſt hat, leicht und angenehm hinwerfen, was er ohne Anſtrengung der dichteriſchen Kraft geſtaltet hat, Das iſt die Thätigkeit, die er liebt. In Gottes Namen! Da die Poeten geboren werden, ſo müſſen ſie auch Kinder ſein, ſie müſſen ſpielen dürfen, bis die Kraft zur Arbeit reif geworden iſt. Um ſo beſſer werden ſie dann im Stande ſein, der Arbeit den Schein des Spieles zu geben, und Das iſt ja das Geheimnis der ſchönen Kunſt.“

Von allen Vorwürfen, die gegen Heine erhoben werden konnten, war der Tadel, daſs er es mit der künſtleriſchen Form zu nachläſſig und leicht nehme, ſicher der ungerechteſte. Es ging den Herren Müllner, Bärmann und Konſorten, wie es manchem dilettantiſchen Betrachter einer Gemäldeausſtellung zu gehen pflegt, der bewundernd vor mittelmäßigen Bildern ſtehen bleibt und ſie für Meiſterwerke hält, weil die Spuren einer mühevollen Technik an den aufgewandten Künſtlerfleiß erinnern, während eine Rafael'ſche Madonna in dem kunſtſinnigen Beſchauer freilich andere Empfindungen als das Behagen an den überwundenen Schwierigkeiten der Ausführung erweckt! Für den eingeweihten Kenner der Poeſie lag es wohl außer Zweifel, daſs die leichtbeſchwingten Weiſen der Heine'ſchen Lieder, gegen welche faſt das Beſte unter dem Früheren ſchwerfällig erſchien, keineswegs in flüchtiger, anſtrengungsloſer Haſt aufs Papier geworfen waren. Ein Schriftſteller, der, wie Heine, der ſtiliſtiſchen Vollendung des Ausdrucks ſo hohen Werth beilegte, daſs er ſelbſt von jedem einigermaßen wichtigen Privatbriefe ein Koncept entwarf, muſſte ſicherlich auf die Ausarbeitung ſeiner poetiſchen Werke eine geſteigerte Sorgfalt verwenden. In der That braucht man nur eine oder das andere jener anmuthigen Lieder, die ſo tändelnden Spiels von der Sängerlippe gefloſſen zu ſein ſcheinen, im Manuſkript anzuſehn, um zu erkennen, wie emſig Heine an Form und Gedanken feilte. „Wie gern überredete man ſich nicht,“ bemerkt Auguſt Lewald[108]), der 1840 in der Zeitſchrift „Europa“ das Fakſimile der Handſchrift einiger dieſer Lieder mittheilte, „daß der Dichter ſie hinhauchte, daß der üppige Erguß aus der Fülle ſeiner Seele immer auch gleich die Geſtalt gewinne, die uns erfreuen und entzücken kann. Wer aber die Manuſkripte betrachtet, wird anderer Meinung werden. Dieſe reizende Leichtigkeit, dieſer rhythmiſche Wohlklang, dieſe ſcheinbare Nachläſſigkeit, es iſt Alles Frucht des ſorglichſten Nachdenkens; die ſchärfſte Kritik, das feinſte Ohr wachen über dieſen Hervorbringungen und geben ihnen ihre liebliche Vollendung.“ Ein paar Beiſpiele mögen uns in die geiſtige Werkſtatt des Dichters einführen und uns zeigen, wie prüfend jedes Wort und jede Wendung überlegt wurde, bis endlich der bezeichnendſte Ausdruck des Gedankens, die rhythmiſch einſchmeichelndſte Versmelodie gefunden war. Sämmtliche Strophen ſind dem „Neuen Frühling“ entnommen.

Es hebt die Waſſerlilie
Ihr Köpfchen aus dem Fluß,
Da wirft der Mond aus dem Himmel
Viel lichten Liebeskuß.

Verſchämt ſenkt ſie das Köpfchen
Wieder herab zu den Welln —
Da ſieht ſie zu ihren Füßen
Den zitternd blaſſen Geſelln.

So lautet die erſte Faſſung des bekannten Liedes. Aber nachdem der dritte Vers der erſten Strophe zweimal geändert worden war:

Da wirft der Mond aus der Höhe

und

Da wirft der Mond herunter,

genügte ſchließlich die ganze Strophe erſt in nachſtehender Form dem feinſinnigen Ohre des Dichters:

Die ſchlanke Waſſerlilie
Schaut träumend empor aus dem See,
Da grüßt der Mond herunter
Mit lichtem Liebesweh.

In der zweiten Strophe wurde das „herab“ mit einem korrekteren „hinab“ vertauſcht, und der „zitternd blaſſe“ Geſell ſah ſich, nachdem er noch die Wandlung eines „zärtlich blaſſen Geſelln“ durchlaufen war, einfacher und geſchmackvoller in einen „armen blaſſen Geſelln“ verkehrt.

Ein anderes Lied. Wie ſteif klingt folgende Strophe in der erſten Verſion:

Weil ich dich liebe, muß ich fliehend
Ausweichen dir — o zürne nicht!
Dein Antlitz, das ſo heiter blühend,
Paßt nicht zu meinem Angeſicht.

oder ſelbſt noch in der zweiten:

Weil ich dich liebe, muß ich fliehend
Dich ſtets vermeiden — zürne nicht!
Dein Antlitz iſt ſo ſchön, ſo blühend,
Paßt nicht zu meinem Angeſicht.

Nur wenige Worte ſind verändert — aber dennoch, Wer fühlte nicht das bedeutungsvolle Gewicht der genialen Verbeſſerungen in der nächſten und letzten Faſſung:

Weil ich dich liebe, muß ich fliehend
Dein Antlitz meiden — zürne nicht!
Wie paßt dein Antlitz, ſchön und blühend,
Zu meinem traurigen Geſicht!

Wir beſchließen dieſe Beiſpiele, welche ſich ins Unendliche vermehren ließen, mit Anführung der Varianten des wehmüthigen Frühlingsliedes:

Gekommen iſt der Maie,
Die Blumen und Bäume blühn.

Da hieß es gleich in der zweiten Zeile unplaſtiſcher und allgemeiner:

Die liebe Erd' iſt grün.

Die mittlere Strophe begann:

Die luſtigen Vöglein ſingen,

während die ſpätere Verſion:

Die Nachtigallen ſingen

wieder ein konkreteres Bild giebt. Die letzte Strophe lautete anfänglich:

Ich denk' an meine Schöne,
Ich denk', ich weiß nicht was;
Es rinnt gar manche Thräne
Hinunter in das Glas.

Dann ſchrieb Heine:

Ich ſitze mit meinem Kummer
Im hohen grünen Gras.
Da kommt ein ſanfter Schlummer,
Ich träume, ich weiß nicht was.

Erſt bei der dritten Verbeſſerung fand der Dichter einen ungleich edleren Abſchluß des Liedes:

Doch ich kann nicht ſpringen und ſingen,
Ich liege krank im Gras;
Ich hör' ein ſüßes Klingen,
Und träum', ich weiß nicht was.

Auch an dieſer Faſſung aber wurde noch gefeilt, bis endlich die Strophe, wie folgt, zum Abdrucke kam:

Ich kann nicht ſingen und ſpringen,
Ich liege krank im Gras;
Ich höre fernes Klingen,
Mir träumt, ich weiß nicht was.

Das Studium der zahlreichen Varianten der Heine'ſchen Lieder dürfte unſern Poeten und Kunſtkritikern beſonders deßhalb zu empfehlen ſein, weil faſt ausnahmslos jede Änderung eine weſentliche, in ihrem Motive leicht ſich erklärende Verbeſſerung war. Wir wollen beiläufig bemerken, daß Heine jene Arbeit eines ſorgſamen Feilens in der Regel zu derſelben Stunde vollzog, in welcher er die betreffenden Gedichte ſchuf, nicht aber ſpäter, wenn ſie ihm fremd geworden, daran krittelte und klaubte. „Ich ſelbſt bin wirklich immer ſehr gewiſſenhaft im Arbeiten geweſen," äußerte er im Oktober 1850 gegen Adolf Stahr, „ich habe gearbeitet, ordentlich gearbeitet an meinen Verſen . . . Ich laſſe mir jetzt Knebel's Briefwechſel vorleſen. Da hat mich eine Stelle als ſehr komiſch frappiert. Es iſt ein Brief Ramler's, worin der Gute angiebt, wie er es beim Dichten macht, wie er ſich erſt den Gedanken ſchriftlich exponiert, gleichſam ſceniert, und dann das Alles gehörig in Verſe und Reime bringt. Es iſt mir ſehr komiſch vorgekommen, dieſe poetiſche Receptierkunſt unſerer Väter. Und doch haben die Leute ein großes Verdienſt gehabt: ſie haben ihre Verſe ordentlich gearbeitet, ſie haben ein Studium aus ihrer Arbeit und aus dem Verſe gemacht. Die Romantiker hingegen, bei denen Alles aus der Urkraft urſprünglich wachſen ſollte, nun! bei Denen haben wir ja geſehen, was da gewachſen iſt."

Da wir die einzelnen Abtheilungen des „Buches der Lieder" ſchon beim Entſtehen derſelben ziemlich ausführlich beſprachen, heben wir nur noch eine in mancher Hinſicht beachtenswerthe Kritik hervor, die ſich in Nr. 52 des Tübinger „Literatur-Blattes" vom 27 Juni 1828 findet, und mit der Chiffre G. S. unterzeichnet — wahrſcheinlich von Guſtav Schwab herrührt. Es iſt die erſte zeitgenöſſiſche Kritik, welche vorherrſchend den humoriſtiſchen Charakter der Heine'ſchen Poeſie betont, obſchon das Weſen dieſes Humors auch hier Nichts weniger als richtig begriffen wird. Wir laſſen die Eingangsbetrachtungen unverkürzt folgen: „Der Schmerz der Poeſie über das alltägliche und konventionelle Leben äußert ſich entweder empfindſam oder humoriſtiſch. Den empfindſamen Schmerz hatte ſich bisher die Lyrik vorbehalten, und den Humor der höheren Komödie und dem Roman überlaſſen; nur einzelne Anklänge deſſelben vernahm man ſeit Goethe in den Liedern des letzten halben Jahrhunderts; am natürlichſten und mildeſten ſprach er ſich in Uhland's lyriſchen Poeſien aus. Herr Heine aber iſt der Erſte, in deſſen Liederdichtungen jene welthöhnende Stimmung eines zerriſſenen Gemüthes Grundton geworden iſt, und zwar ſo, daß ſein Humor nicht etwa auf eine geheime Verſöhnung hindeutet, ſondern den Kontraſt zwiſchen Poeſie und Leben faſt immer ohne Milderung recht grell und mit kalter Bitterkeit zur Anſchauung bringt, und ſich in „vergifteten" Liedern gefällt. So originell und vielleicht durch das Lebensſchickſal des Dichters bedingt ein ſolches Beſtreben erſcheint, ſo wehethuend muß es in die Länge werden, wenn immer nur der unſelige Sieg des Lebens über die Poeſie, und die unerbittliche Vernichtung des Idealen durch das Zufällige und Irdiſche dargeſtellt wird; und ſo leicht kann der immer in derſelben Richtung wiederkehrende Witz und Hohn in eine ermüdende Manier ausarten. Zweierlei Mittel hat der Dichter gegen dieſe doppelte Gefahr: entweder das tiefe Gefühl, durch das jener Spott ſelbſt mannigfaltig modificiert, durch das er zugleich, ohne es ſelbſt zu wollen, rührend und weich wird; oder eine reiche Phantaſie, die in beiden Gegenſätzen eine unendliche Bilderwelt eröffnet, und dem Geiſte auf dieſem Wege erſetzt, was auf einem andern dem Gemüthe genommen wird. Das letztere Mittel ſteht Herrn Heine in vollem Maße zu Gebot, und wenn uns jener hartnäckige und einſeitige Hohn, der ſich häufig von allen tröſtenden Gefühlen abkehrt, zuweilen eher Zweifel gegen ſeine Poeſie, als Belege für dieſelbe an die Hand giebt, ſo erhebt uns die Fülle und Eigenthümlichkeit ſeiner Phantaſie wieder über dieſe Zweifel, und läßt uns einen wahren, ja einen ausgezeichneten Dichtergeiſt in ihm erkennen." „Jene Diſſonanz," heißt es weiter unter Anführung zahlreicher Belege, „wird in den Liedern des Dichters eben mit Hilfe ſeiner Phantaſie aufs mannigfaltigſte dargeſtellt. Am effektvollſten löſt ſie ſich in Grauſen und Entſetzen auf. Bald ſtoßen wir auf Lieder, in denen der Liebende, durch die Braut beſeligt, vor dem Altare ſteht, aber der Böſe iſt's, der ſie traut; bald wird eine Jungfrau von einem fiedelnden Todtengerippe mit Walzermelodien zum Ball auf den Kirchhof gelockt; bald verdirbt eine Predigersfamilie auf dem Lande, der der Vater geſtorben iſt, in der Langenweile und Armuth. Oft zeigt ſich die Diſſonanz in der kalten Verzweiflung, und ſelten nur endet der Lebensmißmuth in einen mildern Schmerz, in eine milde Ironie oder in edeln Ernſt. In ſeinem Elemente aber iſt der Verfaſſer, wo ſich die Verzweiflung in ein wild bewegtes Sinnenleben ſtürzt. Kaum hörbar mehr iſt jedoch die Diſſonanz in den Liedern aus der „Harzreiſe," in denen der Dichter einmal, ohne die Fratzen des Alltagslebens herbei zu zerren, der idylliſchen Wonne einer reinen, ſchöpferiſchen Phantaſie ſich ergiebt." Ähnliches wird manchen Gedichten der „Nordſee" nachgerühmt, und die wohlmeinenden Schlußworte lauten: „Nur noch ein Wort an den Dichter über ſeine ganze beliebte Manier, die Elendigkeit des Alltaglebens immer, wo möglich, mit deſſen eigenſten Modeausdrücken darzuſtellen, und uns zur Vollendung des poetiſchen Kontraſtes den rechten Extrakt aus allem Quarke ſeiner Zufälligkeiten und willkürlichen Abgeſchmacktheiten zu geben. Dieſe Manier kann für den Augenblick großen Eindruck machen, und den vollkommenen Effekt des Lächerlichen hervorbringen: in hundert Jahren, nachdem zehn andere Hanswurſtsleben über die Bühne der Zeit gegangen ſein werden, wird dieſe Manier abgeſtanden, unverſtändlich, gelehrt erſcheinen, oder ſie wird, wie nachgedunkelte Farben eines Gemäldes, Eindrücke an unrechter Stelle hervorbringen. Und etwas Andres, was auf den wahren, niemals eiteln Dichter ſehr demüthigend wirkt, fängt Herr Heine bereits an zu erfahren. Nicht nur ein Narr macht ihrer zehn, ſondern in Deutſchland macht auch ein Dichter zehn Poeten, um ſo gewiſſer, je mehr er Manier hat. Und ſo muß denn auch ſchon Herr Heine ſeine ganze Manier in einem dicken Bande von Gedichten, den wir nicht näher bezeichnen wollen[109]), recht täuſchend nachgemacht finden. Alle ſeine ſchönen, handgreiflichen Diſſonanzen: ſeine Ma foi's, ſeine blauen Huſaren, ſeine äſthetiſchen Theetiſche, ſeine Madame's und Aimable's und Miserable's und Passable's. Alles findet er dort recht täuſchend nachfabriciert. Doch tröſte er ſich, ſeine Dichterphantaſie, die in vielen ſeiner Lieder über die Manier geſiegt und dieſelbe oft ganz verdrängt hat, dieſe wird weder altern, noch nachgeahmt werden; nicht jene Manier, die vielleicht Mancher für das Originellſte an ſeiner Poeſie hält, ſondern dieſe Phantaſie wird ihm einen Platz unter unſern bleibenden, unter unſern originellen Dichtern aufbewahren."

Wir ſagten vorhin, daß auch dieſe ernſte, trotz des eingeſtreuten Tadels ſich von jeder abſichtlichen Gehäſſigkeit freihaltende Kritik das Weſen des Heine'ſchen Humors nicht erkläre. Sie beruht im Gegentheil auf demſelben Mißverſtändniſſe, das — freilich nicht ohne Mitſchuld des Dichters — bis auf den heutigen Tag ſich in den meiſten Beurtheilungen ſeiner Werke wiederholt. Es iſt völlig wahr, daß der Humor Heine's den Gegenſatz zwiſchen Poeſie und Leben, zwiſchen Ideal und Wirklichkeit faſt immer mit greller Diſſonanz zur Anſchauung bringt, aber es iſt irrig, zu glauben, daß ſein Spott deßhalb gegen das Ideal ſelber gerichtet ſei. Des bloßen Witzes wird man, auf die Dauer ſatt, und der Reiz der Negation ſchwindet mit dem Anlaß dazu. Nicht hierin liegt alſo der Zauber, den Heine's Gedichte üben, ſondern, wie Karl Eitner in einem ungedruckten Buche bemerkt, „in dem Blicke, den uns der Dichter in die Kluft thun läßt, welche die Geiſter der Gegenwart von der Reinheit und Ganzheit des Lebens und ſeines Ideales trennt. Und das ſchneidende Hohnlachen dabei iſt nicht ſo ſehr das der bloßen Schadenfreude, als vielmehr des verzerrten Stoicismus, der uns den eigenen Schmerz verheimlichen will.“ Man erinnere ſich nur recht lebhaft der Zeit, in welche das erſte Auftreten des Dichters fiel. Die poetiſche Scheinwelt, welche die Romantiker mit dem Zauberſtabe der Phantaſie in die leere Luft gezeichnet hatten, war gleich einer Fata Morgana eben ſo ſchnell wieder verblichen, wie ſie emporgeflammt. Es rächt ſich eben immer, wenn die Kunſt ihre Ideale der Vergangenheit entnimmt und ſich hochmüthig über die Bedürfniſſe der Gegenwart hinwegſetzt. „Das Ideal,“ ſagt Ernſt Gnad in einem trefflichen, ſeither nur in den Spalten eines öſtreichiſchen Lokalblatts abgedruckten Aufſatze über den Charakter der Heine'ſchen Dichtung 100), „findet ſein Symbol an dem Epheu und braucht den Stamm der Wirklichkeit, um ſich blühend emporzuranken; von dieſem getrennt, ſchleicht es matt am Boden hin, und wird gar bald von dem irdiſchen Fuß in den Staub getreten. Der wirre Märchenſpuk, die bunte Sagenwelt, welche die Romantik wieder hervorzauberte, ſie paßten wohl für die kindlich naive Anſchauung des Mittelalters mit ihrem Wunderglauben, aber der ſkeptiſche Geiſt des Jahrhunderts belächelte ſie, wenn er ſich auch für kurze Zeit an ihnen, wie an bunten Spielen, ergötzte. Die zarten, bebenden Klänge der romantiſchen Lyrik, dieſe Liederchen mit ihren blauen Veilchenaugen, mit ihrem Sinnen und Minnen, ſie widerſtrebten den unruhigen, fieberhaft erregten Gemüthern, die nach großen welthiſtoriſchen Begebenheiten lechzten. Die Romantiker ſangen von der entſchwundenen Größe des Reiches zur Zeit, da Deutſchland unter dem Druck der Franzoſenherrſchaft daniederlag und ohnmächtig an ſeinen Ketten riß; ſie erfüllten die Welt mit Liedern voll religiöſer Schwärmerei zur Zeit, da die Philoſophie des Zweifels ſchonungslos an den Tempeln des Glaubens rüttelte; ſie ſtellten mit gläubigem Pathos Adel und Ritterthum den Zeitgenoſſen als Ideal hin, während die franzöſiſche Revolution die Idee der Gleichberechtigung der Menſchen mit blutigen Zügen in die Welt geſchrieben. Kurz, was ſie als Ideale aufwarfen, hatte das Zeitalter entweder überwunden, oder doch alle Begeiſterung dafür verloren. Die ewige Ritterthümelei, der beſtändige Singſang von Harniſchen und Burgfrauen, von ehrſamen Zunftmeiſtern und kecken Knappen, dies Wehmuthsgewimmer, dies Sinnen und Träumen, der religiöſe Somnambulismus dieſer Dichtkunſt mißbehagte am Ende der Zeit, und man wandte ſich unwillig ab von den glänzenden Idealen einer Vergangenheit, die ſo grell von der flachen und troſtloſen Wirklichkeit abſtand. So hatten die romantiſchen Dichter grade das Gegentheil von Dem erreicht, was ſie Anfangs bezweckten. Anſtatt die Poeſie wieder mit dem Leben auszuſöhnen, riſſen ſie die Kluft zwiſchen beiden noch tiefer, anſtatt die Menſchheit durch die Dichtkunſt aus der traurigen Gegenwart empor zu heben, mehrten ſie nur die verzehrende Sehnſucht nach den Heiligthümern, welche die Welt eingebüßt hatte. Sie ſelbſt aber fühlten nicht die tiefe Ironie, die in den Scheingeſtalten ihrer Dichtungen lag, ſondern gläubig und mit voller Liebe hingen ſie an ihren Idealen, und kümmerten ſich wenig darum, ob die Menſchheit dieſelben belächelte oder ihren Verluſt ſchmerzlich betrauerte. Aber es tritt nun eine andere Art der Dichtkunſt auf, die das vergebliche Bemühen aufgiebt, die dunklen Schatten des Lebens mit glänzenden Farben zu übermalen, die, weit entfernt, die Poeſie mit der Wirklichkeit zu vereinen, nur den ſchroffen Gegenſatz beider mit ſcharfen Zügen hervorhebt. Dieſe, wie Julian Schmidt betont, ihrem innerſten Weſen nach peſſimiſtiſche Dichtung ſieht nur das Leben und ſeine Schmerzen, beleuchtet nur die Kehrſeite des Daſeins. Mit frevelnder Kraft wirft ſich dieſe Dichtung auf Alles, was dem Menſchen bisher hoch und heilig ſchien, und tritt es mit Füßen, wie ein zorniges Kind die Blumen zerſtampft, die es nicht zum Kranze zu binden vermag. Traurig, und im vergeblichen Ringen, die brennenden Ideale in den Geſtalten des Lebens zu verwirk lichen, ſenkt die Poeſie die Fackel, und in ihrem düſtern Lichte erſcheint die Welt als eine unermeßliche Wüſte, wo nur Das vorhanden iſt, was nicht ſein ſoll. Die blauäugige Muſe der Romantik lockte Anfangs auch Heine in das alte Wunderland der Sagen und Märchen zurück; wie Engelskinder ſchwebten die vergeſſenen Bilder der Sehnſucht zu ihm herab und küßten den Spott von ſeinen Lippen. In dem Gedichte „Die Nixen“ [111] ruht ein Ritter im Mondſchein am Strande, von bunten Träumen befangen; aus der Meerestiefe entſteigen die ſchönen Nixen und reihen ſich um ihn herum. Die Einen ſpielen mit ſeinem Harniſch, Andere nehmen neugierig das funkelnde Schwert von ſeiner Seite und laſſen es im Mondenlicht blitzen, wieder Andere küſſen ihn ſehnſüchtig auf Lipp' und Wange. Und der Ritter ſchließt die Augen und ſtellt ſich ſchlafend. Heine iſt ſelbſt dieſer ſchlafende Ritter, auch zu ihm kommen die vergeſſenen Nixen aus der Wunder- und Feenwelt, küſſen die Falten des Denkens von der zweifelnden Stirn, und nehmen ihm weg das ſcharf geſchliſſene Schwert des Hohns. Der Schläfer weiß, daß er träumt, daß er nur die Augen zu öffnen braucht, und Nixen und Wunder ſind entſchwunden, aber der Traum iſt zu ſüß, um ihn ſo ſchnell zu zerſtören. Und ſo irrt Heine oft und gern mit verbundenen Augen durch den Zaubergarten der Romantik. Aber plötzlich reißt er die Binde ab, und durch die blumigen Räume ſchallt ein langes, gellendes, titaniſches Gelächter. Und dann fliehen die zauberhaft ſchönen Nymphen voll Entſetzen hinweg, vor Schreck erblaſſen die glühenden Roſen, und den Nachtigallen erſtirbt das ſüße Lied in der Kehle. Und dies iſt das Heine'ſche Lachen. Dies jene vielberühmte, vielberufene, oftmals mißverſtandene Ironie, um die es in der That ſeltſam beſtellt iſt. Wenn uns Jemand, der nie geliebt hat, von der Liebe abräth, und uns von ihren Täuſchungen predigt, ſo können wir mit Achſelzucken antworten und vorübergehn; aber wir werden betroffen ſtehn bleiben vor Dem, welcher mit kaltem Hohne zertrümmert, was er unendlich geliebt hat und woran er noch immer mit voller Seele hängt; denn jene zarten und innigen Lieder, worin Heine's ganze Seele liegt, ſind meiſtens in jenem romantiſchen Stile gedichtet, den er ſo beißend verſpottet. Sie behandeln alle noch jene hergebrachten Stoffe von Nachtigall, Frühling, Liebe, Mondſchein ꝛc., und der Dichter iſt beſcheiden genug, einzugeſtehen:

Wenn der Frühling kommt mit dem Sonnenſchein,
Dann knoſpen und blühen die Blümlein auf;
Wenn der Mond beginnt ſeinen Strahlenlauf,
Dann ſchwimmen die Sternlein hinterdrein;
Wenn der Sänger zwei ſüße Äuglein ſieht,
Dann quellen ihm Lieder aus tiefem Gemüth.
Doch Lieder und Sterne und Blümelein
Und Äuglein und Mondglanz und Sonnenſchein,
Wie ſehr das Zeug auch gefällt,
So macht's doch noch lang' keine Welt.

Neu aber und von mächtiger Wirkung war die Satire, womit Heine dieſe zarten Liederblüthen vergiftete; neu war der kalte Spott, den er mit dieſen Empfindungen trieb, neu war der cyniſche Schluß, den er auf ſeine innigſten Träume folgen ließ, wodurch, wie Karl Barthel bemerkt[117]), ſeine Gedichte oft ausſehen wie Engelsköpfe, die in Fratzen auslaufen. Und gerade in dieſer Ironie liegt ein Hauptgrund, weshalb die Heine'ſchen Gedichte ſich einen ſo großen Leſerkreis erwarben. Man verſteht ſie jedoch gewöhnlich falſch, man ſieht in Heine's Lachen ein kleines Mephiſtogelüſte, das ſich im Zerſtören aller Ideale gefällt, man glaubt gemeiniglich, daß Heine die ſchönſten und tiefſten Gefühle abſichtlich heraufzaubere, um an ihnen nur ſeinen beißenden Witz zu üben. Und die große Menge von flachen, poeſieloſen Alltagsſeelen, ſie jubeln dem Dichter am meiſten zu und freuen ſich, wenn er die ihnen läſtigen Ideale mit Füßen tritt. Sie ſind es, gegen welche der Dichter jenes ätzende Epigramm richtet:

Selten habt ihr mich verſtanden,
Selten auch verſtand ich euch;
Nur wenn wir im Koth uns fanden,
So verſtanden wir uns gleich.

Und gewiß, wer in der Heine'ſchen Ironie nur ein ſelbſtzufriedenes Lächeln ſieht, und das Seelenweh des Dichters über den Verluſt aller poetiſchen Ideale nicht herausfühlt, Der hat das innerſte Weſen der Heine'ſchen Dichtung nie begriffen. Befremdend iſt nun allerdings dieſes frivole Spiel, welches der Dichter mit der Poeſie treibt, dieſe Verhöhnung der Dichtung in ihrem eigenen Reiche, dieſer ewige Selbſtmord des Schönen. Und es wird noch befremdender, wenn wir die großen Dichter der Vergangenheit daneben halten, oder von den poſſierlichen Sprüngen der Heine'ſchen Muſe den Blick wenden zu Goethe's und Schiller's herrlicher

Menſchlichkeit. Wie begegnet uns da die Achtung vor dem Menſchen und ſeiner edlern Seite, wie heilig und ernſt iſt das Streben in ihren Schöpfungen, wie innig der Glaube und die Hingebung an Alles, was ſie als Ideal erkannten! Hohen Prieſtern gleich ſaßen ſie vor dem heiligen Tempel der Kunſt und bewahrten die ſtolzen Götterbilder, die ſie geſchaffen, vor jeder Entweihung. Aber bei Heine ſcheint es, als ſpotte er des Menſchen und ſeiner heiligſten Seite, als ſpiele er mit ſeinen eigenen Gaben ſchöner Menſchlichkeit, als läſtere er die Poeſie durch die Poeſie, als fühle er ſich nur heimiſch im Spott und in der Verachtung. Nichts ragt hervor in Religion, in Kunſt, in Wiſſenſchaft und Leben, dem ſeine leichtfertige Muſe nicht die Schellenkappe ihres vernichtenden Witzes aufſetzte. Aber wenn man auch nicht leugnen kann, daß Heine ſeinem Spotte manchmal allzufrei die Zügel ſchießen läßt, und in der Verhöhnung des Falſchen auch viel Wahres und Ewiges mit zu Boden wirft, ſo darf man doch nicht vergeſſen, daß es einer ſolchen zerſetzenden Ironie bedurfte, um unſere Dichtung und unſer geiſtiges Leben vor der Verflachung zu retten, in welche die Verirrungen der Romantiker beide gebracht hatten. Es galt, den Blick wieder frei zu machen von den Luftſchlöſſern und Wahngebilden, durch welche uns die Ausſicht in die geſunde Natur verſperrt worden war; wir mußten es lernen, die falſchen Ideale zu belächeln, um die wahren zu erkennen. Daß eine Dichtung, welche dieſen Zweck verfolgt, nur ſkeptiſch, nur zerſtörend ſein kann, daß ihr eigentlicher Charakter die Ironie ſein muß, liegt auf der Hand. Darum hat die Heine'ſche Dichtung für jene Zeit ihre vollkommene Berechtigung, und Büchner bezeichnet ſie treffend als die Auflöſung, als den Verweſungsproceß der deutſchen Romantik. Aber es iſt durchaus unrichtig, aus dieſer Ironie den Schluß zu ziehen, als fühlte Heine ſelbſt nichts Edles in ſich, als gäbe es für ihn nichts Heiliges, nichts Ideales, weil er Das belächelte, was ſeinen Zeitgenoſſen als Solches erſchien, und woran er noch oft in ſeinen Träumen mit ſehnſüchtiger Liebe hängt. Was er belächelt, iſt nicht die Idealität ſelbſt, ſondern nur die falſchen Ideale; was ſeine Ironie zerſtört, iſt nicht die echte, ewig ſchaffende Poeſie, ſondern nur die ſchwindſüchtige, innerlich kranke Romantik. Eine neue Zeit dämmert vor ſeinem Blick empor; was ihre Schritte hemmt, wirft er ſchonungslos beiſeite, und wenn er dabei oft ſeine Zeitgenoſſen in ihren heiligſten Empfindungen verletzt, ſo darf man nicht vergeſſen, daß er eben ſo wenig ſich ſelber verſchont. Wer kennt nicht das Gedicht „Seegeſpenſt“ [118]) aus dem Cyklus „Die Nordſee“? Aus welch tiefer Empfindung quillt nicht dies wunderſame Bild einer verſunkenen mittelalterlichen Stadt, mit dem wimmelnden Marktplatz und dem treppenhohen Rathhaus mit den ſteinernen Kaiſerbildern; wie taucht nicht vor unſerer Phantaſie die verſchwundene Zeit auf, dieſe feſtlich geſchmückten Menſchen, dieſe ſeidenrauſchenden Jungfraun mit den Blumengeſichtern, die bunten Geſellen in ſpaniſcher Tracht, die alten Dome des Mittelalters mit ihrem Glockengeläute und rauſchenden Orgelton. Und mitten durch das wimmelnde Menſchengetriebe drängt's den Dichter mit wieder erwachter Sehnſucht zu einem alten ſtillen Hauſe; da ſitzt eine vergeſſene Liebe, ein blaſſes trauerndes Mädchen; und der Dichter will mit ausgebreiteten Armen vom Bord des Schiffes hinabſtürzen an ihr Herz — aber „Doktor, ſind Sie des Teufels?“ ruft der Kapitän, weg iſt Traum und Poeſie, und die nackte Proſa des Lebens ſteht gähnend vor uns. Kopfſchüttelnd fragen wir: Treibt der Dichter Spott mit uns und mit ſeinen eigenen Empfindungen? Wozu dieſer Aufwand von Phantaſie und Gemüthstiefe um eines Witzes willen? Iſt Das nicht Verrath an der Poeſie? Iſt Das nicht Verhöhnung der edelſten Gabe der Menſchheit? Gemach, ihr vorſchnellen Tadler! Das Gefühl, woraus jenes Gedicht entſpringt, die Sehnſucht nach dem ſchmerzlich verlorenen Liebestraum ſeines Herzens, iſt wahr und aus tiefſter Seele kommend; aber neben dem Dichter ſteht der Kapitän, die nackte Handelsproſa des Lebens, und hält ihn beim Fuße. Was begreift Der von der tiefen Sehnſucht, welche den Dichter nach der zaubriſchen Meerestiefe hinunter zieht? er ſieht nur die Gefahr, in welcher der excentriſche Paſſagier ſchwebt, und die Tollheit ſeines wunderlichen Treibens. Und Heine reißt ſich gewaltſam los von ſeinen liebſten Erinnerungen, und während ſein Auge noch ſehnſüchtig auf ihnen haftet, quillt ihm vom Munde der alte zerſtörende Spott [119]). Und ſo iſt ſeine Seele in ewigem Widerſtreit zwiſchen der idealen Gluth ſeiner Empfindung und der ſchneidenden Kälte ſeines zerſetzenden Verſtandes. Jene zieht ihn machtvoll zurück nach den lieblichen Bildern der Romantik, dieſer reißt ihn hinweg zur flachen Wirklichkeit; jene weiſt ihn in die einſame Stille des Herzens, dieſer auf die Gegenwart und ihre Bedürfniſſe; jene lullt ihn mit ſüßen Tönen in ſehnſüchtige Träume von vergangener Zeit, dieſer drängt ihn zur Welt, zur Menſchheit, zur That. Und dieſen für Heine ſo bezeichnenden innern Streit zweier widerſtrebender Welten müſſen wir uns ſtets vor Augen halten, wollen wir über ſeine Dichtungsweiſe kein ſchiefes Urtheil fällen und erklären, was ſonſt unerklärlich bliebe: wie oft die in einigen Gedichten ausgeſprochenen ſchönſten Gefühle durch andere Gedichte, die daneben ſtehen, geradezu Lügen geſtraft werden. Beide Gegenſätze wurzeln in Heine's Seele, ſein Spott iſt in den meiſten Fällen ſo wahr wie ſeine Rührung, ſeine Sehnſucht ſo tiefgefühlt wie ſeine Ironie. Denn mit der Bemerkung, daß es dem Dichter mit ſeinen Empfindungen niemals Ernſt, mit dem Vorwurf, daß ſeine Poeſie eine Poeſie der Lüge ſei, iſt für das Verſtändnis der Heine'ſchen Dichtung Wenig gewonnen; auch widerſpricht dieſe Annahme dem innerſten Weſen einer Dichterſeele — kein echter Dichter, am wenigſten ein lyriſcher, treibt vorſätzlich Spott mit ſeinen tiefſten Empfindungen. Wir müſſen immer feſthalten, daß in Heine's Poeſie zwei Perioden gekennzeichnet ſind, die Periode der in ſich zerfallenden Romantik, und die Anfänge einer neuen Poeſie der Zukunft. Die Richtſchnur für dieſe neue Dichtkunſt feſtzuſtellen, für die erblaſſten Ideale der Vergangenheit neue große Ideale der Zukunft zu ſchaffen, dazu war Heine's Talent zu wenig großartig angelegt, und die Zeit, in der er lebte, zu wenig geeignet, einem ſolchen Streben ſicheren Halt zu bieten; andrerſeits war Heine ſelbſt noch zu tief in den Traditionen der romantiſchen Dichtung befangen, von welchen er ſich, wenn auch oft gewaltſam, loszureißen ſucht, und aus dieſem Drange erklärt ſich der ewige Widerſtreit in ſeinen Dichtungen. Wenn man alſo von Heine ſagen kann, er glaube und liebe nur, um ſeinen Glauben und ſeine Liebe zu zerſtören, ſo gilt Dies nur in den Fällen, wo er Glauben und Liebe als krankhaft erkennt. Dann wird, wie auch Julian Schmidt einräumt [118], „ſein Witz eine Schutzwaffe, um übermächtige Empfindungen und Ideen von ſich abzuwehren“; niemals vielleicht iſt die Empfindung des Heiligen ſo lebhaft in ihm, als wenn er alle Gebilde der Unterwelt heraufbeſchwört, es zu zerſtören, niemals vielleicht iſt ſein Gefühl tiefer und inniger, als wenn er es durch bitteren Spott von ſich abzuwehren ſucht:

O, dieſer Mund iſt viel zu ſtolz,
Er kann nur küſſen und ſcherzen,
Er ſpräche vielleicht ein höhniſches Wort,
Während ich ſterbe vor Schmerzen.

Was Heine in der Schrift über die Romantiſche Schule von dem Dichter Sterne ſagt, Das kann man füglich auf ihn ſelbſt anwenden [119]:

„Er war das Schoßkind der bleichen tragiſchen Muſe. Einſt, in einem Anfall von grauſamer Zärtlichkeit, küßte Dieſe ihm das junge Herz ſo gewaltig, ſo liebeſtark, ſo inbrünſtig ſaugend, daß das Herz zu bluten begann und plötzlich alle Schmerzen dieſer Welt verſtand und von unendlichem Mitleid erfüllt wurde. Armes junges Dichterherz! Aber die jüngere Tochter Mnemoſyne's, die roſige Göttin des Scherzes, hüpfte ſchnell hinzu und nahm den leidenden Knaben in ihre Arme, und ſuchte ihn zu erheitern mit Lachen und Singen, und gab ihm als Spielzeug die komiſche Larve und die närriſchen Glöckchen und küßte begütigend ſeine Lippen, und küßte ihm darauf all ihren Leichtſinn, all ihre trotzige Luſt, all ihre witzige Neckerei. Und ſeitdem geriethen ſein Herz und ſeine Lippen in einen ſonderbaren Widerſpruch; wenn ſein Herz manchmal ganz tragiſch bewegt iſt, und er ſeine tiefſten blutenden Herzensgefühle ausſprechen will, dann, zu ſeiner eignen Verwunderung, flattern von ſeinen Lippen die lachend ergötzlichſten Worte.“*

Dies ſeltſame Gemiſch einer von Schmerz durchdrungenen Komik, dies Lächeln unter Thränen iſt in der That die beſondere Eigenthümlichkeit der Heine'ſchen, wie jeder humoriſtiſchen Dichtung. Keiner unter den neueren Äſthetikern hat ſich treffender hierüber ausgeſprochen, als Adolf Zeiſing in ſeinen „Äſthetiſchen Forſchungen.“ Vor Allem gehört hieher, was er über jene Modifikation des Humoriſtiſchen bemerkt, die von ihm als das „Düſter-Humoriſtiſche“ oder das „Sentimental-melancholiſch-Bizarre“ bezeichnet wird 117): „Der Proceß des düſtern Humors beginnt ſogleich mit einer tragiſchen Weltanſchauung. Er erkennt, daß die Welt inmitten ihrer Größe, Schönheit und Herrlichkeit dennoch voller Tollheiten und Widerſprüche iſt, daß Alles, was in ihr zu grünen und zu blühen ſcheint, ſchon den Wurm des Todes in ſich trägt, weil Alles, was entſteht, werth iſt, daß es zu Grunde geht; daß auch der Menſch, der ſich den Herrn der Schöpfung nennt, Nichts iſt, als der Spielball einer unwiderſtehlichen abſoluten Gewalt, der ſich Objekt und Subjekt gleich unbedingt unterwerfen müſſen. Bis hieher iſt die Empfindung eine rein tragiſche; es iſt der Grundgedanke, der ſich durch alle Tragödien hindurchzieht. Aber der Humor bleibt nicht dabei ſtehen. Er ſchließt weiter: Nun denn, wenn die Welt ein ſo jammervolles, zerbrechliches, werthloſes Ding iſt, dann iſt ſie auch nicht werth, darüber eine Thräne zu vergießen, ja nicht einmal werth, ſie zu haſſen oder zu verachten. Das einzig Vernünftige iſt, ſie als Das zu nehmen, was ſie iſt, d. i. für ein Nichts, für den abſoluten Widerſpruch, und über den kann man nur lachen. Hiemit ſchlägt der tragiſche Schmerz zur komiſchen Luſt um, doch auch dieſe vermag ſich nicht zu behaupten. Der Humoriſt fühlt, daß er mit der Welt auch ſich ſelbſt vernichtet, ſein Lachen ſchallt ihm aus dem leeren Schattenbilde, in das ſie ſich für ihn verwandelt, hohl und geſpenſtiſch entgegen, er erkennt, daß ſie ihm doch mehr geweſen, als er glaubte, daß er nur in ihr und mit ihr exiſtiren kann. Er will ſich ihr daher wieder hingeben, wirft ſich ihr mit doppelter Liebe, Sehnſucht und Inbrunſt an die Bruſt; aber kaum iſt er zu ihr zurückgekehrt, kaum beginnt er damit, ſich ihre Schönheit und Vollkommenheit zu vergegenwärtigen, ſo ſchaut ſie ihm ſchon wieder mit demſelben trüben Angeſicht als ein Inbegriff von Leiden, Schmerzen und Qualen entgegen, und er ſieht ſich wieder von derſelben unwiderſteblichen Gewalt in die tragiſche Weltanſchauung hineingeriſſen." Mit Recht indeſſen bemerkt Zeiſing, daß der Humor in den Heine'ſchen Liedern gewöhnlich einen Gang vom Düſtern zum Heiteren nimmt [100]): „Er deckt erſt mit der Miene des Weltſchmerzes die Widerſprüche und Wehen des Lebens auf, und macht zuletzt einen Witz darüber.

Mein Herz, mein Herz iſt traurig,
Doch luſtig leuchtet der Mai . . .

So beginnt er, den Widerſpruch zwiſchen der lachenden Außenwelt und der düſtern Innenwelt bloßlegend; und wenn er im Folgenden ſich Mühe giebt, die Schönheit der Außenwelt in ſich aufzunehmen, ſo bringt er es doch nicht weiter, als zu einer trockenen Aufzählung der einzelnen Gegenſtände, die in ihrem bunten Durcheinander von Landhäuſern und Gärten und Menſchen und Ochſen und Wieſen und Wald erſt recht zeigen, wie unerſprießlich und innerlich nichtig die Welt iſt, wenn es an einem friſchen, empfänglichen Herzen, einem das Einzelne zuſammenfaſſenden Subjekte fehlt. Durch das ganze Gedicht bis zum Ende zieht ſich alſo die düſtere tragiſche Weltanſchauung, daß Herz und Welt, Subjekt und Objekt gleich traurig ſind, wenn ſie mit einander in Widerſpruch ſtehen, wenn ſie ſich nicht zu einem Höheren, Abſoluten vereinigen. Dieſer Gedanke treibt ihn bis zum Wunſche, in dieſer Nichtigkeit auch vom Schein-Etwas befreit zu werden; — in demſelben Moment aber, wo dieſer Wunſch auftaucht, empfindet er in ſich wieder eine Überlegenheit über die Welt und ſich ſelbſt, er fühlt, daß er nicht wünſchen könnte, vernichtet zu werden, wenn er nicht

Mehr als ein Nichts wäre, er wird ſich ſeiner Poſitivität, der Unwahrheit ſeines Wunſches bewuſſt, und ſo verwandelt ſich für ihn das Schluſsmoment des tragiſchen Gedankenganges in den komiſchen Paſſus:

Am alten grauen Thurme
Ein Schilderhäuschen ſteht;
Ein rothgeröckter Burſche
Dort auf und nieder geht.

Er ſpielt mit ſeiner Flinte,
Die funkelt im Sonnenroth,
Er präſentiert und ſchultert —
Ich wollt', er ſchöſſe mich todt!

deſſen Komik ſich freilich mit der Tragik ſo eng verſchmilzt, daſs ſich die einzelnen Ingredienzien nicht mehr unterſcheiden laſſen, wodurch eben das Komiſche aufhört, ein bloß Komiſches zu ſein, und zum Humoriſtiſchen wird."

Wir werden nach Alledieſem kaum mehr fragen, weshalb Heine ſeine Ideale nicht in einer Gegenwart zu finden vermochte, die ihm und den beſten ſeiner Zeitgenoſſen in ſo troſtloſem Lichte erſchien. Die brennende Sehnſucht nach einer Wiederherſtellung des verlorenen Einklangs zwiſchen Poeſie und Leben iſt, wie bei den Romantikern, ſo auch bei Heine der Grundton aller ſeiner Lieder, der bald in klagenden Mollaccorden unſre Seele zu ſympathiſcher Trauer ſtimmt, bald in ſchrillen Diſſonanzen uns die Widerſprüche zwiſchen Ideal und Wirklichkeit aufs ſchärfſte empfinden läſſt. Aber ob der Dichter aus den „Unbehagniſſen und Ekelthümern der heutigen Weltordnung" in die geträumte Herrlichkeit des romantiſchen Wunderlandes oder in den „leuchtenden Menſchenfrühling von Hellas" flüchte, oder Troſt ſuche in der ahnungsvollen Viſion einer Zukunft, wo die leiberlöſten Menſchen wie ſchöne Götter durch den heſperiſchen Garten des Lebens wandeln: ſeine Lieder ſind, wie es in den Eingangsſtrophen zur „Heimkehr" 119) heißt, doch eben nur ein ermuthigender Aufſchrei, durch welchen das beklommene Gemüth ſich in der finſteren Zeit von ſeiner Angſt zu befreien ſucht. Und ein Fortſchritt gegen die frühere romantiſche Periode lag ſicherlich in dieſer Heine'ſchen Poeſie, die, von der Gegenwart unbefriedigt, dennoch ſtets von ihr ausgeht und ſtets zu ihr zurückkehrt, wenn ſie auch das Ideal der Schönheit und edlen Menſchlichkeit nicht in ihr verwirklicht ſieht, und durch die Widerſprüche des Lebens jeden Augenblick in ihrem begeiſterten Aufſchwunge gehemmt wird. Denn, wie Ernſt

Gnad ſeinen vorhin erwähnten Aufſatz ſchließt. „Heine war im Grunde genommen empfänglich und begeiſtert für alles Große und Schöne, und wer das Gegentheil behauptet, kennt ihn nur von ſeinen Schwächen. Wenn wir aber Deſſen ungeachtet in ihm ſo Viel des Gemeinen und Schmutzigen finden, wenn ſein herrliches Talent auf halbem Wege ſtehen blieb, ſo fällt Dies zum großen Theile ſeinem Zeitalter zur Laſt, in deſſen Stickluft das Feuer der Liebe, das ſein Herz durchglühte, keine Nahrung fand. Denn wo das Leben Großes und Edles bietet, da ſtrömt es auch vom Dichtermund. Die Poeſie iſt immer ein Spiegel der Zeit, und die Griechen nannten darum ihre Dichter Propheten. Wenn unfertige Dichterlinge uns in allen Tonarten von ihren eingebildeten Leiden und von ihrem Weltſchmerz vorjammern, ſo können wir getroſt darüber lächeln; aber wenn unſre begabteſten Talente in Einen Weheruf einſtimmen über die poeſieloſe Gegenwart, ſo dürfen wir nicht gleichgültig daran vorüber gehen, ſondern müſſen uns die ernſte Frage ſtellen, was der menſchlichen Geſellſchaft noth thut, um ſich zu läutern und zu veredeln. Nur dann, wenn unſere Dichter nicht mehr aus längſt entſchwundenen Zeiten ihre Ideale ſuchen, ſondern dieſe wie friſche Blumen aus dem grünen Boden des Lebens ſelbſt emporſprießen werden, dann erſt können wir eine neue große Zeit der Dichtkunſt erwarten, in welcher der ſchroffe Gegenſatz zwiſchen Ideal und Wirklichkeit zur Verſöhnung kommt.“

Viertes Kapitel.

In München.

Wir wiſſen, daß Heine bei ſeiner Abreiſe nach England geringe Luſt hatte, nach Deutſchland, insbeſondere nach Hamburg, zurück zu kehren. Beſtimmte Pläne für die Zukunft hatte er jedoch ſo wenig damals, wie zur Zeit ſeines Aufenthaltes in Hamburg und Lüneburg, gefaßt. Er lebte einſtweilen in den Tag hinein, und richtete höchſtens gelegentlich an dieſen oder jenen Freund eine vage Andeutung, was er demnächſt zu thun oder wo er den Winter zu verleben gedenke. Seit Eduard Gans eine Profeſſur in Berlin erhalten, klammerte auch Heine ſich immer noch an die unbeſtimmte Hoffnung einer Staatsanſtellung in Preußen, und in ſeinem erſten Briefe aus London legte er Varnhagen dieſen Wunſch ſofort wieder ans Herz[120]: „Wenn Sie in Korreſpondenz mit Cotta ſind, ſo fragen Sie ihn doch, ob er mich für ſein „Morgenblatt“ hier oder in Paris beſchäftigen will. Aber Dieſes müßten Sie bald thun. Verſteht ſich von ſelbſt, daß er etwas ſtark honorieren müßte, wenn ich etwa für ihn länger in England bleiben ſollte.“ Varnhagen befolgte ungeſäumt dieſen Wink. Der zweite Band der „Reiſebilder“ hatte, wo möglich, noch größeres Aufſehen als der erſte erregt, Heine's Anweſenheit in London war in engliſchen und deutſchen Tagesblättern unter anderen wichtigen politiſchen Nachrichten angezeigt worden, und der alte Baron Cotta, der hochgebildete Freund und Verleger unſrer Dichterheroen der klaſſiſchen Zeit, verkannte nicht den Gewinn, der ihm aus der Verbindung mit einem ſo vielverheißenden jungen Schriftſteller erwachſen könne. Er forderte daher Letzteren nicht allein zur Einſendung von Aufſätzen für das „Morgenblatt“ auf, die er glänzend zu honorieren verſprach, ſondern ließ nebenher durchblicken, daß er Heine's Thätigkeit auch an andere publiciſtiſche Unternehmungen ſeines Verlages zu feſſeln, namentlich ihn für die beabſichtigte zeitgemäße Umgeſtaltung der früher von Poſſelt und Murhard geleiteten „Allgemeinen politiſchen Annalen“ zu intereſſieren wünſche.

Die Ausſicht auf ein beſtimmtes journaliſtiſches Engagement ſcheint den Dichter Anfangs mehr in Erſtaunen und Verlegenheit geſetzt, als ihm ſonderliche Befriedigung gewährt zu haben. Unſchlüſſig hin und her ſchwankend, rühmt er ſeinem Freunde Merckel zwar den „offnen ſüddeutſchen Brief“ und das freundliche Entgegenkommen Cotta's, fügt aber ſogleich bedenklich und abwehrend hinzu 121): „Es iſt mir nichts Neues, daß mir von dorther viel Anlockendes zukam. Ach, ich bin gefeſſelt an Norddeutſchland. Ein ſchöner Gedanke, Liberalenhäuptling in Baiern zu werden! Aber ach, ich bin krank, ruiniert und gefeſſelt.“ Einige Zeilen weiter heißt es: „Geſtern dachte ich, ob ich nicht einige Aufſätze über England fürs „Morgenblatt“ ſchreiben ſoll. Aber Das iſt auch nicht der Mühe werth. Ich muß mich darin politiſch zähmen, und die Sachen verlören ihr Intereſſe, wenn ich ſie als Buch wieder abdruckte.“ Am Schluſſe des Briefes beſinnt ſich Heine abermals eines Andern: „Cotta werde ich ſeiner Zeit zu benutzen wiſſen. Ich will einige Aufſätze fürs „Morgenblatt“ ſchreiben, aber Nichts über England.“ Obſchon auch dies Verſprechen unerfüllt blieb, und Heine die Antwort auf Cotta's Propoſitionen monatelang hinausſchob, erhielt er doch von Dieſem und von Dr. Friedrich Ludwig Lindner inzwiſchen den erneuten Antrag, die Redaktion der „Politiſchen Annalen“ gemeinſchaftlich mit Letzterem zu übernehmen. „Auch an Lindner hab' ich noch nicht geſchrieben,“ berichtet Heine am 20. Auguſt 1827 von Norderney aus an Merckel 122): „es ſoll aber nächſtens geſchehen. Cotta hat mir ſehr liberale Vorſchläge gemacht. Indeſſen, ich gehe auf Nichts ein, und will ihm auch nicht früher antworten, bis ich mich in Hamburg mit dir darüber beſprechen.“

Mitte Oktobers entſchloß Heine ſich endlich, den ihm von Cotta geſtellten Anträgen zu folgen — nicht ſo ſehr weil ihn die ſeiner harrende Aufgabe der Leitung einer renommierten politiſchen Zeitſchrift zu erhöhter Anſpannung ſeiner geiſtigen Kräfte gereizt hätte, ſondern vielmehr weil er der finanziellen Abhängigkeit von den Launen des reichen Oheims eben ſo müde wie des Hamburger Lebens war, und in München Ruhe und Erholung zu finden hoffte. Die kurze Zeit ſeines diesmaligen Aufenthaltes in Hamburg hatte ihm zudem unerwartete Gemüthsaufregungen gebracht. Wie A. W. von Schlegel und Profeſſor Zimmermann, die ihrer Bewunderung — Erſterer in einer beſonderen Broſchüre, Letzterer in ſeinen „Neuen dramaturgiſchen Blättern" — öffentlichen Ausdruck gegeben, hatte auch Heine durch das naturwahre Spiel der ſchönen Thereſe Peche, die er in zweien ihrer vorzüglichſten Rollen, als Cordelia im „Lear" und als Eſtrella im „Stern von Sevilla", auftreten ſah, ſich mächtig ergriffen gefühlt, und der günſtige Eindruck ihrer Erſcheinung auf der Bühne war durch perſönliches Bekanntwerden mit der anmuthigen Künſtlerin noch verſtärkt worden. Sogleich aber beeilten ſich klatſchhafte Zungen, den flüchtigen Verkehr des Dichters mit der jungen Schauſpielerin zu einer ernſtlichen „Liebſchaft" zu ſtempeln. Heine erwähnt dieſes Geredes beiläufig in einem Briefe an Varnhagen[123]): „Es heißt in Hamburg, ich ſei in die Schauſpielerin Peche verliebt, ſterbensverliebt. Zwei Leute wiſſen, daß es nicht der Fall ſein kann — ich und Frau von Varnhagen." So ganz ohne aufkeimendes, gewaltſam erſticktes Herzensintereſſe ſcheint der Umgang Heine's mit Thereſe Peche jedoch nicht geblieben zu ſein; denn am 7. November ſchrieb er von Kaſſel aus ſeinem Freunde Merckel: „Du begreifſt wohl, warum ich dich vor meiner Abreiſe nicht nochmals aufſuchte. Nächſt dem leidigen Abſchiednehmen fürchtete ich deine Überredung zum Dortbleiben. Der Stern von Sevilla hätte mein Unſtern werden können." Der Eifer, mit welchem Heine ſich des künſtleriſchen Rufes der einundzwanzigjährigen Schauſpielerin ihren Widerſachern gegenüber annahm, zog ihm auch ſpäter noch manche Ungelegenheit zu. In einem Briefe an Merckel beſchwert er ſich, daß der Freund ihn bei ſeinen Hamburger Bekannten und bei der jungen Dame ſelber durch das aus der Luft gegriffene Verſprechen blamiere, als ob er für ihren Ruhm journaliſtiſch einzutreten geſonnen ſei, und die herabwürdigende Weiſe, in welcher ihres Spiels bald darauf in einer Hamburger Korreſpondenz des „Morgenblattes" gedacht wurde, bewog ihn in der That, bei Gelegenheit einer Recenſion der erſten Aufführung des Michael Beer'ſchen „Struenſee" im ſelben Blatte den Namen der Demoiſelle Peche den glänzendſten Sternen am Theaterhimmel jener Zeit anzureihen[124]).

Am 19. Oktober 1827 — kurz bevor Heine Hamburg verließ, und juſt zu derſelben Zeit, als dort das Gerücht ſeines intimen Verhältniſſes zu der ſchönen Bühnenkünſtlerin den neueſten Geſprächsſtoff der männlichen und weiblichen Klatſchbaſen abgab — ſollte der Dichter die unvergeſſene, in zahlloſen Liedern beſungene Jugendgeliebte zum erſten und letzten Male ſeit ihrer Verheirathung wiederſehn. In wie bittere Stimmung ihn dieſe Begegnung verſetzte, ſagen uns die Worte, mit denen er das Ereignis an Varnhagen berichtet. Es iſt Dies zugleich der einzige Brief, in welchem er den wirklichen Namen jener Geliebten nennt, und da der Bruder des Dichters in ſeinen jüngſt veröffentlichten „Erinnerungen“ kurioſerweiſe die Liebesleidenſchaft H. Heine's für ſeine Kouſine Amalie, trotz aller Gedichte und ſchmerzlich bewegten Briefe, für eine grundloſe Fabel erklärt[125]), ſo ſcheint es uns deſto nöthiger, die Richtigkeit unſrer Darſtellung durch Abdruck der Zeilen an Varnhagen abermals zu beſtätigen. „Ich bin im Begriff,“ ſchreibt H. Heine in dem erwähnten Briefe[126]), „dieſen Morgen eine Frau zu beſuchen, die ich in elf Jahren nicht geſehen habe, und der man nachſagt, ich ſei einſt verliebt in ſie geweſen. Sie heißt Madame Friedländer aus Königsberg, ſo zu ſagen eine Kouſine von mir. Den Gatten ihrer Wahl hab' ich ſchon geſtern geſehen, zum Vorgeſchmack. Die gute Frau hat ſich ſehr geeilt, und iſt geſtern juſt an dem Tage angelangt, wo auch die neue Ausgabe meiner „Jungen Leiden“ von Hoffmann und Campe ausgegeben worden iſt. — Die Welt iſt dumm und fade und unerquicklich, und riecht nach vertrockneten Veilchen. — Ich aber bin Herausgeber der politiſchen Annalen; außerdem bin ich feſt überzeugt, daß die Eſel, wenn ſie unter ſich ſind und ſich ausſchimpfen wollen, ſo ſchimpfen ſie ſich „Menſch“. — Ärgert dich dein Auge, ſo reiß es aus, ärgert dich deine Hand, ſo haue ſie ab, ärgert dich deine Zunge, ſo ſchneide ſie ab, und ärgert dich deine Vernunft, ſo werde katholiſch. — Im neuen Bedlam in London habe ich einen wahnſinnigen Politiker geſprochen, der mir geheimnisvoll vertraut hat, der liebe Gott ſei eigentlich ein ruſſiſcher Spion. Der Kerl ſoll Mitarbeiter werden bei meinen politiſchen Annalen.“ — Der angekündigte Beſuch bei Madame Friedländer wurde ausgeführt. Heine fand ihr ſechsjähriges Töchterchen Eliſabeth (jetzt mit dem Schriftſteller Dr. F. A. Leo in Berlin vermählt) allein im Zimmer. Das Kind hatte einen hübſch verzierten Papierbogen vor ſich liegen, auf den es allerlei Striche und Figuren kritzelte. „Gieb mir das ſchöne Papier,“ ſcherzte der Dichter. Mit Widerſtreben überließ ihm die Kleine das Blatt, obwohl Heine lachend ausrief:

„Kind, ich werde es dir noch viel ſchöner und werthvoller für dein Alter machen!" Er improviſierte nun auf dem Blättchen raſch ein Gedicht, worin er die kleine Eliſabeth mit ihrer Mutter Amalie verglich:

Gleiche Blicke, gleiche Töne,
Wie die liebliche Sirene, —

und mit der epigrammatiſchen Wendung ſchloſs, daſs, wie bei der ſchönen Magellone und ſonſtigen Sirenen, auch hier der Drachenſchwanz nicht fehle. Obgleich es uns, außer dem düſteren Briefe an Varnhagen und dieſem charakteriſtiſchen Gedichte, deſſen Veröffentlichung bis jetzt leider nicht zu erlangen war, an weiteren Zeugniſſen über die Begegnung Heine's mit ſeiner Jugendgeliebten gebricht, dürfen wir eben aus dieſem Mangel wohl ſchließen, daſs die kaum vernarbte Herzenswunde durch das unerwartete Wiederſehen nicht aufs Neue mit alter Heftigkeit zu bluten begann. Zeit und Vernunft hatten ihre beſchwichtigende Macht geübt, der Schmerz hatte ſich ausgeweint, und männlicher Stolz ſchloſs fortan der weichlichen Klage die Lippen. —

Auf der Durchreiſe nach München verweilte Heine vier Tage im Hauſe ſeiner Eltern zu Lüneburg. In Göttingen beſuchte er ſeinen alten Lehrer, den Hofrath Sartorius, und traf am 1. November in Kaſſel ein, wo er ſich in ſchlechteſter Laune eine Woche lang aufhielt. „Es iſt ein niederträchtig Wetter," ſchloſs er einen von dort aus an Merckel gerichteten Brief, „und ich hab' ehrlich die ſchönſte Jahrzeit verſtreichen laſſen. Herbſtnebel, dürre Bäume, frierende Geſichter, naſſe Wege und ein liebemüder Menſch, der ſich zufällig nennt H. Heine." In Kaſſel machte er die Bekanntſchaft der Brüder Grimm. Jakob und Wilhelm waren auf der dortigen Bibliothek angeſtellt; der jüngſte Bruder, Ludwig, hatte ſchon einen großen Ruf durch ſeine mit der Radiernadel gefertigten Zeichnungen erlangt, und bewog Heine, ihm zu ſitzen. Das fein ausgeführte Porträt iſt ein Meiſterſtück der Radierkunſt, obſchon die Züge reichlich idealiſiert ſind und einen beſtimmteren Charakter tragen, als er ſich jemals in Heine's Geſicht ausprägte. Es iſt dies das einzige vollſtändig en profil gezeichnete Bild des Dichters; die Naſe erſcheint ſtärker — faſt jüdiſch — gebogen, die Stirn fällt ſchräger zurück, als auf irgend einem andern Porträt. Das ſonſt immer glatt anliegende Haar iſt in Locken à la Byron gekräuſelt; auch der nachläſſig auf die Hand geſtützte Kopf, das weiche, rundliche Kinn und der miſsmuthige Blick des viel zu großen, himmelwärts gerichteten Auges erinnern an den brittiſchen Lord, mit welchem ſich Heine damals gerne vergleichen ließ. Als Unterſchrift trägt das Bild, entſprechend der weltſchmerzlichen Haltung der ganzen Figur, die Anfangszeilen des auf der Reiſe gedichteten Liedes:

Verdroſſnen Sinn im kalten Herzen hegend,
Schau' ich verdrießlich in die kalte Welt.[127]

In Frankfurt am Main ließ Heine ſich durch den anregenden Verkehr mit Ludwig Börne drei Tage lang feſthalten. Schon während ſeines Aufenthaltes in Berlin war er durch Varnhagen von Enſe und Rahel, zu deren Lieblingsſchriftſtellern Börne zählte, mit den in der „Wage“ und in den „Zeitſchwingen“ abgedruckten Aufſätzen des Letztern bekannt geworden. Voller Bewunderung für die Originalität, die Wahrheitsliebe und den edlen Charakter, der ſich in jenen Abhandlungen ausſprach, hatte er den Verfaſſer ſeitdem nicht aus dem Geſichte verloren, und beeilte ſich, ihm in Frankfurt ſeinen Beſuch abzuſtatten. Börne befand ſich damals vielleicht in der zufrieden behaglichſten Stimmung ſeines unruhvollen Lebens. Die aufreibenden Kämpfe mit einem deſpotiſchen, konſervativ geſinnten Vater, der ihn bei Lebzeiten ſehr knapp gehalten und ihn wider Neigung und Überzeugung in die diplomatiſche Karriere hatte drängen wollen, waren durch den kürzlich erfolgten Tod Deſſelben beendet. Im ererbten Beſitz eines anſehnlichen Vermögens, ſah Ludwig Börne jetzt einer ſorgloſen, unabhängigen Zukunft entgegen; die reizbare Laune, in welche ihn ein mehrjähriges Kränkeln verſetzt, war nach Herſtellung ſeiner Geſundheit einem harmloſen Humor gewichen, der im Geſpräche mit Gleichgeſinnten die Raketen des Witzes wie ein brillantes Feuerwerk leuchten ließ, und die ſteigende Anerkennung ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit ſpornte ihn zu rüſtigem Schaffen. Er hatte ſo eben den Plan zu einer Sammlung ſeiner in Zeitſchriften verſtreuten Arbeiten gefaßt, und Heine's Rath veranlaßte ihn, bald darauf nach Hamburg zu reiſen und ſich mit Julius Campe über die Herausgabe ſeiner Schriften zu verſtändigen. Heinrich Heine referiert in ſeinem Buch über Ludwig Börne ausführlich die Geſpräche, welche Dieſer in Frankfurt mit ihm gewechſelt. Der innere Gegenſatz beider Naturen, welcher ſpäter zu ſo gehäſſigen wechſelſeitigen Anfeindungen führte, trat damals noch nicht zu Tage, weil der Republikanismus Börne's erſt nach der Julirevolution jene extreme Richtung annahm, die ſich in den Pariſer Briefen bekundet. Die politiſchen Anſichten Heine's und Börne's begegneten ſich 1827 in einem unbeſtimmten Liberalismus, der ſich auf kein feſtes Parteiprogramm verpflichtet hatte; und wenn Letzterer in das reiche Lob, das er Erſterem ſpendete, auch damals ſchon den leiſen Tadel einfließen ließ, daß der Verfaſſer der „Reiſebilder" vom lieben HERRGOTT mit zu wenig Reverenz, von Napoleon aber mit zu großer Ehrfurcht geſprochen, ſo ſtimmten Beide deſto einmüthiger in dem Haſſe gegen die Unterdrücker ihrer jüdiſchen Stammgenoſſen und in der Sympathie für die Abneigung Derſelben gegen die Taufe überein. Eine Wanderung durch das Judenquartier regte namentlich Börne zu den bitterſten Bemerkungen über dies Thema an 128). „Betrachten Sie dieſe Gaſſe," ſprach er ſeufzend, als die ſchwarzen Häuſer ihre finſteren Schatten in ſein Gemüth warfen, „und rühmen Sie mir alsdann das Mittelalter! Die Menſchen ſind todt, die hier gelebt und geweint haben, und können nicht widerſprechen, wenn unſere verrückten Poeten und noch verrückteren Hiſtoriker, wenn Narren und Schälke von der alten Herrlichkeit ihre Entzückungen drucken laſſen; aber wo die todten Menſchen ſchweigen, da ſprechen deſto lauter die lebendigen Steine." Die jüdiſche Bevölkerung feierte in den Tagen, als Heine in Frankfurt verweilte, das achttägige Chanukkahfeſt zum Andenken an die Siege der Makkabäer über die Heere des Antiochus Epiphanes und an die Wiedereinweihung des Tempels durch Judas Makkabäus. „Sehen Sie," ſagte Börne, als die Straße, welche bei Tage einen ſo düſteren Anblick bot, Abends aufs fröhlichſte von Illuminationslampen erhellt war, „Das iſt der 18. Oktober der Juden, nur daß dieſer makkabäiſche 18. Oktober mehr als zwei Jahrtauſende alt iſt und noch immer gefeiert wird, ſtatt daß der Leipziger 18. Oktober noch nicht das fünfzehnte Jahr erreicht hat und bereits in Vergeſſenheit gerathen. Die Deutſchen ſollten bei der alten Madame Rothſchild in die Schule gehen, um Patriotismus zu lernen. Sehen Sie, hier in dieſem Hauſe wohnt die alte Frau, die Lätitia, die ſo viele Finanz-Bonapartes geboren hat, die große Mutter aller Anleihen, die aber trotz der Weltherrſchaft ihrer königlichen Söhne noch immer ihr kleines Stammſchlößchen in der Judengaſſe nicht verlaſſen will, und heute wegen des großen Freudenfeſtes ihre Fenſter mit weißen Vorhängen geziert hat. Wie vergnügt funkeln die Lämpchen, die ſie mit eigenen Händen anzündete, um jenen Siegestag zu feiern, wo Judas Makkabäus und ſeine Brüder eben ſo tapfer und heldenmüthig das Vaterland befreiten, wie in unſern Tagen Friedrich Wilhelm, Alexander und Franz II."

Wolfgang Menzel's Werk über die deutſche Literatur war ſo eben erſchienen, und Börne freute ſich kindiſch, daſs Jemand gekommen ſei, der den Muth zeige, ſo rückſichtslos gegen Goethe aufzutreten. „Der Reſpekt," ſetzte er hinzu, „hat mich bisher davon abgehalten, Dergleichen öffentlich auszuſprechen. Der Menzel, Der hat Muth, Der iſt ein grundehrlicher Mann und ein großer Gelehrter, an Dem werden wir noch viele Freude erleben!" Auf dieſes Thema kam er noch öfter zurück, und Heine muſste ihm geloben, Menzel, an den er ihm eine Empfehlungskarte mitgab, in Stuttgart zu beſuchen. Auch Heine war um jene Zeit nicht allzu gut auf Goethe zu ſprechen. Moſer hatte ihm mitgetheilt, wie man ſich in Berlin ſehr ungünſtige Äußerungen Goethe's über den Verfaſſer der „Reiſebilder" erzähle, und Heine hatte geantwortet[129]: „Daſs ich dem Ariſtokratenknecht Goethe miſsfalle, iſt natürlich. Sein Tadel iſt ehrend, ſeitdem er alles Schwächliche lobt. Er fürchtet die anwachſenden Titanen. Er iſt jetzt ein ſchwacher abgelebter Gott, den es verdrießt, daſs er Nichts mehr erſchaffen kann. Raumer kann bezeugen, daſs ich ihn ſchon vor drei Jahren nicht mehr geliebt, und jetzt nicht durch deinen letzten Brief beſtochen worden." Und in einem Briefe vom ſelben Datum an Varnhagen heißt es mit Anſpielung auf dasſelbe Thema[130]: „Ich werde es mit den Ariſtokraten noch mehr verderben. Wolfgang Goethe mag immerhin das Völkerrecht der Geiſter verletzen, er kann doch nicht verhindern, daſs ſein großer Name einſt gar oft zuſammen genannt wird mit dem Namen H. Heine." In ſeiner bald nachher für die „Annalen" abgefaſsten Recenſion des Menzel'ſchen Buches rügt er zwar die pietätloſe Weiſe, in der Menzel ſein hartes Urtheil über Goethe ausſprach[131]: „Es iſt doch immer Goethe, der König, und ein Recenſent, der an einen ſolchen Dichterkönig ſein Meſſer legt, ſollte doch eben ſo viel Courtoiſie beſitzen, wie jener engliſche Scharfrichter, welcher Karl I. köpfte und, ehe er dieſes kritiſche Amt vollzog, vor dem königlichen Delinquenten niederkniete und ſeine Verzeihung erbat." In der Sache ſelbſt aber ſchließt Heine ſich den wider Goethe rebellierenden Geiſtern mit geringer Reſervation an, und wiederholt in ähnlichen Worten, was er an Moſer und Varnhagen geſchrieben. Die Idee der Kunſt wird als Mittelpunkt der Goethe'ſchen Dichtung und jener ganzen Literaturperiode dargeſtellt, die mit dem Erſcheinen Goethe's anfange und jetzt ihr Ende erreicht habe. Eine Vergleichung des Menzel'ſchen Buches mit Friedrich Schlegel's Vorleſungen über die Geſchichte der alten und neuen Literatur giebt Anlaß zu einer weiteren Ausführung dieſes Gedankens: „In dem Schlegel'ſchen Werke ſehen wir ganz die Beſtrebungen, die Bedürfniſſe, die Intereſſen, die geſammte deutſche Geiſtesrichtung der verletzten Decennien, und die Kunſtidee als Mittelpunkt des Ganzen. Bilden aber die Schlegel'ſchen Vorleſungen ſolchermaßen ein Literaturepos, ſo erſcheint uns hingegen das Menzel'ſche Werk wie ein bewegtes Drama, die Intereſſen der Zeit treten auf und halten ihre Monologe, die Leidenſchaften, Wünſche, Hoffnungen, Furcht und Mitleid ſprechen ſich aus, die Freunde rathen, die Feinde drängen, die Parteien ſtehen ſich gegenüber, der Verfaſſer läßt allen ihr Recht widerfahren, als echter Dramatiker behandelt er keine der kämpfenden Parteien mit allzu beſonderer Vorliebe, und wenn wir Etwas vermiſſen, ſo iſt es nur der Chorus, der die letzte Bedeutung des Kampfes ruhig ausſpricht. Dieſen Chorus aber konnte uns Herr Menzel nicht geben, wegen des einfachen Umſtandes, daß er noch nicht das Ende dieſes Jahrhunderts erlebt hat. Aus demſelben Grunde erkannten wir bei einem Buche aus einer früheren Periode, dem Schlegel'ſchen, weit leichter den eigentlichen Mittelpunkt, als bei einem Buche aus der jetzigſten Gegenwart. Nur ſo Viel ſehen wir: der Mittelpunkt des Menzel'ſchen Buches iſt nicht mehr die Idee der Kunſt. Menzel ſucht viel eher das Verhältnis des Lebens zu den Büchern aufzufaſſen, einen Organismus in der Schriftwelt zu entdecken, es iſt uns manchmal vorgekommen, als betrachte er die Literatur wie eine Vegetation — und da wandelt er mit uns herum und botaniſiert, und nennt die Bäume bei ihren Namen, reißt Witze über die größten Eichen, riecht humoriſtiſch an jedem Tulpenbeet, küßt jede Roſe, neigt ſich freundlich zu einigen befreundeten Wieſenblümchen, und ſchaut dabei ſo klug, daß wir faſt glauben möchten, er höre das Gras wachſen. Andererſeits erkennen wir bei Menzel ein Streben nach Wiſſenſchaftlichkeit, welches ebenfalls eine Tendenz unſerer neueſten Zeit iſt, eine jener Tendenzen, wodurch ſie ſich von der früheren Kunſtperiode unterſcheidet. Wir haben große geiſtige Eroberungen gemacht, und die Wiſſenſchaft ſoll ſie als unſer Eigenthum ſichern. Dieſe Bedeutung derſelben hat ſogar die Regierung in einigen deutſchen Staaten anerkannt, abſonderlich in Preußen, wo die Namen Humboldt, Hegel, Bopp, A. W. Schlegel, Schleiermacher ꝛc. in ſolcher Hinſicht am ſchönſten glänzen. Daſſelbe Streben hat ſich, zumeiſt durch Einwirkung ſolcher deutſchen Gelehrten, nach Frankreich verbreitet; auch hier erkennt man, daß alles Wiſſen einen

Werth an und für ſich hat, daß es nicht wegen der augenblicklichen Nützlichkeit kultiviert werden ſoll, ſondern damit es ſeinen Platz finde in dem Gedankenreiche, das wir als das beſte Erbtheil den folgenden Geſchlechtern überliefern werden.“ Die Auszüge, welche Heine aus dem Menzel'ſchen Buche giebt, ſetzen den Gedankengang desſelben in ein noch helleres Licht. Mit beſonderer Abſicht werden die Äußerungen Menzel's über den politiſchen Kampf der Gegenwart hervorgehoben, welche in dem dunklen Gewirr der Parteien nur Einen Hauptgegenſatz, den zwiſchen Liberalismus und Servilismus, erkennen: „Die liberale Partei iſt diejenige, die den politiſchen Charakter der neueren Zeit beſtimmt, während die ſogenannte ſervile Partei noch weſentlich im Charakter des Mittelalters handelt. Der Liberalismus ſchreitet daher in demſelben Maße fort wie die Zeit ſelbſt, oder iſt in dem Maße gehemmt, wie die Vergangenheit noch in die Gegenwart herüber dauert. Er entſpricht dem Proteſtantismus, ſofern er gegen das Mittelalter proteſtiert, er iſt nur eine neue Entwickelung des Proteſtantismus im weltlichen Sinn, wie der Proteſtantismus ein geiſtlicher Proteſtantismus war. Er hat ſeine Partei in dem gebildeten Mittelſtande, während der Servilismus die ſeinige in der vornehmen und in der rohen Maſſe findet. Dieſer Mittelſtand ſchmilzt allmählich immer mehr die ſtarren Kryſtalliſationen der mittelalterlichen Stände zuſammen. Die ganze neuere Bildung iſt aus dem Liberalismus hervorgegangen oder hat ihm gedient, ſie war die Befreiung von dem kirchlichen Autoritätsglauben. Die ganze Literatur iſt ein Triumph des Liberalismus, denn ſeine Feinde ſogar müſſen in ſeinen Waffen fechten. Alle Gelehrte, alle Dichter haben ihm Vorſchub geleiſtet, ſeinen größten Philoſophen aber hat er in Fichte, ſeinen größten Dichter in Schiller gefunden.“ Indem Heine der Begeiſterung Menzel's für Schiller ihr volles Recht zuerkennt, proteſtiert er doch andererſeits gegen jeden Verſuch, den Werth Goethe's zu Gunſten Schiller's herabzudrücken, und ſpottet über die Menzel'ſche Lehre, daß Goethe kein Genie, ſondern nur ein Talent ſei. „Woher aber,“ fragt er weiter, „kommt dieſe Härte gegen Goethe, wie ſie uns hie und da ſogar bei den ausgezeichnetſten Geiſtern bemerkbar geworden? Vielleicht eben weil Goethe, der Nichts als primus inter pares ſein ſollte, in der Republik der Geiſter zur Tyrannis gelangt iſt, betrachten ihn viele große Geiſter mit geheimem Groll. Sie ſehen in ihm ſogar einen Ludwig XI., der den geiſtigen hohen Adel unterdrückt, indem er den geiſtigen Tiers état, die liebe Mittelmäßigkeit, emporhebt. Sie ſehen, er ſchmeichelt den reſpektiven Korporationen der Städte, er ſendet gnädige Handſchreiben und Medaillen an die „lieben Getreuen", und erſchafft einen Papieradel von Hochbelobten, die ſich ſchon viel höher dünken als jene wahren Großen, die ihren Adel, eben ſo gut wie der König ſelbſt, von der Gnade Gottes erhalten, oder, um whiggiſch zu ſprechen, von der Meinung des Volkes. Aber immerhin mag Dieſes geſchehen. Sahen wir doch jüngſt in den Fürſtengrüften von Weſtminſter, daß jene Großen, die, als ſie lebten, mit den Königen haderten, dennoch im Tode in der königlichen Näh begraben liegen — und ſo wird auch Goethe nicht verhindern können, daß jene großen Geiſter, die er im Leben gern entfernen wollte, dennoch im Tode mit ihm zuſammen kommen und neben ihm ihren ewigen Platz finden im Weſtminſter der deutſchen Literatur. — Die brütende Stimmung unzufriedener Großen iſt anſteckend, und die Luſt wird ſchwül. Das Princip der Goethe'ſchen Zeit, die Kunſtidee, entweicht, eine neue Zeit mit einem neuen Principe ſteigt auf, und, ſeltſam! wie das Menzel'ſche Buch merken läßt, ſie beginnt mit Inſurrektion gegen Goethe. Vielleicht fühlt Goethe ſelbſt, daß die ſchöne objektive Welt, die er durch Wort und Beiſpiel geſtiftet hat, nothwendiger Weiſe zuſammen ſinkt, ſo wie die Kunſtidee allmählich ihre Herrſchaft verliert, und daß neue friſche Geiſter von der neuen Idee der neuen Zeit hervorgetrieben werden, und gleich nordiſchen Barbaren, die in den Süden einbrechen, das civiliſirte Goethenthum über den Haufen werfen und an deſſen Stelle das Reich der wildeſten Subjektivität begründen. Daher das Beſtreben, eine Goethe'ſche Landmiliz auf die Beine zu bringen. Die alten Romantiker, die Janitſcharen, werden zu regulären Truppen zugeſtutzt, müſſen ihre Keſſel abliefern, müſſen die Goethe'ſche Uniform anziehen, müſſen täglich exercieren. Die Rekruten lärmen und trinken und ſchreien Vivat, die Trompeter blaſen

Wird Kunſt und Alterthum im Stande ſein, Natur und Jugend zurückzudrängen? . . . Wir können nicht umhin ausdrücklich zu bemerken, daß wir unter „Goethenthum" nicht Goethe's Werke verſtehen, nicht jene theuern Schöpfungen, die vielleicht noch leben werden, wenn längſt die deutſche Sprache ſchon geſtorben iſt und das geknutete Deutſchland in ſlaviſcher Mundart wimmert; unter jenem Ausdruck verſtehen wir auch nicht eigentlich die Goethe'ſche Denkweiſe, dieſe Blume, die im Miſte unſerer Zeit immer blühender gedeihen wird, und ſollte auch ein glühendes Enthuſiaſtenherz ſich über ihre kalte Behaglichkeit noch ſo ſehr ärgern; mit em Worte „Goethenthum“ deuteten wir eben vielmehr auf Goethe'ſche Formen, wie wir ſie bei der blöden Jüngerſchar nachgeknetet finden, und auf das matte Nachpiepſen jener Weiſen, die der Alte gepfiffen. Eben die Freude, die dem Alten jenes Nachkneten und Nachpiepſen gewährt, erregte unſere Klage. Der Alte! wie zahm und milde iſt er geworden! Wie ſehr hat er ſich gebeſſert! würde ein Nicolai ſagen, der ihn noch in jenen wilden Jahren kannte, wo er den ſchwülen „Werther“ und den „Götz mit der eiſernen Hand“ ſchrieb. Wie hübſch manierlich iſt er geworden, wie iſt ihm alle Neuheit jetzt fatal, wie unangenehm berührt es ihn, wenn er an die frühere geniale himmelſtürmende Zeit erinnert wird, oder wenn gar Andere, in ſeine alten Fußſtapfen tretend, mit demſelben Übermuthe ihre Titanen-Flegeljahre austoben! Sehr treffend hat in dieſer Hinſicht ein geiſtreicher Ausländer unſeren Goethe mit einem alten Räuberhauptmanne verglichen, der ſich vom Handwerke zurückgezogen hat, unter den Honoratioren eines Provinzialſtädtchens ein ehrſam bürgerliches Leben führt, bis aufs Kleinlichſte alle Philiſtertugenden zu erfüllen ſtrebt, und in die peinlichſte Verlegenheit geräth, wenn zufällig irgend ein wüſter Waldgeſell aus Kalabrien mit ihm zuſammen trifft und alte Kameradſchaft nachſuchen möchte.“ „Ich leſe jetzt den vierten Band von Goethe's und Schiller's Briefwechſel,“ ſchreibt Heine zwei Jahre ſpäter an Varnhagen 133), „und wie gewöhnlich mache ich Stilbeobachtungen. Da finde ich wieder, daß Sie nur mit dem früheſten Goethe, mit dem Werther-Goethe, Ähnlichkeit im Stil haben. Ihnen fehlt ganz die ſpätre Kunſtbehaglichkeit des großen Zeitablehnungsgenies, der ſich ſelbſt letzter Zweck iſt. Er beherrſcht ſeinen Stoff, Sie bezwingen ihn. Abrundung, Helldunkel, Perſpektive der Zwiſchenſätze, mechaniſches Untermalen der Gedanken, Dergleichen kann man von Goethe lernen – nur nicht Männlichkeit. Es iſt noch immer meine fixe Idee, daß mit der Endſchaft der Kunſtperiode auch das Goethenthum zu Ende geht; nur unſere äſthetiſierende, philoſophierende Kunſtſinnzeit war dem Aufkommen Goethe's günſtig; eine Zeit der Begeiſterung und der That kann ihn nicht brauchen. Aus jenem vierten Briefſammlungstheil ſah ich klar, wie ingrimmig er die Revolution haßte, er hat in dieſer Hinſicht ungünſtig auf Schiller eingewirkt, den er vielleicht am Ende zum Mitariſtokraten gemacht hätte. Vgl. ſeine Verhöhnung Peſſelt's, Campe's, des Bürgerdiploms, das Schiller aus Frankreich erhielt, u. ſ. w.“ — Wenn wir mit ſolchen Äußerungen die Werte des an früherer Stelle (Bd. I. S. 343) mitgetheilten Briefes an Moſer vom Sommer 1825 zuſammenhalten, ſo wird uns der ſpätere Scherz Heine's ***), daß ſeine Oppoſition wider Goethe nur dem „Neid" entſprungen ſei, nicht irre führen. Heine, Börne und Menzel wurden zu ihren Angriffen gegen die Perſon Goethe's urſprünglich durch eine und dieſelbe demokratiſche Tendenz beſtimmt; ſie vermißten in ſeinen Schöpfungen jedes warme Intereſſe für das freiheitliche Streben der Gegenwart, und nicht mit Unrecht wieſen ſie darauf hin, daß die gefliſſentliche Abwendung der Kunſt von den Anſprüchen der wirklichen Welt einen nachtheiligen Einfluß auf die politiſche Entwicklung des Volkes übe. Nach der Julirevolution freilich gingen die Anſichten und Wege der Schriftſteller, welche jetzt in ihrer herben Beurtheilung Goethe's und in ſo manchen anderen Dingen leidlich ſympathiſierten, weit auseinander: in Menzel trat das chriſtlich-germaniſche Princip, in Börne der einſeitig ſtarre Republikanismus mit rückſichtsloſer Schärfe hervor, und auch Goethe wurde von Jedem der Beiden mit ihren kleinlich beſchränkten Maßſtäben gemeſſen — dem Einen ſchien er nur noch ein „ſentimental-frivoler Selbſtvergötterer," ein „äſthetiſcher Heliogabalus", ein „Nachäffer des Fremden," dem Andern ein ſerviler Fürſtenknecht, — während Heine über den menſchlichen Eitelkeiten und Schwächen des Greiſes niemals die unſterbliche Größe des Dichters vergaß, die Verdienſte Deſſelben mit aufrichtiger Bewunderung ins Licht ſtellte, und ſeinen gelegentlichen Tadel der Goethe'ſchen Kunſtrichtung fortan in die mildeſte Form kleidete. —

„Hüten Sie ſich, in München mit den Pfaffen zu kollidieren," waren die letzten Worte, welche Börne dem Dichter der „Reiſebilder" beim Abſchiede von Frankfurt ins Ohr flüſterte. Über Heidelberg, wo er den dort ſtudierenden geiſtvollen Witzling Detmold kennen lernte, nach Stuttgart reiſend, erfuhr Heine in letztgenannter Stadt, daß der Baron Cotta zur Zeit abweſend ſei, ihn aber in München erwarte. Er kürzte daher ſeinen Aufenthalt ſo viel wie möglich ab, und machte nur, wie er Börne verſprochen, Wolfgang Menzel's Bekanntſchaft, ohne Guſtav Schwab oder irgend ein anderes in Stuttgart lebendes Mitglied der ſchwäbiſchen Dichterſchule aufzuſuchen.

In der letzten Novemberwoche 1827 traf Heine in München ein, wo Cotta, den Geſchäfte nach Stuttgart riefen, ſeiner bereits mit Ungeduld harrte. Johann Friedrich Freiherr Cotta von Cottendorf ſtand damals im vierundſechzigſten Lebensjahre. Trotz ſeines vorgerückten Alters hatte er ſich jene jugendliche Arbeitskraft und faſt immer vom Glück gekrönte Unternehmungsluſt bewahrt, vermittelſt deren er ſich aus den reducierteſten Verhältniſſen zum erſten Buchhändler Deutſchlands emporgeſchwungen. Durch eine reguläre Gymnaſial- und Univerſitätsbildung — er hatte erſt Theologie, dann Mathematik und Jurisprudenz ſtudiert, und eine Zeitlang in Tübingen als Hofgerichtsadvokat praktiſiert — war ſeinen trefflichen Anlagen die Baſis vielſeitiger Kenntniſſe zu Theil geworden, die er nicht allein bei ſeinen buchhändleriſchen Operationen, ſondern auch in ſeiner politiſchen Laufbahn mit Erfolg verwerthete. Es mag richtig ſein, wie von überſtrengen Beurtheilern ſeines Verhaltens in der franzöſiſchen Zeit bemerkt worden iſt, daß ſein Patriotismus ſich mehr auf die Wahrnehmung der Partikularintereſſen ſeines engeren Vaterlandes, als auf die Förderung der nationalen Macht und Unabhängigkeit des deutſchen Reiches wandte — aber Wer dürfte ihm einen Vorwurf daraus machen, daß er in ſeinem ſtaatsmänniſchen Verhalten den überwältigenden Zeitumſtänden Rechnung trug, und einem Lande, deſſen Herrſcher als Vaſall Napoleon's eine ſo traurige Rolle ſpielte, nach beſten Kräften im Einzelnen zu nützen ſuchte? Schon 1799 unterhandelte er im Auftrag der würtembergiſchen Stände zu Paris einen Separatfrieden für Würtemberg, der freilich ſpäter nicht ratificiert ward. Seit dem Jahre 1811 zum würtembergiſchen Landſtand erhoben, vertrat er als Solcher 1815 mit Bertuch die Sache der deutſchen Buchhändler auf dem Wiener Kongreſſe. Seine nachmalige Thätigkeit als Abgeordneter auf dem würtembergiſchen Landtage und als Vicepräſident der zweiten Kammer bot ihm mehrfach Gelegenheit, ſeine Stimme muthvoll für die Abſchaffung veralteter Mißbräuche in Kirche und Staat zu erheben; u. A. ſprach er ſich wiederholentlich mit kräftigem Nachdruck zu Gunſten der bürgerlichen und politiſchen Gleichſtellung der Juden aus. Es iſt bekannt, daß er 1825 die Dampfſchifffahrt auf dem Bodenſee einführte, die er im folgenden Jahre auf dem ganzen Rheinſtrome mit den betreffenden Regierungen regulierte. Auch gelang ſeinen Bemühungen 1828 die Durchſetzung der wichtigen volkswirthſchaftlichen Maßregel des Anſchluſſes von Baiern und Würtemberg an den preußiſchen Zollverband. Von ſeinen bedeutungsvollen journaliſtiſchen Unternehmungen gedenken wir zunächſt der Herausgabe der „Horen“, die ihn, wie mit Schiller, ſo auch mit Goethe und Herder in dauernden Verkehr brachte. Faſt gleichzeitig gründete er die „Politiſchen Annalen“ und die „Allgemeine Zeitung“, welch letztere Anfangs in Tübingen und Stuttgart, dann in Ulm, ſeit 1816 in Augsburg erſchien, und ein halbes Jahrhundert hindurch den Rang des angeſehenſten politiſchen Journals in Deutſchland behauptete. Ebenſo vortheilhaft zeichnete ſich vor den mittelmäßigen belletriſtiſchen Zeitſchriften jener Periode das 1807 begonnene, mit Geiſt und Geſchick redigirte „Morgenblatt“ aus, dem ſich ſpäter das von Schorn begründete „Kunſtblatt“ und das eine ſcharfe Kritik übende „Literaturblatt“ zugeſellten. Auch Dingler's „Polytechniſches Journal“ ging ſeit 1820 aus der Cotta'ſchen Officin hervor. Die Thronbeſteigung des Königs Ludwig I. von Baiern, der voll hochfliegender Pläne davon träumte, ſeine Reſidenz zum Mittelpunkte deutſcher Kunſt, Literatur und Wiſſenſchaft zu geſtalten, veranlaſste den unermüdlichen Geſchäftsmann, 1826 auch in München eine literariſch-artiſtiſche Anſtalt als Filiale ſeiner Stuttgarter, Tübinger und Augsburger Firmen zu errichten, und bald darauf zwei neue Zeitſchriften, das „Ausland“ und das „Inland“, ins Leben zu rufen. Der König, welcher ſich bei Cotta's häufiger Anweſenheit in München oft und gern mit Demſelben unterhielt, begünſtigte eifrig dieſe Unternehmungen, die er als ein willkommenes Mittel anſah, Schriftſteller und Künſtler von Ruf und Talent nach ſeiner Hauptſtadt zu ziehen.

Schon bei der erſten Begegnung mit Heine machte Cotta kein Hehl daraus, daſs er nicht bloß für die „Politiſchen Annalen“, ſondern gleichfalls für das „Ausland“ und das „Morgenblatt“, deſſen Redakteur, der Dichter Wilhelm Hauff, ſo eben geſtorben war, auf ſeine thätige Mitwirkung rechne. Er bot ihm vorläufig ein Jahrgehalt von 2000 Gulden an, ohne ihm beſtimmte Verpflichtungen in Betreff der Art und des Umfangs der von ihm zu liefernden ſchriftſtelleriſchen Beiträge aufzuerlegen. Aber je mehr ſich Heine durch dies vertrauende Entgegenkommen geehrt fand und je wohlthuender ihn daſſelbe berührte, deſto ernſtlicher zweifelte er bei dem ſchwankenden Zuſtande ſeiner Geſundheit an der Ausdauer ſeiner Arbeitskraft. Er wünſchte ſich erſt genauer den Kreis der ihm erwachſenden Thätigkeit anzuſehn und die Einwirkung des verrufenen Münchener Klimas auf ſeine Kopfnerven zu erproben, bevor er ſich auf längere Zeit bände. Einſtweilen verpflichtete er ſich daher nur auf ein halbes Jahr, und verſprach, für jedes Heft der „Annalen“ einen Aufſatz aus eigener Feder zu liefern, auch nach Kräften das „Ausland“ und das „Morgenblatt“ mit Beiträgen zu bedenken. Was er in den genannten Journalen während der Frühlingsmonate 1828 drucken ließ, beſchränkte ſich, außer den nachmals im vierten Bande der „Reiſebilder“ zuſammengeſtellten „Engliſchen Fragmenten“, auf den vorhin erwähnten Aufſatz über Menzel's „Deutſche Literatur“ und einen Bericht über die erſte Aufführung von Michael Beer's „Struenſee“. Für dieſe Arbeiten und die mit Lindner geführte Redaktion der „Annalen“ bezog er von Januar bis Juni 1828 ein Geſammthonorar von 100 Karolin. Die Liberalität Cotta's in Geldſachen und die zuvorkommende Bereitwilligkeit, mit welcher er auf Heine's Wünſche und Vorſchläge einging, trugen Viel dazu bei, das Verhältnis zwiſchen den beiden Männern zu einem ungemein freundlichen zu geſtalten. Der Dichter rechnete es dem gentilen Buchhändler hoch an, daſs er mit Demſelben niemals um den Honorarbetrag für ſeine Arbeiten zu feilſchen brauchte. In der Korreſpondenz mit Merckel finden ſich zahlreiche ärgerliche Äußerungen über Campe's „Knickrigkeit,“ während die Generoſität Cotta's aufs glänzendſte belobt wird: „Campe weiß nie zur rechten Zeit ein paar lumpige Louisd'or wegzuwerfen; Dieſes ſollte er von Cotta lernen... Glaub mir, Dieſer iſt ein nobler Menſch. Er läſſt den Schriftſteller leben und will nicht auf Deſſen Koſten typographiſch glänzen. Sehe ich, was Cotta für die Gedichte von Uhland und Platen thut, oder beſſer geſagt für die Dichter ſelbſt, ſo muſs ich mich vor mir ſelber ſchämen.“ „Cotta äſſt auch auf ſchlechtem Billard ſpielen,“ ſcherzt Heine in einem ſpäteren Briefe an Merckel, mit Anſpielung auf das graue Fließpapier der meiſten Cotta'ſchen Verlagsartikel damaliger Zeit; „aber Wer gut ſpielt, hat mehr Nutzen davon.“ Und ein andermal ſchreibt er [134]: „Was das Bezahltwerden betrifft, ſo bin ich wie eine Köchin, die ſehr zartfühlend die Bemerung macht, daſs ſie in ihrem Dienſte weniger auf Geld ſähe, als auf ute Behandlung.“ Auch die Gemahlin Cotta's, eine aufrichtige Beunderin des „Buches der Lieder,“ machte auf Heine den angenehmſten indruck, und es freute ihn, ſich der liebenswürdigen Dame durch Einndung poetiſcher Beiträge für das unter ihren Auſpicien erſcheinende Taſchenbuch für Damen“ gefällig zu erweiſen. Nach dem am 29. December 832 erfolgten Tode des Freiherrn bewahrte Heine Demſelben das pietätollſte Andenken, und noch im Jahre 1852 ſchrieb er aus ſeiner Matratzenruft in der Rue d'Amſterdam dem Sohne ſeines „alten vielgeliebten otta“ [135]: „Durch meinen körperlichen Zuſtand abgeſperrt von den

Genüſſen der Außenwelt, ſuche ich jetzt Erſatz in der träumeriſchen Süße der Erinnerungen, und mein Leben iſt nur ein Zurückgrübeln in die Vergangenheit: da tritt oft vor meine Seele das Bild Ihres ſeligen Vaters, des wackern würdigen Mannes, der mit der vielſeitigſten deutſchen Ausbildung einen in Deutſchland ſeltenen praktiſchen Sinn verband, der ſo brav und ſo ehrenfeſt war, auch ſo höflich, ja hofmänniſch höflich, ſo vorurtheilsfrei, ſo weitſichtig, und der bei ſeinen großen Verdienſten um die geiſtigen wie materiellen Intereſſen des Vaterlandes dennoch von einer ſo rührenden Beſcheidenheit war, wie man ſie nur bei alten braven Soldaten zu finden pflegt. Das war ein Mann, Der hatte die Hand über die ganze Welt! ſo ungefähr, glaube ich, äußert ſich der Schneider Jetter über Karl V. in Goethe's Egmont." —

Als Heine nach München kam, trug die Stadt nicht entfernt ihren heutigen Charakter. Der halb mittelalterliche, bunt abwechſelnde Anblick ihrer äußern Erſcheinung bildete einen auffallenden Kontraſt zu den langen, breiten, ſchnurgeraden Häuſerreihen Berlin's, und Heine verfehlte nicht, dieſen Gegenſatz, von dem er aufs wohlthuendſte berührt ward, in ſeiner gewohnten draſtiſchen Art hervorzuheben. „München nämlich," ſchreibt er 170), „iſt eine Stadt, gebaut von dem Volke ſelbſt, und zwar von auf einander folgenden Generationen, deren Geiſt noch immer in ihren Bauwerken ſichtbar, ſo daſs man dort, wie in der Hexenſcene des Macbeth, eine chronologiſche Geiſterreihe erblickt, von dem dunkelrothen Geiſte des Mittelalters, der geharniſcht aus gothiſchen Kirchenpforten hervortritt, bis auf den gebildet lichten Geiſt unſerer eigenen Zeit, der uns einen Spiegel entgegenhält, worin Jeder ſich ſelbſt mit Vergnügen anſchaut. In dieſer Reihenfolge liegt eben das Verſöhnende; das Barbariſche empört uns nicht mehr, und das Abgeſchmackte verletzt uns nicht mehr, wenn wir es als Anfänge und nothwendige Übergänge betrachten. Wir ſind ernſt, aber nicht unmuthig bei dem Anblick jenes barbariſchen Doms, der ſich noch immer in ſtiefelknechtlicher Geſtalt über die ganze Stadt erhebt und die Schatten und Geſpenſter des Mittelalters in ſeinem Schoße verbirgt. Mit eben ſo wenig Unmuth, ja ſogar mit ſpaßhafter Rührung, betrachten wir die haarbeuteligen Schlöſſer der ſpätern Periode, die plump deutſchen Nachäffungen der glatt franzöſiſchen Unnatur, die Prachtgebäude der Abgeſchmacktheit, toll ſchnörkelhaft von außen, von innen noch putziger dekoriert mit ſchreiend bunten Allegorien, worauf die ſeligen hohen Herrſchaften abkonterfeit ſind:

die Kavaliere mit rothen, betrunken nüchternen Geſichtern, worüber die Allongeperücken wie gepuderte Löwenmähnen herabhängen, die Damen mit ſteifem Toupet, ſtählernem Korſett, das ihr Herz zuſammenſchnürte, und ungeheurem Reifrock, der ihnen deſto mehr proſaiſche Ausdehnung gewährte. Wie geſagt, dieſer Anblick verſtimmt uns nicht, er trägt vielmehr dazu bei, uns die Gegenwart und ihren lichten Werth recht lebhaft fühlen zu laſſen, und wenn wir die neuen Werke betrachten, die ſich neben den alten erheben, ſo iſt's, als würde uns eine ſchwere Perücke vom Haupte genommen und das Herz befreit von ſtählerner Feſſel. Ich ſpreche hier von den heiteren Kunſttempeln und edlen Palläſten, die in kühner Fülle hervorblühen aus dem Geiſte Klenze's, des großen Meiſters." Wenn Heine ein Jahrzehnt ſpäter München wiedergeſehen und die glänzende Metamorphoſe gewahrt hätte, durch welche König Ludwig das als Kronprinz in Rom gegebene Verſprechen wahr gemacht: „Ich will aus München eine Stadt ſchaffen, die Deutſchland ſo zur Zierde gereichen ſoll, daß Keiner Deutſchland kennt, wenn er nicht München geſehen hat," ſo würde auch hier wohl die Bemerkung nicht ausgeblieben ſein, daß die neuerſtandene Pracht dem Eigenwillen eines Einzelnen entſproſſen ſei und wenig Kunde gebe von der Denkweiſe der Menge. Auch damals ſchon, wo der kunſtſinnige König erſt ſeit zwei Jahren zur Regierung gelangt, und von den in Angriff genommenen großartigen Schöpfungen Klenze's noch keine einzige vollendet war, lautete Heine's Urtheil über die Anfänge und Übergänge jener Zeit keineswegs immer ſo milde wie in der angezogenen Stelle. Mit dem beißendſten Spotte perſiffliert er vielmehr ſchon in der „Reiſe von München nach Genua" 126) die Beſtrebungen des Königs, ſeine Reſidenz in ein „neues Athen" umzuwandeln, und malitiös genug belehrt er den Berliner Philiſter, der ſo unhöflich iſt, alles attiſche Salz bei den biertrinkenden Neu-Athenienſern zu vermiſſen, daß ſie erſt junge Anfänger ſeien, deren große Geiſter, ja deren ganzes gebildetes Publikum noch nicht danach eingerichtet, ſich in der Nähe ſehen zu laſſen. „Es iſt Alles noch im Entſtehen, und wir ſind noch nicht komplet. Nur die unterſten Fächer, lieber Freund," fügt der Schalk hinzu, „ſind erſt beſetzt, und es wird Ihnen nicht entgangen ſein, daß wir z. B. an Eulen, Sykophanten und Phrynen keinen Mangel haben. Es fehlt uns nur an dem höheren Perſonal… was uns aber an Quantität fehlt, Das erſetzen wir durch Qualität. Wir haben nur einen großen Bildhauer, — aber es iſt ein „Löwe!" Wir haben nur einen großen Redner, aber ich bin überzeugt, daß Demoſthenes über den Malzaufſchlag in Attika nicht ſo gut donnern konnte. Wenn wir noch keinen Sokrates vergiftet haben, ſo war es wahrhaftig nicht das Gift, welches uns dazu fehlte. Und wenn wir noch keinen eigentlichen Demos, ein ganzes Demagogenvolk beſitzen, ſo können wir doch mit einem Prachtexemplare dieſer Gattung, mit einem Demagogen von Handwerk aufwarten, der ganz allein einen ganzen Demos, einen ganzen Haufen Großſchwätzer, Maulaufſperrer, Poltrons und ſonſtigen Lumpengeſindels aufwiegt.“

Allerdings war es eine originelle, von den Zeitgenoſſen kaum nach ihrer vollen Bedeutung gewürdigte Aufgabe, die ſich König Ludwig geſtellt. Obwohl er in den napoleoniſchen Kriegen mit Auszeichnung auf Seiten der Franzoſen gekämpft hatte, war er doch im Grunde ſeines Herzens von der wärmſten Begeiſterung für den Glanz und die Herrlichkeit des deutſchen Geiſtes durchdrungen. Schon als Jüngling verſenkte er ſich mit Eifer in das Studium der Geſchichte der deutſchen Vorzeit, die deutſchthümelnden Beſtrebungen der burſchenſchaftlichen Romantik nach den Freiheitskriegen weckten in ſeinem poetiſch geſtimmten Gemüthe einen lauten Wiederhall, und nur aus ſolcher Extravaganz des Patriotismus läßt es ſich erklären, wenn er dem aus franzöſiſchem Kanonenerz gegoſſenen Obeliſken, welchen er den dreißigtauſend im ruſſiſchen Feldzug umgekommenen Baiern in ſeiner Hauptſtadt errichtete, die abenteuerliche Inſchrift gab: „Auch ſie ſtarben für des Vaterlands Befreiung.“ Vor Allem war es jedoch die deutſche Kunſt, an der ſeine Seele mit glühender Leidenſchaft hing, und deren Wiedererweckung er durch ſein Beiſpiel mit unermüdlicher Energie beförderte. Wie unſere Dichtkunſt ſich unlängſt im kaſtaliſchen Quell helleniſcher Schönheit zu neuem Leben verjüngt hatte, ſo wandten nun auch die Meiſter der bildenden Kunſt ihr Auge den hehren klaſſiſchen Vorbildern zu, und feierten auch auf plaſtiſchem Gebiete die Vermählung des Fauſt mit der Helena. Von dieſem Geſichtspunkte betrachtet, ſtand das Münchener Kunſttreiben unzweifelhaft auf der Höhe des äſthetiſchen Entwicklungsganges der neuen Zeit. Wie gering einſtweilen die Anregung und das Verſtändnis ſein mochten, die es auf der unmittelbaren Stätte ſeines Wirkens, im bairiſchen Volke, fand: die genialen Schöpfungen eines Klenze und Cornelius trugen den Ruhm der wieder erwachten deutſchen Architektur und Malerei weit über Baiern hinaus, und das Beiſpiel des Königs Ludwig, der ſich in großartigem Maße zum Schirmherrn der Künſte aufwarf, ſpornte andere deutſche Fürſten, vor Allem den Kronprinzen von Preußen, zu edler Nachahmung an. Auch Heine verdankte den Eindrücken ſeines Münchener Aufenthalts und dem Verkehr mit den Malern und Bildhauern, die in großer Zahl dort zuſammen ſtrömten, ſeine erſte nähere Bekanntſchaft mit den Meiſterwerken der bildenden Kunſt, die ihm bis dahin ein wenig vertrautes Gebiet geweſen. Ein Hamburger Architekt, Herr Friedrich Stammann, welcher derzeit in München ſeine Studien machte und öfters mit Heine zuſammentraf, erzählt uns, daß Letzterer Anfangs auf die jungen Maler, welche ſich ſeines geiſtvollen Umgangs erfreuten, ziemlich hochmüthig herabſah, und ſich manchen boshaften Witz über ihre Beſtrebungen erlaubte. Eines Tages wollte er ihnen ſogar ernſthaft die Inferiorität ihrer Kunſt im Vergleiche mit der Dichtkunſt beweiſen. „Ein Lied, eine Tragödie wirkt unmittelbar auf die Herzen der Menge,“ ſo lautete ſeine wunderliche Deduktion: „ihr dagegen bedürft des fremden Vermittlers, eure großen hiſtoriſchen Bilder und Allegorien ſprechen nur wenige auserleſene Kunſtkenner an, und euer Ruhm liegt in den Händen des Schriftſtellers, der eure Intentionen erſt dem Publikum klar machen, die Hieroglyphenſchrift eures Pinſels aller Welt deuten muß.“ Ein muthwilliges Gelächter unterbrach den Redner. Während Dieſer die Abhängigkeit des Malerruhms von der wohlwollenden Kommentierung des Schriftſtellers behauptete, hatte ein begabter Kunſtjünger ſchweigend eine unbarmherzige Karikatur Heine's auf ein Blatt Papier gezeichnet, und hielt die Skizze jetzt triumphierend empor. Mit ärgerlicher Verlegenheit betrachtete Heine dies ſchlagende Argument, daß dem Maler doch unter Umſtänden auch einige Macht über den Dichter gegeben ſei, und er hütete ſich in Zukunft, durch ſo thörichte Äußerungen eine ſelbſtändige Schweſterkunſt herabzuwürdigen. Fleißig beſuchte er fortan die Gemäldegalerie,, und mit ſeiner zunehmenden Kenntnis der reichen Kunſtſchätze ſtieg ſeine Hochachtung und Bewunderung der Malerei, obſchon er im Allgemeinen der von Cornelius und ſeinen Nachfolgern eingeſchlagenen Kunſtrichtung nicht zugethan war, und alle heitere Lebensfreudigkeit in derſelben vermiſſte 177).

Kurz nach ſeiner Ankunft in München wurde Heine von einer ernſtlichen Krankheit befallen, die ihn mit ſchwermüthigen Todesgedanken erfüllte. Er befürchtete, daß ihn eben jetzt, wo er berühmt geworden, das Schickſal Körner's, Hauff's, Wilhelm Müller's und ſo manches andern vielverſprechenden Schriftſtellers, frühes Hinſterben, ereile. „Wenn ich kränker werde," ſchrieb er an Campe [138], „ordne ich meine Papiere und adreſſiere ſie an Sie für den Fall meines Abſterbens. Dann geben Sie ſolche heraus, und das Honorar ſoll meine irdiſchen Schulden hienieden decken!" Auch in den Briefen an Merckel und Varnhagen klagt er über den ſchlechten Einfluß des Münchener Klimas auf ſeine Geſundheit, und in den erſten Wochen lebte er in ſtiller Zurückgezogenheit von allem geſelligen Verkehr. Später jedoch änderte ſich Dies, er bezog eine elegante Wohnung im Rechberg'ſchen Palais auf der Hundskugel, Cotta's und Varnhagen's Empfehlungen erſchloſſen ihm die Cirkel der haute volée, und in einem Schreiben an den letztgenannten Freund bezeichnet er ſeine ſocialen Verhältniſſe als ſehr heiter und liebenswerth [139]: „Ich lebe als grand seigneur, und die 5½ Menſchen hier, die leſen können, laſſen mir auch merken, daß ſie mich hochſchätzen. Wunderſchöne Weiberverhältniſſe — indeſſen dieſe befördern weder meine Geſundheit, noch meine Arbeitsluſt. Am liebſten bin ich unter jungen Malern, die beſſer ausſehen als ihre Bilder." Auch an Moſer ſchrieb er nach der Abreiſe von München, daß er dort ein köſtliches Leben geführt und mit Freuden auf immer dahin zurückkehren möchte [140].

Über Heine's Thätigkeit für die „Neuen politiſchen Annalen" iſt nicht ſonderlich viel Rühmliches zu berichten. Als er den wiederholten Anträgen Cotta's nachgab, hatte er freilich an Varnhagen geſchrieben [141]: „Ich habe dieſe Redaktion angenommen, weil ich überzeugt war, Sie ſind nicht bloß damit zufrieden, ſondern auch darüber erfreut. Die Tendenz ſehen Sie wohl voraus... Noch bin ich jung, noch hab' ich keine hungernde Frau und Kinder — ich werde daher noch frei ſprechen." Schon im erſten Briefe aus München heißt es jedoch [142]: „Die Annalen ſollen mir wenig Mühe machen," und in der That lieferte Heine für dieſelben faſt nur jene flüchtigen Aufzeichnungen ſeiner Reiſe nach England, welche erſt ſpäter, bei ihrer Veröffentlichung in Buchform, durch Hinzufügung mehrer neuen Kapitel eine beſtimmtere politiſche Färbung erhielten. Es hatte den Anſchein, als ob er ſich einſtweilen der größten Mäßigung beſtrebe und jede ſchroffe Äußerung über die heimiſche Tagespolitik vermeide, um ſich nicht die Möglichkeit einer Staatsanſtellung zu verſperren. Anfangs überließ er ſeinem um 28 Jahr' älteren Mitredakteur, dem Dr. Friedrich Ludwig Lindner, einem Jugendfreunde Rahel's, der am 11. Mai 1845 in Stuttgart ſtarb, ausſchließlich die Leitung des Blattes und die Abfaſſung der redaktionellen Noten, mit welchen die Abhandlungen der Mitarbeiter häufig begleitet wurden.

Heine beſtand jedoch auf Unterzeichnung dieſer Noten mit einer deutlich erkennbaren Namenschiffre, ſeit er ſich im vierten Hefte des 26ſten Bandes der „Annalen“ (S. 365) zu der Erklärung veranlaſſt ſah, daſs eine redaktionelle Anmerkung im vorigen Heft (S. 227), welche gegen die Hegel'ſche Schule gerichtet war und behauptete, es werde in ihr die Philoſophie in der Sprache des Wahnwitzes vorgetragen, „weder aus ſeiner Feder, noch aus ſeiner Geſinnung gefloſſen“ ſei. Schon früher hatte er mit ſeinem Mitherausgeber eine kleine Differenz gehabt, als Dieſer an Heine's ſtark bonapartiſtiſcher Kritik des Walter Scott'ſchen Buches über Napoleon Anſtoß nahm. Heine ließ ſich aber diesmal zu keiner Milderung der Ausdrücke bewegen. „Es kommt hier auf Geſinnungen an,“ ſchrieb er dem Dr. Lindner 103); „und da darf man keine Rückſichten hegen. Frauen zeichnen ſich aus durch Schönheit und Anmuth; Männer durch Geſinnungen. Freilich — ehrlich geſtanden — liebe ich auch die ausgezeichneten Frauen mehr als die ausgezeichneten Männer, und — noch ehrlicher geſtanden — ich möchte nicht einmal ein Mann ſein, wenn man den Frauen gefallen könnte, ohne ein Mann zu ſein, ein Mann von Geſinnung, Grundſatz, Feſtigkeit, Unbeſtechlichkeit, Unerſchrockenheit und dergleichen Erſchrecklichkeiten mehr, mit welchen ich die Ehre habe zu ſein ꝛc.“ Daſs es mit dieſem ſcherzhaften Trumpfen auf politiſche Geſinnungen in Wirklichkeit nicht ſehr ernſt gemeint war, beſtätigen uns die Worte eines Briefes an Varnhagen, deſſen Frau tadelnd an Heine geſchrieben hatte, daſs man in ſeiner Recenſion des Walter Scott'ſchen Buches die Einflüſterung bonapartiſtiſcher Freunde heraushöre. „Frau von Varnhagen hat ganz Recht,“ antwortete Heine 104), „in Dem, was ſie über Napoleon ſagt. Er hätte nie ſich den Freuden der Societät hingeben dürfen, das freundliche Lächeln der Societät zieht alle Kraft aus der Bruſt des Mannes, wie der Magnetberg alles Eiſen aus dem nahenden Schiffe zieht. Aber was will Frau von Varnhagen von mir? Ich bin ja kein Napoleon. Ich denke nicht einmal daran, Pankow zu erobern, viel weniger die Welt. Meine ganze Eroberungsſucht beſchränkt ſich vielleicht auf 10 bis 11 Herzen. Ich bin ja ein Menſch, der zu ſeinem Vergnügen lebt. Ich könnte den Tod aufladen durch eine Vergleichung mit Napoleon — ich kann ſchon jetzt nicht mehr ſo gut ſchlafen wie ſonſt, ſeit ich weiß, daſs ein junger Maler mich in eine fürchterliche Schlacht hineingemalt hat. Nun ſtehe ich auf dem Bild in Lebensgefahr — und Wer ſteht mir dafür, daſs nicht mal ſo eine gemalte

Flinte losgehen kann, und mein wirklicher Leib ſympathiſch mitfühlt, wenn der gemalte durchlöchert wird?"

Wir werden einräumen müſſen, daß ein Schriftſteller, der jede Zumuthung der Übernahme eines politiſchen Martyriums mit ſo ſelbſtverhöhnendem Spotte zurückwies, geringe Naturanlage zum Volkstribunen beſaß. In einem Briefe an Cotta vom November 1828 bekennt er zudem offen 109), daß weder ſeine politiſchen Kenntniſſe, noch ſeine Schreibart ihn zum Redakteur eines politiſchen Journals geeignet machten, und mit eben ſo naiver Aufrichtigkeit äußert er gegen Merckel über ſeine Aufſätze für die „Annalen" 110): „Meine Finanzen ſind zerrüttet, ich habe Schulden, will dieſen Sommer wieder ins Bad, und wenn ich von Cotta, der reichlich für mich ſorgt, ſo viel Geld nehme, muß ich auch Etwas liefern. Drum ſollen in jedem Heft der „Annalen" wenigſtens ein paar Blätter aus meiner Feder kommen. Auch liegt viel Renommage zum Grund: ich zeige der Welt, daß ich etwas Anderes bin, als unſre ſonettierenden Almanachspoeten." Das ſind unzweifelhaft ſehr ſubjektive Beweggründe zur Oppoſitionsſchriftſtellerei, die mit dem aufopfernden Vertreten einer politiſchen Überzeugung Wenig gemein haben. In noch üblerem Lichte erſcheint der Umgang, welchen Heine mit dem verrufenen Wit von Dörring pflog, der als achtzehnjähriger Jüngling in die phantaſtiſchen Verſchwörungsumtriebe der Jenenſer Burſchenſchaft verwickelt geweſen war, ſeitdem in England, Frankreich, Italien, Deutſchland und der Schweiz eine ſehr zweideutige Rolle geſpielt hatte, und gleichzeitig von den Regierungen als Carbonaro verfolgt, von den Häuptern der liberalen Partei als geheimer Polizeiagent verächtlich gemieden ward. Mit gerechtfertigter Beſorgnis beklagt ſich Heine, daß Campe einem ſo unzuverläſſigen Subjekte Briefe für ihn anvertraut. „Wuſsten Sie denn nicht," fragt er halb entrüſtet 111), „daß ich, außer Wein und Theater, keine Berührungspunkte mit Wit haben kann und will?" Und einige Monate ſpäter, als Wit auch mit den bairiſchen Behörden in Kolliſion gerathen und plötzlich von München ausgewieſen worden war, leſen wir in einem Briefe Heine's an Merckel den ängſtlichen Stoßſeufzer: „Wit ſchreibt mir, Campe habe ihm hierher ein Packet geſchickt, worin auch Sachen für mich ſeien, und ich ſollte das Packet auf der Poſt für ihn in Empfang nehmen. Das thue ich nicht. Deßhalb ſchreibe mir um Gotteswillen! es ſind doch keine Briefe für mich darin? doch keine Briefe?" Aus einem faſt gleichzeitigen Schreiben an

Varnhagen aber erſehen wir, daſs Heine mit jenem Menſchen, den er ſo tief verachtete, dennoch in charakterloſeſter Weiſe, und aus wenig ehrenhaften Motiven, freundſchaftlich verkehrte. Die höchſt bezeichnende Briefſtelle lautet 148): „Wit von Dörring, der Berüchtigte, iſt hier. Gott weiß, mit welchem Skandal er endigen wird. Ich hab' ihn perſönlich ſehr gern, und er kompromittiert mich überall, indem er mich ſeinen Freund nennt; dadurch aber erlange ich erſtens, daſs die Revolutionaire von mir ſich fern halten, was mir ſehr lieb iſt; zweitens, daſs die Regierungen denken, ich ſei nicht ſo ſchlimm, und überzeugt ſind, daſs ich in keiner einzigen ſchlimmen Verbindung ſtehe. Ich will ja nur ſprechen. Übrigens iſt Wit mein Fouché. Mir kann er nicht ſchaden, und wenn ich wollte, könnte ich durch ihn ſchaden, wem ich wollte. Freilich, hätte ich Macht, ließe ich ihn hängen. — Ich glaube, ſein Treiben iſt heilſam; ſchon das Princip der Bewegung, ſei dieſe auch feindlich, bringt . . . Ich wurde in Mitten des Briefes unterbrochen. Die Urſache war der famöſe Wit ſelbſt, der plötzlich von hier, ohne Recht und Urtheil, verwieſen worden. Wit iſt ein mauvais sujet, und wenn ich Macht hätte, ich ließe ihn hängen. Er hat eine Privatliebenswürdigkeit, die mich oft ſeinen Charakter vergeſſen ließ, — er hat mir immer ungemein viel Spaß gemacht, und vielleicht eben deshalb weil die ganze Welt wider ihn war, hielt ich ihm manchmal die Stange. Das hat Vielen miſsfallen. In Deutſchland iſt man noch nicht ſo weit, zu begreifen, daſs ein Mann, der das Edelſte durch Wort und That befördern will, ſich oft einige kleine Lumpigkeiten, ſei es aus Spaß oder aus Vortheil, zu Schulden kommen laſſen darf, wenn er nur durch dieſe Lumpigkeiten (d. h. Handlungen, die im Grunde ignobel ſind) der großen Idee ſeines Lebens Nichts ſchadet, ja daſs dieſe Lumpigkeiten oft ſogar lobenswerth ſind, wenn ſie uns in den Stand ſetzen, der großen Idee unſres Lebens deſto würdiger zu dienen. Zur Zeit des Machiavell und jetzt noch in Paris hat man dieſe Wahrheit am tiefſten begriffen. Dieſes zur Apologie aller Lumpigkeiten, die ich noch Luſt habe, in dieſem Leben zu begehen."

So laxe politiſche Grundſätze und eine ſo frivole Zweckmäßigkeitsmoral nehmen ſich freilich befremdend aus auf den Lippen eines Mannes, der nicht ohne Oſtentation das Amt eines Stimmführers der öffentlichen Meinung, eines Vorkämpfers der bürgerlichen Freiheit übernommen hatte. Die allgemeine Verderbnis der Zeit, die Geſinnungsloſigkeit und ſchlaffe

Reſignation, welche peſtſtoffartig die ſtagnierende Luft jener Tage erfüllten und ſelbſt die beſten Charaktere befleckten, mögen in gewiſſem Grade den Schwächen des Einzelnen zur Entſchuldigung dienen: bei Alledem aber läſſt ſich Heine's Benehmen von dem Vorwurfe einer bewuſſten Zweideutigkeit nicht freiſprechen. Fühlte er ſich ernſtlich berufen, ein braver Soldat im Befreiungskriege der Menſchheit zu ſein, dem es gebühre, daſs man ihm einſt ein Schwert auf den Sarg lege[106]); betrachtete er es als die Aufgabe ſeines Lebens, die Miſsbräuche in Staat, Kirche und Geſellſchaft unerbittlich zu befehden, ſo muſſte er bereit ſein, die Folgen ſeiner Worte und Handlungen zu tragen, und durfte keinesfalls um perſönlicher Vortheile willen mit den Mächten, die er öffentlich angriff, insgeheim transigieren. Daſs er Solches gethan, daſs er während ſeines Aufenthaltes in München nur allzu geneigt war, die Rolle eines kühnen Oppoſitionsſchriftſtellers mit der Feſſel eines Staatsamtes zu vertauſchen, dafür liegen in den Briefen an Varnhagen und Cotta, an Schenk und Tjutſchew leider die gravierendſten Zeugniſſe vor. Zunächſt, wie wir früher geſehen, war es eine Anſtellung in Preußen, die Heine vor Allem erwünſcht ſchien, und zu der ihm Varnhagen verhelfen ſollte. „Ich handle," ſchreibt er in demſelben Briefe, der die oben angeführten machiavelliſtiſchen Grundſätze entwickelt, „wie Sie ſehen, ſehr bedachtſam, und meine Unbeſonnenheit iſt nur Schein. An dem Tage, wo mein zweiter Theil der Reiſebilder ausgegeben wurde, ſaß ich auf dem engliſchen Dampfboot, und während man mich in Deutſchland zerreißen wollte, ſaß ich zu London ruhig hinterm Ofen . . . Ich werde hier ſehr ernſthaft, faſt deutſch; ich glaube, Das thut das Bier. Oft habe ich eine Sehnſucht nach der Hauptſtadt, nämlich Berlin. Wenn ich mal geſund bin, will ich ſuchen, ob ich dort nicht leben kann. Ich bin in Baiern ein Preuße geworden. Mit welchen Menſchen dort rathen Sie mir in Verbindung zu treten, um eine gute Rückkehr einzuleiten?" Die Antworten Varnhagen's ſind uns nicht erhalten, und wir wiſſen nicht, in wie weit Dieſer den Aſpirationen ſeines jungen Freundes auf ein Staatsamt in Preußen Hoffnung gemacht oder ihm die Ausſicht auf Erfüllung ſolcher Wünſche benommen hat. Inzwiſchen war Heine auf dem beſten Wege, in Baiern zu erreichen, was ihm in Preußen fehlſchlug. König Ludwig, der ſich ſchon als Kronprinz mit freiſinnigen Männern umgeben und ſeinen Regierungsantritt durch eine Reihe von liberalen Maßregeln inauguriert hatte, dürſtete nach dem Ruhm, auch die Lehrſtühle der neu errichteten Münchener Univerſität mit den ausgezeichnetſten Geiſtern zu beſetzen. Er hatte Schelling, Maßmann und mehr als Einen andern Gelehrten, auf den die ſpäter zur Herrſchaft gelangende ultramontane Klicke mit mißgünſtigen Augen ſah, in ſeine Hauptſtadt berufen, ein Poet, der Dichter des „Beliſar“, Eduard von Schenk, leitete das Miniſterium des Innern — wie ſollte nicht Heine ſich der Erwartung hingeben, daß auch ihm die Gunſt des Protektors aller ſchönen Künſte ſich zuwenden werde, falls es ihm gelänge, Deſſen Aufmerkſamkeit zu erregen? Der König las, wie er ſagte, mit Theilnahme die „Politiſchen Annalen“ 190), Heine durfte alſo annehmen, daß ſeine Aufſätze über England dem Monarchen ſchon bekannt geworden. Er bat Cotta, Demſelben nun auch die „Reiſebilder“ und das „Buch der Lieder“ in die Hände zu ſpielen. „Vergeſſen Sie nicht,“ ſchrieb er bei Überſendung der Bücher am 18. Juni 1828 191), „ſie mitzunehmen, wenn Sie zum Könige gehen; es käme mir auch zu Gute, wenn Sie ihm andeuten wollten: der Verfaſſer ſelbſt ſei viel milder, beſſer und vielleicht jetzt auch ganz anders, als ſeine früheren Werke. Ich denke, der König iſt weiſe genug, die Klinge nur nach ihrer Schärfe zu ſchätzen, und nicht nach dem etwa guten oder ſchlimmen Gebrauch, der ſchon davon gemacht werden. Entſchuldigen Sie, wenn ich Sie überbillig beläſtige; aber mein Hierbleiben hängt ſo ſehr davon ab, und ich bin ja ganz Ihr gehorſamſt ergebener H. Heine.“ Den mächtigſten Fürſprecher fand Heine in dem Miniſter von Schenk, mit welchem er durch Michael Beer bekannt geworden, und welcher dem Dichter die beſtimmteſte Zuſicherung gab, Alles aufbieten zu wollen, um ihm eine Profeſſur an der Münchener Univerſität zu erwirken. „Sie gehören zu den Wenigen,“ betheuert Heine in einem aus Florenz datierten Schreiben an Schenk vom 1. Oktober 1828 192), „die darauf bedacht waren, meine äußere Stellung zu ſichern, und ſo wahr mir Gott helfe, ich hoffe, auch der König von Baiern wird es Ihnen einſt danken. Ich fühle viel Kraft in mir und will ſie gern zum Guten anwenden . . . Ich weiß, eben ſo wenig, wie ich, ſind Sie Freund vom Briefſchreiben, aber ſo lange ich nicht la sureté de la sureté habe, wie ſich Herr von Savigny ausdrückt, ſo lange ich nicht die Ausfertigung des königlichen Dekrets habe, lebe ich in einer gewiſſen Unbeſtimmtheit, die ſehr unbequem iſt.“ Das Ausbleiben des verſprochenen Ernennungsdekretes erfüllte Heine mit ſteigender Unruhe. Er wandte ſich daher von Florenz aus gleichzeitig an einen anderen Freund, den 1803 zu Moskau geborenen

Dichter Fedor Iwanowitſch Tjutſchew[133], der ſchon in ſeinem zweiundzwanzigſten Jahre der ruſſiſchen Geſandtſchaft in München als Attaché beigegeben wurde, und ſich dort 1827 mit der verwittweten Frau von Peterſen, gebornen Gräfin Bothmer, vermählte. Mit Tjutſchew, ſeiner trefflichen Gemahlin und ſeiner jungen, anmuthigen Schweſter ſtand Heine in herzlichſtem Verkehr; es war alſo ganz natürlich, daſs er ſich dieſer Verbindung bediente, um ſich Gewiſsheit über den Entſchluſs des Königs zu verſchaffen. Die betreffende Briefſtelle lautet[134]: „Der Stand meiner Angelegenheit Betreffs meiner Ernennung zum Profeſſor iſt Ihnen bekannt. Es war mit Herrn Schenk verabredet, daſs ich ihm, ſobald ich in Italien angelangt ſei, meine Adreſſe mittheilen ſolle, damit er mir von dem königlichen Dekret dorthin Kenntnis gebe. In dieſer Erwartung ſchrieb ich vor beinahe vier Wochen an Schenk, er möge mir jene Nachricht poste restante nach Florenz ſenden. Dieſen Morgen angelangt, eile ich zur Poſt, und finde keinen Brief. Ich habe daher einen zweiten Brief an Schenk geſchrieben, worin ich ihm angezeigt, daſs ich hier bleiben werde, um ſeine Antwort zu erwarten. Tauſend Gründe können die Urſache ſeines Schweigens ſein, aber da er Poet iſt, vermuthe ich, daſs es die Faulheit, jene Geiſtesfaulheit iſt, die uns ſo arg zuſetzt, wenn wir an unſre Freunde ſchreiben ſollen . . . Einliegend der Brief, den ich an Schenk geſchrieben, und den Sie ihm gütigſt ſogleich überſenden wollen. Beſuchen Sie ihn dann ein paar Tage nachher — er weiß, wie ſehr Sie mein Freund ſind, — ſagen Sie ihm, ich hätte Ihnen mitgetheilt, wovon meine Rückkehr nach Deutſchland abhängt, und da Sie Diplomat ſind, wird es Ihnen leicht ſein, den Stand meiner Angelegenheit zu erfahren, ohne daſs Schenk ahnt, ich hätte Sie gebeten, mich darüber zu unterrichten, und ohne daſs er ſich der Pflicht entheben glaubt, mir ſelbſt zu ſchreiben. Sie wiſſen, wie ſehr ich Schenk liebe, wie ſehr ich von ſeinem Wohlwollen für mich überzeugt bin; er iſt mehr noch eine große Seele, als ein großer Dichter, er kennt ſeine Pflichten gegen Pairs des Talents, er weiß, daſs die Nachwelt ihn mit Rückſicht hierauf beurtheilen wird — aber er iſt bei Alledem ein Staatsmann."

Durch welcherlei Gründe König Ludwig veranlaſſt ward, die in Ausſicht geſtellte Unterzeichnung des Ernennungsdekrets Heine's zum Profeſſor an der Münchener Univerſität ſchließlich doch zu verweigern, iſt niemals beſtimmt aufgeklärt worden. Sehr möglich, daſs beſonders der Koſtenpunkt den Stein des Anſtoßes abgab; hatte doch der König, der oft zur Unzeit knauſerte, eben zu jener Zeit die Wahl Auguſt's von Platen zum außerordentlichen Mitgliede der Münchener Akademie der Wiſſenſchaften nur unter dem Vorbehalte beſtätigt, daß das Jahrgehalt des gräflichen Dichters auf 500 Gulden beſchränkt werde[155]). Eben ſo möglich auch, daß, wie Heine annahm[156]), die Einflüſterungen der Pfaffenpartei, vor deren Ränken ihn Börne gewarnt, und die allmählich ſchon eine unheilvolle Macht über den König gewann, ihm in der Gunſt des Monarchen geſchadet und die wohlmeinende Abſicht Schenk's vereitelt haben. Es iſt unfruchtbar, Vermuthungen darüber aufzuſtellen, in wie weit Heine ſich durch Erlangung der Profeſſur zum Aufgeben ſeiner oppoſitionellen Richtung hätte beſtimmen laſſen. Die Andeutungen in dem Briefe an Cotta klingen bedenklich genug, und der ſchwankende Charakter Heine's bietet geringe Bürgſchaft dafür, daß er den verlockenden Einwirkungen der Hofkreiſe auf die Dauer mit männlicher Feſtigkeit widerſtanden hätte. Vorderhand freilich redete er ſich ein, den Dienſt der Freiheit mit einer Staatsanſtellung vereinigen zu können; denn in denſelben Tagen, als er ſeine Beſtallung erwartete, ſchrieb er aus den Bädern von Lucca an Moſer[157]): „Wenn ich nach Deutſchland zurückkehre, will ich den dritten Band der „Reiſebilder“ herausgeben. Man glaubt in München, ich würde jetzt nicht mehr ſo gegen den Adel losziehen, da ich im Foyer der Nobleſſe lebe, und die liebenswürdigſten Ariſtokratinnen liebe — und von ihnen geliebt werde. Aber man irrt ſich. Meine Liebe für Menſchengleichheit, mein Haß gegen Klerus war nie ſtärker wie jetzt, ich werde faſt dadurch einſeitig. Aber eben um zu handeln, muß der Menſch einſeitig ſein. Das deutſche Volk und Moſer werden eben wegen ihrer Vielſeitigkeit nie zum Handeln kommen.“ Selbſt in den Briefen an Cotta ließ Heine es an gelegentlichem Spott über das hochmüthige Gebahren der bairiſchen Junker nicht fehlen. „Hier in unſerem aufblühenden Bier-Athen,“ ſchrieb er einmal aus München dem über lächerliche Standesvorurtheile erhabenen Freiherrn[158]), „giebt es nichts Neues, als daß nächſtens der hohe Adel ein Turnier hält und der ehrſame Bürgersmann ſich freut, daß er für 2 Gulden 42 Kreuzer zuſehen kann, eben ſo gut wie bei Rappe, dem Jongleur. Ich fürchte, das Theater wird durch die Konkurrenz dieſer neuen Spiele etwas leiden.“ Auch gegen Varnhagen zeigt ſich Heine nicht ſehr erbaut von dem Münchener Thun und Treiben[159]): „Es ſieht hier ſchlecht aus; ſeichtes, kümmerliches Leben.

Kleingeiſterei. Und gäbe es nicht zuweilen einige großartige Erſcheinungen," fügt der loſe Spötter hinzu, „z. B. eine Michel Beer'ſche oder Schenk'ſche Tragödie, ſo wäre dieſes triviale ſchlechte Klima nicht zu ertragen. Ich leide ſo ſehr an dieſem Klima, daß ich nichts Geſcheites ſchreiben kann, und will bald packen." — „Wie ſehr ich herunter bin, an Leib und Seele," heißt es in einem gleichzeitigen Billett an Merckel, „magſt du erkennen, wenn du nächſtens im „Morgenblatte" einen langen Münchener Korreſpondenzartikel von mir findeſt, worin ich nahe dran bin, Michel Beer für ein Genie zu erklären . . . Verzeih mir jenen Artikel — ich mußte ihn ſchreiben." Wir erinnern uns aus den Briefen an Moſer, daß Heine ſich über Michael Beer und Deſſen „Paria" früher ziemlich ungünſtig geäußert hatte, er warf ihm Halbheit der Geſinnung und ein des Juden unwürdiges Kokettieren mit dem Chriſtenthume vor — es mochte daher wohl nicht durchaus freie Neigung und Überzeugung ſein, wodurch Heine beſtimmt wurde, nach der erſten Aufführung von Beer's „Struenſee" im Münchener National-Theater am 27. März 1828 eine enthuſiaſtiſche Anzeige des Stückes für das „Morgenblatt" zu verfaſſen. Michael Beer verweilte damals in München, er hatte Heine bei Schenk eingeführt und ihm bei Letzterem warm das Wort geredet — die Pflicht der Dankbarkeit ſchien alſo zu fordern, daß Heine ſich dem ihm von Beer geſtellten Anſuchen nicht entziehe, ein Referat über Deſſen Tragödie zu liefern. Indeß gereicht die Art und Weiſe, in welcher er dieſer Aufgabe nachkam, ihm nicht im entfernteſten zur Unehre, und er hätte ſich durch Unterzeichnung des trefflichen Aufſatzes ruhig zur Autorſchaft desſelben bekennen dürfen. Die „angelernte Unnatur" und „ſtelzenhafte Komödiantenhofſprache" der früheren Beer'ſchen Dichtungen erfährt den nachſichtsloſeſten Tadel, und auch dem neueſten Drama des Verfaſſers wird „die verſchwimmende Sentimentalität der Charaktere, das Erbgebrechen Beer'ſcher Helden," unparteilich vorgerückt. Den Hauptaccent aber legt Heine auf die politiſche Seite der beſprochenen Tragödie, und hier enthüllt er in muthvollen Worten ſeine Anſicht über die Stellung des Dichters zu den großen Fragen der Gegenwart[100]: „Iſt es doch nie die Poeſie an und für ſich, was den Produkten eines Dichters Celebrität verſchafft. Betrachten wir nur den Goethe'ſchen „Werther". Sein erſtes Publikum fühlte nimmermehr ſeine eigentliche Bedeutung, und es war nur das Erſchütternde, das Intereſſante des Faktums, was die große Menge anzog und abſtieß. Man las das Buch wegen des Todtſchießens, und Nicolaiten ſchrieben dagegen wegen des Todtſchießens. Es liegt aber noch ein Element im „Werther", welches nur die kleinere Menge angezogen hat, ich meine nämlich die Erzählung, wie der junge Werther aus der hochadeligen Geſellſchaft höflichſt hinausgewieſen wird. Wäre der „Werther" in unſeren Tagen erſchienen, ſo hätte dieſe Partie des Buches weit bedeutſamer die Gemüther aufgeregt, als der ganze Piſtolenknalleffekt. Mit der Ausbildung der Geſellſchaft, der neueuropäiſchen Societät, erblühte in Unzähligen ein edler Unmuth über die Ungleichheit der Stände, mit Unwillen betrachtete man jede Bevorrechtung, wodurch ganze Menſchenklaſſen gekränkt werden, Abſcheu erregten jene Vorurtheile, die, gleich zurückgebliebenen häßlichen Götzenbildern aus den Zeiten der Rohheit und Unwiſſenheit, noch immer ihre Menſchenopfer verlangen, und denen noch immer viele ſchöne und gute Menſchen hingeſchlachtet werden. Die Idee der Menſchengleichheit durchwärmt unſere Zeit, und die Dichter, die als Hoheprieſter dieſer göttlichen Sonne huldigen, können ſicher ſein, daß Tauſende mit ihnen niederknien, und Tauſende mit ihnen weinen und jauchzen. Daher wird rauſchender Beifall allen ſolchen Werken gezollt, worin jene Idee hervortritt. Nach Goethe's „Werther" war Ludwig Robert der Erſte, der jene Idee auf die Bühne brachte, und uns in der „Macht der Verhältniſſe" ein wahrhaft bürgerliches Trauerſpiel zum Beſten gab, als er mit kundiger Hand die proſaiſchen kalten Umſchläge von der brennenden Herzenswunde der modernen Menſchheit plötzlich abriß. Mit gleichem Erfolge haben ſpätere Autoren dasſelbe Thema, wir möchten faſt ſagen, dieſelbe Wunde, behandelt. Dieſelbe Macht der Verhältniſſe erſchüttert uns in „Urika" und „Eduard", der „Herzogin von Duras", und in „Iſidor und Olga" von Raupach. Frankreich und Deutſchland fanden ſogar dasſelbe Gewand für denſelben Schmerz, und Delavigne und Beer gaben uns Beide einen „Paria" . . . Wir kehren zurück zu dem Hauptthema des „Struenſee", dem Kampfe der Bürgerlichen mit der Ariſtokratie. Daß dieſes Thema mit dem des „Paria" verwandt iſt, ſoll nicht geleugnet werden. Es muſſte naturgemäß aus demſelben hervorgehen, und wir rühmen um ſo mehr die innere Entwicklung des Dichters und ſein feines Gefühl, das ihn immer auf das Princip der Hauptſtreitfragen unſerer Zeit hinleitet. Im „Paria" ſahen wir den Unterdrückten zu Tode geſtampft unter dem eiſernen Fußtritte des übermüthigen Unterdrückers, und die Stimme, die ſeelenzerreißend zu unſeren Herzen drang, war der Nothſchrei der beleidigten Menſchheit. Im „Struenſee“ hingegen ſehen wir den ehemals Unterdrückten im Kampfe mit ſeinen Unterdrückern. Dieſe ſind ſogar im Erliegen, und was wir hören, iſt würdiger Proteſt, womit die menſchliche Geſellſchaft ihre alten Rechte vindiciert und die bürgerliche Gleichſtellung aller ihrer Mitglieder verlangt … Man hat die Wahl des Stoffes getadelt, der, wie man ſagte, noch nicht ganz der Geſchichte anheim gefallen ſei, und deſſen Behandlung es nöthig mache, noch lebende Perſonen auf die Bühne zu bringen. Dann auch fand man es unſtatthaft, dabei noch gar die Intereſſen der heutigſten Parteien auszuſprechen, die Leidenſchaften des Tages aufzuwiegeln, und im Rahmen der Tragödie die Gegenwart darzuſtellen, und zwar zu einer Zeit, wo dieſe Gegenwart am gefährlichſten und wildeſten bewegt iſt. Wir aber ſind anderer Meinung. Die Greuelgeſchichten der Höfe können nicht ſchnell genug auf die Bühne gebracht werden, und hier ſoll man, wie einſt in Ägypten, ein Todtengericht halten über die Könige und Großen der Erde. Was gar jene Nützlichkeitstheorie betrifft, wonach man die Aufführung einer Tragödie nach dem Schaden oder Nutzen, den ſie etwa ſtiften könnte, beurtheilt, ſo ſind wir gewiß ſehr weit entfernt, uns dazu zu bekennen. Doch auch bei einer ſolchen Theorie würde die Beer'ſche Tragödie vielmehr Lob als Tadel verdienen, und wenn ſie das Bild jener Kaſtenbevorrechtung in all ſeiner grauſamen Leibhaftigkeit uns vor Augen bringt, ſo iſt Das vielleicht heilſamer, als man glaubt. Es geht eine Sage im Volke, der Baſilisk ſei das furchtbarſte und feſteſte Thier, weder Feuer noch Schwert vermöchten es zu verwunden, und das einzige Mittel, es zu tödten, beſtände darin, daß Jemand die Kühnheit habe, ihm einen Spiegel vorzuhalten; indem alsdann das Thier ſich ſelbſt erblickt, erſchrickt es ſo ſehr ob ſeiner eignen Häßlichkeit, daß es zuſammenſtürzt und ſtirbt. Der „Struenſee“, eben ſo ſehr wie der „Paria“, war ein ſolcher Spiegel, den der kühne Dichter dem ſchlimmſten Baſilisken unſerer Zeit entgegen hielt, und wir danken ihm für dieſen Liebesdienſt … An der freimüthigen Beurtheilung, die ſein Werk bei uns gefunden, möge er unſere neidloſe, liebreiche Geſinnung erkennen, und es ſollte uns freuen, wenn unſer Wort vielleicht dazu beiträgt, ihn auf der ſchönen Bahn, die er ſo ruhmvoll betreten, noch lange zu erhalten. Die Dichter ſind ein unſtätes Volk, man kann ſich nicht auf ſie verlaſſen, und die beſten haben oft ihre beſſeren Meinungen gewechſelt aus eitel Veränderungsſucht. In dieſer Hinſicht ſind die Philoſophen weit ſicherer, weit mehr als die Dichter lieben ſie die Wahrheiten, die ſie einmal ausgeſprochen, man ſieht ſie weit andauernder dafür kämpfen, denn ſie haben ſelbſt mühſam dieſe Wahrheiten aus der Tiefe des Denkens hervorgebracht, während ſie den müßigen Dichtern gewöhnlich wie ein leichtes Geſchenk zugekommen ſind. Mögen die künftigen Tragödien des Herrn Beer, ebenſo wie der „Paria“ und der „Struenſee“, tief durchdrungen werden von dem Hauche jenes Gottes, der noch größer iſt, als der große Apollo und all' die andern mediatiſierten Götter des Olymps; wir ſprechen vom Gotte der Freiheit.“ Es war Dies auf jeden Fall eine Sprache, wie man ſie in den Theaterberichten eines Unterhaltungsblattes ſelten zu hören bekam, und die Schlußmahnung Heine's zum Ausharren bei der einmal ergriffenen Fahne hinterläßt faſt den Eindruck, als ob ſie von der Stimme des Gewiſſens eben ſo ſehr ihm ſelbſt, wie dem Verfaſſer des „Struenſee“, ins Herz gerufen worden ſei. —

Ende Juni 1828 wurden die von Heine und Lindner redigierten „Neuen politiſchen Annalen“ mit dem vierten Hefte des 27ſten Bandes geſchloſſen. Es war die Abſicht der Herausgeber wie der Verlagshandlung, die Zeitſchrift nach Verlauf von ſechs Monaten in erweiterter Geſtalt wieder aufzunehmen, und Heine erklärte ſich, wenn Cotta beſonderen Werth darauf lege, bereit, ſeinen Namen als Redakteur — ſei es allein, ſei es in Gemeinſchaft mit Dr. Lindner oder mit Dr. Guſtav Kolb — auch ferner auf das Titelblatt des Journals zu ſetzen, obſchon er hinzufügte 101): „Was mich ſelbſt betrifft, ſo ſage ich voraus, daß auf mich in Hinſicht der Beiträge nicht zu rechnen iſt, und noch weniger in Hinſicht der redaktoriſchen Betriebſamkeit. Aber wahrlich, ich will nicht durch fremde Mühe lukrieren, und erſt ſpäterhin, wenn das Journal einige Zeit in Gang iſt, mögen Sie, Herr Baron, ſelbſt beſtimmen, was ich Ihnen dabei werth war.“ Deſto nachdrücklicher beſtand Heine darauf, daß den Mitarbeitern der renovierten „Annalen“ ein anſehnliches Honorar gezahlt würde 102): „Ich dächte: für Originalaufſätze 4 Louisd'or, für Bearbeitungen 2 bis 3, je nachdem ſie mehr oder minder ſelbſtändige ſind, 1 Louis für Überſetzungen. Wahrlich, ich denke nicht ſehr an Selbſtnutzen, aber ich will mein ſauer erworbenes bischen Ruhm nicht einbüßen durch ein ſchlecht dotiertes Journal“. Gleichzeitig ſchrieb er ſeinem in München verweilenden Freunde Kolb über dieſe Angelegenheit 103): „Der Baron Cotta kann Ihnen ſagen, wie wenig Privatintereſſe mich dabei leitet; mein einziger Wunſch iſt nur, der liberalen Geſinnung, die wenig' geeignete Organe in Deutſchland hat, ein Journal zu erhalten, und ich dächte, auch Sie bringen gern ein Opfer für einen ſolchen Zweck. Es iſt die Zeit des Ideenkampfes, und Journale ſind unſre Feſtungen. Ich bin gewöhnlich faul und läſſig, aber wo, wie hier, ein gemeinſames Intereſſe ganz beſtimmt gefördert wird, da wird man mich nie vermiſſen. Laſſen Sie alſo die „Annalen“ nicht fallen … Als Motto ſchlage ich Ihnen vor die Worte: „Es giebt in Europa keine Nationen mehr, ſondern nur Parteien.““ Bei der ausgeſprochenen Abneigung Heine's, der Zeitſchrift neben dem Aushängeſchild ſeines Namens auch häufigere Beiträge und eine ernſtliche Redakteursthätigkeit zu widmen, zerſchlugen ſich jedoch die Unterhandlungen über Wiederaufnahme der „Annalen,“ und Cotta ließ das Journal gänzlich eingehen.

Fünftes Kapitel.

Die italiäniſche Reiſe.

Nur auf ein halbes Jahr hatte ſich Heine zur Mitredaktion der „Neuen politiſchen Annalen“ verbindlich gemacht. Gleichzeitig mit dem Ablauf dieſes Termines wurde das Erſcheinen der Zeitſchrift eingeſtellt; die Entſcheidung des Königs über die Profeſſur Heine's konnte ſich vorausſichtlich noch Monate lang verzögern — es feſſelte den Dichter für den Augenblick alſo Nichts mehr an München, und er beeilte ſich, den längſt gehegten Wunſch einer Reiſe nach Italien zur Ausführung zu bringen. Sehnſüchtig hatte er oftmals im Winter von der Treppenterraſſe zu Bogenhauſen nach den ſchneebedeckten Tyroler Alpen geblickt und ſich Flügel gewünſcht, um über die Berge zu ſchweben in das ſonnige Frühlingsland. Schon im April hatte er ſich von Varnhagen die 800 Thaler, die er dem Freunde bei ſeiner Rückkehr aus England in Verwahr gegeben, nach München ſchicken laſſen, damit er jeden Tag ſein Ränzel zu ſchnüren im Stande ſei. Jetzt endlich ſah er ſich aller hemmenden Verpflichtungen ledig, und in der heiterſten Stimmung trat er Mitte Juli die Reiſe nach Italien an.

Sein Bruder Maximilian, der um jene Zeit in München ſeine mediciniſchen Studien fortſetzte, begleitete ihn bis Tyrol 106), wo der Dichter mit beſonderem Intereſſe den lebendigen Erinnerungen des Volkes an den Franzoſenkrieg von 1809 lauſchte, und mit Erſtaunen wahrnahm, wie getreu Karl Immermann in ſeinem „Andreas Hofer“ den Charakter des Helden und den Geiſt der Begebenheiten geſchildert. Es iſt bezeichnend für die damaligen politiſchen Zuſtände, daſs Immermann's patriotiſches Trauerſpiel gerade in Tyrol ſtrengſtens verboten war — das wachgerufene Andenken an die Behandlung, welche die tapfern Vaterlandsvertheidiger erfahren hatten, mochte der kaiſerlichen Regierung in Wien nicht allzu willkommen ſein. — Zu Innsbruck kehrte Heine im goldnen Adler, wo Andreas Hofer logiert hatte, bei dem Gaſtwirth Niederkirchner ein, und ließ ſich von dem alten Manne Vielerlei aus dem Tyrolerkriege erzählen. In Steinach beſah er den Marktplatz, auf welchem Immermann den Sandwirth eine Zuſammenkunft mit ſeinen Getreuen abhalten läſst. Überall drängte ſich dem wandernden Dichter der Zuſammenhang zwiſchen den hiſtoriſchen Ereigniſſen der jüngſten Vergangenheit und dem gutmüthig naiven Servilismus der Bevölkerung auf 185): „Die Tyroler ſind ſchön, heiter, ehrlich, brav, und von unergründlicher Geiſtesbeſchränktheit … Von der Politik wiſſen ſie Nichts, als daſs ſie einen Kaiſer haben, der einen weißen Rock und rothe Hoſen trägt. Das hat ihnen der alte Ohm erzählt, der es ſelbſt in Innsbruck gehört von dem ſchwarzen Sepperl, der in Wien geweſen. Als nun die Patrioten zu ihnen hinaufkletterten und ihnen beredſam vorſtellten, daſs ſie jetzt einen Fürſten bekommen, der einen blauen Rock und weiße Hoſen trage, da griffen ſie zu ihren Büchſen, und küſsten Weib und Kind, und ſtiegen von den Bergen hinab, und ließen ſich todtſchlagen für den weißen Rock und die lieben alten rothen Hoſen … Viele merkwürdige Ereigniſſe jener Zeit ſind gar nicht aufgeſchrieben und leben nur im Gedächtniſſe des Volkes, das jetzt nicht mehr gern davon ſpricht, da die Erinnerung mancher getäuſchten Hoffnung dabei auftaucht. Die armen Tyroler haben nämlich auch allerlei Erfahrungen machen müſſen, und wenn man ſie jetzt fragt, ob ſie zum Lohne ihrer Treue Alles erlangt, was man ihnen in der Noth verſprochen, ſo zucken ſie gutmüthig die Achſel und ſagen naiv: „Es war vielleicht ſo ernſt nicht gemeint, und der Kaiſer hat Viel zu denken, und da geht ihm Manches durch den Kopf!“ Tröſtet euch, arme Schelme! Ihr ſeid nicht die Einzigen, denen Etwas verſprochen worden. Paſſiert es doch oft auf großen Sklavenſchiffen, daſs man bei großen Stürmen, und wenn das Schiff in Gefahr geräth, zu den ſchwarzen Menſchen ſeine Zuflucht nimmt, die unten im dunkeln Schiffsraum zuſammengeſtaut liegen. Man bricht dann ihre eiſernen Ketten, und verſpricht heilig und theuer, ihnen die Freiheit zu ſchenken, wenn durch ihre Thätigkeit das Schiff gerettet werde. Die blöden Schwarzen jubeln nun hinauf ans Tageslicht, hurrah! ſie eilen zu den Pumpen, ſtampfen aus Leibeskräften, helfen, wer nur zu helfen iſt, klettern, ſpringen, kappen die Maſten, winden die Taue, kurz arbeiten ſo lange, bis die Gefahr vorüber iſt. Alsdann werden ſie, wie ſich von ſelbſt verſteht, wieder nach dem Schiffsraum hinabgeführt, wieder ganz bequem angefeſſelt, und in ihrem dunkeln Elend machen ſie demagogiſche Betrachtungen über Verſprechungen von Seelenverkäufern, deren ganze Sorge nach überſtandener Gefahr dahin geht, noch einige Seelen mehr einzutauſchen.“ 156)

Über Sterzing und Brixen hinab reiſend, ſah Heine die ſchönen Gebirgslandſchaften des nördlichen Tyrols wegen des beſtändig herabfließenden Regens meiſt nur vom Wagen aus im Vorüberfahren. Hinter Botzen klärte ſich endlich das Wetter auf, und goldener Sonnenſchein lag auf den Bergen, als der Dichter an einem ſchönen Sonntagnachmittage in der alterthümlichen Stadt Trient ankam, die ſchon ganz den Charakter der italiäniſchen Städte trägt. Hier beſuchte er den uralten Dom, ſchlenderte wie im Traume über den Marktplatz und durch die ſonntäglich belebten Gaſſen, und wie ein Märchen der Kindheit berührte ihn der Anblick der ſchönen Männer und Frauen mit den edelgeformten, von der Sonne des Südens gebräunten Geſichtern, aus denen die ſchwarzen Augen ſo melancholiſch hervorſtrahlten. Nach einer kurzen Nachtruhe in der Locanda dell' Grande Europa beſtieg er mit Sonnenaufgang das Fuhrwerk des Vetturins, und traf, nach mehrſtündigem Aufenthalte in Ala, gegen Abend in Verona ein, wo er auf einen Tag im Gaſthof Due Torre Quartier nahm. In der Nähe der von hohen Palläſten umgebenen Piazza delle Erbe wurde ihm das unſcheinbare Haus gezeigt, das man wegen eines in Stein gemeißelten Hutes über dem inneren Thore für den Pallaſt der Capuletti hält; unfern davon die Kapelle, worin der Sage nach das unglückliche Liebespaar getraut worden. Auch die Grabmäler der Scaliger und das trefflich erhaltene Amphitheater aus der Römerzeit, in welchem er jetzt, ſtatt der Gladiatorenſpiele und Thierhetzen, eine moderne italiäniſche Poſſe aufführen ſah, boten dem Dichter Stoff zu ernſten Betrachtungen der Vergangenheit, deren blutbeſpritzter Rieſenſchatten geſpenſtiſch unheimlich hinüberragt in die mildere Gegenwart 157).

An einem drückend heißen Auguſttage fuhr Heine in einem ſchwerfälligen Poſtwagen, der wegen des Staubes von allen Seiten dicht verſchloſſen wurde, nach Brescia, und ſetzte nach kurzem Aufenthalt ſeine Reiſe über Bergamo und Monza nach Mailand fort, wo er um Mitternacht anlangte und bei Herrn Reichmann, einem Deutſchen, einkehrte, deſſen Hotel ihm von Deutſchen und Engländern als eines der beſten Wirthshäuſer in Italien empfohlen war. Wie in Trient und Verona, fiel dem Dichter auch in Mailand wieder der blaſſe, elegiſche, von Leiden durchgeiſtete Ausdruck in den meiſten italiäniſchen Geſichtern auf: das ganze Volk ſchien innerlich krank zu ſein und zu verkümmern unter dem langjährigen Drucke der aufgezwungenen Fremdherrſchaft. Nur beim Anhören berauſchender Muſik brach die verhaltene Leidenſchaft mit ſtürmiſcher Wildheit hervor, wie Heine zu bemerken Gelegenheit fand, als er im Theater della Scala der Aufführung einer neuen Roſſini'ſchen Oper beiwohnte. „Der leidende Geſichtsausdruck," ſchreibt er in ſeinem Reiſeberichte [100]), „wird bei den Italiänern am ſichtbarſten, wenn man mit ihnen vom Unglück ihres Vaterlandes ſpricht, und dazu giebt's in Mailand genug Gelegenheit. Das iſt die ſchmerzlichſte Wunde in der Bruſt der Italiäner, und ſie zucken zuſammen, ſobald man dieſe nur leiſe berührt. Sie haben alsdann eine Bewegung der Achſel, die uns mit ſonderbarem Mitleid erfüllt. Einer meiner brittiſchen Gaſthofsgefährten hielt die Italiäner für politiſch indifferent, weil ſie gleichgültig zuzuhören ſchienen, wenn wir Fremde über die katholiſche Emancipation und den Türkenkrieg politiſierten; und er war ungerecht genug, gegen einen blaſſen Italiäner mit pechſchwarzem Barte ſich darüber ſpöttiſch zu äußern. Ihr Italiäner, ſagte er, ſcheint für Alles abgeſtorben zu ſein, außer für Muſik, und nur noch dieſe vermag euch zu begeiſtern. Sie thun uns Unrecht, ſagte der Blaſſe und bewegte die Achſel. Ach! ſeufzte er hinzu, Italien ſitzt elegiſch träumend auf ſeinen Ruinen, und wenn es dann manchmal bei der Melodie irgend eines Liedes plötzlich erwacht und ſtürmiſch emporſpringt, ſo gilt dieſe Begeiſterung nicht dem Liede ſelbſt, ſondern vielmehr den alten Erinnerungen und Gefühlen, die das Lied ebenfalls geweckt hat, die Italien immer im Herzen trug und die jetzt gewaltig hervorbrauſen." — „Freilich," ſagt Heine ein andermal, als er, vor der Thür einer Botega ſeinen Sorbet ſchlürfend, einem Trio von Straßenmuſikanten lauſchte, die ein leidenſchaftliches Geſangsſtück aus irgend einer beliebten Opera buffa mit leidenſchaftlichſter Lebendigkeit vortrugen [101]), — „um die heutige italiäniſche Muſik zu lieben und durch die Liebe zu verſtehn, muß man das Volk ſelbſt vor Augen haben, ſeinen Himmel, ſeinen Charakter, ſeine Mienen, ſeine Leiden, ſeine Freuden, kurz ſeine ganze Geſchichte, von Romulus, der das heilige römiſche Reich geſtiftet, bis auf die neueſte Zeit, wo es zu Grunde ging unter Romulus Auguſtulus II. Dem armen geknechteten Italien iſt ja das Sprechen verboten, und es darf nur durch Muſik die Gefühle ſeines Herzens kundgeben. All ſein Groll gegen fremde Herrſchaft, ſeine Begeiſterung für die Freiheit, ſein Wahnſinn über das Gefühl der Ohnmacht, ſeine Wehmuth bei der Erinnerung an vergangene Herrlichkeit, dabei ſein leiſes Hoffen, ſein Lauſchen, ſein Lechzen nach Hilfe, alles Dieſes verkappt ſich in jene Melodieen, die von grotesker Lebenstrunkenheit zu elegiſcher Weichheit herabgleiten, und in jene Pantomimen, die von ſchmeichelnden Kareſſen zu drohendem Ingrimm überſchnappen. Das iſt der eſoteriſche Sinn der Opera buffa. Die exoteriſche Schildwache, in deren Gegenwart ſie geſungen und dargeſtellt wird, ahnt nimmermehr die Bedeutung dieſer heiteren Liebesgeſchichten, Liebesnöthen und Liebesneckereien, worunter der Italiäner ſeine tödtlichſten Befreiungsgedanken verbirgt, wie Harmodius und Ariſtogiton ihren Dolch verbargen in einem Kranze von Myrten. Das iſt halt närriſches Zeug, ſagt die exoteriſche Schildwache, und es iſt gut, daß ſie Nichts merkt. Denn ſonſt würde der Impreſario mitſammt der Prima Donna und dem Primo Uomo bald jene Bretter betreten, die eine Feſtung bedeuten; es würde eine Unterſuchungskommiſſion niedergeſetzt werden, alle ſtaatsgefährliche Triller und revolutionärriſche Koloraturen kämen zu Protokoll, man würde eine Menge Arlekine, die in weiteren Verzweigungen verbrecheriſcher Umtriebe verwickelt ſind, auch den Tartaglia, den Brighella, ſogar den alten bedächtigen Pantalon arretieren, dem Dottore von Bologna würde man die Papiere verſiegeln, er ſelbſt würde ſich in noch größeren Verdacht hineinſchnattern, und Kolumbine müßte ſich über dieſes Familienunglück die Augen roth weinen. Ich denke aber, daß ſolches Unglück noch nicht über dieſe guten Leute hereinbrechen wird, indem die italiäniſchen Demagogen pfiffiger ſind, als die armen Deutſchen, die, Ähnliches beabſichtigend, ſich als ſchwarze Narren mit ſchwarzen Narrenkappen vermummt hatten, aber ſo auffallend trübſelig ausſahen, und bei ihren gründlichen Narrenſprüngen, die ſie Turnen nannten, ſich ſo gefährlich anſtellten und ſo ernſthafte Geſichter ſchnitten, daß die Regierungen endlich aufmerkſam werden und ſie einſtecken mußten."

Der prächtige Dom zu Mailand, deſſen Fortbau Napoleon ſo eifrig betrieben hatte, und mehr noch die Fahrt über das Schlachtfeld von Marengo boten Heine willkommenen Anlaß, ſich über ſeinen „Bonapartismus“, der ihm nicht bloß von Varnhagen und Rahel, Börne und Lindner, ſondern auch von manchem böswilligen Gegner ſcharf vorgerückt worden war, gegen Freund und Feind beſtimmt zu erklären. Dieſe Erklärungen ſind von Wichtigkeit, da Heine den hier ausgeſprochenen Anſichten in der Folgezeit unverbrüchlich treu geblieben iſt, und durch ſeine poetiſche Bewunderung der Heldengeſtalt Napoleon's ſich weder zu einer Anpreiſung des Imperialismus der älteren, noch der neueren napoleoniſchen Dynaſtie verlocken ließ. „Ich bitte dich, lieber Leſer,“ heißt es in der „Reiſe von München nach Genua“ [illegible]), „halte mich nicht für einen unbedingten Bonapartiſten; meine Huldigung gilt nicht den Handlungen, ſondern nur dem Genius des Mannes, heiße dieſer Mann nun Alexander, Cäſar oder Napoleon. Unbedingt liebe ich Letzteren nur bis zum achtzehnten Brumaire — da verrieth er die Freiheit. Und er that es nicht aus Nothwendigkeit, ſondern aus geheimer Vorliebe für Ariſtokratismus. Napoleon Bonaparte war ein Ariſtokrat, ein adeliger Feind der bürgerlichen Gleichheit, und es war ein koloſſales Mißverſtändnis, daß die europäiſche Ariſtokratie, repräſentiert von England, ihn ſo todfeindlich bekriegte; denn wenn er auch in dem Perſonal dieſer Ariſtokratie einige Veränderungen vorzunehmen beabſichtigte, ſo hätte er doch den größten Theil derſelben und ihr eigentliches Princip erhalten, er würde dieſe Ariſtokratie regeneriert haben, ſtatt daß ſie jetzt darniederliegt durch Alterſchwäche, Blutverluſt und Ermüdung von ihrem letzten, gewiß allerletzten Sieg. Lieber Leſer! wir wollen uns hier ein für alle Mal verſtändigen. Ich preiſe nie die That, ſondern nur den menſchlichen Geiſt, die That iſt nur deſſen Gewand, und die Geſchichte iſt Nichts als die alte Garderobe des menſchlichen Geiſtes. Doch die Liebe liebt zuweilen alte Röcke, und ſo liebe ich den Mantel von Marengo .... Auf dieſem Schlachtfelde that der General Bonaparte einen ſo ſtarken Zug aus dem Kelch des Ruhmes, daß er im Rauſche Konſul, Kaiſer, Welteroberer wurde und ſich erſt zu St. Helena ernüchtern konnte. Es iſt uns ſelbſt nicht viel beſſer ergangen; wir waren mitberauſcht, wir haben Alles mitgeträumt, ſind ebenfalls erwacht, und im Jammer der Nüchternheit machen wir allerlei verſtändige Reflexionen. Es will uns da manchmal bedünken, als ſei der Kriegsruhm ein veraltetes Vergnügen, die Kriege bekämen eine edlere Bedeutung, und Napoleon ſei vielleicht der letzte Eroberer.“ In ähnlichem Sinne ſchrieb Heine ſpäter bei Rückführung der Aſche des Kaiſers nach

Frankreich [171], daß Napoleon unleugbar „ein Feind der Freiheit, ein Deſpot, gekrönte Selbſtſucht" war und die Geſetze mit Füßen trat, daß aber die Leichenfeier „nicht dieſem liberticiden Napoleon, nicht dem Helden des 18. Brumaire, nicht dem Donnergotte des Ehrgeizes" gelte, ſondern „dem Manne, der das junge Frankreich dem alten Europa gegenüber repräſentierte", ... „Der Kaiſer iſt todt und begraben. Wir wollen ihn preiſen und beſingen, aber zugleich Gott danken, daß er todt iſt. Mit ihm ſtarb der letzte Held nach altem Geſchmack, und die neue Menſchheit athmet auf, wie erlöſt von einem glänzenden Alp. Über ſeinem Grabe erhebt ſich eine induſtrielle Bürgerzeit, die ganz andere Heroen bewundert, etwa den tugendhaften Lafayette, oder James Watt, den Baumwollſpinner."

In Genua hielt ſich Heine faſt eine Woche lang auf, und beſuchte namentlich die Gemäldegalerie im Pallaſte Durazzo, wo ihn treffliche Bilder von Paul Veroneſe, Giorgione und Rubens erfreuten. Wenn man den etwas prahleriſch klingenden Verſicherungen eines Briefes an Moſer glauben darf, ſcheint er dort auch — (vielleicht aus Anlaß eines Liebesabenteuers) — die Bekanntſchaft der verrufenen italiäniſchen Bravos gemacht zu haben; wenigſtens ſchreibt er dem Freunde [172]: „In Genua hat ein Schurke bei der Madonna geſchworen, mich zu erſtechen; die Polizei ſagte mir, ſolche Leute hielten gewiſſenhaft ihr Wort, und rieth mir, gleich abzureiſen — ich blieb aber ſechs Tage, und ging wie gewöhnlich des Nachts am Meere ſpazieren. Ich leſe alle Abend im Plutarch, und ich ſollte mich vor einem modernen Meuchelmörder fürchten?" — Nach mehrtägigem Verweilen in Livorno, wohin er eine Schiffsgelegenheit gefunden, traf Heine am 1. September in den Bädern von Lucca ein, deren wildromantiſche Lage in den Apenninen allſommerlich eine große Zahl von Touriſten und Badegäſten anlockt. Der Dichter verlebte hier in der friſchen Bergluft und unter täglichem Gebrauch der berühmten heißen Mineralbäder von Ponte Seraglio vier herrliche Wochen. Im Anfang ſeiner Reiſe hatte er ſich freilich durch ſeinen Mangel an Kenntnis der italiäniſchen Sprache vielfach in der Konverſation behindert gefühlt. „Ich verſteh' die Leute nicht", klagt er in einem Briefe aus Livorno [173], „und kann nicht mit ihnen ſprechen. Ich ſehe Italien, aber ich höre es nicht. Dennoch bin ich oft nicht ganz ohne Unterhaltung. Hier ſprechen die Steine, und ich verſtehe ihre ſtumme Sprache. Auch ſie ſcheinen tief zu fühlen, was ich denke. So eine abgebrochene Säule aus der Römerzeit, ſo ein zerbröckelter Longobardenthurm, ſo ein verwittertes gothiſches Pfeilerſtück verſteht mich recht gut. Bin ich doch ſelbſt eine Ruine, die unter Ruinen wandelt. Gleich und Gleich verſteht ſich ſchon. Manchmal zwar wollen mir die alten Paläſte etwas Heimliches zuflüſtern, ich kann ſie nicht hören vor dem dumpfen Tagesgeräuſch; dann komme ich des Nachts wieder, und der Mond iſt ein guter Dolmetſch, der den Lapidarſtil verſteht und in den Dialekt meines Herzens zu überſetzen weiß. Ja, des Nachts kann ich Italien ganz verſtehen, dann ſchläft das junge Volk mit ſeiner jungen Opernſprache, und die Alten ſteigen aus ihren kühlen Betten und ſprechen mit mir das ſchönſte Latein. Es hat etwas Geſpenſtiſches, wenn man nach einem Lande kommt, wo man die lebende Sprache und das lebende Volk nicht verſteht, und ſtatt Deſſen ganz genau die Sprache kennt, die vor einem Jahrtauſend dort geblüht und, längſt verſtorben, nur noch von mitternächtlichen Geiſtern geredet wird, eine todte Sprache. Indeſſen, es giebt eine Sprache, womit man von Lappland bis Japan bei der Hälfte des menſchlichen Geſchlechtes ſich verſtändlich machen kann. Und es iſt die ſchönere Hälfte, die man par excellence das ſchönere Geſchlecht nennt. Dieſe Sprache blüht in Italien ganz beſonders. Wozu Worte, wo ſolche Augen mit ihrer Beredſamkeit einem armen Tedesco ſo tief ins Herz hineinglänzen, Augen, die beſſer ſprechen als Demoſthenes und Cicero, Augen — ich lüge nicht, — die ſo groß ſind wie Sterne in Lebensgröße." — In der Mußezeit, welche Thermalbäder, Gebirgsexkurſionen und der Umgang mit ſchönen Frauen ihm übrig ließen, begann Heine in ſeiner weinlaubumrankten Wohnung zu Ponte Seraglio, den Anfang ſeines italiäniſchen Tagebuches für das „Morgenblatt" auszuarbeiten. Er hatte, wie aus einem Briefe an Eduard von Schenk hervorgeht, damals die Abſicht, Dieſem ſein neues Werk, die Frucht ſeiner Reiſe nach Italien, zu widmen. „Ach, Schenk!" hatte er ihm beim Eintreffen in Florenz am 1. Oktober geſchrieben[176], „die Seele iſt mir ſo voll, ſo überfließend, daß ich mir nicht anders zu helfen weiß, als indem ich einige enthuſiaſtiſche Bücher ſchreibe. Im Bade zu Lucca, wo ich die längſte und göttlichſte Zeit verweilte, habe ich ſchon zur Hälfte ein Buch geſchrieben, eine Art ſentimentaler Reiſe. Sie und Immermann habe ich mir meiſtens als Leſer gedacht, und wenn ich die erſten Kapitel nächſtens im „Morgenblatt" abdrucken laſſe, ſo werden Sie ſehen, wie ich Immermann abzufinden gewußt habe. Ich muß bei dieſem Wort laut auflachen, um ſo mehr, da ich weiſs, Sie verſtehen es nicht. Doch wozu Ihnen Etwas verbergen, da es mir das gröſste Vergnügen macht, es Ihnen ſchon jetzt zu ſagen! Ja, lieber Schenk, Sie werden wohl Ihren ehrlichen Namen zu dieſem Buche hergeben müſſen, ohne Pardon wird's Ihnen dediciert. Doch ſein Sie nicht in Angſt, es wird Ihnen auch erſt zum Leſen gegeben, und es wird viel Artiges und meiſt Sanftes enthalten. Ich muſs Ihnen durchaus ein öffentliches Zeichen meiner Geſinnungen geben, Sie haben's um mich verdient." Als Schenk jedoch ſeinem Verſprechen, dem Freunde eine Profeſſur an der Münchener Univerſität zu erwirken, nicht nachkam, ſondern ihn, wie Heine gegen Varnhagen behauptet [175]), den Jeſuiten ſakrificierte, wurde den „Bädern von Lucca", ſtatt der ſchwerlich allzu willkommenen Dedikation an den bairiſchen Staatsminiſter, der jedenfalls geeignetere Name Karl Immermann's vorangeſtellt.

In Florenz gefiel ſich Heine ſo gut, daſs er dort die erſehnten Nachrichten aus München abzuwarten beſchloſs, und ſeinen Aufenthalt bis gegen Ende des Novembermonats verlängerte. Bei ſeinen Wanderungen durch die Kunſtſammlungen und Gemäldegalerien der ruhmvollen Medicäerſtadt begegnete er wiederholt dem Kronprinzen von Preuſsen, welcher zu jener Zeit ebenfalls Italien bereiſte. „Ich bin," ſcherzt er in einem Briefe an Cotta [176]), „mit dieſem Fürſten mehrmals ſolcher Art zuſammen getroffen, ohne die Gelegenheit zu benutzen, ihn zu ſprechen und mich ihm zu empfehlen für den Fall, daſs ich mal unter ſeiner Regierung auf die Feſtung käme. Es iſt ſeltſam, beim Anblick von Kronprinzen denken wir immer an das Böſe, welches ſie einſt thun können, und nicht an das Gute, welches ſie wahrſcheinlich thun werden. Der Menſch fürchtet immer mehr, als er hofft." Dagegen machte Heine in Florenz die Bekanntſchaft des Kunſtſchriftſtellers Karl Friedrich von Rumohr, welcher dem Kronprinzen dort als Cicerone diente, und ſowohl mit Cotta wie mit dem Grafen Platen befreundet war. Letzterer konnte es nicht verſchmerzen, daſs Heine im zweiten Bande der „Reiſebilder" ein paar ſpöttiſche Xenien Immermann's über die weſtöſtlichen Gaſelendichter hatte abdrucken laſſen [177]). Obſchon kein Name genannt worden war, hielt Platen, der kurz zuvor zwei Hefte „Gaſelen" und einen „Spiegel des Hafis" herausgegeben, ſich überzeugt, daſs die Spitze jener Stachelverſe vorherrſchend gegen ihn gerichtet ſei [178]), und die verletzte Eitelkeit reizte ihn, im „Romantiſchen Oedipus" an den Bekrittlern ſeines Dichterruhms ein rhadamantiſches Strafgericht zu üben.

Mit gewohnter Selbſtüberhebung ſchrieb er am 18. Februar 1828 ſeinem Freunde Fugger, der ihm zuerſt die in Rede ſtehenden Epigramme nach Italien geſandt hatte [179]): „Was den Juden Heine betrifft, ſo wünſchte ich wohl, daß meine Münchner Freunde (denn er iſt in München) ihn gelegentlich myſtificierten und ihn zur Rede ſtellten, was ihn zu dem Wageſtück verleitet, einen offenbar Größern, der ihn zerquetſchen kann, ſo unbarmherzig zu behandeln? Er ſolle ſich gnädiger anlaſſen, und meine Gaſelen, die den Beifall Goethe's, Schelling's und Sylveſter de Sacy's erhalten, wenigſtens nicht ganz verachten u. ſ. w.“ — Am Tage bevor Heine München verließ, um nach Italien zu reiſen, hatte ihm Dr. Kolb mitgetheilt, daß Platen ſehr feindſelig gegen ihn geſtimmt ſei, und ſeinen Groll wider ihn und Immermann in einem ariſtophaniſchen Luſtſpiele ausgelaſſen habe, deſſen erſter Akt bereits dem Grafen Fugger zugeſandt worden [180]). Es iſt begreiflich, daß Heine dem ihn bedrohenden Angriffe gegenüber gleichfalls eine kriegeriſche Stellung einnahm, und bei ſeinem Zuſammentreffen mit dem Freiherrn von Rumohr zu verſtehen gab, wie es ihm ein Leichtes ſei, den gräflichen Dichter bei dem deutſchen Publikum als Ariſtokraten zu verdächtigen, und ſeine Vergötterung des eigenen Geſchlechts den Damen ans Herz zu legen [181]). Der Freund Platen's verfehlte nicht, Dieſem die Äußerungen Heine's brühwarm zu hinterbringen, und ſo glauben wir gern, daß der Verkehr zwiſchen Letzterem und dem Herrn von Rumohr ein ſehr ſteifer und förmlicher blieb. „Ich ſehe ihn ſelten,“ ſchrieb Heine an Cotta [182]): „er kann mich nicht ausſtehn, ich liebe ihn ebenfalls nicht ſonderlich, und trotzdem kann keine rechte Freundſchaft zwiſchen uns aufkommen.“ Platen ſelbſt, der ſich im Sommer und Herbſt 1828 gleichfalls in Oberitalien aufhielt, und in Genua und Florenz wenige Tage nach Heine's Abreiſe eintraf, iſt Letzterem niemals perſönlich begegnet. —

Urſprünglich mag Heine, wie er viele Jahre nachher Adolf Stahr erzählte [183]), die Abſicht gehabt haben, ſeine italiäniſche Reiſe bis nach Rom auszudehnen, obſchon dieſe Angabe nicht mit den Worten eines Briefes an Moſer aus den Bädern von Lucca übereinſtimmt [184]), wonach der Dichter von dort ſchon über Florenz und Bologna nach Venedig zurück zu reiſen gedachte. Wie Dem aber auch ſei, jedenfalls gelangte er ſüdwärts nicht über Florenz hinaus. Nachdem er dort ſechs oder ſieben Wochen verweilt hatte, überfiel ihn plötzlich eine ſo krankhafte Sehnſucht nach ſeinem Vater, daß er ſich eiligſt auf den Heimweg begab, und ſelbſt Venedig nur im

Fluge ſah. Anſcheinend war ſeine Beängſtigung ganz grundlos, aber er vermochte ſich derſelben nicht zu entſchlagen. In Venedig empfing er einen Brief ſeines Bruders, welcher ihm ſchrieb, daſs der Vater lebensgefährlich erkrankt ſei, und daſs Heinrich bei Herrn Textor in Würzburg Näheres erfahren werde. Als er dort ankam, war ſein Vater todt. Dieſer war im Sommer 1828 mit der Mutter von Lüneburg nach Hamburg übergeſiedelt, wo der zweite Sohn, Guſtav, dem es als Landmann nirgends glücken wollte, inzwiſchen ein Speditions- und Produktengeſchäft begründet hatte, das Anfangs auf dem Großen Burſtah Nr. 90, ſpäter auf dem Zeughausmarkte Nr. 10 betrieben ward. Im letzterwähnten Hauſe erlag Samſon Heine am 2. December 1828 den Folgen eines Nervenſchlages, und wurde am 5. December auf dem iſraelitiſchen Kirchhofe zu Altona beſtattet [106]). Die Verhältniſſe der Familie müſſen auch um jene Zeit Nichts weniger als glänzend geweſen ſein, da die Koſten des einfachen Begräbniſſes, wie ſich aus den noch vorhandenen Gemeinde-Rechnungen ergiebt, von Salomon Heine gedeckt wurden. Die Mutter bezog bald nach dem Hinſcheiden ihres Gatten, den ſie um mehr als dreißig Jahr' überlebte, eine Wohnung auf dem Neuenwall Nr. 28, Lit. D. Erſt während der Brandtage im Mai 1842 überſiedelte ſie nach dem kleinen Häuschen in der Dammthorſtraße Nr. 20, das ſie bis zu ihrem am 3. September 1859 erfolgten Tode nicht wieder verließ [107]). Guſtav Heine, der in ſeiner kaufmänniſchen Karrière ſo wenig wie einſt ſein älterer Bruder vom Erfolg begünſtigt ward, liquidierte ſein Geſchäft bereits im Sommer 1829, und trat unter dem adligen Familiennamen der Mutter von Geldern in öſtreichiſche Kriegsdienſte, wo er nachmals zum Dragonerofficier aufrückte. Der jüngſte Bruder, Maximilian, ging nach Vollendung ſeiner Univerſitätsſtudien nach Rußland, machte als Militärarzt den berühmten Zug des Generals Diebitſch über den Balkan, ſowie zwei Jahre ſpäter die Kampagne zur Niederwerfung des polniſchen Aufſtandes mit, und ließ ſich dann als praktiſierender Arzt dauernd in St. Petersburg nieder. Die „Bilder aus der Türkei,“ welche er 1833 mit einer Dedikation an das ruſſiſche Heer veröffentlichte, und die unlängſt erſchienenen „Erinnerungen an Heinrich Heine und ſeine Familie“ athmen eine fanatiſche Bewunderung ruſſiſcher Zuſtände [108]), und es iſt ein bizarres Spiel des Schickſals, daſs von den Brüdern des Dichters, deſſen Leben dem Kampfe für die liberalen Ideen des Jahrhunderts gewidmet war, der eine den Heldenkampf des unglücklichen Polens mit ſchnödem Hohne begeiferte, der andere als Lanzknecht des Serviliſmus dem freiheitsfeindlichen Syſtem der öſtreichiſchen Regierung erſt ſeinen Arm, dann in dem von ihm geleiteten „Wiener Fremdenblatte“ ſeine Feder lieh, und zum Lohn für ſeine der Reaktion geleiſteten Dienſte ſchließlich ein Adelsdiplom ergatterte! Unter dieſen Umſtänden erklärt es ſich leicht, daſs der geiſtige Verkehr Heinrich Heine's mit ſeinen Brüdern — wie auch die neuerdings von Maximilian Heine veröffentlichten Briefe beweiſen — ein höchſt oberflächlicher blieb und ſich meiſt auf Geld- und Familienangelegenheiten beſchränkte. Schon aus München ſchrieb H. Heine ſeinem Freunde Merckel: „Willſt du Mord und Todtſchlag verhindern, ſo geh zu Campe und ſage ihm, daſs er alle Briefe, die für mich bei ihm ankommen mögen, auf keinen Fall an meinen Bruder Guſtav geben ſoll. Denk dir, Dieſer, auf dein Beiſpiel ſich berufend, hat die Impertinenz gehabt, Briefe, die ihm Campe für mich gegeben hat, zu erbrechen und mir — den Inhalt zu ſchreiben! Ich berſte vor Wuth. Mein Bruder, dem ich nicht die Geheimniſſe meiner Katze, viel weniger die meiner Seele anvertraue!“ Auch nach einem Beſuche ſeines Bruders Guſtav in Paris während des Sommers 1851 klagte H. Heine gegen Campe 188), wie er geſpürt habe, „daſs die Verſchiedenheit der politiſchen Anſichten ſogar unter Brüdern einen fatalen Einfluſs ausübt. Ich habe Manches nicht berühren können, und Das ſtörte jeden freimüthigen Erguſs ... Meine Überſiedlung von Hamburg war das Hauptthema meiner Unterhaltungen mit meinem Bruder.“ — „Von meinem Bruder,“ heißt es in einem der nächſtfolgenden Briefe 189), „habe ich ſeit ſeiner Abreiſe noch keine Nachricht, obgleich er wichtige Dinge für mich zu beſorgen hat. Ich denke ihm ſo bald als möglich bis zum letzten Sous zurück zu bezahlen, was er mir vorgeſchoſſen. Er iſt bei aller brüderlichen Liebe ſeines krakehligen Charakters wegen nicht die geeignete Perſon, der ich eine Einmiſchung in meinen literariſchen Angelegenheiten vertrauen dürfte.“ — „Mein Bruder ſchreibt mir,“ bemerkt Heine ein andermal 190), „daſs das öſtreichiſche Verbot des „Romancero“ durch das Gedicht „Maria Antoinette“ motiviert ſei, was ich nicht glaube, da er mir wegen ſeiner eignen Poſition dabei intereſſiert zu ſein ſcheint, daſs ich hinfüro Öſtreich ſchone. Wahrlich, den Öſtreichern iſt es nichts Neues, daſs Maria Antoinette geköpft worden, und ſie haben ſich mit dieſem hiſtoriſchen Faktum längſt abgefunden.“ Charakteriſtiſch iſt eine Antwort, die Heinrich Heine einige Jahre vor ſeinem Tode ſeinem Bruder Guſtav gab, als Dieſer ſich naiverweiſe erbot, die neueſten Gedichte Deſſelben durch Aufnahme in ſein Blatt zu verbreiten. Heinrich — ſo erzählt Maximilian Heine 191) — war Anfangs ganz verdutzt, machte aber ein harmloſes Geſicht und ſagte dann im demüthigſten Tone: „Ach, lieber Bruder, du haſt Recht; Das iſt eine gute Idee. Da kann ich ja noch berühmt werden!“ Übereinſtimmend hiermit, ſchrieb H. Heine an Campe, als Guſtav Heine ſich bald nachher eine den Letztern injuriierende Einmiſchung in Deſſen Geſchäftsbeziehungen zu dem Dichter erlaubt hatte 192): „Habe ich meinen Bruder Guſtav zu Ihnen geſchickt? Hat er das geringſte Mandat von mir, habe ich Ihnen nicht längſt über Guſtav's zänkiſchen Charakter meine Meinung geſagt und Ihnen verſichert, daſs ich Alles ſo einrichten werde, daſs er niemals das Geringſte in Bezug auf mich mit Ihnen zu verkehren haben würde? Ich habe Ihnen die Vermittlung von Max vorgeſchlagen, der die verträglichſte Seele iſt und in ſeiner Gemüthlichkeit faſt zu weit geht, indem er für den Frieden unſerer Ehe *) ſelber Opfer bringen wollte — genug davon, Guſtav Heine iſt mein Bruder, ich liebe ihn als Solchen, weil man unter allen Umſtänden ſeine Brüder lieben ſoll. Auſserdem hat er mir bedeutende Dienſte erzeigt, und ich werde wahrlich der Letzte ſein, der auf ihn loszöge, aber Jeder von der Familie wird Ihnen ſagen können, daſs er wie eine Bombe in Hamburg hineinfiel und während der wenigen Tage ſeines Aufenthalts die meiſten Familienglieder gegen einander zu verhetzen ſuchte. Was ſoll ich alſo lange darüber jammern, daſs er auch uns Beide brouillieren wollte. Schon an der Plumpheit des Vorgebrachten muſſten Sie erkennen, daſs ich nicht im Spiele und ein Bruch zwiſchen uns nicht in Abſicht ſtand. Hierzu mögen noch beſondere Intereſſen Antrieb geweſen ſein; ich habe ſchon längſt gemerkt, daſs bei meinem hilflos kranken Zuſtande mein Bruder Guſtav ſich verpflichtet glaubte, mein literariſcher Vormünder zu ſein. In Bezug auf mein Buch hat er noch ſpecielle Abſichten, die ich aus Takt Ihnen nicht geſtehen will, die Sie vielleicht aber errathen. Er ſagte mir längſt, daſs er mit ſeinem Zeitungsinſtitute auch den Verlag von Novitäten verbinden wolle. Max meint wirklich, ich würde ein ſolcher

---

*) Dieſer Ausdruck iſt — wie zur Verhütung von Miſsverſtändniſſen bemerkt ſein mag — eine ſcherzhafte Anſpielung auf das Verhältnis des Dichters zu ſeinem Verleger, das Heine in ſeinen Briefen an Campe häufig mit einem Ehebündniſſe verglich.

Narr ſein, des Geldes wegen meinen Namen von Guſtav für die Feuilletons ſeines Journales oder ſonſtwie als Annonce ausbeuten zu laſſen. Er hat mir einen bedeutenden Geldvorſchuß gemacht auf Geſchäfte, deren Beſorgung ich ihm übertragen; er weiß, er wird rembourſieren, und er hat durchaus keine Macht über mich. Mein Bruder Guſtav kann auch Nichts wiſſen über meine „Memoiren;“ er hat nur Vermuthungen und ſagt immer mehr, als er weiß. Es bekümmert mich unendlich, daß Sie ihn nicht von einer beſſeren Seite kennen gelernt; er hat ſehr viele gute Eigenſchaften, er hat ſie oft durch die That bewieſen, und nur die verdammte Zwiſtſucht und die Emancipation von der Wahrheit kann ihn verhaſſt machen; ich aber werde, wie geſagt, einen Bruder unter jeder Bedingung lieben.“ — Ungleich günſtiger ſprach ſich Heinrich Heine, nicht bloß in obiger Briefſtelle, ſondern auch bei andern Gelegenheiten, über den Charakter ſeines jüngeren Bruders, Maximilian, aus, den er einen „guten Jungen,“ einen „ſehr geiſtreichen und höchſt vernünftigen Menſchen“ nennt, welcher ſein ganzes Zutrauen beſitze und es immer verdient habe 103). Bei der weiten Entfernung zwiſchen Paris und St. Petersburg und bei der geringen Gemeinſamkeit geiſtiger Intereſſen lag es jedoch in der Natur der Verhältniſſe, daß der ſchriftliche Verkehr auch mit dieſem Bruder, den er im ſpäteren Leben nur ein einziges Mal — im Sommer 1852 — perſönlich wiederſah, die großen politiſchen und literariſchen Zeitfragen kaum in flüchtigſtem Vorüberſtreifen berührte. —

Nach kurzem Beſuch bei ſeiner Familie in Hamburg, reiſte Heinrich Heine im Anfang des Jahres 1829 nach Berlin, wo er ein Logis in der Friedrichſtraße bezog, und von den alten Freunden — Varnhagens, Roberts, Moſer und Zunz — mit gewohnter Herzlichkeit empfangen ward. Der Tod ſeines Vaters hatte ihn in die ſchmerzlichſte Trauer verſetzt, in dumpfer Betäubung war er nach Hauſe gereiſt, weil er geglaubt hatte, daß nun die geliebte Mutter auch ſterben müſſe 104), und ſelbſt nachdem er Letztere geſund und rüſtig, wennſchon tief gebeugt durch den Verluſt des treuen Lebensgefährten, wiedergefunden, vermochte er doch lange Zeit den Schlag, der ihn ſo unerwartet getroffen, nicht zu verwinden. In wehmüthigſter Stimmung nahm er zu Berlin die in den Bädern von Lucca begonnene Ausarbeitung ſeiner italiäniſchen Reiſeerinnerungen wieder auf; aber Monate vergingen, bevor er den heiteren Eindrücken des geſelligen Lebens von Neuem zugänglich ward. „Ich habe den Verluſt meines Vaters jahrelang nicht begreifen und ihn nie verſchmerzen können," ſagte er ſpäter einem Freunde[108]), als die Rede auf dies Ereignis kam. Noch im Mai 1829 ſchrieb er an Friederike Robert[109]): „Ach, krank und elend wie ich bin, wie zur Selbſtverſpottung, beſchreibe ich jetzt die glänzendſte Zeit meines Lebens, eine Zeit, wo ich, berauſcht von Übermuth und Liebesglück, auf den Höhen der Apenninen umherjauchzte, und große, wilde Thaten träumte, wodurch mein Ruhm ſich über die ganze Erde verbreite bis zur fernſten Inſel, wo der Schiffer des Abends am Herde von mir erzählen ſollte; jetzt, wie bin ich zahm geworden ſeit dem Tode meines Vaters! jetzt möchte ich auf ſo einer fernen Inſel nur das Kätzchen ſein, das am warmen Herde ſitzt und zuhört, wenn von berühmten Thaten erzählt wird!" Zu ſo beſcheidener Reſignation auf ſeinen Dichterruhm war Heine jedoch nur in ſeltenen Stunden trübſter Verzagnis aufgelegt. — Rahel beklagt ſich in einem Briefe an Varnhagen, welcher damals in einer diplomatiſchen Sendung nach Kaſſel und Bonn reiſte, ganz im Gegentheil über Heine's allzu ſtarkes Selbſtgefühl, das ihn an ernſtlicher Ausbildung ſeiner Gaben hindere[110]): „Von Heine'n wollte ich dir ſchreiben. Das Reſumé, was ich heraus habe, iſt und bleibt ſein großes Talent, welches aber auch in ihm reifen muſs, ſonſt wird's inhaltsleer, und höhlt zur Manier aus; er denkt überhaupt, was ihm entſchlüpft, was er ſagen mag, iſt für die Menſchen gut genug." Und nun erzählt Rahel allerlei flüchtige Witzworte Heine's, wie er von einem vielbelobten Tagesdichter geſagt: „So lange Der lebt, wird er unſterblich ſein," — wie er die ſchlechte Aufführung der Bach'ſchen Paſſionsmuſik beſpöttelt: „er hätte acht Groſchen Profit dabei; einen Gulden koſtete ſie, und für einen Thaler hätte er ſich ennuyirt," — und wie er endlich in das tollſte Gelächter ausgebrochen ſei, als Rahel die ſteife Haltung der ägyptiſchen Bildwerke vom kulturhiſtoriſchem Standpunkte in Schutz genommen und als Gegenſatz davon den Wiener Walzer aufgeſtellt habe, der ihr immer großen Eindruck mache und gefalle, ohne daſs ſie lange den Grund deutlich gewuſſt. „So wie ein Leid, ein Kampf, eine Verwirrung, ein Vollbrachtes geſchehen iſt: gewalzt! Was will der Menſch mehr. Schweben, Leben, Sein, Fertigſein!" Heine ſchlug über die Fauteuil-Lehne, blutroth, ganz weg vor Lachen, er brach wider Willen aus. „Tollheit!" ſchrie er, „toll, ganz toll; o wie toll! Tollheit, nein. Das iſt raſend, ſolcher Unſinn ward noch nicht geſagt," und ſo blieb er lachend. So wie er wieder zu ſich war, war es reinſter, lichter Neid. Ich ſagte ihm auch: „Den

Unſinn möchten Sie gemacht haben." Ich lachte auch. Die letzte Hälfte, die vom Walzer, muſſte ich ihm erklären: er frug ganz ernſthaft, und fand es dann ſehr gut. Aber dies Lachen! So natürlich ſah ich ihn nie." — Wenige Tage nachher war Heine auf dem beſten Wege, ſich mit der geiſtreichen Freundin ernſtlich zu brouillieren. Dieſelbe hatte ihm auf eine etwas eitle Bemerkung über den Vorzug, welchen er ihr durch ſeine häufigen Beſuche erweiſe, halb ärgerlich geantwortet: wenn er ſo übergroßen Werth auf ſein Kommen lege, ſo wolle ſie ihn gar nicht haben! Heine fühlte ſich durch dieſe treuherzig derbe Zurechtweiſung bitter gekränkt, und ſchrieb andern Tages an Frau von Varnhagen ein pikiertes Billett, worin er ihr den freundſchaftlichen Verkehr aufkündigte 108). Er kam jedoch ſchnell zur Einſicht des Unrechts, das er durch ſeine gereizten Worte der Freundin zugefügt, und als Dieſe kurz darauf in ſchwerer Erkrankung Geſicht und Hände fortwährend mit befeuchteten Roſen erfriſchen muſſte, ſandte Heine ihr eine Fülle der herrlichſten Centifolien ins Haus.

„Roſen wurden Brücken, ſie führten mich ins Leben,
Roſen waren Wunder, Heine hat ſie mir gegeben,"

lauten die kunſtloſen Erinnerungszeilen, welche Rahel nach bald erfolgter Geneſung in ihr Notizbuch ſchrieb 109).

Bei ſeiner diesmaligen Anweſenheit in Berlin machte Heine im Geſellſchaftscirkel des Varnhagen'ſchen Hauſes die Bekanntſchaft des Dichters Achim von Arnim und ſeiner genialen Frau, Bettina, ohne jedoch mit Beiden in ein intimes Verhältnis zu treten. Unter dem Nachwuchs jüngerer Leute von Geiſt und Talent, die ſeinen Umgang ſuchten, ragten beſonders der treffliche Kunſthiſtoriker Franz Kugler und der geiſtvolle Moritz Veit — ſpäter Buchhändler und Abgeordneter im deutſchen Parlament und der preußiſchen Kammer — hervor, welcher Letztere ebenfalls mit Moſer, Zunz und Lehmann befreundet war. Die Neigungen des erſt einundzwanzigjährigen Kugler waren zu jener Zeit noch unentſchieden zwiſchen Muſik, Malerei und Poeſie getheilt; er verſuchte ſich mit Glück in allen drei Künſten, während er ſich gleichzeitig ſchon mit Ernſt in das Studium der mittelalterlichen Architektur vertiefte. Als Zeugnis ſeines Verkehrs mit Heine exiſtiert noch eine mit der Feder gezeichnete Porträtſkizze, die er von Demſelben entwarf, und die zu den ähnlichſten Bildern gehört, welche wir aus der Jugendperiode des Dichters beſitzen. Nur die Backenknochen drücken etwas zu ſtark auf das Auge, und die Arme ſind verhältnismäſsig zu lang. Der melancholiſche Charakter der Züge, den wir auf der Grimm'ſchen Radierung bemerkten, nimmt hier einen weicheren, minder ſtarren Ausdruck an. Das Bild, welches auch (bei C. H. Schroeder in Berlin) im Kunſthandel erſchienen iſt, trägt auf der linken Seite die von H. Heine unterzeichneten Worte: „So ſah ich aus, heute Morgen, den 6ten April 1829.“ — Moritz Veit, ein Sohn des angeſehenen Kaufmanns Philipp Veit, in deſſen gaſtlichem Hauſe ſich jeden Donnerstag die glänzendſten jüdiſchen Kapacitäten der Hauptſtadt verſammelten, beabſichtigte damals mit Heinrich Stieglitz und Karl Werder die Herausgabe eines Berliner Muſenalmanachs, und forderte auch Heine zu Beiträgen auf. Dieſer ſchrieb jedoch an Moſer 200): „Zu dem Almanach werde ich ganz beſtimmt Nichts geben, indem ich Nichts habe und auch kein Gedicht machen kann, was beſſer wäre, als die ſchon gelieferten. Ich werde immer zur rechten Zeit aufzuhören wiſſen, wenn ich in einer Gattung nichts Beſſeres, als das ſchon Geleiſtete, geben kann.“ Mit verſtärktem Nachdruck wiederholte er drei Wochen ſpäter in einem Schreiben an Heinrich Stieglitz die Erklärung, daſs mit dem Beſchreiten der politiſchen Arena die Zeit des Verſeſpinnens für ihn vorüber ſei: „In Beantwortung Ihres lieben Briefes bekenne ich Ihnen ganz freimüthig, daſs ich unter meinen Papieren keine Gedichte finden konnte, die denen, die ich in früheren Jahren geliefert, an Werth gleich kämen, und daſs ich Ihnen deſshalb gar Nichts zu Ihrem Almanach gebe, was ich auch ſchon früherhin ganz beſtimmt dem Moritz Veit wiſſen laſſen. Glauben Sie nur nicht, daſs ich Dies aus kläglicher Beſcheidenheit ſage; vielmehr erſtolzt mich das Bewuſſtſein, daſs ich ſelbſt jetzt mehr werth bin als meine Verſe; vielleicht iſt das ehrliche Bekenntnis, warum ich Nichts zum Almanach gebe, viel mehr werth als das beſte Gedicht, das ich ſonſt wohl machen konnte. Ich bitte Sie auch, erſchrecken Sie mich nicht mehr durch allongeperückliche Titulaturkurialien; ich habe es beſonders um die Mitjugend nicht verdient, wie ein alter Hofrath angeredet zu werden.“ Bei dieſem vorwiegenden Herauskehren demokratiſcher Tendenzen zog ſich Heine miſstrauiſch von manchen Freunden zurück, deren politiſche Geſinnung ihm zweifelhaft erſchien. So nahm u. A. das früher ſo herzliche Verhältnis zu Joſeph Lehmann jetzt eine merklich kühlere Farbe an, weil Derſelbe als Mitarbeiter bei der neubegründeten „Preuſsiſchen Staatszeitung“ eingetreten war, und Heine dieſer Stellung, wiewohl irrthümlich, einen officiöſen Charakter beimaſs. — Ende Februar kam auch der Baron von Cotta mit ſeiner Gemahlin auf einige Wochen nach Berlin. Heine, der ihnen häufig im Varnhagen'ſchen Salon begegnete, war mit Erfolg bemüht, das Intereſſe des freidenkenden Buchhändlers für die gelehrten Forſchungen von Leopold Zunz auf dem Felde der jüdiſchen Literaturgeſchichte zu erwecken, und Cotta erklärte ſich gern bereit, eine von Demſelben zu ſchreibende Einleitung in die Wiſſenſchaft des Judenthums zu verlegen; doch iſt das Werk nicht erſchienen, weil Zunz durch andere Arbeiten an der Ausführung ſeines damaligen Planes verhindert ward.

Gegen Mitte April überſiedelte Heine nach Potsdam, wo er drei Monate hindurch in ländlicher Stille fleißig am dritten Bande der „Reiſebilder“ arbeitete. Er wohnte bei Herrn Witte auf dem hohen Weg Nr. 12, und lebte, wie er der ſchönen Friederike Robert ſchrieb, Anfangs ſo einſam wie Robinſon auf ſeiner Inſel: „Mein Stiefelputzer iſt mein Freitag, die Hausmägde ſind meine Lamas u. ſ. w. . . Es iſt hier ein fatales Wetter, die Frühlingsblumen möchten gern gemüthlich aufblühen, aber von oben bläſt ein kalter Verſtandeswind in die jungen Kelche, die ſich ängſtlich wieder ſchließen. . . Ich befinde mich in jeder Hinſicht ſchlecht. Bin ich krank? dumm? verliebt? Wer kann Das unterſcheiden!“ Der nächſte Brief meldet[201]: „Ein ganz einſamer Robinſon bin ich hier nicht mehr. Einige Officiere ſind bei mir gelandet, Menſchenfreſſer. Geſtern Abend im Neuen Gärten gerieth ich ſogar in eine Damengeſellſchaft, und ſaß zwiſchen einigen dicken Potsdammerinnen, wie Apoll unter den Kühen des Admet. Vorgeſtern war ich in Sansſouci, wo Alles glüht und blüht, aber wie! Du heiliger Gott! Das iſt Alles nur ein gewärmter, grünangeſtrichener Winter, und auf den Terraſſen ſtehen Fichtenſtämmchen, die ſich in Orangenbäume maſkiert haben. Ich ſpazierte umher und ſang im Kopfe:

Du moment qu'on aime, – l'on devient si doux!
Et je suis moi-même – aussi tremblant que vous.

Das ſingt nämlich das Ungeheuer in „Zemire und Azor“. Ich armes Ungeheuer, ich armer verwünſchter Prinz, bin ſo kummerweich geſtimmt, daß ich ſterben möchte. Und ach! wer todt zu ſein wünſcht, Der iſt es ſchon zur Hälfte.“ — Am 7. Juni ſchickte Heine die zweite Hälfte ſeiner „Reiſe von München nach Genua“ und die Anfangskapitel der „Stadt Lucca“ zum Abdruck im „Morgenblatte“ nach Stuttgart. In dem Begleitſchreiben an Cotta proteſtierte er nachdrücklich gegen jede Verſtümmelung ſeines Manuſkripts[202]: „Iſt der unverkürzte, unverkümmerte Abdruck nicht möglich, ſo bitte ich, mir daſſelbe unter Varnhagen's Adreſſe zurück zu ſchicken. Sie, Herr Baron, den ich ſo ſehr liebe und dem ich ſo ungern miſsfallen möchte, dürfen mir bei Leibe meine Unnachgiebigkeit in den geiſtigſten Intereſſen nicht miſsdeuten. Ich finde jetzt, daſs es oft darauf abgeſehen iſt, mich zu beſchränken und zu avilieren, und ich muſs mich daher männlicher zu verhärten ſuchen, als mir eigentlich ſelbſt lieb iſt." Trotz dieſer beſtimmten Erklärung, wurden die überſandten „Italiäniſchen Fragmente" erſt im November des Jahres — und zwar nur zum kleinſten Theile und arg beſchnitten — im „Morgenblatte" abgedruckt. „Sämmtliche Redakteure Cotta'ſcher Zeitſchriften," klagt Heine in einem Briefe an Immermann203), „ſind mir feindlich, im „Morgenblatt" verſtümmeln ſie meine Aufſätze aufs ſchändlichſte. Der alte Cotta ſelbſt iſt ſehr brav." Dem Letzteren ſchrieb er am 14. December 1829: „Wenn ich dies Jahr Weniger gab, als ich wohl beabſichtigte, ſo lag die Schuld nur in der Natur meines Talentes, da dieſes nur ſelten im Stande iſt, den milden Ton des Morgenblatts zu treffen, weſshalb mir auch die Redaktion Einiges zurückſchicken und ich noch viel Mehr zurückbehalten muſste."

Die ländliche Zurückgezogenheit H. Heine's wurde, abgeſehen von einem kurzen Beſuch ſeines Hamburger Verlegers Julius Campe, nur einmal durch achttägiges Beiſammenſein mit dem Dichter Heinrich Stieglitz und ſeiner Frau Charlotte unterbrochen, die einige Jahre ſpäter ſo tragiſch endete. Das ſeit Kurzem vermählte junge Ehepaar machte während der Pfingſtferien einen Ausflug nach Potsdam und verlebte in Heine's anregender Geſellſchaft glückliche Stunden. Faſt täglich wurden gemeinſame Touren nach den umliegenden Hügeln und Seen ausgeführt, und mit beſonderem Intereſſe ließ Heine ſich von Stieglitz aus dem Manuſkript ſeiner „Bilder des Orients" die Perle dieſer Dichtungen, das „Frühlingsfeſt in Kaſchmir," vorleſen204). Auf die Frage Charlottens, mit welcher poetiſchen Arbeit er ſelbſt gegenwärtig beſchäftigt ſei, erwiderte Heine mit gutmüthiger Selbſtironie: „Ich bitte Sie um Gotteswillen, ſchöne Frau, leſen Sie niemals das abſcheuliche Zeug, das ich jetzt ſchreibe!" Aber wie ungetrübt fremden Beobachtern um dieſe Zeit noch der Frieden der Stieglitz'ſchen Ehe erſcheinen mochte: die Wolkenſchatten künftiger Stürme zogen doch ſchon langſam herauf, und Heinrich Heine las in den miſsmuthigen Zügen des mit ſich ſelbſt und der Welt zerfallenen Dichters und in den ſchwärmeriſch aufleuchtenden Blicken der willensſtarken Charlotte die

Anzeichen einer ſchreckensvollen Tragödie. Maximilian Heine, welcher auf der Durchreiſe durch Potsdam mit ſeinem Bruder einige Stunden in der Geſellſchaft von Heinrich und Charlotte Stieglitz verbrachte, erzählt Folgendes über dieſen merkwürdigen Beſuch[208]): „Der Eindruck, den das junge Paar auf mich machte, war ein ganz eigenthümlicher, wenn ich ihn näher bezeichnen ſoll, ein ängſtlicher zu nennen. Aus Allem ſprach die unſichere bürgerliche Lage, Überquellen dichteriſcher Phantaſie, nirgends ein ruhiger Halt. Stieglitz und ſeine bewunderungswürdige Charlotte waren ernſt, mein Bruder dagegen ausgelaſſen heiter; was mich betrifft, den beſcheidenen Beobachter, ſo fielen mir die ſonderbaren Kontraſte nicht wenig auf. Ich weiß nicht, wie es kam, die lebhafte Unterhaltung berührte auch den Heroismus der Frauen in der franzöſiſchen Revolution. „Mit dem Schluſſe des vorigen Jahrhunderts,“ rief Stieglitz aus, ſind die thatvollen großen Frauencharaktere verſchwunden, und die Weiber ſind hervorgetreten.“ — „Sie meinen doch nicht die Berliner Waſchweiber?“ unterbrach ihn lachend Heine. Da verfinſterten ſich plötzlich die ſchönen Geſichtszüge Charlottens, ſie wandte ſich raſch zu ihrem Manne um, legte ihre Hand auf ſeine Schulter, und ſagte mit einem mir unvergeßlichen Ausdruck ihrer Stimme: „Alſo du glaubſt wirklich, es gebe heut zu Tag keine Frauen mehr wie jene Römerin, die Arria, welche ihrem Manne den blutenden Dolch wie eine Bonbonnière präſentierte?“ — „Jedenfalls,“ ſetzte Heine ſcherzend hinzu, „gehörte er mehr zu den Weibern.“ Auf dem Heimwege brach er in die prophetiſchen Worte aus: „Weißt du, Max, Die ſind nicht glücklich zuſammen, Die zanken nicht mit einander, ſondern hadern mit dem Schickſal. Das iſt die ſchlechteſte Sorte von Verdruß, und ich ſage dir, entweder er wird verrückt, oder ſie begeht einen Selbſtmord.““

Anfangs Auguſt treffen wir Heinrich Heine auf dem rothen Felſen von Helgoland, wo er zwei Monate lang mit beſtem Erfolg das kräftigende Seebad gebrauchte. „Ich befinde mich wohl und heiter,“ berichtete er ſeinem Freunde Moſer[209]). „Das Meer iſt mein wahlverwandtes Element, und ſchon ſein Anblick iſt mir heilſam. Ich bin, jetzt fühl' ich es erſt, unſäglich elend geweſen, als ich mich in Berlin befand; du haſt gewiß darunter leiden müſſen. Ein melancholiſcher Freund iſt eine Plage Gottes . . . Ich wünſchte, du ſäheſt mal das Meer; vielleicht begriffeſt du die Wolluſt, die mir jede Welle einflößt. Ich bin ein Fiſch mit heißem Blute und ſchwatzendem Maule; auf dem Lande befinde ich mich wie ein

Fiſch auf dem Lande." Unter den Badegäſten, mit denen er näheren Umgang pflog, iſt vor Allem der geniale Kunſtſchriftſteller Karl Schnaaſe zu nennen, welcher damals noch als Regierungsbeamter in Marienwerder angeſtellt war, aber ſchon im folgenden Frühjahr an das Landgericht zu Düſſeldorf verſetzt wurde und dort mit Immermann in anregendſten Verkehr trat. Ein häufiger Begleiter auf Heine's Fahrten um die Inſel war ein Herr Vogt, der mit ihm zuletzt faſt allein auf Helgoland zurückblieb, und ſich kurz nach der Abreiſe des Dichters aus Liebesgram erſchoß. „Ich hatte ihm ſchon vorher abgemerkt," ſchrieb Heine, als er Immermann dieſe Nachricht zur Mittheilung an Schnaaſe meldete207), „daß ihm das Leben zur Laſt war, da er am liebſten bei hoher See zum Vogelſchießen ausfuhr, wo ich ihn dann nur aus Ambition, um nicht ein Poltron zu ſcheinen, manchmal begleitet habe. Er ſchoß noch viele Vögel, manch hübſchen Vogel, und den merkwürdigſten zuletzt."

Am 30. September kehrte Heine aus dem Seebade nach Hamburg zurück, wo er für längere Zeit ſeinen Aufenthalt nahm. Anfangs miethete er ſich eine abgelegene Wohnung in der zweiten Etage des Schimmelmann'ſchen Palais in der Mühlenſtraße; ſchon gegen Ende December zog er indeß zu der Mutter auf dem Neuenwall. Der dritte Band der „Reiſebilder" war in Helgoland wenig gefördert worden, aber Campe, der ſeit zwei Jahren auf denſelben gewartet und das Papier längſt bereit liegen hatte, drängte um Ablieferung des Manuſkripts, und ſchickte die erſte Hälfte des Buches in die Druckerei, ehe noch die letzte Hälfte fertig geſchrieben war. Sofort entſpannen ſich, wie bei Herausgabe des vorigen Bandes, wieder ärgerliche Streitereien über die äußere Ausſtattung des Buches. Wie damals, fand Heine das ihm vorgelegte Druckpapier nicht elegant und feſt genug, und beſtand darauf, ſein Manuſkript zurückkaufen zu wollen, wenn Campe nicht für beſſeres Papier ſorge. „Hier erhältſt du den erſten Aushängebogen," ſchrieb er an Merckel, der ihm bei Durchſicht der Korrekturen behilflich war. „Das iſt alſo das Papier, das meiner ſo ſehnſüchtig harrte, und um deſſentwillen unſer typographiſcher Julius mich beſtändig piſackte. Ich laufe wüthend im Zimmer herum und betrachte vergleichend meine alte Unterhoſen und dann wieder meinen Aushängebogen. Ich ſterbe vor Unmuth." Nur mit Mühe gelang es dem Zureden Merckel's, den komiſchen Zorn ſeines Freundes zu beſchwichtigen und einen Ausgleich der durch beiderſeitigen Eigenſinn verſchärften Differenz zuwege zu bringen. Campe entſchloß ſich endlich zur Wahl eines koſtſpieligeren milchweißen Papiers, und Heine verſprach dafür, einige Bogen mehr, als zu denen er ſich verpflichtet hatte, zu liefern. In fliegender Eile, während die Setzer von Seite zu Seite auf das Manuſkript warteten, ſchrieb er jene letzten Kapitel, in denen er ſeine unfeine Rache an Platen für den „Romantiſchen Oedipus“ nahm, und ſo konnte er mit Fug gegen Moſer ſcherzen, daß ſein Buch „(irländiſcher Bull!) die Preſſe verließ, faſt noch ehe es geſchrieben war.“ — „Ich will jetzt Alles aufbieten,“ heißt es in einem Billett an Merckel vom 5. December, „um in acht Tagen fertig zu werden. Darum ſchick' ich dir dieſe Blätter, die ich dir nur einen Tag laſſen kann. Beſprechung über das Minderwichtige erlaubt die Zeit nicht mehr; nur in Hauptſachen kann ich jetzt dein Bedenken gelten laſſen.“ Dieſe drängende Haſt mag wohl zum Theile Schuld daran geweſen ſein, daß in der Diatribe gegen Platen nicht wenigſtens einige der verletzendſten Stellen nachträglich bei ruhiger Ueberlegung gemildert wurden.

Das Buch gelangte um Neujahr 1830 zur Verſendung und machte bedeutenden Lärm, ohne jedoch im entfernteſten den Beifall der früheren Bände der „Reiſebilder“ zu finden. Ein Fortſchritt lag allerdings in der geſteigerten Energie, mit welcher der Verfaſſer die großen politiſchen Zeitfragen in den Kreis öffentlicher Beſprechung zog; aber Dies geſchah mit ſolchem Übermuth ſubjektiver Laune und in ſo theatraliſcher Fechterpoſitur, daß gerechte Zweifel an dem Ernſt ſeiner Geſinnung laut werden mußten. Heine ſelbſt legte den größten Werth auf die Betrachtungen, die er auf dem Schlachtfelde von Marengo anſtellte, und bei denen er zunächſt auf Varnhagen's Zuſtimmung rechnete [208]). Er entwickelte hier zum erſten Mal ausführlich jenen kosmopolitiſchen Gedanken, welchen er in dem Briefe an Dr. Guſtav Kolb als Motto für die beabſichtigte Fortſetzung der „Annalen“ vorgeſchlagen hatte. Anknüpfend an die Hoffnung, daß mit Napoleon die Periode der Eroberungskriege geſchloſſen ſei, fährt der Dichter fort [209]): „Es hat wirklich den Anſchein, als ob jetzt mehr geiſtige Intereſſen verfochten würden als materielle, und als ob die Welthiſtorie nicht mehr eine Raubergeſchichte, ſondern eine Geiſtergeſchichte ſein ſolle. Der Haupthebel, den ehrgeizige und habſüchtige Fürſten zu ihren Privatzwecken ſonſt ſo wirkſam in Bewegung zu ſetzen wußten, nämlich die Nationalität mit ihrer Eitelkeit und ihrem Haß, iſt jetzt morſch und abgenutzt; täglich verſchwinden mehr und mehr die thörichten Nationalvorurtheile; alle ſchroffen Beſonderheiten gehen unter in der Allgemeinheit der europäiſchen Civiliſation, es giebt jetzt in Europa keine Nationen mehr, ſondern nur Parteien, und es iſt ein wunderſamer Anblick, wie dieſe trotz der mannigfaltigſten Farben ſich ſehr gut erkennen, und trotz der vielen Sprachverſchiedenheiten ſich ſehr gut verſtehen. Wie es eine materielle Staatenpolitik giebt, ſo giebt es jetzt auch eine geiſtige Parteipolitik; und wie die Staatenpolitik auch den kleinſten Krieg, der zwiſchen den zwei unbedeutendſten Mächten ausbräche, gleich zu einem allgemeinen europäiſchen Krieg machen würde, worin ſich alle Staaten mit mehr oder minderem Eifer, auf jeden Fall mit Intereſſe, miſchen müßten: ſo kann jetzt in der Welt auch nicht der geringſte Kampf vorfallen, bei dem durch jene Parteipolitik die allgemein geiſtigen Bedeutungen nicht ſogleich erkannt, und die entfernteſten und heterogenſten Parteien nicht gezwungen würden, pro oder contra Antheil zu nehmen. Vermöge dieſer Parteipolitik, die ich, weil ihre Intereſſen geiſtiger und ihre ultimae rationes nicht von Metall ſind, eine Geiſterpolitik nenne, bilden ſich jetzt, eben ſo wie vermittelſt der Staatenpolitik, zwei große Maſſen, die feindſelig einander gegenüber ſtehen und mit Reden und Blicken kämpfen. Die Loſungsworte und Repräſentanten dieſer zwei großen Parteimaſſen wechſeln täglich, es fehlt nicht an Verwirrung, oft entſtehen die größten Mißverſtändniſſe, dieſe werden durch die Diplomaten dieſer Geiſterpolitik, die Schriftſteller, eher vermehrt als vermindert; doch, wenn auch die Köpfe irren, ſo fühlen die Gemüther nichtsdeſtoweniger, was ſie wollen, und die Zeit drängt mit ihrer großen Aufgabe. Was iſt aber dieſe große Aufgabe unſerer Zeit? Es iſt die Emancipation. Nicht bloß die der Irländer, Griechen, Frankfurter Juden, weſtindiſchen Schwarzen und dergleichen gedrückten Volkes, ſondern es iſt die Emancipation der ganzen Welt, abſonderlich Europas, das mündig geworden iſt, und ſich jetzt losreißt von dem eiſernen Gängelbande der Bevorrechteten, der Ariſtokratie. Mögen immerhin einige philoſophiſche Renegaten der Freiheit die feinſten Kettenſchlüſſe ſchmieden, um uns zu beweiſen, daß Millionen Menſchen geſchaffen ſind als Laſtthiere einiger Tauſend privilegierter Ritter; ſie werden uns dennoch nicht davon überzeugen können, ſo lange ſie uns, wie Voltaire ſagt, nicht nachweiſen, daß Jene mit Sätteln auf dem Rücken und Dieſe mit Sporen an den Füßen zur Welt gekommen ſind. Jede Zeit hat ihre Aufgabe, und durch die Löſung derſelben rückt die Menſchheit weiter. Die frühere Ungleichheit, durch das Feudalſyſtem in Europa geſtiftet, war vielleicht nothwendig, oder nothwendige Bedingung zu den Fortſchritten der Civiliſation; jetzt aber hemmt ſie dieſe, empört ſie die civiliſierten Herzen. Die Franzoſen, das Volk der Geſellſchaft, hat dieſe Ungleichheit, die mit dem Princip der Geſellſchaft am unleidlichſten kollidiert, nothwendigerweiſe am tiefſten erbittert, ſie haben die Gleichheit zu erzwingen geſucht, indem ſie die Häupter Derjenigen, die durchaus hervorragen wollten, gelinde abſchnitten, und die Revolution ward ein Signal für den Befreiungskrieg der Menſchheit. Laſſt uns die Franzoſen preiſen! ſie ſorgten für die zwei größten Bedürfniſſe der menſchlichen Geſellſchaft, für gutes Eſſen und bürgerliche Gleichheit, in der Kochkunſt und in der Freiheit haben ſie die größten Fortſchritte gemacht, und wenn wir einſt Alle als gleiche Gäſte das große Verſöhnungsmahl halten und guter Dinge ſind — denn was gäbe es Beſſeres als eine Geſellſchaft von Pairs an einem gut beſetzten Tiſche? — dann wollen wir den Franzoſen den erſten Toaſt darbringen. Es wird freilich noch einige Zeit dauern, bis dieſes Feſt gefeiert werden kann, bis die Emancipation durchgeſetzt ſein wird; aber ſie wird doch endlich kommen, dieſe Zeit, wir werden, verſöhnt und allgleich, um denſelben Tiſch ſitzen; wir ſind dann vereinigt, und kämpfen vereinigt gegen andere Weltübel, vielleicht am Ende gar gegen den Tod, deſſen ernſtes Gleichheitsſyſtem uns wenigſtens nicht ſo ſehr beleidigt, wie die lachende Ungleichheitslehre des Ariſtokratismus. Lächle nicht, ſpäter Leſer. Jede Zeit glaubt, ihr Kampf ſei vor allen der wichtigſte, Dieſes iſt der eigentliche Glaube der Zeit, in dieſem lebt ſie und ſtirbt ſie, und auch wir wollen leben und ſterben in dieſer Freiheitsreligion, die vielleicht mehr den Namen Religion verdient, als das hohle ausgeſtorbene Seelengeſpenſt, das wir noch ſo zu benennen pflegen — unſer heiliger Kampf dünkt uns der wichtigſte, wofür jemals auf dieſer Erde gekämpft worden, obgleich hiſtoriſche Ahnung uns ſagt, daſs einſt unſre Enkel auf dieſen Kampf herabſehen werden, vielleicht mit demſelben Gleichgültigkeitsgefühl, womit wir herabſehen auf den Kampf der erſten Menſchen, die gegen eben ſo gierige Ungethüme, Lindwürmer und Raubrieſen, zu kämpfen hatten." — Dieſe „Geiſterpolitik", als deren diplomatiſchen Vertreter Heinrich Heine ſich einführt, verleitet den philhelleniſchen Träumer nun freilich ſofort zu dem wunderlichen Irrthume, in dem Zaren Nikolaus, weil Derſelbe ſcheinbar zu Gunſten der Griechen gegen die Türken focht, den Gonfaloniere der Freiheit zu erblicken, und ein Weilchen für Ruſslands demokratiſche Miſſion zu ſchwärmen. Im Gegenſatze zu England, das in unverjüngbaren, mittelalterlichen Inſtitutionen erſtarrt ſei, wohinter die Ariſtokratie ſich verſchanze, ſind ihm die Principien, woraus die ruſſiſche Freiheit hervorgegangen, die liberalen Ideen unſerer neueſten Zeit, von welchen auch die ruſſiſche Regierung durchdrungen ſei, und die ſie kosmopolitiſchen Sinns zu verwirklichen ſtrebe. Der Sonnenaufgang über dem Schlachtfelde von Marengo verſcheucht aber dieſe nebelhaften Gedanken, und der Dichter ſieht im Geiſte ſchon den Völkertag heraufdämmern, von welchem ſein ſehnſüchtiges Herz geträumt: „Ja, es wird ein ſchöner Tag werden, die Freiheitsſonne wird die Erde glücklicher wärmen, als die Ariſtokratie ſämmtlicher Sterne; emporblühen wird ein neues Geſchlecht, das erzeugt worden in freier Wahlumarmung, nicht im Zwangsbette und unter der Kontrolle geiſtlicher Zöllner; mit der freien Geburt werden auch in den Menſchen freie Gedanken und Gefühle zur Welt kommen, wovon wir geborenen Knechte keine Ahnung haben — O! ſie werden eben ſo wenig ahnen, wie entſetzlich die Nacht war, in deren Dunkel wir leben muſſten, und wie grauenhaft wir zu kämpfen hatten mit häſslichen Geſpenſtern, dumpfen Eulen und ſcheinheiligen Sündern! O wir armen Kämpfer, die wir unſre Lebenszeit in ſolchem Kampfe vergeuden muſſten, und müde und bleich ſind, wenn der Siegestag hervorſtrahlt! Die Gluth des Sonnenaufgangs wird unſre Wangen nicht mehr röthen und unſre Herzen nicht mehr wärmen können, wir ſterben dahin wie der ſcheidende Mond — allzu kurz gemeſſen iſt des Menſchen Wanderbahn, an deren Ende das unerbittliche Grab.“

Dieſe und ähnliche freiſinnige Betrachtungen über politiſche und kirchliche Fragen der Gegenwart hätten ohne Zweifel noch weit tieferen Eindruck gemacht, wenn nicht die Perſönlichkeit des Verfaſſers auf jeder Seite ſeines Buches allzu kokett in den Vordergrund träte. Man läſſt es ſich gefallen, daſs Heine in vertraulichen Briefen an Varnhagen oder andere Freunde über die „vielen Opfer“ klagt, die es ihn gekoſtet, „ganz rückſichtslos zu ſchreiben“ **), aber in ſeinen für die Öffentlichkeit beſtimmten Schriften erregt das beſtändige Prahlen mit ſeinem politiſchen Märtyrerthum, mit dem Haſs ſeiner Feinde und den Verfolgungen, die er zu erdulden habe, die unangenehme Empfindung, daſs ihm mehr an der Verherrlichung ſeiner Perſon, als an dem Siege der von ihm verfochtenen Ideen gelegen ſei. Der Zufall hat uns kürzlich das Original-Brouillon des dritten Bandes der „Reiſebilder“ in die Hand geführt, und wir haben wahrnehmen müſſen, wie das ſelbſtgefällige Prunken Heine's mit der „Gefährlichkeit“ ſeiner politiſchen Schriftſtellerei dort in noch grellerer Weiſe hervortritt. Dem Berichte Hyacinth's über den Rothſchild'ſchen Kinderball folgte u. A. ein beſonderes, bisher nicht abgedrucktes Kapitel, das wir hier aus dem Manuſkripte mittheilen, und auf das wir ſpäter bei Beſprechung der Heine'ſchen Denkſchrift über Ludwig Börne zurückkommen werden:

„Solche Bücher läſſt du drucken!
Theurer Freund, du biſt verloren!
Willſt du Geld und Ehre haben,
Muſſt du dich gehörig ducken.

Nimmer hätt' ich dir gerathen,
So zu ſprechen vor dem Volke,
So zu ſprechen von den Pfaffen
Und von hohen Potentaten!

Theurer Freund, du biſt verloren!
Fürſten haben lange Arme,
Pfaffen haben lange Zungen,
Und das Volk hat lange Ohren!

Dieſe Verſe, die eigentlich der Extrakt eines ſechs Bogen langen Briefes“ ſind, den mir kurz nach Erſcheinung des zweiten Bandes der „Reiſebilder“ ein Freund geſchrieben hat, dürfen mir eben durchs Gedächtnis, und ſind Schuld, daſs ich den ehrlichen Hirſch Hyacinthos nicht weiter ſprechen laſſe. Ich pflege ſonſt Nichts zu fürchten, die Pfaffen begnügen ſich, an meinem guten Namen zu nagen, und glauben, auf dieſe Weiſe der Macht meines Wortes entgegen zu wirken; vor dummen Fürſten ſchütze ich mich, indem ich nie einen Fuß auf ihr Gebiet ſetze und ihnen dadurch keine Gelegenheit zu dummen Streichen gebe; aber vor Nathan Rothſchild empfinde ich zitternde Angſt. Ehe ich mich Deſſen verſehe, ſchickt er mir einige Könige, ein paar Makler und einen Gendarm auf die Stube und läſſt mich nach der erſten, beſten Feſtung abführen. Ich kriege Angſt — bin ich in dieſem Augenblick auch ganz ſicher? Ich glaube: ja, denn ich befinde mich in Preußen, in einem freien, rechtſinnigen, klugen Staate, den ich ehemals in jugendlicher Beſchränktheit nicht genug zu ſchätzen wuſſte, den ich jetzt aber, nachdem ich andre Länder geſehen habe, täglich mehr achten und ſogar lieben lerne, ſo daſs es mir ordentlich ſchmerzlich wäre, wenn er jemals den Miſsgriff beginge, mich einzuſtecken und ſich dadurch zu blamieren — ja wahrlich, ich gebe hiermit der preußiſchen Regierung den Wink, im Fall ſie es mal für dienlich halten ſollte, mich einzuſtecken, bei Leibe keinen öffentlichen Eklat zu machen, ſondern ſich direkt an mich ſelbſt zu wenden, und ich werde mich dann unverzüglich freiwillig nach derjenigen Feſtung, die man mir nur zu beſtimmen hat, hinbegeben, ohne im mindeſten dem Publiko den wahren Grund meines dortigen Aufenthalts merken zu laſſen. Kann man Mehr von mir verlangen? Kann man zarter fühlen, als ich? Das iſt wahrer Patriotismus, wenn man lieber ſich ſelber als Volontär auf die Feſtung ſetzt, ehe man dem Staat Gelegenheit giebt ſich zu blamieren! Ich ſehe in dieſem Augenblick, wie den älteſten Staatsmännern die Thränen der Rührung aus den Augen ſtürzen; nein, rufen ſie alle aus, wie ſehr haben wir dieſen Menſchen verkannt! welch ein Gemüth! Ja, ihr kennt noch nicht den ganzen Umfang dieſes Gemüthes; denn wiſſt, aus patriotiſcher Vorſorge habe ich ſogar jetzt ſchon meine Freunde drauf vorbereitet, daß ich nächſten Sommer einige Monate zum Vergnügen in Spandau zubringen würde, und Das that ich, damit ich ganz ſicher bin, daß die wirklichen Urſachen eines etwaigen Aufenthalts daſelbſt nimmermehr errathen würden. Ihr ſeid gerührt, auch ich bin es, die Thränen rinnen, ich höre euch weinend ausrufen: Dieſer edle Menſch, dieſer zweite Regulus, ſoll nicht auf die Feſtung kommen, lieber wollen wir ſelbſt ſtatt ſeiner dort ſitzen. — Aber ich, ich ſage euch, ich will hin, ich habe mich auf dieſe großmüthige That ſchon ganz eingerichtet, ihr verderbt mir das edelſte Aufopfrungsvergnügen — Nein, nein, hör' ich euch wieder entgegnen und ſchluchzen: Keine Feſtung, ſondern tauſend Thaler Zulage! — Welch ein Zeitalter! werden einſt die Nachkommen, die dieſes Buch leſen, mit Staunen ausrufen, welch ein Zeitalter, wo die Regierungen und die armen Schriftſteller ſich wechſelſeitig an Großmuth zu überbieten ſuchten! — Du ſiehſt jetzt, lieber Leſer, wie gut ich mit der Regierung ſtehe. Sei alſo nicht gleich ängſtlich, wenn ich mal laut heraus ſage, was Andre ſo gar heimlich verſchweigen. Sei nur ohne Sorge, wir Beide haben Nichts zu riskieren: Du, lieber Leſer, kannſt im Nothfall leugnen, mein Buch geleſen zu haben, oder du kannſt ſagen, du habeſt es, ſobald du es ausgeleſen, mit Unwillen fortgeworfen, es ſei ein ſchlechtes Buch ohne Salz und Geheimrath Schmalz, voll Immoralität und Gefährlichkeit — du verſtehſt mich. Man kann dir dann Nichts anhaben. Was mich ſelbſt betrifft, ſo habe ich eben ſo Wenig zu riskieren; ich ſage wie Luther in ſeinem Briefe an Reuchlin: nihil timeo, quia nihil habeo. Gottlob! ſie haben mir Nichts gegeben auf dieſer Welt, und ich habe daher Nichts zu verlieren. Es wäre ſehr politiſch geweſen, wenn ſie mich unter einer Laſt von Staatswürden niedergebeugt hätten; jetzt flattere ich ihnen über die Häupter weg, ſorglos und leicht wie ein Vogel, und ſinge Freiheitslieder, ſelbſt ein Lied und ein Bild der Freiheit. — Freilich, obgleich man bei unſerer jetzigen Civiliſation überall ſeine Bequemlichkeit findet, ſo möchte ich mir doch zuweilen ein eignes Sofa und eignes liebes Weib anſchaffen; aber es könnte mich im Nothfall genieren, ich hätte zu viel Sorge für mein Gepäck, und mit dem Beſitzthum käme auch die Furcht und die Knechtſchaft. Es verdrießt mich ſchon genug, daß ich mir vor Kurzem ein Theeſervice angeſchafft habe — die Zuckerdoſe war ſo lockend ſchön vergoldet, und auf einer von den Taſſen war mein Liebling, der König von Baiern, und auf einer andern Taſſe war ein Sofa und eheliches Glück ganz vorzüglich gemalt. Ich hab' wahrhaftig ſchon Sorge, was ich mit all dem Porzellan anfange, wenn mir plötzlich die Regierung eine Miſſion ins Ausland gäbe und ich über Hals und Kopf abreiſen ſollte; — oder gar wenn ich aus eignem Triebe einer feſten Anſtellung entfliehen müßte. Ich fühle jetzt ſchon, wie mich das verdammte Porzellan im Schreiben hindert, ich werde ſo zahm vorſichtig, ich ſchmeichle oft aus Angſt — am Ende glaube ich noch, der Porzellanhändler war ein öſtreichiſcher Polizeiagent und Metternich hat mir das Porzellan auf den Hals geladen, um mich zu zähmen. Ja, ja, das Bild des Königs von Baiern ſah mich ſo lockend an, und eben Er, der liebenswürdigſte der Könige, war der Köder, womit man mich fing. Aber noch bin ich ſtark genug, meine Porzellanfeſſeln zu brechen, und macht man mir den Kopf warm, wahrhaftig, das ganze Service, außer der Königstaſſe, wird zum Fenſter hinausgeſchmiſſen, und wer juſt vorbei geht, mag ſich vor den Scherben hüten. — Je mehr ich mein Porzellan betrachte, deſto wahrſcheinlicher wird mir immer der Gedanke, daß es von Metternich herrührt. Ich verdenke es ihm aber nicht im mindeſten, daß er mir auf ſolche Weiſe beizukommen ſucht. Wenn man kluge Mittel gegen mich anwendet, werde ich nie unmuthig; nur die Plumpheit und die Dummheit iſt mir fatal. Auch hab' ich außerdem ein gewiſſes tendre für Metternich. Ich laſſ' mich nicht täuſchen durch ſeine politiſchen Beſtrebungen, und ich bin überzeugt: der Mann, der den Berg beſitzt, wo der flammende, liberale Johannisberger wächſt, kann im Herzen den Servilismus und den Obſkurantismus nimmermehr lieben. Es iſt vielleicht eine Weinlaune von ihm, daß er der einzige freie und geſcheite Mann in Öſtreich ſein will. Nun, Jeder hat ſeine Laune, und ich will auch Metternich die ſeinige hingehen laſſen. Auf keinen Fall will ich es mit ihm verderben; ich will nächſtens in Wien gebratene Hähndel eſſen. Auch mit den Rothſchilden will ich es nicht verderben, und ich will nächſtens in einem beſonderen Buche ihren Werth noch beſonders anerkennen und ihre Verdienſte preiſen." — Abgeſehen von dieſer, an ſich höchſt witzigen Stelle, braucht man Heine's italiäniſche Reiſe nur flüchtig zu durchblättern, um überall auf ähnliche, bald in pathetiſche Sentimentalität, bald in ſchalkhaften Humor gekleidete Selbſtbeſpiegelungen zu ſtoßen, die in ihrer ſteten Wiederholung das unbehagliche Gefühl erwecken, als ob der Verfaſſer mit den Zeitideen nur tändele und ſie bloß artiſtiſch benutze, um ſeiner Perſönlichkeit ein werthvolleres Relief zu geben. Es kann daher nicht überraſchen, daß ſelbſt wohlwollende Kritiker und aufrichtige Verehrer des Dichters, wie Moritz Veit, im dritten Bande der „Reiſebilder" mehr noch als in den früheren Bänden jene Baſis von charaktervoller Kraft, von heiligem Ernſt und reinem Willen vermißten, durch welche allein das Talent geadelt wird. „Heine," ſagt Veit in ſeiner im „Geſellſchafter" abgedruckten Recenſion ***) ſcharf, aber gerecht, „hat nie einen andern Zweck gehabt, als ſich ſelbſt, er hat immer ſo viel mit dem Darſtellen ſeiner Perſönlichkeit zu thun, daß er ſich nie oder nur höchſt ſelten über dieſelbe erhebt; er hat ſich nach allen Seiten hin gehen und gewähren laſſen, und ſich immer in dieſem Spiele mit ſich ſelbſt zu ſehr gefallen, als daß er ſich und ſein Talent mit entſchloſſener Reſignation einem höheren Zweck hätte unterordnen mögen. Wenn bei andern Dichtern das Individuelle der Quellpunkt aller Poeſie iſt, ſo iſt es bei ihm die Perſönlichkeit. In ſo weit daher ſeine Perſönlichkeit intereſſiert, ſo weit intereſſieren auch ſeine Produktionen. Aber eben dieſes Spiel mit ſich ſelbſt hat in einer ſo reich begabten, aber unbewachten Natur unauflöslichen Zwieſpalt erzeugt . . . Mitten in den lockenden Strudel großſtädtiſcher Korruption und Überfeinerung hineingeriſſen, hat er die Unſchuld ſeines Herzens vergiftet, ohne ſie gänzlich zerſtören zu können, und ohne ſich entſchieden nach einer Seite hinzuneigen, ſchwingt er ſich wechſelweiſe nach beiden: bald bricht die Wehmuth über den Schmerz eines verlornen Paradieſes als elegiſcher Seufzer oder als verſchollenes Märchen durch den herben Schmerz der Gegenwart, bald betäubt er dieſen Schmerz durch bittern Hohn, der ſich gegen das

Liebſte, was er hat, gegen ſich ſelbſt oder den Gegenſtand ſeiner Sehnſucht kehrt . . . Losgeriſſen von einem heimatlichen Boden, erſcheint er uns ſtets auf Reiſen, indem er nur im Schweifen zum Genuſſe ſeiner Exiſtenz zu kommen vermeint, und doch blutet ſein Herz nach einer Heimat. In dem großen Zufluß neuer Bilder und Gedanken, mit denen er ſich auf der Reiſe bereichert, findet ſeine Perſönlichkeit einen freieren Spielraum, ſeine innern Zuſtände erweitern ſich und ſein Witz ſchweift frei umher und ſtachelt die Thorheiten und Verkehrtheiten der Menſchen. Und indem er mit ſeinem durchdringenden Geiſte die Einſeitigkeit und Befangenheit Anderer leicht überſchaut, kann er gleichwohl nicht aus ſich ſelber heraus, und eben dieſe Wehmuth über den Zwieſpalt des eigenen Innern beſtimmt auch in den „Reiſebildern" ſeine Anſichten über die äußere Welt der Geſchichte, der Politik, der Literatur. Scheint es doch oft, als ob er ſich nur darum über die Sachen und die Menſchen luſtig machte, um ſeine Aufmerkſamkeit von ſich ſelbſt abzulenken, und die beizendſte Satire wird ihm unter der Hand zur bittern Selbſtperſifflage. Jeder ſelbſtändige Zweck, etwa eine klare Erkenntnis der Zuſtände und der Menſchen, liegt ihm hier eben ſo fern wie früher; nicht als ob es ihm an originellen Anſichten, an glücklichen Bildern und ſchlagendem Witz fehlte, ſondern weil Alles nur in ſo fern für ihn Werth hat, als es ihm behagt, als es ihm in der Stimmung behagt, in welcher er ſich gerade befindet; weil er die Gegenſtände nur durch die gefärbte Brille ſeiner Perſönlichkeit anſieht und ſie nur in ſo fern aufzunehmen vermag, als ſie dieſer mehr oder minder zuſagen. Er wird daher ſchwerlich Etwas ſchreiben, was nicht durch glänzende Gedanken und pikanten Witz ſeinen Autor verriethe; man wird ihm in manchen Fällen beiſtimmen, und in den meiſten geſtehen müſſen, daß, wenn die Sache ſich ſo verhält, wie er ſie auffaßt, das Recht allerdings auf ſeiner Seite ſein würde. Darum werden ſo Viele an ihm irren; ſie ſuchen eine Norm in ihm, und vergeſſen, daß gerade die geiſtreiche Normloſigkeit ſeine Vorzüge und Mängel bedingt. Höchſt befremdlich erſchien uns in dieſer Beziehung die Stelle im dritten Bande der „Reiſebilder", wo er ſich mit großer Emphaſe als einen tapfern Soldaten im Befreiungskriege der Menſchheit ankündigt. Wie kommt Heine zu dieſem Pathos? Sonderbar! — aus den mannigfachen Beſtrebungen ſeines Geiſtes wählt er gerade dieſe Richtung heraus, die ihm wohl am meiſten am Herzen liegen mag, und beredet ſich, daß Dies der Zweck ſei, den er mit Daranſetzung ſeiner ganzen Kraft durchführe. Es iſt ihm doch alſo jetzt um einen ernſten und heiligen Zweck zu thun, zu dem er ſeine Perſönlichkeit ſteigern und erheben müſste und in welchem er ſich als in einer höheren Heimat beruhigen könnte: die Ungebundenheit behagt ihm nicht mehr und er ſucht gleichſam ein Amt. Vielleicht knüpft ſich an dies politiſche Intereſſe eine neue Zukunft für ihn an. Bis jetzt aber würde ihn die linke Seite, zu der er ſich bekennt, wohl als einen kecken Freibeuter, der dem trägen Feinde ſo manchen Fouragewagen gekapert, ſo manchen verlorenen Poſten niedergeſtreckt hat, mit offenen Armen aufnehmen; aber das Schwert auf ſeinem Grabe wird ſie vorerſt in einen ſchlanken Stoſsdegen verwandeln.“ — Auch was Veit an der künſtleriſchen Form des dritten Bandes der „Reiſebilder“, beſonders der „Bäder von Lucca“, zu tadeln findet, iſt im Ganzen beherzigenswerth: „Wenn auch manche Scene meiſterhaft gearbeitet iſt, und die Charaktere des Marcheſe und ſeines Dieners bis zur Unerträglichkeit ſpiegelwahr gezeichnet ſind, ſo ſtehen ſie doch — weder gegenſeitig, noch zum Ganzen, oder vielmehr zur Maſſe — in ſo gar keiner Verbindung, daſs man ſich an dem Intereſſe ärgert, welches dieſe gemeinen Menſchen für ſich zu erregen fähig waren. Die Geſtalten, die uns Heine vorführt, ſind alle nur um ihrer ſelbſt willen da und ſcheinen uns mit frecher Selbſtgenüge zuzurufen: nous voilà! Sie ſind aus dem Leben gegriffen, aus der Gaſſe oder dem Salon mit all dem anklebenden Schmutze und den widrigen Parfüms auf das Papier gebannt; ſie ſind da, weil ſie daſind, nicht weil ſie als Mittel zu einem höheren Kunſtzwecke daſind. Wenn man dergleichen Perſonagen wie Signora Lätizia, mit den beiden verſchrumpften Amoroſos und der tollen Franceska, in der Wirklichkeit begegnet, ſo kann man ihnen doch wenigſtens ausweichen und ſich allenfalls ärgern, daſs ſolch ein moraliſcher und phyſiſcher Kadaver, der zufällig vegetiert, ſich einbilden kann, noch wirklich in der Welt zu exiſtieren. Möge der Dichter immerhin ſolche Charaktere treu nach der Natur kopieren: durch die Stellung, die er ihnen in dem Ganzen ſeines Kunſtwerks anweiſt, muſs er ſie zur Kunſtgeſtalt läutern, muſs er ihre innere Richtigkeit darthun — denn das Gemeine iſt überhaupt nicht, Das heißt als Reſultat, höchſtens als Werkzeug. Auf dieſe Weiſe kommt ſiegreicher, als durch pfäffiſches Moraliſieren, durch die Kunſt ſelbſt die moraliſche Weltordnung zu Ehren. Dies aber iſt unerläſslich, und Heine thut ſich ſelbſt zu viel, wenn er ſich zu ſeinen Geſtalten erniedrigt. — Was dieſem dritten Bande beſonders ſchadet, iſt der gänzliche Mangel an neuen Gedichten. Man kann es Heine zum Lobe nachſagen, daſs die Poeſie ihm nicht zum Handwerk geworden iſt: ſie iſt es ihm vielleicht zu wenig; die Feſſeln der Kunſtform würden ihn wohlthätig zügeln. Doch auch in anderer Beziehung wird es bemerkbar, daſs die feingebaute Maſchine ſeines Geiſtes hier und dort an Beweglichkeit und Federkraft müſſe verloren haben. Das ſchlimmſte Omen iſt, daſs Heine anfängt, ſich ſelbſt nachzuahmen, was immer, aber beſonders bei ihm, etwas Unheimliches in ſich hat. Das geſpenſtiſche Doppelweſen ſeines Innern, das uns in früheren Kompoſitionen, wo nicht erquickt, doch zuweilen wunderbar ergriffen hat, wirft — etwa im Verſcheiden? — ſeine kalten Schlagſchatten über ſeine jetzigen Gemälde. Die Geſchichte der todten Maria — wer glaubt daran? Man fühlt wohl, daſs es nur der Schatten eines Geſpenſtes ſei, und friert. Auch ſo manche literariſche Taſchenſpielereien, die früherhin einen pikanten Beigeſchmack hatten, nutzen ſich nachgerade ab. Die feierlich-komiſche heilige Alliance mit Immermann, dem Dichter, die muthwilligen und, was unerhört iſt, oft witzloſen Neckereien neutraler Gebiete, die zweideutig verkappte captatio benevolentiae durch Ertheilung glänzender Epitheta oder Anführung ganz unpaſſender Mottos — alles Dies erregt Widerwillen, ſobald es ſtereotype Manier wird, da es nur als Übermuth oder geiſtreiche Neckerei geduldet wurde . . . Vor allen Dingen muſs ſich Heine vor einem Stumpfwerden ſeiner geiſtigen Sehkraft hüten. Vielleicht aber iſt es eben der Überdruſs an der loſen Form der „Reiſebilder“, welche im letzten Bande durch eine noch loſere Form ſich ſelbſt perſifliert hat, während der Dichter ſchon auf Höheres ſinnt. Die Vermuthung liegt nicht allzu fern; möchte ſie wahr werden! Eine Kriſis liegt auf jeden Fall zu Grunde, welche ſich eben ſo in Überſpannung wie in Erſchlaffung der Kräfte äußert.“

Wir dürfen uns mit dem Hinweis auf dieſe eine Beurtheilung des dritten Bandes der „Reiſebilder“ um ſo eher begnügen, als dieſelbe in gemeſſenſter Weiſe tadelt, was die Gegner Heine's ſeinem neueſten Werke in den zeitgenöſſiſchen Journalen allerorten mit leidenſchaftlicher Bitterkeit vorwarfen. Die Bezichtigung der Immoralität, des unſittlichen Behagens an gemeinen und niedrigen Dingen, der irreligiöſen und revolutionären Geſinnung, all' dieſe gehäſſigen Denunciationen einer ſpießbürgerlichen Moral und eines furchtſam ſervilen Konſervativismus erſchienen hier auf das richtige Maß zurückgeführt, und der Dichter hatte wahrlich geringe Urſache.

ſich in den Briefen an Varnhagen 109) ſo unwillig über eine Recenſion zu äußern, die ihn vor keinem andern Tribunal, als vor dem Richterſtuhle der Kunſt, zur Verantwortung zog. Einen weit feindſeligeren Angriff in den „Blättern für literariſche Unterhaltung“ ſuchte Varnhagen durch eine Antikritik in einer ſpäteren Nummer (44) desſelben Journals zu parieren. In Hamburg trat der Gymnaſialprofeſſor Ullrich mit ſchulmeiſterlicher Pedanterie gegen den Verfaſſer der „Reiſebilder“ in die Schranken, warf aber ſeinem Stile nicht mit Unrecht ein Haſchen nach geſucht ſeltſamen Beiwörtern vor 110): „Sehnſüchtige Miſthaufen! eine blöde Stadt! ein haſtig grüner Leibrock! ein pittoreskes Weh! göttlich liederlich! geiſtreiche Hüften! ein ängſtliches Violett! Wehmuth, dein Name iſt Kattun! u. ſ. w. Wohin ſoll es mit unſerer Sprache kommen, wohin iſt es mit unſerm Verſtande gekommen, wenn Dergleichen gut geheißen wird? Wo hätten Herder, Leſſing, Schiller, Goethe, Winckelmann je Ähnliches geſchrieben? Ja, welchen Sinn ſoll man bei dem beſten Willen mit jenen Worten verbinden? Man nenne dieſe Rügen nicht engherzige Wortklaubereien; auch ſie bezeichnen weſentlich eine entartete Richtung, die nicht heilbringend iſt. Das Einfache, Treffende, Wahre ſcheint nicht mehr auszureichen, ſo nimmt man denn zum Unnatürlichen und Pikanten ſeine Zuflucht.“

Von befreundeten Stimmen ließen ſich, außer Varnhagen, diesmal wenige zu Gunſten Heine's vernehmen. Ludwig Robert, Gans und Lehmann ſchwiegen, obſchon Heine ſie durch die dringendſten Aufforderungen wiederholt anſtachelte, ihm in der literariſchen Fehde, die er durch ſein Buch heraufbeſchwor, als Bundesgenoſſen zur Seite zu ſtehn 111). Selbſt Immermann, dem die „Bäder von Lucca“ gewidmet worden und für deſſen Märchenepos „Tulifäntchen“ Heine im Frühjahr 1830 eine ſo herzliche Theilnahme bewies 112), konnte ſich nicht entſchließen, dem dritten Bande der „Reiſebilder“ öffentlich das Wort zu reden. Auch Michael Beer, den Heine durch Immermann's Vermittelung erſucht hatte, namentlich Schenk gegenüber den Anwalt ſeines Buches zu ſpielen, verſprach Dies nur zu thun, ſoweit ſeine Ehrlichkeit es geſtatte, und fügte ausweichend hinzu 113): „Wenn Heine Sie wiederum befragt, ob Sie Antwort von mir erhalten, und auf welche Weiſe ich ſeiner erwähnte, ſo ſagen Sie ihm, er ſollte ſich erinnern, wie oft er mir geſagt, daß ich die meiſten Dinge mit Glacéhandſchuhen anfaſſte. Ich hätte mir dieſe Handſchuhe bei Lektüre ſeines

Buckel angezogen und wäre noch immer der alte Schwächling, der eine ſo derbe Koſt wie ſeine Satire nicht ohne Indigeſtion vertragen könne. Mit einem Worte, es wäre mir etwas übel dabei geworden.“ Mit ähnlichem Degout ſprach ſich der ehrliche Moſer aus, dem Heine deshalb in ſchroffſter Weiſe die Freundſchaft aufkündigte. Anfangs ließ er die tadelnden Bemerkungen Moſer's unbeantwortet; als Derſelbe jedoch ſein andauerndes Schweigen mit vollem Rechte der verletzten Poeteneitelkeit beimaß, zerriß Heine das langjährige Freundſchaftsband durch die ſchnöden Worte[117]: „Dieſen Irrthum muß ich dir entziehen. Ich war nie empfindlich über ein Urtheil von dir, das den Poeten betraf; auch ob du irgend eine meiner Handlungen, die ich als Menſch übte, getadelt oder gelobt haſt, war mir, wenn auch nicht gleichgültig, doch keineswegs verletzlich; ich bin überhaupt weder von dir verletzt, noch beleidigt, und mein Stillſchweigen iſt keine ſtumme Klage. Ich klage nur über die Götter, die mich ſo lange Zeit in Irrthum ließen über die Art, wie du mein Leben und Streben begriffeſt. Du haſt letzteres nicht verſtanden, und Das iſt es, was mir Kummer gemacht. Du verſtehſt es noch nicht, haſt nie mein Leben und Streben verſtanden, und unſere Freundſchaft hat daher nicht aufgehört, ſondern vielmehr nie exiſtiert.“ Für den ſelbſtverſchuldeten Verluſt eines Freundes wie Moſer bot die ſchwache Vertheidigung des dritten Bandes der „Reiſebilder“ in einzelnen Journalen des Frühjahrs 1830 einen mehr als kläglichen Erſatz. Es konnte Heine wahrlich nur geringe Genugthuung gewähren, wenn der Maler F. P. L. Lyſer in den Hamburger „Leſefrüchten“ jenes Jahres (Bd. I., 11tes Stück) mit bombaſtiſchen Tiraden über den „fortſchreitenden Rieſengeiſt der Aufklärung.“ dem „Schleicher-Geſindel“ den Text las, das der „Sache des Lichts und der Freiheit“ nicht beizukommen vermöge und deshalb über „ihren Streiter“ herfalle, — oder wenn die nach Müllner's Tode noch mehr verlumpte „Mitternachtzeitung“ (Nr. 162, vom 27. Auguſt) über die „bezifferten und bezahlten“ Recenſenten der Brockhauſiſchen Unterhaltungsblätter witzelte, — oder wenn der Gleich'ſche „Eremit“ „ſelbſt die Extravaganzen und Abirrungen eines Geiſtes wie Heine noch lehrreich und gewiſſermaßen erfreulich“ fand. Ein anonymer Aufſatz in Nr. 37. des „Freimüthigen“ oder „Berliner Konverſationsblatts“ — Heine ſchrieb denſelben der Feder W. Häring's zu[118] — und eine von Karl Herloßſohn verfaßte Schutzkritik im Leipziger „Kometen“ ſekundierten dem Dichter etwas geſchickter in ſeiner literariſchen Bedrängnis. Herloßſohn, der, wie beiläufig erwähnt werden mag, mit Heine weder perſönlich bekannt war, noch ſo mit ihm in brieflicher Verbindung ſtand, geißelte vor Allem das thörichte Geſchwätz jener Recenſenten, welche beſtändig über die Zerriſſenheit des Dichters und die ſchrillen Diſſonanzen ſeiner Poeſie klagten. „In Heine's Gemüth,“ ſagte er, „geht Das vor, was in vielen andern Gemüthern vorgeht, die keinen Kammerherrnſchlüſſel und taxfreien Legationsrathstitel haben: nämlich die neueſte Zeit, und Heine iſt ein Dichter der Nation. [illegible] er ſich unglücklich, ſo fühlt er ſich darum unglücklich, [illegible] Gegenſätze zu ſeinem poetiſchen Himmel bildet, und [illegible] Gebäude zertrümmert, bevor er ſie noch aufgebaut. . . Wir freuen uns ſeines ſchönen, lebenskräftigen Talentes, ſeines kühnen Strebens in der Zeit, ſeiner wahren Menſchenliebe, ſeiner Begeiſterung für das Vaterland, ſeines Eifers für das uralte Menſchenrecht der Freiheit und Gleichheit, und ſagen: Ja, er iſt ein guter Kämpfer in der guten Sache, und gleich ihm giebt es noch Manche, die eben ſo ſtreben, und die ihn lieben, und die eine ſpätere Zeit alle mit Freude und Liebe nennen wird. Wir freuen uns ſeines heiteren Gedankenſpieles, ſeines Lebensernſtes und ſeines guten Spottes über die altgewordenen Formen und ihre Träger, über die ariſtokratiſchen Haarbeutel, die ſich einbilden, Menſchen zu ſein, wie ſie es bei ihrer Geburt waren; wir freuen uns der friſchen, lebendigen Komik, die ſeine Geſtalten bewegt, und der poetiſchen Färbung ſeiner Ideale.“ Die cyniſche Weiſe, in der Heine den Platen'ſchen Angriff erwidert hatte, ſucht freilich auch Herloßſohn mehr zu entſchuldigen, als zu rechtfertigen, und er giebt ſogar dem Leſer den Rath: „Die letzten Blätter überſchlage in den „Reiſebildern“, du gewinnſt Nichts durch die Lektüre derſelben, du könnteſt vielleicht verſtimmt werden und unſern Heine weniger lieben, als er's verdient.“

Sicherlich war die ſkandalöſe Polemik gegen den Grafen Platen, welche den dritten Band der „Reiſebilder“ abſchloß, ganz dazu angethan, das unvortheilhafteſte Licht auf den Charakter Heine's zu werfen, und ſeinen Freunden jede erfolgreiche Vertheidigung ſo maßloſer Ausfälle auf einen literariſchen Gegner unmöglich zu machen. „Ich habe mich,“ ſchrieb Campe in einem vertraulichen Briefe an Wilhelm Häring, „vor und bei dem Abdrucke geſträubt, ſoviel es mir möglich war, um dieſen Flecken zu vermeiden. Allein er wollte einen Kopf auf ſein Serail ſtecken; dabei hatte es ſein Bewenden.“ Heine war freilich aufs äußerſte gereizt worden, und Platen hatte ſich im „Romantiſchen Ödipus“ gegen ihn ebenfalls der unedlichſten Waffen bedient. Er hatte ihm, in daſſelbe Horn mit den Münchener Junkern und Jeſuiten ſtoßend, voll ſchnöder Intoleranz den „Synagogenſtolz" des „getauften Juden" vorgerückt, hatte ihn den „Pindarus vom kleinen Stamme Benjamin", den „Petrark des Lauberhüttenfeſtes", „des ſterblichen Geſchlechts der Menſchen Allerunverſchämteſten" genannt, deſſen „Küſſe Knoblauchsgeruch abſondern", und zu all' dieſen unwürdigen Schmähungen war er durch nichts Anderes provociert worden, als durch den Abdruck einiger wohlberechtigten Epigramme von Karl Immermann im zweiten Bande der „Reiſebilder". Wohlberechtigt in der That war der Xenienſpott Immermann's über die ſeit Anfang der zwanziger Jahre graſſierende Nachahmung orientaliſcher Dichtungsweiſen, welche bereits in alexandriniſche Formtändelei ausartete, und von Keinem mit prätentiöſerem Eifer, als von dem Grafen Platen, betrieben ward. Wie Viel ſich Dieſer ſchon auf ſeine älteſten, an künſtleriſchem Werthe ſehr ungleichartigen Gaſelen zu Gute that, zeigt uns das ruhmredige Vorwort ſeiner erſten Gedichtſammlung, der 1821 erſchienenen „Lyriſchen Blätter". Als Immermann die erwähnten malitiöſen Epigramme drucken ließ, hatte Platen noch kein einziges Werk veröffentlicht, das ihm begründeten Anſpruch auf jene Lorbeerkränze verliehn hätte, die ſein ehrgeiziger Sinn heute ſchon mit kindiſcher Ungeduld als Lohn ſeines Strebens von der Kritik einforderte, ſtatt beſcheiden zu erwarten, daß ſie ihm ſpäter als freie Gabe des Dankes und der Bewunderung von ſelbſt zufielen. Es ſoll jedoch nicht behauptet werden, daß nur ein kleinliches Rachegefühl verletzter Eitelkeit das Motiv zur Abfaſſung des „Romantiſchen Ödipus" geweſen ſei. Durch die unerhörte Gehäſſigkeit ſeiner Invektiven trug Platen allerdings die Hauptſchuld daran, daß ſein Streit mit Heine und Immermann in perſönlichen Skandal ausartete — urſprünglich aber lagen auf beiden Seiten ehrenhaftere Motive zum Grunde. Wie Platen bereits in ſeinen früheren Luſtſpielen, vor Allem in der „Verhängnißvollen Gabel", dem „lockeren Sanskulottismus" romantiſcher Formloſigkeit den Krieg erklärt und, an die antiken Muſter ſich anlehnend, auf natürliche Einfachheit der Sprache, Korrektheit der Bilder, rhythmiſchen Wohllaut der Verſe, Reinheit der Reime, mit einem Wort auf eine makelloſe Handhabung der künſtleriſchen Technik, gedrungen hatte, ſo nahm er auch im „Romantiſchen Ödipus" dieſen Kampf mit verdoppelter Kraft wieder auf. Daß er in ſeiner Literaturkomödie gerade Immermann und Heine zu Repräſentanten jener ſo ſcharf von ihm befehdeten, alle Kunſtgeſetze verachtenden hyperromantiſchen Richtung wählte, war zunächſt freilich ein Akt perſönlicher Rache. In einem Briefe an Guſtav Schwab geſtand Platen ſelbſt, daß er von Immermann Nichts, außer dem Trauerſpiel „Cardenio und Celinde“, geleſen habe 219), und er bat ſeinen Freund Fugger, ihm aus der Tyrolertragödie, deren Titel er nicht einmal kannte, „Etwas von der Handlung und einigen pikanten Unſinn“ mitzutheilen, deſſen er für den Schluß des fünften Aktes benöthigt ſei 220). Auch von Heine waren ihm nur einzelne Lieder zu Geſicht gekommen, und er lernte die „Reiſebilder“ erſt kennen, nachdem er das fertige Manuſkript des „Ödipus“ ſchon nach Deutſchland geſchickt hatte 221). Vergebens ermahnte ihn Fugger, die Angriffe auf Heine zu mildern und Letzterem wenigſtens keinen Vorwurf aus ſeiner jüdiſchen Abſtammung zu machen 222). — Platen ließ ſich zu keiner Mäßigung bewegen, und nahm es obendrein dem wohlwollenden Freunde faſt übel, daß er für den „Pfuſcher“ um Schonung gebeten. So verfehlte der giftgetränkte Pfeil, am Ziele vorbeiſchnellend, ſeine Wirkung, und prallte auf den Schützen zurück. Weder Heine, noch Immermann wurden durch den Spott Platen's vernichtet, während Dieſer durch die Repliken der ſo arg von ihm mißhandelten Dichter eine bedeutende Einbuße in der öffentlichen Achtung erlitt.

So gut wie Platen, glaubten auch Heine und Immermann, in dieſer unerquicklichen Fehde nicht allein pro domo, ſondern zugleich pro aris et focis der Poeſie zu kämpfen. Immermann, der zuerſt antwortete, ſprach im Vorwort ſeiner Broſchüre „Der im Irrgarten der Metrik umhertaumelnde Kavalier“ den ariſtophaniſchen Luſtſpielen Platen's nicht allein den dramatiſchen Gehalt, ſondern im höheren Sinne ſelbſt die Form ab, ſofern man unter letzterer die lebensvolle und folgerichtige Darſtellung einer poetiſchen Idee begreift. Er wies ferner nach, daß die ariſtophaniſche Form, in welcher der Dichter beſtändig im Vordergrunde ſteht, während die Handlung und die Entwicklung der Charaktere von untergeordneter Bedeutung ſind, für das moderne Publikum immer eine gelehrte Spielerei bleiben werde, weil unſer Luſtſpiel, diametral entgegengeſetzt der griechiſchen Komödie, das Hauptgewicht auf die Handlung und das Spiel der komiſchen Charaktere legt, der Dichter ſelbſt aber ſich hinter den Kouliſſen hält. „Dieſe natürliche Ordnung der Dinge umkehren,“ ſagt Immermann, „heißt denn doch nur wieder in die gewöhnliche deutſche Krankheit verfallen.

Das Nahe, Nationale ſcheint für uns nicht vorhanden zu ſein, uns wird nicht eher wohl, als bis wir fremden Boden unter uns fühlen, womöglich den fremdeſten. Freilich giebt es dabei ein haltungsloſes Dilettieren von Gaſelen zu Parabaſen ... Aber zugegeben im Allgemeinen, Ariſtophanes könne bei uns nachgebildet werden, dann müſſen wir wenigſtens auf der Forderung beſtehen, ihn in ſeiner großen und unterſcheidenden Eigenthümlichkeit wieder aufgeweckt erblicken zu wollen. Allerhand Nuditäten, ſchwierige Strophen, zierlich und leicht behandelt, das Burleske wechſelnd mit dem Sublimen, dieſe Dinge finden ſich zwar ſämmtlich bei Ariſtophanes, machen ihn aber nicht zu Dem, der er iſt. Der Mittelpunkt, der Charakter ſeiner Gedichte iſt vielmehr die patriotiſche Begeiſterung. Erfüllt von der Schönheit ſeines herrlichen Landes, glühend für die Ehrbarkeit, die Nüchternheit und die Tugend der marathoniſchen Zeit, verfolgt er Alles, was Dem entgegen tritt, oder ihm entgegen zu treten ſcheint. Deßhalb verfolgt er Krieganſtifter und die das Volk verderbenden oder verleitenden Schreier, Sykophanten, Sophiſten, Dichter. Immer aber bildet jener Patriotismus den Kern des Ganzen, er iſt das Gefühl einer großen Seele, und erſcheint deßhalb bedeutend, er iſt das Agens in einem großen Dichter, und bewirkt daher, daß jedes Wort, trotz aller ſcheinbaren Willkür, die künſtleriſche Einheit in ſich trägt. Jedesmal erſcheint die Gluth und der Zorn des Ariſtophanes beſonders modificiert, daraus entſpringt die beſondre Tendenz jeder Komödie, und dieſe Tendenz iſt zwar nicht immer im Einzelnen, wo die Laune allerdings Kreuz- und Querſprünge herbeiführt, gewiß aber ſtets in der Konſtruktion der Situationen, der Haupt- und Grundverhältniſſe feſtgehalten. Luſtſpiele, welche die ariſtophaniſche Freiheit ohne jenes ideale Gegengewicht und ohne dieſe Einheit ſich anmaßen, können nur frech und buntſcheckig werden, wo das alte edle Muſter kühn und ſchön war.“ Dieſelbe undeutſch geſinnungsloſe Nachahmung fremder Weiſen, dieſelbe renommiſtiſche Formenſpielerei, welche die Kunſt des Dichters zu Jongleurkünſten erniedrigt, wirft Immermann dem gräflichen Poeten in den nachfolgenden Sonetten und Parabaſen vor. Zwei der erſteren mögen ein Beiſpiel dafür liefern, wie geſchickt Immermann die Blößen ſeines Gegners aufzudecken und der verdienten Lächerlichkeit preiszugeben verſtand:

Der falſche Perſer.

Als Hafis eben Mode war geworden,
Fand einen Mann ich einſt im grünen Graſe,
Den Turban überm Kopf bis zu der Naſe,
Gelagert ernſt an eines Baches Borden.

Ich bin nun leider von der Zweifler Orden,
Und um zu prüfen ihn mit leichtem Spaße,
Ob er von öſtlich-genuiner Race?
Rührt' ich ihn an mit meiner Gert' aus Norden.

Da war's geſchehn um meinen Orientalen!
Nichts als ein Mummenſchanz war die Geſchichte,
Vom Turban bis zum Kaftan und zur Harfe.

Statt in Gaſelen ſelig fortzuſtrahlen,
Sah mit erſchrecklich grimmigem Geſichte
Der deutſche grobe Michel aus der Larve.

Glänzendes Elend.

So glatt, ſo glänzend, glitzrig und manierlich,
In jedem Wort und Füßlein elegant,
Als Jüngling ſchon Ausgabe letzter Hand,
So formenhaft-geſchnürt antikiſierlich!

So von Familie ſtäte und reputierlich!
Bei der Begeiſtrung wageſtarkem Brand
So rhythmiſch-angſt in – und – gebannt,
In Zoten ſelbſt ſo erudit und zierlich!

Doch in den Verſen dann, den glauen, glatten,
Der nachgefühlten Fühlung greiſe Weiſe,
Und die Doublettgedanken, ach, die matten!

Ich denk': der Bettler bleibt der Don vom Heller,
Wenn er auch ißt die magre Bettelſpeiſe
Zufällig vom geborgten goldnen Teller.

Hatte Immermann bei der Abwehr des Platen'ſchen Angriffs ſich mit einer derben Züchtigung des hochmüthigen Jambenſchleuderers begnügt, der ihn mit den Donnerkeilen ſeiner Trimeter zu zerſchmettern gedroht, ſo citierte Heine den heſperiſchen Grafen als todeswürdigen Verbrecher vor ein hochnothpeinliches Halsgericht, und ſchlug ihm, nach vorgängiger Procedur der Stäupung und Brandmarkung, vollends das Haupt vom Rumpfe. Schon Varnhagen verglich in ſeiner Beſprechung des dritten Bandes der „Reiſebilder“ die Juſtiz, welche Heine an Platen geübt, mit der Exekution eines armen Sünders durch Henkershand. „Auf den Gang des Proceſſes,“ ſagte er, „können wir uns hier nicht einlaſſen; die Beſchaffenheit der Geſetze und die Richtigkeit ihrer Anwendung laſſen wir dahingeſtellt; über Schuld oder Unſchuld des Verurtheilten wollen wir keine Meinung äußern — nur Das wollen wir ausſprechen, was wir als Thatſache bezeugen können: die Hinrichtung iſt vollzogen, der Scharfrichter hat ſein Amt als Meiſter ausgeübt, der Kopf iſt herunter! . . . Unter Liebesglück, unter Scherz und Lachen, im Verlauf der unvergleichlichſten komiſchen Scenen, mit ununterbrochenem Witzgeträufel, führt Herr Heine uns zu der tragiſchen Entwickelung, ja dieſe ſelbſt liegt ganz und gar in jener Vorbereitung. Wir haben in früheren Zeiten arge Geſchichten dieſer Art erlebt: Leſſing, Voß, Wolf, die „Xenien“, die Schlegel, Tieck haben in ſolcher Weiſe bedenkliche Dinge ausgeübt; aber in ſo heitern und lachenerregenden Zerſtreuungen haben wir noch keinen literariſchen Sünder zu ſo grauſamem Ende wandern ſehen. Gewiß, wie man auch immer über den Grund der Rache urtheilen mag, die Erfindung und Ausführung all' dieſer Umſtände iſt meiſterhaft. Der ganze Hergang mit den beiden Juden Gumpelino und Hyacinth, wiewohl nur in ſchlichter, doch in äußerſt gebildeter und wohltönender Proſa, dünkt uns, wenn denn doch einmal von Ariſtophanes die Rede ſein ſoll, ariſtophaniſcher als Alles, was Graf Platen bisher in gekünſtelten ſchweren und doch leeren Verſen nach ſolchem Muſter zu arbeiten verſucht hat. Und nicht ſowohl durch die materielle Belaſtung, durch die Erſäufung in Satire und Hohn, ſondern vielmehr dadurch hat Herr Heine den Gegner abgetödtet, daß er ihn in dem Fache, auf das Derſelbe ſich am meiſten zu Gute thun wollte, in ſeiner Blöße gezeigt, und ihn nicht nur an Grimm und Spott, ſondern auch an Kunſt, und gerade an ariſtophaniſcher Kunſt, unendlich überboten hat. Wollt ihr ariſtophaniſieren, ſo müßt ihr es ſo machen; habt ihr dazu nicht Muth und Geſchick, nun ſo bleibt in Gottesnamen dabei, daß ihr kotzebuiſiert oder müllneriſiert!“ —

Was in der Heine'ſchen Entgegnung mit Recht den größten Anſtoß erregte, war die Beſchuldigung eines geheimen Laſters der widernatürlichſten Art, für welches die Sonette Platen's an F. v. B. und C. T. G. den Beweis liefern ſollten. Es wäre jedoch ungerecht, Heine den Vorwurf zu machen, daß er zuerſt oder allein jenen Sonetten eine ſo verfängliche Deutung gegeben. Andere Leſer waren durch die ſinnliche Inbrunſt der Platen'ſchen Freundſchaftsſonette eben ſo abſtoßend berührt worden, und Entwig Robert hatte ſchon im Sommer 1829, bei Gelegenheit einer ausführlichen Kritik der Gedichte des Grafen Platen in den Hegel'ſchen Jahrbüchern, ſeiner Entrüſtung über die Wahl eines ſo zweideutigen Themas den ſchärfſten Ausdruck verliehen. „Der Anblick der ekelhafteſten Mißgeburt," hieß es u. A. in jener ſonſt ſehr wohlwollenden und anerkennenden Kritik[337], „kann nicht widerlicher ſein, als in dieſen ſchönen Verſen das glühende Körperlob der Jünglinge, dieſes für ſie kraftloſe Schmachten, dieſe Eiferſüchtelei, dieſes jammervolle Verſchmähtſein, dieſe unmännliche Weibheit im Gefühle der Freundſchaft." Zu tadeln iſt nur das frivole Behagen, mit welchem die Phantaſie Heine's im Kampfe gegen den Stoff jener Gedichte ſich der weiteren Ausmalung des ſchlüpfrigen Gegenſtandes hingab, und einen literariſchen Streit auf das Gebiet ſittenpolizeilicher Inkrimination hinüber ſpielte. Daß Heine auf den Angriff Platen's ſchweigen, oder einen Gegner, der ihn in der öffentlichen Meinung zu ruinieren ſuchte, mit zarter Schonung behandeln werde, ſtand freilich nicht zu erwarten, am wenigſten in einer Zeit, wo das Intereſſe an Theaterſkandal und literariſchen Klopffechtereien die mangelnde Theilnahme an den politiſchen Ereigniſſen nothdürftig genug erſetzte. Zudem ſah Heine in Platen auch den politiſchen Widerſacher, den geburtsſtolzen Ariſtokraten. „Ich habe gethan, was meines Amtes war," ſchrieb er an Varnhagen bei Überſendung ſeines Buches[338]. „Mag die Folge ſein, was da will. Anfangs war man geſpannt: was wird dem Platen geſchehen? Jetzt, wie immer bei Exekutionen, kommt das Mitleid, und ich hätte nicht ſo ſtark ihn treffen ſollen. Ich ſehe aber nicht ein, wie man Jemand gelinder umbringen kann. Man merkt nicht, daß ich in ihm nur den Repräſentanten ſeiner Partei gezüchtigt; den frechen Freudenjungen der Ariſtokraten und Pfaffen hab' ich nicht bloß auf äſthetiſchem Boden angreifen wollen, es war Krieg des Menſchen gegen Menſchen, und eben der Vorwurf, den man mir jetzt im Publikum macht, daß ich, der Niedriggeborene, den hochgeborenen Stand etwas ſchonen ſollte, bringt mich zum Lachen — denn Das eben trieb mich, ich wollte ſo ein Beiſpiel geben, mag entſtehen, was da will — ich habe es den guten Deutſchen jetzt gegeben." — „Keiner fühlt es tiefer als ich ſelbſt," heißt es im nächſten Briefe an denſelben Freund[339], „daß ich mir durch das Platen'ſche Kapitel unſäglich geſchadet, daß ich das Publikum, und zwar das beſſere, verletzt — aber ich fühle zugleich, daß ich mit all' meinen Talenten nichts Beſſeres hervorbringen konnte, und daß ich dennoch — coute que coute — ein Exempel ſtatuieren muſſte. Der Nationalſervilismus und das Schlafmützenthum der Deutſchen wird ſich bei dieſer Gelegenheit am glänzendſten offenbaren. Ich zweifle, ob es mir gelungen, das Wort Graf ſeines Zaubers zu entkleiden. Die Satisfaktionsfrage kommt ſchon aufs Tapet. Sie erinnern ſich, daſs ich von Anfang an daran dachte — gleichviel, ich hab' es in ſolcher Vorſorge ſo toll gemacht, daſs dem Grafen mehr daran liegen müſſte, von mir Satisfaktion zu bekommen, als mir von ihm. Die Macht der Verhältniſſe ſoll diesmal ein Luſtſpiel werden. — Dann wieder die Klage: ich hätte gethan, was in der deutſchen Literatur unerhört ſei. Als ob die Zeiten noch dieſelben wären! Der Schiller-Goethe'ſche Xenienkampf war doch nur ein Kartoffelkrieg, es war die Kunſtperiode, es galt den Schein des Lebens, die Kunſt, nicht das Leben ſelbſt — jetzt gilt es die höchſten Intereſſen des Lebens ſelbſt, die Revolution tritt in die Literatur und der Krieg wird ernſter. Vielleicht bin ich außer Voß der einzige Repräſentant dieſer Revolution in der Literatur — aber die Erſcheinung war nothwendig in jeder Hinſicht. Ich glaube nicht, daſs ich hier, wie bei meinen Liedchen, viel' Nachfolger haben werde, denn der Deutſche iſt von Natur ſervil und die Sache des Volkes iſt nie die populare Sache in Deutſchland. Doch hier läſſt ſich Nichts vorausbeſtimmen — Jeder thue das Seinige. Freilich glaubt Jeder ſeine eigene Sache zu führen, während er doch nur das Allgemeine repräſentiert. Ich ſage Das, weil ich in der Platen'ſchen Geſchichte auf keine Bürgerkrone Anſpruch machen will, ich ſorgte zunächſt für mich — aber die Urſachen dieſer Sorgen entſtanden aus dem allgemeinen Zeitkampf. Als mich die Pfaffen in München zuerſt angriffen und mir den Juden zuerſt aufs Tapet brachten, lachte ich — ich hielt's für bloße Dummheit. Als ich aber Syſtem roch, als ich ſah, wie das lächerliche Spukbild allmählich ein Vampyr wurde, als ich die Abſicht der Platen'ſchen Satire durchſchaute, als ich durch Buchhändler von der Exiſtenz ähnlicher Produkte hörte, die mit demſelben Gift getränkt manuſkriptlich herumkrochen — da gürtete ich meine Lende und ſchlug ſo ſcharf als möglich, ſo ſchnell als möglich. Robert, Gans, Michel Beer und Andere haben immer, wenn ſie wie ich angegriffen wurden, chriſtlich geduldet, klug geſchwiegen — ich bin ein Anderer, und Das iſt gut. Es iſt gut, wenn die Schlechten den rechten Mann einmal finden, der rückſichtslos und ſchonungslos für ſich und für Andere Vergeltung übt.“ In gleichem

Sinne ſchrieb Heine an Immermann[220]): „Nicht gegen Platen habe ich Groll, ſondern gegen ſeine Kommittenten, die ihn mir angehetzt. Ich ſah den guten Willen, daſs man mich in der öffentlichen Meinung vernichten wollte, und ich wäre ein Thor oder ein Schurke geweſen, wenn ich Rückſichten und Verhältniſſe halber ſchonen wollte ... Ich that nur, was die eiſerne Nothwendigkeit verlangte. Gottlob! es heißt jetzt nicht mehr: ‚Der arme Heine, der arme Immermann!‘ Das Mitleid war nicht zu ertragen. — Noch Eins — ich will Sie beſtechen — als ich in München zuerſt hörte, daſs der Graf Platen gegen Sie ein Pasquill ſchreibe, ſagte ich zu Schenk (vielleicht auch zu Beer, ich weiß nicht mehr genau), daſs ich ihn dafür züchtigen werde, ſelbſt wenn er mich darin verſchont. Ich habe nie gegen Angriffe, die nur mich ſelbſt betrafen, Etwas gethan, und wenn ich diesmal das Stärkſte that, ſo geſchah es, weil Dieſes oder gänzliches Schweigen nothwendig war ... Nach einer Schlacht bin ich immer die Milde ſelbſt, wie Napoleon, der immer ſehr gerührt war, wenn er nach dem Siege über ein Schlachtfeld ritt. Der arme Platen! C'est la guerre! Es galt kein ſcherzendes Turnier, ſondern Vernichtungskrieg.“ — Daſs Heine auch in ſpäteren Jahren ſein Auftreten gegen Platen durch dieſelben Doppelgründe perſönlicher Nothwehr und principieller Parteitaktik zu rechtfertigen ſuchte, bezeugen die Unterhaltungen, welche er mit dem Dichter Moritz Hartmann und dem ungariſchen Schriftſteller K. M. Kertbeny gelegentlich über dies Thema führte. Gegen Erſteren äußerte er bei einem Beſuche im April 1846, ſeine Polemik gegen Platen ſei nichts Anderes geweſen, als ein Kampf gegen die Pfaffen. Hinter Platen hätten die Pfaffen geſteckt, deren Hauptlager damals München geweſen, und er habe es für ein verdienſtliches Werk gehalten, in Jenem einen Verbündeten derſelben zu vernichten. Kertbeny, deſſen Geſpräch mit Heine aus dem Februar 1847 datiert[221]), bekam auf die Frage: „Halten Sie Platen wirklich für keinen Dichter?“ die treffende Antwort: „Ei, freilich halte ich ihn für einen Dichter, und zwar für einen bedeutenden, wenn auch innerlichſt kalten; er war ein Dichter im griechiſchen Sinne, deſſen Poeſie nicht im Gemüthe, ſondern in einem inneren muſikaliſchen Sinne beſtand, in einem mathematiſchen Sinne für Muſik.“ — „Weshalb,“ fragte Kertbeny, „thaten Sie ihm denn aber je mit vollem Bewuſstſein Unrecht?“ — „Ja, ſehen Sie,“ erwiderte Heine, „ich trat damals gerade erſt auf, und mein ganzes geiſtiges Weſen iſt ein derartiges, daſs es nothwendig ein Halloh von Oppoſition hervorrufen muſſte. Das fühlte ich voraus; beſonders all' die kleinen Kläffer waren meinen Waden unvermeidlich. Ich wollte Dem kurzweg vorbeugen, und ſo erwiſchte ich gleich den größten unter ihnen heraus, ſchund ihn, wie Apollo den Marſyas, und ſchleppte dieſen Rieſen gleich mit mir auf die Schaubühne, damit den Kleineren der Muth vergehe. Das gehört ſo zur Taktik literariſcher Feldzüge. Und dann war der Menſch wirklich ein Halbnarr, als Menſch wenigſtens; er ging in Erlangen oder Würzburg mit einem Lorberkranze ſpazieren. Auch," und hier ſtockte Heine etwas, „war er ſchrecklich arrogant; ich ließ ihm einige Male ſagen, er möge mich keinen Juden nennen, ich ſei keiner, am allerwenigſten einer in ſeinem Sinne; er blieb aber ſtörriſch wie Don Quixote, und ſo nannte ich ihn denn einen * * *, und endlich erſtach er ſich wie ein Skorpion." — In ähnlicher Weiſe ließ ſich Heine einige Jahre ſpäter gegen Alfred Meißner über die poetiſche Begabung des literariſchen Gegners aus, den er ſo tödlich verwundet hatte. „Platen," ſagte er, „wäre ſicherlich ein großer Dichter geworden, wenn er nur Poeſie und Gedanken gehabt hätte. Er hatte ja Alles zum Dichten: den Hochmuth, die Reizbarkeit, die Armuth, die Schulden, die Kenntniſſe, Alles — eben mit Ausnahme der Poeſie! An Verſtändnis der Metrik hat ihn Niemand übertroffen, es fehlten nur eben die Gedanken und Gefühle, die in dieſe Verskunſt zu kleiden waren. Er hatte die poetiſche Kochkunſt gründlich erlernt — ihm fehlte nur der Braten und das Feuer. Aber daraus geht noch nicht hervor, daß er ſolche Angriffe verdient, wie ich ſie ihm zukommen ließ. Ich wollte, ich hätte die Kapitel in den Bädern von Lucca nie in die Welt geſandt!" —

In der erſten Zeit nach dem Erſcheinen des dritten Bandes der „Reiſebilder" lief das Gerücht durch die Preſſe, als ob der Graf Platen für die ſeine ſittliche Ehre verletzenden Ausfälle Heine's Satisfaktion bei den Gerichten ſuchen wolle. Heine erfuhr ſogar, daß der Graf Fugger im Auftrage Platen's ſchon die vorbereitenden Schritte zur Anſtellung einer Injurienklage bei dem königlichen Kammergerichte in Berlin gethan habe, und für ſolchen Fall war er zur exceptio veritatis entſchloſſen 230). Platen wählte indeß einen vernünftigeren Ausweg, indem er, weiterem Skandal vorbeugend, die unerquickliche Streitſache ruhen ließ und ſich damit begnügte, daß Heine, wenn er auch für den Augenblick die Lacher auf ſeine Seite gezogen, doch bei dem beſſeren Theile des Publikums durch den unſaubern Charakter ſeiner Polemik ſich ſelbſt den empfindlichſten Schaden zugefügt.

Sechſtes Kapitel.

Die Julirevolution.

Die entſchiednere politiſche Richtung, welche Heine im dritten Bande der „Reiſebilder“ eingeſchlagen hatte, ließ ihm die Rückkehr nach Berlin für den Augenblick bedenklich erſcheinen. Bei dem in Preußen ſofort erfolgten Verbot ſeines Buches hielt er es jedenfalls für gerathener, etwaigen Ausweiſungsgelüſten der dortigen Behörden aus dem Wege zu gehn, und unter dem Schutze der reichsſtädtiſchen Freiheit das wider ihn herandrohende Gewitter preßpolizeilicher Verfolgungen ſich verziehen zu laſſen. Seine Anweſenheit in Hamburg und der Umgegend verlängerte ſich mittlerweile zu einem faſt zweijährigen Aufenthalte, und er gewöhnte ſich allmählich, den Ort, an welchen ihn ſo ſchmerzliche Jugenderinnerungen knüpften, bis auf Weiteres als ſein bleibendes Domicil zu betrachten. Vermochte er dem nüchternen, vorwiegend auf materielle Intereſſen gerichteten Leben und Treiben der unliterariſchen Handelsſtadt auch nach wie vor keinen ſonderlichen Geſchmack abzugewinnen, ſo hatten doch die geiſtigen Anregungen Berlin's in den letzten Jahren ebenfalls Viel von ihrer früheren Anziehungskraft für ihn eingebüßt, und es war geringe Ausſicht vorhanden, daß ſich dort in der nächſten Zeit ein freierer Aufſchwung des politiſchen Lebens entfalten werde. Überall in Europa boten die öffentlichen Zuſtände den gleichen troſtloſen Anblick — wozu alſo ſollte er ſeinen Aufenthaltsort verändern, wenn doch kein Entrinnen aus der Kerkeratmoſphäre möglich war, die mit bleierner Schwüle über allen Ländern lag?

Wir erwähnten früher, daſs Heine durch ſeine muthwilligen Spöttereien über die von den Hamburger Neuiſraeliten erſtrebte Synagogenreform ſich mit den meiſten ſeiner jüdiſchen Freunde überworfen hatte, und von ihnen als ein Abtrünniger gehaſſt und angefeindet ward. Um ſo ſchneidender muſſte ihn in dem Angriffe Platen's der Hinweis auf ſeine jüdiſche Abſtammung verletzen, die ihm fortan von allen böswilligen Gegnern als ein durch kein Taufwaſſer abzuwaſchender Makel vorgerückt wurde. Von den Juden als Renegat, von den Chriſten als „Jude“ geſchmäht, wandte er mit ſteigender Bitterkeit jedem Glaubensdogma den Rücken, und machte die poſitiven Religionen ohne Unterſchied zur Zielſcheibe des vernichtendſten Hohnes. Wir erinnern nur an die witzige Charakteriſtik, in welcher der aufgeklärte Hyacinth die verſchiedenen Religionen — Katholicismus und Proteſtantismus, orthodoxes und moderniſiertes Judenthum, — zum Ärgernis aller Gläubigen, eine wahrhaft voltairianiſche Revue paſſieren ließ 229). Die Originale, welche dem Dichter zu den ergötzlichen Figuren des Marcheſe Gumpelino und ſeines Dieners Hyacinth geſeſſen, waren, beiläufig bemerkt, wohlbekannte Hamburger Perſönlichkeiten. Der Bankier Gumpel, deſſen Name ſchon in der „Harzreiſe“ ſcherzend genannt worden 230) — er hieß freilich mit Vornamen nicht Chriſtian, ſondern Lazarus, — wohnte unweit des Landhauſes von Salomon Heine in Ottenſen, und ahmte den Millionär gern in Allem nach, wofür er von Dieſem weidlich gefoppt wurde. Die beiden Nachbarn lebten mit einander in einer Art harmloſen Krieges, Jeder ſuchte dem Andern allerhand Schabernack anzuthun, und Salomon Heine fühlte ſich aufs ergötzlichſte divertiert durch das drollige Zerrbild ſeines Rivalen, das ſein Neffe in den „Bädern von Lucca“ aller Welt vor Augen geſtellt. Das Original des Hyacinth war ein armer Lotteriebote, deſſen fremd klingender Name Iſaak Rocamera auf Heine einen ſo beluſtigenden Eindruck machte, daſs er ausrief: „Rocamera! reizender Buchtitel! Eh' ich ſterbe, ſchreibe ich ein Gedicht Rocamera!“ Während ſeines Aufenthaltes in Hamburg pflegte der junge Dichter den intelligenten Mann zu mancherlei kleinen Vertrauensdienſten zu verwenden. Rocamera war eine lebendige Zahlenmaſchine; er wuſſte genau, wie oft jede Lotterienummer im Laufe von Decennien mit einer Niete herausgekommen. Die Verbeſſerung der ſogenannten Nachſchlagebücher war ſein Werk, und auf die von ihm verzeichneten Nieten konnte ein Schwur wie auf das Evangelium geleiſtet werden. Wie er länger als dreißig Jahre die Nieten der Hamburger Stadtlotterie verzeichnete, ſo glich das ganze Leben des Manns einer Niete. Arm, wie er gelebt hatte, ſtarb er am 22. Juli 1865, mit Hinterlaſſung einer Gattin und vieler Kinder, aber auch jenes ehrlichen Namens, dem H. Heine in der Geſchichte von dem heimlich geſpielten Lotterieloose ein ſo rührendes Denkmal geſetzt 231). Selbſt der unvergleichlich humoriſtiſchen Zeichnung des Hyacinth, welchen der Dichter mit Recht die erſte ausgeborene Geſtalt nannte, die er jemals in Lebensgröße geſchaffen 232), wurde jedoch von empfindlichen Stammgenoſſen die Abſicht einer Verſpottung des jüdiſchen Nationalcharakters untergelegt, und mehr noch verdachten es Letztere dem Verfaſſer der „Reiſebilder“, daß er einen an der Hamburger Börſe ſo ſchwer wiegenden Mann wie den Bankier Gumpel aus purem Muthwillen lächerlich gemacht. Vor Allem nahm der Betreffende ſelbſt den Spaß ſehr übel auf, obſchon er wuſſte, wie wenig er der Romanfigur glich, für die er den Namen hatte hergeben müſſen, und Auguſt Lewald erzählt 233), daß Herr Gumpel ſich z. B. auch von ihm zurückzog, als er von ſeinem nähern Verhältniſſe zu Heinrich Heine Nachricht bekam. Es iſt daher erklärlich genug, daß der Dichter den Verkehr mit jüdiſchen Kreiſen, der ſchon bei ſeinem letzten Aufenthalte in Hamburg ſtark gelockert worden war, jetzt vollends abbrach, und höchſtens noch mit ſeinen nächſten iſraelitiſchen Verwandten, der Mutter, Schweſter und den beiden Oheimen Salomon und Henry, freundſchaftliche Beziehungen unterhielt. Ludolf Wienbarg, der in jener Zeit viel mit ihm umging, bemerkt ausdrücklich 234), daß Heine damals, außer mit ſeiner Familie, mit Juden wenig in Berührung kam; „er mied und wurde gemieden mindeſtens von Denjenigen, welchen die Religion der Väter noch ehrwürdig war, und welche dem witzigen Spötter vielleicht Alles, nur nicht ſeine Jehova-Spöttereien, verziehn hätten.“ Derſelbe Freund fand Heine „derzeitig noch ſehr befangen und unfrei in Betreff der Vorurtheile, die ſich gegen ihn wegen ſeiner Abſtammung erhoben und nichtswürdigerweiſe von Platen und Anderen gegen ihn ausgebeutet wurden. Erſt in ſeinen ſpäteren Lebens- und Krankheitsjahren lüftete er wieder den Vorhang ſeines Innern und offenbarte ſo menſchliche wie poetiſche Sympathien mit dem Volke der Zerſtreuung, dem Volke ſeiner Väter. Im „Romancero“ ward er der Romantiker des Judenthums; mancher zarten Naſe mag ſogar der plötzliche zwiebelhafte Beigeruch der blauen Blume recht unleidſam vorgekommen ſein.“

Wie in Heine's Geſichtszügen und in der vornehm ruhigen Haltung ſeines Körpers Nichts an den Juden erinnerte, ſo ſprach er auch ohne jeden Anklang von Dialekt. „Nur einmal,“ berichtet Wienbarg, „war ich Zeuge, wie eine leidenſchaftliche Aufregung ihm Worte entriß, die ſehr an die eigenthümlich ſchrillen Kehllaute des Volkes erinnerten, dem er urſprünglich angehörte. „Es war beim Hereintreten in ſein Zimmer, wo ich ihn in heftigem Perorieren und fiebrierender Arm- und Fingerbewegung einem mir fremden Manne gegenüber fand. Als ſich Dieſer entfernt hatte, ſagte er noch erbittert, aber ruhiger und in verändertem Tone: „Der ſchändliche Kuppler hat mich betrogen!“ — „Ich dachte gleich,“ erwiderte ich lachend, „daß es eine ſehr wichtige Angelegenheit ſein müſſe, die Sie dermaßen in Harniſch bringen konnte.“ Ähnliche Anklänge und Rückſchläge in die früheſte Kindheit mögen jedoch ſeine längſten und älteſten Freunde nicht bei ihm beobachtet haben.“

Von den Umgangsfreunden Heine's in Hamburg ſind uns manche, wie Merckel, Zimmermann, Töpfer, Prätzel und die Aſſing'ſche Familie, ſchon von ſeinem früheren Aufenthalte her bekannt. Zu Dieſen geſellten ſich allmählich zahlreiche Andere, mit Denen ſich ein oberflächlicher oder ein intimerer Verkehr anknüpfte. Die hervorragendſten Derſelben, Lewald und Wienbarg, ſind ſo eben genannt worden. Ludolf Wienbarg, der vor Kurzem ſeine Univerſitätsſtudien beendet und das philoſophiſche Doktorexamen gemacht hatte, privatiſierte damals in ſeiner Vaterſtadt Altona und ließ ſeine erſten ſchriftſtelleriſchen Verſuche in Hamburger Journalen abdrucken. Ein fahrender Ritter der Publiciſtik, welcher um die Mitte der dreißiger Jahre auch die literariſchen Perſönlichkeiten Hamburg's in ſeinen Reiſefeuilletons abſchilderte, ſkizziert die äußere Erſcheinung Wienbarg's, wie folgt 239): „Eine lang aufgeſchoſſene Figur, mit dünnem blonden Haar, gläſernen Augen, einem nonchalanten, aber doch literariſchen Pli, — eine Miſchung von Student und Profeſſor mit holſteiniſchem Anſtrich. Er reckt die Arme, als ſtehe er auf der Menſur und ſei im Begriff, den Schläger in die Hand zu nehmen, er krämpt die Rockärmel auf, als wolle er an der Tafel mit Hilfe der Kreide docieren. Seine Rede iſt kurz und aphoriſtiſch, aber an geiſtigen Blitzen reich. Wenn er in Eifer geräth, ſo erhebt er ſich zu hinreißender Suada, in ciceronianiſcher Eleganz.“ An einem Februarmorgen des Jahres 1830 machte er die Bekanntſchaft Heine's in Deſſen Wohnung auf dem Neuenwall, und war ziemlich überraſcht, als die erſte

Begegnung ihm nicht, wie er ſich vorgeſtellt, eine feurige, kräftige, burſchikoſe, ſondern eine feine, ſtille, vornehme, freundliche Geſtalt vor Augen führte. „Damals,“ erzählt Wienbarg 226), „war der Dichter, ohne mager zu ſein, Nichts weniger als fett, was er erſt ſpäter nach der Verdauung ſo vieler ſatiriſcher Opfer und an der Seite ſeiner Mathilde wurde. Er trug ſich ſauber, doch einfach; Pretioſen habe ich nie an ihm gewahrt. Ein ſchönes, weiches, dunkelbraunes Haar umgab ſein ovales, völlig glattes Geſicht, in welchem eine zarte Bläſſe vorherrſchte. Zwiſchen den einander genäherten Wimpern ſeiner wohlgeſchlitzten, mehr kleinen als großen Augen dämmerte für gewöhnlich ein etwas träumeriſcher Blick, der am meiſten den Poeten verrieth; in der Anregung drang ein heiteres, kluges Lächeln hindurch, in das ſich auch wohl ein wenig Bosheit ſchlängeln konnte, doch ohne einen ſtechenden Ausdruck anzunehmen. Fauniſches war nicht in ihm und an ihm. Die ziemlich ſchwache Naſenwurzel verrieth, phyſiognomiſchen Grundſätzen zufolge, Mangel an Kraft, Großheit; auch mochte die mäßig gebogene Naſe nach unten etwas ſchlaff abfallen. Die faltenloſe Stirn leicht und ſchön gewölbt, die Lippen fein, das Kinn rundlich, doch nicht ſtark. Das „böſe Zucken“ der Oberlippe war ihm offenbar nur eine Angewöhnung, kein Zeichen der Menſchenverachtung und des Lebensüberdruſſes wie bei Lord Byron, der jedoch wohl nicht unſchuldig daran war. Dem Engländer mit der nationalen kurzen Oberlippe und den blinkenden Zähnen ſtand dieſe Bewegung vielleicht beſſer, jedenfalls natürlicher.“ Als Wienbarg ſich's auf die Einladung des Dichters an Deſſen Seite auf dem Sofa bequem gemacht, erinnerte ihn der erſte Blick auf die umgebenden Gegenſtände ſehr lebhaft an den Goethe'ſchen Zugvogel, der nirgends ſeines Bleibens findet 227): „Ein offener Reiſekoffer, zerſtreute Wäſche, zwei oder drei Bändchen aus einer Leihbibliothek, ein paar elegante Spazierſtöckchen mit kaum verwiſchten und abgeglätteten Spuren ſorgfältigen Einpackens, und vor Allem das Männchen ſelber; denn obwohl er bereits einige Monate die Hamburger Luft athmete und in einem anſtändigen Bürgerhauſe wohnlich eingerichtet war, ſo ſchien er mir doch den Anſtrich von einem Reiſenden zu haben, der erſt den Abend vorher vom Poſtwagen geſtiegen und eine etwas marode Nacht im Gaſthofe zugebracht.“ An dieſen allgemeinen mobilen Eindruck knüpfte ſich ganz natürlich ein Geſprächsthema über Reiſen und Wandern, und Wienbarg brachte die „Reiſebilder“ aufs Tapet. Er hatte ſeine Studentenjahre noch in friſchem Gedächtnis und erzählte, wie er Heine's Lieder, die dem erſten Theile der „Reiſebilder" vorausgehen, früher gekannt als dieſes Werk ſelbſt, ja ſogar früher als den Namen ihres Verfaſſers. Kieler Studenten hatten bei ihren luſtigen Zuſammenkünften ſo manchen pikanten Vers jener Lieder recitiert, und ſich bei der herkömmlichen altburſchikoſen Malice auf die Philiſterſchaft beſonders an dem Ärgernis ergötzt, das keuſchen Philiſterohren durch ſolch' übermüthige Weiſen bereitet ward. „Heine," ſo erzählt Wienbarg weiter, „benahm ſich bei dieſer Erklärung ganz allerliebſt. Er drückte ſich das rothſeidene Taſchentuch, das er ſich zur Nacht um den Kopf gewickelt, mit beiden Händen an die glatten dunklen Haare, klagte Anfangs, wie gewöhnlich, über Kopfweh, wickelte und zupfte darauf den bunten mephiſtofeliſchen Schlafrock in den kühneren Wurf eines Fauſtmantels um die Schulter, und begann mit lächelnder Miene und blinzelnden Augen, aber im trockenſten Docententone, mir als einem jungen Scholaren die tiefere welthiſtoriſche Bedeutung ſeiner liederlichen Lieder auseinanderzuſetzen. Ich muſste ihm gerade ins Geſicht lachen, und blieb demungeachtet ein aufmerkſamer Zuhörer. Die Situation war ſo komiſch, daſs, als gleich nachher der taube Maler Lyſer ins Zimmer trat, er ſich kichernd uns am Tiſche gegenüberſetzte und eine der drolligſten Karikaturen von uns entwarf, wie ſie ſeiner flüchtig geſchickten Feder nicht ſelten ungemein gelangen." Solche Belehrungen über den tieferen Sinn ſeines poetiſchen Schaffens ſcheint Heine von jeher geliebt zu haben, und dieſelben beweiſen zum mindeſten, daſs er über die Wirkung und Bedeutung ſeiner Produktionen ſehr früh ein ſtark ausgeprägtes kritiſches Bewuſstſein hatte. So machte er u. A. bereits im Anfange ſeiner Laufbahn gegen Profeſſor Gubitz, als Dieſer über die frivole Witzpointe eines ſeiner kleinen Lieder etwas zweideutig gelacht hatte, die charakteriſtiſche Bemerkung[illegible]): „Zur Anerkennung des neuen Genies und Talents muſs man das abgeſtumpfte deutſche Gemüth kitzeln. Bei den Deutſchen wird man leichter vergeſſen, als berühmt, — jetzt zumal; ſie haben in der Gefühlswonne ſo geſchwelgt, daſs zu ihrer Aufregung derbe Mittel unerläſslich ſind, ganz ſo wie die Kirmeſsluſt ihnen erſt vollſtändig iſt, wenn man ſich zum Kehraus noch mit Schemelbeinen traktierte."

Wienbarg kam nach dem erwähnten erſten Beſuche im Verlauf des Jahres 1830 häufig mit Heine zuſammen, und empfing von ihm vielfache Anregungen zur Ausbildung ſeiner ſchriftſtelleriſchen Talente. Das ernſthafte künſtleriſche Streben und der weite, vorurtheilsloſe Blick des geiſtreichen Mannes flößten Heine Sympathie und Bewunderung ein; denn bei allem Selbſtgefühl war er keineswegs blind für manche ſeiner Mängel, wenn er dieſelben auch dem Publikum gegenüber eher zu vertuſchen als einzugeſtehn pflegte. „Ich kenne meine Fehler,“ äußerte er nachmals in Paris gegen einen ihn beſuchenden Schriftſteller, „aber ich werde kein ſolcher Narr ſein, gefliſſentlich auf dieſelben aufmerkſam zu machen. Das Publikum iſt gar zu geneigt, ſie alle für wahr zu halten. Rückert z. B. hätte niemals ausſprechen ſollen, daß er kein ganzer Dichter ſei — nun glaubt man ihm den unvorſichtigen Vers aufs Wort.“ Vor Allem kannte Heine recht wohl die Schattenſeiten, die ſich an die Glanzſeiten ſeiner Darſtellung hefteten. Mit großer Offenheit ſagte er einmal zu Wienbarg 239): „Profeſſor Zimmermann hat Ihre Verſe gelobt, mit Recht, der Bau (es war von einer metriſchen Überſetzung aus dem Griechiſchen die Rede) iſt ſchwungvoll und elegant, aber Das hat in meinen Augen weniger auf ſich. Ihre Vorrede hat mich entzückt, ich beneide Sie um Ihre Proſa.“ Als der Gelobte ihn mit etwas ſpöttiſchem Unglauben anſah, rief Heine aus: „Nein, nein, Das iſt kein Kompliment von mir, Das iſt meine aufrichtige Meinung. Sie ſind noch ein freies Roß, ich habe mich ſelbſt Schule geritten. Ich bin in eine Manier hineingerathen, von der ich mich ſchwer erlöſe. Wie leicht wird man Sklave des Publikums! Das Publikum erwartet und verlangt, daß ich in der Weiſe fortfahre, wie ich angefangen; ſchriebe ich anders, ſo würde man ſagen: „Das iſt gar nicht heiniſch, Heine iſt nicht Heine mehr.“ Er meinte ohne Zweifel, außer dem beſtändigen Hervortreten ſeiner Perſon, die Häufung der pikanten Beiwörter, in welche ein mecklenburgiſcher Profeſſor von ehemals das wahre Weſen der Poeſie ſetzte, überhaupt aber jene überwiegend in ſinnlicher Anſchauung verweilende, meiſt ſo reizend witzige, das gewählte Bild in künſtleriſcher Harmonie ausführende, zuweilen jedoch überkünſtelte Plaſtik ſeines Gedankenausdrucks, eine Eigenſchaft ſeines Stils, die man kaum an demſelben miſſen möchte, die jedoch für die Handlung, Bewegung, für den raſchen und reichen Gedanken- und Scenenwechſel, wie auch für die mehrſeitige dialektiſche Auffaſſung der Gegenſtände ſelbſt — der Vorzug der Proſa vor der Poeſie — ihm wohl nicht ſelten als hemmende Feſſel ſich fühlbar machte. Indeß ſtimmte dieſe Schreibart weſentlich mit ſeinem mehr intuitiven als reflektierenden Charakter zuſammen. Niemals zergliederte er die Erſcheinungen, und es konnte ihm daher auch nicht der entgegengeſetzte Fehler des Nergelns und Verſchnitzelns zuſtoßen. Er ſah ſich die Perſonen und Dinge an und gab ihnen Namen, nicht ſelten mit der Originalität eines erſten Spracherfinders, wie Adam im Paradieſe. Er ließ die Erſcheinungen ganz, wenn er ſie anders nicht in böſer Abſicht zerreißen wollte, und auch dann ſchund er ſie lieber, als daſs er ſie zerfetzte. In ſeinen Betrachtungen war jedesmal eine leitende Idee, in ſeinen Charakteriſtiken eine ſcharf ausgeprägte Marke, in ſeinen Bildern ein Zug und eine Farbe vorherrſchend. „Der gute Schriftſteller zeigt ſich weniger durch Das, was er niederſchreibt, als durch Das, was er wegläſſt," war eine ſeiner gewichtigen Äußerungen. So raſch er ſchrieb, wenn er im Zuge war, konnte ihn doch zuweilen ein Wort, eine Wendung lange aufhalten. Er fand Nichts wahrer, als die Goethe'ſche Bemerkung, daſs man mit der deutſchen Sprache niemals fertig wird, und jeden Tag aufs Neue an ihr hämmern und bilden muſs. Wenn er aber auch über die Sprödigkeit des Materials klagte, ſo war ihm doch das unerſchöpfliche, in die Breite und Tiefe gehende Bergwerk desſelben ein Gegenſtand der Bewunderung und fleißigen Pochens. Seine dichteriſchen Entwürfe gingen immer erſt durch die Hand des Künſtlers. Das kleinſte friſch empfangene Gedicht war ihm eine Statuette, der er die zarteſte Nachhilfe, hier am Finger, dort am Mundwinkel oder an der Wölbung des Auges, angedeihen ließ." Mit wie ſorgfältigem Studium Heine ſich in den Geiſt der Sprache vertiefte und jede Feinheit desſelben zu erlauſchen ſuchte, Das mögen, neben dieſem Zeugniſſe Wienbarg's, auch die nachfolgenden Worte eines Briefes an Varnhagen vom Sommer 1830 beweiſen[240]: „Stiliſtiſch habe ich wieder Viel gelernt an Ihrem Buche, und die gleichzeitige Lektüre des 31ſten und 32ſten Bandes der neuen Ausgabe Goethe's gab mir zu manchen Betrachtungen Anlaſs. Daſs Goethe ſich darin, mehr als je, von dem beſtimmten Artikel (der, die, das) entfernt, nämlich ihn fühlbarlichſt ausläſſt, daſs er neue Formen des Unbeſtimmten ausprägt (Der unbeſtimmte Artikel „ein" in ängſtlicher Anwendung gehört dazu), daſs er ferner eine konventionelle Geſellſchaftsſprache für die Deutſchen begründet und ſomit manchem fühlbaren Mangel abhilft, Dergleichen und Mehr der Art trat mir entgegen und nahm meine Beobachtung in Anſpruch. Das letztgenannte Streben finde ich auch bei Ihnen, lieber Varnhagen; doch allzu beſtimmtes Wollen hält Sie von der vorher erwähnten Unbeſtimmtheitsſucht wohlthätigſt entfernt. Ich habe dieſen Morgen ſchon Viel geſchrieben, wo ſich die Goethe'ſche Superlativität beſtändig in meine Perioden drängte — ſo anſteckend iſt eine Schreibgrimaſſe!"

Auguſt Lewald, der von 1827 bis Ende 1831 in Hamburg lebte, war ſchon im Herbſt des erſtgenannten Jahres dem Dichter im Pavillon an der Alſter flüchtig begegnet und ihm von einem Freunde vorgeſtellt worden. Heine kam ihm mit einer Artigkeit entgegen**): „Ich habe dieſen Sommer auf Norderney bereits Ihre Bekanntſchaft gemacht," ſagte er lächelnd. „Ihre Novelle, der Familienſchmuck, hat mich ſehr angezogen, und ich freute mich, als ich hörte, daß ich Sie in Hamburg finden würde. Sie glauben nicht, wie troſtlos es auf Norderney zu leben iſt, wie man alles geſelligen Umgangs entbehrt, und wie froh man iſt" . . . „Dieſem Umſtande," fiel ihm Lewald ins Wort, habe ich es denn auch zu verdanken, daß Sie meine Novelle laſen und goutierten." Heine lächelte wiederholt. Lewald erzählte ihm nun, daß er bereits in Hoopte Jemanden getroffen, der wahrſcheinlich nichts Geringeres im Sinne gehabt, als ſich für ihn auszugeben. In Hoopte, wo die Elbfähre die Reiſenden aus dem Königreiche Hannover ins hanſeſtädtiſche Gebiet Kirchwärder hinüberführt, war ihm nämlich ein einſamer Reiter begegnet, der von Lüneburg kam und gleichfalls nach Hamburg wollte. Der junge Mann, an dem Lewald nichts Ausgezeichnetes als eine ungeheure Naſe bemerkte, war ſehr geſprächig. Mit unermüdlichem Geſchwätz gab er eine Menge Geſchichten zum Beſten, Avantüren mit Schauſpielerinnen, mit denen er auf der Elbe Schiffbruch gelitten, und Dergleichen mehr; auch von ſeinen poetiſchen Verſuchen hatte er erzählt, und als er endlich drüben in Vierlanden Abſchied nahm, reichte er Lewald im Davonſprengen eine Karte mit dem Namen „Heine" und fügte die Einladung hinzu, ihn doch in ſeiner Hamburger Wohnung auf dem großen Burſtah zu beſuchen. „Ach, mein Bruder Guſtav!" rief H. Heine aus; „Der wird mich noch ins Unglück bringen!" — und Lewald erfuhr, daß der Dichter ſchon damals mit dieſem Bruder nicht im freundſchaftlichſten Vernehmen ſtand. — Seit dieſer erſten Entrevue hatte er Heine lange nicht geſehen, als ihn Derſelbe einſt gegen Ende des Jahres 1829 aus ſeinem Nachmittagsſchlummer weckte. Er kam, wie er ſagte, um Lewald's Wohnung zu beſehen und ſie zu miethen, wenn ſie ihm konveniere, da er gehört hatte, daß Jener ſie verlaſſen wolle. Sie war ihm aber zu geräuſchvoll, wie er ſich bald überzeugte. Er litt immer noch ſehr an den Kopfnerven, wurde oft plötzlich glühend roth ohne äußere Veranlaſſung, und war faſt beſtändig in einem gereizten Zuſtande. Wie ehemals in der Wohnung ſeines Vetters Schiff zu Berlin, ſo muſste auch, wenn der Dichter, was in der Folgezeit mehrmals geſchah, bei Lewald übernachtete, nicht nur die Uhr ſeiner Schlafſtube entfernt, ſondern ſelbſt die des anſtoßenden Zimmers gänzlich zum Schweigen gebracht werden; denn er verſicherte, daſs er ſonſt von dem Ticken und Schlagen andern Morgens das ſtärkſte Kopfweh haben würde. Lewald ſah ihn von jetzt an häufig, und Heine gefiel ſich ſo gut in ſeiner Geſellſchaft, daſs er ihm bald täglich ſeinen Beſuch machte.

Obſchon August Lewald damals bereits im achtunddreißigſten Jahre ſtand, hatte er ſich doch erſt ſeit Kurzem ernſtlich der Schriftſtellerei gewidmet. Am 14. Oktober 1792 zu Königsberg geboren, hatte er nach dem Tode ſeines Vaters, trotz geringer Neigung, Anfangs die kaufmänniſche Karrière einſchlagen müſſen. Nachdem er eine Zeitlang in Warſchau gelebt, und von dort aus als Kanzleiſekretär des Barons Roſen im Hauptquartiere des Feldmarſchalls Barclay de Tolly die Kampagne nach Frankreich mitgemacht, war er nach Deutſchland zurückgekehrt, und durch den Verkehr mit Holtei und Schall in Breslau der Bühne zugeführt worden, für die er unter dem Pſeudonym Karl Waller mehre kleine Luſtſpiele ſchrieb, und die er ſchließlich in Brünn und München als Schauſpieler betrat. Aus dieſer Stellung zum Dramaturgen des Münchener Hoftheaters aufgerückt, übernahm er in den folgenden Jahren die ſelbſtändige Leitung der Bühnen von Nürnberg und Bamberg, und ging 1827 als Regiſſeur des Stadttheaters nach Hamburg, wo er u. A. am 16. November 1829 Immermann's „Trauerſpiel in Tyrol“ glänzend in Scene ſetzte. Ein vollkommener Weltmann, verſtand er ſich nicht allein im Theaterverkehr, ſondern auch im bürgerlichen Leben und literariſchen Umgange mit feinſtem Takt zu bewegen. Mit ſeinem ſchwarzen Schnurrbarte und den blitzenden dunklen Augen, die ſo klug und mit ſo freundlicher Zuvorkommenheit umherblickten, ſah er faſt wie ein polniſcher Edelmann aus, und derſelbe Charakter vornehm gewandter Welterfahrung, den ſeine Unterhaltung trug, zeichnete auch ſeine niemals tiefen, aber ſtets anmuthigen Feuilleton-Arbeiten aus. Seine vorhin erwähnte Novelle „Der Familienſchmuck“, welche zuerſt in den Lotz'ſchen „Originalien“ und gleich darauf in den Hamburger „Leſefrüchten“ abgedruckt wurde, fand ſo allſeitigen Beifall, daſs Lewald ſich von jetzt an mit Eifer dem novelliſtiſchen Fache zuwandte. Vor Allem war es Heine, der ihn in dieſem Beſtreben ermunterte und unterſtützte. Er forderte ihn auf, mehre Novellen aus früheren Jahren, die in der „Abendzeitung“, im „Morgenblatte“ und anderen Journalen abgedruckt worden, zu ſammeln und herauszugeben, und bewog Campe, den Verlag zu übernehmen. Dem erſten Bande folgte bald der zweite. Die fünf Erzählungen, welche ihn füllten, wurden raſch hinter einander geſchrieben, und Heine nahm ſich die Mühe, ſie im Manuſkripte, mit dem Bleiſtifte in der Hand, zu leſen und dem Verfaſſer ſeine Bemerkungen darüber mitzutheilen. In einem Briefe an Wilhelm Häring, welcher damals den Berliner „Freimüthigen“ redigierte, ſagt Heine über das novelliſtiſche Talent Lewald's[111]): „Er weiſs zu erzählen und die Figuren zur Anſchauung zu bringen, und ich habe ihm das Prognoſtikon geſtellt, daſs er einſt in ſeinem Fache zu den beliebteſten Schriftſtellern gehören wird. Ich habe ihn eben durch ſeine Arbeiten erſt kennen lernen, und das günſtige Vorurtheil, das ich hege, iſt daher keine Parteilichkeit. Ich wünſche, lieber Häring, daſs Sie den Band von Lewald's Novellen, der jüngſt erſchienen, leſen möchten, und wenn Sie im „Freimüthigen“ eine wirkſame Recenſion liefern wollten, wär's mir ſehr angenehm, da ich ſelbſt bis am Halſe in Politik ſtecke und nichts Äſthetiſches ſchreiben kann. Und doch verdient das Buch eine raſche Empfehlung, wenn ſolche auch nur das Eine bezweckte, daſs der Verfaſſer einſähe, wie nur die Novelle, und nicht das Theater, woran er ſeine Kräfte vergeudet, für ſein Talent geeignet iſt.“ Lewald ſelbſt legt das offene Bekenntnis ab[112]): „Wenn hie und da ein wohlwollender Recenſent mir einen nicht ganz ſchlechten Stil nachrühmte, ſo geſtehe ich gern, daſs Heine es zuerſt war, der mich darauf hinlenkte. Es iſt mir nie eingefallen, wie Heine ſchreiben zu wollen, und es wäre mir wohl auch nicht möglich, ſeine kryſtallflüſſige Form wiederzugeben, die den feinſten, durchdringendſten Geiſt aushaucht; allein die gewiſſenhafte Sorgfalt, die ich auf die Ausfeilung meines Stils, bald mit mehr, bald mit minder Glück, verwende, den Rhythmus der Proſa, die Vermeidung veralteter Wendungen und miſsklingender Worte, Dies verdanke ich den Ermahnungen meines Freundes.“ Der Aufſtand in Polen veranlaſſte Lewald, mehre Erlebniſſe aus jenem Lande zu Papier zu bringen, und das Buch unter dem Titel „Warſchau“ herauszugeben. Auch dies Manuſkript ſah Heine durch. „Das iſt keine Novelle,“ ſagte er; „Sie müſſen es anders benennen.“ Und er erfand den Namen „Zeitbild“

dafür, wie er früher „Reiſebilder“ erfunden hatte, und wie er ſpäter „Zuſtände“ erfand. Dieſe Benennungen haben ſeitdem alle das Bürgerrecht erhalten.

Bedürfte es noch weiterer Zeugniſſe für die aufopfernde Theilnahme, welche Heine zu jeder Zeit den literariſchen Arbeiten ſeiner Freunde erwies, ſo brauchten wir nur an ſeine bogenlangen Verbeſſerungsvorſchläge zu Immermann's „Tulifäntchen“ zu erinnern, die von Dieſem faſt ausnahmlos acceptiert wurden. Es ſpricht nebenbei ſehr günſtig für Heine's ſcharfe Urtheilskraft, daſs er Immermann's echte Dichterbegabung ſchon zu einer Zeit erkannte, wo dieſelbe noch durch die Spätnebel der Romantik und der Shakſpearemanie bedenklich verhüllt war und man ungewiſs ſein konnte, ob ſein Geiſt jemals die volle Herrſchaft über ſeine reichen Mittel erringen würde. „Halten Sie Immermann wirklich für einen großen Dichter?“ fragte ihn Wienbarg, der von ähnlichen Zweifeln erfüllt war. Zur Antwort charakteriſierte Heine in einigen Zügen des Genannten große Natur und Eigenſchaften. Nach kurzem Schweigen fügte er hinzu: „Und dann, was wollen Sie? es iſt ſo ſchauerlich, ganz allein zu ſein.“ Blicken wir zurück auf die öde Zeit, in welcher Heine's Stern zuerſt aufging, ſo werden wir dies Gefühl, trotz der ſcheinbar übertriebenen Selbſtſchätzung, welche ſich darin ausſpricht, immerhin gerechtfertigt finden.

In Lewald's gaſtlicher Wohnung fand ſich faſt allabendlich ein geſellſchaftlicher Kreis literariſch und künſtleriſch gebildeter Perſonen zuſammen. Schriftſteller, Maler und Muſiker, Schauſpieler und Sänger ſaßen in anregendem Geplauder, bald in größerer Anzahl, bald en petit comité, um den gemüthlichen Theetiſch, an welchem Frau Lewald, eine liebenswürdige Münchnerin, präſidierte, und oftmals zogen ſich die ernſten oder in neckiſchem Witzgeplänkel hin und her fliegenden Geſpräche bis ſpät in die Nacht hinein. Zu dieſem Kreiſe gehörte vor Allem der Baron Gotthilf Auguſt von Maltitz aus Königsberg, Verfaſſer der „Pfefferkörner“, des dramatiſierten „Hans Kohlhaas“ und zahlreicher theils humoriſtiſcher, theils politiſcher, theils religiöſer Gedichte. Seit 1822 hatte er ſich in Berlin niedergelaſſen, nachdem er durch die üble Aufnahme einer von ihm veröffentlichten Satire zum Aufgeben ſeiner Oberförſterſtelle genöthigt worden war. Im Jahre 1828 wurde er plötzlich aus Berlin ausgewieſen, weil er bei der Aufführung ſeines Schauſpiels „Der alte Student“ die Darſteller veranlaſſt hatte, einige Stellen, in denen ſich eine warme Theilnahme für die Sache Polens kundgab, und die von der Cenſur geſtrichen werden, dennoch zu ſprechen. Er ging nach Hamburg, und übernahm dort die Redaktion des „Norddeutſchen Kouriers", konnte aber niemals das vermeintliche Unrecht vergeſſen, das ihm in Preußen geſchehen war. Ein unermüdlicher Raiſonneur, der keinen Andern zu Worte kommen ließ, war er einer von jenen Patrioten, die ihr Unglück zum Unglück der Welt machen, und über dies Unglück an jedem Wirthshaustiſche mit Feuer und Ingrimm ſchwadronieren. In ſeinem Gedichte „Polonia" beſingt er den Heldenkampf eines edlen Volkes und den Untergang der Freiheit mit ergreifendem Pathos — aber er kann es nicht unterlaſſen, nach den ſchwungvollſten Strophen plötzlich das preußiſche Miniſterium „vor ganz Europa" (wie es in dem Gedichte heißt) zu fragen, weshalb man ihn ohne Recht und Urtheil aus Berlin verwieſen habe? „Während der Hamburger Krawalltage im Jahre 1830," erzählt uns Wienbarg***), „ließ ſich Maltitz nirgends in der Öffentlichkeit ſehen; auch klopfte man vergebens an ſeine Zimmerthür, ſie war und blieb verſchloſſen. Heine verſicherte, Maltitz hege eine übertriebene Vorſtellung von ſeiner Popularität; er habe ſich eingeſperrt, aus Furcht, vom Volke abgeholt und zum Hamburger Diktator gepreſſt zu werden. „Denken Sie ſich unſern kleinen Maltitz," ſagte er lächelnd, „wenn die Hamburger Butjes ihn auf die Schulter nehmen und ihn im Triumph durch den Jungfernſtieg tragen; denken Sie ſich Maltitz auf eine Tonne gehoben, Reden an das Volk haltend!" Man konnte ſich den guten Maltitz allerdings in ſolcher Lage nicht ohne Lachen vorſtellen. Der Dämon, der in Geſtalt eines Buckels ſo manchen witzigen Leuten auf dem Nacken ſitzt, äußerte ſich bei ihm in polternder Schauſpielhelden-Manier, und er würde in der That als Hamburger Cicerovacchio auf dem Piedeſtal einer Tonne eine höchſt ergötzliche Wirkung gemacht haben. Hinter ſeinem Tiſche in der Grube'ſchen Reſtauration „Zum Kronprinzen" oder an der Wirthstafel des alten Marr im „König von England" war er jedenfalls beſſer aufgehoben. Maltitz führte grauſenhafte Reden, namentlich wenn er Dom Miguel beim Kopf kriegte und mit raffinierter Grauſamkeit die Strafjuſtiz über dies portugieſiſche Ungeheuer ausübte. Dabei war er der gutmüthigſte Menſch von der Welt, und hätte keiner Fliege Was zu Leide gethan. Erzliberal, aber, wo nicht ſtolz, doch eitel auf ſeinen alten Adel; hatte er ſein auf Glas gemaltes Wappen in ein Fenſter ſeiner Wohnung einſetzen laſſen; darunter befand ſich der Bequemlichkeitsſtuhl. „Hat er Ihnen ſchon vom

Baſeler Turnier erzählt?" fragte mich Heine. Denn gewöhnlich erfuhr man in der erſten oder jedenfalls in der zweiten Unterredung mit Maltitz, daß ein Maltitz urkundlich ſchon auf dem erſten Baſeler Turnier ſeine Lanze eingelegt habe, was die glänzendſte Ahnenprobe ſein ſollte. Campe und Grube machten damals ein gutes Geſchäft mit ihm, Erſterer mit den gedruckten, Letzterer mit den geſprochenen Pfefferkörnern, womit Maltitz die Unterhaltung an der Gaſttafel würzte und Gäſte herbeizog." Heine liebte es, ihn durch immer neue Enthüllungen über die teufliſchen Pläne der „Tyrannen" und „Jeſuiten" in fieberhafte Aufregung zu verſetzen. Nach der Julirevolution wanderte Maltitz voller Begeiſterung nach Paris, wo er Börne's Bekanntſchaft machte, aber, weil er kein Franzöſiſch ſprach, ſich nie auf den Speiſekarten zurecht finden konnte, ſondern ewig Saucen erhielt, bis er endlich ein für alle Mal Sauerkraut und Schweinefleiſch aß. Enttäuſcht und grollend kehrte er bald wieder nach Deutſchland zurück, und iſt einige Jahre ſpäter in Dresden geſtorben.

Wie ſich bei der vorherrſchend poetiſchen, träumeriſch in ſich ſelbſt zurückgezogenen Natur Heine's erwarten ließ, hatte er zum Volksredner nicht das mindeſte Talent. „Ich habe ihn ſchon damals bedauert," ſagt Wienbarg ***), „daß in dieſer Richtung Anſprüche an ihn gemacht wurden, die auf Unkunde ſeines eigenſten perſönlichen und dichteriſchen Weſens beruhten. Öffentliche Beredſamkeit war nicht ſeine Sache, auch wenn ſein Organ ſtärker geweſen wäre. Bei ſeiner Schüchternheit machte ihn jede größere Verſammlung beklemmt. Schon in der gewöhnlichen Unterhaltung lähmte ihm ein etwas barſcher Widerſpruch oder nun gar ein ſatiriſcher Ausfall die Schwingen. Denn ſeltſam genug erlag er am erſten der Waffe, deren Meiſter er war, ſobald ſie gegen ihn ſelbſt gerichtet wurde; jener ſtechende, funkelnde Witz, von dem er einmal ſagt, daß es gut ſei, ihn in dieſer ſchlechten Stockjobber-Zeit ſtatt des Degens bei ſich zu tragen, wurde ihm treulos, wenn er ihm zu augenblicklicher Vertheidigung dienen ſollte. Doch nicht nur die Schüchternheit hielt ihn von öffentlichen und ſelbſt auch nur geſellſchaftlichen Reden zurück: er fühlte Abneigung vor allen rhetoriſchen Äußerungen, und hatte auch keine Gabe dafür; ein Mangel, der ohne Zweifel in ſeiner poetiſchen Individualität begründet war. Er beſaß nur das Konverſationstalent. Daß von ſeinen feinen Lippen nicht ſelten die feinſten Bemerkungen, die köſtlichſten Spiele des Witzes und der Ironie und die draſtiſchſten Schilderungen von Charakteren und

Erlebniſſen glitten, werde ich wohl nicht zu verſichern brauchen. Auch das Alltägliche und Unbedeutende nahm einen gewiſſen Reiz in ſeinem Munde an. Des richtigen oder vielmehr des beſten Ausdrucks war er bei guter Laune ſtets ſicher, und konnte ſich dann auf ſeine Überlegenheit verlaſſen. Jemand wollte mir eine lächerliche Anekdote erzählen. „Halt," fiel ihm Heine ins Wort, „laſſen Sie mich" ... Er wuſste nur zu gut, daſs die Geſchichte bei ihm um zwanzig Procent gewann."

Als die berühmte Sängerin Henriette Sonntag im Herbſt 1830 nach Hamburg kam, und durch die prätentiöſe Art ihres Auftretens, ſowie durch die Forderung unerhört hoher Eintrittspreiſe zu ihren Concerten, den Unwillen des Publikums erregte, ſchrieb Auguſt Lewald ein paar Hefte ſatiriſcher Gedichte, die er unter dem Titel „Die Primadonna in Hamburg, beſungen von dem Dichter Tobias Sonnabend" bei Hoffmann und Campe erſcheinen ließ. Die Manier Heine's war in einigen dieſer — übrigens höchſt faden und witzloſen — Gedichte aufs gefliſſentlichſte nachgeahmt, und Campe hatte verſprechen müſſen, den Namen des Autors nicht zu verrathen, bis die Sängerin abgereiſt. Im Publikum hieß es allgemein, daſs Heine der Verfaſſer ſei, und Campe fand es für den Abſatz der Gedichte ſehr vortheilhaft, dieſer Meinung mit keinem Wort zu widerſprechen. Heine hatte alle Mühe, ſich des Unwillens der Sonntag-Enthuſiaſten zu erwehren, Niemand glaubte ſeinen Betheuerungen, daſs er völlig unſchuldig an dem Pamphlete ſei, und erſt ſpät erfuhr er den Namen des Verfaſſers. Er konnte ſich eine kleine Rache nicht verſagen. „Eines Abends," erzählt Lewald 246), „war er mit mehren Freunden bei mir. Wir wollten eben zu Tiſche gehen, als er ſeinen Hut ergriff und verſicherte, nicht dableiben zu können. So auf dem Sprunge fortzugehen, brachte er noch die Sonntag-Broſchüre aufs Tapet, und warf die Frage auf, ob man ihn immer noch für den Autor halte. Sogleich ergriff Maltitz das Wort und ergoſs ſich voll Eifer in Schmähungen über das Machwerk, und wie er nie geglaubt habe, daſs Heine es verfaſst haben könne. Ich gab ihm nicht Unrecht, denn auch mir wäre Das nie eingefallen. Einige Andere ſtimmten noch Maltitz bei, und ſchimpften und läſterten gewaltig auf den armen Satiriker, ohne zu wiſſen, daſs ſie mit ihren Pfeilen ihren unglücklichen Wirth trafen. Heine aber empfahl ſich gewandt und rief: „Nun denn, der Verfaſſer der Gedichte iſt Herr Lewald, und es wird ihm eben ſo leid thun wie mir, Ihren Beifall nicht errungen zu haben, meine Herren!" Er ergötzte ſich noch eine Weile an den verlegenen Mienen meiner Gäſte, dann drückte er mir die Hand und eilte hinaus.“

Von anderen Schriftſtellern, welche der Zeit in Hamburg lebten, kamen wenige mit Heine in Berührung. Obſchon ſeine Werke vom Publikum verſchlungen wurden, ſchenkte man dem Dichter ſelbſt nur geringe Beachtung. Wenn Profeſſor Zimmermann auch ſeinen reiferen Schülern die Lektüre der „Reiſebilder“ empfahl und die plaſtiſche Lebenswahrheit der Geſtalten eines Hyacinth und Gumpeline hervorhob, ſo gehörten dafür ſeine Kollegen Ullrich, Meyer und Wurm zu den erbittertſten Gegnern der jungen Literatur. Die beiden Letzteren hatten wegen ihrer gereizten Ausfälle wider Börne nachmals viel Übles zu erdulden; Profeſſor Ullrich las ſeinen Primanern mit Entzücken den „Romantiſchen Ödipus“ vor, und warnte die jugendlichen Gemüther vor der moraliſchen und äſthetiſchen Verwilderung der Heine'ſchen Muſe, auf welche in Hamburg und Berlin ſchon die boshafteſten Spottgedichte cirkulierten. Nicht ohne nachtheilige Folgen für die Beurtheilung ſeiner Werke hatte der Dichter, nach Sterne's Beiſpiel, in den „Reiſebildern“ und der Mehrzahl ſeiner Lieder ſich ſelbſt zum Helden ſeiner Darſtellung gemacht und dadurch bei klatſchhaften Leſern ein neugieriges Intereſſe für ſeine Perſon hervorgerufen, das ſich getäuſcht glaubte, wenn der zufällige Anlaß der dichteriſchen Fiktion nicht in allen Einzelheiten mit dieſer zuſammentraf. Heine war nicht unſchuldig an ſolchem Mißverſtändnis, das die Aufgabe des Künſtlers auf ein bloßes daguerreotypiſches Abſchildern des realen Erlebniſſes herabdrücken würde, er lebte, eben ſo gut wie ſein Publikum, ſich mehr und mehr in die Verwechſlung des Autors mit ſeinem Helden hinein; aber man fügte ihm ein bitteres Unrecht zu, wenn man ihn in dieſem Irrthume durch das thörichte Verlangen beſtärkte, in den Geſtalten des Dichters nur Spiegelbilder der nackten Wirklichkeit zu ſehen, und es ihm verwehren wollte, die letztere mit dem verklärenden Schimmer des Ideals zu umgeben. Von den zahlreichen Pasquillen, welche damals auf Heine's Koſten in Umlauf waren, mögen die beiden folgenden von Wilhelm Neumann, dem Freunde Chamiſſo's und Varnhagen's, die witzigſten ſein[207]:

Den Gärtner nährt ſein Spaten,
Den Bettler ſein lahmes Bein,
Den Wechſler ſeine Dukaten,
Mich meine Liebespein.

Drum bin ich dir ſehr verbunden,
Mein Kind, für dein treulos Herz;
Viel Geld hab' ich gefunden
Und Ruhm im Liebesſchmerz.

Nun ſing' ich bei nächt'ger Lampe
Den Jammer, der mich traf;
Er kommt bei Hoffmann und Campe
Heraus in Klein-Oktav.

Die ich am ſchönſten beſungen,
Die hat mich am mehrſten gequält,
Und die mein Herz errungen,
Der hat das Herz gefehlt.

Drum ſing' ich ewig wieder
Die Lieder von meiner Qual,
Und nenne ſie ew'ge Lieder,
Weil endlos ihre Zahl.

Verhaßt iſt mir das Leben,
Die Menſchen ſind dumm und ſchal:
Doch die meine Lieder erheben,
Sind mir juſt nicht fatal.

Ebenſo unglimpflich iſt folgendes Spottgedicht, das ein Anonymus im „Geſellſchafter“ abdrucken ließ:

Liebeslieder à la Heine
Willſt du, Liebchen, daß ich ſchildre?
Nun, dann magſt du Lieb' erfahren,
Die zur Bosheit ich verwildre.

Laß, mein Lieb, dich brünſtig küſſen,
So! — nun laß dich täppiſch ſchlagen! —
Das ſind Heine's Liebeslieder,
Dir handgreiflich vorgetragen.

Heut möcht' er am loſen Schätzchen
Lieb' und Langeweile kühlen,
Morgen läßt er ihn das Tätzchen
Oder gar die Tatze fühlen.

Küſſe erſt, dann Schlangenbiſſe,
Heucheln mit dem Gluthenſcheine —
So ſind, daß mein Lieb es wiſſe,
Liebeslieder à la Heine.

Über ſolche Anfeindungen ſeines Dichterruhmes konnte Heine ſich um ſo leichter hinwegſetzen, als ſie Alles, was an ihnen gut und wirkſam war, bis auf die Form herab von ihm ſelbſt hatten borgen müſſen, wenn es ihn auch verdroß, daß ſie gerade in Hamburg mit beſonderer Schadenfreude verbreitet wurden. Freilich, was konnte er Beſſeres erwarten in einer Stadt, wo die belletriſtiſche Lokalpreſſe zumeiſt in Händen der unflätigſten Geſellen war? Dem biſſigen, moraliſch verkommenen Profeſſor Friedrich Karl Julius Schütz aus Halle, welcher in ſeiner „Teufelszeitung“ oder in dickleibigen Schmähſchriften, nach Müllner'ſchem Vorgang, den widerwärtigſten Schmutz des Privatſkandals aufwühlte, und heute den Lebenswandel ſeiner eigenen Gattin, morgen den ehrlichen Ruf ſeines Vaters, übermorgen den Charakter Goethe's mit ſchnöden Anſchuldigungen begeiferte, ging Heine eben ſo verachtungsvoll aus dem Wege, wie dem ſchändlichen Georg Lotz, der länger als dreißig Jahre, trotz völliger Erblindung, ſeine frechen Theaterkritiken für die von ihm redigierten „Originalien“ ſeiner Frau in die Feder diktierte, und alle Schauſpieler und Bühnendichter, die es verſchmähten, ſein feiles Lob zu erkaufen, mit ingrimmiger Bosheit verfolgte. Unter den anſtändigeren Journalen der Hanſeſtadt zeichnete ſich die „Staats- und Gelehrten-Zeitung des Hamburger unparteiiſchen Korreſpondenten“ aus, ein vorwiegend politiſches Blatt von konſervativer Haltung, mit deſſen Redakteur, dem gewandten Linguiſten Dr. Martin Runkel, Heine in freundlichſtem Vernehmen ſtand. Lieber noch konverſierte er mit dem Todfeinde Hahnemann's und der Homöopathie, dem geiſtreichen Arzte Dr. F. A. Simon, der ſeine Geſpräche wie ſeine fachwiſſenſchaftlichen Bücher aufs ergötzlichſte mit klaſſiſchen Citaten und ſatiriſchen Ausfällen würzte. Auch der harmlos witzige Theodor von Kobbe hielt ſich im Jahre 1830 vorübergehend in Hamburg auf, und Heine bereicherte den von ihm herausgegebenen Novellenalmanach „Die Weſernymphe“ durch das humoriſtiſche Thee-Abenteuer aus den Bädern von Lucca[209]).

Ein anderer Umgangsgenoſſe des Dichters war der ſchon genannte taube Maler und Schriftſteller Johann Peter Lyſer, der ſein körperliches Gebrechen und die trüben Schickſalsſchläge eines Lebens voll Noth und Herzeleid bis auf den heutigen Tag mit unverwüſtlichem Humor ertragen hat. Nachdem er im zehnten Jahre ſein Gehör vollſtändig verloren, wuchs er faſt ohne Unterricht und Erziehung auf, zog als junger Burſche eine Zeitlang mit einer wandernden Schauſpielergeſellſchaft umher, Abends als Statiſt, tagüber als

Dekorationsmaler beſchäftigt, bis endlich Campe ſich ſeiner annahm und ihn zu literariſchen Arbeiten ermuthigte. Wie einſt Goethe an dem ſchnurrigen Kauze Gefallen fand, ſo mochte auch Heine gern mit ihm verkehren, und erfreute ſich eben ſo ſehr an ſeinem geſunden Mutterwitz, wie an der Gewandtheit ſeines raſch über das Papier fahrenden Zeichenſtifts, mit welchem er in wenigen Minuten die ergötzlichſten Karikaturen entwarf. Bittere Armuth, und in Folge davon Mangel an jeder Gelegenheit zu ernſtlicher Ausbildung ſeines Talentes haben verhindert, daß Lyſer jemals eine höhere Stufe der Kunſt erreichte. Die Illuſtrationen, welche er auf Heine's Anregung zu Immermann's „Tulifäntchen“ und zu mehren ſeiner eigenen Humoresken anfertigte, tragen einen allzu poſſenhaften Charakter, und Thier- und Menſchenformen ſind in denſelben allzu groteſk mit einander verbunden; von drolligſter Wirkung ſind aber ſeine Zeichnungen zu der plattdeutſchen Geſchichte vom Wettlauf zwiſchen dem Haſen und dem Swiinegel auf der Buxtehuder Haide, die auch Heine's ganzen Beifall gewannen. „Daß für ſolche Menſchen in Deutſchland Nichts geſchieht, iſt empörend,“ ſchrieb er an Campe, der ihm das kleine Heft zugeſandt hatte[249]). Eine hübſche Zeichnung von Lyſer aus Heine's „Harzreiſe“ ſchenkte Dieſer der Frau Lewald bei ſeiner Abreiſe von Hamburg[250]). Der Dichter ſitzt auf dem Bilde, in luſtiger Wandertracht, nachläſſig in der Hütte des alten Bergmanns, der mit ſeinem ſpinnenden Weibe halb abgewendet am Fenſter hockt und Zither ſpielt. Der Mond ſcheint herein. Vor dem Wanderer liegt das junge Mädchen, auf dem Fußſchemel knieend, und ſpricht die Worte, die er ſelbſt unter die Zeichnung geſchrieben:

Daß du gar zu oft gebetet,
Das zu glauben wird mir ſchwer;
Jenes Zucken deiner Lippen
Kommt wohl nicht vom Beten her.

Wie frappant Lyſer die charakteriſtiſchen Züge der von ihm gezeichneten Perſonen zu treffen verſtand, beweiſen u. A. die Porträtſkizzen, welche er von Beethoven, Karl Maria v. Weber, und vor Allem von Paganini entworfen hat. Heine verſichert, daß von allen bekannten Porträts des berühmten Violiniſten keines ſeinen wirklichen Charakter wiedergebe. „Ich glaube,“ ſagt er in den „Florentiniſchen Nächten“[251]), „es iſt nur einem einzigen Menſchen gelungen, die wahre Phyſiognomie Paganini's aufs Papier zu bringen; es iſt ein tauber Maler, Namens Lyſer, der in ſeiner geiſtreichen Tollheit mit wenigen Kreideſtrichen den Kopf Paganini's ſo gut getroffen hat, daſs man ob der Wahrheit der Zeichnung zugleich lacht und erſchrickt. Es iſt mir leid, daſs ich die kleine Zeichnung nicht mehr beſitze. Nur in grell ſchwarzen, flüchtigen Strichen konnten jene fabelhaften Züge erfaſſt werden, die mehr dem ſchweflichten Schattenreich als der ſonnigen Lebenswelt zu gehören ſchienen. „Wahrhaftig, der Teufel hat mir die Hand geführt,“ ſagte mir der taube Maler, geheimnisvoll kichernd und gutmüthig ironiſch mit dem Kopfe nickend, wie er bei ſeinen genialen Eulenſpiegeleien zu thun pflegte. Dieſer Maler war immer ein wunderlicher Kauz: trotz ſeiner Taubheit liebte er enthuſiaſtiſch die Muſik, und er ſoll es verſtanden haben, wenn er ſich nahe genug am Orcheſter befand, den Muſikern die Muſik auf dem Geſichte zu leſen, und an ihren Fingerbewegungen die mehr oder minder gelungene Exekution zu beurtheilen; auch ſchrieb er die Opernkritiken in einem ſchätzbaren Journale zu Hamburg. Was iſt eigentlich da zu verwundern? In der ſichtbaren Signatur des Spieles konnte der taube Maler die Töne ſehen.“ Von Lyſer's ſchriftſtelleriſchen Arbeiten verdienen die 1837 bei Sauerländer in Frankfurt erſchienenen „Neuen Kunſtnovellen“ genannt zu werden, — originelle, mit anmuthigem Humor erzählte Epiſoden aus dem Leben berühmter Künſtler. Heine verbrachte im Sommer 1830 oft halbe Tage in Geſellſchaft des tauben Malers, der in der engen Mattentwiete wohnte. Manchmal erſchien er auch Abends und blieb die ganze Nacht. Lyſer muſſte ihm dann immer ſtarken Thee vorſetzen, in den er weder Milch noch Rum, aber ſehr viel Zucker ſchüttete. Mehrmals verlangte Heine beim Eintreten ſofort Feder und Thee, und ſchrieb dann, auf dem Sofa liegend, das eine oder andere Gedicht, welches ihm unterwegs in den Sinn gekommen, auf ein Blättchen ſeiner Brieftaſche; ſo das kleine Lied: „In den Küſſen welche Lüge!“ 232), das bald darauf in der zweiten Auflage des erſten Bandes der „Reiſebilder“ mitgetheilt wurde. Ein anderes Gedicht Heine's, das Lyſer in der Erinnerung bewahrt hat, und das mit den Worten begann:

„Im Mondenglanze ruht das Meer,
Die Wogen murmeln leiſe“ 233) —

erregte das Miſsfallen Merckel's, welcher die Ähnlichkeit dieſer Verſe mit dem Anfang des Liedes: „Das Meer erglänzte weit hinaus“ tadelte, und ſpöttiſch hinzufügte: „Du ſollteſt uns nicht mehr ſo viel Salzwaſſer geben!“ Heine bemerkte verdrieſslich: „Merckel iſt heute wieder einmal Bieresſig!“, erkannte aber die Berechtigung des Tadels dadurch an, daſs er jenes Lied niemals drucken ließ.

Als Paganini in Hamburg ſeine Koncerte gab, intereſſierte es Heine ſehr, ihn zu hören; doch ſchien er nicht ohne Eiferſucht bei dem ungeheuren Aufſehen, das der Violinkünſtler erregte. Er ſpeiſte mehrmals mit Demſelben an der Table d'hôte und beobachtete ihn und ſeinen Begleiter, den Schriftſteller Georg Harrys, genau; offenbar hatte er ſchon damals die Abſicht, Beide zum Gegenſtand einer Schilderung zu machen. Später forderte er Lewald auf, über Paganini zu ſchreiben, und Dieſer ſagte es zu. Als Lewald aber nicht Wort hielt, machte Heine ihm Vorwürfe und ſagte, er habe ihm den werthvollen Stoff freundlichſt überlaſſen wollen, und es ſei Unrecht, daſs er ihn nun verſchmähe. Erſt in den „Florentiniſchen Nächten“ verwerthete Heine ſeine Erinnerungen an jenes Hamburger Erlebnis zu einer unübertrefflichen Charakteriſtik des Paganini'ſchen Spiels [264]). — „Solcher Scherze,“ ſagt Lewald [265]), „war er ſtets voll. Sehr ſchnell ward er von einer Idee ergriffen und erfüllt, aber zur Ausführung kam es nie. Einſt gingen wir nach dem Stintfang. Auf dem Wege dahin ſtanden zwei Windmühlen. „Sehen Sie,“ ſagte Heine, „dieſe armen Geſchöpfe, wie ſie ſich ſehnen und doch nie zuſammenkommen. Dieſes hier iſt der Mühlerich, das Andre dort iſt die Mühle. Ich werde einen Romanzencyklus dieſer Unglücklichen bekannt machen.““

Nur ſelten beſuchte er das Theater. Er ſprach mit Lewald davon, daſs es ihn verdrieße, von den Direktoren nicht einmal den freien Eintritt erhalten zu haben, den ſie Jedem bewilligten, der in dem unbedeutendſten Blatte eine Korreſpondenz einzuſchmuggeln wuſste. Er rächte ſich für die Unart nur, indem er des Hamburger Theaters, mit Ausnahme einer witzigen Stelle in den Briefen über die franzöſiſche Bühne [266]), niemals öffentlich erwähnte. Des Direktors Schmidt, welcher damals in Gemeinſchaft mit Herzfeldt das Stadttheater leitete, gedenkt Heine ſogar in ſeinen Briefen an Immermann mit beſonderer Hochachtung [267]). — Nachmittags beſuchte er zuweilen den Cirkel, der ſich bei dem Schauſpieler Forſt zu verſammeln pflegte und aus den heterogenſten Elementen beſtand. Einige Mitglieder des Stadttheaters — der Sänger und nachmalige Theaterdirektor in Wien Julius Cornet, der ausgezeichnete Charakterdarſteller Jooſt, Emil Devrient und Karl Lebrun — einige junge Advokaten und Mediciner, der Luſtſpieldichter Töpfer und Auguſt Lewald waren dabei. Es wurde meiſt bis zum Anfang des Theaters geſpielt. Heine ſah zu, er ſpielte niemals mit.

Gewöhnlich ſpeiſte er Mittags bei dem originellen Gaſtwirth F. W. Marr — dem Vater des trefflichen Schauſpielers — im „König von England“. Der biedere alte Herr, welcher gleich ſeinem Sohne den Feldzug gegen Napoleon als Freiwilliger mitgemacht, und Schlachter geweſen, bevor er ſich als Hotelwirth einrichtete, führte einen vorzüglichen Tiſch und die auserleſenſten Weine; nebenher hatte er allerlei literariſche Liebhabereien, die ſich mancher Schalk von Schriftſteller zu Nutz machte, um wochenlang ohne Bezahlung an der Table d'hôte zu dinieren. Herr Marr gab ſich nicht allein mit poetiſchen Kleinigkeiten ab, wie jene gereimte Einladung zum Beſuch ſeiner neuen Wirthſchaft, die er Anfangs der dreißiger Jahre im „Korreſpondenten“ inſerierte; nein, er verfaſſte auch ellenlange Komödien und Tragödien, deren Originalmanuſkripte Heinrich Heine zu den Merkwürdigkeiten Hamburg's rechnet[110]), und deren eine ſogar im Theater in der Steinſtraße zur Aufführung kam. Wehe Dem, welcher ſich von dem verſeluſtigen Wirth unter vier Augen in ein Kunſtgeſpräch verwickeln ließ — er muſſte zum mindeſten dies zweiaktige Luſtſpiel anhören, wenn ihm die bittere Pille auch durch eine Flaſche Sekt verſüßt wurde, wie er nicht perlender in ganz Hamburg zu finden war! Eine beſonders hohe Verehrung zollte Herr Marr dem Könige von Preußen, deſſen Geburtstag er alljährlich durch Illumination ſeines Hotels und durch ein ſolennes Gaſtmahl feierte. Der gutmüthige Sonderling ſtarb in den letzten Tagen des Jahres 1837. In ſeinem Teſtamente hatte er den Wunſch ausgeſprochen, daſs man ihn prunklos, aber im vollen ſchwarzen Civilanzuge, mit Stiefeln an den Füßen, beerdigen, und daſs ihm das Schlachteramt die letzte Ehre erweiſen möge. Sämmtliche Schlachtermeiſter, mehre Sektionen des Vereins hanſeatiſcher Kampfgenoſſen von 1813 und 1814 und zahlreiche angeſehene Bürger der Stadt folgten ſeinem Sarge. —

Weite, zweckloſe Spaziergänge ſcheint Heine nicht geliebt zu haben. Er zog es vor, bequem auf dem Sofa liegend oder behaglichen Schrittes durch die Straßen flanierend, mit einem Freunde zu plaudern, ſtatt vor die Thore hinaus ins Freie zu gehn und in der Umgegend umherzuſtreifen. Höchſtens ſchlenderte er in Begleitung Merckel's dann und wann nach Eimsbüttel hinaus, wohin ihn eine andere „Merkwürdigkeit“ Hamburg's, die ſchöne Marianne, zog, welche dort eine vielbeſuchte Gaſtwirthſchaft hielt.

Marianne war eine holſteiniſche Schönheit: groß, feſt und körnig; nur die ſchmachtenden blauen Augen, die aus langen Seidenwimpern träumeriſch hervorblickten, verliehen ihrer Erſcheinung einen poetiſchen Anſtrich. Viel umworben, bewahrte ſie ſich trotz aller Anfechtungen den Ruf einer makelloſen Tugend und Sittſamkeit. Man huldigte ihr, man drängte ſich zu dem Büffett, wo ſie in eigener Perſon das Amt eines weiblichen Ganymed verwaltete, man überhäufte ſie mit Zuvorkommenheit und Auszeichnung; ſelbſt der Herzog von Braunſchweig zog ihretwegen Eimsbüttel Hamburg vor, und verweilte ganze Tage in ihrem Gaſthauſe. Marianne war liebenswürdig, aufmerkſam gegen ihre Gäſte, wie es einer ſchmucken Wirthin geziemt, aber mit jener Zurückhaltung und Beſtimmtheit, welche Achtung einflößt und jede Zudringlichkeit abhält. Sie ſchien ſogar, ohne indifferent zu ſein, kein Auge für Männer zu haben, und doch, wenn man ihr in das Antlitz ſah, das ſich ſtets mehr zu Thränen als zum Lächeln neigte, ſo konnte man nicht umhin, auf den Gedanken zu kommen, die Liebe ſei nicht ſpurlos an dieſem Mädchen vorübergegangen, es ſei Reſignation und Selbſtbeherrſchung, daß ſie ſich mit aller Grazie, mit allem Savoir faire einer Gaſtwirthin, ſo zuvorkommend wie gleichgültig hinter dem Schenktiſch bewege. In der That, es mochte etwas Wahres an der romantiſchen Geſchichte ſein, die man ſich aus ihrer Vergangenheit erzählte, und die wir uns von Eduard Beurmann berichten laſſen wollen 200). „Die ſchöne Marianne war eine glücklich Liebende, aber ſie liebte — ein Bild, die Phantaſie irgend eines beredten Malers, der ihr lange Zeit, ohne Hoffnung der Erhörung, ja vielleicht ohne daß ſeine Aufmerkſamkeiten nur bemerkt worden, gehuldigt hatte. Er war von Hamburg geſchieden, hatte ihr geſchrieben, ohne ſeinen Namen zu nennen, und hatte ihr jenes Gemälde überſandt, welches das Bruſtbild eines Jünglings vorſtellte, den ſie niemals geſehen. Er ſchrieb ihr, es ſolle ein Zeichen ſeiner Verehrung ſein, ein Beweis ſeiner Kunſt, die er neben ihr einzig und allein auf der Welt liebe. Das Bild nahm ſofort Mariannens ganzes Herz gefangen. Es hing in goldenem Rahmen in ihrem Schlafzimmer, und ſie lebte mit unendlicher Liebe in dieſem Bilde, das fortan ihr einziges Glück auf Erden war. Sehnſüchtig lächelnd blickte ſie es vom Morgen bis zum Abend an; Nachts brannten zwei Wachskerzen auf dem Tiſche, über welchem es hing, denn ſie wollte zu keiner Zeit den Anblick des Geliebten entbehren. Niemals aber hegte ſie den Wunſch Pygmalion's, jenes Ideal, das ſo ganz ihr

Eigen war, mit Fleiſch und Blut bekleidet zu ſehn; ihr bangte vor dem Leben des Bildes, und nicht ohne Grauen konnte ſie denken, dasſelbe ſei mehr als Phantaſie. — Plötzlich, an einem lauen Sommerabend, nachdem alle Gäſte heimgekehrt, verlangten mehre Stimmen Einlaß in das Gartenthor. Es wurde geöffnet. Ein Wagen hielt vor der Pforte, und Diener waren beſchäftigt, eine vom Mantel umhüllte männliche Geſtalt aus demſelben zu heben, die auf den Tod verwundet ſchien. Eine Dame, die in einem Kabriolette dem Wagen gefolgt war, bat um ein Aſyl für den Sterbenden. In ängſtlicher Haſt räumte die gefällige Wirthin ihm ihr Schlafzimmer ein. Er wurde auf das Bett Mariannens gelegt, dem Bilde gegenüber, vor welchem die Lichter brannten. Marianne trat hinzu, hilfreiche Hand zu leiſten, da die unbekannte Dame — wie es ſchien, die Gemahlin des Unglücklichen — im Nebenzimmer in Ohnmacht lag. Der bleiche Mann ſchlug die Augen auf, Marianne bebte, von ſeinem ſtarren Blick elektriſch berührt, mit einem Schrei des Entſetzens zurück. Sie erkannte in dem Verwundeten das Original ihres Bildes, und zog ſich eilends zurück, die weitere Verpflegung des Sterbenden ſeinen Dienern und dem gleichzeitig mitgekommenen Arzte überlaſſend. Am Morgen darauf erfuhr ſie, die ſich bis dahin, in ihrem Zimmer eingeſchloſſen, von allen weiteren Vorgängen fern gehalten hatte, Folgendes: Der Verwundete, ein neapolitaniſcher Edelmann, war gegen Morgen verſchieden. Ein junger Maler hatte ihm, unweit Eimsbüttel's, im Piſtolenduell die tödliche Wunde beigebracht. Die Sekundanten, bekannt mit der Ortsgelegenheit, hatten den Verwundeten in Mariannens Behauſung geleiten laſſen; ſeine Gattin war gleichzeitig aus der Stadt herbei geholt worden, und er war in ihren Armen geſtorben. Marianne eilte athemlos in ihr Schlafgemach. Die Leiche war von der troſtloſen Gattin bereits in die Stadt geſchafft; alle Fremden hatten ſich entfernt. „Ein Traum, ein Traum!“ Das waren die einzigen Worte, welche die ſchöne Wirthin hervorbringen konnte. Sie ſuchte das Bild. Es war verſchwunden, und die Kerzen ſtanden, ganz herabgebrannt, erloſchen auf dem Tiſche. Keine Nachforſchungen nach dem Bilde führten zu einem weiteren Reſultat. Die Dame, die in jener Nacht mit dem Unglücklichen in Mariannens Wohnung gekommen, war am nächſten Morgen ſofort nach Italien abgereiſt. Die Leiche wurde auf einem der Begräbnisplätze vor dem Dammthore der Erde übergeben; die Wittwe des Getödteten hatte dazu die nöthigen Gelder hinterlaſſen. Von ihr wie von dem Mörder traf niemals wieder beſtimmte Kunde ein. Nur ſo Viel wurde gerüchtweiſe laut, daſs Letzterer der Bruder der Dame, der Schwager des Getödteten und derſelbe Maler geweſen ſei, der Mariannen das Gemälde überſandt hatte, welches ſie zu ſo mächtiger Liebe entflammte. — Ob Marianne noch glücklich liebte? O, gewiſs! Sie hatte ein Bild geliebt, und dieſes lebte in ihrer Phantaſie fort. Sie hatte durch das blutige Ereignis Nichts eingebüſst, als Leinwand, Farben und einen goldenen Rahmen. Ja, es mochte ſüſs für ſie ſein, zu wiſſen, daſs der Gegenſtand ihrer Liebe nie und nimmer einer Andern mehr zufallen könne. Dieſe Gewiſsheit mochte ſie für die entzogene Wirklichkeit entſchädigen. Nach wie vor ſtand ſie ihrer Wirthſchaft mit demſelben Eifer vor. Das geliebte Ideal blieb ihr, und ſtellte ſie gegen jede Verſuchung ſicher. Marianne ſoll den Herzog von Braunſchweig ſo wenig wie irgend einen Andern erhört haben."

Eine minder ſolide Geſellſchaft fand Heine in den Salons von Peter Ahrens und Dorgeloh, wo jene berüchtigten Bälle der Hamburger Phrynen ſtattfanden, denen er ſo häufig als muthwilliger Gaſt beiwohnte. „Man nennt mich in Berlin den Salondemagogen," ſagte er einſt lachend zu Auguſt Lewald, „ohne zu wiſſen, wie richtig man mich damit bezeichnet. Ahrens' Salon vereinigt die anſtändigſte Geſellſchaft. Ich finde da ſtets den feinſten, ungenirteſten Ton in Hamburg, und ſehr gute Geſchöpfe." Natürlich konnten dieſe lockern Zerſtreuungen weder ſein Gemüth ausfüllen, noch ſeinem Geiſte eine würdige Anregung gewähren, und wenn er in ſeinen Briefen ein ſeltenes Mal flüchtig auf dieſelben anſpielte, geſchah es mit ſchlechtverhehlenem Unmuth und Überdruſs. „Ich leide an einem hohlen Zahn und an einem hohlen Herzen, die beide eben wegen ihrer Hohlheit mir viel Qual verurſachen," ſchrieb er einmal an Friederike Robert[300]. „Von der letzten amouriſchen Bekanntſchaft iſt Nichts übrig geblieben, als ein öder Katzenjammer, ein widerwärtiger Spuk, ein geſpenſtiſcher Ärger; manchmal um Mitternacht miaut eine todte Katze in den Ruinen meines Herzens." — Auch für Heine's ohnehin ſchwache Konſtitution muſſte dieſer tolle Lebenswandel von nachtheiligſter Wirkung ſein. Schon zu Anfang des Jahres erkrankte er in der That bedenklich, wie uns ein Brief an Varnhagen vom 27. Februar 1830 belehrt[301]: „Lieben Freunde! In dieſem ſchändlichen Ultrawinter, wo jeder honetter, liberaler Menſch krank war, habe auch ich ſehr gelitten; ich bin jetzt wieder auf die Beſſerung, nachdem ich vier Wochen lang mich von Blutegeln, ſpaniſchen

Fliegen, Apothekern und bedauernden Freunden quälen laſſen. Ich warf viel Blut, und da ich aus der Literaturgeſchichte wuſste, was Dergleichen bei Verſifexen zu bedeuten hat, ſo wurde ich ängſtlich und habe mir aus Angſt alle poetiſchen Gefühle und noch viel mehr alles Poetiſieren ſtreng unterſagt. Mit der Poeſie iſt es alſo aus; hoffentlich aber werde ich deshalb um ſo proſaiſch länger leben." — Zur Herſtellung ſeiner erſchütterten Geſundheit in ländlicher Stille und kräftigender Waldluft zog Heine am 26. März nach dem nahegelegenen holſteiniſchen Flecken Wandsbeck, wo er ſich drei Monate aufhielt, und bald aufs wohlthätigſte die geiſtige und körperliche Friſche wiederfand. Wie ſehr ihm dieſe Erholungskur noth that, ſehen wir aus einem der nächſten Briefe an Varnhagen, vom 5. April***): „Während des vorigen Monats, beſonders ſeit Ende des Karnevals, iſt es mir in Hamburg nur allzu gut ergangen. Ich habe kein Talent, recht leidend gar zu lange hinzukränkeln, und als ich, auſser meinem körperlichen Unwohlſein, auch mit geiſtigem Miſsbehagen, welches gröſstentheils durch mein letztes Buch verurſacht wurde, zu ſchaffen bekam, griff ich zu meinem gewöhnlichen Hausmittel, welches darin beſteht, daſs man nicht mehr zu Hauſe eingezogen lebt und daſs man dem kranken Leibe ſo viel' Lebensfreuden als möglich abtrotzt. Nach ſolchem Leben pflegt aber mit der Ermüdung auch eine ernſte Arbeitsſehnſucht bei mir einzutreten, und die Leichtigkeit und Gleichgültigkeit, womit ich Hamburg's Fleiſchtöpfe und Fleiſchtöpfinnen, ſeine Theater- und Ballvergnügungen, ſeine guten und ſchlechten Geſellſchaften verlaſſen habe, um mich in Einſamkeit und Studien zu vergraben, giebt mir die Überzeugung, daſs ich noch anders bin — als die Anderen. Groſse Vorſätze wälzen ſich in meinem Geiſte und ich hoffe, daſs auch öffentlich dieſes Jahr Manches davon zur Erſcheinung komme... Seit zehn Tagen wohne ich ganz allein in Wandsbeck, wo ich ſeitdem noch mit Niemanden geſprochen, auſser mit Thiers und dem lieben Gott — ich leſe nämlich die Revolutionsgeſchichte des einen und die Bibel des anderen Verfaſſers. Das Bedürfnis der Einſamkeit wird mir nie fühlbarer als beim Anfange des Frühjahrs, wenn das Erwachen der Natur ſich auch in den Geſichtern der Stadtphiliſter zeigt und unerträglich gemüthliche Grimaſſen darin hervorbringt. Wie viel nobler und einfacher gebärden ſich die Bäume, die ruhig grün werden und beſtimmt wiſſen, was ſie wollen! — Auch ich weiſs beſtimmt, was ich will, aber es kommt nicht viel Grünes dabei heraus."

In Wandsbeck bezog Heine ein hübſch möblirtes Zimmer, das aber auf einen wüſten Hofraum hinausging, und deſſen nächſtes Gegenüber ein Schweinekoben war. Auch lag das Haus nicht an der Park- und Schloſsſeite, wo noch die ſchönſten Miethgelegenheiten freiſtanden, wo auch der alte Dichter Claudius gewohnt hatte, und wo man ſich mit zwei Schritten unter den Wipfeln des herrlichſten Buchenwäldchens befindet. Seinem Vorſatze gemäß, vergrub Heine ſich an dieſem melancholiſch ſtillen Orte in die tiefſte Einſamkeit, die nur ſelten durch einen Beſuch Lewald's, Wienbarg's oder Merckel's unterbrochen ward. Einmal kam ſein Freund Rudolf Chriſtiani aus Lüneburg herüber; ein andermal ſtellte ſich unerwartet der Baron Tjutſchew, den Heine in München kennen gelernt, auf der Durchreiſe nach St. Petersburg mit Frau und Schwägerin bei dem dichteriſchen Klausner ein, der für eine Weile den aufreibenden Genüſſen der Elbſtadt entflohen war. Mit welchen Gefühlen er der materiellen Proſa Hamburg's den Rücken gewandt haben mochte, verräth uns der Stoßſeufzer des nachſtehenden Liedes:

Daſs ich bequem verbluten kann,
Gebt mir ein edles, weites Feld!
O, laſſt mich nicht erſticken hier
In dieſer engen Krämerwelt!

Sie eſſen gut, ſie trinken gut,
Erfreun ſich ihres Maulwurfsglücks,
Und ihre Großmuth iſt ſo groß
Als wie das Loch der Armenbüchs.

Cigarren tragen ſie im Maul
Und in der Hoſentaſch' die Händ';
Auch die Verdauungskraft iſt gut —
Wer ſie nur ſelbſt verdauen könnt'!

Sie handeln mit den Spezerein
Der ganzen Welt, doch in der Luft,
Trotz allen Würzen, riecht man ſtets
Den faulen Schellfiſchſeelenduft.

O, daſs ich große Laſter ſäh',
Verbrechen, blutig, koloſſal —
Nur dieſe ſatte Tugend nicht,
Und zahlungsfähige Moral!

Ihr Wolken droben, nehmt mich mit,
Gleichviel nach welchem fernen Ort!
Nach Lappland oder Afrika,
Und ſei's nach Pommern — fort! nur fort!

O, nehmt mich mit — Sie hören nicht —
Die Wolken droben ſind ſo klug!
Vorüber reiſend dieſer Stadt,
Ängſtlich beſchleun'gen ſie den Flug.

Eine ähnliche miſsmuthige Stimmung, die aus Ekel und Überdruſs an den unfruchtbaren politiſchen und geſellſchaftlichen Zuſtänden Europas in den zwanziger Jahren hervorging, ſprach ſich auch in den Briefen Heine's an Varnhagen aus. „Wie trübe beginnt dieſes Jahr, wie beängſtigend!“ heißt es in einem Schreiben vom 3. Januar 1830. „Könnte man nur der Zeit entlaufen, wie man einem Ort entläuft. Ach, ich muß dies ganze Jahr ausdauern, ehe ich zu 1831 gelange!“ Die fieberhafte Unruhe, der zehrende Gram über die Langſamkeit der geſchichtlichen Bewegung brach bei den oberflächlichſten Anläſſen mit bitterer Gereiztheit hervor. „Dieſen Brief erhalten Sie vielleicht etwas ſpät, da er mit Buchhändlergelegenheit geht,“ ſchrieb Heine ein paar Monate ſpäter an Varnhagen***). „Es ſoll nun in Deutſchland Nichts ſchnell gehn, und ſelbſt die Begeiſtrung ſoll ſich nur im langſamen Schneckengang bewegen. Es hat gewiß ſein Gutes. Z. B. die franzöſiſche Revolution wäre nicht zu Stande gekommen, wenn die korreſpondierenden Jakobinerklubbs ſich langſamer Buchhändlergelegenheiten bedient hätten, wie die deutſchen Demagogen ... Ich habe ein wüſt liebloſes fatales Jahr verbracht. Möge meine Stimmung und Stellung ſich bald ändern! Hätte ich nicht wichtige Pflichten, die mich feſſeln, ich flöge davon! Ich fürchte nur, am Ende fallen mir noch gar die Federn aus und ich vermag alsdann nicht mehr davon zu fliegen, ſelbſt wenn ich mich dazu entſchlöſſe.“ Dies ſteigende Intereſſe an den politiſchen Ereigniſſen dokumentiert ſich am beſten in dem Umſtande, daß Heine während ſeines Aufenthaltes in Wandsbeck faſt ausſchließlich die Geſchichte der franzöſiſchen Revolution, die Werke von Thiers und Mignet und die Memoirenliteratur aus den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts, ſtudierte. Als Wienbarg eines Morgens zu ihm kam — der Dichter hatte Tags zuvor ſeine Wohnung verändert — fand er ihn ungewöhnlich blaß und leidend, die kleine weiße Hand an das ſeidene Kopftuch geſchmiegt. „Ich bin wie zerſchlagen!“ ſagte er. „Das hat man von Mignet und der franzöſiſchen Revolution. Ich las dieſe Nacht noch ſpät im Bette, nein, ich las nicht mehr, ich ſah die Geſtalten aus dem Mignet emporſteigen, die edeln Köpfe der Gironde und das Fallbeil, das ſie mit dumpfem Schlage vom Rumpfe trennt, und die heulende Volksmeute. Da ſah ich nieder, und mein Blick fällt auf die Bettſtelle, auf dieſe abſcheuliche rothe Bettſtelle, und ich komme mir vor, als liege ich auch ſchon auf der rothen Guillotine, und bin mit einem Satz aus dem Bett. Seitdem hab' ich kein Auge zugethan.“ — „Über Frankreich denk' ich Manches,“ heißt es bedeutungsvoll in einem Briefe an Varnhagen vom 5. April 1830***), „um ſo mehr, da ich dieſe Tage im Thiers las, daß der jetzige König und die Familie Polignac die Erſten geweſen ſind, die aus Frankreich emigrierten.“ In demſelben Briefe kommt Heine auf die Wirkung zu ſprechen, welche ſeine freiſinnigen Äußerungen über religiöſe Dinge in den „Reiſebildern“ auf das Publikum geübt. „Sehr viele freie Proteſtanten,“ verſichert er, „ſind enthuſiaſtiſch für mich geſtimmt, und ich ſehe ein, daſs ich mir unter dergleichen Leuten ſehr leicht eine Partei machen könnte. Man kann nicht wiſſen, welcher Gegenſatz durch Enthüllung jeſuitiſcher Ränke im proteſtantiſchen Deutſchland hervorgerufen wird, und da könnte es wohl geſchehen, daſs ich unter den evangeliſtiſchen Leuten einen Anhang bekäme. So Viel weiß ich, die Jeſuiten glauben, daſs ſie die proteſtantiſchen Pietiſten weit leichter gewinnen könnten, als die Denkgläubigen und Starkkirchlichen, und in dieſem Sinne (denn ſie irren ſich wirklich) unterſtützen und befördern ſie den Pietismus. Deſſen habe ich mich in Baiern überzeugt.“ Wir werden ſpäter ſehen, daſs der Gedanke an ein Bündnis der politiſchen Fortſchrittspropaganda mit dem freien Proteſtantismus bei Heine mehr als ein vorübergehender Einfall war, und daſs er ſehr gut wuſste, weshalb er bei ſeinen Verſuchen, den Franzoſen die Bedeutung der deutſchen Philoſophie zu erklären, ſich nicht ohne Oſtentation auf ſeine proteſtantiſche Qualität berief. Varnhagen erwies ihm daher gar keinen Gefallen, als er in ſeiner Biographie Zinzendorf's den ſektireriſchen Beſtrebungen der Herrnhuter eine unmotivierte Wichtigkeit beilegte, und er muſste ſich dafür von Heine ziemlich derb den Text leſen laſſen. „Ich kann den ſüßlich vermuſſten Betgrafen nun ein für alle Mal nicht ausſtehen,“ ſchrieb ihm der junge Kritiker 296), „und daſs Sie ihn ſo gut equipiert haben, verdrießt mich noch am meiſten. Er miſcht ſich in eine Geſellſchaft beſſerer Gefreundeten, die auf meinem Sofa Platz genommen, nämlich die Helden des Evangeliums, des Thiers, der engliſchen Revolution, Memoiren und Dergleichen, und da ſpielt er eine dämiſche Rolle. Warum ſollen wir den Pietiſten nicht die Schilderung ihrer Heroen ſelbſt überlaſſen? Mögen die Kreuzluftvöglein zuſehen, wie weit ſie mit ihrem frommen Gepiepe reichen, ob ſie mit all ihrer Liebe, Demuth, Gläubigkeit eine gute Biographie hervorbringen können. Nicht einmal das Nothwendigſte, nämlich den Schreibſtil, würden ſie erſchwingen, denn letzterer iſt nicht ohne Vernunftübung entſtehbar. Zinzendorf ſelbſt würde nicht ſo gut ſchreiben können, wenn er nicht nebenher ein bischen Filou geweſen wäre. Seine blinden Dupes werden nimmermehr einen vernünftigen Stil ſchreiben können. Ich ärgere mich, daſs Sie Zeit und köſtlichſtes Darſtellungstalent an das Unerſprießliche verſchwendet. Laſſt die Todten ihre Todten begraben, und die

Stillen ihre Stillen beſchreiben. Ein gutſchreibender Herrnhuter iſt aber gewiſs ein Heuchler; und in der That, die ganze Konſtitution jener leibigen Sekte iſt eine Beförderungsanſtalt für Heuchelei und Lüge. So weltdicht verſchloſſen gegen Luft und Freiheit konnte das Zinzendorf'ſche Gebäude nicht ſein, als daſs nicht die äußeren Einflüſſe der Umwelt alle denkliche Lügen darin erzeugen muſsten." — Neben der Verachtung jedes pfäffiſchen Obſkurantismus bildete ſich in Heine's Gemüth ein leidenſchaftlicher Adelshaſs aus, den er häufig auf ungerechteſte Weiſe, ſelbſt in ſeine perſönlichen Umgangsbeziehungen ſich einmiſchen ließ. Wir haben ſchon vernommen, mit welcher Bitterkeit ihn bei der Lektüre des Goethe-Schiller'ſchen Briefwechſels die ariſtokratiſche Geſinnung erfüllte, die ſich in Goethe's Urtheilen über die Lobredner der franzöſiſchen Revolution ausſprach. Der Freiherr Gaudy hatte ihm ſeine „Erato" mit einem freundlichen Begleitbriefe zugeſchickt; aber wiewohl Heine die meiſten Gedichte vortrefflich fand, zögerte er doch vier Monate mit der Antwort, — wie er an Varnhagen ſchrieb 266), „aus kleinlichem Unmuth gegen Alles, was nach Nobleſſe riecht." „So muſste eine liebe Freundin," heißt es im weiteren Verlauf des Briefes, „die ich wie meine Seele liebe, ſehr viel Murrſinn von mir ausſtehen, bloß weil ſie eine hannövriſche Komteſſe iſt und zu adligfatalſter Sippſchaft gehört. Das iſt die Krankheit, und deren ich mich ſchämen muſs. Denn z. B. jene Freundin tröſtete mich in einem Kummer, den ich der plebejiſchen Kanaille verdanke (viel häuslicher Kummer bedrückt mich), und der Baron Gaudy beſchämt mich durch einliegenden Brief, der das vorſichtig Verfänglichſte offen beantwortet." —

Von Ende Juni bis Ende Auguſt gebrauchte Heine wieder die Seebäder von Helgoland. Auf dem einſamen Meerfelſen überraſchte ihn die Kunde von der Julirevolution in Paris, die ihn aus ſeiner unproduktiven Stimmung in die fieberhafteſte Aufregung warf. Wir haben geſehen, wie das Miſsbehagen an den politiſchen Zuſtänden, das Gefühl der Überſättigung von Kunſt- und Literaturgeſchwätz, die ungeſtüme Sehnſucht nach einem beſchleunigten Gang der Ereigniſſe ſich in der letzten Zeit bei dem Dichter zur ſchärfſten Erbitterung ſteigerten, und wie ein Vorgefühl des heraufziehenden Sturmes ihn angetrieben hatte, ſeit Monaten ſich in die Geſchichte der Revolution von 1789 zu vertiefen. „Wie es Vögel giebt," ſchrieb er an Varnhagen 267), „die irgend eine phyſiſche Revolution, etwa Gewitter, Erdbeben, Überſchwemmungen, vorausahnen, ſo giebt's Menſchen, denen die ſocialen Revolutionen ſich im Gemüth voraus ankündigen, und denen es dabei lähmend, betäubend und ſeltſam ſtockend zu Muthe wird. So erkläre ich mir meinen diesjährigen Zuſtand bis zum Ende Juli. Ich befand mich friſch und geſund, und konnte Nichts treiben als Revolutionsgeſchichte, Tag und Nacht. Zwei Monate badete ich in Helgoland, und als die Nachricht der großen Woche dort anlangte, war's mir, als verſtände ſich Das von ſelbſt, als ſei es nur eine Fortſetzung meiner Studien." In den Briefen aus Helgoland, die er ſeiner Denkſchrift über Börne eingefügt, ſchildert Heine noch draſtiſcher die hoffnungslos niedergedrückte Stimmung, welche der Julirevolution voranging, und die freudige Begeiſterung, zu welcher ihn die Kunde von dem großen Ereignis entflammte 200): „Ich ſelber bin dieſes Guerillakrieges müde und ſehne mich nach Ruhe, wenigſtens nach einem Zuſtand, wo ich mich meinen natürlichen Neigungen, meiner träumeriſchen Art und Weiſe, meinem phantaſtiſchen Sinnen und Grübeln ganz feſſellos hingeben kann. Welche Ironie des Geſchickes, daß ich, der ich mich ſo gerne auf die Pfühle des ſtillen beſchaulichen Gemüthslebens bette, daß eben ich dazu beſtimmt war, meine armen Mitdeutſchen aus ihrer Behaglichkeit hervorzugeißeln und in die Bewegung hinein zu hetzen! Ich, der ich mich am liebſten damit beſchäftige, Wolkenzüge zu beobachten, metriſche Wortzauber zu erklügeln, die Geheimniſſe der Elementargeiſter zu erlauſchen, und mich in die Wunderwelt alter Märchen zu verſenken — ich mußte politiſche Annalen herausgeben, Zeitintereſſen vortragen, revolutionäre Wünſche anzetteln, die Leidenſchaften aufſtacheln, den armen deutſchen Michel beſtändig an der Naſe zupfen, daß er aus ſeinem geſunden Rieſenſchlaf erwache . . . Freilich, ich konnte dadurch bei dem ſchnarchenden Giganten nur ein ſanftes Nieſen, keineswegs aber ein Erwachen bewirken . . . Und riß ich auch heftig an ſeinem Kopfkiſſen, ſo rückte er es ſich doch wieder zurecht mit ſchlaftrunkener Hand . . . Einſt wollte ich aus Verzweiflung ſeine Nachtmütze in Brand ſtecken, aber ſie war ſo feucht von Gedankenſchweiß, daß ſie nur gelinde rauchte . . . und Michel lächelte im Schlummer. — Ich bin müde und lechze nach Ruhe. Ich werde mir ebenfalls eine deutſche Nachtmütze anſchaffen und über die Ohren ziehen. Wenn ich nur wüßte, wo ich jetzt mein Haupt niederlegen kann. In Deutſchland iſt es unmöglich. Jeden Augenblick würde ein Polizeidiener heran kommen und mich tüchtig rütteln, um zu erproben, ob ich wirklich ſchlafe; ſchon dieſe Idee verdirbt mir alles Behagen. Aber in der That, wo ſoll ich hin?

Wieder nach Süden? Nach dem Lande, wo die Citronen blühen und die Goldorangen? Ach! vor jedem Citronenbaum ſteht dort eine öſtreichiſche Schildwache, und donnert dir ein ſchreckliches „Wer da!“ entgegen. Oder ſoll ich nach Norden? Etwa nach Nordoſten? Ach, die Eisbären ſind jetzt gefährlicher als je, ſeitdem ſie ſich civiliſieren und Glacéhandſchuhe tragen. Oder ſoll ich wieder nach dem verteufelten England, wo ich nicht in effigie hängen, wie viel weniger in Perſon leben möchte! Nimmermehr nach dieſem ſchnöden Lande, wo die Maſchinen ſich wie Menſchen und die Menſchen wie Maſchinen gebärden . . . Auch in Frankreich ſoll es jetzt ſchlecht ausſehen, und die große Retirade hat kein Ende. Die Jeſuiten florieren dort und ſingen Triumphlieder. Die dortigen Machthaber ſind dieſelben Thoren, denen man bereits vor fünfzig Jahren die Köpfe abgeſchlagen. Was half's! ſie ſind dem Grabe wieder entſtiegen, und jetzt iſt ihr Regiment noch thörichter als früher . . . Oder ſoll ich nach Amerika, nach dieſem ungeheuren Freiheitsgefängnis, wo die unſichtbaren Ketten mich noch ſchmerzlicher drücken würden, als zu Hauſe die ſichtbaren, und wo der widerwärtigſte aller Tyrannen, der Pöbel, ſeine rohe Herrſchaft ausübt! Du weißt, wie ich über dieſes gottverfluchte Land denke, das ich einſt liebte, als ich es nicht kannte . . . Und doch muß ich es öffentlich loben und preiſen, aus Metierpflicht . . . Ihr lieben deutſchen Bauern! geht nach Amerika! dort giebt es weder Fürſten noch Adel, alle Menſchen ſind dort gleich, gleiche Flegel — mit Ausnahme freilich einiger Millionen, die eine ſchwarze oder braune Haut haben und wie die Hunde behandelt werden! . . . O Freiheit, du biſt ein böſer Traum!“ — „Überall herrſchte eine dumpfe Ruhe,“ heißt es in der 1855 geſchriebenen Vorrede zur franzöſiſchen Ausgabe der Helgolander Briefe***). „Die Sonne warf elegiſche Strahlen auf den breiten Rücken der deutſchen Geduld. Kein Windhauch bewegte den friedlichen Wetterhahn auf unſeren frommen Kirchthürmen. Hoch oben auf einem einſamen Felſen ſaß ein Sturmvogel, aber er ließ ſchläfrig ſein Gefieder hängen und ſchien ſelbſt zu glauben, daß er ſich getäuſcht habe, und daß ſo bald kein Orkan losbrechen werde. Er war recht traurig und ſchier muthlos geworden, er, welcher kurz vorher ſo mächtig und geräuſchvoll die Lüfte durchflogen und dem guten Deutſchland alle möglichen Stürme verkündet. — Plötzlich zuckte im Weſten ein Blitz über den Himmel, ein Donnerſchlag folgte und ein ſchreckliches Krachen, als wäre das Ende der Welt erſchienen. — Bald kamen in der That die Berichte von der großen

Kataſtrophe, von den drei Tagen in Paris, wo abermals die Sturmglocke des Volkszornes erſcholl. Man glaubte ſchon in der Ferne die Trompete des jüngſten Gerichts zu vernehmen.“ Die trübſinnige Niedergeſchlagenheit hatte ein Ende, und mit fröhlichem Vertrauen blickte der Dichter in die Zukunft. Enthuſiaſtiſche Rhapſodieen entſtrömten ſeiner Seele, jauchzend rief er aus **): „Lafayette, die dreifarbige Fahne, die Marſeillaiſe ... Ich bin wie berauſcht. Kühne Hoffnungen ſteigen leidenſchaftlich empor, wie Bäume mit goldenen Früchten und wilden, wachſenden Zweigen, die ihr Laubwerk weit ausſtrecken bis in die Wolken ... Die Wolken aber im raſchen Fluge entwurzeln dieſe Rieſenbäume und jagen damit von dannen. Der Himmel hängt voller Violinen. Das iſt ein beſtändiges Geigen da droben in himmelblauer Freudigkeit, und Das klingt aus den ſmaragdenen Wellen wie heiteres Mädchengekicher. Unter der Erde aber kracht es und klopft es, der Boden öffnet ſich, die alten Götter ſtrecken daraus ihre Köpfe hervor, und mit haſtiger Verwunderung fragen ſie: „Was bedeutet der Jubel, der bis ins Mark der Erde drang? Was giebt's Neues? Dürfen wir wieder hinauf?“ Nein, ihr bleibt unten in Nebelheim, wo bald ein neuer Todesgenoſſe zu euch hinabſteigt ... „Wie heißt er?“ Ihr kennt ihn gut, der euch einſt hinabſtieß in das Reich der ewigen Nacht ... Pan iſt todt! — Lafayette, die dreifarbige Fahne, die Marſeillaiſe ... Fort iſt meine Sehnſucht nach Ruhe. Ich weiß jetzt wieder, was ich will, was ich ſoll, was ich muß. Ich bin der Sohn der Revolution und greife wieder zu den gefeiten Waffen, worüber meine Mutter ihren Zauberſegen ausgeſprochen ... Blumen! Blumen! Ich will mein Haupt bekränzen zum Todeskampf. Und auch die Leier, reicht mir die Leier, damit ich ein Schlachtlied ſinge ... Worte gleich flammenden Sternen, die aus der Höhe herabſchießen und die Paläſte verbrennen und die Hütten erleuchten ... Worte gleich blanken Wurfſpeeren, die bis in den ſiebenten Himmel hinaufſchwirren und die frommen Heuchler treffen, die ſich dort eingeſchlichen ins Allerheiligſte ... Ich bin ganz Freude und Geſang, ganz Schwert und Flamme!“

Aber dem feurigen Rauſch der Begeiſterung ſollte nur zu bald die kühle Ernüchterung folgen. Gegen Ende Auguſt nach Hamburg zurückgekehrt, erlebte Heine dort alsbald die rohen Exceſſe der Judenkrawalle, mit denen der Hamburger vornehme und geringe Pöbel ſeine Nachfeier der Julirevolution beging. Hier galt es nicht, wie in Braunſchweig, das ruhmvolle Beiſpiel der Franzoſen durch Fortjagung eines verhaßten, Recht und Geſetz verhöhnenden Regenten nachzuahmen, ſondern an einer harmloſen Klaſſe von Mitbürgern ſein tolles Müthchen zu kühlen. Das mittelalterliche Vorurtheil gegen die Juden, welches den Letzteren in Hamburg nicht bloß, wie in den übrigen deutſchen Ländern, den Zutritt zu Staatsämtern, Advokaturgeſchäften, Innungen und Zünften verwehrte, ſondern ihnen auch die geſellſchaftliche Gleichſtellung miſsgönnte, wollte ſein Opfer haben. Auf getroffene Verabredung beſchloſs man, an einem Septemberabend mit dem Glockenſchlag Neun Alles, was eine jüdiſche Phyſiognomie trug, aus den öffentlichen Lokalen der Stadt, vorzugsweiſe aus den Alſter- und Elbpavillons, hinauszuwerfen. Nur den getauften Söhnen Iſrael's wurde geſtattet, ſich durch Herbeiholung ihres Taufſcheins zu legitimieren. Am folgenden Tage wiederholten ſich die ſchändlichen Demonſtrationen; kein Bekenner des moſaiſchen Glaubens durfte ſich ohne Lebensgefahr auf der Straße blicken laſſen oder Licht in ſeiner Wohnung anzünden, als der Pöbel durch die Gaſſen raſte; viele Judenhäuſer wurden demoliert, und ſelbſt das ſtattliche Haus Salomon Heine's am Jungfernſtieg entging, trotz der Popularität, deren ſich der Millionär bei allen Schichten der Bevölkerung erfreute, mit genauer Noth dem Steinhagel, der ſeine Fenſterſcheiben bedrohte. Vergebens ſuchte die Polizei dem Unfug zu ſteuern, die Tumultanten zogen mit lärmendem Geſchrei vor das Stadthaus, und warfen auch dort alle Scheiben ein. Man ließ dem Volke ſein Spiel, und am andern Morgen in aller Frühe waren die Scheiben wieder eingeſetzt. Der Senat publicierte jetzt das Tumult-Mandat, das hanſeatiſche Kontingent und die Bürgerwehr wurden aufgeboten, und ohne einen Schwertſtreich gelang es, die Ordnung wieder herzuſtellen. Wienbarg erzählt ein Witzwort, das Heine bei dieſer Gelegenheit ſprach. Beiderlei Truppen erhielten, während ſie auf der Straße kampieren muſsten, eine Stärkung an Brot, Käſe ꝛc. Heine behauptete, die Hanſeaten hätten Schweizer Käſe, die Bürgerſoldaten holländiſchen bekommen.

Aber ſo ſehr Heine über dies klägliche Nachſpiel der Julitage entrüſtet war, das, wie er an Varnhagen ſchrieb[211]), „einem minder ſtarken Herzen wohl das Schönſte verleiden konnte," ließ er ſich durch die Hamburger Ereigniſſe doch nicht abhalten, in hoffnungsfreudigſter Stimmung ein Buch raſch zu vollenden, das ſofort nach ſeiner Rückkehr aus dem Seebade begonnen, und auf eine unmittelbare Förderung der Zeitintereſſen berechnet war. Die „Nachträge zu den Reiſebildern," welche Anfangs Januar 1831 erſchienen, waren zum Theil freilich aus alten Materialien zuſammengeſtellt; aber die „Engliſchen Fragmente“, die zuerſt in den „Politiſchen Annalen“ gedruckt worden, erhielten durch Hinzufügung der Schluſsphantaſie: „Die Befreiung“ direkten Bezug auf die Julirevolution, und „Die Stadt Lucca,“ welche ſich den „Bädern von Lucca“ anſchlieſst, ward, mit Ausnahme der Eingangskapitel, erſt im Sommer und Herbſt 1830 geſchrieben[272]). Unter der irrigen Vorausſetzung, daſs in Sachſen die Cenſur nachſichtiger als in Hamburg ſei, hatte Campe das Manuſkript zum Drucke nach Leipzig geſandt; aber bald wurde ihm die Nachricht, daſs auch dort die Julirevolution Nichts an den alten Preſschikanen geändert habe, und Heine muſste, wie er ſich ausdrückt, „noch einige Arien einlegen und noch ein Finale ſchreiben,“ um die vorſchriftsmäſsigen zwanzig Bogen zu füllen. Religiöſe und politiſche Freiheit ſind das ſtets wiederkehrende Grundthema, über welches der Dichter in dieſem Buche, zuweilen mit lachenden Spä̈ſsen, meiſt aber mit würdevollem Ernſte, phantaſiert; und zwar dient ihm Italien vorherrſchend, um die Miſsbräuche einer zu todtem Buchſtabendienſt erſtarrten Religion, — England, um die Gefahren einer falſch verſtandenen, ariſtokratiſch verklauſulierten Freiheit ins Licht zu ſtellen. „Das Buch iſt vorſätzlich ſo einſeitig,“ bemerkt Heine in einem Briefe an Varnhagen[273]). „Ich weiſs ſehr gut, daſs die Revolution alle ſocialen Intereſſen umfaſst, und Adel und Kirche nicht ihre einzigen Feinde ſind. Aber ich habe, zur Feſtlichkeit, die Letzteren als die einzig verbündeten Feinde dargeſtellt, damit ſich der Ankampf konſolidiere. Ich ſelbſt haſſe die aristocratie bourgeoise noch mehr. — Wenn mein Buch dazu beiträgt, in Deutſchland, wo man ſtockreligiös iſt, die Gefühle in Religionsmaterien zu emancipieren, ſo will ich mich freuen, und das Leid, das mir durch das Geſchrei der Frommen bevorſteht, gern tragen.“ — „Das Buch iſt ſtärker im Ausdruck als im Ausgedrückten,“ heiſst es in einem der nächſten Briefe[274]), „es iſt nur agitatoriſch, und ich brauche den Text nicht zu fürchten, wenn man mir was anhaben will. Nur, fürchte ich, wird man ſich hinter die Kleriſei verſtecken und das Buch im Namen der Religion zu verrufen ſuchen. Geſchieht Das — nun freilich, dann gebe ich die ganze Partitur der groſsen Oper.“

In der That entſpricht der Charakter der „Nachträge zu den Reiſebildern“ vollſtändig der Tendenz, welche Heine in dieſen Worten ankündigt. Trotz aller loſen Spöttereien über Dogmen und Prieſterlug, trotz aller ſcharfen Befehdung der privilegierten Adelskaſte, die ſich zwiſchen Fürſt und

Volk geſtellt, iſt der Verfaſſer im Grunde ſeines Herzens weder ein Feind des Altars, noch des Thrones. Wir haben in der That keine Urſache, ſeiner Verſicherung zu mißtrauen[275]): „Ich ehre die innere Heiligkeit jeder Religion und unterwerfe mich den Intereſſen des Staates. Wenn ich auch dem Anthropomorphismus nicht ſonderlich huldige, ſo glaube ich doch an die Herrlichkeit Gottes, und wenn auch die Könige ſo thöricht ſind, dem Geiſte des Volkes zu widerſtreben, ſo bleibe ich doch meiner innerſten Überzeugung nach ein Anhänger des Königthums, des monarchiſchen Princips.“ Um ſo nachdrücklicher erhebt Heine ſeine Stimme wider jede Verbündung der geiſtlichen und weltlichen Gewalt zur Unterdrückung der religiöſen und politiſchen Freiheit. „Eben weil ich ein Freund des Staats und der Religion bin,“ ſagt er[276]), „haſſe ich jene Mißgeburt, die man Staatsreligion nennt, jenes Spottgeſchöpf, das aus der Buhlſchaft der weltlichen und geiſtlichen Macht entſtanden, jenes Maulthier, das der Schimmel des Antichriſts mit der Eſelin Chriſti gezeugt hat. Gäbe es keine ſolche Staatsreligion, keine Bevorrechtung eines Dogmas und eines Kultus, ſo wäre Deutſchland einig und ſtark und ſeine Söhne wären herrlich und frei. So aber iſt unſer armes Vaterland zerriſſen durch Glaubenszwieſpalt, das Volk iſt getrennt in feindliche Religionsparteien, proteſtantiſche Unterthanen hadern mit ihren katholiſchen Fürſten oder umgekehrt, überall Mißtrauen ob Kryptokatholicismus oder Kryptoproteſtantismus, überall Verketzerung, Geſinnungsſpionage, Pietismus, Myſticismus, Kirchenzeitungsſchnüffeleien, Sektenhaß, Bekehrungsſucht, und während wir über den Himmel ſtreiten, gehen wir auf Erden zu Grunde. Ein Indifferentismus in religiöſen Dingen wäre vielleicht allein im Stande uns zu retten, und durch Schwächerwerden im Glauben könnte Deutſchland politiſch erſtarken.“ Heine entwickelt ſodann, wie es für die Religion, für ihr heiliges Weſen, eben ſo verderblich ſei, wenn der Staat ihre Diener mit beſonderen Privilegien bekleide, und die Religion zu politiſchen Zwecken mißbraucht werde: „Wie den Gewerben, iſt auch den Religionen das Monopolſyſtem ſchädlich, durch freie Konkurrenz bleiben ſie kräftig, und ſie werden erſt dann zu ihrer urſprünglichen Herrlichkeit wieder erblühen, ſobald die politiſche Gleichheit der Gottesdienſte, ſo zu ſagen die Gewerbefreiheit der Götter, eingeführt wird. Die edelſten Menſchen in Europa haben es längſt ausgeſprochen, daß Dieſes das einzige Mittel iſt, die Religionen vor gänzlichem Untergang zu bewahren; doch die Diener derſelben werden eher den Altar ſelbſt aufopfern, als daß ſie von Dem, was darauf geopfert wird, das Mindeſte verlieren möchten; ebenſo wie der Adel eher den Thron ſelbſt und Höchſtdenjenigen, der hochdarauf ſitzt, dem ſicherſten Verderben überlaſſen würde, als daß er mit ernſtlichem Willen die ungerechteſte ſeiner Gerechtſame aufgäbe. Iſt doch das affektierte Intereſſe für Thron und Altar nur ein Poſſenſpiel, das dem Volke vorgegaukelt wird! . . . Ob der liebe Gott es noch lange dulden wird, daß die Pfaffen einen leidigen Popanz für ihn ausgeben und damit Geld verdienen, Das weiß ich nicht; — wenigſtens würde ich mich nicht wundern, wenn ich mal im „Hamb. Unpart. Korreſpondenten“ läſe, daß der alte Jehova Jedermann warne, keinem Menſchen, es ſei wer es wolle, nicht einmal ſeinem Sohne, auf ſeinen Namen Glauben zu ſchenken. Überzeugt bin ich aber, wir werden's mit der Zeit erleben, daß die Könige ſich nicht mehr hergeben wollen zu einer Schaupuppe ihrer adligen Verächter, daß ſie die Etiketten brechen, ihren marmornen Buden entſpringen und unwillig von ſich werfen den glänzenden Plunder, der dem Volke imponieren ſollte, den rothen Mantel, der ſcharfrichterlich abſchreckte, den diamantenen Reif, den man ihnen über die Ohren gezogen, um ſie den Volksſtimmen zu verſperren, den goldenen Stock, den man ihnen als Scheinzeichen der Herrſchaft in die Hand gegeben — und die befreiten Könige werden frei ſein wie andere Menſchen, und frei unter ihnen wandeln, und frei fühlen und frei heirathen, und frei ihre Meinung bekennen, und Das iſt die Emancipation der Könige. — Was bleibt aber den Ariſtokraten übrig, wenn ſie der gekrönten Mittel ihrer Subſiſtenz beraubt werden, wenn die Könige ein Eigenthum des Volkes ſind, und ein ehrliches und ſicheres Regiment führen durch den Willen des Volks, der alleinigen Quelle aller Macht? Was werden die Pfaffen beginnen, wenn die Könige einſehen, daß ein bischen Salböl keinen menſchlichen Kopf guillotinenfeſt machen kann, eben ſo wie das Volk täglich mehr und mehr einſieht, daß man von Oblaten nicht ſatt wird? Nun freilich, da bleibt der Ariſtokratie und der Kleriſei Nichts übrig als ſich zu verbünden, und gegen die neue Weltordnung zu kabalieren und zu intrigieren. — Vergebliches Bemühen! Eine flammende Rieſin, ſchreitet die Zeit ruhig weiter, unbekümmert um das Gekläffe biſſiger Pfäffchen und Junkerlein da unten.“ —

In dem „Geſpräch auf der Themſe und dem Schlußkapitel der „Engliſchen Fragmente“ führt Heine den früher ſchon in der Betrachtung auf dem Schlachtfelde von Marengo angedeuteten Gedanken weiter aus, daß die

Freiheit die Religion der neuen Zeit ſei, die den Glauben an die alten Götter verloren und nicht Phantaſie genug habe, neue Götter zu erſchaffen[277]): „Alle Kraft der Menſchenbruſt wird jetzt zu Freiheitsliebe, und die Freiheit iſt vielleicht die Religion der neuen Zeit und es iſt wieder eine Religion, die nicht den Reichen gepredigt wurde, ſondern den Armen, und ſie hat ebenfalls ihre Evangeliſten, ihre Märtyrer und ihre Iſchariots ... Wenn Chriſtus auch nicht der Gott dieſer Religion iſt, ſo iſt er doch ein Hoherprieſter derſelben, und ſein Name ſtrahlt beſeligend in die Herzen der Jünger. Die Franzoſen ſind aber das auserleſene Volk der neuen Religion, in ihrer Sprache ſind die erſten Evangelien und Dogmen verzeichnet, Paris iſt das neue Jeruſalem, und der Rhein iſt der Jordan, der das geweihte Land der Freiheit trennt von dem Lande der Philiſter.“ Derſelben enthuſiaſtiſchen Hinweiſung auf Frankreich und die franzöſiſche Revolution begegnen wir mehrfach in den „Nachträgen zu den Reiſebildern,“ vor Allem in dem Abſchnitte: „Die Befreiung,“ welchem die eben angeführten Worte entnommen ſind. Es wird dort[278]) in einem geiſtvollen Rückblick auf die Entwicklungsgeſchichte der Menſchheit die Anſicht aufgeſtellt, daß Ägypten zuerſt jenes privilegierte Kaſtenthum, jene geiſtliche und weltliche Hierarchie hervorgebracht habe, die ſpäter als Verbindung der katholiſchen Kirche und des Feudaladels ganz Europa in Knechtſchaft erhielt, und deren unheilvolle Macht erſt ſeit Erfindung der Buchdruckerkunſt und des Pulvers allmählich gebrochen ward. „Die früheren Beſtrebungen, die wir in der Geſchichte der lombardiſchen und toskaniſchen Republiken, der ſpaniſchen Kommünen und der freien Städte in Deutſchland und anderen Ländern erkennen, verdienen nicht die Ehre, eine Volkserhebung genannt zu werden; es war kein Streben nach Freiheit, ſondern nach Freiheiten, kein Kampf für Rechte, ſondern für Gerechtſame; Korporationen ſtritten um Privilegien, und es blieb Alles in den feſten Schranken des Gilden- und Zunftweſens. Erſt zur Zeit der Reformation wurde der Kampf von allgemeiner und geiſtiger Art, und die Freiheit wurde verlangt, nicht als ein hergebrachtes, ſondern als ein urſprüngliches, nicht als ein erworbenes, ſondern als ein angeborenes Recht. Da wurden nicht mehr alte Pergamente, ſondern Principien vorgebracht; und der Bauer in Deutſchland und der Puritaner in England beriefen ſich auf das Evangelium, deſſen Ausſprüche damals an Vernunft Statt galten, ja noch höher galten, nämlich als eine geoffenbarte Vernunft Gottes. Da ſtand deutlich ausgeſprochen, daß die Menſchen von gleich edler Geburt ſind, daſs hochmüthiges Beſſerdünken verdammt werden muſs, daſs der Reichthum eine Sünde iſt, und daſs auch die Armen berufen ſind zum Genuſſe in dem ſchönen Garten Gottes, des gemeinſamen Vaters." Aber in Deutſchland ſiegte die hohe Jagd des Adels über die Gleichheitslehre der Bauernrevolution, und auch in Großbritanien wurde die religiöſe und politiſche Reformation nur zur Hälfte vollbracht, keine geſellſchaftliche Umwälzung fand ſtatt, es wurden nur neue liberale Flicken auf das alte Staatskleid geſetzt. Erſt die Bergprediger, welche von der Höhe des Konvents zu Paris ein dreifarbiges Evangelium herabpredigten, haben, in Übereinſtimmung mit den Anſichten jenes älteren Bergpredigers, der gegen die Ariſtokratie von Jeruſalem geſprochen, mit Erfolg der Menſchheit klar gemacht, daſs nicht bloß die Form des Staates, ſondern das ganze geſellſchaftliche Leben, nicht geflickt, ſondern neu umgeſtaltet, neu begründet, ja neu geboren werden ſollte. „Ich ſpreche," ſo ſchließt Heine dieſe geſchichtsphiloſophiſche Entwicklung, „von der franzöſiſchen Revolution, jener Weltepoche, wo die Lehre der Freiheit und Gleichheit ſo ſiegreich emporſtieg aus jener allgemeinen Erkenntnisquelle, die wir Vernunft nennen, und die als eine unaufhörliche Offenbarung, welche ſich in jedem Menſchenhaupte wiederholt und ein Wiſſen begründet, noch weit vorzüglicher ſein muſs als jene überlieferte Offenbarung, die ſich nur in wenigen Auserleſenen bekundet und von der großen Menge nur geglaubt werden kann. Dieſe letztgenannte Offenbarungsart, die ſelbſt ariſtokratiſcher Natur iſt, vermochte nie die Privilegienherrſchaft, das bevorrechtete Kaſtenweſen, ſo ſicher zu bekämpfen, wie es die Vernunft, die demokratiſcher Natur iſt, jetzt bekämpft. Die Revolutionsgeſchichte iſt die Kriegsgeſchichte dieſes Kampfes, woran wir Alle mehr oder minder theilgenommen; es iſt der Todeskampf mit dem Ägyptenthum."

Denen, welche ſo raſch bei der Hand ſind, unſerm Dichter wegen ſeiner Bewunderung der Franzoſen und wegen ſeines Lobpreiſens der franzöſiſchen Revolution eine unpatriotiſche Geſinnung vorzuwerfen, möchten wir doch vor Allem ins Gedächtnis rufen, daſs das Erwachen des politiſchen Lebens in Deutſchland eben ſeit der Julirevolution datiert, deren Kanonen uns zuerſt aus dem wüſten Schlafe der Reſtaurationszeit wirkſam emporſcheuchten. Die Schriftſteller, deren Begeiſtrung ſich an den Ereigniſſen der großen Woche von Paris entzündete, unternahmen ein verdienſtliches Werk, indem ſie ihren thatendurſtigen Enthuſiasmus dem Volke dieſſeit des

Rheines mitzutheilen ſuchten und ihm das an der Seine gegebene Beiſpiel zur Nacheiferung empfahlen. Das haben auch die wahren Freunde des Fortſchritts und der Freiheit damals ſehr wohl begriffen, und nicht ſie waren es, von denen die Verdächtigung der patriotiſchen Geſinnung eines Heine oder Börne ausging. Selbſt der grimmige Wolfgang Menzel, welcher einige Jahre nachher ſo kreiſchend in das Horn des Franzoſenhaſſes ſtieß, ſchmückte derzeit noch die Namen Beider in ſeinem „Literaturblatte" bei Beſprechung ihrer neueſten Schriften mit Lorberkränzen und belobte ihren männlichen Muth und die aufregende Kraft ihrer Worte. Nicht einmal an dem Napoleonkultus Heine's nahm Menzel damals Anſtoß; mit Behagen druckte er im Gegentheil Deſſen boshafte Charakteriſtik des Herzogs von Wellington ab, welche mit den Worten ſchließt: „Daneben denke man ſich das Bild Napoleon's, jeder Zoll ein Gott!" — und er fügte ſogar die anerkennende Bemerkung hinzu 279): „Dieſe Charakteriſtik eines Mannes iſt zugleich die des ganzen Zeitalters, deſſen Abgott er geweſen. Alles war falſch, unecht, die Begeiſterung, der Sieg, der Frieden. Nichts Wahres in der ganzen Zeit ſeit Napoleon's Sturz, als die Lüge!"

So Viel ging aus den „Nachträgen zu den Reiſebildern" hervor: wie die Zeit ſelber, war auch Heine, der ihr Leben in tiefſter Bedeutung zu erfaſſen ſtrebte, durch die Julirevolution ernſter geworden, und beſchäftigte ſich nachdenklicher mit den großen Fragen der Gegenwart, die er in ſeinen früheren Schriften meiſt nur oberflächlich und mit keck umhertaſtender Neugier geſtreift hatte. Das politiſche Intereſſe trat mehr und mehr in den Vordergrund, die behagliche Stille des rein poetiſchen Schaffens war auf Nimmerwiederkehr entwichen. Die ſchönen Gedichte des „Neuen Frühlings," welche Heine im Spätherbſt 1830 auf Anregung Albert Methfeſſel's ſchrieb, der ihn um einen zur Kompoſition geeigneten Liedercyklus erſucht hatte, waren gleichſam ein letzter zärtlicher Scheidekuß der aus dem Schlachtlärm des Tages angſtvoll entfliehenden Muſe ſeiner Jugendzeit. Die „Kunſtperiode," wie er ſelbſt die ablaufende Literaturepoche getauft hatte, ging zu Ende, die Revolution hielt ihren Einzug in die Häupter und Herzen der Schriftſteller des neuen Zeitraums, und der Dichter und ihres Publikums bemächtigte ſich faſt eine Abneigung gegen die ſtreng geſchloſſene Kunſtform der gebundenen Rede. „Es will mich bedünken," ſagte Heine einige Jahre ſpäter 280), „als ſei in ſchönen Verſen allzu viel gelogen worden und die Wahrheit ſcheue ſich, in metriſchen Gewanden zu erſcheinen." Das leidenſchafterfüllte Gemüth ſehnte ſich, in unverhüllter Nacktheit das Programm des Kampfes auszuſprechen, der vielleicht auch in Deutſchland nicht mehr allein mit geiſtigen Waffen auszufechten war. Konnte nicht auch uns das Schickſal Frankreichs bereitet ſein? Wenn dort ein Polignac nur das Geiſtermordgeſetz ſeiner Preßordonnanzen zu promulgieren brauchte, um eine Revolution hervorzubringen, und nach drei heldenmüthigen Tagen die Knechtſchaft mit ihren rothen Schergen und weißen Lilien zu Boden geſchleudert zu ſehn: warum ſollte Deutſchland für immer ſeine Ketten tragen? Hatte doch das halbzertretene Polen ſich eben wieder in blutigem Aufſtand erhoben, um ein unerträglich gewordenes Joch zu zertrümmern — warum ſollte die deutſche Geduld nicht endlich auch einmal reißen? Und muſſte die Revolution in Deutſchland nicht einen um ſo gewaltthätigeren Charakter annehmen, je despotiſcher es den Schriftſtellern verwehrt wurde, die wichtigſten Fragen des Staates und der Geſellſchaft in der Preſſe zu diskutieren, den Samen der Intelligenz und politiſchen Bildung in die Herzen des Volkes zu ſtreun? Solche Fragen waren es, auf welche Heine in der Einleitung antwortete, die er im März 1831 zu der Broſchüre Robert Weſſelhöft's: „Kahldorf über den Adel" ſchrieb. Er deutete warnend hin auf die Schreckensherrſchaft von 1792, er erinnerte daran, wie „dort, wo die Ideenguillotine gewirthſchaftet, bald auch die Menſchencenſur eingeführt worden ſei, und wie derſelbe Sklave, der die Gedanken hinrichtete, ſpäter mit derſelben Gelaſſenheit ſeinen eigenen Herrn ausſtrich aus dem Buche des Lebens." Und wie einſt in Frankreich, ſo könne jetzt auch in Deutſchland „die bürgerliche Gleichheit" das erſte Loſungswort der Revolution werden, von der Preßfreiheit aber ſei es abhängig, ob dieſe Frage durch ruhige Erörterung friedlich geſchlichtet, oder von einer blinden Menge mit ungeſtümer Wildheit gelöſt werden ſolle. Die Broſchüre, welcher Heine dieſe kraftvolle Einleitung mit auf den Weg gab, war eine Abfertigung der im Jahre 1830 erſchienenen Schrift des Grafen Magnus von Moltke: „Über den Adel und deſſen Verhältnis zum Bürgerſtande." Mit überlegener Feinheit und treffender Schärfe der Argumente beſtritt der pſeudonyme Verfaſſer die Rechtsanſprüche des Adels, für welche der hochgeborene Kämpe in die Schranken geſprengt war. Die Briefe Kahldorf's wieſen nach, daß, wenn im Kampfe der Monarchie und Demokratie die Wagſchalen ſchwanken, jedenfalls die Ariſtokratie in neuerer Zeit faſt all ihr Gewicht verloren habe und immer mehr verliere. Das neuere Heerweſen habe die Macht, das neuere Geldweſen den Reichthum, die neuere Kultur das abergläubiſche Vorurtheil zerſtört, worauf im Mittelalter der Adel ſeine Privilegien gründete. Auf allen Gebieten des Wiſſens, der Kunſt, des Erwerbs und des öffentlichen Lebens habe das Bürgerthum dem Adel längſt den Rang abgelaufen, und wenn der Geiſt der Ahnen noch in den Ruinen ihrer alten Burgen umgehe, ſo gewahre er mit Staunen, wie deren höchſte Thürme der junge Eichwald überrage. Nicht ſo kühl und gemäßigt, wie der Verfaſſer des „Kahldorf," der ſpäter kurze Zeit in großherzoglich weimariſchen Staatsdienſten ſtand, ſich 1838 durch Abfaſſung der Streitſchrift „Berlin und Rom" an dem durch die Kölner Wirren hervorgerufenen Broſchürenkampfe betheiligte, und dann in Amerika verſchollen iſt, vermochte Heine die Prätenſionen einer Ariſtokratie zu beſprechen, die er in allen Ländern zur Ausrottung der liberalen Ideen verbündet ſah, und an deren Spitze er jetzt denſelben Zar Nikolaus erblickte, den er noch jüngſt irrthümlich für den Gonfaloniere der Freiheit gehalten. War es ihm doch, während er ſeine Einleitung zu den Kahldorf'ſchen Briefen ſchrieb, als ſpritze das Blut von Warſchau bis auf ſein Papier, und als höre er die Trompeten der „Berliner Ukaſuiſten und Knutologen" zu einem neuen Feldzuge gegen Frankreich blaſen, um der Idee eines „Bürgerkönigs ohne Hofetikette, ohne Edelknechte, ohne Kurtiſanen, ohne Kuppler, ohne diamantene Trinkgelder und ſonſtige Herrlichkeit" den Garaus zu machen! Da galt es zu warnen und zu wecken auf jede Gefahr, und Heine ſchleuderte ſo blitzſcharfe Worte gegen die Kerkermeiſter der Freiheit, daß ein großer Theil ſeines Aufſatzes von der ſervilen Cenſur völlig unterdrückt wurde. Er mahnte laut an die Konſtitutionen, welche dem deutſchen Volke verſprochen worden, als es in den Befreiungskriegen Gut und Blut für die Rettung der Fürſten und des Vaterlandes eingeſetzt. „Der galliſche Hahn," ſagte er, „hat jetzt zum zweiten Male gekräht, und auch in Deutſchland wird es jetzt Tag. In entlegene Klöſter, Schlöſſer, Hanſeſtädte und dergleichen letzte Schlupfwinkel des Mittelalters flüchten ſich die unheimlichen Schatten und Geſpenſter, die Sonnenſtrahlen blitzen, wir reiben uns die Augen, das holde Licht dringt uns ins Herz, das wache Leben umrauſcht uns, wir ſind erſtaunt, wir befragen einander: Was thaten wir in der vergangenen Nacht? — Nun ja, wir träumten in unſerer deutſchen Weiſe, d. h. wir philoſophierten. Zwar nicht über die Dinge, die uns zunächſt betrafen oder zunächſt paſſierten, ſondern wir philoſophierten über die Dinge an und für ſich, über die letzten

Gründe der Dinge und ähnliche metaphyſiſche und transcendentale Träume, wobei uns der Mordſpektakel der weſtlichen Nachbarſchaft zuweilen recht ſtörſam wurde, ja ſogar recht verdrießlich, da nicht ſelten die franzöſiſchen Flintenkugeln in unſere philoſophiſchen Syſteme hineinpfiffen und ganze Fetzen davon fortfegten. Seltſam iſt es, daß das praktiſche Treiben unſerer Nachbarn jenſeits des Rheins dennoch eine innige Wahlverwandtſchaft hatte mit unſerem philoſophiſchen Träumen im geruhſamen Deutſchland. Man vergleiche nur die Geſchichte der franzöſiſchen Revolution mit der Geſchichte der deutſchen Philoſophie, und man ſollte glauben: die Franzoſen, denen ſo viele wirkliche Geſchäfte oblagen, wobei ſie durchaus wach bleiben mußten, hätten uns Deutſche erſucht, unterdeſſen für ſie zu ſchlafen und zu träumen, und unſere deutſche Philoſophie ſei nichts Anderes, als der Traum der franzöſiſchen Revolution. So hatten wir den Bruch mit dem Beſtehenden und der Überlieferung im Reiche des Gedankens, eben ſo wie die Franzoſen im Gebiete der Geſellſchaft; um die Kritik der reinen Vernunft ſammelten ſich unſere philoſophiſchen Jakobiner, die Nichts gelten ließen, als was jener Kritik Stand hielt, Kant war unſer Robespierre. Nachher kam Fichte mit ſeinem Ich, der Napoleon der Philoſophie, die höchſte Liebe und der höchſte Egoismus, die Alleinherrſchaft des Gedankens, der ſouveräne Wille, der ein ſchnelles Univerſalreich improviſierte, das eben ſo ſchnell wieder verſchwand, der deſpotiſche, ſchauerlich einſame Idealismus. Unter ſeinem konſequenten Tritte erſeufzten die geheimen Blumen, die von der Kantiſchen Guillotine noch verſchont geblieben oder ſeitdem unbemerkt hervorgeblüht waren, die unterdrückten Erdgeiſter regten ſich, der Boden zitterte, die Kontrerevolution brach aus, und unter Schelling erhielt die Vergangenheit mit ihren traditionellen Intereſſen wieder Anerkenntnis, ſogar Entſchädigung, und in der neuen Reſtauration, in der Naturphiloſophie, wirthſchafteten wieder die grauen Emigranten, die gegen die Herrſchaft der Vernunft und der Idee beſtändig intrigiert, der Myſticismus, der Pietismus, der Jeſuitismus, die Legitimität, die Romantik, die Deutſchthümelei, die Gemüthlichkeit — bis Hegel, der Orleans der Philoſophie, ein neues Regiment begründete oder vielmehr ordnete, ein eklektiſches Regiment, worin er freilich ſelber Wenig bedeutet, dem er aber an die Spitze geſtellt iſt, und worin er den alten Kantiſchen Jakobinern, den Fichte'ſchen Bonapartiſten, den Schelling'ſchen Pairs und ſeinen eignen Kreaturen eine feſte, verfaſſungsmäßige Stellung anweiſt. — In der Philoſophie hätten wir alſo den großen Kreislauf glücklich beſchloſſen, und es iſt natürlich, daſs wir jetzt zur Politik übergehn.“

Das war eine andere Sprache, als man ſie in den ſentimental-humoriſtiſchen Karnevalſpäßen der „Reiſebilder“ gehört hatte. Heine ſchien das Gleichnis wahr machen zu wollen, in welchem er ſich den Kunz von der Roſen des deutſchen Volkes genannt. Er hatte ob der Drangſal des Vaterlandes ſo wüthend ernſthaft den Kopf geſchüttelt, daſs die närriſchen Schellen abfielen von der rothen Mütze, und dieſe ſchier das Anſehen einer Jakobinermütze bekam. Eindringlich und verheißungsvoll klang ſeine Rede[291]: „Der Mann, deſſen eigentliches Amt die Kurzweil, und der dich nur beluſtigen ſollte in guten Tagen, er dringt in deinen Kerker zur Zeit der Noth; hier unter dem Mantel bringe ich dir dein ſtarkes Scepter und die ſchöne Krone — erkennſt du mich nicht, mein Kaiſer? Wenn ich dich nicht befreien kann, ſo will ich dich wenigſtens tröſten, und du ſollſt Jemanden um dich haben, der mit dir ſchwatzt über die bedränglichſte Drangſal, und dir Muth einſpricht, und dich lieb hat, und deſſen beſter Spaß und beſtes Blut zu deinen Dienſten ſteht. Denn du, mein Volk, biſt der wahre Kaiſer, der wahre Herr der Lande — dein Wille iſt ſouverän und viel legitimer, als jenes purpurne Tel est notre plaisir, das ſich auf ein göttliches Recht beruft, ohne alle andre Gewähr als die Salbadereien geſchorener Gaukler — dein Wille, mein Volk, iſt die alleinig rechtmäßige Quelle aller Macht. Wenn du auch in Feſſeln daniederliegſt, ſo ſiegt doch am Ende dein gutes Recht, es naht der Tag der Befreiung, eine neue Zeit beginnt — mein Kaiſer, die Nacht iſt vorüber, und draußen glüht das Morgenroth.“

Aber was half es, daſs Heine ſo beherzte Töne anſchlug und in die Speichen des Zeitrades griff, um den langſamen Gang der Ereigniſſe durch ſein ſtürmiſches Wort zu beſchleunigen? Nur zu raſch muſſte er erfahren, daſs die Julirevolution in Deutſchland keine ſofortige Nachahmung fand, daſs ſie uns nicht einmal die Aufhebung der verhaſſten Cenſur brachte, und daſs die freie Diskuſſion politiſcher Fragen nach wie vor auf unüberwindliche Hemmniſſe ſtieß. Dazu kamen neue Zerwürfniſſe mit dem reichen Oheim, neue Drangſale der materiellen Subſiſtenz und kleinlaute Zweifel an dem endlichen Siege der Volksſache, untermiſcht mit Aufwallungen ariſtokratiſchen Stolzes und mit der immer wiederkehrenden Sehnſucht, durch eine feſte Staatsanſtellung der quälenden Unſicherheit ſeiner perſönlichen Verhältniſſe zu entrinnen. „Täglich verdüſtert ſich mehr und mehr meine äuſsere Lage,“ ſchrieb er ſchon im November 1830 an Varnhagen 262), „und die Studien, die mich ſo ſtark ergriffen, und obendrein die Weltereigniſſe haben mich meinen eignen Angelegenheiten leider mehr entfremdet, als ich gegen mich ſelbſt verantworten kann. Dazu kommt, daſs ich manchmal wie mit Blindheit geſchlagen war, mich von allen Seiten betrügen lieſs. Dies Alles iſt mein Oheim ſchuld, der mir voriges Jahr noch Holland und Brabant verſprach, ſo daſs ich in Geldſachen nicht difficil war und gern Etwas ſakrificierte, literariſcher Intereſſen wegen. Nun ſtehe ich aber ſehr ſchlecht mit meinem Oheim Salomon Heine, man hat mir von dieſer Seite wohl beizukommen gewuſſt, und ich muſs ihn, der wichtigen Gründe wegen, ganz derelinquieren. Ich ſehe aber ein, daſs ich in ſo ſchlimmer Lage auf neue Reſſourcen, im Nothfall, bedacht ſein muſs. Schulden habe ich, einige Bagatellen ausgenommen, jetzt gar keine, bin arbeitsfähiger als ſonſt. Wie ich denn, was ich Ihnen nächſtens ausführlicher berichte, ein neues Opus, ganz politiſcher Natur, begonnen. Ach, eben indem ich mich in die Zeit und ihre Bedürfniſſe verſenke, vergeſſe ich mich ſelbſt; am gefährlichſten iſt mir noch jener brutale, ariſtokratiſche Stolz, der in meinem Herzen wurzelt und den ich noch nicht ausreuten konnte, und der mir ſo viel Verachtung gegen den Induſtrialismus einflüſtert und zu den vornehmſten Schlechtigkeiten verleiten könnte, ja der mich vielleicht, durch allerlei Degout und Depit, dahin bringt, das ganze unbequeme Leben mit all' ſeinen plebejiſchen Nöthen zu verlaſſen. . . Sie, Varnhagen, der Sie in der Ferne meine Zuſtände beſſer überſchauen können als ich ſelbſt, bitte ich nachzuſinnen, welche Reſſourcen mir für den Nothfall offen ſtehen? Sie irren, wenn Sie glauben, daſs ich des Inhalts meiner Schriften wegen, ſobald ich transagieren möchte, nicht die preuſsiſche Regierung für mich intereſſieren könnte. Nächſtens mehr darüber; ich bitte Sie, denken Sie darüber nach.“ — Varnhagen rieth dem Freunde vor Allem, die Differenz mit Salomon Heine durch ein offenherziges Ausſprechen und verſöhnliches Entgegenkommen zu begleichen; im Übrigen verſprach er, durch ſeine Verbindungen in miniſteriellen Kreiſen das Terrain mit Rückſicht auf den Wunſch Heine's nach einem Staatsamte zu ſondieren. Dieſer antwortete unterm 4. Januar 1831 263): „Ihren Brief habe ich ſeiner Zeit erhalten und den guten Rath, wenn auch contre coeur, befolgt. Ich habe mich mit meinem X in erneute Freundſchaft geſetzt, um wenigſtens bei plötzlichen Schlägen einen Schutz zu haben. Doch betrachte ich Dergleichen nur als äußerſtes Nothmittel, und mein Streben geht dahin, mir à tout prix eine ſichere Stellung zu erwerben; ohne ſolche kann ich ja doch Nichts leiſten. Gelingt es mir binnen Kurzem nicht in Deutſchland, ſo reiſe ich nach Paris, wo ich leider eine Rolle ſpielen müſſte, wobei all mein künſtleriſches Vermögen zu Grunde ginge und wo der Bruch mit den heimiſchen Machthabern konſakriert würde. Ich thue gar keine Schritte, nur von Ihnen erwarte ich unterdeſſen zu erfahren, ob in Berlin oder — Wien (!!!) Nichts für mich zu erlangen iſt. Ich will Nichts unverſucht laſſen und mich zum Äußerſten nur im äußerſten Falle entſchließen.“

Der Gedanke Heine's, nach Paris überzuſiedeln, war ihm, wie uns bekannt iſt, keineswegs neu. Schon als Student in Berlin hatte er dieſen Plan gehegt, und war ſeitdem häufig auf denſelben zurückgekommen. Bei ſeiner Begeiſterung für die Ideen der franzöſiſchen Revolution und bei der freieren Entwicklung, welche denſelben unter dem Schutze des Bürgerkönigthums geſichert ſchien, muſſte es für einen liberalen Schriftſteller doppelten Reiz haben, an Ort und Stelle Zeuge dieſer Entwicklung zu ſein. Börne, Maltitz, Michael Beer und andere ſeiner Freunde waren auf die Kunde von den Juli-Ereigniſſen ſofort nach Paris geeilt — was hinderte denn Heine, ihrem Beiſpiel zu folgen? Obige Briefſtelle giebt uns die Antwort, ſie enthüllt uns offenherzig die ſchwer wiegenden Bedenken, welche den Dichter mit banger Sorge erfüllten, je beſtimmter die Nothwendigkeit einer Entfernung aus der Heimat an ihn herantrat. Ach, er hätte mit ſeinem weichen, lyriſch-ſenſitiven Gemüthe ſich noch vor Kurzem ſo gern in die Poeſie zurückgezogen und das publiciſtiſche Kriegshandwerk Andern überlaſſen[204]); denn mehr die Macht der Umſtände, als ein innerer Drang, hatte ihm das Volkstribunat aufgenöthigt. Er nahm freilich an den Zeitereigniſſen den lebhafteſten Antheil, aber er fühlte weder den Beruf noch die Kraft, politiſcher Parteiführer zu ſein. Noch aus Helgoland hatte er an Wienbarg geſchrieben[205]): „Sie wollen ein Journal herausgeben? Welche Verwegenheit! Ich ſchicke Ihnen meinen Dolch, um ſich gegen Überfälle des Geſindels zu vertheidigen. Daſs ich Muth habe, weiß ganz Helgoland, das mich in einer offenen Jolle im Sturm hier ankommen ſah. Aber in Hamburg oder anderswo in Deutſchland ein Journal herauszugeben, Das überſteigt meine Kourage.“ Welt und Leben boten ihm Stoff zur Satire, zur charakteriſtiſchen Abſpiegelung, zu dichteriſchen Ergüſſen, er hatte ſeine Sympathien und Antipathien in ſtärkſter Weiſe, und, wie es von ihm als Dichter zu erwarten ſtand, er konnte ſchwärmen für große Charaktere und für die Entfeſſelung geſchichtlicher Kräfte — aber ein Abgrund trennte ihn von den Leuten da draußen, von dem Gewühl der Kämpfenden, von den Umtrieben der Lenker und Beweger. Er wuſste, daſs ihm dieſe Zurückhaltung vorkommenden Falles als Ariſtokratismus ausgelegt werden, daſs ſein freies Urtheil, ſein nach allen Seiten hin unſchonſamer Witz ihm zum Verderben gereichen könnte. „Bricht nun gar,“ ſagte er mal306), „in Deutſchland die Revolution aus, ſo bin ich nicht der letzte Kopf, der fällt.“ Hatte er den vaterländiſchen Boden erſt verlaſſen, befand er ſich einmal in Paris, am Herde der weltgeſchichtlichen Bewegung, ſo war vorauszuſehen, daſs er ſich den Anforderungen nicht würde entziehn können, welche die radikale Partei an ihn ſtellte. Die grauenhafte Ahnung beſchlich ihn, daſs ſeine Dichterlaufbahn alsdann zu Ende ſein, daſs ſein Talent zum unſelbſtändigen Werkzeug der Agitation im politiſchen Tageskampfe herabſinken werde. Dieſe Angſt des Poeten war es vorzüglich, die ihn mit ſtarken Banden in der Heimat feſthielt, und ihm die Flucht in die Fremde als den ſchrecklichſten, um jeden Preis abzuwendenden Nothfall erſcheinen ließ.

Die Ausſichten auf eine Staatsanſtellung in Preußen lagen, wenn nicht ganz im Gebiet der Chimäre, doch jedenfalls noch in weitem Felde. Heine ſann inzwiſchen nach, wie er denſelben etwas feſteren Grund geben könne, und gerieth dabei auf einen abenteuerlichen Einfall. In Hamburg war ſeit geraumer Zeit der Poſten eines Syndikus erledigt. Zahlreiche Meldungen liefen ein, doch war keiner der Kandidaten dem Senate genehm, deſſen Hauptaugenmerk dahin ging, einen Mann zu wählen, der einen populären Namen hätte und eine politiſche Feder zu führen wüſste. „Man fühlt ſchon das Bedürfnis nach Männern,“ ſchrieb Heine307), welcher dieſen und den ſonſtigen Erforderniſſen des Amtes zu entſprechen glaubte; denn das Diplom eines Doktors der Rechte beſaß er ſchon, und Bürger konnte er gegen Bezahlung einiger Mark jeden Augenblick werden. Gleichwohl fühlte er, daſs man ihn keinesfalls wählen, und daſs er bei einer Meldung dem Ridikül einer übergangenen Wahl anheimfallen würde. Vielleicht aber gab es noch einen Ausweg — Varnhagen und die Preſſe ſollten helfen. Da Heine's Name durch das Stadtgeklätſch ſchon in die Debatte gezogen war, da das Gerücht ſich mit ihm beſchäftigte, ſo muſste man ſuchen, denſelben eine heilſame Richtung zu geben. „Dieſes geſchähe im vorliegenden Falle,“ ſo lautete die Parole, welche Varnhagen empfing, „wenn das hieſige Publikum aus auswärtigen Blättern erführe, daß man dem Gerüchte, als nenne man mich unter den Kandidaten der erledigten Syndikusſtelle, eine ungewöhnliche Wichtigkeit beilege, daß man meine Wahl als ein Begreifen der populären Bedürfniſſe betrachte, oder Dergleichen. Sie verſtehen mich. Und ich wünſche daher, daß Sie, ſo bald als möglich, in ſolchem Sinne einige Zeilen für die dortige Staatszeitung ſchrieben und Sorge trügen, daß die Augsburger Allgemeine Zeitung ſie als preußiſche Korreſpondenz ebenfalls aufnehme. Sie können am beſten und zweckmäßigſten jenen Artikel abfaſſen, der den Eindruck machen muß, daß meine Wahl eine gebührende iſt, eine wichtige und für das Publikum angenehme. Soll etwa angedeutet werden,“ fügt Heine ſchüchtern hinzu, „daß es ein Verluſt ſei, daß ich dadurch für Preußen, meine Heimat, verloren gehe?“ In einem ſpäteren Briefe berichtet Heine***), daß Profeſſor Blume in Halle, „der Jünger Hugo's, ein Hauptheld der mikroſkopiſch unterſuchenden hiſtoriſchen Juriſtenſchule,“ ihn bei der Konkurrenz zu ſchlagen drohe; ja, der Dichter hörte von Vielen, daß man ihn nur aus Ironie als wahlwürdig für jene Stelle bezeichne. In der That müſſen wir lächeln, wenn wir uns den Verfaſſer der „Reiſebilder“, den ungezogenen Liebling der Grazien, der im Rathe der Spötter ſaß, mit der ehrſamen Allongeperücke, den ſeidenen Pluderhoſen und dem ſpaniſchen Mantel angethan in Mitten der ceremoniöſen Verſammlung eines hoch- und wohlweiſen Senates am grünen Rathstiſche denken! Auch Varnhagen mag dieſer Anſicht geweſen ſein; er unterließ es wenigſtens, den gewünſchten Artikel zu ſchreiben, und Heine gelangte zu der Erkenntnis, daß nach ſeiner Vorrede zu der Kahldorf'ſchen Streitſchrift gegen den Adel jede Hoffnung auf ein Staatsamt für ihn abgeſchnitten ſei.

Der nächſte Brief an Varnhagen belehrt uns, daß der Würfel gefallen, die verhängnisvolle Entſcheidung fürs Leben getroffen iſt. Wir ſehen Heine ſchon mit dem Gedanken der Auswanderung nach Frankreich vertraut geworden und mit fiebernder Leidenſchaft den großen Tagesereigniſſen zugewandt, vor welchen das kleine Leid des Einzelnen ſich beugen und verſtummen muß. „Des Weltallgemeinen iſt zu Viel,“ ſchreibt er am 1. April***), „um es brieflich zu beſprechen, das perſönlich Wichtige iſt wieder zu geringfügig in Vergleichung der großen Dinge, die täglich ohne unſer Zuthun paſſieren. Werden die Dinge von ſelbſt gehen, ohne

Zuthun der Einzelnen? Das iſt die große Frage, die ich heute bejahe, morgen wieder verneine, und von welcher Selbſtbeantwortung immer meine beſondere Thätigkeit influenziert, ja ganz beſtimmt wird. Als ich nach dem letzten Juli bemerkte, wie der Liberalismus plötzlich ſo viel Mannſchaft gewann, ja wie die älteſten Schweizer des alten Regime plötzlich ihre rothen Röcke zerſchnitten, um Jakobinermützen davon zu machen, hatte ich nicht üble Neigung, mich zurückzuziehen und Kunſtnovellen zu ſchreiben. Als die Sache aber lauter wurde, und Schreckensnachrichten, wenn auch falſche, aus Polen anlangten und die Schreier der Freiheit ihre Stimmen dämpften, ſchrieb ich eine Einleitung zu einer Adelſchrift, die Sie in vierzehn Tagen erhalten, und worin ich mich, bewegt von der Zeitnoth, vielleicht vergaloppiert und — Sie werden der abſichtlichen Unvorſichtigkeiten genug drin finden, und dieſe ſowie auch den angſtſchnellen ſchlechten Stil billigſt entſchuldigen. Unterdeſſen ſchrieb ich noch Tolleres, welches ich in den Ofen warf, als es ſich wieder erfreulicher geſtaltete. — Was jetzt? Jetzt glaube ich an neue Rückſchritte, bin voller ſchlechten Prophezeiungen — und träume jede Nacht, ich packe meinen Koffer und reiſe nach Paris, um friſche Luft zu ſchöpfen, ganz den heiligen Gefühlen meiner neuen Religion mich hinzugeben, und vielleicht als Prieſter derſelben die letzten Weihen zu empfangen. — Hier lebe ich noch immer in trübſter Bedrängnis. Mit dem beſten Willen, ſehe ich wohl ein, kann ich die Weisheit der Regierungen nicht für mich benutzen, und es bleibt mir Nichts übrig, als mich vor ihren Thorheiten zu ſichern. — In München geht es ſchlecht, wie ich höre. Hätte mein Freund Schenk mich nicht den Jeſuiten ſakrificiert, ſo würde ich ihm jetzt von großem Nutzen ſein können, ohne daß meine Principien darunter zu leiden brauchten. Treuloſigkeit und Wortbruch haben mich aber von dieſer Seite ſo ſehr irritiert, daß ich die deutſchen Polignacs jetzt ſelbſt hängen könnte. — Gegen Preußen bin ich ebenfalls bitter geſtimmt, aber nur wegen der allgemeinen Lüge, deren Hauptſtadt Berlin. Die liberalen Tartüffe dort ekeln mich an. Viel Indignation wuchert in mir. — Genug davon!“

Ja, es duldete ihn nicht länger in Deutſchland, wo das Damoklesſchwert der Cenſur beſtändig über ſeinem Haupte hing, und den Freien nur Kerker und Verfolgung in Ausſicht ſtand. In Paris war zum andern Male die Sturmglocke der Freiheit erklungen — da gürtete er ſeine Lenden und pilgerte an die Wiege der Revolution. Mit naiv anſpruchsloſem Humer erzählt Heine in den „Geſtändniſſen“ die Gründe ſeiner Flucht aus der Heimat und ſeiner Überſiedlung nach Frankreich[100]): „Ich hatte Viel gethan und gelitten, und als die Sonne der Julirevolution in Frankreich aufging, war ich nachgerade ſehr müde geworden und bedurfte einiger Erholung. Auch ward mir die heimatliche Luft täglich ungeſunder, und ich muſſte ernſtlich an eine Veränderung des Klimas denken. Ich hatte Viſionen; die Wolkenzüge ängſtigten mich und ſchnitten mir allerlei fatale Fratzen. Es kam mir manchmal vor, als ſei die Sonne eine preußiſche Kokarde; des Nachts träumte ich von einem häßlichen ſchwarzen Geier, der mir die Leber fraß, und ich ward ſehr melancholiſch. Dazu hatte ich einen alten Berliner Juſtizrath kennen gelernt, der viele Jahre auf der Feſtung Spandau zugebracht und mir erzählte, wie es unangenehm ſei, wenn man im Winter die Eiſen tragen müſſe. Ich fand es in der That ſehr unchriſtlich, daß man den Menſchen die Eiſen nicht ein bischen wärme. Wenn man uns die Ketten ein wenig wärmte, würden ſie keinen ſo unangenehmen Eindruck machen, und ſelbſt fröſtelnde Naturen könnten ſie dann gut ertragen; man ſollte auch die Vorſicht anwenden, die Ketten mit Eſſenzen von Roſen und Lorbern zu parfümieren, wie es hier zu Lande geſchieht. Ich frug meinen Juſtizrath, ob er zu Spandau oft Auſtern zu eſſen bekommen. Er ſagte Nein, Spandau ſei zu weit vom Meere entfernt. Auch das Fleiſch, ſagte er, ſei dort rar, und es gebe dort kein anderes Geflügel, als die Fliegen, die Einem in die Suppe fielen. Zu gleicher Zeit lernte ich einen franzöſiſchen Commis voyageur kennen, der für eine Weinhandlung reiſte und mir nicht genug zu rühmen wuſſte, wie luſtig man jetzt in Paris lebe, wie der Himmel dort voller Geigen hänge, wie man dort von Morgens bis Abends die Marſeillaiſe und „En avant marchons!“ und „Lafayette aux cheveux blancs“ ſinge, und Freiheit, Gleichheit und Brüderſchaft an allen Straßenecken geſchrieben ſtehe; dabei lobte er mir auch den Champagner ſeines Hauſes, von deſſen Adreſſe er mir eine große Anzahl Exemplare gab, und er verſprach mir Empfehlungsbriefe für die beſten Pariſer Reſtaurants, im Fall ich die Hauptſtadt zu meiner Erheiterung beſuchen wollte. Da ich nun wirklich einer Aufheiterung bedurfte, und Spandau zu weit vom Meere entfernt iſt, um dort Auſtern zu eſſen, und mich die Spandauer Geflügelſuppen nicht ſehr lockten, und auch obendrein die preußiſchen Ketten im Winter ſehr kalt ſind, und meiner Geſundheit nicht zuträglich ſein konnten, ſo entſchloß ich mich, nach Paris zu reiſen und im

Vaterland des Champagners und der Marſeillaiſe jenen zu trinken und dieſe letztere, nebſt „En avant marchons!“ und „Lafayette aux cheveux blancs“ ſingen zu hören.“

Den Tag vor ſeiner Abreiſe von Hamburg verbrachte Heine zum großen Theil in Geſellſchaft Lewald's, dem er zur Erinnerung das Originalmanuſkript der neuen Frühlingslieder ſchenkte. Auch gab er ihm die Abbildung einer Kirche in Lucca, worunter er die Verſe geſchrieben:

Die Kirche ſiehſt du auf dieſem Bilde,
Worin, zu heiliger Stimmung bekehrt,
Signora Franceska und Lady Mathilde
Mit Doktor Heine die Meſſe gehört.

In Frankfurt verweilte er acht volle Tage. Es wurde ihm dort von den Stimmführern der liberalen Partei die achtungsvollſte Aufmerkſamkeit erwieſen. Am frühen Morgen ging er aus, und als er Mittags nach Hauſe kam, fand er ſeinen Tiſch mit Viſitenkarten bedeckt291). Auch der beliebte Porträtmaler Profeſſor Moritz Oppenheim ſuchte ihn auf und bat den Dichter, ſich von ihm malen zu laſſen. Das wohlgelungene Ölbild, welches vor einigen Jahren in den Beſitz des Herrn Julius Campe überging, ſtellt Heine in ſitzender Stellung dar. Vornehm nachläſſige Haltung. Der Anzug — Rock, Hoſe und Weſte von ſchwarzem Tuch, breit überfallender Hemdkragen, durch ein loſe geknotetes Halstuch vorn zuſammen gehalten — iſt einfach und elegant. Die Kniee ſind übergeſchlagen. Der rechte Arm ſtützt ſich bequem auf die Stuhllehne, von welcher der braune Mantel herabfällt; die ſchmalen, roſigen Finger der linken Hand ruhen leicht gebogen auf dem rechten Unterarm. Das bartloſe Oval des Geſichtes macht auf den erſten Blick keinen wohlthuenden Eindruck. Den mißmüthigen Zügen fehlt die träumeriſch ſinnende Genialität des Grimm'ſchen Bildes. Die hohe, ſchöngemeißelte Stirn iſt von kurzem lichtbraunen Haar umſchattet. Die ziemlich gradlinigen Brauen laſſen die kleinen, pfiffig hervorblinzelnden grünblauen Augen etwas ſchräger geſchlitzt erſcheinen, als auf den meiſten übrigen Porträts. Die in der Mitte gewölbte, an der Spitze ein wenig herabfallende Naſe mit breiter Wurzel iſt das Einzige, was an jüdiſche Abſtammung erinnert. Der weltverachtende Spott, der die Lippen des Dichters zu kräuſeln pflegte, verräth ſich in den Fältchen, welche die Mundwinkel umzucken, aber die Oberlippe iſt noch nicht ſo höhniſch emporgezogen, wie in ſpäteren Jahren, während die fleiſchige Unterlippe jenen ſtark ſinnlichen Typus zeigt, den wir auf allen Bildern Heine's gewahren. Im Ganzen entſprechen die Geſichtsformen des Oppenheim'ſchen Porträts, deſſen Ähnlichkeit von Schiff, Loſer, Campe und anderen Freunden des Dichters verbürgt worden iſt, den wenig veränderten, nur durch langjähriges Leiden etwas veredelten Zügen der bekannten Bleiſtiftzeichnung von E. B. Kietz aus dem Sommer 1851 und des trefflichen Hautrelief-Medaillons in Bronze, das ein Pariſer Künſtler im Frühjahr 1852 modellierte [100]).

Von Frankfurt reiſte Heine ohne weiteren Aufenthalt über Heidelberg und Karlsruhe der franzöſiſchen Grenze zu. Am 1. Mai 1831 fuhr er bei Straßburg über den Rhein, und zwei Tage ſpäter hielt er im Koupé des Poſtwagens ſeinen Einzug in die Seineſtadt.

Drittes Buch.

Erſtes Kapitel.

Erſte Eindrücke von Paris.

„La force des choses! Die Macht der Dinge! Ich habe wahrhaftig nicht die Dinge auf die Spitze geſtellt, ſondern die Dinge haben mich auf die Spitze geſtellt, auf die Spitze der Welt, auf Paris.“ So beginnt der erſte Brief, in welchem Heine ſeinen Berliner Freunden Nachricht von ſeiner Ankunft in der franzöſiſchen Hauptſtadt giebt[303]). Wir haben geſehen, mit welchem trunkenen Jubel der Dichter die Julirevolution als die Morgenröthe eines für die Menſchheit anbrechenden Freiheitstages begrüßte, und mit wie ſtolzen Erwartungen er nach Frankreich ging. Die erſten Eindrücke des immer noch leidenſchaftlich erregten Lebens in der damaligen Metropole des politiſchen Fortſchritts waren ganz dazu angethan, welche Illuſionen zu befeſtigen, und es kann uns nicht Wunder nehmen, wenn Heine vor dem Bilde der barrikadenkämpfenden Freiheitsgöttin von Delacroix in die begeiſterten Worte ausbricht[304]): „Heilige Julitage von Paris! ihr werdet ewig Zeugnis geben von dem Uradel der Menſchen, der nie ganz zerſtört werden kann. Wer euch erlebt hat, Der jammert nicht mehr auf den alten Gräbern, ſondern freudig glaubt er jetzt an die Auferſtehung der Völker. Heilige Julitage! wie ſchön war die Sonne und wie groß war das Volk von Paris! Die Götter im Himmel, die dem großen Kampfe zuſahen, jauchzten vor Bewunderung, und ſie wären gerne aufgeſtanden von ihren goldenen Stühlen und wären gerne zur Erde herabgeſtiegen, um Bürger zu werden von Paris! . . . Zumal im Monat Juli hat die

Sonne immer am gewaltigſten mit ihren Strahlen die Herzen der Pariſer entflammt, wenn die Freiheit bedroht war, und ſonnentrunken erhob ſich dann das Volk von Paris gegen die morſchen Baſtillen und Ordonnanzen der Knechtſchaft. Sonne und Stadt verſtehen ſich wunderbar, und ſie lieben ſich. Ehe die Sonne des Abends ins Meer hinabſteigt, verweilt ihr Blick noch lange mit Wohlgefallen auf der ſchönen Stadt Paris, und mit ihren letzten Strahlen küßt ſie die dreifarbigen Fahnen auf den Thürmen der ſchönen Stadt Paris.“ Sehr paſſend fand Heine daher den Vorſchlag des Dichters Barthélemy, das Julifeſt durch eine ſymboliſche Vermählung zu feiern; wie einſt der Doge von Venedig jährlich den goldenen Bucentaure beſtiegen, um die herrſchende Venezia mit dem adriatiſchen Meere zu vermählen, ſo ſolle alljährlich auf dem Baſtillenplatze die Stadt Paris ſich vermählen mit der Sonne, dem großen flammenden Glücksſtern ihrer Freiheit. Aber Caſimir Perier acutierte nicht dieſen Vorſchlag, er fürchtete den Polterabend einer ſolchen Hochzeit, er fürchtete die allzu ſtarke Hitze einer ſolchen Ehe, und er wollte der Stadt Paris höchſtens eine morganatiſche Verbindung mit der Sonne bewilligen. Als Heine nach Paris kam, „flimmerten hie und da noch die Lichter der Juliſonne; die Wangen der ſchönen Lutetia waren noch roth von den Flammenküſſen dieſer Sonne, und an ihrer Bruſt war noch nicht ganz verwelkt der bräutliche Blumenſtrauß. An den Straßenecken waren freilich hie und da die „Liberté, égalité, fraternité“ ſchon wieder abgewiſcht. Die Flitterwochen vergehen ſo ſchnell!“ 208)

Vor Allem machten der lebensluſtige Sinn der Bevölkerung, die liebenswürdige Urbanität der Männer und die angeborene Grazie der Frauen einen bezaubernden Eindruck auf den deutſchen Dichter, und wiederholentlich ſchildert er in Zeitungsartikeln und Briefen die fröhliche Stimmung, in welche der Anblick dieſer neuen Welt ihn verſetzte. In den „Florentiniſchen Nächten“ erzählt er 209): „Paris ergötzte mich ſehr durch die Heiterkeit, die ſich in allen Erſcheinungen dort kundgiebt und auch auf ganz verdüſterte Gemüther ihren Einfluß ausübt. Sonderbar! Paris iſt der Schauplatz, wo die größten Tragödien der Weltgeſchichte aufgeführt werden, Tragödien, bei deren Erinnerung ſogar in den entfernteſten Ländern die Herzen zittern und die Augen naß werden; aber dem Zuſchauer dieſer großen Tragödien ergeht es hier in Paris, wie es mir einſt an der Porte Saint-Martin erging, als ich die „Tour de Nesle“ aufführen ſah. Ich kam nämlich hinter eine Dame zu ſitzen, die einen Hut von roſenrother Gaze trug, und dieſer

Hut war ſo breit, daß er mir die ganze Ausſicht auf die Bühne verſperrte, daß ich Alles, was dort tragiert wurde, nur durch die rothe Gaze dieſes Hutes ſah, und daß mir alſo alle Gräuel der „Tour de Nesle“ im heiterſten Roſenlichte erſchienen. Ja, es giebt in Paris ein ſolches Roſenlicht, welches alle Tragödien für den nahen Zuſchauer erheitert, damit ihm dort der Lebensgenuß nicht verleidet wird. Sogar die Schreckniſſe, die man im eigenen Herzen mitgebracht hat nach Paris, verlieren dort ihre beängſtigenden Schauer. Die Schmerzen werden ſonderbar geſänftigt. In dieſer Luft von Paris heilen alle Wunden viel ſchneller als irgend anderswo; es iſt in dieſer Luft etwas ſo Großmüthiges, ſo Mildreiches, ſo Liebenswürdiges wie im Volke ſelbſt. Was mir am beſten an dieſem Pariſer Volke gefiel, Das war ſein höfliches Weſen und ſein vornehmes Anſehen. Süßer Ananasduft der Höflichkeit! wie wohlthätig erquickteſt du meine kranke Seele, die in Deutſchland ſo viel Tabaksqualm, Sauerkrautsgeruch und Grobheit eingeſchluckt! Wie Roſſini'ſche Melodien erklangen in meinem Ohr die artigen Entſchuldigungsreden eines Franzoſen, der am Tage meiner Ankunft mich auf der Straße nur leiſe geſtoßen hatte. Ich erſchrak faſt vor ſolcher ſüßen Höflichkeit, ich, der ich an deutſch flegelhafte Rippenſtöße ohne Entſchuldigung gewöhnt war. Während der erſten Woche meines Aufenthalts in Paris ſuchte ich vorſätzlich einigemal geſtoßen zu werden, bloß um mich an dieſer Muſik der Entſchuldigungsreden zu erfreuen. Aber nicht bloß wegen dieſer Höflichkeit, ſondern auch ſchon ſeiner Sprache wegen hatte für mich das franzöſiſche Volk einen gewiſſen Anſtrich von Vornehmheit. Denn, wie Sie wiſſen, bei uns im Norden gehört die franzöſiſche Sprache zu den Attributen des hohen Adels, mit Franzöſiſch-ſprechen hatte ich von Kindheit an die Idee der Vornehmheit verbunden. Und ſo eine Pariſer Dame de la Halle ſprach beſſer franzöſiſch als eine deutſche Stiftsdame von vierundſechzig Ahnen. Wegen dieſer Sprache, die ihm ein vornehmes Anſehen verleiht, hatte das franzöſiſche Volk in meinen Augen etwas allerliebſt Fabelhaftes. Dieſes entſprang aus einer andern Reminiscenz meiner Kindheit. Das erſte Buch nämlich, worin ich Franzöſiſch leſen lernte, waren die Fabeln von Lafontaine; die naiv vernünftigen Redensarten derſelben hatten ſich meinem Gedächtniſſe am unauslöſchlichſten eingeprägt, und als ich nun nach Paris kam und überall Franzöſiſch ſprechen hörte, erinnerte ich mich beſtändig der Lafontaine'ſchen Fabeln, ich glaubte immer die wohlbekannten Thierſtimmen zu hören; jetzt ſprach der Löwe, dann wieder ſprach der Wolf, dann das Lamm oder der Storch oder die Taube, nicht ſelten vermeinte ich auch den Fuchs zu vernehmen, und in meiner Erinnerung erwachten manchmal die Worte:

Eh! bonjour, monsieur du Corbeau!
Que vous êtes joli! que vous me semblez beau!

Solche fabelhafte Reminiſcenzen erwachten aber in meiner Seele noch viel öfter, wenn ich zu Paris in jene höhere Region gerieth, welche man die Welt nennt. Dieſes war ja eben jene Welt, die dem ſeligen Lafontaine die Typen ſeiner Thiercharaktere geliefert hatte. Die Winterſaiſon begann bald nach meiner Ankunft in Paris, und ich nahm Theil an dem Salonleben, worin ſich jene Welt mehr oder minder luſtig herumtreibt. Als das Intereſſanteſte dieſer Welt frappierte mich nicht ſowohl die Gleichheit der feinen Sitten, die dort herrſcht, ſondern vielmehr die Verſchiedenheit ihrer Beſtandtheile. Manchmal, wenn ich mir in einem großen Salon die Menſchen betrachtete, die ſich dort friedlich verſammelt, glaubte ich mich in jenen Raritätenboutiken zu befinden, wo die Reliquien aller Zeiten kunterbunt neben einander ruhen: ein griechiſcher Apollo neben einer chineſiſchen Pagode, ein mexikaniſcher Vitzliputzli neben einem gothiſchen Ecce-homo, ägyptiſche Götzen mit Hundsköpfchen, heilige Fratzen von Holz, von Elfenbein, von Metall u. ſ. w. Da ſah ich alte Mousquetaires, die einſt mit Marie Antoinette getanzt, Republikaner von der gelinden Obſervanz, die in der Aſſemblée Nationale vergöttert wurden, Montagnards ohne Barmherzigkeit und ohne Flecken, ehemalige Direktorialmänner, die im Luxembourg gethront, Großwürdenträger des Empires, vor denen ganz Europa gezittert, herrſchende Jeſuiten der Reſtauration, kurz lauter abgefärbte, verſtümmelte Gottheiten aus allen Zeitaltern, und woran Niemand mehr glaubt. Die Namen heulen, wenn ſie ſich berühren, aber die Menſchen ſieht man friedſam und freundlich neben einander ſtehen, wie die Antiquitäten in den erwähnten Boutiken des Quai Voltaire. In germaniſchen Landen, wo die Leidenſchaften weniger diſciplinierbar ſind, wäre ein geſellſchaftliches Zuſammenleben ſo heterogener Perſonen etwas ganz Unmögliches. Auch iſt bei uns im kalten Norden das Bedürfnis des Sprechens nicht ſo ſtark wie im wärmeren Frankreich, wo die größten Feinde, wenn ſie ſich in einem Salon begegnen, nicht lange ein finſteres Schweigen beobachten können. Auch iſt in Frankreich die Gefallſucht ſo groß, daß man eifrig dahin ſtrebt, nicht bloß den Freunden, ſondern auch den Feinden zu gefallen.

Da iſt ein beſtändiges Drapieren und Minaudieren, und die Weiber haben hier ihre liebe Mühe, die Männer in der Koketterie zu übertreffen; aber es gelingt ihnen dennoch. Ich will mit dieſer Bemerkung nichts Böſes gemeint haben, bei Leibe nichts Böſes in Betreff der franzöſiſchen Frauen, und am allerwenigſten in Betreff der Pariſerinnen. Bin ich doch der größte Verehrer Derſelben, und ich verehre ſie ihrer Fehler wegen noch weit mehr, als wegen ihrer Tugenden. Ich kenne nichts Treffenderes als die Legende, daß die Pariſerinnen mit allen möglichen Fehlern zur Welt kommen, daß aber eine holde Fee ſich ihrer erbarmt und jedem ihrer Fehler einen Zauber verleiht, wodurch er ſogar als ein neuer Liebreiz wirkt. Dieſe holde Fee iſt die Grazie. Sind die Pariſerinnen ſchön? Wer kann Das wiſſen! Wer kann alle Intrigen der Toilette durchſchauen, Wer kann entziffern, ob Das echt iſt, was der Tüll verräth, oder ob Das falſch iſt, was das bauſchige Seidenzeug verprahlt! Und iſt es dem Auge gelungen, durch die Schale zu dringen, und ſind wir eben im Begriff, den Kern zu erforſchen, dann hüllt er ſich gleich in eine neue Schale, und nachher wieder in eine neue, und durch dieſen unaufhörlichen Modewechſel ſpotten ſie des männlichen Scharfblicks. Sind ihre Geſichter ſchön? Auch Dieſes wäre ſchwierig zu ermitteln. Denn alle ihre Geſichtszüge ſind in beſtändiger Bewegung, jede Pariſerin hat tauſend Geſichter, eins lachender, geiſtreicher, holdſeliger als das andere, und ſetzt Denjenigen in Verlegenheit, der darunter das wahre Geſicht errathen will. Sind ihre Augen groß? Was weiß ich! Wir unterſuchen nicht lange das Kaliber der Kanone, wenn ihre Kugel uns den Kopf entführt. Und Wen ſie nicht treffen, dieſe Augen, Den blenden ſie wenigſtens durch ihr Feuer, und er iſt froh genug, ſich in ſicherer Schußweite zu halten. Iſt der Raum zwiſchen Naſe und Mund bei ihnen breit oder ſchmal? Manchmal iſt er breit, wenn ſie die Naſe rümpfen; manchmal iſt er ſchmal, wenn ihre Oberlippe ſich übermüthig bäumt. Iſt ihr Mund groß oder klein? Wer kann wiſſen, wo der Mund aufhört und das Lächeln beginnt? Damit ein richtiges Urtheil gefällt werde, muß der Beurtheilende und der Gegenſtand der Beurtheilung ſich im Zuſtande der Ruhe befinden. Aber Wer kann ruhig bei einer Pariſerin ſein, und welche Pariſerin iſt jemals ruhig? Es giebt Leute, welche glauben, ſie könnten den Schmetterling ganz genau betrachten, wenn ſie ihn mit einer Nadel aufs Papier feſtgeſtochen haben. Das iſt eben ſo thöricht wie grauſam. Der angeheftete, ruhige Schmetterling iſt kein Schmetterling mehr. Den Schmetterling muß man betrachten, wenn er um die Blumen gaukelt . . . und die Pariſerin muß man betrachten, nicht in ihrer Häuslichkeit, wo ſie mit der Nadel in der Bruſt befeſtigt iſt, ſondern im Salon, bei Soiréen und Bällen, wenn ſie mit den geſtickten Gaze- und Seidenflügeln dahinflattert unter den blitzenden Kryſtallkronen der Freude! Dann offenbart ſich bei ihnen eine haſtige Lebensſucht, eine Begier nach ſüßer Betäubung, ein Lechzen nach Trunkenheit, wodurch ſie faſt grauenhaft verſchönert werden und einen Reiz gewinnen, der unſere Seele zugleich entzückt und erſchüttert."

Dieſe Schilderung erinnert uns lebhaft an die kaum minder enthuſiaſtiſche Beſchreibung, welche der junge Student zehn Jahre früher bei ſeiner Ankunft zu Berlin von dem luſtigen Maskeraden- und Opernhaus-Treiben in der preußiſchen Reſidenz entwarf. In Paris aber blendete ihn jetzt um ſo mehr die glänzende Außenſeite des Lebens, da zu den betäubenden Genüſſen der Sinnenluſt ſich der geiſtige Rauſch eines Schwelgens in großen politiſchen und geſellſchaftlichen Idealen geſellte. „Frankreich", ſchreibt Heine in einem Korreſpondenzberichte vom Februar 1832**), „ſieht aus wie ein Garten, wo man alle ſchönſten Blumen gepflückt hat, um ſie zu einem Strauße zu verbinden, und dieſer Strauß heißt Paris. Es iſt wahr, er duftet jetzt nicht mehr ſo gewaltig, wie nach jenen Blüthetagen des Julius, als die Völker von dieſem Dufte betäubt wurden. Er iſt jedoch noch immer ſchön genug, um bräutlich zu prangen an dem Buſen Europas. Paris iſt nicht bloß die Hauptſtadt von Frankreich, ſondern der ganzen civiliſierten Welt, und iſt ein Sammelplatz ihrer geiſtigen Notabilitäten. Verſammelt iſt hier Alles, was groß iſt durch Liebe oder Haß, durch Fühlen oder Denken, durch Wiſſen oder Können, durch Glück oder Unglück, durch Zukunft oder Vergangenheit. Betrachtet man den Verein von berühmten oder ausgezeichneten Männern, die hier zuſammentreffen, ſo hält man Paris für ein Pantheon der Lebenden. Eine neue Kunſt, eine neue Religion, ein neues Leben wird hier geſchaffen, und luſtig tummeln ſich hier die Schöpfer einer neuen Welt. Die Gewalthaber gebärden ſich kleinlich, aber das Volk iſt groß und fühlt ſeine ſchauerlich erhabene Beſtimmung. Die Söhne wollen wetteifern mit den Vätern, die ſo ruhmvoll und heilig ins Grab geſtiegen. Es dämmern gewaltige Thaten, und unbekannte Götter wollen ſich offenbaren. Und dabei lacht und tanzt man überall, überall blüht der leichte Scherz, die heiterſte Moquerie." Das Bürgerkönigthum, der Saint-Simonismus, der Kampf der neufranzöſiſchen Romantik gegen die herkömmlichen

Formen der Klaſſicität — all' dieſe wichtigen Erſcheinungen drängten ſich der Beobachtung des deutſchen Schriftſtellers entgegen, der ein um ſo tieferes Intereſſe an ihnen nehmen muſſte, da er als Wortführer des Liberalismus nach Frankreich gekommen war. Daſs ihm der Abſchied von der Heimat in mancher Hinſicht recht ſchwer geworden, verrathen uns die Briefe an Varnhagen. - „Ich habe zuletzt in Hamburg ein unerquickliches Leben geführt," heißt es in dieſen vertraulichen Konfeſſionen[100]), „ich fühlte mich nicht ſicher, und da mir eine Reiſe nach Paris ſchon längſt im Gemüthe dämmerte, ſo war ich leicht beredet, als mir eine große Hand gar beſorglich winkte. Indeſſen: fliehen wäre leicht, wenn man nicht das Vaterland an den Schuhſohlen mit ſich ſchleppte! Ich parodiere Danton mit Schmerzen. Es iſt ſchmerzlich, im Luxembourg ſpazieren zu gehn und überall ein Stück Hamburg oder ein Stück Preußen oder Baiern an den Schuhſohlen mit ſich herum zu ſchleppen. . . Mein größter Kummer beſtand darin, daſs ich meine kleine Familie, beſonders meiner Schweſter jüngſtes Kind, verlaſſen muſſte. Und doch riethen Pflicht und Klugheit zur Abreiſe. Ich hatte die Wahl zwiſchen gänzlichem Waffenniederlegen oder lebenslänglichem Kampfe, und ich wählte dieſen, und wahrlich nicht mit Leichtſinn. Daſs ich aber einſt die Waffen ergriff, dazu war ich gezwungen durch fremden Hohn, durch frechen Geburtsdünkel — in meiner Wiege lag ſchon meine Marſchroute für das ganze Leben . . . Es kann mir hier nicht ſchlechter gehn wie in der Heimat, wo ich Nichts als Kampf und Noth habe, wo ich nicht ſicher ſchlafen kann, wo man mir alle Lebensquellen vergiftet. Hier freilich ertrinke ich im Strudel der Begebenheiten, der Tageswellen, der brauſenden Revolution; — obendrein beſtehe ich jetzt ganz aus Phosphor, und während ich in einem wilden Menſchenmeer ertrinke, verbrenne ich auch durch meine eigne Natur."

Zu der erſten Zeit ſeines Pariſer Aufenthaltes trieb Heine ſich unbeachtet und zwecklos in der großen Weltſtadt umher, ſchauend, beobachtend und genießend, was ſich auf Schritt und Tritt an neuen Eindrücken ihm darbot. Heute ſtand er auf der Spitze des Pantheons und ſpottete über die kleinen Menſchen, die ſolche Tempel für die großen Menſchen nach ihrem Tode errichten; morgen beſuchte er auf dem Boulevard Mont-Parnaſſe die berüchtigte Grande-Chaumière, die „Pflanz- und Tanzſchule der künftigen großen Männer Frankreichs, der Catone des Rechts und Brutuſſe der Medicin, die ſich mit ihren Sempronias von der Nadel oder mit ihren Mam-

und Hoſen-Portias in den Sprüngen des Kankans beluſtigten." Bald ließ er ſich in der königlichen Bibliothek vom Aufſeher der Manuſkripte den Maneſſiſchen Kodex der Minneſänger hervorholen und weidete ſein Auge an dem Anblick der theuern Blätter, die uns ſo viel herrliche Schätze der mittelalterlichen Lyrik aufbewahrt haben; bald durchwandelte er die Säle des Louvre, und ſammelte den Stoff zu geiſtvollen Berichten über die Gemäldeausſtellung, welche in jenem Jahre beſonders glänzend ausgefallen war. Er beſuchte der Reihe nach alle Theater und Vergnügungslokale der Stadt und der Vorſtädte, er lernte alle Notabilitäten der Bühne kennen: Arnal und Bouffé, Deburau und Odry, Mademoiſelle Georges und Fräulein Déjazet. Er ſah die Leichenausſtellung der Morgue und diejenige der Académie française; letztere, die Akademie, nennt er eine Krippe für alte, wieder kindiſch gewordene Schriftſteller, eine wahrhaft philanthropiſche Anſtalt, deren Idee man auch bei den Hindus finde, welche Hoſpitäler für alte, abgelebte Affen errichten. Nicht minder ſah er die Pairskammer, „die Nekropolis des Luxembourg, worin alle Mumien des Meineids, mit den einbalſamierten falſchen Eiden, die ſie allen Dynaſtien der franzöſiſchen Pharaonen geſchworen." Er ſah auch Herrn von Lafayette und ſeine weißen Haare — letztere aber ſah er apart in dem Medaillon einer ſchönen Dame, während der Held beider Welten eine braune Perücke trug.

Ein Lieblingsſpaziergang Heine's war der Paſſage des Panoramas am Boulevard Montmartre. Hier ſchlenderte er faſt allabendlich auf und ab, die Hände in den Taſchen, den Kopf mit dem weißen Filzhut in den Nacken geworfen, die goldene Brille auf der Naſe. Lächelnd beobachtete er das bunte Treiben des unaufhörlich wechſelnden Menſchenſtromes, den die Magazine von Suſſe, die reichen Bijouterieläden und die duftenden Paſteten in der Garküche des Herrn Felix anlockten. Nebenher — oder hauptſächlich vielleicht — zogen ihn auch die Hortenſien, Dianen, Jolanthen, Marien, Angelikas, Katharinen und Clariſſen an, die ſich hier luſtwandelnd ergingen, und denen er die leichtfertigen Liedchen widmete, durch deren Abdruck er den Verehrern ſeiner Muſe ſo großes Ärgernis bereitet hat. Dieſe Neigungen gingen ſelbſtverſtändlich nicht tief, aber ſie illuſtrieren die frivole Genußſucht ſeines Charakters, und es iſt bekannt, daß er ſich mit einem gewiſſen Cynismus ſeiner Liederlichkeit rühmte. Anfänglich ſcherzte er über die kleine Statur der Pariſerinnen. „Wenn man die langen deutſchen Glieder gewöhnt iſt," ſagte er, „ſo iſt es ſchwer, ſich hier einzurichten." Eine lange Schöne, die ihn in Hamburg zu feſſeln gewuſſt, konnte er gar nicht vergeſſen. „Überall ſehe ich ſie, überall finde ich ſie wieder," erzählte er einem Freunde, während er plötzlich in der Galerie des Louvre vor der koloſſalen Melpomene ſtehen blieb, und in der That fand ſein Begleiter lachend einige Ähnlichkeit mit der Hamburgerin [299]). Heine gab durch ſeine muthwilligen Renommagen von tollem Liebesglück moraliſierenden Gegnern ſelbſt eine Waffe in die Hand, die mit nur allzu wirkſamem Erfolg von ihnen angewandt wurde, um ſeinen guten Leumund zu ſchädigen. Es iſt thöricht, die Ausſchweifungen des Dichters, wie Alfred Meißner verſucht hat [300]), als eine prädeſtinierte Miſſion verherrlichen, Heine als eine Art von weltlichem Heiland darſtellen zu wollen, der ſich für den Kultus der Liebe und Schönheit geopfert. Niemand würde über eine ſolche Apotheoſe ſeiner Liebeständeleien muthwilliger gelacht haben, als Heine ſelbſt, der wahrlich niemals einen Anſpruch auf Tugendkränze erhoben hat und ſich zeitlebens wenig um die Vorwürfe der Moralprediger kümmerte. Nicht ohne deutlichen Anflug von Ironie ſagte er auf ſeinem Krankenlager zu Meißner, als die Rede auf dies Thema kam [301]): „Glauben Sie mir, ich habe moraliſcher gelebt, als die meiſten der Menſchen, die mich fortwährend der Immoralität zeihen. Nie habe ich eine Unſchuld verführt oder eine Ehefrau zur Untreue verleitet. Können viele Menſchen Dasſelbe von ſich ſagen? Wird es mir Jemand glauben? Und doch iſt es ſo. Ja, ich habe mir am Abend meines Lebens keine Vorwürfe zu machen. Ich habe nie ein Mädchen verführt und nie eins verlaſſen. Ich war nie der erſte Liebhaber und nie der letzte." Wir möchten Diejenigen, welche den flüchtigen Liebeleien des Dichters ſo große Wichtigkeit beimeſſen, unter Anderm noch an ſeine beiläufige Bemerkung in den „Geſtändniſſen" erinnern [302]): „Die Neuheit des Genres iſt der Hexentrank, welcher auf jeden Deutſchen, der zum erſten Mal nach Paris kommt, denſelben Zauber übt. Er vergafft ſich in das hübſche Geſicht der erſten, beſten Griſette, wie er von der Küche des ſchlechteſten Sudelkoches im Palais-Royal entzückt iſt, wo man für zwei Franken per Kopf zu Mittag ſpeiſt. Aber es ſind für ihn neue Gerichte mit fremder Sauce. Später wird Einem ſchlimm zu Muth, wenn man daran denkt, daſs man dies verdächtige, allzu ſtark gewürzte Miſchmaſch verſchluckt hat; denn wir haben ſpäter in Reſtaurants der guten Geſellſchaft mit Damen der guten Geſellſchaft diniert, und wir haben dort gelernt, jene zugleich pikanten und einfachen Gerichte zu ſchätzen, welche gar gekocht und kunſtgerecht arrangiert ſind, manchmal etwas Hautgout haben, aber ſtets vortrefflich ſchmecken." So lebte er ſich denn raſch genug in Paris ein, und als im Oktober des folgenden Jahres ein ihm befreundeter Landsmann, der Komponiſt Ferdinand Hiller, nach Deutſchland zurückreiſte, ſchrieb er ihm die luſtigen Worte in einen Empfehlungsbrief[303]: „Fragt Sie Jemand, wie ich mich hier befinde, ſo ſagen Sie: „Wie ein Fiſch im Waſſer," oder vielmehr, ſagen Sie den Leuten, daß, wenn im Meere ein Fiſch den anderen nach ſeinem Befinden fragt, ſo antworte dieſer: „Ich befinde mich wie Heine in Paris.""

Obgleich Heine mit Empfehlungsbriefen an die gute Geſellſchaft wirklich verſehen war, und ſeine geiſtige Bedeutung ihm wohl ſofort den Zutritt in die Salons aller literariſchen Größen Frankreichs eröffnet hätte, zog er es doch vor, ſich auf dem neuen politiſchen und geſellſchaftlichen Terrain erſt genauer zu orientieren, bevor er ſeinen feſten Umgang wählte. Behutſam, mit faſt ängſtlicher Scheu, ſtreckte er überall die Fühlhörner aus, prüfte mit ſcharfer Sonde die an ihn herantretenden Perſonen und Verhältniſſe, und lupfte neugierig an jeder fremdartigen Hülle, um zu ermitteln, welcher Kern ſich dahinter verſteckte. Der elegante Buchladen von Heideloff und Campe in der Rue Vivienne war damals der tägliche Rendezvousplatz aller hervorragenden Deutſchen, welche vorübergehend in Paris verweilten. Hier traf Heine ſeine alten Bekannten Michael Beer und Felix Mendelsſohn, den Geheimrath Dr. J. F. Koreff und den Baron Maltitz; hier wurden ihm Alexander von Humboldt und der Orientaliſt Julius Klaproth vorgeſtellt; hier klagte ihm Saphir ſein Herzeleid, daß ihn ſeine böſe Zunge aus München vertrieben und nun kein Menſch in Paris ſeine malitiöſen Wortwitzeleien verſtehe. Von den Göttinger Univerſitätsfreunden Heine's war Dr. Donndorf nach Paris verſchlagen, und korreſpondierte von dort aus für die Augsburger „Allgemeine Zeitung." Gelegentlich beſuchte der Dichter auch die muſikaliſchen Soiréen im Salon Moritz Schleſinger's, oder belebte mit geiſtreichem Geplauder den Thee der Madame Valentin. Man ſah ihn gern in dieſen gebildeten Kreiſen, und fühlte ſich geehrt durch die zwangloſe Art, in der Heine ſich dort jeder muthwilligen Laune, jedem witzigen Einfall des Augenblicks hingab. Nicht wenig beleidigte ihn daher die vornehme Geringſchätzung, mit welcher Auguſt Wilhelm von Schlegel, der im Herbſt 1831 auf einige Monate nach Paris kam, ſich gegen Humboldt und Andere über die literariſche Thätigkeit ſeines ehemaligen Schülers ausſprach. Heine vermochte dem gefallſüchtigen alten Herrn, der ſeinen eigenen Ruhm überlebt und in den bekannten Xenien des Wendt'ſchen Muſen-Almanachs auch ihn mit einem gehäſſigen Epigramme bedacht hatte 304), dieſen Angriff auf ſeinen Dichterruf nicht zu verzeihen, und rächte ſich zunächſt durch eine maliziöſe Notiz über Schlegel's kindiſche Auszeichnungsſucht in den Spalten der „Allgemeinen Zeitung“ 305). Es handelte ſich um die Dekorierung Desſelben mit dem Orden der Ehrenlegion, den ihm Ludwig Philipp auf Verwenden des Herzogs von Broglie verliehn hatte. Spaßhafter Weiſe konnte dieſe Ordensverleihung Monate lang nicht im „Moniteur“ angezeigt werden, weil die miniſterielle Kontraſignatur auf Schwierigkeiten ſtieß, die der irrthümlichen Annahme entſprangen, daß der neugebackene Ritter ein mißvergnügter Liberaler ſei, durch deſſen Dekorierung man die abſoluten Regierungen zu verletzen befürchtete. Heine rühmte ſich wiederholentlich, durch ſeinen Spottartikel den literariſchen Nebenbuhler aus Paris verjagt zu haben. „Es blieb mir kein anderes Mittel, ihn für ſeinen unerträglichen Hochmuth zu ſtrafen,“ ſagte er 306); „da mir keine Polizei zur Verfügung ſtand, ihm das Ehrengeleit an die Grenze zu geben, ſo mußte ich ihn vermittelſt der Feder annullieren.“ — Einen glimpflicheren Ausgang nahm die Fehde Heine's mit dem Grafen Magnus von Moltke, der im Juli 1831 während einer kurzen Anweſenheit in Paris die Bekanntſchaft des Dichters machte, und durch ihn ſelbſt die erſte Kunde von dem herausfordernden Angriffe in der Vorrede zu den Kahldorf'ſchen Briefen erhielt. Der Graf hatte Anfangs die Abſicht, ſich in einen Federkrieg über den Adel mit ihm einzulaſſen und den Nachweis zu verſuchen, daß ſeine Principien mißverſtanden oder willkürlich entſtellt werden. Da jedoch Heine die Antwort des Grafen nicht hätte ignorieren können, und eine Verſtändigung mit dem Gegner bei ſo weit auseinander gehenden Anſichten nicht zu erwarten ſtand, begnügte ſich Letzterer mit dem ehrenvollen Zeugniſſe perſönlicher Hochachtung, welches der Verfaſſer der „Reiſebilder“ ihm brieflich und ſpäter, nachdem er ſeine wohlmeinende Schrift über Gewerbefreiheit geleſen, aus eigenem Antrieb auch öffentlich ausſtellte 307). In der That überzeugte ſich Heine, daß der Graf in vielen anderen Fragen den liberalſten Grundſätzen huldigte, und namentlich in religiöſen Dingen den freiſinnigſten Standpunkt einnahm. „Es iſt eine ſonderbare Sache mit dieſen Adligen!“ rief er aus. „Die Beſten unter ihnen können ſich von ihren Geburtsintereſſen nicht losſagen. Sie können in den meiſten Fällen liberal denken, vielleicht noch unabhängig liberaler als Roturiers, ſie können vielleicht mehr als Dieſe die Freiheit lieben und Opfer dafür bringen — aber für bürgerliche Gleichheit ſind ſie ſehr unempfänglich. Im Grunde iſt kein Menſch ganz liberal, nur die Menſchheit iſt es ganz, da der Eine das Stück Liberalismus beſitzt, das dem Anderen mangelt, und die Leute ſich alſo in ihrer Geſammtheit aufs beſte ergänzen. Der Graf Moltke iſt gewiß der feſteſten Meinung, daß der Sklavenhandel etwas Widerrechtliches und Schändliches iſt, und er ſtimmt gewiß für deſſen Abſchaffung. Mynheer van der Null hingegen, ein Sklavenhändler, den ich unter den Boompjes zu Rotterdam kennen gelernt, iſt durchaus überzeugt, der Sklavenhandel ſei etwas ganz Natürliches und Anſtändiges, das Vorrecht der Geburt aber, das Erbprivilegium, der Adel, ſei etwas Ungerechtes und Widerſinniges, welches jeder honette Staat ganz abſchaffen müſſe."

Anfangs Auguſt reiſte Heine nach Boulogne ſur Mer, wo er bis Ende September badete, ein flüchtiges Liebesverhältnis mit einer Engländerin anſpann, und mit Odilon Barrot zuſammen traf, den er in einem Briefe an Cotta als einen ſchlauen Ehrgeizigen charakteriſiert, welcher vielleicht eine bedeutende politiſche Rolle zu ſpielen berufen ſei[308]). Nach ſeiner Rückkehr in die Hauptſtadt vollendete der Dichter jenen trefflichen Aufſatz über die Gemäldeausſtellung des Jahres 1831, den er ſchon in den erſten Wochen ſeines Pariſer Aufenthaltes begonnen hatte, und der zu ſeinen beſten Arbeiten auf kunſtwiſſenſchaftlichem Felde gehört. Dieſer eben ſo geiſtvolle wie unparteiiſche Bericht, welcher im „Morgenblatte" Nr. 257—274, vom 27. Oktober bis 16. November d. J. abgedruckt wurde, trug viel dazu bei, die Aufmerkſamkeit der deutſchen Künſtler auf den Fortſchritt hinzulenken, der ſich während der jüngſten Zeit in der franzöſiſchen Malerei vollzogen. Heine hatte bisher dieſelben ungünſtigen Vorurtheile gegen die franzöſiſche Kunſt, namentlich gegen die dortige Malerei, gehegt, welche damals in Deutſchland allgemein herrſchend waren. Der Anblick jener unſterblichen Meiſterwerke der italiäniſchen Schule, die er in den Galerien von München, Venedig, Genua und Florenz kennen gelernt, hatte ihn mit hohem Entzücken erfüllt; ſie waren ihm als eine große Familie erſchienen, die an den Brüſten einer großen gemeinſamen Mutter ihre Nahrung eingeſogen, und, befriedet und einig, zwar nicht immer dieſelben Worte, aber doch dieſelbe Sprache reden[309]). Gegenüber dieſer katholiſchen Einheit der Gefühle in den Bildern der Italiäner, ſtörte ihn Anfangs der buntfarbig grelle Eindruck der franzöſiſchen Ausſtellung, aus deren einzelnen Gemälden nur ſehr entfernt eine geiſtige Verwandtſchaft mit den übrigen hervorleuchtete. „Jeder Maler", ſo urtheilte der deutſche Beſchauer[310], „malt hier auf eigene Hand und für eigene Rechnung; die Tageslaune, die Grille der Geldreichen oder des eigenen müßigen Herzens giebt ihm den Stoff, die Palette giebt ihm die glänzendſten Farben, und die Leinewand iſt geduldig. Dazu kommt noch, daß jetzt bei den franzöſiſchen Malern die mißverſtandene Romantik graſſiert, und nach ihrem Hauptprincip Jeder ſich beſtrebt, ganz anders als die Andern zu malen, oder, wie die kurſierende Redensart heißt, ſeine Eigenthümlichkeit hervortreten zu laſſen." Als Heine jedoch aus dem bunten Meer von Gemälden die wahrhaften Perlen, die vorzüglichſten Stücke des diesjährigen Salons, herausgefunden hatte, fiel es ihm nicht ſchwer, in denſelben, bei aller Verſchiedenheit in Stoff und Behandlung, dennoch einen verwandtſchaftlichen Zug geiſtigen Strebens zu entdecken. Es wurde ihm klar, daß auch die Malerei in Frankreich langſam, aber ſicheren Schrittes, der ſocialen Bewegung ſeit Ende des vorigen Jahrhunderts gefolgt ſei, und ſich endlich mit dem Volke ſelber verjüngt habe. David und ſeine Schüler hatten zuerſt den parfümierten Schäferſpielen ein Ende gemacht und die ſchal gewordene Kunſt mit gewaltiger Hand wieder in die ernſten Regionen antiken Heldenthums zu erheben geſucht. Aber wie wir in Deutſchland auf dem Gebiete der poetiſchen Literatur die romantiſche Schule ſich gegen die gelehrt antikiſierende Richtung auflehnen ſahen, ſo empörte ſich in Frankreich bald eine junge Künſtlerſchule gegen die einſeitige Klaſſicität der David'ſchen Geſchichtsmalerei. Horace Vernet, Paul Delaroche und ihre Nachfolger gingen bei ihren hiſtoriſchen Gemälden auf die lebendigſte Individualiſierung aus, während Leopold Robert in ſeinen Schnittern, Fiſchern und Gebirgshirten das Leben des Tages ſo ſchlicht und zugleich ſo erhaben zu faſſen verſtand, daß er das Genre faſt zur Bedeutung der Hiſtorie erhöhte. Heine ſpricht goldene Worte über den Einfluß der Zeitideen auf dieſe Fortentwickelung der franzöſiſchen Malerei, er polemiſiert gegen die Engherzigkeit vornehm abſprechender Kunſtrecenſenten, die nach vorgefaſſten Regeln jedes neue Werk bekritteln, und er betont nachdrücklich, daß jedes neue Kunſtgenie nach ſeiner eigenen mitgebrachten Äſthetik zu beurtheilen ſei. In der That dokumentierte ſich die geiſtig belebende Einwirkung der Julirevolution auf die franzöſiſche Kunſt ſo glänzend wie möglich in dem Salon von 1831, welcher, um nur der hervorragendſten Stücke zu gedenken, Ary Scheffer's Fauſt und Gretchen, ſeine Leonore und ſeine Porträts von Talleyrand, Heinrich IV. und Ludwig

Pflicht. — Horace Vernet's Judith, Papſt Gregor XVI., Camille Desmoulins und die Arretierung der Prinzen Condé, Conti und Longueville, — Delacroix' Barrikadenkämpfer aus den Julitagen, — Decamps' Hundehoſpital und Patrouille des Hadſchi-Bei zu Smyrna, — Leſſore's „kranken Bruder“, — Leopold Robert's Schnitter, Pifferari und italiäniſches Leichenbegängnis, — und Paul Delaroche's berühmte Bilder: die Todesfahrt Richelieu's, der ſterbende Mazarin, die Ermordung der Söhne Eduard's IV. im Tower und Cromwell am Sarge Karl's I. enthielt. Von all' dieſen Gemälden giebt Heine uns eine ſo wahrhaft plaſtiſche Schilderung, er erſtattet einen ſo anſchaulichen Bericht über die Idee, Stimmung und Ausführungsweiſe jedes einzelnen Bildes, daſs die Feder des Schriftſtellers faſt zum nacherſchaffenden Malerpinſel wird, und ſein Wort der Phantaſie des Leſers nahezu die Formen und Farben der beſprochenen Kunſtwerke leibhaftig vor Augen ſtellt.

In den Reflexionen, welche er an den Stoff und an die überraſchend neue Behandlungsart der meiſten dieſer Gemälde knüpft, kritiſiert Heine beſonders ſcharf die herkömmliche Behauptung, daſs die Kunſt, vor Allem die Malerei, zu ihrer günſtigen Entfaltung durchaus eines friedlichen Zeitalters bedürfe. Er erhofft im Gegentheil eine Wiedergeburt der Kunſt durch die jungen Ideen, welche gleich dem Brauſen eines herannahenden Frühlings die Welt erſchüttern. Auf ſeine gewichtvollen Worte in dem Aufſatze über Menzel's „Deutſche Literatur“ zurückweiſend, ſagt er 311): „Meine alte Prophezeiung von dem Ende der Kunſtperiode, die bei der Wiege Goethe's anfing und bei ſeinem Sarge aufhören wird, ſcheint ihrer Erfüllung nahe zu ſein. Die jetzige Kunſt muſs zu Grunde gehen, weil ihr Princip noch im abgelebten alten Regime, in der heiligen römiſchen Reichsvergangenheit wurzelt. Deſshalb, wie alle welken Überreſte dieſer Vergangenheit, ſteht ſie im unerquicklichſten Widerſpruch mit der Gegenwart. Dieſer Widerſpruch, und nicht die Zeitbewegung ſelbſt, iſt der Kunſt ſo ſchädlich; im Gegentheil, dieſe Zeitbewegung müſſte ihr ſogar gedeihlich werden, wie einſt in Athen und Florenz, wo eben in den wildeſten Kriegs- und Parteiſtürmen die Kunſt ihre herrlichſten Blüthen entfaltete. Freilich, jene griechiſchen und florentiniſchen Künſtler führten kein egoiſtiſch iſoliertes Kunſtleben, die müſsig dichtende Seele hermetiſch verſchloſſen gegen die groſsen Schmerzen und Freuden der Zeit; im Gegentheil, ihre Werke waren nur das träumende Spiegelbild ihrer Zeit, und ſie ſelbſt waren ganze Männer, deren Perſönlichkeit eben ſo gewaltig wie ihre bildende Kraft: Phidias und Michel Angelo waren Männer aus einem Stück, wie ihre Bildwerke, und wie dieſe zu ihren griechiſchen und katholiſchen Tempeln paßten, ſo ſtanden jene Künſtler in heiliger Harmonie mit ihrer Umgebung; ſie trennten nicht ihre Kunſt von der Politik des Tages, ſie arbeiteten nicht mit kümmerlicher Privatbegeiſterung, die ſich leicht in jeden beliebigen Stoff hineindrängt; Äſchylus hat die Perſer mit derſelben Wahrheit gedichtet, womit er zu Marathon gegen ſie gefochten, und Dante ſchrieb ſeine Komödie nicht als ſtehender Kommiſſionsdichter, ſondern als flüchtiger Guelfe, und in Verbannung und Kriegsnoth klagte er nicht über den Untergang ſeines Talentes, ſondern über den Untergang der Freiheit. Indeſſen, die neue Zeit wird auch eine neue Kunſt gebären, die mit ihr ſelbſt in begeiſtertem Einklang ſein wird, die nicht aus der verblichenen Vergangenheit ihre Symbolik zu borgen braucht, und die ſogar eine neue Technik, die von der ſeitherigen verſchieden, hervorbringen muß. Bis dahin möge, mit Farben und Klängen, die ſelbſttrunkenſte Subjektivität, die weltentzügelte Individualität, die gottfreie Perſönlichkeit mit all' ihrer Lebensluſt ſich geltend machen, was doch immer erſprießlicher iſt, als das todte Scheinweſen der alten Kunſt." — Das liebevolle Aufdecken der Zeitſignatur, der gemeinſamen Eigenthümlichkeiten, durch welche die beſprochenen Bilder ſich als Erzeugniſſe der gegenwärtigen Periode ausweiſen und mit den Fortſchrittsideen des Jahrhunderts zuſammenhängen, bildet den ſtets wiederkehrenden Grundgedanken des Heine'ſchen Aufſatzes. Hören wir z. B., wie zwanglos der Dichter aus dem zufälligen Umſtande, daß Robert's Meiſterwerk neben dem Cromwell von Delaroche hing, die troſtvoll verſöhnlichſten Betrachtungen ſchöpft***): „In der That, wenn die kriegsrohe Puritanergeſtalt, der entſetzliche Schnitter mit dem abgemähten Königshaupt, aus dunkelm Grunde hervortretend, den Beſchauer erſchütterte und alle politiſchen Leidenſchaften in ihm aufwühlte, ſo ward ſeine Seele doch gleich wieder beruhigt durch den Anblick jener andern Schnitter, die, mit ihren ſchönen Ähren heimkehrend zum Erntefeſt der Liebe und des Friedens, im klarſten Himmelslichte blühten. Fühlen wir bei dem einen Gemälde, wie der große Zweikampf noch nicht zu Ende, wie der Boden noch zittert unter unſern Füßen; hören wir hier noch das Raſen des Sturmes, der die Welt nieder zu reißen droht; ſehen wir hier noch den gähnenden Abgrund, der gierig die Blutſtröme einſchlürft, ſo daß grauenhafte Untergangsfurcht uns ergreift: ſo ſehen wir auf dem andern Gemälde, wie ruhig ſicher die Erde ſtehen bleibt und immer liebreich ihre goldenen Früchte hervorbringt, wenn auch die ganze römiſche Univerſaltragödie mit allen ihren Gladiatoren und Kaiſern und Laſtern und Elephanten darüber hingetrampelt. Wenn wir auf dem einen Gemälde jene Geſchichte ſehen, die ſich ſo närriſch herumrollt in Blut und Koth, oft Jahrhunderte lang blödſinnig ſtillſteht, und dann wieder unbeholfen haſtig aufſpringt, und in die Kreuz und in die Quer wüthet, und die wir Weltgeſchichte nennen: ſo ſehen wir auf dem andern Gemälde jene noch größere Geſchichte, die dennoch Raum genug hat auf einem mit Büffeln beſpannten Wagen; eine Geſchichte ohne Anfang und ohne Ende, die ſich ewig wiederholt und ſo einfach iſt wie das Meer, wie der Himmel, wie die Jahreszeiten; eine heilige Geſchichte, die der Dichter beſchreibt und deren Archiv in jedem Menſchenherzen zu finden iſt: — die Geſchichte der Menſchheit!“ — „Ach! wohl thut es Noth,“ ſchreibt Heine auf dem folgenden Blatte, emporgeſchreckt durch die Nachrichten aus Polen, „daß die liebe, unverwüſtliche, melodiſche Geſchichte der Menſchheit unſere Seele tröſte in dem mißtönenden Lärm der Weltgeſchichte. Ich höre in dieſem Augenblick da draußen, dröhnender, betäubender als jemals, dieſen mißtönenden Lärm, dieſes ſinnverwirrende Getöſe; es zürnen die Trommeln, es klirren die Waffen; ein empörtes Menſchenmeer mit wahnſinnigen Schmerzen und Flüchen, wälzt ſich durch die Gaſſen das Volk von Paris und heult: ‚Warſchau iſt gefallen! Unſere Avantgarde iſt gefallen! Nieder mit den Miniſtern! Krieg den Ruſſen! Tod den Preußen!‘ — Es wird mir ſchwer, ruhig am Schreibtiſche ſitzen zu bleiben und meinen armen Kunſtbericht, meine friedliche Gemäldebeurtheilung zu Ende zu ſchreiben. Und dennoch, gehe ich hinab auf die Straße und man erkennt mich als Preußen, ſo wird mir von irgend einem Julihelden das Gehirn eingedrückt, ſo daß alle meine Kunſtideen zerquetſcht werden; oder ich bekomme einen Bajonettſtich in die linke Seite, wo jetzt das Herz ſchon von ſelber blutet, und vielleicht obendrein werde ich in die Wache geſetzt als fremder Unruhſtörer. Bei ſolchem Lärm verwirren und verſchieben ſich die Gedanken und Bilder. Die Freiheitsgöttin von Delacroix tritt mir mit ganz verändertem Geſicht entgegen, faſt mit Angſt in dem wilden Auge. Mirakulöſe verändert ſich das Bild des Papſtes von Vernet; der alte ſchwächliche Statthalter Chriſti ſieht auf einmal ſo jung und geſund aus und erhebt ſich lächelnd auf ſeinem Seſſel, und es iſt, als ob ſeine ſtarken Träger das Maul aufſperrten zu einem Te deum laudamus. Der junge engliſche Prinz ſinkt zu Boden, und ſterbend ſieht er mich an mit den wohlbekannten Freundesblicken, mit jener ſchmerzlichen Innigkeit, die den Polen eigen iſt. Auch der todte Karl bekommt ein ganz anderes Geſicht und verwandelt ſich plötzlich, und wenn ich genauer hinſchaue, ſo liegt kein König, ſondern das ermordete Polen in dem ſchwarzen Sarge, und davor ſteht nicht mehr Cromwell, ſondern der Zar von Ruſsland, eine adlige, reiche Geſtalt, ganz ſo herrlich, wie ich ihn vor einigen Jahren zu Berlin geſehen, als er neben dem König von Preußen auf dem Balkon ſtand und Dieſem die Hand küſste. Dreißigtauſend ſchauluſtige Berliner jauchzten Hurrah! und ich dachte in meinem Herzen: Gott ſei uns Allen gnädig! Ich kannte ja das ſarmatiſche Sprichwort: „Die Hand, die man noch nicht abhauen will, die muſs man küſſen." — Ach! ich wollte, der König von Preußen hätte ſich auch hier an die linke Hand küſſen laſſen, und hätte mit der rechten Hand das Schwert ergriffen und dem gefährlichſten Feinde des Vaterlandes ſo begegnet, wie es Pflicht und Gewiſſen verlangten. Haben ſich dieſe Hohenzollern die Vogtwürde des Reiches im Norden angemaßt, ſo muſsten ſie auch ſeine Marken ſichern gegen das herandrängende Ruſsland. Die Ruſſen ſind ein braves Volk, und ich will ſie gern achten und lieben; aber ſeit dem Falle Warſchau's, der letzten Schutzmauer, die uns von ihnen getrennt, ſind ſie unſerm Herzen ſo nahe gerückt, daſs mir Angſt wird. Ich fürchte, wenn uns jetzt der Zar von Ruſsland wieder beſucht, dann iſt an uns die Reihe, ihm die Hand zu küſſen — Gott ſei uns Allen gnädig! — Gott ſei uns Allen gnädig! Unſere letzte Schutzmauer iſt gefallen, die Göttin der Freiheit erbleicht, unſere Freunde liegen zu Boden, der römiſche Großpfaffe erhebt ſich boshaft lächelnd, und die ſiegende Ariſtokratie ſteht triumphierend an dem Sarge des Volksthums."

Es gereicht Heine nur zur Ehre, daſs die ernſte Theilnahme an den politiſchen Ereigniſſen jener Tage ihm während der erſten Zeit ſeines Aufenthaltes in Frankreich den behaglichen Kunſtgenuſs vielfach trübte, und daſs er zu weiterer Berichterſtattung über künſtleriſche Gegenſtände vorerſt nicht mehr die nöthige Ruhe fand. „Wenn die Kunſt auch in Paris mehr als anderswo blüht," ſchrieb er am Schluſſe jenes Aufſatzes über die Gemäldeausſtellung von 1831, „ſo werden wir doch in ihrem Genuſſe jeden Augenblick geſtört durch das rohe Geräuſch des Lebens; die ſüßeſten Töne der Paſta und Malibran werden uns verleidet durch den Nothſchrei der erbitterten Armuth, und das trunkene Herz, das eben Robert's Farbenluſt eingeſchärft, wird ſchnell wieder ernüchtert durch den Anblick des öffentlichen Elends. Es gehört faſt ein Goethe'ſcher Egoismus dazu, um hier zu einem ungetrübten Kunſtgenuß zu gelangen, und wie ſehr Einem gar die Kunſtkritik erſchwert wird, Das fühle ich eben in dieſem Augenblick. Ich vermochte geſtern dennoch an dieſem Berichte weiter zu ſchreiben, nachdem ich einmal unterdeſſen nach den Boulevards gegangen war, wo ich einen todblaſſen Menſchen vor Hunger und Elend niederfallen ſah. Aber wenn auf einmal ein ganzes Volk niederfällt an den Boulevards von Europa — dann iſt es unmöglich, ruhig weiter zu ſchreiben. Wenn die Augen des Kritikers von Thränen getrübt werden, iſt auch ſein Urtheil Wenig mehr werth.“ —

Im December des Jahres 1831 wurde Heine durch den Beſuch zweier lieben Freunde überraſcht. Dr. Guſtav Kolb, der von Cotta dauernd als Mitarbeiter für die „Allgemeine Zeitung“ gewonnen war und ſpäter bei Stegmann's Tode zum Chefredakteur dieſes angeſehenſten politiſchen Journales in Deutſchland aufrückte, verweilte, nach längerem Aufenthalte in England, jetzt mehre Monate in Paris, um ſich auch über die franzöſiſchen Verhältniſſe aus eigener Anſchauung gründlich zu orientieren und dem Augsburger Blatte zuverläſſige Korreſpondenten in der Weltſtadt zu verſchaffen. Etwas früher ſchon traf Auguſt Lewald mit ſeiner Gemahlin aus Hamburg ein, von wo ihn die Angſt vor der herannahenden Cholera vertrieben hatte. Wie früher in Hamburg, verbrachte Heine jetzt auch in Paris ſeine Abende meiſt in Lewald's geſelliger Wohnung; Mittags aßen die Freunde gewöhnlich mit dem Baron Maltitz und dem Schauſpieler Zermann in einer kleinen Reſtauration der Rue de Valois, und gemeinſchaftliche Ausflüge nach Verſailles, St. Cloud, Fontainebleau und andern hiſtoriſch denkwürdigen Plätzen der Umgegend wurden an freundlichen Herbſttagen unternommen. Bald jedoch ſollte Lewald erfahren, daß Paris weniger noch, als Hamburg, Schutz vor der gefürchteten Seuche gewähre, die am 29. März 1832, inmitten der ausgelaſſenſten Karnevalsluſt, auch dort ihren ſchrecklichen Einzug hielt. „Man hatte“, ſo erzählt Heine in ſeiner, an die Muſterberichte von Thukydides und Boccaccio erinnernden Schilderung der Cholerazeit in Paris[312], „jener Peſtilenz um ſo ſorgloſer entgegen geſehen, da aus London die Nachricht angelangt war, daß ſie verhältnismäßig nur Wenige hingerafft. Luſtig tummelten ſich die Pariſer am Tage der Mi-carême auf den Boulevards, wo man ſogar Maſken erblickte, die in karikierter Mißfarbigkeit und Ungeſtalt die Furcht vor der Cholera und die Krankheit ſelbſt verſpotteten.

Desſelben Abends waren die Redouten beſuchter als jemals; übermüthiges Gelächter überjauchzte faſt die lauteſte Muſik, man erhitzte ſich beim Chahut, einem nicht ſehr zweideutigen Tanze, man ſchluckte dabei Eis und ſonſtig kaltes Getrinke — als plötzlich der luſtigſte der Arlequine eine allzu große Kühle in den Beinen verſpürte, und die Maske abnahm, und zu aller Welt Verwunderung ein veilchenblaues Geſicht zum Vorſchein kam. Man merkte bald, daſs Solches kein Spaß ſei, und das Gelächter verſtummte, und mehrere Wagen voll Menſchen fuhr man von der Redoute gleich nach dem Hôtel-Dieu, dem Centralhoſpitale, wo ſie, in ihren abenteuerlichen Maskenkleidern anlangend, gleich verſchieden, und ſo ſchnell beerdigt wurden, daſs man ihnen nicht einmal die buntſcheckigen Narrengewänder auszog." Es wurden jetzt ſchleunigſt Sicherungsanſtalten getroffen. Die Polizei ſorgte zunächſt für eine beſſere Reinigung der Straßen, ſie ließ den Unrath, auf Karren verladen, aus der Stadt ſchaffen, und gerieth dadurch in Konflikt mit den Lumpenſammlern, welche, mit ihren Hakenſtöcken die Schmutzhaufen durchwühlend, manchen noch brauchbaren Gegenſtand aus dem Straßenkehricht aufzufiſchen gewohnt waren, und ſich nun in ihrem Erwerbe beeinträchtigt ſahen. Sie verſuchten gewaltthätig die Reinigungsreform zu hintertreiben, die Kehrichtwagen wurden zertrümmert und in die Seine geworfen, die Lumpenſammler verbarrikadierten ſich bei der Porte St. Denis, und die unverſtändige Emeute muſſte durch bewaffnete Macht gedämpft werden. Bald darauf verbreitete ſich das aberwitzige Gerücht, die vielen Menſchen, welche ſo raſch beſtattet würden, ſtürben nicht durch eine Krankheit, ſondern durch Gift, das man in alle Lebensmittel zu ſtreuen gewuſſt habe. Die Polizei beging die Bêtiſe, durch eine öffentliche Bekanntmachung, worin ſie ausdrücklich ſagte, daſs ſie den Giftmiſchern auf der Spur ſei, den unſeligen Argwohn officiell zu beſtätigen, und ganz Paris gerieth in die grauenhafteſte Todesbeſtürzung. Der Pöbel auf den Straßen durchſuchte Jeden, der ihm verdächtig erſchien, und ſechs Menſchen, bei denen man ein weißes Pulver — wie ſich ſpäter herausſtellte, ein Schutzmittel gegen die Cholera — fand, wurden aufs grauſamſte ermordet. Die meiſten Fremden und faſt alle reichen Familien verließen ſofort die Stadt; auf dem Hôtel de Ville ſollen in der erſten Hälfte des Aprilmonats über 120,000 Päſſe ausgeſtellt worden ſein. Auch Lewald war unter den Flüchtigen, er reiſte mit ſeiner Frau Hals über Kopf nach München ab. Heine gedachte Anfangs, nach Verſailles überzuſiedeln, das ihm jederzeit beſonders intereſſant war; „ſeine Langeweile voll Majeſtät nährt große Gedanken“, ſagte er. Doch gab er ſeinen Vorſatz auf, als ſich zeigte, daſs die luftigen, breiten Straßen dieſer menſchenleeren Stadt gleichfalls nicht im Stande waren, die Seuche abzuwehren. Hauptſächlich aber hielt ihn ein anderer Beweggrund in Paris zurück. Sein Vetter Karl Heine war dort erkrankt, und er betrachtete es als eine heilige Pflicht, ſeinem Oheim Salomon, der ſchon einen Sohn in der Fremde verloren hatte, dieſen letzten Stammhalter der Familie durch treue Pflege zu erhalten[216]. Mit gleicher Aufopferung ging er, der mehr als jeder Andere reizbar und empfänglich war, kurz vor der Abreiſe Lewald's, während die Cholera ringsum wüthete, in die engſten und ſchmutzigſten Straßen, um ein Geſchäft für den Freund in Ordnung zu bringen, woran Dieſem ſehr Viel gelegen war. Jedenfalls iſt der Muth anzuerkennen, mit welchem Heine den ihn umgebenden Schreckniſſen trotzte, und gleichſam als ein Bülletin vom Schlachtfelde ſeine Zeitungsberichte über die von der Seuche angerichteten Verwüſtungen ſchrieb. „Daſs man die Zahl der Todten nie genau wuſſte,“ heißt es in ſeiner Schilderung jener Tage[219], „oder vielmehr daſs man von der Unrichtigkeit der angegebenen Zahl überzeugt war, füllte die Gemüther mit vagem Schrecken und ſteigerte die Angſt ins Unermeſsliche. In der That, die Journale haben ſeitdem eingeſtanden, daſs in einem Tage, nämlich den zehnten April, an die zweitauſend Menſchen geſtorben ſind. Das Volk ließ ſich nicht officiell täuſchen und klagte beſtändig, daſs mehr Menſchen ſtürben, als man angebe. Mein Barbier erzählte mir, daſs eine alte Frau auf dem Faubourg Montmartre die ganze Nacht am Fenſter ſitzen geblieben, um die Leichen zu zählen, die man vorbeitrüge; ſie habe dreihundert Leichen gezählt, worauf ſie ſelbſt, als der Morgen anbrach, von dem Froſte und den Krämpfen der Cholera ergriffen ward und bald verſchied. Wo man nur hinſah auf den Straßen, erblickte man Leichenzüge oder, was noch melancholiſcher ausſieht, Leichenwagen, denen Niemand folgte. Da die vorhandenen Leichenwagen nicht zureichten, muſſte man allerlei andere Fuhrwerke gebrauchen, die, mit ſchwarzem Tuch überzogen, abenteuerlich genug ausſahen. Auch daran fehlte es zuletzt, und ich ſah Särge in Fiakern fortbringen; man legte ſie in die Mitte, ſo daſs aus den offenen Seitenthüren die beiden Enden herausſtanden. Widerwärtig war es anzuſchauen, wenn die großen Möbelwagen, die man beim Ausziehen gebraucht, jetzt gleichſam als Todten-Omnibuſſe, als omnibus mortuis, herumfuhren, und ſich in den verſchiedenen Straßen die Särge aufladen ließen, und ſie dutzendweiſe zur Ruheſtätte brachten." — „Es war eine Schreckenszeit", ſagt Heine in den nachträglichen Begleitworten zu einem ſpäteren Wiederabdruck ſeines Berichtes 316), „weit ſchauerlicher als die frühere, da die Hinrichtungen ſo raſch und ſo geheimnisvoll ſtattfanden. Es war ein verlarvter Henker, der mit einer unſichtbaren Guillotine ambulante durch Paris zog. . . „Wir werden Einer nach dem Andern in den Sack geſteckt!" ſagte ſeufzend mein Bedienter jeden Morgen, wenn er mir die Zahl der Todten oder das Verſcheiden eines Bekannten meldete. Das Wort ‚in den Sack ſtecken' war gar keine Redefigur; es fehlte bald an Särgen und der größte Theil der Todten wurde in Säcken beerdigt. Als ich vorige Woche einem öffentlichen Gebäude vorbeiging und in der geräumigen Halle das luſtige Volk ſah, die ſpringend munteren Französchen, die niedlichen Plaudertaſchen von Franzöſinnen, die dort lachend und ſchäkernd ihre Einkäufe machten, da erinnerte ich mich, daß hier während der Cholerazeit, hoch aufeinander geſchichtet, viele hundert weiße Säcke ſtanden, die lauter Leichname enthielten, und daß man hier ſehr wenige, aber deſto fatalere Stimmen hörte, nämlich wie die Leichenwächter mit unheimlicher Gleichgültigkeit ihre Säcke den Todtengräbern zuzählten, und Dieſe wieder, während ſie ſolche auf ihre Karren luden, gedämpfteren Tones die Zahl wiederholten oder gar ſich grell laut beklagten, man habe ihnen einen Sack zu wenig geliefert, wobei nicht ſelten ein ſonderbares Gezänk entſtand. Ich erinnere mich, daß zwei kleine Knäbchen mit betrübter Miene neben mir ſtanden, und der Eine mich frug, ob ich ihm nicht ſagen könne, in welchem Sacke ſein Vater ſei."

Zweites Kapitel.

Heine als Vermittler des franzöſiſchen Geiſtes in Deutſchland.

Bei der Abreiſe Heine's nach Paris hatte ihm Campe, im Hinblick auf die wachſenden Cenſurhinderniſſe, welche ſich dem Debit freiſinniger Werke in Deutſchland entgegenſtellten, den dringenden Rath ertheilt, ſtatt der leidenſchaftlichen Form politiſcher Tagesſchriftſtellerei, die er in der Vorrede zu den Kahldorf'ſchen Briefen eingeſchlagen, ſein Talent auf die friedlichere Bahn rein künſtleriſcher Produktion zu lenken. „Folgt er mir", ſchrieb Campe in einem Briefe an Wilhelm Häring vom 5. December 1831, „wie ich hoffe, und wie er mir ſelbſt, freilich für ſpäter, zuſagte, was ich aber ſtatt ‚ſpäter' in ‚zuerſt' umgewandelt haben wollte, ſo erblicken wir ihn zur Oſtermeſſe in einem ganz neuen Fahrwaſſer, das frei von Politik iſt, ſo weit wie es möglich ſein möchte, ſich überhaupt davon zu entfernen. Ich glaube dadurch Heine und unſerer Literatur einen Dienſt zu leiſten."

Die Ermahnungen des befreundeten Verlegers hatten vielleicht dazu beigetragen, Heine für eine kurze Weile zu größerer Vorſicht in ſeinem öffentlichen Auftreten zu beſtimmen. In ziemlich gemäßigtem Tone und rein ſachlicher Haltung begann er ſeinen Bericht für das „Morgenblatt" über die Gemäldeausſtellung von 1831 — aber der Fall Warſchau's und die ſchmähliche Rolle, welche die europäiſchen Kabinette in dem polniſchen Heldendrama geſpielt, drangen, wie wir bereits wahrgenommen, ſeinem empörten Herzen ſchon am Schluſſe jenes Kunſtberichtes die ſchmerzlichſten Klageworte ab, und erweckten ihm auf's Neue den Vorſatz, gegen die immer bedrohlicher einherſchreitende Reaktion ſo laut wie möglich ſeine Stimme als Volkstribun zu erheben.

Nicht aus willkürlicher Laune, ſondern aus planmäßiger Berechnung wählte er die Spalten der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ als das geeignetſte Forum zur Verkündigung ſeiner politiſchen Ideen. Es muſste ihm vor Allem daran liegen, daſs ſein Wort von einem großen Leſerkreiſe vernommen werde, und ſeine freundſchaftlichen Beziehungen zu dem Baron Cotta, dem Eigenthümer jenes Blattes, ließen einen möglichſt unveränderten Abdruck ſeiner Aufſätze hoffen, wenn in Stil und Haltung derſelben nur jedes ungeſtüme Ausſprechen revolutionärer Wünſche vermieden ward. Heine kannte aus eigener Erfahrung die deutſchen Preſsverhältniſſe: er war ſich von vornherein klar darüber, daſs die verantwortliche Redaktion der Zeitung und die königlich bairiſche Cenſurbehörde jeden allzu ſcharfen Ausdruck, der ſeiner Feder entſchlüpfe, unbarmherzig ſtreichen würden, und daſs er den Ernſt ſeiner oppoſitionellen Richtung unter einer vornehm kalten oder ſcherzhaft frivolen Form zu verſtecken genöthigt ſei. „Ein in jeder Hinſicht politiſcher Schriftſteller,“ ſagt er in einer Erörterung der Gründe, aus welchen er für die „Allgemeine Zeitung“ ſchrieb[317]), „muſs der Sache wegen, die er verficht, der rohen Nothwendigkeit manche bittere Zugeſtändniſſe machen. Es giebt obſkure Winkelblätter genug, worin wir unſer ganzes Herz mit allen ſeinen Zornbränden ausſchütten könnten — aber ſie haben nur ein ſehr dürftiges und einflußloſes Publikum, und es wäre eben ſo gut, als wenn wir in der Bierſtube oder im Kaffehauſe vor den reſpektiven Stammgäſten ſchwadronierten, gleich andern großen Patrioten. Wir handeln weit klüger, wenn wir unſre Gluth mäßigen, und mit nüchternen Worten, wo nicht gar unter einer Maſke, in einer Zeitung uns ausſprechen, die mit Recht eine allgemeine Weltzeitung genannt wird und vielen hunderttauſend Leſern in allen Ländern belehrſam zu Händen kommt. Selbſt in ſeiner troſtloſen Verſtümmlung kann hier das Wort gedeihlich wirken; die nothdürftigſte Andeutung wird zuweilen zu erſprießlicher Saat in unbekanntem Boden. Beſeelte mich nicht dieſer Gedanke, ſo hätte ich mir wahrlich nie die Selbſttortur angethan, für die „Allgemeine Zeitung“ zu ſchreiben.“ — „Ich erwarte von der Billigkeit des Leſers,“ heißt es an einer andern Stelle[318]), „daſs er die Schwierigkeiten ſowohl des Ortes wie der Zeit in Betracht ziehe, mit denen der Verfaſſer zu kämpfen hatte, als er dieſe Berichte zum erſten Mal drucken ließ. Ich übernehme die volle Verantwortlichkeit für die Wahrheit der Dinge, die ich geſagt, aber keineswegs für die Art und Weiſe, wie ſie geſagt werden. Wer ſich nur an die

Worte hält, wird aus meinen Korreſpondenzen leicht eine gute Anzahl von Widerſprüchen, Nachläſſigkeiten und ſelbſt einen anſcheinenden Mangel an ernſthafter Überzeugung herausklauben können. Aber wer den Geiſt meiner Worte erfaſſt, wird darin überall die ſtrengſte Einheit des Gedankens und eine unverbrüchliche Anhänglichkeit an die Sache der Humanität, an die demokratiſchen Ideen der Revolution erkennen. Die örtlichen Schwierigkeiten, deren ich erwähnt, beſtanden in der Cenſur, und zwar in einer doppelten Cenſur; denn diejenige, welche die Redaktion der Augsburger Zeitung ausübte, war noch genauer als die officielle Cenſur der bairiſchen Behörden. Ich war oft genöthigt, am Nachen meines Gedankens Wimpel aufzuziehen, deren Embleme ſehr wenig dem wahren Ausdruck meiner politiſchen und ſocialen Anſichten entſprachen. Aber der journaliſtiſche Schleichhändler kümmerte ſich nicht viel um die Farbe des Lappens, der am Maſt ſeines Fahrzeuges hing und mit dem die Winde ihr Flatterſpiel trieben: ich dachte nur an die gute Ladung, die ich an Bord hatte, und die ich in den Hafen der öffentlichen Meinung zu führen wünſchte. Ich darf mich rühmen, daſs mir ſolches Unternehmen recht häufig gelang, und man ſollte nicht mit mir ſchmählen ob der Mittel, die ich zuweilen anwandte, um das Ziel zu erreichen. Da ich die Traditionen der Augsburger Zeitung kannte, wuſſte ich z. B. ſehr wohl, daſs ſie ſich von jeher die Aufgabe geſtellt, alle Thatſachen des Zeitalters nicht allein mit gröſster Schnelligkeit zur Kunde der Welt zu bringen, ſondern auch ſie in ihren Blättern, wie in kosmopolitiſchen Archiven, vollſtändig einzuregiſtrieren. Ich wuſſte daher beſtändig darauf ſinnen, Alles, was ich dem Publikum mittheilen wollte, in die Form einer Thatſache zu kleiden, das Ereignis ſowohl wie mein Urtheil über dasſelbe, kurz Alles, was ich dachte und fühlte; und in dieſer Abſicht ſtand ich nicht an, häufig meine eigenen Anſichten andern Perſonen in den Mund zu legen, oder ich parabolisierte gar meine Ideen. Daher enthalten meine Briefe viele Hiſtörchen und Arabesken, deren ſymboliſche Bedeutung nicht für Jedermann verſtändlich iſt, und die in den Augen des oberflächlichen Leſers als ein Gemiſch armſeliger Klatſchgeſchichten und Kleinigkeitskrämereien erſcheinen konnten. Bei meinen Bemühungen, überall die Form der Thatſache herauszukehren, war es mir eben ſo wichtig, für meine Sprache einen Ton zu wählen, der mir geſtattete, auch die häſslichſten Dinge zu berichten. Der günſtigſte Ton in dieſer Hinſicht war der des Indifferentismus, und ich habe mich desſelben unbedenklich bedient. Indirekt lag darin auch ein

Mittel, mehr als einen nützlichen Rath zu ertheilen und manche heilſame Zurechtweiſung anzubringen." Den Wunſch, das tiefere Verſtändnis der Dinge und Menſchen, der Begebenheiten und Verhältniſſe zu fördern, erklärt Heine auch in nachfolgenden Worten für den eigentlichen Zweck ſeiner Berichte an die „Allgemeine Zeitung" 319): „Letztere, die ihre weltberühmte Autorität ſo ſehr verdient, und die man wohl die Allgemeine Zeitung von Europa nennen dürfte, ſchien mir eben wegen ihres Anſehens und ihres unerhört großen Abſatzes das geeignete Blatt für Berichterſtattungen, die nur das Verſtändnis der Gegenwart beabſichtigen. Wenn wir es dahin bringen, daß die große Menge die Gegenwart verſteht, ſo laſſen die Völker ſich nicht mehr von den Lohnſchreibern der Ariſtokratie zu Haß und Krieg verhetzen, das große Völkerbündnis, die heilige Alliance der Nationen, kommt zu Stande, wir brauchen aus wechſelſeitigem Mißtrauen keine ſtehenden Heere von vielen hunderttauſend Mördern mehr zu füttern, wir benutzen zum Pflug ihre Schwerter und Roſſe, und wir erlangen Friede und Wohlſtand und Freiheit. Dieſer Wirkſamkeit bleibt mein Leben gewidmet; es iſt mein Amt. Der Haß meiner Feinde darf als Bürgſchaft gelten, daß ich dieſes Amt bisher recht treu und ehrlich verwaltet. Ich werde mich jenes Haſſes immer würdig zeigen. Meine Feinde werden mich nie verkennen, wenn auch die Freunde, im Taumel der aufgeregten Leidenſchaften, meine beſonnene Ruhe für Lauheit halten möchten."

Mit vollem Rechte hebt Heine in dieſen, zum Theil ſchon aus dem Oktober 1832, zum Theil aus ſpäterer Zeit ſtammenden Erklärungen die kosmo-politiſch-demokratiſche Tendenz ſeiner Berichte für die „Allgemeine Zeitung" als den einheitlichen Grundgedanken hervor, welcher ihm bei Abfaſſung derſelben vor Augen ſtand. Seit dem erſten Tage, wo er den Fuß auf franzöſiſchen Boden geſetzt, betrachtete er ſich als auserwählten Vermittler zwiſchen Deutſchland und Frankreich, dem die beſondere Miſſion zugefallen ſei, das große Werk der Völkerverbrüderung zu befördern, indem er die Franzoſen über das Weſen des deutſchen Geiſtes, ſeine deutſchen Landsleute über die franzöſiſchen Zuſtände aufkläre. Eine wie ernſthafte Bedeutung er dieſer internationalen Miſſion beimaß, Das bezeugen, außer den während ſeines Pariſer Aufenthaltes entſtandenen Schriften, auch die feierlichen Worte, mit denen er am Schluſſe ſeines letzten, am 13. November 1851 diktierten Teſtaments die Verſicherung ertheilt: „Es war die große Aufgabe meines Lebens, an dem herzlichen Einverſtändniſſe zwiſchen Deutſchland und Frankreich zu arbeiten, und die Ränke der Feinde der Demokratie zu vereiteln, welche die internationalen Vorurtheile und Animoſitäten zu ihrem Nutzen ausbeuten. Ich glaube mich ſowohl um meine Landsleute wie um die Franzoſen wohlverdient gemacht zu haben, und die Anſprüche, welche ich auf ihren Dank beſitze, ſind ohne Zweifel das werthvollſte Vermächtnis, das ich meiner Univerſalerbin zuwenden kann.“

Die Beurtheilung der Rolle, welche H. Heine als politiſcher Schriftſteller geſpielt, würde in der That ſehr ungerecht ausfallen, wenn wir uns nicht vor Allem die Zeitumſtände vergegenwärtigten, unter denen er ſeine Korreſpondenzen ſchrieb. Die Julirevolution, welche in Frankreich das Syſtem des pſeudokonſtitutionellen Abſolutismus zu Falle gebracht, hatte zwar Anfangs der dreißiger Jahre auch bei den deutſchen Liberalen die Hoffnung wachgerufen, daß es ihnen gelingen werde, die Regierungen auf die Bahn freiheitlichen Fortſchritts zu drängen; aber Metternich wuſſte die konſtitutionelle Bewegung in den Mittel- und Kleinſtaaten Deutſchlands mit geſchickter Hand zu paralyſieren, indem er die Bundesgeſetzgebung zur ſchleunigen Unterdrückung der hie und da bewilligten Reformen in Anſpruch nahm. Den agitatoriſchen Beſtrebungen der ſüddeutſchen Preſſe, die im Hambacher Feſte gipfelten, fehlte jeder thatkräftige Wiederhall im Volke, wie das verunglückte Frankfurter April-Attentat bewies, und die beiden deutſchen Freiſtaaten wurden von den ſchwachen revolutionären Zuckungen in den Nachbarlanden kaum ernſtlich berührt. Nach dem Hambacher Feſte häuften ſich in raſcher Folge die reaktionären Oppreſſivmaßregeln des deutſchen Bundes. Das verrufene Dekret vom 28 Juli 1832 eröffnete, unter Bezugnahme auf die Wiener Schlußakte, einen chikanöſen Krieg gegen die ſtändiſchen Verfaſſungen, durch fernere Beſchlüſſe wurden Preßfreiheit, Verſammlungs- und Vereinsrecht in allen Bundesſtaaten annulliert, und das geheime Wiener Schlußprotokoll vom 12. Juni 1834 krönte das Werk der Finſternis, welches durch Befeſtigung der abſoluten Fürſtengewalt jede demokratiſche Regung lange Zeit hindurch erfolgreich niederhielt.

Aber auch in Frankreich erfreute ſich das ſtändiſche Repräſentativſyſtem, trotz der bekannten Verheißung Ludwig Philipp's, daß die Charte fortan eine Wahrheit ſein werde, keineswegs einer ungetrübten Entwicklung. Der „Bürgerkönig“ verſcherzte durch die demüthige Selbſterniedrigung, mit welcher er um die Gunſt der legitimen Kronenträger Europas buhlte, durch die intrigante Zweideutigkeit ſeiner auswärtigen Politik und durch die ſchlechtverhehlenen abſolutiſtiſchen Gelüſte, welche er bei ſich erhebenden Konflikten mit Kammer und Miniſterium durchblicken ließ, ſchnell genug jene Popularität, die er ſich in der erſten Zeit ſeiner Regierung nicht eben durch die rühmlichſten Mittel erworben. Wenn Heine überhaupt jemals erwartet hatte, ſein Ideal politiſcher Freiheit durch das Julikönigthum in Frankreich verwirklicht zu ſehn, ſo muſſten wenige Wochen ſeines Aufenthaltes in Paris hinreichen, ihn vollſtändig zu enttäuſchen. Es iſt aber nicht anzunehmen, daſs er ſich ernſtlich in derlei illuſoriſchen Hoffnungen gewiegt — er würde ſonſt, bei ſeiner vorwiegend ſubjektiven Betrachtungsart aller Verhältniſſe, ſchwerlich ein ſo enthuſiaſtiſcher Lobredner der Franzoſen geblieben ſein.

Der erſte, vom 30. November 1831 datierte politiſche Bericht Heine's wurde in der „Allgemeinen Zeitung“ vom 13. und 14. December abgedruckt. Trüge derſelbe nicht das gleiche Korreſpondenzzeichen (●) wie der nächſtfolgende Aufſatz des Dichters, und wäre die Einſendung nicht durch einen noch erhaltenen Begleitbrief an Cotta vom 7. December verbürgt, ſo fiele es gewiſs Niemandem ein, die Autorſchaft dieſer mephiſtopheliſch kalten zeitgeſchichtlichen Studie, welche ſich faſt wie das für einen auswärtigen Hof beſtimmte Memoire eines diplomatiſchen Kundſchafters ausnimmt, dem muthwilligen Verfaſſer der „Reiſebilder“ zuzuſchreiben. Es muſs Heine recht ſchwer geworden ſein, in dieſer bogenlangen Korreſpondenz ſich aller charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten ſeines Stils zu entſchlagen, auf alle witzigen Einfälle und glänzenden Antitheſen zu verzichten, um ſich das Air eines völlig gleichgültigen Beobachters zu geben, und wir begreifen, daſs er eine Arbeit, die ſichtlich unter einem ſelbſtauferlegten peinlichen Zwange geſchrieben war, des ſpätern Wiederabdrucks nicht würdigte[30], ſo richtig auch im Ganzen die politiſche Situation geſchildert iſt. Der Verfaſſer betrachtet die Julirevolution als die letzte charakteriſtiſche Schöpfung jenes thatkräftigen, ruhm- und eroberungsluſtigen Geiſtes, der ſich in der bisherigen Geſchichte Frankreichs dokumentiert habe, jetzt aber im Erlöſchen begriffen ſei, um einer neuen Ära ernſten Inſichgehens und friedfertiger Entſagung Platz zu machen. Das Kabinett Ludwig Philipp's beging jedoch den großen Fehler, in ſeiner auswärtigen Politik ſofort ins Extrem zu verfallen; es erniedrigte durch feige Unterwürfigkeit Frankreich vor den Augen Europas, ſtatt durch Einnehmen einer heroiſchen Stellung den Frieden zu gebieten. „Da es der Fluch der Revolutionen iſt,“ lautet Heine's Anſchuldigung, „daſs ſie in der Haſt des Zerſtörens wie des Bildens ſchon mit ihrem erſten Schritte über das eigene Ziel hinausgehn, ſo iſt es hier geſchehen, daß man im Syſtem der Mäßigung auch ſogleich unmäßig geworden. Statt den alten Geiſt mit dem neuen zu verſöhnen, worin die ganze Schwierigkeit, aber auch die ganze Aufgabe franzöſiſcher Politik lag, haben die dermaligen Führer der öffentlichen Angelegenheiten jenes hochherzige Gefühl der Ehre, des Ruhmes, nicht beachtet, ſie haben es beleidigt, gekränkt . . . Indem Frankreich ſein Schwert verbarg, geſchah das ihm Verderbliche, daß die übrigen europäiſchen Mächte, befreit von ihrer im Julius erregten Furcht, das Princip ihres Daſeins mit Entſchiedenheit behaupteten, während Frankreich das ſeinige ohne Unterſtützung ließ. Dieſe faſt demüthige Haltung hat eine tiefe Erbitterung hervorgerufen. Die Verſicherungen der Miniſter, Frankreich ſei im Auslande geachtet, hinderten nicht, daß mit Italien, Belgien, Polen verfahren worden, als ſei kein Frankreich vorhanden. Das von der öffentlichen Stimme als ſchlaff verurtheilte, mit der Schmach der Feigheit belaſtete Kabinett hat ſo durch eigene Schuld die ihm gefährliche Reaktion erzeugt, die, ſo lange ſie noch Nahrung im Volke ſelbſt findet, vom Kampfe nicht ablaſſen kann. Die neuen geſchichtlichen Geſtalten löſen ſich nicht mild von den alten ab, ſondern werden krampfhaft von ihnen zurückgehalten, und erſcheinen zuletzt mit dem Blute derſelben behaftet. — Das eben bezeichnete, in der auswärtigen Politik hervortretende Verhältnis beider Hauptparteien kehrt ſich, den innern Angelegenheiten gegenüber, völlig um, und während hier die Oppoſition der Bewegung der Zeit voran eilt, ſtreben die Miniſteriellen, den halb erſtorbenen Geiſt einer ſchwindenden Periode zu bannen. Sie wollen vor Allem den Julius vergeſſen machen, und haben ihre dermalige politiſche Laufbahn mit der Erklärung eröffnet, daß jenes große Ereignis — wobei eine vorhandene Legislation und repräſentative Gewalt ſich aus eigener Macht zu einer exekutiven und konſtituierenden umgewandelt, wobei den Kammern die Initiative gegeben, die Staatsreligion abgeſchafft, die Charte verändert, die Volksſouveränetät proklamiert, die Bildung einer der drei Staatsgewalten ſuspendiert, und ein Herrſcherhaus abgeſetzt worden — keine Revolution, ſondern nur ein geſetzlicher Widerſtand geweſen ſei; ſie wollen ferner die jetzige Dynaſtie nicht durch ihre Entſtehung aus dem Volke, ſondern durch eine Art von Legitimität gerechtfertigt wiſſen; ſie umgeben den Bürgerkönig, der ſich durch öffentliches Vertrauen ſicher nennt, mit Pracht und mehr als herkömmlichem Schutze; ſie wollen unter dem Volke, das zum lebendigen Gefühle ſocialer Gleichſtellung durchgedrungen, die Erblichkeit des Ranges erhalten ſeyn; ſie ſtreben da, wo Volksſouveränetät als Princip ausgerufen worden, dem Volke das Inſtrument ſeines Willens zu entreißen, und das Wahlprincip ſorgfältig aus Municipal-, Nationalgarden- und Pairsgeſetz zu entfernen, und da, wo es legal geworden, durch einen hohen Cenſus zu erſchweren; ſie verfolgen in einer Zeit, wo die Öffentlichkeit ſich mit unermeßlicher Gewalt entwickelt, Preſſe und Bühne mit der Empfindlichkeit der Schwäche; ſie haben, wo es galt, die Juliusrevolution und die neue Dynaſtie beide durch einander ſtark zu machen, jene in der öffentlichen Meinung herabzuziehen geſucht, indem ſie den Helden der drei Tage nach ſo langem Zögern und mit ſo unmuthigem Willen die vorher beſchloſſenen Ehren zuerkannt, daß ein Ärgernis daraus entſtanden; ſie gebrauchen, ſobald ihr Widerſpruch für die Bedürfniſſe der Gegenwart ihnen ſelber allzu drohend erſcheint, verborgene Kunſtgriffe, und ſuchen, wo es im Ganzen und Großen nicht gelingen mag, im Einzelnen der Verwaltung, durch Anſtellungen, Abſetzungen, Annullierung von Wahlen, perſönliche Einflüſſe, wie in der Zeit der Mißbräuche, ihre hemmenden Wirkungen auszuüben, und das Alles jetzt, wo Offenheit ein ſo weſentliches Attribut einer franzöſiſchen Regierung iſt, daß ſie deſſelben, wenigſtens um ſich damit zu brüſten, nicht entbehren kann. Auch wollen ſie nur dafür gelten, der Ausdruck der Majorität zu ſein, umgeben aber dieſelbe durch Benutzung der äußerſten konſtitutionellen Hilfsmittel; und mit welcher Freimüthigkeit ſie ſich zu dem Volksakte bekennen, der das bisherige Verhältnis der Regierten zu den Regierenden völlig umgekehrt hat, beweiſen ſie durch die ſorgfältige Erklärung, daß die fremden geſchlagenen Flüchtlinge nicht aus Gründen der Politik, ſondern nur der Gaſtfreiheit, Schutz in Frankreich finden können. Durch die Geſammtheit dieſes Verfahrens iſt denn ein tiefes Mißtrauen unter einem ungeheuern Theile, namentlich des niedern Volkes, erregt worden."

Die nachfolgenden Beiträge Heine's, welche in der erſten Hälfte des Jahres 1832 der Augsburger Zeitung zugeſandt wurden, boten die detaillierte Ausmalung des hier nur in groben Umriſſen ſkizzierten Bildes, das mit jedem neuen Pinſelſtriche an Leben und Farbe gewann. Zum Vortheil ſeines Stils und der freieren Entwicklung ſeiner Gedanken gab Heine das ängſtliche Verſteckſpiel mit ſeiner Autorſchaft auf; er theilte ſeine ferneren Aufſätze als fortlaufende Korreſpondenzen unter dem Geſammttitel „Franzöſiſche Zuſtände" mit; ſeit Anfang März wurden ihnen ſogar — im Widerſpruche mit der ſonſtigen Uſanz der „Allgemeinen Zeitung“ — die Anfangsbuchſtaben ſeines Namens beigefügt. Wie nicht anders zu erwarten ſtand, wies die Redaktion jenes Blattes, das nach der Ehre geizte, ein von Diplomaten geſchriebenes Journal für Könige und Fürſten zu ſein, manchen Artikel zurück, welcher aus den Vorgängen in Frankreich allzu kühne Nutzanwendungen für Deutſchland zog — ſo wurden z. B. drei raiſonnierende Abhandlungen Heine's über den Beginn der franzöſiſchen Revolution von 1789, über den deutſchen Adel, und über den Republikaner-Aufſtand von St. Méry niemals in den Spalten der „Allgemeinen Zeitung“ abgedruckt[332]) — um ſo ehrlicher jedoch enthielt man dem Publikum nichts Thatſächliches vor, und die mildernde Abänderung einzelner Ausdrücke, über welche der Einſender jener Berichte gelegentlich bei dem alten Cotta Klage erhob[333]), berührte höchſtens die Form, niemals den Sinn ſeiner Worte. Freilich iſt nicht zu vergeſſen, daſs die ätzende Lauge einer ſchonungsloſen Kritik, welche Heine in ſeinen Korreſpondenzen über das Juſtemilieu ausgoſs, den Gegnern jeder konſtitutionellen Regierungsform um ſo willkommener ſein muſſte, als ein gefürchteter Wortführer des Liberalismus ſich hier mit ihnen zur Diskreditierung des Bürgerkönigthums zu verbinden ſchien. Heine mochte vielleicht gar gehofft haben, daſs ſolches Miſsverſtehen der Tendenz ſeiner Berichte ihm ein freieres Ausſprechen ſeiner Meinung geſtatten werde, als die vorſichtige Redaktion jener Zeitung es ſonſt geduldet hätte, und eine Zeitlang wurden in der That ſeine Schilderungen der Julimonarchie und der politiſchen Parteien in Frankreich faſt gänzlich unverſtümmelt abgedruckt. Dadurch kühner gemacht, kehrte der Verfaſſer allmählich immer deutlicher den demokratiſchen Standpunkt hervor, von welchem aus er das unwürdig ränkevolle Regierungsſyſtem Ludwig Philipp's befehdete. Schon in ſeinem Korreſpondenzartikel vom 28. December 1831 finden wir die charakteriſtiſche Bemerkung[334]): „Ich glaube, Ludwig Philipp iſt kein unedler Mann, der auch gewiſs nicht das Schlechte will, und der nur den Fehler hat, den angebornen Neigungen ſeiner Geburtsgenoſſen nachzugeben und ſein eigenſtes Lebensprincip zu verkennen. Dadurch kann er zu Grunde gehen. Denn, wie Salluſt tiefſinnig ausſpricht, die Regierungen können ſich nur durch Dasjenige erhalten, wodurch ſie entſtanden ſind, ſo z. B. daſs eine Regierung, die durch Gewalt geſtiftet worden, ſich auch nur durch Gewalt erhält, nicht durch Liſt, und ſo umgekehrt. Ludwig Philipp hat vergeſſen, daſs ſeine Regierung durch das Princip der Volksſouveränetät entſtanden iſt, und in trübſeligſter Verblendung möchte er ſie jetzt durch eine Quaſilegitimität, durch Verbindung mit abſoluten Fürſten und durch Fortſetzung der Reſtaurationsperiode zu erhalten ſuchen. Dadurch geſchieht es, daſs jetzt die Geiſter der Revolution ihm grollen, ihn faſt noch mehr verachten als ſie ihn haſſen, und unter allen Geſtalten ihn befehden. Ludwig Philipp, der dem Volke und den Pflaſterſteinen des Julius ſeine Krone verdankte, iſt ein Undankbarer, deſſen Abfall um ſo verdrießlicher, da man täglich mehr und mehr die Einſicht gewinnt, daſs man ſich gröblich täuſchen laſſen. Ja, täglich geſchehen offenbare Rückſchritte, und wie man die Pflaſterſteine, die man in den Julitagen als Waffe gebrauchte, und die an einigen Orten noch ſeitdem aufgehäuft lagen, jetzt wieder ruhig einſetzt, damit keine äußere Spur der Revolution übrig bleibe, ſo wird auch jetzt das Volk wieder an ſeine vorige Stelle, wie Pflaſterſteine, in die Erde zurückgeſtampft und nach wie vor mit Füßen getreten." Mit derſelben Bitterkeit rückt Heine dem Könige wiederholt die zweideutige Komödie vor, durch welche er das Volk hintergangen. „Es iſt ſchon lange her," heißt es in einem der erſten Briefe[324]), „ſeit er das letzte Mal mit rundem Hut und Regenſchirm durch die Straßen von Paris wanderte und mit raffinierter Treuherzigkeit die Rolle eines biedern, ſchlichten Hausvaters ſpielte, ein wahrer Jeſuit der Bürgerlichkeit, ein Bürgerjeſuit. Er drückte damals jedem Spezereihändler und Handwerker die Hand, und trug dazu, wie man ſagt, einen beſondern ſchmutzigen Handſchuh, den er jedesmal wieder auszog und mit einem reinen Glacéhandſchuh vertauſchte, wenn er in ſeine höhere Region, zu ſeinen alten Edelleuten, Bankierminiſtern, Intriganten und amaranthrothen Lakaien wieder hinaufſtieg." Auf das ergötzlichſte erzählt Heine bei einer andern Gelegenheit[325]), wie man den König in den erſten Monaten nach der Julirevolution zu jeder Zeit auf der Terraſſe des Palais-royal habe ſehen können, und zwar für fünf Franks. „Für fünf Franks! — rief ich mit Verwunderung; — zeigt er ſich denn für Geld? Nein, aber er wird für Geld gezeigt, und es hat damit folgende Bewandtnis: Es giebt eine Societät von Klaqueurs, Marchands de Contremarques und ſonſtigem Lumpengeſindel, die jedem Fremden anbieten, ihm für fünf Franks den König zu zeigen; gäbe man ihnen zehn Franks, ſo werde man ihn ſehen, wie er die Augen gen Himmel richtet und die Hand betheuernd aufs Herz legt; gäbe man aber zwanzig Franks, ſo ſolle er auch die Marſeillaiſe ſingen. Gab man nun jenen Kerls ein Fünffrankenſtück, ſo erheben ſie ein jubelndes Vivatrufen unter den Fenſtern des Königs, und Höchſtderſelbe erſchien auf der Terraſſe, verbeugte ſich und trat wieder ab. Hatte man jenen Kerls zehn Franks gegeben, ſo ſchrieen ſie noch viel lauter und gebärdeten ſich wie beſeſſen, während der König erſchien, welcher alsdann zum Zeichen ſeiner ſtummen Rührung die Augen gen Himmel richtete und die Hand betheuernd aufs Herz legte. Die Engländer aber ließen es ſich manchmal zwanzig Franks koſten, und ſobald der König auf der Terraſſe erſchien, ward die Marſeillaiſe angeſtimmt und ſo fürchterlich gegröhlt, bis Ludwig Philipp, vielleicht nur um dem Geſang ein Ende zu machen, ſich verbeugte, die Augen gen Himmel richtete, die Hand aufs Herz legte und die Marſeillaiſe mitſang." — „Was Ludwig Philipp betrifft," heißt es in einem Berichte vom 25. März 1832[326]), „ſo ſpielt er noch immer ſeinen Roi-citoyen, und trägt noch immer das dazu gehörige Bürgerkoſtüm; unter ſeinem beſcheidenen Filzhute trägt er jedoch, wie männiglich weiß, eine ganz unmaßgebliche Krone von gewöhnlichem Zuſchnitte, und in ſeinem Regenſchirme verbirgt er das abſoluteſte Scepter." Mit argwöhniſchen Blicken verfolgt Heine unausgeſetzt die geheimen Abſichten und die offenbaren Handlungen Ludwig Philipp's[327]): Deſſen Überſiedelung aus dem Palais-royal in die Tuilerien, — die kompromittierenden Enthüllungen in dem berüchtigten Rohan'ſchen Erbſchaftsproceſſe, den man die Halsbandgeſchichte der jüngeren Linie nennen könne, — die Abſcheidung eines umgitterten Privat-Familiengärtchens von dem öffentlichen Tuileriengarten, und die unruhige Bauſucht des Königs, — ſeine eigenmächtige Übernahme der Konſeil-Präſidentur, — die kleinliche Befehdung der liberalen Preſſe und der republikaniſchen Oppoſition, — die Unterdrückung der Société des Amis du peuple auf Grund der durch polizeiliche Machinationen inſtigierten Verſchwörung vom 2. Februar, und was der thörichten Mißgriffe mehr waren, welche von einer völligen Verkennung der demokratiſchen Aufgabe zeugten, die das Geſchick dem Sohne der Revolution, dem Erwählten des Volkes zugetheilt. „Wie herrlich," ſagt Heine bei einem Rückblick auf die große Woche[328]), — „wie herrlich leuchtete dieſer Mann im Glanze der Juliusſonne, die ſein Haupt wie mit einer Glorie umſtrahlte, und ſelbſt auf ſeine Fehler ſo viel heiteres Licht ſtreute, daß ſie noch mehr als ſeine Tugenden blendeten. Valmy und Jemappes! war damals der patriotiſche Refrain aller ſeiner Reden; er ſtreichelte die dreifarbige Fahne wie eine wiedergefundene Geliebte; er ſtand auf dem Balken des Palais-royal und ſchlug mit der Hand den Takt zu der Marſeillaiſe, die unten das Volk jubelte; und er war ganz der Sohn der Gleichheit, fils d'Égalité, der Soldat tricolore der Freiheit, wie er ſich von Delavigne in der Pariſienne beſingen und wie er ſich von Horace Vernet malen laſſen . . . Jetzt hütet ſich Ludwig Philipp, die Worte Valmy und Jemappes ſo wiederholentlich wie ſonſt vorzubringen. Er fühlt wohl, in dieſen Worten lag immer ein Verſprechen, und wer ſie im Munde führte, durfte keine Quaſilegitimität nachſuchen, durfte keine ariſtokratiſchen Inſtitutionen beibehalten, durfte nicht auf dieſe Weiſe den Frieden erflehen, durfte nicht Frankreich ungeſtraft beleidigen laſſen, durfte nicht die Freiheit der übrigen Welt ihren Henkern preisgeben. Ludwig Philipp muſste vielmehr auf das Vertrauen des Volkes den Thron ſtützen, den er dem Vertrauen des Volkes verdankte. Er muſste ihn mit republikaniſchen Inſtitutionen umgeben, wie er gelobt, nach dem Zeugnis des unbeſcholtenſten Bürgers beider Welten. Die Lügen der Charte muſsten vernichtet, Valmy und Jemappes aber muſsten eine Wahrheit werden, Ludwig Philipp muſste erfüllen, was ſein ganzes Leben ſymboliſch verſprochen hatte. Wie einſt in der Schweiz, muſste er wieder als Schulmeiſter vor die Weltkugel treten, und öffentlich erklären: Seht dieſe hübſchen Länder, die Menſchen darin ſind Alle frei, ſind Alle gleich, und wenn ihr Kleinen Das nicht im Gedächtniſſe behaltet, bekommt ihr die Ruthe. Ja, Ludwig Philipp muſste an die Spitze der europäiſchen Freiheit treten, die Intereſſen derſelben mit ſeinen eigenen verſchmelzen, ſich ſelbſt und die Freiheit identificieren, und wie einer ſeiner Vorgänger ein kühnes L'état c'est moi! ausſprach, ſo muſste er mit noch größerem Selbſtbewuſstſein ausrufen: La liberté c'est moi!"

Daſs der Julikönig Dies nicht gethan, daſs er in kraftloſem Schwanken zwiſchen liberalen und abſolutiſtiſchen Ideen ſich jenem Schaukelſyſteme des Juſtemilieu in die Arme warf, das nur durch den gleichmäßigen Anprall der verſchiedenen feindſeligen Parteien eine Zeitlang aufrecht erhalten werden konnte, macht ihm Heine zum beſtändigen Vorwurf. „Wir wollen nun die Folgen abwarten," ruft er prophetiſch aus 210). „Sie ſind unausbleiblich, und nur über die Länge der Zeit läſst ſich nichts Beſtimmtes vorausſagen . . . Wie Nourrit als Robert-le-Diable bei der erſten Vorſtellung dieſer Oper durch einen Zufall in die Verſenkung hinabfiel, wo eben der Vater Teufel zur Hölle fuhr, ſo ſollte auch Ludwig Philipp ſich verſehen, daſs er nicht einmal unverſehens auf das verſinkende Brett geräth.

Er ſteht auf einem ſehr unſichern Boden. Er hat durch eigene Schuld ſeine beſte Stütze verloren. Er beging den gewöhnlichen Miſsgriff zagender Menſchen, die mit ihren Feinden gut ſtehen wollen, und es daher mit ihren Freunden verderben. Er kajolierte die Ariſtokratie, die ihn haſſt, und beleidigte das Volk, das ſeine beſte Stütze war.“ Deutlich genug läſſt Heine auch an zahlreichen anderen Stellen ſeiner Korreſpondenzberichte durchblicken, daſs er die Julimonarchie keineswegs für den Abſchluſs der revolutionären Bewegung, ſondern höchſtens für einen momentanen Ruhepunkt halte, und daſs „nicht bloß die franzöſiſche Specialrevolution noch nicht vollendet ſei, ſondern daſs erſt die weit umfaſſendere Univerſalrevolution ihren Anfang genommen habe330).“ In einer beſonderen Beilage zu ſeinem Artikel vom 19. April 1832331) verbreitet er ſich ausführlich über die Uſurpationen des Adels und der Kirche als die veranlaſſenden Urſachen der Revolution von 1789, und die Zwiſchennote zu dem Aufſatze über die Emeute der Republikaner beim Leichenbegängniſſe des Generals Lamarque332) iſt im Grunde nur ein Kommentar jener Erörterungen und ein Fingerzeig, daſs auch in Deutſchland, trotz aller noch ſo feierlich beſchworenen Konſtitutionen, keine Sicherung der Volksrechte zu erlangen ſei, ſolange nicht die Macht des Adels vollſtändig annulliert werden. Heine kommt hier ganz konſequent auf ſeine in den „Nachträgen zu den Reiſebildern“ aufgeſtellte Forderung einer „Emancipation der Könige,“ einer Befreiung Derſelben aus den Ketten des Adels, zurück, und ſeine Werthſchätzung der Perſonen oder Parteien in Frankreich richtet ſich ziemlich einſeitig nach dem Maße, in welchem ſie die Idee einer Demokratiſierung des Königthums befördern oder bekämpfen. Deſshalb urtheilt er Anfangs ſehr ungünſtig über Ludwig Philipp, ſolange er ihn für einen verkappten Ariſtokraten hält, der ſich der Maſke der Bürgerlichkeit nur in trugvoller Abſicht bediene, — ein Urtheil, das ſehr bald eine bedeutende Umwandlung erfuhr, als gerade die bürgerliche Geſinnung des Königs von allen Seiten zur Zielſcheibe ariſtokratiſchen Hohnes gemacht wurde. Deſshalb trifft Heine's ingrimmigſter Haſs die Karliſtenpartei, weil dieſe das mittelalterliche Bündnis von Adel und Kirche zur Unterdrückung jeglicher Volksfreiheit erneuern möchte. Deſshalb ſympathiſiert er insgeheim weit eher mit den Bonapartiſten, obſchon er den ſpäteren Abfall Napoleon's von den Principien der Demokratie bei jeder Gelegenheit ſcharf hervorhebt und ſich ſeines Todes freut — „denn lebte er noch, ſo müſſte ich ihn ja bekämpfen helfen333) . . . Jeder hat ſeine

Sendung auf dieſer Erde, unbewuſſt erfüllt er ſie und hinterläſſt ein Symbol dieſer Erfüllung. So ſollte Napoleon in allen Ländern den Sieg der Revolution erfechten; aber uneingedenk dieſer Sendung, wollte er durch den Sieg ſich ſelbſt verherrlichen, und egoiſtiſch erhaben ſtellt er ſein eigenes Bild auf die erbeuteten Trophäen der Revolution, auf die zuſammengegoſſenen Kanonen der Vendomeſäule. Da hatten die Deutſchen nun die Sendung, die Revolution zu rächen und den Imperator wieder herabzureißen von der uſurpierten Höhe, von der Höhe der Vendomeſäule. Nur der dreifarbigen Fahne gebührt dieſer Platz, und ſeit den Juliustagen flattert ſie dort ſiegreich und verheißend. Wenn man in der Folge den Napoleon wieder hinaufſetzt auf die Vendomeſäule, ſo ſteht er dort nicht mehr als Imperator, als Cäſar, ſondern als ein durch Unglück geſühnter und durch Tod gereinigter Repräſentant der Revolution, als ein Sinnbild der ſiegenden Volksgewalt." Hiemit ſtimmen genau die Betrachtungen überein, welche Heine bei der Nachricht von dem Tode des Herzogs von Reichſtadt anſtellt. „Freilich," ſchrieb er am 20. Auguſt 1832 aus der Normandie 224), „für jene Bonapartiſten, die an eine kaiſerliche Auferſtehung des Fleiſches glaubten, iſt jetzt Alles zu Ende. Napoleon iſt ihnen nur noch ein Name, wie etwa Alexander von Macedonien, deſſen Leibeserben in gleicher Weiſe früh verblichen. Aber für die Bonapartiſten, die an eine Auferſtehung des Geiſtes geglaubt, erblüht jetzt die beſte Hoffnung. Der Bonapartismus iſt für Dieſe nicht eine Überlieferung der Macht durch Zeugung und Erſtgeburt; nein, ihr Bonapartismus iſt jetzt gleichſam von aller thieriſchen Beimiſchung gereinigt, er iſt ihnen die Idee einer Alleinherrſchaft der höchſten Kraft, angewendet zum Beſten des Volks, und wer dieſe Kraft hat und ſie ſo anwendet, Den nennen ſie Napoleon II. Wie Cäſar der bloßen Herrſchergewalt ſeinen Namen gab, ſo giebt Napoleon ſeinen Namen einem neuen Cäſarthume, wozu nur Derjenige berechtigt iſt, der die höchſte Fähigkeit und den beſten Willen beſitzt. — In gewiſſer Hinſicht war Napoleon ein ſaintſimoniſtiſcher Kaiſer; wie er ſelbſt vermöge ſeiner geiſtigen Superiorität zur Obergewalt befugt war, ſo beförderte er nur die Herrſchaft der Kapacitäten, und erzielte die phyſiſche und moraliſche Wohlfahrt der zahlreichern und ärmern Klaſſen. Er herrſchte weniger zum Beſten des dritten Standes, des Mittelſtandes, des Juſtemilieu, als vielmehr zum Beſten der Männer, deren Vermögen nur in Herz und Hand beſteht; und gar ſeine Armee war eine Hierarchie, deren Ehrenſtufen nur durch Eigenwerth und Fähigkeit erſtiegen wurden. Der geringſte Bauernſohn konnte dort, eben ſo gut wie der Junker aus dem älteſten Hauſe, die höchſten Würden erlangen und Geld und Sterne erwerben. Darum hängt des Kaiſers Bild in der Hütte jedes Landmannes, an derſelben Wand, wo das Bild des eigenen Sohnes hängen würde, wenn Dieſer nicht auf irgend einem Schlachtfelde gefallen wäre, ehe er zum General avanciert, oder gar zum Herzog oder zum König, wie ſo mancher arme Burſche, der durch Muth und Talent ſich ſo hoch emporſchwingen konnte — als der Kaiſer noch regierte. In dem Bilde Deſſelben verehrt vielleicht Mancher nur die verblichene Hoffnung ſeiner eigenen Herrlichkeit. Am öfteſten fand ich in den Bauernhäuſern das Bild des Kaiſers, wie er zu Jaffa das Lazareth beſucht, und wie er zu St. Helena auf dem Todbette liegt. Beide Darſtellungen tragen auffallende Ähnlichkeit mit den Heiligenbildern jener chriſtlichen Religion, die jetzt in Frankreich erloſchen iſt. Auf dem einen Bilde gleicht Napoleon einem Heilande, von deſſen Berührung die Peſtkranken zu geneſen ſcheinen; auf dem andern Bilde ſtirbt er gleichſam den Tod der Sühne. — Wir, die wir von einer andern Symbolik befangen ſind, wir ſehen in Napoleon's Martyrtod auf St. Helena keine Verſöhnung in dem angedeuteten Sinne, der Kaiſer büßte dort für den ſchlimmſten ſeiner Irrthümer, für die Treuloſigkeit, die er gegen die Revolution, ſeine Mutter, begangen. Die Geſchichte hatte längſt gezeigt, wie die Vermählung zwiſchen dem Sohne der Revolution und der Tochter der Vergangenheit nimmermehr gedeihen konnte, — und jetzt ſehen wir auch, wie die einzige Frucht ſolcher Ehe nicht lange zu leben vermochte und kläglich dahinſtarb.“

Geringere Konſequenz, als in den Äußerungen Heine's über den Bonapartismus liegt, wird man in den Anſichten finden, die er Betreffs der republikaniſchen Beſtrebungen zur Schau trägt. Wir ſagen abſichtlich: zur Schau trägt; denn es leuchtet ein, daß jede halbwegs günſtige Beurtheilung republikaniſcher Tendenzen in einem Journale, das, wie die Augsburger „Allgemeine Zeitung“, unter „allerhöchſten Privilegien“ deutſcher Bundesfürſten gedruckt wurde, ſich von ſelbſt verbot. Man wird ſich in dieſem Falle alſo mehr an den Geiſt, als an den Wortlaut der anſcheinend oft ſich widerſprechenden Bemerkungen halten müſſen, wenn man die wahre Herzensmeinung des „journaliſtiſchen Schleichhändlers“ enträthſeln will, der manchmal unter dem Schutz einer ſehr zweifelhaften Flagge „die gute Ladung, die er an Bord hat, in den Hafen der öffentlichen Meinung zu führen ſucht,“ und ſich um des nützlichen Zweckes willen nicht ſcheut, auch hin und wieder einmal, wie Börne ihm vorwirft 335), den „Jeſuiten der Freiheit“ zu ſpielen. Die mit ungewohntem Pathos wiederholten Betheuerungen Heine's 336), daß er „kein Republikaner,“ daß er „dem Republikweſen ſehr abhold“ ſei, daß er „immer monarchiſch geſinnt geweſen und es auch wohl immer bleibe,“ daß er, „Royaliſt aus angeborener Neigung, es in Frankreich auch aus Überzeugung werde,“ ſind zuvörderſt nur captationes benevolentiae, durch welche er ſich die Möglichkeit der Beſprechung eines ſo häklichen Stoffes in der Augsburger Zeitung zu verſchaffen weiß. Ja, nach ſolchen Kautelen erſcheint das Lob noch bedeutſamer, welches von einem oſtenſiblen Bekenner royaliſtiſcher Geſinnungen den Republikanern bei jedem ſich darbietenden Anlaſſe geſpendet wird. Die republikaniſche Partei in Frankreich war in Heine's Augen die einzige, welche mit Kraft und Muth für die Principien der Demokratie eintrat, er bewunderte die männliche Kühnheit ihrer Sprache, er verherrlichte in ſeinen Korreſpondenzen mit edelſter Begeiſterung den Heldentod der Kämpfer von St. Méry, er würde, wenn er den Nachlaß des jungen Napoleon zu vertheilen hätte, den Republikanern das Schwert des Kaiſers überliefern, „dieweil ſie noch die Einzigen ſind, die es zu gebrauchen verſtänden.“ — „Eine Handvoll Patrioten, oder, wie ſie heute heißen: Rebellen,“ ſchrieb er in ſeinem Berichte vom 7. Juni 1832 337), „ſchlug ſich geſtern in der Rue St. Martin gegen 60,000 Mann. Einſtimmig wird der Heldenmuth dieſer Tollkühnen gerühmt, ſie ſollen Wunder der Tapferkeit vollbracht haben. Sie riefen beſtändig: Vive la République! und ſie fanden kein Echo in der Bruſt des Volks. Hätten ſie ſtatt Deſſen: Vive Napoléon! gerufen, ſo würde, wie man heute in allen Volksgruppen behauptet, die Linie ſchwerlich auf ſie geſchoſſen haben, und die große Menge der Ouvriers wäre ihnen zu Hilfe gekommen. Aber ſie verſchmähten die Lüge. Es waren die reinſten, jedoch keineswegs die klügſten Freunde der Freiheit. Und doch iſt man heute albern genug, ſie des Einverſtändniſſes mit den Karliſten zu beſchuldigen! Wahrlich, wer ſo todesmuthig für den heiligen Irrthum ſeines Herzens ſtirbt, für den ſchönen Wahn einer idealiſchen Zukunft, Der verbindet ſich nicht mit jenem feigen Koth, den uns die Vergangenheit unter dem Namen ‚Karliſten‘ hinterlaſſen hat. Ich bin, bei Gott! kein Republikaner, ich weiß, wenn die Republikaner ſiegen, ſo ſchneiden ſie mir die Kehle ab, und zwar weil ich nicht auch Alles bewundere, was ſie bewundern; — aber dennoch, die nackten Thränen traten mir heute in die Augen, als ich die Orte betrat, die noch von ihrem Blute geröthet ſind. Es wäre mir lieber geweſen, ich und alle meine Mitgemäßigten wären ſtatt jener Republikaner geſtorben." — In ſeiner Vorrede zur franzöſiſchen Ausgabe der „Lutetia" [338]) betont Heine ebenfalls den Eifer, mit welchem er zwanzig Jahre hindurch in all' ſeinen Korreſpondenzen die Republikaner „nöthigen Falls ernſtlich genug vertheidigt habe und ihre moraliſche Überlegenheit hinlänglich merken ließ," indem er „beſtändig den unedeln und lächerlichen Übermuth und die völlige Nichtigkeit der herrſchenden Bourgeoiſie bloßſtellte." Es wäre jedoch irrig, aus Alledieſem den Schluß zu ziehen, daß der Verfaſſer jener Berichte im Grunde ſeines Herzens republikaniſchen Staatsformen zugethan geweſen ſei. Nichts lag ihm ferner, ſeinem lebensluſtigen, ſchönheitsdurſtigen Sinne war im Gegentheil das ſittenſtrenge, kunſtfeindliche, auf Nivellierung aller emporragenden Sommitäten gerichtete Puritanerthum zuwider, das er ſeit den Tagen von Griechenland und Rom bis auf die neueſte Zeit herab als den Geiſt des Republikanismus erkannt zu haben glaubte [339]). Indem er enthuſiaſtiſch von „jenen edlen Republikanern" ſprach, „die von Zeit zu Zeit als Blutzeugen auftreten für das Evangelium der Freiheit," fügte er mit ſpöttiſch frivoler Ehrlichkeit hinzu [340]): „Ich bin nicht tugendhaft genug, um jemals dieſer Partei mich anſchließen zu können; ich haſſe aber zu ſehr das Laſter, als daß ich ſie jemals bekämpfen würde." Cyniſcher noch klingt die Erzählung Heine's in den „Geſtändniſſen" [341]), daß er, der einſt in Münſter mit inbrünſtigen Lippen die Reliquien Jan's von Leyden geküßt, nebſt den Ketten, die er getragen, und den Zangen, mit denen man ihn gezwickt hatte, bei der Begegnung mit dem kommuniſtiſchen Schneider Weitling, welcher doch für dieſelben Ideen gelitten und in Ketten im Gefängniß geſeſſen, eine unüberwindliche Abneigung gegen Dieſen empfand und Nichts mit ihm gemein haben wollte. Wir begegnen hier wieder dem romantiſchen, jedes Vernunft- und Moralgeſetz mißachtenden Hange des Poeten, der ſeine Einbildungskraft mit ſouveräner Willkür umher ſchwärmen läßt, und ſich für geſchichtliche Thatſachen oder Perſonen nur dann zu begeiſtern vermag, wenn ſie vom Glorienſcheine des Erfolgs oder des tragiſchen Unterganges umfloſſen ſind. Es liegt der herben Anklage Börne's [342]), daß Heine, dem die Form das Höchſte ſei, ſich oftmals verliere, weil er noch etwas Anderes als Künſtler ſein wolle, ein ganz richtiges Gefühl zu Grunde. Er liebt wirklich an der Wahrheit nur das Schöne, an der Freieit nur die glänzende Blüthe, welche voll entwickelt im Sonnenſcheine prangt: „Was Brutus gethan, würde Heine verherrlichen, ſo ſchön er nur vermag; würde aber ein Schneider den blutigen Dolch aus dem Herzen einer entehrten jungen Nähterin ziehen, die gar Bärbelchen hieße, und damit die Bürger zu ihrer Selbſtbefreiung ſtacheln — er lachte darüber.“ Der Konſtitutionalismus, wie er ihn in Frankreich vor Augen ſah, die unwürdige Herrſchaft einer nüchternen, geſinnungsloſen, ängſtlich für die Ruhe ihres Erwerbs zitternden Bourgeoiſie, konnte dem Dichter zu Zeiten das ganze repräſentative Verfaſſungsweſen verleiden (367), und ihn faſt zum Lobredner des abſoluten Königthums machen (368), das wenigſtens nicht mit dem Fluche kraftloſer Schwäche und willensbeſchränkender Halbheit behaftet ſei. Solche Anwandlungen waren jedoch vorübergehender Art, und wenn Heine auch gelegentlich in romantiſcher Laune als advocatus diaboli die „heilige Würde des Abſolutismus“ pries, ſo war er doch jederzeit von der Überzeugung durchdrungen, daß dieſe Staatsform ein von der Geſchichte verurtheiltes, vom Bewußtſein der modernen Völker überwundenes Syſtem ſei. Häufig genug war er ſogar in Zweifel, ob nicht durch den Starrſinn der Könige, die ſich jedem gemäßigten Fortſchritt widerſetzten, die Idee des Königthumes überhaupt ſo gründlich diskreditiert werden, daß ſelbſt eine konſtitutionelle Monarchie auf die Dauer nicht dem Andrang republikaniſcher Forderungen zu widerſtehen vermöge. „Aber es geſchieht den Königen ganz Recht,“ ſchrieb er in einem Briefe an Cotta vom 1. März 1832 (369); „ſie haben die Liberalen, die nur gegen Adel und Pfaffenherrſchaft eiferten, nicht hören wollen, und jetzt bekommen ſie den blutigſten Jakobinismus auf den Hals. Es bleibt ihnen am Ende Nichts übrig, als ſich in ihre Purpurmäntel zu hüllen und wenigſtens mit Anſtand unterzugehen. Wir Gemäßigten gehen mit zu Grunde, und damit büßen wir vielleicht ab, was in unſerem Oppoſitionsſtreben zuweilen nicht aus den reinſten Abſichten entſproß. Über kurz oder lang wird in Deutſchland die Revolution beginnen, ſie iſt da in der Idee, und die Deutſchen haben nie eine Idee aufgegeben, nicht einmal eine Lesart; in dieſem Lande der Gründlichkeit wird Alles, und daure es noch ſo lange, zu Ende geführt.“ Dieſe Äußerungen bezeichnen in der That ziemlich aufrichtig die Stellung, welche Heine als politiſcher Schriftſteller von jeher eingenommen hatte und auch ferner zu behaupten gedachte. Eine demokratiſche Monarchie, wo der aus den Banden der Adels- und Pfaffenherrſchaft befreite König dem Volke gehöre und als Inkarnation des Volkswillens an die Spitze des Staates geſtellt ſei, war und blieb das politiſche Ideal, über welches Heine ſich auch ſpäter ungern hinausdrängen ließ. Allein die Betrachtung der Weltereigniſſe weckte in ihm mehr und mehr den hiſtoriſchen, auf geſchichtlichen Thatſachen beruhenden Glauben, daß ſich das Königthum für die Dauer mit Palliativmitteln nicht retten laſſe, und daß ſchließlich doch wohl der republikaniſchen Idee die Zukunft gehöre. Sehr treffend bemerkt er 346): „Der Royalismus eines Volks beſteht dem Weſen nach darin, daß es Autoritäten achtet, daß es an die Perſonen glaubt, die jene Autoritäten repräſentieren, daß es in dieſer Zuverſicht auch der Perſon ſelbſt anhängt. Der Republikanismus eines Volks beſteht dem Weſen nach darin, daß der Republikaner an keine Autorität glaubt, daß er nur die Geſetze hochachtet, daß er von den Vertretern derſelben beſtändig Rechenſchaft verlangt, ſie mit Mißtrauen beobachtet, ſie kontroliert, daß er alſo nie den Perſonen anhängt, und Dieſe vielmehr, je höher ſie aus dem Volke hervorragen, deſto emſiger mit Widerſpruch, Argwohn, Spott und Verfolgung niederzuhalten ſucht.“ Solchen Maßſtab an die Erſcheinungen der Gegenwart legend, gelangte Heine ſehr bald zu dem Reſultate, daß in Frankreich Alles ſchon für die nächſte Zeit zu einer Republik aboutiere, während in Deutſchland die Agitation der republikaniſchen Heißſporne vorderhand ein thörichter Traum ohne Ausſicht auf Verwirklichung ſei. Er entwarf bei dieſer Gelegenheit in einem, von der Redaktion der Augsburger Zeitung zurückgewieſenen Artikel ein ziemlich grelles Bild der franzöſiſchen Zuſtände. „Von den allerhöchſten Perſonen bis zu den allerniedrigſten,“ ſagte er 347), „giebt es hier keine Autorität mehr. Von Ludwig Philipp I. bis zu Auguſte, chef des claqueurs, vom großen Talleyrand bis zu Vidocq, von Gaſpar Debureau, dem berühmten Pierrot des Fünambülen-Theaters bis hinab auf Hyazinth de Quelen, Erzbiſchof von Paris, von Monſieur Staub, maitre tailleur, bis zu de Lamartine, dem frommen Böcklein, von Guizot bis auf Paul de Kock, von Cherubini bis Biffi, von Roſſini bis zum kleinſten Maulaffi — Keiner, von welchem Gewerbe er auch ſei, hat ein unbeſtrittenes Anſehen. Aber nicht bloß der Glaube an Perſonen iſt hier vernichtet, ſondern auch der Glaube an Alles, was exiſtiert. Ja, in den meiſten Fällen zweifelt man nicht einmal; denn der Zweifel ſelbſt ſetzt ja einen Glauben voraus. Es giebt hier keine Atheiſten; man hat für den lieben Gott nicht einmal ſo viel Achtung übrig, daß man ſich die Mühe gäbe, ihn zu leugnen. Die alte Religion iſt gründlich todt, ſie iſt bereits in Verweſung übergegangen, die Mehrheit der Franzoſen will von dieſem Leichnam Nichts mehr wiſſen und hält das Schnupftuch vor die Naſe, wenn vom Katholicismus die Rede iſt. Die alte Moral iſt ebenfalls todt, oder vielmehr ſie iſt nur noch ein Geſpenſt, das nicht einmal des Nachts erſcheint. Wahrlich, wenn ich dieſes Volk betrachte, wie es zuweilen hervorſtürmt, und auf dem Tiſche, den man Altar nennt, die heiligen Puppen zerſchlägt, und von dem Stuhl, den man Thron nennt, den rothen Sammet abreißt, und neues Brot und neue Spiele verlangt, und ſeine Luſt daran hat, aus den eigenen Herzwunden das freche Lebensblut ſprudeln zu ſehen, dann will es mich bedünken, dieſes Volk glaube nicht einmal an den Tod. Bei ſolchen Ungläubigen wurzelt das Königthum nur noch in den kleinen Bedürfniſſen der Eitelkeit; eine größere Gewalt aber treibt ſie wider ihren Willen zur Republik. Dieſe Menſchen, deren Bedürfniſſen von Auszeichnung und Prunk nur die monarchiſche Regierungsform entſpricht, ſind dennoch durch die Unvereinbarkeit ihres Weſens mit den Bedingniſſen des Royalismus zur Republik verdammt. Die Deutſchen aber ſind noch nicht in dieſem Falle, der Glaube an Autoritäten iſt noch nicht bei ihnen erloſchen, und nichts Weſentliches drängt ſie zur republikaniſchen Regierungsform. Sie ſind dem Royalismus nicht entwachſen, die Ehrfurcht vor den Fürſten iſt bei ihnen nicht gewaltſam geſtört, ſie haben nicht das Unglück eines 21. Januarii erlebt, ſie glauben noch an Perſonen, ſie glauben an Autoritäten, an eine hohe Obrigkeit, an die Polizei, an die heilige Dreifaltigkeit, an die Halle'ſche Literaturzeitung, an Löſchpapier und Packpapier, am meiſten aber an Pergament. Armer Wirth! du haſt die Rechnung ohne die Gäſte gemacht!" — Wie ſehr aber Heine die Ausſichtsloſigkeit des deutſchen Republikanismus für die Gegenwart zu beweiſen ſuchte, ſprach er es doch andererſeits mit den beſtimmteſten Worten aus, daß die Idee einer Republik, wie ſie bereits viele deutſche Geiſter erfaßt habe, keineswegs eine vorübergehende Grille ſei[215]: „Den Doktor Wirth und den Siebenpfeiffer und Herrn Scharpf und Georg Fein aus Braunſchweig und Groſſe und Schüler und Savoye, man kann ſie feſtſetzen, und man wird ſie feſtſetzen; aber ihre Gedanken bleiben frei und ſchweben frei, wie Vögel in den Lüften. Wie Vögel niſten ſie in den Wipfeln deutſcher Eichen, und vielleicht ein halb Jahrhundert lang ſieht man und hört man Nichts von ihnen, bis ſie eines ſchönen Sommermorgens auf dem öffentlichen

Markte zum Vorſchein kommen, großgewachſen gleich dem Adler des oberſten Gottes, und mit Blitzen in den Krallen. Was iſt denn ein halb oder gar ein ganzes Jahrhundert? Die Völker haben Zeit genug, ſie ſind ewig; nur die Könige ſind ſterblich. Ich glaube nicht ſo bald an eine deutſche Revolution, und noch viel weniger an eine deutſche Republik; letztere erlebe ich auf keinen Fall; aber ich bin überzeugt, wenn wir längſt in unſeren Gräbern vermodert ſind, kämpft man in Deutſchland mit Wort und Schwert für die Republik. Denn die Republik iſt eine Idee, und noch nie haben die Deutſchen eine Idee aufgegeben, ohne ſie bis in allen ihren Konſequenzen durchgefochten zu haben. Wir Deutſchen, die wir in unſerer Kunſtzeit die kleinſte äſthetiſche Streitfrage, z. B. über das Sonett, gründlichſt ausgeſtritten, wir ſollten jetzt, wo unſere politiſche Periode beginnt, jene wichtigere Frage unerörtert laſſen?“ —

Heine's Korreſpondenzen über die politiſchen Zuſtände Frankreichs in einem der angeſehenſten Journale damaliger Zeit konnten nicht verfehlen, die Aufmerkſamkeit der verſchiedenen Parteien in ungewöhnlichem Maße zu erregen. Mehrere ſeiner Aufſätze wurden ſofort in der „Tribüne,“ dem Hauptorgan der franzöſiſchen Republikaner, auszugsweiſe mitgetheilt, während der „Temps,“ ein orleaniſtiſches Blatt, ſich ſchon am 19. Januar 1832 bitter beſchwerte, daß die „Allgemeine Zeitung“ jetzt Artikel liefere, die feindſelig gegen die königliche Familie gerichtet ſeien, und daß die deutſche Cenſur, die nicht die geringſte Äußerung gegen abſolute Könige erlaube, gegen einen Bürgerkönig nicht die mindeſte Schonung ausübe [illegible]). Was Heine, der jede direkte Betheiligung an demagogiſchen Umtrieben verabſcheute, durchaus zu vermeiden wünſchte, geſchah: — die ultrarevolutionäre Partei ſuchte ihn zu entſchiedenem Bruche mit dem gemäßigten Liberalismus zu drängen, und brachte ihn durch die nicht eben lauteren Mittel, die ſie zu ſolchem Zweck anwandte, vollends gegen ſich auf. In den Briefen an Cotta und Varnhagen klagt er wiederholt [illegible]) über die „jakobiniſchen Ränke,“ die man gegen ihn anzettele, um ihn zu Erklärungen zu zwingen, die ihn nach der einen Seite hin kompromittieren und ſeinen Korreſpondenzen für die Augsburger Zeitung ein jähes Ende bereiten, oder ihn mit den Republikanern, die er in ſeinen Berichten ſo achtungsvoll behandelte, in offene Feindſchaft ſetzen müßten. Das eine Mal wurde der Umſtand, daß Heine der von politiſchen Flüchtlingen geleiteten deutſchen Handwerker-Aſſociation in Paris bei einer Kollekte für die Unterſtützung der freien Preſſe einige Franks gegeben hatte, dazu ausgebeutet, ihm eine enge Verbindung mit den exaltierten Tendenzen jenes Vereins anzudichten[331]); ein anderes Mal verdachte man es ihm, daß er ſeinen Namen nicht unter einen Proteſt ſetzen wollte, der von Börne und 48 deutſchen Handwerkern wegen irgend einer Angelegenheit wider den Papſt gerichtet ward. Man verlangte von ihm, er ſolle mit allen Handwerksburſchen, denen der „revolutionäre Geiſt“ und die „ſchlechte Geſinnung“ ins Wanderbuch geſetzt war, Brüderſchaft trinken, oder man wollte ihn nöthigen, als Tribun abzudanken, indem man die ſchnöde Verdächtigung ausſprengte, ſeine Korreſpondenzen würden unter dem unmittelbaren Einfluſſe der öſterreichiſchen Regierung geſchrieben. Ein deutſcher Buchhändler, der unter Zurücklaſſung beträchtlicher Schulden ſeinen Gläubigern in Öſtreich entlaufen war und ſich in Paris als Märtyrer der Freiheit gebärdete, hatte ſogar die Unverſchämtheit, den Dichter ſelbſt nach der Wahrheit jenes ehrenrührigen Geredes zu fragen. „Ich werde eben ſo wenig von den Öſtreichern bezahlt, wie die Öſtreicher von Ihnen bezahlt werden,“ gab Heine mit verächtlichem Spotte zurück[332]). Unter ſolchen Anfeindungen der Jakobiner mochte er wohl Recht haben, wenn er gegen den alten Baron Cotta äußerte, daß die Vertretung ſeiner Aufſätze „nach unten weit ſchwieriger als nach oben“ ſei, und deshalb eine ungewöhnlich gnädige Cenſur derſelben ſtattfinden müſſe. In der That war es ihm überraſchend, ſo heftig von einer Partei angegriffen zu werden, die eher alle Urſache hatte, ihm zu danken, daß er ihr ſo gute Reklamen in einem Blatte ſchrieb, deſſen Spalten bisher der republikaniſchen Beſtrebungen höchſtens in gelegentlichen Schmähartikeln gedacht hatten. — Ängſtlicher beſorgt war Heine über die Aufnahme ſeiner Artikel abſeiten der deutſchen Regierungen und der franzöſiſchen Behörden. Er wähnte ſich von Spionen umringt, und ſchwebte jahrelang in der beſtändigen Furcht, wie ſo viele politiſche Flüchtlinge arretiert oder auf Requiſition der preußiſchen Geſandſchaft aus Frankreich verwieſen zu werden[333]). Die mit Inſchriften verſehenen Dolche, die ein bekannter, ſeitdem in einem deutſchen Irrenhauſe verſtorbener Flüchtling am 1. Januar 1832 als étrennes unter ſeine Freunde vertheilte, und von deren auch Heine einen erhielt, jagten ihm einen unbeſchreiblichen Schreck ein. Harangierte Börne die deutſchen Arbeiter, ſo miſchte er ſich verſtohlen in den Haufen, um über Börne und deſſen „ungewaſchenes“ Publikum tabakrauchender Schuſter- und Schneidergeſellen ſeine Witze machen zu können; allein er entfernte ſich ſogleich, wenn er vernahm, daß man die gefürchteten Sergens de ville in der Verſammlung erwarte. Ebenſo beſuchte er mehrfach die Zuſammenkünfte der Amis du peuple, und lauſchte mit Intereſſe den republikaniſchen Reden eines Blanqui und Cavaignac; auch an dem denkwürdigen Abend des 2. Februar befand er ſich dort, aber er verließ eiligſt den Saal, als ſein Nachbar ihm zuflüſterte, daß wahrſcheinlich die Nationalgarde und die Linie das Haus cernieren würden, und ihn frug, ob er für dieſen Fall ſeine Piſtolen bei ſich habe. „Ich will ſie holen,“ ſagte Heine, und fuhr nach einer Soirée im Faubourg St. Germain 330). — Seine Wohnung in Paris war meiſt nur ſeinen vertrauteſten Freunden bekannt, und mit Abſicht ſo gewählt, daß ſie ſchwer zu finden war. Während er Anfangs in einem hauptſächlich von Deutſchen bewohnten Hôtel der Rue Richelieu logiert hatte, bezog er im März oder April 1832 die Zimmer eines zweiten Stockwerks in der Rue de l'Echiquier, welche er von einer alten Dame gemiethet; ſie lagen in einem nach der Straße verdeckten Hinterhofe, in welchem Gras wuchs und Todtenſtille herrſchte. Ein häßlicher Mohr war ſeine ganze Bedienung; er brachte ihm das Theewaſſer und beſorgte ſeinen kleinen Haushalt. Auch ſpäter blieb Heine bis zu ſeinen letzten Lebensjahren faſt beſtändig in dem wenig faſhionablen Quartier der Faubourgs Poiſſonnière und Montmartre wohnen 331).

Beſſer, als die mißtrauiſchen Stimmführer der republikaniſchen Partei, verſtanden die unerbittlichen Gegner jedes politiſchen und geſellſchaftlichen Fortſchritts, den revolutionären Inhalt der Heine'ſchen Korreſpondenzen an die „Allgemeine Zeitung“ zu würdigen. Metternich und Gentz, welche dem Talente des Dichters insgeheim die höchſte Anerkennung zollten und ſich Stunden lang in den „melancholiſchen ſüßen Gewäſſern“ ſeiner Lyrik wie in einem Quell der Verjüngung badeten 332), merkten nur zu gut, daß die ſcheinbar gemäßigte Sprache ſeiner Berichte aus der Seineſtadt eine Maske ſei, welche den Zweck habe, die Cenſurbehörden über den aufregenden Charakter der vorgebrachten Erörterungen zu täuſchen. Das ganze Trachten jener Staatsmänner war und blieb darauf gerichtet, das alte Bevormundungsſyſtem nicht in Öſtreich allein, ſondern in allen deutſchen Staaten aufrecht zu erhalten, und den „franzöſiſchen Umſturzideen“ jeden Eingang in das heilige römiſche Reich zu verſperren. Heine dagegen brachte dieſe verhaßten Ideen fortwährend zur öffentlichen Debatte; ſeine Korreſpondenzen aus Frankreich entrollten dem deutſchen Volke das anſchaulichſte Bild jener politiſchen Kämpfe, die jenſeit des Rheines mit aller Leidenſchaftlichkeit einer ernſten Überzeugung, eines ſtürmiſchen Freiheitsdranges geführt wurden; und immer waren es die Principien der Revolution von 1789, welche den Maßſtab lieferten, nach welchem das endgültige Urtheil über Perſonen und Zuſtände gefällt ward. Der Napoleonkultus Heine's feierte den Mann, welcher dieſe Grundſätze zu verwirklichen geſucht und nur deßhalb untergehen muſſte, weil er, ihnen untreu geworden, ſich in die Reihe autokratiſcher Deſpoten geſtellt hatte; Ludwig Philipp wurde beſtändig an den revolutionären Urſprung ſeiner Regierung erinnert und vor der Verleugnung desſelben gewarnt, wenn er nicht Thron und Leben leichtſinnig gefährden wolle; gegen die deutſchen Deſpoten aber hatte Heine vollends keinen wirkſameren Trumpf auszuſpielen, als daß er ihnen bei jedem Schlag, den ſie wider die Freiheit führten, das drohende Geſpenſt der Guillotine und den Moniteur von 1793 vor Augen hielt. „Das iſt ein Höllenzwang," rief er ihnen am Schluſſe ſeiner Vorrede zu den „Franzöſiſchen Zuſtänden" gellend ins Ohr[337]), „den ihr nicht an die Kette legen könnt, und es ſind Beſchwörungsworte darin, die viel mächtiger ſind als Geld und Flinten, Worte, womit man die Todten aus den Gräbern ruft und die Lebenden in den Tod ſchickt, Worte, womit man die Zwerge zu Rieſen macht und die Rieſen zerſchmettert, Worte, die eure ganze Macht zerſchneiden, wie das Fallbeil einen Königshals." — Wenn nun auch die deutſchen Kabinette ſich ſcheuten, durch eine officielle Reklamation gegen die Aufſätze Heine's in der „Allgemeinen Zeitung", offen vor aller Welt einzugeſtehn, wie großes Gewicht ſie denſelben beilegten und wie fatal ihnen die unter ſcheinbarem Indifferentismus verhüllte Diskuſſion der wichtigſten politiſchen Fragen ſei, ſo war doch Metternich keineswegs geſonnen, einem ſo unbequemen Gegner ungehindert das öffentliche Wort zu laſſen. Der pfiffige Staatsmann, welcher die geheime Intrige von jeher der brutalen Gewalt vorzog, fand denn auch bald das geeignete Mittel, ſeinen Zweck unter der Hand zu erreichen. Er ließ Gentz einen Privatbrief an den alten Baron Cotta ſchreiben, worin Letzterer freundſchaftlich auf die Pariſer Korreſpondenz-Artikel aufmerkſam gemacht ward, die in der „Allgemeinen Zeitung" Aufnahme gefunden, und die meiſtens in feindſeligen oder, was noch ſchlimmer, in herabwürdigenden Ausdrücken von dem Miniſterium Caſimir Perier's und von der franzöſiſchen Regierung ſprächen. Die in jenen Korreſpondenzen vertretene Anſicht ſei nach und nach immer ſchärfer entwickelt, die

Sprache Derer, welche ſie geltend machen wollten, immer bitterer und heftiger geworden. Unleugbar habe die Augsburger Zeitung aber in den letzten ſechs Monaten durch die Tendenz ihrer meiſten politiſchen Artikel der Kriegspartei mächtigen Beiſtand geleiſtet; die faſt täglichen Verunglimpfungen Perier's hätten der Sache des Friedens und der konſtitutionellen Monarchie mehr geſchadet, als die ärgſten karliſtiſchen und republikaniſchen Diatriben der „Gazette de France“ und der „Quotidienne“, des „National“ und der „Tribüne,“ da die Exiſtenz jenes Miniſteriums eine der letzten Bürgſchaften der Fortdauer des europäiſchen Friedens ſei. Von dem Verleger der Zeitung, hieß es weiter, könne man doch füglich nicht annehmen, daß er zu der Partei Derjenigen übergegangen ſein ſollte, die das Heil der Welt — ſei es im Sinne einer gewaltſamen Kontrerevolution oder eines völligen Umſturzes der alten geſellſchaftlichen Ordnung — vom Kriege allein erwarten. „Endlich aber,“ fährt Gentz wörtlich fort, „iſt das Maß — verzeihen Sie mir das ſtarke Wort — dieſer falſchen und, wie ich glaube, höchſt verderblichen Richtung voll geworden durch die Aufnahme der ſchmählichen Artikel, die Heine ſeit einiger Zeit unter dem Titel ‚Franzöſiſche Zuſtände‘ wie einen Feuerbrand in Ihre, ſolchem pöbelhaften Muthwillen bis dahin unzugängliche Zeitung geworfen hat. Ich begreife vollkommen, wie auch dergleichen Artikel ihre Liebhaber und viele Liebhaber finden, denn ein ſehr großer Theil des Publikums ergötzt ſich inniglich an der Frechheit und Bosheit eines Börne und Heine, und Perier — und Ludwig Philipp mit ihm — ſind bloß und allein weil ſie Ordnung und Frieden als ihren Zweck verfolgen, bei den unruhigen Köpfen in Deutſchland ſo ſehr in Mißkredit gefallen, daß man heute ſchon lieber die Koſacken als das verſchrieene Juſtemilieu in Paris regieren ſehn möchte. Dies Alles befremdet mich nicht; ich habe dem Spiele der Welt zu lange zugeſehen, um nicht auf das Unglaublichſte und Unſinnigſte in den Revolutionen der Meinung ſtets gefaßt zu ſein. Daß Sie aber, mein edler Freund, jene giftigen Ausſchweifungen, die Sie zuverläſſig nicht billigen, auch nur dulden können, geht einigermaßen über meine Begriffe. Was ein verruchter Abenteurer wie Heine, den ich als Dichter gelten laſſe, ja ſogar liebe, und gegen den alſo kein perſönlicher Haß mich bewegt, eigentlich will und wünſcht, indem er die heutige franzöſiſche Regierung in den Koth tritt, mag ich nicht weiter unterſuchen, obwohl es ſich ziemlich leicht errathen läßt. Mich dünkt aber, die grenzenloſe Verachtung, womit dieſe Unholde unter Anderm, und jetzt vorzugsweiſe, von den achtbarſten Klaſſen des Mittelſtandes ſprechen, ſollte ſelbſt dieſe Klaſſe gegen ſie aufbringen. Ein Artikel in der Beilage vom 13. April fängt mit der Erklärung an: „noch nie, ſelbſt nicht in den Zeiten der Pompadour und Dubarry, habe Frankreich in den Augen des Auslandes ſo tief geſtanden, und es zeige ſich jetzt, daſs in einer Maitreſſenherrſchaft immer noch mehr Seele zu finden ſei, als in dem Komptoir eines Bankiers.‘ Wie muſs einem aufgeklärten Kaufmann hierbei zu Muthe ſein? Die Geiſtlichkeit und den Adel mag man längſt nicht mehr; ſie ſind abgethan: requiescant in pace! Wenn aber Männer wie Perier und ihre Anhänger, d. h. Angeſtellte, Bankiers, Gutsbeſitzer und Boutiquiers, noch mehr perhorreſciert werden, als die ehemaligen Fürſten, Grafen und Barone, Wer ſoll denn zuletzt die Staaten regieren? Die Wahl bleibt nur noch zwiſchen den Redakteurs des „Freiſinnigen‘ (Rotteck und Welcker), als der — Gott ſtehe uns bei! — gemäßigteren Revolutions-Koterie, und Volksvertretern wie Heine, Wirth, Siebenpfeiffer ꝛc.“

Der Baron Cotta konnte über die Bedeutung ſolch eines freundſchaftlichen Privatbriefes aus der königlich-kaiſerlichen Staatskanzlei nicht einen Augenblick in Zweifel ſein. Der Proceſs gegen die hervorragenden Redner des Hambacher Feſtes, das Verbot des „Freiſinnigen“, der „Deutſchen Tribüne“, des „Weſtboten“, der „Zeitſchwingen“, des „Wächters am Rhein“ und anderer ſüddeutſchen Oppoſitions-Journale durch Bundesbeſchluſs lieferten gleichzeitig einen beredten Kommentar zu dem Gentziſchen Schreiben und ließen es nicht räthlich erſcheinen, eine Warnung in den Wind zu ſchlagen, die von ſo hoher Stelle kam, und die offenbar den Zweck hatte, der „Allgemeinen Zeitung“ ein ähnliches Geſchick zu erſparen. Heine muſste ſeine Korreſpondenzberichte einſtellen — er beeilte ſich aber, den uneingeſchüchterten Muth ſeiner freien Geſinnung zu beweiſen, indem er die „Franzöſiſchen Zuſtände“ mit allen von der Redaktion jener Zeitung zurückgewieſenen Aufſätzen, mit allen von der bairiſchen Cenſurbehörde geſtrichenen Invektiven und mit einer Vorrede in Druck gab, deren unerhört kühne Sprache die heimiſchen Machthaber aufs äußerſte reizen und dem Dichter die Rückkehr ins deutſche Vaterland auf immer abſchneiden muſste. Was die „jakobiniſchen Ränke“ nicht hatten erwirken können, Das bewirkte jetzt die Brutalität der Reaktion — Heine ließ die beſonnene Ruhe und Mäßigung fahren, und er, der noch kurz zuvor in den Tagen revolutionärer Hoffnungen jede

Verbindung mit den demagogiſchen Wortführern des Radikalismus unmuthig zurückgewieſen, übernahm jetzt, wo der politiſche Horizont ſich drohend verfinſterte, eine freiwillige Solidarität, wenn nicht für die extremen Grundſätze, zu denen ſie ſich bekannten, ſo doch für das Martyrium, in welches ihr patriotiſcher Eifer ſie geſtürzt hatte. Nicht unpaſſend verglich er die republikaniſchen Enragés, welche durch ungeſchickte Nachahmung ſeiner eigenen ſcharfen Polemik ſich die ſchlimmſten Bedrängniſſe auf den Hals gezogen, mit jenem Affen, der zugeſehen hatte, wie ein Menſch ſich raſierte, und der bei dem Verſuch, die Manipulation an ſich ſelbſt zu wiederholen, ſich die Kehle abſchnitt[388]): „Ich weiß nicht, in wie weit jene deutſchen Jakobiner ſich die Kehle abgeſchnitten; aber ich ſehe, daß ſie ſtark bluten. Auf mich ſchelten ſie jetzt. Seht, rufen ſie, wir haben uns ehrlich eingeſeift und bluten für die gute Sache, der Heine meint es aber nicht ehrlich beim Barbieren, ihm fehlt der wahre Ernſt beim Gebrauche des Meſſers, er ſchneidet ſich nie, er wiſcht ſich ruhig die Seife ab, und pfeift ſorglos dabei, und lacht über die blutigen Wunden der Kehlabſchneider, die es ehrlich meinen. — Gebt euch zufrieden; ich habe mich diesmal geſchnitten.“ — „Jetzt freilich“, ſagt er an einer andern Stelle ſeiner Vorrede[389]), „in dieſer Zeit, werden ſie mich weniger verkennen, als damals, wo ſie am Ziel ihrer Wünſche zu ſtehen glaubten, und Siegeshoffnung alle Segel ihrer Gedanken ſchwellte; an ihrer Thorheit nahm ich keinen Theil, aber ich werde immer Theil nehmen an ihrem Unglück. Ich werde nicht in die Heimat zurückkehren, ſo lange noch ein einziger jener edlen Flüchtlinge, die vor allzu großer Begeiſterung keiner Vernunft Gehör geben konnten, in der Fremde, im Elend weilen muß. Ich würde lieber bei dem ärmſten Franzoſen um eine Kruſte Brot betteln, als daß ich Dienſt nehmen möchte bei jenen vornehmen Gaunern im deutſchen Vaterland, die jede Mäßigung der Kraft für Feigheit halten, oder gar für präludierenden Übergang zum Servilismus.“ Auch die vertraulichen Äußerungen Heine's in den Briefen an ſeine Freunde beſtätigen, daß er durch Veröffentlichung jener Vorrede hauptſächlich den Verleumdungen ein Ende machen wollte, die ihn wegen ſeiner Korreſpondenzen für die Augsburger Zeitung der illiberalſten Tendenzen, wohl gar des intereſſierten Abfalls von der Sache der Freiheit, bezichtigten. „Durch die Vorrede zu den ‚Zuſtänden‘,“ ſchrieb er an Immermann[390]), „habe ich nur zeigen wollen, daß ich kein bezahlter Schuft bin.“ Und in einem Briefe an Varnhagen heißt es[391]): „Dieſe Vorrede, das leidenſchaftliche

Produkt meines Unmuths über die bundestäglichen Beſchlüſſe, verſperrt mir vielleicht auf immer die Rückkehr nach Deutſchland; aber ſie rettet mich vielleicht vor dem Laternentod bei der nächſten Inſurrektion, indem jetzt meine beiden Landsleute mich nicht mehr des Einverſtändniſſes mit Preußen beſchuldigen können." Mit den Bundestagsbeſchlüſſen, auf welche der Dichter hier anſpielt, iſt das vorhin erwähnte ſchmachvolle Dekret vom 28. Juni 1832 gemeint, welches den officiellen Vernichtungskrieg der deutſchen Regierungen gegen die ſtändiſchen Repräſentativ-Verfaſſungen eröffnete, und dem ſchnöden Rechtsbruche den Schein eines geſetzlichen Aktes verlieh. Gegen dieſe argliſtige Hintergehung des Volksvertrauens trat Heine mit geharniſchten Worten als öffentlicher Ankläger in die Schranken. Er wies darauf hin, daß die Urkunde, auf welche jene Bundestagsbeſchlüſſe ſich beriefen, nämlich die Wiener Bundesakte, ein aus Lug und Trug gewobenes und deßhalb juriſtiſch wie moraliſch ungültiges Dokument ſei. „Bis jetzt," ſagte er[333], „hat man von jenem Meiſterwerk der edlen Junkerſchaft wenig Gebrauch gemacht, und ſein Inhalt konnte dem Volke gleichgültig ſein. Nun es aber ins rechte Tageslicht geſtellt wird, dieſes Meiſterſtück, nun die eigentlichen Schönheiten des Werks, die geheimen Springfedern, die verborgenen Ringe, woran jede Kette befeſtigt werden kann, die Fußangeln, die verſteckten Halseiſen, Daumenſchrauben, kurz, nun die ganze künſtliche, durchtriebene Arbeit ſichtbar wird: jetzt ſieht Jeder, daß das deutſche Volk, als es für ſeine Fürſten Gut und Blut geopfert und den verſprochenen Lohn der Dankbarkeit empfangen ſollte, aufs heilloſeſte getäuſcht worden, daß man ein freches Gaukelſpiel mit uns getrieben, daß man, ſtatt der angelobten Magna Charta der Freiheit, uns nur eine verbriefte Knechtſchaft angefertigt hat. Kraft meiner akademiſchen Befugniß als Doktor beider Rechte erkläre ich feierlichſt, daß eine ſolche, von ungetreuen Mandatarien ausgefertigte Urkunde null und nichtig iſt; kraft meiner Pflicht als Bürger proteſtiere ich gegen alle Folgerungen, welche die Bundestagsbeſchlüſſe vom 28. Juni aus dieſer nichtigen Urkunde geſchöpft haben; kraft meiner Machtvollkommenheit als öffentlicher Sprecher erhebe ich gegen die Verfertiger dieſer Urkunde meine Anklage, und klage ſie an des gemißbrauchten Volksvertrauens, ich klage ſie an der beleidigten Volksmajeſtät, ich klage ſie an des Hochverraths am deutſchen Volke — ich klage ſie an!" — Nicht die ohnmächtigen konſtitutionellen Fürſten der deutſchen Mittel- und Kleinſtaaten macht Heine für die freiheitsmeuchleriſchen Beſchlüſſe des Bundestages verantwortlich, ſondern die beiden abſoluten Großmächte, Öſtreich und Preußen, welche auf Jene offen wie insgeheim aller Art Zwang ausgeübt, und es bedünkt ihn, als habe das ſchlaue Öſtreich wieder das Hauptodium des neuen Attentats gegen die Volksrechte auf die Schulter ſeines nördlichen Bundesgenoſſen zu wälzen gewuſſt. Wir finden ſtets, daſs Heine von dem offenen, konſequenten Gegner mit weit größerer Achtung, als von dem zweideutigen Geſellen ſpricht, der unter der Maſke halben Entgegenkommens ſeine feindliche Stellung verbirgt. Vor dem rigoröſen Rabbinenthum hat er im Grunde ſeines Herzens mehr Reſpekt, als vor der neumodiſchen Tempelreform, die mittwegs zwiſchen Judenthum und Chriſtenthum ſtecken bleibt; für den Katholicismus vermag er ſich unter Umſtänden als Poet zu begeiſtern, der rationaliſtiſch verwäſſerten Aufklärung wendet er mit Ekel den Rücken zu; die „heilige Würde“ des Abſolutismus konnte ihm, wie wir ſahen, zum mindeſten in der Theorie einen Augenblick imponieren, aber das phraſenhafte Prunken mit liberalen Zeitideen im Munde von Staatsmännern, deren geheime Abſicht auf Unterdrückung jeder freien Regung des Volksgeiſtes gerichtet war, reizte ihn zu Hohn und Verachtung. Hierin liegt die Erklärung, weshalb Heine mit ungleich maßloſerer Bitterkeit von Preußen, als von Öſtreich ſprach. „Öſtreich“, ſagte er 303), „war immer ein offner, ehrlicher Feind, der nie ſeinen Ankampf gegen den Liberalismus geleugnet oder auf eine kurze Zeit eingeſtellt hätte. Metternich hat nie mit der Göttin der Freiheit geliebäugelt, er hat nie in der Angſt des Herzens den Demagogen geſpielt, er hat nie Arndt's Lieder geſungen und dabei Weißbier getrunken, er hat nie auf der Haſenheide geturnt, er hat nie pietiſtiſch gefrömmelt, er hat nie mit den Feſtungsarreſtanten geweint, während er ſie an der Kette feſthielt; man wuſſte immer, wie man mit ihm dran war, man wuſſte, daſs man ſich vor ihm zu hüten hatte, und man hütete ſich vor ihm.“ — Anders Preußen, für deſſen angeſtrebte Hegemonie und Schirmherrlichkeit über Deutſchland Heine ſich um ſo weniger zu begeiſtern vermochte, da Friedrich Wilhelm III. nicht nur die Erfüllung des ſeinem Volke in verhängnisvollſter Zeit gegebenen Verſprechens einer freien Konſtitution unterließ, ſondern obendrein ſeine Macht und ſeinen Einfluſs miſsbrauchte, um Metternich bei der Vernichtung der kaum emporgeblühten Konſtitutionen in den deutſchen Nachbarſtaaten behilflich zu ſein. „Und Friedrich Wilhelm hatte doch ſo viel Grund zur Dankbarkeit gegen ſein

Volk; denn nie befand ſich ein Fürſt in einer kläglicheren Lage als die, worin der König von Preußen nach der **Schlacht von Jena** gerathen war, und woraus ihn ſein Volk gerettet!" Die **perſönlichen Tugenden** des preußiſchen Monarchen zählt Heine mit rühmender **Anerkennung** auf, er findet es ſehr hübſch und löblich, daß Derſelbe noch **jüngſt eine namhafte** Summe aus ſeiner Privatkaſſe geopfert, um die berühmte **Windmühle** von Sansſouci, welche der jetzige Eigenthümer aus Geldnoth **verkaufen wollte**, als ein Denkmal preußiſcher Gerechtigkeitsliebe in dem **alten Zuſtande zu** erhalten — „aber," fragt Heine mit eindringlicher Mahnung[illegible]), „**wo bleibt** die verſprochene Konſtitution, worauf das preußiſche Volk nach **göttlichem** und weltlichem Rechte die eigenthümlichſten Anſprüche machen kann? **So** lange der König von Preußen dieſe heiligſte ‚**Obligatio**' nicht erfüllt, ſo lange er die wohlverdiente freie Verfaſſung ſeinem Volke vorenthält, **kann** ich ihn nicht gerecht nennen, und ſehe ich die Windmühle von Sansſouci, ſo denke ich nicht an preußiſche Gerechtigkeitsliebe, ſondern an preußiſchen Wind." — „Es iſt wahr," bemerkt er an einer früheren Stelle[illegible]), „noch vor Kurzem haben viele Freunde des Vaterlands die Vergrößerung Preußens gewünſcht und in ſeinen **Königen** die Oberherren **eines vereinigten** Deutſchlands zu ſehen gehofft, und man hat die **Vaterlandsliebe zu ködern** gewuſſt, und es gab einen **preußiſchen** Liberalismus, **und die Freunde der** Freiheit blickten ſchon vertrauungsvoll nach den Linden von Berlin. **Was** mich betrifft, ich habe mich nie zu ſolchem **Vertrauen** verſtehen **wollen**. **Ich** betrachtete vielmehr mit Beſorgniß dieſen preußiſchen Adler, und **während** Andere rühmten, wie kühn er in die Sonne ſchaue, war ich deſto **aufmerkſamer** auf ſeine Krallen. Ich traute nicht dieſem Preußen, dieſem **langen** frömmelnden Kamaſchenheld mit dem weiten Magen und mit dem großen Maule und mit dem Korporalſtock, den er erſt in Weihwaſſer taucht, ehe er damit zuſchlägt. Mir mißfiel dieſes philoſophiſch chriſtliche Soldatenthum, dieſes Gemengſel von Weißbier, Lüge und Sand. Widerwärtig, tief widerwärtig war mir dieſes **Preußen**, dieſes ſteife, heuchleriſche, ſcheinheilige Preußen, dieſer Tartüffe unter den Staaten. Endlich, als Warſchau fiel, fiel auch der weiche fromme **Mantel**, worin Preußen **ſich** ſo ſchön zu drapieren gewuſſt, und ſelbſt der Blödſichtigſte **erblickte die eiſerne** Rüſtung des **Deſpotismus**, die darunter verborgen war." **Im weiteren** Verfolg dieſes **Gedankens** ſpricht Heine ſeine **Entrüſtung darüber aus, wie** dieſe preußiſchen Staats-Tartüffe, dieſe „**Jeſuiten des Nordens**," die **Sache** der Freiheit ſelbſt zu diskreditieren gewußt, indem ſie dieſelbe von den liberalſten Schriftſtellern, die ſie argliſtig in ihren Dienſt gelockt, auf obrigkeitlichen Wink ſchmählich begeifern ließen. Er weiſt darauf hin, wie Friedrich von Raumer, der noch vor wenigen Monaten als Mitglied der Obercenſurbehörde gegen deren allzu unterdrückungsſüchtige Strenge ſich aufgelehnt, jetzt den Auftrag erhalten habe, das unverantwortliche Verfahren der preußiſchen Regierung gegen Polen zu rechtfertigen; wie Leopold Ranke in der Staatszeitung eine Apologie der Bundestagsbeſchlüſſe drucken laſſen, wie Hegel die Knechtſchaft des Beſtehenden als vernünftig juſtificieren, wie Schleiermacher gegen die Freiheit predigen und chriſtliche Ergebung in den Willen der Obrigkeit empfehlen mußte. „Empörend und verrucht“ nennt er[illegible]) dieſe Benutzung von Philoſophen und Theologen, durch deren Einfluß man auf das gemeine Volk wirken wolle, und die man zwinge, durch Verrath an Vernunft und Gott ſich öffentlich zu entehren. Er warnt die heimiſchen Machthaber vor den ſervilen Geſtalten, die mit ſo knechtiſcher Demuth ihren Thron umwedeln, oder gar in Harlekinstracht vermummt durch alberne Schnurren ihnen das Zwergfell erſchüttern. Mehr aber noch, als vor dieſen kleinen Narren und Schelmen, warnt er ſie vor dem großen Narren, dem deutſchen Volke, deſſen buntſcheckige Jacke aus ſechsunddreißig Flicken beſteht: „An ſeiner Kappe hängen, ſtatt der Schellen, lauter centnerſchwere Kirchenglocken, und in der Hand trägt er eine ungeheure Pritſche von Eiſen. Seine Bruſt aber iſt voll Schmerzen. Nur will er an dieſe Schmerzen nicht denken, und er reißt deßhalb um ſo luſtigere Poſſen, und er lacht manchmal, um nicht zu weinen. Treten ihm ſeine Schmerzen allzu brennend in den Sinn, dann ſchüttelt er wie toll den Kopf, und betäubt ſich ſelber mit dem chriſtlich frommen Glockengeläute ſeiner Kappe. Kommt ein guter Freund zu ihm, der theilnehmend über ſeine Schmerzen mit ihm reden will, oder gar ihm ein Hausmittelchen dagegen anräth, dann wird er rein wüthend und ſchlägt nach ihm mit der eiſernen Pritſche. Er iſt überhaupt wüthend gegen Jeden, der es gut mit ihm meint. Er iſt der ſchlimmſte Feind ſeiner Freunde, und der beſte Freund ſeiner Feinde. O! der große Narr wird euch immer treu und unterwürfig bleiben, mit ſeinen Rieſenſpäßen wird er immer eure Junkerlein ergötzen, er wird täglich zu ihrem Vergnügen ſeine alten Kunſtſtücke machen und unzählige Laſten auf der Naſe balancieren und viele hunderttauſend Soldaten auf ſeinem Bauche herumtrampeln laſſen. Aber habt ihr gar keine Furcht, daß dem Narren mal all' die Laſten zu ſchwer werden, und daß er eure Soldaten von ſich abſchüttelt, und euch ſelber, aus Überſpaß, mit dem kleinen Finger den Kopf eindrückt, ſo daß euer Hirn bis an die Sterne ſpritzt? — Fürchtet euch nicht, ich ſcherze nur. Der große Narr bleibt euch unterthänigſt gehorſam, und wollen euch die kleinen Narren ein Leid zufügen, der große ſchlägt ſie todt."

So rückhaltloſer Heine in der Vorrede zu den „Franzöſiſchen Zuſtänden" die revolutionären Sympathien ausgeſprochen, welche er in ſeinen Aufſätzen für die „Allgemeine Zeitung" nur ſchüchtern und vorſichtig hatte andeuten können, deſto mißmuthiger verſtimmte ihn die Nachricht, daß von der Cenſur mehr als die Hälfte ſeines geharniſchten Manifeſtes unterdrückt worden ſei. Was aber noch widerwärtiger: durch dieſe Unterdrückungen war der Sinn ſeiner muthvollen Worte nicht bloß entſtellt, ſondern häufig gar in das direkte Gegentheil, in ein ſerviles Lob derſelben Perſonen und Zuſtände verkehrt worden, denen er ein unauslöſchliches Brandmal auf die Stirn prägen wollte. Gegen dieſe heilloſe Fälſchung ſeiner Gedanken legte Heine ſofort in der „Allgemeinen Zeitung" öffentliche Verwahrung ein***). Gleichzeitig verlangte er von ſeinem Verleger Julius Campe, der das mehr als zwanzig Bogen ſtarke Buch aus Beſorgniß vor einer Konfiskation der ganzen Auflage zur Cenſur gegeben und dadurch die Verſtümmelung des Manuſkriptes verſchuldet hatte, daß Derſelbe nunmehr auf jede Gefahr, wenn auch allenfalls unter einer fingirten Firma, die Vorrede in unverkürzter Geſtalt, und mit einer „Vorrede zur Vorrede" begleitet, als beſondere Broſchüre herausgebe. Er ſchrieb ihm u. A.†): „Eben erhalte ich die Vorrede, worin ich vor den Augen von ganz Deutſchland als ein trübſeliger Schmeichler des Königs von Preußen erſcheine — ſtände nicht auch darin, daß Profeſſor Raumer der beſte unter den Schriftſtellern ſei, es wäre nicht zu ertragen. (NB. Im Manuſkript ſtand: ‚er iſt von allen ſchlechten Schriftſtellern noch der beſte.') — Ich bin betäubt vor Kummer, und erſt mit nächſter Poſt erhalten Sie die Ihnen gebührenden Scheltworte. Die Poſt geht ab. — Eben weil es jetzt ſo ſchlecht geht mit der Sache des Liberalismus, muß jetzt Alles gethan werden. Ich weiß, daß ich mir Deutſchland auf Lebenszeit verſperre, wenn die Vorrede erſcheint, aber ſie ſoll ganz ſo erſcheinen, wie das Manuſkript iſt, und nebſt der Vorrede zur Vorrede, die Sie ſchon vor mehreren Wochen erhalten. Der Titel der Broſchüre iſt ‚Vorrede.' Sie hätte mit dem Buch zu gleicher Zeit erſcheinen müſſen. — Das iſt ein großer Kummer. Sie darf auch Wenig koſten. Nur ſchnell! Ich kann nicht eher heute ſchlafen, bis die „Vorrede“ in der Welt iſt. Merken Sie ſich Das . . . Merckel iſt ſchadenfroh; ſagen Sie ihm, ich ſei begeiſtert wie ein Menſch, welcher weiß, daß er den Sieg Deſſen, wofür er ſich in alle möglichen Miſèren hineinſchreibt, nicht erlebt. Es kann jetzt dreißig Jahr' ſtill bleiben. Aber meine „Vorrede“ muß doch ſchnell, ſchnell gedruckt werden. Schreiben Sie mir nur gleich — ich bin wüthend auf Sie. — Ich kann gewiß nicht ſchlafen, ehe die Vorrede gedruckt iſt. Es wär' beſſer geweſen, es wäre noch mehr davon unterdrückt worden. Wie viel Scheererei um dieſe Bagatell, wofür ich nur Noth und Verfolgung einernte! — Der Teufel hole Sie!“ — Einem ſo beſtimmt ausgeſprochenen Verlangen nachgebend, ſchickte Campe das Manuſkript der Vorrede nach Altenburg in die Pierer'ſche Druckerei. Schon ſollte die Ausgabe der Broſchüre in den nächſten Tagen erfolgen, als Heine, geängſtigt durch das muthmaßliche Reſultat einer ſo dreiſten Veröffentlichung, plötzlich Befehl zur Vernichtung der ganzen Auflage gab. Sämmtliche Exemplare wurden in der Druckerei eingeſtampft; nur ein Korrekturabzug blieb in den Händen Campe's, und konnte ſpäter bei Herausgabe von H. Heine's ſämmtlichen Werken benutzt werden. Sonderbar genug, erſchien die Vorrede (jedoch ohne die „Vorrede zur Vorrede“) bald darauf — im Juli 1833 — bei Heideloff und Campe in Paris, unverkürzt, und faſt wörtlich übereinſtimmend mit der vom Verfaſſer beſorgten franzöſiſchen Verſion. Heine giebt freilich in einem Schreiben an Varnhagen vom 16. Juli 1833 und in einem Briefe an Heinrich Laube vom 23. November 1835 zu verſtehen, als ſei dieſe Veröffentlichung ohne ſein Zuthun und ſehr gegen ſeinen Willen erfolgt: Campe habe unbefugterweiſe einige Exemplare des Abdrucks an durchreiſende Polen geſchenkt, und nach ſolch einem Exemplar und der franzöſiſchen Ausgabe habe ein in Paris lebender Deutſcher, ein Spion der preußiſchen Regierung, um dem Dichter zu ſchaden, die Vorrede willkürlich ergänzt und auf eigene Hand herausgegeben. „Ich erzähle Ihnen Das,“ ſchreibt er an Varnhagen, „damit Sie mich nicht der gröbſten Thorheiten beſchuldigen. Ich habe wahrlich nicht die Abſicht, demagogiſch *auf den Moment* zu wirken, glaube auch nicht mal an die Möglichkeit einer momentanen Wirkung auf die Deutſchen.“ Jedenfalls aber hat ſich Heine durch dieſen Verſuch, die Verantwortlichkeit für den Druck ſeiner Vorrede auf fremde Schultern zu wälzen, in ein zweideutiges Licht geſtellt; denn ſechs Tage vorher rühmt er ſich gegen Laube der Veröffentlichung jener politiſchen Flugſchrift in deutſcher wie in franzöſiſcher Sprache als einer kouragöſen, folglich doch gewiß von ihm ſelbſt ausgehenden That[269]): „Die Herausgabe der Vorrede eben jetzt, in der allgemeinen Angſt, wird wohl das Publikum belehren, daß es künftig mir vertraut, wenn ich auch etwas zu gelinde flöte.“

Heine hatte ſich übrigens in der Erwartung geirrt, daß die Veröffentlichung ſeiner vervollſtändigten Zeitungskorreſpondenzen über die politiſchen Zuſtände Frankreichs und ſeiner leidenſchaftlichen Vorrede großes Aufſehn in Deutſchland erregen werde. Börne's „Briefe aus Paris,“ die Redner des Hambacher Feſtes und die aufreizenden Flugblätter der ſüddeutſchen Revolutionspropaganda hatten das Publikum allmählich an eine noch derbere Sprache gewöhnt. Heine's „Franzöſiſche Zuſtände“ wurden zudem in faſt ſämmtlichen deutſchen Staaten ſofort bei ihrem Erſcheinen auf den Index verbotener Bücher geſetzt, und die mit verſchärfter Strenge gehandhabte Preßpolizei ſorgte dafür, daß in den Tagesblättern keine halbwegs günſtige Beſprechung die Aufmerkſamkeit auf das verpönte Buch hinlenken durfte. Während der Hamburger Profeſſor Wurm daſſelbe in einer giftigen Recenſion der von ihm redigierten „Kritiſchen Blätter der Börſenhalle“ (Nr. 136, vom 4. Februar 1833) als das einſeitig frivole Machwerk eines jakobiniſchen Fanfarons darſtellte, griff Börne im letzten Bande ſeiner Pariſer Briefe[270]) den Verfaſſer wegen ſeiner ſchwankend unentſchiedenen Haltung an, die es weder mit den Fürſten und Ariſtokraten, noch mit der republikaniſchen Umſturzpartei gänzlich verderben wolle. Die Pariſer Ausgabe der Vorrede aber gelangte überhaupt nur in vereinzelten Exemplaren nach Deutſchland; denn ein Bundestagsbeſchluß vom 5. Juli 1832 hatte verfügt, daß keine im Auslande in deutſcher Sprache erſchienene, weniger als zwanzig Bogen betragende Druckſchrift politiſchen Inhalts in einem deutſchen Bundesſtaate ohne vorgängige Erlaubnis der Regierung zugelaſſen und verkauft werden dürfe. So von allen Seiten gehemmt, geſchmäht und befehdet, koſtete es Heine geringe Überwindung, einſtweilen der politiſchen Tagesſchriftſtellerei zu entſagen und ſich auf ein erſprießlicheres Feld literariſcher Wirkſamkeit zu begeben, das ſeinem Talent höhere Aufgaben und ſeinem Dichterruhm neidloſere Lorbeern in Ausſicht ſtellte.

Drittes Kapitel.

Der Saint-Simonismus.

Die politiſch unfreien Zuſtände in Deutſchland und die Hoffnung, in Frankreich Zeuge einer, wenn nicht ungehinderten, ſo doch kräftig fortſchreitenden Entwicklung des öffentlichen Lebens zu ſein, waren der Hauptgrund geweſen, der Heine zur Überſiedelung nach Paris beſtimmt hatte. Es verſtand ſich daher von ſelbſt, daß es ſein angelegentlichſtes Bemühen war, ſich ſo raſch wie möglich einen klaren Einblick in die politiſchen Verhältniſſe des Landes zu verſchaffen, das er aus Sympathie mit den Freiheits- und Gleichheitsideen der Revolution von 1789 zu ſeiner neuen Heimat erkoren. Dieſe Ideen, welche unter der Reſtaurationsherrſchaft Karl's X. gewaltſam erſtickt worden, ſchienen durch den Donner der Julitage plötzlich wieder aus dem Grabe erweckt zu ſein. Der Bürgerkönig mit rundem Filzhut und Regenſchirm, mit ſeinen poignées de main und ſeinem Bankierminiſter, war auf den erſten Blick ein bedeutſamer Gegenſatz zu dem ariſtokratiſchen Hofſtaate des ancien régime, und als ſchnell genug unter der volksfreundlichen Vermummung das abſolutiſtiſche Scepter zum Vorſchein kam, zeigte die opfermuthige Oppoſition der Republikaner, daß es in Frankreich noch Männer gab, die entſchloſſen waren, ſich die Früchte des glorreichen Kampfes nicht abermals durch brutale Gewalt oder durch ſchlauen Betrug entwinden zu laſſen. — Wir haben indeß geſehen, daß Heine bald zu der Erkenntnis gelangte, ſich keiner von allen politiſchen Parteien in Frankreich rückhaltlos und mit aufrichtiger Begeiſterung anſchließen zu können. Die Karliſten, welche die Feudalhierarchie der Vergangenheit wieder herſtellen wollten, verabſcheute er. Die Bonapartiſten ſchob der Tod des Herzogs von Reichſtadt einſtweilen ganz in den Hintergrund der geſchichtlichen Bühne. Gegen das mit Ludwig Philipp zur Herrſchaft gelangte Syſtem des Juſtemilieu, das ſich auf die Furcht der beſitzenden Klaſſen vor jeder revolutionären Umwälzung ſtützte und an Stelle des Geburtsadels das Aufkommen einer geiſtloſen Geldariſtokratie begünſtigte, empfand Heine nicht allein die natürliche Abneigung des Poeten, ſondern ihn ergriff auch die geheime Beſorgnis, daſs ſchließlich nur Form und Name der alten Knechtſchaft verändert worden, und daſs bei einem Regimente der Bourgeoiſie die ideellen Güter der Menſchheit noch weniger Schutz finden möchten, als bei der Willkürherrſchaft unumſchränkter Monarchen. Mit der Partei der entſchiedenen Republikaner endlich vermochte er wohl in ſo weit zu ſympathiſieren, als er ihre heldenmüthige Hingabe an die von ihnen vertretene Sache bewunderte; aber er theilte weder ihren Glauben, daſs durch den bloßen Wechſel der Staatsform eine menſchheitbeglückende Wiedergeburt der Geſellſchaft zu erreichen ſei, noch ihr kriegeriſches Gelüſte, die Annahme ihrer Principien mit Waffengewalt der eigenen Nation und den benachbarten Völkern aufzuzwingen. Er hatte, wie ſchon erwähnt wurde, in der erſten Zeit ſeines Pariſer Aufenthalts die Verſammlungen der **Amis du peuple** und die Zuſammenkünfte deutſcher Handwerker mehrfach beſucht; aber die einſeitig negative Art, in welcher hier wie dort die großen Zeitfragen unter Anwendung hochtönender Konventsphraſen aus der Terminologie von 1793 diskutiert wurden, muſſte ihm auf die Dauer um ſo mehr miſsfallen, je engherziger ſich das Ziel dieſer revolutionären Beſtrebungen auf den Umſturz der monarchiſchen Regierungsform beſchränkte. Er vermiſſte in denſelben jeden Kern eines poſitiven Verlangens, jeden weltreformatoriſchen Gedanken, der eine ſichere Grundlage für den Neubau der ſtaatlichen, geſellſchaftlichen und ſittlichen Verhältniſſe hätte abgeben können. Ja, im Grunde genommen, wurden die ſocialen Inſtitutionen von jenen politiſchen Jakobinern kaum ernſtlich angetaſtet — eine demokratiſche Staatsverfaſſung war das Hausmittel, durch welches ſie alle Schäden der Geſellſchaft in kürzeſter Friſt zu heilen gedachten.

Heine theilte nicht entfernt dieſen Irrthum der franzöſiſchen Republikaner und der deutſchen Liberalen, der ſo verhängnisſchwere Folgen nach ſich zog, als Beide im Jahre 1848 zu kurzer Herrſchaft gelangten, aber von ihrem Siege keinen nachhaltigen Gebrauch zu machen wuſſten, weil ſie ſich über das zu ſchaffende Neue nicht verſtändigt und doch thörichterweiſe das Volk gelehrt hatten, alles Heil von den Dekreten geſetzgebender Verſammlungen zu erwarten. Er legte geringes — vielleicht zu geringes — Gewicht auf den mehr oder minder konſtitutionellen Charakter der Regierungsform, welcher ihm nur das Äußerliche der Revolution, nicht aber die tieferen und wichtigeren Fragen derſelben, zu berühren ſchien. „Dieſe Fragen,“ ſchrieb er im Sommer 1833 an Heinrich Laube371), „betreffen weder Formen, noch Perſonen, weder die Einführung einer Republik, noch die Beſchränkung einer Monarchie, ſondern ſie betreffen das materielle Wohlſein des Volkes. Die bisherige ſpiritualiſtiſche Religion war heilſam und nothwendig, ſo lange der größte Theil der Menſchen im Elend lebte und ſich mit der himmliſchen Religion vertröſten muſſte. Seit aber durch die Fortſchritte der Induſtrie und der Ökonomie es möglich geworden, die Menſchen aus ihrem materiellen Elende heraus zu ziehen und auf Erden zu beſeligen, ſeitdem — Sie verſtehen mich. Und die Leute werden uns ſchon verſtehen, wenn wir ihnen ſagen, daſs ſie in der Folge alle Tage Rindfleiſch ſtatt Kartoffel eſſen ſollen, und weniger arbeiten und mehr tanzen werden. Verlaſſen Sie ſich darauf, die Menſchen ſind keine Eſel.“ Bei ſolcher vorwiegenden Betonung der ſocialen Frage muſſte Heine ſich mehr und mehr von dem oberflächlichen Konſpirationstreiben der bloß politiſchen Revolutionäre abwenden. Andererſeits aber muſſte er wie mit magiſcher Gewalt angelockt werden von den volkswirthſchaftlichen Spekulationen einer Schule, welche in der Fortbildung des ſaint-ſimoniſtiſchen Gedankens die poſitive Formel zu einer weltumgeſtaltenden friedlichen Reform aller menſchlichen Verhältniſſe gefunden zu haben wähnte.

Der Graf Claude Henri de Saint-Simon hatte als Sprößling eines reichen und angeſehenen Hauſes — er war ein Enkel des als Memoirenſchriftſteller bekannten Herzogs von Saint-Simon — eine treffliche Erziehung genoſſen, und war durch d'Alembert's Unterricht hauptſächlich zu philoſophiſchen Studien hingelenkt worden. Seine perſönliche Theilnahme am amerikaniſchen Unabhängigkeitskriege hatte ihn in Verkehr mit Benjamin Franklin gebracht; als neunzehnjähriger Jüngling kehrte er in ſein Vaterland zurück, von der glühenden Sehnſucht erfüllt, den Entwicklungsproceſs des menſchlichen Geiſtes zu begreifen, um nach Erkenntnis ihrer geheimen Bewegungsgeſetze für die Vervollkommnung der Civiliſation wirken zu können. Nachdem die Revolution ihm den Herzogstitel und ein Jahreseinkommen von einer halben Million Franks geraubt, verwendete er den Reſt ſeines Vermögens auf finanzielle Spekulationen, welche ihm die Mittel zur Begründung großartiger induſtrieller Etabliſſements und zur Fortſetzung ſeiner koſtſpieligen Studien liefern ſollten, ihn aber bei ſeiner unbegrenzten Freigebigkeit zuletzt in die bitterſte Armuth ſtürzten. Im Jahre 1803 erſchienen ſeine „Briefe eines Einwohners von Genf an ſeine Zeitgenoſſen," in welchen er zuerſt den Gedanken ausſprach, mittelſt einer allgemeinen phyſiko-politiſchen Wiſſenſchaft alle Verhältniſſe und Gegenſätze der menſchlichen Geſellſchaft nach feſten Grundſätzen zu ordnen. Wiewohl ſeine Ideen Anfangs geringe Beachtung fanden, arbeitete er dieſelben doch in ſeinen ſpäteren Schriften zu einem einheitlichen, in den Grundlinien ziemlich klar angedeuteten Syſteme aus, das nach ſeinem am 19. Mai 1825 erfolgten Tode von ſeinen Schülern nach allen Richtungen tiefer begründet und zu den extremſten Konſequenzen entwickelt ward. Saint-Simon ging von der Anſicht aus, die chriſtliche Lehre, welche im Mittelalter der Schwerpunkt der Geſellſchaft geweſen, habe der letzteren nur eine ſehr unvollkommene Einrichtung verliehen, und zudem ſeit drei Jahrhunderten die Einheit der Wirkſamkeit verloren. Das Chriſtenthum ſei in ſeiner jetzigen Form eine ausgelebte Inſtitution, von welcher nur noch das Princip der allgemeinen Bruderliebe als göttliches Fundament aller Moral dienen könne, da auch der Proteſtantismus bei der bloßen Kritik ſtehen geblieben und mit den Erforderniſſen der heutigen fortgeſchrittenen Bildung nicht mehr in Einklang zu ſetzen ſei. Indem Saint-Simon ein neues Princip der Einheit für die moderne Epoche der Menſchheitsentwicklung erſtrebte, wollte er gleichſam einen weltlichen Katholicismus ſchaffen, der ſich zuletzt als ein Katholicismus der Induſtrie erwies, vermittelſt deſſen die Menſchheit eine Neugeſtaltung aller ihrer geſellſchaftlichen Einrichtungen organiſieren ſollte. Dieſe Reorganiſation der ſocialen Verhältniſſe Europas durch einen neuen Geſellſchaftsvertrag, welcher mit der höchſten individuellen Freiheit die Befriedigung des Geſammtintereſſes der Menſchheit verbände, ward zugleich als Ausgangspunkt eines allgemeinen Völkerbundes hingeſtellt, einer organiſchen Vereinigung der ganzen europäiſchen Völkerfamilie, ohne jedoch der Selbſtändigkeit und Freiheit jeder einzelnen Völkerindividualität weſentlich Abbruch zu thun. Der geſammte wiſſenſchaftliche, politiſche und geſellſchaftliche Thatbeſtand der gegenwärtigen Menſchheit ward zunächſt einer kritiſchen

Reviſion unterworfen, wobei eine gewiſſe Feindſeligkeit gegen den Liberalismus und Konſtitutionalismus zu Tage trat. Die Induſtrie, ſo lehrte nämlich Saint-Simon, werde einerſeits durch das Kapital und das Zinsweſen, andererſeits aber durch die ſogenannten Liberalen, die Advokaten und Beamten, niedergehalten, welche ſich dieſelbe unterthan zu machen ſuchten, während in der reorganiſierten Weltordnung die Induſtrie ſich ſelbſt beherrſchen müſſe. Das Repräſentativſyſtem ſei eine bloße Übergangsform und ſchlecht geeignet, die Geſellſchaft von der feudalen Herrſchaft zur induſtriellen hinüber zu führen, weil erſtere die herrſchende Ungleichheit erhalten wolle, letztere aber auf dem Princip der Gleichheit beruhe. Die Induſtrialiſierung der Welt werde ein neues Rechtsverhältnis zwiſchen Arbeit, Fähigkeit und Lohn hervorbringen, worin Jeder nur Das ſei, was er leiſten könne, und nur Das beſitze, was er durch Arbeit erwerbe. In dieſem neuen Arbeitsſtaate war die Arbeit, ſo zu ſagen, heilig geſprochen und wurde für einen himmliſchen Segen erklärt, durch welchen der Menſch als Schöpfer Gott ähnlich werde, während ſie nach der bibliſchen Lehre als ein von Gott geſprochener Fluch über die Menſchheit erſchien.

Die Schüler Saint-Simon's, welche nach dem Tode des Meiſters die weitere ſyſtematiſche Ausführung ſeiner Ideen unternahmen, wußten denſelben bald eine größere Zahl eifriger und geiſtvoller Anhänger zu gewinnen, unter welchen freilich manche, wie Jean Louis Eugène Lerminier, Michel Chevalier, Pierre Leroux, Hippolyte Carnot, Jean Reynaud und Emile Péreire, ſpäter in andere Richtungen übergingen. Die eigentlichen Häupter der ſaintſimoniſtiſchen Schule in ihrer Blüthezeit kurz nach der Julirevolution waren Saint-Amand Bazard und Barthélemy Proſper Enfantin, von welchen Erſterer vorherrſchend die ſocial-politiſche, Letzterer mehr die ethiſch-religiöſe Seite der neuen Doktrin zu entwickeln ſuchten. Während Bazard den Wahlſpruch Saint-Simon's: „Fortwährende Verbeſſerung des moraliſchen, intellektuellen und phyſiſchen Daſeins der zahlreichſten und ärmſten Klaſſe“ immer ſchärfer betonte, und die Verbeſſerung ihres Looſes für das höchſte Gebot der Religion erklärte, bezeichnete er die ungleiche Vertheilung des Beſitzes als ein Hauptübel der alten Geſellſchaft, und verlangte die Aufhebung des ſeitherigen Privaterbrechtes, damit der Staat, als Erbe eingeſetzt, nach und nach Herr aller Mittel werde, um die neue Weltordnung des Induſtrialismus zu begründen. Er erfand die berühmt gewordene Phraſe der „Ausbeutung des Menſchen durch den Menſchen,“ welche der Charakter unſerer Zeit ſei und den Arbeiter noch immer zum Sklaven eines induſtriellen Antagonismus mache, der von keinem gemeinſamen Plan und Gedanken geleitet werde, ſondern ein ewiger Kampf des Reichen mit dem Armen ſei. — Enfantin dagegen kann als Vater jener berüchtigten Formel von der „Rehabilitation des Fleiſches“ betrachtet werden, welche bald nachher ein ſo beliebtes Stichwort der Schriftſteller des „jungen Deutſchlands“ ward. Schon Saint-Simon hatte der chriſtlichen Religion den Vorwurf gemacht, daſs ſie der Einheit des Princips entbehre, da Gott, ihr zufolge, bloßer Geiſt ſei, neben dem noch ein anderes oberſtes Weſen, der Teufel, exiſtiere; — ein Dualismus, den ſie der orientaliſchen Philoſophie und dem Judenthume entlehnt habe. Das Dogma von der Erbſündhaftigkeit des Menſchen und die Androhung ewiger Höllenſtrafen ſtehe in direktem Widerſpruche mit der Liebe Gottes. Die neue ſaint-ſimoniſtiſche Religion ſtellte daher die pantheiſtiſche Lehre auf: Gott iſt nicht bloßer Geiſt, ſondern Geiſt und Materie zugleich; Alles, was liebt, denkt und ſich bewegt, iſt Gott, Gott iſt das lebende All. Die Benennungen Geiſt und Materie entſprechen nicht zwei verſchiedenen, für ſich beſtehenden Subſtanzen, das Eine kann ohne das Andere nicht gedacht werden, ſie löſen ſich auf in der Liebe. Enfantin wandte dieſe Theorien insbeſondere auch auf die geſchlechtlichen Beziehungen an. Er ſah einen Hauptgrund der Zerrüttung der chriſtlichen Religionen in dem Umſtande, daſs ſie nicht das ganze Leben des Menſchen umfaſſen, ſondern den allgewaltigen Trieb des Genuſſes unbeachtet laſſen, und dadurch den dualiſtiſchen Widerſtreit zwiſchen Geiſt und Fleiſch in alle Verhältniſſe des Lebens hinübertragen. Obgleich beide von Gott geſchaffen worden, die Harmonie beider mithin das höchſte göttliche Geſetz ſei, verlange das Chriſtenthum dennoch die Überwindung des Fleiſches, und rufe ſo einen Kampf zwiſchen zwei göttlichen, alſo gleichen Kräften hervor. An die Stelle des Grundgedankens der chriſtlichen Religion: „Kreuzigt das Fleiſch und ſeid enthaltſam!“ ſetzte die neue Religion die Loſung: „Heiligt euch durch Arbeit und Vergnügen!“

Aus dieſer flüchtigen Skizze der ſaint-ſimoniſtiſchen Lehren erhellt ſchon ziemlich deutlich, daſs letztere, neben einer deſtruktiven Kritik der beſtehenden geſellſchaftlichen, politiſchen und kirchlichen Inſtitutionen, zugleich einen bedeutenden poſitiven Kern in ſich bargen, der, von begeiſterten Männern in populärer Sprache ans Licht geſtellt, wohl geeignet war, ſchwärmeriſche Gemüther anzuziehen und in ihnen für eine Zeitlang den Glauben an die

Ausführbarkeit jener glänzenden Utopie von einem Weltreich des Friedens und der Liebe zu erwecken. Der Gedanke, ein Paradies des Glückes zu erſchaffen, wo einem Jeden ſchon hier auf Erden nach ſeinen Werken ſollte vergolten werden, wo es kein Geburtsprivilegium, keine Armuth und Unwiſſenheit mehr geben, wo Nichts mehr vom blinden Zufall abhängig ſein, und alle geſellſchaftlichen Einrichtungen die ſchnellſte Verbeſſerung des ſittlichen, intellektuellen und phyſiſchen Zuſtandes der Menſchheit zum Zweck haben würden, war ein ſo erhabener Traum, daſs gerade die Edelſten und Beſten ſich angeſpornt fühlen muſsten, ſeine Verwirklichung zu verſuchen. Schon im Jahre 1829 war es den Schülern Saint-Simon's gelungen, ein eigenes Organ zur Verbreitung ihrer Doktrin, den „Organiſateur,“ zu gründen; im November 1830 übernahmen ſie den „Globe“ aus den Händen der franzöſiſchen Romantiker, und gewannen jetzt noch größeren Einfluſs. Bazard und Enfantin hatten gleich nach der Julirevolution das Volk zur Einrichtung einer großen induſtriellen und theokratiſchen Gütergemeinſchaft aufgefordert. Als ſie deſshalb in der Deputiertenkammer revolutionärer Tendenzen beſchuldigt wurden, reichten ſie eine Adreſſe an die Kammer ein, welche eine ausführliche Darlegung und Vertheidigung der ſaint-ſimoniſtiſchen Grundſätze enthielt. Die ungeſchickte Anklage hatte nur zur Verbreitung der neuen Lehre beigetragen und die allgemeine Aufmerkſamkeit auf dieſelbe hingelenkt. Geld- und Geiſteskräfte ſtrömten jetzt den Saint-Simoniſten von allen Seiten zu und ermuthigten ſie, im Kleinen einen Verſuch der praktiſchen Ausführung ihrer Theorie zu beginnen. In der Rue Monſigny wurde als Bild der großen theokratiſch-induſtriellen Familie ein Haushalt auf gemeinſchaftliche Koſten gegründet; in den zwölf Vierteln der Stadt bildeten ſich ſaint-ſimoniſtiſche Schulen; die Vereine in Toulouſe, Montpellier, Lyon, Metz und Dijon ſetzten ſich mit der Hauptſtadt in Verbindung, wo Carnot und Dugied neue Hörſäle einrichteten, und in der Salle Taitbout allſonntäglich Predigten gehalten wurden, die ein immer zahlreicheres Publikum verſammelten. Stephan Mony und Emile Péreire wandten die Ideen Bazard's auf die politiſche Ökonomie an; Michel Chevalier begeiſterte durch ſeine glänzenden volkswirthſchaftlichen Vorträge, und Pierre Leroux, Lerminier, Jean Reynaud und Charles Duveyrier ſuchten mit der neuen Lehre die alte Philoſophie zu verdrängen. Indeſs ſollte dieſe Einmüthigkeit nicht lange dauern. Der Hauptgrund des Zwieſpalts wurde die Lehre von der Emancipation der Frauen, welche Enfantin Anfangs nur im Collége, im engeren Kreiſe der Eingeweihten, vortrug, und welcher Bazard höchſtens bis zu dem Satze beipflichtete, daß der Frau im ſocialen Leben eine gleiche Stellung neben dem Manne angewieſen werden müſſe. Nach dem Austritte Bazard's ſtellte Enfantin in der Hauptverſammlung vom 19. November 1831 den Satz auf, daß das Weib mit gleichem Rechte wie der Mann zum Prieſterthume berufen ſei, und daß die Neugeſtaltung der Geſellſchaft eine unvollkommene bleiben werde, ſo lange nicht das befreite, freie und zukunfterfüllte Weib die Offenbarungen des männlichen Oberhauptes der ſaint-ſimoniſtiſchen Hierarchie beſtätige. Zugleich gab er dunkle Andeutungen ſeiner Anſicht über eine freiere Neugeſtaltung des ehelichen Lebens, welche von Carnot und Dugied mit derbem Ausdrucke als eine „Reglementation des Ehebruches" bezeichnet ward[372]). In dieſer und der folgenden Sitzung am 21. November erklärten zahlreiche der begabteſten Mitglieder — unter ihnen Leroux, Reynaud, Cazeaux, Péreire, Jules Lechevalier, Dugied, Carnot, Fournel und Abel Transon — ihren Austritt aus der Gemeinde. Dagegen proklamierte Olinde Rodrigues, der Lieblingsſchüler Saint-Simon's, ſich ſelbſt zum Vater der Induſtrie und Haupte des ſaint-ſimoniſtiſchen Kultus, den Vater Enfantin aber, als den ſittlichſten Menſchen ſeiner Zeit und den wahren Nachfolger des Meiſters, zum oberſten Haupte der ſaint-ſimoniſtiſchen Religion[373]). Zwiſchen dieſen Beiden trat jedoch bald eine neue Spaltung ein, als Enfantin im Februar 1832, im weiteren Verfolg ſeiner Emancipationstheorien, ſich mit einer Empfehlung der Männer- und Weibergemeinſchaft hervorwagte, und mit E. Barrault im „Globe" mehr und mehr einen ſchlüpfrigen Myſticismus predigte. Er zog ſich bei dem Sturme, der wider ihn losbrach, mit etwa vierzig ergebenen Anhängern auf ſein väterliches Erbgut bei Ménilmontant zurück, wo er einen neuen barocken, diesmal faſt mönchiſchen Haushalt organiſierte. Am 27. Auguſt des Jahres wurde er, nebſt drei anderen Hauptführern der ſaint-ſimoniſtiſchen Bewegung, Michel Chevalier, Duveyrier und Barrault, wegen unerlaubter Verbindung, Aufreizung der Arbeiter und Verbreitung ſittlich-anſtößiger Lehren, von den Aſſiſen des Seinegerichtshofes zu mehrjähriger Gefängnisſtrafe verurtheilt. Nach einigen Monaten aus der Haft entlaſſen, ging Enfantin mit mehren ſeiner treu gebliebenen Anhänger nach Ägypten, wo er als Ingenieur des Paſchas an den Nildämmen beſchäftigt ward, es aber nicht aufgab, gleichzeitig nach dem freien Weibe zu ſuchen, das den leerſtehenden Seſſel Bazard's als Hoheprieſterin einnehmen und die Offenbarungen des männlichen Oberhauptes beſtätigen ſollte. 1837 nach Frankreich zurückgekehrt, wandte er ſich mit Eifer der algieriſchen Koloniſationsfrage zu, und wurde 1850 bei der Verwaltung der Nordbahn angeſtellt. Er ſtarb am 31. Auguſt 1864, nachdem er im Jahre 1848 noch einen vergeblichen Verſuch gemacht hatte, durch Herausgabe einer Zeitung das mittlerweile faſt erſterbene Intereſſe für die ſaint-ſimoniſtiſchen Ideen wieder zu beleben. Michel Chevalier, welcher dieſen Ideen die energiſche Richtung auf ſtaatswirthſchaftliche Fragen verdankte, bereiſte zunächſt im Auftrage der Regierung Nordamerika, um das dortige Kanal- und Straßenbauweſen zu ſtudieren. Um die Hebung des Eiſenbahnweſens in Frankreich und um die Beförderung freihändleriſcher Ideen erwarb er ſich namhafte Verdienſte; ebenſo um die internationale Ausſtellung von 1867, deren Reſultate er ſpäter einer geiſtvoll auf alle Details eingehenden Analyſe unterwarf. Charles Duveyrier, welcher in der Salle Taitbout als einer der vornehmſten Dignitare der ſaint-ſimoniſtiſchen Gemeinde zur Seite des Vaters Enfantin auf der Biſchofsbank ſaß, und ſich durch einen gotterleuchteten Prophetenton auszeichnete, wandte ſich, ſtatt der geiſtlichen, nachmals als Luſtſpieldichter der weltlichen Bühne zu. Im Jahre 1843 trat er plötzlich als politiſcher Schriftſteller auf, und kämpfte in ſeinen „Lettres politiques“ mit der alten ſchwärmeriſchen Begeiſterung für die Aufrechthaltung des Weltfriedens und das goldene Zeitalter der Induſtrie.

Wie ſchnell auch der Saint-Simonismus nach ſeinem erſten glänzenden Debut ſich ins Dunkel zurückzog, und wie wenig er die hochfliegenden Erwartungen ſeiner Anhänger erfüllte, ſo iſt doch nicht zu vergeſſen, daß er mit nachhaltigem Erfolge die Aufmerkſamkeit der Welt auf die große nationalökonomiſche Frage einer beſſeren Organiſation der Arbeit, der Produktions- und Kreditverhältniſſe hinlenkte. Durch die Anregung, welche er gab, ſind viele heilſame Reformen in Staat und Geſellſchaft veranlaſſt worden, und viele ſeiner Ideen, welche damals überraſchend und neu waren, ſind im Laufe der Zeit in unſer öffentliches Leben und politiſches Denken übergegangen.

Als Heine nach Paris kam, war der Saint-Simonismus gerade auf den Kulminationspunkt ſeiner Entwicklung gelangt. Die Sonntags-Vorträge in der reichgeſchmückten Salle Taitbout wurden von dem auserleſenſten Publikum beſucht, auch ſchöne und talentvolle Frauen, wie die Malibran, horchten auf den Galerien den begeiſterten Reden, und die formgewandten

Aufſätze des „Globe“ trugen das neue Geſellſchafts-Evangelium über Frankreich hinaus in verwandte Herzen. Es iſt bekannt, mit welchem Enthuſiasmus Rahel in ihrem letzten Lebensjahre die ſaint-ſimoniſtiſche Lehre begrüßte, wenn ſie dieſelbe auch nicht als eine neue Religion gelten ließ und ſich keineswegs mit all' ihren Entwicklungen einverſtanden erklärte. „Eine Religion kann nicht deduciert werden,“ ſagte ſie 314): „ſie muß offenbart als Gebot werden, oder bewieſen durch Wunder; ſonſt iſt ſie eine Lehre, der vorhandenen Vernunft angereiht. Das aber iſt das Schöne unſeres jetzigen Zuſtandes, daß das Gute und Heilſame bewieſen werden kann, und alſo bewieſen werden muß, — und daß das für Recht Anerkannte uns zum Höchſten in uns führt, und ſo von uns geehrt wird wie die unerwartetſte Offenbarung, von Chören von Engeln aus den Wolken gereicht! Dieſe unumſtößliche Anerkennung des Rechten, dieſe heilig gewordene Verehrung dafür, iſt jetzt religiös, aber nicht mehr Religion.“ Und in einem ungedruckten Briefe vom 5. Juni 1832 ſchrieb ſie an Heine: „Schade! daß uns nicht eine halbe Stunde mündlichen Geſprächs über den Saint-Simonismus geſchenkt iſt. Mich dünkt, wir ſind über Manches darin nicht einer Meinung. Er iſt das neue, großerfundene Inſtrument, welches die große alte Wunde, die Geſchichte der Menſchen auf der Erde, endlich berührt. Er operiert und ſäet, und unumſtößliche Wahrheit hat er ans Licht gefördert, die wahren Fragen in Reihe und Glied geſtellt, viele, wichtige beantwortet: die Religionsfrage mir nicht zur Genüge, und hierüber müßten wir ſtreiten, ſprechen. Den ganzen Winter waren dieſe Schriften, beſonders der „Globe,“ meine Nahrung, Unterhaltung, Beſchäftigung, ſein Ankommen meine ganze Erwartung. Die Erde verſchönern: mein altes Thema. Freiheit zu jeder menſchlichen Entwickelung: ebenſo. Wenn wir lügen, muß Der gehaßt werden, dem wir vorlügen müſſen. Und Das thun wir auch. Hieraus kann jedes Verhältnis deduciert werden, alſo auch Ehe. Welch ſchöne, noch ungeſagte Sachen hätte ich Ihnen noch zu ſagen. Aber adieu!“

Dieſer Brief beantwortete zum Theil die Auslaſſungen Heine's über den Saint-Simonismus in einem Schreiben an Varnhagen vom Maimonat desſelben Jahres. Nach allerlei Klagen über die Angriffe und Unbilden, welche er von den politiſchen Radikalen habe erdulden müſſen, hieß es dort weiter 315): „Ich beſchäftige mich jetzt viel mit der franzöſiſchen Revolutionsgeſchichte und dem Saint-Simonismus. Über beide werde ich Bücher ſchreiben. Ich muß aber noch viel ſtudieren. Habe jedoch im letzten Jahre durch die Anſchauung des Parteitreibens und der ſaint-ſimoniſtiſchen Erſcheinungen ſehr Vieles verſtehen gelernt: z. B. den Moniteur von 1793 und die Bibel . . . Michel Chevalier iſt mein ſehr lieber Freund, einer der edelſten Menſchen, die ich kenne. Daß ſich die Saint-Simoniſten zurückgezogen, iſt vielleicht der Doktrin ſelbſt ſehr nützlich; ſie kommt in klügere Hände. Beſonders der politiſche Theil, die Eigenthumslehre, wird beſſer verarbeitet werden. Was mich betrifft, ich intereſſiere mich eigentlich nur für die religiöſen Ideen, die nur ausgeſprochen zu werden brauchten, um früh oder ſpät ins Leben zu treten. Deutſchland wird am kräftigſten für ſeinen Spiritualismus kämpfen; mais l'avenir est à nous." Außer Chevalier, mit welchem er noch im folgenden Sommer oft ſtundenlange Religionsgeſpräche pflog[276]), kannte Heine auch die meiſten andern hervorragenden Führer der ſaint-ſimoniſtiſchen Schule und blieb mit einigen derſelben in dauerndem Verkehre. Olinde Rodrigues wurde von ihm beſonders hochgeſchätzt; Duveyrier's ſpätere Laufbahn verfolgte er mit lebhaftem Intereſſe[277]); Carnot, der ſeinen Vater in die Verbannung nach Magdeburg begleitet und ſich dort eine gründliche Kenntnis der deutſchen Sprache und Literatur angeeignet hatte, erhielt von dem Dichter im Jahre 1840 bei Gelegenheit einer Reiſe nach Berlin die herzlichſten Empfehlungszeilen an Varnhagen[278]); und Enfantin, den er in einem Briefe an Heinrich Laube „den bedeutendſten Geiſt der Gegenwart" nennt[279]), fand in Heine einen warmen Freund und Vertheidiger zu einer Zeit, wo ihn faſt all' ſeine Anhänger verlaſſen hatten, und wo die Schmähungen der „guten Geſellſchaft" ihn bis an den Saum der Wüſte verfolgten. Es war faſt mißlich geworden, nach der gerichtlichen Verurtheilung Enfantin's Deſſen Namen ohne Hinzufügung eines ſtarken Ausdrucks moraliſcher Entrüſtung zu nennen. „Er war uns hier im Wege," ſagte mit naiver Aufrichtigkeit ein aufgeklärter Franzoſe, bei dem ſich O. L. B. Wolff im Frühling 1835 nach dem ehemaligen Oberhaupte der Saint-Simoniſten erkundigte[280]), „deßhalb haben wir ihn nach Ägypten ſpediert; vielleicht paſſiert ihm dort irgend ein intereſſantes Unglück und er kommt darin um — dann iſt er nachher bei der Maſſe als Märtyrer vortrefflich zu brauchen." Heine dagegen beſaß den Muth, ſeine Sympathien mit dem Saint-Simonismus und deſſen Vertretern offen zu bekennen, auch nachdem der Beifall, den ihre Theorien zeitweilig in einem großen Kreiſe gefunden, ſich in Spott und Mißachtung verwandelt hatte. Ja, er ſchien in ſeinen Schriften eine Zeitlang ihr Werk mit kühner Begeiſterung fortſetzen zu wollen. In der vom 2. April 1833 datierten Vorrede des erſten Bändchens ſeiner Abhandlungen „Zur Geſchichte der neueren ſchönen Literatur in Deutſchland“ erklärte er ſich völlig einverſtanden mit der pantheiſtiſchen Lehre des Saint-Simonismus von dem Weſen Gottes, deren Ausdrücke ganz nackt und beſtimmt ſeine eigene Meinung ausſprächen. „Junker und Pfaffen,“ ſagte er[291]), „die in der letzten Zeit mehr als je die Macht meines Wortes gefürchtet, und mich deshalb zu depopulariſieren geſucht, mögen immerhin jene Ausdrücke miſsbrauchen, um mich mit einigem Schein des Materialismus oder gar des Atheismus zu beſchuldigen; ſie mögen mich immerhin zum Juden machen oder zum Saint-Simoniſten; ſie mögen mit allen möglichen Verketzerungen mich bei ihrem Pöbel anklagen: — keine feigen Rückſichten ſollen mich jedoch verleiten, meine Anſicht von den göttlichen Dingen mit den gebräuchlichen zweideutigen Worten zu verſchleiern. Auch die Freunde mögen mir immerhin darob zürnen, daſs ich meine Gedanken nicht gehörig verſtecke, daſs ich die delikateſten Gegenſtände ſchonungslos enthülle, daſs ich ein Ärgernis gebe: — weder die Böswilligkeit meiner Feinde, noch die pfiffige Thorheit meiner Freunde ſoll mich davon abhalten, über die wichtigſte Frage der Menſchheit, über das Weſen Gottes, unumwunden und offen mein Bekenntnis auszuſprechen. Ich gehöre nicht zu den Materialiſten, die den Geiſt verkörpern; ich gebe vielmehr den Körpern ihren Geiſt zurück, ich durchgeiſtige ſie wieder, ich heilige ſie. Ich gehöre nicht zu den Atheiſten, die da verneinen; ich bejahe. Die Indifferentiſten und ſogenannten klugen Leute, die ſich über Gott nicht ausſprechen wollen, ſind die eigentlichen Gottesleugner. Solche ſchweigende Verleugnung wird jetzt ſogar zum bürgerlichen Verbrechen, indem dadurch den Miſsgriffen gefröhnt wird, die bis jetzt noch immer dem Deſpotismus als Stütze dienen. Anfang und Ende aller Dinge iſt in Gott.“ — Die Charakteriſtik, welche Heine auf den erſten Seiten ſeines Buches von der chriſtkatholiſchen Weltanſicht gab, lieſt ſich in der That wie die geſchickte Umſchreibung eines fulminanten „Globe“-Artikels wider das Chriſtenthum. „Ich ſpreche,“ heiſst es daſelbſt[292]), „von jener Religion, in deren erſten Dogmen eine Verdammnis alles Fleiſches enthalten iſt, und die dem Geiſte nicht bloſs eine Obermacht über das Fleiſch zugeſteht, ſondern auch dieſes abtödten will, um den Geiſt zu verherrlichen; ich ſpreche von jener Religion, durch deren unnatürliche Aufgabe ganz eigentlich die Sünde und die Hypokriſie in die Welt gekommen, indem eben durch die

Verdammnis des Fleiſches die unſchuldigſten Sinnenfreuden eine Sünde geworden, und durch die Unmöglichkeit, ganz Geiſt zu ſein, die Hypokriſie ſich ausbilden muſſte; ich ſpreche von jener Religion, die ebenfalls durch die Lehre von der Verwerflichkeit aller irdiſchen Güter, von der auferlegten Hundedemuth und Engelsgeduld, die erprobteſte Stütze des Deſpotismus geworden. Die Menſchen haben jetzt das Weſen dieſer Religion erkannt, ſie laſſen ſich nicht mehr mit Anweiſungen auf den Himmel abſpeiſen, ſie wiſſen, daſs auch die Materie ihr Gutes hat und nicht ganz des Teufels iſt, und ſie vindicieren jetzt die Genüſſe der Erde, dieſes ſchönen Gottesgartens, unſeres urſprünglichen Erbtheils. Eben weil wir alle Konſequenzen jenes abſoluten Spiritualismus jetzt ſo ganz begriffen, dürfen wir auch glauben, daſs die chriſtkatholiſche Weltanſicht ihre Endſchaft erreicht. Denn jede Zeit iſt eine Sphinx, die ſich in den Abgrund ſtürzt, ſobald man ihr Räthſel gelöſt hat." — In der Wolluſt des Schmerzes beſteht nach Heine der ſchauerlichſte Reiz des Chriſtenthums; die romantiſche Poeſie des Mittelalters iſt ihm eine Paſſionsblume, die dem Blute Chriſti entſproſſen; auch in ihrer Baukunſt erblickt er dieſelbe paraboliſche Tendenz[303]: „Wenn wir jetzt in einen alten Dom treten, ahnen wir kaum mehr den eſoteriſchen Sinn ſeiner ſteinernen Symbolik. Nur der Geſammteindruck dringt uns unmittelbar ins Gemüth. Wir fühlen hier die Erhebung des Geiſtes und die Zertretung des Fleiſches. Das Innere des Domes ſelbſt iſt ein hohles Kreuz, und wir wandeln da im Werkzeuge des Martyrthums ſelbſt; die bunten Fenſter werfen auf uns ihre rothen und grünen Lichter, wie Blutstropfen und Eiter; Sterbelieder umwimmern uns; unter unſeren Füßen Leichenſteine und Verweſung; und mit den koloſſalen Pfeilern ſtrebt der Geiſt in die Höhe, ſich ſchmerzlich losreißend von dem Leib, der wie ein müdes Gewand zu Boden ſinkt. Wenn man ſie von außen erblickt, dieſe gothiſchen Dome, dieſe ungeheuren Bauwerke, die ſo luftig, ſo fein, ſo zierlich, ſo durchſichtig gearbeitet ſind, daſs man ſie für ausgeſchnitzelt, daſs man ſie für Brabanter Spitzen von Marmor halten ſollte, dann fühlt man erſt recht die Gewalt jener Zeit, die ſelbſt den Stein ſo zu bewältigen wuſſte, daſs er faſt geſpenſtiſch durchgeiſtet erſcheint, daſs ſogar dieſe härteſte Materie den chriſtlichen Spiritualismus ausſpricht." Dieſem chriſtlichen Spiritualismus ſtellt nun Heine die, Geiſt und Materie harmoniſierende, pantheiſtiſche Weltanſicht, dem Dieu-pur-esprit ſtellt er den Dieu-progrès der Saint-Simoniſten entgegen. Er giebt zu, daſs der Pantheismus in früherer, irrthümlicher Auffaſſung die Menſchen nicht ſelten zu Indifferentiſten gemacht habe[304]): „Wenn Alles Gott iſt, dachten ſie, ſo mag es gleichgültig ſein, womit man ſich beſchäftigt. Aber da iſt eben der Irrthum: Alles iſt nicht Gott, ſondern Gott iſt Alles; Gott manifeſtiert ſich nicht in gleichem Maße in allen Dingen, er manifeſtiert ſich vielmehr nach verſchiedenen Graden in den verſchiedenen Dingen, und Jedes trägt in ſich den Drang, einen höheren Grad der Göttlichkeit zu erlangen; und Das iſt das große Geſetz des Fortſchrittes in der Natur. Die Erkenntnis dieſes Geſetzes, das am tiefſinnigſten von den Saint-Simoniſten offenbart worden, macht jetzt den Pantheismus zu einer Weltanſicht, die durchaus nicht zum Indifferentismus führt, ſondern zum aufopferungsſüchtigſten Fortſtreben. Nein, Gott manifeſtiert ſich nicht gleichmäßig in allen Dingen; er manifeſtiert ſich in ihnen mehr oder minder, er lebt in dieſer beſtändigen Manifeſtation, Gott iſt in der Bewegung, in der Handlung, in der Zeit, ſein heiliger Odem weht durch die Blätter der Geſchichte, letztere iſt das eigentliche Buch Gottes."

Eine weitere Huldigung brachte Heine dem Saint-Simonismus in der Vorrede zur franzöſiſchen Ausgabe der „Reiſebilder" dar. Er erklärt ſich dort über die Urſachen, weßhalb er in ſeiner Polemik wider die Gegner des Fortſchrittes in Deutſchland Dieſelben mit Vorliebe die Partei des „Pfaffenthums" und der „Ariſtokratie" genannt habe, und fährt dann fort[305]): „Die Wahrheit iſt, daſs ich heut zu Tage unter dem Wort Ariſtokratie nicht bloß den Geburtsadel verſtehe, ſondern alle Diejenigen — heißen ſie, wie ſie wollen, — welche auf Koſten des Volkes leben. Die ſchöne Formel: „Ausbeutung des Menſchen durch den Menſchen", die wir, wie ſo vieles Treffliche, den Saint-Simoniſten verdanken, überhebt uns aller Deklamationen in Betreff der Geburtsprivilegien. Unſer altes Feldgeſchrei gegen den Prieſterſtand iſt gleichfalls durch eine beſſere Parole erſetzt werden. Es handelt ſich nicht mehr darum, gewaltſam die alte Kirche zu zertrümmern, ſondern vielmehr eine neue aufzubauen, und weit entfernt, das Prieſterthum vernichten zu wollen, trachten wir heut zu Tage ſelbſt danach, Prieſter zu ſein. Für Deutſchland iſt ohne Zweifel die Zeit der Negationen noch nicht vorüber; ſie hat erſt eben begonnen. In Frankreich ſcheint ſie im Gegentheil zu Ende zu gehen; wenigſtens däucht es mir, als müſſte man ſich hier vielmehr poſitiven Beſtrebungen widmen und Alles wieder aufbauen, was uns die Vergangenheit Gutes und Schönes als Erbtheil hinterlaſſen hat."

Am deutlichſten aber tritt der Einfluſs ſaint-ſimoniſtiſcher Lehren in den Aufſätzen zur Geſchichte der Religion und Philoſophie in Deutſchland hervor, welche Heine zum großen Theil auf Anregung Enfantin's ſchrieb, dem auch die erſte Auflage des Buches „De l'Allemagne" gewidmet ward. „Zu jener Zeit," bemerkt Heine***), „war der Name, dem ich dieſe Huldigungen darbrachte, ſo zu ſagen ein Schiboleth, und bezeichnete die fortgeſchrittenſte Partei im Befreiungskampfe der Menſchheit, welche ſo eben von den Gendarmen und Höflingen der alten Geſellſchaft niedergeſchmettert worden war. Durch Begünſtigung der Beſiegten ſchleuderte ich ihren Gegnern eine ſtolze Herausforderung zu, und ich bekannte offen meine Sympathien für die Märtyrer, welche man damals beſchimpfte, und in den Journalen wie in der Geſellſchaft erbarmungslos ſchmähte. Ich fürchtete mich nicht, mich der Lächerlichkeit auszuſetzen, mit welcher ihre gute Sache, wie ſich nicht leugnen läßt, ein wenig behaftet war." Die Widmung an Proſper Enfantin, welche in den ſpäteren Auflagen fehlt, lautete, wie folgt: „Sie haben gewünſcht, den Fortſchritt der Ideen in Deutſchland während der jüngſten Zeit und die Beziehungen kennen zu lernen, in welchen die geiſtige Bewegung dieſes Landes zu der Syntheſe der Doktrin ſteht. Ich danke Ihnen für die Ehre, die Sie mir erzeigt haben, indem Sie mich erſuchten, Ihnen über dies Thema Auskunft zu geben, und es freut mich, daß ich dieſe Gelegenheit finde, über den Raum weg mit Ihnen zu verkehren. Geſtatten Sie mir, Ihnen dies Buch darzubieten; ich möchte glauben, daß es dem Bedürfnis Ihres Denkens zu entſprechen vermag. Wie Dem auch ſei, bitte ich Sie, es als ein Zeugnis achtungsvoller Sympathie annehmen zu wollen."

Wir brauchen wohl kaum beſonders hervorzuheben, daß Heine, trotz ſolcher allgemeinen Sympathie, doch ſo wenig, wie Rahel, mit allen philoſophiſchen Träumereien der Saint-Simoniſten im Einverſtändniſſe war. Die mitgetheilte Stelle ſeines Briefes an Varnhagen deutet ſchon an, daß er die politiſche Seite ihres Syſtems, die Eigenthumslehre, einer beſſern Verarbeitung bedürftig fand, und daß ihn vorherrſchend ihre religiös-humaniſtiſchen Ideen intereſſierten, welche mit ſeinen eigenen Anſichten ſo auffallend übereinſtimmten. Ohne ſich um das ſchematiſierende Verſtandesſpiel mit der myſtiſchen Dreizahl zu kümmern, wonach Gott eine Trinität von Liebe, Weisheit und Macht ſei, denen Religion, Wiſſenſchaft und Gewerbfleiß entſprächen, hielt er ſich auch hier mehr an den Geiſt, als an den Buchſtaben der ſaint-ſimoniſtiſchen Doktrin. Was er von letzterer annahm und in ſeinem Buche „De l'Allemagne“ beredſam entwickelte, war vor Allem die ſchon erwähnte pantheiſtiſche Lehre, nach welcher die Welt nicht bloß vom göttlichen Geiſte getränkt, ſondern mit Gott identiſch iſt. Dieſe pantheiſtiſche Weltanſchauung, die er im Weſentlichen auf Spinoza zurückführt, erklärt er zugleich für die verborgene Religion Deutſchlands, welche durch das Chriſtenthum wohl für eine Zeitlang zurückgedrängt, aber nie gänzlich beſiegt worden ſei. Die Art und Weiſe, wie er die ſpiritualiſtiſche Idee des Chriſtenthums aus der indiſch-gnoſtiſchen und jüdiſch-deiſtiſchen Weltanſicht herleitet, unterſcheidet ſich nur durch größere Klarheit von den Entwicklungen Saint-Simon's in Deſſen „Neuem Chriſtenthum,“ und der ſtürmiſche Aufruf zur „Wiedereinſetzung der Materie in ihre Rechte“ erinnert bis auf den Ausdruck herab in jeder Zeile unmittelbar an die von Enfantin gepredigte „Rehabilitation des Fleiſches“ — nur daß Heine die Solidarität der politiſchen mit der philoſophiſchen und ſocialen Revolution weit ſtärker, als die Saint-Simoniſten, betont. „Der Verſuch, die Idee des Chriſtenthums zur Ausführung zu bringen,“ ſagt er[301]), „iſt, wie wir endlich ſehen, aufs kläglichſte verunglückt, und dieſer unglückliche Verſuch hat der Menſchheit Opfer gekoſtet, die unberechenbar ſind, und trübſelige Folge derſelben iſt unſer jetziges ſociales Unwohlſein in ganz Europa . . . Die Materie, das Weltliche, überließ das Chriſtenthum den Händen Cäſar's und ſeiner jüdiſchen Kammerknechte, und begnügte ſich damit, Erſterem die Suprematie abzuſprechen und Letztere in der öffentlichen Meinung zu fletrieren — aber ſiehe! das gehaſſte Schwert und das verachtete Geld erringen dennoch am Ende die Obergewalt, und die Repräſentanten des Geiſtes müſſen ſich mit ihnen verſtändigen. Ja, aus dieſem Verſtändnis iſt ſogar eine ſolidariſche Alliance geworden. Nicht bloß die römiſchen, ſondern auch die engliſchen, die preußiſchen, kurz alle privilegierten Prieſter haben ſich verbündet mit Cäſar und Konſorten zur Unterdrückung der Völker. Aber durch dieſe Verbündung geht die Religion des Spiritualismus deſto ſchneller zu Grunde . . . Die Menſchheit iſt aller Hoſtien überdrüſſig und lechzt nach nahrhafterer Speiſe, nach echtem Brot und ſchönem Fleiſch. Die Menſchheit lächelt mitleidig über jene Jugendideale, die ſie trotz aller Anſtrengung nicht verwirklichen konnte, und ſie wird männlich praktiſch. Die Menſchheit huldigt jetzt dem irdiſchen Nützlichkeitsſyſtem, ſie denkt ernſthaft an eine bürgerlich wohlhabende Einrichtung, an vernünftigen Haushalt und an Bequemlichkeit für ihr ſpäteres Alter. Da iſt wahrlich nicht mehr die

Rede davon, das Schwert in den Händen Cäſar's und gar den Säckel in den Händen ſeiner Knechte zu laſſen. Dem Fürſtendienſt wird die privilegierte Ehre entriſſen, und die Induſtrie wird der alten Schmach entlaſtet. Die nächſte Aufgabe iſt, geſund zu werden; denn wir fühlen uns noch ſehr ſchwach in den Gliedern. Die heiligen Vampyre des Mittelalters haben uns ſo viel Lebensblut ausgeſaugt. Und dann müſſen der Materie noch große Sühnopfer geſchlachtet werden, damit ſie die alten Beleidigungen verzeihe. Es wäre ſogar rathſam, wenn wir Feſtſpiele anordneten, und der Materie noch mehr außerordentliche Entſchädigungs-Ehren erwieſen. Denn das Chriſtenthum, unfähig die Materie zu vernichten, hat ſie überall fletriert, es hat die edelſten Genüſſe herabgewürdigt, und die Sinne muſſten heucheln, und es entſtand Lüge und Sünde. Wir müſſen unſern Weibern neue Hemden und neue Gedanken anziehen, und alle unſere Gefühle müſſen wir durchräuchern, wie nach einer überſtandenen Peſt. Der nächſte Zweck aller unſerer neuen Inſtitutionen iſt ſolchermaßen die Rehabilitation der Materie, die Wiedereinſetzung derſelben in ihre Würde, ihre moraliſche Anerkennung, ihre religiöſe Heiligung, ihre Verſöhnung mit dem Geiſte. Puruſa wird wieder vermählt mit Prakriti. Durch ihre gewaltſame Trennung, wie in der indiſchen Mythe ſo ſinnreich dargeſtellt wird, entſtand die große Weltzerriſſenheit, das Übel. — Wiſſt ihr nun, was in der Welt das Übel iſt? Die Spiritualiſten haben uns immer vorgeworfen, daſs bei der pantheiſtiſchen Anſicht der Unterſchied zwiſchen dem Guten und dem Böſen aufhöre. Das Böſe iſt aber eines Theils nur ein Wahnbegriff ihrer eigenen Weltanſchauung, anderen Theils iſt es ein reelles Ergebnis ihrer eigenen Welteinrichtung. Nach ihrer Weltanſchauung iſt die Materie an und für ſich böſe, was doch wahrlich eine Verleumdung iſt, eine entſetzliche Gottesläſterung. Die Materie wird nur alsdann böſe, wenn ſie heimlich konſpirieren muſs gegen die Uſurpationen des Geiſtes, wenn der Geiſt ſie fletriert hat und ſie ſich aus Selbſtverachtung proſtituiert, oder wenn ſie gar mit Verzweiflungshaſs ſich an dem Geiſte rächt; und ſomit wird das Übel nur ein Reſultat der ſpiritualiſtiſchen Welteinrichtung. — Gott iſt identiſch mit der Welt. Er manifeſtiert ſich in den Pflanzen, die ohne Bewuſſtſein ein kosmiſch-magnetiſches Leben führen. Er manifeſtiert ſich in den Thieren, die in ihrem ſinnlichen Traumleben eine mehr oder minder dumpfe Exiſtenz empfinden. Aber am herrlichſten manifeſtiert er ſich in dem Menſchen, der zugleich fühlt und denkt, der ſich ſelbſt individuell zu unterſcheiden weiß von der objektiven Natur, und ſchon in ſeiner Vernunft die Ideen trägt, die ſich ihm in der Erſcheinungswelt kundgeben. Im Menſchen kommt die Gottheit zum Selbſtbewuſſtſein, und ſolches Selbſtbewuſſtſein offenbart ſie wieder durch den Menſchen. Aber Dieſes geſchieht nicht in dem einzelnen und durch den einzelnen Menſchen, ſondern in und durch die Geſammtheit der Menſchen, ſo daſs jeder Menſch nur einen Theil des Gott-Welt-Alls auffaſſt und darſtellt, alle Menſchen zuſammen aber das ganze Gott-Welt-All in der Idee und in der Realität auffaſſen und darſtellen werden. Jedes Volk vielleicht hat die Sendung, einen beſtimmten Theil jenes Gott-Welt-Alls zu erkennen und kund zu geben, eine Reihe von Erſcheinungen zu begreifen und eine Reihe von Ideen zur Erſcheinung zu bringen, und das Reſultat den nachfolgenden Völkern, denen eine ähnliche Sendung obliegt, zu überliefern. Gott iſt daher der eigentliche Held der Weltgeſchichte, dieſe iſt ſein beſtändiges Denken, ſein beſtändiges Handeln, ſein Wort, ſeine That, und von der ganzen Menſchheit kann man mit Recht ſagen: ſie iſt eine Inkarnation Gottes!" — Und hier iſt Heine bei ſeinem obigen Thema angelangt: wie irrig die Meinung ſei, daſs dieſe pantheiſtiſche Religion die Menſchen zum Indifferentismus führen müſſe: „Im Gegentheil, das Bewuſſtſein ſeiner Göttlichkeit wird den Menſchen auch zur Kundgebung derſelben begeiſtern, und jetzt erſt werden die wahren Großthaten des wahren Heroenthums dieſe Erde verherrlichen. Die politiſche Revolution, die ſich auf die Principien des franzöſiſchen Materialismus ſtützt, wird in den Pantheiſten keine Gegner finden, ſondern Gehilfen, aber Gehilfen, die ihre Überzeugungen aus einer tieferen Quelle, aus einer religiöſen Syntheſe, geſchöpft haben. Wir befördern das Wohlſein der Materie, das materielle Glück der Völker, nicht weil wir gleich den Materialiſten den Geiſt miſsachten, ſondern weil wir wiſſen, daſs die Göttlichkeit des Menſchen ſich auch in ſeiner leiblichen Erſcheinung kund giebt, und das Elend den Leib, das Bild Gottes, zerſtört oder aviliert, und der Geiſt dadurch ebenfalls zu Grunde geht. Das große Wort der Revolution, das Saint-Juſt ausgeſprochen: Le pain est le droit du peuple, lautet bei uns: Le pain est le droit divin de l'homme. Wir kämpfen nicht für die Menſchenrechte des Volkes, ſondern für die Gottesrechte des Menſchen. Hierin und in noch manchen andern Dingen unterſcheiden wir uns von den Männern der Revolution. Wir wollen keine Sanskülotten ſein, keine frugale Bürger, keine wohlfeilen Präſidente; wir ſtiften eine Demokratie gleichherrlicher, gleichheiliger, gleichbeſeligter Götter. Ihr verlangt einfache Trachten, enthaltſame Sitten und ungewürzte Genüſſe; wir hingegen verlangen Nektar und Ambroſia, Purpurmäntel, koſtbare Wohlgerüche, Wolluſt und Pracht, lachenden Nymphentanz, Muſik und Komödien." — Ähnlich heißt es an einer anderen Stelle[300]): „Einſt, wenn die Menſchheit ihre volle Geſundheit wieder erlangt, wenn der Friede zwiſchen Leib und Seele wieder hergeſtellt, und ſie wieder in urſprünglicher Harmonie ſich durchdringen, dann wird man den künſtlichen Hader, den das Chriſtenthum zwiſchen beiden geſtiftet, kaum begreifen können. Die glücklichern und ſchöneren Generationen, die, gezeugt durch freie Wahlumarmung, in einer Religion der Freude empor blühen, werden wehmüthig lächeln über ihre armen Verfahren, die ſich aller Genüſſe dieſer ſchönen Erde trübſinnig enthielten, und durch Abtödtung der warmen, farbigen Sinnlichkeit faſt zu kalten Geſpenſtern verblichen ſind! Ja, ich ſage es beſtimmt, unſere Nachkommen werden ſchöner und glücklicher ſein, als wir. Denn ich glaube an den Fortſchritt, ich glaube, die Menſchheit iſt zur Glückſeligkeit beſtimmt, und ich hege alſo eine größere Meinung von der Gottheit, als jene frommen Leute, die da wähnen, ſie habe den Menſchen nur zum Leiden erſchaffen. Schon hier auf Erden möchte ich durch die Segnungen freier politiſcher und induſtrieller Inſtitutionen jene Seligkeit etablieren, die nach der Meinung der Frommen erſt am jüngſten Tage im Himmel Statt finden ſoll."

Die Saint-Simoniſten mögen nicht wenig überraſcht und erfreut geweſen ſein, in dem deutſchen Dichter, der ſeit Kurzem auch in Frankreich zu ſteigender Anerkennung gelangt war, einen ſo enthuſiaſtiſchen Bundesgenoſſen ihrer damals faſt aufgegebenen Sache zu erhalten. Proſper Enfantin beeilte ſich, den Widmungsbrief Heine's durch ein ausführliches Dankſchreiben zu erwidern, das — vom Nildamme, den 11. Oktober 1835, datiert — bald nachher als Manuſkript für Freunde in wenigen Exemplaren gedruckt ward, und heut zu Tage ſchon eine literariſche Seltenheit geworden iſt. Ton und Inhalt deſſelben werden es rechtfertigen, wenn wir hier eine unverkürzte Überſetzung des kurioſen Aktenſtücks folgen laſſen, das zugleich einen Begriff von dem propagandiſtiſchen Eifer giebt, mit welchem die Saint-Simoniſten jede geiſtesverwandte Kraft mit dem Netz einer ſchillernden Phraſeologie zu umgarnen und zum Eingehn auf alle abenteuerlichen Konſequenzen des „Syſtems" zu verlocken ſuchten:

„Lieber Herr Heine!

Als ich den Wunſch äußerte, durch Sie von dem gegenwärtigen Zuſtande der Geiſter in Deutſchland Kunde zu erhalten, hoffte ich — Das bekenne ich — nicht auf eine ſo raſche und ausführliche Antwort; vor Allem konnte ich ſie nicht in ſo liebenswürdiger Form erwarten. Beſten Dank! Sie haben geglaubt, mir, der ich von faſt Allen, die ich liebe, fern bin, und oft noch bis hieher von dem Wiederhall der Schmähungen verfolgt werde, mit denen die europäiſche Welt mich ſo reichlich bedacht hat, — Sie haben geglaubt, mir würde ein öffentliches Zeugnis der Sympathie wohlthuend ſein. Sie haben ſich nicht geirrt; nochmals, meinen Dank!

„Erſt bei meiner Rückkehr nach Kairo empfing ich vor einigen Tagen Ihr Werk. Ich las es ſofort, und trotz aller Freude, die es mir gemacht, hinterläſſt es mir eine Lücke, die nur Sie auszufüllen vermögen. Ich will mich näher darüber erklären.

„Ich habe mit Ihnen alle großen philoſophiſchen Namen Deutſchlands Revue paſſieren laſſen; aber all' dieſe Namen gehören für mich der Vergangenheit, der Geſchichte an. All' dieſe Männer haben ihre Aufgabe erfüllt, während heut zu Tag Andere exiſtieren, die erſt die ihrige beginnen, und die ein Auge wie Ihres unter dem großen Haufen erkennen muß. Es giebt junge Männer in Deutſchland, denen das Publikum nur noch in untergeordnetem Maße Schmähungen oder Ruhm zuerkannt hat, die es nicht einmal kennt, und die doch in ſich die Zukunft tragen. In Deutſchland leben die Brüder der jungen Leute, mit denen Sie in Frankreich gern kommunicieren, und dieſe Brüder ſind einander gegenſeitig unbekannt. Es iſt an Ihnen, ihre Hände zuſammen zu fügen und ihnen ein Zeichen auf die Stirn zu pflanzen, woran ſie einander erkennen mögen. Dann werden Sie nicht mehr Geſchichte, ſondern lebendige Politik und Religion treiben. Und hier wird Ihre Aufgabe weit erfreulicher ſein, denn Sie werden viel mehr auf die Elemente des Fortſchritts, als auf die Werkzeuge der Behinderung, zu verweiſen haben; Sie werden viel mehr das Werk beſchreibender Dichtung, als das Werk philoſophiſcher Kritik üben; Sie werden ſich minder gefürchtet, aber deſto mehr geliebt machen.

„Scheuen Sie ſich vor Allem nicht, Prophezeiungen über die Zukunft einiger jungen Seelen zu wagen, welche die Welt noch nicht kennt, und welche ſich ſelber nicht kennen. Bei dem tiefen Gefühl für den Fortſchritt, das Ihnen innewohnt, dürfen Sie ſich ruhig Ihren Sympathien überlaſſen. Die, welche Ihr Herz bezeichnen wird, harren vielleicht nur Ihres Wortes, um Glauben an ſich ſelbſt zu gewinnen, und die Irrthümer, welche Sie bei ſolchen anticipierten Kanoniſationen begehen könnten, hätten nicht die Nachtheile, die ſie in Frankreich haben würden: die gewiſſenhafte Beſcheidenheit der Deutſchen bedarf dieſer Ermuthigung, die für das franzöſiſche Selbſtvertrauen unnütz und oftmals gefährlich iſt.

„Sie ſehen, lieber Herr, welchen Folgen Sie ſich ausgeſetzt, indem Sie mir Ihr Werk über Deutſchland widmeten; Sie haben mir einen Wunſch erweckt, und ich trete verlangend auf. Noch eine Bitte!

„Nach dieſen beiden Bänden, die insbeſondere der dogmatiſchen, der Literar- und Religions-Philoſophie gewidmet ſind, werden Sie, wie ich mir denke, ſich die Aufgabe ſtellen, andere über die politiſche, moraliſche, künſtleriſche und induſtrielle Lage Deutſchlands zu ſchreiben. Hier werden Sie vielleicht kein Muſter wie Spinoza haben, auf das Sie jeglichen Fortſchritt zurückbeziehen können; nicht mehr ein Menſch, ein Heros, ſondern die Maſſen, das **Volk** werden Ihnen als Maßſtab, als Prüfſtein dienen, und Sie werden ſich auch an dieſes wenden: Sie werden in ſeiner Sprache reden, wie Sie jetzt zu den Philoſophen, und in ihrer Sprache, geredet haben. Mit anderen Worten: iſt der Pantheismus, deſſen Überſetzung in die politiſche Sprache lautet: **die Aſſociation der Völker unter einander und der Menſchheit mit dem Erdballe** — iſt der Pantheismus in die Maſſen eingedrungen? und, wenn Solches der Fall, bedarf er nicht durchaus einer mächtigen Anſpornung, um ſich dort zu entwickeln? Tragen die Werke der Kunſt und der Induſtrie, die Moral und die Politik mehr und mehr ſein Gepräge, wie die Philoſophie? Ich glaube es, aber es wäre gut, Beweiſe dafür zu liefern. Nun kann ich mir zwei Arten von Beweiſen für ſolchen Zweck denken: den hiſtoriſchen Beweis, welchen ich den juriſtiſchen, und den Kunſtbeweis, welchen ich den faktiſchen nennen möchte; den erſten ſich gründend auf die Traditionen, den zweiten auf die Hoffnungen des Volkes; den einen das Hinſchreiten des Volkes zum politiſchen und induſtriellen Pantheismus erzählend, den andern daſſelbe ſich vorſtellend; alle beide den Übergang von der Vaterlandsliebe zur allgemeinen Menſchenliebe, und von der Ausbeutung des Erdballs zur Aſſociation mit dem Erdballe ausdrückend, alle beide verſchmelzend zu einem lebendigen, bewegten, gegenwärtigen Drama, das von allen Beweiſen der beſte ſein würde.

„Ich glaube, daſs man bis jetzt das groſse napoleoniſche Drama für Deutſchland nicht ernſtlich genug nutzbar gemacht hat, und beſonders von dieſem Punkte aus wäre es gut, Madame de Staël zu berichtigen, umzumodeln, ihr Nachfolger zu werden.

„Sie ſind von Luther ausgegangen, und Sie ſchlieſsen ungefähr mit Herrn Couſin; Sie, der Freund des Fortſchritts, müſsten mit Napoleon ſchlieſsen, oder Sie müſſen zum wenigſten mit ihm, mit ſeiner Epoche, mit ſeinem Volke wieder beginnen. Ich ſage: mit ſeinem Volke, weil es nicht mehr ſchwierig iſt, den Deutſchen einen Fremden, z. B. Descartes oder Spinoza, ja ſelbſt Napoleon, als Initiator annehmbar zu machen, obſchon man ſich einen Kaiſer minder gern, als einen Philoſophen, gefallen läſst; aber ein Volk als begeiſterndes Vorbild anzuerkennen, Das iſt ſehr ſchwierig, wenn ich nach Ihrer Prophezeiung über die deutſche Revolution und Ihren Rathſchlägen an Frankreich für dieſen Fall ſchlieſsen darf, welche ich indeſs nicht buchſtäblich nehme. Jetzt ſchreiten wir der Verbündung der Völker entgegen, und es gilt für dieſe zu wirken, wie Sie an der Verbündung der franzöſiſchen und deutſchen Philoſophen gearbeitet haben.

„Blicken Sie auf Ihre ſchöne Zerſetzung der carteſianiſchen oder franzöſiſchen Philoſophie in engliſche und deutſche Philoſophie, die beide ſodann zuſammengefaſst wurden durch den **groſsen Juden.** Ein Jude Initiator der Chriſten! Das wäre im Mittelalter eine Blasphemie geweſen, für die man Sie verbrannt hätte; heut zu Tage verbrennt man Sie vielleicht in effigie auf einigen deutſchen Univerſitäten, wenn Sie ſagen, daſs die Franzoſen Europa mit dem Pantheismus in der Politik und Induſtrie bekannt gemacht haben; aber unter allen Wahrheiten ſind die, welche ihren Apoſteln ein bischen Martyrium eintragen, nicht zu verachten.

„Ich komme zu dem Drama zurück, welches ich das napoleoniſche nannte, um die ariſtokratiſche Form beizubehalten, welche Sie gewählt haben, indem Sie Menſchen zu Kapitel-Überſchriften nahmen. Heutigen Tags, ſage ich, ſind es Völker, die man zu einer Familie vereinigen muſs, wie Sie es mit Descartes, Locke, Leibnitz und Spinoza, die ſämmtlich verſchiedenen Nationen angehören, und mit allen andern Philoſophen gemacht haben, die Sie von dem dreigeſpaltenen carteſianiſchen Stammbaum ſich abzweigen lieſsen. Es ſind Völker; daher würde das napoleoniſche Drama beſſer franzöſiſche Revolution, europäiſche, univerſelle, pantheiſtiſche Revolution genannt. Nun iſt die franzöſiſche Revolution für Politik und Induſtrie daſſelbe, was Luther für Religion und Philoſophie; und Sie ſehen, es iſt hier nicht mehr ein Menſch, ſondern ein Volk, das man zu faſſen hat. Wie ward durch die franzöſiſche Revolution der politiſche und induſtrielle Pantheismus geboren, und wie breitet er ſich in Deutſchland aus? Welche Rollen ſpielen Öſterreich, Preußen und die ſogenannten Rheinbundſtaaten bei der Aſſimilation dieſes neuen Lebens? Wo und wie bemächtigen die Politik, die Sitten, die Induſtrie und die Kunſt ſich der pantheiſtiſchen Gefühle, die in Frankreich zum Ausbruch kamen?

„In der That, die franzöſiſche Revolution iſt wirklich der menſchliche, volksthümliche, lebendige Ausdruck des pantheiſtiſchen Glaubens Spinoza's, nicht in ihrem praktiſchen und deſtruktiven, ſondern in ihrem theoretiſchen Theile. Allgemeine Menſchenliebe, Verbündung der Völker, Verkehrsfreiheit, religiöſe Duldung iſt Das, wovon alle Welt träumt inmitten der Schafotte, des Krieges, der geſetzlich beſtimmten höchſten Verkaufspreiſe, des Verbrennens der Klöſter und Kirchen.

„Dieſer Widerſpruch zwiſchen dem Traum und der Wirklichkeit, zwiſchen Theorie und Praxis iſt ſogar (ſei es beiläufig bemerkt, damit die Art, in der ich vom Spinozismus geſprochen, nicht zum Irrthum verleite) — dieſer Widerſpruch iſt ein Beweis für die Unvollkommenheit des weſentlich theoretiſchen, weſentlich philoſophiſchen und nicht religiöſen Pantheismus Spinoza's, eine Unvollkommenheit, welche darin beſteht, daß das Gefühl der Hierarchie, die Würdigung der Unterſchiede, die ſcharfe Unterſcheidung zwiſchen gut und böſe dort ſo geringen Raum einnimmt, wenn ſie ſich überhaupt vorfindet; eine Unvollkommenheit, welche ihn ungeeignet für die Praxis, für die Politik macht, weil er nicht eben ſo wohl die Idee der Ordnung wie die der Freiheit in ſich begreift, weil er geradeswegs nur die Gleichheit erzeugt, und bei der außerordentlichen Geringfügigkeit der Unterſchiede zur Vernachläſſigung derſelben verlockt.

„Doch wir wollen hier nicht über den Spinozismus ſtreiten; zwiſchen dem ungeordneten Pantheismus und dem geordneten Pantheismus liegt die ganze Entfernung, welche die Worte Philoſophie und Religion trennt, und ich räume ein, daß man ſich heut zu Tage ſehr nützlich machen kann, indem man ſich innerhalb der Grenzen, oder mindeſtens auf der Grenzſcheide der Philoſophie hält.

„Kehren wir nochmals zu unſerer franzöſiſchen Revolution zurück.

„Sie entſinnen ſich vielleicht, daſs wir im „Globe“ das Verwandtſchaftsverhältnis der drei großen europäiſchen Völker, unter Bezugnahme auf unſre Dreieinigkeit, folgendermaßen charakteriſiert hatten: **Religion, Wiſſenſchaft, Induſtrie,** nämlich **Frankreich, Deutſchland** und **England**; und wir hatten daraus eine Theilung der Arbeit beim großen Werke des menſchheitlichen Fortſchrittes hergeleitet. Eine ähnliche Zerſetzung der deutſchen Familie ſcheint mir gemacht werden zu müſſen, wenn man Deutſchland nicht tödten will, indem man es in die ungeordnete Einheit einzuzwängen ſucht, zu welcher der alte germaniſtiſche Schulpatriotismus führen würde. Und indem man die Form würdigte, unter welcher der Pantheismus der franzöſiſchen Revolution in jedem Theile Deutſchlands eingeführt worden iſt und ſich fortpflanzt, ließe ſich dieſe dreitheilige Klaſſifikation vollbringen.

„Vielleicht verletze ich Ihre Sympathien, indem ich Ihnen hierüber meine Anſicht mittheile; aber Sie kennen Deutſchland beſſer, als ich, Sie werden berichtigen, was Ihnen irrig erſcheint.

„Luther hatte die Reformation in Deutſchland begonnen, darauf machte England die ſeinige, dann kam Frankreich; und doch ſcheint **Frankreich** mit dem Worte **Religion, Deutſchland** der **Wiſſenſchaft,** und **England** der **Induſtrie** zu entſprechen; Luther vollführte eine mehr theoretiſche als praktiſche Reformation, England that das Gegentheil; aber Frankreich machte eine wahre Revolution, eine moraliſche, politiſche, religiöſe.

„Und doch ſchien Frankreich wahrlich ſehr hinter den Deutſchen zurück zu ſein, als es die Hugenotten maſſakrierte und verjagte, oder ſelbſt als es ſich in den zerlöcherten Mantel Boſſuet’s hüllte, um ſeinen ſchüchternen Proteſtantismus zu verbergen. Es muſste gleichfalls den Engländern ſehr ſervil erſcheinen, als es ſich noch vor einem Deſpoten beugte, während in London der Kopf eines Königs unter dem Henkerbeile fiel. Aber ſiehe da! trotz Alledem zertrümmerte Frankreich eines ſchönen Tags alle Throne, und machte Ställe, Heumagazine und Kaſernen aus ſeinen Kirchen.

„So theile ich denn auch Öſterreich die prieſterliche Rolle zu, weil es Deutſchland während und ſeit der franzöſiſchen Revolution thatſächlich regiert hat; ich theile ſie ihm eben deswegen zu, weil es dem Eindringen der revolutionären Ideen widerſtanden hat, in denen ſich die übrigen deutſchen Staaten ſonſt berauſcht hätten. Fürwahr, es ſind Herr von Metternich und der öſterreichiſche Bundestag in Frankfurt, welche im Äußern und im Innern die Geſchicke der Bruderſtaaten gelenkt haben, wie Frankreich durch Boſſuet und durch Ludwig XIV. die chriſtlichen und monarchiſchen Geſchicke Europa's gegenüber Luther und der engliſchen Revolution leitete: durch Boſſuet, den erſten und größten Juſtemilieu-Menſchen der Welt; durch Ludwig XIV., den ungeheuren Revolutionär, welcher die Feudalherrſchaft des Adels weit radikaler vernichtet hat, als England und Deutſchland es vermochten.

„Blicken wir daher Öſterreich von einem etwas höheren Standpunkte an, ſchauen wir hinüber in ſeine Zukunft, und beurtheilen wir es nicht allzu ſehr nach dem äußeren Schein. Vor Allem aber nehmen Sie nicht die Analogien, welche ich aufſtellte, für die Sache ſelbſt; denn für die Zukunft handelt es ſich weder um das Beil des Henkers, noch um die Brandfackel des Sanskulotten.

„Öſterreich wird aus ſeinem ſcheinbaren Schlummer erwachen; in ihm ruht in Wahrheit die deutſche Sittlichkeit, das Leben des ‚heiligen Reiches.‘ Erſt wenn es einen Glauben, einen Willen haben wird, erſt dann wird das ganze Deutſchland einmüthig insgeſammt fortſchreiten können; bis dahin werden alle, ſonſt noch ſo löblichen Anſtrengungen anderer Glieder der Bruderfamilie ordnungslos und ohne großen Erfolg ſein; es ſind Zuckungen der Arme und Schwankungen der Kniee, aber es iſt nicht der Sprung, den der germaniſche Körper machen ſoll.

„Öſterreich iſt der Bewahrer der Ordnung, der Hierarchie, des Pflichtgefühls, und vor Allem der friedlichen Stimmung; es braucht dieſelben nur umzumodeln, während ſie in Preußen und am Rheine der Wiedergeburt bedürfen; ſie ſind dort todt; und es freut mich, wahrzunehmen, daß Baiern, Dank der katholiſchen Bewegung, welche ſich dort kundgiebt, Öſterreich, wenn es Zeit dazu ſein wird, zuerſt die Hand reichen kann.

„Und wenn ich zur Beſtätigung dieſer Ideen, für welche ich mich nur auf unſer Europa ſtützen will, wie es zur Zeit des weſtfäliſchen Friedensſchluſſes war, die Bühne erweitere; wenn ich den Vorhang aufhebe, der uns vom Norden trennt und uns die Sonne des Oſtens verbirgt; wenn ich in die Politik des großen europäiſchen, aſiatiſchen, afrikaniſchen Kontinents eintrete, ſagen Sie, iſt es nicht Öſterreich, das von allen Mächten Deutſchlands die große Rolle in dieſer ungeheuren Politik wird ſpielen müſſen? Ja. Das iſt die pantheiſtiſche Politik, auf die wir zuſteuern, und in welcher die kleinliche Politik der Nationen ihre armſeligen Eiferſüchteleien erſticken wird.

„Wenn wir erkennen, daß das Dogma der Freiheit und Gleichheit unvollſtändig und unvollkommen iſt, die Völker zu lenken, ſo wollen wir Öſterreich ſegnen, daß es dem Eindringen jener ausſchließlich revolutionären Ideen ſo kräftig widerſtanden und ſie ſelbſt in Geſtalt eines Joſeph II. zurückgeſtoßen hat; wir wollen die erhabene Geduld dieſes Volkes ſegnen, das ſich unaufhörlich wieder niederſäbeln ließ durch die in Napoleon inkarnierte Revolution, und das nicht ermüdete ob ſeiner Demüthigung und ſeiner Niederlagen; wir wollen Öſterreich dafür ſegnen, daß es den letzten Vertretern des Feudalrechts, unſeren alten Bourbonen, ein edelmüthiges Aſyl gewährt; denn Gott hat noch nicht ſein letztes Wort über die Form der Transaktion geſprochen, durch welche die Menſchheit ein altes Recht annulliert und ein neues an deſſen Stelle ſetzt; wir wollen es endlich dafür ſegnen, daß es eine wuchtige Hand über die Alpen hinüber ſtreckt, welche die Völker Italiens im Zaume hält und ſie hindert, ſich gegenſeitig zu erdolchen. Umringt von Nationen, wo die Freiheit gährt, wiederholt ſeine ruhige und ernſte Stimme unabläſſig die Mahnung: ‚**Kinder, ihr liebt nicht die Ordnung, ihr ſeid nicht reif für die Freiheit.**‘

„Der Krieg gegen die heilige Alliance, gegen den Frankfurter Bundestag, gegen den Obſkurantismus der Kabinette, ſcheint mir daher eine abgenutzte Sache, zum mindeſten für die Männer gediegenen Schlages; unzweifelhaft iſt es gut, daß es noch eine Menge von Tagespubliciſten und Anderen giebt, die aus dieſem Tone ſchreien, wie es gut war, daß zur Reſtaurationszeit Einige gegen die Jeſuiten und nach den Nationalgütern ſchrieen; aber es iſt ein kleinlicher Krieg und ein trübſeliges Lied. **Gott** vertheilt nicht blind die Macht in der Welt, und er wirft uns ſie nicht bloß zu, damit wir ſie mit Füßen treten; der religiöſe Menſch kann ſich nicht zu ernſtlich damit beſchäftigen, nachzuforſchen, zu welchem Ende **Gott** ſie verleiht, und das Werkzeug, welches ſie umfaßt, zu gebrauchen und zu vervollkommnen, nicht aber es zu zertrümmern.

„Öſterreich iſt daher, meiner Anſicht nach, das Centrum, die Seele des deutſchen Lebens, und das gelehrte Preußen ſeine Intelligenz, während die Arme dieſes großen Körpers den Rhein hinab reichen. Für Preußen das Einheitsgefühl, für die Rheinſtaaten die Mannigfaltigkeit; auch ſind letztere konſtitutionell, während Preußen noch monarchiſch bleibt, trotz ſeiner Freiheitstheorien, weil die Einheit ſeine erſte Exiſtenzbedingung iſt. Dem Norden die Wiſſenſchaft, und vor Allem die Vervollkommnung der Wiſſenſchaft; dem Weſten die Induſtrie, die Anwendung und beſonders auch die Lehre der Wiſſenſchaft; dem Mittelpunkt und dem Süden die Liebe, die Religion, die *Muſik*, der Frieden! Ja, weil es die Erhalterin der geſelligen, allgemeinen, religiöſen, politiſchen, friedlichen, harmoniſchen Gefühle iſt, ſtelle ich Öſterreich zwiſchen alle deutſchen Staaten, wie Frankreich zwiſchen England und Deutſchland; Frankreich, das nicht wie Deutſchland hat proteſtantiſch werden können, weil es zu *univerſell* iſt, Frankreich, das nicht wie England lange Zeit unter konſtitutionellem Régime zu leben vermöchte, weil es das Große, das Schöne, den Ruhm liebt, und weil der Parlamentarismus nur ein Juſtemilieu zwiſchen dem Großen und Kleinen, dem Schönen und Häßlichen, dem Ruhm und der Schande gewährt. Und ebenſo hat Öſterreich, mit einem erhabenen Inſtinkte, voll Klugheit, Verſtand und Treuherzigkeit, noch nicht glauben können, daß die jungen Leute von den Schulbänken, die Advokaten und Ärzte, und einige Bourgeois, die im Salon ſchöne Phraſen drechſeln, die Bedürfniſſe des Volkes beſſer kennen und die europäiſche, univerſelle Politik beſſer verſtehen ſollten, als Herr von Metternich und all' ſeine alten Diplomaten und Verwaltungsbeamten, die in den Staatsangelegenheiten geboren, großgeworden und ergraut ſind.

„Ich laſſe mich im Geplauder mit Ihnen, lieber Herr, weiter verlocken, als ich gedachte, und doch fürchte ich, bei der großen Tragweite des Gegenſtandes, undeutlich geweſen zu ſein, wie es mir öfters ſchon widerfahren ſein ſoll. Ich fühle namentlich, wie unzureichend dies Alles iſt, den Gedanken auszuſprechen, der mich bewegt, und den Ihnen mitzutheilen mir nützlich erſcheint.

„Eine andere Form wird dieſen Gedanken vielleicht klarer machen.

„Herr de Talleyrand ſah am Ende ſeiner Laufbahn den Traum ſeines Lebens, die Union Frankreichs und Englands, ſich verwirklichen; es iſt ein gemeinſames Intereſſe, das ſie verbindet und ſie zum Frieden nöthigt. Die Union Frankreichs und Deutſchlands iſt ein Ziel, würdig heutigen Tags den Ehrgeiz politiſcher Männer lebhaft zu erregen. Auch beſchäftigen ſich Viele damit; aber nur deshalb, weil man im Allgemeinen nicht begreift, daß vor Allem Öſterreich mit Frankreich verbündet werden muß, erſchöpft man ſich in Bemühungen, die oft mehr dazu angethan ſind, dieſe Union zu verzögern, als ſie zu beſchleunigen. Nach Ihrer Art die Gemeinſchaft der Doktrin des nördlichen Deutſchlands mit Frankreich aufzeigen, und nach Art mancher Anderen die Gemeinſchaft der Intereſſen der Rheinſtaaten und Frankreichs andeuten, Das heißt, mit Rückſicht auf das Ziel, von welchem ich rede, es ſo machen wie unſre Ultras und unſre franzöſiſchen Liberalen, die gern eine franzöſiſche Armee nach Irland geführt hätten, um deſſen Katholicismus und deſſen Unabhängigkeit zu retten, und die freilich durch das Ausſprechen ſolcher Sympathien Irland momentan nützten, aber indirekt der Union Frankreichs mit Großbritannien ſchadeten. Ich weiß wohl, daß die praktiſchen Politiker, die hellſehender als die Theoretiker ſind, vollkommen fühlen, daß die Union mit Öſterreich wichtiger, als die mit Preußen und allen kleinen Rheinfürſtenthümern iſt; ihr Irrthum aber iſt der Wahn, daß ſie dieſe Union durch daſſelbe Mittel, welches ſie zu der Union mit England geführt hat, nämlich durch das Intereſſe, erreichen könnten, und dieſer Irrthum läßt ſie einen wahren Nonſens begehen; ſie machen ihm nämlich ſo viel Angſt, wie möglich, vor dem Barbaren des Nordens, aber ſie vergeſſen, daß dieſer Barbar gerade in den Augen Öſterreichs der Vertheidiger der großen geſellſchaftlichen Grundſätze, der Ordnung, Autorität, Religion iſt, und daß nach Öſterreichs Anſicht Gott nur deßhalb Rußland einen Platz in der europäiſchen Politik zugetheilt hat, um die Welt vor dem Eindringen der Anarchie, der Demokratie, des Atheismus zu retten. — Nein, man kann ſich nicht durch ein gemeinſames Intereſſe mit Öſterreich verbünden, ſondern durch eine gemeinſame Pflicht; man muß ſich an ſeine überaus kluge und ſinnige Seele wenden, nicht an ſeinen Geldbeutel; denn ſein Volk erfreut ſich größeren Wohlſtandes, als das engliſche Volk, und ſeine Magnaten ſind nicht ſo habgierig wie engliſche Lords.

„Sie, der Sie den Beruf empfinden, die Union dieſer beiden großen Völker zu fördern, beeilen Sie ſich denn, o Dichter, ein Thema zu erfaſſen, an dem Ihre Begeiſterung entbrennen und Ihre Seele ſich abſpiegeln kann; verlaſſen Sie die Bänke und Seſſel der Philoſophie; nicht dort ſollten Sie das Werk der Frau von Staël wieder aufnehmen und fortſetzen. Lehren Sie uns das Herz des Deutſchen kennen, und nicht die Geheimniſſe ſeines Gedankens; wagen Sie, uns laut die Tugenden dieſes ſinnigen, fleißigen, ſparſamen, biederen, aufgeklärten Volkes zu verkünden, das Napoleon und unſre Liberalen uns ſo oft als unwiſſende, durch den Deſpotismus verthierte Automaten betrachten gelehrt haben. Reden Sie uns von ſeinem ſchönen Strome, von ſeinem reichen Boden, von ſeinen friedlichen Dörfern, von ſeinen ſchlichten, patriarchaliſchen Sitten vom Kaiſer bis zum Bauer hinab; erinnern Sie uns an die Traditionen der Größe und Würde jenes ‚heiligen Reiches,‘ die noch fortleben, während ſonſt überall Größe und Würde verſchwinden; ſagen Sie allen harmonieliebenden Menſchen, was ſie hoffen dürfen von einem Volke, das einen Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven geboren, von einem Volke, das in ſeinen deutſchen Adern ſo viel poetiſches Blut Italiens und Spaniens mit ſeinem eigenen Blute vermiſcht, von einem Volke, das ſo lange auf ſeinem Haupte die eine der beiden Kronen der chriſtlichen Welt getragen hat, und das ſie, trotz Luther, trotz Napoleon, annoch behauptet: dann werden Sie das Recht haben, ſich Gehör zu verſchaffen ſelbſt bei dem Frankfurter Bundestag, wenn Sie für den braven ‚Kaiſerlichen‘ etwas mehr Unabhängigkeit und Freiheit begehren.

„Es iſt etwas ſo Schönes um ein Volk, das in dieſer Epoche, wo alle Grundlagen der geſellſchaftlichen Ordnung erſchüttert, untergraben, zertrümmert worden ſind, ſeinen alten Glauben bewahrte, ſo lange ein neuer Glaube ihm nicht das Herz ergriffen hat; um ein Volk, das Alles weiß, was der Verſtand und die Kraft des Menſchen gethan haben, um den Bau der Vergangenheit zu zerſtören, das aber, da es noch nicht geſehen, daß eine auserwählte Seele **Gottes** den Plan des neuen Gebäudes angegeben und entworfen hat, wohlweislich ſein altes gothiſches Schloß und ſeine alte Kathedrale behält, die es noch unſern Bürgerhäuſern und unſern Deputiertenſälen vorzieht! Schön iſt Das wie de Maiſtre, wie Bonald, wie Chateaubriand und Lamartine. Wenn wir mit dieſen großen Dichtern träumen, oder wenn wir der Donau folgen, ſo treffen wir, bis in die kleinſte Hütte hinab, eine Familie, eine Religion, eine Autorität, wir armen Waiſen, die kein **Oberhaupt**, keinen **Gott**, keinen **Vater** mehr haben.

„Ich würde mich glücklich ſchätzen, wenn es mir gelänge, auch in Ihnen das Gefühl zu erwecken, welches mir ſolche Menſchen und ein ſolches Volk einflößen, denn Sie wiſſen zur Genüge, daß ich nicht mehr als Sie den Wunſch hege, in Zukunft die Moral, die Religion und die Politik der Vergangenheit herrſchen zu ſehn; aber ich glaube nur gerecht und wahr zu ſein, wenn ich ſie heut zu Tag noch bewundere, und ich glaube ſogar, daß es eine kluge Berechnung iſt, wenn man ſie lieber zu bekehren, als auszurotten ſucht. (Bemerken Sie, wie Chateaubriand ſich bekehrt hat, wie

Lamartine ſich tagtäglich bekehrt. Geſchieht es, weil man ihnen Furcht eingejagt hat, oder weil ihr materielles Intereſſe ſie dazu treibt? Nein, es geſchieht, weil ſie Herz haben und den Ruhm lieben; man hat zu ihrem Herzen geredet, und man giebt ihnen, was ſie lieben.) Stärkere Zerſtörer, als wir, haben jenen Bau zu zertrümmern verſucht, und es iſt ihnen miſsglückt; bauen wir daher mit Verſtand, und verwenden wir dazu die guten Materialien der Vergangenheit, diejenigen, über welche Keule und Beil hinweggefahren ſind und Nichts über ſie vermocht haben; es wäre Thorheit, ſie nicht benutzen, und gar ſeine Zeit daran verſchwenden zu wollen, ſie in Staub zu zermalmen.

„Ich glaube nur gerecht und wahr zu ſein, wiederhole ich, und wenn man nicht gerecht und wahr gegen den Öſterreicher iſt, ſo wird man Nichts über ihn vermögen; Wahrheit, Gerechtigkeit, Aufrichtigkeit ſind ihm angeborne Tugenden. Beachten Sie wohl, daſs ich von dem Öſterreicher im Allgemeinen rede, und nicht Rückſicht nehme auf einige Jeſuiten oder Kanzleipoliziſten, die beiläufig oft Ausländer ſind.

„Da wir eben von Gerechtigkeit reden, ſo geſtatten Sie mir die Frage: wiſſen Sie *ganz beſtimmt*, daſs Herr Schelling ſich verkauft hat?

„Ich möchte lieber glauben, daſs Herr Schelling, wie einige andre Philoſophen, als er ſich ein wenig mehr mit der *praktiſchen Anwendung* ſeiner Lehren beſchäftigte, zu der Einſicht gelangte, daſs ſeine Philoſophie nicht immer genügend Rückſicht nahm auf ein Element, das bei den menſchlichen Angelegenheiten ſehr wichtig iſt, nämlich die Zeit. Sonderbar! man ſollte meinen, die Gelehrten, die Theoretiker, die Männer des Geiſtes, des Gedankens, der Zahl, der *Zeit*, müſſten weniger *ſtürmiſche Eile* haben, als die Politiker, Theorien verwirklicht zu ſehen; aber ganz und gar nicht. Ich glaube jedoch, daſs es dereinſt der Fall ſein wird, freilich unter *einer* Bedingung: ſie müſſen vor Allem, wie Leſſing, an das *ewige Leben* glauben. Heutigen Tags iſt dieſer Glaube ſelten bei den Philoſophen; auch flüchten ſie ſich oft, wenn ſie beim Eingehen auf die Dinge praktiſche Unmöglichkeiten in ihren Syſtemen bemerken, vom Wege abgelenkt, in die Bahn ihrer Vorgänger, dort in den Tag hinein und ſelbſt im Widerſpruch mit ihren alten Theorien fortwandelnd; aber dieſe ganz natürliche Reaktion zeugt minder von Egoismus, als von Verlegenheit; ſie beweiſt durchaus nicht, daſs man *wiſſentlich* daran arbeitet, Unheil über die Völker zu bringen.

„Da ich vom ewigen Leben geſprochen habe, ſo möchte ich Sie fragen, ob Sie nicht erſtaunt ſind, daſs Sie, der in dieſen beiden erſten Bänden von Religion, Philoſophie und Moral handelt, Nichts geſagt haben über das ewige Leben, über die Frage: ‚*Woher komme ich? und wohin gehe ich?*', über die Belohnungen und Strafen, mit einem Wort über den Fortſchritt des *Seins*, — Sie, der ſo ſchön über den Fortſchritt der *Menſchheit* ſpricht. O, vergeſſen Sie *Dies* nicht, wenn Sie zu Öſterreich reden! der wackere Öſterreicher würde ſonſt Ihre Philoſophie, Ihren Gott, Ihre Politik, Ihre Freiheit und Sie ſelbſt zurückſtoßen, und er thäte Recht daran.

„Dieſe Abſchweifung auf Herrn Schelling führt mich zu einer allgemeineren Bemerkung.

„Sie lieben Deutſchland zu ſehr, lieber Herr, und Sie haben mir ſelbſt einen zu offenbaren Beweis Ihrer Zuneigung gegeben, als daſs ich fürchten müſste, Sie zu verletzen, wenn ich das Urtheil, welches ich über Ihr Werk abgebe, bis zum Tone des Tadels ſteigere. Ich geſtatte mir daher, es zu thun.

„Nein, für Deutſchland thut es nicht noth, daſs man durch *profanierende Scherze* die Macht der Religion neutraliſiere***). Durch ernſte, würdige Mittel gilt es die Religion der Deutſchen, nicht zu neutraliſieren, ſondern umzugeſtalten; und nicht mehr durch eine herbe Kritik von Männern, die trotz ihrer Fehler der Menſchheit große Dienſte erwieſen haben, darf man Meinungen und Handlungen bekämpfen, die man für rückſchrittlich hält; denn faſt jeder der ſo kritiſierten Männer könnte ſich darauf berufen, daſs er von ſeinen Geſinnungsgenoſſen eine günſtige Beurtheilung erfahren hätte; und nicht immer haben ſie Unrecht. Zweifelsohne iſt es oftmals gut, Strenge mit Gerechtigkeit zu paaren; aber Nichts rechtfertigt den Undank; die bedeutenden Menſchen ſind noch nicht ſo zahlreich, daſs wir uns beeilen ſollten, einen Theil derſelben in den Koth zu ſchleudern.

„Glauben Sie, lieber Herr Heine, einem Manne, der für ſein Wirken und für ſein Leben Schmähungen und Miſsachtung von Allen geerntet hat, und der immer mit Ruhe den gerechten Richterſpruch der Welt erwartet; glauben Sie mir, der Sie eines der erſten Werkzeuge dieſes gerechten Richterſpruches ſind, und der Sie eine der unzähligen Wunden meines Herzens geheilt haben; glauben Sie mir: es giebt für den Menſchen nichts Heiligeres, als den Menſchen ſelbſt. Enthalten wir uns daher der profanen

Scherze über heilige Dinge! Derjenige Menſch, der ſein Ebenbild an den voltairianiſchen Pranger ſtellt, vollzieht das Amt des Henkers, nicht des Lehrers, des Prieſters, des Vaters der Menſchheit. Laſſen wir den Kindern der Vergangenheit jene Waffe, welche ſchon die Gegenwart mißbilligt, und welche die Zukunft zerbrechen wird. Ich gehe noch weiter, ich behaupte, daß es, allgemein genommen, eben ſo unmoraliſch iſt, die Fehler und Schwächen eines bedeutenden Mannes, zumal während ſeines Lebens, öffentlich zu enthüllen, wie es unmoraliſch von Rouſſeau war (der vor einem Prieſter nicht gebeichtet hätte), das Bekenntnis ſeiner Schlechtigkeiten der Welt ins Geſicht zu ſchleudern. Denn durch ſolches Gebahren ruiniert man oder verbittert vielmehr hervorragende Geiſter, und auf der andern Seite verbreitet man unter der Menge ein beklagenswerthes Mißtrauen, man macht ſie argwöhniſch gegen die Wiſſenſchaft und das Genie. Wenn man gefliſſentlich die Namen aller Kranken veröffentlichte, welche durch einen Dupuytren, einen Dubois, einen Brouſſais, einen Recamier getödtet oder zu Krüppeln gemacht worden ſind, ſo würden wir gar bald wieder in die Hände der Quackſalber und mit Hausmitteln kurierenden Hexen verfallen, und auf alle Fälle würden wir die Chancen unſres Todes vermehren, denn der Kranke, welcher kein Vertrauen zu ſeinem Arzte hat, iſt zum Voraus halb geſtorben.

„Ich, der ich ſo glücklich bin, Ihre beiden erſten Bände geleſen zu haben, und der ich wohl zu unterſcheiden vermochte, was für Konceſſionen Sie dem kritiſchen Geiſte Ihrer franzöſiſchen und deutſchen Leſer ſchuldig zu ſein glaubten, ich tadele Sie! Weil ich hoffe, daß Sie in dieſen Vorwürfen einen Beweis des Intereſſes, das ich an Ihren Arbeiten nehme, und der liebevollen Zuneigung erblicken werden, die Ihre zarte und dankbare Aufmerkſamkeit mir erweckt hat; weil ich in Ihrer kühnen Widmung Ihr Herz ſchlagen fühlte, wende ich mich an Ihr Herz, und behandle Sie, als gehörten Sie zu meiner Familie.

„Indem ich das Geſchriebene durchleſe, empfinde ich die Nothwendigkeit, noch einige Worte hinzu zu fügen, um meinen erſten Gedanken, meinen juriſtiſchen und faktiſchen, hiſtoriſchen und Kunſtbeweis deutlicher zu erklären, und ihn zu Dem in Beziehung zu ſetzen, was ich über Öſterreich und die franzöſiſche Revolution geſagt habe.

„Die Geſchichte Öſterreichs ſeit Luther, ſeine Lage hinſichtlich der Türkei und Rußland einerſeits, und der europäiſchen Staaten andrerſeits, dieſe Lage des „heiligen Reiches“ zwiſchen dem deutſchen Proteſtantismus, dem griechiſchen Proteſtantismus und dem Mahomedanismus, welche die Urſache und Wirkung ſeiner Unbeweglichkeit iſt, hat bisher keine genügende Würdigung erfahren; denn wäre es der Fall geweſen, ſo würde es ſchreiendes Unrecht ſein, ihm dieſe Unbeweglichkeit zum Vorwurfe zu machen, die uns Alle vor der mahomedaniſchen Autokratie, vor der ruſſiſchen Autokratie, und ſelbſt vor der römiſchen Theokratie gerettet hat; und es iſt wiederum das beharrende Öſterreich, das am meiſten mit ſeinem Blute dazu beigetragen hat, uns vor der napoleoniſchen Autokratie zu retten.

„Robertſon hat ein treffliches Gemälde von Europa entworfen, um ſeinen Karl V. zu ſchreiben; man muß dies Gemälde wieder entrollen und fortziehen, um das Leben des öſterreichiſchen Volkes im neunzehnten Jahrhundert zu ſchreiben. Dieſe Geſchichte wird groß wie das Requiem Mozart's ſein, denn es handelt ſich darum, würdig das Mittelalter einzuſargen, das zwei Grabſtätten hat, eine zu Wien, die andere in Rom, und das Beiſpiel ſeiner Verklärung zu geben.

„Ich ſprach von der Geſchichte, und ich nannte Robertſon als Beiſpiel; was die Kunſt betrifft, ſo hat Schiller ſeinen Don Carlos geſchaffen, der ein Analogon des Kunſtwerks iſt, das ich meine. Aber heut zu Tag wechſeln die Formen; es handelt ſich nicht mehr für die Erzählung um einen Karl V., für das Drama um einen Poſa; es ſind Völker, die es zu malen und nach bibliſcher Weiſe auf die Bühne zu ſtellen gilt; es iſt die Leidenſchaft (Frankreich) und die Sinnigkeit (Öſterreich), die man in den Maſſen, und nicht mehr in einzelnen Menſchen, verkörpern ſoll.

„Was iſt ſeit der Ankunft Jeſu aus dem Volke Gottes geworden?

„Es iſt mit St. Paulus gewandert und hat ſich des alten römiſchen Reiches bemächtigt; dann, nach ſechs Jahrhunderten unerhörter Arbeiten, um den Barbaren den Frieden aufzunöthigen, iſt es nach dem Morgenlande zurückgewandert, wo es im Gefolge Mahomed's viele Fetiſche zerſtört, viele Götzenbilder zertrümmert hat; und nach abermals ſechs Jahrhunderten, als ſeine Scharen ſich im Morgenlande wie im Abendlande vermehrt hatten, kam es wieder, um ſeine Eroberungen im Abendlande zu beſuchen. Ein unermüdlicher Wanderer läßt es aller Orten Leviten zurück, und alle müſſen ſich eines Tages, und an demſelben Zeichen, erkennen. Es findet ſeine Leviten im Abendlande wieder, und ſie ſchlafen; es rüttelt ſie durch Luther auf, und, immer das verheißene Land ſuchend, wandert es fort auf ſpaniſchen, portugieſiſchen, engliſchen, holländiſchen, franzöſiſchen Schiffen, um eine neue Welt zu entdecken; dort zerſtört es wiederum Fetiſche und Götzenbilder, und es eilt weiter, um deren auch in Afrika, in Indien zu zerſtören, immer Leviten als Schildwachen bei allen Völkern aufſtellend, die es beſucht, und immer zunehmend an Zahl und an Macht. Endlich kehrt es noch einmal nach Europa zurück, und da es abermals ſeine Leviten eingeſchlafen findet, ſo läutet es eine furchtbare Sturmglocke in Frankreich, und beauftragt Napoleon, ſie mit metallenem Donner über die Erde erſchallen zu laſſen. Heut zu Tage ruft das Morgenland es wieder zurück.

„Das iſt der ewige Jude, aber es iſt nicht ein Menſch; er heißt nicht Ahasver, er heißt **Iſrael**.

„Aber wer ſind die Leviten vom Volke **Gottes**? wo ſind die Geſalbten des **Herrn**? wo ſind die hochgeſtellten Schildwachen, die mit der Leitung der eroberten Völker betraut werden? wie heißen die Diener des **Höchſten**, die eines Tages, auf daſſelbe Zeichen, alle dieſe Völker werden zur allgemeinen Weltkommunion wandeln laſſen? Sie heißen **Propheten**, aber ſie heißen auch **Könige**; das Recht und die That, das Wiſſen und die Macht.

„Sehen Sie nun, wie wenig die Chriſten in Europa ausgerichtet haben, ſo lange ſie keinen Konſtantin fanden; ſehen Sie, wie Luther geſcheitert wäre, wenn er nicht gleich gekrönte Häupter für ſich gehabt hätte; denken Sie ſich ſelbſt Voltaire ohne Friedrich und Katharina.

„Prophet, Ihre Stimme dringe zum Ohr der Könige, wenn Sie die Völker befreien wollen; ſeit drei Jahrhunderten wollen die Propheten nur von den Völkern gehört ſein! Wahre Chriſten, vernachläſſigen oder mißachten ſie die Gewaltigen der Erde! Wie? hatte Jeſus Recht bis ans Ende, und muß **Cäſar**, weil er das ruhmvolle Schwert geführt, durchs Schwert umkommen? ward er nicht ſchon hinlänglich verſtümmelt durchs Beil? Nein, ſeinem edlen Leben werden wir keinen Tod der Schande zuerkennen; kein Schaffot mehr für Ludwig **XVI.**, kein St. Helena mehr für Napoleon! Der Tag des Gerichts naht heran; Gott hat nicht alle gekrönten Häupter abſchlagen laſſen, weil er nicht will, daß bis ans Ende der Jahrhunderte das Gewicht ungeheuren Undanks auf der Menſchheit laſte.

„Prophet, bedenken Sie, daß die Könige unſerer Tage nicht, wie David und Salomon, Könige und Propheten zugleich ſein können. Halten wir nicht die Gegenwart für die Zukunft; es giebt noch zwei Mächte in der Welt, die der Propheten und die der Könige. Wohl! dieſe beiden Mächte werden nicht durch eine Schlacht enden; ſonſt würden ſie beide, und die ganze Menſchheit mit ihnen, darin umkommen, denn der Sieger könnte nicht über die Zukunft herrſchen, die nur einen friedlichen Herrn und keinen blutbedeckten Henker will.

„Prophet, leſen Sie wiederum Saint-Simon's ‚Neues Chriſtenthum.‘

„Ich glaube, dann werden Sie meinen Gedanken begriffen haben, und mein oft verworrener und ungeordneter Brief wird jenen wunderlichen Vorſpielsphantaſien gleichen, die ein Komponiſt vor dem Schaffen ausführt, und in denen nur ein Künſtler die Inſpiration entdecken und nachfühlen kann, welche den Muſiker beſeelt.

„Leſen Sie wiederum das ‚Neue Chriſtenthum‘, und wenn Sie Gelegenheit haben, Rodrigues zu ſehen und mit ihm zu plaudern, ſo bitte ich Sie dringend, dieſelbe zu benutzen.

„Leben Sie wohl, lieber Herr; nochmals meinen Dank! Bitte, ſagen Sie Guéroult, wie ſehr ich ihm verbunden bin, daſs er ſich des Auftrags, welchen ich ihm an Sie gab, ſo glücklich entledigte. Laſſen Sie uns nicht lange auf neue Arbeiten warten, denn ſie ſind für uns wahre Segnungen Gottes.

„Über den Raum hinweg drücke ich Ihnen herzlich die Hand.

„Nachſchrift. So eben las ich in der ‚Revue des deux mondes‘ Ihre Vorrede zu den ‚Reiſebildern‘; ſie läſſt mich faſt meinen langen Brief als unnütz betrachten; denn dieſe Vorrede zeigt mir, daſs Alles, was ich Ihnen ſchrieb, ſchon in Ihnen lag, und daſs die Bahn, welche ich Ihnen andeutete, eben Ihre eigene Bahn iſt: nur warten Sie die gelegene Zeit ab, um weiter zu gehen, und Sie thun wohl daran.“

Dieſer Brief verfehlte ſeinen Zweck. Was Heine von den ſaint-ſimoniſtiſchen Lehren mit ſeinen eigenen Anſichten im Einklange fand, hatte er aus freien Stücken ſich bereits angeeignet und in der ihm paſſend erſcheinenden Form ſonder Furcht und Zagen der Welt mitgetheilt. Er war aber nicht geſonnen, ſeine Vernunft und ſein ſelbſtändiges Urtheil einem Schulſyſtem gefangen zu geben, deſſen raffiniert ausgeklügelter Schematiſmus ihm bald eine kindiſche Spielerei, bald eine philiſtröſe Pedanterie däuchte. Als der Vater Enfantin, welcher ſo heftige Anklagen gegen das Inſtitut der Ehe geſchleudert und ſo feierlich erklärt hatte, ſich nur mit der von Gott ihm beſtimmten „Offenbarungsfrau“ nach einem neuen, von ihr ſelbſt zu enthüllenden Liebesgeſetze vermählen zu wollen, bald nach ſeiner Rückkehr aus Ägypten in Lyon eine gewöhnliche bürgerliche Ehe ſchloß und, gleich den meiſten Saint-Simoniſten, eine lukrative Staatsanſtellung in der alten Geſellſchaft annahm, konnte Heine ſeinen Spott über dieſen raſchen Geſinnungswechſel nicht verbeißen, und noch im Jahre 1855 ſcherzte er in der Vorrede zu einer neuen Ausgabe ſeines Buches „De l'Allemagne“ 300): „Die Dinge haben ſich geändert; die Märtyrer von ehemals werden jetzt weder verhöhnt noch verfolgt, ſie tragen nicht mehr das Kreuz, wenn es nicht etwa von ungefähr das Kreuz der Ehrenlegion iſt; ſie durchlaufen nicht mehr barfuß die Wüſten Arabiens, um dort das freie Weib zu ſuchen — dieſe Befreier vom Gattenjoch, dieſe Zerbrecher der ehelichen Bande haben ſich bei ihrer Rückkehr aus dem Orient verheirathet und ſind die unerſchrockenſten Epouſeurs von der Welt geworden, und ſie tragen Stiefel. Die meiſten dieſer Märtyrer ſitzen jetzt in der Wolle, einige von ihnen ſind neugebackene Millionäre, und mehr als einer iſt zu der ehrenvollſten und einträglichſten Stellung gelangt — man reiſt ſchnell mit den Eiſenbahnen. Dieſe ehemaligen Apoſtel, welche von einem goldenen Zeitalter für die ganze Menſchheit geträumt, haben ſich damit begnügt, das ſilberne Zeitalter, die Herrſchaft jenes Dieu-argent fortzupflanzen, welcher der Vater und die Mutter von Allen und Allem iſt — es iſt vielleicht derſelbe Gott, den man mit den Worten gepredigt hat: Alles iſt in ihm, Nichts iſt außer ihm, ohne ihn iſt Nichts.“

Viertes Kapitel.

Heine als Vermittler des deutſchen Geiſtes in Frankreich.

Wir ſind im vorigen Kapitel dem Entwicklungsgange von Heine's literariſcher Thätigkeit theilweiſe vorangeeilt, um ſeine Beziehungen zum Saint-Simonismus im Zuſammenhange zu betrachten. Es wird nöthig ſein, jetzt in der Zeit ein wenig zurück zu gehn, um die Urſachen, aus welchen der deutſche Dichter franzöſiſcher Schriftſteller ward, etwas näher zu beleuchten.

Der Gedanke, als internationaler Vermittler des geiſtigen Verkehrs zwiſchen Deutſchland und Frankreich das Fortſchrittswerk der Civiliſation nach Kräften fördern zu helfen, war, wie wir ſahen, ſeit der Überſiedelung nach Paris der Ausgangspunkt all ſeines Strebens. Bei ſeinem Bericht über die Gemäldeausſtellung von 1831, wie bei ſeinen politiſchen Korreſpondenzen für die „Allgemeine Zeitung", hatte ihn vorherrſchend dieſer Gedanke geleitet, und ſeine überall durchblickende Sympathie mit den Freiheits- und Gleichheitsideen der franzöſiſchen Revolution hatte jenen officiöſen Beſchwerdebrief des öſtreichiſchen Kabinettes zur Folge gehabt, welcher den Aufſätzen Heine's vorläufig die Spalten des Augsburger Journales verſchloß. Auch in Preußen, dem Staate der Intelligenz, wie er ſich trotz ſeiner ſyſtematiſchen Verfolgung der Geiſtesfreiheit ſo gern benennen ließ, nahmen die Bücherverbote und Cenſurplackereien ſeit der Julirevolution und der Erhebung Polens einen immer chikanöſeren Charakter an; ſelbſt loyale Schriftſteller von ultrapreußiſcher Färbung, wie Willibald Alexis, ſahen wegen vereinzelter zaghafter Tadelsäußerungen über dieſe oder jene Staatseinrichtung ihre Schriften in dieſelbe Kategorie mit den Umſturz-Pamphleten politiſcher Ultras geſtellt; und Friedrich von Raumer, der gewiß nicht nach dem Rufe revolutionärer Geſinnung begierig war, fühlte ſich ſchon gegen Ende des Jahres 1831 gedrungen, ſeine Entlaſſung als Mitglied des Obercenſurkollegiums zu nehmen, weil er den willkürlichen Unterdrückungsmaßregeln dieſer Behörde nicht länger mit Ehren glaubte beipflichten zu können. „Anſtatt nämlich," hieß es in den Motiven ſeines Entlaſſungsgeſuches[301], „die ſchreibende und leſende Welt für größere, echte Freiheit zu erziehen und, ich möchte ſagen, der literariſchen Großjährigkeit immer näher zu bringen, hat vielmehr die Strenge und Ängſtlichkeit der Aufſicht allmählich zugenommen, ſo daß Preußen, einſt in dieſer Beziehung der freigeſinnteſte und der Treue ſo wie der Vaterlandsliebe ſeiner Unterthanen am meiſten vertrauende Staat, jetzt faſt hinter allen andern zurückſteht. Die Zahl der Verbote von Büchern und Zeitſchriften wächſt, obgleich dieſer geiſtige Kordon das etwaige Böſe noch weniger abhalten oder vernichten kann, als der jetzt aufgegebene mediciniſch-militäriſche die Cholera. Hierbei wird der wiſſenſchaftlich gebildete Mann behandelt wie das unerfahrene Kind, das ſich in der Leſebibliothek ſchlechten Zeitvertreib holt; fremde Buchhändler beziehen den Vortheil, welcher dem einheimiſchen entgeht, und das Ausland druckt Das, was (ich war ſelbſt mehrere Mal in dem Falle) hier das Imprimatur nicht erhält. Preußen, auf welches das übrige Deutſchland wie auf ſeinen Leitſtern hinblickt, hat hierdurch unglaublich an Popularität verloren, und zwar durch die Maßregeln, die für ſich betrachtet unbedeutend erſcheinen, aber mehr auf die wichtige Geſammtſtimmung der Deutſchen wirken, als Derjenige glaubt, dem es an Verbindungen mit dem Auslande fehlt. Ja, die unwahren und ungezogenen Angriffe der Fremden auf Preußen finden nirgend eine angemeſſene Stätte der Widerlegung, weil man nicht erlaubt, daß neben der Widerlegung die Anerkenntnis etwaiger Mängel eintrete." Dieſe Worte paßten mit gleicher Wahrheit leider faſt eben ſo gut auf alle übrigen deutſchen Staaten, und ſelbſt das Auskunftsmittel, Manuſkripte, denen die heimiſchen Cenſurbehörden das Imprimatur verweigerten, im Auslande drucken zu laſſen, war von geringem Nutzen, ſeit der früher erwähnte Bundestagsbeſchluß vom 5. Juli 1832 den Debit aller dort in deutſcher Sprache erſchienenen Druckſchriften von weniger als zwanzig Bogen ohne vorgängige Regierungserlaubnis unterſagte, während zwei Jahre ſpäter gar der geſammte Verlag der bekannten deutſchen Buchhändlerfirmen in Paris und Straßburg (Heideloff & Campe, G. L. Schuler, Wilhelm Silbermann, und der fingierten, aber wohlaccreditierten Firma L. Brunet) in Bauſch und Bogen mit dem Verkaufsinterdikte belegt ward. Es blieb alſo für Heine nicht die mindeſte Hoffnung, ſeine Geiſteswerke in Deutſchland unverſtümmelt gedruckt oder daſelbſt ihren Debit geſtattet zu ſehen, wenn er ſie in ausländiſchem Verlage erſcheinen ließ. Selbſt die von der Cenſur ſo arg beſchnittenen „Franzöſiſchen Zuſtände“ und die ebenfalls unter Cenſur gedruckte neue Auflage des dritten und vierten Bandes der „Reiſebilder“ wurden in Preußen und Öſterreich eben ſo raſch auf den Index verbotener Schriften geſetzt, wie der im December 1833 verſandte erſte Band des „Salon,“ bei welchem das Verbot zugleich auf alle etwa noch nachfolgenden Bände des Werkes ausgedehnt wurde.

Hatte der Dichter durch ſeine wiederholte Weigerung, mit den in Paris konſpirierenden deutſchen Republikanern gemeinſchaftliche Sache zu machen, der politiſch-radikalen Partei, durch ſeine Anpreiſung demokratiſcher Gleichheitsideen den deutſchen Regierungen ſich verhaſſt gemacht, ſo verdarb er es durch die unerhört cyniſche Sprache der „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski“ und der dem erſten „Salon“-Bande eingefügten Lieder faſt noch ſchlimmer, als einſt durch die maßloſen Ausfälle gegen Platen, mit dem beſſeren Theile des heimiſchen Publikums. Nicht als ob wir in den komiſchen Zorn der Anhänger Börne's einſtimmten, welche in der Geſtalt des kleinen Simſon durchaus ein ſchnödes Zerrbild der deiſtiſchen Anſichten des Verfaſſers der „Briefe aus Paris“ erblicken wollten. Wenn Heine Dieſen bei ſeiner Schilderung im Auge hatte, ſo hat wahrlich ſelten ein Künſtler die Benutzung des Modells, das ihm zu artiſtiſchen Zwecken geſeſſen, in diskreterer Weiſe verdeckt und jede frappante Erinnerung an das Original ſorgſamer ausgelöſcht. Auch Das mag wahr ſein, daß dem laſciven Ton ſeines Buches eine gewiſſe Berechnung zu Grunde lag, daß er durch denſelben die heimiſchen Behörden über den gefürchteten Ernſt ſeiner revolutionären Geſinnungen und über deren aufreizende Kraft täuſchen wollte. Wenigſtens verſichert er Das bei verſchiedenen Anläſſen. Wie er ſchon früher einmal Immermann bat 302), ihn „doch bei Leibe für keinen Vaterlandsretter zu halten,“ ſo ſchrieb er jetzt mit ähnlichen Ausdrücken ſeinem Bruder Maximilian 303): „Den Salon habe ich endlich erhalten, es ſind ſehr ekelhafte Druckfehler darin; viele Zoten, Dieſes war politiſche Abſicht. Ich wollte der öffentlichen Meinung eine gewiſſe Wendung geben. Beſſer, man ſagt, ich ſei ein Gaſſenjunge, als daß man mich für einen allzu ernſthaften Vaterlandsretter hält. Letzteres iſt in dieſem

Augenblicke kein rathſam Renommée. Die Demokraten ſind wüthend über mich; ſie ſagen, ich werde bald öffentlich als Ariſtokrat auftreten. Ich glaube, ſie irren ſich. Ich ziehe mich aus der Politik zurück. Überhaupt will ich in dieſer Reaktionsepoche nur zahme Bücher ſchreiben. Das Vaterland mag ſich einen anderen Narren ſuchen.“ Dieſe briefliche Erklärung ſteht freilich nicht ganz im Einklange mit den emphatiſchen Bekenntniſſen der fünf Monate zuvor geſchriebenen Vorrede ſeines Buches, worin er ſeinen Leſern erzählt, wie er ſich ruhig in das Land der Poeſie habe zurückſchleichen und Gedichte, Komödien und Novellen, zärtliche und heitere Gedankenſpiele, erſinnen wollen, aber durch den Anblick deutſcher Auswanderer, die das Elend der heimatlichen Zuſtände nach Algier getrieben, plötzlich wieder mit heiliger Zwingnis den großen Zeitfragen zugeführt worden ſei, ſo daß ſein nächſtes Buch wohl ganz und gar ein „rother Löwe“ ſein werde. „Ich hatte manchmal nicht übel Luſt,“ ſagte er[304]), „das ganze Sprechamt aufzugeben; doch Das iſt nicht ſo leicht thulich wie etwa das Aufgeben einer geheimen Staatsrathſtelle, obgleich letztere mehr einbringt, als das beſte öffentliche Tribunat. Die Leute glauben, unſer Thun und Schaffen ſei eitel Wahl, aus dem Vorrath der neuen Ideen griffen wir eine heraus, für die wir ſprechen und wirken, ſtreiten und leiden wollten, wie etwa ſonſt ein Philolog ſich ſeinen Klaſſiker auswählte, mit deſſen Kommentierung er ſich ſein ganzes Leben hindurch beſchäftigte — nein, wir ergreifen keine Idee, ſondern die Idee ergreift uns, und knechtet uns, und peitſcht uns in die Arena hinein, daß wir, wie gezwungene Gladiatoren, für ſie kämpfen. So iſt es mit jedem echten Tribunat oder Apoſtolat. Es war ein wehmüthiges Geſtändnis, wenn Amos ſprach zu König Amazia: ‚Ich bin kein Prophet, noch keines Propheten Sohn, ſondern ich bin ein Kuhhirt, der Maulbeeren ablieſet; aber der Herr nahm mich von der Schafherde und ſprach zu mir: Gehe hin und weiſſage!‘ Es war ein wehmüthiges Geſtändnis, wenn der arme Mönch, der vor Kaiſer und Reich zu Worms angeklagt ſtand ob ſeiner Lehre, dennoch, trotz aller Demuth ſeines Herzens, jeden Widerruf für unmöglich erklärte und mit den Worten ſchloß: ‚Hier ſtehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!‘ Wenn ihr dieſe heilige Zwingnis kenntet, ihr würdet uns nicht mehr ſchelten, nicht mehr ſchmähen, nicht mehr verleumden — wahrlich, wir ſind nicht die Herren, ſondern die Diener des Wortes. Es war ein wehmüthiges Geſtändnis, wenn Maximilian Robespierre ſprach: ‚Ich bin der Sklave der Freiheit.'" Aber wie ſchön dieſe Worte auch klingen, und wie nachdrücklich Heine die Betheuerung hinzufügt, daſs „all ſein Wort und Lied aus einer großen, gottfreudigen Frühlingsidee emporblühe, die, wo nicht beſſer, doch wenigſtens eben ſo reſpektabel ſei, wie jene triſte, moderige Aſchermittwochsidee, die unſer ſchönes Europa trübſelig entblümt und mit Geſpenſtern und Tartüffen bevölkert habe," ſo boten die frechen Weiſen, welche er in den Liedern des erſten „Salon"-Bandes vor den Altären der Venus vulgivaga pfiff, doch einen allzu materialiſtiſchen Kommentar zu dem „Welterlöſungsworte" des neuen Evangeliums, und die mit ſchlüpfrigem Behagen ausgemalten Bordellſcenen des „Schnabelewopski" ſchienen vollends keinen anderen Zweck zu haben, als keuſchen Ohren und frommen Gemüthern ein Ärgernis zu bereiten. Es war ein trübſeliges Schauſpiel, dieſer Fall Lucifer's von der Höhe des Ideals in den Gaſſenkoth, dieſe ſchamloſe Proſtitution des Genius auf öffentlichem Markte, nur noch buhlend um den Beifall eines verworfenen Pöbels! Der Seele des Dichters war in der Überwuth des Kampfes der feine Schmetterlingsſtaub von den Flügeln geſtreift, die nun ſchlaff und grau herunter hingen, und ihn nicht mehr ſo leicht wie ehemals aus dem Schlammpfuhle der rohen Wirklichkeit in das freie Luftreich der Poeſie empor tragen wollten. Der herbe Spott über die träumeriſche Langſamkeit der deutſchen Hand, über die Ohnmacht unſeres Volkes, ſeiner politiſchen Miſère durch eine entſchloſſene That ein Ende zu machen, das beſtändige Hinweiſen auf die franzöſiſche Revolution als auf ein nachahmungswerthes Exempel — alles Dies mochte unter den obwaltenden Verhältniſſen völlig berechtigt ſein und nur den unerbittlichen Feinden des menſchlichen Fortſchritts begründeten Anlaſs zur Erbitterung geben. Denn jene Verſpottung der deutſchen Geduld und dieſe Empfehlung franzöſiſcher Revolutionsideen hatten den beſtimmten Zweck, die ſchlummernde Thatkraft unſerer Nation zu wecken, und Heine war ſo weit davon entfernt, mit ſeinen Sticheleien über die „teutoniſchen Schlafmützen- und Perückenwälder" eine Herabwürdigung des deutſchen Freiheitsgefühls zu verbinden, daſs er vielmehr jede unbillige Schmähung desſelben mit dem Ausrufe zurückwies[305]: „Wenn einſt, was Gott verhüte, in der ganzen Welt die Freiheit verſchwunden iſt, ſo wird ein deutſcher Träumer ſie in ſeinen Träumen wieder entdecken." Um ſo verletzender war der Schlag ins Geſicht, den er mit ſeinen Schnabelewopski-Memoiren und den vorausgeſandten Salon-Liedern dem deutſchen Publikum verſetzte. Hier wurde ein Kampf gegen Sitte, Zucht und Ehrbarkeit geführt, aber nicht im Intereſſe einer höheren Idee, nicht für die Befreiung der Liebe aus unwürdigen Feſſeln, wie Enfantin geſchwärmt hatte, als er von der Emancipation des Weibes das Heil der Zukunft erwartete — nein, hier wurde in glatten Verſen ein Evangelium der Unzucht, hier wurde die ruchloſe Lehre gepredigt, daß Freiheit von der Liebe und Wechſel des Gegenſtandes den Sinnengenuß ſteigere, der Geiſt wurde in den Staub getreten, und das Fleiſch, das allein ſeligmachende Fleiſch, wurde als anzubetende Gottheit auf den Thron geſetzt. Die Verehrer Heine's haben ihm dieſen Frevel niemals verziehen, und die volle Liebe ſeiner Nation hat er ſeitdem niemals zurück zu erobern vermocht. Seine Gegner in der Heimat mehrten ſich fortan von Tag zu Tage, und ſein Ruhm und ſein Einfluß auf die geiſtige Entwicklung Deutſchlands verringerten ſich faſt in dem Maße, in welchem man dort den Ernſt der Überzeugung und die zähe Ausdauer im Kampf um politiſche Freiheit zu würdigen begann. Sein eigener Ausſpruch bewahrheitete ſich***): „Wogegen ich einſt mit leichten Waffen fechtierte, wird jetzt ein offener ernſter Krieg geführt — ich ſtehe ſogar nicht mehr in den erſten Reihen.“

Unter ſolchen Umſtänden — gleich ſehr mit den deutſchen Regierungen wie mit den politiſch Radikalen brouilliert, einerſeits durch Cenſurchikanen, Bücherverbote und Journalüberwachung im freien Ausſprechen ſeiner Anſichten behindert, andrerſeits in der Lauterkeit ſeiner demokratiſchen Geſinnung verdächtigt und geſchmäht, endlich durch eigene Schuld dem größern und beſſeren Theile des heimiſchen Publikums entfremdet — mußte ſich Heine mehr und mehr zu dem Verſuche hingedrängt fühlen, in dem Lande, das er zu ſeinem dauernden Aufenthalt erkoren, ſich einen neuen Leſerkreis zu erwerben, ſeine Mutterſprache mit der franzöſiſchen zu vertauſchen, und Dolmetſcher des deutſchen Geiſtes in Frankreich zu werden, wie er bisher ſeinen Landsleuten das Verſtändnis der franzöſiſchen Ideen vermittelt hatte. Er brauchte hierbei von ſeinen Überzeugungen Nichts aufzugeben, mit ſeiner Vergangenheit in keiner Weiſe zu brechen — was er unternahm, war die Fortſetzung ſeines vorgezeichneten Lebenswerks auf einem andern Gebiete, wo ihm für den Augenblick eine erfolgreichere Wirkſamkeit in Ausſicht ſtand.

Die Ausführung dieſes Gedankens konnte nicht leicht in eine günſtigere Zeitepoche fallen. In Frankreich hatte kurz vor der Julirevolution eine literariſche Bewegung begonnen, die, wenn nicht in ihrem Ausgangspunkte, ſo doch in ihrem ſpäteren Verlaufe ſich vielfach mit den jüngſten Phaſen der deutſchen Literatur berührte. Wir meinen die ſiegreiche Auflehnung der franzöſiſchen Romantiker gegen den in pedantiſchem Schulzwange verkleinerten Klaſſicismus der franzöſiſchen Sprache und Literatur. Die neuromantiſche Dichterſchule in Frankreich verfolgte jedoch ganz andere Zwecke, als die deutſchen Romantiker, und hatte mit ihnen höchſtens darin eine oberflächliche Ähnlichkeit, daß ſie gleichfalls die Befreiung des dichteriſchen Individuums von dem Joche eines von außen her aufgedrungenen Kunſtgeſetzes erſtrebte. Aber der Feind, den es hier zu bekämpfen galt, war ein ganz anderer, als in Deutſchland. Der franzöſiſche Klaſſicismus war niemals, wie unſere Schiller und Goethe, in den Geiſt helleniſchen Lebens und helleniſcher Kunſt hinabgetaucht; er hatte ſich mit den unwichtigſten Äußerlichkeiten der Form begnügt, hatte in ſeinen Bühnenſtücken die drei ariſtoteliſchen Einheiten mit peinlicher Ängſtlichkeit gewahrt, hatte ſeine Stoffe den Heroenſagen und Königsgeſchichten des Alterthums entnommen und ſeine Helden in griechiſche oder römiſche Gewänder geſteckt, aber dieſe Helden waren fleiſch- und blutloſe Schatten, welche ſich mit windigen Theatertugenden blähten, und in klappernden Alexandrinern die konventionelle Hofſprache der Rokokozeit pathetiſch abhaſpelten. Anfangs richteten ſich die Angriffe der franzöſiſchen Romantiker vor Allem gegen den langweilig monotonen Bau dieſes nationalen Zopfverſes, der nach herkömmlichem Geſetze nicht nur durch die Mittel-Cäſur in zwei gleiche Hälften zerſpalten ward, ſondern auch mit einer Satzpauſe ſchließen muſſte, die zum mindeſten durch ein Komma von der nächſtfolgenden Zeile ſich abtrennen ließ. Was früher nur der Fabeldichter Lafontaine und der kühne André Chenier, deſſen Haupt unter der Guillotine gefallen, ſich als poetiſche Licenz erlaubt hatten: das Enjambement, das von der alten Schule ſtreng verpönte Hinübergreifen eines unabgeſchloſſenen Satztheiles in den nächſten Vers, wurde von den Romantikern mit Vorliebe als ein Reizmittel zur Belebung des ſtarren Metrums angewandt. Bald aber nahm der Kampf weitere Ausdehnung an, und der äſthetiſche Kanon der Vergangenheit ward auf den verſchiedenſten Punkten befehdet. Man gelangte zu der richtigen Einſicht, daß durch die engherzig prüden Regeln des Klaſſicismus die Fortentwicklung des Sprachgeiſtes unnatürlich gehemmt, dem poetiſchen Schöpfungsdrange der Lebensnerv unterbunden ſei. Man verglich die geprieſenen Meiſterwerke der eigenen Literatur mit denen des Auslandes, mit Schiller und

Goethe, mit Shakſpeare und Byron. Was den franzöſiſchen Romantikern dabei zunächſt ins Auge fiel, war die überraſchende Thatſache, daß ihre bewunderten Klaſſiker ſich in ihren Dichtungen weit mehr an den Verſtand, als an die Phantaſie ihrer Leſer gewandt, daß ſie die logiſche Definition dem farbigen Gleichniſſe, den abſtrakten Begriff dem konkreten Bilde vorgezogen. Für ſie hatte es keinen ciel noir, nur einen ciel mélancolique gegeben, ſie hatten niemals — wie Viktor Hugo in den ſchönen Worten ſeiner Napoleons-Ode: „Soleil, dont je suis le Memnon!" — die Idee ſchlankweg durch das Bild oder gar durch eine Reihenfolge maleriſcher Bilder ausgedrückt. Aber nicht bloß das Geheimnis der poetiſchen Form war ihnen verſchloſſen geblieben, nein — Das ſah man weiter — auch die Wurzelkräfte des wirklichen Lebens hatte dieſe gelehrte Kunſtdichtung niemals dargeſtellt. Es war das Hauptverdienſt der franzöſiſchen Romantiker, daß ſie mit der Form auch den Inhalt der Poeſie erweiterten, daß ſie, an Stelle der abſtrakten Schattengeſtalten des Klaſſicismus, Menſchen von Fleiſch und Blut, mit menſchlichen Leidenſchaften, Tugenden und Laſtern, vorführten, und die Kunſt wieder zum Spiegelbilde lebendiger Wirklichkeit machten. Freilich blieb die Übertreibung nicht aus: in dem Beſtreben, den ganzen Inhalt des menſchlichen Lebens zu umfaſſen, nicht bloß das Licht, ſondern auch den Schatten zu geben, neben der Tugend die Sünde, neben dem Schönen das Häßliche zu malen, büßten die Kunſtſchöpfungen der neufranzöſiſchen Schule nur zu oft das äſthetiſche wie das ſittliche Gleichmaß ein, und verfielen in einen platten Realismus oder in eine bizarre Phantaſtik. Der unkluge Schritt ihrer Gegner, zur Unterdrückung der romantiſchen Tendenzen die Staatsgewalt anzurufen und von Karl X. die Aufrechterhaltung der Klaſſicität des Théâtre français zu begehren, trug nicht Wenig dazu bei, die junge Partei, welche in politiſcher Hinſicht Anfangs eher einer katholiſierend-illiberalen Richtung gehuldigt hatte, mehr und mehr in die Oppoſition hinein zu drängen, — eine Wandlung, die ohnehin freilich dem fortſchrittsluſtigen Geiſte der franzöſiſchen Romantik mit innerer Nothwendigkeit vorgezeichnet war.

Bei ihren Verſuchen, die Principien der neuen Äſthetik wiſſenſchaftlich zu begründen, wurden dieſe geiſtvollen Schriftſteller bald einer ernſteren Beſchäftigung mit der deutſchen Literatur und Philoſophie zugeführt. Außer den Schiller'ſchen Dramen, wurden zunächſt Goethe's „Fauſt" von Gérard de Nerval, Jean Paul's „Titan", mehrere Novellen Ludwig Tieck's, und

E. T. A. Hoffmann's phantaſtiſche Erzählungen von Xaver Marmier und Loeve-Veimars überſetzt. J. J. Ampère, Edgar Quinet, Victor Couſin, Lerminier, Saint-Marc Girardin, Carnot, Guizot und zahlreiche Andere ſtrebten eifrig, ſich mit deutſcher Geiſtesbildung vertraut zu machen, und das Reſultat ihrer philoſophiſchen Studien übte eine befruchtende Rückwirkung auf die franzöſiſche Literatur. Schon einige Jahre vor der Julirevolution war es Heine aufgefallen[391]), wie die Franzoſen plötzlich die Affenhaut ihres leichtfertigen Flatterſinns abgeſtreift, und wie ſie täglich nachdenklicher, tiefer und ernſter würden. Er hatte jetzt Gelegenheit, ſich zu überzeugen, daß dieſer Ernſt ſeitdem durch das Intereſſe an deutſcher Literatur und Philoſophie noch geſteigert worden, wenn auch die kühnen Entdeckungsreiſenden ſich auf das hohe Meer der letzteren meiſt ohne ſichern Kompaß hinausgewagt und für die Beurtheilung der erſteren den ziemlich einſeitigen Maßſtab bewahrt hatten, welchen ihnen Frau von Staël in ihrem Buche „De l'Allemagne" an die Hand gegeben. Aber die einſt von Napoleon ſo bitter gehaßte „Ideologie" war bei den Franzoſen im Kourſe geſtiegen, ſie hatten gewaltigen Reſpekt vor den „hommes profonds du nord," vor der „nation éminemment poétique, naïve, primitive" bekommen, und ſelbſt die Saint-Simoniſten wußten die Tugend, Sinnigkeit und geſittete Ordnungsliebe des deutſchen Nationalcharakters nicht hoch genug zu rühmen. Hier gab es für einen interpretierenden Vermittler des Geiſtesverkehres zwiſchen den beiden Nachbarvölkern Arbeit in Fülle, um drohenden Mißverſtändniſſen zu wehren, um die Unterſchiede und Analogien der literariſchen, philoſophiſchen und politiſchen Entwicklung in Deutſchland und Frankreich ins rechte Licht zu ſtellen, um auf Überſehenes hinzudeuten, Unverſtandenes zu erklären, und die geheimſten Räthſel der eigenen Volksſeele dem fremden Forſcher zu entſchleiern.

Mit dankbarer Freude nahm Heine daher das Anerbieten des von deutſchen Eltern in Paris geborenen Schriftſtellers François Adolphe Loeve-Veimars an, durch Veröffentlichung einiger abgeſchloſſenen größeren Partien aus den „Reiſebildern" in der „Revue des deux mondes" ihn bei dem franzöſiſchen Publikum einzuführen. Obſchon unſerem Dichter von Jugend auf die franzöſiſche Sprache hinlänglich vertraut war, um in derſelben mühelos den korrekten Ausdruck für ſeine Gedanken zu finden, legte er doch zu hohes Gewicht auf die tadelloſe Reinheit und vollendete Grazie des Stils, als daß er ſich ſelbſt in ſpäteren Jahren hätte entſchließen mögen, die Überſetzung ſeiner Werke jemals ohne die einſichtsvolle Beihilfe franzöſiſcher Schriftſteller zu unternehmen. Wie Anfangs Loeve-Veimars, ſo haben nachmals Gérard de Nerval, Edouard Grenier und St. René Taillandier als ſeine Mitarbeiter ein für ſie nicht immer ergötzliches Lied von der peinlichen Gewiſſenhaftigkeit zu ſingen gewuſſt, mit welcher Heine die poetiſche Wirkung jeder einzelnen Phraſe im fremden Sprachgewande erwog und ſich nicht eher zufrieden gab, bis nach vielfachem Ändern und Beſſern endlich der möglichſt entſprechende Ausdruck für Stimmung, Gefühl und Gedanken ermittelt war. — Am 15. Juni 1832 erſchien die abgekürzte „Harzreiſe“ in der „Revue des deux mondes“; am 1. September und 15. December deſſelben Jahres folgten Auszüge aus dem „Buche le Grand“ und den „Bädern von Lucca.“ Bei der Lektüre dieſer ideenreichen, alle Töne der Liebe und des Haſſes, der ſchwärmeriſchen Begeiſterung und des weltverachtenden Hohnes zugleich anſchlagenden Kapriccios erinnerte man ſich, daß derſelbe Verfaſſer unlängſt die politiſchen Zuſtände Frankreichs in einer Reihe von Aufſätzen für die „Allgemeine Zeitung“ beſprochen hatte, die von der republikaniſchen „Tribüne“ im Auszuge mitgetheilt und von den orleaniſtiſchen Blättern mit Leidenſchaft bekämpft worden waren. Die Neugier des franzöſiſchen Publikums wurde rege. Man fragte ſich allgemein, Wer dieſer deutſche Schriftſteller ſei, der mit einer ſo reichen Phantaſie und einer ſo zauberiſchen Geſtaltungskraft einen ſo vorurtheilsloſen, zerſetzend ſcharfen Geiſt verbinde. Wie ſollte man ſich's erklären, daß ein Dichter von ſo ſpecifiſch deutſcher Bildung und Gemüthsart ſich faſt mit der Spottſucht eines Pariſer Schöngeiſtes luſtig machte über die deutſche Gelehrſamkeit und über das ſchwerfällige deutſche Philiſterthum? Auf der einen Seite dieſe empfindſame Weichheit, dieſe zarten Lieder aus Veilchenduft und Mondenſchein, auf der andern dieſe kampfmuthige Begeiſterung für Freiheit und Gleichheit, für die angeborenen Menſchenrechte, für die demokratiſchen Ideen der franzöſiſchen Revolution! Wer in aller Welt, ſo erkundigte man ſich, iſt dieſer neue Alliierte Frankreichs, der unaufgefordert, aus eigner Überzeugung, zu uns gekommen, um das Gewicht ſeines Einfluſſes in die Schale unſerer Macht zu werfen? Denn wie ein mächtiger Alliierter erſchien er den Franzoſen, der freilich weder Geldmittel noch Kanonen zu ſeiner Verfügung hatte, dafür aber dem deutſchen wie dem franzöſiſchen Volke vielleicht Kanonen und Kriegskoſten erſparte, wenn der kosmopolitiſche Gedanke ſeiner Schriften in den Herzen beider Nationen ein vernehmliches Echo fand. Dieſer Eindruck erhöhte ſich noch, als im folgenden Frühjahr bei dem angeſehenen Buchhändler Eugène Renduel, dem Verleger der meiſten Werke der neuromantiſchen Schule, eine vollſtändige Überſetzung von Heine's „Franzöſiſchen Zuſtänden“ nebſt der unverſtümmelten Vorrede, und unter Hinzufügung des Aufſatzes über die Gemäldeausſtellung von 1831, erſchien. Die Elite der Pariſer Kritik begann ſich eingehend mit ſeinen Schriften zu beſchäftigen, und als Victor Bohain gegen Ende des Jahres 1832 den Plan zu einem großartigen Journalunternehmen von internationaler Bedeutung faſſte, beeilte er ſich, der neuen Zeitſchrift die hervorragende Mitwirkung Heine's zu ſichern.

Die „Europe littéraire“ — ſo nannte ſich das Blatt, welches, wie die meiſten Pariſer Zeitungen nach der Julirevolution, auf Aktien gegründet und auf den enormen Abſatz von 130,000 Exemplaren berechnet war — ſollte, mit Ausſchluſs aller Politik, nur der Wiſſenſchaft und den ſchönen Künſten gewidmet ſein, auf dieſen Gebieten aber eine möglichſt vollſtändige Überſicht der Beſtrebungen und Leiſtungen ſämmtlicher Völker der Neuzeit geben, und dadurch ein allgemeines Weltintereſſe erhalten. Unter den Stiftern figurierten auf dem Einladungsprogramme, neben dem Konſeilpräſidenten und den Miniſtern des Innern, der Finanzen und des öffentlichen Unterrichts, die geachtetſten Namen der verſchiedenen politiſchen Parteien. Die Redakteure knüpften im Voraus nicht allein mit den Akademien und gelehrten Geſellſchaften Frankreichs und der Hauptſtädte Europas Verbindungen an, ſondern ſie wandten ſich auch in direkten Zuſchriften an die Berühmtheiten der Kunſt und Wiſſenſchaft in der ganzen gebildeten Welt, um ſie, unter Zuſicherung eines glänzenden Honorars, als Mitarbeiter zu gewinnen. Victor Bohain trug Sorge dafür, daſs die von ihm ins Leben gerufene Schöpfung zugleich vor der Pariſer Geſellſchaft mit allem imponierenden Pomp eines von Hauſe aus völlig geſicherten Geſchäfts auftrete. Er gab ſeinen Mitarbeitern Diners von ausgeſuchter Feinheit, bei welchen der Champagner in Strömen floſs, er lud ſeine Aktionäre zu heiteren Feſten und Ballvergnügungen in den Redaktionsſälen der Zeitung ein, und rechnete ihnen für dieſe koſtſpielige Art der Reklame ſpäter hunderttauſend Franks Repräſentationskoſten an. Bei ſo verſchwenderiſcher Verwaltung war der anſehnliche Gründungsfond ſchon nach wenigen Monaten erſchöpft, und die „Europe littéraire“, deren erſte Folionummer am 15. Februar 1833 erſchien, brachte, trotz einer bedeutenden Abonnentenzahl, nicht einmal ihren erſten Jahrgang zu Ende.

Heine kam der Aufforderung Victor Bohain's, eine Reihe zuſammenhängender Artikel über die neuere deutſche Literatur für die „Europe littéraire" zu ſchreiben, um ſo bereitwilliger nach, als er dadurch eine erwünſchte Gelegenheit erhielt, ſich über die hervorragenden Schriftſteller der romantiſchen Schule in Deutſchland auszuſprechen, deren Werke von dem franzöſiſchen Publikum jener Tage ungebührlich überſchätzt, meiſt aber in durchaus falſchem Lichte betrachtet wurden. Indem er hiebei auf die Unterſchiede zwiſchen den deutſchen und den neufranzöſiſchen Romantikern hinwies, ſuchte er zugleich Letztere vor den unheilvollen Verirrungen der Erſteren zu warnen. Er zeigte in einem mit brennenden Farben ausgeführten Literaturbilde, wie die ernſtlich verſuchte Wiedererweckung der mittelalterlichen Poeſie die politiſche und Geiſtesfreiheit Deutſchlands aufs ſchlimmſte gefährdet habe, weil jene Poeſie in der ſpiritualiſtiſchen Idee des Chriſtenthums wurzele und mit der heutigen Weltanſicht in ſchroffem Kontraſt ſtehe. Bei den franzöſiſchen Romantikern entſpringe die Vorliebe für mittelalterliche Stoffe und die Hinneigung zu katholiſchen Tendenzen nur einem artiſtiſchen Intereſſe, während unſre deutſchen Romantiker, wie in der Kunſt, ſo auch im Leben, in Staat und Kirche, die ganze Feudalhierarchie der Vergangenheit wiederherſtellen wollten. Das eigentliche Weſen der romantiſchen Kunſt, im Gegenſatze zur klaſſiſchen oder antiken Kunſt, weiß Heine den Franzoſen mit vorzüglicher Klarheit zu veranſchaulichen. „Der Unterſchied," ſagt er 309), „beſteht darin, daß die plaſtiſchen Geſtalten in der antiken Kunſt ganz identiſch ſind mit dem Darzuſtellenden, mit der Idee, die der Künſtler darſtellen wollte, z. B. daß die Irrfahrten des Odyſſeus gar Nichts anders bedeuten als die Irrfahrten des Mannes, der ein Sohn des Laertes und Gemahl der Penelopeia war und Odyſſeus hieß; daß ferner der Bacchus, den wir im Louvre ſehen, Nichts anders iſt, als der anmuthige Sohn der Semele mit der kühnen Wehmuth in den Augen und der heiligen Wolluſt in den weich gewölbten Lippen. Anders iſt es in der romantiſchen Kunſt; da haben die Irrfahrten eines Ritters noch eine eſoteriſche Bedeutung, ſie deuten vielleicht auf die Irrfahrten des Lebens überhaupt; der Drache, der überwunden wird, iſt die Sünde; der Mandelbaum, der dem Helden aus der Ferne ſo tröſtlich zuduftet, Das iſt die Dreieinigkeit, Gott Vater und Gott Sohn und Gott Heiliger Geiſt, die zugleich Eins ausmachen, wie Nuß, Faſer und Kern dieſelbe Mandel ſind. Wenn Homer die Rüſtung eines Helden ſchildert, ſo iſt es eben Nichts anders als eine gute Rüſtung, die ſo und ſo viel' Ochſen werth iſt; wenn aber ein Mönch des Mittelalters in ſeinem Gedichte die Röcke der Muttergottes beſchreibt, ſo kann man ſich darauf verlaſſen, daſs er ſich unter dieſen Röcken eben ſo viele verſchiedene Tugenden denkt, daſs ein beſonderer Sinn verborgen iſt unter dieſen heiligen Bedeckungen der unbefleckten Jungfrauſchaft Mariä, welche auch, da ihr Sohn der Mandelkern iſt, ganz vernünftiger Weiſe als Mandelblüthe beſungen wird. Das iſt nun der Charakter der mittelalterlichen Poeſie, die wir die romantiſche nennen. Die klaſſiſche Kunſt hatte nur das Endliche darzuſtellen, und ihre Geſtalten konnten identiſch ſein mit der Idee des Künſtlers. Die romantiſche Kunſt hatte das Unendliche und lauter ſpiritualiſtiſche Beziehungen darzuſtellen oder vielmehr anzudeuten, und ſie nahm ihre Zuflucht zu einem Syſtem traditioneller Symbole, oder vielmehr zum Parabeliſchen, wie ſchon Chriſtus ſelbſt ſeine ſpiritualiſtiſchen Ideen durch allerlei ſchöne Parabeln deutlich zu machen ſuchte. Daher das Myſtiſche, Räthſelhafte, Wunderbare und Überſchwängliche in den Kunſtwerken des Mittelalters; die Phantaſie macht ihre entſetzlichſten Anſtrengungen, das Reingeiſtige durch ſinnliche Bilder darzuſtellen, und ſie erfindet die koloſſalſten Tollheiten, ſie ſtülpt den Pelion auf den Oſſa, den Parzival auf den Titurel, um den Himmel zu erreichen." — Nach einem aphoriſtiſchen Überblick über den Entwicklungsgang der verſchiedenen Künſte bis zum Reformationszeitalter, und weiter bis zum Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, charakteriſiert Heine, mit gerechter Würdigung ihrer Verdienſte, aber nicht minder mit nachſichtsloſer Beleuchtung ihrer Schwächen, die Hauptvertreter der romantiſchen Schule: die Brüder Schlegel, Tieck, Novalis, Brentano und Achim von Arnim, deren mit breitem Pinſel gemalten Porträtbildern in ſpäterer Ergänzung noch die Silhouetten von Jean Paul, Zacharias Werner, Fouqué und Uhland hinzugefügt wurden. Ohne Zweifel war Niemand beſſer geeignet, den Franzoſen die phantaſtiſche Wunderwelt der deutſchen Romantik zu erklären, als Heine, der ſelbſt den Einflüſſen der romantiſchen Poeſie einen Theil ſeiner ſchönſten Inſpirationen verdankte, und zwar ſpäter mit Oſtentation ihre Fahne verlaſſen hatte, aber, wie er am Abend ſeines Lebens bekannte[306]), „trotz ſeiner exterminatoriſchen Feldzüge gegen die Romantik, doch im Grunde ſeines Herzens ſtets ein Romantiker blieb." Auch in dieſer litterarhiſtoriſchen Studie, die zu den friſcheſten und wärmſten Erzeugniſſen ſeiner Muſe gehört, verleugnet ſich, bei aller leidenſchaftlichen Polemik wider die ultramontanen und reaktionären Auswüchſe der romantiſchen Richtung, nirgends die geheime Sympathie des Dichters mit den abenteuerlich bunten Gaukelſpielen der ſouveränen Phantaſie. Solche Widerſprüche können uns nicht wundern; entſpringen ſie doch eben- derſelben romantiſchen Laune, die auch in der Literatur und Politik nach ſubjektiven Eingebungen liebt oder haſſt. Am grauſamſten wird dem alten A. W. Schlegel mitgeſpielt — wir wiſſen, weshalb ſich Heine an Dieſem beſonders rächen zu müſſen glaubte — „Sie verſtehen mich: die Literatur, Das ſind wir und unſere Feinde," ſchrieb er an Immermann[400]), als er Denſelben gleichfalls zu Beiträgen für die „Europe littéraire" aufforderte.

Natürlich waren Heine's Belehrungen über deutſche Literatur, wenn auch urſprünglich für ein franzöſiſches Journal geſchrieben, doch nicht minder mit beſonderer Rückſichtenahme auf deutſche Leſer abgefaſſt. Eine deutſche Überſetzung des erſten Artikels kam ſchon Ende März 1833 bei Heideloff & Campe in Paris heraus, und ein Brief an Heinrich Laube beweiſt, wie großen Werth der Verfaſſer dieſem Aufſatze beimaß. „Es war nöthig," ſagte er[401]), „nach Goethe's Tode dem deutſchen Publikum eine literariſche Abrechnung zu überſchicken. Fängt jetzt eine neue Literatur an, ſo iſt dies Büchlein auch zugleich ihr Programm, und ich, mehr als jeder Andere, muſſte wohl Dergleichen geben." Dem entſprechend heißt es in den Einleitungsworten ſeines Aufſatzes[402]): „Die Meiſten glauben, mit dem Tode Goethe's beginne in Deutſchland eine neue literariſche Periode, mit ihm ſei auch das alte Deutſchland zu Grabe gegangen, die ariſtokratiſche Zeit der Literatur ſei zu Ende, die demokratiſche beginne, oder, wie ſich ein franzöſiſcher Journaliſt jüngſt ausdrückte, ‚der Geiſt der Einzelnen habe aufgehört, der Geiſt Aller habe angefangen.'" Wenn Heine dieſer ſaint-ſimoniſtiſchen Charakteriſtik der literariſchen Entwicklung auch nicht vollſtändig beipflichtete, ſo war doch gerade er es geweſen, der ſeit Jahren die Endſchaft jener ‚Goethe'ſchen Kunſtperiode' verkündet hatte, die, wie er ihr nicht mit Unrecht vorwarf, einen quietiſierenden Einfluſs auf die deutſche Jugend übte und einer politiſchen Regeneration unſeres Vaterlandes bedenklich entgegenwirkte. Und auf die ſaint-ſimoniſtiſche Doktrin von der „Rehabilitation des Fleiſches," auf eine Fortſetzung der ſocialen Revolution, welche zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Frankreich begonnen war, kommt zuletzt doch immer ſein „Programm der neuen Literatur“ hinaus[303]): „Das Wiſſen, die Erkenntnis der Dinge durch die Vernunft, die Wiſſenſchaft, giebt uns endlich die Genüſſe, um die uns der Glaube, das katholiſche Chriſtenthum, ſo lange geprellt hat; wir erkennen, daſs die Menſchen nicht bloß zu einer himmliſchen, ſondern auch zu einer irdiſchen Gleichheit berufen ſind; die politiſche Brüderſchaft, die uns von der Philoſophie gepredigt wird, iſt uns wohlthätiger als die rein geiſtige Brüderſchaft, wozu uns das Chriſtenthum verholfen; und das Wiſſen wird Wort, und das Wort wird That, und wir können noch bei Lebzeiten auf dieſer Erde ſelig werden; — wenn wir dann noch obendrein der himmliſchen Seligkeit, die uns das Chriſtenthum ſo beſtimmt verſpricht, nach dem Tode theilhaftig werden, ſo ſoll uns Das ſehr lieb ſein.“

Eine weitere theoretiſche Begründung des neuen ſenſualiſtiſchen Evangeliums verſuchte Heine in den Beiträgen „Zur Geſchichte der Religion und Philoſophie in Deutſchland,“ welche er zuerſt in der „Revue des deux mondes“ vom 1. März, 15. November und 15. December 1834 veröffentlichte, um ſie dann ſeinem Buche „De l'Allemagne“ einzufügen, durch das er dem franzöſiſchen Publikum eine tiefere Einſicht in das geiſtige Leben Deutſchlands gewähren wollte, als ſie aus dem unter A. W. von Schlegel's Einflüſſen entſtandenen, gleichnamigen Werke der Frau von Staël zu ſchöpfen war. Mit Recht bezeichnet er letzteres als ein Koteriebuch, das nur mit Vorſicht zu gebrauchen ſei. „Wo ſie ganz ſelbſt iſt,“ bemerkt er[304]), „wo die großfühlende Frau ſich unmittelbar ausſpricht mit ihrem ganzen ſtrahlenden Herzen, mit dem ganzen Feuerwerk ihrer Geiſtesraketen und brillanten Tollheiten, da iſt ihr Buch gut und vortrefflich. Sobald ſie aber fremden Einflüſterungen gehorcht, ſobald ſie einer Schule huldigt, deren Weſen ihr ganz fremd und unbegreifbar iſt, ſobald ſie durch die Anpreiſung dieſer Schule gewiſſe ultramontane Tendenzen befördert, die mit ihrer proteſtantiſchen Klarheit in direktem Widerſpruche ſind, da iſt ihr Buch kläglich und ungenießbar. Dazu kommt noch, daſs ſie, außer den unbewuſsten, auch noch bewuſste Parteilichkeiten ausübt, daſs ſie durch die Lobpreiſung des geiſtigen Lebens, des Idealismus in Deutſchland, eigentlich den damaligen Realismus der Franzoſen, die materielle Herrlichkeit der Kaiſerperiode, frondieren will. Ihr Buch ‚De l'Allemagne‘ gleicht in dieſer Hinſicht der ‚Germania‘ des Tacitus, der vielleicht ebenfalls durch ſeine Apologie der Deutſchen eine indirekte Satire gegen ſeine Landsleute ſchreiben wollte.“ Derſelbe Vorwurf parteilicher Einſeitigkeit läſſt ſich aber in gleichem Maße gegen Heine's Darſtellung der philoſophiſchen Entwicklung in Deutſchland erheben. Auch ihm war es minder um eine korrekte wiſſenſchaftliche Berichterſtattung, als vielmehr darum zu thun, der philoſophiſchen Rüſtkammer Waffen zum Kampfe wider die ſpiritualiſtiſche Weltanſchauung zu entlehnen, den auf das Chriſtenthum vererbten judäiſchen Deismus als einen von der Wiſſenſchaft längſt überwundenen Standpunkt zu charakteriſieren, und für jene pantheiſtiſche Religion Propaganda zu machen, die er als den urſprünglichen Nationalglauben Europa's, vor Allem der germaniſchen Völker, und als das öffentliche Geheimnis in Deutſchland bezeichnete. „Der Pantheismus,“ behauptete er[408]): „iſt die Religion unſerer größten Denker, unſerer beſten Künſtler, und der Deismus iſt dort längſt in der Theorie geſtürzt. Er erhält ſich nur noch in der gedankenloſen Maſſe, ohne vernünftige Berechtigung, wie ſo manches Andere. In der That, wir ſind dem Deismus entwachſen. Wir ſind frei und wollen keines donnernden Tyrannen. Wir ſind mündig und bedürfen keiner väterlichen Vorſorge. Auch ſind wir keine Machwerke eines großen Mechanikus. Der Deismus iſt eine Religion für Knechte, für Kinder, für Genfer, für Uhrmacher.“ In der Vorrede zur zweiten Auflage des zweiten „Salon“-Bandes, welcher die deutſche Verſion dieſer religionsgeſchichtlichen Arbeit enthielt, und in den „Geſtändniſſen“ hat der Verfaſſer freilich nachmals auf ſeinem Krankenlager, als „ſeine Anſichten über göttliche Dinge ſich bedenklich geändert“ hatten, eine Art Widerruf dieſer Behauptungen veröffentlicht. „Es wäre mir lieb,“ ſagt er dort[409]), „wenn ich das Buch ganz ungedruckt laſſen könnte. Aber der Pfeil gehört nicht mehr dem Schützen, ſobald er von der Sehne des Bogens fortfliegt, und das Wort gehört nicht mehr dem Sprecher, ſobald es ſeiner Lippe entſprungen und gar durch die Preſſe vervielfältigt worden . . . Einem ehrlichen Manne bleibt jedoch unter allen Umſtänden das Recht, ſeinen Irrthum offen zu geſtehen, und ich will es ohne Scheu hier ausüben. Ich bekenne daher unumwunden, daſs Alles, was in dieſem Buche namentlich auf die große Gottesfrage Bezug hat, eben ſo falſch wie unbeſonnen iſt. Ebenſo unbeſonnen wie falſch iſt die Behauptung, die ich der Schule nachſprach, daſs der Deismus in der Theorie zu Grunde gerichtet ſei und ſich nur noch in der Erſcheinungswelt kümmerlich hinfriſte. Nein, es iſt nicht wahr, daſs die Vernunftkritik, welche die Beweisthümer für das Daſein Gottes, wie wir dieſelben ſeit Anſelm von Canterbury kennen, zernichtet hat, auch dem Daſein Gottes ſelber ein Ende gemacht habe. Der Deismus lebt, lebt ſein lebendigſtes Leben, er iſt nicht todt, und am allerwenigſten hat ihn die neueſte deutſche Philoſophie getödtet.“ Zu dieſem ſpäteren Widerrufe war allerdings einiger Grund vorhanden; denn Heine hatte, wie oben ſchon angedeutet ward, in propagandiſtiſchem Eifer die Thatſachen der religiöſen und philoſophiſchen Entwicklung in Deutſchland ziemlich tendenziös dargeſtellt und manche überdreiſte Behauptung gewagt, die ſich vor dem Forum wiſſenſchaftlicher Objektivität ſchwer vertreten ließ.

Das Hauptverdienſt ſeiner Arbeit war die unvergleichlich klare, allgemein verſtändliche Behandlungsart eines Stoffes, der bisher nur in dem Kauderwälſch einer gelehrten Terminologie erörtert zu werden pflegte. Heine plauderte, ſo zu ſagen, das Schulgeheimnis der deutſchen Philoſophie auf öffentlichem Markte aus, er zeigte, daſs es möglich ſei, tiefſinnige Betrachtungen über die abſtrakteſten Begriffe in eleganteſtem Salon-Franzöſiſch wie in ſchönſtgeſchliffener deutſcher Proſa anzuſtellen. Wie er in ſeinen Literaturberichten das Weſen der romantiſchen im Gegenſatze zur klaſſiſchen Dichtung überaus klar definiert hatte, ſo macht er in ſeinen Aufſätzen über Religion und Philoſophie einen ſeltſam populären Gebrauch von den Begriffen „Spiritualismus“ und „Senſualismus,“ und führt auf den Gegenſtreit dieſer beiden alle religiöſen Erſcheinungen des modernen Lebens ſeit der Reformation zurück. Er bedient ſich nämlich jener Worte nicht, wie die franzöſiſchen Philoſophen, zur Bezeichnung der entgegenſtehenden Anſichten über die Natur unſerer Erkenntniſſe, ſondern zur Unterſcheidung zweier ſocialer Syſteme, „wovon das eine, der Spiritualismus, auf dem Grundſatze baſiert iſt, daſs man alle Anſprüche der Sinne verachten muſs, um ausſchließlich dem Geiſte die Herrſchaft zu gewähren, der, nach alleiniger Herrſchaft ſtrebend, die Materie zu zertreten, wenigſtens zu fletrieren ſucht; während das andere Syſtem, der Senſualismus, die Rechte des Fleiſches wieder in Anſpruch nimmt, welche man weder vernichten ſoll noch kann407).“ Die ganze chriſtliche Welthiſtorie iſt nach ſeiner Schilderung nur die Geſchichte des erbitterten Kampfes zwiſchen dieſen beiden Syſtemen. Das Chriſtenthum hat die altperſiſchen und indiſch-gnoſtiſchen Ideen von einem guten und böſen Principe, den Abfall der Menſchen von Gott und ihre Errettung durch einen menſchgewordenen Gott mit den deiſtiſchen Vorſtellungen des Judenthumes verbunden. Als die Bedingung des Erlöſtwerdens predigte es die Abtödtung des Fleiſches, rief dadurch den Zwieſpalt zwiſchen Geiſt und Sinnlichkeit mit verſtärkter Gewalt hervor, und unterhielt ihn auf künſtliche Weiſe. Wie das Chriſtenthum den Olymp zerſtört hatte, ſo verdarb und verfälſchte es auch, als ein fremdes Element ſich einmiſchend, den altgermaniſchen, pantheiſtiſchen Naturglauben; an die Stelle einer durchgötterten Natur trat eine durchteufelte. Der Katholicismus war nur ein Waffenſtillſtand in dem Kampfe des Spiritualismus mit dem Senſualismus, ein Konkordat zwiſchen Gott und dem Teufel. Die Reformation, ſo dociert Heine weiter[408]), „der Kampf gegen den Katholicismus in Deutſchland war Nichts anders als ein Krieg, den der Spiritualismus begann, als er einſah, daſs er nur den Titel der Herrſchaft führte und nur de jure herrſchte, während der Senſualismus durch hergebrachten Unterſchleif die wirkliche Herrſchaft ausübte und de facto herrſchte; — die Ablaſskrämer wurden fortgejagt, die hübſchen Prieſterkonkubinen wurden gegen kalte Eheweiber umgetauſcht, die reizenden Madonnenbilder wurden zerbrochen, es entſtand hie und da der ſinnenfeindlichſte Puritanismus . . . Aber Dieſes gilt nur vom Anfang der Reformation; ſobald der Spiritualismus in das alte Kirchengebäude Breſche geſchoſſen, ſtürzte der Senſualismus hervor mit all ſeiner langverhaltenen Gluth, und Deutſchland wurde der wilde Tummelplatz von Freiheitsrauſch und Sinnenluſt. Die unterdrückten Bauern hatten in der neuen Lehre geiſtliche Waffen gefunden, mit denen ſie den Krieg gegen die Ariſtokratie führen konnten, die Luſt zu einem ſolchen Kriege war ſchon ſeit anderhalb Jahrhundert vorhanden. Zu Münſter lief der Senſualismus nackt durch die Straßen, in der Geſtalt des Jan van Leyden, und legte ſich mit ſeinen zwölf Weibern in jene große Bettſtelle, welche noch heute auf dem dortigen Rathhauſe zu ſehen iſt. Die Kloſterpforten öffneten ſich überall, und Nonnen und Mönchlein ſtürzten ſich in die Arme und ſchnäbelten ſich. Ja, die äußere Geſchichte jener Zeit beſteht faſt aus lauter ſenſualiſtiſchen Emeuten; wie wenig Reſultate davon geblieben, wie der Spiritualismus jene Tumultuanten wieder unterdrückte, wie er allmählich im Norden ſeine Herrſchaft ſicherte, aber durch einen Feind, den er im eigenen Buſen erzogen, nämlich durch die Philoſophie, zu Tode verwundet wurde, ſehen wir ſpäter.“ Den Kampf gegen den Katholicismus in Frankreich während des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts charakteriſiert Heine hingegen[409]) als einen Krieg, „den der Senſualismus begann, als er ſah, daſs er de facto herrſchte und dennoch jeder Akt ſeiner Herrſchaft von dem Spiritualismus, der de jure zu herrſchen behauptete, als illegitim verhöhnt und in der empfindlichſten Weiſe fletriert wurde. Statt daß man in Deutſchland mit keuſchem Ernſt kämpfte, kämpfte man in Frankreich mit ſchlüpfrigem Spaße; und ſtatt daß man dort eine theologiſche Disputation führte, dichtete man hier irgend eine luſtige Satire." Nach Heine's Darſtellung verſchwand durch den Sieg des Proteſtantismus das indiſch-gnoſtiſche Element aus der chriſtlichen Religion, während das judäiſch-deiſtiſche Element ſich darin wieder machtvoll erhob 110): „Es entſteht das evangeliſche Chriſtenthum. Indem die nothwendigſten Anſprüche der Materie nicht bloß berückſichtigt, ſondern auch legitimiert werden, wird die Religion wieder eine Wahrheit. Der Prieſter wird Menſch, und nimmt ein Weib und zeugt Kinder, wie Gott es verlangt. Dagegen Gott ſelbſt wird wieder ein himmliſcher Hageſtolz ohne Familie; die Legitimität ſeines Sohnes wird beſtritten; die Heiligen werden abgedankt; den Engeln werden die Flügel beſchnitten; die Mutter Gottes verliert alle ihre Anſprüche an die himmliſche Krone, und es wird ihr unterſagt, Wunder zu thun. Überhaupt von nun an, beſonders ſeit die Naturwiſſenſchaften ſo große Fortſchritte machen, hören die Wunder auf." Andererſeits betont Heine vor Allem die Thatſache, daß durch Luther's Erklärung, man müſſe ſeine Lehre entweder durch die Bibel ſelbſt oder durch vernünftige Gründe widerlegen, der menſchlichen Vernunft nicht nur das Recht der Bibelauslegung eingeräumt, ſondern ſie, die Vernunft, zugleich als oberſte Richterin in allen religiöſen Streitfragen anerkannt wurde 111). „Dadurch entſtand in Deutſchland die ſogenannte Geiſtesfreiheit, oder, wie man ſie ebenfalls nennt, die Denkfreiheit. Das Denken ward ein Recht, und die Befugniſſe der Vernunft wurden legitim. Jetzt, ſeit Luther, machte man keine ſcholaſtiſche Diſtinktion mehr zwiſchen theologiſcher und philoſophiſcher Wahrheit, und man disputierte auf öffentlichem Markt und in der deutſchen Landesſprache und ohne Scheu und Furcht. Die Fürſten, welche die Reformation annahmen, haben dieſe Denkfreiheit legitimiſiert, und eine wichtige, weltwichtige Blüthe derſelben iſt die deutſche Philoſophie." Im weiteren Verlauf ſeiner Entwicklungen ſucht Heine nun den Nachweis zu liefern, wie dieſe Philoſophie keineswegs eine myſtiſche Träumerei war, ſondern mit unerbittlicher Logik die jüdiſch-deiſtiſche Weltanſchauung des Proteſtantismus zerſtörte, und in der Schelling'ſchen Naturphiloſophie endlich zur Verſöhnung des uralten Gegenſatzes zwiſchen Geiſt und Materie gelangte, indem ſie die abſolute Identität beider als das Gott-Welt-All begriff. Der (auf S. 217 erwähnte) Vergleich dieſer unſerer geiſtigen Revolution mit der materiellen Revolution in Frankreich ſeit Ende des vorigen Jahrhunderts wird zugleich näher ausgeführt, ja, am Schluſſe des dritten Buches ſpringt der vorher nur leiſe angedeutete Grundgedanke, daß Deutſchland, nachdem es ſich in den Angelegenheiten der Religion und der Philoſophie ſo konſequent gezeigt, nun auch mit gleicher Konſequenz ſeine politiſch-ſociale Revolution machen werde, in leuchtender Klarheit hervor und erhebt ſich zu den prophetiſchen Worten***): „Die deutſche Philoſophie iſt eine wichtige, das ganze Menſchengeſchlecht betreffende Angelegenheit, und erſt die ſpäteſten Enkel werden darüber entſcheiden können, ob wir dafür zu tadeln oder zu loben ſind, daß wir erſt unſere Philoſophie und hernach unſere Revolution ausarbeiteten. Mich dünkt, ein methodiſches Volk, wie wir, müſſte mit der Reformation beginnen, konnte erſt hierauf ſich mit der Philoſophie beſchäftigen, und durfte nur nach deren Vollendung zur politiſchen Reformation übergehen. Dieſe Ordnung finde ich ganz vernünftig. Die Köpfe, welche die Philoſophie zum Nachdenken benutzt hat, kann die Revolution nachher zu beliebigen Zwecken abſchlagen. Die Philoſophie hätte aber nimmermehr die Köpfe gebrauchen können, die von der Revolution, wenn dieſe ihr vorherging, abgeſchlagen worden wären. Laſſt euch aber nicht bange ſein, ihr deutſchen Republikaner; die deutſche Revolution wird darum nicht milder und ſanfter ausfallen, weil ihr die Kant'ſche Kritik, der Fichte'ſche Transcendentalidealismus und gar die Naturphiloſophie vorausging. Durch dieſe Doktrinen haben ſich revolutionäre Kräfte entwickelt, die nur des Tages harren, wo ſie hervorbrechen und die Welt mit Entſetzen und Bewunderung erfüllen können. Es werden Kantianer zum Vorſchein kommen, die auch in der Erſcheinungswelt von keiner Pietät Etwas wiſſen wollen und erbarmungslos mit Schwert und Beil den Boden unſeres europäiſchen Lebens durchwühlen, um auch die letzten Wurzeln der Vergangenheit auszurotten. Es werden bewaffnete Fichteaner auf den Schauplatz treten, die in ihrem Willens-Fanatismus weder durch Furcht noch durch Eigennutz zu bändigen ſind; denn ſie leben im Geiſt, ſie trotzen der Materie, gleich den erſten Chriſten, die man ebenfalls weder durch leibliche Qualen, noch durch leibliche Genüſſe bezwingen konnte; ja, ſolche Transcendentalidealiſten wären bei einer geſellſchaftlichen Umwälzung ſogar noch unbeugſamer als die erſten Chriſten, da Dieſe die irdiſche Marter ertrugen, um dadurch zur himmliſchen

Seligkeit zu gelangen, der Transcendentalidealiſt aber die Marter ſelbſt für eitel Schein hält und unerreichbar iſt in der Verſchanzung des eigenen Gedankens. Doch noch ſchrecklicher als Alles wären Naturphiloſophen, die handelnd eingriffen in eine deutſche Revolution und ſich mit dem Zerſtörungswerk ſelbſt identificieren würden. Denn wenn die Hand des Kantianers ſtark und ſicher zuſchlägt, weil ſein Herz von keiner traditionellen Ehrfurcht bewegt wird; wenn der Fichteaner muthvoll jeder Gefahr trotzt, weil ſie für ihn in der Realität gar nicht exiſtiert: ſo wird der Naturphiloſoph dadurch furchtbar ſein, daß er mit den urſprünglichen Gewalten der Natur in Verbindung tritt, daß er die dämoniſchen Kräfte des altgermaniſchen Pantheismus beſchwören kann, und daß alsdann in ihm jene Kampfluſt erwacht, die wir bei den alten Deutſchen finden, und die nicht kämpft, um zu vernichten, noch um zu ſiegen, ſondern bloß um zu kämpfen. Das Chriſtenthum — und Das iſt ſein ſchönſtes Verdienſt — hat jene brutale germaniſche Kampfluſt einigermaßen beſänftigt, konnte ſie jedoch nicht zerſtören, und wenn einſt der zähmende Talisman, das Kreuz, zerbricht, dann raſſelt wieder empor die Wildheit der alten Kämpfer, die unſinnige Berſerkerwuth, wovon die nordiſchen Dichter ſo viel ſingen und ſagen. Jener Talisman iſt morſch, und kommen wird der Tag, wo er kläglich zuſammenbricht. Die alten ſteinernen Götter erheben ſich dann aus dem verſchollenen Schutt und reiben ſich den tauſendjährigen Staub aus den Augen, und Thor mit dem Rieſenhammer ſpringt endlich empor und zerſchlägt die gothiſchen Dome . . . Und die Stunde wird kommen. Wie auf den Stufen eines Amphitheaters werden die Völker ſich um Deutſchland herumgruppieren, um die großen Kampfſpiele zu betrachten. Wenn ihr dann das Gepolter und Geklirre hört, hütet euch, ihr Nachbarskinder, ihr Franzoſen, und miſcht euch nicht in die Geſchäfte, die wir zu Hauſe in Deutſchland vollbringen. Es könnte euch ſchlecht bekommen. Hütet euch das Feuer anzufachen, hütet euch es zu löſchen. Ihr könntet euch leicht an den Flammen die Finger verbrennen. Lächelt nicht über meinen Rath, den Rath eines Träumers, der euch vor Kantianern, Fichteanern und Naturphiloſophen warnt. Lächelt nicht über den Phantaſten, der im Reiche der Erſcheinungen dieſelbe Revolution erwartet, die im Gebiet des Geiſtes ſtattgefunden. Der Gedanke geht der That voraus, wie der Blitz dem Donner. Der deutſche Donner iſt freilich auch ein Deutſcher, und iſt nicht ſehr gelenkig, und kommt etwas langſam herangerollt; aber kommen wird er, und wenn ihr es einſt krachen hört, wie es noch niemals in der Weltgeſchichte gekracht hat, ſo wiſſt: der deutſche Donner hat endlich ſein Ziel erreicht. Bei dieſem Geräuſche werden die Adler aus der Luft todt niederfallen, und die Löwen in der fernſten Wüſte Afrikas werden die Schwänze einkneifen und ſich in ihren königlichen Höhlen verkriechen. Es wird ein Stück aufgeführt werden in Deutſchland, wogegen die franzöſiſche Revolution nur wie eine harmloſe Idylle erſcheinen möchte."

In der deutſchen Ausgabe dieſes Werkes, die im Januar 1835 erſchien und von Campe gegen den Willen des Verfaſſers wieder eigenmächtig zur Cenſur gegeben ward, tilgte der Rothſtift des Cenſors nicht allein dieſe bedeutungsvolle Schlußſtelle, ſondern auch ſämmtliche übrigen politiſchen Anſpielungen. Heine war nicht wenig empört über ſolche Verſtümmelung ſeines Buches, und erließ ſofort einen Proteſt gegen dieſelbe in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung"[114]. Die deutſche Schriftſtellerei wurde ihm mehr und mehr verleidet, und er drohte ſie ganz aufzugeben, wenn es nicht möglich ſei, dem Publikum ſeine Gedanken in unverfälſchter Geſtalt mitzutheilen[115]. „Sonderbar!" hatte eine direkt gegen die Cenſur gerichtete, aber von dieſer gleichfalls ausgemerzte Stelle ſeines Buches gelautet[116]. „Wir Deutſchen ſind das ſtärkſte und das klügſte Volk. Unſere Fürſtengeſchlechter ſitzen auf allen Thronen Europas, unſere Rothſchilde beherrſchen alle Börſen der Welt, unſere Gelehrten regieren in allen Wiſſenſchaften, wir haben das Pulver erfunden und die Buchdruckerei; — und dennoch, wer bei uns eine Piſtole losſchießt, bezahlt drei Thaler Strafe, und wenn wir in den ‚Hamburger Korreſpondent' ſetzen wollen: ‚Meine liebe Gattin iſt in Wochen gekommen mit einem Töchterlein, ſchön wie die Freiheit!' dann greift der Herr Doktor Hoffmann zu ſeinem Rothſtift und ſtreicht uns ‚die Freiheit.' Wird Dieſes noch lange geſchehen können? Ich weiß nicht. Aber ich weiß, die Frage der Preßfreiheit, die jetzt in Deutſchland ſo heftig diskutiert wird, knüpft ſich bedeutungsvoll an die obigen Betrachtungen, und ich glaube, ihre Löſung iſt nicht ſchwer, wenn man bedenkt, daß die Preßfreiheit nichts Anderes iſt als die Konſequenz der Denkfreiheit und folglich ein proteſtantiſches Recht. Für Rechte dieſer Art hat der Deutſche ſchon ſein beſtes Blut gegeben, und er dürfte wohl dahin gebracht werden, noch einmal in die Schranken zu treten." Beſonders widerwärtig fühlte ſich Heine durch den Umſtand berührt, daß die patriotiſche Bedeutung ſeines Buches durch die vorgenommenen Austilgungen völlig verdeckt werden und faſt nur noch die theologiſche Polemik zurückgeblieben war[110]: „Hier fehlte ein Beiwort, dort ein Zwiſchenſatz, ganze Stellen waren ausgelaſſen, ohne Rückſicht auf die Übergänge, ſo daſs nicht bloß der Sinn, ſondern manchmal die Geſinnung ſelbſt verſchwand. Viel mehr die Furcht Cäſar's, als die Furcht Gottes, leitete die Hand bei dieſen Verſtümmelungen, und während ſie alles politiſch Verfängliche ängſtlich ausmerzte, verſchonte ſie ſelbſt das Bedenklichſte, das auf Religion Bezug hatte. So ging die eigentliche Tendenz dieſes Buches, welche eine patriotiſch-demokratiſche war, verloren, und unheimlich ſtarrte mir daraus ein ganz fremder Geiſt entgegen, welcher an ſcholaſtiſch-theologiſche Klopffechtereien erinnert, und meinem humaniſtiſch-toleranten Naturell tief zuwider iſt.“ Den Gegnern des Dichters war durch ſolche Miſshandlung ſeiner Werke von Seiten der Cenſur vollauf Gelegenheit zur Verdächtigung ſeiner patriotiſchen Geſinnung geboten; denn jede Kundgabe ſeiner politiſchen Anſichten war ihm während einer langen Periode in Deutſchland faſt unmöglich gemacht, und die franzöſiſchen Ausgaben ſeiner Schriften, in denen er ſich ungehindert ausſprechen konnte, hätten dort immer nur einen beſchränkten Leſerkreis gefunden, auch wenn ihre Anſchaffung nicht, wie in Preußen, durch Debitverbote erſchwert worden wäre. Die nach Heine's Tode veröffentlichte Geſammtausgabe ſeiner Werke, in welcher die meiſten Cenſurlücken durch Vergleichung der Originalmanuſkripte und der franzöſiſchen Ausgaben ergänzt, und ſämmtliche Abweichungen der letzteren in den Textnoten aufgeführt ſind, widerlegt die irrige Meinung, als hätte der Verfaſſer, wie ihm eine deutſchthümelnde Kritik ſo oftmals zum Vorwurfe gemacht, in ſeinem Buche „De l'Allemagne“ und ſpäteren Schriften den Franzoſen unwürdig geſchmeichelt und die Herrlichkeit des deutſchen Geiſtes auf Koſten des Auslandes herabgeſetzt. Wir denken mit Wienbarg[111], daſs der Eindruck, den dieſe Revue der religiöſen und philoſophiſchen Streitkräfte Deutſchlands auf die Franzoſen machen muſste, eher demüthigend als erhebend für ihre Nationaleitelkeit war. Die Art und Weiſe, wie er ſich über „die providentielle Unwiſſenheit des großen Eklektikers Victor Couſin“ luſtig macht, welcher von der deutſchen Philoſophie, die er in Frankreich lehren wollte, nicht das Mindeſte verſtanden[112], vor Allem aber die derbe Warnung an die Franzoſen, ſich, was auch immer in Deutſchland vorgehen möge, vor jeder Einmiſchung in unſere Angelegenheiten zu hüten, ſind wohl Alles eher, als eine Verleugnung der patriotiſchen Geſinnung oder ein Verrath des deutſchen Geiſtes an das Ausland.

Heine muſſte ſich freilich, ſo gut wie Börne, daran gewöhnen, ſeinen Spott über die Gebrechen der heimiſchen Zuſtände von böswilligen Gegnern als eine Schmähung der deutſchen Nation ausgelegt zu ſehen, und bitter genug klagt er häufig über ſolche perfide Interpretation [illegible]): „Äußerte ich mich in meinem Unmuth über das alte, officielle Deutſchland, das verſchimmelte Philiſterland, ſo wuſſte man Das, was ich ſagte, ſo darzuſtellen, als ſei hier die Rede von dem wirklichen Deutſchland, dem großen, geheimnisvollen, ſo zu ſagen anonymen Deutſchland des deutſchen Volkes, des ſchlafenden Souveränen, mit deſſen Scepter und Krone die Meerkatzen ſpielen.“ Dies ſchlummernde Deutſchland der Zukunft zu wecken, war ja der ſehnſüchtige Traum ſeines ganzen Lebens und die Triebfeder ſeiner ganzen politiſchen Schriftſtellerei. Ungeduldig ruft er einmal aus [illegible]): „Vermag der Geiſt der Revolution etwa nicht durch die Vernunft das deutſche Volk aufzurütteln? iſt es vielleicht die Aufgabe der Thorheit, dies große Werk zu vollenden? Wenn ihm das Blut einmal ſiedend zu Kopfe ſteigt, wenn es ſein Herz wieder ſchlagen fühlt, wird das Volk nicht mehr auf den frommen Singſang bairiſcher Scheinheiligen, noch auf das myſtiſche Geſchwätz ſchwäbiſcher Faſler hören; ſein Ohr wird nur noch die laute Stimme des Mannes vernehmen. Wer iſt dieſer Mann? Es iſt der Mann, den das deutſche Volk erwartet, der Mann, welcher ihm endlich das Leben und das Glück verſchaffen wird, das Glück und das Leben, nach denen es ſo lange in ſeinen Träumen geſchmachtet. Was zögerſt du noch, du, den die Greiſe mit ſo brennender Sehnſucht verkündet haben, du, den die Jugend ſo ungeduldig erwartet, du, der als Scepter den Zauberſtab der Freiheit und die kreuzloſe Kaiſerkrone trägt?“ — Wenn es über Heine's patriotiſche Geſinnungen zu urtheilen gilt, ſo dürfen wir vor Allem nicht vergeſſen, daſs er von ſeinem demokratiſch-koſmopolitiſchen Standpunkte unmöglich eine Sympathie für jenen chriſtlich-germaniſchen Patriotismus hegen konnte, der ſich nach den Befreiungskriegen in Anlehnung an die mittelalterlich reaktionären Tendenzen der romantiſchen Schule entwickelt hatte. Über dieſen falſchen und engherzigen Patriotismus, der zuletzt in den einſeitigſten Franzoſenhaſs ausartete, ſpottet er bei jeder Gelegenheit und will Nichts mit demſelben zu ſchaffen haben. Wuſſte er doch nur zu wohl, daſs dieſe „Phariſäer der Nationalität,“ die ihren Patriotismus ſo prunkend zur Schau trugen, Hand in Hand mit den Antipathien der Regierungen wider jeden politiſchen Fortſchritt gingen, und die unverſöhnlichſten Feinde jenes humaniſtiſchen Weltbürgerthumes waren, deſſen Förderung er als ſeine wichtigſte Aufgabe betrachtete. Er antwortet ihren verdächtigenden Anſchuldigungen mehr als einmal mit ſatiriſchen Geißelhieben, am ſchärfſten aber in folgender Stelle der Vorrede zum „Wintermärchen“ ***): „Wir ſind im Herzen gewappnet gegen das Mißfallen dieſer heldenmüthigen Lakaien in ſchwarz-roth-goldner Livree. Ich höre ſchon ihre Bierſtimmen: ‚Du läſterſt ſogar unſere Farben, Verächter des Vaterlands, Freund der Franzoſen, denen du den freien Rhein abtreten willſt!‘ Beruhigt euch. Ich werde eure Farben achten und ehren, wenn ſie es verdienen, wenn ſie nicht mehr eine müßige oder knechtiſche Spielerei ſind. Pflanzt die ſchwarz-roth-goldne Fahne auf die Höhe des deutſchen Gedankens, macht ſie zur Standarte des freien Menſchenthums, und ich will mein beſtes Herzblut für ſie hingeben. Beruhigt euch, ich liebe das Vaterland eben ſo ſehr wie ihr. Wegen dieſer Liebe habe ich dreizehn Lebensjahre im Exile verlebt, und wegen eben dieſer Liebe kehre ich wieder zurück ins Exil, vielleicht für immer, jedenfalls ohne zu flennen oder eine ſchiefmäulige Duldergrimaſſe zu ſchneiden. Ich bin der Freund der Franzoſen, wie ich der Freund aller Menſchen bin, wenn ſie gut und vernünftig ſind, und weil ich ſelber nicht ſo dumm oder ſo ſchlecht bin, als daß ich wünſchen ſollte, daß meine Deutſchen und die Franzoſen, die beiden auserwählten Völker der Humanität, ſich die Hälſe brächen zum Beſten von England und Rußland und zur Schadenfreude aller Junker und Pfaffen dieſes Erdballs. Seid ruhig, ich werde den Rhein nimmermehr den Franzoſen abtreten, ſchon aus dem ganz einfachen Grunde, weil mir der Rhein gehört. Ja, mir gehört er, durch unveräußerliches Geburtsrecht, ich bin des freien Rheins noch weit freierer Sohn, an ſeinem Ufer ſtand meine Wiege, und ich ſehe gar nicht ein, warum der Rhein irgend einem Andern gehören ſoll, als den Landeskindern. Elſaß und Lothringen kann ich freilich dem deutſchen Reiche nicht ſo leicht einverleiben, wie ihr es thut, denn die Leute in jenen Landen hängen feſt an Frankreich wegen der Rechte, die ſie durch die franzöſiſche Staatsumwälzung gewonnen, wegen jener Gleichheitsgeſetze und freien Inſtitutionen, die dem bürgerlichen Gemüthe ſehr angenehm ſind, aber dem Magen der großen Menge dennoch Vieles zu wünſchen übrig laſſen. Indeſſen, die Elſaſſer und Lothringer werden ſich wieder an Deutſchland anſchließen, wenn wir Das vollenden, was die Franzoſen begonnen haben, wenn wir Dieſe überflügeln in der That, wie wir es ſchon gethan im Gedanken, wenn wir uns bis zu den letzten Folgerungen deſſelben emporſchwingen, wenn wir die Dienſtbarkeit bis in ihrem letzten Schlupfwinkel, dem Himmel, zerſtören, wenn wir den Gott, der auf Erden im Menſchen wohnt, aus ſeiner Erniedrigung retten, wenn wir die Erlöſer Gottes werden, wenn wir das arme, glückenterbte Volk und den verhöhnten Genius und die geſchändete Schönheit wieder in ihre Würde einſetzen, wie unſere großen Meiſter geſagt und geſungen, und wie wir es wollen, wir, die Jünger — Ja, nicht bloß Elſaß und Lothringen, ſondern ganz Frankreich wird uns alsdann zufallen, ganz Europa, die ganze Welt — die ganze Welt wird deutſch werden! Von dieſer Sendung und Univerſalherrſchaft Deutſchlands träume ich oft, wenn ich unter Eichen wandle. Das iſt mein Patriotismus."

Im Frühjahr 1835 erſchien Heine's Buch „De l'Allemagne," welchem er, außer den in der „Europe littéraire" und der „Revue des deux mondes" veröffentlichten Aufſätzen über deutſche Literatur, Religion und Philoſophie, auch noch jene Mittheilungen über deutſche Volksſagen anfügte, die unter dem Titel: „Elementargeiſter" die zweite Hälfte des dritten „Salon"-Bandes füllen. Schon im vorhergehenden Sommer gab er bei demſelben Verleger, Eugène Renduel, welcher auch die Überſetzung ſeiner „Franzöſiſchen Zuſtände" gedruckt hatte, eine vollſtändige franzöſiſche Verſion der „Reiſebilder" heraus. Die Aufnahme war eine zwar günſtige, aber doch keineswegs eine ſo durchſchlagende, wie der Dichter gehofft hatte. Die einflußreichſten Kritiker damaliger Zeit bemühten ſich redlich, die proteusartige Geſtalt des Heine'ſchen Genius in den phantaſtiſchen Windungen und Wendungen ſeiner Werke zu erfaſſen, und dem franzöſiſchen Publikum das eigenthümliche Weſen ſeiner Poeſie zu erklären. Aber Jahrzehnte ſollten vergehen, bevor ein tieferes Verſtändnis derſelben in Frankreich ſich Bahn brach. Gutzkow deutet die Urſache des anfänglich geringen Erfolges der Heine'ſchen Schriften in franzöſiſchem Gewande zum Theil richtig an. „Heinrich Heine," ſagt er[403]), „hat in der That daran gedacht, ſich neben Voltaire und Rabelais ſtellen zu wollen. Er ſpekulierte auf franzöſiſche Lorbeeren, auf einen Ruhm, der, wenn man ihn einmal hat, nicht täglich wieder angetaſtet wird, wie in Deutſchland; Heine ſpekulierte auf die Akademie und das Pantheon. Aber dieſe durch Dragomane vermittelte Unterhandlung mißlang, denn Heine beſaß den ſchönen Stolz, ſich Frankreich gegenüber nicht zu verleugnen, ſondern in ſeiner ganzen Deutſchheit, ſeiner Bläſſe, ſeiner Melancholie und den kleinen Gehäſſigkeiten, welche die deutſchen Schriftſteller dieſer Zeit charakteriſieren, als

Dichter des Mondes und der Laune in die Salons der jungen franzöſiſchen Literatur zu treten. Aber die ganze franzöſiſche Kritik, Saint-Beuve, Philarète Chasles, Gustave Planche, Loeve-Veimars mit ihren Feuilletons mögen kommen — nie werden ſie begreifen können, was es heißt, wenn Heine lächelt. Dieſes deutſche Heine'ſche Lächeln, dieſe Miſchung von Nachtigallengeſang, harziger Waldluft, von verſteckter Satire auf ganz verſteckte Menſchen, dieſe Miſchung von Skandal, Sentimentalität und Weltgeſchichte, Wer verſtünde Das in Frankreich, Wer kennt dort das Göttinger Hôtel de Brühbach, die Hamburgiſche Gasbeleuchtung, den Berliner Jungfernkranz, die transcendentale Philoſophie, die deutſche Kritik und die Judengaſſen, Alles, was man wiſſen muß, um Heine zu verſtehen? Auch haben ihn die Franzoſen gänzlich mißverſtanden, und Niemand mehr, als der ihm von Allen noch am verwandteſten war, Jules Janin. Denn nachdem er in ſeiner Beurtheilung der ‚Reiſebilder‘ Alles gelobt hatte, die Phantaſien von [illegible], Gumpelino, die ſchönen Naturbeſchreibungen und die kleinen vorübergehenden Romane, und von Nichts geſprochen hatte, als von Sterne und wieder von Sterne, bleibt ihm plötzlich ſein Lob im Munde ſtecken, wo er auf Heine's Satire kommt. Wozu, fragt der fremde Feuilletoniſt, wozu aber unter all' dieſen Roſen der ſatiriſche Stachel, ja, die Pechfackel der Revolution? Wozu bei ſo viel Grazie ſo viel Gift? Wozu der Ärger über deutſche Perücken? Wozu unter all' den ſylphenhaften Scherzen die Miſere der Politik, unter Veilchen und Liebe der ‚Moniteur‘?“ Dieſelbe gründliche Verkennung des Weſens und der tieferen Bedeutung des Heine'ſchen Humors begegnet uns in den wohlgemeinten Auslaſſungen aller übrigen Koryphäen der damaligen franzöſiſchen Kritik. Überall die gleiche Verwechſelung des Humors, den ſie als eine berechtigte Weltanſchauung nicht zu faſſen im Stande ſind, mit der galligen Satire eines Voltaire und Rabelais! So ſchließt denn faſt jede dieſer feuilletoniſtiſchen Recenſionen mit einer Mahnung an den Dichter, in ſeinen künftigen Schöpfungen ſich ausſchließlich den heiteren Spielen der Phantaſie hinzugeben, aber ums Himmelswillen ſich nicht wie ein ernſthafter Weltverbeſſerer mit den großen Fragen der Zeit, mit Religion und Politik, zu befaſſen. „Bleibe ſtets in deinem farbigen Wolkenhimmel, guter Heine!“ ruft Philarète Chasles ihm zu[128]); „fahre fort, der launiſche Maler einer launiſchen Zeit zu ſein, das zweideutige Symbol einer Zeit, wo alles Ernſte ſeine ſcherzhafte Seite hat, und wo jede Frivolität ſich in tiefſinnigen

Ernſt kleidet. Vor Allem aber baue kein Syſtem, ſchüre keine Revolution an; laß Deinen Hippogryphen nicht im Schlamm der Parteien waten, laß ihn ſeine bunten Schwingen entfalten und ſeinen Schuppenpanzer im Sonnenlicht glänzen! Einem originellen Geiſte, wie dir, ſteht es nicht an, den kleinen Philoſophen, die von Voltaire's Broſamen gelebt, die Schleppe zu tragen; wenn ſolche Rolle für Deutſchland neu iſt, für Frankreich iſt ſie längſt aus der Mode. Ich weiß keinen Kopf, der weniger zur Dienſtbarkeit geſchaffen wäre, als der deine, und der Bedientenrock, was für einer es auch ſei, wird dir immer ſchlecht ſitzen. Nein! folge der Laune, deiner närriſchen Königin, folge ihr blindlings, ſie iſt deine hohe Gebieterin: ſie führt dich in Tiefen, wohin die Äſthetik im Doktorhut, wohin politiſcher Ehrgeiz und Aufreizung der Volksleidenſchaften dich niemals führen. Du wollteſt der Sklave eines fremden Gedankens ſein? Du wollteſt verleugnen, was ein Holbach verleugnet hat? Bleibe, der du in deinen Reiſebildern biſt, die keine Tableaux de voyage ſind, ſondern das merkwürdige Portrait Heinrich Heine's; bleibe der Geiſt, der nirgends zu faſſen iſt, Kind und Philoſoph, arm an Jahren und reich an Thränen, voll heiterer Anmuth und ſchwermüthiger Trauer, ungerecht, neckiſch, aufbrauſend heftig, ſchwärmeriſch weich, voll Lug und voll Wahrheit! Begnüge dich mit deinem unbeſtändigen Ruhme, der dem farbig glänzenden Strichregen eines Apriltages gleicht, und glaube mir, du haſt in der großen Geiſterlotterie nicht das ſchlimmſte Loos gezogen.“ — Den geiſt- und verſtändnißvollſten Artikel über die franzöſiſche Ausgabe der „Reiſebilder“ ſchrieb Théophile Gautier; wir laſſen die Schlußbemerkungen hier folgen***): „Heine's Talent iſt von erſtaunlicher Elaſticität, und verfällt mit Leichtigkeit aus einem Ton in den andern; ſeine Manier iſt abſpringend, und das Thema dient ihm meiſt nur als Vorwand. Sterne hat dies anſcheinend leichteſte, in Wirklichkeit aber ſchwierigſte Verfahren ſchon angewandt, auf Gerathewohl zu ſchreiben und das Übrige der Vorſehung zu überlaſſen. Einige Kritiker haben ſeine ‚Sentimentale Reiſe‘ und ſeinen ‚Triſtram Shandy‘ mit den ‚Reiſebildern‘ verglichen und bei dem deutſchen Dichter eine gefliſſentliche Nachahmung des engliſchen Schriftſtellers herausfinden wollen. Ich glaube, die Luſt an Parallelen hat ſie zu weit geführt. Sterne iſt geiſtreich, lieblich, von einer nervöſen, faſt krankhaften Empfindſamkeit, voll Humor und Jovialität; er hat eine feine Spürnaſe und eine treffliche Beobachtungsgabe. Auch iſt er, trotz all' ſeiner närriſchen

Einfälle, ein ſehr verſtändiger Mann, und es war eine Koketterie von ihm, daß er ſich den Namen eines Spaßmachers des Königs von Dänemark, den Namen des armen Yorick, beilegte. Aber ein einziger Umſtand genügt, den tiefſten und gründlichſten Unterſchied zwiſchen Heinrich Heine und ihm feſtzuſtellen: Heinrich Heine iſt ein Dichter, Sterne nicht. Heine iſt ein Koloriſt; Sterne iſt vielmehr ein Zeichner, und die Scenen, welche er darſtellt, machen eher den Eindruck eines vorzüglichen engliſchen Kupferſtichs, als eines farbigen Bildes. Bei Heinrich Heine ſchadet der Witz nicht der Poeſie, er hat in ihr ſelbſt ſeinen Urſprung; der Humor erſtickt nicht die lyriſche Empfindung. Rabelais thut Goethe keinen Abbruch. Gemeiniglich tödtet der Witz die Poeſie, denn ſeine Natur iſt weſentlich negativ, und Voltaire, der geiſtreichſte Menſch, der jemals gelebt, vermochte keine leidliche Ode zu Stande zu bringen. Der Witz Heine's klammert ſich oft an die Außenſeite der Dinge und Worte; wenn man den Ausdruck geſtatten will, möchte ich ſagen: er iſt ein materieller Witz. Das kommt von den pantheiſtiſchen Doktrinen, welche bewirken, daß eine Eidechſe und ein Profeſſor der Rechtsgelahrtheit in ſeinen Augen gleich wichtig ſind, und ihm gleich würdig erſcheinen, geſchildert und mit Späßen bedacht zu werden. Seine Einfälle ſind maleriſch, was ſich witzigen Einfällen für gewöhnlich nicht nachrühmen läßt; und ſeine Sarkasmen tragen Brokatgewänder, die rings mit goldenen Perlen und Schellchen beſetzt ſind, wie bei dem Hofnarren eines mächtigen Kaiſers im Mittelalter. Schneidet die Schellen ab, und das Gewand könnte dem Meiſter Apollo ſelbſt als Galakleid dienen."

Wir werden ſehen, wie die Anerkennung des deutſchen Dichters bei dem franzöſiſchen Volke und das richtigere Verſtändnis ſeiner Schriften bei der franzöſiſchen Kritik mit den Jahren in raſch aufſteigender Progreſſion zunahm. Die damalige Prophezeiung von Philarète Chasles, daß der Einfluß Heine's 1850 noch wirkſamer ſein werde als 1830, wenn ſich Deutſchland einmal franzöſiſcher und Frankreich deutſcher gefärbt habe, ſollte wenigſtens für Frankreich in Erfüllung gehen. Einſtweilen mußte ſich Heine den zweifelhaften Ruf gefallen laſſen, daß er „der witzigſte Franzoſe ſeit Voltaire" ſei, — „un génie presque français", wie ein anderer Feuilletoniſt ſagte, dem Heine's Freund O. L. B. Wolff dafür die derbe Zurechtweiſung gab**): „Pardon, c'est un génie allemand, qui a le talent d'être aussi un génie français, quand cela lui plait."

Fünftes Kapitel.

Das junge Deutſchland.

Der Entwicklungsproceß, welchen die deutſche Literatur ſeit dem Auftreten Heinrich Heine's und unter ſeinem tonangebenden Einfluſſe durchgemacht, hatte ihr, im Vergleich zu der jüngſt vorhergegangenen Periode, allmählich ein ganz verändertes Gepräge aufgedrückt. Während die neuklaſſiſche Kunſtpoeſie aus dem befriedigungsloſen Leben der Gegenwart in die ideale Schönheitswelt helleniſcher Vorzeit geflüchtet war; während die Romantik, nach den Orgien einer abenteuerlich ausſchweifenden Phantaſie, der alles Wirkliche als Traum erſchien, damit geendigt hatte, dem haltlos umher taumelnden Menſchengeſchlechte die Feudalhierarchie des Mittelalters als feſten Stützpunkt wieder aufzudrängen, betrat Heinrich Heine eine ganz neue Bahn, indem er, beide Richtungen gleichmäßig befehdend, jede Flucht aus der Gegenwart, jede Zurückſtimmung ihrer Intereſſen auf den Kunſt- oder Kulturgehalt eines früheren Zeitalters, als verderblich bezeichnete, und den ſteril gewordenen Acker der Literatur mit den Gährungsſtoffen des modernen Lebens befruchtete. Er leugnete keineswegs den ſchneidenden Widerſpruch zwiſchen den idealiſtiſchen Träumen des Dichtergemüthes und der kunſtfeindlichen Roheit des wirklichen Lebens, er hob im Gegentheil dieſen Widerſpruch mit grellſter Schärfe hervor; aber ihn leitete das richtige Gefühl, daß die Verſöhnung der feindlichen Gegenſätze nicht in der Rückkehr zu einer überwundenen Phaſe der Menſchheitsentwicklung, ſondern in dem kühnen Fortſchreiten zu einer beſſeren Geſtaltung aller Staats- und

Geſellſchaftsverhältniſſe zu ſuchen ſei. In gewiſſem Sinne knüpfte er an die Richtung wieder an, welche Goethe und Schiller in ihren Jugendwerken, im „Werther“, in den „Räubern“, in „Kabale und Liebe“, eingeſchlagen, aber bald wieder verlaſſen hatten: er enthüllte mit ſchonungsloſer Hand die Wunden der Gegenwart, und wenn es ihm nicht, wie jenen Meiſtern gelang, das Reſultat ſeiner Beobachtung in den Rahmen eines geſchloſſenen Kunſtwerks zu fügen, ſo erreichte er doch nicht minder die beabſichtigte Wirkung, indem er ſeinen Zeitgenoſſen den bizarr geſchliffenen Hohlſpiegel ſeines Humors vorhielt, und im Brennpunkt desſelben alle Thorheiten und Sünden des Jahrhunderts wie morſchen Zunder zu Aſche zerſchmolz. Dabei läßt ſich in ſeiner ſchriftſtelleriſchen Laufbahn ein mit innerer Nothwendigkeit fortſchreitender, mehr und mehr ſich vertiefender Entwicklungsgang erkennen. Die Lieder und Dramen der Jugendzeit ſprechen mit ſchwermuthsvoller Verzweiflung das Gefühl der Weltdisharmonie aus, welches die Bruſt des Dichters belaſtet, und, durch perſönliches Leid genährt, ihm jede Lebensfreude vergiftet, jeden hoffnungsmuthigen Ausblick in die Zukunft unmöglich macht, ja, das ganze Weltall gleichſam mit ſchwarzen Trauerflören umhüllt. Schon in den „Reiſebildern“ weicht dieſe ſchwüle, gedrückte, weltſchmerzliche Stimmung einem ſpottluſtigen Lachen; die rohe Wirklichkeit, die dem allzu weichen Gemüthe früher als eine unüberwindliche, mit der vis inertiae ausgerüſtete Macht erſchien, beginnt unter den Peitſchenſchlägen des Humors aufſtöhnend zu tanzen und einen wunden Fleck nach dem andern zu offenbaren. Als nun die Julirevolution in drei Tagen einen Thron zerbricht und ein Volk befreit, entflammt eine freudige Begeiſterung die Seele des Dichters, ſeine Zuverſicht beſtärkt ſich, daß aus den Wehen der Gegenwart eine ſchönere Zukunft erblühen werde, die muthwillige Harlekinskritik verwandelt ſich in den ernſthaften Stoßdegen des Fechters in der politiſchen Arena, und der Kampf um politiſche Freiheit erweitert ſich bald zu dem revolutionären Verlangen eines Umſturzes der ganzen alten Geſellſchaft, um auf beſſerem Fundamente den Neubau der politiſchen, ſocialen und ethiſchen Weltordnung zu errichten.

Der Vorgang Heine's rief in den zunächſt der Julirevolution folgenden Jahren eine große Zahl talentvoller Schriftſteller zu ähnlichen Hoffnungen und Beſtrebungen auf. Die ſtagnierenden Gewäſſer der Literatur wurden plötzlich, wie durch einen mächtigen Sturmwind, bis zum Grunde aufgewühlt und in wilde Bewegung geſetzt. Mit allem Ungeſtüm eines kecken Jugendmuthes lehnten ſich die Anderen, welche an die Spitze dieſer Bewegungsliteratur traten, gegen die überlebte Weltanſchauung der Vergangenheit auf, und verkündeten prophetiſch das Anbrechen eines neuen Zeitalters. Nicht als ob zwiſchen ihnen Allen ein bewuſſt einheitliches Streben beſtanden hätte — im Gegentheil feindeten ſie ſich zum Theil ſogar öffentlich unter einander an, — dennoch aber beruhte ihre ſchriftſtelleriſche Thätigkeit auf einer gemeinſamen Baſis, und ſie verfolgten in der Hauptſache daſſelbe Ziel, welches ſich auch Heinrich Heine vorgeſetzt, deſſen originell humoriſtiſchen Stil und dreiſt zugreifende Behandlungsart moderner Stoffe ſich Alle zum Muſter nahmen. Als erſte Eigenthümlichkeit finden wir in den Schriften all' dieſer Männer ein entſchieden feindſeliges Verhalten gegen das Chriſtenthum. „Der einſtmalige unbewuſſte Einklang zwiſchen Menſch und Natur, zwiſchen Menſch und Menſchen iſt verloren gegangen; der letzte großartige Verſuch zur Wiederherſtellung dieſes Einklanges war das Chriſtenthum, und auch dies hat ſeine Miſſion nicht vollbracht.“ So lautete die geheime Klage, welche Heinrich Heine und die Saint-Simoniſten, wie ihre geiſtesverwandten Jünger in Deutſchland, auf jedem kummerblaſſen Antlitz laſen, aus dem zornblitzenden Auge jedes Unterdrückten erkannten, der mit nutzloſer Mühe wider die feſſelnden Staats- und Geſellſchaftsinſtitutionen anrang, welche von Kanzel und Katheder herab als ſo vortrefflich geprieſen wurden. Auch das Chriſtenthum, ſagte man ſich, iſt nicht im Stande geweſen, die ganze Menſchheit oder ſelbſt nur die Mehrzahl der Erdbewohner zu beglücken. Jene alte Lehre von der Unvollkommenheit alles Irdiſchen und Menſchlichen genügte nicht mehr; Armuth und Hunger nahmen überhand, und ließen ſich mit Bibelworten nicht ſtillen. Auf der Stirn der Menſchheit ſchien plötzlich das Fragezeichen zu flammen: ob nicht über das Chriſtenthum hinaus eine Weltverſöhnung zu finden ſei? Man verſuchte die Löſung dieſer Frage zunächſt nicht, indem man alle Religion barſch über den Haufen warf, ſondern durch das Aufſtellen einer neuen Geſellſchaftsreligion, deren Göttin die Freiheit war. Rahel und Bettina hatten von einer ſolchen Religion geträumt, die Saint-Simoniſten hatten dieſelbe in beſtimmten Worten zu formulieren geſucht. In Deutſchland verfolgte auf dieſem Gebiete jeder der jungen Bewegungsſchriftſteller ziemlich ſelbſtändig ſeinen eigenen Weg, je nachdem ihm ſein beſonderes Ideal der Freiheit vor Augen ſtand; aber darin kamen wieder Alle überein, daß ihnen weniger an dem Verhalten des Menſchen zu Gott, als an dem

Verhältnis des Menſchen zum Menſchen gelegen war. Um ſo leichter erklärt es ſich, daſs ſie ſich ſämmtlich mit Eifer zu pantheiſtiſchen Grundſätzen bekannten und mit verwegenem Übermuth die Religionsanſichten der Vergangenheit verhöhnten. Wie der Pantheismus durch ſein Negieren eines ſpeciell und vorbedacht die Menſchengeſchicke lenkenden Himmelsherrn das einzelne Individuum mit dem Freibriefe bewuſſter Selbſtbeſtimmung verſah, ſo führte er auf der anderen Seite eben dies Individuum auf einen harmoniſchen Zuſammenhang mit dem Weltganzen und der Menſchheit zurück. Aber dies Band erweiterte ſich von den beſchränkten Grenzpfählen der Nationalität über die Bewohner des ganzen Erdballs, und naturgemäß entſprang dieſer Anſchauung der Gedanke einer Weltverbrüderung und Weltliteratur.

Bei ihrem Kampfe gegen die einſeitig ſpiritualiſtiſchen Elemente des Chriſtenthums kam dieſen Männern ihre Vertrautheit mit den jüngſten Entwicklungsſtufen der deutſchen Philoſophie trefflich zu Statten. Wie Heine, ſo hatten auch Gutzkow und Mundt in der Schule Hegel's den Sinn für eine großartige Auffaſſung des weltgeſchichtlichen Entwicklungsproceſſes gewonnen und ſich eine glänzende, oftmals faſt ſophiſtiſche Dialektik zu eigen gemacht. Jugendlicher Ungeſtüm verleitete ſie jedoch nur zu häufig, ihre Lehren und Einfälle in einer rückſichtslos ſchroffen Form auszuſprechen, die gerechten Anſtoß erregen muſſte. Beſonders gilt Dies von der Art und Weiſe, wie die Polemik für die verrufene „Rehabilitation des Fleiſches" von ihnen geführt ward.

Am unbändigſten ſtürmte Heinrich Laube in ſeinen Romanen, Reiſenovellen und Journalkritiken auf den Pfaden der Bewegungsliteratur einher. Sein erſtes ſchriftſtelleriſches Auftreten hatte einen ſtudentiſch kecken Anſtrich; trunken vom Feuerwein der modernen Ideen, predigte er den Philiſtern mit renommiſtiſchen Kraftphraſen den Untergang der alten Zeit und Sitte, vor Allem aber der alten langweiligen Ehe, die der Tod des göttlichen Liebesrauſches und Lebensgenuſſes ſei. Seine Romane „Das neue Jahrhundert" und „Das junge Europa" trugen in ihrem Titel ſchon das bezeichnende Aushängeſchild ihres Inhalts, den ſcharf herausgekehrten Gegenſatz zur Vergangenheit. Die Helden des letztgenannten Werkes ſind ſieben begabte Jünglinge, die, von den Ideen der Neuzeit erfaſſt, dieſe in der Praxis auszuleben verſuchen. Sie ſtürzen ſich mit leidenſchaftlicher Haſt in die demagogiſchen Umtriebe der Burſchenſchaft, in die Reihen der polniſchen Inſurgenten, in einen aufregenden Taumel geiſtiger und phyſiſcher Genüſſe, wobei Liebesabenteuer à la Caſanova die Hauptrolle ſpielen. Das wollüſtige Schwelgen in der Beſchreibung körperlicher Schönheit, der fauniſche Bocksgeſchmack, welcher jede Frauengeſtalt nur aus dem Geſichtspunkte ſinnlichen Genuſſes betrachtet, und die jedes ethiſche Geſetz miſsachtende Don-Juanerie machen von vornherein den unangenehmen Eindruck tendenziöſer Übertreibung; die modernen Ideen ſind ſo unvernünftig auf die Spitze geſtellt, daſs ſie ſich, wider Willen des Verfaſſers, ſelbſt karikieren, und daſs ein Umſchlag ins Gegentheil, in eine peſſimiſtiſche Verzweiflung, wie er ſich an dem Verfaſſer ſelbſt noch vor der Beendigung ſeines Romanes vollzog, auch bei den Geſtalten ſeiner Phantaſie ganz natürlich erfolgen muſste. Eben ſo unſelbſtändig anempfindend, wie Laube in dieſen Jugendromanen den Inhalt der neuen Weltanſchauung in ſich aufnahm, eben ſo ſklaviſch ahmte er hier und in den „Reiſenovellen“ den Stil und die aphoriſtiſche Manier Heinrich Heine's nach, — ein um ſo geſchmackloſerer Einfall, da ſeinem nüchtern verſtändigen Naturell jener lyriſche Schwung vollſtändig abging, welcher der poetiſchen Proſa ſeines Vorbildes ihren unnachahmlichen Zauber verleiht. Eine gediegenere Thätigkeit entfaltete Laube als Redakteur der „Zeitung für die elegante Welt,“ deren Leitung er zuerſt im Anfang des Jahres 1833, und zum zweiten Mal in den vierziger Jahren übernahm, nachdem er inzwiſchen eine Zeitlang die Braunſchweiger „Mitternachtzeitung“, Müllner'ſchen Angedenkens, redigiert hatte. Die junge Literatur ſchien ſich das Wort Heine's: „Es iſt die Zeit des Ideenkampfes, und Journale ſind unſre Feſtungen“ zum Motto gewählt zu haben, und Laube vertheidigte mannhaft ſeine Poſition, bis das Unwetter wiederholter gerichtlicher Verfolgungen ſeinen friſchen Jugendmuth zerbrach, und ihn zu einem nicht allzu rühmlichen Friedensſchluſſe mit der einſt ſo übermüthig bekämpften Macht des Beſtehenden trieb.

Ungleich tiefer und innerlicher, als Heinrich Laube, war Ludolf Wienbarg von der Bewegung der Geiſter ergriffen, die eine Erneuerung der alten Geſellſchaft erſtrebte. Er hatte ſich im Frühjahr 1833 an der Kieler Univerſität als Privatdocent habilitiert, und gedachte auf dieſem vorgeſchobenen Poſten deutſcher Geiſteskultur ſeinen Enthuſiasmus für die modernen Ideen in die Herzen der akademiſchen Jugend zu pflanzen. Aber das Docieren ward ihm unterſagt, nachdem er einen einzigen Sommer lang Vorleſungen über Äſthetik gehalten. Er gab dieſelben im folgenden Jahre bei Hoffmann und Campe unter dem Titel: „Äſthetiſche Feldzüge" heraus, und begleitete ſie mit einer Widmung an „das junge Deutſchland," das er mit dieſem Namen über die Taufe hob. Der Grundgedanke ſeiner akademiſchen Reden war die Forderung einer Wiedergeburt der Poeſie durch das humaniſtiſch umzubildende Leben der Gegenwart. Der Begriff der Äſthetik ſelbſt wurde in origineller Weiſe erhöht und erweitert. Sie ſollte, nach Wienbarg's Definition, diejenige Wiſſenſchaft ſein, „welche, unter Vorausſetzung eines rechten und tüchtigen Lebens, die Schönheit der Bildungen in Leben und Kunſt aufweiſt und erläutert." Das Verfahren der Romantiker wurde hier gleichſam umgekehrt. Weil Dieſe den Widerſpruch zwiſchen ihren künſtleriſchen Idealen und dem wirklichen Leben nicht zu verſöhnen wußten, negierten ſie die Wirklichkeit oder wollten dieſelbe nach dem Muſter einer Vergangenheit ummodeln, wo Kunſt und Leben harmoniſch mit einander in Einklang waren; Wienbarg dagegen proteſtiert wider jede Flucht aus der Gegenwart in ein geträumtes Luftreich der Phantaſie oder in die Geiſtesknechtſchaft mittelalterlicher Reſtaurationen, er ſpricht unſerer Zeit die Möglichkeit ab, ein echtes Kunſtwerk zu erſchaffen, weil es ihr noch „an einem gemeinſamen Mittelpunkte der Bildung, an Äußerungen des gemeinſamen Lebens fehlt," und es iſt auf ſeinem Standpunkte ganz konſequent, daß er nur die Einleitung zu einer künftigen Äſthetik geben zu können erklärt, da das ganze Leben der Gegenwart ihm ſchönheitslos, unpoetiſch und in todter, unfruchtbarer Gelehrſamkeit erſtarrt dünkt. „Es iſt wahr," ſagt er, „wir reißen uns allmählich aus der Umarmung des ſtarr gewordenen Lebens los, wir fühlen uns mit Geiſt und Sinnen in eine neue Strömung verſetzt, die uns unaufhaltſam mit ſich fortreißt, wir ſehen neue Sterne vor unſerm Blick aufgehen, aber wiſſen wir auch, welchen Ufern die Welle uns zutreibt? Prophetiſch iſt jede Zeile, die gedruckt, jedes Wort, das geſprochen, jede That, die vollführt wird, aber meſſianiſch keine." Erſt von der Verwirklichung der Ideale der Zukunft erwartet er die Wiederherſtellung der Einheit zwiſchen Kunſt und Leben, erſt die „ſchöne That" wird unſere Dichter wieder zu reinen, großartigen Kunſtſchöpfungen begeiſtern. Die neue Weltanſchauung wird, nach Wienbarg, „auf der harmoniſchen Vereinigung von Verſtand und Sinnlichkeit" beruhen; „über unſerer Aſche wird ſich ein neues europäiſches Griechenthum erheben, angemeſſen dem geiſtigen Fortſchritt, den das Chriſtenthum vorbereitet hat. Dem germaniſierten Europa bleibt die neue Entwicklungsſtufe der Menſchheit vorbehalten, in der das

Sinnliche durchgeiſtigter wie bei den Griechen, das Geiſtige durchſinnlichter wie bei den Chriſten zur Erſcheinung kommt.“ — Den zuerſt von Goethe ausgeſprochenen Gedanken einer herannahenden Epoche der Weltliteratur hat Wienbarg mit beſonderer Wärme aufgefaſst; er verlangt geradezu, daſs die junge Produktion wie die junge Kritik ſich auf den weltliterariſchen Standpunkt erhebe, wenn ſie ſich überhaupt ernſter Beachtung würdig erweiſen will. „Die Poeſie,“ ſagt er, „der jede Empfindung angehört, wenn ſie, aus ihrem ordinären Zuſtande entrückt, reiner, friſcher, tiefer wird, jede Saite, die rein menſchlich oder rein göttlich tönt, deren Klang alle Menſchen, und ſtänden ſie auch Tauſende von Jahren auseinander, verſtehen — die Poeſie iſt die Vermittlerin aller Zeiten und Völker, die Vermittlerin aller Menſchen, die Dolmetſcherin aller Gefühle und Beſtrebungen, und ſie iſt es dadurch, daſs ſie unmittelbar aus dem Herzen dringt, aus jenem Kern des menſchlichen Weſens, der, wenn er verwitterte, die ganze Menſchheit in Staub zerfallen ließe. Vielerlei ſind der Sprachen, Zungen und Charaktere auf der Welt, die einander nicht verſtehen; die Poeſie aber iſt die heilige Flammenzunge, die aus Aller Herzen zu Aller Herzen ſpricht und jeden Menſchen mit ſüßem Verſtändnis bewegt. Die Poeſie iſt die Natur, die urſprüngliche Menſchheit; ſie iſt die eine bei allen Völkern, Zeiten und Zuſtänden, aber der Strahl dieſer einen Sonne bricht ſich tauſendfach in der geiſtigen Atmoſphäre, und verurſacht dadurch ein buntes Farbenſpiel von Weltpoeſien, deren Verſtändnis, nach Rückert's Ausdruck, allein zur Weltverſöhnung führt.“ Dieſe Strahlenbrechungen der Weltpoeſie zu beobachten, den geiſtigen Zuſammenhang der verſchiedenen Literaturen an beſtimmten Erſcheinungen nachzuweiſen, und aus den ſchrillen Diſſonanzen des heutigen Tages ſchon den Wohllaut des dereinſtigen Völkerkoncertes herauszuhören, iſt die Aufgabe, welche ſich Wienbarg als Kritiker geſtellt hat, und welcher er mit heiligem Ernſte gerecht zu werden ſucht. „Eine gewiſſe Auslebung im Poſitiven, Hiſtoriſchen, bei Erweiterung des nationalen Geſichtskreiſes und Würdigung des allgemein Menſchlichen, das gemeinſame Beſtrebungen der Völker wünſchenswerth macht,“ bezeichnet er als die weſentlichen Grundzüge der modernen Völkerſtimmung, aus denen die Völker- oder Weltliteratur erblühen werde. Ob ein Heine mehr durch Byron angeregt worden, als Byron durch Goethe, iſt ihm „eine um ſo müßigere Frage, als Fauſt, Manfred, Don Juan, Reiſebilder aus einer und derſelben Quelle gefloſſen, und denſelben rebelliſchen Geiſt der Kraft und Freiheit athmen, der ſich noch tauſendfältig wiederholen und ſich erſt unter Thaten der Schönheit verlieren wird. Auf der andern Seite,“ fügt Wienbarg hinzu, „tritt auch der Verſuch hervor, das wirkliche Leben in Roman und Novelle darzuſtellen, und den Geiſt der Zeit in dramatiſchen Charakterbildern auf die Bühne zu bringen; jene analytiſchen Geſellſchaftsromane werden den Hauptzweig der Literatur ausmachen und die hiſtoriſchen Romane gänzlich verbannen. Welche Rolle die Poeſie in dieſen kühnen, unbarmherzigen Sitten- und Charakterſchilderungen unſerer Zeitgenoſſen ſpielen muſs, iſt bereits angedeutet worden: der echt poetiſche Roman wartet auf das echt poetiſche Leben, um wie viel mehr das Drama.“ — Obſchon Wienbarg eben ſo eifrig wie Heine und die übrigen jungdeutſchen Schriftſteller den chriſtlichen Spiritualismus bekämpft und die Rechte der Sinnlichkeit gewahrt wiſſen will, vermeidet er doch mit dem angeborenen Zartgefühl einer edlen Natur jede anſtößige Behandlungsart des häſslichen Stoffes. Die ſaint-ſimoniſtiſche Lehre, daſs nicht der Mann allein, ſondern Mann und Weib das geſellſchaftliche Individuum bilden, findet ſeinen wärmſten Beifall, und es empört ihn, daſs er im ganzen Verlauf der Weltgeſchichte das weibliche Geſchlecht von den Männern nur als Gegenſtand ihrer ſinnlichen Begierden betrachtet ſieht.

Wenn man Laube den burſchikoſen Praktiker, Wienbarg den geſchmackvollen Äſthetiker der jungdeutſchen Reformideen nennen kann, ſo darf Theodor Mundt als ihr philoſophiſcher Doktrinär gelten, der für jede Zeitfrage ſofort die theoretiſche Formel zu finden ſucht. Seine „Modernen Lebenswirren“ ſind eine Selbſtbeſpiegelung des geiſt- und gemüthvollen Menſchen der Gegenwart, der, zwiſchen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, — Abſolutismus, Juſtemilieu und Liberalismus, — Erziehung, Leben und Ideal eingekeilt, in beſtändigem Kampfe mit dieſen ſich widerſtrebenden Faktoren liegt. Er möchte mit gewiſſenhafter Wahrheitsliebe die Berechtigung jeder Anſchauungsweiſe ergründen, er lebt jede geiſtig durch, und findet in keiner dauernde Beglückung. Ein „zeitloſer“ Menſch, behält er endlich Nichts als den Glauben an die drei unbeſtimmten Worte: „Fortſchritt! Freiheit! Zukunft!“ und den eben ſo vagen Troſt: „Sei es, wie es ſei, die Zukunft wird über uns aufgehen, und der Gläubige wird ernten; ſelbſt wo er nicht geſäet hat!“ — Theodor Mundt war es, welcher der neuen Literatur den Namen „Bewegungsliteratur“ gab, und auch ſeinen Roman „Madonna“ nachträglich „ein Buch der Bewegung“ taufte, — „jener befriedigungsloſen Bewegung der Zeit, welche ſich auf Reiſen befindet, und noch unermeßliche Berge zu überſchreiten hat, ehe ſie wieder Hütten bauen wird in der Ruhe eines glücklichen Thales. Daher das Unvollendete dieſer Bewegungsbücher, weil ſie noch bloß von Zukunft trunken ſind, und keiner Gegenwart voll!“ In der „Madonna,“ welche nicht etwa die Mutter-Gottes, ſondern eine böhmiſche „Weltheilige,“ ein unglückliches Opfer der heutigen Geſellſchaft iſt, beſchäftigt ſich der Verfaſſer mit dem Hauptthema des jungen Deutſchlands, der „Rehabilitation des Fleiſches,“ für welche er den auf den erſten Blick ziemlich unklaren Ausdruck „Wiedereinſetzung des Bildes“ erfand. Der myſtiſch abſonderliche Gedankengang, welcher ihn dabei leitet, iſt folgender: „Die antike heidniſche Welt war Nichts als das legitime und ſtabile Reich des Fleiſches, und darum das Zeitalter der Plaſtik. Auch ihre Götter wurden Fleiſch und ſtiegen in menſchlichen Formen und Bildern hernieder, aber nicht wie Chriſtus Fleiſch geworden iſt. Dieſen Göttern wurden menſchliche Formen gegeben, weil ſie Nichts als menſchliche Gedanken waren, aber ſie erſchienen dennoch als die erſte Prophezeiung der Offenbarung Gottes im Fleiſche. Doch es war nur die Schönheit des Fleiſches, zu der es die ganze antike Weltanſchauung brachte, und die auch die Form ihrer Religion wurde.“ Das Chriſtenthum in ſeiner asketiſchen Verzerrung hingegen zertrat das Fleiſch, es zerſtörte das Bild, die Geſtalt, welche ſich ihrer Erſcheinung freut. „Der Geiſt iſt nicht ohne den Körper, und der Körper iſt nicht ohne den Geiſt, ſondern beide in einander ſind das Bild, als das wir erſcheinen. Die Trennung von Fleiſch und Geiſt iſt der unſühnbare Selbſtmord des menſchlichen Bewuſſtſeins. Ihr Philoſophen, ſetzet das Bild in ſeine Rechte ein, dann erſt wird die Wahrheit des Lebens in ihrer vollgereiften Blüthe erſcheinen! Wir ſind Kinder dieſer Welt. Der Geiſt verlangt nach dem Bilde, die Tiefe entbrennt in Sehnſucht nach der Geſtalt. Des Bildes Schönheit aber iſt jetzt eine reiche und unendliche, denn der ganze Reichthum des Erkannten, den der Menſchengeiſt in ſeinen Tiefen aufgehäuft, iſt emporgeſtiegen in die Glorie dieſer Schönheit. Nun muß die Reflexion wieder zur kräftig hinlebenden Natur werden, und was mit der Wurzel tief in das Innere ſchlägt, muß von außen lachend und leichtſinnig wie Strauch und Blume blühn. Dies iſt die Einheit von Sein und Denken! Und ſo führt uns die gewaltig treibende Hoffnung einer Epoche zu, wo Philoſophie und Poeſie nicht nur verſöhnt, ſondern Eines geworden ſind.“ Weiſſagungen, pythiſche Orakelſprüche, Ankündigungen neuer, ganz unerhöherer Dinge ſind bei Theodor Mundt, wie bei allen jungdeutſchen Autoren, eine beliebte Redeform; aber den hochfliegenden Anläufen und Verheißungen entſpricht nirgends die wirkliche Schöpfungskraft, und die ausgeſtellten Wechſel an die Zukunft werden nicht eingelöſt. „Ich will eine neue Philoſophie ſtiften!“ ruft Mundt ſchwärmeriſch aus, nachdem er der Hegel'ſchen Philoſophie, als einer duft- und farbloſen Abſtraktion, die Leichenrede gehalten hat. „Eine Philoſophie, in welcher der Memnon vom Lichtſtrahl tönt! Ich erkenne vier Quellen der neuen Philoſophie an, aus denen ſie fließen muß, und dieſe ſind: die Vernunft, der Verſtand, das Gefühl und die Phantaſie. Die Vernunft iſt der heilige Geiſt des Syſtems, das Verbindende zwiſchen der göttlichen Wahrheit und der menſchlichen Philoſophie; der Verſtand iſt die ordnende organiſche Kraft, das Geſetz und Gleichmaß der Glieder; das Gefühl iſt das menſchliche Blut, der feurige Puls der Bewegung, welcher in allen Adern des Syſtems quellen und ſchlagen muß; die Phantaſie iſt die über dem logiſchen Ernſt aufgehende Sonne, welche ſelbſt über die begriffene und demonſtrierte Schöpfung noch Licht, Farben und Vogelgeſang auszugießen im Stande ſein ſoll. So wird die Philoſophie ausſehen wie ein ganzer lebendiger Menſch, der Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hat. Dieſer Menſch wird alſo dann ſo viel Verſtand haben, um einzuräumen, daß die Vernunft das Gefühl nicht ausſchließt und den Lebenstrieb der Phantaſie nicht hindert, und daß aus dem innigſt begründeten Zuſammenhang aller dieſer Kräfte erſt das wahre Syſtem der menſchlichen Anſchauung entſteht. O ihr gefühls- und phantaſiearmen Syſteme, ich glaube auch an eure Vernunft und an euren Verſtand nicht! Ihr ſeid der auf Betrug reducierte Memnon! Ihr ſeid und bleibt kalter, klangloſer Stein, mag Aurora auch mit ihren herrlichſten Morgenröthen auf euch niederſcheinen!“

Einen eigenthümlichen Gegenſatz zu dem keck ins Leben hineingreifenden Realismus Heinrich Laube's, zu den ſchönheitstrunkenen Zukunftsviſionen Ludolf Wienbarg's und zu Theodor Mundt's phantaſtiſchem Spiel mit den philoſophiſchen Ideen des Jahrhunderts, bildet das Auftreten Karl Gutzkow's, des getreueſten, wenn auch nicht erquicklichſten, Repräſentanten einer verworren erregten, zwieſpältig zerklüfteten, ungewiſſen Zielen zuſtrebenden Übergangszeit, deren unruhiges Blut mit fiebernder Leidenſchaft in ſeinen Adern pulſiert. Mit ungeduldiger Haſt ſtürzt er ſich auf jedes Zeitproblem, um die Löſung desſelben zu ergrübeln; der Fanatismus, mit welchem er jede moderne Idee umklammert, hat Etwas von der Liebe eines

Vampyrs, der ſeinem Opfer das rothe Herzblut ausſaugt und es in der Übergewalt ſeiner Umarmungen erſtickt. Er zupft und zerrt mit dämoniſcher Witzbegier an jeder Gedankenhülle, er reißt jeder Erſcheinung der Gegenwart den umhüllenden Schleier ab, um nur zu häufig, ſtatt der erwarteten Schönheit, einen grinſenden Todtenkopf dahinter zu erblicken. Nicht in der Fülle des roſigen Lebens ſucht er den Zeitgeiſt zu erſpähen und ihm begeiſtert zu huldigen; nein, er beſchleicht ihn auf nächtlichen Pfaden, er überfällt ihn hinterrücks und ſchleppt ihn wie ein erbeutetes Wild in ſein einſames Studierzimmer, er bindet ihn auf den Seciertiſch, er ſchneidet ihm die Bruſt, das Gehirn auf, er wühlt in ſeinen Eingeweiden, er entblößt ihm das Nervengeflecht, und wie ein Anatom, der an einer Leiche experimentiert, ſucht er aus den galvaniſchen Zuckungen des Todten Aufſchluſs über das Leben Desſelben zu gewinnen, ohne zu merken, daſs dies unter Skalpel und Lanzette längſt entfloh! Es iſt charakteriſtiſch, daſs Gutzkow als zwanzigjähriger Student in ſeinem „Forum der Journalliteratur" mit einer Kritik der Kritik debütierte. Die ein Jahr ſpäter folgenden „Briefe eines Narren an eine Närrin" bildeten mit ſchwülſtiger Unbeholfenheit den Stil der „Reiſebilder" nach — der Verfaſſer ſchien nicht zu ahnen, daſs der poetiſche Humor unmittelbar dem Herzen entquillt, niemals aber das Deſtillat einer raffinierten Verſtandesreflexion ſein kann. Gerade weil der Humor die rein künſtleriſche Form zerſprengt, muſs er um ſo ſorgfältiger den Schein des Kunſtwerks bewahren; ſeine tollſten Arabesken müſſen wie Blumen einem gemeinſamen Stengel entwachſen, und denſelben auch in ihren bunteſten Verſchlingungen ſinnvoll umranken. Wo Gutzkow humoriſtiſch zu ſchreiben gedenkt, fällt er in die alte romantiſche Ironie zurück, die ein zweckloſes willkürliches Spiel mit den Stoffen und Formen treibt. So wird in den Romanen „Maha Guru" und „Blaſedow und ſeine Söhne" der einheitliche Grundgedanke von dem überwuchernden Unkraut fremdartiger Reflexionen, polemiſcher Ausfälle und phantaſtiſcher Abſchweifungen völlig erdrückt. An ſich war es ein origineller und glücklicher Einfall, in Maha Guru, dem tibetaniſchen Dalai-Lama, auf profane Weiſe die Inkarnation Gottes in einem Menſchen und die Konflikte ſchildern zu wollen, in welche dieſer Gott-Menſch gerathen muſs, ſobald ihm der anerzogene Glaube an ſeine Göttlichkeit durch die Gewalt äußerer Umſtände erſchüttert wird; aber die tendenziöſe und doch halbverſteckte Satire auf europäiſche Verhältniſſe der neueſten Zeit zerſchneidet unaufhörlich den

Faden des Zuſammenhangs, und den ſo oftmals gefoppten Leſer intereſſiert es zuletzt wenig mehr, ob der hundertmal abgebrochene Faden zum hundert und einten Male nothdürftig wieder zuſammen geneſtelt wird. Überhaupt iſt das Kunſtgefühl Gutzkow's von einer erſtaunlichen Unſicherheit; nach einander warf er ſich faſt auf jedes Literaturgebiet und verſuchte ſich faſt in jedem Genre, ohne — mit Ausnahme der beiden trefflichen Luſtſpiele „Zopf und Schwert“ und „Das Urbild des Tartüffe“ — in einem einzigen den Geſetzen der Äſthetik zu genügen. Sein ganzes Schaffen war ein künſtliches, nicht durch Inſpiration, ſondern durch Kritik gewecktes, und mit ſeltſamer Verblendung ſuchte er die Mängel ſeines Talents durch den Wahn zu beſchönigen, daß er reformatoriſch neue Bahnen eröffnet habe, ſo oft er den anerkannten, feſtſtehenden Kunſtregeln ein Schnippchen ſchlug. Wir erinnern beiſpielsweiſe an die Vorrede der „Ritter vom Geiſte,“ in welcher der Verfaſſer jene abſurde Entdeckung vortrug, daſs der neue Roman der Roman des „Nebeneinander“ ſei, während ſein jüngſtes Werk „Hohenſchwangau“ ſich gar „Roman und Geſchichte“ betitelt und die Aufgabe des Dichters aufs unzuläſſigſte mit der des Geſchichtsſchreibers vermengt. Der Frage nach der „Rehabilitation des Fleiſches“ trug Gutzkow ſeinen Tribut in der berüchtigten Vorrede zu den von ihm neu herausgegebenen „Briefen Schleiermacher's über die Lucinde“ ab. Der Wiederabdruck dieſer halbvergeſſenen Briefe war in der That zeitgemäß, und man konnte es dem „jungen Deutſchland“ nicht verargen, wenn ſich dasſelbe gegen den landläufigen Vorwurf gottloſer Frivolität durch die Autorität eines Mannes zu decken ſuchte, der ein gefeierter Theolog und ein Mann Gottes von ehrbarſter Geſinnung war. Schleiermacher's Briefe, die in echt humaniſtiſchem Sinne ein Liebesideal predigten, welches den uralten Gegenſatz zwiſchen geiſtigem und ſinnlichem Leben in eine höhere Einheit auflöſt, durften ohne Zwang als eine antecipierte Billigung der jungdeutſchen Theorien von der Wiedereinſetzung des Fleiſches in ſeine Rechte aufgefaſst werden. Aber Gutzkow verdarb ſich und ſeinen Freunden jeden heilſamen Erfolg dieſer Veröffentlichung durch die muthwillig herausfordernde Vorrede, mit welcher er jene Briefe begleitete. Es iſt nicht ſo ſehr der leichtfertige Ton, welcher Anſtoß erregt, als vielmehr die reflektierte Verſchrobenheit der Gedanken. Gutzkow plaidiert für die „Genialität der Liebe,“ er verlangt, daſs die Frauen ſich von der „ſogenannten erſten Liebe“ emancipieren ſollen, die für die allgemeine Tradition und Kunſt zu lieben die ſchädlichſte ſei, weil ſie einen pädagogiſchen Charakter trage, weil ſie den Genuſs der Liebe nicht vollkommen und im ganzen Umfang gewähre, und weil ſie ſich eine ſo bindende Kraft angeeignet habe, „daſs über der Furcht, untreu zu ſein, über einem ganz bürgerlichen Ehrgefühl, das von einem Amte, von einem Geheimniſſe, vom Ordinärſten auf das Göttlichſte und die Ewigkeit übertragen worden iſt, alle jene ſchon im Brautſtande verkümmerten Ehen, jene Waſſerſuppenhochzeiten und die ganze Miſère ordinärer Kindererzeugung und ſchimmelichter Broterwerbung aufkam." „Der Mann," heiſst es weiter, „gewährt in der zweiten Inſtanz der Liebe ungemein mehr, wie er ſelbſt auch mehr genieſst; denn die Liebe iſt eine Kunſt, wenn ſie beglücken, und ſie es werth ſein ſoll, daſs man ſich ihretwegen ſchlafloſe Nächte macht. Aber das Intereſſe der Frauen iſt Dies, ſo wenig wie möglich Biographie zu haben und ihre Vergangenheit ohne Nachrede zu erhalten. . . Nicht wahr, Roſalie, erſt ſeitdem du Sporen trägſt an deinen ſeidenen Stiefelchen und es von mir gelernt haſt, den Carbonaro in Falten zu ſchlagen, und ich eine neue Art von Inexpreſſibles für dich erfinden muſste, und du überall für meinen jüngſten, innigſt geliebten Bruder giltſt, weiſst du, was ich ſprach, als ich ſprach: Ich liebe dich?" So verzerrt ſich die Liebe, welche bei einer äſthetiſchen Auffaſſung des Lebens recht wohl als eine Kunſt, als die höchſte Blüthe der Lebenskunſt, bezeichnet werden kann, dem ſkeptiſchen Geiſte des Verfaſſers zum mathematiſchen Kunſtſtück, deſſen richtige Ausführung erſt nach ſo und ſo viel verunglückten Experimentalverſuchen gelingen mag! Als bedeutſam heben wir hervor, daſs jene karikierte Auffaſſung der Frauen-Emancipation, welche auf renommiſtiſche Äußerlichkeiten ein thörichtes Gewicht legt und das Sporen- und Hoſentragen der Weiber für ein weſentliches Attribut ihrer geiſtigen Befreiung erklärt, hier zum erſten Mal mit ernſthafter Miene verkündigt wird. Denn die Anſicht, daſs der Liebesbund zweier Menſchen ihre individuellſte Privatangelegenheit ſei und ſeine Heiligung nicht erſt durch den Prieſterſegen erhalte, war ſo wenig neu, wie der Stoßſeufzer Diderot's, mit welchem Gutzkow ſeine Philippika gegen die Einmiſchung der Geiſtlichkeit in den Liebesverkehr der Geſchlechter ſchloſs: „Ach, hätte die Welt nie von Gott gewuſst, ſie würde glücklicher ſein!" — Der Roman: „Wally, die Zweiflerin," welcher kurz nachher — Ende Auguſt 1835 — erſchien, und einen ſo grellenden Sturm der Verfolgung wider das junge Deutſchland herauf beſchwor, behandelt die modernen Emancipationstheorien und ſtarkgeiſtigen Reflexionen über Religion und Sitte in novelliſtiſcher Form. Die äußere Anregung zu dieſem Werke gab dem Verfaſſer der tragiſche Tod von Charlotte Stieglitz, welche ſich am 29. December 1834 im Übermaß opferdurſtiger Liebe den Dolch ins Herz geſtoßen hatte, in der verblendeten Hoffnung, der erlahmenden Dichterkraft ihres Gatten durch ein ſo entſetzliches Ereignis einen großartigen Aufſchwung zu geben. Gutzkow wollte in der „Wally," nach ſeiner eigenen Erklärung, „den Verſuch machen, ein Intereſſe an den Ideen wie eine perſönliche und reine Herzensangelegenheit darzuſtellen." Auch ſchwebte ihm der Eindruck von George Sand's „Lelia" vor, die nicht lange vorher erſchienen war und ein verwandtes Thema zum Gegenſtand hatte. Was ſich aber dem franzöſiſchen Roman, bei aller grellen Disharmonie der Ausführung und des brutalen Schluſſes, nachrühmen ließ: eine naturwahre und lebensvolle pſychologiſche Begründung der Charaktere, daran gebrach es gänzlich den holzſchnittartig nur in den gröbſten Konturen umriſſenen Geſtalten der Gutzkow'ſchen Novelle. Die Heldin, Wally, iſt eine rationaliſtiſch aufgeklärte, vom Sittengeſetz der Gewohnheit emancipierte Dame, voll religiöſer Zweifel und oberflächlicher ſocialiſtiſcher Gedanken, kalt gegen die Männer und faſt ohne Sinnlichkeit, aber doch bald in einen Menſchen verliebt, welcher ihr durch das ſcheinbar Fertige ſeiner Erſcheinung imponiert. Laſſen wir uns vom Verfaſſer das Porträt dieſes Mann-Jünglings ſchildern, welcher das Herz der liebekalten Wally ſo raſch in Flammen ſetzt: „Cäſar ſtand im zweiten Drittel der zwanziger Jahre. Um Naſe und Mund ſchlängelten Furchen, in welche die frühe Saat der Erkenntnis gefallen war, jene Linien, die ſich von dem lieblichſten Eindrucke bis zu dämoniſcher Unheimlichkeit ſteigern können. Cäſar's Bildung war fertig. Was er noch in ſich aufnahm, konnte nur dazu dienen, das ſchon Vorhandene zu befeſtigen, nicht zu verändern. Cäſar hatte die erſte Stufenleiter idealiſcher Schwärmerei, welche unſre Zeit auf junge Gemüther eindringen läſſt, erſtiegen. Er hatte einen ganzen Friedhof todter Gedanken, herrlicher Ideen, an die er einſt glaubte, hinter ſich; er fiel nicht mehr vor ſich ſelbſt nieder und ließ ſeine Vergangenheit die Kniee ſeiner Zukunft umſchlingen und jene zu dieſer beten: Heilige Zukunft, glühender Moloch, wann hör' ich auf, mich mir ſelbſt zu opfern? Cäſar begrub keine Todten mehr: die ſtillen Ideen lagen ſo weit von ihm, daß ſeine Bewegungen ſie nicht mehr erdrücken konnten. Er war reif, nur noch formell, nur noch Skeptiker;

er rechnete mit Begriffsſchatten, mit geweſenem Enthuſiasmus ꝛc.“ Dieſer abgeſtorbene Menſch iſt es, welche die ſchon äußerſt konfuſe Wally durch ſeine Skepſis in noch tiefere Zweifel bis zum Lebensüberdruſſe ſtürzt; er iſt es, welchem ſie ſich in der verrufenen Sigunen-Scene „geiſtig vermählt durch den Anblick ihrer ganzen natürlichen Schönheit“; er iſt es, welcher ſie endlich um einer Anderen willen kalt verläßt. Da ſtößt ſich Wally, wie die edle Charlotte Stieglitz, den Dolch ins Herz, nachdem ſie als Scheidegruß an die Menſchheit folgenden fauſtiſchen Dithyrambus zu Papier gebracht: „Ich muß ſterben, denn haſſenswerth ſchien' ich mir, wenn ich mich durch die Welt ſchliche und mir ſelbſt verbergen wollte, was ich leide. Wir erkennen Gott und unſer Leben nicht. Nun und nimmermehr. Das tragiſche und der Menſchheit würdige Schickſal unſeres Planeten wäre, daß er ſich ſelbſt anzündete, und Alle, die Leben athmen, ſich auf den Scheiterhaufen der brennenden Erde würfen. Alle müßten ſie ſich opfern, wie man Rechnungen verdirbt, die ohne den Wirth gemacht werden. Alle! Alle! Dann wäre das Problem gelöſt, und Gott müßte eilen, ſich neue Menſchen, neue Sklaven zu ſchaffen. Barbariſcher Mord der Völker unter einander, glaubt ihr, werde das Ende der Dinge ſein? Die wieder erwachende Roheit der Natur? Hyänen, die ſich unter einander zerfleiſchen, ſind euch der Zweck der Geſchichte? Gräßlicher Gedanke! Prophezeiung, würdig eines Henkers! Sie werden ſterben, aber ſie werden Alle den Dolch in die eigene Bruſt ſenken und eine große Kette der Freundſchaft ſchließen, die Menſchen! Sie werden ſich faſſen Alle an ihrer Hand und mit der Rechten den Stoß vollbringen und noch im Tode ſich mit ihren Küſſen bedecken. Sie werden ſterben, weil ſie reif ſind, weil ſie das Höchſte erreichten in Wiſſenſchaft und Kunſt, weil ſie Alle in einander gerechnet der Gottheit gleichkommen. Aber die Gottheit ſitzt hinter einem Vorhange und verbirgt nach wie vor ihr ſprödes Antlitz und zögert zu kommen und ſich zu enthüllen. Was haben wir dem Weltzweck gethan?“ — Dieſe pathetiſche Jeremiade hinterläßt, unſeres Bedünkens, eher einen komiſchen, als einen tragiſchen Eindruck. Wer ſich mit dem eitlen Wahne trägt, wir hätten in Kunſt und Wiſſenſchaft ſo ſehr das Höchſte erreicht, daß wir „Alle in einander gerechnet der Gottheit gleichkommen,“ wird ſich ſchwerlich in ſo weltmörderiſche, planetanzündende Verzweiflungspläne verlieren! Ja, es wäre faſt zu verwundern, wenn ein hausbackener Verſtand aus der Lektüre des für ſo gefährlich verſchrieenen Buches eine andere als die vom Verfaſſer gewiſs nicht beabſichtigte Moral zöge, daſs Frauen ſich nicht mit philoſophiſchem Denken abgeben ſollen, weil es ſie verrückt machen werde, und man muſs Gutzkow Recht geben, wenn er bei einem ſpäteren Rückblick auf die Schickſale jener unreifen Jugendproduktion bemerkt: „Die Kritik hätte den Autor nicht anklagen, ſondern höchſtens im Vollgefühl ihrer kälteren Vernunft auslachen ſollen.“

Wolfgang Menzel freilich faſste die Sache von anderem Geſichtspunkte auf. Er hatte 1826 an Müllner's Stelle die Redaktion des Tübinger (nachmals Stuttgarter) „Literaturblattes“ übernommen, und man kann nicht ſagen, daſs er ſeines Recenſentenamts glimpflicher oder mit geringerem Selbſtbewuſstſein als ſein Vorgänger wartete. An Streitluſt und ſchimpfender Roheit mochte er Dieſen ſogar überbieten; nur einen Vorzug hatte er vor dem geſinnungsloſen Weißenfelſer Rabuliſten voraus: den — freilich oft durch Parteilichkeit getrübten und ins Zelotiſche überſchnappenden — Ernſt einer ſittlichen Überzeugung. Menzel ſtand zwar, wie ſeine „Geſchichte der Deutſchen“ und ſeine „Deutſche Literatur“ bewieſen, noch weſentlich auf dem Boden der Romantik, in deren verſchönernder Beleuchtung ihm namentlich das Mittelalter ſich darſtellte; aber ſein nüchterner Verſtand bewahrte ihn vor den phantaſtiſchen Ausſchreitungen der Schule, und er nahm von derſelben vorherrſchend nur das Streben nach einer Vertiefung des nationalen und religiöſen Bewuſstſeins an. In politiſcher Hinſicht hegte er Anfangs eher liberale als reaktionäre Sympathien, er ſaß als würtembergiſcher Landtagsdeputierter neben Uhland und Pfizer auf den Bänken der Oppoſition, und war ein eifriger Fürſprecher der politiſchen und bürgerlichen Gleichſtellung der Juden. Nach der Julirevolution trat das nationale Element ſeiner Richtung allmählich ſtärker hervor, und er begann immer leidenſchaftlicher gegen den Einfluſs franzöſiſcher Vorbilder auf die deutſche Literatur zu kämpfen; doch brach er keineswegs ſofort mit den freiheitlichen Tendenzen der Zeit. Die Veröffentlichung von Börne's „Briefen aus Paris“ wurde von ihm als eine männliche That mit Beifall begrüßt und der Name Börne's in der Vignette des „Literaturblattes“ mit einem Lorberkranze umwunden; derſelben Anerkennung erfreuten ſich Heine's „Nachträge zu den Reiſebildern,“ die Vorrede zu den Kahldorf'ſchen Briefen, die „Franzöſiſchen Zuſtände,“ ja ſelbſt noch der erſte Band des „Salon,“ bei deſſen Beſprechung Menzel den Verfaſſer ſogar ausdrücklich zu einer Fortſetzung der unſaubern Schnabelewopski-Memoiren ermunterte. Auch Gutzkow's Erſtlingsproduktionen wurden als die Werke eines genialen Schriftſtellers belobt, und Menzel ſtand nicht an, den jungen Freigeiſt als Mitarbeiter an ſeinem Journale nach Stuttgart zu berufen und ihm durch ſeine warme Empfehlung gleichzeitig die Spalten der „Allgemeinen Zeitung“ zu erſchließen. Er ſollte jedoch bald erfahren, wie ſehr er ſich geirrt, wenn er in dem zwanzigjährigen Skeptiker, der ihm den keck abſprechenden Recenſententon ſo trefflich abgelernt, ein gefügiges Werkzeug zu erhalten gehofft hatte; es kam ſchnell zwiſchen ihnen zum Bruche, Gutzkow übernahm in Frankfurt die Redaktion des literariſchen Beiblattes zum Duller'ſchen „Phönix,“ und begann dort alsbald dem kritiſchen Rhadamanthus eine gefährliche Konkurrenz zu machen und ihn mit ſeinen eigenen Waffen dreiſter perſönlicher Verdächtigung ſchonungslos zu befehden. Das war ärgerlich; ärgerlich war es nicht minder, daſs die Stimmführer der jungen Literatur ſich der einfluſsreichſten Journale in Berlin, Leipzig, Frankfurt, Hamburg bemächtigten und einen Anhang unter der deutſchen Jugend gewannen, der ſich von Tag zu Tag zu vermehren ſchien. Als Gutzkow und Wienbarg nun gar im Sommer 1835 ſich mit dem Plane einer literariſchen Revue in großartigem Stile hervorwagten, welche unter Mitwirkung der namhafteſten Schriftſteller die Ideen des jungen Deutſchlands öffentlich vor ganz Europa vertreten ſollte, da glaubte der Jupiter tonans des Stuttgarter Literaturblattes ſeine Alleinherrſchaft im Reiche der Kritik aufs gefährlichſte bedroht, und er ſchleuderte ſeine zornigſten Blitze, um die anſtürmende Titanenbrut in den tiefſten Orkus hinab zu ſchmettern. Die hoffnungsmuthige Ankündigung der „Deutſchen Revue,“ welche in Frankfurt erſcheinen ſollte, lautete, wie folgt: „Der Augenblick iſt erſchienen, wo die deutſche Literatur ſich aus den jüngſten Umwälzungen, die ſie erlebt hat, in eine freie, unabhängige, nur von Minerven und den Muſen beherrſchte Region entwickeln will. Die kritiſchen Kämpfe einerſeits, andererſeits eine frühzeitige Anwendung ihrer neuen Principien auf widerſtrebende Thatſachen unſerer geſellſchaftlichen Bildung verhinderten bisher die Kette der Literatur, ſich in allen ihren Ringen zu gliedern, und eine mit Gewalt zerſprengte Ordnung ihrer einzelnen Theile wieder herzuſtellen. Iſt die Literatur eines Volkes der Ausdruck aller Empfindungen, Hoffnungen und Ahnungen deſſelben, ſo beſitzen wir eine Literatur, die nicht ſprechender ſein kann; iſt ſie aber auch das Organ wiſſenſchaftlicher Forſchung und die Bewahrerin gelehrter Reſultate, ſo muſs man den Zwieſpalt beklagen, der auf ihrem Felde eingeriſſen iſt, und kann Nichts für erſprießlicher halten, als eine Vereinbarung der geſonderten literariſchen Intereſſen im Sinne der Verſöhnlichkeit. Die künſtleriſche Richtung unſerer Tage hat daſſelbe Intereſſe wie die wiſſenſchaftliche: jene will von dieſer den Inhalt, dieſe von jener die Form entlehnen. Der Ruhm und das Vertrauen wollen ſich wechſelweiſe austauſchen. Den poetiſchen Genius ermüdet das ewige Ideal; er ſtirbt an dem fortgeſetzten Herauswenden ſeiner ſubjektiven Eingeweide: er lechzt nach Inhalt, Thatſache und jenem unendlichen Kreiſe von ſpekulativer Bewegung, der aller Welt offen ſteht, und den die jugendliche Neuerung bis jetzt umgangen hat, weil ſie anderweitig eingegangene Verpflichtungen erſt erfüllen wollte. Die Wiſſenſchaft ſelbſt aber ſehnt ſich aus ihren dumpfen Sälen heraus in die Natur; der Vogel Minervens iſt nicht mehr die Eule, welche das Licht ſcheut, ſondern der Adler, der mit offenen Augen in die Sonne fliegt. Welcher Gelehrte würde nicht eilen, aus den ihm dargebotenen Blumenkränzen der Poeſie eine Frühlingsroſe zu nehmen und ſie an den weiten Talar ſeiner Inauguration zu ſtecken! Wer würde für ſeine todten Abſtraktionen nicht gern jene blendenden Gewänder hinnehmen, welche ihm die Genien der Dichtkunſt aus tönenden Worten und lachenden Gleichniſſen weben! — Betrachtungen dieſer Art veranlaſſten die Herausgeber zu einem Inſtitute, das eine europäiſche Stellung einnehmen wird. Die ‚Deutſche Revue‘ entſtand in einem Augenblicke, wo wir auf dem Antlitz der Göttin unſeres Vaterlandes eine drohende und wehmüthige Falte entdeckten, wo wir den Schmerz empfanden, daß ſo zahlreiche Kräfte, ſtatt einen gemeinſamen Tempel des Nationalſtolzes zu bauen, ſich in iſolierten Zwecken zerſplittern. Die Achtung vor deutſcher Kunſt und Wiſſenſchaft iſt aller Orten da im Auslande; aber das Ausland kennt nur einzelne Gelehrte, einzelne Bücher, einzelne Dichter unſerer Sprache: es hat ſo wenig einen Überblick unſerer Kulturzuſtände, daß z. B. jenſeit des Rheines in kurzer Zeit zwei periodiſche Verſuche entſtehen konnten, von den vereinzelten Beſtrebungen der Deutſchen eine Geſammtanſchau zu haben. Die Franzoſen fangen an, uns in einer Werthſchätzung, die wir gegen einander ſelbſt empfinden ſollten, zu übertreffen. Die ‚Deutſche Revue‘ fordert alle deutſchen Dichter und Gelehrte auf, die ſich von einer Verſchmelzung unſerer alten ‚Horen‘, ‚Athenäen‘ u. ſ. w. mit der ‚Revue de Paris‘, ‚Revue des deux mondes‘ eine billigende Vorſtellung machen können, unter die Ägide ihrer Herausgeber und in den zahlreichen Kreis von Autoren zu treten, welchen ſie zu ihrem Zwecke ſchon um ſich verſammelt haben. Die ‚Deutſche Revue‘ wird eine urſprüngliche Farbe haben, aber mancherlei Schattierungen derſelben zulaſſen. Sie läſſt ihren Aufruf ergehen ſowohl an den Katheder wie an die Dachſtube, vor Allem aber an Die, welche gern im Angeſichte des geſtirnten Himmels oder an ſtillen Schattenplätzen des Waldes dichten und denken. Auch nicht bloſs an Renommeen knüpfen wir die Hoffnung eines glänzenden Erfolgs. Wir kennen die tauſend Kräfte, die in Deutſchland ſchlummern, die ſchaffenden Gedanken, die ſich vergebens nach einer Bühne für ihre Geſtalten umſehen, die jungen Dichter, denen das Wort auf der Lippe verglüht, die jungen Gelehrten, die vergebens den Weg vom Katheder zur Nation ſuchen — allen dieſen Geſammten, Schweigenden, ſtolzen Unberühmten wird das Organ der ‚Deutſchen Revue‘ ſo willkommen ſein, als ihr Beitritt uns. Wir rechnen auf die Zeit und die Genoſſenſchaft der Edlen. — Was die ‚Deutſche Revue‘ bringen wird, ſoll ſein: 1) Poeſie in allen ihren Offenbarungen. 2) Spekulation aus allen Fakultäten. 3) Kritik der vorzüglichſten Erſcheinungen in der deutſchen Literatur. 4) Korreſpondenz aus allen Ecken des Vaterlandes, wo Etwas geſchieht, das würdig iſt, gewuſſt, verſtanden, belobt, beweint, miſsrathen oder nachgeahmt zu werden. — Jede Woche ein Heft, jedes Heft von drei Bogen, wird die ‚Deutſche Revue‘ den Charakter als Journal und Buch vereinigen, und ſowohl das Stockende der Monatſchriften wie das Verſchliſſene der Tagsblätter vermeiden. Im gehaltenen Strome ihres Erſcheinens wird die zerſtreute und eilende Zeit ſich einigermaßen würdig geſammelt und reflektiert wiederfinden." — Man könnte dieſer Ankündigung mit Recht einen etwas ſchwülſtigen, phraſenhaft unbeſtimmten Stil vorwerfen, aber provocierend oder frivol klang ſie gewiſs nicht, und für Menzel, welcher die todte und trockene Gelehrſamkeit ſo ingrimmig haſſte, war — ſollte man denken — am wenigſten ein Grund vorhanden, die in Ausſicht geſtellte Befreundung der Wiſſenſchaft mit der Kunſt und dem Leben feindſelig zu begeifern. Auch die ſpäter veröffentlichte Liſte von Mitarbeitern der „Deutſchen Revue," unter welchen ſich, neben Heine und Börne, Varnhagen von Enſe und zahlreiche Univerſitätsprofeſſoren in Berlin, Halle und Königsberg befanden, konnte keinen begründeten Anlaſs zu moraliſchen oder patriotiſchen Befürchtungen geben. Wenn Menzel dennoch mit Feuer und Schwert gegen eine erſt angekündigte Zeitſchrift zu Felde zog, von welcher noch kein einziges Heft erſchienen war; wenn er dieſelbe im Voraus auf eine in den Annalen der deutſchen Literatur unerhörte Art als ein ruchloſes Unternehmen verdächtigte, das auf eine Untergrabung aller Pfeiler des Staates, der Religion und der Sittlichkeit hinziele, ſo ſetzte er ſich allerdings der unwiderlegbaren Anſchuldigung aus, daß der ſchäbigſte Konkurrentenneid ihm die Feder gelenkt. Die Taktik, welche er bei ſeinen Angriffen befolgte, war zudem in allen Einzelheiten eine vollkommen perfide. Statt ſich an das oben mitgetheilte Ankündigungsprogramm der „Deutſchen Revue“ zu halten, griff er aus Gutzkow's „Wally“ einzelne pikante Äußerungen über Religion und Sittlichkeit heraus, ſtellte das untergeordnete ſinnliche Moment des Romanes als deſſen Hauptgegenſtand dar, und ſchob dem Verfaſſer, deſſen Anſichten er mit willkürlich dem Zuſammenhang entriſſenen Reflexionen ſeiner Romanfiguren identificierte, buchſtäblich die Abſicht unter, durch Unzucht und Gottesläſterung die Welt verbeſſern zu wollen. Mit gleichem oder vielmehr mit größerem Recht hätte Menzel die Novelle Ludwig Tieck's: „Eigenſinn und Laune,“ welche um dieſelbe Zeit in der „Urania für 1836“ erſchienen war, zum Gegenſtand ſeiner Bußpredigt machen können. Dieſe Emmeline, welche in herzloſer Koketterie ihr Spiel mit den Männern treibt, in den unnatürlichſten Phraſen gegen Liebe und Ehe eifert, heute den hübſchen Kutſcher ihres Vaters heirathen will und ihm morgen den Laufpaß ertheilt, weil er „ein ganz gewöhnlicher Menſch wie alle Übrigen“ geworden iſt, — bald darauf ſich dem elendeſten Schurken preisgiebt, „eben weil ſie ihn ſo tief verachtet, daß ſie ihm jede Vertraulichkeit erlauben zu dürfen glaubte,“ — dann als halbverblühte Schönheit eine Konvenienzehe mit dem alten Millionär Grundmann ſchließt, ſich Dieſem wieder von einem franzöſiſchen Officier entführen läßt, der ſich hinterdrein als ihr früherer Kutſcher-Geliebter entpuppt, und von dem verlaſſen ſie als Bordellwirthin endet — dieſe widerwärtige Schlammgeburt Tieck'ſcher Phantaſie, deren Ruchloſigkeit durch keinen Strahl einer edlen Idee gemildert wird, hätte ſicherlich eine derbere Zurechtweiſung als die „Wally“ verdient, bei welcher doch die höchſten Intereſſen des Geiſtes ins Spiel gezogen waren. Aber Menzel nahm von der unſittlich rohen Kunſtſchöpfung des alten Romantikers keine Notiz — er wählte ſich das viel harmloſere Produkt einer jugendlich unreifen Gährung zum Opfer aus. Sein erſter Angriff auf die junge Literatur, als deren Haupt er Karl Gutzkow bezeichnete, und welcher er zum Zeichen ſeiner Verachtung ihrer kosmopolitiſchen Tendenzen den franzöſierten Namen der „jeune Allemagne“ gab, erfolgte im „Literaturblatte“ vom 11. und 13. September 1835. Aus Frankreich kam, nach Wolfgang Menzel's **Darſtellung**, alles Unheil her; die religiöſen Zweifel, deren Macht über das weibliche Gemüth Gutzkow in ſeiner Wally geſchildert, wurden für „eine potenzierte Nachahmung der neufranzöſiſchen Frechheit" erklärt, die an ſich nur eine Wiederholung früherer Sünden ſei. „Nur im tiefſten Kothe der Entſittlichung, nur im Bordell," ſchrie Menzel, „werden ſolche atheiſtiſche Geſinnungen geboren. Sie waren gäng und gebe bei den philoſophiſchen Sykophanten des altfranzöſiſchen Hofes. Im Palais-royal wurden ſie zuerſt aus der Hofſprache in die der Jakobiner überſetzt. Herr Gutzkow hat es über ſich genommen, dieſe franzöſiſche Affenſchande, die im Arme von Metzen Gott läſtert, aufs Neue nach Deutſchland überzupflanzen, in einem Zeitalter, das, Gott ſei Dank, gereifter und männlicher iſt, als das Jahrhundert Voltaire's. Damals ſchon ſcheiterte das Laſter am Sinn unſeres Volkes; jetzt wird es um ſo weniger durchdringen. Die Literatur wird es ausſtoßen, die öffentliche Meinung wird es brandmarken. . . Wenn man eine ſolche Schule der frechſten Unſittlichkeit und raffinierteſten Lüge in Deutſchland aufkommen laſſen wollte, wenn ſich alle Edlen der Nation nicht dagegen erklärten, wenn ſich deutſche Verleger nicht verſähen, ſolches Gift dem Publikum feil zu bieten und anzupreiſen, ſo würden wir bald ſchöne Früchte erleben. . . Aber ich will meinen Fuß hineinſetzen in euren Schlamm, wohl wiſſend, daß ich mich beſudle. Ich will den Kopf der Schlange zertreten, die im Miſte der Wolluſt ſich wärmt. . . So lange ich lebe, werden Schändlichkeiten dieſer Art nicht ungeſtraft die deutſche Literatur entweihen." Mit ſich ſteigernder Heftigkeit ſetzte Wolfgang Menzel in den folgenden Monaten ſeinen Kampf gegen das junge Deutſchland fort, wobei ſeine Alarmrufe mehr und mehr den Charakter einer polizeilichen Denunciation ſeiner literariſchen Gegner annahmen und in greller Übertreibung auf die Gefahr hindeuteten, welche den deutſchen Regierungen aus den Umſturzlehren der jeune **Allemagne** erwachſen müſſe. „Ich weiß zwar wohl," ſchrieb er in Nr. 110 ſeines Literaturblattes vom 26. Oktober, „daß es einigen ſichern Leuten lächerlich ſcheint, ſolche tolle Phantaſien einiger wenigen verirrten Jünglinge für ernſtlich gefährlich zu halten; ich weiß, daß ihr Krieg gegen das Chriſtenthum, gegen die Moral, gegen die Ehe vor der Hand nicht mehr bedeutet, als wenn eine junge Eulenbrut Krieg führen wollte mit der alten Sonne. Allein aus einem Funken kann ein Brand werden. Die Leute haben zu viel Lärm gemacht, zu laut geprahlt, zu unverſchämt die Leitung der deutſchen Jugend uſurpiert, als daß man ſie ignorieren könnte. Sie beabſichtigen ſich zunächſt als eine kritiſche Macht zu konſtituieren und die geſammte deutſche Literatur von ihrer angekündigten Revue aus zu beherrſchen. Wie werden wohl ſolche Leute mit ſolchen Grundſätzen von den Arbeiten der deutſchen Gelehrten- und Dichterwelt denken? Über dem neuen literariſchen Schöppenſtuhl, den ſie in Frankfurt errichten, wollen, thront ſtatt der Gerechtigkeit die Venus vulgivaga. Wehe Dem, der mit irgend einer Tugend in der Literatur glänzt! Nie werden die Menſchen, die an keine unſichtbare Welt hinter der ſichtbaren, die an keinen Gott glauben, denen die Religion nur als eine Maſke erſcheint, als ein erheuchelter Spiritualismus, die nur an das Fleiſch glauben, nie werden dieſe Prieſter des Schmu[illegible] es irgend einem Schriftſteller verzeihen, daß er reiner iſt, als ſie. . . Doch ich will die Ärgerniſſe, die unſern Schriftſtellern durch eine ſolche Kritik bereitet werden würden, nicht hoch anſchlagen. Wichtiger ſcheint mir der ſchlimme Einfluß, den dieſe Menſchen jenſeits der Literatur, im Volk überhaupt zu gewinnen trachten. Kann man es in *dieſer* Zeit ſo gleichgültig anſehen, daß ſie uns das *Franzoſenthum* in Worten und Werken predigen? Unter der Maſke des franzöſiſchen Republikanismus ſchwärzt dieſe neue Frankfurter Läſter- und Laſterſchule eine furchtbare Unzucht ein. Das Fleiſch, die freie Sinnlichkeit, die Aufhebung der Ehe ſind ihre Schlagwörter, und ſie ſchreiben nicht nur ſelbſt obſcöne Bücher, ſondern wärmen auch die alten wieder auf . . . Man ſchließt ſich zum Theil an Saint-Simon an, man verkündigt einen noch ausſchweifenderen Republikanismus ohne Tugend, eine Hetärenrepublik im größten Stil. . . Heute gehören dieſe Grundſätze noch den engern ariſtokratiſchen Kreiſen der Literatur an. Ihre Verkündiger machen Anſpruch auf eine ſuperfeine Äſthetik und wollen als die echten Jünger Goethe's gelten. Aber ſchon der Umſtand, daß dieſelben Leute zugleich Republikaner, deutſche Saint-Simonianer, Reformatoren der Ehe ꝛc. ſein wollen, beweiſt uns, in welcher Richtung ihre Grundſätze, wenn ſie ſich in Deutſchland fixieren könnten, tiefer ins Volk hinabſteigen würden. Mit dieſen paar Phantaſten dürft ihr wohl fertig zu werden hoffen. Aber ſie werden im Schoße des Pöbels Nachahmer von etwas rauherer Natur finden, deren Wirkſamkeit der vornehmen Aufſicht entgehn dürfte. Heute habt ihr es nur mit ariſtokratiſchen Wildfängen, morgen vielleicht habt ihr es mit der Volkshefe zu thun, in welcher die Gemeinheit, die von oben kommt, immer fruchtbaren Schlamm findet.

Das ſittliche Bürgerthum, an dem die äſthetiſchen Laſter der höhern Geſellſchaft kaum bemerkbar vorüber gleiten, wird erſt durch den Übergang dieſer Laſter in die anarchiſchen Elemente der unterſten Geſellſchaft untergraben. Wenn die Ariſtokratie der Bildung ihren Pöbel emporkommen läſst, ſo ſieht leider bald das Volk auch *ſeinen* Pöbel in den abgetragenen Kleidern jenes vornehmen Pöbels ſtolzieren, und dann iſt es zu ſpät, ſich über die Nachſicht zu beklagen, mit der man den erſtern gewähren ließ. Oder wem ſchmeicheln dieſe Lehren, als der Beſtialität und Raubluſt, die in den Höhlen der Verworfenheit, im Schmutz und Branntwein der großen Haupt- und Fabrikſtädte noch ſchlummern, aber leicht zu wecken ſind?" — In der That, kein Mittel war gemein genug, das Menzel nicht unbedenklich benutzt hätte, um ſeinen literariſchen Widerſachern in der öffentlichen Meinung und in den Augen der deutſchen Regierungen Schaden zu thun. Ehrabſchneideriſche Verleumdungen perſönlichſter Art, ſinnverdrehende ſchmutzige Auslegungen der unverfänglichſten Worte, aus der Luft gegriffene politiſche und ſittliche Inkriminationen füllen an hundert Spalten des Menzel'ſchen Literaturblattes vom September 1835 bis zum Frühling des folgenden Jahres. Nicht genug, daſs die angekündigte „Deutſche Revue," durch welche ſeinem eigenen Journal eine gefährliche Konkurrenz zu erwachſen drohte, noch vor ihrem Erſcheinen dem deutſchen Publikum als ein Belialspfuhl der Unzucht und Gottesläſterung verdächtigt ward — nein, auch die ſchon gewonnenen Mitarbeiter des jungen Unternehmens, deren Namen von den Herausgebern veröffentlicht werden, ſollten durch ein nichtswürdiges Intrigenſpiel eingeſchüchtert und, wo möglich, zum Rücktritt gezwungen werden. Was blieb den geängſtigten Univerſitätsprofeſſoren, welche der „Deutſchen Revue" Beiträge zugeſagt, anders übrig, wenn ſie nicht den Verluſt ihres Amtes riskieren wollten, als ſchleunigſt ihre Zuſage zu widerrufen, nachdem Menzel ihnen in ſeinem „Literaturblatte" vom 11. November öffentlich die Piſtole ſeiner unverſchämten Fragen an die Bruſt geſetzt: „Die preußiſchen Univerſitätsprofeſſoren? Sind Univerſitäten keine Staatsanſtalten? Gilt im preußiſchen Staate noch das Chriſtenthum, die Moral, die Ehe? Hätte man darum ſo oft von dem in Preußen vorherrſchenden ſittlich-religiöſen und konſervativen Geiſt gehört, daſs jetzt die namhafteſten Profeſſoren von Berlin, Königsberg, Halle einem neuen ſchmutzigen Marat, der wörtlich wie der alte nur das Sakrament „des entzückenden Augenblicks" und eine Republik der sansculottes und sanschemises predigt, nachlaufen und mit ihm gegen Chriſtenthum, Sitte, Ehe, Familie, Scham, gegen Gott und Unſterblichkeit, gegen die deutſche Nationalität und gegen das Beſtehende wüthen ſollten? Oder hofft man, im Schmutz und Judenpech dieſes literariſchen Geſindels den längſt von frommen Gemüthern erſehnten Kitt und Leim zu finden, durch den die großen politiſchen Gegenſätze dieſer Zeit glücklich zuſammengeklebt und verſöhnt und der allgemeine Weltfrieden herbeigeführt werden wird? Soll Dies durch eine vorläufige Accolade der Pariſer Exilierten und der preußiſchen Univerſitätsprofeſſoren, worüber Gutzkow und Wienbarg den Segen ſprechen, angedeutet werden?“ — Damit dem ekelhaften Gebräu der Menzel'ſchen Denunciationen auch das letzte pikante Gewürz nicht fehle, das die ſicherſte Wirkung auf den Geſchmack des ungebildeten großen Haufens verſprach, wurde von dem bisherigen Vorkämpfer der Judenemancipation das alte Vorurtheil des Pöbels gegen die Juden neu angeſchürt. Es wurde von Menzel die bewuſſte Tendenzlüge ausgeſprengt, „daſs das ſogenannte junge Deutſchland eigentlich ein junges Paläſtina ſei, und daſs von der öffentlichen Meinung alles Widerliche, was in der grenzenloſen Zudringlichkeit, in der Franzoſenſucht, in dem tückiſch ohnmächtigen Deutſchen- und Chriſtenhaſs der neuen Frankfurter Propaganda liege, bereits allgemein dem Judaismus zur Laſt gelegt werde.“ Von allen Schriftſtellern, deren Name mit dem „jungen Deutſchland“ in Verbindung gebracht worden, bekannte ſich nicht ein einziger zum jüdiſchen Glauben, und nur Heine und Börne waren von iſraelitiſcher Abkunft, wenn auch“ längſt getauft; in den Adern Gutzkow's und Wienbarg's, Mundt's und Laube's oder Guſtav Kühne's, der ebenfalls zu den Trägern der jungen Literatur gehörte, floſs nicht ein Tropfen orientaliſchen Blutes. Menzel wuſſte Das recht gut, er wuſſte, daſs Gutzkow, dem er die Hauptſchuld an allem Unheil aufbürdete, ſogar chriſtliche Theologie als ſpecielle Fachwiſſenſchaft ſtudiert hatte, daſs Wienbarg, was keinem Juden erlaubt wurde, Docent an einer deutſchen Univerſität geweſen — aber das Alles hielt den Mann, der ſich ſo anmaßlich zum Retter der Sittlichkeit aufwarf und bei jeder Gelegenheit mit ſeinem gradherzigen Biederſinn prunkte, nicht ab, der Wahrheit und Humanität ins Geſicht zu ſchlagen und in einem literariſchen Kampfe, bei welchem das Judenthum ganz außer Frage ſtand, die Loſung zu einem neuen Hep-Hep-Geſchrei wider die Juden zu geben. Er, welcher noch kurz zuvor auf dem würtembergiſchen Landtage ſeine Stimme für die bürgerliche und politiſche Gleichſtellung der Iſraeliten erhoben hatte, druckte jetzt mit Beifallsbemerkungen in ſeinem Literaturblatte alle Schmähungen ab, die von ſeinen Trabanten in anonymen Broſchüren wider das Judenthum und deſſen erlogene Verbündung mit den Beſtrebungen des jungen Deutſchlands geſchleudert wurden. „Den Dank des Vaterlandes" verdiente nach ſeiner Anſicht der Verfaſſer der kleinen Schrift: „Die Jeune Allemagne in Deutſchland," worin auf die Frage: „Wer konnten ſie ſein, dieſe heimatlichen Zwitter, denen Alles feil, auch die Seele, denen Nichts zu niedrig war, auch der Preis nicht, um den ſie loszuſchlagen ‚die Tugend' hatten? Etwa Deutſche? Franzoſen?" die ſchamloſe Antwort ertheilt wird: „Nein, es ſollten Menſchen ſein, denen Pflicht und Humanität das Bürgerrecht erworben, denen eine durch die bitterſten Schickſale geſtählte Ausdauer, ein durch zahlreiche Kämpfe raffinierter Scharfſinn, eine lauernde Gewandtheit und ein tauſendfarbiges Talent Alles möglich gemacht, nur Das nicht, was ihnen eine ſchwer errungene Emancipation auferlegt: — ſich zu entnationaliſieren, Das nicht mehr zu ſein, was ihre Geſchichte, ihre Religion, ihre innerſte Natur, ihre Zukunft fordert — Juden. Ihr hervorſpringender Charakter, erklärbar durch die Verfolgungen, die wir an ihnen verſchuldet, iſt verneinend, und darum treibt ſie eine unwiderſtehliche Neigung in die Ähnlichkeit des Volkes, dem Deutſchland ſeine Irrthümer, dem es ſeine Täuſchungen verdankt. Franzoſen und Juden ſchüren an dem unheiligen Feuer, das unſere beſten Säfte aufzehren, das ſtille Erbtheil unſerer inneren Nationalität, ein reines Gemüth, vergiften und jenen ätzenden Verſtand zum alleinigen Richter unſerer Gedanken machen ſoll, den Gott ſchon in der Urwelt verworfen als die Schlange, die ſich um unſer Gewiſſen ringelt. In Beſitz großer Mittel, die ihnen ein dämoniſches Wittern edler Metalle, die ihnen jüngſthin die Zaubergabe verliehen, aus Papieren Geld zu ſchaffen, rekurriert der Iſraelite, in dem klaren Bewuſſtſein, nur den Namen, nie das Weſen einer andern als ſeiner Nationalität in ſich aufzunehmen, zu dem Princip der Eroberung, nicht durch das Eiſen, das nur ganze Männer begeiſtert, ſondern einer Eroberung durch die Kontrebande eines großartigen moraliſchen Betrugs. Ohne Vaterland, muſs ihnen Vaterlandsliebe eine Thorheit ſein, und ſo wird ihnen politiſches Princip, gleichviel welches, nie zur politiſchen Geſinnung, ſondern nur zu einem mehr oder weniger eigennützigen Spiel des Geiſtes je mit der Farbe, in der man, wo die Vaterlandsliebe Opfer erheiſcht, wo die Principien auf den Kampf der Ehre gefordert, wo die moraliſche Sonde und die Feuerprobe der Öffentlichkeit angewendet werden, gegen ein Billiges durch die Hinterpforte entſchlüpft. Darum erblickt man ſie, in das Gewand des Neueſten geworfen, ſtets in den Wechſeln des Anfangs, dem entſcheidenden Ende aber, bald mit dem Rücken, bald mit dem Geſichte, nur dann zugekehrt, wenn die Geſinnung verſchwunden iſt und das Schlachtfeld geplündert wird."

Es iſt von Intereſſe, beiläufig zu konſtatieren, daß Wolfgang Menzel allerdings nicht der Erſte war, der ſo gravierende Anklagen gegen die Träger der neuen Literatur erhob. Schon im Sommer des Jahres 1834 hatte der Profeſſor Viktor Aimé Huber in Roſtock ſeine „Mecklenburgiſchen Blätter" mit einem leidenſchaftlichen Angriffe gegen Wienbarg's „Äſthetiſche Feldzüge" und gegen das junge Deutſchland eröffnet. Bald darauf folgte die eben ſo feindſelige Broſchüre: „Heinrich Heine und ein Blick auf unſere Zeit" von Maximin. Joſ. Stephani, — ein Pſeudonymen, hinter welchem ſich zwei verſchiedene Verfaſſer verbargen, als deren einen ſich ſpäter Dr. W. Graban in Hamburg zu erkennen gab[128]). Menzel wurde in dieſer Broſchüre, ſo gut wie Laube und Wienbarg, als ein Schildknappe Heine's und Börne's, namentlich des Letzteren, charakteriſiert; im Übrigen wurden der neuen Schule bereits ganz dieſelben Vorwürfe gemacht, welche das Stuttgarter „Literaturblatt" ein Jahr ſpäter wiederholte: nämlich daß ſie „mit ihren unbewieſenen, diktatoriſch gebietenden Lehren und Meinungen auf nichts Anderes ausgehe, als den ganzen Beſtand der Verhältniſſe, den bisherigen Zuſtand der politiſchen, religiöſen und moraliſchen Welt, die Sitten und Gewohnheiten des geſelligen, häuslichen und öffentlichen Lebens zu verwirren, alle Ordnung zu zertreten und die Form des gegenwärtigen Daſeins völlig zu vernichten." Die „heilloſen, aller Sittlichkeit und aller Vernunft widerſtreitenden Grundlehren, welche an die Spitze dieſer Vernichtungstheorie geſchoben ſind," wurden in dem einleitenden Vorwort jener Broſchüre folgendermaßen dargeſtellt: „1) Es iſt ein Unſinn, ſich noch nach zweitauſend Jahren von dem Buche ungeſtört gängeln zu laſſen, was unwiſſende Schüler einem großen Meiſter nachlallten. 2) Staat, Recht und Geſetz ſind einſeitige Reſultate der Willkür und Partei, die bloß vom Wahnwitz eines für unverletzlich gehaltenen Herkommens geheiligt worden ſind. 3) Die Ehe iſt ein Damm gegen den Strom der Geſelligkeit; ſie iſt ein Traditionsgut, das man abwerfen muß, wenn man die Menſchheit zu höherer Kultur und Vollkommenheit fördern will. 4) Alles Wiſſen macht dumm und unglücklich.“ Ganz ähnlich, nur in etwas präciſerer Faſſung, ſubſumierte Wolfgang Menzel ſeine Anklagen wider die Lehren des jungen Deutſchlands unter die vier Rubriken des „jede Nationalität vernichtenden Kosmopolitismus,“ der „Appellation an die künftige Revolutionierung Europas durch die Ideen Saint-Simons,“ der „Irreligioſität,“ und der „Unſittlichkeit.“

Die Huber'ſchen Angriffe in einer eben erſt begründeten mecklenburgiſchen Zeitſchrift und die Stephani'ſche Broſchüre, welche von obſkuren Verfaſſern in obſkurem Verlage (Halle, bei C. F. C. Scharre) veröffentlicht worden war, konnten unbeachtet vorübergehn und mochten dem größeren Publikum gänzlich unbekannt geblieben ſein. Nicht ſo die Menzel'ſchen Denunciationen, welche in dem renommierteſten kritiſchen Journal jener Zeit ſtanden und Tauſenden von Leſern in allen Gegenden Deutſchlands zu Geſicht kommen mußten. Die erſte Folge derſelben war die Anordnung eines ſtrafgerichtlichen Verfahrens gegen Karl Gutzkow und den Verleger der „Wally,“ den Buchhändler C. Löwenthal in Mannheim, bei dem dortigen Hofgerichte. Während Gutzkow ſich in Unterſuchungshaft befand, nahm der bekannte rationaliſtiſche Theolog, Kirchenrath H. E. G. Paulus zu Heidelberg, in einer beſonderen Schrift („Sendſchreiben an K. Gutzkow, von einem Freunde der Wahrheit“) ſich des Angeklagten gegen die Menzel'ſchen Bezichtigungen der Verführung zur Unzucht und zur Irreligioſität mit Wärme an. Er wies nach, daß Gutzkow's Buch, „wenn man dasſelbe, wie der Kritiker die Pflicht habe, als Ganzes betrachte, nicht nur Nichts enthalte, was zu jenen beiden Irrwegen verführen ſollte, ſondern daß der planmäßige Verlauf des Romans vielmehr zeige, in welche höchſt verderbliche Konſequenzen dergleichen Übertreibungen auslaufen.“ Auch iſt zu beachten, daß die in der „Wally“ — allerdings häufig in verletzend burſchikoſer Form — vorgetragenen rationaliſtiſchen Anſichten über religiöſe Gegenſtände ihrem Inhalte nach keineswegs neu waren, und zum Theil faſt gleichzeitig von Friedrich David Strauß in ſeinem „Leben Jeſu“ als Reſultate ernſter wiſſenſchaftlicher Forſchung gelehrt wurden. Die Proceßverhandlung fand am 8. Januar 1836 in Mannheim Statt. Gutzkow vertheidigte ſich ſelbſt in einem geiſt- und kenntnißreichen Vortrage, und zwar mit ſo gutem Erfolg, daß der Gerichtshof die Klage auf Blasphemie und Darſtellung unzüchtiger Gegenſtände, als in jenem Buche nicht begründet, abwies und den Angeklagten nur „wegen Angriffs auf die im Großherzogthum Baden anerkannten Religionsgemeinſchaften“ zu einer zehnwöchentlichen Gefängnisſtrafe, vom Tage der Inhaftierung an gerechnet, und in ein Drittheil der Koſten verurtheilte. Menzel war unehrenhaft genug, ſelbſt nachdem auf Grund ſeiner Denunciation das gerichtliche Verfahren gegen Gutzkow eingeleitet worden war, und während das Schwert des Geſetzes über Demſelben hing, die öffentliche Meinung und die Staatsbehörden unausgeſetzt wider den literariſchen Gegner aufzuhetzen. Und nicht vergebens. Das Schreckgeſpenſt der Revolution, der drohende Umſturz alles Beſtehenden, den Menzel als ſicher zu erwartendes Reſultat einer ungehinderten Verbreitung der Ideen des jungen Deutſchlands verkündete, ſetzten ſogar den Bundestag in Angſt und veranlaßten denſelben, in ſeiner Sitzung vom 10. December 1835 folgenden drakoniſchen Beſchluß zu faſſen, durch welchen von einer oberſten Regierungsbehörde eine ganze literariſche Richtung, ſo zu ſagen, in Acht und Bann erklärt wurde: „Nachdem ſich in Deutſchland in neuerer Zeit, und zuletzt unter der Benennung ‚das junge Deutſchland‘ oder ‚die junge Literatur‘ eine literariſche Schule gebildet hat, deren Bemühungen unverhohlen dahin gehen, in belletriſtiſchen, für alle Klaſſen von Leſern zugänglichen Schriften die chriſtliche Religion auf die frechſte Weiſe anzugreifen, die beſtehenden ſocialen Verhältniſſe herabzuwürdigen und alle Zucht und Sittlichkeit zu zerſtören: ſo hat die deutſche Bundesverſammlung — in Erwägung, daß es dringend nothwendig ſei, dieſen verderblichen, die Grundpfeiler aller geſetzlichen Ordnung untergrabenden Beſtrebungen durch Zuſammenwirken aller Bundesregierungen ſofort Einhalt zu thun, und unbeſchadet weiterer, vom Bunde oder den einzelnen Regierungen zur Erreichung des Zweckes nach Umſtänden zu ergreifender Maßregeln — ſich zu nachſtehenden Beſtimmungen vereinigt: 1) Sämmtliche deutſche Regierungen übernehmen die Verpflichtung, gegen die Verfaſſer, Verleger, Drucker, und Verbreiter der Schriften aus der unter der Bezeichnung ‚das junge Deutſchland‘ oder ‚die junge Literatur‘ bekannten literariſchen Schule, zu welcher namentlich Heinrich Heine, Karl Gutzkow, Heinrich Laube, Ludolf Wienbarg und Theodor Mundt gehören, die Straf- und Polizeigeſetze ihres Landes, ſo wie die gegen den Mißbrauch der Preſſe beſtehenden Vorſchriften, nach ihrer vollen Strenge in Anwendung zu bringen, auch die Verbreitung dieſer Schriften, ſei es durch den Buchhandel, durch Leihbibliotheken oder auf ſonſtige Weiſe, mit allen ihnen geſetzlich zu Gebote ſtehenden Mitteln zu verhindern. 2) Die Buchhändler werden hinſichtlich des Verlags und Vertriebs der eben erwähnten Schriften durch die Regierungen in angemeſſener Weiſe verwarnt, und es wird ihnen gegenwärtig gehalten werden, wie ſehr es in ihrem wohlverſtandenen eigenen Intereſſe liege, die Maßregeln der Regierungen gegen die zerſtörende Tendenz jener literariſchen Erzeugniſſe auch ihrerſeits, mit Rückſicht auf den von ihnen in Anſpruch genommenen Schutz des Bundes, wirkſam zu unterſtützen. 3) Die Regierung der freien Stadt Hamburg wird aufgefordert, in dieſer Beziehung insbeſondere der Hoffmann und Campe'ſchen Buchhandlung in Hamburg, welche vorzugsweiſe Schriften obiger Art in Verlag und Vertrieb hat, die geeignete Verwarnung zugehen zu laſſen.“

Schon vor dieſem Beſchluſſe waren Anfangs November die zu ergreifenden Prohibitivmaßregeln wider die junge Literatur in der Bundesverſammlung vorläufig zur Sprache gekommen, und Preußen hatte ſich, auf Antrag des berüchtigten Tzſchoppe, beeilt, mittelſt eines Miniſterial-Reſkriptes vom 14. November über alle Druckſchriften von Gutzkow, Wienbarg, Laube und Mundt, ſowie über die von ihnen redigierten periodiſchen Schriften, inſofern dieſe nicht im Inlande mit preußiſcher Cenſur erſchienen, ein unbedingtes Verbot auszuſprechen. Dadurch wurde nicht allein die mit ſo verheißungsvollen Worten angekündigte „Deutſche Revue“ vor der Geburt erſtickt, ſondern auch dem unter Mundt's Redaktion in Leipzig erſcheinenden „Literariſchen Zodiakus“ und der Braunſchweiger „Mitternachtzeitung,“ zu deren Redakteur Laube ſo eben ernannt war, der Eingang in die preußiſchen Staaten verſperrt. Die Mundt'ſche Zeitſchrift muſste gänzlich aufhören, da die Konceſſion zur Herausgabe derſelben den Verlegern (Gebrüder Reichenbach) unterm 30. December durch ein Reſkript des ſächſiſchen Kultusminiſteriums entzogen ward, obſchon der „Literariſche Zodiakus“ erſt kürzlich eine Reihe ſcharfer Angriffe auf Heine, Gutzkow und Wienbarg gebracht hatte**), und im erſten Hefte des Jahrgangs 1836 eine direkte Verwahrung Theodor Mundt's gegen Deſſen Theilnahme an der Beſtrebungen des jungen Deutſchlands enthielt. „Die fabricierte Kategorie des ſogenannten jungen Deutſchlands,“ verſicherte er dort***), „war uns von jeher fremd, und es ließ ſich vorausſehen, daſs eine derartige ſelbſtgemachte Benennung, die eine nur kritiſch hervorgerufene Kluft zwiſchen allen nationalen Sympathien gründet, früher oder ſpäter zum literariſchen Ekelnamen werden würde.“ — Wie aus dem Wortlaute des Bundestagsbeſchluſſes erhellt, war die Ausführungsart desſelben ſo ziemlich der Willkür der einzelnen

Regierungen anheimgegeben. Preußen, das in dieſer wenig ruhmwürdigen Angelegenheit gleich Anfangs die Führung übernommen, behauptete dieſelbe auch in der Folgezeit. In den erſten Monaten ſchien man nicht bloß über die ſeitherigen, ſondern auch über die künftigen Schriften der geächteten Autoren ein abſolutes Interdikt verhängen, man ſchien Letztere geradezu literariſch mundtodt machen zu wollen; ja, die Cenſur geſtattete eine Zeitlang nicht einmal die Nennung ihrer Namen in öffentlichen Blättern, ſelbſt wenn dabei eine Befehdung der Tendenz ihrer Werke beabſichtigt war. So mußte u. A. der Name Theodor Mundt's aus der Liſte der Mitarbeiter der „Berliner Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik“ geſtrichen, und in den Ankündigungen des von Varnhagen und Mundt herausgegebenen literariſchen Nachlaſſes von K. L. v. Knebel durfte nur Varnhagen als Herausgeber genannt werden. Der Name Heine's, welcher in dem preußiſchen Miniſterial-Erlaſſe vom 14. November noch gefehlt hatte, wurde zuerſt in einer großherzoglich heſſiſchen Specialverordnung vom ſelben Monat der Liſte der übrigen geächteten Schriftſteller angefügt, mit dem ausdrücklichen Bemerken, daß ſeine Schriften hinfort nur nach ſpeciell eingeholter Erlaubnis verkauft werden dürften. In Preußen ordnete ein Miniſterial-Reſkript vom 11. December, bei Gelegenheit des Verbotes von Heine's „Romantiſcher Schule,“ zugleich an, „daß rückſichtlich der ſämmtlichen künftigen literariſchen Erzeugniſſe des H. Heine, welcher bereits zu verſchiedenen Bücherverboten Veranlaſſung gegeben hat, und deſſen bisher erſchienene Schriften faſt ſämmtlich bedenklichen Inhalts ſind, ſie mögen erſcheinen wo und in welcher Sprache es ſei, dieſelben Maßregeln eintreten ſollen, welche in Beziehung auf die Schriften von Gutzkow, Wienbarg, Laube, Mundt ꝛc. unter dem 14. November d. J. erlaſſen worden ſind.“ In Mecklenburg wurde kurzer Hand der geſammte Verlag der Firma Hoffmann und Campe verboten, eine Maßregel, die bis zum Jahre 1848 unverändert in Kraft blieb. Die badiſche Regierung unterſagte dem Buchhändler Löwenthal in Mannheim jeden ferneren Verlag, nahm aber von dieſer harten Verfügung ſchon nach wenigen Monaten wieder Abſtand. Menzel's fortgeſetzte Denunciationen ſchienen noch längere Zeit hindurch den deutſchen Regierungen zur Richtſchnur bei ihren Bücherverboten zu dienen. So wurde im Königreich Sachſen ein Konfiskations-Edikt über ſämmtliche Schriften des pſeudonymen Fr. Clemens (Geb. Friedr. Gerke) verhängt, nachdem Deſſen „Manifeſt der Vernunft“ im

Stuttgarter „Literaturblatte" No. 16, vom 12. Februar 1836, unter der Überſchrift: „Antichriſtenthum" einer irreligiöſen Tendenz bezichtigt worden war. Ja, als Menzel die Romane „Leareſa, die Männerfeindin" und „Adelar, der Weiberverächter" von Emerentius Scävola (von der Heyden) als unſittlich ſchilderte — er nannte in ſeiner draſtiſchen Sprache die Muſe des Verfaſſers „ein Schwein, das ſich mit einem feinen Batiſttuch die Thränen trocknet," — erließ das preußiſche Miniſterium nicht allein unterm 7. Oktober 1836 ein Verbot der vor etwa einem Jahre in Leipzig veröffentlichten „Leareſa," ſondern fügte gar eine Warnung an die Buchhändler vor dem bereits ſeit drei Jahren unter preußiſcher Cenſur bei einem Berliner Verleger erſchienenen „Adelar" hinzu. Das Verbot von Lewald's „Europa," welches durch den Abdruck einiger Auszüge aus Eduard Beurmann's „Vertrauten Briefen aus Berlin" herbeigeführt worden war, wurde zwar bald zurückgenommen, als der Verlag der Zeitſchrift in die Hände eines konſervativen Buchhändlers überging, und auch dem Debit des Duller'ſchen „Phönix" ſtellte ſich in Preußen kein Hindernis in den Weg, nachdem Eduard Duller, ähnlich wie Lewald***), in ſeinem Blatte vom 2. December 1835 jede Sympathie mit den Tendenzen des „jungen Deutſchlands" öffentlich in Abrede geſtellt und ſich namentlich von der Richtung ſeines bisherigen Mitredakteurs Gutzkow entſchieden losgeſagt hatte. Beſonders ſtrenge Maßregeln wurden gegen die ausländiſche Preſſe ergriffen. Von den franzöſiſchen politiſchen Journalen, deren ſich einige, wie der „National," in Deutſchland zahlreicher Abonnenten erfreut hatten, durften ſeit dem 29. December 1835 nur noch der „Moniteur," das „Journal des Débats," die „Gazette de France," die „Quotidienne," das „Journal de Paris," der „Renovateur" und der „Courrier français" (letzteres Oppoſitionsblatt, weil es keine Korreſpondenzen aus Preußen enthielt) durch die preußiſchen Poſtanſtalten unter Kreuzband bezogen und öffentlich oder in Leſezirkeln ausgelegt werden. Von den übrigen Zeitungen ſollte das Poſtgeld wie von Briefen erhoben werden, wobei der Preis jedes Journals ſich auf mindeſtens 500 Thaler jährlich belaufen hätte. Die in der Schweiz erſcheinenden franzöſiſchen Blätter durften, mit Ausnahme des „Conſtitutionnel Neufchatellois," ſämmtlich nicht durch die Poſt bezogen werden. Von belgiſchen Zeitungen waren fortan nur vier, der „Moniteur belge," der „Lynx," das „Journal d'Anvers," und „L'Induſtrie," — von engliſchen fünf, die „Times," das „Court Journal," der „Courier," die „Morning Poſt" und das „Albion," erlaubt.

Die ſchlimmſte Zeit aber drohte für die in dem Bundestagsbeſchluſſe namhaft gemachten Hauptvertreter der jungen Literatur hereinzubrechen. Durfte ihr Name nicht mehr genannt werden, ſollten nicht bloß die früheren, ſondern auch alle künftigen Erzeugniſſe ihres Geiſtes verboten ſein, ſo war ihre kaum erſt begonnene literariſche Laufbahn beendet, und es blieb ihnen der rohen Gewalt gegenüber Nichts übrig, als ſich in den Mantel eines ſtolzen Schweigens zu hüllen und ihr Martyrium mit Würde zu tragen, wenn ſie die kläglichere Rolle der Apoſtaten verſchmähten und nicht durch ein Pater peccavi eine Aufhebung der ungerechten Maßregeln erbetteln wollten. Mit männlichſtem Muthe ertrug Wienbarg ſein hartes Geſchick. Im Bewußtſein, als Prieſter der Schönheit und Freiheit einer großen Idee gedient und keine Zeile veröffentlicht zu haben, deren ein edler Geiſt ſich zu ſchämen brauche, ließ er ſich zu keiner Konceſſion, keinem Widerrufe, keiner Bitte und keinem Verſprechen herbei. Er ſtellte ſich auf den Boden ſeines guten Rechts, und ließ ſich von dieſem, Schritt für Schritt kämpfend, nur durch die brutale Gewalt vertreiben. Als ihm Anfangs November 1835 die Erlaubnis des ferneren Aufenthaltes in Frankfurt verweigert ward, petitionierte er nicht, wie Dr. Franz Kottenkamp, dem ein Gleiches widerfahren war, an den Frankfurter Senat, ſondern er rief, auf die Unbeſcholtenheit ſeines Leumunds verweiſend, wenngleich erfolglos, die Intervention der holſteiniſchen Geſandtſchaft an. Dann wandte er ſich nach Mainz, dem Herde der Buchdruckerkunſt, die nun bald ihr viertes Säkularfeſt feierte — aber auch das goldene Mainz, die Stadt Schöffer's, Fuſt's und Guttenberg's, ſchloß dem fahrenden Literaten, dem Manne der angewandten Lettern, ungaſtlich die Thore. Wieder ergriff er den Wanderſtab, und pilgerte gen Niederingelheim, wo die Trümmer des herrlichen Pallaſtes ragen, den Karl der Große mit Säulen aus Granit, Marmor und Porphyr von italiäniſchen Baumeiſtern errichten ließ, und den die Franzoſen in Aſche gelegt, als ſie mit Schwert und Brandfackel die Pfalz verwüſteten. Aber auch in Niederingelheim vergönnte die Kreisbehörde Wienbarg kein dauerndes Aſyl. Er proteſtierte, wie er in Frankfurt und Mainz gegen ſeine Ausweiſung proteſtiert hatte, er reiſte nach Darmſtadt, um ſich direkt bei der heſſiſchen Staatsbehörde zu beſchweren — vergebens! Grollend, aber ungebeugt, kehrte er endlich in ſeine Vaterſtadt Altona zurück, und der „Fehdehandſchuh für Schleswig-Holſtein," den er ſpäter dem Dänenkönig ins Geſicht warf, die Muſkete, welche er 1848 im Kampfe für ſein

Vaterland als Freiſchärler von 45 Jahren auf den Nacken nahm, bewieſen zur Genüge, wie lügenhaft Menzel's Beſchuldigung geweſen, als ihm Derſelbe die echte patriotiſche Geſinnung abgeſprochen. — Auch Gutzkow hat ſich keiner feigen Fahnenflucht, keiner unwürdigen Verleugnung der mit ſo großem Ungeſtüm ausgeſprochenen Grundſätze ſchuldig gemacht. Allerdings gab er ſchon in ſeiner „Vertheidigung gegen Menzel“ (S. 34, 35 und 44) die Erklärung ab, daß er keineswegs eine Förderung des Unglaubens, ſondern „eine Verbeſſerung des mißverſtandenen Chriſtenthums“ im Sinne habe, die in erſter Potenz kritiſch, „eine Vermittelung mit dem Glauben durch den Zweifel,“ ſei. Aber dieſe Erklärung revocirte nichts Weſentliches ſeiner früheren Behauptungen, und wenn der von Friedrich Daumer verſuchte Nachweis, daß Wally ſich „aus reiner Religioſität“ getödtet, auch zu weit ging, ſo müſſen wir doch Gutzkow beipflichten***), „daß ein ſolches Grübeln und langwieriges Denken über Religion, wie es in der problematiſchen Heldin veranſchaulicht wird, nur aus einem wirklichen Intereſſe für Religion entſtehen konnte, ja, daß es Niemand Wunder nehmen ſollte, wenn die Phrenologen wirklich an dem Kopfe des bewußten und leidenſchaftlichen Atheiſten die auffallendſte Ausbildung des Organs der Gottesverehrung entdeckten.“ Gutzkow befand ſich in einer eigenthümlichen Stellung: er hatte ein intereſſantes pſychologiſches Problem zur Grundlage eines Romans gemacht — nun ſollte er ſich plötzlich gefallen laſſen, daß eine böswillige Denunciation ihm die Verantwortlichkeit für jede excentriſche Äußerung ſeiner Romangeſtalten aufbürde, als hätte er ein neues Geſellſchafts-Evangelium gelehrt, deſſen Katechismus die „Wally“ ſei. Er ſah ſich von ſeinen Freunden verlaſſen, ſeine Geſinnungsgenoſſen verleugneten ihn faſt alle, und häuften obendrein Schmähungen und Vorwürfe auf ſein Haupt, daß er ſie durch ſeine Unvorſichtigkeit mit in Gefahr gebracht — unter dieſen Umſtänden wählte Gutzkow das ehrenhafteſte und männlichſte Verfahren: er ließ die Sturmfluth der Anklagen und Verleumdungen ruhig über ſein Haupt dahin brauſen, er verwehrte es Keinem, ſich, alle Schuld auf ihn wälzend, ſelbſt zu ſalviren; aber die Sache, um die er litt, die Idee der Religionsfreiheit und des ſittlichen, politiſchen und ſocialen Fortſchritts der Menſchheit, behielt er feſt im Auge, und ſuchte ihr mit ungebrochener Kraft zu dienen, wenn er auch fortan behutſamer die Mittel erwog, durch welche er ihr zum Siege verhelfen wollte. Nachdem er in Mannheim den Reſt ſeiner Haft verbüßt, kehrte er zunächſt nach Frankfurt zurück, wo er, da ſein Name einſtweilen verpönt war, unter der Redaktion Beurmann's den „Telegraphen für Deutſchland" gründete, deſſen Verlag ſpäter, zum entſchiedenen Vortheil der Verbreitung des Blattes, in die Hände Julius Campe's überging. — Die charakterloſeſte Rolle in der Affäre des „jungen Deutſchlands" ſpielten Theodor Mundt und Heinrich Laube. Wenn Erſterer im Mai 1837 auf Heine's ironiſche Frage: „warum denn er es ſeiner Zeit unterlaſſen, in der Allgemeinen Zeitung, wie ſo viele Andere, eine Erklärung abzugeben, daß er gar nicht zu Jungdeutſchland gehöre?" die trügeriſche Antwort gab**): „Dies wäre durchaus gegen meine Art geweſen, da ich überhaupt kein Freund von Erklärungen bin und glaube, daß bei keiner Erklärung, eine Liebeserklärung vielleicht ausgenommen, etwas Geſcheites herauskommen kann," ſo ſcheint er gänzlich vergeſſen zu haben, wie er in ſeinem eigenen Journal allerdings eine ſolche (vorhin mitgetheilte) Erklärung in bündigſter Form abgegeben, ja bei dieſer Gelegenheit ſich zu ſeiner Vertheidigung obendrein auf den Umſtand berufen hatte, daß Gutzkow und Wienbarg „in ihren bisherigen Schriften und Kritiken meiſtentheils feindſelig und vernichtend auch gegen ihn ſich ausgelaſſen." Ein eben ſo unnatürliches Purifikationsgelüſte verrieth ſich in den Schlußworten der Widmung an Varnhagen von Enſe, mit welcher Mundt im Sommer 1836 den erſten Band der von ihm herausgegebenen neuen Zeitſchrift „Dioskuren für Wiſſenſchaft und Kunſt" begleitete: „Die Aufforderung iſt vorhanden, gerade in dieſem Augenblick mit Unternehmungen ſolcher Art dem Charakter, dem, gegen unſere Nationalſitte, die Literatur und Kritik in den letzten Tagen anheimgefallen, wenigſtens mit Darbringungen aus ſolcher Geſinnung, worin nichts Verheerendes wuchert, gegenüber zu treten." Während Mundt, mit einem Reſte von Schamgefühl, ſeine Ankündigung des Übertritts und des künftigen Verlaſſens ſeiner früheren literariſchen Richtung ſolchergeſtalt mit den Phraſen eines farbloſen Geheimrathsſtils umhüllte, der faſt nur noch ein kindiſches Lallen zu nennen war, beeilte ſich Laube, mit einem Cynismus ohne Gleichen ſeiner Vergangenheit Hohn zu ſprechen und öffentliches Zeugniß von ſeiner Bekehrung abzulegen. Zunächſt erließ er unterm 13. December 1835 in der „Allgemeinen Zeitung" folgende Erklärung: „Als ich Herrn Dr. Gutzkow Beiträge zu der beabſichtigten ‚Deutſchen Revue' zuſagte, da geſchah Dies keineswegs in der Art, daß etwaige Tendenzen des ſogenannten ‚jungen Deutſchlands', welche die beſtehende Civiliſation angreifen, oder gar ſtören und zerſtören könnten, durch meine Beiträge gefördert werden ſollten. Im Gegentheil erklärte ich unumwunden, wie ich mit jedwedem Ultraismus der Art Nichts zu ſchaffen hätte, und eine eigentlich ſolidariſche Theilnahme mir nicht zupaßte. Dieſe Erklärung glaubte ich ſchuldig zu ſein, da ich mich mit jenem ‚jungen Deutſchland', dem ich nicht angehöre, ſolidariſch betroffen ſehe." Auffallender noch klangen die Verſicherungen, welche Laube in dem von ihm unterzeichneten Proſpektus der „Mitternachtzeitung" Nr. 1, vom 1. Januar 1836, abgab. Er wolle, ſo hieß es in dieſem traurigen Aktenſtücke, nicht mehr Das ſein, was er in der „Zeitung für die elegante Welt" geweſen; er wolle nicht mehr lebhaft, ſtürmiſch bewegen, nicht mehr alle kecken Gedanken ſpekulierender Jugend ſchnell und ſchonungslos geltend machen; die Literatur ſei ihm nicht mehr der Ausdruck politiſcher Wünſche; er wolle keine Partei nehmen in den jetzigen Kämpfen unſerer Literaten, „dem Skandal, welcher ſich tummelt mit wüſter Stirn und ungewaſchenen Gliedmaßen"; ſein „Streben gehe ‚ſeit langer Zeit' auf eine neuromantiſche Schule in der Literatur, aber er wolle damit keine auflöſenden, zerſtörenden Elemente; neue Manifeſtationen der Bildung ſeien die beſten, wenn ſie dem Beſtehenden förderlich erſcheinen, nicht wenn ſie ihm nur Feindſchaft verkündigen; er wolle ſich zwar von der Menzel'ſchen Richtung fernhalten, „aber auch mit den angegriffenen Leuten, mit dieſem ſogenannten ‚jungen Deutſchland', können wir nicht gehen . . . Nicht im dreiſten Auflöſen geachteter Pietätsſtoffe, nicht in kecken Schlägen, in ſpöttiſchen Stößen auf beſtehende Geſellſchaftsbande ſoll die Wirkſamkeit geſucht werden, das Geſchichtliche iſt nicht von vornherein zu negieren, ſondern eine Autorität." Paraden für Heine, Hoffnungen für die jungen ſchönen Talente, die das Maß überſchritten und Aergernis und Nachtheil erweckt, ſchloſſen, unter Bezugnahme auf ähnliche wilde Anfänge deutſcher Dichterheroen, dies demüthige Beſſerungsgelöbnis. In der That erhielt Laube, welcher zur Förderung ſeiner Angelegenheit perſönlich nach Berlin gereiſt war, nach ſolcher öffentlich abgelegten Probe ſeines Geſinnungswechſels die Erlaubnis, vorläufig die Redaktion der „Mitternachtzeitung" — wenn auch nicht unter Nennung ſeines Namens — fortzuführen, nach einem Vierteljahr aber das Blatt zur Prüfung dem Polizei-Miniſterium einzureichen, welches dann weiter verfügen werde. Laube fand ſich in der „neuen Gedankenpoſition," wie er ſein Verlaſſen der alten Fahne euphemiſtiſch taufte, mit unglaublicher Schnelligkeit zurecht, und warf Denen, welche ihn hin und wieder an ſein früheres oppoſitionelles Streben erinnerten, mit erhabener Süffiſance die Beſchränktheit vor, daß ſie ihm immer noch mit den „Kategorien der Julirevolution“ kämen und ſeinen neu gewonnenen höheren Standpunkt nach den Vorausſetzungen eines verblühten Liberalismus beurtheilen wollten.

Und Heine, der geiſtige Vater des „jungen Deutſchlands“, der Meiſter, welcher zuerſt den Ton angegeben, der ein ſo vielſtimmiges Echo unter den neu aufkeimenden Talenten in der Heimat fand — welche Stellung nahm er den Verfolgungen gegenüber ein, die wider ihn und ſeine Anhänger mit ſo unerwarteter Leidenſchaftlichkeit losbrachen? Beſchuldigte ihn doch Menzel mit deutlichen Worten, daß „von ihm der ganze Unfug ausgegangen“ ſei. „Heine zuerſt“, hieß es im „Literaturblatte“ vom 4. Januar 1836, „von jüdiſchen Antipathien verlockt, machte die Verſpottung des Chriſtenthums und der Moral, der deutſchen Nationalität und Sitte, die Vorſchläge, das Fleiſch zu emancipieren, die liederlichen Prahlereien, die Debauchen des jungen Frankreich, das Kokettieren mit der Republik, die Affektation, an die große Revolution der Zukunft zu appellieren, zu dem fruchtbaren Thema, das ſeitdem die jungen Deutſchen in allen Variationen durchgeſpielt haben.“ — In direkter Verbindung ſtand Heine mit keinem einzigen der genannten Schriftſteller, außer mit Heinrich Laube, der als Redakteur der „Zeitung für die elegante Welt“ die „Franzöſiſchen Zuſtände“, den erſten Band des „Salon“ und die Abhandlungen „Zur Geſchichte der neueren ſchönen Literatur in Deutſchland“ enthuſiaſtiſch beſprochen hatte, und ſeit dem Frühling 1833 in Korreſpondenz mit dem Dichter getreten war. Es verſteht ſich, daß Heine mit der literariſchen Richtung der jungen Autoren, die im Ganzen ein gleiches Ziel wie er ſelbſt verfolgten und von ihm die Methode des Kampfes gelernt hatten, lebhaft ſympathiſierte. Auch belobte er ſie öffentlich in ſeinem vervollſtändigten Buche über die romantiſche Schule, das Anfangs November 1835 erſchien, bevor noch die Menzel'ſchen Angriffe ihm bekannt geworden. Er hob als charakteriſtiſch hervor, daß die Schriftſteller des jungen Deutſchlands, ganz von den Ideen der Zeit erfüllt, keinen Unterſchied zwiſchen Leben und Schreiben machen und die Politik nimmermehr trennen wollten von Wiſſenſchaft, Kunſt und Religion, ſo daß ſie zu gleicher Zeit Künſtler, Tribune und Apoſtel ſeien. „Ja, ich wiederhole das Wort Apoſtel“, ſagte er***), „denn ich weiß kein bezeichnenderes Wort. Ein neuer Glaube beſeelt ſie mit einer Leidenſchaft, von welcher die Schriftſteller der früheren Periode keine Ahnung hatten. Es iſt Dieſes der Glaube an den

Fortſchritt, ein Glaube, der aus dem Wiſſen entſprang. Wir haben die Lande gemeſſen, die Naturkräfte gewogen, die Mittel der Induſtrie berechnet, und ſiehe, wir haben ausgefunden, daſs dieſe Erde groß genug iſt, daſs ſie Jedem hinlänglichen Raum bietet, die Hütte ſeines Glückes darauf zu bauen; daſs dieſe Erde uns Alle anſtändig ernähren kann, wenn wir Alle arbeiten und nicht Einer auf Koſten der Anderen leben will; und daſs wir nicht nöthig haben, die größere und ärmere Klaſſe an den Himmel zu verweiſen. Die Zahl dieſer Wiſſenden und Gläubigen iſt freilich noch gering. Aber die Zeit iſt gekommen, wo die Völker nicht mehr nach Köpfen gezählt werden, ſondern nach Herzen.“ Heine nannte bei dieſer Gelegenheit Laube, Gutzkow, Wienbarg und Guſtav Schleſier als die ausgezeichnetſten Chorführer der neuen Literatur. Vor Allen rühmte er Laube, „das große flammende Herz,“ das unter den Schriftſtellern der jüngſten Zeit am glänzendſten hervorleuchte. „Heinrich Laube,“ ſchrieb er, „iſt für Deutſchland von einer ſocialen Bedeutung, deren ganzes Gewicht jetzt noch nicht ermeſſen werden kann. Er hat alle guten Eigenſchaften, die wir bei den Autoren der vergangenen Periode finden und verbindet damit den apoſtoliſchen Eifer des jungen Deutſchlands. Dabei iſt ſeine gewaltige Leidenſchaft durch hohen Kunſtſinn gemildert und verklärt. Er iſt begeiſtert für das Schöne eben ſo ſehr wie für das Gute; er hat ein feines Ohr und ein ſcharfes Auge für edle Form; und gemeine Naturen widern ihn an, ſelbſt wenn ſie als Kämpen für noble Geſinnung dem Vaterlande nutzen. Dieſer Kunſtſinn, der ihm angeboren, ſchützte ihn auch vor der großen Verirrung jenes patriotiſchen Pöbels, der noch immer nicht aufhört, unſeren großen Meiſter Goethe zu verläſtern und zu ſchmähen.“ — „In dieſer Hinſicht,“ fuhr Heine fort, „verdient auch ein anderer Schriftſteller der jüngſten Zeit, Herr Karl Gutzkow, das höchſte Lob. Wenn ich Dieſen erſt nach Laube erwähne, ſo geſchieht es keineswegs, weil ich ihm nicht eben ſo viel Talent zutraue, noch viel weniger weil ich von ſeinen Tendenzen minder erbaut wäre; nein, auch Karl Gutzkow muſs ich die ſchönſten Eigenſchaften der ſchaffenden Kraft und des urtheilenden Kunſtſinnes zuerkennen, und auch ſeine Schriften erfreuen mich durch die richtige Auffaſſung unſerer Zeit und ihrer Bedürfniſſe; aber in Allem, was Laube ſchreibt, herrſcht eine weltumfaſſende Ruhe, eine ſelbſtbewuſſte Größe, eine ſtille Sicherheit, die mich perſönlich tiefer anſpricht, als die pittoreske, farbenſchillernde und ſtechend gewürzte Beweglichkeit des Gutzkow'ſchen Geiſtes.“ Nicht minder anerkennend ſpricht ſich Heine zwei

Jahre ſpäter in einem Briefe an Julius Campe über Gutzkow aus. Er nennt ihn „den beſten Journaliſten," und fügt hinzu[432]): „Gutzkow iſt das größte Talent, das ſich ſeit der Juliusrevolution aufgethan, hat alle Tugenden, die der Tag verlangt, iſt für die Gegenwart ganz wie geſchaffen; Der wird mir noch viele Freude machen, nicht eben direkte Freuden, ſondern indirekte, indem er meinen Feinden alles mögliche Herzeleid verurſachen wird. Ich möchte den Göttern ein Dankopfer bringen, daß ſie den Gutzkow erfunden haben. Wenn er nur nicht ſo irreligiös wäre! Das heißt, wenn ihm der heilige Schauer, den uns die großen Männer, die Repräſentanten des heiligen Geiſtes einflößen, nicht ganz fremd wäre! Der hat nicht einmal Ehrfurcht vor mir — aber ſo muß er ſein, ſonſt könnte er ſein Tagewerk nicht vollenden." — „Ich liebe ihn ſehr," heißt es ſchon mit einiger Reſerve in einem anderen Briefe[433]), „aber auch ihn ſoll der Teufel holen, nur in gelinderer Manier und mit dem gehörigen Reſpekt; denn er iſt ein ſehr vornehmer Sünder. Nergelt die ganze Welt und provociert überall Feindſchaft, ſelbſt da, wo mit ruhigem Abwarten und mit drei Gran Geduld die wichtigſte Freundſchaft und Bundesgenoſſenſchaft zu erwarten ſtand." Später geſtaltete ſich Heine's Urtheil über Gutzkow immer ungünſtiger, und wenn er ihn einſt in einem Briefe an Laube nicht ohne treffenden Witz einen „mauvai coucheur" genannt[434]), ſo ſprach er ihm nachmals alles Gemüth ab, und ſchrieb ſeinem Verleger, der ſich beklagt hatte, daß Gutzkow's Bücher geringen Abſatz fänden und von der Menge wenig geleſen würden[435]): „Da hätten Sie gar nicht nöthig gehabt mir zu ſagen, Das weiß ich. Liebe Campe, wenn man kein Herz in der Bruſt hat, kann man nicht für di große Menge ſchreiben."

Die erſte zuverläſſige Kunde von der literariſchen und polizeilichen Hetzjagd, die unter Wolfgang Menzel's Führung wider die junge Literatur i Scene geſetzt worden, empfing Heine Mitte November 1835 in Boulog ſur Mer, wohin er ſich ſchon im Auguſtmonat begeben, durch einen au führlichen Bericht Heinrich Laube's. Die Einmiſchung des Bundestag war damals noch unbekannt. Mit richtigem Scharfblick entdeckte jedoch Hei ſofort die Gefahr, welche für die Sache der Preßfreiheit aus dem Umſtan erwachſen mußte, daß Menzel die Tendenzen der jungen Literatur a politiſch bedrohlich dargeſtellt. Er beeilte ſich daher, ſeinem Freunde Laub den er damals noch vertrauensvoll „jenen Fechtern" beigeſellte, „die nur der Arena ſterben", die Poſition anzudeuten, durch welche nach ſeiner ſucht die Würde der Literatur zu retten und der ſchlimmſte Theil des heranbrechenden Verhängniſſes vielleicht noch abzuwenden ſei. „Ich beſchwöre Sie,“ ſchrieb er436), „bei Allem, was Sie lieben, in dem Kriege, den das junge Deutſchland jetzt führt, wo nicht Partei zu faſſen, doch wenigſtens eine ſehr ſchützende Neutralität zu behaupten, auch mit keinem Worte dieſe Jugend anzutaſten. Machen Sie eine genaue Scheidung zwiſchen politiſchen und religiöſen Fragen. In den politiſchen Fragen können Sie ſo viel' Konceſſionen machen, als Sie nur immer wollen, denn die politiſchen Staatsformen und Regierungen ſind nur Mittel; Monarchie oder Republik, demokratiſche oder ariſtokratiſche Inſtitutionen ſind gleichgültige Dinge, ſolange der Kampf um erſte Lebensprincipien, um die Idee des Lebens ſelbſt, noch nicht entſchieden iſt. Erſt ſpäter kommt die Frage, durch welche Mittel dieſe Idee im Leben realiſiert werden kann, ob durch Monarchie oder Republik, oder durch Ariſtokratie, oder gar durch Abſolutismus, — für welchen letzteren ich gar keine große Abneigung habe. Durch ſolche Trennung der Frage kann man auch die Bedenklichkeiten der Cenſur beſchwichtigen; denn Diskuſſion über das religiöſe Princip und Moral kann nicht verweigert werden, ohne die ganze proteſtantiſche Denkfreiheit und Beurtheilungsfreiheit zu annullieren; hier bekömmt man die Zuſtimmung der Philiſter . . . Sie verſtehen mich, ich ſage: das religiöſe Princip und Moral, obgleich Beides Speck und Schweinefleiſch iſt, Eins und Daſſelbe. Die Moral iſt nur eine in die Sitten übergegangene Religion (Sittlichkeit). Iſt aber die Religion der Vergangenheit verfault, ſo wird auch die Moral ſtinkicht. Wir wollen eine geſunde Religion, damit die Sitten wieder geſunden, damit ſie beſſer baſiert werden, als jetzt, wo ſie nur Unglauben und abgeſtandene Heuchelei zur Baſis haben.“ Auch als Heine Anfangs Januar 1836 in der „Nürnberger Zeitung“ die erſte Nachricht von dem Verbot ſeiner ſämmtlichen Schriften las, konnte er ſich ſchwer entſchließen, an den Ernſt der unerhörten Maßregeln zu glauben. „Die ganze Verfolgung des ‚jungen Deutſchlands‘ nehme ich nicht ſo wichtig,“ ſchrieb er an Campe437). „Sie werden ſehen: viel Geſchrei und wenig Wolle. Sollte ich wirklich auf eine Proſkriptionsliſte geſtellt ſein, ſo glaube ich, daß man nur Demarchen von meiner Seite verlangt, um mich davon zu löſen. Es iſt nur auf Demüthigungen abgeſehen. Das Unerhörte, das Verbot von Büchern, die noch nicht geſchrieben ſind, darf Preußen nicht wagen, zu dem öffentlichen Unwillen käme da noch das Ridikül. Ich laſſe mich nicht verblüffen und bin der Meinung: je keckere Stirne man bietet, je leichter laſſen ſich die Leute behandeln. Angſt iſt bei Gefahren das Gefährlichſte. Im Bewuſſtſein, ſeit vier Jahren Nichts gegen die Regierungen geſchrieben, mich, wie es notoriſch iſt, von dem Jakobinismus geſchieden zu haben, kurz, bei gutem loyalen und royalen Gewiſſen, wie ich bin, werde ich nicht ſo feige ſein, die jungen Leute, die politiſch unſchuldig ſind, zu desavouieren, und ich habe im Gegentheil gleich eine Erklärung nach der ‚Allgemeinen Zeitung‘ geſchickt, die vielleicht ſchon gedruckt iſt, worin ich erkläre, daſs ich gar keinen Anſtand genommen hätte, an der ‚Deutſchen Revue‘ mitzuarbeiten.“ Der Abdruck dieſer Erklärung, in welcher Heine, einer redaktionellen Andeutung zufolge, ſich günſtig für jenes projektierte Journal ausſprach, das „von der Jugend denunciert, von der Polizei unterdrückt werden“ ſei, wurde jedoch von der Cenſur beanſtandet[429]), während die Veröffentlichung der devoten Purifikations-Erklärungen Laube's, Varnhagen's und der preußiſchen Univerſitätsprofeſſoren G. Ulrici, Gans, Hotho, Roſenkranz und Trendelenburg natürlich nicht das geringſte Hemmnis fand[430]). „Sollte,“ hieß es am Schluſſe des obigen Briefes von Heine an ſeinen Verleger, „die preußiſche Regierung ſich wirklich zu jenem proſkribierenden Wahnſinn verleiten laſſen, ſo glaube ich weit leichter, als irgend Jemand, ihre Dekrete eludieren zu können; ich glaube ausgezeichnet genug zu ſchreiben, daſs ich nöthigenfalls meinen Namen vom Titelblatte fortlaſſen dürfte. Und nun laſſt uns in ſchwierigen Zeiten eben ſo viel Gelaſſenheit zeigen, wie bei unſeren Gegnern ſtürmiſche Wuth zum Vorſchein kömmt.“ Denſelben unerſchrockenen, ſelbſtbewuſſten Geiſt athmet auch das Schreiben, welches Heine unterm 28. Januar 1836 an den Bundestag richtete, und welches er gleichzeitig in deutſchen und franzöſiſchen Blättern abdrucken ließ[431]). Die nach Frankfurt geſandte Originalſchrift lautete: „An die hohe Bundesverſammlung. Mit tiefer Betrübnis erfüllt mich der Beſchluſs, den Sie in Ihrer 31ſten Sitzung von 1835 gefaſſt haben. Ich geſtehe Ihnen, meine Herren, zu dieſer Betrübnis geſellt ſich auch die höchſte Verwunderung. Sie haben mich angeklagt, gerichtet und verurtheilt, ohne daſs Sie mich weder mündlich noch ſchriftlich vernommen, ohne daſs Jemand mit meiner Vertheidigung beauftragt worden, ohne daſs irgend eine Ladung an mich ergangen. So handelte nicht in ähnlichen Fällen das heilige römiſche Reich, an deſſen Stelle der deutſche Bund getreten iſt; Doktor Martin Luther, glorreichen Andenkens, durfte, verſehen mit freiem Geleite, vor dem Reichstage erſcheinen, und ſich frei und öffentlich gegen alle Anklagen vertheidigen. Fern iſt von mir die Anmaßung, mich mit dem hochtheuern Manne zu vergleichen, der uns die Denkfreiheit in religiöſen Dingen erkämpft hat; aber der Schüler beruft ſich gern auf das Beiſpiel des Meiſters. Wenn Sie, meine Herren, mir nicht freies Geleit bewilligen wollen, mich vor Ihnen in Perſon zu vertheidigen, ſo bewilligen Sie mir wenigſtens freies Wort in der deutſchen Druckwelt und nehmen Sie das Interdikt zurück, welches Sie gegen Alles, was ich ſchreibe, verhängt haben. Dieſe Worte ſind keine Proteſtation, ſondern nur eine Bitte. Wenn ich mich gegen Etwas verwahre, ſo iſt es allenfalls gegen die Meinung des Publikums, welches mein erzwungenes Stillſchweigen für ein Eingeſtändnis ſtrafwürdiger Tendenzen oder gar für ein Verleugnen meiner Schriften anſehen könnte. Sobald mir das freie Wort vergönnt iſt, hoffe ich bündigſt zu erweiſen, daß meine Schriften nicht aus irreligiöſer und unmoraliſcher Laune, ſondern aus einer wahrhaft religiöſen und moraliſchen Syntheſe hervorgegangen ſind, einer Syntheſe, welcher nicht bloß eine neue literariſche Schule, benamſet das junge Deutſchland, ſondern unſere gefeiertſten Schriftſteller, ſowohl Dichter als Philoſophen, ſeit langer Zeit gehuldigt haben. Wie aber auch, meine Herren, Ihre Entſcheidung über meine Bitte ausfalle, ſo ſein Sie doch überzeugt, daß ich immer den Geſetzen meines Vaterlandes gehorchen werde. Der Zufall, daß ich mich außer dem Bereich Ihrer Macht befinde, wird mich nie verleiten, die Sprache des Haders zu führen; ich ehre in Ihnen die höchſten Autoritäten einer geliebten Heimat. Die perſönliche Sicherheit, die mir der Aufenthalt im Auslande gewährt, erlaubt mir glücklicherweiſe, ohne Beſorgnis vor Mißdeutung Ihnen, meine Herren, in geziemender Unterthänigkeit die Verſicherungen meiner tiefſten Ehrfurcht darzubringen. Heinrich Heine, beider Rechte Doktor." Die geſchnörkelte Kurial-Reverenz des Schlußſatzes abgerechnet, welche in einer Eingabe an den Bundestag nicht fehlen durfte, und über welche ſich Heine, zur Schadloshaltung für den ihm durch die Umſtände auferlegten Zwang, in einem Briefe an ſeinen Verleger hinlänglich luſtig macht, kann man dem Dichter das Zeugnis nicht vorenthalten, daß ſein Schreiben den männlichſten Ton athmete und Nichts weniger als ein Widerruf oder ein Preisgeben der jungen Schriftſteller war, die in ſo große Bedrängnis gerathen. Im Gegentheil ſcheint uns, daß den vom Bundestag angeordneten Verfolgungen nicht leicht ein treffenderer Einwand entgegen geſtellt werden konnte, als die Bemerkung, daß die Schriften des „jungen Deutſchlands" aus derſelben Anſchauung hervorgegangen, die ſeit lange von den gefeiertſten Dichtern und Denkern verkündet worden ſei. Auch die Berufung auf Luther und die von Demſelben erkämpfte Denkfreiheit in religiöſen Dingen entſprach durchaus den uns bekannten Entwicklungen über die Bedeutung der Reformation in Heine's Aufſätzen „Zur Geſchichte der Religion und Philoſophie" wie den eben mitgetheilten Bemerkungen in dem Briefe an Heinrich Laube, welche deutlich genug den Grund erkennen ließen, weshalb er ſich ſo gern „in der proteſtantiſchen Befugnis verſchanzte," und, ſo herzlich das Wort ihn auch lachen machte, doch einen ſehr ernſthaften Sinn in der Äußerung ſeines Freundes Enfantin ſah, der ihn „den erſten Kirchenvater der Deutſchen" genannt**). Jenes Schreiben an den Bundestag hatte offenbar vor Allem den Zweck, auf die auswärtige Preſſe und durch den Rückhall ihrer Stimme auf Deutſchland zu wirken; es war alſo nur ein muthwilliger Scherz, wenn Heine ſich angeblich von dem höflichen Tone ſeines Briefes einen günſtigen Einfluß auf die Frankfurter Verſammlung verſprach, deren Maßregeln er immer noch für wenig mehr als für einen blinden Schreckſchuß nahm. „Auf jeden Fall," ſchrieb er an Campe***), „habe ich es für nöthig gehalten, die alten Perücken ein bißchen zu ſtreicheln, und mein kindlich ſiruplich ſubmiſſer Brief wird wohl eine gute Wirkung hervorgebracht haben. Der Bundestag wird gerührt ſein. Jeder behandelt ihn wie einen Hund, und da wird ihm meine Höflichkeit, meine feine Behandlung um ſo wohler thun. ‚Messeigneurs!' ‚Vos Seigneuries!' Das iſt ihm noch nicht geboten worden. ‚Seht,' wird er ſagen, ‚da iſt einmal ein Menſch, welcher menſchlich fühlt, welcher uns nicht wie einen Hund behandelt! Und dieſen edlen Menſchen haben wir verfolgen wollen! haben wir für irreligiös, für unmoraliſch erklärt!' Und ſechsunddreißig Taſchentücher werden von bundestäglichen Thränen benetzt werden. — Preußen ſcheint ebenfalls zur Beſinnung zu kommen, und der Repräſentant der Intelligenz ſieht wohl ſchon ein, wie das Verbieten zukünftiger Bücher aufs lächerlichſte blamiert. Aber auch hier ſoll mildeſt nachgewirkt werden, und ich hoffe zwar keinen Adlerorden, aber doch vernünftige Einſicht von Berlin zu erlangen."

In der That begann die preußiſche Regierung bald einzulenken und etwas mildere Saiten gegen die verfehmten Schriftſteller aufzuziehn. Schon unterm 16. Februar 1836 erließ das königliche Miniſterium des Innern und der Polizei die Erklärung, daß die Abſicht der gegen Heine, Gutzkow, Wienbarg, Laube und Mundt angeordneten Maßregeln „nicht dahin gehe, die Benannten von jeder ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit abzuhalten. Denſelben könne vielmehr nachgegeben werden, ihre literariſchen Produkte auch ferner mit dieſſeitiger Cenſur unter ihren Namen drucken und erſcheinen zu laſſen. Das Verbot der literariſchen Erzeugniſſe jener Schriftſteller, ſowie deren Ankündigung, Kritik oder ſonſtige Erwähnung beſchränke ſich mithin auf die ohne dieſſeitige Cenſur außerhalb der preußiſchen Staaten ſchon erſchienenen oder künftig noch erſcheinenden Schriften jener Individuen." In ähnlicher Weiſe erklärten auch andere deutſche Regierungen, wie Sachſen und Baiern, daß in ihren Staaten nur diejenigen Schriften verboten ſein ſollten, welche nicht mit inländiſcher — d. h. ſächſiſcher, bairiſcher ꝛc. — Cenſur gedruckt ſeien oder künftig gedruckt würden. Bei ſtrenger Aufrechterhaltung dieſer vexatoriſchen Beſtimmungen wären alſo die Verleger genöthigt geweſen, die Druckmanuſkripte der betreffenden Autoren der Reihe nach an ein paar Dutzend Cenſurbehörden zu verſenden, um in den verſchiedenen deutſchen Staaten das Imprimatur oder die Verkaufserlaubnis zu erbitten. In Wirklichkeit aber geſtaltete ſich die Praxis bald dahin, daß ſtillſchweigends oder ausdrücklich die Aufſicht in dieſen Angelegenheiten vorzugsweiſe der preußiſchen Regierung übertragen ward, und daß auch in den übrigen deutſchen Staaten für erlaubt galt, was in Preußen die Cenſur paſſiert oder nachträglich dort die Verkaufsgenehmigung erlangt hatte. Nur Öſterreich, das von jeher ſeine eigenen Normen zur Überwachung und Niederhaltung der freien Preſſe befolgte, ſchloß ſich von dieſer toleranteren Maßregel aus, obwohl wir aus den Tagebüchern Varnhagen's ſehen, daß der Fürſt Metternich ſich von Dieſem ein Gutachten über die Tendenzen des „jungen Deutſchlands" ſchicken ließ, das aber, wie Varnhagen vorausſah, Nichts an den einmal beſchloſſenen Verfolgungen änderte***). Die förmliche Aufhebung des Verbotes der Schriften des „jungen Deutſchlands" fand übrigens auch in Preußen erſt im Sommer 1842 ſtatt.

Heine wollte ſich zu keinen unwürdigen Konceſſionen erniedrigen; vor Allem wollte er ſich der Schmach nicht fügen, daß man ihn anwies, ſeine Schriften für das halbe Deutſchland von einem einzigen Cenſor, dem Hofrath John in Berlin, prüfen zu laſſen. Schon Anfangs Februar 1836 ſprach er ſeinem Verleger den Wunſch aus, ein Buch, das natürlich die häklichen Fragen der Politik und Religion nicht herausfordernd berühren ſollte, ohne Verzug als dritten „Salon“-Band mit ſeinem vollen Autornamen herauszugeben, „als ob gar Nichts paſſiert ſei.“ „Ich glaube,“ ſchrieb er an Campe***), „es wäre ſogar ſehr klug, für folgende Publikationen, dem Publiko zu zeigen, daſs die Drohniſſe nicht in Anwendung kommen, und dann kann man ſpäter auch etwas Gepfeffertes unter eigenem Autornamen drucken. Thut man es jetzt nicht, ſo iſt es ſpäter vielleicht unmöglich. Einen neuen Namen annehmen hat auch ſein Miſsliches, iſt eine demüthigende Konceſſion; für dieſen Fall müſſte ich den Namen meiner Mutter annehmen, und da derſelbe etwas vornehmer klingt, könnte man mich bitter miſsverſtehen. Aufſchieben die Herausgabe iſt auch nicht räthlich; ich glaube, das Publikum erwartet jetzt eben ein Buch von mir und freut ſich, wenn wir uns nicht banghoſig ducken.“ — „Ich will,“ heißt es in dem nächſten Briefe***), „Ihrem Verlangen gemäß, dieſem Buche einen beſondern Titel geben. Wie gefällt Ihnen der Titel: ‚Das ſtille Buch?‘ Gefällt Ihnen dieſer Titel nicht, ſo können Sie es ‚Märchen‘ titulieren. Die Hauptſache aber iſt, daſs dieſes Buch gar keiner Cenſur, und am allerwenigſten einer preußiſchen Cenſur, unterworfen wird. Nie werde ich mich der preußiſchen Cenſur unterwerfen, um ein Buch erſcheinen laſſen zu dürfen; Dieſes iſt indirekter Verkauf, dieſe filzige Regierung will mich für mein eignes wohlerworbenes Geld, für das Honorar meines Verlegers, kaufen. Hier iſt ein Ehrenpunkt. Können Sie alſo das Buch nicht ohne Cenſur drucken, ſo möge es ungedruckt bleiben; ſind Sie aber überzeugt, daſs es keiner ignobeln Cenſur bedarf, und wollen Sie es ohne Dergleichen drucken, ſo ſchicken Sie es gleich in die Preſſe . . . Die Preußen haben hierher an die ‚Revue des deux mondes‘ geſchrieben, daſs ſie dieſelbe verbieten werden in Deutſchland, wenn ich Aufſätze darin gäbe, die nicht in ihrem Sinne geſchrieben; noch in kleinlich anderer Weiſe kontreagieren ſie mich in meiner literariſchen Thätigkeit; ſie haben die Abſicht, mich entweder zu ruinieren oder zum Schurken zu machen — Letzteres wird ihnen nicht gelingen . . . Auch die neue Auflage des ‚Buches der Lieder‘ ſowie die dritte Auflage der ‚Reiſebilder‘ werde ich unterlaſſen, im Fall eine preußiſche Cenſur ſich darein miſchen möchte. Ich vertrete in dieſem Augenblick den letzten Fetzen deutſcher Geiſtesfreiheit.“ Über die Mittheilung Campe's, daſs er das in Rede ſtehende Manuſkript, welches zufällig ſchneller, als der darauf bezügliche Brief, in Hamburg eingetroffen war, ſofort nach Berlin zur Cenſur geſchickt, gerieth Heine in die höchſte Aufregung. „Ihr Brief,“ antwortete er***), „hat mich in eine Beſtürzung verſetzt, die mir noch den Kopf betäubt. Eine Sache ſteht jedoch klar in meinem Kopfe: ich werde nicht die deutſche Preſſe an Preußen verrathen, ich werde meine Ehre nicht um Buchhonorar verkaufen, ich werde auch nicht den geringſten Makel meinem ſchönen, reinen Namen anheften, ich werde mich nicht der preußiſchen Cenſur unterwerfen! Ich habe gethan, was ein Mann thun durfte, wenn er ein reines Gewiſſen hat; mehr darf ich nicht thun. Ich will eben mein Gewiſſen rein behalten. Ich hoffe, daß Sie bereits dringendſt Anſtalten getroffen, mein Manuſkript wieder zurück zu erhalten. Iſt Dieſes noch nicht geſchehen, ſo thun Sie es gleich. Das Buch ſoll, wenn Sie es nicht ohne preußiſche Cenſur drucken können, gar nicht gedruckt werden. Ich bin krank vor Gram. Ich ſehe ein, daß auch die Partei der Gemäßigten eine geſchlagene iſt. Ich werde jetzt . . . ich weiß wahrhaftig noch nicht, was ich thun werde! Zu allererſt rette ich meine Ehre. Ich verſtehe hier keinen Spaß, Campe, und ich hoffe, ich erlange bald mein Manuſkript.“ Herr Campe entſprach auf der Stelle einem ſo beſtimmt geäußerten Verlangen, und Heine erörterte ſein Benehmen bei dieſem Vorfalle in einem für die „Allgemeine Zeitung“ geſchriebenen Aufſatze, deſſen Abdruck aber wieder auf Cenſurhinderniſſe ſtieß***). — Über ein Jahr verging, bevor der dritte Band des „Salon“ erſchien, nachdem Heine endlich erlaubt hatte, daß das Manuſkript zur Cenſur nach Gießen geſandt würde. Der dortige Cenſor Dr. Adrian, Verfaſſer der „Bilder aus England“ und Herausgeber eines Rheiniſchen Taſchenbuchs, verzögerte Monate lang das Imprimatur, und gab inzwiſchen eine Notiz in den „Phönix,“ daß Heine's Buch mit heſſiſcher Cenſur in Gießen gedruckt werde. „Die Abſicht dieſer Inſinuation liegt nicht tief,“ ſchrieb Campe an Heine***). „Die Notiz ging in andre Blätter über, und könnte ſo die Konfiſkation des Ganzen zur Folge haben.“ In der That wurde der dritte „Salon“-Band, welcher nur die „Elementargeiſter“ und die „Florentiniſchen Nächte,“ zwei politiſch und religiös völlig unverfängliche Produktionen, enthielt, ſofort in Preußen und Baiern verboten. Der gegen Menzel gerichteten Vorrede des Buches verweigerte Dr. Adrian gänzlich die Druckerlaubnis. Sie wurde daher, weil der Verfaſſer großes Gewicht darauf legte***), nachträglich mit dem Titel „Über den Denuncianten“ als beſondere Broſchüre veröffentlicht, nachdem das Manuſkript wieder Monate lang von einer Cenſurbehörde zur andern gewandert war, bis endlich eine nachſichtige Hand das Imprimatur ertheilte. Es war Heine's Abſicht, durch ſeine öffentlich gegen Menzel erhobene Anſchuldigung der perſönlichen Feigheit Dieſen auf die Menſur zu treiben. Denſelben Zweck verfolgte er auch mit der Einſendung einer Zeitungsnotiz an Campe, die in Nr. 172 des „Mitternachtsblattes“ vom 27. Oktober 1837 gedruckt ward, und die beſagte, daß Menzel Stuttgart werde verlaſſen müſſen, wenn er zur Reſtitution ſeiner verlorenen Ehre nicht endlich ſeinen natürlichen Widerwillen gegen das ihm von Heine vorgeſchlagene Rettungsmittel überwinde[390]). „Er muß von allen Seiten dazu getrieben werden,“ ſchrieb Letzterer ſeinem Verleger[391]); „ich werde mich diesmal mit dem größten Vergnügen ſchlagen; gilt es doch einen Verräther zu züchtigen, wenigſtens durch einzujagende Furcht … Tinte fließt auf jeden Fall — Er ſelber freilich, hoffe ich, kommt auf die Menſur, und ich verſichere Sie, ich ſchieße nicht in die blaue Luft.“ Aber ſo wenig Menzel für ſeine ehrloſe Verleumdung Gutzkow's Dieſem die geforderte Satisfaktion hatte geben wollen, und ſo dickfellig er die Züchtigung eingeſteckt, welche ihm bei anderer Gelegenheit der Stuttgarter Buchhändler Frankh in Geſtalt einer Ohrfeige appliciert hatte: ſo fruchtlos blieb auch der Verſuch Heine's, den Denuncianten der jungen Literatur vom Fechtboden der Journaliſtik, wo den Angegriffenen auf ſeinen Betrieb der Mund geknebelt und die Hand gefeſſelt war, zu einem Renkontre im ſtillen Wald zu verlocken, um dort als Mann von Ehre mit ſeiner Perſon für ſein Wort einzuſtehn.

Schon bei Abfaſſung der „Florentiniſchen Nächte,“ die zuerſt in Nr. 83 bis 92 und 114—125 des Stuttgarter „Morgenblattes“ vom 6.—16. April und 12.—25. Mai, und gleichzeitig in franzöſiſcher Überſetzung in der „Revue des deux mondes“ vom 1. Mai 1836, veröffentlicht wurden, empfand Heine mit Unmuth den Druck einer verſchärften polizeilichen Überwachung, der hinfort auf all' ſeinen Arbeiten laſten ſollte. „Aus dieſer zweiten Florentiniſchen Nacht,“ ſchrieb er an Lewald[392]), „werden Sie vielleicht erſehen, daß ich nöthigenfalls, wenn Politik und Religion mir verboten werden, auch vom Novellenſchreiben leben könnte. Ehrlich geſagt, Dergleichen würde mir nicht viel Spaß machen, ich finde dabei wenig Amüſement. Man muß aber Alles können in ſchlechten Zeiten.“ Weit bitterer lauten die Klagen des Dichters in den Briefen an ſeinen Verleger[393]): „Ich bin mit der Füllung des Buches in den allerſchrecklichſten Nöthen, nicht als ob's mir an Manuſkript fehle — aber die Angſt vor Cenſur — auch das Unſchuldigſte iſt jetzt bedenklich — ich bin jetzt einer der unglücklichſten Schriftſteller. Dreimal habe ich die Vorrede zu dem dritten Salontheile bis zur Mitte geſchrieben und dreimal vernichtet — was hilft mir ſchreiben, wenn mir's nicht gedruckt wird . . . In der That, bei der wüthenden Cenſur, die mir auch die harmloſeſten Gedanken ſtreicht, kann ich nur reine Phantaſiearbeiten drucken laſſen, und leider habe ich Nichts der Art fertig . . . Sie kennen, liebſter Campe, die bittere Stimmung, worin mich die Nothwendigkeit verſetzt, jeden Gedanken, den ich denke, im Kopfe gleich zu cenſieren; zu ſchreiben, während das Cenſurſchwert an einem Haare über meinem Kopfe hängt — Das iſt, um wahnſinnig zu werden! Ich kann oft in der Nacht nicht ſchlafen, wenn ich denke, wie in der ‚Romantiſchen Schule' und im zweiten Salontheil meine Gedanken gemordet werden, und wie ich jetzt gar mit halber Zunge ſtammeln ſoll, ich, der ich ſonſt wie ein Mann geſprochen. Ich habe in der letzten Zeit viele Tauſende durch Unglück verloren und grämte mich um alles Geld nicht ſo ſehr, als um jene Literaturſchmerzen." — Man hat eine gewiſſe ernſthafte Wahrheit in den Scherzworten Heine's finden wollen, mit denen er nach der Februarrevolution von 1848 ausrief***): „Ach, ich kann nicht mehr ſchreiben, denn wir haben keine Cenſur! Wie ſoll ein Menſch ohne Cenſur ſchreiben, der immer unter Cenſur gelebt hat? Aller Stil wird aufhören, die ganze Grammatik, die guten Sitten. Schrieb ich bisher etwas Dummes, ſo dachte ich: nun, die Cenſur wird es ſtreichen oder ändern, ich verließ mich auf die gute Cenſur — aber jetzt — ich fühle mich ſehr unglücklich, ſehr rathlos! Ich hoffe auch immer, es iſt gar nicht wahr und die Cenſur dauert fort." Wenn auch unleugbar der Stil des Dichters dem langjährigen Kampfe mit der Cenſur und der Nothwendigkeit, im Arſenal ſeines Witzes nach immer neuen Waffen zu ſuchen, um die Streichwuth des gedankenmordenden Rothſtifts zu eludieren, manche feingeſchliffene Wendung, manche blumenumhüllte ſcharfe Spitze verdankt, ſo war doch dieſer Kampf ein geiſtig aufreibender und von moraliſch verderblichen Folgen. Wo das freie Wort geknechtet und dem Dichter und Denker das unverhüllte, offenherzige Ausſprechen ſeiner Gedanken verwehrt iſt, da wird über kurz oder lang auch die Form der Dichtung und Proſa aufhören, das entſprechende Ausdrucksgewand eines würdigen Inhalts zu ſein. Zweideutigkeit der Rede und Geſinnung, ein künſtliches Jongleurſpiel mit Worten und Begriffen treten an die Stelle der einfach edlen Sprache der Überzeugung, wie wir es bei Heine und ſeinen Leidensgenoſſen oft aufs betrübſamſte wahrnehmen. Klagt doch auch Gutzkow bei ſpäterem Rückblick auf jene wüſte Verfolgungszeit***), daß die gehäſſige Polizeikontrolle, welche ſeit den Proſkriptionsmaßregeln wider das junge Deutſchland als Wächter über ſeine Feder geſtellt wurde, ihn zehn Jahre hindurch gezwungen, ſich in Allem, was er ferner ſchrieb, gleichſam gegen ſich ſelber zu verwahren, und ihn eine Zeitlang den Faden ſeines inneren Selbſtbewußtſeins im Literaturlabyrinthe faſt verlieren ließ! Auch den ſchärfſten Überwachungsdekreten des Bundestags konnte es freilich nicht gelingen, den Geiſt freier Forſchung und ernſter Beſchäftigung mit den Intereſſen der Menſchheit, der unſer Jahrhundert charakteriſiert, auf die Dauer aus Kunſt und Wiſſenſchaft zu verbannen; aber es wurde eine Zeitlang gefährlich, mit offenem Viſier für Freiheit und Menſchenwohl zu kämpfen, und das hoffnungsmuthige Vertrauen auf eine beſſere Zukunft der Völker, welches den Produktionen der jungen Literatur, bei allem Mangel an künſtleriſcher Reife, eine ſo anregende Wirkung verliehn hatte, war auf Jahre hinaus eingeſchüchtert und geknickt worden.

Der ſo ſtürmiſch erklungene Ruf nach religiöſer und politiſcher Reform ſollte jedoch nicht ſpurlos verhallen. Die von den Schriftſtellern des jungen Deutſchlands in dreiſten Paradoxen feuilletoniſtiſch in die Welt geſchleuderten Anklagen gegen die Religionsanſchauung der Vergangenheit geſtalteten ſich in den wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen von Strauß und Feuerbach zu einer gründlichen Reviſion der Akten des Chriſtenthums vor dem Richterſtuhle hiſtoriſcher Kritik, — eine theoretiſche Arbeit, die in der freireligiöſen Bewegung der vierziger Jahre ihre praktiſche Fortſetzung fand. Der Kampf um politiſche Freiheit wurde nach der Thronbeſteigung Friedrich Wilhelm's IV. von Herwegh, Dingelſtedt, Hoffmann von Fallersleben, Freiligrath, Prutz, Hartmann, Meißner, Beck mit erneuter Begeiſterung wieder aufgenommen, und auch Heine ſchmetterte von Zeit zu Zeit die gellenden Fanfaren ſeiner Spottlieder in den Chorus jener politiſchen Dichtung, die ſo rüſtig den Sturz des abſolutiſtiſchen Syſtemes vorbereiten half. Gutzkow und Laube aber machten, als das Unwetter der Denunciationen und Verfolgungen ſich etwas verzogen hatte, in gewandter Metamorphoſe die Schaubühne zum Rednerſtuhl, von welchem herab ſie in ihren Dramen mit wirkungsvoller Sprache den unaufhaltſamen Sieg der Humanitätsgedanken des Jahrhunderts verkündeten.

Sechſtes Kapitel.

Schriftſtellernöthen.

Ruhe herrſchte wieder im literariſchen Deutſchland. Wolfgang Menzel und der Bundestag hatten die Geſellſchaft gerettet. Die vorlauten Anklagen gegen Staat und Kirche waren einſtweilen verſtummt, nicht weil man ſie als grundlos widerlegt oder ſie durch Einführung beſſerer Zuſtände überflüſſig gemacht hätte, ſondern weil man die miſszufriedenen Tadler des herkömmlichen, durch jahrhundertealten Beſtand geheiligten Unfugs überhaupt nicht mehr zu Worte gelangen lieſs. Todtenſtille des Friedhofs waltete auf dem jüngſt ſo geräuſchvollen Kampfplatze der Literatur, und tiefer blickende Geiſter fühlten ſich bei dem unheimlichen Treiben der Reaktion, die jeden Ruf nach Reform gewaltſam erſtickte, von ängſtlicher Sorge für die Zukunft ergriffen. Varnhagen ſchrieb am 12. Juni 1836 in ſein Tagebuch: „Wir leben von und in Einrichtungen, die wir miſsbilligen. Das iſt eine große Verkehrtheit, deren Nachtheile ſtündlich ausbrechen und einmal das größte Verderben herbeiführen müſſen. Der Staat und die Einzelnen ſind hier in gleichem Falle. Niemand kann Dies ändern; denn wer die Einſicht hat, entbehrt der Macht, wer die Macht hat, der Einſicht. Verwahrloſter, unbeſeelter, geiſtleerer war unſer Zuſtand 1806 nicht, als jetzt. Wir haben keine Richtung, keinen Zweck, keinen Willen. Wir leben vom Ertrag früherer Kraft und früheren Geiſtes und ärgern uns, daſs dieſe noch ſo ſtark fortleben, obwohl wir umkommen und in Nichts zerfallen müſsten, geläng' es uns, dieſe Nachwirkungen aufzuheben. Wir leben wie im Schlaf ohne Bewuſſtſein und Licht, das leibliche Leben kann dabei trefflich gedeihen und ſich erholen, und erwacht vielleicht ausgeruht zu herrlichen neuen Arbeiten. Aber der Himmel wende unterdeſſen jeden Überfall ab, jeden Feind, jede Gefahr! Auch manche gefährliche Krankheit entwickelt ſich vorzugsweiſe im Schlaf.“

In ſolchen Zeiten eines faulen, nur durch brutale Gewaltmaßregeln erzwungenen Friedens pflegt alles giftige Gewürm, das ſich ſonſt feige verkroch, mit frecher Bosheit jede aufſprießende Saat freier Gedanken zu benagen und die Früchte der Zukunft im Keim zu verderben. Denunciationen, Schmähungen, gehäſſige Verleumdungen wuchern pilzartig in den Tagesblättern empor, und finden dort eine um ſo fruchtbarere Statt, je ſicherer ihre Urheber darauf zählen können, dem Angegriffenen das Recht der Vertheidigung durch Polizeichikanen geſchmälert, wo nicht völlig entzogen zu ſehn. Auch Heine ſollte bald genug erfahren, daſs ſeinen Gegnern zur Verdächtigung und Entſtellung ſeiner Intentionen die uneingeſchränkteſte Preſsfreiheit zu Gebote ſtand, während ihm ſelbſt keine berichtigende Darlegung ſeiner Anſichten geſtattet war. Die Redaktion der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ muſſte ein Mal über das andere erklären, daſs der Abdruck dieſer oder jener Auseinanderſetzung des Dichters über literariſche Angelegenheiten von der Cenſur beanſtandet worden ſei, und das Manuſkript der Vorrede zum dritten „Salon“-Bande, in welcher ſich Heine, bei nothgedrungener Umgehung jeder Diskuſſion religiöſer und politiſcher Fragen, ausſchließlich mit der Perſon Wolfgang Menzel's beſchäftigte, hatte erſt nach neunmonatlicher Pilgerfahrt von einer Cenſurſtelle zur andern mit Angſt und Mühe das Licht der Öffentlichkeit erblickt. Schlimmer noch erging es dem „Schwabenſpiegel“, der, als Nachwort für die „Neuen Gedichte“ geſchrieben, in Darmſtadt nicht das Imprimatur erlangen konnte, und nun als Beitrag zu dem von Gutzkow im December 1838 herausgegebenen „Jahrbuche der Literatur“ erſchien, aber von dem Cenſor in Grimma derartig verſtümmelt ward, daſs der Verfaſſer in einer öffentlichen Erklärung die Autorſchaft ablehnen zu müſſen glaubte188). Der „Schwabenſpiegel“ verdankt ſeine Entſtehung einem ſeltſamen Umſtande, der auf die kleinlichen Zänkereien der damaligen Literaturkoterien ein grelles Schlaglicht wirft. Die Weidmann'ſche Buchhandlung in Leipzig hatte, auf Chamiſſo's Vorſchlag, den achten Jahrgang des „Deutſchen Muſenalmanachs“ mit dem Porträt Heine's zu ſchmücken beſchloſſen. Obſchon dieſer Jahrgang ſo wenig wie die früheren irgend einen poetiſchen Beitrag aus Heine's Feder enthielt, genügte doch die bloße Beigabe ſeines unſchuldigen Porträtbildes, die ſchwäbiſchen Dichter in corpore zur Deſertion aus dem Muſenalmanach für 1837 zu veranlaſſen. Guſtav Schwab, welcher die früheren Jahrgänge in Gemeinſchaft mit Chamiſſo herausgegeben, zog ſich mit einer pomphaften Erklärung von der Mitredaktion zurück, und Heine konnte ſich den Scherz nicht verſagen, dieſen echten Schwabenſtreich zum Thema eines humoriſtiſchen Kappriccios zu machen. Die feindſeligen Angriffe gegen den Dichter mehrten ſich von Jahr zu Jahr, und von ſeinen Freunden beſaßen nur wenige, wie Lewald, Laube, Kühne und O. L. B. Wolff den Muth, hin und wieder einmal in der ſervilen Preſſe jener Zeit ein Wort zu ſeinen Gunſten zu reden oder ein ſkandalöſes Geklätſch über ſeine Privatverhältniſſe zu berichtigen. Er mußte es zu ſeinem Schmerz erleben, daß ſogar einer ſeiner älteſten Univerſitätsfreunde, jener Jean Baptiſt Rouſſeau, der ihn einſt als Student in ſchwärmeriſchen Sonetten beſungen, jetzt als kurfürſtlich heſſiſcher Titular-Hofrath in das Menzel'ſche Horn ſtieß, und die Probenummer des von ihm herausgegebenen Journales „Der Leuchtthurm“ im Januar 1836 mit einem Aufſatz über Heine's „Romantiſche Schule“ eröffnete, der an ſchimpfender Roheit faſt noch des Stuttgarter Peter von Amiens Heerpredigten wider das junge Deutſchland übertraf. Heine mochte wehmüthig an ſeine vor dreizehn Jahren ausgeſprochene Prophezeiung zurückdenken, daß es „ganz gegen Brauch und Herkommen und ganz gegen das Weſen der gewöhnlichen menſchlichen Natur ſei, wenn der Sonettenſänger ſich nicht in der Folge einmal das Vergnügen mache, das von ihm ſo ſchön bekränzte Haupt mit niedlichen Kothkügelchen zu bewerfen“ 151), als er ſich von dem alten Freunde jetzt dem deutſchen Publikum als ſataniſchen Erbfeind des Glaubens, der Zucht und des Vaterlandes geſchildert ſah. „Unfähig, ſeiner böſen Zunge einen Zaum anzulegen“, hieß es in dieſem Dokumente in Grimm verwandelter Freundſchaft, „vermöchte er eine Bosheit, eine Zote, die ihm gerade in die Feder fährt, nicht zu unterdrücken, und wenn er wüßte, daß er die ſündigſte und verruchteſte Läſterung des Heiligſten damit beginge. Und ſo ſehen wir ihn, einen wahrhaft großen Dichter, der die Kraft hätte, uns, ein neuer Dante, aus ſeiner Hölle in ein liebeglühendes Paradies aufzuflügeln, in der Laſterſtadt an der Seine ſich abquälen, den Schmutz und die Grimaſſe und den witzigen Teufelsdreck Voltaire's noch zu überbieten. Wie der Spötter Arouet ſchändet er nicht nur, was lebt; auch mit Dem, was todt und ehrwürdig, treibt er ſeine Unzucht. Die Haupttendenz dieſes Buches iſt, die chriſtliche Religion zu beſchimpfen. Das Chriſtenthum ſtände auf ſchwachen Füßen, wenn ein Gutzkow'ſcher Roman und Heine'ſche Verſe es umzuwerfen vermöchten. Aber da, abgeſehen vom Glaubenspunkte, unſer ganzes europäiſches Staatengebäude auf dem chriſtlichen Fundamente ruht, ſo greifen die Gottesläſterer nicht nur Das, was der Erde Leben und dem Menſchen Troſt giebt, die Religion, ſondern auch die geſammte ſociale Ordnung in ihrem Innerſten an. Durch das Evangelium ward die Welt ein Gottesgarten; mit den Heine-Wienbarg'ſchen Lehren würde ſie ein großes Bordell.“ Der emphatiſche Schluſs des giftgeſchwollenen Pamphlets lautete: „Und an dieſe Pariſer Venus glaube auch du nur, du verblendeter, verirrter, untergehender Heine; aber hüte dich, deinen Glauben auch der beſſeren Maſſe des edlen deutſchen Volks aufdrängen zu wollen: es peitſcht ihn mit Ruthen von der Schwelle ſeiner Wohnungen, in denen zu jeder Zeit nur Ehre und Treue, Scham und Sitte, Glauben und Religion Zutritt fanden. Schimpfe auf dein Vaterland, läſtere ſeine geachteten Männer, verſpotte unſere Religion — aber hüte dich zu wähnen, daſs du dir durch dieſe Mittel Achtung erwirbſt! Das ſagt dir ein alter Freund, der dich immer wie einen Bruder geliebt, immer für deine Ehre in die Schranken getreten iſt.“

Die Angriffe von Menzel, Rouſſeau und Konſorten trugen indeſs ſo ſehr das Gepräge einer grellen Übertreibung, daſs ſie den Widerſpruch des denkenden Leſers unwillkürlich herausfordern und durch ihre ſchlecht verhehlene tendenziöſe Ungerechtigkeit den größten Theil der beabſichtigten Wirkung verfehlen muſsten. Wer den ganzen Bau der Geſellſchaft, wie Heine und ſeine Geiſtesgenoſſen, auf einer weſentlich neuen Weltanſchauung zu fundieren gedachte, konnte nicht eben erſtaunt ſein, wenn die konſervativen Vertheidiger des Beſtehenden ſich ihrer Haut nach Kräften wehrten und dabei nicht immer die redlichſten Mittel in Anwendung brachten. Weit empfindlicher berührten den Dichter die äſthetiſchen Inkriminationen, welche in ſeinen letzten Schöpfungen zugleich einen künſtleriſchen Rückſchritt nachzuweiſen bemüht waren, und ihm nicht allein das Volkstribunat ſtreitig machten, ſondern auch ſeinen Lorberkranz antaſteten. Hatte doch ſelbſt Wolfgang Menzel noch in ſeiner Beſprechung der Aufſätze „Zur Geſchichte der Religion und Philoſophie in Deutſchland“ die glänzende Pracht der Phantaſie hervorgehoben, mit welcher Heine ſich in den Gedanken von dem

Untergange des Chriſtenthumes poetiſch verſenkt und dieſen in wahrhaft grandioſen Bildern ausgemalt. Auch Alexander Jung hatte ſeine polemiſchen „Ausſtellungen über Heinrich Heine,“ die manchen herben Tadel ſeiner politiſchen und religiöſen Richtung enthielten, mit dem Bekenntnis geſchloſſen***): „Es giebt eine Ehrenrettung für Heine, wonach ihm eine eben ſo glänzende als einfluſsreiche Stellung gebührt, eine Ehrenrettung, die alles Das wieder aufwiegt, was Heine an Deutſchland gefehlt und verbrochen hat. Nämlich die — daſs man ſich überzeugt, Heine müſſe in allem bis dahin Vorliegenden ſeiner Werke nur als Dichter betrachtet und beurtheilt werden, als Dichter, wie er in der That noch nie dageweſen iſt, wie ihn wohl nicht leicht eine Nation wieder erzeugen wird. Alle die einzelnen Schriften Heine's bilden dann nur die, oft wunderbar genug in einander gefügten Theile eines großen Natur- und Volksgedichts, deſſen Übergänge oft eben ſo ſchroff als kunſtreich, eben ſo kühn als wohlgefällig, eben ſo tragiſch-ernſt als burlesk-komiſch erſcheinen. Wie man der Natur und dem Volk eine Phantaſie zuſchreiben muſs, deren ewige Unruhe, deren ewig gährende und gebärende Tiefe den ſinnigen Reiſenden namenlos feſſelt, belehrt und ergötzt, erſchreckt und entzückt, mit kindlichſter Naivetät und entſetzlicher Grauſamkeit, mit ſüßeſter Schwärmerei und geſpenſtiſchem Spuk, mit Empörung aller Elemente und milder Verſöhnung eines ſchönen Abends oder einer lieblichen Sage, mit Gemeinheit und Hoheit, mit gellendem Miſston und ſchmelzendem Locken: — alſo der Geſang, den unſer Dichter anſtimmt. Überlaſſt euch ihm ſo, und ihr müſſt ihm Alles verzeihen, auch wo er euch auf das empfindlichſte verwundet, und er weiß euch, ſelbſt nach dem wildeſten Ausbruch des Sturms und der Verzweiflung, doch nicht länger das deutſche Herz zu verbergen, und ihr ruht an ſeiner Bruſt, und es iſt Stille, aber freilich nur wieder Stille des Meers, deſſen Schweigen nicht lange währt, denn unten wühlt es dumpf, und ſchon ſtehen die weißen Wogen wieder auf, und ſo immer und immer fort wie Ebbe und Fluth. Dieſe Vorliebe für das Meer iſt bei Heine charakteriſtiſch. Sie iſt nur die andere Seite ſeiner Liebe zum Volk. Es enthält dieſe Liebe zum Meere in ihm etwas wahrhaft Rührendes, dieſer Zug zum Unendlichen hin, dieſe Sehnſucht nach einem Jenſeits, dieſe Reiſeluſt, dieſes Ziehen nach der Ferne und Fremde, dieſer Durſt nach der kühlenden Tiefe, dieſes vielleicht unbewuſſte Verlangen, nach einem ſolchen Bade wieder rein und erneut zu werden. Bemerkt nur, wie ſelbſt da, wo Heine im Übermuth oder Schmerz ſeines Humors auch die tollſte Teufelsfratze euch darſtellt, überall doch das zart und fein gebildete Ohr des Gottes durchblickt; und wo ihr geneigt ſeid, ihn als politiſchen Schriftſteller, als Volksvertreter, oder gar als Philoſophen und Religioſen gewähren zu laſſen, und er ſchlägt euch dann Schnippchen und er verliert ſich in epiſodiſche Darſtellungen, die oft das Frivolſte und Gemeinſte bieten: da verändert nur ſofort eure Stellung, die ſein Gedicht, wie ein Gemälde, fordert, und es ſtrahlt euch der Wunderglanz ſeiner Poeſie entgegen, und in ihr iſt dann eben ſo wenig Etwas noch fad oder gemein, als in dem Leben oder in der Natur, wenn ihr beide als Ganze betrachtet." In ähnlicher Weiſe räumte Melchior Meyr in ſeinem Büchlein „Über die poetiſchen Richtungen unſerer Zeit" die bezaubernde Wirkung der Heine'ſchen Lieder ein, wenn man dieſe unmittelbar, von keinem gegneriſchen Standpunkt befangen, in ſich aufnehme, während ſie, nach ſittlichem Maßſtab gemeſſen, auf einer ziemlich niedrigen Stufe ſtänden. — Jetzt aber erſchien nach und nach in Journalen der verſchiedenſten Richtung eine Reihe von kühlen, anſcheinend leidenſchaftsloſen Beurtheilungen der Heine'ſchen Poeſie, welche dieſe als in unaufhaltſamer Dekadenz begriffen darſtellten und ſie jedes neuen Aufſchwungs für unfähig erklärten. Eine Abhandlung von Dr. Miſes (Guſtav Theodor Fechner) über „Heine als Lyriker" in den „Blättern für literariſche Unterhaltung," Jahrgang 1835, Nr. 182—185, ſprach den Liedern des Dichters allen Verſtand ab; es ſei Nichts in ihnen enthalten, als „die Quinteſſenz der Poeſie, rein herausdeſtilliert aus den Gegenſtänden; nichts Holziges, nichts Klümperiges, nicht Fettiges und Mehliges iſt mit übergegangen, obwohl manches feine, flüchtige, wohlſchmeckende Gift. Soll Das dein alleiniges Getränk ſein, ſo biſt du verloren an Leib und Seele; Verſtand, Vernunft und Moral verfaulen, und bloß die Phantaſie bleibt als ein luftiges Geſpenſt übrig, das nun von der ganzen unendlich reichen Welt auch bloß noch das phantaſtiſche Element als Speiſe verträgt und genießt und das Übrige als grobe Maſſe verwirft, weil es keinen geſunden Magen mehr hat, es zu verdauen und in ſich zu verkörpern." Eine leichtſinnige Libertinage der Empfindungen wird als der Grundzug dieſer Gedichte bezeichnet, die nicht aus dem Herzen kämen, ſondern aus einer Phantaſie, welcher die Tugend eben ſo viel werth ſei wie das Laſter, wenn ſie ihr nur gleiche poetiſche Dienſte leiſte. Zum Schluſſe wird von Heine geſagt: „Man ſieht ihn unaufhaltſam ſich der Auflöſung nähern, die zuletzt auch ſeine Glanzſeite verdirbt. Schon ſeine letzten Poeſien zeigen den Fortſchritt zu dieſem Endpunkte an. Er iſt darin zu ſeinem eigenen Nachahmer herabgeſunken, und vom Troſs der Übrigen nicht mehr verſchieden. Früher hat er einen würzigen Wein ausgeſchenkt, möge er die Hefe nun für ſich behalten. Wir haben ſogar genug an Dem, was wir von jenem gekoſtet, und wollen kein neues Faſs mehr, auch wenn er eins darzubringen hätte. Seine Poeſie iſt ein Individuum, was nur einmal zu leben die Berechtigung hatte, keine Gattung, die immer neue Individuen zeugen ſoll." Ein ſo hartes und liebloſes Urtheil muſſte den Dichter um ſo tiefer verletzen, je mehr demſelben eine gewiſſe Wahrheit zu Grunde lag, und je häufiger ſich fortan gleichlautende Stimmen in der deutſchen Preſſe vernehmen ließen. Theodor Mundt hatte in dem Einleitungsaufſatze ſeines „Literariſchen Zodiakus": „Über Bewegungsparteien in der Literatur" Heine geradezu verloren gegeben und die Behauptung aufgeſtellt, „bei dem beſſeren Theile des deutſchen Publikums ſei der Ekel an ihm bereits ſo groß geworden, daſs man ſeine Vernichtung der Zeit überlaſſen könne." Alexander Jung nahm freilich in ſeinen oben erwähnten „Ausſtellungen" keinen Anſtand, Heine noch immer für einen der bedeutendſten Schriftſteller Deutſchlands zu erklären; aber auch er warf Demſelben doch vor, daſs er in den Frohndienſt einer ephemeren Literatur getreten ſei, und daſs er anfange, von den großen Gaben, die ihm verliehen, einen unwürdigen, gewiſſenloſen Gebrauch zu machen: „Er theilt zwar immer noch mit, aber doch nur kleine Portionen, Schüſſeln, ausgerieben mit Aſa fötida zu pikantem Reiz für ſchlaffe, überſättigte Magen, langweiligen Bericht über Hexen- und Kobold-Märchen, Anekdoten und Auszüge aus Büchern, ein willkürlich zuſammengerafftes Geſpinnſt, ein wahrer Alterweiberſommer, der ſich über ganze Seiten fortſchleicht." Die feindſeligſte Kritik der Heine'ſchen Schriften aber lieferte Guſtav Pfizer zu Anfang des Jahres 1838 in das erſte Heft der von ihm mit Wolfgang Menzel und Friedrich von Kölle begründeten „Deutſchen Vierteljahrsſchrift." Trotz der erkünſtelten Ruhe des Stils und der anſcheinend objektiven Haltung, war dieſer achtzig Großoktavſeiten umfaſſende Aufſatz, ſeinem ganzen Inhalte nach, kaum etwas Anderes, als ein Echo der Menzel'ſchen Denunciationen und ein ziemlich unwürdiger Racheakt für die malitiöſe Strophe, mit welcher Heine in ſeiner Parodie des Tannhäuſerliedes**) die ſchwäbiſche Dichterſchule bedacht hatte. Franz Dingelſtedt wies in einer maßvollen Entgegnung in Nr. 71—75 der „Mitternachtzeitung" vom 8. bis 10. Mai 1838 die animoſen Ungerechtigkeiten

Pfizer's in gebührende Schranken zurück, und Heine ſelbſt verwahrte ſich bald darauf im „Schwabenſpiegel“ mit Recht gegen das perfide Verfahren, verſtümmelte Sätze aus den heterogenſten Schriften eines Autors zuſammen zu ſtellen, um Demſelben jede beliebige Geſinnung oder Geſinnungsloſigkeit aufzubürden 400). Obſchon Heine durch eine im „Journal des Débats“ abgedruckte Erklärung vom 7. Oktober 1835 gegen die Behauptung, daſs er Jude ſei, proteſtiert 401), und in ſeiner Broſchüre „Über den Denuncianten“ jede ihm angedichtete Sympathie für die Synagoge mit der beißenden Bemerkung abgefertigt hatte, daſs „man ſich nicht an die überwelken Reize der Mutter wende, wenn Einem die alternde Tochter nicht mehr behage“ 402), verſchmähte es doch Guſtav Pfizer nicht, die von Menzel ausgeheckte Verdächtigung wieder aufzuwärmen: „Heine's Religionshaſs entſtamme ſeiner jüdiſchen Abkunft, er ſei entweder ein Emiſſär des Judenthums, der ſich ins chriſtliche Lager geſchlichen, um Zwietracht zu ſäen und Unheil zu ſtiften, oder er wolle einen Groll gegen ſeine Stammgenoſſen befriedigen, indem er, dem doch der Name des Juden noch anhafte, durch ſeine Läſterungen und Blasphemien gefliſſentlich den Zorn der Chriſten gegen die Juden neu aufreize; die Juden, welche ihn bei dem Kampfe um ihre Emancipation insgeheim immer noch als Bundesgenoſſen betrachteten, könnten alſo, wenn ſie ihre Sache nicht aufs höchſte gefährden wollten, nichts Beſſeres thun, als den läſternden Spötter zweier Religionen völlig verleugnen.“ Als ob ſie Das nicht ſchon bei Gelegenheit der Menzel'ſchen Anklagen und der bundestäglichen Verfolgungsbeſchlüſſe wider das junge Deutſchland in bündigſter Weiſe gethan hätten! „Wem, der Heine's ganze Tendenz nur irgend kennt,“ hatte Dr. J. Weil in ſeiner Broſchüre „Das junge Deutſchland und die Juden“ gefragt, „kann es einfallen, ſeine Verſpottung des Chriſtenthums und der Moral ‚jüdiſchen Antipathien‘ zuzuſchreiben? Wie Voltaire im Judenthum die Mutter des Chriſtenthums, ſo haſſt ja offenbar Heine im Chriſtenthum nur die Tochter des Judenthums. Nicht was jenes von dieſem unterſcheidet, ſondern was es mit ihm gemein hat, reizt ihn ſo ſehr gegen daſſelbe. Daſs beide Religionen eine Sittlichkeit anerkennen, die ‚das Fleiſch nicht emancipieren will‘, daſs ſie den Pantheismus verwerfen, und Gott nicht in der Natur, ſondern über derſelben ſehen, Das iſt es ja, warum er in Verſen und Proſa beide, am bitterſten aber das Judenthum, verſpottet. Darum ſind ihm, eben wie dem römiſchen Kaiſer Claudius und vielen klügeren Römern der alten Zeit, Chriſten, ja ſelbſt Deiſten — **Juden**, und er belegt ſie ſpöttiſch mit dieſem Namen. Und Das hätten ihn jüdiſche Antipathien gelehrt? . . . Heine iſt ein Pantheiſt, Neander ein frommer proteſtantiſcher Chriſt, Börne hat ſich neulich im „Reformateur‘ gewiſſermaßen für den Katholicismus ausgeſprochen. Heine haſſt alles poſitiv Religiöſe, Börne fühlt ſich dazu hingezogen, Neander iſt davon durchdrungen. Alle Drei ſind jüdiſchen Urſprungs. Wie mag ein Mann wie Menzel von dieſen drei Richtungen gerade die pantheiſtiſche auf Rechnung des Judenthums ſtellen?“ — Eben ſo bemerkte Berthold Auerbach in ſeiner geiſtvollen Abhandlung „Das Judenthum und die neueſte Literatur“: „Das Chriſtenthum iſt ihm (Heine) ein längſt antiquiertes Inſtitut, und das Judenthum eine verweſte ſchmutzige Pflanze, die er nur wieder zerreiben will, um Juden und Chriſten damit zu ärgern; er kann für die rehabilitation de la chair, ſeinen neuen Kult, keine Spiritualiſten, wie er die Chriſten, und keine Deiſten, wie er die Juden nennt, brauchen; wie er überhaupt keine Menſchen will, deren Streben innere ſittliche Vervollkommnung erzweckt. Die Religion des Judenthums wie des Chriſtenthums ſtehen beide unter derſelben Fahne des Gegenkampfes gegen ſenſualiſtiſche Extravaganzen . . . Sollten aber wohl Menzel und Konſorten wirklich glauben, alles Antichriſtliche ſei jüdiſchen Urſprungs? Waren denn Voltaire, Diderot, d’Alembert, Helvetius, Holbach und alle die Encyklopädiſten ehemalige Juden? Oder haſſten ſie nicht vielmehr Juden und Judenthum, weil ſie Alles haſſten, was nicht mit dem Geiſte des radikalen Zweifels inficiert war? War Friedrich II. von Preußen ein Jude? und doch ſchrieb er die Vorrede zu Fleury’s Kirchengeſchichte, in welcher Alles zuſammengedrängt iſt, was das achtzehnte Jahrhundert gegen das Chriſtenthum vorbrachte . . . Wenn man aber ja der Judenchriſten erwähnen will, warum erwähnt man nicht auch eines Neander und jener unzähligen Schar gläubiger Miſſionäre, die mit apoſtoliſchem Eifer das Evangelium verkünden? oder warum erwähnt man nicht eines Hitzig, Gans, Leo, Mayer, O. L. B. Wolff, Julius Moſen ꝛc. ꝛc.? Dies könnte wohl genugſam darthun, daſs der Judgeborne dennoch allen Phaſen deutſcher Nationalbildung ſich anſchließen kann.“ — Der edle Gabriel Rieſſer, welcher im erſten Heft ſeiner „Jüdiſchen Briefe“ den von Guſtav Pfizer dem Judenthume hingeworfenen Fehdehandſchuh in tapferſter Weiſe aufnahm, wies zugleich nach, daſs Heine ſeit ſeinem Übertritte zum Chriſtenthum niemals von den Juden als einer der Ihrigen anerkannt, ſondern vielmehr ſtets von ihnen verleugnet und bekämpft worden ſei. Die einzige ſcheinbare Ausnahme bildete die Aufnahme ſeines Porträts und einer Charakteriſtik ſeines ſchriftſtelleriſchen Wirkens in die „Galerie der ausgezeichnetſten Iſraeliten aller Jahrhunderte“ (Dritte Lieferung; Stuttgart, Fr. Brodhag, 1835). Aber die Herausgeber dieſes Unternehmens — Heine's alter Freund, der Graf Eugen Breza, welcher Landbote am polniſchen Reichstage von 1831 geweſen und ſeit dem Falle Warſchau's nach Paris emigriert war, und Dr. Richard Otto Spazier — waren Beide, ſowohl ihrem Bekenntnis wie ihrer Geburt nach, Chriſten, und es mochte Heine Nichts weniger als erwünſcht ſein, auch von ihnen zu einer Zeit, wo er ſich ſo nachdrücklich als Vorkämpfer der „proteſtantiſchen Denkfreiheit“ gebärdete, wieder an ſeine jüdiſche Abſtammung erinnert zu werden, ja ſeine ganze ſchriftſtelleriſche Eigenthümlichkeit vorwiegend aus den Einflüſſen des Judenthums abgeleitet zu ſehen.

Faſt gleichzeitig mit dem parteilichen Angriffe Pfizer's in der „Deutſchen Vierteljahrsſchrift,“ aber von einem weit höheren Standpunkte aus, unterzog Arnold Ruge in den „Halliſchen Jahrbüchern“ die Tendenz der Heine'ſchen Schriften einer vorurtheilslos prüfenden Kritik***). Wenn Heine dieſelbe als eine „Todtſchlagkritik“ anſah****), ſo beweiſt dies Urtheil nur von Neuem, wie empfindlich er gegen jeden, auch den gerechteſten Tadel war, und wie ungern er ſich öffentlich über ſeine Fehler belehren ließ. Ruge erkannte ihn ausdrücklich als eine Macht an, die nicht zu ignorieren ſei, und wenn er ihm nicht bedingungslos huldigte, ſondern neben den glänzenden Vorzügen ſeines Talentes auch den wunden Fleck desſelben hervorhob, ſo geſchah Dies augenſcheinlich in der wohlwollenden Abſicht, ihn zu höherem Fluge anzuſpornen. „Die Heine'ſche Poeſie und Schriftſtellerei,“ ſagte er, „hat Bedeutung nicht nur als Ausdruck irgend einer verſchimmelten und im Winkel verſteckten Richtung, ſie iſt bei dem Fortſchritt unſerer Zeit betheiligt und darum eine weitverbreitete Gemüthsangelegenheit, ihre kritiſche Beleuchtung aber nichts Geringeres, als ein Spiegel der heutigen Bildung, vor dem ſie erſchrecken oder ſich putzen mag.“ Ruge zeigt nun, wie Heine, nach der unklaren Romantik ſeiner erſten Jugendgedichte, ſchon in den Liedern der „Heimkehr“ und in den „Reiſebildern“ durch ſeinen befreienden Witz der Dichter der neueſten Zeit geworden ſei: „Mit ihm lebt in der Poeſie eine Emancipation von den alten Autoritäten auf, er bringt einen heilſamen Sauerteig in den faulen Haufen, er formuliert die Nichtigkeit der Zeit, er ſtört die Ruhe der ſelbſtgenügſamen Poſitiviſten, er iſt ein kritiſcher Dichter. Nicht in Grundſätzen und Geſetzen, vielmehr in ihrer Auflöſung durch Witz und Kritik ſtellt ſich ihm die Befreiung dar. Heine's nirgends betheiligter, nur kritiſcher Geiſt goutiert die Dogmen der deutſchen Revolutionärs nur darum nicht, weil ſie nicht die Revolution (die Auflöſung, die Kritik) ſelber ſind. Der Witz iſt Herr überall, wo er es werden kann, und er hat Recht, ſo weit er die Welt gewinnt. Was ihm verfällt, Das iſt verloren; was reelle Macht hat, Dem kommt er nicht bei, Dem folgt er, wie der Sklave in der Komödie ſeinem Herrn. Daſs der Witz ſich an Alles macht, iſt ſeine Empörernatur, daſs er nicht Alles beſiegt, iſt ſeine Sklavenrolle; der ſiegende Witz kommt nach dem ernſthaften Freiheitskampf, der reſultatloſe iſt der ohnmächtige Troſt über die Zäheit einer dauernden Sklaverei, die der Witz nicht praktiſch ſtürzt, von der er nur in ſeiner Phantaſie ſich befreit. Aber man beſinnt ſich über die Berechtigung des Witzes, wenn man auch Anfangs von ihm überraſcht wurde, und dieſe Poeſie fordert zuletzt die Freiheit im Ernſt, weil ſie ſie nur im Spiel erreicht. Eben dieſe Beſinnung, zu der ſie anregt, denn jeder Witz iſt die Beſinnung über eine Abſurdität, erſcheint als ihr Wurm, der ſie von innen heraus verzehrt, oder als die ernſthafte Befreiung, in der dies Spiel mit ſeinen zügelloſen Strudel untergeht. Heine iſt ein Widerſacher der trüben deutſchen Romantik von 1813 und 1815; die Hegel'ſche Philoſophie und der franzöſiſche Esprit haben ihn in die Lehre genommen, und er ſucht nun den ſentimentalen, ſchwerfälligen, trübſeligen, religiösverdumpften deutſchen Geiſt zu verarbeiten und zu verdauen. Es weht in der That Frühlingsluft in ſeinen Schriften. Er hat Recht gegen die Zeit, die er ironiſiert. Der Askeſe, der Romantik und dem Chriſtenthum ſetzt er die heitere Freiheit entgegen." In den Schluſskapiteln ſeiner Abhandlung kommt Ruge, bei Gelegenheit der Heine'ſchen „Witz- und Pointenpoeſie," die eine Komödierung und Traveſtierung des ganzen Weltlaufs ſei, auf den Unterſchied von Witz und Humor, und damit auf die Achillesferſe des Dichters, zu ſprechen. Er macht Demſelben zum Vorwurf, daſs er, ſtatt des Humors, der für das Wahre ſei und den verborgenen Kern des Wahren auch in der beſchränkten Geſtalt hege und pflege, häufig zu malitiöſen Schluſswitzen greife, die ſich gegen das Wahre richten und unpoetiſch ſeien, da ſie jedesmal der eigenen Empfindung die proſaiſche gemeine Welt entgegen halten. Das heiße aber Nichts anders, als die Poeſie deprecieren und den verſtändigen gemeinen Zuſtand gegen die geiſtige Erfüllung, Begeiſterung, Berauſchung als den ſelbſtbewuſſten und wahren behaupten. So verfalle er in einen falſchen Realismus, der ſich den Geiſt, welchen die Materie erzeugt, zu leicht aus den Augen rücken laſſe: „Überall wo Heine ſich über den wahren Sinn der Realität täuſcht, fällt er aus der Poeſie heraus, und glücklich wenn er nur in die Proſa, wenn er nicht über und über in den Koth fällt. Dies Unglück begegnet ihm bei aller Richtigkeit ſeines Princips: der wahre Menſch ſei die wahre Realität. Das wahre Princip richtet ihn aber auch von tiefen-Stürzen wieder auf, ſobald ihm der edlere Sinn des Realismus aufgeht.“ „Mit all' ſeinen Fehlern,“ ſchloß Ruge ſeine kritiſchen Aperçus, „darf man ihn immer zu den Befreiern des neunzehnten Jahrhunderts zählen; und eine ſpätere Zeit wird ſeine univerſelle Komödie, ſeinen Übermuth mitten in dem tauben Philiſterthum unſerer Zeit ernſter nehmen und höher anſchlagen, als ſeine Zeitgenoſſen es vermögen. Niemand verurtheilt ſich ſelbſt.“ In einem Nachtrage zu dieſen Betrachtungen erläutert Ruge noch ſchärfer die Bedeutung der Heine'ſchen Poeſie und die geſteigerten Anforderungen, welche die Zeit an den Dichter ſtelle: „Heine war im Recht, als er im Anfang ſeiner Laufbahn mit ſeiner Harlekinspritſche den alten Ungeiſt blinder und hohler Begeiſterung für alles mögliche wieder eroberte deutſche Unweſen überwand. Ihr ſagt, er war frivol und kannte kein anderes Intereſſe, als das der Frivolität. Ja, er war und er iſt frivol; aber wenn er die Welt frivol nimmt, iſt es nicht die Welt, die ihn frivol gemacht? Ihr ſagt, dieſer Menſch treibt ſeinen Spott mit dem Heiligen; aber wenn nun vorher das Heilige ſeinen Spott mit ihm getrieben? Wenn er ſich in eine Zeit verſetzt ſah, wo die Heiligthümer profan und die Prieſter Heuchler und Komödianten waren — wie dann? Niemand iſt witzig, ohne daß ihm Einer Gelegenheit giebt, es zu ſein; Niemand frivol, wenn die Heiligthümer nicht leer, die geiſtige Welt nicht hohl und das Herz nicht ohne Nahrung iſt. Es iſt ſeine Schuld, allerdings! aber es iſt auch ſein Schickſal. Sein Dämen iſt ſein Witz. Aber es wäre ſehr voreilig, wenn man ihn nun ſogleich beim Wort nehmen wollte, und jeden Witz für Ernſt, jeden Ernſt für Witz hielte, die Fähigkeit aber, ſeine eigne und die Tragödie ſeiner nichtswürdigen Zeit zu empfinden, ihm nicht zutraute. Es wäre ungerecht. Kein Menſch verfällt dem leeren Witz und der Verzweiflung an dem Idealen, ohne im Gefühl ſeiner Leerheit ſogleich auch die Sehnſucht nach wahrer Erfüllung zu empfinden. Heine hatte lange Nichts anders getrie-

n, als die Verhöhnung alles Deſſen, was nicht mit Händen zu greifen
— da trat die Julirevolution ein, und er gehörte zu Denen, die nun
n die Freiheit glaubten. Aber Realiſt, wie er war, drehte er dieſem
Glauben gar bald wieder den Hals um. Er ſah, wie Ludwig Philipp
ie beſte Republik' zu kehren und zu wenden wuſſte, und nun war er
ieder für lange Zeit vom Idealismus kuriert: man darf ſagen, er warf
ch weg. Unterdeſſen darf man auch in ſeinen neueſten Schriften nur
uchen, um überall Spuren der alten Sehnſucht, die bei ſeiner Flucht
ach Paris an den Tag gekommen war, zu entdecken; und es muſs zuge-
eben werden, daſs er Urſach hatte, Realiſt zu ſein. Wenn er nun ſagte:
Ich gebe meinen Witz für die Freiheit. Ich gebe ihn in ihren Dienſt.
Gebt mir Freiheit, aber die ganze, reelle Freiheit, und ſie wird meine Re-
igion ſein. Ihr könnt es nicht; gut, ſo bleiben wir Sklaven mit ein-
ander; ich wenigſtens will nicht zu Denen gehören, die ſich darüber täuſchen.
Und ihr ſelbſt, glaubt mir's nur, ihr thätet wohl, es eben ſo zu machen,
wie ich. Reißt einen Witz, ſo ſieht man doch, daſs ihr es merkt, wo man
euch bei der Naſe hat.' Es zeigt ſich nur, daſs er von der deutſchen Freiheit
darum Nichts glaubt, weil er ſie kennt und durchſchaut. Wäre nun die politiſche
Freiheit eine Sache, wie ein Juwel oder ein ſchönes Schloſs, wäre
ſie nicht vielmehr eine Form der menſchlichen Geſellſchaft und des menſchlichen
Denkens und Thuns, die fortdauernd in der Bildung begriffen iſt,
ſo müſſte man dem Realismus, der in proſaiſchen Zeiten verzweifelt, frivol
und blaſiert wird, Recht geben. Gleichgiltigkeit, Schlaffheit, Blaſiertheit,
Frivolität ſind Produkte ſklaviſcher Zuſtände und eines praktiſch und politiſch
verwahrloſten Volksgeiſtes; wo aber die Freiheit auch nur theoretiſch, in
Philoſophie und Poeſie, verwirklicht iſt, liegt ſchon eine Bürgſchaft für totale
Befreiung vor. Der Realiſt iſt in der Täuſchung, wenn er die Theorie,
den ewigen Mutterſchoß der Weltgeſtaltung, für unfruchtbar hält, weil noch
nicht alle Formen menſchlicher Entwürdigung aufgehoben ſind. Die Wahrheit
und der befreiende Gedanke iſt allemal hinter den Dingen verborgen,
und Heine hat 1830 ſelbſt erlebt, daſs die Idee Alles vermochte gerade zu
einer Zeit, als er ihr Nichts zutraute, — daſs alſo ein zündender Gedanke
Millionen Herzen entflammte. Alle dieſe Herzen waren Idealiſten; wenn
aber der Idealismus allgemein iſt, ſo iſt er eine Macht und eine Realität,
auch für den äußerſten Zweifler. Das empfand damals unſer Witzdichter.
Aber auch in Deutſchland hat Heine die Erfahrung machen können. Es

verſteht den zweckloſen Witz nicht mehr, es will die Narrenkappe los ſein; und ſelbſt im Politiſchen, wo die Satire ſo ſehr am Platze iſt, ahnet man ſchon die Gewitter, die, ſtatt mit Gelächter, mit Donner und Blitz die Luft erſchüttern werden. Aus dieſem Grunde muſs jetzt eine frivole Poeſie und Literatur, ſelbſt wenn ſie unter der Firma der politiſchen Satire Glück macht, ſich immer gefallen laſſen, dem befreienden Luftzuge unſerer Zeit nur zu dienen und eine untergeordnete Rolle zu ſpielen. Sie ſelbſt hat die Luft gereinigt und dem neuen Odem der Freiheit die Stätte bereitet; ſie ſelbſt, die herzlos ſcheinende Frivolität, war nur die Sehnſucht nach der Religion, die jetzt wieder die Welt mit lyriſchem Feuer und mit energiſchem Thatenmuth erfüllt.“ „Heine's Fehler beſteht darin,“ heißt es an einer andern Stelle dieſes trefflichen Aufſatzes, „daſs er bei der Kritik des hohlen Idealismus, der hohlen Begeiſterung für die abgetragenen Kleider der Zeit, in denen die Prieſter und Deſpoten einhergehn und der ‚elenden‘ Menſchheit aufs Haupt treten, das Kind mit dem Bade ausſchüttet. Seine Realität, die er der ‚hohlen Idee‘ entgegenſetzt, iſt ſelbſt hohl und morſch, ſie iſt die gemeine, geiſtloſe Welt. Seine Freiheit, die er aus der ‚kalten Heuchelei‘ rettet, iſt eben ſo kalt, als ſie. Erſt der Spott, der den Witz von ſeiner Empörung gegen Vernunft und Freiheit zurückbrächte, wäre die wirkliche Befreiung, die nun auch ihn und ſein Publikum nicht mehr kalt ließe. Der Menſch ließe ſich mit dem Wahren erfüllen und Herz und Seele von ihm bewegen: es wäre ein Umſchlagen der Komödie in die Begeiſterung, man könnte ſagen in die Religion, um damit die hinreißende Gewalt der beſeelenden Idee und den Übergang zur That unter dem Einfluſs dieſer Gewalt zu bezeichnen.“

Solche Ermahnungen zu einem ernſthafteren Erfaſſen der Zeitfragen fielen jedoch einſtweilen bei Heinrich Heine auf einen ungünſtigen Boden. Seine Betheiligung an den politiſchen und religiöſen Kämpfen der Gegenwart hatte ihm von allen Seiten nur Haſs und Verfolgung eingebracht, ſelbſt die Parteigenoſſen hatten ihn miſsverſtanden und verdächtigt, es war jetzt eine Müdigkeit über ihn gekommen, die ihm ſelber manchmal wie ein Zeichen herannahenden Alters erſchien ***). „Ich wollte einſt die Hellebarden brechen,“ ſeufzte er in der Einleitung zu „Shakſpeare's Mädchen und Frauen“ ****), „womit man euch die Gärten des Genuſſes verſperrt. Aber die Hand war ſchwach und die Hellebardiere lachten und ſtießen mich mit ihren Stangen gegen die Bruſt, und das vorlaut großmüthige Herz verſtummte aus Scham, wo nicht gar aus Furcht.“ — „Wie beneide ich Ihre Einſamkeit,“ ſchrieb er an Laube***), „ich, der ich verdammt bin, in dem wildeſten Strudel der Welt zu leben, und nicht zu mir ſelber kommen kann, und betäubt bin von den ſchreienden Tagesnöthen, und müde bin wie ein gehetzter Stier, ich will nicht ſagen wie ein Hund — Wie ſehne ich mich nach einer ruhigen deutſchen Feſtung, wo eine Schildwache vor meiner Thür ſtünde und Niemanden herein ließe, weder meine Geliebte noch die übrigen Qualen — mit Leidenſchaft lechze ich nach Stille!“ — „Von Natur neige ich mich zu einem gewiſſen Dolce far niente,“ geſtand er in den Briefen an Auguſt Lewald über die franzöſiſche Bühne***), „und ich lagere mich gern auf blumigen Raſen, und betrachte dann die ruhigen Züge der Wolken und ergötze mich an ihrer Beleuchtung; doch der Zufall wollte, daſs ich aus dieſer gemächlichen Träumerei ſehr oft durch harte Rippenſtöße des Schickſals geweckt wurde, ich muſſte gezwungenerweiſe Theil nehmen an den Schmerzen und Kämpfen der Zeit, und ehrlich war dann meine Theilnahme, und ich ſchlug mich trotz den Tapferſten. Aber, ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken ſoll, meine Empfindungen behielten doch immer eine gewiſſe Abgeſchiedenheit von den Empfindungen der Anderen; ich wuſſte, wie ihnen zu Muthe war, aber mir war ganz anders zu Muthe, wie ihnen; und wenn ich mein Schlachtroſs auch noch ſo muthig tummelte und mit dem Schwert auch noch ſo gnadenlos auf die Feinde einhieb, ſo erfaſſte mich doch nie das Fieber oder die Luſt oder die Angſt der Schlacht; ob meiner inneren Ruhe ward mir oft unheimlich zu Sinne, ich merkte, daſs die Gedanken anderörtig verweilten, während ich im dichteſten Gedränge des Parteikrieges mich herumſchlug, und ich kam mir manchmal vor wie Ogier, der Däne, welcher traumwandelnd gegen die Sarazenen focht.“ Wohl riethen ihm Laube und mancher andere Freund, nach Deutſchland zurück zu kehren, da es ihm doch nicht gelingen wollte, in Frankreich ein tieferes geiſtiges Verſtändnis ſeines literariſchen Strebens zu finden und in der fremden Atmoſphäre heimiſch zu werden; aber Heine lehnte ſolche Einladungen aufs beſtimmteſte ab, und zwar aus höchſt ehrenhaften Gründen. „Ihre Frage in Betreff einer Rückkehr nach Deutſchland hat mir ſehr weh gethan,“ ſchrieb er an Laube***): „denn ungern geſtehe ich, daſs dieſes freiwillige Exil eines der größten Opfer iſt, die ich dem Gedanken bringen muſs. Ich würde bei meiner Rückkehr eine Stellung einnehmen müſſen, die mich allen möglichen Mißdeutungen ausſetzen könnte. Ich will auch den Schein des

Unwürdigen vermeiden. Soviel ich weiß, kann keine Regierung mir Etwas anhaben, ich bin von allen Umtrieben des Jakobinismus entfernt geblieben; von allen Seiten kommen mir freundliche Stimmen ans Ohr durch die Diplomaten, mit denen ich in Paris ſehr gut ſtehe — aber alles Dieſes ſind Gründe, die mich von einer Heimkehr viel eher abhalten, als dazu anreizen. Hierzu kommt noch die Erbitterung der deutſchen Jakobiner in Paris, die, wenn ich nach Hauſe ginge, um wieder deutſches Sauerkraut zu eſſen, hierin den Beweis des Vaterlandsverrathes ſehen würden. Bis jetzt können ſie mich doch nur durch Muthmaßungen verleumden; bis jetzt habe ich doch der Verleumdung noch keine Fakta in die Küche geliefert." In ähnlichem Sinne betont Heine in ſeinen damaligen Briefen an Campe**) den Umſtand, daß ſein Streben kein politiſch revolutionäres, ſondern mehr ein philoſophiſches ſei, wo nicht die Form der Geſellſchaft, ſondern ihre Tendenz beleuchtet werde. „Alle Republikaner," ſpottet er, „grollen mir wegen meiner monarchiſtiſchen Grundſätze — und, ſpaßhaft genug! meine gnädigen, allerhöchſt beſchränkten deutſchen Königlein verfolgen mich wegen gefährlicher Principien . . . Die politiſche Aufregung hat ſich ſo ſehr, ſeit drei Jahren, bei mir gelegt, daß ich wahrhaftig jetzt keine Konceſſionen zu machen brauche, und daß es nur gilt, mich vor dem Verdacht zu ſchützen, als wäre ich von außen bekehrt worden, als habe man mich durch Geld oder Schmeichelei gewonnen — Gott weiß, daß ich weder durch das Eine noch durch das Andere dahin geleitet werden könnte, auch nur eine Silbe gegen meine innere Geſinnung zu ſchreiben. Es iſt nicht hinreichend, ehrlich zu ſein, man muß ſich auch vor dem Verdacht der Unehrlichkeit hüten." Einige Monate früher — Anfangs Auguſt 1837 — ſchrieb er ſeinem Bruder Maximilian***): „Du biſt der Einzige von Allen, der mich ſchweigend verſtehen kann, und dem ich nicht nöthig habe weitläufig auseinander zu ſetzen, wie alle Bekümmerniſſe meines Lebens nicht durch eigene Schuld entſtanden ſind, ſondern ſich als nothwendige Folge meiner ſocialen Stellung und meiner geiſtigen Begabung erklären laſſen. Du weißt, daß die Größe des Charakters und des Talentes in unſerer Zeit nicht verziehen werden, wenn man ob dieſes Verbrechens ſich nicht durch eine Unzahl kleiner Schlechtigkeiten die allerhöchſte und allerniedrigſte Verzeihung erkaufen will! . . . Obgleich die deutſchen Demagogen das Gerücht verbreiten, ich ſei von den Regierungen gekauft, ſo kann ich dir doch bei dem Leben aller Derer, die ich liebe, beſchwören, daß ich nie einen Sou nehmen wollte, ſelbſt wenn ich in der größten Bedrängnis war. Und jetzt iſt es gar unmöglich, daß ich eine ſo klägliche Handlung beginge — genug davon!“

Heine ſollte die Bitterkeiten des Exils bis zur Hefe koſten. Er hatte die Rolle eines Volkstribunen mit ſo viel Geräuſch übernommen, daß es nicht eben zu verwundern ſtand, wenn die deutſchen Flüchtlinge, welche ſeit dem Hambacher Feſte und dem Frankfurter Aprilattentate in größerer Anzahl, als früher, nach Paris kamen, in ihm, wie in Börne, einen geiſtigen Führer der revolutionären Bewegung zu finden erwarteten. Sie gedachten ihre kleinen Konſpirationen zum Umſturz der heimiſchen Throne auf fremder Erde fortzuſetzen, und als Heine, auf deſſen Unterſtützung ſie weſentlich gerechnet, ſich ſehr kühl und ablehnend zu ihren Beſtrebungen verhielt, rächten ſie ſich, wie wir ſahen, durch allerlei hämiſche Intrigen, vor Allem durch Verdächtigung ſeines Charakters und durch Ausbreitung des Gerüchtes, daß er die Fahne der Freiheit verlaſſen. Börne ſchürte das Feuer, indem er in ſeinen „Briefen aus Paris“ und im „Reformateur“ ſcharfe Angriffe gegen Heine drucken ließ, den er eines zweideutigen Diplomatiſierens und feigen Lavierens zwiſchen den Parteien beſchuldigte. Die Pariſer Korreſpondenten deutſcher Zeitungen, meiſtens politiſche Flüchtlinge, ſchrieben in ihre Berichte allerhand Klatſchereien, die Heine, der Sachlage nach, nicht berichtigen konnte, wenn er ſich nicht mit Hinz und Kunz in allen erdenklichen Journalen herumbeißen wollte. Dieſe Nergeleien verſtimmten ihn ſo tief, daß er eine Zeitlang allen Deutſchen ſeine Thür verſchloß und ſeine Wohnungsadreſſe möglichſt geheim hielt. Schon im September 1835 klagte er in einem Briefe an Laube[172]): „Seit zwei Jahren kommt mir aus dem Vaterlande nie viel Erfreuliches, und die Deutſchen, die mir in Paris zu Geſicht gekommen, haben wahrlich mich vor Heimweh geſchützt. Lumpengeſindel, Bettler, die da drohen, wenn man ihnen Nichts giebt, Hundsfötter, die beſtändig von Ehrlichkeit und Vaterland ſprechen, Lügner und Diebe — doch Das brauche ich Ihnen nicht zu ſagen; aus Ihrem Briefe erſah ich, daß Sie von ſelbſt ſich beklagten ob des ſaubern Perſonals, das ſich mir hier als deutſche Landsmannſchaft präſentiert. Poignées de main habe ich den ſchmutzigen Geſellen nie geben können, und jetzt verſage ich ihnen ſogar den Anblick meines Antlitzes.“ Trotz dieſes ungünſtigen Urtheils über die Mehrzahl ſeiner deutſchen Landsleute in Paris, das ſich mit den Jahren eher verſchärfte als milderte, ließ ſich Heine nicht abhalten, viele derſelben mit Wohlthaten zu überhäufen. Seine Börſe war Nothleidenden immer geöffnet, er verbürgte ſich oft mit bedeutenden Summen für ihm nur oberflächlich bekannte Perſonen, er lieh ihnen Hunderte von Franks ohne die mindeſte Ausſicht, je einen Centime wieder zu erhalten, und wir könnten mehr als ein Beiſpiel anführen, daß er bedürftigen Landsleuten, deren Verlegenheiten er errieth, unaufgefordert in der diskreteſten Weiſe Geldmittel anbot, oder ſeinen Einfluß aufwandte, ihnen Arbeit und Brot zu verſchaffen. So berichtet Kertbeny aus eigener Erfahrung; ſo erzählte uns der ſchwäbiſche Naturdichter Niklas Müller aus Stuttgart, der als Buchdrucker in der Cotta'ſchen Officin beſchäftigt geweſen und im Frühjahr 1838 nach Paris kam, daß er von Heine, an welchen er keinerlei Empfehlungen beſaß, aufs freundlichſte empfangen und theilnehmend nach ſeinen Subſiſtenzmitteln befragt worden ſei. Auf die Klage, daß es ihm bisher nicht gelungen, einen Platz in einer Druckerei zu erhalten, ging Heine ſofort mit ihm zu dem Chef einer großen franzöſiſchen Bilderdruckerei, und vermittelte ihm durch ſeine warme Fürſprache ein gut ſalariertes Engagement. Als Herr Müller nach ſeiner Rückkehr in die Heimat dem ihm befreundeten Guſtav Schwab einen Beſuch machte, behandelte ihn Dieſer mit der empörendſten Kälte und betrachtete ihn faſt als einen verlorenen Menſchen, weil er in ſeinen Briefen nach Hauſe mit innigem Dankgefühl der Zuvorkommenheiten erwähnt hatte, mit welchen der verketzerte Feind der Schwabendichter ihn überhäuft. Im Allgemeinen jedoch machte Heine die trübe Erfahrung, daß ſeine Gutherzigkeit von gewiſſenloſen Induſtrierittern aufs ſchamloſeſte mißbraucht wurde, und daß er für alle Wohlthaten, die er ſeinen Landsleuten erwies, meiſt nur den ſchmählichſten Undank erntete, wie er denn auch bei Gelegenheit darüber klagt, daß unter allen Schelmen, die ihm die Taſche geleert, ſich nur ein einziger Franzoſe befand **). Von dem wohlthätigen Sinne des Dichters und ſeiner Bereitwilligkeit, Nothleidenden zu helfen, wiſſen uns Alle, die mit ihm in nähere Berührung gekommen, trotz ſolcher ſtets wiederholten Enttäuſchungen, manches rührende Beiſpiel zu berichten. Ein junger Maler, Benoit, den er nur im Café kennen gelernt, geſtand ihm eines Tages, daß er ohne Mittel ſei, ein angefangenes Porträt zu vollenden. Heine ſandte ihm am folgenden Morgen 300 Franks, mit der Bitte, ſich keineswegs mit ſeinem Bilde zu übereilen. Ein junger, viel Talent verrathender Dichter war in Verzweiflung, daß er Soldat werden müſſe, ohne durch Bezahlung eines Stellvertreters dieſem Looſe entgehen zu können. Gérard de Nerval theilte Heine das Unglück des von Beiden gekannten Jünglings mit. Sofort rief Heine den Verzweifelnden herbei, ſetzte ſich mit ihm in einen Fiaker und ſtellte ihn einem Bankier ſeiner Bekanntſchaft vor, der nach Mittheilung der Sache bereitwillig die tauſend Franks verſchoß, deren der junge Poet bedurfte, um ſich einen Stellvertreter zu verſchaffen. Dieſen von Schmidt-Weißenfels mitgetheilten Erinnerungen fügen wir einen von Meißner erzählten Vorfall aus ſpäterer Zeit hinzu. Im Winter 1847, dem letzten Jahre der Julimonarchie, berichtete ein Zeitungsblatt, daß ein verarmter, bruſtkranker Muſiker, Namens Gallien, eine Bittſchrift eingereicht, worin er den König erſuchte, im Treibhauſe des Luxembourg auf einem Orangerietopfe, wo der Pomeranzenbaum eben ausgegangen ſei, wohnen zu dürfen. So werde er wenigſtens ein ruhiges, warmes Obdach haben und im Stande ſein, die Partitur einer Oper zu beendigen, nach deren Verkauf er das Treibhaus wieder zu verlaſſen gedenke. Heine kannte den phantaſtiſchen Bittſteller, aber Derſelbe war ihm ſeit Jahren aus den Augen gekommen. Kaum hörte er von ſeiner Noth, als er ſich, trotz ſeiner damals bereits ſehr ſchwachen Geſundheit, aufmachte und den Unglücklichen in ſeiner hohen, windigen Dachkammer aufſuchte. Er traf ihn im Bette, auf einem mit Noten bedeckten Lager, pfeifend und ſchreibend. „Gallien,“ redete er den Kranken an, „Sie haben eine wunderliche Bittſchrift eingebracht.“ — „Scheint ſie Ihnen ſo thöricht?“ fragte der Muſiker. „Sehen Sie ſich dieſe Dachſtube an, in welcher der Wind durch alle Löcher pfeift, dies elende Lager, und ſagen Sie ſelbſt, ob ich es nicht auf dem Orangerietopfe beſſer hätte?“ — „Aber Sie ſind nun einmal kein Pomeranzenbaum.“ — „Freilich, nicht einmal ein Holzapfelbaum. Folgt aber daraus, daß ich abſterben ſoll? Ich frage Sie: Bin ich ein Talent?“ — „Sie wiſſen, wie ſehr mir Ihre Lieder gefallen haben.“ — „Nun, dann verdiene ich's auch, daß man mir zum mindeſten ein wenig warme Luft nicht mißgönnt. Meinen Sie nicht, daß der Aufenthalt im Treibhaus mir eine Reiſe nach Neapel oder Nizza erſetzen könnte? Ich verſpreche, daß meine Oper gut wird, wenn die Regierung mir dies Aſyl gewährt.“ — „Auch mir,“ erwiderte Heine nachdenklich, „würde eine Reiſe nach Italien wohlthun — wir ſind Beide krank! Aber ich könnte nicht allein hinreiſen, und Das wäre eine theure, unerſchwingliche Sache. Ich will ſehen, ob ich Sie ſtatt meiner nach Italien ſenden kann. Leben Sie wohl! Wenn meine Bemühungen gelingen, ſollen Sie bald von mir hören.“ Er ſtieg die drei Treppen wieder hinab, und fuhr zu Thiers, um den immer noch mächtigen

Staatsmann, der ihm viele Beweiſe des Wohlwollens und der Hochachtung gegeben, für den armen Muſiker zu intereſſieren. Aber Heine ſelbſt war nicht mehr jener einfluſsreiche Journaliſt, dem man in früheren Jahren aus Rückſicht auf ſeine ſcharfe Feder manche Gefälligkeit erwieſen. Sein Fürwort blieb unbeachtet, und Gallien's Bittſchrift wurde als durchaus unvernünftig bei Seite gelegt. Der arme Mann erlag im Frühjahre ſeinen Leiden, und Heine, der es auch an Geldunterſtützungen nicht hatte fehlen laſſen, war abermals einer der Wenigen, die ihn zu ſeiner letzten Ruheſtatt geleiteten.

In der erſten Zeit kam er, wie ſchon erzählt worden, mit Börne und den hervorragenderen politiſchen Flüchtlingen aus Deutſchland in häufige Berührung, zog ſich aber faſt gänzlich von ihnen zurück, nachdem er eingeſehen, daſs er ihre ſanguiniſchen Hoffnungen und ihre auf das nächſte Tagesintereſſe gerichteten Beſtrebungen nicht zu theilen im Stande ſei. Mit Börne brach er gänzlich, ſeit Dieſer die Ehrlichkeit ſeiner demokratiſchen Geſinnung öffentlich zu verdächtigen begann; ja, nachdem die Angriffe im „Reformateur“ erſchienen waren, nahm er keine geſellſchaftliche Einladung mehr an, ohne ſich vorher zu verſichern, daſs Börne nicht unter der Zahl der Gäſte ſei, die er dort finden würde. Als ſein Onkel Henry Heine und Deſſen Sohn Hermann, welcher damals in einem Geſchäfte in Havre placiert war, ihn im Sommer 1836 beſuchten, und in einer Geſellſchaft mit Börne zuſammen trafen, ſprach ihnen Dieſer ſeinen lebhaften Wunſch aus, wieder in ein freundlicheres Verhältnis zu dem von ihm ſo ſchwer beleidigten Dichter zu treten; Derſelbe wies aber jeden Verſöhnungsantrag mit dem Bemerken zurück, daſs bei Börne's argwöhniſcher Natur jedes Geſpräch nur zu neuen Miſsverſtändniſſen führen werde, darum habe er ſeit Jahren ſeinen Umgang vermieden, und gedenke ihn auch ferner zu meiden. Mit dem ehemaligen Advokaten Joſeph Savoye aus Zweibrücken, der als Komitémitglied des ſüddeutſchen Preſsvereins wegen Verbreitung revolutionärer Flugſchriften zu zehnjähriger Landesverweiſung kondemniert worden, und mit den übrigen nach Paris geflüchteten Verurtheilten des Landauer Hochverrathsproceſſes unterhielt Heine nur einen oberflächlichen Verkehr. Öfter beſuchte ihn Jakob Venedey, der, nach dem Hambacher Feſte verhaftet und einem deutſchen Gefängniſſe entſprungen, 1835 in Paris eine ultraradikale Monatsſchrift, „Der Geächtete“, herausgab, welche, von der preuſsiſchen Geſandtſchaft als ſtaatsgefährlich denunciert, ihm eine fünfjährige Verbannung nach Havre zuzog. Vergebens bemühte ſich Heine, durch Vermittelung ſeines Gönners, des Miniſters Thiers, eine Zurücknahme des über ſeinen Landsmann verhängten Ausweiſungsdekrets zu erwirken. Erſt 1840 wurde Venedey die Rückkehr nach Paris geſtattet, und er erneuerte alsbald den Umgang mit dem Dichter, obſchon das Verhältnis zwiſchen den Beiden ein ſonderbar geſpanntes war. Venedey — ſo erzählt Alfred Meißner[79]) — trug eine Unmaſſe Bedenken gegen Heine's Poeſie und Charakter mit ſich herum, und Heine ironiſierte den alten Burſchenſchafter und hatte kaum ein Auge für ſein edles Herz, ſeinen ehrlichen Charakter, ſeine noble Natur, ſo poſſierlich waren ihm ſeine Schwächen, die ihn fortwährend an die ſeiner alten Kommilitonen aus der Studentenzeit erinnerten. Insbeſondere komiſch war für Heine die Ängſtlichkeit, das Schwanken, die geſpaltene Seele voll Anhänglichkeit und Treue in dem Menſchen, der von Deutſchland und ſeinen Fürſten nur Böſes empfangen. Venedey, ein alter Freund Börne's, ja, was noch mehr, ein Freund von Buonarotti und Teſte, den Männern des „jungen Europa“, hätte vor jedem Blutstropfen, der im Dienſt ſeiner Überzeugungen vergoſſen worden wäre, zurück geſchaudert, und er pflegte oftmals den Spruch zu wiederholen, daß, „wer das Schwert ziehe, auch durch das Schwert umkommen müſſe.“ Nur proteſtieren, ſeine Meinung ſagen und für ſie dulden ſolle der Volksmann, und in dieſem Sinne einer Befürwortung des paſſiven Widerſtandes iſt auch ſein „John Hampden“ geſchrieben. So war er ſchon damals ein ſeltſames Prototyp jener Schwäche, die man oft eine edle Schwäche genannt, und die in der That vom Schickſal dazu auserſehen iſt, in Zeiten des Sturmes zerriſſen zu werden und zwiſchen beiden Parteien ein beklagenswerthes Ende zu finden. Viele Stunden täglich ſtand Venedey an ſeinem Pulte und ſchrieb. Außer den Berichten für die „Allgemeine Zeitung“ förderte er auch vielbändige Werke politiſcher Gattung in die Welt. Heine fand dieſelben langweilig und beſpöttelte das geringe Schriftſtellertalent des wohlmeinenden, aber gedankenarmen Verfaſſers. Zur Zeit als Lola Montez in München die ganze Preſſe mit ihren Abenteuern erfüllte, ſchrieb Venedey voll tugendſamer Entrüſtung über die Schmach, daß in Deutſchland eine Maitreſſe à la Pompadour Einfluß auf die Leitung der Staatsangelegenheiten gewinne, ein Büchlein: „Die ſpaniſche Tänzerin und die deutſche Freiheit“. Auf die Frage, ob er die kleine Broſchüre geleſen, antwortete Heine: „Nein. Überhaupt leſe ich nur die großen Werke unſeres Freundes. Die drei-, vier-, fünfbändigen ſind mir die liebſten. Waſſer in einer großen Ausdehnung, ein See, ein Meer, ein Ocean von Waſſer iſt eine ſchöne Sache — im Kaffelöffel kann ich es nicht leiden.“ Ein andermal behauptete er, der ganze Anſpruch des biederen „Kobes“ auf eine geiſtige Führerſchaft im Heere des Liberalismus beruhe darauf, daß ſein Vater Anno dazumal in Köln auf dem Neumarkte um einen Freiheitsbaum getanzt, und die Variationen dieſes Themas entlockten ihm ein Sprühfeuer von Witzen. „Venedey“, ſagt Levin Schücking, der uns dieſe Anekdote mitgetheilt[475]), „hatte dem Dichter, ſoviel ich weiß, nie Etwas zu Leide gethan; aber ſeine biedere, urteutoniſche Kernnatur, mit ihrem ausgeſprochenen Antipodenthum gegen ſein ganzes Weſen, diente ihm ſo lange als Scheibe, bis ‚Atta Troll‘ all' dieſe Banderillos und Schwärmer zugeſchleudert bekam und ſie an ſeinem zottigen Bärenfell auffing.“ Auch nachdem Venedey in die Heimat zurückgekehrt und als Abgeordneter Heſſen-Homburgs in das deutſche Parlament gewählt worden war, hörte ſeine drollig ernſthafte Figur nicht auf, den kranken Dichter als beluſtigende Erinnerung zu umgaukeln, und Derſelbe ſchrieb in ſeinen letzten Lebensjahren jenes muthwillige Gedicht[476]), in welchem er der deutſchen Nation den mephiſtofeliſchen Rath ertheilt, falls ſie durchaus auf der Wahl eines Kaiſers beſtünde, ſich nicht von Geiſt und Talent blenden zu laſſen, ſondern „den dummen Kobes von Köllen“ als Karnevalskaiſer zu wählen, da ein Klotz immer der beſte Regent ſei. Venedey, der keinen Humor verſtand, hatte den geſchmackloſen Einfall, ſeinem Ärger in holprigen Verſen Luft zu machen, die er im Feuilleton der „Kölniſchen Zeitung“ abdrucken, und in denen er ſich ſogar zu der unwürdigen Androhung von Handgreiflichkeiten hinreißen ließ[477]). Gleichzeitig ſchickte er dem Dichter eine Geldſumme zurück, die er vor zwanzig Jahren von Demſelben geliehen oder, wie Heine behauptet, geſchenkt erhalten. Da Venedey die Taktloſigkeit beſaß, auf dieſe Geldaffäre öffentlich anzuſpielen, rächte ſich Heine, indem er das Bankbillett mit einem boshaft witzigen Begleitſchreiben — jedoch unter Verſchweigung von Venedey's Namen — als Beitrag zu einer mildthätigen Kollekte an Alexander Dumas ſandte[478]).

Einer der ehrenwertheſten Deutſchen, mit welchem Heine bis an ſein Lebensende in fortgeſetztem Verkehr ſtand, war der feine Kunſtkenner und Muſikſchriftſteller Auguſt Gathy, den er ſchon bei ſeinem Aufenthalte in Hamburg kennen gelernt, und der kurz vor der Julirevolution, über welche er einen begeiſterten Bericht veröffentlichte, ſich dauernd in Paris niedergelaſſen. Mit aller Schwärmerei eines kindlich treuen Gemüthes hing Gathy an dem deutſchen Dichter, den er in einer enthuſiaſtiſchen Broſchüre**) als „Verkünder des Völkerfrühlings" gefeiert und zu gemeinſchaftlichem Wirken mit Börne und dem — heutigen Tags faſt vergeſſenen — Publiciſten Johannes Weitzel aufgerufen hatte, damit ſie durch die Macht ihrer Worte alle freiheitsdurſtigen Seelen im Vaterlande zur Abſtreifung der Winterfeſſeln politiſcher und religiöſer Knechtſchaft entflammten. Bei den häufigen Differenzen zwiſchen Heine und Campe ſuchte Gathy, der Beiden befreundet war, ausgleichend und verſöhnlich zu wirken, und den reizbaren Dichter, welcher nur allzu leicht hinter jeder verzögerten Beantwortung ſeiner Briefe, hinter jedem buchhändleriſchen Bedenken ſeines Verlegers eine beleidigende Intrige witterte, von übereilten Schritten abzuhalten, was ihm freilich nicht immer gelang. — Ein anderer treu ergebener Freund Heine's war der Verfaſſer der „Elſäſſer Dorfgeſchichten" und einer volksthümlichen Geſchichte des Bauernkriegs, Alexander Weill, ein Deutſchfranzoſe, der mit vielſeitiger Gewandtheit für eine Unzahl deutſcher und franzöſiſcher Journale korreſpondierte, und deſſen mannigfache Gefälligkeiten Heine durch die brillante Vorrede vergalt, mit welcher er die erwähnten Dorfgeſchichten bei dem deutſchen Publikum einführte. Anfangs leidenſchaftlicher Republikaner und Socialdemokrat, änderte Weill ſpäter ſeine politiſchen Anſichten und wurde ein eifriger Anhänger des zweiten Kaiſerthums. — In kollegialiſchem Einvernehmen blieb Heine auch, trotz abweichender Geſinnung, mit den Pariſer Korreſpondenten der „Allgemeinen Zeitung," welche den verſchiedenſten politiſchen Richtungen huldigten: mit dem Baron Ferdinand von Eckſtein, einem getauften und geadelten Juden, welcher ſich nach einem abenteuerlichen Leben jetzt in die Beſchäftigung mit indiſchen Studien zurückgezogen hatte, gleichzeitig aber unermüdlich in ſyſtematiſch feinem Stile den Liberalismus bekämpfte; — mit dem Hiſtoriographen Capefigue, einem alten franzöſiſchen Legitimiſten, der mit ſorgfältigen Späheraugen jede Blöße des Bürgerkönigthumes zu erforſchen bedacht war; — mit dem Dr. Seuffert aus München, der geiſtvolle Berichte über franzöſiſche Wiſſenſchaft, Kunſt und Literatur ſchrieb, — und mit Franz Dingelſtedt, der im Herbſt 1841 nach Veröffentlichung ſeiner „Lieder eines kosmopolitiſchen Nachtwächters" auf längere Zeit nach Paris kam. Mit deutſchen Familien pflog Heine geringen Umgang. In den vierziger Jahren beſuchte er jedoch oftmals das Haus der liebenswürdigen Baronin

Santeuwel, die in ihren Mittwochsgeſellſchaften alle in der Weltſtadt weilenden deutſchen Celebritäten bei ſich zu verſammeln pflegte.

Schmerzlich entbehrte Heine in der erſten Zeit ſeines Pariſer Aufenthaltes die Möglichkeit, ſich über die politiſchen und literariſchen Zuſtände in der Heimat auf dem Laufenden zu erhalten. Seine ganze Kenntnis derſelben mußte er aus den wenigen deutſchen Zeitungen ſchöpfen, die ihm in den franzöſiſchen Cabinets de lecture zu Geſicht kamen, — meiſt nur die Augsburger „Allgemeine“ und das „Morgenblatt.“ Erſt im Jahre 1837 wurde dieſem Journalmangel abgeholfen, als die Herren Baer und Ottinghauſen ein deutſches Leſekabinett gründeten, das Heine fortan regelmäßig in den Vormittagsſtunden frequentierte. Je mehr er ſich von den politiſchen Flüchtlingen zurückzog, deſto angelegentlicher erkundigte er ſich bei den alten Freunden, die ihn in Paris aufſuchten, nach den deutſchen Verhältniſſen. Beſonders das Jahr 1835 führte ihm viele Gäſte aus der Heimat zu: O. L. B. Wolff, die Schweſter Varnhagen's Roſa Maria Aſſing, die Dichterin Helmina von Chezy, welche er als Student in Berlin kennen gelernt, den jungen Schriftſteller Ludwig Bechſtein aus Thüringen, und den Improviſator Langenſchwarz, der kürzlich in Rußland geweſen und ihm Viel von ſeinem Bruder Maximilian zu erzählen wußte. Im folgenden Frühjahr kehrte der geniale Muſiker Ferdinand Hiller nach Paris zurück, deſſen elegante Salons in der Rue Saint-Florentin ein Rendezvousplatz aller berühmten Virtuoſen und Komponiſten wurden. Hier traf man den Direktor des Konſervatoriums Cherubini, den Violiniſten Baillot, die Klavierſpieler und Komponiſten Chopin, Thalberg und Onslow, den gefeierten Sänger der großen Oper Adolphe Nourrit, und ſelten fehlte Heine in dieſen anregenden Soiréen. Um dieſelbe Zeit überraſchte ihn Auguſt Lewald durch ſeinen Beſuch, und wurde durch ihn bei allen Celebritäten der franzöſiſchen Literatur eingeführt. Im Winter kamen Detmold und Profeſſor Schottky, der unlängſt in deutſchen Zeitungen todtgeſagt worden, und dem Gutzkow bereits den Nekrolog geſchrieben. Heine war nicht wenig erſtaunt, als der auferſtandene Freund ſich plötzlich in ſeiner Wohnung bei ihm melden ließ. Mit komiſchem Erſchrecken herrſchte er ihm die Frage zu: „Was kommen Sie als todter Mann zu mir? Machen mir nicht die Lebendigen ſchon genug zu ſchaffen? Weiß Gott, es iſt mir ſchwer angekommen, lieber Profeſſor, aber ich habe mich endlich doch über Ihren Tod getröſtet — quälen Sie mich jetzt nicht als Geſpenſt!“ — Sehr läſtig waren dem Dichter die Beſuche der vielen literariſchen Touriſten, die ſich in ſeine Häuslichkeit eindrängten, um durch ſeine Unterhaltung, durch Beſchreibung ſeiner Perſönlichkeit, ſeiner Wohnung ꝛc. Stoff zu feuilletoniſtiſchen Genrebildern zu erhaſchen, deren Indiskretionen ihm unaufhörlichen Ärger bereiteten. Nicht ſelten geriethen ſich dieſe Herren über die geringfügigſten Lappalien — ob das Ameublement von Heine's Zimmern luxuriös oder dürftig, ob er mit dieſem oder jenem ſeiner Landsleute befreundet oder verfeindet ſei — gegenſeitig in die Haare, forderten ihn zu öffentlichen Erklärungen auf, ob Herr Eduard Beurmann, Herr Adelbert von Bornſtedt oder Herr Ludwig Wihl der Wahrheit eine Naſe gedreht, und beſchuldigten ihn der unmännlichſten Feigheit, wenn er von dieſen Fraubaſereien ſelbſtverſtändlich keine Notiz nahm. — Ein erfreulicheres Ereignis war ihm die Ankunft des Grafen Auerſperg, des liebenswürdigen Verfaſſers der „Spaziergänge eines Wiener Poeten", welcher den Winter 1837—38 in Paris verlebte und von Heine mit der ausgezeichnetſten Theilnahme behandelt ward. Auch der Fürſt Pückler-Muskau, deſſen „Briefe eines Verſtorbenen" er mit ungewöhnlichem Intereſſe geleſen, und der ihn 1835 bei einem kurzen Beſuche in der franzöſiſchen Hauptſtadt wiederholentlich verfehlt hatte, kam einige Jahre ſpäter wieder nach Paris und trat zu dem Dichter in ein freundſchaftliches Verhältnis, das bis zum Tode Deſſelben in einer geiſtvollen Korreſpondenz fortgeſetzt wurde, und deſſen Frucht u. A. jene Widmung der „Lutetia" war, durch welche Heine dem Gefühl geiſtiger Wahlverwandtſchaft mit „dem romantiſchen Anacharſis, dem faſhionabelſten aller Sonderlinge, Diogenes zu Pferde, welchem ein eleganter Groom die Laterne vortrug, womit er einen Menſchen ſuchte", beredten Ausdruck lieh. „Reiſende waren wir Beide auf dieſem Erdball", ſagte er**), „Das war unſre irdiſche Specialität, und Diejenigen, welche nach uns kommen, und in dieſem Buche den Kranz ſehen, womit ich unſre beiden Namen umſchlungen, gewinnen wenigſtens ein authentiſches Datum unſres zeitlichen Zuſammentreffens, und ſie mögen nach Belieben darüber gloſſieren, in wie weit der Verfaſſer der ‚Briefe eines Verſtorbenen' und der Berichterſtatter der Lutetia zuſammen paſſten."

Im Sommer 1839 ſollte Heine endlich auch die perſönliche Bekanntſchaft Heinrich Laube's machen, der in Begleitung ſeiner Frau faſt ein Jahr lang in Paris verblieb, und dem im Exil lebenden Dichter die willkommenſten Aufſchlüſſe über die politiſchen und literariſchen Zuſtände der

Heimat gab. Laube, welcher von ihm allen franzöſiſchen Schriftſtellern von Ruf und Talent vorgeſtellt ward, machte ihn dafür wieder mit Richard Wagner bekannt, der im Herbſt jenes Jahres den kühnen Einfall gehabt, als unbekannter Muſikus, mit einer Frau, mit anderthalb Opern, mit einer kleinen Börſe und einem furchtbar großen, furchtbar Viel freſſenden neufundländiſchen Hunde, an Bord eines Segelſchiffes von Riga nach London, von London nach Paris zu fahren, in der Hoffnung, dort Geld und Ehre zu erwerben. In Paris, wo halb Europa um den lärmenden Ruhm konkurriert, wo Alles erkauft, wenigſtens bezahlt werden muſs, auch das Verdienſtvollſte, wenn es auf den Markt und dadurch zur Geltung kommen will! Heine faltete andächtig die Hände ob dieſer Zuverſicht eines deutſchen Künſtlers. Auch ſollte Wagner, trotz Meyerbeer's warmer Empfehlung, bald erfahren, wie geringe Ausſicht er hatte, eine ſeiner Opern in Paris zur Aufführung zu bringen. Um ſich die nothdürftigſten Subſiſtenzmittel zu verſchaffen, muſſte er Novellen und Muſikaufſätze ſchreiben, muſſte für einen Muſikalienhändler Arrangements für alle Inſtrumente der Welt übernehmen, und ſchwer enttäuſcht kehrte er im Frühjahr 1842 nach Deutſchland zurück. Bald nach ſeiner Ankunft in Paris komponierte er eine für ihn angefertigte Überſetzung der Heine'ſchen „Grenadiere.“ Schon auf der ſtürmiſchen Seereiſe nach London hatte die Durchfahrt durch die norwegiſchen Scheren einen wunderbaren Eindruck auf ſeine Phantaſie gemacht; die Sage vom fliegenden Holländer, wie er ſie aus dem Munde der Matroſen beſtätigt erhielt, gewann in ihm eine beſtimmte, eigenthümliche Farbe, welche ihr nur die von ihm erlebten Seeabenteuer verleihen konnten. Dazu machte er in Paris die Bekanntſchaft von Heine's origineller Anwendung dieſer Sage in den „Memoiren des Herrn von Schnabelewopſki.“ Beſonders die von Heine erfundene, echt dramatiſche Erlöſung dieſes Ahasverus des Oceans gab ihm, wie Richard Wagner in einer autobiographiſchen Skizze erzählt**), Alles an die Hand, um dieſe Sage zu einem Opernſujet zu benutzen. Er verſtändigte ſich mit Heine, ſchrieb ſich ſelbſt das poetiſche Libretto, und in ſieben Wochen war die ganze Oper komponiert, die in Deutſchland raſch zur Anerkennung gelangen ſollte.

Auch die däniſchen Dichter H. C. Anderſen und Oehlenſchläger lernte Heine in Paris kennen. Erſterer beſuchte ihn im Sommer 1833, und zum zweiten Male im Frühjahr 1843, bei welcher Gelegenheit ihm Heine das wehmüthig trübe Gedicht „Lebensfahrt“ ins Album ſchrieb, worin ſich das

Gefühl ſeiner zunehmenden Vereinſamung in der Fremde mit rührendem Klageton ausſprach:

Ein Lachen und Singen! Es blitzen und gaukeln
Die Sonnenlichter. Die Wellen ſchaukeln
Den luſtigen Kahn. Ich ſaß darin
Mit lieben Freunden und leichtem Sinn.

Der Kahn zerbrach in eitel Trümmer,
Die Freunde waren ſchlechte Schwimmer,
Sie gingen unter, im Vaterland;
Mich warf der Sturm an den Seineſtrand.

Ich hab' ein neues Schiff beſtiegen
Mit neuen Genoſſen; es wogen und wiegen
Die fremden Fluthen mich hin und her —
Wie fern die Heimat! mein Herz wie ſchwer!

Und Das iſt wieder ein Singen und Lachen —
Es pfeift der Wind, die Planken krachen —
Am Himmel erliſcht der letzte Stern —
Wie ſchwer mein Herz! die Heimat wie fern!“

So ehrenwerth Heine den Charakter Anderſen's fand, ſo beluſtigend wirkte auf ihn die abſtoßende äußere Erſcheinung des däniſchen Dichters und Deſſen geckenhafte Eitelkeit. „Er kam mir vor wie ein Schneider,“ erzählte er einige Jahre ſpäter einem ihn beſuchenden Deutſchen***), „und er ſieht auch wirklich ganz ſo aus. Er iſt ein hagerer Mann mit einem hohlen, eingefallenen Geſichte und verräth in ſeinem äußeren Anſtande ein ängſtliches, devotes Benehmen, wie die Fürſten es lieben. Daher hat Anderſen auch bei allen Fürſten eine ſo glänzende Aufnahme gefunden. Er repräſentiert vollkommen die Dichter, wie die Fürſten ſie gern haben wollen. Als er mich beſuchte, hatte er ſeine Bruſt mit einer großen Tuchnadel geſchmückt; auf die Frage, was er denn eigentlich da vor ſeiner Bruſt ſitzen habe, antwortete er mir mit einer ungemein ſalbungsreichen Miene: ‚Das iſt ein Geſchenk, welches die Kurfürſtin von Heſſen mir zu verleihen die Gnade hatte.‘“ — Oehlenſchläger verbrachte den Winter 1844—45 in Paris. Eines Abends las er bei Koreff mit ſchlechter Deklamation und mit prononciert däniſchem Accente ſein neueſtes Trauerſpiel vor. Heine rächte ſich für die ausgeſtandene Ohrenmarter, indem er nach beendeter Vorleſung, ſtatt des erwarteten Lobes, mit treuherzigſter Miene bemerkte: „Wahrhaftig! hätte ich mir doch niemals vorgeſtellt, daß ich ſo gut Däniſch verſtünde***)!“

Von Heine's Freunden in Deutſchland waren, ſeit er nach Frankreich ausgewandert, viele geſtorben. Zuerſt Ludwig Robert und ſeine Frau, die im Juli 1832 bei einem Beſuche in Baden-Baden faſt gleichzeitig der Cholera erlagen; dann die ihm Theuerſte von Allen, Rahel, nach deren am 7. März 1833 erfolgtem Tode er an Varnhagen ſchrieb***) „Ach, ich fühle jetzt die Bedeutung jener römiſchen Worte: ‚Leben iſt Kriegführen.‘ So ſtehe ich nun auf der Breſche und ſehe, wie die Freunde rings um mich her fallen. Unſere Freundin hat immer wacker geſtritten und hat wohl einen Lorber verdient. Ich kann in dieſem Augenblick vor Weinen nicht ſchreiben — ach! wir armen Menſchen, mit Thränen in den Augen müſſen wir kämpfen. Welch ein Schlachtfeld dieſe Erde!“ Das lebhafteſte Intereſſe nahm Heine an der Veröffentlichung von Rahel's Briefen. „Es war,“ ſagt er in der Vorrede zur zweiten Auflage des „Buches der Lieder“***), „eine große That von Auguſt Varnhagen, daß er, alles kleinliche Bedenken abweiſend, jene Briefe veröffentlichte, worin ſich Rahel mit ihrer ganzen Perſönlichkeit offenbart. Dieſes Buch kam zur rechten Zeit, wo es eben am beſten wirken, ſtärken und tröſten konnte. Das Buch kam zur troſtbedürftig rechten Zeit. Es iſt, als ob die Rahel wußte, welche poſthume Sendung ihr beſchieden war. Sie glaubte freilich, es würde beſſer werden, und wartete; doch als das Warten kein Ende nahm, ſchüttelte ſie ungeduldig den Kopf, ſah Varnhagen an, und ſtarb ſchnell — um deſto ſchneller auferſtehen zu können. Sie mahnt mich an die Sage jener anderen Rahel, die aus dem Grabe hervorſtieg und an der Landſtraße ſtand und weinte, als ihre Kinder in die Gefangenſchaft zogen.“ Um die nämliche Zeit wurde Heine durch die Nachricht von dem Tode ſeines Oheims Simon von Geldern in Düſſeldorf ſchmerzlich erſchüttert. Im Auguſt 1838 ſtarb ſein alter Freund Moſes Moſer, am 5. Mai 1839 Eduard Gans, am 22. Januar 1840 Roſa Maria Aſſing, und am 25. Auguſt deſſelben Jahres ſein „treuer Waffenbruder“ Karl Immermann. Beim Heimgange von Varnhagen's Schweſter ſchrieb Heine an Dieſen***): „Ich habe die Hingeſchiedene ſehr gut gekannt, ſie zeigte mir immer die liebreichſte Theilnahme, war Ihnen ſo ähnlich in der Beſonnenheit und Milde, und obgleich ich ſie nicht allzu oft ſah, ſo zählte ich ſie doch zu den Vertrauten, zu dem heimlichen Kreiſe, wo man ſich verſteht, ohne zu ſprechen — Heiliger Gott, wie iſt dieſer Kreis, dieſe ſtille Gemeinde, allmählich geſchmolzen ſeit den letzten zehn Jahren! Einer nach dem Andern geht heim — Unfruchtbare Thränen weinen wir ihnen nach — bis auch wir abgehn — Die Thränen, die alsdann für uns fließen, werden nicht ſo heiß ſein, denn die neue Generation weiß weder, was wir gewollt, noch was wir gelitten! Und wie ſollten ſie uns gekannt haben? Unſer eigentliches Geheimnis haben wir nie ausgeſprochen, und werden es auch nie ausſprechen, und wir ſteigen ins Grab mit verſchloſſenen Lippen! Wir, wir verſtanden einander durch bloße Blicke, wir ſahen uns an und wuſsten, was in uns vorging — dieſe Augenſprache wird bald verloren ſein, und unſere hinterlaſſenen Schriftmäler, z. B. Rahel's Briefe, werden für die Spätgeborenen doch nur unenträthſelbare Hieroglyphen ſein — Das weiß ich, und daran denk' ich bei jedem neuen Abgang und Heimgang."

Während ſo die Verbindung mit der Heimat immer lockerer und hauptſächlich nur noch durch die vereinzelten Beſucher aus Deutſchland unterhalten ward, knüpfte ſich mehr und mehr ein freundſchaftlich geſellſchaftlicher Verkehr zwiſchen dem deutſchen Dichter und den hervorragenden franzöſiſchen Schriftſtellern an. Bei Dieſen galt Heine zwar Anfangs für einen halben Franzoſen, ſo lange ſie ihn nur noch aus den für die „Revue des deux mondes" ausgewählten Fragmenten der „Reiſebilder" oder aus ſeinem von ſaint-ſimoniſtiſchen Einflüſſen inſpirierten Buche „De l'Allemagne" kannten; je mehr ihnen aber im perſönlichen Umgange ein tieferes Verſtändnis ſeines Weſens aufging, deſto deutlicher ſahen ſie ein, daſs unter der eleganten, an franzöſiſche Grazie erinnernden Form ſich ein eigen gearteter Geiſt verberge, der dem Boden einer andern Nation entwachſen und ein glänzender Repräſentant deutſcher Gefühls- und Denkweiſe ſei. Es war ein Zeichen hoher Achtung, daſs ſich ihm nicht allein die Salons literariſcher Berühmtheiten an den feſt ſtehenden Empfangsabenden erſchloſſen, ſondern daſs ihnen der Beſuch Heine's und der von ihm empfohlenen Freunde auch im intimen Verkehr des Familienlebens oder in der zurückgezogenen Stille ihres Arbeitszimmers jederzeit willkommen war. „Dies iſt in Frankreich nicht leicht," bemerkt Heinrich Laube, der durch Heine's Empfehlung bei allen Notabilitäten von Paris die zuvorkommendſte Aufnahme fand; „der franzöſiſche Schriftſteller iſt ſehr karg mit ſeiner Zeit, und namentlich Ausländer intereſſieren ihn wenig. Einer Heine'ſchen Anfrage aber zeigten ſie ſich Alle zugänglich, ſelbſt

Victor Hugo, deſſen Schwulſt und Bombaſt dem Spotte Heine's näher lagen, als der Verehrung. So lange die gegenſeitige Abneigung nicht ſchriftlich und grell manifeſtiert worden, verdecken die franzöſiſchen Autoren die inneren Antipathien recht gefliſſentlich und zeigen ſich freundlichſt als Männer von Welt, die Höflichkeit einſchiebend als einen Wall von Blumen. Davon hatte auch Heine Viel gelernt, und ſein artiger Umgang mit franzöſiſchen Poeten, deren Poeſien ihm gar nicht zuſagten, verrieth keinen Zug des rückſichtsloſen deutſchen Schriftſtellers." Unerklärlich waren den Franzoſen die vielfachen Klatſchereien über Heine's Privatleben und die kleinlichen Herabſetzungen ſeines Ruhmes in deutſchen Journalen. Als Alexandre Dumas von dieſen Dingen hörte, rief er verwundert aus: „Dann ſind ja die deutſchen Literaten noch miſerabler, als die dortige Preſſe! Wenn Deutſchland von Heine Nichts wiſſen will, ſo adoptieren wir ihn gern als den Unſern; aber Heine liebt Deutſchland leider mehr, als es verdient." Auch Jules Janin erzählte an Weill, der uns dieſen Ausſpruch berichtet**), daß Heine den Franzoſen gegenüber Deutſchland ſtets mit dem lebhafteſten Eifer vertheidige. Anfangs Mai 1837 durchlief ſogar eine Notiz die franzöſiſche und die deutſche Preſſe, wonach Heine um deutſcher Intereſſen willen ein Duell mit einem jungen franzöſiſchen Gelehrten ausgefochten. Der Streit begann, Pariſer Blättern zufolge***), in einem Café, wo einige Franzoſen beleidigende Bemerkungen über deutſche Manieren machten. Heine fühlte ſich, obwohl jene Bemerkungen keine perſönliche Beziehung auf ihn hatten, dadurch als Deutſcher verletzt, und rächte ſich, indem er einen der Franzoſen ſchwer inſultierte. Dieſer forderte Genugthuung. Es wurden von jeder Seite zwei Piſtolenſchüſſe gewechſelt, dann traten die Sekundanten ins Mittel, und die Gegner trennten ſich nach Austauſch der gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen. Nach all' dieſen Berichten ſcheint Heine, den ſeine Feinde in Deutſchland beſtändig des „Franzoſenthums" und des verrätheriſchen Abfalls vom Vaterlande bezichtigten, bei den Franzoſen in einem ganz anderen Lichte geſtanden zu haben. Die Schriftſteller, mit denen er am häufigſten verkehrte, waren Alexandre Dumas, Jules Janin, Théophile Gautier, Alfred de Vigny, die Hiſtoriker Mignet und Thierry, und die von ihm beſonders hochgeſchätzte George Sand, „der größte Dichter in Proſa, den die Franzoſen beſitzen." Aber auch mit Victor Hugo, Thiers, Cuſtine, Béranger, Alfred de Muſſet, Philarète Chasles, Frédéric Soulié, Granier de Caſſagnac, Eugène Sue, Léon Gozlan, mit dem Muſiker Hector Berlioz und dem Sänger Roger, mit Emile de Girardin und ſeiner geiſtvollen Gemahlin Delphine Gay, ſowie mit der als Schriftſtellerin unter dem Namen Daniel Stern bekannten Gräfin d'Agoult pflog er von Zeit zu Zeit freundlichen Umgang. Sein brillanter Witz machte ihn überall zum gern geſehenen Geſellſchafter; „denn," ſagt Gautier in einer Studie über den Dichter***), „wenn er verſchwenderiſch mit ſeinem Gelde und mit ſeiner Geſundheit war, ſo war er es mehr noch mit ſeinem Geiſte. Obſchon er des Franzöſiſchen durchaus mächtig war, machte es ihm zuweilen Spaß, ſeine Sarkasmen unter einer germaniſierenden Ausſprache zu verſtecken, zu deren Wiedergabe man ſich jener ſeltſamen Klangmalerei hätte bedienen müſſen, durch welche Balzac in ſeiner ‚Comédie humaine' die barocke Redeweiſe des Barons von Nucingen markiert; die komiſche Wirkung war in ſolchen Fällen unwiderſtehlich — es war Ariſtophanes, der in der Manier Eulenſpiegel's ſprach." Börne erzählt in den nach ſeinem Tode gedruckten Ergänzungen ſeiner Briefe aus Paris einen ſolchen Scherz, den er, ohne die witzige Pointe zu merken, auf Unkoſten von Heine's mangelhafter Kenntnis der franzöſiſchen Ausſprache ſetzt***). Er und Heine waren Trauzeugen bei der Vermählung ihres gemeinſchaftlichen Freundes, des Dr. Sichel, und muſſten als Solche die Protokolle des Civilſtands- und des Kirchenbuches unterſchreiben. Als der Sekretär Heine frug, wie ſein Name zu ſchreiben ſei, antwortete Derſelbe: „Avec une Hache" („Mit einem Beil!"), ſtatt zu ſagen: „Mit einem Aſch" („H"). Das nachfolgende Zeugnis Laube's***) ergänzt dieſe Berichte: „Heine ſprach gerade nicht beſonders gut Franzöſiſch, weil er in guter Stimmung und bei friſchem Gedächtnis ſein muſſte, wenn ihm die fremde Sprache leicht fließen ſollte. Aber er ſprach charakteriſtiſch. Wie er ſich im Deutſchen immer genau die überraſchenden und treffenden Ausdrücke hervorſuchte, ſo hatte er ſich auch im Franzöſiſchen vorbereitet. Der ſchlagende Ausdruck war ein immerwährendes Studium Heine's. Tagelang prüfte und fragte er: wie drückt man dieſen Begriff, jenes Wort am beſten im Franzöſiſchen aus? ‚Ich hab's!' rief er eines Tages, bei mir eintretend, — ‚ich hab's! Les élèves de Charles muſs man Karlsſchüler überſetzen.' Mit dieſer ſimplen Entdeckung hatte er ſich tagelang beſchäftigt. Aber gerade dadurch war er eindrucksvoll bei den Franzoſen. Die Ausfüllphraſen wurden gleichgültig, weil die entſcheidenden Punkte trefflich zum Vorſchein kamen. Er war ihnen wie ein Geſicht, von welchem man nur die prächtigen Augen ſieht und beachtet. Übrigens war er in guter Stimmung vollkommen befähigt, ein inhaltsvolles Geſpräch mit den begabteſten Franzoſen ſo zu führen, daß er ganz wie ihres Gleichen erſchien. Ich habe Das einmal bei einem Morgenbeſuche erfahren, zu welchem uns George Sand annahm, obwohl ſie eben erſt aus dem Bette aufgeſtanden war. Sein Verhältnis zu ihr war ein ſehr freundſchaftliches. Sie war Heine's frivolen Wendungen fremd, aber ſie hatte Achtung vor ſeinem Geiſte. Es fanden ſich zu dieſem Lever allmählich recht verſchiedene, aber lauter intereſſante Perſonen ein: der Muſiker Chopin, damals Günſtling der Sand, der Schauſpieler Bocage, ein geiſtvoller Mann, ein Rochefoucauld (Soſthène) mit Traditionsgedanken des franzöſiſchen Adels, und endlich Lamennais. Zwiſchen ihm und der Sand gab es ein innerliches Bündnis religiöſen Sinnes. Er überſah ihre ſinnlichen Bedürfniſſe, ſie überſah ſeine kirchlichen Anknüpfungen und Wünſche. Das ehrliche, religiöſe Herz war ihnen gemeinſchaftlich, ihr beiderſeitiges Verhältnis zu Heine war der freie Geiſt, welchen ſie ihm Beide zutrauten, und welchen Heine an jenem Morgen gegen Lamennais faſt mißbrauchte, — zu meinem Erſtaunen mißbrauchen konnte, denn es gehörte dazu eine volle Beherrſchung der franzöſiſchen Sprache. Er hatte mir zugeflüſtert, daß Lamennais einmal nahe daran geweſen, Papſt werden zu können, und daß es den geſellig ſchüchternen Mann in Verlegenheit ſetzen werde, wenn das Geſpräch nach dieſer Richtung hingeleitet würde. Dies that Heine, und zwar in den mannigfaltigſten ſarkaſtiſchen Wendungen. An jenem Morgen ſprach er Franzöſiſch, wie ich es nie wieder von ihm gehört; ein Beweis, wie ſehr er Menſch der Stimmung war und wie viel Vorbereitetes zerſtreut in ihm lag, was bei erhöhter Stimmung zu einer mächtigen Wirkung geſammelt werden konnte. Im Grunde war es mit ſeiner deutſchen Rede nicht viel anders. Kopfweh war ſeine immer wiederkehrende Noth. Er glich oft einer hyſteriſchen Frau, die ewige Kriſen in Migräne durchmacht. Da ſprach er dann abgebrochen und wüſt, die Sätze nur halb fertig, die nothwendigſten Worte oft mühſam ſuchend. Man meinte eine verdrießliche Unfähigkeit vor ſich zu haben. Hunderten von deutſchen Beſuchern hat er damit den widerwärtigſten Eindruck gemacht, denn Geringſchätzung Anderer, Ungezogenheit vielfältigſter Art fehlten ſelten dabei; wohl aber fehlte Alles, was man human nennt. Und derſelbe Menſch war in der nächſten Stunde ein ganz Anderer. Körperlich wohler und gut angeregt von den

Gegenſtänden des Geſprächs, oder auch nur von den Sprechenden, denen er ſchmeicheln oder die er bekämpfen wollte, entwickelte er eine Suada voll Inhalt, Raſchheit und Lebendigkeit. Seine Stimme war Tenor, weich und angenehm, wenn er guter Laune war. Er konnte dann fein ſchmeicheln und ſo liebenswürdig ſein, wie er's mit Franzoſen war, auch mit denen, die ihm gleichgültig waren." Auch Arnold Ruge hebt die Gewandtheit hervor, mit welcher Heine ſich aller Feinheiten der franzöſiſchen Sprache zu bedienen und aufs ſchlagfertigſte durch einen glücklichen Witz jeden Einwand zu widerlegen verſtand***). Einmal ſagte ein Franzoſe zu ihm: „Mit dem Rationalismus kann ich mich befreunden, aber den Atheismus begreife ich nicht." „Er iſt doch ſehr leicht zu verſtehen," antwortete Heine; „l'athéisme est le dernier mot du théisme" („der Atheismus iſt das letzte Wort des Deismus"). Das „letzte Wort" hat im Franzöſiſchen einen Anklang von „letztem Willen". Ein andermal ſtörte ihn bei Lektüre der Zeitungen in einem Leſekabinette ein alter franzöſiſcher Herr, der ſich fortwährend mit lautem Geräuſch räuſperte. Heine rief ärgerlich: „Hſch! hſch!" Dies nahm der Räuſperer übel, trat heran und fand ſich beleidigt. „Oh, Sie waren's mein Herr?" entſchuldigte ſich Heine mit artigſter Verwunderung. „Um Verzeihung! Ich glaubte, es wäre ein Hund!" Der alte Herr verneigte ſich und gab ſich mit der Erklärung zufrieden. —

Auch mit manchen hervorragenden Geiſtern anderer Nationalität trat Heine während ſeines Pariſer Aufenthaltes in freundſchaftlichen Verkehr. Der geiſtvolle ungariſche Publiciſt Graf Aurel Deſſewffy, einer der geachtetſten Führer der altkonſtitutionellen Partei und entſchiedener Gegner Koſſuth's, war bei ſeinen häufigen Beſuchen in Paris in ein näheres Verhältnis zu dem deutſchen Dichter getreten, bei welchem er durch ſeinen Landsmann, den genialen Muſiker Franz Liſzt, eingeführt worden war, der mit Heine nicht allein einen anregenden perſönlichen Umgang, ſondern längere Jahre auch eine lebhafte Korreſpondenz unterhielt. Bei ſeinem leidenſchaftlichen Intereſſe für die Sache Polens knüpfte Heine Anfangs Beziehungen zu manchen bedeutenden Mitgliedern der polniſchen Emigration an; die vielen Zänkereien und Spaltungen zwiſchen den Parteiführern ließen ihn aber bald ſich von den meiſten derſelben zurückziehen, und nur mit Theodor Morawski, dem Staatsſekretär der auswärtigen Angelegenheiten zur Zeit der Erhebung von 1831, blieb er in herzlichem Einvernehmen. Beſonders häufig ſah man ihn im Hôtel der Fürſtin Chriſtina von Belgiojoſo, jener edlen italiäniſchen Patriotin, die dem Streben für die Befreiung ihres Vaterlandes vom Joche der Fremdherrſchaft ſo heldenmüthige Opfer brachte, und der Heine bei ihrer Abreiſe nach Rom im Jahre 1848, in ſcherzhafter Anerkennung ihres Muthes, nach dem Tode zu erſcheinen verſprach, wenn die Atome ſich dann noch zu manifeſtieren vermöchten. Als die öſterreichiſche Regierung die in der Lombardei liegenden Güter der Fürſtin, welche ſogar ein Freikorps in Livorno gelandet hatte, um es vor Mantua in das piemonteſiſche Lager zu führen, mit Beſchlag belegte, und die edle Verbannte in größter Dürftigkeit zu Tſcherkieſch in Kleinaſien lebte, intereſſierte ſich Heine aufs theilnehmendſte für das Geſchick ſeiner Freundin. Er forderte den Grafen Auerſperg, der ihn im Jahre 1853 wieder beſuchte, dringend auf, ſich mit Mignet, an den er ihm eine warme Empfehlung ausſtellte, über die Mittel zur Linderung der traurigen Lage der lombardiſchen Emigration zu bereden. Aber ſo gern auch Beide den Wünſchen Heine's, eine vermittelnde Interceſſion in dieſer humanen Angelegenheit zu übernehmen, entſprochen hätten, muſsten ſie ſich doch bald darüber verſtändigen, daſs unter den damaligen Verhältniſſen an keinen Erfolg eines derartigen Schrittes zu denken ſei. Erſt zwei Jahre ſpäter wurde die Beſchlagnahme der Güter aufgehoben und der Fürſtin die Rückkehr in ihre Heimat geſtattet.

Wir haben ſchon früher der vielen flatterhaften Liebesverhältniſſe gedacht, welche Heine in Paris anknüpfte und meiſtens raſch wieder löſte. Eines dieſer Verhältniſſe ſollte ſich jedoch nach mannigfachen Schwankungen zu einem dauernden Bündnis geſtalten, das dem Dichter alle Segnungen einer befriedeten Häuslichkeit gewährte. Die erſte Andeutung ſeiner leidenſchaftlichen Liebe zu Mathilde Creſcence Mirat findet ſich in einem Briefe an Lewald vom 11. April 1835. Heine entſchuldigt ſein langes Stillſchweigen mit dem Umſtande, daſs er zu der Zeit, als er den letzten Brief ſeines Freundes erhielt, „bis an den Hals in einer Liebesgeſchichte ſaß,“ aus der er ſich noch nicht herausgezogen. „Seit Oktober,“ fährt er fort***), „hat Nichts für mich die geringſte Wichtigkeit, was nicht hierauf unmittelbar Beziehung hatte. Alles vernachläſſige ich ſeitdem, Niemand ſehe ich, und höchſtens entfährt mir ein Seufzer, wenn ich an die Freunde denke . . . Und Das iſt Alles, was ich Ihnen heute ſagen kann; denn die roſigen Wogen umbrauſen mich noch immer ſo gewaltig, mein Hirn iſt noch immer ſo ſehr von wüthendem Blumenduft betäubt, daſs ich nicht im Stande bin, mich vernünftig mit Ihnen zu unterhalten. Haben Sie das Hohe Lied des Königs Salomo geleſen? Nun, ſo leſen Sie es nochmals, und Sie finden darin Alles, was ich Ihnen heute ſagen könnte.“ Acht Wochen ſpäter heißt es in einem Briefe an Campe***): „Seit vier Monaten iſt mein Leben ſo ſtürmiſch bewegt, namentlich in den drei letzten Monaten ſchlagen mir die Wogen des Lebens ſo gewaltig über den Kopf, daß ich kaum an Sie denken, viel weniger Ihnen ſchreiben konnte. Ich Aber glaubte, die Zeit der Leidenſchaft ſei für mich vorüber, ich könnte niemals wieder in den Strudel raſender Menſchlichkeit hinein geriſſen werden, ich ſei den ewigen Göttern gleichgeſtellt in Ruhe, Beſonnenheit und Mäßigung — und ſiehe! ich tobte wieder wie ein Menſch, und zwar wie ein junger Menſch. Jetzt, Dank meiner unverwüſtlichen Gemüthskraft, iſt die Seele wieder beſchwichtigt, die aufgeregten Sinne ſind wieder gezähmt, und ich lebe heiter und gelaſſen auf dem Schloſſe einer ſchönen Freundin in der Nähe von Saint-Germain, im lieblichen Kreiſe vornehmer Perſonen und vornehmer Perſönlichkeiten. Ich glaube, mein Geiſt iſt von aller Schlacke jetzt endlich gereinigt; meine Verſe werden ſchöner werden, meine Bücher harmoniſcher. Das weiß ich: vor allem Unklaren und Unedlen, vor Allem, was gemein und müſſig iſt, habe ich in dieſem Augenblick einen wahren Abſcheu.“ Wieder zehn Wochen ſpäter ſchrieb er aus Boulogne an ſeinen Freund Laube***): „Den Überbringer Ihres Briefes habe ich leider nicht ſehen können, da ich mich auf dem Lande befand, bei Saint-Germain, auf dem Schloſſe des ſchönſten und edelſten und geiſtreichſten Weibes, — in welches ich aber nicht verliebt bin. Ich bin verdammt, nur das Niedrigſte und Thörichtſte zu lieben — begreifen Sie, wie Das einen Menſchen quälen muß, der ſtolz und ſehr geiſtreich iſt?“ Bei ſeiner Rückkehr nach Paris nahm Heine ſofort das Verhältnis zu Mathilden wieder auf, er bezog mit ihr ein hübſch eingerichtetes Logis, und ſtellte ſie ſeinen Freunden als Madame Heine vor, obſchon er, der Dichter der freien Liebe, vorläufig weder daran dachte, die weltlichen Formalitäten bei Schließung einer bürgerlichen Ehe zu erfüllen, noch die Sanktion der Kirche für dieſelbe nachzuſuchen. Solche Ménages parisiens, die in den Augen der franzöſiſchen Welt faſt legitimiert ſind, darf man billigerweiſe nicht nach deutſchem Maßſtab beurtheilen. Eben dieſer Art ſind in Paris, namentlich bei Künſtlern, ungemein häufig; die Geliebte genießt alle Rechte einer legitimen Gattin, und nur die vertrauteſten Freunde wiſſen, daß der bürgerliche Kontrakt und der Prieſterſegen fehlt. „Unter dem Worte ‚Weib‘,“ bemerkt Heine einmal in einem Briefe an Campe, wo er von dieſem Verhältniſſe ſpricht 496), „verſtehe ich etwas Edleres, als eine durch Geldmäkler und Pfaffen angekuppelte Ehefrau;“ und ein andermal ſchreibt er an Lewald: „Mathilde iſt eine gute Hausfrau geworden, trotz ihrer tollen Laune, und unſer Eheſtand iſt eben ſo moraliſch wie der beſte in Krähwinkel.“ Auch fand er keinen Grund, ſeine Wahl zu bereuen. Eine theilnehmende Genoſſin ſeines höheren Geiſteslebens, ſeiner ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, hatte er niemals in Mathilden geſucht; er hatte, wie uns Meißner erzählt 497), einen wahren Horror vor der gelehrten und ſtarkgeiſtigen Frau, dem Blauſtrumpf und dem Verſtandesweibe — Mathilde feſſelte ihn durch ihr harmloſes Geplauder, ihre oftmals wechſelnde aber ſtets heitere Laune und ihr treffliches Herz. Sie war eine hübſche Brünette mit vollen, ſtattlichen Formen, mit einem runden freundlichen Antlitz, das von ſchwarzen Haaren umrahmt war, und mit munter blitzenden Schwalbenaugen; aber der Witz, den man darin las, verbleichte etwas vor der kleinen Stirn und dem ſtarken Munde, ſo daß die Phyſiognomie den Eindruck jener gutmüthigen und harmloſen Charaktere machte, welche entweder für jede Kleinigkeit ſich lebhaft zu intereſſieren, oder für Nichts auf der Welt eine innige Theilnahme zu fühlen pflegen 498). Daß ſeine Frau Nichts von ſeinen Schriften verſtand, war für ihn ein Triumph, mit dem er gern etwas kokettierte. Es ſchmeichelte ſeiner Eitelkeit, daß die Bewunderung des Dichters Nichts mit ihrer Liebe zu ſchaffen hatte. Wie ſonſt wohl Fürſten ihren Stand verbargen und in Jäger- oder Hirtentracht ſich um die Huld eines Mädchens bewarben, um zu ſehen, ob ſie ihrer perſönlichen Eigenſchaften wegen geliebt werden könnten, ſo verſchwieg Heine bei ſeiner Frau ſeine geiſtigen Anwartſchaften und war entzückt, ſich doch geliebt zu wiſſen, und zwar — parcequ'il est bien! wie es in der zärtlichen Kunſtſprache der Pariſerinnen heißt. „Es iſt als ein Hauptvorzug an Mathilden zu rühmen,“ ſagte er ſcherzend zu Lewald 499), „daß ſie von der deutſchen Literatur nicht das Geringſte weiß, und von mir und meinen Freunden und Feinden kein Wort geleſen hat.“ — „Die Leute ſagen,“ fügte Mathilde dann wohl hinzu, „daß Henri ein geiſtreicher Mann ſei und ſehr ſchöne Bücher geſchrieben; ich merke aber Nichts davon, und muß mich begnügen, es aufs Wort zu glauben.“ Zuweilen ſprach ſie freilich davon, daß ſie mit der Zeit auch Deutſch lernen wolle, und ein in Paris lebender Flüchtling hatte, wie Meißner berichtet, wirklich den Verſuch gemacht, ihr die Elementarbegriffe der deutſchen Grammatik beizubringen. Dabei hatte ſich aber gezeigt, daſs ſie zur Erlernung der Sprache Schiller's und Goethe's völlig unfähig ſei. Sie hatte es nach einem halbjährigen Studium kaum dahin gebracht, einen deutſchen Satz auszuſprechen. „Nehmen Sie Platz!“ war die eingelernte Formel, mit welcher ſie Landsleuten ihres Gemahls ein Fauteuil anzuweiſen pflegte, worauf ſie ob der plumpen Anſtrengung und der Schwierigkeit der Sache jedesmal in ein herzliches Lachen ausbrach. Ein einziges Mal hatte ſie neugierig einen Blick in die franzöſiſche Ausgabe der „Reiſebilder“ geworfen, „aber,“ ſo erzählt Heine lachend in einem Briefe an Lewald[500]), „kaum hatte ſie eine Seite drin geleſen, als ſie blaſs wie der Tod wurde, an allen Gliedern zitterte und mich um Gotteswillen bat, das Buch zu verſchließen. Sie war nämlich auf eine verliebte Stelle geſtoßen, und, eiferſüchtig wie ſie iſt, will ſie auch nicht einmal, daſs ich vor ihrer Regierung einer Andern gehuldigt haben ſollte; ja, ich muſſte ihr verſprechen, daſs ich hinfüro auch keine Liebesphraſen an erfundene Idealgeſtalten in meinen Büchern richten wolle.“ — „Für Frau Mathilde,“ ſagt Meißner[501]), „war alſo Heine nicht der große Poet, der er der übrigen Welt war; er war ihr aber, was alle Welt leugnete, der beſte, herzlichſte, aufrichtigſte Mann. Mit Thränen in den Augen hat ſie mir oft, die lächelnde Franzöſin, einzelne Züge ihres Henri erzählt, die der rührendſte Beweis ſeltener Herzensgüte waren. Geiſtreiche Einfälle, Witze und geniale Streiche ihres Mannes hat ſie ſich nie gemerkt, ſie wuſſte nichts Dergleichen, es ging mit der Minute an ihr vorüber. Über ihn ſelbſt wird ſie heute eben ſo Wenig zu erzählen wiſſen, wie ein Kind, das in ſeiner Nähe gelebt, aber ſie wird ſich unermeſslich allein, hilflos und verlaſſen fühlen und einzig in der Erinnerung leben.“ — „Heine hatte die größte Freude an ihrem naiven fröhlichen Naturell,“ berichtet Heinrich Laube[502]), „und hat dieſe Freude an ihr nie verloren. Stets, bis zu ſeinem letzten Athemzuge, hat er ſich glücklich geprieſen in ihrem Beſitze, und er ſelbſt hatte immer etwas Naives und Kindliches, wenn er von ihr erzählte und ſie ſchilderte. In keinem andern Verhältniſſe habe ich ihn ſo viel' kleine liebenswürdige Züge und Wendungen enthüllen ſehen, welche aus ſeinen beſten Gedichten wie mit Kindesaugen hervorblicken. Er war durchaus lieb und gut und fein und liebenswürdig mit ſeiner ſogenannten ‚kleinen Frau.‘ Es war ſehr drollig, wenn ſie fragte, ob es denn wahr wäre, daſs ihr Henri ein berühmter Dichter ſei? Heine war aber doch darauf bedacht, ſie auch ſyſtematiſch in Kenntniſſen und Bildung weiter zu bringen — er gab ſie 1839 in ein Penſionat, und beſuchte ſie nur Sonntags. Eines Sonntags nahm er uns mit. Die jungen Penſionärinnen hätten einen kleinen Ball, und wir ſollten ſeine ‚kleine Frau‘ tanzen ſehen. Sie war bei Weitem die größte unter allen, tanzte aber zum Entzücken ihres Mannes mädchenhaft und graciös wie der kleinſte Backfiſch. Wie glücklich war er damals, wie unbefangen im Zauberkreiſe ſeiner Neigung! Jede Stufe der fortſchreitenden Schulbildung, beſonders in Geographie und Geſchichte, gab ihm Stoff zu luſtigen Betrachtungen. Daſs ſie die Reihe der ägyptiſchen Könige jetzt beſſer auswendig wuſſte, als er ſelbſt, und daſs ſie ihn belehrt habe über den wunderlichen Vorfall mit der wolleſpinnenden Lucretia, fand er reizend über die Maßen.“ In den erſten Jahren ſtörte ihn manchmal das allzu lebhafte und unruhige Temperament ſeiner franzöſiſchen Frau. „Wir leben Beide ſehr glücklich,“ ſchrieb er im Januar 1837 an Lewald[303]), „d. h. ich habe weder Tags noch Nachts eine Viertelſtunde Ruhe. Ich war immer der Meinung, daſs man in der Liebe beſitzen müſſte, und habe immer Oppoſition gebildet gegen die Entſagungspoeſie; aber das Platoniſche hat auch ſein Gutes; es verhindert Einen nicht, am Tage zu träumen und des Nachts zu ſchlafen, und jedenfalls iſt es nicht ſehr koſtſpielig.“ — „Wir leben eingezogen und ſo halb und halb glücklich,“ heißt es in einem Briefe an denſelben Freund vom 18. Oktober deſſelben Jahres; „dieſe Verbindung wird aber ein trübes Ende nehmen; es iſt deſshalb heilſam, Dergleichen vorher zu wiſſen, um nicht vom dunklen Augenblick bezwungen zu werden.“ Mit der Zeit wurden ſolche Störungen immer ſeltener, Heine lernte ſich in das Naturell ſeiner Frau mehr und mehr einleben, und was ihn Anfangs häufig verſtimmt hatte, diente ihm ſpäter nur noch zur Beluſtigung. „Fortwährend,“ ſo erzählt Meißner[304]), „neckte er Mathilden, und ſtellte ſich, wenn ſie dabei war, als ob er von ihren Grillen und Launen zu leiden hätte. Es ergötzte ihn dann ihr kleiner, aber raſch aufwallender Zorn, der nicht furchtbarer war, als der eines Kanarienvogels. Da gab es eine kleine poſſierliche Komödie, bis Mathilde ihr Miſsverſtändnis merkte und Beide ſich unter Lachen umarmten.“ — „Meine Frau,“ ſchrieb er einmal im Jahre 1843 ſeinem Bruder Maximilian[305]), „iſt ein gutes, natürliches, heiteres Kind, launiſch wie nur irgend eine Franzöſin ſein kann, und ſie erlaubt mir nicht, in melancholiſches Träumen, wozu ich ſo viel Anlage habe, zu verſinken. Seit acht Jahren liebe ich ſie mit einer Zärtlichkeit und Leidenſchaft, die ans Fabelhafte grenzt. Ich habe ſeitdem ſchrecklich viel Glück genoſſen, Qual und Seligkeit in entſetzlichſter Miſchung, mehr als meine ſenſible Natur ertragen konnte." — „Haben Sie ſchon eine echte Pariſer Griſette geſehen?" frug er 1847 den ihn beſuchenden deutſch-ungariſchen Schriftſteller Kertbeny. „Rund, drall, ewig heiter, liebenswürdig, treu und ehrlich? Sie müſſen durchaus keinen deutſchen Begriff mit in das Bild miſchen, ſonſt beſchmutzen Sie es. Mathilde iſt nicht leidenſchaftlich, aber auch nicht ſentimental; ſie iſt durch und durch gut, keine Geliebte im lyriſchen Sinne, aber eine Freundin, wie es eben eine Franzöſin nur ſein kann. Ich geniere ſie nun auch nie; ſie kann gehen und kommen, wie ſie will; ſie bleibt oft den ganzen Tag aus, beſonders des Sommers, und dann iſt ſie wieder tagelang wie ein Engel um mich." Auch an der Frömmigkeit ſeiner Gattin, die von erzkatholiſcher Familie war, nahm der ſelbſt ſo freigeiſtige Dichter keinen Anſtoß. Mathilde hatte in ihrem mit Nippſachen geſchmückten Zimmer ein Krucifix und einen kleinen Jeſus von Wachs; ſie betete viel, und ging täglich ſchön geputzt zur Meſſe, wie ſie es von Hauſe aus gewohnt war. Heine ſtörte ſie nie in dieſen Gebräuchen. „Es iſt ſehr gut," ſagte er in ſeiner humoriſtiſchen Weiſe***), „wenn die Frauen einer poſitiven Religion anhängen. Ob bei den Frauen evangeliſcher Konfeſſion mehr Treue zu finden, laſſe ich dahingeſtellt ſein. Jedenfalls iſt der Katholicismus der Frauen für den Gemahl ſehr heilſam. Wenn ſie einen Fehler begangen haben, behalten ſie nicht lange den Kummer darüber im Herzen, und ſobald ſie vom Prieſter Abſolution erhielten, ſind ſie wieder trällernd aufgeheitert und verderben ſie ihrem Manne nicht die gute Laune oder Suppe durch kopfhängeriſches Nachgrübeln über eine Sünde, die ſie ſich verpflichtet halten, bis an ihr Lebensende durch grämliche Prüderie und zänkiſche Übertugend abzubüßen. Auch noch in andrer Beziehung iſt die Beichte hier ſo nützlich: die Sünderin behält ihr furchtbares Geheimnis nicht lange laſtend im Kopfe, und da doch die Weiber am Ende Alles ausplaudern müſſen, iſt es beſſer, ſie geſtehen gewiſſe Dinge nur ihrem Beichtiger, als daß ſie in die Gefahr gerathen, plötzlich in überwallender Zärtlichkeit oder Schwatzſucht oder Gewiſſensbiſſigkeit dem armen Gatten die fatalen Geſtändniſſe zu machen." — Heine war, wie ſchon dieſe Scherzworte errathen laſſen, nicht eiferſüchtig, und hatte gewiß auch keine Urſache, es zu ſein; dennoch war ſein ironiſcher Geiſt unerſchöpflich in Anſpielungen auf die Unbeſtändigkeit und Untreue „jener lieblichen Geſchöpfe, die wir anbeten und die uns verrathen." Als er im Herbſt 1836 mehre Monate im ſüdlichen Frankreich verlebte, und Mathilde bei ihrer Mutter in Paris zurückgeblieben war, ſtickte die in weiblichen Handarbeiten ſehr geſchickte Frau einen großen, ſchönen Teppich, den Heine ſeinem Freunde Lewald zum Geſchenk beſtimmte. „Durch dieſe mühſame und langwierige Arbeit,“ ſchrieb er in dem witzigen Begleitbriefe 507), „hat ſie mir bewieſen, daſs ſie während meiner Abweſenheit ſehr fleißig und alſo auch treu war. An Freiern hat es ihr unterdeſſen gewiſs eben ſo wenig gefehlt, wie der ſeligen Penelope, die ihrem heimkehrenden Gatten ein weit zweideutigeres Zeugnis ihrer Treue überlieferte. Oder glauben Sie wirklich, daſs dieſe Madame Ulyſſes des Nachts das Gewebe wieder aufgetrennt, woran ſie des Tags geſponnen? Dieſes hat ſie dem Alten weisgemacht, als Dieſer ſich wunderte, warum er gar kein Werk ihrer Hände vorfand; die Saloppe hat Tag- und Nacht mit ihren Freiern verbracht und nur Intrigen geſponnen.“ Ein andermal erinnerte er Meißner mit humoriſtiſchem Behagen an die von Herodot berichtete Geſchichte des erblindeten Königs Pheron von Ägypten, der nach einem Spruche des Orakels, um wieder ſehend zu werden, ſich mit dem Waſſer einer Frau waſchen ſollte, die zeitlebens ihrem Manne treu geblieben. Er wuſch ſich täglich mit dem Waſſer einer Andern, blieb aber zehn Jahre lang blind, bis er endlich die Augen im Urin einer Tänzerin aus der Vorſtadt badete und nun ſofort ſein Geſicht wieder erhielt. Heine ſcherzte viel über dieſe Geſchichte, und nannte ſie einen Beweis, daſs eine treue Frau von jeher die größte Seltenheit geweſen ſei. „Aber,“ fügt Meißner mit Recht hinzu 508), „Dies waren nur Blitze einer mit Gegenſätzen ſpielenden Natur, oder vielmehr: ich glaube, Heine ſah in ſeiner Frau ſelbſt jenes Kind der Vorſtädte, das er treuer erfunden, als die ehrſamſten Bürgerdamen. Wenn ich Alles überblicke, Alles erwäge, möchte ich glauben, daſs der Poet ſeine Mathilde mehr geliebt, als jedes andere Weſen auf Erden. Auf ſeinem Krankenlager, unter den ärgſten Schmerzen, waren ſeine Gedanken fortwährend darauf gerichtet, ihre Ehre vor der Welt zu wahren, und ſie für den Reſt ihrer Tage ſicher zu ſtellen. Es war ſein ewiger Schmerz, daſs er in den Tagen ſeines Glückes zu wenig gewirthſchaftet und Nichts zurückgelegt, und er ſuchte nach Kräften das Verſäumte nachzuholen. Nur für ſie ſtrengte er noch ſeine letzten Kräfte zur Arbeit an, und jeder Artikel ſeines Teſtaments giebt Zeugnis von einer Sorgfalt, die ſich über das Grab hinaus erſtreckte. Sie war ſeine Puppe, die er zierlich anzukleiden liebte, in Seide und Spitzen hüllte, die er gern mit dem Schönſten geſchmückt hätte, was in Paris zu finden war. Er ſchickte ſie ſpazieren, ſchickte ſie in Theater und Koncerte, lächelte, ſo oft ſie ihm entgegen kam, und hatte für ſie nur Bonmots und koſende Worte. An ſeinen Geiſtesproceſſen hat ſie nie Theil genommen, von ſeinen Kämpfen hat ſie nie Etwas gewuſſt, aber ſie hat nur durch ihn gelebt und iſt ihm zwanzig Jahre lang treulich zur Seite geſtanden.“ —

Im Allgemeinen hatte der Zuſtand von Heine's Geſundheit ſich in Frankreich erheblich gebeſſert. Die ſtereotypen Klagen über nervöſen Kopfſchmerz wurden ſeltener in ſeinen Briefen, und die allſommerlichen Badereiſen nach Boulogne, Dieppe, Havre oder Granville, bei welchen er die Bretagne und Normandie nach allen Richtungen durchſtreifte, hatten einen kräftigenden und erfriſchenden Erfolg. Nur im Sommer 1836 wurde er auf der Reiſe nach Boulogne von der Gelbſucht befallen, und kehrte deshalb von Amiens ſofort wieder nach Paris zurück. Zur Herſtellung ſeiner Geſundheit von den Ärzten nach dem Süden geſchickt, wollte er von Marſeille nach Neapel reiſen, litt aber bei der Abfahrt noch im Hafen Schiffbruch, und als er darauf nach der ſpaniſchen Küſte hinüber zu fahren beſchloſs, bekam das Schiff einen Leck und muſſte umkehren. Heine nahm dieſe wiederholten Unfälle für ein böſes Omen, und zog es vor, die Provence zu durchwandern, da der Aufenthalt in Marſeille ihm nicht zuſagte. „Das Geräuſch der ſchachernden Seeſtadt,“ ſchrieb er an Campe[309], „wirkt peinigend auf meinen Körper; Marſeille iſt Hamburg ins Franzöſiſche überſetzt, und ich kann Letzteres jetzt auch in der beſten Überſetzung nicht vertragen.“ Gegen Weihnachten traf er wieder in Paris ein, und eine Reiſe mit Mathilden durch die Bretagne im folgenden Frühjahr vertilgte die letzten Spuren der Krankheit. Seine äußere Erſcheinung war um dieſe Zeit jugendlicher und geſünder, als je zuvor; ſeine vollen Wangen waren roſig gefärbt, ſeine früher ſo ſchmächtigen Formen rundeten ſich, ja ein leichtes Embonpoint machte ſich bemerkbar und ließ ihn die ſcherzende Befürchtung ausſprechen, er werde bald wie ein Bürgermeiſter ausſehen. Es giebt mehrere Bilder von ihm aus dieſer Periode. Das erſte, von Ary Scheffer, ſoll etwa aus dem Jahre 1833 ſtammen, und iſt uns nie zu Geſicht gekommen. Es iſt, wie Alfred Meißner berichtet[310], ein ſchöner Kopf, aber ſehr unähnlich den ſpäteren Porträts. Die Bezeichnung: „mit langem Haar, ohne Halstuch“ läſſt es als möglich erſcheinen, daſs hier vielleicht eine Verwechſelung mit dem von Tony Johannot gezeichneten Bilde verliegt, das in der weichen Manier Scheffers gehalten iſt und den Chamiſſo'ſchen Muſenalmanach für 1837 zierte. Dies iſt allerdings, trotz der ſorgfältigen Ausführung, mehr ein träumeriſch idealer Johanneskopf, als ein Porträt H. Heine's. Der untere Theil des Geſichtes und der entblößte Hals ſind viel zu lang; die griechiſche Naſe iſt ohne die leichteſte Krümmung, der ſaftige Mund zeigt in den Winkeln nicht die leiſeſte Andeutung einer ſatiriſchen Falte; das Haar fällt weich und ſeiden faſt bis auf die Schultern herab. Das offene Hemd mit breit überfallendem Kragen wird unterhalb des Halſes durch eine feine Bruſtnadel zuſammen gehalten. Noch unähnlicher iſt ein bei F. Paterno in Wien erſchienenes, 1838 von Jul. Giere gezeichnetes Knieſtück in faltigem Mantel, den die linke Hand über dem zugeknöpften Rocke unten zuſammenfaſſt. Ein Bruſtbild von Fr. Pecht, das 1840 in Paris gezeichnet und neuerdings in einer lithographiſchen Nachbildung von P. Rohrbach bei E. H. Schroeder in Berlin veröffentlicht ward, mag ſchon eher den Zügen Heine's in jener Periode entſprechen, wo er, um uns ſeines eigenen Ausdrucks zu bedienen, im Zenith ſeines Fettes ſtand; doch iſt die Ähnlichkeit eine todte, verdrießlich geiſtloſe. Dunkler Rock, helle Weſte. Ein ſchwarzſeidener Shawl in doppelter Windung um den Hals geſchlungen und vorn in eine Schleife geknüpft, deren Enden breit herunter hängen. Langes Haar, zu beiden Seiten des vollen Geſichtes glatt herabfallend, leicht gekräuſelt auf dem Scheitel und einen Theil der faltenloſen Stirn verdeckend. Die kleinen Augen matt und ausdruckslos, mit zu ſchwungvoll gerundeten Brauen. Die Naſe leicht gebogen und an der Spitze etwas ſchlaffer geſenkt, als auf dem Oppenheim'ſchen Bilde. Der Mund üppig, mit vollen Lippen und ſchmerzlich ſcharf markierten Winkeln. Die Wangen pausbäckig rund; das volle Kinn unten in eine Fettfalte auslaufend. Durchaus verzeichnet iſt das Steindruck-Porträt, welches die von Arnold Ruge (Leipzig, Verlagsbureau, 1847) herausgegebene Sammlung: „Die politiſchen Lyriker unſerer Zeit" begleitete. Ein von Cäcilie Brandt angefertigtes Bild des Dichters in Nr. 25 der Diezmann'ſchen „Blätter aus der Gegenwart", Jahrgang 1843, ſtammt nach Angabe des Redakteurs aus früherer Zeit, kann aber niemals dem Original ähnlich geweſen ſein. Alle dieſe Porträts ſind en face aufgenommen, und laſſen die faſt weiblich feinen Züge minder charakteriſtiſch hervortreten, als die Profilbilder, unter welchen die kürzlich nach einem Gipsabguſſe des franzöſiſchen Bronce-Medaillons gefertigte Photographie

(Hamburg, Hoffmann und Campe) vor allen übrigen weitaus den Vorzug verdient.

Die äußere Erſcheinung Heine's war ſtets geſchmackvoll und ſauber. Seine Röcke waren nach der letzten Mode, doch trug er die Kleider nachläſſig, offen hängend, nicht mit der Sorgfalt eines faſhionablen Dandy. Dabei wußte er ſich über die herrſchenden Moden genaue Rechenſchaft zu geben. So war es äußerſt ergötzlich, ihn einſt drei Silberhäkchen an dem breiten Sammtkragen ſeines Überrockes mit Wärme gegen George Sand vertheidigen zu hören, welche dieſelben als geſchmacklos angriff und behaupten wollte, daß kein Menſch ſich ſo trüge. Heine konnte triumphierend auf mehre der anweſenden Herren deuten, die eben ſolche Röcke anhatten, welche gerade damals ſehr in Gebrauch waren[311]). — Seine Wohnung trug durchaus nicht jenen Stempel eines künſtleriſchen Luxus, wie ihn die franzöſiſchen Schriftſteller lieben. Er hatte in ſeinen Zimmern keine geſchnitzten Möbel, keine koſtbaren Teppiche, keine Statuen und Gemälde. Man glaubte ſich bei ihm in einem ſchlichten deutſchen Bürgerhauſe zu befinden, wo die Abſicht, jeden Schein des Excentriſchen zu vermeiden, ſich aufs deutlichſte ausſprach. Ein hübſch gemaltes weibliches Porträt von Lämmlein, das jene Juliette darſtellte, deren der Dichter im Eingange des „Atta Troll“ gedenkt, war der einzige Kunſtgegenſtand, dem man dort begegnete. — Überaus mäßig war Heine im Genuß berauſchender Getränke. Selbſt in ſeiner tollſten Studentenzeit hat ihn nie Jemand betrunken geſehen. Grog, Punſch und alle ſtarken Spirituoſen verabſcheute er, ſelbſt vom Weine pflegte er nur zu nippen, und mit Recht durfte er auf die Bemerkung Levin Schücking's, daß er, trotz ſeiner Liebe zum Rhein, niemals ein rechtes Rhein- und Weinlied gedichtet, die ſcherzende Erwiderung geben[312]): „Hab' ich nicht? Es mag wahr ſein. Ich habe nie den Wein beſungen; da ſehen Sie nun gleich, wie ich verleumdet werde, und welch ein moraliſcher Poet ich bin.“ Deſto größeres Gewicht legte Heine auf eine gute Mahlzeit, und mit behaglichſter Gourmandiſe ſah man ihn oftmals bei Véry oder Véfour ſich in die Geheimniſſe der Speiſekarte vertiefen. „Dies Eſſen iſt ſo gut, daß es verdiente, knieend eingenommen zu werden,“ ſagte er einmal zu Arnold Ruge, als Dieſer mit ihm in dem berühmten Reſtaurant des Palais-royal dinierte; und als die Mahlzeit beendigt war, rief er aus: „Nun fühle ich mich beſſer!“ Ein andermal traf ihn in der Provinz ein befreundeter Engländer, als er eben an der

Table d'Hôte über die Verdienſte eines köſtlichen Aalgerichtes mit ſich zu Rathe ging. Er ſah äußerſt glücklich aus, und antwortete dem Engländer, der ihn nach dem Grund ſeiner Heiterkeit fragte: „Wie darf Sie Das überraſchen! War jemals ein Menſch unglücklich, während er gut aß?“

Heine war niemals ein guter Wirthſchafter geweſen, und Mathilde verſtand ſo wenig, wie er ſelbſt, haushälteriſch mit dem Gelde umzugehn. Die häufigen Villeggiaturen zur Frühjahrszeit auf den Dörfern in der Umgegend von Paris, die allſommerlichen Badereiſen, bei welchen er ſich ebenfalls meiſtens von ſeiner Frau begleiten ließ, der oftmalige Wohnungswechſel und die ſo reichlich gewährten Unterſtützungen an hilfeſuchende Freunde oder Bekannte verſchlangen bedeutende Summen, die zu den Einkünften des Dichters in keinem rechten Verhältniſſe ſtanden. Von ſeinem Onkel Salomon empfing er ſeit ſeiner Überſiedelung nach Paris eine Jahresrente von 4000 Franks; was er durch literariſche Arbeiten erwarb, belief ſich in der erſten Zeit auf Wenig mehr, als jährlich im Durchſchnitte 3000 Franks, ſo daß ſeine geſammte Jahreseinnahme reichlich 7000 Franks oder circa 2000 Thaler betrug; gewiß eine kärgliche Revenue für einen Schriftſteller von verſchwenderiſchen Gewohnheiten, der in Paris im Foyer der vornehmen Geſellſchaft lebte! Es kann uns daher nicht Wunder nehmen, daß er ſich in unaufhörlichen Geldverlegenheiten befand und beſtändig auf Mittel ſann, ſeiner Finanznoth abzuhelfen. Die Bekanntſchaft mit dem Baron James von Rothſchild, in deſſen Familie er gleich bei ſeiner Ankunft in Paris durch einen Empfehlungsbrief ſeines reichen Oheims eingeführt war, brachte ihn auf den Gedanken, ſich in allerlei gewagte Börſenſpekulationen einzulaſſen, bei welchen ihn zuweilen nur die Freundſchaft des Fürſten der Millionäre vor allzu empfindlichem Schaden behütete. Es cirkulierten übrigens unzählige Anekdoten, welche, wenn auch nur der geringſte Theil davon wahr ſein ſollte, den Beweis liefern, daß der deutſche Dichter ſein ſtolzes Selbſtgefühl als Repräſentant geiſtiger Mächte dem Goldkönig gegenüber aufs rühmlichſte bewahrte und Demſelben Nichts weniger als ſchmeichelte[517]). Die Kapacität des Barons James erſtreckte ſich bekanntlich nur auf Finanzoperationen; für Kunſt und Poeſie hatte er geringes Verſtändnis, und ſeine cyniſche Verachtung der Söhne des Genius ſollte ihm mehr als einmal fatale Verlegenheiten bereiten. Balzac hat ihn in mehreren ſeiner Romane als Baron Nucingen unſterblich lächerlich gemacht, und ſchlimmer noch erging es ihm mit

Horace Vernet, als er ſich einſt von dem großen Schlachtenmaler porträtieren laſſen wollte. Der Baron fand den geforderten Preis von 150 Louisd'or zu hoch und begann zu feilſchen. Vernet ſteigerte jetzt ärgerlich ſeine Forderung auf 200, dann auf 300 Louisd'or, und ſchrie endlich außer ſich: „Fünfhundert Louisd'or oder — gratis!“ und malte auf ſeinem berühmten Bilde: „Die Wegnahme der Smala Abdelkader's“ den Baron in Geſtalt jenes fliehenden Juden im Vordergrunde des Gemäldes, der, ohne ſich um das Gemetzel zu bekümmern, nur ſein Käſtchen mit Geld und Edelſteinen zu retten ſucht. „Was thu' ich mit all' den faulen Schriftſtellern und Künſtlern?“ rief der Baron einmal verächtlich aus; „wenn ich will, kauf' ich ſie dutzendweis.“ — „Wohl möglich,“ antwortete Heine; „aber wie werden Sie es anfangen, wenn Sie ſie gekauft haben, ſie mit einem guten Verdienſt wieder los zu werden? Denken Sie an Horace Vernet!“ — Eines Abends kam das Geſpräch auf das in Paris ſo ſchmutzige und trübe Waſſer der Seine. Der Baron erzählte, daß er den Fluß in der Nähe ſeiner Quelle beobachtet habe, und daß ſein Waſſer dort klar und hell wie Kryſtall ſei . . . „Ihr Herr Vater ſoll auch ein ſehr rechtſchaffener Mann geweſen ſein, Herr Baron,“ warf Heine trocken dazwiſchen. Die Anweſenden biſſen ſich auf die Lippen — der Baron verſtand nicht. — „Herr Doktor,“ rief er ihm einmal bei Tiſche zu, „Sie ſind doch ein Gelehrter, ſagen Sie mir, warum dieſer Wein Lacrymae Christi heißt.“ — „Überſetzen Sie nur!“ antwortete Heine; „Chriſtus weint, wenn reiche Juden ſolchen Wein trinken, während ſo viel' arme Menſchen Hunger und Durſt leiden.“ — Rothſchild bewohnte, wie man weiß, jenen neuen, ganz im Renaiſſanceſtile erbauten Pallaſt, auf deſſen Ausſchmückung er Millionen verwandt hatte. Er glaubte ſehr geiſtreich zu ſein, indem er jeden Beſuchenden fragte: „Comment trouvez-vous mon chenil?“ — „Wiſſen Sie daß chenil Hundehütte heißt?“ flüſterte ihm Heine ins Ohr. — „Nun, was iſt?“ fragte Rothſchild. — „Und daß Sie der Bewohner dieſes chenil ſind? Wenn Sie ſo ſchlecht von ſich denken, verſchweigen Sie es wenigſtens.“ — In ſeinen Korreſpondenzen für die „Allgemeine Zeitung“ ſpottet Heine gelegentlich über das „Unglück“ Rothſchild's, ſo viel Geld zu beſitzen. „Es wimmelt in der Welt von Philanthropen,“ ſcherzt er*14), „es giebt Thierquälergeſellſchaften, und man thut wirklich ſehr Viel für die Armen. Aber für die Reichen, die noch viel unglücklicher ſind, geſchieht gar Nichts. Überreichthum iſt vielleicht ſchwerer zu ertragen, als Armuth. Jedem, der ſich in groſser Geldnoth befindet, rathe ich, zu Herrn von Rothſchild zu gehen; nicht um bei ihm zu borgen (denn ich zweifle, daſs er etwas Erkleckliches bekömmt), ſondern um ſich durch den Anblick jenes Geld-Elends zu tröſten. Der arme Teufel, der zu Wenig hat und ſich nicht zu helfen weiß, wird ſich hier überzeugen, daſs es einen Menſchen giebt, der noch weit mehr gequält iſt, weil er zu viel Geld hat, weil alles Geld der Welt in ſeine kosmopolitiſche Rieſentaſche gefloſſen, und weil er eine ſolche Laſt mit ſich herumſchleppen muſs, während rings um ihn her der groſse Haufe von Hungrigen und Dieben die Hände nach ihm ausſtreckt." — „Wie geht es Ihnen?" frug Heine einſt den Baron. „Ich bin verrückt," antwortete Dieſer. „Ehe Sie nicht Geld zum Fenſter hinauswerfen," ſagte der Dichter, „glaube ich es nicht." Der Baron fiel ihm aber ſeufzend in die Rede: „Das iſt eben meine Verrücktheit, daſs ich nicht manchmal Geld zum Fenſter hinauswerfe." — So ſehr Heine, nach ſeiner gewohnten Art, im perſönlichen Umgange mit Herrn von Rothſchild ſeinen Witz an Demſelben übte, und ihn ſeine geiſtige Überlegenheit empfinden ließ, ſo fein und zartfühlend war ſein Verkehr mit der Dame des Hauſes, deren mildthätigen Sinn er oftmals zur Unterſtützung bedrängter Landsleute in Anſpruch nahm, wenn ſeine eigene Kaſſe erſchöpft war, und der er als Zeichen ſeiner Hochachtung das ſchöne Gedicht „Die Engel" in ein Exemplar des „Atta Troll" ſchrieb 315). Die vielfachen Zuvorkommenheiten, welche der Baron ihm erwieſen, ſuchte Heine gelegentlich nach Kräften durch die That zu vergelten, indem er z. B. durch ſeine Intervention das Erſcheinen einer von Friedrich Steinmann verfaſſten Geſchichte des Hauſes Rothſchild verhinderte, die ſehr ſcharfe und ungerechte Invektiven enthielt. Julius Campe zahlte, auf Andringen Heine's, welcher ihm die Erſtattung aller Unkoſten aus eigener Taſche garantierte, dem Verfaſſer das geforderte Honorar, ließ aber die Schmähſchrift niemals das Licht der Öffentlichkeit erblicken 316).

Gerade zur Zeit, als die Verfolgungen über das „junge Deutſchland" herein brachen, durch welche auch Heine ſeine Schriftſteller-Exiſtenz ſo bedenklich gefährdet ſah, ſollten ihn noch mancherlei andere Unglücksfälle betreffen. Ein Freund, für den er gutgeſagt und bei dem er Gelder deponiert hatte, brachte ihn um mehre tauſend Franks und verſetzte ihn dadurch in die peinlichſte Lage. Vor Ärger und Aufregung erkrankte der Dichter an der Gelbſucht, und als der reiche Onkel Salomon, den er um Beiſtand angerufen, nur mit Vorwürfen antwortete und ihn bei ſeinen Zahlungsnöthen im Stiche ließ, ſchrieb er Demſelben von ſeinem Krankenbette aus einen herben Klagebrief, welcher den einſtweiligen Abbruch aller Beziehungen zwiſchen Oheim und Neffen zur Folge hatte. „Mit meinem Oheim, dem Millionär, habe ich mich unlängſt auf bitterſte überworfen; ich konnte ſeine Schnödigkeit nicht länger ertragen,“ meldete er im November 1836 einem Freunde, und in einem Briefe an Campe vom 10. Mai des folgenden Jahres ſchrieb er 317): „Mit meinem Oheim Salomon Heine ſtehe ich ſehr ſchlecht, er hat mir vorig Jahr eine ſchreckliche Beleidigung zugefügt, wie man ſie im reiferen Alter ſchwerer erträgt, als in der leichten Jugendzeit. Es iſt ſchlimm genug, daſs dieſer Mann, der, wie ich höre, Inſtitute ſtiftet, um heruntergekommene Schacherer wieder auf die Beine zu bringen, ſeinen Neffen mit Weib und Kind in den unverſchuldetſten Nöthen lungern läſſt.“ Ein Vierteljahr ſpäter ermahnt er ſeinen zum Beſuch in Hamburg anweſenden Bruder Maximilian aufs eindringlichſte, den Verleumdungen, welche im Hauſe des Onkels von klatſchhaften Zungen über ihn vorgebracht werden möchten, keinen Glauben zu ſchenken. „Zur Zeit,“ ſagt er 318), „als ich durch Krankheit und unverſchuldetes Unglück bis zur äußerſten Bitterkeit geſtimmt war, ſchrieb ich an Onkel in einem Tone, der ihm eher Mitleiden als Zorn einflößen muſſte, und der dennoch nur ſeinen Zorn erregte. Das iſt all ſein Klagegrund gegen mich! Denn die paar tauſend Franks, die ich ihm koſte, berechtigen ihn ſchwerlich zur Klage, ihn, den Millionär, den größten Millionär von Hamburg, deſſen Generoſität . . . genug davon! Du weißt, daſs ich dieſen Mann immer wie meinen Vater geliebt habe, und nun muſſte ich . . . genug davon! Am meiſten ſchmerzt mich die Meinung der Welt, die ſich die Härte meines Oheims nicht anders erklären kann, als durch irgend eine ſchlechte Handlung, die man in meiner Familie mir etwa vorwirft und im Publikum verſchweigt . . . ach! wenn ich ſchlechte Handlungen begehen wollte, ich ſtünde gut mit der ganzen Welt und . . . genug davon!“ Schon ehe der Bruder ihm rieth, den Zorn des Oheims durch ein verſöhnliches Entgegenkommen zu beſchwichtigen, hatte H. Heine dem Letzteren einen gehorſamen, ganz aus der Seele gefloſſenen Verſöhnungsbrief geſchrieben, der jedoch keine Wirkung gethan. „Iſt Onkel Heine ſo edel, ſo großmüthig, wie du mir immer rühmſt,“ antwortete der Dichter ſeinem Bruder; „iſt er dieſer außerordentlich edle, große Menſch, ſo geb' ich ihm ja Gelegenheit, es zu beweiſen . . . Ich werde ihm mit dem zunächſt abgehenden Dampfboote ſchreiben. Der Gedanke ſchon an dieſen Brief erregt allen Miſsmuth meiner Seele. Bei Gott, nicht Onkel, ſondern ich habe Grund zur Klage, ich bin wie geſchunden von den ſchneidendſten Beſchuldigungen, und ich ſoll um Verzeihung bitten! Es giebt keine Opfer, welche ich für dieſen Mann zu bringen nicht bereit wäre, und hätte er mir noch zehnmal mehr Kummer verurſacht, ich hätte es gewiſs längſt verziehen, aber es iſt grauſam hart, daſs ich das himmelſchreiende Unrecht, das er an mir begeht, verſchweigen ſoll. Ich bin kein falſcher Menſch, ſagt mein ſeliger Vater, und kann nur reden, wie ich es wirklich fühle." In der That ſchloſs er dieſem Briefe an ſeinen Bruder ein ſtolz-demüthiges Schreiben an dem Oheim bei, das folgendermaßen lautete: „Havre de Grâce, den 1. September 1837. Lieber Onkel! Mit Verwunderung und großem Kummer erſehe ich aus den Briefen meines Bruders Max, daſs Sie noch immer Beſchwerde gegen mich führen, ſich noch immer zu bitteren Klagen berechtigt glauben; und mein Bruder, in ſeinem Enthuſiasmus für Sie, ermahnt mich aufs dringendſte, Ihnen mit Liebe und Gehorſam zu ſchreiben, und ein Miſsverhältnis, welches der Welt ſo viel Stoff und Skandal bietet, auf immer zu beſeitigen. Der Skandal kümmerte mich nun wenig, es liegt mir Nichts daran, ob die Welt mich ungerechterweiſe der Liebloſigkeit oder gar der Undankbarkeit anklage, mein Gewiſſen iſt ruhig und ich habe außerdem dafür geſorgt, daſs, wenn wir Alle längſt im Grabe liegen, mein ganzes Leben, mein ganzes reines, unbeflecktes, obgleich unglückliches Leben, ſeine gerechte Anerkennung findet. Aber, lieber Onkel, es liegt mir ſehr viel daran, die Unliebe, womit jetzt Ihr Herz wider mich erfüllt iſt, zu verſcheuchen, und mir Ihre frühere Zuneigung zu erwerben. Dieſes iſt jetzt das ſchmerzlichſte Bedürfnis meiner Seele, und um dieſe Wohlthat bitte ich und flehe ich mit der Unterwürfigkeit, die ich immer Ihnen gegenüber empfunden, und deren ich mich nur einmal im Leben entäußert habe, nur einmal, und zwar zu einer Zeit, als die unverdienteſten Unglücksfälle mich grauenhaft erbitterten, und die widerwärtigſte Krankheit, die Gelbſucht, mein ganzes Weſen verkehrte, und Schreckniſſe in mein Gemüth ſäeten, wovon Sie keine Ahnung haben. Und dann habe ich Sie nie anders beleidigt, als mit Worten, und Sie wiſſen, daſs in unſerer Familie, bei unſerem aufbrauſenden und offenen Charakter, die böſen Worte nicht Viel bedeuten, und in der nächſten Stunde, wo nicht gar vergeſſen, doch gewiſs bereut ſind. Wer kann Das beſſer wiſſen als Sie, lieber Onkel, an deſſen böſer Worten man manchmal ſterben könnte, wenn man nicht wüſſte, daſs ſie nicht aus dem Herzen kommen, und daſs Ihr Herz voll Güte iſt, voll Liebenswürdigkeit und Großmuth. Um Ihre Worte, und wären ſie noch ſo böſe, würde ich mich nicht lange grämen, aber es quält mich aufs gramvollſte, es ſchmerzt mich, es peinigt mich die unbegreifliche, unnatürliche Härte, die ſich jetzt in Ihrem Herzen ſelbſt zeigt. Ich ſage unnatürliche Härte, denn ſie iſt gegen Ihre Natur, hier müſſen unſelige Zuflüſterungen im Spiel ſein, hier iſt ein geheimer Einfluſs wirkſam, den wir Beide vielleicht nie errathen, was um ſo verdrießlicher iſt, da mein Argwohn Jeden in Ihrer Umgebung, die beſten Freunde und Verwandte verdächtigen könnte — Mir kann dabei nicht wohl werden, mehr als alle andere Unglücke muſs mich dieſes Familienunglück bedrücken, und Sie begreifen, wie nothwendig es iſt, daſs ich davon erlöſt werde. Sie haben keine Vorſtellung davon, wie ſehr ich jetzt unglücklich bin, unglücklich ohne meine Schuld; ja, meinen beſſeren Eigenſchaften verdanke ich die Kümmerniſſe, die mich zernagen und vielleicht zerſtören. Ich habe tagtäglich mit den unerhörteſten Verfolgungen zu kämpfen, damit ich nur den Boden unter meinen Füßen behalten kann; Sie kennen nicht die ſchleichenden Intrigen, die nach den wilden Aufregungen des Parteikampfes zurückbleiben und mir alle Lebensquellen vergiften. Was mich noch aufrecht erhält, iſt der Stolz der geiſtigen Obermacht, die mir angeboren iſt, und das Bewuſstſein, daſs kein Menſch in der Welt mit weniger Federſtrichen ſich gewaltiger rächen könnte, als ich, für alle offene und geheime Unbill, die man mir zufügt. — — Aber ſagen Sie mir, was iſt der letzte Grund jenes Fluches, der auf allen Männern von großem Genius laſtet? Warum trifft der Blitz des Unglücks die hohen Geiſter, die Thürme der Menſchheit, am öfteſten, während er die niedrigen Strohkopfdächer der Mittelmäßigkeit ſo liebreich verſchont? Sagen Sie mir, warum erntet man Kummer, wenn man Liebe ſäet? Sagen Sie mir, warum der Mann, der ſo weichfühlend, ſo mitleidig, ſo barmherzig iſt gegen fremde Menſchen, ſich jetzt ſo hart zeigt gegen ſeinen Neffen?" Wie Maximilian Heine erzählt, gab ihm der Oheim, welcher bei Lektüre dieſes Briefes mehrmals ärgerlich von ſeinem Lehnſtuhl in die Höhe geſchnellt war, das Schreiben zurück, und tobte und murrte mehrere Tage lang, mit dem beſtändigen Refrain: „Nichts will ich für ihn thun!" Endlich jedoch gelang es dem Bruder, eine Verſöhnung zu Stande zu bringen, und als Salomon Heine im September des nächſten Jahres zur Hochzeit eines

Neffen auf einige Tage nach Paris kam, bezeigte er ſich überaus huldreich gegen den Dichter und Deſſen Frau, und erhöhte die Jahresrente Deſſelben auf 4800 Franks, mit dem Verſprechen, daſs die Hälfte dieſer Rente nach dem Tode H. Heine's auf ſeine Wittwe übergehn ſolle.

Inzwiſchen hatte ſich Letzterer durch die Weigerung des Oheims, ihm in ſeinen außerordentlichen Finanznöthen beizuſtehen, zwei Jahre lang in ſteigender Geldverlegenheit befunden. In dieſer miſslichen Lage, die ihn zu Demüthigungen mancher Art nöthigte, war ihm ſogar der Einfall gekommen, ſeinen alten Freund Moſer, welchem er vor fünf Jahren auf ſo verletzende Art jeden Verkehr aufgekündigt, um ein Darlehen von 400 Thalern anzuſprechen. Das ſeltſame Schreiben iſt aus Avignon, den 8. November 1836, datiert und lautet der Hauptſache nach, wie folgt[219]: „Wird dich der Brief, den du heute von mir empfängſt, erfreuen, obgleich die Veranlaſſung Nichts weniger als erfreulich iſt? Wirſt du verſtehen, daſs dieſer Brief der höchſte Beweis iſt, den ich dir von der Zuverſicht meiner Freundſchaft geben konnte? Wirſt du ihn ſogar als ein Zeugnis von großer Sinnesart betrachten? Ich glaub' es, und deſshalb ſchreib' ich dir, zwar betrübten Gemüthes, aber ohne Widerſtreben, ja ſogar mit der wehmüthigen Freude, daſs ich doch endlich wieder einmal dazu komme, dir wirklich einen Brief zu ſchreiben, und heute meine hohe Gebieterin, die Göttin der Trägheit, mich nicht daran verhindern darf. Gedacht hab' ich freilich genug an dich, und als ich unlängſt in Paris todkrank darniederlag, und in ſchlafloſer Fiebernacht alle meine Freunde muſterte, denen ich wohl die Exekution meines letzten Willens anvertrauen dürfte: da fand ich, daſs ich deren keine zwei auf dieſer Erde beſitze, und nur allein auf dich, vielleicht etwa auch auf meinen Bruder Max, glaubte ich rechnen zu dürfen. Und deſshalb wende ich mich auch heute an dich, und der Freund, dem ich Jahre lang nicht geſchrieben habe, erhält heute einen Brief von mir, worin ich Geld von ihm verlange . . . Was jedoch meine Solvabilität betrifft, ſo muſs ich dir zu gleicher Zeit ſagen: meine Geſchäfte ſtehen in dieſem Augenblicke ſo ſchlecht, daſs nur ein Thor oder ein Freund mir jetzt Geld leihen würde.“ Im weiteren Verlauf ſeines Briefes deutet Heine in der Kürze an, wie er ſich mit dem reichen Oheim ganz überworfen, wie ſeine franzöſiſchen Freunde ihn durch ihren liebenswürdigen Leichtſinn in großen Geldſchaden gebracht, wie Andere ihn exploitiert, und wie die deutſchen Regierungen ohne Anklage und Urtheil, ſo zu ſagen, ſeine Feder konfiſciert, ihn ſeines literariſchen Eigenthums beraubt hätten. „Aber,“ ſo ſchließt er ſeine Klagen, „es iſt dieſen Leuten nur gelungen, mich finanziell zu ruinieren. Ich weiß nicht, theurer Moſer, ob ich dir noch ſo viel werth bin, wie ehemals; ich weiß nur, daſs ich ſeitdem von meinem inneren Werthe Nichts verloren habe. Wäre Dieſes der Fall, ſo befände ich mich heute nicht in ſchmerzlicher Geldnoth, wenigſtens würde ich zu ganz anderen Leuten, als zu dir, meine Zuflucht nehmen. Glaube nicht, was man von mir ſagt, urtheile immer nach meinen Handlungen. Keiner Notiz, die nicht mit meinem Namen unterſchrieben iſt, darfſt du Glauben ſchenken. Ich werde angefeindet und verleumdet zugleich von Chriſten und Juden; Letztere ſind gegen mich erboſt, daſs ich nicht das Schwert ziehe für ihre Emancipation in Baden, Naſſau oder ſonſtigen Krähwinkelſtaaten. O der Kurzſichtigkeit! Nur vor den Thoren Rom's kann man Karthago vertheidigen. Haſt auch du mich miſsverſtanden? — Ich ſchreibe dir dieſe Zeilen aus Avignon, der ehemaligen Reſidenz der Päpſte und der Muſe Petrarca's; ich liebe Dieſen eben ſo wenig wie Jene; ich haſſe die chriſtliche Lüge in der Poeſie eben ſo ſehr wie im Leben. Leb wohl und hilf deinem Freunde H. Heine.“

Die Geldnoth Heine's war nicht allein durch zahlreiche Notizen der Pariſer Korreſpondenten für deutſche Blätter bekannt geworden, ſondern auch der Dichter ſelbſt hatte in der Vorrede zum dritten „Salon“-Bande des materiellen Elends gedacht, in welches ihn die Beſchlüſſe des Bundestags durch Beraubung ſeiner Erwerbsmittel zu ſtürzen drohten. Mit berechtigtem Unmuth warf Gutzkow den Deutſchen vor, daſs ſie in einer Zeit bitterer Verfolgung, wo die Literatur ihre Geburten, ſo zu ſagen, mit Angſt auf öffentlicher Straße ablegen müſſe, Nichts für ihre Schriftſteller thäten, denen ſie doch ſo viel Genuſs und Anregung verdankten. „Lebte Jean Paul noch unter uns,“ meinte er 320), „und hätte durch irgend einen Nachtrag zu den ‚Dämmerungen‘ ſeine bairiſche Penſion verſcherzt, ihr würdet ſie ihm nicht gezahlt haben . . . Freilich, wir Deutſche ſind nur poetiſch bis zu einem gewiſſen Grade. Daſs wir nun auch denken ſollten: Wie viel Liebes und Gutes hat nicht Heine geſchrieben, wie rührend iſt ſein Scherz, wie drollig ſein Pathos, wie lächerlich ſind ſeine Thränen, wie wunderlich und anziehend alle ſeine Gebärden! Und daſs wir nun, ſtatt Goethen und Schillern und Leſſingen ein Denkmal aus Stein zu ſetzen, es ſo machten, wie die Franzoſen mit Berryer, und Heinen ein Landgut kauften, oder ſo, wie die Engländer mit Walter Scott, und ihm ſeine

Schulden bezahlen — dazu werden wir zeitlebens zu ungeſchickt ſein. Niemand würde uns hindern, ihm bei einem Pariſer Hauſe ſo lange eine Penſion auszumachen, bis das polizeiliche Interim abgelaufen und dem Staate genuggethan wäre. Aber noch keinen rothen Heller werden die Deutſchen zuſammenbringen." — Unter dieſen Umſtänden kann es nicht allzu ſehr überraſchen, daß Heine in ſeiner materiellen Bedrängnis ſich zu einem Schritte entſchloß, der ihm hart genug ankommen mußte, und der ihm von ſeinen Gegnern aufs ſchlimmſte ausgelegt worden iſt. Er nahm nämlich ſeine Zuflucht zu einer jährlichen Unterſtützungs-Penſion aus Staatsmitteln, zu „jenem großen Almoſen, welches das franzöſiſche Volk an ſo viele Tauſende von Fremden ſpendete, die ſich durch ihren Eifer für die Sache der Revolution in ihrer Heimat mehr oder minder glorreich kompromittiert hatten und an dem gaſtlichen Herde Frankreichs eine Freiſtätte ſuchten." Unter den Männern, welche auf dieſer Penſionsliſte figurierten, befanden ſich Exulanten aus allen Weltgegenden, Flüchtlinge aus Griechenland und San Domingo, Armenien und Bulgarien, aus Spanien und Polen, hochklingende Namen von Baronen, Grafen, Fürſten, Generälen und Exminiſtern, Prieſtern und Volksmännern, eine Ariſtokratie von Berühmtheiten des Talentes und des Unglücks. Aus derſelben Kaſſe des Miniſteriums der äußern Angelegenheiten, aus welcher der Exkönig von Schweden Oberſt Guſtavſon, Godoy der „Friedensfürſt," und der verdienſtvolle Geſchichtſchreiber Auguſtin Thierry ihre Jahrgehalte bezogen, empfing auch der deutſche Dichter die verlangten Hilfsgelder, welche ihm als eine „allocation annuelle d'une pension de secours" zuerkannt, und in Monatsraten von 400 Franks regelmäßig bis zum Jahre 1848 ausgezahlt wurden. Die Anweiſung dieſer Unterſtützungsgelder auf die geheimen, keiner öffentlichen Kontrolle ausgeſetzten Fonds findet ihre genügende Erklärung in dem Wunſche der franzöſiſchen Regierung, ſich nicht durch Namensnennung ihrer Penſionäre, unter welchen ſich in Dürftigkeit geſunkene Männer und Frauen des höchſten Ranges befanden, einer liebloſen Indiskretion ſchuldig zu machen. „Vielleicht auch wollte ſie," wie Heine in einer öffentlichen Erklärung über dieſe Hilfsgelder andeutet***), „nicht oſtenſibel einen Mann unterſtützen, der den deutſchen Geſandtſchaften immer ein Dorn im Auge war, und deſſen Ausweiſung bei mancher Gelegenheit reklamiert worden." Irgendwelche Verpflichtungen der franzöſiſchen Regierung gegenüber hat Heine durch Annahme dieſer Unterſtützung weder überkommen, noch iſt dafür jemals der geringſte Dienſt von ihm begehrt worden. Nachdem Guizot am 29. November 1840 an die Spitze des Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten getreten war, ließ er dem deutſchen Dichter die Fortſetzung ſeiner Penſion notificieren, und die Audienz, in welcher Dieſer ſich dafür bei dem Miniſter bedankte, iſt die einzige Berührung, in welche er je mit Demſelben gekommen. Eine andere Frage iſt, ob Heine ſich nicht moraliſch verpflichtet fühlte, eine Regierung, von welcher er eine anſehnliche Geldunterſtützung bezog, fortan in ſeinen Büchern und Journalkorreſpondenzen mit einiger ſchonenden Rückſicht zu behandeln. Und es kann nicht geleugnet werden, daß in ſeinen Aufſätzen für die „Allgemeine Zeitung“ aus dem Anfang der vierziger Jahre allerdings eine minder ſchroffe Beſprechung der Politik Ludwig Philipp's und ſeiner Räthe vorwaltet, als in früheren Berichten. Zu einer offenen Vertheidigung der gouvernementalen Akte ließ er ſich freilich niemals herbei, und ſo durfte die Redaktion jener Zeitung mit Grund erklären, daß er ſeine Penſion in keinem Falle für Das, was er ſchrieb, empfangen habe. Sie hatte aber geringes Recht, gleichzeitig die Inſinuation hinzuzufügen, als ob Heine vielmehr „für Das, was er nicht ſchrieb,“ bezahlt worden ſei; denn ſie wuſſte ſehr gut, daß unter den beſtehenden Verhältniſſen kein ſcharfer Angriff Heine's auf das Regierungsſyſtem Ludwig Philipp's in ihrem Blatte gedruckt worden wäre. Der ſchlaue König hatte nämlich ſchon vor dem 29. November den damaligen Cenſor der „Allgemeinen Zeitung“ in Augsburg zum Officier der Ehrenlegion ernannt, und Dieſer ſtrich ſeitdem unbarmherzig jedes mißliebige Wort in den Berichterſtattungen über franzöſiſche Zuſtände. Zudem konnte Heine ſich nicht verhehlen, daß eine allzu feindſelige Kritik der Regierungsmaßregeln Ludwig Philipp's und ſeiner Miniſter vorausſichtlich die Ausweiſung des unbequemen Korreſpondenten aus Paris zur Folge haben würde. Gegen ſolche Vexationen hätte ihn allerdings die Erwerbung des franzöſiſchen Bürgerrechtes geſchützt, und in einer ängſtlichen Stunde hatte er einſt die Formalitäten erfüllt, welche den Ausländer in Stand ſetzen, nöthigenfalls die Naturaliſation ohne Zögerung zu erlangen. Aber vor dem definitiven Akt hegte er immer eine unüberwindliche Scheu. „Es war,“ ſagt er***), „der närriſche Hochmuth des deutſchen Dichters, der mich davon abhielt, auch nur pro forma ein Franzoſe zu werden. Es war eine ideale Grille, wovon ich mich nicht losmachen konnte. In Bezug auf Das, was wir gewöhnlich Patriotismus nennen, war ich immer ein Freigeiſt, doch konnte ich mich nicht eines gewiſſen Schauers erwehren, wenn ich Etwas thun ſollte, was nur halbwegs als ein Losſagen vom Vaterlande erſcheinen möchte ... Es wäre für mich ein entſetzlicher, wahnſinniger Gedanke, wenn ich mir ſagen müſſte, ich ſei ein deutſcher Poet und zugleich ein naturaliſierter Franzoſe. Ich käme mir ſelber vor wie eine jener Mißgeburten mit zwei Köpfchen, die man in den Buden der Jahrmärkte zeigt. Es würde mich beim Dichten unerträglich genieren, wenn ich dächte, der eine Kopf finge auf einmal an, im franzöſiſchen Truthahnpathos die unnatürlichſten Alexandriner zu ſkandieren, während der andere in den angebornen wahren Naturmetren der deutſchen Sprache ſeine Gefühle ergöſſe ... Nein, der Steinmetz, der unſre letzte Schlafſtätte mit einer Inſchrift zu verzieren hat, ſoll keine Einrede zu gewärtigen haben, wenn er dort eingräbt die Worte: ‚Hier ruht ein deutſcher Dichter.‘“ — Der zufällige Umſtand, daß der größere Theil des Publikums erſt im Frühjahr 1848 durch die Enthüllungen der „Revue retrospective“, welche aus den Archiven der Juli-Regierung die Rechnungen des Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten während der Geſchäftsführung Guizot's veröffentlichte, von der Unterſtützungspenſion Heine's Kunde erhielt, hat Viel dazu beigetragen, die Sache in einem widerwärtigen Lichte erſcheinen zu laſſen. In Wahrheit machte der Dichter, von welchem man doch nicht verlangen konnte, daß er ohne triftigen Grund öffentliche Rechenſchaft über ſeine Einnahmequellen ablege, Freunden und Bekannten gegenüber niemals ein Hehl daraus, daß er jene Unterſtützung bezöge; Kertbeny, der ihn im Februar und März 1847 wiederholt beſuchte, erzählt ſogar ***), daß Heine dieſelbe als ein Zeichen hervorhob, wie man in Frankreich ſelbſt den fremden Schriftſteller zu achten wiſſe, während man in Deutſchland den Landsmann zu Grunde gehen laſſe.

Der Verſuch zweier Stuttgarter Buchhändlerfirmen (Hallberger und Scheible), durch Vermittelung Auguſt Lewald's Unterhandlungen mit Heine über den Verlag einer Geſammtausgabe ſeiner Werke anzuknüpfen, bewog den Dichter, im April 1837 einen Kontrakt mit Julius Campe abzuſchließen, wonach er Dieſem für eine Pauſchalſumme von 20,000 Franks das Recht der Ausbeutung ſeiner ſämmtlichen Schriften auf elf Jahre verkaufte. Bei dem Beſuche Heine's in Hamburg im Herbſt 1843 wurde dieſer Kontrakt durch einen neuen erſetzt, welcher dem Dichter außerdem eine jährliche, nach ſeinem Tode auf ſeine Wittwe vererbende Leibrente ſicherte, die für die nächſten vier Jahre 800, von 1848 an aber 1200 Mark Banko betragen ſollte, und ſeit Anfang 1853 auf 1500 Mark Banko erhöht ward. Durch dieſen Verkauf einer künftigen Geſammtausgabe ſeiner Werke, deren Erſcheinen er nicht mehr erleben ſollte, ſah Heine ſich mindeſtens für die nächſte Zeit von ſeinen finanziellen Bedrängniſſen erlöſt, er konnte ſeine Schulden, welche die bedenkliche Höhe von 20,000 Franks erreicht hatten[374], vollſtändig berichtigen und einer ſorgloſeren Zukunft entgegen ſehn. Auch von anderer Seite kamen ihm gerade jetzt mancherlei ehrenvolle Anträge zu gut honorierten literariſchen Arbeiten. Für den dritten Jahrgang der von Auguſt Lewald in Cotta'ſchem Verlage herausgegebenen „Allgemeinen Theater-Revue“ ſchrieb er im Frühling 1836 auf dem Dorfe Gendry bei Le Pleſſi in der Nähe von Fontainebleau jene geiſtvollen Briefe über die franzöſiſche Bühne, welche Anfangs 1838 abgekürzt auch in franzöſiſcher Verſion in der „Revue musicale du 19e siècle“ erſchienen, und 1840 im vierten „Salon“-Bande wieder abgedruckt wurden. Flüchtigere Arbeiten ſind die Vorrede Heine's zu einer, von der Brodhag'ſchen Buchhandlung in Stuttgart veranſtalteten, deutſchen Prachtausgabe des „Don Quixote“ mit Tony Johannot'ſchen Illuſtrationen, und die Erläuterungen zu „Shakſpeare's Mädchen und Frauen,“ welche den Text zu einer, im Verlage des Pariſer Buchhändlers Delloye erſchienenen, Galerie ziemlich werthloſer engliſcher Stahlſtiche bildeten, und dem Dichter mit der anſehnlichen Summe von 4000 Franks honoriert wurden. Der Briefwechſel mit Campe giebt Zeugnis davon, daß Heine ſich, trotz all ſeines Poetenleichtſinns, auf Geſchäftsangelegenheiten recht wohl verſtand, und Laube bemerkt mit Recht[375], daß von ſeiner Familie und ſeiner Jugendzeit her ein poſitiver Kaufmannsreſt in ihm verblieben war. Nicht bloß in ſeiner ſauberen, kaufmänniſch feſten Handſchrift prägte ſich Dies aus; nein, auch in Geldfragen war er genau, er berechnete Auflagen und Honorare ſehr pünktlich; er machte mit Behendigkeit Überſchläge, er ſpekulierte, unter klaſſenmäßiger Eintheilung und Abtheilung des Publikums, auf Leſer und auf Käufer, er that ſich Etwas zu Gute auf ſeine literariſche Geſchäftskenntnis. Aber nach allen Vorbereitungen der Ziffern war doch ein Windſtoß der öffentlichen Meinung, war irgend eine höhere Wendung der Dinge hinreichend, dieſen ganzen Ziffernbau wie ein Kartenhaus umzublaſen. Der Poet und der Gentleman ſprangen dann in ihm auf und ließen jeglichen Streit um Geldvortheile ohne Beachtung.

Der großartige Aufſchwung, welchen das Journalweſen ſeit der Julirevolution in Frankreich nahm, erweckte insbeſondere Heine's Aufmerkſamkeit. Er hatte den Organismus der Preſſe jahrelang gründlich ſtudiert und glaubte ihren Geheimniſſen endlich tiefer, als irgend ein Anderer, auf die Spur gekommen zu ſein. Nun wollte er es im reichen Erwerb den Franzoſen gleichthun, welche den eigenen Boden pflügten und von ihm mit goldenen Früchten gelohnt wurden, die dem armen Eingewanderten niemals reifen wollten. Er ſchmeichelte ſich, eine Kombination erfunden zu haben, durch welche eine von ihm in Paris herauszugebende deutſche Zeitung alle beſtehenden Blätter übertreffen und den ſicherſten Erfolg haben würde. „Sie werden,“ ſchrieb er an Lewald[129]), „bei dem Gerüchte, daß ich hier eine ‚Pariſer Zeitung‘ herausgebe, gewiß das Richtige gedacht haben, nämlich daß ich einestheils viel Geld gewinnen will, um meine Kriege zu führen, anderentheils, daß ich in dieſem Kriege eine formidable Baſtion aufzurichten denke, von wo aus ich meine Kanonen am beſten ſpielen laſſen kann.“ Die Zeitung ſollte weniger auf den Abſatz in Paris, als auf Abonnenten in Deutſchland berechnet ſein und Dieſen die Lektüre der franzöſiſchen Zeitungen entbehrlich machen. Während die Pariſer Artikel der heimatlichen Blätter häufig von ſchlechtgewählten, unzuverläſſigen Korreſpondenten mitgetheilt oder gar im Redaktionsbüreau fabriciert wurden, ſollte Heine's Zeitung täglich eine große Anzahl gut kontrollierter Originalkorreſpondenzen aus der franzöſiſchen Hauptſtadt bringen. Um die enorme Stempelgebühr zu umgehen, welche den Preis der Zeitung für die Abonnenten jährlich um 18 Franks vertheuert hätte, ſollte letztere zwar in Paris redigiert, aber in einem deutſchen Grenzorte, etwa in Kehl, gedruckt werden, wodurch zugleich ihr Einlaß in deutſchen Staaten minder Schwierigkeit fände. Mehr noch, als auf den Talisman ſeines Namens und auf die Reſſourcen ſeines Talentes, rechnete Heine auf die Hilfsquellen, die ihm ſeine Kenntnis des Annoncenbetriebs böte. Durch ſeine Bekanntſchaft mit dem Eigenthümer eines angeſehenen Annoncenbüreaus hoffte er den Inſeratenraum ſeiner Zeitung raſch mit gut bezahlten Anzeigen zu füllen, welche den größten Theil der Unkoſten decken würden. Ein vermögender Freund hatte ſich bereit erklärt, für die Ausführung des Unternehmens das nöthige Kapital von 150,000 Franks herzugeben, wenn Heine ſich für den Erfolg glaube verbürgen zu können. Das Wichtigſte ſchien dem Dichter die Erlangung einer beſtimmten Zuſicherung zu ſein, daß man ſeiner Zeitung in den preußiſchen Staaten ungehinderten Eingang geſtatten werde. Er hoffte, hier keinem entſchiedenen Widerwillen zu begegnen, da er in den letzten Jahren ſich faſt gänzlich den politiſchen Kämpfen der Zeit ferngehalten. „Mit den Regierungen," ſchrieb er an Lewald[331], „habe ich Frieden gemacht (die Hand, die man nicht abhauen kann, muß man küſſen), und nicht mehr auf dem politiſchen, ſondern auf dem literariſchen Felde werde ich jetzt meinen Flamberg ſchwingen . . . Schon ſeit Jahr und Tag trag' ich mich mit jenem Projekte, aber die Mißverſtändniſſe mit den deutſchen Behörden machten die Ausführung unmöglich. Mit demüthigen Eingaben bei der preußiſchen Regierung wollte ich nicht kommen. Das erlaubte mein Selbſtgefühl um keinen Preis, und es mußte die Stunde ruhig erwartet werden, wo jene Regierung von ihren Vorurtheilen zurückkehren würde und ich ſie mit Würde anreden dürfte. Die Stunde hat geſchlagen." Heine rechnete nämlich darauf, durch Vermittelung Varnhagen's unſchwer die gewünſchte Zuſicherung von Seiten der preußiſchen Regierung zu erlangen. Er ſchrieb zu dieſem Ende unterm 12. Februar 1838 einen Brief an den früheren Geſandten am franzöſiſchen Hofe und damaligen preußiſchen Staatsminiſter von Werther, welchem er vor einigen Jahren, kurz nach dem Erſcheinen der famoſen Vorrede zu den „Franzöſiſchen Zuſtänden," in Beſorgnis einer Ausweiſung aus Paris ſeine Aufwartung gemacht, um ihn zu verſichern, daß er keineswegs ſo feindlich gegen die preußiſche Regierung geſinnt ſei, wie in den Journalen behauptet werde. Der Baron Werther hatte ihm damals wohlwollend den Rath ertheilt, Varnhagen von Enſe zum Vertrauten dieſer Angelegenheit zu machen, deſſen Verwendung es leicht fallen werde, eine honette Verſtändigung zwiſchen Heine und der preußiſchen Regierung zu vermitteln. Aus Furcht, daß eine ſolche Handlung ihn „nach unten kompromittieren," ihm von der Volkspartei als Servilismus ausgelegt werden möchte, hatte Heine es zu jener Zeit aber doch vorgezogen, die Abgabe weiterer Erklärungen zu unterlaſſen[332], und ſein Ehrgefühl hatte ihn ſpäter in der Periode bundestäglicher Verfolgungen der jungdeutſchen Schriftſteller vor allen Transaktionen mit den heimiſchen Machthabern bewahrt. Jetzt glaubte er, nachdem der Sturm politiſcher Aufregung ſich etwas verzogen, ſchon eher eine Annäherung wagen zu dürfen, ohne dabei der Gefahr des Mißverſtändniſſes oder dem Verlangen allzu demüthigender Konceſſionen ausgeſetzt zu ſein. Er ſtellte in dem erwähnten Schreiben an den Miniſter von Werther die Anfrage, ob man dem Debit einer deutſchen Zeitung, die er in Paris herauszugeben gedenke, in Preußen kein Hindernis in den Weg legen werde, falls diese Zeitung sich jeder parteilichen Animosität gegen die Maßregeln der preußischen Regierung enthalte. Gleichzeitig schrieb er an Varnhagen, den er um Beförderung des Briefes an den Baron Werther bat***): „Sollten Sie Etwas mehr thun wollen, sollte es Ihnen nicht unpassend sein, ihn in dieser Angelegenheit auch zu sprechen, so dürfen Sie ihm alle möglichen Garantien (die sich nämlich mit der Ehre vertragen) in meinem Namen versprechen. Ich unterschreibe, Sie wissen Das längst, Alles, was mir Ihre Einsicht diktiert ... In Betreff der Garantien, die ich der preußischen Regierung für ihre Begünstigung geben kann, bemerke ich Folgendes: Wie ich es seit der Julirevolution immer gethan habe, mit Überzeugung gethan habe, werde ich auch hinfüro dem monarchischen Princip huldigen. Dieses wird ohne zweideutige Verklausulierung, wie wir sie bei den süddeutschen Konstitutionellen sehen, stattfinden — denn, wie Sie, lieber Varnhagen, wohl öfters gemerkt haben, ich bin kein Enthusiast für das deutsche Ständewesen, und nur um meine Popularität bei der liberalen Menge, die mich für einen erkauften Servilen halten würde, nicht einzubüßen, habe ich mich gegen die konstitutionelle Affenkomödie nicht ganz von Herzen ausgesprochen. Jedoch unlängst, in einer Reihe Artikel, die Sie in Lewald's Theaterrevue finden, habe ich meine Antipathie in dieser Beziehung nicht ganz verbergen können. In besagten Artikeln werden Sie ebenfalls keine allzu große Vergötterung der Franzosen finden. Ich will alle Nachrichten aus Preußen nur aus Zeitungen, welche die preußische Censur passiert, entlehnen; sollte man mir aber erlauben, Privatkorrespondenzen aus Preußen zu drucken, so werde ich in der Wahl der Korrespondenten nie das Mißfallen der Regierung riskieren. Die Interessen der altpreußischen Provinzen sind mir eben so unbekannt wie gleichgültig, und es kostet mir keine Überwindung, hierüber entweder ganz zu schweigen oder nur die Meinungen Anderer zu referieren. Anders ist es mit den Rheinprovinzen. Hier ist der Vogel zu Hause, dieser Boden ist mir nicht ganz gleichgültig, und es ist mir eben so sehr Bedürfnis wie Pflicht, mich über die heimatlichen Vorgänge frei auszusprechen. Hier muß mir das uneingeschränkte Wort gestattet sein. Aber die preußische Regierung kann sicher sein, daß bei der jetzigen Lage der Dinge, in Betreff der Rheinlande, alle meine Sympathien auf Seiten Preußens sind, daß ich nie die Verdienste Preußens um dieses Vaterland verkenne, das erst durch Preußen für Deutschland wiedergegewonnen und in deutſcher Art und Weiſe erheben wird — denn Ihnen, dem Landsmann, darf ich es wohl ohne Scheu ſagen, daß unſre Landsleute nie Charakter beſeſſen, nie ein Volk waren, ſondern nur ein zuſammen gelaufener Haufen, den jeder Rabuliſt regieren kann, deſſen Frechheit durch Nachgiebigkeit nur geſteigert wird, aber kleinlaut zu Kreuze kriecht, wenn man ſtrenge Maßregeln entgegen ſetzt — ſie ſind weder Deutſche noch Franzoſen, ſie haben nur die Fehler der Erſteren, Brutalität namentlich, ohne die Tugenden der Letzteren zu beſitzen, am allerwenigſten die franzöſiſche Menſchlichkeit — mit einem Worte, ſie ſind Belgier. Wie Dieſe den Holländern gegenüber, ſo ſtehen den Preußen gegenüber meine Landsleute; ich liebe die Holländer nicht, aber ich habe Achtung für ſie, ſie haben Charakter, ſie beſitzen Volkswürde, ſie führten die Revolution aus, welche die Belgier nur beginnen konnten, und wie einſt ihre Republik, ſo wiſſen ſie auch jetzt ihren König zu vertheidigen. Ich bin der Meinung, daß in der erzbiſchöflichen Sache die preußiſche Regierung viel zu milde Maßregeln nimmt; hier helfen keine Palliative, ſondern durchgreifende Operationen, wodurch zwar das Übel im Momente ſehr grell ſich äußern wird, aber für die Zukunft gehoben werden kann. Es iſt ein Glück vielmehr, daß dieſes Übel jetzt, in der Stillzeit, wo Preußen Alles wagen darf, ſich zeigt; ſpäter, in unruhiger Zeit, iſt größere Gefahr zu befürchten und die Rheinlande könnten dadurch für Deutſchland verloren gehn. Dr. Kolb hat einmal in der ‚Allgemeinen Zeitung' berichtet, wie beſtimmt ich mich über dieſen Verluſt gegen die deutſchen Revolutionäre im Jahr 1832 ausgeſprochen, nämlich mit den Worten: ‚Ihr Lumpen habt Nichts zu verlieren, wenn die Franzoſen die Rheinlande nehmen, ich aber verliere drei Millionen Leſer.'“ — In ähnlichem Sinne ſchrieb Heine ſeinem Freunde Lewald über das an den Miniſter von Werther gerichtete Geſuch**): „Ganze Unparteilichkeit habe ich verſprochen — ſind die Leute klug, ſo verſtehen ſie, daß ich nicht Mehr verſprechen durfte, aber Mehr erfüllen werde. Denn in Betreff der wichtigſten politiſchen Fragen brauche ich nur dem eignen Willen zu folgen, um den preußiſchen Intereſſen zu willfahren, und Preußen wird, wenn es in der jetzigen Stellung beharrt oder gar fortſchreitet, in mir einen Alliierten finden und die Beförderung meines Journals als ſeinen Vortheil erkennen.“ — Obſchon der preußiſche Staatsminiſter Heine's Geſuch und Varnhagen's Befürwortung deſſelben aufs freundlichſte entgegen nahm***), konnte er doch die gewünſchte Zuſicherung nicht unbedingt ertheilen. Unter dieſen Umſtänden gab Heine, welcher das ihm zur Verfügung geſtellte fremde Kapital, bei ſo ſchwankender Stellung zur preußiſchen Regierung, nicht aufs Spiel ſetzen wollte, das Zeitungsprojekt auf, wiewohl er ſich Anfangs noch mit dem Gedanken einer Umwandlung deſſelben in eine illuſtrierte Monatsſchrift: „Paris und London“ trug[337]). „An der preußiſchen Regierung“, ſchrieb er Varnhagen, „räche ich mich — durch Schweigen. Ich hatte vor, meinem Landsmann Görres recht ordentlich den Kopf zu waſchen und ihn nebſt ſeinen Spießgeſellen in ihrer ſcheußlichſten Blöße darzuſtellen — aber ich ſchweige“. Auch Ludwig Wihl erzählt[338],) daß Heine die Abſicht gehegt, anläßlich der auf die Miſchehen bezüglichen Kölner Wirren, welche der preußiſchen Regierung Ausgangs der dreißiger Jahre durch Aufreizung der Katholiken Seitens der römiſchen Kurie ſo große Mißhelligkeiten bereiteten, gegen Joſeph Görres und Deſſen „Athanaſius“ zu ſchreiben. Er wollte ſich den boshaften Spaß machen, bei dieſer Gelegenheit einige Stellen aus einer vergeſſenen Jugendſchrift von Görres wieder abzudrucken, worin Dieſer das Chriſtenthum als eine überlebte Inſtitution dargeſtellt, unterließ aber die Ausführung ſeines Vorhabens, als er vernahm, daß Gutzkow bereits mit einer ſcharfen Abfertigung des ultramontanen Kampfhahns der katholiſchen Kirche beſchäftigt ſei[339]). Es war übrigens mehr als ein kleiner Scherz, wenn Heine ſich an der preußiſchen Regierung für die ungenügende Begünſtigung ſeines Zeitungsprojektes dadurch zu rächen drohte, daß er über wichtige Lebensfragen des preußiſchen Staates ein ſchmollendes Stillſchweigen beobachte. Subjektive Intereſſen und Liebhabereien ſpielten von jeher eine hervorragende Rolle bei ſeiner politiſchen Schriftſtellerei. Er dachte in erſter Linie immer an ſein perſönliches Schickſal, wenn von einer Umgeſtaltung der Staatsformen die Rede war, und wenn man ihm ſolchen Egoismus vorwarf, ſagte er wohl lachend[340]): „Dies iſt ja natürlich, und weil natürlich, iſt es auch richtig. Thäten Dies alle Politiker, ſo entſtünde nicht ſo viel Abſtraktes, Künſtliches und Gemachtes, was keinen Beſtand hat. Man ſoll naiv ſein als Politiker wie als Poet. In der Philoſophie ſoll ſich das Bedürfnis der Denker ausdrücken, im Staate aber das Bedürfnis der Menſchen“. Trotz ſeiner Vorliebe für die monarchiſche Staatsverfaſſung fehlte es ihm keineswegs an der Definition einer Republik, die erſtrebt werden könnte, aber er zeigte ſpöttiſch auf die jetzt lebende Menſchheit, welche noch hundert Gewohnheiten der abſoluten Königszeit im

Blute trage. Wie viel' Aderläſſe, Häutungen und Blutumwandlungen müßten da noch vorübergehen, namentlich in Betreff der Eitelkeit! Die Republik werde und müſſe die Eitelkeit auch befriedigen, aber die Eitelkeit werde einen veränderten Inhalt haben. Dieſe Veränderung gerade werde den Menſchen ſehr ſauer. „Und beſonders dir!“ rief ihm Laube zu, welcher häufig ſolche Geſpräche mit ihm führte. „Freilich!“ entgegnete Heine, „ausgezeichneten Menſchen wird eine Veränderung immer am ſauerſten. Die Mittelmäßigkeit iſt am leichteſten zu ändern, weil ihre Eigenſchaften an und für ſich verwiſcht ſind“.

Auch mancherlei andere literariſche Pläne, mit denen Heine ſich in dieſer Zeit beſchäftigte, ſind nicht zur Ausführung gediehen. Weder die Charakteriſtik Grabbe's, an welche er, nach einer brieflichen Mittheilung an Lewald vom 10. April 1837, bereits Hand gelegt, noch der glänzend illuſtrierte belletriſtiſche Almanach, welchen er im folgenden Jahre als den „brillanteſten Keepſake, den je die deutſche Welt geſehen“, herausgeben wollte 336), haben jemals das Licht erblickt. Eben ſo wenig gelang der Verſuch, für den vierten „Salon“-Band das einſt mit ſo viel Eifer begonnene Jugendwerk, den „Rabbi von Bacharach“, zu vollenden, und Heine beſchönigte den fragmentariſchen Abdruck der vielbeſprochenen Novelle mit der lakoniſchen Bemerkung, daß der Schluß „ohne Verſchulden des Autors verloren gegangen“. Daß ihn wiederholt der Ehrgeiz quälte, neben dem Ruhme des Lyrikers auch den Lorber des dramatiſchen Dichters zu erringen, wird uns von Mundt, Laube und Schmidt-Weißenfels beſtätigt 337). Wir bezweifeln jedoch die Richtigkeit der von Letzterem mitgetheilten Erzählung, wonach Heine wirklich ein Luſtſpiel vollendet und durch Vermittelung Gérard de Nerval's, welcher auch einzelne deutſch abgefaßte Scenen des Stückes überſetzt, daſſelbe der Direktion des Odéon oder des Théatre français eingeſandt hätte. Mißmuthig über die verweigerte Aufführung ſeiner Arbeit, habe der Verfaſſer ſein Manuſkript den Kaminflammen übergeben. Authentiſcher jedenfalls ſind die bis auf den heutigen Tag, wo nicht auf immer, durch Schuld der Familie dem Publikum vorenthaltenen „Memoiren“ des Dichters, an welchen er ſeit dem Jahre 1837, mit wiederholten Unterbrechungen, fleißig arbeitete. Heine betrachtete dieſe Memoiren als ſein wichtigſtes und bedeutendſtes Werk. „Ich bin nicht geneigt“, ſchrieb er an Campe im Frühling des genannten Jahres 338), „einen kurzen dürren Lebensabriß zu geben, ſondern ein großes Buch, vielleicht mehre Bände, welche den Schluß der Geſammtausgabe bilden ſollen und die ganze Zeitgeſchichte, die ich in ihren größten Momenten mitgelebt, umfaſſen, ſammt den markanteſten Perſonen meiner Zeit, ganz Europa, das ganze moderne Leben, deutſche Zuſtände bis zur Juliusrevolution, die Reſultate meines Aufenthaltes im Foyer der politiſchen und ſocialen Revolution, das Reſultat meiner koſtſpieligſten und ſchmerzlichſten Studien, das Buch, das man ganz eigens von mir erwartet". Und im Herbſte 1840 heißt es in einem Briefe an denſelben Freund: „Selbſt wenn ich heute ſtürbe, ſo bleiben doch ſchon vier Bände Lebensbeſchreibung oder Memoiren von mir übrig, die mein Sinnen und Wollen vertreten und ſchon ihres hiſtoriſchen Stoffes wegen, der treuen Darſtellung der myſteriöſeſten Übergangskriſe, auf die Nachwelt kommen". Leider hat auch Herr Maximilian Heine in den kürzlich von ihm veröffentlichten Erinnerungen an ſeinen Bruder jede beſtimmte Erklärung über die Wahrheit der ſeither niemals widerrufenen Angabe vermieden, daß die „Memoiren" nebſt dem übrigen handſchriftlichen Nachlaſſe des Dichters von der Familie Deſſelben der öſterreichiſchen Regierung verkauft und in den geheimen Archiven der kaiſerlichen Hofbibliothek eingeſargt worden ſind.

Abgeſehen von dieſer, dem Urtheil des Publikums unterſchlagenen Arbeit, läßt ſich nicht leugnen, daß ſeit Mitte der dreißiger Jahre die Produktionskraft Heine's ſichtlich erlahmte. Er ſelbſt ſchien Dies mitunter zu verſpüren. „Ich habe", ſchrieb er im Oktober 1839 an Guſtav Kühne[327], „überhaupt nicht viel Vertrauen mehr zu meiner Poeſie — nämlich zur verſificierten. Mein Lebensalter, und vielleicht unſere ganze Zeit, iſt den Verſen nicht mehr günſtig und verlangt Proſa". In der That iſt die Anzahl der Gedichte, welche Heine von 1834 bis 1841 geſchrieben, außerordentlich gering; höchſtens daß ihm hin und wieder noch eine treffliche Romanze gelang. Aber auch in den Proſaſchriften zeigt ſich eine Abnahme der ſchöpferiſchen Geſtaltungskraft, die um ſo auffallender zu Tage tritt, je weniger hier ein großer Gedankengehalt Erſatz für die Armuth der Erfindung gewährt. Die „Florentiniſchen Nächte", welche auch bei den Franzoſen beſonderes Glück machten, und die Aufſätze über die franzöſiſche Bühne ſind die einzigen glänzenden Zeugniſſe, daß die Flamme des Genius in dieſer trübſeligen Periode dem Dichter nicht erloſchen war, ſondern unter dem Aſchenregen und Staub politiſcher Verfolgungen, literariſcher Zänkereien und materieller Tagesſorgen immer noch fortglomm. Vielleicht konnte ſie hell wieder empor leuchten, wenn ein günſtiger Windzug einmal den Staub und Schmutz jener Widerwärtigkeiten hinweg blies, deren Druck ſein reibares Gemüth ſo ſchwer belaſtete und ihn mehr als einmal das ſtolze Gleichgewicht männlicher Würde faſt verlieren ließ. Die öffentlichen und geheimen Katzbalgereien mit literariſchen Gegnern und mit ſeinem Freund und Verleger Julius Campe, in denen Heine ſich ſelbſt bis zum Abdruck klatſchhafter Privatbriefe vergaß[illegible]), die unmotivierten galligen Schmähungen gegen Gutzkow und Deſſen vermeintliche Satelliten, bewieſen zur Genüge die krankhaft bittere Stimmung, in welche die Vereinſamung des Exils den Dichter allmählich hinabzerrte, und welche nicht dadurch gebeſſert ward, daß er, im Gefühl, ſeinen Feinden im Gebrauch der Waffen weit überlegen zu ſein, einmal ſpöttiſch ausrief[illegible]): „Mögen ſie ſich immerhin einbilden, ich fürchte ſie — ein Centner Arſenik fürchtet ein Loth Grünſpan!“

Die Spuren ſolcher maßloſen Verbitterung trägt vor Allem Heine's Denkſchrift über Ludwig Börne. In dieſem Buche entlädt ſich ein ſeit Jahren angehäufter Groll des Poeten wider die einſeitig politiſchen Revolutionäre, als deren typiſcher Repräſentant ihm Börne entgegen trat. Die erſte perſönliche Begegnung der beiden Männer in Frankfurt am Main, zur Zeit als Heine nach München reiſte, um die Redaktion der „Annalen“ zu übernehmen, war eine ſehr herzliche geweſen, und nach der Julirevolution hatte Börne eine Zeitlang den lebhaften Wunſch gehegt, in Gemeinſchaft mit dem Verfaſſer der „Reiſebilder“ ein politiſches Journal, etwa in der Schweiz, herauszugeben, oder mit ihm eine Korreſpondenz zu führen, die als eine eigene Art von Quartalſchrift veröffentlicht werden ſollte[illegible]). Aber Heine hatte geringe Luſt zu ſolchen Dingen; er zog es vor, ſeine Kriege allein und auf eigene Hand zu führen. „Willkommen in Paris!“ rief ihm Börne entgegen, als Heine ihn am 26. September 1831 im Hôtel de Caſtille wiederſah[illegible]). „Das iſt brav! Ich bin überzeugt, die Guten, die es am beſten meinen, werden bald Alle hier ſein. Hier iſt der Konvent der Patrioten von ganz Europa, und zu dem großen Werke müſſen ſich alle Völker die Hände reichen“. Und nun entwickelte er dem Dichter ſeine republikaniſchen Ideen, ſeine aus den Pariſer Briefen bekannte Wuthpolitik, und ſuchte nach Kräften, Einfluß auf Heine's ſchriftſtelleriſche Thätigkeit zu gewinnen. Das grämliche, mißtrauiſch ausholende Weſen, welches zum Theil aus der zunehmenden Schwerhörigkeit Börne's entſpringen mochte, übte auf Heine von vornherein eine eben ſo abſtoßende Wirkung, wie Heine's diplomatiſche Zurückhaltung und witzige Frivolität das Unbehagen Börne's erweckte. Gleich nach der erſten Unterhaltung ſchrieb Letzterer ſeiner Freundin Madame Wohl, an welche die Briefe aus Paris gerichtet ſind, daß Heine „keine Seele“ habe, daß ihm „Nichts heilig“, daß er nach den Berichten Anderer „grenzenlos eitel“ und „gemein liederlich“ ſei. Die folgenden Briefe wiederholen mit geſteigerter Schärfe dies abſprechende Urtheil, daß „Heine herzlos, ſeine Unterhaltung geiſtlos, ſein Ernſt immer affektiert“ ſei, daß er „kein vernünftiges Wort rede“, und entweder „keinen Eifer für die gute Sache habe oder denſelben verberge, was er doch bei ihm, dem Gleichgeſinnten, gewiß nicht zu thun brauche“. Börne führt in ſeinen Briefen an Madame Wohl[566]) förmlich Tagebuch über alle Klatſchereien, die ihm in Betreff Heine's zu Ohren gekommen. Er verfolgt ihn, er horcht ihn aus, er moraliſiert: — „Der arme Heine wird chemiſch von mir zerſetzt, und er hat gar keine Ahnung davon, daß ich im Geheim beſtändig Experimente mit ihm mache ... Ich ſammele Alles, was ich von Anderen über ihn höre, und ich ſelbſt über ihn beobachte ... Ich komme beſtimmt mit ihm früher oder ſpäter öffentlich in Streit, und da kann ich es benutzen.“ Eine Zeitlang aßen Beide zuſammen in einem Reſtaurant, wo viele deutſche Handwerker verkehrten. Zwiſchen der Suppe und dem Rindfleiſch kam regelmäßig eine ſchmutzige Subſkriptionsliſte den Tiſch herunter. Aus früheren Lebensverhältniſſen, als gelernter Kaufmann, war Heine gewohnt, ſich bei Namensunterſchriften ſehr ſchwierig finden zu laſſen; da ſollte nun alle Tage vermittelſt einer Adreſſe ein Fürſt vom Throne geſtoßen, oder es ſollte durch Geldzeichnungen für hundert kleine politiſche Zwecke gewirkt werden, und immer ſeinen Namen unter all dies ungewaſchene Zeug zu ſetzen, war ihm höchſt unangenehm. Gern hätte er die von rauhen Proletarierfäuſten beſchmutzten Subſkriptionsbögen unter ſeinen glacierten Händen durchſchlüpfen laſſen, aber einige Terroriſten paßten auf und drohten nicht undeutlich mit der Guillotine, die vielleicht über Nacht die Ordnung des Tages werden konnte. Beſonders ärgerte ihn, daß Börne, der kränkliche Menſch, ſolch einen fanatiſchen Königsfreſſer ſpielte, es ſo ernſt mit der Revolutionspropaganda nahm, und jede Tollheit, die Einer aufs Tapet brachte, mit unterſchrieb. Heine war in Verzweiflung. Er wartete ſeine Gelegenheit ab, und als ihm eines Tages auch eine Adreſſe vorgelegt wurde, die ſich in heftigen Ausdrücken gegen das politiſche Verfahren des Papſtes in der Romagna ausſprach, rief er ſpöttiſch: „Was ihn der Papſt anginge!“ und zog ſich von dem Umgange mit den exaltierten Leuten zurück[567]). Aber Heine ſollte fortan keine Ruhe haben vor den Anfeindungen der Radikalen. Börne vor Allen ließ es ihn bitter entgelten, daſs er jede Aufforderung zu gemeinſchaftlicher Thätigkeit von der Hand wies und ſeine eigenen Wege ging. Im ſechſten Bande der „Briefe aus Paris“ griff Börne ihn öffentlich an, er beſchuldigte ihn daſelbſt in einer Kritik der „Franzöſiſchen Zuſtände“ der politiſchen Apoſtaſie, der feigen und zweideutigen Hinneigung zu ariſtokratiſchen Tendenzen, ja, er deutete ſelbſt auf Beſtechung hin[346]. Die Folge war ein offener Bruch, den die Zwiſchenträger nur noch erweiterten und unheilbar machten. Heine ſollte Drohungen ausgeſtoßen haben; Börne, wie immer tapfer bis zum Drolligen, bemühte ſich, ſeine Furchtloſigkeit recht gefliſſentlich zur Schau zu ſtellen. Je mehr ihn Heine zu vermeiden ſuchte, deſto emſiger bot Börne Alles auf, daſs ſie ſich begegnen muſsten. Er kundſchaftete die öffentlichen Orte aus, wo er Heine treffen konnte, er lauerte ihm auf in Leſekabinetten und Reſtaurants, und ſeine Umgebung hatte Mühe, ihn von dieſer förmlichen Hetzjagd auf die Perſon des Dichters zurück zu halten. Später begegneten ſie ſich noch mehrmals in Soiréen, welche die Mutter des Komponiſten Hiller gab. Börne nahm es übel, wenn Madame Wohl, von Heine angeredet, Dieſem nicht den Rücken kehrte. „Wie Sie mit meinem Feinde ſprechen können, begreif' ich nicht“, ſagte er unwillig zu ſeiner Freundin, die nicht wuſste, wie ſich hier zu gleicher Zeit Börne und dem geſelligen Anſtande willfahren ließe[347]. Im „Reformateur“ ſetzte Börne nach dem Erſcheinen von Heine's Buch „De l'Allemagne“ ſeine Angriffe gegen Denſelben noch giftiger fort[348], er ſprach ihm jeden Charakter ab, wie er denn auch einmal äußerte[349]: „Es iſt Heine ganz einerlei, ob er ſchreibt: Die Republik iſt die beſte Staatsform, oder die Monarchie. Er wird immer nur Dasjenige wählen, was in dem Satze, den er eben ſchreiben will, einen beſſeren Tonfall macht“. Und hiemit kommen wir auf den eigentlichen Kern der Differenz zwiſchen den beiden Männern, die aus einem tief inneren Gegenſatze ihrer Naturen hervorging. Börne war ein durchaus einſeitiger Politiker, alle Fragen des Jahrhunderts beſchränkten ſich für ihn auf eine revolutionäre Änderung der Staatsform. Gegen die Beſchäftigung mit philoſophiſchen Fragen beſaß er eine unüberwindliche Abneigung. Von dem Weſen der Kunſt hatte er, wie ſchon ſeine dramaturgiſchen Abhandlungen verrathen, einen ſehr oberflächlichen Begriff; ſie dünkte ihn nur dann von Werth, wenn ſie ſklaviſch in den Dienſt einer beſtimmt abgegrenzten Partei trat; ja, er betrachtete ſie geradezu als Etwas, das er gleichfalls nach Belieben erlernen könne, und wie er einmal der Politik etwas überdrüſſig wird und ihm die Cenſur etwas ſchärfer, als gewöhnlich, auf die Finger ſieht, will er ſich auf die Kunſt, aufs Romanſchreiben und Novellendichten verlegen! Heine's Kunſt-Intereſſe ſchien ihm mit den politiſchen Intereſſen des Tages ganz unvereinbar. In dem Umſtande, daſs Derſelbe gleich nach ſeiner Ankunft in Paris einen Bericht über die Gemäldeausſtellung ſchrieb, ſah Börne einen Beweis ſeines Indifferentismus für die heilige Sache der Menſchheit, er zieh ihn des bloß artiſtiſchen Spieles mit politiſchen Grundſätzen, und als er einſtmals in Heine's Schriften einen Widerſpruch entdeckt haben wollte, begnügte ſich Dieſer mit der ironiſchen Antwort[illegible]): „Sie irren ſich, Liebſter, Dergleichen findet ſich nie in meinen Büchern, denn jedesmal, ehe ich ſchreibe, pflege ich vorher meine politiſchen Grundſätze in meinen früheren Schriften wieder nachzuleſen, damit ich mir nicht widerſpreche und man mir keinen Abfall von meinen liberalen Principien vorwerfen könne“. So weit es ſich um eine nur politiſche Wirkſamkeit handelte, war Börne vollkommen im Rechte, zu verlangen, daſs die Wortführer der liberalen Oppoſition ſich über ein feſt geſchloſſenes Parteiprogramm verſtändigten; hier galt es, mit gegebenen Faktoren zu rechnen, um die Anſprüche von heute und morgen zu befriedigen. Heine aber war vor Allem Poet; die politiſchen Fragen, ſo lebhaft ihn dieſelben intereſſierten, bildeten in ſeinen Augen doch immer nur einen Theil der Fortſchrittsaufgabe, welche dem Jahrhundert geſtellt war, und der Genius in ihm empörte ſich gegen eine Beſchränkung auf beſtimmt formulierte Intereſſen des Augenblicks, welche in ihrer praktiſchen Nüchternheit jede künſtleriſche Behandlung ausſchloſſen. Börne ging unleugbar zu weit, wenn er deſshalb in puritaniſchem Eifer Heine jede Ehrlichkeit der Geſinnung abſprach, wenn er ihm ein bloßes Liebäugeln mit der Freiheit, ein nur äſthetiſches Behagen an der Revolution vorwarf, und ſpöttiſch meinte, die „ſpartaniſchen Suppen der Freiheit“ würden Demſelben nicht ſonderlich ſchmecken. Gewiſs nicht; denn Heine begehrt die freieſte Entwicklung der Individualität, er will keine „ſpartaniſchen Suppen“, ſondern „Auſtern und Rheinwein für Alle“. Und Das iſt zwiſchen dieſen Männern der Unterſchied: Börne verlangt Judenemancipation, Aufhebung der Cenſur und eine republikaniſche Staatsverfaſſung — Heine verlangt eine neue Welt, eine wiedergeborene Menſchheit. Gutzkow, der ſonſt im Ganzen für Heine's Richtung geringe Sympathie beſitzt, hebt, bei Gelegenheit einer Abweiſung der Börne'ſchen Angriffe im „Reformateur“, den inneren Gegenſatz beider

Naturen treffend hervor. „Börne und Heine“, ſagt er 551), „Beide haben eine Tendenz nach jenem Bilde, unter welchem ſie von der Freiheit träumen. Börne wird aus Sehnſucht ein Verzweifelter, Heine aus Sehnſucht ein Übermüthiger. Börne rettet das Übrige, während er Eines aufgeben muß; Heine wirft Alles hin, er krankt an demſelben Schmerze. Börne hält ſich an Gott und giebt den Menſchen auf. Heine klammert ſich an den Menſchen und ſcheidet ſich von Gott. Börne will die moraliſche und religiöſe Weltordnung kultivieren, bis wir in andern politiſchen Verhältniſſen ſind. Heine will, ehe wir nicht zu demſelben Ziele ſind, auch alles Übrige preisgeben. Börne, dem der deutſche Adler an der Leber frißt, iſt kein Prometheus. Heine iſt es; denn Heine flucht den Göttern, wie Prometheus. Börne glaubt früher zu ſeinem Ziele kommen zu können, als Heine; denn Börne läßt der Welt, was ſie hat, nur will er ihren politiſchen Zuſtand verändern. Heine will ihr noch den Glauben nehmen. Börne hat nur Einen, Heine hat ſie Alle gegen ſich. Börne leidet an einer Einſeitigkeit; Heine an einer Ungerechtigkeit. Börne glaubt, die einzige Frage der Zeit wäre die der Könige. Heine rächt ſich gleichſam an den Gärten, Beſitzungen, an dem ehrlichen Namen des Mannes, der ihm ſeine Tochter nicht geben will. Wenn Börne an ſeinem Ziele wäre, vielleicht würde er dann erſt die andern ſocialen Meinungen, welche nicht zur Politik gehören, angreifen. Wenn Heine es wäre, vielleicht würde er gegen Börne's Frivolität ſchreiben, vielleicht eingeſtehen, daß er früher die Erde und den Himmel nur verwüſtet hätte, beinahe um zu ſagen: ‚Wenn ihr uns das Eine vorenthaltet, nun, ſo werde euch auch das Andere benommen!‘ Diesmal iſt es Börne, welcher Heinen der Frivolität anklagt, aber es iſt ein großer Leichtſinn, das Jahrhundert nur auf die konſtitutionelle Frage zu reducieren. Börne ſchneidet für unſere Zeit die Spekulation ab, wenn er die theologiſche Debatte in die Vergangenheit verweiſt und von den Unterſuchungen über das Chriſtenthum wie von einer antiquierten und verbrauchten Maxime ſpricht. Börne tödtet die Keime künſtleriſcher Ausbildung, mit deren Blüthe vielleicht die nächſte Zukunft unſeres Vaterlandes bedacht iſt, wenn er eben ſo von den Beſtrebungen, über die Schönheit neue Beſtimmungen feſtzuſetzen, geringſchätzig redet.“ Und Das hatte Börne in ſeinen Aufſätzen über Heine's Schriftſtellerei in bedenklicher Weiſe gethan. Wie er früher in ſeinen Tagebuchblättern aus Soden den Dichterlorber Goethe's angetaſtet, weil die kleinen Miniſtereitelkeiten des achtzigjährigen Greiſes ihm die unſterbliche Größe des Genius verdeckten, ſo bildet auch in ſeiner Beſprechung der „Franzöſiſchen Zuſtände“ und in den „Reformateur“-Artikeln die „poetiſche Charakterloſigkeit“ Heine's das Hauptthema ſeiner Anklagen. Mit der widerſinnigen Diſtinktion zwiſchen „Dichter“ und „Charakter“, welche vom Troſſe der Radikalen als ein willkommenes Stichwort zur Herabwürdigung aller poetiſchen Beſtrebungen benutzt wurde, denen keine einſeitig politiſche Tendenz zu Grunde lag — mit dieſer willkürlichen Unterſcheidung haben Börne und ſeine Nachfolger in die moderne Literatur eine bedauerliche Verwirrung gebracht, an deren Folgen unſere dichteriſche Produktion und äſthetiſche Kritik zum Theil heute noch kranken. Börne, der rein politiſche Agitator, mochte unter dem friſchen Eindrucke der Julirevolution mit Fug behaupten: „Daß man jetzt arbeitet, iſt nicht mehr Sache des Schriftſtellers, ſondern des Bürgers“. Aber es war ein ſchädlicher Despotismus, dieſen Maßſtab des politiſchen Kämpfers auch für künſtleriſche Erzeugniſſe als allein gültig hinzuſtellen, den Werth derſelben nur nach ihrem praktiſchen Nutzen für die Sache des Liberalismus zu bemeſſen, und das innerſte Weſen dichteriſchen Schaffens war bedroht, wenn Börne's irrthümliche Anſicht über die Kunſt, wie es den Anſchein hatte, zu allgemeinerer Geltung kam. Von dieſem Geſichtspunkte betrachtet, läßt ſich der Denkſchrift Heine's über Börne ein berechtigtes Motiv nicht abſtreiten. Nur machte ſich Heine die Sache doch allzu bequem, wenn er auf die Frage: „Was verſteht man unter dem Wort Charakter?“ die pfiffige Antwort gab***): „Charakter hat Derjenige, der in den beſtimmten Kreiſen einer beſtimmten Lebensanſchauung lebt und waltet, ſich gleichſam mit derſelben identificiert, und nie in Widerſpruch geräth mit ſeinem Denken und Fühlen. Bei ganz ausgezeichneten, über ihr Zeitalter hinausragenden Geiſtern kann daher die Menge nie wiſſen, ob ſie Charakter haben oder nicht, denn die große Menge hat nicht Weitblick genug, um die Kreiſe zu überſchauen, innerhalb derſelben ſich jene hohen Geiſter bewegen. Ja, indem die Menge nicht die Grenzen des Wollens und Dürfens jener hohen Geiſter kennt, kann es ihr leicht begegnen, in den Handlungen derſelben weder Befugnis noch Nothwendigkeit zu ſehen, und die geiſtig Blöd- und Kurzſichtigen klagen dann über Willkür, Inkonſequenz, Charakterloſigkeit. Minder begabte Menſchen, deren oberflächlichere und engere Lebensanſchauung leichter ergründet und überſchaut wird, und die gleichſam ihr Lebensprogramm in populärer Sprache ein für alle Mal auf öffentlichem Markte proklamiert haben, Dieſe kann das verehrungswürdige Publikum immer im Zuſammenhang begreifen, es beſitzt einen Maßſtab für jede ihrer Handlungen, es freut ſich dabei über ſeine eigene Intelligenz, wie bei einer aufgelöſten Charade, und jubelt: ‚Seht, Das iſt ein Charakter!‘“ So drehte Heine den feindlich auf ihn gerichteten Spieß gleichſam um: Börne hatte ihm Charakterloſigkeit vorgeworfen — Heine warf Jenem dafür Charakterborniertheit vor. „Nazareniſche Beſchränktheit“ nennt er dieſelbe an einer anderen Stelle[353]), und giebt dazu folgende Erläuterung: „Ich ſage nazareniſch, um mich weder des Ausdrucks ‚jüdiſch‘ noch ‚chriſtlich‘ zu bedienen, obgleich beide Ausdrücke für mich ſynonym ſind und von mir nicht gebraucht werden, um einen Glauben, ſondern um ein Naturell zu bezeichnen. ‚Juden‘ und ‚Chriſten‘ ſind für mich ganz ſinnverwandte Worte, im Gegenſatz zu ‚Hellenen‘, mit welchem Namen ich ebenfalls kein beſtimmtes Volk, ſondern eine ſowohl angeborne als angebildete Geiſtesrichtung und Anſchauungsweiſe bezeichne. In dieſer Beziehung möchte ich ſagen: alle Menſchen ſind entweder Juden oder Hellenen, Menſchen mit ascetiſchen, bildfeindlichen, vergeiſtigungsſüchtigen Trieben, oder Menſchen von lebensheiterem, entfaltungsſtolzem und realiſtiſchem Weſen. Börne war ganz Nazarener, ſeine Antipathie gegen Goethe ging unmittelbar hervor aus ſeinem nazareniſchen Gemüthe, ſeine ſpätere politiſche Exaltation war begründet in jenem ſchroffen Ascetismus, jenem Durſt nach Märtyrthum, der überhaupt bei den Republikanern gefunden wird, den ſie republikaniſche Tugend nennen, und der von der Paſſionsſucht der früheren Chriſten ſo wenig verſchieden iſt.“ Die Ausführung dieſes Gedankens, die Schilderung der kunſt- und genußfeindlichen politiſchen Einſeitigkeit von Börne's magerem Nazarenerthum, im Gegenſatze zu Heine's „fettem Hellenismus“, bildet das Hauptthema des Heine'ſchen Buches. Das Bild, welches von Börne entworfen, und die Stelle, welche ihm in der Literaturgeſchichte angewieſen wird, ſind zwar in folgenden Worten ziemlich richtig bezeichnet[354]): „Er war ja weder ein Genie, noch ein Heros; er war kein Gott des Olymps. Er war ein Menſch, ein Bürger der Erde, er war ein guter Schriftſteller und ein großer Patriot“ — aber das Beſtreben, durch verdunkelnde Herabwürdigung des Gegners den eigenen Ruhm in ein helleres Licht zu ſetzen, ſchimmert überall hervor, und es iſt nicht zu verwundern, daß Heine, der bei Lebzeiten Börne's auf alle Angriffe Desſelben geſchwiegen, durch dies unedle Todtengericht den verſöhnungsloſen Haß der radikalen Partei auf ſein Haupt herab beſchwer. Selbſt die witzigen Äußerungen Börne's, welche Heine Demſelben in den Mund legt, dürften keineswegs alle als authentiſch zu betrachten ſein, wenn ſie auch durchſchnittlich treffend im Geiſte des Mannes, den ſie charakteriſieren ſollen, erdacht ſind. So finden ſich u. A. die Scherze über den feſſelnden Einfluß des kürzlich angeſchafften Porzellanſervice, welche als „ein ſprechendes Beiſpiel von Börne's Humor“ angeführt werden[555]), mit geringer Änderung in einer ungedruckten Stelle der „Reiſebilder,“ die wir auf S. 158 dieſes Bandes aus dem Original-Brouillon mitgetheilt. Vergebens ſuchte Laube, welchem der Dichter das Manuſkript ſeines Buches über Börne zu leſen gab, Dieſen von der Veröffentlichung eines Pamphletes zurückzuhalten, das den Zwieſpalt der Kräfte im liberalen Heerlager ſo thöricht zum Beſten aller Feinde der Freiheit enthüllte. Er rügte es vor Allem, daß Heine durchaus negativ verfahren ſei, daß er ſeine ſcharfe Befehdung der politiſchen Revolutionäre und ihrer puritaniſchen Tendenzen durch kein poſitives Gegengewicht eigner Ideen geadelt. Er ertheilte ihm den verſtändigen Rath[556]): „Setze wenigſtens mitten in dieſe Invektiven hinein einen Berg, welcher deine höheren und weiteren Anſchauungen der Welt erhebend darſtellt, und die Polemik vor und hinter demſelben als eine leichte Zuthat erſcheinen läſſt, die ſich durch dein perſönliches Bedürfnis, hiſtoriſch vollſtändig zu ſein, hiſtoriſch aufzuräumen, erklärt und entſchuldigt.“ Dies leuchtete dem Dichter ein, er verſprach, den „Berg“ zu errichten, ſchob aber nur die Freiheits-Hymnen aus Helgoland zwiſchen dem erſten und dritten Buche ein. So wohlfeil hatte Laube ſich freilich den „Berg“ nicht vorgeſtellt.

Es liegen uns mehrfache Zeugniſſe vor, daß Heine die Veröffentlichung ſeiner Denkſchrift über Börne in ſpäterer Zeit ernſtlich bedauerte. Adolf Stahr, Moritz Hartmann und Alfred Meißner berichten gleichlautende Äußerungen des Dichters, daß nicht bloß der eingewurzelte Gegenſatz ihrer Naturen, ſondern auch gemeine Zwiſchenträgereien, Verleumdungen und Hetzereien von politiſchen Flüchtlingen wie von Deutſchland her ihn mit Börne entzweit, die Erbitterung zwiſchen den ehemaligen Freunden ſyſtematiſch genährt, und ihn zur Abfaſſung des unſeligen Buches veranlaſſt hätten. „Börne“, ſagte er eines Tages zu Meißner[557]), „war ein Ehrenmann, ehrlich und überzeugt, aber ein ingrimmiger, verdrießlicher Menſch, ſo Das, was der Franzoſe un chien hargneux nennt. Was ich über ihn geſchrieben, iſt wahr, Deſſen ungeachtet geſtehe ich, daß ich es nicht geſchrieben zu haben wünſchte, oder es gern wieder zurücknähme. Es iſt immer eine bedenkliche Sache, eine gehäſſige

Wahrheit gegen einen Autor auszuſprechen, der einen großen Leſerkreis und ein Heer von Anhängern beſitzt. Goethe war ein kluger Mann. Er hatte gewiß manches Bedenken gegen Schiller, aber er hütete ſich wohl, irgend eins auszuſprechen, um nicht die Begeiſterung einer ganzen Zeit gegen ſich zu kehren.“

Die Rache der Anhänger Börne's blieb nicht lange aus. Zuerſt ſchrieb Gutzkow, der ſich im „Telegraphen“ bereits wiederholentlich an dem Dichter der „Reiſebilder“ gerieben, Demſelben in der Vorrede ſeiner Biographie Börne's einen geharniſchten Abſagebrief. Faſt die geſammte deutſche Preſſe ſtimmte in das vernichtende Urtheil ein, und die Freundin Börne's, deren perſönliche Ehre in dem Heine'ſchen Buche aufs frivolſte verletzt worden war, ſorgte dafür, daß all' dieſe entrüſteten Stimmen, im Verein mit zahlreichen gehäſſigen Äußerungen Börne's über Heine in den an ſie gerichteten Privatbriefen, zu einem beſonderen Büchlein zuſammengeſtellt 158), weitere Publicität erhielten. Ein Jahr verſtrich. Heine glaubte den Skandal, welchen ſein Buch erregt, ſchon vergeſſen, er ſtand eben im Begriff, eine Reiſe in das Pirenäenbad Cauterets anzutreten, als am 14. Juni 1841 Herr Salomon Straus, der Gemahl der beleidigten Dame, ihm plötzlich an der Ecke der Rue Richelieu und der Rue St. Marc mit injuriierenden Worten in den Weg trat. Heine gab dem vor Aufregung zitternden Manne ruhig die Adreſſe ſeiner Wohnung, mit dem Beſcheid, daß, „wenn man mit ihm zu ſprechen habe, man wohl noch einige Wochen bis zu ſeiner Rückkehr warten könne, indem man ſchon zwölf Monate ihm Nichts geſchenkt.“ Während des Dichters Abweſenheit von Paris wurde in deutſchen Journalen das Märchen ausgeſprengt, als ſei er bei jener Begegnung von Herrn Straus thätlich inſultiert worden, und habe ſich, ſtatt Genugthuung zu fordern, eiligſt aus dem Staube gemacht. Auf die Nachricht von dieſer ſchnöden Erfindung kehrte Heine früher, als beabſichtigt, nach Paris zurück, und ſandte durch ſeine Freunde Theophile Gautier und Alphonſe Royer Herrn Straus ſofort ein Kartell zu. Nach langen und peinlichen Verhandlungen zwiſchen den beiderſeitigen Zeugen 159) fand das Duell endlich am Morgen des 7. September im Thale von Saint-Germain ſtatt. Auf Verlangen Heine's waren Piſtolen gewählt; die Entfernung war auf dreißig Schritte, mit zwanzig Schritten Barrière, feſtgeſetzt. Ein reicher Gutsbeſitzer aus der Vendée, Herr Teſſier de Mele, und der Korreſpondent der „Allgemeinen Zeitung“ Dr. Heinrich Seuffert waren Heine's Zeugen, während der berühmte Arzt und Republikaner Raſpail und Anton Hamberg Herrn Straus ſekundierten. Außer dem Dr. med. Schuſter aus Hannover, den man als Arzt hinzugezogen, war noch der deutſche Literat Eduard Kolloff zugegen, welcher bei den vorausgegangenen Unterhandlungen als Bevollmächtigter des Herrn Straus fungiert hatte. Heine brach, als er ſeinen Platz einnahm, einen Zweig von dem Baume, unter welchem er ſtand. „Ich ſtellte mich damit," ſagte er zu Alfred Meißner, als ſpäter einmal auf dies Duell die Rede kam, „gleichſam unter den Schutz der Oreade. Wir Poeten ſind ein abergläubiſches Volk." Herr Straus hatte den erſten Schuß. Seine Kugel ſtreifte die Hüfte des Dichters und ſchwärzte die Knochenhaut, ohne jedoch eine ernſtliche Verletzung zu bewirken. Heine, an welchen jetzt die Reihe kam, ſchoß in die Luft. Es lag ihm nur daran, daß das Duell vor ſich gehe — damit war der Ehre genug gethan. Obſchon Herr Straus die nach ſolchem Duell üblichen Höflichkeiten unterließ, gab doch Heine der Gemahlin Desſelben ſpäter in einem Briefe an Dr. L. Wertheim[380] die bündigſte Ehrenerklärung, und traf zugleich die Verfügung, daß in der Geſammtausgabe ſeiner Werke die jene Dame betreffenden Stellen ſeines Buches über Ludwig Börne nicht wieder abgedruckt werden ſollten. Aber von Seiten der beleidigten Frau und ihres Gatten wurde der Krieg nicht eingeſtellt. Wenigſtens blieb Heine feſt überzeugt und glaubte Beweiſe dafür zu haben, daß ihm auch in ſpäterer Zeit von dieſer Seite her beſtändige Ungelegenheiten bereitet wurden. Nach Herausgabe des „Wintermärchens" erſchien im „National" ein kurzer Paragraph, worin es ungefähr hieß: „Heine habe ein Gedicht, ‚Deutſchland', publiciert; der freien Partei könne aber Heine nicht mehr dienen, er, der Lamennais einen prêtre abominable genannt, und in der ‚Augsburger Zeitung' ſo oft über die Republikaner geſpottet". Heine war wüthend, und wollte ſich mit Armand Marraſt, dem Redakteur der Zeitung, ſchlagen. Arnold Ruge bot ſeine Vermittelung an, und Marraſt erklärte ärgerlich, an die dreißig Frankfurter Juden hätten ihn überlaufen und nicht eher geruht, bis ſie ihn bewegen, jene Notiz in den „National" zu ſetzen. Er berichtigte dieſelbe, nach Ruge's Belehrung, etwa dahin[381]: „Heine habe ein gutes Gedicht gemacht, mit welchem die Oppoſition vollkommen zufrieden ſei, was er ſonſt auch geſündigt haben möge." Auf dieſelbe Frankfurter Quelle führte Heine die zahlloſen, ſein Privatleben verunglimpfenden Notizen in deutſchen und franzöſiſchen Blättern zurück[382]. „Mein Leben war ſchön," klagte er einmal gegen Alfred Meißner, „ich war der Lieblingspoet der Deutſchen geworden und wurde ſogar gekrönt wie ein deutſcher Kaiſer zu Frankfurt. Mädchen in weißen Kleidern ſtreuten mir Blumen, o es war ſchön! Warum muſſte ich doch meinen Heimweg durch die Judengaſſe nehmen, die, wie Sie vielleicht wiſſen, vom Römer nicht gar weit entfernt iſt! Als ich ſie auf meinem Triumphzuge durchſchreite, geht ein häßliches Weib mir quer über den Weg und droht mir, als wolle ſie mir Unglück weisſagen. Ich ſtutze vor der Geſtalt, fahre einen Schritt zurück, und mein Kranz, mein prächtiger Kranz fällt in den Staub dieſer unreinen Gaſſe. Weh mir! ſeitdem klebt ein fataler Geruch an meinem Lorber, ein Geruch, den ich nicht wegbringen kann! Schade um den ſchönen, ſchönen Kranz!"

Vor dem Duelle mit Salomon Straus war Heine darauf bedacht geweſen, die Zukunft Mathildens für alle Fälle zu ſichern. Nachdem er gegen Ausſtellung eines Reverſes, worin er ſich verpflichtete, die etwa aus ſeiner Ehe hervorgehenden Kinder im katholiſchen Glauben zu erziehen, den für die kirchliche Einſegnung von Miſchehen erforderlichen erzbiſchöflichen Dispens erlangt, hatte er ſich am 31. Auguſt 1841 in der Kirche St. Sulpice mit der in Freud' und Leid erprobten Lebensgefährtin trauen laſſen, die ſeit Jahren an ſeiner Seite weilte und von ihm ſelbſt wie von Anderen ſtets als ſeine Gattin geehrt und betrachtet worden war. Wie Meißner erzählt, lud er zu ſeiner Hochzeit nur ſolche Freunde ein, die gleichfalls in freien Liebesbündniſſen lebten, um ſie durch ſein Beiſpiel zu bewegen, auch wie er dieſen letzten Schritt zu thun; nach der Tafel forderte er ſie in einer humoriſtiſchen Anrede ſogar direkt dazu auf. Zwei Tage ſpäter entwarf er ein Teſtament und ſetzte Mathilden zu ſeiner Univerſalerbin ein. „Ja, lieber Freund," ſcherzte er in einem Briefe an Heinrich Laube, „ich lebe jetzt im ernſthafteſten Eheſtand; ich treibe Monogamie." Und an Auguſt Lewald ſchrieb er eben ſo humoriſtiſch([illegible]): „Daſs ich einige Tage vor dem Duell, um Mathildens Poſition in der Welt zu ſichern, in die Nothwendigkeit verſetzt war, meine wilde Ehe in eine zahme zu verwandeln, werden Sie erfahren haben. Dieſes eheliche Duell, welches nicht eher aufhören wird, bis Einer von uns Beiden getödtet, iſt gewiſs gefährlicher, als der kurze Holmgang mit Salomon Straus aus der Frankfurter Judengaſſe!" Um dieſelbe Zeit bezog Heine ein neues, elegant eingerichtetes Logis, Rue du Faubourg Poiſſonnière Nr. 46. „Ich wohne ſehr hübſch," meldete er ſeinen Freunden in Deutſchland, „und es ſieht ſehr gut bei mir aus; man möchte kaum glauben, bei einem deutſchen Dichter zu ſein."

Siebentes Kapitel.

Die politiſche Tendenzpoeſie.

Die Gemüthsverbitterung und geiſtige Ermüdung, welche ſich in Heine's Briefen und Schriften gegen Ende der dreißiger Jahre kundgab, und welche, wie wir ſahen, durch perſönliche Unannehmlichkeiten mancher Art — durch politiſche Verfolgung, literariſche Angriffe, Geldbedrängniſſe und ein zeitweiliges Zerwürfnis mit dem reichen Oheim — geſteigert ward, hatte jedoch, neben dieſen ſubjektiven Urſachen, noch einen allgemeineren Grund, der in den Zeitverhältniſſen und ihrer Rückwirkung auf die Stimmung des Dichters lag. Die Julirevolution hatte weder in Frankreich, noch in Deutſchland die erwarteten Früchte getragen. Das „Bürgerkönigthum", an welches ſich Anfangs ſo ſtolze Hoffnungen geknüpft, war binnen weniger Jahre zu einem trügeriſchen Gaukelſpiel mit den Intereſſen und Freiheiten des Volkes herabgeſunken, in welchem der von uſurpatoriſchen Begierden geſtachelte König mit intriganter Schlauheit den Widerſtand der Kammer zu überliſten und die Zügel der Gewalt autokratiſch an ſich zu reißen ſuchte. Das Regierungsſyſtem des Juſtemilieu, das die Franzoſen achtzehn Jahre lang geduldig ertrugen, war nicht dazu angethan, dem konſtitutionellen Regimente, wie es hier zur Erſcheinung kam, Achtung oder gar Bewunderung zu verſchaffen. Voll demüthiger Unterwürfigkeit gegen das Ausland, ſeit dem Verrath an Polen jeden Augenblick bereit, den Drohungen Rußlands oder Englands die Ehre Frankreichs und die königliche Würde zu opfern, blieb das Streben Ludwig Philipp's und ſeiner Miniſter im eigenen Lande unabläſſig darauf gerichtet, die Volksrechte zu ſchmälern, die Freiheit der Preſſe, des Aſſociations- und Verſammlungsrechtes zu beſchränken, die öffentliche Meinung durch mit ſchamloſer Dreiſtigkeit geübte Wahlbeſtechungen zu fälſchen, und es war im Grunde nur die feige Angſt der beſitzenden Klaſſen vor jeder Störung des Weltfriedens und vor einem Siege der neu auftauchenden ſocialiſtiſchen und kommuniſtiſchen Lehren, was die Bourgeoiſie an den Julithron kettete. — In Deutſchland waren die Hoffnungen auf eine freiere Geſtaltung des politiſchen Lebens, welche die Julirevolution erweckt hatte, faſt noch ſchneller, als in Frankreich, erloſchen. Die hie und da unternommenen Verſuche, die Kraft des Volkes zu einer entſcheidenden geſchichtlichen That zu ſpornen, liefen, wie das Hambacher Feſt oder die Erſtürmung der Frankfurter Hauptwache auf eine ohnmächtige Farce hinaus, und boten den reaktionären Staatsmännern des Bundestags einen willkommenen Vorwand zu erneuten Demagogenverfolgungen und zu gewaltſamer Unterdrückung der ſchwachen Anfänge des Konſtitutionalismus in den ſüddeutſchen Ländern. Die Bewegung der Geiſter flüchtete ſich daher faſt ausſchließlich in die Literatur, wo das ſubjektive Freiheitsgelüſte der jungdeutſchen Autoren ſich in einer rückſichtsloſen Kritik der beſtehenden Staats- und Geſellſchaftsverhältniſſe geltend machte, ohne dabei über die abſtrakte Forderung einer Wiedergeburt des modernen Lebens hinaus zu gelangen. Sowohl die politiſchen wie die literariſchen Beſtrebungen der dreißiger Jahre entbehrten zudem jeder nationalen Grundlage, ſie wurzelten nicht im allgemeinen Bewußtſein des Volkes, ſondern ſie entſprangen dem auflodernden Freiheitsbedürfnis weniger einzelnen Männer, deren Enthuſiasmus ſich am Feuer der Juliſonne entzündet hatte. Sowohl der in der Luft ſchwebende kosmopolitiſche Liberalismus Börne's und der Mitglieder des rheinbairiſchen Preßvereins, wie die zerſetzende, frivole Kritik, durch welche Heine und die übrigen Schriftſteller des jungen Deutſchlands die religiöſe, ethiſche und ſociale Baſis der alten Geſellſchaft ſyſtematiſch untergruben, lehnten ſich an franzöſiſche Muſter an, und vermochten nur langſam eine Umgeſtaltung der öffentlichen Meinung in Deutſchland zu bewirken. Hieraus erklärt ſich zum Theil die ſtumpfe Gleichgültigkeit, mit welcher die brutalen Gewaltmaßregeln der deutſchen Regierungen zur Unterdrückung jedes politiſchen Fortſchritts auch in dieſem Zeitraume noch von der großen Maſſe des Volkes ertragen wurden.

Erſt ſeit dem Jahre 1840 trat allmählich ein Umſchwung dieſes lethargiſchen Zuſtandes ein. Der Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's IV.

brachte, trotz ernſter Mahnungen, zwar weder die endliche Erfüllung des vor einem Vierteljahrhundert dem preußiſchen Volke feierlich gegebenen Verſprechens einer freien Konſtitution, noch wurde das Joch der Cenſur in erheblicher Weiſe gelüftet; aber es zeigte ſich doch bald, daß die im verfloſſenen Jahrzehnt ausgeſtreute Saat politiſcher und religiöſer Aufklärung im Ganzen auf einen fruchtbaren Boden gefallen war. Die Überzeugung von der Nothwendigkeit einer durchgreifenden Reform unſerer öffentlichen Zuſtände, die bis dahin nur in einzelnen Köpfen geglüht und dort oft ſeltſam viſionäre Träume erzeugt hatte, drang in das Bewußtſein, wenn nicht der Volksmaſſen, ſo doch der Mehrzahl der gebildeten Stände ein, und verbreitete ſich von dort aus in immer weiteren Kreiſen. Es war nicht mehr die Willkür des genialen Subjektes, das die Freiheit übermüthig als ein Privilegium für die Elite der Geiſter in Anſpruch nahm, ſondern in ernſter, gemeinſamer Arbeit begann ſich die liberale Partei mit dem Ausbau des vorhandenen Staatslebens und mit ſeiner planmäßigen Verbeſſerung zu beſchäftigen. Den theoretiſchen Anregungen Rotteck's und Welcker's auf dem Gebiete der Staatswiſſenſchaft und den begeiſterten Reden der Landtagsabgeordneten in der badiſchen Kammer entſprachen die Beſtrebungen Ruge's und Echtermeyer's in den Halliſchen und Deutſchen Jahrbüchern, die Erforderniſſe des Zeitgeiſtes philoſophiſch zu begründen und den preußiſchen Staat, als den Staat des Proteſtantismus und der Intelligenz, in das Vordertreffen des politiſchen und religiöſen Befreiungskampfes zu drängen. „Geſinnung“, „Charakter“ wurden die Stichworte, nicht nur des öffentlichen Lebens, ſondern auch der Wiſſenſchaft und der Kunſt. Vor Allem die poetiſche Literatur machte dieſe Wandlung mit, ſie wurde der beredte Ausdruck der veränderten Zeitſtimmung. Die unbeſtimmten Anklagen gegen die Geſellſchaft nahmen in der politiſch-ſocialen Tendenzdichtung der vierziger Jahre eine immer konkretere Geſtalt an. Aus Heine's thron- und altarerſchütterndem Gelächter, aus der umſturzluſtigen Polemik des „jungen Deutſchlands“, aus Platen's und Lenau's Polengedichten, jenen Sterbeflüchen einer zertretenen Nation, erwächſt eine Liederſaat der bedeutungsvollſten Art. Die politiſche und nationale Freiheit wird mit einem Male das Schiboleth unſrer geſammten Poeſie. Für jedes Leiden der Menſchheit findet der Dichter das Wort, er ſtellt die Diagnoſe der großen Zeitkrankheit und ſucht das Heilmittel dafür auf, er will Arzt und Erlöſer, Entſühner und Vergelter ſein für jede Schmach, welche bis dahin in ſtummer

Reſignation erduldet ward. Selbſt in dem lichtſcheuen Staate Metternich's pflanzt Anaſtaſius Grün in ſeinen hoffnungsvollen „Spaziergängen" vor den Thoren der Hofburg das Reformbanner auf; Karl Beck wirft in ſeinen „Liedern vom armen Manne" der geldſtolzen, herzloſen Bourgeoiſie den Fehdehandſchuh vor die Füße; Hartmann und Meißner tragen im alten Huſſitenlande abermals „Kelch und Schwert" den aus dem Schlafe gerüttelten Völkern als Schlachtpanier vor und laſſen die Ziskatrommel durchs Land gehn; Niklas Becker's Strophen vom „freien deutſchen Rhein" donnern den Kriegsgelüſten der Franzoſen die patriotiſche Antwort zu; von der Elbe herab ſchallt das Lied „Schleswig-Holſtein meerumſchlungen" durch die deutſchen Gauen und weckt überall Sympathie und Begeiſterung für den Bruderſtamm im Norden; auch der Jude fordert in Beck's und Creizenach's elegiſchen Dichtungen ſeine Menſchenrechte; Herwegh's Lieder entflammen die Jugend zu ſolcher Kampfesluſt, daſs ſie mit dem Poeten kaum mehr frägt, wo Feinde ſind, „die Feinde kommen mit dem Wind;" — Alles, was Geiſt und Talent beſitzt, wird in den Strudel der politiſchen Poeſie hinein geriſſen: Freiligrath reibt ſich den Wüſtenſand aus den Augen, und ruft ſeinem Volke als „Guten Morgen!" ſein „Glaubensbekenntnis" zu; Dingelſtedt vertauſcht den ehrſamen Schulmeiſterbakel mit dem Horn des kosmopolitiſchen Nachtwächters; Hoffmann ſteigt vom Profeſſorskatheder herab, um als luſtiger Rath der Freiheit ſarkaſtiſche Gaſſenhauer zu jodeln; Prutz geißelt in ſeiner „Politiſchen Wochenſtube" mit ariſtophaniſchem Witz die Kindesnöthen der Jungfrau Germania; der zarte Frauendichter Emanuel Geibel ſucht der Harfe, die ſonſt nur von Liebesaccorden erklang, ernſthafte „Zeitſtimmen" zu entlocken; ſelbſt der Ariſtokrat pur-sang, der junge Graf Strachwitz, lenkt ſein Muſenroſs in die politiſche Arena und läſſt ſeinen Sarras, wie weiland Junker Eppelin, auf den Rücken der zahmen und furchtſamen Spießbürger tanzen. Die Signalfeuer der Freiheit flackerten gleichſam von allen Höhen des deutſchen Parnaſſes, eine ungeſtüme Erwartung pochte in den Herzen der Jugend, als ſollte morgen der langerſehnte Frühlingstag der Menſchheit anbrechen und die Welt in ein Paradies verwandeln...

Wenn nur — ja, wenn nur das wirklich erreichte Maß des politiſchen Fortſchritts nicht in ſo ſchnödem Widerſpruche geſtanden hätte mit den warmblütigen Hoffnungen der Poeten, der Landtagsredner und der liberalen Profeſſoren! Da ſaß ein Romantiker auf dem preußiſchen Throne, der, voll Geiſt und unruhiger Schaffensluſt, voll irrlichterierender Begeiſterung für Kunſt und Wiſſenſchaft, ſchon als Kronprinz die Erwartung erregt hatte, daß ſich an ſeinen Namen eine „neue Ära" knüpfen werde, und der ſich, um Herwegh's bekanntes Wort zu gebrauchen, nun völlig unfähig erwies, das Sphinxräthſel der Zeit zu löſen. Überall die ſchroffſten, unvermittelten Gegenſätze, überall vielverheißende Anregungen, die ohne Reſultat, großartige Entwürfe, die unausgeführt blieben! Ein ehrgeiziges Trachten nach Hebung des politiſchen Anſehens und der nationalen Größe, und dabei die kläglichſte Abhängigkeit von ruſſiſchem Einfluß! Ein lüſternes Buhlen um Volksgunſt und Beifall der Menge, während die gerechteſten Wünſche des Volkes verachtet, das Petitionsrecht verkümmert, die Freiheit der Preſſe und Rede durch erbitterte Verfolgung illuſoriſch gemacht wurden. Heute gnädiger Empfang Herwegh's im königlichen Schloſſe und Verſicherung: „Wir wollen ehrliche Feinde ſein!" — morgen Ausweiſung des gefeierten Dichters mit Gendarmeneskorte bis zur preußiſchen Grenze und Verbot ſeiner noch ungeſchriebenen Zeitung. Heute die peremptoriſche Erklärung vor dem vereinigten Landtage: „Nie ſoll ein beſchriebenes Blatt Papier ſich zwiſchen mich und mein Volk drängen!" — ein Jahr ſpäter die Eröffnung der konſtituierenden Nationalverſammlung durch den König in eigner Perſon. Heute ein begehrliches Blinzeln nach der deutſchen Kaiſerkrone — morgen Zurückweiſung derſelben, weil ſie nicht von den Fürſten, ſondern von den Vertretern des Volkes geboten wird. Und ſo in allen übrigen Verhältniſſen dasſelbe ohnmächtige Schwanken, die gleiche charakterloſe Inkonſequenz! Hier die Beendigung der Kölner Wirren durch zuvorkommende Nachgiebigkeit gegen die katholiſchen Prälaten, dort, nach Weiſe ſeines Vorgängers, die Einzwängung des proteſtantiſchen Geiſtes in das Prokruſtesbette der Union, die ſtrenge Sonntagsfeier und Kirchenzucht, und der Verſuch, die freireligiöſe Entwicklung auf jegliche Art zu hemmen. Ein abenteuerlicher Dombau in Berlin begonnen und nicht vollendet; Mendelsſohn-Bartholdy von Leipzig herübergelockt zur Einrichtung eines Konſervatoriums, einer Schule für Muſik und Darſtellungskunſt, die niemals ins Leben trat; Tieck und Rückert, Schelling und Cornelius in die preußiſche Reſidenz berufen, um der Poeſie, bildenden Kunſt und Wiſſenſchaft, der Himmel weiß, welchen Aufſchwung zu geben, von dem in Wirklichkeit hinterdrein Nichts zu verſpüren war; eine Aufführung der „Antigone" anſpruchsvoll in Scene geſetzt, während Raupach und Charlotte Birchpfeiffer das Repertoire der

Hofbühne beherrſchten! Man wollte eine glanzvolle Periode des nationalen Fortſchritts inaugurieren, aber Alles ſollte künſtlich, nach der vorgezeichneten Schablone allerhöchſten Beliebens, fabriciert werden. Unbequemen Fragern — vide Johann Jakoby — wurde mit dem Knebel der Preßgeſetze das vorlaute Maul geſtopft; der Humor — vide Ludwig Walesrode — muſſte auf der Bank der Angeklagten ſeine ſcherzhaften Randgloſſen gegen die hochnothpeinliche Auslegung des Staatsanwaltes in Schutz nehmen. Die „Deutſchen Jahrbücher" wurden durch den langen Arm des Berliner Kabinettes in Sachſen unterdrückt, wohin ſie ausgewandert, um den preußiſchen Cenſurchikanen zu entrinnen, dem geiſtvollen Verfaſſer der „Kritik der evangeliſchen Geſchichte der Synoptiker" ward die venia legendi entzogen, dem Dichter der „Politiſchen Wochenſtube" der Aufenthalt in Jena verweigert und das Halten öffentlicher Vorträge über die Literatur der Gegenwart nur unter der Bedingung geſtattet, daß in denſelben von der Hauptſache, von der Wechſelbeziehung zwiſchen Literatur und Politik, keine Rede ſei. Es war ein tragikomiſches Schauſpiel, dies impotente Liebäugeln der Herrſchergewalt mit dem Zeitgeiſte, und dabei dieſe zitternde Angſt vor ſeinen neuen Ideen; auf der einen Seite der herablaſſend gütige Verkehr mit den Leuchten der Menſchheit, mit den Koryphäen der Kunſt und Wiſſenſchaft, mit Humboldt und Tieck und mit der romantiſch begeiſterten Bettina, auf der andern die Purifikation der Univerſitäten von freiſinnigen Elementen, die emphatiſche Verkündigung des „chriſtlichen Princips der oberen Leitung" und der Fortbildung des öffentlichen Rechtes mit dem Blick „rückwärts in die Vergangenheit". Und dieſe politiſchen Dichter, deren Lieder, trotz Cenſur und Verkaufsverbot, von Lippe zu Lippe ſchwebten, welche Verfolgungen hatten ſie auszuſtehn, wie wurden ſie von Ort zu Ort, von Land zu Land ins Exil gehetzt! Herwegh, Hoffmann von Fallersleben, Dingelſtedt, Freiligrath, Moritz Hartmann, Alfred Meißner, Karl Beck — nicht Einer, dem bei der Rückkehr in die Heimat ein anderes Loos gewinkt hätte, als Unterſuchung, Ausweiſung oder Kerkerhaft!

Heine, in ſeiner verbitterten Stimmung, hatte zunächſt nur Augen für die Schattenſeite dieſes Bildes. Er theilte nicht den fröhlichen Hoffnungsmuth ſeiner neuen Liedgenoſſen, er ſah in ihren begeiſterten Geſängen nur hohle Rhetorik und ein Pathos, dem es an jedem reellen Gegenſtande gebrach. Die politiſchen Flüchtlinge in Paris, deren Treiben er ſeit der Julirevolution aus nächſter Nähe beobachtet, hatten ihm von dem Geiſt und den möglichen Erfolgen der deutſchen Freiheitskämpfer einen gar zu ungünſtigen

Begriff beigebracht. „Geſinnung“, „Charakter“ — waren dieſe Stichworte der neuen politiſchen Bewegung und ihrer geräuſchvollen Tendenzpoeſie nicht dieſelben Trümpfe, die ſchon Börne und ſein Anhang gegen den Dichter ausgeſpielt, wenn ſie ihm das Schlimmſte hatten nachſagen wollen? Was bedeutete der ganze Lärm? Waren nicht die verheißungsvollen Blüthen der Julirevolution vom Wurme des Verderbens zernagt worden, ehe ſie Früchte angeſetzt? War nicht auf die luſtig emporſprießenden Keime der jungdeutſchen Literatur ein giftiger Mehlthau gefallen, welcher die ganze Ausſaat wieder vernichtet hatte? Und ſprach die geringſte Wahrſcheinlichkeit dafür, daß die deutſchen Gewalthaber, welche gegen die Stimme der Volkstribunen ſo lange taub geblieben, ihr jetzt plötzlich ein geneigtes Ohr leihen würden? Heine ſchüttelte den Kopf zu all' dieſen Fragen, der Idealismus der Jugend, welcher bei ihm von jeher durch einen ätzenden Verſtand kontrolliert worden, war in alle Winde verflogen, um einen peſſimiſtiſchen Realismus als Hefe zurück zu laſſen, er glaubte an keinen Auferſtehungstag der Menſchheit mehr, oder wenigſtens hoffte er nicht mehr, deſſen Morgenroth zu erleben. Schon ſeine Denkſchrift über Börne hatte von dieſer geiſtigen Müdigkeit Zeugnis abgelegt; bedenklicher noch ſtarrt uns die politiſche Blaſiertheit aus den Korreſpondenzen entgegen, welche er ſeit dem Februar 1840 wieder einige Jahre lang für die „Allgemeine Zeitung“ ſchrieb, und welche er ſpäter in den „Vermiſchten Schriften“ unter dem Titel „Lutetia“ geſammelt. Als Dokumente zur Beurtheilung der Zeitgeſchichte ſind dieſe Aufſätze von geringem Werth. Die parlamentariſche Periode des Bürgerkönigthums, wie Heine dieſen Abſchnitt der Regierungszeit Ludwig Philipp's benennt, hat weitaus nicht die Wichtigkeit, welche der Verfaſſer ihr beilegt, und, was ſchlimmer, der Standpunkt des Beurtheilers iſt weder unbefangen, noch hoch. Es iſt, trotz alles gelegentlich hervorbrechenden Haſſes des Poeten gegen den feigen Krämergeiſt der herrſchenden Bourgeoiſie, doch eben der Standpunkt dieſes ſelben Spießbürgerthums, welcher in Heine's Korreſpondenzen dem Regierungsſyſteme des Juſtemilieu das Wort redet, in Ludwig Philipp und Guizot die Erhalter des Friedens und der Ordnung ſieht, und von den unheimlichſten Ängſten vor einem Siege des Kommunismus gequält wird. Ja, die finſteren Schatten und grellen Streiflichter, welche die zur fixen Idee gewordene Überzeugung des Dichters, daß dem Weltreiche des Kommunismus die Zukunft gehöre, in ſeine ſonſt ziemlich farbloſen Berichte wirft, ſind faſt das Einzige, was dieſen Schilderungen Heine's aus den vierziger Jahren ein phantaſtiſch anziehendes Gepräge verleiht. Er ſpricht von den Kommuniſten als von der „einzigen Partei in Frankreich, die eine entſchloſſene Beachtung verdiene," er vergleicht ſie mit der kleinen Gemeinde der Chriſten in Rom zur neroniſchen Zeit, ſie erſcheinen ihm als „die prädeſtinierten Knechte, womit der höchſte Weltwille ſeine ungeheuren Beſchlüſſe durchſetzt", und es dünkt ihn für den Kommunismus „ein unberechenbar günſtiger Umſtand, daß der Feind, den derſelbe bekämpft, bei all' ſeiner Macht in ſich ſelber keinen moraliſchen Halt beſitzt." „Die heutige Geſellſchaft," ſagt er 344), „vertheidigt ſich nur aus platter Nothwendigkeit, ohne Glauben an ihr Recht, ja ohne Selbſtachtung, ganz wie jene ältere Geſellſchaft, deren morſches Gebälke zuſammen ſtürzte, als der Sohn des Zimmermanns kam. Die Propaganda des Kommunismus beſitzt eine Sprache, die jedes Volk verſteht; die Elemente dieſer Univerſalſprache ſind ſo einfach, wie der Hunger, wie der Neid, wie der Tod. Das lernt ſich ſo leicht." Die politiſchen Einzelkriege der Völker ſind dem beſorgten Gemüthe des Dichters nur der erſte Akt, gleichſam das Vorſpiel, des herandrohenden großen Spektakelſtücks: „Der zweite Akt iſt die europäiſche, die Welt-Revolution, der große Zweikampf der Beſitzloſen mit der Ariſtokratie des Beſitzes, und da wird weder von Nationalität noch von Religion die Rede ſein: nur ein Vaterland wird es geben, nämlich die Erde, und nur einen Glauben, nämlich das Glück auf Erden. Werden die religiöſen Doktrinen der Vergangenheit ſich zu einem verzweiflungsvollen Widerſtand erheben, und wird etwa dieſer Verſuch den dritten Akt bilden? Wird gar die alte abſolute Tradition nochmals auf die Bühne treten, aber in einem neuen Koſtüm und mit neuen Stich- und Schlagwörtern? Wie würde dieſes Schauſpiel ſchließen? Ich weiß nicht, aber ich denke, daß man der großen Waſſerſchlange von Albion am Ende das Haupt zertreten und dem Eisbären des Nordens das Fell über die Ohren ziehen wird. Es wird alsdann nur einen Hirten und eine Herde geben, ein freier Hirt mit einem eiſernen Hirtenſtabe und eine gleichgeſchorene, gleichblökende Menſchenherde! Wilde, wüſte Zeiten dröhnen heran, und der Prophet, der eine neue Apokalypſe ſchreiben wollte, müßte ganz neue Beſtien erfinden, und zwar ſo erſchreckliche, daß die älteren Johanneiſchen Thierſymbole dagegen nur ſanfte Täubchen und Amoretten wären. Die Götter verhüllen ihr Antlitz aus Mitleid mit den Menſchenkindern, ihren langjährigen Pfleglingen, und vielleicht zugleich auch aus

Beſorgnis über das eigene Schickſal. Die Zukunft riecht nach Juchten, nach Blut, nach Gottloſigkeit und nach ſehr vielen Prügeln. Ich rathe unſern Enkeln, mit einer ſehr dicken Rückenhaut zur Welt zu kommen.“ Von den literariſchen Vertretern des Kommunismus flößte beſonders Proudhon dem deutſchen Dichter gewaltigen Reſpekt ein. Meißner theilt in ſeinen „Erinnerungen“ ein intereſſantes Geſpräch hierüber mit. Am 7. April 1847 beſuchte er mit Heine das alljährliche Bankett, welches am Sterbetage Fourier's von den Anhängern Deſſelben im Saal Valentino gefeiert ward. Begeiſterte Toaſte wurden „dem Genius Fourier's, des Offenbarers menſchlicher Geſchicke und der friedlichen Begründung der Einheit unter allen Völkern und Menſchen,“ — „der Auferſtehung des ſterbenden Polen,“ — „dem Ende des Kriegs auf der Erde,“ — „der allmählichen Emancipation des Weibes,“ — „der unſichtbaren Kirche der Todten“ dargebracht. Beim Verlaſſen des Saales erblickte Heine draußen im Gedränge einen unterſetzten Mann, mit einem vollen, heiteren Geſicht, breiter, rundgewölbter Stirn und einer blauen Brille vor den Augen. „Sehen Sie ſich Den an!“ flüſterte er raſch ſeinem Freunde zu. — „Waren Sie denn auch drinnen?“ frug Einer den Mann mit der blauen Brille. — „Nein,“ erwiderte Dieſer kurz. „Ich kam nur ſo vorüber und blieb ſtehen, weil es wie ein Auflauf ausſah. Ach, es iſt daſſelbe Lied bei allen Sektierern! Gelobt ſei Jeſus Chriſt, der uns von der Sünde erlöſt hat, gelobt Saint-Simon, durch den wir das Leben begriffen haben, gelobt ſei Fourier, der uns die ſocialen Geſetze geoffenbart! Poſſen! Wer wird endlich einmal ausrufen: ‚Lob und Ehre dem geſunden Menſchenverſtande, der Keinen anbetet!‘“ Der Mann mit der blauen Brille zuckte die Achſeln und entfernte ſich langſam. — „Wer iſt dieſer Herr?“ frug Meißner. — „Wer er iſt?“ antwortete Heine, und ein aufgeregtes Leben blitzte über ſein Geſicht. „Monſieur Proudhon nennt er ſich unter den Menſchen. Eigentlich iſt es ein Dämon. Ich bin innerlich erquickt, wieder einmal einem Solchen zu begegnen. Ich werde lebensüberdrüſſig, wenn ich Nichts als Geſchäftsleute und Alltagsmenſchen um mich ſehe. Dies einzige Wort von ihm thut mir wohl nach ſo viel' ſchönen, aber flauen Tiraden. Er hat Recht, vollſtändig Recht!“ — „Wer iſt der Menſch?“ wiederholte Meißner mit einer noch höher geſpannten Neugier ſeine Frage. — „Immer ſagen Sie: der Menſch!“ verſetzte Heine. „Sie haben ja gehört, daß Das kein Menſch iſt, trotz ſeiner blauen Brille. Er iſt das zerſtörende Princip in Geſtalt eines

Staatsphiloſophen, zum Übermaße noch bevorzugt mit den Darſtellungsmitteln eines Dichters. Victor Hugo ſcheint ihm die Macht ſeiner Antitheſe abgetreten und Alexandre Dumas ſeine heitere Phantaſie geborgt zu haben. Der furchtbare Ernſt der Sache iſt elegant und ſinnvoll drapiert und ſieht das Barfüßergewand deutſcher Trockenheit mit dem Standesſtolze eines Ariſtokraten an. Dieſe Werke, oder, um die Polizeiſprache zu reden, dieſe Brandſchriften, leſen ſich wie Romane! Sie gehen hier in Frankreich von Hand zu Hand, man amüſiert ſich dabei, und Niemand merkt, daß beim Umſchlagen der Blätter Drachenzähne herausfallen, die eines Tages prächtig aufgehen und eine geſegnete Ernte geben werden." — Heine blieb dem aus ſchaudernder Angſt und dämoniſcher Schadenfreude gemiſchten Intereſſe für den Kommunismus bis an ſein Ende getreu. Noch in der, zehn Monate vor ſeinem Tode geſchriebenen Vorrede zur franzöſiſchen Ausgabe der „Lutetia" ſagte er**): „Nur mit Schreck und Grauſen denke ich an die Epoche, wo dieſe finſteren Bilderſtürmer zur Herrſchaft gelangen werden; mit ihren ſchwieligen Händen werden ſie erbarmungslos alle Marmorſtatuen der Schönheit zerbrechen, die meinem Herzen ſo theuer ſind; ſie werden all jenes phantaſtiſche Spielzeug und Flitterwerk der Kunſt zertrümmern, das der Poet ſo ſehr geliebt; ſie werden meine Lorberhaine fällen und dort Kartoffeln pflanzen; die Lilien, welche nicht ſpannen, noch arbeiteten, und doch ſo herrlich gekleidet waren wie König Salomo in all' ſeiner Pracht, ſie werden dann ausgerauft aus dem Boden der Geſellſchaft, falls ſie nicht etwa die Spindel zur Hand nehmen wollen; die Roſen, dieſe müßigen Bräute der Nachtigallen, wird das gleiche Loos ereilen; die Nachtigallen, dieſe unnützen Sänger, werden fortgejagt, und ach! mein ‚Buch der Lieder' wird dem Gewürzkrämer dienen, um daraus Düten zu drehen, in die er Kaffe ſchütten wird oder Schnupftaback für die alten Weiber der Zukunft. Ach! ich ſehe dies Alles voraus, und mich beſchleicht unſägliche Trauer, wenn ich an den Untergang denke, mit dem das ſiegreiche Proletariat meine Verſe bedroht, die ins Grab ſinken werden mit der ganzen alten romantiſchen Welt. Und dennoch, ich bekenne es offen, übt dieſer ſelbe Kommunismus, der all' meinen Intereſſen und Neigungen ſo feindlich iſt, einen Zauber auf meine Seele, deſſen ich mich nicht erwehren kann; zwei Stimmen erheben ſich zu ſeinen Gunſten in meiner Bruſt, zwei Stimmen, die ſich nicht wollen geſchweigen laſſen, die im Grunde vielleicht nur diaboliſche Anreizungen ſind — aber wie Dem auch ſei, ſie beherrſchen mich, und keine exercierende Gewalt vermag ſie zu bezwingen. Denn die erſte dieſer Stimmen iſt die Stimme der Logik. „Der Teufel iſt ein Logiker!“ ſagt Dante. Ein ſchrecklicher Syllogismus hält mich umſtrickt, und wenn ich den Satz nicht widerlegen kann, „daſs alle Menſchen das Recht haben, zu eſſen“, ſo bin ich genöthigt, mich auch all' ſeinen Konſequenzen zu unterwerfen. Indem ich daran denke, laufe ich Gefahr, den Verſtand zu verlieren, ich ſehe alle Dämonen der Wahrheit mich triumphierend umtanzen, und zuletzt ergreift eine hochherzige Verzweiflung mein Gemüth, und ich rufe aus: Sie iſt ſeit lange gerichtet, verurtheilt, dieſe alte Geſellſchaft. Geſchehe ihr, wie recht iſt! Werde ſie zertrümmert, dieſe alte Welt, wo die Unſchuld zu Grunde ging, wo die Selbſtſucht ſo herrlich gedieh, wo der Menſch ausgebeutet ward durch den Menſchen! Mögen ſie von Grund aus zerſtört werden, dieſe übertünchten Gräber, wo die Lüge und die ſchreiende Unbill thronten! Und geſegnet ſei der Gewürzkrämer, der einſt aus meinen Poeſien Düten machen wird, um Kaffe oder Taback hinein zu ſchütten für die armen biederen alten Weiber, die ſich in unſerer jetzigen ungerechten Welt vielleicht ſolche Annehmlichkeiten verſagen muſsten — fiat justitia, pereat mundus! — Die zweite der gebieteriſchen Stimmen, die mich beſtricken, iſt noch mächtiger und dämoniſcher als die erſte, denn es iſt die Stimme des Haſſes, des Haſſes, den ich einer Partei widme, deren furchtbarſter Gegner der Kommunismus, und die aus dieſem Grunde unſer gemeinſamer Feind iſt. Ich rede von der Partei der ſogenannten Nationalitäts-Repräſentanten in Deutſchland, jener falſchen Patrioten, deren Vaterlandsliebe nur in einer einfältigen Abneigung gegen die Fremde und gegen die Nachbarvölker beſteht, und welche Tag für Tag ihre Galle namentlich über Frankreich ausſchütten. Ja, dieſe Überbleibſel oder Nachkömmlinge der Teutomanen von 1815, die nur ihr altes Koſtüm ultradeutſchthümlicher Narren moderniſiert haben und ſich die Ohren ein wenig ſtutzen ließen — ich habe ſie all' meine Lebtage verabſcheut und bekämpft, und jetzt, wo das Schwert der Hand des Sterbenden entfällt, fühle ich mich getröſtet durch die Überzeugung, daſs der Kommunismus, der ſie zuerſt auf ſeinem Wege findet, ihnen den Gnadenſtoß geben wird; und ſicherlich wird es kein Keulenſchlag ſein, ſondern durch einen einfachen Fußtritt wird der Rieſe ſie zertreten, wie man ein elendes Gewürm zertritt. Das wird ſein Debüt ſein. Aus Haſs gegen die Verfechter des Nationalismus könnte ich faſt Liebe zu den Kommuniſten faſſen. Es ſind wenigſtens keine Heuchler.

welche immer die Religion und das Chriſtenthum auf den Lippen führen; die Kommuniſten haben freilich keine Religion (kein Menſch iſt vollkommen), die Kommuniſten ſind ſogar Atheiſten (was gewiß eine große Sünde iſt), aber als Hauptdogma bekennen ſie den abſoluteſten Kosmopolitismus, eine weltallgemeine Liebe für alle Völker, ein gütergleiches Brüderſchaftsverhältnis zwiſchen allen Menſchen, den freien Bürgern dieſer Erde. Dies Fundamentaldogma iſt dasſelbe, welches einſt das Evangelium gepredigt, ſo daß im Geiſt und in der Wahrheit die Kommuniſten weit chriſtlicher ſind, als unſere ſogenannten deutſchen Patrioten, dieſe bornierten Verfechter einer exkluſiven Nationalität.“

Im Ganzen laſtet auf den Korreſpondenzberichten Heine's für die „Allgemeine Zeitung“ in den vierziger Jahren nicht bloß das äußerliche Joch der Cenſur, ſondern mehr noch der Alpdruck eines inneren Zwanges. Heine war niemals im eigentlichen Sinne ein politiſcher Schriftſteller geweſen; aber als er unter dem friſchen Eindrucke der Julirevolution ſeine „Franzöſiſchen Zuſtände“ ſchrieb, beſeelte ihn noch die Überzeugung, als Volkstribun der Sache der Freiheit zu dienen; — nachdem er den Glauben eingebüßt, daß letztere in nächſter Zukunft zum Siege gelangen werde, fehlte ſeinen Korreſpondenzen das leitende Motiv, und er erfand für ſeine bunt zuſammen gewürfelten Berichte jenes „ſouveräne Feuilleton“, in welchem Politik und Wiſſenſchaft nur noch einem frivolen Tagesbedürfniſſe den Unterhaltungsſtoff liefern. Die Schilderungen der „Lutetia“ ſind reich an amüſanten Koncertberichten, witzigen und pikanten Perſonalien, kunſtvoll gezeichneten Porträts und phantaſtiſchen Arabesken; aber Heine iſt in einer ſeltſamen Täuſchung befangen, wenn er für den politiſchen Theil ſeiner Korreſpondenzen „ein ſolides Verdienſt“ in Anſpruch nimmt und ſein Werk als „ein daguerreotypiſches Geſchichtsbuch“ charakteriſiert***), „worin jeder Tag ſich ſelbſt abkonterfeite, und das auf jeden Fall dem ſpäteren Hiſtoriographen als eine Geſchichtsquelle dienen kann.“ Bei der Zuſammenſtellung dieſer Aufſätze in Buchform hat der Verfaſſer ſich übrigens nicht darauf beſchränkt, einzelne Ausdrücke und Wendungen ſtiliſtiſch zu verbeſſern, und die von der Redaktion der „Allgemeinen Zeitung“ oder von der Cenſurbehörde unterdrückten Stellen aus dem Gedächtniſſe oder nach den Brouillons zu ergänzen, ſondern es ſind manche ganz neue Abſchnitte hinzugefügt, und andererſeits manche Ausdrücke und Urtheile weggelaſſen, an die Heine aus dem einen oder anderen Grunde nicht gern erinnern wollte. Es ſind dies namentlich politiſche Prophezeiungen, die ſich als unrichtig erwieſen hatten, oder herbe Äußerungen über Louis Napoleon, deren Wiederabdruck unter dem ehernen Scepter des mittlerweile zur Herrſchaft gelangten Abenteurers von Straßburg und Boulogne allerdings für den in Paris lebenden Schriftſteller nicht ganz gefahrlos war[387]).

Das Buch über Börne und die Korreſpondenzen für die „Allgemeine Zeitung“ zogen dem Dichter immer beſtimmtere Vorwürfe des politiſchen Geſinnungswechſels, der feigen Abtrünnigkeit von der Sache des Fortſchritts zu. Dieſe Anklagen verſchärften ſich, als Heine Anfangs Januar 1843 in der wieder von Laube übernommenen „Zeitung für die elegante Welt“ mit einem humoriſtiſchen Epos hervortrat, das auf den erſten, flüchtigen Blick faſt wie eine Verhöhnung der in Deutſchland ſeit Kurzem ſo eifrig gepflegten liberalen Zeitideen erſcheinen konnte. Dennoch hatte man Unrecht, dem Sommernachtstraume „Atta Troll“ die Ausdeutung zu geben, als lenke der Verfaſſer mit dieſem Gedichte mehr und mehr in die Bahn eines politiſchen Renegatenthumes ein. Wenn wir die geiſtige Entwicklung Heine's mit unparteiiſchem Auge überblicken, ſo werden wir im Gegentheil einſehen, daß „Atta Troll“ der würdige, ſchmerzlich ſelbſtbewußte Abſchluß jener romantiſchen Zeitepoche war, aus welcher der Dichter hervorgegangen, und mit welcher er durch geheime Sympathien des Herzens ſo innig zuſammenhing. Als Romantiker, nicht als Soldat oder Verſchwörer, hatte er der Freiheit gedient. Sie war ihm ein gefeſſeltes Königskind, das er aus dem Kerker befreien, dem er als Herold auf ſchön geſchmücktem Zelter voranreiten wollte, wenn ſie an der Spitze ihrer Getreuen den Einzug in ihr Reich hielt, ſtrahlend in Götterkraft und Herrlichkeit. Aber der goldne Jugendtraum war entflogen. Die Genoſſen, mit denen er kämpfen ſollte, waren keine himmelſtürmende Titanen mit heiterem Götterblick und übermüthig lächelndem Munde, ſondern ernſte, ſchweigſame Geſellen, die mit puritaniſch finſterer Miene den Kopf ſchüttelten, wenn er jauchzend das federgeſchmückte Barett in die Luft warf, die verächtlich auf ſein goldgeſticktes Wams und ſeinen wallenden Reiherbuſch blickten, die ſein luſtiges Lied nach dem trockenen Nützlichkeitsmaßſtab kritiſierten, und ihm mit kalter Logik zu beweiſen ſuchten, daß er nach gemeinſchaftlichem Plane mit ihnen konſpirieren und handeln müßte, wenn es ihm wirklich daran gelegen ſei, die gefangene Prinzeſſin der Gewalt ihrer Kerkermeiſter zu entreißen. Vor Allem aber, bedeuteten ſie ihm, ſehe die Freiheit ganz anders aus, als das Bild, welches er ſich in ſeinen Träumen von ihr gemacht; ſie ſei eigentlich gar keine ſchöne Prinzeſſin, die mit ihrem Huldlächeln etwaigen Ritterdienſt oder ſüßen Minnegeſang lohne, ſondern eine verſtändige Hausmutter, die für all ihre Kinder mit gleicher Treue und Gerechtigkeit ſorge, keine Purpurgewänder noch ſonſtigen Flitterſtaat zu vertheilen habe, ſondern ihr ganzes Volk in das gleichförmige Ehrengewand der Arbeit kleiden werde. Dem Dichter erbebte das Herz in der Bruſt, als er ſolche Reden vernahm. Wie eine graue, farbloſe Wüſte ſchien ſich die Welt der Zukunft vor ihm aufzuthun, wenn dieſe nüchternen Puritaner ihr Reich auf Erden begründeten, in welchem für die Kunſt und die Schönheit keine Stätte mehr war, wo alle hervorragenden Häupter abgemäht werden, und nur noch die werkeltäglichſte Nützlichkeit ihr geiſtloſes Räderwerk klappern ließ. Heine hatte ſo Unrecht nicht, gegen die Anſchuldigung der Inkonſequenz zu proteſtieren — nicht er, ſondern die Zeit und ihr Urtheil über ihn, hatte ſich verändert. Er glaubte heute noch „der entſchiedenſte aller Revolutionäre und keinen Fingerbreit von der graden Linie des Fortſchritts gewichen zu ſein“ ***); für die Freiheit, wie er ſie verſtand, für die Befreiung des Individuums aus den Banden des Vorurtheils und veralteter Satzung, hatte er von jeher geſtritten, und wollte er heute noch ſtreiten mit denſelben Waffen des Haſſes und der Leidenſchaft, des lächelnden Humors und des vernichtenden Spottes. Wie Proteus, hatte der Feind oftmals eine andere Geſtalt angenommen, aber Heine hatte ihm in jeder beizukommen und ihm, wenn nicht den Todesſtreich, ſo doch empfindliche Wunden zu verſetzen gewußt. Erſt war es ein vorwiegend literariſcher Kampf geweſen. Heine hatte die innere Hohlheit und Unwahrheit des romantiſchen Kunſtweſens aufgedeckt, und dabei auch jener idealeren Kunſtwelt nicht geſchont, die von unſern unſterblichen Meiſtern nach helleniſchem Vorbild auf deutſchem Boden hingezaubert worden; er hatte mit erbarmungsloſer Schärfe den Widerſpruch enthüllt, in welchem die ganze „Kunſtperiode“ zu dem dürftigen, enge geſtalteten, kraft- und thatenloſen Leben der Gegenwart ſtand. Neue Ideale, neue Götter, eine von Grund aus neue Geſellſchaft hatte er gefordert, er hatte die Juliſonne als das Morgenroth eines neuen Menſchheitsfrühlings begrüßt, er hatte in dem Saint-Simonismus die Elemente einer neuen Geſellſchaftsreligion zu finden gehofft, in den Männern des „jungen Deutſchlands“ die Apoſtel der neuen Weltordnung geprieſen, und dann hatte er all' dieſe vielverheißenden Anfänge politiſcher, religiöſer und ſocialer Auferſtehung kläglich zuſammen brechen ſehn, und ſollte ſich nun beſcheiden, mit dem Troſſe der Liberalen in Deutſchland für eine parlamentariſche Staatsverfaſſung zu agitieren, deren praktiſcher Werth ihm in Frankreich ſehr zweifelhaft geworden war, oder er ſollte gar in dem kleinen Freibeuterkorps der Republikaner Sappeurdienſte thun, um alle Throne in die Luft ſprengen und jenen kommuniſtiſchen Arbeiterſtaat zimmern zu helfen, in welchem er nur eine andere und vielleicht ſchlimmere Form der Knechtſchaft ſah. War die ganz einſeitige politiſche Richtung, in welche plötzlich die deutſche Literatur verfiel, war die über Nacht aufgeblühte Tendenzpoeſie eines Herwegh, Hoffmann von Fallersleben und Dingelſtedt — denn nur Dieſe waren bis jetzt als politiſche Dichter aufgetreten — nicht von einer erſchreckenden geiſtigen Armuth, im Vergleiche mit dem brillanten Feuerwerk vielſeitigſter Anregungen, welche das „junge Deutſchland“ vor wenigen Jahren der Welt zum Beſten gab? Heine machte die treffende Bemerkung[569]), daß „dieſe Künſtler, welche die Freiheit ſelbſt und die Befreiung zu ihrem Stoffe gewählt, meiſt von beſchränktem, gefeſſeltem Geiſte, bornierte Naturen ſeien, Philiſter, denen der Zopf unter der rothen Mütze hervorlauſche,“ und daß „die wahrhaft großen Dichter immer die großen Intereſſen ihrer Zeit anders als in gereimten Zeitungsartikeln aufgefaßt.“ Dieſer allgemeine Freiheitsrauſch ohne thatſächlichen Hintergrund kam ihm wie ein halber Wahnſinn vor, und das ſpöttiſche Begrüßungsgedicht an Dingelſtedt „bei des Nachtwächters Ankunft zu Paris“[570]) war nur eine weitere Ausführung der kurz vorher an Herwegh gerichteten Strophen:

Herwegh, du eiſerne Lerche,
Mit klirrendem Jubel ſteigſt du empor
Zum heiligen Sonnenlichte!
Ward wirklich der Winter zu nichte?
Steht wirklich Deutſchland im Frühlingsflor?

Herwegh, du eiſerne Lerche,
Weil du ſo himmelhoch dich ſchwingſt,
Haſt du die Erde aus dem Geſichte
Verloren — Nur in deinem Gedichte
Lebt jener Lenz, den du beſingſt.

Heine, der von jeher Alles, was ihn unvernünftig, verkehrt und abgeſchmackt dünkte, der Lächerlichkeit preisgab, meinte auch jetzt nur ein unbeſtreitbares Recht der Kritik zu üben, wenn er den Widerſpruch aufdeckte, der zwiſchen den begeiſterten Phraſen der Tagesdichter und der unfreien Wirklichkeit beſtand. Zugleich glaubte er im Intereſſe der Kunſt gegen die Einſeitigkeit und Beſchränktheit proteſtieren zu müſſen, in welche dieſe geſinnungstüchtige Tendenzpoeſie die ganze literariſche Produktion zu ſtürzen drohte. „Die Oppoſition,“ ſagte er in der einige Jahre ſpäter geſchriebenen Vorrede zum „Atta Troll“[511]), „verkaufte ihr Leder und ward Poeſie. Die Muſen bekamen die ſtrenge Weiſung, ſich hinfüro nicht mehr müßig und leichtfertig umherzutreiben, ſondern in vaterländiſchen Dienſt zu treten, etwa als Marketenderinnen der Freiheit oder als Wäſcherinnen der chriſtlich-germaniſchen Nationalität. Es erhub ſich im deutſchen Bardenhain ganz beſonders jener vage, unfruchtbare Pathos, jener nutzloſe Enthuſiasmusdunſt, der ſich mit Todesverachtung in einen Ocean von Allgemeinheiten ſtürzte, und mich immer an den amerikaniſchen Matroſen erinnerte, welcher für den General Jackſon ſo überſchwänglich begeiſtert war, daß er einſt von der Spitze eines Maſtbaums ins Meer hinabſprang, indem er ausrief: „Ich ſterbe für den General Jackſon!“ Ja, obgleich wir Deutſchen noch keine Flotte beſaßen, ſo hatten wir doch ſchon viele Matroſen, die für den General Jackſon ſtarben, in Verſen und in Proſa. Das Talent war damals eine ſehr mißliche Begabung, denn es brachte in den Verdacht der Charakterloſigkeit. Die ſcheelſüchtige Impotenz hatte endlich nach tauſendjährigem Nachgrübeln ihre große Waffe gefunden gegen die Übermüthigen des Genius; ſie fand nämlich die Antitheſe von Talent und Charakter. Es war faſt perſönlich ſchmeichelhaft für die große Menge, wenn ſie behaupten hörte: Die braven Leute ſeien freilich in der Regel ſehr ſchlechte Muſikanten, dafür jedoch ſeien die guten Muſikanten gewöhnlich Nichts weniger, als brave Leute, die Bravheit aber ſei in der Welt die Hauptſache, nicht die Muſik. Der leere Kopf pochte jetzt mit Fug auf ſein volles Herz, und die Geſinnung war Trumpf. Ich erinnere mich eines damaligen Schriftſtellers, der es ſich als ein beſonderes Verdienſt anrechnete, daß er nicht ſchreiben könne; für ſeinen hölzernen Stil bekam er einen ſilbernen Ehrenbecher. — Bei den ewigen Göttern! damals galt es die unveräußerlichen Rechte des Geiſtes zu vertreten, zumal in der Poeſie. Wie eine ſolche Vertretung das große Geſchäft meines Lebens war, ſo habe ich ſie am allerwenigſten im vorliegenden Gedicht außer Augen gelaſſen, und ſowohl Tonart als Stoff desſelben war ein Proteſt gegen die Plebiscita der

Tagestribünen. . . Aber du lügſt, Brutus, du lügſt, Caſſius, und auch du lügſt, Aſinius, wenn ihr behauptet, mein Spott träfe jene Ideen, die eine koſtbare Errungenſchaft der Menſchheit ſind, und für die ich ſelber ſo viel geſtritten und gelitten habe. Nein, eben weil dem Dichter jene Ideen in herrlichſter Klarheit und Gröſse beſtändig vorſchweben, ergreift ihn deſto unwiderſtehlicher die Lachluſt, wenn er ſieht, wie roh, plump und täppiſch von der beſchränkten Zeitgenoſſenſchaft jene Ideen aufgefaſſt werden können. Er ſcherzt dann gleichſam über ihre temporelle Bärenhaut. Es giebt Spiegel, welche ſo verſchoben geſchliffen ſind, daſs ſelbſt ein Apollo ſich darin als eine Karikatur abſpiegeln muſs und uns zum Lachen reizt. Wir lachen aber alsdann nur über das Zerrbild, nicht über den Gott.“

So iſt denn „Atta Troll“ auf der einen Seite ein phantaſtiſch zweckloſer Sommernachtstraum, eine trunkene Feier der echten Poeſie, die ſich nimmer in den Dienſt einer Tagespartei begeben kann; andererſeits aber ſtreift das kleine Bären-Epos durch ſeine polemiſche Ironiſierung der herrſchenden Geſinnungslyrik doch hie und da in das Gebiet jener ſelben Tendenzdichtung hinüber, zu welcher es einen Gegenſatz bilden ſoll; man könnte ſagen: ſeine Tendenz iſt die Verhöhnung aller Tendenz. Dabei gerieth Heine in der Hitze ſeines Kampfes gegen die politiſche Zeitpoeſie unverſehens wieder in den Zauberbann der romantiſchen Richtung, er wurde übermannt von dem Gefühle, ſich noch einmal mit den alten Traumgenoſſen im Mondſchein zu tummeln, und ſo ſchrieb er das „letzte freie Waldlied der Romantik“, den „Schwanengeſang der untergehenden Periode“ ***), deren Herrlichkeit erblichen war, ohne daſs die Sonne des neuen Tages ſchon ſiegreich die grauen Morgennebel durchbrochen hätte. Dies geſpenſtig flimmernde Hineinragen der Romantik in das froſtig nüchterne Leben der Gegenwart verleiht dem Gedichte ſeinen eigenthümlichen Reiz; aber wir merken bald, daſs es nur todte Schatten ſind, die uns auf der Grenzſcheide einer alten und einer neuen Weltanſchauung ſeltſam umgaukeln. Wir haben uns noch nicht völlig von ihren Einflüſſen befreit, das Gemüth ſehnt ſich noch zuweilen nach dem alten Traumlande der Vergangenheit zurück, aber der Verſtand weiſt uns in die unbekannte Zukunft. Wie ſchonungslos der Poet auch die bombaſtiſch ſich ſpreizende Zeitdichtung und die bärenhaft täppiſche Unbeholfenheit der politiſch-ſocialiſtiſchen Propaganda lächerlich macht, ſo liegt ihm doch Nichts ferner, als den Inhalt ihrer Lehren mit ſeinem Spotte zu verdächtigen. Es wird im Gegentheil keinem unbefangenen Leſer entgangen ſein, wie ſehr Heine, der Schalk, im Grunde mit all' den radikalen Umſturztheorien ſympathiſiert, und die Theologie mag von Atta Troll's Warnung „vor dem Feuerbach und Bauer" und von ſeiner poſſierlichen Schilderung des „Schöpfers droben in dem Sternenzelte," der als koloſſaler Eisbär mit ſchneeweiß fleckenloſem Pelze auf dem goldnen Himmelsthrone ſitzt[373], nicht ſonderlich erbaut geweſen ſein. Beachtenswerth iſt ferner die wunderbare Übereinſtimmung des gewählten Versmaßes mit dem Stoffe des Gedichtes. Wie der indiſche Slokas, nach A. W. Schlegel's Bemerkung, den ſchaukelnden Gang des Elephanten nachahmt, ſo erinnern die vierfüßigen reimloſen Trochäen an den Gang eines Bären; es liegt darin eine abſichtliche Monotonie, eine prätentiöſe Schmuckloſigkeit, die mit ſpaniſcher Grandezza einherſchreitet. Durch eine geiſtvolle Wendung des Schlußkapitels wurde der „Atta Troll" Varnhagen von Enſe gewidmet. „Das gebührte Ihnen," ſchrieb Heine dem alten Freunde[374], „denn Sie ſind mein wahlverwandteſter Waffenbruder geweſen, in Spiel und Ernſt. Sie haben, gleich mir, die alte Zeit begraben helfen und bei der neuen Hebammendienſt geleiſtet — ja, wir haben ſie zu Tage gefördert und erſchrecken — Es geht uns wie dem armen Huhn, das Enteneier ausgebrütet hat und mit Entſetzen ſieht, wie die junge Brut ſich ins Waſſer ſtürzt und wohlgefällig ſchwimmt!"

Mit dem wehmüthigen Scheidegruß dieſes Liedes hatte der Dichter für immer Abſchied genommen von den romantiſchen Traditionen ſeiner Jugendzeit, die ſich mit den Anforderungen der Gegenwart ſo ſchlecht vertrugen. Noch einmal hatte ihn im Brand- und Schlachtlärm des Tages „wieder eine unendliche Sehnſucht nach der blauen Blume beſchlichen," er hatte „die bezauberte Laute ergriffen und ein Lied geſungen, worin er ſich allen holdſeligen Übertreibungen, aller Mondſcheintrunkenheit, allem blühenden Nachtigallen-Wahnſinn der einſt ſo geliebten Weiſe hingab"[375]. Nun aber, nachdem er einem unwiderſtehlichen Drange des Herzens Genüge gethan, nachdem er in glanzvollſter Art „die alte lyriſche Schule der Deutſchen beſchloſſen", wollte er nicht länger ein Nachzügler im Heere der Romantik ſein, der Verſtand behauptete ſein Recht, und wie geringe Befriedigung das ungeordnete Chaos der politiſchen Zuſtände in Deutſchland und der aufregende Kampf der Parteien auch ſeinem Schönheitsgefühl bieten mochten, er ſchrak nicht länger vor der Aufgabe zurück, dies Chaos poetiſch zu bewältigen und ſein Lied, gleich den anderen Dichtern, zur Waffe im Fortheitskampfe der Zeit zu machen. Daß ihm der Entſchluß dazu ſchwer fiel, verrathen uns die Worte eines Briefes an Varnhagen 376): „Dieſes neue Geſchlecht will genießen und ſich geltend machen im Sichtbaren; wir, die Alten, beugten uns demüthig vor dem Unſichtbaren, haſchten nach Schattenküſſen und blauen Blumengerüchen, entſagten und flennten, und waren doch vielleicht glücklicher, als jene harten Gladiatoren, die ſo ſtolz dem Kampftode entgegen gehen. Das tauſendjährige Reich der Romantik hat ein Ende, und ich ſelbſt war ſein letzter und abgedankter Fabelkönig. Hätte ich nicht die Krone vom Haupte fortgeſchmiſſen und den Kittel angezogen, ſie hätten mich richtig geköpft." Ein unvermittelter Sprung iſt jedoch in Heine's Anſichten und literariſcher Entwicklung auch hier nicht vorhanden; vielmehr nahm der Poet, indem er ſich jetzt für eine Zeitlang vorherrſchend der politiſchen Dichtung zuwandte, genau die Stellung zu den Zeitfragen ein, welche ſeine ſkeptiſche Natur und ſein realiſtiſcher Haß gegen die unklaren, im Nebelmeer der Allgemeinheit verſchwimmenden Phraſen des Liberalismus ihm anwieſen. Da er die ſanguiniſchen Hoffnungen der Freiheitsdichter nicht theilte, da er in den öffentlichen Zuſtänden der Heimat nirgends die Anfänge einer neuen und beſſeren Ära zu erblicken vermochte, unterließ er es durchaus, in den allgemeinen Enthuſiasmus mit einzuſtimmen; im Gegentheil, er trug offen den kälteſten Unglauben, den ſchwarzſichtigſten Peſſimismus zur Schau, der keine politiſche Befreiung für möglich hielt, ſo lange ſich die liberale Bewegung mit ſchönklingenden Redensarten begnüge, die nicht den mindeſten Rückhalt in der unfreien Wirklichkeit fänden. Der Muth, mit welchem Heine in ſeinen ſatiriſchen Zeitgedichten aus dieſer Periode die Jämmerlichkeit der politiſchen Zuſtände in Deutſchland kritiſierte, die tollkühne Verwegenheit, mit welcher er in den „Lobgeſängen auf König Ludwig," in dem „Kaiſer von China," in dem „Neuen Alexander" 377) und ähnlichen Paſquillen das frivole Spiel der Monarchen mit den Volksintereſſen brandmarkte, erhalten erſt ihre rechte Beleuchtung, wenn man ſich vergegenwärtigt, daß der Verfaſſer keineswegs an eine in Bälde bevorſtehende ſiegreiche Revolution glaubte, ſondern den ganzen Freiheitsrauſch für eitel Wind anſah. Er verletzte und reizte alſo die Gewalthaber aufs äußerſte, während er gleichzeitig der vertrauensſeligen Maſſe des Volkes ſehr unliebſame Wahrheiten ſagte, und, nach jeder Seite hin Anſtoß gebend, es vollends mit allen Parteien verdarb. Eine charakteriſtiſche Umwandlung vollzog ſich um dieſe Zeit, wie in Heine's Gemüth, ſo auch auch in ſeiner poetiſchen Produktion. Je mehr er ſich iſoliert fühlte in ſeiner hoffnungsloſen Auffaſſung der politiſchen Verhältniſſe, deſto mehr verzerrte ſich auch in ſeinen Gedichten das heitere Götterlächeln des Humors zu einem ſcharfrichterlichen Grinſen, das ſich eiskalt in unſere Seele bohrt. „Atta Troll“ ſchließt die humoriſtiſche Periode des Dichters ab; jetzt beginnt die ſatiriſche, die ſich nach den abermaligen politiſchen Enttäuſchungen des Revolutionsjahres 1848 zum cyniſchſten Nihilismus ſteigerte. Es läſſt ſich dieſer ſtufenweis fortſchreitenden Entwicklung logiſche Konſequenz nicht abſprechen, aber das Reſultat iſt weder menſchlich wohlthuend, noch äſthetiſch erfreulich. Wenn Heine einmal ſagte: „Ich mag Börne's Briefe aus Paris nicht leſen — Galle iſt ein bitteres Getränk“, ſo könnte man dieſen Ausſpruch faſt mit demſelben Rechte auf die Mehrzahl ſeiner eigenen ſatiriſchen Zeitgedichte anwenden. „Die Tendenz“, „Verheißung“, Der „Wechſelbalg“, „An Georg Herwegh, bei ſeiner Ausweiſung aus Preußen“, „An den Nachtwächter, bei ſpäterer Gelegenheit“, „Zur Beruhigung“, „Verkehrte Welt“, „Erleuchtung“, „Unſere Marine“, „Die Weber“ — Alles Galle, bittere Galle in ſchön geſchliffenen Gefäßen, Sterbeflüche der Verdammten, Hohngelächter der Dämonen der Finſternis über den Jammer einer todgeweihten, von innerer Fäulnis und Lüge verpeſteten Welt!

Obſchon Heine noch am 12. April 1843 ſeinem Bruder Maximilian geſchrieben[178]): „Nach Deutſchland gehe ich nie und nimmermehr zurück,“ und nicht lange zuvor ſcherzweiſe erklärt hatte, daſs er nur unter einer Bedingung dorthin kommen werde: „wenn ihm Preußen ſeine Feſtungen ausliefere,“ finden wir ihn doch Ende Oktober deſſelben Jahres auf dem Wege nach Hamburg. Kindliche Liebe, der Wunſch, ſeine zweiundſiebzigjährige Mutter noch einmal wiederzuſehen[179]), führte ihn nach mehr als zwölfjähriger Abweſenheit zu einem kurzen Beſuch in die Heimat. Über Aachen, Köln, Münſter und Osnabrück nach Hannover reiſend, traf er am 1. November in Hamburg ein, wo er bis Mitte December verblieb. Im Juli des folgenden Jahres wiederholte er von Havre aus ſeinen Beſuch, und brachte diesmal Mathilden mit, die aber durch eine plötzliche Erkrankung ihrer Mutter ſchon in den erſten Tagen nach Paris zurückgerufen ward, während Heine ſeinen Aufenthalt in Hamburg bis Ende September ausdehnte. Er verkehrte dort, außer dem Umgang mit der Mutter und Schweſter und den Oheimen Henry und Salomon, beſonders mit Julius Campe, mit ſeinem alten Freunde dem Papierhändler Michaelis, mit Dr. François Wille, dem Redakteur der „Literariſchen und kritiſchen Blätter der Börſenhalle,“ und mit dem Gymnaſiallehrer Dr. Fuchs, einem ſarkaſtiſchen Sonderling, der ſich hauptſächlich für philoſophiſche Studien intereſſierte. Gewöhnlich kam der Dichter mit dieſen alten und neuen Freunden, denen ſich gelegentlich auch Wienbarg und ein früherer Schiffskapitän Hemann aus Huſum anſchloſſen, an deſſen zutraulicher Derbheit Heine ſich baß amüſierte, Abends im Alſterpavillon zuſammen. Er klagte bei ſeinem erſten Beſuche in Hamburg viel über ſeine abnehmende Popularität, über die philiſtröſe Ernſthaftigkeit des Publikums, die es ihm verleide, Etwas zu wagen, weil man grämlich über jeden witzigen Einfall mit ihm ins Gericht gehe und das Gold der Poeſie einzig noch auf die plumpe Bleiwage der politiſchen Geſinnung lege. Die Eindrücke ſeiner Reiſe beſchrieb er nach der Rückkehr im Wintermärchen „Deutſchland“, das ſich ſchon durch ſeinen Titel als Gegenſatz zum Sommernachtstraume „Atta Troll“ ankündigte. Es iſt Heine in dieſem Gedichte am glücklichſten gelungen, ſeiner realiſtiſchen Auffaſſung der politiſchen Verhältniſſe einen poetiſchen Ausdruck zu geben. Die beißende Satire hat hier eine moraliſche und äſthetiſche Berechtigung, weil ſie des höheren Standpunkts nicht ermangelt, von welchem aus der Dichter, wie von einem Archimedespunkte, die alte Welt aus den Angeln hebt. Sein Spott vernichtet diesmal nicht bloß um zu vernichten, ſondern um aufzuräumen mit dem Bauſchutte der Vergangenheit, um die erſtickende Luft durch ein Gewitter zu reinigen und den Nebel der politiſchen Romantik zu verſcheuchen. Die Zeit iſt freilich vorüber, wo Heine ſich über den poſitiven Werth dieſer oder jener Staatsform, dieſes oder jenes ſocialen Syſtemes den Kopf zerbrach, er läßt es auch heute noch unentſchieden, ob Republik oder Kaiſerthum, Socialismus oder Kommunismus die beſſere Weltordnung einrichten ſollen; aber ſchon der Nachweis, daß die vorhandenen Zuſtände in ihrer nichtswürdigen Heuchelei, in ihrem widerwärtigen Gemiſch von „gothiſchem Wahn und modernem Lug,“ völlig unhaltbar ſeien, ſchon dieſe dreiſte Beleuchtung des Zwitterweſens von mittelalterlicher Feudalwirthſchaft und chriſtlich-germaniſcher Nationalitätsſchwärmerei übte eine befreiende Wirkung. Aus dem Spotte, mit welchem Heine zugleich Manches angriff, was in Deutſchland für herrlich galt, können wir, wie Gottſchall mit Recht bemerkt**), einem ſatiriſchen Dichter unmöglich einen Vorwurf machen; denn an dieſe Verherrlichung hing ſich gerade damals ſo viel Veraltetes und Unwahres an, daß wenigſtens dies Anhängſel die Satire herausforderte. Selbſt die cyniſche Phantasmagorie von der Zukunft Deutſchlands wird melodiſch übertönt durch die gewaltigen Strophen des Schlußgeſanges, in welchen der Dichter die ſtrafende Macht der Poeſie verherrlicht, aus deren „ſingenden Flammen“ es für die von ihr Verdammten keine Erlöſung giebt. Niemals aber ſprach ſich Heine deutlicher und ſelbſtbewußter über die welthiſtoriſche Miſſion ſeiner revolutionären Spottlieder aus, als in jener Stelle, wo der unheimliche Dämon, welcher ihm in der Mondnacht zu Köln auf Schritt und Tritt nachfolgt, auf ſein Befragen die Antwort giebt[304]):

„Ich bin kein Geſpenſt der Vergangenheit,
Kein grabentſtiegener Strohwiſch,
Und von Rhetorik bin ich kein Freund,
Bin auch nicht ſehr philoſophiſch.

„Ich bin von praktiſcher Natur,
Und immer ſchweigſam und ruhig.
Doch wiſſe: was du erſonnen im Geiſt,
Das führ' ich aus, das thu' ich.

„Und gehn auch Jahre drüber hin,
Ich raſte nicht, bis ich verwandle
In Wirklichkeit, was du gedacht;
Du denkſt, und ich, ich handle.

„Du biſt der Richter, der Büttel bin ich,
Und mit dem Gehorſam des Knechtes
Vollſtreck' ich das Urtheil, das du gefällt,
Und ſei es ein ungerechtes.

„Dem Konſul trug man ein Beil voran,
Zu Rom, in alten Tagen.
Auch du haſt deinen Liktor, doch wird
Das Beil dir nachgetragen.

„Ich bin dein Liktor, und ich geh'
Beſtändig mit dem blanken
Richtbeile hinter dir — ich bin
Die That von deinem Gedanken.“

Das „Wintermärchen“ wurde zuerſt im September 1844 am Schluſſe der „Neuen Gedichte“, und gleichzeitig in einem Separatabdrucke, veröffentlicht. Der Cenſor Hoffmann beanſtandete den Abdruck zahlreicher ſcharfer Stellen des Gedichtes; Campe wußte aber von dem feingebildeten Syndikus Sieveking dennoch das Imprimatur ohne Ausmerzung einer einzigen

Preiſe zu erlangen. Nur ein paar allzu cyniſche Strophen wurden von dem während des Druckes in Hamburg weilenden Verfaſſer nachträglich, auf Wille's Rath, geändert. In Preußen wurde der Verkauf des Gedichtes ſofort ſtrengſtens verboten; doch diente dies Verbot, bei den damaligen Verhältniſſen des deutſchen Buchhandels, ſtatt dem Abſatze zu ſchaden, demſelben vielmehr als willkommene Reklame. Der Dichter ſelbſt freilich durfte fortan die preußiſchen Staaten nicht wieder betreten; denn an jedem Grenzorte harrten ſeiner die gemeſſenſten Verhaftsbefehle, welche alljährlich erneuert wurden. „Wegen ſolcher Unſicherheit der Wege," ſcherzte Heine in der Vorrede zum „Atta Troll", als er dieſen mit einigen Zuſätzen und Änderungen 1847 in Buchform herausgab [illegible]), „wird mir das Reiſen in den deutſchen Gauen ſchier verleidet, ich feiere deßhalb meine Weihnachten in der Fremde, und werde auch in der Fremde, im Exil, meine Tage beſchließen. Die wackeren Kämpen für Licht und Wahrheit, die mich der Wankelmüthigkeit und des Knechtſinns beſchuldigten, gehen unterdeſſen im Vaterlande ſehr ſicher umher, als wohlbeſtallte Staatsdiener, oder als Würdenträger einer Gilde, oder als Stammgäſte eines Klubbs, wo ſie ſich des Abends patriotiſch erquicken am Rebenſafte des Vater Rhein und an meerumſchlungenen ſchleswig-holſtein'ſchen Auſtern."

Die „Neuen Gedichte" hatten, von dem „Schwabenſpiegel" als Nachrede begleitet, urſprünglich ſchon im Jahre 1838 erſcheinen ſollen. Gutzkow aber, welcher das Manuſkript bei Campe eingeſehen, hatte dem Verfaſſer den, in einem ausführlichen Briefe motivierten, dringenden Rath ertheilt, ſeines poetiſchen Rufes willen einen großen Theil des Buches, namentlich die im Cyklus „Verſchiedene" enthaltenen erotiſchen Tändeleien, nicht wieder abdrucken zu laſſen. Heine fügte ſich damals, — wie er an Campe ſchrieb [illegible]), „um mit Gutzkow nicht in die peinlichſten Mißverſtändniſſe zu gerathen." Jetzt aber wies er all' dieſen hochgeſchürzten Frauengeſtalten aus dem Jardin Mabille, der Grande Chaumière und anderen anrüchigen Vergnügungslokalen einen Platz in ſeiner neuen Liederſammlung an, und erregte dadurch abermals ſo begründeten Unwillen bei der Mehrheit des Publikums, daß auch die geſammte Kritik faſt nur Worte des Tadels für ſolchen Mißbrauch des poetiſchen Talentes fand, und die vereinzelten herrlichen Romanzen ganz überſah, welche doch ſelbſt hier wieder Zeugniß dafür ablegten, daß Heine, trotz aller Verirrungen, immer noch der liedesgewaltige Zauberer ſei, welcher den Saiten der Harfe Weiſen voll unſterblichen Wohllauts zu entlocken vermöge.

Viertes Buch.

Erſtes Kapitel.

Der Erbſchaftsſtreit.

Der zweimalige Beſuch Heine's in Deutſchland und der glänzende Erfolg des „Wintermärchens," deſſen unerhört kühner Ton alle gegen den Dichter erhobenen Vorwürfe eines ſervilen Geſinnungswechſels verſtummen machte, hatten in ihm aufs Neue ein lebhaftes Intereſſe für die politiſchen Kämpfe der Heimat erweckt. Manche hervorragende Stimmführer der neuen Bewegung waren Anfangs der vierziger Jahre nach Paris verſchlagen worden, und traten mit ihm in einen anregenden Verkehr. Beſonders Dingelſtedt war ihm eine liebenswerthe Erſcheinung, und Heine ſprach mit Hochachtung über ſein ſchönes Talent, welchem er jedoch nicht in der Poeſie, ſondern in der Proſa eine bedeutende Zukunft verhieß[384]. Minder erbaut war er von Herwegh's Perſönlichkeit und dichteriſcher Begabung. Das Anſehen, in welchem Dieſer bei der republikaniſchen Partei in Paris ſtand, und die Anerkennung, welche ihm ſogar in franzöſiſchen Journalen gezollt wurde, mögen freilich der Eitelkeit Heine's, der in den Augen der Pariſer verdunkelt zu werden fürchtete, etwas empfindlich geweſen ſein; im Ganzen aber wird man dem Urtheil, das er über den Verfaſſer der „Gedichte eines Lebendigen" äußerte, einen prophetiſchen Scharfblick nicht abſtreiten können. „Er hat mich auch beſucht, dieſer Herwegh," ſagte Heine im Frühjahr 1847 zu Kertbeny[385], „und hat gethan wie ein großer Dichter, der einen Kollegen zweiten Ranges einiger Worte würdigt; ich ließ ihn aber ſchön anlaufen, wie alle dieſe Größen, die nach mir gekommen; denn ich bleibe doch ein

Gott unter dieſen Menſchen, ich bin doch der Heine, den man ſogar ins Japaneſiſche und Malayiſche überſetzt — Herwegh aber hatte nur ein gewiſſes Pfündchen, das er ſehr hübſch geprägt verausgabte, und nun iſt er leer und arm, ein heruntergekommener Verſchwender. Sie werden ſehen, er bleibt nun ewig ſtumm, und wird bloß von ſeinem Ruhme zehren. Dann lacht Herwegh nie, und ein Poet mit einem ſo verbitterten Geſichte hat nicht viel Verſtand, es weiſt Dies auf eine magere Einſeitigkeit ſeines Lebensblickes hin.“ Im ungedruckten Nachlaſſe Heine's befindet ſich noch ein („Simpliciſſimus“ betiteltes) urſprünglich für die „Vermiſchten Schriften“ beſtimmt geweſenes, ſpäter aber durch die harmloſere „Audienz“ erſetztes***) Spottgedicht auf die lächerliche Rolle, die Herwegh 1848 bei der republikaniſchen Schilderhebung in Baden ſpielte. Für die von Arnold Ruge und Karl Marx Anfangs 1844 herausgegebenen „Deutſch-franzöſiſchen Jahrbücher“ lieferten ſowohl Heine wie Herwegh poetiſche Beiträge. Als dieſe Zeitſchrift, nach Veröffentlichung des erſten Doppelheftes, wegen differierender Anſichten der Redakteure über den Kommunismus ſofort wieder einging, intereſſierte Heine ſich lebhaft für das Fortbeſtehen des von Heinrich Börnſtein in Paris begründeten deutſchen Wochenblattes „Vorwärts,“ in welchem er mehrere ſcharfe politiſche Satiren abdrucken ließ. Nachdem er vergeblich Ruge zu bereden geſucht, die Führung des bisher ziemlich farbloſen Journals zu übernehmen, gelang es ihm, den früheren Redakteur der „Mannheimer Abendzeitung“, Ch. L. Bernays, für die Redaktion des „Vorwärts“ zu gewinnen. Das Blatt nahm jetzt eine ſtark kommuniſtiſche Färbung an, und die ſchonungsloſen Angriffe auf hohe Häupter, unter welchen Heine's Gedichte den erſten Rang einnahmen, hatten die Verurtheilung des Herrn Bernays zu einer mehrmonatlichen Haft in Saint-Pelagie und eine Beſchwerde der preußiſchen Geſandtſchaft zur Folge. Letztere überreichte im Auftrag ihrer Regierung Herrn Guizot eine Note, in welcher behauptet ward, es habe ſich in Paris eine revolutionäre deutſche Propaganda gebildet, die aufrühreriſche Bücher und Journale drucken und in Deutſchland vertheilen laſſe und eine förmliche Revolution für Deutſchland organiſiere. Die franzöſiſche Regierung, welche, zu freundnachbarlichem Einſchreiten aufgefordert, die Sache ſtreng unterſuchen ließ, fand Nichts, als das Beſtehen des radikalen deutſchen Blättchens, und Herr Herr Guizot unterzeichnete am 11. Januar 1845 eine Verordnung, welche ſämmtliche Mitarbeiter des „Vorwärts“ binnen 24 Stunden aus Paris, binnen kürzeſter Zeit aus

Frankreich verwies. Heine wurde durch die irrige Annahme, daſs er naturaliſierter Franzoſe ſei, Herwegh als Schweizer Bürger durch ſeinen Geſandten geſchützt; Börnſtein und Bernays wanderten nach Amerika, Marx über Brüſſel nach England aus; Ruge kehrte nach Dresden zurück. Die Abſicht, eine Reihe politiſcher Briefe über Deutſchland und über die veränderte Stimmung, welche er daſelbſt vorgefunden, gleichzeitig in deutſcher und franzöſiſcher Sprache zu veröffentlichen[387]), gab Heine in Folge dieſer neuen, ernſtlichen Bedrohung ſeines Pariſer Aſylrechtes auf.

Um dieſe Zeit trat ein Ereignis ein, das auf Heine's künftiges Lebensſchickſal den betrübendſten Einfluſs übte, die Gemüthsruhe des ungewöhnlich reizbaren Mannes aufs heftigſte erſchütterte, und, wo nicht den Keim zu der langwierigen ſchmerzvollen Krankheit legte, die ihn an ein achtjähriges Marterbrett feſſelte, ſo doch denſelben zu vorzeitig ſchneller Entfaltung und zu gewaltſamem Ausbruche trieb. Wir wiſſen, daſs die Geſundheit des Dichters ſich während ſeines Aufenthaltes in Frankreich ſehr gebeſſert hatte, und daſs er, abgeſehen von einer ernſthaften Beläſtigung durch die Gelbſucht, höchſtens einmal von leichten Unpäſslichkeiten heimgeſucht worden war, wie im Februar 1837 von der Grippe, — „dieſer charakterloſen Juſtemilien-Krankheit, die Ludwig Philipp erfunden zu haben ſcheint, wodurch man weder leben noch ſterben kann, eine Cholera ohne Gefahr und Poeſie“[388]). Nur ein Augenleiden, von welchem er zuerſt im Herbſt 1837 während des Aufenthaltes in Havre befallen worden, war ſeitdem mehrmals in verſtärktem Grade zurückgekehrt und hatte ihm ernſtliche Beſorgniſſe eingeflößt. Das rechte Auge, deſſen Pupille Anfangs faſt bis zur Größe der ganzen Iris erweitert war, drohte zu Zeiten die Sehkraft völlig zu verlieren, der Dichter muſste ſich oft Tage lang alles Leſens und Schreibens enthalten, und nur der trefflichen Behandlung des berühmten Augenarztes Dr. Sichel glaubte er es zu verdanken, daſs die in Ausſicht ſtehende Gefahr der Erblindung ſich ſtets von Neuem wieder verzog[389]). Da traf ihn plötzlich die Nachricht, daſs ſein Oheim Salomon Heine in Hamburg am 23. December 1844 geſtorben ſei, und daſs der Sohn und Haupterbe Karl Heine die Fortzahlung der im Teſtamente nicht ausdrücklich erwähnten Monatsrente des Dichters, die ſeit Jahren der zuverläſſigſte Poſten ſeiner Einnahme geweſen, beanſtande. Während Salomon Heine den öffentlichen Wohlthätigkeitsanſtalten in Hamburg und Altona, ſeinen Schwiegerſöhnen oder deren Kindern, ſowie den Söhnen ſeiner übrigen Brüder die ſplendideſten Legate ausgeſetzt, waren Heinrich Heine und Deſſen Brüder nur mit der verhältnismäßig geringen Summe von je 8000 Mark Banko bedacht. Die Form der Benachrichtigung ließ ſogar Zweifel darüber zu, ob der Sohn des Erblaſſers nicht ſelbſt an die Auszahlung dieſes Legates die willkürliche Bedingung knüpfen wolle, daß der Dichter ſich in bündigſter Art verpflichte, niemals eine Zeile zu ſchreiben, durch welche irgend ein Mitglied der Karl Heine'ſchen Familie verletzt werden könne. Obſchon das Teſtament die Klauſel enthielt, daß jede Unzufriedenheit mit den Beſtimmungen des Teſtators, jeder Verſuch, den Haupterben im ruhigen Beſitze des ihm Vermachten zu ſtören, für den Betreffenden den gänzlichen Verluſt jedes Anrechts auf das ihm Zugeſprochene nach ſich ziehn ſolle, war H. Heine bei der erſten Kunde von der Handlungsweiſe ſeines Vetters doch feſt entſchloſſen, ſein bedrohtes Recht auf gerichtlichem Wege geltend zu machen. „Was Sie mir," ſchrieb er ſeinem Freunde Julius Campe, den er mit der Wahrnehmung ſeiner Intereſſen betraute[360]), „von einer Teſtamentsklauſel ſagen, wodurch man wegen gerichtlicher Klage ſein Legat einbüßen könne, ſo iſt Das eitel Spiegelfechterei, wie Dergleichen bei vielen Teſtamenten vorkömmt; wäre ſie ernſthaft durchzuführen, ſo brauchte der Univerſalerbe eigentlich gar kein Legat auszuzahlen; denn wegen Chikanen muß man doch klagen, ſonſt bekömmt man Nichts von gewiſſen Leuten; — und nun ſollte eben dieſe Klage das Reſultat haben, daß man Nichts bekäme? Wie können vernünftige Leute ſich durch ein ſolches Dilemma des Unſinns verblüffen laſſen! Nein, liebſter Freund, mein Legat wird nicht präjudiciert durch eine Klage zur Erlangung meiner Penſion, eben ſo wenig wie letztere präjudiciert wird durch die Annahme des Legats." H. Heine vermochte durch die bündigſten Dokumente von des Oheims eigener Hand ſein Recht auf die Fortzahlung der Monatsrente zu beweiſen; auch ſtellte ihm der Komponiſt Meyerbeer ſofort ein ſchriftliches Zeugnis darüber aus, daß Salomon Heine, als er dem Neffen durch ſeine Vermittelung die Penſion bewilligte, ſie auf Lebenszeit konſtituierte, indem ſie namentlich dazu dienen ſollte, ihn in ſeinen alten Tagen vor Nahrungsſorgen zu ſchützen und unterdeſſen ſeine Geiſtesfreiheit zu fördern[361]). Unter dieſen Umſtänden war der Dichter entſchloſſen, ſich nicht ein Haarbreit von ſeinem Rechte abzwacken zu laſſen. „So Viel werden Sie merken," ſchrieb er an Campe bei der erſten Kunde von der unedlen Handlungsweiſe ſeines Vetters und Jugendfreundes, die ihn in die ſchmerzlichſte Beſtürzung verſetzte[292], „daſs ich einen Todeskampf beginnen und neben den Gerichten auch die öffentliche Meinung für mich gewinnen will, im Fall Karl Heine nicht nachgiebt. Ich will mein Recht, und müſste ich es mit meinem Tode beſiegeln . . . Ich werde ohne Zaudern handeln, obgleich ich krank und elend bin und kaum die Feder in der Hand halten kann. Aber welch ein Unglück! Ich provocierte wahrlich Nichts. Welche Miſtkarren von Dreck — an letzteren bin ich gewöhnt — Andere ſind nicht daran gewöhnt, und bedenken ſich vielleicht, ehe ſie das Signal geben, wobei der Pöbel ein Gaudium hat. Ich bin auf Alles gefaſst — ſeit zwei Tagen ſitzt meine Frau wie ein Marmorbild am Kamin und ſpricht kein Wort: das Unerhörte hat ſie wie verſteinert. Ich bin nie ſo entſchloſſen geweſen wie jetzt, und die klugen Leute haben eine große Dummheit begangen, daſs ſie mich nicht geſchont . . . Aufrecht erhält mich nur mein ſittliches Bewuſstſein, die Verachtung des Schlechten und mein beleidigtes Rechtsgefühl. Letzteres will ich um jeden Preis befriedigen, und es iſt hier nicht bloß eine Geldfrage. Auf geſchmeidigen Wegen und durch die gemeinen Mittel könnte ich die Gelddifferenz wohl beſeitigen. . . E. Arago und Cremieux haben ſich unverzüglich konſultiert, ſo daſs ich den Proceſs, wenn ich ihn machen muſs, mit gutem Winde führe." Campe beeilte ſich, den Freund ſeiner bereitwilligſten Unterſtützung zu verſichern, rieth aber zu Vermittelungsverſuchen, die gewiſs eher, als das ſofortige Ergreifen feindlicher Maßregeln, zum Ziel führen würden. H. Heine war entgegengeſetzter Anſicht. „Ich kenne Karl Heine beſſer," erwiderte er[293], „Der iſt eben ſo ſtarrköpfig wie verſchloſſen. Auf dem Wege der Ambition kann man ihm nicht beikommen, denn er iſt in dieſer Beziehung das Gegentheil des Vaters, der der öffentlichen Meinung wie ein Höfling ſchmeichelte; Karl Heine'n iſt es ganz gleichgültig, was die Leute reden. Er hat nur drei Leidenſchaften: die Weiber, Cigarren und Ruhe. Wenn ich die Hamburger Freudenmädchen gegen ihn aufwiegeln könnte, müſste er bald nachgeben. Seine Cigarren kann ich ihm nicht nehmen — aber ſeine Ruhe. Hier iſt die Lücke des Harniſches, die ich benutzen werde, und dazu dient mir eben der Proceſs, der nur der Rahmen ſein ſoll zu den Tribulationen, die ich aushecke: da kann ich unaufhörlich in den Zeitungen reklamieren, Memoiren ſchreiben, Gott und die Welt als Zeugen einmiſchen, bei jedem Incidenzpunkt einen Eid ſchwören laſſen more majorum — nein, Das hält er nicht aus, und er bittet mich um Gotteswillen aufzuhören — ehe ich noch den

Proceſs verloren habe. Ob ich, um ihn zu gewinnen, hinreichende Beweisthümer beſitze, iſt Nebenſache, obgleich ich auch da gut verſorgt bin. Aber ich kenne zu gut die Fatalität des Ortes und der richterlichen Willkür, um auf ein Gewinnen allein zu rechnen.“ Im weiteren Verlaufe des Briefes erklärt ſich jedoch der Dichter bereit, die Vermittelung des Präſes am Handelsgericht, Dr. Adolf Halle, eines Schwagers von Karl Heine, in Anſpruch zu nehmen. Dr. Halle hatte das Teſtament Salomon Heine's abgefaſst, und der Dichter machte ihm den Vorwurf, daſs er wenigſtens ſtillſchweigend Viel an ihm verbrochen: „Er, der jede Stunde bei meinem Oheim überwachte, mittelbar oder unmittelbar, er hätte durch ein Wort die Gefahr abwenden können. Nein, er ſtand ruhig dabei, als das Meſſer gewetzt wurde, das mich ins Herz treffen muſste, und als ich wirklich blutend zu Boden ſank, ſchreibt er mir einen liebenswürdigen Brief, worin er die gröſste Theilnahme für meine Geſundheit und meine literariſche Thätigkeit ausſpricht, meine materielle Noth aber aufs feinſte umgeht, die er, wo nicht befördert (Gott bewahre mich vor einer Anklage), doch ruhig entſtehen lieſs. Doch ich halte ihn für den Beſten von Allen, und ich habe kein Recht, zu fordern, daſs er mehr Herz zeige, als ihm die Natur verliehen . . . Er wird vielleicht dieſe Gelegenheit gern ergreifen, um mir ſeinen generöſen Dienſteifer zu beweiſen, und er wird gewiſs ſeinen ganzen Kredit bei Karl Heine aufbieten, um der fatalen Streitſache ſo ſchnell als möglich ein Ende zu machen. Er iſt geſcheit genug, in der Tiefe einzuſehen, daſs hier wirklich periculum in mora iſt — Wahrlich, was jetzt noch als ein unbedeutendes Fünklein glimmt, praſſelt bald in lichte Flammen auf, und unverſehens ſteht der ganze Wald in Brand, und nicht bloſs die Wölfe und Füchſe, ſondern ſogar die unſchuldigſten Haſen können dabei lebendig gebraten werden. Dr. Halle hat mehr Intelligenz und Einſicht, als die Andern, er weiſs auch, daſs jetzt, wo der furchtbare Tyrann todt iſt, vor dem ich zitterte, die Familie gar keine Garantie meiner Unterwürfigkeit mehr beſitzt, daſs Beſchränkung in meinen Finanzen mich mehr erbittert als zähmt, daſs ich, ſchonungslos behandelt, auch ohne Schonung handeln kann, daſs ich, zum Äuſserſten gebracht, mich ganz ruhig an den Pranger ſtellen werde, aber umgeben von meiner ganzen lieben Familie, die auch am Pranger ſtehen und weit verdrieſslichere Geſichter ſchneiden wird, als ich, der ich an Dergleichen ſchon etwas gewöhnt bin und mich übrigens alsdann in dem Purpurmantel meines Ruhmes verhüllen kann. Où peut-on être mieux qu'au sein de sa famille!“ Gleichzeitig erbot ſich H. Heine, falls ihm die Fortzahlung der lebenslänglichen Penſion von 4800 Franks, unbedingt und unverkürzt, legal zugeſichert und die Hälfte derſelben nach ſeinem Ableben ſeiner Frau garantiert würde, zur Ausſtellung eines Reverſes, worin er ſein Ehrenwort gäbe, keine verletzende Zeile über Mitglieder ſeiner Familie zu ſchreiben. „Was den Revers betrifft“, fügte er hinzu, „ſo liegt mir Wenig daran, daß Sie ihn ſo bindend als möglich ausſtellen. Wahrlich, was ich ſchreibe, überliefere ich um keinen Preis einer Verwandtencenſur, aber ich will gern meinen Privatgroll verſchlucken und gar Nichts über das . . . . . . Pack ſchreiben, das ſich alsdann ſeines obſkuren Daſeins ruhig erfreuen mag und ſeiner blöden Vergeſſenheit nach dem Tode ſicher ſei . . . Ich habe im Grunde beſſere Perſonen zu ſchildern, als die Schwiegerſöhne meines Oheims. So haben Sie freie Hand, und ich bitte Sie, ſchaffen Sie Ruhe meinem Geiſte, der wirklich eine beſſere Beſchäftigung verdient. Ich ward durch die Geſchichte in der köſtlichſten Arbeit unterbrochen, und die widerwärtigſten Gelddiskuſſionen ertödten in mir alle Poeſie. Und gar ein Proceß! Hätte ich kein Weib und übernommene Verpflichtungen, ich ſchmiſſe dem Volk den ganzen Bettel vor die Füße. Zum Unglück iſt mein Wille auch ſo ſtarr wie der eines Wahnſinnigen — Das liegt in meiner Natur. Ich endige vielleicht im Irrenhauſe.“ Die Unterredung Campe's mit Dr. Halle führte zu keinem Reſultat, und Heinrich Heine ſandte unterm 28. März 1845 ſeinem Verleger eine vom 29. Januar datierte, durch den Miniſterreſidenten der freien Städte, Herrn Victor Rumpff, beglaubigte notarielle Vollmacht ein, worin Herr Campe zur Erhebung des Legates und zur Geltendmachung der Penſionsanſprüche des Dichters auf jedem ihm gut dünkenden Wege ermächtigt ward 388). Inzwiſchen hatte der ſo ſchwer in ſeinem Rechte und in ſeiner „eingewurzelten Liebe“ für ſeinen Vetter gekränkte Mann einen letzten Verſuch gemacht, den für alle Theile gleich verdrießlichen Erbſchaftsſtreit auf gütlichem Wege zu ſchlichten. „Vorgeſtern“, bemerkte er in den die Vollmacht begleitenden Zeilen 389), „habe ich Karl Heine den verſöhnlichſten Brief geſchrieben, ihn, für den Fall er beleidigt, um Verzeihung gebeten, und ihn bei aller Liebe und Freundſchaft beſchworen, mir direkt oder durch Sie ein Wort wiſſen zu laſſen über ſeinen jetzigen Willen. Sie ſehen, daß ich Alles gethan, ehe ich zum Proceß ſchreite; in Bezug des letzteren bin ich ganz Ihrer Meinung, mein Recht läuft mir nicht weg.

und durch Übereilung kann ich hier auf immer den Familienfrieden zerſtören. Der Proceſs wäre gewiſs eine unauslöſchliche Beleidigung. Karl Heine kann und darf ihn nicht machen. Mein Recht iſt zu klar und notoriſch.“ Auch ſonſt erwies ſich der Dichter in dieſem, ganz ohne ſein Verſchulden über ihn verhängten „Hamburger Succeſſionskriege“ ſo entgegenkommend, wie möglich, gegen ſeinen halsſtarrigen Vetter. „In der Erklärung,“ ſchrieb er an Campe[596], „die Sie ſich anheiſchig machen ſollen zu drucken, um in der Preſſe das Ende des Handels anzukündigen, können Sie alle Schuld des Miſsverſtändniſſes auf mich ſchieben, die Großmuth der Familie hervorſtreichen, kurz mich ſakrificieren. Ich geſtehe Ihnen heute offen, ich habe gar keine Eitelkeit in der Weiſe anderer Menſchen, mir liegt am Ende gar Nichts an der Meinung des Publikums; mir iſt nur Eins wichtig die Befriedigung meines innern Willens — die Selbſtachtung meiner Seele.“. Das Legat wurde jetzt zwar ausbezahlt, nicht aber die Penſion, obſchon H. Heine fortfuhr, ſeinem Vetter mit den beweglichſten Worten ins Herz zu reden. „Karl Heine,“ klagt er in einem Schreiben an Campe vom 31. Oktober 1845[597], „beharrt mit unbegreiflichſter Hartnäckigkeit in ſeinem vorgefaſsten Unrecht. Ich ſage ihm in jedem Brief, daſs ein Keim zu böſen Ausbrüchen zurückbleibt, ſo lange ich auch nur einen Schilling einbüße an der Penſion, die er verpflichtet iſt, im Namen ſeines Vaters zu zahlen, wenn ich auch, um mich in der Form nicht eigenſinnig zu zeigen, für dieſe Auszahlung als für eine Gnadenſache dankbar ſein wolle, wenn ſie unverkürzt und unbedingt ſtattfindet. Auf Bedingungen laſſe ich mich jetzt gar nicht ein — meiner Autorwürde, meiner Federfreiheit, werde ich nicht das Geringſte vergeben, wenn ich auch als Menſch den Familienrückſichten mich unterwürfig zeige.“ — „Aber leider“, heißt es in einem ſpäteren Briefe[598], „je mehr ich meinen Stolz kaſteie und mich unterwürfig und flehend zeige, deſto patziger und arroganter und beleidigender wird mein armer Vetter, der die Milde für Schwäche anſieht und nie begriff, daſs ich gegen Jemand, den ich nicht wie ihn liebte, unbarmherzig meine ganze Stärke angewendet hätte. Ich will Ihnen keinen Vorwurf machen, daſs auch Sie, wie ſo viele Andere, die an die Großmuth von Karl Heine glaubten, mich zu ſolcher Selbſtdemüthigung angetrieben und an die Macht der verſöhnenden Zeit appellieren hießen. Da hab' ich nun den Weg der Güte verſucht, den mir die Freunde und das eigne Herz, das ſich zu einem Kriege mit Karl Heine nicht entſchließen konnte, ſo leidend angerathen; da habe ich nun meinen weicheren

Gefühlen gefolgt, während der kalte Erfahrungsverſtand mir beſtändig in die Ohren ziſchte, daſs man in dieſer Welt ſelten durch Thränen und Flehen, aber durch das Schwert Etwas erlangt von den harten Geldmenſchen! Mein Schwert iſt meine Feder, und dieſes Schwert dürfte es am Ende wohl aufnehmen mit den Silberbarren und Advokatenkniffen, die meinem Vetter zu Gebote ſtehen! Dieſer beſtändige Widerſpruch, in welchem mein Gemüth und mein Verſtand ſich in jener Beziehung befanden, hat mich ein ganzes Jahr lang elend und zagend gemacht, und erſt jetzt, wo ich einſehe, daſs in Karl Heine's Bruſt kein menſchliches Herz ſchlägt, nachdem ich bei ihm gebettelt, ſtatt mein Recht zu verfechten, Alles um nicht nöthig zu haben, das Schwert zu ziehen gegen den Jugendfreund und Bruder, jetzt bleibt mir dennoch Nichts übrig als —— Ja, ich bin mit einem entſetzlichen Memoire beſchäftigt, ſeit einigen Tagen, wo die Inſolenz von Karl Heine dem Faſſe den Boden ausgetreten. Den Proceſs werde ich unterlaſſen, damit man ſehe, es iſt hier keine Geldfrage mehr — Alle Kniffe von Dr. Halle brauch' ich hier nicht zu fürchten, auf meinem eigenen Feld, wo ich Präſident bin, und keinem reichsſtädtiſchen Schlendrian ausgeſetzt. Meine Penſion achte ich für verloren, und ich ſchlage ſie in die Schanze. Ich, wie mir meine Ärzte (Dr. Roth und Dr. Sichel) aus Freundſchaft geſtanden und weil ſie wiſſen, daſs ich ein Mann bin, den der Tod nicht ſchreckt, ich habe nicht lange mehr zu leben, und meine Frau geht alsdann ins Kloſter und lebt von dem geringen Jahrgeld, das Sie ihr geben. Die Geldfrage tritt in den Hintergrund, ich bin ruhig, ſeit ich Alles gethan, was ein Menſch thun darf aus Liebe, ja Mehr, und der Genius vollbringt das aufgedrungene Tagewerk der Fatalität.“ Das hier erwähnte „Memoire“ iſt, wenn es überhaupt geſchrieben ward, niemals gedruckt worden; um ſo eifriger jedoch Heine fortan bemüht war, durch ſchriftſtelleriſche Freunde ſeinen Erbſchaftsſtreit mit Karl Heine zur öffentlichen Debatte zu bringen, und durch die Macht der Preſſe einen ſtachelnden Einfluſs auf das Gewiſſen ſeines Vetters zu üben. Laube, Schücking und Andere kamen ſeinen Wünſchen mit mehr oder minder Bereitwilligkeit nach; vor Allem aber beſtrebte ſich der kaum einundzwanzigjährige Ferdinand Laſſalle, welcher im Januar 1846 von einem mehrmonatlichen Aufenthalte in Paris nach Berlin zurückkehrte, die dortigen Freunde des Dichters für ein planmäßiges Einſchreiten zur Vertretung ſeiner bedrohten Vermögensintereſſen zu gewinnen. Wie ſehr Derſelbe ſich das Vertrauen Heine's zu erwerben und ihm geiſtig zu imponieren gewuſſt, ſagen uns die charakteriſtiſchen Empfehlungszeilen eines Briefes an „Varnhagen***): „Mein Freund, Herr Laſſalle, der Ihnen dieſen Brief bringt, iſt ein junger Mann von den ausgezeichnetſten Geiſtesgaben: mit der gründlichſten Gelehrſamkeit, mit dem weiteſten Wiſſen, mit dem größten Scharfſinn, der mir je vorgekommen, mit der reichſten Begabnis der Darſtellung, verbindet er eine Energie des Willens und eine Habilité im Handeln, die mich in Erſtaunen ſetzen, und wenn ſeine Sympathie für mich nicht erliſcht, ſo erwarte ich von ihm den thätigſten Vorſchub. Jedenfalls war dieſe Vereinigung von Wiſſen und Können, von Talent und Charakter, für mich eine freudige Erſcheinung, und Sie, bei Ihrer Vielſeitigkeit im Anerkennen, werden gewiſs ihr volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Herr Laſſalle iſt nun einmal ſo ein ausgeprägter Sohn der neuen Zeit, die Nichts von jener Entſagung und Beſcheidenheit wiſſen will, womit wir uns mehr oder minder heuchleriſch in *unſerer* Zeit hindurchgelungert und hindurchgefaſelt.“ — „Ich liebe Sie ſehr,“ heißt es in einem etwas ſpäteren Briefe an Laſſalle***); „es iſt ja nicht anders möglich. Sie quälen ja Einen ſo lange, bis man Sie liebt. . . Heut beſchränke ich mich darauf, Ihnen zu danken; noch nie hat Jemand ſo Viel für mich gethan. Auch habe ich noch bei Niemand ſo viel Paſſion und Verſtandesklarheit vereinigt im Handeln gefunden. Wohl haben Sie das Recht, frech zu ſein — wir Andern uſurpieren bloß dieſes göttliche Recht, dieſes himmliſche Privilegium — In Vergleichung mit Ihnen bin ich doch nur eine beſcheidene Fliege . . . Wie freut es mich, daſs ich mich nicht in Ihnen geirrt; aber auch Niemanden habe ich je ſo viel getraut, — ich, der ich ſo miſstrauiſch durch Erfahrung, nicht durch Natur. Seit ich Briefe von Ihnen erhielt, ſchwillt mir der Muth und ich befinde mich beſſer.“ Der überzeugenden Beredſamkeit Laſſalle's gelang es unter Anderm, den Fürſten Pückler zur Abfaſſung eines Schreibens an Karl Heine zu bewegen, das ein hochſinniger Appell an die Ehrenhaftigkeit des Millionärs war, welcher dem berühmten Dichter und nahen Verwandten hartherzig das Stück Brot verweigerte, auf das er durch ein nie widerrufenes Verſprechen Salomon Heine's und durch alle Geſetze der Pietät ein wohlbegründetes Recht beſaß. „Welch ein grand seigneur!“ rief der Dichter aus, als Laſſalle ihm das Schreiben des Fürſten abſchriftlich mittheilte***). „Sein Brief iſt nicht bloß ein ſchriftſtelleriſches Meiſterſtück, ſondern auch ein bedeutſames Denkmal, bedeutſamer als es ihm ſelber dünken mag, in Bezug auf unſere ſocialen Verhältniſſe und Umwälzungen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daſs dieſer Brief gedruckt werden muſs, er iſt von dem allgemeinſten Intereſſe, und die Lebenden werden wohl merken, daſs Dies nicht eigentlich ein Schreiben Pückler's iſt an A. B. in Sachen C. D., ſondern daſs hier einer der letzten Ritter der alten Geburtsariſtokratie den Emporkömmlingen der neuen Geldariſtokratie noch zuletzt eine Lektion giebt über das Thema der Ehre, und zwar zum Beſten des beleidigten Genius — Ja, die Lektion iſt ſiegreich, der chevalereske Hochſinn zeigt ſich hier auf ſeinem ſchönſten Turnierroſſe und in ſeinem fleckenloſeſten Harniſch, dem Point d'honneur und der Loyauté; das plumpe Krämerthum, ich hätte faſt geſagt das Bürgerthum, findet hier ſeine kläglichſte Niederlage, und an Verhöhnung wird es nicht fehlen, zumal von Seiten der allermodernſten Gegner der jetzigen Geldherrſchaft — Sie wiſſen, welche Leute ich meine. Der Genius freilich ſpielt hier eine trübſelige Figur; die Romantik, die er ſelber auf den Tod befehdet, tritt hier großmüthig für ihn ſelbſt in die Schranken, denn am Ende, wenn Pückler auch Fürſt in den Idealprovinzen des Geiſtes iſt, ſo iſt er es doch auch in dem preußiſchen Schleſien, und ſeine Handlungsweiſe iſt eben ſo adlig als edel." Es war Heine's Wunſch, daſs Varnhagen für die „Allgemeine Zeitung" einen von ihm mit ſeinem Namen zu unterzeichnenden Artikel ſchriebe und demſelben den Brief des Fürſten einflechte. „Es iſt gewiſs gut," bemerkte er[503]), „daſs eben die härteſten Dinge und Androhungen in jenem milden und wunderbar lindernden Stile geſchrieben werden, deſſen nur Varnhagen fähig iſt, und wodurch er eine Puiſſance geworden, die ihres Gleichen nirgends findet. Ja, Varnhagen's Stil iſt wahrlich die eiſerne Hand mit einem Handſchuh von Sammt, und der wird meinem Vetter einen Handſchlag geben, den er nicht vergiſſt bis ans Ende ſeiner Tage." Varnhagen aber rieth mit gewohnter Mäßigung von jeder provocierenden Veröffentlichung ab, er erklärte es für unſchicklich, den Brief des Fürſten drucken zu laſſen, und fand es viel geeigneter, durch Vermittelung Mendelsſohn's und anderer Berliner Freunde erneute Verſuche zu einer gütlichen Beilegung der Differenz zu unternehmen. „Denken Sie ſich," ſchrieb H. Heine Mitte Februar 1846 ärgerlich an Laſſalle[504]), „Varnhagen, der ſo erfahrene Weltmann, iſt noch ſo abergläubiſch, daſs er mir das Giapopeia vorſingt, womit man mich ſchon vor einem Jahre ins Verderben geſungen. Ich ſoll wieder de- und wehmüthige Briefe an Karl Heine ſchreiben. Das thu' ich ja ſeit vorigen Mai, und nach jedem ſolchen Gewinſel wirft er ſich hochmüthiger in die Bruſt. Mein erſter Plan war, als mir das Unglück paſſirte, durch das entſchiedenſte Auftreten zu imponieren und jede Drohung gleich ins Werk zu ſetzen. Dieſen Plan durchkreuzten die Freunde, die anderer Anſicht waren, die für die erweichenden Mittel waren, und indem ſie das Gegentheil thaten von Dem, was verabredet war, ſcheiterte Alles durch Inkonſequenz, und ich ſelber muſſte vom hohen Kampfroſs herabſteigen und mich auf eine flennende Schindmähre ſetzen! Durch dieſe Selbſterniedrigung habe ich den Leuten wieder den Muth eingeflößt, der ihnen ſchon abhanden kam, und der auch jetzt Reißaus nehmen wird, ſobald ſie Ernſt ſehen, ſobald ſie eine öffentliche Manifeſtation erleben, und beſtimmt fühlen, daſs man zu Dergleichen entſchloſſen ſei. Sagen Sie Das an Varnhagen, ſagen Sie ihm, die Herzen der Geldpharaone ſeien ſo verſtockt, daſs das bloße Androhen von Plagen nicht hinreichend ſei, obgleich ſie wohl wiſſen, wie groß die Zaubermacht des Autors, der ſchon vor ihren Augen ſo manches Schlangenkunſtſtück verrichtet hat — Nein, dieſe Menſchen müſſen die Plagen fühlen, ehe ſie daran glauben und ihren zähen Selbſtwillen aufgeben, ſie müſſen Blut ſehen, auch Fröſche, Ungeziefer, wilde Thiere, Zan Hagel u. ſ. w., und erſt beim zehnten Artikel, worin man ihre geliebte Erſtgeburt todtſchlägt, geben ſie nach, aus Furcht vor dem noch größeren Übel, dem eigenen Tod. Wahrlich, hätte Moſes ſich mit der Güte befaſſt, mit Halbreden und Vernunftreden, die Kinder Iſrael ſäßen noch heute in Ägypten."

Wenn wir uns erinnern, wie bitter das Gefühl der Abhängigkeit von der launiſchen Gnade des reichen Oheims ſchon auf der Seele des Jünglings gelaſtet, wie ihn dieſe mit Unmuth ertragene Abhängigkeit durch die herben Jahre des Exils begleitet, und wie oft er die Fortdauer der ihm ſo unentbehrlichen Geldunterſtützungen durch ſchwere Demüthigung ſeines Stolzes und ſeiner Manneswürde hatte erkaufen müſſen, ſo werden wir den Zorn und die fieberhafte Aufregung begreifen, in welche ihn der am kaum geſchloſſenen Grabe Salomon Heine's heraufbeſchworene chikanöſe Streit über die Weiterzahlung einer Rente verſetzte, die ihm — eine einzige kurze Unterbrechung abgerechnet — ſeit Jahren mit niemals ſtockender Regelmäßigkeit allmonatlich zugefloſſen war. Der ſorgloſe Poet hatte es ja von jeher verſchmäht, die Launen des alten Millionärs nach Erbſchleicherart zu hätſcheln und zu ſtreicheln, er wuſſte recht wohl, daſs eine ihm feindſelige Sippſchaft von Schwiegerſöhnen und Schwägern von jeher den Oheim umlagerte, bei welchem er gegen die boshafteſten Verleumdungen keinen Fürſprecher hatte — niemals aber war ihm die Möglichkeit in den Sinn gekommen, daſs die Familie des Onkels, daſs ſein leiblicher Vetter und Jugendfreund, deſſen Krankenbett er einſt in der furchtbaren Cholerazeit mit Gefahr des eigenen Lebens behütet, ſich zu einer ſo ungroßmüthigen Handlung erniedrigen würde, ihn plötzlich ohne jeden triftigen Grund ſeiner weſentlichſten, ſtets für ſicher gehaltenen Einnahme zu berauben. Schmerz, Zorn und Aufregung führten ſchon im Januar 1845 eine ſchlagartige Lähmung herbei, die ſich zunächſt auf die Augen warf, allmählich aber ſich über die Bruſt hinunter zog. Das linke Auge blieb ſeit dieſer Zeit völlig geſchloſſen; auch das rechte ward trüb, und das halb gelähmte Lid wollte ſich nicht freiwillig mehr heben. Zu leſen vermochte der Erkrankte gar nicht mehr; eher gelang es ihm noch, zu ſchreiben, obſchon er nur mit Mühe die jetzt groß und undeutlich aufs Papier gekritzelten Buchſtaben ſeiner einſt ſo ſchönen und regelmäßigen Handſchrift entziffern konnte. Mit dem Diktieren hatte er ſchon früher — bei Abfaſſung des Textes zu den Shakſpeare'ſchen Frauenbildern — einen Verſuch gemacht; aber er fand, daſs die prägnante Kürze und farbige Klarheit des Stils dabei verloren gehe, und die ungewohnte Anſtrengung verurſachte ihm Kopfkrämpfe[304]). „Mein Übel," ſchrieb er Ende Mai 1845 an Heinrich Laube[305]), „iſt eigentlich eine Paralyſie, welche leider zunimmt. Ich arbeite gar Nichts, kann keine ſechs Zeilen hinter einander leſen, und ſuche mich zu zerſtreuen; Herz und Magen, vielleicht auch das Gehirn, iſt geſund." Da er, aus Furcht, daſs die grellere Sonne des Südens ſeine Augen zu ſehr angreifen würde, nicht in ein Pirenäenbad zu reiſen wagte, zog er Anfangs Juni aufs Land nach Montmorency, wohin Mathilde ihn als treue Pflegerin begleitete. Die Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit erſchien ihm als die Hauptſache, vor welcher alles Andere, ſogar ſeine Finanznöthen und die Differenzen mit ſeiner Familie, einſtweilen in den Hintergrund treten muſſte. „Ach, theurer Freund," klagte er bei der Rückkehr nach Paris ſeinem Verleger[306]), „die Unglücksfälle dieſes Jahres haben ſo ſehr mein Gemüth verträbt, daſs ich bis heute noch auf die heiteren Stunden vergebens geharrt… Man hat ſich ſchrecklich an mir verſündigt, man hat mit unerhörter Schändlichkeit an meinem Genius gefrevelt, ich kann mir die Wunde nicht länger verleugnen, und es werden Jahre hingehen, ehe der alte Humor wieder geſund ſprudelt. Ein tieferer Ernſt, ein unklarer Ungeſtüm hat mich ergriffen, der vielleicht eigenthümlich furchtbare Ausbrüche geſtattet in Proſa und

Verſen — aber Das iſt doch nicht, was mir ziemt und was ich wollte. Einſt ſüßeſtes Leben, jetzt Verdüſterung und Todesluſt.“ In einem Briefe an Varnhagen vom 3. Januar 1846 erwähnt Heine ebenfalls, „wie entſetzlich ihm von ſeinen Sippen und Magen mitgeſpielt worden“ 391): — „Schwindet der Lähmungsdruck, der gleich einem eiſernen Reif mir die Bruſt einklemmt, ſo wird auch die alte Energie wieder flügge werden. Ich fürchte jedoch, Das wird noch lange dauern. Der Verrath, der im Schoße der Familie, wo ich waffenlos und vertrauend war, an mir verübt wurde, hat mich wie ein Blitz aus heiterer Luft getroffen und faſt tödlich beſchädigt. Wer die Umſtände erwägt, wird hierin einen Meuchelmordsverſuch ſehen; die ſchleichende Mittelmäßigkeit, die zwanzig Jahre lang harrte, ingrimmig neidiſch gegen den Genius, hatte endlich ihre Siegesſtunde erreicht. Im Grunde iſt auch Das eine alte Geſchichte, die ſich immer erneut. Ja, ich bin ſehr körperkrank, aber die Seele hat wenig gelitten; eine müde Blume, iſt ſie ein bischen gebeugt, aber keineswegs welk, und ſie wurzelt noch feſt in der Wahrheit und Liebe.“ Noch unter den letzten Krankheitspoeſien Heine's befindet ſich, außer der düſteren Phantasmagorie „Affrontenburg“, in welcher der Dichter die Erinnerungen an alles ihm durch die Familie zugefügte Leid in ein martervolles Bild zuſammen faßt, ein kurzes, ſcharfes Gedicht, das etwa ein Jahr vor ſeinem Tode geſchrieben ward, und das mit den Strophen ſchließt:

Ach! Blutsfreunde ſind es eben,
Welche mir den Tod gegeben,
Und die ſchnöde Meuchelthat
Ward verübet durch Verrath.

Siegfried gleich, dem hörnen Recken,
Wußten ſie mich hinzuſtrecken —
Leicht erſpäht Familienliſt,
Wo der Held verwundbar iſt.

Im Einklange hiemit ſagt Heinrich Laube, welcher den Dichter im Frühjahr 1847 wieder beſuchte und ihm zu jener Zeit am nächſten ſtand, in ſeinem Reiſeberichte 392): „Mich beſchäftigte neben dem kranken Freunde vor allen Dingen die Frage, woher eine ſo ungewöhnliche und unerbittliche Krankheit, die offenbar in den geheimnisvollſten Verzweigungen zwiſchen Hirn und Nerven ihren Sitz hat als eine tückiſche, raſtlos weiter kriechende Lähmung. Erreicht ſie den Lebensmittelpunkt des Gehirns, ſo entſteht der Tod. Zorn und Ärger haben die Krankheit erregt durch eine Art von Schlagfluß. Nicht die hundert Kämpfe in Literatur und Politik haben dieſem furchtbaren Fechter das Mindeſte angethan; ein einziger Streich, welcher von ſeiner Familie ausgegangen, hat ihn zerſtört. Es wird Dies ſeiner Familie ein tiefer Vorwurf bleiben. Heine war fünfundvierzig Jahre alt, als ihn vor zwei Jahren dieſer Streich betraf; er hatte noch Jahrzehnte ſchöpferiſcher Thätigkeit vor ſich, und um der alltäglichſten Lappalien willen ward er von mittelmäßigen Menſchen zerſtört … Die guten Bürger und ſchlechten Muſikanten mögen es nun vor der Nation verantworten, uns die geniale Dichterkraft gelähmt und getödtet zu haben aus kläglicher, trockener Schelſucht. Wenn man von den Goldſäcken und ſonſtigen Herrlichkeiten der Familie Nichts mehr wiſſen wird, dann wird man durch dieſen nun vor unſern Augen hinſterbenden Dichter den Namen Heine noch kennen und rühmen, und die literaturgeſchichtliche Mythe wird hinzuſetzen, er ſei, wie Byron, durch Nadelſtiche kleiner Verwandten vor der Zeit in den Tod geſtoßen werden.“

Die Lähmung ſchlich langſam weiter, ohne in der erſten Zeit eigentliche Schmerzen zu verurſachen. Nur über „Genuſs- und Lebenshinderniſſe“ klagt Heine im Anfang des Jahres 1846[88]). „Ich küſſe, fühle aber Nichts dabei, ſo ſtark gelähmt ſind meine Lippen. Ganze Abende ſitze ich ſchweigend neben meiner Frau am Kamin. ‚Quelle conversation allemande!‘ ruft ſie dann manchmal ſeufzend aus … Auch der Gaumen und ein Theil der Zunge ſind afficiert, und Alles, was ich eſſe, ſchmeckt mir wie Erde. Dieſer Tage habe ich kaiſerlich ruſſiſche Bäder verſucht, nach der ſtrengſten Obſervanz. An Muth fehlt es mir nicht.“ — Die Hoffnung, durch ein perſönliches Geſpräch mit dem Vetter die obſchwebende Differenz leichter ſchlichten zu können, und der ſehnliche Wunſch, vor einer jeden Augenblick zu befürchtenden Verſchlimmerung ſeines Leidens die geliebte Mutter noch ein letztes Mal an ſein Herz zu drücken, gaben dem Dichter den Plan ein, im Frühjahr 1846 wieder nach Hamburg zu reiſen, und von dort einen Abſtecher nach Berlin zu machen, um den inzwiſchen zu großer Berühmtheit gelangten Jugendfreund Profeſſor Dieffenbach wegen ſeiner Krankheit zu konſultieren. Mit Letzterem hatte Laſſalle ſchon dieſerhalb geredet, und Heine hatte geantwortet[89]): „Dieffenbach's Freundſchaft iſt für mich ein tröſtender Gedanke, ich ſage zu meiner Krankheit: nimm dich in Acht, mich gar zu ſehr zu moleſtieren, denn der heilende Gott iſt mein Freund!“ Aber durfte er wagen, nach Preußen zu kommen, ohne ſich den ſchlimmſten Polizeibeläſtigungen auszuſetzen? Darüber muſste er ſich vor Allem Gewiſsheit verſchaffen. Alexander von Humboldt, der bei dem König in hoher Gunſt ſtand, hatte ihn zwar bei ſeiner Anweſenheit in Paris im vorigen Jahre nicht aufgeſucht, aber ihm früher wiederholt die freundlichſte Theilnahme bewieſen. Er ſchrieb alſo an Dieſen unterm 11. Januar folgenden Brief, welcher hier zum erſten Mal aus dem in der Radowitz'ſchen Autographenſammlung enthaltenen Originale vollſtändig mitgetheilt wird: „Herr Baron! Das Wohlwollen, womit Sie mich ſeit Jahren beehren, ermuthigt mich, Sie heute um einen Dienſt anzugehen. Trübſelige Familienangelegenheiten rufen mich dieſes Frühjahr nach Hamburg, und ich möchte alsdann, die Gelegenheit benutzend, einen Abſtecher für einige Tage nach Berlin machen, theils um alte Freunde wieder zu ſehen, theils auch um die Berliner Ärzte über ein ſehr bedenkliches Übel zu konſultieren. Bei einer ſolchen Reiſe, deren einziger Zweck Erheiterung und Geſundheit iſt, darf ich wahrlich von keiner atra cura beängſtigt werden, und ich wende mich an Sie, Herr Baron, mit der Bitte, durch Ihren hohen Einfluſs mir von den reſp. Behörden die beſtimmte Zuſicherung zu erwirken, daſs ich von denſelben während meiner Reiſe durch die königlich preußiſchen Staaten, wegen keinerlei Beſchuldigungen, die auf die Vergangenheit Bezug haben, in Anſpruch genommen werden ſoll. Ich weiß ſehr gut, daſs ein ſolches Geſuch keineswegs in Einklang ſteht mit den dortigen adminiſtrativen Bräuchen; aber in einer Zeit, die ſelbſt etwas exceptionell iſt, dürfte man ſich vielleicht dazu verſtehen, die alte Regiſtratur mit einer Rubrik für exceptionelle Zeitgenoſſen zu bereichern. Empfangen Sie, Herr Baron, im Voraus meinen tief gefühlten Dank, und betrachten Sie meine Bitte ſelbſt als einen Beweis der Verehrung, womit ich verharre, Herr Baron, Ihr ergebener und gehorſamer Heinrich Heine." — Die Bemühung Humboldt's war eine vergebliche, wie ſeine liebenswürdig offene Antwort uns belehrt: „Wenn nach einer ſo langen Reihe von Jahren Sie mir einmal wieder ein Zeichen des Lebens geben, wenn Sie ſich meiner alten Bewunderung Ihres herrlichen, ein tiefes Naturgefühl athmenden ‚Buches der Lieder' erinnern, ſo darf ich nicht beſorgen, daſs Sie an der Aufrichtigkeit meines Dankes zweifeln, der Ihrem Vertrauen in einer ſo menſchlichen Angelegenheit gebührt. Noch ehe ich Ihren Brief vom 11. Januar erhielt, hatte ich durch meinen geiſtreichen Freund Dieffenbach Kunde von Ihrem ſchweren phyſiſchen Leiden erhalten. Ihr Wunſch beſchränkte ſich auf die Erlaubnis, ohne Gefahr für Ihre perſönliche Sicherheit, Berlin von Hamburg aus dieſes Frühjahr auf einige Tage beſuchen zu können, zu Ihrer Erholung, um hieſige Freunde einmal wieder zu ſehen und Berliner Ärzte zu konſultieren. Da mir nicht unbekannt ſein konnte, daſs in Dem, was Sie als ‚die alte Regiſtratur' bezeichnen, viele ſehr bittere

Anklagen gegen Sie liegen, ſo habe ich gehofft, Ihrem Wunſche am beſten zu entſprechen, wenn ich auf das zweite Motiv Ihrer Reiſe den größten Werth legte. Ich habe mit Wärme gehandelt und habe mir keine Art des Vorwurfs zu machen — aber es iſt mir gar nicht geglückt. Die Verweigerung iſt ſogar ſo beſtimmt geweſen, daſs ich, Ihrer perſönlichen Ruhe wegen, Sie zu bitten muſs, den preußiſchen Boden nicht zu berühren. Ich glaube gegen Sie die Pflicht erfüllen zu müſſen, Ihnen ganz mit der Offenheit zu ſchreiben, die Schriftſteller ſich gegen einander ſchuldig ſind. Empfangen Sie den Ausdruck meiner ausgezeichnetſten Hochachtung und die innigſten Wünſche für die Wiederherſtellung Ihrer ſo tief erſchütterten Geſundheit.“ Der zurückbehaltenen Kopie dieſes Briefes fügte Humboldt die charakteriſtiſche Bemerkung bei: „Meine Antwort eine vorſichtige. Der König, der für die Gedichte unverwüſtliche Vorliebe hegt, fand es hart trotz der ſchändlichen Spottgedichte auf Preußen, ihn zurückzuweiſen, da es menſchlicher wäre, ihn den Arzt konſultieren zu laſſen, es auch bald ſichtbar würde, daſs ſich hier das Publikum nicht um den alten Mann mit dem Geſichtsſchmerz bekümmerte. Die Polizei wuſste dem ihr fremden Zartgefühl zu widerſtehen.“

Heine hatte indeſs geringe Urſache, das Fehlſchlagen ſeines Hamburg-Berliner Reiſeprojektes ſonderlich zu bedauern; denn im Laufe des Frühjahrs nahm ſeine Krankheit eine ſo bedenkliche Geſtalt an, daſs die Ärzte den Gebrauch eines Pirenäenbades für unbedingt nothwendig erklärten. Es ſtellte ſich bereits Empfindungsloſigkeit in den Fingern und am rechten Fuße ein, auf welchem der Dichter wie gelähmt einher ging, ſo daſs er von ſeinen Ausgängen, die er, wie ein Blinder mit dem Stocke vor ſich hintaſtend, noch allmorgenlich unternahm, ſich mehr als ein Mal, auf den Arm eines Freundes geſtützt, muſste nach Hauſe geleiten laſſen. Sein Zuſtand galt für ſo hoffnungslos, daſs, als er Mitte Juli die Reiſe nach Barèges antrat, wenige ſeiner Bekannten ihn wieder zu ſehen erwarteten. Unterwegs wurde ſein Siechthum ſo unerträglich, daſs er unſern von Bagnères de Bigorre den Wagen verlaſſen und ſich auf einem Lehnſeſſel über das Gebirge tragen laſſen muſste. Ja, es verbreitete ſich bald nach ſeiner Abreiſe von Paris durch einen Korreſpondenzartikel der „Deutſchen Allgemeinen Zeitung“ das Gerücht, daſs H. Heine am 31. Juli im Glockenthale bei Thun im Kanton Bern, wohin ihn die Ärzte geſchickt hätten, in Folge wiederholter Schlaganfälle ſeinen Leiden erlegen ſei. Glücklicherweiſe brachte faſt gleichzeitig die „Augsburger Allgemeine Zeitung“ vom 5. Auguſt eine Originalkorreſpondenz des Dichters aus Barèges, welche den Ungrund jener Trauerkunde darthat. Heine fühlte ſich übrigens durch die falſche Todesnachricht ſehr verſtimmt, es erſchien ihm als eine zweifelhafte Freude, daſs es ihm vergönnt ſei, ſeinen eigenen Nekrolog zu leſen und bei lebendigem Leibe „komplet mythiſch zu werden,“ und er ſchrieb an Campe aus Tarbes auf der Rückreiſe nach Paris am 1. September folgenden düſteren Bericht über den vereitelten Erfolg ſeiner Badekur***): „Leider hat mein Zuſtand, der ſich ſeit Ende Mai bedenklich verſchlimmert, in dieſem Augenblick eine ſo ernſthafte Form angenommen, daſs ich ſelbſt erſchrecke. Während der erſten Wochen, die ich in Barèges zubrachte, hatte ich mich etwas erholt und Hoffnung geſchöpft, aber ſeitdem ging es den Schneckengang; meine Sprachwerkzeuge ſind ſo gelähmt, daſs ich nicht ſprechen kann, und eſſen kann ich nicht ſeit vier Monat, wegen der Schwierigkeit des Kauens und Schluckens und der Abweſenheit des Geſchmacks. Auch bin ich entſetzlich abgemagert, mein armer Bauch iſt kläglich verſchwunden, und ich ſehe aus wie ein dürrer einäugiger Hannibal. Traurige Symptome (beſtändige Ohnmachten) haben mich nun beſtimmt, nach Paris zurück zu eilen, und geſtern hab' ich Barèges verlaſſen. Ich bin keineswegs ängſtlich, ſondern ſehr gefaſſt, und trage, wie bisher, mit Geduld, was ſich nicht ändern läſſt und ein altes Menſchenſchickſal iſt. Meine Meinung geht dahin, daſs ich nicht mehr zu retten bin, daſs ich aber vielleicht noch eine Weile, ein oder höchſtens zwei Jahre, in einer trübſeligen Agonie mich hinfriſten kann. Nun, Das geht mich nicht an, Das iſt die Sorge der ewigen Götter, die mir Nichts vorzuwerfen haben, und deren Sache ich immer mit Muth und Liebe auf Erden vertreten habe. Das holdſelige Bewuſſtſein, ein ſchönes Leben geführt zu haben, erfüllt meine Seele ſelbſt in dieſer kummervollen Zeit, wird mich auch hoffentlich in den letzten Stunden bis an den weißen Abgrund begleiten — Unter uns geſagt, dieſer letztere iſt das wenigſt Furchtbare, das Sterben iſt etwas Schauderhaftes, nicht der Tod, wenn es überhaupt einen Tod giebt. Der Tod iſt vielleicht der letzte Aberglaube. . . Mein Geiſt iſt klar, ſogar ſchöpferiſch geweckt, aber nicht ſo beſeligend heiter wie in den Tagen meines Glücks. Gott verzeihe meiner Familie die Verſündigung, die ſie an mir verſchuldet! Wahrlich, nicht die Geldſache, ſondern die moraliſche Entrüſtung, daſs mein intimſter Jugendfreund und Blutsverwandter das Wort ſeines Vaters nicht in Ehren gehalten hat, Das hat mir die

Knochen im Herzen gebrochen, und ich ſterbe an dieſem Bruch. — Wie ich höre, hat meine falſche Todesnachricht meinen Vetter ſehr erſchreckt; er hatte wahrlich erſchreckende Gründe... Meine Finanzen ſind ſchlecht, dieſe Reiſe nach Barèges hat mich ſchier ausgebeutelt, und ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich die zunehmenden Lebenskoſten dieſen Winter erſchwinge. Selbſt indem ich die 200 Mark Banko, die ich dieſes Jahr von Ihnen zu fordern habe, bei meiner Ankunft in Paris auf Sie abgebe, bin ich noch nicht ſehr gefördert! Bloß meine Ärzte haben mir in einem Monat mehr gekoſtet! Doch genug davon, ich gerathe hier auf das Kapitel, das in jedem deutſchen Dichterleben ſo fürchterlich bitter rebaſchiert wird."

Kurz nach ſeiner Ankunft in Paris entwarf Heine ein neues, in deutſcher Sprache abgefaſstes Teſtament, folgenden Wortlauts: „Dieſes iſt mein Teſtament, wie ich es eigenhändig zu Paris den 27. September 1846 niedergeſchrieben habe. — Obgleich ich von der Natur und vom Glücke mehr als andere Menſchen begünſtigt ward; obgleich es mir zur Ausbeutung meiner Geiſtesgaben weder an Verſtand noch an Gelegenheit gebrach; obgleich ich, aufs engſte befreundet mit den Reichſten und Mächtigſten dieſer Erde, nur zuzugreifen brauchte, um Geld und Ämter zu erlangen: ſo ſterbe ich dennoch ohne Vermögen und Würden. Mein Herz hat es ſo gewollt, denn ich liebte immer die Wahrheit und verabſcheute die Lüge. Meine Hinterlaſſenſchaft iſt daher ſehr geringfügig, und ich ſehe mit Betrübnis, daſs ich meine arme Ehefrau, die ich, weil ich ſie unſäglich liebte, auch unſäglich verwöhnte, verhältnismäßig mit ihren Bedürfniſſen in einem vielleicht an Dürftigkeit grenzenden Zuſtand zurücklaſſe. Wie Dem auch ſei, die ſpärlichen Beſitzthümer, die meinen Nachlaſs ausmachen, vermache ich meiner Ehefrau Mathilde Creſcentia Heine, geb. Mirat, die, eben ſo treu wie ſchön, mir das Daſein erheitert hat. — Die Herren Sichel, Dr. med., und Mr. Mignet, secrétaire perpétuel de l'académie des sciences morales et politiques, die mir ſchon ſo viele Liebesdienſte erwieſen, beauftrage ich mit der Vertretung aller Erbſchaftsintereſſen meiner Frau, ſo wie überhaupt mit der Exekution dieſes Teſtamentes. — Meinen Verleger Julius Campe bitte ich, es dergeſtalt einzurichten, daſs die Penſion, die ich als Honorar meiner Geſammtwerke von ihm beziehe, und die er nach meinem Tode ebenfalls lebenslänglich meiner Frau auszuzahlen hat, von Derſelben hier in Paris und, wo möglich, in monatlichen Terminen bezogen werden kann. Was das Jahrgehalt betrifft, das mir mein ſeliger Oheim Salomon

Heine zugeſagt, und das nach meinem Tode zur Hälfte auf meine Wittwe übergehen ſollte, ſo bitte ich meinen Vetter Karl Heine der rührend zarten Vorliebe zu gedenken, womit ſein Vater immer meine Frau behandelt hat, und ich hoffe, er wird ihr gern kleine Summen in einer Weiſe zuſichern, die weder zu ſpäteren Demüthigungen noch zu Kümmerniſſen Anlaſs geben kann; ich zweifle nicht, daſs nach meinem Hinſcheiden ſein großmüthiges Herz ſich wieder der Freundſchaft erinnern wird, die uns einſt ſo innig verbunden und deren Verluſt mir den tödlichſten Schmerz verurſacht hat. — Obgleich ich hoffe, die Herausgabe meiner Geſammtwerke noch ſelber beſorgen zu können, ſo kann ich doch nicht umhin, hier zu beſtimmen, daſs, ſtürbe ich, bevor dieſe Arbeit vollbracht, die Herren Drs. Hermann Detmold zu Hannover und Heinrich Laube zu Leipzig beauftragt ſind, mich hier zu erſetzen, und es wäre mir genehm, wenn Letzterer, Heinrich Laube, mit einem kurzen Lebensabriſs die Geſammtausgabe begleiten wollte. — Ich verordne, daſs mein Leichenbegängnis ſo einfach ſei und ſo wenig koſtſpielig, wie das des geringſten Mannes im Volke. Sterbe ich in Paris, ſo will ich auf dem Kirchhofe des Montmartre begraben werden, auf keinem andern, denn unter der Bevölkerung des Faubourg Montmartre habe ich mein liebſtes Leben gelebt. Obgleich ich der lutheriſch-proteſtantiſchen Konfeſſion angehöre, ſo wünſche ich doch in jenem Theile des Kirchhofs beerdigt zu werden, welcher den Bekennern des römiſch-katholiſchen Glaubens angewieſen iſt, damit die irdiſchen Reſte meiner Frau, die dieſer Religion mit großem Eifer zugethan iſt, einſt neben den meinigen ruhen können; wird mir eine ſolche Vergünſtigung von der chriſtlichen Barmherzigkeit der franzöſiſchen Geiſtlichkeit bewilligt, ſo wünſche ich, daſs man mir in der erwähnten Abtheilung des Gottesackers ein Erbbegräbnis kaufe; zeigen ſich aber klerikale Schwierigkeiten, genügt mir ein Terrain der wohlfeilſten Art. — Meiner edlen und hochherzigen Mutter, die ſo Viel für mich gethan, ſo wie auch meinen theuern Geſchwiſtern, mit denen ich im ungetrübteſten Einverſtändniſſe gelebt, ſage ich ein letztes Lebewohl. Leb wohl auch du, deutſche Heimat, Land der Räthſel und der Schmerzen; werde hell und glücklich! Lebt wohl, ihr geiſtreichen guten Franzoſen, die ich ſo ſehr geliebt habe! Ich danke euch für eure heitere Gaſtfreundſchaft."

Wenige Tage nach Abfaſſung dieſes Teſtamentes erhielt der Dichter von ſeinem Vetter Karl Heine einen liebreichen Freundſchaftsbrief, worin Derſelbe mit den Ausdrücken lebhaften Bedauerns über den ſchlechten Erfolg der Badekur die Anzeige verband, daß er die Auszahlung der ſtreitigen Penſion nunmehr angeordnet habe und die ganze Differenz bei einem demnächſtigen Beſuche in Paris zu beſeitigen hoffe. Dieſer Beſuch fand am 25. Februar 1847 ſtatt, und hatte das Reſultat, daß Karl Heine ſich bereitwillig verpflichtete, die Hälfte der Jahresrente nach dem Ableben des Dichters an Deſſen Wittwe fortzuzahlen, — jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß weder bei Lebzeiten, noch nach dem Tode H. Heine's irgend ein Schriftſtück Desſelben publiciert würde, deſſen Veröffentlichung im Mindeſten kränkend für die Familie Karl Heine's oder für die Verwandten ſeiner Frau, einer gebornen Fould-Furtado, ſei. Karl Heine hatte es ſchon ſehr übel vermerkt, daß der Dichter in ſeinen Korreſpondenzen für die „Allgemeine Zeitung“ ſich einige Sticheleien über die Deputierten Achille und Benoit Fould erlaubt hatte *12), und er ſprach offen die Befürchtung aus, daß weit ſchlimmere Angriffe gegen ihn ſelbſt und ihm nahe ſtehende Perſonen noch im Pult des Schriftſtellers ihrer Veröffentlichung harrten. Er äußerte die beſtimmte Drohung, der Wittwe Desſelben jegliche Unterſtützung entziehen zu wollen, ſo bald irgend ein derartiges Schriftſtück, geſchehe es ſelbſt wider Willen des Verfaſſers und lange nach ſeinem Tode, das Licht der Welt erblicke. Heinrich Heine war daher ängſtlich beſorgt, in ſeinen Papieren jedes herbe Wort über ſeinen Vetter und Deſſen Familie auszumerzen, im Geſpräche mit Freunden und Bekannten jede Äußerung der Klage und des Unmuths über Karl Heine zu vermeiden, und Demſelben ſogar eine Art öffentlicher Ehrenerklärung zu geben, als im Jahre 1849 das irrige Gerücht einer gänzlichen Vernachläſſigung des Kranken von Seiten ſeines reichen Verwandten die Preſſe durchlief *13). — Am Tage nach dem Beſuche Karl Heine's fügte der Dichter dem obigen Teſtamentsentwurfe folgenden Nachtrag an: „Seitdem ich dieſes Teſtament ſchrieb, hat eine Ausſöhnung zwiſchen mir und meinem Vetter Karl Heine ſtattgefunden, und die Ausdrücke, womit ich ihm oben meine überlebende Gattin empfahl, ſind heute nicht mehr die geziemenden; denn als ich ihn geſtern in dieſer Beziehung ſprach, beſchämte er mich faſt durch den Vorwurf, wie ich nur im Mindeſten daran zweifeln konnte, daß er nicht für meine Wittwe hinlänglich ſorgen würde, und mit der liebreichſten Bereitwilligkeit übernahm er die Verpflichtung, meiner Frau nach meinem Tode die Hälfte meiner Penſion alljährlich auszuzahlen; — ja, er verrieth hier wieder ſein ganzes edles Gemüth, ſeine ganze Liebe, und als er mir zum Pfande ſeines feierlichen Verſprechens die Hand reichte, drückte ich ſie an meine Lippen, ſo tief war ich erſchüttert und ſo ſehr glich er in dieſem Momente ſeinem ſeligen Vater, meinem armen Oheim, dem ich ſo oft wie ein Kind die Hand küſſte, wenn er mir eine Güte erwies. Ach, mit meinem Oheim erloſch der Stern meines Glückes! Ich bin ſehr krank, und wundere mich darüber, wie ich alle dieſe Leiden ertrage. Troſt und Stärkung finde ich allein in den Großgefühlen und unverwelkbaren Herrlichkeiten meines Bewuſſtſeins." — In einem ſpäteren, franzöſiſch abgefaſſten Teſtamententwurfe vom 10. Juni 1848 *16) und in dem allein rechtsgültigen, am 13. November 1851 in franzöſiſcher Sprache diktierten, notariell beglaubigten Teſtamente ſprach der Dichter die weitere inſtändige Bitte an ſeinen Vetter aus, die in Rede ſtehende Penſion ſeiner Wittwe nicht um die Hälfte zu ſchmälern, ſondern ihr dieſelbe unverkürzt auszuzahlen. „Denn jene Penſion," bemerkt H. Heine auch in einem gleichzeitigen Briefe an ſeinen Verleger *17), „war doch im Grunde nur die Rente eines Kapitals, welches mein Oheim für mich beſtimmte, wie aus allen Umſtänden zu ſchließen war, da er z. B. manchmal, wenn ich ihm eine Karotte riſs, mich bedrohte, mir die Summe von jenem Kapitale abzuziehen." — „Es iſt mehr als wahrſcheinlich," heißt es in dem betreffenden Teſtamentsparagraphen *18), „daſs ich nicht nöthig gehabt hätte, dieſen Appell an die Freigebigkeit meines Vetters zu richten; denn ich bin überzeugt, daſs er mit der erſten Schaufel Erde, die er, nach ſeinem Rechte als mein nächſter Anverwandter, auf mein Grab werfen wird, wenn er ſich zur Zeit meines Abſcheidens in Paris befindet, all' jene peinlichen Beklagniſſe vergeſſen wird, die ich ſo ſehr bedauert und durch ein langwieriges Sterbelager geſühnt habe; er wird ſich dann gewiſs nur unſerer einſtmaligen herzlichen Freundſchaft erinnern, jener Verwandtſchaft und Übereinſtimmung der Gefühle, die uns ſeit unſerer zarten Jugend verband, und er wird der Wittwe ſeines Freundes einen echt väterlichen Schutz angedeihen laſſen; aber es iſt für die Ruhe der Einen wie der Andern nicht unnütz, daſs die Lebenden wiſſen, was die Todten von ihnen begehren." Wir haben Nichts darüber erfahren, ob Karl Heine dieſem Appell entſprach und ſeit dem Tode des Dichters die Penſion von 4800 Franks unverkürzt an die Wittwe Deſſelben auszahlte; jedenfalls aber vermögen wir zu ſeiner Ehre zu berichten, daſs er in ſeinen teſtamentariſchen Verfügungen den Betrag jener Jahresrente auf die noch etwas höhere Summe von 5000 Franks feſtgeſtellt.

Wenn auch die Gelddifferenz endlich gehoben war, ſo ließ der peinliche rbſchaftsſtreit doch eine unheilbare Wunde im Herzen des Dichters zurück. avon zeugen nicht allein die melancholiſchen Worte des Teſtamentes, ſonern auch zahlreiche Stellen ſeiner Briefe. „Das Vertrauen zu meiner amilie iſt dahin,“ ſchrieb er ſeinem Freunde Julius Campe[211]), „und Karl eine, wie reich er auch iſt und wie liebreich er ſich mir zuwendet, ſo wäre r doch der Letzte, an den ich mich in irgend einer Lebensnoth wenden würde. ch habe hartnäckig darauf beſtanden, daß er mir bis auf den letzten Schilng auszahle, wozu ich mich durch das Wort ſeines Vaters berechtigt glaubte, ber wahrhaftig, ich würde auch keinen Schilling mehr von ihm annehmen. Wir haben Beide große Thorheiten begangen, aber ich bezahle ſie viel heurer, mit dem Reſt meiner Geſundheit … Liebſter Freund, es geht mir erzlich ſchlecht, obgleich ich von aller Welt in dieſem Augenblick — ausgenommen von meiner miſerabeln Sippſchaft — gehätſchelt und geſtreichelt erde. Was Letztere betrifft, ſo hat Laube's Brief in der ‚Allgemeinen Zeitung‘, wo er unumwunden Dieſelbe einer feigen Meuchelei bezichtigt, ier und allerorten die beiſtimmendſte Entrüſtung erregt. In Bezug Karl Heine's hat er nicht die ganze Wahrheit geſagt; ich habe nämlich keinesegs Grund, mit ihm zufrieden zu ſein. Daß Derſelbe, während ich dem Grabe nahe ſtehe, die Verpflichtung übernommen hat, meiner Wittwe die Hälfte meiner Penſion lebenslänglich zu zahlen, iſt fürwahr keine ſo kooſſale Großmuth. Ich habe aber, ich geſtehe es, nicht mehr verlangt, da ch einſt auch von meinem Oheim keine höhere Zuſicherung empfangen, auch nicht in Anſpruch genommen, freilich damals in der Vorausſetzung, daß ich noch lange Jahre bis in hohes Alter mich durchſchlagen und vielleicht gar mein Weib überleben würde! Ich habe nicht ohne Abſicht Sie darauf aufmerkſam machen wollen, welche Bewandtnis es hat mit der Verſöhnung, die mir Karl Heine oktroyiert, und wobei aber ſeine Börſe ganz unberührt geblieben. Da jetzt meine Bedürfniſſe, wegen der Krankheitspflege, faſt verdreifacht, da ich gar Wenig erſchreiben kann, ſo würde der Himmel mich ſogar in eine große Verlegenheit ſetzen, wenn er mir ein längeres Leben ſchenkte. Gottlob, ich werde juſt auskommen, ohne irgend eine Baſſeſſe begangen zu haben.“ In ſpäterer Zeit, als der Krankheitszuſtand des Dichters ſich verſchlimmerte, ließ ihm Karl Heine außerordentliche trimeſtrielle Zuſchüſſe angedeihen, die, zu gleicher Zeit mit der Penſion ausgezahlt, den Betrag derſelben faſt auf das Doppelte erhöhten. Dennoch war der Kranke genöthigt, um die Koſten ſeiner Pflege zu erſchwingen, erhebliche Anleihen bei ſeinen Brüdern zu machen. „Meine Krankheit iſt ein goldfreſſendes Thier, nicht bloß blutſaugend,“ ſchrieb er an Campe*18) … „Sie wiſſen, daſs Karl Heine's Großmuth kaum bis an die Waden meiner Bedürfniſſe reicht … Mein Vetter hat unter den obwaltenden Verhältniſſen genug gethan, und von dieſer Seite kann und will ich Nichts mehr in Anſpruch nehmen. Betteln iſt eine ſehr unangenehme Sache, betteln aber und Nichts bekommen iſt noch unangenehmer, und völliges Mangelleiden wäre ſolcher Unannehmlichkeit vorzuziehen; ich habe daher auf ſolcherlei Reſſourcen ein für alle Mal reſigniert.“

Die Krankheit Heinrich Heine's hatte bereits im Frühjahr 1847 traurige Fortſchritte gemacht. Die Kälte des Winters hatte auch die Bruſt, welche im Herbſt noch nicht leidend geweſen, ſtark angegriffen, der Dichter klagte über „verflucht ſchlechte bruſtgluckſende Nächte,“ und — „hätte ich nicht Frau und Papagei,“ ſchrieb er an Heinrich Laube, welcher damals wieder nach Paris kam*19), „ich würde (Gott verzeih' mir die Sünde) wie ein Römer der Miſère ein Ende machen!“ Gern hätte er in einem ſüdlichen Klima, in Nizza oder Neapel, Linderung ſeiner Leiden geſucht, aber der Zuſtand ſeiner Finanzen erlaubte nicht eine ſo koſtſpielige Reiſe, und er muſſte ſich deſshalb begnügen, während des Sommers abermals die erfriſchende Stille eines Landaufenthaltes in Montmorency zu genießen. Levin Schücking, Alfred Meißner, Kertbeny, Laube und andere Freunde, welche ihn in jenem Jahre beſuchten, ſchildern mit übereinſtimmender Trauer die Verwüſtungen, welche die Krankheit binnen weniger Monate angerichtet. „Da ſaß er,“ ſchreibt Laube*20), „neben ſeiner in geſunder Körperfülle blühenden Frau, an einer Mittagstafel, die nicht für ihn mehr gedeckt war. Von einem feiſten, aus kleinen ſchalkhaften Augen Funken ſprühenden Lebemann hatte ich vor ſieben Jahren lachend Abſchied genommen — jetzt umarmte ich faſt weinend ein mageres Männchen, in deſſen Antlitz kein Blick des Auges mehr zu finden war. Damals glänzend und fein wie ein weltlicher Abbé, trug er das lange Haar glatt gekämmt, und der kaſtanienbraune Schimmer deſſelben tänzelte lieblich im Strahle des Lichtes; damals war das volle Geſicht glatt wie das eines Kammerherrn, jetzt war es eingefaſſt von einem grauen Barte, weil die ſchmerzlich erregten Nerven das Schermeſſer nicht mehr ertrugen; jetzt hing das trocken gewordene Haar immer noch lang, aber verwildert, grau geſprenkelt um die hohe Stirn und die breiten Schläfe. Die feine Naſe war länger und ſpitzer, der anmuthige Mund war ſchmerzlich verzogen

1847

geworden. Sonſt neigte er das Haupt gern ein wenig abwärts, als ſuche er muthwillig das ſchwache Fundament der wackligen Menſchenkinder zu ergründen, jetzt war es immer gewaltſam in die Höhe gerichtet, damit die Pupille des rechten Auges in die kleine noch offene Spalte zwiſchen den Lidern kommen und ſehen könne. Er trug ſein Leiden mit großer Standhaftigkeit, ja, er entwickelte kaltblütig die ſicheren Fortſchritte, die entſetzlichen Steigerungen und das ſchmerzhafte Ende deſſelben, und er entwickelte dieſe Zukunft ganz in der grauſam witzigen Form, welche er in ſeinen Schriften den unangenehmſten Gegnern hatte angedeihen laſſen. ‚Gerechtigkeit muß walten‘, ſagte er mit zuckendem Lächeln, ‚und ihr ſeht jetzt, daß ihr mir immer Unrecht gethan, wenn ihr meinen Kopfſchmerz und meine Verſtimmung ſo oft meiner moraliſchen Unart zugeſchrieben habt. Ich war nie moraliſch. Es war ein ganz phyſiſcher Leidenskrebs, der mich immer gezwickt hat und nun zerfleiſcht.‘ Seine Krankheit hatte etwas Heimliches und Leiſes, welches an das giftige Lecken einer Schlange gemahnt: an jedem Morgen konnte plötzlich ein Hauptorgan ſeinen Dienſt verſagen. ‚Sie ſtammt eben aus dem Lebensmarke‘, ſprach er trocken vor ſich hin; ‚die Ärzte mögen mich tröſten, wie ſie wollen, ich habe Nichts zu erwarten, als ein erbärmliches Siechthum, wahrſcheinlich voller Abwechſelungen. Letzteres hat Einiges für ſich. Wenn man plötzlich taub aufwacht, ſo vergißt man einige Zeit, daß man vorher ſchon blind geweſen iſt. Und was hat's für einen Zweck? Gar keinen. Zu beſſern bin ich nicht mehr, und Jehova hab' ich immer reſpektiert; er brauchte mich nicht martern zu laſſen. Höchſtens iſt dieſe Paſſionsgeſchichte eine Reklame für die Geſammtausgabe meiner Werke zum Vortheile Campe's und meiner Frau.‘“ — „Die frühere geſunde Röthe,“ ſo ergänzt Schücking dies ergreifende Bild***), „war von ſeinem Antlitz gewichen und hatte einer feinen Wachsbleiche Platz gemacht; fein waren alle Züge geworden, ſie waren verklärt, vergeiſtigt, es war ein Kopf von unendlicher Schönheit, ein wahrer Chriſtuskopf, der ſich mir zuwandte. Betroffen über dieſe wunderbare Veränderung und eben ſo erſchrocken, ſagte ich mir, daß er in dem Zuſtande, worin er ſich zu befinden ſchien, nicht ſechs Wochen mehr leben könne. Und doch lebte er noch volle acht Jahre!“

Zweites Kapitel.

Die Matratzengruft.

An einem Januarabend des Jahres 1848 ſaß Ludwig Philipp allein mit zwei deutſchen Staatsmännern in einem Zimmer des Tuilerienſchloſſes. Der Eine war der preußiſche Geſandte am franzöſiſchen Hofe, Freiherr Heinrich von Arnim; der Andere war der hoch konſervative General Joſeph von Radowitz, welcher, in Sonderbunds-Angelegenheiten nach Paris geſchickt, zugleich die geheime Miſſion hatte, den liberal geſinnten Arnim, der bei Ludwig Philipp und Guizot gleich ſchlecht angeſchrieben ſtand, von ſeinem Poſten zu verdrängen und ſein Nachfolger zu werden. Der König brachte das Geſpräch auf die Befeſtigungen von Paris und ſuchte den General zu überzeugen, daß dieſelben jedes Gelingen eines Volksaufſtands unmöglich machten. Auf einem Tiſche entfaltete er die Karten und Pläne, und beſprach mit ſteigender Lebhaftigkeit alle denkbaren Eventualitäten einer Inſurrektion. Als ein Specifikum hob er hervor, daß bei der Bewältigung eines Aufſtands immer eine Abtheilung Nationalgarde vorangehen und eine Abtheilung regulärer Truppen nachfolgen müſſe. „Es giebt zwei Möglichkeiten“, docierte er. „Entweder die Nationalgarde iſt treu; nun, dann iſt Alles gut, und ihr Voranſchreiten macht den günſtigſten Eindruck. Oder ſie wankt; dann wird ſie im Rücken angegriffen und niedergeſchoſſen.“ Radowitz hörte mit Andacht zu, er war von dieſer Allerweltsweisheit gläubig erbaut, und wenn er auch nicht gerade die bekannten Worte gebraucht hat, daß der Julithron auf demantenen Säulen ruhe, ſo war Das doch der

Sinn ſeiner diplomatiſchen Berichte. Arnim aber war empört über eine ſo maßloſe Zuverſicht, er hatte den Eindruck, „daß Gott aufhöre, der Herr und Meiſter zu ſein, wenn dieſe verruchte Selbſtgewißheit nicht einen Denkzettel erhalte“, und er ſchrieb in einer Depeſche vom 13. Februar die denkwürdigen Worte: „Die Julimonarchie iſt ein Mechanismus. Er geht, weil er aufgezogen iſt. Aber der Schlüſſel iſt verloren gegangen. Wenn die Uhr ſtill ſteht, kann ſie Niemand aufziehen. Und vielleicht ſteht ſie ſehr bald ſtill.“

Arnim hatte gut geweisſagt. Elf Tage ſpäter ſtand der künſtliche Mechanismus der Julimonarchie ſtill, und die raffinierte Schlauheit Ludwig Philipp's hatte den Sieg der Volksſache kaum um einen Tag zu verzögern vermocht.

Der raſche Umſchwung der politiſchen Ereigniſſe in Frankreich kam für Heinrich Heine nicht minder überraſchend, als für die übrige Welt. Er hatte ſich, wie Radowitz, durch die abgefeimte Regierungskunſt Ludwig Philipp's imponieren laſſen, und auch jetzt ſchrieb er den Sturz des Königs vorherrſchend dem Zufall eines plötzlichen Kriegsglückes der Republikaner zu. „Für alte Leute“, ſagte er, „iſt das Kriegsglück ſelten, Ludwig Philipp riß aus in der erſten Verwirrung der Schlacht, und ſo kamen wir in die Republik, ohne zu wiſſen, wie uns geſchah.“

Anfangs Februar hatte ſich Heine, um dem Geräuſche der Stadt zu entfliehen und geſündere Luft zu haben, nach einer Heilanſtalt in der Rue de l'Ourcine begeben, die noch über den Jardin des Plantes hinaus an der Barrière de la Santé liegt. Er war am 23. Februar nach ſeiner Stadtwohnung im Faubourg Montmartre gefahren, um dort bei ſeiner Frau mit ſeinem Arzte ein kleines Diner einzunehmen, als die erſten Stürme des Kampfes losbrachen. Der Wagen, den man für die Rückkehr in das Krankenhaus holte, ward umgeworfen zum Barrikadenbau, und Heine hatte Noth, wieder dorthin zurück zu gelangen. „Welch ein Unglück“, ſeufzte er *27), „ſolche Revolutionen in meinem Zuſtande zu erleben! Ich hätte müſſen todt oder geſund ſein.“ — Am meiſten intereſſierte ihn die vorausſichtliche Rückwirkung der Februar-Revolution auf die politiſchen Verhältniſſe in Deutſchland. Trotz des ſchlechten Zuſtandes ſeiner Augen, verfaſſte er am 3. März unter dem friſchen Eindruck des gewaltigen Dramas ſogar noch einen Korreſpondenzbericht für die „Allgemeine Zeitung“, der bei weitem nicht ſo grämlich wie die ſpäteren peſſimiſtiſchen Äußerungen des Dichters über das große Ereignis klingt. „Ich habe“ — ſo lautet der ſeither nie wieder abgedruckte Aufſatz, welcher zugleich der letzte Bericht Heine's für die „Allgemeine Zeitung“ war — „ich habe Ihnen über die Ereigniſſe der drei großen Februartage noch nicht ſchreiben können, denn der Kopf war mir ganz betäubt. Beſtändig Getrommel, Schießen und Marſeillaiſe. Letztere, das unaufhörliche Lied, ſprengte mir faſt das Gehirn, und ach! das ſtaatsgefährlichſte Gedankengeſindel, das ich dort ſeit Jahren eingekerkert hielt, brach wieder hervor. Um den Aufruhr, der in meinem Gemüthe entſtand, einigermaßen zu dämpfen, ſummte ich zuweilen vor mich hin irgend eine heimatlich fromme Melodie, z. B. ‚Heil dir im Siegerkranz‘ oder ‚Üb du nur Treu und Redlichkeit‘ — vergebens! der welſche Teufelsgeſang überdröhnte in mir alle beſſern Laute. Ich fürchte, die dämoniſchen Freveltöne werden in Bälde auch euch zu Ohren kommen und ihr werdet ebenfalls ihre verlockende Macht erfahren. So ungefähr muß das Lied geklungen haben, das der Rattenfänger von Hameln pfiff. Wiederholt ſich der große Autor? Geht ihm die Schöpfungskraft aus? Hat er das Drama, das er uns vorigen Februar zum Beſten gab, nicht ſchon vor achtzehn Jahren ebenfalls zu Paris aufführen laſſen unter dem Titel ‚Die Julius-Revolution‘? Aber ein gutes Stück kann man zweimal ſehen. Jedenfalls iſt es verbeſſert und vermehrt, und zumal der Schluß iſt neu und ward mit rauſchendem Beifall aufgenommen. Ich hatte einen guten Platz, um der Vorſtellung beizuwohnen, ich hatte gleichſam einen Sperrſitz, da die Straße, wo ich mich zufällig befand, von beiden Seiten durch Barrikaden geſperrt wurde. Nur mit knapper Noth konnte man mich wieder nach meiner Behauſung bringen. Gelegenheit hatte ich hier vollauf, das Talent zu bewundern, das die Franzoſen bei dem Bau ihrer Barrikaden beurkunden. Jene hohen Bollwerke und Verſchanzungen, zu deren Anfertigung die deutſche Gründlichkeit ganze Tage bedürfte, ſie werden hier in einigen Minuten improviſiert, ſie ſpringen wie durch Zauber aus dem Boden hervor, und man ſollte glauben, die Erdgeiſter hätten dabei unſichtbar die Hand im Spiel. Die Franzoſen ſind das Volk der Geſchwindigkeit. Die Heldenthaten, die ſie in jenen Februartagen verrichteten, erfüllen uns ebenfalls wieder mit Erſtaunen, aber wir wollen uns doch nicht davon verblüffen laſſen. Auch andere Leute haben Muth: der Menſch iſt ſeiner Natur nach eine tapfere Beſtie. Die Todesverachtung, womit die franzöſiſchen Ouvriers gefochten haben, ſollte uns eigentlich nur deßhalb in Verwunderung ſetzen, weil ſie keineswegs aus einem religiöſen Bewußtſein entſpringt und keinen Halt findet in dem ſchönen Glauben an ein Jenſeits, wo man den Lohn dafür bekömmt, daß man hier auf Erden fürs Vaterland geſtorben iſt. Eben ſo groß wie die Tapferkeit, ich möchte auch ſagen eben ſo uneigennützig, war die Ehrlichkeit, wodurch jene armen Leute in Kittel und Lumpen ſich auszeichneten. Ja, ihre Ehrlichkeit war uneigennützig und dadurch verſchieden von jener krämerhaften Berechnung, wonach durch ausdauernde Ehrlichkeit mehr Kunden und Gewinn entſteht, als durch die Befriedigung diebiſcher Gelüſte, die uns am Ende doch nicht weit fördern: ehrlich währt am längſten. Die Reichen waren nicht wenig darüber erſtaunt, daß die armen Hungerleider, die während drei Tagen in Paris herrſchten, ſich doch nie an fremdem Eigenthum vergriffen. Die Reichen zitterten für ihre Geldkaſten und machten große Augen, als nirgends geſtohlen wurde. Die Strenge, womit das Volk gegen etwelche Diebe verfuhr, die man auf der That ertappte, war Manchen ſogar nicht ganz recht, und es ward gewiſſen Leuten beinahe unheimlich zu Muthe, als ſie vernahmen, daß man Diebe auf der Stelle erſchieße. Unter einem ſolchen Regimente, dachten ſie, iſt man am Ende doch ſeines Lebens nicht ſicher. Zerſtört ward Vieles von der Volkswuth, zumal im Palais-royal und in den Tuilerien, geplündert ward nirgends. Nur Waffen nahm man, wo man ſie fand, und in jenen königlichen Palläſten ward auch dem Volk erlaubt, die vorgefundenen Lebensmittel ſich zuzueignen. Ein Junge von fünfzehn Jahren, der in unſerm Hauſe wohnt und ſich mitgeſchlagen, brachte ſeiner kranken Großmutter einen Topf Konfitüren mit, die er in den Tuilerien eroberte. Der kleine Held hatte Nichts davon genaſcht und brachte den Topf unerbrochen nach Haus. Wie freute er ſich, daß die alte Frau die Konfitüren Ludwig Philipp's, wie er ſie nannte, ſo äußerſt wohlſchmeckend fand! Armer Ludwig Philipp! In ſo hohem Alter wieder zum Wanderſtab greifen! Und in das nebelkalte England, wo die Konfitüren des Exils doppelt bitter ſchmecken!“ — Schon acht Tage ſpäter machte Heine ſeiner Verſtimmung über das revolutionäre Chaos, deſſen Fluthwellen mit beängſtigendem Toben an das Ohr des Leidenden ſchlugen, in weit herberen Ausdrücken Luft. „Meine Gefühle bei dem Umſchwung, den ich unter meinen Augen vor ſich gehen ſah, können Sie ſich leicht vorſtellen“, ſchrieb er an Alfred Meißner***). „Sie wiſſen, daß ich kein Republikaner war, und werden nicht erſtaunt ſein, daß ich noch keiner geworden. Was die Welt jetzt treibt und hofft, iſt meinem Herzen völlig fremd, ich beuge mich vor dem Schickſal, weil ich zu ſchwach bin, ihm die Stirn bieten, aber ich mag ihm den Saum ſeines Kleides nicht küſſen, um keinen nackteren Ausdruck zu gebrauchen. Daſs ich einen Augenblick furchtbar bewegt wurde, daſs es mir kalt über den Rücken und die Arme wie ſtechende Nadeln lief, Das wird Sie nicht verwundern. Nun, es iſt vorüber gegangen. Auch war es ſehr läſtig, als ich rings um mich lauter alte Römergeſichter ſah, das Pathos an der Tagesordnung war, und Venedey ein Held des Tages. Gerne wollte ich aus dem mich beängſtigenden Getümmel des öffentlichen Lebens wegflüchten, in den unvergänglichen Frühling der Poeſie und der unvergänglichen Dinge, wenn ich nur beſſer gehen könnte und nicht ſo krank wäre. Aber meine Gebreſten, die ich allenthalben mitſchleppen muſs, erdrücken mich ſchier, und ich glaube, Sie müſſen ſich ſputen, lieber Freund, wenn Sie mich noch ſehen wollen.“ — „Über die Zeitereigniſſe ſag' ich Nichts“, heißt es in einem Briefe an Campe vom 9. Juli 1848[424]). „Das iſt Univerſalanarchie, Weltkuddelmuddel, ſichtbar gewordener Gotteswahnſinn! Der Alte muſs eingeſperrt werden, wenn Das ſo fortgeht. Das haben die Atheiſten verſchuldet, die ihn toll geärgert.“ — „Es wird nicht lange mehr ſo bleiben“, ſagte er bitter lächelnd im März oder April 1849 zu Alfred Meiſsner, als Dieſer bei einem Beſuche das Geſpräch auf die Tagespolitik brachte[425]). „Ein Staatsſtreich iſt ein öffentliches Geheimnis. Man plaudert ſo viel von ihm, daſs man gar nicht mehr daran glaubt, aber er bleibt nicht aus. Der Präſident arbeitet nach der Schablone ſeines Onkels und geht auf den achtzehnten Brumaire los. Nur zu! nur zu!“ — Verſtehen Sie mich recht,“ fuhr er fort, indem er die Hand ſeines jungen Freundes ergriff, „Als vor ungefähr einem Jahre die Republik proklamiert wurde, war der Welt zu Muthe, als ob Etwas, das Nichts als ein Traum war und ein Traum ſein ſollte, Realität geworden wäre. Aber ich habe das Unglück, Frankreich durch langjährigen Aufenthalt nur zu genau zu kennen, und ich bin über Das, was wir zu erwarten haben, gar nicht im Unklaren. Die Republik iſt Nichts weiter als ein Namenswechſel, ein revolutionärer Titel. Wie könnte ſich dieſe korrupte, weichliche Geſellſchaft ſo ſchnell verwandeln? Geld machen, Ämter erhaſchen, vierſpännig fahren, eine Theaterloge beſitzen, aus einem Vergnügen ins andere jagen, war bisher ihr Ideal. Wo hätten dieſe Menſchen ihren Vorrath von bürgerlichen Tugenden bisher ſo ſorgfältig verſteckt? Paris, glauben Sie mir, iſt gut napoleoniſtiſch — ich meine, hier herrſcht der Napoleond'or. Mögen es Andere zu ihrer Parteiſache machen, einen Namen aufrecht zu erhalten, mag ſelbſt Proudhon die beſtehende Staatsform in dieſer ihrer kläglichſten Phaſe für gegeben, unantaſtbar und unveränderlich, ſogar über den Urſprung aller Rechte und das allgemeine Wahlrecht erhaben erklären — eine ſolche Politik iſt nicht die meine. Der Name iſt mir Nichts. Nur das Farbige kann mich entzücken, die abſtrakte Idee iſt ohne Reiz für mich. Was wäre die Liebe, wenn es keine Frauen, die Freundſchaft, wenn es keine Freunde gäbe? Verzichten Sie auf die Republik, denn es giebt keine Republikaner!" — Später lächelte er herb und erbarmungslos bei der Agonie der Republik, und erwartete ihr Ende mit einer gewiſſen Schadenfreude. Er lächelte, als wäre er der Gott des Zerfalls und der Zerſtörung ſelber. Es war, als wünſche er, daſs Etwas zuſammenfalle, was es auch ſei, damit er nur das Geräuſch eines groſsen Zuſammenſturzes vernehme und rieſenhafte Trümmer erblicke. Die furchtbarſte Krankheit ſelbſt konnte ihn nicht konſervativ und zum Freund der Ruhe machen. Der Kampf war ſeine Natur, das Miſsvergnügen mit dem Statusquo und die Negation ſein Weſen. „Dieſem Zuge in ihm", bemerkt Meiſsner mit Recht, „lag keine Wildheit, keine Barbarei, kein Vandalismus zu Grunde, ſondern er hatte ein und dieſelbe Wurzel mit dem künſtleriſchen Bedürfnis, jeden Gegenſtand immer von einer neuen Seite aus, verändert, umgebaut, umgeſtaltet zu ſehen. Es war der Drang einer nach mächtigen Aufregungen ſich ſehnenden Natur und zugleich ein charakteriſtiſcher Zug ſeiner Skepſis. Bezeichnend iſt einer ſeiner Ausſprüche, daſs ihm an keiner Erſcheinungsform menſchlicher Gedanken Etwas liege, weil er an der Quelle der Gedanken ſelbſt ſtehe. Aus Allem geht hervor, daſs er an gar keine Staatsform glaubte". — Überhaupt war ſeine Theilnahme für die politiſchen Zuſtände in Frankreich ſeit der Februar-Revolution äuſserſt gering, während er die Entwicklung der deutſchen Verhältniſſe mit groſsem Intereſſe verfolgte, wie ſich auch aus zahlreichen Gedichten ſeiner letzten Lebensjahre — wir erinnern nur an „Jetzt wohin?" „Im Oktober 1849", „Der Ex-Lebendige", „Der Ex-Nachtwächter", „Erinnerung aus Krähwinkel's Schreckenstagen", „Hans ohne Land", „Kobes I.", „Die Wahleſel" — deutlich erkennen läſſt. „Die franzöſiſchen Zuſtände", ſagte er im Frühjahr 1851 zu dem ihn beſuchenden Heinrich Robiſs aus Bremen, „amüſieren mich nur, Intereſſe empfinde ich allein für die deutſchen. Ich darf mich aber nicht zu ſehr mit ihnen beſchäftigen, weil die trüben Nachrichten, die von dorther einlaufen, mich ſtets ſo aufregen, daſs ſie jedes Mal eine Verſchlechterung meines Befindens herbeiführen." Beſonders lebhaft intereſſirte ihn die ſchleswig-holſteiniſche Frage. „Der Kampf zwiſchen Deutſchland und Dänemark", ſagte er, „iſt deshalb ſehr zu bedauern, weil er zwiſchen zwei verwandten Stämmen geführt worden iſt, die in ihrem ganzen Volkscharakter viel Ähnlichkeit mit einander haben. Der Däne und der Holſte ſind in Hinſicht ihres Nationalcharakters lange nicht ſo verſchieden, wie der Holſte und der Schwabe. Schleswig-Holſtein iſt übrigens in dieſem Augenblicke noch nicht ſo ſehr zu beklagen, als wenn es unter ein ſlaviſches Regiment gekommen wäre. Überdies ſteht zu hoffen, daß die Dänen zur Beſinnung gelangen werden; denn im Allgemeinen hat dies Volk in ſeiner ganzen Geſchichte viel Rechtsſinn gezeigt. Zu bedauern iſt nur, daß in den Gegenden der Herzogthümer, die jetzt daniſiert werden, das moraliſche Gefühl der Einwohner augenblicklich mit Füßen getreten wird. In ſprachlicher Beziehung iſt es einerlei, ob jetzt ſo und ſo viel' Schleswiger weniger Deutſch lernen. Es iſt Dies doch nur vorübergehend, denn Dänemark kann auf die Länge der Zeit, trotz ſeiner herrlichen Literatur und Geſchichte, und hierzu rechne ich auch die isländiſche und norwegiſche, nicht dem Schickſal entgehen, daß die deutſche Sprache ſich über das ganze Land ausbreitet. Nicht nur die ältere Literatur Dänemarks iſt ſo ſchön und reich, ſondern auch in der neueren Zeit hat es große Dichter gehabt, welche, da ſie zum Theil in deutſcher Sprache gedichtet, auch inſofern ſchon Dänemark mit Deutſchland verknüpfen. Baggeſen iſt tief und lieblich, Heiberg witzig und geiſtreich, Oehlenſchläger hat nicht die Tiefe des Gefühls wie Baggeſen, iſt aber doch ſehr anziehend. Merkwürdiger Weiſe haben dieſe Dichter in Deutſchland nicht einen ſolchen Anklang gefunden wie Anderſen, obgleich ſie Letzteren weit überragen."

Schon während Heine im Krankenhauſe ſich aufhielt, war eine neue Verſchlimmerung ſeiner Leiden eingetreten. Seine Kinnbacken waren gelähmt, er konnte eine Zeitlang ohne Krämpfe nur wenig und halb hörbar ſprechen, auch die rechte Hand begann abzuſterben, und da er nichts Konſiſtentes mehr zu kauen vermochte, nahm die allgemeine Körperſchwäche fortwährend zu. In den erſten Tagen des Monats Mai 1848 machte er ſeinen letzten Ausgang. „Durch die Straßen von Paris," erzählt Meißner, „wogten die Volkshaufen, von ihren Tribunen wie von Stürmen herumgetrieben. Der Dichter, halb blind, halb gelähmt, am Stocke ſich hinſchleppend, ſuchte aus dem betäubenden Gewühle der Boulevards herauszukommen, und flüchtete ſich in den nahen Louvre. Er trat in die in dieſer bewegten Zeit faſt leeren Räume des Pallaſtes, und befand ſich zu ebener Erde in dem Saale, wo die antiken Götter und Göttinnen ſtehen. Plötzlich ſtand er vor dem Ideale der Schönheit, vor der lächelnden, bezaubernden Göttin, dem Wunderwerk eines unbekannten Meiſters, der Venus von Milo, die im Laufe der Jahrhunderte ihre Arme, aber nicht ihre Reize verloren hat. Von dem Anblicke überraſcht, bewegt, durchſchnitten, faſt entſetzt, taumelte der Kranke zurück, bis er in einen Stuhl fiel, und heiß und bitter ſtrömten die Thränen über ſeine Wangen.“ Seitdem hat er ſein Bett nur wieder verlaſſen, um in etwas veränderter Lage ſtundenlang in den aufgeſchichteten Kiſſen des Lehnſeſſels zu ruhen, welcher vor dem grünen Tapetenſchirm ſeines Lagers ſtand. — Das geräuſchvolle Leben der Stadt, das Singen und Lärmen der Volksmaſſen, welches ſeine überreizten Nerven in fieberhafte Spannung verſetzte, nöthigte ihn gegen Ende Mai des Revolutionsjahres, ſich nach dem friedlichen Paſſy hinaustragen zu laſſen, wo er in der Grande Rue Nr. 64 eine baumumſchattete Landwohnung bezog. „Ich weiß nicht, woran ich bin,“ ſchrieb er von hier aus am 12. September ſeinem Bruder Maximilian ***), „und keiner meiner Aerzte weiß es. So Viel iſt gewiß, daß ich in den letzten drei Monaten mehr Qualen erduldet habe, als jemals die ſpaniſche Inquiſition erſinnen konnte. Dieſer lebendige Tod, dieſes Unleben iſt nicht zu ertragen, wenn ſich noch Schmerzen dazu geſellen … Wenn ich auch nicht gleich ſterbe, ſo iſt doch das Leben für mich auf ewig verloren, und ich liebe doch das Leben mit ſo inbrünſtiger Leidenſchaft. Für mich giebt es keine ſchöne Bergpartie mehr, die ich erklimme, keine Frauenlippe, die ich küſſe, nicht mal mehr ein guter Rinderbraten in Geſellſchaft heiter ſchmauſender Gäſte; meine Lippen ſind gelähmt wie meine Füße, auch die Eßwerkzeuge ſind gelähmt, eben ſo ſehr wie die Abſonderungskanäle. Ich kann weder kauen noch k….n, werde wie ein Vogel gefüttert.“ — Anfangs Oktober kehrte der Kranke nach der Stadt zurück. Seine neue Wohnung, in welcher er ſechs Jahre verharrte, befand ſich unweit des Montmartre-Kirchhofes in der Rue d'Amſterdam Nr. 50, einer Straße jenes entlegenen Stadttheils, der, ohne den Schmutz und das verwahrloſte Ausſehen anderer Vorſtädte zu beſitzen, faſt den Komfort und die Eleganz des Ariſtokratenviertels aufweiſt. Zwei Stiegen im Hinterhauſe führten zu der Wohnung des Dichters, welche nach dem Hofe hinausging, wo das Rädergeraſſel und der ſonſtige Lärm der Straße durch hohe Steinmauern gedämpft war. Aber auch ſein erfriſchender Luftzug, kein Säuſeln grüner Bäume, kein Vogelgezwitſcher drang zu dem Sänger des Frühlings, ihn zu erquicken in dem Zwielicht ſeiner düſteren Krankenſtube mit den herabgelaſſenen Vorhängen, durch welche ſich nur ein matter Schimmer der Nachmittagsſonne herein ſtahl. Ein Transport ins Freie war bei den engen, hohen Treppen faſt eine Unmöglichkeit; auch fehlten Heine, wie er in ſeinen Briefen an Campe wiederholentlich klagt, die Mittel, in den Sommermonaten wieder aufs Land zu ziehen. Bei plötzlich ausbrechender Feuersgefahr wäre eine Rettung kaum zu bewirken geweſen, und dieſer Gedanke übte zu Zeiten einen beängſtigenden Einfluß auf ſeine Phantaſie. Beſonders läſtig war ihm das Fortepianogeklimper einiger gegenüber wohnender Damen, deren Etüden Jahre lang Tag für Tag in abgeriſſenen Accorden an ſein Ohr ſchlugen. Im Winter 1848—49 ſteigerten ſich die Qualen der fortſchreitenden Rückenmarkserweichung faſt bis zur Grenze menſchlicher Leidensfähigkeit; der Kranke mußte zum täglichen Gebrauche von Opium greifen, die Blindheit nahm zu, die Beine waren abgezehrt und weich wie Baumwolle, der Rücken begann ſich zu krümmen, und es wurden ihm häufig Wunden auf demſelben eingebrannt, durch welche die Rückgratskrämpfe ſich etwas milderten. Er ſprach ſeinem Freunde Meißner, der ihn im Januar 1849 wieder beſuchte, von ſeinen beinahe ununterbrochenen Schmerzen, von ſeiner Hilfloſigkeit, von all der ſchrecklichen Hiobspein, welche nun ſchon ſo lange gedauert. „Er ſchilderte, wie er ſich ſelbſt gleichſam ein Geſpenſt geworden, wie er als ein gewiſſermaßen ſchon abgeſchiedener und in einem Zwiſchenreiche lebender Geiſt herabſehe auf ſeinen armen gebrochenen, gefolterten Leib. Er ſchilderte, wie er in Bildern und Intuitionen der Vergangenheit lebe, wie er gern noch dichten, ſchreiben und ſchaffen möchte, und wie dann das blinde Auge, die unſichere Hand und der immer wieder neu erwachende Schmerz Alles verwiſchten. Er ſchilderte ſeine Nächte mit ihren Qualen, in denen der Gedanke des Selbſtmordes an ihn heranſchliche, bis er Kraft gefunden, ihn weg zu ſchleudern mit der Erinnerung an ſein geliebtes Weib und an manches Werk, das er hier noch zu vollenden habe, und wahrhaft entſetzlich war es, als er zuletzt mit furchtbarem Ernſt in gedämpfter Stimme ausrief: ‚Denken Sie an Günther, Bürger, Kleiſt, an Hölderlin, Grabbe und den unglückſeligen Lenau! Es liegt doch ein Fluch auf den deutſchen Dichtern!‘“ — In ähnlicher Weiſe ſagte er im Oktober des folgenden Jahres zu Adolf Stahr: „Was mich immer aufrecht erhält, iſt der Gedanke, daß ich all' dieſe

Schmerzen freiwillig erdulde, und ſie enden kann, ſo bald ich will. Sehen Sie, mit der Hand kann ich auf dem Tiſche eine Doſis Opium erreichen, nach der ich nicht wieder aufwachen würde, und daneben liegt ein Dolch, den ich noch Kraft genug habe zu brauchen, wenn meine Schmerzen unaushaltbar werden. Daſs ich dieſe letzte Freiheit habe, giebt mir Muth und macht mich gewiſſermaßen heiter." — Im April 1849 erließ Heine in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" und in Berliner Blättern, zur Berichtigung von allerlei falſchen Gerüchten, eine originelle Erklärung über ſeinen Geſundheitszuſtand, in welcher es unter Anderem hieß **): „Ich laſſe dahingeſtellt ſein, ob man meine Krankheit bei ihrem rechten Namen genannt hat, ob ſie eine Familienkrankheit (eine Krankheit, die man der Familie verdankt) oder eine jener Privatkrankheiten iſt, woran der Deutſche, der im Auslande privatiſiert, zu leiden pflegt, ob ſie ein franzöſiſches ramollissement de la moëlle épinière oder eine deutſche Rückgratſchwindſucht iſt — ſo Viel weiß ich, daſs ſie eine ſehr garſtige Krankheit iſt, die mich Tag und Nacht foltert, und nicht bloß mein Nervenſyſtem, ſondern auch das Gedankenſyſtem bedenklich erſchüttert hat. In manchen Momenten, beſonders wenn die Krämpfe in der Wirbelſäule allzu qualvoll rumoren, durchzuckt mich der Zweifel, ob der Menſch wirklich ein zweibeinigter Gott iſt, wie mir der ſelige Profeſſor Hegel vor fünfundzwanzig Jahren in Berlin verſichert hatte. Im Wonnemond des vorigen Jahres muſſte ich mich zu Bette legen, und ich bin ſeitdem nicht wieder aufgeſtanden. Unterdeſſen, ich will es freimüthig geſtehen, iſt eine große Umwandlung mit mir vorgegangen. Ich bin kein göttlicher Bipede mehr; ich bin nicht mehr der „freieſte Deutſche nach Goethe", wie mich Ruge in geſünderen Tagen genannt hat; ich bin nicht mehr der große Heide Nr. II., den man mit dem weinlaubumkränzten Dionyſos verglich, während man meinem Kollegen Nr. I. den Titel eines großherzoglich weimar'ſchen Jupiters ertheilte; ich bin kein lebensfreudiger, etwas wohlbeleibter Hellene mehr, der auf trübſinnige Nazarener heiter herablächelte — ich bin jetzt nur ein armer todkranker Jude, ein abgezehrtes Bild des Jammers, ein unglücklicher Menſch!" — In der erſten Zeit ſeiner Krankheit ſprach Heine oftmals den Wunſch aus, ſich nach Deutſchland, zumal nach Hamburg bringen zu laſſen, um dort in einem ruhigen Winkel ſeine Tage zu beſchließen. — „Freilich", fügte er mit ſchneidendem Spotte hinzu ***), „das feuchtkalte Wetter, und die noch feuchtkälteren Menſchen alldort dürften mir nicht ſehr heilſam ſein". Mehr als ein Mal kam er ſpäter auf dieſen Wunſch zurück, und beſchäftigte ſich mit dem Gedanken ſeiner Ausführung; „aber“, ſagte er zu Adolf Stahr***), „ich müſſte einen eigenen Wagen dazu bauen laſſen, und es würde ſehr viel Geld koſten. Und am Ende“, ſetzte er ſcherzend hinzu, „iſt das Transportſtück doch das Poſtgeld nicht mehr werth.“ — Anfangs ließ ſich Heine von franzöſiſchen Ärzten behandeln; doch war er von ihrer Heilkünſtler-Geſchicklichkeit wenig erbaut. „Sie mögen ausgezeichnete Chirurgen ſein“, meinte er****), „und auch auf die Diagnoſe der innern Krankheiten ſich gut verſtehen, aber ſie wiſſen dieſelben ſchlecht zu kurieren. Ich glaube, daſs mancher Arzt in einem beliebigen Dorfe Deutſchlands mich richtiger behandeln würde, als die Ärzte von Paris.“ Zu einem ſo ſtrengen Urtheil war Heine übrigens um ſo weniger berechtigt, da er die meiſten Arzneimittel, welche ihm verordnet wurden, zurückwies, weil er an die Wirkung derſelben nicht glaubte. Es iſt charakteriſtiſch, daſs er auch in der Medicin Freigeiſt war. Das einzige Medikament, welches er eine Zeitlang nahm, war Jodkali, ohne daſs er jedoch eine Verbeſſerung ſeines Zuſtandes dadurch verſpürt hätte. Der einzige Arzt, zu welchem er größeres Vertrauen beſaß, obſchon er auch ihn mit giftigen Stachelverſen nicht verſchont hat, war der Ungar Dr. Gruby, welcher keinerlei fruchtloſe Experimente mit dem Körper des Leidenden anſtellte, ihn nicht mit übel ſchmeckenden Medicinen quälte, ihm keinen irgendwie mit ſeinem Zuſtande verträglichen Genuſs verſagte, und die geſchwächten Nerven durch verſchiedenartige Bäder zu kräftigen ſuchte. Dr. Gruby behandelte ihn ſeit Anfang des Jahres 1849. Als dieſer ausgezeichnete Mann den Patienten übernahm, fand er ihn ohne alle Bewegung, wie ein Knäuel zuſammengekrümmt an der Erde liegend, mit dem Speichelfluſſe behaftet, und unfähig, irgend eine Nahrung zu ſich zu nehmen. Es gelang ſeiner Kunſt, ihn wieder ſo weit herzuſtellen, daſs er in ſitzende Lage gebracht werden konnte. Er gab ihm das Geſicht und die Bewegung der Arme wieder. Schon in früherer Zeit war er einmal, als Heine an den Augen litt, zu einer ärztlichen Konſultation herbeigerufen worden. Gruby erklärte, die Urſache der Krankheit ſtecke im Rückenmarke, und wurde vom Patienten, wie von Deſſen damaligen Ärzten, ausgelacht. Später ſagte Derſelbe wehmüthig lächelnd zu Gruby: „Ach, wenn ich damals beſſer geſehen hätte, ich läge jetzt nicht ſo elend da!“ In ſeiner letzten Lebensperiode las Heine mancherlei mediciniſche Schriften, um ſich durch eigenes Studium über die Pathologie ſeiner Krankheit zu unterrichten.

Aber auch hier unterließ er es nicht, ſeine Kenntniſſe zu ironiſieren. „Meine Studien“, pflegte er zu ſagen, „werden mir wohl nicht viel helfen. Ich werde höchſtens im Himmel Vorleſungen halten können, um meinen Zuhörern darzuthun, wie ſchlecht die Ärzte auf Erden die Rückenmarkserweichung zu heilen verſtehen.“ Mit eben ſo dämoniſchem Spotte gegen ſein qualvolles Leiden ſagte er im Auguſt 1855 dem ihn beſuchenden Dr. Schleſinger, welcher ihm Waſchungen mit Schwefeläther gegen die heftigen Krampfanfälle empfahl: „Und wenn ich den jämmerlichen Hüftnerven zur Ruhe bringe, dann fängt die Katzenmuſik der anderen Nerven-Bagage an. Doktor, Sie kennen die Nerven im Allgemeinen, aber die meinigen ſind ſo ganz beſonders merkwürdig elender Natur, daß ich überzeugt bin, ſie würden in der Exposition universelle die große goldene Medaille für Schmerz und Elend erhalten.“

Morgens nahm Heine in der Regel ein Bad, wenn es ſein Zuſtand erlaubte. Die Wärterin, eine kräftige Mulattin, hob ihn aus ſeiner „Matratzengruft“ — der Kranke lag nicht in einem gewöhnlichen Bette, ſondern auf einem halben Dutzend über einander gelegter Matratzen, weil der gebrochene Leib nirgends auch nur den leiſeſten Widerſtand von Härte empfinden durfte — und trug ihn auf ihren Armen wie ein Kind in die Wanne. „Da ſehen Sie, wie man mich in Paris auf Händen trägt“, rief er mit ſchmerzlichem Humor einem Freunde zu, als Dieſer ihn einſt in derſelben Art aus dem Lehnſtuhl auf ſein Matratzenlager zurückbringen ſah. Nach dem Bade nahm Heine gewöhnlich ein kräftigendes Frühſtück ein, das aus feinem, halb gebratenem Rindfleiſch, Früchten und mit Waſſer und Zucker gemiſchtem Bordeauxweine beſtand. Was er nur wünſchen mochte, wurde ihm aufgetiſcht, und da die zeitweilige Lähmung der Geſchmacksnerven im ſpäteren Verlauf ſeiner Krankheit wieder gehoben ward, verzehrte er die feinſten Biſſen, und in gewiſſen Jahreszeiten die ſeltenſten Früchte, mit dem Appetit eines Geſunden. Nach dem Arzte war ihm die Köchin deshalb die wichtigſte Perſon des Hauſes, und Frau Mathilde hatte oft ihre liebe Noth mit der launenhaften Küchendeſpotin, die von ihrem Gebieter durch allerlei Komplimente und andere Dankbarkeitsbeweiſe verzärtelt und verzogen wurde. In der Zwiſchenzeit vom Frühſtück bis zum Diner, d. h. wie es in Paris Sitte iſt, zwiſchen 12 Uhr Mittags und 6 Uhr Abends, empfing der Patient die Beſuche ſeiner Freunde, diktierte ſeinem Sekretär, oder ließ ſich vorleſen***). Seine Lektüre beſtand vorherrſchend in Reiſebeſchreibungen, Sagenwerken und Romanen, die er ſich aus Hamburger und Kölner Leihbibliotheken ſchicken ließ, da in Paris wenig deutſche Bücher zu erhalten waren. Beſonderes Vergnügen machte ihm die Vehſe'ſche Geſchichte der deutſchen Höfe. „Das Buch," ſchrieb er an Campe 328), „iſt für mich wahrer Kaviar. Jetzt fange ich an zu glauben, daß wir Deutſchen einmal eine ordentliche Nationalgeſchichte bekommen werden. Vehſe's Buch iſt der Anfang. Sein Verdienſt iſt ungeheuer, und des Verlegers Gewinn wird es ebenfalls ſein. Nachahmungen werden wie die Pilze hervorſchießen. Der Weg iſt gebahnt, und die Deutſchen bekommen endlich ihre Fürſten von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen. Welche koſtbare Menagerie der originellſten Beſtien! Jedes in ſeiner Art von verſchiedenem Charakter, abgeſchloſſen und vollendet, wahre Meiſterſtücke des lieben Gottes, deſſen dichteriſche Schöpfungskraft, deſſen Autorgröße hier im klarſten Lichte erſcheint und uns zur Bewunderung hinreißt. Dieſe preußiſchen Könige, Die macht ihm Keiner nach, kein Shakſpeare und kein Raupach; da ſehen wir den Finger Gottes."

Die meiſten Beſuche erhielt Heine von den Damen, deren Liebling er bis zum letzten Augenblick geblieben, und deren Gunſt er ſelbſt abſterbend noch mit allem Aufwande einer ihm ganz eigenthümlichen Galanterie zu hegen und zu pflegen verſtand. Die Frauen — er nannte ſie ſcherzweiſe „die große Nation" — waren ihm dankbar für den Kultus, den er ihnen gewidmet. Es verging ſelten ein Tag, an dem nicht mehrere Equipagen vor ſeinem Hauſe hielten, aus denen elegante Damen heraushüpften, um den ſterbenden Sänger durch ihren Anblick und ihr Geplauder zu erfreuen. Wenn er dann mit ſeinen ſchönen Beſucherinnen geiſtreich zu ſchwätzen begann, ſo erſchien ſein ganzes Weſen wie verjüngt. Sein Organ war wie neu belebt, ſeine Rede klang friſcher und kräftiger, und das theilnehmende Lächeln ſeiner Freundinnen bekundete, daß er in die Schilderungen ſeines Jammers die bekannten luſtigen Späße einmiſchte. Obſchon ſich unter der Zahl dieſer Beſucherinnen nicht ſelten auch literariſche Notabilitäten, wie George Sand, Madame Delphine Gay-Girardin und die Gräfin d'Agoult befanden, waren die meiſten von ihnen doch einfache Sterbliche, ohne Anſprüche auf Lorberkränze und Nachruhm. Faſt alle waren Franzöſinnen; nur in der erſten Zeit ſeines Siechthums empfing Heine oftmals den ihm ſtets willkommenen Beſuch einer Deutſchen, der geiſtvollen Schweſter Laſſalle's, deren Gemahl, Herr Friedland aus Prag, ein erfahrener Geſchäftsmann, dem

Dichter bei den kleinen Finanzſpekulationen, die er noch auf dem Krankenlager zu machen liebte, dienſtfertig zur Hand ging. Heine pflegte ihn, in Erinnerung an einen bekannten Hofjuden unter Friedrich dem Großen, ſeinen Calmonius zu nennen; aber der arme Calmonius hatte, wie Meißner erzählt***), an ihm einen äußerſt ſchwierigen Klienten. Kapriciös wie ein Kind, erfreute der Dichter ſich der Gewinnſte, wenn es ſolche gab, war aber immer bereit, Calmonium für Verluſte verantwortlich zu machen, wenn die Operationen nicht geglückt waren. Er nahm den Gewinn wie einen ſchuldigen Tribut der Götter, der Verluſt aber erbitterte ihn und machte ihn über alle Maßen ungerecht gegen den Mann, der voll redlichen Eifers war, ihm nützlich zu ſein, und als eine neue Spekulation gründlich mißrieth, brach Heine in ſchroffer Weiſe alle Beziehungen zu ihm ab.

Mit den politiſchen Flüchtlingen aus Deutſchland ſollte der Dichter auch auf dem Krankenlager trübe Erfahrungen machen. Es drängte ſich an ihn mancher verkommene Geſell heran, der in der Wiener Oktober-Revolution oder in der badiſch-pfälziſchen Erhebung eine revolutionäre Rolle geſpielt hatte, und nun in Paris eine zweifelhafte Exiſtenz friſtete, um zuletzt oftmals als Mouchard der öſterreichiſchen oder preußiſchen Regierung entlarvt zu werden. Heine konnte ſich des Umgangs mit dieſen Leuten, welche ſich ihm meiſtens als hilfsbedürftige Opfer der heimatlichen Tyrannei vorſtellten und nicht vergebens an ſein mildthätiges Herz appellierten, um ſo weniger erwehren, als es ihm bei ſeinem Leidenszuſtande unmöglich war, umſtändliche Erkundigungen über ihren Charakter und ihre Vergangenheit einzuziehen. Die Furcht, mit dieſem Auswurfe der Revolution zuſammen zu treffen, hielt manchen edleren Flüchtling von dem Umgange mit dem kranken Dichter zurück, welcher nicht ſelten zu ſpät in Erfahrung brachte, daß er ſeine Empfehlung oder Unterſtützung an einen Unwürdigen verſchwendet. „Das ſind verteufelt ſchauderhafte und widerwärtige Dinge", klagt er in einem Briefe an Georg Weerth, den humoriſtiſchen Mitarbeiter der „Neuen Rheiniſchen Zeitung" und Verfaſſer des „Schnapphahnski"****). „Wenn ich denke, daß ſolche Perſonen ſich Jahre lang mir nahen konnten, ſo wird mir grauenhaft zu Muthe. Welche ſchreckliche Sache iſt das Exil! Zu den traurigſten Widerwärtigkeiten desſelben gehört auch, daß wir dadurch in ſchlechte Geſellſchaft gerathen, die wir nicht vermeiden können, wenn wir uns nicht einer Realiſation aller Schufte ausſetzen wollen. Wie rührend ſchmerzlich und zugleich ingrimmig ſind über dieſes Thema die Klagen des Dante in der göttlichen Komödie!"

Auch von fahrenden Literaten aus Deutſchland, die, ohne Rückſicht auf den ruhebedürftigen Zuſtand des Kranken, Paris nicht glaubten verlaſſen zu dürfen, ohne nach der Rückkehr in die Heimat von einem Beſuche bei Heinrich Heine erzählen zu können, wurde der Dichter ungebührlich beläſtigt. Dieſe Beſuche waren um ſo angreifender für den Patienten, da Jeder ein überraſchendes neues Witzwort zu hören erwartete, und Heine voll mißtrauiſcher Angſt ſeine Worte auf die Goldwage legen muſſte, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, ſeine Äußerungen in den feuilletoniſtiſchen Korreſpondenzartikeln, zu welchen er den Stoff liefern ſollte, aufs ſchnödeſte entſtellt zu ſehen. Man kann ſich daher nicht wundern, daß er ſeinem Unmuth über dieſe indiskreten Heimſuchungen zuweilen einen etwas derben Ausdruck verlieh, und gelegentlich auch wohl einem zudringlichen Gaſte einen tüchtigen Bären auf die Naſe band. „Ach“, ſeufzte er einmal, „es wird bald Mode werden, daß die deutſchen Schriftſteller zu mir pilgern, wie die Muhammedaner nach Mekka. Und dabei ſagen ſie, daß ich keine Religion habe! Das iſt kurioſer Weiſe das Ende von mir, daß ich zuletzt wie eine Reliquie betrachtet werde!“ Einem anderen Beſucher lachte er höhniſch ins Geſicht, als ihm Derſelbe von dem Antheil ſprach, welchen das deutſche Publikum an ſeinen Leiden nehme. „Sie haben Recht“, ſpottete er. „Neulich war der große Schimpanſe des Jardin des Plantes auch unwohl, und ganz Paris intereſſierte ſich für den kranken Affen, und als er endlich ſtarb, gab es Kindermädchen, die täglich den Garten beſuchten, welche traurig den Kopf hängen ließen und ſeufzend zu ihren Gefreiten ſagten: ‚Ach, ſolch einen Affen giebt es nicht mehr!‘ Ich werde eher in Deutſchland vergeſſen werden, als der große Affe des Jardin des Plantes, und ich will Ihnen auch erklären, weßhalb, und Deutſchland gegen mich ſelbſt vertheidigen. Ich hätte mir als lyriſcher Dichter Ruhm erwerben können, und Deutſchland hätte mich geliebt; als Satiriker hätte es mich gefürchtet, als Polemiker hätte es auf mich gehört, und mich gehaſſt. Nun bin ich aber, Gott ſei's geklagt, ſo ziemlich Alles geweſen, und Niemand weiß mich zu klaſſificieren; da mein Deutſchland ſich aber nicht gern den Kopf über Kleinigkeiten, wie ich bin, zerbricht und zu Viel zu thun hat, um die transcendentalen Ideen ſeiner Politiker zu begreifen, ſo macht es unter mein Dichten und Trachten einen Strich und ſagt: ‚Dieſe Rechnung iſt geſchloſſen!‘ und geht zu einem anderen Konto über.“ — Die Theilnahmebezeugungen aus Deutſchland trugen allerdings oftmals eine wunderliche, den Sarkasmus Heine's herausfordernde Form. So erhielt er faſt allwöchentlich, bald aus dieſer, bald aus jener Gegend der Heimat, die liebreichſten Briefe, meiſtens von Damen, mit allerlei Rathſchlägen, wie er ſeine Leiden vermindern oder gar heilen könne. Die Eine empfahl ihm, der ſeit Jahren nicht das Bett hatte verlaſſen können, den Gebrauch der Soolbäder von Bad Oeynhauſen in Weſtfalen, eine Andere pries dem armen Kranken gar eine elektriſche Heilmethode an, welche darin beſtünde, daß der ganze leidende Theil des Rückens mit ſtählernen Nadeln beſteckt, und durch dieſe hindurch, um den Organismus zu kräftigen, ein elektriſcher Strom geleitet würde. Nicht ſelten auch gaben die theilnahmvollen Erkundigungen nach dem Zuſtande des Dichters nur den heuchleriſchen Deckmantel ab, um den eigentlichen Zweck der Briefe, das unverſchämte Begehren dieſer oder jener Dienſtleiſtung, zu verhüllen. Da ſchickten deutſche Buchhändler ihm neue Bücher ein, mit der beſtimmten Weiſung, ſie in dieſem oder jenem franzöſiſchen Journal zu beſprechen, und wenn die Anzeige, wie natürlich, unterblieb, folgten grobe Briefe, in welchen die Remiſſion der Bücher verlangt wurde. Ein Korreſpondent hatte gar die Naivetät, von dem unheilbar Kranken die Beſorgung einer Kammerjungfer für ſeine ihm ganz unbekannte Frau zu erbitten. Eben ſo ſtellte mancher der ihn beſuchenden deutſchen Touriſten die Zumuthung an Heine, ihn mit Einführungsbriefen und Empfehlungen an Notabilitäten der franzöſiſchen Literatur und Politik auszuſtatten. Als auch ein franzöſiſcher Schriftſteller zu einer Reiſe nach Deutſchland im Winter 1855 den Dichter um ſolche Empfehlungsſchreiben an Berliner Freunde bat, konnte ſich Dieſer den Spaß nicht verſagen, ihm eine Viſitenkarte an Karl Otto von Raumer beizuſchließen, welcher ihm einſt als Student in Göttingen befreundet geweſen war, aber als preußiſcher Kultusminiſter nach dem Erſcheinen des „Romancero“ dieſe Gedichtſammlung ſtreng verboten, und die in den Buchhandlungen konfiſcierten Exemplare hatte einſtampfen laſſen, weshalb er von Heine fortan ſcherzweiſe „mein lieber Zerſtampfer“ genannt wurde.

Unter den Beſuchern aus Deutſchland war jedoch mancher alte Freund des Dichters, deſſen Wiederſehen ihn im hohen Grade erfreute. Alfred Meißner, Graf Auersperg, Friedrich Hebbel, Adolf Stahr und Fanny Lewald verbrachten bei ihrer wiederholten Anweſenheit in Paris häufig mehre Stunden des Tages am Bette des Kranken, der ſich nicht ſelten in langen und tiefſinnigen Geſprächen mit ihnen erging. Auch Dr. Guſtav Kolb, Auguſt Lewald, Heinrich Laube, Fürſt Pückler, Ferdinand Hiller, Joſeph Lehmann, Dr. Leopold

Zunz und die Tochter der Frau von Hohenhauſen beſuchten ihn in den letzten Lebensjahren, und es war für Heine ein wehmüthiger Genuſs, Angeſichts des Todes ſo manche gemeinſchaftliche Erinnerung aus früherer Zeit im Geplauder mit ihnen herauf zu beſchwören. Von franzöſiſchen Schriftſtellern kamen zuweilen noch Alexandre Dumas und Théophile Gautier; ſelbſt der fünfundſiebzigjährige Béranger ſtellte ſich einmal ein; am häufigſten aber verkehrte Heine mit dem unglücklichen Gérard de Nerval und mit dem geiſtvollen Kenner der deutſchen Literatur St. René Taillandier, welche ihm bei der Überſetzung ſeiner Werke ins Franzöſiſche mit aufopfernder Treue behilflich waren. Der älteſte Bruder H. Heine's, Guſtav, kam in dieſer Zeit zweimal nach Paris, zuerſt im Auguſt 1851 in Begleitung ſeiner Frau, dann im November 1855 mit der Schweſter Charlotte; auch den jüngeren Bruder, Maximilian, ſollte der Dichter im Sommer 1852 nach zweiundzwanzigjähriger Trennung ein letztes Mal wiederſehn. Eine große Freude bereitete ihm die Mittheilung Adolf Stahr's, daſs man zahlreiche ſeiner Lieder durch ganz Deutſchland ſingen höre, daſs ſie als echte Volkslieder das Eigenthum des Volkes geworden, und im Munde von Handwerksburſchen, Studenten und Soldaten aller Orten erklängen. Ihm waren nur wenige Kompoſitionen ſeiner Lieder in Paris bekannt geworden; von denen, welche er gehört, waren die Löwe'ſchen ihm die liebſten. Er ſagte, daſs ſie ihn ganz entzückt hätten, und daſs er gern ein Inſtrument haben und bei dem Spiel und Geſang dieſer Melodien ſeiner Lieder ſterben möchte. Im Frühling 1851 ſandte ihm der Freiherr Vesque von Püttlingen (J. Hoven) ſeine herrlichen Kompoſitionen der „Heimkehr-“Lieder, welche als echte muſikaliſche Palingeneſien ſich den geiſtvollſten Tonſchöpfungen Schubert's, Schumann's und Mendelsſohn's würdig zur Seite ſtellen. Heine ließ ſich ſpäter manche derſelben von dem Komponiſten Fr. W. Kücken vorſingen, und ſprach ſich höchſt befriedigt darüber aus. Vor Allem ergötzte ihn das „Geſchnarr und Quinquilieren“ des Don Henriquez, und beluſtigt rief er aus: „Ja, ich erkenne meinen alten Wandnachbar!“

Beſonderen Genuſs machte es dem Dichter, mit Kindern zu plaudern und zu ſpielen. Sein Bruder Guſtav fand ihn einſt, wie gewöhnlich, mit geſchloſſenen Augen auf dem Matratzenbett liegen. Im Arme hielt er ein halbjähriges Kind, ſchön wie ein Engel, mit ſchwarzen Augen; an ſeine Schulter geſchmiegt, halb ſtehend, halb ſich an das Bett lehnend, ſah ihn ein ſchönes, ſchwarzlockiges Mädchen — Alice, ſein Pathchen, das Kind einer franzöſiſchen Freundin, das er aus der Taufe gehoben, und dem er eben ein Märchen erzählte — mit großen, leuchtenden Augen lächelnd an, während ein drittes kleines Mädchen aufhorchend zu ſeinen Füßen ſtand. Sein Pathchen ließ er ſich häufig herüber holen, wenn ſeine Schmerzen ihm etwas Ruhe gönnten; dann aß er Kuchen mit der Kleinen, und erzählte ihr drollige Geſchichten, z. B. wie es im Himmel ſo ſchön und glänzend hergehe, wie man dort Kuchen eſſe von früh bis ſpät, und wie der liebe Gott Engel zu Küchenjungen habe, die, wenn ſie lecker geſpeiſt, ſich mit ihren weißen Flügeln den Mund wiſchten. „Ce qui du reste est bien sale de leur part!“ rief das Kind mit entrüſtetem Reinlichkeitsgefühl aus, und Frau Mathilde lachte, daß ihr die hellen Thränen über die Wangen liefen.

Im Ganzen nahm die Vereinſamung des Kranken, wie es in der Natur der Verhältniſſe lag, mit den Jahren zu; Anfangs wurde er von theilnehmenden oder neugierigen Beſuchern in störendſter Art überlaufen, zuletzt ſprachen nur noch die nächſten Nachbarn, die Freundinnen Mathildens und der eine oder andere Freund aus der Heimat, den ein Reiſeausflug nach Paris führte, gelegentlich vor, um dem Sterbenden die Hand zu drücken. Als auch Berlioz ſich einmal blicken ließ, rief Heine ihm mit ſarkaſtiſchem Humor entgegen: „Wie! Jemand beſucht mich? Berlioz iſt doch immer originell!“ — „Es muß Ihnen märchenhaft vorkommen,“ ſagte er, als Stahr im Oktober 1855 wieder bei ihm eintrat, „daß Sie mich immer noch am Leben treffen; iſt es mir doch zuweilen, als löge ich mir ſelbſt Etwas vor, wenn ich aus meinem Opiumſchlafe erwache und mich noch in meiner Stube wiederfinde. Aber glauben Sie nur, das nächſte Mal finden Sie mich nicht mehr! Es gehört auch für meine Freunde eine Theilnahme von Kautſchuk dazu, um ſolche Ausdehnung auszuhalten!“ Schon im Herbſt 1851 hatte er in dem Nachworte zum „Romancero“, im Hinblick auf ſeinen zu einem ſpiritualiſtiſchen Skelette abgemagerten Körper, in ähnlicher Weiſe gefragt***): „Aber exiſtiere ich wirklich noch? Mein Leib iſt ſo ſehr in die Krümpe gegangen, daß ſchier Nichts übrig geblieben als die Stimme, und mein Bett mahnt mich an das tönende Grab des Zauberers Merlinus, welches ſich im Walde Brozeliand in der Bretagne befindet, unter hohen Eichen, deren Wipfel wie grüne Flammen gen Himmel lodern. Ach! um dieſe Bäume und ihr friſches Wehen beneide ich dich, Kollege Merlinus, denn kein grünes Blatt rauſcht herein in meine Matratzengruft zu Paris, wo ich früh und ſpat nur Wagengeraſſel, Gehämmer, Gekeife und Klaviergeklimper vernehme. Ein Grab ohne Ruhe, der Tod ohne die Privilegien der Verſtorbenen, die kein Geld auszugeben und keine Briefe oder gar Bücher zu ſchreiben brauchen — Das iſt ein trauriger Zuſtand. Man hat mir längſt das Maß genommen zum Sarg, auch zum Nekrolog, aber ich ſterbe ſo langſam, daſs Solches nachgerade langweilig wird für mich wie für meine Freunde. Doch Geduld, Alles hat ſein Ende. Ihr werdet eines Morgens die Bude geſchloſſen finden, wo euch die Puppenſpiele meines Humors ſo oft ergötzten.“

Wer aber mit niemals wankender Treue bei dem acht Jahre hindurch langſam hinſterbenden Dichter ausharrte und ſein Schmerzenslager mit dem Sonnenſchein eines ewig heiteren Naturells vergoldete, Das war ſeine Frau, die gute Mathilde. Die ſorgloſe Franzöſin entwickelte die glückliche Gabe, an die drohende Zerſtörung ihres Henri nie eigentlich zu glauben. Ihr lebensheiteres Gemüth hielt alle drohenden Symptome für vorübergehend, und gerade ſolche zuverſichtliche Lebenskraft war ein Segen für Heine. Dieſe Zuverſicht ließ ihn jede ruhige Stunde ausnützen, ſie tröſtete ihn über das Schickſal der Frau ſelber, ſie beglückte ihn auch im Elend. „So ſind die Engel,“ ſagte er; „ſie brauchen keine Hypotheken, ſie haben immer flüſſiges Vermögen.“ — Heine hatte in den letzten Jahren ſogar zwei Wärterinnen nöthig, ſo Viel gab es faſt unausgeſetzt bei dem Kranken zu thun. Die Hilfe ſeiner Frau wurde dadurch auf wenige kleine Dienſtleiſtungen beſchränkt. Deſſen ungeachtet, erzählt Meißner, ſaß ſie Tag für Tag an ſeinem Lager, hielt ſeine Hand in der ihrigen, wachte bei ihm, verließ ihn nicht. Er aber, mitten in ſeinem Schmerz noch ſchelmiſch, verklagte ſie mit halb unterdrücktem Lächeln oft aufs poſſierlichſte. „Ach, was war Das geſtern für eine Nacht!“ rief er eines Morgens. „Ich habe kein Auge zumachen können. Wir haben ein Unglück im Hauſe gehabt, die Katze iſt vom Kamin herabgefallen und hat ſich das rechte Ohr aufgeſchunden. Sie hat ſogar ein bischen geblutet. Da war der Jammer groß, meine gute Mathilde iſt aufgeblieben und hat der Katze die ganze Nacht hindurch kalte Umſchläge aufgelegt. Meinethalben hat ſie noch nie gewacht.“ Beſtändig ſuchte Heine Mathilden zum Ausgehen zu bewegen. Er wollte nicht, daſs ſie ſich um des Kranken willen jedes Vergnügen verſage, er beredete ſie, ihre Freundinnen zu beſuchen, ſpazieren zu fahren oder ins Theater zu gehen; dennoch aber ſah er ſie nicht ohne Sorge allein in dieſem Babel: Paris. Er entlud ſich dieſer Angſt in rührenden Gedichten[226]) und in kurzen, halb erſtickten Ausbrüchen. „Ach!“ ſeufzte er, „was kann ich thun? Ich muß jetzt Alles dem Schickſal und dem lieben Gott überlaſſen. Wie kann ich kranker Mann jetzt noch mit einer halben Million Männer konkurrieren?“ Manchmal ſteigerte ſich dieſe Unruhe zu phantaſtiſcher Aufregung. „Ich war geſtern,“ ſagte er zu einer Freundin, die ihn beſuchte[227]), „recht unruhig. Meine Frau war gegen zwei Uhr mit ihrer Toilette fertig geworden und ausgefahren. Sie hatte verſprochen, um vier Uhr zurück zu ſein. Es wird halb fünf, ſie kommt nicht. Es wird halb ſechs, ſie kommt nicht. Es wird halb ſieben, ſie kommt noch immer nicht. Es wird acht Uhr, meine Sorge wächſt. Sollte ſie des kranken Mannes überdrüſſig geworden und mit einem ſchlauen Verführer auf und davon gegangen ſein? In meiner peinlichen Angſt ſchicke ich die Wärterin in ihr Zimmer hinüber und laſſe fragen, ob Cocotte, der Papagei, noch da iſt. Ja, Cocotte iſt noch da. Da fällt mir ein Stein vom Herzen, ich athme wieder. Ohne Cocotte wäre die Gute nimmermehr weggegangen.“ Mit welcher dankbaren Liebe Heine an ſeiner Mathilde hing, und wie wenig ernſthaft dieſe Scherze gemeint waren, ſagen uns auch die herzwarmen Worte, in denen er das Glück, ein ſolches Weib zu beſitzen, gegen eine andere Beſucherin pries. „Ich habe,“ ſagte er im Frühjahr 1848 zu Fanny Lewald, „eine ſeltene Frau, die ich unausſprechlich geliebt, dreizehn Jahre hindurch mein eigen genannt, ohne einen Moment des Wenigerliebens, ohne Eiferſucht, in unwandelbarem Verſtändnis und in vollſter Freiheit. Kein Verſprechen, kein Zwang äußerer Verhältniſſe band uns an einander, und erſt ſpät habe ich, um meine Frau nach meinem Tode ſicher zu ſtellen, die geſetzliche Legaliſation meiner Ehe nachgeſucht. Ich erſchrecke jetzt in meinen ſchlafloſen Nächten noch oft vor der Seligkeit dieſes Lebens, ich ſchauere entzückt zuſammen vor dieſer Glücksfülle. Ich habe oft über ſolche Dinge geſcherzt und gewitzelt, und noch viel öfter ernſthaft darüber nachgedacht: die Liebe befeſtigt kein Miethskontrakt, ſie bedarf der Freiheit, um zu beſtehen und zu gedeihen.“

Mit derſelben rührenden Liebe und Dankbarkeit gedachte Heine ſeiner Mutter, der alten Frau, die in der Dammthorſtraße zu Hamburg wohnte, und in der abgeſchiedenen Stille ihres Lebens niemals die Wahrheit über den ſchrecklichen Zuſtand ihres Sohnes erfuhr. Sie las keine Zeitung mehr, und die wenigen alten Freunde oder Verwandten, die ſie zuweilen noch beſuchten, waren in ähnlicher Lage. Die Feuersbrunſt im Mai 1842 hatte ihr den größten Theil ihrer geringen Habe geraubt; nun lebte ſie mit einer treuen Seele, die ihr zugleich Freundin, Dienerin und Geſellſchafterin war, in der kleinen Sahlwohnung, und ſchlug alle Einladungen aus, weil ſie nicht die Mittel beſaß, dieſelben zu erwiedern. Heinrich Heine war ängſtlich bemüht, ihr durch Liſt und frommen Betrug ſein troſtloſes Siechthum zu verhehlen, um ihr den Kummer zu erſparen, den ihr die Kenntnis ſeines Elends hätte bereiten müſſen. Er ſchrieb ihr regelmäßig jeden Monat in möglichſt heiterer Laune, erzählte ihr von ſeiner Frau, und ſagte ihr, wie gut er es habe. Da es ihr auffallen muſſte, daſs er ſeine Briefe diktiere, ſo ſchob er die Schuld immer nur auf ein Augenleiden, das mit der Zeit wohl vergehen werde, ihn aber verhindere, Alles ſelbſt zu ſchreiben. Seiner Augen halber gehe er auch nur wenig aus, da Sonnenſchein und Lampenlicht ihn allzu leicht blendeten. In ſeinen Büchern, welche er ihr immer noch zu ſenden pflegte, ließ er durch Campe ſorgfältig die auf ſeine Krankheit bezüglichen Stellen ausſchneiden. So muſſte aus dem Exemplar des „Romancero“, das er für ſeine Mutter beſtimmt hatte, auf ſein beſonderes Geheiß das Nachwort entfernt werden, und beim Erſcheinen der „Vermiſchten Schriften“ ſchrieb er ſeinem Verleger**): „Meiner Mutter ſchicken Sie die beiden Bände der ‚Lutetia‘, aber nicht den erſten Band der ‚Vermiſchten Schriften‘, durch meine Schweſter, die ihr weismachen ſoll, daſs der erſte Band noch nicht erſchienen ſei; Sie begreifen, warum.“ So hat die alte Frau bis zum Tode des Dichters niemals das entſetzliche Maß ſeiner Leiden erfahren, und ſie war glücklich, daſs er ihre mütterliche Liebe durch ein ſo treues und dankbares Gedenken vergalt, und ſie ſo häufig mit Briefen erfreute, in welchen immer nur von lieben und luſtigen Dingen die Rede war. „Daſs übrigens ein Sohn ſo krank und elend werden kann, wie ich es bin, Das glaubt ohnehin keine Mutter,“ ſagte er, als Meißner ihn einſt beim Diktieren eines ſolchen Briefes überraſchte.

Das Diktieren war ihm eine große Pein, und es dauerte geraume Zeit, bis er ſich einigermaßen daran gewöhnen konnte, ſeine Gedanken, deren Ausdruck er ſelbſt in dem flüchtigſten Geſchäftsbriefe ſo ſorgſam zu feilen pflegte, vorher aufs genaueſte im Kopfe zu redigieren und und ſie von fremder Hand aufzeichnen zu laſſen. „Ich ſchrieb bisher immer Alles ſelbſt,“ ſagte er zu Adolf Stahr, „und ich glaube, daſs es im Deutſchen namentlich mit dem Diktieren von Proſa ein miſsliches Ding iſt.

Der Schriftſteller hat nicht bloß den Tonfall, ſondern auch den architektoniſchen Bau ſeiner Perioden in Betracht zu ziehen. Unſere Sprache iſt für das Auge mitberechnet; ſie iſt plaſtiſch, und beim Reime entſcheidet nicht nur der Klang, ſondern auch die Schreibart. Sonderbar genug, drückt ſich der Unterſchied, welcher darin zwiſchen dem Deutſchen und dem Franzöſiſchen herrſcht, ſogar in der wörtlichen Bezeichnung der Sache aus. Der Deutſche nennt ſein Verſtändnis ‚Einſicht‘, der Franzoſe ‚entendement‘. Der Deutſche muſs, nach meiner Meinung, ſehen plaſtiſch vor ſich haben, was er ſprachlich ſchafft. Verſe, die man im Kopf fertig macht, kann man noch eher diktieren, als Proſa; und ich könnte auch Das nicht, ich würde auch ſo noch Vieles ändern.“ In der That konnte Heine ſich niemals entſchließen, etwas Anderes, als ſeine Briefe, zu diktieren, was von Neujahr 1849 an regelmäßig geſchah. Alles Übrige, beſonders die Verſe, welche er in ſchlafloſen Nächten, wo Schmerz und Fieber ſelbſt den ſtärkſten Doſen Morphium widerſtanden, gedichtet hatte, ſchrieb er auf einzelne Foliobogen oder auf die Blätter eines ſteif gebundenen Buches mit Bleiſtift in großen Buchſtaben, um das Geſchriebene nachher leichter entziffern zu können.

Es iſt wunderbar, daſs Heine ſelbſt in den furchtbarſten Qualen die ungeſchwächte Geiſteskraft bewahrte, und die Schärfe des logiſchen Denkens ihn nicht einen Augenblick verließ. Die Krämpfe traten zuweilen ſo gewaltſam auf, daſs der ganze Körper ſich ſpiralförmig krümmte, und daſs der Kranke nachher eine Zeitlang in ſtarrſüchtigem Zuſtande wie ein Todter reglos ausgeſtreckt lag. Aber auch in ſolchen Leidensmomenten blieb ihm das volle Bewuſstſein, und ſo bald er die Lippen wieder zu regen vermochte, knüpfte er den Faden des begonnenen Geſprächs an demſelben Punkte an, wo dasſelbe durch ſeine Anfälle unterbrochen worden war. Eines Tages, als er in den heftigſten Krämpfen lag, ſagte er zu einem Beſucher***): „Es iſt mir eine große Beruhigung, daſs ich nie den Gedankengang verliere, daſs mein Verſtand ſtets klar iſt. Ich halte Dies für ſo weſentlich, daſs ich mich während meiner ganzen Krankheit beſtändig geiſtig beſchäftigt habe, obgleich meine Ärzte es mir als ſchädlich abrathen. Ich aber glaube im Gegentheil, daſs es bedeutend dazu beigetragen hat, meinen Zuſtand nicht zu verſchlimmern. Denn niemals verſpürte ich durch angeſtrengtes Denken eine nachtheilige Wirkung auf meinen Körper; es wirkte vielmehr eben ſo wohlthätig wie Freude und Aufheiterung.“ Je länger ſeine Leiden währten, deſto geduldiger ertrug er dieſelben, und deſto ſiegreicher gelang es ihm, in geiſtigem Denken und Schaffen die Seele aufzurichten. „Mein Geiſt iſt bereits dem Kleintreiben der Welt entrückt,“ ſchrieb er im September 1852 an Julius Campe; „mögen die Würmer ſich an meinem Leibe weiden, ich gönne ihnen dieſen Schmaus, und es iſt mir leid, daß ich ihnen nur Knochen anbieten kann.“ — „Mein Körper leidet große Qual,“ heißt es in einem ſpäteren Briefe 540), „aber meine Seele iſt ruhig wie ein Spiegel und hat manchmal auch noch ihre ſchönen Sonnenaufgänge und Sonnenuntergänge.“ Seit dem Frühjahr 1849 begann Heine ſich namentlich mit Eifer wieder der lyriſchen Poeſie zuzuwenden. „Wie die geblendete Nachtigall, werde ich um ſo ſchöner ſingen,“ hatte er im Beginn ſeiner Krankheit einem franzöſiſchen Freunde geſagt. „Nur zwei Tröſtungen ſind mir geblieben,“ ſchrieb er jetzt ſeinem Verleger, „und ſitzen koſend an meinem Bette: meine franzöſiſche Frau und die deutſche Muſe. Ich knittele ſehr viel' Verſe, und es ſind manche darunter, die wie Zauberweiſen meine Schmerzen kirren, wenn ich ſie für mich hin ſumme. Ein Poet iſt und bleibt doch ein Narr!“ — „Meine geiſtige Aufregung,“ ſagt er in einem anderen Briefe 541), „iſt viel mehr Produkt der Krankheit, als des Genius, ſo z. B. habe ich in der letzten Zeit, um meine Schmerzen zu beſchwichtigen, eine Menge drolliger Thierfabeln verſificiert. Raſend vor Schmerzen, wirft ſich mein armer Kopf hin und her in den ſchrecklichen Nächten, und die Glöckchen der alten Kappe klingeln alsdann mit unbarmherziger Luſtigkeit.“ Ohne Zweifel hat dieſe, von dem Dichter an ſich ſelbſt gemachte Erfahrung von der räthſelhaften Macht des Geiſtes über den armen geſchwächten und gebrochenen Leib Viel zu jener religiöſen Umwandlung beigetragen, die ſich im Verlaufe ſeiner Krankheit an ihm vollzog. Als Laube ihn im Frühjahr 1847 beſuchte, hatte der bereits durch mannigfache Leiden gequälte, halb erblindete Dichter noch jede Beſchäftigung mit religiöſen Todesgedanken von ſich abgewieſen. „Das kommt erſt ſpäter,“ hatte er geſagt, „und dann wollen wir uns mit Goethe's Klärchen benehmen, wie wir können.“ Auf die Frage Laube's: „Und was wird weiter? Was denkſt Du?“ antwortete er damals 542): „Was wird aus dem Holze dort im Kamin? Die Flamme verzehrt es. Wärmen wir uns daran, bis die Aſche in die Winde zerſtreut wird!“ Alexander Weill ſetzte hinzu: „Die ganze Menſchheit iſt nur ein Menſch, in ihr geht alſo Keiner verloren durch den Tod; als irgend ein Punkt, wohl gar als ein Nerv, lebt jeder Einzelne fort in der Menſchheit, von Adam her bis auf uns und unſre Kindeskinder. Es ſtirbt Nichts, was lebendig geweſen." – „Wohl geſprochen, junger Maulwurf!" ſagte Heine lächelnd; „die Weltgeſchichte iſt die Lebensverſicherung Derjenigen, welche durchaus eine Rente brauchen." Um dieſelbe Zeit ſchrieb er jene vom Charfreitag datierte Vorrede zu Weill's „Sittengemälden aus dem elſäſſiſchen Volksleben," in welcher unſeren Enkeln eine glückvollere Zukunft geweiſſagt wird, wenn der Alpdruck der chriſtlichen Paſſionsreligion einſt von der Bruſt der Menſchheit genommen ſei, und neue Götter ihr Reich auf Erden begründen[443]: „Wer ſind jene Götter? Ich weiß nicht, wie ſie heißen, jedoch die großen Dichter und Weiſen aller Jahrhunderte haben ſie längſt verkündigt. Sie ſind jetzt noch geheimnisvoll verhüllt; aber in ahnenden Träumen wage ich es zuweilen, ihren Schleier zu lüften und alsdann erblicke ich . . . Ich kann es nicht ausſprechen, denn bei dieſem Anblick durchzuckt mich immer ein ſtolzer Schreck, und er lähmt meine Zunge. Ach! ich bin ja noch ein Kind der Vergangenheit, ich bin noch nicht geheilt von jener knechtiſchen Demuth, jener knirſchenden Selbſtverachtung, woran das Menſchengeſchlecht ſeit anderthalb Jahrtauſenden ſiechte, und die wir mit der abergläubiſchen Muttermilch eingeſogen . . . Ich darf es nicht ausſagen, was ich geſchaut . . . Aber unſere geſünderen Nachkommen werden in freudigſter Ruhe ihre Göttlichkeit betrachten, bekennen und behaupten! Sie werden die Krankheit ihrer Väter kaum begreifen können. Es wird ihnen wie ein Märchen klingen, wenn ſie hören, daß weiland die Menſchen ſich alle Genüſſe dieſer Erde verſagten, ihren Leib kaſteiten und ihren Geiſt verdumpften, Mädchenblüthen und Jünglingsſtolz abſchlachteten, beſtändig logen und greinten, das abgeſchmackteſte Elend duldeten . . . ich brauche wohl nicht zu ſagen, Wem zu Gefallen! — In der That, unſere Enkel werden ein Ammenmärchen zu vernehmen meinen, wenn man ihnen erzählt, was wir geglaubt und gelitten! Und ſie werden uns ſehr bemitleiden! Wenn ſie einſt, eine freudige Götterverſammlung, in ihren Tempelpalläſten ſitzen, um den Altar, den ſie ſich ſelber geweiht haben, und ſich von alten Menſchheitsgeſchichten unterhalten, die ſchönen Enkel, dann erzählt vielleicht einer der Greiſe, daß es ein Zeitalter gab, in welchem ein Todter als Gott angebetet und durch ein ſchauerliches Leichenmahl gefeiert ward, wo man ſich einbildete, das Brot, welches man eſſe, ſei ſein Fleiſch, und der Wein, den man trinke, ſei ſein Blut. Bei dieſer Erzählung werden die Wangen der Frauen erbleichen und die Blumenkränze ſichtbar erbeben auf ihren ſchönlockichten Häuptern. Die Männer aber werden neuen Weihrauch auf den Herd-Altar ſtreuen, um durch Wohlduft die düſteren, unheimlichen Erinnerungen zu verſcheuchen."

Es hat auf den erſten Blick etwas Überraſchendes, ſcheinbar Inkonſequentes, daſs der Mann, welcher zeitlebens alle poſitiven Religionen mit ſo vernichtendem Spotte bekämpft hatte, ſich auf dem Sterbelager wieder zum Deismus bekehrte, und man iſt faſt verſucht, die Worte auf ihn ſelbſt anzuwenden, mit welchen er ſich in geſünderen Tagen über ſolche geiſtige Umwandlungen geäußert. „Mögen immerhin", ſagte er in ſeiner Beſprechung der ſpäteren Abtrünnigkeit Schelling's von der pantheiſtiſchen Lehre**), „die Altgläubigen ihre Glocken läuten und Kyrie eleiſon ſingen ob ſolcher Bekehrung — es beweiſt aber Nichts für ihre Meinung, es beweiſt nur, daſs der Menſch ſich der Religion zuneigt, wenn er müde und alt wird, wenn er nicht mehr genießen und denken kann. Auf dem Todbette ſind ſo viele Freidenker bekehrt worden — aber macht nur kein Rühmens davon! Dieſe Bekehrungsgeſchichten gehören höchſtens zur Pathologie, und würden nur ſchlechtes Zeugnis geben für eure Sache. Sie bewieſen am Ende nur, daſs es euch nicht möglich war, jene Freidenker zu bekehren, ſo lange ſie mit geſunden Sinnen unter Gottes freiem Himmel umher wandelten und ihrer Vernunft völlig mächtig waren." Unleugbar hat auch die Hinwendung Heine's zur deiſtiſchen Richtung einen ſtark pathologiſchen Beigeſchmack, und er ſelbſt machte wenigſtens in der erſten Zeit ſeiner Krankheit kein Hehl daraus, daſs ſeine Schmerzen, ſeine Einſamkeit, die nothgedrungene unabläſſige Beſchäftigung mit ſeiner eigenen Perſon, einen weſentlichen Antheil an ſeiner Bekehrung gehabt. „Die heidniſchen Götter", ſagte er im März 1848 zu Fanny Lewald, „hätten einem Dichter nicht angethan, was mir geſchieht; ſo Etwas thut bloß unſer alter Jehova! Selbſt die Lippen, mit denen ich ſo vergnügt geſungen und geküſſt, ſind mir ja halb gelähmt. Ich halte jetzt, da ich ſtündlich an meinen Tod denken muſs, oft ſehr ernſte Geſpräche mit Jehova in der Nacht, und er hat mir geſagt: ‚Sie dürfen Alles ſein, lieber Doktor, was Sie wollen, Republikaner und Socialiſt, nur kein Atheiſt'." Ähnlich heißt es in einem Briefe an Campe vom 21. Auguſt 1851: „Mein Geſundheitszuſtand, oder vielmehr meine Krankheitslage iſt noch immer dieſelbe. Ich leide außerordentlich viel, ich erdulde wahrhaft prometheiſche Schmerzen, durch Ranküne der Götter, die mir grollen, weil ich den Menſchen einige Nachtlämpchen, einige Pfennigslichtchen mitgetheilt. Ich ſage ‚die Götter‘, weil ich mich über den lieben Gott nicht äußern will. Ich kenne jetzt ſeine Geier und habe allen Reſpekt vor ihnen.“ — „In der That“, ſagte er im Januar 1849 zu Alfred Meißner***), „es iſt ſeit einiger Zeit eine religiöſe Reaktion bei mir eingetreten. Weiß Gott, ob Das mit der Morphine, ob mit den Kataplasmen zuſammenhängt. Es iſt ſo. Ich glaube wieder an den perſönlichen Gott. Dahin kömmt man, wenn man krank iſt, todkrank und gebrochen! Machen Sie mir kein Verbrechen daraus! Acceptiert doch das deutſche Volk in ſeiner Noth den König von Preußen, warum ſoll ich nicht den perſönlichen Gott acceptieren? Mein Freund,“ fuhr er fort, „hören Sie da eine große Wahrheit: Wo die Geſundheit aufhört, wo das Geld aufhört, wo der geſunde Menſchenverſtand aufhört, dort überall fängt das Chriſtenthum an.“ Trotz ſolcher bitteren Sarkasmen leugnete Heine keineswegs die große welthiſtoriſche Miſſion, welche das Chriſtenthum zur Zeit ſeiner Entſtehung gehabt; ja, er verſicherte, daſs er in dem kraſſen Materialismus jener Tage gewiſs ein guter Chriſt geworden wäre. „Es iſt ein eigen Ding“, ſagte er zu Adolf Stahr, mit welchem er im Oktober 1850 mehrmals derartige Religionsgeſpräche führte***), „daſs wir ſo univerſelle Religionen haben, während doch gerade die Religion das Individuellſte ſein müſſte. Ich bin für meinen Theil zu der Überzeugung gekommen, daſs ſchon Geſunde und Kranke ganz verſchiedener Religionen bedürfen. Für den Geſunden iſt das Chriſtenthum unbrauchbar mit ſeinen Reſignationen und Einſeitigkeiten. Für den Kranken aber, verſichere ich Sie, iſt es eine ganz gute Religion.“ Ein andermal gab er dem Freunde eine Schilderung der entſetzlichen Leiden, welche ihn ſelbſt noch in wilden Träumen beängſtigten. „Und alles Dies,“ ſagte er, indem ein Lächeln über ſeine ſchmerzerfüllten Züge glitt, „muſs ich nun ertragen ohne den Beiſtand unſeres Herrn Jeſus Chriſtus! Aber ich habe auch meinen Glauben. Denken Sie nur nicht, daſs ich ohne Religion bin. Opium iſt auch eine Religion. Wenn ſo ein bischen grauer Staub in meine fürchterlich ſchmerzenden Brandwunden geſtreut wird, und dann der Schmerz gleich darnach aufhört, ſoll man da nicht ſagen, daſs Dies dieſelbe beruhigende Kraft iſt, welche ſich in der Religion wirkſam zeigt? Es iſt mehr Verwandtſchaft zwiſchen Opium und Religion, als ſich die meiſten Menſchen träumen laſſen. Sehen Sie, da hab' ich die Bibel. Ich leſe viel darin, Das heißt, ich laſſe mir daraus vorleſen. Es iſt doch ein [illegible] Buch, dies Buch der Bücher. Wenn ich meine Schmerzen nicht mehr ertragen kann, nehme ich Morphium; wenn ich meine Feinde nicht mehr todtſchlagen kann, überlaſſe ich ſie der Vorſehung; wenn ich meine Angelegenheiten nicht mehr beſorgen kann, übergebe ich ſie dem lieben Gott — Nur,“ ſetzte er nach einer kleinen Pauſe lächelnd hinzu, „nur meine Geldangelegenheiten beſorge ich doch lieber noch ſelbſt.“ — Mit den beſtimmteſten Worten verſicherte Heine in einem Briefe an H. Laſſalle in Breslau, den Vater des bekannten Agitators, bereits Ende April desſelben Jahres, daſs er, „aller atheiſtiſchen Philoſophie ſatt, wieder zum demüthigen Gottesglauben des gemeinen Mannes zurückgekehrt“, und in einem Schreiben an Campe vom 1. Juni 1859 kündigte er ſich ſeinem Verleger gar als Cenſor ſeiner früheren Werke an, der aus den Schnabelewopski-Memoiren und anderen Schriften die Stellen entfernen möchte, welche „von einer ſo kraſſen Religionsſpötterei befleckt ſeien, daſs er aufrichtige Reue darüber empfinde“ 311): „Ich bin kein Frömmler geworden, aber ich will darum doch nicht mit dem lieben Gott ſpielen; wie gegen die Menſchen, will ich auch gegen Gott ehrlich verfahren, und Alles, was aus der frühern blasphematoriſchen Periode noch vorhanden war, die ſchönſten Giftblumen hab' ich mit entſchloſſener Hand ausgeriſſen, und bei meiner phyſiſchen Blindheit vielleicht zugleich manches unſchuldige Nachbargewächs in den Kamin geworfen. Wenn Das in den Flammen kniſterte, ward mir, ich geſtehe es, gar wunderlich zu Muthe; ich wuſſte nicht recht mehr, ob ich ein Heros oder ein Wahnſinniger ſei, und neben mir hörte ich die ironiſch tröſtende Stimme irgend eines Mephiſtofeles, welche mir zuflüſterte: ‚Der liebe Gott wird dir das Alles weit beſſer honorieren, als Campe, und du brauchſt jetzt nicht mit dem Druck dich abzuquälen, oder noch gar vor dem Drucke mit Campe zu handeln wie um ein Paar alte Hoſen.‘ Ach liebſter Campe, ich wünſche manchmal, Sie glaubten an Gott, und wär' es auch nur auf einen Tag; es würde Ihnen dann aufs Gewiſſen fallen, mit welchem Undank Sie mich behandeln zu einer Zeit, wo ein ſo grauenhaftes und unerhörtes Unglück auf mir laſtet. Schreiben Sie mir bald Antwort, ehe es zu ſpät iſt. Liegt Ihrer Schreibſäumnis irgend eine politiſche Heſitation oder ein merkantiliſches Bedenken zum Grunde, ſo ſagen Sie es aufrichtig, und ich will die gehörigen Inſtruktionen hinterlaſſen für den Fall, daſs ich vor dem Beginn des Drucks meiner Geſammtausgabe das Zeitliche ſegne. Erſchrecken Sie nicht über das Wort ‚das Zeitliche ſegnen‘; es iſt nicht pietiſtiſch gemeint; ich will damit nicht ſagen, daſs ich das Zeitliche mit dem Himmliſchen vertauſche, denn wie nahe ich auch der Gottheit gekommen, ſo ſteht mir doch der Himmel noch ziemlich fern; glauben Sie nicht den umlaufenden Gerüchten, als ſei ich ein frommes Lämmlein geworden. Die religiöſe Umwälzung, die ſich in mir ereignete, iſt eine bloß geiſtige, mehr ein Akt meines Denkens, als des ſeligen Empfindelns, und das Krankenbett hat durchaus wenig Antheil daran, wie ich mir feſt bewuſſt bin. Es ſind große, erhabene, ſchauerliche Gedanken über mich gekommen, aber es waren Gedanken, Blitze des Lichts, und nicht die Phosphordünſte der Glaubensp . . . e. Ich ſage Ihnen Das beſonders in der Abſicht, damit Sie nicht wähnen, ich würde, wenn ich auch ſelber die Geſammtausgabe beſorge, in unfreier Weiſe Etwas darin ausmerzen; quod scripsi, scripsi". Wenn dieſe Erklärung, daſs „das Krankenbett durchaus wenig Antheil" an Heine's veränderter Denkweiſe über religiöſe Dinge habe, unſerer obigen Behauptung gewiſſermaßen ein Dementi ertheilt, ſo iſt doch der Widerſpruch nur ein ſcheinbarer. Denn allerdings gedenken wir nicht in Abrede zu ſtellen, daſs die religiöſe Umwandlung des Dichters, wenn auch erheblich durch die Qual und Vereinſamung des Krankenbettes gefördert, zugleich in der ganzen geiſtigen Anlage Heine's ihren natürlichen Stützpunkt fand. So parador der Ausſpruch Manchem klingen mag, Heine war von jeher ein religiöſes Gemüth, und der Spott, mit welchem er die kirchlichen Dogmen aller Konfeſſionen befehdete, entfloſs keineswegs allein einer ſatiriſchen Laune, ſondern eben ſo ſehr dem geheimen Schmerz, in ihnen keine Befriedigung ſeines religiöſen Bedürfniſſes zu finden. Niemand verfolgt mit erbarmungsloſem Haſſe, was ihm gleichgültig iſt, und in der That haben wir geſehen, daſs Heine ſich ſein Lebenlang angelegentlich mit Religions- und philoſophiſchen Fragen beſchäftigte. In ſeinen Liedern und Dramen, in ſeinen „Reiſebildern" und „Salon"-Aufſätzen, überall iſt es „die große Gottesfrage", deren endgültige Löſung ihm als das wichtigſte Problem der Menſchheit erſcheint. Er ſucht dieſe Löſung bei Hegel, — bei den Saint-Simoniſten, — in einem poetiſch verklärten Pantheismus, — er bebt ſchaudernd vor dem Gedanken des Atheismus zurück, und da ihn die Menſchwerdung Gottes eine Fabel dünkt, proklamiert er, um auf jeden Fall die Gottheit zu retten, die Gottwerdung des Menſchen als das Ziel aller Entwicklung***). Man wird alſo keinen Widerſpruch mit ſeiner Vergangenheit darin finden, daſs er auf dem langwierigen Krankenlager die Reſultate ſeiner religions-philoſophiſchen Betrachtungen aufs Neue einer Reviſion unterzog, und ſich noch auf dem Todbette um die Löſung der großen Welträthſel mühte. Er begann mit ſolchen Fragen — er hörte mit ihnen auf.

Nur wiſſen möcht' ich, wenn wir ſterben,
Wohin dann unſre Seele geht?
Wo iſt das Feuer, das erloſchen?
Wo iſt der Wind, der ſchon verweht?

Was bedeutet der Menſch?
Woher iſt er kommen? Wo geht er hin?
Wer wohnt dort oben auf goldenen Sternen?

ſo frug ſchon der Jüngling, und wuſſte erſt nur verzweiflungsvoll zu erwidern: „Ein Narr wartet auf Antwort“ ***). Aber es ließ ihm keine Ruhe ein ganzes Erdenleben hindurch; nur noch ſtürmiſcher und wilder verlangte ihn nach der Löſung, je näher ſein letztes Stündlein herankam, und ſeine Seele ſchrie gellend am Rande des Grabes:

Laß die heil'gen Parabolen,
Laß die frommen Hypotheſen —
Suche die verdammten Fragen
Ohne Umſchweif uns zu löſen!

Warum ſchleppt ſich blutend, elend,
Unter Kreuzlaſt der Gerechte,
Während glücklich als ein Sieger
Trabt auf hohem Roß der Schlechte?

Woran liegt die Schuld? Iſt etwa
Unſer Herr nicht ganz allmächtig?
Oder treibt er ſelbſt den Unfug?
Ach, Das wäre niederträchtig!

Alſo fragen wir beſtändig,
Bis man uns mit einer Handvoll
Erde endlich ſtopft die Mäuler —
Aber iſt Das eine Antwort?

„Das nennen Sie religiös“? fragte Meißner, als ihm Heine zuerſt dies finſtere Gedicht zu leſen gab; „ich nenne es atheiſtiſch.“ — „Nein, nein, religiös, blasphemiſch religiös!“ erwiderte Heine von ſeinem Standpunkte mit Recht. Stellte er doch nur dieſelbe Frage, welche ſchon Hiob that, und welche auch das nach ihm benannte Buch nicht löſt. Überhaupt blieb ſein freies Verhältnis zu den religiöſen Dingen ungeſtört, und es iſt charakteriſtiſch, wie er in einem Athemzuge ſein lebhafter erwachtes religiöſes Bedürfnis betonte und dasſelbe ironiſierte. Als Gérard de Nerval ihm im Sommer 1850 mittheilte, daß er eine Reiſe nach Weimar beabſichtige, ſagte ihm Heine: „Dann thun Sie mir doch den Gefallen, in Deutſchland anzufragen, in welchem Glauben man am beſten ſtirbt. Ich beſchäftige mich jetzt ſehr ernſtlich mit dieſer Frage, und die deutſchen Philoſophen ſcheinen Etwas davon zu wiſſen, denn ſeit einiger Zeit hört man von ihnen Nichts mehr." — „Könnte ich doch nur an Krücken ausgehen!" ſeufzte er einmal um dieſelbe Zeit, als ihn Meißner beſuchte. „Wiſſen Sie, wohin ich ginge? Geraden Wegs in die Kirche!" Und als Meißner einen ungläubigen Einwurf machte, fügte er betheuernd hinzu: „Ganz gewiß, in die Kirche! Wohin ſoll man denn auch mit Krücken gehen? Freilich, wenn ich ohne Krücken ausgehen könnte, ſpazierte ich lieber über die lachenden Boulevards oder nach dem Jardin Mabille!" In einem Briefe an Campe vom Oktober 1851 klagte er, daß er in ſeinen Schmerzen wieder anfange, viel zu beten, „was immer ein ſchlechtes Zeichen"; und auf die Frage ſeines Bruders Guſtav, ob es denn wahr ſei, daß er eine Betſchweſter geworden, antwortete er lächelnd: „Nein, ich bin vielmehr ein Betbruder geworden, und ich bete alle Tage zum lieben Gott, daß er dir, lieber Bruder, beſſere politiſche Geſinnungen eingebe." Der Redakteur des „Wiener Fremdenblattes" bemerkte, wie ſehr es ihn freue, aus dieſer Antwort ſchließen zu dürfen, daß ſein Bruder kein Atheiſt mehr ſei, als welchen man ihn geſchildert, und machte ihn darauf aufmerkſam, wie ſehr er den Glauben an Gott zu fördern vermöchte, wenn er ſich öffentlich über ſeine religiöſe Umwandlung ausſpräche. Heinrich Heine fertigte die Zumuthung mit der ſpöttiſchen Erwiderung ab: „Was kann dem großen weißen Elephanten des Königs von Siam daran gelegen ſein, ob ein kleines Mäuschen in der Rue d'Amſterdam zu Paris an ſeine Größe und Weisheit glaubt, oder nicht!" Die Art und Weiſe, in welcher der Dichter ſich bald darauf im Nachworte zum „Romancero" über ſeine Sinnesänderung erklärte, mag freilich nicht allzu ſehr nach dem Geſchmacke der Frommen geweſen ſein. „Wenn man auf dem Sterbebette liegt," ſagte er**), „wird man ſehr empfindſam und weichſelig, und möchte Frieden machen mit Gott und der Welt. Ich geſtehe es, ich habe Manchen gekratzt, Manchen gebiſſen, und war kein Lamm. Aber glaubt mir, jene geprieſenen Lämmer der Sanftmuth würden ſich minder frömmig gebärden, beſäßen ſie die Zähne und die Tatzen des

Tigers. Ich kann mich rühmen, daſs ich mich ſolcher angebornen Waffen nur ſelten bedient habe. Seit ich ſelbſt der Barmherzigkeit Gottes bedürftig, habe ich allen meinen Feinden Amneſtie ertheilt; manche ſchöne Gedichte, die gegen ſehr hohe und ſehr niedrige Perſonen gerichtet waren, wurden deſshalb in vorliegender Sammlung nicht aufgenommen. Gedichte, die nur halbweg Anzüglichkeiten gegen den lieben Gott ſelbſt enthielten, habe ich mit ängſtlichſtem Eifer den Flammen überliefert. Es iſt beſſer, daſs die Verſe brennen, als der Verſifex. Ja, wie mit der Kreatur, habe ich auch mit dem Schöpfer Frieden gemacht, zum gröſsten Ärgernis meiner aufgeklärten Freunde, die mir Vorwürfe machten über dieſes Zurückfallen in den alten Aberglauben, wie ſie meine Heimkehr zu Gott zu nennen beliebten. Andere, in ihrer Intoleranz, äuſserten ſich noch herber. Der geſammte hohe Klerus des Atheismus hat ſein Anathema über mich ausgeſprochen, und es giebt fanatiſche Pfaffen des Unglaubens, die mich gerne auf die Folter ſpannten, damit ich meine Ketzereien bekenne. Zum Glück ſtehen ihnen keine anderen Folterinſtrumente zu Gebote, als ihre Schriften. Aber ich will auch ohne Tortur Alles bekennen. Ja, ich bin zurückgekehrt zu Gott, wie der verlorene Sohn, nachdem ich lange Zeit bei den Hegelianern die Schweine gehütet. War es die Miſère, die mich zurücktrieb? Vielleicht ein minder miſerabler Grund. Das himmliſche Heimweh überfiel mich und trieb mich fort durch Wälder und Schluchten, über die ſchwindligſten Bergpfade der Dialektik. Auf meinem Wege fand ich den Gott der Pantheiſten, aber ich konnte ihn nicht gebrauchen. Dies arme träumeriſche Weſen iſt mit der Welt verwebt und verwachſen, gleichſam in ihr eingekerkert, und gähnt dich an, willenlos und ohnmächtig. Um einen Willen zu haben, muſs man eine Perſon ſein, und um ſich zu manifeſtieren, muſs man die Ellbogen frei haben. Wenn man einen Gott begehrt — und Das iſt doch die Hauptſache, — ſo muſs man auch ſeine Perſönlichkeit, ſeine Auſserweltlichkeit und ſeine heiligen Attribute, die Allgüte, die Allweisheit, die Allgerechtigkeit u. ſ. w., annehmen. Die Unſterblichkeit der Seele, unſre Fortdauer nach dem Tode, wird uns alsdann gleichſam mit in den Kauf gegeben, wie der ſchöne Markknochen, den der Fleiſcher, wenn er mit ſeinen Kunden zufrieden iſt, ihnen unentgeltlich in den Korb ſchiebt. Ein ſolcher ſchöner Markknochen wird in der franzöſiſchen Küchenſprache la réjouissance genannt, und man kocht damit ganz vorzügliche Kraftbrühen, die für einen armen ſchmachtenden Kranken ſehr ſtärkend und labend ſind. Daß ich eine ſolche rejouissance nicht ablehnte und ſie mir vielmehr mit Behagen zu Gemüthe führte, wird jeder fühlende Menſch billigen . . . Ich bin alſo, was ich bereits eben geſtanden, zu dem alten Aberglauben, zu einem perſönlichen Gotte, zurückgekehrt. Das läſſt ſich nun einmal nicht vertuſchen, wie es mancher aufgeklärte und wohlmeinende Freund verſuchte. Ausdrücklich widerſprechen muß ich jedoch dem Gerüchte, als hätten mich meine Rückſchritte in der Theologie bis zur Schwelle irgend einer Kirche oder gar in ihren Schoß geführt. Nein, meine religiöſen Überzeugungen und Anſichten ſind frei geblieben von jeder Kirchlichkeit; kein Glockenklang hat mich verlockt, keine Altarkerze hat mich geblendet. Ich habe mit keiner Symbolik geſpielt und meiner Vernunft nicht ganz entſagt. Ich habe Nichts abgeſchworen, nicht einmal meine alten Heidengötter, von denen ich mich zwar abgewendet, aber ſcheidend in Liebe und Freundſchaft.“ Es war ganz folgerecht, daß Heine an der Phantaſiereligion des Pantheismus kein Genügen mehr fand, ſobald er zu der Einſicht gelangte, daß die Theilnahme des außermenſchlichen Naturlebens am Leben der Menſchheit eine geträumte, in der Wirklichkeit nicht vorhandene ſei, und ſein Rückſehnen zum Deismus, zu einem Gotte, der ihm helfen könne in dem Jammer und der Noth ſeiner Krankheit, war um ſo tiefer motiviert, da er in den Pantheiſten im Grunde nur verſchämte Atheiſten ſah, die ſich weniger vor der Sache, als vor dem Schatten, den ſie an die Wand wirft, vor dem Namen, fürchten ***). Die „Geſtändniſſe“ enthalten die weitere Ausführung dieſes Gedankenganges. Heine bekennt dort mit oft cyniſchen Worten, daß er der Freigeiſterei in religiöſen Dingen gehuldigt, ſo lange dieſelbe gewiſſermaßen das Geheimgut einer Ariſtokratie von Geiſtreichen war, daß ihn aber die innerliche Angſt des Künſtlers und des Gelehrten ergriff, als er den Atheismus ſich mit dem „ſchauderhaft nackteſten, feigenblattloſen, kommunen Kommunismus“ verbünden ſah, durch deſſen Sieg er die ganze moderne Civiliſation bedroht glaubte ***): „Als ich merkte, daß die rohe Plebs, der Jan Hagel, ebenfalls dieſe religiöſen Themata zu diskutieren begann in ſeinen ſchmutzigen Sympoſien, wo ſtatt der Wachskerzen und Girandolen nur Talglichter und Thranlampen leuchteten, als ich ſah, daß Schmierlappen von Schuſter- und Schneidergeſellen in ihrer plumpen Herbergſprache die Exiſtenz Gottes zu leugnen ſich unterfingen — als der Atheismus anfing, ſehr ſtark nach Käſe, Branntwein und Taback zu ſtinken: da gingen mir plötzlich die Augen auf, und was ich nicht durch meinen Verſtand begriffen hatte, Das begriff ich jetzt durch den Geruchsſinn, durch das Mißbehagen des Ekels, und mit meinem Atheismus hatte es, gottlob! ein Ende. . . Sonderbar! Nachdem ich mein ganzes Leben hindurch mich auf allen Tanzböden der Philoſophie herumgetrieben, allen Orgien des Geiſtes mich hingegeben, mit allen möglichen Syſtemen gebuhlt, ohne befriedigt worden zu ſein, wie Meſſaline nach einer liederlichen Nacht — jetzt befinde ich mich plötzlich auf demſelben Standpunkt, worauf auch der Onkel Tom ſteht, auf dem der Bibel, und ich kniee neben dem ſchwarzen Betbruder nieder in derſelben Andacht.“ — „Mir erging es,“ ſagte er im Frühjahr 1853 zu einer Beſucherin***), „wie einem verarmten Manne, der Alles verloren und den Hungertod vor Augen hat, als er unerwartet in einem vergeſſenen, unbeachteten Schubfache ſeines Geldſchrankes noch eine Million entdeckt. So war ich durch den Verluſt des unſchätzbarſten Gutes, der Geſundheit, bankerott geworden an allem irdiſchen Glück; da fand ich in meinem Herzen einen ſtillen Ort, wo der Schatz der Religion bis dahin unbeachtet geruht hatte; ich bin dadurch vor dem Verſchmachten gerettet worden.“ Der wiederholten Lektüre der Bibel, aus welcher der Kranke ſich faſt täglich den einen oder anderen Abſchnitt vorleſen ließ, und deren poetiſche Schönheiten er von jeher bewundert hatte, ſchrieb er einen großen Einfluß auf ſeine religiöſe Umwandlung zu***). „Die Bibel“, ſagte er, „hat das religiöſe Gefühl wieder in mir erweckt; und dieſe Wiedergeburt des religiöſen Gefühls genügte dem Dichter, der vielleicht weit leichter als andere Sterbliche der poſitiven Glaubensdogmen entbehren kann. Er hat die Gnade, und ſeinem Geiſt erſchließt ſich die Symbolik des Himmels und der Erde, er bedarf dazu keines Kirchenſchlüſſes.“ Eben ſo entſchieden verwahrt ſich Heine in einem Briefe an Georg Weerth vom 5. November 1851 gegen jede Rückkehr zu den kirchlichen Dogmen irgend einer der herrſchenden Religionen. „Es freut mich,“ ſchreibt er, „daß Ihnen mein Nachwort zum ‚Romancero‘ gefallen hat; leider habe ich weder Zeit noch Stimmung gehabt, darin auszuſprechen, was ich eben darthun wollte, nämlich daß ich als Dichter ſterbe, der weder Religion noch Philoſophie braucht und mit beiden Nichts zu ſchaffen hat. Der Dichter verſteht ſehr gut das ſymboliſche Idiom der Religion und das abſtrakte Verſtandeskauderwelſch der Philoſophie, aber weder die Herren der Religion noch die der Philoſophie werden jemals den Dichter verſtehn, deſſen Sprache ihnen immer ſpaniſch vorkommen wird, wie dem Maßmann das Latein. Durch dieſe linguiſtiſche

Unkenntniß geſchah es, daß dieſe und jene Herren ſich einbildeten, ich ſei ein Betbruder geworden. Sie begreifen nur die Miſtgeſchöpfe, denen ſie gleichen, wie Goethe ſagt, den ich um ſeinen göttlichen Namen beneide."

So beſchränkt ſich die ſogenannte „Bekehrung" des Dichters auf eine lebhafte Wiedererweckung des religiöſen Gefühls und auf die Rückkehr zu einem deiſtiſchen Glauben, welcher ſich kaum in einem weſentlichen Stücke von dem Deismus Voltaire's oder Diderot's unterſcheidet, und welcher ſich die Freiheit der Kritik ſelbſt dem in integrum reſtituierten Gotte gegenüber durchaus nicht verkümmern läſſt, ſondern „den grauſamen Spaß des großen Weltall-Autors, des himmliſchen Ariſtophanes," in Verſen und Proſa vor das Forum der menſchlichen Vernunft zieht***). In ſeinem Teſtamente verbittet er ſich ausdrücklich jede Amtshandlung von Geiſtlichen irgend einer Konfeſſion bei ſeinem Leichenbegängniſſe; er erklärt in den „Geſtändniſſen," daß er dem lutheriſch-evangeliſchen Bekenntniſſe, zu welchem er ſich bisher nur in lauer, officieller Weiſe bekannte, auch jetzt, wo er krank und gläubig geworden, nicht mit größerer Sympathie, als vordem, zugethan ſei***) — „und wenn ich überhaupt dem evangeliſchen Glauben angehörig bleibe," fügt er ſpöttiſch hinzu, „ſo geſchieht es, weil er mich auch jetzt durchaus nicht geniert, wie er mich früher nie allzu ſehr genierte." Eben ſo wenig war er jedoch einem Übertritte zum Katholicismus oder einer Rückkehr zur jüdiſchen Religion geneigt, wenn er auch in ſeinen Geſprächen und Schriften der letzten Lebensjahre***) — vor Allem in den „Hebräiſchen Melodien" — den ideellen Schönheitsgehalt des Judenthumes glänzend hervorhob, während er früher am ſpiritualiſtiſchen „Volk des Buches" zumeiſt die humoriſtiſche Seite, die Karikatur, aufgezeigt hatte. „Ich konnte," ſagte er einmal zu Alfred Meißner, „mich ihnen nicht ausſchließlich opfern, wie z. B. Herr Gabriel Rieſſer und Andere; ich gehe in keiner Partei auf, mögen es Republikaner oder Patrioten, Chriſten oder Juden ſein. Dieſes habe ich mit allen Artiſten gemein, welche nicht für enthuſiaſtiſche Momente ſchreiben, ſondern für Jahrhunderte, nicht für ein Land nur, ſondern für die Welt, nicht für einen Stamm, ſondern für die Menſchheit. Es wäre abgeſchmackt und klein, wenn ich, wie man mir nachſagte, mich je geſchämt hätte, ein Jude zu ſein, aber es wäre eben ſo lächerlich, wenn ich behauptete, ich wäre einer. Wenn Sie meine Schriften aufmerkſam durchblättern, werden Sie manche Stellen finden, welche das jüdiſche Volk in Schutz nehmen. Wie ich geboren bin, das Schlechte und Verlebte, Abſurde, Falſche und Lächerliche einem ewigen Spotte preiszugeben, ſo iſt es auch nur ein Zug meiner Natur, das Erhabene zu fühlen, das Großartige zu bewundern und das Lebendige zu feiern."

Ein Gegenſtand, auf den Heine bei ſeinen religiöſen Unterhaltungen mit Vorliebe zurück zu kommen pflegte, war die Unſterblichkeit, die perſönliche Fortdauer der Seele. „Es iſt darüber," bemerkte er gegen Adolf Stahr, „ein wunderbarer Widerſtreit in mir. All mein Verſtand, all mein Wiſſen ſagt mir: der Glaube an perſönliche Fortdauer nach dem Tode iſt Wahnſinn. Es iſt auch im alten Teſtamente keine Spur davon — Moſes war viel zu geſund dazu. Erſt die krankhafte Sekte, aus der Chriſtus und das Chriſtenthum hervorgingen, verfiel mit der Askeſe auch auf die Unſterblichkeit. Ich bin mit dem Verſtande von unſerm Aufhören vollkommen überzeugt, aber mit dem Gefühl faſſe ich es nicht. Ich kann es nicht faſſen und begreifen, während ich noch bin. Ich kann überhaupt nur von Egoiſten annehmen, daß ihnen der Gedanke an das Aufhören ein vertrauter wird. Mit einem liebenden Herzen bleibt er, trotz des Wiſſens, unerfaßbar. Ich kann mir zum Beiſpiel nicht denken, daß ich meine Frau einſam verlaſſen" ſoll, und ich ſage ihr immer, daß ich unter einer ganz unſcheinbaren Geſtalt — denn ſie fürchtet ſich vor Erſcheinungen und bittet mich, nicht zu kommen — mich wieder einfinden werde, ihre Angelegenheiten in Ordnung zu halten, wovon ſie Nichts verſteht." In demſelben Sinne heißt es im Nachworte zum „Romancero": „Wie ſträubt ſich unſere Seele gegen den Gedanken des Aufhörens unſerer Perſönlichkeit, der ewigen Vernichtung! Der horror vacui, den man der Natur zuſchreibt, iſt vielmehr dem menſchlichen Gemüthe angeboren. Sei getroſt, theurer Leſer, es giebt eine Fortdauer nach dem Tode, und in der anderen Welt werden wir auch unſere Seehunde wiederfinden." Wir ſehen, Gott und Unſterblichkeit werden von Heine nicht viel reſpektvoller behandelt, als die Fragen der Politik. Der ſouveräne Witz, die ſchonungsloſe Skepſis üben auch hier ihr unbeſchränktes Freiheitsrecht. So lange der Dichter geſunden Körpers und fröhlichen Geiſtes ein ruhmumſtrahltes Leben genoß, kümmerten ihn wenig die jenſeitigen Dinge, er dünkte ſich ſelbſt „einer der ewigſten Menſchen" zu ſein, er beugte ſich vor keiner Autorität im Himmel und auf Erden, er zweifelte das Recht alles Beſtehenden im Reiche der Wirklichkeit, die Realität jeder Vorſtellung im Reiche des Gedankens an, und nur der Tod grinſte hie und da drohend herein in den Dichtertraum ewiger Götterjugend. „Konnte er aber dieſes Geſpenſt nicht wegphiloſophieren," ſagt Godfrid Becker in ſeiner biographiſch-literariſchen Skizze des Dichters, „ſo wähnte er ſich doch ſtets ferne genug von ihm, um ſich veranlaſſt zu fühlen, ſeinem Weſen und ſeinen Folgen weiter nachzugrübeln; das Jenſeits war für ihn abgethan, und der Tod konnte nur die totale Vernichtung jeder perſönlichen Exiſtenz ſein. Andere Gefühle und Gedanken beſchlichen den kranken, körperlich faſt ſchon vernichteten, wenn auch geiſtig noch ſo regſamen Dichter. Der Tod bedrohte jetzt ihn Jahre lang jeden Tag und jede Stunde mit der einſt geglaubten Vernichtung. Der Zweifler vollendet ſeine Miſſion, er zweifelt auch ſeinen letzten Glauben, ſeinen Glauben an die Vernichtung nach dem Tode, an, und die religiöſe Frage, welche er niemals ganz aus den Falten ſeines Herzens hatte verdrängen können, ſtürmt jetzt von einem andern Ausgangspunkte aus auf ihn ein.“ Es iſt Dies die letzte Phaſe jenes Nihilismus, zu welchem die Alles anzweifelnde Skepſis den Dichter geführt. Es iſt der titaniſche Wahnwitz der Konſequenz, keine Realität, auch den Tod nicht, gelten zu laſſen, und den „weißen Abgrund“ überbrücken zu wollen, um dem horror vacui, der ſchaudernden Angſt des Gemüthes vor dem leeren Nichts, zu entrinnen. Auch hier aber iſt Heine, wie bei ſeiner Hinwendung zu einem perſönlichen Gotte, nicht über das Stadium der Sehnſucht hinausgelangt, und die Skepſis treibt immer wieder ihren Spott mit den religiöſen Wünſchen des Herzens. So ſchließt eine Rückſchau auf alle Freuden und Leiden, welche der Dichter hier auf Erden erfahren, mit dem poſſierlichen Knixe:

Lebt wohl! Dort oben, ihr chriſtlichen Brüder,
Ja, Das verſteht ſich, dort ſehn wir uns wieder!

und die Auferſtehung der Todten, das jüngſte Gericht im Thale Joſaphat, die Herrlichkeiten des Himmels, wo die unſterbliche Seele „Ruhe und weiche Pantoffeln und ſchöne Muſik“ findet, und „Lanzknecht“ oder „Faro“ mit Sankt Peter ſpielt, werden in ſkurrilen Verſen anthropomorphiſch geſchildert***). Dazwiſchen aber ſchnarrt die nüchterne Stimme des „Abgekühlten“ ihre bedenklichen Zweifel:

Und iſt man todt, ſo muſs man lang
Im Grabe liegen; ich bin bang,
Ja, ich bin bang, das Auferſtehen
Wird nicht ſo ſchnell von Statten gehen,

und die Klage des alten griechiſchen Dichters Poſidippos:

Der Tod iſt gut, doch beſſer wär's,
Die Mutter hätt' uns nie geboren!

durchhallt in ſchauervollen Variationen die Strophen des „Romancero“ und der „Letzten Gedichte“ ***).

Eine oberflächliche Kritik mag ſich damit begnügen, Alles frivol zu finden, was Heine in geſunden Tagen oder auf dem langwierigen Marterbette geſchrieben hat. Ein ernſterer Geiſt wird ſich aber bei einer ſolchen Redensart, die der Löſung des pſychologiſchen Räthſels, ohne daſſelbe tiefer zu erklären, aus dem Wege geht, nicht beruhigen. Was ein ganzes Leben hindurch als frivol galt, muß, wenn es bis ans Ende Stich hält, doch wohl anders getauft und als Äußerung einer beſtimmten, in den Zeitverhältniſſen wie in dem eigenthümlichen Weſen des Dichters begründeten Geiſtesrichtung angeſehen werden. Dieſe nihiliſtiſchen Lieder kommen vom Rande des Grabes, ſie waren zu einem Vermächtniſſe für das Publikum beſtimmt, und nur das Andrängen des befreundeten Verlegers, welcher von Heine's neuen poetiſchen Arbeiten gehört hatte und ihn im Juli 1851 in Paris beſuchte, bewog den Kranken, dieſelben noch vor dem Tode herauszugeben, da ihn Campe durch Zahlung des anſehnlichen Honorares von 6000 Mark Banko für den „Romancero“ und das „Fauſt“-Ballett aus einer augenblicklichen Geldnoth befreite. Sollten alſo die hier ausgeſprochenen Geſinnungen nach der Abſicht des Verfaſſers noch über das Grab hinaus feſtgehalten werden, ſo wird die Beurtheilung dieſes poetiſchen Vermächtniſſes auch auf das literariſche Geſammtbild Heine's weſentlich zurückwirken müſſen, und die Konſequenz ſeiner Anſchauung verleiht derſelben eine Berechtigung, die mit der wohlfeilen Brandmarkung frivoler Spaßmacherei nicht abzufertigen iſt. Lieber halten wir uns an Fichte's tiefſinniges Wort, das, ſchon 1805 geſprochen, uns das Räthſel Heinrich Heine's beſſer, als die Kritik irgend eines zeitgenöſſiſchen Schriftſtellers, erklärt. Der Philoſoph ſagt in ſeiner ſiebzehnten Vorleſung über die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters: „Selten iſt der Menſch ſo glücklich, daß ihm die reine Gedankenloſigkeit zu Theil wird. Kann er aber dem Andrang der Gedanken nicht widerſtehen, ſo bleibt ihm Nichts übrig, als die abſolute Gedankenloſigkeit mit Freiheit zu ſeiner Maxime zu machen, und in ſie die rechte Weisheit zu ſetzen. Die Narrheit, nach einem Grunde zu fragen, unterdrückt dieſer Weiſe, und will Das nicht gelingen, ſo ſucht er ſich ſelbſt mit jenem Streben lächerlich zu machen, und an ſich ſelbſt Rache zu nehmen, daß er ſich doch einmal überraſchen und ergreifen ließ, auch, damit ja die Andern einer ſolchen Schwachheit ihn nicht für fähig halten. Es kommt dir ein ernſter Gedanke in den Weg, den du nicht magſt — ſo laſs ihn liegen und ſetze Deinen angefangenen Weg fort! Das aber thuſt du nicht, ſondern du wendeſt dich gegen ihn, und bieteſt alle Gewalt deines Witzes auf, um ihn in ein lächerliches Licht zu ſetzen. Warum giebſt du dir denn die Mühe? Du muſſt doch den Gedanken in ſeiner ernſthaften Geſtalt nicht ertragen können, da du nicht eher Ruhe haſt, als bis du ihn in eine andere, dir gefälligere Geſtalt gebracht. Leichtſinn und Frivolität — und zwar je höher ſie ſteigen, deſto mehr — ſind untrügliche Kennzeichen, daſs im Innern des Herzens Etwas iſt, das nagt, und welchem man gern entfliehen möchte; und ſie ſind gerade dadurch unverwerfliche Beweiſe, daſs die edlere Natur noch nicht ganz ausgeſtorben iſt. Wer es vermag, einen tieferen Blick in ſolche Gemüther zu werfen, Dem geht der ſchmerzliche Jammer auf über ihren Zuſtand und über die unaufhörliche Lüge, in der ſie ſich befinden, indem ſie alle Andern glauben machen wollen, daſs ſie höchſt glücklich und vergnügt ſind, und von ihnen wieder die Beſtätigung erwarten, ohne doch bei ſich ſelbſt jemals Glauben zu finden, — zugleich mit einem wehmüthigen Lächeln über ihr Beſtreben, ſchlimmer zu ſcheinen, als ſie wirklich ſind." —

Der „Romancero," welcher im Oktober 1851 erſchien, iſt in der That wie ein Rechnungsabſchluſs, wie eine Rekapitulation geſtaltet. Alle Phaſen, die Heine durchlaufen, haben darin ihr Kontingent geſtellt, oder doch ein Echo ertönen laſſen. Der Abſchnitt „Hiſtorien" enthält Romanzen von ungetrübteſter Kunſtform, wie „Schelm von Bergen," „Schlachtfeld bei Haſtings," „Der Asra," „König Richard," „Der Dichter Firduſi," welche leben werden, ſo lange die deutſche Zunge klingt; dazwiſchen Erinnerungen vom bal Mabille, wie „Pomare," moquante Verhöhnungen der poetiſchen Sentimentalität, wie „Der Apollogott" und „Der weiße Elephant", groteske Bilder aus der Weltgeſchichte und politiſche Satiren, wie „Rhampſenit," „Karl I.," „Maria Antoinette," „Zwei Ritter," „König David," und „Vitzliputzli," denen ſich die „Spaniſchen Atriden," die Spottgedichte auf Herwegh und Dingelſtedt, das Gedicht „Im Oktober 1849" in der folgenden Abtheilung und zahlreiche Reminiscenzen aus der Revolutionszeit des Jahres 1848 im erſten Bande der „Vermiſchten Schriften" anreihen. Durch all' dieſe Schöpfungen zieht ſich jene peſſimiſtiſche Auffaſſung, welche, wie im „Vitzliputzli," zuletzt in der ganzen Welthiſtorie nur noch einen tollen Räuberroman erblickt, wo brutale Gewalt und frecher Betrug allemal den Sieg über Recht und Redlichkeit gewinnen. Die „Lamentationen“ übertragen dieſe nihiliſtiſche Weltanſicht ebenfalls auf das religiöſe und ſociale Gebiet, Orthodoxie und Rationalismus werden gleich ſehr verſpottet, die Unvollkommenheit alles Irdiſchen wird mit den grellen Blitzen eines Humors beleuchtet, welcher ſich an verzerrten und grauſenhaften Bildern dämoniſch zu ergötzen ſcheint, die Spukgeſtalten aus den Katakomben der Romantik, die uns einſt muthwillig neckten, hüllen ſich in die Maſke des Ungeheuerlichen und grinſen uns aus unheimlichen Larven entgegen, ſelbſt die Natur, welche dem Dichter ſonſt ſo willig all' ihre Geheimniſſe entſchleierte, glotzt ihn jetzt fremd und blöde an, der Himmel iſt ein blauer entgötterter Kirchhof geworden, und die Nixe des Baches, die einſt mit ihren Schweſtern in holder Waldeinſamkeit den lieblichen Reigen ſchlang, entflieht mit entſetzten Mienen vor dem Jammeranblick des Kranken wie vor einer Geſpenſter-Erſcheinung **). Gleich einem Meduſenantlitz, vereinigen dieſe Verſe Anmuth und Schrecken, Liebreiz und Abſcheu in ſo zaubervoller Art, daß wir ſchaudern im Hinblick, und wieder hinblicken und immer wieder, um noch einmal ſo ſüß zu ſchaudern. „Wie ein Todter, war der Dichter lebend in ſeinen Sarg genagelt,“ ſagt Théophile Gautier in einem Nachrufe; „aber wenn man das Ohr hinab beugte, hörte man die Poeſie unter dem ſchwarzen Bahrtuche ſingen.“ Ein ähnliches Bild gebraucht Heine ſelbſt, wenn er in den „Lazarus“-Gedichten ſeine Phantaſien als Spukgeſtalten bezeichnet, die Nachts im Hirn eines todten Dichters ihren bunten Umzug halten und ihre ſchaurig ſüßen Orgien feiern, welche des Poeten Leichenhand dann am Morgen aufzuſchreiben verſuche ***). „Nicht wahr?“ frug er, als er eine Anzahl dieſer in den „Letzten Gedichten“ enthaltenen adverentiſchen Sehnſuchtsrufe nach dem ſonnigen Leben ſeinem Freunde Meißner zu leſen gab — „nicht wahr? Das iſt ſchön, entſetzlich ſchön! Es iſt eine Klage wie aus einem Grabe, da ſchreit ein Lebendigbegrabener durch die Nacht, oder gar eine Leiche, oder gar das Grab ſelbſt. Ja, ſolche Töne hat die deutſche Lyrik noch nie vernommen und hat ſie auch nicht vernehmen können, weil noch kein Dichter in ſolch einer Lage war.“

Gleichzeitig mit dem „Romancero“ erſchien das Tanzpoem: „Der Doktor Fauſt“, welchem ſich ſpäter in den „Vermiſchten Schriften“ das Pantomimen-Libretto „Die Göttin Diana“ und „Die Götter im Exil“ anſchloſſen. Das Fauſt-Ballett wurde bereits im Februar 1846, auf Anregung des Herrn Lumley, damaligen Direktors von Her Majesty's Theatre in London, geſchrieben, welcher das Recht der Aufführung für 6000 Franks erwarb, aber niemals von demſelben Gebrauch machte. Dagegen beſchwerte ſich Heine bitter darüber, daſs ſein Libretto, welches er durch Laube im Jahre 1849 der königlichen Oper zu Berlin anbieten ließ, dort 1854 von dem Balletmeiſter Taglioni unter dem Namen „Satanella“ in Scene geſetzt worden ſei, ohne daſs ihm als dem eigentlichen Autor eine Tantième zugefloſſen wäre. Er erging ſich in ſeinen Briefen an Campe und Michael Schloſs zu Köln in herben Klagen über Meyerbeer, welcher als Generaldirektor der königlichen Oper ſich der gekränkten Rechte des befreundeten Schriftſtellers ſo wenig angenommen***). Nach Laube's Verſicherung freilich wäre die Verwandtſchaft von Taglioni's „Satanella“ mit dem Heine'ſchen Textbuche verzweifelt entfernt, und kein Fünkchen von der Seele des letzteren in das Berliner Machwerk übergegangen***). Die „Diana“-Pantomime wurde gleichfalls zu Anfang des Jahres 1846 von dem Dichter bei einem Geſpräche mit Benjamin Lumley improviſiert, der ihn bat, ſofort ein Scenarium davon zu entwerfen. Weit bedeutender, als dieſe phantaſtiſchen Tanzgedichte, ſind die im Winter 1852—53 geſchriebenen „Götter im Exil“, welche zuerſt in franzöſiſcher Sprache in der „Revue des deux Mondes“ vom April 1853 veröffentlicht wurden, und als eine Fortſetzung der „Elementargeiſter“ zu betrachten ſind. Die mittelalterliche Umwandlung griechiſcher Gottheiten in Dämonen hatte für den Dichter von jeher einen beſonderen Reiz gehabt, und es iſt charakteriſtiſch für ſein abſterbendes „Hellenenthum“, daſs er ein romantiſches Behagen daran fand, ſich die Geſtalten der klaſſiſchen Mythologie jetzt in der Mönchskutte oder in irgend einem Gewand der chriſtlichen Sagen herauf zu beſchwören. So viel die Götterwelt von Hellas durch ſolche Metamorphoſe an poetiſcher Schönheit verliert, ſo ſehr gewinnt der romantiſche Spuk des chriſtlichen Aberglaubens: griechiſche Heiterkeit fiebert durch die ſchwerfällige deutſche Geſpenſterluft.

Die Hauptarbeit Heine's in den letzten Krankheitsjahren war die Fortſetzung ſeiner „Memoiren“, von welchen zum mindeſten drei Bände vollendet ſind. Der übrige, trotz aller Mahnungen der Preſſe, von der Familie bis jetzt der Öffentlichkeit entzogene Nachlaſs des Dichters beſteht aus etwa dreiſsig abgeſchloſſenen, zum Theil ſehr cyniſchen und ſkabröſen Gedichten, einigen Gedicht-Fragmenten — darunter ein längeres, ſehr ſchönes, im Versmaß und Charakter des „Atta Troll“, betitelt „Bimini“, wovon der Prolog und ſechs Abſchnitte vollendet ſind, — und einem Aufſatze über die Schlacht von Waterloo, welcher urſprünglich für den erſten Band der „Vermiſchten Schriften" beſtimmt war, aber auf dringendes Anrathen Campe's vor dem Druck zurückgezogen wurde***), und ſich jetzt in Händen des Herrn Maximilian Heine befindet. Der Plan H. Heine's, ein Gedicht „Till Eulenſpiegel" zu ſchreiben, über welchen er ſich im Herbſt 1850 mit Adolf Stahr unterhielt, iſt leider niemals zur Ausführung gelangt. „Ich wollte es in die Form einkleiden," ſagte er, „als ob ich ſelber umher reiſe, alle Notizen über den Eulenſpiegel zu ſammeln, und ich wollte Das auch ſo gründlich thun, daſs die Antiquare es hätten für ein gelehrtes Werk halten mögen. Dazwiſchen aber hätte ich Alles geſagt, was ich irgend auf dem Herzen hatte über Gott und die Welt. Es wäre gewiſs mein beſtes Werk geworden."

Mit beſonderer Sorgfalt unterzog Heine ſich ſeit dem Ende des Jahres 1852 der Redaktion einer franzöſiſchen Geſammtausgabe ſeiner Schriften. Die geiſtvoll zuſammenfaſſende Kritik ſeiner literariſchen Thätigkeit, welche Saint-René Taillandier nach dem Erſcheinen des „Romancero" in der „Revue des deux mondes" vom 1. April 1852 veröffentlichte, hatte die Aufmerkſamkeit des franzöſiſchen Publikums lebhafter, als bisher, auf den deutſchen Dichter hingelenkt, und die „Oeuvres complètes de Henri Heine", von welchen bis zum Tode Desſelben ſieben Bände erſchienen ſind, denen ſeitdem ſieben andere folgten, haben in Frankreich ein Aufſehen erregt, das ihn wie mit einem Zauberſchlage in die Reihe der erſten franzöſiſchen Schriftſteller erhob. Die von Heine ſelbſt revidierten Überſetzungen ſeiner Proſawerke geben in der That alle Witzpointen und Feinheiten des Stils mit einer Meiſterſchaft wieder, welche ihren glänzenden Erfolg in der fremden Sprache durchaus gerechtfertigt erſcheinen läſſt. Von den gleichfalls in Proſa ausgeführten Überſetzungen ſeiner Gedichte dagegen athmen höchſtens die von Gérard de Nerval verfaſſten Nachbildungen der „Nordſee"-Lieder Etwas von dem würzigen Hauch und rhythmiſchen Wohllaut der Originale, und es iſt nur ein höflicher Euphemismus, wenn Heine in einem Briefe an ſeinen dienſteifrigen Freund Taillandier, welcher die „Lazarus"-Gedichte und die Lieder des „Neuen Frühlings" überſetzte, die Bemerkung macht, daſs „ſeine transrhenaniſche Empfindſamkeit in der Sprache des Poſitivismus allzu proſaiſch vernünftig klinge"***). Es bleibt in der That nur ein „in Stroh gewickelter Mondſchein" zurück, wie ein Freund in Bezug auf dieſe, in nüchternſte franzöſiſche Proſa aufgedröſelten

Zauberweiſen ſpöttelte***), und die wahre Herzensmeinung des Dichters über ſolche Zerrbilder ſeiner Poeſie ſpricht ſich nirgends draſtiſcher aus, als in den Worten, mit welchen er ſich in Anweſenheit Gérard de Nerval's gegen einen deutſchen Beſucher über dieſelben luſtig machte****). „Ich ſage Ihnen, Gérard", rief er aus, „daß ich jedesmal, wenn ich meine Überſetzung leſe, bei der Sie mich ſo treulich unterſtützt haben, mich beim Schopf nehmen und mich in irgend einem Krähwinkel Deutſchlands, wo man mich noch liebt — wenn es nämlich ſolche Krähwinkel noch giebt, — auf einen öffentlichen Markt führen und rufen möchte: ‚Haut ihn! haut ihn!' Wahrhaftig," fuhr er nach einer Pauſe fort, „ich komme mir vor, als wenn ich mit der Kaſſe meines literariſchen Werthes aus Deutſchland durchgegangen wäre, und jetzt hier in Frankreich alle die Papiere verſilbern wollte. Jedesmal wenn ein Deutſcher zu mir kommt, läuft es mir kalt über den Rücken, als wenn es ein geheimer Agent des deutſchen Parnaſſes wäre, der meine Auslieferung von der franzöſiſchen Regierung erlangt hätte und mich zurückführen wollte dorthin, wo da iſt Heulen und Zähneklappern, ich meine nach Deutſchland. Ja," begann er bald darauf wieder, „ſogar nach tauſend Jahren werde ich noch verleumdet werden, und Das dieſer unglücklichen Überſetzung halber. ‚Sehen Sie, meine Herren', wird der Profeſſor der älteren Literatur an einer Univerſität von Neuſeeland ſagen, ‚jenes Zeitalter, wo die Menſchen noch verſchiedene Sprachen hatten, brachte eine Art von Geſchöpfen hervor, die ſich zu den Schriftſtellern verhielten, wie der Affe zum Menſchen, man nannte ſie Überſetzer. Dieſe Halbmenſchen hatten nun die Aufgabe, die Werke eines Dichters Denen, die nicht ſeine Sprache redeten, verſtändlich zu machen, und ſie thaten Das meiſtentheils wie die Affen, wenn ſie ihren Mitaffen die Gebärden der Menſchen voräffen. Nun war da in jenem Lande, wo unſere Geologen in den Thälern ganze Schichten von verſteinerten Nachtmützen aufgefunden haben, und welches man Germanien nannte, ein Poetlein, Heine geheißen, welcher uns ein ſeltenes Beiſpiel von Geiſteszerrüttung gegeben hat, indem er an ſeinen eigenen Werken zum Affen ward und ſie den Franzoſen vorgeſtikulierte. Ja, Gérard, ſo wird es kommen, und Sie haben einen großen Theil der Schuld auf Ihrem Gewiſſen." — Sicherlich ſind Rhythmus und Reim am wenigſten zu entbehren, wenn es ſich darum handelt, fremden Nationen eine Vorſtellung von dem Weſen der Heine'ſchen Lyrik zu geben. Ein ſolcher, nicht übel gelungener Verſuch metriſcher Übertragung liegt uns vor in den „Poésies choisies de Henri Heine; traduites en vers par Charles Marelle“ (2. Aufl. Berlin, W. Behr, 1864), — nur daß ſich der Überſetzer, dem Reim zu Gefallen, allzu große Freiheit in der Weglaſſung oder Hinzufügung maleriſcher Details genommen hat. Es wäre zu wünſchen, daß Edouard Schuré, welcher neuerdings in ſeiner „Geſchichte des deutſchen Volksliedes“ ſo treffliche Proben ſeines Überſetzer-Talentes gegeben hat, ſich entſchlöſſe, ſeinen Landsleuten eine größere Zahl Heine'ſcher Lieder zu verdolmetſchen**). Unter allen Franzoſen beſitzt er jedenfalls die gründlichſte Einſicht in das Weſen der Heine'ſchen Poeſie, und wir wüßten kein glänzenderes Beiſpiel für das tiefere Verſtändnis deutſcher Literatur anzuführen, welches ſich gegenwärtig in Frankreich Bahn zu brechen beginnt, als indem wir hier ſeine Charakteriſtik H. Heine's einſchalten. „Die romantiſche Poeſie,“ ſagt er, „hatte, wie eine prunkende Schloßdame, ihre Penaten in das alte Schloß des Mittelalters hinübergeſchafft und hatte dasſelbe aufs koſtbarſte reſtauriert. Zwiſchen ſeinen einſturzdrohenden Mauern hatte ſie, freilich nur aus Holz, wieder einen prächtigen Saal erbaut. Verſtümmelte Säulen trugen ſtolz das mauriſche Gewölbe, und die koloſſalen Standbilder der alten Kaiſer, welche im Hintergrunde des Saales neben dem Throne der heiligen und myſtiſchen Poeſie aufgeſtellt waren, ſchienen bereit, zu ihrer Vertheidigung das Schwert zu ziehen. In dieſem, von Fackeln, Fontänen und Kronleuchtern blitzenden Saale verſammelten ſich die Romantiker zu einem großartigen Feſte. O welch luſtiger Ball, welch tolles Gewühl buntſcheckiger Maſken! Da ſah man die ſchimmerndſten Koſtüme, deutſche, fränkiſche, mauriſche und ſarazeniſche Ritter; blonde Burgfräulein in himmelblauen, mit Silberſternen durchwirkten Kleidern, düſtere Königinnen mit Purpurmänteln, auf denen goldene Sonnen ſtrahlten, Troubadours mit langen, wallenden Locken. Und man ſang wieder die tollen Abenteuer und die ſüßen Erinnerungen der Liebe. Die Ritter applaudierten, die Buſen der Frauen hoben ſich vor Verlangen, und von ihrem gothiſchen Throne herab warf die Poeſie den Sängern parfümierte Kränze zu. Dann begann der Ball; eine träumeriſche Muſik lockte die Paare in ihren magiſchen Kreis und riß ſie mit immer leidenſchaftlicheren Tönen in einen wilden Wirbel. In dieſem Augenblicke trat ein geheimnisvoller ſpaniſcher Ritter ein. In ſeinem ſammetnen Wamſe ſchritt er ſo keck einher wie der ſtolzeſte Hidalgo, auf ſeinem goldgeſtickten Mantel gewahrte man einige arabiſche und indiſche Ziffern, eine große Rabenfeder nickte auf ſeinem Haupte. Er trug keine Maſke. Sein

Antlitz war ſchön und verführeriſch. Ein ſüßes unheimliches Feuer glühte in ſeinen ſtarren Augen, und ſtolzer Hohn kräuſelte ſeine wollüſtigen Lippen. Sein Wappen war in Silber auf ſein Barett geſtickt. Es waren zwei Sphinxköpfe, von denen einer zu weinen, der andere gellend zu lachen ſchien. Man hörte auf zu tanzen, um ihn zu betrachten. Er ergriff nachläſſig die erſte, beſte Guitarre und ſang ein paar kaſtilianiſche Romanzen in ſo kecker Weiſe, mit ſo neuem Tone, daß ein Beifallsdonner ihm lohnte. Der Ball wurde mit Raſerei fortgeſetzt, und der neue Ankömmling war deſſen König. Bald aber hielten Alle vor Müdigkeit inne. ‚Wohlan', ſagte laut der ſchöne Unbekannte, ‚es iſt Mitternacht, man demaskiere ſich! Genug der Komödie! Ich will wiſſen, wer ihr ſeid. Ich heiße Heinrich Heine. Ich bin Jude oder Proteſtant, wie es euch beliebt, doch ich verlache Gott und den Teufel, ich verehre die Liebe und die Freiheit, aber ich haſſe die Heuchelei. Ich habe geſagt, wer ich bin, mache nun Jeder es eben ſo!' Alle proteſtierten unwillig. Da ſchlug der ſchöne Ritter ein gellendes Hohngelächter auf. ‚Wie? ihr fürchtet euch, ſchöne Masken! Wohlan, ich weiß, wer ihr ſeid.' Und zu einem würdevollen Tempelherrn tretend, riß er ihm die Maske ab, und rief: ‚Du biſt nur ein Jeſuit, und du betreibſt hier die kleinen Angelegenheiten deiner Genoſſenſchaft. Du, ſchönes Gräflein, das nur von Kreuzzügen ſpricht, du biſt Nichts als ein Lakai Sr. Majeſtät des Königs von Preußen, und du thäteſt beſſer, in die Garde einzutreten und dort deine Taille zu zeigen, als im Palaſte der Dichtung zu paradieren, wo du Nichts zu ſchaffen haſt. Du, ſchöner Troubadour, der du ſchmachteſt für die Dame deiner Neigung, biſt nur ein Handlungsdiener, der ein galantes Abenteuer mit einer Kammerkatze ſucht. Ihr ſeid ſammt und ſonders falſche Heilige, falſche Ritter und falſche Troubadours. Ich werde euch alle demaskieren, erlauchte Schelme, ich werde unter euren glatten Larven eure verſchrumpften Pedanten- und Charlatanfratzen, und unter euren ſeidenen Wämſern eure ſchäbigen Wucherer- und Büreaukratengewänder zeigen. Wahrhaftig, wäret ihr nicht zum Todtlachen, ihr verdientet, daß man euch mit Peitſchenhieben davonjagte. Was euch betrifft, erlauchte Damen, ſo unterſuche ich nicht eure Titel. Was wäre denn die Komödie und die Tragödie des Lebens, wenn ihr nicht das Recht hättet, mit uns zu ſpielen, uns wie Marionetten tanzen zu laſſen, unſere Herzen mit göttlichem Weh und ſchmerzlicher Wonne zu erfüllen? Gräfinnen, Tänzerinnen, Zigeunerinnen und Buhldirnen, ich liebe und feiere euch alle. Euch gelten meine Lieder des Ruhms und der Begeiſterung. Ihr ſeid ſchön, und es lebe der Ball!" Bei dieſem Schluſſe erſcholl ein Sturm von Lachen, Schreien und Toben. Die gellende Stimme des Ritters drang bis ins tiefſte Mark, in ihrer Bitterkeit lag etwas unbeſchreiblich Scharfes und Schneidendes, das Einen ſchaudern machte; das alte romantiſche Neſt erzitterte in ſeinen Grundfeſten. Einige verlangten von ihm Rechenſchaft für ſeine Beleidigungen. Er maß mit ihnen die Klinge, und ſtreckte ſie zu Boden, daß ihnen die Luſt verging, den Kampf wieder aufzunehmen. ‚Man erſtickt in eurem Saale', ſprach der Sieger, ‚ich bedarf friſcher Luft und des Rauſchens der Wälder'. Mit dieſen Worten ſtieß er die große Thür auf, ein Windſtoß fuhr herein, alle Kerzen erloſchen, und Ritter und ſchöne Damen ſahen aus wie Geſpenſter beim Schein einiger bleichen Fackeln. Aber durch die zertrümmerte Thür erſchien eine feenhafte Landſchaft von Wäldern, Bergen und Seen, die im hellen Mondlicht ſchliefen. Dann ergriff der zauberiſche Dichter eine alte vergeſſene Harfe und entlockte ihr ſo wunderbare Töne, daß die fernen Wälder vor Luſt erſeufzten. Bei ihrem ſchmeichelnden Flüſtern erwachten die Geiſter des Waldes und die Nymphen der Gewäſſer, um wieder ihre lieblichen Reigen zu ſchlingen und ihre verführeriſchen Lieder anzuſtimmen. Bei den Klängen der magiſchen Harfe näherte ſich auf das beſchwörende Gebet des Zauberers ein Schwarm leichtfüßiger Geſtalten und huſchte in den Saal, zum Entzücken der verwunderten Menge. Sie kamen aus ihren grünen Hallen, die wilden Elfen, mit phantaſtiſchen Blumen bekränzt und mit Maien umgürtet, um ihren luſtigen Reigen im Mondſchein zu tanzen. Sie kamen aus ihren kryſtallnen Paläſten und ihren ſchäumenden Waſſerfällen empor, die Nixen, die lachenden, muthwilligen Kinder mit wogenden Brüſten von Schnee; ſie umſchlangen ſich und tobten einher in raſenden Reigen. Zuweilen wandten die Tollſten, wenn ſie an dem Zauberer vorbei kamen, ſich um, und ſchön, mit fliegenden Haaren, entblößten Buſens, ein lautes Lachen auf den Lippen, ſchienen ſie ihm einen Kuß rauben zu wollen, aber ſie ſtreiften nur ſeine Harfe. Und in Mitten des Kreiſes der tollen Undinen ſchwamm wie ein geheimnisvolles Traumbild die Geliebte des Dichters, die Arme verſchränkt, das braune Köpfchen geneigt, mit einem ſeltſamen Lächeln auf den Lippen. War es ein Lächeln der Zärtlichkeit oder des Spottes? Plötzlich unterbrach der launenhafte Nekromant ſeine zaubervolle Muſik durch einen ſchneidenden Akkord und begann ſo komiſche Weiſen zu ſpielen, daß man ſie nicht ohne Lachen vernehmen konnte. Dieſe Weiſen hatten eine ſonderbare Eigenſchaft. Jede derſelben führte ſofort eine zeitgenöſſiſche Perſönlichkeit in den Saal; ſie tanzte wie ein Hampelmann auf die burleskeſte Art, und ſchwatzte ihre geheimſten Gedanken aus. Bald war es der dicke Bankier Gumpel aus Hamburg, der ſich in Italien Marcheſe Gumpelino nennt, Shakſpeare'ſche Verſe deklamiert, indem er die Höhe ſeiner Renten berechnet, und ſich für den Romeo einer phantaſtiſchen Engländerin hält, die ihm zärtlich ein gewiſſes Apothekermittel beibringt, das ihn auf immer von ſeiner unverſtändigen Liebſchaft kuriert. Bald iſt es der kantiſche Philoſoph Dr. Saul Aſcher mit ſeinen abſtrakten Beinen und ſeiner klapperdürren Geſtalt, der den kategoriſchen Imperativ vorſtellt und wie ein Uhrwerk geht, vor ſich hinſchnarrend: ‚Die Vernunft iſt das höchſte Princip.‘ Bald iſt es der alte Schlegel mit ſeinen dreißig Perücken zum Wechſeln. Kurz, es iſt eine ganze Galerie zeitgenöſſiſcher Hanswürſte. ‚Ah! ihr wundert euch über dieſe charmanten Geſtalten‘, ſagt der Magier. ‚Und doch ſeid ihr es ſelbſt, es iſt eure Generation, deren Name Dummheit, Heuchelei, Servilismus iſt. Mit eurer frommen Gleißnerei, euren feigen Konceſſionen habt ihr eure Religion, eure Philoſophie, euer ganzes Leben vergiftet. Übrigens iſt Alles nur Traum, Chimäre, Illuſion. Die Poeſie iſt eben ſo toll, wie die Wirklichkeit albern. Die Weltgeſchichte iſt eine Komödie, die der liebe Gott ſich vorſpielt, um die Zeit todt zu ſchlagen. Im Grunde glaubt ihr ſo wenig, wie ich, an dieſen lieben Gott, der ein Schreckgeſpenſt für Kinder und Ammen iſt. Nur ſeid ihr zu feig, um es einzugeſtehen. Ihr achtet euch ſelbſt eben ſo wenig, aber ihr gebt euch ein Anſehen vor der Welt, ihr putzt euch mit Federhüten, Kreuzen und Bändern, und man nimmt euch für Helden. Seht mich! ich bin Nichts als ein Narr, ich glaube an Nichts, ich verachte mich, aber ich rede die Wahrheit. Mein Herz blutet, aber eure albernen Nichtswürdigkeiten werden mir ſtets nur ein Lächeln der Verachtung entreißen, und ich habe das Recht, euch ins Geſicht zu ſchlagen!‘ So ſprach der ſatiriſche Magier, der ſich in einen Hofnarren verwandelt hatte, mit einer Schellenkappe auf dem Haupte und einer Pritſche in der Hand. ‚Ans Kollett dem Niederträchtigen! Packt den Tropf! Tod dem Läſterer!‘ ſchrie der ganze romantiſche, ariſtokratiſche und pfäffiſche Troß. Er aber ergriff eine Brandfackel, ſchwang ſie um ſein Haupt, und hob mit Donnerſtimme die Marſeillaiſe zu ſingen an. ‚Ohe! dies Lied ängſtigt euch‘, ſagte er; ‚um es zu erſticken, möchtet ihr gern ein Schafott errichten. Parbleu! ich will euch helfen.‘ Dann beſchwor der unheimliche Magier das Geſpenſt der Guillotine. Sie erhob ſich in einem rothen Nebel, hoch und blutig, und rings umher ſpazierten kopfloſe Leiber, welche einander ernſte Reverenzen machten. Es war Marie Antoinette und ihr Hofſtaat. ‚Kopfloſe Leiber, Das iſt das Bild eurer Geſellſchaft,‘ ſagte lachend der ſchreckliche Narr. Schon hörte man fern die Marſeillaiſe, die Carmagnole und Ça ira ſingen, und dieſe Lieder ſchwollen an wie das Heulen des Sturmes bei der Aufruhrglocke von 1848. ‚Der große Tag des Ruhms iſt da!‘ ſprach der Dichter, und ſchleuderte ſeine Fackel in das Getäfel des morſchen Gebäudes. Die rothe Flamme ſchlug empor und loderte freudenkniſternd bis zum Dachſtuhl hinauf. Die Balken krachten, der Troſs entfloh, in einem Nu war der prächtige Saal ein Gluthmeer, er ſtürzte zuſammen, und der Dichter ſtieß einen Triumphſchrei aus. Plötzlich fand er ſich wieder in der finſtern Burgruine, gealtert, traurig, allein. Wie in den Feenmärchen, wenn das kerzenhelle, von Pagen und Zofen erfüllte Schloſs verſchwunden iſt, hörte er Nichts mehr als Nachteulen- und Dohlengekreiſch. Da rief der Dichter traurig: ‚Und doch habe ich geliebt! und doch habe ich an das Ideal geglaubt!‘ Vielleicht hatte er niemals mit aufrichtigerem Ernſte geredet; aber er hatte zu viel gelacht, man glaubte ihm nicht mehr. — Das iſt die wahrhaftige Geſchichte von Heinrich Heine. Der tollſte der Romantiker ſteckte das Schloſs in Brand. Aber, um der Wahrheit die Ehre zu geben, der Brandſtifter war nur der unerbittliche Vollſtrecker des Verhängniſſes. Denn jenes Schloſs war von Holz. Ich meine: Die Principien der romantiſchen Schule muſsten ſie zu einem frühzeitigen Ruin führen. Hatte ſie ſich nicht über alle Geſetze erheben und eine Dichtung erſchaffen wollen, die außerhalb der realen Welt ſtünde? Hatte ſie nicht erklärt, daſs ihr oberſtes Princip die höhniſch ſtolze Ironie des Poeten ſei, der Alles von der Höhe der Phantaſie betrachtete? Sie muſste dafür ihr Strafgericht erleiden. Heinrich Heine vollzog es. Er kehrte die Ironie gegen Diejenigen, welche einen ſo üblen Gebrauch davon gemacht, er ſchlug die Bande in die Flucht, aber er verwundete ſich ſchmerzlich, als er ſich der doppelſchneidigen Waffe bediente. Nachdem er alle Welt verſpottet hatte, verſpottete er ſich ſelbſt, er hörte faſt auf, ein Charakter zu ſein, und der Genius überlebte den Menſchen.“ — —

Am 1. September 1854 ließ Heine ſich, aus Beſorgnis vor der in Paris herrſchenden Cholera, an welcher ſein Sekretär erkrankte und mehrere ſeiner Bekannten ſtarben, nach einer in der Grande Rue Nr. 51 an den

Batignolles gelegenen Gartenwohnung bringen. Leider fand er dort wider Erwarten eine ſehr geräuſchvolle Nachbarſchaft, und die Kälte und Feuchtigkeit ſeines neuen Krankenzimmers, das zu ebener Erde lag, zog ihm ſofort eine Halsentzündung zu, die ihm das Sprechen unleidlich erſchwerte. Da zu ſeinen vielen Gebreſten auch noch eine Geſchwulſt am untern Theile des Rückens hinzutrat, welche ihm das Liegen unmöglich machte und welche endlich durch eine ſchmerzhafte Operation entfernt werden muſste, konnte er erſt Anfangs November die Beſchwerden eines abermaligen Umzugs nach der von ſeiner Frau ausgeſuchten neuen Wohnung, Avenue Matignon Nr. 3, hart an den Champs Elyſées, ertragen. Hier fand er, was er in dem dumpfen Hinterhauſe der Rue d'Amſterdam ſo lange entbehrt hatte: Sonnenlicht, friſche Luft und die Ausſicht ins Grüne; dabei war die Wohnung, zu welcher hundertundfünf Treppenſtufen hinan führten, ſo hoch gelegen, daſs die Stille des kleinen Balkonzimmers, in welchem der Kranke lag, nicht allzu ſehr durch den Lärm der ſcharenweiſe auf und ab gehenden Spaziergänger und der unaufhörlich dem Arc de l'Etoile zubrauſenden Karoſſen geſtört wurde. In guten Stunden konnte er ſich an ſonnigen und windſtillen Tagen Sommers auf den breiten, mit einer Marquiſe überdachten und durch Tapetenwände vor jedem Zuge geſchützten Balkon hinaustragen laſſen, wo für ihn ein niedriges Lager bereitet ward. „Sie können ſich nicht denken,“ ſagte er zu Adolf Stahr, der ihn im Herbſt 1855 zur Zeit der Weltausſtellung wieder beſuchte, „wie mir zu Muthe war, als ich nach ſo vielen Jahren von hier aus zum erſten Mal wieder mit meinem einen halben Auge die Welt ſah, und es war doch ſo Wenig. Ich hatte mir das Opernglas meiner Frau auf mein Lager reichen laſſen und ſah mit unglaublichem Vergnügen einem Paſtetenbäckerjungen nach, der zwei Damen in Krinolinröcken ſeine Paſtetchen anbot, und einem kleinen Hunde, der daneben auf drei Beinen an einem Baume ſtand und ſich erleichterte. Da machte ich das Glas zu; ich wollte Nichts mehr ſehen, denn ich beneidete den Hund!“

Den Winter 1854–55 verbrachte der Kranke unter außergewöhnlich ſchweren Leiden. Eine Nachläſſigkeit ſeiner Wärterin hatte ihm gegen Ende des Novembermonats abermals einen ſtarken Katarrh zugezogen, der von heftigen Kehl- und Bruſtkrämpfen begleitet war, die Erſtickungskriſen dauerten oft halbe Nächte hindurch, und auch das rechte Auge drohte zu Zeiten völlig zu erblinden. Trotzdem bewahrte Heine die unverwüſtliche

Geiſteskraft und ertrug ſeine Schmerzen mit einem Stoicismus, der bei einer zarten und weichlich angelegten Organiſation, welche nur für das Wohlleben und die Feſtmahle Epikur's geſchaffen ſchien, doppelt überraſchen muß. Den ächzenden Knochen gelang es nicht, die Bitternis der Seele als Leidensgefährtin wachzurufen, und nicht dem zerſchmelzenden Fleiſch, dem Herzen Mitleid abzubetteln. Die Mythe von Pſyche in der Unterwelt kehrte ſich hier um: Heine's Geiſt ſchwelgte am Gaſtmahl der Proſerpina, während ſein Leib, am Boden kauernd, ſchwarzes Brot genoß. „Pouvez-vous siffler?“ fragte der Arzt, als er nach einem jener Krampfanfälle die leidende Bruſt unterſuchte. „Hélas, non!“ antwortete Heine, „pas même les pièces de Monsieur Scribe!“ — Außer ſeiner Krankheit ſtürmte noch manches ſonſtige Ungemach auf ihn ein. Zänkereien mit Campe trübten ſeit dem Jahre 1852 wiederholt ſein Verhältnis zu dem alten Freunde. Zuerſt erhob ſich eine unerquickliche Differenz über das Honorar der „Vermiſchten Schriften“. Heine hatte 6000 Mark Banko für zwei Bände verlangt; Campe, der geringe Erwartungen von dem Abſatz derſelben hegte, wollte ein Drittheil der geforderten Summe erſt bei einer zweiten Auflage zahlen. Heine wies alle Vorſtellungen ſeines Verlegers in beleidigender Form zurück, erbot ſich aber doch endlich, drei Bände, ſtatt zweier, für das genannte Honorar zu liefern. „Meine Ambition, das dumme Thier,“ ſchrieb er***), „wird ſolcherweiſe zufrieden geſtellt; indem ich mir einbilde, ich könnte immer von Ihnen bekommen, was ich verlange, und es geht mir hier wie meinem Univerſitätsfreund Adolf, welcher vier Thaler nöthig hatte und dem Herrn Abraham dafür zwei Weſten verkaufen wollte; Herr Abraham ward aber mit ihm einig, daß er ihm für dieſe Summe zwei Röcke, worunter ein ganz neuer, überließ, gegen mich aber prahlte der Bengel, daß er ſich in Geldſachen, wenn er einmal Etwas verlangt habe, keinen Groſchen abziehen laſſe, und richtig bekomme, was er begehrt habe.“ Mit Campe's Annahme dieſer Propoſition war die Honorarfrage erledigt, aber ein Zwiſchenfall der vorausgegangenen Unterhandlungen ließ einen Stachel zurück, der ſtets zu neuen Häkeleien Anlaß gab. Herr Guſtav Heine hatte im Sommer 1852 aus eigener Machtvollkommenheit den Verſuch gemacht, Campe durch Drohungen zur Annahme der von ſeinem Bruder geſtellten Honorarbedingungen zu bewegen. Er hatte böswillige Anfechtungen des von dem Dichter mit ſeinem Verleger abgeſchloſſenen Kontraktes über die künftige Geſammtausgabe in Ausſicht geſtellt. Auf ſeine Kravattenſchleife deutend, bemerkte er: „Sehen Sie, Dies iſt ein Kontrakt." Dann riß er die Schleife auf, band ſie in anderer Art wieder zu, und ſagte ſpöttiſch: „So, nun iſt es wieder ein Kontrakt!" Campe verbat ſich die Fortſetzung dieſer impertinenten Belehrungen, und drang in den Dichter, dem Kontrakt über die Geſammtausgabe Beſtimmungen hinzu zu fügen, welche jeder chikanöſen Verletzung deſſelben durch die Familie H. Heine's nach Deſſen Tode vorbeugen ſollten. Obſchon Campe Ende Mai 1854 wegen dieſer Angelegenheit eigens nach Paris reiſte und die beruhigendſten Zuſicherungen erhielt, verzögerte der Dichter, trotz wiederholter Mahnungen, doch bis an ſein Lebensende die verabredete Ergänzung des Kontraktes, und begnügte ſich damit, ſeinem Bruder bei Deſſen Beſuche im Herbſt 1855 mündlich ſeine Willensmeinung mitzutheilen. „Mit Guſtav werde ich ernſthaft ſprechen," ſchrieb er wenige Tage vor ſeiner erwarteten Ankunft410), „und Das fruchtet mehr, als alle Briefe; ich werde ihm beſtimmt ſagen, wie er Ihre Freundſchaft für mich und den Werth, den ich darauf lege, mehr beachten ſolle, als er bisher gethan." Nach dem Tode des Dichters ſtellte ſich leider bald heraus, wie ſehr Campe Recht gehabt, die verdrießlichſten Vexationen von Seiten der Heine'ſchen Familie zu befürchten. Dieſelbe lehnte nicht allein jede Mitwirkung bei der Geſammtausgabe ab, ſondern enthielt dem Verleger auch die im Nachlaſſe H. Heine's befindliche Dispoſition zur Anordnung derſelben vor, und Herr Guſtav Heine drohte, wie einſt, mit den frivolſten Verletzungen des von ſeinem Bruder mit Campe abgeſchloſſenen Kontraktes, wenn Letzterer für Deſſen literariſchen Nachlaß nicht den von der Wittwe begehrten fabelhaften Preis — (es wurden für ein ſechs Druckbogen umfaſſendes Heft meiſt fragmentariſcher Gedichte erſt 30,000, dann 12,000 Franks gefordert) — bezahlen wolle411). — Nicht geringeren Verdruß, als die von ſeinem Bruder geſchürten Differenzen mit Campe, welche ihn in eine ärgerliche Korreſpondenz verwickelten, bereiteten dem Dichter die gehäſſigen Anfeindungen in der deutſchen Preſſe, welche ſeit dem Erſcheinen des „Romancero" beſtändig an ſeinem Lorbeerkranze mäkelten. „Wie läſtern mich die Journale," ſagte er im Sommer 1854 zu Alfred Meißner. „Was für ein miſerabler Kerl bin ich nach dieſen Artikeln, wie viele Mängel finden ſie in meinen Werken! Geht Das ſo fort, ſo werde ich bald gar nicht mehr unter die Poeten gerechnet werden! So geht es mir in jenem Deutſchland, das ich ſo geliebt, während Frankreich nur Worte des Preiſes für mich hat, Nordamerika mich nachdruckt, und Literaten in New-York und Albany Vorleſungen über mich halten . . . Aber meine Nerven laſſen mich noch von Zeit zu Zeit in Ruhe, und da finde ich noch immer die Kraft, einem Marſyas nachzuſpringen, ihn beim Kopf zu faſſen und ihm die Haut über die Ohren zu ziehen. Das entſetzliche Geſchrei, das der Halunke bei der Operation ausſtößt, verbreitet ſich im ganzen Walde und flößt ſeinen Kameraden einen heilſamen Reſpekt ein.“

Immer einſamer ward es um den Sterbenden, deſſen Agonie ſich jetzt ſchon ins achte Jahr hinüberzog. „Ich bin krank wie ein Hund, und kämpfe gegen Schmerz und Tod wie eine Katze; Katzen ſollen leider ein ſehr zähes Leben haben!“ ſchrieb er einem Freunde im Herbſt 1855. Im Mai dieſes Jahres verließ ihn auch ſein langjähriger Sekretär und Vorleſer Richard Reinhardt, und es wollte Heine lange nicht gelingen, einen geeigneten Erſatz für Denſelben zu finden. Er mußte fortan ſeine Briefe mit unſäglicher Mühe wieder ſelbſt aufs Papier kritzeln, bis er gegen Ende des Jahres einen leidlich brauchbaren neuen Schreiber erhielt. Um dieſe Zeit führte der Zufall ihm jenes räthſelhafte, ſeltſam begabte und anmuthige Mädchen entgegen, das auch zu Alfred Meißner in nähere Beziehung getreten war, und fortan als liebliche „Mouche“ das Bett des Kranken umflatterte. Ein Schleier umfloß ihre Vergangenheit, den weder Heine noch Meißner ganz zu lüpfen vermochten. Von deutſcher Abkunft, war ſie als Kind nach Paris gekommen, ſpäter nach England verſchlagen worden, und dann wieder nach Paris zurückgekehrt. Als ſie im Oktober 1855 mit Heine bekannt wurde, für deſſen Lieder ſie ſeit früheſter Jugend geſchwärmt hatte, mochte ſie achtundzwanzig Jahre alt ſein. Hellbraunes Haar umrahmte lockig ihr feines Geſicht, aus welchem die blauen Augen ſüß und ſchelmiſch über dem kecken Stumpfnäschen hervorblickten. Franzöſiſcher Eſprit und deutſche Innigkeit verbanden ſich aufs reizvollſte in ihrem holdſeligen Weſen, an welchem Heine ein unſägliches Wohlgefallen fand. Er konnte zuletzt kaum einen Tag ohne ihre aufheiternde Gegenwart verbringen. Er überſetzte mit ihr, ließ ſich von ihr vorleſen, und ſandte ihr aus der Einſamkeit ſeines Krankenzimmers die koſendſten Gedichte und Billette, um die faſt Unentbehrliche herbei zu rufen. „So wie der Gefangene,“ ſagt Meißner, dem wir die einzigen Mittheilungen über dies originelle Dichterliebchen verdanken[112], „das Vögelchen liebt, das am Simſe ſeines Fenſters zu ſitzen pflegt, und es zärtlich füttert, um es bald wieder herbei zu locken, um ihm die Stelle angenehm zu machen, damit es den grünen, luſtigen Wald von Zeit zu Zeit vergeſſe, ſo überhäufte auch Heine ſeine Freundin und treue Geſellſchafterin mit kleinen Geſchenken, welche ſinnvoll ſein Wohlwollen in hundert Geſtalten ausdrückten, und ſtrengte beinahe täglich ſeine des Schreibens kaum mehr fähige Hand an, um kleine Briefchen hinzuwerfen, die unaufhörlich mit flehender Schmeichelſtimme zu neuen Beſuchen aufforderten. Wir hören darin die zarteſten Sehnſuchtsworte von ehemals und die ſüßeſten Koſelaute, den bekannten Spott von der Neckerei an bis zu blasphemiſchem Ingrimm, die Klagerufe nach der Jugend, nach dem Genuſſe, nach dem Leben. Dies Alles hüllt ſich in eine finſtere Atmoſphäre der Melancholie, aus welcher zuweilen auch wie Blitze die Flüche der Verzweiflung hervorfahren." Die Gedichte: „Die Wahlverlobten," „Mich feſſelt dein Gedankenbann," „Laß mich mit glühnden Zangen kneipen" und die großartige Viſion, in welcher der Dichter auf einer wüſten Trümmerſtatt unter verſunkenen Götterbildern ſich ſelbſt in einem Marmorſarkophage als Leichnam erblickt, über den ſich die Geliebte als Paſſionsblume niederbeugt[813]):

Geſchloſſen war mein Aug', doch angeblickt
Hat meine Seel' beſtändig dein Geſichte,
Du ſahſt mich an, beſeligt und verzückt,
Und geiſterhaft beglänzt vom Mondenlichte.

Wir ſprachen nicht, jedoch mein Herz vernahm,
Was du verſchwiegen dachteſt im Gemüthe —
Das ausgeſprochne Wort iſt ohne Scham,
Das Schweigen iſt der Liebe keuſche Blüthe.

Lautloſes Zwiegeſpräch! Man glaubt es kaum,
Wie bei dem ſtummen, zärtlichen Geplauder
So ſchnell die Zeit verſtreicht im ſchönen Traum
Der Sommernacht, gewebt aus Luſt und Schauder.

Was wir geſprochen, frag es niemals, ach!
Den Glühwurm frag, was er dem Graſe glimmert,
Die Welle frage, was ſie rauſcht im Bach,
Den Weſtwind frage, was er weht und wimmert.

Frag, was er ſtrahlet, den Karfunkelſtein,
Frag, was ſie duften, Nachtviol' und Roſen —
Doch frage nie, wovon im Mondenſchein
Die Marterblume und ihr Todter koſen!

— dieſe ſchaurig ſchönen Gedichte finden ihre angemeſſene Ergänzung durch die Liebesbilletchen an die „Mouche,“ die originellſten Billet-doux, welche jemals in der Welt geſchrieben ſein mögen. „Jeder Kranke iſt eine Ganache,“ heißt es in einem dieſer Blätter vom November 1855. „Ungern laſſe ich mich in ſolchem miſerablen Zuſtande ſehen, aber die liebe Mouche muß ich dennoch ſumſen hören. Komm du bald — ſo bald Ew. Wohlgeboren nur wollen — ſo bald als möglich — komm, mein theures, liebes Schwabengeſicht! — Das Gedicht hab' ich aufgekritzelt — pure Charenton-Poeſie — der Verrückte an eine Verrückte.“ — „Ich werde faſt wahnſinnig vor Ärger, Schmerz und Ungeduld,“ lautet der Schluß des folgenden, einige Tage ſpäter geſchriebenen Billettes. „Ich werde den lieben Gott, der ſo grauſam an mir handelt, bei der Thierquälergeſellſchaft verklagen. Ich rechne auf Freitag. Unterdeſſen küſſe ich in Gedanken die kleinen pattes de mouche. Dero wahnſinniger H. H.“ — „Nebukadnezar II., ehemaliger preußiſcher Atheiſt, jetzt Lotosblumenanbeter,“ iſt ein Neujahrsgratulationsbrief unterzeichnet. Anfangs Januar 1856 ſchreibt der Kranke: „Ich bin ſehr leidend und zum Tode verdrießlich. Auch das Augenlid meines rechten Auges fällt zu, und ich kann faſt nicht mehr ſchreiben. Eine weinerliche Verſtimmung überwältigt mich. Mein Herz gähnt ſpasmatiſch. Dieſe baillements ſind unerträglich. Ich wollte, ich wäre todt! Tiefſter Jammer, dein Name iſt H. Heine.“ Der letzte Brief, von Mitte Januar, lautet[*16]): „Liebſte Freundin! Ich ſtecke noch immer in meinem Kopfſchmerz, der vielleicht erſt morgen endigt, ſo daß ich die Liebliche erſt übermorgen ſehen kann. Welch ein Kummer! Ich bin ſo krank! My brain is full of madness and my heart is full of sorrow! Nie war ein Poet elender in der Fülle des Glücks, das ſeiner zu ſpotten ſcheint. Leb wohl.“

Dennoch glaubte Heine nicht, daß die Stunde ſeiner Erlöſung ſo nahe ſei, und auch der Arzt meinte die langſam verflackernde Lebensflamme noch geraume Zeit vor dem Erlöſchen bewahren zu können. Da unterbrach den gewohnten, gleichmäßig leidensvollen Zuſtand des Kranken ein heftiges Unwohlſein, und zerſtörte auf unerwartete Weiſe den ſo lange faſt nur künſtlich zuſammen gehaltenen Organismus. Meißner ſchildert das Ende des Dichters, wie folgt: „Drei Tage hielt ein nicht zu ſtillendes Erbrechen an, und es ward bald für Niemand in ſeiner Umgebung zweifelhaft, daß Heine diesmal unterliegen müſſe. Die ungeheuren Doſen Morphium, die er allmählich zu nehmen gewohnt worden, hatten ihm ſonſt wohl ähnliche Zuſtände bereitet, doch niemals ſo heftig und anhaltend. Dennoch trotzte er und hoffte, er würde auch aus dieſem Kampfe noch lebend hervorgehen. Er ſetzte ein neues Teſtament auf, ohne es jedoch über den erſten Paragraphen hinaus zu bringen, und blieb fortwährend bei vollem Bewuſſtſein. Ja, der Witz ſogar verließ ihn nie. Einige Stunden vor ſeinem Tode ſtürzte ein Bekannter ins Zimmer, um ihn noch zu ſehen. Gleich nach ſeinem Eintreten richtete er an Heine die Frage, wie er mit Gott ſtehe. Heine erwiderte lächelnd: „Seien Sie ruhig! Dieu me pardonnera, c'est son metier!“ Es kam die letzte Nacht heran, die Nacht vom 16. auf den 17. Februar. Der Arzt trat ein, und Heine fragte ihn, ob er ſterben werde. Dr. Gruby glaubte ihm Nichts verhehlen zu müſſen. Der Kranke empfing die Nachricht mit voller Ruhe. Um vier Uhr in der Frühe des Sonntagmorgens hauchte er ſeinen Geiſt aus. Mathilde hatte ſich um ein Uhr ſchlafen gelegt — ſie ſah ihren Gatten erſt wieder, als ſein Auge ſich für immer geſchloſſen. Er war als Leiche ſo ſchön, wie ihn Niemand, der ihn gekannt, im Leben gefunden; ſogar ſein Arzt behauptete, nie wahrgenommen zu haben, daß der Tod ſelbſt über jugendliche Geſichter ſo viel Verklärung ausgegoſſen. Die Todtenmaſke, die man abnahm, hielt treu und dauernd dieſe Züge feſt.“

Das Leichenbegängnis H. Heine's fand am 20. Februar, an einem kalten, grauen und nebligen Wintermorgen, um elf Uhr ſtatt. Der Dichter hatte in ſeiner letzten Lebenszeit oftmals den in ſeinem Teſtamente ausgeſprochenen Wunſch wiederholt, daß man ihn nicht auf dem prunk- und geräuſchvollen Kirchhofe des Père Lachaiſe, ſondern am Fuße des ſtillen Montmartre begraben möge, auf dem Friedhofe der Verbannten und Geächteten, wo die polniſchen Exilierten dem Andenken ihrer Todten ein Denkmal errichtet, wo Manin, der italiäniſche Patriot, ſeine Schlummerſtätte fand, wo auch Armand Marraſt und Godefroy Cavaignac, Ary Scheffer und Halévy ruhen. Heine hatte gleichfalls beſtimmt, daß man ihn ohne alles Gepränge, mit Vermeidung jeder religiöſen Feierlichkeit beerdige, und er hatte ſich ausdrücklich verbeten, daß irgend eine Rede an ſeinem Grabe gehalten werde. Es ſollte buchſtäblich in Erfüllung gehen, was er in den Lazarusliedern verkündet:

Keine Meſſe wird man ſingen,
Keinen Kadoſch wird man ſagen,
Nichts geſagt und Nichts geſungen
Wird an meinen Sterbetagen.

Nur etwa hundert Perſonen, zu vier Fünfteln Deutſche, folgten dem ungewöhnlich großen und ſchweren Sarge, der die winzige, leichte Hülle des deutſchen Dichters in franzöſiſche Erde trug. Den Trauerzug führten ein Freund des Todten, der franzöſiſche Schriftſteller Paul Julia, und der Hauptredakteur des „Pays“ Joſeph Cohen, welcher mit einer Couſine H. Heine's vermählt war. Lautlos wurde der Sarg in ein proviſoriſches Gewölbe geſetzt — Alexandre Dumas weinte heftig; Théophile Gautier, Mignet, Paul de Saint-Victor, Alexander Weill und ein Kreis deutſcher Journaliſten und Schriftſteller umſtanden die Gruft.

Ein einfacher Stein — nur mit dem Namen des Dichters auf einer kahlen Marmorplatte — bezeichnet das ſchmuckloſe Grab, das nicht einmal von einer Trauerweide beſchattet wird. Statt der Zier lebendiger Blumen, liegen die häßlichen Glasperlenkränze aus den Todtenkaufläden zu Füßen des Steines. Aber dies Grab in fremder Erde umſchließt nur, was von Heinrich Heine ſterblich war. Seine Irrthümer und Fehler mögen dort mit hineingeſcharrt ſein — die Wohllautweiſen ſeiner Lieder klingen unſterblich fort, und wecken ſich ein Echo, wie einſt im Vaterlande, ſo jetzt in fremder Zunge, bei andern Nationen, ſelbſt jenſeit des Weltmeeres. Wenn Frankreich und England, Ungarn und Italien, Schweden, Norwegen, Dänemark und Holland, Rußland und Amerika wetteifern, dem deutſchen Dichter durch Übertragungen ſeiner Werke den Tribut ihrer Bewunderung zu zollen, und ſelbſt das ferne Japan ſchon eine Überſetzung des „Buches der Lieder“ aufzuweiſen hat *75), dann dürfen wir, in deren Sprache jene unvergänglichen Weiſen geſungen ſind, wohl in den Ausruf einſtimmen, mit welchem Bernardine Zendrini das Eingangsgedicht ſeiner herrlichen Nachbildungen der Heine'ſchen Lieder in der Sprache Taſſo's und Petrarca's ſchließt:

Der todte Heinrich Heine ſingt noch immer!

Anmerkungen.

Anmerkungen.

[1] Tagebücher von K. A. Varnhagen von Enſe, Bd. III., S. 108.

[2] Heine's Werke, Bd. XIX., S. 245.

[3] Zwei Monate in Paris, von Adolf Stahr, Bd. II., S. 345 ff.

[4] Heine's Werke, Bd. XIX., S. 292.

[5] Ebendaſelbſt, S. 272

[6] Ebendaſelbſt, Bd. XVII., S. 234 [218].

[7] Siehe Ludolf Wienbarg's „Erinnerungen an Heinrich Heine in Hamburg“ in der Hamburger Wochenſchrift „Der Kompaß,“ Nr. 37, vom 13. September 1857.

[8] Erinnerungen an Heinrich Heine und ſeine Familie. Berlin, 1868, S. 71 ff.

[9] Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 152.

[10] Heine's Werke, Bd. XIX., S. 240.

[11] Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 157.

[12] Heine's Werke, Bd. XIX., S. 238 ff.

[13] Ebendaſelbſt, S. 261 ff.

[14] Erinnerungen an Heinrich Heine ꝛc., S. 60 ff.

[15] Ebendaſelbſt, S. 165, 166 und 158.

[16] Ein Beiſpiel dieſes trotzigen Benehmens findet ſich ſchon in dem Briefe an Meyer aus Lüneburg vom 27. September 1823. — Heine's Werke, Bd. XIX., S. 112.

[17] Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 180.

[18] Zwei Monate in Paris, von Adolf Stahr, Bd. II., S. 354.

[19] Heine's Werke, Bd. XIX., S. 229 und 240.

[20] Ebendaſelbſt, Bd. IV., S. 97–105.

[21] Ebendaſelbſt, Bd. XVII., S. 204–206 [193].

[22] O. L. B. Wolff's geſammelte Schriften, Bd. VIII., S. 19.

[23] Heine's Werke, Bd. XIX., S. 333.

[24] Ebendaſelbſt, S. 283. — Karl Goedeke (Grundriß zur Geſch. d. deutſchen Dichtung, Bd. III., S. 451) behauptet irrig, die von mir in der Geſammtausgabe der Heine'ſchen Werke mit A. A. bezeichneten Briefe ſeien an Rud. Chriſtiani gerichtet. Da der Grund, welcher mir früher verbot, den Adreſſaten zu nennen, jetzt weggefallen iſt, und die Originale der betreffenden Briefe mir ſeitdem ſämmt-

ſich vorgelegen haben, darf ich aufs beſtimmteſte verſichern, daß dieſelben keineswegs an Rud. Chriſtiani, ſondern an Friedrich Merckel gerichtet ſind.

[65] Erinnerungen an Heinrich Heine in Hamburg, von Ludolf Wienbarg, im „Compaß,“ Nr. 37, vom 13. September 1857.

[66] Heine's Werke, Bd. XIX., S. 252 ff.

[67] Ebendaſelbſt, Bd. XVII., S. 203 [191].

[68] Ebendaſelbſt, Bd. XIX., S. 290.

[69] Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 157 und 158.

[70] Ebendaſelbſt, S. 165. — Die Recenſion ſtand im „Geſellſchafter“ Nr. 103, vom 30. Juni 1826.

[71] Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik, herausgegeben von der Societät für wiſſenſchaftliche Kritik zu Berlin. Jahrgang 1827, Nr. 95—98, S. 767 ff.

[72] Heine's Werke, Bd. II., S. 189 ff.

[73] „Heinrich Heine's Entwicklungsgang nach neuen Quellen“ in „Unſere Zeit“, neue Folge, vierter Jahrgang, Heft V., S. 337.

[74] Heine's Werke, Bd. XV., S. 330—332 [237—239].

[75] Ebendaſelbſt, S. 282.

[76] Abgedruckt in der Beilage zum „Geſellſchafter,“ Nr. 112, vom 15. Juli 1826. — Ein anderer Gegner Heine's, Auguſt Bernus, hatte ſchon im „Bemerker“ Nr. 6, Beilage zum „Geſellſchafter“ Nr. 25 vom 13. Februar 1826, ſeinem literariſchen Grolle in folgenden holprigen Epigrammen Luft gemacht:

H. H—e.
Dieſer nun iſt euch der Freund! O ſchämt euch der traurigen Halbheit!
Niemals war ein Poet abominabler, als Der!
H. H—e noch einmal.
Weil du nur Fratzen gemacht, aus purer Natur, nicht aus Laune,
Glaubſt du ſchon Hoffmann, du Thor, glaubſt du gar Byron zu ſein.
Und abermals H—e.
Originale ja zählt das Tollhaus genug; auch das Bedlam
Deutſcher Literatur leidet nicht Mangel daran.
Genie und Wahnſinn.
Über dem Treiben der Zeit hoch wandelt der Genius, begreift ſie
Höher in ſich, wenn der Wahn draußen im Dunſt ſich gefällt.
Anwendung ut supra.
Jegliche falſche Tendenz, die nur ſeit Schlegel und Müllner
Unſere Köpfe verwirrt, iſt in den Einen gebannt.
Schwach an Vermögen und Sinn, bewegt ſich die eigene Lüge
Mit der erlernten zugleich; ſiehe, es wird ein Gedicht.
Abſchluß.
Dämmert einmal in dem Wuſt die Spur eines beſſeren Sinnes,
Den du dir ſelber verrückſt, jammert mich, H—e, dein Loos!

[77] Heine's Werke, Bd. XXI., S. 425.

[78] Ebendaſelbſt, Bd. XVI., S. 255 [225].

[39] „Götterdämmerung.“ Ebendaſelbſt, Bd. XV., S. 266 [181].

[40] Ebendaſelbſt, Bd. XIX., S. 218.

[41] Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 153.

[42] Ebendaſelbſt, S. 154. — Vgl. Heine's Werke, Bd. I., S. 266 ff.

[43] Heine's Werke, Bd. III., S. 121 und 154 ff.; Bd. XIII., S. 274.

[44] Es iſt mir nicht gelungen, der betreffenden Nummern des „Mitternachtsblattes“ vom Oktober 1826 habhaft zu werden, da ſelbſt die Wolfenbütteler Bibliothek dieſen Jahrgang nicht beſitzt. — Wie H. Heine (Bd. XIX., S. 302) andeutet, mag allerdings Müllner, welcher 1823 das kritiſche Wochenblatt „Hekate“ herausgegeben hatte, durch die Anſpielung, daß der Teufel nicht mehr mit Kritik ſich befaſſen wolle (Heine's Werke, Bd. XV., S. 227 [152])

— Die hat er jetzt gänzlich überlaſſen
Der theuren Großmutter Hekate —

verletzt worden ſein und einen vorübergehenden Groll auf den Dichter geworfen haben. Später, als Dieſer in den „Politiſchen Annalen“ die Goethe'ſche Autoritätsherrſchaft angriff, gehörte der geſinnungsloſe Weißenfelſer Rabuliſt wieder zu Heine's eifrigen Verehrern.

[45] Heine's Werke, Bd. I., S. 120.

[46] In dem oben erwähnten Aufſatze Wienbarg's im Hamburger „Kompaß,“ Nr. 37, vom 13. September 1857.

[47] Ebendaſelbſt.

[48] Heine's Werke, Bd. XIX., S. 281.

[49] Ebendaſelbſt, S. 288.

[50] Ebendaſelbſt, S. 283 und 288.

[51] Ebendaſelbſt, S. 286.

[52] Ebendaſelbſt, S. 285 ff.

[53] Ebendaſelbſt, S. 287.

[54] Siehe Varnhagen's Tagebücher, Bd. II., S. 198.

[55] Heine's Werke, Bd. XIX., S. 288.

[56] „Im Hafen.“ Ebendaſelbſt, Bd. XV., S. 352 ff. [257 ff.].

[57] Ebendaſelbſt, Bd. XIX., S. 277.

[58] Ebendaſelbſt, S. 301 ff. —

[59] Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 162—164.

[60] Heine's Werke, Bd. XIX., S. 297.

[61] Ebendaſelbſt, S. 289 und 290.

[62] Ebendaſelbſt, S. 300.

[63] Ebendaſelbſt, S. 292 ff.

[64] Briefe an Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 164 ff.

[65] Heine's Werke, Bd. XIX., S. 301.

[66] Die nachfolgenden Geſpräche ſind zum Theil der Broſchüre: „Heinrich Heine und der Neuiſraelitismus,“ S. 106, zum größeren Theil aber den ungedruckten Aufzeichnungen Schiff's entnommen.

[67] Heine's Werke, Bd. XIX., S. 307.

[68] „Berliner Konverſationsblatt für Poeſie, Literatur und Kunſt," erſter Jahrgang, Nr. 93, vom 11. Mai 1827.

[69] Ebendaſelbſt, in Nr. 23, 63 und 64, vom 8. Februar und 29. und 30. März 1827, wurden die drei Nordſeebilder: „Untergang der Sonne," „Der Geſang der Okeaniden" und „Die Götter Griechenlands" zuerſt abgedruckt.

[70] Literaturblatt, Nr. 48, vom 15. Juni 1827.

[71] „Mein Ruhm ſchläft jetzt noch in den Marmorbrüchen von Carrara", ꝛc. Heine's Werke, Bd. I., S. 226.

[72] Ebendaſelbſt, Bd. XIV., S. 213 und 214.

[73] Ebendaſelbſt, Bd. I., S. 235 und 267.

[74] Ebendaſelbſt, Bd. II., S. 422.

[75] Ebendaſelbſt, S. 35.

[76] Ebendaſelbſt, Bd. XIX. S. 386 ff.

[77] Ebendaſelbſt, S. 309 ff.

[78] Ebendaſelbſt, S. 312.

[79] Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 169 ff.

[80] Heine's Werke, Bd. III., S. 93.

[81] Ebendaſelbſt, S. 135, 136, 66, 70 und 71.

[82] Ebendaſelbſt, S. 66 und 116.

[83] Ebendaſelbſt, S. 115.

[84] Ebendaſelbſt, S. 121 ff.

[85] Ebendaſelbſt, S. 94 ff.

[86] Ebendaſelbſt, S. 97 ff.

[87] Ebendaſelbſt, Bd. XIX., S. 305 ff.

[88] Ebendaſelbſt, S. 310 ff.

[89] Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 173.

[90] August Lewald berichtet in ſeinen „Aquarellen aus dem Leben" (Mannheim, Heinrich Hoff, 1836. Bd. II., S. 119) folgende Anekdote über Heine, welche neuerdings von Steinmann und Godfried Becker („Heinrich Heine; eine biographiſch-literariſche Skizze." Philadelphia, John Weik & Co., 1861) kritiklos nacherzählt worden iſt: „Zu London half ihm ein bedeutendes Bankierhaus aus einer momentanen Geldverlegenheit, weil es gehört hatte, daß Heine im Sinne habe, ein Buch über die Brüder Rothſchild herauszugeben. Als Heine erfuhr, daß dieſes Haus zu den entſchiedenſten Gegnern der Rothſchild gehöre, und ſehr wünſche, daß die ihm erwieſene Gefälligkeit auf jenes Werk von Einfluß ſein möchte, übermachte er demſelben ſogleich die vorgeſchoſſene ſtarke Summe, obgleich ihm Dieſes zu jener Zeit bedeutende Opfer koſtete, um ſeine vollkommenſte Unabhängigkeit zu bewahren und die Londoner Herren nicht zu Hoffnungen zu verleiten, die er nie zu erfüllen im Sinne haben konnte." Die ganze Erzählung muß auf einem Irrthume beruhen, da Heine, wie wir ſahen, durch den Kreditbrief ſeines Oheims an das Haus Rothſchild aller Geldverlegenheiten überhoben war. Auch findet ſich nirgends eine Andeutung, daß er den Plan gehabt, ein Buch über jene Bankfirma zu ſchreiben.

[91] Heine's Werke, Bd. III., S. 15 ff.

[92] Ebendaſelbſt, S. 18.

[93] Vgl. den Aufſatz über H. Heine von Eduard Wedekind in der hannöverſchen Zeitſchrift „Die Poſaune“, Nr. 63—67, vom 29. Mai — 7. Juni 1839.

[94] Heine's Werke, Bd. III., S. 33 und 34.

[95] Ebendaſelbſt, S. 32.

[96] Ebendaſelbſt, Bd. IV., S. 239–244.

[97] Ebendaſelbſt, Bd. III., S. 159, 160 und 166.

[98] Ebendaſelbſt, S. 167 ff.

[99] Ebendaſelbſt, Bd. XIX., S. 308.

[100] Ebendaſelbſt, S. 314.

[101] Ebendaſelbſt, S. 302 ff.

[102] Ebendaſelbſt, S. 317, und Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 174.

[103] Maximilian Heine's „Erinnerungen an Heinrich Heine“ ꝛc., S. 88. — In ſeinen dieſer Anekdote angehängten Bemerkungen hat Herr Maximilian Heine mir, als dem Herausgeber der Heine'ſchen Werke, zweideutige Vorwürfe darüber gemacht, daß ich in einem Briefe des Dichters an Deſſen Verleger einige auf eine Gelddifferenz bezügliche Erörterungen höchſt unerquicklicher Art nicht des Abdruckes werth hielt. Zu meiner Rechtfertigung habe ich Folgendes zu erwidern. Wie der Leſer des von Herrn Maximilian Heine aus dem Brouillon jetzt vollſtändig mitgetheilten, im Weſentlichen mit der an Herrn Campe gelangten Reinſchrift übereinſtimmenden Briefes erſieht, hatte der Dichter gegen Ende des Jahres 1844 auf ſeinen Verleger 1000 Mark Banko traſſiert, die ihm für den „Atta Troll“ zugeſagt worden. Da Campe das Manuſkript aber noch nicht empfangen hatte — er erhielt es erſt volle zwei Jahre ſpäter, — ſo fand er ſich nicht bewogen, die gewünſchte Vorauszahlung zu leiſten, und die beleidigenden Worte Heinrich Heine's entbehrten jedes triftigen Grundes. Mit Klarlegung dieſes Sachverhalts in der Campe'ſchen Antwort war das ganze Mißverſtändnis erledigt, und es iſt ſchwer einzuſehen, welchen Dienſt Herr Maximilian Heine dem Andenken ſeines Bruders durch die Veröffentlichung jener kränkenden Ausbrüche einer verdrießlichen Stunde zu erweiſen glaubt. Ich bin dem Andenken des Herrn Campe das Zeugnis ſchuldig, daß er mir bei der Aufnahme oder Weglaſſung einzelner Stellen in den von Heine an ihn gerichteten Briefen ganz freie Hand ließ, und ich meine zur Charakteriſierung des eigenthümlichen, oft feindlich geſpannten, aber ſtets wieder in freundſchaftliche Bahn zurückgelenkten Verhältniſſes zwiſchen Autor und Verleger übergenug Material geliefert zu haben, als daß dem Leſer ein Mehr erwünſcht ſein konnte. Die unwürdige Inſinuation, als habe der Umſtand, daß Herr Campe zufällig auch einige Schriften von mir verlegte, bei Redaktion der Heine'ſchen Korreſpondenz irgend einen Einfluß auf meine Entſcheidung über die Aufnahme oder Weglaſſung von Briefſtellen geübt, weiſe ich um ſo gleichmüthiger zurück, als Herr Maximilian Heine mir ſogar an einer andern Stelle

ſeines widerſpruchsvollen Buches (S. 219) den entgegengeſetzten Vorwurf macht, Herrn Campe durch Veröffentlichung der Heine'ſchen Briefe kompromittiert zu haben. Aufs ſtrengſte aber muſs ich es rügen, wenn Herr Maximilian Heine mit Sperrſchrift hervorhebt, daſs der Schluſs des oben erwähnten Briefes in dem ihm vorliegenden, von Heinrich Heine eigenhändig geſchriebenen Koncepte nicht mit der von mir zum Abdruck gebrachten Faſſung übereinſtimme. Ich habe (H. Heine's Werke, Bd. XXI., S. 19) ausdrücklich erklärt, wie übrigens auch aus den Schluſszeilen des Briefes ſelber mit unzweideutigſter Klarheit erhellt, daſs in der Herrn Campe zugekommenen Reinſchrift nur der letzte Abſatz von Heine's eigener Hand geſchrieben iſt. Derſelbe mag ſich alſo im Koncept vielleicht wirklich nicht vorgefunden haben; daſs aber ein urſprüngliches Briefkoncept bei der ſpäteren Reinſchrift oftmals Zuſätze und Änderungen erfährt, iſt doch zumal bei einem Schriftſteller wie Heinrich Heine, der von den meiſten Briefen, auf die er Gewicht legte, erſt ein Brouillon entwarf, keine ſo ungewöhnliche Thatſache, daſs ſie einen literariſch gebildeten Mann befremden oder ihn gar zum öffentlichen Ausſprechen leichtfertiger Verdächtigungen anreizen ſollte.

Beſonders ungehalten ſpricht Herr Maximilian Heine ſich über meine Darſtellung der Vermögensverhältniſſe ſeines Vaters aus, ohne jedoch eine einzige der von mir angeführten Thatſachen zu widerlegen. Obſchon ich nicht die Anſicht des Herrn Maximilian Heine zu theilen vermag, welcher die beſchränkten Vermögensumſtände ſeiner Eltern faſt mit einer Entrüſtung, als handle es ſich um einen Familienmakel, in Abrede ſtellt und in der Armuth einen Schimpf zu erblicken ſcheint, ſo habe ich, in dem Beſtreben, jede irrige Angabe nach Kräften zu vermeiden, es doch für meine Pflicht gehalten, erneute ſorgfältige Erkundigungen über dieſen Punkt einzuziehen. In Folge Deſſen ſehe ich mich genöthigt, die Richtigkeit meiner Darſtellung in allen Theilen aufrecht zu erhalten. Es iſt zunächſt völlig unglaublich, daſs der Vater, wie Herr Maximilian Heine auf S. 4 ff. ſeines Buches behauptet, als Soldat nach Düſſeldorf gekommen ſei, und es wird für dieſe Behauptung ſicher kein Beweis erbracht werden können. Seine angebliche militäriſche Laufbahn beſchränkt ſich darauf, daſs er hin und wieder aus Armeelieferungen einigen Gewinn zog. „Heine's Vater," ſchreibt mir ein aus Düſſeldorf gebürtiger Jugendgeſpiele des Dichters, „im vorigen Jahrhundert, in jener bewegten Zeit, wo Jeder mit der Uniform gleichſam ſein Todtenhemd anzog, der ſtreng gläubige Jude, Soldat!? Bei welchen Truppen ſollte er denn gedient haben? Bei den Bückeburgern oder bei unſern damaligen Landeskindern, den Baiern? Was konnte ihn bewogen haben, unter das ‚Kriegsvolk', wie es damals genannt wurde, als Söldling zu gehen? Damals beſtand noch keine allgemeine Wehrpflicht, der Soldat wurde geworben, und des Handgeldes wegen wurde Soldat, wer nicht arbeiten mochte. Das Heer des vorigen Jahrhunderts beſtand aus zuſammengerafftem, erkauftem, meiſt ſchlechtem Volke. Und Samſon Heine ſoll als Soldat bei der jüdiſchen Familie von Geldern in Quartier gekommen, dort geblieben ſein, und ſich ſtets in günſtigen Vermögensverhältniſſen befunden haben? Das klingt ja Alles ganz unwahrſcheinlich! Wenn er ſich gut ei Gelde befand, was hätte ihn bewegen können, unter das Kriegsvolk zu eben? Kurz und gut, die Erzählung Maximilian's halte ich für erdichtet oder n Irrthume geſchrieben; Harry Heine hat mir auch nie davon Etwas geſagt. Die Bürgerwehr-Uniform des Vaters mag den Irrthum verurſacht haben. Wie Samſon Heine's Vermögensverhältniſſe in Düſſeldorf beſchaffen waren, darüber ann ich nichts Genaueres ſagen — der guten wegen iſt er aber nicht on dort weggezogen." Daß ſich dieſelben auch in Lüneburg und Ham-urg, wo der Vater kein Geſchäft mehr hatte, und die wiſſenſchaftliche Aus-ildung der Söhne nur durch die Liberalität des reichen Oheims Salomon ermöglicht ward, nicht verbeſſern konnten, liegt auf der Hand. Es mag den auf uverläſſigſten Nachforſchungen beruhenden Angaben im Text dieſes Bandes noch hinzugefügt werden, daß auch die Mutter des Dichters ſeit dem Tode hres Gatten von Salomon Heine eine jährliche Leibrente von 1000 Mark Banko erhielt, deren Fortdauer ihr teſtamentariſch geſichert ward.

Was endlich die Anſicht des Herrn Maximilian Heine über die Veröffent-ichung der zwiſchen dem Dichter und ſeinen Verwandten vorgekommenen Differenzen betrifft, ſo iſt es einigermaßen komiſch, daß derſelbe Mann, welcher in en „Erinnerungen an ſeinen Bruder" aus freien Stücken die ſchmutzige Wäſche einer Familie auf öffentlichem Markte wäſcht, den Biographen Heinrich Heine's orſchreiben will, welche ſeiner Familienmitglieder ſie glimpflich oder unglimpf-ich behandeln ſollen. Die „angeheiratheten Perſonen," die „Schwiegerſöhne des reichen Onkels," die „in den Heine'ſchen Stamm eingepfropften Seitenverwandten," und „ausnahmsweiſe auch einen früher rothhaarigen, ſcharfnäſelnden Agnaten, der Jude genannt," giebt Herr Maximilian Heine (vide S. 60–63 ſeines Buches) der rächenden Nemeſis vollkommen preis und ſchreibt ihnen ſelbſt die beobachteten Steckbriefe — aber die „nächſten Verwandten", die „direkten Mitglieder der Heine'ſchen Familie, ſammt ihren vortrefflichen Ehefrauen," ſoll der Biograph nicht anzutaſten wagen. Eben ſo wenig ſoll er ſich um die Religion des Dichters bekümmern — „Franzoſen und Engländer befaſſen ſich nicht mit ſolchen polizeilichen Fragen, wenn es die Würdigung ihrer geiſtigen Größen gilt," belehrt uns Herr Maximilian Heine auf S. 8 ſeiner „Erinnerungen", — und was der abenteuerlichen Vorſchriften mehr ſind. Herr Maximilian Heine geſtatte uns, ſeine bevormundenden Reſtriktionen mit einem heiteren Quis tulerit Gracchos de seditione quaerentes? bei Seite zu ſchieben, und uns die volle Freiheit hiſtoriſcher Kritik über die Einflüſſe der verwandtſchaftlichen Mißhelligkeiten, ſo gut wie über andere Einwirkungen auf den Lebens- und Entwicklungsgang des Dichters, zu bewahren.

99) „Mit H. Heine's Reiſebildern," ſchrieb u. A. Dr. Nikolaus Bärmann im „Geſellſchafter" Nr. 178, vom 7. November 1827, „hat es allerdings ſeine Richtigkeit, aber mit Deſſen Buch der Lieder nimmermehr. Denn dies 372 Seiten ſtarke Buch enthält, ſo ich anders noch Deutſch leſen kann, volle 160 Seiten aus den Reiſebildern buchſtäblich abgedruckt. Das iſt arg, aber doch iſt es ein ſeltener Fall, daß ein Buchhändler ſeinen eigenen Verlag gewiſſermaßen nachdruckt."

[105] Man leſe z. B. die abſurde Beſprechung des „Buches der Lieder" auf S. 341 ff. in Konrad Schwenk's „Charakteriſtiken und Kritiken," Frankfurt, J. D. Sauerländer, 1847.

[106] Geſellſchafter Nr. 178, vom 7. November 1827.

[107] Mitternachtsblatt Nr. 104, vom 1. Juli 1828.

[108] Novelle aus dem Leben, Bd. II., S. 114.

[109] Ich vermag nicht mit Beſtimmtheit zu ſagen, auf welche Gedichtſammlung der Recenſent anſpielt. Die auffälligſten Nachahmer der lyriſchen Manier Heine's waren in damaliger Zeit Dräxler-Manfred, Daniel Leßmann und Franz Freiherr Gaudy. Die „Erato" des Letzteren, an welche man ſonſt denken könnte, erſchien jedoch erſt im Jahre 1829, und wurde von Heine (Sämmtl. Werke, Bd. XVI., S. 7) ſehr warm gelobt. Es dürften ſonach eher die Manfred'ſchen oder Leßmann'ſchen, vielleicht auch die Ferrand'ſchen Lieder gemeint ſein, welche den äußeren Charakter der Heine'ſchen Dichtungsweiſe aufs plumpſte nachäfften.

[110] Abgedruckt in der „Trieſter Zeitung," Nr. 88—91, v. 17.—20. April 1867.

[111] Heine's Werke, Bd. XVI., S. 286 [253].

[112] Die deutſche Nationalliteratur der Neuzeit, von Karl Barthel (Braunſchweig 1855), S. 167.

[113] Heine's Werke, Bd. XV., S. 326 ff. [234 ff.]

[114] Vgl. das nächſtfolgende Gedicht: „Reinigung," — ebendaſelbſt, S. 329 [236].

[115] Julian Schmidt's Geſchichte der deutſchen Literatur, dritte Auflage, Bd. III., S. 11.

[116] Heine's Werke, Bd. VI., S. 231 und 232.

[117] Adolf Zeiſing's Äſthetiſche Forſchungen, S. 455 ff.

[118] Ebendaſelbſt, S. 449.

[119] Heine's Werke, Bd. XV., S. 199 [129].

[120] Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 171.

[121] Heine's Werke, Bd. XIX., S. 308.

[122] Ebendaſelbſt, S. 314.

[123] Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 176.

[124] Heine's Werke, Bd. XIII., S. 263.

[125] Maximilian Heine's Erinnerungen an Heinrich Heine ꝛc., S. 224. — Auf S. 19 ſeines Buches behauptet Herr Maximilian Heine ebenfalls, daß das bekannte Gedicht „Ein Jüngling liebt ein Mädchen" eine poetiſche Erfindung ohne jeden Bezug auf ein perſönliches Erlebnis ſei. Im Gegenſatze zu dieſer Behauptung iſt mir von der noch lebenden Wittwe jenes „Andern," den Amalie Heine liebte, aufs beſtimmteſte das Gegentheil verſichert worden. Nach ihrer Erzählung war der wirkliche Sachverhalt buchſtäblich der im Gedicht geſchilderte, und Salomon Heine ſetzte die junge Dame in nicht geringe Verlegenheit, als er bei der ihm gemachten Verlobungsviſite mit gutmüthiger Neckerei bemerkte, er habe von ihrem Bräutigam weit eher einen Heirathsantrag für ſeine eigene Tochter erwartet. Amalie Heine verlobte ſich bald darauf mit dem Gutsbeſitzer

John Friedländer aus Königsberg (ſpäter auf Abſinthheim), und die Hochzeit wurde am 15. Auguſt 1821 in Hamburg gefeiert.

[126]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 175.

[127]) Heine's Werke, Bd. XVI., S. 182 [162]. — Nach der noch erhaltenen Grimm'ſchen Originalſkizze hat ein neuerer Künſtler, Ernſt Fröhlich, eine ſorgfältig ausgeführte Tuſchzeichnung angefertigt, die von J. Albert in München mit gewohnter Vortrefflichkeit photographiert worden und aus dem Hoffmann & Campe'ſchen Verlage durch jede Buch- oder Kunſthandlung zu beziehen iſt. Ein paar untergeordnete Fehler des Grimm'ſchen Bildes — die ſtark verzeichneten Finger der linken Hand, die ſich unklar abſcheidende Pelzverbrämung der Mantel-Draperie, die falſche Perſpektive des Tiſches, und das Arrangement der auf demſelben verſtreut liegenden Bücher — hat Fröhlich ſehr glücklich verbeſſert. Auf jeden Fall möchten wir dies künſtleriſch höchſt werthvolle Porträt Jedem empfehlen, der, ſtatt des wehmüthigen Krankenbildes vom Jahre 1851, die jugendlich belebten Züge des Verfaſſers der „Reiſebilder“ und des „Buches der Lieder“ zu erblicken wünſcht. — Ein anderes, im Juni 1828 von dem Porträtmaler Reichmann in München angefertigtes Ölbild des Dichters, das Heine ſeinen Eltern beſtimmte, und das ſich gegenwärtig im Beſitz ſeiner Schweſter, der Frau Charlotte Embden, zu Hamburg befindet, iſt niemals durch Stich oder Druck vervielfältigt worden.

[128]) Heine's Werke, Bd. XII., S. 26 ff. und 35 ff.

[129]) Ebendaſelbſt, Bd. XIX., S. 317.

[130]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 176.

[131]) Heine's Werke, Bd. XIII., S. 285.

[132]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 207.

[133]) Heine's Werke, Bd. VI., S. 86.

[134]) Briefe von Heine an Cotta in der Wochenausgabe der Augsburger „Allgemeinen Zeitung,“ Nr. 50—52, vom 13., 20. und 27. December 1867.

[135]) Heine's Werke, Bd. II., S. 13 ff.

[136]) Ebendaſelbſt, S. 18—24.

[137]) Ebendaſelbſt, S. 151—154.

[138]) Ebendaſelbſt, Bd. XIX., S. 323.

[139]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 183.

[140]) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 328. — Maximilian Heine beſtätigt in ſeinen „Erinnerungen“ ebenfalls, daß ſein Bruder während ſeines Münchener Aufenthaltes ſich viel in vornehmer Geſellſchaft bewegte. Die auf S. 75 ff. ſeines Buches erzählte ſchmutzige Anekdote vom „Aſtrolabium“ ſteht jedoch in ſchroffſtem Widerſpruche mit Allem, was den nächſten Freunden des Dichters über ſeinen geſellſchaftlichen Takt im Umgange mit gebildeten Kreiſen bekannt geworden iſt. Wenn H. Heine im Salon einer Münchener Gräfin und in Gegenwart junger Damen ſo cyniſche Reden, wie ſein Bruder ſie ihm in den Mund legt, wirklich geführt hätte, würde ihm die Dame vom Hauſe ſicherlich weder die Hand zum Kuſſe gereicht, noch ihn als „ungezogenen Liebling der

Grazien“ bekomplimentiert haben, — eine Bezeichnung, die, beiläufig bemerkt, erſt in viel ſpäterer Zeit auf Heine angewandt worden iſt. Alle Zeugniſſe ſtimmen darin überein, daß der Dichter, welcher ſich in ſeinen Schriften manchen frivolen Witz geſtattete, im perſönlichen Umgang dem weiblichen Geſchlechte die zarteſte Rückſicht bewies, und in ſeinen Scherzen anſtändigen Damen gegenüber von ausgeſuchter Feinheit war. Ein Beiſpiel davon berichtet Adolf Stahr in ſeinem Buche „Zwei Monate in Paris,“ Bd. II., S. 338: Heine beſuchte in München mit einer Dame, die für ſein bekanntes Gedicht vom Fichtenbaum und der Palme ſchwärmte, einſt die Gemäldegalerie, wo ihnen ein kleines reizendes Genrebild auffiel. Es ſtellte ein Mädchen dar, das über dem Leſen eines Buches, welches ſie auf den Knieen hält, eingeſchlafen iſt, und dem ein junger Burſche mit einer Kornähre leiſe unter die Naſe fährt, um ſie aufzuwecken. Dies Bild ließ Heine der Freundin von einem jungen Maler kopieren, und um ſie mit ihrer überſchwänglichen Begeiſterung zu necken, ſchrieb er auf das offene Blatt des Buches mit ganz feiner Schrift jenes Gedicht vom Fichtenbaum.

[141] Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 173 und 174.

[142] Ebendaſelbſt, S. 177.

[143] Wochenblatt der A. A. Ztg., Nr. 50, vom 13. December 1867.

[144] Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 185 ff.

[145] Wochenblatt der A. A. Ztg., Jahrgang 1867, Nr. 50.

[146] Heine's Werke, Bd. XIX., S. 324.

[147] Ebendaſelbſt, S. 319.

[148] Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 181 ff.

[149] Heine's Werke, Bd. II., S. 145.

[150] Ebendaſelbſt, Bd. XIX., S. 324.

[151] Wochenblatt der A. A. Ztg., Jahrgang 1867, Nr. 50. — Durchaus unglaubwürdig klingt die von Maximilian Heine auf S. 74 ſeiner „Erinnerungen“ mitgeteilte Anekdote, wonach der Dichter einer bairiſchen Prinzeſſin, die ihn zum Kaffe in ihr Palais entbieten ließ, die malitiöſe Antwort zugeſandt hätte: er ſei gewohnt, den Kaffe dort einzunehmen, wo er auch zu Mittag geſpeiſt habe. H. Heine war nicht der ſtolze Republikaner, der die Gelegenheit zur Anknüpfung fürſtlicher Bekanntſchaften ausſchlug, — am wenigſten gar zu einer Zeit, wo er ſo begierig danach trachtete, das Wohlwollen des Königs für ſich zu gewinnen.

[152] Heine's Werke, Bd. XIX., S. 337.

[153] Tjutſchew's „Lyriſche Gedichte“ ſind 1861 in einer deutſchen Überſetzung von Heinrich Noé (München, bei E. A. Fleiſchmann) erſchienen.

[154] Heine's Werke, Bd. XIX., S. 340 ff.

[155] Der neuhochdeutſche Parnaß, von Johannes Minckwitz (Leipzig, Arnold'ſche Buchhandlung, 1861), S. 649.

[156] Heine's Werke, Bd. XII., S. 50.

[157] Ebendaſelbſt, Bd. XIX., S. 330 ff.

[158] Wochenblatt der A. A. Ztg., Jahrgang 1857, Nr. 50.

[159] Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 183.

[160] Heine's Werke, Bd. XIII., S. 244—266.

[161] Wochenblatt der A. A. Ztg., Jahrgang 1867, Nr. 50.

[162] Heine's Werke, Bd. XIX., S. 345.

[163] Ebendaſelbſt, S. 348 und 370.

[164] Ebendaſelbſt, Bd. II., S. 30. — In dem mir vorliegenden Original-
euillon der „Reiſe von München nach Genua“ bemerkt H. Heine noch genauer,
ſein Bruder Maximilian ihn bis Bad Kreuth an der Tyroler Grenze begleitet
be. Zum Widerſpruche mit dieſer Angabe erzählt Herr Maximilian Heine in
nen „Erinnerungen“ (S. 81—85), daß er mit dem Bruder in Lucca geweſen
und dort mit ihm jenes Thee-Abenteuer erlebt habe, das H. Heine in Theodor
n Kobbe's Novellen-Almanach „Die Weſernymphe“ (Bremen, Kaiſer, 1831)
it ergötzlicher geſchildert hat, und das auch in ſeinen ſämmtlichen Werken
d. XIII., S. 183 ff.) abgedruckt iſt. — Die geringe Zuverläſſigkeit der An-
ben des Max. Heine'ſchen Buches, welche wir an anderer Stelle ausführlicher
beleuchten gedenken, macht daſſelbe leider zu einer ſehr trüben Quelle, aus
r nur mit Vorſicht zu ſchöpfen iſt. Wir verweiſen in dieſer Beziehung u. A.
f die Beilage der A. A. Ztg. Nr. 132, vom 30. Juni 1868, woſelbſt Dr. Ernſt
rſter, der Schwiegerſohn Jean Paul's und Herausgeber ſeines literariſchen
chlaſſes, den von Maximilian Heine (auf S. 199—201) erzählten Beſuch
an Paul's bei Salomon Heine in Hamburg und das „anſehnliche Geldgeſchenk,“
lches der reiche Bankier ihm beim Abſchiede gemacht habe, für pure Erfindungen
r Max. Heine'ſchen Phantaſie erklärt.

[165] Heine's Werke, Bd. II., S. 51, 56, 47 und 48.

[166] Welchen abſurden Mißverſtändniſſen die humoriſtiſche Ausdrucksweiſe
eine's zuweilen unterlag, davon giebt die Einſendung eines „gebornen Tyrolers“
Nr. 13 des Müllner'ſchen „Mitternachtsblattes“ vom 22. Januar 1829 ein
erzhaftes Beiſpiel. Heine hatte die Anfangskapitel der Reiſe von „München
ch Genua“ im Stuttgarter „Morgenblatte“ vom 1.—12. December 1828
röffentlicht. Sofort ließ ihm jener biedere Tyroler in der erwähnten Nummer
s „Mitternachtsblattes“ eine „Wohlverdiente Abfertigung“ angedeihen, in wel-
er der Einſender mit ernſthafteſter Entrüſtung die Behauptung zurückwies, als
ien die „rothen Hoſen“ des Kaiſers die einzige Urſache des Heldenkampfes von
809 geweſen! Das war doch ſelbſt dem hämiſchen Müllner zu arg, der zwar die
iegserklärung des ultrapatriotiſchen Tyrolers aufnahm, aber in einer angehängten
edaktionsnote den philiſterhaften Beweis antrat, daß jene Äußerung Heine's „allem
ermuthen nach bloß zum Scherz gemacht werden, um die Schreibart zu würzen.“

[167] Heine's Werke, Bd. II., S. 106—110.

[168] Ebendaſelbſt, S. 123 und 124.

[169] Ebendaſelbſt, S. 85—87.

[170] Ebendaſelbſt, S. 129 ff.

[171] Ebendaſelbſt, Bd. IX., S. 95 und 225.

[172] Ebendaſelbſt, Bd. XIX., S. 330.

[173] Ebendaſelbſt, S. 326 ff.

[174] Ebendaſelbſt, S. 336 ff.

[175] Briefe von Metternich, Stägemann, Heine ꝛc., S. 230.

[176] Heine's Werke, Bd. XIX., S. 347.

[177] Ebendaſelbſt, Bd. I., S. 187. — Die Immermann'ſchen Xenien, welche beſonders den Zorn Platen's erregt hatten, lauteten:

Öſtliche Dichter.

Groß mérite iſt es jetzo, nach Saadi's Art zu girren,
Doch mir ſcheint's egal gepudelt, ob wir öſtlich, weſtlich irren.

Sonſten ſang beim Mondenſcheine Nachtigall, von Philomele;
Wenn jetzt Bulbul flötet, ſcheint es mir denn doch dieſelbe Kehle.

Alter Dichter, du gemahnſt mich als wie Hameln's Rattenfänger;
Pfeifſt nach Morgen, und es folgen all' die lieben kleinen Sänger.

Aus Bequemlichkeit verehren ſie die Kühe frommer Inden,
Daß ſie den Olympos mögen nächſt in jedem Kuhſtall finden.

Von den Früchten, die ſie aus dem Gartenhain von Schiras ſtehlen,
Eſſen ſie zu viel, die Armen, und vomieren dann Gaſelen.

„Ganz bewältigt er die Sprache": ja, es iſt, ſich todt zu lachen,
Seht nur, was für tolle Sprünge läſſet er die Arme machen!

[178] „Daß die Epigramme auf mich und Rückert gehen, daß wir Beide die ‚kleinen Sänger' ſind, unterliegt keinem Zweifel," ſchrieb Platen dem Grafen Friedrich Fugger. Nachlaß des Grafen Auguſt von Platen, Bd. II., S. 99.

[179] Ebendaſelbſt, S. 87, 89 und 99.

[180] Heine's Werke, Bd. II., S. 298.

[181] Nachlaß des Grafen A. v. Platen, Bd. II., S. 145 und 150.

[182] Heine's Werke, Bd. XIX., S. 347.

[183] Zwei Monate in Paris, von Adolf Stahr, Bd. II., S. 359. — Wenn dort erzählt wird, daß Heine direkt von London nach Italien gekommen ſei, und noch von London her eine große Anzahl engliſcher Banknoten bei ſich geführt habe, ſo beruhen dieſe Angaben entſchieden auf einem Irrthume. Das Geld, welches Heine 1827 in London übrig behalten und einſtweilen an Varnhagen geſchickt hatte, war ihm von Letzterem im Mai 1828 laut Ordre in Geſtalt eines Wechſels auf Frankfurt nach München geſandt worden. Vgl. die Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 183 und 185.

[184] Heine's Werke, Bd. XIX., S. 328.

[185] Der ſchlichte Denkſtein auf dem Grabe Samſon Heine's trägt die Inſchrift:

Nun liege ich und ſchlafe, erwache
einſt, denn der Herr erhält mich. Ps. C. 3.

Hier ruhet
Samſon Heine
aus Hannover,
geſtorben im 64. Jahre
ſeines Alters d. 2. Dec. 1828.
Ruhe ſanft, edle Seele!

[189] Die Mutter des Dichters hat ihre letzte Schlummerſtatt nicht neben Vater, ſondern auf dem inzwiſchen eingerichteten neuen iſraelitiſchen Fried in Hamburg gefunden. Der einfache Sandſtein auf ihrem Grabe trägt der Vorderſeite die Inſchrift: „Hier ruhet Betty Heine, geb. v. Geldern, in Düſſeldorf d. 27. Nov. 5531, geſt. 3. Sept. 5619." Auf der Rückſeite as Geburts- und Sterbejahr nach chriſtlicher Zeitrechnung angeführt. — dieſer Gelegenheit ſei bemerkt, daß Heinrich Laube in ſeinen „Erinnerun an Heinrich Heine" (Gartenlaube, Jahrgang 1868, Nr. 1 und 2) unerklär weiſe die alte, durch Nichts motivierte Fabel wieder auftiſcht, als ob Heine's ter Chriſtin geweſen ſei. Der „verführeriſche Witz" der „gemiſchten Ab mung," welche „Heine's literariſches Weſen prächtig erklären" ſoll — daß imlich „aus einer Miſchung chriſtlichen Adels und jüdiſcher Race entſproſſen könne, und vom Mutterleibe aus romantiſches Mittelalter, eingeweicht in ende Geiſtesſchärfe, darſtelle" — dieſer gewaltſame Witz der Racentheorie in den thatſächlichen Abſtammungsverhältniſſen des Dichters nicht den eſten Anhalt. Eben ſo unrichtig iſt die Angabe Laube's, daß Heine ſeiner ter eine „Schrift" gewidmet habe, wenn darunter etwas Anderes als die nten zwei Sonette (Heine's Werke, Bd. XV., S. 108 u. 109 [77 u. 78]) anden ſein ſoll.

[190] Nichts iſt abſurder, als der Eifer, mit welchem Herr Maximilian Heine thun ſucht, daß auch ſein Bruder Heinrich „allezeit mit großer Liebe über land und mit vollſter Hochachtung über Rußlands Monarchen geſprochen" „Wer wollte leugnen," heißt es auf S. 98 der „Erinnerungen," „daß ie und da in Heine's Worten und Schriften über Rußlands innere Ver iſſe, Mißbräuche und Unzulänglichkeiten, die bereits einer hiſtoriſchen angehören, auch ſarkaſtiſche, ſatiriſche Bemerkungen eingeſchlichen (!!) haben. aber würde Heine, wenn er noch die Morgenröthe des geiſtigen Aufſchwungs eutigen Rußlands, wenn er die Epoche Alexander's II. erlebt hätte, wie e er das neue Rußland beglückwünſcht haben!" Der Recenſent des Heine'ſchen Buches in der „Wiener Zeitung" (Nr. 121, vom 21. Mai hat bereits auf das köſtlich naive „eingeſchlichen" in obigem Satze rkſam gemacht, und mit gerechtfertigtem Spotte darauf hingewieſen, daß ckwünſche bekanntlich die ſtarke Seite der Heine'ſchen Lyrik waren!"

[191] Heine's Werke, Bd. XXI., S. 169.

[192] Ebendaſelbſt, S. 184.

[193] Ebendaſelbſt, S. 225.

[194] Maximilian Heine's „Erinnerungen ꝛc.," S. 86.

[192] Heine's Werke, Bd. XXI., S. 288 ff. — Über das inſolente Benehmen des Herrn Guſtav Heine in der beregten Angelegenheit vgl. die Anmerkung ebendaſelbſt, S. 286 ff.

[193] Ebendaſelbſt, S. 266 und 279.

[194] So erzählt Auguſt Lewald in ſeinen „Aquarellen aus dem Leben," Bd. II., S. 107. Nach Lewald's Mittheilungen hätte H. Heine ſchon in Italien den Tod ſeines Vaters erfahren.

[195] Zwei Monate in Paris, von Adolf Stahr, Bd. II., S. 359.

[196] Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 192.

[197] Rahel, ein Buch des Andenkens für ihre Freunde, Thl. III., S. 373 und 377 ff.

[198] Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 187 ff.

[199] Rahel, ein Buch des Andenkens, Thl. III., S. 384.

[200] Heine's Werke, Bd. XIX., S. 354.

[201] Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 189—192. — Vgl. auch Heine's Werke Bd. IV., S. 198—201, und Bd. XI., S. 138—143.

[202] Wochenblatt der A. A. Ztg., Jahrgang 1867, Nr. 50.

[203] Heine's Werke, Bd. XIX., S. 362.

[204] Heinrich Stieglitz, eine Selbſtbiographie, herausg. von L. Curtze, S. 96 und 112.

[205] Maximilian Heine's „Erinnerungen" ꝛc., S. 78 ff.

[206] Heine's Werke, Bd. XIX., S. 356 ff. — Heine logierte in Helgoland bei Brother Nickels.

[207] Ebendaſelbſt, S. 376.

[208] Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 195.

[209] Heine's Werke, B[illegible] ff.

[210] Briefe von Stä[illegible]nich, Heine ꝛc., S. 197.

[211] Geſellſchafter [illegible]ebruar 1830.

[212] Briefe von [illegible]ch, Heine ꝛc., S. 204.

[213] „Litterariſch[illegible] vom 16. Januar 1830.

[214] Heine's We[illegible] Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. [illegible]04.

[215] Siehe den erſt[illegible] S. 199.

[216] Michael Beer's [illegible].

[217] Heine's Werke, [illegible] — Vgl. auch Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., [illegible]6.

[218] Heine's Werke, Bd. XIX., S. 403.

[219] Nachlaß des Grafen Platen, Bd. II., S. 71.

[220] Ebendaſelbſt, S. 87 und 98.

[221] Ebendaſelbſt, S. 151.

[222] Ebendaſelbſt, S. 99 und 100.

[223] Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik, Jahrgang 1829, S. 601.

[224] Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 196.

[225] Ebendaſelbſt, S. 360 ff.

[226] Heine's Werke, Bd. XIX., S. 364, 367 und 373.

[227] Silhouetten und Reliquien, von K. M. Kertbeny (Wien und Prag, Kober und Markgraf, 1861), Bd. I., S. 236.

[228] Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 217, und Heine's Werke, Bd. XIX., S. 405.

[229] Heine's Werke, Bd. II., S. 234–238.

[230] Ebendaſelbſt, Bd. I., S. 87.

[231] Ebendaſelbſt, Bd. II., S. 268 ff.

[232] Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 195.

[233] Aquarelle aus dem Leben, von Auguſt Lewald, Bd. II., S. 107.

[234] „Der Kompaß," Nr. 38, vom 20. September 1857.

[235] Eduard Beurmann's „Skizzen aus den Hanseſtädten" (Hanau, Fr. König, 1836), S. 211.

[236] „Der Kompaß," Nr. 37, vom 13. September 1857.

[237] L. Wienbarg's Wanderungen durch den Thierkreis, S. 147 ff.

[238] Erlebniſſe, von F. W. Gubitz, Bd. II., S. 269.

[239] „Der Kompaß," Nr. 38.

[240] Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 216.

[241] Lewald's „Aquarelle aus dem Leben," Bd. II., S. 93 ff.

[242] Heine's Werke, Bd. XIX., S. 408.

[243] Lewald's „Aquarelle," Bd. II., S. 121.

[244] „Der Kompaß," Nr. 37.

[245] Ebendaſelbſt.

[246] Lewald's „Aquarelle," Bd. II., S. 101–105. — Vgl. Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 225 und 227.

[247] Das erſte dieſer Spottgedichte iſt häufig — u. A. in der Pariſer Zeitung „Vorwärts" vom Jahre 1844 (vgl. die Erinnerungen Franz Wallner's in der „Gartenlaube," Jahrgang 1862, S. 202) — Heine ſelbſt zugeſchrieben worden. Beide Gedichte ſind jedoch ſchon im Jahre 1828 mit Wilhelm Neumann's Unterſchrift im „Geſellſchafter" abgedruckt, und finden ſich auch in Neumann's Schriften (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1835), Bd. II., S. 239. — Ein anderes, ſehr form- und geiſtloſes Paſquill auf die Heine'ſche Muſe, das 1830 in der Berliner „literariſchen (Mittwochs-) Geſellſchaft" vorgeleſen wurde, hat Profeſſor Gubitz unlängſt in ſeinen „Erlebniſſen," Bd. II., S. 271, mitgetheilt.

[248] Vgl. oben die Anm. 164, und Lewald's „Aquarelle," Bd. II., S. 120.

[249] Heine's Werke, Bd. XXI., S. 363.

[250] Lewald's „Aquarelle," Bd. II., S. 112.

[251] Heine's Werke, Bd. IV., S. 218 und 219.

[252] Ebendaſelbſt Bd. XV., S. 254 [287].

[253] Ebendaſelbſt, Bd. XVI. (zweiter Abdruck), S. 191 [168].

[254] Ebendaſelbſt, Bd. IV., S. 216–234.

[255] Lewald's „Aquarelle," Bd. II., S. 111.

156) Heine's Werke, Bd. XI., S. 220 und 221.

157) Ebendaſelbſt, Bd. XIX., S. 379.

158) Ebendaſelbſt, Bd. IV., S. 96.

159) Eduard Beurmann's „Skizzen aus den Hanſeſtädten," S. 231 ff.

160) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 193 und 194.

161) Ebendaſelbſt, S. 202.

162) Ebendaſelbſt, S. 208 und 209.

163) Ebendaſelbſt, S. 214.

164) Ebendaſelbſt, S. 212.

165) Ebendaſelbſt, S. 215 und 216.

166) Ebendaſelbſt, S. 213. — Vgl. Lewald's „Aquarelle," Bd. II., S. 115.

167) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 218 und 219.

168) Heine's Werke, Bd. XII., S. 55 ff.

169) Ebendaſelbſt, S. 101.

170) Ebendaſelbſt, S. 87–89.

171) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 219.

172) Heine verſichert freilich in der Vorrede und in der Nachſchrift ſeines Buches, daß „Die Stadt Lucca" gleichzeitig mit den „Bädern von Lucca" im Sommer 1829 geſchrieben ſei. Er dementiert aber dieſe Angabe durch folgende Worte eines Briefes an Varnhagen vom 19. November 1830: „Sie werden ſich nicht täuſchen laſſen durch meine politiſche Vorrede und Nachrede, worin ich glauben mache, daß das Buch ganz von früherem Datum ſei. In der erſten Hälfte ſind etwa drei Bogen ſchon alt; in der zweiten Hälfte iſt nur der Schlußaufſatz neu."

173) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 219.

174) Ebendaſelbſt, S. 224.

175) Heine's Werke, Bd. II., S. 394.

176) Ebendaſelbſt, S. 396–402.

177) Ebendaſelbſt, Bd. III., S. 6 und 155.

178) Ebendaſelbſt, S. 143 ff.

179) Literaturblatt Nr. 79 und 80 vom 3. und 5. Auguſt 1831.

180) Heine's Werke, Bd. XV., S. 3.

181) Ebendaſelbſt, Bd. II., S. 427.

182) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 220 und 221.

183) Ebendaſelbſt, S. 223 und 224.

184) Ebendaſelbſt, S. 232.

185) „Der Kompaß," Nr. 37.

186) „Der Kompaß," Nr. 38.

187) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 225.

188) Ebendaſelbſt, S. 228. — Übrigens erhielt auch Profeſſor Blume nicht die vakante Stelle, ſondern der bisherige Vicepräſes des Handelsgerichts, Dr. jur. Johann Chriſtian Kauffmann, wurde in der Senatsſitzung vom 12. Januar 1831 zum Syndikus erwählt.

289) Ebendaſelbſt, S. 229 ff.

290) Heine's Werke, Bd. XIV., S. 236—238.

291) Lewald's „Aquarelle,“ Bd. II., S. 116.

292) Ein Abdruck dieſes herrlichen Medaillons iſt gleichfalls im Beſitz des Herrn Campe, welcher nach einem Gipsabguſſe deſſelben kürzlich eine Photographie anfertigen ließ, die unbedingt als das ähnlichſte und zugleich ſchönſte Porträt des Dichters aus ſeinen letzten Lebensjahren gelten darf. — Das Oppenheim'ſche Bild iſt wiederholt durch Druck und Stich vervielfältigt worden; doch entſpricht keine der verſchiedenen Nachbildungen ganz dem Originalporträt. Am beſten iſt noch der kleine Kupferſtich ausgeführt, welcher von J. Fleiſchmann angefertigt wurde; mangelhafter ſind der bei F. König in Hanau erſchienene große Steindruck und die Lithographie im dritten Hefte der „Galerie der ausgezeichnetſten Iſraeliten“ (Stuttgart, Fr. Brodhag, 1835); durchaus verzeichnet iſt der ſchlechte Stahlſtich, welcher dem „Jahrbuch der Literatur für 1839“ vorgeheftet ward.

293) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 231.

294) Heine's Werke, Bd. XI, S. 30 und 34.

295) Ebendaſelbſt, Bd. XIV, S. 241.

296) Ebendaſelbſt, Bd. IV, S. 259—266.

297) Ebendaſelbſt, Bd. VIII, S. 101.

298) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 232, 233 und 238.

299) Lewald's „Aquarelle,“ Bd. II., S. 124.

300) Heinrich Heine; Erinnerungen von Alfred Meißner, S. 67 ff.

301) Charaktermasken, von Alfred Meißner, Bd. II., S. 87 und 88.

302) Heine's Werke, Bd. XIV., S. 256.

303) Ebendaſelbſt, Bd. XXI., S. 140.

304) Das Epigramm Schlegel's auf Heine lautete:

Deinen Ernſt kann ich nicht loben,
Schimpf gelingt dem Spötter nur,
Deine Begeiſtrung iſt verſchroben,
Deine Zoten ſind Natur.

305) Heine's Werke, Bd. VIII, S. 68 und 81—83.

306) H. Heine in Paris, von Ludwig Wihl. — „Telegraph für Deutſchland“, Jahrgang 1838, Nr. 122.

307) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 411, 412, u. Bd. VIII., S. 274—276.

308) Ludwig Börne's Urtheil über H. Heine, S. 6., und Wochenblatt der N. Z. Ztg., Jahrg. 1867, Nr. 51.

309) Heine's Werke, Bd. XI., S. 10.

310) Ebendaſelbſt, S. 10 und 11.

311) Ebendaſelbſt, S. 90—92.

312) Ebendaſelbſt, S. 82 ff.

313) Ebendaſelbſt, Bd. VIII., S. 170 ff.

314) Ebendaſelbſt, S. 168, und Lewald's „Aquarelle,“ S. 122 und 129.

315) Heine's Werke, Bd. VIII., S. 186.

316) Ebendaſelbſt, S. 168.

317) Ebendaſelbſt, Bd. IX., S. 112.

318) Ebendaſelbſt, S. 10–13.

319) Ebendaſelbſt, Bd. VIII., S. 15, und Bd. IX., S. 279.

320) Der in Rede ſtehende Aufſatz fehlt auch in H. Heine's ſämmtlichen Werken, da erſt die kürzlich im Wochenblatte der A. A. Ztg. (Jahrg. 1867, Nr. 51) veröffentlichte Notiz aus dem Briefe Heine's an Cotta vom 7. December 1831 ſeine Urheberſchaft enthüllte.

321) Dieſelben finden ſich in Heine's Werken, Bd. VIII., S. 237–299.

322) „Ich bitte, Herr Baron, ſorgen Sie, daß mir an meinen Artikeln wenig verändert wird, ſie kommen ja doch ſchon cenſirt aus meinem Style", ſchreibt Heine in einem Briefe an Cotta vom 21. April 1832.

323) Heine's Werke, Bd. VIII., S. 53 und 54.

324) Ebendaſelbſt, S. 49.

325) Ebendaſelbſt, Bd. IX., S. 199.

326) Ebendaſelbſt, Bd. VIII., S. 140.

327) Ebendaſelbſt, S. 48 und 55; 52; 56–60 und 342; 195 ff.; 51 und 63; 84 und 92 ff.

328) Ebendaſelbſt, S. 147–151.

329) Ebendaſelbſt, S. 151, 143 und 144.

330) Ebendaſelbſt, S. 164–166.

331) Ebendaſelbſt, S. 280–299.

332) Ebendaſelbſt, S. 268–279.

333) Ebendaſelbſt, S. 72, 155 und 156.

334) Ebendaſelbſt, S. 359–362.

335) L. Börne's geſammelte Schriften, Bd. XII., S. 175.

336) Heine's Werke, Bd. VIII., S. 32, 67, 87, 242, 268, 312; Bd. XI., S. 117 ff.

337) Ebendaſelbſt, S. 311, 312 und 363.

338) Ebendaſelbſt, Bd. IX., S. 13.

339) Ebendaſelbſt, Bd. III., S. 213; Bd. VIII., S. 253 ff.

340) Ebendaſelbſt, Bd. VIII., S. 288.

341) Ebendaſelbſt, Bd. XIV., S. 274.

342) Börne's geſammelte Schriften, Bd. XII., S. 124 ff.

343) Heine's Werke, Bd. XI., S. 177–182.

344) Ebendaſelbſt, Bd. VIII., S. 197–200.

345) Wochenblatt der A. A. Ztg., Jahrg. 1867, Nr. 51.

346) Heine's Werke, Bd. VIII., S. 252 und 253.

347) Ebendaſelbſt, S. 254–257.

348) Ebendaſelbſt, S. 248 und 249.

349) Ebendaſelbſt, S. 61, u. Wochenblatt der A. A. Ztg., Jahrg. 1867, Nr. 51.

350) Wochenblatt der A. A. Ztg., Jahrg. 1867, Nr. 51, und Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 234.

351) Ebendaſelbſt, und Heine's Werke, Bd. VIII., S. 277.

352) Heine's Werke, Bd. XXI., S. 226.

353) Ebendaſelbſt, Bd. XX., S. 15 u. 17, und Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 232.

354) Heine's Werke, Bd. VIII., S. 92.

355) Nur im Frühjahr 1833 wohnte Heine eine Zeitlang im Hôtel d'Espagne, Rue des petits Augustins No. 4, am Quai Malaquais. Da er ſehr häufig ſein Logis gewechſelt, war es uns nicht möglich, ſeine ſämmtlichen Pariſer Wohnungen genau zu ermitteln. Mit Beſtimmtheit können wir nur folgende Data angeben: Seit Neujahr 1836 wohnte er in der Cité Bergère No. 3, Ende März deſſelben Jahres in der benachbarten Rue Cadet No. 18, im Spätſommer wieder in der Cité Bergère No. 4, im Januar des folgenden Jahres ebendaſelbſt No. 3 in ſeiner früheren Wohnung, von wo er im Frühjahr 1837 wieder nach der Rue Cadet No. 18 zog. Im Sommer 1838 ſiedelte er nach der Rue des Martyrs No. 23 über, Anfangs September 1840 nach der Rue Bleue No. 25, in den erſten Oſtertagen 1841 nach der Rue du Faubourg Poissonnière No. 46, wo er fünf Jahre lang wohnen blieb. Bei der Rückkehr aus dem Pyrenäenbade Barèges bezog er im September 1846 eine Wohnung in derſelben Straße No. 41. Nachdem er den Sommer 1847 in Montmorency verbracht hatte, finden wir ihn Mitte Oktober in der Rue de Berlin No. 9 inſtallirt, von wo er ſich Anfangs Februar 1848 nach einer Heilanſtalt in der Rue de Lourcine begab. Den Sommer des Jahres verlebte er in Paſſy, und bezog dann Anfangs Oktober die oft geſchilderte Wohnung in der Rue d'Amsterdam No. 50, welche er am 1. September 1854 mit einem Parterre-Logis in der Grande Rue No. 51, aux Batignolles, vertauſchte, um zwei Monate ſpäter nach der Avenue Matignon No. 3 in den Champs Elysées überzuſiedeln, woſelbſt er bis an ſeinen Tod verblieb.

356) Heine's Werke, Bd. IX., S. 35, — und „Rahel; ein Buch des Andenkens" ꝛc., Thl. III., S. 453 und 454.

357) Heine's Werke, Bd. VIII., S. 38.

358) Ebendaſelbſt, S. 12 und 13.

359) Ebendaſelbſt, S. 16.

360) Ebendaſelbſt, Bd. XX., S. 7.

361) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc. S. 239.

362) Heine's Werke, Bd. VIII., S. 29 und 30.

363) Ebendaſelbſt, S. 19 ff.

364) Ebendaſelbſt, S. 33 ff.

365) Ebendaſelbſt, S. 21 ff.

366) Ebendaſelbſt, S. 26.

367) Allgemeine Zeitung Nr. 14, vom 14. Januar 1833. Die Erklärung Heine's iſt auch abgedruckt in ſeinen Sämmtl. Werken, Bd. XX., S. 10 und 11.

368) Heine's Werke, Bd. XX., S. 7 ff.

[369] Ebendaſelbſt, S. 15, 16 und 51; und Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 239.

[370] L. Börne's geſammelte Schriften, Bd. XII., S. 123 ff.

[371] Heine's Werke, Bd. XX., S. 17.

[372] Enseignement par le Père suprême (Paris, 1832), S. 42.

[373] Ebendaſelbſt, S. 58.

[374] „Rahel; ein Buch des Andenkens" ꝛc., Thl. III., S. 556.

[375] Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 235.

[376] Ebendaſelbſt, S. 239.

[377] Heine's Werke, Bd. X., S. 111 und 112.

[378] Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 252.

[379] Heine's Werke, Bd. XXI., S. 41.

[380] Schriften von O. L. B. Wolff, achtes Bändchen, S. 137.

[381] Heine's Werke, Bd. VI., S. 7 und 8.

[382] Ebendaſelbſt, S. 19 ff.

[383] Ebendaſelbſt, S. 18 und 33 ff.

[384] Ebendaſelbſt, S. 79. ff.

[385] Ebendaſelbſt, Bd. I., S. XLVI. ff.

[386] Ebendaſelbſt, Bd. V., S. 6.

[387] Ebendaſelbſt, S. 133–139.

[388] Ebendaſelbſt, S. 41 und 42.

[389] Ebendaſelbſt, S. 34 und 35.

[390] Ebendaſelbſt, S. 6 und 7.

[391] Siehe die Zeitſchrift: „Unſer Planet," Nr. 21, vom 25. Januar 1832.

[392] Heine's Werke, Bd. XX., S. 7.

[393] Maximilian Heine's Erinnerungen ꝛc., S. 152 und 154.

[394] Heine's Werke, Bd. XIV., S. 35 ff.

[395] Ebendaſelbſt, Bd. III., S. 12.

[396] Ebendaſelbſt, Bd. XIV., S. 34.

[397] Ebendaſelbſt, Bd. III., S. 27.

[398] Ebendaſelbſt, Bd. VI., S. 28 ff.

[399] Ebendaſelbſt, Bd. XIV., S. 213.

[400] Ebendaſelbſt, Bd. XX., S. 7.

[401] Ebendaſelbſt, S. 12.

[402] Ebendaſelbſt, Bd. VI., S. 15.

[403] Ebendaſelbſt, S. 93 und 94.

[404] Ebendaſelbſt, S. 17.

[405] Ebendaſelbſt, Bd. V., S. 49 und 140 ff.; Bd. VII., S. 7 u. 96–98.

[406] Ebendaſelbſt, Bd. V., S. 20 ff.

[407] Ebendaſelbſt, S. 68 und 112 ff.

[408] Ebendaſelbſt, S. 69 und 73 ff.

[409] Ebendaſelbſt, S. 70.

[410] Ebendaſelbſt, S. 80.

611) Ebendaſelbſt, S. 83 und 84.

612) Ebendaſelbſt, S. 264—268.

613) Außerordentliche Beilage Nr. 114 und 115 zu Nr. 86 der A. A. Ztg. vom 27. März 1835. — Heine's Werke, Bd. XX., S. 20 und 21.

614) Heine's Werke, Bd. XX., S. 43.

615) Ebendaſelbſt, Bd. V., S. 85 und 86.

616) Ebendaſelbſt, S. 17, und Bd. XX., S. 216.

617) „Zur neueſten Literatur", von Ludolf Wienbarg (2. Auflage. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1838), S. 129—132.

618) Heine's Werke, Bd. V., S. 261 u. 262; Bd. VI., S. 166 u. 283—294.

619) Ebendaſelbſt, Bd. V., S. 19.

620) Ebendaſelbſt, Bd. VII., S. 113 und 114.

621) Ebendaſelbſt, Bd. XVII., S. 124—127.

622) Beiträge zur Geſchichte der neueſten Literatur, von Karl Gutzkow. Bd. I., S. 80—83.

623) Der Aufſatz von Chasles über Heine wurde zuerſt im März 1835 in der „Revue de Paris," und neuerdings in den „Etudes sur l'Allemagne au XIXe. siècle, par Philarète Chasles" (Paris, Amyot, 1861), S. 269—280, abgedruckt.

624) Abgedruckt in „La Presse" vom 30. November 1837.

625) O. L. B. Wolff's Schriften, achtes Bändchen, S. 22.

626) Literariſche und kritiſche Blätter der Börſenhalle, Nr. 1238, vom 13. Auguſt 1836.

627) Der Jahrgang 1835 des „Literariſchen Zodiakus" enthielt u. A. im Aprilhefte (S. 316—322) eine ſehr tadelnde Beſprechung von Heine's zweitem „Salon"-Bande aus der Feder Theodor Mundt's; im Auguſthefte (S. 128—145) Alexander Jung's „Ausſtellungen über H. Heine," welche ausdrücklich die antichriſtliche Richtung in Deſſen Schriften bekämpften; im Oktoberhefte (S. 281—286) ſehr mißfällige Urtheile von Theodor Mundt über Gutzkow's „Wally" und über Wienbarg's „Wanderungen durch den Thierkreis" ſowie über Deſſen Aufſätze „Zur neueſten Literatur."

628) In dem Aufſatze: „Tieck in Dresden und die literariſchen und ſittlichen Zuſtände in Deutſchland." — Literariſcher Zodiakus, Jahrgang 1836, Januarheft, S. 1—15.

629) Die maßvoll gehaltene Erklärung Auguſt Lewald's in Nr. 13 der A. A. Ztg., vom 9. Januar 1836, gipfelte in dem Satze: „Ich habe nie Etwas drucken laſſen, was gegen den Staat, die Religion und die Sitten verſtößt, und kann mithin, wenn die Tendenzen des ſogenannten jungen Deutſchlands dahin zielen, auch bei demſelben nicht kompromittiert ſein."

630) K. Gutzkow's geſammelte Werke, Bd. XIII., S. xvii.

631) Spaziergänge und Weltfahrten, von Theodor Mundt, Bd. II., S. 166.

632) Heine's Werke, Bd. VI., S. 225 ff.

633) Ebendaſelbſt, Bd. XX., S. 158.

[633] Ebendaſelbſt, S. 193.

[634] Ebendaſelbſt, S. 75.

[635] Ebendaſelbſt, S. 260.

[636] Ebendaſelbſt, S. 39 u. 45 ff.

[637] Ebendaſelbſt, S. 58 ff.

[638] Außerordentliche Beilage zu Nr. 25 der A. A. Ztg. v. 25. Jan. 1836.

[639] Außerordentliche Beilagen der A. A. Ztg. vom 7. und 23. November, 3., 9., 14. und 25. December 1835 und 25. Januar 1836.

[640] Journal des Débats v. 30. Jan., und A. A. Ztg. v. 10. Febr. 1836.

[641] Heine's Werke, Bd. XX., S. 47.

[642] Ebendaſelbſt, S. 69 und 70.

[643] Varnhagen ſchreibt in ſeinen „Tagebüchern," Bd. I., S. 6, unterm 12. März 1836: „Durch den Baron Karl von Schweitzer, den ich früher nie geſehen, empfing ich heute ganz unerwartet einen Brief des Fürſten von Metternich, einen ſchon ſehr alten, denn er iſt noch vom December des vorigen Jahres. Der Fürſt wünſcht Aufſchluß über das junge Deutſchland, und was er darüber ſagt, iſt nicht ohne Liebenswürdigkeit und Geiſt. So ſchmeichelhaft das Ganze für mich gewendet iſt, ſo traurig ſind doch die allgemeinen Betrachtungen, zu denen ich dadurch angeregt bin. Ich ſehe aus Allem gleich die Unmöglichkeit, hier einen Boden des Verſtändniſſes zu gewinnen; mündlich könnte noch Manches aufgehellt werden, aber ſchriftlich iſt es nicht zu hoffen. Dennoch werde ich verſuchen, wie weit es gehen kann; die Hauptſache wird ſein, daß ich meine Anſicht kurz hinſtelle, und es wird dann darauf ankommen, ob mir der Fürſt glaubt, denn erweiſen und durchſtreiten läßt ſich Dergleichen nicht."

[644] Heine's Werke, Bd. XX., S. 65.

[645] Ebendaſelbſt, S. 66, 67 und 69.

[646] Ebendaſelbſt, S. 70–73.

[647] Außerordentliche Beilage zu Nr. 129 der A. A. Ztg. v. 8. Mai 1836.

[648] Heine's Werke, Bd. XX., S. 219.

[649] Ebendaſelbſt, S. 101 ff.

[650] Ebendaſelbſt, S. 152 und 153.

[651] Ebendaſelbſt, S. 103, 133 und 151. Vgl. auch Bd. XIV., S. 90 ff., und Maximilian Heine's „Erinnerungen," S. 163 und 164.

[652] Heine's Werke, Bd. XX., S. 80.

[653] Ebendaſelbſt, S. 84, 85, 86, 97 und 98.

[654] Erinnerungen aus dem Jahre 1848 von Fanny Lewald, Bd. I., S. 101 und 102.

[655] K. Gutzkow's geſammelte Werke, Bd. XIII., S. xxiii.

[656] Heine's Werke, Bd. XX., S. 206.

[657] Ebendaſelbſt, Bd. XIII., S. 205.

[658] „Literariſcher Zodiakus," Jahrg. 1835, Auguſtheft, — auch wieder abgedruckt in Alexander Jung's „Charaktere, Charakteriſtiken und vermiſchte Schriften," Bd. I., S. 1–34.

Heine's Werke, Bd. VII., S. 252.

Ebendaselbst, Bd. XIV., S. 100.

Das Original dieser, von Wecerke, Mindheit, Gräße u. A. citirten,
eilage zu Nr. 286 der A. A. Ztg. vom 13. Oktober 1835 auszugsweise
ilten Erklärung habe ich im „Journal des Débats" nicht aufgefunden.

Heine's Werke, Bd. XIV., S. 73.

Der Aufsatz Ruge's über „Heinrich Heine und seine Zeit" ist in er
Form wieder abgedruckt in Arnold Ruge's gesammelten Schriften,
S. 1 ff.

Heine's Werke, Bd. V., S. 21 und 22.

Ebendaselbst, Bd. XV., S. 8 und 9.

Ebendaselbst, Bd. III., S. 192.

Ebendaselbst, Bd. XX., S. 74.

Ebendaselbst, Bd. XI., S. 239 ff.

Ebendaselbst, Bd. XX., S. 50 und 51.

Ebendaselbst, S. 83, 108 und 161.

Maximilian Heine's Erinnerungen ꝛc., S. 158 und 161.

Heine's Werke, Bd. XX., S. 39, 40 und 44.

Ebendaselbst, Bd. XIV., S. 210 ff.

Alfred Meißner's Erinnerungen an Heinrich Heine, S. 32 ff.

Erinnerungen an H. Heine, von Levin Schücking. Salon, Bd. III.,

Heine's Werke, Bd. XVIII., S. 301 ff. [277 ff.]

„Und wärst du ein Mann, und wärst du nicht krank,
Ich malte dir Was auf den Rücken!"

u. A. in den Venedey'schen Knittelversen in der „Köln. Zeitung."

Heine's Werke, Bd. XXI., S. 411 ff. und 457 ff.

Der Volksfrühling und seine Verkünder. Frühlingsgruß an Deutsch
Redner, von Germanus Pennow. Nürnberg, Hoffmann u. Campe, 1831.

Heine's Werke, Bd. IX., S. 22 und 32.

Die höchst anziehend geschriebene autobiographische Skizze Richard
er's ist in Nr. 5 und 6 der „Zeitung für die elegante Welt" vom 1. und
ruar 1843 abgedruckt.

Erinnerungen an H. Heine, von Heinrich Rehlfe. „Gartenlaube," Jahr
1862, S. 488.

Varnhagen's Tagebücher, Bd. III., S. 124.

Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 236.

Heine's Werke, Bd. XV., S. 6.

Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 251.

Auszug eines Briefes von A. Weill über H. Heine im „Komet" Nr.
vom 16. Oktober 1839.

A. A. Ztg., Beilage zu Nr. 131 vom 11. Mai; und „Argus" Nr. 76,
13. Mai 1837.

[489] Die Studie Théophile Gautier's über H. Heine bildet die Introduktion zur neueſten Ausgabe der franzöſiſchen Verſion der „Reiſebilder."

[490] Ludwig Börne's Urtheil über H. Heine, S. 15.

[491] Gartenlaube, Jahrgang 1868, S. 24 und 25.

[492] Ebendaſelbſt, Jahrgang 1867, S. 671 und 672.

[493] Heine's Werke, Bd. XX., S. 26.

[494] Ebendaſelbſt, S. 28.

[495] Ebendaſelbſt, S. 39.

[496] Ebendaſelbſt, S. 139 und 281.

[497] Alfred Meißner's Erinnerungen an H. Heine, S. 165.

[498] „Über Heinrich Heine," von Schmidt-Weißenfels, S. 11.

[499] Auguſt Lewald's geſammelte Schriften, Bd. VIII., S. 194.

[500] Heine's Werke, Bd. XX., S. 77.

[501] Meißner's Erinnerungen rc., S. 174.

[502] Gartenlaube, Jahrg. 1868, S. 25.

[503] Heine's Werke, Bd. XX., S. 106 und 154.

[504] Meißner's Erinnerungen rc., S. 166.

[505] Maximilian Heine's Erinnerungen rc., S. 174.

[506] Heine's Werke, Bd. XIV., S. 311 und 312.

[507] Ebendaſelbſt, Bd. XX., S. 106.

[508] Meißner's Erinnerungen an H. Heine, S. 172 ff.

[509] Heine's Werke, Bd. XX., S. 86.

[510] Meißner's Erinnerungen, S. 217.

[511] A. Lewald's geſammelte Schriften, Bd. VIII., S. 192.

[512] L. Schücking's Erinnerungen an H. Heine; — Salon, Bd. III., Heft 5, S. 543. — Das einzige, bis jetzt ungedruckte Fragment eines „Rhein- und Weinliedes" von H. Heine befindet ſich in Händen des Herrn Stadtrichters Heinrich Sethe in Berlin, und lautet, wie folgt:

Gewiß, gewiß, der Rath wär' gut,
Hätt' Unſereins kein junges Blut.
Wir trinken aus, wir ſchenken ein,
Wir klopfen an, ſie ruft Herein!

Hat uns die Eine fortgeſchickt,
Die Andre hat uns zugenickt;
Und wird uns hier das Weinglas leer,
Ei nun, es wächſt am Rheine mehr!

[513] Wir entnehmen dieſe Anekdoten einem Aufſatze: „Heine und Rothſchild" in Nr. 27 des „Daheim" vom April 1867, und müſſen dem ungenannten Verfaſſer die Verantwortlichkeit für die Wahrheit ſeiner Erzählungen überlaſſen.

[514] Heine's Werke, Bd. X., S. 130—132.

[515] Ebendaſelbſt, Bd. XVIII., S. 142 [133].

[516] Ebendaſelbſt, Bd. XX., S. 365 und 366.

[517] Ebendaſelbſt, S. 93, 98 und 138.

[518] Maximilian Heine's Erinnerungen rc., S. 158—172.

[519] Heine's Werke, Bd. XX., S. 91—96.

[520] „Götter, Helden, Don-Quixote", von Karl Gutzkow, S. 203—214.

[521] Heine's Werke, Bd. X., S. 152.

) Ebendaſelbſt, S. 180 ff.
) Silhouetten und Reliquien ꝛc., von K. M. Kertbeny, Bd. I., S. 238.
) Heine's Werke, Bd. XX., S. 100.
) Gartenlaube, Jahrgang 1868, S. 26.
) Heine's Werke, Bd. XX., S. 165.
) Ebendaſelbſt, S. 166.
) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 243.
) Ebendaſelbſt, S. 244 und 246 ff. — Der in Rede ſtehende Brief hat
ber weder im Nachlaſſe des Miniſters von Werther, noch im Archive des
teriums der auswärtigen Angelegenheiten zu Berlin vorgefunden.
) Heine's Werke, Bd. XX., S. 167.
) Varnhagen's Tagebücher, Bd. I., S. 79.
) Heine's Werke, Bd. XX., S. 180 und 181.
) Telegraph für Deutſchland Nr. 119, vom Juli 1838.
) Die rothe Mütze und die Kapuze. Zum Verſtändnis des Görres'ſchen
cismus. Von Karl Gutzkow. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1838.
) Laube's Erinnerungen an Heine; — Gartenlaube, Jahrgang 1868,
7.
) Heine's Werke, Bd. XX., S. 129 und 163.
) Mundt's Spaziergänge und Weltfahrten, Bd. II., S. 169; — Laube's
rungen, Gartenlaube, Jahrg. 1868, S. 9; — Über H. Heine, von
idt-Weißenfels, S. 20.
) Heine's Werke, Bd. XX., S. 119, 120, 123, 126, 127, 131, 136,
148, 162 und 164.
) Heine's Werke, Bd. XX., S. 247.
) Vgl. z. B. den unerquicklichen Aufſatz „Schriftſtellernöthen“ und die
r Parodie der Bibl'ſchen Erklärung, — ebendaſelbſt, S. 211—244.
) Ebendaſelbſt, S. 249.
) Börne's Leben, von Karl Gutzkow (Hamburg, 1840), S. 217.
) Heine's Werke, Bd. XII., S. 112.
) Ludwig Börne's Urtheil über H. Heine, S. 6—24.
) Börne's Leben, von Gutzkow, S. 240 ff.
) Börne's geſammelte Schriften, Bd. XII., S. 128—131.
) Börne's Leben, von Gutzkow, S. 243.
) Börne's geſammelte Schriften, Bd. VII., S. 248 ff.
) Börne's Leben, von Gutzkow, S. 239.
) Heine's Werke, Bd. XII., S. 179.
) K. Gutzkow's Beiträge zur Geſchichte der neueſten Literatur, Bd. I.,
3 ff.
) Heine's Werke, Bd. XII., S. 238 ff.
) Ebendaſelbſt, S. 21 und 22.
) Ebendaſelbſt, S. 184.
) Ebendaſelbſt, S. 16—18.

[556] Gartenlaube, Jahrgang 1868, S. 26. — Vgl. Heine's Werke, Bd. XX., S. 266. und 267.

[557] A. Meißner's Erinnerungen an H. Heine, S. 79 ff.

[558] Ludwig Börne's Urtheil über H. Heine. Ungedruckte Stellen aus den Pariſer Briefen. Als Anhang: Stimmen über H. Heine's letztes Buch, aus Zeitblättern. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer, 1840.

[559] Wer über die unerquickliche Affäre der „falſchen Ohrfeigengeſchichte" und über die Urſachen der langen Verzögerung des Duells Ausführliches nachleſen mag, den verweiſen wir auf H. Heine's Werke, Bd. XX., S. 292 ff.

[560] Heine's Werke, Bd. XXI., S. 51 und 52.

[561] Gartenlaube, Jahrgang 1867, S. 672. — Ausführliches über die Angriffe des „National" und des „Charivari" auf Heine's Charakter als politiſcher Schriftſteller enthält die A. A. Ztg. Nr. 1, vom 1. Januar 1845.

[562] Heine's Werke, Bd. XXI., S. 85.

[563] Ebendaſelbſt, Bd. XX., S. 334, 335 und 354.

[564] Ebendaſelbſt, Bd. X., S. 8, 10; 55, 56; 58—60; 88—91; 211—213, und 230.

[565] Ebendaſelbſt, Bd. IX., S. 15 ff. Vgl. auch die Äußerungen Heine's über den Kommunismus in den „Geſtändniſſen", — Heine's Werke, Bd. XIV., S. 267—276. „Es hilft Alles Nichts", ſagte er im Oktober 1855 zu Adolf Stahr, „die Zukunft gehört unſeren Feinden, den Kommuniſten, und Louis Napoleon iſt nur ihr Johannes. Glauben Sie denn, daß der liebe Gott nur zum Spaß dieſe letzte grandioſe Komödie aufzuführen erlaubt hat? Wenn ihn die Kommuniſten auch heute noch verleugnen, er weiß beſſer, als ſie, daß dann noch eine Zeit kommen wird, wo ſie an ihn glauben lernen werden."

[566] Heine's Werke, Bd. IX., S. 30 und 31.

[567] Nachträglich eingeſchoben ſind u. A. der erſte, vierundzwanzigſte, fünfzigſte und zweiundfünfzigſte Brief, welche eine ziemlich ſcharfe Kritik des Julikönigthums enthalten, während z. B. in dem Berichte vom 22. Mai 1841 (Heine's Werke, Bd. IX., S. 278) die Stelle ausgemerzt worden iſt, wo, ſehr im Widerſpruche mit den ſpäteren Ereigniſſen, behauptet wird: „Die Franzoſen können Ludwig Philipp nicht entbehren, und an ſeine Erhaltung iſt die übrige geknüpft. Derſelbe Spießbürger, der es nicht der Mühe werth hält, die Ehre des Königs gegen Verleumdungen zu vertheidigen, ja, der ſelber bei Braten und Wein auf den König losſchmäht, er würde dennoch beim erſten Trommelruf mit Säbel und Flinte herbei eilen, um Ludwig Philipp zu ſchützen, ihn, den Bürgen ſeiner eigenen politiſchen Wohlfahrt und ſeiner gefährdeten Eigenthumsintereſſen." — Die erheblichſten, auf Louis Napoleon und die Möglichkeit eines neuen Bonapartiſtenregimentes bezüglichen Stellen, welche in der „Lutetia" getilgt worden ſind, finden ſich in Heine's ſämmtlichen Werken, Bd. IX., S. 78 und 79, 116—119, 147, und 165—166. Es heißt dort u. A.: „Trotzdem, daß der Bonapartismus tiefe Sympathien im Volke findet, und auch die große Zahl der Ehrgeizigen, die ſich nicht für eine

er entſcheiden wollen, in ſich aufnimmt, trotzdem glaube ich nicht, daß er ſo
ld den Sieg davontragen möchte; käme er aber zur Herrſchaft, ſo dürfte auch
ſe nicht von langer Dauer ſein, und ſie würde ganz wie die frühere napo-
niſche Regierung nur eine kurze Vermittelungsperiode bilden." „Der Prinz
dwig Bonaparte," heißt es einige Monate ſpäter in einem Korreſpondenz-
tikel vom 1. Oktober 1840, „iſt in der That für immer verloren, nicht nur
uch den Narrenſtreich von Boulogne, ſondern durch den größern Narrenſtreich,
n er beging, als er den Herrn Berryer, den ſchlauen Sachwalter der Kar-
ten, zu ſeinem Vertheidiger wählte!"

[568] Heine's Werke, Bd. XX., S. 350.

[569] Ebendaſelbſt, Bd. XI., S. 373 und 374.

[570] Ebendaſelbſt, Bd. XVII., S. 236 [218].

[571] Ebendaſelbſt, S. 5–8.

[572] Ebendaſelbſt, S. 119 [111], und Bd. XXI., S. 55.

[573] Ebendaſelbſt, Bd. XVII., S. 37 ff. [35 ff.]

[574] Ebendaſelbſt, Bd. XXI., S. 55.

[575] Ebendaſelbſt, Bd. XIV., S. 213 und 214.

[576] Ebendaſelbſt, Bd. XXI., S. 54.

[577] Ebendaſelbſt, Bd. XVII., S. 252–262 [231–241].

[578] Maximilian Heine's Erinnerungen ꝛc., S. 175.

[579] Vgl. das Gedicht „Nachtgedanken", — Heine's Werke, Bd. XVII.,
. 270 [248 ff.].

[580] „Unſere Zeit," neue Folge, vierter Jahrgang, Heft V., S. 347.

[581] Heine's Werke, Bd. XVII., S. 149 [140].

[582] Ebendaſelbſt, S. 5.

[583] Ebendaſelbſt, Bd. XX., S. 190. Vgl. Gutzkow's Brief an Heine vom
. Auguſt 1838, — „Telegraph für Deutſchland", Jahrg. 1839, Nr. 1, 75 und 76.

[584] Heine's Werke, Bd. XX., S. 336 und 345.

[585] Silhouetten und Reliquien ꝛc., von K. M. Kertbeny, Bd. I., S. 237.

[586] Vgl. Heine's Werke, Bd. XXI., S. 339 und 352.

[587] Ebendaſelbſt, S. 4, 19 und 20.

[588] Ebendaſelbſt, Bd. XX., S. 110.

[589] Ebendaſelbſt, S. 146, 147, 148, 149, 150, 157, 184, 186, 187, 201,
89, 337, 360, und Bd. XXI., S. 1, 3, 10, 11, 17 und 20.

[590] Ebendaſelbſt, Bd. XXI., S. 32.

[591] Ebendaſelbſt, S. 49.

[592] Ebendaſelbſt, S. 21–24.

[593] Ebendaſelbſt, S. 26 ff.

[594] Das Original dieſer, in franzöſiſcher Sprache ausgeſtellten Vollmacht
t gegenwärtig im Beſitze des Herrn Julius Campe jr.; eine wortgetreue Ab-
chrift derſelben befindet ſich in meinen eigenen Händen.

[595] Heine's Werke, Bd. XXI., S. 38 und 39.

[596] Ebendaſelbſt, S. 34 und 35.

[597] Ebendaſelbſt, S. 49 und 50.

[598] Ebendaſelbſt, S. 62—64.

[599] Ebendaſelbſt, S. 54.

[600] Ebendaſelbſt, S. 65, 69 und 71.

[601] Ebendaſelbſt, S. 67 und 68.

[602] Ebendaſelbſt, S. 75 und 76.

[603] Ebendaſelbſt, S. 73 und 74.

[604] Ebendaſelbſt, S. 37, 38, 41, 48 und 53; Bd. XX., S. 186.

[605] Heine's Werke, Bd. XXI., S. 42.

[606] Ebendaſelbſt, S. 45 und 47.

[607] Ebendaſelbſt, S. 53, 55 und 56. Vgl. Bd. XVIII., S. 339 [303 und 304].

[608] „Paris 1847," von Heinrich Laube, S. 17—19.

[609] Heine's Werke, Bd. XXI., S. 67, 72 und 78.

[610] Ebendaſelbſt, S. 66. — Der von Steinmann in den „Briefen von H. Heine", Bd. II., S. 192 ff. mitgetheilte Brief an Dieffenbach iſt, wie viele andere Stücke jener Sammlung, ein plumpes Falſifikat.

[611] Heine's Werke, Bd. XXI., S. 79 ff., 84 und 85.

[612] Ebendaſelbſt, Bd. IX., S. 84, 104, 110 und 114; Bd. X., S. 35, 36 und 276 ff.

[613] Ebendaſelbſt, Bd. XXI., S. 136—138.

[614] Abgedruckt in Maximilian Heine's „Erinnerungen" ꝛc., S. 113—115.

[615] Heine's Werke, Bd. XXI., S. 229.

[616] Herr Maximilian Heine hat in ſeinen „Erinnerungen ꝛc." nur die Teſtamentsentwürfe vom 27. September 1846 und vom 10. Juni 1848 mitgetheilt, und dabei (auf S. 112 ſeines Buches) die ſeltſame Anmerkung hinzugefügt, daß „in einem ſpäteren Kodicill, wegen der Todesfälle von Detmold, Mignet, Chriſtiani und Veränderung mancher Verhältniſſe, einige andere Verfügungen getroffen werden." Es iſt ihm alſo ganz unbekannt, daß Detmold, Chriſtiani und Mignet alle Drei den Dichter überlebt haben, ja daß der treffliche Mignet heute noch unter den Lebenden wandelt! Was ſoll man aber dazu ſagen, daß Herr Maximilian Heine gar keine Kenntnis von dem wirklich vollzogenen, einzig rechtskräftig gewordenen Teſtamente ſeines Bruders zu haben ſcheint, von welchem der andere Bruder, Herr Guſtav Heine, ſchon im April 1856 einige Paragraphen im Wiener „Fremdenblatte" veröffentlichte! Wir theilen das ganze Dokument nachſtehend zum erſten Male vollſtändig in wortgetreuer deutſcher Überſetzung mit:

Vor den unterzeichneten Notaren zu Paris, Herrn Ferdinand Léon Ducloux und Herrn Charles Louis Emile Reuſſe; und in Gegenwart von

1) Herrn Michel Zacot, Bäcker, wohnhaft zu Paris, Rue d'Amſterdam Nr. 60; und

2) Herrn Eugène Greuche, Gewürzkrämer, wohnhaft zu Paris, Rue d'Amſterdam Nr. 52;

Welche beide Zeugen den geſetzlich vorgeſchriebenen Bedingungen entſprechen, wie ſie den unterzeichneten Notaren auf ſeparat an Jeden von ihnen gerichtete Anfrage erklärt haben;

Und im Schlafzimmer des nachfolgend benannten Herrn Heine, belegen im zweiten Stock eines Hauſes, Rue d'Amſterdam Nr. 50; in welchem Schlafzimmer, das durch ein auf den Hof gehendes Fenſter erhellt wird, die obengenannten, vom Teſtator gewählten Notare und Zeugen ſich auf ausdrückliches Verlangen Desſelben verſammelt haben,

Erſchien

Herr Heinrich Heine, Schriftſteller und Doktor der Rechte, wohnhaft zu Paris, Rue d'Amſterdam Nr. 50;

Welcher, krank an Körper, aber geſunden Geiſtes, Gedächtniſſes und Verſtandes, wie es den genannten Notaren und Zeugen bei der Unterhaltung mit ihm vorgekommen iſt, — im Hinblick auf den Tod, dem genannten Herrn Ducloux, in Gegenwart des Herrn Rouſſe und der Zeugen, ſein Teſtament in folgender Weiſe diktiert hat:

§. 1. Ich ernenne zu meiner Univerſalerbin Mathilde Creſcence Heine, geb. Mirat, meine rechtmäßige Ehefrau, mit welcher ich ſeit vielen Jahren meine guten und ſchlimmen Tage verbracht habe, und welche mich während der Dauer meiner langen und ſchrecklichen Krankheit gepflegt hat. Ich vermache ihr als volles und völliges Eigenthum, und ohne jede Bedingung oder Beſchränkung, Alles, was ich beſitze und was ich bei meinem Ableben beſitzen mag, und alle meine Rechte auf irgend ein künftiges Beſitzthum.

§. 2. Zu einer Epoche, wo ich an eine begüterte Zukunft für mich glaubte, habe ich mich meines ganzen literariſchen Eigenthums unter ſehr mäßigen Bedingungen entäußert; unglückliche Ereigniſſe haben ſpäter das kleine Vermögen, welches ich beſaß, verſchlungen, und meine Krankheit geſtattet mir nicht, meine Vermögensverhältniſſe zu Gunſten meiner Frau etwas zu verbeſſern. Die Penſion, welche ich von meinem verſtorbenen Oheim Salomon Heine inne habe, und welche immer die Grundlage meines Budgets war, iſt meiner Frau nur theilweiſe zugeſichert; ich ſelbſt hatte es ſo gewollt. Ich empfinde gegenwärtig das tiefſte Bedauern, nicht beſſer für das gute Auskommen meiner Frau nach meinem Tode geſorgt zu haben. Die eben erwähnte Penſion meines Oheims repräſentierte im Princip die Rente eines Kapitals, welches dieſer väterliche Wohlthäter nicht gern in meine geſchäftsunkundigen Poetenhände legen wollte, um mir beſſer den dauernden Genuß davon zu ſichern. Ich rechnete auf dies mir zugewieſene Einkommen, als ich eine Perſon an mein Schickſal knüpfte, die mein Oheim ſehr ſchätzte, und der er manches Zeichen liebevoller Zuneigung gab. Obwohl er in ſeinen teſtamentariſchen Verfügungen Nichts in officieller Weiſe für ſie gethan hat, ſo iſt doch nichtsdeſtoweniger anzunehmen, daß ſolches Vergeſſen vielmehr einem unſeligen Zufalle als den Gefühlen des Verſtorbenen beizumeſſen iſt; er, deſſen Freigebigkeit ſo viele Perſonen bereichert hat, die ſeiner Familie und ſeinem Herzen fremd waren, darf nicht einer kärglichen

Knauſerei beſchuldigt werden, wo es ſich um das Schickſal der Gemahlin eines Neffen handelte, der ſeinen Namen berühmt machte. Die geringſten Winke und Worte eines Mannes, der die Großmuth ſelber war, müſſen als großmüthig ausgelegt werden. Mein Vetter Karl Heine, der würdige Sohn ſeines Vaters, iſt ſich mit mir in dieſen Gefühlen begegnet, und mit edler Bereitwilligkeit iſt er meiner Bitte nachgekommen, als ich ihn erſuchte, die förmliche Verpflichtung zu übernehmen, nach meinem Ableben meiner Frau als lebenslängliche Rente die Hälfte der Penſion zu zahlen, welche von ſeinem ſeligen Vater herrührte. Dieſe Übereinkunft hat am 25. Februar 1847 ſtattgefunden, und noch rührt mich die Erinnerung an die edlen Vorwürfe, welche mein Vetter, trotz unſerer damaligen Zwiſtigkeiten, mir über mein geringes Vertrauen in ſeine Abſichten Betreffs meiner Frau machte; als er mir die Hand als Unterpfand ſeines Verſprechens reichte, drückte ich ſie an meine armen kranken Augen und benetzte ſie mit Thränen. Seitdem hat ſich meine Lage verſchlimmert und meine Krankheit hat viele Hilfsquellen verſiegen machen, die ich meiner Frau hätte hinterlaſſen können. Dieſe unvorhergeſehenen Wechſelfälle und andere gewichtige Gründe zwingen mich, von Neuem mich an die würdigen und rechtlichen Gefühle meines Vetters zu wenden: ich fordere ihn dringend auf, meine eben erwähnte Penſion nicht um die Hälfte zu ſchmälern, indem er ſie nach meinem Tode auf meine Frau überträgt, ſondern ihr dieſelbe unverkürzt auszuzahlen, wie ich ſie bei Lebzeiten meines Oheims bezog. Ich ſage ausdrücklich: „Wie ich ſie bei Lebzeiten meines Oheims bezog", weil mein Vetter Karl Heine ſeit nahezu fünf Jahren, ſeit meine Krankheit ſich ſtark verſchlimmert hat, die Summe meiner Penſion thatſächlich mehr als verdoppelte, für welche edelmüthige Aufmerkſamkeit ich ihm großen Dank ſchulde. Es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß ich nicht nöthig gehabt hätte, dieſen Appell an die Freigebigkeit meines Vetters zu richten; denn ich bin überzeugt, daß er mit der erſten Schaufel Erde, die er, nach ſeinem Rechte als mein nächſter Anverwandter, auf mein Grab werfen wird, wenn er ſich zur Zeit meines Abſcheidens in Paris befindet, all' jene peinlichen Beklagniſſe vergeſſen wird, die ich ſo ſehr bedauert und durch ein langwieriges Sterbelager geſühnt habe; er wird ſich dann gewiß nur unſerer einſtmaligen herzlichen Freundſchaft erinnern, jener Verwandtſchaft und Übereinſtimmung der Gefühle, die uns ſeit unſerer zarten Jugend verband, und er wird der Wittwe ſeines Freundes einen echt väterlichen Schutz angedeihen laſſen; aber es iſt für die Ruhe der Einen wie der Andern nicht unnütz, daß die Lebenden wiſſen, was die Todten von ihnen begehren.

§. 3. Ich wünſche, daß nach meinem Ableben all' meine Papiere und meine ſämmtlichen Briefe ſorgfältig verſchloſſen und zur Verfügung meines Neffen Ludwig von (?) Embden gehalten werden, dem ich meine fernerweitigen Beſtimmungen über den Gebrauch, den er davon machen ſoll, ertheilen werde, ohne Präjudiz für die Eigenthumsrechte meiner Univerſalerbin.

§. 4. Wenn ich ſterbe, bevor die Geſammtausgabe meiner Werke erſchienen iſt, und wenn ich nicht die Leitung dieſer Ausgabe habe übernehmen können, oder ſelbſt wenn mein Tod eintritt, bevor ſie beendet iſt, ſo bitte ich meinen Verwandten, Herrn Doktor Rudolf Chriſtiani, mich in der Leitung dieſer Publikation zu erſetzen, indem er ſich ſtreng an den Proſpektus hält, den ich ihm zu dieſem Zweck hinterlaſſen werde. Wenn mein Freund, Herr Campe, der Verleger meiner Werke, irgendwelche Änderungen in der Art und Weiſe wünſcht, wie ich meine verſchiedenen Schriften in dem genannten Proſpektus geordnet habe, ſo wünſche ich, daß man ihm in dieſer Hinſicht keine Schwierigkeiten bereite, da ich mich immer gern ſeinen buchhändleriſchen Bedürfniſſen gefügt habe. Die Hauptſache iſt, daß in meinen Schriften keine Zeile eingeſchaltet werde, die ich nicht ausdrücklich zur Veröffentlichung beſtimmt habe, oder die ohne die Unterſchrift meines vollſtändigen Namens gedruckt worden iſt; eine angenommene Chiffre genügt nicht, um mir ein Schriftſtück zuzuſchreiben, das in irgend einem Journal veröffentlicht worden, da die Bezeichnung des Autors durch eine Chiffre immer von den Chefredakteuren abhing, die ſich niemals die Gewohnheit verſagten, in einem bloß mit einer Chiffre bezeichneten Artikel Änderungen am Inhalt oder der Form vorzunehmen. Ich verbiete ausdrücklich, daß unter irgendwelchem Vorwande irgend ein Schriftſtück eines Andern, ſei es ſo klein wie es wolle, meinen Werken angehängt werde, falls es nicht eine biographiſche Notiz aus der Feder eines meiner alten Freunde wäre, den ich ausdrücklich mit einer ſolchen Arbeit betraut hätte. Ich ſetze voraus, daß mein Wille in dieſer Beziehung, d. h. daß meine Bücher nicht dazu dienen, irgend ein fremdes Schriftſtück ins Schlepptau zu nehmen oder zu verbreiten, in ſeinem vollen Umfange loyal befolgt wird.

§. 5. Ich verbiete, meinen Körper nach meinem Hinſcheiden einer Autopſie zu unterwerfen; nur glaube ich, da meine Krankheit oftmals einem ſtarrſüchtigen Zuſtande glich, daß man die Vorſicht treffen ſollte, mir vor meiner Beerdigung eine Ader zu öffnen.

§. 6. Wenn ich mich zur Zeit meines Ablebens in Paris befinde, und nicht zu weit von Montmartre entfernt wohne, ſo wünſche ich auf dem Kirchhofe dieſes Namens beerdigt zu werden, da ich eine Vorliebe für dies Quartier hege, wo ich lange Jahre hindurch gewohnt habe.

§. 7. Ich verlange, daß mein Leichenbegängnis ſo einfach wie möglich ſei, und daß die Koſten meiner Beerdigung nicht den gewöhnlichen Betrag derjenigen des geringſten Bürgers überſteigen. Obſchon ich durch den Taufakt der lutheriſchen Konfeſſion angehöre, wünſche ich nicht, daß die Geiſtlichkeit dieſer Kirche zu meinem Begräbniſſe eingeladen werde; ebenſo verzichte ich auf die Amtshandlung jeder andern Prieſterſchaft, um mein Leichenbegängnis zu feiern. Dieſer Wunſch entſpringt aus keiner freigeiſtigen Anwandlung. Seit vier Jahren habe ich allem philoſophiſchen Stolze entſagt, und bin zu religiöſen Ideen und Gefühlen zurückgekehrt; ich ſterbe im Glauben an einen einzigen Gott, den ewigen Schöpfer der Welt, deſſen Erbarmen ich anflehe für meine unſterbliche Seele. Ich bedauere, in meinen Schriften zuweilen von heiligen Dingen ohne die ihnen ſchuldige Ehrfurcht geſprochen zu haben, aber ich wurde mehr durch den Geiſt meines Zeitalters als durch meine eigenen Neigungen fortgeriſſen. Wenn ich unwiſſentlich die guten Sitten und die Moral beleidigt habe, welche das wahre Weſen aller monotheiſtiſchen Glaubenslehren iſt, ſo bitte ich Gott und die Menſchen um Verzeihung. Ich verbiete, daß irgend eine Rede, deutſch oder franzöſiſch, an meinem Grabe gehalten werde. Gleichzeitig ſpreche ich den Wunſch aus, daß meine Landsleute, wie glücklich ſich auch die Geſchicke unſrer Heimat geſtalten mögen, es vermeiden, meine Aſche nach Deutſchland hinüber zu führen; ich habe es nie geliebt, meine Perſon zu politiſchen Poſſenſpielen herzugeben. Es war die große Aufgabe meines Lebens, an dem herzlichen Einverſtändniſſe zwiſchen Deutſchland und Frankreich zu arbeiten, und die Ränke der Feinde der Demokratie zu vereiteln, welche die internationalen Vorurtheile und Animoſitäten zu ihrem Nutzen ausbeuten. Ich glaube mich ſowohl um meine Landsleute wie um die Franzoſen wohlverdient gemacht zu haben, und die Anſprüche, welche ich auf ihren Dank beſitze, ſind ohne Zweifel das werthvollſte Vermächtnis, das ich meiner Univerſalerbin zuwenden kann.

§. 8. Ich ernenne Herrn Maxime Jaubert, Rath am Kaſſations-Gerichtshofe, zum Teſtamentsvollſtrecker, und ich danke ihm für die bereitwillige Übernahme dieſes Amtes.

Das vorliegende Teſtament iſt ſo von Herrn Heinrich Heine diktiert, und ganz von der Hand des Herrn Ducloux, eines der unterzeichneten Notare, geſchrieben worden, wie es der Teſtator ihm diktiert hat, Alles in Gegenwart der benannten Notare und der Zeugen, welche, darüber befragt, erklärt haben, daß ſie nicht mit dem Erblaſſer verwandt ſeien.

Und nachdem es, in Gegenwart derſelben Perſonen, dem Teſtator vorgeleſen worden, hat er erklärt, dabei als bei dem genauen Ausdruck ſeines Willens zu verharren.

Geſchehen und vollzogen zu Paris im oben bezeichneten Schlafzimmer des Herrn Heine.

Im Jahre achtzehnhundert einundfünfzig, Donnerstag den dreizehnten November, gegen ſechs Uhr Nachmittags.

Und nach abermaliger vollſtändiger Vorleſung haben der Teſtator und die Zeugen nebſt den Notaren unterzeichnet.

[617] Heine's Werke, Bd. XXI., S. 91 und 112.

[618] Ebendaſelbſt, S. 128, 146 und 154.

[619] Ebendaſelbſt, S. 101.

[620] „Paris 1847", von Heinrich Laube, S. 14; und Gartenlaube, Jahrgang 1868, S. 26 und 27.

[621] L. Schücking's Erinnerungen an H. Heine, — Salon, Bd. III., Heft 5, S. 549.

[622] Erinnerungen aus dem Jahre 1848, von Fanny Lewald, Bd. I., S. 104 und 208.

[623] Heine's Werke, Bd. XXI., S. 115.

[624] Ebendaſelbſt, S. 132.

[625] Alfred Meißner's Erinnerungen an H. Heine, S. 95—100.

[626] Maximilian Heine's „Erinnerungen“ ꝛc., S. 183.

[627] Heine's Werke, Bd. XXI., S. 136 ff.

[628] Ebendaſelbſt, S. 138, 144, 165, 169 und 170.

[629] „Zwei Monate in Paris“, von Adolf Stahr, Bd. II., S. 366. — Vgl. die Erinnerungen an H. Heine, von Heinrich Rohlfs, in der „Gartenlaube“, Jahrg. 1862, S. 475 u. 487; — und den Bericht eines Beſuches bei dem kranken Dichter von F. v. Hohenhauſen, im „Magazin für die Literatur des Auslandes“ vom 19. März 1853.

[630] Gartenlaube, Jahrgang 1862, S. 474.

[631] Wir entnehmen dieſe Schilderung einem in der Wiener „Iris“ abgedruckten Berichte des Herrn M. Etienne über ſeine Beſuche bei H. Heine im Winter 1851.

[632] Heine's Werke, Bd. XXI., S. 263 und 264.

[633] A. Meißner's Erinnerungen an H. Heine, S. 15—17.

[634] Heine's Werke, Bd. XXI., S. 216.

[635] Ebendaſelbſt, Bd. XVIII., S. 6.

[636] Vgl. die Gedichte „An die Engel“, „Babyloniſche Sorgen“ und „Ich war, o Lamm, als Hirt beſtellt“, — ebendaſelbſt, S. 176, 256 und 334 [160, 234 und 308].

[637] A. Meißner's Erinnerungen ꝛc., S. 167 ff.

[638] Heine's Werke, Bd. XXI., S. 118, 129, 190 und 394.

[639] Erinnerungen an H. Heine, von Heinrich Rohlfs, — Gartenlaube, Jahrg. 1862, S. 489.

[640] Heine's Werke, Bd. XXI., S. 293 und 307.

[641] Ebendaſelbſt, S. 143 und 278.

[642] „Paris 1847“, von Heinrich Laube, S. 19.

[643] Heine's Werke, Bd. XIV., S. 152 und 153.

[644] Ebendaſelbſt, Bd. V., S. 256 und 257.

[645] Revolutionäre Studien aus Paris, von Alfred Meißner, Bd. I., S. 192 ff.

[646] Zwei Monate in Paris, von Adolf Stahr, Bd. II., S. 310 ff., 322 und 334.

[647] Heine's Werke, Bd. XXI., S. 148, 149—151, 311 und 313.

[648] Vgl. S. 301 dieſes Bandes.

[649] Heine's Werke, Bd. XV., S. 348 [253], und Bd. XVI., S. 221 [195].

[650] Ebendaſelbſt, Bd. XVIII., S. 8—13.

[651] Ebendaſelbſt, S. 11.

[652] Ebendaſelbſt, Bd. XIV., S. 266—293.

[653] „Der kranke Dichter in Paris“, von F. v. Hohenhauſen, im „Magazin für die Literatur des Auslandes“ vom 19. März 1853.

[654] Vgl. die Briefe aus Helgoland, Heine's Werke, Bd. XII., S. 62—76;

— die Vorrede zur zweiten Auflage des zweiten „Salon“-Bandes, Bd. V., S. 24–27; — und die „Geſtändniſſe,“ Bd. XIV., S. 293–297, und 302–308.

[598] Heine's Werke, Bd. XIV., S. 328 und 329; Bd. XVIII, S. 336 [310].

[599] Ebendaſelbſt, S. 297 ff.

[600] Ebendaſelbſt, S. 294–308; Gartenlaube, Jahrg. 1865, S. 9; und A. Meißner's Erinnerungen ꝛc., S. 138–151.

[601] Heine's Werke, Bd. XVIII., S. 161, 166, 253–254, und 340–343 [147, 148, 152, 231–232, und 313–317].

[602] Ebendaſelbſt, S. 167, 169, 182, 252 und 351 [152, 154, 165, 230 und 324].

[603] „Waldeinſamkeit“, — ebendaſelbſt, S. 107–113 [101–106].

[604] Ebendaſelbſt, S. 315 [292].

[605] Ebendaſelbſt, Bd. XXI., S. 358, 359 und 447.

[606] Gartenlaube, Jahrgang 1868, S. 9. — Als Kurioſität mag erwähnt werden, daß Dr. Hermann Schiff durch das Heine'ſche „Tanzpoem“ zu einer barock-geiſtreichen „Tanznovelle“: „Die Waiſe von Tamarie“ (Hamburg, Hoffmann und Campe, 1855), veranlaſſt ward, deren Inhalt auf der ins minutiöſeſte Detail durchgeführten Fiktion einer beabſichtigten Aufführung des „Fauſt“-Balletes in einer norddeutſchen Reſidenz beruht.

[607] Zur Würdigung des offenherzigen Freimuths, mit welchem der ſcharfſichtige Verleger dem befreundeten Dichter gegenüber ſein Recht der Kritik behauptete, laſſen wir hier die auf das „Waterloo“-Fragment bezügliche Stelle eines Briefes von Campe an Heine folgen. „Ihr Manuſkript habe ich geleſen,“ ſchreibt er unterm 17. April 1854. „Über die Gedichte habe ich kein Urtheil. Die ‚Geſtändniſſe‘ und ‚Waterloo‘ machen mir Ihretwegen große Sorge. Sie ſcheinen zu vergeſſen, daß Sie deutſcher Schriftſteller ſind. Mit geballter Fauſt ſchlagen Sie der ganzen deutſchen Bevölkerung ins Angeſicht, und zwar auf Unkoſten der Franzoſen! ‚Waterloo‘ ſchmeichelt den Franzoſen, und beſonders Napoleon III. Als Sie im ‚Buch Le Grand‘ Napoleon I. feierten, damals ſtanden die Dinge anders wie heute. Für Napoleon I. fanden ſich Bewunderer in Menge unter uns, und der denkende Theil unter den Deutſchen erkannten ſein Streben und waren Napoleoniſten, alſo ſeine Freunde. Ihre Anklänge waren enthuſiaſtiſch, jugendlich und glühend, ohne Nebenzwecke und Nebengedanken — mit dieſen Gefühlen konnten Sie nichts Vortheilhaftes erzielen wollen, es galt für reine Liebe und Bewunderung des Genies, und fand daher keine Rüge. Heute gebe ich Ihnen gerne zu, daß die Welt Napoleon III. nicht entbehren kann, er gehört in das Koncert der Staaten, wie in die Uhr die ‚Unruhe‘, ſonſt bleibt ſie ſtehen. Dieſe Anerkennung, ſo richtig ſie ſein mag, giebt ihm noch nicht (auch keinen Franzoſen nicht) die Befugnis, auf Koſten der Deutſchen ſo hoch gehoben zu werden, wie Sie es gethan. Ich garantiere Ihnen, daß dieſe beiden Sachen Sie um den Reſt Ihrer Popularität unter den Deutſchen bringen, bei denen Sie weit ſchlechter angeſchrieben ſtehen, als Sie es vermuthen. Daher bitte ich um eine Reviſion und ernſte Ausmerzung alles Ver-

leſenden für das deutſche Gefühl, um hoffähig zu bleiben, Einlaß zu behalten, daß man die Thüre nicht vor Ihren Produkten verſchließt."

[665] Heine's Werke, Bd. XXI, S. 424.

[666] Ebendaſelbſt, Bd. XV, S. 24.

[667] Ein Abend bei H. Heine, von H. W...... n (A. Weiß), — Gartenlaube, Jahrg. 1865, S. 8.

[668] Wir laſſen zum Vergleich der verſchiedenen Überſetzungen ein paar kurze Proben folgen:

„Leiſe klingt durch mein Gemüth."

Doucement, au fond de mon coeur j'entends les tintements d'une mélodie gracieuse. Résonne, petite chanson printanière, résonne et envole-toi dans l'espace.

Envole-toi dans l'espace, va jusqu'à la demeure où les plus belles fleurs s'épanouissent. Si tu aperçois une rose, dis-lui que je lui envoie mes plus empressés compliments.

(Taillandier.)

Quelle suave sonnerie
Traverse mon ame en chantant?
Résonne au loin sur la prairie,
O jeune chanson de printemps!

Va voir la violette éclose,
Porte mes voeux à chaque fleur;
Et si tu rencontre une Rose,
Dis-lui le salut de mon coeur!

(Schuré.)

„Ein Fichtenbaum ſteht einſam".

Un sapin isolé se dresse sur une montagne aride du Nord. Il sommeille; la glace et la neige l'enveloppent d'un manteau blanc.

Il rève d'un palmier, qui, là-bas, dans l'Orient lointain, se désole solitaire et taciturne sur la pente d'un rocher brûlant.

(Gérard de Nerval.)

Un pin se dresse solitaire,
Au nord, sur un âpre sommet,
Il sommeille; le froid lui met
Un blanc manteau qui traine à terre.
Il rève d'un palmier lointain
Qui, sous le feu de la torride,
Triste et seul sur un roc aride,
Pleure en silence son destin.

(Marelle.)

Sur un mont chenu de Norwége
Un pin se dresse triste et seul.
Il dort — et l'éternelle neige
Le couvre d'un épais linceul.
Il rève d'un palmier splendide,
Qui loin dans l'Orient vermeil
Languit seul sous un ciel torride,
Sur un roc brûlé du soleil.

(Schuré.)

[669] Heine's Werke, Bd. XXI, S. 328.

[670] Ebendaſelbſt, S. 427.

[671] Vgl. über dieſe Angelegenheit die Anmerkung ebendaſelbſt, S. 286 ff.

[672] A. Meißner's Erinnerungen ꝛc., S. 242 ff. Vgl. auch die Mittheilungen über Heine's Mouche in Meißner's „Kleinen Memoiren", S. 141 ff.

[673] Heine's Werke, Bd. XVIII., S. 326, 327, 344 und 345 ff. [301, 302, 317 und 319 ff.]

[614] Ebendaſelbſt, Bd. XXI., S. 429—432.

[615] Außer den bereits erwähnten franzöſiſchen Überſetzungen der Heine'ſchen Werke, denen wir noch eine metriſche Überſetzung des „Lyriſchen Intermezzo" von Paul Riſtelhuber (Paris, Poulet-Malaſſis & de Broiſe, 1858) und die „Poésies allemandes" de J. P. Hebel, Th. Koerner, L. Uhland et H. Heine, traduites par **Maximin Buchon** (Salins, Cornu, 1846) hinzufügen, ſind uns folgende Übertragungen in fremde Sprachen bekannt geworden: Ins Engliſche wurden Heine's ſämmtliche Gedichte überſetzt von Edgar Alfred Bowring (London, Henry G. Bohn, 1861), — das „Buch der Lieder" von J. E. Wallis (London, Chapman & Hall, 1856) und von Charles G. Leland (Philadelphia, Frederick Leypoldt, 1864), — die „Reiſebilder" ebenfalls von Letzterem (Philadelphia, John Weik, 1856). — die Abhandlungen „Zur Geſchichte der neueren ſchönen Literatur in Deutſchland" von G. W. Haven (Boſton, James Munroe & Co.; 1836). — Ins Ungariſche wurden einzelne Lieder des Dichters, nach Angabe Kertbeny's (Silhouetten und Reliquien ꝛc., Bd. I, S. 248), am beſten von Pap Endre, Kerenyi Frigyes, Szemere Miklos, Dobſa Lajos, Szaß Karoly, Tükei Karoly und Gyulai Pal überſetzt. — Die meiſterhafte Übertragung des „Buches der Lieder" und der „Neuen Gedichte" ins Italiäniſche von Bernardino Zendrini hat bereits eine zweite Auflage (Milano, Tipografia Internazionale, 1867) erlebt. — Eine ſchwediſche Überſetzung der „Romantiſchen Schule" erſchien, nach einer Notiz der „Poſaune" vom 7. September 1838, im Sommer jenes Jahres. Auch ſoll eine, mir gleichfalls unbekannte Überſetzung des „Buches der Lieder" in Stockholm herausgekommen ſein. — Von einer holländiſchen Übertragung ausgewählter Schriften H. Heine's durch A. van der Hoop (Schiedam, Roelants, 1856) iſt meines Wiſſens ſeither nur der erſte Theil veröffentlicht worden. — Ins **Norwegiſche** wurde die Tragödie „William Ratcliff" durch **Phare Crawfurd** unter dem angenommenen Namen Theodor Storm (Chriſtiania, Bergh & Elleſen, 1864) überſetzt. — In däniſcher Nachdichtung kamen mir nur einzelne Lieder zu Geſichte. — Eine ruſſiſche Überſetzung der „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski" iſt 1862 bei Ferdinand Schneider in Berlin erſchienen. Auch hat Herr Pleſchtſchejew den „William Ratcliff" zu einem Operntexte verarbeitet, der von Herrn Cui komponiert und im verfloſſenen Winter auf der ruſſiſchen Opernbühne zu St. Petersburg aufgeführt worden iſt. — Über die japaneſiſche Überſetzung des „Buches der Lieder," welche gegen Ende der dreißiger Jahre in Nangaſaki gedruckt wurde, berichtete damals die engliſche Review von Calkutta in einem ausführlichen Artikel (Vgl. Heine's Werke, Bd. XIV., S. 326 ff.).

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Druckfehler-Berichtigungen.

Erſter Band.

S. 335, Z. 10 v. u. ſtatt $^{209)}$ lies $^{208)}$.

Zweiter Band.

S. 4, Z. 7 v. o. ſtatt und ſolcher lies ein ſolcher.
S. 36, Z. 2 v. o. ſtatt gekünſtelte Mentren lies künſtelten Metren.
S. 37, Z. 1 v. u. ſtatt ein verweſte lies eine verweſte.
S. 83, Z. 8 v. u. ſtatt Glas lies Gras.
S. 83, Z. 3 v. u. ſtatt träume lies träum'
S. 299, Z. 18 v. o. ſtreiche er.
S. 277, Z. 9 v. o. ſtatt ſchöben lies ſchnöben.
S. 301, Z. 1 v. u. ſtatt wohlfeilen Präſidente lies wohlfeile Präſidenten;
S. 354, Z. 3 v. o. ſtatt uber die lies aus der.
S. 399, Z. 8 v. o. ſtatt Kappriccios lies Kapriccios.
S. 407, Z. 19 v. o. ſtatt ſeinen lies ſeinem.
S. 443, Z. 5 v. o. ſtatt auf lies aufs.
S. 444, Z. 11 v. o. ſtatt dem lies den.
S. 496, Z. 3 v. u. ſtreiche das eine Herr.
S. 497, Z. 19 v. o. ſtatt Zuſtemilien lies Juſtemilien

Inhalt.

Seite

Zweites Buch.

1. Die „Reiſebilder" 3
2. London 64
3. Das „Buch der Lieder" 78
4. In München 98
5. Die italiäniſche Reiſe 131
6. Die Julirevolution 175

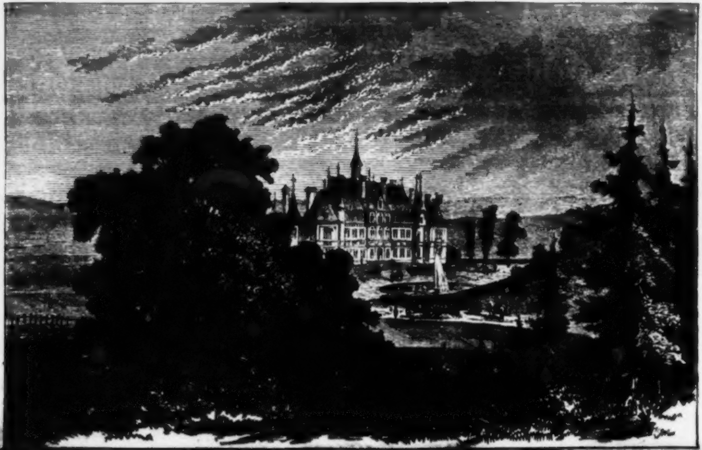
Drittes Buch.

1. Erſte Eindrücke von Paris 229
2. Heine als Vermittler des franzöſiſchen Geiſtes in Deutſchland 250
3. Der Saint-Simonismus 284
4. Heine als Vermittler des deutſchen Geiſtes in Frankreich 320
5. Das junge Deutſchland 349
6. Schriftſtellernöthen 397
7. Die politiſche Tendenzpoeſie 470

Viertes Buch.

1. Der Erbſchaftsſtreit 495
2. Die Matratzengruft 520
Anmerkungen 575

Druck von Franz Duncker's Buchdruckerei in Berlin.



„Alldeutſchland, in Frankreich hinein!"

Kriegserinnerungen

von

Adolf Strodtmann,

Berichterſtatter im Hauptquartier der dritten Armee.

Erſte Hälfte:

Von Berlin bis Verſailles.

Mit einem Titelbilde
von
Carl Junk,
Architekten der norddeutſchen Botſchaft
zu Paris.

Berlin.
A. Duncker's Buch-Verlag.
(Gebrüder Paetel).
1871.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Ueberſetzungsrecht vorbehalten.

Inhalt.

Seite
An Deutſchlands Krieger 1
Auf der Reiſe nach dem Kriegsſchauplatze 3
Eröffnung des Feldzuges. — Die Erſtürmung von Weißenburg . . . 14
Die Schlacht von Wörth 22
Durch Elſaß und Lothringen . . . . [illegible]
Die Beſchießung von Toul 58
Die Kämpfe um Sedan 70
Auf dem Schlachtfelde von Sedan 100
In der Champagne 102
Raſt auf dem Marſche 137

An Deutſchlands Krieger.

(Berlin, den 18. Juli 1870).

Die Kriegsdrommeten dröhnen durchs deutſche Vaterland,
Sie rufen mit ſchmetternden Tönen: Auf! nehmt das Schwert zur Hand!
Den Höhnern unſerer Ehre zahlt heim nun Schimpf und Spott!
Steht auf vom Fels zum Meere! Helft euch, ſo hilft euch Gott!

Mag wieder blutig toſen der Sturm der Völkerſchlacht,
Der einſt ſchon die Franzoſen zu ſchmählichem Fall gebracht!
Sie ſollen's heut erfahren, daß wir zuſammen ſtehn
Noch wie vor fünfzig Jahren, wo Deutſchlands Banner wehn!

Hei, tapfere Preußenknaben von Weichſel, Elb' und Rhein,
Hei, luſt'ge Bayern und Schwaben von Donau, Lech und Main,
Hei, wackere Sachſen und Heſſen, und Brüder vom Nordſeeſtrand,
Wollt ruhmvoll jetzt euch meſſen im Kampf fürs Vaterland!

Laßt ruhen Zwiſt und Hader des alten trotzigen Muths —
Iſt deutſch in jeder Ader doch jeder Tropfen Bluts!
Der Zwietracht Schatten entſchwinden, ſobald der Hahn gekräht,
Kein Deutſcher iſt zu finden, der Deutſchland je verräth!

Was konſervativ? Wir Alle ſind heut konſervativ,
Weil uns zum Schutz vorm Falle das Vaterland berief!
Als Fortſchrittmänner ſtürmen wir vorwärts alleſammt,
Bis hoch von allen Thürmen das Siegesfeuer flammt!

Nicht eher ſei beſchieden uns froher Willkommsgruß,
Bis wir dem Feind den Frieden diktirt am Seinefluß!
Es blinken die Schwerter und Speere! Zum Rhein und über den Rhein!
Mit Gott für Deutſchlands Ehre in Frankreichs Herz hinein!

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Auf der Reiſe zum Kriegsſchauplatze.

Mittwoch, den 27. Juli, Morgens neun Uhr, verließ ich Berlin mit einem Militairzuge der Potsdamer Eiſenbahn, welcher nach Hannover beſtimmt war. Langſam ſetzte ſich die impoſante Wagenreihe in Bewegung, Tücher wurden geſchwenkt, Hurrahrufe erſchollen aus der verſammelten Menge, und wurden jubelnd von den Soldaten erwiedert, welche hier dicht zuſammen gedrängt auf den ſchmalen Holzbänken ſaßen, dort aufrecht neben ihren Pferden ſtanden, dort wieder rittlings auf dem Lauf einer Kanone hockten, oder in waghalſiger Stellung auf dem Trittbrett und an den zurückgeſchobenen Thüren eines Gepäckwagens hingen.

Die Reiſegefährten in meinem Waggon waren faſt ſämmtlich Landwehrleute, welche die Mobilmachungsordre aus weiter Ferne in ihre Heimath zurückgeführt hatte, und welche freudig zu ihren Fahnen eilten. Einer darunter kam aus dem ſüdlichen Ungarn; er war ſechs Tage und ſechs Nächte hindurch gereiſt, und hatte auf allen öſterreichiſchen und preußiſchen Bahnen freie Beförderung gefunden. Der Etappencommandant auf dem Potsdamer Bahnhofe, Oberſtlieutenant von G., hatte ſein Geſuch um freie Weiterfahrt nach Magdeburg, wo er ſich der Militairbehörde zu ſtellen gedachte, dringend befürwortet — trotzdem mußte der brave Gefreite ſein Billet bezahlen, weil der dienſtthuende Beamte erklärte, daß zur Erlangung freier Fahrt in jedem einzelnen Falle erſt die Genehmigung der Direction einzuholen ſei, wozu ohne großen Zeitverluſt ſelten die Möglichkeit vorhanden war. Dies unpatriotiſche Benehmen einer deutſchen Bahnverwaltung ſtand übrigens vereinzelt da; auf allen anderen Linien ſind die einberufenen Landwehrleute mit den Militairzügen koſtenfrei befördert worden.

In den erſten vierzehn Tagen nach der Erklärung des Krieges konnte es noch zweifelhaft ſcheinen, ob der Vorſprung in den Kriegsrüſtungen der Franzoſen dieſen nicht geſtatten würde, einen raſchen Vorſtoß auf Baden, Würtemberg und die Pfalz zu machen, und ſo die Schreckniſſe des Feldzugs mindeſtens für den Anfang auf deutſches Gebiet hinüber zu tragen. Weßhalb ſonſt hatten der Kaiſer und ſeine Räthe den Weltfrieden ſo muthwillig geſtört, weßhalb hatten ſie die Kriegserklärung in ſo unnöthiger Weiſe übereilt, wenn nicht der Verſuch einer Ueberrumpelung der deutſchen Grenzſtaaten in ihrem Plane lag? Es iſt ſchwer, auf dieſe Frage jetzt ſchon eine genügende Antwort zu geben. Höhere Generalſtabsofficiere, mit denen ich in Berlin geſprochen, legten von vornherein ein überraſchendes Vertrauen an den Tag, daß unſere Heere früher als die franzöſiſchen ſchlachtfertig an der Grenze ſtehen würden. Sie deuteten in ihren Unterhaltungen darauf hin, daß dem franzöſiſchen Militaircommando zur Beförderung von Truppen nach dem Elſaß nur zwei Bahnrouten, über Metz und Nanzig, zur Verfügung ſtünden, während das vielverzweigte Eiſenbahnnetz des weſtlichen Deutſchlands der raſchen Hinſendung unſerer Truppen nach dem Kriegsſchauplatze ungleich größere Vortheile böte. Durch geſchickte Benutzung aller Haupt- und Nebenbahnen iſt es denn auch wirklich gelungen, im Lauf einer einzigen Woche eine ſo anſehnliche Heeresmacht nach den zumeiſt bedrohten Punkten zu werfen, daß man ſelbſt dem wuchtigſten Anprall einer feindlichen Armee mit Ruhe entgegen blicken durfte. Die militairiſche Aufſtellung war in dieſem kurzen Zeitraume unſererſeits ſo weit vorgeſchritten, daß wir die ſichere Hoffnung hegen mochten, nicht deutſcher Boden werde der Schauplatz dieſes Krieges ſein, ſondern das blutige Spiel der Schlachten werde auf fremder, feindlicher Erde einhertoben.

Die Einrichtungen, welche auf allen Bahnrouten zur möglichſt raſchen Truppenbeförderung getroffen worden ſind, zeugen von einer außerordentlichen Umſicht unſerer Etappencommandos. Die ungemein verwickelten Fahrpläne für den Transport der einzelnen Heeresabtheilungen griffen von Anfang an ſo wohlberechnet in einander, daß auf den verſchiedenſten Wegen die Militairzüge nach allen Richtungen hin und her fahren konnten. Abgeſehen von der Nothwendigkeit, alle Bahnſtrecken gleichzeitig zu benutzen, um die Militairtransporte nach Kräften zu beſchleunigen, iſt durch dieſen Umſtand zugleich der Opferwilligkeit der Bevölkerung auch an den abſeits der großen Heerſtraßen gelegenen Stationen eine willkommene Gelegenheit geboten worden, die durchpaſſirenden Mannſchaften mit Erquickungen jeglicher Art zu verſorgen.

Da ich ſelbſt von Berlin aus mit einem ſolchen Militairzuge reiſte, hatte ich die beſte Gelegenheit, mich perſönlich von der Vortrefflichkeit des Etappenweſens und von der aufopfernden Unterſtützung, welche demſelben auf allen Stationen von Seiten der Bevölkerung zu Theil ward, zu überzeugen. An allen Anhaltspunkten der Züge machten Tafeln mit großen, deutlich gemalten Buchſtaben den ausſteigenden Truppen auf den erſten Blick kenntlich, wo ſie friſches Trinkwaſſer, Waſchwaſſer und Waſſer für die Pferde anträfen. Große Holzſchuppen mit Tiſchen und Bänken waren zur Speiſung der Truppen an allen Orten errichtet, wo ein längerer Aufenthalt ſtattfand. Allein außer den regelmäßigen, vorher beſtellten Mahlzeiten wurden die durchpaſſirenden Truppen auf den zahlreichen Nebenſtationen, wo zur Speiſung der Locomotiven ein kürzerer Aufenthalt erforderlich war, mit allen erdenklichen Erfriſchungen verſehen. Es war ein herzerhebender Anblick, die Freudigkeit zu gewahren, mit welcher faſt die ganze Einwohnerſchaft ſolcher Orten ſich Tag und Nacht auf den Bahnhöfen verſammelte, um den ins Feld ziehenden Kriegern Liebesgaben aller Art zu verabreichen. Ueberall fanden wir ganze Colonnen von Frauen, Mädchen und Knaben auf den Perrons aufgeſtellt, um bei Ankunft der Züge aus den bereit ſtehenden Eimern und Krügen Kaffee, Bier, Wein, Limonade oder kalten Punſch in Gläſer zu füllen und in die Wagen zu reichen. Aus großen Körben wurden von hundert Händen friſche Semmeln, dicke Scheiben trefflichen Landbrotes, nebſt Wurſt, Schinken, Speck oder gekochten Eiern, jedem Soldaten in die Hand gedrückt, bevor der mit Blumenſträußen und grünen Birkenzweigen geſchmückte Zug unter jauchzenden Hurrahrufen der verſammelten Volksmenge und der dankbaren Krieger wieder von dannen fuhr. Selbſt an Orten, wo die Bahnzüge nicht anhielten, wurden oft im Vorüberfliegen Päckchen mit Cigarren oder hübſche Blumenſträuße den Soldaten zugeworfen, die eine erſtaunliche Geſchicklichkeit im Auffangen derartiger Liebesgrüße bewieſen.

Die fröhliche Begeiſterung des Volkes und der Armee verlieh dieſen Truppentransporten, die zur Erfüllung einer ſo ernſten Aufgabe ins Feld rückten, einen feſtlich gehobenen Charakter, der ſich auch in den launigen Kreidezeichnungen und Inſchriften Luft machte, mit denen die Außenwände der Waggons von den Soldaten bemalt wurden. „Vergnügungszug nach Paris,“ „Sie ſollen ihn nicht haben, den freien deutſchen Rhein!“ lauteten einige dieſer Inſchriften unſeres Zuges.

Nie zuvor hatte man es erlebt, daß im Anfang eines, nach aller menſchlichen Vorausſicht entſetzlichen Krieges, der die ſchwerſten Opfer an Gut und Blut erfordert, ein ſo enthuſiaſtiſcher Sinn Volk und Heer in allen deutſchen Gauen einmüthig beſeelte. Es iſt ein bedeutſames Zeichen des Fortſchritts, den das Gefühl nationaler Einheit und Solidarität der Intereſſen gegenüber jedem Angriffe des Auslandes ſeit den Freiheitskriegen gemacht hat, daß alle Stämme Deutſchlands, welche ſich damals erſt nach dem langjährigen Elend franzöſiſcher Gewaltherrſchaft zur Abſchüttelung des fremden Joches vereinten, ſchon beim Beginne des jetzigen Kampfes in voller Kraft und freudigem Opfermuthe geeinigt beiſammen ſtanden. Jubelndes Hurrah, Fahnenſchwenken und Muſik, herzliches Händedrücken an allen Stationen, — und doch empfindet Jeder in tiefſter Seele den Ernſt der Zeit, und faſt jeder der Zurückbleibenden weiß, daß ein geliebtes Haupt — Vater, Sohn, Bruder, Gatte oder Bräutigam — in den Reihen dieſer

Krieger ſteht, und vielleicht binnen weniger Tage oder Wochen fern von der Heimath ſein Leben für das Vaterland dahingeben muß. Aber das iſt es ja eben: weil dieſer Krieg ein Volkskrieg, ein heiliger Krieg für die höchſten Güter der Nation iſt, trägt Jeder mit ſelbſtloſem Patriotismus bereitwillig alle Leiden und Schmerzen, welche ihm auferlegt ſein mögen, und die blutige Saat eines ſolchen Krieges kann für Deutſchland nicht verloren ſein, ſondern es muß ihr die herrlichſte Frucht für die Einheit und Kraft unſeres Volkes entſprießen.

In Lehrte, wo wir gegen Mitternacht ankamen, verließ ich meine Reiſegefährten, um einen von Harburg ſignaliſirten Militairzug abzuwarten, deſſen Endbeſtimmung nicht zu erfahren war, der ſich aber jedenfalls in ſüdlicher Richtung bewegen ſollte. Als derſelbe bald darauf eintraf, war nirgends ein Platz mehr frei; da jedoch die Quartiermacher des Füſilierbataillons vom braunſchweigiſchen Regimente, mit denen ich auf dem Bahnhofe Bekanntſchaft geſchloſſen, jedenfalls weiter befördert werden mußten, wies man uns einen leeren Gepäckwagen an, auf deſſen hartem Boden wir uns mit Hülfe von Mänteln und Torniſtern ſo gut wie möglich einzurichten ſuchten. Die Fahrt ging über Kreienſen und Holzminden ins weſtfäliſche Land, an herrlichen Bergen und Thalſchluchten vorüber, und die ganze Nacht hindurch erſchollen die Lieder der Füſiliere von Blankenburg, der ſogenannten „ſchwarzen Jäger," welche heute noch die Uniform der Lützow'ſchen Freiſchaar — ſchwarze Röcke und Hoſen, und den Todtenkopf auf dem ſchwarzbebuſchten Tſchako — tragen. Wohl bei keinem anderen Truppentheile ſind die Reminiſcenzen aus den Freiheitskriegen ſo lebendig geblieben, wie bei dieſen braunſchweigiſchen Jägern. Ihre Lieder haben noch faſt alle den Heldentod ihres tapferen Herzogs, den Krieg in Spanien oder ähnliche alte Erinnerungen zum Thema. Beſonders häufig ſangen ſie eine trauervolle Weiſe, von der mir die Anfangsſtrophen im Gedächtniß geblieben ſind:

„Ganz ſchwarz ſind wir montirt,
Mit Hellblau ausſtaffiert;
Vor dem Tſchako tragen wir den Todtenkopf.
Wir haben verloren unſern Herzog.
Wir Schwarzen, wir rufen Hurrah,
Ganz muthig ſtehen wir da!

Friedrich Wilhelm, der tapfere Held,
Der führt ſeine Schwarzen ins Feld,
Er führt ſie gegen Roſſe und Kanonen,
Wir fürchten uns nicht vor den blauen Bohnen.
Wir Schwarzen, ꝛc. ꝛc.

Da traf der erſte Schuß
Unſern Herzog in die Bruſt.
Unſern Herzog haben wir verloren,
Ach, wären wir Schwarzen nie geboren!
Wir Schwarzen ꝛc. ꝛc.“

Dazwiſchen erklangen humoriſtiſche Späße:

„Wir luſtigen Braunſchweiger,
Sein wir Alle beiſammen,
So laſſet uns fallen
Mit Roß und mit Wagen
In unſer Quartier,
Luſt'ge Braunſchweiger ſein wir!“

oder melancholiſche Klagen um die verlaſſene Geliebte:

„Die Reiſe nach Frankreich, die fällt mir ſo ſchwer,
Mein einziges Mädchen, wir ſehn uns nicht mehr.

Und ſehn wir uns nicht wieder, ſo wünſch' ich dir Glück.
Mein einziges Mädchen, denk oftmals zurück!“

Die Stimmung dieſer ſangesluſtigen Burſche war von kriegeriſchſter Art, und immer wieder war es die Zeit der napoleoniſchen Fremdherrſchaft, welche ihren Geſprächen den charakteriſtiſchen Stempel verlieh. „Ich weiß, daß ich nicht heimkehre,“ rief ein junger Officiersburſche mit blitzenden Augen; „aber wenn wir auch Alle fallen, ſoll es doch erſt viel Franzoſenblut koſten, und wir wollen Rache nehmen für Alles, was unſre Großväter erlitten!“ Und dann ſtimmten ſie ein altes Spottlied an:

„Napoleon, du Schuſtergeſelle,
Du ſitzeſt nicht feſt auf deinem Thron!“

Die Enthüllungen über die ſchnöden Abſichten Napoleon's auf Belgien, die Bekanntwerdung der ſchmählichen Allianzverträge, welche er Preußen anzubieten gewagt, hatten den perſönlichen Haß unſerer Truppen gegen den franzöſiſchen Kaiſer aufs höchſte geſteigert; auch die meiſten der erwähnten Waggon-Inſchriften gaben dieſem Haſſe in den epigrammatiſchen Drohungen Ausdruck: „Nieder mit Napoleon!“ „Tod dem Franzoſenkaiſer!“ „Napoleon ſoll ſterben!“

Die Geſpräche meiner Reiſegenoſſen drehten ſich meiſt um die Turkos und Zuaven. „Die Kerls ſollen ja Katzen und anderes Viehzeug mit in die Schlacht führen, das Einem an die Kehle ſpringt“, ſagte einer der Jäger; „aber ſehen Sie nur, da hat unſer Lieutenant ſeinen Hund mitgebracht — Jack, komm her!“ — damit wies er auf einen gelben Rattenfänger, der grimmig die Zähne fletſchte; — „der wird mancher Zuavenkatze den Garaus machen! Bei den Schießübungen ſpringt er immer an die Scheibe hinauf, und ſcharrt die Kugeln aus dem Sande, und will ſie durchaus zerbeißen — glauben Sie nicht, daß Jack bald genug mit ſolch einem Teufelsvieh fertig wird?“ Natürlich ſprach ich nicht den mindeſten Zweifel an Jack's Bravour und an der Gewißheit ſeines Sieges über die Zuavenkatzen aus, und der Hund, welcher mein Vertrauen zu würdigen ſchien, ließ ſich von mir füttern und ſtreicheln, und hielt mit mir ebenſo gute Kameradſchaft wie ſeine biederen Regimentsgefährten.

Die Herzlichkeit des Empfanges der durchziehenden Truppen ſteigerte ſich von Station zu Station, je weiter wir durch das öſtliche Weſtfalen hinabkamen. In Höxter, Lippſtadt und Soeſt wurden rieſige Scheiben Pumpernickels, mit weſtfäliſchem Schinken belegt, in alle Waggons gereicht; dazu Kaffee, Punſch und Bier in großen Quantitäten. Als wir an dem alterthümlichen Soeſt vorüberkamen, deſſen Einwohnerſchaft uns heute am Bahnhof mit freudeſtrahlenden Blicken empfing, mußte ich der Verſe Freiligrath's gedenken, der hier in ruhigerer Zeit einen Theil ſeiner Jugendjahre als Kaufmannslehrling verbrachte:

„Da liegt ſie finſter mit Thürmen und Wall,
Die mich lehren ſoll den Erwerb,
Die mich grämlich ſperrt in der Proſa Stall,
Und Dichten heißt Zeitverderb!“

Wer weiß, dachte ich, ob nicht in wenig Wochen, falls den Franzoſen doch noch der erſte Vorſtoß gelingt, hier in der Nähe wirklich die Schlacht um den Birkenbaum geſchlagen wird, von welcher der Dichter dieſes Liedes, freilich in anderem Sinne, prophetiſch geſungen:

„Denn dies, ſo hat mir der Alte geſagt,
Denn dies iſt die letzte Schlacht,
Die der Oſten wider den Weſten wagt
Um den Sieg und um die Macht!“

Vorbei, vorbei! Es iſt keine Zeit für Dichterträume, die ernſte Wirklichkeit reißt uns unerbittlich fort, immer weiter gen Süden, nach Frankreich zu! Mit Tagesanbruch halten wir bei Letmathe an, dicht neben der unlängſt entdeckten Dechenhöhle, die ich faſt gerade heut vor einem Jahre mit den Genoſſen des Bielefelder Dichter- und Sängerfeſtes beſuchte. Dann fahren wir das Lennethal hinab, über Betzdorf und Siegen nach Wetzlar, wo Goethe ſeinen Werthertraum geträumt — nochmals ade, weiche Dichterträume einer vergangenen Zeit! Heute braucht das Vaterland Herzen von Eiſen und Stahl, die ihr Leben für Größeres dahingeben, als für das Leid einer unglücklichen Liebe!

In Wetzlar will ich den Waggon verlaſſen; da ich aber höre, daß heute Nacht kein Bahnzug nach Frankfurt weiter geht, ſteige ich raſch wieder ein, und wir biegen rechts ab in das herrliche Lahnthal, das wir im erſten Morgengrauen durchfliegen. Selbſt in der Nacht und in den früheſten Morgenſtunden finden wir überall an den Bahnhöfen lange Reihen hübſch gekleideter Mädchen und Frauen mit Erfriſchungen aufgeſtellt, die der ankommenden Züge harren. Bei Oberlahnſtein geht es links in den Rheingau hinunter — in St. Goarshauſen werden den Soldaten von den

Dächern der niedrig gelegenen Häuſer Flaſchen köſtlichen Rheinweines an langen Stangen in die Waggons gereicht — jetzt ſauſen wir durch den Tunnel der Lorelei — keine ſchöne Jungfrau ſitzt droben, und ſtatt goldnen Geſchmeides blitzen nur die Waffen von tauſend Kriegern!

In Rüdesheim verließen uns die braunſchweiger Jäger, um nach Bingerbrück hinabzufahren, wohin ihre Kameraden ihnen morgen nachfolgen ſollten, und ich beſtieg, um Geſellſchaft zu haben, einen andern Waggon, in welchem ich die Soldaten ſich in der plattdeutſchen Mundart meiner meerumſchlungenen Heimath unterhalten hörte. Es waren die Reitknechte einiger Stabsofficiere vom neunten Armeecorps, die ſich im Zuge befanden. „Wohin fahrt ihr?“ frug ich einen der Burſche. Er verzog ſeinen Mund zu einem breitmäuligen Lachen, und deutete auf die Außenwand des mit grünen Reiſern geſchmückten Waggons, wo ich die mit großen Kreidebuchſtaben gemalte lakoniſche Inſchrift las: „Von Flensburg direct nach Paris.“

Für heute ging es indeß nur eine halbe Stunde über Mosbach-Biebrich hinaus bis zur Station Curve, wo ein Brückenapparat zur bequemen Ausladung der Geſchütze und Pferde angebracht war. „Wann fährt der nächſte Zug nach Caſtel oder Mainz?“ — „Es gehen von hier vorläufig gar keine Züge nach Süden ab.“ — Fatale Situation! Ich warte eine Stunde in glühender Sonnenhitze mit meinem Gepäck, während ſächſiſche Infanterie- und Cavallerie-Regimenter, dicken Staub aufwirbelnd, vorüberziehen — endlich erwiſche ich einen Schneider, den die Neugier heraus getrieben, und der mir in einem Schwall von Worten ſeine Noth vorlamentirt, wie ihn der Krieg brotlos gemacht, und wie ſeine beiden Söhne unter die Soldaten einberufen worden. Mit Vergnügen erklärt er ſich gegen das Verſprechen eines guten Trinkgeldes bereit, meinen Reiſeſack auf den Rücken zu nehmen, und wir marſchiren mit den Sachſen nach Caſtel. Von dem dortigen Bahnhofe fährt eben ein Militairzug nach Frankfurt ab, ich ſpringe hinein, und fort dampft das Eiſenroß.

Unterwegs ordnen die Beamten der Feldpoſt die eingelaufenen Briefpakete auf einigen leerſtehenden Bänken, um keinen Augenblick Zeit zu verlieren.

In Frankfurt mache ich einen Raſttag, um meine auf dem Boden des Gepäckwagens während zweier Tage und Nächte wundgeſcheuerten Glieder durch die Wohlthat eines guten Federbettes für weitere Strapatzen zu ſtärken. Selbſt in der alten Reichsſtadt, die ſich lange ſo preußenfeindlich bezeigt hatte, war keine Spur mehr von jener particulariſtiſchen Geſinnung, durch welche die dortige Bevölkerung ſich bis vor Kurzem ſo bemerklich gemacht. An der Außenwand eines Hauſes am Mainquai fand ich das Bild einer rieſigen, die Schwertwacht haltenden Germania, mit ſinnreichen patriotiſchen Sprüchen zur Rechten und Linken:

„Wir wollen ſein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Noth uns trennen, noch Gefahr ꝛc.“

Sonderbarer Weiſe nahm die Polizeibehörde Anſtoß an der patriotiſchen Decoration, welche von den auf der Verbindungsbahn vorüberfahrenden Soldaten jedesmal mit lautem Jubel begrüßt wurde, und befahl, das Bild zu entfernen.

Von Frankfurt begab ich mich über Mannheim und Ludwigshafen ohne weiteren Aufenthalt nach Speyer, wohin inzwiſchen das Hauptquartier der vom Kronprinzen von Preußen geführten dritten oder Süd-Armee verlegt worden war. Schon in Mannheim hatte ich in keinem Hôtel auch nur für eine Stunde ein Zimmer erhalten können. In Speyer war es faſt noch ſchwieriger, ein Quartier zu finden; endlich gelang es mir jedoch, ein Zimmer aufzutreiben, das ich freilich hin und wieder mit zwei bayriſchen Officieren theilen mußte. In dem herrlichen alten Kaiſerdome, der zu den edelſten Denkmälern mittelalterlicher Baukunſt gehört, und deſſen berühmte Fresken der Münchener Schule zu dauernder Ehre gereichen, wurde ſo eben in Anlaß des Krieges eine feierliche Meſſe zur Anrufung der Fürbitte der Heiligen abgehalten, welche an ſieben Tagen wiederholt werden ſollte. Die große Kirche war bis auf den letzten Platz gefüllt, meiſtens von

Frauen und Mädchen, deren Stimmen rein und hell den Chorgeſang begleiteten, und bei der Liturgie jedesmal nach der Namensnennung des betreffenden Heiligen tactmäßig das „Bitte für uns!“ murmelten. Der Kronprinz von Preußen hatte mit ſeinem Stabe am ſelben Tage — es war Sonntag der 31. Juli — dem Gottesdienſte in der proteſtantiſchen Kirche beigewohnt.

Am nächſten Morgen machte ich dem General-Quartiermeiſter der dritten Armee, Herrn Oberſt von Gottberg, welcher mir in Berlin einen Paſſirſchein ins kronprinzliche Hauptquartier ausgeſtellt hatte, meinen Beſuch, und bat ihn, mich in der Erfüllung meiner Aufgabe als Berichterſtatter angeſehener Journale durch gütige Mittheilung der beim Obercommando einlaufenden, zur Veröffentlichung geeigneten Berichte zu unterſtützen. Der Oberſt ſprach mir in freundlichen Worten ſein Bedauern aus, daß ihm ſo eben von Sr. Majeſtät dem Könige eine Verfügung zugegangen ſei, nach welcher, außer den officiellen Berichterſtattern, bis auf Weiteres keine Zeitungscorreſpondenten in den Hauptquartieren Zulaß finden ſollten. „Ich kann Ihnen daher nicht geſtatten,“ ſagte er mir, „ſich dauernd in unſerem Hauptquartier aufzuhalten. Sie haben einmal die Erlaubniß, letzterem folgen zu dürfen — ſehen Sie zu, wie weit Sie mit derſelben kommen!“ Unter dieſen Umſtänden beſchloß ich, mich einſtweilen weder dem Kronprinzen, noch den übrigen hervorragenden Perſönlichkeiten des Generalſtabes vorzuſtellen, um ihnen und mir ſelbſt etwaige Verlegenheiten zu erſparen, die aus einem Conflict mit der königlichen Verordnung Betreffs der Correſpondenten erwachſen könnten. Hoffte ich doch, auf die Erfahrungen eines früheren Feldzuges geſtützt, daß in der Folge auch hier eine laxere Obſervanz eintreten würde, wenn die Militairbehörden ſich erſt überzeugt hätten, daß von meiner Seite keine indiscrete Mittheilung über taktiſche Operationen unſerer Heere zu befürchten ſei.

Eröffnung des Feldzuges. — Die Erſtürmung von Weißenburg.

Die Nachrichten von der Grenze beſchränkten ſich an den nächſtfolgenden Tagen auf Rapporte über kleine Vorpoſtengefechte von unweſentlicher Art. Unſere Reiterpatrouillen machten tagtäglich gewagte Recognoscirungs-Expeditionen meilenweit ins feindliche Land hinein, bei welchen ſie hin und wieder ins Feuer geriethen, meiſt aber unbeläſtigt mit den gewünſchten Erkundigungen heimkehrten.

Das wohlberechnete Ineinandergreifen aller einzelnen Theile der großen Kriegsmaſchine erregte die allgemeinſte Bewunderung, und es zeigte ſich ſofort, wie viel in dieſer Richtung ſeit 1866 auch in den Südſtaaten geſchehen ſei. Die damals ſo ſchwerfälligen Truppen Bayerns und Würtembergs waren diesmal in voller Ausrüſtung eben ſo flink wie die preußiſchen zur Stelle; ja, ſie ſuchten dieſen faſt den Vorrang abzulaufen. Zwiſchen den norddeutſchen und ſüddeutſchen Officieren und ihren Mannſchaften geſtaltete ſich überall, wo ſie zuſammen trafen, ungemein ſchnell ein herzliches kameradſchaftliches Verhältniß; es leuchtete auf den erſten Blick ein, daß jede kleinliche Rivalität Angeſichts der Krigsdrohungen des Auslandes abgethan, und daß in Allen das herzerhebende Gefühl der Zuſammengehörigkeit aller deutſchen Stämme lebendig geworden ſei. Keine Prahlerei wurde gehört, kein Wort eitler Ueberhebung, aber ein todesfreudiger Muth beſeelte Alle, und in Jedem war die Ueberzeugung wach, daß einem ſo begeiſterten, in der Treue für das Vaterland geeinigten Heere der Sieg auf die Dauer nicht fehlen könne.

Am 8. Auguſt wurde das Hauptquartier unſerer Armee nach der Feſtung Landau verlegt. Dort hatten die Einwohner ſich auf eine ſchwere Belagerung gefaßt gemacht: in allen Kaufläden hatte man die Waaren in Kiſten verpackt und zum Theil ſchon in die Keller gebracht, die nach den Wallſeiten gelegenen Brunnen waren durch Schutzdächer aus dicken eichenen Bohlen gegen das Einſchlagen feindlicher Wurfgeſchoſſe gedeckt, und die ohnehin düſtere Stadt mit ihren zahlreichen Mauern, Gräben und ſturmfeſten Thoren trug durch alle dieſe Vorſichtsmaßregeln gegen feindliche Attaquen ein doppelt finſteres Gepräge. Die Erinnerung an die Horden Melac's und Montclar's, an die Verwüſtungen, welche das ſchöne Land ſo oftmals durch franzöſiſche Mordbrenner erlitten, iſt noch allzu lebendig in den Gemüthern der Bewohner der Pfalz, als daß man nicht die Furcht begreiflich finden mußte, welche die Gefahr einer feindlichen Invaſion anfänglich wachgerufen hatte. Angeſichts der Schnelligkeit, mit welcher die deutſchen Heere die bedrohten Grenzpunkte beſetzten, war jene Furcht aber bereits vollſtändig entwichen, und die Pfalz wird es Deutſchland nie vergeſſen, daß es ſie ſo kräftig und erfolgreich vor dem Geſchicke beſchützt hat, abermals der Schauplatz eines ſchreckvollen Krieges zu werden.

Obſchon in Speyer und Landau die Herbeiſchaffung der nöthigen Lebensmittel für ſo zahlreiche durchziehende und zeitweilig dort cantonnirende Truppen bereits mit erheblichen Schwierigkeiten verknüpft war, muß man doch der Bevölkerung zu ihrem Ruhme nachſagen, daß die Preiſe der Speiſen und Getränke faſt nirgends über das gewöhnliche Maß hinaus in die Höhe geſchraubt wurden. Nur in Germersheim, wo die übergroße Zahl der einquartirten Truppen die Vorräthe der Bewohner gänzlich erſchöpft hatte und wegen Benutzung der Bahn für die Militairtransporte eine raſche Zufuhr neuer Lebensmittel nicht ſo leicht zu ermöglichen war, fand während einiger Tage eine Theuerung ſtatt, welcher jedoch bald durch den Abmarſch der meiſten Regimenter abgeholfen ward.

In Speyer hatte ich mit Noth und Mühe für ſchweres Geld noch ein Miethfahrwerk erlangt, das mich nach Landau beförderte. Von jetzt an war aber ſelbſt zu den theuerſten Preiſen weder Wagen noch Pferd mehr zu erhalten, und ich wäre vor dem Ueberſchreiten der franzöſiſchen Grenze zur Umkehr genöthigt geweſen, wenn nicht die Güte eines Herren im Hauptquartier, an welchen ich empfohlen war, mir vorläufig einen Platz auf einem Fouragewagen verſchafft hätte.

Am Morgen des 4. Auguſt brachen wir von Landau nach der Grenze auf. Wir konnten uns nur langſam vorwärts bewegen, da wir jeden Augenblick Halt machen mußten, um marſchirende Regimenter, Artillerieparks oder lange Züge von Proviantwagen vorüber zu laſſen. Ueberall rechts und links auf den Feldern trafen wir die Spuren nächtlicher Bivouaks: langſam verſchwehlende Feuer von trockenem Reiſig, improviſirte Laubhütten, umhergeſtreutes Stroh, die Eindrücke von Roßhufen und Knochenreſte von geſchlachtetem Vieh. Hier ſtanden in langen, gleichmäßigen Reihen die Lanzen eines Ulanenregiments in die Erde geſteckt, dazwiſchen die ſtampfenden Pferde, und rings umher die Reiter, in kurzem Schlaf ihre Glieder erquickend. Dort hatten bayriſche Infanterieregimenter am Wege Halt gemacht, die Soldaten drängten ſich um den Marketenderwagen, oder hielten Raſt in den Chauſſeegräben und am Saume des Weges, bis ein Trompetentuſch ſie raſch wieder aufſpringen, ihre Torniſter umſchnallen, ihre Gewehre ergreifen und weiter marſchiren hieß. Ueber Impflingen und Rohrbach ging es nach Barbelroth; unterwegs kam uns ſchon die Kunde entgegen, daß die Feſtung Weißenburg ſo eben von den Unſrigen geſtürmt worden ſei. Hinter Barbelroth ſahen wir ein Feld links an der Straße mit zahlloſen Papierfetzen bedeckt; dort hatten die Truppen vor dem Kampfe ihre Gewehre geladen.

Das Hauptquartier des Kronprinzen war zur Zeit in Schweighofen; da uns jedoch mitgetheilt wurde, daß dort kein Unterkommen für die Nacht zu finden ſei, fuhren wir links ab nach dem eine halbe Stunde nordöſtlich gelegenen Dorfe Kapsweyer. Ein Artilleriehauptmann im Generalſtab, der ſo eben ſtaubbedeckt aus dem Gefechte zurückgekehrt, hatte die Freundlichkeit, ſein Quartier mit mir zu theilen und mir die erſten Details des blutigen Kampfes zu berichten. Der Kronprinz, welcher mit den Herren des Generalſtabs früh Morgens von Landau fortgeritten war, hatte bei ſeiner Ankunft von dem Dorfe Schweigen aus, das der Feſtung Weißenburg gegenüber liegt, perſönlich die Leitung des Gefechts übernommen. Das Terrain war für den Anmarſch unſerer Truppen ein ſehr ungünſtiges, weil der Feind es nach allen Seiten hin genau überſehen konnte. Zudem war der lehmichte Boden durch den anhaltenden Regen erweicht und ſchlüpfrig geworden. Die Hauptfortification des Feindes bildeten die ſogenannten „Weißenburger Linien“, ein zehn bis zwölf Fuß hoher Erdwall, der ſich von Weißenburg über die Höhe des Gaisberges faſt ununterbrochen auf dem Hügelkamme der franzöſiſchen Grenzen bis nach Lauterburg hinzieht. Vier franzöſiſche Feldbatterien und eine Mitrailleuſenbatterie waren, neben drei einzeln ſtehenden, hochragenden Pappeln vor einem großen, weißblinkenden Bauerngehöfte, auf dem Plateau des Gaisberges poſtirt, welches nach Norden in einer ſchrägen Abdachung von Wieſen und Kornfeldern breit gegen das Dorf Altſtadt hinunter fällt, während das von einem Steinwall und einem Graben geſchützte Weißenburg etwas weiter zurück am weſtlichen Abhange des Berges in einem Thalkeſſel liegt.

Um vier Uhr Morgens brachen unſere Truppen aus ihren Bivouaks auf. Die vierte Diviſion des zweiten bayriſchen Armeecorps bildete den rechten Flügel der Gefechtsſtellung, während die dritte Diviſion in der Reſerve gehalten ward, aber nicht zur Verwendung kam. Im Centrum und auf dem linken Flügel ſtanden das fünfte und das elfte preußiſche Armeecorps. Die Bayern, welche den Auftrag hatten, Weißenburg zu nehmen, kamen zuerſt in's Gefecht. Trotz mehrmaligen kräftigen Angriffs leiſtete die Feſtung Widerſtand, während das Dorf Altſtadt von dem ungefähr gleichzeitig vorrückenden fünften Armeecorps ohne erheblichen Kampf ſofort beſetzt werden konnte. Dicht hinter Altſtadt entſpann ſich ein hitziges Gefecht, das ſich den Gaisberg hinaufzog. Um halb neun

Uhr Morgens fielen die erſten Schüſſe von den Batterien Kirchhoffer und Bauer. Um dieſelbe Zeit war das elfte Armeecorps zum Eingreifen bereit; ein Theil deſſelben ſuchte durch den öſtlich vom Gaisberge ſich hinaufziehenden Bienwald in den Rücken des Feindes zu gelangen und demſelben den Rückzug abzuſchneiden. Die Franzoſen fochten mit nicht geringerer Tapferkeit als die Unſrigen, und wichen erſt aus ihrer Poſition, als das Königsgrenadier-Regiment Nr. 7, ohne einen Schuß abzugeben, gegen die bei dem Gehöfte Schafbuſch poſtirten Mitrailleuſen vordrang und die „Linien“ erſtürmte. Das Regiment verlor faſt ſämmtliche Stabsofficiere und erlitt bei ſeinem heldenmüthigen Kampfe auch an Mannſchaften die erheblichſten Verluſte. Ebenſo wurden dreizehn von den Officieren des achtundfünfzigſten preußiſchen Infanterie-Regiments theils getödtet, theils verwundet. Als die Franzoſen ſich auf allen Punkten beſiegt ſahen, traten ſie, ihre Baggage und ihre Zelte im Stich laſſend, einen faſt fluchtartigen Rückzug an. Ihrerſeits waren hauptſächlich das fünfzigſte und vierundſiebzigſte Infanterie-Regiment und ein Turco-Regiment in's Gefecht gekommen, ſämmtlich zu dem Mac Mahon'ſchen Corps gehörend. Mehr als 1200 Gefangene, darunter einige zwanzig Officiere, und ein franzöſiſches Geſchütz blieben in den Händen der Sieger, und der feindliche General Abel Douay war gefallen. Die Zahl der Todten und Verwundeten mag auf beiden Seiten ungefähr gleich ſtark geweſen ſein. Am Ende der Schlacht ritt der Kronprinz, von unendlichem Jubel begrüßt, über die blutige Wahlſtatt, und es ſoll ein rührender Anblick geweſen ſein, wie Sterbende und Verwundete ſich zu erheben ſuchten, um ihren Feldherrn zu ſalutiren. Gleichzeitig hatte General von Werder mit den würtembergiſchen und badiſchen Truppen ohne Schwertſtreich Lauterburg beſetzt, ſo daß die Verbindung zwiſchen den beiden Avantgarden unſerer Armee am Nachmittage des 4. Auguſt vollſtändig hergeſtellt war. Der ohnehin vorzügliche Geiſt unſerer Truppen war durch dieſen erſten glänzenden Erfolg der deutſchen Waffen, welcher das Preſtige der Unüberwindlichkeit der franzöſiſchen Armee zu Schanden gemacht, noch beträchtlich erhöht worden. Weder die Mitrailleuſen, noch die berüchtigten Turcos hatten auf unſere Soldaten die von franzöſiſcher Seite gehoffte Wirkung gemacht, und mit geſteigertem Selbſtvertrauen ſah das deutſche Heer weiteren Kämpfen entgegen.

Mit Entrüſtung wurde erzählt, daß in der Stadt Weißenburg mehrere Civiliſten von den Fenſtern ihrer Häuſer aus auf unſere Truppen gefeuert hätten. Ich ſah einige Gefangene in Civilkleidern, denen ein ſolches Verbrechen zur Laſt gelegt ward, unter militairiſcher Escorte abgeführt werden, und zwei derſelben ſollen, nachdem ihre Schuld bewieſen, erſchoſſen worden ſein. Auch von der ruchloſen Grauſamkeit der Turcos wurden faſt unglaublich klingende Geſchichten erzählt. Sie hatten freilich keine Katzen noch ſonſtiges Gethier auf ihrem Rücken in die Schlacht mitgeſchleppt, aber ſie ſollen Verwundete beſtialiſch verſtümmelt, ihnen die Hände abgehauen und die Kehle durchſchnitten haben. Wie viel oder wenig Wahres an dieſen Erzählungen iſt, habe ich nicht ermitteln können — ſchlimm genug, daß eine Nation, welche „an der Spitze der Civiliſation zu marſchiren" behauptet, ſolch rohes Geſindel aus den Wüſten Afrikas gegen das gebildetſte Volk der Erde in den Kampf führt!

Als wir am andern Morgen in Frankreich hinein zogen, begegneten wir unterwegs zahlreichen Wagen mit Verwundeten und mehreren Gefangenen-Transporten. An der Spitze eines ſolchen, von bayriſchen Chevauxlegers escortirten Trupps marſchirte die Marketenderin eines Turco-Regimentes, eine dicke, ſtämmige Weibsperſon, mit braunem Mulattengeſicht, den in den Nacken geworfenen Kopf von einem gelben Turban umwunden, den grellbunten Rock mit der Rechten in maleriſchen Falten zuſammenhaltend, und ein niedliches ſchwarz und weißes Wachtelhündchen auf dem linken Arme. Sie warf freche, herausfordernde Blicke auf die vorübergehenden Soldaten, während die ſchmächtigen, verdroſſenen Geſtalten der gefangenen Krieger meiſt von Erſchöpfung durch lange Strapazen und Entbehrungen zu reden ſchienen.

An der franzöſiſchen Grenze mußten wir Halt machen, um einige Cavallerie-Regimenter vorbeireiten zu laſſen. Vergebens ſahen wir uns in den am Wege liegenden Häuſern nach einem Trunk friſchen Waſſers um — die Brunnen waren durch die anhaltende Dürre verſiegt, die geringen Vorräthe an Wein und Bier längſt von den vor uns her marſchirenden Soldaten ausgetrunken worden. Ueber das Schlachtfeld von Weißenburg zogen, ſo weit das Auge reichte, nach allen Richtungen geſchloſſene Colonnen von Fußvolk und Reitern, Geſchützen und Munitionswagen. Bei Weißenburg waren, auf Befehl der Militairbehörden, große Kübel mit Waſſer und Wein zur Erfriſchung der vorbeimarſchirenden Truppen an den Straßen aufgeſtellt. „Trinken Sie nur", rief mir ein ſchelmiſcher Junge zu, indem er mir ein Glas Rothwein auf den Wagen reichte, „es iſt Franzoſenblut!" Ueberall am Wege ſahen wir die ſchrecklichen Spuren des geſtrigen Kampfes. Pferdeäſer in Blutlachen ſchwimmend, gräßlich verſtümmelte Leichen franzöſiſcher Soldaten, amputirte Glieder, zerbrochene Pulverkarren, Torniſter, Schirmmützen, rothe Fez, zerhauene Chaſſepotgewehre ringsum zerſtreut. Riedſelz, das erſte elſäſſiſche Dorf, durch welches wir kamen, bot einen grauenvollen Anblick der Verwüſtung dar. Die Franzoſen hatten dort bei ihrem Rückzuge alle Fenſter und Thüren zertrümmert, die Betten zerſchnitten und die Federn auf die Straße geſchüttet, die Hähne der Fäſſer, in denen noch Wein vorhanden geweſen, aufgedreht, um den Inhalt auf die Erde fließen zu laſſen, kurz wie Vandalen gehauſt, damit unſere Soldaten weder Obdach noch Nahrungsmittel fänden. Die Bewohner waren mit den von Weißenburg retirirenden Truppen ihrer Armee landeinwärts geflüchtet, und begannen jetzt erſt allmählich zurückzukehren. Obſchon ſie faſt alle Deutſch reden, und zwar mindeſtens ein eben ſo gutes Deutſch, wie es in der ſüdweſtlichen Rheinpfalz geſprochen wird, ſind ſie im Allgemeinen höchſt aufgebracht gegen die Deutſchen. Ehe ſie wußten, daß Bayern mit Preußen Hand in Hand gehen würde, zogen ſie vor jedem Pfälzer Bauern an der Grenze freundnachbarlich den Hut; ſeit vierzehn Tagen grüßten ſie Niemanden mehr.

Meiſtens in drei geſchloſſenen Colonnen marſchirend — Wagen, Fußvolk und Kanonen — und oftmals anhaltend, um einem vorbeiſprengenden Reiterregimente oder einem uns entgegen kommenden Fuhrwerke Platz zu machen, gelangten wir Abends in das kleine Städtchen Sulz unterm Walde, wo eine paniſche Angſt vor den deutſchen Heeren ebenfalls die Bewohner ergriffen hatte. Als unſere Avantgarde, ein Reiterregiment ſchwarzer Huſaren, dort eintraf, waren die Fenſterläden und Thüren aller Häuſer verſchloſſen, und die Leute hielten ſich zitternd in den Hinterzimmern oder Kellern verſteckt. Es ſoll eine poſſirliche Scene geweſen ſein, als die Huſaren mit den Kolben ihrer Reiterpiſtolen an die Thüren und Läden pochten, und unter der Drohung, daß ſonſt Gewalt angewandt werden würde, die Oeffnung der Häuſer verlangten. Ein bleiches Geſicht nach dem andern erſchien an Fenſter und Thür, und unſere Soldaten mußten den Bewohnern Muth einſprechen, damit denſelben klar würde, daß der friedliche Bürger für ſeine Perſon und ſein Eigenthum Nichts von ihnen zu fürchten habe, wenn er nicht durch thörichte Renitenz zu Gewaltmaßregeln reize. Bei meiner Ankunft in Sulz war ſchon das beſte Einvernehmen zwiſchen den Bürgern und unſeren Truppen hergeſtellt, die verſteckten oder vergrabenen Wein- und Proviantvorräthe wurden hervorgeholt, die Bierhäuſer machten gute Geſchäfte, und ich hatte geringe Mühe, bei einer Uhrmacher-Familie, deren Vorfahren aus der Pfalz ſtammten, ein freundliches Quartier und gaſtliche Bewirthung zu finden. Selbſt Trink- und Waſchwaſſer, an welchem auch hier ein fühlbarer Mangel herrſchte, wurde aus einem benachbarten Gehöfte für mich herbei geſchafft. Die wackeren Leute weigerten ſich ſtandhaft, irgend eine Bezahlung von mir anzunehmen, und als ich nach zwei Tagen die Stadt verließ, mußte ich mir noch eine Flaſche trefflichen, im eigenen Weinberge gezogenen Rothweins in die Reiſetaſche ſtecken laſſen.

Die Schlacht von Wörth.

Der Tag nach unſerer Ankunft in Sulz, der Sonnabend des 6. Auguſt, verſtrich für Alle, die, gleich mir, in der Stadt zurückgeblieben waren, unter fieberhafter Aufregung. Seit frühem Morgen vernahmen wir eine furchtbare Kanonade aus weſtlicher Richtung, und bald verbreitete ſich die Kunde, daß bei Wörth an der Sauer eine blutige Schlacht ſich entſponnen habe. Ich war mit den Officieren des Generalſtabes noch nicht hinlänglich bekannt geworden und hegte noch zu große Beſorgniß, durch ein Umherſtreifen auf eigene Hand vom Hauptquartiere verſprengt zu werden, als daß ich den Verſuch hätte wagen mögen, mich ſelbſt auf das Schlachtfeld zu begeben, als ich den Kronprinzen von Preußen gegen zehn Uhr Vormittags an der Spitze des Generalſtabes dorthin abreiten ſah. Auch ſchien der Ausfall des Kampfes anfänglich mehr als zweifelhaft zu ſein; denn gegen Mittag traf der Befehl vom Schlachtfelde ein, daß die ganze Wagencolonne des Hauptquartiers ſich marſchbereit halten ſolle — Niemand wußte, ob zu dem Zwecke, um zu avanciren, oder um den Rückzug anzutreten. Die Wagen wurden gepackt, die Pferde ſtanden angeſchirrt in den Ställen, lange Munitionscolonnen raſſelten im Galopp auf das Schlachtfeld hinaus, und eine angſtvolle Erwartung laſtete viele Stunden hindurch auf allen Gemüthern. Um vier Uhr Nachmittags trafen zahlreiche junge Leute aus Rheinbayern ein, meiſtens Gymnaſiaſten und Turner, welche ſich erboten hatten, bei dem Transport Verwundeter auf dem Schlachtfelde Hilfe zu leiſten, und welche nun eiligſt auf requirirten Bauerwagen in der Richtung von Wörth hinaus befördert wurden. Gleichzeitig zog ein

Ausrufer mit der Schelle durch die Straßen der Stadt und forderte die Bewohner auf, alle disponiblen Zimmer ihrer Häuſer ſchleunigſt zur Aufnahme Verwundeter herzurichten, deren einige ſchon auf ſtrohgefüllten Wagen herbeigeführt wurden — es war ein Bild dumpfer, unheilvoller Schwüle wie bei einem aufziehenden Gewitter. Dabei mußte man die Ruhe und Präciſion bewundern, mit welcher alle Befehle des Commandanten und der Feldgendarmen ausgeführt wurden; man hatte das ſichere Gefühl, daß, ſelbſt wenn unſer Heer geſchlagen werden ſollte, der Rückzug deſſelben in muſterhafter Ordnung ſtattfinden würde. Dem franzöſiſch geſinnten Theile der Bevölkerung ſchwoll der Kamm, als ſie die Marſchbereitſchaft unſerer Colonnen erblickten; ſie hofften die unliebſame Einquartierung eben ſo raſch wieder los zu werden, wie dieſelbe ihnen unvermuthet über den Hals gekommen war, und ſie ſchüttelten ungläubig die Köpfe, als gegen ſechs Uhr Nachmittags der Adjutant des Kronprinzen, Graf v. Seckendorff, auf ſchweißtriefendem Pferde mit der Nachricht von der gewonnenen Schlacht und mit dem Befehle erſchien, daß die ſo eben eingetroffenen ſchwarzen Huſaren und Cüraſſiere zur Verfolgung des Feindes ſchleunigſt abreiten ſollten. Während ſie auf der Straße nach Wörth donnernd dahin ſprengten, flog unter den Bewohnern der Stadt das Wort von Mund zu Munde: „Es iſt unmöglich! Es iſt eine preußiſche Lüge! Der Herzog von Magenta kann nicht geſchlagen ſein!“ Sie ſollten bald eines Beſſern belehrt werden, als der Kronprinz gegen neun Uhr Abends in Begleitung des Generalſtabes zurückkehrte und von der Regimentsmuſik mit dem „Heil Dir im Siegerkranz“ begrüßt ward. Verwundete auf Verwundete, Gefangene auf Gefangene trafen ein; Letztere wurden über Nacht in der Ortskirche untergebracht. Die erſten drei gefangenen Turcos waren ſchon Nachmittags gegen vier Uhr im Hauptquartier eingeliefert worden — ſchmierige, zerlumpte Kerle, mit braunen, ſonnverbrannten Geſichtern, Einer darunter pechſchwarz, mit breitem, grinſendem Maule. Etwas ſpäter brachte man, unter ſtarker Militairescorte, zehn Civiliſten ein, die von einem Thurme bei Fröſchweiler auf unſere Truppen geſchoſſen haben ſollten. Dieſelben wurden in einer Reihe an der Hofmauer des von mir bewohnten Hauſes aufgeſtellt und mit drohenden Geberden von den Soldaten umdrängt. Ein Officier trat heran. „Zurück!“ gebot er. „Wenn die Hallunken wirklich die Nichtswürdigkeit, deren man ſie beſchuldigt, verübt haben, ſo ſind ſie nicht werth, daß ihr ſie anſpuckt! Kehrt ihnen den Rücken zu!“ Die Soldaten ſpieen ihnen in’s Geſicht, und traten, ſich umwendend, zurück. Zwei von den Gefangenen declamirten beſonders laut und ſuchten durch Geſchrei und krampfhafte Geſticulationen die Aufmerkſamkeit der Vorübergehenden zu erregen; es waren die Herren E. Carbon und Henri Chabrillat, die Berichterſtatter des „Gaulois“ und des „Figaro“, die man nebſt den Uebrigen während der Schlacht auf dem Thurme gefunden. Die ganze Geſellſchaft wurde in das Stadtgefängniß geſchickt, um der Wuth der Soldaten entzogen und von einem Generalſtabsofficier verhört zu werden. „Warum habt ihr die Canaillen nicht ſofort niedergemacht, wenn ſie auf friſcher That ertappt worden ſind?“ frug Einer die escortirende Mannſchaft. „Weil ſie uns von unſerm Lieutenant zur Ablieferung in’s Hauptquartier übergeben wurden“, lautete die ruhige Antwort. „Er ſagte uns, daß ſie ihrer Strafe nicht entgehen würden, daß aber auch der ärgſte Lump von ſeinem ordentlichen Richter verhört und verurtheilt werden müſſe, damit ſeine Beſtrafung eine gerechte Sühne und kein willkürlicher Mord ſei.“ Die Unterſuchung ſtellte zur Evidenz heraus, daß in dem Thurm keine Waffen gefunden worden, daß alſo die Anſchuldigung eine irrthümliche war. Die franzöſiſchen Zeitungscorreſpondenten hatten ſich in der Ausübung ihres Berufes jenen gefahrvollen Standpunkt gewählt, und von ihren Begleitern, unter denen ſich der Eigenthümer des Thurmes ſowie der Schulmeiſter von Wörth nebſt ſeinem Sohne befanden, mochte der Eine oder Andere vielleicht dem Feinde Spionsdienſte geleiſtet haben, doch ließ ſich ihnen nichts Verbrecheriſches beweiſen, und ſie wurden daher ſämmtlich noch vor unſerer Abreiſe von Sulz wieder entlaſſen.

Ueber die Schlacht ſelbſt erfuhr ich von einem Generalſtabsofficier folgende Details. Den rechten Flügel unſerer Gefechtsſtellung bildeten die Bayern, deren erſtes Corps ſüdweſtlich auf Lampertsloch vorging, während das zweite von Lembach aus ſich in ſüdlicher Richtung nach Langenſulzbach hinab zog. Das elfte preußiſche Armeecorps hatte den linken Flügel inne, und beſetzte, von Hölſchloch kommend, die Straße nach Hagenau. Im Centrum ſtand das fünfte preußiſche Armeecorps, das, über Preuſchdorf anrückend, am Abend des 5. Auguſt ſchon die Höhen öſtlich von

Die Umgegend von Wörth.

Wörth occupirt hatte. Man erblickte von dieſer Stellung aus die Bivouaksfeuer des Feindes jenſeit des Sauerbaches bei Fröſchweiler und Elſaßhauſen bis nach Gunſtett heran.

Mit Tagesanbruch begannen die Vorpoſtenſcharmützel. Die Avantgarde des fünften Armeecorps ſchickte, nachdem ſie gegen ſieben Uhr Morgens ein ſtarkes Geſchützfeuer von den Höhen bei Görsdorf eröffnet und den linken feindlichen Flügel dadurch zu einer Frontveränderung genöthigt hatte, ein Bataillon nach dem Flecken Wörth hinein. Da jedoch die inzwiſchen bis Langenſulzbach vorgedrungenen bayriſchen Truppen ſeit acht Uhr in heftigem Feuer engagirt waren, wurde zu ihrer Unterſtützung die geſammte Artillerie des fünften Armeecorps auf die Höhen nordöſtlich von Wörth dirigirt, und der Kronprinz gab Befehl, das Gefecht abzubrechen, weil die Frontaufſtellung, wie die Dispoſition ſie vorgeſehen hatte, noch nicht vollendet war. Die Bayern zogen ſich in Folge deſſen gegen elf Uhr Vormittags in ihre frühere Stellung zurück, und die Franzoſen, welche ihren hart bedrängt geweſenen linken Flügel noch einmal degagirt ſahen, erhielten Luſt zu einem energiſchen Angriffe. Hievon benachrichtigt, begab ſich der Kronprinz in Perſon auf die bedrohte Stelle des Schlachtfelds, zumal da man Kunde erhielt, daß auch das auf den Kampfplatz beorderte elfte Armeecorps vom Feinde ſcharf attaquirt worden ſei. Die zwanzigſte Brigade des fünften Armeecorps defilirte, in gewaltigem Anſturm, durch das zum andern Mal eroberte Wörth hindurch gegen Elſaßhauſen. Die Franzoſen leiſteten zähen Widerſtand, und ein heftiger Kampf entwickelte ſich auf allen Höhen in der Umgegend von Wörth. Während das von Norden anrückende erſte bayriſche Corps zur Verſtärkung des zweiten bei Langenſulzbach erſchien, nahm das elfte preußiſche Corps Fröſchweiler in Angriff. Auch hier und auf den umliegenden Anhöhen hielt der Feind lange aufs tapferſte Stand, und jeder Fußbreit Terrain mußte in den dichtbelaubten Weinbergen mit ſchweren Opfern erobert werden. Gegen drei Uhr Nachmittags ſammelte General Mac Mahon noch einmal ſeine Streitkräfte zu einem gewaltigen Offenſivſtoße; er vermochte jedoch das gemeinſame Vordringen unſerer beiden Armeecorps nicht mehr aufzuhalten, und der Sieg war ein vollſtändiger, als auch der Angriff des erſten bayriſchen Corps mit Unterſtützung der würtembergiſchen Brigade ſchließlich glanzvoll gelang. Durch heldenmüthige Bravour zeichnete ſich u. A. das zum elften Armeecorps gehörende thüringiſche Infanterie-Regiment Nr. 95 aus. Daſſelbe ließ in Gunſtett bei einer Attaque franzöſiſcher Cüraſſiere die Feinde auf wenige Schritt Entfernung herankommen, und gab dann eine ſo wohlgezielte Salve ab, daß die Reiter ſammt ihren Pferden fächerförmig hingeſtreut wie ein Spiel aus der Hand geſchleuderter Karten, zur Erde ſanken. Der Herzog von Coburg, der ſich während der ganzen Schlacht dem Kronprinzen zur Seite hielt, ritt Abends an das Regiment heran, und dankte ſeinen braven Landsleuten für die bewundernswerthe Tapferkeit, welche ſie an den Tag gelegt. Die ſcharfe Cavallerie-Verfolgung, welche den Beſchluß der Schlacht bildete, hatte das Ergebniß, daß nach und nach mehr als ſechstauſend Mann Gefangener eingebracht wurden. Die Franzoſen hatten uns, nach Ausſage ihrer oben erwähnten Kriegscorreſpondenten, an jenem Tage 70,000 Mann beſter Kerntruppen entgegen geſtellt; die deutſchen Streitkräfte, welche auf den verſchiedenen Punkten des Schlachtfeldes zur Verwendung kamen, beliefen ſich auf 110,000 Mann.

Im Laufe des Abends und der Nacht dauerte der Transport der Verwundeten nach der Stadt und den umliegenden Dörfern ununterbrochen fort. Leichtverwundete gingen zu Fuße; ich ſelbſt begegnete einem Solchen vom 37ſten preußiſchen Regimente, der, mit einer Schußwunde im linken Arme, einen noch ſchwerer verletzten Kameraden die zwei Meilen von Wörth her geleitet hatte. Ich wollte ihm, da er vor Erſchöpfung zuſammen zu brechen drohte, das Gewehr abnehmen und ihn bei dem Gange in das Lazareth unterſtützen. Letzteres nahm er dankend an, das Gewehr wollte er nicht aus der Hand geben. „Ich weiß nicht, ob Sie damit umzugehen wiſſen“, ſagte er; „es ſteckt noch ein

Schuß darin, und es könnte ein Unglück paſſiren.“ Im Lazareth angelangt zog er erſt den Schuß aus dem Laufe, bevor er ſich entkleiden und zu Bette bringen ließ.

Die von den Franzoſen eingerichteten Lazarethe in Sulz hatten wir bei unſerer Ankunft in dem Städtchen mit kranken und verwundeten Soldaten überfüllt gefunden. Zahlreiche franzöſiſche Aerzte waren, unter dem Schutze der Genfer Convention, zu ihrer Pflege bei ihnen zurückgeblieben, und durchwanderten in ihren maleriſchen Uniformen die Straßen der Stadt, von einem Spitale zum anderen ſchreitend, aus deſſen Fenſtern jeden Augenblick die ſchwarzen und braunen Geſichter verwundeter Turcos mit verbundenen Köpfen, oder den Arm in der Binde, herabgrinſten. Beſonders viele am Wechſelfieber erkrankte Soldaten der franzöſiſchen Armee waren hier zurückgelaſſen worden. Die Bewohner von Sulz ſchienen im Ganzen froh zu ſein, daß die flüchtigen Reſte der bei Weißenburg geſchlagenen Diviſion der Mac Mahonſchen Armee ſo raſch weiter gezogen. Beſonders vor den Diebereien und Brutalitäten der Turcos hatten ſie große Angſt gehabt. Es war ihnen am Donnerstag Nachmittag befohlen worden, in jedem Hauſe ſchleunigſt Brot zu backen, das den durchpaſſirenden Truppen im Vorübermarſche gereicht werden ſollte; aber die Retirade trug einen ſo eilfertigen Charakter, daß aus vielen Häuſern das bereit gehaltene Brot gar nicht in Empfang genommen wurde, obſchon es auf Thürſchwellen und Fenſterbrüſtungen zum Abholen parat lag.

Noch am Abend des Schlachttages von Wörth wurden unmittelbar neben dem Bahnhofe von Sulz ſechs zeltartige Holzſchuppen zur proviſoriſchen Unterbringung von Verwundeten erbaut, deren Zahl leider ſo groß war, daß die Militair- und Civil-Aerzte Tag und Nacht raſtlos arbeiten mußten, um die ihnen vom Schlachtfelde her zugeführten Bleſſirten zu verbinden. Die vorzüglichſten Dienſte leiſtete ihnen dabei ein anſehnliches Corps von barmherzigen Schweſtern, deren geſchickte Hand und engelhafte Geduld allſeitig mit den Ausdrücken höchſter Bewunderung gelobt wurden. Nicht minder trefflich bewährten ſich die von den Johannitern unter Leitung des Fürſten Puttbus ins Leben gerufenen Inſtitutionen zur Pflege der Verwundeten und Kranken. Schon am Sonnabend war die nur wenig zerſtörte Eiſenbahn nach Weißenburg auf Anordnung der Militairbehörden wieder fahrbar gemacht. Die Mehrzahl der Verwundeten, deren Zuſtand einen weitern Transport geſtattete, konnte daher im Laufe der nächſtfolgenden Tage bereits nach den beſſer eingerichteten Lazarethen in der Pfalz und in den Rheinſtädten geſchafft werden.

Denſelben Weg nahmen die Gefangenen, deren erſte Abtheilung ich am andern Morgen in der Kirche ſah. Sie wurden mit Kaffee und Brot regalirt, und ſchienen zum Theil über ihr künftiges Schickſal in großer Sorge zu ſein. Wenigſtens die Turcos und Zuaven ſprachen häufig die Ueberzeugung aus, daß ſie demnächſt Alle erſchoſſen werden würden. Sie begriffen anfänglich ſchwer, weshalb man ihnen Papier, Tinte und Federn gab. Hofrath Freytag, Profeſſor Haſſel und ich hatten alle Mühe, ihnen verſtändlich zu machen, daß ſie ihren Angehörigen eine vorläufige kurze Nachricht über ihr Schickſal geben möchten. „Was nützt es“, wandten ſie ein, „wenn wir ſchreiben, daß wir nicht todt ſind, da man uns doch morgen oder übermorgen füſiliren wird?“ Sie wurden ſehr heiter geſtimmt, als ſie erfuhren, daß man ſie nur bis zum Ende des Krieges auf eine deutſche Feſtung ſenden werde, und beeilten ſich nun, ihre unorthographiſchen Briefe zu ſchreiben, welche noch ſelbigen Tages abgingen, um über die Schweiz nach Frankreich befördert zu werden. Es waren einige baumlange, rieſengroße Tambourmajors unter den Gefangenen, die ſtolz dem Zuge voran marſchirten, als derſelbe ſich, unter der Escorte bayriſcher Chevauxlegers, nach dem Bahnhof in Bewegung ſetzte. Die Turcos waren meiſt eingeborene Afrikaner; unter den Zuaven dagegen befanden ſich Leute aus allen franzöſiſchen Provinzen, auch Deutſche aus dem Elſaß und aus der Fremdenlegion von Algier.

Der Haupttransport von Gefangenen traf, unter Bedeckung einer Ulanenſchwadron, am Nachmittage des 7. Auguſt in Sulz ein. Ich ging vor die Stadt hinaus, um mir das Gefangenenbivouak anzuſehen, das vor den erſten Häuſern auf einem großen Felde an der Straße nach Wörth errichtet war. Links von der Chauſſee ſtanden die drei- bis viertauſend gefangenen Franzoſen, von Ulanen und Jägern bewacht. Ihnen gegenüber auf der rechten Seite des Weges hielt ein preußiſches Infanteriebataillon Raſt, das am vergangenen Tage bei Wörth im dichteſten Kugelregen gefochten. Eine Proviantcolonne fuhr eben nach der Richtung des Schlachtfeldes vorüber. Die Soldaten, welche zum Theil ſeit vierundzwanzig Stunden Nichts gegeſſen hatten, ſtürzten ſich auf die Wagen und riſſen Brot und Speck von denſelben herab, ehe noch die Officiere ſie an dieſer eigenmächtigen Verproviantirung hindern konnten. Die franzöſiſchen Gefangenen wären gern dieſem Beiſpiele gefolgt, aber die Bajonette der Jäger trieben ſie mit drohenden Geberden auf das Feld zurück. Zuaven und Turcos warfen lüſterne Blicke auf die ſchmauſenden Soldaten jenſeit des Weges, und machten allerhand bittende Zeichen. Ein preußiſcher Krieger nach dem andern ſchritt zu ihnen hinüber, um ſein Brot mit den Feinden zu theilen, die ihn geſtern in mörderiſcher Schlacht bekämpft hatten. Vor Allen drängten die Turcos ſich vor. Sie griffen, ſich ſtoßend und knuffend, Einer über die Schulter des Andern, nach den Brotſcheiben, welche die Soldaten mit ihren Meſſern für ſie abſchnitten. „Zurück, Kerls, habt doch Geduld!“ ſchrieen die Soldaten ihnen gutmüthig zu; „wir ſchneiden euch ja alle fünf Finger ab, wenn ihr nicht warten könnt, bis die Reihe an euch kommt.“ Die Turcos lachten und ſchrieen, ließen ſich aber nicht zurücktreiben, und das reguläre franzöſiſche Militair, das ſich in beſcheidener Entfernung hielt, mußte leer ausgehen. Als die preußiſchen Soldaten dies bemerkten, regte ſich in ihnen der Unwille. „Die Schwarzen ſind nichtswürdiges Geſindel“, ſagten ſie; „die Beſtialitäten, welche ſie auf dem Schlachtfelde verübt haben, können wir ihnen nicht verzeihen; ſie verdienen nicht, daß wir ſie füttern. Aber die Anderen ſind ehrliche, brave Leute, mit denen wir gern unſer Brot theilen wollen. Zurück, ihr ſchwarzen Hallunken, oder wir rennen euch das Meſſer in den Leib! Und aufgepaßt, ihr da hinten!" Und nun flogen die großen Brotſcheiben, über die Köpfe der Turcos, den Rothhoſen in den blauen Capotröcken zu; die Turcos aber ſprangen wie Katzen hoch in die Luft, um ihnen das Brot wegzuſchnappen. Ein Beduinenhäuptling, deſſen Kopf von einem weißen Turban umſchlungen war, welcher auch die untere Partie des Geſichts vollſtändig verſchleierte, hüllte ſich feſt in ſeinen weißen Burnus und ſah mit verſchränkten Armen und zornfunkelnden Augen verächtlich dem unwürdigen Benehmen ſeiner Landsleute zu. Beſondern Spaß gewährte unſeren Kriegern der Anblick, wie die Turcos ſich ihre zehn Ellen langen blauen Gürtelſchärpen um den Leib wanden. Das Ende derſelben ward an einen Baumſtamm gebunden oder von einem Kameraden feſtgehalten, und dann wickelte ſich der Turco, immer wie ein Kreiſel herumwirbelnd, aus weiter Ferne langſam an daſſelbe heran. Ich bedauerte, nicht Maler zu ſein, um dies bunte, humoriſtiſche Genrebild des Kriegslebens mit all ſeinen originellen Details ſkizziren zu können.

Eine reiche Kriegsbeute war unſerer Armee in die Hände gefallen, bedeutende Proviantvorräthe, unter Anderm auch das Gepäck Mac Mahon's, bei welchem ſich zu allgemeinem Ergötzen die eleganteſten Damenkleider nach neueſtem Pariſer Muſter befanden. Was Alles die franzöſiſchen Offiziere mit in's Feld geſchleppt, davon konnten wir uns einen lebhaften Begriff machen, als wir am 9. Auguſt auf einem Felde bei Obermodern, an der Chauſſee, die nach Ingweiler führt, einen ganzen Officierspark des dritten Zuavenregiments entdeckten, welcher auf der eilfertigen Flucht am Sonnabend zurückgelaſſen war. Der Inhalt wurde, Koffer nach Koffer, unter dem Jubel der herbeigeeilten Officiere und Soldaten ausgepackt. Luftkiſſen, wollene Leibbinden, feine Wäſche und was ſich ſonſt für unſere Kranken und Verwundeten gebrauchen ließ, wurde in die nächſtliegenden Lazarethe geſandt.

Daneben fanden ſich bedeutende Geldſummen vor, goldgeſtickte Mützen und nagelneue Uniformen, deren eine noch ſämmtliche Kreuze und Orden des Beſitzers trug; außerdem alle erdenklichen Schnurrpfeifereien, mit deren Transport dieſe Herren ſich belaſtet hatten. Da waren Puder und Puderquäſte, Haarfärbungstincturen und Bartwichſe, Einladungskarten und Ballbücher vom verfloſſenen Winter, ausgeſchnittene und zuſammengenähte Romanfeuilletons aus Pariſer Journalen, und ſogar ein Poeſiealbum, in welches der Beſitzer mit kunſtvoller Handſchrift mehr als vierzig Chanſons eingetragen hatte, meiſt von ſentimentalſtem Inhalt. Das letzte Lied ſchloß mit dem Refrain:

Petits oiseaux, dont les chants sont si doux,
Petits oiseaux, priez pour nous!

Sonderbares pſychologiſches Räthſel: ein Zuaven-Capitain, der mit einer Rabenfeder gefühlvolle Gedichte in ſein Album einträgt und die Schwalben am Fenſtergeſimſe der Notredame-Kirche anfleht, für ihn zu beten! Zwiſchen den einzelnen Blättern des Buches waren die amüſanteſten Caricaturbilder von Guizot, Thiers, Proudhon, Alexandre Dumas Père, Paul de Kock und anderen Notabilitäten der Literatur oder des öffentlichen Lebens in colorirten Federzeichnungen angebracht. Natürlich fehlte es in den Officierskoffern nicht an Billets-doux „kleiner Freundinnen“, deren Inhalt allen Regeln der Rechtſchreibung Hohn ſprach, und nur nach dem ungefähren Klange der Buchſtaben zu entziffern war. Nicht minder hatte man ſich mit allen Hülfsmitteln wider die fatalen Folgen ſolcher liaisons dangereuses verſehen; gedachte man ja eben die Civiliſation der franzöſiſchen Welt — warum nicht auch der Halbwelt?) — nach Deutſchland zu tragen! Davon zeugte auch das voluminöſe Quartmanuſcript eines Converſations-Handbuches für den Gebrauch der franzöſiſchen Truppen in Deutſchland, das aus einem der Koffer hervorgezogen ward. Es begann mit den charakteriſtiſchen Fragen: „Wie weit iſt es bis zu dieſer oder jener Stadt am Rhein? Welche Wege führen nach Berlin? ꝛc.“ Daneben zum Handgebrauch der Officiere Poſt- und Eiſenbahnkarten von Deutſchland, ja von ganz Europa, zum Theil nicht einmal aus den neueſten Jahren. Die Nummern des „Moniteur“, „Figaro“ und anderer Pariſer Journale von den erſten Auguſttagen ſtrotzten von ſiegesgewiſſen Prahlereien und von den unglaublichſten Erfindungen. Der „Moniteur“ vom 3. Auguſt berichtete, daß ganz Deutſchland, mit Ausnahme von Sachſen und Schleſien, in Belagerungszuſtand erklärt, daß der Prinz Friedrich Carl gefährlich erkrankt ſei, daß die rheinländiſchen Truppen maſſenhaft zu den Franzoſen deſertirten, und was des Unſinns und der Tendenzlügen mehr war. Der „Figaro“ gab als Zweck des Krieges die Befreiung von ganz Europa an; die franzöſiſchen Heere ſollten die Segnungen des Fortſchritts überallhin verbreiten, und als Preis ihres Sieges der Welt das Glück des Friedens und einer vollſtändigen Entwaffnung aller Armeen bringen. Jede Strophe eines Gedichtes, das im Vaudeville-Theater zu Paris unter ſtürmiſchem Beifall geſungen worden war, ſchloß mit dem Refrain: „Malheur à qui brave la France!“ Niemand in der That ſchien in Frankreich an die Möglichkeit eines Sieges der deutſchen Waffen im Entfernteſten gedacht zu haben. Gegenüber dieſen hohlen Bravaden fiel mir als Gegenſatz der rührende Anblick ein, wie am Tage nach der Schlacht bei Wörth ein franzöſiſcher Officier, der verwundet in Gefangenſchaft gerathen war, ſein Geſicht laut weinend in ſein Schnupftuch verbarg und das Kreuz der Ehrenlegion von ſeinem Waffenrocke abriß, gleich als fühle er tief, daß es mit der alten „Gloire“ kläglich zu Ende ſei.

Durch Elſaß und Lothringen.

In der Frühe des 8. Auguſt verließen wir das freundliche Städtchen Sulz unterm Walde, und trafen, über Surburg, Walburg und Eſchbach fahrend, gegen zwei Uhr Mittags in dem ärmlichen Dorfe Merzweiler am Zinzelbache ein. Obſchon wir auf unſerem Wege das Schlachtfeld von Wörth rechter Hand liegen ließen und es nur in der Ferne vor Augen hatten, begegneten wir überall den Opfern und Spuren des mörderiſchen Treffens. Am Bahnhofe von Sulz, den wir zuerſt paſſirten, wurde gerade ein langer Wagenzug mit Verwundeten und Gefangenen nach Ludwigshafen abgeſchickt. In Surburg fiel es uns auf, daß einzelne Häuſer die Zeichen einer gräßlichen Verwüſtung trugen. Auf eingezogene Erkundigung erfuhren wir, daß die Bewohner dieſer Häuſer mehreren unſerer verwundeten Soldaten, die man nach der Schlacht hieher getragen, Nachts die Ohren abgeſchnitten, — eine Beſtialität, die man allenfalls den Turcos zutrauen mag, die man aber ſonſt doch in einem civiliſirten Lande Europas kaum für möglich halten würde. Die „Surburger Buben“ ſtehen freilich weit und breit in ſchlechteſtem Rufe; es war mir ſchon wiederholt erzählt worden, daß ſie niemals nach Sulz kämen, ohne eine blutige Schlägerei anzuzetteln, und daß ſie ſelbſt in Friedenzeiten den durchfahrenden Reiſenden Schimpfworte zuzurufen und ihnen Steine nachzuwerfen pflegten, wie vorzeiten die Bewohner jenes ungaſtlichen Dorfes in Griechenland, das Philemon und Baucis bewohnten, und das zur Strafe ſeiner Frevel auf Geheiß Jupiter's von den Wellen verſchlungen ward.

Auf unſerer weiteren Fahrt durch das ſchöne Land, das überall wohlgepflegte Hopfengärten, Weinberge, Hanf- und Tabacksfelder weiſt, ſtießen wir auf zahlreiche Reiterpatrouillen, die fortwährend noch verſprengte und flüchtige Soldaten des Mac Mahon'ſchen Corps in den Wäldern und abſeits liegenden Gehöften einfingen. Dieſelben gehörten den verſchiedenartigſten Truppengattungen an; außer Zuaven und Turcos, ſah ich in der Kirche von Merzweiler, wo ſie während der Nacht internirt waren, gegen 150 ſolcher eingebrachten Flüchtlinge vom 1ſten, 3ten, 13ten, 17ten, 18ten, 56ſten, 58ſten, 68ſten, 78ſten und 98ſten Regimente. Der Rückzug der Franzoſen fand zum Theil auf der Straße über Hagenau nach Straßburg, zum Theil in weſtlicher Richtung über Niederbronn und Saverne ſtatt. Hinter Walburg fanden wir an einer Stelle des Weges, welcher von Wörth nach Hagenau führt, ganze Haufen von Pallaſchen, Helmen und Harniſchen umher geſtreut, deren ſich ihre Beſitzer am Abend nach der Schlacht in wilder Haſt entledigt hatten, um leichter den heranſprengenden Verfolgern zu entrinnen. Manche der Verwundeten konnten erſt Montags vom Schlachtfelde fortgeſchafft werden, wie groß auch die Zahl der requirirten Wagen und der Eifer der Landbevölkerung war, die Militairbehörden bei dem Transport der Bleſſirten zu unterſtützen. Die Beerdigung der Leichen war gleichfalls noch nicht beendet — gebot doch die Menſchlichkeit, erſt für die Lebenden zu ſorgen, — und die übergroße Zahl unbeſtatteter Todten und ringsumher liegender Pferdecadaver verbreitete ſchon einen widerlichen Peſtgeruch, den der Wind mehr wie einmal bis zu uns hinübertrug. Angelockt durch die Witterung des leckeren Mahles, zogen Schaaren von ſchwarzen Raubvögeln herbei, welche, durch das Geräuſch der anrückenden Colonne emporgeſcheucht, uns zuweilen krächzend umſchwirrten, ehe ſie ſich wieder auf den Bäumen des Weges oder auf den Stoppeln eines abgemähten Feldes zu kurzer Raſt niederließen.

In Walburg und Eſchbach wurden wir freundlich von den Bewohnern begrüßt, die unſere vorbei marſchirenden Truppen mit

Wein und mit Waſſer erquickten. Auf zahlreichen Häuſern flatterte die Fahne mit dem rothen Kreuz auf weißem Grunde; es ſchienen meiſt franzöſiſche Verwundete zu ſein, die hier die erſte Pflege gefunden.

Merzweiler iſt ein kleines Dorf mit wenig mehr als dreihundert Einwohnern, eine deutſche Meile ſüdlich von Reichshofen, und direkt an der Eiſenbahn gelegen, welche von der eben ſo weit in ſüdöſtlicher Richtung entfernten Feſtung Hagenau nach Bitſch und Saargemünd führt. Von Einquartierung war dieſe Gegend bisher ziemlich verſchont geblieben; franzöſiſche und deutſche Truppen waren in den letzten Tagen eilfertig durch das Dorf gezogen, ohne Raſt zu machen, und wir waren die Erſten, welche dort — freilich auch nur für eine kurze Nacht — unſer Standquartier aufſchlugen. Nach vielem Suchen fand ich ein dürftiges Logis, wo ich mir, zum Staunen der Bewohner, aus dem im Ränzel mitgeführten Liebig'ſchen Fleiſchextract durch Aufgießen heißen Waſſers binnen zwei Minuten eine kräftige Bouillon bereitete. Die guten Leute ſchienen mich faſt für einen Schwarzkünſtler zu halten; nur mit Mühe waren ſie Anfangs zu bewegen, einen Löffel der zauberhaft ſchnell aus dem „braunen Safte“ hergeſtellten Fleiſchbrühe zu koſten; dann aber munkelten ſie geheimnißvoll, und holten einen Nachbarn nach dem andern herbei, die Alle der Reihe nach die Suppe des „dütſchen Doktors“ probiren mußten.

Als ich gegen Abend durch das Dorf ſchlenderte, lockte mich an der Eingangsthür eines Gartens eine weiße Fahne an, welche die mit ſchwarzen Lettern gemalte Inſchrift trug: „Hauptquartier für deutſche Literatur und Kunſt.“ Es war ein Scherz meines jovialen Collegen, des Malers Ludwig Pietſch, den ich mit Freytag, Haſſel und dem Schlachtenmaler Bleibtreu in einer Laube bei einer Flaſche elſäſſiſchen Landweins ſitzen fand. „Ja, ja,“ rief er mir entgegen, „die Rollen ſind gewechſelt! Es handelt ſich nicht mehr darum, franzöſiſche Civiliſation nach Deutſchland, ſondern deutſche Cultur nach Frankreich zu tragen; da iſt es doch gut; den Herren Franzoſen, durch deren Ortſchaften wir reiſen’ gleich mit deutlicher Schrift anzuzeigen, wo deutſche Kunſt und Literatur während des Krieges zu finden ſind.“ Unſere kleine Geſellſchaft, die ſich im anregendſten Geplauder über die Ereigniſſe der letzten Tage erging, wurde bald noch durch die Ankunft des Herzogs von Coburg und des Erbprinzen Leopold von Hohenzollern vergrößert, welche ebenfalls dem heitern Aushängeſchilde gefolgt waren, und ſich für eine Weile bei uns niederließen. Dem Herzoge von Coburg war ich ſchon am Abend nach der Schlacht bei Weißenburg vorgeſtellt worden, und hatte in ihm einen hochgebildeten, geiſtvollen Herrn kennen gelernt, der mir im Laufe des Feldzugs manche Freundlichkeit erwies. Es war mir intereſſant, nun auch die perſönliche Bekanntſchaft des Fürſten zu machen, der für den ſpaniſchen Thron beſtimmt geweſen, und der dem Kaiſer Napoleon den vom Zaune gebrochenen Vorwand zum Kriege hatte herleihen müſſen. Auch er erwies ſich als ein liebenswürdiger Geſellſchafter, wohlbewandert in Literatur und Kunſt, und ich traf ihn ſpäter in mancher ſchönen alten Dorfkirche, wo er die feinſinnigſten Bemerkungen über mittelalterliche Glasmalereien und Oelgemälde machte, wie er andererſeits in mancher Schlacht, namentlich in dem blutigen Treffen von Beaumont am 30. Auguſt, mit ritterlicher Bravour wichtige Befehle durch den dichteſten Kugelregen von einem Truppentheile zum anderen trug, und ſich dadurch begründete Anſprüche auf das eiſerne Kreuz erwarb, das heute ſeine Bruſt decorirt.

Aus allen Geſprächen mit den Einwohnern erſah ich, daß der Krieg hier, wie überall im Elſaß, wenig populair ſei; der Anlaß deſſelben ſchien ihnen völlig unbekannt zu ſein, und ich gab mir vergebliche Mühe, meinen Wirthsleuten und einigen ihrer Bekannten begreiflich zu machen, was die Frage der ſpaniſchen Thronfolge mit dem blutigen Gemetzel zu ſchaffen habe, von deſſen Opfern ſeit geſtern viele zur Pflege in ihre ſtillen Hütten gebracht worden. Manchen Dorfpolitiker hörte ich die mehr als naive Anſicht äußern, daß der Kaiſer den Krieg hauptſächlich deshalb begonnen habe, um die Bewohner des Elſaß dafür zu ſtrafen, daß ſie bei dem jüngſten Plebiſcit in ſo großer Anzahl mit „Non“ geſtimmt. Darin aber bewieſen ſie ein richtiges Urtheil, daß ſie einen Krieg für ſchändlich und frevelhaft erklärten, der von ihrem Souverain ohne jeden vernünftigen Grund nicht etwa zur Förderung und zum Schutze bedroht geweſener nationalökonomiſcher Intereſſen, ſondern zum Ruine derſelben leichtfertig herauf beſchworen ward. „Er hat uns vorgeredet“, klagten ſie, „daß Monſieur Bismarck den Krieg gewollt habe, und daß Frankreichs Ehre und Selbſtſtändigkeit durch Preußen bedroht ſei.“ Die Elſäſſer haben in der That den Krieg nicht gewollt, ſelbſt nicht einmal die Städter. Sie haſſen faſt alle ingrimmig den Kaiſer und die Kaiſerin als Feinde ihres Glaubens und als Verderber ihres volkswirthſchaftlichen Wohlſtandes. „Wollt ihr nur den Kaiſer vom Thron ſtürzen“, ſagten ſie mir, „ſo ſind wir ganz mit euch einverſtanden, und ihr ſollt beſten Dank dafür haben.“ Ich glaube in der That, daß Manche von ihnen ſich ernſthaft einbildeten, der Krieg würde zu Ende ſein und wir würden ohne weitere Entſchädigung für die ſchrecklichen Opfer an Gut und Blut nach Hauſe ziehen, ſobald nur das Regiment des Kaiſers gebrochen ſei. „Was hat uns dieſer Napoleon gebracht?“ hörte ich ſie oftmals ausrufen, wenn ſie Abends in ihrer Wohnſtube beiſammen ſaßen und die politiſchen Ereigniſſe beſprachen. „Er führt unſere Kinder zur Schlachtbank, wir wiſſen nicht, weshalb und warum; er hat unſer Land ſo mit Schulden beſchwert, daß wir die Steuerlaſt heute ſchon nicht mehr ertragen können. Wie ſoll's erſt werden, wenn der Krieg uns vollends ruinirt und die Staatsſchuld ſich um Milliarden vermehrt haben wird?“ Dazu die einſtimmigen Klagen über das Jeſuitenregiment, welches Moral und Sitten verderbe und die katholiſche Bevölkerung ſo gegen die proteſtantiſche aufhetze, daß letztere an vielen Orten kaum ihres Lebens mehr ſicher ſei. In der Nähe von Pfalzburg wurde vor zwei Jahren ein proteſtantiſcher Bäckergeſell, der mit einer anſehnlichen Geldſumme übers Gebirge ging, von einem Katholiken umgebracht. Der Raubmörder wurde ergriffen, des Verbrechens überführt und zum Tod durch die Guillotine verurtheilt. Noch lange nachher riefen katholiſche Landleute der Gegend ihren proteſtantiſchen Nachbarn, wenn ſie ihnen auf der Straße begegneten, unheimliche Drohungen zu: „Wartet, ihr Schufte, das ſollt ihr uns büßen, daß ein guter Katholik um ſo einen ketzeriſchen Lump hat ſein Leben laſſen müſſen!“ Die Ortskirche in Sulz iſt urſprünglich von einem proteſtantiſchen Edelmanne für Anhänger ſeines Cultus erbaut worden; trotzdem hat ſich die katholiſche Geiſtlichkeit derſelben bemächtigt, und es ſteht den Proteſtanten nur noch die Vergünſtigung zu, Sonntags nach Abhaltung der katholiſchen Meſſe einen Vorhang vor den Altar zu ziehen und dann ihren Gottesdienſt in dem Gebäude zu verrichten.

Während wir in den vorwiegend katholiſchen Grenzdiſtricten des Landes mit wenig verhohlenem Mißwollen aufgenommen wurden, begrüßten uns die Bewohner des durchweg proteſtantiſchen nordweſtlichen Elſaß faſt als Befreier. Viele derſelben hegten die feſte Ueberzeugung, daß ein Triumph der franzöſiſchen Waffen den ohnehin ſchweren Druck der katholiſchen Pfaffenherrſchaft bis zum Unerträglichen geſteigert und ihnen die Freiheit der Religionsübung, die unter dem napoleoniſchen Regimente ſchon ſehr illuſoriſch geweſen, vollends verkümmert haben würde. Sie knüpften mancherlei Hoffnungen für den künftigen Schutz ihres Glaubens an den Sieg unſerer Heere, ſelbſt für den Fall, daß ihr Land bei Frankreich verbliebe. Im nordöſtlichen Theile des Elſaß fand ich die Bewohner faſt ohne Ausnahme gut franzöſiſch geſinnt, wie entrüſtet ſie ſich immer über den Krieg und über den Kaiſer ausſprechen mochten. Es wäre zu viel behauptet, wollte man ſagen, daß hier oder in den Vogeſen-Cantons auch nur die Lutheraner und Reformirten ſich nach der Wiedervereinigung mit Deutſchland ſehnten; gewiß aber werden ſie ſich dieſelbe ohne Widerſtand gefallen laſſen, und in zwei oder drei Generationen werden ſie nicht bloß der Sprache nach — denn die iſt ſelbſt heute nur wenig verwälſcht, — ſondern auch von Geſinnung ſo ehrliche Deutſche wie irgend ein anderer der germaniſchen Bruderſtämme ſein.

Es iſt ein ruhiges, fleißiges Völkchen, voll gottesfürchtigen Sinnes und von warmer Religioſität. Die proteſtantiſchen Dörfer ſind im Durchſchnitt wohlhabender als die katholiſchen, die Häuſer ſind ſolider erbaut, die Gärtchen ſorgſamer gepflegt, und die ſtatiſtiſchen Tabellen weiſen nach, daß in dieſen Gegenden ungleich weniger ſchwere Verbrechen als in den katholiſchen Diſtricten verübt werden. Faſt in allen Hütten trifft man eingerahmte Confirmationsſprüche und bibliſche Bilder an den Wänden, oft von drollig naiver Ausführung. So hing in dem Wohnzimmer meines Wirthes in Lohr, eines biederen Hufſchmieds, eine grell kolorirte Darſtellung der Abreiſe des verlorenen Sohnes, nachdem er ſein Erbtheil empfangen. Der Vater, ein feiſter, behäbiger Mann, mit den Zügen und der Haltung eines jüdiſchen Banquiers, ſitzt im Fauteuil am Schreibtiſche, auf welchem ein Globus ſteht. Er macht eine Bewegung mit dem Arme, als wollte er ſagen: „Mehr kann ich nicht geben, ſo wahr ich geſund bleiben will.“ Neben ihm links ſteht im ſpitzen blauen Leibrock mit Sammetkragen der gute Sohn, offenbar der erſte Commis des Vaters, ein hartes, dumm-pfiffiges Geſchäftsgeſicht. Rechts, unter einem golbumrahmten Watteau'ſchen Schäferſtücke, die Schweſter, eine Modedame in weißem Tüllkleide, ſchwarzem Sammetmieder und mit à l'anglaise gebrannten, lang herabfallenden Locken. Noch weiter nach rechts, im Vordergrunde, der verlorene Sohn, in hellgrauen Hoſen und Reiſepaletot, eine gefüllte lederne Brieftaſche ans Herz drückend. Vor ihm an der Erde liegt ein zweites Portefeuille, aus welchem Banknoten und Wechſel auf Paris und London hervorgucken; daneben ſechs ſtrotzende Geldſäcke, die in den offenſtehenden Handkoffer gepackt werden ſollen. Hinten, an der Gitterpforte des Gartens mit geſtutzten Taxusalleen, hält ein elegantes Tilbury, mit einem Vollblutſchimmel beſpannt, der vom Reitknechte gezügelt wird, während ein kleiner Groom mit wachstuchledernem Poſtillonshute den Wagenſchlag öffnet. Der Beſitzer zeigte mir mit Andacht dieſe rohe Farbenklexerei, und ſchlug ſeine Bibel auf, um mir die dazu gehörige ergreifende Geſchichte von der ewigen Treue des Vaterherzens vorzuleſen, und er freute ſich innig, als ich ihn verſicherte, daß dieſelbe mir ſchon bekannt ſei. „Se iſcht ober ſo guet; wellet Ihr ſe net no emol höre?“ frug er treuherzig, und ich that ihm gern den Gefallen.

Im Allgemeinen war die Aufnahme der deutſchen Truppen von Seiten der elſäſſiſchen Bevölkerung keine beſonders freundliche; eben ſo wenig aber trug ſie einen feindſeligen Charakter. Die Leute waren einestheils durch die Ungewißheit über das ihnen bevorſtehende Schickſal geängſtigt, andererſeits litten ſie ſchwer unter der Laſt der nothwendigen Requiſitionen, von welchen ſie um ſo härter betroffen wurden, als die diesjährige Ernte durch die lang anhaltende Dürre des Sommers faſt gänzlich vernichtet war. Viel Gutes haben zur Beſchwichtigung der anfänglichen Angſt vor den Siegern die proteſtantiſchen Pfarrer gewirkt, welche von den Kanzeln herab ihre Gemeinden mit eindringlichen Worten zu einem freundlichen Entgegenkommen gegen die durchziehenden Truppen ermahnten. In der That boten Letztere Alles auf, dem deutſchen Namen auch im Feindesland Ehre zu machen. Was ſie ſich in den Wirthshäuſern an Speiſen und Getränken geben ließen, wurde ſtets mit klingender Münze bezahlt. Gingen die Vorräthe an Wein und Bier auf die Neige, ſo nahm der Wirth ſein Gaſthausſchild herab oder es wurde ſchwarz übertheert, um den Soldaten jede unnütze Nachfrage zu erſparen, und Letztere reſpektirten faſt immer dies verſtändliche Zeichen. Unſere braven Krieger beobachteten den Befehl, ſich fremdes Gut unter keinem Vorwande anzueignen, wenigſtens in der erſten Zeit des Krieges ſo ſtrenge und ſo buchſtäblich genau, daß z. B. ein Infanteriſt des 58ſten Regiments, welcher ſein Taſchenmeſſer verloren, zwar mit Dank die Gefälligkeit meines Wirthes, der ihm ſein eigenes Meſſer ſchenken wollte, annahm, aber ſofort ein Fünfgroſchenſtück dafür auf den Tiſch legte, das er trotz aller Remonſtrationen nicht zurücknahm. Wiederholentlich war ich Zeuge, wie der eine oder andere Soldat in ein Bauernhaus trat und um ein Stück Brot oder um einen Schoppen Wein zur Füllung ſeiner Feldflaſche bat; aber ſtets wies er ſchon beim Eintritt in die Stube das bereit gehaltene Geldſtück vor, um das Verlangte baar zu bezahlen. Man hörte daher in allen Dörfern nur Eine Stimme des Lobes über die gute Mannszucht und das beſcheidene Benehmen der deutſchen Truppen.

Der Uebergang der dritten Armee über die Vogeſen fand am 9. und 10. Auguſt ſtatt, ohne weſentlich vom Feinde behindert zu werden. Wir waren einigermaßen erſtaunt, daß man uns denſelben nirgends mit Ernſt ſtreitig machte. Nicht an einer einzigen Stelle hatte man die ſchönen, breiten, oft hart an Abgründen vorbeiführenden Gebirgsſtraßen aufgeriſſen; das kleine ſturmfreie, gegen wohlgezielte Artillerieſalven freilich nicht lange haltbare Fort Lützelſtein, deſſen Kanonen die von Weitersweiler nach Petersbach führende Chauſſee beherrſchten, war ohne jeglichen Kampf geräumt worden — wir ſahen bei unſerer Ankunft auf dem grünen Walle ſchon die preußiſche Fahne wehen, — und die Bergveſte Lichtenberg, welche einen zweiten der Vogeſenpäſſe bewachte, ergab ſich nach kurzer Beſchießung. Nur Pfalzburg, deſſen kühne Vertheidigung in früheren Tagen manchem Leſer aus der Erckmann-Chatrian'ſchen Novelle bekannt ſein wird, leiſtete auch diesmal tapferen Widerſtand, und wurde erſt nach viermonatlicher Einſchließung bezwungen; aber die Zurücklaſſung eines geringen Detachements genügte, die kleine Beſatzung des Felſenneſtes einſtweilen in Schach zu halten. Es war ein herrlicher Anblick, als wir zu Fuß, zu Roß und zu Wagen den ſteilen, dicht bewaldeten Grat der Vogeſen hinan klommen und die maleriſche Landſchaft ſich in immer wechſelnden Perſpectiven, die häufig an die ſchönſten Partien des Thüringer Waldes erinnerten, vor uns entfaltete.

In Petersbach wurde ein mehrtägiger Halt gemacht; ein Theil der Herren des kronprinzlichen Hauptquartiers — und ich mit ihnen — fand ein Unterkommen in dem faſt eine Stunde entfernten Dorfe Lohr. Als ich andern Morgens meine Briefe in ſtrömendem Regen nach Petersbach auf die Feldpoſt bringen wollte, verirrte ich mich und gerieth tief in den Bergwald hinein. Nirgends war ein Menſch zu erblicken, der mich hätte zurecht weiſen können, bis ich endlich im Dickicht des Waldes auf einen fein gekleideten Mann ſtieß, der, mit einer Jagdtaſche angethan, bei meiner Ankunft ſeine Schritte ſichtlich beſchleunigte und ängſtlich ſtehen blieb, als ich ihn anrief. Mehr noch als ſein ſcheues Weſen fiel mir auf, daß er meine deutſch geſtellte Frage achſelzuckend im reinſten Franzöſiſch beantwortete, während die ganze Bevölkerung der Gegend ſich im täglichen Verkehr immer noch der deutſchen Sprache bedient. Nur mit einem Gebirgsſtocke bewehrt, empfand ich nicht eben das größte Behagen, als ich mich an dieſem abgelegenen Orte allein einem Franzoſen gegenüber ſah, der vielleicht ſeine Flinte hinter dem nächſten Baume verſteckt und bewaffnete Genoſſen in der Nähe haben konnte. Unſere beiderſeitigen Gefühle mochten denen des Monoſtatos und des Papageno bei ihrer unerwarteten Begegnung nicht ganz unähnlich ſein; das furchtſame Benehmen meines Vis-à-Vis und die angeborene Kaltblütigkeit, welche mich Angeſichts wirklicher oder eingebildeter Gefahren nicht leicht zu verlaſſen pflegt, ermuthigten mich jedoch zu einem feſten Auftreten, und mit dem Bemerken, daß ich ein Begleiter des kronprinzlichen Hauptquartiers ſei, erſuchte ich den Mann höflich, aber in beſtimmtem Tone, mich auf den Weg nach Petersbach zu geleiten. Er erfüllte ohne Einrede mein Verlangen, und ich erfuhr ſpäter zu meiner großen Heiterkeit von meinem Quartierwirthe in Lohr den Grund ſeines Umherſtreifens in den Wäldern. Er war der Wildhüter des Ortes und als ſolcher bei den Bauern, welche ſich in Frankreich keiner Jagdgerechtigkeit erfreuen, wenig beliebt; obendrein ein geborener Pariſer, hatte er bei Ankunft der deutſchen Truppen die lebhafteſte Angſt empfunden und ſich ſeit mehreren Tagen im Walde verſteckt gehalten.

Die Furcht der ländlichen Bevölkerung des Elſaß vor unſeren Soldaten, war übrigens, wie vorhin angedeutet, kaum eine geringere. In Merzweiler, wo ich in der elenden Hütte eines Schuhflickers logirte, ſaß die alte Großmutter ſprachlos und zitternd am Herde, alle freundlich beruhigenden Worte ſchienen unverſtanden an ihrem Ohre abzugleiten, und noch am andern Morgen, als ſie wieder, wie ſonſt, ihr Spinnrad vor ſich hingeſtellt, vermochten die bebenden Finger kaum den Faden zu drehen.

Es waren meiſt ärmliche Dorfſchaften, durch welche wir kamen: Häuſer von Fachwerk mit weißgetünchten Lehmwänden, höchſtens zuweilen auf einer Grundlage von röthlichen Sandſteinquadern aufgeführt, mit glatten, länglich ſchmalen Ziegeln, den ſogenannten „Ochſenzungen", oder mit Holzſchindeln gedeckt, innen ſchmutzig und kahl, vorn nur ſelten ein ſchlecht gepflegtes Gärtchen mit gelben Strohblumen, Stockroſen oder hohen Sonnenblumen. Aber mit Freuden überzeugte ich mich wieder und wieder von der Kraft und Zähigkeit, mit welcher die Bewohner Jahrhunderte hindurch ihre deutſche Mutterſprache feſtgehalten. Die jüngeren Leute reden freilich, Dank den rigoroſen Maßregeln der kaiſerlichen Regierung, das Franzöſiſche mit ziemlicher Geläufigkeit; die älteren verſtehen nur nothdürftig „Wälſch zu ſchwätzen", und die tägliche Umgangsſprache iſt, wie geſagt, immer deutſch geblieben. An den meiſten Häuſern ſteht in correcter Schrift mit deutſchen Buchſtaben der Name ihres Erbauers, und viele dieſer Inſchriften datiren erſt vom letzten Jahre. Eben ſo ſind die Grabſteine auf den Friedhöfen und die zahlreichen Crucifixe an den Wegen faſt alle mit deutſchen Bibelſprüchen verſehen, und die Firmen- oder Gaſthausſchilder tragen gewöhnlich zugleich eine deutſche und eine franzöſiſche Inſchrift. An manchem Hauſe ſind alterthümliche religiöſe oder humoriſtiſche Sinnſprüche angebracht; ſo ſtand auf einem derſelben (in Obermodern) über der Eingangsthür:

„Wer da aus und ein geht,
Und ſein Sinn zu ſtehlen ſteht,
Der bleib draußen,
Unſere Katzen können ſelbſt mauſen."

So fand ich es überall, wo ich umher ſtreifte, bis über den Kamm der Vogeſen hinaus, und noch über eine Stunde nach

Lothringen hinein. Wir werden alſo nur die natürliche Grenze unſeres Sprachgebietes und unſerer Nationalität im Weſten zurück erlangen, wenn wir, wie jedes deutſche Herz fordern wird, den uns in einer Zeit der Schmach entriſſenen Elſaß, mit Einſchluß des Vogeſengebirges, als Preis eines uns aufgezwungenen mörderiſchen Kampfes dauernd wieder mit Deutſchland verbunden ſehen.

Sobald wir etwas weiter in Lothringen hinein rückten, änderte ſich der Charakter der Landſchaft und der Bevölkerung in auffallender Weiſe. Die dichten Wälder hörten auf, das Terrain blieb zwar hügelig, aber es war nur mit dürren Getreideſtoppeln oder mit kurzem, von der Sonne verbranntem Graſe beſtanden; an die Stelle der Obſtbaumalleen, welche im Elſaß die Einfaſſung aller Landſtraßen bilden, traten ſchnurgerade Alleen langweiliger Pappeln mit weiß überkalkten Stämmen; die Häuſer waren meiſt von Stein aufgeführt, und hohe Mauern von loſe aufeinander geſchichteten, nicht durch Mörtel verbundenen Feldſteinen umhegten die Hofplätze und Gärten. Faſt in allen Ortſchaften trifft man auf dem Hauptplatze einen großen Steinbrunnen mit fließendem Waſſer und mit langen Sandſteintrögen, die ich Anfangs nur zur bequemeren Tränkung des Viehes beſtimmt glaubte, die aber gleichfalls von den Bewohnern zur Spülung der Wäſche benutzt werden. Die Leute ſprechen nicht mehr Deutſch, ſondern Franzöſiſch; ſchon in Saarburg fiel es unſeren Soldaten ſchwer, ſich mit den Bewohnern zu verſtändigen, und in Blamont fand vollends jede Möglichkeit der Unterredung in deutſcher Zunge ihr Ende. Wiſſembourg, Strasbourg, Mulhouſe ꝛc. werden bald genug wieder zu Weißenburg, Straßburg und Mühlhauſen werden — anders ſteht es in Lothringen, das, mit Ausnahme des äußerſten Grenzſaumes, ſeit ſeiner Abtrennung vom deutſchen Reiche nicht bloß der Geſinnung, ſondern auch der Sitte und Sprache nach vollſtändig franzöſiſch geworden iſt, — ſo franzöſiſch, daß z. B. in Blamont kaum ein Menſch mehr die Erinnerung an eine Zeit bewahrt, wo der Ort Blankenburg hieß!

Hier zeigte ſich außerdem ſchon die ſpäter ſtets wiederkehrende

Erſcheinung, daß gerade die wohlhabendſten Leute meiſt ihre Wohnungen im Stich gelaſſen hatten und in paniſchem Schrecken nach dem Süden geflüchtet waren. In Blamont ſchrieb ich meine Correſpondenzen an einem ſchwarzen Marmortiſche in einem mit allem Comfort der Neuzeit luxuriös ausgeſtatteten Zimmer. Rechts und links ſtanden zwei mit ſchneeigem Linnen überzogene Himmelbetten mit ſeidenen Decken und ſchweren Damaſtvorhängen, die von vergoldeten Reifen zuſammengehalten wurden; ringsum Schränke von polirtem Nußbaumholz, Marmorconſolen, große Spiegel in Goldrahmen, in der Mitte ein reichverzierter Ofen mit Marmorplatten — aber im ganzen Hauſe, vom Keller bis zum Giebel, und in den großen Stallräumen war nicht Kind noch Kegel, nicht Hund noch Katze zu erblicken. Die Eigenthümerin war in blinder Furcht vor den „ſchrecklichen Preußen" mit ihrem ſechzehnjährigen Sohne nach — — Metz gereiſt, wo ſie auch nicht das ſicherſte Aſyl gefunden haben wird. Den Hausſchlüſſel hatte ſie bei ihrer Abreiſe dem Maire überreicht, der einigen mir befreundeten Generalſtabsofficieren des kronprinzlichen Hauptquartieres die verlaſſene Wohnung als Quartier anwies.

Auch die zurückgebliebenen Einwohner trugen, bei aller Gedrücktheit und Aengſtlichkeit, ein ſonderbar mürriſches, widerwilliges Benehmen zur Schau. Selbſt wenn man ſie franzöſiſch anredete, gaben ſie meiſtens nur kurze, unfreundliche Antworten voll dumpfer Verbiſſenheit. Es paſſirte mir ſelber bei meiner Ankunft in Blamont, daß ein Mann, der in der Thür ſeines Hauſes ſtand und von mir nach der Mairie befragt wurde, achſelzuckend erklärte, das Rathhaus ſeiner eigenen Stadt nicht zu kennen, und daß ich ſeiner vorgeblichen Unwiſſenheit durch Appell an die Autorität eines vorübergehenden Officiers nachhelfen mußte, der mir den widerhaarigen Menſchen ſofort als gezwungenen Wegweiſer mitgab, worauf er mich ſchnell genug an das gewünſchte Ziel brachte.

Das ſchlechte Beiſpiel des intelligenteren und wohlhabenderen Theils der Bevölkerung übte natürlich auf die niedere, minder begüterte Claſſe die nachtheiligſte Wirkung aus. Ueberall ſchloſſen die Leute in rathloſer Verwirrung ihre Magazine und Wohnhäuſer, und verſteckten ſich vor den heranziehenden Truppen, ſtatt durch ein freundliches Entgegenkommen ſich denſelben gefällig zu erweiſen und jeden Anlaß zu Ausſchreitungen zu verhindern, die ſelbſtverſtändlich nicht ausbleiben können, wenn der vom Marſch ermüdete Soldat ſich den Eingang in ſein verriegeltes Quartier erſt gewaltſam erzwingen muß, und wenn er in den verödeten Räumen Niemanden findet, der ihm ein Feuer zum Kochen ſeines Abendeſſens bereitet oder ihm ein Strohlager zurecht macht. Selbſt in Lüneville, einer Stadt von 16,000 Einwohnern, waren faſt ſämmtliche Kaufläden und Wirthſchaften bei unſerer Ankunft geſchloſſen, und es bedurfte eindringlicher Ermahnungen von Seiten der Militairbehörden, um dieſem unvernünftigen Abſchließungsſyſteme ein Ziel zu ſetzen. Wie ſehr hatten wir Alle, als wir am Morgen des 15. Auguſt — am Napoleonstage — von Blamont aufbrachen, uns mit der Hoffnung geſchmeichelt, in der erſten größeren Stadt Frankreichs, die wir auf unſerem Marſche berührten, eine Erholung von den Strapatzen und Entbehrungen der letzten vierzehn Tage zu finden! Mit ausgelaſſenſtem Humor machten wir unſere Scherze über die gruftartig verſchloſſenen Häuſer aller Dorfſchaften am Wege, in deren Thüren und Fenſtern ſich ſelten ein menſchliches Geſicht blicken ließ, um bei unſerer Ankunft ſofort hinter den raſch wieder zugeklappten Läden zu verſchwinden. Nur auf den Feldern gingen die Bauern hie und da ruhig ihrer Arbeit nach, woran freilich zum Theil das nach mehrwöchentlichem Regen jetzt eingetretene trockene Wetter ſchuld ſein mochte, das die Leute ermahnte, ihren längſt geſchnittenen, bei der Näſſe ſchon ſtark ausgewachſenen Hafer endlich heim zu führen, wenn er nicht völlig verderben ſollte.

Wir hatten uns jedoch umſonſt auf die in Lüneville erwarteten Herrlichkeiten gefreut; denn als wir dort anlangten, bot ſich uns daſſelbe Schauſpiel einer grabähnlichen Stille und Abgeſchloſſenheit dar, wie in allen Dörfern, durch die wir gekommen. Viele Häuſer waren gänzlich verlaſſen, und ſelbſt die bewohnten trugen durch Schließung aller Thüren und Fenſterläden den Anblick einer ausgeſtorbenen Stadt, in welcher eine furchtbare Peſt gehauſt. Wo ich in einen Gaſthof oder in eine Reſtauration trat, fand ich meiſt die Bewohner auf der Vordiele ſitzen, und ſie ſchrieen mir lärmend entgegen: „L'établissement est fermé; nous n'avons ni du pain, ni de la viande!" Erſt nach Stunden glückte es mir, ein Logis und eine Mahlzeit zu erhalten. Und doch waren in Luneville, trotz der angeblichen Lebensmittelnoth, ungeheure Proviant- und Fourage-Vorräthe für die Rhein-Armee aufgeſpeichert, welche nach der unerwarteten Niederlage Mac Mahon's nicht ſchnell genug hatten fortgeſchafft werden können, und nun in unſere Hände fielen.

Aber nicht bloß die Bäckereien und Cafés, auch die Verkaufsläden für andere Gegenſtände waren, mit Ausnahme einiger jüdiſchen Kleidermagazine, vollſtändig geſchloſſen und mit Eiſenſtangen verriegelt. Unſere Soldaten, die für Geld und gute Worte weder Speiſe und Trank, noch ſonſtige Lebensutenſilien erhalten konnten, geriethen durch dieſe provocirende Haltung der Bevölkerung in übelſte Laune, und ſuchten hie und da mit Gewalt die Oeffnung der verſchloſſenen Läden zu erzwingen. Um weiterer Unordnung zu ſteuern, befahl die Militairbehörde anderen Morgens den Kaufleuten, ihre Geſchäfte mindeſtens den Tag über offen zu halten, und die Stadt gewann jetzt bald einen freundlicheren Anblick. Ueberall ſah man unſere Soldaten ihre kleinen Einkäufe an Wäſche, Kleidungsſtücken, Fleiſch und Getränken machen; auch die grauen Holzläden der Fenſter in den oberen Stockwerken wurden allmählich zurückgeſchlagen, und neugierige Köpfe ſchauten auf das bunt bewegte Treiben herab.

Wie ſchon erwähnt, hatten die Bewohner des Landes im Allgemeinen wenig Urſache, über das Benehmen der deutſchen Truppen Klage zu führen. Die Requiſitionen der Militairbehörden blieben auf das Nothwendigſte — meiſt nur auf Heu, Stroh und Hafer für die Pferde und auf Brotlieferungen — beſchränkt, wofür regelmäßige Bons ausgeſtellt wurden, und das Privateigenthum hatte ſich vollſten Schutzes zu erfreuen. Die zahlreichen

Bivouaks, denen ich unterwegs begegnete, waren überall mit ſchonendſter Rückſichtnahme auf die Feldfrüchte errichtet, faſt immer auf leeren Stoppelfeldern oder abgemähten Wieſen, und oftmals ſah ich ein Ulanenpiquet oder marſchirendes Fußvolk einen erheblichen Umweg machen, um ein bepflanztes Kartoffelfeld oder einen Streifen noch nicht abgemähten Hafers zu umgehen. Daß die Einwohner nichtsdeſtoweniger häufig die kleinlichſten Beſchwerden führten, beweiſt nur, wie wenig ihnen die ernſten Folgen der Kriegführung noch zu Herzen gedrungen waren. Ohne an die ſchweren Strapatzen zu denken, welche der Soldat täglich zu erleiden hat, jammerten die Bauern unſeren Officieren die Ohren voll, wenn durſtige Krieger hie und da einen Obſtbaum plünderten oder ein paar Gurken aus dem Garten wegholten. In Lüneville hörte ich einen franzöſiſchen Schlachter ſich bei einem Major des Generalſtabes bitter darüber beklagen, daß ein einziger Soldat, deſſen Regiment er nicht einmal zu bezeichnen wußte, zwei Pfund Fleiſch ohne Bezahlung mitgenommen, und der Mann verlangte die Beſtrafung des Frevlers, obſchon er ausdrücklich erwähnte, daß er den ganzen Tag hindurch Fleiſch an unſere Truppen verkauft habe, und daß ſonſt Alles baar berichtigt worden ſei! Das Herz ward Einem von Abſcheu erfüllt, wenn man ſeit Weißenburg und Wörth Tauſende der armen Opfer des blutigen Kampfes erblickt hatte, und dann inmitten der Schreckniſſe des Krieges bei der Bevölkerung des Landes, die für kurze Zeit aus ihrer gewohnten Behaglichkeit aufgeſcheucht ward, jeden Augenblick ſolchen Beiſpielen ſchnödeſter Habgier begegnete.

Schlimm freilich war es, daß die ſchon in Lothringen allgemein herrſchende Unkenntniß der deutſchen Sprache den Einwohnern den Verkehr mit unſeren Soldaten unſäglich erſchwerte. Wenn dieſelben in der Eile des Vorübermarſches in einen Krämerladen traten, um ein Pfund Speck oder Salz zu kaufen, und man ihnen dann vielleicht Pfeffer, Citronen oder Waizenmehl entgegen hielt, ſo iſt es erklärlich, daß ſie oft die Geduld verloren, das Geſchäftsperſonal unwirſch bei Seite ſchoben und unter dem Geſchrei der betreffenden Leute Fächer und Schubladen nach dem Geſuchten durchſtöberten. Wenn es ſich dann gar ereignete, daß ſie eine Chokoladentafel oder ein Päckchen Kaffee, die ſie bei dem Umherwühlen fanden, mit hinwegnahmen, ſo konnte man ſicher ſein, an ſolcher Stätte tagelang die entſetzlichſten Raub- und Plünderungsgeſchichten erzählen zu hören, immer mit dem Refrain: „Les Prussiens nous ont volé tout, tout tout!“ Anfangs führte auch die Verrechnung des Groſchen- und Kreuzer-Geldes in franzöſiſche Münze beſtändige Verlegenheiten und Mißverſtändniſſe herbei. Bald jedoch wurde, auf Anordnung der Civil- und Militairbehörden, an allen Straßenecken ein Erlaß angeſchlagen, welcher den Cours des deutſchen Geldes für den Verkehr mit den Landesbewohnern regelte. Dieſe begriffen jetzt ſchnell genug, daß der preußiſche Thaler 3 Francs 75 Centimes gelte, und daß ein Franc gleich 8 Silbergroſchen oder 28 Kreuzern ſei. Sie lernten ſogar ſehr bald, die Fünfſilbergroſchenſtücke, deren Einzelwerth auf 12 Sous feſtgeſtellt war und die ſie zu dieſem Courſe eingenommen, wo möglich immer zu je ſechſen wieder auszugeben, um auf dieſe Art 3 Sous am Thaler zu profitiren.

Im deutſch redenden Elſaß habe ich von Exceſſen unſerer Soldaten und Streitigkeiten derſelben mit den Einwohnern in der That kaum etwas gehört. Die ſeit unſerem Einrücken in Lothringen ſich täglich mehrenden Differenzen beruhten, wie ich mich oft überzeugte, faſt ſtets auf Mißverſtändniſſen und auf der Schwierigkeit, dieſelben zu heben, weil Keiner der Sprache des Andern mächtig war. In vielen Fällen gelang es der freundlich vermittelnden Intervention von Officieren oder Civilperſonen, welche den Leuten das Begehren der Soldaten verdolmetſchten, ſtürmiſche und verdrießliche Scenen zu einem heiteren, allerſeits befriedigenden Abſchluſſe zu bringen. Ich ſelbſt ſpielte häufig in ſolcher Art den Dolmetſcher, und mein Vermittleramt wurde mir ſpäter noch ſehr dadurch erleichtert, daß der Fürſt Puttbus, zu meinem Schutze, und um mich unſeren Soldaten als einen legitimirten Begleiter des Heeres kenntlich zu machen, mir auf meinen Wunſch die Binde mit dem rothen Kreuze verlieh. Es war ein glücklicher Gedanke unſerer Militairbehörden, bald nach Eröffnung des Krieges in Mainzer und Mannheimer Journalen eine Aufforderung zu erlaſſen, daß der franzöſiſchen Sprache kundige Leute, welche ſich der Armee als Dolmetſcher anſchließen wollten, ſich alsbald melden möchten. Eine Anzahl ſolcher freiwilligen Dolmetſcher traf nach der Schlacht von Sedan in unſerem Hauptquartiere ein, wo ſie freilich am leichteſten entbehrt werden konnten, da hier faſt Jeder geläufig Franzöſiſch ſprach. Dagegen mußten ſie als Begleiter der marſchirenden Regimenter, unſeres Bedünkens, höchſt willkommen ſein, und ich hoffe, daß ſie in ſolcher Stellung eine nützliche Verwendung gefunden haben.

Wie ſchnell unſere Colonnen in Frankreich vordrangen und wie raſch die Retirade der Franzoſen von Statten gegangen war, davon erfuhren wir bei unſerer Ankunft in Saarburg ein überraſchendes Beiſpiel. Es wurde uns nämlich zu unſerem Staunen erzählt, daß die erſten deutſchen Truppen ſchon Dinstag den 9. Auguſt, drei Tage nach der Schlacht von Wörth, in dem vier Meilen jenſeit der Vogeſen gelegenen Saarburg eingerückt ſeien. Wenige Tage ſpäter war das ganze ſüdliche Lothringen in unſeren Händen. Am 13. Auguſt wurden in Saarburg dem Kronprinzen die goldenen Schlüſſel der Stadt Lüneville auf einem ſeidenen Kiſſen überreicht, und am Abend dieſes Tages ging bereits eine Feldpoſt nach Nanzig ab. An demſelben Abend brachten die von Wörth her bei uns eingetroffenen Mitglieder der freiwilligen Lazareth-Colonne dem Kronprinzen vor ſeiner Wohnung ein Ständchen, wobei wir u. A. das draſtiſche Kladderadatſchlied: „Haut ſie auf den Chaſſe-pot-pot!“ zum erſten Mal ſingen hörten. Der Geſang auf offener Straße lockte eine Menge von Soldaten herbei, die in den Chorus des Liedes mit einſtimmten, und die in nicht enden wollende Hurrahrufe ausbrachen, als ſich dem Hoch auf den Kronprinzen ein begeiſtertes Hoch auf „den künftigen deutſchen Kaiſer“ anſchloß.

In Lüneville hatte ich nach langem Umherſuchen ein gaſtliches Unterkommen in dem oberen Stock einer Badeanſtalt gefunden. Der Herr und die Dame vom Hauſe luden mich ein, ihr Abendbrot zu theilen. Erſterer unterhielt mich, zur offenbaren Verlegenheit ſeiner würdigen Ehehälfte, mit allerlei langweiligem, wenig zuſammenhängendem Geſchwätz von Lokalangelegenheiten, von einem bon curé, der mit jahrelangem unverdroſſenem Eifer die Geldmittel zur Erbauung einer Kirche zuſammen gebettelt ꝛc. ꝛc., wobei er mich beſtändig zum Trinken aufforderte, und ſelbſt der Weinflaſche auf's fleißigſte zuſprach. Ermüdet von der Reiſe und mehrſtündigem Umherwandern in der weitläufig gebauten Stadt, empfahl ich mich bald und ſuchte mein Lager auf. Plötzlich wurde ich durch einen Heidenlärm aus dem erſten Schlummer empor geſcheucht. Fluchende Stimmen, Säbelgeraſſel, donnerndes Pochen an der Hausthür, winſelndes Hülfegeſchrei in wirrem Durcheinander — dann ward Alles wieder ſtill. Am andern Morgen erfuhr ich den ſeltſamen Grund der nächtlichen Störung. Mein Wirth, den ich nur für etwas betrunken gehalten, war ſeit Jahren irrſinnig, und die Kriegsereigniſſe, im Verein mit dem reichlich genoſſenen Weine, mochten ihm den Kopf mehr, als gewöhnlich, verdreht haben. Er hatte bei meinem Weggehen die Hausthür verſchloſſen, und als bald darauf ein in der Wohnung, mit einquartierter Officier heimkehrte, wollte er denſelben, aus Angſt, daß es ein Mörder ſei, nicht in's Haus laſſen. Alles Parlamentiren erwies ſich als fruchtlos, der Officier mußte ſeinen Burſchen und ein paar andere Soldaten herbei rufen, um die Thür zu erbrechen. Als dieſelbe geſprengt wurde, fiel der Wahnſinnige ihm zu Füßen, umklammerte ihm die Kniee, und flehte in herzzerreißenden Jammertönen um ſein Leben. Zum Glück erſchien ſeine Gattin rechtzeitig, um den Sachverhalt aufzuklären. „Das fehlt noch", lachte der Officier, als er mir beim Kaffeefrühſtück im Garten den Vorfall berichtete, „daß man ſich nicht bloß mit Turcos und Zuaven und vor Angſt halb unſinnigen Bauern, ſondern obendrein gar mit leibhaftigen Tollhäuslern herum balgen ſoll!"

Am Morgen des 17. Auguſt ſetzten wir unſeren Marſch nach

Nanzig fort. In Dombasle machten wir eine Zeitlang Halt, um mehrere Brigaden würtembergiſcher Truppen an uns vorbei ziehen zu laſſen, deren maleriſche Uniformen und echt militairiſche Haltung auf uns Alle den günſtigſten Eindruck machten. Das 58ſte (Poſener) Infanterie-Regiment, welches ſich bei Weißenburg wie bei Wörth ſo rühmlich ausgezeichnet und acht Tage lang das kronprinzliche Hauptquartier bei dem raſchen Vorrücken deſſelben als Deckung begleitet hatte, marſchirte kurz vor Dombasle in der Richtung nach Roſières ab. In St. Nicolas ſahen wir im raſchen Vorüberfahren leider nur die Rückſeite der ſchönen alten Kathedrale, deren Façaden-Heilige während der Revolutionszeit ſchmählich zertrümmert wurden. Ueberraſchend wirkte auf uns Alle bei der Ankunft in Nanzig der Anblick des Stanislas-Platzes mit ſeinen reich vergoldeten Eiſenthoren, ſeinem herrlichen Triumphbogen, ſeinen hohen, im edelſten Renaiſſanceſtil erbauten Paläſten und ſeiner aus Blei gegoſſenen Tritonen-Fontaine. Die Chapelle ronde, in welcher ſich unter einer von violetten Glasfenſtern erhellten Kuppel die Marmorſarkophage der lothringiſchen Herzoge befinden, denen auch der Kaiſer von Oeſterreich 1867 bei der Durchreiſe nach Paris ſeinen Beſuch abſtattete, wurde vielfach von den fremden Gäſten in Augenſchein genommen; eben ſo der elegante, vor Kurzem erbaute Ball- und Concertſaal des Hôtel de Ville, zu welchem eine Treppe mit koſtbarem Eiſengeländer hinauf führt, und die gegenüber befindliche Gemäldegalerie, welche, neben einigen altitalieniſchen Bildern von zweifelhafter Echtheit, zahlreiche intereſſante Werke der neueren franzöſiſchen Schule enthält. Einige darunter ſind von jüngſtem Datum, gehören aber zu dem Beſten, was die Galerie zu bieten hat. Beſonders feſſelten mich die Bilder des Herrn Sellie aus Nanzig, eines Schülers von Horace Vernet, den er in manchen ſeiner Darſtellungen an Idealität der Auffaſſung übertrifft, ohne deßhalb auf die naturaliſtiſche Wahrheit des Details, die er von ſeinem Meiſter geerbt, zu verzichten. Als das vorzüglichſte ſeiner Gemälde in der hieſigen Sammlung möchte ich einen Beduinenhäuptling bezeichnen, welcher von der Höhe des

Gebirges mit ſchützend gegen die Morgenſonne emporgehobener Hand in's Thal hinunter ſpäht, um ſich zu überzeugen, ob der Weg für ihn und die ſchöne geraubte, auf einem Maulthier feſtgebundene Chriſtenſklavin frei iſt. Auch eine Schiffbrüchige und eine heilige Magdalena deſſelben Künſtlers verdienen Beachtung. Ein ganz abſonderlicher Kauz iſt Herr Pergaut, gleichfalls aus Nanzig, der als Hintergrund ſeiner Krammetsvögel, Zeiſige oder ſonſtigen Stillleben ſtets eine alte riſſige, knorrige und beſchmutzte Holzplatte auf die Leinewand malt, aber mit ſo überraſchender Naturtreue, daß man ſelbſt in nächſter Nähe ſich unwillkürlich verſucht fühlt, durch Betaſtung des Bildes ſich zu überzeugen, daß das Ganze nicht wirklich auf natürlichem Holze gemalt iſt. Intereſſant war mir unter den älteren Bildern, deren einige durch ungeſchickte Reſtaurationen faſt ganz verdorben ſind, eine ſteife, unzweifelhaft echte Grablegung Chriſti von Lucas Cranach, welche die Jahreszahl 1536 trägt, und ſich, ſo viel mir erinnerlich, in unſeren Kunſtgeſchichten nirgends erwähnt findet. Anfangs hörte ich, daß die Galerie ſeit Ankunft der deutſchen Truppen geſchloſſen ſei; der Caſtellan des Hôtel de Ville führte mich jedoch auf mein Verlangen bereitwilligſt in den Sälen umher — er mochte wohl wiſſen, daß unſere Heerführer das Beiſpiel des erſten Napoleon nicht nachahmen werden, der aus den Muſeen der eroberten Länder ſo viele geraubte Kunſtwerke nach Paris ſchleppen ließ.

Ehe ich noch die in der Altſtadt aufbewahrte reichhaltige Sammlung lothringiſcher Alterthümer in Augenſchein nehmen konnte, wurden meine, doch nur mit halber Aufmerkſamkeit betriebenen Kunſtſtudien durch die Nachricht von den blutigen Kämpfen und glorreichen Siegen unſerer erſten und zweiten Armee bei Metz unterbrochen. Die Bevölkerung von Nanzig war natürlich weit entfernt davon, an die Wahrheit dieſer Botſchaft zu glauben; ſie nahm dieſelbe faſt höhniſch auf, und jeder Wagen mit verwundeten Soldaten, der im Laufe der nächſtfolgenden Tage anlangte, galt ihr als Beweis, daß unſere Heere bei Mars-la-Tour und Gravelotte die unheilvollſten Niederlagen erlitten. Fabelhafte Gerüchte durchliefen die Stadt; man wollte mit Beſtimmtheit wiſſen, daß zwei unſerer Generäle gefallen, daß dem Prinzen Albrecht der Schädel geſpalten worden ſei. Der Leichnam, ſo hieß es, ſolle heimlich nach Berlin geführt werden; es gab Leute, die mit eigenen Augen den koſtbaren, reich mit Silber verzierten Sarg geſehen haben wollten. Ein Ungläubiger drängte ſich endlich durch die Volksmaſſen, welche von früh bis Mitternacht das Hôtel de France, das Hauptquartier des kronprinzlichen Generalſtabes, umlagerten, und das Erſte, was er ſah, war der todtgeſagte Prinz, der, wohlgemuth ſeine Cigarre rauchend, inmitten einer Officiersgruppe ſtand.

Im Uebrigen war der Empfang unſerer Truppen in Nanzig ein freundlicherer, als in den meiſten übrigen lothringiſchen Städten, und die franzöſiſchen Behörden hatten mit Erfolg Alles aufgeboten, um feindſelige Kundgebungen der Bewohner zu verhindern. Der ärmere Theil der Bevölkerung hatte ſchon ſeit Wochen durch Einſtellung vieler Fabrikgeſchäfte bittere Noth gelitten, und die Stadtbehörden hatten ſich genöthigt geſehen, eine Gratisvertheilung von Lebensmitteln an die bedürftigſten Familien in's Werk zu ſetzen. Unter ſolchen Umſtänden leuchteten den Nanzigern raſch genug die Vortheile ein, welche ihnen aus einem lebhaften Handelsverkehr mit den fremden Truppen erwachſen könnten. Wir fanden daher bei unſerem Einzuge alle Kaufläden und Wirthſchaften geöffnet, und nur wenige Hauseigenthümer waren ſo thöricht geweſen, aus ihren Wohnungen zu flüchten. In Anerkennung dieſer verſtändigen Haltung der Bewohner verſicherte der Kronprinz in einer an den Straßenecken affichirten Proclamation die Stadt Nanzig ſeines beſonderen Schutzes, und fügte die ausdrückliche Erklärung hinzu, daß nur der Ueberſchuß an Lebensmitteln, deſſen die Bevölkerung entbehren könne, zum Unterhalt unſerer Truppen verwandt werden ſolle. Auf ſeine ausdrückliche Ermunterung nahmen auch die Tabacksfabriken, welche achthundert Arbeiter beſchäftigen, ihre Arbeit wieder auf, und es wurden täglich 100—150,000 Stück Cigarren hergeſtellt, von welchen nur

30,000 für Armeebedürfniſſe reſervirt werden ſollten, der Reſt aber den Fabrikanten zu freier Verfügung blieb. So nahmen denn die meiſten der durch den Kriegsſchrecken geſtörten Geſchäfte bald wieder ihren ruhigen Fortgang, der unterbrochene Poſt- und Eiſenbahnverkehr wurde mit unglaublicher Schnelligkeit auf's Neue in Betrieb geſetzt, und bei den für den Unterhalt der Armee nicht zu vermeidenden Requiſitionen wurde mit ſolcher Rückſicht verfahren, daß ſelbſt feindliche Blätter, wie der „Impartial de l'Eſt", unſeren Truppen das Zeugniß gaben: „qu'ils ne se sont pas montrés bien exigeants," und daß „ſie ſich eine Ehre daraus machten, den Feind nur auf dem Schlachtfelde zu bekämpfen."

In Bayon, ſüdweſtlich von Lüneville, wo die Moſelbrücke von den Franzoſen zerſtört worden war, mußten die Einwohner unſere Soldaten bei dem raſchen Bau einer neuen Brücke unterſtützen. Es wurden große Wagen in den Fluß geſchoben, zahlreiche Pappeln in den Strom gelegt, und das Ganze mit Strohſäcken und Holzplanken bedeckt. So erhielt man in wenig Stunden eine zwar nicht allzu dauerhafte, aber doch hinlänglich ſichere Brücke für den Uebergang der Mannſchaften und Wagen. „Welch ein Glück", ſchrieben die franzöſiſchen Journale von Nanzig, „daß unſere Stadtbehörden ſich vor vierzehn Tagen bei Zeiten in's Mittel legten, um die Zerſtörung der ſchönen Brücke von Eſſey zu verhindern!" In der That hatte der Feind bis jetzt nicht viele Brücken und Eiſenbahnen hinter ſich zerſtört; der hin und wieder angerichtete Schaden war immer in wenigen Stunden reparirt, und große Bahnſtrecken konnten bereits von unſerer Armeeverwaltung benutzt werden.

Auf der Fahrt nach Vaucouleurs begegneten wir von Colombey an unabſehbaren Zügen würtembergiſcher und bayriſcher Truppen, in Begleitung langer Colonnen von Proviantwagen, die uns oft zu ſtundenlangem Anhalten zwangen. Ueberall auf den Feldern am Wege Spuren von Bivouaks: Laubhütten, improviſirte Zahltiſche, Ueberreſte geſchlachteter Thiere, zerbrochene Weinflaſchen, noch qualmende Holzfeuer und umher liegendes Stroh.

Von Colombey bis Vaucouleurs ſtießen wir faſt jede Viertelſtunde auf irgend ein Regiment, das noch im Bivouak an der Straße lag; alle Dörfer voll Soldaten, und dazu noch die vielen Regimenter, welche rechts und links auf allen Wegen mit uns weiter gen Weſten zogen. Es war, um das Wort des alten Ernſt Moritz Arndt zu gebrauchen, als ergöſſe ſich Alldeutſchland in Frankreich hinein: Wo wir mit klingendem Spiel durch ein Dorf oder eine Stadt zogen, ſtürzten uns die Bewohner voll Angſt und Staunen mit der Frage entgegen: „Aber kommen denn immer noch mehr Soldaten nach?“

Die Beſchießung von Toul.

Im Anfange des Feldzuges hatte die Herbeiſchaffung der Mittel zu meiner Weiterbeförderung mir wiederholentlich große Sorge gemacht. Der Fouragewagen, welcher mich eine Zeitlang mitnahm, wurde, nebſt einer beträchtlichen Zahl anderer Fuhrwerke, in Lohr plötzlich zurückgeſchickt, um die allzu ſtarke Wagencolonne des Hauptquartiers etwas zu verringern, und nur mit Mühe konnte ich einen Bauern bereden, mir zu unverſchämtem Preiſe einen zweirädrigen Karren bis Saarburg zu vermiethen. In Saarburg machte ich den ernſthaften Verſuch, ein eigenes Gefährt zu kaufen. Ich fand auch endlich einen Wagen und einen Kutſcher — der Kerl war halb blödſinnig und zu keiner Arbeit zu gebrauchen, weil er ſich beim Holzſpalten drei Finger der rechten Hand mit der Axt abgehauen hatte, — aber in der ganzen Stadt war ſelbſt zu dem höchſten Preiſe kein Pferd zu erhalten, und ich verdankte es nur einer Empfehlung an den Hofmarſchall Grafen Eulenburg, daß ich vorläufig einen Platz auf einem der kronprinzlichen Wagen erhielt, bis mir durch die Güte des Majors Schumann in Blamont dauernd ein Sitz im Ingenieurſtabswagen angeboten wurde.

Meine tägliche Reiſegeſellſchaft beſtand fortan aus einem Pionier-Sergeanten, der als Schreiber den Ingenieurſtab begleitete, und aus dem Kutſcher unſeres Wagens, einem geborenen Greifswalder, der aber in ſeiner ganzen Erſcheinung das Urbild eines Berliner Bummlers war. Ueberſprudelnd von Kalauern, deren manche eine Stelle im „Kladderadatſch" verdient hätten, dabei äußerſt gutmüthig und gefällig, aufs beſte für ſeine Pferde und für die Trainſoldaten ſorgend, pichelte er allabends nach der Ankunft im Quartiere bis ſpät in die Nacht hinein, und war doch Morgens als der Erſte ſtets wieder friſch und munter mit tauſend ſchlechten Witzen auf dem Platze. Wenn er nicht eben, auf den Koffern hingeſtreckt, unter dem Plantuche des Wagens wie ein Bär ſchnarchte, während der Sergeant die Zügel ergriff, ließ er uns auf der ganzen Fahrt kaum aus dem Lachen herauskommen.

In der Regel ſtand ich Morgens um fünf Uhr auf, ließ mir von meinen Wirthsleuten eine Taſſe ſchwarzen Kaffees kochen, oder bereitete mir, wenn kein Kaffee zu haben war, aus dem mitgeführten Fleiſchextract eine kräftige Brühe, in die ich mein, oft vier bis ſechs Tage altes, trockenes Brot brockte. Dann legte ich meine Siebenſachen zuſammen und trug ſie zum Wagen, der gewöhnlich um ſechs oder ſieben Uhr mit der langen Colonne des Hauptquartiers aufbrach. Der Oberwachtmeiſter der Feldgendarmerie, der unermüdliche Brosky, hatte Arbeit genug, jedem Wagen ſeinen beſtimmten Platz anzuweiſen, ihn auf der Fahrt in feſt anſchließender Reihe zu erhalten, und mit Donnerſtimme und hochgeſchwungener Karbatſche das Zeichen zum Anhalten oder Ausweichen zu geben, ſo oft die Cavalcade des Generalſtabs, marſchirende Regimenter oder Munitions- und Proviantcolonnen an uns vorüber defilirten oder Stunden lang neben uns herzogen. Seine Kehle war oft heiſer vom Schreien, wenn er auf dem kleinen feurigen Rappen, in eine Staubwolke gehüllt, hundertmal des Tages an uns vorüberſchoß, ganz von dem Ernſt und der Verantwortlichkeit ſeines Amtes erfüllt, kurz und ſtrenge auch gegen den Vornehmſten, wenn es noth that, aber leutſelig und human auch gegen den niedrigſten Troßknecht, und darum beliebt bei uns Allen. Thränen der Freude ſprangen dem braven Mann in die Augen, als der Kronprinz ihm ſpäter in Verſailles mit anerkennenden Worten das eiſerne Kreuz überreichte, — zufällig juſt am Geburtstage ſeines alten, noch lebenden Vaters, der ſich einſt in den Freiheitskriegen dieſelbe Auszeichnung erworben.

Mittags wurde gewöhnlich auf einem ſchattigen Plätzchen an der Landſtraße Halt gemacht, — „Rendez-vous“ heißt der militairiſche Ausdruck. Dann ſprangen wir Alle von den Wagen und lagerten uns ins Gras, um unſer frugales Frühſtück zu verzehren. Müde gerüttelt vom langen unbequemen Fahren auf Kiſten und Koffern, mit Staub oder Schmutz überdeckt, und mit kräftigſtem Appetite, erreichten wir Abends unſer neues Quartier. Da galt es nun zunächſt an dem fremden Orte für Geld und gute Worte ein Logis aufzutreiben und Lebensmittel zuſammen zu kaufen, wenn die Leute ſelbſt Nichts mehr hatten oder Nichts hergeben wollten. In den meiſten Fällen hielt es jedoch für einen Civiliſten, der obendrein etwas Franzöſiſch ſprach, nicht allzu ſchwer, freundliche Aufnahme bei den Leuten zu finden, die herzlich froh waren, wenn Jemand bei ihnen einkehrte, der ſein Quartier bezahlte, ſich mit ihnen in ihrer Sprache verſtändigen konnte, und ihnen auch nöthigenfalls Schutz gegen den Uebermuth roher Soldaten gewährte, die ſelbſt unter der beſtdisciplinirten Truppe nicht fehlen.

An Schlaf war in der erſten Zeit wenig zu denken. Den größten Theil der Nacht mußte ich verwenden, um beim Flackerlicht einer Unſchlittskerze die Beobachtungen und Erlebniſſe des Tages für meine Journalcorreſpondenzen zu Papier zu bringen — die ruhmvollen Thaten des Schwertes wurden ja ſo ſchnell vollbracht, daß die Feder kaum Zeit fand, ihnen anders als mit flüchtigen Schilderungen zu folgen!

So ging es einen Tag um den andern, — jeden Tag eine neue Scenerie, neue Menſchen und neue Erlebniſſe, — in einem einzigen Monate von Berlin durch den Elſaß und Lothringen bis an die Grenze der Champagne!

Vaucouleurs iſt ein ärmliches Landſtädtchen an der Maas, mit reichlich drittehalbtauſend Einwohnern, das, im Gegenſatze zu Nanzig, durchaus keine Merkwürdigkeit, außer der negativen eines gänzlichen Mangels an Abtritten, und nur etwa die hiſtoriſche Erinnerung zu bieten hat, daß die Gräfin Dubarry hier geboren ward, und die Jungfrau von Orleans daſelbſt ihren

Aufenthalt nahm, ehe ſie an den Hof Karl's VII. ging. Die letzte Erinnerung hätte mich faſt verführt, einen Abſtecher nach dem vier Meilen ſüdlich gelegenen Dom-Remy zu machen, wo das Geburtshaus der Jeanne d'Arc, das Schlafzimmer, in welchem ſie zu träumen pflegte, und der Weinberg, wo ſie zuerſt die himmliſche Stimme zu hören glaubte, noch in frommer Ehrfurcht von den Vorſteherinnen einer Mädchen-Freiſchule gezeigt werden. Zum Glück verhinderte mich die wohlgemeinte Warnung eines Stabsofficiers an der Ausführung dieſes romantiſchen Streifzugs, welcher mir, bei der Unſicherheit der Wege und bei der gereizten Stimmung des Landvolks in dieſer Gegend, vielleicht daſſelbe Schickſal bereitet hätte, wie meinem literariſchen Collegen, dem Dr. Theodor Fontane, der einige Wochen ſpäter bei ſeinem Beſuche in Dom-Remy von den Bauern verhaftet ward und Monate lang in der Feſtung Belfort gefangen ſaß.

Da ich mich ſchlechterdings nicht entſchließen konnte, in dem langweiligen Vaucouleurs drei Tage Raſt zu machen, nahm ich mit Dank den Vorſchlag des erwähnten Stabsofficiers an, ihn auf einer Expedition gegen Toul zu begleiten, das man durch eine kurze Belagerung zu bezwingen hoffte. Der baldige Beſitz von Toul war uns für die weiteren Kriegsoperationen deshalb von beſonderer Wichtigkeit, weil die Verſperrung der hart an der Feſtungsmauer vorbei laufenden Eiſenbahn die Verproviantirung unſerer Truppen von Nanzig ab weſentlich erſchwerte. Bisher freilich hatte die Verpflegung der Armee im feindlichen Lande keine unüberwindliche Schwierigkeit geboten, und die Soldaten, mit welchen ich häufig über dies Thema ſprach, verſicherten mich faſt alle, daß ſie, mit ſeltenen Ausnahmen, meiſt eine eben ſo gute und reichliche Koſt wie daheim in ihren Quartieren gehabt hätten. Die großen Viehheerden, welche ich in den letzten Tagen vor den Proviantcolonnen hertreiben ſah, ließen in der That noch keine ernſtliche Beſorgniß aufkommen, daß es uns in der nächſten Zeit an Nahrungsmitteln fehlen werde; ſchwerer mochte es ſein, in den occupirten Diſtricten das nöthige Futter für die Pferde zu erlangen, wenn die Eiſenbahn uns keine neuen Fouragevorräthe zuführte. Im Vaucouleurs ſtellte ſich, nach dem viertägigen Durchmarſch zahlreicher Truppen, unter der Bevölkerung ſchon ein drückender Mangel an Lebensmitteln ein, und man war übel daran, wenn man als freiwilliger Begleiter des Hauptquartiers keinen Anſpruch auf Verpflegung geltend machen durfte. Ich mußte bei meiner Ankunft in der Stadt am erſten Abend hungrig zu Bette gehen, und ein Pfund Cichorienkaffee, ein Reſt Puderzucker, eine halbe Tafel Chokolade und ein Blechdöschen mit Sardinen war Alles, was ich mir am andern Morgen nach langem Umherfragen verſchaffen konnte. Fleiſch, Milch, Butter, Taback und Cigarren waren nirgends mehr zu erhalten, und ich war herzlich froh, als meine Wirthin, der ich den Auftrag ertheilt, mir um jeden Preis ein Stück Fleiſch zu beſorgen, endlich mit einem ſtattlichen Huhn zurückkehrte, das mich für die nächſten paar Tage der Sorge um ein Mittageſſen enthob.

Bereits in der Nacht vom 16. auf den 17. Auguſt hatte man einen mißglückten Verſuch gemacht, Toul durch Ueberrumpelung zu nehmen. Der waghalſige Handſtreich hatte nur den Erfolg gehabt, daß man ſich von der Stärke und Stellung des Feindes genauer überzeugte; aber bei den ſich widerſprechenden Gerüchten war es Anfangs ſchwer geweſen, Zuverläſſiges darüber zu erfahren, ob die Feſtung genommen oder noch in franzöſiſchen Händen ſei. Die irrthümliche Meldung, daß in oder bei Toul verwundete Officiere lägen, hatte ſogar den Major a. D. von Kneſebeck, den wackeren Führer einer freiwilligen Krankenträger-Colonne, veranlaßt, am Nachmittage des 18. Auguſt von Nanzig mit ſeinen Lazarethwagen auf der Chauſſee bis Gondreville hinauszufahren, um ſich nach dieſen Officieren umzuſehen und ſie eventuell gleich mit zurückzubringen. Der freundliche Herr hatte mir gern geſtattet, die Fahrt mitzumachen, und ſo hatte ich bald Gelegenheit gehabt, aus dem Munde der letzten, eine halbe Meile vor Toul poſtirten Feldwache beſtimmt zu erfahren, daß die Feſtung bis jetzt mit nichten capitulirt habe. Seitdem war dieſelbe von bayriſchen Truppen ringsum cernirt worden, und es galt jetzt, durch einen Verſuch zu erproben, ob die nicht ſehr ſtarke Beſatzung durch ein Bombardement der Stadt, unter dem Eindrucke des Schreckens der Bewohner, vielleicht eben ſo ſchnell zur Uebergabe des Platzes zu bewegen ſei, wie die Garniſon von Marſal, welche vor einigen Tagen ſchon nach dem ſechſten Brandgeſchoſſe, das in die Stadt geſchleudert worden, capitulirt hatte, obſchon ſie über ſechzig ſchwere Geſchütze verfügte.

Zwiſchen Lay und Foug den Rhein-Marne-Canal und die Eiſenbahn kreuzend, langten wir nach ſechsſtündiger Fahrt am Nachmittage des 22. Auguſt in dem Dorfe Ecrouves an, das eine halbe Meile weſtlich von Toul und ein paar tauſend Schritte nordwärts der erwähnten Eiſenbahn liegt, welche von Frouard (zwiſchen Nanzig und Pont-à-Mouſſon) über Commercy und Bar-le-Duc nach Chalons führt. Ich beeilte mich, nähere Erkundigungen über die Lage der Feſtung und über die Stellung unſerer Truppen einzuziehen, und fand die Mittheilung beſtätigt, daß Toul auf allen Seiten von einem eiſernen Netze bayriſcher Regimenter umklammert ſei, welche jeden Verkehr der Garniſon mit den übrigen Abtheilungen der franzöſiſchen Armee verhinderten. Ein Schiff, das mit Taback und 100,000 Litres Bordeauxwein befrachtet war und auf dem Rhein-Marne-Canale nach Toul hinabfuhr, war Abends zuvor bei der letzten Schleuſe vor der Feſtung von den Bayern angehalten worden, welche die willkommene Ladung ans Land ſchafften und ſich den trefflichen Wein nach Herzensluſt munden ließen. Andererſeits hatte die Beſatzung von Toul vor drei Tagen acht bayriſche Fouragewagen abgefangen, die in der Dunkelheit der Nacht auf der Chauſſee bis dicht an die Feſtungswälle heran gefahren waren, ſtatt den Seitenweg nach dem nächſtgelegenen Dorfe einzuſchlagen. Tagtäglich hatten in letzter Zeit kleine Plänkeleien zwiſchen den franzöſiſchen und bayriſchen Patrouillen ſtattgefunden, welche letztere ſich mehrfach bis auf ſechs Minuten Entfernung an die Feſtung heranwagten. Man wartete nur noch auf die bereits ſignaliſirte Ankunft preußiſcher und bayriſcher Feldbatterien, um die Beſchießung der Stadt zu beginnen. Die Geſchütze trafen in der That noch ſelbigen Abends ein, und wurden im Laufe der Nacht an geeigneten Punkten aufgeſtellt.

Die Stadt Toul liegt in einer nordwärts und ſüdwärts von mächtigen Anhöhen umſchloſſenen Thalebene. Auffallender Weiſe hat man ſelbſt in neuerer Zeit keine einzige dieſer, die Stadt dominirenden Höhen in den Bereich der Vertheidigungswerke gezogen. Die alterthümliche Feſtung iſt vorherrſchend nach dem Vauban-ſchen´Syſteme erbaut, mit einer rings die Stadt umziehenden, mehrfach in ſpitze Zacken auslaufenden Steinmauer, und nordöſtlich mit einer größeren, nordweſtlich mit zwei kleineren Lünetten verſehen. An der Südſeite fließt dicht unter den Wällen die Moſel entlang; jenſeits derſelben erheben ſich zwiſchen Dommartin (öſtlich) und Chaudeney (weſtlich) die Anhöhen, auf welchen die Batterien, ſechs an der Zahl, poſtirt wurden. Nordwärts der Stadt fließt der tiefe Marne-Rhein-Canal, neben welchem in paralleler Richtung die Eiſenbahn vorüber läuft, und welcher rings um die Feſtung durch Gräben mit der Moſel in Verbindung geſetzt iſt. Dieſe breiten Gräben waren durch Aufziehung der Schleuſen bis zum Rande mit Waſſer gefüllt, ſo daß ohne Schlagung einer Brücke der Zugang in die Feſtung nicht erzwungen werden konnte. Außerhalb der letzteren liegt am Nordweſtende der Bahnhof, am Nordoſtende die unbefeſtigte Vorſtadt, welche ſchon theilweiſe von bayriſchen Truppen beſetzt war. Gegenüber der Feſtung ragt auf der Nordſeite der ſteile Mont St. Michel empor, auf deſſen Gipfel zwei bayriſche Batterien von je ſechs — reſpective ſechspfündigen und vierpfündigen — Feldgeſchützen aufgeſtellt wurden. Die Franzoſen hatten das ganze zwiſchen der Feſtung und dem Berge belegene Terrain raſirt, um die Aufſtellung feindlicher Batterien nach Möglichkeit zu hindern; aber Alles, was ſie dadurch erreichten, beſchränkte ſich darauf, daß die bayriſchen Geſchütze und Munitionswagen einen ziemlich großen Umweg auf lehmigen Bergpfaden machen mußten, um auf die Höhe des Mont St. Michel zu gelangen.

Gegen neun Uhr Morgens am 23. Auguſt eröffneten die preußiſchen Batterien bei Chaudenay das Bombardement, und faſt im ſelben Augenblicke fiel der erſte Schuß von den bayriſchen Kanonen auf dem Mont St. Michel. Das auf die Stadt gerichtete Feuer wurde faſt unausgeſetzt fünftehalb Stunden lang unterhalten, obſchon ein wolkenbruchartig herabſtrömender Regen von 9½ bis 11 Uhr die entſtandenen Brände ſchnell wieder löſchte. Um einen beſſeren Ausſichtspunkt, als von der mit Pappeln eingefaßten Chauſſee, zu gewinnen, beſchloß ich, zu den Batterien auf dem Mont St. Michel hinaufzugehen. Ich folgte Anfangs dem Wege, welchen die Geſchütze und Munitionskarren genommen, und welcher ſich in einem weiten Bogen hinter dem (weſtlich gelegenen) Mont Varine hinan windet. Oftmals knietief in dem weichen Lehmboden verſinkend oder auf dem ſchlüpfrigen Pfade wieder bergab rutſchend, glaubte ich einen kürzeren Weg einſchlagen zu können, wenn ich auf der vorderen Seite des Mont Varine durch die Weinberge mich nach dem Mont St. Michel hinüber arbeitete. Als ich jedoch die Oſtſeite des Berges erreichte, bedeutete mir eine Feldwache des fünften bayriſchen Infanterie-Regiments, daß es nicht rathſam ſei, in dieſer Richtung weiter vorzugehen, weil die Franzoſen ein ſtarkes Kleingewehrfeuer auf die Thalſenkung zwiſchen den beiden Bergen unterhielten, ſo daß der vorgeſchobenſte Poſten des Piquets bereits habe eingezogen werden müſſen. Es blieb mir alſo Nichts übrig, als ein Stück Weges zurück zu wandern, um durch Umgehung des Mont Varine weiter rückwärts den Weſtabhang des Mont St. Michel zu gewinnen. Als ich in die Thalſenkung zwiſchen den Bergen hinunterſchritt, leuchtete mir ein glührother Feuerſchein von der Stadt entgegen. Mir den Weg durch die dicht verwachſenen Weinberge erkämpfend, klomm ich die abſchüſſige Bergwand mit unſäglicher Mühe, unter dem Donner der Kanonen und dem unheimlichen Gepfeif der Chaſſepotkugeln, hinan. Bis auf die Haut durchnäßt, mit zerriſſenem Schuhwerk und zerfetzten Gewändern erreichte ich endlich gegen Mittag die Batterien, — zu nicht geringem Erſtaunen der Officiere, die mich plötzlich aus der Linie des feindlichen Feuers hart unter der Mündung ihrer eigenen Kanonen empor tauchen ſahen. Nachdem ich mich ihnen jedoch als Correſpondent der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ vorgeſtellt und meine Legitimation überreicht hatte, wurde mir der freundlichſte Empfang zu Theil, und man ſchenkte mir zur heitern Erinnerung an die überſtandene Gefahr den glatt abgeſplitterten Boden einer vierundzwanzigpfündigen Granate, welche vor wenig Augenblicken kaum zwanzig Schritt unter der Batterie geplatzt war.

Von der Höhe des Berges bot ſich mir ein unbeſchreiblich ſchöner und ſchrecklicher Anblick. Gerade zu meinen Füßen lag unter mir die brennende Stadt, aus welcher ſich dichte Rauchwolken emporwälzten und vom Winde oſtwärts getrieben wurden. Die herrliche Kathedrale war oftmals ſo vollſtändig von Rauch umhüllt, daß nur die Thürme ſichtbar blieben. Die Entfernung von den Batterien bis zur vorderen Linie der Feſtungswälle betrug 1400 Schritt, die Entfernung bis zum Südende der Stadt vielleicht 2300 Schritt. Der Regen hatte ſeit einer halben Stunde gänzlich aufgehört, und es war an kein Löſchen der durch die Granaten entzündeten Häuſer zu denken. Am ſüdweſtlichen Ende der Stadt brannte ein großes Heu- und Strohmagazin mit hochaufſchlagender Flamme und bläulichem Rauche bis zur Erde herab. Dicht daneben ſtanden zwei ähnlich große, mit Schiefer gedeckte Magazine, welche vom Feuer verſchont blieben. Vielleicht vermied man es abſichtlich, auf dieſelben zu ſchießen, weil unmittelbar neben ihnen ein durch drei weiße rothgekreuzte Fahnen als Lazareth kenntlich gemachtes Gebäude ſtand. Außerdem waren noch vier andere Häuſer durch ſolche Fahnen als Spitäler bezeichnet. Eines derſelben ſoll leider bei dem Brand einer großen, auf der Nordſeite der Stadt gelegenen Militärcaſerne mit von den Flammen ergriffen worden ſein. Dieſe Caſerne, welche aus drei bis vier quadratförmig zuſammengebauten Häuſern beſtand, brannte mit langſam ſchwehlender Flamme und gelblichem Rauche bis ſpät in die Nacht hinein. Es ſcheint, daß dort große Tabacksvorräthe oder andere ſtark qualmende Gegenſtände in dicht zuſammengepackter Maſſe aufgeſpeichert waren. Der links von der Kathedrale auf der Südoſtſeite der Stadt erbaute frühere erzbiſchöfliche Palaſt, welcher jetzt als Mairie-Gebäude dient, widerſtand mit ſeinen aus Felsquadern errichteten Mauern dem Anprall der Granaten; doch wurden viele der Fenſter zertrümmert. Auch auf die Thürme der Kathedrale mußten drei Schüſſe abgegeben werden, weil erſtere vom Feinde als Obſervatorium benutzt wurden. Alle drei Schüſſe trafen die Plattformen der Thürme und zerſplitterten einige der feinen Säulenzierrathen, ohne ſonſt das ſchöne Bauwerk des Mittelalters erheblich zu beſchädigen. Da die Herren mit den Fernröhren ſich ſeitdem nicht mehr auf den Thürmen blicken ließen, ſahen unſere braven Artilleriſten ſich zu ihrer Freude der Nothwendigkeit enthoben, ferner dieſelben zur Zielſcheibe ihrer Geſchütze zu wählen.

Die Franzoſen hatten Anfangs das Feuer ziemlich lebhaft erwiedert; ſie ſchoſſen mit vierundzwanzigpfündigen Granaten, mit kleineren Vollkugeln und Shrapnels, ſogar mit Chaſſepotgewehren, deren Kugeln mehrmals bis dicht an die Batterie hinaufflogen. Kein einziges der feindlichen Geſchoſſe richtete Schaden an; die meiſten ſchlugen unter uns in die Bergwand, andere crepirten in der Luft oder flogen in weitem Bogen über den Berg hinab. Bei der hohen, gedeckten Lage des Mont St. Michel nützte es den Franzoſen Nichts, daß namentlich eines ihrer Geſchütze vortrefflich Richtung hielt; daſſelbe ward vor Ablauf der erſten drei Viertelſtunden demontirt, und als bald darauf zwei andere ihrer Geſchütze zum Schweigen gebracht waren, ſtellten ſie das Erwiedern unſeres Feuers faſt gänzlich ein. Von jeder Kanone der bayriſchen Batterien wurden in der Zeit von 8½ Uhr Morgens bis 1¼ Uhr Nachmittags etwa ſiebenzig Schüſſe, von den Geſchützen der preußiſchen Batterien zum mindeſten je dreißig Schüſſe abgefeuert.

Um 1½ Uhr wurde im Bombardement eine Pauſe gemacht, und wir ſahen einen Parlamentair auf dem Wege von Dommartin nach der Feſtung reiten. So deutlich konnten wir von unſerem hohen Standpunkt aus die ganze Stadt überſehen, daß wir nicht allein die Fenſter und Thüren der einzelnen Häuſer, die Stuccaturarbeiten an den Kirchthürmen und die Zickzacklinien der Feſtungswälle mit den davor liegenden Waſſergräben unterſchieden, ſondern daß wir durch die guten Stecher und Fernröhre der bayriſchen Feldartillerie ſogar gewahrten, wie in der eingetretenen Ruhepauſe die Frauen und Mägde auf die Wallbrücke und die Bruſtwehren hinaus kamen, und ſich mit ihrem Strickſtrumpf oder ihrer Näharbeit zu den Soldaten ſetzten. Unter den auf dem Mont St. Michel anweſenden bayriſchen Officieren herrſchte, trotz des anſtrengenden Dienſtes, den ſie während des Feldzuges gehabt, die fröhlichſte Stimmung; ſie lobten insgeſammt die Umſicht und Einſicht der preußiſchen Führung, das ſtaunenswerthe pünktliche und ſichere Ineinandergreifen aller taktiſchen Operationen an den verſchiedenſten Punkten. Es waren viele unter ihnen, die in letzter Zeit zu Augsburg in Garniſon gelegen, und auch eine der neuen ſechspfündigen Kanonen trug den Stempel „Augsburg 1866."

Trotz der Verwüſtungen, welche das Bombardement angerichtet, weigerte ſich der Commandant von Toul, die Feſtung zu übergeben. In der Hoffnung, ihn durch eine erneuerte Beſchießung der Stadt vielleicht zu einer Aenderung ſeines Entſchluſſes zu beſtimmen, wurde das Bombardement um 5½ Uhr Nachmittags abermals mit Lebhaftigkeit eröffnet, und der ſchmetternde Ton der Kanonen rollte wieder den Berg hinab. Nach einer guten halben Stunde ſtellten jedoch die preußiſchen und die bayriſchen Batterien das Schießen ein, und da mit den hier vorhandenen leichten Feldgeſchützen eine Sturmbreſche doch nicht gelegt werden konnte, beſchloß man, zur Schonung der

Stadt, mit der Erneuerung des Bombardements zu warten, bis regulaires Belagerungsgeſchütz einträfe. Das konnte vorausſichtlich lange, ſehr lange dauern — ich reiſte alſo ſchnell wieder dem Hauptquartiere nach, das inzwiſchen nach Ligny-en-Barrois vorgerückt war.

Die Kämpfe um Sedan.

In Ligny traf ich gleichzeitig mit dem nach Bar-le-Duc durchreiſenden König von Preußen ein, welcher dem Kronprinzen einen kurzen Beſuch abſtattete, und dann mit ſeiner zahlreichen Suite von Staatsmännern und Generalſtabsofficieren zum weſtlichen Thore hinausfuhr. Die Stadt war ſo überfüllt mit Soldaten, daß ich lange vergebens nach einem Unterkommen ſuchte. Endlich quartierte ich mich, kurz entſchloſſen, mit dem Train des Ingenieurſtabes in einem großen verlaſſenen Hauſe ein, das von den Franzoſen zu einem Militair-Lazareth beſtimmt geweſen, und zwar noch nicht möblirt, aber doch ſchon mit einer Anzahl von Betten verſehen war. Ich ſollte dort indeß nicht allzu viel Ruhe finden. In der Frühe des anderen Morgens nahm einer unſerer Militairärzte das Gebäude für die zahlreich anlangenden erkrankten Soldaten in Beſchlag, und ich mußte im Laufe des Tages mit meinem aus der Nachbarſchaft herbei geholten Tiſche und meinen Schreibutenſilien aus einem Zimmer ins andere flüchten, bis auch das letzte mit ſtöhnenden und ächzenden Kranken und Verwundeten gefüllt war, zwiſchen denen ich eine fürchterliche Nacht verbrachte. Gegen ſechs Uhr Abends waren einige barmherzige Schweſtern aus einem anderen Militairſpitale erſchienen, welche die Unglücklichen mit Speiſe und Trank erquickt, ſich dann aber ſofort wieder entfernt hatten, um bei ihren eigenen Kranken zu wachen. Ich blieb als der einzige Geſunde in den weiten Sälen zurück, aus deren Ecken bald hie, bald da Geſchrei und Gewimmer oder das dumpfe Röcheln eines Sterbenden erſcholl, dem ich die brennenden Lippen mit einigen Tropfen Waſſers zu kühlen ſuchte. Die

Lichtſtumpfen, welche ich in meiner Reiſetaſche gefunden und angezündet hatte, erloſchen einer nach dem andern, und mit Grauſen erwartete ich in der ſchwarzen Dunkelheit den Anbruch des Morgens, der heiter lächelnd auf all dies Elend des Krieges herab ſah.

In Ligny erhielten wir am 24. Auguſt die erſte ſichere Kunde, daß das Lager bei Chalons an den beiden vorhergehenden Tagen von den Franzoſen geräumt worden, und daß die unter Mac Mahon's Befehl geſtellte Armee in nördlicher Richtung nach Reims abmarſchirt ſei, um die Verbindung mit dem in Metz eingeſchloſſenen Bazaine zu gewinnen. Dieſer Umſtand machte es nöthig, unſeren bisher in gerader Linie auf Paris gerichteten Marſch für den Augenblick zu unterbrechen und unverzüglich eine Flankenbewegung nach Norden ins Werk zu ſetzen.

Die verſtändige Haltung der Ortsbehörden in den meiſten der Städte, welche wir ſeit Nanzig paſſirten, trug Viel dazu bei, die franzöſiſche Bevölkerung zu einem freundlicheren Benehmen gegen unſere Truppen, als im Anfange des Feldzuges zu beſtimmen. Wie in Nanzig hatten auch in Chalons und Bar-le-Duc die Maires Proclamationen erlaſſen, in welchen ſie ihre Mitbürger zu einem friedfertigen Verhalten gegen die Invaſionsarmee ermahnten, deren Marſch zu verzögern oder zu hemmen doch kein patriotiſcher Elan wehrloſer Bürger im Stande ſei. Bei dem bereitwilligen Entgegenkommen der Bewohner nahm daher der Verkehr unſerer Truppen mit denſelben überaus milde Formen an: vor den Bäcker- und Schlächterläden wurden bei dem Einrücken in eine Stadt gewöhnlich ſofort Wachtpoſten aufgeſtellt, um jede eigenmächtige Requiſition der Soldaten zu verhindern; nur der Taback und die Cigarren wurden, als Eigenthum der Regie ſtets von den zuerſt anlangenden Truppen confiscirt, und wir fanden an den geſchloſſenen Bureaux überall Zettel mit der bezeichnenden Inſchrift: „Hier verkauft man kein mehr Tabac; die Soldaten haben es geſtern gegen einem Quittung genommen.“ In Ligny erſchien ſogar bei der Abreiſe des Kronprinzen eine

Deputation der Civilbehörden in ſchwarzem Frack und weißer Halsbinde, um ſich für die ſchonende Behandlung der Stadt zu bedanken. Was über Feindſeligkeiten der Bewohner und ſtrenge Beſtrafung derſelben von Zeitungscorreſpondenten berichtet worden iſt, datirt entweder aus ſpäterer Zeit, wo Banden Franc-Tireurs im Rücken unſerer Armee hie und da unſere Provianttransporte, Poſtfuhrwerke und kleinere Colonnen marſchirender Truppen beläſtigten, oder beſchränkt ſich auf die Umgegend von Metz, wo Bauernſpione durch waghalſige Durchbrechung des Cernirungsrayons die Verbindung mit der belagerten Feſtung zu unterhalten ſuchten. Es fehlte freilich auch bei unſerer Armee nicht an abenteuerlichen Gerüchten von aufgefangenen Spionen und vereitelten Attentaten auf das Leben der bei der Bevölkerung einquartirten unwillkommenen Gäſte. Bei näherer Nachforſchung löſten ſich all' dieſe Geſchichten jedoch meiſtens in blauen Dunſt oder in harmloſe Mißverſtändniſſe auf. In Ligny war ich ſelbſt Zeuge eines derartigen poſſirlichen Zwiſchenfalls. Die Trainſoldaten, welche mit mir in dem franzöſiſchen Militairlazareth lagen, ſuchten in den geräumigen Kellern umher, und entdeckten endlich zahlreiche gefüllte dickbäuchige Flaſchen, deren Inhalt ſie für Selterſer Waſſer hielten und mit Wein vermiſcht tranken. Nach wenigen Stunden kamen ſie zu mir heraufgeſtürzt und ſprachen höchſt aufgeregt die Vermuthung aus, daß ſie durch das genoſſene Getränk vergiftet worden. Sie verſpürten Bauchgrimmen und Kolikbeſchwerden, und baten mich, den ſie wegen meiner weißen, rothbekreuzten Binde für einen Arzt hielten, den Inhalt einer der mitgebrachten Flaſchen zu unterſuchen. Sobald ich einen Schluck davon gekoſtet, erklärte ich ihnen lachend, daß ſie ſich an mineraliſchem Bitterwaſſer, das wahrſcheinlich für den Gebrauch der Kranken beſtimmt geweſen, gelabt hätten und nun den unbehaglichen Folgen ihrer Naſchhaftigkeit nicht entrinnen würden. Wie manches tolle Vergiftungsgerücht mag im Kriege auf ähnliche Weiſe entſtehen und unter Umſtänden die verhängnißvollſte Wirkung nach ſich ziehen!

Das große Hauptquartier Sr. Majeſtät des Königs in Bar-le-Duc paſſirend, gelangten wir über Revigny-aux Vaches nach Sainte-Ménehould, das kaum eine Meile öſtlich von dem Schlachtfelde von Valmy liegt. Der Name der Ortsheiligen, deren Gebeine in der nach ihr benannten, hoch auf einem Berge gelegenen Kirche beſtattet ſind, iſt aus Mechthüdis verderbt, und war mir bisher nur durch die in Paris als Leckerbiſſen geltenden Schweinsfüße à la Sainte Ménehould bekannt geweſen. Meine Wirthin, eine liebenswürdige alte Dame, erzählte mir mit Schreck und Grauſen, wie ſich Tags zuvor zwölf ſächſiſche Soldaten bei ihr einquartiert, große Quantitäten Kaffee und Wein vertilgt, und ſchließlich gar verlangt hätten, daß man die dicke, fette Hauskatze, den Liebling der Kinder, für ſie brate. Die Kleinen waren unter lautem Geſchrei mit ihrer „ſüßen Mimi“ auf den Boden geflüchtet, die Sachſen lachend und polternd hinterdrein — es muß eine drollige Scene geweſen ſein, und, was das Erfreulichſte, das gute Herz behielt den Sieg über das Gelüſt nach Katzenfleiſch, Mimi blieb am Leben, und ſaß mir behaglich ſchnurrend auf dem Knie, während die Kinder, immer noch höchſt aufgeregt die Kopfabſchneidungsgeberde der Soldaten nachahmend, mir die Todesgefahr ihres vierfüßigen Kameraden ein Mal über das andere vordemonſtrirten. Ueberglücklich, heute einen Gaſt zu haben, mit dem ſie ſich in der Sprache ihres Landes leidlich verſtändigen konnte, ſetzte die gute Alte mir vor, was nur in Küche und Keller vorräthig war: Suppe, Fleiſch, Gemüſe, eingemachte Früchte, eine Flaſche trefflichen rothen Burgunders, und als ich in der Frühe des andern Morgens Abſchied nahm, war ſie nicht zur Annahme irgend einer Bezahlung zu bewegen.

Die nächſte Station, wo das Hauptquartier für eine Nacht Halt machte, war das kleine Dorf Senuc. Die Bauernhütte, in welcher wir logirten, enthielt nur zwei Zimmer, jedes mit einem einzigen Bette. Das eine Gemach, welches als Küche, Wohnſtube und Familien-Schlafkammer diente, nahm, außer dem Beſitzer, ſeiner Frau und zwei kleinen Kindern, welche die ganze Nacht hindurch mit ihren grellen Stimmchen um die Wette kreiſchten, noch einen Lieutenant des Generalſtabes auf; in dem andern ſchlief ich mit dem Burſchen deſſelben und mit meinen gewöhnlichen Reiſegefährten, dem Kutſcher unſeres Wagens und dem Pionier-Sergeanten. Hier war es, wo uns von unſerer Avantgarde zuerſt detaillirtere Nachricht über die Stellung des Feindes zuging. Der Dienſt, welchen die Cavallerie, insbeſondere die Ulanen, unſerer Armee durch kühne und ſichere Recognoscirungen im gegenwärtigen Kriege geleiſtet, kann nicht hoch genug angeſchlagen werden. Im Kriege von 1866 war die preußiſche Reiterei noch in größere Corps von je zehn Regimentern eingetheilt. Man hatte die Erfahrung gemacht, daß ſich dieſe ſchwerfälligeren Maſſen nicht mit ausreichendem Vortheil verwenden ließen, und hatte daher ſeitdem die Eintheilung in kleinere Diviſionen von je vier Regimentern vollzogen, deren leichtere Beweglichkeit einen vielfacheren Gebrauch derſelben zur Maskirung unſerer Märſche und zur Auskundſchaftung der feindlichen Stellungen ermöglichte. Unſere Cavallerie umſchwärmte immer in weitem Bogen oder in Zickzacklinien das Gros der Armee, ſie wußte, uns meilenweit voranſprengend, ſich dem Feinde meiſtens auf eine Entfernung von tauſend Schritten zu nähern und uns über Marſchrichtung und Stärke deſſelben au fait zu ſetzen, während die Franzoſen faſt immer über unſere Bewegungen in Unkenntniß waren, weil ſie ſich ihrer Cavallerie höchſtens nach Art Napoleon's I., zu gelegentlichen Maſſenangriffen im Gefechte bedienten.

Da ich bei meinem Erwachen erfuhr, daß im Laufe des Tages — es war der 30. Auguſt — ſich wahrſcheinlich eine Schlacht ſüdwärts von Le Chesne und Beaumont entſpinnen würde, beſchloß ich, wenn irgend möglich, dieſelbe aus nächſter Nähe mit anzuſehen. Man erzählt, der Chef unſeres Generalſtabes, General-Lieutenant von Blumenthal, habe, als er die Stellung des Feindes zwiſchen Le Chesne und Beaumont erfuhr, kopfſchüttelnd geſagt: „Ich begreife nicht die Abſicht Mac Mahon's; ich ſehe nur ſo Viel, daß er gänzlich verloren iſt, und daß er hier — (dabei deutete er auf der Karte mit dem Finger auf Sedan) — vernichtet werden muß.“ Man weiß, wie genau dieſe apodictiſche Prophezeiung unſeres genialen Strategen in Erfüllung ging.

Um ſieben Uhr Morgens befand ich mich bereits auf dem Wege nach Grand-Pré, wohin Tags zuvor das große Hauptquartier des Königs verlegt worden war, und wo bei meiner Ankunft gerade die Johanniter-Colonne des Majors von Kneſebeck mit ihren Wagen zur Abfahrt bereit ſtand. Ich erhielt, wie früher in Nanzig, leicht wieder die Erlaubniß, mich den wackeren Leuten, die zum Transport Verwundeter in die Schlacht zogen, anſchließen zu dürfen, und ſo gelangte ich ziemlich ſchnell in der gewünſchten Richtung vorwärts.

Vor uns, mit und neben uns marſchirten zu Fuß, zu Roß und zu Wagen unabſehbare Colonnen. Ueberall rechts und links am Wege Bivouaks, die ſeit wenigen Stunden verlaſſen waren, oder aus denen die Soldaten ſo eben aufbrachen, um ſich dem großen Heereszuge anzuſchließen, der ſich mit unaufhaltſamem Ungeſtüm gen Norden wälzte, um die Mac Mahon’ſche Armee abzuſchneiden und zu ſchlagen oder ſie über die belgiſche Grenze zu drängen. Daß auch Reims von den Franzoſen geräumt worden ſei, hatte man mit Sicherheit erfahren; aufgefangene Briefe deuteten ferner an, daß ſie ſich nordoſtwärts in die Ardennen und Argonnen zurückzögen, um dort auf dem gebirgigen Terrain, das für die Entfaltung unſerer Cavalleriemaſſen weniger zugänglich ſei, eine verzweifelte Schlacht zu wagen. Die erwähnten Briefe beſagten ferner, daß die franzöſiſche Cavallerie ziemlich untauglich, die ganze Stimmung der Armee ſehr gedrückt und hoffnungslos ſei.

Wir paſſirten zuerſt das 5te preußiſche Infanterie-Regiment, dann die lange Lazareth-Colonne des fünften Armeecorps mit Aerzten, Wagen und rothbekreuzten Trägern der Verwundeten auf dem Schlachtfelde. Bei Monthonne ſprengte der Generalſtab der dritten Armee, den Kronprinzen wie immer an der Spitze, und von einer Ulanenſchwadron escortirt, an uns vorüber. Die Herren machten vor dem Dorfe Briquenay einen kurzen Halt, holten uns aber bald wieder ein. Hinter Briquenay bogen wir, mit dem 50ſten, 37ſten, 6ten und 58ſten Infanterie-Regimente marſchirend, rechts auf einen Feldweg ab, und lagerten uns eine Weile auf einem großen Felde, Angeſichts des im Thale vor uns ausgedehnten Dorfes Germont, wo wir die Artillerie und den größten Theil der Infanterie-Regimenter des fünften Armeecorps bereits in Schlachtordnung aufgeſtellt fanden. Um 12¼ Uhr Mittags vernahmen wir den erſten Kanonenſchuß, und ſahen über den Höhen jenſeit Germont's vereinzelte runde, ballonartige Rauchwölkchen in der Ferne emporſteigen. Nicht lange dauerte es, ſo gab der rechts am Rande des hochliegenden Plateaus haltende Generalſtab das Zeichen zu weiterem Vorrücken. Erſt raſſelte die lange Reihe der Geſchütze und Munitionswagen den ſteilen Weg nach Germont hinab, verſchwand kurze Zeit drunten im Dorfe, und begann gleichdarauf den jenſeits anſteigenden Weg nach Buzancy zu erklimmen. In der geregelten Ordnung, welche ſie droben auf dem Plateau eingenommen, folgten die ſämmtlichen Regimenter und Lazarethwagen, und Alles ſchlug eine Viertelſtunde außerhalb Germont's einen Nebenpfad zur Linken nach der Richtung von St. Pierremont ein. Dort wurde abermals kurze Weile auf einem breiten Feldplateau, eine halbe Stunde links von dem Orte, Halt gemacht. Nach wenigen Minuten begannen die Colonnen ſich links in das Thal hinunter zu ergießen und einen Berg hinan zu eilen, auf deſſen Höhe ſie vor dem etwas rechts nach unten liegenden Dorfe Oches Poſto faßten. Jenſeits Oches ſteigt das Terrain terraſſenförmig hinan; es folgt zunächſt, etwas zur Linken, das Dorf Berlière, dahinter — wieder mehr nach rechts, und bedeutend höher gelegen — das größere Dorf Stonne. Auf dieſem Terrain hatte eine franzöſiſche Brigade ſeit zwei Tagen ihr Lager in den Dörfern und in zahlreichen Bivouaks aufgeſchlagen, und ward nun durch unſere anſtürmenden Truppen emporgeſcheucht.

Die erſten Kugeln unſerer Feldgeſchütze ſchlugen um 2¼ Uhr noch dicht hinter Oches in die aufbrechende Brigade und ſchienen einige zwanzig Mann zu verwunden, die von ihren Kameraden mit fortgeſchleppt wurden. Einige Granaten flogen als Gegengruß zurück, verletzten aber nur ein Ulanenpferd. Auf einem hohen, ſchmalen Bergkegel links von Stonne war eine Mitrailleuſen-Batterie poſtirt, deren eigenthümlich ſcharfes und ſchnelles Knattern weithin vernommen ward. Um 3½ Uhr erklomm ich die Anhöhe dieſſeits des Dorfes Oches, auf welcher ſo eben auch der kronprinzliche Generalſtab angekommen war, und wir konnten das Gefecht vor uns deutlich überſehen. Die Franzoſen wurden durch unſere raſch vorgehenden Infanterie-Regimenter immer weiter zurückgeworfen; um 4½ Uhr jagten auch Huſaren und Ulanen hinter ihnen drein, und nahmen ihnen eine nicht unbedeutende Zahl von Gefangenen ab. Viele der Letzteren leiſteten kaum mehr einen ernſtlichen Widerſtand, als ſie ſich von allen Seiten umringt ſahen. Es kam ſogar der ſcherzhafte Zufall vor, daß ein ſchleſiſcher Trainſoldat, welcher, nur mit einem Stecken bewaffnet, über einen Zaun ſetzte, um einen Ochſen einzufangen, einem franzöſiſchen Soldaten, der im Graben verſteckt lag, faſt an die Kehle ſprang, und ihn unter beiderſeitigem lauten Gelächter gefangen nahm.

Faſt gleichzeitig, während ſich das Gefecht auf dem linken Flügel entſpann, wurde daſſelbe von den auf dem rechten Flügel unſerer Armee ſtehenden Bayern in der waldigen Hügellandſchaft zwiſchen St. Pierremont und Beaumont mit äußerſter Lebhaftigkeit aufgenommen. Wir ſahen rechts über dem Bois de St. Pierremont den Rauch der Geſchütze von 2½ Uhr Nachmittags bis zum Dunkelwerden faſt ununterbrochen emporwallen und hörten den Kanonendonner noch bis zum ſpäten Abend. Bei der großen Ausdehnung der Schlachtlinie, die ſich in weitem Bogen von Stonne rechts hinüber bis nach Beaumont erſtreckte, fehlte es Anfangs an zuverläſſigen Details über die Erfolge der Bayern auf unſerem äußerſten rechten Flügel; doch hörten wir bald, daß ein an den Kronprinzen abgeſchickter Ordonnanzofficier die Meldung von elf erbeuteten Geſchützen und zweitauſend Gefangenen überbracht habe.

Zum Theil unmittelbar auf den Spuren der franzöſiſchen Rückzugslinie begleitete ich am folgenden Morgen den Generalſtab über Oches und La Berlière bis Stonne, nachdem ich einen Theil des Weges, nach Verwundeten und Todten ausſpähend, Abends zuvor ſchon einmal zurückgelegt. Was ich an Opfern des Kampfes bis über Oches hinaus antraf, beſchränkte ſich indeß auf ein von Granatſplittern zerriſſenes Pferd. Auch weiterhin ſtießen wir in dieſer Gegend weder auf Leichen, noch auf Verwundete, wohl aber auf eine Unzahl von Bivouaks mit Ueberreſten geſchlachteter Thiere — Kuh- und Kalbsmägen, Gänſe- und Entenflügeln, halbabgenagten Knochen — und mit ſonſtigen beaux restes plötzlich geſtörter Mahlzeiten, auf Feldflaſchen und Torniſter, Säbel und Tſchakos, weiße Leinengamaſchen und Fetzen rother Hoſen, die ſich zwiſchen den Streulagern auf den Feldern umhertrieben. Bei Stonne erhielten wir ſichere Kunde, daß der Kaiſer Napoleon dort noch vorgeſtern in Perſon anweſend war; der Kronprinz ritt hinauf und ſah ſich das Haus an, in welchem ſein flüchtiger Gegner abgeſtiegen. Als wir Morgens um 10½ Uhr auf der Nordſeite von Stonne hinabfuhren, überraſchte uns ein herrlicher Blick auf die wunderſchöne Thalgegend. Gleichzeitig ſahen wir wieder in nördlicher Richtung, in einem Walde rechts und links vom Wege nach Raucourt, ſich ein lebhaftes Gefecht entſpinnen, das ſich allmählich immer weiter gegen Nordweſten hinzuziehen und endlich um 12 Uhr ſchwächer zu werden ſchien. Als daſſelbe um 11½ Uhr ſeinen Höhepunkt erreicht hatte, war faſt der ganze Wald in der Ausdehnung von einer Viertelmeile in einen Nebel von Pulverdampf gehüllt, wir hörten unaufhörlich das Gedröhne der Kanonen und das Geknatter der Mitrailleuſen, konnten aber bei der weiten Entfernung von mindeſtens drei Stunden nur die allgemeine Richtung des Kampfes, der ſich nach Sedan hinüberzog, erkennen.

Unweit des Dorfes Artaiſe lagerte auf einem großen Stoppelfelde eine ganze Diviſion des fünften Armeecorps. Bei der ungeheuren Schnelligkeit, mit welcher unſere Truppen den Franzogen folgten — manche der Regimenter, denen wir hier begegneten, waren an einem einzigen Tage eine Strecke von ſieben deutſchen Meilen marſchirt — konnten uns die Proviantcolonnen, trotz aller ſorgfältigen Vorkehrungsmaßregeln der Intendantur, nicht immer raſch genug mehr begleiten, und die ärmlichen Dörfer im nördlichen Theile des Ardennendepartements boten für den ſich heran wälzenden Heeresſchwarm zu geringe Vorräthe an Lebensmitteln dar, als daß der Ausfall durch Requiſitionen ausreichend hätte ergänzt werden können. Auf dem ganzen Wege von Artaiſe bis Chémery drängten ſich Soldaten um unſere Wagen und baten um Brot und Wein — wir hatten leider ſelbſt nicht Viel mit ihnen zu theilen!

Schon in Artaiſe, wo wir eine halbſtündige Raſt machten, erlebte ich eine aufregende Scene. Requirirende Soldaten drangen in die Häuſer, die ſie nach Lebensmitteln durchſuchten, und überallher erſcholl das Jammergeſchrei der Bewohner, in deren friedliche Hütten urplötzlich der Krieg mit ſeinen Schrecken herein brach. Ich näherte mich der freundlichen, rebenumlaubten Pfarrerwohnung — auf der Schwelle hieß mich der Geiſtliche artig willkommen, und bat mich einzutreten und mich an einem Trunk Weines zu erfriſchen. Ich lehnte den Wein dankend ab, folgte dem mir voranſchreitenden Herrn aber ins Haus und in die Küche, wo ein Halbdutzend Soldaten Speck, Schinken, Bröte und eine Kruke mit Butter in einen Sack luden, unter dem Gekreiſch zweier laut heulenden Weiber, die mir zu Füßen fielen und, meine Kniee umklammernd, mich anflehten, ſie vor den „voleurs“ zu beſchützen. „Die Leute ſind keine Diebe,“ ſagte ich, nachdem ich mit den Soldaten geſprochen; „ſie haben den Befehl, zu requiriren, und ſie haben, wie ihnen eingeſchärft worden iſt, nur die Hälfte des Vorgefundenen genommen. Bedenkt, daß es Krieg iſt, und ſchämt Euch Eurer Lamentationen, um das Biſchen Proviant, das Euch abgefordert wird!“ — „Aber Andere werden kommen und uns den Reſt nehmen!“ ſchrieen die Weiber. — „Wenn Ihr Euch vernünftig zeigt, bleibe ich vorläufig noch da, um den Nachkomwenden zu ſagen, daß hier ſchon requirirt worden iſt," tröſtete ich ſie. In dieſem Augenblick erſchienen wieder einige Soldaten und baten um Waſſer, ihre Feldflaſchen zu füllen. Abermals ſtürzten mir die Weiber zu Füßen und begannen ihr Lamento. „Verrückte Frauenzimmer!" herrſchte ich ſie an, „ſteht auf und ſtellt Euer Jammern ein, ſonſt entferne ich mich auf der Stelle! Die armen Leute wollen ja nur Waſſer!" — „Und der gute Herr will ja hier bleiben, um uns zu beſchirmen," ſecundirte mir der Pfarrer, „wenn Ihr nur ruhig ſeid. Schämt Euch Eurer Kleinherzigkeit, und werfet Eure Sorge auf Gott, der bis hierher geholfen hat und uns weiter helfen wird!" Es koſtete Mühe, die Weiber zu bewegen, mit ihren Waſſereimern an den Brunnen zu gehen, und ſie beruhigten ſich erſt, als die Soldaten, nachdem ſie ihre Flaſchen gefüllt hatten, dankend abzogen, ohne weiter Etwas zu begehren.

Einen traurigen Anblick bot die kleine Stadt Chémery, unſer nächſtes Hauptquartier. Ein halbes Armeecorps mochte hier ſeit geſtern hindurchgekommen ſein, als wir am Mittage des 31. Auguſt unſeren Einzug hielten — aber unſere Vorgänger hatten in mancher Wohnung arg gehauſt. Aus einem Gaſthofe waren nicht allein ſämmtliche Lebensmittel, ſondern auch ein großer Theil der Betten ins Bivouak mit hinaus geſchleppt worden. Die Eigenthümerin, eine hübſche junge Frau, kam mit ihrem zweijährigen Kinde zu meinen Wirthsleuten hinüber, und bat für daſſelbe um ein Stück Brot und ein Schälchen Kaffee. Sie hatte geſehen, wie mich ein Freund in ihr gegenüber liegendes Haus hinauf gewinkt und mir die Spuren der entſetzlichen Verwüſtung gezeigt hatte. „Ja, ja," ſeufzte ſie, „wir haben Alles eingebüßt und müſſen von vorn wieder beginnen; aber, ſehen Sie," und ſie warf den Kopf zurück und ließ ihre großen Augen feſt auf mir ruhen, „ich habe nicht geweint, denn mein Mann und ich und unſer Kleines ſind, Gottlob! friſch und geſund, und ich weiß, daß im Kriege Jeder ſein Opfer bringen muß." Ich drückte der braven Frau, die thränenlos ihr Hab und Gut im Strudel des allgemeinen Elends verſinken ſah, bewegt die Hand, und ich glaube, daß mir ſelber die Augen naß geworden ſind.

Eine eben ſo beherzte Geſinnung fand ich bei meinem Wirthe. Die Soldaten hatten auch hier, nach Lebensmitteln ſuchend, alle Schränke und Kiſten erbrochen, der Inhalt derſelben lag bei meiner Ankunft zum Theil noch in wirrer Unordnung auf der Diele umher geſtreut; trotzdem ließ mich der Alte kein Wort der Klage oder des Zornes, ſondern nur humoriſtiſche Scherzreden hören, mit denen er ſich über ſein Unglück tröſtete. „Wein kann ich Ihnen nicht vorſetzen, lieber Herr,“ ſagte er; „den haben ſie richtig gefunden; aber ſie haben doch ſchlecht geſucht, denn ſehen Sie nur,“ — und damit rückte er eine Kommode, deren Schiebladen gleichfalls herausgezogen und durchwühlt waren, von der Wand, — „hier ſteht noch ein großes Glas mit Caſſis (in Branntwein eingemachten Kirſchen), das ihren Späherblicken entgangen iſt. Kommen Sie, Herr, thun Sie mir Beſcheid darin! Auf baldigen Frieden.“

Während des ganzen Nachmittags zogen die Regimenter in ununterbrochener Folge, bald mit luſtiger Hornmuſik, bald mit Trommeln und Pfeifen, die Straße entlang an unſerm Fenſter vorüber. Mein jovialer Wirth ließ mir an meinem Schreibtiſche keinen Augenblick Ruhe. Er ſtand am Fenſter und ſchaute voll neugieriger Verwunderung auf alle die marſchirenden Colonnen. Störte ihn ſeine Frau mit einer Frage, ſo ſchob er ſie ungeduldig zurück und rief ihr zu: „Ach, du kannſt warten! Den Schaden hab' ich nun einmal, ſo laß mir doch auch das Vergnügen! Wann bekomme ich wohl in meinem Leben wieder ſo viele Soldaten zu ſehen? Nein, wie viele Regimenter! Achtzigtauſend Mann habe ich mindeſtens ſchon gezählt. Herr, wie viele kommen denn noch heute durch die Stadt?“

„Fünfmal hunderttauſend Mann,“ ſagte ich ernſthaft, um ſeine Neugier zu befriedigen, und ſchrieb weiter, ohne von der Arbeit aufzuſehn.

Aber es half Nichts, er ſtellte mir immer neue, verfängliche fragen, und jeden Augenblick riß er mich ans Fenſter, um ſich zu erkundigen, ob der eben vorbei reitende Officier etwa der Kronprinz oder was es ſonſt für ein Prinz ſei — denn eine ſo ſchöne Uniform könne doch gewiß nur ein Prinz tragen.

Eine Weile entfernte er ſich, bald aber kam er athemlos wieder herein geſtürzt.

„Ich hab' ihn geſehen!“ ſchrie er mir triumphirend entgegen. „Und er hat ſogar mit mir geſprochen!“

„Wer denn? Der König?“

„Nein, nein, er, Monsieur Bismarck! Er winkte mich an ſeinen Wagen heran, und frug ganz freundlich nach dem Wege nach Vendreſſe. Nein, ſo was zu erleben!“

Bis ſpät in die Nacht hinein wurde das Haus nicht leer von Nachbarn und Nachbarinnen, die ſich erkundigen wollten, was der Graf Bismarck mit meinem Wirthe geſprochen, und das Frühroth dämmerte heran, ehe ich meine Zeitungsberichte beenden und mich zu kurzem Schlummer auf's Lager werfen konnte.

Als ich am folgenden Morgen gegen ſechs Uhr meine Briefe zur Poſt trug, erfuhr ich, daß der Kronprinz mit ſeinem ganzen Generalſtabe bereits vor anderthalb Stunden in der Richtung von Sedan fortgeritten ſei. Dieſer ungewöhnlich frühe Aufbruch ließ mit Sicherheit darauf ſchließen, daß etwas Wichtiges im Werke ſein müſſe. und ich zögerte keinen Augenblick, nordwärts zur Stadt hinauszueilen. Bei den letzten Häuſern traf ich meinen Collegen beim Hauptquartiere der Südarmee, den Maler Pietſch, welcher, gleich mir, den Abend und den größten Theil der Nacht auf Correſpondenzen vom Kriegsſchauplatze verwandt und daher ebenfalls nicht Zeit gefunden hatte, ſich früher nach den für das Hauptquartier getroffenen Dispoſitionen zu erkundigen. Wir beſchloſſen, uns gemeinſchaftlich auf den Weg zu machen, und konnten über den einzuſchlagenden Weg nicht lange in Zweifel ſein, da wir nach wenigen Minuten Se. Majeſtät den König, in Begleitung des Grafen Bismarck, des Kriegsminiſters v. Roon, des Generals v. Moltke und ſämmtlicher Herren des großen Hauptquartiers, in einer langen Wagenreihe von Vendreſſe her auf die Chauſſee nach Sedan einbiegen ſahen.

Da der Weg ſich mehrere Stunden weit an der diesſeitigen Bergſcheide der Maas ſteil hinaufwindet und wir eine Strecke lang mit einem requirirten Militairwagen fahren konnten, behielten wir die Colonne des Königs faſt bis zum Dorfe Cheveuge in Sicht. Unterwegs hatten wir ſchon von dem Dorfe Chéhéry an einen faſt ununterbrochenen Kanonendonner gehört, der von der rechten Seite herkam, und immer lauter und lauter in unſere Ohren ſcholl.

Bei Cheveuge, wo die Chauſſee nach Sedan einen weiten Bogen nach links beſchreibt, ſchlugen wir einen rechts über die Berge führenden Fußweg ein, und genoſſen, als wir gegen neun Uhr Vormittags die Höhe erreicht hatten, das erhaben furchtbarſte Schauſpiel, welches ſich je den Augen eines Menſchen geboten haben mag. Vor uns drunten im Thale, etwa viertauſend Schritte entfernt, lag die Stadt Sedan, deren ſchiefergedeckte graue Häuſer und mit grünen Baumalleen bepflanzte, zackige Feſtungswälle ſich im blinkenden Sonnenglanze friedlich in der Maas ſpiegelten, während die in einer langen Linie diesſeit des Fluſſes auf einem Hügelkamme poſtirten bayriſchen Feldbatterien unaufhörlich einen Schauer von Granaten in die Stadt und auf das umliegende Terrain ſpieen. Die Entfernung zwiſchen den bayriſchen Batterien und der Südſeite der Wälle mochte Anfangs etwas mehr als ſechzehnhundert Schritte betragen; doch rückten erſtere im Laufe des Tages immer weiter links gegen das Feſtungsthor hinab und näherten ſich demſelben zuletzt bis auf zwölfhundert Schritt. Von franzöſiſcher Seite wurde das Feuer während der erſten Stunden ſehr heftig erwiedert, und zwar vorherrſchend mit Shrapnels, deren weißer Rauch ballonartig durch die Luft zu uns herüberſchwebte, und die, mit Zeitzündern verſehen, meiſtens weit über die bayriſchen Batterien hinwegflogen, um hinter denſelben, oft keine zweihundert Schritt von unſeren Füßen, zu platzen.

Um das Schauſpiel beſſer zu überblicken, gingen wir rechts durch einen Wald an das öſtliche Ende der Batterien, wo wir bei unſerer Ankunft den Thurm einer Kirche auf der Oſtſeite von Sedan von glührothen Flammen umlodert ſahen. Als jedoch eine zerplatzende feindliche Granate dicht neben uns einen bayriſchen Chevauxleger zur Erde riß und das ganze Regiment Befehl erhielt, etwas weiter aus der gefährlichen Feuerlinie zurückzureiten, zogen auch wir es vor, durch den Wald nach einem höher gelegenen Berge zurückzugehen, auf deſſen Gipfel der König von Preußen nebſt ſeinem Generalſtab Poſto gefaßt hatte.

Wir lagerten uns in der Nähe auf dem Raſen, und ein Artillerie-Officier hatte die Freundlichkeit, uns manche der am jenſeitigen Maasufer vor ſich gehenden militairiſchen Evolutionen zu erklären, die wir dann durch unſere Ferngläſer auf's Genaueſte verfolgen konnten. Wie ein Amphitheater breitete ſich der im Hintergrunde gegen Belgien zu von den Ardennen umſchloſſene Umkreis von Sedan vor uns aus. Dicht unter uns die terraſſenförmig abfallenden Berghänge der Maasſcheide mit den bayriſchen Batterien; zwiſchen letzteren und uns die Infanterie- und Cavallerie-Regimenter der bayriſchen Diviſionen, fächerförmig in einer Schlachtordnung aufgeſtellt, welche ſich zur Chauſſee von Donchery nach Sedan bis auf etwa fünfzehnhundert Schritte vom Feſtungsthore nach der Eiſenbahn hinabzog. Jenſeits der Maas gerade vor uns die Stadt Sedan, deren waſſergefüllte Gräben und gezackte Feſtungsmauern wir deutlich erkennen konnten; dahinter in einiger Entfernung ein großer, in der Mitte von einer Lichtung durchſchnittener Wald, le Bois de Garenne; rechts von der Stadt, neben einem Hauſe mit rothem Ziegeldache, auf einer Anhöhe eine franzöſiſche Batterie; auf der anderen, weſtlichen Seite der Stadt, neben einer einzelnen Pappel, auf einem noch ſteiler gegen die ſich am Dorfe Glaire ſtark nach links biegende Maas abfallenden Hange, eine andere, noch formidablere franzöſiſche Batterie, welche eine breite, völlig baumloſe Wieſe beſtrich. In dem Dunkel der Nacht war es unſeren Pionieren gelungen, an zwei Punkten, oſtwärts und weſtwärts der Stadt, Brücken über die Maas zu ſchlagen, ohne daß der Feind, welcher die vorhanden geweſenen Flußbrücken zerſtört hatte, die ihm Gefahr drohenden Arbeiten zu bemerken ſchien. Wie bei Chlum, hatte auch diesmal ein dichter Morgennebel, der ſich erſt gegen ſieben Uhr verzog, unſere Truppen begünſtigt, welche ſchon um halbdrei Uhr aus ihren Bivouaks aufgebrochen und mit Geſchützen, Munitionswagen, Infanterie und Reiterei unbehindert über den Fluß gelangt waren.

Schon gegen zehn Uhr Vormittags ließen hie und da zwiſchen den Wäldern aufſteigende weiße Wölkchen von Pulverdampf und qualmende ſchwarze Rauchſäulen in Brand geſchoſſener Häuſer das immer nähere Heranrücken unſerer Heere erkennen, und es blieb kein Zweifel mehr, daß dem Feinde jede Möglichkeit des Entrinnens vollſtändig abgeſchnitten ſei. Er war in ein Netz eingezwängt, deſſen Maſchen mit jeder Viertelſtunde enger und enger wurden. Zuerſt ſahen wir von Weſten her die Feldbatterien des fünften Armeecorps in der Nähe des Dorfes Glaire aufblitzen, und ihre feuerſpeienden Schlünde wälzten ſich immer näher an die franzöſiſche Batterie bei der einſamen Pappel heran. Dann kam, ein wenig weiter nach Nordnordweſt, das Geſchützfeuer des elften Armeecorps in Sicht. In dem nördlich gelegenen Walde von Garenne gab es einen harten Kampf, doch verſchwanden gegen elf Uhr Mittags mehr und mehr die weißen Rauchwölkchen zwiſchen den Bäumen, und ſchnelle Salven des zwölften Armeecorps blitzten am Südſaume des Gehölzes hervor. Inzwiſchen war von Oſten her auch der Kronprinz von Sachſen mit ſeiner Armee ſichtbar geworden. „Meine Herren, der Keſſel iſt fertig,“ ſagte Herr von Roon zu den neben ihm auf der Berghöhe gelagerten Officieren, als von allen Seiten gleichzeitig die mörderiſchen Schlünde ihre verderbenblitzenden Rauchwolken entſandten.

Das Feuer der Franzoſen, welches ſich Anfangs ausſchließlich gegen die bayriſchen Batterien gerichtet hatte, die bis vier Uhr Nachmittags das Bombardement mit ungeſchwächter Kraft fortſetzten, wandte ſich ſchon von halbelf Uhr an faſt ganz gegen die im Rücken der Stadt andringenden Colonnen, und ſpärlichere Shrapnelſalven flogen zu uns herüber. Die Franzoſen leiſteten den tapferſten Widerſtand, ſahen ſich aber immer dichter wider die Feſtung zurückgedrängt. Gegen zwölf Uhr machten ſie einen Reiterangriff wider die von Glaire heranrückenden Regimenter des fünften Armeecorps. Die Küraſſierſchwadronen in ihren blinkenden Harniſchen jagten von der Batterie bei der einſamen Pappel auf das offene Feld hinab, aber Granaten und Zündnadelgewehre richteten ein ſo fürchterliches Blutbad unter ihnen an, daß wenige der Reiter unverletzt zurückkamen, und nun ſtürmten unſere Infanteriecolonnen hinter ihnen den Berg hinan, und wir ſahen die feindlichen Geſchütze da droben gegen zwei Uhr Nachmittags zum Schweigen gebracht.

Inzwiſchen hatte ein großer Theil der vor der Feſtung befindlichen Regimenter ſich in die tiefe Schlucht bei dem Dorfe Cazal hinuntergeworfen; die preußiſchen Geſchütze rückten nach bis faſt an den Rand der Schlucht, und Salve auf Salve donnerte die Abhänge hinab. Das Dorf ſelber begann zu brennen, eben ſo das etwas höher gelegene Dorf Floing, und oſtwärts ſtiegen aus dem Dorfe Bazeilles ſeit zehn Uhr Morgens immer breiter werdende Rauch- und Feuerſäulen gen Himmel.

Faſt noch ſchrecklicher war der Eindruck, als gegen drei Uhr das Geſchützfeuer von allen Seiten ſchwächer zu werden begann, und, ſtatt des Gedröhnes der Kanonen, des ſcharfen Geknatters der Mitrailleuſen und des Zerſpringens der Shrapnels, vorherrſchend das Knallen der Chaſſepots und Zündnadelgewehre zu Gehör kam. So blitzſchnell und ununterbrochen wurde von allen Seiten geſchoſſen, daß der vereinigte Hall der Tauſende von Flintenſchüſſen wie anhaltendes fernes Rollen erklang, das etwa jede halbe Minute durch den ſchmetternden Laut eines bayriſchen Granatſchuſſes accompagnirt wurde. Der vorhergehende Donner der Kanonade hatte das Ohr faſt betäubt und die Sinne des Zuſchauers ſtumpf gemacht; dies entſetzliche Flintengeroll machte die Nerven wieder vibriren, aber es war eine grauſenhafte Erregung, wenn man der Verheerung gedachte, die dieſer ſtundenlange Kampf aus nächſter Nähe und Mann gegen Mann anrichten mußte.

Dazu machten bei meinem Begleiter und mir Hunger und Durſt ſich allmählich geltend. Wir hatten ſeit früheſtem Morgen Nichts genoſſen, für einen Trunk Waſſer hätten wir gern ein paar Thaler gezahlt. Nach langem, vergeblichem Umherſpähen erblickte ich zwei bayriſche Artilleriſten, deren einer zwei große franzöſiſche Feldflaſchen ſich umgehängt. „Kamerad,“ frug ich ihn, „haben Sie nicht in ihren beiden Rieſenflaſchen einen Schluck Waſſer für ein paar ausgetrocknete Kehlen?“ — „Kein Waſſer, aber Wein,“ antwortete er und hielt mir die Flaſche entgegen. Sein Begleiter erzählte mir, daß er ſo eben in einem benachbarten Dorfe auf Befehl ſeines Lieutenants Lebensmittel requirirt und daß er für ſeinen Antheil eine Flaſche Wein erhalten habe, die er mir gern zur Verfügung ſtelle, da er ſelbſt keinen Wein trinke. Vergebens bot ich dem braven Burſchen einen Thaler an, damit er ſich in ſeinem nächſten Quartier eine ihm mehr zuſagende Erfriſchung kaufe, er wies jede Bezahlung zurück, und ich mußte den Wein, der uns wie vom Himmel geſandt kam, als ein Geſchenk annehmen.

Mittlerweile waren im Dorfe Cazal und auf einem einzeln ſtehenden Hauſe links vor der Stadt weiße Fahnen aufgezogen worden, und auf der Straße nach Sedan ſchienen bayriſche Truppen gegen das Feſtungsthor anrücken zu wollen.

Um dem Schauplatze des Kampfes näher zu ſein, ging ich mit meinem Begleiter zu der weſtlichſten bayriſchen Batterie hinab. Unterwegs erlebte ich eine drollige Scene. Auf einem Feldwege ſtand ein gemauerter Steinpfeiler, mit einem Kreuze gekrönt und mit der Inſchrift „Fontaine St. Pierre“ verſehen. „Was heißt das?“ frugen mich ein paar bayriſche Chevauxlegers. „St. Petri-Quelle“, verſetzte ich; „es wird wohl ein verſchloſſener Brunnen ſein, der gutes Quellwaſſer enthält.“ Die Chevauxlegers verſuchten umſonſt, mit ihren Meſſern die kleine Eiſenthür zu erbrechen, um an den erhofften kühlen Trank zu gelangen. Endlich bog

Einer die Thürklappe etwas bei Seite, blickte hinein und rief aus: „'S iſcht kei Woaſſer, eberſcht Geld“, und im Nu ſtieß er ſeinen Pallaſch in den Spalt, und die Thüre ſprang klirrend auf. Etwa drei Francs in einzelnen Souſtücken machten den Schatz aus, der ſich in dem Opferſtocke befand, und den die Chevauxlegers lachend unter ſich theilten. Vermuthlich war der Inhalt beſtimmt geweſen, als St. Peterspfennig nach Rom zu wandern, obſchon die in den Kirchen zu dieſem Zwecke vorhandenen Büchſen ſonſt die Aufſchrift: „Denier de St. Pierre“ tragen.

Nachdem wir uns dem Commandanten der Batterie in unſerer Eigenſchaft als Berichterſtatter vorgeſtellt und eine Weile der Kanonade beigewohnt hatten, traten wir links in den ſchöngepflegten Obſt- und Blumengarten einer reizenden Villa, die von ihrem Beſitzer völlig verlaſſen war. Als auf unſer Anklopfen nicht geöffnet ward, pflückten wir uns einige Pflaumen und Mirabellen, die wir, auf dem Balkon ſitzend, verzehrten, während hinter uns Rauch und Feuer aus den bayriſchen und den inzwiſchen weſtwärts aufgefahrenen würtembergiſchen Batterien ſtoben, und ab und zu franzöſiſche Shrapnels, uns über den Köpfen wegſegelnd, in der Luft zerknallten. Unſerer Frauen daheim gedenkend, pflückten wir beim Verlaſſen des idylliſchen Gartens ein paar herrliche Roſen, und arbeiteten uns durch Dornhecken und Felder zur Chauſſee hinab, wo die bayriſchen Truppen ſo eben um fünf Uhr, unter Wegräumung einiger, aus gefällten Pappeln und aufgethürmtem Hausrath errichteter Barrikaden, bis an den Bahnhof, dicht vor dem Feſtungsthore, herangeſtürmt waren.

Die Häuſer am Wege boten einen ſchrecklichen Anblick der Verwüſtung. Fenſter, Thüren, ſelbſt ganze Wände waren von Granaten zerſchmettert, die Bewohner waren meiſt auf die Berge oder in benachbarte Dörfer geflüchtet, in einem Hauſe ſahen wir eine Katze angſtvoll durch die öden Gemächer ſpringen. Zahlreiche Verwundete begegneten uns, von welchen einige durch eine zerplatzende Granate der würtembergiſchen Batterie verletzt worden waren. Wir hörten, daß ſo eben auf dem Feſtungsthore und links auf dem Walle eine weiße Fahne aufgehißt worden ſei.

Bald darauf, um ſechs Uhr Nachmittags, ſahen wir einen preußiſchen Generalſtabsofficier als Parlamentair in die Stadt ſprengen. Nach wenigen Minuten kehrte er in Begleitung eines franzöſiſchen Officiers zurück, in welchem wir zu unſerer Verwunderung den Flügeladjutanten des Kaiſers Napoleon, den General Reille, erkannten. Wir beſchloſſen die Rückkehr deſſelben abzuwarten, und ſetzten uns auf die Steinbank eines verlaſſenen Wirthshauſes, in deſſen Gaſtſtube ein preußiſcher Soldat einem Bayern, unter genauer Angabe aller Handgriffe, das preußiſche Exercitium erklärte. Plötzlich erſcholl ein brauſendes Hurrah von den Bergen, das ſich nach minutenlangen Pauſen allmählich bis zu uns herab fortſetzte. Die Chauſſee hinaneilend, trafen wir einen Ulanenofficier und Adjutanten des Königs, der allen Truppen die überraſchende Kunde mittheilte, daß der Kaiſer Napoleon, in Sedan eingeſchloſſen, da es ihm nicht vergönnt geweſen ſei, an der Spitze ſeiner Armee zu ſterben, ſo eben dem König von Preußen ſeinen Degen überſandt und ſich zum Kriegsgefangenen deſſelben erklärt habe. Wie ich ſpäter erfuhr, war um halbſechs Uhr Nachmittags bei dem Könige die Meldung eingetroffen, daß ein Officier aus der Feſtung als Parlamentair bei dem Befehlshaber der zunächſt dem Thore befindlichen bayriſchen Truppen erſchienen ſei. Es wurde die Antwort ertheilt, daß man, da Se. Majeſtät der König als Oberbefehlshaber der deutſchen Heere in Perſon anweſend ſei, keinen Parlamentair geringeren Ranges, als einen mit genügender Vollmacht verſehenen General, empfangen werde. Gleichzeitig wurde der Oberſtlieutenant von Bronſart mit der Aufforderung zur Uebergabe der Feſtung nach Sedan geſchickt. Als derſelbe die Feſtung betrat, empfing er zu ſeiner Ueberraſchung die Mittheilung, daß der Kaiſer in Sedan ſei, und er wurde ſofort zu demſelben geführt. Der Kaiſer ſchrieb den bekannten Brief und übergab denſelben nebſt ſeinem Degen ſeinem Flügeladjutanten, welcher den preußiſchen Generalſtabsofficier aus der Feſtung hinausbegleitete und, von zwei preußiſchen Huſaren escortirt, mit ihm zum Könige ritt. Als er ſich Letzterem, der inzwiſchen von der Höhe des Berges zu einem mit Diſteln bewachſenen Felde hinab gegangen war, auf eine Diſtanz von ſechzig Schritten genähert hatte, ſprang der Flügeladjutant des Kaiſers vom Pferde, nahm ſeine Mütze unter den Arm, verneigte ſich ehrfurchtsvoll, und ſchritt entblößten Hauptes, mit feinſtem Anſtande, zum Könige heran, neben welchem der Kronprinz, der Herzog von Coburg, Graf v. Bismarck und General v. Moltke ſtanden, während eine größere Anzahl von Officieren des Hauptquartiers in etwas weiterer Entfernung einen Halbkreis bildete. Der Flügeladjutant zog den Brief des Kaiſers aus ſeiner Bruſttaſche hervor. Kaum hatte der König denſelben durchflogen, als er ſich tief bewegt umwandte, und ihn mit den Worten: „Leſen Sie, meine Herren!“ den ihm Zunächſtſtehenden überreichte. Dann nahm Se. Majeſtät auf einer umgeſtülpten Pflugſchaar Platz, zog aus dem Portefeuille ein Blatt Papier hervor, und ſchrieb auf der Säbeltaſche des vor ihm hinknieenden Oberſtlieutenants v. Alten die Antwort auf das kaiſerliche Schreiben, welche einfach den Empfang deſſelben beſtätigte, und nur noch die kurze Notiz hinzufügte, daß General von Moltke beauftragt ſei, über die Feſtſtellung der erforderlichen militairiſchen Arrangements zu verhandeln. Dann verließ der König das Schlachtfeld mit den ernſten, an die Herren ſeiner Umgebung gerichteten Worten: „Laſſen Sie uns zu Gott hoffen, daß all das in dieſem Kriege vergoſſene Blut der feſte Kitt der deutſchen Einheit ſein wird.“

Da der Kronprinz, welcher von dem etwas weſtlicher gelegenen Berge des Schloſſes Amour aus den Verlauf der Schlacht verfolgt hatte, mit ſeinem Generalſtabe bald darauf gleichfalls nach Chémery zurückkehrte, wollten auch wir, um nähere Erkundigungen einzuziehen, uns wieder dorthin begeben. Als wir jedoch bei dem Dorfe Chevenge auf ein Bivouac von Intendanturbeamten des 94ſten Regiments ſtießen, die mit ihrer Wagencolonne dort Halt gemacht, nahmen wir, von fünfzehnſtündigem

Marſche aufs äußerſte ermüdet, gern die freundliche Einladung der Herren an, ihr ſchlichtes Mahl zu theilen und unter freiem Himmel mit ihnen zu campiren. Hatten wir doch außerdem den Vortheil, dem Schlachtfelde, das wir ſo bald wie möglich nach allen Richtungen durchſtreifen wollten, um mehrere Stunden näher zu bleiben. Freund Pietſch ſkizzirte noch bei unſerm flackernden Wachtfeuer, während ein Soldat ihm die Stearinkerze neben ſein Album hielt, unſere heitere Geſellſchaft, und dann ſtreckten wir unſere ermatteten Glieder zu erquickendem Schlaf auf das Stroh.

Der Thau und die Kälte der Nächte weckten uns jedoch ſchon gegen drei Uhr Morgens wieder auf, und nachdem wir uns am neu entzündeten Feuer von außen, durch eine Taſſe heißen Kaffees von innen leiblich erwärmt hatten, traten wir in der Friſche des Morgens bald nach Sonnenaufgang unſere Wanderung wieder an. Die gluthrothen Brände der von Granaten entzündeten Häuſer, welche geſtern auf dem Rückwege noch lange wie Nordlichter den dunkeln Himmel erhellt hatten, waren erloſchen; die Vögel, die während des ſchrecklichen Bombardements ängſtlich und wie ſchutzſuchend dicht über der Erde umherflatterten, zwitſcherten wieder luſtig in den Bäumen, und wir ſagten uns, daß mit dem geſtrigen Tage eine neue Phaſe der Weltgeſchichte ihren Anfang genommen, und prieſen uns glücklich Zeugen dieſer wunderbaren Ereigniſſe geweſen zu ſein. Wie zahlreiche und blutige Opfer auch dieſe Schlacht wieder gekoſtet, ſie waren nicht umſonſt gefallen. Der Glücksritter auf dem Throne hatte ſein falſches Spiel verloren, das Drama voll Lug und Trug, welches er der Menſchheit bereitet, hatte zu Ehren der Geſittung und Sittlichkeit ſeinen würdigen Abſchluß gefunden. Mit der Gefangennahme Napoleon's war vielleicht der Krieg noch nicht beendet, aber die letzte der feindlichen Armeen, welche uns den Marſch auf die Hauptſtadt hätte verlegen können, war geſchlagen und vernichtet.

Als wir um ſieben Uhr Morgens den Kreuzweg erreichten, wo die Straße nach Donchéry ſich von der Straße nach Chémery abzweigt, fuhr eben der mit zwei kohlſchwarzen Rappen beſpannte Wagen vorüber, in welchem der gefangene Kaiſer die Feſtung verließ. Er ſaß finſter in die Wagenecke gedrückt, und blickte kein einziges Mal empor. Der General Caſtelnau und zwei andere Generale begleiteten ihn. Er hatte die Abſicht, ſich nach Vendreſſe in das Hauptquartier des Königs, wohin derſelbe am Abend nach der Schlacht zurückgekehrt, zu begeben und dort um eine perſönliche Beſprechung anzuſuchen. An der Biegung des Weges, wo die Straße nach Chémery ſich von der Chauſſee nach Donchery abzweigt, gerieth ſein Wagen in eine der Militair-Colonnen, und der dieſelbe geleitende Feldgendarm wollte die ihm unbekannte Equipage nicht paſſiren laſſen. Während des Aufenthaltes, welcher hiedurch entſtand, kam Graf Bismarck, der die Nacht in Donchery geblieben, heran gefahren, und der Kaiſer ließ ihn um eine Unterredung bitten. Graf Bismarck machte ihm den Vorſchlag, ihn nach Donchery zu begleiten; der Kaiſer äußerte jedoch ſeine große Abneigung, dieſe Stadt, wo er von Jedermann gekannt ſei, in ſeiner jetzigen Lage zu betreten, und ſo ſtieg man vor der Stadt bei einer kleinen Gärtnerwohnung ab, und ließ zwei Strohſtühle herausbringen, auf denen der Kaiſer und Graf Bismarck Platz nahmen. Letzterer bemerkte, daß der König, deſſen Hauptquartier nach Donchery verlegt werde, bereits von Vendreſſe aufgebrochen ſei. Da der Kaiſer Donchery zu vermeiden wünſche, möge er nach dem kleinen Schloſſe Bellevue fahren und dort die Ankunft des Königs erwarten, welcher ſeinen Weg über das etwas ſeitab liegende Schloß nehmen und ihn dort aufſuchen werde. Graf Bismarck ſoll ſpäter geäußert haben, es ſei ihm eine äußerſt peinliche Situation geweſen, mit ſeinem einſtmaligen Freunde von Vichy und Biarritz eine möglichſt harmloſe Unterhaltung zu führen, bei welcher er ſich habe bemühen müſſen, alle Fragen der Politik zu vermeiden; er habe ſich faſt in die Lage eines Portepéefähnrichs verſetzt gefühlt, der auf einem Hofballe zum erſten Male mit einer Dame den Cotillon tanze. Der Kaiſer empfing den König, welcher in Begleitung des Kronprinzen, des Prinzen Carl, des Grafen

Bismarck und des Generals von Moltke erſchien, auf der Treppe des Schloſſes en grande tenue, den Großcordon der Ehrenlegion über der Bruſt, ſich tief zur Erde verneigend. Der König, welcher auf's Tiefſte ergriffen war, bewahrte eine ernſte und würdevolle Haltung. Er ſchritt allein mit dem Kaiſer in den nach hinten belegenen Glaspavillon des Schloſſes, und dieſer war bis zu Thränen gerührt, als der König nach einigen Minuten wieder zu den Herren ſeines Gefolges heraustrat.

Das Thor der Feſtung Sedan fanden wir noch geſchloſſen; auf der Brücke hielten die Wagen des kaiſerlichen Hofſtaates, mit reich galonnirten Lakaien und goldbetreßten Kammerherren beſetzt; zur Seite General Reille und andere Generale. Auf dem zweiflügeligen Hauptthore, das in der Mitte noch die weiße Friedensfahne trug, und rechts und links auf den Wällen ſaßen oder ſtanden franzöſiſche Soldaten aller Waffengattungen. Dieſſeits der Maas an den Paliſſaden drängten ſich die Bayern, von denen eine Compagnie die Ehrenwache am Thore hielt.

Bald nach acht Uhr erſchien ein preußiſcher Officier in Begleitung des kaiſerlichen Flügeladjutanten und ritt durch das Thor hinein. Eine Stunde ſpäter wurden die Thorflügel geöffnet, und es ritten zuerſt die Generale heraus, welche von der bayriſchen Wache mit geſchulterten Gewehren begrüßt wurden und den Gruß freundlich erwiederten; dann folgte die lange Wagenreihe des kaiſerlichen Hofſtaates, zum Theil mit vier oder ſechs Pferden beſpannt, und den Schluß bildeten die ſchönen arabiſchen und engliſchen Handpferde Napoleon's.

Da ich erfuhr, daß die Feſtung im Laufe des Tages noch geſchloſſen bleiben werde, ſuchte ich auf das Schlachtfeld außerhalb derſelben zu gelangen. Auf der Eiſenbahn in weſtlicher Richtung fortſchreitend und dann nordwärts abbiegend, kam ich in das Dorf Glaire, wo ich in einem Hauſe der Kirche gegenüber einen ſchwer in der Bruſt verwundeten preußiſchen Officier des 31ſten Regiments fand, der von einer franzöſiſchen Familie aufgenommen, aber noch nicht verbunden war. Ein freudiges

Lächeln flog über ſein bleiches Geſicht, als er die Nachricht von der Gefangennahme des Kaiſers erfuhr, und ich verſprach ihm, mich ſo bald wie möglich nach ärztlicher Hülfe für ihn umzuſehen; was mir leider erſt nach einigen Stunden gelang.

Hinter dem Dorfe fand ich eine Fähre, die mich ans jenſeitige Ufer beförderte. Ich landete gerade an dem Ende des Feldes, auf welchem die Franzoſen den Reiterangriff gemacht hatten. Ein großer Theil der Todten war ſchon beerdigt, die Verwundeten alle ſchon fortgeſchafft. Ich fand zahlreiche Soldaten damit beſchäftigt, die Pferdeleichen von allen Seiten der Wieſe herbeizuführen und reihenweiſe hinzulegen, um ſie in langen, canalartig ausgeſchaufelten Gruben einzuſcharren.

Je weiter ich vorwärts ſchritt, und je mehr ich mich der einſamen Pappel näherte, wo die franzöſiſche Batterie geſtanden, deſto ſchreckvoller waren die Spuren des Kampfes, der hier gewüthet. Gräßlich zerſchmetterte Leichen deutſcher und franzöſiſcher Krieger, Pferde-Aeſer, Cüraſſierhelme mit blinkenden Meſſingkämmen, rothen und ſchwarzen Pferdeſchweifen, Pallaſche, Tſchakos, Bruſt- und Rückenharniſche, Sättel, Hufeiſen, Feldflaſchen und Kochgeſchirr rings über den Boden verſtreut! Dazwiſchen unzählige Briefe und andere aus den Torniſtern herausgeſchleuderte Gegenſtände. In der Nähe der einſamen Pappel und in der Schlucht von Cazal ſteigerte ſich noch das Grauſen des Anblicks. Pferde, die vom Walle herabſpringend den Todesſchuß empfangen, waren in faſt unmöglichen Stellungen hingefallen; ein anderes ſtreckte die Vorderbeine über den Wall, während es ſphinxartig auf dem Bauch ruhte und den wider einen Baumſtamm gelehnten Kopf noch wie lebend aufrecht hielt. Ein Soldat ſtand aufrecht am Walle, kaum merklich nach rückwärts gelehnt, das Haupt von einer Kugel zerſchmettert. Einem andern hatte ein Granatſplitter die Hälfte des Kopfes weggeriſſen, und das Gehirn war rings umher auf die Erde geſpritzt. Ein Huſar hielt den geſchwungenen Pallaſch noch feſt mit der Fauſt umklammert, und viele Leichen waren bis zur Unkenntlichkeit der Züge zerſetzt und zerriſſen.

Unweit des Dorfes Floing zeigte man mir die auf einer Anhöhe gelegene Bauernhütte, von wo aus Napoleon den Gang der Schlachtereigniſſe überwacht hatte. Das Haus war von Kugeln zerſplittert, die eine Wand faſt zermalmt — jedenfalls ein gefährlicher Aufenthaltsort während einer ringsumher raſenden Todesſchlacht. In der Nähe ſtand ein blumengeſchmückter Niſchenaltar mit der Inſchrift: „Notre dame de consolation.“ Mancher arme Burſche mag inmitten des mörderiſchen Feuers hier ſeine Arme flehend emporgeſtreckt haben, und vielleicht nicht vergebens, ſo lange er in ihrem unmittelbaren Schutze ſtand; denn der Altar ſelbſt war von Kugeln und Granaten unverletzt geblieben.

Ob Napoleon wirklich in der Schlacht von Sedan ernſtlich den Tod geſucht? Zum mindeſten iſt er ihm nicht feig aus dem Wege gegangen. Damit ſtimmt auch die Erzählung gefangener Soldaten überein, daß er während des Cavallerieangriffes auf das fünfte Armeecorps im dichteſten Kugelregen geſtanden und die Truppen durch ſein Beiſpiel zu wildverzweifelter Tapferkeit angeſpornt habe. Es war das blutig in Scene geſetzte Schauſpiel der Horden, die er in den Tod ſchickte und die ihn ſelbſt in's Verderben mit hinabriſſen — morituri te, Caesar, salutant! Freilich mochten die Todgeweihten ihn kaum mehr grüßen und beachten, er war, ſo zu ſagen, von der Nation und vom Heere abgedankt, ohne noch ſelbſt dem Throne entſagt zu haben. Man will ſogar wiſſen, daß er den Meuchelmord fürchtete, und ſich für ſeine Perſon zum Theil deshalb gefangen gab, um ſein Leben nicht unter den Dolchſtößen der Prätorianer zu enden. In dieſer Beziehung iſt es bezeichnend, daß er eben nur ſich ſelbſt dem Könige von Preußen auslieferte, ſein eigenes Schickſal aber vollſtändig von dem ſeiner Armee trennte. Betreffs dieſer und der Uebergabe der Feſtung mußte man mit dem Commandanten, General von Wimpffen, verhandeln, welcher nach der Verwundung Mac Mahon's den Oberbefehl übernommen und den Kampf fortzuſetzen geneigt war, obſchon man auf dem Schlachtfelde vor den Thoren der Stadt bis zum Abend des 1. September dreißigtauſend Gefangene gemacht hatte und die Stadt in einen Schutthaufen zu verwandeln drohte, falls die Garniſon ſich länger der Capitulation widerſetze. „Ich habe noch eine Armee von ſechzigtauſend Mann zur Verfügung,“ ſagte der Commandant, „ich bin erſt kürzlich aus Afrika herberufen und kenne die Verhältniſſe nicht, welche mich nöthigen könnten, im Beſitz einer ſo ſtarken Streitmacht die Feſtung zu übergeben.“ Erſt als er ſich unwiderruflich überzeugt hatte, daß die Stadt nach allen Richtungen von einem Heere von zweimal hunderttauſend Mann und von einem Feuergürtel von Batterien umſchloſſen ſei, der ſich auf keine Weiſe durchbrechen ließ, erklärte er ſich zur Capitulation bereit. Obſchon die Beſatzung ſeit mehreren Tagen die bitterſte Noth gelitten, nahm ſie doch die Capitulation keineswegs günſtig auf. Bei dem Abzuge der Truppen zerbrachen die meiſten Officiere unter dem Bravorufen der Soldaten ihre Degen, und die Gemeinen ſchleuderten ihre Waffen zu Hunderten in die Wellen der Maas oder in die Feſtungsgräben hinab.

Im Laufe des Nachmittags von dem Orte der Verwüſtung heimkehrend, begegnete ich dem ſiegreichen König, der, in Begleitung der Kronprinzen von Preußen und Sachſen und des Herzogs von Coburg, das ganze Schlachtfeld beſuchte. Alle Truppen hatten genau dieſelbe Stellung wie Tags zuvor während der Schlacht einnehmen müſſen. Es wurden ihnen die Bedingungen der Capitulation von Sedan mitgetheilt, und abermals erſchollen, wie am geſtrigen Abend, donnernde Hurrahrufe die Höhen entlang bis zu den Thoren der Feſtung hinab. An der Stelle des Diſtelfeldes, wo König Wilhelm den Brief und Degen Napoleon's empfing, hatten die Officiere ſeiner Umgebung eine kleine Pyramide aus zuſammengetragenen Feldſteinen errichtet, und einen Diſtelkopf als Andenken abpflückend erinnerte ich mich des witzigen Zufalls, daß das Hohenzollern'ſche Wappen Diſteln im Felde führt, mit der Inſchrift: „Que se frotte, se pique.“ Der franzöſiſche Adler hatte ſich diesmal an der deutſchen Diſtel empfindlich geſtochen!

Auf Vorſchlag des Herzogs von Coburg wurde dem Kaiſer Napoleon bis auf Weiteres Schloß Wilhelmshöhe bei Kaſſel als Aufenthalt angewieſen. In Begleitung ſeines ganzen Hofhaltes und escortirt von dem preußiſchen General von Boyen, und dem Adjutanten des Kronprinzen, Grafen Seckendorff, trat der Kaiſer am 3. September ſeine Reiſe über Belgien an. Die belgiſchen Behörden machten Anfangs einige Schwierigkeiten; ſie verlangten Ablegung der Waffen, als die preußiſchen Officiere die Grenze überſchritten, ſtanden aber von dieſem Verlangen ab, als ihnen mitgetheilt wurde, daß dieſelben ſich im Gefolge des Kaiſers befänden. Im Wagen des Letzteren ſaß neben demſelben auf der ganzen Fahrt der General Caſtelnau. In der Stadt Bouillon wurde übernachtet; der Kaiſer nahm auf eigenen Wunſch in einem kleinen Gaſthauſe Logis. Im Laufe des Abends verſammelte ſich ein zahlreicher Haufen Neugieriger auf der Gaſſe; vereinzelte Rufe: „Vive l'Empereur!“ ließen ſich vernehmen. Am folgenden Morgen wurde die Reiſe in Begleitung des Generals von Boyen fortgeſetzt, während Graf Seckendorff zu uns in's Hauptquartier zurückkehrte.

Zur Uebernahme der Feſtung und des erbeuteten Kriegsmaterials ging am Morgen des 3. Septembers eine Commiſſion nach Sedan ab, welche aus dem General Schultz, dem Premier-Lieutenant von Kleiſt, dem Rittmeiſter von Mutius, dem Hauptmann von Crüger und dem Intendanturrathe Müller beſtand. Gegen elf Uhr Vormittags trafen die erſten preußiſchen Truppen, eine Huſaren-Patrouille, in Begleitung des Commandanten, Oberſtlieutenant von Heyduck, in der Feſtung ein. Die Stadt war ſo vollgepfropft von franzöſiſchen Soldaten, daß man nur mit Mühe ſich bis zum Präfecturgebäude hindurcharbeiten konnte. Die Bevölkerung von Sedan und den umliegenden Dörfern war zum großen Theil vor Anfang der Schlacht bis über die belgiſche Grenze geflüchtet, wo die Leute mit Weib und Kind und mit der in der Eile zuſammengerafften Habe kläglich auf freiem Felde campirten. Die franzöſiſche Armee befand ſich bei Ankunft der

BAYERISCHE
STAATS-

erwähnten Commiſſion bereits in einem Zuſtande ſchrecklichſter Demoraliſation und Verwilderung. Niemand dachte mehr daran, den Befehlen der Officiere zu folgen, von welchen viele gegen Abgabe ihres Ehrenworts ihre Päſſe verlangten, und dafür von ihren Kameraden ſchimpflich verhöhnt wurden. Ein franzöſiſcher General wurde in Gegenwart der Officiere auf offener Straße von ſeinen eigenen Soldaten auf's brutalſte mißhandelt. Es war ein Bild unbeſchreiblicher Verwirrung. Kopf an Kopf gedrängt, ſtanden die Soldaten auf den Straßen und verſperrten den preußiſchen Officieren den Weg; ſie ſchrieen: „Maſſacrirt die Preußen! Werft ſie ins Waſſer!“ und ſchleuderten die geladenen Granaten über die Köpfe derſelben hinweg in den Fluß. Erſt gegen Abend gelang es, ſo viel Raum zu ſchaffen, daß die preußiſche Beſatzung einrücken und der Abzug der franzöſiſchen Armee beginnen konnte, welcher die ganze Nacht und den folgenden Tag hindurch dauerte. Mit der Aufſammlung der Waffen und dem Zuſammenfahren der Geſchütze und Wagen konnte erſt am 5. September der Anfang gemacht werden. Zuletzt wurde auch das außerhalb der Feſtung gefundene, zum Theil bis an die belgiſche Grenze verſtreute Kriegsmaterial in die Stadt geſchafft. Von dem enormen Betrag dieſer Beſtände kann man ſich einen Begriff machen, wenn man hört, daß von uns 139 Feſtungsgeſchütze, 76 Mitrailleuſen, 343 andere Feldgeſchütze, über 800 Munitionswagen, etwa 1500 ſonſtige Fuhrwerke, 6000 brauchbare Pferde, 61 Feldſchmieden, 67,000 Gewehre, 2800 Cavallerieſäbel, 800 Cüraſſe, und außerdem in den verſchiedenen Kriegs- und Civilcaſſen über 250,000 Francs an baarem Gelde erbeutet wurden. Die Noth in der Stadt war bereits zu ſolcher Höhe geſtiegen, daß die Einwohner das Fleiſch gefallener Pferde verzehrten. Die Luft war aufs ſchrecklichſte durch den Umſtand verpeſtet, daß 84,000 Soldaten drei Tage hindurch dicht gedrängt auf den Straßen bivouakirt und dort ihre Nothdurft verrichtet hatten. Dabei lagen Fleiſchabfälle und in Verweſung übergegangene Pferdeleichen überall umher. Nach dem Abzug der franzöſiſchen

Armee wetteiſerten Bürger und Soldaten, die Pferdecadaver zu beſtatten und die Straßen vom Kothe zu reinigen. Große Feuer wurden ringsum angezündet, Chlorkalk wurde umhergeſtreut und Regen und Wind halfen die Luft verbeſſern; aber nichtsdeſtoweniger brachen bald typhöſe Fieber und Pockenepidemien aus, welche es nöthig machten, einen Theil der Beſatzungstruppen nach den umliegenden geſünderen Ortſchaften zu verlegen.

Auf dem Schlachtfelde von Sedan.

Geburtſtagsgruß für meine Frau.

Schlachtgetümmel, Pulverdampf
Und Trompetenſchmettern,
Schwerterklirren, Roßgeſtampf,
Hei, welch' tolles Wettern!
Feinde hie und Freunde da
Sinken, blutumronnen;
Doch zuletzt, Victoria!
Iſt der Sieg gewonnen.

Mancher junge, tapfre Held
Liegt im Kampf erſchlagen,
Greiſe Eltern, ſchmerzentſtellt,
Werden um ihn klagen;
Und um Manchen, der hier ruht,
Wird mit ihren Kleinen
Ein verlaſſnes Weib wie Blut
Schwere Thränen weinen.

Während ſtill im Mondenſchein
Bärt'ge Krieger ſenken
In die Gruft die Todtenreihn,
Muß ich plötzlich denken,
Daß ein liebes Weib zu Haus
Mein auch harrt mit Bangen,
Ob an mir der Kugeln Graus
All vorbei gegangen.

Ach! Italiens Sonnenflur,
Wo die Feigen reifen,
Wollten auf der Künſte Spur
Froh wir ja durchſtreifen;
Und wo um Egeriens Hain
Nemi's Waſſer rauſchen,
Wollten, ſelig und allein,
Kuß um Kuß wir tauſchen.

Jauchzend wollt' ich hoch vor Luſt
Liebeslieder ſingen,
Und dir heut' aus tiefſter Bruſt
Gar mein ſchönſtes bringen.
Ach! ſtatt an der Alpen Fuß
Hold mit dir zu koſen,
Send' ich als Geburtstagsgruß
Blut'ge Schlachtenroſen.

Nimm ſie dennoch gütig auf!
Ward mir doch gegeben,
In der Heere Siegeslauf
Größres zu erleben!
Glaube: nicht ein Tropfen iſt
All des Bluts verloren,
Denn es ward zu dieſer Friſt
Deutſchland neu geboren!

Blicke fröhlich drum hinaus
In das Herbſteswetter,
Ob auch hier noch Schlachtenbraus
Gellt und Horngeſchmetter.
Bald, indeſſen Meer und Land
Deutſchlands Ruhm verkünden,
Werd' ich an dem Heimatſtrand
Dir den Chriſtbaum zünden.

In der Champagne.

Bei meiner Ankunft in Donchéry am Abend des 2. Septembers und am folgenden Morgen ſah ich ſchon zahlreiche Transporte Gefangener durchpaſſiren. Sie verſperrten Stunden lang die engen winkligen Straßen, auch die ſchöne, mit prachtvollen Glasmalereien verzierte Kirche lag voll kriegsgefangener Franzoſen. In der ärmlichen Stadt war Nichts mehr an Lebensmitteln zu kaufen, ich bot umſonſt zwei Thaler für eine Flaſche des ſchlechteſten Landweins, und wenn mir nicht würtembergiſche Feldbäcker endlich einen Laib Brot geſchenkt hätten, würde ich nach zweitägigem Faſten abermals hungrig zu Bette gegangen ſein. Die Einwohner hatten hier, wie in Chémery, ſelber Nichts mehr zu eſſen, und wir mußten unſeren ſpärlichen Proviant mit unſeren Quartiergebern theilen. Es wäre daher in der Gegend von Sedan bei unſeren Truppen wie bei der Bevölkerung ſicherlich bald ein erheblicher Nothſtand eingetreten, wenn nicht der raſche Sieg es ermöglicht hätte, den Vormarſch durch die reichen Diſtricte der Champagne ſchon nach wenigen Tagen zu beginnen.

Am Morgen des 4. September brach das Hauptquartier des Kronprinzen von Donchéry über Dom-le-Menil, Flize, Boulzicourt, Poix und Charbogne nach Attigny auf. Am Bahnhofe von Flize ſahen wir eine endlos lange Reihe von Eiſenbahnwaggons ſtehen, die wahrſcheinlich beſtimmt geweſen waren, den Kaiſer und ſein Gefolge über Mézières nach Paris oder nach Belgien zu entführen, wenn es ihm geglückt wäre, noch vor der Ankunft unſerer Truppen aus Sedan fortzugelangen.

In Attigny fanden wir freundliche Quartiere, die Nahrungsmittel der Bewohner waren noch nicht von durchziehenden Heeresmaſſen ſo vollſtändig aufgezehrt, wie in den hinter uns liegenden Städten, und es war uns nach langer Entbehrung zum erſten Mal wieder vergönnt, an einer wohlbeſetzten Tafel zu ſpeiſen; ſelbſt Zucker und Milch, Luxusgegenſtände, auf die wir ſeit Wochen hatten verzichten müſſen — („Die Milch wird knapp, die Schrecken des Krieges beginnen ſich zu zeigen!“ lautete der Stoßſeufzer eines pariſer Journales in den erſten Tagen der Cernirung), — wurden für Geld und gute Worte in den meiſten Hotels zum Kaffee gereicht. Nur Cigarren waren auch hier und in der Champagne nirgends zu kaufen. Taback und Cigarren wurden, als Eigenthum der Regie, wie ſchon erwähnt, überall von den Militairbehörden mit Beſchlag belegt und unter die Soldaten vertheilt; ein unglücklicher Zeitungscorreſpondent mußte froh ſein, wenn er hie und da in einem Bureau de Tabac für theuren Preis noch eine Düte mißduftigen Knellers erhielt, der aus irgend einem vergeſſenen Schubfache zuſammen gekratzt wurde und ſich zur Noth in freier Luft aus einem Kalkſtummel rauchen ließ. „Les Prussiens ont pris tout“, war die ſtereotype Antwort der Bewohner, wenn man Cigarren, Taback oder Zucker zu kaufen begehrte. Ich brach in ein ſchallendes Gelächter aus, als ich am Abend nach dem Gefechte bei St. Pierremont in dem Dorfe Oches eine auf der Steinbank vor ihrer Thür ſitzende Frau um einen Trunk friſchen Waſſers bat, und dieſelbe Antwort erhielt: „Ah, monsieur, il y avait de l'eau, mais les Prussiens l'ont pris tout!“

Man erzählte uns in Attigny, daß am letzten Sonntagmittag die franzöſiſchen Truppen von dort in nördlicher Richtung abgerückt, und daß zwei Stunden ſpäter ſchon die Avantgarden eingezogen ſeien.

In der Frühe des andern Morgens ſah ich mir die intereſſante Kirche an, welche zum großen Theil aus dem 13. Jahrhundert ſtammt. Die Sculpturen des Seitenportales ſind von auffallender Schönheit, aber der Haupteingang, welcher aus neuerer Zeit datirt, macht die ſchlechteſte Wirkung. Die Kirche, welche ſich auf einen Thurm ſtützt, der noch in die romaniſche Epoche hinaufreicht, hat Glasfenſter von ausgezeichneter Arbeit. Auch findet ſich dort ein nicht übel ausgeführtes Bild, den König Wittekind darſtellend, welcher an dieſem Orte 786 in Gegenwart Karl's des Großen die Taufe empfing. Von dem Palaſte Chlodwig's II., in welchem häufig die merowingiſchen Könige reſidirten, iſt nur noch eine Pfeilerhalle vorhanden, die als Eingang des Stadthauſes dient.

Gegen acht Uhr Vormittags ſetzten wir über Saulces, Le Menil und Annelles unſeren Weg nach Warmeriville fort. Der Kronprinz nahm ſein Quartier in der großen Wollfabrik am Ufer der Suippe. Die Bevölkerung zeigte ſich ſehr gaſtlich, wie denn überhaupt das Landvolk im Ardennen-Departement im Ganzen ein ruhiger, liebenswürdiger Menſchenſchlag iſt, dem ſich keine politiſche Exaltation vorwerfen läßt. Einzelne Fanatiker werden ſich freilich überall finden; auch in Warmeriville wurde mir von den Leuten des Dorfes ſelbſt erzählt, daß ein berüchtigtes Subject, ein Wilddieb, der ſeine Frau umgebracht, von Geburt übrigens ein Belgier, gedroht hätte, die Häuſer anzuzünden, in denen deutſche Soldaten in Quartier lägen; die Wahrheit erfordert aber, zu bekennen, daß ſolche Fälle damals wenigſtens noch zu den ſeltenſten Ausnahmen gehörten, und es iſt höchſt beklagenswerth, daß die Exceſſe Einzelner hie und da Unglück und Verderben auf ganze Ortſchaften herabzogen. Ein trauriger Fall ſolcher Art ereignete ſich in dem Dorfe Falaiſe, eine Stunde ſüdöſtlich von Vouziers. Dort hatte ein flüchtiger franzöſiſcher Soldat — nach anderer Verſion ein Tiſchler — ſich unter dem Holzgerümpel einer Fabrik verſteckt, und ſchoß auf durchreitende Ulanen. Als man ihn verfolgte, erſtach er einen Gefreiten, und faſt das ganze Dorf wurde nun von den Ulanen in Brand geſteckt. Der Getödtete wurde an der Stelle beſtattet, wo er gefallen; ſeine Kameraden errichteten ein ſchlichtes Holzkreuz über dem Todtenhügel und banden ein Papier daran feſt, mit der Inſchrift: „Hier liegt begraben ein Gefreiter vom Ulanenregiment Nr. 13, 4te Escadron.“ Dicht daneben wurden von den Dorfbewohnern hundert Hammel eingeſcharrt, die bei der Einäſcherung der Häuſer verbrannt waren. Es zeugt gewiß für keine rachgierige Geſinnung der Bevölkerung, die all' ihre Habe eingebüßt, wenn ein durchreiſender Freund, der mir dieſe Mittheilungen machte, den Zettel auf dem Grabe des Ulanen nach zwei Tagen noch unberührt fand, obgleich keine deutſchen Truppen mehr in der Nähe waren.

Bis hierher hatte ich mir im feindlichen Lande immer ſelbſt ein Unterkommen geſucht, und daſſelbe meiſt immer ohne allzu große Schwierigkeiten gefunden. Anders geſtaltete ſich die Sache ſeit einigen Tagen, wo ich in den kleinen Landſtädten oft alle Häuſer von den quartiermachenden Fourierlieutenants für die Herren des Hauptquartiers belegt fand, und, wenn ich endlich ein unbezeichnetes Logis bezog, mehr als einmal daſſelbe wieder verlaſſen mußte, weil dieſer oder jener Officier mit dem ihm angewieſenen Quartiere nicht zufrieden war. Als ich dem Commandanten des Hauptquartiers, Herrn Major von Winterfeld, meine Noth klagte, hatte derſelbe die Liebenswürdigkeit, fortan auch für mich Quartier machen zu laſſen.

Ueber Isles-ſur-Suippe und Vitry-les-Reims fahrend, trafen wir in ſtrömendem Regen bis auf die Haut durchnäßt, am 6. September in Reims, der alten Hauptſtadt der Champagne, ein. Schon aus weiter Ferne ſahen wir die herrliche Kathedrale, das ſchönſte, edelſte und ſtilvollſte Bauwerk der Welt, vor uns liegen. Die Einfahrt durch die nördliche Vorſtadt, den Faubourg de Cérès, mit ärmlichen Häuſern und ſchandbarſtem Straßenpflaſter, erfüllte uns mit geringer Hoffnung auf gute Quartiere. Je weiter wir in die Stadt kamen, deſto mehr überraſchte uns der unfreundliche Anblick der geſchloſſenen Läden, und alle Häuſer, die wir erblickten, ſchienen bereits vom Keller bis zum Giebel mit Einquartierung belegt zu ſein. Man wies mich, in Geſellſchaft des Hofraths Dr. Freytag, des Schlachtenmalers Bleibtreu und ſieben anderer Civilbegleiter des Hauptquartieres, in ein Haus der Rue des Cordeliers; aber wir fanden dort ſchon ſechs Officiere und ſechzig Mann inſtallirt, und uns blieb nichts Anderes übrig, als uns auf eigene Hand nach einem minder überfüllten Logis umzuſehen. Ich fand endlich ein ruhiges Zimmer im Hôtel de l'Arbre d'Or, wo ich zugleich für theures Geld ſchlechtes Eſſen und noch ſchlechteren Wein erhielt.

Es war ein ganzes Armeecorps in der Stadt einquartiert, und wenn auch bald eine ganze Diviſion abrückte, trafen dafür doch raſch wieder neue Regimenter ein, ſo daß die Stadt, welche 56,000 Einwohner zählt, eine mindeſtens eben ſo große Anzahl von Truppen beherbergte. Die letzten franzöſiſchen Regimenter, welche durch Reims gekommen, hatten die Stadt am Sonntagmorgen verlaſſen, und die Stimmung der Einwohner, die ſich noch Tags zuvor in Siegeshoffnungen gewiegt, war düſter und niedergeſchlagen, als man das Herannahen der deutſchen Armee verkündete.

Der Maire und die Municipalräthe erließen eine Proklamation an die Einwohner von Reims, deren finſtere Haltung wenig dazu beitrug, die allgemeine Entmuthigung zu verſcheuchen. Die Eiſenbahnbrücke auf der Route nach Soiſſons wurde von den abziehenden franzöſiſchen Soldaten in die Luft geſprengt, und der Municipalrath von Reims blieb auf dem Stadthauſe in Permanenz. Bald darauf erſchien eine preußiſche Cavallerieſchwadron am Thore von Betheny. Der Maire von Reims, Herr S. Dauphinot, begab ſich an das Thor, um den Befehlshaber der Schwadron zu erſuchen, ſeinen Einzug in die Stadt zu verzögern, da zu befürchten ſei, daß die aufgeregte Bevölkerung Angeſichts einer ſo geringen Truppenzahl nicht ruhig bleiben werde. Nach einigen Verhandlungen, und nachdem einer der Stadträthe, Herr Marteau, ſich erboten hatte, als Geiſel zurückzubleiben, erklärten die preußiſchen Dragoner ſich bereit, die Ankunft weiterer Truppen abzuwarten, welche gegen elf Uhr Abends eintrafen. Herr Marteau war inzwiſchen in Freiheit geſetzt worden und zu ſeinen Collegen im Stadthauſe zurückgekehrt. Die Dragoner ritten zuerſt in die

Stadt; in der Nähe der Place Royale wurde aus dem Café des Herrn Jacquier ein Schuß auf dieſelben abgefeuert. Eine unbeſchreibliche Aufregung folgte dieſem verbrecheriſchen Attentate, als deſſen Opfer einer unſerer Dragoner ſchwer verwundet worden war. Die Einwohnerſchaft beobachtete indeß, während ſie ſich mit ſchärfſtem Tadel gegen die ruchloſe Provocation ausſprach, andauernd die ruhigſte Haltung, und der Einzug wurde ohne weitere feindſelige Demonſtration fortgeſetzt. Die Truppen campirten in dieſer erſten Nacht meiſt auf den großen freien Plätzen der Stadt und in den anſtoßenden Gebäuden. Am Montagmorgen rückten zahlreiche Regimenter nach, und das große Hauptquartier Sr. Majeſtät wurde von Rethel nach Reims verlegt.

Gegen vier Uhr Nachmittags langte König Wilhelm mit ſeinem Gefolge an und ſchlug ſeine Wohnung im erzbiſchöflichen Palaſte auf. Die Soldaten wurden bei den Einwohnern einquartiert, die ihnen nach Kräften eine gute Aufnahme bereiteten. Die beſtändig nachrückenden Truppenmaſſen, welche faſt alle mindeſtens für eine Nacht in Reims blieben, ehe ſie ihren Marſch fortſetzten, hatten jedoch bald die Proviantvorräthe der Bevölkerung bis aufs äußerſte erſchöpft; der König gab daher Befehl, daß die bei der ärmeren Claſſe einquartierten Soldaten keine Naturalverpflegung von den Einwohnern mehr verlangen, ſondern Fleiſch, Brot und Kaffee aus den großen, am Bahnhof errichteten Armeemagazinen erhalten ſollten. In Folge des Schuſſes, der auf die einrückenden Dragoner abgefeuert worden war, erließ General von Tümpling den Befehl an die Einwohner, binnen vierundzwanzig Stunden alle in ihren Händen befindlichen Waffen auf dem Stadthauſe zu deponiren. Von einer ſtrengen Sühne für den begangenen Frevel ſtand man auf Befehl des Königs ab; es mußten nur zweitauſend Flaſchen Champagner an das betreffende Regiment geliefert werden. Den Polizeibeamten ging die Aufforderung zu, nach wie vor unter dem Oberbefehle des Maire ihren Dienſt fortzuſetzen; man geſtattete ihnen ſelbſt, ihren Degen zu behalten. Die Geſchäftsleute wurden angewieſen, ihre Läden, wie gewöhnlich, zu öffnen; ſogar an die Zeitungsherausgeber, welche ihre Journale am Dinstage ſuspendirt hatten, richtete man die Einladung, ihre Blätter wieder erſcheinen zu laſſen. Der „Courrier de la Champagne“ erklärte ausdrücklich ſeinen Leſern, daß er lediglich wegen der unterbrochenen Verbindung mit Paris ſein Erſcheinen eingeſtellt. Er fuhr wörtlich fort: „Aber wir ſind nicht Gegenſtand einer harten Maßregel geweſen. Wir haben ſogar die Einladung empfangen, unſer Erſcheinen nicht einzuſtellen. Zeitungen und Briefe werden uns zur Verfügung geſtellt, und die volle Freiheit der Rede iſt uns bewahrt geblieben. Wir nehmen daher unſere Arbeiten wieder auf, überzeugt, daß kein Wort uns entſchlüpfen wird, über das unſer Patriotismus ſpäter erröthen müßte, noch ein Wort, das der franzöſiſchen Preſſe durch einen Mangel an Loyalität, ſelbſt gegen den Feind, zur Schande gereichte!“ Mit dieſem verſtändigen Verfahren der preußiſchen Militairbehörden vergleiche man das wahnwitzige Verfahren der napoleoniſchen Regierung, die während eines Krieges, der die ganze Exiſtenz der Nation auf's Spiel ſetzte, in der Preſſe des eigenen Landes die Freiheit der Meinungsäußerung vollſtändig unterdrückte, und nur officielle Lügen zum Abdruck gelangen ließ, den Zeitungen des Auslandes aber gänzlich den Eintritt verwehrte!

Am Schaufenſter eines Buchhändlers in Reims fand ich ein patriotiſches Lied ausgehängt, das ein Herr Proſper Tarbé zur Anfeuerung des Muthes ſeiner Landsleute gedichtet hat, und das, nach dem Muſter der Marſeillaiſe, den ſtolzen Titel „La Champonoise“ führt. Das iſt freilich die einzige Aehnlichkeit, welche das Machwerk des Herrn Tarbé mit dem unſterblichen Liede Rouget's de Lisle hat. Die renommiſtiſche Schlußſtrophe lautet:

Mais non! bientôt, soldats heureux,
Loin de la frontière,
Nous franchirons victorieux
L'Allemagne entière;
Et tous dans Berlin triomphant
Nous redirons en défilant:
Poltrons en arrière!
Champagne en avant!

Welch ein bezeichnungsvoller Gegenſatz von dieſen anticipirten Siegesfanfaronaden bis zu dem trübſeligen Galgenhumor jener anderen Weiſe, die bald nachher von den Mobilgarden geſungen ward:

Nous partons,
Ton, ton,
Comme des moutons,
Comme des moutons
Pour la boucherie,
Pour la boucherie!
Nous aimons
Pourtant la vie;
Mais nous partons,
Ton, ton,
Pour la boucherie!
On nous massacra,
Ra, ra,
Comme des rats —
Ah, que Bismarck rira!

Die aufgezogenen Schleuſen des Himmels ſchloſſen ſich nur für kurze Augenblicke während unſeres dreitägigen Aufenthaltes in der altehrwürdigen Stadt. Ich fand daher zu meinem Bedauern erſt am letzten Tage Gelegenheit, die hervorragendſten Kunſtdenkmäler von Reims mit behaglicher Muße in Augenſchein zu nehmen. Natürlich galt mein längſter Beſuch der wundervollen Kathedrale, die ich bisher nur flüchtig hatte beſichtigen können. Es war gerade ein katholiſcher Feiertag, das Geburtsfeſt der Jungfrau Maria; trotzdem fand ich die Kirche faſt leer, und kaum zweihundert Perſonen, von denen die Mehrzahl aus Offizieren des großen Hauptquartiers Sr. Majeſtät des Königs und des kronprinzlichen Hauptquartieres beſtand, lauſchten mit mir dem trefflichen Geſange der Chorknaben und Prieſter, welcher von der kleinen kapellenförmigen Orgel innerhalb des vergoldeten Altargitters begleitet ward, während die Töne der großen Orgel aus der Höhe des Seitenſchiffes wie ein leiſes, fernes Echo gedämpft dazwiſchen klangen. Dicht hinter den Thorflügeln des Altares ſtand ein ſchön ſkulpirtes Bild der Madonna mit dem Kinde, in ſternbeſäetem himmelblauem Gewande, die goldene Krone auf dem Haupte. Daſſelbe war im Anfange des Krieges aufgeſtellt worden, und die Prieſter hatten tagtäglich, vor der Himmelskönigin knieend, ihren Schutz und ihre Fürbitte für das franzöſiſche Heer erfleht, — freilich ohne Erhörung zu finden. Die Domherren in ihren langen kirſchrothen Talaren und ſchwarzen Sammetbaretten, die Prieſter in ihren weißen Meßgewändern über den dunklen Soutanen, die roth und weiß geröckten Chorknaben mit dampfenden Weihrauchfäſſern, die dumpf erbrauſenden Orgelklänge und der feine hellſtimmige Geſang, die ſternartig blitzenden Flämmchen der hohen Altarkerzen, das von tauſend bunten Glasſcheiben gebrochene Sonnenlicht, welches in allen Farben des Regenbogens über die ſchlanken Säulen ſpielte und auf den Eſtrich herabfiel, die bewundernswerthe Kühnheit und Anmuth der hochgewölbten Bogen des Hauptſchiffes und der Nebenſchiffe, die mauriſch verzierten Chorkapellen mit ihren ſeltſam verzierten Arabesken — alles dies brachte einen Geſammteindruck hervor, der die Seele für den Augenblick dem bewegten Kriegsleben entrückte und ſie zu feierlicher Andacht ſtimmte. Die Kathedrale von Reims iſt aus Mangel an genügenden Mitteln allerdings nicht ganz nach dem urſprünglichen Plane Robert de Coucy's ausgeführt worden; vor Allem fehlen leider die Spitzen der Thürme, aber die ornamentale Ausſchmückung der vollendeten Theile iſt von einem überraſchenden Reichthum der Skulpturen, und wird ſelbſt von dem Dome von Mailand kaum übertroffen. Hiſtoriſch merkwürdig iſt die Kirche durch den Umſtand, daß hier im Jahre 1429 Karl VII. durch die Jungfrau von Orleans geweiht wurde, und daß alle franzöſiſchen Könige ſeit Philipp Auguſt — mit Ausnahme Heinrich's IV., Ludwig's XVIII. und Ludwig Philipp's — daſelbſt das heilige Salböl empfingen. Jeanne d'Arc wohnte während ihres Aufenthaltes in Reims dem Portal der Kathedrale gegenüber in dem Hôtel de la Maiſon rouge; Erinnerungen an dieſe denkwürdige Epoche der franzöſiſchen Geſchichte habe ich jedoch weder im Hôtel noch in der Kirche gefunden. Letztere beſitzt einige ſehenswerthe alte Gemälde. Unter dieſen ſteht ein Tizian zugeſchriebenes Bild: „Jeſus, welcher der Magdalena erſcheint", weit hinter einem Bilde Tintoretto's: „Die Geburt Chriſti", zurück; die außerordentliche Menge der herrlichſten Engelsgeſtalten auf dem ſchmalen Raume iſt von wahrhaft bezaubernder Wirkung. Sehr ſchön ſind auch die beiden, nach rafaeliſchen Cartons angefertigten Gobelins, welche die franzöſiſche Regierung 1848 zur Zeit der Präſidentſchaft Cavaignac's der Kathedrale geſchenkt hat.

Unter den übrigen Kunſtdenkmälern von Reims verdient die Bronzeſtatue Ludwig's XV. auf der Place Royale beſondere Erwähnung. Der König iſt als Imperator mit dem Lorbeerkranze dargeſtellt; zu ſeinen Füßen ruhen die allegoriſchen Geſtalten Frankreichs und des Handels.

Intereſſant iſt auch die Marspforte, ein alter römiſcher Triumphbogen in der Nähe des Bahnhofes, nach Anſicht der renommirteſten Alterthumsforſcher zu Ehren des Cäſar und des Auguſtus errichtet. Die leider ſchon ſtark verfallene Façade beſteht aus drei Bogen, deren Sculpturen die Monate des Jahres, Romulus und Remus, Jupiter und Leda darſtellten. Wohlerhalten ſind aber nur noch die Hautreliefbilder zweier Phrynen am weſtlichen Ende, und die acht rieſigen Säulen, von welchen zwei der korinthiſchen, die übrigen der älteſten ioniſchen Ordnung angehören.

Zuletzt beſuchte ich noch die alte St. Remigiuskirche, welche 1041 begonnen und 1049 vom Papſte Leo dem Heiligen eingeweiht wurde; mehrere Partien ſtammen jedoch aus ſpäterer Zeit, die herrliche Façade des Querſchiffes ſogar erſt aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Dieſelbe hat beſonders ſchöne Glasmalereien, welche von baumartig empor rankendem Steingeäſte umſchloſſen ſind. Die Architektur des Innern gehört dem romaniſchen Stile an, und iſt von überraſchender Größe und Kühnheit. Das Gewölbe des Hauptſchiffes wird von 57 großen Pfeilern getragen, zwiſchen denen ſich in halber Höhe über den Seitenſchiffen durchbrochene Gallerien von ſtilvollſter Ornamentik hinziehen. Durch die einfache, aus ſehr hellfarbigem Glaſe ſternförmig zuſammengeſetzte Roſe und durch die übrigen ſieben Fenſter der Hauptfaçade fällt ein ſo helles Licht herein, wie man es ſelten in katholiſchen Kirchen findet. Hinter dem marmornen Altare erhebt ſich das Mauſoleum des heiligen Remigius, das während der Revolution Anfangs der neunziger Jahre völlig zerſtört wurde, aber ſeit 1847 wieder von Grund aus hergeſtellt worden iſt. Nur die Marmorſtatuen an den Seiten, welche die zwölf Pairs von Frankreich darſtellen, ſtammen noch aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Derſelben Zeit gehört ein ſchönes Hautreliefbild aus Sandſtein an, das die Taufe Chriſti im Jordan und die Taufe zweier heidniſchen Könige darſtellt, und in ſehr kunſtvoller Weiſe übermalt iſt.

Als ich aus der St. Remigiuskirche heimkehrte, begegnete mir ein ganzes Rudel von Kindern, die aus der Schule nach Hauſe geführt wurden. Die meiſten ritten Huckepack auf den Rücken ihrer Mütter oder älteren Geſchwiſter oder klammerten ſich, lachend und luſtig plaudernd, an deren Kleider. Es war ein heiteres Friedensbild mitten im Kriege, ein freundlicher Gruß der reinen unſchuldigen Menſchennatur, welche, gleich den ewigen Werken der Kunſt, die Greuel von Blut und Verwüſtung überdauern und die wild empörten Gemüther ſänftigend beſchwichtigen wird, wenn die rothen Waſſer der Schlacht ſich verlaufen.

Der Regen floß immer noch ſtromweiſe herab, als wir am Morgen des 9. September die Stadt verließen. Hinter Montchenot wurde ein kurzer Halt gemacht; aber Niemand verſpürte Luſt, wie ſonſt bei dieſen Frühſtück-Rendez-vous, vom Wagen zu ſteigen und ſich unter fröhlichem Geplauder ins Gras zu lagern. Schweigend in den Mantel gehüllt, während der Regen keinen Augenblick nachließ, verzehrte Jeder das mitgebrachte Brot und ſuchte ſich von innen durch einen Schluck Wein oder Cognac zu erwärmen; dann ging es weiter über Champillon und Dizy nach Epernay. Ich hatte gehofft, dort ausſteigen und mir einige Flaſchen des berühmten Champagnerweines kaufen zu können, wie ſie zu Millionen in den großen Felskellern lagern; denn bisher hatte ich nur im Hôtel de l'Arbre d'Or zu Reims eine Flaſche Champagner erhalten, die ich mit ſieben Francs bezahlen mußte, und die, trotz der berühmten Moët'ſchen Etikette, eher jenem flauen, ſaft- und kraftloſen Getränke glich, das der Pariſer „tisane“ nennt. Ich hatte die Adreſſe der beſten Champagner-Firma unmittelbar vor Augen; denn ich fuhr ſeit Donchéry auf einem eleganten offenen Wagen, der mit ſieben großen, für den Kaiſer Napoleon beſtimmt geweſenen Körben des ohne Zweifel vorzüglichſten Sectes befrachtet, aber am Schlachttage von Sedan in die Hände unſerer Truppen gefallen und dem Kronprinzen von Preußen zugeführt worden war. In Epernay war jedoch an kein Abſteigen zu denken; kataraktartig ſchoſſen die Regenſtröme die jenſeits der Marnebrücke ſteil bergan klimmenden Straßen herab, und ich war froh, als wir gegen vier Uhr Nachmittags unſer neues Quartier, das hoch auf einem Berge gelegene Schloß Bourſault, erreichten. Meine durchweichte Reiſetaſche, die wie ein Schwamm alles im Wagen aufgeſtaute Regenwaſſer eingeſogen hatte, auf die Schulter hebend, eilte ich nach dem freundlichen Pfarrhauſe, das mir als Logis angewieſen wurde, und war angenehm überraſcht, ein hell loderndes Feuer im Kamin brennen zu ſehen. Auf Stühlen und Holzgeſtellen meine durchnäßten Kleidungsſtücke neben der Gluth ausbreitend, packte ich meine Reiſetaſche aus, deren Inhalt zum Theil in breiartige Maſſen von geſchmolzenem Zucker, Salzlake und Chocoladentunke zuſammen geballt war, und meine ſo eben in Reims neu erſetzte Wäſche mit gelbbraunen Streifen und Flecken tätowirt hatte. Die Kleider dampften auf den Stühlen und trockneten mir rauchend am Leibe, während der gute Pfarrer meinen zu einem unförmlichen Wiſche zuſammengeregneten Hut, wie einen Braten am Spieß, auf dem Schüreiſen an der Flamme herumdrehte, damit ihn die Gluth nicht verbrenne.

Der Kronprinz bezog mit ſeinem Generalſtabe das im geſchmackvollſten Renaiſſanceſtile erbaute Schloß, welches die Wittwe Clicquot, die berühmte Champagnerfürſtin, in den fünfziger Jahren von einem Pariſer Architekten errichten ließ, und welches ſie ihrer Tochter bei deren Vermählung mit dem Grafen Chevigné ſchenkte, der gewöhnlich dort reſidirt, jetzt aber nach der Normandie geflüchtet war. Seine Tochter, die künftige Erbin des Schloſſes, welche mit dem Grafen von Mortemart, dem Sprößling eines der älteſten Adelsgeſchlechter, vermählt iſt, pflegt ebenfalls während der Sommermonate dort ihre Wohnung aufzuſchlagen. Auch ſie hat bei dem Herannahen der deutſchen Truppen mit Gemahl und Schwiegermutter das Weite geſucht; es wurde jedoch erzählt, daß die ganze Reiſegeſellſchaft auf der Route nach Paris angehalten und zum Verlaſſen ihrer eleganten, mit vier Rappen beſpannten Equipage genöthigt worden ſei, die man einſtweilen für Kriegszwecke in Beſchlag nahm.

Das Schloß Bourſault nimmt ſich mit ſeinen vielen bleigedeckten Thürmen und architektoniſch verkleideten Schornſteinen überaus ſtattlich aus. Man ſieht es, von Epernay kommend, aus weiter Ferne auf dichtbewaldetem Berggipfel ragen, und es gewinnt faſt noch an Schönheit, wenn man es aus der Nähe in der Umgebung ſeiner herrlichen Parkanlagen und mit der weiten Ausſicht über das Marnethal betrachtet. Unſere Maler — Profeſſor Bleibtreu, Ludwig Pietſch und der aus Paris vertriebene, rühmlichſt bekannte Architekt Funk, welcher ſich in jüngſter Zeit ebenfalls dem kronprinzlichen Hauptquartiere angeſchloſſen und, bei ſeiner vielſeitigen Kenntniß der techniſchen Verhältniſſe und Sitten des Landes, dem Obercommando ſeine Dienſte zur Verfügung geſtellt hatte — wetteiferten in dem Bemühen, das intereſſante Bauwerk von den verſchiedenartigſten Standpunkten zu zeichnen. Das Innere iſt wenigſtens im unteren Stockwerke reich ausgeſchmückt. Im Geſellſchaftsſalon ſtand ein Erard'ſcher Flügel, auf welchem ein kunſtſinniger Generalſtabsofficier die brillanteſten Stücken zum Beſten gab; im Billardzimmer hing ein lebensgroßes Oelportrait der Wittwe Clicquot von vortrefflicher Arbeit, und es gab viel Gelächter, als die Diener des Kronprinzen in einem der von Sr. königlichen Hoheit bewohnten Gemächer hinter einem

Still-Leben von Blumen und Früchten, das rouleau-artig in den Goldrahmen über dem Kamine eingelaſſen war, eine mit echt franzöſiſchem Naturalismus gemalte Nudität, das Bild einer langen, mageren, ſich wie auf dem Präſentirbrette zur Schau ſtellenden Venus entdeckten, deren Original vielleicht im Lorettenviertel der Seineſtadt zu finden ſein wird. Der Park iſt beſonders reich an ſchattigen Baumgruppen, Teichen, Fontainen und romantiſch angelegten Grottenpartien mit herrlichen Durchblicken, die an Wilhelmshöhe bei Kaſſel erinnern. Auch die Orangerien und Treibhäuſer ſind im anmuthigſten Style erbaut und beherbergen eine Fülle ſeltener exotiſcher Pflanzen, die zum Theil eben im prachtvollſten Blüthenflor ſtanden.

Dem Beiſpiele der Schloßherrſchaft folgend, war auch von den Bewohnern des Dorfes meiſt nur der ältere Theil zurück geblieben. Die jungen Burſche und Mädchen hatten nach einem, etwa eine Stunde entfernten Jagdſchloſſe Reißaus genommen und alles Vieh in die Wälder getrieben. Die deutſchen Gäſte fanden indeß in den Dorfhütten faſt überall die zuvorkommendſte Aufnahme, und wurden, da ſie die einzigen Truppen waren, welche dieſen abgelegenen Gebirgsort berührten, auf's beſte bewirthet. Da auch der Regen endlich aufhörte, verlebten wir ein paar friedſam idylliſche Tage in der romantiſchen Gegend.

Vor Allem war der Pfarrer des Ortes, bei welchem ich logirte, ein fein gebildeter Mann von humanſter Geſinnung und liebenswürdigſter Gaſtlichkeit. Der brave Mann hatte eigenthümliche Schickſale erlebt, die ein grelles Streiflicht auf die kirchlichen Zuſtände unter der Herrſchaft des Jeſuitismus werfen. Man gab ihm zuerſt eine Pfarre in der Nähe von Montmirail, wo er drei Dorfkirchen zu verwalten hatte, die er alle drei faſt in Ruinen vorfand. Mit einem ausgezeichneten Künſtlertalente begabt, reſtaurirte er dieſelben aus eigenen Mitteln, ſchmückte ſie mit Holzſchnitzereien und Ornamenten jeglicher Art, die er meiſtens in ſeinen Mußeſtunden ſelbſt anfertigte, und welche Belohnung ward ihm zu Theil? Nachdem er mehr als vierzehntauſend Francs aus eigener Taſche auf die würdige Ausſtattung der Gotteshäuſer ſeiner armen Dorfgemeinden verwandt hatte, erklärte ihm plötzlich der Erzbiſchof ſeiner Diöceſe, daß ein Pfarrer, der ſich ſo viel mit ſchönen Künſten beſchäftige, einen allzu weltlichen Sinn verrathe, und zur Strafe ward er nach dem kleinen Gebirgsdorfe Beaufault verſetzt, welches damals noch kein herrſchaftliches Schloß beſaß. Auch hier lag die ärmliche Kirche faſt in Trümmern. Der treue Diener des Herrn unternahm abermals mit unermüdlicher Hand ſein Reſtaurationswerk; er hatte die Freude, ſeine Dorfkirche durch die Munificenz des reichen Schloßherrn, der ſich hier angeſiedelt, in den letzten Jahren ſogar mit bunten Pariſer Glasfenſtern und mit kirchlichen Steinſkulpturen verziert zu ſehen, und er begann nun auch ſeine beſcheidene Pfarrwohnung zu einem durch Kunſt und Schönheit veredelten Bau umzuſchaffen. Feingeſchnitzte korinthiſche Holzſäulen verkleideten die ſchroffen Vorſprungecken des Alkovens; den Thüreingang umrahmte ein einfaches Portal, in welchem alterthümliche Hautreliefs ihren Platz fanden; den Brunnen überwölbte ein zierliches Wetterdach; daneben erhob ſich in der Ecke des Gartens eine Betcapelle, deren Wände mit Eichenborke bedeckt wurden, während über der Decke derſelben, wie eine zweite Miniaturcapelle, ein Thurm emporragte, welcher der kleinen Orgel in der Reimſer Kathedrale nachgebildet war. Daneben iſt Herr Blanchet — ſo lautet der Name des Biedermannes — ein eifriger Sammler von Kunſt- und Literaturſchätzen der verſchiedenſten Art. Seine Bibliothek enthält ſeltene Drucke aus der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts; an den Wänden ſeines Wohnzimmers ſind Schränke mit chineſiſchem, holländiſchem und altem Sevres-Porzellan aufgeſtellt; dazwiſchen hängen mittelalterliche Feuerwaffen, Crucifixe von Elfenbein und Perlmutter, zierlich geſchnitzte Roſenkranzperlen und eine kunſtvoll geſtickte Jagdtaſche Abd-el-Kader's, die ein durchreiſender Spahiofficier dem Pfarrer geſchenkt hat. Damit auch eine klaſſiſche Reminiscenz nicht fehle, iſt über der Thür eine geſchnitzte Votivtafel mit der ſchlichten, ſinnvollen Inſchrift angebracht: „Secunda post naufragium tabula.“ Mit Rührung und Ehrfurcht nahm ich nach zweitägigem Aufenthalte dankbaren Herzens Abſchied von meinem freundlichen Wirthe, deſſen kindlich frommes Geſicht mit den ſanften, von Menſchenliebe ſtrahlenden Augen mich noch lange umſchwebte.

In eine nicht geringe Aufregung gerieth ich, als ich bald darauf erfuhr, daß das herrliche Schloß von Bourſault nur mit knapper Noth der Gefahr der Einäſcherung entgangen war. Bei unſerer Abfahrt wurde nämlich von zwei Dienern des Schloſſes unter Beihülfe eines dritten eine der Kriegskaſſen des Hauptquartiers mit einem Inhalte von 40,000 Francs geſtohlen. Dem energiſchen Auftreten des bayriſchen Kriegscommiſſairs Gerhäuſer und dem Zureden des wackeren Pfarrers gelang es, die Bewohner des Ortes zur Ergreifung und Auslieferung der Diebe zu veranlaſſen. Mit Ausnahme von 400 Francs, welche durch den Schloßverwalter erſetzt wurden, fand ſich noch die ganze Summe bei ihnen vor; die Kaſſette hatten ſie in einen Brunnen geworfen. Wäre man des geraubten Geldes nicht wieder habhaft geworden, ſo hätte nach den ſtrengen Kriegsgeſetzen das Eigenthum des flüchtigen Schloßbeſitzers, der eine ſolche Zahl von Spitzbuben in ſeinen Dienſten gehabt, für das Verbrechen ſeiner Angeſtellten büßen müſſen. Allerdings nahm man mit Sicherheit an, daß ſchlimmſten Falls die Bewohner des Ortes die 40,000 Francs aus eigenen Mitteln erſetzen würden, um die Zerſtörung eines Schloſſes zu verhindern, das einen Werth von vielen Millionen repräſentirt.

Die Reiſe nach Montmirail führte zuerſt mehrere Stunden lang durch einen ſchattigen Hochwald. Nachdem wir das Dorf Mareuil en Brie paſſirt hatten, wurde dicht vor dem Flecken Orbais Rendez-vous gemacht. Ich ſchlenderte nach dem vor uns liegenden Orte hinein, um meine geleerte Weinflaſche zu füllen. Als ich bei den erſten Häuſern nach einem Hôtel fragte, woſelbſt Wein zu kaufen ſei, bat mich ein Franzoſe, ihm in ſeine Wohnung zu folgen. Er führte mich in den Keller hinab, zapfte meine Flaſche voll trefflichen Weines und nöthigte mir noch eine zweite

Flaſche in die Hand. Jede Bezahlung lehnte er beharrlich ab, und bat ſich nur meine Viſitenkarte als Andenken aus. „Wenn Sie den Wein durchaus nicht als Geſchenk nehmen wollen“, fügte er ſcherzend hinzu, „ſo geben Sie mir eine Cigarre dafür; denn die ſind gegenwärtig rar bei uns geworden.“ Ich war ſo glücklich, einige Exemplare dieſes ſeltenen Artikels bei mir zu führen, die ich raſch mit ihm theilte, denn ſchon raſſelte mein Wagen vorüber, und weiter ging die Fahrt. Mein Erſtaunen war nicht gering, als ich die Etiquette der mir geſchenkten Weinflaſche betrachtete und als Rahmen derſelben die norddeutſchen Bundesfarben erblickte; in der Mitte der preußiſche Adler ſammt den wilden Männern in Golddruck, darüber als Bezeichnung der Weinſorte die Inſchrift: „Prince royal“, und darunter der Ortsname Mareuil-ſur-Ay, Champagne. Vermuthlich iſt der Wein zur Ausfuhr nach Preußen beſtimmt geweſen, und ich will hoffen, daß der Fabrikant nicht von den Franzoſen als Landesverräther füſilirt worden iſt, wenn ihnen die ſtaatsgefährlichen Etiquetten zu Geſicht gekommen.

Bei Vauchamp betraten wir den hiſtoriſchen Boden, auf welchem Napoleon I. am 10. Februar 1814 eine Abtheilung der preußiſchen Armee unter Blücher ſchlug, während er am folgenden Tage bei Montmirail einen zweiten Sieg über die verbündeten Deutſchen und Ruſſen gewann. Der alte Marſchall Vorwärts hat die Scharte bald genug wieder ausgewetzt, als er bei Waterloo blutige Revanche für alle früheren Niederlagen nahm, und ſein Heldengeiſt kann mit freudigem Stolze auf die Heere ſeiner Landsleute herabblicken, die heute auf den Spuren der alten Schlachtfelder aus den Freiheitskriegen ihren Siegeszug durch Frankreich vollenden.

In Reims hatten wir ſchon zuverläſſige Details über den kläglichen Zuſammenbruch des Kaiſerthumes, über die Flucht der Regentin und die Einſetzung einer Regierung der nationalen Vertheidigung erfahren. Das phraſenhafte Programm dieſer neuen republikaniſchen Regierung, der Komödiantenſchwur Jules Favre’s, keinen Hollbreit franzöſiſchen Bodens, keinen Stein der Feſtungen abtreten zu wollen, ließen uns bald erkennen, daß die Republik, trotz aller hohlen Friedensverſicherungen, das Erbe des Kaiſerreiches in vollem Umfange anzutreten, daß ſie den Krieg bis auf's Meſſer fortzuführen gewillt ſei. Ein Pariſer Blatt vom 11. September, „La Sureté financière", ſchrieb: „Denken wir nicht an Frieden; ehe uns der Gedanke kommen kann, mit Preußen zu unterhandeln, müſſen wir — dies iſt eine unerläßliche Sache — müſſen wir erſt einen eklatanten Sieg erringen. Wir müſſen vor den Mauern von Paris unſere Soldaten rächen, die glorreich bei Weißenburg, bei Forbach, bei Richſoffheim (ſo verdrehte ein franzöſiſcher Redacteur in geographiſcher Unkenntniß den Namen Reichshofen) gefallen und bei Sedan feige verrathen worden ſind!" Welche andere Sprache, als die der Kanonen, ließ ſich mit einem Volke reden, das ſolcher Art im Unverſtande beharrte? Es erſchien alſo gerathen, die beiden Armeecorps, welche bei Sedan zurückgeblieben waren, und ſich jetzt auf dem Marſche nach Süden befanden, erſt wieder an unſeren rechten Flügel heran zu ziehen, um ſofort mit möglichſt impoſanter Machtentfaltung gegen Paris anzurücken. Aus dieſem Grunde wurde in Montmirail wieder eine zweitägige Raſt gemacht.

Der Kronprinz reſidirte daſelbſt in dem ſchönen, alterthümlichen Schloſſe, das noch aus der Zeit Ludwig's XIII. ſtammt, und das gegenwärtig dem Herzoge von Larochefoucauld gehört. Der in engliſchem Geſchmack angelegte Park mit ſeinen breiten Raſenplätzen und ſchattendunklen Bosquets von rieſigen Waldbäumen ſtimmt trefflich zu dem ernſten Stile des Schloſſes.

Hier wurde ich auch zum erſten Male Sr. königlichen Hoheit dem Kronprinzen vorgeſtellt und zur Frühſtückstafel im Schloſſe geladen. Eben von einem Spazierritte heimkehrend, trat der Kronprinz, einfach wie immer gekleidet, in dunkelblauem Waffenrocke und hohen Stulpſtiefeln, in den Saal, grüßte uns Alle mit freundlichem Nicken, und nahm mit den Worten: „Kinder, ſetzt Euch!" an der Mitte der Tafel zwiſchen dem Generallieutenant von Blumenthal und dem Oberſt von Gottberg Platz. Die Geſellſchaft beſtand aus zwölf Perſonen, meiſt höheren Generalſtabsofficieren, darunter die bayriſchen Militairbevollmächtigten Graf von Bothmer und Major von Freyberg, und der würtembergiſche Oberſt von Faber. Ich ſaß dem Kronprinzen, der auf's heiterſte plauderte, gegenüber zwiſchen zwei Officieren des Königsgrenadier-Regiments Nr. 7, das für einige Tage die Bedeckung des Hauptquartiers bildete, und deſſen Muſik nach Tiſche vor der hohen Freitreppe des Gartens ſpielte. „Nun," frug mich der Kronprinz lächelnd, „haben Sie noch nicht den Schreibekrampf in den Fingern? Ich habe Sie im Vorbeireiten ſchon oftmals auf einem meiner Wagen bemerkt, und immer mit Notizbuch und Bleiſtift in der Hand." Als ich erwähnte, daß ich auf ſeinem Champagnerwagen führe, ſcherzte der Prinz: „Auf meinem Champagnerwagen? Ach, dieſer unſelige Champagnerwagen, von deſſen Inhalt noch Nichts auf meine Tafel gekommen, in welchen Ruf wird er mich bringen! Dieſe Kriegsbeute iſt ein rechtes Danaergeſchenk! Wird es nicht heißen, daß ich mit Champagnerwagen in's Feld gerückt ſei, und doch trinke ich nicht einmal Champagner, und Sie werden auf meinem Tiſche nur Rothwein finden." In der That war die kronprinzliche Tafel während des ganzen Feldzuges — auch ſpäter in Verſailles — auf's einfachſte beſtellt, es wurde nur Eine Sorte Wein, guter rother Bordeaux, eingeſchenkt, und jeder unnütze Luxus war ſo ſehr vermieden, daß nicht einmal Servietten gereicht wurden. Nach Tiſche gingen wir in den großen, hübſch meublirten Gartenſalon, und der Kronprinz forderte uns auf, die dort ausgelegten neueſten Zeitungen zu leſen, während er ſelbſt in den Garten hinab ſchritt, um ſich mit dem Herzog von Coburg und anderen dort verſammelten Herren des Hauptquartiers zu unterhalten.

Als wir Montmirail am 15. September verließen, ſchlenderte ich unſerer Wagencolonne bei dem ſchönen Herbſtwetter etwas voraus, um mir die Siegesſäule anzuſehen, welche Napoleon III. am 15. Auguſt 1866 an der Stelle errichten ließ, von wo aus der erſte Napoleon am 11. Februar 1814 ſeine Armee gegen die Deutſchen und Ruſſen commandirte. Auf einem quadratförmigen Poſtamente, deſſen glatte Seitenwände als Inſchrift die Namen und Daten der Schlachten tragen, welche der franzöſiſche Kaiſer vom 10. bis 14. Februar jenes Jahres bei Champaubert, Montmirail, Marchais, Les Coquerets, Nesle, Chateau Thierry und Vauchamps gewann, erhebt ſich eine ſchlanke, geriffelte, hellgraue Sandſteinſäule mit korinthiſchem Kapitäl, auf deſſen Spitze ein vergoldeter Adler ſeine Flügel ſpreizt. Alle vier Seitenplatten des Poſtamentes ſind am oberen Ende mit einem großen lateiniſchen N verziert, das von einem Degen und einem Lilienſtabe durchkreuzt wird. Wie alle Kunſtdenkmäler des Landes, iſt auch dies Erinnerungszeichen deutſcher Niederlagen von unſeren vorbeiziehenden Truppen pietätvoll geſchont worden; und in der That, welche Sühne für das bittere Einſt ließe ſich erdenken, als daß der kaiſerliche Adler von der Säule, welche zur Verherrlichung franzöſiſchen Kriegsruhms errichtet ward, jetzt auf die ſiegreichen deutſchen Colonnen herabblickt, die bald zum dritten Male im Laufe dieſes Jahrhunderts ihren Einzug in Paris halten und der frevelhaft eitlen Nation mit dem Schwert den Frieden dictiren werden.

Zu Füßen der Säule auf der Steintreppe ſitzend, erwartete ich die Ankunft eines vorauseilenden Wagens des Hauptquartiers, welcher mich auf der ebenen Chauſſee raſch weiter beförderte. Hinter dem Dorfe Vieilles Maiſons begegneten uns mehrere Karren, auf welchen etwa zwanzig Bauern mit gebundenen Händen unter Militairbedeckung escortirt wurden. Dieſelben hatten den an Tollheit grenzenden Einfall gehabt, auf der Straße unweit Rebais eine Anzahl der Alleepappeln zu fällen, ein paar Erdſchanzen aufzuwerfen, und, in dieſem Verhaue geborgen, den Marſch unſerer erſten heranrückenden Truppen hemmen zu wollen. Nachdem ihre Schüſſe fünf unſerer Soldaten verletzt hatten, wurden die Frevler mit leichter Mühe überwunden und gefänglich eingebracht. In Rebais, einem Flecken von 1200 Einwohnern, mußten, in Folge dieſes feindlichen Anfalls, alle Waffen jeglicher Art, die ſich in den Häuſern vorfanden, ſofort auf dem Hôtel de Ville abgeliefert werden.

Unterwegs holten uns die von einem Piquet Ulanen eſcortirten Wagen des Kronprinzen und des Herzogs von Coburg ein. Unweit Villeneuve machten wir mit ihnen an einem ſchattigen Waldplätzchen Halt. „Wozu ſind die ſchönen Bäume da,“ rief der Kronprinz munter, als um uns aufzufordern, den Anblick der herrlichen Landſchaft mit Ruhe zu genießen?“ und er ſetzte ſich mit dem Herzoge und den zwei oder drei Herren ſeines Gefolges an den Rand des Chauſſeegrabens, um ſein einfaches Frühſtück von Brot und kaltem Braten zu verzehren.

Gegen zwei Uhr Mittags trafen wir in Coulommiers ein, einer freundlichen Stadt von 4—5000 Einwohnern, etwa neun Meilen von Paris entfernt. Bemerkenswerth iſt die intereſſante alte Kirche aus dem elften Jahrhundert, deren Chorwölbung nebſt den vorſtehenden Säulen mit eigenthümlich grellen, mauriſch bunten Farben bemalt iſt. Am Chorende des rechten und linken Seitenflügels ſind ſeit 1868 zwei ſchöne, hohe Alabaſterſtatuen des gen Himmel auffahrenden Chriſtus und der Madonna mit dem Kinde angebracht, welche durch den hellblauen Hintergrund und durch das von oben einfallende Licht eine eigenthümlich magiſche Beleuchtung erhalten. Beide Bildwerke ſind, wie die Votivtafeln beſagen, als Dank für eine beſondere, durch unmittelbare Intervention des heiligen Joſeph und der Jungfrau Maria vom Himmel erlangte Gnade, in der Kirche geſtiftet worden. An dem Hotel de Ville, das meiner Wohnung ſchräg gegenüber lag, bemerkte ich zu meiner Ueberraſchung ſchon die Inſchriften „Republique française“ und „Liberté, Egalité, Fraternité.“ Man belehrte mich auf meine Frage, daß dieſelben aus dem Jahre 1848 ſtammten, während des Kaiſerreichs ausgelöſcht werden mußten, jetzt aber ſofort wieder hergeſtellt worden wären. Ein Sinnbild der ganzen gegenwärtigen Handlungsweiſe des franzöſiſchen Volkes! Alte verblaßte und verblichene Erinnerungen einer großen Zeit, die längſt dahingegangen, zerrt das Kleine, nachgeborne Geſchlecht aus dem Grabe hervor, und glaubt ſich und die Welt mit einer Phraſe belügen zu können, die unter den jetzigen Verhältniſſen keine rettende Kraft mehr hat, weil der Republik die Republikaner fehlen. Man ſehe nur, dachte ich, in allen Ortſchaften Frankreichs, durch welche unſere Truppen marſchiren, die Menge von kräftigen jungen Burſchen, welche müßig lungernd mit neugierigem Gaffen vor den Hausthüren ſtehen, in den Cafés Billard ſpielen und ſich beſaufen, oder ſich angſtvoll in den Wäldern verſtecken! Statt ſelber die Flinte zu ergreifen und freiwillig in das franzöſiſche Heer zu treten, überlaſſen ſie die Vertheidigung ihres bedrohten Vaterlandes den afrikaniſchen Horden und erkauftem Geſindel aus aller Herren Ländern. An Aufforderungen geharniſchter Art hat es ihnen wahrlich auch unter der Regierung des Kaiſers nicht gefehlt. Hier in Coulommiers z. B. fand ich an den Ecken der Straßen noch eine vom 1. September d. J. datirte Proklamation des Departements-Präfecten L. de Saint-Pulgent angeſchlagen, worin derſelbe die Bevölkerung mit leidenſchaftlichen Worten ermahnt, das Vordringen der feindlichen Heere nicht ferner zu dulden, ihre Märſche auf jede Art zu beläſtigen, kleinere Detachements energiſch zu bekämpfen und ſich überall als Landſturm zu organiſiren; Gewehre und Patronen, fügt er hinzu, möchten ſie von ihm ſelber oder von dem Unter-Präfekten fordern. Alles, was durch dieſe Aufreizung erreicht ward, war das Zuſammentreten jener kleinen Bande von zwanzig bis dreißig Bauern, die zwiſchen Rebais und Boiſſy le Chatel einige Chauſſeepappeln fällte und auf die erſten heranrückenden Preußen ein paar Schüſſe abknallte. Trotz ſeines chauviniſtiſchen Eifers, iſt Mr. de Saint-Pulgent nach Verkündigung der Republik durch einen neuen Präfekten, Herrn H. Rouſſeau, erſetzt worden, der mit einer feurigen Proklamation voll Kampf und Sturm an die Bewohner ſeines Departements debütirte. Als ich mir dieſe Proklamation, welche gleich darauf durch unſere Feldgendarmen mit Säbelhieben von den Straßenecken entfernt wurde, abſchrieb, umdrängten mich zahlreiche Einwohner der Stadt, welche ängſtlich fragen, ob ſie beſtraft werden würden, weil ſie die Anheftung ſolcher Plakate geduldet, und welche ſich in den feierlichſten Betheuerungen überboten, daß die dort ausgeſprochenen Anſichten keineswegs ihre eigene Geſinnung, ſondern nur die Wünſche und Hoffnungen der „Herren Pariſer“ verträten. Es mochte freilich ein gut Theil Heuchelei und Verſtellung bei der demüthigen Haltung mit unterlaufen, welche die franzöſiſche Bevölkerung bei der Annäherung größerer Truppenabtheilungen zur Schau trug, und die aufreizende Sprache der republikaniſchen Agenten ſollte auf die Dauer nicht ohne Erfolg bleiben, wie wir bald genug erkannten. Der Schuß aus dem Café Jacquier in Reims auf unſere einrückenden Dragoner war kein vereinzeltes Factum geblieben. Wenige Tage nachher war ein preußiſcher Reiterofficier, der ſeiner Patrouille vorausſprengend, allein in das damals noch unbeſetzte Epernay hinein geritten war, von Civiliſten auf dem Bahnhofe überfallen und mit der Axt erſchlagen worden, und die Stadt hatte, da die Frevler nicht zu ermitteln waren, eine Strafſumme von 300,000 Francs erlegen müſſen. Bewaffnete Banden von Gebirgsbewohnern trieben ſich in der Gegend von Sainte-Ménehould umher, und hatten uns eine Feldpoſt und mehrere Proviantwagen weggefangen; bei Saint-Dizier wurde von ähnlichen Strolchen ein Angriff auf das dortige Etappencommando verſucht. In Coulommiers, wo man uns ſo unterwürfig entgegen kam, mußten ſogar mehrere Perſonen erſchoſſen werden, die nach unſerem Abzuge auf ein kleines Detachement zurück gebliebener Truppen gefeuert hatten.

Von Coulommiers ging es über Maupertuis und ein paar kleinere Dörfer querfeldein nach dem Städtchen Chaumes, das wie faſt alle franzöſiſchen Ortſchaften dieſer Gegend, eine hübſche Kirche beſitzt, deren vor hundert Jahren vom Blitze herab geſchleuderte Thurmſpitze 1866 wieder hergeſtellt worden iſt. Zwei in die Chorpfeiler eingefugte Marmortafeln melden in bombaſtiſchen Worten „zum ewigen Andenken für die Nachwelt,“ daß Jünglinge und Jungfrauen der Gemeinde im Jahre 1756 frommen Sinnes den Chor der Kirche im Stile Ludwig's XV. ausgeſchmückt haben. Die Stadt bietet ſonſt, außer der Villa des Herrn Martinet, in welcher der Kronprinz logirte, nichts Sehenswerthes dar, iſt aber von herrlichen Obſtgärten und Weinbergen umgeben, in welchen ich ſtundenlang umher ſchlenderte, ohne einem menſchliſchen Weſen zu begegnen, hier von einer köſtlichen Traube, dort von einem Birnbaume oder einem Pfirſichſpalier die ſaftigſten Früchte naſchend, bis ich endlich faſt das kindliche Bedauern empfand, Nichts von all' den wohlſchmeckenden Dingen mehr eſſen zu können, und mich auf einen duftigen Heuhaufen warf, um im dolce far niente den vom Abendrothe gefärbten, langſam dahin ſegelnden Wolken nachzuſchauen.

Ueber Guignes und Moiſſy Cramayel, wo wir zwei der von Paris nach Süden laufenden Eiſenbahnen paſſirten, fuhren wir anderen Tages nach Corbeil. Bei Moiſſy Cramayel hatte der Feind, den wir lange nicht zu Geſichte bekommen, uns ſeine Viſitenkarte in Geſtalt einiger gefällten Chauſſeepappeln und einer kunſtgerecht ausgehöhlten Schlucht hinterlaſſen, die plötzlich unſern Weg unterbrach und uns nöthigte, einen Umweg von anderthalb Minuten ſeitwärts über das Feld zu machen. Die bayriſchen Pioniere, welche uns voraus marſchirten, hatten indeß die geſperrte Straße ſchon faſt wieder fahrbar gemacht, indem ſie die gefällten Bäume in das Loch gewälzt und dieſes mit Hülfe einiger hundert herbeigeholter Bauern raſch mit Erde und Sand angefüllt hatten.

Schon im weſtlichen Lothringen und in der Champagne, am häufigſten aber im Seine- und Marne-Departement, war es mir aufgefallen, daß die Höfe und Gärten der einzelnen Dorfhäuſer faſt überall mit acht bis zehn Fuß hohen Steinwällen umgeben ſind, welche jedem Gehöft das Ausſehen einer kleinen Feſtung verleihen. Auf unſerem heutigen Marſche fanden wir viele dieſer Mauern mit runden oder länglichen Schießlöchern verſehen, die augenſcheinlich erſt vor Kurzem angebracht und darauf ſchließen ließen, daß man wohl daran gedacht haben mochte, die hohen Steinwälle bei einem etwaigen Kampfe als Deckungsmittel zu benutzen. Der Feind ſchien ſich jetzt indeß unter die Thore von Paris zurückgezogen zu haben, und er hatte uns auch den Uebergang über die Seine, ſo zu ſagen, mehr ſymboliſch als thatſächlich erſchwert. In der That, die retirirenden Franzoſen hatten uns bei Corbeil in verſtändlicher Lapidarſchrift nicht eben einen freundſchaftlichen Empfangsgruß zugeſtellt. Sie hatten nämlich einen Bogen der großen Seinebrücke, welche die beiden Stadtufer mit einander verbindet, bei ihrem Abrücken am Dienstage in die Luft geſprengt, — ſehr zum Aerger der Einwohner, deren Häuſer durch die Exploſion ſtark gelitten hatten. Theils durch die Lufterſchütterung, theils durch die umhergeſchleuderten Quaderſtücke waren viele Häuſer an beiden Flußufern geborſten, ganze Mauern eingeſtürzt und zahlloſe Fenſterſcheiben zertrümmert. Der Neubau des herrlichen Bogens wird eine erkleckliche Summe Geld koſten und nicht geringe Zeit in Anſpruch nehmen. Unſere wackeren bayriſchen Bundesgenoſſen hatten inzwiſchen ſchon längſt eine Pontonbrücke über den Fluß geſchlagen, welche den Bedürfniſſen des Armee-Transportes vollſtändig genügte.

Als ich bei unſerer Ankunft in dem zehn Minuten entfernten hoch gelegenen Dorfe Saint Germain, wo der Kronprinz mit dem größten Theil ſeines Stabes in dem burgartigen, parkumgebenen Schloſſe abgeſtiegen, den ſteilen Pfad nach der häßlich gebauten Altſtadt von Corbeil hinunter geſchritten war, ging ich über dieſe Pontonbrücke nach der freundlichen Neuſtadt hinüber. Ein trauriger Anblick bot ſich mir dar. Zur Verproviantirung von Paris hatte man alles Vieh in der letzten Zeit von hier fortgeſchleppt. Nachdem die Stadt nun auch noch ſeit einigen Tagen mit ſtarker Einquartierung belegt geweſen, waren die Vorräthe an Lebensmitteln faſt gänzlich aufgezehrt und es begann unter den Einwohnern die Furcht vor einer demnächſt eintretenden Hungersnoth zu herrſchen, deren Anzeichen ſich leider ſchon deutlich bemerklich machten. Schaaren bleicher, hohlwangiger Geſtalten, beſonders Frauen und Kinder, drängten ſich ſtundenlang an den Gitterpforten des Gebäudes, wo Brot unter die Bedürftigſten vertheilt werden ſollte. Aus allen Häuſern erſcholl Jammern und Klagen. Viele Hausthüren waren weit geöffnet, und drinnen ſaßen Weiber und Kinder, laut weinend, ein Bild ſtumpfer Verzweiflung. Ich trat in ein ſchönes, großes Hôtel neben dem Théatre lyrique, das jetzt als Lazareth eingerichtet ward. An der Wand des Gaſthauſes ſtand mit weithin ſichtbaren Buchſtaben geſchrieben, daß man dort Diners zu 120 Gedecken ſervire — ich konnte nicht einmal ein Stück Brot erhalten. Die rieſenhafte Halle, welche 1780 erbaut wurde und zur Aufſpeicherung der für die Hauptſtadt beſtimmten Mehlvorräthe zu dienen pflegt, war natürlich vollſtändig geleert; ſelbſt der Wein in den Kellern war ausgetrunken, und das Herz voll Weh über all das Elend, welches mich angegrinſt, mochte ich kaum einen flüchtigen Blick in die ſchöne, alte 950 von dem Grafen Haymon I. gegründete Kirche werfen, deſſen Sandſteinbild mit marmornem Kopfe und marmornen Händen in einer der Seitenkapellen paradirt, ſondern kehrte in das große Gehöft zurück, das man mir als Quartier angewieſen, und deſſen Eigenthümer nach Paris geflüchtet war. Ich begriff jetzt die weiſe Vorſicht des Obercommandos, welches uns, etwas entfernt von der Stadt, in Bauernhütten einquartirt hatte, wo noch viel Geflügel auf dem Hofe umherlief und die Gärten voll reifen Obſtes ſtanden.

Wie gewöhnlich bei gutem Wetter, gedachte ich auch am nächſten Morgen bei unſerm Aufbruche nach Palaiſeau der langſam einherziehenden Wagencolonne des Hauptquartiers ein Stück Weges voran zu gehen. Ein befreundeter Officier warnte mich jedoch ernſtlich vor der Fortſetzung ſolcher Excurſionen, bei denen ich mich oft Stunden weit von unſeren Truppen entfernte. Die Feindſeligkeiten der Civilbehörden nahmen, wie ſich nicht leugnen ließ, in den letzten Tagen freilich einen immer bedrohlicheren Charakter an, der zur Sicherung unſerer Armee ſtrenge Repreſſivmaßregeln nöthig machte. Jenſeit Corbeil's ſahen wir ein Dorf brennen. Daſſelbe war angezündet worden, weil dort fünfzehn Perſonen — darunter drei Franc-Tireurs, zwei Maires benachbarter Ortſchaften und ein blut- und wundenbedeckter Zuave vom dritten Regimente, der Reſt waren Bauern aus der Umgegend — auf eine Abtheilung ſchwarzer Dragoner geſchoſſen hatten. Sie wurden, nachdem ſie uns einen Lieutenant getödtet und zwei Mann verwundet hatten, ſämmtlich gefangen genommen und zu kriegsgerichtlicher Aburtheilung nach Corbeil gebracht. Bereits ſeit mehreren Tagen war im Hauptquartiere der dritten Armee keine Poſt angelangt, weil dieſelbe bei der entſchieden feindſeligeren Haltung der Landbevölkerung ohne Gefahr nur noch bei hellem Tage befördert werden konnte. Auf unſerer heutigen Fahrt ſahen wir in den Ortſchaften, welche wir paſſirten, faſt nur noch Weiber, Kinder und ältere Männer; die jungen Burſchen aus der Umgegend von Paris ſchienen großentheils in die Mobilgarde getreten zu ſein. Unterwegs wurden die Waldungen und das ſtark coupirte Terrain zur Rechten und Linken der Straße häufig von den uns bedeckenden Ulanen und Infanteriſten abgeſucht. Dieſe Vorſicht war nöthig, da die mancherlei kleinen Hemmungen unſerer Route auf die größere Nähe des Feindes ſchließen ließen. Dicht hinter Courcouronne hatten die Franzoſen — der Himmel weiß, zu welchem Zwecke — einen großen, erſt im Bau begriffenen Aquäduct geſprengt, und dort, wie an mehreren anderen Stellen, Chauſſeepappeln gefällt und die Fahrſtraße in einer Breite von zehn bis zwölf Fuß aufgeriſſen. Dieſe kleinen Zerſtörungen müſſen dem Feinde mehr Zeit geraubt haben, als deren unſere Pioniere bedurften, um die Bäume bei Seite zu ſchleifen und die Lücken des Weges mit der ausgeſchaufelten loſen Erde wieder zu füllen. Mehrfach hatten die Franzoſen auch die Tafeln der Wegweiſer abgebrochen, als glaubten ſie, daß unſere mit den vorzüglichſten Generalſtabskarten verſorgten Officiere dieſer Fingerzeige zu ihrer Orientirung bedürften. Ich ſehe noch das verdutzte Geſicht des alten Bauern vor mir, den ein Generalſtabsofficier im Walde von Regnigny nach einem Richtſtege frug, welcher etwas näher, als die große Fahrſtraße, zu dem benachbarten Dorfe führen ſollte. Als er nicht ſofort die gewünſchte Auskunft erhielt, zog der Officier ſeine Karte aus der Taſche, warf einen Blick auf dieſelbe, und ſprengte mit den Worten: „Ich weiß ſchon Beſcheid, der Weg biegt ein paar hundert Schritte von hier rechts ab, hält ſich dann in nordweſtlicher Richtung, und biegt beim dritten Fußſteige wieder auf den Fahrweg ein,“ haſtig von dannen. Der Bauer ſperrte Maul und Naſe auf, und murmelte: „Der kennt ja unſere Waldwege faſt beſſer wie Unſereins, der all' ſeine Tage hier gelebt hat. Da iſt es freilich kein Wunder, daß dieſe Pruſſiens unſere Soldaten immer überraſchen!“

Wir paſſirten Fleury-Mérogis, Sainte-Geneviève de Bois, Villemoiſſon, Epinay-ſur-Orge, Baliſis, Lonjumeau und Champlan, lauter hübſch gebaute, reizend gelegene Ortſchaften, zum Theil mit parkumgebenen Villen und Schlöſſern. In Lonjumeau waren alle Läden geſchloſſen, und es war faſt nur bayriſches Militair auf den Straßen zu erblicken. In heiterer Erinnerung an die bekannte Oper ſah ich mich überall nach einer Reminiscenz an den „Poſtillon“ um. Richtig, ein kleines Wirthshaus in der Hauptſtraße führte ihn im Schilde, in der kleidſamen Pagentracht Ludwig's XV. Schräge gegenüber winkte ein größeres Hôtel, deſſen Schild den heiligen Petrus mit Schlüſſelbund und Kikerikihahn als Zeichen wies. Ueber der Façade des Hôtel de Ville knarrte aus Blech die franzöſiſche Tricolore, die ich auch in Epinay neben der rothbekreuzten Lazarethfahne ungehindert flattern ſah. Am Ausgange von Lonjumeau erhebt ſich ein ſtattliches neues Gebäude, das, trotz der Nähe der republikaniſchen Regierung von Paris, noch die Inſchrift „Gendarmerie Impériale“ zur Schau trug.

In Palaiſeau logirte ich mit dem Commandanten des Hauptquartiers und mehreren Officieren des Generalſtabes in einer herrſchaftlichen Villa, die zwar neueren Urſprungs iſt, ſich aber inmitten eines lieblichen, von Le Nôtre angelegten Parkes, welcher große Aehnlichkeit mit den Gartenanlagen von Klein-Trianon hat, an der Stelle erhebt, wo früher das Schloß einer Maitreſſe Ludwig's XIV. ſtand.

Schon auf dem ganzen Wege hatten wir ſeit frühem Morgen ſtarkes Schießen gehört. Wir wußten, daß am heutigen Tage, — dem 19. September — früh gegen vier Uhr die neunte Diviſion des fünften preußiſchen Armeecorps von Villeneuve und eine Abtheilung der Bayern von Lonjumeau über Antony in der Richtung von Sceaux aufgebrochen waren. Bald nach unſerer Ankunft in Palaiſeau erfuhren wir, daß dieſe Truppen an dem Kreuzwege von Petit Bicêtre ein ſiegreiches Gefecht mit einer weit überlegenen Zahl franzöſiſcher Linienregimenter beſtanden hätten, wodurch der Weg nach Verſailles uns jetzt unbehindert offen ſei.

Um mir das Schlachtfeld anzuſehen und an Ort und Stelle authentiſche Erkundigungen einzuziehen, machte ich mich am folgenden Morgen auf den Weg, der über Igny und Bièvre nach Petit Bicêtre führt. Ein goldener Herbſtſonnenſchein lag auf der herrlichen Gegend, die eine ſtete Abwechſelung von Villen, Parkanlagen, Obſtgärten an waldigen Abhängen bietet. In den Dörfern Igny und Petit Bièvre traf ich mindeſtens den ärmeren Theil der Einwohner noch anweſend; die reicheren waren, wie überall, geflüchtet. In dem letztgenannten Orte ritt der Kronprinz von Preußen mit ſeinem Generalſtabe an mir vorbei; er nahm ſeinen Weg nach Verſailles ebenfalls über das Schlachtfeld des vorhergehenden Tages, ſtatt mit der Wagencolonne des Hauptquartiers über Jouy zu gehen.

Am Ausgange von Bièvre traf ich ſchon auf zahlreiche Verwundete, welche in einigen zu Lazarethen eingerichteten Häuſern untergebracht waren. Einige Leichtverletzte ſaßen in maleriſcher Drapirung, den rothen Zuavenfez auf dem Kopfe, die blaue Turkoſchärpe um den Leib gewickelt, und in franzöſiſche Mäntel eingehüllt, vor den Thüren; ich hielt ſie aus der Ferne für Franzoſen, erkannte aber bald, daß es deutſche Soldaten waren, die ſich dieſe Beutegegenſtände zu Nutzen gemacht. Ein paar Kapuziner in braunen Kutten und mit geſchorenen Glatzköpfen ſchlichen an ihnen vorüber und verſchwanden in den Park eines Kloſters.

Dicht hinter Petit Bicêtre ſteigt die Straße langſam empor. Rechts von derſelben, unweit eines vereinzelten Gehöftes, das den Namen La Motte führt, an der Stelle, wo ein Wegepfahl die Entfernung von Paris auf 8$\frac{7}{10}$ Kilometer angiebt, fand ich unverkennbare Spuren eines plötzlich verlaſſenen Bivouaks: einzelne Pickelhauben, eine grünſeidene Decke, im Stich gelaſſene Speiſen; daneben ein todtes Pferd. In der That hatte hier der Kampf begonnen. Die 47er waren hier Morgens beim Frühſtück durch die Franzoſen unter Führung des Generals Vinoy aufgeſtört worden, und hatten mit heldenmüthiger Bravour das Gefecht aufgenommen, welches hauptſächlich an dem Kreuzwege von Petit Bicêtre längere Zeit hindurch hartnäckig unterhalten ward. Die Preußen, welche an dieſem Punkte anfänglich nur von einer einzigen Feldbatterie unterſtützt waren, ſuchten die Straße nach Verſailles zu gewinnen, während die Franzoſen ihnen den Durchgang auf's zäheſte ſtreitig machten. Nach dem Ausſehen der Häuſer zu urtheilen, welche von oben bis unten durch Kanonenkugeln zerriſſen waren, mußte hier der Artilleriekampf beſonders heftig geweſen ſein. Ganze Wände des links an der Ecke des Kreuzweges ſtehenden Militairlazarethes und des rechts gegenüber liegenden Gendarmeriegebäudes waren eingeſtürzt.

Die 47er, welche ſtarke Verluſte erlitten, würden zuletzt wohl der Uebermacht von mehreren franzöſiſchen regulären Infanterie-Regimentern erlegen ſein, wenn nicht die Bayern, von Lonjumeau heranmarſchirend, ihnen rechtzeitig zu Hülfe gekommen wären. Als das 3te bayriſche Jägerbataillon, unter Führung des Oberſtlieutenant von Horn, aus dem Walde von Malabry hervorſtürmend, plötzlich bei Petit Bicêtre erſchien, wurde daſſelbe von den Preußen mit lautem Hurrah begrüßt, und raſch avancirend drängte man die Franzoſen auf der Straße zurück, welche ſich rechts nach Chatillon abzweigt. Auf dieſer Straße waren von dem Feinde die meiſten Alleebäume in ſolcher Art gefällt worden, daß ſie eine Unzahl kleiner Verhaue bildeten, die jedoch für die vordringenden Preußen und Bayern einen weit größeren Schutz abgaben, als für die retirirenden Franzoſen, welche auf die Höhen von Pleſſis Piquet zugedrängt wurden. Sie ſuchten ſich Anfangs in einem Wäldchen rechts von der Straße zu decken, und unterhielten von dort aus ein lebhaftes Tirailleurfeuer, wurden aber bald aus dieſer Stellung verjagt, nachdem die bayriſchen Batterien Reiß und Löffel ein wohlgezieltes Feuer auf das Gehölz gerichtet hatten.

Die Bayern waren inzwiſchen zuerſt durch ein Bataillon des 14ten, ſodann durch das 15te Regiment unter Oberſt von Freyberg verſtärkt worden. Nachdem ſie rechts das Wäldchen und links ein Ziegeleigehöft beſetzt hatten, ſollte einſtweilen Halt gemacht werden; da die Plänkler des 3ten Jägerbataillons indeſſen den raſch retirirenden Feind in die Seiten gefaßt hatten und auf ſeine Rückzugslinie drückten, wurde ſofort noch weiter vorgegangen, und es gelang zuletzt, mit der dritten Compagnie des 14ten, einem Zuge des 15ten Regimentes und mit der erſten Compagnie des 3ten Jägerbataillons bis an den Höhenrand von Chatillon vorzudringen und dieſen Ort ſogleich zu beſetzen. Die große, bei Moulin de la Tour unweit Clamart errichtete Schanze, an welcher 10,000 Perſonen ſeit mehreren Wochen Tag und Nacht gearbeitet hatten, wurde verlaſſen gefunden. Gleichzeitig waren andere Abtheilungen der Bayern über Chatenay les Bagneux nach Sceaux vorgedrungen, und hatten ebenfalls eine von den Franzoſen aufgegebene Redoute beſetzt.

Ich ſtieß namentlich bei Petit Bicêtre auf der Straße nach Chatillon auf zahlreiche Leichen. Nur ein bayriſcher Soldat war darunter; die meiſten waren ältere Landwehrmänner vom 47ſten preußiſchen Infanterie-Regimente und blutjunge Franzoſen, zum Theil in neuen, feinen Uniformen.

Einen intereſſanten Anblick bot die große franzöſiſche Schanze, welche mit vieler techniſchen Geſchicklichkeit angelegt, aber noch nicht vollendet war. Die hohen Sandwälle waren rings von

Pallisaden und Schanzkörben umgeben; in den Gräben fehlte noch das Waſſer, und die Pulvermagazine, zu deren Beſchützung ungeheure Felsquadern herbeigeführt, waren nicht fertig geworden. Auch für die Baracken im Innern waren erſt die Grundmauern errichtet. Die Franzoſen hatten ſieben Geſchütze und bedeutende Vorräthe an Wein, Brot, geſalzenem Fleiſche, Reis, Kaffee, Salz und Cigarren zurückgelaſſen. Das Terrain auf der Paris zugewandten Rückſeite der Schanze war großentheils unterminirt. Eine der Minen explodirte in der erſten Nacht, und es wurden drei bayriſche Soldaten dadurch verletzt. Schon am Morgen des 20. gelang es jedoch den bayriſchen Ingenieuren, zahlreiche, mit elektriſchen Dräthen verſehene Minenzünder aufzufinden und die Minen auszugraben. Eine derſelben war mit zwanzig Petroleumfäſſern gefüllt, deren Inhalt man auf die Erde laufen ließ. Ich fand die bayriſchen Truppen bereits eifrig beſchäftigt, die bisherige Frontkehle der Schanze zuzuſchütten, und auf der früheren Rückſeite eine neue Kehle auszugraben. Die Poſition iſt, da ſie von der Höhe aus die Forts von Iſſy, Vanvres und Montrouge beherrſcht, von großer Wichtigkeit, und es war auffällig, daß der Feind ſie nach einem halbtägigen Kampfe aufgegeben hatte.

Nachdem das Gefecht bei Petit Bicêtre zu unſeren Gunſten entſchieden war, wandte die Abtheilung des preußiſchen fünften Armeecorps, welche an demſelben theilgenommen hatte, ſich nach Verſailles. Obſchon auch auf der großen Hauptſtraße, welche von Choiſy le Roi über Petit Bicêtre nach Verſailles führt, ein großer Theil der herrlichen alten Alleebäume gefällt und zu Verhauen eingerichtet, und das Straßenpflaſter an vielen Stellen aufgeriſſen worden war, machte der Feind doch keinen Verſuch, die offene Stadt zu vertheidigen, und man begreift ſchwer den Grund der nutzloſen Zerſtörung der altehrwürdigen Baumanlagen, die eine Zierde der Gegend bildeten.

Es ging in dieſer Stadt faſt wie in Rom, wo die Senatoren auf dem Capitole verſammelt ſaßen, bis die eingedrungenen Gallier ſie an den Bärten zupften. Der Municipalrath ſaß am

Sonntag den 18. September um vier Uhr Nachmittags im Mairielocale verſammelt, und berieth eben über die Möglichkeit, durch die Parkgitter in Verſailles einzubringen, als plötzlich ein Beamter mit der Schreckensnachricht in den Saal ſtürzte, daß die Preußen ſchon drunten auf dem Mairiehofe ſtünden. Damit der Leſer nicht glaube, daß ich dieſe koſtbare Geſchichte mit freien Erfindungen eigener Phantaſie ausgeſchmückt, will ich ſie nach meiner Quelle, dem „Journal de Verſailles“ vom 22. September, weiter erzählen: „Der Maire erhebt ſich ſofort, und alle Rathsmitglieder verlaſſen die Sitzung. Man begiebt ſich in den Hof, wo vor dem Büreau der Polizei-Commiſſaire ein ſchwarzer Huſar (un hussard de la mort ſteht im franzöſiſchen Texte) zu Pferde hielt, der auf ſeiner ſchwarzen Mütze einen weißen Todtenkopf trug, und blondbärtig, das Lorgnon in's Auge geklemmt, ruhig und lächelnd inmitten der Volksmenge in deutſcher Sprache mit Herrn Diez junior converſirte. Außen vor dem Gitter hielten zwei ſchwarze Huſaren, von welchen der eine, mit feinen, lächelnden Zügen, in der Rechten einen 50 bis 60 Centimetres langen Karabiner mit aufgezogenem Hahne ausſtreckte. Der Maire trat, von der Schärpe umwunden, heran, und ließ den Soldaten fragen, ob er Officier, ob er von einem General abgeſchickt ſei und was er begehre. Der Reiter antwortete, daß er ein Unterofficier ſei, und daß er mit dem Bürgermeiſter zu reden wünſche. Herr Diez bemerkte ihm, daß in Frankreich der Bürgermeiſter ſich Maire nenne, und daß derſelbe vor ihm ſtehe. Der Huſar hatte ſchon vor der Ankunft des Maire gefragt, ob ſich Truppen in Verſailles befänden, worauf man ihm geantwortet, daß Nationalgarden da ſeien. Er hatte weiter gefragt, ob man auf ſie ſchießen werde. Herr Diez hatte erwidert, daß er darüber nicht unterrichtet ſei. Der Maire begann die Unterhaltung mit der Erklärung, daß er nur mit einem vom General abgeſchickten Officier parlamentiren könne; der Huſar gab zu verſtehen, daß fünf Cavallerie-Regimenter in der Ebene ſeien, und daß er dem General Bericht erſtatten werde, damit derſelbe einen Officier als Parlamentair ſende. Nach einigen weiteren unwichtigen Worten wandte der Huſar ſein Pferd, man öffnete ihm das Gitter, und inmitten einer ungeheuren Volksmenge, die großentheils aus Frauen und Kindern beſtand, ſprengte er mit ſeinen beiden Huſaren von dannen. Der Maire fuhr ſogleich mit den Herren Derviſin, Remont und mit Herrn Diez als Dolmetſcher an die Barrière der Porte de Buc.“

Es waren keine Preußen weiter da. Man erfuhr jetzt, wie die Huſaren herein gelangt waren. Ein Dutzend derſelben waren in Sicht des Poſtens gekommen. Sechs waren auf dem Hügel halten geblieben, welcher die Barrière beherrſcht, und ſchienen Anderen, die ihnen etwa nachfolgten, zu winken. Von den übrigen ſechs waren drei unterwegs halten geblieben, die anderen drei waren an die Barrière heran geritten und hatten den Eintritt verlangt um zu parlamentiren. Der Befehlshaber des Poſtens hatte ſich bereit erklärt, denjenigen einzulaſſen, welcher ſie zu commandiren ſchien; auf das Verlangen deſſelben hatte er aber auch ſeinen beiden Begleitern den Eintritt geſtattet und ſie von zwei Nationalgardiſten begleiten laſſen.

Am 19. September, um acht Uhr Morgens, zeigten ſich wieder zwanzig Reiter an der Barrière von Montreuil. Der Befehlshaber des Poſtens erbot ſich, den Officier allein einzulaſſen und ihn als Parlamentair nach der Mairie zu führen; derſelbe weigerte ſich aber, ſich von ſeinen Begleitern zu trennen, und ritt hinweg. Die Preußen zeigten ſich noch an mehreren anderen Thoren; doch fand erſt gegen Mittag eine Art officieller Verhandlung mit den Behörden ſtatt. Es wurde auf dem Stadthauſe eine Art Capitulation entworfen, welche u. A. die ſeltſame Beſtimmung enthielt, daß die in Verſailles befindlichen Nationalgarden — es waren zweitauſend Mann, von denen jedoch kaum der ſechſte Theil Gewehre beſaß — ihre Waffen behalten ſollten, um den Sicherheitsdienſt in der Stadt zu verſehen. Dieſelbe Capitulation wurde um ein Uhr Mittags unterzeichnet, deutſcherſeits jedoch mit dem ausdrücklichen Vorbehalt der Genehmigung des

Generals von Kirchbach, eventuell des Kronprinzen von Preußen, und um zwei Uhr rückten die deutſchen Truppen ein.

Am Morgen des 20. Septembers gegen 11 Uhr erſchien ein preußiſcher General, welcher dem Municipalrathe erklärte, daß mit einer offenen Stadt, die ſich zu vertheidigen außer Stande ſei, eine Capitulation nicht abgeſchloſſen werden könne. Auf den Einwand des Maire, daß ſelbſt eine offene Stadt ihre Barrièren zu ſchließen und ſich unter Umſtänden zu vertheidigen vermöchte, und daß Verſailles 1814 und 1815 Capitulationen abgeſchloſſen habe, wurde entgegnet, daß die Verhältniſſe jetzt anders lägen, daß Deutſchland ſich im Kriege mit Frankreich befinde, und daß man während einer Belagerung von Paris den Nationalgarden nicht die Gewehre zu laſſen im Stande ſei, welche innerhalb zweier Stunden abgeliefert werden müßten. Man einigte ſich dahin, daß der Maire den Befehl der Auslieferung derſelben veröffentliche, und es wurde im Uebrigen Schutz der Perſon, des Eigenthumes, der Monumente, Kunſtgegenſtände und des Muſeums zugeſichert. Um drei Uhr Nachmittags hielt der Kronprinz ſeinen Einzug, und ſtieg in dem Präfecturgebäude ab.

Die Einſchließung der franzöſiſchen Hauptſtadt durch unſere Heere war mit der Gewinnung des Sieges bei Petit Bicêtre am Mittage des 19. Septembers vollendet, und es begann jetzt die langwierige und mühevolle Arbeit der Belagerung von Paris.

Raſt auf dem Marſche.

(Schloß Bourſault, den 11. September 1870.)

Die Schlacht von Sedan war geſchlagen,
Ein Kaiſerthron in Staub zerkracht.
Doch weiter ſtob mit Roß und Wagen
Einher das tolle Kriegesjagen,
Wie Stürme ſauſen durch die Nacht.

Im Rücken blieben die Ardennen
Und Reims mit ſeinem Wunderdom.
Der Gaumen lechzt, die Sohlen brennen —
Nicht Ruh', nicht Raſt im Vorwärtsrennen,
Es hemmt uns weder Berg noch Strom.

Hinan die ſteilen Felſenwände,
Durch ſchattenloſe Rebenreihn!
Da — an der Tageswandrung Ende —
Welch paradieſiſches Gelände
Enthüllt ſich uns im Abendſchein?

Ein Grafenſchloß mit ſtolzen Zinnen
Schaut von der Bergwaldshöh' ins Land.
Aus Grotten Schaumkaskaden rinnen,
Und mondbeſtrahlte Wellen ſpinnen
Der Marne glitzernd Silberband.

O hartes Loos, das uns beſchieden,
Zu ſtören ſolche Götterflur!
O hehre Stille, weltgemieden!
Wie Liebesmahnung zog dein Frieden
Ins Herz uns, heilige Natur!

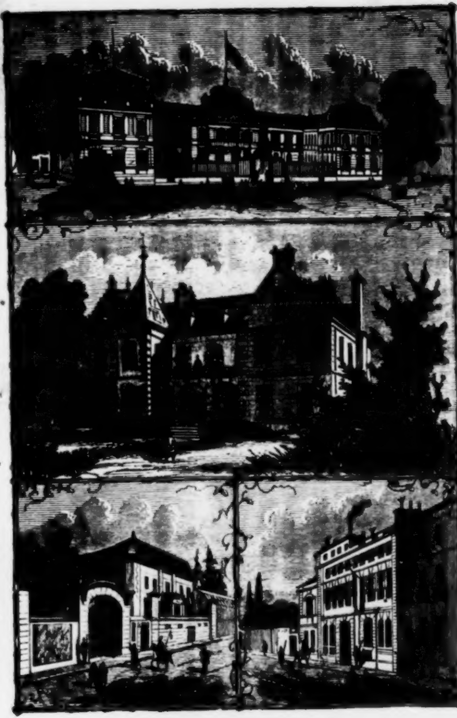
Gelagert an des Waldes Säumen,
Wo ſich der Menſch ein Eden ſchuf,
Umrauſcht von hohen Ulmenbäumen,
Vergaßen wir in holden Träumen
Des Kriegers ſchrecklichen Beruf.

Es ging wie eine leiſe Klage
Ein Sehnſuchtshauch durch unſre Schaar;
Auf allen Lippen lag die Frage:
Wann endlich wird die ſchöne Sage
Von einem Menſchheitsfrühling wahr?

Wann werden die bethörten Maſſen
Sich auf dem weiten Erdenrund
Nicht mehr durch Ruhmſucht, Neid und Haſſen
Zu Krieg und Mord verhetzen laſſen,
Ein freier, ſtarker Völkerbund?

Wann endlich? . . . Ach, dies Bild der Wonne,
Das uns ein Zaubereiland wies,
Erbleicht im Licht der Morgenſonne!
Zum Marſch formirt ſich die Colonne —
„Vorwärts! Gen Weſten! Nach Paris!“

Druck von G. Bernſtein in Berlin.



„Alldeutſchland, in Frankreich hinein!“

Kriegserinnerungen

von

Adolf Strodtmann,
Berichterſtatter im Hauptquartier der dritten Armee.

Zweite Hälfte:

Vor und in Paris.

Mit einem Titelbilde
von
Carl Junk,
Architekten der norddeutſchen Botſchaft
zu Paris.

Berlin.
A. Duncker's Buch-Verlag.
(Gebrüder Paetel).
1871.

Ueberſetzungsrecht vorbehalten.

Inhalt.

Seite

Ihr habt's gewollt! 1
Die Einwohner von Verſailles 3
Ausflüge in die Umgegend. — Das Gefecht bei L'Hay 21
Die Deutſchen in Verſailles. — Erinnerungen an Saint-Cloud . . . 35
Die Wacht am Rhein bei Châteaudun 69
Aus der Vergangenheit von Verſailles 71
Spottgedichte auf das zweite Kaiſerreich 105
Rückreiſe nach dem Kriegsſchauplatze 128
Forts-Wanderungen 139
Zwei Tage in Paris 158
Der Einzug der Deutſchen in Paris 173
Friedens-Cantate 186

Ihr habt's gewollt!

Ihr habt's gewollt, daß ſich auf Geierflügeln
Die Furie des Kriegs hernieder ſchwingt;
Ihr habt's gewollt, daß über Leichenhügeln
Ein Volk das andre wild zu Boden ringt.
Sei's denn! Entſcheide ſich in Kampfeswettern,
Ob uns, ob euch die Siegesgötter hold!
Doch wenn ſie eures Ruhmes Kranz entblättern
Und euer Reich in Schutt und Staub zerſchmettern —
Ihr habt's gewollt!

Ihr ſeid der böſe Nachbar ſtets geweſen,
Der wie ein Dieb in unſre Hürden brach.
Erſt ſtahlt ihr uns den Prachtſchmuck der Vogeſen,
Die Perle Straßburg raubtet ihr hernach.
In unſrer Ohnmacht konnten wir vergeſſen,
Daß wir den Raub rückfordern längſt geſollt;
Doch nun, wo Zorn und Grimm das Herz uns preſſen,
Sei endlich euch mit eignem Maaß gemeſſen —
Ihr habt's gewollt!

Verworfne Brut! ihr wollt nicht Frieden halten!
Empor gereizt von eurem frechem Blut,
Fügt neue Frevel ſtets ihr zu den alten,
Und ſtreckt den Arm mit Gier nach fremdem Gut.
Seit neunzig Jahren ſchreit ihr ſchon euch heiſer
Nach unſerm Rhein, der ſtolz die Wogen rollt:
Zur Sühne küßt nun unſre Lorbeerreiſer,
Deutſchland iſt eins, erſtanden Reich und Kaiſer —
Ihr habt's gewollt!

Zu Boden liegt ihr prahlende Geſellen,
Wie Goliath, den David einſt erſchlug.
Laßt ihr den Kriegsſchrei immer noch ergellen?
Iſt eure Zücht'gung noch nicht herb genug?
Statt euer ſelbſtverſchuldet Loos zu tragen,
Was frommt es, daß ihr wie Berſerker tollt?
Der Schlange, die, zertreten halb, noch wagen
Zu beißen will, wird man das Haupt zerſchlagen —
Ihr habt's gewollt!

Ihr habt's gewollt, dies Würgen ſonder Ende,
Das Herz erfüllt von grimmer Tigerwuth.
Ihr habt's gewollt — wir waſchen unſre Hände —
Auf eure Häupter all dies edle Blut!
Euch wird der Weltgeſchichte Spruch verdammen,
Sei dem Verderben denn ſein Lauf gezollt!
Und ſinkt in Aſche Stadt um Stadt zuſammen,
So ſeht das Wort, wie Schrift Belſazzar's, flammen: —
Ihr habt's gewollt!

Die Einwohner von Verſailles.

Es war ſchon ziemlich ſpät am Nachmittage des 20. Septembers, als ich von der Schanze Moulin de la Tour den Weg nach Verſailles antrat. Kaum war ich einige tauſend Schritte auf der Landſtraße vorwärts gegangen, als ein bayriſcher Poſten mich anhielt, und mich, trotz der Vorweiſung meiner in beſter Ordnung befindlichen Legitimation, nicht paſſiren laſſen wollte. Wie immer bei ſolchen Vorkommniſſen, die einem Civiliſten auf dem Kriegsſchauplatze oft genug begegnen können, belobte ich den Soldaten mit gutem Humor für ſeine Wachſamkeit, und ließ mich zum höchſtcommandirenden Officier der rechts auf dem Felde bivouakirenden Truppen geleiten. Ich fand denſelben mit einigen Herren des bayriſchen Generalſtabes vor dem Häuschen eines Feldhüters am Kaffeetiſch ſitzen, und nachdem ich mich als Berichterſtatter der Augsburger „Allgemeinen“ vorgeſtellt, wurde ich, unter vielen Entſchuldigungen über die irrthümliche Verhaftung, aufs freundlichſte eingeladen, mich an einem Becher Weins zu erfriſchen. Man erzählte mir in behaglichem Plaudern mancherlei intereſſante Details über das geſtrige Gefecht, vom Fort d'Iſſy flog dann und wann eine Granate über die eroberte Schanze bis dicht in unſere Nähe, Ordonnanzen kamen und gingen, und ich wollte mich eben empfehlen, als durch das plötzliche Aufſtehen meines Nachbars die nägelgeſpickte Holzbank, auf welcher wir ſaßen, zur Erde ſchlug und einen fußlangen Fetzen von meinem Beinkleide abriß. In ſolchem Aufzuge konnte ich doch ſelbſt im Kriege nicht füglich meinen Einzug in Verſailles halten. Es wurde alſo beſchloſſen, die Dienſte eines Regimentsſchneiders auf der anderen Seite des

Feldes für mich in Anſpruch zu nehmen, und ich lagerte mich ins Gras, bis ich nach Verlauf einer Stunde das unentbehrliche Kleidungsſtück in leidlich ausgebeſſertem Zuſtande zurück erhielt.

Inzwiſchen war die Sonne längſt untergegangen, und athemloſe Stille lag auf den Feldern, als ich in der Dunkelheit des Abends den mir völlig unbekannten Weg nach Verſailles zu ſuchen begann. Bis zum Kreuzwege von Petit Bicêtre begegneten mir noch einzelne bayriſche Nachzügler und Proviantwagen; von dort ab traf ich auf dem langen Marſche, der oft an dichten Waldungen vorüber ging, keine ſterbliche Seele. Es war eine unheimliche nächtliche Wanderung; die Straße war auf weiten Strecken durch gefällte Alleebäume, aufgeworfene Erdſchanzen und ausgehöhlte Gräben geſperrt, und ich mußte mich zwiſchen all' dieſen Hinderniſſen Schritt für Schritt vorſichtig hindurch taſten. Mehr als einmal, wenn ein Aſt mir ins Geſicht ſchlug oder das Reiſig unter meinen Tritten knackte, ſtand ich ſtill, um zu lauſchen. Wer bürgte mir dafür, daß ich, ſtatt dem Feinde gerades Wegs in den Rachen zu laufen, auf dem richtigen Wege zu den Unſeren ſei. Und hatten ſich nicht bisher nach jedem Gefechte zahlreiche franzöſiſche Soldaten in die umliegenden Wälder geflüchtet, wo ſie oft Tage lang nachher aufgeſtöbert und gefangen genommen wurden? Ich war daher herzlich froh, als ich gegen Mitternacht die hellen Gasflammen von Verſailles vor mir ſchimmern ſah, und an der Porte de Buc von dem preußiſchen Wachtpoſten zwar mit polterndem Commandotone, aber doch immer in der traulichen deutſchen Heimatzunge angedonnert ward.

Die Einwohner von Verſailles fanden ſich, der Mehrzahl nach, mit ziemlich guter Miene in die nicht eben beneidenswerthe Lage, ihre Stadt viele Monate lang zum Hauptquartiere einer feindlichen Belagerungsarmee und zum Mittelpunkte aller gegen Paris und die Provinzen gerichteten Kriegsoperationen gemacht zu ſehen. Sie erwieſen ſich — dies Zeugniß muß man ihnen geben — im Ganzen nicht feindſelig gegen unſere Truppen, und nur in ſeltenſten Fällen renitent gegen die Anordnungen der deutſchen Militair- und Civilbehörden. Die Gaſthäuſer, Cafés und die meiſten Läden waren ſeit dem erſten Tage unſerer Ankunft geöffnet, ein verhältnißmäßig geringer Theil der Hausbeſitzer hatte in blinder Furcht ſeine Wohnungen verlaſſen, nur von der weiblichen Hälfte der Bevölkerung waren ſehr wenige, und zwar nicht die Jüngſten und Schönſten, zurück geblieben. In Anbetracht dieſer verſtändigen Haltung der Bewohner, und mit Rückſicht auf die ſchweren Laſten, welche ihnen durch eine andauernde ſtarke Einquartierung erwuchſen, erließ der König Wilhelm milden Herzens der Stadt Verſailles die Kriegscontribution von 400,000 Francs, die man Anfangs zu erheben gedachte.

Obwohl ſelbſt unter der ärmeren Klaſſe noch keine Hungersnoth herrſchte, begannen die Nahrungsmittel doch in Verſailles und in der ganzen Umgegend mit jedem Tage knapper zu werden. Die Vorräthe an Getreide, Mehl, Reis, Graupen, Heu, Stroh und Hafer, welche in den Magazinen aufgeſpeichert geweſen, waren vor Ankunft der deutſchen Truppen größtentheils nach Paris geſchafft, theilweiſe auch, auf Anordnung des Generals Trochu, verbrannt worden, „damit ſie nicht dem Feinde zu Nutzen kämen“, wie es in den betreffenden, hie und da noch an den Straßenecken klebenden Proklamationen hieß. Nur den Bäckern und Schlächtern hatte man erlaubt, größere Mehlvorräthe und einiges Vieh zu behalten, das indeſſen bald auf die Neige zu gehen drohte. Colonialwaaren, beſonders Kaffee, Chokolade, Zucker, Lichte, Streichhölzer, waren in geringen Quantitäten vorhanden. Auch Betreffs der Cigarren ſah es hier nicht beſſer, als in allen übrigen Städten des nördlichen Frankreichs, aus; Anfangs konnte man noch im Hôtel des Reſervoirs und bei den Kellnern einzelner Cafés für zehn Sous (vier Silbergroſchen) das Stück einen Glimmſtengel erhaſchen; bald aber verſiegten auch dieſe Quellen, und wir hätten zuletzt Kohlblätter ſchmauchen müſſen, wenn nicht Berliner und Hamburger Speculanten uns rechtzeitig mit ihren Stinkadores infamos verſorgt hätten, deren Geruch zwar keine Havannah-Träume wachrief, aber deren unverſchämter Preis immerhin den Wahn erzeugen durfte, daß die holde Pflanze nicht auf einem Kohlfelde gewachſen ſei.

Bei der ſteigenden Theuerung der Lebensmittel, und bei der Schwierigkeit für die Bewohner von Verſailles, ſich neue Proviantvorräthe zu verſchaffen, trafen die Militairbehörden ſchon nach Ablauf der erſten Woche die humane Verfügung, daß die bei der Bevölkerung einquartierten Soldaten nur am erſten Tage von ihren Wirthsleuten beköſtigt werden, nach Ablauf von vierundzwanzig Stunden aber ihre Naturalverpflegung von der Armee-Intendantur erhalten ſollten. Die Officiere hatten fünf Tage lang Anſpruch auf Koſt und Logis, nach Ablauf welches Termins ſie in der Regel umquartiert wurden. Auf Beſchluß des Municipalraths wurden den Bewohnern, bei denen Officiere in Quartier-lagen, für die Verpflegung eines jeden derſelben täglich ſechs Francs vergütet. Denjenigen Officieren, welche in ihrem Quartier keine Beköſtigung erhielten, ward zur Beſtreitung ihres Unterhaltes ebenfalls dieſe Summe täglich ausgezahlt.

Zugleich bemühte man ſich, der ungehinderten Verproviantirung der Stadt jede mögliche Erleichterung zu verſchaffen. Während die Communication mit Paris und ſeinen Befeſtigungslinien natürlich durchaus unterſagt blieb, war der freie Verkehr der rückwärts gelegenen Ortſchaften mit Verſailles nicht der mindeſten Beſchränkung unterworfen. Die Landbewohner wurden im Gegentheil durch überall angeheftete amtliche Plakate ausdrücklich ermuntert, Vieh, Geflügel, Milch, Butter, Obſt und Feldfrüchte nach wie vor regelmäßig zum Verkauf in die Stadt zu bringen, und es ward ihnen für ihre Perſonen, für ihre Fuhrwerke und Waaren jeglicher Schutz in Ausſicht geſtellt. Die Bauern, welche ſich, aus Furcht, daß man ihre Pferde und Wagen anhalten und für Kriegszwecke requiriren würde, Anfangs nicht in die Stadt zu kommen getrauten, brachten bald täglich Gemüſe, Gartenobſt, Kaninchen und Geflügel, Butter und Eier zu Markte, und fanden für ihre Waaren den lohnendſten Abſatz. Durch einen Armeebefehl des Generalmajors von Voigts-Rhetz, Commandanten von

Verſailles, wurde es den deutſchen Truppen ſtrengſtens verboten, ohne beſondere Ordre des Armee-Intendanten, welche der Maire von Verſailles zu contraſigniren hatte, bei den Bäckern Brot oder Mehl zu requiriren. Mit Genehmigung der Militairbehörden reiſte ſchon in den letzten Septembertagen eine Anzahl Verſailler Bürger mit einer langen Wagencolonne nach Chartres ab, um dort neue Provianteinkäufe zu machen. Die Herren kamen, nachdem ihre Familien faſt eine Woche lang in höchſter Beſorgniß um ihr Schickſal geſchwebt hatten, endlich mit leeren Händen zurück. Man hatte — unglaubliche Verblendung! — in Chartres die eigenen Landsleute verhaftet, ihnen Geld und Wagen abgenommen, und Beides erſt nach längerer Verhandlung zurück gegeben, ohne ihnen die begehrten Lebensmittel zu verabfolgen.

Bald darauf — nachdem der Landrath von Brauchitſch unterm 1. Oktober im Namen des Königs von Preußen die Verwaltung des Seine- und -Oiſe-Départements übernommen hatte — machte das Obercommando den humanen Verſuch, das Requiſitionsweſen in ſeiner herkömmlichen Form für Verſailles gänzlich abzuſchaffen. Die Municipalität wurde aufgefordert, eine Preisliſte der gewöhnlichen Requiſitionsgegenſtände einzureichen. Wenn die aufgeſtellten Preiſe vom Obercommando genehmigt würden, ſo ſollten die Requiſitionen eingeſtellt und alle Lieferungen für die Armee fortan baar berichtigt werden. Es wurde ſolchermaßen der Bevölkerung ſelbſt die Wahl überlaſſen, ob ſie das wohlwollende Entgegenkommen der deutſchen Behörden durch Anerbietung genügender Proviantlieferungen zu annehmbaren Preiſen erwiedern, oder ob ſie das Obercommando durch unverſtändige Renitenz und durch Verheimlichung ihrer Vorräthe nöthigen wolle, zu dem harten Mittel der Zwangsrequiſitionen zurück zu greifen.

Als nach der Einnahme von Orleans durch den General von der Tann die Eiſenbahn, welche dieſe Stadt über Etampes mit Lonjumeau verband, wieder dem Verkehr übergeben ward, lud der Präfekt von Brauchitſch ſofort die Geſchäftsleute von Verſailles ein, ſich dieſes Verkehrsmittels zu bedienen, um durch Ankäufe von Lebensmitteln auf den Märkten von Orleans die Verproviantirung ihrer Stadt zu ſichern, und er verſprach, dieſen nützlichen Handel durch Ausſtellung von Geleitspäſſen für die Paſſirung der deutſchen Poſtenlinien bereitwilligſt zu fördern. Zugleich ermunterte er die ſeiner Verwaltung unterſtellten Gemeinden, dem drückenden Geldmangel in manchen Arrondiſſements durch Negociationen mit auswärtigen Bankhäuſern Abhülfe zu ſchaffen.

Die muſterhafte Diſciplin, welche in unſerem Heere geübt wird, hatte für den Verkehr mit der franzöſiſchen Bevölkerung des Landes hier, wie überall, die heilſamſten Folgen. Die Angſt vor den deutſchen Truppen, welche durch die Schauererzählungen der Pariſer Preſſe erweckt worden war, entſchwand mehr und mehr, ſeit die Bewohner die perſönliche Bekanntſchaft der viel verſchrieenen und viel verleumdeten „Prussiens" gemacht hatten, unter welchem Collectivnamen ſie Bayern, Würtemberger, Badenſer, Mecklenburger und Hanſeaten mit einbegriffen. Es iſt ein ehrenvolles Zeugnis für das allgemeine Vertrauen in die Mannszucht und den Ordnungsſinn unſerer Armee, daß ſchon während der erſten Zeit unſeres Aufenthaltes in Verſailles faſt täglich bei dem Kronprinzen und dem Commandanten zahlreiche Geſuche der Lokalbehörden oder der vermögenderen Bewohner umliegender Ortſchaften einliefen, welche dringend um deutſche Einquartierung baten, um durch dieſelbe Schutz gegen das Geſindel zu erhalten, welches ihnen Scheuern und Felder plünderte. Die Stadt Sèvres bat ſich ſchon am 20. September eine deutſche Beſatzung aus, und dieſe Geſuche häuften ſich bald in ſolcher Art, daß ihnen nur noch in einzelnen Fällen entſprochen werden konnte. Ein Domainenpächter, dem allnächtlich von ſeinen Landsleuten die Feldfrüchte geraubt und die Haſen und Faſanen aus dem Wildgehege weggeſchoſſen wurden, wandte ſich zuletzt mit einer dringlichen Bitte um Einquartierung an den Kronprinzen, nachdem der Commandant ihn an den Maire verwieſen und auch dieſer ihm keinen genügenden polizeilichen Schutz hatte gewähren können. Sein Geſuch wurde erhört, und der Mann erſchöpfte ſich, als ich ihn vierzehn Tage ſpäter wieder traf, in Lobeserhebungen über den trefflichen Geiſt der bei ihm einquartierten deutſchen Truppen.

Feld- und Hausdiebſtähle wurden von umherſtreifendem Geſindel übrigens nicht bei Paris allein, ſondern auch in der Champagne faſt allerorten verübt. Ein Herr, der bald nach uns hier anlangte, erzählte, daß er namentlich bei Châlons überall Klagen über ſolche Diebſtähle vernommen. „Aber unſere Soldaten ſtehlen nicht,“ gab er zur Antwort, in der Meinung, daß man den deutſchen Truppen dieſe Plünderungen zur Laſt lege. „Nein, nein,“ ſtimmte man ihm ſofort eifrig bei, „es ſind nicht eure Soldaten, ſondern unſere eigenen Landsleute, welche dieſen Unfug verüben.“

Es wäre indeß ein Irrthum, zu glauben, daß die Bevölkerung von Verſailles, weil ſie ſich mit guter Manier in das Unvermeidliche ſchickte, deshalb von geringerem Haſſe, als ihre übrigen Landsleute, gegen uns beſeelt geweſen wäre. Sie ließ uns offenherzig empfinden, daß ſie uns als Feinde und Eindringlinge betrachtete, und ſo oft bei einem Ausfalle der Pariſer die in Verſailles cantonnirenden deutſchen Truppen alarmirt wurden, riefen die Einwohner den abrückenden Soldaten finſtere Drohworte und Verwünſchungen zu. Mehr als einmal mußten bei ſolchen Anläſſen geladene Kanonen auf dem freien Platz vor dem Schloſſe, welcher die Hauptſtraßen der Stadt beherrſcht, aufgefahren werden, um den feindlichen Sinn der Bevölkerung in Schach zu halten, und mit vollem Recht erließ der Commandant zuletzt eine Verordnung, welche, unter Hinweis auf den herrſchenden Belagerungszuſtand, allen Einwohnern gebot, in ihren Häuſern zu bleiben oder ſofort dahin zurück zu kehren, ſobald das Alarmſignal für unſere Soldaten gegeben worden ſei, denen der Befehl zuging, nöthigenfalls auf jeden Contravenienten zu ſchießen.

Unter anderen thörichten Aufhetzungen, war von Paris das Loſungswort ergangen, daß der weibliche Theil der Bevölkerung, den Polinnen in Warſchau nachahmend, in den von unſerer Armee occupirten Diſtrikten öffentlich nur noch in ſchwarzer Kleidung erſcheinen ſolle. Zuerſt ſpotteten wir über dieſen Mummenſchanz; auf die Dauer jedoch wirkte es verſtimmend, Tag für Tag, wie in den Gaſſen einer peſtgetroffenen Stadt, all' dieſe ſchwarzen Geſtalten, obendrein der Mehrzahl nach mit alten, häßlichen und verrunzelten Zügen, maulend herumſchleichen zu ſehen. Die koketten Franzöſinnen hatten freilich ſelber oft Mühe genug, den vorſchriftsmäßigen Aplomb zu bewahren; ſie wußten ihre modiſchen Trauerhabits durch alle möglichen Abwechſelungen von Sammetjacken, Schnüren, Falbeln, Spitzen und Federputz leidlich pittoresk zu drappiren, und manchem hübſchen jugendlichen Geſichte ſtand die ernſte Maskentracht gar nicht übel, aber man konnte ſich doch des Gedankens nicht erwehren, daß es wieder nur eine Art von Komödie ſei, und daß dies thörichte Volk der Spielerei niemals müde wird. Das lachte und ſchäkerte auf der Straße, trotz der ſchwarzen Gewänder, und ſtieß ſich an oder zupfte ſich gegenſeitig am Arme, ſo oft ein deutſcher Soldat vorüberging, um dann geſchwind eine ſchiefmäulige Duldergrimaſſe zu ſchneiden, bis der verwünſchte „Prussien“ aus dem Sehwinkel entſchwunden war, und der gewohnte luſtige Ausdruck wieder die angenommene Leichenbittermiene verdrängen durfte.

Von Mordanfällen auf unſere Truppen, wie ſie in anderen Städten vielfach vorgekommen ſind, iſt mir in Verſailles nur ein einziges Beiſpiel bekannt geworden. Ein Wachtpoſten in der Nähe des Bahnhofes der Rue du Pleſſis wurde in einer dunkelen Octobernacht durch einen Schuß am Fuße verwundet, und die Stadt Verſailles mußte, da der Frevler nicht zu ermitteln war, das feige Attentat mit einer Strafſumme von, ich entſinne mich nicht, wie vielen tauſend Francs büßen. Häufiger ſchon wurden ähnliche Verbrechen in den umliegenden Ortſchaften verübt. In Antony ſchoſſen Bauern auf deutſches Militair, und ſämmtliche Einwohner des Dorfes wurden in Folge deſſen zur Räumung ihrer Wohnungen gezwungen. Bei Meudon zog ein Geiſtlicher, den eine Dragonerpatrouille nach dem Wege befragte, einen Revolver unter dem Prieſterkleide hervor, und feuerte denſelben hinterrücks auf die fortſprengenden Reiter ab. Ich weiß nicht, welche Strafe ihn dafür ereilt hat. Auch die böswillige Zerſchneidung von Telegraphendrähten wurde in der erſten Zeit mehrmals von fanatiſchen Civiliſten verſucht. Wegen der Verübung eines ſolchen, ausdrücklich mit dem Tode bedrohten Verbrechens wurde am Nachmittage des 26. Septembers ein Gärtner aus Bougival, François Düberque, füſilirt. Der Mann ſtarb wie ein Held. Er leugnete weder die That, noch den Umſtand, daß ihm die Folge derſelben im Falle ſeiner Ergreifung bekannt geweſen ſei, und als man ihm die Frage vorlegte, weshalb er den Frevel dennoch begangen habe, antwortete er ſtolz: „Parce que je suis Français“, und fügte noch die Verſicherung hinzu, daß er, weit entfernt, ſeine That zu bereuen, wenn ſich ihm die Möglichkeit böte, bei nächſter Gelegenheit wieder eben ſo handeln würde. Was bleibt, bei aller Humanität, unter Kriegsverhältniſſen übrig, als ſolche Fanatiker zu erſchießen? Auch machte die Landbevölkerung, durch dies Exempel gewarnt, lange keinen erneuten Verſuch, unſere Telegraphenleitungen zu zerſtören.

Es iſt betrübend, daß in Frankreich die Civilbevölkerung, ſeit die Regierung der Herren Gambetta und Conſorten das Heft der Gewalt in die Hand nahm, ſo Viel dazu beigetragen hat, die Schrecken und Gräuel des Krieges zu vermehren. Blutige Repreſſalien konnten nicht ausbleiben, welche vielleicht häufig den Unſchuldigen mit trafen, für welche aber die Verantwortlichkeit jenem Geſindel zur Laſt fällt, das, ſtatt die ehrliche Soldatenuniform anzuziehen und in die Reihen des regulairen Militairs zu treten, den Schutz der Civilkleidung zu meuchelmörderiſchen Ueberfällen mißbrauchte. Es iſt dies eine der ſchimpflichſten Seiten des franzöſiſchen Charakters. Die jungen Leute und erwachſenen Männer empfanden es in der Mehrzahl noch immer nicht als eine patriotiſche Pflicht, in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger zu eilen; die einen oder andern derſelben lauerten vielleicht hin und wieder im ſicheren Hinterhalt einer Ulanen-Streifpatrouille auf; die meiſten aber ſaßen, wie überall, ſo auch hier in Verſailles den Tag über trinkend, ſpielend und ſchwatzend in den Wirthshäuſern und empfanden bei der Noth ihres Vaterlandes ſo wenig Scham- und Anſtandsgefühl, daß ſie auf derſelben Bank mit den deutſchen Soldaten ihre Würfel rollten und mit ihren Karten auf den Tiſch trumpften. Solche Frivolität würde in Deutſchland, und ich glaube in jedem andern geſitteten Lande der Welt, ein Ding der Unmöglichkeit ſein. Kräftige junge Burſche, die dem Feinde während er die Thore ihrer Hauptſtadt belagert und der Donnerton ſeiner Granaten ihnen in die Ohren ſchallt, ein ſo unwürdiges Schauſpiel geben würden, meine ich, in jedem anderen Lande der Welt durch den Wirth ſelber oder durch den erſten, beſten ehrenhaften Graukopf mit Entrüſtung vom Karten- und Billardtiſche fortgeſcheucht und zur Thüre hinaus complimentirt werden. Aber der Mangel an echtem patriotiſchen Pflichtgefühle tritt in Frankreich bei allen Ständen hervor. Ehre, Gewiſſen ſind Schall und Rauch geworden, die in der allgemeinen Verwirrung der ſittlichen Begriffe verwehen. Selbſt die Geiſtlichen harrten — abgeſehen von dem Diener des Herrn, welcher, wie oben erzählt, ſtatt des Meßbuches den Revolver trug — nicht immer auf den ihnen anvertrauten Poſten aus. So war beiſpielsweiſe der Pfarrer von Guyancourt (weſtlich von Verſailles) bei Ankunft unſerer Truppen feige geflüchtet, und hatte ſeine Gemeinde im Stich gelaſſen. Während in Deutſchland die älteren penſionirten Offiziere überall ihre Dienſte dem Vaterland anboten, und ſich als Etappen-Commandanten, als Führer von Lazareth- oder Proviant-Colonnen vielfach nützlich machten, ſcheinen dieſe Leute in Frankreich faſt alle ruhig daheim geblieben zu ſein. Ich ſelbſt logirte in Verſailles Anfangs mit einem Hauptmann des kronprinzlichen Generalſtabes bei einem franzöſiſchen Marineoberſt a. D., der in der Krim gefochten hatte, ein wahrer Eiſenfreſſer, wenn man ihn reden hörte, Gift und Galle ſpeiend wider die „Prussiens“, jeden General „Verräther“ ſchimpfend, der eine Schlacht oder eine ſtrategiſche Poſition verlor, Alles tadelnd, nergelnd, kritiſirend — dabei aber hatte der brave Patriot aus lächerlicher Furcht vor den Deutſchen ſeine kleine dreijährige Tochter und all' ſeine Reichthümer auf ſein Schloß in Burgund geſchickt, und ſuchte ſich den für einen reichen Mann, wie ihn, äußerſt geringfügigen Einquartierungslaſten durch alle möglichen Ausflüchte zu entziehen. Als die Fourierlieutenants ihm ihren Beſuch machten, erklärte er, in ſeinem geräumigen, dreiſtöckigen Hauſe, das er allein mit einer alten Tante bewohnte, nicht für einen einzigen Officier Platz zu haben, und erſt als man ihm zur Strafe für ſolche Renitenz ein Dutzend gewöhnlicher Soldaten ins Haus legen wollte, bat er ſich geſchwinde zwei Officiere aus. Seinen Wirthspflichten kam er aufs gewiſſenhafteſte nach; als mich in ſeinem Hauſe eine leichte Krankheit befiel, ließ er mir die beſte Pflege angedeihen, und erkundigte ſich mehrmals des Tages theilnahmsvoll nach meinem Befinden; aber vom Morgen bis zum Abend rannte er in der Stadt umher, um die Klagen der Einwohner über ihre deutſchen Gäſte zu ſammeln, und das Frühſtück und Mittagsbrot mit all' dieſen Querelen zu würzen, unter deren großer Zahl hin und wieder eine gerechte Beſchwerde ſein mochte, die aber doch wir nicht verſchuldet noch abzuſtellen hatten. Sein Poltern, Fluchen, Schelten und Höhnen verleidete uns die delikateſte Faſanenpaſtete und den trefflichſten Burgunder — ſprachen wir nicht von Politik und von den Tagesereigniſſen, ſo fing er davon an. „Sapriſti!" ſchrie er mit zorngeſchwollenem Geſicht, als wenige Tage nach Eroberung der Schanze von Moulin de la Tour auch die Redoute von Montretout den Franzoſen entriſſen ward, „jetzt brauchen die Dummköpfe in Paris Ihnen nur noch eine dritte Poſition im Oſten zu überlaſſen, am Ende gar den Montmartre, und Sie haben genug Punkte in Händen, um Paris nach Gefallen bombardiren zu können!"

Das Wort „Verrath" flog von Mund zu Munde; nicht die militairiſche Unfähigkeit der Führer ward für den etwaigen ſtrategiſchen Fehler der Vertheidigung verantwortlich gemacht, ſondern dieſelben ſollten auch noch bewußte Verräther ſein. So wollte man ganz beſtimmt wiſſen, daß der Commandant des Fort du Mont Valérien durch die Summe von zwei Millionen Francs erkauft worden ſei, unſere Belagerungsarbeiten nicht zu hindern, und uns ſchließlich gar das Fort bei paſſender Gelegenheit in die Hände zu ſpielen. Auch Bazaine, der „glorreiche Bazaine“, wie ihn jetzt noch die Bulletins der republikaniſchen Regierung nannten, war, da die endliche Bezwingung von Metz doch nicht ganz unmöglich erſchien, vorſorglich ſchon jetzt von Manchem zum „Verräther“ geſtempelt. Hinter ſolchen kindiſchen Anſchuldigungen, die den ſchwärzeſten Schatten auf die eigene Nation werfen, verſteckte ſich immer noch die Eitelkeit der Franzoſen, welche nicht einräumen wollten, in ehrlichem Kampfe beſiegt worden zu ſein.

Seltſam war, nach den unzähligen Niederlagen der franzöſiſchen Armeen und nach Enthüllung der unzähligen Lügen der franzöſiſchen Preſſe, das blinde Vertrauen, welches der größte Theil der Bevölkerung auf die Unmöglichkeit der Einnahme von Paris ſetzte. „Hahaha! Ihr kommt nie nach Paris!“ krähte mein alter Marineoberſt. „Paris se brulera! Ja, ja, es wird ſich aufbrennen, Haus für Haus, ehe es Euch einziehen läßt, oder es müßte nicht mehr Paris ſein.!“

Eines Tages hielt ein mir völlig unbekannter Franzoſe mich in Verſailles auf der Straße an und beſchwor mich dringend, doch meine Landsleute zu bereden, nimmermehr in Paris einzuziehen, weil uns dort Tod und Verderben erwarte. „Welches Intereſſe haben Sie denn, mich zu warnen?“ frug ich den Mann verwundert. „Ach, Herr,“ antwortete er, „ich ſah Sie eben mit einigen Officieren reden, und ich ſchloß daraus, daß Sie ein Deutſcher ſein müßten. Ihre Truppen ſind jetzt ſchon vierzehn Tage in Verſailles, und ich habe mich überzeugt, daß ſie durchaus nicht ſolche Kehlabſchneider und Vandalen ſind, wie man uns vorgeflunkert hat. Es thut mir leid, wenn ich daran denke, daß ſo viele gute und brave Menſchen ſo ſchmählich umkommen ſollen. Um Gotteswillen, gehen Sie nicht nach Paris!“

Ein andermal — ich hatte eben mein Quartier gewechſelt, und wohnte jetzt bei einem Univerſitätsprofeſſor — traf ich bei der elſäſſiſchen Köchin meines Hauswirths ein badiſches Dienſtmädchen, das mit ihrer von hier nach England geflüchteten Herrſchaft bis Hâvre de Grâce gereiſt und von dort über Caen unter mancherlei Gefahren, bald von Franzoſen, bald von deutſchen Vorpoſten angehalten, nach Verſailles zurückgekehrt war. „Iſt es wirklich wahr,“ frug ſie mich, „daß Ihr nach Paris gehen wollt?“ Als ich ihre Frage bejahte, legte ſie mir ſchreckensbleich beide Hände auf den Arm, und ſchrie faſt auf: „So wißt Ihr denn nicht, daß Keiner von Euch lebendig wieder herauskommen wird? Es iſt ja überall in Frankreich bekannt, daß die ganze Stadt unterminirt iſt, und daß man Euch Alle in die Luft ſprengen will. Man hat mir das in Hâvre und Caen und auf der ganzen Reiſe in jedem Orte erzählt, jedes Kind weiß es, und es iſt ganz gewiß wahr! Ich habe mich ſchon überall erkundigt, ob keine von meinen Landsleuten aus Baden hier ſind, damit ich ſie warnen kann.“ Daß zahlreiche Minen gegraben worden, war uns natürlich längſt bekannt, und wir betrachteten es als ſelbſtverſtändlich, daß die Militairbehörden vor dem Einzuge unſerer Truppen in Paris jegliche Vorſichtsmaßregel treffen und jegliche Garantie verlangen würden, damit ſich eine Nichtswürdigkeit, wie die Sprengung der Citadelle von Laon nach Uebergabe der Stadt, nicht in Paris wiederhole. Ein trauriges Zeugniß für den Bildungszuſtand der Franzoſen blieb es immerhin, daß ſie ihre Hoffnung auf ſo abenteuerliche und ruchloſe Hülfsmittel ſetzten.

Ich habe vorhin erwähnt, daß ich in Verſailles bald ein neues Logis bezog. Der Marineoberſt, welcher ſich am liebſten aller und jeder Einquartierung entledigt hätte, bemerkte mir eines ſchönen Morgens, daß er mich nun bereits länger als acht Tage beherbergt habe, wozu er ſeines Erachtens durchaus nicht verpflichtet ſei, und händigte mir ein anderes Quartierbillet ein, das ihm der Maire auf ſein Anſuchen für mich verabfolgt hatte. Auch der Hauptmann zog einige Tage ſpäter aus, und wer war glücklicher, als unſer ſchlauer Franzoſe, der ſein ſtattliches Haus ſo raſch wieder von allen ihm aufgedrungenen Gäſten geſäubert ſah?

Er machte freilich ein langes Geſicht, als ſich eine Woche ſpäter vier Herren vom Civilbureau Sr. Majeſtät des Königs bei ihm inſtallirten, die ſich nicht ſo beſcheiden wie ich, mit einer Giebelkammer begnügten, ſondern Anfangs gar das ganze Gebäude für dienſtliche Zwecke in Beſchlag nehmen wollten, und ſich durch keine Liſt wieder aus demſelben vertreiben ließen.

Ich ſelbſt hatte bei dem Tauſch nur gewonnen, und ich wünſche mir niemals freundlichere Wirthsleute, als den wackeren Profeſſor Arquetil und ſeine liebenswürdige Gattin, aus deren Augen die reinſte Herzensgüte ſtrahlte. Der Profeſſor trat mir ſein eigenes Studirzimmer ab, und ſtellte mir die Schätze ſeiner reichhaltigen Bibliothek zu Gebote, in denen ich bald nach Herzensluſt herumſtöberte, um manche Lücke in meiner Kenntniß der franzöſiſchen Geſchichte und Literatur zu ergänzen. Es war mir eine wohlthuende Ueberraſchung, als die guten Leute, ſchon am zweiten Tage meines Aufenthalts in ihrem Hauſe, mich erſuchten, ſie nicht mehr zu verlaſſen, ſo lange ich in Verſailles bliebe. „Das heißt, wenn es Ihnen in unſerer einfachen Wohnung gefällt,“ fügten ſie mit zarteſtem Takt hinzu; „denn uns erweiſen Sie dadurch einen Gefallen. Wir ſind bejahrt und kränklich, und können nicht viel Lärm und Unruhe vertragen, wovon wir ſchwerlich verſchont blieben, wenn ein Officier zu uns ins Quartier käme und die Ordonnanzen bei ihm aus und ein gingen.“ Ich brauche nicht erſt zu verſichern, daß ich eine in ſo liebenswürdiger Form angebotene Gaſtfreundſchaft mit dem herzlichſten Danke annahm, und daß mir das ſtille Haus binnen Kurzem zu einer zweiten Heimat ward. So oft ich von meinen Ausflügen nach den Schanzen einen merkwürdig geformten Granatſplitter oder von Wanderungen durch die Antiquitäten-Handlungen der Stadt eine hübſche Vaſe, ein verſtaubtes Oelbild, einen alten Kupferſtich heimbrachte — ich hatte zuletzt einen ganzen Koffer voll ſolcher Raritäten als Feldzugserinnerungen zuſammen gekauft — erſchien unfehlbar die Frau Profeſſorin, um mit der Theilnahme einer Mutter meine Schätze in Augenſchein zu nehmen. „Notre ami, monsieur notre bon ennemi,“ war der freundliche Titel, unter welchem ſie mich den Freunden des Hauſes, die bisweilen zum Beſuch kamen, vorzuſtellen pflegte.

Ihr Gemahl, ein ausgezeichneter Gelehrter von gediegenſter wiſſenſchaftlicher Bildung, langjähriger Präſident und Secretaire perpétuel der Société des Sciences morales, des Lettres et des Arts de Seine-et-de-Oise, war früher Profeſſor der claſſiſchen Philologie und Beredſamkeit am Lyceum von Verſailles. Gegenwärtig iſt er Inſpector der Academie von Paris, aber zu Verſailles wohnhaft geblieben. Man verdankt ihm, außer einer großen Zahl werthvoller Abhandlungen auf dem Gebiete der Rhetorik und Pädagogik, beſonders eine treffliche Horaz-Ueberſetzung in franzöſiſchen Reimverſen, die ſich durch Treue, Eleganz und eine ungemein glückliche Wahl der Versmaße neben die beſten Arbeiten auf dieſem Felde ſtellen darf. In demſelben Jahre (1850) war eine andere Ueberſetzung der horaziſchen Oden von einem Herrn de Cournol erſchienen, einem Autodidakten, welcher beſonderes Gewicht darauf legte, daß ſeine Arbeit, fern von allen wiſſenſchaftlichen Hülfsmitteln, während eines achtmonatlichen Aufenthaltes in einem wilden Walde entſtanden ſei. Die franzöſiſche Academie, deren gelehrte Häupter ſchon mehr als einmal den Fluch der Lächerlichkeit auf ſich geladen, beging den Schwabenſtreich, dieſe geſchmackloſe, von Fehlern und Mißverſtändniſſen wimmelnde Ueberſetzung mit einem Preiſe zu krönen. Freilich waren mehrere der geachtetſten Academiker abweſend, unter ihnen Tocqueville und Ampère; andere, wie Saint-Marc-Girardin und Villemain, hoben mit Eifer die weit höheren Verdienſte der Anquetil'ſchen Arbeit hervor; vergebens! ſie wurden überſtimmt, und Villemain mußte zu ſeinem Aerger als Präſident den Beſchluß der Academie veröffentlichen. Glücklicherweiſe blieb ihm die Redaction der Preisankündigung überlaſſen, und er entledigte ſich ſeiner Aufgabe witzig genug durch folgende auf Schrauben geſtellte Worte: „Es iſt auch noch ein Ueberſetzungspreis für einen jener Verſuche der Nachahmung claſſiſcher Gedichte reſervirt worden, von denen im Allgemeinen nicht Viel zu halten iſt. Die Academie hat es immerhin anerkennenswerth gefunden, daß ein Weltmann, den das Geſchick an einen abgelegenen Ort und in die Poeſie hinein geſchleudert, ſich an Horaz begeiſtert hat, und daß ihm in einer Ueberſetzung ſeiner Oden zuweilen jene glücklich kühnen Wendungen begegnet ſind, die keine ſorgfältige Feile erſetzt, und die viele Fehler aufwiegen. Einige Meiſter der Kunſt haben ſo darüber geurtheilt, und die Academie, welche weiß, daß ein Bischen echter Poeſie höher im Preiſe ſteht, als viel gelehrte Kritik, ertheilt Herrn von Cournol eine Preismedaille für eine kleine Zahl horaziſcher Züge, die gut empfunden und gut wiedergegeben ſind."

Herr Anquetil und ſeine Freunde hätten ſich zur Noth mit dieſer ſatiriſchen Preiskrönung ſeines Concurrenten begnügen können; doch iſt es wohl mehr als verzeihlich, daß der in ſeinem wiſſenſchaftlichen Selbſtgefühl ſo arg verwundete Gelehrte den Wunſch empfand, vor den Augen der Univerſität, welcher er ſeit fünfundzwanzig Jahren angehörte, den unzweideutigen Beweis zu liefern, daß er mit ſeinen Leiſtungen mindeſtens nicht hinter einer ſo kläglichen Pfuſcherarbeit zurückgeblieben ſei. Er richtete daher einen offenen Brief an die Mitglieder der franzöſiſchen Academie, in welchem er die Ueberſetzung des Herrn Cournol Zeile für Zeile einer vernichtenden Kritik unterwarf. Dies iſt die einzige polemiſche Schrift, welche der beſcheidene, von humanſter Geſinnung beſeelte Mann jemals verfaßt hat, und er erröthete faſt wie ein junges Mädchen, das auf einem verbotenen Pfade ertappt worden iſt, als ich in ſeiner Bibliothek eine Abhandlung des Herrn Montalant-Bougleux über denſelben Gegenſtand fand, und ihn bat, mir nun auch ſeine eigene Abfertigung des von der Academie bevorzugten Nebenbuhlers zu zeigen. „Ich hatte Unrecht, in eigener Sache das Wort zu ergreifen," ſagte er; „wer ſich zum Zorne fortreißen läßt, befindet ſich immer im Unrecht."

Denſelben milden und freundlichen Sinn offenbarte Herr Anquetil in allen literariſchen und politiſchen Geſprächen, die ich mit ihm führte. Er war ein entſchiedener Anhänger und leidenſchaftlicher Verehrer der älteren franzöſiſchen Literatur, und ſelten habe ich die ſtolzen Verſe Corneille's, den witzigen Dialog Molière's, die humoriſtiſchen Thierfabeln La Fontaine's mit feinerem Verſtändniſſe und melodiſcher, als von dem wohlklingenden Organe des Herrn Profeſſors, recitiren hören. Kein Freund Victor Hugo's und der Romantiker, erkannte er doch bereitwillig auch die Verdienſte der Neueren an, unter welchen er beſonders Béranger hochſtellte, in deſſen Chanſon-Manier er bei Schulfeſtlichkeiten und ähnlichen Anläſſen ſelbſt die artigſten Improviſationen zum Beſten gab. Den Krieg haßte und verabſcheute er aus tiefſtem Grund ſeiner Seele; in einer Zeitſchrift des vorigen Jahres hatte er die ſchärfſten Verdammungsurtheile zuſammengeſtellt, welche von La Bruyère und anderen Schriftſtellern über dieſe Geißel des Menſchengeſchlechts ausgeſprochen worden ſind; eine ſeiner Schulreden, welche die Segnungen des Friedens als Grundbedingung jeder höheren Entwicklung des Menſchengeſchlechtes verherrlichte, ſchloß mit den Worten: „Wenn die alten Dichter den Krieg verwünſchen wollten, ſo ſtellten ſie ihn dar, wie er Pflugſchaaren und Spaten in Schwerter und Pfeile verwandelte; wenn einer unſerer größten zeitgenöſſiſchen Dichter ihn ſeinerſeits verwünſchen will, ſo ſchildert er uns den Frieden, wie er mit vollen Händen Blumen und Aehren ſtreut, wie er die Sterblichen einladet, ihre Felder bei den Klängen der Leier zu beſtellen, den Haß, der ſie verzehrt und der ihnen nur einen unruhigen Schlummer vergönnt, zu begraben, und er richtet die Mahnung an ſie, welche ſie und ihre Führer leider nicht immer zu beherzigen wiſſen:

In eurer Nachbarn Häuſer werft ihr Flammen,
 Der Sturm erwacht — hell glänzt der Lohe Schein!
Und ſtürzt zuletzt die Gluth in ſich zuſammen,
 So deckt den Grund verſtümmeltes Gebein.
Wo eure Staaten in einander fließen,
 Trank Menſchenblut jedwede Scholle Land —
Eilt, Völker, einen heil'gen Bund zu ſchließen,
 Und reichet euch die Hand!"

Es verſteht ſich daher von ſelbſt, daß mein Wirth auf die republikaniſchen Anſchürer des „Krieges bis zum Meſſer“ nicht viel beſſer als auf den Kaiſer zu ſprechen war, der all' dies blutige Elend über Frankreich herauf beſchworen. Deſto günſtiger beurtheilte er das Regierungsſyſtem Ludwig Philipp's, und das einzige Heil für ſein armes Vaterland, an welchem er mit glühendem Patriotismus hing, erwartete er von einer Wiedereinſetzung der 1848 vertriebenen Dynaſtie. Ueberhaupt machte ich in Verſailles die mich überraſchende Erfahrung, daß faſt alle gebildeten Leute, mit welchen ich dort in Berührung kam, orleaniſtiſch geſinnt waren. Von einer Gebietsabtretung wollte auch mein Profeſſor Nichts hören, und er behauptete ſteif und feſt, daß wir niemals eine legale Regierungsgewalt in Frankreich finden würden, die auf ſolcher Baſis den Frieden mit uns ſchlöſſe. „Ihr werdet die Macht ſelbſt einſetzen müſſen, welche Eure Bedingungen annimmt,“ ſagte er, ſo oft die Rede zwiſchen uns auf dies Thema kam; „ich ſehe nicht ein, wie dieſer entſetzliche Krieg ſonſt jemals ein Ende finden ſoll.“

Ausflüge in die Umgegend. — Das Gefecht bei L'Hay.

Die erſten Nächte war es mir ſchwer, in Verſailles zu einem erquicklichen Schlaf zu gelangen. Das dumpfe Gebrumm der Kanonen, das von den Forts herüber klang, ſcheuchte mich jeden Augenblick aus dem Schlummer empor, und erſt allmählich gewöhnte ſich das Ohr an dieſe unmelodiſche Muſik, die bei Tag und Nacht ſelten gänzlich verſtummte. Beſonders war es der in der erſten Zeit ziemlich ſchweigſame Mont Valérien, von unſeren Soldaten „Baldrian“ oder „Bullrian“ genannt, welcher ſpäter faſt allnächtlich eine wüthende Kanonade auf unſere Schanzen bei Bougival, Sèvres und Saint-Cloud unterhielt.

Ich machte in den letzten Septembertagen häufige Ausflüge in die Umgegend, um den Fortſchritt der Belagerungsarbeiten zu beobachten. Durch die Schlagung einer Pontonbrücke über die Seine bei Bougival war unſere Verbindung mit der nordwärts von Paris ſtehenden Armee des Kronprinzen von Sachſen hergeſtellt. Auf der Weſtſeite der Hauptſtadt zogen ſich die preußiſchen Regimenter des fünften und elften Armeecorps bis über Verſailles gegen Meudon hinab. Ihnen ſchloſſen ſich auf der Südſeite bis Sceaux und Bourg-la-Reine die beiden Armeecorps der Bayern an. Von dort aus ſetzte das neu angelangte ſechſte preußiſche Corps, welches bisher noch in keinem Gefechte geweſen war, den Cernirungsring über Chevilly und Choiſy-le-Roi in öſtlicher und nordöſtlicher Richtung fort, wo ihnen die würtembergiſche Brigade die Hand reichte, welche ihrerſeits wieder nordwärts der Marne an die Sachſen ſtieß.

Da der Umfang dieſer Einſchließungslinie, die, wegen der rings die Hauptſtadt umgebenden detachirten Forts, nicht enger gezogen werden konnte, zum Mindeſten zehn bis elf deutſche Meilen betrug, war es auch für den wachſamſten Berichterſtatter ein Ding der Unmöglichkeit, in Perſon bei allen Gefechten zugegen zu ſein, die ſich heute hier, morgen da an verſchiedenen Punkten entſpannen. Mehrmals beſuchte ich die Bayernſchanze bei Moulin de la Tour, wo faſt täglich kleine Neckereien unſerer Tirailleurs mit den franzöſiſchen Vorpoſten ſtattfanden, die in den vorgeſchobenen Redouten vor dem Fort d'Iſſy und dem Fort de Vanvres lagen. Von dem alten Thurme, welcher ſich rechts der genannten Schanze erhebt, und von zwei hoch gelegenen Pavillons des Dorfes Chatillon konnte man dieſe Vorpoſtenplänkeleien aufs deutlichſte überblicken. Man vermochte von dieſen Standpunkten aus mit unbewaffnetem Auge faſt jede Schildwache und Kanone auf den gegenüber liegenden Forts zu unterſcheiden, und jede halbe Stunde ſchmetterte mit lautem Getöſe der Schuß eines ſchweren Marinegeſchützes von dort zu der Schanze herüber, ohne gerade viel Unheil anzurichten.

Ein andermal ſpazirte ich über Viroflay und Chaville nach Sèvres hinaus, um die dort errichtete ſogenannte „Kronprinzenſchanze“ zu beſichtigen. Wie faſt aller Orten, fand ich auch hier auf meinem Wege die reizenden Villen oder palaſtartigen Wohnhäuſer der Reichen völlig verlaſſen und von unſeren Soldaten occupirt, während der ärmere Theil der Bevölkerung zurück geblieben war. In Viroflay zeigte man mir die Villa, welche Graf de Morny — bekanntlich ein Halbbruder Napoleon's III. — bewohnt hatte. „Ils sont des frères, mais pas du même lit“, bemerkte einſt Jemand in einer Geſellſchaft. „Du même lit?“ antwortete ſpöttiſch der mitanweſende Academiker Villemain. „Dites plutôt: pas du même canapé!“ Mit Anſpielung auf dieſe ſeine Abſtammung von der Königin Hortenſe, hatte der Graf de Morny am Eingange ſeiner Villa in Viroflay einen Kübel mit einer rieſigen Hortenſie aufgeſtellt und die freche Inſchrift auf dem Portale angebracht: „Tace, sed memento!“ Nach ſeinem Tode ward die Villa verkauft, und der neue Beſitzer hat die Inſchrift entfernen laſſen.

Die Kronprinzenſchanze erhebt ſich oberhalb der berühmten Porzellanfabrik von Sèvres, rechts auf einer Anhöhe, im Garten der hübſchen Villa des gewaltſam aus Paris vertriebenen deutſchen Banquiers Oppenheim. Am jenſeitigen Seineufer hatten die Franzoſen bei Villancourt eine vorgeſchobene Redoute errichtet; von dieſer und von den Kanonenböten aus unterhielten ſie faſt täglich ein mörderiſches Feuer auf die im Bau begriffene preußiſche Schanze. Trotz des dichten Schauers von Granaten, der auf unſere Soldaten herab regnete, und der auch mich bei meiner kurzen Anweſenheit auf der Schanze mit Sand und Koth überſpritzte, wurden die Erdarbeiten rüſtig fortgeſetzt.

Gern hätte ich auch unſere Schanze bei der „Lanterne“ hinter dem Schloßgarten von Saint-Cloud beſucht, von wo man eine prächtige Ausſicht auf das Bois de Boulogne und die Weſtſeite von Paris genießt. Da jedoch viel der Spionage verdächtiges Geſindel in den Wäldern umherſchlich, hatten die bei Saint-Cloud ausgeſtellten Poſten Befehl erhalten, auf jeden Civiliſten zu ſchießen, der ſich ohne militairiſche Begleitung blicken ließ, und es wurde mir ernſtlich widerrathen, mich in den gefährlichen Rayon hinein zu begeben. Auch kamen die franzöſiſchen Tirailleurs im Schutze der dichten Waldung ziemlich nahe an unſere dortige Poſition heran, und der Prinz von Würtemberg, welcher ſich unvorſichtiger Weiſe einige Schritte über den Rand der Schanze hinausgewagt hatte, war alsbald von einer Chaſſepotkugel geſtreift worden. Da erſchien es denn freilich gerathener, nach Verſailles zurück zu kehren und mich in den Anblick der herrlichen Kunſtſchätze zu vertiefen, welchen ich bisher nur einen flüchtigen Blick hatte ſchenken können.

Das Schloß von Verſailles iſt eine Schöpfung Ludwig's XIV. Es verſtimmte den allmächtigen Herrſcher, daß er von ſeinem Schloſſe in Saint-Germain beſtändig die Thürme der Kirche von

Saint-Denis, dieſes Erbbegräbniſſes der franzöſiſchen Könige, vor Augen hatte. Er verlegte daher ſeinen Hof im Jahre 1680 nach Verſailles, und das Schloß blieb die Reſidenz der Könige von Frankreich bis zum Ausbruche der Revolution; erſt Ludwig Philipp gab ihm ſeine jetzige Beſtimmung, er widmete es, wie die Inſchrift auf den Giebelfeldern beſagt als Muſeum „à toutes les gloires de la France.“

Ein Theil des Erdgeſchoſſes war jetzt zum Lazareth eingerichtet, beſonders in den nach dem Garten hinaus blickenden Räumen lagen zahlreiche leichtverwundete Krieger; doch war die eigentliche Gemäldeſammlung in ihrem gewöhnlichen Zuſtande verblieben. Es fiel mir auf, daß man aus den größeren Sälen je zwei der bekannteſten Bilder von David und Horace Vernet, und außerdem noch vier oder fünf andere Bilder, entfernt hatte; im Uebrigen war Nichts von den Kunſtſchätzen fortgebracht. Franzöſiſche Blätter haben ſpäter behauptet, es ſeien zahlreiche Bilder der Nationalgallerie in Verſailles von den deutſchen Soldaten entwendet oder muthwillig beſchädigt worden. Da ich ſehr häufig die Gallerie in Augenſchein nahm, kann ich mit Beſtimmtheit verſichern, daß nur zwei der Gemälde während der Zeit unſerer Anweſenheit eine Beſchädigung erlitten haben. Der Kronprinz ließ, als ihm die Sache berichtet ward, ſogleich eine von Herrn Dr. Haſſel geleitete Unterſuchung anſtellen, welche das Reſultat ergab, daß das Zimmer, in welchem das eine der beſchädigten Bilder hing, ſeit unſerer Ankunft keinem einzigen fremden Beſucher geöffnet worden war, und daß aus den verſchloſſenen Räumen, zu welchen nur die angeſtellte Dienerſchaft ſelber die Schlüſſel beſaß, in letzter Zeit mehrere Bilder verſchwunden waren. Es wurde ſogleich ein Inventar der vorhandenen Kunſtſchätze aufgenommen, und die Beamten der Gallerie wurden für die Bewachung derſelben eben ſo ſtrenge, wie in Friedenszeiten, verantwortlich gemacht. Seitdem [illegible]rte man von keiner Beſchädigung, und nur noch ein einziges Mal von einer Entwendung. Es verſchwanden nämlich in den letzten Tagen des Novembermonats zwei ziemlich werthloſe hiſtoriſche

Portraits aus der Gallerie. Nach allen Indicien aber konnten dieſelben keinesfalls von einem Fremden, ſondern nur von einem Diebe entführt worden ſein, der mit den Gewohnheiten des Aufſichtsperſonales aufs genaueſte bekannt, und der mittelſt eines Nachſchlüſſels bei nächtlicher Weile in die zur Tageszeit ſtets bewachten Räume gedrungen war.

In Groß-Trianon beſah ich mir die intereſſante Collection reichverzierter Hofequipagen: in der Mitte der hohe Krönungswagen Karl's X., den Napoleon III. zur Taufe des „Kindes von Frankreich" neu vergolden ließ, rechts und links daneben die Krönungswagen Ludwig's XIV., XV. und XVI., ſowie Napoleon's I., und der Wagen, der bei der Taufe des Herzogs von Reichsſtadt benutzt worden iſt. An den Wänden entlang ſind der zierliche Ponywagen, den der Sultan als Geſchenk für „Lulu" geſchickt, die Portechaiſe Maria Lescinska's, der Gemahlin Ludwig's XV., mit Malereien von Watteau, die Portechaiſe und der Schlitten Marie Antoinettens, und die Hofſchlitten Ludwig's XIV., XV. und der Gräfin Dubarry aufgeſtellt, — letzterer ein kokettes Gefährt in Form eines Panthers, mit reichem Pelzwerke verbrämt. — Faſt mehr noch feſſelte mich die Schäferwohnung Marie Antoinettens in Klein-Trianon, mit dem reizenden Ausblick auf weite, lachende Gärten. Das Haus iſt klein, es enthält nur wenige, nicht beſonders große Zimmer, aber dieſe ſind mit anmuthigſtem Geſchmacke decorirt. In einem der vorderen Gemächer ſteht ein Bijouterienſchrank von koſtbarſter Arbeit, mit eingelegten Edelſteinen, der zur Zeit der Revolution theilweiſe zertrümmert, ſpäter jedoch wieder hergeſtellt wurde. Auf dem Fortepiano, einem Inſtrumente von auffallend hellem, metallenem, harfenähnlichem Klange, lagen noch die Noten der Königin, Sonaten von Gluck und älteren Meiſtern. Auch das Bett, mit verblichener, gelber Krone und gelben Damaſtverzierungen, iſt wohlerhalten. In Groß-Trianon ſah ich mehrere Bilder der unglücklichen Königin: ein Portrait in Lebensgröße, das auffällig harte, wenig angenehme Züge weiſt, und ſchräg gegenüber ein anderes Gemälde von lieblicherem Eindruck, ein Kinderhofball in Wien, auf welchem Marie Antoinette als zwölf- oder dreizehnjähriges Mädchen in bauſchigem Reifrocke die Menuet tanzt. Später wurde die Schäferei in Klein-Trianon von einer anderen Dulderin deſſelben habsburgiſchen Fürſtenhauſes, von der Gemahlin Napoleon's I., Marie Louiſe, bezogen.

Natürlich machte ich ebenfalls bald einen Spaziergang nach dem etwa drei Stunden in nördlicher Richtung entfernten Schloſſe von Saint-Germain. Hinter dem Aquäducte von Marly hatten die Franzoſen vor unſerer Ankunft an mehreren Stellen die Chauſſee aufgeriſſen und mit hohen Erdwällen verbarrikadirt; ich traf eine Abtheilung des 5ten preußiſchen Pionier-Regimentes damit beſchäftigt, den Weg mit Hülfe requirirter Dorfarbeiter wieder herzuſtellen. Der Caſtellan des Schloſſes in Saint-Germain weigerte ſich, mir das dort befindliche, höchſt intereſſante Muſeum keltiſcher Alterthümer — zum größten Theil ein Geſchenk Napoleon's III. — zu zeigen. So ſehr ich jeden vernünftigen Act des Patriotismus auch beim Feinde zu achten weiß, glaubte ich doch einwenden zu müſſen, daß wir Paris nicht mit Katapulten und Balliſten, noch nach dem Syſteme, welches Cäſar gegen die alten Gallier in Anwendung brachte, belagern würden. Der in Saint-Germain commandirende preußiſche Generalmajor der Cavallerie von Reden war derſelben Meinung; er hatte die Güte, mir einen Befehl zur Oeffnung des Muſeums auszufertigen, und mit hoher archäologiſcher Befriedigung durchwandelte ich die ſchönen Säle, in welchen vorherrſchend das Material aufgeſtellt iſt, welches der Ex-Kaiſer als Vorarbeit zu ſeiner Geſchichte Cäſar's benutzt hat. Da findet man eine vollſtändige Sammlung aller erdenklichen römiſchen und galliſchen Kriegswaffen, die auf den Schlachtfeldern Cäſar's ausgegraben worden ſind, Modelle der römiſchen Belagerungs- und Schleudermaſchinen, Hautrelief-Abbildungen der verſchiedenen Schlachtfelder des galliſchen Krieges, mit Darſtellung ſämmtlicher Arbeiten, die Cäſar zur Bezwingung ſeiner Feinde ausführen ließ; außerdem ſorgfältige Nachbildungen der berühmteſten Dolmen im Maßſtabe von 1/10 der natürlichen Größe, Abgüſſe aller einzelnen

Reliefs der Trajansſäule und des Conſtantin-Bogens ꝛc. Von bezaubernder landſchaftlicher Schönheit iſt der Blick von der Terraſſe von Saint-Germain auf Paris und das Seinethal. Rechts erhebt ſich, in allen Umriſſen deutlich erkennbar, die hohe Feſtung des Mont Valérien, jenſeits über den vielfach gewundenen Armen des Seine-Fluſſes blinken die weißen Häuſer, die Kuppeln und Thürme der Weltſtadt, und im Rücken des Beſchauers zieht ſich meilenweit gen Norden der prächtige Wald von Saint-Germain hinauf. Die ſchöne Brücke zu Füßen der Terraſſe bei Le Pecq iſt von den Franzoſen völlig zerſtört worden; eben ſo eine zweite Brücke, welche ein paar tauſend Schritte weiter nordwärts über die Seine führt.

Als ich am Abend des 30. Septembers, von dieſem Ausfluge heimkehrend, in Verſailles wieder eintraf, ſchwirrten mir die widerſprechendſten Gerüchte über ein Ausfallsgefecht entgegen, das am Morgen dieſes Tages — bei Clamart oder Chatillon, ſagten die Einen, bei Meudon oder Sèvres, ſagten die Andern — ſtattgefunden haben ſollte. Es ſtellte ſich bald heraus, daß die Pariſer gleichzeitig zwei verſchiedene Ausfälle gemacht hatten: einen kleineren Angriff bei Sèvres, wo ſie mittelſt ihrer Kanonenböte eine Anzahl Truppen landeten, von welchen dreihundert als Gefangene in unſere Hände fielen, und einen ernſtlicheren Choc gegen unſere Stellungen im Süden. Unſchwer erhielt ich die Erlaubniß, am folgenden Morgen das Gefechtsfeld zu befahren, um authentiſche Erkundigungen über die Affaire einzuziehn.

Da mir ſo Viel klar geworden war, daß das Hauptgefecht in der Gegend von L'Hay, oſtwärts von Sceaux, ſtattgefunden haben müſſe, ſchlug ich zuerſt dieſe Richtung ein. Von Verſailles begab ich mich auf der Hauptſtraße über Petit Bicêtre, wo das Gefecht vom 19. ſtattgefunden, nach Chatenay, das von bayriſchen Truppen beſetzt war. In den verödeten Wohnungen war, mit Ausnahme eines alten Schloßgärtners, kein lebendes Weſen von der ganzen Bevölkerung des Ortes zurückgeblieben. Die Einwohner hatten, unter Androhung kriegsgerichtlicher Behandlung für den Contraventionsfall, den beſtimmten Befehl vom General Trochu erhalten, ſich innerhalb vierundzwanzig Stunden aus ihren Häuſern zu entfernen; der barbariſche Befehl war noch in Chatillon, L'Hay und anderen Dörfern der Bannmeile an den Mauern affichirt. Die franzöſiſchen Soldaten hatten vor ihrem Abzuge überall die Wohnungen ihrer Landsleute auf's ſchrecklichſte verwüſtet, um den deutſchen Truppen möglichſt unwirthliche Quartiere zu hinterlaſſen. Sie hatten Fenſter und Thüren, den ganzen Hausrath, ja oftmals ſelbſt große Spiegel zertrümmert, Stühle, Tiſche und Schiebladen mit Unrath beſudelt — es war ein Bild vandaliſcher Zerſtörung. „Wer weiß", ſagten mir in Sceaux ein paar bayriſche Officiere, die mich einluden, ihr Frühſtück zu theilen, „ob die franzöſiſchen Blätter nicht gar uns als die Urheber dieſer Verwüſtung darſtellen werden! Wir haben die beſchmutzten Wohnungen, welche wir vorfanden, nach Kräften geſäubert, wir ſcheuen uns ſogar, unſere Füße mit den ſchmutzigen Stiefeln auf die Sophas zu legen, obſchon man uns keine Betten gelaſſen, und wir haben die zerbrochenen Scheiben ſorgfältig mit Papier verklebt — aber es iſt ja kein Menſch hier am Orte geblieben, der unſer Reſtaurationswerk bezeugen könnte!"

Ich hatte in Chatenay einige Mühe, das Geburtshaus von Voltaire aufzufinden; endlich jedoch entdeckte ich daſſelbe in der Nähe des Schloſſes an der Ecke der benachbarten Straße. Es iſt ein kleines zweiſtöckiges Gebäude, mit der Nummer 63 bezeichnet. In einer ſpitzen Giebelniſche des Daches befindet ſich das von einem Gitter umſchloſſene Bruſtbild des großen Satirikers, mit der Umſchrift: „Voltaire, né à Chatenay". Das Haus dient jetzt als Werkſtätte eines Sattlers und Knopffabrikanten, im Erdgeſchoſſe lag überall ſein Handwerksgeräth verſtreut, in der oberen Etage fand ich in jedem Zimmer Heiligenbilder an den Wänden und pietiſtiſche Broſchüren, Gebetbücher ꝛc. — ſonderbare Lectüre im Geburtshauſe des Philoſophen von Ferney! Mit welchem Haſſe übrigens das Andenken Voltaire's in Frankreich heute noch von der ultramontanen Partei geſchmäht wird, davon hatte ich juſt Gelegenheit gehabt, mich in Verſailles wieder zu überzeugen. Das vom Abbé E. Barbé redigirte „Bulletin religieux“ hatte nämlich in ſeiner Nummer vom 11. September einen heftigen Angriff gegen die Voltairianer gebracht, die mit eigenthümlicher Logik als Feinde Frankreichs dargeſtellt wurden, weil ihr Meiſter der Freund Friedrich's des Großen, des Preußenkönigs, geweſen. Es wurden dem Standbilde Voltaire's u. A. folgende perfide Verſe in den Mund gelegt:

„Pourquoi cette pudeur, ô mes amis fidèles,
De n'oser me fêter quand on meurt sur le Rhin?
— La patrie est en deuil; ses pertes sont cruelles,
Dites-vous: nous craignons de troubler son chagrin.
Que vous comprenez mal ce coeur patriotique,
Qui dicta mes beaux vers au vainqueur de Rosbach!
Si je vivais encore en ce moment critique,
J'aurais illuminé pour Woerth et pour Forbach!“

Wenn man, wie ich es that, von Chatenay nach Sceaux nicht die gerade Richtung, ſondern den nordweſtlich abbiegenden hübſchen Waldweg einſchlägt, ſo gelangt man an reizenden Villen vorüber, die jetzt ebenfalls alle verödet ſind, bald nach dem romantiſch gelegenen Dörfchen Robinſon, einem Lieblingsziel der Sommerausflüge der Pariſer. Wie in den deutſchen Badeörtern, ſind überall am Wege, der ſich einen bewaldeten Hügel hinanzieht, elegante Verkaufsbuden errichtet, in denen alle erdenklichen Schnurrpfeifereien feilgeboten werden. Jetzt hatten die Soldaten ſich's in den Buden bequem gemacht, und auf den befranzten, mit rothem Tuch ausgeſchlagenen Geſtellen lagen Säbel, Gewehre, Helme, Wichsbürſten, Torniſter, Brotbeutel in maleriſchem Durcheinander. Der eigentliche Attractionspunkt für die Pariſer ſind die ſchattigen Gärten mit rieſigen, uralten Kaſtanienbäumen, in deren Wipfeln große Reſtaurationspavillons erbaut ſind, zu welchen man auf bequemen Wendeltreppen hinaufſteigt. Das Hauptetabliſſement, welches κατ' ἐξοχὴν den Namen „Robinſon“ führt, trägt über der Eingangsthüre die Inſchrift:

Robinson! nom cher à l'enfance,
Que, vieux, l'on se rappelle encor,
Dont le souvenir, doux trésor!
Nous reports aux jours d'innocence!

Das Innere der Wirthſchaftsrotunde, welches das Ausſehen einer eleganten Blockhütte hat, iſt mit grell gemalten Bildern aus der bekannten Geſchichte Robinſon's decorirt. Zuerſt der Schiffbruch, ſodann eine Lamajagd, der Kampf mit den Wilden, die Rettung Freitag's, und endlich die Heimkehr. Der Wirth dieſes Etabliſſements war mit ſeiner würdigen Ehehälfte ausnahmsweiſe in ſeinem idylliſchen Neſtchen zurückgeblieben, und er hatte wahrlich keine Urſache, dieſen verſtändigen Entſchluß zu bereuen. Officiere und Soldaten frequentirten den ganzen Tag über ſeine friedliche Wirthſchaft, und er bedauerte nur, daß ſein Wein- und Biervorrath allmählich ſtark auf die Neige ging, ohne bei dem Mangel an Verkehrsmitteln ſchnell wieder erſetzt werden zu können.

Daß übrigens die herrlichen Wälder in der Umgegend von Paris gegenwärtig kein ungefährlicher Aufenthalt für Spaziergänger ſeien, bewies mir nachſtehende Proclamation, welche ich unweit der Robinſonhütte angeſchlagen fand:

„Da mehrere Meuchelmorde durch Franc-Tireurs verübt worden ſind, welche ſich in den umliegenden Waldungen verſteckt halten, verordne ich, was folgt:

1) Jedes männliche Individuum, das ſich im Innern der Wälder und Hölzungen betreffen läßt, wird als Franc-Tireur angeſehen und behandelt werden.

2) Die Gemeinden, welche die Anweſenheit ſolcher Individuen auf ihrem Gebiete nicht angezeigt haben, werden mit ſtarken Contributionen belegt werden.

3) In dringenden Fällen werden die Ortsbehörden verhaftet werden.

Hauptquartier des erſten bayriſchen Armeecorps. Lonjumeau, den 22. September 1870.

Der General en chef von der Tann."

Auf dem Kirchhofe von Sceaux ſuchte ich vergeblich das Grab Florian's, der in dem alten, ſeitdem niedergeriſſenen Schloſſe als Gaſt des Herzogs von Penthièvre mehrere ſeiner reizendſten Werke ſchrieb. Auch von dem ehemaligen Schloßgarten, einem Meiſterwerke Le Nôtre's, ſind nur noch einzelne Alleen erhalten, die jetzt als öffentliche Promenade benutzt werden. Aeußerſt ſehenswerth iſt das hübſche, neu erbaute Schloß des Herzogs von Treviſo, und mehr noch der weite, dichte, daſſelbe umgebende Park, welcher den Pariſern, die nicht nach Baden-Baden zu reiſen die Mittel haben, einen angemeſſenen Erſatz für den Anblick jener herrlichen Promenaden gewährt. In dem Schloſſe, aus welchem man vor Ankunft unſerer Truppen alles Mobiliar, mit Ausnahme einer großen Billardtafel, fortgeſchafft hatte, war bis jetzt Nichts zerſtört und zertrümmert worden. Dagegen häuften ſich die Schrecken der Kriegsverwüſtung, ſobald man aus der Oſtpforte des Parkes in den Flecken Bourg-la-Reine trat. Dort war jedes Haus zur Vertheidigung auf Leben und Tod eingerichtet. Granaten aus dem Fort von Bicêtre und aus der Schanze von Villejuif hatten die Wände vieler Häuſer zerſchmettert; jedes Fenſter war mit kreuzweiſe an einander gefügten Holzläden, mit Matratzen oder Mobiliargegenſtänden verbarrikadirt, und zahlreiche Schießlöcher waren daneben in die Wände gehauen. Alle Wege, die nach nördlicher und öſtlicher Richtung führen, fand ich durch hohe, kunſtvoll zuſammengeſtellte Barrikaden aus umgeſtürzten Fuhrwerken, Baumſtämmen, Reiſigbündeln, Steinblöcken, Sandſäcken und Erde abgeſperrt, und nur durch gütige Vermittlung eines bayriſchen Officiers konnte ich, mit Zurücklaſſung meines Wagens, über dieſe Hinderniſſe an die nächſte, bei dem Dorfe L'Hay poſtirte preußiſche Feldwache gelangen.

Ich befand mich, wie all' dieſe Anzeichen klar genug verriethen, auf dem Hauptſchauplatze des Gefechtes vom vorhergehenden Tage. Die Franzoſen waren am Morgen des 30. Septembers bei Arceuil, links vom Fort de Bicêtre, in einer Stärke von vier Infanterie-Regimentern (zwölf Bataillonen), unter Führung des Generals Guilhem, früh gegen ſechs Uhr hervorgebrochen, und hatten einen Angriff auf das vom 23ſten preußiſchen Infanterie-Regimente beſetzte Dorf L'Hay gemacht. Schon waren die 23er, nach heldenmüthigem Widerſtande, durch die numeriſch weit überlegene feindliche Streitmacht aus dem größten Theile des Dorfes zurückgedrängt, als ihnen von Oſten aus Bourg-la-Reine zwei Bataillone des 7ten Regiments der 9ten bayriſchen Diviſion, und gleichzeitig von Süden her das 1ſte und 2te Bataillon des 10ten Breslauer Infanterie-Regiments, welche in La-Belle-Epine und Orly poſtirt geweſen, über Chevilly zum Entſatz kamen.

Während ein Zug der 23er den ſüdweſtlichen Ausgang des Dorfes behauptete, hielten die Franzoſen bereits den ſüdöſtlichen Ausgang und die ganze Oſtſeite des Dorfes beſetzt. Auf der Nordſeite hatten Letztere raſch eine Barrikade errichtet, ſo daß die vordringenden 10er in ein mörderiſches Kreuzfeuer geriethen. In zwei Abtheilungen vorſtürmend, gelang es ihnen, die Barrikade zu nehmen und gleichzeitig die Franzoſen wieder aus der Oſthälfte von L'Hay hinauszuwerfen. Dieſelben legten ſich jetzt in einen Graben, von wo aus ſie ein heftiges Feuer eröffneten. Auch von hier verdrängt, zogen ſie ſich in einen Hopfengarten zurück, bis die preußiſchen Truppen, Schritt vor Schritt kämpfend, die jenſeitige Liſière des Gebüſches erreichten und den Feind bis unter die Wälle des Forts von Bicêtre und der Schanze von Villejuif zurücktrieben, die, eine Zeitlang verlaſſen, ſeit einigen Tagen wieder von den Franzoſen beſetzt und bedeutend verſtärkt worden war. Das Gefecht dehnte ſich in öſtlicher Richtung bis Thiais und bis Choiſy-le-Roi an der Seine aus, wo die Franzoſen unſere Pontonbrücke zu zerſtören trachteten, was jedoch durch den kräftigen Widerſtand der 63er und 22er vereitelt ward. Der Geſammtverluſt der Franzoſen an Todten und Verwundeten in dieſem Gefechte betrug über 1200 Mann, darunter General Guilhem. Unter den circa 500 Gefangenen, die in unſeren Händen blieben, befanden ſich zahlreiche Officiere, die unverhohlen ihre Bewunderung der deutſchen Tapferkeit ausſprachen. Aus einem bei dem todten General vorgefundenen Schreiben ging hervor, daß die vier Regimenter den Auftrag gehabt hatten, vor Allem die Stellung der Preußen bei La-Belle-Epine und einen dort in äußerſt gedeckter Stellung befindlichen Obſervationsthurm zu nehmen.

Auch die Franzoſen hatten übrigens mit großer Erbitterung gefochten; ſelbſt Verwundete ſchoſſen mehrfach auf preußiſche Officiere. Allein in der Umgegend des Kirchhofes von L'Haÿ lagen über 300 franzöſiſche Leichen, während unſere Verluſte ſich im Ganzen auf 3—400 Todte und Verwundete beliefen. Zur Beerdigung der Todten und zur Fortſchaffung der Verwundeten fand bis zum folgenden Mittag 12 Uhr eine beiderſeitige Waffenruhe ſtatt. Die franzöſiſchen Leichen und Verwundeten wurden meiſtentheils in von Paris herbeigeholten Omnibus fortgeſchafft; auch erſchienen mehrere höhere Stabsofficiere, um die nach Chevilly gebrachte Leiche des gefallenen Generals zu reclamiren.

In L'Haÿ war ſeit dem Angriffe der Franzoſen jedes Haus und jeder Garten in eine kleine Feſtung umgewandelt; es wäre jedem Fremden unmöglich geweſen, ſich ohne Führung eines Officiers in dem Gewirre von Barrikaden, Mauern, verſteckten Pforten und verrammelten Häuſern auch nur fünfzig Schritte weit zurecht zu finden. Alle Schlüſſel ſteckten auf der inneren Seite der Thüren, um bei einem nöthig werdenden Rückzuge ſchnell umgedreht und abgezogen werden zu können. Am äußerſten Nordoſtende des Dorfes, nur zwölfhundert Schritte von der feindlichen Schanze entfernt, war ein acht Fuß hoher Erdwall errichtet, hinter welchem eine halbe Compagnie der 10er auf Wache lag. Jeder Poſten ſtand, die Hand am Hahne, halb niedergeduckt hinter ſeinem geladenen Gewehre, deſſen blitzender Lauf, auf dem Walle ruhend, gegen die Schanze von Villejuif gerichtet war, während ein Officier jede Bewegung auf derſelben, entblößten Hauptes über die Wallbrüſtung hinweg lugend, durch ſeinen Feldſtecher beobachtete. Dem Beiſpiele des Lieutenants folgend, der in dieſem Labyrinth meinen Cicerone machte, kroch ich leiſe und vorſichtig, durch ein Loch in der Gartenhecke ſchlüpfend, zu dieſer vorgeſchobenſten Feldwache heran, und ſah die Franzoſen mit Eifer an der Verſtärkung ihrer Schanze arbeiten. Ohne Zweifel hätten unſere Soldaten mit Leichtigkeit den einen oder anderen der feindlichen Schanzarbeiter niederknallen können; da es jedoch thöricht geweſen wäre, durch eine unnütze Provocation das Feuer der ſtarken Batterien auf unſeren ſchwachen Erdwall zu lenken, ſo war das Schießen aus dieſer gefährlichen Obſervationsſtellung den Vorpoſten nur für den äußerſten Nothfall geſtattet.

Im Garten hatte man eine Barrikade aus Schränken, Tiſchen, Stühlen und Bettzeug zuſammen gefügt. Die Lücken waren großentheils mit Büchern ausgefüllt. Eines derſelben war herab gerutſcht, ich hob es auf, und, ſiehe da! es war ein Band allerliebſter Illuſtrationen Grandville's zu Béranger's Gedichten. „Nehmen Sie das Buch als Erinnerung mit,“ ſagte mein freundlicher Führer, als er mich darin blättern ſah. Mich von ihm verabſchiedend, kehrte ich aber das hoch auf einer Bergzinne gelegene Pleſſis-Piquet, in deſſen ſteilen Straßen die abendlichen Kochfeuer der bayriſchen Soldaten eine ſeltſame Illumination bildeten, zu ſpäter Stunde nach Verſailles zurück.

Die Deutſchen in Verſailles. — Erinnerungen an Saint-Cloud.

Am Nachmittage des 5. Octobers verlegte König Wilhelm ſein Hauptquartier von dem Rothſchild'ſchen Schloſſe Ferrières gleichfalls nach Verſailles. Er wurde bei ſeiner Ankunft von den vor dem Präfecturgebäude aufgeſtellten Truppen und von ſämmtlichen Herren des kronprinzlichen Hauptquartiers mit jauchzendem Hurrah empfangen. Vor der Gitterpforte verließ er mit dem Kronprinzen, welcher ihm entgegen gefahren war, den Wagen und unterhielt ſich längere Zeit aufs Freundlichſte mit den zu ſeinem Empfange herbei geeilten Officieren. Der König wie der Kronprinz waren von der langen Fahrt ſo beſtaubt, daß man die Farbe ihrer Uniformen kaum zu erkennen vermochte. Der greiſe Held ſah im Uebrigen ſo rüſtig und munter aus, daß ihm Niemand die Strapazen eines zehnwöchentlichen Feldzuges anmerken konnte. Die Zahl der Verſailler Einwohner, welche das Schauſpiel der Ankunft des Königs herbei gelockt hatte, war nicht ſo groß, wie bei dem Einzuge des Kronprinzen. Wie es ſcheint, war der franzöſiſchen Bevölkerung der Stadt inzwiſchen von Paris oder Tours aus die Weiſung zugegangen, den deutſchen Gäſten gegenüber eine möglichſt kühle und gleichgültige Haltung zur Schau zu tragen, was ihnen freilich nicht immer gelang. Die imponirenden Geſtalten des Königs, des Kronprinzen, des Grafen Bismarck und ſo manches anderen ſtattlichen Begleiters der beiden Hauptquartiere verfehlten nicht, ſo oft ſie ſich auf den Straßen, in der Gemäldegallerie oder im Schloßpark blicken ließen, ein allgemeines Aufſehen zu erregen, und es kam ſelten vor, daß ein vorüber gehender Franzoſe ein patriotiſches Werk darin erblickt hätte, ihnen ſeinen Gruß zu verweigern. Selbſt bei den militairiſchen Paraden ſtellte ſich in der Regel eine anſehnliche Schaar von Zuſchauern aus den Kreiſen der Stadtbevölkerung ein, wie ich ſchon am 26. September bemerkte, wo zum erſten Mal eine Austheilung der von Sr. Majeſtät verliehenen eiſernen Kreuze durch den Kronprinzen ſtattfand. Das Königsgrenadier-Regiment Nr. 7, die hier ſtationirten Abtheilungen des 5ten Artillerie-Regiments und mehrere Schwadronen des 4ten Dragoner-Regiments hatten ſich in Fußparade innerhalb der Gitter des geräumigen Schloßhofes aufgeſtellt. Der Kronprinz Friedrich Wilhelm erſchien, in Begleitung ſeines Generalſtabes, gleichfalls zu Fuße und, wie gewöhnlich, im einfachen blauen Waffenrocke, mit der Militairmütze bedeckt. Er wurde von den Klängen der Militairmuſik mit „Heil dir im Siegerkranz“ empfangen, grüßte freundlich die verſchiedenen Truppenkörper, ſich mit Dieſem und Jenem unterhaltend, und faßte dann in der Mitte des Schloßhofes neben dem ehernen Reiterſtandbilde Ludwig's XIV. Poſto, wo er die zu decorirenden Officiere und Soldaten, etwa vierzig an der Zahl, im Halbkreiſe heraustreten hieß, und jedem Einzelnen die für ihn beſtimmte Auszeichnung mit freundlichen Worten überreichte. Sodann brachte er ein Hoch auf Se. Majeſtät den König aus, in das Alle jubelnd einſtimmten, und dem ein von dem commandirenden General der Parade ausgebrachtes enthuſiaſtiſches Hoch auf Se. königliche Hoheit den Kronprinzen folgte.

Eine beſonders zahlreiche Volksmenge ſtrömte nach dem Schloßparke, als am 18. October, zur Feier des kronprinzlichen Geburtstages, ſämmtliche Waſſer des Gartens ſprangen. Frauen und Kinder mit ihren Bonnen, Herren in modiſcher Tracht und ſchlichte Arbeiter in ihren Blouſen, Reconvalescenten aus dem Schloßlazarethe, darunter neben preußiſchen und bayriſchen Kriegern auch einige Zuaven und franzöſiſche Linien-Soldaten, und dazwiſchen umherwandelnd deutſche Officiere aller Waffengattungen in bunten Gala-Uniformen, viele darunter reich mit Orden und Sternen geſchmückt. Der König ritt mit dem Kronprinzen, dem Grafen Bismarck, dem Fürſten Lynar und einigen anderen Herren an der Spitze des langen Zuges, der ſich durch den herrlichen Park von Fontaine zu Fontaine bewegte. „Welch ein Schickſalswechſel!“ mochte König Wilhelm denken, wenn ihm die Erinnerung durch den Sinn flog, daß er vor drei Jahren, zur Zeit der großen Weltausſtellung, hier auf der Gartenterraſſe neben ſeinem Sohne und dem Kaiſer von Rußland als Gaſt deſſelben Mannes ſaß, welcher jetzt dieſen verbrecheriſchen Krieg wider Deutſchland begann, und zur Strafe ſeines Frevels Krone und Reich verlor!

Die Bewohner von Verſailles ſtanden mit ergötzlich conſternirten Geſichtern vor der Proclamation, in welcher der neu ernannte Präfect, Herr von Brauchitſch, ihnen ſeine Berufung durch „ſeinen erhabenen Souverain, den König von Preußen,“ anzeigte. Preußiſche Schildwachen ſtanden vor allen öffentlichen Gebäuden, und preußiſche Poſtboten durchwanderten mit der Briefmappe, wie ſonſt in Berlin, die Straßen der Stadt Ludwig's XIV., um den Herren des Hauptquartiers regelmäßig ihre Briefe und Zeitungen zu bringen, während die franzöſiſchen Einwohner von Verſailles Wochen lang von allem Verkehr mit der Außenwelt abgeſchnitten waren. Die Feldpoſt nahm freilich offene Briefe, die keine politiſchen Mittheilungen enthielten, ſofort zur Beförderung nach anderen Orten Frankreichs an, aber es dauerte lange, bis auch Rückantworten nach Verſailles gelangen konnten. Ein poſſirliches Zeugniß für den Unverſtand der Franzoſen war der Umſtand, daß in den erſten Tagen unſerer Anweſenheit in Verſailles mehr als zweihundert Briefe nach Paris unſerem Feldpoſtamte zur Beförderung eingereicht wurden. Die Leute machten verblüffte Geſichter, als man ihnen erklärte, daß es kein anderes Beförderungsmittel für dieſe Briefe gebe, als dieſelben etwa bei Eröffnung des Bombardements von Paris in den Lauf einer Kanone oder eines Mörſers zu laden

Die Feldpoſt! Mit welchen Gefühlen überſtrömenden Dankes wird jeder Theilnehmer an dem langen und beſchwerlichen Feldzuge ſich dieſes trefflichen Inſtitutes erinnern, das ſo raſch und ſicher ſeinen Verkehr mit den Lieben in der Heimath vermittelte! Ich habe in deutſchen Blättern mehrfach Klagen über die Langſamkeit und Unregelmäßigkeit der Beförderung von Feldpoſtbriefen geleſen, aber ich glaube nicht, daß man die Schwierigkeiten des Poſtdienſtes im Kriege daheim am friedlichen Heerde genügend in Anſchlag brachte. Wenn man bedenkt, daß wir uns in einem feindlichen Lande befanden, wo die gewöhnlichen Verkehrsmittel uns zum großen Theil abgeſchnitten oder gänzlich zerſtört waren, ſo kann die Energie nicht genug gerühmt werden, mit welcher unſere Feldpoſtbeamten in verhältnißmäßig kurzer Zeit und mit erſtaunlich geringen Mitteln einen geordneten Poſtdienſt herſtellten. Bei dem ungemein ſchnellen Vorrücken unſerer Armeen auf den verſchiedenſten Wegen war es in den erſten Wochen unmöglich, das ausreichende Material an Wagen, Pferden, Beamten und Fuhrknechten ſofort herbeizuſchaffen; die Herſendung von Truppen und Kriegsmaterial hatte mit Nothwendigkeit den Vorzug, und ſo erklärt es ſich leicht, daß zu jener Zeit ſelbſt Briefe aus dem großen Hauptquartiere des Königs zuweilen neun bis zehn Tage gebrauchten, um vom Kriegsſchauplatze nach Berlin zu gelangen. Die Feldpoſtbeamten arbeiteten damals ſchon mit unermüdlichem Eifer Tag und Nacht hindurch; aber erſt ſeit die Eiſenbahn über Nanzig hinaus für den Poſtverkehr benutzbar ward, bot ſich die Möglichkeit, eine Etappenſtraße herzuſtellen, auf welcher die Beförderung der Briefe der verſchiedenen Armeen von Relais zu Relais mit ſelten unterbrochener Regelmäßigkeit ſtattfinden konnte. Es iſt jedoch wohl zu beachten, daß die Unſicherheit der Wege in einem feindlichen Lande die Beförderung der Poſt in den nicht von disponiblen Eiſenbahnen durchſchnittenen Gegenden meiſt nur bei Tage geſtattet, da nächtliche Ueberfälle, wie ſie an mehr als Einer Stelle verſucht worden ſind, nur durch eine ſtarke militairiſche Bedeckung jedes einzelnen Poſtwagens zu verhindern ſein würden. Wir erhielten Briefe und Zeitungen aus Berlin oder Hamburg, ſeit die Bahn von Nanzig, nach der Einnahme Toul's, bis Nanteuil und ſpäter bis Lagny hergeſtellt war, durchſchnittlich in drei bis vier Tagen — gewiß eine prompte Beförderung unter ſo ſchwierigen Verhältniſſen! Aber Herr Inſpector Lambrecht, der Feldpoſtdirector der dritten Armee, und ſein treuer Gehülfe, der Poſtſecretair Helbing, ließen ſich auch keine Mühe verdrießen, ihrer ſchwierigen Aufgabe gerecht zu werden. Und mit welchem unnützen Ballaſt wurden oft die Poſtſäcke von unverſtändigen Abſendern in der Heimath beſchwert! Unter der Firma von „Feldpoſtbriefen“ langten zu der Zeit, als nur noch Briefe befördert werden ſollten, tagtäglich Cigarrenkiſtchen, viereckige Blechflaſchen, mit Rum oder Cognac gefüllt, und tauſenderlei ſeltſame Allotria an. Mir ſelbſt und meinen Collegen wurden ganze Bände lyriſcher Gedichte, Romane ꝛc. mit der Bitte um ſchleunigſte Beſprechung dieſer ihrer neueſten Geiſtesproducte von den Herren Verfaſſern auf den Kriegsſchauplatz nachgeſchickt; einmal bat mich ſogar „ein leidenſchaftlicher Verehrer der Heine'ſchen Muſe in Oſtpreußen,“ ihm doch ſofort ein Autograph des Dichters nach Bromberg zu ſenden, als ob es ſich ganz von ſelbſt verſtünde, daß ich ſämmtliche Manuſcripte Heinrich Heine's mit in die Campagne geſchleppt! Und wie häufte ſich erſt die Arbeit der unglücklichen Poſtbeamten, als die Feldpoſt ſpäter auch die Beförderung von Packeten übernahm! Sie wußten nicht, ſollten ſie lachen oder in Worte der Entrüſtung ausbrechen, wenn bei Eröffnung der Poſtſäcke aus den ſchlecht verſchloſſenen Packeten zu Staub zerſtampfte Cigarren, geſchmolzene Butter, zerquetſchtes Obſt, zerkrümelte, fettige Torten oder ähnliche Liebesgaben einer thörichten Mutter ihnen entgegen blickten, und ſie aus dem unappetitlichen Brei eine Sendung nach der andern hervorwühlen und die halb verlöſchte Aufſchrift entziffern ſollten. Nein, auf die Feldpoſt laſſe ich keinen Tadel kommen! Ehre ihren Beamten, Einem wie Allen! ſie haben ſich um unſere Krieger und um ihre daheim gebliebenen Angehörigen wohlverdient gemacht.

Sogar eine von Deutſchen redigirte Zeitung ſollte Verſailles erhalten. Wie in anderen Städten, hatte man auch hier dem Forterſcheinen der franzöſiſchen Blätter nicht das geringſte Hinderniß in den Weg gelegt, vorausgeſetzt natürlich, daß ſie ſich aller aufreizenden Raiſonnements und gehäſſigen Ausfälle wider die „fremden Unterdrücker“ enthielten, die eine Armee, welche mitten in Feindesland ſteht, ſich, bei aller liberalen Toleranz, doch nicht füglich gefallen laſſen kann. Es überraſchte daher Niemanden, als Herr Jeandel, der Redacteur des „Journal de Verſailles“, verhaftet ward, nachdem er ſich die tactloſeſten Declamationen über „die unglücklichen deutſchen Soldaten“, die wider ihren Willen durch einen despotiſchen Befehl ihres Herrſchers zur Schlachtbank geſchleppt würden, in ſeinem Blatte erlaubt hatte. Uebrigens erhielt er ſchon nach zwei Tagen, auf perſönliches Verwenden des Maire bei dem Kronprinzen, ſeine Freiheit zurück, und die franzöſiſchen Journale hörten nur auf zu erſcheinen, weil ihre Herausgeber ſich weigerten, neben den lügenhaften Bulletins der Regierung in Tours auch die officiellen deutſchen Kriegstelegramme zu veröffentlichen. Bald darauf unterzog ſich einer der zahlreichen Correſpondenten, von denen es allmählich in Verſailles zu wimmeln begann, der verdienſtlichen Arbeit, durch Herausgabe eines neuen Tageblattes in franzöſiſcher Sprache dem gänzlichen Mangel an journaliſtiſcher Lectüre abzuhelfen. Der mit vielem Geſchick redigirte „Nouvelliſte de Verſailles“ begnügte ſich Anfangs mit einer möglichſt authentiſchen Zuſammenſtellung der neueſten Ereigniſſe auf dem Kriegsſchauplatze. So erfuhren die Bewohner mindeſtens raſch die Thatſachen, welche die einheimiſche Preſſe ihnen hartnäckig zu verheimlichen ſuchte, und die Logik dieſer Thatſachen wirkte durch ihr eigenes Gewicht nachdrücklicher, als alles politiſche Raiſonnement, an welchem es übrigens auch nicht mehr fehlte, als die Regierung das Blatt übernahm und daſſelbe in vergrößertem Formate unter dem Titel „Moniteur officiel du Département de Seine-et-Oiſe“ — ſpäter „Moniteur officiel du Gouvernement général du Nord de la France“ — weiter erſcheinen ließ. Das „Journal de Bismarck“, wie die Einwohner das neue Blatt nannten, wurde mit Begierde gekauft; ſchon eine Stunde vor Ausgabe deſſelben begann man vor dem Expeditionslokale Queue zu machen, und in weniger als zwei Stunden war in der Regel die ganze Auflage vergriffen, welche von 500 Exemplaren bald auf 1600 ſtieg.

In der That, Verſailles war augenblicklich eine deutſche Stadt, und es waren nicht mehr die Prachtbauten und hiſtoriſchen Erinnerungen einer entſchwundenen Zeit, ſondern es war die Anweſenheit unſerer verbündeten Heere und ihrer heldenmüthigen Führer, was dieſer Stadt jetzt ihr charakteriſtiſches Gepräge verlieh. Darum zieren dies Buch nicht die Photographien der Schlöſſer Ludwig's XIV. und ſeiner Nachfolger, ſondern die hübſchen Skizzen, welche einer meiner Freunde im Hauptquartier, der Architekt Carl Junk, während unſeres Aufenthaltes in Verſailles von den Reſidenzen des Königs und des Kronprinzen, Bismarck's und Moltke's entworfen hat.

Das große Hauptquartier Sr. Majeſtät des Königs Wilhelm befand ſich in der Präfectur auf der Avenue de Paris — ein ſchloßähnliches Gebäude, dem man es bei den kleinlich gedrückten Verhältniſſen des oberen Stockwerkes kaum anſieht, daß drei Millionen Francs an daſſelbe verſchwendet worden ſind.

Ungleich maleriſcher iſt das Quartier Sr. königlichen Hoheit des Kronprinzen in der Rue Porte-de-Buc, theilweiſe eine Schöpfung Carl Junk's, das inmitten eines reizenden Parkes gelegene Landhaus „Les Ombrages,“ deſſen Eigenthümerin, Madame André, eine reiche, durch ihren Wohlthätigkeitsſinn bekannte Proteſtantin, ſchon vor unſerer Ankunft zur Flucht genöthigt worden war, weil der Pöbel von Verſailles ſie — durchaus mit Unrecht, denn ſie iſt eine eifrige franzöſiſche Patriotin — „preußiſcher Sympathien“ bezichtigt hatte.

Die Wohnung des Bundeskanzlers in der Rue de Provence iſt erſt vor Kurzem auf dem Terrain des ſeit 1851 eingegangenen Jardin des Plantes erbaut worden. Das Haus iſt zwar glücklich unter Dach und Fach gebracht und gewährt nach außen einen recht ſtattlichen Anblick; im Innern iſt es jedoch nicht fertig und läßt Mancherlei zu wünſchen übrig — ganz wie jener politiſche Bau, der unſerm großen Staatsmanne ſeinen Urſprung verdankt, und in deſſen Räumen es den Brüdern aus Nord und Süd noch immer nicht recht heimiſch werden will.

Auch das Haus des Grafen Moltke paßt ganz zu dem Charakter des Mannes, welcher daſſelbe ſeit dem October vorigen Jahres bewohnt: wer ſollte vermuthen, daß dieſer ſchlichte, ſcheinloſe, halb verwitterte Bau, der ſich finſter und ſchweigſam in der Rue neuve hinter der Notredamekirche verſteckt, die Werkſtatt ſei, aus welcher die genialen Feldzugspläne hervorgingen, die den Ruhm der deutſchen Waffen in alle Welt trugen?

In der erſten Hälfte des Octobermonats wurde von den Pariſer Forts, insbeſondere von dem Fort des Mont Valérien, viel kanonirt, ohne daß unſeren Belagerungsarbeiten daraus ſonderlicher Nachtheil erwachſen wäre. Unſere Soldaten wußten ſich, wie die franzöſiſchen Blätter mit ſchlecht verhohlenem Aerger erzählten, durch mancherlei Kriegsliſten gegen das feindliche Feuer zu ſchützen. Als zum Exempel: wenn ſie eine neue Batterie errichten wollten, warfen ſie in unmittelbarer Nähe derſelben einen Erdwall auf, ſpickten denſelben mit Kanonen und ſchoſſen von Zeit zu Zeit aus einer derſelben, um das Feuer des Feindes auf die Scheinbatterie zu ziehen, deren übrige Geſchütze nur aus mit Broncepapier überklebter Pappe beſtanden. Nachts jagten ſie Hunde, denen man Militairmäntel übergehängt, zu den franzöſiſchen Vorpoſten hinüber, welche ihr Pulver an den vermeintlichen Feind verſchwendeten. Auch befeſtigten ſie oft, wenn ſie Schanzen aufwarfen, eine Laterne mehrere Ellen hoch an einem Pfahle, damit die feindlichen Geſchütze in unſchädlicher Entfernung über ihnen hinweg flögen. Oder ſie machten ſich den Scherz, irgend einer Strohpuppe die Uniform anzuziehen und ihr Helm oder Pickelhaube aufzuſetzen — ſie konnten dann ſicher ſein, ſofort ein mörderiſches Granatfeuer auf die unſchuldige Puppe gerichtet zu ſehen, während ſie einige hundert Schritte entfernt unbehelligt an ihren Erdwerken arbeiteten.

Durch eine ſolche, völlig zweckloſe Kanonade des Mont Valérien wurde am Nachmittage des 13. Octobers das ſchöne, hiſtoriſch denkwürdige Schloß von Saint-Cloud in Aſche gelegt. Eine der Brandgranaten zündete im linken Flügel, und nur wenige der herrlichen Kunſtſchätze konnten gerettet werden. Die berühmte Sappho von Pradier und einige der werthvollſten Gemälde hatten die Franzoſen freilich ſchon vor unſerer Ankunft in Sicherheit gebracht. Die Beamten und die Dienerſchaft des Schloſſes waren in den erſten Octobertagen nach Verſailles übergeſiedelt, da das Schloß bereits mehrfach den ſchweren Marinegeſchützen des Mont Valérien zur Zielſcheibe gedient hatte; aus demſelben Grunde war es niemals dauernd von unſeren Truppen beſetzt geweſen, ſondern nur gelegentlich von Patrouillen auf ihren Rundgängen durchſucht worden. Von militairiſchem Geſichtspunkte aus konnte uns alſo die Zerſtörung deſſelben gleichgültig ſein, wie ſchmerzlich immer wir dieſen Act des Vandalismus im Intereſſe der Kunſt bedauerten. Die prächtigen Bäume der Orangerie wurden, auf Anweiſung des Kronprinzen, nach Verſailles geſchafft und in dem Orangeriehauſe des dortigen Schloßgartens untergebracht, damit der Winterfroſt ſie nicht ruinire. Die geretteten Bücher der kaiſerlichen Bibliothek wurden, auf Befehl des Königs, im Präfecturgebäude aufgeſtellt und von Hofrath Schneider geordnet. Eines dieſer Bücher wurde von einem Hauptmann des dritten Poſen'ſchen Infanterieregiments No. 58 den Flammen entriſſen und dem Herzoge von Coburg zum Geſchenk gemacht. Das curioſe Werk iſt eine Geſchichte des Schloſſes von Saint-Cloud, welche auf Befehl des Kaiſers Napoleon III. von den Herren Philippe de Saint-Albin, Bibliothekar der Kaiſerin, und Armand Durantin verfaßt wurde. Es enthält, nach den Zimmern geordnet, eine hiſtoriſch getreue Darſtellung aller merkwürdigen Ereigniſſe, die ſich in den einzelnen Räumen zugetragen. Der Herzog war ſo freundlich, mir das Buch zu leihen, und die Lectüre begann mich bald in hohem Grade zu feſſeln.

Aber, ſagte ich mir plötzlich, hier im Zimmer iſt nicht der rechte Ort, ſich in geſchichtliche Reminiscenzen zu vertiefen, deren Schauplatz kaum eine Stunde entfernt draußen dicht vor den Thoren liegt! Ich will das Buch in die Taſche ſtecken und auf den noch rauchenden Trümmern des Schloſſes hiſtoriſch-topographiſche Studien anſtellen, während der Anblick der Ruinen mir noch einen Schimmer all' der untergegangenen Herrlichkeit leibhaftig vor die Seele führt.

Da bin ich ſchon auf dem Wege! In gerader Richtung zur Avenue de Picardie hinaus ſchlendernd, komme ich bald nach dem pittoresk gelegenen Städtchen Ville d'Avray. Welch' gräßliche Spuren der Verwüſtung und des Krieges in dem ſonſt ſo lieblich gelegenen Orte! Ueberall auf der rechten Seite der Landſtraße gefällte Alleebäume, Verhaue von Reiſigbündeln und Tannengeſtrüpp, worunter ſich Fußangeln und Wolfsgruben verſtecken; die hübſchen Landhäuſer von den Bewohnern verlaſſen und von Granaten zerſetzt und durchlöchert! Noch wenige hundert Schritte, und ich ſtehe am Parkgitter von Saint-Cloud. Die ſchweren Eiſenpforten ſind geſchloſſen, dahinter ſpaziert eine Schildwache langſam auf und nieder. „Iſt denn die Welt hier mit Brettern vernagelt?“ rufe ich dem wackern Schleſier zu, der hier auf Vorpoſten ſteht. „Jawohl, Herr! Niemand darf dieſen Park betreten, der nicht eine Beſcheinigung von Excellenz Blumenthal vorweiſen kann, daß er eine militairiſche Ordre zu erfüllen hat. Auch iſt es gar nicht gemüthlich, weiter vorzugehen; Sie müßten mäuschenſtill auf Händen und Füßen durchs Gebüſch kriechen und vielleicht brennt Ihnen doch ſo'n verfluchtiger Franzoſe eine Chaſſepotkugel auf den Pelz, oder der „Bullrian“ ſchmeißt Ihnen einen Zuckerhut von achtzig Pfund in die Kaldaunen.“ Unter ſo bewandten Umſtänden konnte ich mich allerdings nur „rückwärts concentriren,“ und mein Buch im friedlichen Zimmer durchleſen.

Da iſt, was meine Quelle erzählt:

Im ſechzehnten Jahrhundert ſtand auf dem Platze, wo nachmals das Schloß von Saint-Cloud ſich erhob, eine hübſche Villa in italieniſchem Style, von der aus Florenz ſtammenden Familie

Gondi erbaut, welche mit Catharina von Medicis an den franzöſiſchen Hof gekommen war. In dieſem Hauſe ward am 1. Auguſt 1589 der König Heinrich III. ermordet. Der fanatiſche Mönch Jacob Clément, welcher durch ſeine meuchleriſche That der Sache des Katholicismus einen Dienſt zu erweiſen gedachte und wenig ahnen mochte, daß ein proteſtantiſcher Fürſt die Früchte des ſchändlichen Attentats ernten ſollte, überreichte dem Könige einen Brief, und während der unglückliche Monarch denſelben las, rannte er ihm ein Meſſer, das er im Aermel verborgen gehalten, mit ſolcher Gewalt in den Leib, daß mit dem Blute die Eingeweide hervorquollen.

„Unſeliger!“ ſchrie der König, „was hab' ich Dir gethan, daß Du mich mordeſt?“ Und das Meſſer aus der Wunde reißend, ſtieß er es dem Mönch in die Stirn. Die herbei eilenden Wachen durchbohrten den Königsmörder mit ihren Klingen und warfen ſeinen Leichnam durch das Fenſter auf den Hofplatz hinab. Der Leichnam ward in der Folge geviertheilt, verbrannt und die Aſche in die Seine geſtreut. Andererſeits aber wurde das Bild des Königsmörders an vielen Orten auf den Kirchenaltären zur Verehrung der Gläubigen ausgeſtellt, und der Papſt Sixtus V. hielt ihm vor verſammeltem Conſiſtorium eine Lobrede!

Am 4. Auguſt 1589 wurde Heinrich von Bourbon in dem anſtoßenden Hauſe des Herrn Tillet von der Elite des franzöſiſchen Adels als Heinrich IV. zum Könige proclamirt. Dies Haus bildet, wie die Villa Gondi, einen Theil des nachmaligen Schloſſes von Saint-Cloud, deſſen Räumen es alſo beſchieden war, die Erhebung des erſten wie die Erniedrigung des letzten der Bourbonen, die feige Flucht Karl's X., zu ſehen.

Die Villa Gondi gelangte aus den Händen der florentiniſchen Familie in den Beſitz des reichen und verſchwenderiſchen Generalcontroleurs der Finanzen unter Ludwig XIV., des Sieur Barthélemy Hervard, der ſie für eine Million Francs erſtand. Er verwandte noch das Doppelte auf Verſchönerungen, und in ſeiner thörichten Eitelkeit ließ er nicht ab, den Cardinal Mazarin mit

Bitten zu beſtürmen, bis der allmächtige Miniſter ihm endlich die Ehre eines königlichen Beſuches verſchaffte. Dieſer Beſuch ſollte ihm theuer zu ſtehen kommen. Am 24. October 1658 führte Mazarin ihm den König und deſſen Bruder Philipp, den Herzog von Orleans, zu, welche den Tag in ſeinem Hauſe verbrachten. Hervard ſetzte ihnen ein auserleſenes Mahl vor, ließ ſeine berühmten Waſſerkünſte vor ihnen ſpielen, und ein Feuerwerk ſchloß das Feſt. Als die letzte Raketengarbe erloſchen war, entfernten ſich Ludwig XIV. und ſein Bruder mit ihren Höflingen und Trabanten; aber Mazarin blieb.

Er machte ſeinem Wirth Complimente über das Feſt und rühmte den Reichthum Hervard's mit jenem feinen, halb ſpöttiſchen Tone, hinter welchem ſich ſeine Argliſt ſo gern verbarg.

Nun war das Gewiſſen des Generalcontroleurs in Finanzſachen nicht ganz rein. Hervard ſah in jenem Lächeln Mazarin's, das er von Alters her kannte, ſchon Rechtsverfolgungen, Erſatzklagen, vielleicht noch Schlimmeres, heran drohen. Er hielt es für gerathen, ſein Vermögen als recht unbedeutend zu ſchildern.

„Hm, hm! Wie viel kann Ihnen dies Schloß überhaupt koſten?“ frug der Cardinal. „Zwölf- oder fünfzehnhunderttauſend Livres? Und das Volk beklagt ſich . . .“

„O, viel weniger!“ rief der erſchrockene Generalcontroleur.

„Sagen wir eine Million.“

„Weniger, viel weniger!“

„Gut, alſo zweihunderttauſend Thaler? . . . Und die Finanzen des Königs ſind arg verſchuldet!“

„Monſeigneur, ich wäre nicht im Stande, eine ſo große Ausgabe zu machen“, ſagte Hervard in äußerſter Verwirrung.

„Aber, kurz und gut, wie viel koſtet Ihnen denn dies Beſitzthum?“

„Hunderttauſend Thaler“ ſtammelte der unvorſichtige Thor.

„Gut, ſehr gut“, ſagte der Miniſter, ſich erhebend. „Hunderttauſend Thaler, nicht wahr?“

„Jawohl, Monſeigneur.“

Die Caroſſe Mazarin's war ſchon über die Brücke von Saint-Cloud gerollt, als der betroffene Hervard immer noch nachgrübelte:

„Hunderttauſend Thaler! . . . Warum hat er durchaus den Preis wiſſen wollen? . . . Bah, er weiß wenigſtens nicht, daß das Ganze mich mehr als zwei Millionen gekoſtet hat!“

Am folgenden Morgen ſchickte der Cardinalminiſter dem Finanzmann eine Caſſette und ein Pergament.

Die Caſſette enthielt hunderttauſend Thaler.

Das Pergament war ein Contract über ein Verkaufsgeſchäft, welches der Sieur Hervard mit dem Könige abgeſchloſſen, der die Villa Gondi für Monſieur, ſeinen Bruder, zu erwerben wünſchte.

Die Ueberbringer waren der königliche Notar Mouſſle und ſein College Leſoin. Dem Generalcontroleur blieb keine andere Wahl, als in ſtiller Reſignation den Contract zu unterzeichnen aber er lud wahrſcheinlich Mazarin nicht wieder zum Eſſen ein.

Außer den genannten beiden Häuſern wurden bald noch mehrere andere Grundſtücke durch Kauf und durch königliche Schenkungen zu dem Beſitzthume von Saint-Cloud hinzugefügt, ſo daß daſſelbe mit all' ſeinen Dependenzen ſeit dem Jahre 1736 nicht weniger als 1156 Morgen Landes umfaßte. Monſieur, Philipp von Frankreich, Herzog von Orleans, legte den Grund zu der koſtbaren Gemäldegallerie, welche die Zimmer des Palaſtes ſchmücken ſollte. Während ſein Bruder Ludwig XIV. die großen Gemächer des Schloſſes von Verſailles durch ſeinen Hofmaler Le Brun decoriren ließ, erhielt der in Rom verweilende Maler Pierre Mignard den ehrenvollen Auftrag, ſich nach Saint-Cloud zu begeben, um dort eine ähnliche Gallerie bewundernswerther Gemälde zu erſchaffen. Philipp von Frankreich war ſo eiferſüchtig auf den Ruhm ſeines Bruders als Protector der ſchönen Künſte, daß er die Vollendung der Decken- und Wandmalereien Mignard's gar nicht erwarten konnte und mehrmals die Gerüſte wegnehmen ließ, um ſich an dem Anblick der halbfertigen Bilder zu erfreuen. Dieſe Ungeduld ſeines fürſtlichen Mäcens hätte den Künſtler eines Tages faſt das Leben gekoſtet. Mignard ſtieg, als derſelbe wieder einmal den Fortſchritt der Arbeiten im Marsſaale betrachten wollte, zu eilfertig von dem Gerüſte hinab, und that, mit Palette und Pinſeln in den Händen, einen gefährlichen Sturz, der ihn ſechs Wochen lang an's Bett feſſelte. Am 10. October 1677 fand die Einweihung des großen Hauptſaales, der Apollogallerie, ſtatt, und Ludwig XIV. wurde eingeladen, derſelben beizuwohnen. Mit Bewunderung betrachtete er die Schöpfungen Mignard's und ſagte endlich, zu ſeinen Höflingen gewandt: „Meine Herren, ich wünſche ſehr, daß die Gemälde meiner Gallerie in Verſailles der Schönheit dieſer Bilder entſprechen.“ Mignard, der mit Recht auf dies königliche Lob ſtolz ſein durfte, das ihn dem gefeiertſten Maler des Hofes gleichſtellte, erhielt ſpäter den Auftrag, die ſogenannten kleinen Apartements und die nach ihm benannte Galerie im Schloſſe von Verſailles zu decoriren. All' dieſe Bilder behandelten, nach damaligem Geſchmacke, mythologiſche Stoffe, die ſpäter zu mancherlei Scherzen Anlaß gaben. So nannten die jungen Officiere des erſten Kaiſerreiches den Marsſalon, in welchem Venus züchtig die Augen vor ihrem hinkenden Gemahle niederſchlägt, den Saal der Ehewirthſchaft zu Dreien, la salle de ménage à trois.

Philipp von Frankreich, Monſieur, Herzog von Orleans, geb. 1640, geſt 1701, der einzige Bruder Ludwig's XIV., war, bevor er ſich 1671 mit der geiſtvollen Prinzeſſin Eliſabeth Charlotte von Bayern vermählte, in erſter Ehe mit der Enkelin Heinrich's IV. und Tochter des hingerichteten Karl's I., der ſchönen Henriette von England, verheirathet, die mit ihrer Mutter nach Frankreich geflüchtet war, um in deren Vaterlande ein Aſyl zu ſuchen. Der harte Mazarin wies der unglücklichen Königswittwe eine Dachkammer im alten Louvre an, wo ſie mit ihren Kindern die bitterſte Noth litt und ſich endlich ſelbſt genöthigt ſah, von dem Mitleide Cromwell's die Auszahlung ihres Leibgedinges zu erflehen — eine demüthigende Bitte, die jedoch bei dem Protector keine Berückſichtigung ſand. Endlich ſchien das Glück ihr wieder zu lächeln, als Anna von Oeſterreich die Hand der jungen Henriette für ihren zweiten Sohn, den Herzog von Anjou, nachmaligen Herzog von Orleans, annahm. Ein großer Ball in Saint-Cloud, der von Monſieur mit ſeiner Verlobten eröffnet ward, war das Vorſpiel ihrer Trauung, welche am 30. März 1661 im Palais-Royal zu Paris ſtattfand. Glückliche Tage und Feſte auf Feſte folgten jetzt in dem Schloſſe von Saint-Cloud, bis plötzlich die Schreckensnachricht erſcholl, daß die liebenswürdige Prinzeſſin, erſt ſechsundzwanzig Jahre alt, eines gewaltſamen Todes verblichen ſei. Ein junger, ehrgeiziger Höfling, der Chevalier de Lorraine, hatte es verſtanden, eine unbedingte Herrſchaft über den ſchwachen Geiſt des Herzogs von Orleans zu gewinnen, und bald ließ er auch die Herzogin fühlen, daß er in Saint-Cloud wie im Palais-Royal der unumſchränkte Gebieter ſei. Als ſie bei ihrem Gemahl keinen Schutz fand, beklagte ſich Henriette beim Könige, und der unverſchämte Günſtling wurde nach Rom verbannt. Vergebens warf ſich der Herzog von Orleans unter Thränen dem Könige zu Füßen, er konnte nicht die Aufhebung des Verbannungsdecretes erlangen, und zog ſich grollend nach dem kleinen alten Schloſſe von Villers-Cotterets zurück. Der Chevalier de Lorraine begriff, daß ſein Herr ihm ſelbſt ein Verbrechen verzeihen würde, wenn er ſich nur bald wieder ſeiner Geſellſchaft erfreute. Das Verbrechen wurde alſo beſchloſſen und ausgeführt.

Eines Tages empfingen ſeine beiden intimſten Freunde, zwei ruchloſe Schurken — d'Effiat, der erſte Stallmeiſter Monſieur's, und Graf de Beuvron, Capitain ſeiner Garden in Saint-Cloud — ein ſorgfältig verſiegeltes Packet.

Dies Packet enthielt den Tod der Herzogin: einen Brief und ein Schächtelchen mit Gift.

Der Brief wurde, nachdem man ihn geleſen hatte, verbrannt; das Schächtelchen ſteckte d'Effiat ein, und übergab es Morel-Simon, dem Haushofmeiſter der Herzogin.

Henriette hatte die Gewohnheit, tagtäglich friſches Cichorienwaſſer zu trinken. Dies Getränk war damals Mode; die Frauen betrachteten es als ein Mittel, die Schönheit ihres Teints zu erhalten.

Das Glas, in welches man dies Waſſer für die Herzogin goß, ſtand in einem Schranke, zu welchem nur Morel-Simon den Schlüſſel beſaß.

Es iſt unaufgeklärt, wie d'Effiat zu dieſem Schlüſſel gekommen war. Sicher aber iſt es, daß ein Diener im Vorübergehen zu ſeinem Erſtaunen bemerkte, wie der erſte Stallmeiſter vor dem geöffneten Schranke das Glas der Herzogin in Händen hielt.

Es war ein Sonntag, der 29. Juni 1670. Die Herzogin hatte die Meſſe gehört und ihre Tochter, die ſchöne Marie Louiſe, beſucht, welche nachmals kurze Zeit an der Seite eines ſchwachſinnigen Fürſten auf dem Throne von Spanien glänzen und dann eines ebenſo tragiſchen Todes wie ihre Mutter ſterben ſollte.

Das Mittagsmahl wurde aufgetragen, Henriette aß wie gewöhnlich, und ſtreckte ſich nach der Tafel zur Ruhe auf ein Sopha.

Bald darauf verlangte ſie ihr Cichorienwaſſer; Morel-Simon überbrachte auf einem Präſentirteller die Caraffe und das Glas.

Da es ſehr heiß war, begehrte auch eine der anweſenden Hofdamen, die Gräfin von Soiſſons, ein Glas des Getränkes.

Henriette bot ihr das ihrige an.

Morel-Simon zitterte und erblaßte; aber die Gräfin, welche am entfernteſten Ende des Zimmers ſaß, hatte ſchon aus einem anderen Glaſe getrunken.

Henriette leerte ihr Glas und ſchlief gleich darauf ein.

Die Gräfin von Soiſſons bemerkte mit Erſtaunen, daß ihre Geſichtszüge ſich veränderten.

Plötzlich fährt Henriette aus dem Schlummer empor. Sie iſt todtenbleich; ſie klagt über heftige Schmerzen im Magen und auf der Seite; ſie will ſich erheben, aber die Beine verſagen ihr den Dienſt; man trägt ſie in ihr Bett.

Ihre Schmerzen nehmen ſo zu, daß ſie laut aufſchreit. Dr. Eſprit, ihr Leibarzt, eilt herbei; er bürgt für ihr Leben.

Ihr Gemahl tritt ein.

„Umarme mich“, ſagt die Herzogin.

Er bedeckt ihr Antlitz mit Thränen und Küſſen.

„Ich ſterbe an Gift!“ ſtöhnt Henriette.

Man holt die Caraffe mit dem Cichorienwaſſer, man koſtet daſſelbe, es iſt unſchädlich; außerdem hat ja die Gräfin von Soiſſons ebenfalls davon getrunken.

Man unterſucht das Glas der Herzogin: aber es iſt ſchon ſorgfältig geſpült und gereinigt worden. Keine Spur, kein Verdachtszeichen iſt zu entdecken.

Henriette hatte den Beiſtand eines Geiſtlichen verlangt; Abbé Feuillet, der Pfarrer von Saint-Cloud, ſtellt ſich ein. Es iſt derſelbe Abbé, welcher eines Tages dem Herzoge von Orleans in Betreff des Haltens der Faſttage die bekannte Antwort gab: „Bah, Monſeigneur, eſſen Sie einen Ochſen, aber ſein Sie ein Chriſt!“ Leider erwies ſich der Geiſtliche am Sterbebette der unglücklichen Herzogin nicht ſo nachſichtig; er ſagte ihr die grauſamen Worte: „Du biſt eine elende Sünderin, ein Erdenwurm, der zerfallen und in Staub vergehen wird, und von all' dieſer Größe wird keine Spur übrig bleiben. Laſſe die Aerzte, denke nicht mehr an Deinen Leib, retten wir nur Deine Seele!“

Da die Herzogin während dieſer entſetzlichen Beichtfolter zu erſticken drohte, ließ der aus Paris herbeigerufene Arzt Gueſſin ihr am Fuße zur Ader.

Gegen elf Uhr Abends erſchien der König. Er konnte nicht ohne ſchmerzliche Erregung die Verwüſtung ſehen, welche das Gift ſchon auf dieſem ſchönen Antlitz angerichtet hatte.

„Weinen Sie nicht, Sire“, ſagte ihm Henriette; „Ihre Thränen ſchwächen meinen Muth, und ich bedarf ſeiner zum Sterben. Die erſte Nachricht, welche Sie morgen in Verſailles erfahren werden, wird die meines Todes ſein.“

Ludwig XIV. entfernte ſich. Die Herzogin empfing den engliſchen Geſandten und ſprach mit ihm eine Weile von ihrem Bruder, dem König.

In dieſem Augenblicke trat Boſſuet ein und richtete an ſie ein paar jener tröſtlichen, milden Worte, wie ſie jener echte Mann Gottes ſtets in ſeinem edlen Gemüthe zu finden wußte.

„Wenn ich todt ſein werde“, ſprach Henriette zu ihrer erſten Kammerfrau, „ſo gieb Herrn de Condom den Smaragd, welchen ich für ihn habe faſſen laſſen.“

Boſſuet hielt ihr das Cruciſix entgegen. Sie führte es an ihre Lippen, und verhauchte um 2¼ Uhr in der Frühe des Morgens ihren Geiſt.

Bald verbreitete ſich das Gerücht einer Vergiftung. Der engliſche Geſandte verlangte eine Oeffnung der Leiche und eine ärztliche Todtenſchau, der er ſelber mit beiwohnte. Die Aerzte erklärten, daß *Madame* an der *Cholera* geſtorben ſei.

Voltaire und Andere haben die Vergiftung in Abrede geſtellt; die Briefe der bayriſchen Prinzeſſin, der zweiten Frau des Herzogs, laſſen aber keinen Zweifel an der Thatſache übrig. „Nicht in das Cichorienwaſſer“, ſagt ſie, „ſondern in das Glas war das Gift geſchüttet.“ Und dann bringt ſie, unter Anführung ihrer Quellen, die unumſtößlichſten Beweiſe für die Wahrheit ihrer Angaben bei. Wir erfahren aus ihren Briefen weiter, daß Ludwig XIV. den Haushofmeiſter Henriettens, jenen Morel-Simon, in ſein Cabinet bringen ließ und ihm Strafloſigkeit verſprach, wenn er ein offenes Geſtändniß über alle Umſtände der Vergiftung ablege und ſeine Mitſchuldigen nenne. Mit dreiſter Stirn beantwortete der Schurke alle Fragen des Königs, und verhehlte auch nicht das geringſte Detail. „Und mein Bruder“, frug zuletzt der König, „wußte er darum?“ — „Nein, Sire, keiner von uns Dreien war ſo dumm, ihm was davon zu ſagen; er kann ja kein Geheimniß bewahren, er hätte uns in’s Verderben gebracht.“ Bei dieſer Antwort ſchien der König, wie von einem ſchweren Alpdrucke erlöſt, aufzuathmen, und winkte dem Manne, ſich zu entfernen. Keiner der Mörder wurde zur Verantwortung gezogen, der Chevalier de Lorraine nahm kurz nachher wieder ſeinen Günſtlingsplatz bei dem Herzoge von Orleans ein; ja, Ludwig XIV., welcher die ganze Schuld des Elenden kannte, ließ ſich ſogar herab, zuweilen bei ihm in ſeinem Schloſſe Frémont zu diniren, wenn er von Fontainebleau heimkehrte.

Bald nachdem die bayriſche Prinzeſſin den Platz der unglücklichen Henriette von England eingenommen hatte, verbreitete ſich das Gerücht, daß die verſtorbene Herzogin Nachts als Geſpenſt in ihrem einſtigen Lieblingsbosquet des großen Parkes umgehe. Ein Diener hatte ſie dort erblickt und war vor Schreck geſtorben, nachdem er die Thatſache der Erſcheinung berichtet. Niemand wagte ſich fortan nach Anbruch der Dunkelheit in jenen Theil des Gartens. Die aufgeklärte Eliſabeth Charlotte glaubte jedoch nicht an Geſpenſter und wollte der Sache auf den Grund kommen. Sie ließ ſich eines Abends von einem Capitain der Garde begleiten, und nach kurzem Harren erſchien das Geſpenſt. Es war eine unglückliche alte Frau, die ſich, wie ſie ſagte, für den Spott der Höflinge dadurch rächte, daß ſie ihnen Nachts Schrecken einjagte. Die Prinzeſſin lachte ſehr über das Abenteuer und duldete nicht, daß man die Alte beſtrafe.

Während der Regentſchaft empfing das Schloß von Saint-Cloud am 28. Mai 1717 einen ungewöhnlichen Beſuch. Der ruſſiſche Czar Peter der Große nahm daſſelbe an jenem Tage in Augenſchein, und dinirte dort mit dem Regenten und den vornehmſten Hofherren. Bei Tafel unterhielt er ſich in deutſcher Sprache mit Eliſabeth Charlotte, deren geiſtvolle Unterhaltung ihm ſehr zu gefallen ſchien. „Freilich“, ſagte er lächelnd beim Abſchiede, „Madame iſt ſehr neugierig und hat mich allzuſehr ausgefragt; ſie hat aber doch Nichts von mir erfahren, als was ſie wiſſen ſollte.“

Am 24. October 1784 wurde Saint-Cloud von dem Herzoge Ludwig Philipp von Orleans für die Summe von ſechs Millionen Francs an Marie Antoinette verkauft. Die junge Königin, welche gern der ſteifen Hofetikette zu entſchlüpfen ſuchte, richtete dort jene niedlichen Boudoirs mit den koketten Möbeln ein, die ſo wenig zu dem ernſten Style der großen Gemächer paßten. Eine Anecdote, welche ſich an ihren Aufenthalt in dem Schloſſe knüpft, mag als Beiſpiel der harmloſen Scherze dienen, mit denen Marie Antoinette ſich und ihren Hofdamen damals die Zeit zu vertreiben pflegte. Sie ließ eines Tages den König bitten, ihr ſeinen Beſuch zu machen. Als er eintrat, zeigte ſeine Gemahlin, die von ihren Lieblingsdamen umringt war, ihm die Coſtüme zu einer kleinen Hofkomödie, welche man zu ſpielen gedachte. Ludwig XVI. bewunderte dieſelben und ſchlug dieſe oder jene kleine Verbeſſerung vor. Plötzlich bat ihn die Königin, ihr einen kleinen Schmuck von Zechinen zu reichen, den die Prinzeſſin von Lamballe mit anderen Putzſachen auf das Kamingeſimſe gelegt hatte, über welchem ſich ein großer Spiegel befand. Der König beeilt ſich, ihren Wunſch zu erfüllen, aber die Zechinen haben ſich in die ſeidenen Franzen eines Kopfputzes verwickelt, die Königin wird ungeduldig, der König ſchüttelt Kopfputz und Zechinenhalsband, die mit unſichtbaren Fäden verknüpft ſcheinen, er wirft das Ganze ärgerlich hin, juſt gegen den Spiegel, der in Stücke zerbricht.

Da — o Wunder! — erblickt er mit einem Mal an Stelle des ſchönen Spiegels durch eine Fenſterſcheibe die reizendſte Fernſicht auf den Park, auf die Laterne des Demoſthenes und auf ein weites Baſſin. Erſtaunt dreht er ſich um und begegnet lauter lächelnden Geſichtern — es iſt eine Ueberraſchung, die Marie Antoinette ihm bereitet hat. Sie ſteht auf, eilt an den Kamin, drückt auf eine Feder, und ſofort ſchiebt ſich wieder ein Spiegel vor die Fenſterſcheibe.

Ludwig XVI., der ein geſchickter Mechaniker war — die kunſtvoll ciſelirten Schlöſſer an den Thüren dieſes Gemaches, das der Kaiſerin Eugenie ſpäter als Empfangszimmer diente, rühren u. A. von ihm her — bewunderte dieſe ſinnreiche Erfindung, und im folgenden Jahre ſuchte er ſeiner Gemahlin Ueberraſchung auf Ueberraſchung zurückzuſpenden. So ließ er hinter dem Spiegel und der Fenſterſcheibe in der Mauer ein Zifferblatt mit den vier

Weltgegenden anbringen. Der Zeiger dieſes Zifferblattes ſtand mit der Wetterfahne auf dem Dach in Verbindung und gab die Richtung des Windes an, ohne daß man das Zimmer zu verlaſſen brauchte.

In den bewegten Tagen der Revolution war Saint-Cloud verödet, bis zu der Stunde, wo der General Bonaparte dort die Wiege ſeiner Dynaſtie erſchuf. Die düſtere Phyſiognomie des Schloſſes während der Schreckenszeit ändert ſich plötzlich nach den Ereigniſſen des 18. und 19. Brumaire 1797. Wir wollen der letzteren nur in ſo weit gedenken, als ſie in Saint-Cloud ſich vollzogen.

Der Rath der Alten hielt zur Zeit des Directoriums ſeine Sitzungen in der Apollogallerie; der Rath der Fünfhundert tagte in der Orangerie des Schloſſes. Beide waren hier am 19. Brumaire in höchſter Aufregung verſammelt. Eine neue Umwälzung drohte heran. Wie ſollte der Conflict ſich löſen? Durfte man annehmen, daß die Directoren nach der kühnen That Bonaparte's ohne Kampf zurücktreten würden? Moulins und Gohier proteſtirten; Barras verbannte ſich nach Grosbois und begleitete den Brief, in welchem er ſeinen Rücktritt vom höchſten Staatsamte angezeigt, mit Worten der Anerkennung und Bewunderung für den lorbeergekrönten Krieger, dem er ſelber die Laufbahn des Ruhmes geöffnet. Eine nichtsſagende Discuſſion erhob ſich im Rathe der Alten über dieſen Entlaſſungsbrief. „Genug der Parteiungen!“ murmelte Bonaparte, der mit großen Schritten im anſtoßenden Marsſalon auf und nieder ging. Er ſah ein, daß vielleicht Alles verloren ſei, wenn nicht augenblicklich gehandelt würde. Es wurde ihm berichtet, daß die Mitglieder des Rathes der Fünfhundert in ſtürmiſcher Aufregung ſeien, und Augereau, einer ſeiner Anhänger, rief aus: „Da ſind wir in einer hübſchen Lage!“

„Augereau“, antwortete der General, „denke an Arcole, wo die Sachen weit ſchlimmer ſtanden. Sei ruhig; in einer Stunde wird Alles verändert ſein.“

Und Bonaparte dringt in dem Augenblick in die Apollogallerie, wo der Präſident Lemercier mittheilt, daß das Directorium, mindeſtens de facto, nicht mehr exiſtire.

Der General Bonaparte ergreift ſogleich das Wort. „Volksvertreter“, ruft er aus, „Ihr ſteht auf einem Vulcan! Meine Abſichten ſind rein, und ſchon überſchüttet man mich mit Verleumdungen; man ſpricht von einem neuen Cäſar, von einem neuen Cromwell! Das Vaterland beſitzt keinen eifrigern Vertheidiger, als mich; ich will ihm die Freiheit und Gleichheit erhalten!“

„Und die Verfaſſung?“ ſchreit Linglet.

„Die Verfaſſung? Ihr habt ſie am 18. Fructidor verletzt, Ihr habt ſie am 22. Floreal verletzt, Ihr habt ſie am 30. Prairial verletzt. Die Verfaſſung! Alle Parteien rufen ſie an, und alle Parteien mißachten ſie. Man verſchwört ſich . . .“

„Nennen Sie die Verſchwörer!“

„Wenn ich die Leute nennen muß, ſo ſage ich, daß Barras und Moulins mir vorgeſchlagen haben, mich an die Spitze einer Partei zu ſtellen, um alle freiſinnigen Männer zu ſtürzen (Bewegung in der Verſammlung); aber ich habe den Vorſchlag verächtlich zurückgewieſen. Mein Arm, den Ihr mit außergewöhnlichen Vollmachten bewährt habt, wird nur die Aufrührer treffen; und wenn irgend ein vom Ausland bezahlter Redner davon ſpräche, mich außer dem Geſetz zu erklären, ſo würde ich an Euch, meine braven Waffengefährten, appelliren, die ich ſo oftmals zum Siege geführt; an Euch, tapfere Vertheidiger der Republik; ich würde an Euren Muth appelliren, und wir würden triumphiren, denn mich geleitet auf meinem Wege der Gott des Glücks und der Gott des Krieges!“

Der Rath der Alten hörte dieſe freche Provocation mit Ruhe an.

Um Mittag trat der General Bonaparte, nur von einigen Grenadieren begleitet, in demſelben Augenblick in die Orangerie, wo der Rath der Fünfhundert den neuen Eid auf die Verfaſſung ablegen wollte.

Eine ſtürmiſche Scene erfolgte. „Nieder mit dem Tyrannen!" ſchrieen Einige. „Erklären wir den neuen Cromwell außer dem Geſetz!" riefen Andere.

Der Deputirte Deſtrem klopfte ihm auf die Schulter und ſagte: „Alſo deshalb haben Sie ſo viel Siege erfochten!" Bigonnet packte ihn am Arme und ſchrie: „Fort von hier, Tollkühner! Sie verletzen das Heiligthum der Geſetze!"

Einige der Deputirten pflanzten ſich drohend vor ihm auf; die Gefahr erſchien ſo groß, daß der General Lefèvre mit einer Rotte von Grenadieren in den Saal drang.

„Rettet Euren General!" rief er ihnen zu, und Bonaparte wurde aus dem Saale hinausgezogen.

Kaum war er fort, als der Tumult mit verdoppelter Gewalt losbrach, trotz aller Anſtrengungen Lucian's, der den Abgeordneten vergeblich die großen Dienſte, welche ſein Bruder dem Vaterland erwieſen, ſeinen Ruhm und ſeine Siege in's Gedächtniß rief.

Man verlangte, daß Bonaparte außer dem Geſetz erklärt werde, und Lucian wurde aufgefordert, dieſen Antrag in ſeiner Eigenſchaft als Präſident zur Abſtimmung zu bringen. Er weigerte ſich energiſch und warf die Inſignien ſeiner Präſidentenwürde auf den Tiſch. Eine von ſeinem Bruder hereingeſandte Rotte von Grenadieren ſicherte ihm den Ausgang.

Lucian ſtieg dann zu Pferde und haranguirte die Truppen.

„Ihr werdet", ſagte er ihnen, „nur Diejenigen als Geſetzgeber Frankreichs anerkennen, welche ſich um mich ſchaaren. Die, welche in der Orangerie bleiben, möge die Gewalt verjagen!"

Und während die Deputirten, unter dem Vorſitze Chazal's, gegen die ihnen angethane Gewalt proteſtiren, räumen die Truppen den Saal.

Lucian begiebt ſich ſofort in die Apollogallerie und ſchlägt die Vereinigung der beiden Verſammlungen vor.

Die vereinigte Sitzung findet in der Orangerie ſtatt. Der Ausſchluß von ſechzig Mitgliedern wird beſchloſſen; an die Stelle des abgeſchafften Directoriums tritt eine conſulariſche Executivbehörde, die aus Siéyès, Roger-Ducos und Bonaparte beſteht. Alle Drei leiſten den gewöhnlichen Eid „auf die Souverainetät des Volkes, auf die Freiheit, auf die Gleichheit und auf das Repräſentativſyſtem.“ Man erklärt, daß die Generale und die Truppen ſich um das Vaterland wohlverdient gemacht haben.

„Wer von uns wird präſidiren?“ fragt Siéyès bei der erſten Sitzung der Conſularbehörde im Luxemburgpalaſte.

„Sie ſehen wohl, daß der General präſidirt“, antwortet Roger-Ducos.

„Jetzt“, ſagte Siéyès zu einigen ſeiner Bekannten, „habt Ihr einen Herrn. Er weiß Alles, er thut Alles, er kann Alles.“

So endigte die Brumairerevolution, ohne daß ein Blutstropfen vergoſſen ward.

Der Palaſt von Saint-Cloud war fortan die Lieblingsreſidenz des erſten Conſuls. Die zierlichen Boudoirs Marie Antoinettens verſchwanden, und am Ende der Orangerie wurde ein neuer großer Theaterſaal erbaut. Am 18. Mai 1804 wurde der erſte Conſul hier in der Apollogallerie durch den Mund von Cambacérès feierlich zum Kaiſer der Franzoſen erklärt.

„Ich nehme den Titel an, welchen der Senat für den Ruhm der Nation nützlich findet“, erwiederte der neue Cäſar mit heuchleriſcher Beſcheidenheit.

Das Kaiſerthum ſtrahlte ſeinen hehrſten Glanz über das ſchickſalsvolle Schloß; in den Kanzleien Europa's ſprach man von dem Cabinet von Saint-Cloud, wie man einſt von dem Cabinet von Verſailles geſprochen.

Jeden Abend, wenn Napoleon I. ſich in Saint-Cloud aufhielt, wurde jene Laterne des Demoſthenes angezündet, die nun auch von den Geſchoſſen des Mont Valérien zerſchmettert worden iſt. Dieſelbe ragte an dem höchſten Punkte des Gartens auf einer ſchlanken weißen Säule empor, deren Original ſich in Athen befindet. Herr de Choiſeul-Gouffier hatte daſſelbe während ſeines Aufenthaltes in der Türkei nachbilden laſſen und die Gypsplatten nach Paris geſchickt. Das Modell wurde für die Kunſtausſtellung des Jahres 1802 von den Brüdern Trabuchi in Terra-Cotta nachgeformt, und Bonaparte ließ als Sockel für das elegante Kunſtwerk jenen Obelisken errichten, der aus weiter Ferne einen ſo maleriſchen Anblick gewährte. Im Volksmund wurde das Monument in der Regel die Diogeneslaterne genannt.

Kurz nachdem Bonaparte ſich den Kaiſermantel hatte umhängen laſſen, wurden Georges Cadoudal und ſeine Genoſſen, die ein Complott wider das Leben des Imperators geſchmiedet, zum Tode verurtheilt. Unter den Schuldigen befand ſich auch der Fürſt Armand de Polignac. Es wurden von einflußreicher Seite viele Anſtrengungen gemacht, eine Begnadigung für ihn zu erwirken, und Joſephine, deren gutes Herz bereitwillig jede Hülfe zugeſagt, machte es möglich, für die Gattin des Verurtheilten eine Audienz beim Kaiſer zu erlangen. Die Fürſtin Polignac fiel in dem ſogenannten Vernetſalon, der mit acht ſchönen Landſchaftsbildern des berühmten Claude Joſeph Vernet decorirt war, dem Manne zu Füßen, den ihr Gemahl hatte umbringen wollen. Napoleon hob ſie ſanft empor, und ſprach die großmüthigen Worte:

„Madame, es iſt mein Leben, das durch Ihren Gemahl bedroht wurde; ich kann ihm alſo verzeihen.“

Auch noch ſieben andere der Verſchworenen wurden auf Verwendung der Madame Murat begnadigt.

In einem anderen Zimmer des Schloſſes — dem Venusſalon, wo Napoleon I. ſeine Miniſter zu empfangen pflegte — fand jene geheime Conſeilsſitzung ſtatt, in welcher man, nach Aufhebung der erſten Ehe des Kaiſers, am 12. Januar 1810 über die für Frankreich vortheilhafteſte neue Heirathsverbindung berieth.

Dies Conſeil, welchem Napoleon I. präſidirte, beſtand aus Joſeph, König von Spanien; Ludwig, König von Holland; Murat, König von Neapel; dem Fürſten-Erzkanzler Cambacérès, dem Fürſten von Talleyrand, und dem Herzog von Baſſano.

Drei Prinzeſſinnen ſtanden zur Wahl: eine Schweſter des Czaren von Rußland, eine Erzherzogin von Oeſterreich, und die Tochter des Königs von Sachſen.

Man wußte, daß dieſer Heirathsantrag bei allen drei fremden Höfen gleich gut aufgenommen werden würde. Murat ſprach ſich für Sachſen aus, Talleyrand erklärte ſich für Oeſterreich, Cambacérès für Rußland. Napoleon gab bald den Ausſchlag zu Gunſten Marie Louiſens.

Der Contract wurde nach dem Muſter des Heirathsvertrages zwiſchen Ludwig XVI. und Marie Antoinette abgefaßt, und die Civiltrauung wurde am 1. April desſelben Jahres in der Apollogallerie des Schloſſes von Saint-Cloud durch den Fürſten-Erzkanzler des Kaiſerreiches in Gegenwart zahlreicher erlauchter Gäſte nach einem bis in's kleinſte Detail vorgeſchriebenen Hofceremoniell vollzogen. Nach Tiſche fand eine Theatervorſtellung im Schauſpielſaale ſtatt; Abends war der Park feenhaft illuminirt, und alle Waſſerkünſte ſprangen unter Beleuchtung mit bengaliſchen Flammen.

Von den unzähligen Feſten, die in den Gärten von Saint-Cloud gefeiert worden ſind, wollen wir nur desjenigen gedenken, welches bei Gelegenheit der Taufe des Königs von Rom ſtattfand.

Den ganzen Tag über hatte das ſchönſte Wetter geherrſcht; aber gegen Abend, in dem Augenblicke, als man vor der großen Cascade ein Modell des Palaſtes erleuchtete, welcher für den jungen König erbaut werden ſollte, brach plötzlich ein Gewitterſturm, der langſam herangezogen war, mit voller Gewalt über den Häuptern der in allen Alleen des Parkes verſammelten Menge von Gäſten los.

Es waren Deputationen aus allen Städten des Kaiſerreichs erſchienen, das ſich damals von Rom bis zur Elbmündung erſtreckte; die Herren trugen reiche Sammetuniformen, die Damen Mäntel von geſtickter Seide. Der Kaiſer plauderte in dieſem Augenblick auf der Schwelle des Salons, welcher in den Garten führte, mit dem Maire von Lyon.

„Herr Maire“, ſagte er ihm lächelnd, „ich werde Ihren Fabriken reichen Gewinnſt verſchaffen.“

Nach dieſen Worten blieb er kerzengrade mitten im Thüreingang ſtehen, und da Niemand wagte, ſich an ihm vorbei zu drängen, wurden Sammet- und Seidenſtoffe im Werthe von Millionen durch den Regen ruinirt. Selbſt die Kaiſerin mußte im Unwetter aushalten, und nur mit großer Mühe vermochte der Fürſt Aldobrandini, welcher ihr den Arm gereicht hatte, ihr einen Regenſchirm zu verſchaffen.

Wenige Jahre — und es zeigt ſich uns ein anderes Bild. Die ſiegreichen deutſchen Heere wälzen ſich über Frankreich heran, der Fürſt Schwarzenberg ſchlägt ſein Hauptquartier im kaiſerlichen Schloſſe auf, nach ihm kommt der grimme Blücher, der tapfere Marſchall Vorwärts, der Schreck der Franzoſen. Sie können's ihm noch heute nicht vergeſſen, daß er als Sieger in dieſen Räumen gehauſt, ſie erzählen noch Kindern und Kindeskindern die ſchauerliche Mähr, wie reſpectwidrig er ſich all' dieſer Herrlichkeit gegenüber benommen, wie er mit Kleidern und Stiefeln in dem Bette Napoleon's ſchlief, wie er mit ſeinen ſtählernen Sporen die ſeidenen Spitzenvorhänge des Lagers zerriß, wie ſeine großen Hunde auf dem Divan der Kaiſerin lagen und die koſtbaren Bücher der Bibliothek auf dem getäfelten Eſtrich zerfetzten, und was der Anſchuldigungen mehr ſind, in denen Wahrheit und Lüge nach Art der franzöſiſchen Geſchichtsſchreibung ſich zu einem melodramatiſchen Senſationsbrei vermengen.

Dann folgt die Reſtaurationsperiode. „Die dicken Bourbonen“, wie Heine ſagt, „kommen wieder herangewatſchelt“, Ludwig XVIII. und Karl X., die verblendeten Thoren, die in der Schule des Unglücks Nichts gelernt und Nichts vergeſſen haben. Karl X. unterzeichnete in dem Schloſſe von Saint-Cloud die berüchtigten Preßordonnanzen, welche die Julirevolution heraufbeſchworen. Die Miniſter waren bleich und ſorgenvoll, als ſie nach Unterzeichnung des verhängnißvollen Documentes den König verließen. Am Morgen des 26. Juli 1830 pirſchte Karl X., der ein leidenſchaftlicher Jäger war, zum letzten Mal in den benachbarten Wäldern von Marly. Am Abend des 27. Juli ſaß er in jenem nach dem Hof blickenden Mittelzimmer des Schloſſes Saint-Cloud, deſſen Plafond mit dem vom Coypel gemalten „Triumphe der Wahrheit“ geziert war, ruhig beim Whiſtſpiel, als ein Diener, aus dem Fenſter blickend, eine heftige Feuersbrunſt in der Richtung von Paris bemerkte. Es war die Caſerne des Gardecorps auf dem Börſenplatze, welche das Volk in Brand geſteckt. Der Diener machte einen der anweſenden Höflinge auf das Flammenmeer aufmerkſam, und dieſer näherte ſich dem König. Da jedoch Karl X., welcher von dem Ausbruch der Unruhen in Paris ſchon benachrichtigt war, ſein Spiel gelaſſen fortſetzte, wagte der Höfling nicht, ihn anzureden; die Etikette verbot es ihm. Erſt der Herzog von Mortemart, welcher gegen Mitternacht eintraf, ſcheuchte den alten Monarchen aus ſeiner ſtumpfen Ruhe empor. Bald erſchienen auch die Herren de Sémonville und d'Argout.

„Sire!“ rief Herr de Sémonville, nachdem er ein flüchtiges Bild der Ereigniſſe entworfen hatte, die ſich in Paris vollzogen; „Sire, wenn Ew. Majeſtät nicht die Ordonnanzen widerrufen und ein neues Miniſterium wählen, ſo wird es morgen vielleicht keinen König, keinen Dauphin und keinen Herzog von Bordeaux mehr geben!“

„Das glaube ich nicht, mein Herr“, antwortete König Karl. „Mein Bruder Ludwig XVI. fiel nur durch ſeine Schwäche. In allen Fällen bin ich bereit, vor Gott zu erſcheinen.“

Die Bourbonenmonarchie bereitete ſich ſelbſt den Untergang. Das „Zu ſpät!“ des Herrn de Sémonville verhallte wirkungslos an ihrem Ohre. Sie beendete phlegmatiſch ihr Whiſtſpiel, während ihre Garden für ſie in den Tod gingen.

Am Abend des 29. Juli ſetzte der Dauphin im Schloſſe von Saint-Cloud für den folgenden Tag einen Tagesbefehl an die letzten noch treu gebliebenen Truppen auf, um ſie zu fernerem Widerſtand zu ermuntern. Im ſelben Augenblicke jedoch veröffentlichte der Herzog von Raguſa, welcher die Nutzloſigkeit ferneren Widerſtandes einſah, einen anderen Tagesbefehl, worin er den Truppen ſagte, daß der König auf den Kampf verzichte und ihrer Dienſte nur noch zum Schutze ſeiner Perſon bedürfe.

„Monſeigneur, ſind wir denn verrathen?“ frugen die Generale Talon und Saint-Chamans, als ſie, ganz erſtaunt, dem Prinzen dieſen Tagesbefehl überbrachten.

„Sagen Sie dem Herzog von Raguſa, daß er herkommen ſoll“, erwiederte barſch der Dauphin.

„Herr Marſchall!“ ſchrie er ihm heftig entgegen, „was bedeutet dieſer Tagesbefehl? Hatte ich Ihnen Das aufgetragen? Es iſt ein Verrath, ja, ein Verrath!“

Außer ſich über dies beſchimpfende Wort, zieht der Herzog von Raguſa ſeinen Degen halb aus der Scheide; der Dauphin, welcher glaubt, daß man ihn anfallen will, packt den Arm des Herzogs; bei dieſer Bewegung verwundet er ſich zwei Finger der rechten Hand, und das Blut quillt hervor. Aber ſeine Linke iſt frei, er umkrampft mit derſelben den Hals des Gegners, ſchleudert ihn zur Erde, fällt gleichfalls hin, und ſchreit: „Zu Hülfe!“ Der Herzog von Guiche, der erſte Stallmeiſter und Freund des Prinzen, und deſſen Adjutant, der Herzog von Ventadour, eilen aus dem Nebenzimmer herbei. Der Prinz ſteht auf und befiehlt der Leibwache, den Herzog von Raguſa als Arreſtanten auf ſein Zimmer zu führen.

Als Karl X. den Vorfall erfährt, läßt er den Herzog von Guiche rufen.

„Nun, was ſagſt Du dazu? Ein ſchöner Feldzug!“

„Ach, Sire, es wäre zu wünſchen, daß die Prinzen, noch mehr als die anderen Menſchen, ſich immer ſelbſt zu beherrſchen wüßten. Uebrigens hat der Herzog von Raguſa zuerſt Unrecht gehabt.“

„Das iſt wahr. Sag ihm, daß ich ihn ſprechen will, und führe ihn her.“

Der Marſchall trat ein, und nachdem der König ihn wegen ſeines Tagesbefehls und wegen ſeiner provocirenden Geberde gegen den Dauphin ſtreng getadelt hatte, fügte er hinzu:

„Kurz und gut, Sie müſſen zu meinem Sohne gehen und ſich mit ihm verſöhnen.“

Der Herzog von Raguſa zögerte; der Herzog von Guiche redete ihm zu und begleitete ihn.

Der Marſchall war ſo aufgeregt, daß er, ehe er das Zimmer des Dauphins betrat, ſich ein Glas Waſſer geben ließ. Dann wurde er hineingeführt, und ohne ein Wort zu reden, beugte er das Knie vor dem Prinzen, der ihn aufhob und ihm freundlich ſagte:

„Nein, nicht ſo! kommen Sie in meine Arme!“

Andere Scenen ſollten dieſer folgen.

Am Abend des 30. Juli hatte die Herzogin von Berry, welche um das Schickſal ihrer Kinder beunruhigt war, den Dauphin gebeten, daß er den König bewegen möge, Saint-Cloud zu verlaſſen. Auf den Rath der Generale, welche ſämmtlich erklärten, für die Sicherheit der königlichen Familie einſtehen zu können, ließ der Dauphin ſeinen Vater wecken, der in tiefſtem Schlummer lag. Zwei Stunden ſpäter kam der flüchtige Hof in Trianon an.

Der Dauphin blieb zuletzt in Saint-Cloud, glücklich, wie er ſagte, endlich allein inmitten ſeiner Soldaten zu ſein; aber bei einem Beſuche, welchen er den in Sèvres ſtehenden Truppen machte, bemerkte er den Oberſt Pocque, der an der Spitze von zweitauſend Pariſern die Brücke beſetzt hielt. Gleich darauf weigerte ſich ein Gardebataillon, zu gehorchen; der Prinz ſchlug wieder den Weg nach Saint-Cloud ein, und bog dann nach Verſailles ab.

Während die Bourbonen ſolchermaßen zum zweiten Mal in die Verbannung zogen, eilte der Herzog von Orleans heran, dem dieſe Revolution einen Thron ſchenken ſollte. Er war zu Pferde bis nach Raincy gekommen, und ritt mit ſeinem Adjutanten über die Ebene von Aubervilliers.

„Sagt, Ihr da!“ rief ein Bauer ihnen zu, „ſucht Ihr wohl le petit bonhomme? Ich wette, Ihr ſeid für Napoleon II. und die dreifarbige Cocarde?“

„Dieſe Cocarde gefällt mir ſehr“, antwortete der künftige

Bürgerkönig; aber er ſchwieg wohlweislich über le petit bonhomme.

Als Ludwig Philipp zwei Jahre ſpäter, nach Unterdrückung des Aufſtandes von 1832, von Paris nach Saint-Cloud zurückkehrte, ſagte er wohlgefällig: „Die Republik und die Contrerevolution ſind beſiegt.“

Der 24. Februar 1848 hat dies Wort zu Schanden gemacht.

Es verſteht ſich faſt von ſelbſt, daß Ludwig Philipp ſeine bekannte Bauwuth auch an dem Schloſſe von Saint-Cloud befriedigte. Unter Anderm ließ er in der letzten Zeit ſeiner Regierung einen geſchmackloſen Schlupfgang bauen, der den Speiſeſaal mit der Anrichteſtube verbinden ſollte, und der zu einer drolligen Scene mit ſeinem Architekten Fontaine Anlaß gab.

Der Bürgerkönig liebte die Maurerkelle und haßte den Widerſpruch. Von ſeinem Architekten konnte man das Gleiche ſagen; ſo war es denn natürlich, daß bei der Aehnlichkeit der Neigungen und Charaktere beide oft in Streit mit einander geriethen. Beide waren alt und halsſtarrig und ließen nicht leicht eine Gelegenheit entſchlüpfen, ſich an einander zu reiben, wobei ſie im Grunde doch ſtets gute Freunde blieben.

Auf alle Vorſchläge des Königs antwortete Fontaine gewöhnlich: „Das iſt unmöglich.“

„Bah!“ replicirte Ludwig Philipp, „Nichts iſt unmöglich.“

„Vielleicht in der Politik“, erwiederte der Künſtler; „aber in der Baukunſt iſt das etwas Anderes. Ja, ja, Sire, Sie ſind ein großer König, aber . . .“

„Aber ich bin ein kläglicher Baumeiſter, wollten Sie ſagen, nicht wahr? Thun Sie ſich keinen Zwang an, Fontaine, ſagen Sie, was Sie wollen, aber führen Sie meine Pläne aus.“

„Nein, Sire, verlangen Sie alles Andere von mir; ſonſt muß ich Sie bitten, mir zu verzeihen, wenn ich Ihnen ungehorſam bin.“

Der König wurde es endlich müde, ſeinen Corridorplan dem Architekten gegenüber, der ihn als einen Unſinn, eine Albernheit, eine Geſchmackloſigkeit bezeichnete, mit Gründen zu vertheidigen; er befahl kurz und bündig die Ausführung ſeines Willens.

„Sire“, ſagte der verzweiflungsvolle Künſtler mit letzter Entſchloſſenheit, „Sie verlangen da eine wahrhafte Monſtroſität in architektoniſcher Hinſicht. Auf Ihren Befehl haben Percier und ich ſchon einmal einen Act des Vandalismus in Ihrem Tuileriengarten verübt. Ich mache mir noch heute Gewiſſensbiſſe darüber, und ich ſchwöre Ihnen, daß ich ſo Etwas nicht wieder thun werde.“

„Pah!“ verſetzte der König ungeduldig, „Sie übertreiben Alles, Sie machen aus der Mücke einen Elephanten. Sie werden die Güte haben, mir den Corridor in Saint-Cloud zu bauen, wie Sie mir den reizenden Tuilerien-Graben ausgeführt haben.“

Fontaine erhob die Hände gen Himmel, gleich als habe er eine ſchändliche Läſterung vernommen.

„Niemals, Sire!“ rief er aus; „lieber reiche ich meine Entlaſſung ein. Begreifen Sie doch, dieſer Corridor würde mir ewig zu Schimpf und Schande gereichen.“

„Wohlan“, ſagte der Monarch mit der Miene eines Menſchen, der entzückt iſt, einen glücklichen Ausweg gefunden zu haben, „bauen Sie ihn dennoch, und um Ihre Eigenliebe vor jeder Gefahr zu ſichern, machen wir überall bekannt, daß ich es gethan habe.“

„Sehr wohl, Sire“, replicirte der auf's Aeußerſte verletzte Künſtler. „Ihrerſeits aber erklären Sie den Krieg an England, und um Ihren Ruhm vor jeder Gefahr zu ſichern, machen wir überall bekannt, daß ich es gethan habe.“

Dieſe Antwort verblüffte den König; man ſchwamm damals mit vollen Segeln im Fahrwaſſer der Entente cordiale. Ludwig Philipp lächelte, ließ ſich aber nicht entwaffnen. Er beſtand auf dem Corridor, welcher ausgeführt wurde, und welcher auch unter Napoleon III. blieb. Wir wiſſen jedoch nicht, ob der Baumeiſter die Bezahlung für dieſe Arbeit ausſchlug, wie er früher jedes Honorar für den Tuilerien-Graben abgelehnt hatte.

Dem zweiten Kaiſerreiche verdankt das Schloß von Saint-Cloud mancherlei Verſchönerungen. Napoleon III. verweilte zwar alljährlich auch eine Zeitlang in Compiègne und Fontainebleau, in Plombières und Biarritz; ſein Lieblingsaufenthalt war jedoch immer Saint-Cloud, und viele der wichtigſten Ereigniſſe ſeiner Regierung vollzogen ſich in dieſen Räumen.

Nachdem der Prinz-Präſident der franzöſiſchen Republik dem in der Feſtung Amboiſe widerrechtlich gefangen gehaltenen Emir Abdelkader die Freiheit geſchenkt hatte, eilte der moderne Jugurtha nach Saint-Cloud, um ſeinem Befreier mit herzlichen Worten zu danken. Er wurde dort am 30. October 1852 empfangen, und man war allgemein erſtaunt über den Adel und die Würde ſeines Benehmens. Er richtete, unter Ueberreichung eines Dankſchreibens, eine ſchwungvolle Anrede an den Prinzen, und ſagte ihm ſpäter, als derſelbe ihn im Schloſſe herumführte: „Meine Knochen ſind alt; aber mein übriger Leib iſt durch Ihre Wohlthaten verjüngt worden.“ In der That erfüllte er treu das freiwillig erneuerte Verſprechen, keine Feindſeligkeiten mehr wider die franzöſiſche Regierung anzuzetteln, und ſeine loyale Haltung bei den Unruhen in Damascus im Jahre 1860 rechtfertigte es zur Genüge, daß der Kaiſer ihm als Zeichen der Anerkennung ſeiner freundlichen Geſinnung das Großkreuz der Ehrenlegion verlieh.

In derſelben Apollogalerie, wo der erſte Conſul achtundvierzig Jahre vorher zum Kaiſer der Franzoſen proclamirt worden war, empfing der Prinz-Präſident der zweiten Republik am 7. November 1852 den Senat, welcher ihm unter ähnlichen Umſtänden die Kaiſerkrone antrug; ein Beſchluß, welcher ſpäter durch die allgemeine Volksabſtimmung vom 21. und 22. November ſeine Beſtätigung erhielt.

Am 12. September 1855 erhielt Napoleon III. in Saint-Cloud die aus Varna vom 9. September datirte telegraphiſche Nachricht von der Einnahme des Malakoff durch die franzöſiſche Krim-Armee, deren Chef, den Diviſionsgeneral Pélissier, er, in Anerkennung dieſer glänzenden Waffenthat, ſofort zum Marſchall von Frankreich ernannte. Zwei Monate ſpäter beſuchte einer der Verbündeten der Weſtmächte im ruſſiſchen Feldzuge, der König

Victor Emanuel, bei ſeiner Anweſenheit in Paris auch das Schloß von Saint-Cloud, und es wurden dort vielleicht die erſten geheimen Fäden zu dem nachmaligen italieniſchen Feldzuge geſponnen. In der Kapelle neben der Apollogalerie, wo einſt die feierliche Taufe des Prinzen Napoleon Louis, des älteſten Sohnes des Königs von Holland und der Königin Hortenſe, ſtattgefunden, welchem Napoleon I. die Kaiſerkrone zugedacht hatte, wurde am 20. Juni 1856 von dem päpſtlichen Legaten Cardinal Patrizzi der Kaiſerin Eugenie jene goldene Roſe überreicht, welche ſpäter, zum Scandal aller Frommen, der Königin Iſabella von Spanien in den Schooß fiel. Aus Saint-Cloud iſt auch das Decret vom 12. Auguſt 1857 datirt, welches die berüchtigte St. Helena-Medaille ſtiftete. Während des italieniſchen Feldzuges von 1859 bewohnte die zur Regentin ernannte Kaiſerin mit dem kaiſerlichen Prinzen faſt ununterbrochen das Schloß, und nach Unterzeichnung des Friedens empfing Napoleon III. dort am 18. Juli im Marsſaale die Glückwünſche des Staatsrathes, des Senats und des geſetzgebenden Körpers. Zur Zeit der Weltausſtellung von 1867 verweilten der König und der Kronprinz von Preußen als Gäſte des Kaiſers mehrere Stunden lang in den herrlichen Räumen, die jetzt durch den Vandalismus der Artilleriſten der dritten Republik in einen Schutthaufen verwandelt worden ſind. Erſcheint es nicht faſt wie ein Verhängniß, daß dies feenhafte Schloß, welches die Wiege der Herrſchaft des erſten Napoleon war, nun, wie die im Arbeitszimmer des Kaiſers vorgefundenen Documente beweiſen, denen blind vertrauend er ſich zu einem ungerechten Kriege fortreißen ließ, auch das Grab der trugvollen Herrſchaft des letzten Napoleoniden geworden iſt?

Die „Wacht am Rhein“ bei Châteaudun.

Bei Châteaudun im Franzenland
Da gab's ein blutig Ringen.
Die Feinde hielten tapfer Stand,
Die Stadt war nicht zu zwingen.
— Lieb Vaterland, magſt ruhig ſein,
Feſt ſteht und treu die Wacht am Rhein.

Vom Morgen bis zum Abend klang
Herüber und hinüber
Der Bomben ehrner Schlachtgeſang —
O, wär' der Tag vorüber!
— Lieb Vaterland, magſt ruhig ſein,
Feſt ſteht und treu die Wacht am Rhein.

Ein Bayern-Zug in vordrer Reih'
Hielt mit Geſchütz und Roſſen.
Sie kämpften brav — nun iſt's vorbei,
Ihr Pulver iſt verſchoſſen!
— Lieb Vaterland, magſt ruhig ſein,
Feſt ſteht und treu die Wacht am Rhein.

Nun gilt es, rückwärts aus der Schlacht
Der Röhren Lauf zu richten.
Der Lieutenant Peter Wiedmann lacht:
„Das thun wir heut mit nichten!
— Lieb Vaterland, magſt ruhig ſein,
Feſt ſteht und treu die Wacht am Rhein.

„Statt unſrer Batterie, zum Schluß
Aufpflanzte gar die ſeine
Der Feind. Im Lauf den letzten Schuß,
Stimmt an die Wacht am Rheine!“
— Lieb Vaterland, magſt ruhig ſein,
Feſt ſteht und treu die Wacht am Rhein.

Hinüber zu den Franzen klang,
Wie fernes Donnerbrauſen,
Der Deutſchen ſtolzer Schlachtgeſang —
Den Franzmann faßt' ein Grauſen.
— Lieb Vaterland, magſt ruhig ſein,
Feſt ſteht und treu die Wacht am Rhein.

Sie ſangen laut mit Jubelton
Wohl eine ganze Stunde,
Da kam die friſche Munition,
Da kracht' es, Schlund an Schlunde.
— Lieb Vaterland, magſt ruhig ſein,
Feſt ſteht und treu die Wacht am Rhein.

Die Kugeln ſauſten um und um,
Es ſanken Wäll' und Wehren;
Der Tag ward unſer. — Haltet drum
Das deutſche Lied in Ehren!
— Lieb Vaterland, magſt ruhig ſein,
Feſt ſteht und treu die Wacht am Rhein.

Aus der Vergangenheit von Verſailles.

Der Monat October brachte den in ihrer Hauptſtadt eingeſchloſſenen Pariſern eine Hiobspoſt nach der andern. Am 2. d. M. wurde ihnen der Fall von Straßburg und Toul bekannt, und neun Tage ſpäter nahm General von der Tann, nach den ſiegreichen Gefechten bei Artenay und Ormes, mit ſtürmender Hand Orleans. Es folgte am 19. die Einäſcherung der Stadt Châteaudun, welche durch 4000 Mobilgarden unter Führung eines polniſchen Generals vergeblich auf's tapferſte vertheidigt worden war, und nachdem ſich die Hoffnung auf Entſatz durch die Loirearmee oder durch die von Kératry geführte Weſtarmee als eitel erwieſen, mußten die reſultatloſen Ausfälle der Belagerten bei Bougival und Le Bourget am 21. und 30. October in jedem Vernünftigen die Ueberzeugung befeſtigen, daß an eine erfolgreiche Durchbrechung der Cernirungskette nicht zu denken ſei.

Ueber die Zuſtände in Paris war man im deutſchen Hauptquartiere fortwährend ſehr gut unterrichtet. Faſt jede Woche — zuweilen faſt täglich — wurden abgefangene Couriere oder der Inhalt von unſeren Soldaten herabgeſchoſſener Luftballons nach Verſailles gebracht; wollte ein ſolcher Fang einmal längere Zeit nicht gelingen, ſo wußte man ſich auf anderen Wegen die gewünſchte Information zu verſchaffen. Unſere Soldaten hatten u. A. mit den franzöſiſchen Vorpoſten und mit den armen Leuten der Vorſtädte, welche ſich tollkühn bis dicht an den Rayon unſerer Poſtenkette heran wagten, um Kartoffeln auf den Feldern zu graben, ein originelles Tauſchgeſchäft etablirt: ſie legten ihnen Erbswürſte, Fleiſch oder Speck an einen beſtimmten Ort — als Erſatz dafür wurden die neueſten Nummern der Pariſer Journale daſelbſt zurück gelaſſen. Zuweilen auch wurde dieſe oder jene Zeitung durch ein kühneres Wageſtück erbeutet. So ſagte einmal in der Frühe des 11. Novembers ein General ſcherzweiſe zu einem preußiſchen Lieutenant, der — ich glaube, bei Chatillon — auf Vorpoſten lag: „Können Sie mir nicht eine neue Zeitung aus Paris verſchaffen?“ — „Zu Befehl, Herr General!“ Der Lieutenant nahm einen beherzten Unterofficier mit, ſchlich ſich mit demſelben, auf dem Bauche kriechend, durch die franzöſiſchen Poſten und gelangte an eine feindliche Feldwache, die, als ſie die beiden Officiere mit geſchwungenen Säbeln heraneilen ſah, wahrſcheinlich dachte, es folge eine ganze Compagnie, und nach Abgabe einiger unſicherer Schüſſe eiligſt Reißaus nahm. Der Lieutenant trat jetzt in ein nahe liegendes Schänklocal, ſetzte dem Wirthe, den er in der Gaſtſtube anweſend fand, den Revolver auf die Bruſt, forderte die neueſten Tagesblätter, und kehrte mit denſelben glücklich zurück.

So viel ging aus dem Inhalt aller uns zu Geſicht kommenden Zeitungen und Briefe hervor, daß die Lebensmittelnoth in der Hauptſtadt zwar allmählich im Steigen begriffen war, daß aber eine Nöthigung zur Capitulation durch die Gewalt des Hungers in weiter Ferne lag. Auch der gegen die Regierung der nationalen Vertheidigung gerichtete Aufſtand der „Rothen“ am 31. October hatte keineswegs die Ueberlieferung der Stadt an die Deutſchen, ſondern eine noch kräftigere Fortſetzung des Kampfes zum Ziele. Hatte doch Herr Flourens erſt einige Tage zuvor den poſſirlichen Antrag an eben jene Regierung gerichtet, dieſelbe möge, wie das politiſche Syſtem des Empire, endlich auch das Syſtem der bisherigen Kriegführung aufgeben, wonach „ſieben deutſchen Soldaten immer nur ein Franzoſe gegenüber geſtellt“ würde. Lieber Himmel, es würde ja den Herren Jules Favre und Genoſſen gewiß ganz recht geweſen ſein, wenn Herr Flourens es möglich zu machen gewußt hätte, jedem deutſchen Krieger ſieben franzöſiſche Soldaten gegenüber zu ſtellen!

Schwer genug mochte es für den General Trochu und für ſeine Regierungscollegen ſein, den täglich wechſelnden launenhaften Wünſchen einer Bevölkerung gerecht zu werden, die heute zu rebelliren drohte, weil von Waffenſtillſtandsverhandlungen die Rede war, und morgen denſelben Männern einen Vorwurf daraus machte, durch Aufſtellung anmaßlicher Bedingungen den Abſchluß des von deutſcher Seite ſo großmüthig bewilligten Waffenſtillſtands vereitelt zu haben. Obſchon eine Entſatzarmee nach der andern auf's Haupt geſchlagen ward, lange bevor ſie ſich Paris genähert, klammerten ſich doch die Belagerten an jeden Strohhalm einer neuen thörichten Hoffnung an, um zu einer Fortdauer des unnützen Widerſtandes und zu den beliebten „Maſſenausfällen“ zu drängen, von welchen ſie ſich, trotz der Erfahrungen bei Metz, immer noch eine günſtige Wirkung verſprachen. Einzelne ſkeptiſche Stimmen in der Preſſe und in den Clubs ließen freilich erkennen, daß ein Theil der Bevölkerung der hochklingenden Phraſen und der Heldenthumsattitüde überdrüſſig zu werden beginne; doch wagte noch Niemand, dem Frieden ernſtlich das Wort zu reden. „Was discutiren wir noch?“ ſchrie einer der großmäuligen Clubredner in einer Volksverſammlung in Belleville, als die Stadt Orleans im November für kurze Zeit wieder von den Deutſchen geräumt worden war; „durchbrechen wir mit einem gewaltigen Elan des Patriotismus die Söldlingshorden dieſer nordiſchen Barbaren, die unſer Land verwüſten! Auf, nach Berlin!“ — „Ich bin ganz der Meinung des geehrten Vorredners“, unterbrach ihn ein Anderer, „nur ſtelle ich die Bedingung, daß er ſelbſt uns vorangehe.“ — „Warum regen ſich die großen Männer Frankreichs nicht? Warum bleiben ſie unbeweglich und kalt bei der Noth unſeres Vaterlandes?“ declamirte ein anderes Exemplar dieſer Schönredner in ſeinem Club. „Weil ſie in Bronce gegoſſen ſind,“ gab eine ſarkaſtiſche Stimme von der Gallerie zur Antwort. Dieſe Anecdote characteriſirt nicht übel die Situation. Frankreich ſchien in der That unter der Zahl der Lebenden keinen Mann zu beſitzen, welcher der Lage gewachſen wäre und das entſetzensvolle Drama zum Heile ſeiner Nation wenigſtens anſtändig zu ſchließen wüßte. Ueberall eitle Schauſpielerei und Maulheldenthum bis zum Ende! Kümmerliches Zehren vom Ruhme der Vergangenheit und von der Erinnerung an einſtige Thaten, die man in den Geiſtern zu wecken ſuchte, ohne daß man die Kraft hatte, dem Beiſpiele der Väter zu folgen!

Von allen Schreckensnachrichten brachte keine unter den Franzoſen einen ſo niederſchlagenden Eindruck hervor, wie die Kunde der Capitulation von Metz. Schon am Morgen des 27. Octobers — zu einer Zeit alſo, wo das verhängnißvolle Document, das eine Armee von 170,000 Mann kriegsgefangen in unſere Hände gab, noch nicht unterzeichnet war — durchflog das Gerücht: „Metz iſt gefallen!“ wie ein Lauffeuer unſere Stadt, und verbreitete Jubel unter allen Deutſchen, Beſtürzung, Wuth und Schrecken unter den franzöſiſchen Einwohnern von Verſailles. Freilich auch am folgenden Tage hielt nicht die Hälfte der Letzteren das im „Nouvelliste“ abgedruckte officielle Telegramm für wahr. Wie ſollten ſie auch? Waren ſie doch von ihrer eigenen Regierung während des ganzen Feldzuges zu toll belogen worden, als daß ſie geneigt ſein konnten, den fremden Gewalthabern, welche jetzt die Strafruthe über ihnen ſchwangen, unbedingt Glauben zu ſchenken! Es gab ſogar Leute, welche ſich in ihrer Illuſion von der Unbeſiegbarkeit der franzöſiſchen Armee — trotz Weißenburg, Wörth, Forbach und Sedan, wo nach ihrer Anſicht natürlich nur „Verrath“ ihre Truppen dem Feinde in die Hände geſpielt — ſo wenig erſchüttern ließen, daß ſie z. B. ſelbſt die Einnahme von Orleans für ein preußiſches Märchen erklärten, deſſen abſolute Unglaubwürdigkeit mir mein eiſenfreſſeriſcher Marineoberſt a. D. mit haarſpaltender Logik bewies, obſchon General von der Tann ſeit vierzehn Tagen dort ſein Hauptquartier aufgeſchlagen hatte, und keine moderne „Jungfrau“, wie einſt Jeanne d'Arc, der franzöſiſchen Armee zum Entſatz gekommen war. Nun, vielleicht kommt ſie dereinſt noch! Ich will, bei Leibe! nicht ſpotten — in der Einbildung der Franzoſen iſt Alles möglich, und das Seltſamſte, Abſurdeſte zuerſt. Mir hat im Weinhauſe ein junger Epicier, der, wie ſo viele ſeiner Kameraden, ſich dort bei Karten- und Würfelſpiel auf das Wohl ſeines Vaterlandes, bis daſſelbe durch Herrn Gambetta und Conſorten gerettet ſein würde, tagtäglich einen Haarbeutel trank, geheimnißvoll flüſternd erzählt, daß im Süden der Loire ſchon eine neue „Jungfrau“ erſtanden ſei, welche ſich von der alten dadurch unterſcheide, daß ſie keine Waffen trage, ſondern, in einen ſchwarzen Mantel gehüllt, die Krieger in die Schlacht führe, und, ernſt und feierlich vor ſich hinblickend, vom Himmel die Rettung Frankreichs erflehe. Ob nun ihre Blicke nicht ernſthaft, ihre Bitten nicht inbrünſtig, ihr Mantel nicht lang und ſchwarz genug geweſen, oder ob die himmliſchen Mächte in Folge des vielen Kononengebrülls der letzten Monate ein wenig taub geworden, ſo viel ſteht feſt, daß die feierliche Jungfrau nicht den kleinſten Sieg für die Franzoſen heran geblickt hat.

Neben den Thoren, die auf ſolche Wunder hofften, traf man in Verſailles doch allmählich auch einzelne Leute, welche ſich über die Unfälle und Niederlagen der franzöſiſchen Armee keine Täuſchung mehr machten. Aber auch ihnen benahm die zu Uebertreibungen geneigte Phantaſie der romaniſchen Stämme jede klare Einſicht in das Maß des Unglücks, welches ihr Vaterland betroffen. Sie gaben ſich einer wilden Verzweiflung hin, als ob mit dem Verluſt dreier Departements zugleich Alles verloren ſei. „Finis Poloniae!“ ſtöhnte der alte, ſonſt ſo ruhige und leidenſchaftsloſe Profeſſor, in deſſen Hauſe ich eine ſo liebenswürdige Gaſtfreundſchaft genoß. „Weßhalb verkünden Sie mir dies finis Poloniae?“ zürnte er, als ich ihm die Capitulation von Metz berichtete. „Es bleibt uns bald Nichts übrig, als insgeſammt nach Amerika zu wandern! Was Frieden! wir können keinen Frieden mehr ſchließen, der uns nicht entehrt! Thut, was Ihr wollt, Ihr habt ja die Macht dazu! Braucht Euer Recht der Gewalt, zerreißt, vertheilt Euren Raub! Gebt Spanien einen Fetzen, Italien einen Fetzen, England einen Fetzen, Oeſterreich einen Fetzen, Rußland einen Fetzen, und behaltet ſelber den Reſt! Es giebt ja fortan kein Frankreich mehr!“ — „Sapriſti!“ kreiſchte mein alter Marineoberſt, als ich ihn Abends mit ſeinem ſchönen Jagdhunde, der wedelnd an mir emporſprang, vor ſeiner Hausthüre traf. „Drei Marſchälle von Frankreich, ſechstauſend Officiere, und hundertundſiebzigtauſend Mann! Sapriſti! Wenn ein junger Laffe von Lieutenant die Frechheit hätte, mir zu ſagen, daß man mit einer ſolchen Armee nicht aus einer Feſtung herausbrechen könnte, die in meilenweitem Bogen von zweimalhunderttauſend Mann cernirt wäre, ich ſchlüge ihn hinter die Ohren, daß er die Engel im Himmel ſollte ſingen hören! Bazaine mußte all' ſeine Vorräthe in der Feſtung verbrennen, und dann ſich durchhauen, ein todgeweihtes Regiment beſter Kerntruppen an der Spitze, die ſchwächeren Corps in der Mitte, und wieder eine auserleſene Schaar als Arrièregarde. Und wären Fünfzigtauſend bei dem Durchbruch gefallen, der Reſt würde, in Detachements von zehntauſend Mann getheilt, mit geringen Verluſten nach Lyon entkommen ſein. Es giebt keine Gerechtigkeit mehr in Frankreich, wenn Bazaine nicht bei ſeiner Rückkehr vor ein Kriegsgericht geſtellt und wie ein Hund erſchoſſen wird!" — Ein unbekannter Poet hat ſeinem patriotiſchen Zorne in folgenden markigen Verſen Luſt gemacht, die ich am Tage nach der Uebergabe von Metz auf dem Piedeſtal einer Statue in dem Jardin du Roi, einem abgetrennten Theile des großen Schloßparkes, angeſchrieben fand, und die ich hier in der Urſprache mittheile, da ſie durch jede Ueberſetzung nur an Kraft und Prägnanz des Ausdrucks verlieren würden:

„Un abime sans fond d'effroyables misères,
La ruine et la mort et le deuil en tous lieux,
Les désastres sans nom, inconnus à nos pères,
Tel que n'en vit jamais la lumière des cieux,
Les cris et les sanglots poussés par la patrie,
Et ses fils massacrés dans ses bras sous ses yeux,
Ce sont là les adieux de cette dynastie
De bâtards, de poltrons, d'assassins odieux,
Race infame, à la fois corruptrice et pourrie,
Et du lâche empereur, qui n'ayant su mourir,
Se vautre dans sa honte en nous laissant périr!"

Aus all' dieſen Aeußerungen der Verzweiflung hatte man jedoch kaum das Recht, auf eine zunehmende Geneigtheit der Franzoſen zur Annahme unſerer Friedensbedingungen zu ſchließen. Das Höchſte, wozu ſie ſich allenfalls verſtehen mochten, ſchien eine Neutraliſirung der öſtlichen Grenzdepartements und die Schleifung der Feſtungswerke von Metz und Straßburg zu ſein. Es ließ ſich eben mit ihnen über politiſche Dinge vernünftig nicht disputiren.

Da es jedem Civiliſten ſeit Anfang des Octobermonats ſtrengſtens unterſagt war, die Belagerungsarbeiten in Augenſchein zu nehmen, ſuchte ich meine Zeit leidlich nützlich zu verwenden, indem ich alle intereſſanten Kunſtdenkmäler der Stadt und ihrer Umgebung beſuchte, und eine Reihe werthvoller Monographien über dieſelben durchlas. Auch heute noch gewährt es mir einen eigenthümlichen Reiz, den freundlichen Leſer einzuladen, mit mir einen Gang durch die Stadt, durch das Schloß und den herrlichen Park von Verſailles zu machen, und dabei dieſe und jene hiſtoriſche oder poetiſche Erinnerung zu wecken. So wenig man ungeſtraft unter Palmen wandelt, ſo wenig iſt es möglich, den Boden, wo große Thaten geſchehen ſind, zu beſchreiten, ohne daß uns das Andenken derſelben lebendig vor die Seele tritt und uns auffordert, unſeren Geiſt für eine Weile in die Vergangenheit zu verſenken. Der Leſer braucht indeß nicht zu fürchten, daß ich dieſe Gelegenheit benutzen werde, ihm alle archäologiſchen, kunſt- und culturgeſchichtlichen Studien auszukramen, die ich in der langen Zeit meines dortigen Aufenthalts an der Hand trefflicher Führer — wie der Specialwerke über die Straßen und Waſſerkünſte von Verſailles von J. A. Le Roi und über die poetiſchen Lobredner der Stadt von Emile Délerot — gemacht habe. Ich will auch dieſe Namen nur nennen, um die Quellen anzudeuten, denen ich, nächſt eigener Anſchauung, zumeiſt meine Kenntniß der nachfolgenden Mittheilungen verdanke.

Es verſteht ſich, daß einer meiner erſten Beſuche in Verſailles dem berühmten Ballhauſe galt, in welchem am 20. Juni 1789 jener feierliche Schwur der Volksvertreter ſtattfand, der von ſo folgenſchwerer Bedeutung für den Verlauf der franzöſiſchen Revolution geworden iſt. Schon mehrere Monate hatten die Generalſtände von Frankreich in Verſailles mit fruchtloſen Debatten verbracht, als am 17. Juni endlich der Bürgerſtand die beiden anderen Stände, den Adel und die Geiſtlichkeit, aufforderte, ſich mit ihm zur Feſtſtellung der Staatsverfaſſung zu vereinigen, und ſich gleichzeitig zur „Nationalverſammlung“ erklärte. Zwei Tage ſpäter beſchloß die Geiſtlichkeit, dem Rufe Folge zu geben, und, um die Vereinigung zu verhindern, beſtimmte der erſchreckte Hof den König zu einem Staatsſtreiche. In der Frühe des 20. Juni wurden die Zugänge zum Local der Nationalverſammlung in der Rue des Chantiers und in der Avenue de Paris von der franzöſiſchen Garde beſetzt, die Sitzungen der Deputirten wurden bis zum 22. Juni vertagt, und als Bailly, der Präſident der Verſammlung, erſchien, geſtattete der dienſthabende Officier ihm nur, auf den Hofplatz zu gehen, um dort einen Proteſt abzufaſſen. Bei dieſer Kunde verſammelten die Deputirten des Bürgerſtandes ſich in höchſter Aufregung in der Avenue de Paris. Einige ſprachen davon, die Pforten des Verſammlungsgebäudes zu ſtürmen, Andere wollten die Sitzung unter den Fenſtern des Königs auf dem Schloßhofe abhalten; endlich ſchlug Einer das Ballhaus vor, und die Deputirten begaben ſich in geordnetem Zuge, Bailly an der Spitze, dorthin. Man befürchtete, daß in der angekündigten königlichen Sitzung am 22. Juni die Auflöſung der Generalſtände proclamirt werden würde. Mounier ſchlug vor, ſich durch einen Eid zu verpflichten, nicht auseinander zu gehen, bevor das Verfaſſungswerk feſtgeſtellt ſei. Dieſer Vorſchlag wurde mit Enthuſiasmus aufgenommen. Barnave verfaßte die Eidesformel, Bailly las ſie vor, und die ganze Verſammlung ſprach ſie nach. Dann wurde der Beſchluß von ſämmtlichen Deputirten, mit Ausnahme eines einzigen (Martin d’Auch) unterzeichnet.

Das war die berühmte Ballhaus-Sitzung, deren Reſultat alle Geiſter entflammte und faſt ſofort die Gründung der patriotiſchen

„Geſellſchaft des Ballhauseides“ zur Folge hatte. Dieſe Geſellſchaft ließ ein Jahr ſpäter, am 20. Juni 1790, eine eherne Tafel in der Mitte der großen Hauptwand des Saales einfügen, welche die Worte der Eidesformel als Inſchrift trug:

„Wir ſchwören, uns nimmer zu trennen
und uns überall zu verſammeln, wo die Umſtände es erfordern,
bis die Verfaſſung auf ſicheren Grundlagen
feſtgeſtellt und befeſtigt iſt.“

Dieſe Tafel wurde mit Steinen feſtgemauert, welche man dem Fundament der zerſtörten Baſtille entnommen und eigens zu dieſem Zwecke nach Verſailles geſchafft hatte. Am 18. December des folgenden Jahres, 1791, befeſtigte die „Geſellſchaft der Verfaſſungsfreunde von Verſailles“ mit feierlicher Ceremonie unter dieſer Tafel eine andere, auf welcher die Worte ſtanden:

„Sie hatten's geſchworen, ſie haben ihren Schwur erfüllt.“

Dieſe zweite Erztafel iſt ſpäter verſchwunden und nie wieder aufgefunden worden.

Am 7. Brumaire des Jahres II der Republik (28. October 1793) erklärte der Convent, auf Antrag Chenier's, das Ballhaus für ein National-Monument, und befahl, auf deſſen Mauern die Inſchrift einzugraben:

„Die Stadt Verſailles hat ſich um das Vaterland wohlverdient gemacht.“

Nachdem der Convent das Ballhaus zum Range eines National-Monuments erhoben hatte, bemächtigte er ſich deſſelben ohne weitere Umſtände und ohne einen Kaufpreis dafür zu bezahlen, ſo daß Talma, der Onkel des berühmten Schauſpielers und einer der Eigenthümer, ſich genöthigt ſah, den Pförtner und Cicerone ſeines eigenen Erbes zu ſpielen! Der erſte Conſul machte das Unrecht des Convents wieder gut, er entſchädigte die Eigenthümer durch einen Tauſch, und wies das Ballhaus dem Maler Gros als Atelier an, um dort „die Peſtkranken von Jaffa“ und „die Schlacht von Abukir“ zu malen.

Auf Anſuchen des Miniſters des Innern, François de Neufchâteau, gab das Inſtitut im Jahre 1799 dem Ballhauſe folgende andere Inſchrift, welche über der Façade angebracht ward:

„In dieſem Ballhauſe ſchworen am 20. Juni 1789 die Volksvertreter, aus ihrem gewöhnlichen Sitzungslocale vertrieben, ſich nicht zu trennen, bis ſie Frankreich eine Verfaſſung gegeben hätten. Sie haben Wort gehalten."

Während der Reſtauration diente das Ballhaus als Decorationsmagazin, und die Erztafel mit der Eidesformel wurde umgekehrt, mit dem Avers gegen die Mauer.

Ludwig Philipp ließ ſie auf's Neue wieder richtig einfügen, reſtaurirte das Gebäude, und überwies es Horace Vernet als Atelier, welcher dort „die Wegnahme der Smala Abdelkader's" und „die Schlacht von Isly" malte.

Am 14. März 1848 wurde das Ballhaus in einen Feſtſaal umgewandelt und hallte mehrere Tage wieder von republikaniſchen Reden und Vivats. Am 24. deſſelben Monats wurde es durch einen Erlaß Ledru-Rollin's, des damaligen Miniſters des Innern, wieder zum Rang eines „hiſtoriſchen Monumentes" erhoben.

Unter Napoleon III. iſt es zu wiederholten Malen als Local zu Gemäldeausſtellungen von verſailler Künſtlern und als Concertſaal benutzt worden. Seit 1855 iſt es wieder als Ballhaus hergeſtellt und an einen Entrepreneur vermiethet, bei welchem man heut zu Tage, wie vor 1789, ſich der edlen Kunſt des Ballſchlagens befleißigen kann, welche damals ſeit der Zeit Ludwig's XIV. in Frankreich ſehr beliebt war. Uebrigens bietet weder der äußere noch der innere Anblick des Gebäudes etwas Intereſſantes dar. Es iſt ein längliches Rechteck mit kahlen, ſchmuckloſen Wänden, 110 Fuß lang, 45 Fuß breit, 50 Fuß hoch, auf dem obern Drittheile der beiden Langſeiten mit drahtvergitterten, holzumrahmten Fenſterreihen und darüber mit einem horizontalen Holzdache bekleidet. Der Eſtrich beſteht aus glatten, ſchwarzen Steinbohlen von Yverdun. Die Wände ſind ſchwarz angeſtrichen, um den kleinen, mit weißem Hirſchleder überzogenen Bällen ein möglichſt deutliches Relief zu geben; an der einen Langſeite und an den beiden Querwänden ziehen ſich niedrige, drahtvergitterte

Gallerien für die Zuſchauer hin, mit verſchoſſenen rothen Sammtbänken, und mit ſchrägen Holzdächern zum Abrollen der Bälle. Ein paar ſchlechte Lithographien von Ballſchlägern in einer der Gallerien bilden, außer der eingemauerten Eidestafel, die einzige Decoration des Saales, der einen überaus kahlen, finſtern und ſchmutzigen Anblick gewährt. Das Gebäude ſelbſt liegt völlig verſteckt, in einer engen Quergaſſe, die, unweit des Schloſſes, hinter der Rue Satory von der Rue de Vieux-Verſailles nach der Rue de Gravelle führt.

In eine dieſer beiden Straßen einbiegend, gelangen wir raſch in die hübſche und lange Rue Satory, und machen dort zur Rechten vor einem der erſten Häuſer Halt, das mit No. 18 bezeichnet iſt, und in welchem, wie eine kleine Tafel über den Fenſtern des erſten Stockwerks uns berichtet, am 24. Juni 1768 der General Hoche geboren ward, der, nach einem glänzenden Feldzuge in Deutſchland an der Spitze der Sambre- und Maasarmee, am 19. September 1797 zu Wetzlar ſtarb. Auch dieſes Haus enthält, außer beſagter Tafel, nicht die geringſte Merkwürdigkeit. Es iſt ein ſteifes, vierſtöckiges Gebäude, wie faſt alle übrigen, mit gußeiſernen Balconen vor den Fenſtern, und mit einem großen Hinterhauſe, das jetzt als Hôtel garni eingerichtet iſt. Aber zu dieſem Hauſe bewegte ſich am 21. October 1797 der pomphafte Trauerzug, durch welchen, laut Weiſung des Directoriums, das Andenken des Generals Hoche, deſſen Tod man als ein Nationalunglück betrachtete, in ſeiner Geburtsſtadt wie in allen übrigen Städten Frankreichs gefeiert ward. Um zehn Uhr Morgens verſammelten ſich die Mitglieder der Municipalverwaltung, die Profeſſoren der Centralſchule, die Mitglieder der Departements- und der verſchiedenen Gerichtsbehörden vor dem Gemeindehauſe, während ſich gleichzeitig die in Verſailles ſtationirte Nationalgarde, unter dem Commando des Generals Chanet, in der Avenue de Paris aufſtellte. Um elf Uhr ſetzte der Zug ſich in Marſch. Jeder der Beamten trug einen Eichenzweig in der Hand; die Soldaten ſenkten ihre Waffen. Schwarz umflorte Trommeln ließen hin und wieder gedämpfte Wirbel erſchallen; dazwiſchen ſpielte die Muſik Trauerweiſen. In der Mitte des Zuges gingen vier Officiere, von welchen der erſte einen Eichenkranz, der zweite einen Lorbeerkranz, der dritte einen Oelbaumzweig und der vierte eine Sternenkrone trug. Jedem Officiere folgten vier bewaffnete Krieger. Der Zug marſchirte durch die Avenue de Paris, über den Place d'Armes und die Rampe nach der Rue Satory und hielt dort vor dem Geburtshauſe des Generals Hoche an, wo der Vater deſſelben und mehrere ſeiner Verwandten verſammelt waren. Die Façade des Hauſes war mit ſchwarzen Draperien und dreifarbigen Fahnen behangen; in der Mitte befand ſich ein Schild mit der Inſchrift: „Hier wurde der General Hoche am 24. Juni 1768 geboren." Nachdem der Vorſitzende der Municipalverwaltung eine Lobrede auf das Genie und die Tapferkeit des Heros von Verſailles gehalten, ſchloß die Familie deſſelben ſich dem Trauergefolge an, das ſeinen Weg nach dem Hofe des zum „National-Palais" umgetauften Königsſchloſſes fortſetzte. Dort war ein Kenotaph errichtet, über welchem ſich eine kranzgeſchmückte Urne mit einem Degen des Generals und mit der Inſchrift erhob:

„Er lebte lange genug für den Ruhm und zu kurz für das Vaterland."

An den Ecken des Sarkophages ſtanden vier höhere Officiere. Etwas weiter entfernt erhoben ſich vier Säulen, auf denen Weihrauch in Schalen verbrannt ward. Zu Füßen der Säulen ſtellten ſich die Vaterlandsvertheidiger auf. Vor dem Kenotaph erhob ſich eine Pyramide, die mit Eichen- und Oelbaumzweigen und mit einem Stahlſchilde geſchmückt war, welcher die Inſchrift trug: „Dem General Hoche." An den Ecken ſtanden vier Officiere, deren jeder eine dreifarbige Fahne trug, und der Sockel enthielt folgende Inſchriften:

„Weißenburger Linien.
Entſatz von Landau.
Gefecht von Quiberon. — Pacification der Vendée.
Rheinübergang. — Schlacht von Neuwied."

Ein Trommelwirbel gebot Schweigen, und der Secretair der

Municipalverwaltung verlas das Geſetz vom 6. Vendémiaire (27. September), welches eine pomphafte Todtenfeier für den General Hoche in ganz Frankreich anordnete, ſo wie das Protocoll der Trauerceremonie, die auf dem Marsfelde zu Paris ſtattgefunden, nebſt den dabei gehaltenen Reden. Dann warf der Vorſitzende einen kurzen Rückblick auf das Leben des Helden und ſtellte ihn allen ſeinen Mitbürgern als Vorbild auf.

Hierauf näherten ſich die vier Officiere dem Kenotaph und überreichten den Oelbaumzweig und die Kränze, welche ſie trugen, dem Vorſitzenden, der ſie auf die Graburne legte. Dem Beiſpiele folgend, traten ſämmtliche Beamten und Profeſſoren nebſt ihren Schülern, Einer nach dem Andern, heran und legten die Eichenzweige auf das Grab des Helden, vor welchem die ganze Nationalgarde bei den ernſten Klängen eines kriegeriſchen Marſches in feierlicher Parade vorbei defilirte. Mehrere Artillerieſalven, die ſeit ſechs Uhr Morgens von Viertelſtunde zu Viertelſtunde abgefeuert wurden, beſchloſſen dieſe halb heidniſche Ceremonie.

Die Wittwe des Generals Hoche, welche ihren Gemahl um zweiundſechzig Jahre überlebte, und, einundachtzig Jahre alt, erſt am 10. Mai 1860 zu Paris ſtarb, widmete dem Andenken deſſelben einen treuen Cultus. Sie ließ ſeine irdiſchen Ueberreſte ſorglich ſammeln und in einem Gewölbe des Oſtfriedhofes zu Paris beiſetzen. Ihre Tochter, die Gräfin Des Roys, ſchenkte das Herz ihres Vaters der Stadt Verſailles, wo daſſelbe ſeit dem 28. Juli 1860 in einer Seitenkapelle der Notredamekirche (der erſten links vom Eingange) ruht. Das von der Stadt Verſailles daſelbſt errichtete Grabmonument trägt auf einer ſchwarzen Marmortafel in Goldlettern die Inſchrift:

„Dies Monument iſt von der Stadt Verſailles errichtet worden
zur Aufnahme des Herzens von
Lazarus Hoche,
Obergeneral der franzöſiſchen Armeen,
geſtorben im Alter von 29 Jahren, Pacificator der Vendée,
Beſieger der Feinde Frankreichs
bei Landau — Weißenburg — Quiberon — Neuwied,

und zur Bewahrung des Andenkens von Anna Adelaide Dechaux,
ſeiner Gemahlin, die ſich während der 62 Jahre ihres Wittwenſtands
als würdige Hüterin dieſes großen Namens bezeigte,
dieſer frommen Ueberreſte, welche hier durch ihre Tochter,
die Frau Gräfin Des Roys, beigeſetzt worden ſind.“

Im Jahre 1832 ſchenkte Ludwig Philipp der Stadt Verſailles eine von Milhomme zur Zeit des Kaiſerreiches angefertigte Marmorſtatue des Generals Hoche, welche am 5. Auguſt auf dem fortan zum Place Hoche umgetauften Place Dauphine, Angeſichts der Façade der Notredamekirche, aufgeſtellt ward. Da jedoch dieſe unbekleidete Statue in ſitzender Stellung einen ſchlechten Effect machte, ſchaffte man ſie in die Schloßgallerie, und ließ von dem Bildhauer Lemaire eine neue ſchöne Bronceſtatue anfertigen, welche den General in voller Uniform darſtellt, aufrecht, auf ſeinen Säbel geſtützt, den Pacificationsvertrag der Vendée in der Hand haltend.

Schreiten wir, an dem Geburtshauſe des Generals Hoche vorüber, die Rue Satory bis zu ihrem Ende hinauf, ſo ruft das mit Nr. 69 bezeichnete vorletzte Haus zur Linken eine andere Erinnerung aus der Revolutionszeit in uns wach. In dieſem Hauſe wohnte ſeit dem Herbſt 1793 der edle Dichter André Chenier, welcher mit glühendem Eifer die Principien von 1789 erfaßt hatte, aber bald, erſchreckt durch die anarchiſchen Ausſchreitungen der Demagogen, mit demſelben Feuereifer die Häupter der jacobiniſchen Partei zu bekämpfen begann. Von ihrem Haſſe bedroht, entſchloß er ſich endlich, Paris zu verlaſſen und, nach einem kurzen Aufenthalte in Rouen, nach Verſailles überzuſiedeln, wo ſein Bruder ſo eben als Vertreter in der Nationalverſammlung erwählt worden war und ihn durch ſein Anſehen ſchützte. Ein neues Haus erhebt ſich jetzt an der Stelle des einſt von dem Dichter bewohnten, und nicht einmal eine Gedenktafel giebt dem heutigen Geſchlecht Kunde von dem hehren Genius, der an dieſer Stätte geträumt und geſungen. André Chenier, welcher hier in ſtiller Zurückgezogenheit nur ſeinen Freunden und den Muſen lebte, ſchrieb in dieſem Hauſe jene berühmte Ode auf Verſailles, welche ganz von helleniſcher Anmuth durchdrungen iſt und, nach dem berechtigten

Urtheil eines franzöſiſchen Schriftſtellers, „alle Feinheiten griechiſcher Dichtung der verjüngten franzöſiſchen Poeſie auf die Lippen legt.“ Ich kann nicht der Verſuchung widerſtehen, hier eine Ueberſetzung des herrlichen Gedichtes mitzutheilen, wie wenig es auch möglich iſt, den vollen Zauber der Sprache und die Claſſicität des Ausdrucks in einer Nachbildung zu bewahren:

„Verſaille! o Wälder! Laubhallen!
Belebter Marmor! Reich der Feen,
Der Götter Tempel und der Kön'ge Haus dazu!
Dein Anblick gießt in's Herz mir wieder,
Wie auf verdorrtes Kraut der Nachthau träuft hernieder,
Vergeſſenheit und ſanfte Ruh'.

Paris ſcheint eine andre Welt mir,
Seit ich allhie gebaut mein Zelt mir,
Das meiner Laren zweiggeſchmückter Aufenthalt;
Von wo die breiten Ulmengänge
Mich oft durch Thal und Flur aus meines Stübchens Enge
Hinlocken in den nahen Wald.

Die königlichen Prachtkaroſſen,
Die Gardewachen, prunkumfloſſen,
Sind all' entflohn; du biſt der Größe Haus nicht mehr;
Doch Schlummer, Einſamkeit und Schweigen,
Die ſonſt dir unbekannt, und ernſter Künſte Reigen
Wallt heut' als Hofſtaat um dich her.

Weh mir! es ſchwächte fern von hinnen
Der Jugend unverdroſſnes Sinnen
Ein vielgeſchäftiger und trüber Müßiggang!
Mein Geiſt, in Stumpfſinn träg verloren,
Verfiel in Schläfrigkeit! Es klingt in meine Ohren
Nicht mehr des Ruhmes Lobgeſang!

Verſchollnes Dunkel, weltgemieden,
Und melancholiſch dumpfen Frieden
Begehr' ich einzig noch. Verbirg mein düſtres Sein,
Verſaille! und ſoll ich weiter leben,
So laß als Hoffnungsſtrahl mich tröſtend mild umſchweben
Der Liebe ſüße Gaukelſchein!

Die Seele iſt noch nicht verdorben,
Das Leben iſt noch nicht erſtorben,
Wenn Herz und Stimme uns verwirrt ein holder Blick.
Wer noch das Nahen ſeiner Schönen
Mit Seufzern grüßen mag und frohen Jubeltönen,
Der kann ertragen ſein Geſchick.

Ich lieb' — ich lebe! Sel'ge Fluren,
Ihr haltet ihrer Schönheit Spuren
Und ihren Namen feſt, der mir ſo oft entſcholl,
Wenn ich im leiſen Abendwehen
In euren Hainen ging, wo ich ſie jüngſt geſehen,
Und bald ſie wiederſehen ſoll!

Für ſie allein noch ſprudelt helle
Die einſt ſo reiche Liederquelle,
Die holdbewegten Klangs von meiner Lippe rann.
Für ſie in eurer Waldnacht Eden
Formt' ich die Sprache noch, die Lieb' und Götter reden,
In weicher Melodien Bann.

Ach! Zeuge des Triumphs der Böſen:
Wenn aus der Haft der Schuld erlöſen
Sich könnte frei und ſtolz die arme Menſchenbruſt,
Verſaille! ſo würden deine Pfade,
Die blumigen, dein traumdurchwandeltes Geſtade
Nur athmen Seligkeit und Luſt!

Doch oftmals hüllen deine Räume,
Die ſtillen, deine grünen Bäume
Sich mir in Trauer ein, verſchleierten Geſichts:
Wie fahle Schatten ſeh' ich irren
Ein Volk Unſchuldiger, ob deſſen Häuptern ſchwirren
Die Beile eines Fluchgerichts!"

André Chenier ahnte, als er dieſe Verſe ſchrieb, wohl ſchwerlich, daß die Seele und das Oberhaupt dieſes „Fluchgerichts", Maximilian Robespierre, einſt ſelber die Fluren und ſtillen Einſamkeiten von Verſailles geprieſen hatte. Bei der Ablehnung eines ihm dort angebotenen Magiſtratsamtes hatte Robespierre nämlich am 13. Juni 1791 geſchrieben: „Verſailles bot mir einen friedlichen Ruheſitz an, wo ich alle jene Annehmlichkeiten gefunden haben würde, die meiner Neigung und meiner Empfindſamkeit hätten ſchmeicheln können." Man weiß, daß dieſe Anfälle von Empfindſamkeit den Schreckensmann im Uebrigen nicht hinderten, mit erbarmungsloſer Hand ſein blutiges Werk zu thun. André Chenier war eines ſeiner letzten Opfer. Der unglückliche Dichter würde ſeinen friedlichen Aufenthalt in Verſailles vielleicht niemals verlaſſen haben, wenn ihm nicht die Verhaftung eines Freundes, des Herrn de Paſtoret in Paſſy, berichtet worden wäre. Er eilte dorthin, um der bekümmerten Familie einige Troſtworte zu ſagen. Die Commiſſaire des Revolutionstribunals, welche eine Durchſuchung der Papiere vornahmen, hielten alle Perſonen, welche ſie in der Wohnung fanden, für verdächtig und führten dieſelben in's Gefängniß. Vor das Revolutionstribunal geſchleppt, wurde André Chenier, der ohne Befehl verhaftet worden war, zum Tode verurtheilt und beſtieg am 7. Thermidor (25. Juli 1794) das Schafott, nur zwei Tage vor dem Falle Robespierre's.

Das Haus an der Ecke der Avenue de Paris und der kleinen Rue Bon-Conſeil weckt die Erinnerung an ein anderes unglückliches Opfer der franzöſiſchen Revolution. Es wurde vor vierundneunzig Jahren für die Prinzeſſin von Rohan-Guéménée, die Erzieherin der Kinder Ludwig's XV., erbaut. Der Garten war nach engliſchem Muſter mit ſeltenſtem Geſchmack angelegt. Von einem künſtlichen Hügel, zu deſſen Gipfel ein unter Baumpflanzungen verborgener Schneckenpfad hinan führte, ſah man Paris. Madame Guéménée liebte ſehr den Garten und die Blumen, und Madame Eliſabeth, die Schweſter Ludwig's XVI., deren von den Damen de Marſan und de Mackau begonnene Erziehung ſie vollendete, beſuchte häufig den ſchönen Ruheſitz ihrer Gouvernante. Vermögensunfälle nöthigten dieſelbe, ihr Beſitzthum zu verkaufen. Madame Eliſabeth war, trotz ihrer Liebhaberei für die Einſamkeit, die einzige Prinzeſſin der königlichen Familie, welche kein Landhaus beſaß. Der König, welcher wußte, wie ſehr ſeine Schweſter an dieſem Beſitzthume hing, ließ daſſelbe heimlich für ſie ankaufen und lud ſie ein, mit der Königin, die er in's

Geheimniß gezogen, nach Montreuil zu fahren. „Du biſt in Deinem Hauſe“, ſagte Marie Antoinette zu ihrer Schwägerin, als ſie die reizende, mit einer Säulenfaçade geſchmückte Villa betraten. Madame Eliſabeth war durch dieſe zarte Aufmerkſamkeit des Königs auf's tiefſte gerührt, und Montreuil wurde fortan ihr liebſter Aufenthalt. Kaum hatte ſie ſich im Jahre 1781 dort niedergelaſſen, als ſie ihrer früheren Erzieherin Madame de Mackau, welche gänzlich vermögenlos war, ein kleines Haus neben dem ihrigen zum Geſchenk machte. Dieſelbe zog mit ihren beiden Töchtern, zwei Freundinnen ihrer ehemaligen Schülerin, hieher, und im Umgange mit ihnen verlebte Madame Eliſabeth ihre glücklichſten Tage. Der Garten wurde noch vergrößert und verſchönert, und verdiente in Wahrheit das poetiſche Lob, durch welches Delille ihn in ſeinem „Gedicht von den Gärten“ verherrlichte:

„Les grâces en riant dessinèrent Montreuil.“

Madame Eliſabeth, deren aufopfernder Wohlthätigkeitsſinn ſeſt ſprichwörtlich bekannt war, wurde bald der Schutzengel aller Armen und Kranken des ganzen Stadtviertels. Sie kannte ihre Namen, ihre Vermögensumſtände, die Zahl ihrer Kinder. Die Milch ihrer kleinen Meierei war für die Säuglinge beſtimmt, deren Mütter geſtorben oder erkrankt waren; ſie überwachte ſelbſt die Vertheilung. Die Früchte und Gemüſe ihres Gartens wurden in gleicher Weiſe unter die ärmſten ihrer Nachbarn vertheilt. Das Leben im Hauſe war ſo einfach wie in der bürgerlichſten Familie. Es gab beſtimmte Stunden für die Arbeit, für die Lectüre, und Mittags ſpeiſte Madame Eliſabeth immer mit ihren Damen.

Ein kleines poetiſches Ereigniß knüpft ſich an dies Haus und an den Aufenthalt der königlichen Prinzeſſin. Dieſelbe hatte für ihre Meierei einige Kühe aus der Schweiz kommen laſſen und wünſchte, zu deren Pflege einen jungen Hirten aus Freiburg zu erhalten. Sie beauftragte eine Freundin, ihr ein geeignetes Subject zu beſorgen, deſſen Treue über alle Verſuchungen erhaben ſei; denn ſie war geizig mit ihrer Milch, deren Hauptzweck die Vertheilung an arme Kinder war. Man ſchickte ihr einen jungen Burſchen, der auf's treueſte ſeine Pflicht erfüllte, und der von dem Wohlthätigkeitsſinn ſeiner Herrin ſo gerührt war, daß er einmal über das andere ausrief: „Welch eine gute Prinzeſſin! In der ganzen Schweiz giebt es nicht ſolch einen Engel!“ Die Treue und freimüthige Offenherzigkeit des jungen Schweizers erregte ſo ſehr das Intereſſe der Madame Eliſabeth, daß ſie ſich bei ihrer Freundin erkundigte, ob derſelbe auch mit ſeiner Stellung zufrieden ſei und kein Heimweh empfinde. Nun hegte Jacob, trotz des hohen Lohnes und der guten Behandlung, welche er empfing, doch in der Tiefe ſeines Herzens einen ſchweren Kummer. Es war nicht Heimweh, ſondern ein noch zarteres Gefühl. Er liebte ein junges Schweizermädchen, Namens Marie, und der Hochzeitstag war ſchon beſtimmt geweſen, als er plötzlich abreiſen mußte, um ſeine neue glänzende Stellung in der Meierei der Prinzeſſin anzutreten. Jacob ſehnte ſich nach Marie, und Marie ſehnte ſich nach Jacob; ja, ſie fürchtete ſogar, daß die Trennung ihr ſein Herz entfremden möchte. Madame Eliſabeth hatte, ſtatt eines Glücklichen, wie ſie wähnte, zwei Unglückliche gemacht. Kaum war ihr dieſe Nachricht zu Theil geworden, als ſie an Marien ſchreiben und dieſelbe auffordern ließ, nach Montreuil zu kommen, um die Stelle einer Meierin zu übernehmen und ihren Jacob zu heirathen. Die Trauung von Jacques Boſſon und Marie Françoiſe Magnin, Beide gebürtig aus Bulle, Canton Freiburg in der Schweiz, fand, wie die Kirchenbücher nachweiſen, am 26. Mai 1789 in der Kirche von Saint-Symphorien ſtatt, und Madame Eliſabeth ließ ihnen ein Hüttchen in ihrem Garten erbauen. Jacob ſeufzte fortan nicht mehr und fand, daß Marie ihm die ganze Schweiz nach Montreuil gebracht habe. Madame de Travanet wurde durch dieſen Vorfall zu dem Text und der Compoſition der „Romanze vom armen Jacob“ inſpirirt, deren Melodie heute noch volksthümlich geblieben iſt, wenn auch die Worte halb vergeſſen ſind. Sie lauten in getreuer Nachbildung, wie folgt:

„Mein armer Jacob, als ich war bei Dir,
Fand jede Noth ich leicht zu tragen,
Nun fehlt mir Alles, ſeit Du ferne mir,
Und traurig fühl' mein Herz ich ſchlagen.

Als Du mit mir noch theilteſt Luſt und Leid,
Mocht' ich vor keiner Müh' verzagen;
Ach, weißt Du noch? wie ſchön war da die Zeit!
Wird ſie mir nimmer wieder tagen?

Wenn jetzt die Sonn' auf unſre Fluren lacht,
Kann ich nicht ihren Glanz ertragen;
Und wenn ich weile in der Wälder Nacht,
Möcht' ich die ganze Welt verklagen.“

Madame Eliſabeth kehrte nach dem ſchrecklichen Tage des 6. Octobers 1789, an welchem ſie, von den Pikenträgern und der Nationalgarde von Paris escortirt, mit dem König, der Königin und dem Dauphin Verſailles verließ, nicht wieder nach Montreuil zurück. Jacob und ſeine Frau bewahrten ihr bis zu ihrem letzten Augenblicke die rührendſte Anhänglichkeit. Marie wurde in Folge deſſen in's Gefängniß geworfen. Jacob gelang es, zu entfliehen und nach Frankreich zurückzukehren, um ſeine Frau den Henkern zu entreißen. Sein Muth wurde von Erfolg gekrönt, er erlangte ihre Freilaſſung, und kehrte mit ihr in die Heimath zurück, wo Beide noch lange ihre unglückliche Wohlthäterin beweinten. Die Villa Montreuil blieb mehrere Jahre lang unbewohnt, im Sommer 1794 wurde ſie zu einem Militairhoſpital eingerichtet und ſpäter als Nationaleigenthum verkauft. Der gegenwärtige Beſitzer des immer noch trefflich in Stand gehaltenen ländlichen Tusculums, der Graf de Montesquieu, war, wie ſo viele der reicheren Einwohner in den franzöſiſchen Städten, vor Ankunft unſerer Truppen geflüchtet, und die Feldpoſt der dritten Armee ſchlug ihr Bureau daſelbſt auf.

Ich kann mich von dem freundlichen Leſer, der mich auf meiner Wanderung zu ſo manchen intereſſanten Erinnerungsſtätten der Vergangenheit begleitet hat, nicht wohl verabſchieden, ohne ihn zuvor noch zu einem flüchtigen Gange durch das Schloß und den Park einzuladen. Auch hier werde ich jedoch jeder Verſuchung widerſtehen, durch Schilderung der ſo oft geſchilderten Herrlichkeiten mit den Herren Berlepſch oder Bädeker in Concurrenz zu treten. Ich will mich vielmehr begnügen, an der Hand des oben erwähnten, eben erſchienenen Büchleins von Dölerot, dem geſchmackvollen Ueberſetzer der Goethe'ſchen Geſpräche mit Eckermann, einen kurzen Rückblick auf die zahlreichen Dichter zu werfen, welche ſeit den Tagen Ludwig's XIV. die von demſelben aus dem Dickicht der Wälder in's Leben gezauberte Stadt der Paläſte und Gärten poetiſch verherrlicht haben. Ihre Zahl iſt freilich Legion; denn — um mit dem Spötter Alfred de Muſſet zu reden —

„Es iſt gewiß in Süd' und Norden
Kein baumbepflanzter Ort ſo ſtark
Beſchrieben und beſungen worden,
Wie dieſer langweildunſt'ge Park ...
Seid ohne Furcht, Kaſtanienbäume:
Mag Euer unbewegtes Laub
Auch wiſſen, daß ich Verſe leime,
Es fällt nicht meinem Hang zum Raub!
Nein! bei Apoll, den ich geladen
Zum Zeugen, bei den heil'gen Fluhn,
Bei Euch, verſtümmelte Najaden,
Die auf drei Kieſeln kläglich ruhn,
Bei Euch, tanzmeiſterliche Faunen,
Die Ihr im Reigen euch umfaßt,
Bei Dir, erhabener Palaſt,
Drin wir nur Bilder noch beſtaunen,
Und bei dem Dreizack-Gott Neptun,
Ich laſſ' Euch unbeſungen ruhn!
Ich weiß zu wohl, was Euch bedrücket,
Dem armen Phöbus ſeh' ich's an:
Die Verſe all', Euch angethan,
Sind Schuld, daß Ihr ſo grämlich blickt.
So viel' Balladen, Triolette,
Und Madrigale und Sonette,
Die man zu Eurem Preis verloren,
Betäubten gänzlich Euch die Ohren;
Man ſieht es klar, Ihr ſchliefet ein
Ob allzu vieler Reimerein!“

Verſailles, die Schöpfung Ludwig's XIV., wurde von dem jungen König, welcher damals ſechsundzwanzig Jahre zählte, zuerſt im Mai 1664 als ein neues Weltwunder dem erſtaunten Hofe gezeigt. Er gab ſeinen eingeladenen Gäſten — mehr als ſechshundert an Zahl — damals jene Freudenfeſte auf der „Zauberinſel“, welche eine neue Aera des Prunkes und des Luxus eröffneten, wie ſie bis dahin kein Fürſt gekannt hatte. Molière ſchrieb zur Aufführung bei dieſen Feſtlichkeiten, deren geheime und allbekannte Heldin die Geliebte des Königs, das ſchöne Fräulein de La Vallière, war, eine „galante Komödie mit Muſik und Tanz“, in welcher er der Prinzeſſin von Elis (d. h. eben der La Vallière) folgende verblümte Schilderung des damaligen Verſailles in den Mund legt:

„In dieſem Friedensort wie fühl' ich mich beglückt,
Wo Alles, was man ſieht, das Auge hold entzückt! . . .
Der Raſen friſches Grün, Hain, Waſſer, Felſenmaſſen,
Sie feſſeln mich mit Macht, ſie nimmer zu verlaſſen!“

Und ihre Vertraute giebt ihr das Echo ihrer Gefühle in folgenden Verſen zurück, wo man für Elis nur Paris zu leſen braucht, um die Anſpielung zu verſtehen:

„Mich ziehen, ſo wie Dich, die ſtillen Haine an,
Wohin man aus dem Lärm der Stadt ſich flüchten kann.
Viel' tauſend Reize ſind dem Ort zum Schmuck erkoren,
Und Wunder nimmt's mich, daß ſo nah an Elis' Thoren
Die Liebe, die ſo gern ſich vor der Welt verſteckt,
Noch eine Einſamkeit, ſo groß und hehr, entdeckt!“

Molière konnte in ſeiner Balletkomödie die Gärten ſeines Herrn und Königs nur unter dem Schleier einer feinen Anſpielung loben; aber einige Jahre nachher griff ſein Freund La Fontaine das Thema mit größerer Freiheit auf, und blies die Lobpoſaune mit vollen Backen. Er, welcher die Gärten Fouquet's beſungen, war mehr als jeder Andere verpflichtet, auch die Gärten Ludwig's zu beſingen, und er entledigte ſich dieſer Höflingspflicht recht geiſtvoll in ſeinem, dem goldenen Eſel des Apulejus nachgeahmten

Romane: „Les amours de Psyché et de Cupidon“. In der Einleitung erzählt uns der Verfaſſer von einem Spaziergange, den er zu Verſailles gemacht, in Geſellſchaft ſeiner Freunde Racine, Molière und Boileau, deren Namen unter den durchſichtigen Pſeudonymen Acante, Gélaſte und Ariſte verborgen ſind. Nachdem er ſeinen Roman beendet, hegt er den Wunſch, ihn ſeinen Freunden vorzuleſen, wie es unter ihnen Sitte war. Acante (Racine) ſchlägt vor, zu der Lectüre einen Ort außerhalb der Stadt zu wählen, wo man ungeſtört ſei; „denn Acante“, heißt es, „liebte ſehr die Gärten, die ſchattigen Haine und die Blumen.“ Ariſte (Boileau) räth, nach Verſailles zu gehen; „dort ſeien neue, jedenfalls ſehenswerthe Verſchönerungen angebracht, und ſie müßten ſich zeitig auf den Weg machen, um mit Muße umherſpazieren zu können, nachdem ſie die Liebesabenteuer Pſyche's gehört haben würden.“ Die Partie wurde ſofort beſchloſſen und andern Morgens an einem ſchönen Herbſttage ausgeführt. Es wird uns nun weiter erzählt, wie die vier großen Männer alle Säle des Schloſſes, die ſeltenen Vögel der Menagerie, die kleine Orangerie Ludwig's XIII. ꝛc. beſuchten. Da ihr Einlaßbillet von vornehmer Hand geſchrieben worden, öffnete man ihnen alle Zimmer; man ließ ſogar einige der Waſſerkünſte vor ihnen ſpielen. Es kommen ihnen Verſe zum Preis all' der Herrlichkeiten auf die Lippen, und umherſchlendernd und poetiſirend handeln ſie dazwiſchen allerlei philoſophiſche Fragen ab, wie die Perſonen eines Dialogs von Plato oder Cicero. Augenſcheinlich hat La Fontaine auch in dieſer Beziehung ſein Vorbild nachahmen wollen, und in der That ähnelt dieſe Gruppe berühmter Franzoſen, die unter den Blumen des königlichen Parks von Verſailles ihre Geſpräche führen, einigermaßen jener Geſellſchaft edler und feingebildeter Griechen, welche an den Ufern des Iliſſus, unter dem Schatten der Akazienbäume, ſich in ſcharfſinnigen Discuſſionen erging. Unſere modernen Peripatetiker miſchen freilich in ihre Betrachtungen ein Lob ein, welches zu Athen unbekannt war, das Lob des Monarchen. Sie preiſen „ſeine hervorragendſten Tugenden“, und beſonders rühmen ſie ihn, daß er Verſailles geſchaffen. „Unſer Monarch", ſagen ſie, „findet ſeine Luſt daran, Paläſte zu erbauen; das iſt ſogar gemeinnützlich; denn durch dies Mittel können die Unterthanen Theil an den Freuden des Fürſten nehmen und mit Bewunderung ſehen, was nicht für ſie geſchaffen iſt."

Der wenig demokratiſche Gedanke, welcher hier mit ſo naivem Ausdruck gepredigt wird, daß er nur ein harmloſes Lächeln erregen kann, findet ſich mit pomphafteren Worten auch in einer Ode Victor Hugo's, welcher damals, als er dieſe Verſe ſchrieb, noch nicht der ſtarre Republikaner und unverſöhnliche Feind der „Könige, welche tödten", war. Er ſang in den „Inneren Stimmen":

„Wie war Verſailles ſtolz und glänzend
In jenen Tagen, rein von Schmach,
Wo jedes Glück, ſein Haupt bekränzend,
Ihm ruhmvoll um die Stirne lag!
Da prunkt' als ſeltne Augenweide
Ein jeder Baum im Stutzerkleide,
Und jeder Menſch in Sammt und Seide,
Gehorſam dem Geſetz des Herrn.
Wie hundert Weg' Ein Ziel erſtreben,
Sah rings man Pracht und Schimmer weben;
Selbſt der Olymp ſchien nur zu geben
Mehr Licht des großen Königs Stern!

Die Väter konnten noch erzählen,
Verſailles, von Deines Ruhmes Glaſt.
Die Löwen haben große Höhlen,
Die Fürſten ihren Waldpalaſt.
So oft mit Neid die knecht'ſche Menge,
Das Volk, in ſtaunendem Gedränge,
Aus ſeines Alltagslebens Enge
Dies Schloß, das ſtolze, durft' erſchaun,
Trug's in die Nacht, die mehr noch fahle,
Den ſtumpfen Blick vom flücht'gen Strahle
Geblendet, heim die Ideale
Von Göttern, Königen und Fraun!"

Es wäre intereſſant, die zahlreichen Einflüſſe nachzuweiſen, welche Verſailles auf die Schöpfungen der franzöſiſchen Poeſie gräbt hat. Schon in dem genannten Romane La Fontaine's machen dieſelben ſich unverkennbar bemerklich. Es iſt unzweifelhaft eine Erinnerung an die Waſſerkünſte und Canalanlagen im Park, welche ihn bei der Schilderung der Wohnung Pſyche's inſpirirte:

„Placez en ces lieux enchantés
Force jets affrontant la nue,
Des canaux à perte de vue! etc.

Und wenn Racine von einem Palaſte des Ahasverus ſagt:

„C'est donc ici d'Esther *le superbe jardin,*
Et *ce salon pompeux* est *le lieu du festin*",

ſo ſind die Farben dieſes Gemäldes augenſcheinlich mehr verſailliſch, als aſſyriſch. Oder wenn Fénelon im „Telemach" die Grotte der Calypſo als ganz mit bunten Muſcheln ausgelegt ſchildert, ſo verräth er deutlich, daß er mehr an die Thetisgrotte Ludwig's XIV. als an die wirklichen Grotten gedacht hat, die man am Meeresufer findet.

Eine Beſchreibung der Gärten von Verſailles zu geben, war lange Zeit das ſicherſte Mittel, die Gunſt des Königs wie die Gunſt der Leſer zu erwerben. So dachte zweifelsohne auch Fräulein von Scudéry, deren Ruhm zu erbleichen begann, ohne daß ihre Schreibluſt ſich vermindert hätte. Sie hatte den geſcheiten Einfall, La Fontaine nachzuahmen, indem ſie einen „Spaziergang nach Verſailles" mit einem herauszugebenden Roman („Célanire") verknüpfte. Sie rechtfertigte ihren Vorſatz mit den Worten: „Wenn Jemand, der zu ſchreiben verſtünde (d. h. natürlich Fräulein von Scudéry ſelbſt), Verſailles gut beſchriebe, ſo würde eine ſolche Beſchreibung ſicherlich der Nachwelt willkommen ſein, und man würde ſich freuen, zu erfahren, wie dieſer Palaſt beſchaffen war, in welchem ſo viele große Pläne entſtanden." Dieſem Grundſatze getreu, befriedigte nun die redſelige Dame ihre Schreibluſt in Verſen und Proſa, und unzählige Andere folgten ihrem Beiſpiel, ohne daß Verſailles daraus beſonderer Ruhm erwachſen wäre.

Beachtenswerther iſt es ſchon, daß der Glanz der dortigen Feſte den alten, miſanthropiſch gewordenen Corneille noch zu einigen jener markigen Verſe begeiſterte, deren ſtolzer Ton ihm eigenthümlich war. Von dem Gegenſatz ergriffen, welchen dieſe beſtändigen Feſtlichkeiten und Zerſtreuungen von Verſailles zu den wiederholten glücklichen Feldzügen Ludwigs XIV. an den Grenzmarken boten, rief der greiſe Tragödiendichter in einer Ode an den König mit ſpaniſcher Grandezza aus:

„Ganz andres Werk, als wir, die Kön'ge doch verſtehn;
Oft ſchleudern ſie herab den Blitzſtrahl ungeſehn.
Gott ſelber, jener Gott, von dem ein Bild ſie eben,
Läßt ruhig das Gewölk von ſeinem Thron entſchweben,
Und alle Himmel ſind von ſeinem Ruhm erfüllt,
Indeß er drunten rings die Erd' in Schrecken hüllt.
Mein Fürſt macht's eben ſo: Verſailles' Luſtbarkeiten
Sind ihm ein Vorſpiel nur, um Siege zu erſtreiten!
O, Muſen, habt ihr je geahnet und gedacht,
Daß dieſer Lichterglanz in ſchattenloſer Nacht,
All' dieſe Tändelei . . . . . .
Den Stoff euch auserkor zu einem Heldenliede? . . .
In dieſem Wundermeer von Schönheit ſichtbarlich
Erſchloß ſein großer Geiſt der eignen Helle ſich.
Inmitten ſeines Hofs, bei all' dem bunten Prangen,
Hielt all ſein Sinnen ſchon des Krieges Ernſt befangen;
Und was wir nur genannt Illumination,
Wies ihm die Wälle, die er ſtürmen ſollte, ſchon!"

In der Illumination der Gärten ein Licht zu erblicken, das dem König bereits die Feſtungen, die er zerſtören wollte, von fern erhellte, iſt gewiß ein für die Phantaſie Corneille's charakteriſtiſcher Zug.

Vom Erhabenen zum Lächerlichen iſt nur ein Schritt; wir machen denſelben, indem wir uns von Corneille zu Oronte wenden, jenem Sonettendichter, welchem Molière in ſeinem „Miſanthropen" den unſterblichen Fluch der Lächerlichkeit angeheftet hat. Oronte war der Herzog von Saint-Aignan, ein alberner Schöngeiſt, welcher alle Welt mit ſeinen ſchlechten Verſen behelligte, die er meiſtens in der Hofzeitung, dem „Mercure galant", veröffentlichen ließ; im Uebrigen ein intimer Freund des Königs, ſein ſteter Geſellſchafter und der Anordner faſt all' ſeiner Feſte. In einem ſeiner Gedichte ſchilderte er die Soiréen, welche Ludwig XIV. ſeit ſeiner definitiven Ueberſiedelung nach Verſailles im Jahre 1682 dreimal wöchentlich in den Salons vor der ſogenannten Spiegelgallerie gab. In einem Billet erſuchte der fade Poet Frau von Maintenon, dieſe Verſe, „die er ſo eben gemacht“ und „von denen er nicht fürchte, daß ſie ſeinem Ruhme ſchaden könnten, da Se. Majeſtät der Gegenſtand derſelben“, dem Könige zu überreichen. Der Abdruck des Gedichts im „Galanten Merkur“ war von folgender ironiſchen Bemerkung begleitet, welche, mit einer Anſpielung auf das berühmte Wort des Oronte:

„Ich macht' es, meiner Treu! in einer Viertelſtunde!“

den Beweis giebt, daß man freilich den Günſtling des Königs nicht durch eine Zurückweiſung ſeiner Verſe zu kränken wagte, aber dafür ſich in einer Weiſe über ihn luſtig machte, die ohne Zweifel vom ganzen Hofe — nur nicht von dem eitlen Reimſchmiede ſelber — verſtanden ward. Die Notiz lautete: „Dieſe echt heroiſchen, von großen und glänzenden Gedanken ſtrotzenden Verſe gehören zu der Zahl jener Gedichte, zu deren Anfertigung es vieler Zeit bedarf. Der Herzog hat jedoch ſo wenig Zeit darauf verwandt, daß es ſcheint, ſein Eifer für den König dictire ihm Alles, was er ſchreibt. Er glaubt, es würden die letzten ſein, die man von ihm zu Geſicht bekomme; aber bei der Bewunderung, die er für ſeinen Fürſten hegt, und da er immer neue Anläſſe finden wird, ihn zu loben, wird es ſehr ſchwer halten, daß er, im Beſitz eines ſo ſchönen Talentes, nicht Gebrauch davon machen ſollte für den größten Monarchen der Welt.“

Ich will den Leſer mit den Verſen ſelber und mit Tauſenden anderer, noch ſchlechterer verſchonen. Die Albernheiten der damaligen Poeten, welche ſich die Schloß- und Parkanlagen von Verſailles zum Thema wählten, ſind unglaublich. Beſonders zeichnen ſich in dieſer Hinſicht die geiſtlichen Herren, die Abbés und Canonici, aus. Einer der Letzteren ruft beim Anblick der griechiſchen und römiſchen Statuen des Parks:

„L'admirable matière à mettre en vers latins!"

Und wirklich, es fehlt ſo wenig an lateiniſchen wie an franzöſiſchen Lobgedichten auf die Paläſte, Statuen, Grotten, Waſſerkünſte und Alleen! Die Manie, Reime auf dieſelben zu machen, war ſo allgemein, daß ſie nicht bloß Herzöge und Abbés, ſondern auch minder gebildete Leute ergriff. Da war z. B. ein Sieur Denis, „Commandant der Fontainen der Stadt und des Parks", d. h. Oberbeamter der Waſſerkünſte, welcher ein langes Gedicht im heroiſchen Versmaß über dies Thema ſchrieb. Der Anfang iſt unvergleichlich, und ich will die Verſe nicht überſetzen, damit man mich keiner Entſtellung zeihe:

„Ce lieu si magnifique et ce pompeux séjour
Présente un beau spectacle en entrant dans la cour,
Et l'on ne peut trouver, quelque part que l'on aille,
De palais comparable au palais de Versaille! . . .
Quatre gros pavillons, etc. etc."

In dieſem Tone wird das Inventar mehrere Geſänge hindurch aufgenommen, und von den todten Gegenſtänden wendet ſich der Verfaſſer zu den lebenden Perſonen:

„Monsieur Bontemps possède et la gloire et l'honneur
De ce château royal d'être le gouverneur . . ."

Es ſcheint unmöglich, dem Sieur Denis die Palme der Langweiligkeit ſtreitig zu machen; dennoch iſt dies einem ſeiner Nachfolger, Monicart, gelungen. Wegen eines leichten Vergehens auf vier Jahre in die Baſtille geſetzt, beſchloß derſelbe, zu ſeiner Zerſtreuung ein Gedicht auf Verſailles zu verfaſſen, das aus zwölf Bänden von je zehntauſend Verſen beſtehen ſollte. Zum Glück ſind nur die erſten zwei Bände gedruckt worden, in ſehr reicher Ausſtattung, mit hübſchen Bildern geziert und von einer lateiniſchen Ueberſetzung begleitet. Das Werk ſollte, nach der Abſicht des Autors, ein vollſtändiges Handbuch der Mythologie und Geſchichte zum Gebrauche des jungen Königs Ludwig XV. werden. Die Form iſt das Tollſte, was man ſich denken kann. Monicart hat das Wort, daß der Dichter Alles beſeele, Allem Sprache verleihe, buchſtäblich wahr gemacht. Alle Statuen im Park, alle Bilder der Gallerien, alle Möbel des Schloſſes ergreifen in höchſteigener Perſon das Wort, um ſich ſelbſt zu beſchreiben. Das Dach des Palaſtes z. B., welches damals vergoldet war, ſagt:

„Der hohe Herrſcher, dem zu dienen ich gewillt,
Läßt durch den goldnen Putz, der meinen Dachſtuhl zieret,
Erkennen, daß ſein Schatz mit edlem Erz gefüllt.“

Man ſieht, „Versailles immortalisé“ gehört zu jener Zahl von Werken, die Einem faſt die Erfindung der Buchdruckerkunſt verleiden könnten.

Etwas erträglicher iſt das Opusculum eines andern Kämmerlings, Loret, welcher ſich mindeſtens, wie ſchon der Titel „Gazette burlesque“ verräth, eines kurzweiligen Styles befleißigt. Er ſchrieb von 1651 bis 1665 allwöchentlich für ſeine Herrin, Fräulein von Longueville, Herzogin von Nemours, die mit dem königlichen Hauſe verwandt war, eine gereimte Chronik der Hofereigniſſe und der tauſend kleinen Vorfälle im Schloſſe. Dieſe Chronik wurde jeden Samstagabend im glänzenden Geſellſchaftscirkel der Prinzeſſin vorgeleſen, und der Inhalt hat, wenn auch kein poetiſches, ſo doch hin und wieder ein hiſtoriſches Intereſſe. Der Ortsname wird, wie bei ſpäteren Dichtern, ſo auch hier, je nach dem Reimbedürfniß bald „Verſaille“, bald „Verſailles“ geſchrieben, und bald zweiſilbig, bald dreiſilbig ausgeſprochen. Da heißt es zu Anfange:

Jeudi, le roi vint à Versailles
Chasser par bois et *par broussailles* . . .

oder etwas ſpäter (1654):

Le roi . . . . . .
Fut en son château de Versaille
Faire joyeusement ripaille.

Nach zehn Jahren (1664) war der Ort ſchon nicht mehr ſo wild und ländlich, ſondern

Dans le parc de ce beau Versailles,
Qui n'est pas un lieu de broussailles,
Mais le palais le plus riant,
Où du couchant à l'orient,
Les claires et pures Naïades,
Les gaies et vertes Driades,
La jeune Flore et les Zephirs,
Les Amours, les Jeux, les Plaisirs,
Les labyrinthes, la verdure,
L'art en un mot et la nature,
Faisant par leurs beaux agréments
Le doux charme de tous les sens;
Là, dis-je, où le Ciel à la Terre
Les plus chères faveurs desserre,
On vit lundi ce que les yeux
Ne peuvent voir que chez les dieux! etc. etc.

Von neueren Lobrednern ſei, der Curioſität halber, Einer erwähnt, Herr M. Roux, welcher die zum Mindeſten originelle Naivetät beſitzt, in ſeinem 1814 erſchienenen Lehrgedicht „L'Entomologie“ den Park von Verſailles wegen der vielen intereſſanten Inſectenarten zu beſingen, welche er dort gefunden:

„Wie viel' Inſecten hat der Park hervorgebracht,
Frühmorgens und bei Tag, des Abends und bei Nacht! . . .
Ja, meine Sammlung dankt ihm ihre beſten Schätze,
Denn viele tauſcht' ich ein für Arten dieſer Plätze! . . .“

Lieſt man ſolche Abgeſchmacktheiten, ſo fühlt man ſich faſt verſucht, den vorhin citirten Spottworten Alfred de Muſſet's Recht zu geben, welche übrigens nicht ganz ernſthaft gemeint ſind; denn in der Folge beſchreibt Muſſet trotz Alledem manche der Schönheiten des Parks, und macht ihnen die ſchalkhafteſten Complimente. Allerliebſt iſt namentlich, was er von den drei mit rothen Marmorflieſen belegten Gängen ſagt, welche auf der Seite der Orangerie, links vom Schloſſe, zu den Waſſerkünſten hinabführen:

„Ihr Marmorgänge, die zu ſagen
Ihr wißt von Eures Ruhmes Tagen,
Wie viel' Beglückte ſchloßt Ihr ein!
Wie viel' Hofherren und Lakai'n,
Wie viel' Gräfinnen, Plaudermündchen,
Die hingeeilt zum Schäferſtündchen
In Flitterſtaat und Atlasſchuh'n!
Welch Schmachten und welch' Zärtlichthun!
Wie viele Federhüte, Höschen,
Und Prieſterkäppchen, goldne Döschen,
Und wie viel weißer Puderſtaub,
Umhergeſtreut im grünen Laub!
Welch reicher Hofſtaat ſchöner Seelen,
Die Dummen gar nicht mitzuzählen!
O hehre Zopfzeit, groß und edel,
Der Gimpel, welcher dich verkennt,
Verdient, daß von dem kahlen Schädel
Sich nimmer ihm die Nachtmütz' trennt!
Und Du, kurzweiliges Jahrhundert,
Von Mehlſtaub überbeutelt faſt:
Wer Deinen Puder nicht bewundert,
Iſt dem Cupido ganz verhaßt! . . .
Will's Dir, o Marmor, auch ſo ſcheinen?
Indeſſen doch, faſt ſollt' ich meinen:
Der Zufall, der Dich hergebracht,
Hat dazu nimmer Dich gemacht.
Im Land, wo Sonnenſtrahlen glänzen
Auf eines griech'ſchen Tempels Plan,
Wär', mit Sandalen angethan,
Ein Füßchen, das von Reigentänzen
Noch duftete im Thymian,
Dir lieber wohl zur Augenweide
Geweſen, als ein Schuh von Seide . . .
Und hätte einzig dazu nur
Geformt die gütige Natur
Dein roh Geſtein in dunkler Tiefe,
Das erſt der Geiſt in's Leben riefe?
Ja, wenn man Dir den Leib zerſpalten,
So mußt' aus Deinem Schooß entfalten
Sich einer neuen Gottheit Bild . . .
Die Säge, die Dich, kreiſchend wild,
Zerſpliß, bereitete Verderben
Der Venus, die in Dir geruht;
Die Purpurſchatten, die Dich färben,
Sind, ach! das ihr entfloſſ'ne Blut."

Es iſt ganz natürlich, daß den übertriebenen Lobſprüchen, die an das Werk Ludwig's XIV. verſchwendet wurden, bald ein ebenſo maßloſer Tadel folgte. Schon bei Lebzeiten des Königs ließen einzelne ſcharfe Aeußerungen den Umſchlag der öffentlichen Meinung ahnen, welcher ſich im achtzehnten Jahrhundert vollziehen ſollte. Die Memoiren des Herzogs von Saint-Simon reden von Verſailles mit einer an Verachtung ſtreifenden Bitterkeit; ſie commentiren gleichſam das Witzwort des Herzogs von Créqui: „Verſailles iſt nur ein Günſtling ohne eigenes Verdienſt.“ — Colbert, welcher mit unverhohlenem Aerger Millionen in dieſen Baſſins verſchwinden und in Waſſerſtaub verdunſten ſah, hatte die Kühnheit, an Ludwig XIV. ſelbſt zu ſchreiben: „Welch ein Herzeleid, wenn man den größten der Könige mit der Elle von Verſailles meſſen wollte!“ — La Bruyère macht die beißende Bemerkung: „Die Großen ſetzen ihre Ehre darein, eine Allee in einem Walde zu eröffnen, die Erdmaſſen durch lange Mauern zu ſtützen, Plafonds zu vergolden, zehn Zoll dicke Waſſerſtrahlen ſpringen zu laſſen, eine Orangerie zu möbliren; aber ein Herz glücklich zu machen, eine Seele zu erfreuen, dahin reicht ihr Vorwitz nicht.“ Ein andermal ſchrieb er: „Es giebt Gottesgeſchöpfe, die man Menſchen nennt, die eine Seele, einen Geiſt haben, deren ganzes Leben und Trachten ſich darauf beſchränkt, Marmor zu zerſchneiden: das iſt ſehr einfach und ſehr wenig. Es giebt Andere, welche darüber ſtaunen, aber welche völlig nutzlos ſind und ihren Tag mit Nichtsthun verbringen; das iſt noch weniger, als Marmor zu zerſchneiden.“

Voltaire, der König des neuen Jahrhunderts, war zuerſt der lobredneriſchen Tradition gefolgt. In einem Feſtſpiele, das er im Auftrag des Hofes geſchrieben, ließ er den „Gott des Lichtes“ in den Palaſt Ludwig's XIV. hinabſteigen als in

„ . . . . den ſchönſten Aufenthalt,
Den jemals er geſehn in ſeinem hehren Leben.“

Allein ſpäter, als er im „Tempel des Geſchmacks“ ſeine Herzensmeinung freier ausſprechen konnte, nannte er die Schloßkapelle

„Ein tändelhaftes Flitterſpiel,
Das nur dem Volk die Augen blendet,
Von dem der Kenner weg ſich wendet
Mit unverhohlnem Spottgefühl.“

„Ich haſſe Verſailles“, ſagt Montesquieu, „die ganze Welt iſt dort klein!“ Und ſein Perſer wirft auf das Werk Ludwig's XIV. nur einen verächtlichen Blick; was er empfindet, iſt „Ueberraſchung ohne Bewunderung“, und er begnügt ſich mit der ſarkaſtiſchen Bemerkung: „Es giebt mehr Statuen in den Gärten dieſes Palaſtes, als Menſchen in einer großen Stadt.“ — Rouſſeau's Urtheil brauchen wir nicht zu citiren; ſeine „Neue Heloiſe“ iſt hinlänglich bekannt, und Jedermann weiß, wie er der ſteifen Regelmäßigkeit des Parks von Verſailles die reizende Abwechſelung der Anlagen von Clarens gegenüberſtellte, in welchen Trianon ſich gleichſam mit dichteriſcher Vorahnung beſchrieben findet. — Aehnlich lautet die Kritik Saint-Lambert's, eines Freundes von Voltaire; er ſchrieb nach einem kurzen Beſuche in Verſailles:

„Là, j'admire un moment l'ordre, la symétrie,
Et ce plaisir d'un jour est l'ennui de la vie!“

Ein neuerer Dichter, Théophile Gautier, ſingt:

„Verſaille! Du biſt nur noch der Schemen einer Stadt,
Und den gelähmten Leib hinſchleppſt Du ſiech und matt
In Deinem Steingewand von längſt entſchwundner Größe.
Du biſt nur abgelebt und alt, doch nicht antik,
Um Deine Säulen rankt kein frommes Netzgeſtrick
Von Ephen ſich, zu decken Deine Blöße!“

Ein Schriftſteller des vorigen Jahrhunderts, Sébaſtien Mercier, der in einer Viſion die Weltzuſtände im Jahre 2440 ſchilderte, zeigt als Schlußtableau den Schatten Ludwig's XIV., der weinend unter den Trümmern von Verſailles umgeht und in die Worte ausbricht: „Hier floß ein Strom von Thränen, um jene Baſſins zu errichten, von denen keine Spur übrig bleibt!“ — Dieſelbe antimonarchiſche Weiſſagung hatte ſchon im ſiebzehnten Jahrhundert ein berühmter Dichter ausgeſprochen:

„All' dieſe ſtolzen Marmorhallen,
Auf denen ſo viel Schimmer ruht,
Ob auch des armen Volkes Blut
Als Kitt auf jeden Stein gefallen;
Palaſt und Hof und Nymphenhain,
Heut noch mit falſchem Götterſchein
Die ſtolzen Herrn umlachend, —
Sie werden eines Tags Nichts ſein,
Mit ihnen niederkrachend,
Als nur ein weites Grab von Stein!“

Man wird ſchwerlich den Verfaſſer dieſer Verſe errathen; es iſt kein Anderer als Racine, der, ehe er das Muſterbild eines Höflings ward, dieſe hochverrätheriſche Strophe geſchrieben hatte, deren er ſchwerlich an dem Tage gedachte, wo er den oben beſchriebenen Spaziergang mit La Fontaine machte und deſſen verzückte Bewunderung theilte.

Und hier will ich abbrechen. Die letzten Verſe haben durch ihren markigen Klang mich plötzlich wieder den Träumen der Vergangenheit entriſſen, in welche ich mich ſchon länger verſenkte, als einem pflichteifrigen Kriegscorreſpondenten erlaubt iſt. Vielleicht, dachte ich, als ich zuerſt dieſe prophetiſche Strophe las, wird ſie bald auf die trotzige Hauptſtadt anwendbar ſein, die ſich in ihrem Dünkel unbeſiegbar wie Ninive glaubt! Die Herren Pariſer wollen von keinen Friedensunterhandlungen hören — treffe ſie denn ihr Geſchick! Nachdem der größte Theil unſerer Belagerungsgeſchütze angelangt, wird die Beſchießung der Forts und das Bombardement der Stadt ſicherlich nicht lange mehr auf ſich warten laſſen, und all dieſe kanonengeſpickten Mauern und Wälle, von denen uns die verblendeten Tollköpfe der „grande nation“ heute noch ihre brüllenden Donnergrüße zuſenden, —

„Sie werden eines Tags Nichts ſein,
Mit ihnen niederkrachend,
Als nur ein weites Grab von Stein!“

Spottgedichte auf das zweite Kaiſerreich.

Und immer noch nicht in Paris! . . .

Wahrhaftig, die Ungeduld eines verehrlichen Publikums in der Heimath, das ſeit anderthalb Monden die Pechfackeln und Reiſigbündel zur Anzündung von Freudenfeuern bei der Nachricht unſeres Einzuges in die Seineſtadt parat hielt, konnte nicht ärger ſein, als die Verſtimmung eines unglücklichen Kriegscorreſpondenten, der ſeit noch längerer Zeit keine zwanzigtauſend Schritte vor den Wällen der großen Babel lag, und ſich Tag für Tag zu dem langweiligſten Garniſonsleben verdammt ſah. Aber was half das Murren? Konnten wir Ritter von der Feder den biederen Pariſern ihre Hundekeulen und Rattenfricaſſées verzehren helfen, damit der Hunger ſie raſcher zur Capitulation zwinge? Konnten wir Sr. Excellenz dem General Moltke den Rippenſtoß einer ſanften Andeutung geben, er möge doch endlich das von den Berichterſtattern aller Zeitungen längſt annoncirte Bombardement beginnen laſſen, damit der Rentier Pannemann unter den Linden und Fräulein Thekla auf dem Molkenmarkt wieder einmal ein grausliches Nachtſtück à la Wörth, Sedan, Metz oder Straßburg in den Journalen fänden? Wir vermochten den Heißhunger des lieben Publikums nach Senſationsnachrichten nicht zu ſtillen, ſo leid es uns übrigens that, demſelben durch den Inhalt unſerer Berichte, welche immer noch Nichts von dem Bombardement zu erzählen wußten, eine Tag für Tag ſich wiederholende Enttäuſchung zu bereiten.

Inzwiſchen lebten wir in Verſailles, trotz der Nähe der feindlichen Forts, die mit großmäuliger Geſchwätzigkeit tagtäglich einen

Schwall dröhnender Granatſalven verſandten, welche von unſeren raſtlos fortſchreitenden Belagerungswerken mit verachtungsvollem Schweigen erwiedert wurden, faſt wie in einer kleinen Garniſonsſtadt. Etwas theurer und unbequemer zwar, denn ein großer Theil der franzöſiſchen Bewohner — namentlich des ſchöneren Geſchlechtes — war ausgewandert, und nicht Jedem, dem das Geſchick nicht, gleich mir, eine gaſtfreundliche Klauſe beſchieden, ſagte es zu, ſich in den verlaſſenen Räumen ſeine Junggeſellenwirthſchaft mit eigener Hand einzurichten. Hatte man ſich aber darein gefunden, ſich ſeinen Kaffee ſelbſt zu bereiten oder von ſeinem Burſchen bereiten zu laſſen, Mittags und Abends bei einem franzöſiſchen Reſtaurant ſchlechtes Eſſen für ſchweres Geld zu erhalten, Cigarren, die in Deutſchland kein Handwerksburſche in freier Luft rauchen würde — Dank dem Patriotismus unſerer Berliner Speculanten — mit zwei Silbergroſchen per Stück zu bezahlen, und dies Stinkkraut im menſchengefüllten Café bei einem Glaſe wäſſerigen Dünnbiers qualmend verkohlen zu ſehen: hatte man ſich mit philoſophiſcher Ergebung in dies Schickſal gefügt, ſo ließ ſich daſſelbe zur Noth ſchon ertragen, beſonders wenn man dieſen gezwungenen Müßiggang mit dem harten Dienſte unſerer Vorpoſten verglich, die draußen in Regen und Kälte, in ausgehöhlten Erdlöchern kauernd, Tage und Nächte lang eine gefährliche Wacht halten mußten. Es gab Unterhaltungen mancherlei Art: Faſanen-, Haſen- und Hirſchjagden in den benachbarten Wäldern, und in dem Muſik-Pavillon an der Avenue de Sceaux, wo ſonſt die Turcos zu concertiren pflegten, ſpielte jetzt täglich von zwei bis drei Uhr Nachmittags die Capelle eines preußiſchen Regimentes. Nicht einmal an gemüthlichen Geſellſchaften fehlte es im verſailler Standquartier: die im Gefolge des Königs und des Kronprinzen befindlichen Fürſten — die „Kriegs-Reſervoiriſten“ nannte ſie das etwas malitiöſe Bonmot eines meiner Collegen — hatten ihr Caſino im Hôtel des Reſervoirs, dem einſtmaligen Wohnſitze der Pompadour, deren ſchöne Marmorbüſte noch im Vorgemache des großen Speiſeſaales ſteht; die Artilleriſten hatten ihren „Kanonenclub“ in den „Grandes Ecuries“ der Avenue de Saint-Cloud; und was die journaliſtiſchen Kriegsbummler betraf, ſo war man ziemlich ſicher, vom Geſammtcorreſpondenten der Berliner Preſſe bis zu den Berichterſtattern der einzelnen nord- und ſüddeutſchen Blätter Alles, was auf Neuigkeiten vom Kriegsſchauplatze Jagd machte, Mittags und Abends im oberen Stocke der kleinen Speiſewirthſchaft des Monſieur Gack, Rue Ducis Nr. 13 — (beiläufig das Haus, in welchem Louvel, der Mörder des Herzogs von Berry, geboren ward) — bei einem Glaſe guten Burgunders in fröhlichem Geplauder verſammelt zu finden. Da wurden mitunter allerlei ernſthafte politiſche Geſpräche geführt, zu denen die Anweſenheit ſo vieler Diplomaten im königlichen Hauptquartiere den natürlichen Anlaß bot. Vor Allem intereſſirte uns die Frage, was nach Beendigung des Krieges mit den für Deutſchland zurück gewonnenen Provinzen geſchehen werde. Die Meiſten unter uns waren der Anſicht, daß für dieſe Frage nur eine einzige, allerſeits befriedigende Löſung möglich ſei. In der That, wenn man die Bewohner von Elſaß und Lothringen, welche bisher einem großen Reiche angehört haben, und welche ſich als Dependenzen eines kleinen ſüddeutſchen Staates in ihrem ſtaatlichen Selbſtbewußtſein degradirt fühlen würden, mit dem ihnen zufallenden Looſe aufrichtig zu verſöhnen gedenkt, ſo müſſen die neuen Provinzen als reichsunmittelbares Land einen Geſammtdeutſchland angehörigen Theil des zum deutſchen Bunde erweiterten, zum Kaiſerthume erhobenen norddeutſchen Bundes bilden. Während ſie durch ihre Abgeordneten im allgemeinen Reichstage vertreten ſind, wäre ihnen andererſeits in Betreff ihrer inneren Angelegenheiten eine möglichſt freie Selbſtverwaltung zu belaſſen und möglichſte Schonung ihrer localen Eigenthümlichkeiten zu gewähren. Dabei verſtünde es ſich von ſelbſt, daß ſie ſich in allen militairiſchen Einrichtungen denſelben Beſtimmungen zu unterwerfen hätten, welche für die übrigen Bundesſtaaten gültig ſind, und welche ſich unter der preußiſchen Führung ſo trefflich bewährt haben. Es würde bei ſolcher Löſung der elſäſſiſch-lothringiſchen Frage Preußen nicht durch Annexion der neuen Provinzen das Danaergeſchenk eines „öſtlichen Polens“ erhalten, noch hätten die ſüddeutſchen oder die übrigen Bundesſtaaten Veranlaſſung, ihrerſeits ebenfalls einen Territorialzuwachs zu begehren, welcher ſchließlich doch nur durch einen widerwärtigen Schacher mit Land und Leuten bewerkſtelligt werden könnte.

Für gewöhnlich wagten wir uns indeß nicht mit beſonderer Vorliebe auf das ſchlüpfrige Eis der hohen Politik hinaus, ſondern verkürzten uns lieber die Abendſtunden mit harmloſen Späßen. Manches beißende Wortſpiel, das in unſerem Kreiſe entſtand und die Runde im Hauptquartier machte, wurde von dieſem oder jenem um Stoff verlegenen Zeitungscorreſpondenten dem Kronprinzen in den Mund gelegt, welcher freilich ſelber genug Witz beſitzt, als daß es ihm angenehm ſein mochte, ſich ohne ſein Zuthun ſo häufig mit fremden Federn geſchmückt zu ſehen.

„Paris iſt eingenommen!“ — „„Wie? Was? Wann? Von wem?““ — „Von ſich ſelbſt und von dem Heldenmuth ſeiner Vertheidiger.“ — — „Paris wird ſich heute Nacht ergeben!“ — „„Wie? Was? Wem denn?““ — Dem ſüßen Schlummer.“ — Mit ſolchen Kalauern neckte man ſich in Verſailles und ſuchte ſich die langweilige Zeit müßiger Erwartung bis zur Vernichtung der Loire-Armee und bis zu dem Falle von Paris zu vertreiben.

Der Befehl des Stadtcommandanten, daß, wenn Alarm geſchlagen würde und die Truppen ausrückten, kein Civiliſt ſich auf der Straße blicken laſſen dürfe, ſetzte uns Zeitungscorreſpondenten in nicht geringe Verlegenheit, da unſere Pflicht uns gerade bei ſolchen Anläſſen in die möglichſte Nähe des Kampfplatzes berief. Die Beſprechung der Inconvenienzen, welche uns aus dieſer Verordnung erwachſen könnten, führte zu dem ſcherzhaften Vorſchlage der Abſendung einer Deputation, welche für die Journaliſten um Bewilligung einer beſonderen Uniform anhalten ſollte, auf deren Epaulettes — nach Analogie der Aeskulapsſtäbe und Flügelräder auf den Achſelklappen der Aerzte und den Mützen der Telegraphenbeamten — je nach Rang und Zahl der von jedem Schriftſteller vertretenen Journale goldene oder ſilberne Federn geſtickt wären.

Vor Allen war der Architekt Junk, mit welchem ich am häufigſten verkehrte, unerſchöpflich an ſarkaſtiſchen Einfällen. Einmal wurde eine große Hammelheerde an uns vorüber in die Stadt getrieben. „Nun werden die Franzoſen doch wohl endlich geſcheit werden," rief er mir zu. „„Woraus ſchließen Sie das?"" — „Ei, ſehen Sie doch, es bleibt ihnen ja bald kein einziger Schafskopf mehr!" — Ein andermal laſen wir die Notiz in einem Pariſer Journale: „C'est demain, samedi, à deux heures, que les principaux artistes de Paris disent, sur le théâtre de la Porte Saint-Martin, les principales pièces des Châtimens." — „Eh bien," ſpottete mein witziger Begleiter, „sous peu de temps d'autres pièces diront des châtimens sur les artistes de Paris!" — Zu derſelben Zeit ſprachen die franzöſiſchen Blätter ſich höchſt entrüſtet darüber aus, daß die Belagerer von Verdun mit ihren Feldgeſchützen die Stadt bombardirten, aber ſich's natürlich nicht einfallen ließen, mit Sechspfündern die ſchweren Feſtungswerke zu beſchießen. „Ja, ja," lachte mein Freund, „dies curioſe Verlangen, daß wir ſo thöricht ſein ſollten, immer nur die Stärke und niemals die Schwäche des Feindes anzugreifen, erinnert mich an eine Anecdote aus dem ungariſchen Revolutionskriege von 1849. Die Honved-Huſaren hatten die Gewohnheit, beim Zuſammenſtoße mit den ſchweren böhmiſchen Küraſſieren denſelben auf die Küraß-Riemen zu hauen, um den Harniſch herabfallen zu machen. Statt deſſen hieb ein Huſar bei einem militairiſchen Rencontre einmal einem Küraſſier mit dem Pallaſch in's Geſicht. „Oosviech, verflixtes!" ſchrie der Böhme mit tiefſter moraliſcher Entrüſtung, „was hauſt mir in's Angeſicht? wofür hab' ich Küraß?"" — In Rouen befindet ſich ein Standbild Napoleon's I., welches den Kaiſer mit entblößtem Haupte darſtellt. „Weßhalb hat er den Hut abgezogen?" frug ein franzöſiſcher Bauer, der mit ſeinem requirirten Fuhrwerke im Gefolge der deutſchen Armee zum erſten Male nach Rouen kam. „Parbleu! devant les Prussiens!" gab

Herr Junk dem Franzoſen zur Antwort, der ſich verblüfften Geſichtes ärgerlich hinter's Ohr kratzte.

Es iſt unglaublich, welche Maſſe der abenteuerlichſten und tollſten Gerüchte fortwährend in Verſailles colportirt und mehr oder minder von der franzöſiſchen Einwohnerſchaft geglaubt wurde. Der „Moniteur officiel“ machte ſich einmal den nicht üblen Spaß, eine Blumenleſe dieſer Gerüchte mitzutheilen, welche ſämmtlich aus dem Octobermonat datirten. Bekanntlich ließ man die Deutſchen überall in die Flucht ſchlagen. Als König Wilhelm nach Verſailles überſiedelte, erzählte man, daß er aus Ferrières eiligſt habe davoneilen müſſen, um nicht in die Hände der von Metz heranrückenden franzöſiſchen Entſatzarmee zu fallen; zwei Tage nachher, daß der Exkaiſer Napoleon III. hier incognito eingetroffen ſei, um mit Sr. Majeſtät zu conferiren; daß die deutſche Armee, welche unter den Mauern von Paris überall geſchlagen worden, dort ſchon 80,000 Mann verloren habe; daß der Kronprinz, welcher ſeinen königlichen Vater vergeblich zum Friedensſchluſſe zu beſtimmen geſucht, in Ungnade gefallen und Hals über Kopf nach Berlin zurückgeſchickt worden ſei. Zwei Tage vor der Uebergabe von Metz flüſterten die Bewohner von Verſailles einer dem andern geheimnißvoll zu, ein ganzes franzöſiſches Armeecorps ſei im Anzuge, und werde ſchon folgenden Tages bei uns einrücken. Die meiſten Quartierwirthe ſagten ihren deutſchen Gäſten faſt mit ironiſcher Miene gute Nacht, als hofften ſie, dieſelben vor Anbruch des Morgens gefangen oder in wilder Flucht davon jagen zu ſehen. Am Tage darauf wollten ſie wiſſen, es ſeien Geſandte aller europäiſchen Mächte hier angelangt, welche dem König Wilhelm ein „Ultimatum“ überreicht hätten, des Inhalts, daß er — man höre und ſtaune! — entweder binnen acht Tagen Paris einnehmen, oder gewärtigen müſſe, durch die vereinigten Heere aller Großmächte zum Abzuge aus Frankreich gezwungen zu werden. Der officielle „Moniteur“ ſchloß die Aufzählung dieſer und anderer unſinniger Gerüchte mit der Nutzanwendung: „Daß ſolche Albernheiten unter der ungebildeten Klaſſe in Umlauf ſind, iſt leicht zu erklären; aber daß ſie von Leuten, welche auf Bildung Anſpruch machen und welche den höchſten Staffeln der Geſellſchaft angehören, gierig erhaſcht, weiter verbreitet und beſtätigt werden, iſt minder begreiflich und viel ſträflicher. Wie würde es dieſen Umherträgern abſurder Gerüchte ergehen, wenn man auf ſie einfach das franzöſiſche Geſetz in Betreff der Verbreitung falſcher Nachrichten anwendete, ein Geſetz, das noch immer in Kraft iſt, und das nur die Langmuth der deutſchen Behörden bis jetzt ſchlummern läßt."

Beſonders ſchwoll den Einwohnern von Verſailles der Kamm, als, nach der Wiederbeſetzung von Châteaudun und Orleans durch die Franzoſen in der erſten Hälfte des Novembermonats, die Vernichtung ihrer Loire-Armee ſich von Woche zu Woche verzögerte. Tag für Tag erwarteten ſie, dieſe Entſatzarmee ſiegreich in Verſailles einziehen zu ſehen, und ſie waren feſt gewillt, ihren Antheil an dem Kampfe zu nehmen, welcher die verhaßten Deutſchen von den Thoren ihrer Hauptſtadt vertriebe. Es war damals unter ihnen viel von dem albernen Projecte der Wiederholung einer Schandthat der Vergangenheit, von einer Bartholomäusnacht die Rede, welche man der deutſchen Einquartierung bereiten wolle. Der wahnwitzige Einfall, welchen irgend ein fanatiſcher Geſell vielleicht im Rauſche geäußert, hatte ſich herumgeſprochen, ich weiß nicht wie, und es war zuletzt bei den Bewohnern Verſailles' und der umliegenden Ortſchaften eine feſtſtehende, von Jedem geglaubte Thatſache geworden, daß wir in der Nacht vom 19. auf den 20. November Alle in unſeren Betten umgebracht werden würden. Die Wachen waren zwar nicht verſtärkt worden, aber man hatte es doch, Angeſichts der Beſtimmtheit, mit welcher das Mordgerücht gleichzeitig an den verſchiedenſten Orten auftauchte, für nützlich gehalten, die Truppen für dieſe Nacht zu verſchärfter Wachſamkeit zu ermahnen. Patrouillen, welche um Mitternacht in dieſe und jene verdächtige Wirthſchaft traten, fanden in manchen derſelben noch Leute verſammelt, die ſich in abenteuerlichen Discuſſionen ergingen, und, halb neugierig, halb in freudiger Erwartung, des Signales zum Anfange der Metzelei harrten. Einer meiner Freunde vernahm, an einer Wirthſchaft vorbeigehend, derartige aufgeregte Diſcuſſionen. „Wann wird das Signal gegeben?“ hörte er einen der franzöſiſchen Wirthſchaftsgäſte rufen. Sofort bewegte er den Thürklopfer mit dröhnenden Schlägen, und trat mit den ſarkaſtiſchen Worten: „Voilà le signal!“ unter die erſchrockenen Leute. „Bleiben Sie ruhig ſitzen, meine Herren“, fuhr er lächelnd fort, „ich meine nur: das iſt das Signal zur Oeffnung verſchloſſener Thüren, hinter denen man zu ſo ſpäter Stunde noch eine fröhliche Geſellſchaft trifft. Herr Wirth, ein Glas Grog!“ — Abgeſehen von dieſer Exaltation der Einwohner von Verſailles, welche, gegen ihre Gewohnheit, zum Theil lange bis nach Mitternacht aufblieben, war höchſtens hin und wieder in den Gärten einiger abgelegenen Häuſer ein verdächtiges Pfeifen zu vernehmen, das auf Anrufen der Wachtpoſten bald verſtummte, und die neue Bartholomäusnacht ſollte ſich, wie Jeder von uns vorausſah, als ein Phantaſieſtück à la Ponſon du Terrail erweiſen. Dieſer Herr Ponſon du Terrail (wegen ſeiner unzüchtigen Schauderromane insgemein in Paris le monstre du sérail genannt), ein entarteter Abkömmling des berühmten Bayard, iſt übrigens nicht, wie deutſche Zeitungen berichteten, bei den Kämpfen vor Orleans gefallen, ſondern erließ eben damals einen im tollſten Senſationsromanſtyle verfaßten Aufruf an alle Jäger, Schmuggler und Wildbiebe, worin er ihnen im Walde von Orleans ein nächtliches Rendezvous beſtimmte, um ein fliegendes Corps zur Bekämpfung der „deutſchen Eindringlinge“ zu organiſiren. Wohin immer man den Blick wenden mochte, zerfahrenes, flitterhaftes Comödiantenthum und kein Ende!

Ein eigenthümliches Intereſſe bot es mir während meines Aufenthaltes in Verſailles, den zahlreichen Spottgedichten nachzuſpüren, durch welche die öffentliche Meinung in Frankreich, bei der faſt gänzlichen Unterdrückung der Preßfreiheit unter dem zweiten Kaiſerreiche, ſich an dem Manne des 2. Decembers und ſeinen Creaturen zu rächen ſuchte. Außer den „Châtimens“ von Victor

Hugo und dem „Lion du Quartier latin“ von Rogeard, ſind wenige dieſer ſanglanten Hohnverſe jemals veröffentlicht worden. Sie circulirten in Hunderten von Abſchriften, ſie wanderten heimlich von Hand zu Hand, aber Niemand kannte die Verfaſſer, und Niemand würde gewagt haben, ein einziges dieſer Gedichte zu drucken, von denen manche eines Petron oder Juvenal, eines Voltaire oder Béranger nicht unwürdig ſind. Einige der witzigſten mögen hier Platz finden.

Da iſt zuerſt ein malitiöſes Lied auf den Staatsſtreich, voll tugendhafter republikaniſcher Entrüſtung:

Vive à jamais le deux Décembre!
Il renverse les lois, la Chambre,
Il ensanglante la cité . . .
C'était une nécessité
Pour relever l'autorité.
De tout relever il se pique,
Même l'échafaud politique,
Qu' avaient abattu ces coquins,
Ces coquins de républicains.

Il déporte en masse les rustres
Tout comme les hommes illustres;
Le bien public le veut ainsi:
Il en pleure assez, Dieu merci!
Lui qui fut en exil aussi.
Surtout quelle peine est la sienne
D'envoyer mourir à Cayenne
Ses libérateurs, ces coquins,
Ces coquins de républicains.

Le seul intérêt de la France
Etouffe sa reconnaissance
A l'endroit de ces D'Orleans
Si cruels pour les prétendants
Qu'ils ne les ont mis que dedans.
Il déclare de bonne prise
Leurs biens qu'avec tant de bêtise
Avaient respectés ces coquins,
Ces coquins de républicains.

Des membres de chaque assemblée
La part est maintenant réglée:
Dix mille francs au Tiers-Etat,
Vingt-cinq mille au Conseil d'Etat,
Trente mille au noble Sénat.
Trente mille! à peine est-ce honnête,
Au prix des vingt-cinq francs par tête
Que nous volaient tous ces coquins,
Ces coquins de républicains.

Si malgré tant d'économie
Une destinée ennemie
Veut que l'argent fasse défaut,
En ce cas il faut ce qu'il faut,
Et pauvreté n'est pas défaut.
Monsieur Fould obtiendra sans doute
Cette petite banqueroute
Que refusèrent ces coquins,
Ces coquins de républicains.

Février, direz-vous peut-être,
Fit bénir des arbres au prêtre;
C'était dans la rue: ah! fi donc!
Pour régner la Religion
Avait besoin du Panthéon.
Pour ce don, en transports éclate
Un prélat, jadis démocrate,
Hélas! nommé par ces coquins,
Ces coquins de républicains.

Courir d'une ardeur aussi belle
Du lupanar à la chapelle,
C'est un problème d'agrément
Que résout ce gouvernement,
Seul entre tous assurément.
Etre tout à la fois Tibère
Et chanoine du très saint père,
C'est interdit à ces coquins,
Ces coquins de républicains.

Quand sera comble la mesure,
Dieu soufflera sur le parjure;

Alors le faubourg si changeant,
Sa dupe aveugle et son agent,
Croira s'absoudre en se vengeant.
Si Ratapoil et ses complices
Echappent encore aux supplices,
Ils le devront à ces coquins,
Ces coquins de républicains.

Aus dem Mai 1852, alſo ebenfalls aus der Zeit kurz nach dem Staatsſtreiche, ſtammt auch das folgende Gedicht mit ſeinen barocken Endreimen:

Bouts-*rimés*

proposés dans les salons du Comte de M***

Anne, Anne, chère soeur, si tu vois l'avenir'
Dis-nous ce que tu vois. —

Ma soeur, je vois venir
Le Sénat chamarré que l'on dote et qui dote,
Mendiant decrépi qui boit, mange et radote,
Le Corps Législatif sans parole et sans vote,
Et le Conseil d'Etat qui sous Baroche ergote;
Le Prince-Président, fidèle à sa marotte,
Qui singe de son mieux son oncle le despote
Et des châteaux royaux met le foin dans sa botte,
Tandis que Fould pour lui dans les poches tripote,
Et des fonds à son gré fait varier la cote;
D'un crapuleux bâtard maint cousin qui complote;
Les serments begayés par Thémis qui chevrote;
Les obscènes cancans de l'armée en ribote;
La triste Liberté qui gémit, qui sanglotte,
Et, captive en un coin, jeûne, sèche et grelotte;
La presse qui se vend ou bien que l'on garotte,
Dom Véron, né pour Sceaux, qui s'empâte et qui rote;
Le cossant Granier qui d'injures vivote;
La République enfin qui vers Lambessa flotte,
L'Empire qui revient en grise redingote,
Et le pauvre pays qui doit payer la note. —

Anne, Anne, chère soeur, si tu vois l'avenir,
Dis-nous, à l'horizon ne vois-tu rien venir? —

Ma soeur, dans une cour famélique et bigote,
Je vois régner Tartufe et trôner la calotte;
La France que la peur a rendu idiote
Sous le moindre buisson craindre un lazariste;
Maint Sibour aux badauds tirer mainte carotte;
Ratapoil imiter l'attitude devote
Du paillard Coquereau qui fornique et fricotte,
Et gaîment du marin la prière marmotte;
Puis sur le lit du Sire, embaumé de sa crotte,
Où Laïs, où Giton se trémousse et gigotte,
D'un scribe de Carnot la femelle cagote
Courber sa souple échine en relevant sa cote;
Puis l'Université, que Garasse emmenotte,
Brouter pour superflu la fève et l'échalotte;
Et contre le bourgeois, chancelant sous la hotte,
Dans le Cirque Néron lâcher le sans-culotte. —

Et puis? —
L'aigle vivant (grotesque souvenir!)
Repu de sang, crever et la farce finir.

Dann folgt, der Zeit nach, eine geharniſchte Philippika, deren pomphaſte Alexandriner dem Style der Victor Hugo'ſchen „Châtiments“ zum Verwechſeln ähnlich ſehen:

L'Empire est fait.

Ils en ont fait un roi! Déshéritant l'histoire,
Renonçant à son nom, foulant aux pieds sa gloire,
La France, ô honte! ô crime! ô malheur! ô remords!
A cet impur bandit s'est donné âme et corps!
En attendant qu'un jour, hélas! on la partage,
On a fait d'elle ainsi qu'on fait d'un héritage.
La maison m'appartient, je m'appelle César.
Toi, fi donc! assassin replatré d'Escobar,
Sois Mandrin, Sbrigané, Mingrat ou Lacenaire,
Mais César! . . . Depuis quand l'oiseau du cimetière,
Le funèbre hibou qui ne sort que la nuit
Pour surprendre sa proie et la tuer au nid,
S'ose-t-il comparer à l'aigle aventureuse
Qui prend vol au grand jour et plane radieuse,
Regardant le soleil en face, au sein des airs,
Au dessus de la foudre, au delà des éclairs?

Mon Dieu! tomber si bas, devenir une chose,
Un bétail, un troupeau dont cet homme dispose,
Et toi même, acceptant un si honteux destin,
Lui mettre le bâton et le fouet à la main! . . .
Esclaves, saluez votre Empereur! . . . Et dire
Que cet infâme drôle on l'appellera Sire!
De cuistre le voilà qui passe Majesté!
En pleine France, en plein Paris! . . . O lâcheté!
Allons, badigeonneurs de vieilles tyrannies,
Hâtez-vous, réclamez un trône aux Tuileries;
Façonnez le sapin et taillez le velours;
Dans le vieux Moniteur reprenez vos discours.
Eternels fricoteurs, flairants toutes les broches,
A table, et n'oubliez de bien bourrer vos poches!
Généraux, Sénateurs, évêques, magistrats,
Viveurs juifs et chrétiens, boursiers, curés, soldats,
Maires, préfets, mouchards, et toi foule imbécille,
Peuple toujours béant, qui brailles par la ville,
A tout boeuf gras qui passe, à tout lambeau doré,
Courez, l'idole est prête et l'autel est paré!
Vive la joie! hurrah! Lampions et girandoles,
Canons, cloches, pétards, vivats et danses folles,
Flambez, sonnez, hurlez, tourbillonnez, tintez,
C'est l'heure du Sabbat, les moments sont comptés,
Hâtez-vous: Dieu permet cet excès de démence,
Il détourne les yeux, continuez la danse,
Profitez de la nuit, bientôt le jour poindra,
Et vous disparaîtrez, quand le coq chantera.
Oh! vienne le soleil, flamboyant météore,
Phare de liberté dont la chaleur dévore
Et dont chaque rayon sur vos damnés palais
Dardera les trois mots: Mane, Thécel, Phares!
Soleil fort, œil de Dieu, qui fond le fer des grilles,
Et consume en un jour les antiques bastilles!
Soleil fatal aux rois, soleil de nos aïeux,
Archange éblouissant qui planes dans les cieux,
Descends pulvériser d'un éclair de ta lance
Ce Balthazar qui fait litière de la France,
Et tout ce vil ramas d'eunuques enivrés
Qui boivent au veau d'or dans les vases sacrés!
Mais quoi! Pour de plus hauts réservons le tonnerre,
Ces Grecs ne valent pas un accès de colère:
On écrase un reptile, on soufflette un grédin,
Et sans se retourner on passe son chemin.

Le peuple a la main lourde et les soufflets qu'il donne
Ont fait trembler souvent les murs de Babylone:
Il s'amuse aujourd'hui de ces obscurs bouffons,
Le Colosse en pitié prend tous ces myrmidons
Qui pensent qu'on a peur de leurs grosses moustaches,
De leurs sabres traînants et de leurs grands panaches.
Sacripans ramassés la nuit dans les tripots,
Tout fiers de leur livrée et de leurs oripeaux,
Valetaille! ... Il se rit des laquais et du maître;
A tout bon mélodrame il sait qu'il faut un traître;
Il a payé sa place, il regarde, il attend;
Le crime a prospéré, mais c'est le dénouement
Qu'il faut voir! ... Achevez votre parade impie,
Vautrez-vous à loisir dans votre ignominie:
Lequel de vous aura l'inestimable honneur
D'agrafer le manteau du nouvel empereur?
Qui de vous du carrosse ouvrira la portière?
Qui marchera devant? qui marchera derrière?
Ilotes sans vergogne et sans coeur, qui de vous
Sera sur son chemin le plus vite à genoux?
Est-ce fait? Avez-vous fini? le nouveau Sire,
En recevant le sceptre, a-t-il daigné sourire?
A-t-on bien acclamé l'héritier des Césars?
A-t-on payé le Pope et soldé les mouchards?
Est-ce tout? Eh bien, soit: dormez dans votre fange,
Et cuvez votre vin où le sang se mélange:
Rêvez d'or et de pourpre, et qu'un songe trompeur
Enfin vous berce aux cris de: „Vive l'empereur!“
Dormez! à vos chevets la Liberté qui veille,
D'un formidable cri déchirant votre oreille,
Saura vous réveiller, quand l'heure sonnera
Où votre hôte le Peuple avec vous comptera!
Vous n'échapperez point à sa main vengeresse ...
Debout! Le chanvre est prêt et l'échelle se dresse,
Et toi, mons Empereur, César de guet-apens,
Histrion ahuri qui singes les tyrans,
Oison empanaché qui fais si bien la roue,
Majesté de hasard, moitié sang, moitié boue,
Vous êtes jugé, Sire, et voici le poteau
Où l'on va vous ferrer de la main du bourreau.

Luſtiger ſchwingt nachſtehendes Lied die Geißel der Satire über dem neugebackenen Kaiſerthume:

Chez nous tout gouvernement
Qui tombe est le pire;
Le meilleur est forcément
Celui qui respire.
Mon Dieu, je le veux bien, mais
Si l'empire c'est la paix,
Fichez-moi l'empire,
O gué,
Fichez-moi l'empire!

Sous son nouveau souverain
La France en délire
Va jouir d'un bonheur impossible à décrire:
Nous aurons la poule au pot,
On servira l'aigle en rôt . . .
Fichez-moi l'empire,
O gué,
Fichez-moi l'empire!

Saint-Arnaud, Magnan, Morny
Ont voulu l'empire;
Avec eux et Persigny
La France conspire:
Fut-il jamais un scrutin
Aussi libre et plus certain?
Fichez-moi l'empire,
O gué,
Fichez-moi l'empire!

Quelques têtes à l'évent
Trouvent que le Sire
Et les siens puisent souvent
A la tire-lire:
Pensez-vous qu'on ait pour rien
De semblables gens de bien?
Fichez-moi l'empire,
O gué,
Fichez-moi l'empire!

Un grand génie, un grand cœur
Que l'histoire admire,

En cent batailles vainqueur
   Mérita l'empire.
Mais coter au même prix
Strasbourg, Boulogne et Paris! . . .
   Fichez-moi l'empire,
      O gué,
   Fichez-moi l'empire!

Sur le parjure fondé,
   Le vol à la tire,
Par le meurtre précédé,
   Suivi du martyre,
Prétendre qu'un pouvoir tel
A chance d'être immortel! . . .
   Fichez-moi l'empire,
      O gué,
   Fichez-moi l'empire!

Den ſchneidendſten Spott athmen folgende zwei Gedichte, welche unſtreitig zu den geiſtvollſten dieſes ganzen Genres zählen:

Les devises de l'Elysée.

A l'Elysée on vient de choisir des devises,
Et sur son écusson chaque preux les a mises.
   Fier de montrer à tous son collier et ses fers,
   Comme un valet qu'il est Persigny met: *Je sers.*
Fleury, qui pas à pas suit toujours la calèche
De Bonaparte, a pris l'indicatif: *Je lèche.*
   Je brosse est la devise au sens facile et vrai
   Qu'a prise bravement le ratapoil Vaudrey.
Sur un bonnet carré, casque de la basoche,
Je décrotte est le mot qu'a fait graver Baroche.
   La Guerronnière a pris le verbe: *Je vernis,*
   Quand Sibour ose, hélas! adopter: *Je bénis.*
Rouher, le plat flatteur dont le nom seul écorche
Le larynx, a choisi l'heureux verbe: *Je torche.*
   Le corse Bacchiochi sur un bel écusson
   Met: *Je procure,* autour d'un superbe poisson.
Je radote est le mot du vieux Nestor Jérôme,
Et Véron, né pour Sceaux, s'est appliqué: *J'embaume.*
   Romieu, de qui la soif met sans cesse aux abois
   Les sommeliers du Prince, a préféré: *Je bois;*

Saint-Arnaud: *Je fusille*, et **Magnan**: *Je mitraille;*
Pour l'obèse Berger, il a pris: *Je ripaille.*
J'amasse par Bineau fut le mot préféré,
Et Fould, pour le narguer, a mis: *Je rentrerai.*
Le Dangeau du palais, Mocquart, a pris: *Je loue;*
Morny du Jockey-club a proclamé: *Je floue.*
Dupin aux trois hymens, aussi fier qu'un pacha,
Pour le verbe *J'épouse* avec amour pencha.
Tout couvert de poussière et tout plein de choucroute,
Méry, valet de plume, a choisi: *Je m'encroute.*
Pour rappeler à tous ses récents jugements,
Vieyra sous une main qui jure a mis: *Je mens.*
Thayer de la poste a pris des lettres en brochète,
Au dessous, sur fond d'or, on lit: *Je décachète.*
Fortoul, qui de bon goût donne à tous des leçons,
A sur trois martinets fait graver: *Nous fessons.*
Conéus, Cassagnac, fort jaloux l'un de l'autre,
Ainsi que Delamarre, ont choisi: *Je me vautre.*
De Maupas et Piétri, pleins d'un trop juste orgueil,
Ont voulu: *Je moucharde*, à l'entour d'un gros oeil.
Les Danaé qu'on paie ont adopté: *Je touche,*
Et Miss Howard a mis sur ses panneaux: *J'accouche.*
Enfin ceux courtisans ont des verbes actifs,
Par contre les caissiers ont des verbes passifs.
Les autres commensaux, valets, pieds plats et pleutres,
A l'envi pour devise ont pris des verbes neutres;
Et l'aigle impérial, croyant avoir vaincu,
Met: *Je vole*, sur un écu.

Molière et la Censure.

Molière est défendu par Madame Censure;
Oui, le théâtre entier du divin Poquelin,
Par crainte du public qu'on trouve trop malin,
Ne sera plus joué: c'est Romieu qui l'assure.
Le Tartufe est biffé, sachez-en le motif:
Ce n'est pas, j'en réponds pour ce vers incisif
Qui frappe plus d'un nez comme une chiquenaude:
„*Nous vivons sous un prince ennemi de la fraude;*“
Mais pour ce cri d'Orgon: „*Allons voir au plus tôt*
Si certaine cassette est encore là haut.“
Romieu met à l'index jusqu'aux *Femmes savantes*,
Coupables seulement des deux rimes suivantes:

„Quand sur une personne on prétend se régler,
C'est par ses beaux côtés qu'il lui faut ressembler."
Il craint l'allusion au précédent empire,
Dont, au défaut du mieux, on imite le pire.
L'Avare est interdit pour motifs différents;
On redoute Harpagon disant à ses parents:
„Ne me montrez jamais mine triste et jalouse,
Et voyez de bon oeil la femme qui j'épouse."
Du bon *Georges Dandin* l'arrêt est résolu
A cause du dicton: *„C'est toi qui l'a voulu."*
Toute oeuvre est au rancart pour si peu qu'on la craigne:
Le Dépit amoureux, dont le crime est l'enseigne;
Le Mariage forcé (passez-moi ce vers faux),
Dont le titre a paru le plus grand des défauts.
De la nouvelle cour le *Bourgeois Gentilhomme*
Pourrait donner à rire au peuple, et Dieu sait comme!
Don Juan est défendu pour le prompt châtiment
„Du coquin qui badine avec un faux serment.
Le Misanthrope aussi, chef d'oeuvre dramatique,
A reçu son veto pour ce simple distique:
„Nommez-le fourbe infâme et scélérat maudit,
Tout le monde en convient et nul y contredit."
Jusques à *l'Etourdi*, pièce bien innocente,
Qu'on défend, tant la peur dans leur âme est puissante,
Pour ce seul vers latin, dont on s'effraie à tort:
„Vivat Mascarillus, fourbum Imperator!"

Namentlich excelliren die Franzoſen in der Abfaſſung kurzer Stachelverſe, die auf eine beißende Pointe hinauslaufen. Einer dieſer Calembourgs lautet:

Devant l'histoire des scandales
Les Bonaparte sont égaux:
Car l'un prenait les capitales,
L'autre nous prend les capitaux.

Man iſt gewohnt, das franzöſiſche Volk für beſonders galant und artig gegen das weibliche Geſchlecht zu halten. Vergeblich aber wird man nach einer Spur der Artigkeit und Galanterie in den zahlloſen Epigrammen ſuchen, die ſeit der Vermählung Napoleon's mit der Gräfin Montijo im Januar 1853 ſich an die

Sohlen der Kaiſerin hefteten. Unter einer größeren Sammlung wähle ich die folgenden aus:

Pour fêter du Sultan le mariage étrange
L'enthousiasme allait jusques à la fureur;
Sur la bannière de Domange*)
On lisait: „*Tout* pour l'empereur!“

Sur sa couche lubrique, où Priape fait rage,
Montijo se compose un air pudique et saint:
Et l'imbecille croit qu'au lieu d'un pucelage
De sa mère andalouse elle en a reçu vingt.

Français, tel est votre destin:
Eugénie était mon caprice;
N'en pouvant faire ma catin
J'en ai fait votre impératrice.

D'un sultan crapuleux dans le sacré parvis
Sibour, qui bénit tout, bénissant l'amourette,
De Notre Dame de Paris
Fait Notre Dame de Lorette.

Bei Gelegenheit der Geburt des kaiſerlichen Prinzen im Mai 1856 hatten übereifrige Höflinge die Arbeiter im Bois de Boulogne zu einer Subſcription für ein Taufgeſchenk aufgefordert. Da die Sache bei den Arbeitern wenig Anklang fand, ließ der Kaiſer ſelbſt die Subſcription unterdrücken. Der Volkswitz legte ihm die ſarkaſtiſchen Verſe in den Mund:

Ouvriers, je vous remercie
Au nom de notre cher enfant;
Mais laissez-moi, je vous en prie,
Règulariser votre élan:
Point d'enthousiasme inutile,
Comptez sur moi, restez chez vous;
Je ferai prendre à domicile
Vos noms, prénoms et vos cinq sous.

---

*) Célèbre ventilateur.

Auch Plon-Plon wurde nicht von boshaften Spöttereien verſchont. Als er 1854 ſo eilig aus dem Krim-Feldzuge zurückkehrte, circulirte über ihn das Epigramm:

La chose et le mot.

Vainement à l'envi sur ma bravour on glose;
Cambronne au prix de moi est un piètre soldat:
Cambronne exasperé, dans le feu du combat,
N'a laché que le mot; moi, j'ai laché la chose!

Beim Tode des Grafen Bacchiochi dichtete ein Witzbold nachſtehende Verſe, zu deren Verſtändniß wir bemerken, daß die Pariſer Fiſchfrauen die Makrelen — (bekanntlich iſt dieſer Fiſch in Frankreich das Sinnbild der Kuppelei) — mit dem gellenden Rufe feil zu bieten pflegen: „Il arrive, il arrive du frais maquereau!“, wobei die letzten Worte meiſtens verſchluckt werden:

A la mort du comte Bacchiochi.

Quand le char funèbre passa la sombre rive,
Tout l'enfer s'écria: Il arrive! il arrive!

Ueber den Banquier Emile Péreire war im Jahre 1867 folgendes Pasquill in Umlauf:

Sur la place Vendôme, avec quelque malice,
Le destin a placé Péreire et ses bureaux,
Afin qu'il fût toujours sous la main de justice
Entre l'auteur du code et le garde des sceaux.

Als der Marquis La Rochejacquelin zur Fahne des Bonapartismus überging, dichtete man auf ihn die Epigramme:

D'un orgueilleux marquis ci-gît la mémoire,
La Rochejacquelin: son nom seul fut sa gloire;
Vous qui l'avez connu, priez, priez pour lui,
Hier il était un sot, c'est un traitre aujourd'hui.

De France le dernier seigneur
T'honorait de son flétrissure:
Bonaparte à la main plus sure
Il te flétrit de son honneur.

In den fünfziger Jahren lieferte nachſtehender Vorfall einen pikanten Stoff zum Geklätſch in den Hofkreiſen. Der Kaiſer Napoleon, welcher in einer Verſammlung der Kronräthe mit Herrn d'Argout ſprechen wollte, der ziemlich entfernt von ihm ſtand, rief ihm zu: „Hieher, d'Argout!“ Trotz ſeines Servilismus, fühlte Herr d'Argout ſich doch aufs tiefſte verletzt, daß man ihn wie einen Hund behandle, und er beklagte ſich darüber in bitteren Ausdrücken, ſobald der Kaiſer den Saal verlaſſen hatte. Dieſe Hofgeſchichte ward das Thema zu einem Liede, das in getreuer Ueberſetzung lautet:

„Hieher, d'Argout!“ Das Wort iſt kaum zu loben,
Unpaſſend findet man's im ganzen Reich,
Und ſehr mit Recht. Herr d'Argout hat erhoben
Verwahrung wider jeglichen Vergleich.
Wir wollen keinen Streit darob erheben,
Zu dem Vergleich iſt nicht der mindeſte Grund:
Ein Hund iſt treu und dankbar und ergeben —
Nein, nein, d'Argout, du biſt kein Hund!

Um jede Glücksſpur hündiſch zu erwittern,
Beſitzt du eine Naſe, ganz famos;
Der echte Hund, ungleich den Glücksjagdrittern,
Hatt' eine Naſe nie, ſo lang und groß.
Er wacht, zufrieden mit der kärgſten Gabe,
Des Herren Loos zu ſeinem alleſtund;
Er iſt der Freund des Armen bis zum Grabe —
Nein, nein, d'Argout, du biſt kein Hund!

Nie ſah man noch den Hund des Muths entbehren,
Nie leckt' er feig dem Diebe noch die Hand,
Ließ nie von ihm ſich einen Theil beſcheeren
Des Raubs, und bellt' ihm nach, wenn er entſchwand.
Ein Hund iſt zum Verrätherlump verdorben,
Und dir gewiß iſt, wie uns Allen, kund,
Daß mancher gar für ſeinen Herren geſtorben —
Nein, nein, d'Argout, du biſt kein Hund!

Ich ſchließe dieſe Proben antinapoleoniſcher Poeſie mit einem reizenden Liede von Paul Boiteau, dem Pathen Béranger's und nicht unwürdigen Nachahmer der Töne ſeines großen Meiſters:

L'Aigle et le Coq.

Aigle orgueilleux, tu me bannis;
A toi palais, pompe guerrière,
A toi les étendards bénis;
A moi l'atelier, la chaumière.
Je vois sans fiel et sans chagrin
Tout l'éclat dont on te redore:
J'en ai vu d'autres, mon voisin;
J'en verrai bien d'autres encore.

Quand Rome ici t'eut apporté,
Regrettant nos vieilles franchises,
Tranquillement je suis monté
Sur le clocher de nos églises.
Mille ans et plus sous un ciel noir
J'attendis la nouvelle aurore;
Deux fois déjà j'ai cru la voir:
Le vieux coq peut attendre encore.

Es-tu l'aigle noir de Berlin?
L'aigle blanc? ... mais non, c'est un frère!
L'aigle à deux têtes du Kremlin?
L'aigle que l'Autriche révère?
Pour ne plus être confondu,
Prends un signe qui te décore:
Mon signe à moi n'est pas perdu,
Ma crête rouge brille encore.

Tu n'es qu'un Romain déguisé;
Moi, des ergots jusqu' à la tête,
Je suis français, brave, rusé,
Galant, jaloux de ma conquête,
Un peu crâne, un peu babillard,
Mais ces défauts on les adore:
Pauvre aigle, tu t'y prends trop tard,
Sur les coeurs le coq règne encore.

Usurpateur, sois donc moins fier:
Sans vouloir rabaisser ta gloire,
Chez nous tes succès sont d'hier,
J'ai sur toi le pas dans l'histoire.
Avec mes fils Hoche et Marceau
Toujours le drapeau tricolore
Fut vainqueur, et son Waterloo
Le coq gaulois l'attend encore.

Tu me reproches mon fumier . . .
Mais mon fumier nourrit la terre;
Mon domaine est hospitalier,
Ton aire est froide et solitaire
Les hauts monts ont plus d'un écueil;
Un des tiens que le monde honore
Sur un rocher eut son cercueil:
Sur mon fumier je chante encore.

Pour toi le temps ne marche pas:
Ton cri, fanfare des batailles,
Ne sait mener les peuples las
Qu'à de stériles funérailles.
Moi, je sens d'autres temps venir;
Ma voix pacifique et sonore
Dira l'hymne de l'avenir . . .
Ecoute bien, je chante encore.

Rückreiſe nach dem Kriegsſchauplatze.

Um die Mitte des Decembermonats kehrte ich, da der Aufenthalt in Verſailles unleiblich langweilig zu werden begann, und der Stoff für Berichterſtattungen aus dem Hauptquartier gänzlich zu verſiegen drohte, auf einige Wochen in die Heimath zurück. Es war unwahrſcheinlich, daß die in Paris eingeſchloſſenen Truppen, nachdem der von ihnen am 30. November unternommene größere Ausfall gegen unſere ſüdöſtliche Stellung bei Villiers und Champigny ſich als erfolglos erwieſen hatte, in nächſter Zeit einen neuen Angriff verſuchen würden, und von den wichtigen Kriegsoperationen, die ſich in den Norddepartements und an der Loire ſowie an der franzöſiſchen Oſtgrenze zwiſchen den Vogeſen und dem Juragebirge vollzogen, ging uns, bei der weiten Entfernung von den Schauplätzen dieſer heldenmüthigen Kämpfe, die erſte Kunde meiſt aus den Telegrammen der deutſchen Zeitungen zu, die in Verſailles uns nur ſpärlich zu Geſicht kamen. Auch als mit der Beſchießung des Mont Avron am 27. December das lange vorbereitete Bombardement der Befeſtigungswerke von Paris eröffnet ward, konnte ich meine zeitweilige Rückkehr in die Heimath nicht allzu ernſtlich bedauern — wußte ich doch, daß der Aufenthalt in den Batterien keinem Civiliſten geſtattet war, und daß, ſelbſt wenn ich die Mittel geſucht und gefunden hätte, dies Verbot zu umgehen, wenig Intereſſantes von dorther zu berichten geweſen wäre. Die Wirkung eines Bombardements, das gleichzeitig auf die Forts im Norden, Süden und Oſten von Paris gerichtet war, ließ ſich von einer einzelnen Batterie aus nicht einmal der Hauptſache nach überblicken, und erſt als ich die Nachricht von den zwiſchen dem Grafen Bismarck und Herrn Jules Favre eröffneten Capitulationsverhandlungen erhielt, konnte ich nicht mehr der Sehnſucht widerſtehen, mich wieder auf meinen Poſten als Kriegscorreſpondent im Verſailler Hauptquartier zu begeben, um dem Schlußacte des großartigen Dramas beizuwohnen, deſſen Entwickelung ich ſo lange Zeit hindurch mit fieberhafter Spannung aus nächſter Nähe beobachtet hatte.

Leider ſollte meine Hoffnung, in drei Tagen nach Verſailles zurück zu gelangen, arg getäuſcht werden. In der Frühe des 28. Januars von Hamburg abreiſend, traf ich zwar ſchon am folgenden Morgen gegen 7 Uhr in Straßburg ein, und der Zug nach Nancy und Epernay hielt noch auf dem Perron des Bahnhofes, als ich ankam. Zum Unglück jedoch waren alle Waggons überfüllt, ſelbſt eine Anzahl von Militairperſonen, die unter den obwaltenden Kriegsverhältniſſen naturgemäß den Vorrang ſchleunigſter Weiterbeförderung hatten, mußte zurückbleiben, und ich ſah mich genöthigt, faſt den ganzen Tag in Straßburg zu verbringen. Vom Bahnhofe in die Stadt ſchlendernd, war ich erſtaunt, in den Straßen, welche ich zunächſt durchwanderte, kaum eine Spur des furchtbaren Bombardements zu erblicken. Hie und da freilich zeigte ein friſch zugemauertes Loch in der Wand eines Hauſes, daß eine Kugel oder Granate dort eingeſchlagen hatte, ohne weiteres Unheil anzurichten. Als ich weiter ſchritt, bemerkte ich jedoch bald, daß eben nur der dem Bahnhofe zunächſt liegende Stadttheil von den Wirkungen des Bombardements einigermaßen verſchont worden iſt. Schon auf dem Kleberplatze ſtarrte mir die Ruine der herrlichen Gemäldegallerie, bis zur Erde ausgebrannt, entgegen, und je weiter ich zu den Quais und zum Steinthore hinunter kam, deſto grauenvoller mehrten ſich die Schrecken der Verwüſtung. In der Umgegend des Theaters, der Bibliothek, der Commandantur, ſo weit das Auge blickte, kaum ein Haus, das nicht in Schutt und Aſche lag! An der Stelle großer Hôtels kleine Bretterbuden, die den Namen der abgebrannten Gaſthöfe tragen, und auf allen Gaſſen Schaaren bleicher, zerlumpter Kinder, die mit lärmendem Geſchrei Kugeln und Granatſplitter feil boten, welche ſie haufenweiſe zwiſchen den Ruinen aufgeleſen. Im Uebrigen bot die Stadt doch bereits wieder den Anblick eines neu erwachten regen Verkehrs, der tägliche Zufluß von Fremden, welche die Trümmerhaufen beſuchten und den unglücklichen Opfern des Bombardements einen lebhaften Verdienſt brachten, war noch immer enorm, und die Anfangs ſo bittere Stimmung der Bewohner wich allmählich dem Gefühle der Dankbarkeit für die zahlreichen Spenden, welche aus allen Gegenden Deutſchlands der hart betroffenen Stadt ſo reichlich zufloſſen und das erſte Elend ſo raſch gemildert hatten.

Abends um 6¼ Uhr ging endlich wieder ein Bahnzug in weſtlicher Richtung ab, der mich bis Nancy beförderte. Seit der Sprengung der Moſelbrücke bei Fontenay mußten wieder Notable von Zabern, Pfalzburg und Saarburg die Eiſenbahnzüge auf der Fahrt durch die mächtigen Vogeſen-Tunnels begleiten, deren einer drei Viertelſtunden lang iſt und zwölfjährige Sprengungsarbeiten erfordert hat. Erſt gegen Mitternacht erreichten wir Nancy, und da der nächſte Zug nach Epernay früh um 5 Uhr abfahren ſollte, zog ich es vor, auf einem Sopha der gut geheizten, während der ganzen Nacht geöffneten Bahnhofs-Reſtauration zu campiren, um ſicher zu ſein, für alle Fälle einen Platz für die Weiterfahrt zu erhaſchen. Im erſten Tagesdämmern kamen wir bei der geſprengten Moſelbrücke an. Der Zug hielt unmittelbar neben den Ruinen des zur Sühne der Frevelthat eingeäſcherten Dorfes Fontenay. Die Herſtellung der Brücke war mit gewohnter Energie in Angriff genommen und faſt ſchon beendet. Da die 500 Arbeiter, welche das General-Gouvernement in Nancy requirirt hatte, nicht ſofort geſtellt wurden, erließ der Gouverneur von Lothringen einen Befehl, wonach alle Fabriken, welche mehr als zehn Arbeiter beſchäftigten, bis zur Stellung der erforderlichen Zahl von Arbeitern für den Brückenbau ruhen ſollten, bei Strafe von 1000 Francs für den erſten Contraventionsfall, und bei Strafe von weiteren 8000 Francs für jeden folgenden Tag. Zugleich wurde eine Anzahl Notabler aus Nancy gezwungen, in Perſon an der Herſtellung der Brücke zu arbeiten. Dieſe energiſchen Maßregeln hatten die Wirkung, daß die verlangten 500 Arbeiter ſchleunigſt nach Fontenoy geſandt wurden. Da nur der eine, dem Ufer zunächſt gelegene Brückenpfeiler von den Franctireurs geſprengt worden war, genügte es, die Lücke mit Steinen, Balken und Schutt der eingeäſcherten Häuſer zu füllen, um eine feſte Grundlage für das Schienengeleiſe zu erhalten. Inzwiſchen wurden die Reiſenden und die Poſtſäcke mittelſt einer großen Zahl requirirter Wagen nach dem Bahnhofe von Toul befördert, wo ein bereitſtehender Bahnzug ſie aufnahm. Freilich gingen mit dieſer Umladung immer mehrere Stunden verloren. Mit knapper Noth wurden ſämmtliche Paſſagiere in den Waggons untergebracht, nur daß manche, welche ein Billet zweiter Claſſe gelöſt, ſich nothgedrungen mit Plätzen in Waggons dritter oder vierter Claſſe begnügen mußten. Als ich in Bar-le-Duc aus zwingenden Gründen einen Augenblick meinen Platz verließ, fand ich denſelben zwei Minuten nachher bei meiner Rückkehr von einem Soldaten beſetzt, obſchon ich meinen Mantel auf dem Sitze zurückgelaſſen und die übrigen Inhaber des Coupés dem Eindringling erklärt hatten, daß der Platz belegt ſei. Der Etappen-Commandant, deſſen Vermittelung ich anrief, behauptete, daß ich durch Verlaſſen meines Platzes jedes Anrecht auf denſelben verwirkt habe, und wies mir einen Stehplatz in einem Viehwagen an, auf welchem ich bis Epernay ausharren mußte. Von Commercy an, beſonders aber in Epernay, umdrängten uns auf allen Bahnhöfen Kinder und junge Mädchen, welche Wein, Kaffee, Kuchen und Obſt feilboten. Mir war dieſe Erſcheinung überraſchend und wohlthuend; denn im Anfange des Krieges hatte die franzöſiſche Bevölkerung uns freiwillig ſelten Etwas verkauft, und war uns nach Kräften mürriſch und grollend aus dem Wege gegangen. Der Verkauf wurde ſogar mit einem gewiſſen heiteren Humor betrieben, und, was mich am meiſten Wunder nahm, viele der Kinder und Mädchen hatten ſchon leidlich Deutſch parliren gelernt. „Ein Flaſch Wein, kut Wein, koſt Sie alt Sous! Käs, ſerr kutes Käs!“ erſcholl es von allen Seiten, und die deutſchen Soldaten halfen lachend und verbeſſernd der mangelhaften Ausſprache nach. „Kaufen Sie eine halbe Flaſche Champagner!“ rief mir in Epernay eine hübſche Franzöſin mit ſchelmiſch blitzenden Augen zu; „die Andern zahlen nur 30 Sous, aber weil Sie ein ſo netter Herr ſind, müſſen Sie mir 40 geben!“ — „Parceque Paris a capitulé,“ meinte eine Andere, „il vous faut acheter une bouteille pour les pauvres Parisiens.“ Hinter Epernay paſſirten wir das Schloß Bourſault, wo ich im September inmitten der Kriegsſchrecken ein paar ſo herrlich idylliſche Tage mit den Herren des kronprinzlichen Hauptquartiers verlebt hatte. Man erzählte mir, daß der Beſitzer des Schloſſes, Graf de Chevigné, ſeitdem laut kriegsgerichtlichen Erkenntniſſes füſilirt worden ſei, weil er eine Anzahl von Arbeitern veranlaßt habe, die Schienen der Eiſenbahn bei Epernay aufzureißen.

Es war Mitternacht, als der Zug in Lagny, dem jetzigen Endpunkte der Bahn, anhielt. In rathloſer Verwirrung rannten die Civilreiſenden, für deren Unterkommen das Etappencommando natürlich nicht zu ſorgen hat, in den dunkeln Straßen der Stadt umher, um in dem menſchenüberfüllten Orte ein Nachtlager zu ſuchen. Ich ſelbſt war ſo glücklich, durch freundliche Vermittlung eines Soldaten noch ein leerſtehendes Bett in einem Hauſe zu finden, deſſen Zimmer als Nachtquartier für durchreiſende Officiere eingerichtet waren.

Bei Tagesanbruch ſah ich mich nach einem Mittel der Weiterbeförderung um. Miethfuhrwerke waren für keinen Preis zu erhalten — man erzählte mir, daß geſtern ein Herr aus Verſailles eingetroffen ſei, der für einen Wagen nach Lagny 300 Francs (80 Thaler) bezahlt habe. Auf dem Feldpoſtamte ward mir der Beſcheid, daß mit den Poſtwagen keine Paſſagiere befördert würden, und ich mußte froh ſein, als ich endlich die Erlaubniß erhielt, mich einer Proviantcolonne der elften Diviſion des ſechſten Armeecorps anſchließen zu dürfen, die unter Führung des Premierlieutenants von Axleben-Magnus gegen Mittag nach Orly abgehen ſollte. Am erſten Tage freilich gelangten wir auf den elenden, ausgefahrenen Wegen — wie herrlich waren dieſelben vor fünftehalb Monaten, ehe Kanonen, Proviant- und Munitionswagen in unzählbarer Menge darüber hinraſſelten! — nur eine Meile weit bis zu dem großen Gehöfte Lamirault hinter Croiſſy, das Stallung für 200 Pferde beſitzt. Bei dem ſchönen Wetter nahm ich gern den Vorſchlag des Herrn von Axleben an, mit ihm und ſeinen beiden Officieren, den Lieutenants Wuthe und von Eickſtedt, die aus ihrem friedlichen Stillleben als ſchleſiſche Gutsbeſitzer zum Colonnendienſt einberufen worden waren, nach dem Rothſchild'ſchen Schloſſe Ferrières hinüberzufahren. Das Schloß, im freundlichſten italieniſchen Villenſtyle erbaut, gewährt von außen einen durch Einfachheit und Symmetrie wahrhaft entzückenden Anblick. Im Innern iſt es deſto unleidlicher mit auf einander gehäuften Koſtbarkeiten überladen, die dem Ganzen faſt den Charakter einer Gewerbe-Ausſtellung oder einer Reihe von Raritäten-Cabinetten verleihen. Koloſſale Neger-Karyatiden, Gobelins, Bilder, Statuen, Vaſen, Majolicas, geſchnitzte und emaillirte Tiſche und Schränke, meiſt von antiker Arbeit, dazwiſchen ein moderner Steinway'ſcher Flügel und Hunderte von Stühlen, Puffs, Divans mit Seiden-, Gold- und Silber-Stickerei, Alles in orientaliſch grellen Farben, ſchreiend, prahlend, nur den Gedanken erweckend, wie viel es gekoſtet haben mag. Hinter dem Speiſeſaale führt ein mehrere hundert Fuß langer bedeckter Gang zu dem ſeparat ſtehenden Küchengebäude hinab. Von hier werden die Speiſen auf kleinen geheizten Waggons mittelſt einer unterirdiſchen Eiſenbahn in das Anrichtezimmer hinauf befördert. Bratſpieße, an denen ein ganzer Ochſe ſtecken kann, werden durch eine kunſtvolle Maſchinerie vor dem Heerdfeuer in beſtändiger Drehung erhalten; im Fleiſchgewölbe hingen Rehe, Hirſche, Kälber, Faſanen, Hühner rings an den Wänden, wie in einem Wildpretladen. Die ganze Familie des Beſitzers verweilte ſeit der Ankunft unſerer Truppen in Paris. Der König von Preußen, welcher ſein Hauptquartier bekanntlich vierzehn Tage lang in dem Rothſchild'ſchen Schloſſe aufgeſchlagen hatte, hinterließ bei ſeiner Abreiſe den noch an der Eingangsthür angehefteten Befehl, das Schloß und den herrlichen Park aufs ſorglichſte zu ſchonen. Er ſchlief während der Zeit ſeines dortigen Aufenthalts in einem der einfacheren Zimmer auf dem mitgeführten Feldbette, während dem Grafen Bismarck das koſtbar geſchnitzte Himmelbett des Herrn von Rothſchild angewieſen ward. Gegenwärtig fand ich das Schloß nur mit einer geringen Einquartierung belegt, und das Damwild und die Faſanen des Parks hatten ſich, in Folge des königlichen Befehls, der vollſtändigſten Schonung zu erfreuen, während ſonſt in den umliegenden Wäldern von unſeren Officieren nach Herzensluſt gepirſcht ward.

Es war mir intereſſant, aus den Geſprächen mit den Officieren, deren Reiſebegleiter ich für einige Tage geworden war, ein anſchauliches Bild des Trainweſens, dieſes ſo überaus wichtigen und doch ſelten nach Verdienſt gewürdigten Theiles der großen Kriegsmaſchinerie, zu gewinnen. Der Train-Officier hat ohne Zweifel den ſchwierigſten und langweiligſten Dienſt. Mit ſelten abwechſelnder Monotonie hat er ſeine Colonne nach oftmals weit entlegenen Armee-Depots zu führen, ſeine Wagen dort laden zu laſſen und ſie möglichſt raſch zu ſeinem Truppentheile zu geleiten. Ohne den Ruhm und die Gefahren der offenen Feldſchlacht zu theilen, iſt er beſtändig der Gefahr feindlicher Ueberfälle ausgeſetzt, und trotz aller Pflichttreue und Aufopferung wird ihm ſelten die Gelegenheit zu beſonderer Auszeichnung geboten. Ich glaube ſogar, daß Herr Premierlieutenant von Axleben, der Führer der Colonne, mit welcher ich reiſte, faſt der einzige Train-Officier iſt, der ſich in dieſem Feldzuge das Eiſerne Kreuz erworben hat. Aber wahrlich erſchien er auch in jeder Hinſicht als das Muſter eines Colonnenführers, der mit raſtloſer Umſicht und eherner Energie nur auf Erfüllung ſeiner ſchweren und vielſeitigen Pflichten bedacht iſt. Und was war ihm nicht Alles im Laufe dieſes halben Jahres paſſirt und geglückt! Einmal hatte er bei Coulommiers ſeine Colonne Halt machen und auf einen vorüberſegelnden Luftballon ſchießen laſſen. Der Ballon begann zu ſchwanken und raſch zu ſinken. Die Inſaſſen zogen die weiße Fahne auf, und das Feuer wurde eingeſtellt. In demſelben Augenblick aber hob ſich wieder der Ballon durch das Auswerfen einiger Ballaſtſäcke, und die perfiden Luftſchiffer, welche das weiße Banner mißbraucht hatten, ſchwebten von dannen. Freilich nicht weit; denn kurz darauf fiel der angeſchoſſene Ballon zur Erde, inmitten der bayriſchen Linien, und werthvolle Depeſchen wurden vorgefunden. Ein andermal hatte Herr von Axleben das Glück, einen Trupp verſprengter franzöſiſcher Soldaten mit ſeiner Colonne gefangen zu nehmen und dem nächſten Etappen-Commando abzuliefern. Nach der Schlacht von Sedan erhielt er den Auftrag, mit ſeiner Colonne von Vouziers nach Nancy zu reiſen, und mit Aufbietung aller Mittel möglichſt raſch zu ſeiner Diviſion zurückzukehren, da der Proviant auszugehen drohte. Er legte die Strecke von 64 Meilen in ſieben Tagen zurück, die ermatteten und niederſtürzenden Pferde häufig durch andere, requirirte Gäule erſetzend, und als er nach ſo unglaublich kurzer Zeit wieder bei dem Commandeur ſeiner Diviſion erſchien, frug ihn dieſer erſtaunt: „Welches Unglück iſt Ihnen paſſirt? Sind Sie überfallen worden? Wo iſt Ihre Colonne?“ Herr von Axleben deutete aus dem Fenſter auf die Straße, wo ſeine 33 Wagen wohlbeladen anlangten. In Verſailles verhinderte er durch ſeine Geiſtesgegenwart ein großes Unglück. Ein Trainſoldat hatte Nachts von einem mit Spritfäſſern beladenen Colonnenwagen, der am oberen Ende der abſchüſſigen Straße ſtand, Schnaps zu ſtehlen verſucht. Durch den Wachtpoſten verſcheucht, hatte er in eiliger Flucht ein brennendes Streichholz zwiſchen die ſpritgetränkten Säcke des Wagens geworfen, die ſofort Feuer fingen. Wenn die Fäſſer in Brand geriethen, ſo mußte der brennende Sprit die Straße hinabfließen und im Nu ſämmtliche Wagen der Colonne entzünden. Herr von Axleben ſtürzte herbei, mit Hülfe eines Unterofficiers riß er die brennenden Säcke vom Wagen, und es gelang ihm, die Ritzen der Spiritusfäſſer, aus welchen ſchon die Flammen hervorſchlugen, mit dem naſſen Straßenkoth zu verſtopfen. Unter ſeiner Mannſchaft hielt er die eiſernſte Disciplin, ging aber bei jedem Befehl oder Verbot ſeinen Leuten immer perſönlich mit dem beſten Beiſpiele voran. Trunkenheit, das Eſſen unreifer Früchte, unvorſichtiges Waſſertrinken auf dem Marſche beſtrafte er mit den ſtrengſten, faſt grauſam erſcheinenden Ahndungen; aber er hatte ſeinen Leuten gleich zu Anfange des Feldzuges erklärt, daß er Jedem, der ihn ſelbſt gegen eines ſeiner Verbote handeln ſähe, ſofort fünfzig Thaler auszahlen würde, und er hatte die Genugthuung, durch ſeine ſtrengen Sanitätsmaßregeln die Geſundheit ſeiner Leute ſo wohl zu beſchützen, daß er keinen einzigen Mann ſeiner Colonne durch Krankheit verlor. Wie alle ſeine Untergebenen, ſchlief er mit ſeinen Officieren auf einem Strohlager, und ich theilte ſeine Streu.

Am Morgen des 1. Februars brachen wir in ſtrömendem Regen wieder auf. Unſer Weg führte Anfangs auf allerlei Seitenpfaden über Ferrières und Pontault nach La Queue, wo wir die Hauptſtraße nach Villeneuve-Saint-George erreichten, und in einer franzöſiſchen Auberge ein vortreffliches Mittagsmahl erhielten, das im Voraus beſtellt worden war. Der ausgefahrene, ruinirte Zuſtand aller Wege, die wir paſſirten, iſt unbeſchreiblich. Tag und Nacht waren Pionier-Colonnen damit beſchäftigt, die ſchlechteſten Partien der Heerſtraße auszubeſſern, die Cadaver der geſtürzten Pferde zu verſcharren — aber es ſchien eine faſt fruchtloſe Arbeit. Ein Oberſtlieutenant der Gendarmerie, der wahrlich nicht an krankhafter Sentimentalität leidet, erzählte mir, daß ihm vor Schmerz die Thränen aus den Augen geſtürzt ſeien, als er auf dieſen entſetzlichen Wegen zwiſchen Verſailles und Lagny eines ſeiner Pferde nach dem anderen todt niederfallen und einen Wagen nach dem anderen wie Glas zerbrechen ſah.

Das Herz ſchnürte ſich mir vor Trauer zuſammen, während ich durch einen Ort nach dem anderen fuhr, und überall die grauſenvollen Spuren der Verwüſtung bemerkte, die der Krieg angerichtet. Meilenweit in der Runde rings um Paris liegen Dörfer und Städte in Trümmern. Ganze Straßen, in denen faſt nur noch das nackte Mauerwerk der Häuſer ſtehen geblieben, während Thüren, Dachſparren, Fenſterrahmen und das geſammte Mobiliar als Heizmaterial verbraucht worden ſind. Was an Betten und Hausgeräth nicht in den Kamin gewandert, wurde von den Soldaten beim Wechſel ihrer Cantonnements oft meilenweit mit fortgeſchleppt. Ich begegnete auf der Reiſe nach Verſailles einem bayriſchen Regimente, das auf der Ueberſiedelung nach einem der Forts begriffen war. Decken, Bettkiſſen, Tiſche, Stühle, eiſerne Oefen wurden mitgeführt — man hätte glauben mögen, einen Lichtmeß-Umzug in Nürnberg oder Augsburg zu erblicken.

In Villeneuve-Saint-George langte bei unſerer Ankunft ſo eben der erſte Eiſenbahnzug aus Paris an. Die deutſchen Soldaten luden die bleichen, ausgehungerten Heizer und Schaffner freundlich ein, ihren Kaffee, ihr Brot und Fleiſch zu theilen, während ſie ſelbſt die Speiſung und Heizung der Locomotive beſorgten. Die Franzoſen ſind überraſcht über die Gewandtheit, mit welcher unſere Officiere und Soldaten ſo manche Arbeit vollbringen, die in keiner unmittelbaren Beziehung zum Kriegsdienſte ſteht. In Lagny hat ein preußiſcher Genie-Officier den Gasleitungs-Apparat wieder in Ordnung gebracht. In Villeneuve hat ein anderer Genie-Officier die beſchädigte große Waſſerhebungsmaſchine hergeſtellt, und an vielen Orten wußten die Arbeiter unſerer Feldeiſenbahn-Abtheilung die von den Franzoſen zerſtörten Locomotiven binnen kurzer Zeit zu repariren.

Die vom Treibeis weggeführten Pontonbrücken über die Seine bei Villeneuve-Saint-George fand ich durch neue, ſolide Pontonbrücken erſetzt. In Villeneuve-le-Roi hat der unverwüſtliche Humor unſerer Soldaten ſich in originellen Inſchriften Luſt gemacht. Am weſtlichen Eingange winkt dem Ankömmling der Gruß entgegen: „Füſilier Kutſchke ruft Willkommen.“ Die Straßen tragen die Benennung: „König-Karl-“, „König-Wilhelm“, „Kronprinz-

Straße“ ꝛc. Jedes Haus iſt mit dem Namen einer gewonnenen Schlacht oder einer eroberten Feſtung bezeichnet: Wörth, Weißenburg, Sedan, Metz, Pfalzburg, Toul, ꝛc. An der Wand eines Hauſes der Hauptſtraße ſieht man eine Zeichnung, mit Kohle derb hingeklext: ein Franctireur, der in einer Schlinge am Galgen baumelt; daneben die Inſchrift: „Blutrichter-Amt. Hier wird kein Spaß verſtanden.“ Auf der anderen Seite der Straße ſitzt eine ausgeſtopfte Puppe mit Stiefeln und Sporen und fürchterlichem Schnurrbart auf einem Schaukelpferde — „Napolinum auf der großen Retirade“ ruft uns ein Soldat erklärend zu.

Da die Proviantcolonne nach Orly beſtimmt war, verabſchiedete ich mich am Ausgange von Villeneuve-le-Roi von meinem freundlichen Reiſegefährten, und poſtirte mich mit meinem Gepäck auf der Straße nach Verſailles, in der Hoffnung, irgend eine Gelegenheit zur Weiterbeförderung zu finden. In der That rollte bald eine elegante Kaleſche vorüber, deren Inſaſſen — ein bayriſcher Regimentsquartiermeiſter und ein Oberſtabsarzt, der ſich in Villeneuve ein Rendezvous mit ſeinem Sohne gegeben — mich gütigſt nach ihrem Standorte, Bièvre, mitnahmen. Mein Gepäck dort zurücklaſſend, watete ich zu Fuße durch den knietiefen Schmutz und Schlamm der grundloſen Wege die anderthalb Meilen bis Verſailles, wo ich endlich gegen Mitternacht ein proviſoriſches Obdach fand. Erſt am Mittag des folgenden Tages gelang es mir, ein Fuhrwerk aufzutreiben, um mein Gepäck von Bièvre zu holen, und todmüde von den beſchwerlichen Reiſeſtrapazen ſtreckte ich mich am hellichten Tage auf's Lager zu einem langen, erquickenden Schlafe, aus welchem ich nach ſechzehnſtündiger Ruhe geſtärkt und munter erwachte.

Forts-Wanderungen.

Unter einem bleiſarbig trüben, regendrohenden Himmel begann ich am Sonntagmorgen meine Rundwanderung zu unſeren Belagerungstruppen und zu den ſeit acht Tagen von ihnen beſetzten Forts um Paris. Man hatte mir geſagt, daß die kothigen Feldwege, beſonders in der Gegend unſerer Schanze bei Montretout, für Wagen nicht paſſirbar ſeien, und da in der That kein Miethkutſcher aufzutreiben war, der ſein Fuhrwerk an dieſe halsbrecheriſche Tour riskiren wollte, ſo mußte ich den langen Tagesmarſch zu Fuße zurücklegen. Auf dem Wege nach Sèvres ſtrömten mir viele Tauſende von Pariſern entgegen, Männer, Frauen und Kinder, die zu Fuße, zu Roß und zu Wagen nach Verſailles eilten, um Lebensmittel einzukaufen. Am erſten Tage nach der Capitulation belief ſich die Zahl der Leute, welche um einen Paß zur Paſſirung unſerer Vorpoſtenlinie nachſuchten, bereits auf mehr als 70,000, von welchen an jenem Tage nur etwa 3500 hinausgelaſſen wurden. Die Leute, denen ich begegnete, entſprachen nicht dem Bilde, das ich mir von den Bewohnern einer Stadt gemacht, die ſeit vier Monaten den furchtbarſten Entbehrungen unterlegen: ſie ſahen der Mehrzahl nach weder gedrückt und traurig, noch bleich und ausgehungert, ſondern roſig und munter aus. Allerdings mochten wohl die geſündeſten und kräftigſten Familienglieder ſich zum Einkaufe von Proviant auf die Reiſe gemacht, und der lange Marſch mochte ihre Wangen etwas fieberhaft geröthet haben. Viele der franzöſiſchen Bewohner von Viroflay, Chaville und Sèvres ſtanden vor ihren Hausthüren, um die Ankömmlinge aus Paris mit Speiſe und Trank zu erquicken. Ein altes Mütterchen hielt einen großen Topf voll Kartoffelbrei auf den Armen, und ſchob jedem vorübergehenden Kinde einen Löffel der lang entbehrten Labe in den Mund. Der größte Theil der Häuſer war freilich mit deutſchen Soldaten belegt, welche, vor den Thüren ſtehend, ihre Röcke und Stiefel putzten und ſonſtige Sonntagstoilette machten. Auch hier fand ich die Häuſer mehrfach mit humoriſtiſchen Inſchriften verziert; auf dem Schilde einer Weinkneipe zu Chaville ſtand mit großen Buchſtaben zu leſen: „Wirthſchaft zum deutſchen Bund.“ In Sèvres hatten bayriſche Brauknechte, deren ſich zahlreiche unter den Soldaten befanden, ſchon ſeit Monaten die große Braſſerie Reinert wieder in Betrieb geſetzt, und man erhielt dort ein zwar noch junges, im Uebrigen aber ſchmackhaftes und kräftiges Bier. In die altberühmte Porzellanfabrik, zu welcher der Eingang auf Befehl des Kronprinzen Jedermann verwehrt war, ſind leider zahlreiche Granaten vom Fort d'Iſſy und von den Geſchützen der Seine-Kanonenböte hineingeſchlagen. Gräulicher noch haben die franzöſiſchen Geſchoſſe die Kronprinzenſchanze verwüſtet; die hübſche kleine Villa zur Linken des Eingangs iſt in einen Trümmerhaufen verwandelt; nur die Kapelle iſt noch leidlich erhalten, aber auch hier ſind die Kugeln durch die herrlichen bunten Glasfenſter gefahren, von welchen nur die Roſe der Rückwand unbeſchädigt geblieben iſt.

Ich ging von hier zur Seinebrücke hinab, die am diesſeitigen Ufer von einem preußiſchen Infanteriepoſten beſetzt war. Der geſprengte Brückenpfeiler am jenſeitigen Ufer war noch nicht wieder hergeſtellt; man wollte dieſe Arbeit mit Fug den Franzoſen überlaſſen, welche ſchon mit derſelben begonnen hatten. Einſtweilen war die Lücke durch eine hölzerne Nothbrücke mit Geländer überbrückt, und die franzöſiſchen Arbeiter luden mich freundlich ein, nach Billancourt zu gehen, wo, nach ihrer Verſicherung, kein franzöſiſcher Poſten ſtände. Ich mochte mich indeß nicht allzu weit auf das feindliche Gebiet hinüber wagen, obſchon die vergoldete Kuppel des Invalidendomes in der Ferne blinkend vor mir lag, und ich für mein Leben gern heute ſchon eine Wanderung durch Paris unternommen hätte. Die beiden Reſtaurationshäuſer am Ausgang der Brücke und viele der angrenzenden Gebäude ſind arg demolirt. Hunderte von Wagen hielten auf dieſem Platze, um die mit Weißbrot und Fleiſch zurückkehrenden Pariſer aufzunehmen, welche theils über die Brücke gingen, theils in zahlreichen Kähnen über den Fluß geſetzt wurden, auf welchem auch ſchon ein kleines Dampfboot luſtig ſtromab dampfte.

An das linke Seineufer zurückkehrend, ſchlug ich den breiten Fahrweg zur Rechten ein, welcher hart neben dem Fluſſe unmittelbar an dem Parke von Saint-Cloud vorüber führt. Das einſt ſo herrliche Schloß iſt jetzt eine unförmliche Trümmermaſſe. Nichts, abſolut Nichts iſt unverſehrt geblieben, außer den Broncestatuen eines Herkules und einer Flora auf der in den Garten hinabführenden Treppe. Kaum einmal die Außenwände ragen noch rauchgeſchwärzt empor; die inneren Wände ſind faſt ſämmtlich eingeſtürzt; nicht eine Spur der ſchönen Wandmalereien iſt übrig geblieben, und der Fetzen einer grünen Ripsportière war das Einzige, was daran erinnerte, daß dieſe Räume einſtmals bewohnt geweſen.

Einen faſt noch grauenvolleren Anblick der Zerſtörung gewährt das Städtchen Saint-Cloud. Weil ſich bei dem Ausfalle am 19. Januar eine Abtheilung franzöſiſcher Soldaten hier feſtgeſetzt hatte und ein mörderiſches Gewehrfeuer auf unſere Jäger unterhielt, mußte der ganze Ort eingeäſchert werden. Das Werk der Verwüſtung iſt ſo gründlich vollbracht worden, daß, mit Ausnahme der Kirche, buchſtäblich kaum ein einziges Haus ſtehen geblieben iſt. Heute noch qualmten die Ruinen, und mit tiefſter Trauer mußte ich der unglücklichen Einwohner gedenken, deren ganzes Hab und Gut von den Flammen verzehrt worden iſt.

Auch der Park von Saint-Cloud hat ſchreckliche Verheerungen erlitten. Unſere Vorpoſten haben ſich auf dieſem gefährlichen Terrain überall durch Verhaue, Barrikaden und Schanzen gegen feindliche Ueberfälle ſchützen müſſen. In der Nähe des Platzes, wo einſt die Demoſthenes-Laterne ſtand, war die mit 7 Kanonen (12- und 24-Pfündern) armirte Batterie No. 1 errichtet, welche lebhaft an dem Bombardement theilnahm, aber vom Mont-Valérien und vom Point du Jour mit einem ſo mörderiſchen Schauer von Granaten überſchüttet ward, daß ſie wegen der vielen Verwundungen, die täglich daſelbſt vorkamen, den bezeichnenden Namen der „Todten-Batterie“ empfing. Ein einzelner Poſten hielt dort jetzt Wache.

Die Schanze Montretout fand ich nach längerem Umherſtapfen auf durchweichten Lehmfeldern links von dem gleichnamigen Dorfe. Es iſt ein formidables Erdwerk mit ausgemauerten Steinkammern, die mit ſandüberſchütteten Eiſenbahnſchienen gedeckt ſind. Die Granaten des Mont Valérien, welche hageldicht auf dieſe Schanze fielen, ſchienen in die Steinkammern nirgends eingeſchlagen zu haben; die Sprengſtücke lagen ſämmtlich auf dem offenen Raume, und ein Engländer, den ich dort traf, belaſtete ſeinen Diener mit einer ganzen Ledertaſche voll ſolcher „Erinnerungen.“ Bekanntlich war dieſe Schanze, in welcher erſt ein einziges Geſchütz eingefahren worden, bei dem Ausfall am 19. Januar nur von einer Compagnie der 5er Jäger beſetzt, welche ſich nach heldenmüthigem Widerſtande in beſter Ordnung vor der ungeheuren Uebermacht zurückzogen, und ſpäter, als ſie Verſtärkung erhielten, die Schanze wieder zurückeroberten. Dieſe Compagnie, die beim Auszuge aus der Heimath 250 Mann zählte, war im Laufe des blutigen Krieges auf 65 Mann zuſammengeſchmolzen.

Der Weg von Montretout nach dem Fort des Mont Valérien zieht ſich über kahle Felder weſtlich von Suresnes hinauf. Der Eingang iſt auf der Oſtſeite des Forts. In der Nähe des Thores hatten ſich zahlreiche franzöſiſche Marketenderinnen aufgeſtellt, welche unſeren Soldaten Schnaps und Wein, Brot, Käſe und Obſt verkauften. Von der Thorwache wurde ich erſucht, mich mit meinen Legitimationspapieren dem Commandanten des Forts, Herrn Oberſt von Köhler, vorzuſtellen, der oben auf dem Schloſſe wohnte, und der mich auf das Freundlichſte aufforderte, mir die Befeſtigungswerke nach Gefallen anzuſehen. Dieſelben ſind von ungeheurer Stärke; es genügt wohl zu erwähnen, daß die an den Berg gelehnten Mauern eine Höhe von vierzig bis fünfzig Fuß haben, um es einem Jeden begreiflich zu machen, daß an eine Erſtürmung dieſer Poſition unter keinen Umſtänden zu denken wäre. Trotzdem ſcheinen die Franzoſen uns ein ſolches tollkühnes Wageſtück zugetraut zu haben; denn auf der Weſt- und Südſeite fand ich außerhalb der Feſtungsmauern zahlreiche Minen ausgehöhlt, die jetzt zwar wieder geleert waren, deren Zünddrähte aber noch neben den Oeffnungen lagen. Die ſämmtlichen Gebäulichkeiten auf dem breiten Plateau des Forts ſind aus maſſiven Quaderſteinen aufgeführt; die Mauern der unteren Etage waren zudem durch zehn Fuß hohe Sandaufwürfe geſchützt; die Fenſteröffnungen der oberen Stockwerke waren mit auf einander gelegten Erdſäcken verſtopft. Die wenigen Geſchoſſe, welche hieher gerichtet worden, ſcheinen kein redenswerthes Unheil angerichtet zu haben. Die Wälle waren noch auf allen Seiten mit Kanonen geſpickt, welche von den Franzoſen bei ihrem Abrücken in völlig unverletztem Zuſtande und unvernagelt zurückgelaſſen worden ſind. Auch ganze Haufen neuer, noch ungefüllter Zuckerhut-Granaten fanden ſich vor. Es intereſſirte mich beſonders, die berüchtigte Rieſenkanone zu beſichtigen, welche den Namen „Sainte-Valérie“ trägt und ihre Geſchoſſe bis über Ville-d'Avray hinaus, eine Meile weit, ſchleuderte. Dieſe wunderliche Heilige war beſtändig von Soldaten umdrängt, welche einen Tag Urlaub erhalten hatten, um ſich den „Onkel Baldrian“ einmal ganz in der Nähe zu betrachten. Das Rieſengeſchütz wird von hinten geladen und mittelſt einer Kettenmaſchinerie gerichtet. Von dem Plateau des Mont Valérien genießt man eine Ausſicht über das Seinethal und Paris, die ſich an Weite und Schönheit nur mit den Ausſichten der Terraſſe von Saint-Germain oder der Terraſſe von Meudon vergleichen läßt. Im Oſten, hinter dem freundlichen Suresnes, das Gehölz von Boulogne und das Häuſermeer von Paris, aus welchem beſonders die Kuppeln des Pantheons und des Invaliden-Domes, der Arc-de-Triomphe und die zahlreichen Kirchthürme hervorragen; nordoſtwärts der grüne Seinefluß mit ſeinen weißblinkenden Ortſchaften: Puteaux, Courbevoie, Aſnières, Clichy, St. Ouen bis zu St. Denis hinab; weſtlich Nanterre, Rueil, das Gehölz von Veſinet und der herrliche Wald von Saint-Germain; im Süden Saint-Cloud und Meudon mit ihrer waldigen Umgebung. Die Sonne brach einen Augenblick durch die Wolken und enthüllte uns dieſes prächtige Panorama in wunderbarſter Beleuchtung.

In Begleitung eines 5er Jägers trat ich gegen vier Uhr Nachmittags den Rückweg über Rueil an, deſſen Bewohner, trotz der gefährlichen Lage zwiſchen zwei Feuern, großentheils den Muth gehabt hatten, in ihren Häuſern zu verbleiben. Es that mir wohl, in ſo unmittelbarer Nähe von Paris eine Stadt zu erblicken, die faſt gar keine Spuren der Kriegsverwüſtung trägt. Nicht eine Fenſterſcheibe war zertrümmert; nur am ſüdweſtlichen Ende des Ortes ſind ſieben Häuſer durch die Granaten des Mont Valérien eingeäſchert worden, welche auch das etwa tauſend Schritte davon entfernt liegende hübſche Lieblingsſchloß der Kaiſerin Joſephine, La Malmaiſon, zerſtörten. Die Brandgranate, deren glatt abgeſprungenen Boden ich noch in einem der Zimmer fand und als Andenken mitnahm, iſt auf der linken Seite des Mittelbaues eingeſchlagen. Das Schloß iſt nur theilweiſe ausgebrannt, aber im Innern iſt Alles demolirt. Die großen Trümeaux ſind zerſchlagen, die Stickereien und Tapeten von den Wänden geriſſen, die Sammetüberzüge von den Fauteuils losgeſchnitten — ein jammervoller Anblick!

Von Bougival abbiegend, klomm ich den ſteilen Weg nach La Celle hinan, der hart an der Villa des Fürſten Metternich vorüberführt. „Propriété de l'Ambassade de l'Autriche“ ſtand an dem Gartenthore geſchrieben. Die harte Nothwendigkeit des Krieges hatte indeß unſere Soldaten gezwungen, in dem ſchönen Parke eine Batterie zu errichten, die ich leider nicht mehr aufſuchen konnte, da der raſch herandunkelnde Abend zur Rückkehr mahnte. Auf faſt unwegſamen Waldpfaden, oft durch Verhaue und Barrikaden gehemmt, zwiſchen denen rechts und links Drahtgeflechte ausgeſpannt waren, gelangte ich bei Anbruch der Nacht wieder nach Verſailles.

Zwei Tage ſpäter machte ich mich auf den Weg nach dem Fort von Iſſy. Man kann ſich kaum einen ſchöneren Spaziergang denken, als wenn man an einem heitern Sommertage aus dem öſtlichen Thore von Verſailles über Viroflay in den Wald von Meudon und weiter in den Schloßpark bis zu der berühmten Terraſſe hinausſchlendert. Selbſt an dem naßkalten Februarmorgen, als ich auf ſchlüpfrigen Waldpfaden dieſe paradieſiſche Gegend durchwanderte, vergaß ich faſt die Beſchwerlichkeit des Weges über den Reizen der herrlichen Landſchaft. Hinter Viroflay zieht ſich der Weg über die ſteilen Waldhöhen von Chaville zu dem prachtvollen Parke von Meudon hinauf, deſſen uralte Kaſtanien-Allee zu den ſchönſten Baumpartien der Welt gehört. Das Schloß des Prinzen Napoleon wurde bekanntlich am vorletzten Tage des Bombardements von einer franzöſiſchen Granate getroffen, und unſere Soldaten, welche den Brand erſt ſpät bemerkten, vermochten denſelben nicht mehr zu löſchen. Das ziemlich alte, aber nicht eben ſchöne Gebäude iſt, wie das Schloß von Saint-Cloud, bis zur Erde niedergebrannt; die herabgeſtürzten Trümmer des oberen Geſchoſſes haben die unteren Räume bis zur halben Höhe der Thüren und Fenſter angefüllt, ſo daß es nur mit Hülfe einer Leiter möglich ſein würde, ins Innere zu gelangen. Das Holzwerk der Dielen glimmte und ſchwehlte noch, und die verkohlten Maſſen rötheten ſich bei jedem Luftzug. Als ich von außen mit meinem eiſenbeſchlagenen Stocke durch das Fenſter gegen eine der Decken ſtieß, ſchoß dieſe mit einem Theile des Mauerwerkes hinab, und ein ſchwarzer Rauch qualmte empor, aus welchem hie und da kleine Flammen züngelten. Ein toller Soldatenhumor hatte auf der Façade mit Kohle die Inſchrift angebracht: „Hier können Familien Kaffee kochen.“ Leider war die zaubervolle Ausſicht von der Terraſſe unmittelbar vor dem Schloſſe durch einen dicken Nebel verdeckt, und ich harrte vergeblich auf das Aufhören des feinen, eiskalt herabprickelnden Regens, welcher den Blick auf Paris und die Höhen von Clamart vollends verſchleierte.

Links durch das ebenfalls zum Theil eingeäſcherte Städtchen Meudon nach dem Dorfe Les Molineaux hinabſchreitend, ſtieß ich häufig auf die Spuren der Kämpfe, welche hier bei den verſchiedenen Ausfallsgefechten getobt haben. Unmittelbar neben dem Schloſſe ſcheint ein Verbandplatz geweſen zu ſein. Fetzen franzöſiſcher Uniformen, Leinwandlappen und zerbrochene Waffen lagen überall umhergeſtreut. Das Dorf Les Molineaux, welches unmittelbar unter dem Schutze des Forts d'Iſſy liegt, war von den Franzoſen durch mächtige Barrikaden geſchützt worden, die zum Theil aus maſſiven Quaderſteinen, zum Theil aus ſandgefüllten Schanzkörben und Erdſäcken beſtanden, jetzt aber für die Paſſage geöffnet waren. An einem Hauſe zur Linken las ich über der roh gemalten Zeichnung einer Hanfſchlinge die drohende Inſchrift:

Bismarck, halte là!
Tu ne passeras pas!
Voilà
Pour toi!

Von Les Molineaux an folgte ich der breiten Fahrſtraße, welche ſich nicht weit vom Seine-Ufer nach Vaugirard hinzieht. Auf dem Fluſſe ſchwammen zahlreiche menſchengefüllte Dampfſchiffe von Paris nach dem Städtchen Sureſnes zu Füßen des Mont Valérien hinab. Am Ende eines großen Parkes biegt zur Rechten der Weg nach dem Fort d'Iſſy ab. Der Doppelpoſten, welcher vor dem Eingangsthore ſtand, belehrte mich, daß wegen der Arbeiten, welche dort von unſerm Geniecorps ausgeführt wurden, der Zutritt zu den Forts ſeit dem heutigen Tage Jedermann verwehrt ſei, den nicht ein beſonderer Auftrag herführe, und in der That begegneten mir mehrere Perſonen, welche von dem Commandanten, Major von Baſſe, abgewieſen worden waren. Da ich jedoch einen Brief an einen im Fort ſtationirten höheren Officier abzugeben hatte, ließ ich denſelben herausrufen, und es wurde mir freundlich die Beſichtigung des Forts geſtattet, das ſo eben auch von dem auf kurzen Beſuch in Verſailles eingetroffenen Prinzen Friedrich Carl in Augenſchein genommen ward.

Das Fort d'Iſſy iſt von allen detachirten Forts am gründlichſten durch das Bombardement verwüſtet worden. Sämmtliche Kaſernen ſind bis auf die Umfaſſungsmauern eingeſtürzt, und auch dieſe ſind an vielen Stellen durch die Granaten zertrümmert. In einem der größeren Gebäude war ein Fragment der Treppenwand ſtehen geblieben; man las dort noch die Inſchrift: „Le commandant du fort est au IIe.“ Das Fort iſt hauptſächlich von den in Meudon, Moulin de la Tour und Notredame de Clamart aufgeſtellten Batterien beſchoſſen worden. Die meiſten der Granaten und Bomben ſchlugen am entfernteſten Ende auf der Nordſeite ein. Auf der Südweſtſeite hat die Batterie von Meudon einen großen Theil der äußeren Umfaſſungsmauern zerſplittert. Die Hauptbreſche jedoch befindet ſich auf der ſüdöſtlichen Seite. Hier ſind die Außenwände zweier großen, bombenfeſten Kaſematten völlig zermalmt, und es hätte nur noch weniger Schüſſe bedurft, um auch den noch ſtehen gebliebenen Zwiſchenpfeiler zum Einſturz zu bringen. Da es ſeit Anfang des Bombardements der Beſatzung unmöglich war, ohne die ſchrecklichſte Lebensgefahr ſich in's Freie hinauszuwagen, blieb ihr kein anderer Ausweg übrig, als in den bedrohten Kaſematten tiefe Löcher auszugraben und die Erde in bereit gehaltene Säcke zu füllen, mit welchen die entſtandenen Lücken nothdürftig verſtopft wurden. Der freie Platz im Innern des Forts war mit Sprengſtücken von Granaten und Bomben dicht überſäet; beſonders die rieſigen Projectile unſerer Mörſer hatten an mancher Stelle mehrere Fuß tiefe Löcher gewühlt. Die Gräben ſind nirgends mit Waſſer gefüllt, die Mauern und Palliſaden lange nicht ſo hoch und feſt, wie auf dem Mont Valérien, aber ein Sturm würde doch viel Blut gekoſtet haben. Vor der äußeren Palliſadenwand war noch eine vorgeſchobene Vertheidigungslinie durch Verhaue geſchützter Laufgräben errichtet, von wo ſich gut angelegte und gut gedeckte Approchen in Zickzackwindungen bis weit vor die Feſtung hinauszogen. Am 7. Februar traf hier ein vom General Vinoy abgeſandter franzöſiſcher Officier mit der nachträglichen Meldung ein, daß vor den drei ſüdlichen Baſtionen noch Minen lägen, deren jede mit zehn Sprengbomben gefüllt ſei. Man konnte ihm die Antwort mitgeben, daß all' dieſe Minen bereits vor drei Tagen gefunden und ausgehoben worden ſeien. Die Kanonen, welche die Franzoſen im Fort d'Iſſy zurückgelaſſen, ſind ſämmtlich Vorderlader und größtentheils aus Bronze gegoſſen. Außer dem Herausziehen der Viſirſchrauben bei einigen Geſchützen ſchienen keine Beſchädigungen daran vorgenommen worden zu ſein. Hinterlader fand man nur auf dem Mont Valérien und im Fort de Vanvres in geringer Anzahl vor. Erſtaunt war man, im Fort d'Iſſy noch bedeutende Vorräthe an Wein, Gemüſe-Conſerven und ſelbſt an gutem geſalzenen Fleiſch zu entdecken. Der Wein war von trefflicher Qualität, wie ich mich zu überzeugen Gelegenheit hatte, als ich auf Einladung meines freundlichen Führers an dem Mittagseſſen der Officiere Theil nahm. Beim Verlaſſen des Forts bemerkte ich in dem nördlichen Graben außerhalb des Thores zahlreiche Knochenreſte; auf Befragen erfuhr ich, daß an dieſer leiblich geſchützten Stelle die Pferdeſchlächterei der franzöſiſchen Garniſon etablirt geweſen ſei.

In dem Dorfe Iſſy bot ſich mir ein ſeltſamer und überraſchender Anblick. Die Grenzlinie unſerer Truppen war dort in eigenthümlich kriegeriſcher Weiſe gezogen. Die Lücken zwiſchen den einzelnen Häuſern waren überall durch formidable Barrikaden ausgefüllt, auf welchen ganze Rudel von Kindern hockten, und hinter welchen ſich die franzöſiſche Bevölkerung in plaudernden und neugierig ſich herandrängenden Gruppen aufgeſtellt hatte. Die Noth in der Umgegend von Paris mußte noch erheblich ſein, denn ich ſah elegant gekleidete Herren und Damen mit Thränen in den Augen um ein Stück Weißbrot bitten, das ſie ſtets unſeren Soldaten bezahlen wollten, die aber gutmüthig lachend jede Bezahlung zurückwieſen. Ueberhaupt ließ ſich nicht verkennen, daß ſeit dem Abſchluſſe der Waffenſtillſtands-Convention ein viel freundſicheres Verhältniß als zuvor zwiſchen unſeren Truppen und der franzöſiſchen Bevölkerung herrſchte. Die Häuſer längs der Demarcationslinie waren auf der nach Paris gerichteten Seite ſämmtlich mit Schießſcharten verſehen; die Thüren waren verrammelt, die Fenſterläden geſchloſſen. Ich öffnete einen Augenblick eines der Fenſter im oberen Stock eines Hauſes und unterhielt mich mit den im Garten befindlichen Perſonen. Sie waren ſämmtlich orleaniſtiſch geſinnt und ſprachen lebhaft den Wunſch aus, den Grafen von Paris bald auf dem Throne Frankreichs zu ſehen. Gegen Verabreichung einiger Cigarren holten ſie mir die neueſten Nummern des „Journal officiel“ und des „Figaro“, aus denen freilich nicht eben viel Intereſſantes zu erfahren war.

Da ich einſtweilen die Erlaubniß zu einem, allerdings noch gefahrvollen Beſuche in Paris unter keinem plauſiblen Vorwande zu erlangen wußte, entſchloß ich mich an einem der nächſtfolgenden Tage, um der Hauptſtadt etwas näher zu ſein, mit einem Proviantzuge nach Aſnières zu fahren, wo am diesſeitigen Ende der Eiſenbahnbrücke unſere deutſchen Vorpoſten ſtanden, während auf der anderen Seite der Brücke franzöſiſche Poſten aufgeſtellt waren. Die Bahn führt am rechten Seine-Ufer über Ville d'Avray, Saint-Cloud, Suresnes, Puteaux und Courbevoie nach Aſnières, von wo ſie, den Fluß überſchreitend, durch Clichy und die Vorſtadt Les Batignolles bis zum Bahnhofe der Rue Saint-Lazare hinunter läuft. Im Vorbeifahren ſah ich in Courbevoie das leere Poſtament, auf welchem unlängſt noch die alte Napoleonsſtatue im grauen Rocke und dreieckigen Hute geſtanden, die der Neffe von der Höhe der Vendômeſäule herabnehmen und durch ein Standbild im Kaiſermantel und mit einem Lorbeerkranze erſetzen ließ. Man hat die weltbekannte Statue, welche mit dem Geſichte dem Triumphbogen an der Avenue de la grande Armée zugekehrt ſtand, neuerdings von ihrem Poſtamente in Courbevoie entfernt und ſie nach Paris in Sicherheit gebracht. Die hübſchen Landhäuſer in Aſnières, welche meiſtens nur zur Sommerzeit bewohnt ſind, waren jetzt meiſtens verlaſſen, aber mit wenigen

Ausnahmen in wohlerhaltenem Zuſtande, da die Stadt unter dem Schutze der Kanonen der Umwallungsmauer von Paris gegen feindliche Angriffe geſichert war. Es iſt daher ſchwer begreiflich, weshalb die Franzoſen die Pfeiler ſämmtlicher drei Steinbrücken, die hier über die Seine führen, an beiden Ufern geſprengt hatten. Auch die Eiſenbahnbrücke war unterminirt; doch iſt ſie glücklicher Weiſe nicht zerſtört worden. Mit eben ſo unnützem Vandalismus haben die Franzoſen den herrlichen Park von Asnières, in welchem die berühmten Sommerbälle ſtattfanden, und ſämmtliche Alleebäume am Bahnhofe gefällt. Auch die, aus den „Geheimniſſen von Paris“ bekannte „Ile des Ravageurs,“ welche der Rendezvousplatz der Canotiers und mit dichtem Gebüſch überdeckt war, iſt völlig abgeholzt, und nur die kahlen Stümpfe ragen noch einige Zoll hoch über der Erde empor.

Der Bahnzug hielt auf der Brücke an, und konnte ungehindert paſſiren, nachdem die zehn oder zwölf Paſſagiere, welche, gleich mir, im Gepäckwagen Aufnahme gefunden, ihre Sauf-Conduits vorgezeigt hatten. Ich ſelber verließ den Waggon mit meinem Reiſegefährten, dem Correſpondenten der „Kölniſchen Zeitung“ Dr. Arthur Levyſohn, welcher bis zu ſeiner gewaltſamen Austreibung am 19. Juli vorigen Jahres in Asnières gewohnt und ſich kaum drei Monate vor Ausbruch des Krieges in einem großen Hauſe der Rue du Chemin Vert völlig neu eingerichtet hatte. Seine junge Frau war mit ihrem Kinde einſtweilen in Asnières zurückgeblieben — hatte doch damals Niemand geglaubt, daß über Frauen und Kinder gleichfalls das Loos der Austreibung verhängt werden würde! Nach dem famoſen „Siege von Saarbrücken“ ertheilte ihr der Maire den Befehl, zur Feier des glorreichen Ereigniſſes eine franzöſiſche Fahne auszuhängen und die Fenſter ihres Hauſes feſtlich zu illuminiren. Da ſie als Deutſche ſich weigerte, dieſen Befehl zu erfüllen, wurden ihr von den Einwohnern von Asnières allabendlich Katzenmuſiken gebracht, und nach Verlauf von acht Tagen wurde ſie zu einer ſo beſchleunigten Abreiſe gezwungen, daß man ihr nicht einmal geſtattete, aus ihrer Wohnung einige Werthſachen und Kleidungsſtücke mitzunehmen. Ein befreundeter Schweizer verſuchte nach ihrer Abreiſe Anfangs die Wohnung gegen die Wuth des Pöbels zu ſchützen, der, Alles zertrümmernd, in dieſelbe eindrang; aber er vermochte ſich nur mit Lebensgefahr vor der fanatiſirten Bande zu retten. Dr. Levyſohn hatte geringe Hoffnung, noch einen Reſt ſeines Beſitzthumes vorzufinden; aber der Anblick des verwüſteten Hauſes übertraf ſelbſt unſre ſchlimmſten Befürchtungen. Weder in dem freundlichen Muſikſaale, noch im Speiſeſaale, im Wohn- und Empfangzimmer fanden wir, außer zwei zerſtampften Strohſtühlen und den Fragmenten eines Gartentiſches, eine Spur von Mobiliar mehr vor. Ein koſtbarer Erard'ſcher Flügel, die großen Oelbilder an den Wänden, die nach künſtleriſchen Zeichnungen geſchnitzten Stühle, die ſchweren Damaſtgardinen, Alles war von räuberiſchen Händen fortgeſchleppt. Sogar die Kaminroſte waren gewaltſam zertrümmert und die eiſernen Splitter in den Garten hinabgeſchleudert worden. In den oberen Etagen das gleiche Bild der Zerſtörung! Bettgeſtelle und Bettzeug, Schränke, Stühle, Wäſche und Silbergeräth waren aus den Zimmern verſchwunden; nur das Bruchſtück eines Waſchtiſches, aus welchem die Marmorplatte herausgebrochen, war in den leeren Räumen zu erblicken. Die ganze Bibliothek war verſchwunden; von einem herrlichen Porzellan-Service fanden wir in der Küche einzig die Reſte einer zertrümmerten Schale. Im Weinkeller nur noch geleerte Flaſchen; in einem Zimmer ein Haufen zerriſſener und verbrannter Kleidungsſtücke; im Garten ein zertretener Canarienvogelkäfig, und Hunderte grüner Correſpondenz-Couverts der „Kölniſchen Zeitung" rings umhergeſtreut. Der Platz-Commandant, Herr Major von der Lochau vom dritten preußiſchen Garderegimente zu Fuß, welcher uns auf's liebenswürdigſte empfing, war ſo freundlich, durch ſeinen Adjutanten, Herrn Premierlieutenant von Cramm, eine Beſichtigung des Hauſes vornehmen zu laſſen und den völlig verwüſteten und ausgeplünderten Zuſtand deſſelben amtlich zu beſcheinigen.

Während wir uns mit dem feingebildeten, zuvorkommenden

Herren unterhielten, hatten wir Gelegenheit, ſeine Geduld und Urbanität gegenüber der Ungeſchliffenheit und Aufdringlichkeit der Franzoſen, welche ihn mit allen erdenklichen Anliegen behelligten, zu bewundern. Kaum Einer, der nicht erſt aufgefordert werden mußte, die Thür hinter ſich zu ſchließen und die Mütze im wohlgeheizten Zimmer vom Kopfe zu nehmen. Die Meiſten waren Pariſer, welche ſich erkundigen wollten, wie ſie in die Hauptſtadt zurückgelangen könnten. Es wurde ihnen ſtets der Beſcheid ertheilt, daß ſie entweder eines Regierungspaſſes vom General Trochu oder eines Sauf-Conduit von dem in Saint-Germain ſtationirten franzöſiſchen Commiſſair bedürften, und daß in beiden Fällen der Geleitſchein von dem preußiſchen General von Keſſel in der Allee de Courbevoie abzuſtempeln ſei. Trotz dieſer deutlichen Erklärung waren die ſchwatzhaften Leute meiſtens nicht zum Fortgehen zu bewegen, ehe man ihnen die Thür öffnete. Der Maire von Asnières hatte ſich Anfangs ſehr renitent gezeigt. Er behauptete, daß weder Wein noch ſonſtige Lebensmittel in dem Orte vorhanden ſeien; ſobald er jedoch die Drohung vernahm, daß man ſolchen Falls in den Häuſern ſelbſt nachſuchen werde, verſprach er alles Verlangte zu liefern, und hielt auch Wort.

Als wir Abends den Bahnhof erreichten, ward uns die unangenehme Nachricht, daß vor dem nächſten Morgen kein Zug mehr nach Verſailles gehe. Durch die Freundlichkeit einiger Gardeſoldaten, die uns eines ihrer Betten für die Nacht abtraten, fanden wir noch ein Unterkommen in einem verlaſſenen, hübſch möblirten Hauſe. Sogar ein elegantes Pianino war dort zurückgeblieben, und wir ſangen mit unſeren neuen Kameraden bis tief in die Nacht hinein deutſche Lieder, die ein Soldat mit großem Geſchick auf dem Clavier begleitete. Eine franzöſiſche Bäckerfamilie, die im Nachbarhauſe wohnte, lud uns ein, ihr Abendeſſen zu theilen. Die guten Leute tiſchten auf, was ſie irgend noch beſaßen: eine ſchmackhafte Bouillon, ein Stück Rindfleiſch, Sardinen, Wurſt, Früchte und trefflichen Rothwein. Der Mann hatte in der berittenen Nationalgarde gedient und alle Leiden der Belagerung von Paris mit durchgemacht. Sein Pferd, das er ſich für 2000 Francs angeſchafft, war ihm abrequirirt und nur mit 840 Francs bezahlt worden. Er hatte das Fleiſch von Pferden, Maulthieren, Eſeln, Hunden, Katzen und Elephanten verſpeiſt — am erträglichſten fand er das Eſels- und Hundefleiſch, deſſen zarten Geſchmack er rühmte. Im Anfange der Belagerung hatte er die großen Spiegelſcheiben ſeines Ladens und des dahinterliegenden Eßzimmers nach Paris geſchafft, um ſie vor Zertrümmerung zu ſchützen. In Folge deſſen ſaßen wir zähneklappernd bei Tiſche, während der Wind durch die offenen Fenſterhöhlen pfiff und die flackernde Lampe jeden Augenblick zu verlöſchen drohte.

Am folgenden Morgen kehrte ich mit einem Perſonenzuge, deren fortan bis auf Weiteres täglich zwei zwiſchen Paris und Verſailles fuhren, ins Hauptquartier zurück. Der Perſonenverkehr war jedoch ſehr beſchränkt worden, da man in Erfahrung gebracht, daß viele franzöſiſche Officiere in Civilkleidern Paris verließen, um ſich nach dem Süden durchzuſchleichen. Bei der Ankunft in Verſailles wurde jeder Ankömmling auf's Genaueſte examinirt, um ſeine Identität feſtzuſtellen, und Mancher konnte erſt den Bahnhof verlaſſen, nachdem er von dem anweſenden franzöſiſchen Commiſſair oder von herbeigerufenen Bekannten recognoscirt worden war.

Da am 16. Februar, nach mehrwöchentlichem Regen und Nebel, die Sonne endlich einmal wieder freundlich aus einem heiteren Himmel herabglänzte, beeilte ich mich, das trockene Wetter zu einer Excurſion nach dem Fort von Vanvres und der Bayern-Schanze bei Moulin de la Tour zu benutzen. An der Brücke von Sèvres ſcholl mir eine rauſchende Militairmuſik entgegen: Kaiſer Wilhelm fuhr ſo eben, von Saint-Cloud kommend, vorüber. Die Paſſage über die Seinebrücke ward jetzt ungleich ſtrenger, als bei meinem letzten Beſuche in Sèvres am vorletzten Sonntage, bewacht. Der diesſeitige Zugang war, bis auf eine ſchmale Oeffnung, durch welche nur eine einzige Perſon zur Zeit hindurch gehen konnte, vollſtändig geſperrt, und zwei

Officiere prüften die Legitimation jedes Franzoſen, der hin oder zurück paſſiren wollte. Dicht neben der Oeffnung hatte der Humor unſerer Soldaten einen koloſſalen ausgeſtopften Bären als Schildwache hingeſtellt, der urſprünglich in der Villa des Banquiers Oppenheim auf der Kronprinzenſchanze ſtand, ſpäter aber am Seine-Ufer zu Füßen des Schloſſes von Saint-Cloud poſtirt war, wo man ihm ein großes Buch auf die Vordertatzen gelegt hatte, in welchem er emſig zu ſtudiren ſchien. Jetzt hatte man ihm einen Säbel umgeſchnallt und ihm eine Senſe in die rechte Vordertatze gedrückt — hinter dem Ohr ſteckte noch immer die Schreibfeder des Gelehrten. Auch in der Stadt Sèvres und in Bas-Meudon hatten unſere Soldaten ſich während der Waffenruhe den Spaß gemacht, auf den Thorpfeilern der Parkgitter und auf einzelnſtehenden Bäumen allerlei drollige ausgeſtopfte Figuren anzubringen: ſo einen kämpfenden Zuaven in zerriſſener Uniform, mit zerſchoſſenem Chaſſepotgewehr, auf welchem noch das Haubajonett feſtſaß. Links von der geſprengten Steinbrücke, welche nur für die Paſſage von Fußgängern nothdürftig reſtaurirt worden war, hatte man vis-à-vis der neuen Porzellanfabrik in den letzten Tagen eine ſtarke Pontonbrücke geſchlagen.

Der Weg nach dem Fort von Vanvres führt hart an dem Fort von Iſſy vorüber, das ich rechts liegen ließ. Von außen geſehen, ſchien das Fort von Vanvres weniger arge Verwüſtungen, als das von Iſſy, erlitten zu haben. Nachdem ich jedoch durch das Thor geſchritten war, überzeugte ich mich bald, daß das Werk der Zerſtörung hier ein eben ſo gründliches geweſen. Der bayriſche Commandant, Herr Oberſt von Freyberg, geſtattete mir, nach Gefallen überall umher zu wandern, und ein Officier machte auf's zuvorkommendſte meinen Führer. Das Fort iſt hauptſächlich von den bei Châtillon und Clamart poſtirten bayriſchen Batterien beſchoſſen worden. Der erſte Schuß fuhr gleich in die große Hauptcaſerne und ſetzte dieſelbe in Brand. Die beiden Caſernen ſind im Innern völlig ausgebrannt, und die Granaten haben überall in die aus erdüberſchüttetem Gebälk errichteten Schlafſtätten der Soldaten eingeſchlagen. Außer ſechs Hinterladern von neueſtem Datum, deren zwei noch gar nicht gebraucht worden, fand man auch im Fort von Vanvres meiſt ältere Geſchütze vor; ſchöne Broncekanonen, die in Straßburg, Toulouſe und Douai gegoſſen worden ſind, zahlreiche Bomben-Mörſer, ſchwere Kartätſchen- und Marine-Geſchütze, von welchen einzelne geſprengt wurden, weil ſie ſich nicht wohl transportiren ließen, eine Mitrailleuſe, und zwei beſonders ſchön gearbeitete Kanonen aus dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, deren Läufe neuerdings durch Nachbohrung gezogen worden ſind, mit zierlichen Löwenkopf-Ornamenten, welche die Bewunderung aller Kenner erregten. Ungeheure Munitionsvorräthe waren in den bombenfeſten Geſchützkammern und auf dem freien Hofplatz in der Mitte aufgeſchichtet. Das Fort von Vanvres iſt außerhalb der Baſtionen nur von einem einzigen Graben umgeben; doch ſind die Befeſtigungswerke während der Zeit der Belagerung erheblich verſtärkt worden. Außerhalb derſelben hatte man noch in der letzten Zeit auf der Weſt- und auf der Südſeite Feldſchanzen errichtet, deren Feuer jedoch von den bayriſchen Batterien raſch zum Schweigen gebracht wurde.

Daß die, mit Ausnahme des Mont Valérien, meiſt niedrig gelegenen, nach dem alten Baſtionen-Syſtem erbauten Forts um Paris einer regelrechten Belagerung mit den Mitteln der modernen Artillerie auf die Dauer nicht hätten widerſtehen können, ſcheint auch den Franzoſen klar geweſen zu ſein; denn ſie hatten in letzter Zeit die gegenüber liegenden Höhen an mehreren Stellen, wie auf dem Mont Avron und bei Moulin de la Tour, zu befeſtigen begonnen, freilich ohne ein einziges dieſer Werke bis zu unſerer Ankunft vollenden zu können. Da die Erfahrung überdies gezeigt hat, daß die detachirten Forts keinen genügenden Schutz gegen ein Bombardement der Stadt gewähren, ſo werden die Franzoſen nach dem Kriege dieſelben muthmaßlich nicht in der alten Weiſe wieder aufbauen, ſondern die Befeſtigungswerke von Paris auf die entfernteren, ſchwerer angreifbaren Höhenzüge verlegen. Es wäre jedoch irrthümlich, zu glauben, daß die ſo arg beſchädigten Forts, deren Inneres zum großen Theil in Ruinen liegt, nur ohne ſchwere und blutige Opfer hätten genommen werden können. Nicht davon zu reden, daß die nächſte Umgebung derſelben durch Minen, Waſſergruben, ſpaniſche Reiter, Eggen, ausgeſpannte Drahtnetze ꝛc. ſchwer zugänglich gemacht worden war, hätte ſelbſt eine vollſtändige Breſche in den Baſtionsmauern doch bei einem Sturme Nichts nützen können, wenn nicht durch eine regelrechte Graben-Descente den anſtürmenden Truppen erſt der Weg zu der Breſche geöffnet worden wäre. Dazu aber hätte es, ſtatt des zur Ausführung gebrachten einfachen Bombardements, durch welches im Weſentlichen nur ein moraliſcher Druck auf die ausgehungerte Bevölkerung bezweckt wurde, der üblichen Annäherungsarbeiten einer regelmäßigen Belagerung bedurft, zu welchen nirgends auch nur der Anfang gemacht worden iſt. Da ein Sturm auf jedes der Forts uns, nach mäßiger Schätzung, wenigſtens an 3000 Mann gekoſtet hätte, kann man der Weisheit und Umſicht unſerer Heeresleitung nur dafür dankbar ſein, daß ſie auf minder blutigem Wege die Capitulation von Paris herbeizuführen wußte. Waren doch ohnehin die Leiden und Gefahren der in der Nähe der Forts liegenden Cernirungstruppen kaum geringer, als die Noth der Belagerten, geweſen! Davon konnte ich mich zur Genüge überzeugen, als ich langſamen Schrittes den Rückweg über Châtillon und die Bayern-Schanze antrat. Wie freundlich ſahen die weißen, rothen und gelben Landhäuſer von Châtillon und Clamart aus, als ich am 20. September ſie zuerſt von der Tags nach dem blutigen Kampfe bei Petit-Bicêtre eroberten Schanze von Moulin la Tour vor mir liegen ſah! Und jetzt? Kaum ein Haus war zu erblicken, das die Granaten der Forts von Vanves und Montrouge nicht in einen unförmlichen Trümmerhaufen verwandelt hätten. Die Kronen großer Bäume waren manchmal auf die Dächer der Häuſer hinabgeſchleudert worden und lagen noch auf den zuſammengeſtürzten Mauern. Und zwiſchen dieſen Schuttmaſſen hatten die bayriſchen Sappeurs überall bedeckte Gänge und Gräben ausgehöhlt, die nach allen Richtungen von der Schanze herabliefen. Dieſe ſelbſt und die ganze Umgebung derſelben ſind von den feindlichen Geſchoſſen hageldicht überregnet worden. Eine Viertelſtunde weit fand ich kaum einen Quadratfuß Erde, der nicht die Spuren einer Granate oder Bombe getragen hätte, deren viele noch ungeplatzt umher lagen. Dünne Fachwerk- und Bretterwände waren oft wie ein Sieb von Kartätſchenkugeln durchlöchert, und es iſt keine der geringſten Heldenthaten dieſes Krieges, daß die bayriſchen Truppen unter einem ſo mörderiſchen Feuer Monate lang ausgeharrt haben, obendrein bei ſtrengſter Winterkälte, gegen welche die hinter der Schanze errichteten, nothdürftig mit Stroh umkleideten Bivouak-Cantonnements nur einen mäßigen Schutz gewährt haben können. Auf dem Wege von der Schanze nach Petit-Bicêtre fand ich einen der franzöſiſchen Bewohner ſchon damit beſchäftigt, die ellenlangen Löcher, welche die Granaten in ſein Haus geriſſen, mit Steinen und Kalk zu vermauern. „Gott ſei Dank“, rief er mir zu, als ich herantrat, „wir werden endlich Frieden haben — da wird meine Arbeit hoffentlich nicht vergeblich ſein. Zweimal habe ich ſchon mein Haus geflickt, aber immer wurde es wieder zertrümmert. Nun, diesmal ſcheint es mit den Friedensausſichten doch Ernſt zu ſein, und es iſt wahrlich hohe Zeit, wenn wir nicht Alle völlig zu Grunde gehen ſollen.“

Zwei Tage in Paris.

„Wohin ſo eilig?“ rief ich am Morgen des 22. Februars einem Freunde zu, der mit flüchtigem Gruße, wie Einer, der keine Minute Zeit zu verlieren hat, im Sturmſchritt an mir vorüberſchoß. — „Nach Paris! Wollen Sie mit?“ — „Recht gern; aber wie erhält man den nöthigen Geleitſchein?“ — „Deſſen bedarf es nicht mehr, um hinein zu gelangen. Man löſt ſich einfach auf dem Bahnhofe ein Billet für die Hin- und Rückfahrt; weder von deutſcher noch von franzöſiſcher Seite findet auf der Hinreiſe eine Controle ſtatt; man ſetzt ſich in einen der Waggons des ſogleich, etwa in fünf Minuten, abfahrenden Zuges (eben deßhalb müſſen wir eilen), und in weniger als einer Stunde ſind wir in Paris. Es handelt ſich nur darum, wie Sie wieder hinaus kommen. Denn Ihr Retourbillet hat keinen Werth, wenn Sie nicht durch Vorweiſung der famoſen rothen Karte, welche nur auf der Polizeipräfectur zu erlangen iſt, Ihre Berechtigung, Paris verlaſſen zu dürfen, documentiren.“ — „Pah, das laſſen Sie meine Sorge ſein! Gott verläßt keinen Deutſchen,“ lachte ich. „Es findet ſich ſchon ein Loch zum Entſchlüpfen, wo kein Franzoſe mich examiniren wird, und zum Paſſiren unſerer deutſchen Vorpoſten bin ich ausreichend mit Legitimationen verſehen. Leider habe ich meinen „Berlepſch“, dieſen trefflichſten aller Führer durch Paris, nicht in die Taſche geſteckt, aber für einen erſten, flüchtigen Beſuch wird jeder andere Stadtplan mir die erforderlichen Dienſte leiſten, das kleine Abenteuer reizt mich — alſo topp! ich begleite Sie!“

Unter ſolchem Geplauder waren wir auf den Bahnhof gelangt, und kaum hatten wir unſere Plätze in einem der Coupés eingenommen, als das Signal zur Abfahrt gegeben ward und der Zug ſich in Bewegung ſetzte. Auf der Brücke von Asnières wurde ein kurzer Halt gemacht, und ich fürchtete ſchon, daß mein Freund ſich geirrt hätte, und eine Reviſion der Geleitpäſſe ſtattfinden würde. Meine Beſorgniß war jedoch unbegründet; nur die Reiſenden, welche in Asnières einſtiegen, hatten ihre Sauf-Conduits vorzuweiſen, und nach wenigen Minuten fuhren wir durch die jetzt völlig desarmirten Fortificationen der Umwallungsmauer von Paris in die Vorſtadt Les Batignolles ein. Der Zug hielt auf dem großen Bahnhofe der Rue Saint-Lazare, wo die Reiſenden ausſtiegen und ſich nach allen Richtungen in die Stadt zerſtreuten, ohne bei ihrer Ankunft im mindeſten mit Fragen behelligt zu werden.

Ich hatte mir, wie die Meiſten, welche Paris nach der Capitulation zum erſten Mal betraten, ein durchaus falſches Bild von der Stadt und ihren Bewohnern gemacht. Ich war darauf gefaßt geweſen, überall bleichen, ausgehungerten Jammergeſtalten zu begegnen, eine Bevölkerung zu ſehen, die, von Kummer und Leiden gebeugt, ſchon in ihrer äußeren Erſcheinung Trauer und Elend unverkennbar zur Schau trüge. Das mag vielleicht auch in den erſten Tagen des Monats noch der Fall geweſen ſein — jetzt aber hatte die Stadt, ich will nicht ſagen, ihre gewöhnliche Phyſiognomie, allein doch ſchon wieder den lebhaften, heiter bewegten Anſtrich der großen Weltſtadt zurückerlangt. Es kam mir geradezu märchenhaft vor, nicht blos in den Schaufenſtern der großen Läden auf den Boulevards, ſondern auch in den abgelegenſten Gaſſen überall die reichſte Auswahl von Fleiſch, Obſt und Gemüſen jeglicher Art zum Verkauf ausgeſtellt zu ſehen, und meiſtens zu Preiſen, die kaum halb ſo hoch wie in Verſailles waren. Käſe, Orangen, Heringe, Kartoffeln wurden überall auf offener Straße von Karrenhändlern feilgeboten; die großen Centralhallen zwiſchen der Rue Montmartre und dem Pont-Neuf waren nicht allein mit den Nahrungsmitteln des täglichen Bedarfs, ſondern auch mit den auserleſenſten Leckerbiſſen gefüllt; Auſtern, friſcher Lachs, Steinbutten, Aale, Karpfen, Wildpret und Geflügel wurden in den Reſtaurants der Boulevards und des Palais-Royal zwar etwas theurer als ſonſt geliefert, aber der Speiſezettel ließ ſelbſt in den kleineren Reſtaurationen, wo man für 2—3 Francs zu Mittag ſpeiſt, an Reichhaltigkeit Nichts mehr zu wünſchen übrig, und ich muß bekennen, daß ich für zehn Francs niemals in Verſailles ein ſo lucullisches Mahl aufgetiſcht erhielt, wie es mir für geringeren Preis in Paris jetzt ſervirt wurde. Auch die Hunde ſchienen während der Hungersnoth keineswegs alle verzehrt worden zu ſein, denn ich begegnete zahlreichen hübſchen Exemplaren, vom Windſpiel und Hühnerhund an bis zum Bologneſer und Affenpinſer herab, auf den Straßen. Auffallend war nur der große Mangel an Fiakern und herrſchaftlichen Equipagen, deren Pferde größtentheils während der Belagerung verſpeiſt und bisher nur in geringem Maße durch neue Zufuhren erſetzt worden waren; die Omnibusfuhrwerke hatten jedoch ſchon auf zahlreichen Routen wieder ihre Fahrten begonnen. Was den Ankömmling ferner zunächſt überraſchen mußte, war der Anblick ſo vieler uniformirter Leute. Man glaubte ſich in einem Feldlager zu befinden, wenn man in dem wimmelnden Menſchengewoge faſt Nichts als Soldaten oder ſoldatiſch gekleidete Männer erblickte, denn beinahe Jeder trug mindeſtens einen rothen Streifen am Beinkleid oder eine Litze auf der wollenen Blouſe. Man verſicherte mich übrigens, daß die militairiſchen Coſtüme mit jedem Tage mehr und mehr verſchwänden, und daß ſchon viele Tauſende von Nationalgardiſten ihre Uniform wieder mit dem Civilrocke vertauſcht hätten.

Nachdem ich eine Zeitlang ohne beſtimmtes Ziel in den Straßen umhergeſchlendert, lenkte ich meine Schritte nach dem Montmartrefriedhofe, um das Grab Heinrich Heine's zu beſuchen. Auf dem Boulevard Rochechouart und überall auf den äußeren Boulevards fand ich bequeme, heizbare Holzbaracken für die

Soldaten errichtet, eine ganze Zeltſtadt von ungeheurer Länge. Ein Deutſcher, der vor fünfzehn Jahren dem deutſchen Dichter das letzte Geleit gegeben hatte, und der während der ganzen ſchreckensvollen Zeit der Belagerung in Paris geblieben war, machte meinen Führer zu dem Grabe Heine's, das nicht eben ſchwer zu finden iſt. Man ſchreitet von der Eingangspforte, an dem ſarkophagartigen Grabmonumente des Generals Cavaignac vorüber und über das Rondel weg, in ziemlich gerader Richtung nordwärts fort, biegt dann in den breiten Weg zur Linken weſtwärts ein, und wird bald das Grab Heine's in der zweiten Reihe links erblicken. Es iſt eine einfache aufrechtſtehende Sandſteinplatte, ohne das geringſte Ornament, nur mit dem Namen „Henri Heine" bezeichnet, und von einem Eiſengitter umrahmt. Der kleine Todtenhügel innerhalb des Gitters iſt ebenfalls mit einer flachen, leicht gewölbten Sandſteinplatte überdeckt. Kein Baum, keine Blume wächſt auf dem ſchmuckloſen Grabe; kaum ein Büſchelchen Moos war zu erſpähen, und nur zwei kleine ſchwarze Glasperlenkränze lagen auf dem Steine, vielleicht als fromme Erinnerungsgabe unlängſt am Sterbetage ihres Gatten von Frau Mathilden dort hingehängt. Ich hätte das Grab des Dichters gern mit einem friſchen Lorbeerkranze geſchmückt, aber ein Kranz weißer Roſen war die einzige Zier, welche ich, außer den ſteifen Glasperlenkronen, in den Todtenkaufläden der angrenzenden Straßen gefunden. Armer Dichter, wie elend proſaiſch liegſt du hier gebettet zwiſchen kahlen, dicht an einander gedrängten Steindenkmälern, wo nicht einmal eine Linde oder Trauerweide ihren Schatten auf dein Grab hinunter wirft, wo kein Vogel ſingt und keine Blume blüht!

Nur ſehr wenige Deutſche hatten aus beſonders triftigen Gründen eine Zurücknahme des über ſie verhängten Ausweiſungsdecretes erlangen und in Paris verbleiben können. Sogar eine ſeit 24 Jahren in Paris anſäſſige Dame, von Geburt eine Deutſche, aber Wittwe eines Franzoſen und Mutter zweier in Frankreich geborenen Söhne, deren einer als Freiwilliger in der Mobilgarde diente, während der andere einer Ambulanz-Compagnie beigetreten war, mußte in's Exil wandern. Ein beſonders hartes und trauriges Schickſal hat den ausgezeichneten Botaniker Dr. Johannes Grönland aus Altona getroffen, der ſeit langen Jahren als Bibliothekar der botaniſchen Geſellſchaft in Paris angeſtellt war. Nach dem Ausbruch des Krieges wurde ihm, bei der allmählich ſteigenden Erbitterung gegen die Deutſchen — freilich in möglichſt ſchonender Form — inſinuirt, daß er auf ſeine Stelle verzichten müſſe, und nur der Umſtand, daß ſeine Frau an einem rheumatiſchen Fieber todtkrank darnieder lag, veranlaßte die Polizeibehörde, von ſeiner gewaltſamen Austreibung abzuſtehen. Die Frau erholte ſich unter ſeiner treuen Pflege; aber ſie ſtarb ſpäter am Hungertyphus, weil es ihr nicht möglich war, das einzig noch zu erlangende Pferdefleiſch zu genießen, ſo oft ſie auch den Verſuch dazu machte. Kurz nach ihrem Tode begegnete Dr. Grönland auf der Straße einem ſeiner früheren Collegen von der botaniſchen Geſellſchaft, mit welchem er vierzehn Jahre lang den freundſchaftlichſten Umgang gepflogen. Er hielt ſich verpflichtet, ihn von dem Ableben ſeiner Frau in Kenntniß zu ſetzen, und ſtreckte ihm grüßend die Hand entgegen. Der franzöſiſche Profeſſor zog die ſeinige mit den Worten zurück: „Ich weiß, daß Sie ein Ehrenmann ſind, und ich habe Nichts gegen Ihre Perſon, aber ich habe geſchworen, nie wieder einem Geſchöpf deutſcher Race die Hand zu reichen — Sie werden alſo entſchuldigen, daß ich Ihnen den Rücken wende!" Auch ſonſt noch hatte Dr. Grönland Manches von dem Haſſe und der Bosheit der franzöſiſchen Bevölkerung zu leiden. Man ſchickte ihm mehrmals durch die Poſt Zeitungen mit der Adreſſe „Sujet prussien" in's Haus und gab abſichtlich eine falſche Hausnummer an, damit das denunciator'ſche Couvert erſt bei ſeinen Straßennachbarn die Runde mache, und obſchon er ſeit der Cernirung von Paris alle und jede Correſpondenz eingeſtellt hatte und mit Niemanden verkehrte, erſchien doch jeden Augenblick ein Polizei-Agent in ſeiner Wohnung, um ſich nach ſeiner Correſpondenz und nach ſeinen politiſchen und geſellſchaftlichen Verbindungen zu erkundigen. Seine vier kleinen Kinder durfte er während der ganzen Zeit nicht auf die Straße ſenden, da ſie mit ihrem hellblonden Haar und ihren blauen Augen der Gefahr roher Mißhandlungen ausgeſetzt geweſen wären, und ſein Concierge zog es vor, ihn den zahlreichen unverſchämten Fragern gegenüber ſtets für einen Dänen auszugeben. Drei Granaten ſchlugen in den oberen Stock des von ihm bewohnten Hauſes in der Nähe des Jardin des plantes, während ſeine Frau im Sterben lag — zum Glück wurde Niemand dadurch verletzt. Möchte doch dem trefflichen Manne, der ſo ſchwer geprüft und deſſen geſicherte Lebensſtellung durch den Krieg zerſtört worden iſt, bald durch Berufung an eine deutſche Hochſchule eine gedeihliche Wiederaufnahme ſeiner wiſſenſchaftlichen Thätigkeit vergönnt ſein!

Einen ſeltſamen Eindruck machte das jetzige Paris nach Sonnenuntergang. Das eigentliche Leben auf den Boulevards pflegt ſonſt erſt ſeinen Höhepunkt zu erreichen, wenn die Gasflammen angezündet werden, wenn die tauſend und aber tauſend prachtvollen Läden im Lichterglanz ſtrahlen, wenn die eleganten Caroſſen nach dem Opernhauſe und nach den zahlloſen Theatern hinrollen. Das ſchwirrt und flirrt und ſchwatzt und lacht und tollt und lärmt auf den Gaſſen, das Ohr wird betäubt und das Auge geblendet von all der Herrlichkeit, man glaubt ſich in einem Feenreiche zu befinden! Und jetzt Alles todt und ſtumm. Um 6 Uhr wurden alle Magazine geſchloſſen, und während ſonſt noch lange nach Mitternacht eine geputzte Menſchenmaſſe ſich auf den Boulevards drängt und ſchiebt, ſah man jetzt in den Abendſtunden nur noch wenige dunkle Geſtalten im trüben Schein einer vereinzelten Petroleumlampe vorüber huſchen. Selbſt die ſchönen Sünderinnen, welche ſonſt in ihren leichten, koketten Gewändern an jeder Straßenecke und in allen Paſſagen auf- und niederwandeln und den Vorübergehenden mit ihrem neckiſchen Geplauder und ſchelmiſchen Lächeln bethören, ſchienen für den Augenblick gänzlich entſchwunden zu ſein. Das Räthſel erklärte ſich, wenn man erfuhr, daß in der erſten Hälfte des Septembers mehr als

80,000 dieſer „bouches inutiles“, welche nicht in Paris heimathberechtigt waren, über die belgiſche Grenze und über Orleans nach dem Süden geſchickt worden ſeien. Ueberhaupt läßt ſich der Weltſtadt nicht das Zeugniß verweigern, daß unter dem etwas puritaniſchen Regimente der Regierung der nationalen Vertheidigung dort eine größere Sittlichkeit, als unter dem Empire, geherrſcht hat. Criminalverbrechen waren während der letzten Monate zu Paris in auffallend geringer Zahl verübt worden; Diebſtähle kamen — mit Ausnahme der Plünderung verlaſſener Häuſer der Bannmeile — faſt gar nicht vor, und Mordanfälle waren ſo ſelten, daß in der Morgue oft keine einzige Leiche ausgeſtellt war. Dagegen hörte man, daß, wie im Jahre 1848, auch bei der jetzigen Kriſis, die über Frankreich hereingebrochen, die Fälle von Geiſtesſtörung ſich namentlich in Paris in erſchreckender Weiſe mehrten und daß die Irrenhäuſer überfüllt ſeien. Auch die Blattern graſſirten, obſchon die Epidemie in der Abnahme begriffen war, noch immer ſehr ſtark, und an allen Mauern fand ich Aufforderungen der Behörden zur Revaccination angeklebt, mit dem Bemerken, daß dieſelbe nicht allein an beſtimmten Tagen gratis ausgeführt werde, ſondern daß bedürftige Leute, welche ſich impfen ließen, ſogar eine kleine Geldprämie erhielten. Dabei ward für die Reinhaltung der Straßen und Trottoire in muſterhafter Weiſe geſorgt.

Das Hauptthema der Zeitungen, deren täglich neue wie Pilze auf ſumpfigem Grunde hervorſchoſſen, und das Hauptgeſpräch aller Bewohner von Paris waren natürlich die muthmaßlichen Friedensbedingungen und der bevorſtehende Einzug der deutſchen Truppen in Paris. Es fiel mir widerwärtig auf, daß die Journale über erſtere ihren Leſern immer noch gefliſſentlich Sand in die Augen ſtreuten. Selbſt die gemäßigten Blätter fabelten immer noch von einer Neutraliſirung des Elſaß und Deutſch-Lothringens als von der härteſten Eventualität, die zu erwarten ſtehe, während doch ſeit Monaten bekannt war, daß die Abtretung dieſer Provinzen an Deutſchland die erſte und oberſte unſerer Friedensbedingungen ſei.

Es iſt ſchwer zu begreifen, weshalb die franzöſiſchen Zeitungen ſelbſt jetzt nicht aufhörten, eine Illuſion zu nähren, deren Richtigkeit ſich ſchon morgen erweiſen mußte. Die Enttäuſchung des Volkes mußte dann um ſo bitterer, der Rückſchlag um ſo bedenklicher ſein. Daß ein triumphaler Einzug der deutſchen Truppen ſtattfinden werde, daran ſchien man in Paris kaum mehr zu zweifeln. Ich las zwar noch einen tollen Anſchlag an den Mauern, in welchem ein Capitain Brette „die viermal hunderttauſend Nationalgarden in Paris“ aufforderte, wieder die Waffen zu ergreifen, deren noch genug vorhanden ſein müßten, um die äußerſte Schmach abzuwenden, daß die deutſchen Barbaren, von „Guillaume“ und ſeinem „Eunuchen“ Bismarck geführt, als Sieger in die Hauptſtadt einzögen und die Häuslichkeit der Bewohner durch ihre verhaßte Gegenwart entehrten — aber das Volk ſtand achſelzuckend oder lachend vor dieſen wahnwitzigen Redensarten, und ſchien geringe Luſt zu haben, ſolchen Aufreizungen zu folgen. Die Zeitungen gaben ſich alle erdenkliche Mühe, den Leuten vorzupredigen, daß es ihre unerläßliche Pflicht ſei, bei dem Einzuge der Deutſchen alle Läden zu ſchließen und ſich in ihren Wohnungen verborgen zu halten, damit Kaiſer Wilhelm das Gefühl habe, in eine Todtenſtadt einzuziehen — aber man bezweifelte ſehr, daß die neugierige Bevölkerung von Paris ſich den Anblick des ungewohnten militairiſchen Schauſpiels verſagen würde. Im Allgemeinen herrſchte große Angſt unter den Pariſern vor den präſumptiven Folgen eines Schuſſes, den ein vereinzelter toller Fanatiker auf die deutſchen Truppen oder auf einen ihrer Führer abfeuern könnte. Die Möglichkeit war nicht zu leugnen, und man muß leider bekennen, daß ſie durch die aufreizende Sprache der ultrarevolutionären Preſſe und durch die gewiſſenloſen Couplet-Unterſchriften zahlreicher Carricaturen erhöht wurde. Eines dieſer Bilder ſtellt den Einzug des Kaiſers als eine ſcurrile Parodie des in dieſem Jahre unterbliebenen Umzugs des Faſchings-Ochſen dar. Der Ochſe iſt Frankreich, auf welchem Thiers im Amorcoſtüm reitet. Voran ſchreitet Trochu, welcher die Stadtſchlüſſel trägt; ihm folgen Kaiſer Wilhelm und Graf Bismarck — hinterdrein marſchiren zahlreiche Soldaten, zum Theil mit den Grenadiermützen der Garde Friedrichs des Großen, Krupp'ſche Kanonen ꝛc. Das gemeine Gaſſenhauerlied, welches dieſe Carricatur begleitet, ſchließt mit der aufreizenden Pointe:

Pour vaincre un Guillaume tel,
Il faut des Guillaume-Tell!

Auf einer anderen Carricatur hält der Kaiſer von Deutſchland, mit Krone, Scepter und Reichsapfel, von Bismarck begleitet, deſſen kahle Stirn eine Pickelhaube bildet, welche, ſtatt der drei Haare auf den Kladderadatſch-Bildern, in eine Meſſingſpitze ausläuft, mit einem unabſehbaren Gefolge ſchwarzer Aasgeier ſeinen Triumphzug durch die öden Straßen von Paris, deren Läden ſämmtlich „wegen Landestrauer“ geſchloſſen ſind. Das wilde Gedicht „Vae Victoribus!“, welches auf der Rückſeite dieſes Holzſchnitts abgedruckt und im Style der Barbier'ſchen „Jamben“ gehalten iſt, beginnt mit der logiſchen Erwägung:

Eux, à Paris! Pourquoi non, puisqu' ils sont les maîtres?

um dann gleichfalls mit Verwünſchungen und Drohungen zu enden. — Auf einem dritten Bilde werden „die deutſchen Hunde auf der Hetzjagd“ dargeſtellt. Frankreich — ein ſtolzes Weib mit phrygiſcher Mütze und rothem Gewande — iſt mit Stricken an einen Pfahl gebunden; Kaiſer Wilhelm treibt die gekrönten Hunde, deren jeder den Namen eines deutſchen Staates trägt, mit der Peitſche an, ihr das Gewand zu zerreißen.

Ungleich würdevoller und als künſtleriſche Compoſition von ergreifender Wirkung ſind zwei Zeichnungen von Adrien Marie, die man in photographiſchen Nachbildungen an den Schaufenſtern jedes Buchladens in Paris ausgehängt findet. Das eine Bild zeigt den Kaiſer Wilhelm und den Grafen Bismarck, Erſteren mit Helm und Degen, Letzteren baarhaupt mit einer Brandfackel, wie ſie auf feuerſchnaubenden ſchwarzen Roſſen über das trümmer- und leichenbedeckte Schlachtfeld ſtürmen. Zwiſchen ihnen reitet in gleichem Sturmſchritte auf einem weißen Skelettpferde und in weißem Mantel mit hoch empor geſchwungener, grabgeſchliffener Senſe der Tod, welcher mit dämoniſcher Carricirung die Züge des Generals Moltke trägt. Noch effectvoller iſt das Seitenſtück, mit der Unterſchrift: „Les Maudits.“ Der deutſche Kaiſer und der Reichskanzler, und in ihrer Mitte Napoleon III., ſtehen in Büßergewändern am Pranger — Kaiſer Wilhelm mit reuiger Armeſündermiene, Graf Bismarck mit ſtolz und hochmüthig emporgeworfenem Haupte, Napoleon mit ſchlaff gekrümmter, zuſammenbrechender Geſtalt und ſpitzbübiſchem Gaunergeſichte. Im Hintergrund brennende Städte; vorne und ringsumher die unglücklichen Opfer des Krieges, in meiſterhafter Gruppirung, und höchſt charaktervoll individualiſirt. Eine Mutter hält thränenden Blickes den Säugling empor, der ſeinen Vater verloren; daneben kniet ein kleines Mädchen mit langen elſäſſiſchen Zöpfen, und ein Knabe beugt ſich jammernd zu der Mutter herab, die mit aufgelöſten Haaren verzweiflungsvoll auf die Leiche des erſchlagenen Gatten hingeſunken iſt. Väter, die ihre Söhne, Bräute, die ihre Geliebten verloren, ſtrecken verwünſchend und wehklagend die Arme aus; deutſche und franzöſiſche Verwundete aller Waffengattungen, mit verſtümmelten Leibern, Arm und Haupt verbunden, eilen herbei. Von beſonders ſchöner Zeichnung iſt ein verwundeter franzöſiſcher Sergeant, der einem ſterbenden preußiſchen Musketier mit einem Blicke voll tiefſten Mitleids die Bruderhand reicht. Man kann dieſen Bildern, ſo wenig man auch die Anſicht des Künſtlers über die Urheber des Krieges theilen mag, unmöglich ſeine Bewunderung verſagen — es liegt Etwas von Dante’ſchem Ernſte in der ganzen Art und Weiſe der Compoſition, und die von jeder Frivolität ſich fernhaltende Idee tritt mit einer erhabenen Einfachheit, mit einer, ich möchte ſagen, ſchauerlichen Naivetät hervor.

Die beiden Bilder von Adrien Marie (die Originale ſind, beiläufig bemerkt, nicht in Oelfarbe ausgeführt, ſondern mit Kohle gezeichnet) ſcheinen denn auch freilich das einzige Erzeugniß von höherem Kunſtwerthe zu ſein, welches während der Belagerung von Paris entſtanden iſt. Um ſo üppiger wuchern die Carricaturen, unter denen ſich übrigens manches witzige, artig gezeichnete Croquis befindet. Die Deutſchen geben nur ziemlich ſelten das Thema derſelben ab; in der That konnte der niederſchmetternde Erfolg ihrer Waffenthaten nicht füglich den Spott herausfordern. Den ergiebigſten Stoff lieferte in den erſten Monaten der klägliche Zuſammenbruch des napoleoniſchen Kaiſerthums, in der letzten Zeit die Ohnmacht und Unfähigkeit des Gouvernement de la défense nationale. Eine Sammlung von 32 Blättern, La ménagerie Impériale, hatte ſich beſonderen Erfolgs zu erfreuen. Und mit vollem Recht; denn die carricirten Portraitköpfe auf den Thierleibern ſind von einer frappanten Aehnlichkeit, und die Allegorie iſt meiſtens ſehr glücklich erfunden. Das Titelbild ſtellt Frankreich in republikaniſchem Gewande dar, den Eingang zu der kaiſerlichen Menagerie öffnend, während „der große Geier von Sedan“ auf einem Aſte ſitzt. Von den Mitgliedern der kaiſerlichen Familie ſind namentlich Prinz Napoleon, der als Haſe durch ein Kornfeld Reißaus nimmt, und Peter Napoleon, der als Eber die Borſten ſträubt und rings mit Revolvern und Dolchen bewaffnet iſt, trefflich gezeichnet. Von köſtlichem Humor iſt das Bild des Kammerpräſidenten Schneider, der, nach Art des bekannten Kinderſpielzeugs, als weißes Kaninchen dargeſtellt iſt, das auf einem Räderbrette einher rollt und mit den Vorderpfoten auf einer Glocke trommelt. Emile Ollivier windet ſich als Schlange um ein Miniſterportefeuille, und züngelt zweideutig mit der geſpaltenen Zunge. General de Failly, der Ordner der Hofbälle, tänzelt als Affenpinſcher umher; unter den Cotillongeſchenken befindet ſich — mit Anſpielung auf das famoſe Wort: „Unſere Chaſſepots haben Wunder gethan“ — eine Düte mit „Bonbons á la Mentana.“ Froſſard, der Erzieher des kaiſerlichen Prinzen, welcher letztere als Canarienvogel im Käfig ſitzt, iſt als gelehrter Eſel dargeſtellt, der mit dem Vorderfuße die Buchſtaben des ABC zuſammenſcharrt. Nieuwekercke als Pudel, den Stempel der Prinzeß Mathilde auf die Lende gebrannt, eine gekrönte Makrele als Sinnbild der Kuppelei an den Schwanz gebunden, und Chévreau als Bock mit lüſternen Augen nach den Waden einer Hofdame ſchielend, ſowie Marguérite Bellanger als Katze, die mit einer hölzernen Maus ſpielt, welche unverkennbar die Züge des Exkaiſers trägt, erinnern an bekannte Scandalgeſchichten des kaiſerlichen Hofes. Den Beſchluß der geiſtvollen Collection bildet das „Muſeum der Ausgeſtopften“, der verſtorbenen Stützen des Kaiſerreichs, unter welchen wir nur den Halbbruder Napoleon's III., den Grafen de Morny erwähnen, der als Fuchs dargeſtellt iſt — „Geſchenk des Grafen de Flahaut“ lautet die malitiöſe Unterſchrift.

Von neuerem Datum — aus den Monaten Januar und Februar — iſt eine Sammlung in 20 Blättern: „Fleurs, Fruits et Légumes du Jour“, welche ſich über die politiſchen und militairiſchen Größen der Republik luſtig macht. Trochu wird als rothe Nelke von den Schmetterlingen der Regierung der nationalen Vertheidigung umflattert. Das Bild trägt die witzige Unterſchrift:

Il a son plan,
Sous trois cachets chez un notaire,
Il a son plan
Prècis, infaillible, excellent.
Est-ce un chef-d'oeuvre militaire?
N'en sachant rien l'on doit se taire.
Il a son plan.

Der einäugige Gambetta ſchreitet als Sonnenblume auf rieſenhohen Stelzen mit einem Bündel Depeſchen und Proclamationen über Berg und Thal von einer Provinz in die andere. Die wirkliche Sonne ſchneidet der neuen Sonne Frankreichs ein ſpöttiſches Geſicht und ſtreckt verhöhnend die Zunge aus. Felix Pyat als rother Radies, mit angeheftetem fuchsrothen Barte, ſchreibt mit rother Feder und rother Dinte einen Leitartikel ſeines Blattes „Le Vengeur“: „Wie lange, Bürger Radieſe, wollt ihr euch von den weißen Rüben unterdrücken laſſen?“ Während Rochefort in vier drolligen Zeichnungen als Weintraube figurirt, iſt Steenackers, der Telegraphen-Director, mit einem witzigen Wortſpiele als Pfirſichbaum (l'homme dépèche) abgebildet, deſſen Spalier aus Telegraphendrähten beſteht. Von einſchneidender Malice iſt die

Zeichnung Jules Favre's als Immortelle auf einem Grabe. Ueber dem Kreuze hängt ein Kranz gelber Strohblumen mit der Inſchrift: „Vertheidigung von Paris.“ Auf dem Leichenſteine ſteht zu leſen:

Hier ruht
die berühmte Phraſe eines Akademikers:
Kein Zollbreit unſeres Landes,
Kein Stein unſerer Feſtungen.
Betet zu Gott für die Ruhe ſeines Gewiſſens.

Die Ereigniſſe der Belagerung von Paris haben den Stoff zu zwei anderen Sammlungen von Carricaturen geliefert. Die erſte betitelt ſich „Paris assiégé,“ und beſteht, wie die zweite, aus 32 Blättern. Auf dem Titelbilde ſteht rechts ein Nationalgardiſt, über deſſen Haupt eine Bombe platzt, links eine Mutter mit ihrem Kinde, die ſehnſüchtig ihre Arme einer Brieftaube entgegenſtrecken. In der Mitte entfallen einem preußiſchen Helme zahlreiche Victualien, Hunde, Katzen und Ratten zu fabelhaft theuren Preiſen, Requiſitionsſcheine und Quartierbillets. Eines der erſten Bilder betitelt ſich „Die Jagd nach dem Mittageſſen“ oder „Ein Jäger jagt den andern.“ Ein Kätzchen iſt im Begriff, eine Ratte zu fangen, die aus einem Loche der Straßenrinne ſchlüpft; dahinter lauert ein Blouſenmann mit einem Knittel, um die Katze zu erſchlagen. Die Ironie wäre noch draſtiſcher, wenn hinter dem Blouſenmann wieder eine Granate heran flöge. Die Clubverſammlungen werden durch ein Bild perſifflirt, auf welchem ein Redner ſich beim matten Schein einer Petroleumlampe in folgender unſinnigen Phraſe ergeht: „Ja, Bürger, die Philanthropophagie, d. h. die brüderliche Verzehrung des Menſchen durch den Menſchen wird die mangelnden Lebensmittel erſetzen. Bürger! verſpeiſen wir uns Einer den Andern!“ Hier noch das Sujet einiger ferneren Bilder dieſer humoriſtiſchen Sammlung: Eine derbe Bürgersfrau aus der Bannmeile, die nach Paris geflüchtet und in dem eleganten Zimmer eines von ſeinem Eigenthümer verlaſſenen Hauſes untergebracht worden iſt, hat dort zwiſchen den prächtigen Möbeln ihre Wäſche zum Trocknen aufgehängt, wofür ſie vom Concierge weidlich geſcholten wird. „Dieſe Heuchler von Concierges!“ ruft ſie entrüſtet aus; „ſie ſchwatzen immer von Reinlichkeit, und machen Einem Geſchichten, weil man ſeine Wäſche reinigt!“ — Granaten fliegen in die Häuſer einer Straße. Die Vorübergehenden werfen ſich alle platt auf den Bauch. „Nicht Männer noch Frauen mehr!“ lacht ein Gamin, welcher Zeitungen feilbietet, „lauter ſiameſiſche Geſandte!“ — Ein Moblot erſcheint bei einer elegant gekleideten Dame mit ſeinem Quartierbillet. „Ach Gott, mein Herr,“ wendet ſie ein, „ich habe ja nur ein einziges Schlafzimmer.“ „Das genügt, liebe Frau, das genügt,“ erwidert der Moblot mit einem dummpfiffigen Schelmengeſicht. — Köſtlich iſt ein Bild mit der Unterſchrift: „Der Proteſt der Neutralen.“ Ein langer Britte mit breitem Cotelettenbarte hat eine rothbekreuzte Lazarethfahne aus dem Fenſter ſeiner Wohnung gehängt. „Vous avez donc des blessés chez vous?“ fragt ihn ein Mitglied der Krankenpflege. „Yes, moâ toute seul,“ antwortet der Britte, ſich ſtolz in die Bruſt werfend, „je étais blessé very fort par le bombardement qui était commencé sans dire gare à les sujets britanniques.“

Die zweite der erwähnten Sammlungen führt den Titel: „Souvenirs du Siège de Paris,“ und bringt vorherrſchend Bilder aus dem ſoldatiſchen Leben. „Tauſend Sapperlot!“ murmelt ein alter krummbeiniger Nationalgardiſt, als eine Patrouille herankommt, „da habe ich wahrhaftig die Loſung vergeſſen!“ — Ein vornehmer Herr von der Ambulance internationale raucht, die Hände in den Hoſentaſchen, behaglich ſeine Cigarre. „Ja, wenn ſie mir nur nicht zu viel zu thun geben!“ brummt er vor ſich hin. — Ein Dienſtmädchen erſcheint mit ihrem Korbe in einer Municipalſchlächterei. „Was,“ ruft ſie entrüſtet aus, „weder Rindfleiſch noch Pferdefleiſch? Nur Stockfiſch! Und das nennt ſich ein Fleiſcherladen?“ — Ein Soldat vom Corps der Douaniers ſchleppt einen gefangenen bayriſchen Infanteriſten zum Stadtthore herein: „Confiscirt, guter Freund! Die deutſchen Producte werden hier mit Beſchlag belegt!“

Mit dieſen Proben mag es genug ſein, und ich will nur noch erzählen, wie ich wieder aus Paris hinausgekommen bin. Durch deutſche Freunde brachte ich in Erfahrung, daß man an den Brücken von Asnières, Neuilly und Sèvres in der Regel franzöſiſcherſeits nach ſeinem Geleitſchein befragt werde. Ich ſchlug alſo, da ich noch mehrere der ſüdlichen Forts nicht beſucht hatte, den Weg nach dieſer Richtung ein, und gelangte, ohne irgendwie angehalten zu werden, durch die Thore der Umwallungsmauer bis an die deutſchen Vorpoſten, welche mich nach Vorweiſung meiner Legitimationen ungehindert paſſiren ließen. Das Fort von Bicêtre, welches ich mir zuerſt beſchaute, iſt wenig beſchoſſen worden und hat daher auch nur wenig gelitten. Deſto ſchrecklicher waren die Verwüſtungen, welche das Bombardement auf dem Fort Montrouge angerichtet. Die Caſernen und ſonſtigen Gebäude ſind größtentheils bis zur Erde weggefegt und die Bruſtwehren der Wälle an manchen Stellen zerſplittert und in die Gräben hinabgeſchleudert worden. Drei Commandanten des Forts wurden durch bayriſche Granaten getödtet; der vierte gab ſich mit eigener Hand den Tod, weil er die Capitulation nicht überleben wollte. Die eigentlichen Caſematten ſind wenig beſchädigt worden, auch die kleinen Erdhütten neben den Batterien gewährten den Artilleriſten einen ziemlich guten Schutz, ſo daß ſie ihr Feuer bis zuletzt unterhalten konnten, nachdem die Geſchütze der benachbarten Forts von Vanvres und Iſſy ſchon lange zum Schweigen gebracht waren. Das Fort war jetzt, wie das von Vanvres, von den Bayern beſetzt; der Commandant Herr Oberſt von Mühlbaur geſtattete mir aufs freundlichſte die Beſichtigung deſſelben, und ließ mich durch einen Officier überall herumführen. Die großen Marinekanonen, deren Transport nach Deutſchland ſich nicht lohnte, waren auch hier meiſtens durch in die Mündung geſchobene Granaten zerſprengt worden; die brauchbaren Geſchütze waren zum Theil ſchon nach München abgeſchickt, und ich ſah ſie vierzehn Tage ſpäter, mit Tannenzweigen bekränzt und mit blau-weißen Fähnchen geſchmückt, an mir vorüber fahren, als ich auf der Heimreiſe durch Straßburg kam.

Der Einzug der Deutſchen in Paris.

Die Nachricht, daß der Einzug der deutſchen Truppen definitiv auf Mittwoch, den 1. März, feſtgeſetzt worden ſei, bewog mich, am Abend des 27. Februar nach Paris zurückzukehren. Ich wünſchte den Eindruck dieſer Nachricht auf die Bevölkerung der Hauptſtadt in nächſter Nähe zu beobachten, und in der That fand ich die Phyſiognomie von Paris ſeit meinem letzten Beſuche auffallend genug verändert. Ich hatte die Stadt am Morgen des 24. Februars, am Jahrestage der Revolution von 1848, verlaſſen — ſeitdem war die Aufregung von Tag zu Tage geſtiegen. Die Wallfahrten zu der Juliſäule auf dem Baſtilleplatze hatten durch den Umſtand, daß eine Menge von mehreren Hunderttauſend Soldaten ſich müßiggängeriſch und faſt ohne alle Disciplin auf den Gaſſen umhertrieb, eine unerhörte Ausdehnung gewonnen, die ohnehin aufgeregten Gemüther wurden durch die Improviſationen der Volksredner und durch die maßloſe Sprache der revolutionären Journale noch mehr erhitzt, und es war am Sonntage ſchon zu beklagenswerthen Ausſchreitungen gekommen, die das Schlimmſte von der entzügelten Wuth des Pöbels befürchten ließen. Bei helllichtem Tage, am Sonntagnachmittag gegen 2 Uhr, als viele Tauſende von Soldaten und Civiliſten auf dem Baſtilleplatze verſammelt waren, hatte man einen ehemaligen Polizei-Agenten Pietri's mit unmenſchlicher Beſtialität auf ein Brett gebunden und in der Seine erſäuft, ohne daß ſich eine Hand geregt hätte, dieſe ſcheußliche Unthat zu verhindern. Am Abend deſſelben Tages verbreitete ſich das Gerücht, daß die deutſchen Soldaten nach Ablauf des Waffenſtillſtandes während der Nacht in Paris einrücken würden.

Ohne daß Ordre dazu ertheilt worden wäre, wurde in mehreren Quartieren von Paris der Generalmarſch geſchlagen, Tauſende von Soldaten bewaffneten ſich und ſtürmten über die elyſeiſchen Felder nach Neuilly hinaus, um mit der Wuth der Verzweiflung den Eintritt der feindlichen Armee zu verhindern. Nur mit Mühe gelang es dem vernünftigen Zureden einiger höheren Officiere, die verblendeten Thoren zur Rückkehr in ihre Quartiere zu bewegen, indem ſie ihnen die Proclamation der Regierung mittheilten, welche inzwiſchen an den Straßenecken angeſchlagen worden war, und welche den Einzug der Deutſchen erſt auf Mittwochmorgen ankündigte. Die Journale thaten ihr Mögliches, unter Hinweiſung auf die verhängnißvollen Folgen, welche jeder Angriff auf die ſiegreichen deutſchen Truppen haben müßte, zur Ruhe und Mäßigung zu ermahnen. Selbſt der „Rappel", welcher die aufreizendſte Sprache führte, rieth doch, von jedem weiteren Widerſtande abzuſtehen, ſo wenig auch ſeine zweideutigen Ermahnungsworte darauf berechnet waren, eine beruhigende Wirkung zu üben. Er ſchrieb: „Als man geſtern plötzlich erfuhr, daß die Preußen einrücken würden, gab es Tauſende von Bürgern, die von einem wilden Schmerzgefühl ergriffen wurden. Ohne Befehl ſtürzten ſie, aus eigenem Antriebe, mit unwiderſtehlicher Gewalt zu ihren Gewehren und Patronen, und rannten nach der Seite hin, wo ſie den Feind zu finden glaubten. Der General Vinoy erklärt ſie in ſeiner Proclamation für „ſchuldig"; wir wünſchten, daß der General Vinoy und Diejenigen, welche mit ihm während der Belagerung regierten, eben ſo ſchuldig wie dieſe Bürger geweſen wären. Sie hätten uns nicht zu dem herzverzehrenden Frieden verurtheilt, für welchen die royaliſtiſche Majorität heute ſtimmen wird. Was uns betrifft, ſo beglückwünſchen und ehren wir die edlen Bürger, deren erſte Regung es war, lieber ſterben als dieſe neue Schmach erdulden zu wollen. Aber ſie werden bedenken, daß ſie nicht allein ſtürben, daß ſie ſchließlich Nichts erreichen würden, als Frauen und Kinder hinſchlachten zu laſſen, und daß es gegenüber dieſem abſcheulichen Mißbrauche der Gewalt eine eben ſo ſtolze Haltung wie einen nutzloſen Widerſtand giebt: die Verachtung. Nicht Preußen hat Paris beſiegt, ſondern der Hunger. Die Preußen ſehen darin die Gelegenheit zu einem triumphalen Einzuge für ſie: die Geſchichte weiß, was ſie von ihrem Triumphe ſagen wird. Wir befürchten nicht, daß irgend Jemand die verruchte Neugier haben könnte, ſie in ihrer „gloire“ ſehen zu wollen; wir ſind gewiß, daß Alles leer und öde um ſie her ſein, und daß man die Quartiere, welche ſie beſetzen, unter Quarantaine ſtellen wird. Wir wünſchten noch mehr. Wir möchten, daß die ganze Stadt Trauer anlegte, und daß alle Häuſer ihre Thüren und Läden ſchlöſſen, daß ſich in keiner einzigen Straße ein Menſch blicken ließe, daß alles Leben aufhörte, daß Paris ein Kirchhof wäre!“

Die meiſten Blätter ertheilten ähnliche Rathſchläge, welche am Dienstage einen noch eindringlicheren Charakter annahmen. Am verſtändigſten ſchrieb der „Temps“; er betonte nachdrücklich den Umſtand, daß man von vornherein Unrecht gehabt habe, nach der Capitulation von Paris der Bevölkerung den Glauben beizubringen, daß der Sieger die überwundene Stadt nicht betreten werde, und als eine neue, ganz beſondere Schmach darzuſtellen, was die natürliche Conſequenz der Ueberlieferung der Forts und der Entwaffnung der kriegsgefangenen Truppen ſei. In der That ſchien ſich am Dienstag die Aufregung der Pariſer einigermaßen zu beſchwichtigen. Ich beſuchte Vormittags den Baſtilleplatz. Die Juliſäule war nicht bloß am Fuße, ſondern auch überall an ihrem ſchlanken Schafte und auf der Baluſtrade ihres Capitäls mit gelben Immortellenkränzen, mit Tricoloren und Trauerflören überdeckt; dem Genius der Freiheit, welcher droben auf der höchſten Spitze ſchwebt, hatte man eine blutrothe Fahne in die Hand gegeben. Fortwährend noch zogen neue Compagnien der Mobilgarde heran, die unter Muſikbegleitung ihren Umzug auf dem gitterumſchloſſenen Poſtamente hielten und ihre Kränze an der Säule aufhängten. Die neue, von Thiers, Favre und Picard unterzeichnete Proclamation hatte eine beſonders günſtige Wirkung geübt, und die

Gruppen auf den Straßen waren ungleich kleiner und ruhiger, als am vergangenen Tage.

Am Mittwochmorgen verließ ich früh meine Wohnung, um den einrückenden Truppen möglichſt weit entgegen zu gehen. Der Anblick der Stadt an dieſem denkwürdigen Tage war ein höchſt ſeltſamer und bizarrer. Zum erſten denke man ſich Paris, das neugierige, geſchwätzige Paris, ohne Zeitungen! Alle Journale hatten ihr Erſcheinen für die Zeit der Anweſenheit unſerer Truppen ſiſtirt, — „ſo lange die deutſchen Barbaren die heilige Stadt der Civiliſation durch ihre Gegenwart beſudeln“, lautete mit geringer Variation die ſtelzenhafte Phraſe in den meiſten Blättern. Sodann hatten in der That alle Häuſer, nicht bloß in dem Quartier der elyſeiſchen Felder und den angrenzenden Stadttheilen, ſondern in ſämmtlichen zwanzig Arrondiſſements von Paris vom Keller bis zum Giebel ihre hölzernen Läden geſchloſſen. Kein Magazin, keine Schenkſtube, keine Speiſewirthſchaft war geöffnet — „fermé à cause de deuil publique“ ſtand auf den angehefteten Papierzetteln zu leſen. Die Omnibus fuhren zwar, aber nicht nach den von unſern Truppen beſetzten Quartieren, die, ſo zu ſagen, hermetiſch abgeſperrt waren. Einzelne, freilich nicht eben viele Häuſer trugen ſchwarze Trauerfahnen. Die Straßen waren nicht viel menſchenleerer als ſonſt; Nachmittags und Abends wogte ſogar auf denſelben eine unzählbare Volksmenge. Bewaffnete Nationalgarden patrouillirten in kleinen Detachements und in geringen Zwiſchenräumen überall auf und ab, um die Ruhe aufrecht zu erhalten. An der Grenze des Concordienplatzes und längs der ganzen Linie, welche das Quartier der deutſchen Truppen umſchloß, hielten bewaffnete Nationalgarden Wache, hie und da hinter Barricaden, die aus zuſammengeſchobenen Laſetten und Munitionskarren gebildet waren. In Belleville, dem entlegenſten öſtlichen Viertel, hatte man während der Nacht ſogar reelle Barricaden gebaut. Auch hinter dem Triumphbogen auf den Champs Elyſées fanden ſich auf der Seite nach Neuilly zu noch einzelne, halb weggeräumte Barricaden, die in der Sonntagsnacht aufgethürmt worden waren. Die ehernen Säulen-Adler vor dem neuen Opernhauſe, denen man nach dem 4. September in vandaliſcher Zertrümmerungswuth die Köpfe abgeſchlagen, waren mit Leinwandlappen umhüllt. Das Modell zum Uhrich-Denkmale, welches Tags zuvor noch vor der fahnen- und kränzegeſchmückten Statue Straßburg's auf dem Concordienplatze ſtand, hatte man über Nacht entfernt, und das Geſicht dieſes und aller übrigen Standbilder franzöſiſcher Städte hatte man mit ſchwarzen Tuchſchleiern umwunden, ſo daß die Figuren den Anblick coquetter Venetianerinnen gewährten, die ſich zur Carnevalszeit mit Flormasken vermummen. Unſere Soldaten lachten über dieſe Faſchingskomödie und ließen die Tuchſchleier ruhig ſitzen. „Wenn die franzöſiſchen Städte ſich ſchämen und uns nicht offen ins Antlitz zu blicken wagen, ſo iſt das ihre eigene Sache", ſcherzten ſie. Die Nationalgarden verwehrten zwar keinem Civiliſten den Durchgang durch ihre Linien, aber ſie baten dieſelben eindringlich, nicht das „preußiſche Quartier" zu betreten, und ſie warfen mir ingrimmige Blicke zu, als ich, mit der Antwort, daß das meine eigene Sache ſei, geradeswegs auf den Triumphbogen zuſchritt.

Um dieſe Zeit, gegen 10 Uhr Vormittags, waren erſt wenige preußiſche Soldaten auf den elyſeiſchen Feldern angelangt. Hie und da ritten ein paar Dragoner oder Huſaren bis an das verſchloſſene Gitter des Tuileriengartens hinab, und kleine Detachements von Jägern oder Linienſoldaten ſtellten ſich in der Nähe des Triumphbogens auf, deſſen Sculpturen noch vom Bombardement her mit dichtem Bretterwerke verkleidet waren. Wir müſſen zur Ehre der Pariſer Bevölkerung bekennen, daß der beſſere, gebildetere Theil derſelben wirklich ſeine Schauluſt bezwungen und ſich von dem deutſchen Quartiere fern gehalten hatte. Man erblickte kaum ein paar Dutzend gutgekleideter Herren und Damen unter der Volksmaſſe auf den elyſeiſchen Feldern; alles Uebrige war Geſindel aus den Vorſtädten, Blouſenmänner mit verſoffenen, gemeinen, rohen und wilden Phyſiognomien, oder junge Gamins von zwölf bis ſiebenzehn Jahren, die zu Tauſenden herbeigeſtrömt waren, und deren Ungeduld von Stunde zu Stunde wuchs, als die erwarteten Truppen noch immer nicht einzogen. Man wußte nicht, daß Kaiſer Wilhelm Mittags von 11 bis 2 Uhr auf der großen Rennbahn von Longchamps am Seineufer eine glänzende Parade der Einzugstruppen abnahm; ſonſt hätte dies ſeltene militäriſche Schauſpiel unzweifelhaft die harrenden Volksmaſſen dorthin, ſtatt nach dem Triumphbogen, hinaus gelockt. Als der Kaiſer, die Pontonbrücke bei Sèvres paſſirend, durch den Oſtſaum des Gehölzes von Boulogne nach Longchamps hinauf kam, defilirte zuerſt der Kronprinz mit ſeiner Suite an ihm vorüber; dann umritt Se. Majeſtät nebſt Gefolge die ganze Stellung der Einzugstruppen, und ließ dieſelben im Parademarſche an ſich vorbei defiliren. Zuerſt kam das elfte preußiſche Armeecorps, dann das zweite bayriſche Corps, und zuletzt das ſechſte preußiſche Armeecorps. Mit der muſterhafteſten Ordnung wurden auch die Feldgeſchütze in ſchnurgerader Linie vorübergeführt, und dem Kaiſer traten die Thränen in die Augen, als er ſo manches der tapferen Regimenter mit zerſchoſſenen Fahnen und auf's Schrecklichſte durch die zahlreichen Schlachten gelichtet, feſten Schrittes und mit jauchzendem Hurrah vorbeiſchwenken ſah.

Die Truppen marſchirten auf verſchiedenen Wegen, theils über die Avenue de la grande Armée, theils über Auteuil und Paſſy, nach dem Triumphbogen und dem Concordienplatze hinauf. Die harrende Volksmenge war inzwiſchen immer aufgeregter und unruhiger geworden; ſie umdrängte die zuerſt angelangten preußiſchen Truppen mit unverſchämter, beläſtigender Neugier und rief ihnen höhniſche Spottreden zu. Die Bayern wurden von den Gamins mit Ziſchen und Pfeifen empfangen, als ſie unter Abſpielung des bekannten Pariſer Einzugsmarſches herankamen und theils vor dem Induſtriepalaſte von 1855, theils auf dem Concordienplatze Poſto faßten. Faſt gleichzeitig erſchien das 38ſte preußiſche Infanterieregiment, welchem bald die 22er und 88er folgten. Der Pariſer Pöbel, welcher Anfangs eine ziemlich drohende Haltung angenommen, begann ſich allmählich zu beruhigen. Ohne die außerordentliche Milde und Mäßigung der deutſchen Truppen wäre es zweifelsohne zu blutigen Conflicten gekommen. Beſonders die wenigen deutſchen Civiliſten, zum Theil in Paris anſäſſige Leute, welche ſich mit den Soldaten unterhielten, waren den brutalſten Beſchimpfungen ausgeſetzt. Einer meiner Pariſer Freunde, der mit einigen preußiſchen Infanteriſten geſprochen und ſie ermahnt hatte, den aufgeregten Volksmaſſen gegenüber möglichſt nachſichtig zu verfahren, wäre von der wüthenden Menge faſt als „preußiſcher Spion“ zerriſſen worden, und an mehreren Stellen mußten die Soldaten erſt vor den Augen des Pöbels ſcharf laden und eine Schein-Attaque mit dem Bajonett machen, um das freche Geſindel in die Flucht zu jagen.

„Voilà un prussien!“ rief man auch mir von allen Seiten zu, und ich ſah mich auf Schritt und Tritt von finſterblickenden Geſtalten begleitet, die mir den Rückweg zu verſperren drohten. Jeden Augenblick trat ein Blouſenmann an mich heran, um auf die Deutſchen zu ſchimpfen und meine Anſichten und Geſinnungen zu erforſchen. „Sehen Sie doch dieſe ſchmächtigen Puppen,“ rief ein franzöſiſcher Arbeiter, der ſich zu mir auf eine Bank ſetzte, als ein Trupp ſchleſiſcher Infanteriſten ſich neben dem Triumphbogen aufſtellte. „Sehen die Kerls nicht aus, als wären ſie von Holz und Watte gemacht? Der Eine hat ein Geſicht wie ein Kalmuck. Was für kalte, todte Pyſiognomien! Keine Verve, keine Leidenſchaft! Wären wir nicht überall ſo ſchmählich verrathen worden, ſo hätten wir mit dieſen Marionetten bald fertig werden müſſen. Glauben Sie nicht auch, daß wir in ſechs Monaten mit Erfolg unſere Revanche nehmen werden?“ Ich erlaubte mir, einen beſcheidenen Zweifel auszuſprechen. „Eh bien, ſagen wir ſechs Jahre,“ fuhr der Mann geſchwätzig fort, „mais ça suffira!“ In dieſem Augenblick ſchwärmten die Schleſier aus, um den rings von der Volksmaſſe verſperrten Weg für die Truppen zu ſäubern. Wie ein Rudel Wild ſtoben die Gaffer aus einander, und die Soldaten, welche die kleine Bewegung mit bewundernswerther Behendigkeit ausgeführt hatten, kehrten lachend auf ihre

Poſten zurück. „Sapriſti!“ ſagte der Blouſenmann, ſich hinter's Ohr kratzend, „hätte ich doch nie geglaubt, daß dieſe hölzernen Maſchinen ſo hübſch ſpringen und mit ſolchem Elan avanciren könnten! Wie es ſcheint, ſitzt doch Feuer darin, und ſie lachen, als ob ihnen die Geſchichte Spaß machte, und als ob ſie ganz und gar keine Furcht hätten. Sie können doch am Ende nicht wiſſen, ob wir wirklich ohne Waffen ſind,“ ſetzte er, näher heranrückend, hinzu und ließ mich einen Revolver erblicken, den er in ſeiner Hoſentaſche trug. „Nehmen Sie ſich in Acht,“ flüſterte ich ihm zu; „Sie wiſſen, daß es der franzöſiſchen Bevölkerung ſtrengſtens verboten iſt, in dem von den Deutſchen beſetzten Quartiere Waffen zu tragen, und jeder Widerſtand würde für jetzt doch nutzlos ſein.“ — „Ja, ja“, murmelte der Mann, als gerade die Sonne mit heiterſten Strahlen aus dem trüben Gewölk brach, „Alles verräth uns, ſelbſt der liebe Gott! Hätte er nicht den verwünſchten Preußen zum mindeſten heute ein Donnerwetter und ſtrömende Regengüſſe auf den Pelz ſchicken ſollen? Und nun gönnt er ihnen den herrlichſten Sonnenſchein!“

Es hieß plötzlich, daß in den übrigen Stadttheilen Unruhen ausgebrochen ſeien. Um mich von der Wahrheit oder Unwahrheit dieſes Gerüchtes zu überzeugen, ging ich auf allerlei Umwegen, da ich mich von Spähern umringt ſah, nach der Madeleine und den inneren Boulevards zurück. Mobilgarden mit ſchwarz umflorten Fahnen durchzogen die Straßen, die Marſeillaiſe wurde geſungen, aufgeregte Gruppen ſtanden auf dem Platze des Château d'Eau, vor dem großen Louvre-Hotel und an anderen Orten; aber die Ruhe war nirgends ernſtlich geſtört worden. Nur machte der Pöbel, wie in der erſten Zeit der Belagerung, wieder Jagd auf „preußiſche Spione.“ Jeder, welcher das Unglück hatte, blondes Haar und helle Augen zu beſitzen, galt für einen verkleideten preußiſchen Officier und war in Gefahr, mißhandelt zu werden. Beim Pantheon hatte man ſo eben vier Perſonen verhaftet, die man für bayriſche Officiere in Civil hielt. „A l'eau! à l'eau!“ ſchrie die wüthende Volksmaſſe und machte Anſtalt, die Unglücklichen nach der Seine zu ſchleppen. „Aber ſie reden ja geläufig Franzöſiſch," bemerkte ein ältlicher Herr. „Das will Nichts ſagen," ſchrie man zurück, „dieſe preußiſchen Spione ſprechen alle gut Franzöſiſch, ſonſt hätten wir ſie leichter erkannt und wären nicht immer verrathen worden." Man entſchloß ſich endlich, die Verhafteten auf die Präfectur zu bringen, und es ſtellte ſich heraus, daß ſie ſammt und ſonders gute Franzoſen waren.

Ich hielt es bei dieſer kindiſchen Spionenjagd nicht für gerathen, nochmals durch die ganze Stadt in das preußiſche Quartier zurückzukehren, ſondern zog es vor, bei einem deutſchen Freunde zu übernachten. Am Morgen des 2. März hatte Paris ſchon ſo ziemlich ſeine gewöhnliche Phyſiognomie angenommen; die Zeitungen, mit Ausnahme des „Moniteur officiel," waren zwar noch nicht wieder erſchienen, aber die meiſten Läden begannen ſich ſchon zu öffnen, und im deutſchen Revier fand ich überall die Cafés und Weinſtuben von preußiſchen und bayriſchen Soldaten erfüllt, welche den Schenkwirthen guten Gewinn brachten. Der Kaiſer durchfuhr ſo eben das Bois de Boulogne, und der Kronprinz begab ſich auf die Champs Elyſées zu den in Paris lagernden Truppen, unter welchen ſich wie ein Lauffeuer die fröhliche Nachricht verbreitete, daß der Friede geſchloſſen ſei, und die Rückkehr in die Heimath binnen Kurzem bevorſtehe.

In Verſailles traf ich alle Welt mit Vorbereitungen zur Abreiſe beſchäftigt. Der Kaiſer fuhr mit ſeinem Gefolge am Morgen des 6. März in der Richtung nach Ferrières ab, woſelbſt er für einige Tage ſein Hauptquartier aufſchlug. Das kronprinzliche Hauptquartier ſollte erſt vier Tage ſpäter nach Meaux verlegt werden. Es war ſchwierig genug, ein Beförderungsmittel von Verſailles nach Lagny, dem zeitweiligen Endpunkte der Oſtbahn, zu finden. Ich nahm daher das Anerbieten eines mir befreundeten Herrn vom Obercommando der dritten Armee, ihn in ſeinem bequemen Chaiſewagen nach Lagny zu begleiten, mit Vergnügen an, und wir machten uns in der Frühe des 7. März auf die Reiſe.

Auf dem ganzen Wege fanden wir zu Ehren des Kaiſers, der faſt dieſelbe Route genommen hatte, Tannenbäume eingepflanzt und grüne Laubpforten aus Guirlanden und Kränzen errichtet. In Maſſy hatten die Soldaten, ähnlich wie in Villeneuve-le-Roi, die Straßen und Häuſer mit humoriſtiſchen Inſchriften verſehen. Auf der Hauptſtraße, jetzt Bismarck-Straße getauft, fuhren wir an dem „Café zur Granate“ vorüber; „Wirthſchaft zum fröhlichen Granatſplitter“ nannte ſich ein anderes Haus, das, rings von Geſchoſſen zerſetzt, mit vollkommenem Recht ſeinen Namen trug.

In Lagny hatten wir nicht geringe Mühe, ein Unterkommen für die Nacht zu finden. Die Mairie freilich gab uns bereitwilligſt ein Quartierbillet nach dem andern; aber bei dem enormen Andrang durchreiſender Officiere — ſo eben waren auch die Prinzen Albrecht und Adalbert und der Kriegsminiſter von Roon mit ihren Suiten angelangt — fanden wir alle Wohnungen ſchon beſetzt, und erſt ſpät am Nachmittage erhielten wir auf dem linken Seine-Ufer, in weiter Entfernung vom Bahnhofe, ein freundliches Logis in der Rue St. Laurent bei einem Herrn Meunier, einem einundachtzigjährigen Greiſe, der bereits 1814 den Einzug der Deutſchen in Paris erlebt hatte, und der ſo verſtändig geweſen war, mit ſeiner herzensguten Gemahlin auch diesmal während der deutſchen Occupation in ſeinem elegant eingerichteten Hauſe zu bleiben. Da er alle ihm zugewieſenen Gäſte auf's zuvorkommendſte bewirthete, waren ſein Haus und ſein herrlicher Obſtgarten auf's ſorglichſte geſchont worden, und alle Officiere, die bei ihm in Quartier gelegen, waren mit herzlichem Dank von den braven Leuten geſchieden. Wir trafen dort einen preußiſchen Stabsarzt, Dr. Thies aus Lupow in Pommern, der ſeit mehreren Monaten daſelbſt logirte, und der uns in jeder erdenklichen Weiſe mit Artigkeiten überhäufte. Er erquickte unſere durſtigen Kehlen mit dem köſtlichſten alten Rothweine, der durch das Scharren eines Hundes im Garten eines verlaſſenen Hauſes entdeckt worden war, er ſetzte uns Pommerſche Würſte und Jungfernhonig von ſeinen eigenen Bienen vor, er nöthigte uns ein Packet der trefflichſten Havanna-Cigarren auf, er verließ Nachts um drei Uhr ſein Lager, um uns rechtzeitig vor Abfahrt des Frühzuges zu wecken und uns eine Morgenchokolade zu brauen, und beim Abſchiede beſchenkte er mich noch mit einer fußlangen franzöſiſchen Granate, die ihm bei Pfalzburg dicht über den Kopf weggeflogen war. Wir unterhielten uns bis ſpät in die Nacht hinein mit dem freundlichen Manne, der gewiß für ſeine Verwundeten und Kranken in der aufopferndſten Weiſe geſorgt hat, da er ſchon für zwei ihm unbekannte Reiſende, die der Zufall in ſein Quartier geführt, eine ſo liebenswürdige Theilnahme bewies. Die Zimmer, welche wir für die Nacht bezogen, waren für den Grafen Bismarck reſervirt geweſen, der Tags zuvor hier durchgekommen war, es aber vorgezogen hatte, in größerer Nähe des Bahnhofes bei einer Deutſchen, der Frau Dr. Simon, zu logiren, welche ſich um die Pflege der Verwundeten hohe Verdienſte erworben hat.

Am folgenden Morgen um 4½ Uhr fuhr ich mit dem Poſtzuge von Lagny nach Straßburg ab. In Erwartung der baldigen Durchreiſe des Kaiſers waren alle Bahnhöfe, ſelbſt an den kleinſten Stationen, mit Tannenreiſern, Kränzen und Fahnen geſchmückt. Der Andrang von Paſſagieren, die mitzureiſen gehofft hatten, war auf allen Bahnhöfen ein enormer; Hunderte von Männern und Frauen mußten auf jeder Station zurückbleiben, denn alle Waggons unſeres Zuges waren ſchon zum Erdrücken überfüllt. Faſt Niemand wagte, nur für einen Augenblick ſeinen Sitz zu verlaſſen; Jeder zog es vor, auf der langen Reiſe Hunger und Durſt zu ertragen, um nur der Gefahr enthoben zu ſein, ſeinen Platz für die Weiterfahrt zu verlieren. In Pfalzburg mußten wir längere Zeit warten, da die Telegraphenleitung zwiſchen dort und Lützelſtein geſtört war,„ und die Ankunft eines kurz vorher abgefahrenen Bahnzuges durch die aufgeſtellte Poſtenkette nur langſam ſignaliſirt werden konnte. Der Verſuch, den Zeitverluſt durch raſcheres Fahren wieder einzuholen, hatte die Folge, daß unſer Zug auf dem abſchüſſigen Geleiſe bei Lützelſtein nicht zum

Stehen gebracht werden konnte, ſondern erſt in dem nächſten Tunnel anhielt, von wo aus er nur mit großer Anſtrengung nach Lützelſtein zurückgeſchoben werden konnte. Als wir endlich um 11½ Uhr Abends Straßburg erreichten, war der Zug nach Frankfurt ſchon ſeit zwei Stunden abgegangen, und die Reiſenden hatten das Vergnügen, zum Theil noch bis lange nach Mitternacht die menſchenüberfüllte Stadt zu durchirren, ehe ſie in abgelegenen Gaſthöfen niederſten Ranges ein nothdürftiges Unterkommen fanden.

Ein brauſender Jubelruf durchhallte die Lüfte, als wir am nächſten Vormittag gegen elf Uhr bei Kehl über die Rheinbrücke fuhren und die tannengekrönten Berge des Schwarzwaldes ſich vor unſeren Blicken enthüllten. Mit welchen Gefühlen der Sorge waren wir vor reichlich ſieben Monaten über den Rhein gezogen, und wie jauchzte nun unſer Herz, daß die geſegneten Fluren der Heimath von all' jenen Schrecken des Krieges verſchont geblieben, deren Trümmerſpuren man in Frankreich noch Generationen hindurch erblicken wird! Faſt wie ein Märchen erſchien uns in dieſem Augenblick Alles, was wir in jener ereignißvollen Kriegszeit durchlebt hatten. Waren doch die kühnſten Hoffnungen, welche das deutſche Herz in verſchwiegener Stille gehegt, mehr als erfüllt worden! Was die Dichter in ſchweren Tagen der Noth gläubig geweiſſagt und geſungen, der Jahrhunderte alte ſagenhafte Traum von dem Erwachen Barbaroſſa's, war über Nacht zur glänzenden Wirklichkeit geworden, das deutſche Volk ſtand geeinigt in neuer Größe und Herrlichkeit da, —

Heiſa, wie wird auf ſeinem Haupt
Die goldene Krone blitzen!

Was aber zum Ausbau des einigen deutſchen Kaiſerreiches noch fehlt, die ſegensvolle Entwicklung freier, volksthümlicher Zuſtände im Innern, das wird, wenn Nord und Süd in gemeinſamer männlicher Kraft und Arbeit zuſammen ſtehen, hoffentlich ohne allzu ſchmerzliche Kämpfe als Frucht des Friedens errungen werden.

Indeß, du freies Weſen,
Gedeihe weit und breit:
Der Herr hat dich erleſen
Zum Zeichen für die Zeit.
Die Fürſten ſollen kommen
Sammt ihrer Ritterſchaft,
Und lernen ſich zum Frommen
Der Freiheit Wunderkraft!

Friedens-Cantate.

Heim kehren die Krieger
Aus blutiger Schlacht.
Hoſiannah dem Sieger,
Der Großes vollbracht!
Vor blitzender Wehre
Zerſtoben geſchwind
Die feindlichen Heere,
Wie Spreu vor dem Wind.
Ehre ſei Gott in der Höhe!

Vorbei iſt der wilde,
Verderbliche Streit;
Rings prangt das Gefilde
In feſtlichem Kleid.
Es ſchallen die Glocken
Vom Berg bis in's Thal,
Die Herzen frohlocken
Im Jubelchoral:
Frieden auf Erden!

Bleibt treu nun verbunden
Im einigen Land,
Und heilet die Wunden
Mit liebender Hand;
Dem Erdkreis zu melden:
Die Helden im Krieg
Verſtehn auch als Helden
Des Friedens den Sieg.
Ein Wohlgefallen den Menſchen!

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK

Das
geiſtige Leben in Dänemark.

Das
geiſtige Leben in Dänemark.

Streifzüge auf den Gebieten
der
Kunſt, Literatur, Politik und Journaliſtik
des ſkandinaviſchen Nordens.

Von
Adolf Strodtmann.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1873.

[illegible]

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Die jüngſt erfolgte Wiedereröffnung der Debatten über die nordſchleswigſche Frage in der deutſchen und däniſchen Preſſe läßt mich hoffen, daß die nachſtehenden Schilderungen des geiſtigen Lebens in Dänemark zu einem günſtigen Zeitpunkte erſcheinen und einen nicht unwillkommenen Beitrag zu einem richtigeren Verſtändniſſe des nordiſchen Weſens und Charakters liefern werden. Der Umſtand, daß der Verfaſſer dieſes Buches einen großen Theil ſeines Lebens auf dem unmittelbaren Schauplatz der politiſchen Kämpfe in Nordſchleswig verbrachte und, bei aller Begeiſterung für ſein deutſches Vaterland, ſeit früheſter Jugend ein reges Intereſſe für die nordiſche Literatur empfand, deren bedeutendſte Erſcheinungen er bis auf die Gegenwart herab mit wärmſter Antheilnahme verfolgte, rechtfertigt wohl ſeinen Wunſch, durch eine unparteiliche Darſtellung der Kulturentwicklung in den ſkandinaviſchen Ländern den beſſern Theil des deutſchen und des däniſchen Publikums zu einer ernſtlicheren Prüfung der Grundlagen des intellektuellen Lebens im Norden zu veranlaſſen, als ſie unter dem ſtörenden Einfluſſe wechſelſeitiger nationaler Vorurtheile bisher ſtattfinden konnte.

Ohne Zweifel iſt es für den Ausländer ſchwer, in Streitfragen, die bei dem zunächſt betheiligten Volke einen ſo leidenſchaftlichen Kampf der Parteien auf allen Gebieten der Kunſt, Literatur und Politik entzündet haben, ein gerechtes Urtheil zu fällen, und ich bin darauf gefaßt, daß mein Buch, falls man ihm die Ehre aufmerkſamerer Beachtung erweiſt, in der däniſch-norwegiſchen Tagespreſſe von allen Seiten die heftigſten Angriffe erfahren wird. Vielleicht räumt man beſten Falles ein, daß ich redlich bemüht geweſen bin, mich über die Themata, welche ich beſpreche, in mehr als oberflächlicher Touriſtenmanier zu unterrichten; auch die Korrektheit der von mir angezogenen Thatſachen dürfte man kaum mit Grund zu beſtreiten im Stande ſein — um ſo eifriger wird man die Schlüſſe, welche ich aus denſelben ziehe, anfechten und mir, je nach dem Standpunkte der Parteien, bald eine zu roſige, bald eine zu peſſimiſtiſche Auffaſſung der nordiſchen Zuſtände vorwerfen. Sei es drum! Das ganze geiſtige Leben in Dänemark und Norwegen befindet ſich gegenwärtig in einem Gährungsproceſſe, der wunderliche Blaſen aufwirft, und ich nehme für meine Arbeit kein anderes Verdienſt in Anſpruch, als das Beſtreben des ruhigen und ernſten Beobachters, in dem Wirrwarr der chaotiſch hin und her ſchwankenden Maſſen hie und da einen feſten Punkt zu erſpähen, aus der Form der Niederſchläge und Kryſtalle auf das Reſultat der Bewegung zu ſchließen, ſo weit ſich daſſelbe heute ſchon mit einiger Sicherheit enträthſeln läßt, und von einem entfernteren Standorte aus in deutlich erkennbare Gruppen zu ſcheiden, was dem leidenſchaftgetrübten Blicke der Kämpfenden ſelbſt in verworrene Nebel zerrinnt.

Es iſt eine bedauerliche Thatſache, daß in Folge des gegenſeitigen Nationalhaſſes das geiſtige Leben des Nordens den Deutſchen ſeit einem Vierteljahrhundert eben ſo fremd geworden iſt, wie den Dänen der Verlauf der gleichzeitigen Geiſtesentwicklung in Deutſchland. Beide Nationen kennen einander nicht mehr, weil einer jeden nicht bloß für die politiſchen, ſondern auch für die Kunſt- und Literatur-Zuſtände der anderen der Schlüſſel des Verſtändniſſes abhanden gekommen iſt. Das däniſche Publikum ſchöpft ſeine Kenntnis deutſcher Verhältniſſe ſeit Jahren lediglich aus den tendenziöſen Schmähartikeln der Kopenhagener Zeitungen, welche, ihre politiſche Weisheit aus den Schlammkanälen der franzöſiſchen Preſſe beziehend, mit ernſthafter Miene die abgeſchmackteſten Fabeln über die Barbarenwirthſchaft im deutſchen Reiche, zumal in der Kaiſerſtadt an der Spree, kolportiren, wo, wenn man ihnen Glauben ſchenkt, Mord und Todtſchlag alltägliche Ereigniſſe ſind und kein friedlicher Bürger ſich am hellen Mittag anders als bis an die Zähne bewaffnet auf die Straße getraut. Kaum minder abenteuerliche Vorſtellungen macht man ſich in Deutſchland von den politiſchen und Kulturzuſtänden im ſkandinaviſchen Norden. Selbſt unſere großen politiſchen Journale hielten es bis jetzt nicht der Mühe werth, ſich über Kunſt und Literatur, ja ſelbſt nur über die eigenthümlichen Verfaſſungs- und Religionskämpfe in Dänemark näher zu orientiren, was freilich bei der Abnormität der dortigen Geiſtesrichtung ſeine Schwierigkeit hat und ein aufmerkſames Studium der däniſchen Tagespreſſe, eine mühevolle Kombination nicht allein des Geleſenen, ſondern faſt mehr noch des zwiſchen den Zeilen Verſteckten erfordert.

Auf Grund ſolcher, oft recht unerquicklicher Lektüre und ergänzender Nachfragen auf wiederholten Reiſen durch Dänemark habe ich mich beſtrebt, dem Leſer ein möglichſt klares Bild ſowohl von den Kunſt- und Literatur-Zuſtänden wie von der Stellung der verſchiedenen politiſchen und religiöſen Parteien zu geben, und dabei zugleich in gedrängter Kürze das Programm der Nationalliberalen und der Bauernfreunde ſowie die ſeltſamen Lehrſätze des Grundtvigianismus anzudeuten.

Seit ich im Laufe der letzten zwei Jahre die nachfolgenden Skizzen entwarf, hat ſich in dem inneren Hader der Parteien und in ihrem Verhältniſſe zu Deutſchland Einzelnes geändert; im Ganzen aber wird meine Schilderung heute noch richtig ſein, und die Ereigniſſe, deren ich hier nachträglich gedenke, ſcheinen den Beweis zu liefern, daß ich mich über den wahrſcheinlichen Gang der Entwicklung im Weſentlichen nicht getäuſcht habe.

Erwacht das geiſtige Leben in Dänemark endlich aus ſeiner dumpfen Lethargie? Durchbricht es die künſtlich aufgerichteten Dämme, durch welche man es gegen den Geiſt des Jahrhunderts abzuſperren ſuchte? Knüpft ſich das Band eines freundlichen Verkehres mit dem germaniſchen Bruderſtamme allmählich wieder an? Hüten wir uns vor voreiligen Schlüſſen — es wäre zu optimiſtiſch, dieſe Fragen jetzt ſchon zu bejahen, wenn auch manche Zeichen darauf hindeuten, daß ein Umſchwung bevorſteht. Auf die journaliſtiſchen Seiltänzerpirouetten Björnſtjerne Björnſon's legen wir geringes Gewicht; es wird bei dem gewohnten charakterloſen Hin- und Herſchwanken dieſer politiſchen Windfahne Niemanden überraſcht haben, daß der norwegiſche Skalde, als die däniſche Preſſe ihm ſeine neuliche Aufforderung zur „Veränderung der Signale“, zur ehrlichen Verſöhnung mit Deutſchland, ſo bitterlich übel nahm, ſofort zur Retraite blies und in einem Berliner Blatte (in Nr. 45 der „Gegenwart“) mit lächerlicher Emphaſe nicht bloß Nordſchleswig, ſondern Düppel und Alſen obendrein als Kaufpreis für die Freundſchaft des Nordens von Deutſchland zurück forderte. Auch darüber kann man nur mit einem Bedauern über den Leichtſinn dieſer norwegiſchen Gefühlspolitiker die Achſel zucken, daß ſein alter Gegner Henrik Ibſen ſich nicht entblödete, auf Björnſon's Deklamationen mit einem feindſeligen Ausfalle gegen Deutſchland zu antworten, der in kraſſem Widerſpruche zu ſeiner unlängſt geäußerten Werthſchätzung der deutſch-preußiſchen Politik ſteht. Mit der herausfordernden Fechterattitüde eines „Unverſöhnlichen“ ſpringt er auf die Bühne, und veröffentlicht in dem Organ der ſonſt ſo ſehr von ihm verachteten Nationalliberalen, in „Fädrelandet“, folgendes Hohngedicht:

Die Signale des Nordens.

Es kämpften in Wien die Diplomaten,
Da fielen auf Schleswigs Flur die Soldaten.

Beſſre Soldaten ſind nirgends zu ſchauen,
Als jene blutenden Männer und Frauen.

Zweihunderttauſend, ins Herz getroffen,
Zweihunderttauſend, die Wunden offen.

Sie lagen da, mit dem Tode ringend
Acht Jahre hindurch, ihr Weh bezwingend.

Acht Jahr' in Finſternis, unverbunden,
Lagen ſie da, nicht aufgefunden.

Wo waren die Dänen bei ſolcher Noth?
Geſchaart um ein Banner, weiß und roth.

Nicht das Danebrog war es im Sturmestanze,
Sie folgten der Fahne der Ambulance.

Sie zückten nicht trotzig des Haſſes Schwert,
Die Rechte, die Linke war unbewehrt.

Doch den Weg verſperrten die Bajonette;
Von Oſt bis Weſten die Kampfesſtätte!

Das weiße Kreuz auf dem rothen Grund
Bot keine Linderung der Leidenden Mund.

Die klaffende Wunde verharſchte nimmer,
Und nie erblinkte der Rettung Schimmer.

Doch hielten ſie aus, die däniſchen Knaben,
Geduldig, bereit, die Brüder zu laben.

Da erſcholl ein barſches Kommandowort:
Zurück, Ambulance! marſch, kehrt! nach Nord!

Packt in den Torniſter das Fahnentuch,
Ihr ſtört der kreiſenden Adler Flug.

Der Löwe ſoll wedelnd heimwärts ſchlendern,
Die Wächterſchaar das Signal verändern.

Kein Zweifel! Die Worte des Skalden riethen's,
Und der alte Grundtvig und Gott gebieten's.

Zum Rückzug denn! Zum Verſöhnungsfeſt,
Wo der Pangermanismus ſein Lockhorn bläſt!

Die neuen Brüder mit lallenden Zungen
Halten einander beim Wein umſchlungen.

Die Kerzen glühn. Unſre Träume all'
Flattern dahin im Feſtredenſchwall.

Fanfarengeſchmetter und Weihrauchdüften!
Herrliche Zukunft wallt in den Lüften!

Was durchbebt die Muſik? Ein gellender Fluch.
Was webt in dem Weihrauch? Leichengeruch.

Uebertäubt ihn durch lauteres Singen, ihr Braven!
Dem Sterbenden ziemt ſich's am beſten, zu ſchlafen.

Sein Schrei erſtickt ſchon im Schweigen der Gruft.
Ein Hauch von Norden — und rein iſt die Luft.

Die Stimmung ſchlägt um! Ergreift die Pokale!
Der Wetterhahn gab uns neue Signale!

Ungleich wichtiger bedünkt es uns, daß ein großer Theil der Grundtvigianer und Bauernfreunde ſich in dieſem häuslichen Streite nach und nach auf die Seite Björnſon's ſtellte und der Verſöhnung mit Deutſchland das Wort zu reden begann. Man ging ſo weit, ſogar eine lang vergeſſene Aeußerung des alten Grundtvig von ähnlicher Tendenz wieder heraus zu graben, worüber Ibſen ſich bei dem bekannten Deutſchenhaſſe Grundtvig's mit Recht luſtig macht. Am ergötzlichſten aber iſt der Eifer, mit welchem die Grundtvigianer einander bei dieſem Anlaſſe gegenſeitig in die Haare gerathen und dadurch auch ihre Gegner zu Angriffen ermuthigen. Rudolf Schmidt, der Redakteur der Zeitſchrift „Für Idee und Wirklichkeit“, wirft jetzt dem däniſchen Publikum eine unverſtändige Ueberſchätzung des plötzlich zur bête noire gewordenen Björnſtjerne Björnſon vor, während alle Welt weiß, daß eben Herr Schmidt und ſeine Freunde den Ruhm dieſes Schriftſtellers Jahre lang mit gellenden Trompetenſtößen über Land und Meer poſaunten. Und damit de Hexentanz grundtvigianiſcher Walpurgisnacht vollſtändig ſei, zauſen Herr Ploug und Herr Schmidt einander grauſamlichſt an den Ohren, und Erſterer, deſſen Heldenthum von jeher ſtark an die Prahlereien des Rieſen Goliath mahnte, ſtellt Letzterem das ſchmeichelhafte Zeugnis aus, daß er zu jeglicher Friſt mehr den tückiſchen Muth eines Strauchſchützen, als den eines ehrlichen Soldaten, bewieſen habe. Einige Zeit vorher ſchrieb der Biſchof Monrad in „Dagbladet“ einen geharniſchten Artikel gegen die oft wiederholte Phraſe des grundtvigianiſchen Paſtors Birkedal, daß „Gott Dänemarks bedürfe“.*) Er findet dieſe Phraſe nachgerade faſt blaſphemiſch, zum Mindeſten, wenn man daraus die unlogiſche Konſequenz ziehe, daß das politiſche Fortbeſtehen Dänemarks eine Nothwendigkeit ſei. Das Volk Iſrael's, ſagt er, das Gott doch vor allen anderen liebte, wurde erſt von den Römern erobert, dann rettete es die Welt. Vielleicht, ſo argumentirt er weiter, wäre es ein Glück und Heil für uns, von Deutſchland erobert zu werden, wenn der Grundtvigianismus (was Monrad indeß nicht glaubt) die Welt erlöſen ſoll. — Es iſt, im Gegenſatze zu der früheren Ueberhebung des däniſchen Nationalgefühls, ſchier peinlich, zu gewahren, mit welchem peſſimiſtiſchen Stumpfſinn die

---

*) Paſtor Birkedal iſt derſelbe ſchnurrige Kauz, welcher unlängſt in „Fädrelandet“ auch über die Pläne Gottes mit Deutſchland ſo alberne Tiraden zum Beſteck gab. Es ſei durchaus irrig, ſagte er, zu glauben, daß die Deutſchen mit Gottes Willen ſo ruchlos handelten, wie es der Fall ſei. Sie verhielten ſich zu Dem, was Gott urſprünglich mit ihnen beabſichtigt habe, wie der Affe zum Menſchen, und gegen Gottes Willen, aber mit ſeiner Erlaubnis verübten ſie ſo ſchändliche Thaten! — Und Dergleichen findet ſich in Blättern, welche mit Emphaſe die Intelligenz und Bildung des Landes vertreten!

Wortführer der öffentlichen Meinung ſich neuerdings an die Idee zu gewöhnen ſcheinen, daß die politiſche Exiſtenz Dänemarks geendigt ſein könne. Selbſt der vormalige Kriegsminiſter Tſcherning plaidirt in der „Berling'ſchen Zeitung“ für die Entwaffnung der Armee.

Aber auch von anderer Seite her werden die ſtagnirenden Fluthen des politiſchen und religiöſen Lebens heilſam aufgewühlt. So ließ der junge Marinemaler Holger Drachmann unlängſt eine Gedichteſammlung erſcheinen, welche, trotz einzelner Formmängel, eine gährende Ueberfülle geiſtiger Kraft und einen unabhängigen Freiheitsſinn bekundet, wie er in der heutigen däniſchen Literatur wahrhaft ſelten geworden iſt. Das düſtere Nachtſtück „Engliſche Socialiſten“, die tiefſinnige Phantaſie „Am Meere“, die kecke „Lanzknecht-Weiſe“ und das ſanglante Spottlied über den Philiſtergeiſt der ſelbſtgefällig bornirten ſtudentiſchen Jugend ſchlagen Töne an, die faſt wie Reveille und Sturmgeläut klingen. Das Buch iſt dem muthigen Vorkämpfer des freien Gedankens im Norden, dem Dr. Georg Brandes, gewidmet, welcher durch ſeine Ueberſetzung der Stuart Mill'ſchen Nützlichkeits-Moral einen neuen Sturmlauf wider die verknöcherten Satzungen pfäffiſcher Ethik unternommen hat. Gleichzeitig veröffentlichte A. C. Larſen, der einzige liberale Theolog in Dänemark, ein Werk gegen den Wunderglauben. Selbſtredend ſucht die Preſſe dasſelbe, wie alle Erzeugniſſe freierer Richtung, todt zu ſchweigen, und Biſchof Martenſen hat in einer ſeiner jüngſten Kanzelreden die frommen Seelen vor der Lektüre dieſes Buches im Beſonderen und vor den Teufelsſchlingen der „Freidenker“ im Allgemeinen gewarnt.

Wir ſind, wie geſagt, weit davon entfernt, dieſen erſten Regungen eines friſcheren und freieren Geiſtes im Norden übergroße Bedeutung beizulegen. Gewiß glauben wir an den endlichen Sieg der Fortſchrittsideen des Jahrhunderts auch in Dänemark und Norwegen; aber noch iſt die Zahl der kühnen und aufgeklärten Männer, welche das Panier dieſer Ideen erheben, dort äußerſt gering, und ihre Stimme verhallt wie ein Ruf in der Wüſte. Es wird, fürchten wir, noch eine geraume Friſt verſtreichen, bis die kimmeriſche Nacht jener ultima Thule ſich lichtet und der helle Tag die Geſpenſter der Vergangenheit verſcheucht.

Ja, die Mumie muß zerfallen,
Wenn ſie eine Hand berührt,
Wenn ſie aus den dumpfen Hallen
Wird ans ſcharfe Licht geführt.

Doch wenn keine Hand es waget,
Bleibt ſie unverwüſtlich ſtehn,
Und wenn ihr ſie nicht zerſchlaget,
Wird die Knechtſchaft nie zergehn.

Henni's Villa,
Steglitz bei Berlin, den 15. Februar 1878.

Inhalt.

Seite

Vorwort V

1. Ein politiſches Reiſegeſpräch. Die bedauerliche Erkaltung im geiſtigen Verkehre zwiſchen Deutſchland und dem ſkandinaviſchen Norden. Providentielle Kurzſichtigkeit der däniſchen Politik in Schleswig-Holſtein. 1

2. Heitere Reminiscenzen aus der Kriegsgefangenſchaft im Jahre 1848. Glückauf, nach Dänemark! 10

3. Erſter Eindruck Kopenhagen's. Baulicher Charakter der Stadt. Landſchaftlicher Reiz der Umgebungen. Die katholiſche Propaganda im Norden. Verwahrloſung des öffentlichen Armenweſens. Das „Aſyl für Obdachloſe“ und der „Armenhof“. Arbeiterwohnungen. Die Sphinx der ſocialen Frage. Wühlereien der „Internationale“. Elend des kleinen Bauernſtandes. Officielle Verfolgungswuth gegen die „Socialiſten“. 15

4. Kopenhagen und Paris. Germaniſcher Grundcharakter der däniſchen Nation. Vergnügungsluſt der Kopenhagener. Das Tivoli. Die Pantomimen. Das Bournonville'ſche Ballett. Das königliche Theater. Die däniſche Schauſpielkunſt. Ein Schauſpielerbrief. 28

5. Hermetiſche Abſchließung der däniſchen Kunſt gegen die Einflüſſe des Auslandes. — Die däniſche Bildhauerkunſt. Biſſen und Jerichau. — Die däniſche Malerei. N. L. Hoyen und die „nordiſche Schule“: W. N. Marſtrand, J. W. Sonne, J. Roed ꝛc. — Die „Blonden“ und die „Braunen“: Frau Jerichau-Baumann, N. Simonſen, C. A. Schleisner, D. Monies, F. C. Kjärſkou. — Die nordiſche Landſchaftsmalerei: P. C. Skovgaard, Godfred Rump, Wilhelm Kyhn ꝛc. — Marinemaler: Anton Melbye, C. Frederik Sörenſen, C. Neumann ꝛc. — Der Architekturmaler Heinrich Hanſen. — Die religiöſe und Hiſtorien-Malerei: Conſtantin Hanſen, K. Zahrtmann, F. L. Storch, Helger Roed ꝛc. — Das Genrebild: F. Vermehren, J. J. Exner, Chr. Dalsgaard, G. Salomon, Pietro Krohn ꝛc. — Die Portraitmalerei. — Carl Bloch und ſeine Meiſterwerke. 39

Seite

6. Nordiſch-nationaler Charakter der däniſchen Literatur und deutſch romantiſche Einflüſſe. Realismus der Form. M. Goldſchmidt's Novellen 81

7. Die äſthetiſche Kritik in Dänemark. J. L. Heiberg. Sören Kierkegaard; ſeine Theorien und ſein Einfluß auf die ſchriftſtelleriſche Produktion. F. Höedt's „Chriſtliche Aeſthetik". Georg Brandes. Die moraliſirende Aeſthetik. N. F. S. Grundtvig. Clemens Peterſen 93

8. Frederik Paludan-Müller. Sein humoriſtiſches Heldengedicht „Adam Homo" und ſeine Proſawerke. 133

9. Die däniſche Zeitungspreſſe im letzten Vierteljahrhundert. Heiberg's „Fliegende Poſt". Der Kampf um politiſche Freiheit und konſtitutionelle Garantien. „Fädrelandet" und ſeine Gründer. Carl Ploug. „Dagbladet" und ſein Redakteur Bille. Allmählicher Zerfall der national-liberalen Partei Kleinere Journale. . . . 168

10. Die „Bauernfreunde" und die Grundtvigianer. Die „unvergleichliche Entdeckung" Grundtvig's. Das „fröhliche" Chriſtenthum. Die Volkshochſchulen. Die „innere Miſſion". Geiſtige Unfreiheit des öffentlichen Lebens in Dänemark. 180

11. Die norwegiſche Literatur. Henrik Wergeland und Johann Welhaven. Björnſtjerne Björnſon. Henrik Ibſen als Dramatiker. 196

12. Henrik Ibſen's lyriſche und erzählende Gedichte. 223

13. Henrik Ibſen als politiſcher Dichter.. 244

14. Schlußbetrachtungen. Die nordſchleswigſche Frage. 259

Anhang. H. C. Anderſen als Märchendichter. 269

Berichtigungen.

S. 31, Zeile 13, ſtatt 1810 lies 1820.
S. 174, „ 12, „ zuſammen geſtoppeltes lies abzuſchneidendes.
S. 181, „ 16, „ Raaslöf lies Rottvilt.

1.

An zwanzig Jahre iſt's her, ſeit ich auf einer Dampfſchiffsreiſe von Hamburg nach London mit dem däniſchen Schriftſteller M. Goldſchmidt zuſammentraf. Manche ſeiner Romane und Novellen — vor Allem das anziehende Kulturbild „Der Jude“ — waren mir durch Ueberſetzungen bekannt. Bekannter noch war mir der Name des Verfaſſers durch ſeine Redaktion des „Korſaren“, eines Kopenhagener Witzblattes, das ſeit Mitte der vierziger Jahre in ſcharfer, aber geiſtvoller Weiſe gegen die ſchleswig-holſteiniſche Bewegung Front gemacht hatte. Als die Herzogthümer ſich im Frühjahr 1848 gegen Dänemark erhoben, gründete Herr Goldſchmidt eine politiſche Monatsſchrift „Nord und Süd“, in welcher er von ſeinem national-demokratiſchen Standpunkte aus heftig gegen die ſchleswig-holſteiniſchen „Inſurgenten“ losdonnerte und den Haß gegen Deutſchland nach Kräften ſchürte. Ich erinnere mich, daß ich nach der Schlacht bei Bau, als ich ſchwerverwundet in einem Kopenhagener Hoſpitale lag, mit großer Entrüſtung einen Artikel jener Zeitſchrift las, in welchem Herr Goldſchmidt bei Beſprechung der Frage, was mit den kriegsgefangenen Studenten und Turnern geſchehen ſolle, die ſchüchterne Bemerkung hinwarf, es dürfte doch wohl zu hart ſein, ſie, wie mehrfach gefordert werde, alleſammt zu erſchießen! In der That wurde dieſe grauſame Forderung Anfangs ziemlich allgemein von der Kopenhagener Preſſe geſtellt, der politiſche Fanatismus war eben auf ſeinem Höhepunkte, und die gefangenen Freiſchärler konnten bei ihrer Ankunft in der Reſidenz nur mit Mühe gegen handgreifliche Inſulten geſchützt werden. Revolutionäre Erhebungen, Bürgerkriege aus politiſchen Gründen waren in Europa ſeit lange eine Seltenheit; ſeit dem Befreiungskampfe Griechenlands hatte keine Provinz den Verſuch gemacht, ſich gewaltſam aus ihrem bisherigen Staatsverbande zu löſen — was Wunder, daß Dänemark mit Zähigkeit die Integrität des Reiches zu wahren und den Verluſt ſeiner drei reichſten und blühendſten Provinzen mit allen Mitteln zu hindern ſuchte? Wir jungen Schwärmer fanden es damals ſchon bitter genug, daß man uns Monate lang auf einem abgetakelten Linienſchiffe gefangen hielt, obſchon unſere Koſt nicht ſchlechter als die gewöhnliche Soldatenkoſt war, und man ſpäter ſogar Jedem, der ſich die Mittel dazu von Hauſe ſenden ließ, geſtattete, gegen Ehrenwort und gegen Kaution eines Kopenhagener Bürgers frei in der Hauptſtadt zu leben. Die Füſilladen auf der Brigittenau, in Raſtatt und Freiburg, die Exekutionen in Arad öffneten uns nachmals die Augen und ließen uns die Behandlung, welche uns in Dänemark widerfahren war, in milderem Lichte erſcheinen. Zur Ehre des däniſchen Volkes verblieb es bei den leeren Drohungen der Preſſe oder eines fanatiſirten Pöbels, Keinem unter uns wurde ein Haar gekrümmt, der Krieg wurde bei aller Erbitterung auf beiden Seiten mit einer gewiſſen ritterlichen Humanität geführt, und weder Deutſche noch Dänen haben ſich in dieſem mörderiſchen Kampfe oder nach dem Siege durch eine einzige Hinrichtung aus politiſchen Motiven befleckt.

Ich vertiefte mich mit meinem Reiſegefährten bald in ein ernſtes Geſpräch über den Urſprung und Ausgang jenes beklagenswerthen Kampfes zwiſchen zwei edlen, ſtammverwandten Völkern, die lange freundnachbarlich neben einander gelebt, auf gleich hoher Kulturſtufe geſtanden, ſich in ihren Intereſſen vielfach berührt, und ihr geiſtiges Leben in Kunſt. Literatur und Wiſſenſchaft zu beiderſeitigem Vortheil aufs regſte mit einander ausgetauſcht hatten. Bei aller Verſchiedenheit der entgegenſtehenden nationalen Standpunkte in der ſchleswig-holſteiniſchen Frage, welche kaum eine ausgleichende Vermittelung zuließ, bedauerten wir Beide gleich ſehr die feindſelige Erkältung, welche in dem früher ſo lebhaften geiſtigen Verkehre zwiſchen Deutſchland und Dänemark eingetreten war. Baggeſen, Oehlenſchläger, Steffens, Hauch und andere Schriftſteller des ſkandinaviſchen Nordens hatten aus den Anregungen, die ſie von der deutſchen Literatur der klaſſiſchen oder der romantiſchen Zeit empfingen, niemals ein Hehl gemacht; ſie zählten Goethe und Schiller, Tieck und Chamiſſo mit Stolz zu ihren Freunden; ſie hatten ihre eigenen Werke gelegentlich ſelber ins Deutſche überſetzt und manche derſelben urſprünglich in deutſcher Sprache geſchrieben; ihre Dichtungen hatten bei dem deutſchen Publikum die rühmlichſte Anerkennung gefunden, und unter den Neuern hatte ſich ſogar Hans Chriſtian Anderſen weit früher in Deutſchland, als in ſeiner däniſchen Heimat, einen unbeſtrittenen Ruf als Märchenerzähler und beliebter Romandichter erworben. Selbſt belletriſtiſche Werke untergeordneten

Mangel, wie die hiſtoriſchen Romane Rumohr's („Tordenſkjold", „Niels Juel" ꝛc.) oder die Erzählungen Carit Etlar's, wurden, neben den Romanen Ingemann's, den jütländiſchen Dorfgeſchichten Blicher's und anderen trefflichen Erzeugniſſen der Novelliſtik des Nordens, fleißig ins Deutſche überſetzt, ganz zu ſchweigen von der freundlichen Aufnahme, welche ſeit dem Erſcheinen von Tegnér's „Frithjofsſage" auch den Produkten der ſchwediſchen Literatur, den Romanen von Friederike Bremer, Emilie Flygare-Carlén, Almquiſt, Wetterbergh und Cruſenſtolpe, in Deutſchland zu Theil geworden. In all' dieſen Werken, ſo eigenthümlich ſie im Uebrigen ſein mochten, war der Einfluß der deutſchen Literatur unverkennbar — war doch auch in der That bis zum Jahre 1848 die deutſche Sprache jedem gebildeten Dänen ſo geläufig, daß er mit Luſt und Leichtigkeit die Schöpfungen unſerer Dichter im Originale las!

Und nun plötzlich ein völliger Abbruch der geiſtigen Beziehungen zwiſchen Deutſchland und dem ſkandinaviſchen Norden, — in Folge des Racenkampfes ein wilder, glühender Racenhaß, der wie ein feuriges Schwert jeglichen Verkehr zwiſchen den beiden Ländern zerſchnitt! Die künſtleriſche, wiſſenſchaftliche, literariſche Entwickelung eines Volkes, das einen Thorwaldſen, einen Oerſted, einen Holberg und Oehlenſchläger hervorgebracht, hatte mit Einem Male für uns kein Intereſſe mehr. Und drüben dieſelbe engherzige Verblendung! Die Sprache, in welcher Schiller und Goethe ihre unſterblichen Dichtungen geſchrieben, in welcher Kant und Fichte und Hegel das tiefſte Denken des Menſchengeiſtes belauſcht, in welcher ein Alexander von Humboldt die ewigen Geſetze der ſchaffenden Natur enträthſelt hatte, dieſe Sprache ſollte fortan dem däniſchen Volke ein mit ſieben Siegeln verſchloſſenes, unheiliges Buch ſein, — der Schuljugend verpönt, nicht mehr werth zu erlernen! Und welches Ende war abzuſehen bei dieſem ſchmachvollen Ausgang des ſchleswig-holſteiniſchen Krieges, wo deutſche Provinzen, welche drei Jahre lang für ihre Verbindung mit dem großen deutſchen Vaterlande gekämpft, plötzlich von dieſem in Stich gelaſſen und von Preußen und Oeſterreich, an Händen und Füßen gebunden, der däniſchen Willkür überliefert wurden? Ja, ſagte ich meinem Reiſegefährten, nach dieſem kläglichen Akte bundestäglicher Politik hätte Dänemark es wahrlich leicht gehabt, die Bevölkerung der ihm zurückgeſchenkten deutſchen Herzogthümer zu verſöhnen und ſie feſter, als jemals zuvor, an das däniſche Reich zu ketten. Der Weg war ſo klar vorgezeichnet, daß eine wahrhaft providentielle Kurzſichtigkeit dazu gehörte, ihn zu verfehlen. Ein Regent von der geringſten ſtaatsmänniſchen Fähigkeit hätte das bittere Gefühl der Enttäuſchung, welches ſeine deutſchen Unterthanen nach dieſem Friedensſchluſſe gegen Deutſchland empfinden mußten, weiſe benutzt, um ihre Wunden zu heilen, ſtatt ihnen gefliſſentlich neue zu ſchlagen. Die freie, volksthümliche Verfaſſung Dänemarks, welche einen ſo lockenden Gegenſatz zu der finſteren politiſchen und kirchlichen Reaktion der fünfziger Jahre in Deutſchland bildete, mußte in ehrlicher Gleichberechtigung auf die Herzogthümer ausgedehnt, es mußte ihren Wünſchen und Bedürfniſſen nach möglichſt freier Selbſtverwaltung Rechnung getragen werden; mit Einem Worte, der Sieger von Deutſchlands Gnaden mußte die einzig vernünftige Politik der Großmuth üben und durch Milde die Herzen zu gewinnen ſuchen. Was erlebten wir aber ſtatt deſſen? Früher mit Ruthen, wurden wir jetzt mit Skorpionen gezüchtigt: gegen die deutſche Sprache und Geſinnung wurde von oben herab ein erbarmungsloſer Vertilgungskrieg eröffnet; Schule und Kirche wurde gewaltſam daniſirt; die deutſchgeſinnten Beamten wurden maſſenhaft in geſetzwidriger Weiſe ohne Penſion entlaſſen und durch fanatiſche Werkzeuge der däniſchen Regierung erſetzt; ein kleinliches Syſtem der Verfolgung, das ſeine Spionir- und Denuncianten-Wirthſchaft bis an den Herd der Familie ausdehnte, begann ſein unheimliches Treiben — kurz, der Haß weckte den Haß, der Hohn den Hohn, die Mißhandlung den Widerſtand und die Verachtung. Aus ſolcher giftigen Drachenſaat konnte nur eine gewappnete Hand der Vergeltung erwachſen, die zu rechter Stunde Auge um Auge, Zahn um Zahn forderte.

Ich entſinne mich heute nicht mehr, in welchen Punkten Herr Goldſchmidt und ich bei unſerem damaligen Geſpräch über die ſchleswig-holſteiniſche Frage divergirten; doch erinnere ich mich, daß wir Beide einzig von einer Politik ehrlichen wechſelſeitigen Entgegenkommens die Vermeidung eines ſpäteren Wiederausbruches der Feindſeligkeiten erwarteten, und daß mein Reiſegefährte mich beim Abſchied aufforderte, meine Anſichten über dieſe Frage in einer öffentlichen Anſprache verſöhnlichen Sinnes meinen ſchleswig-holſteiniſchen Landsleuten und dem däniſchen Volke ans Herz zu legen. Ich lehnte dieſen Vorſchlag ab, hauptſächlich aus dem Grunde, weil ich das Gefühl hatte, daß es ſich für den niedergeworfenen, wehrloſen Mann nicht zieme, dem ſtolzen Sieger die Hand der Verſöhnung entgegen zu ſtrecken, während dieſer als despotiſcher Zwingherr die Peitſche über ihm ſchwang.

Seitdem iſt viel Waſſer ins Meer gefloſſen, die Gegenſätze haben ſich ſchärfer und ſchärfer zugeſpitzt, bis ein neuer Krieg unvermeidlich ward und die Hand der Vergeltung mit wuchtiger Schwere auf Dänemark herabfiel. Die neue Aera Preußens hat gutgemacht, was eine Politik der Ohnmacht und Unfähigkeit vormals an Schleswig-Holſtein geſündigt, — die Herzogthümer ſind, nach aller menſchlichen Vorausſicht, für immer mit Deutſchland vereinigt worden. Und ſo Viel läßt ſich, aller Verleumdung zum Trotz, mit Beſtimmtheit behaupten, daß die Politik Preußens ſeit 1864 der vorwiegend däniſchen Bevölkerung Nordſchleswigs gegenüber keine Politik kleinlicher Rache war. Wenn in den Diſtrikten mit Däniſch redender Einwohnerſchaft endlich, nach vollen ſieben Jahren, ein deutſcher Sprachunterricht von ſechs Stunden wöchentlich als obligatoriſcher Lehrgegenſtand in den Landſchulen eingeführt wird, ſo kann nur ein thörichter Fanatismus gegen dieſe Maßregel als gegen einen vermeintlich ungerechten Germaniſirungsverſuch remonſtriren. Und wenn die preußiſche Behörde die zahlreichen nordſchleswigſchen Reſerviſten, welche ſich beim Ausbruch des franzöſiſchen Krieges durch Flucht nach Dänemark der Ausübung ihrer Militärpflicht entzogen, jetzt bei ihrer Rückkehr meiſtens nur für ein paar Wochen auf die Feſtung ſchickt, ſo könnte man ſogar ernſtliche Zweifel hegen, ob eine derartige Milde, im Hinblick auf all' jene Braven, die, der Einberufungsordre folgend, ihr Leben im Kampfe gegen den Erbfeind mannhaft aufs

Spiel ſetzten, genügend motivirt iſt. Wie Dem auch ſei, die Kluft zwiſchen Deutſchland und dem ſkandinaviſchen Norden iſt im Laufe der letzten zwei Decennien von Jahr zu Jahr mehr erweitert worden, und der Friedensſchluß vom Sommer 1864 hat zwar das Schickſal der Herzogthümer, nicht aber die feindſelige Stimmung zwiſchen dem deutſchen und dem däniſchen Volke verändert. Die junge Generation Dänemarks hat den Haß gegen Deutſchland mit der Muttermilch eingeſogen, ſie verſteht großentheils kaum unſere Sprache mehr, unſere Literatur iſt ihr fremd geworden, und der geringſte militäriſche Erfolg der Franzoſen im Auguſtmonat 1870 hätte ſie nach aller Wahrſcheinlichkeit beſtimmt, die Regierung Chriſtian's IX. zu einem Schutz- und Trutzbündniſſe mit Frankreich zu drängen, um noch einmal den Verzweiflungskampf zur Wiedereroberung der verlorenen Provinzen zu wagen. Aber auch Deutſchland behauptet Dänemark gegenüber im Weſentlichen noch immer die feindliche Stellung eines kriegeriſchen Poſtens, der gezückten Schwertes und mit geſpanntem Hahne auf der Wacht ſteht und ſich um das geiſtige Leben jenſeits der Königsau und der Belte nicht kümmert. Ein paar Bauerngeſchichten des Norwegers Bjornſtjerne Björnſon, ein Halbdutzend Romane der ſchwediſchen Schriftſtellerin Sophie Schwartz und das erzählende Gedicht „Die Flucht des Hirſches" von dem Dänen Chriſtian Winther ſind faſt die einzigen literariſchen Erzeugniſſe der drei nordiſchen Königreiche, welche dem deutſchen Publikum im Laufe des letzten Vierteljahrhunderts durch Ueberſetzungen bekannt wurden. Die Novitäten der däniſchen oder ſchwediſchen Literatur ſind nicht einmal in den

Hamburger oder Berliner Buchläden zu finden, und nur die zufällige Bekanntſchaft mit einer Kopenhagener Dame führte mir den trefflichen Roman Wilhelm Bergſöe's „Von der Piazza del Popolo“ in die Hände, den ich unlängſt in deutſcher Ueberſetzung erſcheinen ließ, und der, wie früher in Dänemark, ſo nun auch in Deutſchland von der geſammten Kritik als ein Meiſterwerk geiſtvoller Novelliſtik begrüßt wurde.

Ich habe ſeitdem zwei größere Reiſen nach Dänemark gemacht und mich bemüht, ein anſchauliches Bild von den Kunſt- und Literaturzuſtänden, von dem politiſchen und geſellſchaftlichen Leben unſerer nordiſchen Nachbarn zu gewinnen. Was ich ſah und hörte, hat mich vielfach überraſcht und den Wunſch in mir beſtärkt, durch eine unbefangene Schilderung meiner Eindrücke, ſoweit es in meiner Kraft ſteht, dazu beizutragen, daß das ſeit 1848 rauh zerſchnittene Band geiſtigen Verkehres zwiſchen Deutſchland und dem ſkandinaviſchen Norden wieder angeknüpft werde. Ich hoffe zu erweiſen, daß beide Theile dabei nur gewinnen können, daß nicht allein die iſolirte Stellung Dänemarks der geiſtigen und politiſchen Entwicklung dieſes Landes auf die Dauer zum Nachtheil gereichen muß, ſondern daß auch vor Allem der hohe Aufſchwung des literariſchen und künſtleriſchen Lebens bei jenem viel verleumdeten, aber innerlich tüchtigen und kernhaften Volke wohlgeeignet iſt, uns befruchtende Anregungen zu gewähren und uns andererſeits manchen heilſamen Warnungswink zu ertheilen.

2.

Im Sommer 1848 hatte ich als kriegsgefangener Freiſchärler die erſte flüchtige Bekanntſchaft der däniſchen Reſidenz gemacht. Weder der Zeitpunkt noch die Verhältniſſe waren beſonders geeignet, mir ein unbefangenes Urtheil über Land und Leute, über Kunſt, Literatur und geſellſchaftliches Leben eines Volkes zu geſtatten, in deſſen Hauptſtadt ich nach einer verlorenen Schlacht als verwundeter und entwaffneter Feind eingezogen war. Zuerſt hatte ich durch das Fenſter meines Krankenzimmers im Militärhoſpital wochenlang, wenn ich den Kopf erhob, nur den Wipfel eines Lindenbaumes und das Dach eines gegenüberliegenden Hauſes erblickt. Lange und langweilige Monate waren mir dann auf dem Schiffsrumpfe der „Drönning Maria“ verſtrichen, während ich über das blaue Meer nach der fernen ſchwediſchen Küſte hinüber ſah oder dem ſchwerfälligen Tritt der jütländiſchen Schildwache lauſchte, die auf dem Verdeck hin und wieder ſchritt. Und als ich zuletzt durch gütige Verwendung des Dichters Hauch, deſſen Roman „Das Schloß am Rhein“ ich zu überſetzen dachte, die Erlaubniß erhielt, mich auf eigene Rechnung am Lande einzuquartieren, wurde ich durch hunderterlei Vorkommniſſe Tag für Tag daran erinnert, daß ich mich als Feind inmitten einer feindlichen

Nation befand. Die Eintrittskarte zum Beſuch des Thorwaldſen'ſchen Muſeums, das damals noch nicht ganz vollendet und nur mit beſonders einzuholender Verwilligung des Direktors zu beſichtigen war, wurde mir rundweg abgeſchlagen — „Thorwaldſen hat ſeine Werke nicht für Inſurgenten geſchaffen,“ lautete der barſche Beſcheid, den ich auf mein mündliches Geſuch empfing. Auf dem Tivoli-Theater ſah ich ein Volksſtück aufführen, deſſen Gegenſtand die ſchleswig-holſteiniſche Erhebung war. Der Herzog von Auguſtenburg figurirte als der Hochverräther, welcher ſich auf der Bühne mit einigen von ihm beſtochenen Advokaten zur Losreißung der Herzogthümer verſchwor; die Turner und Studenten, die in jugendlicher Begeiſterung unter die Fahnen geeilt waren, erſchienen in der Geſtalt losgelaſſener Sträflinge aus dem Rendsburger Zuchthauſe, die man in weiße Blouſen geſteckt hatte, und denen bei Bau von den „tapferen Landſoldaten“ das Fell weidlich gegerbt ward. Auf den Schießbahnen der zahlreichen Vergnügungslokale bildeten gemalte Puppen, welche den Herzog oder phantaſtiſch aufgeputzte ſchleswig-holſteiniſche Freiſchärler oder preußiſche Soldaten vorſtellten, die Zielſcheiben, nach denen die kampfluſtige Jugend der däniſchen Hauptſtadt ſchoß. Kriegeriſche Spottlieder gegen Deutſchland wurden in allen Buchläden feilgeboten, auf allen Straßen geſungen. Meine Wirthin, eine ſchlichte Gärtnersfrau, erwies mir die zarte Aufmerkſamkeit, die Vaſen auf meinem Tiſche tagtäglich mit einem Flor der herrlichſten Blumen zu füllen. Als ich ihr meinen Dank dafür ausſprach, gab ſie die rührend naive Antwort: „Ach, lieber Herr, ich kann mir ja denken, wie ſehr das Gewiſſen einen armen jungen

Menſchen quälen muß, der ſich von ſchlechten Leuten hat bereden laſſen, die Waffen gegen ſeinen König und ſein Vaterland zu führen, — da iſt es doch nur Chriſtenpflicht, Ihnen eine kleine Freude zu machen!“ Sancta simplicitas! dachte ich und drückte der guten Alten die Hand. Auch mit einigen früheren Schulkameraden traf ich zuſammen, die, von däniſcher Abſtammung und Geſinnung, jetzt als Studenten die Kopenhagener Univerſität beſuchten, und die mich manchen ihrer Kommilitonen vorſtellten, — lauter prächtige junge Burſche, die, glühend von Patriotismus, mehrſtentheils ſpäter als Freiwillige in die Armee traten, um das „deutſche Räuberpack“ zu bekämpfen. Wir zankten uns Anfangs tüchtig herum; als wir aber merkten, daß bei der Verſchiedenheit der nationalen Standpunkte jede Verſtändigung über die Löſung der ſchleswig-holſteiniſchen Frage unmöglich ſei, ſetzten wir eine Strafbowle auf jeden Verſuch, dies häklige Thema in unſerer Konverſation zu berühren, und ergingen uns fortan auf unſeren gemeinſchaftlichen Promenaden in philoſophiſchen oder literariſchen Geſprächen. Selbſt in manche Familie wurde ich eingeführt, und je mehr ich mich mit dem däniſchen Leben und Volkscharakter vertraut machte, deſto anziehender ward mir der gezwungene Aufenthalt in Kopenhagen. Ich lernte den Werth eines ſtarken und kräftigen Nationalgefühls auch bei einem fremden, uns feindlich gegenüberſtehenden Volke um ſo höher ſchätzen, je deutlicher mir ſeine heilſamen Wirkungen in Kunſt, Literatur und den Geſtaltungen des öffentlichen Lebens vor Augen traten. Während in Deutſchland der große Moment wieder einmal ein kleines Geſchlecht fand, während im Frankfurter Parlamente Profeſſorenweisheit das theoretiſche Ei der beſten Verfaſſung bebrütete, und in der praktiſchen Frage der Ratifikation des Malmöer Waffenſtillſtandes die Nationalehre preisgab, — während in Oeſterreich und Baden Revolution und Kontrerevolution ſich in blutigem Bürgerkriege befehdeten, hörten in Dänemark alle Parteikämpfe auf, ſobald das Vaterland in Gefahr und der Angriff eines mächtigen Feindes zurückzuſchlagen war. Ich mußte beſchämt den Kopf ſenken, wenn ich daran dachte, daß ein Reich von wenig mehr als einer Million Einwohnern dem geſammten Deutſchland zu trotzen wagte, — einem Deutſchland, das, — Gott ſei's geklagt! — trotz aller Einheitsphraſen zerriſſen und ohnmächtig, von innerem Zwieſpalte verzehrt und ein Spott ſeiner äußeren Feinde war!

In der That, ich will nicht verſchweigen, daß ich mitunter faſt mit Neid auf eine Nation blickte, die ſo zäh und tapfer ihr Alles in einem Kampfe aufs Spiel ſetzte, wo die Waffen ſo ungleich waren, und wo die einzige Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang in dem für uns mehr als demüthigenden Vertrauen auf die ſprichwörtlich gewordene politiſche Zerfahrenheit Deutſchlands beruhte. Welche Energie entfaltete dies kleine Dänemark, welche ſtolze Haltung bewahrte es bei den militäriſchen und diplomatiſchen Verhandlungen mit den europäiſchen Kabinetten! Etwas verblendete Selbſtüberhebung, etwas ruhmredige Eitelkeit mochte dabei zur Schau treten; aber, du lieber Himmel! wie ſehr hätte ich meinem deutſchen Volke Etwas von dieſer extremen Ausſchreitung eines ſtolzen Nationalgefühles gewünſcht...

Jedenfalls dünkt es mich eine bezeichnende Thatſache, daß ich bei der endlichen Auswechſelung der Kriegsgefangenen im September 1848 ſchier ungern von Kopenhagen Abſchied nahm, und daß mein dortiger Aufenthalt mir auch in ſpäterer Zeit, nachdem ich „vieler Menſchen Städte geſchaut und Sitten erfahren,“ im Lichte der Erinnerung immer als einer der hellſten Glanzpunkte meines Lebens erſchienen iſt. Länger als zwanzig Jahre trug ich eine ſtille Sehnſucht im Herzen, die alte Königsſtadt am Sunde, das Paris des Nordens wiederzuſehen, — das blondhaarige Volk mit den oſtſeeblauen Augen, die ſtolzen Schlöſſer im heiteren Renaiſſanceſtile, die grünen Buchenwälder an den dunklen Seen, — bis ich eines ſchönen Tages mein Bündel ſchnürte und in Lübeck das Dampfſchiff beſtieg ... Glückauf, nach Dänemark!

3.

Ein eigenes Gefühl beſchlich mich, als der Dampfer „Halland“ beim Zollhauſe von Kopenhagen, juſt an derſelben Stelle anlegte, wo ich im Frühjahr 1848, dem Tode nah, durch eine aufgeregte Volksmenge hindurch, als verwundeter Kriegsgefangener ans Land geſchleppt wurde. Heute begrüßten mich die freundlichen Geſichter der Zollbeamten, welche mit der angebornen Höflichkeit, die einen Grundzug des däniſchen Nationalcharakters ausmacht, mein Gepäck revidirten und ſich aufs Zuvorkommendſte bereit erklärten, daſſelbe in Verwahr zu nehmen, bis ich mir eine Wohnung geſucht haben würde.

Ich durchſchlenderte alsbald die Stadt, die ſich im Schmuck der grünen Bäume der Eſplanade und der Kaſtell-Anlagen dem Ankömmling von dieſer Seite her im günſtigſten Lichte zeigt, ſo wenig ſie ſonſt im Innern auf das Prädikat der Schönheit Anſpruch erheben kann. Im Gegentheil macht ſie mit ihren winkligen, engen und ſchmutzigen Gaſſen mehr als irgend eine andere Reſidenzſtadt der Welt den Eindruck der Verwahrloſung und des hinfälligen Alters, ohne dabei jenes alterthümlich ehrwürdige Gepräge zu tragen, das uns in Lübeck, Danzig oder Nürnberg ſo wohlthuend berührt. Abgeſehen von den Schlöſſern und einigen neueren öffentlichen Gebäuden, ſind die Häuſer Kopenhagen's meiſt niedrig und unanſehnlich, ohne mittelalterliche Giebelfaçaden oder ſonſtige architektoniſche Ausſchmückung der langweilig ſteifen Kontouren, und ſelbſt in den breiteren, vornehmeren Straßen, wie Tordenſkjoldsgaden, findet man wenige Bauten, auf denen ein künſtleriſch gebildetes Auge mit Wohlgefallen ruhen möchte. Indeß nahm ich doch hie und da einen erfreulichen Fortſchritt wahr, der das Erwachen einer beſſeren Geſchmacksrichtung anzudeuten ſcheint. Ich ſah nämlich, daß man in jüngſter Zeit begonnen hat, eine Anzahl größerer Gebäude von rothem Backſtein mit Sandſtein-Ornamenten, unter glücklicher Nachahmung des Stils der italieniſchen Paläſte, zu errichten. So hat der neuen Bank augenſcheinlich der Palazzo Pitti in Florenz als Muſter gedient. Auch das impoſante Palais für die Induſtrie-Ausſtellung von 1872 und die Univerſitätsgebäude, unter welchen ſich namentlich das von Chriſtian Hanſen im edelſten Rundbogenſtil erbaute zoologiſche Muſeum auszeichnet, ſind aus gleichem Material und nach verwandten Vorbildern aufgeführt. Schade nur, daß die gefälligen architektoniſchen Verhältniſſe mehrerer dieſer Bauwerke in den ſchmalen Gaſſen nicht zur verdienten Geltung kommen, ſondern von der zudringlichen Nähe alltäglicher, ſchmucklos kahler Häuſerreihen ſchier erdrückt werden.

Der volksthümlichſte und zugleich der einzige wahrhaft geniale unter den däniſchen Königen aus dem oldenburgiſchen Stamme, Chriſtian IV., war auf dem beſten Wege, ſeinem Lande, in freier Anlehnung an holländiſche Renaiſſancemuſter, einen für das nordiſche Klima durchaus geeigneten, trefflichen Bauſtil zu erſchaffen. Das Schloß Roſenberg vor Allem iſt die vollendetſte Schöpfung dieſer königlichen Baukunſt, deren rothe Ziegelmauern, ſchlanke Thürme und reiche Sandſteinornamente aufs anmuthigſte mit der ſaftig grünen Laubfülle der ſeeländiſchen Wälder kontraſtiren. Leider verließen ſeine Nachfolger, und unter ihnen ſelbſt der hochgebildete, nicht minder kunſtſinnige Friedrich V., bald die ſo glücklich eingeſchlagene Bahn und wandten ſich jenen franzöſiſchen Vorbildern zu, die uns günſtigſten Falles, wie die Palais von Amalienborg, auf einen Augenblick in die Zeit Ludwig's XIV. verſetzen, bis die prunkloſe Umgebung ſchnell genug die Illuſion zerſtört.

Aber wer heißt uns auch doch im Norden nach Wundern der Baukunſt ſpähen, wie ſie nur unter einem ſonnigen Himmel den Menſchengeiſt zu entzücken pflegen? Hat uns Thorwaldſen's Genius, deſſen Meiſterwerke den Ruhm ſeines Vaterlandes über alle Welt trugen, zu dem unbilligen Wunſche verlockt, unter ſeinen Landsleuten ebenfalls einem Reformator des Bauſtils zu begegnen, wie er ſelbſt in der Bildhauerkunſt das lang erſehnte Schönheitsideal wieder zum Leben erweckte? Thörichtes Verlangen! Oeffnen wir lieber Herz und Auge Dem, was dies Land uns in reichem Maße zu bieten hat! Meer und Wald — das iſt der zwiefache Zaubergürtel der Schönheit, welcher die *Oſtküſte Seelands* mit wunderbarſtem Reize ſchmückt. Und wenn uns die knauſerig gedrückte, einzig dem Geſetze der Nützlichkeit fröhnende Werkeltagsphyſiognomie der däniſchen Hauptſtadt nicht anſpricht, ſo brauchen wir nur nach dem Roſenborger Garten oder zu irgend einem der Thore wenige Schritte hinauszueilen, um ſofort die liebe Gottesnatur in ihrem heiterſten Feſtgewande zu erblicken.

Es iſt gleichgültig, nach welcher Richtung wir uns wenden — überall nehmen uns ſchattige Alleen und herrliche Promenaden auf, überall blinkt das Meer oder lacht uns der Spiegel tiefblauer Landſeen entgegen. Selbſt die ehemaligen Feſtungswälle, welche die Stadt auf allen Seiten umrahmen, ſind mit hohen Bäumen bepflanzt und in weiter Ausdehnung von geſchmackvollen Parkanlagen umgeben, durch welche ſich das Silberband der Kanäle und Fortifikationsgräben in breiten Windungen ſchlängelt. Und nun gar die herrlichen Parks und Luſthaine — Frederiksberg und Söndermarken, der Thiergarten und Charlottenlund, wohin uns ein kurzer Spaziergang oder eine Fahrt von einer halben Stunde führt, — nicht zu gedenken der weiteren Ausflüge an den Fure- und Esrom-See mit ihren bis zur Wurzel belaubten kuppelförmigen Buchenwäldern, nach Frederiksborg und Fredensborg, oder nach der ſagenberühmten Terraſſe von Kronborg bei Helſingör, wo noch heute die Schildwachen ernſt und düſter auf und nieder wandeln, wie zur Zeit, da ihren Vorgängern der Geiſt von Hamlet's Vater erſchien!

Erſcheinen auch hier in Kopenhagen heut zu Tage noch mittelalterliche Geſpenſter? fragte ich mich und rieb mir verwundert die Augen, als ich bei meiner erſten Wanderung durch die Stadt die Ruinen der niemals vollendeten Marmorkirche verließ und auf der andern Seite der Straße einen langen Zug rothbäckiger, blondköpfiger Kinder heranwallen ſah, die, unter Begleitung einer Anzahl ſchwarzgekleideter Nonnen des St. Joſephsordens mit weißen Kapuzhauben, ſo eben aus der Meſſe kamen, welcher ſie in der katholiſchen Kirche beigewohnt hatten. Nein, ſo ungewohnt dieſer Anblick in einem rein proteſtantiſchen Lande uns bedünkt, dieſe Nonnen und ihre Pfleglinge ſind eine durchaus moderne Erſcheinung, eine, wenn auch nicht willkommene, ſo doch ganz natürliche Frucht des toleranten Geiſtes der Gegenwart. Die unbeſchränkte Religionsfreiheit, welche ſeit der Regierungszeit Friedrich's VII. in Dänemark herrſcht, iſt von der rührigen katholiſchen Propaganda während der letzten zwanzig Jahre aufs eifrigſte dazu benutzt worden, offen und insgeheim mit allen geſetzlich erlaubten Mitteln den Seelenfiſchfang zu betreiben. Es wird ihr nachgeſagt, daß ſie in der Wahl dieſer Mittel nicht allzu häklig ſei, daß ſie ſich keineswegs bloß an das geiſtige Intereſſe ihrer Schützlinge wende, ſondern denſelben auch recht erhebliche weltliche Vortheile als Lockſpeiſe für den Uebertritt zur „allein ſeligmachenden“ Kirche in Ausſicht ſtelle. Wenn meine Gewährsmänner recht unterrichtet ſind — und ich habe keinen Grund, an ihrer Ausſage zu zweifeln, — ſo erhält jeder Konvertit nicht allein bei ſeinem Uebertritte eine Geldprämie von 30 bis 40 Thalern ausbezahlt, ſondern es wird auch den Kindern freier Schulunterricht in katholiſchen Erziehungsanſtalten ertheilt und für ihr ſpäteres Fortkommen auf mancherlei Weiſe geſorgt. Daß ſolche Vortheile namentlich der ärmeren Klaſſe, der zahlreichen Schiffer- und Arbeiterbevölkerung Kopenhagen's, einleuchten, begreift ſich; in der That gehörten faſt all' jene Kinder, welche ich unter der Obhut ihrer geiſtlichen Pflegerinnen aus der Kirche treten ſah, erſichtlich den unterſten Ständen an. Auffälliger mag es ſein, daß die proteſtantiſche Bevölkerung der Hauptſtadt, welche doch die katholiſche an Zahl mehr als hundertundfünfzigfach überſteigt, ſich gar ſo ſehr über die rege Betriebſamkeit jener kleinen Minorität ereifert, die ſich die freie Konkurrenz in Glaubensſachen herzhaft zu Nutze macht. Nichts würde ja die proteſtantiſche Kirche hindern, eine eben ſo opferwillige Thätigkeit für das geiſtige und leibliche Wohl ihrer Angehörigen zu entfalten, und gerade in jener Konkurrenz einen Sporn zu erhöhten Anſtrengungen auf dem Felde des Volksſchulweſens, der Armen- und Krankenpflege zu erblicken, die wenigſtens bis vor Kurzem noch ſehr im Argen lagen. Die grauſenerregenden Schilderungen, welche Wilhelm Bergſöe in ſeinem Romane „Von der Piazza del Popolo" von dem verwahrloſten Zuſtande des Kopenhagener Sanitätsweſens zur Zeit der Cholera-Epidemie 1853 entwarf, ſind in Nichts übertrieben, ſondern beruhen in allen Einzelheiten auf dem Bericht eines geſchätzten Oberarztes am Hoſpitale, der ſeine eigenen Erlebniſſe dem ihm befreundeten Verfaſſer mitgetheilt. Seitdem jene Epidemie im Laufe weniger Sommermonate 4700 Menſchen hinweggerafft, — ſeitdem freilich hat der Magiſtrat den Sanitätsverhältniſſen der Hauptſtadt größere Aufmerkſamkeit zugewandt, es iſt Manches für die Krankenpflege geſchehen, und vor Allem iſt das große, wohleingerichtete Kommunehoſpital am Sortedamſee erbaut worden; aber die dichtbevölkerten Häuſerhöfe von Adel- und Borgergaden, die engen, ſchmutzigen Gaſſen im Herzen der Stadt, insbeſondere der berüchtigte Pedermadſensgang, für deſſen Niederreißung gegenwärtig lebhaft agitirt wird, ſind mit ihren mephitiſchen Dünſten nach wie vor eine Brutſtätte ſchleichenden Siechthums und anſteckender Seuchen.

Und nun gar der Zuſtand des öffentlichen Armenweſens in der däniſchen Hauptſtadt! Ich bezweifle, daß in den verrufenſten Quartieren von St. Giles, wo dem Wanderer, der ſich in dieſe Gegend London's verirrte, auf Schritt und Tritt das hohläugige Elend entgegen grinſt, ſchlimmere Peſthöhlen zu finden ſind, als das „Aſyl für Obdachloſe“ (das ehemalige Seemanns-Hoſpital) auf Chriſtianshavn und der nach der entgegengeſetzten Richtung Kopenhagen's am Ladegaardsvei liegende „Armenhof“, welcher ähnlichen Zwecken dient. In dieſen beiden Gebäuden haben vierhundert erwachſene Perſonen und ſechshundert Kinder ihre zeitweilige Wohnſtatt. Und was für eine Wohnſtatt! Lange Säle, im Winter durch einen einzigen baufälligen Kachelofen geheizt, ſind durch mannshohe Scheerwände von Segeltuch in je zehn bis zwölf kleinere Räume abgetheilt, deren jeder eine ganze Familie beherbergt, die hier wohnen, ſchlafen und ihr Eſſen bereiten muß. Die kleinen vergitterten Fenſter an den Langſeiten ſitzen in dem Aſyle auf Chriſtianshavn ſo hoch an der Wand, daß ſie nur ein ſpärliches Licht hindurchlaſſen und den Bewohnern niemals einen Blick ins Freie geſtatten. Die noch kleineren Zimmer des „Armenhofes“ ſind nicht einmal mit Oefen verſehen; nur ein größerer Saal, der als gemeinſame Wohnſtube benutzt wird, iſt Winters den Tag über erwärmt; Nachts müſſen die unglücklichen Inſaſſen dieſes Aſyles ſich mit dem kümmerlichen Vorrath an Bettzeug behelfen, den ſie ihr Eigen nennen, und der ſich oft auf eine einzige zerlumpte Decke für eine ganze Familie beſchränkt.

Freilich wird man ſagen, — und hat ſchon häufig geſagt, wenn dieſe partie honteuse des öffentlichen Armenweſens zur Sprache kam, — daß es bedenklich ſei, den Arbeiterfamilien, welche durch Mißgunſt der Verhältniſſe, durch

Krankheit oder durch eigene Schuld ihres natürlichen Verſorgers obdachlos geworden, aus Staatsmitteln mehr als einen nothdürftigen Unterſchlupf für den Augenblick zu gewähren. Man fürchtet, daß allzu zahlreiche Familien die Staatshilfe in Anſpruch nehmen und in Trägheit verſinken möchten, wenn man ihnen größere Annehmlichkeiten böte. Hiegegen wäre doch zunächſt zu bemerken, daß eine ſtrenge Scheidung zwiſchen Denjenigen ſtattfinden müßte, welche nur temporär obdachlos geworden ſind, und Denjenigen, welche vorausſichtlich dauernd dem Staate zur Laſt fallen werden, für deren Unterkommen derſelbe alſo in einem regelrechten Armenhauſe zu ſorgen hätte. Die temporäre Obdachloſigkeit ſo zahlreicher Familien der unteren Stände entſpringt vor Allem aus dem herrſchenden Mangel an kleineren, billigen Wohnungen. Seit einer Reihe von Jahren haben daher humane Leute ſich ernſtlich mit dem Gedanken beſchäftigt, in Kopenhagen und in nächſter Umgegend der Stadt wohlfeile und geſunde Arbeiterbehauſungen zu errichten. Verſchiedene Aktien-Geſellſchaften ſind zu dieſem Zwecke zuſammengetreten und haben eine ſegensreiche Wirkſamkeit entfaltet. Da iſt vor Allem der „Arbeiter-Bauverein“, welcher urſprünglich von den Arbeitern der großen Maſchinenfabrik der Herren Burmeiſter & Wains gegründet ward, ſpäter aber den Beitritt auch Anderen geſtattete und jetzt an 14,000 Mitglieder zählt, für deren wöchentliche Beiträge alljährlich mehrere Häuſer aufgeführt werden, die durchs Loos dem einen oder dem anderen Mitgliede zufallen und durch monatliche Abzahlungen in ſein freies Eigenthum übergehen. Nicht minder anerkennenswerth ſind die philanthropiſchen Beſtrebungen des „Aerztlichen Vereins“, welcher den Reſt der anſehnlichen Geldmittel, die ihm während der Cholerazeit 1853 zur Linderung des Elends der niederen Volksklaſſe anvertraut worden waren, dazu verwandte, auf einer Gemeindewieſe dicht vor der Stadt eine Reihe von Arbeiterwohnungen zu erbauen, die mit kleinen Gärten verſehen ſind und für eine Jahresmiethe von je 23 bis 54 Thaler Pr. Crt. nahezu 400 Familien eine freundliche Wohngelegenheit verſchaffen. Aehnliche Komplexe geſunder und zweckmäßig eingerichteter Arbeiterwohnungen ſind in verſchiedenen Gegenden der Hauptſtadt und der jenſeit des Waſſers belegenen Vorſtadt Chriſtianshavn während der letzten Jahre entſtanden, und gewähren dem kleinen Manne den Vortheil, daß er für einen verhältnißmäßig billigen Preis dort ein ſeinen Bedürfniſſen entſprechendes Logis findet, das ihm in den meiſten Fällen nicht gekündigt werden kann, ſo lange er ſeine Miethe bezahlt und durch ſein Betragen den übrigen Hausbewohnern keinen Anlaß zu ernſtlichen Beſchwerden giebt. Die Zahl der Arbeiterfamilien, für welche in dieſer Art durch Aktien-Geſellſchaften, denen zum Theil ein geeignetes Bauterrain von der Kommüne gratis überlaſſen ward, geſunde Wohnlokalitäten beſchafft worden ſind, beläuft ſich gegenwärtig ſchon auf mehr als tauſend, und es verdient alle Anerkennung, daß die begüterten Klaſſen ſich in ſo verſtändiger Weiſe bemüht zeigen, der Wohnungsnoth der Arbeiterbevölkerung nach Kräften abzuhelfen.

Im Ganzen ſind die Kopenhagener Arbeiter ruhige und beſonnene Leute, die ſich ſo leicht nicht durch die blendenden Stichwörter des Kommunismus zu Feindſeligkeiten gegen den günſtiger ſituirten Theil ihrer Mitbürger aufreizen laſſen.

Die Mehrheit von ihnen folgte bisher vertrauensvoll der Leitung des Herrn C. V. Rimeſtad, welcher ſeit elf Jahren an der Spitze des dortigen Arbeitervereins ſtand und in ähnlicher Weiſe wie Schultze-Delitzſch in Deutſchland, aber freilich mit ungleich geringerer Tüchtigkeit, auf friedlichem Wege und auf dem Boden der heutigen Geſellſchaft eine heilſame Reform der Arbeiterverhältniſſe anſtrebte. In jüngſter Zeit jedoch hat die „Internationale“ durch ihre Kopenhagener Section nicht ohne Geſchick die vielfach gedrückte Lage des däniſchen Arbeiterſtandes zum Ausgangspunkte einer gehäſſigen Agitation gemacht, deren deſtruktive Tendenz gegen die ganze beſtehende Geſellſchaftsordnung gerichtet iſt. Sie hat ſogar vorletzten Sommer in dem Wochenblatte „Der Socialiſt“ ein beſonderes Organ für ihre Beſtrebungen gegründet und ein Büreau in Gothersgaden errichtet, wo man gegen Erlegung eines erſten Wochenbeitrages von vier Reichsbankſchillingen (1 Silbergroſchen) ſich als Mitglied der „Internationale“ einzeichnen laſſen und die Statuten dieſer geheimen Geſellſchaft in Empfang nehmen kann. Anfangs lachte man ſpöttiſch über die Sache, wie über einen tollen Spaß, und glaubte, daß ſchwerlich ein Halbdutzend Thoren dem Lockrufe des Herrn Brix — ſo nannte ſich der Redakteur des „Socialiſten“ — folgen würde. Seitdem hat man die Erfahrung gemacht, daß die raſtloſe Minirthätigkeit der „Internationale“ doch nicht als ein ſo ganz ungefährliches Thorenſpiel zu betrachten iſt. Bei der neulichen Arbeitseinſtellung auf den Werften der Herren Burmeiſter & Wains und bei den ihr folgenden Strikes anderer Gewerke hat allerdings das bereitwillige Entgegenkommen der Principale und der geſunde Sinn der Arbeiter raſch eine verſöhnliche Beilegung der in Rede ſtehenden Lohndifferenzen herbeigeführt; aber man ſpürte doch ſchon merklich den ſteigenden Einfluß jener unheilvollen Propaganda, deren Agenten heute in den Vorſtadtkneipen der Reſidenz, morgen in den Bauernſchänken Jütlands das Evangelium der alleinſeligmachenden Kommüne verkünden, — nicht minder eifrig nach ſchwankenden Seelen ihren Köder auswerfend, als die ſchwarzen Sendboten Rom's unter der unmündigen Kinderſchaar.

Die Gerechtigkeit erfordert freilich, zu ſagen, daß in wenigen Ländern eine zahlreiche Menſchenklaſſe in ſo grenzenloſem Elende lebt, wie die Mehrzahl des Arbeiterſtandes und vor Allem des kleinen Bauernſtandes in Dänemark. Statiſtiſche Unterſuchungen, die in jüngſter Zeit angeſtellt worden ſind, haben das erſchreckende Reſultat zu Tage gefördert, daß eine ganze Käthnerfamilie durchſchnittlich von 150 Reichsthalern (112½ Thlr. Pr. Court.) im Jahre leben muß. Die Hufner, welche eine Art Ariſtokratie mit allen widerwärtigen Vorurtheilen einer ſolchen bilden, bedrücken den Käthnerſtand in ſchmählichſter Weiſe und ſaugen ihn in manchen Gegenden vollſtändig aus. Niemals duldet ein Hufner, daß ſeine Tochter einen Käthner heirathet, und die kleinſte Gefälligkeit, wie das Leihen eines Pferdes oder Pfluges, läßt er ſich theuer bezahlen. Daraus erklärt es ſich, daß die Socialdemokraten bei den armen Bauern in Jütland ein williges Gehör finden, und es iſt nur zu beklagen, daß keine beſſeren und ehrlicheren Vertreter ſich ihrer gerechten Sache annehmen. Die herrſchenden Klaſſen haben nur Hohn und Spott für die „Socialiſten“, welchen das Verdienſt nicht abzuſprechen iſt, daß ſie durch ihre, allerdings ungeſchickte und gehäſſige Agitation zuerſt ernſtlich auf dieſen ſchreienden Nothſtand eines großen Theiles der Bauernbevölkerung hinwieſen. Sie ſind dafür mit den boshafteſten Verleumdungen und mit den entſetzlichſten Verfolgungen gepeinigt worden. Man hat ſie, ſo zu ſagen, in Acht und Bann gethan, die Polizeibehörde hat ihren Verſammlungen jedes erdenkliche Hindernis in den Weg gelegt und es ihnen lange Zeit unmöglich gemacht, ihr Journal in Kopenhagen drucken zu laſſen, man hat officiell die lügenhafteſten Beſchuldigungen gegen ihre Führer erhoben, z. B. ſie ohne allen Grund des Diebſtahls und anderer gemeinen Verbrechen bezichtigt, als ſie im Gefängnis ſaßen und ſich nicht vertheidigen konnten. Sie mußten Monate lang ohne Verhör eine qualvolle Unterſuchungshaft erdulden, aus der ſie nicht, wie jeder andere politiſch Angeklagte, gegen Kaution entlaſſen wurden, man verbot ihnen ſogar, eine Cigarre zu rauchen, was nicht einmal dem ärgſten Verbrecher unterſagt wird, ihre Sache iſt bis auf den heutigen Tag noch nicht zur Verhandlung gekommen, obſchon ſie bereits ſeit dem 6. Mai 1872 hinter Schloß und Riegel ſchmachten, kurz, man verfuhr gegen ſie mit der ruchloſeſten und zugleich heuchleriſcheſten Tyrannei. Kein Wunder fürwahr, wenn der giftige Pfeil der Verfolgung bei kommender Gelegenheit auf den Verfolger von heute zurück ſchnellt!

Es iſt eine ziemlich weite Abſchweifung, zu welcher mich der Anblick der kleinen Pfleglinge der katholiſchen Propaganda verlockt hat. Aber die ſociale Frage drängt ſich ja heut zu Tage in alle Verhältniſſe ein, ſie iſt die Sphinx, welche unſerm Zeitalter gebieteriſch ihr Räthſel zu löſen giebt, welche uns aller Orten und zu jeder Stunde unheimlich nachſchleicht — weshalb ſollte ſie mit ihrer Drohgebärde nicht auch auf einer Vergnügungsreiſe nach Dänemark ſich uns unverſehens in den Weg ſtellen?

4.

Der Vergleich Kopenhagen's mit Paris, welchen die Dänen anzuſtellen lieben, hat, wie aus dem Vorangehenden erhellt, wenig Zutreffendes, wenn man die äußere Phyſiognomie der beiden Städte ins Auge faßt. Auch der Charakter beider Völker ſtellt ſich ſchon auf den erſten Blick als ein grundverſchiedener dar. Der Franzoſe, zumal der Pariſer, iſt im höchſten Grade geſellig, ſchwatzhaft und munter bis zur Ausgelaſſenheit; der Däne iſt freilich nicht ſo verſchloſſen und ſchweigſam wie der Norweger, aber er beobachtet in der Regel doch Fremden gegenüber ein ſehr zurückhaltendes Weſen. Er wird ſelten im Wirthshauſe, auf dem Dampfſchiffe oder der Eiſenbahn unaufgefordert ein Geſpräch mit ihm unbekannten Perſonen anknüpfen, und das feierliche Schweigen, welches an der Table d'hôte der öffentlichen Gaſthäuſer, in den Konditoreien und in den beliebten Reſtaurationskellern zu herrſchen pflegt, erinnert eher an Amſterdam, als an Paris. Ausgelaſſene Fröhlichkeit iſt dem Dänen fremd, ein helles Lachen aus voller Kehle habe ich ſelten von einem däniſchen Munde gehört, und ich denke, daß nicht allein die ſteife Konvenienz und religiöſe Bigotterie, welche in dieſem Lande faſt allgemein ihr lähmendes Scepter ſchwingen, Schuld daran ſind, ſondern daß die ganze Gemüthsanlage des Nordländers überhaupt nicht zu geräuſchvoller Luſtigkeit neigt, wenn ihm auch ein heiterer Humor keineswegs abgeht.

Trotzdem drängte ſich mir bei längerem Aufenthalt in Kopenhagen manche Aehnlichkeit mit Paris und den Pariſern auf. In demſelben Sinne, in welchem man Paris Frankreich zu nennen pflegt, darf man Kopenhagen Dänemark nennen. Hier, wie dort, hat ſich ſeit Jahrhunderten das geiſtige und politiſche, das künſtleriſche und wiſſenſchaftliche Leben des Landes in der Hauptſtadt koncentrirt; „die Provinz“ hat — wie die deutſchen Herzogthümer es vormals ſo bitter zu ihrem Schaden empfanden, und wie Jütland es heute noch empfindet — faſt nur inſofern Bedeutung, als ſie ihre Steuern zahlt und die Mittel dazu hergiebt, die Reſidenz mit allem Glanze der Kunſt und des Ruhmes zu ſchmücken. Die Muſeen, die Gemäldegalerien, die Univerſität und das Hoftheater Kopenhagen's abſorbiren nahezu Alles, was Dänemark an geiſtigem Kapital beſitzt, alle bedeutenden Kräfte ſtrömen dort zuſammen — kein Wunder alſo, daß die hohe Intelligenz, die politiſche, künſtleriſche und literariſche Bildung der hauptſtädtiſchen Bevölkerung auf den fremden Beſucher einen blendenden Eindruck üben. In der That umgiebt dies auf Einen Punkt koncentrirte rege geiſtige Treiben Kopenhagen mit einer Atmoſphäre der Aufgewecktheit und ſchlagfertigen Lebendigkeit, welche unwillkürlich an franzöſiſchen Eſprit gemahnt, und welche vor Allem auch der Kopenhagener Journaliſtik in gutem wie in böſem Sinne einen ſehr franzöſiſchen Anſtrich verleiht. Die Artikel und Feuilletons von Cabire, Topſöe, Robert Watt in „Dagbladet“, „Dagens Nyheder“ und andern Tagesblättern ſind durchweg in dem leichten, prickelnden Unterhaltungsſtile einer Janin'ſchen oder Gautier'ſchen Cauſerie geſchrieben; beſonders der erſtgenannte Verfaſſer, welcher im vorletzten Jahre eine Auswahl ſeiner Feuilletons in Buchform erſcheinen ließ, verſteht es trefflich, ſeinen Leſern in kaleidoſkopiſch bunter Abwechſelung, aber ſtets in geſchmackvoll abgerundeter Form, die verſchiedenartigſten Themata vorzuführen: heute die Charakteriſtik eines Dichters oder Staatsmanns, morgen ein Reiſebild, übermorgen die Quinteſſenz des Inhalts eines neu erſchienenen Buches oder ein Kapitel volkswirthſchaftlicher Statiſtik. Trotz aller Animoſität gegen Deutſchland, zeigt ſich die däniſche Preſſe doch darin der franzöſiſchen weit überlegen, daß ſie der deutſchen Literatur keineswegs in thörichtem Grolle principiell ihre Beachtung verweigert. Wenn auch das frühere Intereſſe an derſelben ſeit 1848 beträchtlich geſunken iſt, und z. B. Spielhagen's Romane dem däniſchen Publikum ſo gänzlich unbekannt blieben, daß der Kopenhagener Studentenverein erſt im Jahre 1870 ihre Anſchaffung beſchloß, als die deutſche Kritik dem Bergſöe'ſchen Romane „Von der Piazza del Popolo“ wiederholentlich die Vorzüge der Spielhagen'ſchen Novelliſtik nachrühmte, ſo haben doch die beſſeren der dortigen Zeitungen Jahr aus, Jahr ein Ueberſetzungen deutſcher Romane von Auerbach, Hackländer, Prutz und Gerſtäcker gebracht, während freilich das Feuilleton der Blätter niederen Ranges lieber zu franzöſiſchen Schaudergeſchichten griff und Tag für Tag den haarſträubenden Gaunerſtreichen Rocambole's ſeine Spalten lieh.

Man würde indeß gänzlich irren, wenn man aus den erwähnten Umſtänden und aus der leidenſchaftlichen Sympathie, welche die Kopenhagener Preſſe während des jüngſt beendeten Krieges für die franzöſiſche Sache zur Schau trug, auf eine enge geiſtige Verwandſchaft des däniſchen und des franzöſiſchen Volkscharakters ſchließen wollte. Dänemark iſt, ſeinem innerſten Weſen nach, urgermaniſch, es hat nie den franzöſiſchen Geiſt verſtanden, viel weniger ſich, jene Aeußerlichkeiten abgerechnet, Etwas davon anzueignen vermocht. Aber die Dänen ſind vor Allem ein äſthetiſches Volk, ſie bewundern mit naivem Enthuſiasmus Alles, was glänzt und in die Augen fällt. Zur Zeit Friedrich's des Großen und ſpäter verehrte man in Kopenhagen leidenſchaftlich die Preußen, und alle damaligen Zeitungen, ja ſelbſt noch Roſenkilde's Journal „Prøvduen" vom Jahre 18L0, ſind voller Spott über die Niederlage der Franzoſen bei Roßbach ꝛc. Allein die großen Siege Napoleon's blendeten das däniſche Volk, und dann trieben die äußeren Verhältniſſe zum Bruche mit Deutſchland. Wenn man etwas tiefer blickt, wird man ſich durch die bittere Feindſeligkeit der däniſchen Preſſe gegen Deutſchland nicht über den wahren Sachverhalt täuſchen laſſen. Es iſt eine in Haß umgeſchlagene Liebe, ein verwundeter edler Stolz, der in Zorn und Verzweiflung den Stachel gegen ſich ſelber kehrt. Die Dänen haben und hatten nie das geringſte Verſtändnis für irgend eine romaniſche Nation, die franzöſiſche Literatur gilt ihnen heute noch, wie von jeher, für unmoraliſch und frivol, ſie haſſen die franzöſiſche Geiſtesrichtung, die jungen Damen lernen, ſeit das Studium des Deutſchen verpönt iſt, von fremden Sprachen faſt nur die engliſche, und man iſt in Dänemark weit unbilliger gegen die italiäniſche und franzöſiſche Muſik, als in Deutſch-

L2 (:XVI)

land. Die deutſche Muſik wird bis zur Abgötterei gepflegt, von Kierkegaard bis auf die neueſte Zeit wird Mozart als ein Halbgott verehrt, und in den letzten Jahren hat das Kopenhagener Publikum den Wagner'ſchen Opern mit einem an Fanatismus grenzenden Entzücken zugejauchzt. Alle Sympathie für Frankreich iſt leerer Schein und politiſche Spiegelfechterei. Würde das zu einem politiſchen Lebensaxiom gewordene Verlangen nach Rückgabe der däniſchen Diſtrikte Nordſchleswigs befriedigt, ſo würde — deß ſind wir überzeugt — das geſammte Volk Dänemarks ſich ſofort ſeiner germaniſchen Natur beſinnen und mit Begeiſterung in die Bruderarme Deutſchlands ſtürzen.

Nur aus ganz äußerlichen Gründen wurde ich daher an Paris erinnert, wenn ich Nachmittags die nach Frederiksberg führende Allee durchſchritt und unabſehbare Schaaren feſtlich geputzter Leute nach dem Tivoli oder nach anderen der zahlreichen Beluſtigungsſtätten dieſer Gegend hinausſtrömen ſah. Der ſtarke Beſuch dieſer Lokale lehrt zur Genüge, daß die Kopenhagener, trotz alles Schwärmens für eine asketiſche Moral, ein vergnügungsſüchtiges Völkchen ſind. Ein Etabliſſement wie das Tivoli, wo für den ſpottbilligen Preis von 16 Reichsbankſchillingen (3¾ Sgr.) ſo erſtaunlich Viel geboten wird, exiſtirt in keiner anderen Stadt der Welt; ſelbſt der Wiener Prater kann ſich nicht mit der feenhaften Pracht dieſes nordiſchen Vergnügungsortes meſſen. Ein herrlicher Park mit ſchattigen Baumgängen und Alleen, die Abends durch Tauſende bunter Lampen erhellt werden, — Blumenbeete, deren ſeltener Flor von oben durch Gasflammen ein magiſches Licht empfängt, — eine aus dem Waſſer emporſteigende Inſel, die man in der Gondel umrudern kann, —

ein glänzender orientaliſcher Kaufbazar, — ein in demſelben mauriſchen Stile errichteter Koncertpavillon, in welchem die renommirte Lumbye'ſche Kapelle allabendlich muſicirt, während Hornmuſik aus einem Pavillon an der andern Seite des Gartens erklingt, — Kunſtreiter- und Seiltänzer-Darſtellungen im Freien und in geſchloſſenem Cirkus, — Jongleurſpiele, Ballett und Harlekins-Pantomimen in dem offenen Sommertheater, — freier Tanz auf gedieltem Eſtrich unter den Bäumen, — Rutſchbahn, Karouſſel, Wachsfigurenkabinett, Schießbahnen, — ſchwediſche Sänger und Sängerinnen in den Reſtaurations-Pavillons, — Feuerwerk und bengaliſche Beleuchtung des ſtatuengeſchmückten venetianiſchen Palaſtes am Waſſer — Herz, was verlangſt du mehr?

Am meiſten haben mich im Kopenhagener Tivoli ſtets die in ihrer Art höchſt originellen Pantomimen intereſſirt. Es iſt ein eigenthümliches Spiel des Zufalls — denn eine tiefere kulturgeſchichtliche Bedeutung wird man nicht darin hineingrübeln wollen, — daß ſich dieſe roheſte und urſprünglichſte Form der dramatiſchen Kunſt nur im äußerſten Süden und höchſten Norden Europas erhalten hat. Man kann von Neapel nach Kopenhagen reiſen, ohne daß man unterwegs jemals Gelegenheit fände, eine Harlekinade anders als auf dem Puppentheater des Kaſperle dargeſtellt zu ſehen; aber auf dem Tivolitheater Kopenhagen's werden uns im Weſentlichen ganz dieſelben ſtereotypen Masken begegnen, die wir in Neapel kennen gelernt, nur daß die Namen verändert ſind, daß Pantalon hier Kaſſander, Polichinell hier Pierrot heißt. Ich bin weit entfernt davon, dieſer Abart der Menſchendarſtellungskunſt, dieſem reinen Gebärdenſpiel, das mit Sprache und Geſang begabte Weſen zu einem grillenhaften Stummſein verdammt, einen höheren künſtleriſchen Werth beizulegen. Immerhin aber glaube ich, daß die Vorliebe, mit welcher die Pantomime hier ſeit ſo langer Zeit und durch ſo tüchtige Vertreter wie die Familie Price und Herrn Volkerſen gepflegt worden iſt, einige Beachtung verdient. Einen veredelnden Einfluß auf die ausdrucksvolle Sicherheit und Gewandtheit der Mimen in dieſen volksthümlichen Schauſtellungen übte vor Allem das treffliche Ballett der königlichen Bühne aus, welches zu ſeinem entſchiedenen Vortheil mehr, als irgendwo anders, den Charakter der Pantomime bewahrt hat. Das däniſche Ballett, das unter Leitung des genialen Bournonville den höchſten Gipfel der Kunſt erreichte, unterſcheidet ſich eben hiedurch weſentlich von dem Charakter des Ballettes in allen übrigen Ländern der Welt. Es hat ſich zu einem wirklichen Kunſtgenre erhoben, das nicht den prickelnden Eingebungen eines frivolen Sinnenreizes, ſondern den klar erkannten Geſetzen äſthetiſcher Schönheit folgt. Tanz und Gebärdenſpiel ſind hier nur Elemente einer ſinnvoll zuſammenhängenden poetiſchen Handlung, die an ſich einen bedeutenden künſtleriſchen Werth beſitzt. Der Tanz behauptet vor Allem das Gepräge der Natur und des Nationalen, und artet niemals, wie die Bravourtänze der Franzoſen, in eine widerwärtige Arm- und Bein-Gymnaſtik aus. Eben ſo wenig gereicht es der plaſtiſch gemeſſenen Mimik und Geſtikulation der däniſchen Ballettkünſtler zum Schaden, daß ſie niemals in die karrikirte Uebertreibung der engliſchen Arlequinade verfallen. Ein hiſtoriſches Ballett, das einen ganzen Theaterabend ausfüllt, wie das Bournonville'ſche Tanzpoëm „Waldemar“, würde ſicherlich bei aller Pracht der Ausſtattung den Zuſchauer ermüden, wenn nicht die dramatiſche Lebendigkeit der Darſteller jeden Moment der wechſelvollen Handlung aufs deutlichſte zum Verſtändnis brächte. Wie ſehr dieſe nützliche Schule auch den Aufführungen des recitirenden Dramas zu Statten kommt, davon ſollte ich dieſen Sommer ein ſchlagendes Beiſpiel erleben. Ich beſuchte mit einer deutſchen Dame, die kaum ein Wort Däniſch verſtand, eine Vorſtellung des Heiberg'ſchen Schauſpieles „Elfenhöh". Meine Begleiterin vermochte nicht allein ohne Mühe dem Gange der Handlung bis ins Detail zu folgen, ſondern ſie wurde durch das naturwahre Spiel des jungen Bauermädchens bis zu Thränen gerührt, obſchon der Sinn der einzelnen Worte ihr ſelbſtverſtändlich unklar blieb. Ebenſo überraſchend war es mir im vorigen Frühjahr bei einer Aufführung des Wagner'ſchen „Lohengrin" in däniſcher Ueberſetzung, durch das meiſterhafte Zuſammenſpiel, das taktfeſte Eingreifen der Chöre und das lebensvolle ſceniſche Arrangement weit tiefer von den Schönheiten der ſo ſpecifiſch deutſchen Oper ergriffen zu werden, als mir Dies in der eignen Heimat begegnet war. Den Darſteller des Lohengrin ausgenommen, welcher freilich an Stimmmitteln und ausdrucksvoller Mimik Herrn Niemann nicht entfernt zu vergleichen war, brachten die Sänger und Sängerinnen alle Intentionen des Dichters und Komponiſten aufs feinſte zur Geltung; eine zauberhafte Wirkung übten vor Allem die Klänge des Hochzeitsliedes, das der Chor, nicht wie auf mancher deutſchen Bühne ins Brautgemach unſchicklicherweiſe mit eintretend, ſondern leiſe und lieblich verhallend draußen vor der Thüre ſang.

Ich hörte in Kopenhagen von aufrichtigen Kunſtfreunden mehrfach darüber klagen, daß die eigentliche Blüthezeit des königlichen Theaters jetzt vorüber ſei. Es iſt wahr, daß die Bühne im letzten Decennium manche ausgezeichnete Kräfte verloren hat, für welche ein vollſtändiger Erſatz ſchwer zu finden ſein wird. Die größte däniſche Schauſpielerin, Frau Heiberg, betritt nicht mehr die weltbedeutenden Bretter, aber ſie übt als Leiterin der Regie immer noch einen wohlthätigen Einfluß auf die würdige Inſcenirung der Stücke und auf die Weiterbildung der jüngeren Mitglieder des Schauſpielerperſonales aus. Der alte Roſenkilde, der als Charakterdarſteller ſeines Gleichen ſuchte, ſchlummert jetzt unter dem Raſen, allein ſeine Tochter, Frau Södring, hält durch ihre ebenſo herzwarmen wie fein durchdachten Leiſtungen das Andenken ihres Vaters rühmlich wach. Wie verſtändig und theilnahmvoll derſelbe ihr als Freund und Leiter in ihrer künſtleriſchen Laufbahn zur Seite ſtand, und wie ernſt er die Aufgabe des Schauſpielers nahm, davon zeugt folgendes, haſtig mit Bleiſtift hingeworfenes Billett, das er ſeiner Tochter am Vormittag vor der erſten Aufführung eines neuen Stückes ſchrieb, in welchem ihr eine wichtige Rolle zugetheilt war:

„Meine Julie!

„Ich glaubte, daß heut keine Probe ſei; deshalb kam ich hieher, nur um Dir zu ſagen, was im Uebrigen wohl kaum nöthig iſt, aber doch nicht ſchaden kann:

„Halte den Gedanken feſt, daß Du eine ſchlichte, derbe und tüchtige Bauerfrau biſt, zugleich aber eine edle, ſeltene Bauerfrau. Daß Du eine zärtliche Mutter, aber ganz beſonders ſtolz auf Deinen Sohn biſt, Das gebe Dir Gewicht und Würde!!! im richtigen Maße, weder zu wenig, noch zu viel. — Sei Herr über Deine Erregung in Deiner wichtigen letzten Scene mit dem Sohne — und laß dort, wie in der ganzen Rolle, die Mutter nicht der ſicheren, feſten, kecken Bäuerin den Wind abgewinnen. — Deine Stimme ſei ſo ſchlicht, tief, derb, wie es möglich iſt, ohne daß das Mütterliche, Edle, Weibliche darunter leidet. — Kurz, ſei brav in jeder Beziehung, ſo wie ich Dich in der erſten Scene des Stückes ſah — Du haſt Alles für die Rolle, brauche es nun auch allmiteinander!

„Ruhe, Selbſtvertrauen jetzt! Es iſt kein Einziger im ganzen Stücke, der ſich dann wird mit Dir meſſen können.

„Ganz ruhig!! — Und achte wohl darauf: Sprichſt Du Etwas heute Abend minder gut, ſo merke es Dir für das nächſte Mal. Das thue ich immer. Bedenke, daß die erſte Aufführung eigentlich nur eine gute Generalprobe iſt.

„Meine geliebte Julie in Gottes Hand befehlend — denn weshalb ſollte er nicht, was gut und ſchön iſt, auch in der Komödie beſchützen?? — Dein

N.“

Wenn wir auch nicht aus eigener Anſchauung zu beurtheilen vermögen, ob das königliche Theater in Kopenhagen früher wirklich auf einer ſo viel höheren Stufe als heute ſtand, ſo können wir doch bezeugen, daß es immer noch eine weihevollere Stätte der dramatiſchen Kunſt iſt, als die meiſten uns bekannten größeren Bühnen in Deutſchland, die Hoftheater leider nicht ausgenommen. Die Schöpfungen der namhafteſten däniſchen und norwegiſchen Dichter — wir nennen nur Helberg, Ewald, Oehlenſchläger, Heiberg, Hauch, Hertz, Anderſen, Munch, Björnſon, Ibſen — ſind hier aufgeführt worden, und ſtehen noch beſtändig auf dem Repertoire, während von ausländiſchen Dramen beſonders die Shakſpeare'ſchen Stücke Berückſichtigung finden, die Offenbach'ſchen Operetten und die frivolen Erzeugniſſe der franzöſiſchen Bühnenliteratur dagegen nur in den Theatern niederen Ranges geſpielt werden. Wie fruchtbar ſich die rege Wechſelbeziehung zwiſchen den Dichtern und einer ſo trefflich geleiteten Bühne für das Emporblühen eines echt nationalen Dramas erweiſen mußte, läßt ſich unſchwer begreifen. In der That behandeln die nordiſchen Dramatiker — und zwar nicht bloß in der ernſten Tragödie, ſondern auch im Luſtſpiel und Vaudeville — mit Vorliebe heimiſche Stoffe und verſchmähen es, fort und fort, wie ihre deutſchen Kollegen, bei dem Auslande zu Gaſte zu gehn.

5

Der politiſche Kampf, welcher im Herzen des däniſchen Volkes einen ſo flammenden Haß gegen Deutſchland entzündete und in ſo hohem Maße das nationale Selbſtgefühl weckte, hat ſeit 1848 naturgemäß auch auf geiſtigem Gebiete einen Bruch mit allen deutſchen Einflüſſen zur Folge gehabt. Nicht allein, daß der deutſche Sprachunterricht, welcher ſonſt eine eifrige Pflege erfuhr, in den Lehrplänen der öffentlichen und Privat-Schulen ſehr eingeſchränkt wurde, und daß die Mehrzahl der Gebildeten keine deutſchen Bücher mehr las, — nein, jener Bruch mit Deutſchland erſtreckte ſich vor Allem auch auf das ſonſt ziemlich neutrale Gebiet der Kunſt. Und hier begegnet uns die ſeltene Erſcheinung, daß in der kurzen Zeit zweier Decennien die künſtleriſche Produktion eines Volkes durch die energiſche Vertiefung in den eigenen Nationalcharakter und durch die vorwiegende Beſchäftigung mit rein vaterländiſchen Stoffen einen höchſt überraſchenden Aufſchwung nahm. Der Spruch des Lateiners „Facit indignatio versus“ hat ſich hier nicht allein auf dem Felde der politiſchen Poeſie, die ja auch anderwärts häufig durch den Haß gegen den „Erbfeind“ ihre beſte Inſpiration empfing, ſondern faſt mehr noch auf der Politik anſcheinend fernliegenden Feldern als wahr bewährt. Wie zu erwarten ſteht, hat freilich die hermetiſche Abſchließung gegen alle gewohnten Einflüſſe des deutſchen Weſens hin und wieder zu Phantaſtiſchen Auswüchſen des plötzlich ganz auf ſich ſelbſt geſtellten Nationalgeiſtes geführt, und die jüngſte Blüthe der däniſchen Kunſt und Literatur iſt nicht frei von jener krankhaften Schönheit vorſchnell in die Höhe geſchoſſener Treibhausgewächſe, die früh zu verwelken pflegt; im Ganzen aber läßt ſich nicht leugnen, daß die Richtung auf das Nationale die Kunſt und Literatur des Nordens mit neuen, friſchen Lebensſäften getränkt und ſie von dem ausgetretenen Geleiſe der Nachahmung fremder Muſter in die Bahn ſelbſtändiger Erfindung gewieſen hat.

Am wenigſten war Dies erklärlicherweiſe bei den bildenden Künſten der Fall. Was zunächſt die Bildhauerei betrifft, ſo hat jedes Verlaſſen der von Thorwaldſen eingeſchlagenen Richtung, jedes Abirren von dem in den Werken des Meiſters wieder zum Leben erweckten Schönheits-Ideale helleniſcher Kunſt ſich bitter gerächt, ſo oft ſeine Jünger neue Pfade einzuſchlagen verſuchten. Es iſt bedeutungsvoll, daß eine der vorzüglichſten Schöpfungen Biſſen's, das Apollo-Standbild in der Vorhalle der Univerſität, von fremden Kunſtkennern häufig für ein ihnen unbekannt gebliebenes Meiſterwerk Thorwaldſen's gehalten wird, und zwar für eines der beſten, die ſein Meißel geſchaffen. Dem Werthe der Statue thut es keinen Eintrag, daß ſie in augenfälligſter Anlehnung an ein berühmtes Muſter des Alterthums, — an den Apollo Muſagetes im Louvre — geſchaffen worden iſt. Man vergleiche die beiden Kunſtwerke, und man wird nothgedrungen der Biſſen'ſchen Arbeit den Vorzug geben. Ganz davon abgeſehen, daß die modernen Ergänzungen des rechten Armes und der

Lyra bei der Louvre-Statue plump genug ausgefallen ſind, iſt auch der Faltenwurf der Tunika und die zum Gang ſich löſende Bewegung des rechten Beines bei der däniſchen Statue weit charakteriſtiſcher und anmuthiger. Von eben ſo vollendeter Schönheit ſind die zwölf Statuen Biſſen's auf der ſogenannten Treppe der Königin im Schloſſe Chriſtiansborg, ſechs aus der griechiſchen, ſechs aus der nordiſchen Sagengeſchichte, — darunter vorzüglich Elektra und Nanna, die geliebte Gattin Balder's. Dieſen ſchwungvollen Adel der Kontouren hat Biſſen in keinem ſeiner ſpäteren Werke wieder erreicht. Sein Moſes mit den Geſetztafeln am Portale der Frauenkirche, der von großer Kraft und Energie der Formen iſt, wenn er auch nicht entfernt die mächtige Wirkung des Moſes von Michel Angelo erreicht, ſtammt noch aus der beſſeren, helleniſirenden Periode des däniſchen Bildhauers. Von da ab wandte er ſich einer immer ſchärfer hervortretenden realiſtiſchen Richtung zu, die bei ſeinen Landsleuten großen Beifall fand, im Allgemeinen aber einen zunehmenden Geſchmacksverfall und eine abnehmende Produktionskraft des Künſtlers bezeugt. Wir wüßten nur zwei in ihrer Art recht verdienſtvolle Arbeiten Biſſen's aus dieſer ſeiner realiſtiſchen Zeit namhaft zu machen: das Standbild Friedrich's VI. am Eingange des Frederiksberger Schloßgartens und den triumphirenden „Tapferen Landſoldaten“ in Friedericia, deſſen Geſichtszüge aber doch mehr den Ausdruck trunkener Wuth, als edler Begeiſterung tragen. Ein wahrer Unhold von Häßlichkeit iſt der berüchtigte Flensburger Löwe, der von vorn einem heulenden Pudel, von hinten einem aufgeblaſenen Froſche gleicht, und der jetzt, im Zeughaushofe zu Berlin gelagert, dem deutſchen Publikum einen ſehr ſchnöden, ungerechten Begriff von däniſcher Kunſt beibringen mag. Faſt eben ſo mißlungen iſt eine noch ſpätere Arbeit Biſſen's, die ſitzende Statue Oehlenſchläger's auf dem St. Annaplatze in Kopenhagen. Der Dichter des „Hakon Jarl" iſt hier mit wahrhaft abſchreckendem Naturalismus in der ganzen fettwanſtigen Aufgedunſenheit ſeiner letzten Lebensjahre dargeſtellt; einzig die Geſichtszüge ſind anziehend und charaktervoll; aber der ſpitze, plumpe Stift iſt wie ein zum Stoß ausholender Dolch auf die Bruſt gezückt, und der übereinfache altmodiſche Armſeſſel mit der niedrigen Lehne erinnert aufs Haar an jenes verdächtige „Möbel von ſcheinloſem Aeußern", das Heine im „Wintermärchen" ſo draſtiſch beſchreibt. Aber wenn auch Biſſen in ſeinem Alter flach und proſaiſch ward, ſeinem innerſten Kerne nach war er eine gewaltige, große, in ſich geſchloſſene Künſtlernatur. Wer das ernſte, kraftvolle, vom weißen Bart umſchattete Geſicht mit dem ſtets zur Erde gewandten, ſinnenden Auge erblickte, der mußte ſofort erkennen, daß ein ungewöhnlicher, Ehrfurcht gebietender Geiſt aus dieſen Zügen ſprach. Vor Allem war Biſſen ein Meiſter in der Anfertigung von Büſten. Er hat Büſten von allen berühmten Männern ſeines Zeitalters im Norden gemeißelt. Hier kam ihm ſeine realiſtiſche Richtung beſonders zu Statten. Dieſe Büſten bilden eine unvergleichliche Portraitgalerie für das Studium ſeiner Zeit. Zu den beſten gehören die von Klauſen, Heiberg, Hauch, Monrad, Hall und H. C. Anderſen.

Der zweite große Schüler Thorwaldſen's, Jerichau, an den ſich eine Zeit lang die höchſten Erwartungen knüpften, verhält ſich zu Biſſen etwa, wie Van Dyck ſich zu

Rubens verhält. Er iſt mehr fein und elegant, während Jener mehr grobkörnig und derb realiſtiſch iſt. Von athletiſchem Körperbau, aber mit der zartfühlendſten Seele begabt, erlangte Jerichau ſchon in jungen Jahren europäiſche Berühmtheit durch Werke wie der Pantherjäger, Adam und Eva, und die Sklavin. Letztere iſt mit ihren feinen, ſchlanken, jugendlichen Formen von edelſter weiblicher Schönheit gleichſam ein Symbol der Jerichau'ſchen Kunſt. Lieblich und zart, ſteht ſie keuſch mit niedergeſchlagenen Augen und mit gefeſſelten Händen da. Adam und Eva nach dem Sündenfalle iſt ein vollendetes Meiſterwerk und in zahlreichen Wiederholungen vom Künſtler ausgeführt worden. Einen Gipsabguß davon ſah ich jüngſt mit erneuter Bewunderung in der Wagner-Galerie der Berliner Akademie. Adam birgt in vornüber gebeugter Stellung halb ſein Geſicht; die herrlich modellirte Geſtalt Eva's ſchmiegt ſich mit einem Ausdrucke unſäglich lieblicher Schamhaftigkeit an ihn an, wie Schutz ſuchend vor der Strafe des Herrn. Jerichau huldigt mit ganzer Seele dem Kultus der Schönheit und hat ſich nie den Anforderungen des modernen Koſtüms bequemen mögen. Zur Erinnerung an die Schlacht bei Friedericia wollte er daher, als Biſſen ſeinen genialen „Landſoldaten“ ſchuf, der trotz ſeiner Schmierſtiefel und ſeiner Uniform von echt künſtleriſcher Wirkung iſt, einen idealen nackten Thor meißeln. Aber nun miſchte ſich die Politik ein. Die national-liberale Partei, welche unter Friedrich VII. allmächtig war, ernannte Biſſen zu ihrem Künſtler und ſchob Jerichau bei Seite, man wollte keinen „hochdeutſchen Thor“. Unleugbar verſtand Jerichau nicht, wie ſein Nebenbuhler, die nationalen Saiten anzuſchlagen. Er wurde von der herrſchenden Kritik deshalb aufs ſchmählichſte verunglimpft und dann durch Verzweiflung, Stolz und Aerger zu einer abſtrakten, hyperidealiſtiſchen Richtung hingedrängt. Während Biſſen zuletzt in dem Streben nach ſogenannter Naturwahrheit ſchier naturaliſtiſcher als die rohe Wirklichkeit ward, verflüchtigte ſich der ätheriſirende Idealismus Jerichau's allmählich zu einer in der Luft ſchwebenden, verwaſchenen Weichlichkeit der Kontouren, die in der Skulptur noch unleidlicher, als in der Malerei, auf den Beſchauer wirkt. Der David Jerichau's am Portale der Frauenkirche trägt zwar eine Harfe in der Linken und eine Krone auf dem himmelwärts blickenden Haupte; aber wie lange man auch dieſe ſchläfrigen Züge, die nicht Fleiſch und nicht Fiſch, nicht männlich und nicht weiblich ſind, betrachte, nie wird Einem klar werden, ob hier der königliche Held, der begeiſterte Sänger oder der fromme Knecht des Herrn dargeſtellt werden ſollte. Daß dieſe Richtung eine Verirrung ſei, empfindet wohl Jeder, mit Ausnahme des Künſtlers ſelbſt; daß aber die Biſſen'ſche Richtung eben ſo ſicher auf verderbliche Abwege führt, ſcheint die jüngere Generation der däniſchen Bildhauer minder zu begreifen; ſonſt würden die zahlreichen Statuetten, Denkmalsentwürfe und Portraitbüſten, welche wir auf den letztjährigen Kunſtausſtellungen in Charlottenborg ſahen, nicht ſammt und ſonders den Eindruck einer ſo geiſtesöden Kopirung der Alltagswirklichkeit machen.

Viel günſtiger iſt es um die däniſche Malerei beſtellt, obſchon wir weit davon entfernt ſind, der bis vor Kurzem prävalirenden ſogenannten „nordiſchen Schule“ ein unbedingtes Loblied zu ſingen. Der Patriotismus iſt ein edler Trieb und höchſt ehrenwerth; wenn er ſich aber in Kunſtangelegenheiten allzu eifrig einmiſcht, richtet er leicht mehr Unheil als Nutzen an, und man ſollte ihm ſcharf auf die Finger ſehen, zumal in Dänemark, wo er ſo gern das rechte Maß überſchreitet.

Die ganze däniſche Malerkunſt ſtammt von Eckersberg, einem Eleven David's ab. Sie beruhte von Anfang an auf der Formgebung und Zeichnung, nicht auf dem Kolorit. Man modellirte einen Kopf, man gab die Form eines Geſichtes mit handgreiflicher Treue wieder, man ſuchte überall ſich der Natur zu nähern, Nichts zu vertuſchen oder zu entſtellen, keine Form zu verwiſchen oder zu überſpringen, ſondern wahr und gründlich zu ſein, — ein echt germaniſches Princip.

Ihre nationale Färbung erhielt dieſe Richtung durch einen einzigen Mann, N. L. Hoyen, den erſten Profeſſor der Kunſtgeſchichte an der Malerakademie von Charlottenborg und an der Kopenhagener Univerſität. Mit hinreißender Beredſamkeit entwickelte er in ſeinen Vorleſungen und Schriften die Ueberzeugung, daß im Norden, wie in allen übrigen Gegenden Europas, die Kunſt nicht die wahre Höhe erreichen könne, ohne auf eigene Hand von vorn zu beginnen, ſich auf eine nationale Baſis zu ſtellen und ſich an die Autopſie der Natur, ſtatt an das Studium fremder Meiſter, zu halten. Wendet euch, rief er den Künſtlern zu, vor Allem an die däniſche Natur und das däniſche Volksleben, um auf dieſem Wege, ſtufenweis fortſchreitend, zur däniſchen Geſchichte und Mythologie zu gelangen. Suchet, wo möglich, eine Kunſt zu erſchaffen, die in ihrer Weiſe ein Seitenſtück zur Kunſt der alten Niederländer werden kann, pflegt mit Liebe und

Sorgfalt das Heimiſche, und bildet eure natürlichen Anlagen aus: die Beobachtungsgabe, die Naturwahrheit, die treue Wiedergabe des Selbſtgeſehenen! Er tadelte jeden unwahren Effekt, jede bloß äußerliche Kunſtfertigkeit der Hand, er hieß jeden jungen Künſtler ſich fort „ſtümpern“, bis er ſich ſelbſt „die mit ſeiner Natur übereinſtimmende Technik“ erſchüfe, während die jungen Maler des Auslandes raſch eine blendende Atelier-Routine gewännen, die in keinem Zuſammenhange mit ihrem perſönlichen Weſen ſtünde, und die mehr darauf ausginge, dem Auge zu gefallen, als die Natur getreu abzuſpiegeln.

Dieſe Worte fielen auf einen fruchtbaren Boden und erweckten ein zwar nicht in jeder Hinſicht erfreuliches, aber doch vielfach verdienſtvolles und erfolgreiches Streben auf dem Felde der Malerei und Skulptur. Natürlich wurde die realiſtiſche Richtung Biſſen's aufs lebhafteſte von Hoyen begünſtigt, während der allmächtige Kunſtkritiker ſeinen bitterſten Hohn gegen den Idealismus Jerichau's ſchleuderte. Unter den Malern protegirte er vor Allem den trefflichen W. N. Marſtrand, den einzigen großen Figurenmaler der nordiſchen Schule, ein ſprudelndes Genie voll Feuer und Leben, reich an Erfindungsgabe, wie kaum ein zweiter Künſtler der Gegenwart. Die unausgeführten Entwürfe ſeiner Skizzenbücher zählen nach Tauſenden und zeugen von einer wahrhaft ſeltenen, originalen Schöpferkraft. Unter ſeinen größeren Gemälden iſt vor Allem „der Beſuch“ zu nennen. Ein junger Officier macht der Familie ſeiner Geliebten eine Morgenviſite, augenſcheinlich um ſeinen Heirathsantrag vorzubringen. In verlegener Beſcheidenheit legt er die mitgebrachte Roſe auf den Tiſch, an welchem die junge Dame eben ſo verlegen auf ihre Handarbeit blickt. Die Mutter ſchaut nachdenklich zu ihm hinüber und ſtrickt dabei eifrig, die kleine Schweſter iſt zu dem Fremden hingelaufen und klammert ſich zärtlich an ihn an, ohne ſonderlich beachtet zu werden. Ebenſo anſprechend iſt eine Reihe heiterer Bilder Marſtrand's aus dem italiäniſchen Volksleben und das große ſchwediſche Gemälde „Die Fahrt über den Siljan-See in Dalarne“. Auch die unübertrefflich humoriſtiſchen Darſtellungen Holberg'ſcher Luſtſpielſcenen („Die Wochenſtube“ und „Erasmus Montanus, der vom Küſter abgetrumpft wird“) ſind von anziehendſter Wirkung.

Unter den übrigen Malern, welche ſich an Høyen anſchloſſen und ſeine Theorien zu verwirklichen ſuchten, heben wir namentlich die folgenden hervor: J. W. Sonne, deſſen echt nationale Kriegsbilder den Typus des däniſchen Landſoldaten getreu wiedergeben, und deſſen „Kranke an der St. Helenen-Quelle“ ein Bild von eigenthümlich poetiſchem Reize iſt; J. Roed, Profeſſor an der Akademie, vorzüglich als Zeichner und Zeichenlehrer, aber langweilig und trocken im Kolorit, der doktrinaire Schulmeiſter der Schule den Jüngeren gegenüber; A. Dorph, ſanft, fromm, aber etwas ſchwächlich; Exner und Dalsgaard, auf welche wir ſpäter zurückkommen; Vermehren, und vor Allem der Freskomaler Conſtantin Hanſen, ein edler, hochbegabter Künſtler, der aber von ſeinen Fresken ſtets etwas Kalk im Pinſel behalten zu haben ſcheint, und in ſeinen Oelgemälden einförmig und matt iſt. Alle dieſe und zahlreiche andere Maler, welche ſich durch Høyen's Principien leiten ließen und mehr oder minder unter ſeinem direkten Einfluſſe ſtanden, nannten ſich „die Blonden", und dieſe Schule, welche Anfangs wider eine entgegengeſetzte Richtung kämpfte, wurde bald abſolut ſiegreich.

Das entgegenſtehende Heerlager der „Braunen" umfaßte alle Diejenigen, welche ſich aus verſchiedenartigſten Gründen in Oppoſition zu der herrſchend gewordenen Richtung befanden. In dieſem Lager fehlte es daher an einem einheitlichen Princip und an innerem Zuſammenhange. Da iſt zuerſt Frau Jerichau-Baumann, von polniſcher Abſtammung und kosmopolitiſcher Bildung, urſprünglich ein großes Talent, aber in jüngſter Zeit verliederlicht durch Effekthaſcherei und Schnellmalerei, zu der ſie leider genöthigt war, um den kränklichen Mann und eine zahlreiche Familie zu ernähren. Sie hat viel Farbenſinn, Phantaſie und Kühnheit, lauter Eigenſchaften, an welchen es der nordiſchen Schule gebrach, und ihren älteren Werken verleiht die ideale Begeiſterung einen echt poetiſchen Hauch, während auch auf die techniſche Ausführung häufig ein großer Fleiß verwandt iſt. Manches, was ich von ihr geſehen, war vortrefflich: Portraitbilder der Königin Olga von Griechenland und ihrer zwei älteſten Kinder, letztere zumal voll friſcheſten Lebens; ein ländliches Genrebild: „Hausandacht" — die erwachſene Tochter, eine liebliche Geſtalt mit innig frommen Zügen, lieſt ihren Eltern aus einem Buche vor; und ein Bild aus dem däniſch-deutſchen Kriege: ein verwundeter Soldat, der von einer jungen Dame gepflegt wird. Die mit Chokolade gefüllte blaue Porzellantaſſe auf dem Tiſche neben dem Krankenbette läßt an handgreiflichſter Naturwahrheit Nichts zu wünſchen übrig, während der dankbare Ausdruck des bleichen Mannes, der mit verbundenem Kopfe auf dem Kiſſen ruht, und die ſanft mitleidigen Züge des ſchönen Mädchens uns die tiefſte Seele bewegen. In dieſem und ähnlichen Bildern gelang es der Frau Jerichau mit überraſchender Genialität, die Gegenſätze der ſich in ihrer Heimat bekämpfenden Kunſtrichtungen zu verſöhnen, aber leider zeigen viele ihrer neueſten Bilder ein unwahres Kolorit, eine nachläſſige Zeichnung und eine durchaus unplaſtiſche Formgebung. Noch mehr nach dem äußerlichen Farbeneffekte haſcht N. Simonſen, ein Talent zweiten Ranges und Nachahmer Horace Vernet's. Er malt mit Vorliebe arabiſche Krieger, die mit dem Dolchmeſſer im Munde den Feind in der Wüſte verfolgen, wilde Korſaren in unmöglichen Kämpfen auf offenem Meere, grelle und unwahre Phantaſieſtücke, die lächerlich werden, wenn man ſie unter nordiſchem Himmel malt, wo Einem nie Dergleichen vor Augen kam. Am beſten iſt ihm die Darſtellung der Schlacht von Fridericia gelungen; auch einzelne gute Koſtümbilder hat er geliefert. C. A. Schleisner ging ebenfalls in das Lager der Oppoſition, als ſeine vulgären und geiſtloſen Wirthshausſcenen bei den „Blonden“ keine Beachtung fanden. D. Monies, der ſich als Portraitmaler eines großen Rufes erfreut und deſſen Genrebild „der Poſtbote weckt eine ſchlafende Frau, um ihr einen Geldbrief einzuhändigen,“ nicht ohne Verdienſt iſt, brouillirte ſich mit der nordiſchen Schule, weil er ihrem Streben nach dem Charakteriſtiſchen nicht zu entſprechen vermochte. Zum Schaden ſeiner Portraitkunſt befleißigte er ſich mehr und mehr der todten Formenglätte und ausdrucksloſen Modejournal-Eleganz. Der Landſchafter

F. C. Kjärſkou, welcher nach altmodiſcher Art Baum für Baum in der kleinlich getüpfelten Manier der Porzellanmalereien ausführte, wurde bald gänzlich durch die Erfolge der neu emporkommenden nordiſchen Landſchaftsſchule verdrängt, welche gerade auf dieſem Felde, neben manchen Verirrungen, Vorzügliches leiſtete.

Zwei Künſtler der Hoyen'ſchen Richtung haben der däniſchen Landſchaftsmalerei einen glänzenden Aufſchwung gegeben. P. C. Skovgaard, ein ſtrenger Realiſt, faßte die däniſche Natur in ihrem Ernſte und in ihrer idylliſchen, zuweilen etwas hausbackenen und trägen Ruhe auf. Meiſterhaft vor Allem ſind ſeine Vordergründe, wo jede Pflanze friſch in ihrer wahren Geſtalt ſich abhebt, jeder Baum plaſtiſch modellirt erſcheint, Nichts verſchwommen, Alles wahr und voll üppiger Kraft iſt. Seine lieblichen Waldſeen rufen dem Beſchauer alle Reize der ſeeländiſchen Natur lebensvoll in die Erinnerung zurück. Sehr verſchieden von ihm, aber ein eben ſo großer Meiſter der Landſchaft, iſt Godfred Rump, ein echter Poet, welcher die zarteſten Stimmungen der Natur auf ſeine Leinwand zu bannen verſteht und höchſt originell in ſeiner Technik iſt. Zu ſeinen beſten und berühmteſten Werken gehören „die vier Jahreszeiten" und ſeine Schneeſtücke. Eines derſelben, wo der dicke, den Wald bedeckende Schnee in allen Farben des Regenbogens ſpielt, iſt von magiſcher Wirkung. Mit ihm verwandt an poetiſcher Feinheit der Auffaſſung und nicht minder ſelbſtändig in der Behandlung iſt Wilhelm Kyhn, der es beſonders liebt, das Erwachen der Natur in der erſten Frühe zu belauſchen. Er malt die zarteſten Morgennebel, die über dem Strande liegen oder die Meeresküſte umhüllen, alles Verſchleierte in der Natur, alles Träumeriſche und Wechſelnde in der Form.

Natürlich hat die däniſche Landſchaftsmalerei nur langſam und allmählich, und nur in wenigen hervorragenden Künſtlern, dieſe relative Höhe erklommen. Das Verlangen Hoyen's nach einer à tout prix zu erſchaffenden „nordiſchen“ Kunſt, welche nicht allein ihre Stoffe der heimatlichen Natur und dem heimatlichen Leben entnehmen, ſondern auch durch ihre ganze Behandlungsart ſich von der Technik anderer Völker unterſcheiden ſolle, mußte zunächſt vielen Malern die Köpfe verwirren. Dutzende von jungen Enthuſiaſten begannen, auf das αὐτὸς ἔφα ihres Meiſters ſich berufend, zu pfuſchen und zu ſtümpern, um, jedes fremde Muſter verſchmähend, einen eigenen neuen Kunſtſtil zu finden, aber ſie kamen über das Pfuſchen und Stümpern nicht hinaus. Iſt es doch ein eigen Ding mit ſolchen Poſtulaten der Theorie, welche es bis auf den heutigen Tag nicht verlernt hat, „grau“ zu ſein, und welche auch in dieſem Falle manches recht gräuliche Monſtrum nach ihrem eigenen Bilde erzeugt hat. Vor Allem haben die armen Landſchaftsmaler dieſem Götzenbilde einer ſpecifiſch nordiſchen Kunſt Opfer über Opfer gebracht. Dänemark iſt ſo reich an Naturſchönheiten jeglicher Art, daß man nach den dankbarſten Motiven zu guten Landſchaftsbildern nicht lange zu ſuchen braucht. Auf den Inſeln die reichſte Abwechſelung von Wäldern und Seen, Schlöſſern, ſtattlichen Edelhöfen und maleriſch gelegenen Fiſcherdörfern; der weiße Kreidefelſen von Möen und die romantiſchen Wildniſſe von Bornholm; in Jütland die braune Haide und die paradieſiſch liebliche Umgebung von Veile oder Skanderberg, und ringsum das weite, ewige Meer, heut ein blauer Spiegel, und morgen die ſturmgepeitſchten Wogen zornig aufbäumend zum finſteren Wolkenzelt! Mit welcher reinen Freude müßte das Auge des Beſchauers auf Gemälden ruhen, welche ihm dieſe herrliche Natur in künſtleriſcher Verklärung vor die Seele führten! Aber künſtleriſche Verklärung — von der mochte wenigſtens Anfangs die nordiſche Schule Nichts hören, und ſie huldigt heute noch in vielen ihrer Vertreter einem flachen Realismus, der in ſeiner übertriebenen Nüchternheit faſt bizarr wird. Denn eine abenteuerliche Verzerrung der Natur liegt doch in dieſen ſchroffen Konturen, in dieſen unvermittelt ſcharfen Linien, die mehr plaſtiſch modellirt als gemalt ſind, und die ſo vielen Bildern der nordiſchen Schule das Ausſehen geben, als wären Häuſer und Bäume, Waſſer und Luft aus Dragant oder Papiermaché zuſammengeklebt. Es iſt Jedem bekannt, daß in der weichen Luft des Südens die Umriſſe aller Gegenſtände duftiger verſchwimmen, als in der Nebelatmoſphäre des Nordens; aber es war Thorheit, daraus den Schluß zu ziehen, daß nun auch auf nordiſchen Landſchaften die Farben grell und unvermittelt ſich von einander abheben müßten, wie wir es bei einer „Abendſtimmung" (Motiv vom Tadſer Mühlenteiche) von Harald Trolle und bei zahlreichen ähnlichen Bildern bemerkten. Dabei haben die Maler der nordiſchen Schule häufig die Schrulle, auf ihren Landſchaften und Blumenbildern dem Laub, dem Schilfe und den Blättern der Waſſerlilie einen ſo ins Blaue oder Gelbe fallenden Ton zu geben, daß man ſich verwundert fragt, in welcher unbekannten Zone Wald oder Au ſich mit dieſen prunkenden Farben ſchmücken mag. Die Bilder von

Anton Thiele, Edvard Peterſen, Th. Reeß, Chr. Zacho, Rasmus Eilerſen, und den Damen E. Thomſen und Hermanna Neergaard gehören meiſtens in dieſe Kategorie ſteifer und harter Landſchafts- oder Blumenmalerei, die, aus einer unverſtändigen Theorie entſprungen, jeder tieferen Wirkung auf das Gemüth entbehrt.

Die däniſche Regierung hat — zu ihrer Ehre ſei es geſagt — von jeher Viel für die bildenden Künſte gethan; ſie ſetzt talentvolle junge Maler durch liberale Reiſeſtipendien in den Stand, mehrere Jahre in Rom zu verweilen, und es iſt eine natürliche Folge ſolches Aufenthaltes im Süden, daß gute italiäniſche Landſchaften in nicht geringer Zahl auf den jährlichen Gemäldeausſtellungen vorhanden ſind. Wir ſahen deren von A. Lunde, J. la Cour, N. Simonſen und Skovgaard. Vorzügliche Wald- und Haidebilder nach heimatlichen Motiven haben in neuerer Zeit Hans Fries, Wilhelm Groth und Karl Rasmuſſen geliefert; Letzterer excellirt beſonders in Mondſchein- und Polarlandſchaften mit eigenthümlich naturwahrer Beleuchtung. Eine treffliche Winterlandſchaft nach ſcharfem Froſtwinde hatte G. E. Libert ausgeſtellt, ein Bild, das eine Meiſterſchaft erſten Ranges zu bekunden ſchien. Unter den jüngeren Landſchaftsmalern nehmen endlich noch C. F. Aagaard und Godfred Chriſtenſen eine hervorragende Stellung ein; Erſterer eine friſche, ſprudelnde Natur, muſterhaft in der Technik, faſt kalligraphiſch elegant in der Zeichnung jedes einzelnen Grashalms, ein guter Koloriſt, allein ohne tiefere Beſeelung und etwas handwerksmäßig manierirt in der künſtleriſchen Ausführung ſeiner Bilder; Letzterer höchſt begabt, zuweilen etwas wild, aber ſtets originell und voll Leben. Er ſtrebt offenbar, den ausgetretenen Pfad zu verlaſſen und die Landſchaft als Mittel zum Ausdruck einer gewiſſen künſtleriſchen und poetiſchen Stimmung zu verwenden.

Während die norwegiſchen Maler der Mehrzahl nach in Düſſeldorf leben und, mit Ausnahme des genialen Landſchafters H. Gude, faſt nur deutſche Vorbilder nachahmen, und während die ſchwediſchen Maler großentheils nur Zöglinge der franzöſiſchen Schule ſind, beſitzt die däniſche Schule, um das Geſagte kurz zu rekapituliren, ihre Stärke und zugleich ihre Schwäche in dem Umſtande, daß ſie aus dem nationalen Boden erwachſen iſt, daß ſie ſich beſtrebt hat, aus der Volksnatur heraus eine eigene, nicht importirte, nicht in der Fremde wurzelnde Kunſt zu erſchaffen. Ihre Bilder machen ſelten einen großen Effekt, aber ſie ſind noch ſeltener unwahr, und nie wird ſich ein Maler dieſer Schule geſtatten, um des äußerlichen Effekts willen die Sonne von drei Seiten her ſcheinen zu laſſen. Was ihr fehlt, iſt eine große Künſtlerindividualität, Phantaſie, Kühnheit, Geiſtesfreiheit, und Muth und Luſt, das Höchſte zu wagen.

Der größte Stolz der däniſchen Schule ſind mit Recht die vorzüglichen Marinebilder, welche ſie aufzuweiſen hat, obſchon die namhafteſten Vertreter dieſes Faches ſich eher im Gegenſatze zu der „nordiſchen“ Richtung entwickelten. Der auch in Deutſchland hoch gefeierte Anton Melbye repräſentirt das Glänzende, den hinreißenden Effekt (freilich oft auf Koſten der Naturwahrheit), und vor Allem das poetiſche Element in der Kunſt. Es iſt ein großer, titaniſcher Zug in ſeinen Sturmbildern, manche derſelben wirken in ihrer düſteren, leidenſchaftlichen Stimmung wie ein Byron'ſches Gedicht. C. Frederik Sörenſen iſt derber und proſaiſcher, aber Form und Farbe ſeiner Wellen entſprechen mehr der wirklichen Natur des Meeres, und ſeine auf den erſten Blick etwas nüchternen Bilder feſſeln bei längerer Betrachtung das Auge durch die keuſche Wahrheit und duftige Friſche der Behandlung. Ihnen reiht ſich als dritter Meiſter der jüngere C. Neumann an, welcher an vollendeter Technik ſeine beiden Vorgänger noch übertrifft. Auch Chr. Blache, Holger Drachmann und C. Eckardt haben manches ſchätzbare Marineſtück geliefert.

Als Architekturmaler iſt einzig Heinrich Hanſen nennenswerth, der ſeine fein ausgeführten Bilder häufig durch eine geiſtvoll und charakteriſtiſch erfundene Handlung belebt. So erinnere ich mich der Abbildung eines Saales mit reichgeſchnitztem alterthümlichen Kamine im Domhauſe zu Brügge, wo der Künſtler in ſehr paſſender Gruppirung eine Anzahl mittelalterlicher Geſtalten zu einem Kriegsrathe vereinigt hat.

Im Fache der religiöſen und Hiſtorien-Malerei bleibt die däniſche Kunſt — mit einer einzigen Ausnahme, von welcher beſonders die Rede ſein wird — erheblich hinter den Leiſtungen der übrigen Völker zurück. Weder der nordiſchen Mythologie noch der nordiſchen Geſchichte fehlt es ſonſt an geeigneten, höchſt anziehenden Stoffen für die bildliche Darſtellung, deren Gegenſtand um ſo ſicherer allgemein verſtändlich ſein würde, als der däniſche Patriotismus die Erinnerung an die hiſtoriſche Vergangenheit im Volke beſtändig wach erhielt. Die beiden großen Wandgemälde Marſtrand's in der Grabkapelle Chriſtian's IV. im Roeskilder

Dome ſind trotzdem faſt das einzige nennenswerthe Erzeugnis däniſcher Hiſtorienmalerei. Allerdings fehlt es nicht an Schlachtenbildern aus dem ſchleswig-holſteiniſchen Kriege von J. W. Sonne u. A.; doch ſtehen dieſelben an Geſchloſſenheit der Kompoſition und anſchaulicher Lebendigkeit weit hinter den Schlachtgemälden Bleibtreu's und Camphauſen's zurück. Zu den beſſeren dieſer Darſtellungen gehören die lebhaften, in der Farbe höchſt anſprechenden Schlachtſcenen von Wilhelm Roſenſtand, der den Krieg von 1864 als Lieutenant mitmachte. Beſonders iſt uns ein Bild erinnerlich, wo ein verwundeter Dragoner, die Hand auf ſeine Wunde gepreßt, Zuflucht in einem Bauernhauſe ſucht. Auch A. Jerndorff und K. Zahrtmann verſprechen Tüchtiges zu leiſten. Letzterer erregte zuerſt Aufſehen durch eine charaktervolle Darſtellung der unglücklichen Leonore Chriſtine Ulfeld im Gefängniſſe. Seitdem hat er ein zweites Bild aus der däniſchen Geſchichte gemalt, das, noch bevor es zur Ausſtellung gelangte, Gegenſtand der lächerlichſten Hof- und Familienintriguen ward. Das Sujet iſt intereſſant genug. Der wahnſinnige König Chriſtian VII. liegt auf einem Sofa zurückgelehnt, das eine Bein hoch in die Luft geſtreckt, und ergötzt ſich in kindiſchem Behagen damit, einen über ſeinem Kopfe aufgehängten Papagei mit einem Stocke zu necken. Von ihm unbeachtet, ſitzen Struenſee und Karoline Mathilde, Letztere in ſtark dekolletirtem Gewande, an einem Tiſche und ſpielen Schach. Das Spiel iſt offenbar nur der Vorwand ihres zärtlichen Geplauders, wie ihre liebestrunkenen Blicke beweiſen. Hinter ihnen hat ſich die Thüre geöffnet, und in derſelben erſcheint, drohend wie das Verhängnis, die boshafte Königin-Wittwe

Juliane. Während der Künſtler noch an dem Bilde malte, gab man ſich in den Hofkreiſen die erdenklichſte Mühe, ihn an der Ausführung deſſelben zu verhindern. Als dieſe Beſtrebungen ſich fruchtlos erwieſen, ſuchte man ihm das Gemälde abzukaufen, um es zu vernichten, bevor es öffentlich ausgeſtellt würde. Aber der Künſtler erfuhr rechtzeitig die Abſicht und wollte von einem Verkauf zu ſolchen Zwecken Nichts hören. Nun richtete ſich das Augenmerk der Intriguanten darauf, den Maler wenigſtens zu erheblichen Aenderungen ſeines Bildes zu beſtimmen. Man bat ihn, ſeinem Chriſtian VII. eine „königlichere" Stellung und ſtatt des Ausdruckes kindiſcher Luſtigkeit lieber noch das Gepräge finſteren Irrſinns nach Art eines Lear zu geben, das Gewand der jungen Königin etwas höher am Halſe emporzuziehn, und die Geſtalt Julianens durch eine beliebige Hofdame zu erſetzen. Zum Schaden der Wirkung ſeines Gemäldes ließ der gequälte Künſtler ſich, wie wir hören, auf die letzterwähnte Aenderung ein, wodurch der Ausblick auf die tragiſche Kataſtrophe im Schickſale Struenſee's und ſeiner königlichen Geliebten in bedauerlicher Weiſe abgeſtumpft werden muß. Jedenfalls beſitzt Zahrtmann, der zu der jüngſten Generation däniſcher Maler gehört, ein ungewöhnliches Talent, das ſich mit Ernſt auf das hiſtoriſch Bedeutende richtet, was ſich wenigen der älteren Künſtler nachſagen läßt. Das ziemlich handlungsreiche Bild Anker Lund's: „Nordiſche Vikinger, die an einer ſüd-europäiſchen Küſte geplündert haben, kehren mit ihrer Beute zu den Schiffen zurück", macht, zumal bei der Kleinheit ſeiner Dimenſionen, mehr den Eindruck einer mit Figuren belebten Landſchaft, als einer hiſtoriſchen Studie. Von mythologiſchen Darſtellungen wurde mir beſonders Conſtantin Hanſen's „Gaſtmahl Aegir's“ gerühmt, und ich habe daſſelbe in zwei verſchiedenen Ausführungen geſehen. Der Stoff iſt der älteren Edda entnommen. Alle Aſen folgen der Einladung des Meergotts, und werden von Loke verhöhnt, der einem Jeden boshaft ſeine Fehler und Gebrechlichkeiten verwirft, bis zuletzt Thor erſcheint und mit geſchwungenem Hammer den Frechen verjagt. Den letzten Moment hat der Künſtler dargeſtellt, und der höhniſche Geſichtsausdruck des retirirenden Loke, die zum Hieb ausholende Stellung des entrüſteten Thor, der Unmuth und die Verlegenheit des Wirths wie der Gäſte charakteriſiren deutlich genug die Situation. Nichtsdeſtoweniger ließ das Bild mich kalt; es machte den Eindruck einer verſtändigen Arbeit, nicht aber einer genialen Inſpiration. Nicht allein dem im Eckdivan ſitzenden Odin, ſondern auch den Zügen der übrigen Gäſte fehlt allzu ſehr der Stempel göttlicher Hoheit; wenn man die Geſichter und Trachten ins Auge faßt, glaubt man lediglich eine mittelalterliche Hofgeſellſchaft zu erblicken, die durch irgend einen verletzenden Vorfall in Aufregung gerathen iſt.

Ein anderes Bild, das im vorletzten Jahre auf der Charlottenberger Kunſtausſtellung einiges Intereſſe erweckte und von Urtheilsloſen gar als ein Meiſterwerk echt nordiſcher Kunſt geprieſen ward, rührte von einem jüngeren Künſtler, F. L. Storch, her. Der Gegenſtand ſchien mir ziemlich unglücklich gewählt: „Thor zieht mit Ajaloke, Roska und Tjalfe auf Abenteuer aus.“ Allerdings berichtet die nordiſche Mythologie, daß Thor in einem mit Ziegenböcken beſpannten Wagen fuhr, und das gehörnte Geſpann raſ't auf dem Bilde mit hinlänglicher Kraft und Wildheit durch die Wellen. Wenn man aber die Proportionen der ſich abarbeitenden Böcke mit dem Umfange des Gefährtes und dem ſchwer laſtenden Gewichte ſeiner vier Inſaſſen verglich, konnte man ſich bei dem beſten Willen nicht des Gedankens erwehren, daß die göttliche Reiſegeſellſchaft wegen unverzeihlicher Thierquälerei denuncirt werden müßte. Die Phyſiognomien Thor's und ſeiner Begleiter waren zwar nicht ſo puppenartig geleckt, ſo modejournalmäßig kalt, wie das Geſicht der Sakuntala auf einem älteren Bilde deſſelben Künſtlers, das im vorigen Jahre wieder zur Ausſtellung kam, aber ſie trugen doch keineswegs ein ſcharf individuelles, die Situation deutlich kennzeichnendes Gepräge. Wirkungsloſer noch iſt ein in großen Dimenſionen angelegtes Gemälde von Auguſt Schiött: „Brage und Idun“, deſſen kalte Ausführung jeden poetiſchen Reiz vermiſſen läßt.

Stoffe aus dem Sagenkreiſe der griechiſchen Mythologie werden in jüngſter Zeit faſt gar nicht behandelt; das einzige Bild dieſer Art, welches ich auf der vorjährigen Ausſtellung ſah, „Athene's Geburt“ von Conſtantin Hanſen, war nur eine verkleinerte Wiederholung eines der zahlreichen mythologiſchen Wandgemälde, welche dieſer Künſtler in früheren Jahren für die Vorhalle der Univerſität angefertigt hat, und leider gerade eine der ſchwächſten dieſer zum Theil muſterhaften Kompoſitionen. Die ſchulmeiſterlich demonſtrative Art, in welcher Zeus den Finger an die in Geburtswehen kreiſende Stirn hält, macht einen faſt drolligen Eindruck. Am kläglichſten aber ſcheitert die „nordiſche“ Kunſt auf einem Bilde von Auguſt Thomſen: „Thisbe, die an einem verabredeten Begegnungsorte Pyramus erwartet“. Dieſe Thisbe, welche nicht, wie es die Sage berichtet, am einſamen Grabmale des Ninus, ſondern mit dem Waſſerkruge in der Hand am Brunnen der öffentlichen Heerſtraße des Geliebten harrt, trägt keine orientaliſchen, ſondern ausgeprägt däniſch-moderne Züge, und ihre Stellung iſt ſo wunderlich verdreht, als ob ſie ein Bauchgrimmen zwicke.

Auch bibliſchen Gegenſtänden ſcheinen die däniſchen Maler ſich nur ausnahmsweiſe zuzuwenden, wenn die Beſtellung eines Altarblattes ſie gelegentlich dazu veranlaßt. Ein auf dem Waſſer gehender Jeſus von A. Dorph war recht brav ausgeführt, während ein anderes Altarbild desſelben Künſtlers, „der Zinsgroſchen“, den Eindruck einer ziemlich unſelbſtändigen Nachahmung des berühmten Tizian'ſchen Gemäldes macht. Conſtantin Hanſen hatte zwei Altarbilder ausgeſtellt, von denen das eine, „Beſuch der Hirten beim Chriſtkinde“, ſich nicht über die konventionelle Steifheit und Nüchternheit erhebt, die den religiöſen Darſtellungen heutiger Zeit nicht bloß in Dänemark anzuhaften pflegt. Auf dem anderen Bilde, der „Begegnung auf dem Spaziergange nach Emaus“, hat die abgezehrt bleiche Geſtalt Chriſti zwar auch nichts Feſſelndes; aber die Trauer in den Zügen der beiden Jünger iſt edel und warm ausgedrückt. Die „Verſuchung Chriſti“ von F. C. Lund iſt, laut aufgegebener Beſtellung, nach einer mittelalterlichen Legende gemalt, welche den Teufel in einem Mönchsgewande erſcheinen läßt. Die Trockenheit der Behandlung, das phlegmatiſche Geſicht Chriſti und das ſchalksnarrmäßige Behaben des Teufels hauchen der anachroniſtiſchen Legende keine tiefere Bedeutung ein. Eine intereſſante Studie dagegen iſt die als Preisaufgabe gemalte „Sündfluthſcene“ des jungen Holger Roed, welche im verletzten Jahre die große Goldmedaille der Akademie errang. Die realiſtiſche Wildheit der Kompoſition erſcheint hier durch das erſchütternde Grauſen des Gegenſtandes gerechtfertigt; die Zeichnung der Figuren iſt markig und von überraſchender anatomiſcher Richtigkeit, die Beleuchtung wirkungsvoll, und die ins Grünliche ſchillernde Färbung der todten Leiber wahr, ohne widrig zu ſein.

Den erquicklichſten Schöpfungen der modernen nordiſchen Schule begegnen wir, neben der Landſchaft, auf dem Gebiete der Genremalerei, deren Stoffe am erſten eine ſtreng realiſtiſche Behandlungsweiſe vertragen, namentlich wenn im Gegenſtande ſelber ein launiger Humor oder ein das Gemüth unmittelbar anſprechender Reiz liegt. Dabei fällt noch der günſtige Umſtand ins Gewicht, daß in Norwegen und in Dänemark, ja ſelbſt in nächſter Nähe Kopenhagen's, auf der Inſel Amager, ſich die maleriſchen Volkstrachten der Landbewohner bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Es iſt ſchwer, durch bloße Beſchreibung einen richtigen Begriff von Werken der Malerei zu geben; doch werden die Leſer dieſer Zeilen ſich eine ziemlich anſchauliche Vorſtellung von der Art und dem Charakter der beſſeren Genrebilder der nordiſchen Schule zu machen im Stande ſein, wenn ſie ſich der auch in Deutſchland hinlänglich bekannten und geſchätzten Bauernſcenen des in Düſſeldorf ausgebildeten norwegiſchen Malers A. Tidemand erinnern. Freilich überragt Tidemand alle Kunſtgenoſſen der nordiſchen Schule durch den idealen Hauch, welcher ſeine Schöpfungen beſeelt, und welchen wir bei Jenen nur zu häufig vermiſſen. So ſahen wir z. B. ein figurenreiches Bild von P. Raadſig: „Auswanderer, die am Kopenhagener

Zollhauſe ihrer Einſchiffung harren“, lauter nichtsſagend langweilige Geſichter ohne charakteriſtiſches Gepräge, kalt, ledern, ſteif, von einer verſtimmenden Eintönigkeit. Deſto anſprechender iſt ein anderes Bild desſelben Künſtlers, „eine Waldauktion im Winter“, wo die verfrorenen Geſichter des Auktionators, des Schreibers und der ganzen, bis über die Ohren eingemufften Bauerngeſellſchaft köſtlich individualiſirt ſind.

Beſonders doch pflegen jetzt die Wortführer der nordiſchen Kunſt die Leiſtungen F. Vermehren's zu preiſen. In der That ſind die beſten ſeiner Werke, wie z. B. das reizende Bild, auf welchem ein kleines Mädchen bibliſche Geſchichten lieſt, während die Großmutter Erbſen enthülſt, außerordentlich wahr und ſeelenvoll und von einer bewunderungswürdig feinen Technik der Ausführung, die an Meiſſonnier erinnert. Trotz ſeines unermüdlichen Fleißes gelang es ihm erſt ſpät, die apathiſche Gleichgültigkeit des Publikums gegen ſeine wahrhaft ſeltene Kunſt zu beſiegen. Als ſein Ruf endlich feſt ſtand und ſeine Bilder in die Mode kamen, bildete er leider mit Vorliebe die Schwächen ſeiner Vorzüge aus, und ward kleinlich und nüchtern. Schon einzelne ſeiner älteren Darſtellungen, wie der durch Stich und Druck in zahlreichen Nachbildungen vervielfältigte „Abſchied des Reſerveſoldaten von ſeiner Familie“, ermangeln der rechten Wärme. Die Geſichter auf dieſem fein ausgeführten Bilde tragen ſämmtlich einen ſtumpfen, trübſinnigen Ausdruck, den weder ein rührender Schmerz noch ein opfermuthiger Patriotismus verklärt. Noch weniger konnten wir uns mit ſeinen ſpäteren Bildern befreunden. Portraits von hartem, trockenem, hyperrealiſtiſchem Tone; eine Straßenpartie aus einem nordſeeländiſchen Städtchen mit jener unmöglichen blaugrünen Anilinfärbung des Laubes, die gegenwärtig bei den Tapiſſeriearbeiten unſerer Damen als modiſch gilt; ein Säemann auf gepflügtem Acker, ſo kahl, nüchtern und ſchmucklos, daß die gefliſſentliche Vermeidung jedes landſchaftlichen Reizes an Koketterie grenzt; ein Bauer, der auf der Thürſchwelle eine Harke ſchnitzt, während ſein Söhnchen ihm gleichgültig zuſieht — lauter unerfreulich langweilige Bilder, mit virtuoſenhafter Technik in der einmal angenommenen Manier gemalt.

Wir übergehen die mißlungenen Arbeiten der unbedeutenderen Mitglieder der nordiſchen Schule, und wenden uns den anmuthigen Genrebildern ihrer hervorragendſten Vertreter J. J. Exner und Chr. Dalsgaard zu. Erſterem möchten wir um deswillen den Vorzug geben, weil er mit überraſchender Wahrheit der Zeichnung und Farbe eine überall durchleuchtende Gemüthswärme der Auffaſſung verbindet. Er iſt unſchuldig, heiter, voll liebenswürdiger Laune, und mit dem edelſten Schönheitsſinne begabt. Die meiſten ſeiner Scenen ſind dem bäuerlichen Familienleben auf Amager entnommen. Beſonders feſſelnd iſt ein Bild in der Gemäldegalerie auf dem Chriſtiansborger Schloſſe: „Großmutter bringt ihrer kleinen Enkelin, die vom Krankenlager erſtanden iſt, den erſten Gruß“. Das vorgebeugte Geſicht der Alten ſtrahlt von intenſiver Liebe und Freundlichkeit, und das Kind mit den leidensblaſſen, aber lebhaften Zügen greift dankbar lächelnd mit den abgemagerten Händchen nach der großen Bonbondüte und dem hübſchen Blumenſtrauße, welche Großmutter ihr entgegen hält. Als nicht minder reizvolles Seitenſtück hängt an derſelben Wand ein „Sonntagsbeſuch beim Großvater". Das kleine, feſtlich aufgeputzte Enkelkind trippelt vorſichtig, aber mit augenſcheinlicher Freude zu dem Alten hin, der, ſich aus dem Lehnſtuhl erhebend, ſeine Hände ſchmunzelnd nach dem Lieblinge ausſtreckt. Ebenſo lebendig iſt ein größeres Bild, „die bedenkliche Wahl". Ein Bauerburſche ſpielt „Schwarzer Peter" mit einem Paar draller Bauerdirnen. Sein ſpitzbübiſches Grinſen verräth deutlich genug, daß der böſe Piquebube eine der beiden verdeckten Karten iſt, zwiſchen denen ſeine verlegen erröthende Nachbarin zu wählen hat, während ihre muthwillige Geſpielin ſchon den verhängnisvollen Korkſtöpſel am Lichte ſchwärzt, um je nach dem Ausfall des Spieles ihr oder dem jungen Burſchen einen Bartſtrich ins Geſicht zu tupfen. Allerliebſt iſt auch ein kleines Genrebild „Von Dragör", auf welchem ein Bauernkind die Hauskatze und den Haushahn füttert. In Aarhuus ſah ich letzten Sommer auf der Gemäldeausſtellung des dortigen Kunſtvereins eine „Bauernſtube auf Amager" von Exner, nur von einem hervorſchlüpfenden Mäuschen belebt; aber die blauen Porzellanteller auf dem Geſimſe, der alte Hut auf dem Tiſche, der ſchräg durch die kleinen Fenſterſcheiben hereinfallende Sonnenſchein, das Alles war mit unvergleichlicher Naturtreue gemalt und erfüllte das leere Gemach mit einer Atmoſphäre anheimelnder Häuslichkeit.

Den polaren Gegenſatz zu Exner's heiterer, naiv kindlicher Natur bildet Dalsgaard. Er iſt finſter, ſchwermüthig, ernſthaft, ſtreng religiös, ja bigott in ſeiner Geiſtesrichtung, aber ein tiefer und trefflicher Pſycholog. Zeichnung und Farbe laſſen Viel zu wünſchen, aber er verſteht es, das

Verſchloſſene, ſchroff Charakteriſtiſche des religiöſen Fanatikers oder des einſam Verlaſſenen, die Trauer der Eltern um ein verlorenes Kind und ähnliche Nachtſeiten des Lebens mit einer tragiſchen Stärke des Ausdrucks wiederzugeben. Ein Meiſterwerk erſten Ranges iſt die „Pfändungsſcene bei einem armen Böttcher auf dem Lande.“ Die mitleidslos harten Phyſiognomien des Kirchſpielvogtes und der beiden Taxatoren, das verbiſſen ingrimmige Geſicht des ausgepfändeten Mannes, die kummervollen Züge der blaſſen Frau und der weinenden Kinder bohren ſich dem Beſchauer tief ins Herz und laſſen ihn nie wieder den Anblick vergeſſen. Auch die Bauerndirne, welche den Namen ihres Liebſten auf die bethaute Fenſterſcheibe kritzelt, und das knieende Mädchen, welches ein beſchneites Grab mit Blumen und Lichtern ſchmückt, ſprechen unmittelbar zum Gemüthe.

Es iſt ein hoch anzuſchlagendes Verdienſt der nordiſchen Schule, daß ſie das Intereſſe und den Blick für die Poeſie des Alltagslebens in den Künſtlern wirkſam geweckt und geſchärft hat. Die Zahl trefflicher Genrebilder aus dem Kreiſe des Bauern-, Schiffer- und Fiſcherlebens war in Folge deſſen auf den letzten Gemälde-Ausſtellungen überraſchend groß und die Wahl der Stoffe ungemein glücklich, wie ein paar fernere Beiſpiele beſtätigen mögen. C. Thörreſtrup gab den „Beſuch einer Tochter im Heimatsdorfe, nachdem ſie ihre bäueriſche Tracht abgelegt.“ Die Mutter erhebt ſich vom Mittagstiſche, um verwundert ihr Kind zu begrüßen, das in dem ſtädtiſch modernen Putz eines Kopenhagener Dienſtmädchens zur Stube herein rauſcht. Der Vater bleibt ſitzen und guckt, aus ſeiner Schüſſel Setzmilch verdrießlich weiter eſſend, mit einem vorwurfsvollen Seitenblick zu dem Ankömmling hinüber. — Auguſt Plum malt uns einen Keſſelflicker, den der Dorfbarbier mit einem unnachahmlich wichtigen und hochmüthigen Geſichte raſirt, und auf einem anderen Bilde einen heimkehrenden Lootſen, der mit ſeinem Töchterchen koſ't, während ſeine Frau ihm den Thee bereitet. — Ein Schmelz ſüßeſter Wehmuth liegt in den Zügen der Fiſcherfrau, die bei ſtürmiſchem Wetter die Rückkunft ihres Mannes erwartet, von A. Dorph. — Ebenſo poeſievoll iſt „der Erſtgeborene“, ein Genrebild von G. Salomon, — lauter hübſche, nordiſch blauäugige und blondlockige Geſtalten, die mit ausdrucksvoll fröhlichen Geſichtern die Wiege umſtehen. In der vorjährigen Gemälde-Ausſtellung auf Charlottenborg, welche der Verein „Fremtiden“ veranſtaltet hatte und in welcher ältere und neuere Arbeiten däniſcher Künſtler in ziemlich auswahlloſem Gemiſch vereinigt waren, ergötzte mich namentlich ein älteres Genrebild von N. Simonſen: „der Geizige in ſeiner Wohnung“. Bei dem Schein eines Talglichtes, das in einem Flaſchenhalſe ſteckt, beſieht der alte Geizhals im ſchäbigſten Anzuge, mit zerriſſenen Hoſen und Strümpfen, ſeine Werthpapiere, die auf einem wackligen Tiſche liegen, deſſen eines, unten abgebrochenes Bein durch eine Kaffeemühle geſtützt iſt. Alles trägt den Ausdruck wurmſtichigen Verfalls: die Stühle, ſind zerbrochen, der Zeiger auf dem Zifferblatte der Wanduhr iſt durch einen Gänſefederkiel erſetzt. Von ergreifender Wirkung war ein anderes Bild desſelben Künſtlers: „Benachrichtigung von der bevorſtehenden Strandung eines Schiffes an der weſtjütiſchen Küſte.“ Gewitterdunkle Abendbeleuchtung, in welcher das dem Strande zutreibende Schiff in dämmrigen Umriſſen erſcheint; aus der geöffneten Hüttenthür eilt ein Lootſe mit Weib und Tochter heraus, die mit ſorgenvoll bedenklichen, mitleidserfüllten Mienen, der Handbewegung des wachthaltenden Kameraden folgend, aufs ſturmerregte Meer ſpähen. Ebenſo trefflich gemalt und von echt poetiſcher Inſpiration ſind die Strandbilder von Chr. Blache: „ein Fiſcher geht bei Kalövig mit ſeinen Netzen ins Meer“ und „das Rettungsboot fährt zum Strandungsplatze an der Weſtküſte von Jütland hinaus.“ Viel Humor liegt in dem kleinen Genrebilde des als Illuſtrator beliebten Pietro Krohn: „eine alte Frau, die mit ihrem Staar plaudert.“ Das Geſicht der Alten trägt einen ſo vergnügten, ſcherzhaft koſenden Ausdruck, daß die Zufriedenheit mit dem Sprechtalente des Vogels ſich deutlich darin ausprägt. An die Hogarth'ſche Weiſe erinnert ein anderes Genrebild des jungen Malers, das auf der vorletzten Ausſtellung beſonderes Aufſehen erregte: — an einer Straßenecke in Aeröskjöbing verzehrt der Ausrufer des Städtchens auf der Trommel ſein Frühſtück. Die echt kleinſtädtiſche Phyſiognomie des Mannes, die neben ihm ſchwatzende Frau mit dem altmodiſchen, rieſenhaften Strohhute, das bettelhaft lauernde Hündchen zu ſeinen Füßen, dies ganze ſpaßhafte Stück Provinzleben machte einen muthwillig kecken, unwiderſtehlich komiſchen Eindruck. Hell mußte ich auflachen, als ich in einer Kopenhagener Zeitung die entrüſtungsvolle Zuſchrift eines biederen Aeröskjöbingers las, in welcher derſelbe den Ausrufer der Stadt feierlich gegen die ſchnöde Unterſtellung in Schutz nahm, als wandere der Gute in ſo ſchäbigem Aufzuge einher und pflege ſein Butterbrot auf öffentlicher Straße zu verzehren.

Auch im Portraitfache leiſten die Maler der nordiſchen Schule recht Tüchtiges. Sie zeigen viel Sinn für eine charakteriſtiſche Auffaſſung der Züge, ſie wiſſen durch geſchickte Drapirung ihren Portraitbildern häufig den Reiz einer bewegten Handlung zu verleihen, und ihre feine Technik in Behandlung der Zeugſtoffe iſt meiſtens bewunderswerth. An Glanz und Pracht der Farben leuchtet beſonders J. Wilhelm Gertner hervor; doch intereſſirten uns mehr noch die Leiſtungen des auch als Thiermaler geſchätzten Otto Bache, der ſich offenbar nach franzöſiſchen Muſtern gebildet hat und an Feinheit der Technik all' ſeine Genoſſen überragt. Einzelne gute Portraits ſahen wir ferner von A. Dorph, H. Olrik, D. Monies, J. Bleſs und J. Roed, obwohl andere Bilder der letztgenannten Maler doch einem allzu kraſſen Realismus huldigten und in ihrer verklärungsloſen Wiedergabe der harten, trockenen, unſchönen Originalzüge einen nicht eben erquicklichen Beitrag zu einer Aeſthetik des Häßlichen abgeben konnten. —

Wir haben uns bis zuletzt die Beſprechung der Werke eines Künſtlers aufgeſpart, deſſen Name in Deutſchland bis jetzt völlig unbekannt geblieben iſt, obſchon er in ſeiner däniſchen Heimat ſich eines von Jahr zu Jahr ſteigenden Rufes erfreut, und unzweifelhaft ſchon heute einen hervorragenden Platz unter den beſten Malern der Gegenwart einnimmt. Carl Bloch — ſo heißt der noch in rüſtigſter Manneskraft ſtehende Meiſter — hat, bei aller überraſchenden Naturwahrheit ſeiner Bilder, Nichts mit der „nordiſchen Schule" gemein. Er brach im Gegentheile ſchon früh mit allen Traditionen der von Hoyen geleiteten Schule, und wurde deshalb von Dieſem mit einer gewiſſen Malice bekämpft. Obſchon er in der Technik ſeine Vorbilder theils bei Rembrandt, theils bei der neufranzöſiſchen Malerſchule geſucht zu haben ſcheint, iſt es doch nicht ganz leicht zu ſagen, an welchen Muſtern er ſich vorwiegend gebildet hat. Der leuchtende Glanz der Farben, welcher ein Bloch'ſches Bild in dem bunten Wirrwarr einer Gemälde-Ausſtellung auf den erſten Blick erkennen läßt, möchte an Piloty erinnern; die wunderbare Harmonie der Kompoſition hat mich nicht ſelten an Rafael, die liebevoll ſorgliche Behandlung des ſcheinbar untergeordnetſten Details aber an Teniers oder Jan Steen gemahnt. In der Wahl ſeiner Stoffe bekundet Bloch eine ſo erſtaunliche Vielſeitigkeit, daß es mir Anfangs ſchwer wurde, zu einer ſicheren Entſcheidung darüber zu gelangen, auf welchem Felde ſeine größte Bedeutung liegt. Er begann ſeine künſtleriſche Laufbahn mit einer Reihe von Genrebildern, welche theils dem römiſchen, theils dem däniſchen Volksleben entnommen ſind. Die meiſten derſelben tragen einen humoriſtiſchen Charakter, und viele davon ſind in photographiſchen und lithographirten Nachbildungen ungemein populär geworden. In der That läßt ſich nicht leugnen, daß namentlich die ältern dieſer heiteren Scenen noch am erſten des bunten Farbenreizes entbehren können; nicht als wäre das Kolorit Nebenſache oder gar mangelhaft, — nein, aber der Hauptvorzug liegt doch hier in dem Entwurf und der Gruppirung.

Von den italiäniſchen Genrebildern haben mich beſonders zwei entzückt: ein alter neapolitaniſcher Fiſcher, der in ſeiner Arbeit des Netzausflickens inne hält, um zum geöffneten Fenſter hinaus mit einem auf der Straße Vorübergehenden zu reden, — und ein Mönch, welcher Hühner rupft. Auf dem erſten Bilde, das kaum 25 Zoll hoch und etwa 18 Zoll breit iſt, liegt der bläuliche Hauch der italiäniſchen Landſchaft mit unbeſchreiblich duftiger Friſche, und das vorübergebeugte Profil des Fiſchers iſt von ſo bewegtem Leben, daß man ſchier ſeine Worte zu hören vermeint. Ebenſo lebendig ſteht das ſinnlich lüſterne, mit vorſchmeckenden Lippen ſchon im Genuſſe des Hühnerbratens ſchwelgende Schafsgeſicht des Mönches mir heut noch vor Augen; ich ſehe die umher ſtiebenden Federchen, welche am groben Tuch der Kutte und an der Kalotte haften, während im Hintergrund zwei andere Patres eifrig mit den Vorbereitungen zur leckeren Mahlzeit beſchäftigt ſind.

Unter den Darſtellungen aus dem däniſchen Volksleben ſind „die kleinen Kartoffeleſſer" beſonders wirkungsvoll. Einen elegiſchen Reiz übt das „Dienſtmädchen in der Küche", welches mit müden Augen am Heerdfeuer die Heimkehr der Herrſchaft von einer Abendgeſellſchaft erwartet, — eine beredte Illuſtration des ſchönen Gedichtes von Moritz Hartmann: „Dienſtbotenſchlaf iſt heilig, dreimal heilig!" Von ſprudelndem Humor ſind zwei andere Genrebilder: der verkommene „Flötenſpieler", welcher, den Hut ziehend, für die ihm herabgeworfene, in Papier gewickelte Gabe mit dem poſſierlichſten Anſtande des Gentleman dankt, und „der geſtörte Mittagsſchlaf". Auf dem letztgenannten Bilde ruht ein alter Fiſcher im Alkoven ſeiner ärmlichen Wohnſtube. Während er ſchlief, haben die lebendigen Inſaſſen eines Fiſchkorbes — Krebsthiere, Schellfiſche, Hornfiſche — das Netz deſſelben geſprengt und ſind herausgekrochen. Ein großer Hummer hat mit ſeiner Scheere das Bein einer Ente gepackt, die mit lautem Schmerzgekreiſch ſich dem Quäler zu entwinden ſucht, und ihn über die Diele hinter ſich her ſchleift, während zwei andere Enten mit angſtvollem Flügelſchlage entfliehen. Das verſchlafen ärgerliche Geſicht des Alten, welcher, ſich im Bette aufrichtend, plötzlich all das Unheil gewahrt, iſt von überwältigender Komik. Ein älteres Seitenſtück zu dieſem Bilde — „Papa ſoll ſchlafen!“ — macht einen nicht minder beluſtigenden Eindruck. Der beliebte Volksdichter Chriſtian Richardt hat folgenden Kommentar zu der echt kindlich-naiven Handlung geſchrieben:

„Merk auf, mein Bübchen, und höre fein,
Stell jetzt ein Weilchen dein Lärmen ein!
Papa muß noch heut im Korb auf dem Rücken
Die Fiſche, die er gefangen hat,
Hintragen zur Stadt;
Doch erſt will er ein Stündchen im Lehnſtuhl nicken.
Drum ſetze dich hier
Ganz ſtill zu mir —
Sonſt muß ich dich ſtrafen!
Papa ſoll ſchlafen!“

Der Kleine blinzt mit den Aeugelein,
Und verſpricht, ſo ſtumm wie ein Fiſch zu ſein.
Doch wie er ſich nun in die Ecke drückt
Und verſtohlen hinauf zur Mutter blickt,
Indeß des Spinnrads ſchnurrend Bewegen
Und der Dorſch im Korbe ihm gegenüber
Abwechſelnd ſeine Verwundrung erregen,
Watſchelt die Ente zum Dorſch hinüber.
Da ſchwirrt es dem Knaben im Kopfe herum:

Die Schnatterliſe, vorwitzig und dumm,
Könnte am Ende den Vater wecken.
Drum hebt er die Aermchen, und ſchlägt mit dem Stecken
Mörderlich los auf die Ente, und brüllt
Aus Leibeskräften, von Eifer erfüllt:
„„He, kuſch dich! wart, ich muß dich ſtrafen!
Hörſt du denn nicht: Papa ſoll ſchlafen!““

„Scht, Junge! Vergißt du . . . ? — „„Mama, ach nein;
Ich befehle der Ente nur, ruhig zu ſein!““

Bei den Kunſtwerken der „nordiſchen Schule“ ſtört uns häufig der Umſtand, daß die große Raumausdehnung der Bilder in keinem rechten Verhältniſſe zu der geiſtig untergeordneten Bedeutung des dargeſtellten Stoffes ſteht. Ein artiges Genrebild, das uns gefallen würde, wenn es eine beſcheidene Leinwandfläche von drei bis vier Quadratfuß bedeckte, verliert nothwendig an Wirkung, wenn es ſich zu den anſpruchsvollen Dimenſionen eines hiſtoriſchen Gemäldes aufbläht. Die alten Niederländer wußten recht wohl, weshalb ſie ihre Bauernſchänken und Wachtſtuben nicht mit lebensgroßen Figuren anfüllten, und Carl Bloch beweiſt auch darin einen feinen Kunſtverſtand, daß er bei ſeinen humoriſtiſchen Genrebildern ſtets das richtige Verhältnis zwiſchen Stoff und Raum inne hält.

Aber ſo hoch wir auch ſeine Leiſtungen auf dieſem Gebiet anſchlagen, ſie allein würden uns nicht veranlaſſen, ihm vor ſo manchen ausgezeichneten Malern ſeiner Heimat ein ganz beſonderes Verdienſt zuzuerkennen, das den Werken Bloch's erſt die eigentliche Bedeutung verleiht. An trefflichen Genrebildern iſt auch in Deutſchland und Frankreich die moderne Kunſt nicht arm; deſto ärmer iſt ſie an wahrhaft guten hiſtoriſchen Bildern, mögen die Sujets derſelben nun der bibliſchen oder der Profan-Geſchichte entnommen ſein. Und auf dieſem Felde eben bewährt Carl Bloch vor Allem ſeine Meiſterſchaft. Der Hauptvorzug ſeiner hiſtoriſchen Bilder beſteht zunächſt in der großartigen Einfachheit der Kompoſition, deren Gegenſtand ohne jegliche allegoriſche Künſtelei dem Beſchauer ſofort verſtändlich iſt und unmittelbar ſein Gemüth ergreift. Die echt menſchliche Handlung ſpricht und wirkt durch ſich ſelbſt, und die vielfachen ſymboliſchen Bezüge, welche bei längerer Betrachtung die Schönheit des einzelnen Bildes erhöhen, machen niemals den Eindruck einer mühſam ausgeklügelten Zuthat des Verſtandes, ſondern ſind überall ſtimmungsvoll und untrennbar mit der Situation verwebt. Bloch's „Auferweckung der Tochter des Jairus“ iſt nicht allein die koſtbarſte Perle in der Galerie däniſcher Maler auf dem Schloſſe Chriſtiansberg, ſondern nach unſerem Dafürhalten überhaupt eines der vorzüglichſten religiöſen Bilder, welche in neuerer Zeit gemalt worden ſind. Das von ſanfteſtem Abendlicht übergoſſene, wunderbar ſüße und liebliche Geſicht des auf dem Bette ruhenden Mädchens erinnert unwillkürlich an die Verſe Byron's:

Wer je am Bett von Todten ſtand,
Bevor der erſte Tag entſchwand,
Der erſte Tag vom Nichtmehrſein,
Der letzte von Gefahr und Pein,
(Eh' der Verweſung grauſe Lüge
Noch ausgelöſcht der Schönheit Züge),
Und die verklärte Ruhe da,
Die milde Engelsmiene ſah,
Den ſtarren und doch ſanften Zug,
Den noch die ſtille Wange trug, —

Ach! wäre nicht das Auge zu,
Das nicht mehr glänzt und koſ't und weint;
Und wär' die Stirn nicht bleich, verſteint,
Die mit der Starrheit kalter Ruh'
Die Seele des Beſchauers ſchreckt,
Als würde auch an ihm vollſtreckt
Das Loos, vor dem's ihm angſtvoll graut; —
Ja, wer nur Dies, nur Dies nicht ſchaut,
Noch zweifeln möcht' er kurze Friſt,
Ob der Tyrann hier Sieger iſt;
So lieblich iſt, ſo ruhig mild
Das erſte, — ach, das letzte Bild,
Das unſerm Blick der Tod enthüllt!
. . . .
Die Lieblichkeit im Tod iſt ſo,
Die ganz nicht mit dem Athem floh;
Doch Schönheit, deren zarter Schein
Geſpenſtiſch weiſt ins Grab hinein,
Ein Lichtglanz, der verlöſchend bebt,
Ein Glorienſchein, der um die Trümmer webt,
Ein Scheideſtrahl des Geiſtes, der entſchwebt,
Der Gluth ein Funken, die vom Himmel ſtammt,
Und der noch glimmt, doch nicht mehr wärmend flammt!

In der That, alles Dies liegt in den bleichen Zügen des entſchlummerten Mädchens: die verklärte Ruhe des Todes, und doch zugleich ein letzter Flimmerſchein des Lebens, der uns den Glauben erweckt, daß der liebreiche Odem des Herrn den Funken noch wieder zur Flamme entfachen kann. Oder iſt es nur der zitternde Schein des Abendroths, der ſein wechſelndes Licht über die ſtarren Wangen gießt? Gäbe es keinen Troſt für die weinende Mutter, die das Leichentuch vom Geſichte der Todten zurückgeſchlagen hat und Nichts mehr zu hoffen ſcheint? Aber nein, — rechts im Hintergrunde öffnet ſich ſchon die Thür, und herein tritt mit dem glaubensſtarken Vater des Kindes der Tröſter der Betrübten, der göttliche Helfer, um die Worte zu ſprechen: „Das Mägdlein iſt nicht todt, ſondern es ſchläft. Talitha kumi! Mägdlein, ich ſage dir, ſtehe auf!“

Die überwältigende Schönheit dieſes Bildes veranlaßte einen reichen Kunſtfreund, Herrn J. C. Jacobſen in Kopenhagen, den Maler mit der Ausführung von 24 Darſtellungen aus der Geſchichte Chriſti zu beauftragen, welche das ſogenannte Betzimmer Chriſtian's IV. in der ſeit dem Brande von 1859 neu reſtaurirten Schloßkirche von Frederiksborg ſchmücken ſollten. Bloch hat bereits mehr als die Hälfte dieſer Gemälde vollendet, und der Reſt wird vorausſichtlich in drei bis vier Jahren fertig ſein. Die Raum- und Lichtverhältniſſe des engen Lokals, welches dieſe Arbeiten aufnehmen ſollte, waren dem Künſtler ſo ungünſtig wie möglich, und er mag ſich oft in der peinlichſten Verlegenheit befunden haben, mit welcherlei Scenen und Figuren ein großer Theil dieſer winzigen Bildflächen, deren Höhe faſt das Doppelte ihrer Breite betrug, zweckmäßig auszufüllen ſei. Aber ſchon die geniale Weiſe, in welcher Bloch über das ihm vorgeſchriebene ſchmale und beſchränkte Format in immer neuen Variationen diſponirt hat, erringt unſere Bewunderung. Das eine Mal — „Beſuch der Maria bei Eliſabeth“ — erſcheint Erſtere an der Schwelle eines Hauſes, von deſſen oberſter, mit einer blühenden weißen Lilie geſchmückter Treppenſtufe die Freundin ihr mit ausgebreiteten Armen entgegen eilt. — Auf einem anderen Bilde ſitzt der zwölfjährige Jeſus in einer erhöhten Vorhalle des Tempels und ſetzt die Lehrer durch ſeine klugen Fragen und

Reden in Erſtaunen, während unten links auf den Stufen ein kleiner Taubenverkäufer hockt. Von rechts erſcheinen die Eltern, — Maria verwundert und vorwurfsvoll die Hände ausſtreckend, Joſeph ſie bedächtig einen Augenblick zurückhaltend. Das Geſicht Jeſu iſt von mädchenhafter Lieblichkeit, mit verſtändigem, aber Nichts weniger als altklugem Ausdruck. Die Schriftgelehrten hören ihm aufmerkſam und theils mit ermuthigenden, theils mit ärgerlich ſtutzenden Gebärden zu. — Die Verſuchungsſcene zeigt uns den Heiland mit dem ſiegesreinen Ausdruck des Ueberwinders auf dem Gipfel eines Berges, während der Teufel, zu ſeinen Füßen ſich krümmend und von ſchwarzem Gewölke umhüllt, in den Abgrund ſinkt. — Bei der Taufe im Jordan kniet Chriſtus, die Hände über der Bruſt gefaltet, das demuthsvolle, märtyrerhaft verklärte Antlitz gen Himmel gewandt, auf einem Felsſtein im Fluſſe vor Johannes, der aus einer Muſchel das Waſſer über ihn ausgießt. Die ſtrahlenförmig herabſchießende Morgenbeleuchtung geht von der hoch oben ſchwebenden, im weißen Centrum des Lichts ſtehenden und deshalb nur in ſchwächſten Kontouren angedeuteten Taube aus. — Zu den ſchönſten Bildern dieſer Reihe gehört die Anbetung der Hirten an der Wiege des Chriſtkindes; durch die offene Thür des Hintergrundes ſchimmert hell und hehr am tiefblauen Himmel der Stern von Bethlehem. — Wunderbar lieblich iſt die Verkündigung Mariä: vom Engel überraſcht, faltet die Jungfrau mit echt weiblicher Naivetät ihre Hände über dem Garnknäuel. — Außerdem ſind noch der bethlehemitiſche Kindermord, die nächtliche Raſt auf der Flucht nach Aegypten, die Hochzeit zu Cana, die Auferweckung des Lazarus und die Kreuzigung vollendet, und es wäre ſchwer zu ſagen, welcher dieſer genial erfundenen und meiſterhaft ausgeführten Kompoſitionen man vor den übrigen den Preis zuerkennen ſollte. Das figurenreichſte Bild iſt die Hochzeit zu Cana; aber auch hier ſind die einzelnen Gruppen und Geſtalten in ſo unmittelbare Beziehung zur dargeſtellten Handlung gebracht, daß ſie nirgends aus dem einheitlichen Rahmen herausfallen. Unter einer ſäulengetragenen Veranda ſitzen die Hochzeitsgäſte an der Tafel, Chriſtus links, der Bräutigam rechts von der Braut. Aufwartende Diener tragen Schüſſeln und Krüge und bringen den harrenden Armen die Ueberreſte des Mahles. Im Vordergrunde links ſteigt ein Mann aus dem Weinkeller herauf; erſtaunt hält er eine Kryſtallſchale mit rothem Wein empor, welcher aus dem Waſſerkruge des vor ihm ſtehenden jüdiſchen Dieners gefloſſen iſt. Ein anderer Diener weiſt mit leuchtenden Blicken auf Chriſtus hin, welcher dies Wunder bewirkt hat.

Die altteſtamentliche Mythe lieferte Bloch das Motiv zu einem ſeiner größten hiſtoriſchen Gemälde, dem gefangenen Simſon. Das Buch der Richter erzählt: „Aber die Philiſter griffen ihn (nachdem Delila ihn hatte auf ihrem Schooß entſchlafen und ihm die Locken ſeines Hauptes abſcheeren laſſen), und ſtachen ihm die Augen aus, und führeten ihn hinab gen Gaza, und banden ihn mit zwo ehernen Ketten, und er mußte mahlen im Gefängnis.“ Den letztgenannten Moment hat der Künſtler dargeſtellt. Die faſt nackte, athletiſche Geſtalt des gefangenen Helden, welcher ſich mit der rechten Hand und dem Obertheile der Bruſt gegen den Drehbalken der Mühle ſtemmt, während die geballte linke Fauſt eine ſtraff angeſpannte Triebkette niederhält, iſt mit wunderbarer Energie modellirt. Das Anſtrengende der Arbeit prägt ſich nicht minder deutlich in dem Anſchwellen der Beinmuskeln und in dem ſchweren Aufſtampfen der gefeſſelten Füße aus. Das Haupt iſt bei der vorübergebeugten, den Mahlſtein um die Achſe ſchiebenden Haltung des Körpers ganz naturgemäß dem Beſchauer halb abgewandt, ſo daß uns der unſchöne Anblick der geblendeten Augen, nicht aber der finſter grollende Ausdruck der trotzigen Stirn entzogen wird. Auf dem Mahlſteine ſelber hockt die ſchlechtbekleidete, boshafte Geſtalt eines Sklavenaufſehers, der mit der Spitze eines langen Rohrſtabes die Schulter des mißhandelten Helden zu kitzeln ſcheint. Zur geöffneten Thüre grinſen hämiſch, und doch ſcheu ſich duckend, die ſchadenfrohen Geſichter einiger vornehmen Philiſter herein. Die körnige graue Farbe des Sandſteins, der matte Erzglanz der Ketten, jedes noch ſo untergeordnete Detail dekorativer Ausſtattung iſt von einer ſo lebenathmenden Natürlichkeit, daß ich mehr als einen Finger verſtohlen das Bild betaſten ſah, um ſich handgreiflich zu überzeugen, daß all' dieſe ſo plaſtiſch hervorſpringenden Gegenſtände wirklich auf einer glatten Leinwandfläche gemalt ſeien. Ging es mir doch ſelbſt noch drolliger, als ich jüngſt dem Maler in ſeinem Atelier einen Beſuch machen wollte, um ſein neueſtes Werk dort in Augenſchein zu nehmen. Ich fand die Thüre verſchloſſen, und erhielt auf mein Pochen keine Antwort, obſchon ich durch das Schlüſſelloch deutlich die auf einen Stuhl gelehnte Geſtalt eines alten, grauhaarigen Mannes erblickte. „Aha," dachte ich, „ein Modell, das den Künſtler in Anſpruch nimmt — da darf ich nicht ſtören!"

Als ich andern Tages wiederkam, ſah ich beim Eintritt ins Atelier zu meinem Erſtaunen den Graukopf noch in derſelben Stellung hinter ſeinem Stuhle — es war eine Figur des kürzlich vollendeten großen hiſtoriſchen Gemäldes: „König Chriſtian II. als Gefangener auf dem Schloſſe zu Sonderburg.“ Bekanntlich war der unglückliche Fürſt hier ſiebzehn Jahre lang in einer Kerkerzelle eingemauert; er empfing ſeine kärgliche Nahrung durch ein Schiebloch in der Wand; ein alter Soldat hatte ſich mit ihm einſchließen laſſen und war ſeine einzige Geſellſchaft. Der König pflegte, um ſich Bewegung zu machen, Stunden lang finſter brütend um den großen runden Tiſch herum zu gehen. Der grauköpfige Diener blickt ihn halb mitleidig, halb vorwurfsvoll an, und auf das hingeſtellte Mahl deutend, ſcheint er zu ſagen: „Halt endlich inne mit dem nutzloſen Grübeln und Umherwandern, komm und iß!“ Die edlen, aber durch Leidenſchaft und Unglück verwilderten Züge des Königs üben einen unſäglich wehmüthigen Reiz auf den Beſchauer. Die Kunſt der Perſpektive iſt bei dieſem Bilde, wo möglich, von noch täuſchenderer Vollendung, als bei den übrigen Werken dieſes Malers. Ein anderes ſeiner hiſtoriſchen Gemälde: „die Befreiung des Prometheus“, findet ſich zu Athen im Beſitze des Königs von Griechenland. Ich habe leider nur eine kleine photographiſche Abbildung davon geſehen, welche aber doch ſchon einen bedeutenden Eindruck macht. Links ſteht, halb von Nebelwolken verhüllt, die mächtige Geſtalt des Herkules mit dem Bogen; rechts auf dem Felſen richtet ſich der angeſchmiedete Prometheus empor, deſſen Feſſeln zerſpringen, während der pfeildurchbohrte Adler verendend neben ihm liegt. All' dieſe tragiſchen Bilder haben im Grunde ein und dasſelbe Sujet: ein großer Geiſt, der von kleinlichen Schergen gequält wird, — ein ſprechendes Symbol des Kampfes, den der vielfach angefeindete Künſtler in ſeiner Heimat zu beſtehen hatte, bis es ihm gelang, ſich durch großartige Schöpfungen die allgemeinſte Anerkennung zu erzwingen.

Es iſt gewiß zu bedauern, daß ſolche Meiſterwerke erſten Ranges bisher nicht außerhalb Dänemarks bekannt geworden ſind. Die Schöpfungen Carl Bloch's haben, wie alle wahrhaft großen Gebilde der Kunſt, eine univerſelle Bedeutung, und wir hoffen die vorzüglichſten derſelben bald auch auf deutſchen Gemälde-Ausſtellungen zu ſehen, wo ihnen unzweifelhaft die gleiche wohlverdiente Auszeichnung, wie in ihrer Heimat, zu Theil werden wird. Mögen die Völker hadern und ſtreiten um ihr politiſches Recht, — den unbefangenen Genuß an den großen Werken der Kunſt ſollten uns dieſe Kämpfe nicht verkümmern, und die Künſtler ſelbſt ſollten nicht vergeſſen, daß ſie gleichfalls eine patriotiſche Pflicht erfüllen, wenn ſie nach Kräften dafür ſorgen, die Bekanntſchaft mit den von ihnen geſchaffenen Schönheitsgebilden dem Auslande zu vermitteln und dadurch den Ruhm und das geiſtige Anſehen ihres Vaterlandes auch in der Fremde zu mehren.

6.

Wie in der Malerei und Plaſtik, hört man auch auf dem Felde der belletriſtiſchen Literatur ſeit geraumer Zeit viel von einer ſogenannten „nordiſchen Schule“ reden. Das Wort „Schule“ iſt, wo es ſich um Literaturproduktionen handelt, bei uns in Deutſchland etwas in Verruf gekommen. Es pflegt erſt dann aufzutauchen, wenn ſich in den Werken einer größeren Zahl von Schriftſtellern eine auffallende Uebereinſtimmung der geiſtigen Richtung und gewöhnlich auch der äußeren Form bemerklich macht. Erſtere gewinnt dann allzu leicht einen einſeitigen, tendenziöſen Beigeſchmack, letztere artet faſt noch ſchneller in eine ſtereotype Manier aus. Man erinnere ſich beiſpielsweiſe an die Schriftſteller der jungdeutſchen Schule, die in den erſten Jahren nach der Julirevolution nicht allein von verwandten Geſichtspunkten aus ihre Anklagen gegen die politiſchen, ſittlichen und religiöſen Grundlagen der heutigen Geſellſchaft erhoben, ſondern auch, Einer wie Alle, mit größerem oder geringerem Geſchick den witzig ſentimentalen Stil der von Heinrich Heine geſchaffenen poetiſchen Proſa kopirten.

Eine ſolche geiſtige Verwandtſchaft des Inhalts und der Form, obſchon minder in die Augen fallend, zeigt ſich auch bei den meiſten Produktionen der nordiſchen Literatur der

Gegenwart. Bezüglich des Inhalts haben ſie vor Allem Das mit einander gemein, daß ſie faſt ausnahmslos nationale Stoffe behandeln. Es iſt beachtenswerth, daß Dies jedesmal der Fall war, ſo oft die poetiſche Literatur Dänemarks ſich auf dem einen oder anderen Gebiete zu einem beſonders glänzenden Blüthepunkte erhob. Schon Holberg entnahm, als er die Sitten- und Charakterkomödie Molière's nach Dänemark verpflanzte, ſeine originellen Luſtſpielsgeſtalten und die warme Lokalfarbe ſeiner Schilderungen dem Volks- und Geſellſchaftsleben ſeiner Nation; auch der Held ſeines komiſchen Epos „Peder Paars“ trug in jedem Zuge das Kolorit ſeiner nordiſchen Heimat. Was ſich unter den Werken der übrigen Dramatiker des achtzehnten Jahrhunderts (Joh. Ewald, Weſſel, Samſöe ꝛc.) bis auf den heutigen Tag in Anſehen erhalten und als entwicklungsfähiger Keim für ſpätere Richtungen erwieſen hat, beruht ausſchließlich auf nationalem Grunde. Es läßt ſich ſogar mit Fug behaupten, daß die Einwirkung deutſcher Vorbilder auf die däniſche Literatur zu Ende des vorigen und im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts derſelben eher ſchädlich als förderlich war. Selbſt ein ſo bedeutendes Talent wie Jens Baggeſen wurde durch die Nachahmung Wieland'ſcher, Voſſiſcher und Klopſtock'ſcher Töne vielfach in der Originalität ſeiner Entfaltung gehemmt. Ingemann zeigte ſich in ſeinen älteren Schöpfungen noch ſklaviſcher abhängig von deutſchen Muſtern; ſein Jugendwerk „Varner's poetiſche Wanderungen“ iſt eine abgeblaßte Wertheriade von Jean Paul'ſcher Ueberſchwänglichkeit, und mit lyriſchen Gedichten durchflochten, die bald an Hölty's und Matthiſon's Mondſchein-Elegien, bald an Tieck's und

Hardenberg's myſtiſche Naturſymbolik erinnern. Einen ſelbſtändigen Ton fand der Dichter erſt, als er in ſeinen Romanen ſich in die poeſievollen Erinnerungen der Zeit Waldemar's und Erik Menved's verſenkte; aber nie hat ſeine geſunde Natur ſich ganz von dem Traumgifte einer krankhaften Empfindſamkeit und nebelhaften Phantaſtik befreit, das er an den Brüſten Jean Paul'ſcher Aethergeſtalten und Tieck'ſcher Märchenbilder eingeſogen. Nicht ganz ſo ſtörend hat das Beiſpiel der alle Kunſtform auflöſenden romantiſchen Schule auf den Entwicklungsgang Oehlenſchläger's eingewirkt; doch laſſen ſich die zu Tage liegenden Fehler ſeiner dramatiſchen Dichtungen — die ſaloppe Nachläſſigkeit der Kompoſition, die ſtilloſe Vermengung der verſchiedenen Kunſtgattungen, die ſchönſelige Gefühlsſchwelgerei — großentheils auf dieſe fremdartigen Einflüſſe zurückführen, während der echt poetiſche Kern und Gehalt ſeiner unſterblichen Werke — eines „Hakon Jarl“, „Palnatoke“, „Stärkodder“ 2c. — dem glücklichen Griff in den lange verſchütteten Schacht der nordiſchen Sage und Geſchichte zu verdanken war.

Wir könnten dieſe Doppelſtrömung deutſch-romantiſcher und nordiſch-nationaler Einwirkungen auf die ſkandinaviſche Literatur bis in die Mitte unſeres Jahrhunderts verfolgen, und wir würden dabei der ſtets ſich wiederholenden Erſcheinung begegnen, daß Alles, was in Stoff und Behandlung originell iſt, auf nationalem Boden erwuchs, daß aber die Nachklänge deutſcher Romantik überall verſtimmend ſich eindrängten und die Ausbildung einer reinen Kunſtform verhinderten. Andererſeits freilich wäre es ungerecht, zu verſchweigen, daß ohne dieſe Anregungen aus der Fremde die däniſche und die ſchwediſche Literatur ſich vielleicht noch lange Zeit hindurch nicht aus den beengenden Feſſeln eines zopfigen, von franzöſiſchen Muſtern abhängigen Pſeudo-Klaſſicismus befreit hätten. Dies Erlöſungswerk wurde in den beiden genannten Literaturen nicht durch einen nordiſchen Leſſing vollbracht, der, auf die großen Vorbilder des griechiſchen Alterthums zurückgehend, die ewigen Geſetze der Kunſt mit überzeugender Klarheit entwickelt und feſtgeſtellt hätte. Zu einem auferſtandenen Hellenenthum, wie es in den Dichtungen Goethe's und Schiller's und in den Götter- und Heroengeſtalten Thorwaldſen's emporblühte, ſchwang ſich die nordiſche Literatur nicht auf, ſondern ſie betrat die Bahnen der Romantik, mit deren phantaſtiſchen Elementen ſie die alt-ſkandinaviſchen Geſchichts- und Sagenſtoffe erfüllte. Vor den tollen Ausſchreitungen der deutſchen Romantiker wußten ſich — abgeſehen von der eine kurze Zeit unter Atterbom blühenden Schule der „Phosphoriſten" — freilich die bedeutenderen unter den ſchwediſchen und däniſchen Dichtern mit Glück zu bewahren, ja, es läßt ſich ihnen eher eine gewiſſe rationaliſtiſche Nüchternheit in der Behandlung mittelalterlicher Stoffe verwerfen, aber faſt allen gebricht es an einer wahrhaft gründlichen Einſicht in das Weſen der Kunſt und an einem ſicheren Formgefühl. Daraus erklärt ſich u. A. der Mißgriff, daß Oehlenſchläger in ſeinem „Helge" ein Drama aus einem Romanzenkranze hervorwachſen ließ, ein Beiſpiel, das auch Tegnér verleitete, in ſeiner „Frithjofsſage" beſtändig mit den Versmaßen zu wechſeln, und die heterogenſten Formen antiker und moderner Poeſie mit einander zu verflechten. Ein ähnliches Schwanken und

Umhertaſten zeigt ſich auch bei den ſpäteren Dichtern: überall das ernſte Beſtreben, auf nationalem Boden zu ſtehen und den Schatz der vaterländiſchen Geſchichte und Sage zu heben, allein überall auch die Ohnmacht, dem gewaltigen Stoffe mit den unzulänglichen Mitteln der Romantik gerecht zu werden. Wie verblaßt ſchon der blendende Glanz der Oehlenſchläger'ſchen Tragödie „Axel und Walburg“, wenn man ſie mit der rührenden Einfalt des alten Volksliedes vergleicht, dem ſie ihre Entſtehung verdankt! Was ſoll man gar dazu ſagen, daß Henrik Hertz ein zur Darſtellung auf der modernen Bühne beſtimmtes Drama („Svend Dyring's Haus“) auf die magiſche Wirkung der in einen Apfel geritzten Liebesrunen gründet, und die Kataſtrophe durch die Geſpenſtererſcheinung eines ſeit Jahren verſtorbenen Weibes herbeiführt! Nichts iſt irrthümlicher, als der Glaube, daß die märchenhaften Vorausſetzungen der alten Heldengedichte und Volksballaden, weil ſie dort an ihrem Platze ſind, ſich auch als günſtige Motive für das heutige Drama erweiſen müßten. Was von der Bühne herab den Menſchen der Gegenwart in tiefſter Seele ergreifen ſoll, darf ſeinem Verſtande kein Räthſel ſein, und die poeſievollſte Sprache übt hier keine Macht über die Herzen aus, wenn die Motive der Handlung der Sphäre des menſchlichen Willens entrückt ſind, oder auch nur allzu ſchroff unſrer heutigen Denk- und Gefühlsweiſe widerſprechen. Wer wollte leugnen, daß der poetiſche Gehalt und die künſtleriſche Form in dem eben erwähnten Drama von Henrik Hertz ungleich höher ſtehen, als etwa in dem J. L. Heiberg'ſchen Schauſpiele „Elfenhöh“, deſſen hyperloyale Geſinnung und aufkläreriſch nüchterne Behandlung der alten Elfenſage einen recht zopfigen Beigeſchmack geben? Und doch verfehlt das letztgenannte Stück mit ſeinen melodramatiſchen Effekten nie einen mächtig ergreifenden Eindruck auf das Publikum, weil die Märchenelemente in durchaus verſtändiger Weiſe mit den Vorſtellungen des heutigen Lebens verſöhnt und in Einklang gebracht worden ſind.

Aber nicht bloß in der Vorliebe für die Wahl nationaler, der Sage, Geſchichte oder dem Volksleben ihrer Heimat entnommener Stoffe zeigt ſich ein verwandtſchaftlicher Zug bei den meiſten nordiſchen Dichtern der Gegenwart, ſondern auch in formeller Beziehung, in Stil und Behandlungsart, verfolgen ſie der Mehrzahl nach ein gemeinſames Streben. Dem deutſchen Publikum, das von den Koryphäen der heutigen däniſchen Literatur faſt nur H. C. Anderſen aus ſeinen Märchen- und Romandichtungen kennt und allenfalls noch das kleine lyriſche Drama „König René's Tochter" von Hertz geleſen hat, wird es befremdlich ſein, zu hören, daß gerade aus dieſen Werken ſich am wenigſten ein richtiges Bild von dem eigenthümlichen Charakter der jüngſten Literaturphaſe bei unſeren nordiſchen Nachbarn gewinnen läßt. Anderſen hat erſt ſpät bei ſeinen eigenen Landsleuten eine gerechtere Würdigung gefunden, nachdem die heimiſche Kritik ihm Jahrzehnte hindurch einen deutſch-romantiſchen Hang und deutſche Empfindſamkeit vorgeworfen hatte, und Henrik Hertz iſt in ſeiner hervorragendſten Specialität, dem feinen Konverſationsluſtſpiele, bis jetzt in Deutſchland ſo gut wie unbekannt, obſchon er eben hier am originellſten iſt.

Das gemeinſame Streben der meiſten nordiſchen Schriftſteller der Gegenwart, welches dem ausländiſchen Leſer ihrer

Werke ſofort in die Augen ſpringt, dokumentirt ſich — ähnlich wie bei der „nordiſchen“ Malerſchule — vor Allem in der energiſchen Richtung auf eine vorwiegend realiſtiſche Darſtellungsweiſe. Ohne Zweifel ſteht dieſer Realismus der Form, wie bei der Malerei, ſo auch in der Poeſie in genaueſtem Zuſammenhange mit der Wahl ſpecifiſch einheimiſcher Stoffe. Auch in Deutſchland haben wir es ja erlebt, daß die energiſche Vertiefung in das Geiſtes- und Gemüthsleben des Volkes, die liebevolle Beſchäftigung mit den provinziellen Eigenthümlichkeiten der unteren Stände, zumal der Bauernwelt, unſerer Literatur im letzten Vierteljahrhundert ein mehr und mehr realiſtiſches Gepräge verlieh. Und wie in Deutſchland, ſo eröffnet auch in Dänemark und Norwegen die Dorfgeſchichte oder Bauernnovelle dieſe realiſtiſche Richtung, die im Charakter unſerer Zeit zu liegen ſcheint. An deutſche Anregungen iſt dabei nicht zu denken; denn die jütländiſchen Dorf- und Haidebilder Sten Stenſen Blicher's entſtanden um mehr als ein Decennium früher, als die erſten Dorfgeſchichten Berthold Auerbach's, der ſeinerſeits wiederum jene nicht gekannt haben wird, da eine deutſche Ueberſetzung derſelben erſt gegen Mitte der vierziger Jahre erſchien. Hier und in ſeinen jütiſchen Romanzen führte Blicher mit Erfolg zum erſten Male den jütländiſchen Bauerndialekt in die Schriftſprache ein. Sein glücklichſter Nachfolger auf dieſem Felde iſt der bekannte Romanſchriftſteller M. Goldſchmidt, einer der glänzendſten Stilkünſtler der däniſchen Literatur. Er handhabt Sprache und Form mit einer bewundernswerthen Virtuoſität und würde noch größeres Lob verdienen, wenn er nicht dem Beſtreben, um jeden Preis originell zu erſcheinen, häufig die innere Wahrheit der geſchilderten Vorgänge opferte. Wie Hebbel, ſtellt er ſich mit Vorliebe raffinirte pſychologiſche Probleme und vertieft ſich gern in die Nachtſeiten der menſchlichen Natur. Je ſchlichter, treuherziger und anſpruchsloſer ſeine Darſtellungsweiſe und ſein leicht dahinfließender, aufs feinſte geglätteter Stil erſcheinen, deſto auffälliger kontraſtirt die berechnete Naivetät der Form mit der bizarren Abſonderlichkeit des Inhalts. Nur die höchſte Kunſt der Behandlung vermag uns mit der Wahl ſo ſeltſamer Stoffe zu verſöhnen, wie ſie uns faſt in ſämmtlichen Erzählungen dieſes Schriftſtellers begegnen, und doch verlieren wir nie ganz das Gefühl, daß die auftretenden Perſonen eigentlich nur lebloſe Schatten ſind, die zur Illuſtrirung irgend eines pſychologiſchen Problems oder einer philoſophiſchen Theſe heraufbeſchworen werden und ſich einſeitig in der Richtung auf dies lehrhafte Ziel bewegen. Am wahrſten iſt Goldſchmidt in ſeinen Schilderungen des jüdiſchen Lebens, deſſen Eigenthümlichkeiten und geiſtige Konflikte er mit feſten, ſicheren Konturen zu zeichnen weiß. Aber auch hier liebt er es, Charaktere und Handlung auf die Spitze zu ſtellen. In „Maßer" erörtert er die Frage, welche Wirkung der Glücksfall eines unerwarteten plötzlichen Reichwerdens auf das Gemüth und die Handlungsweiſe eines armen alten Juden ausüben müßte, der ſein ganzes früheres Leben unter dem Drucke mühevoller Arbeit und dürftiger Verhältniſſe zugebracht. Das pſychologiſche Exempel wird aufs anſprechendſte gelöſt, und wäre nicht der dialektiſche Kampf des Gewiſſens mit der zähen Luſt am Beſitze allzu ſpitzfindig bis an die letzte Grenze der Möglichkeit verfolgt, ſo würde die kleine

Erzählung ein unübertreffliches Kunſtwerk ſein. Aehnliches gilt von der „Wankelmüthigen auf Graahede“. Iſt es überhaupt denkbar, daß eine junge, unerfahrene Bauerndirne, die ihr eigenes Herz nicht kennt, ſich innerhalb einer einzigen Woche viermal mit verſchiedenen, ihr zufällig in den Weg kommenden Männern verlobt, ſo kann der ſeeliſche Proceß einer ſo abnormen Handlungsweiſe nicht kunſtvoller dargeſtellt werden, als es in dieſem Kabinettsſtücke novelliſtiſcher Schilderung geſchieht. Aber es iſt bedenklich, daß uns der Verfaſſer faſt immer in eine Geſellſchaft „wunderlicher Käuze“ führt, die als epiſodiſche Figuren eines größeren Romans unſer Intereſſe lebhaft erregen würden, wenn es ihnen nicht in der Regel an dem erforderlichen Gegengewicht geſunder, normal gebildeter Naturen fehlte. Die geſuchte Seltſamkeit des Inhalts wird durch die naive Einfachheit und realiſtiſche Natürlichkeit der Form eher erhöht, als verringert; all' dieſe Käuze, die ſich in ihrer Gefühls- und Handlungsweiſe ſo kurios geberden, reden die Sprache des Alltagslebens, und der Verfaſſer findet es kaum für nöthig, ihre Abſonderlichkeiten zu erklären. In ſeinem, abgeſehen von dieſer Abſonderlichkeit, ganz ausgezeichneten Roman „Der Rabe“ läßt er einen übrigens durchaus geſcheiten Matroſen, als wäre Das die natürlichſte Sache von der Welt, nach Südamerika reiſen, um einem Raben nachzujagen, der einen Glücksſtein im Schnabel tragen ſoll, und dabei ſpielt die, ſonſt Nichts weniger als märchenhafte Erzählung in der heutigen Zeit, unter den allermodernſten Verhältniſſen. So iſt Goldſchmidt zwar in der Form ſtets Realiſt, der durch Ton und Behandlungsart auch den außergewöhnlichſten

Dingen den Anſtrich des alltäglichen Erlebniſſes giebt; dabei unterſcheidet er ſich jedoch weſentlich von den meiſten übrigen Dichtern der nordiſchen Schule durch die Jagd nach abenteuerlichen Stoffen, die nicht ſelten ins Gebiet der Romantik hinübergreifen. Die namhafteſten unter den Lyrikern dieſer Schule, Carl Ploug und Chriſtian Richardt, zeichnen ſich durch fein geſchliffene Glätte und Korrektheit der Verſifikation aus, ohne, bei aller Anmuth und Leichtigkeit des melodiſchen Fluſſes, den Stempel der Kraft und der ernſten Männlichkeit zu entbehren. In gewiſſer Hinſicht bildet ihr künſtleriſches Verfahren einen nicht unintereſſanten Gegenſatz zu der Goldſchmidt'ſchen Technik. Während Dieſer durch die berechnete Einfachheit ſeiner Sprache das Seltſamſte als gewöhnlich erſcheinen läßt, finden jene Dichter in dem kecken Realismus ihres geſunden, aller Romantik abholden Lebensdranges nicht ſelten einen ſo glücklichen Ausdruck für das Gewöhnlichſte, tauſendmal Beſungene, wie Lenz, Liebe und Heimatsgefühl, daß es in dieſer eigenthümlichen Beleuchtung ein überraſchend neues, originelles Anſehen gewinnt. Dieſe, in ihrem Stoff nationale, in ihrer Form realiſtiſche Richtung der Poeſie hat im Laufe der letzten Decennien eine ſo allgemeine Geltung erlangt, daß ſelbſt die älteren Dichter, welche zum Theil wenigſtens früher mehr auf einem kosmopolitiſch-idealen Boden ſtanden, wie Chriſtian Winther, H. C. Anderſen und Henrik Hertz, in ihrer ſpäteren Lyrik verwandte Töne anſchlugen. Die jütländiſchen Strandbilder oder das im Volkston gehaltene Gedicht „Gurre" von Anderſen z. B. könnten als edelſte Muſter dieſer ganzen Richtung gelten, welche freilich, wie die realiſtiſche Kunſtrichtung überhaupt, ihre großen, auf der Hand liegenden Gefahren hat, und beſonders auf dem Felde der Romanſchriftſtellerei oft genug in Stil und Inhalt zur platteſten Proſa führte.

Das letzterwähnte Gedicht mag hier in einer Ueberſetzung folgen, die leider, um den Reim nachzubilden, das Girren der wilden Tauben durch ein weniger melodiſches Bienengeſumme erſetzen mußte:

Wo die Palme, ſich wiegt an des Nilſtroms Bord
In Afrikas brennenden Landen,
Da trafen zwei Vögel ſich, kommend von Nord;
Sie ſprachen von Dänemarks Stranden:
„O, denkſt du an Seeland, an Wieſen voll Klee,
Umſchwärmt von der Bienen Geſurre,
An die duftenden Buchen, den ſtillen See,
Denkſt Du an Gurre?“ —
„Jawohl, dort weilt' ich im Sommer,“ ſprach
Die Schwalbe mit ſüßem Behagen;
„Ich baute mein Neſt an des Bauern Dach,
Und ich hörte ihn ſingen und ſagen:
In Dänemark iſt's doch am ſchönſten!“

Am Gurre-See lag König Waldemar's Schloß,
Es ſah ihn mit Tovelille,
Es kannte ſein Glück und ſein Trauerloos —
Ach, des Troſtes Harfe hing ſtille!
Seine Freuden deckte des Friedhofs Flur
Bei der Bienen leiſem Geſurre;
Von Tovelille ſang Gottes Natur
Am ſchönſten in Gurre!
Nun mußt' er einſame Pfade gehn,
Doch Alles trug ihre Züge;
Kein Blümchen ſchaut' er am Wege ſtehn,
Das nicht Grüße von ihr zu ihm trüge. —
In Dänemark iſt's doch am ſchönſten!

Am Gurre-See hielt König Waldemar Jagd,
Sanft klang das Horn durch die Wälder,
Die ſtanden in grünender Sommerpracht,
Und die Sonne ſchien auf die Felder.
Da rief der König ſo froh und weich
Bei der Bienen leiſem Geſurre:
„Mag Gott behalten ſein Himmelreich,
Hab' ich nur Gurre!“ —
Hier iſt es ſo herrlich am Sommertag,
Doch hehrer in nächtlicher Stille,
Wenn beim Blinken der Sterne der Droſſel Schlag
Noch flüſtert von Tovelille! —
In Dänemark iſt's doch am ſchönſten!

7.

Wir machten vorhin die Bemerkung, daß bei der Wiedergeburt und dem allmählichen Aufſchwunge der däniſchen Literatur ſeit dem Anfange unſres Jahrhunderts kein nordiſcher Leſſing mit der Schärfe kritiſcher Einſicht den Schriftſtellern ſeines Vaterlandes Ziel und Wege wies. Damit ſoll nicht geſagt ſein, daß es an kritiſchen Köpfen gefehlt hätte, welche den Verſuch machten, das Publikum und die Schriftſteller ſelbſt über den äſthetiſchen Werth oder Unwerth der neuen Literaturrichtung aufzuklären. Der Kampf für und wider dieſelbe wurde ſogar mit ungewöhnlicher Hitze geführt, aber von beiden Seiten lange Zeit hindurch mit maßloſer Einſeitigkeit. Der gelehrte Baggeſen war mehr ein ſtreitſüchtiger Rabuliſt, der die wirklichen wie die eingebildeten Schwächen ſeiner literariſchen Gegner durch ſchnöde Witze und Wortklaubereien ins Lächerliche zog, als ein Mann, der feſte äſthetiſche Grundſätze vertreten hätte. Erſt Johann Ludwig Heiberg ſchwang ſich als Kritiker zu einem ſicheren Standpunkte empor, den er mit unerſchütterlicher Treue feſthielt. Dieſer große Mann war in Wirklichkeit der geiſtige und literariſche Erzieher ſeiner Nation im neunzehnten Jahrhundert; zwei Decennien hindurch beherrſchte er faſt unumſchränkt die däniſche Literatur. An innerem Gleichgewicht, unbeirrter Verſtandesklarheit und überlegener olympiſcher Ruhe könnte man ihn mit Goethe verwandt nennen, dem er freilich an genialer Urſprünglichkeit der Natur bei Weitem nachſtand. Die Kritik gegen Oehlenſchläger, welche Baggeſen plan- und principienlos begann, ſetzte Heiberg fort, indem er mit principieller Schärfe auf den Kern der Streitfrage einging. Er ſtellte der Oehlenſchläger'ſchen Schule, welche in Grundtvig ihren Hauptwortführer hatte und die Poeſie als „Inſpiration" auffaßte, ſeine Anſicht gegenüber, daß die Poeſie als „Kunſt" aufzufaſſen ſei, und drang vor Allem auf Korrektheit und ſtilvolle Geſchloſſenheit der Form. Ein hoch anzuſchlagendes Verdienſt erwarb er ſich als Apoſtel der Hegel'ſchen Philoſophie in Dänemark. Hegel hat, wenn man etwa Gans ausnimmt, ſelbſt in Deutſchland kaum einen intelligenteren und treueren Erklärer gefunden; Männer wie Michelet, Hotho ꝛc. ſtehen weit hinter Heiberg zurück. Dem Anſchein nach war er Dilettant in der Wiſſenſchaft; in Wirklichkeit aber verbarg ſich unter ſeiner eleganten, franzöſiſch klaren Glätte ein feiner philoſophiſcher Inſtinkt und ein eminenter, tief eindringender Scharfſinn. Als Hegelianer iſt er allerdings nicht frei von einer gewiſſen doktrinären Scholaſtik. Bevor Hegel's Aeſthetik erſchien, erbaute er ſich ein ganzes äſthetiſches Syſtem, das erheblich von demjenigen Hegel's abweicht, aber im Geiſte desſelben verfaßt iſt, und er wandte es überall an. Sein Fehler als Syſtematiker war ein zu weit getriebener Schematismus. Als Kritiker iſt er von bewundernswerther Schärfe, wie u. A. ſeine Beurtheilungen der Frithjofsſage und der zeitgenöſſiſchen däniſchen Dichter beweiſen. Erſt in ſpäterer Zeit verfiel er in ſeinen

Recenſionen einem leeren Formalismus. Die größte Bedeutung hat er als Polemiker. Seine literariſchen Streitſchriften laſſen ſich an urbaner Feinheit und ſchlagendem Witz nur mit den ſcharf zugeſpitzten Pfeilen der Voltaire'ſchen Polemik vergleichen. Auch Das hat Heiberg mit Voltaire gemein, daß er geringes Verſtändnis für die Größe der Shakſpeare'ſchen Dramatik beſitzt. Von vorwiegend romaniſcher Geiſtesbildung, lehnt er ſich in ſeiner poetiſchen Produktion häufig an altſpaniſche und neufranzöſiſche Muſter an. So verpflanzte er namentlich das franzöſiſche Vaudeville zuerſt nach Dänemark, aber er verlieh demſelben ein ſo durchaus heimatliches Kolorit, daß man die Nachahmung der Form gänzlich vergißt. Seine humoriſtiſche Dichtung „Eine Seele nach dem Tode“ iſt durch die treffliche Ueberſetzung von F. A. Leo auch in Deutſchland bekannt geworden. Im Ganzen bezeichnet ſeine literariſche und kritiſche Thätigkeit die Reaktion der Verſtandesrichtung des achtzehnten Jahrhunderts gegen die Ausſchreitungen der romantiſchen Formloſigkeit und der ſüßlichen Empfindelei, welche er ſchon in ſeinem Marionettenſpiele „Weihnachtsſpäße und Neujahrspoſſen“ bekämpfte.

In ſchroffſtem Gegenſatze zu Heiberg ſteht Sören Kierkegaard, ein durch Tiefe und Originalität der Gedanken ausgezeichneter Schriftſteller, welcher in den letzten dreißig Jahren den weitgehendſten Einfluß auf die Literatur ſeines Vaterlandes ausübte. Wiewohl er auch Romane, Novellen und Humoresken geſchrieben hat, kann man ihn doch nicht füglich den belletriſtiſchen Autoren anreihen; eher möchte er unter die Philoſophen zu zählen ſein, ſo wenig ſein kapriciöſer Stil das Gepräge einer herkömmlichen Terminologie trägt, und ſo wenig er in irgend einem ſeiner Werke ein abgeſchloſſenes philoſophiſches Syſtem aufgeſtellt hat. Seine ſämmtlichen Schriften haben einen fragmentiſchen Charakter und ſind ſo ſehr darauf berechnet, einander gegenſeitig zu ergänzen, daß der Verfaſſer es ſchließlich für nöthig hielt, in einer beſonderen Broſchüre Anleitung darüber zu ertheilen, in welcher Reihenfolge und unter welchen Geſichtspunkten dieſelben zu leſen ſeien. Kierkegaard unterwirft die Grundlagen der geſammten bisherigen Weltanſchauung einer kritiſchen Unterſuchung, und es iſt in der That kaum ein Gebiet der Wiſſenſchaft, Kunſt oder Literatur zu nennen, das er nicht in den Kreis ſeiner Betrachtung zöge. Lieſt man ſeine theologiſchen Schriften, ſo glaubt man, er ſei vorwiegend Theologe; lieſt man ſeine äſthetiſchen Abhandlungen, ſo glaubt man, die Aeſthetik ſei ſein eigentliches Fach, und nicht ſelten ſind Sprache und Ton des Verfaſſers in den einzelnen Abſchnitten eines größeren Werkes, wie in „Entweder — Oder“ und in den „Stadien auf dem Lebenswege“ ſo grundverſchieden, daß man ſchwer begreift, wie ein und derſelbe Schriftſteller ſo proteusartig die Phyſiognomie ſeines Stiles zu wechſeln vermag. Kierkegaard bedient ſich in ſeinen Unterſuchungen häufig der ſokratiſchen Methode — ſchon ſeine erſte Schrift war eine Abhandlung über den Begriff der Ironie, mit beſtändiger Hinweiſung auf Sokrates; durch fortgeſetztes Fragen und Forſchen gelangt er, von Bekanntem ausgehend, Punkt für Punkt weiter zu den ſcharfſinnigſten Reſultaten, und weiß das Für und Wider jeder Behauptung ſo geiſtvoll gegen einander abzuwägen, daß er unſer Denken aufs Tiefſte anregt, auch wo wir durchaus nicht mit ihm übereinſtimmen. Hierin liegt die Macht ſeines immer noch fortdauernden Einfluſſes auf die jüngere Literatur, die ſeinen Anregungen unberechenbar Viel verdankt. Er war kein Dichter im eigentlichen Sinne des Wortes, er hat kein abgerundetes, reif ausgetragenes Kunſtwerk hinterlaſſen, aber er war ein Säemann, der überall auf ſeinem Wege verſchwenderiſch Gedankenkeime ausſtreute, die nach ſeinem Tode aufgingen; ja, es würde nicht ſchwer ſein, dieſelben faſt in jeder namhaften Produktion nachzuweiſen, welche die däniſche und norwegiſche Literatur in den letzten zwanzig Jahren hervorbrachten.

Es iſt unmöglich, irgend einen fremden Schriftſteller zu nennen, welcher Demjenigen, der Nichts von Kierkegaard geleſen hat, eine annähernde Vorſtellung von ſeiner Schreibweiſe und Denkart geben könnte. In religiöſer Beziehung iſt er am erſten mit Pascal verwandt. Seine letzte Philippika wider die Geiſtlichkeit in der Wochenſchrift „Der Augenblick“ entſpricht ihrem Inhalte nach den Pascal'ſchen „Provinciales“ und iſt gegen den proteſtantiſchen Klerus gerichtet, wie jene Briefe gegen die Jeſuiten gerichtet ſind; der Form nach ähneln dieſe kleinen Aufſätze den Pascal'ſchen „Pensées.“ Allein Kierkegaard iſt nicht bloß ein leidenſchaftlich religiöſer und asketiſcher Polemiker, er iſt zugleich eine durchaus dichteriſche Natur, und dieſe Seite fehlt bei Pascal oder wird durch die mathematiſch wiſſenſchaftliche Begabung erſetzt.

Was beſonders bei Kierkegaard überraſcht, iſt ſeine ungeheure Produktivetät. Im Laufe von zehn Jahren ſchuf er, um uns ſeines eigenen Ausdrucks zu bedienen, „eine ganze

Literatur“, welche von der leidenſchaftlichſten pathologiſchen Poeſie bis zur ſtreng orthodoxen Predigt, von der tiefſinnigſten pſychologiſchen Analyſe bis zur einfältigſten und edelſten religiöſen Betrachtung Alles umfaßt, aber in welcher, wohlgemerkt, alles Dies nicht bunt durch einander gewürfelt erſcheint, ſondern, gerade weil es im Verlauf weniger Jahre geſchrieben iſt, aufs engſte und innigſte zuſammenhängt, wie verſchiedene Glieder eines großen architektoniſchen Ganzen, oder richtiger wie die verſchiedenen Facetten eines einzigen Kryſtalls. Denn iſt es auch Uebertreibung, wenn Kierkegaard ſich ſpäter den Anſchein gab, als hätte er von Anfang an den ganzen Plan fertig im Kopfe gehabt, ſo hat er doch Recht, zu behaupten, daß dieſe „Literatur“, wie ſie nach und nach entſtand, in ſich ein organiſches Ganze bildet.

Kierkegaard geht von dem Satze aus, daß das menſchliche Leben in drei Sphären verlaufe. Die erſte iſt die äſthetiſche, oder unmittelbare, in welcher man von Glück und Unglück, von Genuß und Luſt redet, und in welcher ein Jeder nach ſeinen Anlagen und Fähigkeiten ſein Leben in der Abſicht einrichtet, ſo glücklich wie möglich zu ſein. Die zweite Sphäre iſt die ethiſche, in welcher nur von Pflicht und That die Rede iſt, in welcher das Individuum darauf ausgeht, ſeine Freiheit geltend zu machen und ſeinen Willen zu entwickeln. Die dritte Sphäre endlich iſt die religiöſe. Da das Individuum ethiſch nicht weiter als bis zur Reue gelangen kann, welche die höchſte That iſt, d. h. da das Individuum ſeine Pflicht nicht erfüllt hat, und das höchſte ethiſche Moment die Reue wird, ſo vertraut das Individuum, um ſich wieder zu erheben, ſich einem Gottverhältniſſe an. Gottergebung, auf das Bewußtſein der Sünde baſirt, iſt die Hauptkategorie in dieſer Sphäre. Aber die religiöſe Sphäre ſpaltet ſich wieder in zwei Momente. Ueber dem allgemein-religiöſen ſteht nämlich der paradox-religiöſe Zuſtand, in welchem das Individuum die einzelne hiſtoriſche Thatſache (die Offenbarung) als Zeugnis einer übernatürlichen Wahrheit annimmt. Dies iſt das Schwerſte von Allem; denn es iſt ſchwer, ſeine Vernunft dem Glauben gefangen zu geben, nie ſeiner Rettung gewiß zu ſein, ſondern ſich ſtets in Bekümmernis aufrecht zu erhalten, während Einem zu Muthe iſt, „als hätte man ſiebenzigtauſend Faden Waſſer unter ſich, und müßte ſich, Waſſer tretend, oben erhalten.“ Mit dieſem Ausdrucke bezeichnet Kierkegaard gerne den Zuſtand des Glaubenden.

Nach ſeiner Anſicht beruht das Leben der meiſten Menſchen auf ſich durchkreuzenden äſthetiſchen und ethiſchen Kategorien, und er ſtellt ſich die Aufgabe, „doch etwas mehr Ernſt und Wahrheit in dieſe bedeutungsloſen Exiſtenzen hinein zu bringen.“

Da er zuerſt und vor Allem Pſycholog iſt (und als ſolcher wird er ſeinen Werth behalten, wenn auch all' ſeine orthodoxen Gerüſte zuſammengefallen ſind), ſo begann er ſeine Schriftſtellerei mit den feinſinnigſten pſychologiſchen Entwicklungen. Als er auftrat, war in Dänemark Alles äſthetiſch; Heiberg, der Aeſthetiker κατ' ἐξοχήν, war der abſolute geiſtige Beherrſcher des gebildeten Publikums. Deshalb eröffnete Kierkegaard, als kluger Fechter, den Kampf zunächſt von äſthetiſcher Seite. Man muß die Menſchen dort faſſen, wo ſie ſich befinden, dachte er; von dort aus muß man ſie unmerklich weiter führen. So enthält ſein erſtes Werk „Entweder — Oder“ in ſeinen zwei Theilen gleich eine Genuß-Philoſophie und eine Pflicht-Philoſophie, die erſte von dem „Verführer“ Johannes, die zweite von einem ehrbaren, braven Ehemann und Gerichtsaſſeſſor repräſentirt, und das Geniale, durchaus Originelle in dieſem Buche, deſſen erſten Theil ein wahrer Bacchuszug ſchönheitstrunkener Ideen und Bilder durchtobt, beſteht darin, daß der zweite Theil über den erſten Gericht hält, ihn wie mit einem Keulenſchlage zermalmt. Die Grundidee dieſes Werkes iſt, daß alle Genußlebensweisheit zu Verderben und Verzweiflung führt. In den „Stadien auf dem Lebenswege“, die aus drei Abtheilungen beſtehen, wird endlich der religiöſe Standpunkt durch einen einſamen Denker, Frater Taciturnus, repräſentirt, deſſen Grübeleien über ſeine Lebensverhältniſſe und deſſen Selbſtreflexionen an Tiefe Alles übertreffen, was irgend eine Literatur beſitzt.

In all' dieſen Werken (denn zwiſchen den beiden genannten liegt eine ganze Gruppe verwandter Produktionen) ſpielt der Genius Kierkegaard's ſtets die Rolle einer jungen Schönheit, die zuerſt all' ihre Reize entblößt und ſie in ein verführeriſches Licht ſtellt, um dann eine Nonnenkutte überzuwerfen, einen Todtenkopf zu ergreifen und ſich lebenslänglich in ein Kloſter zu ſperren. Ueberall wird uns gezeigt, wie „das Aeſthetiſche“ durch das Verderben, zu welchem es führt, in „das Ethiſche“, und wie das Ethiſche mittels der Reue in „das Religiöſe“ mündet, welches ſodann ſeine höchſte, d. h. ſchwerſte Form in der orthodoxen Aſkeſe erreicht.

Kierkegaard war eine unbändig ſtolze und ehrgeizige

Natur, und ſein ganzes Syſtem läßt ſich aus ſeinem maßloſen geiſtigen Ehrgeize erklären. Sein Grundgedanke war: ich will das Schwerſte vollbringen, und die Definition der Wahrheit muß ſein: ſie iſt das Schwerſte von Allem. Aber das Schwerſte von Allem iſt, zu glauben, daß Gott als ein kleines Kind in die Welt kam, und ſein ganzes Leben auf ein Paradox zu gründen — folglich „iſt das Paradox die Wahrheit.“

Ein ſcharfſinniger Kritiker (G. Brandes) hat vor einiger Zeit in „Dagbladet“ verſucht, das Bleibende und das Vergängliche in Kierkegaard's Wirken durch eine Analogie zu beſtimmen, welche er aufſtellte, und über welche man damals ein großes Gezeter erhob. Er ſagt nämlich: „Allerdings iſt Kierkegaard ein gewaltiger Genius, einer von denen, welche kaum einmal in jedem Jahrhundert geboren werden; aber Kierkegaard iſt der Tycho Brahe unſerer Philoſophie. Er iſt groß wie Dieſer, aber wie Dieſer wagt er in ſeiner blinden Ehrfurcht vor der Autorität nicht das Centrum unſres Syſtems in die Sonne zu verlegen. In der Aſtronomie iſt dieſe Sonne ein Körper, in der Philoſophie heißt ſie die Vernunft. Es ſcheint ein tragiſches Schickſal Dänemarks zu ſein, daß ſeine größten Entdecker ſich im Mittelpunkte irren. Aber ſo wenig wie die Nachwelt durch Tycho Brahe's Irrthum verhindert wurde, ſich ſein Werk zu Nutze zu machen, ſo wenig fällt Kierkegaard mit dem Poſitiven in Moral und Religion. Dies läßt ſich aus ſeiner Darſtellung ausſondern, und es werden trotzdem noch unendliche Schätze zurück bleiben.“

Kierkegaard's Lieblingskategorie, das Lieblingswort und der Lieblingsgedanke, zu welchen er ſtets zurück kehrt, iſt

„der Einzelne“, und er bezeichnet es als ſeine Aufgabe, die Menſchen zu „Einzelnen“ zu machen. Damit meinte er, er wolle dahin wirken, jedem Menſchen ſeine eigene Verantwortlichkeit klar zu machen, ihn alleine ſeiner Pflicht, ſeiner Verantwortlichkeit, ſeiner Aufgabe gegenüber zu ſtellen, ihn der geiſtigen Abhängigkeit von Anderen zu entreißen. Staat, Gemeinde ꝛc. waren für Kierkegaard nicht Etwas, mit welchem das Individuum ſich unmittelbar als Glied verknüpft fühlen ſolle; erſt wenn es „einzeln“ geworden, möge es als ganzer Menſch ſich wieder als Glied empfinden. Aber der Einzelne ſtehe ſeinem Weſen nach höher, als alle Aſſociationen. Das ſtarke Gewicht, welches Kierkegaard auf die Charakterbildung legte, iſt von großem und bedeutungsvollem Einfluſſe geweſen. Die junge Generation lernte von ihm, wie das junge England von Carlyle, was es heiße, ernſtlich zu wollen. Nichts deſto weniger iſt es eben ſo gewiß, daß Kierkegaard nur Reflexionscharaktere, nicht Thatcharaktere heran gebildet hat. Denn die ausſchweifende Hyperreflexion, die Selbſtzerfaſerung, welche das Studium Kierkegaard's veranlaßt, iſt keine gute Vorſchule des Handelns. Daher kommt es auch, daß alle Bewunderer Kierkegaard's, aus denen etwas Tüchtiges geworden iſt, ſich faſt mit Gewalt gänzlich von ihm haben befreien müſſen, um ihre urſprüngliche Natur wieder zu gewinnen und zum Handeln gelangen zu können.

Von allen däniſchen Proſaſchriftſtellern iſt Kierkegaard der größte Sprachkünſtler. Seine mit feinſtem Sprachgefühl ausgemeißelte Proſa ließe ſich vielleicht der Rückert'ſchen Verskunſt vergleichen, wenn die Poeſie Rückert's nicht häufig kalt wäre, indeß Kierkegaard's Proſa ſtets Feuer und

Flamme iſt. Sein Abgott iſt „die Leidenſchaft“ (er nennt den Glauben immer „die höchſte Leidenſchaft des Menſchen“); deshalb findet man kaum irgendwo in der Welt eine ſo leidenſchaftliche Proſa, wie die ſeine. Nichts deſto minder leidet ſie, bei all' ihren glänzenden Vorzügen, namentlich ſpäter an einer ermüdenden Manierirtheit. Am beſten iſt ſie in den äſthetiſchen Schriften; die ethiſchen und religiöſen ſind entſetzlich breit, — Sandwüſten, in denen man nur hin und wieder eine grüne Oaſe trifft. Um dem deutſchen Leſer eine annähernde Vorſtellung von dem Stil und Inhalt der Kierkegaard'ſchen Werke zu geben, laſſe ich hier einige der Aphorismen folgen, welche den erſten Band von „Entweder — Oder“ eröffnen:

Was iſt ein Dichter? Ein unglücklicher Menſch, der tiefe Qualen in ſeinem Herzen birgt, aber deſſen Lippen ſo geformt ſind, daß der Seufzer und der Schrei, welche ihnen entſtrömen, wie eine ſchöne Muſik klingen. Es geht ihm wie den Unglücklichen, die im Stiere des Phalaris langſam durch ein ſchwaches Feuer gemartert wurden; ihr Stöhnen drang nicht zu dem Ohr des Tyrannen, um ihn zu erſchrecken, ihm klang es wie eine ſüße Muſik. Und die Menſchen ſchaaren ſich um den Dichter und ſagen zu ihm: Singe bald wieder, Das heißt: Mögen neue Leiden Deine Seele keltern, und mögen Deine Lippen auch ferner ſo wie bisher gebildet ſein; denn der Schrei würde uns ängſtigen, aber die Muſik iſt lieblich. Und die Recenſenten treten hinzu und ſagen: So iſt's richtig, ſo ſoll es nach den Regeln der Aeſthetik ſein. Nun, Das verſteht ſich, ein Recenſent gleicht auch einem Dichter aufs Haar, nur hat er keine Qualen im

Herzen, keine Muſik auf den Lippen. Seht, deshalb will ich lieber ein Schweinehirt auf der Brücke von Amager ſein und von den Schweinen verſtanden werden, als ein Dichter und von den Menſchen mißverſtanden werden.

◆

Ich mag abſolut nicht. Ich mag nicht reiten, Das iſt eine zu ſtarke Bewegung; ich mag nicht gehen, Das iſt zu anſtrengend; ich mag mich nicht niederlegen, denn entweder müßte ich liegen bleiben, und Das mag ich nicht, oder ich müßte wieder aufſtehen, und Das mag ich auch nicht. Summa Summarum: ich mag abſolut nicht.

◆

Es giebt bekanntlich Inſekten, die im Augenblick der Befruchtung ſterben. So iſt es mit jeder Freude, der höchſte und ſchönſte Genußmoment des Lebens iſt vom Tode begleitet.

◆

Es giebt ein Raiſonnementsgeſchwätz, das in ſeiner Unendlichkeit in demſelben Verhältniſſe zum Reſultate ſteht, wie die unüberſehbaren ägyptiſchen Königsreihen zur hiſtoriſchen Ausbeute.

◆

Das Alter verwirklicht die Träume der Jugend. Das ſieht man an Swift; er baute in ſeiner Jugend ein Tollhaus, in ſeinem Alter ging er ſelbſt hinein.

◆

Wenn man ſieht, mit welchem hypochondriſchen Tiefſinn die alten Engländer das Zweideutige entdeckt haben, das dem Lachen zu Grunde liegt, ſo muß man ſich darüber ängſtigen. Dr. Hartley hat ſolchermaßen bemerkt: „Wenn ſich das Lachen zuerſt bei Kindern zeiget, ſo iſt es ein entſtehendes Weinen, welches durch Schmerz erregt wird, oder ein plötzlich gehemmtes und in ſehr kurzen Zwiſchenräumen wiederholtes Schmerzgefühl.“ (Vgl. Flögel's Geſchichte der komiſchen Literatur, Bd. I, S. 50.) Wie, wenn Alles in der Welt ein Mißverſtändnis, wie, wenn das Lachen eigentlich Weinen wäre!

•

Mir iſt zu Muthe, wie einer Schachfigur zu Muthe ſein muß, wenn der Gegenſpieler ſagt: Dieſe Figur kann nicht gerückt werden.

•

Ach, die Pforte des Glücks öffnet ſich nicht nach innen, ſo daß man ſie nicht aufdrücken kann, indem man wider ſie anſtürmt; ſondern ſie öffnet ſich nach außen, und man muß ſich daher unthätig beſcheiden.

•

Ich glaube, daß ich Muth habe, an Allem zu zweifeln; ich glaube, daß ich Muth habe, wider Alles zu kämpfen; aber ich habe nicht Muth, Etwas zu erkennen; nicht Muth, Etwas zu beſitzen oder mir anzueignen. Die Meiſten klagen darüber, daß die Welt ſo proſaiſch ſei, daß es im Leben nicht zugehe wie im Roman, wo die Gelegenheit immer ſo günſtig iſt; ich klage darüber, daß es im Leben nicht wie im Roman zugeht, wo man hartherzige Väter und böſe Kobolde zu bekämpfen, verzauberte Prinzeſſinnen zu befreien hat. Was ſind all' ſolche Feinde zuſammengenommen gegen die bleichen, blutloſen, zählebigen, nächtlichen Geſtalten, mit denen ich kämpfe, und denen ich ſelbſt Leben und Daſein gebe!

•

Was wird kommen? Was wird die Zukunft bringen? Ich weiß es nicht, ich ahne Nichts. Wenn eine Spinne von einem feſten Punkte ſich in ihre Konſequenzen hinab ſtürzt, ſo ſieht ſie beſtändig einen leeren Raum vor ſich, in welchem ſie nicht feſten Fuß faſſen kann, wie ſehr ſie auch zappele. So geht es mir: vor mir beſtändig ein leerer Raum; was mich vorwärts treibt, iſt eine Konſequenz, die hinter mir liegt. Dies Leben iſt nach rückwärts gewandt und ſchrecklich, nicht zu ertragen.

•

Der Zweifler iſt ein *Μεμαστιγώμενος*; wie ein Kreiſel erhält er ſich kürzere oder längere Zeit auf der Spitze im Verhältnis zu den Peitſchenſchlägen; ſtehen kann er nicht, ſo wenig wie der Kreiſel.

•

Von allem Lächerlichen ſcheint es mir das Allerlächerlichſte zu ſein, Eile zu haben, flink beim Mahle und flink beim Tagewerke zu ſein. Wenn ich daher ſehe, daß eine Fliege im entſcheidenden Augenblick ſich einem ſolchen Geſchäftsmanne auf die Naſe ſetzt, oder daß er von einem Wagen beſpritzt wird, der ihm noch eiliger vorüberjagt, oder daß die Drehbrücke aufgeht, oder ein Dachziegel herab fällt und ihn erſchlägt, ſo lache ich aus Herzensgrund. Und wer könnte wohl umhin, zu lachen? Was richten ſie aus, dieſe geſchäftigen Eilfertigen? Geht es ihnen nicht, wie es jener Frau erging, die aus Beſtürzung darüber, daß Feuer im Hauſe ausgebrochen war, die Feuerzange rettete? Was retten ſie wohl Mehr aus der großen Feuersbrunſt des Lebens?

•

Das Leben iſt mir ein bitterer Trank geworden, und doch muß ich ihn tropfenweis, langſam, zählend einnehmen.

•

Der Zauberer Virgilius ließ ſich in Stücke hacken und in einen Topf ſtecken, um acht Tage lang gekocht und durch dieſen Proceß verjüngt zu werden. Er beauftragte einen Andern, aufzupaſſen, daß kein Unbefugter in den Topf gucke. Der Aufpaſſer konnte jedoch der Verſuchung nicht widerſtehen; es war zu früh, Virgilius verſchwand als ein kleines Kind mit einem Schrei. Ich habe auch wohl zu früh in den Topf geguckt, in den Topf des Lebens und der hiſtoriſchen Entwicklung, und bringe es wohl nie weiter, als ein Kind zu werden.

•

Mögen Andere darüber klagen, daß die Zeit ſchlecht ſei; ich klage darüber, daß ſie erbärmlich iſt; denn ſie iſt ohne Leidenſchaft. Die Gedanken der Menſchen ſind dünn und gebrechlich wie Spitzen, ſie ſelbſt elend wie Spitzenklöpplerinnen. Ihre Herzensgedanken ſind zu erbärmlich, um ſündhaft zu ſein. Für einen Wurm könnte man es vielleicht Sünde nennen, ſolche Gedanken zu hegen, nicht für einen Menſchen, der nach Gottes Bilde erſchaffen iſt. Ihre Lüſte ſind lau und matt, ihre Leidenſchaften ſchläfrig; ſie thun ihre herkömmliche Pflicht, dieſe Krämerſeelen, aber erlauben ſich doch, wie die Juden, den Dukaten ein klein wenig zu beſchneiden; ſie meinen, wenn unſer Herr noch ſo ordentlich Buch führe, könne man's doch wohl riſkiren, ihn ein bischen zu betrügen. Pfui über ſie! Deshalb kehrt meine Seele immer zum Alten Teſtamente und zu Shakſpeare zurück. Dort fühlt man doch, daß es Menſchen ſind, welche reden; dort haßt man, dort liebt man, mordet ſeinen Feind, verflucht ſeine Nachkommenſchaft durch alle Geſchlechter, dort ſündigt man.

•

Meine Zeit theile ich folgendermaßen ein: die halbe Zeit verſchlafe ich, die andere Hälfte verträume ich. Wenn ich ſchlafe, träume ich niemals, Das wäre Sünde; denn zu ſchlafen, iſt die höchſte Genialität.

•

Wie leer und inhaltlos iſt das Leben! — Man begräbt einen Menſchen; man folgt ihm zu Grabe, man wirft drei Schaufeln Erde auf ſeinen Sarg; man fährt in der Kutſche hinaus, man fährt in der Kutſche nach Haus; man tröſtet ſich damit, daß ein langes Leben vor Einem liege. Wie lang ſind wohl ſiebenmal zehn Jahre? Weshalb macht man es nicht auf einmal ab, weshalb bleibt man nicht draußen, und ſteigt mit ins Grab hinunter, und loſ't darum, wem das Unglück widerfahren ſoll, der letzte Lebende zu ſein, welcher die letzten drei Schaufeln Erde auf den letzten Todten wirft?

•

Erbärmliches Schickſal! vergebens ſchminkſt du wie eine alte Metze dein runzliges Geſicht, vergebens ſchüttelſt du deine Narrenſchellen; du langweilſt mich; es iſt doch immer das Selbe, ein idem per idem. Keine Abwechſelung, immer der aufgewärmte Brei. Komm, Schlaf und Tod, du verſprichſt Nichts, du hältſt Alles.

•

Auf einem Theater geriethen die Kouliſſen in Brand. Bajazzo erſchien, um das Publikum davon zu benachrichtigen.

Man glaubte, es ſei ein ſchlechter Spaß, und applaudirte; er wiederholte ſeine Meldung, man jubelte noch mehr. So, denke ich mir, wird die Welt unter einem allgemeinen Jubel witziger Köpfe zu Grunde gehen, welche glauben, daß es ein ſchlechter Spaß ſei.

•

Was iſt überhaupt der Sinn dieſes Lebens? Theilt man die Menſchen in zwei große Klaſſen ein, ſo kann man ſagen: die eine arbeitet, um zu leben, die andere braucht Das nicht zu thun. Aber zu arbeiten, um zu leben, kann doch nicht der Sinn des Lebens ſein, da es ja ein Widerſpruch iſt, daß die beſtändige Erzeugung der Bedingungen die Antwort auf die Frage nach dem Sinn Deſſen ſein ſoll, was dadurch bedingt wird. Das Leben der Uebrigen hat im Allgemeinen auch keinen Sinn, als den, die Bedingungen zu verzehren. Will man ſagen, daß zu ſterben der Sinn des Lebens ſei, ſo ſcheint Das abermals ein Widerſpruch zu ſein.

•

Der eigentliche Genuß liegt nicht in Dem, was man genießt, ſondern in der Vorſtellung. Hätte ich einen dienſtbaren Geiſt zur Verfügung, der, wenn ich ein Glas Waſſer verlangte, mir alle koſtbarſten Weine der Welt lieblich gemiſcht in einem Pokale brächte, ſo würde ich ihm ſeinen Abſchied geben, bis er lernte, daß der Genuß nicht in Dem liegt, was ich genieße, ſondern darin, daß ich meinen Willen bekomme.

•

Alſo nicht ich bin der Herr meines Lebens, ich bin einer der Fäden, die in den Kattun des Lebens hinein geſponnen werden ſollen! Nun wohl, kann ich auch nicht ſpinnen, ſo kann ich doch den Faden zerſchneiden.

•

Mein Leben iſt wie eine ewige Nacht; wenn ich einmal ſterbe, ſo kann ich mit Achilleus ſagen: „Du biſt vollbracht, Nachtwache meines Daſeins!“

•

Mein Leben iſt gänzlich bedeutungslos. Wenn ich ſeine verſchiedenen Epochen betrachte, ſo geht es mit meinem Leben wie mit dem Worte „Schnur“ im Lexikon, das zum erſten eine Leine, zum andern eine Schwiegertochter bedeutet. Es fehlte nur noch, daß das Wort Schnur drittens ein Kameel, viertens einen Staubbeſen bedeutete.

•

Ich bin ebenfalls wie das Lüneburger Schwein. Mein Denken iſt eine Leidenſchaft. Ich verſtehe meiſterlich, Trüffeln für Andere aufzugraben, ſelbſt habe ich keine Freude davon. Ich hebe mir die Probleme auf die Naſe; aber ich weiß mit ihnen Nichts anzufangen, als ſie hinter mich über den Kopf zu werfen.

•

Vergebens widerſtrebe ich. Mein Fuß gleitet aus. Mein Leben wird doch eine Dichter-Exiſtenz. Läßt ſich etwas Unglücklicheres denken? Ich bin erkoren; das Schickſal lacht mich aus, wenn es mir plötzlich zeigt, wie Alles, was ich dagegen thue, Moment eines ſolchen Daſeins wird. Ich vermag die Hoffnung ſo lebhaft zu ſchildern, daß jede hoffende Individualität meine Schilderung als richtig anerkennen wird;

und doch iſt es ein Falſum, denn während ich ſie ſchildere, denke ich an die Erinnerung.

*

Seltſam! mit welcher zweideutigen Angſt, es zu verlieren und es zu behalten, hängt doch der Menſch an dieſem Leben! Bisweilen habe ich daran gedacht, einen entſcheidenden Schritt zu thun, gegen den all' meine vorhergehenden nur Kinderſtreiche wären — die große Entdeckungsreiſe anzutreten. Wie ein Schiff, wenn es vom Stapel läuft, mit Kanonenſchüſſen begrüßt wird, ſo wollte ich mich ſelbſt begrüßen. Und dennoch! Fehlt mir der Muth? Wenn ein Stein herabfiele und mich erſchlüge, Das wäre doch ein Ausweg.

*

Weshalb wurde ich nicht in Nyboder*) geboren, weshalb ſtarb ich nicht als ein kleines Kind? Dann hätte mein Vater mich in einen kleinen Sarg gelegt, mich ſelbſt unter den Arm genommen, mich eines Sonntagvormittags zur Gruft hinausgetragen, ſelbſt Erde darauf geworfen, halblaut ein Paar nur ihm verſtändliche Worte geſprochen. Nur dem glücklichen Alterthum konnte es einfallen, die kleinen Kinder im Elyſium weinen zu laſſen, weil ſie ſo früh geſtorben.

*

Meine Trauer iſt meine Ritterburg, die wie ein Adlerhorſt hoch oben auf dem Berggipfel zwiſchen den Wolken liegt; Niemand kann ſie erſtürmen. Aus ihr fliege ich in die Wirklichkeit hinab und ergreife meine Beute; aber ich bleibe nicht drunten, meine Beute trage ich heim, und dieſe Beute iſt ein Bild, das ich in die Tapeten meines Schloſſes hinein webe. Dort lebe ich wie ein Verſtorbener. Alles, was erlebt worden, tauche ich in das Bad des Vergeſſens zur Ewigkeit der Erinnerung hinab. Alles Endliche und Zufällige iſt vergeſſen und ausgelöſcht. Da ſitze ich wie ein alter, grauhaariger Mann gedankenvoll und erkläre die Bilder mit leiſer, faſt flüſternder Stimme, und an meiner Seite ſitzt ein Kind und lauſcht, obſchon ihm Alles erinnerlich iſt, bevor ich's erzähle.

---

*) Das Schiffer- und Matroſenviertel in Kopenhagen.

•

Die Sonne ſcheint ſo ſchön und lieblich in mein Gemach, das Fenſter ſteht offen im Nebenzimmer; auf der Straße iſt Alles ſtill, es iſt Sonntagnachmittag; ich höre deutlich eine Lerche, welche vor einem Fenſter in einem der Nachbarhöfe ihre Triller ſchlägt, draußen vor dem Fenſter, wo das ſchöne Mädchen wohnt; weit hinten in einer fernen Straße höre ich einen Mann Garnelen ausrufen; die Luft iſt ſo warm, und doch iſt die ganze Stadt wie ausgeſtorben. — Da gedenke ich meiner Jugend und meiner erſten Liebe — als ich mich noch ſehnte; jetzt ſehne ich mich nur nach meiner erſten Sehnſucht. Was iſt Jugend? Ein Traum. Was iſt Liebe? Der Inhalt des Traumes.

Wir brauchen kaum noch beſonders darauf aufmerkſam zu machen, wie vollſtändig Kierkegaard in dieſen Aphorismen und der Mehrzahl ſeiner äſthetiſchen Schriften auf dem Standpunkte der deutſchen Romantik ſteht, über welchen er auch ſpäter eigentlich niemals hinaus kam. Glaubt man nicht in der Verherrlichung des traumloſen Schlafes, in dem Haſſe gegen die proſaiſche Arbeit des Alltagslebens, in der endlos grübelnden Selbſtbetrachtung ein Echo der „Lucinde“ zu hören? Iſt nicht „das Tagebuch des Verführers“, trotz der freilich viel höheren Kunſtvollendung der Form, ein dämoniſcher Nachklang des Tieck'ſchen „William Lovell“? Man leſe z. B. folgende Schilderung:

„Wenn die Dienſtmädchen im Sommer nach dem Thiergarten hinauswandern, ſo iſt Das im Allgemeinen ein ſchlechtes Vergnügen. Sie kommen dorthin nur einmal im Jahre, und deshalb wollen ſie recht Viel davon haben. So putzen ſie ſich denn mit Hut und Shawl, und verunzieren ſich auf jegliche Weiſe. Die Luſtigkeit iſt wild, unſchön, lasciv. Nein, da halte ich's mit dem Frederiksberger Garten. Sonntagnachmittags kommen ſie dorthin, und ich auch. Hier iſt Alles manierlich und decent, ſelbſt die Luſtigkeit iſt ſtiller und edler. Ueberhaupt, der Mann, welcher keinen Sinn für Dienſtmädchen hat, verliert mehr dabei, als Dieſe verlieren. Die mannigfaltige Schaar der Dienſtmädchen iſt wirklich die ſchönſte Wehr, welche wir in Dänemark haben. Wäre ich König, — ich weiß wohl, was ich thäte, — ich hielte nicht Revue über die Linientruppen. Wäre ich einer der zweiunddreißig Stadtverordneten, ich würde gleich darauf antragen, daß ein Wohlfahrts-Ausſchuß ernannt würde, der durch Einſicht, Rath, Ermahnung, geeignete Belohnungen auf jede Art dahin ſtrebte, die Dienſtmädchen zu einer geſchmackvollen und ſorgfältigen Toilette anzuhalten. Weshalb ſoll Schönheit verſchwendet werden, weshalb ſoll ſie unbeachtet durchs Leben gehn? Möge ſie ſich wenigſtens einmal wöchentlich in der Beleuchtung zeigen, bei welcher ſie ſich gut ausnimmt! Aber vor Allem Geſchmack, Begrenzung! Ein Dienſtmädchen ſoll nicht wie eine Dame ausſehen, darin hat „der Polizeifreund“ Recht; aber die Gründe, welche das geſchätzte Blatt angiebt, ſind durchaus irrthümlich. Wenn man ſolchergeſtalt einem wünſchenswerthen Aufblühen der Dienſtmädchenklaſſe entgegenſehen dürfte, würde Das nicht wieder heilſam auf die Töchter des Hauſes bei uns wirken? Oder iſt es zu kühn, wenn ich auf dieſem Wege eine Zukunft für Dänemark erblicke, die wahrhaft unvergleichlich genannt werden kann? Wenn es mir nur vergönnt wäre, ſelbſt noch dies goldne Zeitalter zu erleben, dann könnte man mit gutem Gewiſſen den ganzen Tag darauf verwenden, auf Straßen und Gaſſen umher zu ſchlendern und ſich ſeiner Augenweide zu freuen. Wie ſchwärmen meine Gedanken ſo weit und kühn, ſo patriotiſch! aber ich bin ja auch hier draußen in Frederiksberg, wohin die Dienſtmädchen Sonntagnachmittags kommen, und ich auch. — — — Zuerſt kommen die Bauerdirnen, Hand in Hand mit ihren Liebſten, oder, nach einem anderen Muſter, alle Mädchen Hand in Hand voran, alle Burſche hinterdrein, oder, nach einem anderen Muſter, zwei Mädchen und ein Burſche. Dieſe Schaar bildet den Rahmen, ſie ſtehen oder ſitzen gern längs der Bäume im großen Viereck vor dem Pavillon. Sie ſind friſch und geſund, die Farbengegenſätze nur etwas zu ſtark, im Teint ſowohl wie in der Kleidung. Nun folgen nach innenzu die Mädchen von Jütland und Fünen. Hoch, ſchlank, etwas zu ſtark gebaut, ihr Anzug etwas unordentlich. Hier wäre für den Ausſchuß Viel zu thun. Man vermißt auch nicht einzelne Repräſentantinnen der Bornholm'ſchen Diviſion: fixe Köchinnen, denen aber nicht gut nahe zu kommen iſt, weder in der Küche, noch in Frederiksberg, ihr Weſen hat etwas ſtolz Abſtoßendes. Ihre Anweſenheit iſt ſomit durch den Gegenſatz nicht ohne Wirkung, ich vermiſſe ſie ungern hier draußen, laſſe mich aber ſelten mit ihnen ein. — Dann folgen die Kerntruppen: die Mädchen aus Nyboder. Von kleinerem Wuchs, mit vollen, ſchwellenden Gliedern, feinem Teint, munter, vergnügt, lebhaft, geſprächig, ein bischen kokett, und vor Allem mit bloßen Köpfen. Ihr Anzug mag ſich immerhin dem einer Dame nähern, nur zwei Dinge ſind zu beachten: daß ſie keinen Shawl tragen, ſondern ein Tuch, und keinen Hut, ſondern höchſtens eine kleine, zierliche Mütze, am liebſten ſollten ſie gar Nichts auf dem Kopf haben. — —

— — — Sieh, guten Tag, Marie! treffe ich Sie hier draußen? Ich habe Sie lange nicht geſehen. Sie ſind doch wohl noch bei Konferenzraths? — „Ja.“ — Es iſt gewiß eine ſehr gute Stelle? — „Freilich.“ — Aber Sie ſind ſo allein hier draußen, haben keinen Begleiter . . . keinen Liebſten. Hat er heute vielleicht nicht Zeit gehabt, oder erwarten Sie ihn noch? — Wie? Sie ſind nicht verlobt? Das iſt ja unmöglich. Das hübſcheſte Mädchen in Kopenhagen, ein Mädchen, das beim Konferenzrath dient, ein Mädchen, das ein Schmuck und Muſter für alle Dienſtboten iſt, ein Mädchen, das ſich ſo nett und . . . ſo reich zu putzen verſteht! Das iſt ja ein reizendes Schnupftuch, das Sie da in der Hand haben, vom feinſtem Kammertuch . . . was ſehe ich, mit Stickerei in den Ecken? ich wette, es hat zehn Mark gekoſtet . . . manche vornehme Dame hat kein ſo ſchönes . . . Franzöſiſche Handſchuh . . . ein ſeidener Schirm . . . Und ſolch ein Mädchen ſollte nicht verlobt ſein . . . Das iſt ja wider alle Vernunft. Irre ich mich nicht, ſo hielt Jens auch recht Viel von Ihnen, Sie wiſſen wohl, Jens, der Jens bei dem Engroshändler im zweiten Stock . . . Das traf ich richtig . . . Weshalb wurden Sie denn nicht verlobt? Jens war ja ein hübſcher Burſch, er hatte eine gute Kondition, vielleicht wäre er durch den Einfluß des Engroshändlers mit der Zeit Polizeidiener oder Heizer im Miniſterium geworden, es war keine ſo ſchlechte Partie . . . Sie haben gewiß ſelber Schuld, Sie waren zu hart gegen ihn . . . „Nein! aber ich erfuhr, daß Jens ſchon einmal mit einem Mädchen verlobt geweſen, das er gar nicht nett behandelt haben ſoll.“ — . . . Was muß ich hören! Wer hätte glauben ſollen, daß Jens ſolch ein Böſewicht ſei . . . ja, die Gardiſten . . . die Gardiſten, Denen iſt nicht zu trauen . . . Sie handelten ganz recht; ein Mädchen, wie Sie, iſt fürwahr zu gut, um ſich an den Erſten, Beſten wegzuwerfen . . . Sie werden, meiner Treu! ſchon eine beſſere Partie machen, dafür ſtehe ich Ihnen. — — — Wie lebt Fräulein Juliane? ich habe ſie ſo lange nicht geſehen. Meine hübſche Marie könnte mir gewiß mit der einen oder andern Aufklärung dienen . . . weil man ſelbſt Unglück in der Liebe gehabt hat, darf man nicht theilnahmlos gegen Andere ſein . . . Hier ſind ſo viele Leute . . . ich kann hier nicht mit Ihnen darüber reden, ich fürchte, Jemand möchte mich belauſchen . . . Hören Sie mich nur einen Augenblick an, meine hübſche Marie . . . Sehen Sie, hier iſt der Ort, in dieſem ſchattigen Laubgang, wo die Bäume ſich mit einander verzweigen, um uns vor der Welt zu verbergen, hier, wo wir keinen Menſchen ſehen, keine menſchliche Stimme mehr hören, nur noch einen leiſen Wiederhall der Töne der Muſik . . . hier darf ich von meinem Geheimnis reden . . . Nicht wahr, wenn Jens nicht ein ſchlechter Menſch geweſen wäre, ſo hätteſt Du Dich hier, Arm in Arm, mit ihm ergangen, der frohen Muſik gelauſcht, gar noch höhere Freuden genoſſen . . . warum ſo bewegt? — vergiß Du Jens . . . Willſt Du denn ungerecht gegen mich ſein? . . . um Dich zu treffen, kam ich hieher . . . um Dich zu ſehen, kam ich zu Konferenzraths . . . Das haſt Du wohl gemerkt . . . jedesmal, wenn es ſich machen ließ, kam ich an die Küchenthür . . . Du ſollſt mein werden . . . man ſoll uns von der Kanzel aufbieten . . . morgen Abend will ich Dir Alles erklären . . . die Küchentreppe hinan, die Thüre links, gerade der Küchenthür gegenüber . . . Lebwohl, meine ſchöne Marie . . . laß Keinen merken, daß Du mich hier draußen geſehen oder mit mir geſprochen haſt, Du kennſt ja mein Geheimnis. — — — Sie iſt wirklich hübſch, es ließe ſich Etwas aus ihr machen. — Wenn ich erſt feſten Fuß in ihrer Kammer gefaßt habe, werde ich ſchon ſelbſt das Aufgebot von der Kanzel beſorgen. Ich habe immer geſucht, die ſchöne griechiſche αὐταρκεία zu entwickeln, und beſonders den Prieſter überflüſſig zu machen."

Man wird es nach dieſem Probeſtück raffinirter Verführungskunſt begreiflich finden, daß ein großer Theil der Leſer Kierkegaard's ſich mehr an ſeine mit glühenden Farben ausgeführten „äſthetiſchen" Schilderungen, als an die kalten religiöſen Nutzanwendungen hielt, welche hinterdrein folgten, und welche jede ſchillernde Frucht des Genuſſes für einen widrigen Sodomsapfel erklärten, deſſen Fleiſch Aſche und Moder ſei. Selbſt die Art, wie er ſich in den Schlußzeilen der „Stadien auf dem Lebenswege" gegen den Vorwurf, ein „Verführer" zu ſein, vertheidigt, hat etwas Skurriles. Er läßt einen ſeiner Kritiker ſagen: „Einen Verführer denkt man ſich im Allgemeinen im Verhältnis zum Weibe, und ſelbſt ſo ſtellt man ihn meiſtens als von wilder, dämoniſcher Leidenſchaft beherrſcht, als verſteckt und hinterliſtig dar. Aber Das iſt nicht die gefährliche Art von Verführern, ſelbſt im Verhältnis zum Weibe. Nein, ſoll ich mir einen ſolchen denken, ſo denke ich mir einen jungen, mit viel Phantaſie und Geiſt begabten Mann. Er trachtet nach keines Weibes Gunſt, und dieſe Gleichgültigkeit iſt kein Deckmantel für die heimliche Leidenſchaft, weit gefehlt; er ſtellt keinem Mädchen nach, ſondern er iſt ein Schwärmer. Er geht nicht mit den Mädchen zum Tanze, in dieſer Hinſicht ſteht er weit zurück, ſondern er ſucht ſeinen Platz im Nebenzimmer des Tanzſaales und in der Ecke der Wohnſtube. Wenn dann die jungen Mädchen vom Tanz etwas müde ſind, oder wenn die Abenddämmerung kommt, und die Arbeit ruht, und die Gedanken umherſchweifen möchten, dann ſitzt er da, jetzt iſt es Zeit für ihn. Dann hören ſie auf ſeine Rede, und durch ſeine Phantaſie verlockt er ſie zu verführeriſchen Idealen, und ſpannt die Erwartung des ſehnſüchtigen Gemüthes und das Verlangen der Ahnung, indem er redet. Für ſich ſelbſt begehrt er Nichts. Und ſie ſuchen wieder die Luſt des Tanzes, und die Arbeit hebt wieder an, aber in der Stille ſinnen ſie doch nach über das Erhabene, von dem er geſprochen hat;

und ſie ſehnen ſich, wieder den bethörenden Trug einzuſaugen. Er ſelbſt bleibt unverändert, denn ſeine Freude iſt nur die Sehnſucht der Rede und des Gedankens nach dem Idealen. Und wenn er ſpricht, iſt es, als laſte eine tiefe Trauer auf ſeiner Seele, in ſeiner Schwermuth erſcheint er ſich wie ein blinder Greis, den die Rede wie ein Kind durchs Leben führt. So hören die jungen Mädchen ihm zu, und allmählich hat er ſie verführt, ſie ſuchen vergebens, was er geſchildert, ſuchen es vergebens bei ihm, vergebens bei ſich ſelbſt, und doch ſehnen ſie ſich nach der Rede, und altern, indem ſie ihr lauſchen. Und wenn die alte Tante vor Kurzem zu den Mädchen ſagte: „Nehmt euch doch in Acht, Kinder, hört nicht auf ihn, er iſt ein Verführer," ſo lächelten ſie und ſagten: „Der! er iſt ja der beſte Menſch, und in ſeinem Verkehr ſo ſchüchtern gegen uns, ſo zurückhaltend, als ſähe er uns gar nicht, oder als fürchte er ſich vor uns, und was er ſagt, iſt ſo ſchön, o, ſo ſchön!" Solch ein Verführer kann ein Dichter ſein. Solche Gaben hat dieſer Schriftſteller nun wohl nicht, wie er auch nicht den Weibern nachſtellt, aber er iſt doch in einer anderen Sphäre ein Verführer. Eigentlich hat er Nichts zu ſagen, iſt durchaus nicht gefährlich, und nicht deshalb warne ich euch vor ihm; denn, wie ein ſcharfſinniger philoſophiſcher Freund mir geſagt hat: „Der, welcher ihn mit echt ſpekulativem Blicke betrachtet, ſieht mit halbem Auge, daß er, ſelber vom Leben dadurch betrogen, daß er nur Beobachter blieb, kein Betrüger, ſondern der Betrug, der objektive Betrug, die reine Negation geworden iſt." Nur in einer Zeit, wo die Gemüther ſo ſtark erregt ſind, daß der Spruch „Wer nicht für mich iſt, Der iſt wider mich" doppelte Geltung hat, nur in einer

Zeit, wo die Individuen, durch die großen Kriſen und die großen Entſcheidungen, welche bevorſtehen, potenzirt, ſo leicht ſelbſt durch das Unbedeutende Schaden nehmen können, nur in einer ſolchen Zeit möchte man ſich verſucht fühlen, ein Wort der Warnung vor ihm zu verſchwenden, wenn Das überhaupt nöthig iſt. Er iſt in einer anderen Sphäre ein Verführer. In das Gewand des Spottes gehüllt und dadurch täuſchend, iſt er im innerſten Herzen ein Schwärmer. Er ſitzt auch beſtändig in der Nähe, wo ſich Menſchen verſammeln, er liebt auch den ſtilleren Augenblick, wenn das unerfahrene Ohr des Jünglings gerne die falſche Lehre einſaugt. Selber von Träumen berauſcht und in Einbildungen beſtärkt, abgeſtorben als Beobachter, will er Jedem vorgaukeln, daß der Einzelne eine unendliche Bedeutung habe, und daß darin der Werth des Lebens beſtehe. Darum hört nicht auf ihn, denn Das, was er will, ohne doch eine böſe Abſicht zu haben, die ihn gefährlich machte, iſt, euch dazu verführen, in einer Gährungsperiode in der ungetheilten Verlaſſenſchaft des Quietismus fortzuleben, in der müßigen Vorſtellung, daß Jeder für ſich ſelbſt ſorgen ſoll; er will euch verleiten, die großen Aufgaben im Stich zu laſſen, welche vereinter Kräfte bedürfen, aber auch Allen reichlichen Lohn geben. Seht, weil er Das nicht verſtanden hat, weil es ihm an Ernſt und Poſitivetät gebricht, deshalb iſt ſeine Exiſtenz nur Augenverblendung, ſeine Rede doch machtlos und ohnmächtig wie das Wort eines Geſpenſtes, und all' ſeine Darſtellung doch nur, wie der Dichter ſagt, gleich der waſſerfleckigen Farbe auf einer alten Thür, gleich Schnee in einer Sommergoſſe. Aber ihr, die ihr Lebende und Kinder der Zeit ſeid, merkt ihr nicht, daß das Daſein erbebt, hört ihr nicht die Kriegsmuſik winken, ſpürt ihr nicht das Eilen des Augenblicks, ſo daß der Weiſer der Zeit kaum einmal zu folgen vermag! Woher dies Brauſen, als weil es in der Tiefe gährt, woher dieſe ſchrecklichen Wehen, wenn die Zeit nicht ſchwanger wäre! Glaubt ihm darum nicht, hört nicht auf ihn, denn er würde wohl in ſeiner ſpöttiſchen und breitſpurigen Art, die ſokratiſch ſein ſoll, ſagen, daß man aus den Wehen nicht ohne Weiteres auf das Geburtsreſultat ſchließen kann, da ſich's mit den Wehen wie mit der Uebelkeit verhält, — ſie iſt am ſchlimmſten, wenn man einen leeren Magen hat. Es folgt auch nicht, daß Jeder, der einen geblähten Bauch hat, deshalb gebären ſoll, es könnte ja Trommelſucht ſein; item nicht, daß Jeder, der einen ſchweren Bauch hat, deshalb gebären ſoll, da es etwas ganz Anderes ſein könnte, woran Suetonius erinnern mag, wenn er von einem der römiſchen Kaiſer ſagt: „vultus erat nitentis.“ Alſo kümmert euch gar nicht um ihn, laßt euch nicht durch ihn beirren, er hat ſich nicht als Bevollmächtigter der Zeit ausweiſen können, er vermag nicht das Allergeringſte zu erſinnen, was die Zeit verlangt, nicht einen einzigen Vorſchlag zu machen, oder mit poſitivem Ernſte in einer bekümmerten Stellung vor euch hinzutreten bei dem Gedanken an die große Aufgabe des Augenblicks; aber reizt ihn nicht, denn ſonſt könnte er möglicher Weiſe gefährlich werden, laßt ihn paſſiren als Das, was er iſt, ein Spötter und ein Schwärmer in uno, ein Spießbürger in toto, ein Betrüger, die reine Negation. Thut ihr Das, ſo iſt er kein Verführer.“

Seine unermüdliche Schriftſtellerthätigkeit beſchloß Kierkegaard mit einer Reihe der heftigſten Ausfälle wider die Geiſtlichkeit und das ganze officielle Chriſtenthum. „Die Chriſtenheit,“ ſagte er, iſt „ein ungeheurer Sinnenbetrug“, eine garſtige Lüge, man kann nicht Chriſt en masse und in ſtolzer Siegesfreude ſein. Denn Chriſt ſein, heißt, um ſeines Glaubens willen gehöhnt, verſpottet, angeſpieen, gegeißelt und gekreuzigt werden, und dies Beiſpiel hat uns Chriſtus gegeben, auf daß wir ihm nachfolgen. Wenn das Chriſtenthum „geſiegt“ hat, exiſtirt es nicht mehr. Das Kennzeichen des wahren Chriſten iſt heute wie zu allen Zeiten, daß er um ſeines Glaubens willen verhöhnt und verfolgt wird. Indem man das Chriſtenthum zu einem Deckmantel des Lebensgenuſſes machte, hat man ſich gegen dieſe unangenehmen Konſequenzen geſichert. Daher Kierkegaard's blutiger Hohn wider die „freſſende, ſaufende, kinderzeugende Kleriſei“. „Mir ſcheint“, ſagt er, „wenn Gott unter den furchtbarſten Leiden Einen von den Höllenſtrafen erlöſt hat, ohne daß man jedoch ſelber ſeiner Rettung gewiß iſt, ſo iſt es das Wenigſte, was man thun kann, daß man nicht andere Menſchen in die Welt ſetzt, die vielleicht der Verdammnis anheim fallen könnten.“ Oder: „Es iſt beſſer, einen Menſchen zu morden, als dadurch, daß man einen Menſchen in die Welt ſetzt, vielleicht ſchuld an ſeiner ewigen Verdammnis zu werden.“ Kierkegaard, der ſelbſt niemals verheirathet war, ſchleuderte von dieſem paradoxen Geſichtspunkte aus die geiſtvollſten und witzigſten Angriffe wider die Ehe, zumal wider die Prieſterehe. Getreu ſeiner Lehre auch in Aeußerlichkeiten ein Martyrium ſuchend, ein Nacheiferer des Sokrates und häufig noch mehr des Diogenes, forderte er durch ein barockes Klausnerleben, durch eine nachläſſige Kleidung und andere Sonderlingsmanieren gefliſſentlich den Hohn der „guten Geſellſchaft" heraus, die es denn auch bis über ſeinen Tod hinaus an Spott und Verfolgung der gehäſſigſten Art nicht fehlen ließ. Unter den ſchrecklichſten Leiden ſtarb er 1856, und bis auf die heutige Stunde ſchmückt ſein ärmliches Grab auf dem Aſſiſtenzkirchhofe nicht einmal ein Stein, der den Namen des genialen Schriftſtellers der Nachwelt verkünde.

Kierkegaard war der letzte, ehrlichſte und geiſtig bedeutendſte Nachzügler der Romantik in unſerer Zeit. Seine Richtung ſcheute vor keiner noch ſo abſurden Konſequenz zurück, und offenbarte in ihren Konſequenzen ihr Weſen. So ſehr er Recht in der Erkenntnis hatte, die ihm ſo ſchmerzlich war, daß die Lebensanſchauung der heutigen ſogenannten „Chriſten" gar kein Chriſtenthum ſei, ſo verzweifelt war die Konſequenz, welche er aus dieſer Erkenntnis zog: daß das ganze Zeitalter der Verdammnis verfallen ſei. Naiv wahr iſt ſeine Behauptung, daß das Chriſtenthum eigentlich gar nicht in die Welt gekommen ſei, d. h. daß nur Chriſtus und die erſten Apoſtel wirklich Chriſten waren. Wir räumen Das bereitwillig ein, aber wir ſehen darin keinen Beweis für die Schlechtigkeit der Menſchheit, ſondern einen Beweis für die Undurchführbarkeit einer Lehre, welche auf der Verleugnung der Natur begründet iſt. So berechtigt uns der Spott Kierkegaard's über jene heuchleriſche, ſinnliche Geiſtlichkeit erſcheint, „welche die Heiligen eingepökelt hat und fidel von den Leichen der Märtyrer lebt", ſo unberechtigt iſt ſein Hohn über das Zuſammenleben der Geſchlechter und über die Ethik, welche die natürlichen Funktionen der Ehe anerkennt. Es zeigt ſich hier deutlich, daß die religiöſe Ethik, welche als „paradox" die rationelle Ethik vervollkommnen und eine weit höhere Stufe als dieſe einnehmen ſollte, in Wirklichkeit tief unter dieſelbe herabſinkt und dahin führt, in Betreff des Verhältniſſes der Geſchlechter krankhafte Mönchsideale über alle geſunden Ideale eines wahrhaft ſittlichen Lebens zu ſtellen.

Kierkegaard, der ſein ganzes Leben hindurch nur Eins, der Apologet des Chriſtenthums, ſein wollte, ſprach einſt die Worte aus: „Geſetzt, es erginge dem Chriſtenthum in ſeinem hohen Alter, wie es Sophokles erging, als er, vom Alter gebeugt, ohnmächtig und ſchwach genannt wurde, — geſetzt, es dichtete dann, wie Jener, ſeine ſchönſte Tragödie, ſo daß alle Zuſchauer noch einmal in tiefſter Seele gerührt würden!" Kierkegaard dachte, als er dieſe Worte ſchrieb, nicht an ſich ſelbſt, aber ſie paſſen auf ihn. Sein Leben und Wirken iſt die letzte ſchöne Tragödie des Chriſtenthums. Allein das Tragiſche iſt vor Allem, daß Keiner beſſer und kraftvoller, als er, gerade indem er mit glühender Leidenſchaft und aus voller, begeiſterter Ueberzeugung das von Grund aus paradoxe und übernatürliche Weſen des Chriſtenthums ſchilderte, bewieſen hat, daß es theoretiſch undenkbar, praktiſch unmöglich iſt, und daß nur die Halbheit, nur der Sinnenbetrug, nur die Erbärmlichkeit und Feigheit der Menſchen ſie hindert, allgemein zu dieſer Erkenntnis zu gelangen. In dieſem Sinne iſt Kierkegaard's ganze Literatur nur eine beweiſende Note zu Feuerbach's „Weſen des Chriſtenthums". Er hat ſeinen Nachfolgern die ſchneidigſten Waffen geſchmiedet, aber ſie wenden ſich wider ſein eigenes Werk.

Von den zahlreichen Nachfolgern Kierkegaard's haben freilich manche ſich in affektirtem Weltſchmerze mit dem Diogenesmantel des Meiſters drapirt und ſeine paradoxen Ausſprüche durch abſurde Konſequenzmacherei noch mehr auf die Spitze geſtellt, um ſich dadurch einen „intereſſanten" Anſtrich zu geben. So der pikante Schauſpieler und Predigtamts-Kandidat F. Höedt, welcher, nachdem er bald als Hamlet im königlichen Theater die Kopenhagnerinnen bezaubert, bald als Kanzelredner in der Provinz debütirt und mehr als einmal auch im Privatleben „dämoniſche" Rollen geſpielt hatte, nach neuen Lorbeeren trachtend, im Jahre 1857 „Die chriſtliche Aeſthetik" ſchrieb, ein Buch, welches zu ſeiner Zeit einen gewiſſen Salon-Erfolg hatte, in Wirklichkeit aber ein oberflächliches Machwerk war, das aus Kierkegaard's gelegentlichen Angriffen auf die chriſtliche Kunſt ein nagelneues äſthetiſches Syſtem ergrübeln wollte. Die Träumereien Höedt's liefen auf die Ermahnung an die Künſtler hinaus, ſich jedes Verſuchs einer „direkten Darſtellung Chriſti" zu enthalten, dagegen all' ihre Kunſt zu einer „indirekten Darſtellung Chriſti" zu machen. Leider ward dieſer größte und genialſte aller däniſchen Schauſpieler der Gegenwart in der Folge durch niedrige Koterie-Machinationen genöthigt, die Bühne, deren Stolz und Zierde er war, für immer zu verlaſſen. Seine mimiſchen Leiſtungen ſichern ihm in der däniſchen Theatergeſchichte für alle Zeit ein ruhmvolles Andenken, während ſein dilettantiſcher Verſuch auf äſthetiſchem Felde heute ſchon der verdienten Vergeſſenheit anheim gefallen iſt.

Der echte geiſtige Erbe Sören Kierkegaard's iſt Georg Brandes, trotz ſeiner Jugend (er zählt, wenn wir nicht irren, kaum 30 Jahre) einer der ſcharfſinnigſten und einſichtsvollſten Kritiker, welche ſeit den Tagen Leſſing's die Geſetze der Kunſt zu beſtimmen und zu entwickeln geſucht haben. Er knüpft in ſeinen äſthetiſchen und philoſophiſchen Unterſuchungen (wie z. B. in ſeinen Abhandlungen über den Begriff des tragiſchen Schickſals und über das Komiſche) mit Vorliebe an Kierkegaard an, deſſen oft blitzartig geniale Gedanken über Kunſt und Literatur er weiter entwickelt, und deſſen Irrthümer er berichtigt. Sein Aufſatz über H. C. Anderſen als Märchendichter, den wir am Schluſſe dieſes Buches mittheilen, giebt dem deutſchen Leſer eine gute Illuſtration der kritiſchen Methode, deren ſich Brandes zu bedienen pflegt. Es iſt bedauerlich, daß die meiſten Produktionen, welche er in ſeinen „Aeſthetiſchen Studien“ und in ſeinen „Kritiken und Portraits“ eingehend beſpricht, nicht einmal durch gute Ueberſetzungen dem deutſchen Publikum bekannt geworden ſind; dennoch möchten wir den Verſuch empfehlen, eine Auswahl dieſer glänzenden Eſſays zu verdeutſchen, denn ſie haben auch Das mit den Leſſing'ſchen Kritiken gemein, daß man ſelbſt ohne genauere Kenntnis der beſprochenen Werke mit höchſtem Intereſſe den äſthetiſchen Entwickelungen folgen wird. Was kümmern am Ende den Leſer der „Hamburgiſchen Dramaturgie“ all' die mittelmäßigen Schauſpiele, an welchen Leſſing ſeine vernichtende Kritik geübt? Das Einzige, worauf es uns ankommt, iſt ja die Methode der kritiſchen Unterſuchung und das Reſultat, welches für das Weſen der Kunſt aus derſelben gewonnen wird. Allerdings ſind die poetiſchen Schöpfungen, deren Vorzüge und Fehler G. Brandes mit feinſtem Kunſtgefühl analyſirt, durchſchnittlich von höherem Range und einer näheren Kenntnis werth; aber die Bekanntſchaft mit ihnen wird uns zum Theil durch die Analyſe ſelber vermittelt, und zuletzt iſt doch auch hier die gewonnene tiefere Einſicht in das Weſen und in die Geſetze der Kunſt für den Leſer das Wichtigſte. Brandes iſt übrigens nicht bloß mit allen hervorragenden Werken der äſthetiſchen Literatur Deutſchlands vertraut, ſondern er hat auch „die franzöſiſche Aeſthetik unſerer Tage,“ anknüpfend an eine Charakteriſtik H. Taine's, in einer trefflichen Monographie ausführlich behandelt. Wie Kierkegaard, hat er den Muth, überall unumwunden ſeine Herzensmeinung auszuſprechen, einerlei, ob er dadurch Anſtoß erregt, und er wählt für ſeine „Kritiken und Portraits“ das bezeichnende Doppel-Motto von Géruzez: „Ma pensée comprimée me tue, exprimée elle me perd.“ „Sois franc et défiant, dis ce que tu crois, et ne crois pas ce qu'on te dit!“ Darin aber unterſcheidet ſich Brandes weſentlich von Kierkegaard, daß er bei ſeinem Kampf wider herkömmliche und falſche Lebens- und Kunſtanſichten niemals, wie Dieſer, das Kind mit dem Bade verſchüttend, in peſſimiſtiſcher Verſtimmung die ganze Menſchheit ſeiner Zeit verdammt, ſondern ſtets mit unverbrüchlicher Treue des endlichen Sieges der Wahrheit und Schönheit gewiß iſt, deren Panier er als Ritter ohne Furcht und Tadel ſchwingt.

Brandes iſt zugleich einer der wenigen jetztlebenden däniſchen Schriftſteller, ja faſt der einzige unter ihnen, welcher ſich auch in religiöſer Hinſicht auf einen durchaus freien, humaniſtiſchen Standpunkt erhoben hat. Freilich muß er ſich deshalb die ſchnödeſten Verketzerungen gefallen laſſen. Nachdem er durch ſeine Ueberſetzung des Stuart Mill'ſchen Buches über die Hörigkeit der Frau und durch zahlreiche Journal-Artikel das Intereſſe für die Frauenfrage in ſeiner Heimat lebhaft in Fluß gebracht, hielt es Pauline Worm für nöthig, das Publikum öffentlich zu beſchwören, die Vorkämpferinnen der Frauenrechte es doch nicht entgelten zu laſſen, daß dieſe Angelegenheit in Dänemark zuerſt von einem Schriftſteller angeregt worden ſei, der ſich leider in der Folge als „Atheiſt“ enthüllt habe! Vorigen Winter hielt Brandes an der Kopenhagener Univerſität eine Reihe von Vorleſungen über „die Hauptſtrömungen der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts“*), deren Inhalt einen, auf den erſten Blick kaum begreiflichen Sturm der Entrüſtung gegen den Verfaſſer herauf beſchwor. Man ſollte glauben, das in der Literaturgeſchichte des Auslandes wenig bewanderte däniſche Publikum hätte Herrn Brandes Dank dafür wiſſen müſſen, daß er demſelben zum erſten Male in feſten und ſicheren Zügen ein anſchauliches Bild der großen geiſtigen Bewegung entwarf, die ſich ſeit dem Anfange unſres Jahrhunderts in den Literaturen der Hauptvölker Europas vollzogen hat, und deren Nachwirkung in allen wiſſenſchaftlichen, politiſchen und ſocialen Beſtrebungen der Gegenwart erſichtlich iſt. Aber der däniſchen Orthodoxie iſt jede freie Forſchung verhaßt, ſie möchte am liebſten eine chineſiſche Mauer um das Land ziehen, um das Eindringen jedes unliebſamen Gedankens zu verhindern, und es iſt tragikomiſch, zu ſehen, mit welcher kindiſchen Wuth die geſammte Kopenhagener Preſſe den Mann beſchimpft und verläſtert, welcher nach der Methode vergleichender Literaturbetrachtung und mit dem würdigſten Ernſte der Wiſſenſchaft den Entwicklungsgang der Ideen und Probleme nachweiſt, mit denen ſich die größten Schriftſteller Frankreichs, Deutſchlands und Englands im Laufe der letzten ſiebenzig Jahre beſchäftigten. Aber man will in Dänemark eben von dieſen Dingen Nichts hören, Alles gilt für verwerflich, was nicht das Aushängeſchild kirchlicher, ſtreng gläubiger Geſinnung an der Stirn trägt.

---

*) Das treffliche Buch iſt kürzlich auch in deutſcher Ueberſetzung (Berlin, bei Franz Duncker) erſchienen.

Je mehr die nordiſche Kunſt und Literatur der Gegenwart ſich eines realiſtiſchen Stiles befleißigt, deſto auffälliger erſcheint der pietiſtiſche Beigeſchmack, welchen dort die namhafteſten Dichterwerke des letzten Vierteljahrhunderts tragen. Die Wurzeln dieſes bigotten Hanges liegen indeß noch weiter zurück. N. F. S. Grundtvig, welcher durch ſeine verdienſtvollen Arbeiten auf dem Felde der nordiſchen Mythologie und Volksdichtung ſo Viel dazu beitrug, den hiſtoriſchen Sinn und das Nationalgefühl ſeiner Landsleute zu wecken, hat nebenher durch die ſchroffe Einſeitigkeit ſeiner religiöſen Richtung viel Unheil verſchuldet. Von der Annahme ausgehend, daß die Lehre Chriſti bereits in den Evangelien vielfach mißverſtanden und entſtellt vorgetragen worden ſei, ſuchte er mit äußerſt willkürlicher Kritik eine Art von Urchriſtenthum herzuſtellen und auf das von ihm entworfene Glaubensbekenntnis eine neue däniſche Volkskirche zu gründen. Oeffnete ſchon dies Beſtreben, von welchem in einem ſpäteren Abſchnitte unſeres Buches ausführlicher die Rede ſein wird, endloſen theologiſchen Kontroverszänkereien Thür und Thor, ſo verwirrte der ſtreitluſtige Mann auch auf äſthetiſchem Gebiete die Köpfe durch Aufſtellung der thörichten Behauptung, die Poeſie habe nur inſofern Werth, als ſie der religiöſen Idee oder der geſchichtlichen Darſtellung zum Ausdruck diene. Seitdem ward es in Dänemark Mode, bei der Beurtheilung poetiſcher Werke mit Vorliebe religiöſe und beſchränkt ſittliche Maßſtäbe anzulegen, und von den Dichtern, zum Nachtheile der Kunſt, eine moraliſirende Tendenz zu verlangen.

Das Hauptorgan dieſer theologiſirenden Kunſt- und Literaturkritik war lange Zeit hindurch „Fädrelandet“, ein Blatt, das unter Ploug's Auſpicien zur Zeit Friedrich's VII., und faſt mehr noch im Anfange der Regierung Chriſtian's IX., allgemein als das intelligenteſte Journal des Landes betrachtet ward. Hand in Hand mit den nordiſchen, ſkandinaviſchen und eiderdäniſchen Leitartikeln im Texte ging beſtändig ein Literatur- und Theater-Feuilleton, welches der von allen Schriftſtellern und Schauſpielern gefürchtete Kritiker Clemens Peterſen redigirte. Er hatte ſeine Karriere als Schauſpieler auf dem königlichen Theater begonnen, war jedoch ausgepfiffen worden, und hatte die Bühne verlaſſen müſſen. Jetzt rächte er ſich für ſein Mißgeſchick durch eine gallige und giftige Kritik. Von Anfang an ſchloß er ſich aufs engſte an den norwegiſchen Dichter Björnſtjerne Björnſon an, und all' ſeine Literaturkritik beſtand im Grunde in den übertriebenſten Lobhudeleien der Werke dieſes Schriftſtellers und in eben ſo maßloſen Schmähungen auf Jeden, der eine andere, nicht ſo „nordiſche“ Richtung einſchlug. Selbſtverſtändlich wurden alle Männer der ſkandinaviſchen Partei, M. Hammerich, Orla Lehmann ꝛc., von ihm in den Himmel erhoben. Seine Kritik war eine bloße Parteikritik, und man konnte immer vorherſagen, wie dieſelbe ausfallen würde.

Jeder Grundtvigianer durfte auf Nachſicht rechnen, Jeder, welcher außerhalb der Partei ſtand, wurde unfehlbar gegeißelt. Das Eigenthümliche an dieſer Kritik aber war, daß ſie Alles nicht nach äſthetiſchen, ſondern ausſchließlich nach ſittlichen oder vielmehr nach Frömmler-Maßſtäben beurtheilte. Nie hatte man in Dänemark eine ſo ſittenſtrenge Moral gekannt, wie ſie in den Feuilletons von Clemens Peterſen herrſchte. Nie hatte Jemand ſo erbarmungslos die „Frivolität“ verdammt, wie er, und er witterte Frivolität in jeder halbwegs freiſinnigen Aeußerung über Religion oder Geſellſchaft. Der Ausdruck „ethiſch in Stahl getaucht“ entfloß beſonders häufig ſeiner Feder, und man nannte im Scherz ſeine Recenſionsweiſe die „ethiſch in Stahl getauchte“. All dies leidenſchaftliche Moraliſiren und all dieſer heilige Haß wurden von einem bizarren, äußerſt gezierten, oft aber auch glänzenden Stil unterſtützt, der reich an Farben und grellen Bildern und bei aller Affektation ſo eigenthümlich war, daß man nicht vergaß, was man einmal von dieſem Schriftſteller geleſen hatte. Jeden Augenblick ſtieß man auf tolle Wendungen, wie die folgenden: „Als ſein Bewußtſein ſein erſtes Zickzack ſchlug“, „der feine Spott lachte aus ihrem Arme,“ ꝛc. Aber neben ſolchen Abgeſchmacktheiten fand man wieder brillante, höchſt originelle Paſſagen. Nach dem für Dänemark ſo unglücklichen Kriege von 1864 erreichte die moraliſche Berſerkerwuth ihren Gipfelpunkt. Man ſah nur Heil und Rettung darin, ein Volk patriotiſcher Puritaner zu werden, und jetzt ſchwang ſich Clemens Peterſen's Richtertalent auch zu den höchſten Leiſtungen auf. Nie zuvor hatte er mit ſo rhadamantiſchem Ernſte, wie jetzt, die Blitze des ſittlichen Zornes geſchleudert und die Donner der Orthodoxie über den Häuptern der Ungläubigen rollen laſſen. Da erfuhr man eines ſchönen Tages im Monat März 1869, daß er verſchwunden ſei, um nie wieder zurück zu kehren. Er hatte ſich als Lehrer an einer öffentlichen Volksſchule für Knaben ſo „ethiſch in Stahl getaucht“ gegen die ſeiner Leitung anvertrauten Zöglinge bewieſen, daß einer derſelben ſich endlich bei ſeinem Vater, einem Polizeibeamten, darüber beklagte. In Folge Deſſen kam die ſchlüpfrige Sache, welche ſonſt vielleicht vertuſcht worden wäre, an den Tag, und Clemens Peterſen, welcher ſo eben mit Rasmus Nielſen und Rudolf Schmidt die Zeitſchrift „Für Idee und Wirklichkeit“ begründet hatte, mußte eiligſt nach Amerika flüchten. Björnſtjerne Björnſon übernahm in der Redaktion dieſer Zeitſchrift den Platz, den Clemens Peterſen ausgefüllt hatte, und Letzterer fand noch vor ſeiner Abreiſe Zeit, die ethiſch-äſthetiſche Scepterkeule ſeinem Freunde und Geſinnungsgenoſſen Rudolf Schmidt zu überreichen, welcher den heiligen Kreuzzug in „Fädrelandet“ mit, wo möglich, noch ſchmutzigeren Waffen und noch fanatiſcherem Eifer gegen jede freiſinnige Beſtrebung fortſetzte. Wie Clemens Peterſen ſeine kritiſche Thätigkeit durch ein Fiasko als Schauſpieler inaugurirt hatte, ſo begann Rudolf Schmidt, welcher ſich jetzt zu einem däniſchen Louis Veuillet aufzublähen ſucht, die ſeinige mit einem eben ſo unglücklichen Poeten-Debut: er veröffentlichte mehrere Bände lyriſcher Gedichte, deren Waſſer, von Niemand beachtet, ins Meer der Vergeſſenheit hinab ſchwamm.

8.

Es hat immer ſein Bedenkliches, wenn die Poeſie ſich von der trockenen Moral inſpiriren läßt. Das Hauptprodukt dieſer Richtung iſt jedoch ſo reich an unnachahmlichem Witze, ſo gedankentief und ſo formvollendet, daß wir uns etwas näher mit demſelben beſchäftigen wollen.

Die erſte Bekanntſchaft mit dem in Rede ſtehenden Werke verdanke ich dem langjährigen Redakteur der „Voſſiſchen Zeitung“, Dr. Otto Lindner, einem der geiſtvollſten Anhänger und Vertreter der Schopenhauer'ſchen Philoſophie. Als ich ihn vor ſechs Jahren in ſeinem Redaktionszimmer beſuchte, fand ich auf ſeinem Pulte ein däniſches Buch liegen, das die Spuren oftmaligen Leſens trug. „Adam Homo, ein Gedicht von Frederik Paludan-Müller“, lautete der Titel des umfangreichen Bandes. — „Verſtehen Sie Däniſch?“ frug ich erſtaunt. — „Ich habe die Sprache gelernt, um dies eine Buch leſen und immer wieder leſen zu können,“ erwiderte Dr. Lindner; „es kommt nie von meinem Pulte, und ich bedauere nur, daß mir jede poetiſche Anlage verſagt iſt, ſonſt hätte ich's längſt überſetzt. Apropos,“ fuhr er lebhaft fort, „Sie ſind ja ein Nordſchleswiger, das Däniſche iſt Ihnen geläufig — Sie müſſen uns den „Adam Homo“ verdeutſchen!“ — „Aber ich kenne das Buch nicht einmal,“ wandte ich lachend ein, „und ſo neugierig ich bin, ein Werk kennen zu lernen, das einem Manne von Ihrer kritiſchen Strenge ſolche Bewunderung entlockt, ſpüre ich doch geringe Neigung, ein Paar Jahre meines Lebens an die Ueberſetzung eines epiſchen Gedichtes zu wenden, das, wie ich ſehe, cirka 900 Seiten von je drei achtzeiligen Stanzen umfaßt.“ — „Ich laſſe Ihnen keine Ruhe! Warum verſchwenden Sie Ihre Zeit an die Ueberſetzung engliſcher und amerikaniſcher Gedichte? Die mag der gebildete Theil unſeres Publikums im Original leſen, Engliſch und Franzöſiſch wird ja auf allen Schulen gelehrt; aber wer kann verlangen, daß man Däniſch verſtehe, eine Sprache, die, wenn man die Norweger hinzunimmt, höchſtens von ein Paar Millionen Leuten geſprochen wird, und die für den Weltverkehr nicht die geringſte Bedeutung hat! Sie verſtehen Däniſch, Sie überſetzen fremde Gedichte mit Leichtigkeit; ergo — quod erat demonstrandum, et cetera! Sträuben Sie ſich, ſo viel Sie wollen, ich werde nicht aufhören, Ihnen zuzurufen: Ceterum censeo, Adamum Hominem esse vertendum! Verſprechen Sie mir wenigſtens, das einzige Gedicht zu leſen, das ſich Byron's „Don Juan“ würdig an die Seite ſtellt, das mit gleicher Kühnheit ſeinen Stoff der modernſten Gegenwart entnimmt, das den Menſchen des neunzehnten Jahrhunderts ein Spiegelbild ihrer ganzen ideeverlaſſenen Ohnmacht und Jämmerlichkeit vor Augen hält, und wenn ich Sie wiederſehe, will ich Sie fragen, ob es Ihnen nicht als eine lohnende Aufgabe erſcheint, unſerer Nation dies Meiſterwerk ſchärfſter Kritik und tiefſinnigſter Weltbetrachtung zu erſchließen.“

Ich habe Freund Lindner nicht wiedergeſehen; als ich das nächſte Mal nach Berlin kam, deckte der Kirchhofsraſen ſein ſtilles Grab. Aber ich hatte den „Adam Homo" geleſen und wieder geleſen, und er lag Jahre lang auch auf meinem Arbeitstiſche unter den wenigen auserleſenen Büchern, an deren Lektüre ich mich nach des Tages Laſt und Mühen erquickte. Auch an eine Ueberſetzung des genialen Werkes hatte ich ernſtlich gedacht, ſo ſchwer es mir Anfangs erſchien, die leicht und anmuthig dahinfließende Sprache des Originals in eben ſo zwangloſen deutſchen Reimen nachzubilden. Wiederholt angeſtellte Verſuche bewieſen mir indeß die Möglichkeit einer leidlich zufriedenſtellenden Löſung der ſchwierigen Aufgabe, und ſo hoffe ich, wenn meine Arbeit Ermuthigung findet, mit der Zeit der deutſchen Leſewelt das ganze Gedicht vorlegen zu können, deſſen charakteriſtiſchen Prolog ich zunächſt mittheile:

Die alten Zeiten ſind — wie lang! — entſchwunden,
Da einſt des Barden Lied bei Schilderklang
Begeiſterung ins Herz den Helden ſang,
Und Troſt, wenn ſie vom Schickſal überwunden.
Der Rieſen Geiſter liegen heut gebunden,
Nichts weckt ſie auf zu friſchem Thatendrang.
Wer jetzt von Rieſen fabelt in Geſängen,
Muß neuen Wein in alte Schläuche zwängen.

Entſchwunden ſind auch jene goldnen Zeiten,
Da in die Ritterburg der Sänger zog,
Wo er von Triſtan ſang und Roland's Streiten,
Indeß ſein Blick der Damen Kreis durchflog!
Wie galt der Held, der Dichter damals hoch!
Wie ſcholl der Ruhm der Waffen und der Saiten!
Doch wißt, die Ritterzeit, ach! war poetiſch,
Und unſere Zeit iſt höchſtens noch äſthetiſch.

„Ein Jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte,“ mahnen
Die heut'gen Weiſen, und wer ſchmählte ſie?
Die Töne ſind uns doch am liebſten, die
Nachhallen unſres Herzens Wunſch und Ahnen.
Drum bricht die Muſe jetzt ſich andre Bahnen
Im unbeſchränkten Reich der Poeſie;
In Formen, die der Zeit Bedarf erfüllen,
Will ihre Welt ſie jetzt vor uns enthüllen.

Da hierauf jeder Dichter ſich verſteht,
Den lange Zeit bethört das Illuſoriſche,
Wird mehr und mehr das bloß Hiſtoriſche
Jetzt als poet'ſcher Stoff von ihm verſchmäht,
Und aus der Dichtkunſt Paradieſe ſeht
Die puren Fakta, ſeien's auch notoriſche,
Die bloßen Helden, Ritter oder Rieſen,
Von unſern krit'ſchen Cherubs ihr verwieſen.

Doch in die Traufe kommt man aus dem Regen —
„Vom Bett ins Stroh,“ ſagt man bei uns im Nord,
Wenn ſchlechter man ſich legt, als man gelegen, —
Und alte Wahrheit birgt das alte Wort.
Wer's ſonſt nicht glaubte, glaubt es wohl ſofort,
Muß er in Proſazeiten ſich bewegen,
Wo Genrebilder, nüchtern, baar an Geiſt,
Tagtäglich man uns als Romane preiſt.

Den großen Schwarm erfreut es, daß er wähne,
Er gehe hier gedruckt ſich ſelbſt vorbei;
Nicht merkend, welch ein ſchlechter Tauſch es ſei,
Beut man für Juno's Pfaun ihm ſimple Hähne,
Für Amor's Hain nur Taxus-Schnörkelei,
Dorfgänſe gar für Aphroditens Schwäne.
Wohlan! was ſoll man zum Geſetz erheben,
Und welcherlei Gebot dem Dichter geben?

Den Juden gab man zehn Gebote — hangen
An zehn, war ſicherlich zu viel begehrt!
Uns Chriſten gab man zwei nur, die verlangen,
Daß uns ein liebend warmes Herz beſcheert.
Allein auch dieſe Zahl noch machte Bangen,
Und hat mit Mühſal alle Welt beſchwert.
Drum reducirte man, beklatſcht von Allen,
Die zehn und zwei auf eins: „Sucht, zu gefallen!“

Ja, dies Gebot iſt aller Lehren Krone,
Es prangt ob jeder Thür in goldner Pracht,
Der Vater klug vererbt es ſeinem Sohne,
Damit dem Sohne Glanz und Größe lacht.
„Gefalle, Kind! ſo iſt Dein Glück gemacht“ —
Und gierig haſcht das Kind nach Beifallslohne.
Es wächſt heran, läßt ſeine Locken wallen,
Und geht dann in die Welt, um zu gefallen.

Und klar wird bald ihm, daß die Kindheitslehre
Erlogne Weisheit nicht, noch eitler Tand,
Daß, wie dem Ring ein edler Diamant,
Dem ganzen Sein ſie Licht und Glanz gewähre.
Gefallen will der Frömmler, die Hetäre,
Der Narr, der Held, der Kön'ge überwand,
Die Primadonna, die Triumphe feiert,
Der Paſtor, der die Sonntagspredigt leiert.

Gefallen wollen Alte ſo wie Junge,
Gefallen, einerlei, wodurch, womit;
Kein Weg, den man nicht dazu gern beſchritt!
A will gefallen durch die ſcharfe Zunge,
B durch das wunde Herz, das kläglich litt,
C durch die kranke Leber oder Lunge,
Wenn er ſich ſchmachtend quält, mit Sehnſuchtspruſten
In Damenherzen ſich hinein zu huſten.

Dies Wort: „Gefalle!“ muß Beſcheid mir ſagen
Auf Das, was jüngſt mir ſchuf ſo große Noth;
Denn was der ganzen Welt iſt ein Gebot,
Dem darf ſich auch der Dichter nicht entſchlagen.
Doch Wem gefallen? gilt es noch zu fragen:
Sich, — ſeinem Nächſten, — oder ſeinem Gott?
Zu löſen wag' ich hier die große Frage,
Indem ich nicht den Knoten barſch zerſchlage.

Ich wähle einen Stoff von Alltagsſchnitt,
Deß Farbe ſchillern mag ins Nationale;
Ein Däne ſei mein Held, der aus dem Thale
Der Heimat in das Alltagsleben tritt.
Fern hält er ſich das luftig Ideale,
Geht unromantiſch nur im Proſaſchritt,
Prüft Alles, wählt das Beſte nicht, gleich Allen:
Dem Nächſten muß ein ſolcher Held gefallen.

Indeß ich ſeinen eignen Pfad ihn wählen
Und alt ihn werden laſſe, alt und grau,
Soll ein Gedankenbild doch auch erzählen
Sein Lebensbild in bunter Dichtung Schau.
Gelingt mir's nur, dies Ziel nicht zu verfehlen,
Daß ich mein innerſt Herz dem Lied vertrau':
Dann, hoff' ich, wird — ob auch nicht Alles eben —
Dem Himmel doch gefallen wohl mein Streben.

Könnt' ich hinzu den eignen Beifall fügen,
Der nicht ſo leicht ſich ſeine Spenden mißt!
Den zu erringen und mir ſelbſt zu gnügen
In einem Stoff, der an ſich ſpröde iſt,
Schweif' ich ins Breite gern auf meinen Flügen,
Vielleicht, daß ſich die Länge dann vergißt;
Drum, während unſern Helden wir begleiten,
Späh' unſer Aug' umher nach allen Seiten. —

Hier könnt' ich den Prolog zum Abſchluß ründen,
Denn meines Planes Armuth liegt ſo klar,
Daß Keiner ſagen wird: Verſprochen war,
Was in dem Werke ſelber nicht zu finden.
Fragt ihr für dieſe Armuth mich nach Gründen:
Zeit und Verfaſſer bieten ſie euch dar;
Doch ſchmäht ihr den Verfaſſer allzu hitzig,
Dann ſagt er: Meine Zeit bracht' es ſo mit ſich!

Ich wollte ſchließen; doch wenn man begonnen,
Schreibt man ſo hurtig nicht das letzte Blatt.
Gedenkt des Knaben, der, noch lang nicht matt,
Zu ſchlürfen erſt begann des Lebens Bronnen,
Und ſeht, ob er ſo ſchnell des Trunkes ſatt;
Des Sünders denkt, der ſchwarzes Werk geſponnen,
Ob wohl, wenn das Gewiſſen: Halt! ihm ſpricht,
Sofort zu ſünd'gen inne hält der Wicht?

Ach, jeder Anfang ſchwebt ſo reich uns vor,
Als ſollte all das Schöne nimmer enden!
Schaut in der Morgenröthe goldnes Thor,
Wie rings die Strahlen Licht und Glanz verſenden;
Schaut an des Lenzes bunten Blumenflor,
Der Kinder Luſt, wenn ſie zum Spiel ſich wenden,
Den erſten Blick der Liebe, der die Zeit,
Die flücht'ge, kettet an die Ewigkeit! —

So wollt den Sänger auch gewähren laſſen!
Wenn ihm ein Lied entkeimt in tiefſter Bruſt,
Iſt er ſich jeder Stimme ſchon bewußt,
Die er hernachmals ſoll in Worte faſſen:
Furcht, Hoffnung, Liebe, Wehmuth, Spott und Haſſen,
Die bittre Qual, zuſammt der ſüßen Luſt,
Im Voraus ſtürmiſch ſeine Seel' umſchweben,
Daß ihre Saiten zitternd lang' erbeben.

In der That hält der Verfaſſer ganz das Programm inne, welches er in dieſem Vorworte aufſtellt. Man hatte es getadelt, daß er in ſeinen früheren Werken ausſchließlich romantiſche, fremdländiſche und mythologiſche Stoffe behandle, man ſtaunte zwar über die Anmuth und den Wohllaut ſeiner Verſe, aber man fand ſeine Geſtalten zu ätheriſch, ſeine Farben zu gleichmäßig hell, ſeine Sprache zu ſüßlich, und ſeine Symbolik zu ſchattenhaft. Ohne Zweifel hatten ihn dieſe, zum Theil begründeten Vorwürfe gereizt, er wollte es endlich einmal der Kritik recht machen, und griff aus der Mitte ſeiner biederen Landsleute einen Helden heraus, der ſo modern, ſo national und ſo realiſtiſch wie möglich war. Man erinnert ſich bei der Lektüre des „Adam Homo“ unwillkürlich der ſpöttiſchen Worte Kierkegaard's: „Ein Schritt iſt noch zu thun, ein wahres non plus ultra: wenn nämlich ſolch eine kannegießernde Generation von Lebensaſſekuradeuren es der Poeſie als eine Ungerechtigkeit auslegt, daß ſie ihren Helden nicht unter den würdigen Zeitgenoſſen wähle. Aber man thut der Poeſie Unrecht, oder vielmehr, man hetze ſie nicht zu lange, ſonſt möchte es damit enden, daß ſie ariſtophaniſch den erſten, beſten Wurſthändler beim Schopfe nimmt und ihn zum Helden macht.“ Dieſer Schritt iſt hier gethan, und es iſt dadurch ein Gedicht entſtanden, gegen welches man vom Standpunkte der Aeſthetik hie und da berechtigte Einſprüche erheben mag, welches aber als Unikum in der Literatur aller Völker daſteht, und über die Schwächen und Thorheiten der Menſchennatur erbarmungsloſer die Geißel ſchwingt, als ein Juvenal oder Petronius, ein Swift oder Voltaire es jemals gewagt haben. Was Paludan-Müller von allen Verfaſſern ſatyriſcher Gedichte, die vor ihm lebten, unterſcheidet, iſt das hohe ſittliche Pathos, welches ihm die Feder in die Hand zwingt, um mit nachſichtsloſer Strenge über die Laſter und Sünden ſeines Jahrhunderts Gericht zu halten. Er ſcheut ſich nicht, wenn der Zweck es erfordert, ſeinen Helden bis an den äußerſten Pfuhl des Verderbens und in den verfänglichſten Situationen zu begleiten, aber nicht einen Augenblick wird er ſelbſt frivol, nicht einen Augenblick vergißt er, die Handlungen deſſelben an dem Maßſtabe des ethiſchen Ideales zu meſſen. Zuweilen könnte es ſcheinen, als wenn die Weltanſchauung des Verfaſſers eine allzu vergällt peſſimiſtiſche ſei; Das iſt jedoch im Grunde nicht der Fall — nur die Liebe zum Ideal läßt ihn jeden Abfall von demſelben mit einer an Haß-ſtreifenden Bitterkeit verdammen.

Wir wollen verſuchen, dem Leſer eine Vorſtellung von dem Gange des Gedichtes zu geben, deſſen humoriſtiſchen Ton er zugleich aus den nachſtehenden Eingangsſtrophen des erſten Geſanges erkennen wird:

An Jütlands Küſte, nah dem Städtchen Veile,
(Dem jüt'ſchen Paradieſe, vielbeſucht,)
Wo ſtets ſich ſpiegelt in der Meeresbucht
Der grünen Küſtenhügel lange Zeile,
Indeſſen Schiff und Boot mit ſtummer Eile
Spurlos vorüber ziehn in raſcher Flucht:
Dort, wie zwei Pünktchen auf der Kart' euch ſagen,
Seht ihr ein Dorf mit weißem Kirchlein ragen.

's iſt Winterszeit: bis zu den fernſten Borden
Gefroren iſt die Erde weit und breit,
Und Wald und Flur ſind ringsum dicht beſchneit;
Zum blanken Spiegel iſt die Bucht geworden.

Die Spätzlein, grau und treu wie unſer Norden,
Den ſie verließen nicht im Winterleid,
Sie kommen jetzt des Bauern Dach beſuchen,
Um Krümchen bettelnd von den Weihnachtskuchen.

Denn Weihnachtsabend iſt es: feſtlich prangen
Die Sterne winterhell in reichem Kranz,
Und werfen auf des Schneees matten Glanz
Ein flimmernd Licht, wie es die bleichen Wangen
Des Sterbenden umſpielt, wenn voll Verlangen
Sein brechend Auge ſchaut der Engel Tanz.
Still Alles — kaum ein Windhauch mag ſich regen;
Nur von der Bucht ſich Schritte herbewegen.

Herr Peter Hemo iſt's, der Dorfpaſtor,
Der übers Eis zum Strande heimwärts ſchlendert;
Ein rüſt'ger Mann und noch im beſten Flor,
Seit zwanzig Jahren wenig nur verändert.
Grau iſt die Weſte, Hoſ' und Rockelor,
Von eigner Schafe Wolle, ſchwarz gerändert.
Nach ſeiner Reuſe Zuſtand ſpäht' er aus,
Und ſtapft mit ſchnellen Schritten jetzt nach Haus.

Am Feld hinwandelnd ſo im Fürbaßſchreiten,
Wo faſt die Spur des Weges ſich verlor,
Hebt er den Blick zum Sternenzelt empor.
Bald aber läßt er von des Himmels Weiten
Ihn zu des Pfarrerhauſes Fenſter gleiten,
Dann wieder ſucht er neu der Sterne Chor.
Man ſieht, daß ihm die ſchweifenden Gedanken
Abwechſelnd zwiſchen Erd' und Himmel ſchwanken.

Kein Wunder auch: des Weihnachtsſternes Schein
Mahnt ihn, daß er den Sinn zur Predigt wendet,
Die auf dem Pult daheim, noch unvollendet,
Mit Schwung und Salbung will beſchloſſen ſein.

Drum, gleich den Hirten, ſchaut er tief hinein
Und tiefer in den Himmel, bis ihn blendet
Ein Engelsbild — o ſeliges Geſchick! —
Da wie ein Schleier fiel's auf ſeinen Blick.

Kein Wunder auch: denn eine andre Schau,
Das Licht, im Pfarrerhauſe angezündet,
Das ihm der trauten Heimſtatt Nähe kündet,
— Ei ſieh, da grüßt ihn ſchon der alte Bau! —
Hat andern Göttern jetzt ſein Herz verbündet,
Der Weihnachtsgrüße und der lieben Frau.
Gleich an der warmen Pfarrhausſtube Tiſchen
Wird Beider Anblick ihn vereint erfriſchen.

Des kleinen Sohns denkt er zu dieſer Zeit,
Geboren um Martini, den man morgen
Zur Kirche trägt, im Mantel wohl geborgen,
Mit grüngeſtickter Mütz', im Täuflingskleid.
Im Geiſt ſchon hört er, wie der Junge ſchreit
Beim Taufakt — ach, die Predigt macht ihm Sorgen!
Da blickt er auf — ihn grüßt aus Himmelsthoren
Das Chriſtuskind, das heute Nacht geboren.

Indeſſen ſo der Paſtor durch den Schnee
Hinwandert, — zu der Pfarrhausſtube flattert
Jetzt unſer Blick, daß er ſich um dort ſeh';
Ein klein Gemach, die Decke holzvergattert,
Ein Ofen, drin ein luſtig Feuer knattert,
Sechs Stühle und ein altes Kanapee;
Die Wiege ſteht der Wanduhr gegenüber,
Ein Zeiſig in dem Bauer hängt darüber.

Und vorgebeugt ſitzt an der kleinen Wiege
Die junge Frau Paſtorin, zart gebaut,
Die harrend, ob er auf die Aeuglein ſchlüge,
Zu ihrem Erſtgebornen niederſchaut.

Bald lächeln ihre ſanften, milden Züge,
Bald iſt von Thränen ernſt ihr Blick bethaut;
Dann wieder ſchaut ſie froh und glücklich drein —
Laßt ihrem Denken ſo mich Worte leihn:

„Du kleines Kind, dem ich geſchenkt das Leben,
Wie biſt Du Labſal mir für Herz und Blick!
Nicht Deinen kleinſten Finger wollt' ich geben,
Böt' einer mir das glänzendſte Geſchick.
Was Du mir biſt, o Niemand faßt es eben,
Du kleiner Engel und Du großer Strick!
Du, den ob ſeines Lächelns, ſeiner Poſſen
Der Paſtor wie der Propſt ins Herz geſchloſſen.

„Mit Roſenwangen ſchläfſt Du ſüß und lind;
Die runden Händchen ſich ins Kiſſen wühlen;
Die leichten Athemzüge kann ich fühlen,
Als wär's ein lauer, ſanfter Frühlingswind.
Ach, ſchon in Ahnungen, in bangen, ſchwülen,
Verkünden ſie der Mutter, ſüßes Kind,
Der Zukunft Jauchzen und der Zukunft Weinen —
O laß Dich wiegen, eh' ſie Dir erſcheinen!“

Da plötzlich ſchlägt die Wanduhr hell und laut;
Die Schläge ſie aus ihrem Traum erwecken,
Auf ſteht ſie leiſe, raſch den Tiſch zu decken,
Indeß die Katze unterm Ofen kraut
Den Kopf, um ſchnurrend dann den Leib zu ſtrecken.
Im Gang erſchallen Schritte, wohlvertraut,
Der Paſtor tritt zur Thür herein, gemeſſen,
Sie huſcht hinaus und holt das Abendeſſen.

Jetzt dampft die Weihnachtsgrütze auf dem Tiſch.
Als ſie verzehrt, läßt Hemo ſich behagen
Das Pfeifchen; ſchmunzelnd frohe Blicke ſagen,
Wie er ſich freut des Söhnleins, jung und friſch.

Dann läßt er Licht ſich auf ſein Zimmer tragen,
Und macht ſich an die Predigt träumeriſch.
Zurückgeblieben drunten iſt das Weibchen,
Das Band noch feſtzunähn am Kinderhäubchen.

Da ſitzt ſie nun, ſo ſtille wie zuvor,
Das Haubenband im Schooße ausgebreitet,
Den Blick zu allen Looſen hingeleitet,
Die ihrem Liebling das Geſchick erkor.
Was ſieht nicht eine Mutter! Doch das Thor
Der Zukunft ſelbſt kein Mutterblick durchgleitet;
Denn jeder Pfad noch iſt dem Kinde offen,
Und zu beſtimmt des Mutterherzens Hoffen.

Die Freudenthräne, die dem Aug' entquollen,
Weil ihr ein Held erſchien der kleine Wicht,
Mag für ein Schneiderlein vielleicht entrollen,
Für einen Taps mit blödem Schafsgeſicht.
Das Lächeln, ach, womit ſie huld'gen wollen
Dem in der Wiege ruhnden Weltenlicht,
Aus dem ein Meer von Segensglanz entquölle,
Es galt vielleicht nur einem Kind der Hölle.

So warf die Frau Paſtorin auf den Einen,
Der Alles lenkt, denn ihrer Sorgen Schwall.
Dann durch das Fenſter blickend, ſah ſie all'
Die goldnen Lichter hell am Himmel ſcheinen;
Da ſchoß ein Stern hernieder, und dem kleinen
Nachfolgte gleich ein größrer Schnuppenfall.
Erhörung alſo winkte dem Gebete,
Da juſt um ihres Kindes Glück ſie flehte.

Am Weihnachtsfeſttage findet die Taufe des jungen Adam, in Gegenwart des Propſten und zweier Prediger aus der Nachbarſchaft, in der Dorfkirche ſtatt. Die Predigt Peter Homo's über den Text: „Uns iſt ein Kind geboren!“ — ein Meiſterſtück des flachen Realismus, worin der Vater die Principien entwickelt, nach welchen er ſeinen Sohn zu erziehen gedenkt — führt nach Tiſche zu den ergötzlichſten Debatten zwiſchen den anweſenden Geiſtlichen verſchiedenartigſter kirchlicher Richtung.

Der zweite Geſang zeigt uns, wie das in der Taufpredigt aufgeſtellte Erziehungsideal in praxi ausgeführt wird. Der Vater iſt einſeitig darauf bedacht, die Ausbildung des Verſtandes zu fördern, während die Mutter das Gemüth zu bilden und den Keim des Ideales in die junge Seele zu pflanzen ſucht. Herr Paſtor Homo iſt mit einem bloßen Aufſagen der gelernten Lektion nicht zufrieden, er verlangt von Adam eine beſtimmte Erklärung und Beantwortung

Jedweder Frage nach der Logik Kodex,
Und hapert's da, — dann wehe ſeinem Podex!

So iſt der Knabe einmal in großer Schwulität, weil er beim Auswendiglernen der Konjugation des Hülfszeitwortes „ſein" den Begriff des Wortes, nach welchem der Vater gewohnter Maßen fragen wird, ſich in keiner Art zu verdeutlichen weiß. In ſeiner Noth ſucht er Auskunft bei der Mutter, die ſinnend mit ihm durch den Garten geht. Ein Vogel fliegt vor ihnen auf und ſchwingt ſich ſingend in die Luft empor, um dann in ſein Neſt zu flattern. „Sieh, Adam," ſagt die Mutter, „ſingen, fliegen, ihre Jungen füttern, Das nennen die Vögel „ſein". Und wenn hier die Schnecke langſam vorüber kriecht, während ſie ihre langen Hörner ausſtreckt und die Sonne ihr auf den krummen Rücken ſcheint, ſo ſagt ſie — aber Du kannſt es nicht hören: „ſein" iſt, ſich rühren im Sonnenſchein! Und wenn die Bäume Zungen hätten, wie ſie Blätter und Blumen haben, ſo daß ſie Dir Antwort auf

Alles geben könnten, wonach Du fragſt, dann würden ſie Dir ſagen: „ſein“ iſt, im grünen Walde ſtehen, Knospen treiben, die Aeſte weit ausſtrecken, und von Regen und Wärme gelabt werden!“ Allein all' dieſe Exempel machen dem Kleinen den Begriff des Wortes nicht verſtändlicher, und die Mutter geht endlich mit ihm zum Vater, der fortan etwas weniger ſtreng auf die Logik hält und von Worten wie „du“ oder „ich“ keine Erklärungen mehr verlangt, ſondern die Grammatik einſtweilen mit gymnaſtiſchen Uebungen vertauſcht. In der Küſterſchule lernt Adam Schreiben, Zeichnen und Rechnen nach der Methode des wechſelſeitigen Unterrichts, die er auch in ſeinen Mußeſtunden mit Küſters Hanne betreibt, einem muthwilligen Mädchen, das er ſpäter, wenn er einmal Paſtor geworden, zu heirathen verſpricht. Mit zehn Jahren wird er nach Aarhuus auf die lateiniſche Schule geſandt und zu einem Schneider in die Koſt gethan. Er wird bald eitel und hochnaſig, und als der alte Schneider ſich eine junge Frau nimmt, verliebt der vierzehnjährige Gymnaſiaſt ſich in Dieſe, ſchreibt ſentimentale Gedichte an ſie, und raubt ihr einſt, während ſie, von Kopfweh geplagt, auf dem Sopha ruht, einen Kuß. Der eiferſüchtige Gatte jagt ihn aus dem Hauſe, Adam muß ſich ein neues Logis ſuchen und wird jetzt fleißiger. Achtzehn Jahre alt, bezieht er als Student die Kopenhagener Univerſität. Der Vater ſchreibt ihm herzloſe Briefe voll banaler Weltweisheit, räth ihm, vor Allem ſich Menſchenkenntnis zu erwerben, Jeden bei ſeiner ſchwachen Seite zu faſſen und alle Verhältniſſe klug zum eigenen Vortheile auszunutzen, während die Mutter in Begleitung herzlicher Worte ihm Lebensmittel und Kleidungsſtücke ſchickt.

Im dritten Geſange beginnt Adam ſein Jünglingsleben mit den beſten Vorſätzen und voll froher Zukunftserwartungen. Alles lacht ihm in roſenfarbigem Glanze, an Allem findet er Genuß und Freude, am Beſuch der Vorleſungen und Theater, an Tanzklubs und Abendgeſellſchaften, wo Charaden aufgeführt werden, ꝛc. K. Partikulier von Pahlen, ein blaſirter Lebemann, imponirt ihm durch ſeine ſatiriſch-frivole Auffaſſung aller Verhältniſſe, verlockt ihn zur Theilnahme an allerhand kleinen Abenteuern, macht ihn mit Ballett-Tänzerinnen und anderen Damen zweideutigen Rufes bekannt, und zieht ihn vom ernſten Studium ab, bis Adam plötzlich die Gemüthsrohheit ſeines gefährlichen Freundes erkennt, völlig mit ihm bricht, und ſich auf ſein erſtes Univerſitäts-Examen, das in Dänemark übliche Examen Artium, vorbereitet, das er auch glücklich beſteht. Der Vater ermahnt ihn, ſich jetzt, da er zwanzig Jahre alt geworden, für ein beſtimmtes Brotſtudium zu entſcheiden, und Adam wählt, den Rath ſeiner frommen Mutter befolgend, die Theologie, lebt aber ziemlich leichtſinnig in den Tag hinein, macht Schulden und muß, um ſich den Lebensunterhalt zu verſchaffen, als Lehrer Privatſtunden geben.

Ein reicher Kavalier, Graf de Fix, beauftragt ihn (Vierter Geſang), ſeinen Söhnen und der jungen Komteſſe Klara Unterricht in der Geſchichte und Geographie zu ertheilen. Adam verliebt ſich in die hübſche Komteſſe, die ihm mit naiver Koketterie die verfänglichſten Fragen ſtellt, ihn zuletzt aber in einem Anfall ärgerlicher Laune, weil die Mutter ihr einen rothen Schawl nicht hat kaufen wollen, durch ihren Adelsſtolz aufs herbſte verletzt. Von der vornehmen Dame zurückgeſtoßen, verführt er Lotten, das unſchuldige Dienſtmädchen ſeines Hauswirths, das ihm niemals Schlingen gelegt hat, erwacht aber ſchon nach einem Monat aus dem Rauſche blinder Leidenſchaft, und bezieht eine neue Wohnung in einem entlegenen Stadttheile, indem er Lotten einen Abſchiedsbrief ſchreibt und ihr den kleinen Reſt ſeiner arg zuſammengeſchmolzenen Baarſchaft ſendet. Da er ſeine Unterrichtsſtunden vernachläſſigte, hat er den größten Theil derſelben verloren. Um ſein Unglück voll zu machen, erhält er von ſeinem Vater die Nachricht, daß Dieſer, von ſeinen Kreditoren bedrängt, ihm den monatlichen Zuſchuß von fünfzehn Thalern hinfort nicht mehr ſenden kann, und geräth in die bitterſte Noth.

Vergebens ſucht er (Fünfter Geſang), gegen Verpfändung ſeines Ehrenwortes, von den vermögenden Leuten, in deren Geſellſchaftscirkeln er eingeführt war, Geld zu leihen. Er verkauft ſeine Bücher und Kleidungsſtücke, ſinkt von Stufe zu Stufe tiefer hinab, und ergiebt ſich, an der Vorſehung verzweifelnd, einem fataliſtiſchen Schickſalsglauben, der ihn vollends jeden moraliſchen Halt verlieren läßt. Zerlumpt und verkommen, vergeudet er im Umgange mit zwei leichtfertigen Dirnen ſeine Lebenskraft, und verfällt endlich in eine tödliche Krankheit. Als er nach Wochen aus den Fieberdelirien zum Bewußtſein erwacht, findet er ſeine treue Mutter an ſeinem Schmerzenslager, und mit ſanftem, tröſtlichem Zuſpruch heilt ſie ſeine wunde Seele. Er beginnt ein neues, arbeitſames Leben, vermeidet alle Zerſtreuungen, ſtudirt einige Jahre lang eifrig Theologie, und abſolvirt ſchließlich ſein Examen als Kandidat des Predigtamts.

Durch einen Freund, den Studenten Jenſen, hat er auf einem Balle die Bekanntſchaft eines trefflichen jungen Mädchens, der Gärtnerstochter Alma Stern, gemacht. Er verlobt ſich mit ihr (Sechſter Geſang), und im täglichen Verkehr mit der reinen, edlen, tief religiös angelegten Natur verſchwindet der letzte trübe Reſt ſeines dunklen Schickſalsglaubens; eine neue Weltanſchauung baut ſich vor ſeinen geiſtigen Blicken auf, und er ſieht jetzt als Grundprincip in Allem nur Liebe. Mit tiefer Reue erfüllt ihn der Gedanke, daß Lotte, die eines Tages, grell geputzt und nach Liebhabern angelnd, an ihm vorüberſtreicht, durch ſeine Schuld zu Grunde gegangen iſt. Ein Brief von Hauſe meldet ihm, daß ſeine Mutter, die lange gekränkelt, im Sterben liege, und um ſie noch einmal zu ſehen, tritt er, von Alma's Segenswünſchen begleitet, die Reiſe nach Jütland an.

Schon unterweges, bei der Ankunft in Korſör, erfährt Adam (Siebenter Geſang) den inzwiſchen erfolgten Tod ſeiner Mutter. Tief ergriffen, theilt er Alma die Trauerbotſchaft mit. Auf dem Dampfſchiffe trifft er unvermuthet ſeine erſte Flamme, die Komteſſe Klara, welche ſich mit dem dicken, geiſtloſen Kammerherrn Galt verheirathet hat, und mit raffinirter Koketterie ſofort wieder ihre Netze nach Adam auswirft. Sie erklärt es für ihre Pflicht, ihn in ſeinem Schmerze zu tröſten, und er muß ſie, halb wider ſeinen Willen, auf ihr Landgut, das Schloß Galtenburg, begleiten, wo die ſchlaue Circe ihn mit ihrer kalt berechneten Liebenswürdigkeit feſter und feſter umſtrickt. Auf einem Spazierritte mit Klara bricht er durch den Sturz des Pferdes, das er über einen Schlagbaum hinweg ſpornt, den rechten Arm und muß zwei Monate das Bett hüten. Beſonders verhängnisvoll wird ihm die

Bekanntſchaft mit dem Onkel Klara's, dem „tollen Galt", welcher mit gleichem Spotte den Glauben an eine Vorſehung wie den Glauben an ein Schickſal bekämpft, und den Zufall als die einzige, das Menſchengeſchick leitende Macht gelten läßt. Er bekehrt Adam zu ſeiner frivolen Genuß-Philoſophie, welche in dem Satze gipfelt, daß der Wechſel, die Mannigfaltigkeit das wahre Glück in der Liebe ſei. Bei einer Liebesſcene mit Klara von ihrem Gemahl überraſcht, ſetzt unſer Held endlich die ſo ſeltſam unterbrochene Reiſe nach der Heimat fort.

Den inneren Zuſtand Adam Homo's zu dieſem Zeitpunkte ſchildert höchſt draſtiſch der Anfang des nächſten Geſanges:

Mein Leſer! der ſich gütig durchgewunden
Zum achten, freilich noch nicht letzten Sang,
Und dem noch immer nicht die Luſt entſchwunden,
Zu folgen meines Helden krummem Gang,
Doch der als krit'ſcher Leſer ſpürt den Drang,
Erſt ſeinen innern Zuſtand zu erkunden —
Dich möcht' ich fragen: haſt Du nie geſehn
'Nen Handwerksburſchen auf die Wandrung gehn?

Die Straß' hinab, ſein Bündel auf dem Rücken,
Wie ſchritt der muntre Burſch, als ging's zum Tanz!
Und um den Wachstuchhut der friſche Kranz,
Wie manches hübſche Kind mocht' er beſtricken!
Wie neuer Rock und ſammtne Weſt' ihn ſchmücken!
Und wie der weißen Leinwandhoſen Glanz
Wetteifert mit den blankgeputzten Schnallen
Der Nägelſchuh', die klirrend wiederhallen!

Wie ſchwang den Knotenſtock er, als am Thore
Des Städtchens er von Allen Abſchied nahm,
Indeß das Leben ihm im Roſenflore
Von fernher winkte, reich und wunderſam,
Und Glücksverheißung ihm erklang im Ohre!
So ging er fort — doch als er wiederkam,
Und auf der Wanderſchaft erprobt das Leben,
Ach, welch' ein Wechſel hat ſich da begeben!

Vom Kranz iſt keine Spur mehr zu erblicken,
Der Hut iſt ohne Rand und Boden gar;
Auf Rock und Hoſen ſieht man Loch an Flicken;
Mit ſchiefem Abſatz ſchlottrig niederknicken
Die Schuh' aus jener Glanzzeit, ſohlenbaar,
Und durch die Riſſe guckt das Zehenpaar.
Der Knotenſtock allein iſt noch der alte —
Er ſtützt' ihn, wenn er hinkend fürbaß wallte.

Den Hut im Nacken, ſchwankt er durch die Straße,
Mit Hohn und mit Bedauern angeſehn;
An jeder Ecke grüßt die ſchlimme Race
Der Gaſſenjungen ihn mit Spott und Schmähn.
Doch ruhig ſtreckt er in die Luft die Naſe,
Und Alles ſcheint ihm gut und wohl zu ſtehn;
Er merkt nicht, wie die Menge höhnt und ſtichelt —
Denn zu viel' Schnäpſe hat er ſchon gepichelt.

Im Handwerksburſchen, den ich hier umriſſen,
Empfängt der Leſer für ſein Studium
Ein treues Bild des Helden; denn wir wiſſen:
Durchlöchert war ſein Herz ja um und um,
Hoffnung und Glaube war zerfetzt, verſchliſſen,
Vom Rauſch benebelt, war er blind und dumm.
Dem Handwerksburſchen glich er auf ein Haar,
Deß Aeußres freilich hier des Helden Innres wär.

Im Vaterhauſe angelangt, findet Adam zwei Briefe Alma's vor, die ſeit Monaten dort auf ihn harrten. Die einförmige Stille und Beſchränktheit des Dorflebens widert den jungen Kandidaten um ſo mehr an, je öfter er ſeine jetzige ärmliche Umgebung mit der Pracht auf dem Galtenburger Schloſſe vergleicht, und die Ausſicht, ſein Daſein als Landpfarrer in dieſem engen Kreiſe beſchließen zu müſſen, erfüllt ihn mit ſteigender Bitterkeit. Nicht Schickſal, Vorſehung oder Zufall ſcheinen ihm jetzt ſein Loos zu beſtimmen, ſondern der bleierne Druck der Nothwendigkeit. „Aber," ſo fragt er ſich, „wenn ich früher dem blinden Götzen des Schickſals huldigte, dann einer Vorſehung vertraute, dann mich vom Spiele des Zufalls bethören ließ, und jetzt mich der Macht der Nothwendigkeit beuge, — welche äußere Gewalt kann wohl die Freiheitsmacht hindern, die in meinem Inneren thront?" Sophiſtiſch ſucht er Freiheit und Nothwendigkeit mit einander zu verſöhnen, ſich fort und fort in neuem Selbſtbetrug wiegend. Sein Vater heirathet eine reiche, ungebildete Müllerstochter, um ſeine pekuniären Verhältniſſe aufzubeſſern. Der Sohn macht, dieſem Beiſpiele folgend, und in der praktiſchen Erkenntnis, daß zur Freiheit vor Allem die Mittel erforderlich ſind, welche uns Macht verleihen, der Baroneſſe Mille den Hof, — einer emancipirten Dame, welche die Portraits von George Sand und Bettina in ihrem Zimmer hängen hat, in Männerkleidern einhergeht, mit Piſtolen ſchießt und mit Küſters Hanne, die ſie zur Kammerjungfer erhoben, alle erdenklichen Poſſen treibt. Als Adam bei dem erſten Beſuch im freiherrlichen Schloſſe über die Frauenemancipation ſpottet, fühlt Mille „das Princip“ in ſich beleidigt und fordert ihn zum Duell, das in ſcherzhafteſter Weiſe von Statten geht. Mit herausfordernder Keckheit erzält ſie ihm dann, daß Hanne ein Paar aus ihnen machen wolle, verwirrt ihm den Kopf mit ihren Launen, macht ihn eiferſüchtig, indem ſie einen adligen Lieutenant zu begünſtigen ſcheint, und verlobt ſich endlich mit Adam auf einer bei acht Grad Kälte improviſirten Schlittenfahrt. Ihr ſchwacher Vater, der ſich ganz von ihr gängeln läßt, muß ſeine Einwilligung geben und durch ſeine Verbindungen bei Hofe dem Bräutigam ſeiner Tochter, der die Theologie an den Nagel hängt und von Alma brieflich für immer Abſchied nimmt, ein Kammerjunkerpatent erwirken. Mille weiß ſich auch in ihrem Brautſtand und in der Ehe ihre Freiheit zu bewahren. Das neuvermählte Paar macht ſeine Hochzeitsreiſe nach Kopenhagen, wo Mille durchaus ihre Wohnung aufſchlagen will, und Alma ſieht ihren ehemaligen Verlobten im offenen, mit vier Füchſen beſpannten Wienerwagen an der Seite ſeiner vornehmen Gemahlin durchs Stadtthor herein rollen.

Der neunte Geſang ſchildert uns das Leben Adam Homo's im reifen Mannesalter. Er zählt jetzt 39 Jahre, und ſtrebt mehr, als je, dem „Ideale“ nach. Sein „Ideal“ heißt jetzt Vollkommenheit, die er im Einzelnen und Ganzen zu erreichen ſucht, — zunächſt als vollkommener „feiner Mann“ und als vollkommener Redner, der mit Eifer die Werke des Demoſthenes, Cicero, Quinctilian in der Urſprache ſtudirt. Mit Hülfe ſeines Freundes Jenſen, der Aſſeſſor geworden iſt, betreibt er die Gründung eines Vereins zur Vervollkommnung der Menſchheit. Jenſen iſt zugleich der Hausfreund und Ciciſbeo Mille's, deren „frei“ erzogene Töchter in ihrem „Haus-Korſaren“ Karrikaturen der Eltern zeichnen, überhaupt ſich als echte enfants terribles gebärden. Der Blauſtrumpf Mille iſt Romanſchriftſtellerin geworden und ladet alle Kritiker der feilen Tagespreſſe zu einem ſplendiden Abendeſſen ein, um das Urtheil derſelben zu Gunſten ihres novelliſtiſchen Erſtlings zu erkaufen. Trotz aller bewundernden Ausrufe und Lobesverſprechungen wird das neue Werk bei ſeinem Erſcheinen aufs ärgſte heruntergeriſſen — denn all' dieſe tückiſchen Geſellen theilen ja hinterrücks ihre Hiebe aus unter dem ſchützenden Deckmantel der Anonymität. Mille hat nach dem Tode ihres Vaters die Baronie geerbt, ihr Gemahl iſt jetzt ein reicher, unabhängiger Mann. Er giebt der ganzen vornehmen Welt Kopenhagen's eine glänzende Maskerade, und ſucht bei dieſer Gelegenheit auch den in Hofkreiſen hoch angeſehenen Geheimrath Encke für ſeine Weltvervollkommnungspläne zu gewinnen. Der Geheimrath ſtellt ihm jedoch vor, wie ſehr derartige Tendenzen an höchſter Stelle als demokratiſch und revolutionär mißfallen müßten. Vor Schreck über dieſe Mittheilung hält Adam Homo in der zur Konſtituirung ſeines Vereins berufenen Verſammlung eine höchſt klägliche Rede, die, ſtatt die Eingeladenen für das zu erſtrebende „Ideal“ zu begeiſtern, nur Gähnen und Unruhe erweckt, und der ſo lange und ſorgſam vorbereitete Plan wird aufgegeben. Zur Belohnung empfängt Adam durch Vermittelung des Geheimraths Encke den Kammerherrnſchlüſſel und das Ritterkreuz des Dannebrog-Ordens. In ſeiner Freude über dieſe Rangerhöhung will er ſich insgeheim als Wohlthäter des Volkes beweiſen, er geht in die Hütten der Armen und Elenden, findet aber geringen Dank für ſeine mit theatraliſcher Oſtentation geſpendeten Gaben. In einer Billardſtube niederſten Ranges trifft er ſeinen ehemaligen Freund von Pahlen als Marqueur, der vor den Gäſten ſchmutzige Witze reißt und ſich für jede Zote mit einem Schnapſe belohnen läßt. In einem Zeitungsblatte lieſt Adam die Nachricht, daß Clara Galt auf einem Jagdritte beim Hinwegſetzen über eine Barrière den Tod gefunden habe. Von Alma ſcheint jede Spur verſchwunden zu ſein.

Man findet ſich ab. Da man die Totalität nur erreichen kann, indem man ſich in das Reich der Ideen erhebt, ſo accordirt man mit den gegebenen Verhältniſſen. Auch Adam Homo verzichtet endlich bewußt auf „das Ideal“, an welchem er ſchon lange nur durch Selbſtbetrug feſtgehalten. Der zehnte Geſang führt ihn uns als vollendeten Spießbürger vor. Er hat ſich ganz dem banalen Gange des Alltagslebens eingefügt, wird aus Eitelkeit Mitglied zahlreicher Komités, und erhält ſucceſſive den Baronstitel, den Stern des Großkreuzes, den Geheimrathstitel und das Prädikat Excellenz. Mille bringt von einer Reiſe nach Paris im Jahre 1848 eine rothe Kokarde heim und gründet einen Freiheitsbund von Damen, deſſen weſentliche Thätigkeit in dem prunkenden Zurſchautragen franzöſiſcher Freiheitskokarden beſteht. Durch zunehmende Fettſucht an den Rollſtuhl gebannt, ſtirbt ſie an ihrem 56ſten Geburtstage durch einen Schlaganfall. Ihr Gemahl weiß ſich bald mit einer jungen Haushälterin zu tröſten, und wird nur einmal kurz in ſeiner phlegmatiſchen Ruhe geſtört, als Lotte ihm aus dem Armenhauſe einen Bettelbrief ſendet. Er ſchickt ihr, ſtatt der erbetenen Penſion, fünf Thaler und läßt ihr die Thür weiſen, als ſie ihn mit weiteren Anſprüchen zu behelligen droht. Um ſeine Jugendſünde vor ſeinem Gewiſſen gänzlich zu entſühnen, tritt er dann auf den Rath ſeines Seelſorgers, des Paſtors Dr. Buck, als Direktionsmitglied in ein von Demſelben gegründetes Magdalenenſtift ein. Im Alter von 62 Jahren mit der Leitung der königlichen Hofbühne betraut, hält er dem verſammelten Theaterperſonal eine ſchwungvolle Antrittsrede, in welcher er den Gedanken entwickelt, daß einzig in der Kunſt, die ja ein bloßes Spiel, die „Idee“ zu brauchen ſei. Eine Erkältung, die er ſich bei einem abendlichen Spazierritte zugezogen, wirft ihn aufs Krankenlager, von welchem er nicht wieder erſteht. Von zahlreichen Aerzten mißhandelt, läßt er ſich ins Hoſpital bringen und wird dort von Alma gepflegt, die er erſt im Sterben wiedererkennt. Noch in ſeinen letzten Delirien bedräuen ihn die Phantome des Schickſals, des Zufalls und der grimmen Nothwendigkeit, bis Alma ihn die ewige Macht der Vorſehung und die Freiheit und Reinheit des Willens erkennen lehrt, und er unter ihrem tröſtenden Zuſpruch entſchlummert. Das Ergebnis der ärztlichen Obduktion lautet: „Ein in jeder Hinſicht normaler Mann!“ Er wird feierlich beſtattet, und auf ſeiner Gruft erhebt ſich ein weißer Marmorſtein mit der goldenen Inſchrift:

Die ew'ge Ruh' hier Adam Homo fand,
Baron, Geheimrath, Ritter von dem weißen Band.

Nachdem der elfte Geſang uns Alma's verlaſſenes und trübes Lebensſchickſal aus den lyriſchen Aufzeichnungen ihrer Tagebücher berichtet hat, führt uns der Schlußgeſang in die andere Welt, wo das Todtengericht über Adam Homo gehalten wird. Eine Donnerſtimme ruft ihn bei ſeinem vollen Namen, und er nimmt auf der Armeſünderbank Platz. Vor ihm ſteht eine rieſige Wage, deren Schalen ſenkrecht zwiſchen Himmel und Hölle ſchweben. An den Schranken ihm gegenüber proceſſiren ſein Vertheidiger und ſein Ankläger — Advocatus Hominis und Advocatus Diaboli — nach allen Formen der Jurisprudenz um ſeine Seele. Erſterer ſchildert ihn als Produkt ſeiner Zeit, deren Schwächen er getheilt habe, ohne erheblich beſſer oder ſchlechter als der Durchſchnittstroß ſeines Jahrhunderts zu ſein. Der Advocatus Diaboli aber replicirt mit vernichtender Schärfe und giebt eine ſchlagende Charakteriſtik von der Jämmerlichkeit des Helden, welcher ſtets wider die beſſere Erkenntnis des eigenen Gewiſſens gehandelt habe:

„Von ſeinen Tugenden getreu bericht' ich:
Er richtete nicht — weil ſein Geiſt zu ſchwach,
Und nur ſein Ich dem Egoiſten wichtig.
Ehrlich? er war's — ja, bis zum Prüfungstag!
Begeiſtert war er — ja, für Das, was nichtig!
Er ſtrebte vorwärts — ja, im Täuſchungsfach!
Er wirkte raſtlos, — doch aus Ehrſucht leider!
Und Gutes that er, — ja, dem todten Schneider!“

Schon ſoll der verzweifelnde Sünder, deſſen Schale zur Hölle hinab geſunken iſt, in die ewige Verdammnis abgeführt werden, da erſcheint Alma, die ſich als himmliſcher Seraph an ſeine Seite ſtellt, ihren Gnadenbrief in die andere Wagſchale wirft, und mit dem geretteten Geliebten durch die Läuterungsflammen des Fegefeuers himmelan ſchreitet.

Die glänzenden Vorzüge und — ſo dünkt uns — auch die hervorragenden Schwächen des Gedichtes laſſen ſich zum Theil ſchon aus dieſer flüchtigen Inhaltsſkizze erkennen. Letztere liegen ſo offen zu Tage, daß wir ſie kaum anzudeuten brauchen. Bis zum Schluſſe des ſechſten Geſanges iſt der Plan, auch vom ſtrengſten äſthetiſchen Standpunkt betrachtet, tadellos, und mit genialſter Sicherheit ausgeführt. Der Hauptfehler liegt im ſiebenten Geſange. Der Verfaſſer beleidigt unſer Gefühl durch die grauſame Ironie, mit welcher er ſeinen Helden gerade in dem Momente jeden ſittlichen Halt verlieren läßt, wo der Tod einer trefflichen, heiß geliebten Mutter und der kaum erfolgte Abſchied von einer eben ſo trefflichen, eben ſo heiß geliebten Braut ihm doch einige Widerſtandskraft gegen die Verführungskunſt der Sirene Klara einflößen ſollten. Nicht daß er das Verhältnis zu Alma löſt, tadeln wir, ſondern die allzu jähe, unvermittelte Art, wie es gelöſt wird. Auch der Proceß des allmählichen Sinkens und Verdummens einer von Grund aus nicht übel veranlagten Menſchennatur in den beiden folgenden Geſängen überſchreitet, bei aller geiſtvollen pſychologiſchen Detailmalerei, die Grenzlinie des Schönen. Nicht als ob die feſſelnde Darſtellungsweiſe des Verfaſſers ein einziges Mal erlahmte, aber er hat ſich, wie ſchon Brandes in ſeiner ſcharfſinnigen Kritik des „Adam Homo" bemerkt, eine poetiſch unlösbare Aufgabe geſtellt, indem er das Werden des Spießbürgers ſchildert, der nur als fertiges Objekt des Humors Gegenſtand der poetiſchen Darſtellung ſein kann. Mit wahrem Vergnügen können wir daher den Helden erſt dann wieder begleiten, wenn er (im zehnten Geſange) vollkommen in ſeinem Spießbürgerthume verknöchert iſt. Der poetiſche Nachlaß Alma's trägt vielleicht einen allzu theologiſchen Beigeſchmack, und die Entſagungsidee, welche ein Lieblingsthema Paludan-Müller's bildet, nimmt einen allzu ſublimen Charakter an; doch iſt, neben der vorwiegend religiös angelegten Natur Alma's, auch die Zeit, in welcher das Gedicht entſtand, billig in Betracht zu ziehen. Der erſte Band erſchien im Winter 1847, der zweite Band wurde in der trüben Reaktionsepoche zu Anfang der fünfziger Jahre geſchrieben, die gewiß keine beſonders optimiſtiſche Weltanſchauung begünſtigte. Man darf ſich alſo nicht wundern, wenn der Verfaſſer zuweilen in einen herberen Ton verfällt, als es uns in Deutſchland bei dem gegenwärtigen Aufſchwunge des nationalen und politiſchen Lebens gefallen mag. Im Uebrigen iſt das ganze Werk von höchſter künſtleriſcher Vollendung, unvergleichlich an geiſtiger Tiefe, von ernſthafteſtem ſittlichen Gehalte, von ätzendſter Schärfe des Witzes, und in den idylliſchen Partien von einem hinreißenden Zauber der Poeſie.

Der außerordentliche Erfolg „Adam Homo's“ — das umfangreiche Gedicht erlebte in kurzer Zeit vier ſtarke Auflagen — beweiſt zur Genüge, wie ſehr das Publikum jedem Verſuche, den Lebensinhalt der Gegenwart dichteriſch abzuſpiegeln, ein dankbares Intereſſe entgegen bringt. Paludan-Müller hat ſeitdem eine anſehnliche Zahl von Dichtungen veröffentlicht, die zwar größtentheils auf dem Grunde bibliſcher Mythen und chriſtlicher Legenden erwachſen ſind, aber doch den großen Problemen der heutigen Zeit nicht ſo fern liegen, wie man auf den erſten Blick glauben möchte. Beſonders „Ahasverus“ hält ein ernſtes Strafgericht über die Sünden und Schwächen der Gegenwart, und kann als eine weitere und ſchärfere Ausführung der im „Adam Homo" doch immer durch den Humor gemilderten Zeitſatire gelten. Freilich läßt ſich nicht verhehlen, daß die kritiſche Richtung des Verfaſſers mit jedem neuen Werke, zum Nachtheil der äſthetiſchen Wirkung, einen mehr und mehr philoſophiſchen und theologiſchen Anſtrich gewinnt, und daß die ſittliche Strenge ſchließlich in eine lebensfeindliche und ſtarre Entſagungs- und Todespoeſie ausartet.

Ueberhaupt iſt es bezeichnend, daß faſt alle bedeutenderen däniſchen Dichter dieſes Jahrhunderts Geiſtliche geweſen ſind oder ihre Federn in den Dienſt einer pietiſtiſch gefärbten Religionsrichtung geſtellt haben. Nach einer ähnlichen Erſcheinung würde man ſich in den Literaturen anderer moderner Kulturvölker vergeblich umſehen. Auch bleiben die verhängnisvollen Folgen nicht aus — iſt doch dreien der hervorragendſten Dichter jetzt auf einmal die poetiſche Ader ſchier verdorrt! Hoſtrup und Richardt haben aufgehört zu produciren, ſeit ſie Prediger geworden ſind; Paludan-Müller hat ſich ganz in ſpitzfindige theologiſche Probleme vertieft. Paul Möller war Schiffsprieſter, Grundtvig Biſchof, Blicher Landpfarrer in Jütland, Heiberg, der ſo philoſophiſch begann, ward ſpäter durch intimen Verkehr mit dem Biſchofe Martenſen ſpekulativ-orthodox, Ingemann ſchrieb geiſtliche Lieder, ja in Dänemark ſind ſelbſt Juden wie Goldſchmidt, Schauſpieler wie Höedt, Vaudevillendichter wie Hoſtrup Chriſten aus Metier. Hoſtrup's Grundtvigianismus iſt doppelt kurios, weil er in ſeinen erſten Luſtſpielen ſo heiter dieſe religiöſen Sektirer verſpottete. Seine Bekehrung erinnert in gewiſſer Weiſe an die Bekehrung der Romantiker in Deutſchland.

In jüngſter Zeit hat Paludan-Müller ſich auch, aber mit ungleich ſchwächerem Erfolge, der Proſadichtung zugewandt. „Die Verjüngungsquelle“ behandelt denſelben Stoff wie Heine's nachgelaſſenes Gedicht „Bimini“, und es iſt nicht unintereſſant, die beiden, faſt gleichzeitig entſtandenen, durchaus ſelbſtändig erfundenen Schöpfungen mit einander zu vergleichen. Wir ſagen: durchaus ſelbſtändig erfunden; denn die kurze Notiz über die Entdeckung der Inſel Bimini (oder Bemini) in Robertſon's Geſchichte von Amerika iſt unſeres Wiſſens die einzige Quelle, aus welcher beide Dichter die ſagenhafte hiſtoriſche Grundlage ihrer Erzählung geſchöpft haben. Aber wie verſchiedenartig haben ſie den phantaſtiſchen Stoff geſtaltet!

Heine, der lyriſche Poet, der einſtmalige Romantiker und ſpätere Freigeiſt, welcher noch auf dem Todbette mit den romantiſchen Stoffen ſpielte, um ſie zu vernichten, vertieft ſich ganz in den ſüßen Zauber der Verjüngungsidee, indem er ſie zugleich ironiſch verſpottet; er ſchildert uns mit allem Farbenreize fremdländiſchen Kolorites die Vorbereitungen zu der großen Entdeckungsfahrt, welche mit der Erkenntnis, daß ſie ein Tollhausſtreich geweſen, und mit dem ſchmerzlichen Ausrufe endet, daß das Land, zu welchem uns Charon's Nachen hinüber führt, das einzige Eiland der Verjüngung, das wahre Bimini, ſei. Der däniſche Schriftſteller, in ſeiner vorwiegend ethiſch-philoſophiſchen Richtung, ſchlägt den umgekehrten Weg ein, wenn er auch faſt auf das gleiche Reſultat hinaus kommt. Er faßt vor Allem das Verjüngungsproblem ſelber ins Auge, deſſen ſittlichen Werth es zu prüfen gilt. Er nimmt daher die geſchichtliche Sage mit dem naiven

Glauben eines Märchendichters als Thatſache hin, er läßt ſeinen Helden wirklich in den Verjüngungsquell hinab tauchen, und ſtellt es ſich zur Aufgabe, die verderblichen Folgen eines ſolchen Frevels an den ewigen Geſetzen Gottes und der Natur mit pſychologiſcher Feinheit auszumalen. So täuſchend ahmt er dabei den ſchlichten Ton der altſpaniſchen Novellendichtung nach, daß man zuweilen faſt die Ueberſetzung einer unbekannten Erzählung des Cervantes zu leſen glaubt.

In ſeiner „Geſchichte Ivar Lykke's“ beſtrebt ſich Paludan-Müller, ein däniſches Seitenſtück zum „Wilhelm Meiſter“ zu liefern. Obwohl das Werk noch nicht abgeſchloſſen iſt, berechtigen uns doch die ſeither erſchienenen zwei voluminöſen Bände ſchon hinlänglich zu dem Urtheile, daß Anlage und Ausführung des Ganzen verfehlt ſind. Während der Verfaſſer in ſeinen rhythmiſchen Dichtungen, trotz aller philoſophiſchen Excurſe, doch ſein Thema nie aus dem Auge verliert und uns niemals ermüdet, ſchläft er hier Bogen lang, und die Handlung rückt ſo langſam vorwärts, daß wir nach Durchleſung von tauſend Seiten über Tendenz und Gang der Erzählung noch völlig im Dunkeln ſind. Es ſcheint — mehr läßt ſich nicht ſagen — es ſcheint, daß, im Gegenſatze zu Adam Homo, der Held dieſer neuen Erzählung, den wir gleichfalls von Kindheit an durch das Univerſitätsleben hindurch bis an die Scheidegrenze der erſten Jünglingsjahre begleiten, ſich die eingeborene Kraft idealen Strebens trotz aller Anfechtungen ſiegreich bewahren ſoll. In welcher Weiſe Das aber geſchehen wird, ob durch ein thatkräftiges Erfaſſen der politiſchen und geſellſchaftlichen Aufgaben der Gegenwart, oder wiederum, wie in den meiſten neueren Werken des Dichters, durch die Flucht in einen Schmollwinkel mönchiſcher Askeſe, bleibt abzuwarten. Jedenfalls ſteht die unförmliche Breite der Darſtellung in gar keinem Verhältnis zu dem mageren Inhalt der vorliegenden Bände, in welche z. B., um nur Eins zu nennen, die Ueberſetzung mehrerer ganzen Scenen aus Schiller's, auch in Dänemark jedem Gebildeten vertrauten „Räubern“ eingeflochten iſt — lediglich, um den wohlfeilen Scherz zu begründen, daß die Schauſpieler, welche eine Probe des Stücks im Freien abhalten, von den Bauern für wirkliche Banditen gehalten werden. Ueberhaupt ſpielt im erſten Bande das Theaterleben als Bildungselement eine ſo bedeutende Rolle, wie es dieſelbe wohl zur Zeit, wo Goethe ſeinen „Wilhelm Meiſter“ ſchrieb, einnahm, aber heut zu Tage auch in Dänemark nicht mehr einnimmt. Bei Alledem fehlt es dem breitſpurigen Romane nicht an einzelnen Lichtſtellen. Vor Allem iſt die originelle Figur des Dieners Johannes Räve (Hans Fauſt), welcher als getreuer Famulus ſeinen jungen Herrn durch alle Lebensabenteuer begleitet, mit ergötzlichſtem Humor gezeichnet. Auch die nachſtehende Perſifflage der Hegel'ſchen Philoſophie kann man ſich als einen artigen Scherz gefallen laſſen. In Kopenhagen angelangt (die Scene ſpielt vor reichlich dreißig Jahren), hören Ivar Lykke und ſein Faktotum Räve auf der Straße von vorüber gehenden Studenten, Predigern und ſonſtigen ſchwarzgekleideten, der gebildeten Klaſſe angehörenden Leuten immer dieſelben unverſtändlichen Ausdrücke und Wendungen: „das reine Sein“, „der unmittelbare Standpunkt“, „die Negation der Negation“, „der dialektiſche Uebergang des

Begriffes“, kurz, ein malebariſches Kauderwelſch, aus dem ſie nicht klug zu werden vermögen. Ein Friſeur, der Bruder Näre's, erklärt ihnen endlich die räthſelhaften Worte, indem er ſich vor einen großen Perückenſtock ſtellt und ihnen folgenden Vortrag über die dialektiſche Methode hält:

„An dieſem Perückenſtock, meine Herren, hat der alte Student Hanſen mir unlängſt die Hegel'ſche Philoſophie bewieſen und mir die dialektiſche Methode begreiflich gemacht; und das Licht, welches mir durch ſeine klare Beweisführung aufging, daſſelbe Licht hoffe ich jetzt Ihnen anzuſtecken! Alſo, meine Herren, dieſer Perückenſtock iſt ein vollkommenes Bild des reinen Seins. Er iſt, gleich dieſem, ohne alle Beſtimmungen, ohne alle Merkmale, nackt, baar und bloß, mit Einem Worte, das reine Sein iſt gleich Nichts. Ueberzeugen Sie ſich ſelbſt! Hier auf dem Stocke iſt durchaus Nichts, kein Fäſerchen, kein Stäubchen, kein Häärchen — das reine Sein iſt augenſcheinlich Daſſelbe wie das Nichts. Aber Daſſelbe, meine Herren, iſt gleichwohl nicht Daſſelbe, denn das Nichts iſt die Negation des Seins, und als Negation iſt in dem Nichts eine ewige Unruhe, ein ewiges Beſtreben, ſich ſelbſt aufzuheben, — aus ſich heraus zu gehen, um durch die Negation der Negation etwas Poſitives zu werden. Dieſem Beſtreben des Nichts verdanken wir Das, was wir die Dialektik des Begriffes oder die dialektiſche Bewegung nennen. Dieſe dialektiſche Bewegung beſteht nämlich in nichts Anderem, als in einem beſtändigen, unaufhörlichen Hin- und Herrennen zwiſchen dem Sein und dem Nichts, dem Nichts und dem Sein, bis auf dieſe Art und Weiſe der Begriff

Werden, welcher das Sein wie das Nichts in ſich vereint, mit beiden durchaus fertig geworden iſt. Betrachten Sie ſich, meine Herren, noch einmal dieſen Perückenſtock, damit es Ihnen recht klar werde, worin die Dialektik beſteht, und wie dies Werden eines Etwas zu Stande kommt. Der Stock iſt, wie Sie ſehen, noch gänzlich blank und bloß. Das Sein iſt noch gleich Nichts. Aber indem das Spiel der Dialektik beginnt, das, wie bemerkt, in einem unaufhörlichen Uebergehen von Poſition zu Negation und von Negation zu Poſition beſteht, in demſelben Augenblicke geht es genau ſo zu, wie wenn ich hier meine Hand ſich über den Perückenſtock hin und her bewegen laſſe, indem ich mit jeder neuen Handbewegung eine Haarlocke, eine Krauſe, ein Kröllchen feſthefte, und durch jeden neuen Uebergang aus dem Nichts in das Sein die Anzahl der Haarbüſchel vermehre. Sehen Sie! ſo: ein Kröllchen hier, eines dort — eine Locke an dieſer, eine an jener Stelle — Haarbüſchel auf Haarbüſchel! Summa Summarum: für jeden dialektiſchen Uebergang meiner Hand über den Block mehr und mehr Haare, eine wachſende Haarmaſſe, ein beſtändiges Entſtehen eines Seienden und ein Aufhören des Nichts, ein immer ſteigendes Werden von Haar, bis endlich der Begriff Werden ſelbſt in einem neuen Begriffe aufgehoben, zu einem neuen Sein — zu einem Daſein — zu Etwas geworden iſt! Und was, meine Herren, was für ein Etwas iſt es, das hier Daſein gewonnen hat? Was anders, als die Perücke? — Ueberzeugen Sie ſich ſelbſt! Der Stock iſt mittels der dialektiſchen Bewegungen meiner Hand jetzt ganz unter Kröllchen und Locken verborgen. Das reine Sein und das Nichts ſind beide hinter den Haaren verſchwunden, das Werden iſt zur Ruhe gelangt, indem es in ein daſeiendes Etwas aufgehoben ward, und dies Etwas iſt weder mehr noch minder, als die Perücke, deren erſten Anſatz Sie hier vor Augen ſehen, — deren Entſtehen Sie beigewohnt haben."

9.

Um die eigenthümlichen politiſchen, ſocialen und religiöſen Verhältniſſe im heutigen Dänemark zu verſtehen, iſt es durchaus erforderlich, einen Blick auf die Geſchichte der däniſchen Zeitungspreſſe während des letzten Vierteljahrhunderts zu werfen.

Die Journaliſtik ward in Dänemark ins Leben gerufen durch das Streben nach politiſcher Freiheit, welches gegen Ende der Regierung Friedrich's VI. begann, die Einführung berathender Stände zur Folge hatte, unter Chriſtian VIII. fortdauerte, der alle an ſeinen „Freiſinn“ geknüpften Erwartungen ſo bitter enttäuſchte, und welches endlich unter ſeinem Nachfolger Friedrich VII. mit der Erreichung des Grundgeſetzes vom 5. Juni 1849 ſeinen vorläufigen Abſchluß fand.

Alles frühere Journalweſen in dieſem Lande hatte ſich einerſeits auf die officielle „Berlingſke Tidende“, andrerſeits auf eine Menge äſthetiſcher und literariſcher Zeitſchriften beſchränkt. Das Intereſſe für Aeſthetik verſchlang damals Alles. In den zwanziger Jahren gab es Blätter, die ſich ausſchließlich damit beſchäftigten, Gedichte und Theatervorſtellungen zu recenſiren. Heiberg, welcher ſo lange das däniſche Geiſtesleben beherrſchte, redigirte in den Jahren 1827—1830 „Die fliegende Poſt“, in welcher er mit übe legener Bildung auf Hegel'ſcher Grundlage, mit franzöſiſchem Eſprit und däniſchem Humor, ſich der äſthetiſchen Erziehung des Publikums unterzog. Als er jedoch ſpäter dies Wochenblatt in ſeinen „Intelligenzblättern“ fortſetzte, ſah er ſich gegen ſeine Neigung gezwungen, einen Kampf mit der kürzlich begründeten „Kjöbenhavnspoſt“ aufzunehmen, in welcher das Verlangen nach konſtitutioneller Freiheit den erſten ſchüchternen Ausdruck fand. Dieſe Polemik wurde von Heiberg, oder vielmehr von ſeinen Mitarbeitern, denen er die Parole gab, mit glänzendſter Gewandtheit geführt. Aber er verſtand nicht die Zeit. Heiberg war, wie Sören Kierkegaard und wie damals ſelbſt Grundtvig (ſo ſehr Dieſer es ſpäter zu vertuſchen ſuchte), in der Politik Abſolutiſt. Ja, er, der Sohn des verbannten Demagogen, war beſtallter Hofpoet und ſchrieb die loyalſten Prologe und Feſtgedichte zur Verherrlichung des Königshauſes. In ſeiner Jugend freilich hatte er „Die Weiſſagung Tycho Brahe's“ verfaßt, um durch eine Anſpielung auf das ungerechte Schickſal dieſes großen Mannes die Zurückberufung ſeines Vaters aus dem Exil zu erwirken; aber er hat im ſpäteren Leben Nichts gethan, um das Andenken Deſſelben zu ehren. Sören Kierkegaard ließ ebenfalls ſchon ſein ſatiriſches Geſchütz wider die politiſchen Liberalen ſpielen, und führte ſchon als Jüngling eine Zeitungspolemik mit Orla Lehmann.

In jener Periode machte der nachmalige Biſchof und Staatsminiſter Monrad ſich zum erſten Male bekannt und gefürchtet durch ſeine politiſche Wochenſchrift „Gjengangeren“ („Das Geſpenſt“), welche in einem ſcharfen und beißenden Stile konſtitutionelle Garantien forderte.

Im Jahre 1839 endlich wurde „Fädrelandet“ („Das Vaterland“) als Wochenblatt von einer Anzahl junger talentvoller Politiker gegründet, die ſpäter meiſt eine angeſehene und einflußreiche Stellung erlangten. Am bekannteſten ſind David, der ſpätere Miniſter, Staatsökonom und Führer der konſervativen Partei unter Friedrich VII.; der jung verſtorbene begeiſterte Freiheitsmann Johannes Hage, auf deſſen Grabhügel in Stege auf der Inſel Möen eine Freiheitsgöttin von Biſſen ſteht; ſein Bruder Hother Hage, nachmals einer der Hauptwortführer der national-liberalen Partei; Balthaſar Chriſtenſen, ſpäterer Führer der „Bauernfreunde“, der ſogenannten Linken; endlich Orla Lehmann, der einige Jahre nachher eine ſo bedeutende Rolle als Redner der nationalen Partei ſpielen ſollte, und deſſen Einfluß auf die ſtudirende Jugend namentlich groß war. Derſelbe erreichte ſeinen Kulminationspunkt, als Orla Lehmann bei der erſten Zuſammenkunft nordiſcher Studenten 1845 in dem feſtlich geſchmückten Reithauſe zu Kopenhagen den norwegiſchen und ſchwediſchen Studenten das feierliche Verſprechen abnahm, ſtets für die ſkandinaviſche Sache leben und wirken zu wollen. Eine Begeiſterung, wie ſeine Rede ſie erweckte, war in Kopenhagen bis dahin unerhört geweſen. Seine Schönheit, ſeine Jugend, ſeine unvergleichliche Beredtſamkeit riſſen Alle hin.

Dieſe Männer alſo gründeten „Fädrelandet“ als politiſches Wochenblatt, und dasſelbe wurde damals vorzüglich redigirt. Später trat Carl Ploug als untergeordneter Mitarbeiter hinzu, und allmählich, wie die Anderen ausſchieden, ward er der alleinige Eigenthümer der Zeitung.

Ploug begann als Dichter mit flotten, burſchikoſen, etwas renommiſtiſchen Studentenliedern; ſpäter nahm ſeine Poeſie einen ernſthafteren Charakter an. Keiner ſtellte ſo nachdrücklich, wie er, die Einheit des Nordens als Loſung auf. Er iſt ein wahrhaft bedeutender politiſcher Dichter, deſſen Lieder von eherner Kraft der Sprache, wenn ſchon manchmal durch Inkorrektheit der Bilder und durch eine geſchmackloſe Miſchung altnordiſcher und griechiſcher Mythologie entſtellt ſind. Sein poetiſches Talent erſchöpfte ſich jedoch mit der Zeit in den zahlloſen Gelegenheitsgedichten bei politiſchen Feſten, in Grundgeſetz-Dithyramben, Trinkſprüchen auf Dänemark und den Norden, Verherrlichungen Friedrich's VII., von deſſen Laſtern und Fehlern nie mit einem Worte die Rede war, ſondern den man um ſeines „Dänenthums“ willen vergötterte. Als Journaliſt verdient Ploug nur in ſprachlicher Hinſicht Beachtung. Er ſchreibt eine wuchtige, körnige Proſa, wie kaum ein zweiter däniſcher Schriftſteller. Sein Kampf für die Freiheit war lediglich ein Kampf für ſeine Geſinnungsgenoſſen, er iſt eher bornirt, als freiſinnig, von geringer geiſtiger Bildung, ſpricht keine fremde Sprache und hat niemals Reiſen ins Ausland gemacht; in religiöſer Hinſicht iſt er Grundtvigianer und durchaus bibelgläubig, in nationaler Hinſicht voll der kleinlichſten althergebrachten Vorurtheile. Seine Macht in der Regierungszeit Friedrich's VII. war eine Parteimacht, die allmählich in Parteityrannei ausartete. Seine Angriffe auf die damaligen Konſervativen (David, Bluhme, Uſſing ꝛc.) waren cyniſch und gemein. Als praktiſcher Politiker, als Abgeordneter des Landsthings ſtimmte er häufig gegen Das, wofür er in ſeinem Blatte geſchimpft hatte; denn er iſt großprahleriſch und äußerſt charakterſchwach. Als Proſaſchriftſteller iſt er wahrhaft genial nur in Schimpfreden auf ſeine Gegner. Seine Schmähworte ſind treffend und oft als „geflügelte Worte“ im Schwang geblieben. So ſagte er einmal von Madvig, dem Präſidenten des Landsthings, er habe bei mehrfacher Gelegenheit „die Haltung eines Strumpfbeins bewieſen“. Es wäre unmöglich, ein anſchaulicheres Bild von Madvig's ſchlaffer, charakterloſer Perſönlichkeit zu geben. Wie ſollte ein Strumpfbein mit unbeugſamer Feſtigkeit aufrecht ſtehn?

Ploug gehörte jederzeit zu Denen, welche zum Kriege gegen Deutſchland aufhetzten, aber er hat nie einen Feldzug mitgemacht. Nicht einmal 1848, als er noch ein Jüngling war, trat er in die Armee, ſondern er blieb in Kopenhagen, und ſchrieb Kriegslieder und fulminante Artikel wider das „deutſche Räuberpack“. 1864 predigte er Kampf „bis auf den letzten Mann“ — er ſelbſt wollte vermuthlich „der letzte“ ſein, denn Düppel fiel, Alſen wurde erobert, und Carl Ploug ließ noch immer auf ſich warten. Das hat ihm die Jugend niemals vergeſſen.

Als Politiker unterſtützte er während des letzten Krieges gegen Deutſchland beſonders Monrad, nachdem Dieſer die Zügel der Regierung Hall abgenommen hatte, welchen Ploug damals hartnäckig befehdete, und er drang eifriger, als irgend ein Anderer, auf die Ausſcheidung Holſteins, wiewohl dieſe gleichbedeutend mit der Inkorporation Schleswigs war. Er hat großen Theil an dem Unglück, in das eine verderbliche Politik ſein Vaterland ſtürzte. Er forderte ſtets das Unmögliche, als hätte Dänemark hunderttauſend Bajonette zur Verfügung, und galt dadurch zu jener Zeit bei der Jugend für einen Helden. Hätte er am Staatsruder geſtanden, ſo würden ihm wohl die Schwierigkeiten bekannt geworden ſein, deren Exiſtenz er ſtets gefliſſentlich zu verleugnen ſchien. Zu einem Staatsmanne fehlte ihm nicht mehr, denn Alles; er war ein lyriſcher Poet und ein politiſcher Phraſeur. Er glaubte an zwei Dinge: an Monrad und an eine ſkandinaviſche Allianz, wie Bille an zwei Dinge glaubte: nämlich an Hall und an den Kaiſer Napoleon, — und das Eine war ſo thöricht wie das Andere.

Während des national-liberalen Regimentes zur Zeit Friedrich's VII. war die Macht über das Kopenhagener Publikum, und damit über alle däniſchen Gemüther, zwiſchen dieſen beiden Männern derſelben Partei, Ploug und Bille, getheilt, welche auf die kleinlichſte und lächerlichſte Art einander beſtändig in den Haaren lagen und durch ihre, mit einem maßloſen Aufwande von Schimpfreden geführte Polemik die Hauptſtadt in Athem erhielten. Die Rollen waren ſo vertheilt: Ploug war der Mann der „Ideale,“ der kühne Ritter, der (aus angedeuteten Gründen) nie von einem Schlachtfelde geflohen war; Bille, der Redakteur von „Dagbladet,“ war der geſunde praktiſche Verſtand, der angliſirende Herausgeber einer Miniatur-Times, welche ſtets in beſtem Kredite beim Publikum ſtand, weil ſie immer den Mantel nach dem Winde hängte und dem Publikum bot, was es eben verlangte; ſie war ſkandinaviſch, wenn das Publikum ſich ſkandinaviſch geſinnt zeigte, antiſkandinaviſch, wenn das Entgegengeſetzte der Fall war, ꝛc. Nur in Einem Zuge blieb ſich „Dagbladet“ treu: in der abgöttiſchen Verehrung des

Kaiſers Napoleon III. und ſeiner Politik. Daß „Dagbladet“, welches 1864 beſtändig zur Fortſetzung des Krieges aufgehetzt hatte, plötzlich aufs würdeloſeſte nach Frieden jammerte, als der Feind Kopenhagen ſelbſt zu bedrohen ſchien, hat der Achtung vor dieſem Blatte einen ſchlimmen Stoß verſetzt.

„Dagbladet“ wurde, wie ſein Name beſagt, im Jahre 1852 als ein kleines, unbedeutendes Tagesblatt gegründet, um durch ſeine Konkurrenz ein anderes, ebenſo jämmerliches Tagesblatt, „Flyvepoſten“, zu ruiniren, das von einem gewiſſen Eduard Meyer redigirt wurde, einem alten unwiſſenden Tropf, aber guten Geſchäftsmann, der es verſtanden hatte, das Publikum durch Räubergeſchichten und durch ein mit der Scheere zuſammen geſtoppeltes Feuilleton (eine damals ganz unbekannte Neuerung) zu feſſeln. Hoſtrup hat ihn in ſeinem Luſtſpiele „Meiſter und Lehrling“ als Grönheld karrikirt. So hart es klingen mag, in Wahrheit iſt Bille als Redakteur nur ein etwas verbeſſertes und moderniſirtes Konterfei jenes Eduard Meyer, den er aus der Journaliſtik verdrängte, und deſſen Platz er einnahm. Wie Dieſer, war er dem Publikum gegenüber ein reiner Spekulant, und, wie Dieſer, verkaufte er mit Vortheil ſein Blatt, als die Spekulation nicht mehr rentabel war. Bille ſchlug als dreiundzwanzigjähriger Jüngling in ſeinem Blatte einen Ton muthwilligſter Ausgelaſſenheit an, wie man ihn bis dahin in Dänemark kaum gekannt hatte. Dieſe „flotte“ Manier, in welcher die Gegner geneckt und verſpottet, die neueſten Literaturerſcheinungen frivol bewitzelt wurden, fand in jener naiven und friſchen Zeit die günſtigſte Aufnahme. Man lebte ja in Dänemark unter neuen Verhältniſſen, im erſten Jubel der kürzlich errungenen politiſchen Freiheit, und voll jugendlicher Hoffnungen auf die Zukunft der nordiſchen Welt. In religiöſer Hinſicht war „Dagbladet“ damals freidenkeriſch; einer der Mitarbeiter des Blattes überſetzte ſogar Renan's „Leben Jeſu.“

Aber allmählich, als die Jungen alt wurden, änderte ſich das Alles. „Dagbladet“ ward mehr und mehr ſpießbürgerlich vernünftig, und Ploug nahm bald die Gelegenheit wahr, in ſeinen Angriffen Bille als Sancho Panſa zu ſchildern, was die Nutzanwendung nahe legte, daß er ſelbſt der edle Ritter von der Mancha ſei.

Es wäre jedoch Unrecht, nur die Schattenſeiten hervor zu heben. Ploug's wahre Bedeutung beſtand darin, daß er das nationale und nordiſche Bewußtſein durch die gut geſchriebenen Artikel ſeines ſchlecht redigirten Blattes weckte. Bille's Journal wurde zu ſeiner Blüthezeit muſterhaft redigirt, es theilte alle Neuigkeiten raſch und in genügender Vollſtändigkeit mit, und es erwarb ſich ein großes Verdienſt um all' jene kleinen kommunalen Reformen, welche in den letztverfloſſenen Jahren eingeführt wurden. Ohne die Angriffe in „Dagbladet“ hätte man ſich vielleicht noch lange nicht zu einer neuen Organiſation des Feuerlöſchweſens, der Polizei, des Gefängnisweſens ꝛc. aufgerafft.

Als Chriſtian IX. den Thron beſtieg, ſtand der Einfluß dieſer Blätter auf ſeinem Höhepunkte. Ploug beherrſchte ſein Publikum durch die Locktöne ſeines mit Bärenflechſen beſpannten Saitenſpiels, Bille ſchrieb eine leichte, gefällige, ſtilloſe, oft recht witzige Proſa. Er hat keinen Stil, weil er keine geiſtige Perſönlichkeit hat, und Monrad charakteriſirte ihn eines Tages ſcharf und beißend, indem er von dem

„unbezahlbaren Tivoli-Humor“ ſprach, welcher die Artikel in „Dagbladet“ auszeichne; denn Bille's Witz erinnert an die Harlekinſpäße im Tivoli.

Gegen Chriſtian IX., den „deutſchen König“, erhob ſich bekanntlich die gehäſſigſte Oppoſition. Während der jetzt ſo konſervative und loyale Ploug die galligſten Spottartikel ſchrieb und lügenhafte Klatſchanekdoten von dem unpopulären Herrſcher berichtete, ſchrieb Bille jene lange Reihe von Aufſätzen, welche beweiſen ſollten, daß Chriſtian IX. gar keinen rechtmäßigen Anſpruch auf den Thron habe, und welche ihrem Verfaſſer eine Anklage auf Hochverrath zuzogen.

Allein als der Krieg, wider alle Hoffnungen und Weisſagungen der beiden leitenden Journale, den unglücklichſten Ausgang für Dänemark nahm; als der Kampf zwiſchen Preußen und Oeſterreich 1866 abermals ganz anders endete, als man erwartet und prophezeit hatte, und die nationalen Illuſionen ſich wieder enttäuſcht fanden; als endlich der Feldzug gegen Frankreich, in welchen Dänemark ſich aufs Haar leichtfertig eingemiſcht hätte, allen Einſichtigen mit noch ſchreckvollerer Klarheit bewies, in was für abſurden Träumen die Preſſe ſich und das Land gewiegt hatte, da fühlten die Parteiführer die Erde unter ihren Füßen wanken.

Mittlerweile hatte die ſtets mächtiger werdende Partei der „Bauernfreunde“ bedrohliche Fortſchritte gemacht. Die ſogenannte Beamten- und Intelligenz-Partei wußte nicht, was ſie that, als ſie 1849 die Verfaſſung auf einer ſo breiten demokratiſchen Baſis gründete. Es kam ihr nicht in den Sinn, daß es den lange ſo verſchüchterten Bauern einfallen könnte, ernſtlichen Gebrauch von der furchtbaren Waffe zu machen, die man ihnen mit dem allgemeinen Wahlrecht in die Hände gab; am wenigſten dachte man daran, daß die Zeit nahe ſei, wo ſie dieſe Waffe gegen die national-liberale Partei ſelbſt kehren würden, „der ſie ja die Freiheit verdankten.“ Inzwiſchen wuchs die Macht der Linken von Tag zu Tage. Durch eine letzte krampfhafte Anſtrengung gelang es im Jahre 1867 der national-liberalen Partei, das Grundgeſetz vom 5. Juni 1849 zu beſchränken, das Wahlrecht zum Landsthing durch einen gewiſſen Cenſus zu begrenzen, und ſo die Verfaſſung etwas minder demokratiſch umzugeſtalten. Aber nach dieſer Anſtrengung zerfiel die Partei, und dieſer letzte Schachzug hatte keinen andern Erfolg gehabt, als dem heran fluthenden demokratiſchen Strome einen Sanddeich entgegen zu werfen. Da wurde die national-liberale Partei mit einem Male konſervativ bis aufs Aeußerſte, loyal bis aufs Aeußerſte, und die ehemaligen Freiheitsmänner verhöhnten die Bauernfreunde, wenn Dieſe z. B. auf Abſchaffung der Titel und Orden drangen. Als nun endlich nach dem deutſch-franzöſiſchen Kriege und der Schreckensepiſode der Kommüne eine ſchwache ſocialiſtiſche Bewegung in Dänemark ausbrach, ſtürzten „Dagbladet“ und „Fädrelandet“ ſich Hals über Kopf in die wildeſte politiſche und religiöſe Reaktion. Der bequeme und epikuräiſche Bille, welcher einſehen mochte, daß dieſe Reaktion eine Poſition ſei, die ſich nicht recht lange halten ließe, benutzte die Gelegenheit, ſein Blatt vortheilhaft zu verkaufen. Dasſelbe wird jetzt von Herrn Topſöe, einem altklugen, äußerſt vorſichtigen jungen Manne redigirt, der trotz ſeiner hochkonſervativen Haltung doch ab und an liberale Velleitäten durchblicken läßt, um ſich die Möglichkeit eines Geſinnungswechſels offen zu halten.

Bille und Ploug hatten zuletzt, brüderlich umſchlungen unter einem Brillantfeuer wechſelſeitiger Komplimente, gemeinſam die „Hydra" des Liberalismus bekämpft. Jetzt herrſcht dasſelbe zärtliche Verhältnis zwiſchen Ploug und Topſöe, der ſich vorläufig ganz von ſeinem alten biſſigen, zahnloſen Kollegen „Fädrelandet" hat ins Schlepptau nehmen laſſen, und mit ihm um die Wette für Thron, Altar und Geſellſchaft kämpft.*) „Fädrelandet" hat zweimal die Unterſtützung der Geſinnungsgenoſſen anrufen müſſen, um ſich vor der Nothwendigkeit des Eingehens zu retten; deshalb ſchrieb Björnſtjerne Björnſon unlängſt von Ploug: „Er ſitzt auf ſeinem zweimal zuſammengebettelten Blatte." Die von Etatsrath Knudſen redigirte „Berlingſke Tidende" iſt, wie gewöhnlich, officiell, und vertritt gar keine Meinung, deshalb paßt ſie vortrefflich zu „Dagbladet" und „Fädrelandet". Dänemark hat jetzt drei „Berling'ſche Zeitungen," ſtatt einer.

Das verbreitetſte Blatt iſt „Dags-Telegrafen" („Der Tages-Telegraph"), welcher 18,000 Abonnenten zählt („Dagbladet" hat nur 6000), und hauptſächlich von dem kleineren Mittelſtande geleſen wird. V. Rimeſtad, welcher einige populär-geographiſche und hiſtoriſche Werke geſchrieben hat und ſich eine Zeitlang mit Eifer der Arbeiterſache annahm, redigirte dies Blatt in einem volksthümlichen Tone, hat ſich jetzt aber faſt ganz von der Redaktion zurückgezogen. Dasſelbe wird übrigens immer noch mit großer Geſchicklichkeit geleitet, und iſt, wie erwähnt, ſehr beliebt bei den unteren Klaſſen. — „Dagens Nyheder" („Die Tagesneuigkeiten"), eine ſchlechte Imitation ſchlechter franzöſiſcher Journale, wurde von Robert Watt ins Leben gerufen, einem mittelmäßigen Feuilletoniſten, welcher früher das Wochenblatt „Figaro" herausgab. Er erfreute ſich der beſonderen Protektion Bille's, der ſeine flüchtigen Reiſeſkizzen ſogar mit den geiſtvollen Reiſebriefen Baggeſen's verglich, ward aber von dem Augenblicke an, wo er dem „Dagblad" Konkurrenz machte, von dieſem aufs bitterſte verfolgt.

---

*) Bis auf die jüngſte Zeit herab war „Dagbladet" immer noch bonapartiſtiſch. Hohnworte über die franzöſiſchen Radikalen, Hohnworte über Jules Simon, Hohnworte über Gambetta — Napoleon III. war der Mann! Daneben Hohnworte über England und das Gladſtone'ſche Regiment, aber Schmeicheleien für die Tories, die man für kriegeriſcher geſinnt hält — und Nichts iſt in „Dagbladets" Augen verächtlicher, als Friedenspolitik!

Endlich wäre noch der ſchon an früherer Stelle genannte „Socialiſt" zu erwähnen, ein werthloſes Tagesblatt ohne Redaktion und lange Zeit hindurch faſt ohne Abonnenten, deren Zahl ſich indeß in den letzten Monaten beträchtlich geſteigert hat. Die Redakteure ſitzen, wie bemerkt, noch immer im Gefängnis. Die kleinliche Verfolgungsſucht, mit welcher man dies Blatt zu chikaniren und zu unterdrücken ſucht, zeigt leider deutlich, wie wenig echter Freiſinn in Dänemark herrſcht, und wie wenig es nützt, daß einem Volke ſeine Freiheit auf dem Papiere verbürgt iſt, wenn die Gemüther unfrei ſind.

Faſt alle Provinzialblätter des Landes ſtehen auf Seiten der Linken, der ſogenannten „Bauernfreunde", und es kann nicht lange mehr dauern, bis dieſe Partei ſich auch in Kopenhagen ein einflußreiches Organ erſchafft.

10.

Die Partei der „Bauernfreunde“, deren hauptſächlichſte Führer J. A. Hanſen, Tſcherning und Gert Winther ſind, denen ſich in jüngſter Zeit noch Berg angeſchloſſen hat, wurde als eine auf die Hufnerklaſſe geſtützte Partei in der Abſicht gebildet, dem Bauernſtande (de facto den Hufnern) als der zahlreichſten Klaſſe der Bevölkerung auch die größte Vertreterzahl, d. h. die Majorität im Volksthing und Landsthing, zu verſchaffen.

Die Führer, von welchen keiner ſelbſt Bauer iſt, gingen von ſehr verſchiedenen Inſtinkten und Intereſſen, ſelten von Ideen aus. Die konſtitutionelle Freiheit war von Univerſitätsprofeſſoren und Beamten, Männern von gelehrter Bildung, erkämpft worden. Die „Bauernfreunde“ empfanden den Haß der Autodidakten gegen dieſe neue Bureaukratie, welche die alte Bureaukratie des Abſolutismus ablöſte. Sie nahmen außerdem wahr, daß es der „Profeſſoren“-Partei an warmem Gefühl für den Bauernſtand, für deſſen Wünſche und Intereſſen, gebrach, daß ſie ſich unpraktiſch zeigte und ſehr viel hohle Phraſen machte. Sie bemühten ſich, die Beamtenpartei zu unterdrücken, zunächſt indem ſie den Beamten ihren Gehalt verkürzten, wobei ſie jedoch weit übers Ziel hinausſchoſſen und durch die maßloſe Herabminderung der Gehälter binnen zehn Jahren Dänemark den ſchlechteſten Beamtenſtand von der Welt verſchafft haben würden.

J. A. Hanſen erwies ſich als ein trefflicher Organiſator. Die Partei, welche blindlings den Führern gehorcht, im Reichstage ſelten ſpricht, ſondern nur ſtimmt, hat durch ihre ſtrenge Disciplin eine außerordentliche Macht erlangt. Die Bauernfreunde haben wider die gelehrte Bildung, wider die verknöcherte Vornehmheit der Univerſität, wider die Geldunterſtützungen für das königliche Theater und die Muſeen, kurz wider Alles geeifert, was in engerem Sinne Kopenhagen zu Gute kommt, als wider Etwas, für das die Bauern kein Geld zu bezahlen brauchten. Da die däniſche Verfaſſung keine echt parlamentariſche iſt, d. h. da kein Geſetz beſtimmt, daß das Miniſterium der Majorität in den Kammern entſprechen ſoll, agitiren ſie beſonders hiefür; denn nur einmal (unter ~~Raaslöff~~) haben die Bauernfreunde Miniſterſtellen bekleidet, ſonſt war beſtändig die Gegenpartei am Ruder. Sie ſind anſcheinend beſſere Demokraten, als die National-Liberalen — in Wirklichkeit ſtreben ſie nur nach der Regierungsmacht. Ihre Führer verſtanden es bald, ihre Stellung einträglich zu machen: J. A. Hanſen errichtete z. B. Verſicherungskaſſen, in welche ſeine Geſinnungsgenoſſen eintraten; doch waren ſie in dieſer Beziehung nur offenherziger, als ihre Gegner, die es nicht anders machten, wie z. B. der Redakteur des „Heimdal", Roſenberg, nach ſeiner Amtsentſetzung ſich lange von der grundtvigianiſchen Partei unterhalten ließ. Ueberhaupt kann man von allen Anſchuldigungen des Eigennutzes, welche von der Gegenpartei wider die Führer der Bauernfreunde erhoben werden, wahrheitsgemäß ſagen, daß

XVI

Dieſe Nichts gethan haben, deſſen ihre Gegner ſich nicht ebenfalls ſchuldig gemacht hätten. Das Unglück iſt, daß wahre Uneigennützigkeit ſich weder auf der einen noch auf der anderen Seite findet.

Die Profeſſorenpartei hat ſich ſelbſt dadurch geſchadet, daß ſie ſich immer nur an die Gebildeten wandte und ſich nicht die geringſte Mühe gab, auch die Ungebildeten, namentlich die Landbevölkerung, zu gewinnen. Sie ſchrieb einzig, und ſpeciell für Kopenhagen. Die Bauernfreunde haben überall mündlich gewirkt, ſie haben geredet. Will man ſie kennen lernen, ſo muß man nicht ihre Zeitungen leſen, man muß ihre Verſammlungen beſuchen. Nichts hat der nationalliberalen Partei in Jütland mehr geſchadet, als daß Bille vorigen Sommer, während er in Horſens politiſche Vorträge hielt, nicht zu bewegen war, ſich auf eine mündliche Diskuſſion mit dem Regenten der Bauernfreunde und deſſen präſumptivem Thronfolger, mit J. A. Hanſen und Berg, einzulaſſen.

Der Haupthebel, deſſen ſich die Bauernfreunde in früherer Zeit bedienten, war der Uebergang der Pachtſtellen in freies Eigenthum. Das war ihre große Trommel. In dieſer Sache traten ſie beſonders als die Fürſprecher der Bauern auf, und man hat es ihnen vor Allem zu danken, daß dieſelbe jetzt ſo ziemlich geordnet iſt. So lange ſie auf der Tagesordnung ſtand, waren die Bauernfreunde naturgemäße Gegner der ſogenannten „Großbauern“, der Gutsbeſitzer, Rittergutsbeſitzer und Adligen, die ſich nach 1848 zuerſt als geſchlagen betrachteten und ſich zurück hielten, die aber ſpäter, etwa im Jahre 1852, eine reaktionäre Bewegung unternahmen, und denen M. Goldſchmidt's Feder ein Organ erſchuf. Der früher ſo demokratiſche Redakteur des „Korſaren" ſtellte diesmal ſeine gewandte Feder dem Landadel zur Verfügung, während er ſelbſt auf den Rittergütern der Haute Volée ſeiner Jagdluſt fröhnte, und in „Nord und Süd" das Publikum von ſeinen Jägerſtückchen und ſeinem Leben auf den Edelhöfen unterhielt.

Später war das Verhältnis zwiſchen den Groß- und den Kleinbauern ein wechſelndes; längere Zeit hindurch — ſo z. B. kurz nach der Thronbeſteigung Chriſtian's IX. — waren ſie mit einander gegen die National-Liberalen verbündet. Aber je mehr Dieſe in den letzten Jahren konſervativ und reaktionär wurden, deſto mehr haben auch die großen Gutsbeſitzer ſich zu ihnen hingezogen gefühlt, ſo daß ihr Einvernehmen jetzt das zärtlichſte iſt. Sowohl Graf Friis wie Graf Holſtein empfingen als Premierminiſter in allen Stücken die Parole aus dem national-liberalen Lager, von Hall und von Kriger.

Betrübend iſt es, daß ſich unter den Bauernfreunden kein einziger geiſtig bedeutender Mann findet. Ihr Regiment iſt ein pures Maſſen-Regiment. Die National-Liberalen haben wenigſtens den Vorzug, ausgeprägte Charaktere, große Kapacitäten zu beſitzen: Männer von kaltblütigem Phlegma wie Hall, ein Lord Palmerſton en miniature; — von leidenſchaftlicher und raſtloſer Arbeitskraft, voll Schlauheit und Ehrgeiz wie Monrad, der verſchlagene Biſchof, eine unruhige Pfaffennatur, ſchneidig und beißend als Redner; — wie Kriger, der große Juriſt, aber ſchlechte Diplomat, nicht eben originell, aber außerordentlich beleſen und kenntnisreich, und von unglaublichem Fleiße; — wie Fenger, der frühere Arzt und ſpätere Finanzminiſter, kalt, klug, ein überaus tüchtiger

Geſchäftsmann, der leider nur ſeine Stellung zu einem unfeinen Nepotismus mißbraucht. Die Bauernfreunde dagegen haben nicht einen einzigen wirklich hervorragenden Mann. Tſcherning iſt noch der beſte — er hatte als Kriegsminiſter im Jahre 1848 einen großen Moment, als er ein Heer aus der Erde ſtampfte und ſtoiſche Abendgeſellſchaften gab, bei denen ein ganzes Roggenbrot herumgereicht wurde, von welchem ſich jeder Gaſt ein Stück abſchnitt — aber er iſt eine extravagante Natur, ein Tauſendſaſa, ein Univerſaltalent, ein Großprahler mit einer Stentorſtimme und einer mehr renommiſtiſchen als überzeugenden Beredtſamkeit. J. A. Hanſen, welcher zuerſt in der Expedition des „Fädreland" angeſtellt war, aber nicht aus den ehrenhafteſten Gründen dieſen Poſten quittiren mußte, iſt ſcharfſinnig und gerieben, ein Wortklauber und Haarſpalter, aber ein wenig achtbarer Charakter, und völlig ideenlos. Berg iſt ein ungebildeter Seminariſt, der Karriere zu machen ſucht und jetzt den rothen Demagogen ſpielt, welcher Rang, Titel und Orden abſchaffen will. Er iſt ohne alle Kenntniſſe und ſpekulirt vielleicht eben deswegen darauf, mit der Zeit Miniſter zu werden.

Eine neue Fraktion der Bauernfreunde iſt ſeit Kurzem durch Björnbak und ſeine Anhänger gebildet worden. Björnbak, ein Schullehrer aus der Gegend von Aarhuus und Redakteur eines Provinzialblattes, geht einen Schritt weiter in demokratiſcher Richtung. Seine Loſungsworte ſind die Abſchaffung von Heer und Flotte, die Albernheit des Nationalgefühls und des Nationalhaſſes, und ein gutes Verhältnis zu Deutſchland. Er bildet den Uebergang zu den eigentlichen Socialiſten, welche ſich auf die Käthner ſtützen, während die Bauernfreunde ſich, wie bemerkt, immer auf die Hufner geſtützt haben. Die Socialiſten haben erſt im letzten Augenblick und weil ſie einſahen, daß ſie keinen eigenen Kandidaten durchſetzen konnten, aus gemeinſamem Haſſe wider die National-Liberalen mit den Bauernfreunden geſtimmt. Sie wollen Dieſe nur gebrauchen, um Jene ſtürzen zu helfen. Im Uebrigen gehen ſie viel weiter und vertreten ganz andere Intereſſen, nämlich die der Inſten und Käthner, des ſchmählich unterdrückten kleinen Bauernſtandes. Einſtweilen ſind ſie, wie die Zahlen beweiſen — (für ihren Führer, den ehemaligen Lieutenant Pio, brachten ſie nur 190 Stimmen zuſammen), — völlig machtlos.

Die Hauptanſchuldigung gegen die Linke lautet dahin, daß dieſelbe den nackten Materialismus zur Herrſchaft bringen wolle. Das iſt das Stichwort, welches alle national-liberalen Blätter täglich wiederholen. Es iſt in ſo weit wahr, als die Linke von keiner Idee getragen wird und äußerſt wenig Reſpekt vor Bildung und Kenntniſſen hat, ja möglicherweiſe den Verſuch machen wird, das Budget aller wiſſenſchaftlichen und Kunſtanſtalten zu ſtreichen oder doch empfindlich zu ſchmälern. Allein ihr Materialismus iſt ehrlich, während der Idealismus der National-Liberalen die abſcheulichſte Lüge iſt: hohle Phraſen, welche idealiſtiſch klingen, aber kein ideales Ziel irgendwelcher Art, — nur das Streben, die Macht zu behaupten und die Geſinnungstyrannei in Dänemark zu befeſtigen.

Eine große Verſtärkung hat der Einfluß der Linken dadurch erhalten, daß die Grundtvigianer ſich neuerdings, wie bei den letzten Wahlen, faſt ausnahmslos der Linken anſchloſſen, eine ſeltſame Allianz von kraſſen Materialiſten und fanatiſchen, nebuloſen Idealiſten, von nur der Nützlichkeit fröhnenden Kosmopoliten und ſich ſelbſt vergötternden Nationalen. Was ſie vereint, iſt lediglich der Haß wider eine gelehrte Bildung und die Liebe zum ſogenannt Volksthümlichen und zur Volksherrſchaft.

Wären die National-Liberalen nicht in jüngſter Zeit ſo reaktionär geworden, dann hätten ſie nicht die Grundtvigianer zu verlieren brauchen, welche ihrem Weſen nach durchaus zu ihnen gehören und lange ihre beſten Kerntruppen geweſen ſind. Durch ihre ganze idealiſtiſche Romantik und durch ihr prononcirtes Nationalgefühl waren die Grundtvigianer, ſo zu ſagen, prädeſtinirte National-Liberale. Jetzt hat die Linke ſie durch das Stichwort „volksthümlich“ gewonnen. Nur ein Paar der Aelteren, wie der pathetiſche Birkedal, ſind Ploug und dem „Fädreland“ treu geblieben.

In politiſcher Hinſicht ſind die Grundtvigianer freiſinnig, ſie erſtreben Wahlgemeinden, die Trennung der Kirche vom Staate ꝛc. — oder vielmehr, ſie erſtrebten früher dieſelbe. Sie gingen vor Zeiten ſo weit in ihrem Freiſinne, daß ſie ſogar für Aufhebung des Schulzwanges kämpften, da es tyranniſch ſei, Jemand zum Schreiben- und Leſenlernen nöthigen zu wollen, — ein Geſetz, das für Dänemark die verderblichſte Wirkung gehabt haben würde. Doch ſelbſt dieſer Freiſinn iſt in letzter Zeit ſtark in die Brüche gegangen. Jetzt, wo die Grundtvigianer die Entdeckung gemacht haben, daß es ſelbſt in Dänemark, „Gottes auserwähltem Lande“, ungläubige Menſchen giebt, die es ſogar wagen, ihren Unglauben offen und laut zu bekennen, jetzt wollen ſie der Kirche nicht mehr die Stütze entziehen, welche der Staat ihnen verleiht. Das Wohl der Kirche geht ihnen über Alles, und es wäre thöricht, zu glauben, daß irgend ein Grundtvigianer heute noch gegen die Staatskirche eifern würde, welche in Dänemark unter dem heuchleriſchen und trugvollen Namen „Volkskirche“ beſteht. Dagegen wüthen ſie fortdauernd wider die „lateiniſche“ Bildung, welche nach ihren Worten eine Peſt für den urnordiſchen Volksgeiſt iſt, ſie wollen Bauern- und Volks-Hochſchulen an die Stelle der Univerſität, das Studium des Altnordiſchen an die Stelle der griechiſchen und lateiniſchen Studien ſetzen, — lauter Dinge, in welchen ein Gran Vernunft unter eine Menge von Albernheit und Tollheit verſteckt iſt. Der däniſche Bauer iſt ihnen der geſunde Kern; die fremde Bildung, welche von dem „ungläubigen“ Europa ſtammt, iſt verderbt; nur im Norden, oder beſtimmter: in Gottes auserwählter Schaar, den Grundtvigianern, lebt noch der Glaube, und um dieſer Schaar willen wird Gott ſich insbeſondere des Nordens annehmen und bedarf er des Nordens, „bedarf er Dänemarks.“

Grundtvig, der im Anfang dieſes Jahrhunderts einen erbitterten Kampf gegen Clauſen als den Vertreter des Rationalismus in Dänemark begann, nannte ſich damals ſelbſt den Vertreter des reinen und ſtrengen Lutherthums. Deshalb verſpottet ihn Heiberg in ſeinem „ABC-Buch für den jungen Grundtvig“ ſo köſtlich als den Mann, „welcher Martin Luther ſpielen wollte“*). Eben ſo behauptete Grundtvig damals eine feindſelige Stellung gegen Mynſter, den erſten Biſchof der däniſchen Hochkirche, als der Mann, welcher die Glaubensinnigkeit und Glaubenswärme gegenüber dem Vertreter der Lebensweisheit und Bildung repräſentirte. Allmählich hörte Clauſen auf, Rationaliſt zu ſein, die religiöſe Bewegung in Dänemark ward immer ſtärker, und Grundtvig machte ſeine „unvergleichliche Entdeckung.“ Dieſe unvergleichliche Entdeckung, die ſogenannte Grundtvig'ſche Offenbarung, welche Grundtvig, wer weiß, wie? — durch ein Geſicht? durch ein Mirakel? — empfing, beſteht in folgendem Phantasma: Luther irrte darin, daß er das Neue Teſtament als die wahre Quelle betrachtete, aus welcher man eine richtige Kenntnis des Chriſtenthums ſchöpfen könne; denn es gab Chriſten, ehe das Neue Teſtament exiſtirte. Eins iſt dagegen älter, als das Neue Teſtament, und gleichzeitig mit der Entſtehung des Chriſtenthums, nämlich „das apoſtoliſche Symbolum“, die drei Glaubensartikel, welche nach der Lehre Grundtvig's ſchon von den erſten Chriſten anerkannt worden ſein ſollen.

---

*) Vgl. die treffliche literarhiſtoriſche Abhandlung „Om Johan Ludvig Heiberg,“ von P. Hanſen (Kopenhagen, Kr. Viſſing, 1867), und Deſſen „Nordiſke Digtere i vort Aarhundrede“ (Ebd., Forlagsbureauet, 1871), denen ich manche nützliche Belehrung über däniſche Literaturverhältniſſe verdanke.

Hiegegen iſt erſtlich einzuwenden, daß die Behauptung, die erſten Chriſten ſeien im Beſitz der Glaubensartikel geweſen, durchaus unerwieſen iſt. Im Gegentheil iſt wiederholt bewieſen worden, daß ſie dieſelben nicht gehabt haben. Zum Andern erfordern dieſe drei Glaubensartikel, welche „das kleine Wort“, „das kleine Wort aus dem eigenen Munde des Herrn“, „das lebendige Wort“ genannt werden, zu ihrem Verſtändniſſe das ganze Neue Teſtament, welches ſie erſetzen ſollen. Ferner preiſt man ſie als das „lebendige“, d. h. als das mündliche Wort, welches als lebendig und volksthümlich himmelhoch über den „todten Buchſtaben“ geſtellt wird. Aber nie iſt der Beweis geliefert worden, daß mündliche Tradition beſſer und zuverläſſiger als ſchriftliche Ueberlieferung ſei, und daß erſtere nicht gefälſcht werden könnte. Trotzdem loben und preiſen die Grundtvigianer jederzeit das lebendige Wort. Sodann wollte Grundtvig durch ſeine ſogenannte Entdeckung die Einheit der Kirche durch alle Zeiten hindurch ſichern, er wollte einen feſten Punkt ſchaffen, welcher den Zuſammenhang zwiſchen der jetzigen und der urſprünglichen Kirche gewährleiſte. Er begriff, daß die Bibel nicht gegen den eindringenden Zweifel zu halten ſei. Er wollte daher eine kürzere Vertheidigungslinie wählen, eine kleinere Feſtung, die drei Glaubensartikel, vertheidigen. Aber die Schwierigkeit der Vertheidigung iſt eben ſo groß, wie bei der Bibel. Endlich iſt die „Entdeckung“ nicht einmal neu. Leſſing hat in ſeiner Polemik wider den Paſtor Goeze ſchon dieſe ganze Theorie ſkizzirt, was auch häufig gegen Grundtvig vorgebracht und nie widerlegt worden iſt, und in Deutſchland vertrat im Anfange dieſes Jahrhunderts der Superintendent Delbrück ähnliche Tendenzen.

Die „Entdeckung“ läuft nun auf Folgendes hinaus: In den drei Glaubensartikeln haben wir die ganze Eſſenz des Chriſtenthums. Folglich wirken ſie als Inbegriff einer gewaltigen übernatürlichen Wahrheit auf eine übernatürliche, d. h. magiſche Weiſe. Die beiden Veranlaſſungen, bei welchen ſie zuerſt feierlich ausgeſprochen wurden, nämlich die Taufe und das Abendmahl, verkörpern, ſo zu ſagen, in nuce das Chriſtenthum. Sowohl bei der Taufe wie beim Abendmahle („ved Bordet og ved Badet“ heißt es alliterirend im

Grundtvig'ſchen Jargon) geht etwas Uebernatürliches, etwas Magiſches mit dem Menſchen vor. Durch die Taufe wird er auf magiſche Weiſe ein Chriſt, durch das Abendmahl wird er auf magiſche Weiſe geläutert und von ſeinen Sünden erlöſt.

Man beachte die augenfällige Verwandtſchaft des Grundtvigianismus mit dem Katholicismus, einerſeits im Hervorheben der Bedeutung der mündlichen Tradition, andererſeits im Hervorheben der Sakramente auf Koſten des Bibelworts. Dies iſt der ſtark reaktionäre Zug in der Grundtvig'ſchen Lehre.

Daneben aber hat der Grundtvigianismus ſich in Uebereinſtimmung mit den Eigenthümlichkeiten und Schooßſünden des däniſchen Volkes als Nationalreligion, und im Kampfe mit dem Pietismus, entwickelt. Er nannte ſich jederzeit das „fröhliche" Chriſtenthum, und die Pointe ſeiner Lebensanſchauung iſt, im Einklange mit der Magie-Lehre, daß es nicht auf die Moral oder die Handlungen ankomme, ſondern allein auf den Glauben, und daß folglich der Gläubige, wenn er nur ſeines Glaubens ſicher ſei, das Leben leicht nehmen, in der Ueberzeugtheit von ſeiner Rettung fröhlich ſein und ſein Leben in Herrlichkeit und Freuden genießen ſolle. Daher (im Gegenſatze zu der ſelbſtquäleriſchen Askeſe Kierkegaard's) der nicht minder katholiſche Haß der Grundtvigianer gegen den Pietismus und gegen die übertrieben ſtrenge Ethik, welcher ſich faktiſch als Lebensluſt äußert. Durch ſein Verwerfen des Bibelwortes als Norm und durch ſein Lobpreiſen der Freude bahnt der Grundtvigianismus in Dänemark vielleicht den Weg zu einer freieren Lebensanſchauung, als diejenige der Hochkirche iſt. Dies iſt ſeine nützliche Seite, die man nicht überſehen darf, obſchon aus derſelben erklärlicher Weiſe manche lächerliche Konſequenzen hervorgingen, indem man leichtfertigen Lebensgenuß für „echtes Chriſtenthum“ ausgab.

Seit ſeinem erſten Auftreten war Grundtvig eifriger Abſolutiſt, 1849 ſtimmte er ſogar gegen das Grundgeſetz. Später jedoch folgte er der Zeitſtrömung und ward liberal bis zum Aeußerſten, als man eben liberal ſein mußte, um populär zu ſein. Sein Streben ward immer volksthümlicher, und zur Zeit Friedrich's VII. begannen ſeine Anhänger ringsum auf dem Lande Volkshochſchulen ins Leben zu rufen, um den Bauernſtand aufzuklären und zu unterrichten.

In dieſen Beſtrebungen iſt, theoretiſch betrachtet, viel Schönes, ja Bewundernswürdiges, und faſt alle Länder Europas ſtehen in dieſem Punkte hinter Dänemark zurück. In keinem anderen Lande hat man ſich mit ſo edlem Eifer bemüht, die Kluft zwiſchen Gebildeten und Ungebildeten auszufüllen. Ueberall auf den größeren Dörfern in Jütland und Seeland oder einzelnſtehend an der Heerſtraße ſah ich auf meinen Reiſen, nicht ohne Neid im Gedanken an die weit verwahrloſteren Zuſtände des Volksſchulweſens in Deutſchland, die hübſchen neuen Schulgebäude aus rothen Backſteinziegeln mit den luftigen, hohen Zimmern, in welchen die arme Bauernbevölkerung zum Bewußtſein ihrer Menſchenwürde erzogen wird. Aber wie viel Herrliches auch dieſer und jener begeiſterte junge Mann vollbracht hat, indem er manchen Blick, der früher nur auf die Breiſchüſſel gerichtet war, höher empor ſchauen lehrte, ſo liegt die Gefahr doch nahe.

Die Grundtvigianer haben vornehmlich dadurch gewirkt, daß Das, was ſie den Bauern bieten, eine Art Miſchung von Religion, Muſik, Poeſie, Geſchichte, Mythologie ꝛc. iſt, wie ſie in der Urzeit gäng und gebe war. Sie predigen viel weniger, als ſie ſingen (wieder ein katholiſcher Zug); ſie ſingen ſtets und bei allen Gelegenheiten religiöſe Lieder, und dieſe Lieder ſind nach allgemein bekannten, ganz weltlichen Melodien, oft ſogar nach Tanzweiſen gedichtet, um leichter Eingang zu finden. Grundtvig war ſelbſt ein vorzüglicher Dichter und hat manches ſchöne geiſtliche Lied verfaßt. Der Bauer wird durch ein Gemiſch von Muſik, Poeſie und Religioſität unklar ergriffen, er fühlt Etwas in ſeinem Innern ſich regen, eine Sehnſucht, einen dunklen Drang, und der junge Prieſter erklärt ihm, daß er beginne, „erweckt“ zu werden. (Wer denkt hiebei nicht an die methodiſtiſchen „revivals“ in Nordamerika?) Bald iſt er „erweckt“, er ſingt ſelber mit. Dann geht er auf die Hochſchule. Dort lernt er Wenig, oder doch wenig Solides. Allein er hört eine Menge nordiſcher Mythologie, altnordiſcher Geſchichte und uralter Sagen, — lauter Beweiſe dafür, wie augenſcheinlich Gott den Norden geliebt und beſchützt, wie Großes er jederzeit mit Dänemark beabſichtigt habe; die Mythen, die „Kindheitsträume“ des Volkes, deuten myſtiſch an, was dasſelbe in ſeinem Mannesalter zu vollbringen berufen ſei. Es iſt ja das Volk der Kraft, der Sittlichkeit, des Glaubens. Jetzt endlich hat Gott es ſichtbarlich dadurch begünſtigt, daß er Grundtvig in ſeiner Mitte geboren werden ließ, den Mann, „von welchem das Licht über Dänemark ausging.“

Wären es nur noch Bauern allein, welche an ſolche Thorheiten glaubten und ſich für dieſelben begeiſterten! Aber alle Parteien erkennen in dem Grundtvigianiſmus eine Macht, mit welcher man rechnen muß. Die Königin-Wittwe, die Gemahlin des hochgebildeten Chriſtian VIII., ſah zu dem alten Schwärmer wie zu einem Heiland empor und verſäumte nie ſeine Predigten. Es iſt bekannt, wie Grundtvig, als er vor einigen Jahren irrſinnig ward, von der Kanzel herab ſtieg, die verwittwete Königin auf die Stirn küßte, und ihr erklärte, ſie werde Holger Danſke (den inkarnirten Sagenhelden des Dänenthums) gebären. Seine Anhänger ſtürzten verzückt aus der Kirche und ſagten, „der Alte“ habe noch niemals ſo ſchön geſprochen, der Geiſt ſei über ihn gekommen, es ſei ein Mirakel geſchehen. Die mehr als ſiebenzigjährige Königin-Wittwe glaubte ſelber, daß ein Mirakel geſchehen ſei, ihre Hoffräulein nicht minder, und erſt nach einigen Tagen erfuhr man die betrübende Wahrheit. — Die Damen der Hauptſtadt hängen, ſofern ſie Sinn für etwas Anderes als für Putz und Staat haben, großentheils eifrig, ja fanatiſch, der Grundtvig'ſchen Lehre an; ſelbſt die politiſchen Machthaber ſuchen ſich mit der einflußreichen Sekte gut zu ſtellen. Monrad hat ſtets mit ihr kokettirt; er erreichte es ſogar, daß der König, welcher die Grundtvigianer aufs Aeußerſte haßt und fürchtet, weil ſie illoyal ſind oder waren und ihm ſeine deutſche Abſtammung verwarfen, 1861, als Grundtvig ſeinen achtzigſten Geburtstag beging, Demſelben, wiewohl ungern, den Biſchofstitel verlieh. „Dagbladet“ erweiſt, ſeit Topſöe die Redaktion übernommen hat, den Grundtvigianern alle erdenkliche Rückſicht und deutet unverhohlen an, daß ſie allein religiös auf der rechten Bahn ſeien; „Fädrelandet“ iſt und war in religiöſer Hinſicht ſtets abſolut grundtvigianiſtiſch; das fanatiſche und panſkandinaviſche Blatt „Heimdal“ iſt das beſondere Organ dieſer Sekte, welche Niemand herzhaft anzugreifen wagt, und die „Bauernfreunde“, die zur Zeit mächtigſte Partei, wiſſen den Grundtvigianern, als ihren neueſten und werthvollſten Alliirten, ſelbſtverſtändlich nicht genug Zärtlichkeiten zu ſagen. Sie haben ſich ſolchergeſtalt mit dem Nationalgefühle identificirt, daß es faſt eine unmögliche Aufgabe geworden iſt, ihrer bornirten Geiſtesrichtung ſonderlich Abbruch zu thun. Sie bringen Wiſſenſchaft und wahre Bildung in Verruf, denn das geſchriebene „todte“ Wort gilt Nichts, das „lebendige“ Wort iſt Alles. Sie ſchmähen die Vernunft und verherrlichen den Glauben. Sie mißachten Europa und preiſen Dänemark. In Wirklichkeit ſind ſie warm fühlende, aber ſchwach denkende und unwiſſende Leute, genußſüchtige Kopfhänger und fanatiſche Lämmlein. Sie und die eigentlichen Pietiſten, die ſogenannte „innere Miſſion“, theilen ſich augenblicklich in die geiſtige Herrſchaft über die Landbevölkerung. Die innere Miſſion bildet einen ſcharfen Kontraſt zu dem lebensfrohen Grundtvigianismus, ſie iſt „moraliſch“, peſſimiſtiſch, und der Pfaffe droht dem andächtigen Zuhörer mit Feuer und Schwefel, während er ihm zugleich die unſchuldigſten Lebensfreuden unterſagt. Bis jetzt iſt indeß der Grundtvigianismus weit einflußreicher und weit mehr verbreitet. Die Grundtvigianer werden in politiſcher Hinſicht von Hall protegirt, deſſen Gemahlin in ihren Kreiſen eine wichtige Rolle ſpielt, und Hall iſt es, welcher von dem widerſtrebenden König die Anſtellung grundtvigianiſcher Prediger erlangt. Als Politiker gehen ſie, wie erwähnt, augenblicklich Hand in Hand mit der vereinigten Linken und werden dadurch an ihrem Theile mit dazu beitragen, das Elend einer rohen und ungebildeten Maſſen-Demokratie über Dänemark zu bringen. Wenn nicht bald freiere Anſichten reformirend die Sitten und Anſchauungen dieſes Landes durchdringen, ſo ſehen wir keinen Ausweg aus dem Sumpfe, in welchem das öffentliche Leben Dänemarks ſteckt, — es ſei denn, daß ein gewaltiger Geiſt Bismarck'ſchen Schlages erſtünde und ihm mit kraftvollem Ruck eine glücklichere Wendung gäbe. Entweder eine einzelne überlegene Intelligenz oder ein allgemeines Eindringen von Licht und wahrer Geiſtesbildung muß eine ſociale und politiſche Reform bewirken — ſonſt, fürchten wir, wird in Dänemark das Gemeinweſen, und mit ihm auch die ſchöne, kaum entfaltete Blüthe der nordiſchen Kunſt und Literatur, unrettbar zu Grunde gehn.

II.

Einen weſentlichen Antheil an der Entwicklung der däniſchen Literatur hatten von jeher die norwegiſchen Schriftſteller. So lange Norwegen mit Dänemark zu einem Reiche verbunden war, konnte von einer beſonderen norwegiſchen Literatur nicht die Rede ſein. Holberg, Weſſel und in jüngerer Zeit noch Hauch haben, obſchon ſie in Norwegen geboren waren und dort ihre erſte Jugendzeit verbrachten, doch immer für däniſche Schriftſteller gegolten. In der That haben ſich ſeit der Trennung beider Länder im Anfange dieſes Jahrhunderts nicht allein die Charakterunterſchiede der ehemals durch einen engen Staatsverband mit einander verknüpften Völker ſchärfer und ſchroffer heraus gebildet, ſondern auch die Schriftſprache der Norweger hat ſeitdem durch gefliſſentliche Pflege der älteren, meiſt aus dem Isländiſchen herſtammenden Wortformen ein eigenthümliches Gepräge erhalten.

Es iſt immer ein Glück, wenn ein Volk in ſeiner Literatur das Bewußtſein des hiſtoriſchen Zuſammenhanges mit ſeiner Vergangenheit friſch und lebendig zu bewahren ſucht. Ohne Frage ſteht in dem ſpärlich bevölkerten, gebirgigen und rauhen Norwegen die Durchſchnittsbildung der Maſſen auf einem ungleich niedrigeren Niveau, als in dem milden, freundlichen Dänemark, das in ſeiner Reſidenz außerdem ſeit Jahrhunderten einen Centralpunkt des geiſtigen Lebens hat, wie ihn nur noch das franzöſiſche Leben in ſeiner glänzenden Metropole beſitzt. Es kann daher nicht ſonderlich überraſchen, daß die jungen norwegiſchen Schriftſteller für ihre Bemühungen, eine ſelbſtändige norwegiſche Literatur zu erſchaffen, bei der Mehrzahl ihrer eigenen Landsleute bisher ungleich weniger Dank und Anerkennung fanden, als bei dem hochgebildeten däniſchen Publikum. Die bedeutendſten Schöpfungen von Wergeland, Welhaven, Munch, Björnſon und Ibſen ſind nicht in Chriſtiania, ſondern in Kopenhagen erſchienen, und der Ruf der beiden letztgenannten Dichter würde vielleicht noch lange nicht über den engen Kreis eines Häufleins kunſtſinniger Freunde in Chriſtiania hinaus gedrungen ſein, wenn die däniſche Kritik nicht die genialen Schöpfungen der daheim verkannten und verketzerten Poeten mit bereitwilligſtem Entgegenkommen begrüßt hätte.

Das Thema, welches wir uns geſtellt haben, geſtattet uns nur von den nordiſchen Literaturzuſtänden der Gegenwart zu reden. Mit einigen Worten jedoch müſſen wir der beiden hervorragendſten norwegiſchen Schriftſteller in der erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts gedenken, da ſich in den Gegenſätzen der zwei jüngſten Dichterheroen dieſes Landes dem Weſen nach die Gegenſätze zwiſchen der Richtung Wergeland's und Welhaven's wiederholen.

Henrik Wergeland, geboren am 17. Juni 1808 in Chriſtiansſand, ſchrieb ſchon als Jüngling von einundzwanzig Jahren ein umfangreiches philoſophiſches Gedicht: „Die Schöpfung, der Menſch und der Meſſias“, in welchem er den Grundgedanken entwickelt, daß die Entfaltung des Menſchengeſchlechts vom rohen Naturzuſtande zu geiſtiger Vervollkommnung in Chriſtus ihren Ziel- und Endpunkt erreicht habe, und daß alle ſpätere Geſchichte nur ein nothwendiges, wenn auch langſames Streben der Menſchheit ſei, das von dem Gottesſohn aufgeſtellte Vollkommenheitsideal in einem Geſellſchaftszuſtande allgemeiner Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit zu verwirklichen. Aber obſchon Wergeland als Verkämpfer dieſes republikaniſchen Chriſtenthums oder chriſtlichen Republikanismus ſeiner Ueberzeugung nach Kosmopolit war, wurde er doch in der Folge, als im Anfang der dreißiger Jahre die leidenſchaftlichen Kämpfe für die Befreiung der norwegiſchen Literatur von allen ausländiſchen, zumal däniſchen Einflüſſen begannen, der fanatiſche Bannerträger des „jungen Norwegens“. Als Republikaner und Volksfreund verfocht er in dieſem Kampfe mit Eifer, und ohne in der Wahl ſeiner Agitationsmittel allzu bedenklich zu ſein, die Sache der Freiheit und des Fortſchritts; vor Allem ſtrebte er mit Erfolg für die Rechte der Juden, denen bisher nicht einmal der zeitweilige Aufenthalt in Norwegen geſtattet war.

Dieſen volksthümlichen und nationalen Beſtrebungen gegenüber, vertrat Johann Welhaven (geboren den 22. December 1807 in Bergen) die ſogenannte „däniſche“ oder „Intelligenz“-Partei, welche den Zuſammenhang zwiſchen der früheren und der jetzigen Kulturperiode zu bewahren ſuchte und von der Anſchauung ausging, daß nur ein bornirter Patriotismus gewaltſam könne das Band zerreißen wollen, das Norwegen mit der däniſchen Bildung und durch dieſe mit dem allgemeinen europäiſchen Geiſtesleben verknüpfe.

In dem geharniſchten Sonetten-Cyklus „Norwegens Dämmerung“ nahm er muthig den Strauß mit Wergeland und der herrſchend gewordenen, einſeitig norwegiſchen Richtung auf, deren Gefahren er mit beredten Worten enthüllte, ohne der Verfolgung zu achten, die der Kampf mit allen Nationalvorurtheilen des großen Hauſens über ſein Haupt herab beſchwören mußte. In der That riß man ihn, wie er in der poetiſchen Widmung ſeiner Fehdegedichte an Chriſtian Winther klagt, in der „alten Heimſtätte der Freiheit“ ſchier in Stücke; aber furchtlos ſchritt er voran in dem ernſten Strauße, gleich jenem Proteſilaos, von welchem er ſo ſtolz und opferfreudig ſingt:

Von allen Recken, die gen Troja zogen,
Ward Dem das herbſte Trauerloos geſandt,
Der als der Erſte fiel am fremden Strand,
Treu dem Orakelſpruch, der nicht gelogen, —

Dem Spruch, die ſie aus Delphi's Höhl' empfingen,
Und der von Mund zu Munde warnend glitt:
„Den Erſten, welcher Troja's Grund betritt,
Wird auch zuerſt der Erebos verſchlingen“.

„Proteſilaos!“ riefen alle Zungen,
„Dir gilt das unheilſchwangre Schickſalswort!“
Doch er ſtand kühn an ſeines Schiffes Bord,
Meerwärts den Blick, von Wellenbraus umklungen.

Kein Grauſen hemmte ihn, kein feiges Zagen;
Er ſchied von Tempe's wunderſchönem Thal,
Und widerſtand in ſeiner Abſchiedsqual
Laodamia's liebevollen Klagen.

Doch als nach langem Sturm- und Wogentanze
  Die Schiffe kamen zum Dardanerſtrand,
  Da wagte Keiner ſich zum Kampf ans Land,
Wo Hektor drohend ſchwang die ſchwere Lanze.

Nur er, vom Götterwillen auserkoren,
  Den Weg zu bahnen dem Achaierheer,
  Proteſilaos, trotzte Hektor's Speer,
Und ſtritt, und ſank zum Orkos nachtverloren.

Beim Schwerterklirren dann und Roßgeſtampfe
  Im Staub verblutet lag der edle Held.
  Man brachte keine Beute in ſein Zelt:
Sein Ruhm erblich im zehn Jahr' langen Kampfe.

Doch ſpäter hob man auf der Ehre Stufen
  Sein Bild empor in der Heroen Reihn;
  Es zog das Volk zu ſeinem Tempelſchrein,
Mit Liedern ſein Gedächtnis wach zu rufen.

Und aus den Gräbern der Heroen ſchallen
  Hört ihr noch heut die Stimme früh und ſpät:
  „Wer kühn voran in ernſtem Strauße geht,
Wird ſiegen nicht, — nein, kämpfen nur und fallen.“

Der ungebildete Zuſtand der norwegiſchen Bevölkerung, die ſpießbürgerliche Engherzigkeit der Begriffe auf dem Lande und zum Theil ſelbſt in den Städten, erklären einigermaßen die Bitterkeit, mit welcher die norwegiſchen Schriftſteller, vor Allem Welhaven und Ibſen, ihren Landsleuten den Krieg machen und aus der geharniſchten Fechterſtellung faſt nicht heraus kommen. Dies polemiſche Verhältnis iſt bei der Beurtheilung ihrer Schriften billiger Weiſe in Anſchlag zu bringen. Etwas von der Berſerkerwuth der alten Vikinger ſcheint heute noch dem däniſchen und norwegiſchen Nationalcharakter eigen geblieben zu ſein, eine tolle Gier, in der Raſerei des Kampfes den Gegner ganz zu zerfleiſchen, nicht zu raſten, bis er todt hingeſtreckt am Boden liegt. Auch Björnſtjerne Björnſon, der Erbe und Nachfolger Wergeland's, iſt ſolch ein unbändiger Streithahn. Allerdings bekämpft er niemals ſein eigenes Volk, er wähnt im Gegentheile, eine Inkarnation aller Tugenden und Vorzüge desſelben zu ſein, wie Victor Hugo ſich als eine Inkarnation des franzöſiſchen Geiſtes gebärdet; er erhebt das norwegiſche Volk in den Himmel, ja, er hält es für das erſte der Welt. Dabei iſt er entſchiedener Optimiſt, und ſeit einiger Zeit Grundtvigianer, Anhänger des „fröhlichen Chriſtenthums“. Augenblicklich iſt er, nach dem Muſter Henrik Wergeland's, reiner Demagog und eifriger Republikaner. In zahlreichen Zeitungsfehden ſprach er (nicht eben mit Geſchick und Erfolg, und oft mit den unredlichſten Angriffen auf das Privatleben ſeiner politiſchen Gegner) ſeine Anſichten über die Tagesintereſſen ſeiner Heimat aus, und erwies ſich dabei mehr als abenteuerlicher Romantiker, denn als praktiſcher Staatsmann. Jetzt hat er ſich mit Haut und Haar der Bauernpartei ergeben, und iſt äußerſt verhaßt bei dem gebildeten Publikum von Chriſtiania, das mit innerem Schauder der Zeit entgegen ſieht, wo Norwegen ganz unter die Herrſchaft der Bauern kommen wird. Björnſon führt alle ſeine Kriege im Grunde nur gegen die Intelligenz-Partei in Chriſtiania. Als echter Grundtvigianer und Bauernfreund haßt er alle gelehrte Bildung, er will die Gymnaſien und Univerſitäten durch Bauern- oder Volkshochſchulen erſetzt wiſſen, und eine altnordiſche Kultur, ſtatt der europäiſchen, in Norwegen einführen.

Björnſtjerne Björnſon iſt auch dem deutſchen Publikum nach ſeinen Hauptwerken bekannt genug, als daß wir von ſeinen Schilderungen des norwegiſchen Bauernlebens und von ſeinen hiſtoriſchen Dramen hier ausführlich zu reden brauchten. Nur das Eine möchten wir bemerken, daß auch dieſem Dichter ſeine einſeitige religiöſe Richtung, oder vielmehr das aufdringliche Hineinmiſchen derſelben in faſt jede ſeiner Dichtungen, entſchieden zum Nachtheile gereicht. Die weltentlegene Abgeſchiedenheit der Gebirgsbewohner, die von einer finſter erhabenen Natur und von tauſend Gefahren umgeben ſind, befördert erklärlicher Weiſe ein ſtilles, beſchauliches Gemüthsleben und einen ſektireriſchen Hang. In der norwegiſchen Dorfgeſchichte iſt dies etwas pietiſtiſche Element völlig an ſeinem Platze; aber Björnſon zieht es mit Vorliebe auch in das Drama und in die erzählende Dichtung hinüber, und weiſt ihm dort eine Stellung an, welche jede künſtleriſche Form zerſtört. So am Schluſſe der Sigurd-Trilogie; ſo vor Allem in dem kleinen Epos „Arnljot Gelline", deſſen erſte Geſänge zu den ſchönſten und großartigſten Inſpirationen der neueren Literatur gehören. Von eigenthümlichem Zauber ſind vor Allem folgende Verſe, in deren majeſtätiſchem Rhythmus das Meer ſelber wogend empor zu ſteigen, eine Weile mit glitzernder Schaumkrone zu blinken, und dann wieder mit gleichförmiger Schwere hinab zu fallen ſcheint:

Zum Meere ſeh' ich mich hin, zum Meere,
Wo's ferne fluthet in ſtiller Hoheit.
Wie felsſchwer wogende Nebelhügel,
So wandert's ewig ſich ſelbſt entgegen.

Das Land mag locken, die Sonne ſinken,
Es hat nicht Raſt, und es weichet nimmer.
In Sommernächten, in Winterſtürmen
Fortwälzt es klagend dieſelbe Sehnſucht.

Zum Meere ſehn' ich mich, ja, zum Meere,
Wo's fern erhebet die kalte Stirne!
Ob ihren Schatten die Welt hinab wirft
Und ihren Jammer drin flüſternd ſpiegelt:
Die Sonne glättet es warm und lichthell
Und ſpricht ihm froh von des Lebens Freude.
Doch ſchwermuthsſtille, mit gleicher Kälte
Verſenkt's den Troſt und verſenkt's die Trauer.

Der Mond zieht's an, der Orkan erhebt es,
Doch iſt kein Halten, es rinnt hernieder.
Abreißt's das Land, und fortſchwemmt's die Berge,
Indeß es ſelber gleichförmig hinrauſcht.
Was es hinab zieht, Das muß hinunter,
Was einmal ſinket, Das kehrt nicht wieder.
Nicht Schrei noch Botſchaft ertönt von dorther,
Und ſeine Sprache kann Niemand deuten.

Zum Meer hinaus denn, fernhin zum Meere,
Das nie ein Weilchen Verſöhnung kennet!
Für alles Seufzende iſt's Erlöſer;
Doch trägt es weiter ſein ew'ges Räthſel.
Seltſamer Bund mit dem Tod, daß Alles
Das Meer ihm ſchenket, — nur nicht ſich ſelber!

O Meer, es lockt mich dein großer Tiefſinn,
Zu Boden ſinket mein mattes Denken,
Ich laſſe fahren die bange Sehnſucht:
Dein kalter Hauch, er kühle die Bruſt mir!

Aber am Schluſſe des vierten Geſanges verſchwindet die Heldin, die ſich unſer wärmſtes menſchliches Intereſſe errungen hat, für immer hinter den Pforten des Kloſters, und der Held fährt aufs Meer hinaus, um erſt im dreizehnten Geſange als ein untergeordneter Dienſtmann des Königs Olaf Trygveſon wieder aufzutauchen und in der Schlacht bei Stikleſtad ſeinen Tod zu finden. Die Kämpfe des Königs zur Einführung des Chriſtenthums in Norwegen, welche nach der Anlage des Ganzen den bloßen Hintergrund hätten abgeben ſollen, nehmen faſt zwei Drittheile des Werkes ein, das ſo würdelos, wie möglich, mit einem ſchlechten Witze, mit einem norwegiſchen Kalauer, ſchließt.

Einen direkten Gegenſatz zu Björnſtjerne Björnſon bildet Henrik Ibſen, eine edle, ariſtokratiſch angelegte, ſtark peſſimiſtiſche Dichternatur. Er greift in ſeinen polemiſchen Dramen nicht bloß einzelne Schäden und Auswüchſe des politiſchen, religiöſen und geſellſchaftlichen Lebens an, ſondern die ganze Baſis des letzteren erſcheint ihm als verderbt, unwahr und haſſenswerth. In dieſer Hinſicht — aber freilich nur in dieſer — hat er eine unleugbare Verwandtſchaft mit den Tendenzen, welche in der Mitte der dreißiger Jahre bei uns die Männer des „Jungen Deutſchland“ verkündeten; im Uebrigen iſt er ihnen an ſittlicher Energie und echt künſtleriſchem Streben weit überlegen. Er theilt im Allgemeinen nicht allein die Richtung Welhaven's, ſondern auch Deſſen trübes Schickſal. Wie Dieſer ſich wiederholt vor dem Haſſe und der Verfolgungsſucht ſeiner Landsleute nach Kopenhagen flüchtete, lebt auch Ibſen ſeit Jahren in einem halb freiwilligen, halb gezwungenen Exile, und wenn er jemals nach Norwegen zurück kehrt, wird ohne Zweifel ſofort der heftigſte Kampf zwiſchen den Intelligenten unter ſeiner und der ungebildeten Maſſe unter Björnſon's Führung entbrennen.

Henrik Ibſen's Name war bis vor Kurzem außerhalb Skandinaviens völlig unbekannt, und ein ſeltſamer Unſtern hat es gefügt, daß das deutſche Publikum zuerſt auf eine Weiſe von ihm hören ſollte, die nicht eben zu einer vertrauteren Bekanntſchaft ermuthigen konnte. Eine Notiz der Zeitſchrift „Im Neuen Reich“ klagte ihn auf Grund einiger in ſeiner Gedichteſammlung veröffentlichten Verſe des Haſſes und Undankes gegen Deutſchland an, in welchem er doch ein gaſtliches Aſyl gefunden. Henrik Ibſen hat auf dieſe Anklage mit einer maßvollen, freilich etwas auf Schrauben geſtellten Erklärung geantwortet. Wir kommen auf ſeine politiſchen Anſichten ſpäter zurück und werden, da man ſeinen gelegentlichen Anſpielungen auf deutſche Verhältniſſe eine unverdiente Wichtigkeit beigelegt hat, Nichts verſchweigen, was ſich mit Rückſicht hierauf in ſeinen Gedichten findet. Zunächſt aber ſei es uns vergönnt, einen Blick auf die dramatiſchen Hauptwerke Ibſen's zu werfen, denen er ſeinen Ruhm verdankt. Ueber ſeine früheſten Verſuche auf dieſem Felde („Catilina“, „Das Bankett auf Selhoug“, „Frau Inger von Oeſterrad“ und „die Heermannen auf Helgeland“) werden wir ſchon deshalb ſchweigen müſſen, weil es uns trotz aller aufgewandten Mühe nicht möglich war, ein einziges dieſer in Norwegen erſchienenen Stücke auf dem Wege des Buchhandels zu erlangen.

Charakteriſtiſch iſt es immerhin, daß Ibſen ſeine dramatiſche Laufbahn als zwanzigjähriger Jüngling — er war damals Apothekerlehrling und bereitete ſich auf das Abiturientenexamen vor, um Medicin zu ſtudiren, gab dieſen Plan aber ſpäter auf und wandte ſich ganz der Bühne zu — mit einer phantaſtiſchen Verherrlichung Catilina's begann, den er, nach einer mir vorliegenden Kritik von Brandes zu ſchließen, zwar nicht als fleckenlos, aber doch als einen gewaltigen, hoch über ſeiner verderbten Umgebung empor ragenden Heros ſchilderte und durch Verrath den Opfertod finden ließ. Die folgenden drei Stücke behandelten ſagenhafte Stoffe aus der altnordiſchen Zeit, und Brandes vermuthet wohl nicht mit Unrecht, daß auch bei der Wahl dieſer, uns anſcheinend ſo fern liegenden Gegenſtände eine polemiſche Abſicht den Dichter geleitet habe: „Weshalb greift er zu der wilden Tragik und dem großartigen Grauſen der Völſungaſage zurück, das er nur unfreiwillig und durch einen Mißgriff verringert, indem er die Heroen der Sage zu Menſchen aus der ſpäten Vorzeit herabſetzt? Um dies Bild der Gegenwart vorzuhalten, um ihr zu imponiren, um dies ſchwache, in Halbheit verſunkene Geſchlecht zu beſchämen, indem er ihm die ganze Größe der Vorfahren weiſt, — die Leidenſchaft, welche ohne Rückſicht nach rechts oder links feſſellos ihrem Ziele entgegen ſtürmt, den Stolz und die Stärke, die karg an Worten iſt, die ſchweigt und handelt, ſchweigt und duldet, ſchweigt und ſtirbt, dieſe Willen von Eiſen, dieſe Herzen von Gold, — Thaten, welche nach tauſend Jahren noch nicht vergeſſen ſind. Da, ſeht euch im Spiegel!“

Das erſte Werk Ibſen's, welches ein allgemeines — freilich mehr ärgerliches, als erfreuliches — Aufſehen machte, war das dreiaktige Luſtſpiel: „Die Komödie der Liebe“. Es iſt ein ſeltſames Produkt, dem man Witz und Originalität nicht abſprechen kann, deſſen Verwicklungen man mit Spannung folgt, deſſen Löſung aber im höchſten Grade verſtimmend wirkt. Ibſen ſchreibt eine beißende Satire auf die Alltagsliebſchaften und Alltagsehen ſeiner Heimat, und manche ſeiner in Gift getauchten Pfeile würden auch anderswo ſicher ihr Ziel treffen. Aber dem realiſtiſchen Zerrbilde fehlt das richtige ideelle Gegenbild, und die Anſicht des Verfaſſers von der Liebe und Ehe, ſoweit der Verlauf des Stückes ſie erkennen läßt, iſt troſtlos und ungerecht.

Der Held, ein junger Schriftſteller, Namens Falk, eröffnet die Handlung mit der Recitation des nachfolgenden Liedes, das ſeinen Charakter genügend bezeichnet:

Dichter-Weiſe.

Sonn'ger Tag im ſchönen Garten
Lädt dich ein zum Luſtgelag; —
Frag' nicht, ob dein Lenzerwarten
Einſt der Herbſt enttäuſchen mag!
Duftig weiße Blüthenblätter
Spannen über dir ihr Zelt; —
Sei getroſt, wenn auch das Wetter
Sie am nächſten Abend fällt!

Kümmert dich die Frucht von morgen
In des Baumes Blüthenzeit?
Warum ſeufzen, warum ſorgen,
Abgehärmt in Müh' und Leid?
Warum klappern ſoll die ſchlimme
Vogelſcheuche früh und ſpat?
Klingt uns doch die Vogelſtimme
Beſſer, luſt'ger Kamerad!

Scheuche nicht aus deinen Lauben
Fort den Spaß mit rauhem Ton;
Laß dein Blüthenfeld berauben
Lieber ihn zum Sängerlohn!

Der gewinnt, wer ſich ertauſchet
  Süßen Sang für ſpäte Frucht;
Denke ſtets: „Die Zeit verrauſchet,"
  Und dein Lenz nimmt bald die Flucht.

Ich will leben, ich will ſingen,
  Bis die Flur des Herbſtes Raub; —
Mag der Wind im Wirbel ſchwingen
  Dann hinweg das welke Laub!
Auf das Heck! laßt Küh' und Ziegen
  Gierig halten dort ihr Feſt!
Mein die Blum'! — ich laſſe liegen
  Dem, der will, den todten Reſt.

Der genußſüchtige Egoismus dieſer Poetenmoral erregt — und, wie uns bedünkt, mit vollem Rechte — den Unwillen der ehrſamen Spießbürgergeſellſchaft, welche um Falk verſammelt iſt. Falk hat eben keinen anderen Gedanken, als ſich auszuleben in poetiſchen Träumen; ſelbſt in der Liebeserklärung, welche er der als hoch ideal gezeichneten Schwanhild macht, ſpielt die Hoffnung, durch ſie poetiſch inſpirirt zu werden, die Hauptrolle, und er verdient vollkommen die herbe Zurechtweiſung:

Ich ſah Sie nicht als Falken, nein, als Drachen,
Als Dichterdrachen, aus Papier geklebt,
Deß Ich als Nebending nach aufwärts ſchwebt,
Wenn ihn die Zwirnſchnur nur will ſteigen machen
Ohnmächtig knieten Sie, mich anzuflehn:
„Ach, wirf mich auf im Weſten oder Oſten!
Laß himmelan mit meinem Vers mich gehn,
Sollt's auch von Mutter, Schweſter Schelte koſten!"

Höchſt ſonderbar iſt es nun, daß Schwanhild, trotz dieſer derben Abfertigung, dem übermüthigen Burſchen um den Hals fällt, ſobald er, ſich mit Allen überwerfend, in leidenſchaftlichen Worten gegen die Ehe deklamirt und ſeine Abſicht verkündet, eine Zeitung zur Verſpottung und Bekämpfung dieſer „Galeere“ herauszugeben. Das Allerſeltſamſte aber iſt, daß das junge Mädchen, nachdem ſie ihm ihre Liebe geſtanden und ſich mit ihm verlobt hat, gleich darauf den Verlobungsring ins Waſſer wirft und dem verſtändigen, aber proſaiſch nüchternen Kaufmanne Guldſtad ihre Hand reicht, weil ſie den Gedanken nicht ertragen kann, die Liebe Falk's möglicherweiſe in der Ehe ſterben zu ſehen.

Nun hab' ich Dich verloren für das Leben,
Doch Dich gewonnen für die Ewigkeit!

ruft Schwanhild verklärt aus, in der Ueberzeugung, daß ſie die Seele des Geliebten für immer mit Licht und Poeſie erfüllt habe, und er ſelbſt ſtimmt in dieſe Auffaſſung ein:

Es ſcharrt mein Flügelroß, empor zu ſchweben;
Geadelt iſt mein Thun für's ganze Leben!

Wenn wir Falk auch die Strafe gönnen, daß er die kaum gefundene Geliebte ſofort wieder verliert, empört es uns doch, Schwanhild ſich dafür opfern zu ſehen, daß dieſer „Papierdrache“ von Poet in die Luft ſteige, und es liegt nebenbei in dieſer Opferung dem wackeren Guldſtad gegenüber eine Gemüthsfrivolität, welche durch die Ausſicht auf den baldigen Tod Schwanhildens kaum gemildert wird.

Ungleich höher ſteht das dramatiſche Gedicht „Brand“, eine Schöpfung, die ſich an Gedankentiefe einzig mit Goethe's „Fauſt“ vergleichen läßt, der es aber leider mehrfach an Klarheit und Verſtändlichkeit der Motive fehlt. Auch hier iſt der Dichter vor Allem Polemiker; er kämpft gegen die verſchiedenartigen Ausſchreitungen und Sünden der Menſchen in ihrem Verhalten zur Religion: gegen den oberflächlichen Leichtſinn, der im Leben nur ein Spiel ſieht und, wenn die ſchillernde Seifenblaſe zerplatzte, ſich in das Gegentheil, in zelotiſchen Pietismus, verkehrt (der Maler Einar), — gegen den trägen Stumpfſinn, der aus Bequemlichkeit am Herkommen feſthält (der Bauer, der Vogt und Konſorten), — und gegen den unvernünftigen Tollſinn, der kein Geſetz über ſich anerkennt, zwiſchen Gut und Böſe nicht mehr unterſcheidet, und in blindem Wüthen Alles befehdet und vernichtet, was er auf ſeinem Wege trifft (das wilde Naturkind Gerd). Dieſer Tripelallianz ſetzt der Prieſter Brand die unerſchütterliche Kraft und Stärke ſeines reinen Willens entgegen; aber es iſt ein trauriger Weg, den er wandelt, — traurig für ihn ſelbſt, traurig für Alle, die ihm folgen. Man fragt ſich unwillkürlich: welchen Werth hat dieſer abſtrakte Wille, der das Herz Brand's zu Stein verhärtet, der ihn Weib und Kind auf dem kalten Eisgletſcher hinopfern, der ihn ſeiner ſterbenden Mutter das Sakrament verweigern läßt, weil ſie nicht all ihr Hab' und Gut, ſondern nur die Hälfte, nur neun Zehntel davon, den Armen ſchenken will? Erreicht denn Brand ſein Ziel? Nein, Alle wenden ſich gegen ihn, er kommt Gott nicht näher, wie groß auch die Kirche ſei, die er ihm baut, und ſchauerlich umklingt den Verlaſſenen der Chor der Unſichtbaren:

Niemals, nie wirſt Du ihm gleichen,
Denn Du trägſt des Fleiſches Joch.
Trotz' ihm, — ſuch ihn zu erreichen, —
Gleich verloren biſt Du doch!

Niemals, Wurm, wirſt Du ihm gleichen, —
  Haſt des Todes Kelch geleert;
Magſt beharren oder weichen,
  Gleich verworfen iſt Dein Werth.

Träumer, nie wirſt Du ihm gleichen, —
  Haſt vertändelt Gut und Heil;
Kein Gebet wird ihn erweichen,
  Irdiſch Leben bleibt Dein Theil!

Dennoch hält er bis zum Ende feſt an ſeiner ſtolzen Maxime: „Nichts oder Alles!“ und will den Glauben nicht fahren laſſen, daß zum Paradieſe wenigſtens der Weg der Sehnſucht dem redlichen Willen noch offen ſei. Während ihn die ſtürzende Lawine begräbt, ruft er noch aufwärts:

Gieb mir Antwort, Gott, im Sterben:
Kann uns Rettung nicht erwerben
Manneswille quantum satis — ?

und eine Stimme erſchallt durch das Donnergetöſe:

Er iſt Deus caritatis!

So ungenügend auch hier wieder die Löſung des aufgeſtellten Problems erſcheint, ſo reich an bezaubernden Schönheiten iſt das Werk im Einzelnen. Die philoſophiſche Tiefe der Gedanken erinnert uns nicht ſelten daran, daß ein Tropfen germaniſchen Blutes in Henrik Ibſen's Adern fließt; denn ſein Großvater mütterlicher Seite, Johann Altenburg, war ein nach Norwegen ausgewanderter Norddeutſcher. Die Charaktere ſind mit ungewöhnlicher Kraft und Konſequenz gezeichnet; vor Allem die Gattin Brand's, Agnes, gehört zu den lieblichſten Frauengeſtalten, die je der Intuition eines großen Dichters entſprungen ſind. Das norwegiſche Storthing hat denn auch in richtiger Erkenntnis der bedeutenden künſtleriſchen Leiſtung, welche hier vorliegt, ſich ſelbſt und den Dichter dadurch geehrt, daß ſie ihm ein Jahrgehalt ausſetzte, um ihn von dem Druck materieller Sorgen, mit denen er bis dahin bitter gekämpft hatte, zu befreien.

Ibſen hat ſeitdem drei weitere Dramen geſchrieben, von welchen „Peer Gynt“ den geringſten Werth beſitzt. „Peer Gynt“ iſt abermals ein rein polemiſches Gedicht, das ſich die undankbare und unpoetiſche Aufgabe ſtellt, mit der Strenge eines Moralpredigers das Laſter des Selbſtbetrugs zu bekämpfen, welchen der Menſch mittels der Phantaſie verübt. Auch hier ſchießt der Pfeil, wie in der „Komödie der Liebe“, übers Ziel hinaus, weil der Verfaſſer in ſeinen Schmähungen kein Maaß kennt und zuletzt nicht mehr die Lüge, ſondern die Phantaſie ſelber, als den Todfeind des Wahren und Guten zu betrachten ſcheint. Dabei wird die Form und Anlage des Ganzen, welche Anfangs nicht ohne feſſelnden Reiz iſt, im Verlaufe des Stückes bis zur Unklarheit verworren und verliert ſich in den zwei letzten Akten durchaus ins Phantaſtiſche.

Von polemiſcher Tendenz iſt freilich auch das Luſtſpiel „Der Bund der Jugend“, aber in dieſem hat der Verfaſſer ſtrengſtens die Anforderungen der Bühne gewahrt und ein Stück geſchaffen, das nach Art von Freytag's „Journaliſten“ dem Zuſchauer oder Leſer ein Bild des politiſchen Parteitreibens der Gegenwart in künſtleriſchem Rahmen vor Augen führt. Daß dies Bild in ſeinen Grundzügen ein wohlgetroffenes war, daß Ibſen einen faulen Fleck des öffentlichen Lebens in ſeiner Heimat mit ſcharfer Hand berührt hatte, Das bewieſen die tumultuariſchen Scenen bei der Aufführung ſeines Luſtſpiels in Chriſtiania. In der That hatte er diesmal einen eben ſo kühnen wie glücklichen Griff gethan, indem er das politiſche Phraſenritterthum à la Björnſtjerne Björnſon zum Gegenſtande ſeines ätzenden Spottes erkor. Und, was die Hauptſache iſt, man läßt ſich dieſen wohlverdienten Spott mit Behagen gefallen, weil dem windbeuteligen Feſtredner, welcher um jeden Preis Karrière machen will und ſeine „Principien" je nach den Erfolgschancen im Handumdrehen wechſelt, in der Perſon des wackeren Arztes ein Mann von echtem Schrot und Korn gegenüber ſteht. Hier fehlt nicht, wie bei manchen früheren Dramen Ibſen's, die poetiſche Gerechtigkeit; den Schwächen und Irrthümern der handelnden Perſonen wird, wie es das Luſtſpiel verlangt, im Laufe der Handlung eine wirkſame Korrektur zu Theil, und an dem unverbeſſerlichen Sünder wird das Strafgericht mit ſo viel guter Laune vollſtreckt, daß wir mit der heiterſten Empfindung den Vorhang fallen ſehn. Charakteriſtiſch iſt es übrigens, daß Ibſen, der in allen Fragen geiſtiger Freiheit höchſt radikal iſt, den politiſchen Liberalen gegenüber, die ſich in ſeiner Heimat allerdings als geiſtig bornirte Tyrannen gebärden, faſt zum Abſolutiſten wird.

Die künſtleriſche Entwicklung Ibſen's war eine zwar langſame, aber faſt mit jedem neuen Werke höher empor ſteigende. Schritt für Schritt hat er den Kreis ſeiner Stoffe zu erweitern, den Gedankeninhalt ſeiner unruhigen Seele zu klären und zu vertiefen, die Form ſeiner Produktionen zu feilen und zu läutern geſucht. Seine ſtets originelle Sprache war in ſeinen Jugendwerken oftmals rauh und hart, ſeine Verſe waren holperig, ſeine poetiſchen Geſtalten ſchienen ihm nicht unmittelbar aufgegangen, ſondern künſtlich als Träger beſtimmter Ideen erfunden zu ſein, ſo daß ſie mehr den Eindruck ſymboliſcher Begriffe als leibhaftiger Menſchen hervor brachten. Alles Dies hat ſich geändert, die Sprache Ibſen's iſt in ſeinen neueren Werken mit ſeltenen Ausnahmen von einem wahrhaft klaſſiſchen Gepräge, der Tonfall ſeiner leidenſchaftlichen Lieder iſt von bezauberndem Wohlklang, und die Lebenswahrheit ſeiner dramatiſchen Charaktere wird ſelbſt dem eingefleiſchten Realiſten Bewunderung entlocken. Alle Vorzüge ſeines zur reichſten Entfaltung gelangten Genius aber vereinigt das hiſtoriſche Schauſpiel: „Die Kronprätendenten“, das weitaus bedeutendſte Werk nicht bloß der norwegiſchen Literatur, ſondern nach unſerer Anſicht vielleicht das größte Drama, welches ſeit Shakſpeare's Tagen der Bühne geſchenkt worden iſt. Wäre die ſkandinaviſche Literatur der Gegenwart nicht zur Zeit in Deutſchland faſt eine terra incognita, ſo müßte man ſich billig darüber wundern, daß ein Drama, welches ſeit acht Jahren auf den erſten Bühnen Kopenhagen's und Chriſtiania's das beliebteſte Repertoireſtück iſt und noch immer vor überfüllten Häuſern unter rauſchendem Beifalle geſpielt wird, bei uns bis auf den heutigen Tag nirgends den Weg über die Bretter gefunden hat, ja nicht einmal durch eine Ueberſetzung dem deutſchen Publikum bekannt geworden iſt.*) Man glaube nicht etwa, daß der behandelte Stoff, welcher allerdings der norwegiſchen

---

*) Seit dieſe Zeilen geſchrieben wurden, ſind „Die Kronprätendenten“ und das vorhin beſprochene Luſtſpiel „Der Bund der Jugend“ in deutſcher Ueberſetzung (Berlin, Gebr. Paetel) erſchienen. Der des Norwegiſchen unkundige Leſer wird jetzt alſo durch Lektüre der Stücke ſich ſelbſt überzeugen können, ob das ihnen hier geſpendete Lob gerechtfertigt iſt.

Geſchichte des Mittelalters entnommen ward, für uns kein lebhaftes Intereſſe habe. Die politiſche Idee, welche dem Stücke zu Grunde liegt — die Einigung der lange in Zwieſpalt getrennten Glieder eines Reiches zu einem großen und mächtigen Volke — dürfte im Gegentheil gerade in Deutſchland zur jetzigen Stunde der allgemeinſten Sympathie und einem allſeitigen Verſtändniſſe begegnen.

Die Handlung iſt in der Kürze folgende: Verſchiedene Prätendenten — unter ihnen in erſter Linie der von den Birkenbeinern zum König erwählte Hakon Hakonſon und der von brennendem Ehrgeiz gequälte Jarl Skule — ſtreiten um den norwegiſchen Königsthron. Das angerufene Gottesgericht und die Reichsverſammlung in Bergen entſcheiden zu Gunſten Hakon's, welcher mit Kraft und Klugheit ſein Herrſcheramt antritt. Auf den Rath des tückiſchen Biſchofs Nikolas, der es nicht verſchmerzen kann, daß ihm nur die Stellung eines kirchlichen Würdenträgers zugefallen iſt, und der beſtändig nach politiſchem Einfluſſe trachtet, entfernt der junge König ſofort ſeine Mutter vom Hofe und verabſchiedet ſeine frühere Geliebte, damit Keiner, der ſeinem Herzen nahe ſteht, Einfluß auf ſeine Herrſcherthätigkeit gewinne. Dann verlobt er ſich aus Gründen der Staatsraiſon mit Margrete, der Tochter Skule's, den er mit Ehren und Würden überhäuft, um dieſen gefährlichſten und einflußreichſten Gegner an ſein und des Landes Intereſſe zu feſſeln. Die Werbungsſcene Hakon's um Margrete, welche ihn heimlich ſchon lange liebt, mag Zeugnis davon geben, mit welcher wunderbaren Anmuth der Dichter uns die tiefſten und zarteſten Regungen des weiblichen Gemüthes zu enthüllen verſteht:

Hakon (mit Wärme).

Jarl Skule, ich nahm Euch heute das Reich, — aber laßt Eure Tochter es mit mir theilen!

Jarl Skule.

Meine Tochter!

Margrete.

Gott!

Hakon.

Margrete, — wollt Ihr Königin ſein?

Margrete (ſchweigt).

Hakon (ergreift ihre Hand).

Antwortet mir.

Margrete (leiſe).

Ich will gern Eure Gemahlin ſein.

— — — — — — — — — — — —

Hakon (nähert ſich Margreten).

Eine kluge Königin vermag Großes im Lande zu wirken; Euch durfte ich ruhig wählen, denn Ihr ſeid klug.

Margrete.

Nur klug?

Hakon.

Was meint Ihr?

Margrete.

Nichts, Nichts, Herr.

Hakon.

Und Ihr hegt keinen Groll wider mich, daß Ihr vielleicht ſchönen Hoffnungen um meinetwillen habt entſagen müſſen?

Margrete.

Ich habe keinen ſchönen Hoffnungen um Euretwillen entſagen müſſen.

Hakon.

Und Ihr wollt mir nahe ſtehen, und mir guten Rath ertheilen?

Margrete.

Ich möchte Euch je gern nahe ſtehen.

Hakon.

Und mir guten Rath ertheilen; ich dank' Euch dafür! Der

Rath der Frauen frommt jedem Manne, und ich habe fortan keine Andere, als Euch; — meine Mutter mußte ich fortſchicken —

Margrete.

Ja, die war Euch allzu lieb!

Hakon.

Und ich bin König. Lebt denn wohl, Margrete! Ihr ſeid noch jung; aber nächſten Sommer ſoll unſere Hochzeit ſein, — und ich gelobe, von der Stund' an Euch in aller geziemenden Treue und Ehre bei mir zu behalten.

Margrete (mit wehmüthigem Lächeln).

Ja, ich weiß, es wird lange dauern, bis Ihr mich fortſchickt.

Hakon (lebhaft).

Euch fortſchicken? Das werde ich niemals thun!

Margrete (mit thränenerfüllten Augen).

Nein, Das thut Hakon nur mit Denen, welche ihm allzu lieb ſind. (Sie ſchreitet auf die Thür zu. Hakon blickt ihr gedankenvoll nach.)

Frau Ragnhild (eilt ihr entgegen).

Der König und der Jarl ſo lange hier im Palaſte! Die Angſt tödtet mich; — Margrete, was hat der König geſagt und gethan?

Margrete.

Ach, ſo Viel! Zuletzt erkor er ſich einen Vogt und eine Königin.

Frau Ragnhild.

Du, Margrete?

Margrete (am Halſe ihrer Mutter).

Ja!

Frau Ragnhild.

Du wirſt Königin!

Margrete.

Nur Königin; — aber ich glaube, ich bin auch darüber froh.

Der zweite Akt führt uns auf das Hochzeitsbankett. Von unbändigem Ehrgeize geſtachelt, mißbraucht Skule das Vertrauen des Königs, um insgeheim mit Deſſen Feinden zu konſpiriren; doch fehlt ihm der Muth, einen entſcheidenden

Schlag zu wagen. Biſchof Nikolas facht durch dämoniſche Einflüſterungen ſeine Ehrſucht höher und höher an; er weiß mit raffinirter Kaſuiſtik die ſchwankende Seele des Jarls in finſtere Zweifel zu ſtürzen und ſeinen Glauben an das Königsrecht Hakon's durch die Mittheilung zu erſchüttern, daß Letzterer, aller Wahrſcheinlichkeit nach, als Kind in der Wiege heimlich vertauſcht worden ſei. Der Pfarrer Trond, welcher von ihm (dem Biſchofe) den Auftrag erhalten, dieſen Tauſch zu vollziehen, ſei in England geſtorben, habe jedoch eine Beichte hinterlaſſen, deren Ankunft zu erwarten ſtehe. Dieſe Enthüllungen unterbricht der Eintritt des Königs Hakon, welcher den Jarl wegen ſeiner eigenmächtigen Erledigung der wichtigſten Staatsſachen ſcharf zur Rede ſtellt. Der Jarl antwortet mit hochmüthigem Trotze, und Hakon fordert ihm das Staatsſiegel ab. Der Konflikt ſteigert ſich durch eine Reihe anderer Motive, und Biſchof Nikolas benutzt die aufgeregte Stimmung des gereizten Jarls, um ſeinen Zorn gegen den König und ſeine Zweifel an Deſſen echter Geburt noch wirkſamer zu ſchüren. Jarl Skule ſchwört, den König zu entthronen, wenn ihm der Beweis werde, daß Hakon nicht der legitime Kronerbe ſei.

Dritter Akt: Der ſterbende Biſchof Nikolas hat den König und den mittlerweile zum Herzog ernannten Skule zu ſich beſchieden, um ſein verruchtes Intriguenſpiel noch auf dem Todbette dadurch zu krönen, daß er auch in Hakon's redliche Seele den Stachel des Zweifels an der Echtheit ſeiner königlichen Geburt ſenkt. Hakon's Mutter überbringt ihm an ſeinem letzten Lebenstage die lang erwartete Beichte des Pfarrers Trond; aber Nikolas kann den Brief nicht mehr leſen und läßt ihn durch Skule als ein vermeintlich werthloſes Papier verbrennen, um in Deſſen Seele den Zweifel zu verewigen. Ehe er ſeinen Vorſatz, auch Hakon's Seele durch ſeine Enthüllungen zu trüben, ausführen kann, rafft ihn der Tod hinweg. „Alles glückt Hakon," ſagt Skule mit finſterem Brüten. „Vielleicht iſt er der Falſche, aber ſein Glaube an ſich ſelbſt ſteht feſt, wie zuvor; der Biſchof wollte denſelben erſchüttern, aber der Tod ließ ihm keine Zeit, Gott gab ihm keine Erlaubnis dazu. Gott beſchützt Hakon, er behielt das Kleinod ſeiner Stärke." Unfähig, den Gedanken zu ertragen, daß Jemand über ihm ſtehe, verlangt er in wahnwitziger Erregung, daß Hakon das Reich mit ihm theile, abwechſelnd mit ihm das Scepter führe, oder auf Leben und Tod um die Königsmacht mit ihm kämpfe. Da zermalmt ihn Hakon's Antwort; denn Hakon's Selbſtvertrauen wird durch eine Idee, durch einen großen Zukunftsgedanken, getragen:

Hakon.

Alles fiel mir zu Füßen, als ich König ward; es giebt keine Bagler, keine Ribbunger mehr.

Herzog Skule.

Damit ſolltet Ihr am wenigſten prahlen; denn darin liegt die größte Gefahr. Schwarm muß gegen Schwarm ſtehen, Anſpruch gegen Anſpruch, Provinz gegen Provinz, wenn der König der Mächtige ſein ſoll. Jedes Dorf, jedes Geſchlecht muß entweder ſein bedürfen oder ihn fürchten. Rottet Ihr allen Unfrieden aus, ſo habt Ihr damit zugleich Euch ſelber die Macht benommen.

Hakon.

Und Ihr wollt König ſein, — Ihr, der ſolche Geſinnungen hegt? Ihr wäret ein tüchtiger Kriegshäuptling geworden zu Erling Skakke's Zeiten; aber die Zeit iſt Euch über den Kopf gewachſen, und Ihr verſteht ſie nicht. Seht Ihr denn nicht, daß

Norwegs Reich, ſo wie Harald Haarfager und der heilige Olaf es errichtet haben, nur mit einer Kirche zu vergleichen iſt, der noch die Weihe fehlt? Die Mauern erheben ſich mit ſtarken Pfeilern, die Dachkuppel wölbt ſich weit darüber, der Thurm weiſt himmelan wie Tannen im Walde; aber das Leben, das pochende Herz, der friſche Blutſtrom beſeelt nicht das Werk; Gottes lebendiger Odem iſt ihm nicht eingehaucht; es hat nicht die Weihe empfangen. — Ich will ihm die Weihe bringen! Norwegen war ein Reich, es ſoll ein Volk werden. Der Drontheimer ſtand in Waffen wider den Anwohner der ſüdlichen Meerbucht, der Mann von Agde wider den Mann von Hördaland, der Halogaländer wider den Sogndöller; ſie Alle ſollen hinfort Eins ſein, und Alle ſollen's wiſſen bei ſich ſelber und fühlen, daß ſie Eins ſind! — —

Herzog Skule (wie vernichtet).

Sammeln —? Zu einem Volke verſammeln den Drontheimer und den Anwohner der ſüdlichen Bucht, — ganz Norwegen —? (Ungläubig.) Das iſt unausführbar! Nie zuvor hat Norwegs Sage von Dergleichen gemeldet!

Hakon.

Für Euch iſt's unausführbar; denn Ihr könnt einzig die alte Sage wiederholen; aber für mich iſt's leicht, wie es leicht für den Aar iſt, die Wolken zu durchdringen!

Nach dieſer geiſtigen Niederlage faßt Skule die Idee, ſich des großen Gedankens Hakon's zu bemächtigen und denſelben ins Werk zu ſetzen. Er läßt ſich zum Könige ausrufen, und der vierte Akt zeigt ihn auf dem Gipfel einer momentan durch Zufallsgunſt erlangten äußeren Macht, aber innerlich von Zweifeln gemartert und von dem geheimen Bewußtſein verzehrt, der Plagiator einer fremden Idee zu ſein, ein ihm fremdes Lebenswerk zu vollbringen, oder vielmehr dies große Lebenswerk eines Andern frevelhaft zu verderben. Ja, wenn er noch Jemand um ſich hätte, der feſt und unverbrüchlich an ihn und an dies Lebenswerk glaubte, damit er aus Deſſen Vertrauen ſelber Kraft ſchöpfen könnte! Auch Das ſoll ihm zu Theil werden: ſeine Jugendgeliebte bringt ihm einen Sohn, den ſie in ſchrankenloſer Bewunderung für den Vater erzogen hat, und der ihn mit feurigſter Hingebung liebt, feſt an ihn glaubt und den großen Königsgedanken mit Begeiſterung erfaßt.

Aber nun (im fünften Akt) folgt der Fluch des Verbrechens allen Unternehmungen Skule's. Seine Heere werden geſchlagen, die Bürger von Drontheim bedrohen ihn mit Empörung, und ſein Gewiſſen wird noch ſchwerer dadurch belaſtet, daß ſein Sohn in fanatiſcher Verblendung einen Kirchenraub verübt und das Kind Hakon's tödten will, um die Sache ſeines Vaters zu retten. Da demüthigt ſich Skule vor Gott, entkleidet ſich der geſtohlenen Flitterpracht und bekennt reuig ſeinem bethörten Sohne, daß der Königsgedanke nicht ſein, ſondern Hakon's ſei. Verſöhnt gehen Beide in den Opfertod.

Dies nackte Gerippe des Dramas wird, denken wir, mindeſtens die großartige Anlage und den ſittlich wie poetiſch durchaus befriedigenden Verlauf der Handlung erkennen laſſen. Aber auch die Ausführung iſt eine glänzende, in jeder Scene das Gemüth des Leſers oder Zuſchauers tief ergreifende. Es gelingt dem Verfaſſer, was ſelbſt den größten Dramatikern ſelten gelungen iſt, das Intereſſe für zwei einander gegenüber ſtehende Hauptperſonen ſeines Stückes gleichmäßig bis an das Ende wach zu erhalten. Abgeſehen von dem Charakter des Biſchofs, der vielleicht allzu dämoniſch gezeichnet iſt, um nicht hie und da aus der Sphäre des Menſchlichen heraus zu fallen (was freilich, nach der Kreuzbrüder-

Scene zu ſchließen, in der Abſicht des Dichters lag), wachſen die Handlungen und Reden ſämmtlicher Perſonen mit organiſcher Nothwendigkeit aus der Art ihrer Charaktere und aus der natürlichen Verkettung der Umſtände hervor. Nirgends ein Sprung, eine willkürliche Abweichung, nirgends eine Lücke, aber auch nirgends eine überflüſſige Phraſe oder eine unſchöne Wendung. Mag Henrik Ibſen's Name zur Stunde noch wenig außerhalb der Grenzen ſeiner nordiſchen Heimat genannt werden, die Zeit kann nicht fern mehr ſein, wo der Ruhm eines Dichters, der nach mancherlei verfehlten Anläufen ſchließlich ſo meiſterhaft die höchſten Geſetze der Kunſt zu erfüllen verſteht, über die fernſten Länder erſchallen wird.

12.

Kaum minder eigenthümlich iſt Henrik Ibſen als Lyriker. Erſt im Sommer 1871 hat er eine Sammlung ſeiner Lieder in einem kleinen, kaum acht Sedezbogen umfaſſenden Bändchen veröffentlicht, aber faſt jedes Gedicht iſt eine Perle. Ueber den meiſten liegt ein ernſter, ſchwermüthiger Hauch, manche ſind herb bis zur Bitterkeit, einige von träumeriſcher Süße, alle von großer Kraft und Originalität des Gedankens und von hoher Vollendung der Form. Obſchon Ibſen ſich niemals in weichlichen Klagen ergeht, fühlt man doch aus ſeinen Liedern, wie ſchwer ſeine Seele unter all' den aufreibenden Kämpfen gelitten hat, in denen ſein Leben verlief. Seit zehn Jahren irrt er als freiwillig Verbannter in der Fremde umher, eine Zeitlang durchwanderte er Italien, gegenwärtig hat er in Dresden ſeinen Wohnſitz genommen.

In echt poetiſcher Weiſe offenbart er uns ſein Schmerzgefühl über die Leiden und Verfolgungen, die er in ſeiner Heimat erduldet, faſt ſtets unter einem halb verhüllenden Bilde. Das eine Mal dient ihm der Eidervogel als Symbol ſeines eigenen Geſchickes:

Der Eidervogel in Norweg baut,
Wo aufs ſtahlgraue Meer die Felsbucht ſchaut.

Er zupft ſich die weichen Dunen aus,
Um warm zu füttern ſein kleines Haus.

Doch der Fiſcher ſchleicht tückiſch zum Meeresſaum;
Er plündert das Neſt bis zum letzten Flaum.

Der Fiſcher iſt hart, der Vogel weich;
Er rupft ſich wieder die Bruſt ſogleich,

Und kleidet, raubt man ihm nochmals den Schatz,
Noch einmal ſein Neſt an verborgenem Platz.

Doch ſtiehlt man ſein drittes, ſein letztes Gut,
So hebt er die Schwingen mit traurigem Muth.

So zertheilt er den Nebel und flieht das Land, —
Gen Süd, gen Süden, zu ſonnigem Strand!

Das andere Mal iſt es die alte Mähr von „Vogel und Vogelfänger", die ihm ſein Loos verſinnbildlicht:

Einſt als Kind aus Tannenſtäben
Schnitzt' ich eine Vogelfalle,
Und ich ſah mit Jubelſchalle
Bald hinein ein Vöglein ſchweben.

Mit der Falle grauſam rannt' ich
Heimwärts in die Kinderſtube;
Den Gefangnen ſchreckt' und bannt' ich
Drohnden Blicks, ein böſer Bube.

Als ich meine Poſſen alle
Dann erſchöpft nach Quälerweiſe,
Stellt' ich auf den Tiſch die Falle,
Oeffnete das Gitter leiſe.

Ha, wie braucht er ſeine Schwingen!
Freiheit winkt — wie könnt' er bleiben?
Hin zum Lichte will er dringen;
Doch er taumelt — an die Scheiben! —

Vöglein, Rache ward dir lange!
Denn der Knabe ſitzt umgattert
Nun im Käfig ſelbſt, wo bange
Und verwirrt umher er flattert.

Auch auf ihn durchs Gitter nieder
Stiert ein Aug', das ſchreckvoll lauert;
Grauſen rinnt durch ſeine Glieder,
Todesangſt hat ihn durchſchauert.

Und wenn er das Fenſter offen
Wähnt, die Freiheit ihm zu bringen,
Stürzt er mit gebrochnen Schwingen
Jäh herab, zu Tod getroffen.

Stolz und edel klingt des Dichters Mahnung an die Nachwelt:

Jetzo wird ſein Name rings geprieſen;
Doch erſt mußtet todt ihr ſehn den Rieſen.

Er entfacht' ein Licht auf hoher Firne;
Ihr verbranntet ihm damit die Stirne.

Er hat euch gelehrt, ein Schwert zu ſchwingen;
Ihr doch ließt es in die Bruſt ihm dringen.

Kühn bekämpft' er des Jahrhunderts Molche;
Ihr ſchwangt drohend der Verleumdung Dolche.

Doch zu einer hehren Zukunft Sterne
Wies er euch die Bahn in goldner Ferne.

Trübt ſein Licht nicht, wenn der Held verſöhnet
Schlafen ſoll, vom Dornenkranz gekrönet.

Ewig, wohin er auch wandere, iſt ſein Herz in der Heimat, iſt ſein Blick gen Norden gerichtet, wie das ſchöne Schlußlied der Sammlung — wieder unter einem ſanft verſchleiernden Bilde — ſagt:

Verbrannte Schiffe.

Er zog in die Weite
Von nordiſcher Flur,
Suchte lichterer Götter
Heitere Spur.

Des Schneelands Baunen
Erloſchen im Meer;
Es ſtillten die Faunen
Des Süds ſein Begehr.

Seine Schiffe verbrannt' er;
Den bläulichen Rauch,
Als luſtige Brücke,
Trieb nordwärts ein Hauch.

Zu den Hütten des Schneelands
Aus ſüdlicher Pracht
Reitet ein Reiter
In jeglicher Nacht.

Auch ſcherzen kann Ibſen zuweilen über die Wunden, welche der Kampf mit dem Spießbürgerthume und der Proſa ihm ſchlug, aber ſein Humor hat dann etwas Grelles, Gezwungenes und befreit nicht die Seele. Man leſe z. B.

Die Macht der Erinnerung.

Wißt ihr, wie ein Thierebänd'ger mit Liſt,
Seinen Bären lehrt, was er niemals vergißt?

In einem Keſſel bindet er an
Den Petz, und heizet darunter dann.

Derweilen auf der Orgel in Ruh'
Spielt er: „Freut euch des Lebens!“ dazu.

Nicht weiß der Zottige, wie ihm geſchehn,
Er muß wohl tanzen, er kann nicht ſtehn.

Und hört er ſpäter des Liedes Takt,
Flugs wird er vom Teufel des Tanzes gepackt. —

Ich ſelbſt ſaß einſt in des Keſſels Hut,
Bei voller Muſik und gewaltiger Gluth.

Und mehr als das Fell verbrannt' ich mir da,
Und nie vergeſſ' ich, wie Das mir geſchah.

Und bei jedem Nachhall aus jener Zeit
Iſt mir, als ſchmort' ich im Keſſel noch heut.

In den Nägeln mir brennt's, wie vom Dämon erfaßt, —
Dann muß ich auf Versfüßen tanzen in Haſt.

Mein junger Wein.

Du hießt Dich meinen jungen Wein,
Das Faß mich, laubgeſchmücket.
Süß dufteteſt Du, perlteſt fein,
Und gohreſt heiß, und Du warſt mein; —
Da ward das Bild verrücket.

Den Wein mir ſtahl ein ſchlechter Wicht,
Die Hefe blieb zurücke.
Kein Knall doch Deinen Schlummer bricht;
Mein Kind, ich explodire nicht, —
Ich falle nur in Stücke.

Ungleich beſſer ſteht ihm auch in ſeiner Lyrik die ernſte, tragiſche Maske zu Geſicht. Wenn Lieder, wie die folgenden, in ihrer pathetiſchen Auffaſſung des Dichterlooſes etwas an die Byron'ſche Weltſchmerzſchule erinnern, ſo wolle man bedenken, daß Ibſen's Stellung ſeinen Landsleuten gegenüber eben ganz außerordentlich derjenigen Byron's gleicht:

Die Sturmſchwalbe.

Die Sturmſchwalbe hauſt, wo kein Land mehr zu ſchauen,
So hört' ich mir alte Schiffer vertrauen.

Der Schaum der Wellen benetzt ihr Gefieder,
Die Brandung trägt ſie, nie ſinkt ſie nieder.

Sie ſenkt mit dem Meer ſich, und mit ihm ſteigt ſie,
Sie kreiſcht im Sturme; wenn's ſtill iſt, ſchweigt ſie.

Halb fliegend, halb ſchwimmend auf Wogenſäumen,
Iſt's zwiſchen Himmel und Abgrund ein Träumen.

Zu ſchwer für die Luft, zu leicht für die Welle —
O Dichtervogel, du armer Geſelle!

Und was noch das Schlimmſte, — Gelehrte bekunden,
Als Schifferlug ſei das Meiſte erfunden.

Ein Schwan.

Mein weißer Schwan,
Du ſtummer, du ſtiller,
Nicht Schlag noch Triller
Umklang deine Bahn.

Aengſtlich behütend
Den ſchlummernden Sinn,
Tief in dir brütend,
Zogſt du dahin.

Doch letzte Nacht,
Als Eide und Blicke
Nur gleißende Tücke, —
Da klang es mit Macht!

Helltönend ſchwangſt du
Ans Ziel dich der Bahn;
Im Tode ſangſt du —
Du warſt doch ein Schwan!

Der Hohlweg.

Ein Wetter entlud ſich mit wildem Guß;
Da ward der Hohlweg zum reißenden Fluß.

Und als ſich ſtaute der Wogen Drang,
Da ſchäumt' er brauſend, und heult' und ſang.

Dann zog's vorüber, und dünſtete fort;
Der Fluß iſt mählich zum Bach verdorrt.

Da wirbelte farbiger Waſſerſtaub,
Da raſchelten Perlen über das Laub, —

Bis wieder an ſchwülem Sommertag
So trocken, wie einſt, der Hohlweg lag.

Der Klang doch blieb: aufwirbelnder Staub,
Und knackendes Reiſig und raſchelndes Laub.

Wie Quellgerieſel faſt rauſcht's im Thal.
Ich ſchwärmte dort ſelber zu Nacht einmal.

Fort!

Die letzten Gäſte
Sind über die Pforte;
Verhallt im Weſte
Die Abſchiedsworte.

Nun doppelt enge
Sind Haus und Garten,
Wo ſüße Klänge
Jüngſt meiner harrten.

Es war ein Glaſt nur
Von himmliſchem Sterne;
Sie war ein Gaſt nur,
Und jetzt iſt ſie ferne.

Eine Vogelweiſe.

Wir wanderten mit einander
Am ſchönen Frühlingstag;
Verlockend wie ein Räthſel
War der verbotne Hag.

Es blaute rings der Himmel,
Der Weſtwind ſäuſelte leis;
Ein Vöglein ſaß im Lindenbaum
Und ſang der Schöpfung Preis.

Ich malte Dichterbilder
Von Eden's heitrer Fluh;
Zwei braune Augen glänzten
Und lachten hold mir zu.

Es zwitſcherte und girrte
Im Baume über uns her;
Doch wir, wir ſagten uns Ade,
Und ſahn uns nimmer mehr. —

Und wandre ich nun einſam
Dem grünen Hage zu,
So läßt die gefiederte Brut mir
Allnirgends Fried' und Ruh'.

Frau Spätzin lauſchte im Baume,
Als arglos wir ſpaziert,
Und macht' auf uns eine Weiſe,
Und hat ſie komponirt.

Die iſt nun im Munde der Vöglein,
Denn ringsum trällert im Hag
Jedweder Spatz die Melodie
Vom lichten Frühlingstag.

Auch das anmuthige Liebesduett zwiſchen Einar und Agnes aus dem erſten Akte von „Brand“ findet hier ſeine angemeſſene Stelle:

Agnes, mein lieblicher Schmetterling,
Dich will im Spiel ich erhaſchen!
Ich flechte ein Netz mit Maſchen klein,
Meine Lieder ſind die Maſchen!

„Bin ich ein Schmetterling fein und rein,
So laß mir der Haideflur Schimmer;
Und biſt Du ein Knabe, der ſpielen will,
So jag mich, doch haſche mich nimmer!“

Agnes, mein lieblicher Schmetterling,
Nun hab' ich die Maſchen geſchlungen;
Dir nützt nicht länger Dein flatternd Fliehn, —
Im Garn bald ſitzt Du bezwungen.

„Bin ich ein Schmetterling jung und hold,
So gaukl' über Thal ich und Hügel;
Doch haſcheſt Du mich in des Garns Geflecht,
So taſte nicht an meine Flügel!“

Nein, ſorglich ſetz' ich Dich auf die Hand
Und ſchließe Dich ein in mein Herze;
Dort kannſt Du ſpielen Dein Lebenlang
Die luſtigſten Spiele und Scherze!

Zu den vorzüglichſten Beiträgen der Sammlung gehört das nachfolgende erzählende Gedicht, — die tragiſche Lebensgeſchichte eines norwegiſchen Lootſen, von großer realiſtiſcher Kraft des Ausdrucks, und nach tief aufregender Handlung mit verſöhnlichſtem Schluſſe:

Terje Vigen.

Ein Graukopf wohnte, ein ſeltſamer Mann,
Auf der äußerſten Inſel am Strand.
Er that gewiß Keinem was Böſes an,
Weder zur See noch zu Land.
Unheimlich nur hat's um ſein Aug' oft gezückt,
Zumal wenn ein Wetter nah;
Dann meinten die Leute, er ſei verrückt,
Dann hat faſt Jeder ſich ſcheu gedrückt,
Wenn er Terje Vigen ſah.

Ich ſchaut' ihn ſpäter am Brückenhang,
Er ſtand und verkaufte Fiſch';
Sein Haar war weiß, doch er lachte und ſang,
Und war wie ein Jüngling friſch.
Für die Mädchen hatt' er ein ſcherzend Wort,
Mit den Kindern kichert' er hell;
Er ſchwang den Südweſter und ſprang an Bord,
Dann hißt' er die Segel und ruderte fort
Heimwärts, der alte Geſell.

Nun will ich erzählen, was ich erfuhr
Von Terje und ſeinem Loos;
Und dünkt es zuweilen euch dürftig nur,
So war es doch edel und groß.
Nicht hab' ich aus ſeinem eigenen Mund
Die Kunde, die ich erwarb;
Doch von Freunden, die in der letzten Stund'
Ihn pflegten und betteten tief in den Grund,
Als er hoch in den Sechzigen ſtarb.

Er war in der Jugend ein wilder Krabat,
Frühzeitig kam er von Haus,
Und übte ſchon manche verwegene That
Als jüngſter Matroſe aus.
Dann deſertirt' er in Amſterdam,
Doch ſehnt' er ſich heim zuletzt,
Und ſchiffte ſich ein mit Kapitain Pram;
Doch da er als Knabe faſt Abſchied nahm,
So kannte ihn Niemand jetzt.

Schlank war er geworden, hübſch friſch und roth,
Und ein gut gekleideter Gauch;
Doch Vater und Mutter waren todt,
Und alle Verwandten auch.

Er brütete ſtumm einen Tag oder zwei,
Dann erſtickt' er der Sorge Beſchwer.
Die Raſt am Lande bedrückt' ihn wie Blei,
Nein, beſſer fürwahr, ſich zu ſchaukeln frei
Auf dem großen, wogenden Meer!

Ein Jahr darauf nahm Terje ein Weib, —
Zu ſchnell wohl ſchloß er den Bund.
Man ſagt', ihn wurme der ſtille Verbleib
Auf gefeſteter Scholle Grund.
So lebt' er denn unter eigenem Dach
Einen Winter in Saus und Braus,
Ob die Scheiben blinkten wie hellſter Tag,
Mit ſchmucken Gardinen am Fenſterfach,
Im kleinen, roth ſchimmernden Haus.

Als das Eis zerſchmilzend dem Thauwind wich,
Ging Terje wieder an Bord;
Im Herbſt, als die Eidergans ſüdwärts ſtrich,
Traf ſie ihn heimfahrend gen Nord.
Da fiel's dem Matroſen ſchwer auf die Bruſt,
Von Jugendthatkraft entfacht:
Er kam von Ufern voll Glanz und Bluſt,
Dahinten die Welt mit Leben und Luſt —
Und vor ihm Winter und Nacht!

Die Kameraden gingen ans Land,
Beurlaubt, zu Saus und Braus.
Sehnſüchtig ihnen nachblickend, ſtand
Er bald an dem kleinen Haus.
Durch die weißen Gardinen guckt' er hinein, —
Da ſchaut' er Zwei im Gemach;
Sein Weib ſaß ruhig und ſpann, allein
In der Wiege roſig und klein und fein
Ein lachendes Mägdlein lag.

Von Stund an, hieß es, ward Terje's Gemüth
Verwandelt und ernſt geſinnt.
Er ſchaffte ruhlos, und ward nicht müd',
In Schlaf zu wiegen ſein Kind.
Wenn Sonntagabends im Reigen ſich ſchwang
Der Tänzer tobende Schaar,
Erſcholl daheim ſein luſtigſter Sang,
Indeß Klein-Aennchen ihm lehnt' an der Wang'
Und ihn zupfte am braunen Haar.

So ging's, bis achtzehnhundert und neun
Das böſe Kriegsjahr erſtand.
Noch lebt die Sage, wie da voll Dräun
Das Elend zog durch das Land.
Die Häfen in engliſcher Kreuzer Haft,
Ringsum Mißernte und Noth,
Das Volk vom Hunger dahin gerafft,
Umſonſt der rüſtigſten Arme Kraft,
Vor der Thüre Krankheit und Tod.

Da brütet' er ſtumm einen Tag oder zwei,
Dann erſtickt' er der Sorge Beſchwer;
Er kannt' einen Freund ja, alt und treu,
Das große, wogende Meer.
Noch heut von Munde zu Munde rinnt
Die Sage, was er gethan:
„Als ſich ein wenig gelegt der Wind,
Da ruderte Terje für Weib und Kind
Uebers Meer in offenem Kahn!“

Den kleinſten Nachen wählt' er ſich aus,
Und lenkte gen Skagen die Fahrt.
Den Maſt und das Segel ließ er zu Haus,
Da ſchien's ihm beſſer bewahrt.

Er dacht', es trüge durch Sturm und Fahr
  Das Boot wohl ſicher die Laſt;
Das jütiſche Riff war tückiſch zwar,
Doch ſchlimmer der engliſche Man of war
  Mit den Adleraugen vom Maſt.

So ſtellt' er in Gottes Hand ſein Geſchick,
  Und führte die Ruder mit Macht.
Nach Fladſtrand kam er mit gutem Glück,
  Und holte die theuere Fracht.
Geringe Ladung nur trug er fort:
  Drei Sack Buchweizen im Boot;
Doch Terje kam ja aus armem Port, —
Jetzt hatt' er die Lebensrettung an Bord,
  Für Weib und Kindchen das Brot.

Drei Tag' und Nächte die Ruder ſchwang
  Der ſtarke, muthige Mann,
Bis am vierten Morgen bei Sonnaufgang
  Er ein neblig Ufer gewann.
Nicht war's nur dämmernder Wolken Grau,
  Nein, zackiger Felſen Reih',
Und hoch über allen in ſtolzer Schau
Der Imenäs-Sattel, breit und blau, —
  Da wußte er, wo er ſei.

Daheim faſt war er; — er kommt wohl hin,
  Eh' die letzte Kraft ihm vergeht!
Sein Herz erhob er mit frohem Sinn,
  Zu ſtammeln ein Dankgebet.
Da, ſiehe! gefror ihm das Wort im Mund;
  Hin ſtarrt' er — es war kein Trug, —
Er ſah durch des Nebels ſich theilenden Schlund,
Wie eine Korvette im Hesnäs-Sund
  Sich wiegte mit ſchaukelndem Bug.

Das Boot war verrathen; ein Pfiff erſcholl,
  Und verſchloſſen war ihm die Bucht;
Doch ein ſchwacher Wind nur aus Süden ſchwoll, —
  Gen Weſt nahm Terje die Flucht.
Da ließen die Jolle ſie nieder ins Meer,
  Er vernahm der Matroſen Sang, — —
Ein taucht' er die Ruder und mühte ſich ſchwer,
Daß ſchäumend aufrauſchte die See um ihn her,
  Und das Blut von den Nägeln ſprang.

Gäslingen heißt eine Klippenreih'
  Im Oſten von Homborg-Sund.
Da branden die Wellen mit zornigem Schrei,
  Zwei Fuß tief ſtößt man auf Grund.
Da ſpritzt es weiß, und da ziſcht es ſchrill
  Selbſt an ſonnig heiterſtem Tag; —
Doch wie auch toſe der Fluth Gebrüll,
Da drinnen geht ſie ruhig und ſtill
  Mit gebrochenem Wogenſchlag.

Dorthin das Boot Terje Vigen's fuhr,
  Uebern Schaum der Brandung hinan;
Doch hinter ihm jagt' in des Kielwaſſers Spur
  Eine Jolle mit fünfzehn Mann.
Da ſchrie er laut durch der Fluth Gebraus
  Zu Gott in der höchſten Noth:
„Herr! drüben ſpäht aus dem kleinen Haus
Mein armes, hungerndes Weib hinaus,
  Und harrt mit dem Kinde auf Brot!“

Doch lauter ſchrieen die Fünfzehn dann;
  Wie bei Lyngör, ging es auch hier.
Das Glück ſteht bei dem engliſchen Mann,
  Der da raubt in Norweg's Revier.

Als Terje's Nachen ans Ufer prallt,
Schnurrt auch die Jolle herbei;
Vom Steven gebot der Leutnant: „Halt!“
Ein Ruder erhob er, und ſtieß mit Gewalt
Des Nachens Boden entzwei.

Dumpf krachte der Stoß, und hinein mit Haſt
Stürzte die ſchäumende Fluth;
Zwei Fuß tief ſank die theuere Laſt,
Doch ſank nicht Terje der Muth.
Er brach durch die Krieger ſich Bahn wie ein Leu
Und ſprang hinab in das Meer, —
Er tauchte und ſchwamm und tauchte aufs Neu',
Doch die Jolle kam los, und der Schüſſe Gedräu
Knatterte rings um ihn her.

Man fiſcht' ihn auf und ſchleppt' ihn an Bord;
Als Richter und Chef vor ihm ſtand
Der prunkende Leutnant, der ſtolze Lord,
Ein achtzehnjähriger Fant.
Seine erſte Bataille galt Terje's Boot,
Drum brüſtet' er ſich ſo keck;
Doch Terje wußte nicht Rath ſeiner Noth, —
Er fleht' und weinte die Augen ſich roth,
Hinknieend auf dem Verdeck.

Für Thränen ward ihm Gelächter zu Theil,
Für Flehen erntet' er Hohn.
Eine Briſe erhob ſich, in See mit Eil'
Stach Englands ſiegender Sohn.
Da ſchwieg Terje Vigen — nun war's geſchehn,
Nun verſchloß er ſein Leid ins Hirn;
Doch die ihn gefangen, erſtaunten, zu ſehn
Den Trotz und die Trauer ſo ſchnell verwehn
Von der finſter umwölkten Stirn.

Er ſaß im Gefängnis fünf lange Jahr',
Stumpfſinnig in ſich gekehrt;
Krumm ward ſein Nacken und grau ſein Haar
Vom Denken an Haus und Herd.
Wie dunkel ſein Traum, er verſchwieg, was es ſei, —
Es war wie ſein einziges Gut.
Da kam achtzehnhundert und vierzehn herbei,
Mit den andern Gefangnen ward Terje frei,
Und nach Norweg trug ihn die Fluth.

Daheim bei der Brücke legte er an,
Vom König zum Lootſen ernannt;
Doch Wenige kannten den alternden Mann,
Der als junger Matroſe verſchwand.
Ein Fremder wohnte in ſeinem Haus;
Und die Zwei? — er hörte es jetzt:
„Sie ſtarben verlaſſen in Noth und Graus,
Man trug ſie in einem Sarge hinaus
Auf den Armenkirchhof zuletzt.“ — —

Sein Amt verſah er jahrein, jahraus
Auf der äußerſten Inſel am Strand.
Er ſann gewiß Keinem was Böſes aus,
Weder zur See noch zu Land.
Unheimlich nur hat's um ſein Aug' oft gezückt,
Wenn es brandete fern und nah;
Dann meinten die Leute, er ſei verrückt,
Dann hat faſt Jeder ſich ſcheu gedrückt,
Wenn er Terje Vigen ſah.

Ein Gewitterabend ſtört' aus der Ruh'
Die Lootſen empor in Haſt;
Eine engliſche Yacht trieb der Küſte zu
Mit zerriſſenem Segel und Maſt.

Die rothe Flagge am Fockmaſt ſprach
  Einen Hülferuf ohne Wort.
Hinaus in die See von drinnen ſtach
Ein Boot, durchſchneidend der Wellen Schlag,
  Und der Lootſe ſprang keck an Bord.

Wie feſt der Graukopf am Rade ſtand,
  Wie ſicher in Fahr und Noth!
Die Yacht gehorchte, kam ab vom Land,
  Und im Schlepptau folgte das Boot.
Der Lord mit der Lady, ihr Kind auf dem Arm,
  Ihn ängſtlich begrüßend, naht:
„O rett' uns vorm Stranden, daß Gott erbarm'!
Und reich ſollſt Du werden, wie jetzt Du arm!“ —
  Doch der Lootſe ließ fahren das Rad!

Seine Wang' erblich, und es grinſte ſein Mund,
  Wie ein tückiſcher Kobold lacht.
Landeinwärts ging's, und auf felſigem Grund
  Saß feſt die herrliche Yacht.
„Sie gehorcht nicht dem Steuer! Die Boote los!
  Mylord, zu mir in den Kahn!
In Trümmer zerſchlägt ſie der Fluth Getos, —
Doch drinnen iſt's ſicher wie Abraham's Schooß;
  Mein Kielwaſſer zeigt euch die Bahn!“

Umzuckt von flammenden Blitzen, flog
  Der Nachen durch's Wogengefild.
Der Lootſe reckte ſich kühn und hoch,
  Sein Auge funkelte wild;
Von Hesnäs-Sund hinging's wie ein Pfeil
  Zu Gäslingen's Klippenreih';
Da ließ er ſchießen Steuer und Seil,
Ein Ruder ſchwang er, und ſtieß in Eil'
  Des Nachens Boden entzwei.

Schäumend ſtürzte die Fluth herein — —
Der Lord zornwetterte baß;
Doch die Mutter erhob ihr Töchterlein
Auf dem Arme, vor Schrecken blaß.
„Anna mein Kind!“ aufſchrie ſie voll Weh;
Da erbebte der ſchreckliche Mann;
Die Schoten erfaßt' er, umlegt' er nach Lee,
Und das Boot glitt ſicher aus wilder See
Uebern Schaum der Brandung hinan.

Aufprallt's, ſie ſanken; doch ruhig und ſtill
Brachen die Wellen ſich hie;
Fern draußen tobte der Fluth Gebrüll,
Das Waſſer ging ihnen ans Knie.
Da rief der Lord: „He, ſeid auf der Hut,
Daß das Boot nicht in Trümmer ſich ſchlägt!“
Doch der Lootſe lachte: „Nur friſchen Muth!
Drei Sack Buchweizen, verſenkt in der Fluth,
Sind das Boot, das uns jetzo trägt!“

Da kam die Erinnrung mit jähem Schlag
Dem Lord, — aufſtarrt' er voll Schreck: —
Er erkannte den Mann, der knieend lag
Einſt auf der Korvette Verdeck!
Terje Vigen ſchrie: „Du hieltſt in der Hand
Mein Alles, doch köſtlicher ſchien
Dir der Ruhm. Nun halte der Rache Stand!“ — —
Da bebte der ſtolze Lord, und wand
Vor dem Lootſen ſich auf den Knien.

Doch Terje, geſtützt auf des Ruders Schaft,
So ſchlank wie ein Jüngling war;
Sein Auge blitzte mit feuriger Kraft,
Und es ſtieg im Winde ſein Haar.

„Du führteſt ein Schiff voll prunkender Pracht,
Ich hatte mein ärmliches Boot;
Für die Meinen ſchafft' ich bei Tag und Nacht,
Du raubteſt ihr Brot, und Du haſt verlacht
Das Wimmern und Flehen der Noth.

„Deine reiche Lady iſt ſchön wie der Tag,
Ihre Hand iſt wie Seide fein; —
Die Hand meiner Frau war von gröberem Schlag,
Doch ſie war drum nicht weniger mein.
Dein Kind hat Goldhaar und Aeuglein blau,
Wie ein kleiner himmliſcher Geiſt;
Mein Töchterchen bot nicht ſo liebliche Schau,
Es war, Gott beſſer' es! mager und grau,
Wie der Armen Kinder zumeiſt.

„Das war mein Reichthum auf Erden hie,
Das nannte ich einzig mein.
Mich dünkt' es ein Schatz, ſo groß wie nie;
Nichts ſchien es für Dich zu ſein. —
Jetzt wird der Vergeltung Kelch Dir gereicht,
Denn koſten ſollſt Du zur Stund',
Was an Schmerz wohl den langen Jahren gleicht,
Die mein Haupt gebeugt und mein Haar gebleicht,
Und mein Glück verſenkt in den Grund!“

Das Kind ergriff er und ſchwenkt' es hoch,
Und umfaßte der Lady Leib.
„Zurück, Mylord! Eine Regung noch,
Und es koſtet Dich Kind und Weib!“
Wohl hatt' ihn der Britte zornig bedroht,
Doch ſein Arm ſchien jetzt ohne Macht;
Sein Athem glühte, ſein Blick war todt,
Und ſein Haar — Das ſah man beim Morgenroth —
Ward grau in der einzigen Nacht.

Doch auf Terje's Stirne lag Frieden und Glück,
Sein Buſen wallte in Ruh'.
Ehrerbietig gab er das Kind zurück,
Und küßt' ihm die Händchen dazu.
Als ob er erlöſt vom Alpdruck ſei,
Schien leicht ſein Odem zu gehn:
„Jetzt iſt Terje Vigen er ſelbſt aufs Neu'.
Dumpf lag es auf mir bis jetzt wie Blei;
Denn ich mußte gerächt mich ſehn!

„Die langen Jahre in Kerkerluft,
Die machten das Herz mir krank.
Gebrochen ſtarrt' ich hinab in die Gruft,
Wo all mein Glück mir verſank.
Nun iſt's vorüber; denn wett ſind wir,
Erfüllt iſt der Sühne Beruf.
Ich gab mein Alles, — Du nahmſt es mir;
Klag an, wenn ich gefrevelt an Dir,
Den Herrn, der mich alſo ſchuf!“ — —

Gerettet am Morgen war Jedermann,
Und die Yacht lag ſicher am Strand.
Nicht Alles ward kund, was Terje gethan,
Doch ſein Name flog weit über Land.
Mit den Wolken der Sturmnacht von dannen zog
Der quälenden Träume Schreck;
Und Terje trug wieder, wie einſt, ſo hoch
Das Haupt, das der grauſige Tag ihm bog,
Da er kniete auf dem Verdeck.

Der Lord erſchien mit der Lady am Arm,
Und Viele folgten ihm nach.
Sie drückten zum Abſchied die Hand ihm warm
Im kleinen Lootſengemach.

Sie dankten ihm, der ihr Retter war
  Aus dem Sturm, mit herzlichem Wort;
Doch Terje ſtrich dem Kind übers Haar:
„Nein, der euch gerettet aus ſchlimmſter Fahr,
  Das war wohl der Kleine dort!" — —

Als die Yacht umdrehte nach Hesnäs-Sund,
  Zog die norweg'ſche Flagge ſie auf;
Dann ſalutirte der Mörſer Schlund
  Zum Lootſenthurme hinauf.
Da glänzt' eine Thräne in Terje's Blick,
  Und die Hände faltet' er leis:
„Viel haſt Du genommen, Viel gabſt Du zurück;
Du lenkteſt zum Beſten auch mein Geſchick, —
  Gott, Dir ſei Ehre und Preis!"

So ſchaut' ich ihn einſtmals am Brückenhang,
  Er ſtand und verkaufte Fiſch';
Sein Haar war weiß, doch er lachte und ſang,
  Und war wie ein Jüngling friſch.
Für die Mädchen hatt' er ein ſcherzend Wort,
  Mit den Kindern kichert' er hell;
Er ſchwang den Südweſter und ſprang an Bord,
Dann hißt' er die Segel, und ruderte fort
  Heimwärts, der alte Geſell.

* * *

Bei der Kirche von Fjäre ſah ich ein Grab
  Hoch über dem Felſenbett;
Den niedrigen Hügel kein Zaun umgab,
  Doch trug er ſein ſchwarzes Brett.
Drauf ſtand „Thärie Wiighen" mit Lettern grau,
  Sammt den Jahren, die er durchlebt.
Da pfeift der Wind über Meer und Au,
Drum ward das Gras ſo ſtruppig und rauh,
  Doch mit wilden Blumen durchwebt.

13.

Auch auf dem Felde der politiſchen Dichtung hat ſich Henrik Ibſen mit Glück verſucht. In dem Kriege zwiſchen Deutſchland und Dänemark waren ſeine Sympathien, wie die ſeiner meiſten Landsleute, auf Seiten der Dänen, und er ließ wie Sturmgeläut ſeine dröhnenden Verſe erſchallen, um das norwegiſche Volk zur Betheiligung an dieſem Kampfe zu bewegen. Sein Hilferuf für Dänemark (December 1863) gehört zu den ſchönſten Blüthen, welche die mit Eifer gepflegte politiſche Poeſie des Nordens getrieben hat:

Ein Bruder in Noth.

Nun ringt — vielleicht zum letzten Mal —
Um Thyra's alte Wehr
Ein Volk in Noth, ein Volk in Qual,
Die Bruſt von Sorgen ſchwer.
Verlaſſen ſteht es, da der Feind
Um ſeine Wälle tobt.
War ſo der Händedruck gemeint,
Mit dem, in Noth und Tod vereint
Zu kämpfen, wir gelobt?

Was jüngſt in freud'gem Wiederhall
Die Herzen all' durchhaucht, —
So war es nur ein Phraſenſchwall,
Und nun iſt er verraucht?

Der Baum, der Blüthenausſicht gab
Beim heitren Feſtgelag,
Steht nun, ein ſturmentlaubter Stab,
Als Kreuz auf unſrer Hoffnung Grab
Am erſten ernſten Tag!

Nur Lüge war's im Prunkgewand
Und giftger Judaskuß,
Was Norweg's Söhne hingeſandt
Zum Sund als Jubelgruß!
Es pflogen Fürſt und Fürſt ſo viel
Des Raths — was iſt es werth?
Hat in Stockholm man ohne Ziel
Geſpielt nur König Guſtav's Spiel
Mit Karl des Zwölften Schwert?

Ein Volk, das auf dem Todeszug
Allein verbluten muß, —
So endet Dania's Heldenbuch —
Wer gab ihm ſolchen Schluß?
Wer litt, von feiger Angſt beſiegt,
Daß deutſch ward Thyra's Feld,
Indeß, vom Danebrog umſchmiegt,
Des letzten Dänen Leiche liegt,
Vom Feindesſpeer gefällt? —

Du aber, Norweg's biedrer Sohn,
Gerettet vor dem Tod,
Weil Du Dein Wort vergeſſen ſchon
Beim erſten Ruf der Noth, —
Verlaß Dein heimatlich Revier,
Zeuch übers Meer voll Gram,
Von Ort zu Ort, bald dort, bald hier,
Such einen neuen Namen Dir,
Und birg Dein Haupt in Scham!

Aus jedem Sturm, der Dich umweht,
Seufzt Dir die Frage zu,
Wer der in Graun Dein Herz verzeht:
„Mein Bruder, wo bliebſt Du?
Ich kämpfte unter Schwertgebraus
Für Nordens heil'ge Fluh';
Ich ſpäht', umblitzt von Todesgraus,
Umſonſt nach Deinen Schiffen aus.
Mein Bruder, wo bliebſt Du?“ —

Es war ein Traum. Lös ein Dein Wort,
Wach auf, zum Kampf parat!
Ein Brudervolk in Noth! An Bord!
Hier gilt es ſchnelle That!
Noch kann die Sage ſo beſtehn:
Däniſch iſt Thyra's Feld!
Noch könnt den Danebrog Ihr ſehn
Herrlich vorauf dem Norden wehn,
Vom Zukunftshauch geſchwellt!

Man ſieht, der Dichter ſchont ſeine Landsleute nicht, wenn er für eine gute Sache zu kämpfen glaubt. Daß ſeine Sache in dieſem Falle nicht die unſere war, darf uns nicht abhalten, die Kraft und Gluth zu bewundern, mit welcher er ſeiner nationalen Begeiſterung in ſo ſchwungvollen Worten Ausdruck verlieh. Er ſprach eben ſtets rückhaltslos ſeine Ueberzeugung aus, einerlei, ob er nach rechts oder nach links dadurch Anſtoß erregte. So perſiflirt er in nachſtehendem Gedichte mit beißendem Spotte die radikalen Phraſenmacher:

An meinen Freund, den Revolutionsredner!

Du ſagſt, ich ſei „konſervativ“ geworden.
Ich gehöre noch immer zum ſelben Orden.

Schachſteine zu rücken, kann mich nicht erlaben.
Stürzt um das Spiel, dann ſollt ihr mich haben.

Nur eine Revolution ward begonnen,
Die nicht ein Halbheitspfuſcher erſonnen.

Sie trägt für alle ſpätern die Glorie —
Ich meine natürlich die Sündfluthshiſtorie.

Doch Lucifer ſah ſelbſt damals beſchuppt ſich;
Denn Noah hat gleich als Diktator entpuppt ſich.

Laßt uns radikaler das Schlechte nun tödten;
Doch dazu ſind Männer wie Redner vonnöthen.

Ihr ſorgt für den Waſſerſchwall rings in der Welt;
Ich lege Torpedos, daß die Arche zerſchellt.

Es kann nicht befremden, daß ein Dichter von Ibſen's ſtreitbarem Naturell und asketiſcher Strenge der Weltanſchauung nicht bloß die ſittlichen und religiöſen Grundlagen der heutigen Geſellſchaft für morſch und überlebt erklärt, ſondern auch die politiſchen Zuſtände der Gegenwart mit eben ſo mißvergnügten Blicken betrachtet. Hier kommt noch hinzu, daß ſein ſkandinaviſcher Patriotismus ihn die Niederlage der Dänen und die wachſenden Erfolge der deutſchen Politik doppelt bitter empfinden ließ. Merkwürdig bleibt immerhin, bei all' ihrer Einſeitigkeit, eine ſo konſequent nach allen Richtungen durchgebildete peſſimiſtiſche Weltanſchauung, wie ſie ſich in Ibſen's ſpäteren politiſchen Dichtungen, zumal in der folgenden, ausſpricht:

Abraham Lincoln's Mord.

Es knallte ein Schuß da drüben im Weſt,
Und Europa ſchreckt' er empor,
Hei, wie duckte ſich bang in dem warmen Neſt
Der ganze betreßte Chor!

Du altes Europa mit Ordnung und Recht,
Mit Geſetzen für jeden Bereich,
Deſſen Ruf ſich Keiner zu tadeln erfrecht,
Voll ſittlichen Zorns wider Alles, was ſchlecht, —
Wie wardſt du ſo wunderlich bleich!

In Trauerlack prägt man Einhorn und Aar
Und all' das Gethiere zumal;
Das Meer durchſchneidet die Dampferſchaar,
Von Depeſchen ſchwirrt's ohne Zahl.
Der Baumwoll-Magnat, der Gloire-Vaſall,
Wer am Netz der Lüge nur ſpann,
Nach der Friedenspalme ſchon griffen ſie all', —
Da dröhnte der eine Revolverknall,
Und da fiel er, der eine Mann!

Und da fuhrt ihr zuſammen. Europa, ſag,
Was iſt dir denn plötzlich geſchehn?
Eine Preußenthat, einen Düppelſchlag
Hat die Welt wohl früher geſehn.
Eine Kräh' hackt der andern die Augen nicht aus;
Denkt an Polen, wund und zerfetzt, —
Im Sund an der engliſchen Bomben Geſaus,
An Flensburg's Grab und Sonderburg's Graus!
Was ereifert ihr euch denn jetzt?

Die rothe Roſe, die dort in Gluth
Erflammt und euch ängſtet zur Stund',
Der gab Europa ſein Pfropfreis gut
Und der Weſt ſeinen üppigen Grund.
Ihr habt als Steckling den Trieb geſandt,
Der ſo geil ausſchlagen gemußt; —
Ihr ſchlangt höchſtſelber mit eigner Hand
Des Martyriums blutrothes Ritterband
Um Abraham Lincoln's Bruſt.

Ihr habt mit zerriſſner Traktate Schwall,
  Mit Treubruch, täglich verjüngt,
Mit heiligen Eiden, vergeſſen all',
  Das Feld der Geſchichte gedüngt.
Wie könnte edel die Ernte ſein
  Aus Keimen, ſo ſchnöd und verrucht?
Nun ſprießt eure Saat! Welch blitzender Schein!
Ihr ſtaunet, ihr wißt weder aus noch ein —
  Denn Stilette reifen als Frucht!

Wo auf Meſſers Spitze thront das Geſetz,
  Und das Recht am Galgen verdorrt,
Iſt der Sieg des Morgenroths näher ſtets,
  Als da, wo mordet das Wort.
Es wacht ein Wille, und hält Gericht,
  Und zermalmt jeder Lüge Spur; —
Doch erſt höhlt ſie der Wurm, eh' die Schale zerbricht,
Und erſt verzerrt die Zeit ihr Geſicht
  Zur eigenen Karrikatur.

Ein Dämon waltet mit ewiger Macht.
  Verſucht's, und bietet ihm Hohn!
Hin ſtürzte des goldenen Hauſes Pracht
  Und Nero's prunkender Thron.
Doch erſt mußte Rom's Verbrecherluft wehn
  Uebern Erdkreis von Pol zu Pol,
Der Tyrann ſeine Apotheoſe ſehn,
Und der Kaiſer güldene Bilder ſtehn
  Als Götter im Kapitol.

Dann brach es zuſammen. Pomp und Staat
  Fiel der Verweſung zum Raub.
Palaſt und Tempel, Alles zertrat
  Der Huf des Büffels zu Staub.

Dann baute man neu auf des Alten Grund,
  Rein war eine Weile die Luft. —
Jetzt thut der Verjüngung Gebot ſich kund;
Bald hie, bald da aus dem ſumpfigen Schlund
  Steigt auf peſtathmender Duft.

Doch, wandeln wir heut' in der Fäulnis Schlamm,
  So ruf' ich nicht Ach und Weh
Ueber jeden giftig dunſtenden Schwamm,
  Den am Baume der Zeit ich ſeh'.
Laßt höhlen den Wurm! Eh' die Schale zerbricht,
  Kann nicht ſtürzen Mauer und Dach.
Zum Zerrbild werde des Heut Geſicht:
Um ſo eher hält die Rache Gericht
  An der Zeitlüge jüngſtem Tag.

Von demſelben einſeitig peſſimiſtiſchen Standpunkte aus betrachtete Ibſen eine Zeitlang die deutſchen Siege über Frankreich. Die Begeiſterung unſeres Volkes für den Krieg wider die frechen Antaſter unſerer politiſchen Selbſtändigkeit fand wenigſtens Anfangs kein Echo in ſeinem ſkandinaviſchen Herzen, er fühlte ſich in Dresden, inmitten der hoch gehenden Wogen der kriegeriſchen Bewegung und umſchwirrt von patriotiſchen Reden und Gedichten, gleich den Pariſern von einem Cernirungsgürtel umſchloſſen, und flüchtete ſich in ſein einſames Kämmerlein, um einer Freundin in Schweden einen „Ballonbrief" zu ſchreiben, in welchem er die Erlebniſſe ſeiner Reiſe nach Aegypten bei Gelegenheit der Eröffnung des Suezkanals ſchildern wollte. Die formloſen Denkmalsreſte des alten Aegyptens erſchienen ihm wie eine auf ihrer Wanderung verſteinerte Karawane der Urzeit, wie ein Zug von Prieſtern, Götterkönigen und Königsgöttern mit fremd klingenden Namen: Iſis und Oſiris,

Horus, Hathor, Thme und Ptah,
Ammon Re und Ammon Ra,

hinter welchen Millionen von Sklaven einher zogen und an jeder Lagerſtatt Sphinxe und Pyramiden errichteten. Da kam plötzlich ein Sturm aus Norden und begrub Prieſter, Götter und Könige im Sande der Vergeſſenheit. Dies Bild ſucht ſich nun der Dichter in ſeiner Weiſe zu deuten und die gewonnene Deutung mutatis mutandis auf die jüngſten Zeitereigniſſe anzuwenden:

Thor im wilden Winterwetter
Bläſt ſein Horn in Wolken hoch;
Griechenlands geſtürzte Götter
Leben heut'gen Tages noch;
Zeus thront auf dem Capitol,
Hier als tonans, dort als stator.
Doch Aegyptens Traumidol?
Wo iſt Horus? wo iſt Hathor?
Nicht die kleinſte Sagenſpur
Kündet ihr Gedächtnis nur.

Nahe liegt die Antwort: wo
Zur Perſon ſich Nichts geſtaltet,
Wo die Form nicht daſeinsfroh
Haß und Schmerz und Luſt entfaltet,
Wo man nicht durchs Schattenkleid
Sieht des Lebens Flammen praſſeln,
Iſt die ganze Herrlichkeit
Todter Knochen dürres Raſſeln.
Wie iſt Juno wahr im Bann
Ihres Zorns, — wie menſchlich kann
Sie den Alten überraſchen!
Wie iſt Mars ſo ganz ein Mann —
In des Netzes goldnen Maſchen!

Doch Aegyptens Götter? — Leichen
Waren's, Zahlen bloß und Zeichen.
Was war ihr Beruf im Leben?
Weiter Nichts, als da zu ſein,
Steif auf ihrem Sitz von Stein
Am Altar ſich zu erheben.
Der trug einen Geierſchnabel,
Jener einen Sägenſabel;
Der war Gott für Tag, für Nacht,
Der für Dies und Das erdacht;
Keiner war beſtimmt, zu leben,
Irrend, ſünd'gend aufzuwallen
Und aus Schuld ſich zu erheben.
Darum liegt jetzt ſtaubzerfallen
Das vermoderte Aegypten,
Leichnamsreſten gleich in Krypten.

Liebe Frau! ſo grübl' ich nach,
Vom Belagrungsring umgeben,
Schließe mich in mein Gemach,
Um nach einwärts nur zu leben.
Draußen will der Troſt mich fliehen,
Wie die Schwalben ſüdwärts ziehen;
Doch des innern Auges Blick
Führt die Hoffnung mir zurück.
Auf begrabnen Karawanen
Bau' ich unſrer Zukunft Bahnen.

Einer Wendeltreppe Gleiſe
Klimmt die Menſchheit ja hinan,
Stets im ſelben ſchmalen Kreiſe,
Stets auf gleicher enger Bahn;
Will' und Streben gleich unbändig, —
Nur der Standpunkt ſteigt beſtändig.

Heut'gen Tages ſtehn wir ſo
Lothrecht über Pharao.

König Gott ſitzt auf dem Thron
Wieder, und zerfließen wieder
Sehn im Schwarm wir die Perſon,
Der geſchäftig auf und nieder
Rennt, ſich tummelt wirr und laut,
Steine bricht und Blöcke haut,
Grübelt, mißt, fundirt und baut.
Wieder thürmt die Pyramide
Als Produkt der ganzen Zeit
Himmelan ſich hoch und breit.
Wieder ſpannt in Reih' und Gliede
Jeder an die Kraft der Sehnen,
Wieder fließen Blut und Thränen,
Daß der Königsgott der Welt
Groß ſein Denkmalsgrab erhält.

Seht, der Jetztzeit Karawane
Iſt's, mit Hathor und mit Horus,
Und vor Allem mit dem Chorus,
Welcher blindlings ſchwört zur Fahne.
Was für große Werke ſehn
Wir am Siegespfad erſtehn!
Welche Kraft im Waffentanze!
Wie ägyptiſch fügt hinein
Jeder ſeinen kleinen Stein
Richtig in das große Ganze!
Wie untadelhaft der Riß,
Die Berechnung wie gewiß!

Ja, in Wahrheit, es iſt groß,
Staunend ſieht's die Weltenrunde; —
Dennoch aus dem offnen Munde
Ringt ſich bald ein Aber los,
Und der Zweifel fragt, der loſe:
Iſt es wirklich groß, das Große?

Sind's die großen Folgen ſchon,
Die ein Werk als groß geſtalten?
Nein, die kräftige Perſon,
Die im Geiſt des Werks enthalten.

Nun? Und dieſe deutſchen Heere,
Stürmend über Frankreichs Grund?
Wem gebührt des Sieges Ehre?
Wer ſteht klar im Vordergrund?
Wann erglänzte die Perſon
So, daß Millionen Kehlen
Laut von ihrer That erzählen?
Regiment und Eskadron,
Generalſtab und Spion,
Eine losgelaſſene Meute
Wittert aus die Opferbeute.

Dieſe Jagd, des Ruhmes Schimmer
Baar, beſingt ein Dichter nimmer;
Und von Allem Das nur lebt,
Was des Dichters Sang erhebt.

Denkt an Guſtav Adolf's Streiten,
Allen voran ſeht ihn reiten;
Des Gefangnen denkt in Bender, —
Peter Weſſel's, gluthentfacht
Wie ein Blitz in dunkler Nacht, —
All' der luſtig kühnen Helden, —
Ja, von ihnen durch die Länder
Hört ihr die Erinnrung melden,
Wie ein Eber, der aus geſchmückten
Frühlingszelten, bei der Welt
Beifallsklatſchen, in entzückten
Tönewogen ſteigt und fällt.

Und nun malt euch ſiegesfroh
Dieſe Fritze, Blumenthale,
Und die Herren Generale,
Nummer ſo und Nummer ſo!
Wo am Stock das grelle, ſcharfe
Todesbanner Preußens hing,
Wird der Thatkraft rauhe Larve
Nie zum Liedesſchmetterling.
Eine Zeitlang Seide ſpinnen
Mag ſie wohl — dann ſtirbt ſie drinnen.
Weh dem Siegesübermuthe!
Preußens Schwert wird Preußens Ruthe.
Eines Rechenſtückes Proben
Haben nie ein Herz erhoben.
Heldenlieder kann's nicht geben,
Seit ein freies Volkserheben,
Dem Begeiſtrung Werth verlieh,
Ward zur Stabsmaſchinerie,
Die der Witz mit Dolchen ſpickte, —
Seit der Herr von Moltke knickte
Jede Kampfespoeſie.

So dämoniſch iſt die Macht,
Der ſie heut den Purpur färben,
Daß die Sphinx, wie klug ſie wacht,
Muß am eignen Räthſel ſterben.

Ziffernſiege haltlos ſind.
Bald wird ändern ſich der Wind,
Und, wie Wüſtenſturmes Jagen,
All den Götzentroß zerſchlagen.
Bismarck und die andern Ritter
Werden, wie die Memnonsſplitter,
Daſtehn unbewegt und todt,
Ohne Klang beim Morgenroth.

Doch wie, des Khedive'Gäſte,
Wir geeilt von Todesſtegen
Unter Licht und Klang zum Feſte,
Einer neuen Zeit entgegen;
Wie wir dort beim Weltchoral
Flaggenprunkend den Kanal
Sahn dem Weltverkehre offen;
Und wie wir von Suez' Strand
Blickten ins verheißne Land: —
Alſo wird des Geiſtes Hoffen
Auf des Werdenden Kanälen
Einſt auf feſtgeſchmückten Wegen
Unter Hymnen und Chorälen,
Bei der Schönheitslampen Brand,
Hellerm Morgenroth entgegen
Steuern zum verheißnen Land.

Denn nach Schönheit lechzt die Zeit.
Bismarck kennet nicht ihr Leid.

Sind wir mit zum Feſt geladen?
Ja, wer weiß, wann uns begnaden
Wird der Botſchaftstaube Näh'?
Bis dahin in meiner Kammer
Trag' ich Handſchuh von Glacé,
Suche Schutz vorm Tagesjammer,
Dichte vornehm auf Velin,
Ob ich auch der lieben Meng'
Scheinen mag ein blinder Heide
Und die biedre ärgern mag.
Doch mich ſchreckt der Lärm der Maſſen,
Will mir nicht vom Schmutz der Gaſſen
Mein Gewand beſpritzen laſſen,
Will in reinem Hochzeitskleide
Harren auf den Zukunftstag.

Es hat uns ſtarke Ueberwindung gekoſtet, dieſe Ausbrüche eines ſich gegen die Realität der Thatſachen ſo blind verſteckenden Peſſimismus in heimatlicher Zunge wieder zu geben; aber wir verſprachen, unſeren Leſern Nichts vorzuenthalten, was Ibſen mit Bezug auf deutſche Verhältniſſe in ſeinen Gedichten äußerte. Und es iſt lehrreich, zu ſehen, daß dieſer Dichter, welcher alle Lebenserſcheinungen der Gegenwart nach dem Maßſtocke einer vermeintlich höheren Zukunftsmoral mißt und verdammt, gar nicht zu merken ſcheint, wie häufig er im Eifer des Kampfes durch gewaltſame Ueberſpannung des Bogens die Sehne zerbricht und, wehrlos geworden, damit endet, dem überlebten Schlendrian der Vergangenheit zum Siege zu verhelfen. Seine „Komödie der Liebe", welche ſo maßlos gegen die Ehe als das Grab der Liebe eifert, ſchließt damit, Schwanhild einer kalten Vernunftehe zu opfern. Der Himmelsſtürmer Brand vernichtet Glück und Leben der Seinen und ſieht die Maſſe des Volkes in das Joch dumpfen Aberglaubens zurück ſinken, während er ſelber Gott um keinen Schritt näher kommt, ſondern in Gerd's wilder Eiskirche endet. Und nun obiges Gedicht? Wir wollen das Urtheil über den unvergänglichen Heldenruhm, den ſich unſere Heere und ihre Führer im Feldzuge wider Frankreich erwarben, ruhig der Geſchichte überlaſſen; aber ſo Viel ſollte doch auch der trunkenſte Poet begreifen, daß man ernſte Völkerkriege nicht um der Schönheit und Poeſie willen führt, und daß die richtige ſtrategiſche Berechnung, die planmäßige Verwendung der Truppenmaſſen, die geſchickte Ausnutzung der Schwächen des Feindes für alle Zeit das größte Verdienſt eines Feldherrn bleiben wird, wenn der Dichter auch lieber den Einzelkampf des Hektor und Achilleus vor den Wällen Troja's oder das Todesgemetzel der Nibelungen in der Flammenburg Etzel's beſingen mag.

Die Gerechtigkeit erfordert, hinzu zu fügen, daß, wie Björnſtjerne Björnſon, ſo auch Henrik Ibſen in jüngſter Zeit ſeine Anſichten über Deutſchlands Entwickelung nicht unerheblich geändert hat. Das ging ſchon aus ſeiner vorhin erwähnten Antwort auf den Angriff hervor, den ein Mitarbeiter der Zeitſchrift „Im neuen Reich" auf Grund dieſer Gedichte wider ihn gerichtet hatte. Als ferneres Zeugnis dafür, daß Ibſen keinen eingewurzelten Groll wider unſere Nation hegt, und daß er als ehrenhafter Mann keinen Anſtand nimmt, ſeinen Irrthum offenherzig zu bekennen, führe ich nachſtehende Worte an, welche er einem deutſchen Verehrer ſeiner Werke im Frühling 1872 über dies Thema ſchrieb: „Daß meine Auffaſſung der deutſchen oder vielmehr der preußiſchen Politik jetzt eine ganz andere iſt, als da ich in Rom vor ſieben Jahren das Gedicht über Abraham Lincoln ſchrieb, verſteht ſich von ſelbſt. Es iſt nicht die glückliche Kriegführung gegen Frankreich, welche dieſe Wandlung bewirkt hat; ich ſtand lange auf Seiten der Franzoſen, ehe mir die Augen aufgingen. Aber da kam der große Zuſammenſchluß Deutſchlands zu einem ganzen und lebendigen Organismus. Das iſt die gewaltigſte und bedeutungsvollſte That unſeres Jahrhunderts; Das war es, was mich umſtimmte." *)

---

*) Von wie geringem Beſtand dieſe Bekehrung Ibſen's zu einer freundlicheren Stimmung gegen Deutſchland geweſen iſt, davon hatten wir leider in der Vorrede noch ein Lied zu ſingen, nachdem der größte Theil dieſes Buches ſchon gedruckt war.

14.

Wir ſtehen am Ende der flüchtigen Umſchau, welche wir auf dem Gebiete der Kunſt und Literatur des Nordens hielten. Nur in ſkizzenhaften Umriſſen verſuchten wir dem Leſer eine Vorſtellung von dem Reichthum des geiſtigen Lebens zu geben, das ſich, trotz mancher Verzerrungen, dort in den letzten Decennien entfaltete, und nur bei einzelnen hervorragenden Namen verweilten wir, um an einer Anzahl beſtimmter Beiſpiele Werth und Charakter der in Rede ſtehenden Kunſtwerke näher zu erläutern. Eine Nation, die binnen eines Menſchenalters Maler wie Carl Bloch, Dichter wie Paludan-Müller und Henrik Ibſen, Aeſthetiker wie Kierkegaard und G. Brandes hervor bringt — wir nennen abſichtlich nur Namen, die in Deutſchland bisher völlig unbekannt waren — eine ſolche Nation nimmt im Kulturleben der Gegenwart einen zu bedeutenden Rang ein, als daß das Ausland die großartigen Schöpfungen ihrer Künſtler und Schriftſteller ignoriren ſollte. Und wenn auch die zeitweilige Iſolirung Dänemarks, die trotzige Feindſchaft gegen Deutſchland und alle deutſchen Einflüſſe, mit dazu beigetragen haben mag, der däniſchen Literatur der Neuzeit ein ſo nationales und originelles Gepräge zu verleihen, ſo muß andererſeits dieſe Abſperrung vom geiſtigen Leben des ſtammverwandten germaniſchen Volkes doch auf die Dauer für die nordiſche Literatur ſelber von nachtheiligſten Folgen ſein. Die geiſtige Bildung und ihre höchſte Blüthe, die Kunſt, ſind nicht das Produkt einer einzelnen Nation, ſondern das Reſultat des vereinten Wirkens aller Kräfte einer Zeit. Eine Literatur alſo, die ſich hartnäckig jeder fördernden Berührung mit den Kunſtbeſtrebungen des Auslandes verſchließt, beraubt ſich weſentlicher Bildungselemente und wird über kurz oder lang in bedenkliche Einſeitigkeit verfallen. Uebrigens zeigt ſich in den letzten Jahren ſchon ein allmählicher Umſchlag dieſer deutſchfeindlichen Stimmung, wenn auch nicht in der Kopenhagener Tagespreſſe, ſo doch in den gebildeten Kreiſen der Bevölkerung und in der literariſchen Produktion des Nordens. G. Brandes berückſichtigt in ſeinen feinſinnigen kunſtphiloſophiſchen Abhandlungen aufs ſorgfältigſte die äſthetiſchen Forſchungen von Viſcher, Zeiſing, Lotze, Köſtlin, Robert Zimmermann ꝛc., und unter den jüngeren Romanſchriftſtellern Dänemarks ſcheint namentlich Bergſöe das Studium der beſten deutſchen Muſter nicht verſchmäht zu haben. Im Laufe des verfloſſenen Jahres iſt zu Kopenhagen auch eine Ueberſetzung der hervorragendſten Romane Spielhagen's erſchienen, und die däniſche Kritik hat dieſelbe mit unparteilicher Anerkennung der ſeltenen Vorzüge des Verfaſſers aufgenommen. Ohne Zweifel wird eine erneute Wechſelwirkung der deutſchen und der nordiſchen Literatur aufs heilſamſte dazu beitragen, die Wunden verharſchen zu machen, welche der Kampf auf politiſchem Felde auch dem geiſtigen Verkehr zwiſchen den beiden Völkern geſchlagen hat, deren Intereſſen ſich nicht länger befehden, und deren gegenſeitige Animoſität bald erliſchen wird, wenn die endgültige Regulirung der nordſchleswigſchen Frage ihr den letzten noch fortglimmenden Zündſtoff entzieht.

Zu einer baldigen Entſcheidung dieſer Frage drängen ohne Zweifel gleichſehr die Intereſſen der deutſchen wie der däniſchen Bewohner jener Grenzdiſtrikte. Auf den Einen wie auf den Andern laſtet die Sorge und Ungewißheit über ihre künftige Staatsangehörigkeit mit lähmendem Alpdruck, und der unſelige nationale Racenkampf wird naturgemäß von beiden Seiten mit ungeſchwächter Erbitterung fortgeſetzt, ſo lange nicht ein unwiderrufliches fait accompli demſelben ein Ende macht. Statt durch Behauptungen falſcher und einſeitiger Standpunkte den nationalen Groll zu nähren, ſollte die Preſſe beider Länder ſich in dem Beſtreben vereinigen, das deutſche wie das däniſche Volk an eine klare und ruhige Auffaſſung des wirklichen Sachverhalts zu gewöhnen. Die Kopenhagener Preſſe und die Führer der däniſchen Partei im nördlichen Schleswig gehen von einer chimäriſchen Vorausſetzung aus, wenn ſie beſtändig von einem „Rechte Dänemarks“ auf Erfüllung des Artikels V des Prager Friedenstraktats reden. Jener Artikel V, welcher dem Traktate auf ſpecielles Andringen des Kaiſers Napoleon beigefügt wurde, könnte nur Dieſem oder Oeſterreich ein Recht geben, auf Erfüllung der betreffenden Stipulation zu beſtehen. Nach dem Sturze des franzöſiſchen Kaiſerreichs aber bedarf es lediglich einer Verſtändigung zwiſchen Preußen und Oeſterreich, um jenen Artikel nach Uebereinkunft zu ändern oder ihn vollſtändig zu beſeitigen. Weder Oeſterreich, noch Preußen, noch Rußland könnten es mit ihren wichtigſten Staats-Intereſſen vereinbar finden, den Nordſchleswigern in freier Abſtimmung die Wahl ihrer künftigen Staatsangehörigkeit zu überlaſſen und dadurch einen gefährlichen Präcedenzfall zu ſchaffen, auf welchen hinfort jeder unzufriedene Bruchtheil der Bevölkerung eines großen Reiches ſich berufen würde, um, auf Sprach- und Nationalitätsunterſchiede trumpfend, ſeine Entlaſſung aus dem Staatsverbande zu fordern. Paludan-Müller trifft den Nagel auf den Kopf, wenn er im zweiten Bande ſeiner „Geſchichte Ivar Lykke's", welcher in den vierziger Jahren zur Zeit des „Offenen Briefes" ſpielt, einem politiſchen Geheimbunde das Wort redet, der ſich die Feſthaltung der deutſchen Herzogthümer sans phrase, aus puren Macht- und Utilitätsgründen, zum Ziel ſetzen ſollte. Sein Raiſonnement iſt kurz und ſchlagend; er ſagt (ich kann den Wortlaut nicht citiren, da das Buch mir nicht zur Hand iſt, aber der Sinn iſt der folgende): „Wir bedürfen der deutſchen Herzogthümer, ſuchen wir ſie daher mit allen Mitteln zu behaupten. Laſſen wir uns aber nicht auf die Herleitung unſerer Rechte aus vergilbten Pergamenten oder aus dem Nationalitätsprincip ein; ſonſt könnten wir Gefahr laufen, daß man den Spieß wider uns umkehrte, daß man Pergament gegen Pergament, Nationalität gegen Nationalität ins Gefecht ſtellte!" In der That handelt es ſich in der nordſchleswigſchen Sache jetzt in erſter Linie (wir ſagen nicht: einzig und allein) um eine politiſche Macht- und Nützlichkeitsfrage. Dänemark iſt nach tapferer Gegenwehr im Kampf unterlegen, es hat die Herzogthümer beim Friedensſchluſſe ohne Vorbehalt abgetreten, und nach dem feſten Zuſammenſchluſſe Deutſchlands zu einem großen, geeinigten Staatsverbande würde es mehr als Thorheit ſein, von den Chancen eines neuen Krieges einen Rückfall jener Provinzen an Dänemark zu erwarten.

Wir wollen hier beiläufig einer Thatſache gedenken, die uns vor längerer Zeit von einem Kopenhagener Freunde erzählt wurde. Es war ihm aus ſicherſter Quelle bekannt, daß Biſchof Monrad, welcher zur Zeit des Krieges von 1864 an der Spitze des däniſchen Miniſteriums ſtand, nach der Einnahme Alſens durch die preußiſchen Truppen mit einem, auf den erſten Blick überraſchenden, durch die Situation aber ziemlich gerechtfertigten Vorſchlage vor ſeinen Monarchen trat. „Majeſtät," ſagte er, „wir ſind nach Aufbietung aller Kräfte des Landes ganz und völlig beſiegt worden. Suchen wir jetzt den verlorenen Kampf durch einen Friedensſchluß zu enden, der unſerm Vaterlande noch die Möglichkeit einer glücklichen und ehrenvollen Zukunft in Ausſicht ſtellt! Bieten wir dem mächtigen Sieger, deſſen Forderung wir nicht abweiſen können, Mehr, als er verlangt! Sagen wir ihm: Vereinige nicht bloß unſere deutſchen Provinzen mit Deinem Reiche, ſondern nimm uns ganz, annektire uns mit Haut und Haar, und wir werden fortan nicht mehr Deine Feinde, ſondern Deine treueſten Brüder und Bundesgenoſſen ſein. Aber gewähre uns Eine Vergünſtigung: wir ſind ein Inſel- und Küſtenvolk — laß unſere Söhne nicht in Deinem Landheere, ſondern als Seeſoldaten auf Deinen Kriegsſchiffen dienen; wir bringen Dir unſere Flotte als nicht ganz werthloſe Morgengabe des neuen Bundes, — laß uns Deutſchlands Admiralſtaat ſein!" Chriſtian IX. hatte nicht den Muth, einen Vorſchlag zu adoptiren, den kein einziger der Kollegen Monrad's unterſtützte, und der vorausſichtlich auch zu jener Zeit dem geſammten däniſchen Volke als ſchreckvollſter Landesverrath erſchienen wäre. Es iſt faſt müßig, darüber nachzugrübeln, ob ein ſolches Anerbieten irgend welche Chancen der Annahme auf deutſcher Seite gehabt hätte. Wir glauben es nicht, und glauben es jetzt noch weniger, als vor einigen Jahren. Je inniger und feſter ſich alle Stämme Deutſchlands unter dem Zeichen des neu aufgerichteten Kaiſerthumes zuſammen ſchließen, deſto geringer wird der Wunſch und das Streben ſein, durch Annexion fremder Nationalitäten ein heterogenes Element in den nach möglichſter Aſſimilirung ſeiner Beſtandtheile trachtenden Staatskörper aufzunehmen. Es kann daher Deutſchland ſelbſt an der Behauptung des rein däniſchen Theiles von Nordſchleswig wenig gelegen ſein, und die Kopenhagener Preſſe trägt mehr als jeder Andere die Schuld davon, wenn ihre gehäſſigen Anfeindungen Deutſchlands und ihre maßloſen, durch Nichts gerechtfertigten Anſprüche die Regelung dieſer Angelegenheit bis jetzt vereitelten. Daß Deutſchland ſchon aus militäriſchen Gründen die Befeſtigungslinie von Alſen und Sundewitt nie wieder aufgeben kann, daß die bunt durch einander gewürfelte deutſche und däniſche Bevölkerung der nördlichen Diſtrikte Schleswigs die Ziehung einer Demarkationslinie nach der Sprachgrenze unſäglich erſchwert, und daß Deutſchland für den Fall einer Rückgabe des vorwiegend däniſchen Theils dieſer Grenzdiſtrikte gewiſſe Garantien für die Schützung der Intereſſen der dort anſäſſigen Deutſchen verlangen muß, darüber ſollte man ſich däniſcherſeits doch nachgerade klar geworden ſein. Leider zeigt die gehäſſige Weiſe, in welcher die Kopenhagener Preſſe noch im letzten Herbſt dieſe Frage behandelte, daß unſere Schilderung der däniſchen Journaliſtik der Gegenwart eine nur allzu richtige war. Wenn die Redakteure der Zeitſchrift „Für Idee und Wirklichkeit“ unter dem Beifallsgeheul aller Kopenhagener Blätter ihren treueſten Bundesgenoſſen Björnſtjerne Björnſon, einen Grundtvigianer und National-Liberalen vom reinſten Waſſer, ſchimpflich aus der Redaktion ausſtoßen konnten, weil er, zum ehrlichen Friedensſchluſſe mit Deutſchland ermahnend, die Anſicht ausſprach, daß den Deutſchen doch auch einiges Unrecht von Dänemark zugefügt worden, und daß „der ſonſt ſo wackeren däniſchen Nation ein gewiſſer weibiſcher Charakterzug der Nergelei eigen ſei,“ ſo bedarf es wohl keiner ferneren Beweiſe für die noch ungebrochene Fortdauer jener ſchmachvollen Preßtyrannei, welche das öffentliche Leben in Dänemark beherrſcht und bei der großen ungebildeten Maſſe kein Verſtändnis der wahren Intereſſen ihres Vaterlandes aufkommen läßt. Auch Herr Bille führt in ſeinem Nachworte zu der perfiden Schmähſchrift des Dr. Edgar Bauer über den „Artikel V“ dem Weſen und Sinne nach dieſelbe hochmüthig drohende Sprache, durch welche ſein literariſchen Kompagnon, nachdem er alle Phaſen des Geſinnungswechſels vom junghegelſchen Radikalen bis zum ultrapietiſtiſchen Kreuzzeitungsmanne, vom preußiſchen „Realpolitiker“ bis zum Lobhudler des ſeligen Bundestages und der Kleinſtaaterei durchlaufen hat, jetzt als immerdar käuflicher Lohnſchreiber ſich die Gunſt ſeiner jüngſten Auftraggeber zu erſchmeicheln ſucht. Andererſeits wollen wir nicht beſtreiten, daß, wie früher von däniſcher, ſo in den letzten Jahren von deutſcher Beamtenwillkür Manches geſchehen ſein mag, durch übereifrige Strenge in der Handhabung und Auslegung der

Geſetze einen großen Theil der Bewohner Nordſchleswigs aufzuregen und zu erbittern. Der Ungewißheit des Proviſoriums ſollte unter allen Umſtänden baldmöglichſt ein Ende gemacht werden. Iſt die preußiſche Regierung entſchloſſen, nachdem Dänemark bei den früheren Verhandlungen die ihm für den Fall einer Rückgabe der däniſchen Grenzdiſtrikte Nordſchleswigs offerirte Demarkationslinie und die Stellung der verlangten Garantien trotzig zurückgewieſen hat, jene Diſtrikte nunmehr definitiv zu behalten, ſo ſollten Preußen und Oeſterreich ſich ohne längeren Verzug über eine Aufhebung des Artikels V des Prager Friedenstraktats einigen und eine beſtimmte Erklärung darüber erlaſſen. Anderen Falls aber ſollte Preußen nach eigenem Ermeſſen die Grenzlinie ziehen, wo und wie es ihm im Intereſſe der Bewohner des nördlichen Schleswigs geboten ſcheint, und Dänemark einfach die Wahl ſtellen, das ihm angetragene Geſchenk abzulehnen, oder es anzunehmen, wie es ihm offerirt wird. Nur die endgültige Regulirung dieſer Frage wird der beiderſeits mit ſo beklagenswerther Gehäſſigkeit unterhaltenen Agitation den Boden unter den Füßen entziehen und zwei edle, ſtammverwandte Völker, deren geiſtige, wirthſchaftliche und politiſche Intereſſen ſie naturgemäß eher auf ein freundſchaftliches als auf ein feindſeliges Verhältnis zu einander hinweiſen, wieder in Eintracht und gegenſeitiger Achtung ihrer nationalen Eigenthümlichkeiten treu mit einander verbünden.

Anhang.

H. C. Andersen als Märchendichter.

Ein literariſches Charakterbild,

von

Georg Brandes.

Es gehört Muth dazu, Talent zu beſitzen. Man muß wagen, ſich ſeiner Inſpiration anzuvertrauen, man muß überzeugt ſein, daß der Einfall, welcher Einem durch das Hirn ſchießt, geſund iſt, daß die Form, welche Einem als natürlich anſteht, ſelbſt wenn ſie neu iſt, ein Recht hat, ſich geltend zu machen, man muß die Kühnheit gewonnen haben, ſich der Beſchuldigung auszuſetzen, daß man affektirt oder auf Irrwegen ſei, ehe man ſich ſeinem Inſtinkt überlaſſen und demſelben folgen kann, wohin er uns gebieteriſch lenkt. Als Armand Carrel ſeiner Zeit als junger Journaliſt von ſeinem Redakteur getadelt ward, der, auf eine Stelle ſeines Artikels deutend, bemerkte: „So ſchreibt man nicht", erwiderte er: „Ich ſchreibe nicht, wie man ſchreibt, ſondern wie ich ſchreibe", und Dies iſt die allgemeine Formel der Begabung. Sie vertheidigt weder flüchtiges Geſudel, noch willkürliche Erfinderei, aber ſie ſpricht mit Selbſtbewußtſein das Recht des Talentes aus, wenn keine herkömmliche Form und kein vorhandener Stoff den eigenthümlichen Bedürfniſſen ſeiner Natur genügen, ſich neue Stoffe zu wählen, neue Formen zu bilden, bis es eine Bauſtätte von ſolcher Beſchaffenheit findet, daß es, ohne Ueberanſtrengung einer einzigen ſeiner Kräfte, ſie alle verwenden und ſie leicht und frei entfalten kann. Eine ſolche Bauſtätte hat der Dichter H. C. Anderſen im Märchen gefunden.

1.

Man trifft in ſeinen Märchen Anfänge wie dieſen: „Man hätte glauben ſollen, daß in dem Ententeiche etwas Wichtiges vorgehe, aber es ging Nichts vor! Alle Enten, die ruhig auf dem Waſſer lagen — einige ſtanden auf dem Kopfe, denn Das konnten ſie, — ſchoſſen plötzlich ans Land; man konnte in dem naſſen Lehm die Spuren ihrer Füße ſehn, und man konnte eine ganze Strecke weit ihr Geſchnatter hören,“ oder wie folgenden: „Seht! nun fangen wir an. Wenn wir am Ende der Geſchichte ſind, wiſſen wir mehr, als jetzt, denn es war ein böſer Kobold! Es war einer der allerſchlimmſten, es war der Teufel!“ Die Konſtruktion, die Wortſtellung in den einzelnen Sätzen, die ganze Anordnung ſtreitet wider die einfachſten Regeln der Syntax. „So ſchreibt man nicht.“ Das iſt wahr; aber ſo ſpricht man. Zu erwachſenen Menſchen? Nein, aber zu Kindern; und weshalb ſollte man nicht befugt ſein, die Worte in derſelben Ordnung nieder zu ſchreiben, in welcher man ſie zu Kindern ſpricht? Man vertauſcht hier die gewöhnliche Norm mit einer andern; nicht die Regeln der abſtrakten Schriftſprache, ſondern das Faſſungsvermögen des Kindes ſind hier das Beſtimmende; es iſt Methode in dieſer Unordnung, wie Methode in den Sprachſchnitzern des Kindes iſt, wenn es ſagt: „Du lügteſt“, anſtatt „Du logſt.“ Die angenommene Schriftſprache durch die freie Umgangsſprache zu erſetzen, die ſteifere Ausdrucksweiſe des Erwachſenen mit derjenigen zu vertauſchen, welche das Kind gebraucht und verſteht, wird das Ziel des Dichters, ſobald er den Entſchluß faßt, „Märchen für Kinder“ zu erzählen. Er hat die kühne Abſicht, ſich in einem Druckwerke der mündlichen Rede zu bedienen, er will nicht ſchreiben, ſondern ſprechen, und er will gern wie ein Schulkind ſchreiben, wenn er dadurch nur vermeidet, wie ein Buch zu reden. Das geſchriebene Wort iſt arm und verlaſſen, das mündliche hat ein Heer von Verbündeten in dem Zuge des Mundes, welcher den Gegenſtand, von dem die Rede iſt, nachahmt, in der Handbewegung, welche ihn malt, in der Länge oder Kürze des Tones, ſeinem ſcharfen oder milden, ernſten oder drolligen Charakter, im ganzen Mienenſpiel und in der ganzen Haltung. Je urſprünglicher das Weſen iſt, zu welchem man ſpricht, deſto mehr verſteht es durch dieſe Hilfsmittel. Wer einem Kinde eine Geſchichte erzählt, Der erzählt unwillkürlich mit vielen Geſten und Gebärden; denn das Kind ſieht die Geſchichte eben ſo viel, wie es ſie hört, es achtet, faſt wie der Hund, mehr auf die zärtliche oder erbitterte Betonung, als darauf, ob die Worte Freundlichkeit oder Zorn ausdrücken. Wer ſich ſchriftlich an das Kind wendet, muß alſo den wechſelnden Tonfall, die plötzlichen Pauſen, die beſchreibenden Geſten, die Furcht einjagende Miene, das die glückliche Wendung verrathende Lächeln, den Scherz, die Liebkoſungen und den Appell, welcher die einſchlummernde Aufmerkſamkeit weckt, — alles Dies muß er in ſeinen Vortrag zu verweben ſuchen, und da er nicht die Begebenheit geradezu dem Kinde vorſingen, malen oder tanzen kann, ſo muß er das Lied, das Bild und die mimiſche Bewegung in ſeine Proſa bannen, daß ſie wie gebundene Kräfte darin liegen, und ſich erheben, ſobald das Buch aufgeſchlagen wird. Zum erſten: keine Umſchreibungen; Alles wird friſch von der Leber weg geſagt, ja, mehr als geſagt, gebrummt, geſummt und geblaſen: „Es kam ein Soldat auf der Landſtraße heran marſchirt, eins zwei, eins zwei.“ „Und die ausgeſchnitzten Trompeter blieſen: Tratteratra! der kleine Junge iſt da, tratteratra!“ „Hör, ſagte der Schneckenvater, wie es auf den Klettenblättern trommelt: rumdumdum, rumdumdum!“ Hier wird, wie in dem „Gänſeblümchen“, mit einem „Nun hör einmal!“ begonnen, das ſofort die Aufmerkſamkeit in Beſchlag nimmt. Hier wird in der Weiſe des Kindes geſcherzt: „Dann hieb der Soldat der Hexe den Kopf ab. Da lag ſie!“ Man hört das Lachen des Kindes, das auf dieſe kurze, nicht ſehr gefühlvolle, aber anſchauliche Darſtellung des Abmuckens folgt. Hier werden ſo weiche Töne angeſchlagen, wie z. B.: „Die Sonne ſchien auf den Flachs und die Regenwolken begoſſen ihn; und Das war eben ſo gut für ihn, wie es für kleine Kinder iſt, gewaſchen zu werden und darauf einen Kuß von ihrer Mutter zu bekommen; ſie werden ja viel ſchöner davon.“ Daß an dieſer Stelle eine Pauſe in der Erzählung gemacht wird, um dem Kinde den im Texte bemeldeten Kuß zu geben, iſt Etwas, das jede Mutter einräumen wird, und das ſich von ſelbſt verſteht; der Kuß liegt ja im Buche. Die Rückſicht auf den jungen Leſer kann endlich noch weiter getrieben werden, indem der Dichter kraft ſeiner geſchmeidigen Sympathie ſich ganz mit dem Kinde identificirt und ſich ſo vollſtändig in deſſen Vorſtellungskreis, in deſſen Anſchauungsweiſe, ja in deſſen rein körperlichen Geſichtspunkt hinein lebt, daß ihm ein Satz wie dieſer unter die Feder kommt: „Das größte grüne Blatt hier zu Lande iſt doch jedenfalls das Klettenblatt; hält man eins vor ſeinen kleinen Leib, ſo iſt es wie ein Schürzchen, und legt man es auf ſeinen Kopf, ſo iſt es bei Regenwetter faſt ſo gut wie ein Schirm, denn es iſt ſo außerordentlich groß.“ Das ſind Worte, die ein Kind, und jedes Kind, verſtehen kann. Wie glücklich iſt doch ein Dichter wie Anderſen! Welcher Schriftſteller hat ein Publikum wie er! Was bedeutet dagegen ein Mann der Wiſſenſchaft, der zumal in einem kleinen Lande für ein Publikum ſchreibt, das ihn weder lieſt noch ſchätzt, und der von vier oder fünf — Rivalen und Gegnern geleſen wird! Ein Dichter iſt im Allgemeinen günſtiger geſtellt, aber wiewohl es ein Glück iſt, von Männern geleſen zu werden, und wiewohl es ein beneidenswerthes Loos iſt, zu wiſſen, daß unſre Schriften von zarten Fingern durchblättert werden, die ſeidene Fäden als Leſezeichen verwenden, ſo hat doch Keiner ſich annähernd eines ſo friſchen und ſo aufgeweckten Leſerkreiſes zu rühmen, wie Anderſen deſſen gewiß iſt. Seine Märchen ſind das einzige Buch, das wir ſilbenweiſe entziffert haben, und das wir heute noch leſen. Es ſind einzelne darunter, in welchen die Buchſtaben uns immer noch größer, die Worte gewichtvoller erſcheinen, als in den anderen, weil wir ſie zum erſten Mal Buchſtaben für Buchſtaben und Wort für Wort kennen lernten. Und welche Freude muß es für Anderſen geweſen ſein, in ſeinen Träumen dies Gewimmel von Kindergeſichtern zu Tauſenden um ſeine Lampe zu ſehen, dieſe Menge blühender, roſenwangiger kleiner Krausköpfe, wie im Gewölk eines katholiſchen Altarbildes, flachshaarige däniſche Knaben, zarte engliſche Babies, ſchwarzäugige Hindumädchen, — ſie vor ſich zu ſehen, reich und arm, buchſtabirend, leſend, aufhorchend, in allen Ländern, in allen Zungen, bald geſund und froh, müde vom Spiele, bald ſchwächlich, blaß, mit durchſichtiger Haut nach einer der unzähligen Krankheiten, von denen die Kinder der Erde heimgeſucht werden, und ſie begierig dieſen Wirrwarr weißer und dunkelbrauner Händchen nach jedem neuen, fertig gewordenen Blatte ausſtrecken zu ſehen! Ein ſo gläubiges, ſo tief aufmerkſames, ſo unermüdliches Publikum hat kein Anderer. Kein Anderer hat auch ein ſo ehrwürdiges; denn ſelbſt das Alter iſt nicht ſo ehrwürdig und heilig wie die Kindheit. Hier bietet ſich uns eine ganze Reihe friedlicher und idylliſcher Scenen: da wird laut vorgeleſen, und die Kinder lauſchen mit Andacht, oder der Kleine ſitzt vertieft in ſeine Lektüre, beide Ellenbogen auf den Tiſch geſtützt, und die Mutter lieſt im Vorübergehen mit über der Schulter des Kindes. Lohnt ſich's nicht der Mühe, für einen Hörerkreis wie dieſen zu ſchreiben, und giebt es wohl einen, der eine unbeflecktere und willfährigere Phantaſie hätte?

Es giebt keinen, und man braucht nur die Einbildungskraft der Hörer zu ſtudiren, um die des Verfaſſers kennen zu lernen. Der Ausgangspunkt für ſeine Kunſt iſt das Spiel des Kindes, das Alles zu Allem macht; deshalb macht die ſpielende Laune des Künſtlers Spielſachen zu natürlichen Geſchöpfen, zu übernatürlichen Weſen (Kobolden), zu Helden, und benutzt umgekehrt die ganze Natur und alles Uebernatürliche, Helden, Kobolde und Feen, als Spielzeug, d. h. als künſtleriſche Mittel, welche bei jedem neuen künſtleriſchen Zuſammenhange umgeprägt und neu geſtempelt werden. Der Nerv dieſer Kunſt iſt die Einbildungskraft des Kindes, welche Alles beſeelt und zu einem perſönlichen Weſen macht; dadurch belebt ſie ein Stück Hausrath ſo gut wie eine Pflanze, eine Blume ſo gut wie einen Vogel oder eine Katze, und das Thier in derſelben Weiſe wie die Puppe, wie das Portrait, wie die Wolken, die Sonnenſtrahlen, die Winde und die Jahreszeiten. Selbſt der Hüpfauf aus dem Bruſtknochen einer Gans wird ſolchergeſtalt für das Kind ein lebendes Ganzes, ein denkendes, willensbegabtes Weſen. Das Vorbild einer ſolchen Poeſie iſt der Traum des Kindes, in welchem die kindlichen Vorſtellungen noch raſcher und mit noch kühneren Verwandlungen wechſeln, als beim Spiele; deshalb nimmt der Dichter (wie in „Die Blumen der kleinen Ida", „Ole Lukoie", „Der kleine Tuck", „Fliedermütterchen") gern ſeine Zuflucht zum Traume als zu ſeinem Arſenale; deshalb kommen ihm oft, wenn er den Kindestraum ſich in den Vorſtellungen ergehen läßt, welche das Kin[illegible]müth erfüllen und ängſtigen, ſeine herrlichſten Inſpirationen, z. B. wenn der kleine Hjalmar im Traume hört, wie die ſchiefen Buchſtaben, die auf der Naſe liegen, in ſeinem Schreibbuche jammern. „Seht, ſo ſolltet ihr euch halten!" ſagte die Vorſchrift, „ſeht, ſo ſchräg geneigt, mit einem kräftigen Schwunge!" „Ach, wir möchten gern," ſagten Hjalmar's Buchſtaben,

„aber wir können's nicht, wir ſind ſo ſchwach!“ „Dann müßt ihr Kinderpulver einnehmen!“ ſagte Ole Lukoie. „O nein!“ riefen ſie und da ſtanden ſie ſo ſchlank, daß es eine Luſt war.“ So träumt ein Kind, und ſo malt ein Dichter uns den Traum des Kindes. Aber die Seele dieſer Poeſie iſt doch weder der Traum noch das Spiel, es iſt ein eigenes, wieder kindliches, aber zugleich mehr als kindliches Vermögen, nicht bloß das Eine für das Andere zu ſetzen, alſo Alles zu vertauſchen, oder das Eine im Andern leben zu laſſen, alſo Alles zu beleben, ſondern, durch das Eine ſchnell und flüchtig an das Andere erinnert, das Eine im Andern wiederfindend, es zu verallgemeinern, das Bild zum Sinnbilde zu geſtalten, den Traum zur Mythe zu erheben, und durch eine künſtleriſche Verſchiebung den einzelnen märchenhaften Zug in den Brennpunkt für das ganze Leben zu verwandeln. Eine ſolche Phantaſie dringt nicht tief in das innerſte Weſen der Dinge ein, ſie beſchäftigt ſich mit Kleinigkeiten; ſie ſieht die groben Fehler, nicht die großen, ſie trifft, aber nicht tief, ſie verletzt, aber nicht gefährlich, ſie flattert wie ein beſchwingter Falter von einem Orte zum andern, an den ungleichartigſten Punkten verweilend, und ſie ſpinnt wie ein kluges Inſekt ihr feines Gewebe von vielen verſchiedenen Ausgangspunkten her zu einem Ganzen zuſammen. Nichts iſt ihr zu hoch, Nichts zu gering. Was ſie erzeugt, iſt kein Seelengemälde, keine direkte Menſchendarſtellung, ſondern ein Werk, das mit all ſeiner künſtleriſchen Vollkommenheit ſchon in den unſchönen und verwirrenden Arabesken der „Fußreiſe nach Amager“ angedeutet war. Während die Märchendichtung nämlich durch ihren Inhalt an die alten Mythenbildungen erinnert („Fliedermütterchen“, „Die Schneekönigin“), an die Volksſagen, auf deren Grunde ſie ſich zuweilen erbaut, an Sprichwörter und Fabeln des Alterthums, ja, an die Parabeln des Neuen Teſtamentes (der Buchweizen wird geſtraft wie der Feigenbaum), während ſie ſolchermaßen ſtets durch eine Idee zuſammen gehalten wird, läßt ſie ſich Betreffs ihrer Form mit den phantaſtiſchen Dekorationsmalereien (von Hilkers z. B.) vergleichen, in welchen eigenthümlich ſtiliſirte Pflanzen, lebensvolle Blumen, Tauben, Pfauen und Menſchengeſtalten ſich mit einander verſchlingen und in einander übergehen. Eine Form, die für jeden Andern ein Umweg zum Ziele, ein Hindernis und eine Verkleidung ſein würde, wird für ihn eine Maske, unter welcher er ſich erſt recht frei, recht fröhlich und ſicher fühlt, ſein kindlicher Genius ſpielt, wie die bekannten antiken Kindergeſtalten, mit der Maske, erweckt Lachen, ergötzt und erſchreckt hinter derſelben. So wird die in all ihrer Offenherzigkeit maskirte Ausdrucksweiſe des Märchens der natürliche, ja klaſſiſche Tonfall ſeiner Stimme, welcher äußerſt ſelten ſich überſchlägt oder detonirt. Das Einzige, was hin und wieder vorkommt, iſt, daß man ſtatt der reinen Milch des Märchens einen Schluck Milchwaſſer erhält, daß der Ton etwas zu empfindſam und ſüßlich wird („Der arme Johannes!“ „Der arme Vogel!“ „Das arme Däumelinchen!“), was übrigens ſelten bei den, dem Volksmärchen entnommenen Stoffen, wie „Das Feuerzeug“, „Der große Klaus und der kleine Klaus“ &c., der Fall iſt, wo das naiv Luſtige, Friſche und Harte in der Erzählung, welche ohne die geringſte mitleidige oder weinerliche Phraſe von Verbrechen und Mordthaten berichtet, Anderſen zu Statten kommt und ſeinen Figuren größere Derbheit verleiht. Weniger klaſſiſch iſt der Ton dagegen in den, den Märchen eingefügten lyriſchen Ergüſſen, in welchen der Dichter in einer bewegten und pathetiſchen Proſa einen flüchtig umfaſſenden Blick über einen großen Zeitraum der Geſchichte wirft („Der Ehre Dornenpfad", „Das Schwanenneſt"). Hier ſcheint ein gewiſſer Schwung, eine gewiſſe forcirte Begeiſterung in der Stimmung mir im Mißverhältniſſe zu dem nicht ſehr bedeutenden Gedankeninhalt zu ſtehen; denn Gedanke und Ausdruck ſind wie ein Liebespaar: der Gedanke darf wohl etwas größer, etwas höher als der Ausdruck ſein, wie der Mann größer als die Frau; im entgegengeſetzten Verhältniſſe liegt etwas Unſchönes. Bis auf die hier angedeuteten wenigen Ausnahmen iſt die Erzählungsweiſe der Märchen in ihrer Art muſterhaft.

Laßt uns, um ſie gründlich kennen zu lernen, den Dichter bei ſeiner Arbeit belauſchen. Laßt uns durch das Studium ſeines Verfahrens ein tieferes Verſtändnis des Reſultates gewinnen. Es giebt einen Fall, wo ſeine Arbeitsmethode ſich deutlich beobachten läßt, nämlich wenn er einen Stoff umarbeitet. Wir brauchen dann nicht in unklarer Allgemeinheit zu empfinden und zu loben, wir können Punkt für Punkt, im Vergleich mit einer abweichenden Erzählungsart, ſcharf und beſtimmt angeben, was er ausläßt, was er hervor hebt, und ſo ſeine eigene unter unſeren Augen heranwachſen ſehen. Anderſen blättert eines Tages in Don Manuel's „Graf Lucanor", ergötzt ſich an der ſchlichten Weisheit der alten ſpaniſchen Geſchichten, an ihrer feinen, mittelalterlichen Darſtellung, und verweilt bei

„Kapitel VII.

Handelt davon, was einem König mit drei Betrügern begegnete.

Graf Lucanor ſprach eines Tages mit Patronio, ſeinem Rathgeber, und ſagte zu ihm: Es iſt ein Mann zu mir gekommen und hat mir von einer ſehr wichtigen Sache geredet. Er läßt durchblicken, daß ſie im höchſten Grade zu meinem Beſten gereichen würde. Aber er ſagt, kein Menſch in der Welt dürfe darum wiſſen, wie hoch ich ihn auch ſchätzen möge, und er ſchärft mir ſo dringend ein, das Geheimnis zu bewahren, daß er ſogar ſagt, falls ich Jemand dasſelbe offenbaren würde, ſo werde mein ganzes Beſitzthum und mein Leben aufs höchſte gefährdet ſein. Und da ich weiß, daß man Euch Nichts ſagen kann, ohne daß Ihr wißt, ob es zum Heile oder in trugvoller Abſicht geſagt wird, ſo bitte ich Euch, mir zu ſagen, was Ihr von dieſer Sache haltet. Herr Graf, antwortete Patronio, damit Ihr verſtehen könnt, was hier nach meinem Dafürhalten zu thun iſt, möchte ich Euch bitten, anzuhören, was einem Könige mit drei Betrügern begegnete, die zu ihm kamen. Der Graf frug, wie es ſich damit verhielte.“

Dieſe Einleitung gleicht einem Programm; man erfährt zuerſt die nackte Frage, auf welche die nachfolgende Geſchichte antworten ſoll, und man fühlt, daß die Geſchichte nur der Frage halber da iſt. Es ſoll uns daher nicht erlaubt ſein, ſelbſt aus der Erzählung die Lehre, welche wir darin finden, zu entnehmen, ſie ſoll mit aller Gewalt auf die Frage nach dem Vertrauen in das Geheimnisvolle hingelenkt werden. Dieſe Erzählungsweiſe iſt die praktiſche, nicht die freie, nicht die poetiſche, ſie beſchränkt allzu ſtark das Vergnügen, welches der Leſer daran findet, ſelbſt die verſteckte Moral zu ermitteln. Die Phantaſie ſieht es freilich gern, daß man ihr die Arbeit leicht macht, ſie will ſich nicht wirklich anſtrengen; aber ſie mag nicht, daß man ihrer leichten Thätigkeit vorgreift, ſie will, wie alte Leute, die man zum Schein arbeiten läßt, nicht daran erinnert werden, daß ihre Arbeit nur Spiel iſt. Die Natur gefällt, wenn ſie wie Kunſt erſcheint, ſagt Kant, die Kunſt, wenn ſie wie Natur erſcheint. Weshalb? Weil die verſchleierte Abſicht gefällt. Aber gleichviel, laßt uns in dem Buche weiter leſen:

„Herr Graf, ſagte Patronio, es kamen drei Betrüger zu einem Könige und ſagten, ſie ſeien ganz vorzügliche Meiſter in der Anfertigung von Kleiderſtoffen, und ſie verſtünden namentlich eine Art Zeug zu verfertigen, das Jeder, welcher wirklich der Sohn des Vaters ſei, den alle Welt dafür hielte, ſehen könne, das aber Der, welcher nicht der Sohn ſeines vermeintlichen Vaters ſei, nicht zu ſehen vermöge. Dem König gefiel Dies ſehr, da er dachte, daß er mit Hilfe dieſes Zeuges erfahren könne, welche Männer in ſeinem Reiche die Söhne Derer ſeien, die von Rechtswegen ihre Väter ſein ſollten, und welche nicht, und daß er ſolchermaßen Vieles in ſeinem Lande berichtigen könne; denn die Mauren beerben nicht ihren Vater, wenn ſie nicht wirklich ſeine Kinder ſind. Deshalb befahl er, ihnen einen Palaſt einzuräumen, in welchem ſie arbeiten könnten.“

Der Anfang iſt ergötzlich, es iſt Humor in der Geſchichte; aber, denkt Anderſen, wenn man ſie für Dänemark benutzen wollte, ſo müßte man freilich einen anderen Vorwand wählen, der paſſender für Kinder und für die bekannte nordiſche Unſchuld wäre. Und dann dieſer König, er ſteht in der Erzählung wie eine Schachfigur da; weshalb kommen die Betrüger gerade zu ihm, was für einen Charakter beſitzt er? iſt er prunkliebend, iſt er eitel? Man ſieht ihn nicht vor Augen. Am beſten wär's, wenn er ein Narr von König wäre. Man müßte ihn charakteriſiren, ihn durch ein Wort, eine Redensart ſtempeln.

„Und ſie ſagten zu ihm, er möge ſie, um ſicher zu ſein, daß ſie ihn nicht betrögen, in jenen Palaſt einſchließen laſſen, bis das Zeug fertig ſei, und Das gefiel dem Könige ſehr." Sie erhalten jetzt Geld, Silber und Seide, verbreiten die Nachricht, daß das Gewebe begonnen ſei, veranlaſſen durch ihr keckes Hinweiſen auf Muſter und Farben die Sendboten des Königs, das Zeug für vortrefflich zu erklären, und erreichen ſolchermaßen zuletzt den Beſuch des Königs, welcher, da er Nichts ſieht, „einen Todesſchreck bekommt; denn er glaubt, er ſei nicht der Sohn des Königs, den er für ſeinen Vater gehalten." Er lobt deshalb das Zeug über die Maßen, und Alle machen es wie er, bis er eines Tages bei Gelegenheit eines Feſtes die unſichtbaren Kleider anlegt; er reitet durch die Stadt, „und es war gut für ihn, daß es Sommer war". Niemand ſah das Zeug, allein Jeder fürchtete durch das Eingeſtändnis ſeines Unvermögens ſich ruinirt und entehrt zu ſehen. „Dadurch wurde dies Geheimnis bewahrt, und Niemand erkühnte ſich, es zu offenbaren, bis ein Neger, welcher das Pferd des Königs wartete und Nichts zu verlieren hatte, zum Könige ging", und die Wahrheit an den Tag brachte.

„Wer Dir den Rath giebt: ſchweige gegen Deinen Freund,
Will ohne Zeugen ſicherlich betrügen Dich."

Eine lächerliche und zugleich eine ſehr ſchlecht bewieſene Moral dieſer artigen Geſchichte. Anderſen vergißt die Moral, beſeitigt mit ſchonender Hand die ſchwerfällige Lehre, welche die Erzählung nach einer Seite hinbiegt, wo ihr wahrer Mittelpunkt nicht liegt, und erzählt nun mit dramatiſcher Lebendigkeit, in dialogiſcher Form, ſein treffliches Märchen von dem eitlen Kaiſer, von dem man in der Stadt ſagte: „Der Kaiſer iſt in der Garderobe.“ Er rückt uns die Erzählung ganz nahe. Es giebt Nichts, deſſen Exiſtenz man nicht zu leugnen wagte aus Furcht, für einen Baſtard zu gelten; aber es giebt Vieles, über das man ſich nicht die Wahrheit zu ſagen getraut aus Feigheit, aus Furcht, anders zu handeln, als „alle Welt“, aus Beſorgnis, dumm zu erſcheinen. Und dieſe Geſchichte iſt ewig neu, ohne Ende. Sie hat ihre ernſte, allein ſie hat auch gerade wegen ihrer Unendlichkeit ihre humoriſtiſche Seite: „Aber er hat ja Nichts an!“ rief zuletzt das ganze Volk. Und das wurmte den Kaiſer, denn es ſchien ihm, als hätten ſie Recht, aber er dachte bei ſich: „Nun muß ich die Proceſſion aushalten.“ Und ſo hielt er ſich noch ſtraffer, und die Kammerherren gingen hinterher und trugen die Schleppe, die gar nicht da war.“ Anderſen erſt hat die Erzählung komiſch gemacht.

Doch wir können der Erzählungsweiſe Anderſen's noch näher treten; wir ſahen ihn ein fremdes Märchen neu darſtellen, wir können ihn nun auch ſeine eigenen Verſuche umarbeiten ſehen. Im Jahre 1830 veröffentlichte Anderſen in einem Gedichtbande „Der Todte, ein Volksmärchen aus Fünen“, — dasſelbe, welches er ſpäter unter dem Titel „Der Reiſekamerad“ umarbeitete. Die Erzählung iſt in ihrer erſten

Geſtalt vornehm und würdevoll, ſie beginnt folgendermaßen: „Ungefähr eine Meile von Bogenſee findet man auf dem Felde in der Nähe von Elvedgaard einen durch ſeine Größe merkwürdigen Weißdorn, den man ſelbſt von der jütiſchen Küſte aus ſehen kann.“ Hier ſind hübſche landſchaftliche Naturſchilderungen, hier iſt eine fertige Schriftſtellermanier. „Die erſte Nacht quartirte er ſich in einem Heuſchober auf dem Felde ein und ſchlief dort wie ein perſiſcher Fürſt in ſeinem glänzenden Schlafzimmer.“ Ein perſiſcher Fürſt! Das iſt unverſtändlich für Kinder. Setzen wir lieber ſtattdeſſen: „Die erſte Nacht mußte er ſich in einem Heuſchober auf dem Felde ſchlafen legen, ein anderes Bett hatte er nicht. Aber Das ſei recht hübſch, meinte er, der König ſelbſt könne es nicht beſſer haben.“ Das iſt verſtändlich. „Der Mond hing wie eine argantiſche Lampe unter der gewölbten Decke und brannte mit einer ſtetigen Flamme.“ Klingt der Ton nicht vertraulicher, wenn man ſagt: „Der Mond war eine große Nachtlampe, hoch oben unter der blauen Decke, und der ſteckte gewiß nicht die Gardinen in Brand“? Die Geſchichte von der Puppenkomödie wird umgeſchrieben; es genügt, wenn wir wiſſen, daß das Stück von einem König und einer Königin handelt; Ahasverus, Eſther und Mardochai, die zuerſt genannt wurden, ſind zu gelehrte Namen für Kinder. Stoßen wir auf einen lebensvollen Zug, ſo behalten wir ihn: „Die Königin kniete ebenfalls nieder und ſtreckte ihre goldene Krone aus, als wollte ſie ſagen: „Nimm ſie! aber ſchmiere meinen Gemahl und meine Hofleute!“ Solch eine Stelle iſt eine von denen, wo der Märchenton durch die verfeinerte Form hindurch dringt, wo der Stil, welcher „Du“ zum Leſer ſagt, den, welcher „Sie“ ſagt, bei Seite ſchiebt. Hier wimmelt es noch von Schriftſteller-Vergleichen: „Vom Wirth erfuhren unſere Wanderer, daß ſie ſich im Reiche des Herzkönigs befänden, eines trefflichen Regenten und nahe verwandt mit dem Rautenkönige Silvio, der hinlänglich aus Carlo Gozzi's dramatiſchem Märchen „Die drei Pomeranzen“ bekannt iſt.“ Die Prinzeſſin wird mit Turandot verglichen, von Johannes heißt es: „Es war, als hätte er kürzlich den Werther und Siegwart geleſen, er konnte nur lieben und ſterben.“ Kreiſchende Mißtöne im Märchenſtile! Die Worte ſind noch nicht dem Sprachſchatze des Kindes entnommen, der Ton iſt elegant, und die Bezeichnungen ſind abſtrakt: „Johannes ſprach, aber er wußte ſelbſt nicht, was er ſagte, denn die Prinzeſſin lächelte ihn ſo ſelig an und reichte ihm ihre weiße Hand zu einem Kuſſe; ſeine Lippen brannten, er fühlte ſein ganzes Inneres elektriſirt; Nichts konnte er von den Erfriſchungen genießen, welche die Pagen ihm anboten, er ſah nur ſein ſchönes Traumbild.“ Hören wir Dies einmal in dem Stile, der uns Allen bekannt iſt: „Sie war wunderſchön anzuſchauen und reichte Johannes die Hand, und er hielt noch viel mehr von ihr, als zuvor. Sie konnte ſicher keine böſe Hexe ſein, wie alle Leute es ihr nachſagten. — Dann begaben ſie ſich in den Saal, und die kleinen Pagen präſentirten ihnen Eingemachtes und Pfeffernüſſe, aber der alte König war ſo betrübt, er konnte gar Nichts eſſen, und die Pfeffernüſſe waren ihm auch zu hart.“ In ſeiner frühen Jugend war Anderſen, welcher ſich damals Muſäus zum Vorbilde nahm, noch nicht ſo weit gelangt, daß er verſtanden hätte, Scherz und Ernſt in ſeinem Vortrage zu verſchmelzen, ſie fielen aus einander; kaum war das Gefühl ausgeſprochen, als ſofort die ſtörende Parodie ſich einſtellte. Johannes ſagt einige Worte, in denen er ſeine Liebe ausſpricht, und der Verfaſſer fügt hinzu: „O, es war ſo rührend zu hören! Der arme junge Menſch, der ſonſt ſo natürlich, ſo liebenswürdig war, ſprach jetzt ganz wie ein Clauren'ſches Buch; aber was thut nicht die Liebe?“ Auf dieſem Punkte, bei dieſer pedantiſchen Frivolität verharrte Anderſen noch 1830; allein fünf Jahre ſpäter iſt ſein Verwandlungsproceß beendet, ſein Talent hat ſich gehäutet, ſein Muth iſt gewachſen, er wagt ſeine eigene Sprache zu reden.

Das Beſtimmende in dieſer Sprechweiſe war von Anfang an das Kindliche. Um von ſo jugendlichen Leſern verſtanden zu werden, wie die, an welche er ſich wandte, mußte er die allereinfachſten Worte gebrauchen, auf die allereinfachſten Vorſtellungen zurück gehen, alles Abſtrakte vermeiden, die indirekte Rede durch die direkte erſetzen; aber indem er ſolchermaßen das Einfältige ſucht, findet er das dichteriſch Schöne, und indem er zu dem Kindlichen gelangt, zeigt ſich, daß dies Kindliche eben das Poetiſche iſt; denn der allgemein verſtändliche, naive Ausdruck iſt poetiſcher, als der, welcher an die Induſtrie, an die Geſchichte, an die Literatur erinnert, das konkrete Faktum iſt zugleich lebendiger und durchſichtiger, als das, welches als Beweis für einen Satz hingeſtellt wird, und die Sprache, welche unmittelbar von den Lippen gebildet wird, iſt charakteriſtiſcher, als die blaſſe Umſchreibung mit einem „daß“.*)

---

*) Man vergleiche Stellen wie folgende: „Es iſt, wie wenn Einer daſäße und ein Stück übte, das er nicht heraus kriegen kann, immer das-

Bei dieſer Sprache zu verweilen, ſich in ihren Wortſchatz, ihre Syntax, ihre Betonung zu vertiefen, iſt kein Zeugnis von einem kleinlichen Geiſte und geſchieht nicht aus Liebe zu dem Idiom als Idiom. Die Sprache iſt allerdings nur die Oberfläche des Dichterwerks; aber indem man ſeinen Finger auf die Haut legt, fühlt man den klopfenden Puls, welcher den Herzſchlag im Inneren angiebt. Das Genie gleicht einer Uhr: der ſichtbare Zeiger wird von der unſichtbaren Feder gelenkt. Das Genie gleicht einem aufgerollten Knäul: ſo unauflöslich und verwickelt es erſcheint, iſt es doch in ſeinem innern Zuſammenhange unzertrennlich eins. Hat man nur das äußerſte Ende des Fadens erfaßt, ſo darf man verſuchen, langſam und vorſichtig ſelbſt den verworrenſten Faden aus ſeinem Wickel zu entrollen. Er nimmt keinen Schaden dabei.

ſelbe Stück. ‚Ich kriege es doch heraus!‘ ſagt er wohl, aber er kriegt's doch nicht heraus, wie lange er auch ſpielt." — „Die großen weißen Schnecken, aus denen vornehme Leute in alten Zeiten Frikaſſee bereiten ließen und, wenn ſie es gegeſſen hatten, ſagten: ‚Hm, wie Das ſchmeckt!‘ — denn ſie glaubten nun einmal, daß es vorzüglich gut ſchmecke — lebten von Klettenblättern."

2.

Halten wir alſo den Faden feſt, ſo verſtehen wir, wie das Kindliche im Vortrage und Vorſtellungskreiſe der Märchen, die treuherzige Weiſe, mit der ſie das Unwahrſcheinlichſte berichten, ihnen gerade dichteriſchen Werth verleihen. Denn was ein Literaturprodukt bedeutungsvoll macht, was ihm Ausbreitung im Raume und dauernde Bedeutung in der Zeit verleiht, Das iſt die Macht, mit welcher es das im Raume Verbreitete und in der Zeit Dauernde darzuſtellen vermag. Es erhält ſich durch die Kraft, mit welcher es auf eine deutliche und formvollendete Art das Konſtante veranſchaulicht. Die Schriften, welche die in der Zeit oder im Raume eng begrenzten Stimmungen oder Gefühle feſthalten, diejenigen, welche ſich um rein lokale Verhältniſſe bewegen, oder von einem Modegeſchmack getragen werden, der ſeine Nahrung und ſein Bild in ihnen findet, verſchwinden mit der Mode, welche ſie hervor rief. Ein Gaſſenhauer, ein Zeitungsartikel, eine Feſtrede, ein „warmer und ſchöner Toaſt“ halten eine Stimmung feſt, welche die Stadt oberflächlich acht Tage lang erfüllte, und leben daher ſelbſt ungefähr eben ſo lange. Oder, um höher hinauf zu ſteigen: in einem Lande entſteht plötzlich ein gewiſſer untergeordneter Hang, z. B. die Luſt, Privatkomödie zu ſpielen, wie ſie zwiſchen 1820 und 1830 bei uns epidemiſch war. Eine ſolche Stimmung iſt zwar an und für ſich nicht bedeutungslos (dieſe war z. B. ein Vorſpiel unſerer ganzen nachfolgenden Luſtſpielsliteratur), aber pſychologiſch betrachtet iſt ſie durchaus oberflächlich und berührt nicht das tiefere Leben der Seele. Macht man ſie nun alſo zum Gegenſtand der Satire, wie es in Roſenkilde's „Der dramatiſche Schneider“ oder in Henrik Hertz's „Herr Burchardt und ſeine Familie“ geſchah, ſo werden dieſe Werke, welche, ohne die Epidemie unter einen höheren Geſichtspunkt zu ſtellen, ſie nur ſchildern und lächerlich machen, eben ſo kurzlebig wie jene ſein. Steigen wir jetzt eine Stufe höher, wenden wir uns zu den Werken, welche den pſychologiſchen Zuſtand eines ganzen Geſchlechts, eines ganzen Menſchenalters ſpiegeln. Solche Literaturprodukte ſind die gutmüthige Trinkliederpoeſie des vorigen Jahrhunderts, die politiſche Gelegenheitsdichtung des jetzigen. Sie ſind hiſtoriſche Dokumente, aber ihr Leben und ihr poetiſcher Werth ſtehen in direktem Verhältniſſe zu der Tiefe, mit welcher ſie ſich dem allgemein Menſchlichen, dem in der geſchichtlichen Strömung Konſtanten nähern. Mit großer und entſchiedener Bedeutung treten ſodann in dieſer Stufenfolge die Werke hervor, in denen ein Volk ein halbes oder ganzes Jahrhundert lang oder während einer ganzen geſchichtlichen Periode ſich portraitirt geſehen und die Aehnlichkeit anerkannt hat. Solche Werke müſſen nothwendigerweiſe einen Seelenzuſtand von beträchtlicher Dauer ſchildern, welcher, eben weil er ſo dauernd iſt, ſeinen geologiſchen Platz in den tieferen Schichten der Seele haben muß, da ſonſt der Wellenſchlag der Zeit ihn weit eher fortſpülen würde. Dieſe Werke verkörpern nämlich die ideale Perſönlichkeit einer Zeit, d. h. die Perſönlichkeit, welche den Menſchen jener Zeit als ihr Spiegel- und Muſterbild vorſchwebt. Es iſt dieſe Perſönlichkeit, welche Künſtler und Dichter in Stein hauen, malen und ſchildern, und für welche Muſiker und Dichter ſchaffen. Im griechiſchen Alterthume waren es der geſchmeidige Athlet und der wißbegierige, fragluſtige Jüngling, im Mittelalter der Ritter und Mönch, unter Ludwig XIV. der Hofmann, im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts war es Fauſt. Die Werke, welche ſolche Geſtalten darſtellen, drücken alſo den geiſtigen Zuſtand eines ganzen Zeitalters aus, allein die bedeutendſten derſelben drücken noch Mehr aus, ſie ſpiegeln und verkörpern zugleich den Charakter eines ganzen Volkes, eines ganzen Stammes, einer ganzen Kultur, indem ſie die allertiefſte, elementarſte Schicht der Menſchenſeele und der Geſellſchaft erreichen, welche derſelbe in ſeiner kleinen Welt abſchildert und repräſentirt. Man könnte ſolchergeſtalt die Geſchichte einer ganzen Literatur mittels weniger Namen ſchreiben, indem man die Geſchichte ihrer idealen Perſönlichkeiten ſchriebe. Unſere däniſche Literatur in der erſten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts liegt z. B. zwiſchen den beiden Typen: Aladdin und Frater Taciturnus in Kierkegaard's „Stadien auf dem Lebenswege“. Der Erſte iſt ihr Ausgangspunkt, der Zweite ihre Vollendung und ihr Abſchluß. Da nun der poetiſche Werth dieſer Perſönlichkeiten, wie geſagt, auf der Tiefe beruht, mit welcher ſie im Volkscharakter oder in der Menſchennatur begründet ſind, ſo wird man leicht erkennen, daß z. B. eine Perſönlichkeit wie Aladdin, um in ihrer eigenthümlichen Schönheit verſtanden zu werden, mit der idealen Perſönlichkeit verglichen werden muß, welche uns vom Anbeginn der Zeiten her in der Phantaſie des däniſchen Volkes entgegen leuchtet. Man findet dieſe Perſönlichkeit, indem man eine große Anzahl der älteſten mythiſchen und heroiſchen Geſtalten des Volkes neben einander hält. Sollte ich einen einzelnen Namen angeben, ſo würde ich Uffe den Schüchternen nennen.*) An Tugenden wie an Fehlern iſt er ein Koloß von einem däniſchen Heros. Man ſieht leicht, in welchem Grade alle die beſten Geſtalten Oehlenſchläger's, ſein ruhiger Thor, ſein ſorgloſer Helge und ſein unthätiger Aladdin, dem Helden nacharten, und man ſieht bei dieſer Betrachtung, wie tief Aladdin im Volkscharakter wurzelt, während er gleichzeitig ein Zeitideal von ungefähr halbhundertjähriger Dauer ausdrückt. Wie Frater Taciturnus eine Variante des Fauſttypus iſt, würde ebenfalls leicht zu veranſchaulichen ſein. Bisweilen iſt es alſo möglich, nachzuweiſen, wie die ideale Perſönlichkeit ein Zeitalter hindurch ſich über die verſchiedenſten Länder und Völker, über einen ganzen Welttheil erſtreckt, und ihren Stempel in einer ganzen Gruppe von Literaturwerken hinterläßt, welche einander wie Abdrücke einer und derſelben Geiſtesform, Abdrücke eines und deſſelben rieſigen Petſchafts in den verſchiedenartigſt gefärbten Oblaten gleichen. So leitet die Perſönlichkeit, welche in unſerer Literatur kategoriſch als „der Verführer Johannes" (in Kierkegaard's „Entweder — Oder") dargeſtellt wird, ſich von Byron's Helden, von Jean Paul's Roquairol, von Chateaubriand's René, von Goethe's Werther ab, und wird ganz gleichzeitig in Lermontow's Petſchorin („Der Held unſerer Zeit") dargeſtellt. Um eine ſolche Perſönlichkeit zu ſtürzen, genügen nicht die gewöhnlichen Wellenſchläge und Stürme der Zeit, erſt die Revolution von 1848 hat ſie beſeitigt.

---

*) Uffe der Schüchterne iſt nach der Sage der Sohn des Dänenkönigs. Der Vater war zu ſeiner Zeit ein gewaltiger Krieger, aber nun iſt er alt und kraftlos geworden. Der Sohn macht dem Vater die größte Sorge. Keiner hat ihn je reden hören, er hat nie den Gebrauch der Waffen erlernen wollen, und er intereſſirt ſich für Nichts, ſondern geht in phlegmatiſcher Gleichgültigkeit einher. Aber als die Könige des Sachſenlandes ſich weigern, dem alten Vater den gewohnten Tribut zu bezahlen, ihn verhöhnen und ihn zum Zweikampfe fordern, und als der Vater in Verzweiflung die Hände ringt und ausruft: „Hätte ich doch einen Sohn!“, da ſpricht Uffe zum erſten Mal und fordert die beiden fremden Könige zum Holmgang heraus. Jetzt beeilt man ſich, ihm Waffen zu bringen, aber kein Harniſch iſt groß genug für ſeine breite Bruſt. Macht er eine Bewegung, ſo platzt derſelbe ſofort. Endlich muß er ſich mit einem zuſammengeſtückten und geborſtenen Harniſch begnügen. Eben ſo geht es mit jedem Schwerte, das man ihm in die Hand giebt. Sie zerſpringen alle wie Glas, wenn er ſie an einem Baume erprobt. Da läßt der König das alte Schwert Skräpp, welches ſein Vater geführt, aus dem Hünengrabe holen und heißt Uffe daſſelbe ergreifen, aber es nicht vor dem Kampfe erproben. So ausgerüſtet ſtellt Uffe ſich den beiden fremden Königen auf einer Inſel in der Eider. Der alte blinde König ſitzt am Ufer des Fluſſes und horcht mit bangem Herzklopfen auf die Schwerthiebe. Wenn ſein Sohn fällt, will er ſich in die Wellen ſtürzen und ſterben. Da ſchlug Uffe auf den einen der Sachſenkönige los und hieb ihn quer mittendurch. „Den Ton kenne ich,“ ſagte der König, „das war Skräpp's Klang!“ Und Uffe that noch einen Streich und hieb den andern König der Länge nach mittendurch, ſo daß er in zwei Hälften zur Erde fiel. „Da klang Skräpp zum andern Mal!“ ſagte der blinde König. — Und als der alte König ſtarb, beſtieg Uffe den Thron und ward ein mächtiger und gefürchteter Herrſcher.

Die Gegenſätze berühren ſich. Auf dieſelbe Art, wie eine tief eingreifende, allgemein menſchliche Seelenkrankheit ſich gleichzeitig über ganz Europa erſtreckt und durch ihre Tiefe bewirkt, daß die Werke, welche zuerſt als ihre Portraits erſchaffen wurden, als ihre Denkmäler ſtehen bleiben, eben ſo werden aus demſelben Grunde auch diejenigen Werke allgemein europäiſch und langlebig, welche das Elementarſte in der geſunden Menſchennatur: die kindliche Phantaſie und das kindliche Gefühl, abſpiegeln, und ſich folglich auf Thatſachen berufen, die Alle erlebt haben (alle Kinder ſchließen Königreiche mit einem Schlüſſel zu); ſie ſtellen das Leben dar, welches in der erſten Periode der Menſchenſeele ſtattfand, und erreichen alſo eine Geiſtesſchicht, die bei allen Völkern und in allen Ländern am tiefſten liegt. Das iſt die einfache Erklärung der Thatſache, daß Anderſen allein unter all' unſeren Dichtern eine europäiſche, ja mehr als europäiſche Verbreitung gefunden hat. Mir iſt keine andere Erklärung zu Ohren gekommen, es wäre denn die, welche ſeine Berühmtheit daraus ableiten will, daß er ſelbſt umher gereiſt ſei und für ſeinen Ruhm geſorgt habe. Ach, wenn Reiſen es thäten, ſo müßte das Anker'ſche Legat uns allmählich einen ganzen Flor europäiſcher Berühmtheiten ſchaffen, wie es uns bereits Dichter auf Dichter ſchafft. Aber ſelbſt die übrigen, minder boshaften Erklärungsgründe, welche man anführen könnte, z. B. daß faſt er allein unter unſern größeren Dichtern in Proſa geſchrieben hat und ſich deshalb allein ohne Zwang überſetzen läßt, daß ſein Genre ſo populair oder daß er unſer größtes Genie iſt, beſagen entweder zu Wenig oder zu Viel. Wir haben in unſerer Literatur mehr als Einen Genius, der größer als Anderſen iſt, wir haben Viele, die Betreffs ihrer Begabung durchaus nicht hinter ihm zurück ſtehen. Aber wir haben Keinen, deſſen Schöpfungen ſo elementar ſind. Beſaß Heiberg ſo gut, wie er, den Muth, ſich (im Vaudeville) eine neue Kunſtart zu bilden, ſo hat er doch nicht, wie Jener, das Glück gehabt: eine einzelne Kunſtart zu finden, in welcher er ſein ganzes Talent offenbaren, all' ſeine Gaben kombiniren, mit allen Mitteln ſeines großen und reichen Geiſtes wirken konnte, wie es Anderſen im Märchen vermochte, noch Stoffe zu finden, bei welchen die Zeit- und Lokalverhältniſſe von ſo verſchwindender Bedeutung ſind. Sein beſtes Vaudeville, „Die Unzertrennlichen“, würde nur in den wenigen Ländern verſtanden werden, wo man, wie bei uns, den „Mäßigkeitsverein der Seligkeit“ kennt, mit welchem das Vaudeville ſeinen Spott treibt. Aber wie Muth dazu gehört, Talent zu beſitzen, ſo gehört Glück dazu, Genie zu beſitzen, und Anderſen hat es weder an dem Glücke noch an dem Muthe gefehlt.

Das Elementare in Anderſen's Poeſie ſicherte ihm einen Leſerkreis unter allen Gebildeten des Landes. Es ſicherte ihm einen noch erheblicheren unter den Ungebildeten. Das Kindliche iſt in ſeinem Weſen ſelbſt volksthümlich, und der Verbreitung nach außen entſpricht eine Verbreitung nach unten. Wegen der tiefen und betrübenden, aber natürlichen Spaltung der Geſellſchaft in verſchiedene Bildungsſchichten wirkt die gute Literatur faſt nur auf eine einzige Klaſſe. Wenn eine Reihe Literaturerzeugniſſe, wie z. B. Ingemann's Romane, eine Ausnahme machen, ſo geſchieht es zumeiſt durch Eigenſchaften, welche ſie von den Gebildeten entfernen: durch Unwahrheit der Charakterſchilderung und der hiſtoriſchen Farbe. Es verhält ſich mit Ingemann's Romanen wie mit Grundtvig's Theorien: will man ſie vertheidigen, ſo kann Das nicht geſchehen, indem man ihre Wahrheit beweiſt, ſondern indem man rein praktiſch den äußeren Nutzen, den ſie geſtiftet, den

Vortheil, den ſie der däniſchen Sache, der Volksaufklärung, der Frömmigkeit ꝛc. gebracht haben, betont. Ingemann's Romane ſtehen übrigens in einem bemerkenswerthen Verhältniſſe zu Anderſen's Märchen. Letztere werden von den jüngeren Kindern, erſtere von den älteren geleſen. Die Märchen entſprechen der üppigen Einbildungskraft und dem warmen Mitgefühle des Kindes und des etwas älteren Mädchens, die Romane dem phantaſtiſchen Thatendrange des Kindes und beſonders des etwas älteren Knaben, dem erwachenden Ritterlichkeitsgefühle, der Eitelkeit, Gefallſucht und Keckheit. Letztere ſind für erwachſene Menſchen geſchrieben; allein der geſunde Sinn der Nation hat ſie langſam fallen laſſen, bis ſie ihr natürliches Publikum bei dem Alter zwiſchen zehn und zwölf Jahren fanden. Wahrheit iſt etwas Relatives. Für den Zwölfjährigen ſind dieſe Bücher eben ſo voll von Wahrheit, wie für den Zwanzigjährigen von unſchuldiger Lüge. Und man muß ſie bis zu zwölf Jahren leſen; denn bei zwölf und ein halb iſt es ſchon zu ſpät, wenn man ein bischen fortgeſchritten in der geiſtigen Entwickelung iſt. Mit den Märchen verhält es ſich umgekehrt. Von Anfang an für Kinder geſchrieben und beſtändig von Dieſen geleſen, ſind ſie raſch zu den Erwachſenen empor geſtiegen und von ihnen für echte Kinder des Genius erklärt worden.

Es war alſo ein glücklicher Griff und Fund, der Dichter der Kinder zu werden. Nach langem Umhertaſten, nach mißlungenen Verſuchen, die nothwendig ein falſches und ironiſches Licht auf das Selbſtgefühl eines Dichters werfen mußten, deſſen Stolz ſeine Berechtigung hauptſächlich in der Anwartſchaft auf eine Zukunft trug, die er in ſich ſchlummern fühlte, nach vieljährigem Umherſchweifen verirrte Anderſen, ein echter Sproß Oehlenſchläger's, ſich auf Oehlenſchläger's Spuren und fand ſich eines Abends vor einer kleinen unanſehnlichen, aber geheimnisvollen Thür ſtehen, vor der Thür des Märchens. Er berührte ſie, ſie gab nach, und er ſah in der Dunkelheit drinnen das kleine „Feuerzeug“ brennen, das ſeine Aladdinslampe ward. Er ſchlug Feuer damit, und die Geiſter der Lampe — die Hunde mit Augen, ſo groß wie Theetaſſen, wie Mühlräder, wie der Runde Thurm — ſtanden vor ihm und brachten ihm die drei rieſigen Kiſten mit allen Kupfer-, Silber- und Goldſchätzen des Märchens. Das erſte Märchen war da, und das „Feuerzeug“ zog alle anderen nach ſich. Wohl Dem, der ſein „Feuerzeug“ findet!

In welchem Sinne iſt nun das Kind Anderſen's ideale Geſtalt? Es tritt ſtets in der Welt ein gewiſſer Zeitpunkt ein, wo die Literatur plötzlich Das gleichſam entdeckt, was lange unbemerkt in der Geſellſchaft gelegen hat. So wird in einer Literatur nach und nach der Bürger (bei uns von Holberg), der Student, der Bauer u. ſ. w. entdeckt. Zu Platon's Zeit war das Weib noch nicht entdeckt, man möchte faſt ſagen, noch nicht erfunden. Das Kind wird zu verſchiedener Zeit in den verſchiedenen Literaturen entdeckt, in England z. B. weit eher, als in Frankreich. Anderſen entdeckt das Kind in Dänemark. Doch hier, wie überall, geſchieht die Entdeckung nicht ohne Vorausſetzungen und Bedingungen, und hier, wie überall, iſt in unſerer Literatur Oehlenſchläger Derjenige, dem man den erſten Antrieb, die Grundentdeckung verdankt, welche die faſt aller ſpäteren Dichter bedingt. Die Einſetzung des Kindes in ſeine natürlichen poetiſchen Rechte iſt nur eins der vielen Phänomene der Thronbeſteigung der Naivetät, deren Meiſter in unſerer däniſchen Literatur Oehlenſchläger iſt. Das achtzehnte Jahrhundert, das ſeine Stärke im raiſonnirenden Verſtande hat, ſeinen Feind in der Einbildungskraft, in welcher es nur den Bundesgenoſſen und Leibeigenen der veralteten Traditionen ſieht, ſeine Königin in der Logik, ſeinen König in Voltaire, den Gegenſtand ſeiner Poeſie und ſeiner Wiſſenſchaft in dem abſtrakten, dem aufgeklärten und geſellſchaftlichen Menſchen, ſchickt das Kind, das weder geſellſchaftlich, noch aufgeklärt, noch abſtrakt iſt, aus der Wohnſtube hinaus und weit, weit in die Ammenſtube hinüber, wo es Märchen, Sagen und Räubergeſchichten hören mag, ſo viel ihm beliebt, wohlgemerkt wenn es als erwachſener Menſch Sorge dafür trägt, all' dies Unwürdige wieder vergeſſen zu haben. In der Geſellſchaft des neunzehnten Jahrhunderts (ich ziehe die Scheidelinie nicht ſcharf auf der Grenze) tritt die Reaktion ein. An die Stelle des geſellſchaftlichen Menſchen tritt der einzelne, der perſönliche Menſch (von Aladdin bis zum Frater Taciturnus). Man betete das Bewußte an, jetzt betet man das Unbewußte an, Schelling's Naturphiloſophie löſt Fichte's Ich-Syſtem ab; man führt Krieg gegen die unfruchtbare Verſtandesreflexion, ſetzt Sage und Märchen wieder in ihre Rechte ein, bringt die Kinderſtube und ihre Bewohner wieder zu Ehren, bisweilen ſogar allzu ſehr. In allen Ländern werden die Volksmärchen geſammelt, und in den meiſten Ländern fangen die Dichter an, ſie zu bearbeiten. Die ſentimentalen deutſchen Schriftſteller der Uebergangszeit (Kotzebue und Iffland) bringen die Kinder auf die Bühne, in der Abſicht, zu rühren; ſelbſt Oehlenſchläger führt Kinder in ſeine Stücke ein und muß ſich dafür von Heiberg durchhecheln laſſen. Was die Geſellſchaft betrifft, ſo hat Rouſſeau hier Schweigen geboten mit ſeinen pädagogiſchen Deklamationen und Theorien, es wird dem Kinde und insbeſondere der kindlichen Natur eine Aufmerkſamkeit geſchenkt, wie niemals zuvor, und die Schwärmerei für die Kindererziehung (Campe) wird allmählich von der Schwärmerei für den „Naturzuſtand“ des Kindes verdrängt (ſiehe die Rouſſeau'ſche Tendenz ſchon in dem Geſpräche Götz von Berlichingen's mit ſeinem kleinen Sohne).

Vom Kinde iſt nur ein Schritt zum Thiere. Das Thier iſt ein Kind, das nie etwas Anderes als Kind wird. Derſelbe Drang, das Leben im Geſellſchaftsleben aufgeben zu laſſen, welcher das Kind bei Seite geſchoben, hatte auch das Thier verbannt. Derſelbe Durſt nach Naivetät, nach Natur, nach dem Unſchuldigen und Unbewußten, welcher die Poeſie zum Kinde hinführte, führt ſie zum Thiere, und vom Thiere zur ganzen Natur. Rouſſeau, welcher die Sache des Kindes verficht, verficht zugleich die Sache des Thieres, und zuerſt und zuvörderſt als ſein A und O, als ſein „praeterea censeo“ die Sache der Natur. Er ſtudirt Botanik, ſchreibt an Linné, ſpricht ihm ſeine Bewunderung und Liebe aus. Die wiſſenſchaftliche Naturbetrachtung beſtimmt die ſociale, welche wiederum die poetiſche beſtimmt. Bernardin de Saint-Pierre führt durch ſeine wunderbare Erzählung „Paul und Virginie“ die Naturſchilderung in die franzöſiſche Proſa ein, und, was wohl zu beachten iſt, zur ſelben Zeit, wo er die Landſchaft entdeckt, führt er zwei Kinder als Helden und Heldin ein. Alexander von Humboldt nimmt auf ſeinen Reiſen in den Tropengegenden „Paul und Virginie“ mit, lieſt dies Buch mit Bewunderung laut ſeinen Reiſegefährten in der Natur vor, welche es beſchreibt, und ſpricht mit Dank von Dem, was er Saint-Pierre ſchuldig ſei. Humboldt wirkt auf Oerſted, der ſeinerſeits tief auf Anderſen wirkt. Die ſympathiſche Naturbetrachtung beeinflußt die wiſſenſchaftliche, welche wiederum die poetiſche beeinflußt. Chateaubriand ſchildert in ſeiner farbigen, glänzenden Weiſe eine Natur, die mit derjenigen verwandt iſt, welche Saint-Pierre in ſein friedliches, naturanbetendes Gemüth aufgenommen hatte. Steffens trägt in ſeinen berühmten Vorleſungen zum erſten Male das natürliche Naturſyſtem (ſiehe den gedruckten Einleitungskurſus) in Dänemark vor. Um das Jahr 1831, alſo zur ſelben Zeit, wo Anderſen's Märchen entſtehen, wird in England (demſelben Lande, welches mit der Einführung des Kindes in die Literatur den Anfang gemacht hatte) der erſte Verein gegen Thierquälerei gegründet, Filialen werden in Frankreich und Deutſchland errichtet, wo ſolche Vereine in München, Dresden, Berlin und Leipzig entſtehen. Kierkegaard ſpottet in „Entweder — Oder“ über die Gründung eines dieſer Vereine; er ſieht in denſelben nur ein Phänomen des in ſeinen Augen von der Jämmerlichkeit der Perſönlichkeiten zeugenden Aſſociationstriebes. Kehren wir nach Dänemarck zurück, ſo bemerken wir, daß unſere nationale, naturgetreue Landſchaftsmalerei ihren entſcheidenden Aufſchwung gerade zu derſelben Zeit nimmt, wo die Märchen gedichtet werden. Skovgaard malt den See, in welchem das „häßliche Entlein“ plätſchert, und zur ſelben Zeit wird — wie durch ein Wunder — die große Stadt dem Kopenhagener zu enge. Ihn langweilen den langen Sommer hindurch ſeine Pflaſterſteine, die vielen Häuſer und Dächer, er will ein größeres Stück Himmel ſehen, er zieht aufs Land, legt Gärten an, lernt Buchweizen von Roggen unterſcheiden, wird Landmann für die Sommermonate. Eine und dieſelbe Idee, die wiedergefundene Naturidee, verbreitet ihr Wirken über alle Lebensſphären, wie das Waſſer einer hoch liegenden Quelle im Herabfließen ſich in eine ganze Reihe verſchiedener Baſſins vertheilt. Seltſame und zum Nachdenken anregende Wirkung einer Idee! Im vorigen Jahrhundert gab es nichts Aehnliches. Man kann, wie unlängſt witzig geſagt worden iſt, Voltaire's „Henriade" durchſtöbern, ohne einen einzigen Grashalm zu finden; es iſt kein Futter für die Pferde darin. Man kann faſt ſämmtliche Gedichte Baggeſen's durchblättern, ohne auf eine Naturſchilderung, ſelbſt nur als Staffage, zu ſtoßen. Welch ein Sprung von dieſer Poeſie zu einer Poeſie wie Chriſtian Winther's, in welcher die Menſchenfiguren meiſt nur Staffage ſind und die Landſchaft faſt immer die Hauptſache iſt, und wie weit war man damals davon entfernt, von einer Poeſie wie derjenigen Anderſen's zu träumen, in welcher Thiere und Pflanzen den Menſchen erſetzen, ja ihn faſt überflüſſig machen!*)

Was iſt nun in der Pflanze, im Thiere, im Kinde für Anderſen ſo anziehend? Er liebt das Kind, weil ſein weiches Herz ihn zu den Kleinen, den Schwachen und Hilfloſen hinzieht, von denen man mitleidsvoll, mit zarter Sympathie reden darf, und weil er, wenn er dies Gefühl einem Helden widmet — wie in „Nur ein Geiger", — dafür verſpottet wird (vgl. Kierkegaard's Kritik), aber wenn er es einem Kinde weiht, den natürlichen Anhaltspunkt für ſeine Stimmung findet. Aus demſelben echt demokratiſchen Gefühl für die Geringen und Verlaſſenen führt Anderſen — ſelbſt ein Kind des Volkes — in ſeinen Märchen, wie Dickens in ſeinen Romanen, beſtändig Geſtalten aus den ärmeren Klaſſen, „ſimple Leute", aber von echtem Herzensadel, vor: die alte Waſchfrau in „Der kleine Tuck" und „Sie taugte Nichts", das alte Mädchen in „Am Spittelfenſter", den Wächter und ſeine Frau in „Die alte Straßenlaterne", den armen Handwerksburſchen in „Unter dem Weidenbaum", den armen Hauslehrer in „Alles am rechten Platze". Der Arme iſt wehrlos wie das Kind. Er liebt ferner das Kind, weil er es zu ſchildern vermag, nicht ſo ſehr direkt pſychologiſch in Romanform — er iſt überhaupt kein direkter Pſycholog, — wie indirekt, indem er ſich mit einem Sprunge in die Welt des Kindes verſetzt und thut, als gäbe es gar keine andere. Selten war daher eine Beſchuldigung ungerechter, als die Kierkegaard's, da er Anderſen vorwarf, daß er keine Kinder zu ſchildern vermöge. Aber wenn Kierkegaard, der übrigens als Literaturkritiker mit außerordentlichen Vorzügen große Mängel verbindet (namentlich an hiſtoriſchem Ueberblick), bei dieſer Gelegenheit bemerkt, daß Anderſen in ſeinen Romanen das Kind beſtändig „durch ein Anderes" ſchildere, ſo iſt Dies wahr; es hört auf, wahr zu ſein, ſobald er im Märchen ſich auf den Standpunkt des Kindes verſetzt und kein „Anderes" mehr kennt. Als handelnd und redend führt

---

*) Die Fabeln des vorigen Jahrhunderts (z. B. Leſſing's Fabeln) ſind bloße Moral.

Anderſen ſeltener das Kind in ſeinen Märchen ein. Am öfteſten hat er es in der reizenden kleinen Sammlung „Ein Bilderbuch ohne Bilder" gethan, wo er mehr als irgendwo anders das Kind ſich mit der ganzen Naivetät ſeiner Natur ausſprechen läßt. In ſolchen kurzen naiven Ausſprüchen eines Kindes, wie den dort angeführten, liegt etwas außerordentlich Erheiterndes und Ergötzliches. Jeder hat derartige Anekdoten zu erzählen. Ich erinnere mich, wie ich einmal ein kleines Mädchen nach einem Vergnügungslokale mitnahm, um die Tyroler Alpenſänger zu hören. Sie hörte ihre Lieder ſehr aufmerkſam an. Als wir nachher im Garten vor dem Pavillon ſpazieren gingen, begegneten uns einige der Sänger in ihrem Koſtüme. Das kleine Mädchen klammerte ſich ängſtlich an mich an und frug verwundert: „Dürfen ſie frei umher gehen?" Solche kleine Aeußerungen vermag Niemand wie Anderſen zu erzählen.*) In den Märchen kommen einzelne dergleichen vor, wie die liebenswürdigen Worte des Kindes in „Das alte Haus", als daſſelbe dem Manne den Zinnſoldaten ſchenkt, „damit er nicht ſo ſchrecklich allein ſei", und ein paar artige Antworten in „Die Blumen der kleinen Ida". Sonſt kommen ſelten Kinder vor. Die bedeutendſten Kindergeſtalten ſind der kleine Hjalmar, der kleine Tuck, Kay und Gerda, die unglückliche eitle Karen (in „Die rothen Schuhe", — ein unheimliches, aber gut geſchriebenes Märchen), das kleine Mädchen mit den Schwefelhölzchen und das kleine Mädchen in „Herzeleid", Ib und Chriſtine, die Kinder in „Unter dem Weidenbaum". Neben dieſen wirklichen Kindern ſtehen einige ideale, das kleine elfenhafte Däumelinchen und das kleine wilde Räubermädchen, gewiß Anderſen's friſcheſte Kindergeſtalt, die mit ihrer meiſterhaft geſchilderten Wildheit einen glücklichen Gegenſatz zu den vielen artigen, blonden und zahmen Kindern bildet. Man ſieht ſie vor ſich, wie ſie leibt und lebt, phantaſtiſch und wahr, ſie und ihr Rennthier, das ſie „jeden Abend, den Gott werden läßt, mit ihrem ſcharfen Meſſer am Halſe kitzelt."

---

*) Folgenden Aufſatz ſchrieb kürzlich in Kopenhagen ein zehnjähriges Mädchen über das aufgegebene Thema: „Eine unerwartete Freude": Es lebten in Kopenhagen ein Mann und eine Frau, welche ſehr glücklich waren. Sie hatten es gut und hielten viel von einander; aber ſie waren ſo traurig darüber, daß ſie keine Kinder hatten. Sie warteten lange, aber ſie kriegten keine. Da machte der Mann einmal eine große Reiſe und blieb zehn Jahre lang fort. Als dieſe Zeit um war, kehrte er heim, ging in ſein Haus und wurde ſehr froh, denn er fand in der Kinderſtube fünf kleine Kinder, einige ſpielten, andere lagen in der Wiege. Das war eine unerwartete Freude.

Wir ſahen, wie die Sympathie für die Kindernatur zur Sympathie mit dem Thiere, das zwiefach Kind iſt, und zur Sympathie mit den Pflanzen, den Wolken, dem Winde führte, die zwiefach Natur ſind. Was Anderſen zu den unperſönlichen Weſen hinzieht, iſt das Unperſönliche in ihm ſelbſt; was ihn zu den ganz bewußtloſen Weſen hinführt, iſt nur die direkte Konſequenz dieſer Sympathie. Das Kind, ſo jung es iſt, wird alt geboren; jedes Kind iſt eine ganze Generation älter als ſein Vater, eine Kultur von Jahrtauſenden hat ihren ererbten Stempel dem kleinen vierjährigen Reſidenzkinde aufgeprägt. Wie viele Kämpfe, wie viel Streben, wie viele Leiden haben das Antlitz eines ſolchen Kindes verfeinert, die Züge ſenſibel und altklug gemacht! Anders bei den Thieren. Seht den Schwan, das Huhn, die Katze an, ſie freſſen, ſchlafen, leben, träumen ungeſtört, wie vor Jahrtauſenden.

Das Kind verräth ſchon böſe Inſtinkte. Wir, die das Unbewußte, das Naive ſuchen, wir ſteigen gern die Leiter hinab, welche zu der Region führt, wo es nicht mehr Schuld und Verbrechen giebt, wo die Verantwortlichkeit aufhört, ſammt der Reue, dem unruhigen Streben und der Leidenſchaft, wo Nichts von Alledem ſich findet außer durch eine Unterſchiebung, deren wir uns halb bewußt ſind, und die der Theilnahme deshalb zur Hälfte ihren Stachel raubt. Ein Dichter, der, wie Anderſen, ſo ungern das Grauſame und Rohe in ſeiner Nacktheit vor Augen ſieht, und auf den es ſo ſtarken Eindruck macht, daß er es nicht zu erzählen wagt, ſondern hundertmal in ſeinen Werken vor einer Frevelthat oder Unthat mit dem mädchenhaften Ausrufe zurückſchaudert: „Wir ertragen es nicht, daran zu denken!“, ſolch ein Dichter fühlt ſich beruhigt und heimiſch in einer Welt, wo Alles, was wie Selbſtſucht, Gewaltthat, Rohheit, Nichtswürdigkeit und Verfolgung ausſieht, nur in uneigentlichem Sinne ſo genannt werden kann. Höchſt charakteriſtiſch iſt es nun, daß faſt alle in Anderſen's Märchen vorkommende Thiere zahme Thiere, *Hausthiere* ſind. Dies iſt erſtlich ein Sympton derſelben ſanften und idylliſchen Tendenz, welche bewirkt, daß faſt all' ſeine Kinder ſo artig ſind. Es iſt ferner ein Zeugnis für ſeine Naturtreue, welche zur Folge hat, daß er ungern ſchildert, was er nicht gründlich kennt. Es iſt endlich ein intereſſantes Phänomen mit Rückſicht auf die Verwendung, welche die Thiere hier finden; denn die Hausthiere ſind nicht mehr reine Naturprodukte, ſie erinnern theils durch Ideenaſſociation an vieles Menſchliche, und theils haben ſie durch den langen menſchlichen Umgang und durch die lange

Kultur ſelbſt etwas Menſchliches erhalten, das in hohem Grade die Verperſönlichung unterſtützt und befördert. Dieſe Katzen und Hühner, dieſe Enten und Kalekuten, dieſe Störche und Schwäne, dieſe Mäuſe und jenes unnennbare Inſekt, „mit Fräuleinblut im Leibe“ bieten dem Märchen viele Anknüpfungspunkte dar. Sie gehen bereits mit den Menſchen um, ihnen fehlt nur eine artikulirte Sprache, und es giebt Menſchen mit artikulirter Sprache, die ihrer nicht werth ſind und nicht ihre Sprache verdienen. Laßt uns darum den Thieren die Sprache geben und ſie unter uns aufnehmen.

Auf der faſt ausſchließlichen Beſchränkung auf die Hausthiere beruht ein doppelter Charakterzug dieſer Märchen. Zum erſten das bezeichnende Reſultat, daß Anderſen's Thiere, was ſie im Uebrigen auch ſein mögen, niemals viehiſch, niemals brutal ſind. Von Fehlern haben ſie nur den, dumm, bornirt und ſpießbürgerlich zu ſein. Anderſen ſtellt nicht das Thier im Menſchen, ſondern den Menſchen im Thiere dar. Zum zweiten giebt es gewiſſe friſche Stimmungen, gewiſſe volle Gefühle, gewiſſe ſtarke und kühne, begeiſterte und gewaltſame Ausbrüche, die man niemals im Hinterhofe der Hausthiere hört. Hier wird viel Schönes, viel Launiges und Ergötzliches geſprochen, aber ein Seitenſtück zu der Fabel vom Wolfe und Hunde, vom Wolfe, der am Halſe des Hundes die Spur der Kette bemerkte und ſeine Freiheit dem Schutze des Hundehauſes vorzog, findet man hier nicht. Die wilde Nachtigall, in welcher die Poeſie perſonificirt wird, iſt ein zahmer und ein loyaler Vogel: „Ich habe Thränen in den Augen des Kaiſers geſehen, Das iſt mir der reichſte Schatz! Die Thränen eines Kaiſers haben eine beſondere Kraft!“

Und nun gar der Schwan, das edle, königliche Thier in dem meiſterhaften, ſchon um der Katze und des Huhns willen nie genug zu bewundernden „Häßlichen jungen Entlein“, — wie endet er? Ach, als ein Hausthier. Dies iſt einer der Punkte, wo es Einem ſchwer fällt, dem großen Schriftſteller zu verzeihen. O, Dichter! fühlt man ſich verſucht auszurufen, wenn Du ſchon einen ſolchen Gedanken gehabt, ein ſolches Gedicht empfangen und ausgeführt haſt, wie konnte dann Deine Begeiſterung, Dein Stolz es übers Herz bringen, den Schwan ſo enden zu laſſen? Laß ihn ſterben, wenn es ſein muß! Das iſt tragiſch und groß. Laß ihn ſeine Schwingen erheben, im Jubel über ſeine Schönheit und Kraft brauſend durch die Luft dahin fliegen, laß ihn ſich auf einen einſamen und lieblichen Waldſee hinab ſenken! Das iſt frei und ſchön; aber nicht dieſer Schluß: „In den Garten kamen einige kleine Kinder, die warfen Brot und Korn in das Waſſer.“ „Die Kinder liefen zu dem Vater und der Mutter, und es wurde Brot und Kuchen in das Waſſer geworfen, ſie ſagten Alle: „Der neue iſt der ſchönſte! ſo jung und prächtig!“ und die alten Schwäne neigten ſich vor ihm.“ Mögen ſie ſich neigen, aber möge man nicht vergeſſen, daß es Etwas giebt, was mehr werth iſt, als die Anerkennung aller alten Schwäne und Gänſe und Enten, mehr werth, als daß man als Gartenvogel Brotkrumen und Kuchen erhält: das ſtille Dahingleiten und der freie Flug! —

Anderſen zieht den Vogel dem vierfüßigen Thiere vor. Es kommen mehr Vögel, als Säugethiere, bei ihm vor, denn der Vogel iſt ſanfter, der Pflanze näher, als dem Thiere. Die Nachtigall iſt ſein Sinnbild, der Schwan iſt ſein Ideal, der Storch ſein erklärter Liebling. Es iſt natürlich, daß der Storch, der merkwürdige Vogel, welcher die Kinder bringt, der Storch, der poſſirliche Langbein, der reiſende, beliebte, ſtets mit Sehnſucht erwartete und mit Freude begrüßte Vogel, ſein liebſtes Symbol und Titelbild wird.

Doch den Vögeln zieht er wieder die Pflanzen vor. Von allen organiſchen Weſen ſind die Pflanzen diejenigen, welche am häufigſten im *Märchen* vorkommen. Denn erſt in der Pflanzenwelt herrſcht Frieden und Harmonie. Auch die Pflanze gleicht einem Kinde, aber einem Kinde, das beſtändig ſchläft. Hier iſt keine Unruhe, kein Handeln, kein Leiden und keine Sorge. Hier iſt der Tod nur ein ſchmerzloſes Verwelken und das Leben ein ſtilles, regelmäßiges Wachsthum. Hier leidet die leicht erregte, lebhafte Dichterſympathie noch minder. Hier iſt Nichts, was die feinen Nerven erſchüttert und angreift. Hier iſt er zu Hauſe, hier malt er Tauſend und eine Nacht hinter einem Klettenblatte. Alle Gefühle können wir hier empfinden, Wehmuth beim Anblick des gefällten Stammes, Kraftfülle beim Anblick der ſchwellenden Knospen, Beängſtigung beim Dufte des ſtarken Jasmins, viele Gedanken können uns zufließen, wenn wir die Entwicklungsgeſchichte des Flachſes oder die kurze Ehre des Tannenbaumes am Weihnachtsabend ſehen, aber unſere Stimmung iſt frei (wie dem Komiſchen gegenüber), das Bild iſt ſo flüchtig, daß es entſchwindet, ſobald wir es feſtzuhalten verſuchen. Die Sympathie und Erregung berührt leiſe unſer Gemüth, aber ſie erſchüttert, ſie erhitzt es nicht, und ſie ſchlägt es nicht nieder. Ein Gedicht von der Pflanze befreit zwiefach die Sympathie, welche es in Anſpruch nimmt; einmal weil wir wiſſen, daß das Gedicht nur Dichtung iſt, und ferner, weil wir wiſſen, daß die Pflanze nur ein Bild iſt. Nirgends hat der Dichter herrlicher, göttlicher den Pflanzen Sprache verliehen, als im „Tannenbaum", in den „Blumen der kleinen Ida" und in der „Schneekönigin". Jede Blume erzählt in dem letztgenannten Märchen ihre Geſchichte; hören wir, was die Feuerlilie ſagte: „Hörſt Du die Trommel: bum! bum! Es ſind nur zwei Töne, immer: bum! bum! Höre der Frauen Trauergeſang! höre den Ruf der Prieſter! — In ihrem langen rothen Mantel ſteht das Hindu-Weib auf dem Scheiterhaufen, die Flammen lodern um ſie und ihren todten Mann empor; aber das Hinduweib denkt an den Lebenden hier im Kreiſe, an ihn, deſſen Augen heißer als die Flammen brennen, an ihn, deſſen glühender Blick ihr Herz mehr verſengt, als die Flammen, welche bald ihren Körper zu Aſche verbrennen. Können die Flammen des Herzens in den Flammen des Scheiterhaufens erſterben?" — „Das verſtehe ich ganz und gar nicht," ſagte die kleine Gerda. — „Das iſt mein Märchen!" ſagte die Feuerlilie."

Noch einen Schritt weiter gelenkt, eignet die Phantaſie des Dichters ſich das Lebloſe an, koloniſirt und annektirt Alles, Großes und Kleines, ein altes Haus und einen alten Schrank („Die Hirtin und der Schornſteinfeger"), den Kreiſel und das Bällchen, die Stopfnadel und den Halskragen, und die großen Lebkuchenmänner mit bitteren Mandeln als Herzen. Nachdem ſie die Phyſiognomie des Lebloſen erfaßt hat, identificirt ſeine Phantaſie ſich mit dem formloſen All, ſegelt mit dem Mond über den Himmel, pfeift und erzählt mit dem Winde, ſieht den Schnee, den Schlaf, die Nacht, den Tod und den Traum als Perſonen.

Das Beſtimmende in dieſer Phantaſie war alſo die Sympathie mit dem Kindlichen, und durch die Darſtellung ſo tief liegender elementarer und konſtanter Seelenzuſtände, wie diejenigen des Kindes, werden die Hervorbringungen dieſer Phantaſie über die Fluthen der Zeit erhoben, über die Grenzen des Landes hinaus verbreitet, und ein gemeinſchaftliches Eigenthum der verſchiedenen Klaſſen der Geſellſchaft. Die Zeit iſt längſt vorüber, wo man das Genie für ein vom Himmel gefallenes Meteor anſah; jetzt weiß man, daß das Genie, wie alles Natürliche, ſeine Vorausſetzungen und ſeine Bedingungen hat, daß es in einem durchgängigen Abhängigkeitsverhältniſſe zu ſeinem Zeitalter ſteht als eins der Organe ſeiner Ideen. Die Sympathie für das Kind iſt nur ein Phänomen der Sympathie des neunzehnten Jahrhunderts für das Naive. Die Liebe zum Unbewußten iſt ein Phänomen der Liebe zur Natur. In der Geſellſchaft, in der Wiſſenſchaft, in der Poeſie, in der Kunſt waren die Natur und das Kind zum Gegenſtande der Verehrung gemacht worden; zwiſchen Poeſie, Kunſt, Wiſſenſchaft und Geſellſchaft findet eine Wechſelwirkung ſtatt. Erſteht alſo ein Dichter, deſſen Liebe ihn zum Kinde hinzieht, deſſen Phantaſie vom Thiere, von der Pflanze, von der Natur angelockt wird, ſo wagt er ſeinem Triebe zu folgen, ſo empfängt er Muth, ſein Talent zu äußern, indem hunderttauſend dumpfe Stimmen rings um ihn her ſeine Berufung verſtärken, indem der Strom, wider den er zu ſchwimmen glaubt, ihn zu ſeinem Ziele ſchaukelt und hinträgt.

Man ſtudirt alſo ſeine Kunſt, indem man die Ideen ſtudirt, welche ihn inſpiriren. Sie in ihrem Entſtehen und ihrer Verzweigung, in ihrem abſtrakten Weſen und ihrer konkreten Macht zu beobachten, iſt daher keine überflüſſige Handlung, wenn man die Aufgabe hat, ſich in die einzelne Dichterphantaſie zu vertiefen. Denn die nackte Idee kann zwar nicht dichten; allein ohne die Idee und ohne die Umgebungen, welche ſie in Bewegung ſetzt, kann der Dichter eben ſo wenig dichten. Um den glücklichen Dichter ſteht eine Schaar, die mit weniger Glück in derſelben Richtung, wie er, arbeitet, und um dieſe Schaar tummeln ſich die Völker als ſtumme, aber theilnehmende Mitarbeiter. Denn das Genie iſt wie ein Brennſpiegel, welcher die weit zerſtreuten Strahlen ſammelt und vereint. Es ſteht niemals allein. Es iſt nur der herrlichſte Baum im Walde, nur die höchſte Aehre in der Garbe, und man erkennt es erſt in ſeiner wirklichen Bedeutung und in ſeiner wahren Stellung, wenn man es an ſeinem Platze geſehen hat.

3.

Es genügt nicht, den Welttheil anzugeben, wo das Genie zu Hauſe gehört; man kann nicht Dänemark nach einer Karte von Europa bereiſen. Man muß zum erſten die Stätte deutlicher bezeichnet ſehen; ſodann kennt man noch nicht das Genie, weil man, ob noch ſo genau, ſeine Verbindungen und Umgebungen kennt, ſo wenig wie man eine Stadt kennt, weil man um ihre Wälle herum ſchritt. Denn das Genie wird zwar theilweiſe, aber nicht erſchöpfend, durch die Zeit erklärt. Was es vorfindet, vereinigt es unter einem neuen Geſetze; ſelbſt ein Produkt, bringt es Produkte hervor, die es allein in der Welt hervor zu bringen vermag. Man braucht nur ſeine Aufmerkſamkeit ein wenig anzuſtrengen, man braucht nur das Urtheil eines Fremden zu hören, um zu fühlen, wie Viel in Anderſen's Märchen national, lokal und individuell iſt. Ich ſprach einmal mit einem jungen Franzoſen über Dänemark. „Ich kenne Ihr Land ſehr gut,“ ſagte er. „Ich weiß, daß Ihr König Chriſtian, daß Ihr erſter Schriftſteller Herr Watt heißt, daß Herr Ploug der tapferſte Kriegsheld Ihres Vaterlandes iſt, den kein Schlachtfeld jemals weichen ſah, und daß Madame Recke Ihre erſte Schauſpielerin iſt. Ich weiß, daß Sie einen Gelehrtenſtand haben, der ſich durch ſeine wiſſenſchaftliche Selbſtändigkeit und ſeine freie Forſchung auszeichnet, und ich kenne Herrn Holſt, welchen man bei Ihnen ja den Tyrtäus des Danebrog nennt ...“ Da ich ſah, daß er orientirt ſei, unterbrach ich ihn mit der Frage: „Haben Sie Anderſen's Märchen geleſen?“ — „Ob ich Das habe!“ antwortete er, „es iſt das einzige däniſche Buch, welches ich las.“ — „Was halten Sie davon?“ frug ich. — „Un peu trop enfantin,“ lautete die Antwort. Ich bin überzeugt, wenn man Anderſen's Märchen einem fünfjährigen franzöſiſchen Kinde vorlegte, würde es ſie auch „un peu trop enfantins“ finden. — Ich habe geſagt, daß die Anderſen'ſche Kindlichkeit allgemein verſtändlich ſei. Das iſt wahr, allein es iſt nicht die ganze Wahrheit. Dieſe Kindlichkeit hat ein entſchieden germano-gothiſches Gepräge, ſie wird am beſten in England und Deutſchland verſtanden, minder gut von den romaniſchen Nationen, am ſchwerſten von der franzöſiſchen. In Wirklichkeit iſt Anderſen daher in Frankreich äußerſt wenig bekannt und geleſen. England iſt das einzige Land, in welchem man ganze und halbe Romane auf die Darſtellung des Seelenlebens kleiner Kinder verwendet (Dickens' „Paul Dombey“ und „David Copperfield“, Miß Wetherell's „Die weite, weite Welt“, George Eliot's „Die Mühle am Floß“), und die engliſche Kindlichkeit iſt einzig in ihrer Art; man braucht nur das erſte, beſte franzöſiſche illuſtrirte Kinderbuch aufzuſchlagen, um den Unterſchied zu merken. Das engliſche und das franzöſiſche Kind ſind eben ſo ungleichartig wie eine Eichel und eine Buchecker. In Frankreich wird Anderſen ſchon aus dem Grunde niemals feſten Fuß faſſen können, weil der Platz beſetzt, weil er ſeit lange von La Fontaine eingenommen iſt

Es giebt zwei Arten von Naivetät. Die eine iſt die des Herzens, die andere die des Verſtandes, jene offen, frei, einfältig und rührend, dieſe anſcheinend verſtellt, neckiſch, ſchlagfertig und fein. Die eine erweckt Thränen, die andere ein Lächeln, die erſte hat ihre Schönheit, die andere hat ihren Reiz, die erſte kennzeichnet das gute Kind, die andere das enfant terrible, und H. C. Anderſen iſt der Dichter jener, La Fontaine der Dichter dieſer Naivetät. Dieſe letztere Form der Naivetät iſt der Ausdruck der Frühreife, welche das treffende Wort ſpricht, ohne noch recht zu wiſſen, was ſie ſagt, und welche daher wie ein Deckmantel ausſieht; die andere Naivetät iſt die der Unſchuld, welche vorausſetzt, daß ihr Garten Eden die ganze Welt ſei, und welche daher die ganze Welt durch ihre Unſchuld beſchämt, ohne zu wiſſen, daß ſie es thut, aber mit ſo treffenden Worten, daß die Naivetät ſich wie eine Maske ausnimmt. Vergleicht man daher Anderſen's Märchen mit La Fontaine's Fabeln, ſo findet man eine Grundverſchiedenheit in der Lebensanſchauung und lernt dadurch die nordiſche Lebensanſchauung in ihrer Begrenzung kennen; denn jede Beſtimmung iſt eine Begrenzung. Einer der tiefſten Züge in La Fontaine's und der galliſchen Lebensanſchauung iſt der Krieg gegen die Illuſion. Das launige Spiel in La Fontaine's Naivetät beſteht darin, daß ſie, ſo harmlos ſie iſt, ſo gutmüthig und mild ſie ſich immer beweiſt, ab und zu ahnen läßt, daß ſie nicht albern iſt, daß ſie ſich nicht foppen läßt, daß ſie recht wohl all' die Dummheit und Heuchelei, all das Predigen und all' die Phraſen zu ſchätzen und zu würdigen weiß, von denen die Menſchen ſich, wie durch Verabredung, an der Naſe oder am Herzen herumführen laſſen. Mit einem Lächeln geht ſie an all dem Ernſte vorüber, deſſen Kern Fäulnis und Hohlheit, an all der Größe, die im Grunde nur Frechheit, an all der Ehrwürdigkeit, deren Weſen Lüge iſt. So bringt ſie „Alles an ſeinen rechten Platz". Der Grundton ihres Ernſtes iſt eine poetiſche Begeiſterung, und ihr witziger Scherz hat einen Stachel, den ſie ſorgſam verhehlt. Die franzöſiſche Satire iſt ein Stoßdegen mit einem vorläufigen Knopfe. Sie hat in „Tartüffe", „Candide" und „Figaro" Revolution vor der Revolution gemacht. Das Gelächter iſt Frankreichs älteſte Marſeillaiſe. — Der tiefſte Zug in Anderſen's Lebensanſchauung iſt der, das Herz am höchſten zu ſetzen, und dieſer Zug iſt echt däniſch. Selbſt gefühlvoll, hebt dieſe Anſchauung bei jeder Gelegenheit die Schönheit und Bedeutung des Gefühls hervor, überſpringt den Willen (alle Schickſale des Flachſes in dem Märchen ſeines Lebens kommen von außen), bekämpft die Verſtandeskritik als das Böſe, als ein Werk des Teufels, als einen Hexenſpiegel, verſetzt der pedantiſchen Wiſſenſchaft die trefflichſten und witzigſten Seitenhiebe („Die Glocke", „Ein Blatt vom Himmel"), ſchildert die Sinne als Verſucher oder übergeht ſie wie unausſprechliche Dinge, verfolgt und denuncirt die Hartherzigkeit, verherrlicht und preiſt die Herzensgüte, ſtürzt die Rohheit und Bornirtheit von ihrem Throne, hebt die Unſchuld und die Wohlanſtändigkeit hinauf, und bringt ſo „Alles an ſeinen rechten Platz". Der Grundton ihres Ernſtes iſt das moraliſch-religiöſe Gefühl, mit dem Haſſe der Genialität gegen die Bornirtheit gepaart, und ihre humoriſtiſche Satire iſt warm, ruhig, in Uebereinſtimmung mit dem idylliſchen Geiſte des Dichters.

Dieſe Satire ſticht nur wie eine Mücke, allein an den weichen Stellen. Welche dieſer Anſchauungen iſt die beſte? Eine ſolche Frage verlohnt keiner Antwort. Ich liebe die Buche, und ich liebe die Birke. Nur weil ſie mir einfallen, nicht um mich für das Eine oder Andere zu entſcheiden, führe ich die Zeilen Georg Herwegh's an:

Auch mir hat ſich das Aug' ſchon oft genetzt,
Sah ich das Herz mißhandelt und zerſchlagen
Und von den Rüden des Verſtands gehetzt.
Es darf das Herz wohl auch ein Wörtchen ſagen,
Doch ward es weislich in die Bruſt geſetzt,
Daß man's ſo hoch nicht wie den Kopf ſoll tragen.

Wie die Lebensanſchauungen hier verſchieden ſind, ſo auch die poetiſchen Begabungen. La Fontaine ſchreibt klare, formvollendete, höchſt melodiſche Verſe, deren Poeſie eine leichte Schwärmerei und eine ſanfte Wehmuth iſt. Anderſen ſchreibt eine barocke, unregelmäßige, leichtmanierirte Proſa, deren Poeſie eine üppig ſprudelnde, ganz entzückende Phantaſtik iſt. Dieſe Phantaſtik macht Anderſen den Franzoſen ſo fremdartig, deren ziemlich graue Poeſie ganz und gar der farbigen Blumenpracht entbehrt, die man bei den nordiſchen Völkern findet, die ihre höchſte Schönheit in Shakſpeare's „Sommernachtstraum“ erreicht, aber die man überall verſpürt, und die Anderſen's Märchen ihren feinſten Duft mittheilt. Und wie ihre phantaſtiſche Laune nordiſch-däniſch iſt, ſo iſt ihr idylliſcher Grundton insbeſondere däniſch. Kein Wunder, daß die erſten und eigenthümlichſten dieſer Märchen unter dem Regimente Friedrich's VI. gedichtet wurden; ſeine Zeit hat ihren Stempel auf dieſelben geſetzt, man findet ihn wieder in all' jenen väterlich-patriarchaliſchen alten Königen, man findet den Geiſt der Zeit in dem vollſtändigen Mangel an geſellſchaftlicher, geſchweige politiſcher Satire, welchen man in den Märchen verſpürt.*) Kein Wunder auch, daß Thorwaldſen nicht müde werden konnte, dieſe Märchen vorleſen zu hören, während er ſeine Ambe und Terne in der Klaſſenlotterie beſetzte, denn ſein däniſches Weſen war naiv und ſeine Kunſt, trotz all' ihrer Größe, idylliſch wie die Kunſt, welche dieſe Dichtungen erzeugt hat.

Ein Genie, das zu einer Zeit geboren wird, wo Alles ſeiner Entwicklung entgegen ſteht, wird entweder zermalmt oder geht zu Grunde wie ein untergeordnetes Talent: ein H. C. Anderſen, 1705 ſtatt 1805 in Dänemark geboren, wäre ein Unglücklicher, ein ganz Unbedeutender, vielleicht ein Wahnſinniger geworden. Ein Talent, das in einem Zeitalter geboren wird, wo ihm Alles zu Statten kommt, erzeugt klaſſiſche, geniale Produkte. Allein dieſer erſten Uebereinſtimmung zwiſchen dem Genie und der Zeit (zum Theil auch dem Lande) entſpricht eine zweite zwiſchen den eigenen Kräften des Genies, und eine dritte zwiſchen dem Genie und ſeiner Kunſtart. Die geniale Natur iſt ein organiſch zuſammenhängendes Ganzes, ihre Schwäche in dem einen Punkte bedingt ihre Stärke in dem andern, die Entwicklung jener Fähigkeit verurſacht die Hemmung dieſer Fähigkeit, und es iſt unmöglich, etwas Einzelnes zu verändern, ohne die ganze Maſchinerie zu verändern und zu ſtören. Man wünſcht wohl das Eine oder Andere anders, aber man begreift ohne

---

*) Daſſelbe gilt von Ingemann's Romanen. Unter dem Schein, das Zeitalter der Waldemare zu ſchildern, geben ſie ein naives und zuverläſſiges Bild von Idealen aus der Zeit Friedrich's VI.

Mühe, daß es ſo ſein muß. Man möchte dem Dichter mehr Perſönlichkeit, eine männlichere Stimmung und eine ruhigere Geiſteskraft wünſchen; aber man verſteht leicht, daß das Unperſönliche, Abſchlußloſe der Individualität, welche man aus dem „Märchen meines Lebens“ kennen lernt, im innigſten Zuſammenhange mit ſeiner Art der Begabung ſteht. Ein zugeknöpfterer Geiſt könnte die poetiſchen Eindrücke nicht ſo empfänglich aufnehmen und empfinden, ein härterer nicht dieſe Schmiegſamkeit mit ſeiner ſtrammeren Haltung vereinen, ein für Kritik und Philoſophie empfänglicherer nicht ſo naiv ſein. Man kann ſich auf die Weinranke, welche ſchwere Trauben trägt, nicht ſtützen wie auf einen guten, zuverläſſigen Knotenſtock; ihre Fruchtbarkeit bedingt ihre Schwäche. Wie nun die moraliſchen Eigenſchaften die intellektuellen bedingen, ſo bedingen dieſe gegenſeitig einander. Ein ſo überſtrömendes lyriſches Gefühl, eine ſo exaltirte Senſibilität kann nicht mit der Erfahrung und Methode des Weltmanns beſtehen; denn Erfahrung kühlt ab und verhärtet. Eine ſo leicht voltigirende und vogelmäßig hüpfende und fliegende Phantaſie läßt ſich nicht mit dem logiſch abgemeſſenen Creſcendo und Decreſcendo der poetiſchen Handlung vereinen. Eine ſo wenig kaltblütige Beobachtung kann nicht pſychologiſch bis ins tiefſte Mark dringen, eine ſo kindliche, ſo leicht erbebende Hand kann nicht einen Schurken anatomiren. Stellen wir daher eine Begabung, wie dieſe, verſchiedenen beſtimmten und bekannten Kunſtarten gegenüber, ſo können wir im Voraus entſcheiden, wie es ſich zu jeder derſelben verhalten muß.

Der Roman iſt eine Dichtungsart, welche nicht allein

Einbildungskraft und Gefühl, ſondern den ſcharfen Verſtand und das kalte, ruhige Beobachtungsvermögen des Weltmanns bei dem Geiſte erfordert, welcher Ausgezeichnetes darin leiſten ſoll; daraus ergiebt ſich, daß derſelbe nicht ganz für Anderſen paßt, wiewohl er ſeinem Talente auch nicht durchaus fern liegt. Die ganze Scenerie, der Naturhintergrund, die Kulturſchilderung wird ihm gelingen; aber im Pſychologiſchen wird man die Schwäche verſpüren. Er wird für und wider ſeine Perſonen Partei nehmen, ſeine Männer werden nicht männlich genug, ſeine Frauen nicht recht weiblich ſein. Ich kenne keinen Dichter, deſſen Talent geſchlechtsloſer iſt, deſſen Begabung weniger ein beſtimmtes Geſchlecht verräth, als Anderſen. Deshalb hat er ſeine Stärke darin, Kinder darzuſtellen, bei denen das bewußte Geſchlechtsgefühl noch nicht hervor getreten iſt. Das Ganze beruht darauf, daß er Das, was er iſt, ſo ausſchließlich iſt, kein Gelehrter, kein Denker, kein Bannerträger, kein Kämpfer, wie mehrere unſrer übrigen Dichter, ſondern ausſchließlich Poet. Ein Poet iſt ein Mann, der zugleich Weib iſt. Anderſen ſieht im Manne und im Weibe am kräftigſten das Elementare, das gemeinſam Menſchliche, viel weniger das Beſondere, das Intereſſante. Ich überſehe nicht, wie er das tiefe Gefühl einer Mutter in „Die Geſchichte einer Mutter“ geſchildert oder eine Geſchichte weiblichen Seelenlebens in „Die kleine Seejungfer“ erzählt hat; aber was er hier darſtellt, ſind nicht die komplicirten Seelenzuſtände des Lebens und des Romans, ſondern das Lebenselement; er läßt den ganz einzelnen und reinen Ton klingen, der in den verſchlungenen Harmonien und Disharmonien des Lebens weder ſo rein noch ſo einzeln vorkommt. Indem ſie in das Märchen eintreten, erleiden alle Gefühle eine Vereinfachung, eine Läuterung und Verwandlung. Der Charakter des Mannes liegt dem Kinderdichter am fernſten, und ich entſinne mich nur einer einzigen Stelle in den Märchen, wo man auf eine feine pſychologiſche Charakteriſtik einer weiblichen Seele ſtößt; ſie ſteht ſo unſchuldig da, daß man ſich faſt fragen möchte, ob ſie ſich nicht ſelbſt geſchrieben hat. Man findet ſie in „Die Hirtin und der Schornſteinfeger“:

„Haſt Du wirklich Muth, mit mir in die weite Welt hinaus zu gehen?“ frug der Schornſteinfeger. „Haſt Du bedacht, wie groß die iſt, und daß wir nie mehr hieher zurück kehren können?“ — „Das hab' ich,“ ſagte ſie. Und der Schornſteinfeger ſah ſie feſt an, und dann ſagte er: „Mein Weg geht durch den Schornſtein! Haſt Du wirklich Muth, mit mir durch den Ofen, durch die Trommel ſowohl wie durch das Rohr zu kriechen? . . .“ Und er führte ſie zu der Ofenthür hin. „Da ſieht es ganz ſchwarz aus!“ ſagte ſie, aber ſie ging doch mit ihm durch die Trommel ſowohl wie durchs Rohr, wo die pechfinſtere Nacht herrſchte. Nach einer langen und beſchwerlichen Wanderung erreichten ſie den Schornſteinrand. Der Himmel mit all' ſeinen Sternen war hoch über und alle Dächer der Stadt tief unter ihnen. Sie ſahen weit umher, weit, weit hinaus in die Welt. Die arme Hirtin hatte ſich's nie ſo gedacht; ſie lehnte ſich mit ihrem kleinen Kopfe an ihren Schornſteinfeger und dann weinte ſie, daß das Gold von ihrem Leibgürtel abſprang. „Das iſt allzu Viel!“ ſagte ſie. „Das kann ich nicht ertragen! Die Welt iſt gar zu groß! Wäre ich doch wieder auf dem Tiſchchen unter dem Spiegel! Ich werde niemals froh, ehe ich wieder dort bin! Nun bin ich Dir ja gefolgt! Nun bin ich Dir in die weite Welt hinaus gefolgt, nun kannſt Du mich auch wieder zurück begleiten, wenn Du mich wirklich lieb haſt!“

Eine tiefere, eine unbarmherziger wahre, eine handgreiflichere Analyſe einer gewiſſen Art von weiblicher Begeiſterung und der Thatkraft, welche ſie gebiert, wenn es rückſichtslos, kühn und ohne einen Blick nach rückwärts zu handeln gilt, findet man, glaube ich, bei keinem andern däniſchen Dichter. Welche Feinheit in der Darſtellung: der augenblicklich entſchloſſene Enthuſiasmus, das heroiſche Ueberwinden des erſten Schauders, Ausdauer, Tapferkeit, Feſtigkeit bis zu dem Augenblicke, — wo es darauf ankommt, wo die Feſtigkeit zerbricht und die Sehnſucht nach dem Tiſchchen unter dem Spiegel erwacht! Mancher dicke Roman wird durch ſolch eine Seite in die Höhe geſchnellt, und man tröſtet ſich darüber, daß Anderſen kein Meiſter im Romanfache iſt.

Das Drama iſt eine Dichtungsart, welche die Fähigkeit erfordert, eine Idee zu differenziiren, ſie auf viele Träger zu vertheilen, Sinn für die bewußte Handlung, eine logiſche Kraft, ſie zu lenken, einen Blick für die Situation, eine Leidenſchaft dafür, ſich in das unerſchöpfliche Studium des einzelnen, vielſeitigen Charakters zu vertiefen und zu verſenken; daraus ergiebt ſich, daß das Drama Anderſen ferner liegt, als der Roman, und daß ſeine Unfähigkeit für das Dramatiſche mit mathematiſcher Beſtimmtheit in dem Verhältniſſe ſteigt, in welchem die einzelne dramatiſche Abart dem Märchen und damit ſeiner Begabung ferner liegt. Die Märchenkomödie gelingt ihm natürlich am beſten; aber ſie hat auch nicht viel anders von der Komödie, als den Namen. Es iſt eine Miſchart, und ich fürchte, wenn ſie „Des Kaiſers neue Kleider“ anſähe, ſo würde ſie fühlen, daß ſie ein Baſtard ſei. Im Situationsluſtſpiele iſt er glücklich Betreffs der poetiſchen Ausführung der einzelnen Scenen ſelbſt („Der König träumt“), aber höchſt unglücklich Betreffs der Durchführung der Idee im Ganzen („Die Perle des Glücks“). Das eigentliche Luſtſpiel paßt nicht übel für ſeine Gaben. Einzelne ſeiner Märchen ſind ja bereits pure Holberg'ſche Luſtſpiele, „Die glückliche Familie“ iſt eine Holberg'ſche Charakterkomödie, und „Es iſt ganz gewiß“ ein Holberg'ſches Intriguenſtück. Hier fällt die Charakterzeichnung ihm denn auch leichter, als im ernſten Drama, denn hier wandelt er direkt in Holberg's Spuren, ſo auffällig ſtimmt ſein Vermögen in einer einzelnen Richtung mit dem jenes Schriftſtellers überein. Anderſen iſt, wie ich ſchon bemerkt habe, kein direkter Pſycholog; er iſt mehr Biolog, als beſonderer Menſchenkenner. Seine Vorliebe iſt, den Menſchen durch das Thier oder durch die Pflanze zu ſchildern, ihn ſich von ſeinem Naturgrunde aus entwickeln zu ſehen. Alle Kunſt enthält eine Antwort auf die Frage: was iſt der Menſch? Fragt Anderſen, wie er den Menſchen definire, und er wird antworten: der Menſch iſt ein Schwan, ausgebrütet auf dem Entenhofe der Natur. Dem pſychologiſch Intereſſirten, der, ohne daß er einen ganzen zuſammengeſetzten Charakter zu umfaſſen vermöchte, einen fein entwickelten Blick für die einzelne Eigenſchaft, die charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit, beſitzt, bieten die Thiere, insbeſondere die uns wohlbekannten, eine große Erleichterung. Man iſt nämlich gewohnt, ſie auf eine einzige Eigenſchaft, oder doch nur ganz wenige, zu reduciren: die Schnecke iſt langſam, die Nachtigall iſt der unſcheinbare Sänger mit den herrlichen Tönen, der Schmetterling der ſchöne Flatterhafte. Nichts alſo hindert, daß ein Dichter mit der Gabe, dieſe treffenden kleinen Züge darzuſtellen, in die Spuren des Mannes, welcher „Die Wankelmüthige“ u. ſ. w. geſchrieben hat, trete, wie Anderſen es in „Die neue Wochenſtube“ that. Er zeigt hier übrigens eine ſeiner vielen Aehnlichkeiten mit Dickens, deſſen Komik ſich häufig auf einige wenige, ins Unendliche wiederholte Züge beſchränkt.

In der Epopöe, die in unſern Tagen zu den unmöglichen Dichtungsformen gehört, und die Alles erfordert, was Anderſen gebricht, kann er nur einzelne hübſche Einfälle haben, wie z. B. wenn er in „Ahasverus“ den Geiſt China's ſich in einer drolligen lyriſchen Pièce charakteriſiren, oder wenn er die zwitſchernden Schwalben (ganz wie im Märchen) uns Attila's Feſtſaal ſchildern läßt. — In der Reiſebeſchreibung kommt naturgemäß eine große Anzahl ſeiner beſten Eigenſchaften zum Vorſchein. Wie ſein Liebling, der Zugvogel, iſt er in ſeinem Elemente, wenn er reiſt. Er beobachtet wie ein Maler, und er ſchildert wie ein Schwärmer. Zwei Fehler treten jedoch hier hervor: der eine, daß ſein lyriſcher Hang zuweilen mit ihm durchgeht, ſo daß er lobſingt ſtatt zu ſchildern, oder übertreibt ſtatt zu malen (ſiehe z. B. die überſchwängliche und unwahre Beſchreibung von Ragatz und Pfäffers); der andere, daß das untergeordnet Perſönliche, das Ichſüchtige, welches erkennen läßt, daß der tieferen Perſönlichkeit die Geſchloſſenheit fehlt, bisweilen in ſtörender Weiſe ſich aufdrängt. Letzteres charakteriſirt beſonders ſtark ſein Schriftſtellerthum als Selbſtbiograph. Was man mit Recht dem „Märchen meines Lebens“ vorwerfen kann, iſt nicht ſo ſehr, daß der Verfaſſer ſo durchaus mit ſeiner Privatperſon beſchäftigt iſt (denn Das iſt hier ganz natürlich), ſondern daß dieſe Perſönlichkeit faſt nie mit etwas Größerem als mit ſich ſelbſt beſchäftigt iſt, niemals in einer Idee aufgeht, ſich niemals ganz von dem Ich befreit. Die Revolution von 1848 erſcheint in dieſem Buche wie ein Rieſen; man iſt ganz erſtaunt, daran erinnert zu werden, daß es noch eine Welt außerhalb des Verfaſſers giebt. — In der lyriſchen Poeſie wird er ſo weit gelangen, wie er es da vermag, wo er genöthigt iſt, ſeine farbige, naturgetreue und realiſtiſche Proſatracht am Eingange abzulegen und ſich in den einförmigeren Mantel des Verſes zu hüllen. Seine Proſa hat Phantaſie, ungebundenes Gefühl, Rhythmik und Melodie — warum alſo nach Waſſer über den Bach gehen? Seine Gedichte zeichnen ſich übrigens häufig durch einen friedvollen und kindlichen Geiſt, ein warmes und mildes Gefühl aus. — Man ſieht, daß das Reſultat ſeiner Verſuche in den verſchiedenen Dichtungsarten ganz direkt, wie das unbekannte X in der Mathematik, aus der Natur ſeiner Anlagen einerſeits, der Natur der Dichtungsart andererſeits hervorgeht.

So bleibt denn nur ſeine eigene Dichtungsart zurück, diejenige, auf welche er kein Patent zu nehmen braucht; denn Niemand wird ſie ihm rauben. Für Den, welcher recht empfunden hat, wie individuell im Grunde jegliche Kunſtart iſt, nimmt es ſich ganz poſſirlich aus, zu ſehen, wie ein reflektirendes Genie, wenn es, wie Heiberg, eine neue Varietät hervorgebracht hat, ſich bemüht, ihren hohen Rang und Platz im Syſteme zu beweiſen, und wie es ſie ohne Weiteres als allgemein gültig betrachtet. Das Vaudeville war einer der Typen für Heiberg's Geiſt. Er mag immerhin die Theorie desſelben ſchreiben, aber er nimmt ihn mit ſich ins Grab, und der Typus ſtirbt mit ihm. Die Form, welche er gebraucht hat, vermag kein Anderer zu benutzen. So iſt es mit dem Märchen, deſſen Theorie Anderſen nicht zu ſchreiben verſucht, deſſen Platz im Syſteme er nicht feſtſtellen gewollt hat, und den beſtimmen zu wollen ich mich wohl hüten werde. Es iſt ſonderbar mit der alten däniſchen ſyſtematiſchen Rangordnung, es ergeht Einem mit dieſer wie mit der anderen: je mehr man darüber nachdenkt, deſto ketzeriſcher wird man. Vielleicht kommt es daher, weil denken überhaupt gleichbedeutend mit Ketzer ſein iſt. Doch, wie jeder Naturtypus, hat das Anderſen'ſche Märchen ſeinen Charakter, und ſeine Theorie beſteht in den Geſetzen, denen es folgt, und die es nicht zu überſchreiten vermag, ohne daß eine Mißgeburt zum Vorſchein kommt. Alles in der Welt hat ſein Geſetz, ſelbſt die Dichtungsart, welche die Naturgeſetze aufhebt.

Anderſen gebraucht irgendwo den Ausdruck, er habe ſich nun ungefähr in allen Radien des Märchenkreiſes verſucht. Dieſer Ausdruck iſt treffend und gut. Die Märchen bilden ein Ganzes, ein in vielfachen Radien ausſtrahlendes Gewebe, das dem Beſchauer, wie das Spinngewebe in „Aladdin“, zu ſagen ſcheint: „Sieh, wie im ſchwachen Netz die Fäden ſich verſchlingen!“ Wenn es nicht allzu viel Schulſtaub ins Wohnzimmer mitbringen heißt, ſo will ich den Leſer darauf aufmerkſam machen, daß er in einem berühmten wiſſenſchaftlichen Werke, in Adolf Zeiſing's „Aeſthetiſchen Forſchungen“, die ganze

Reihe äſthetiſcher Gegenſatz-Begriffe mit all' ihren Nuancen (das Schöne, Komiſche, Tragiſche, Humoriſtiſche, Rührende u. ſ. w.) in einem großen Sterne geordnet ſehen kann, ganz wie Anderſen es ſich Betreffs ſeiner Märchen gedacht hat.

Die Phantaſieform und Erzählungsweiſe der Märchen geſtattet nämlich die Behandlung der verſchiedenartigſten Stoffe in der verſchiedenartigſten Tonart. Hier findet man erhabene Erzählungen wie „Die Glocke“, tiefſinnige und weiſe Märchen wie „Der Schatten“, phantaſtiſch-bizarre wie „Erlenhügel“, luſtige, faſt muthwillige wie „Der Schweinehirt“ oder „Die Springer“, humoriſtiſche wie „Die Prinzeſſin auf der Erbſe“, „Eine gute Laune“, „Der Halskragen“, „Das Liebespaar“, und mit einer Schattirung von Wehmuth wie „Der ſtandhafte Zinnſoldat“, herzergreifende Dichtungen wie „Die Geſchichte einer Mutter“, unheimlich beklemmende wie „Die rothen Schuhe“, rührende Phantaſien wie „Die kleine Seejungfer“, und gemiſchte, zugleich großartige und heitere wie „Die Schneekönigin“. Hier begegnet uns eine Anekdote wie „Herzeleid“, die einem Lächeln durch Thränen gleicht, und eine Inſpiration wie „Die Muſe des neuen Jahrhunderts“, in welcher man den Flügelſchlag der Geſchichte, das Herzklopfen und den Pulsſchlag des lebendigen Lebens der Gegenwart vernimmt, heftig wie im Fieber, und doch geſund wie in einem glücklichen, begeiſterten Momente.*) Kurz geſagt, hier iſt Alles, was zwiſchen dem Epigramm und der Hymne liegt.

---

*) Es giebt keinen einzigen unſerer Dichter, der es in ſolchem Grade wie Anderſen verſchmäht hätte, durch die Romantik der Vergangenheit zu wirken; er iſt ſelbſt im Märchen, das von der romanti-

Giebt es denn wirklich eine Grenze, welche das Märchen beſchränkt, ein Geſetz, welches daſſelbe bindet, und wo liegt es? Das Geſetz des Märchens liegt in der Natur des Märchens, und deſſen Natur beruht auf derjenigen der Poeſie. Scheint es im erſten Augenblicke, daß Nichts der Dichtart verwehrt ſei, welche eine Prinzeſſin eine Erbſe durch zwanzig Matratzen und zwanzig Eiderdunenbetten hindurch verſpüren laſſen kann, ſo iſt Das nur ein Schein. Das Märchen, welches die ungebundene Freiheit der Erfindung mit dem Zwange vereint, den ſeine Idee oder ſein Gedanke ihm auferlegt, muß zwiſchen zwei Klippen hindurch ſteuern: zwiſchen der ideenloſen Ueppigkeit und der trockenen Allegorie; es muß die Mittelſtraße halten zwiſchen der allzu ſtarken Fülle und der allzu großen Magerkeit. Das thut das Märchen faſt immer, aber zuweilen doch nicht. Die aus Volksmärchen entnommenen Stoffe, wie „Der fliegende Koffer", oder die eigentlichen Feenmärchen, wie „Däumelinchen", haben für die erwachſenen Leſer nicht ſo viel Anziehendes wie für Kinder, weil das Märchen hier keinen Gedanken verbirgt. Im „Garten des Paradieſes" iſt alles Das meiſterhaft, was dem Eintritt in den Garten vorausgeht, allein der Fee des Paradieſes ſelbſt

---

ſchen Schule in Deutſchland von Anfang an in ſo mittelalterlichem Stile behandelt ward, immer voll und ganz in der **Gegenwart**. Er wagt, eben ſo wie Oerſted, das Intereſſante in der Schwärmerei für König Hans und ſeine Zeit aufzuopfern, und er ſagt gerne wie Ovid:

Prisca juvent alios! ego me nunc denique natum
Gratulor. Haec aetas moribus apta meis.

Ars amat. III. 121.

ſcheint es mir ſchwer etwas Schönes oder Ergötzliches abzugewinnen. Das entgegengeſetzte Extrem iſt nun das, daß man die dürre Abſicht, die trockene Lehre durch das Gewebe der Dichtung ſieht; dieſer Fehler iſt, wie es in unſerer reflektirenden und bewußten Zeit ſich erwarten läßt, weit häufiger. Man empfindet ihn ſtark, weil das Märchen das Reich des Unbewußten iſt. Nicht nur, daß die unbewußten Weſen und Dinge hier das Wort führen, ſondern was im Märchen ſiegt und verherrlicht wird, iſt eben das Unbewußte. Und das Märchen hat Recht; denn das Unbewußte iſt unſer Fond und der Quell unſerer Stärke. Deshalb kann der Reiſekamerad Unterſtützung von dem Todten empfangen, weil er ganz vergeſſen hat, daß er ihm früher geholfen, und deshalb bekommt ſelbſt Tölpel-Hans, weil er bei all ſeiner Einfältigkeit naiv iſt, die Prinzeſſin und das halbe Reich. Denn auch die Dummheit hat ihre Genialität und ihr Glück; nur mit den armen Zwiſchengeſchöpfen, den Nureddinsnaturen, weiß das Märchen Nichts anzufangen. — Wir wollen einige Beiſpiele von den Sünden gegen das Unbewußte betrachten. So blickt in dem ſchönen Märchen „Die Schneekönigin“ auf das ſtörendſte die unglückliche Abſicht hindurch, wo die Schneekönigen fordert, daß Kay mit dem Eisſpiele des Verſtandes Figuren legen ſoll, und er nicht im Stande iſt, mit demſelben das Wort „Ewigkeit“ zu legen. So herrſcht eine grobe und unpoetiſche Deutlichkeit in „Die Nachbarfamilien“, ſo oft die Roſen von der Sperlingsfamilie mit dem abſtrakten, für eine Sperlingszunge unausſprechlichen Worte „Das Schöne“ benannt werden; man hätte ſchon ohne dieſen Fingerzeig verſtanden, daß die Roſen in der Erzählung die Repräſentanten des Schönen ſind, und indem man im Märchen auf dies abſtrakte Wort ſtößt, fährt man zurück, als hätte man einen ſchleimigen Froſch berührt. — Dies Allegoriſiren tritt, wie zu erwarten ſtand, in Erzählungen für Kinder am häufigſten in der Form des Docirens und Moraliſirens auf; in einzelnen Märchen, wie „Der Buchweizen“, ſpielt das pädagogiſche Element eine übergroße Rolle. In anderen, wie „Der Flachs“, fühlt man am Schluſſe allzu ſtark — wie bei Jean Paul — den Hang, zur Zeit und zur Unzeit die Unſterblichkeitslehre anzubringen. Hier werden beſonders in dieſer Abſicht zuletzt ein paar kleine, ziemlich abgeſchmackte „unſichtbare Weſen“ erſchaffen, welche verſichern, daß das Lied niemals aus ſei. In einigen Fällen endlich iſt die Tendenz mehr perſönlich. Eine ganze Reihe von Märchen (Das Entlein, Die Nachtigall, Die Nachbarfamilien, Das Gänſeblümchen, Die Schnecke und der Roſenſtock, Feder und Dintenfaß, Die alte Straßenlaterne) ſpielen auf das Dichterleben und Dichterloos an, und in einzelnen Fällen ſpürt man — was bei Anderſen eine ſeltene Ausnahme iſt, — daß die Erfindung an den Haaren herbei gezogen ward, um die Tendenz hervor zu kehren. Welcher Sinn und welche Natur liegt z. B. darin, daß die Straßenlaterne (nur mit Hilfe eines Wachslichtes, nicht mit Hilfe eines ſimpleren Lichtes) Andere in ihr die ſchönen und bilderreichen Geſichte ſehen laſſen kann, welche ſie erlebt? Das iſt ganz unverſtändlich, bis man es als Allegorie auf das vermeintliche Bedürfnis des Dichters nach Wohlſtand auffaßt, um etwas Rechtes zu werden. („Alſo das Genie ſoll dem Schürzenſtipendium nachlaufen!“ ſchrieb bereits Kierkegaard bei Gelegenheit von „Nur ein Geiger“.) Unglücklicher noch iſt es, daß die Straßenlaterne in umgeſchmolzenem Zuſtande, in ihrem anderen Leben, zu einem Dichter kommt und ſo ihre Beſtimmung erreicht. So ſtark hat die Tendenz ſich ſelten verrathen.

Die erſte Pflicht des Märchens iſt, poetiſch zu ſein; ſeine zweite iſt, märchenhaft zu ſein. Darin liegt zum erſten, daß die Ordnung der Märchenwelt ihm heilig ſein muß. Was in der Märchenſprache als feſte Regel gilt, Das muß das Märchen reſpektiren, ſo gleichgültig es ſich übrigens den Geſetzen und Regeln der wirklichen Welt gegenüber verhalten mag. So geht es nicht an, daß das Märchen, wenn es von einer „Dryade“ handelt, dieſelbe von ihrem Baume trennt, ſie ſymboliſche Reiſen nach Paris machen, auf den „bal Mabille“ gehen läßt u. ſ. w.; denn es iſt nicht unmöglicher für alle Könige der Erde, das kleinſte Blatt an eine Neſſel zu ſetzen, als es für das Märchen iſt, eine Dryade von ihrem Baume los zu reißen. Aber in der Märchenform liegt zum zweiten, daß der Rahmen Nichts in ſich aufnehmen kann, was, um poetiſch zu ſeinem Rechte zu gelangen, eine tiefe pſychologiſche Schilderung, eine ernſte dramatiſche oder romanmäßige Entwicklung erforderte. Eine Frau wie jene Marie Gruppe, von deren intereſſantem Leben Anderſen uns in der Geſchichte vom „Hühner-Gretchen“ eine Skizze giebt, iſt zu ſehr ein Charakter, als daß es einem Märchendichter möglich ſein ſollte, ihr Weſen zu ſchildern oder zu erklären; verſucht er es, ſo empfindet man ein Mißverhältnis zwiſchen dem Gegenſtande und der Form. Man darf ſich indeß weniger über dieſe einzelnen Flecken wundern, als vielmehr darüber, daß ſie ſo äußerſt ſelten vorkommen. Ich habe ſie auch nur hervorgehoben, weil es intereſſant iſt, durch die Ueberſchreitung der Grenze letztere ſelbſt kennen zu lernen, und weil es mir wichtig ſchien, zu ermitteln, wie das Flügelroß des Märchens, bei all ſeiner Freiheit, den ganzen Kreis zu durchlaufen und zu durchfliegen, doch ſeinen feſten Tüder im Centrum hat.

Seine Schönheit, ſeine Stärke, ſeine Flugkraft und Anmuth ſieht man nicht, indem man auf ſeine Schranke achtet, ſondern indem man ſeinen mannigfachen und kühnen Bewegungen innerhalb ſeines Kreiſes folgt. Hierauf wollen wir zum Schluſſe einen Blick werfen. Die Märchen liegen vor uns wie eine große, reiche, blumenbeſäete Flur. Laßt uns frei auf derſelben umher ſchweifen, ſie nach kreuz und quer durchwandern, bald hie, bald da ein Blümchen pflückend, uns erfreuend an ſeiner Farbe, ſeiner Schönheit, an dem Ganzen. Dieſe kleinen, kurzen Dichtungen ſtehen ja wirklich in demſelben Verhältniſſe zu den umfangreicheren Poeſien, wie die kleinen Blumen zu den Bäumen des Waldes. Wer an einem ſchönen Tage zur Frühlingszeit nach Charlottenlund hinaus ſpaziert, um die Buche in ihrer jungen Pracht mit den braunen Sammtknöpfen in der hellgrünen Seide zu ſehen, Der wendet, wenn er eine Zeitlang in die Höhe geblickt hat, ſeine Augen zur Erde hinab, und da zeigt ſich, daß der Waldgrund eben ſo ſchön wie das Wipfeldach des Waldes iſt. Hier wachſen in geringem Abſtande buntfarbige Anemonen, weiße und dunkelrothe Maiblumen, gelbe Sternblümchen, rothe und blaue Nelkenwurz, Butterblumen und Steinbrech, Sternkraut, Dotterblumen und Löwenzahn. Nahe bei einander ſtehen die Knoſpe, die entfaltete Blume und die, welche ſchon Samen trägt, die jungfräuliche und die befruchtete Pflanze, die duftloſen und die wohlriechenden Blumen, die giftigen und die nützlichen, die heilſamen Kräuter. Häufig iſt die Pflanze, welche im Syſteme den niedrigſten Platz einnimmt, wie das blüthenloſe Farnkraut, für das Auge die ſchönſte. Blumen, welche zuſammengeſetzt erſcheinen, beſtehen bei näherer Betrachtung aus ganz wenigen Blättern, und Pflanzen, deren Blüthe eine einzelne ſcheint, tragen auf ihrer Spitze einen ganzen Flor nur durch den Stengel vereinigter Blumen. So iſt's auch mit den Märchen. Die, welche Betreffs ihrer Würde am niedrigſten ſtehen, wie „Die Springer“, enthalten oft eine ganze Lebensphiloſophie in kurzem Auszuge, und die, welche als einzeln erſcheinen, wie „Die Galoſchen des Glücks“, beſtehen aus einer loſe verbundenen Blüthendolde. Einige ſtehen in der Knospe, wie „Der Waſſertropfen“, andere ſchießen in Samen, wie „Das Judenmädchen“ oder „Der Stein der Weiſen.“ Einige beſtehen nur aus einem einzigen Punkte, wie „Die Prinzeſſin auf der Erbſe“, andere haben große, edle Formen, wie die in Indien beſonders beliebte „Geſchichte einer Mutter“, welche einer fremden, ſüdländiſchen Blume, der Kalla, gleicht, die in ihrer erhabenen Einfalt nur aus einem einzigen Blatte beſteht.

Ich ſchlage das Buch aufs Gerathewohl auf, und mein Auge fällt auf „Erlenhügel“. Welches Leben und welche Laune: „In der Küche waren vollauf Fröſche am Spieße, Schneckenhäute mit Kinderfingerchen darin, und Salate von Pilzſamen, feuchten Mäuſeſchnauzen und Schierling, . . . verroſtete Nägel und Kirchenfenſterglas gehörten zum Naſchwerk.“

Glaubt man, die Kinder ſeien hier vergeſſen? Keineswegeſ. „Der alte Erlenkönig ließ ſeine Goldkrone mit geſtoßenem Schiefer poliren; es war Bank-Erſter-Schiefer, und es iſt für den Erlenkönig ſehr ſchwer, Bank-Erſter-Schiefer zu erhalten!“ Glaubt man, hier ſei Nichts für die Erwachſenen? Noch mehr gefehlt! „O, wie ſehne ich mich nach dem alten norwegiſchen Kobold! Die Knaben, ſagt man, ſollen etwas unartige, naſeweiſe Jungen ſein ... Sie gingen mit bloßem Halſe und ohne Tragbänder, denn ſie waren Kraftmänner.“ Welch ein Feſtgelag! Das Todtenpferd iſt unter den Eingeladenen. Glaubt man, Anderſen vergäße beim Gelage den Charakter des Gaſtes? „Nun mußten die Erlenmädchen tanzen, und zwar ſowohl einfach wie mit Stampfen, und Das ſtand Ihnen gut ... Der Tauſend! wie ſie die Beine ausſtrecken konnten, man wußte nicht, was Ende und was Anfang, man wußte nicht, was Arme und was Beine waren; Das ging Alles durch einander wie Sägeſpäne; und dann ſchnurrten ſie herum, daß dem Todtenpferde unwohl wurde und es von Tiſche gehen mußte.“ Anderſen kennt das Nervenſyſtem des Todtenpferdes und gedenkt ſeines ſchwachen Magens.

Er hat die echte Gabe, übernatürliche Weſen zu erſchaffen, welche in der modernen Zeit ſo ſelten iſt. Wie tief ſymboliſch und wie natürlich iſt es z. B., daß die kleine Seejungfer, als ihr Schwanz zu „zwei niedlichen Beinen“ eingeſchrumpft iſt, bei jedem Schritte, den ſie macht, das Gefühl hat, als ob ſie auf ſcharfe Meſſer und ſpitze Nadeln träte. Wie viele arme Frauen treten nicht bei jedem Schritt, den ſie thun, auf ſcharfe Meſſer, um Demjenigen nahe zu ſein, den ſie lieben, und ſind doch noch lange nicht die unglücklichſten! — Welche herrlich gezeichnete Bande, jene Koboldſchaar in der „Schneekönigin“, welches treffliche Sinnbild, dieſer Hexenſpiegel, und welche tief empfundene Geſtalt dieſe Königin ſelbſt, die, mitten auf dem öden Schneefelde ſitzend, alle kalte Schönheit desſelben in ſich eingeſogen hat. Dies Weib iſt gewiſſermaßen verwandt mit der Nacht, einer der eigenthümlichſten Geſtalten Anderſen's. Es iſt nicht Thorwaldſen's milde, ſchlafbringende Nacht, nicht Carſtens' ehrwürdige, mütterliche Nacht, ſondern die ſchwarze, unheimliche, ſchlafloſe und grauſenvolle: „Draußen mitten im Schnee ſaß eine Frau in langen, ſchwarzen Gewändern, und ſie ſprach: ‚Der Tod iſt bei Dir in Deiner Stube geweſen, ich ſah ihn mit Deinem kleinen Kinde davon eilen, er ſchreitet ſchneller als der Wind und bringt niemals zurück, was er genommen hat.‘ ‚Sag mir bloß, welchen Weg er gegangen iſt!‘ ſagte die Mutter; ‚ſag mir den Weg, und ich werde ihn finden.‘ ‚Ich kenne ihn,‘ ſagte die Frau in den ſchwarzen Gewändern; ‚aber bevor ich ihn Dir ſage, mußt Du mir erſt alle die Lieder vorſingen, die Du Deinem Kinde vorgeſungen haſt. Ich liebe dieſe Lieder, ich habe ſie früher gehört; ich bin die Nacht und ſah Deine Thränen, als Du ſie ſangſt.‘ ‚Ich will ſie alle, alle ſingen!‘ ſagte die Mutter; ‚aber halte mich nicht auf, damit ich ihn einholen, damit ich mein Kind wiederfinden kann!‘ Aber die Nacht ſaß ſtumm und ſtill. Da rang die Mutter ihre Hände, ſang und weinte, und es gab viele Lieder, aber noch mehr Thränen.“ Die Mutter geht weiter, weint ſich die Augen aus, um für dieſen Preis über den See zu gelangen, und giebt, um in das Treibhaus des Todes zu kommen, dem „alten grauen Weibe“ ihr langes ſchwarzes Haar und erhält deren weißes dafür. — Hier treffen wir eine unzählbare Menge von Phantaſiegeſchöpfen, kleine elfenhafte Gottheiten wie Ole Lukoie oder den Roſen-Elf und die nordiſche Dryade, Fliedermütterchen. Man fühlt hier recht Anderſen's Stärke, wenn man ſie mit der Ohnmacht der übrigen Dichter in dieſer Hinſicht vergleicht. Was für blaſſe Geſtalten ſind nicht Heiberg's Pomona, Aſträa oder Fata Morgana! Anderſen giebt ſelbſt dem Schatten einen Körper. Was ſagt der Schatten? Was ſagt er zu ſeinem Herrn? „Ich bin von Kindesbeinen an in Ihre Fußtapfen getreten.“ Das iſt wahr. „Wir ſind ja von Kind an mit einander aufgewachſen.“ Das iſt nicht minder wahr. Und als er ſich nach ſeinem Beſuche empfiehlt: „Adieu! Hier iſt meine Karte, ich wohne auf der Sonnenſeite und bin bei Regenwetter ſtets zu Hauſe.“*) Anderſen kennt die Sehnſuchts-Qualen des Schattens, ſeine Gewohnheiten und ſeine Wolluſt: „Ich lief im Mondſcheine auf der Straße umher, ich reckte mich lang an der Mauer hinauf, Das kitzelt ſo angenehm auf dem Rücken.“ Dies Märchen vom Schatten iſt eine kleine Welt für ſich. Ich nehme keinen Anſtand, es eins der größten Meiſterwerke in unſerer Literatur zu nennen. Es iſt die Epopöe aller Schatten, aller Menſchen aus zweiter Hand, aller unoriginellen, unurſprünglichen Geiſter, aller Derjenigen, welche wähnen, daß ſie durch die bloße Emancipation von ihrem Originale Perſönlichkeit, Selbſtändigkeit und wirkliches, echtes Menſchendaſein erlangen. Es iſt auch eins der wenigen, wo der Dichter trotz ſeines weichherzigen Optimismus gewagt hat, die ſchreckliche Wahrheit in ihrer ganzen Nacktheit hervor treten zu laſſen. Der Schatten beſchließt, um ſich vor allen Enthüllungen Betreffs ſeiner Vergangenheit zu ſichern, dem Menſchen das Leben zu nehmen: „‚Der arme Schatten (d. h. der Menſch)!‘ ſagte die Prinzeſſin; ‚er iſt ſehr unglücklich, es wäre eine wahre Wohlthat, ihn von dem bischen Leben zu befreien, und wenn ich recht darüber nachdenke, ſo ſcheint es mir nöthig zu ſein, daß man ihn in aller Stille bei Seite ſchaffe.‘ ‚Das iſt allerdings hart, denn er war ein treuer Diener,‘ ſagte der Schatten, und er that, als wenn er ſeufzte. ‚Du biſt ein edler Charakter!‘ ſagte die Königstochter.“ Dies Märchen iſt endlich eins von denen, wo man am leichteſten den Uebergang vom Natürlichen zum Uebernatürlichen beobachten kann: der Schatten reckt und ſtreckt ſich ſo lange, „um zu Kräften zu kommen“, bis es ganz natürlich iſt, daß er ſich zuletzt los reißt.

---

*) Hier, wie überall, hat der Dichter ſeinen treuen Verbündeten in der Sprache, in den Wortſpielen, die ihm unter der Feder hervor tanzen, ſobald er ſie aufs Papier wirft. Man ſehe z. B., wie es in „Die alte Straßenlaterne“ oder „Der Schneemann“ von Wortſpielen wimmelt. Man ſehe, wie er die Lautſprache der Thiere benutzt, z. B.: „Quak!“ ſagte die kleine Kröte, und es war gerade, als wenn wir Menſchen „Ach!“ ſagen.

Wir ſchlagen das Buch zu und öffnen es an einer anderen Stelle. Da ſtoßen wir auf „Die Springer“. Eine kurze und bündige Belehrung über das Leben. Die Hauptperſonen ſind der Floh, der Heuſchreck und der Hüpfauf aus dem Gänſebruſtknochen; die Königstochter iſt der Preis für den beſten Sprung. „Merkt's euch Alle," ſagt die Muſe des Märchens. „Springt mit Verſtand! Es frommt nicht, ſo hoch zu ſpringen, daß Niemand euch ſehen kann; dann behauptet der Pöbel, es ſei ſo gut, als wäret ihr gar nicht geſprungen. Seht nur auf all' die größten Geiſter, Denker, Dichter und Männer der Wiſſenſchaft. Für die Menge iſt es, als hätten ſie gar keinen Sprung gethan, ſie ernteten keinen Lohn, ein Körper gehört dazu! Es frommt auch nicht, hoch und gut zu ſpringen, wenn man den Machthabern ins Geſicht ſpringt. Auf die Art macht man fürwahr keine Karrière. Nein, ſpiegelt euch im Hüpfauf! Der iſt faſt apoplektiſch, zuerſt hat es den Anſchein, als könne er gar nicht ſpringen, und viele Bewegungen kann er auch gewiß nicht machen; aber dennoch macht er — mit dem Inſtinkte der Dummheit, mit der Geſchicklichkeit der Trägheit — einen kleinen ſchiefen Sprung gerade in den Schooß der Prinzeſſin. Nehmt euch ein Exempel dran, er hat gezeigt, daß er Kopf hat!" Welch eine Perle von Märchen! und welche Gabe, die Thiere pſychologiſch zu benutzen! Es läßt ſich nämlich nicht leugnen, daß man zuweilen faſt in Zweifel iſt, was der ganze Einfall, die Thiere reden zu laſſen, im Grunde zu bedeuten hat. Eins iſt es ja, ob wir Leſer uns getroffen fühlen, ein Anderes, ob auch der Charakter des Thieres wirklich getroffen iſt, des Thieres, das nicht eine einzige menſchliche Eigenſchaft hat. Man wird indeß leicht einſehen, daß es unmöglich iſt, von dem Thiere, ſelbſt rein wiſſenſchaftlich, zu reden, ohne ihm Eigenſchaften beizulegen, die wir von uns ſelber her kennen. Wie ſoll man es z. B. vermeiden, den Wolf grauſam zu nennen? Anderſen's Geſchicklichkeit beſteht nun darin, eine poetiſche, eine ſchlagende Scheinübereinſtimmung zwiſchen dem Thiere und ſeiner menſchlichen Eigenſchaft hervor zu bringen. Iſt es nicht richtig, daß die Katze zu Rudy ſagt: „Komm nur mit hinaus aufs Dach, kleiner Rudy! Was die Leute vom Herunterfallen reden, iſt eitel Einbildung: man fällt nicht, wenn man ſich nicht davor fürchtet. Komm nur, ſetze Deine eine Pfote ſo, die andere ſo! fühle vor mit den Vorderpfoten! Mußt Augen im Kopfe und geſchmeidige Glieder haben! Kommt irgend 'ne Kluft, ſo ſpringe nur und halte Dich feſt, ſo mach' ich's!“ Iſt es nicht natürlich, daß die alte Schnecke ſagt: „Das hat doch auch gar keine Eile. Aber Du eilſt immer ſo ſehr, und der Kleine fängt Das nun auch ſchon an. Kriecht er nicht bereits ſeit drei Tagen an dem Stengel hinauf! Ich bekomme wirklich Kopfweh, wenn ich zu ihm empor blicke.“ Was ſchildert treffender eine Wochenſtube, als die Ausbrütungsgeſchichte des jungen Entleins! Was iſt wahrſcheinlicher, als daß die Sperlinge, wenn ſie ihre Nachbarn ausſchimpfen wollen, ſagen: „Die dickköpfigen Roſen!“*)

Ein Märchen habe ich mir bis zuletzt aufgeſpart; jetzt ſuche ich dasſelbe hervor, denn es iſt gleichſam die Krone des Werkes. Es iſt das Märchen von der „Glocke“, in welchem der Dichter der Naivetät und Natur den Höhepunkt ſeiner Poeſie erreicht hat. Wir ſahen ſein Talent, das Uebermenſchliche und das Untermenſchliche natürlich zu ſchildern. In dieſem Märchen ſteht er der Natur ſelber von Angeſicht zu Angeſicht gegenüber. Dasſelbe handelt von der unſichtbaren Glocke, welche zu ſuchen die jungen Konfirmanden ausgingen, die Jünglinge, bei welchen die Sehnſucht nach dem unſichtbaren Lockenden und Reizenden noch friſch war. Der Kaiſer hatte verſprochen, „daß Der, welcher wirklich ausfindig machen könne, woher der Schall komme, den Titel eines ‚Weltglöckners' haben ſolle, und Das ſogar, wenn es auch keine Glocke ſei. Nun gingen Viele der guten Verſorgung halber nach dem Walde; aber es war nur Einer, der mit einer Art Erklärung zurück kam. Keiner war tief genug eingedrungen, und auch er nicht; aber er ſagte doch, daß der Glockenton von einer ſehr großen Eule in einem hohlen Baume herkomme; es ſei eine Art Weisheitseule, die ihren Kopf fortwährend gegen den Baum ſtoße; und ſo wurde er als Weltglöckner angeſtellt und ſchrieb jedes Jahr eine kleine Abhandlung über die Eule; man ward dadurch eben ſo klug, wie man vorher geweſen war." Nun gehen, wie geſagt, die Konfirmanden hinaus, „und ſie hielten einander bei den Händen, denn ſie hatten ja noch keine Aemter erhalten". Allein bald ermüden ſie, Einer nach dem Andern, und kehren um, Dieſer aus dem einen Grunde, Jener aus einem anderen Vorwande. Eine ganze Klaſſe bleibt bei einer kleinen Glocke auf einem idylliſchen Häuschen ſtehen, ohne, wie der einzig Ausharrende, zu bedenken, daß eine ſo kleine Glocke nicht das anziehende Glockenſpiel verurſachen könne, ſondern „daß es ganz andere Töne ſein müßten, die ein Menſchenherz ſo rührten", und ſie begeben ſich mit ihrer kleinen

---

*) Man vergleiche des Gegenſatzes halber die Art und Weiſe, wie Heiberg in „Weihnachtsſpäße und Neujahrspoſſen“ den Handſchuh, das Puſentuch, die Flaſche reden läßt, ferner Alfred de Muſſet's „Le merle blanc“ und Taine's „Vie et opinions philosophiques d'un chat“.

Hoffnung, ihrer kleinen Sehnſucht zur Ruhe bei dem kleinen Funde, dem kleinen Glücke, der kleinen idylliſchen Freude. Ich denke mir, der Leſer iſt einigen dieſer Konfirmanden als Erwachſenen begegnet. Zuletzt ſind nur noch Zwei zurück, ein Königsſohn und ein armer kleiner Knabe in Holzſchuhen „und mit einer ſo kurzen Jacke, daß man recht ſehen konnte, wie lange Handgelenke er habe“. Unterwegs trennen ſie ſich; denn der Eine wollte die Glocke zur Rechten, der Andere zur Linken ſuchen. Der Königsſohn ſuchte die Glocke auf dem Wege, der „auf der Seite des „Herzens“ lag, der arme Knabe ſuchte ſie in der entgegengeſetzten Richtung. Wir folgen dem Königsſohne, und wir leſen mit Bewunderung, welche myſtiſche Pracht der Dichter der Gegend zu geben weiß, indem er die natürlichen Farben der Blumen verändert und vertauſcht. „Aber er ging unverdroſſen tiefer und tiefer in den Wald, wo die wunderbarſten Blumen wuchſen; da ſtanden weiße Sternlilien mit blutrothen Staubfäden, himmelblaue Tulpen, die im Winde funkelten, und Apfelbäume, deren Aepfel wie große, glänzende Seifenblaſen ausſahen; denkt nur, wie die Bäume im Sonnenſchein ſtrahlen mußten!“ Die Sonne geht unter, der Königsſohn fürchtet ſchon, von der Nacht überraſcht zu werden; er ſteigt auf die Felſen hinauf, um die Sonne noch einmal zu ſehen, ehe ſie ganz am Horizonte verſinkt. Man höre den Hymnus des Dichters:

„Und er ergriff Ranken und Wurzeln und kletterte an den naſſen Steinen empor, wo die Waſſerſchlangen ſich wanden, wo die Kröte ihn gleichſam anbellte; — aber hinauf kam er, bevor die Sonne, von dieſer Höhe geſehen, ganz untergegangen war. O, welche Pracht! Das Meer, das große, herrliche Meer, das ſeine langen Wogen gegen die Küſte wälzte, ſtreckte ſich vor ihm aus, und die Sonne ſtand wie ein großer, glänzender Altar da draußen, wo Meer und Himmel ſich begegneten; Alles verſchmolz in glühenden Farben; der Wald ſang und das Meer ſang und ſein Herz ſang mit. Die ganze Natur war eine große, heilige Kirche, worin Bäume und ſchwebende Wolken die Pfeiler, Blumen und Gras die gewebte Sammetdecke, und der Himmel ſelbſt die große Kuppel bildeten; dort oben erloſchen die rothen Farben, indem die Sonne verſchwand; aber Millionen Sterne wurden angezündet, Millionen Diamantlampen erglänzten, und der Königsſohn breitete ſeine Arme aus gegen den Himmel, gegen das Meer und den Wald — und im ſelben Augenblicke kam, von dem rechten Seitenwege, der arme Konfirmand mit der kurzärmeligen Jacke und den Holzſchuhen; er war hier eben ſo zeitig angelangt, er war auf ſeinem Wege dahin gekommen. Und ſie liefen einander entgegen und faßten einander an der Hand in der großen Kirche der Natur und der Poeſie. Und über ihnen ertönte die unſichtbare, heilige Glocke; ſelige Geiſter umſchwebten ſie im Tanze zu einem heiligen Hallelujah!"

Das Genie gleicht dem reichen Königsſohne, ſein aufmerkſamer Zuhörer dem armen Knaben; aber Kunſt und Wiſſenſchaft begegnen ſich, obſchon ſie ſich unterweges trennen, in der Begeiſterung und der Andacht gegenüber dem göttlichen All der Natur.

Franz Duncker's Buchdruckerei in Berlin.

Dichterprofile.

Literaturbilder aus dem neunzehnten Jahrhundert.

Von

Adolf Strodtmann.

Strodtmann
Dichterprofile
1

Erſter Band.

Deutſche Dichtercharaktere.

Stuttgart.
Abenheim'ſche Verlagsbuchhandlung.
1879.

133 a

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck der G. Hoffmann'ſchen Buchdruckerei in Stuttgart.

Vorwort.

„Dichterprofile“ habe ich dieſe Sammlung von Literaturbildern nicht ohne Abſicht genannt. Denn wie in den ſcharf umriſſenen Konturen des Profils die eigenartigen Züge der Geſichtsbildung am deutlichſten hervortreten, war es mein Wunſch und Beſtreben, in den nachfolgenden Charakteriſtiken neuerer Dichter weniger eine Galerie bunt ausgetüpfelter Porträts zu liefern, als vielmehr eine Reihe prägnanter Skizzen ihrer ſchriftſtelleriſchen Individualität, wie dieſelbe in ihren Werken ſich ausſpricht. Ich bin mir bewuſſt, mit unbefangenem, genuſsfreudigem Sinne, zum mindeſten niemals mit einer willkürlichen äſthetiſchen Schablone, an die Lektüre der künſtleriſchen Erzeugniſſe unſrer Geiſtesheroen heran geſchritten zu ſein. Es lag mir fern, Werth und Bedeutung derſelben nach Schulmeiſterart an abſtrakten Maßſtäben zu meſſen; im Gegentheil war ich ſtets bemüht, aus ihren eigenen Schöpfungen ein klares Bild Deſſen, was ſie gewollt, zu gewinnen, und Das, was ſie erreicht oder verfehlt hatten, nach dem Kunſtideal zu beurtheilen, das ihnen ſelber bei ihrem Schaffen vor der Seele ſtand. Mögen die Gegner der modernen Literatur, welche ſeit vierzig Jahren unermüdlich das alte Stichwort vom „Epigonenthum“ aller neueren Dichtung wiederholen, immerhin ihre weiſen Häupter dazu ſchütteln, daſs der Verfaſſer dieſer Porträtſkizzen in den

Zügen der Schriftſteller des neunzehnten Jahrhunderts nicht einen blaſſen Abklatſch der großen Charakterköpfe unſrer goldenen Ära erblickt, ſondern einen Reichthum ſelbſtändiger Phyſiognomieen, in denen ſich das Ringen und Kämpfen unſres Zeitalters eben ſo typiſch ausprägt, wie in den klaſſiſch edlen Häuptern ihrer Vorgänger das Leben und Streben einer früheren Periode. Die Zeit ſelbſt iſt eben eine andre geworden, ſie trachtet nach anderen — und, wie wir glauben nicht minder erhabenen — Zielen, als ehemals; da iſt es die Aufgabe des Dichters, ein neues Panier, das Panier ſeines Jahrhunderts, zu entfalten und es leuchtend voran zu tragen in den Wettern der Geiſtesſchlacht. Die Erkenntnis, daſs eine ſtolze Schar neuerer Schriftſteller, deren Zahl wir leicht um eine Reihe gleich ruhmvoller Namen vermehren könnten, jene Aufgabe, Bannerträger der Ideen ihrer Zeit zu ſein, aufs würdigſte begriffen hat, — dieſe herzerhebende Erkenntnis an ſeinem beſcheidenen Theile zu fördern, iſt der Zweck des vorliegenden Buches.

Selma's Villa.
Steglitz bei Berlin.

Adolf Strodtmann.

Inhalt.

Seite
Vorwort III

Deutſche Dichtercharaktere.

Hoffmann von Fallersleben 1
Ferdinand Freiligrath 25
Emanuel Geibel 63
Georg Herwegh 91
Franz Dingelſtedt 101
Friedrich Hebbel 115
Hermann Lingg 145
Robert Hamerling 159
Berthold Auerbach 181
Friedrich Spielhagen 196
Die Mutter H. Heine's, nach ihren Jugendbriefen geſchildert 213
Aus Heine's Studentenzeit. Nach den Tagebuch-Aufzeichnungen eines Göttinger Univerſitätsfreundes 233

Anhang

Joſeph Lewinsky 259

Deutſche Dichtercharaktere.

Hoffmann von Fallersleben.

i
a
t
i
n
u
g

S
m
vi
di
T
vo

Es war in den letzten Junitagen des Sommers 1847. Die
dertäfler von nah und fern waren nach Lübeck geſtrömt, um in
alten Hanſeſtadt das große norddeutſche Sängerfeſt zu feiern.
raußen vor dem Thore im Grünen hatten wir auf dem fahnengeſchmück-
Feſtplatz in tauſendſtimmigem Jubelchor unſere Lieder geſungen von
ühling, Wald und Wanderluſt, von Deutſchlands alter, ewig junger
acht und Herrlichkeit. Dann hatten wir beim fröhlichen Mahl unterm
tdach der geräumigen Feſthalle den Rednern gelauſcht, die von der
cht des deutſchen Liedes und von der deutſchen Einheit und Freiheit
chen, und manches begeiſterte Hoch war erklungen auf das meerum
ngene Schleswig-Holſtein, auf den alten Vater Arndt und auf Ema
Geibel, welcher aus der Ferne einen freundlichen Willkommgruß an
Sangesbrüder am Traveſtrande gerichtet. Nun war es Abend gewor-
. Geſang und Gläſerklang übertäubten die Stimmen der Redner, und
chlenderte mit einigen neu erworbenen Freunden, Gymnaſiaſten gleich
— die Jugend ſchließt ja ſchnell Brüderſchaft — in die Stadt zurück,
im Rathskeller bei einer Flaſche Rheinwein und heiterem Wechſel-
äch den ſchönen Tag zu beſchließen.

Auch der Rathskeller hatte ſein Feſtgewand angelegt. Die rieſigen
fäſſer an den Wänden und die Eingangsbogen der Gewölbe waren
uirlanden von Eichenlaub umwunden; dazwiſchen blinkten zahlloſe
r und bunte Laternen und warfen einen unruhigen Flackerſchein auf
ruppen, welche dichtgedrängt um die flaſchen- und gläſergefüllten
ſaßen. Wie ſollten wir uns hier einen Platz erobern? Wir ſpähten
emach zu Gemach umher; endlich traten wir in ein etwas abſeits

gelegenes Gewölbe, aus welchem uns ein luſtiges Lachen entgegenſcholl. Ein ſtämmiger, herkuliſch gebauter Mann hatte ſich hier vor einer Batterie von Weinflaſchen hingepflanzt. Sein langes, ſchlichtes, blondes Haar war mit einer ſchwarzen Mütze bedeckt, wie Philiſter und Handwerksburſchen ſie tragen; es wallte bis über die Schultern hinab und floſs mit dem Kinnbarte zuſammen, der bei dem herzlichen, vollen Lachen des fein geſchnittenen Mundes und bei dem gutmüthig ſchelmiſchen Zwinkern der tief liegenden Augen beſtändig in ſchütternder Bewegung war. Der Mann mochte zu Anfang oder zu Ende der Vierzig ſtehen, ſein faltenloſes, heiteres Geſicht ließ ſein Alter nicht mit Beſtimmtheit erkennen; auch ſein Stand war uns räthſelhaft — am wahrſcheinlichſten dünkte es uns, daß er ein alter Student, ein bemooſtes Haupt von unzähligen Semeſtern ſei; denn unter ſeiner Tiſchgeſellſchaft leuchteten die weißen Mützen einiger Kieler Burſchenſchafter hervor, denen er die ergötzlichſten Univerſitätsſchnurren erzählte.

„Iſt's erlaubt?“ frugen wir. Die Studenten rückten zuſammen, und die Batterie wurde um ein Paar neue Flaſchen vermehrt. Wir hatten den Tag über des Guten ſchon ziemlich viel gethan, und ließen, den Anekdoten des Unbekannten lauſchend, die gefüllten Gläſer faſt unberührt vor uns ſtehen. Er ſchien Das plötzlich zu gewahren und rief zu uns hinüber: „Nun, meine jungen Herren! ſchmeckt Ihnen der Wein nicht? Sie brauchen im Lübecker Rathskeller doch nicht zu befürchten, daſs es Ihnen wie weiland dem Hofrath Böttiger ergeht! — Ja ſo,“ fuhr er fort, als wir ihn fragend anblickten, „die Geſchichte kennen Sie nicht, da will ich ſie Ihnen erzählen. Alſo, der Hofrath Böttiger in Weimar, der bekannte Kritikus und Archäolog, welcher viele Jahre lang die Literaturberichte für die ‚Allgemeine Zeitung‘ ſchrieb, kam häufig zur Meſſe nach Leipzig und wurde dann von den Buchhändlern, die ſeine einfluſsreiche Feder und nicht minder ſeine feinſchmeckende Zunge kannten, aufs ſtattlichſte bewirthet. Bei ſolcher Gelegenheit lud ihn auch Herr Brockhaus zum Mittageſſen ein. Der Hofrath erhielt den Ehrenplatz zwiſchen dem Hausherrn und ſeiner würdigen Ehehälfte, und der Wirth hieß den Diener eine Flaſche des beſten Weines vor ſeinen berühmten Gaſt hinſetzen. Die Tafel war aufs reichſte beſtellt, und der Hofrath erwies den Trüffelpaſtetchen und dem Kapaunenbraten alle Gerechtigkeit. ‚Aber was iſt Das, Herr Hofrath?‘ frug der

Buchhändler plötzlich, als er bemerkte, daſs ſein Gaſt, wider Gewohnheit, kaum nippend das Weinglas berührte: ‚ſchmeckt Ihnen der Wein nicht?' Nun war Hofrath Böttiger der höflichſte Mann von der Welt, der auch die ausgeſuchteſte Bosheit bei Leibe nicht anders als in der artigſten Form geſagt hätte. Er antwortete — aber bitte, meine Herren, nun achten Sie auf jedes Wort: verſtehen Sie, auf jedes einzelne Wort! — alſo, er antwortete mit beſcheidenſter Miene: ‚Dieſer, ſonſt ſo vortreffliche Wein dürfte mit der Zeit vielleicht einen kleinen Stich bekommen.' Erſchrocken nahm der Buchhändler die Flaſche, ſchenkte ſich ein Glas voll und führte den Wein an die Lippen. ‚Pfui Teufel, Johann!' ſchrie er ausſpuckend dem Diener zu, ‚was haben Sie da wieder gemacht?! Sie haben dem Herrn Hofrath ja eine Flaſche Weineſſig vorgeſetzt!' Hahaha, nun hören Sie den Satz noch einmal! ‚Dieſer — ſonſt — ſo — vortreffliche — Wein — dürfte — mit der Zeit — vielleicht — einen kleinen — Stich — bekommen!' Hahaha! Jedes Wort eine auf Schrauben geſtellte Malice! Hahaha!" Und der Erzähler lachte ſo luſtig, daß die Spitzen ſeines Bartes wellenförmig auf und ab zitterten.

Und ſo ging es weiter. Faſt jedes Geſpräch, das über den Tiſch flog, gab ihm den natürlichſten Anlaſs, eine ſpaßige Geſchichte zu erzählen, oder er wuſste die Unterhaltung geſchickt ſo zu lenken, daſs er ganz ungezwungen wieder eine neue Anekdote einflechten konnte, die gewiſs Keiner von uns jemals gehört hatte.

Der Rathskeller füllte ſich mehr und mehr mit Gäſten. An unſerem Tiſche war längſt kein Platz mehr frei, und es fiel mir auf, daſs manche der umher promenierenden Liedertäfler von Zeit zu Zeit einen neugierigen Blick auf unſern jovialen Geſellſchafter warfen, wie Einer dem Andern wohl in einer öffentlichen Verſammlung flüſternd eine vielgenannte Tagesgröße zeigt. Einige der Herren, welche ſich zu uns hingeſetzt, hatten ihm wie einem alten Bekannten zugenickt und ihn „Herr Profeſſor" angeredet; doch hatte ich ſeinen Namen noch nicht vernommen. In einzelnen Gruppen wurde geſungen, und die Lieder drangen, bald gedämpft, bald klar und voll, aus den anſtoßenden Gewölben herüber. Es waren die frohen patriotiſchen Weiſen, welche damals mit vierſtimmigen Melodieen von allen Liedertafeln geſungen wurden, und welche auch heute auf dem Feſtplatze ſo manches Herz erhoben und erfreut hatten: „Deutſchland, Deutſchland über Alles", „Das freie Wort von Ort zu Ort", „Treue Liebe bis zum Grabe ſchwör' ich dir mit Herz und Hand", „Frei und unerſchütterlich wachſen unſre Eichen", „Wie könnt' ich dein vergeſſen?", „Zwiſchen Frankreich und dem Böhmerwald", u. ſ. w. u. ſ. w. So oft ſolch eine Melodie zu uns herüber ſcholl, reckte unſer unbekannter Gefährte ſein Haupt freudig empor, horchte mit blitzenden Augen, gab mit leiſe auf dem Tiſch tanzenden Fingern oder laut an ſein Glas ſchlagend den Takt an, und ſtimmte aus voller Bruſt in den Geſang mit ein.

Eben waren die letzten Töne eines dieſer Lieder verklungen, da entſtand eine allgemeine Bewegung. Alles ſchien ſich von den Sitzen zu erheben, ein ganzer Schwarm Liedertäfler drängte ſich, die gefüllten Gläſer in den Händen, an unſern Tiſch, und eine kräftige Stimme rief: „Dem deutſchen Manne, dem Sänger der Freiheit, Hoffmann von Fallersleben, ein donnerndes Hoch!"

„Hoch! hoch! hoch!" Jeder wollte mit ihm anſtoßen, Jeder einen Handdruck von ihm erhaſchen. Die Leidensgeſchichte des ſeiner Breslauer Profeſſur entſetzten, von Stadt zu Stadt vertriebenen Verfaſſers der „Unpolitiſchen Lieder" hatte die Runde durch alle Zeitungen gemacht. Schon der flüchtigſte Verkehr mit dem Verbannten genügte, um den Verdacht demagogiſcher Geſinnung zu erwecken. Aber hier in der freien Reichsſtadt brauchte Niemand ſeiner Liebe und Bewunderung für einen höchſten Orts miſsliebigen politiſchen Dichter Zwang anzuthun. In den Liedertafeln herrſchte ein friſcher, fröhlicher Geiſt des Freiſinns und der Vaterlandsliebe, der in jener trüben Zeit den Glauben und das Vertrauen auf eine beſſere Zukunft wach erhielt, und der in den Liedern Hoffmann's ſeinen volksthümlichſten Ausdruck fand. Auch wir Gymnaſiaſten wollten den günſtigen Zufall, der uns in die Geſellſchaft des wackeren Mannes geführt hatte, nun, da ſein Name uns enthüllt worden war, nicht entſchlüpfen laſſen, ohne ihm unſere — freilich recht geſchmackloſe — Huldigung darzubringen. Im Nu riſſen wir die ſchwere Eichenguirlande vom Thürbogen herab und flochten ſie zu einem naturwüchſigen Kranze, um das Haupt des Sängers zu krönen, der ſoeben mit einem improviſierten Reimſpruche für das Hoch gedankt hatte. Gutmüthig abwehrend ſtreckte er uns die Hand entgegen, als wir ihm das Kranz-Ungethüm aufſetzen wollten.

„Da ſäh' ich ja wie ein Pfingſtochſe aus“, ſagte er. „Laſſt es gut ſein! Ich weiß, wie ihr's meint, und ich freue mich, daß hier, wie überall, die Jugend es mit der Freiheit hält. Das deutſche Vaterland und die Freiheit, die beiden bewahrt treulich im Herzen, und werdet keine feigen Philiſter, keine verſchimmelten Profeſſoren, die über ſchweinsledernen Pergamenten die ganze herrliche Gotteswelt vergeſſen!“

Dann wandte er ſich zu den neu angekommenen Gäſten, die ihn aufforderten, das eine oder andere ſeiner Lieder zu ſingen. Er ließ ſich nicht lange bitten. In kräftigem Baſstone ſtimmte er nach der Melodie „Ein Schifflein ſah ich fahren“ das „Erntelied“ an:

Der Sommer iſt gekommen
Für das deutſche Vaterland.
Friſch auf drum, deutſcher Michel,
Jetzt nimm die Senſ' und Sichel!
Alle Welt fort ins Feld,
Friſch und froh wie ein Held!
Nimm die Sichel, nimm die Sichel, nimm die Sichel in die Hand,
Und ſchneide, ſchneid' und ernte!

Andere Lieder folgten, ernſte und heitere — welche, weiß ich zum Theil nicht mehr, doch waren viele mir neu, und namentlich eins iſt mir lange im Gedächtnis geblieben. Ich fand es ſpäter in einer jener kleinen Sammlungen, die Hoffmann während der vierziger Jahre in der Schweiz drucken ließ, um den Plackereien der heimiſchen Cenſur ein Schnippchen zu ſchlagen:

Flora Germanica.

Es grünt und blüht im Vaterlande
Zum Heil und Segen jedem Stande:
Denn jedem Deutſchen bringt fürwahr
Der Frühling eine Gabe dar.

Der Frühling kommt, uns zu belohnen
Mit Königskerzen, Kaiſerkronen,
Mit Pfaffenhüten, Ritterſporn,
Mit Bauernſenf und Edelkorn.

Doch läſſt er uns am meiſten ſchauen
In allen Wäldern, allen Auen,
Daſs Gott erbarm'! Jahr aus, Jahr ein
Das deutſche Hungerblümelein.

Den tiefſten Eindruck aber machte auf uns Alle

Das Lied vom deutſchen Ausländer.

Ein Knabe lernte ein Gebet,
Das ſprach er täglich früh und ſpät,
Er ſprach es, wo er ging und ſtand,
Zu Gott empor fürs Vaterland:
Kein Öſterreich, kein Preußen mehr!
Ein einig Deutſchland, groß und hehr,
Ein freies Deutſchland Gott beſcheer'!
Wie ſeine Berge feſt zu Trutz und Wehr.

Und als der Knabe ward ein Mann,
Da thät man ihn ſofort in Bann,
Man ſchickt' ihn flugs aus Preußen fort,
Weil er zu laut einſt ſprach das Wort:
Kein Öſterreich, kein Preußen mehr!
Ein einig Deutſchland, groß und hehr,
Ein freies Deutſchland Gott beſcheer'!
Wie ſeine Berge feſt zu Trutz und Wehr.

Wie er aus Preußen war verbannt,
Da nahm ihn auf kein deutſches Land;
Er durfte nicht einmal hinein
Zu Reuß, Greiz-Schleiz und Lobenſtein.
Kein Öſterreich, kein Preußen mehr!
Ein einig Deutſchland, groß und hehr,
Ein freies Deutſchland Gott beſcheer'!
Wie ſeine Berge feſt zu Trutz und Wehr.

Leb wohl! rief er der Heimat zu,
Wo man mir gönnt nicht Raſt noch Ruh',
Wo ich zuletzt kein Fleckchen fand,
Zu beten für mein Vaterland:
Kein Öſterreich, kein Preußen mehr!
Ein einig Deutſchland, groß und hehr,
Ein freies Deutſchland Gott beſcheer'!
Wie ſeine Berge feſt zu Trutz und Wehr.

Und als er auf dem Rigi ſtand,
Jetzt neununddreißigmal verbannt,
Sang er, in Lieb' und Zorn entbrannt:
Was iſt des Deutſchen Vaterland?
Ein Öſterreich, ein Preußen nur!
Von deutſcher Freiheit keine Spur!
Und reget ſich ein Mäuslein nur,
Gleich packt's die Polizei und die Cenſur.

Mehr als zwanzig Jahre verſtrichen ſeit jener Begegnung im Lübecker Rathskeller, bis ich den fahrenden Sänger der Freiheit wiederſah. Der demokratiſche Geſangverein „Arion“ in dem gaſtlichen Bielefeld feierte im Juli 1869 ſein zehnjähriges Stiftungsfeſt. Auf Antrag des Vorſitzenden, Richard Wehn, hatte man beſchloſſen, dies Feſt zu einer Begrüßungsfeier Ferdinand Freiligrath's in ſeiner weſtfäliſchen Heimat zu geſtalten. Alles, was in Literatur, Preſſe und Kammer der Sache der Freiheit treu gedient, war eingeladen worden, den Tag durch ſeine Gegenwart zu verherrlichen, und mehr als zweihundert Gäſte von nah und fern — Schriftſteller, Journaliſten, Volksvertreter — hatten der freundlichen Aufforderung entſprochen. Auch Hoffmann von Fallersleben war von Corvey herüber gekommen, wo er als Bibliothekar des Herzogs von Ratibor nach langen Irrfahrten einen ihm zuſagenden Ruhehafen für den Reſt ſeines Lebens gefunden hatte. Ganz wie einſt, traf ich ihn am Wirthshaustiſche inmitten einer Schar fröhlicher Genoſſen, denen er bei einem Glaſe goldfunkelnden Markobrunners ſeine Lieder ſang und mit unverwüſtlichem Humor Anekdote auf Anekdote zum Beſten gab. Die Jahre hatten ſein blondes Haar gebleicht, das jetzt ſilberfarben, aber noch immer in dichter Fülle, über den Nacken fiel; um die ſchelmiſch zwinkernden Augen hatten ſich zahlreiche Fältchen gelegt; aber das Roth der Geſundheit blühte noch auf den vollen Wangen des Siebzigers, und das tiefe, ſchütternde Lachen bewegte noch eben ſo luſtig die Spitzen des ſchneeweißen Kinnbarts. Ein rothſeidenes Tuch war loſe um ſeinen Hals geſchlungen, die ſchwarze Handwerksburſchenmütze hing über ihm an der Wand. Das Alter und die Stürme des Lebens hatten über dieſe athletiſche Geſtalt, die ein ungebeugtes Haupt auf den mächtigen Schultern trug, Nichts vermocht; in dieſer breit gewölbten Bruſt ſchlug, unvergällt von Bitterkeit und Haſs, ein kindlich heiteres, jugendlich warmes Dichterherz. Eben dieſe naive, herzwarme Fröhlichkeit, dieſe innige Freude am Großen wie am Kleinen war es, welche dem Weſen und den Worten des Mannes einen ſo unbeſchreiblichen Reiz verlieh. Man muſs den gottvergnügten Ausdruck gehört und geſehen haben, mit welchem er das unbedeutendſte Stegreifgedicht, den flüchtigſten Reimſcherz vortrug, um die ſtürmiſche Luſt zu begreifen, welche ſolche Apropos entzündeten. Gewiſs möchte Niemand den launigen Toaſten, welche Hoffmann bei jenem Bielefelder Feſte auf ſeinen alten Kampfgenoſſen Freiligrath oder auf den Geſangverein „Arion“ ausbrachte, einen poetiſchen Werth beimeſſen; dennoch hingen Aller Augen und Herzen wie gebannt an den Lippen des Jüngling-Greiſes, als er mit ſeiner markigen Stimme und mit eigenthümlich neckiſcher Betonung der Reime nachfolgende Verſe ſprach:

Heil ihm, der den geraden Pfad
Des Rechts und der Freiheit gewandelt hat,
In edlem Zorneseifer zertrat
Allen Lug und Trug und allen Verrath
Am Vaterland und an Kirch' und Staat,
An der Menſchheit Proletariat!
Heil ihm, der für die Freiheit früh und ſpat
Kämpfte wie ein tapferer Soldat!
Sie bleibt ſeine Braut im Hochzeitsſtaat,
Nie könnt' Er werden ein Renegat,
Nie üben an ſeiner Verlobten Verrath.
Und hielt' ihn gefangen Koſak und Kroat,
Und ſäh' er nur Blut- und Thränenbad,
Und würd' er begnadet zu Galgen und Rad,
Er bliebe der Freiheit Advokat
Mit Sang und Wort, mit Rath und That.
Und wenn einſt der Tag der Vergeltung naht,
Wenn gewogen wird Geſinnung und That,
Wenn die Ernte kommt für jede Saat,
Dann wird erkannt, was Er iſt, was Er that
Dann ruft mit mir jeder Demokrat:
Hoch lebe mein alter Kriegskamerad!

Hoch Ferdinand Freiligrath!

Wer in allen Sachen nach Maß ſucht,
Wer allem Lachen und Spaß flucht,
Sich an keinem Witz freut,
Sich vor jedem Blitz ſcheut,
Vor jedem Wölkchen weit flieht,
Überall Herzeleid ſieht,
Und Alles ſchüchtern treibt,
Und immer nüchtern bleibt,
Gleichgültig in die Welt ſieht,
Wenn was Großes ins Feld zieht,
Und ſich fühlt unausſprechlich gebrechlich,

Alltäglich, unſäglich, kläglich,
Und lieber beginnt zu verzagen,
Eh' er beginnt was zu wagen,
Und keinen friſchen Genuſs liebt,
Der Fröhlichkeit keinen Kuſs giebt,
Und wo man Wein ihm einſchenkt,
Nur ſtets allein an Pein denkt —
Will Der ſich des Dichtens unterwinden,
So ſoll man ihn auf den Pegaſus binden
Und hinter ihm blaſen Huon's Horn,
Daſs er luſtig werde hinten und vorn,
Bis er merkt auf ſeinem Pegaſus,
Wie einem Dichter zu Muth ſein muſs.
Drum ſei freudig des Arion gedacht,
Der uns zuſammen hat gebracht,
Uns zu Poeten hat angefacht,
Und ſelbſt die Poeten zu Poeten hat gemacht.

Noch eines Erlebniſſes muſs ich gedenken, das ſich an jene Feſttage in Bielefeld knüpft. Der dortige Arbeiter-Bildungsverein hatte Freiligrath, Hoffmann und die übrigen Dichtergäſte des „Arion“ zu einem Beſuche ſeines Lokals eingeladen. Auch den Laſſalleanern, welche einem ſocialdemokratiſchen Arbeitervereine von abweichender Richtung angehörten, war auf ihren Wunſch an dieſem Abend der Zutritt geſtattet worden. Kaum hatten die fremden Gäſte, mit herzlichen Worten begrüßt, unter den Arbeitern Platz genommen, als ſich ein Socialdemokrat erhob und etwa folgende Anrede an ſie richtete: „Meine Herren! Wir ſind hieher gekommen, weil man uns geſagt hat, daſs Sie ein Herz für das arme Volk haben, daſs Sie mit Muth und Ausdauer immer der Sache des Fortſchritts und der Reform der heutigen ſchlechten Weltordnung das Wort geredet haben. Es ſind ſchöne Worte genug geſprochen, die uns nicht halfen. Da heißt es immer: Bildung macht frei! leſet, lernt, bildet euch, dann wird es auch für euch beſſer in der Welt. Aber wie können wir über den Büchern ſitzen und ſtudieren, wenn der Magen bellt? Was nützt uns die Bildung, wenn wir darüber verhungern? Sie, meine Herren, haben gewiſs ernſtlich über dieſe Frage nachgedacht; antworten Sie uns doch, ſagen Sie uns rund heraus: wie verſchafft man dem armen Volke Brot?“ — Todtenſtille folgte der treuherzigen, ſchlichten Rede des bleichen Mannes. Nie war das unheimliche Geſpenſt der ſocialen Frage uns in ſchreckvollerer

Nacktheit entgegentreten. „Es iſt fürchterlich,“ raunte mir Freiligrath zu, „der arme Burſch hat von ſeinem beſchränkten Standpunkte vollkommen Recht; man kann ihn vielleicht tröſten, aber ſchwerlich ganz widerlegen.“ Endlich ergriff Albert Träger das Wort. Mit männlichem Ernſt, ohne ausweichende Phraſen, beleuchtete er den Kernpunkt der Frage. Er enthüllte offen die ſchwärenden Wunden der Geſellſchaft, die Noth der Armen, das Unrecht der Reichen; dann aber wies er an der Hand der Geſchichte den allmählichen Fortſchritt der Menſchheit nach und betonte dabei, daſs es für das Weltelend kein Univerſalheilmittel gebe, ſondern daſs nur ein gemeinſames Streben Aller und das Bemühen jedes Einzelnen, in redlicher Arbeit der Hand oder des Kopfes ſeinen Platz auszufüllen, eine beſſere Zukunft auch für den Arbeiterſtand heraufführen werde. Andere Redner folgten; doch blieb ein leiſer Miſsklang zurück, der ſchwarze Schatten hatte die frohe Feſtſtimmung verſcheucht. Da ſchlug der alte Hoffmann von Fallersleben, der geſtützten Hauptes mit ſichtlicher Antheilnahme der aufregenden Debatte gefolgt war, an ſein biergefülltes Deckelglas und brachte der ſchöneren Zukunft Deutſchlands ein kräftiges Hoch. Aller Augen richteten ſich auf die trotzige Hünengeſtalt im ſilberweißen Haar. „Vorwärts!“ war der Text ſeines Reimſpruches, —

„Vorwärts! ſei der Ruf der Freudigkeit,
Wenn Unſinn, Dummheit und Schlechtigkeit
Zurückhalten möchten unſere Zeit:
Wenn Jeſuiten mit langen Sermonen,
Mit Kreuzen, Fahnen und Proceſſionen,
Wenn arme Ritter mit Diplomen und Wappen
Und ihre Helfershelfer und Knappen,
Bürgerliche Kanaillen auf Schuſters Rappen,
Wenn alte Gecken und junge Laffen,
Schriftgelehrte, Phariſäer und Pfaffen
Die Welt von Anno Toback möchten wieder erſchaffen!“

Zu ſolchem Tone ging es noch lange unter rauſchendem Beifall der Verſammelten fort, und Alle drängten ſich herbei, um dem alten Volksſänger dankend die Hand zu drücken, als er ſchloß:

„Vorwärts!
Daſs bald erſcheint eine ſchönere Zeit,
Ein Frühling für Deutſchland weit und breit,

Ein Frühling,
Der unſere Hoffnung nicht höhnt,
Der unſer Leben verſchönt,
Und uns mit dem Schickſal verſöhnt!
Drum laſſt uns Alle das Glas erheben,
Deutſchlands ſchönere Zukunft! ſie ſoll leben!“ —

Eine flüchtige Begegnung in Hamburg abgerechnet, habe ich Hoffmann nur noch einmal kurz vor ſeinem Tode wieder geſehen. Aber wie oft wurde ich während des Feldzugs in Frankreich an ihn erinnert, wenn beim Marſch oder am Bivouakfeuer ſeine herrlichen Lieder erklangen! „Morgen marſchieren wir!“ ſangen die Braunſchweiger Füſiliere im Eiſenbahnwaggon, als ich mit ihnen durchs lachende Lennethal nach der Pfalz hinunterfuhr. „Des Morgens wann die Hähne krähen, widerumpumpum, ſchönſter Schatz, nun lebe wohl!“ „Trarah, trarah, mit Hörnerſchall, ſo ziehn wir Jäger aus“, „Huſaren müſſen reiten frohen Muthes in den Tod, tralierah vivallallerah trarah!“ klang es auf dem Zuge nach Weißenburg und Wörth, klang es auf den grünen Waldwieſen um Sedan, und auf den blutgetränkten Schneefeldern vor Le Mans. Und wie jauchzend ſtimmten die heimkehrenden Krieger das Lied „Deutſche Worte hör’ ich wieder!“ an, als ſie auf der Rheinbrücke bei Kehl den erſten Gruß und Händedruck der Heimat empfingen! Wie viel Troſt und friſchen Muth haben dieſe unvergleichlichen Weiſen während der ſchweren, ſchrecklichen Kriegeszeit in tauſend und aber tauſend tapfere Soldatenherzen gehaucht! —

Im Sommer 1873 war ich nach Göttingen gereiſt, um die Orte zu beſuchen, wo der unglückliche Dichter Bürger gelebt und gelitten, und um nach den Spuren ſeiner Thätigkeit zu forſchen. Eines Tages überraſchte mich mein Freund Richard Wehn, der den alten Hoffmann von Fallersleben auf der Herfahrt beſucht hatte und mir nun eine Einladung überbrachte, den Rückweg mit ihm über Corvey zu nehmen. Anderen Tages folgte ein Telegramm, das die Einladung noch dringlicher wiederholte, und mir allerlei Nachweiſe und Notizen zur Unterſtützung meiner Arbeit über Bürger verſprach.

Einige Tage ſpäter rollte unſer Wagen durch die prächtige Allee auf den inneren Hofplatz des alterthümlichen Schloſſes und hielt vor dem Bibliotheksflügel, in welchem Hoffmann’s Wohnung lag. Er begrüßte uns mit großer Herzlichkeit, hatte uns aber durch ein Mißverſtändnis ſchon am vorhergehenden Tage erwartet, und zeigte uns ſofort die für uns bereit gehaltenen Zimmer. Daſs wir noch am nämlichen Abend wieder fort muſsten, wollte ihm durchaus nicht gefallen. „Sei es denn,“ ſagte er endlich, „aber reden wir kein Wort mehr davon; erfreuen wir uns ungetrübt der kurzen Zeit, die wir beiſammen ſind! Wären Sie doch geſtern gekommen, da hatte meine Schwägerin ſich auf Ihren Beſuch gerüſtet — nun werden Sie, fürcht' ich, mit ſchlichter Hausmannskoſt vorlieb nehmen müſſen.“ Er machte uns mit ſeiner liebenswürdigen Schwägerin, Fräulein Alwine zum Berge, bekannt, die ſeit dem Tode ſeiner unvergeſslichen Ida ſeinem Hausweſen vorſtand, und die ſich beeilte, uns den Willkommstrunk zu kredenzen. — „Wollen Sie die Bibliothek ſehen?“ fragte er mich. „Gut, dann machen wir am beſten gleich einen Gang durch die Säle.“ Damit nahm der Alte ein Schlüſſelbund von der Wand und ſchritt mir voran über den Korridor. Er ſchloſs die Bibliotheksthüre auf und hieß mich eintreten.

„Nach Ihnen, Herr Profeſſor!“

„Dachte ich's doch“, ſagte er lachend und behielt den Thürgriff in der Hand. „Sie machen's wie Alle, die herkommen, und ſollten doch wiſſen, daſs in meinen vier Pfählen nicht mir, ſondern meinem Gaſte der Vortritt gebührt. ‚Nach Ihnen, Herr Profeſſor!‘ Hahaha! Nun hören Sie zur Strafe hier zwiſchen Thür und Angel erſt die Geſchichte vom neugebackenen Edelmann. Herr Itzigleben hatte das lange ergierte Adelsdiplom endlich erhalten und wollte nun mit ſeinem Sohn eine Ausfahrt machen, um ſich in allem Glanz ſeiner neuen Würde ſeinen Freunden zu präſentieren. Der Lakai öffnet den Kutſcherſchlag, und der Sohn will dem Vater den Vortritt laſſen. Aber dieſer ſagt mit einer tiefen Verbeugung: ‚Nach Ihnen, Herr Baron! Sie zählen einen Ahnen mehr, als ich.‘ So, nun treten Sie ein!“

Er fragte, welche Bücher ich zu ſehen wünſche. Ich nannte ihm einige, die ich in Göttingen und Berlin vergebens geſucht hatte; ohne nachzuſchlagen, ſagte er mir ſofort, daſs ſie auch hier nicht vorhanden ſeien. Die Bibliothek von Corvey iſt reich an koſtbaren illuſtrierten Werken, ſonſt aber ziemlich planlos und willkürlich zuſammen geſtellt. Der Beſitzer gewährte ſeinem Bibliothekar weder die Mittel, noch die Befugnis, die einzelnen Fächer nach wiſſenſchaftlichen Grundſätzen zu ergänzen, viel oberflächliche Unterhaltungslektüre muſste alljährlich für das Leſebedürfnis der herzoglichen Familie angeſchafft werden; dagegen rühmte Hoffmann die Liberalität, mit welcher ihm der Ankauf aller Werke für die Bibliothek geſtattet ward, die ſeinen Studien förderlich ſein konnten. So hatte er namentlich die Volslieder-Literatur aller Sprachen nach und nach in ſeltener Vollſtändigkeit zuſammengebracht. „Gelehrte Herren, die mich hier beſuchen," fügte er hinzu, „murren oft darüber, daſs der Herzog ſeine Bücherſchätze nicht nach auswärts verleiht, und daſs er bei den neuen Anſchaffungen nicht eine beſſere Auswahl trifft. Solch unvernünftiges Geſchwätz hat mich mehr als einmal in hellen Zorn verſetzt. Als ob ein Herzog nicht ſo gut wie Unſereins ſich eine Bibliothek für ſeinen Privatgebrauch und nach ſeiner freien Wahl anſchaffen dürfte, oder als ob man's nicht loben müſste, wenn ein vornehmer Herr lieber ſein Geld für Bücher, meinethalb auch für ſchlechte Bücher, ausgiebt, ſtatt es auf Maitreſſen, Rennpferde und Jagdhunde zu verſchwenden!"

Wir gingen in das kleine Arbeitszimmer Hoffmann's neben der Wohnſtube zurück. „Nun möchten Sie mich wohl fragen," begann er und blätterte in ſeinen Papieren, „weshalb ich Sie eigentlich herrief. Ich glaubte in der That, Ihnen einiges nicht unwichtige Material für Ihre Studien über Bürger bieten zu können, aber bei genauerer Durchſicht finde ich Wenig unter meinen Kollektaneen, was Sie nicht ſchon kennen werden. Da iſt's — eines Dankes lohnt es nicht — aber ein Schelm giebt mehr, als er hat. Und dann — als Freund Wehn vorige Woche zu mir kam, dachte ich mir's ſo hübſch, wenn er noch einmal mit Ihnen zurückkehrte und wir ein paar gute Tage mit einander verlebten. Haha," ſchmunzelte er, als die Andern jetzt zu uns traten, „Den habe ich ſchön angeführt, Der meinte gewiſs Wunder was für Schätze zu holen, und muſs ſich nun mit ein paar armſeligen Zetteln begnügen! Aber ſetzen wir uns zu Tiſche und ſehen wir, was uns die Küche der Hausfrau beſcheert!"

Die Befürchtungen unſeres Wirthes, wenn ſie überhaupt ernſtlich gemeint waren, erwieſen ſich als durchaus unbegründet. Wir erfreuten uns der trefflichſten Speiſen, und der Weinkeller Hoffmann's lieferte, wie bei einem ſo feinen Kenner des Rebenſaftes zu erwarten ſtand, das edelſte Gewächs. Ernſte und heitere Reden würzten das Mahl. Bald wies der Alte uns die an der Wand hängenden Bleiſtiftſkizzen ſeines Sohnes.

Franz, welcher in Düſſeldorf die Malerakademie beſuchte, und von welchem er mit innigſter Liebe ſprach; bald flocht er eine drollige Anekdote ein, oder neckte ſich mit uns und ſeiner Schwägerin in herzlichſter Weiſe. „Kinder!“ rief er aus, als er den perlenden Sekt in die Gläſer goſs, „ich bin heute ſo vergnügt, daſs ich auf dem Tiſch tanzen möchte!“

Plötzlich wurde er ernſt und winkte mir, ihm in ſein Arbeitszimmer zu folgen. Nachdem er die Thür hinter uns geſchloſſen, wandte er ſich zu mir um, und legte mir beide Hände auf die Schultern. „Sehen Sie mir ins Geſicht,“ hob er an, „und antworten Sie mir offen, ohne alle Komplimente, auf Das, was ich Sie fragen will. Ich habe da in der letzten Zeit Allerlei geſchrieben — Verſe meine ich. Würde es Ihnen Vergnügen machen, das Eine oder Andere davon zu hören? Aber ganz ehrlich! denn ich möchte uns Allen die kurzen Augenblicke Ihres Hierſeins nicht mit langweilender Lektüre verderben.“ Ich verſicherte lebhaft und wahrheitsgemäß, daſs er uns keine größere Freude, als durch ſolche Mittheilung ſeiner jüngſten Lieder bereiten könne. „Gut,“ ſagte er, „gehen wir hinüber!“

Er las nun aus ſeiner Gedichtmappe eine große Anzahl kleiner, volksliedartiger Weiſen, die uns aufs tiefſte ergriffen, und deren Vortrag auch ihn allmählich in eine feierliche, freudig-wehmüthige Stimmung verſetzte. Ein paar ſcherzhafte Kinderreime waren darunter, nicht ſo naiv und anmuthig, wie er deren viele gedichtet. Die meiſten aber waren Herbſt-, Abend- und Scheidelieder von ſanft elegiſcher Färbung, offenbar dem Gedanken an ſeinen eigenen, nahe bevorſtehenden Abſchied vom Leben entſprungen. Dies fröhliche Gemüth, das jede Freude und jeden Schmerz des Daſeins ſo dankbar genoſſen, ſchien jetzt gleichſam bemüht, auch dem Tod ſeinen Stachel zu rauben, auch das Ende harmoniſch auszukoſten, wie die früheren Tage. Eins dieſer Lieder, das ſchon am 12. November 1868 verfaſſt und meines Wiſſens bisher nicht gedruckt worden iſt, habe ich ſpäter zur Erinnerung an unſern Beſuch von der Schwägerin Hoffmann's aus deſſen Nachlaſſe geſchenkt erhalten. Es mag hier folgen:

Das Laub fällt von den Bäumen,
Der Winter iſt nicht weit.
Jetzt kann die Welt nur träumen
Von einer ſchönren Zeit.

Ach, Alles iſt vergangen,
Was ſchön gegrünt, geblüht;
In Sehnen und in Bangen
Lebt nur noch das Gemüth.

Sein Frühling iſt geblieben,
Sein Beſtes hält es feſt,
Von den geſchiednen Lieben
Es nun und nimmer läſſt.

So will auch ich denn träumen
Von einer ſchönren Zeit —
Das Laub fällt von den Bäumen,
Der Winter iſt nicht weit.

Ein zweites der uns vorgeleſenen Gedichte — vom 9. März 1873 — lautete:

Meines Herzens Liederquell,
Rinne, rinne ſtill und hell!
Von des Himmels Thau genährt,
Von der Sonne Glanz verklärt,
Von des Frühlings Blumenpracht
Rings umblüht und angelacht.
Rinne, rinne ſtill und hell,
Meines Herzens Liederquell!

Doch wie lang', o Liederquell,
Rinnſt du noch ſo ſtill und hell?
Himmelsthau nicht immer währt,
Sonnenglanz von hinnen fährt,
Und des Frühlings Blumenpracht
Wird ein Raub der Winternacht —
O verſiege nicht zu ſchnell,
Meines Herzens Liederquell!

Eben ſo von allem Zauber des echten Volksliedes umfloſſen, und bei plaſtiſch klarſter Form zugleich ein Meiſterwerk unverfälſchter Stimmungs-Lyrik iſt folgendes Lied vom 18. Februar desſelben Jahres:

Auf dem See.

Ich ſaß in einem Fiſcherboot,
Und hörte nur den Ruderſchlag:
Der See erglänzt' im Abendroth,
Zu Rüſte ging der müde Tag.

Am Ufer zogen Schwän' entlang,
Es lag das Thal gehüllt in Duft,
Und eine Weidenflöt' erklang
Hell durch die friſche Frühlingsluft.

Und Fried' und Ruh' um Berg und Thal
Und überall im Abendſchein —
Wann kehret Fried' und Ruh' einmal,
O Herz, mein Herz, bei dir auch ein?

Als ein Schwanengeſang ureigenſter Art, mit welchem der greiſe Sänger froh und zufrieden, wie er gelebt, von der Welt Abſchied nimmt, erſchien uns ein anderes Lied, das er wenige Tage vor unſerer Ankunft gedichtet:

Abendruhe.

So laſſt mich ruhen ungeſtört!
Ich habe nun genug gehört,
Hab' auch genug geſehn;
Ich habe viel gewollt, geſtrebt,
Und viel durchdacht und viel durchlebt,
Was um mich iſt geſchehn.

Und Abend wird's, die Glocke ſchallt,
Und Fried' und Ruh' in Feld und Wald,
Als ob es Nacht ſchon wär'.
Ein Wandrer froh vorüber zieht,
Er ſingt aus voller Bruſt ſein Lied
Einſt ſang ich auch wie er.

Kein Halm, kein Blatt, kein Zweig
ſich regt.
Mein Herz auch immer leiſer ſchlägt,
Mein Sehnen iſt geſtillt.
Und was ich war und was ich bin,
Es iſt, als zieht es vor mir hin —
Ein Traum, ein Schattenbild.

Und doch iſt die Vergangenheit
Mit aller Freud' und allem Leid
Wie milder Mondenſchein,
Der mich begrüßt am Abend ſpat,
Ein treuer Freund voll Rath und That:
„Du ſollſt nicht traurig ſein!“

Unſere Zeit war um. Wir hatten unſern Wagen nach dem nahe gelegenen Höxter zurückgeſandt und muſsten endlich aufbrechen, wenn wir noch vor völliger Dunkelheit die Externſteine und unſer heutiges Reiſeziel, Detmold, erreichen wollten. Ein kurzer, herzlicher Abſchied, und wir ſchritten über den hallenden Schloſshof dem Ausgange zu. Als wir den gewölbten Thorweg betraten, ſchauten wir noch einmal zurück. Der Alte ſtand droben am Fenſter, deſſen Flügel er weit geöffnet hatte; er ſchwenkte das rothſeidene Tuch, das er vorhin um den Hals getragen, wie eine Fahne in der Hand, und winkte uns ſeine letzten Grüße zu. Die Augen wurden uns feucht. „Wir ſehen ihn nicht wieder,“ ſagte mein Freund. „Aber welch ein herrlicher Greis! welch eine freundliche Erinnerung!“ —

* * *

Die letzten Herbſtblumen welken jetzt auf dem ſtillen Grabhügel im Schloſsgarten von Corvey, unter welchen ſie den Sänger des Frühlings und der Freiheit zum ewigen Schlummer gebettet; aber ſeine Lieder werden unvergeſslich fortleben, ſo weit die deutſche Zunge klingt. Die achte Auflage der „Gedichte von Hoffmann von Fallersleben“, welche vor Kurzem in geſchmackvollſter Ausſtattung und mit einem trefflichen Bilde des Dichters geziert (Berlin, bei Franz Lipperheide) die Preſſe verließ, hat mir aufs lebhafteſte das Gedächtnis der glücklichen Stunden zurückgerufen, die ich ſeinen Liedern und der wiederholten perſönlichen Begegnung mit der jugendfriſchen, echtdeutſchen Kernnatur ihres Verfaſſers verdanke. Eine ſolche Sammlung ſeiner beſten und volksthümlichſten Lieder dünkt mich das würdigſte Denkmal des Dichters. Sei es mir darum geſtattet, dieſen Erinnerungen einige Worte über den Charakter ſeiner Poeſie beizufügen, wie derſelbe in der vorliegenden Auswahl ſich ſpiegelt.

Hoffmann von Fallersleben trat ſchon in ziemlich jungen Jahren als Schriftſteller auf, und all ſeine Arbeiten auf gelehrtem wie auf poetiſchem Felde dienten ein langes Menſchenleben hindurch faſt ausnahmlos einem und demſelben klar ausgeſprochenen Ziele: der geſchichtlichen Erforſchung und der praktiſchen Wiederbelebung des deutſchen Volksliedes. Seine germaniſtiſchen Studien, ſeine zahlreichen Sammlungen der Denkmäler niederdeutſcher und mittelhochdeutſcher Dichtung ſollen uns hier nicht beſchäftigen; es genügt, zu betonen, daſs er ſich in dieſe Quellen verſenkte, um dem unverfälſchten Strome echter Volkspoeſie zu lauſchen, und die Weiſe des eigenen Geſanges an dieſen unübertrefflichen nationalen Muſtern zu bilden. Sangbare, volksthümliche Lieder zu ſchaffen und durch dieſelben unmittelbar auf das Gemüth ſeiner Nation zu wirken, Das erſchien ihm als die beſondere Miſſion, als der hohe und heilige Beruf ſeines Lebens. Er ſtellte ſich dabei mit Nothwendigkeit in einen entſchiedenen Gegenſatz zu der gelehrten, von helleniſchen Muſtern geleiteten Kunſtpoeſie unſerer neuklaſſiſchen Literatur. Nicht an die Ariſtokratie der Bildung, nicht an die Elite bevorzugter Geiſter wollte er ſich wenden, ſondern an die große Maſſe des Volkes, mit ſchlichten, herzergreifenden, allverſtändlichen Liedern.

Ganz gewiſs war Hoffmann von Fallersleben weder der erſte noch der einzige unter unſern neueren Dichtern, welcher in ſolcher Abſicht an die halb verſchüttete, aber unverſiegliche Quelle des Volksliedes zurück ging. Goethe, Bürger, Voſs, Miller, Claudius und Andere hatten, durch Herder's Fingerzeig auf dieſen vergeſſenen, immer noch ſprudelnden Quell hingewieſen, manches herrliche Lied aus demſelben geſchöpft; ja, die Romantiker hatten in „Des Knaben Wunderhorn" eine Muſterſammlung aus den Schätzen der lebendigen Volkspoeſie zur Nachahmung für das heutige Sängergeſchlecht aufgeſtellt. Allein dieſe Verſuche waren eben ſo vereinzelt geblieben, wie die begeiſterten patriotiſchen Weiſen von Arndt, Körner und Schenkendorf in den Freiheitskriegen, und erſt Hoffmann von Fallersleben löste die Aufgabe, nach faſt jeder Richtung in Wahrheit ein deutſcher Volksdichter ſeines Jahrhunderts zu ſein.

Sehen wir, welchen Weg er einſchlug, dies Ziel zu erreichen! Welcherlei Grundſätze befolgte er bei der Wahl ſeiner Stoffe und bei der Behandlung der Form? Sie entſprachen genau dem Zwecke, den er ſich vorgeſetzt. Um jedem Hörer und Leſer verſtändlich zu ſein, muſste er zunächſt von dem Inhalte ſeiner Lieder alle ſolche Gegenſtände fern halten, deren Kenntnis außerhalb des Bildungskreiſes der großen Menge lag.

Fauſtiſche Grübeleien, tiefſinnige philoſophiſche Betrachtungen über den letzten Grund der Dinge, Klagen weltſchmerzlicher Zerriſſenheit, kosmopolitiſche Träume, mit Einem Wort: die ganze Hamlet-Abſtraktion des tauſendfach komplicierten und tauſendfach gebrochenen modernen Geiſteslebens fand keinen Platz in ſeiner Dichtung. Die Philoſophie Hoffmann's, ſofern man der Weltanſchauung, die ſich in ſeinen Liedern ausſpricht, dieſen vornehm klingenden Namen geben darf, iſt die Lebensweisheit des gewöhnlichen Mannes, die Philoſophie des geſunden Menſchenverſtandes. Sie läſſt ſich zur Noth in die zwei Worte faſſen: „Thu deine Pflicht, genieße froh und zufrieden, was das Schickſal dir Gutes bringt, und laſs den Kopf nicht hangen, wenn dich ein Leid oder Unglück trifft!“ Die Lehre iſt ſicherlich weder neu, noch tief, aber ſie iſt wahr und geſund, und ſie wird in Hoffmann's Liedern aus dem Volksleben aller Stände auf hundert- und aber hunderterlei Weiſe, bald ernſthaft, bald mit lachendem Humor, poetiſch illuſtriert.

Und wie köſtlich naiv und charaktertreu ſpiegeln all dieſe Jäger-, Bauern-, Hirten-, Burſchen-, Landsknechts-, Kirmes-, Trink- und Wanderlieder die Sitten und die ganze Denk- und Empfindungsart der betreffenden Kreiſe! Wer gäbe nicht ganze Bände voll gelehrter Stubenpoeſie gerne hin für dieſe ſchlicht einfältigen Weiſen? Wer fühlte nicht tief, wie viel uns Allen Gemeinſames dem Herzen noch übrig bleibt, wenn auch ein verſchiedener Grad der Verſtandesbildung Kluft auf Kluft zwiſchen Hoch und Niedrig, Vornehm und Gering legt? Theilen wir nicht Alle mit einander, oder können doch theilen, wenn wir unverdorbenen Gemüthes ſind, die Freude an der Natur, an der friſchen Schönheit des Morgens, an der ſanft erquickenden Stille des Abends, an der wieder erwachenden Frühlingspracht oder der Segensfülle des Herbſtes? Entzückt nicht uns Alle, ob wir arm oder reich ſind, gleich ſehr die Wonne der Liebe, und leiden wir nicht in gleichem Maße die Bitternis ihrer Schmerzen? Hangen wir nicht Alle mit derſelben Zärtlichkeit an Weib und Kind? Wird nicht uns Allen das Auge von Thränen feucht, wenn Eins unſrer Lieben, jäh dahin geriſſen, ins Grab ſinkt? Schlägt nicht uns Allen höher und ſtolzer das Herz bei dem Gedanken an unſer großes, herrliches deutſches Vaterland? Wahrlich, wir brauchen nicht zu fürchten, daſs es dem Volksdichter jemals an würdigem Stoff gebrechen werde, ſo lange die Sonne noch auf- und untergeht, ſo lange der Wechſel der Jahreszeiten nicht endet, ſo lang ein blaues oder braunes Auge noch ein Herz entflammt, ſo lange fröhliche Geſellen in Flur und Wald oder beim funkelnden Rebenſaft von Scheiden und Meiden, von Lieb' und Freundſchaft, von Freiheit und Vaterland ſingen! — Alles Dies bildet den Inhalt der Hoffmann'ſchen Lieder, die nicht müde werden, in immer neuen Wendungen dieſe alten, ewig jungen Themata zu variieren. Sie zählen nach Tauſenden — da iſt es freilich kein Wunder, wenn unter einer ſo großen Zahl ſich auch manche von untergeördnetem Range finden. Bei dem Beſtreben, für Alle zu dichten, lag die Gefahr nahe, hin und wieder platt und gewöhnlich zu werden, das Allverſtändliche und Alltägliche nun auch ohne Weiteres für geeignet zu halten, der Gegenſtand eines Liedes zu ſein. Dieſe gefährliche Klippe des Volksdichters hat Hoffmann von Fallersleben nicht immer glücklich umſchifft. Um ſo nöthiger war eine ſorglich geſichtete Auswahl ſeiner Lieder, und wir müſſen mit Dank anerkennen, daſs die uns dargebotene in dieſer Hinſicht den ſtrengſten, höchſtgeſteigerten Anforderungen entſpricht.

Was die Form und Sprache der Hoffmann'ſchen Lieder anbelangt, ſo verſteht es ſich, daſs dieſelbe nicht minder ſchlicht und volksthümlich, als ihr Inhalt iſt. Gerade nach dieſer Seite kann das Verdienſt des Dichters nicht hoch genug geſchätzt werden. Derjenige täuſcht ſich ſehr, welcher es für ſo leicht erklärt, in der Poeſie auf den gewohnten Pomp hochtrabender Phraſen, weithergeholter Bilder und volltönender Prachtwörter zu verzichten. Dieſe Phraſen, Bilder und Prachtwörter verſchleiern nur zu oft die Hohlheit und Armuth des Gedankens, das Schiefe, Krankhafte und Falſche der Empfindung. Die Einfachheit der Form iſt die ſicherſte Probe auf den Werth des poetiſchen Gefühls oder Gedankens, welchem das Lied entſprang. Hier, beim echten Volksliede, müſſen Form und Inhalt ſich völlig decken; hier iſt erſtere nicht (was ſie freilich niemals ſein ſollte) das willkürliche Gewand, mit welchem letzterer ſich umhüllt; ſie iſt vielmehr der Leib ſelber, durch welchen der Geiſt in die entſprechende ſichtbare Erſcheinung tritt. Weil Hoffmann Dies erkannte, verſchmähte er auch gefliſſentlich alle fremdländiſchen Muſter; er hat, ſo viel mir erinnerlich, mit Ausnahme einiger kurzen Sprüche in Diſtichen, ſich niemals in antiken Versmaßen verſucht; er ließ ſich weder von den Romantikern auf den Sonettenpfad, noch von Rückert und Platen in den Orient verlocken, oder wenn er doch gelegentlich ein Paar Gaſelen ſchrieb, klingen dieſelben ſo ungezwungen und ſo deutſch, daſs man ſie, wie die folgenden, ungern in der Auswahl ſeiner Gedichte vermiſſt:

Mir iſt, als müßt' ich immer ſagen:
Ich liebe dich,
Und mag nicht auszuſprechen wagen:
Ich liebe dich.
Die Maienlüfte ſäuſeln wieder,
Ich lauſche hin,
Und alle Blüthenzweige klagen:
Ich liebe dich.
Der Sang der Vögel iſt erwachet,
Ich lauſche hin,
Und alle Nachtigallen ſchlagen:
Ich liebe dich.
So frag die Lüfte, frag die Blumen,
Die Vögel all,
Vielleicht, daß ſie für mich dir ſagen:
Ich liebe dich.
Ich wandle fern von dir und habe
Nur Einen Troſt
In dieſen ſchönen Frühlingstagen:
Ich liebe dich.

Es war ein Traum nur, war ein ſchöner Traum,
Und Alles hin!
Schön wie der Abendwolke goldner Saum,
Und Alles hin!
Von einem höhern, ſ[illegible]gern Daſein war
Mein Herz beſeelt,
Ich fühlte heimiſch mich hienieden kaum —
Und Alles hin!
Erfüllt ſchien jede Hoffnung, jeder Wunſch
Auf ewig mir,
Nur ſüße Früchte bot mein Lebensbaum —
Und Alles hin!
Leb wohl! leb wohl! nie rufe dir wie mir
Ein Morgen zu:
„Du haſt geträumt der Liebe ſchönen Traum —
Und Alles hin!“

Ja, wahrlich, Hoffmann von Fallersleben iſt der deutſcheſte Dichter, welchen dies Jahrhundert hervorgebracht. Die uns vorliegende Gedichteſammlung enthält mehr als 700 Lieder, von denen auch nicht ein einziges ſeinen Inhalt oder ſeine Form der Fremde entlehnt hat. Und doch iſt uns keine zweite Sammlung der Gedichte eines zeitgenöſſiſchen Poeten bekannt, welche einen ſo unerſchöpflichen Reichthum der originellſten, ſtets wechſelnden Rhythmen und glücklichſten Strophenbildungen nachwieſe.

Was aber ganz beſonders die allgemeine Verbreitung der Hoffmann'ſchen Lieder erleichterte und ſie ſo raſch in alle Schichten des Volkes eindringen ließ, war ihre Sangbarkeit. Der Verfaſſer ging von dem richtigen Grundſatze aus: „Ein Volkslied ſoll nicht geleſen, es muſs geſungen werden." Daher dichtete er all ſeine Lieder entweder nach bekannten Melodieen, oder er erfand zu denſelben mit ſicherem muſikaliſchen Taktgefühl einfache, gefällige Singweiſen, die er dem Texte beidrucken ließ, und die meiſtens ſehr bald populär geworden ſind. Aber auch unſere volksthümlichen Komponiſten — wir nennen vor Allem Erk und Silcher — zeigten ſich eifrig bemüht, anſprechende Melodien für ſeine Lieder zu erfinden, und ihnen dadurch immer weiteren Eingang in die verſchiedenartigſten Geſellſchaftskreiſe zu verſchaffen.

Noch einer letzten und überaus wichtigen Seite von Hoffmann's poetiſcher Thätigkeit müſſen wir gedenken: ſeiner politiſchen Lieder. Auf dieſem Gebiete haben ihn andere, zum Theil jüngere Dichter durch kühnen Schwung der Gedanken, durch revolutionäre Kraft der Sprache weit überflügelt; dennoch iſt es zweifelhaft, ob irgend einer derſelben einen ſo mächtigen Einfluſs auf die Erweckung des politiſchen Bewuſſtſeins im deutſchen Volke geübt hat, wie Hoffmann von Fallersleben. Auch hier ſtellte er ſich die Aufgabe, nicht einſeitig auf die gebildeten Kreiſe, ſondern auf die große, erſt der Bildung zu gewinnende und für die Theilnahme am Staatsleben zu erziehende Volksmaſſe zu wirken. Was verſtand dieſe zu jener Zeit, in den vierziger Jahren, von den politiſchen Freiheitskämpfen? Nun, ſie fühlte doch wenigſtens mit Unwillen den harten Steuerdruck, den Übermuth des bevorrechteten Adels, den ſteifen Schlendrian des Beamtenthums, die endloſen Chikanen eines kleinlichen Polizeiregiments, die herzzerreißende Hungersnoth der ſchleſiſchen Leineweber, die Zoll-, Paſs- und Wanderbuchsſcheerereien an der Grenze von neununddreißig deutſchen Vaterländchen, den höhniſchen Hinweis der Gewalthaber auf den „beſchränkten Unterthanenverſtand" als Antwort auf jedes ſchüchterne Verlangen nach Freiheit und Einheit — und alles Dies gab Hoffmann den Stoff für ſeine politiſchen Lieder. Handwerksburſchen, Studenten und Turner trugen ſie mit ihren leichten, neckiſchen Melodieen von Ort zu Ort; ſie waren in den ſeltenſten Fällen poetiſch, aber ſie waren witzig und lehrreich, ſie brachten, an bekannte Thatſachen anknüpfend, dem Volke ein beſſeres Verſtändnis der politiſchen Fragen bei. So erklärt es ſich, daſs unter dieſen Gedichten, welche für das unmittelbare Tagesbedürfnis verfaſſt waren, nur eine ſehr geringe Zahl Anſpruch auf dauernden Werth erheben kann. Sie haben ihren Zweck erfüllt und ſind heute meiſt ſchon veraltet. Es iſt daher nur zu billigen, daſs der Herausgeber von Hoffmann's Gedichten dieſelben aus der Auswahl, von welcher wir reden, mit wenigen Ausnahmen entfernt hat. Dennoch wünſchten wir, daſs mindeſtens ein Dutzend der beſſeren politiſchen Lieder zur Erinnerung an dieſe hochverdienſtliche Seite von Hoffmann's ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit Aufnahme gefunden hätte. Das vorhin mitgetheilte „Lied vom deutſchen Ausländer", die „Michelsode" mit dem draſtiſchen Refrain:

„Doch den Michel, den ſchläfert ihr nie wieder ein!",

der Traum von der Freiheit, welche endlich vom Sternenzelt auf die Erde herunter ſtieg; das „Troſtlied eines abgeſetzten Profeſſors", das Scherzgedicht auf den deutſchen Zollverein, die „Berliner Novelle" vom Eckenſteher Nante, der ſelbſt bei ſeinem vermeintlichen Erwachen im Himmelsſaal von Gendarmen empfangen wird und nun vor Schrecken erſt wirklich ſtirbt, mögen, um Einzelnes zu nennen, zur Berückſichtigung bei einer künftigen Auflage der Hoffmann'ſchen Gedichte empfohlen ſein.

Ferdinand Freiligrath.

Vor mir liegt ein aus dem Jahre 1831 ſtammendes Gedicht, „Luſt am Sterben" betitelt:

Ich kann mich auf die Stunde freuen,
Wo mir der Tod ſein Wort erfüllt.
Der Blumen wird man auf mich ſtreuen,
Wenn mich ein Todtenhemd umhüllt.
Wie einen kampfesmüden Ringer,
Wird man mit Kranz und Band mich ſchmücken,
Und bebend werden leiſe Finger
Die ſtarre Wimper niederdrücken.

Vielleicht wird Mancher um mich weinen,
Und der geweinten Thränen Zahl
Wird ſich zu einer Wolke einen,
Leicht wie ein Morgenſonnenſtrahl.
Auf dieſer Wolke duft'gen Wagen
Setzt feſſellos mein Geiſt ſich dann,
Und Seufzer und Gebete tragen
Ihn himmelan, ein raſch Geſpann.

Dann trink' ich aus des Lebens Bronnen,
Dann hör' ich Harfen, voll und ſüß —
O nein! es iſt nicht bloß erſonnen,
Es giebt gewiß ein Paradies!
Dort werd' ich von den Frommen, Treuen,
Die längſt ſchon droben ſind, gegrüßt; —
Ich kann mich auf die Stunde freuen,
Die mir des Himmels Thor erſchließt!

Selbſt ein genauer Kenner der modernen Literatur würde bei Durchleſung dieſer gefühlsinnigen Strophen ſchwerlich auf die Vermuthung gerathen, daß Ferdinand Freiligrath ihr Verfaſſer ſei. Iſt es doch eine bekannte Eigenthümlichkeit dieſes Dichters, daſs, im Gegenſatze zu der vorwiegend lyriſchen Stimmungspoeſie der erſten Hälfte unſres Jahrhunderts, die weiche ſubjektive Empfindung bei ihm ſelten unmittelbar zu Worte gelangt. Als 1838 ſeine erſte Gedichteſammlung erſchien, frug man ſich faſt verwundert, ob dieſer energiſche Geiſt, der mit ſo ſcharf ausgeprägter Originalität ſeinen farbenprächtigen Bilderteppich entrollte, denn niemals, gleich anderen Sängern, durch die gewöhnlichen Gefühlsſchwärmereien der Jugend zum Liede entflammt worden ſei. Lenz und Wein, Freundſchaft und Liebe, Religion, Freiheit und Vaterland, all dieſe alten, niemals ausgeſungenen Themata, an denen jeder junge Poet die Kraft ſeiner Schwingen zu erproben pflegt, ſchienen für Freiligrath's feuerdurſtige Seele keinen Reiz beſeſſen zu haben. Seine Stoffe waren überraſchend neu; eben ſo neu war die Zaubergewalt der Sprache, welche ihm zu Gebote ſtand. So kam es, daſs man in dem ganzen umfangreichen Bande nirgends auf ein alltägliches Gefühl, auf ein mattes und farbloſes Gedicht, auf ein erſtes ſchüchternes Stammeln der Muſe ſtieß, die mit ſo ſicherer Hand lauter volle, manchmal barocke, ſtets aber kräftige und urſprüngliche Akkorde griff.

Dennoch wäre es ein Irrthum, zu glauben, daſs die Poeſie Freiligrath's von Anfang an ſo beſtimmt den Charakterſtempel getragen hätte, den jene erſte Gedichteſammlung aufweiſt. Eine ungewöhnlich ſtrenge Selbſtkritik bewog ihn, Allem die Aufnahme zu verſagen, was nicht eine durchaus ſelbſtändige Phyſiognomie erblicken ließ, oder was ſeinem gereifteren Urtheil nicht mehr genügte. Einzelne dieſer Jugendgedichte, die in verſchollenen Zeitſchriften oder Taſchenbüchern veröffentlicht worden waren, hat der Verfaſſer 1858 in die zu New-York erſchienene amerikaniſche Geſammtausgabe ſeiner Werke eingefügt, und es iſt höchſt erfreulich, daſs dieſe und alle übrigen, welche zu erlangen waren, der kürzlich erſchienenen vervollſtändigten deutſchen Geſammtausgabe eingefügt worden ſind. Denn gerade dieſe Erſtlinge der Freiligrath'ſchen Muſe ſind außerordentlich lehrreich für die künſtleriſche Entwicklung des Dichters, und bekunden den ernſten Fleiß, mit welchem er die naheliegenden Gefahren der von ihm eingeſchlagenen Richtung bald überwand.

Zunächſt begegnen uns allerlei Gefühlsergüſſe, weder im Gedanken noch in der Form beſonders originell, manchmal ſogar etwas ſentimental, wie das Lied von der Blüthe, die in ihrem Bettchen von den lauen Lenzwinden geſchaukelt wird, — oder die Schilderung des ſterbenden Kindes, das zum letzten Mal in die junge Frühlingsherrlichkeit hinausblickt, — oder der Vergleich des Auges der Geliebten mit einem Zauberſpiegel, deſſen reiner Glanz ſich von Thränen trübt, wenn der Erwählte ihres Herzens auf unrechter Bahn wandelt, — oder das Palmſonntagsgedicht in einer engliſchen Kirche, deren friedliche Sabbathſtille den Dichter an das Idyll von Wakefield gemahnt. Allein in derſelben Zeit erhebt ſich die Phantaſie des zwanzigjährigen Jünglings hin und wieder zu Bildern von ſo berauſchender Farbengluth, daſs man das Gewöhnliche der Empfindung gänzlich vergiſst über der hinreißenden Energie der Form. So in dem vorhin mitgetheilten frommen Liede, und überraſchender noch in dem 1830 verfaſsten Gedichte

Der Tod.

Der Tod iſt gar ein guter Mann;
Er geht bergab, er geht bergan;
Seine Hand iſt kalt, ſein Antlitz bleich,
Sein ſchwarzer Mantel weit und weich.

Er tritt zu jeder Pforte ein,
Mag's Fürſtenſchloſs, mag's Hütte ſein;
Und hilft, er hat ein weich Gemüth,
Wenn er betrübte Leute ſieht.

Dem Säugling, der im Fieber liegt,
Sich jammernd an die Mutter ſchmiegt,
Die ſtummen Blicks um Hilfe fleht,
Und ihre Thränen nicht verſteht:

Ihm bietet er die kalte Hand,
Und tritt an ſeines Bettchens Rand,
Und küſst ihn auf den brennenden Mund,
Und ſpricht! „Du Lieber, ſei geſund!"

Und faltet ſeine Händchen dann —
Sie brennen nicht mehr! — der gute Mann,
Und drückt ihm ſanft die Äuglein zu,
Spricht leiſe: „Schlummre, ſchlummre du!"

Dem Manne, der die ganze Welt
Mit brünſt'ger Lieb' umfangen hält,
Deſs Liebe Keiner, ach, verſteht,
Und dem Das tief zu Herzen geht:

Er klagt und will verzweifeln ſchier:
„Was ſoll dies warme Herze mir,
Das Jeden gern als Bruder grüßt,
Und Jedem willig ſich erſchließt?

„Dies Gluth, wie ſie auch liebend brennt,
Doch Keiner erwiedert, Jeder verkennt?
O Gott! ſchenk ihm die ew'ge Ruh'!
Nimm es zu dir! Du kennſt es, du!""

Ihm bietet er die kalte Hand,
Als einer ſchönern Zukunft Pfand,
Er küßt ſeinen Mund mit eiſ'gem Kuſs:
„Wohl Dem, der ſo verkannt ſein muſs!"

Dem Greiſe, der, gebeugt und ſchwach,
Vom Leben Nichts mehr wiſſen mag,
Der, ſüßen Hoffens voll, gefaßt,
Entgegen ſieht der letzten Raſt:

Auch ihm beut er die Rechte dar,
Und glättet ihm das weiße Haar,
Und zieht das Todtenhemd ihm an,
Und ſagt: „Ruh aus, du alter Mann!"

So macht er es mit allen Drein,
Hüllt ſie in ſeinen Mantel ein,
Und trägt mit ſtillem, zufriednem Sinn
Zum Kirchhof ſie, der Gute, hin;

Und ſchaufelt ihnen auch ein Grab,
Und ſenkt ſie ſorgſamlich hinab,
Und deckt das Grab mit Raſen zu:
„So liegt ihr weich und warm dazu!

„Nun träumt vom ſchönen Himmelsſaal
Und ſeinen Freuden allzumal,
Bis ihr aus eurer langen Nacht
Zum Tage, der nicht ſinkt, erwacht!"

Der Tod iſt gar ein guter Mann,
Er hilft, wo Keiner helfen kann,
Seine Hand iſt kalt, ſein Antlitz bleich,
Sein ſchwarzer Mantel weit und weich.

Ungleich bedeutungsvoller für die Entwicklung Freiligrath's aber iſt eine Reihe von Gedichten, die er ſämmtlich im Jahre 1832 ſchrieb. Kurz zuvor hatte er, nach Beendigung ſeiner kaufmänniſchen Lehrzeit zu Soeſt, eine Kommisſtelle in einem Amſterdamer Bankhauſe übernommen. Hier, in der großen Hafenſtadt, machte er, der Binnenländer, zuerſt die Bekanntſchaft des Meeres, deſſen überwältigender Eindruck ſeiner Poeſie einen ganz-neuen Inhalt gab. Wenige Jahre zuvor hatte ein anderer junger Dichter in ſeinen „Nordſeebildern“, ſo zu ſagen, zum erſten Mal für die deutſche Poeſie das Meer entdeckt. Aber mit wie verſchiedenen Augen ſahen Heine und Freiligrath dasſelbe an! Der Zögling der Romantik, welcher durch die Schule der Hegel'ſchen Philoſophie gegangen war, ſymboliſierte in ſeinen ſchwungvollen Rhythmen das Naturleben des Meeres zu einer pantheiſtiſchen Theodicee, er ſpiegelte gleichſam deſſen innerſtes und geheimnisvollſtes Weſen, er brütete über deſſen uralten Räthſeln, die ihm eins waren mit den ungelöſten, vielleicht ewig unlösbaren Räthſeln der Menſchenbruſt. Wie anders Freiligrath, der, kecke Realiſt! Ihm iſt der Meeresgrund ein weites Grab, mit dem Gebein der Ertrunkenen überſäet, das von den Ungeheuern der Tiefe benagt wird; er denkt beim Rauſchen der Fluth an die Schätze, welche da drunten verborgen ſind, an die Schnecke, deren rother Saft Königen den Purpur färbt, an die Perle, die in der Muſchel ruht; und vor Allem iſt das Meer ihm die Brücke, welche Länder und Völker verbindet. Ungemein klar ſpricht ſich dies Bewußtſein ſchon in einem ſeiner älteſten Gedichte aus. Am Strande der Nordſee gedenkt er des ommijadiſchen Khalifen, der mit eroberndem Schwert die Lehre des Propheten den Völkern des Oſtens verkündete, bis das Meer ſeinem Siegeszuge Halt gebot. Für ihn, den Dichter, würde die See kein Hemmnis ſein, er würde auf ſeinem Renner dreiſt in den Brandungsſchaum ſprengen und das Meer für die Poeſie erobern:

Dich eben wollt' ich bänd'gen!
  Dich und dein wild Geſprüh
Gezwäng' ich zur beſtänd'gen
  Provinz der Poeſie!

Denn aller Länder Schwelle
  Iſt dieſer Saum der Fluth;
Es brächte jede Welle
  Mir eines Volks Tribut.

Auf Sand- und Kiesgeſtaden
  Übt' ich des Strandes Recht;
Mit Beute reich beladen,
  Verließ' ich das Gefecht!

Den Hals dem Roſſe klopfend,
  Von Tropfen überſprüht:
So ritt' ich, Lieder tropfend, —
  Denn jeder würd' ein Lied!

Schon auf das empfängliche Gemüth des Knaben hatten die Wunder der Ferne einen magiſchen Reiz geübt. Die alte Bilderbibel im elterlichen Hauſe, die Märchen von „Tauſend und eine Nacht“, die Reiſebeſchreibungen Le Vaillant's und Anderer hatten ſeine jugendliche Phantaſie mit einer Fülle von Traumbildern genährt, die jetzt plötzlich Leben und Geſtalt empfingen, als er im Hafen von Amſterdam Tag für Tag die großen Kauffahrteiſchiffe ankommen ſah, welche, mit dem Gut aller Zonen befrachtet, den direkten Verkehr mit allen Welttheilen unterhielten. Oftmals noch in ſpäter Nachtſtunde lockte es ihn aus dem ſtillen Gemach hinaus, um das Schiffer- und Matroſenleben am Strande zu belauſchen („Hafengang“), und einen hohen Reiz gewährt es, in den erſten Gedichten aus der Zeit ſeines Amſterdamer Aufenthalts die Art und Weiſe zu verfolgen, wie ſich aus realiſtiſch dürren und nüchternen Anfängen binnen Kurzem jene für Deutſchland ganz neue Gattung deſkriptiver Poeſie entfaltete, die den unvergänglichen Ruhm ihres Verfaſſers begründen ſollte.

Es iſt vielleicht nicht überflüſſig, daran zu erinnern, daſs Freiligrath die tropiſchen Gegenden, deren Menſchen-, Thier- und Pflanzenwelt er mit ſo lebensvoller Treue geſchildert hat, niemals mit eigenen Augen erblickte. Er hatte ſich ſeine ausgebreitete Kenntnis von Ländern und Völkern durch fortgeſetzte fleißige Lektüre erworben, und vervollſtändigte ſie jetzt durch einen regen Verkehr mit den Kapitänen und Mannſchaften der fremden Schiffe, mit denen ihn ſchon ſein kaufmänniſcher Beruf in ſtete Berührung brachte. Bei dem Mangel eigener Anſchauung muſste er ſich das Lokalkolorit für ſeine Schilderungen aus hundert und aber hundert Zügen muſiviſch zuſammenſetzen, und ſo trefflich ſeine geſtaltungskräftige Phantaſie die endloſen Details ſpäter zu einheitlichen Bildern verſchmolz, vermochten ſeine Schöpfungen doch Anfangs dieſen künſtlichen Urſprung nicht zu verleugnen. Einzelnes klingt beinahe wie die verſificierten Notizen eines geographiſchen Handbuches oder wie die Rekapitulation eines kürzlich durchblätterten Reiſeberichts. Man leſe beiſpielsweiſe das Gedicht: „Der weiße Elefant,“ über deſſen trockene Aufzählungen und barbariſche Reime der Verfaſſer in das heiterſte Lachen ausbrach, als ich ihn vor einigen Jahren an dasſelbe erinnerte.

„Boa, Goa — Dakka, Malakka — Sultan, Multan — Biſam, Riſam, mühſam — Lava, Java, Ava“ — gewiſs behält man von ſolcher Lektüre keinen anderen Eindruck, als den einer grellen Moſaik buntſcheckiger Steinchen, die aufs willkürlichſte aneinander gereiht ſind, und bei allem gleißenden Farbenſchmelz phantaſtiſcher Reime kein anſchauliches Geſammtbild geben, ſondern höchſtens, wie die Figuren eines Kaleidoſkops, zu abenteuerlich wechſelnden Arabesken zuſammen ſchießen. Aber faſt jedes neue Gedicht bezeichnet einen glänzenden Fortſchritt auf der einmal betretenen, und feſt inne gehaltenen Bahn. Von wie handgreiflicher Plaſtik iſt zum Beiſpiel die

Stimme vom Senegal.

Die Nacht brach an, das Zelt war aufgeſchlagen.
Ich ſtampfte Mais, da plötzlich ſah durch's Rohr
Ich einen Reiter nach der Wüſte jagen:
Auf einem Strauße ritt der junge Mohr.

Ich ſah ihn lächelnd auf mich niederblicken;
Sein lauter Gruß tönt mir noch jetzt im Ohr.
Wie groß war er! — auf eines Straußes Rücken! —
Auf einem Strauße ritt der junge Mohr!

An ſeiner Seite hing die Kürbisflaſche;
Den Schirm von Blättern hielt er hoch empor;
Voll 'runden Korns war ſeine Reiſetaſche, —
Auf einem Strauße ritt der junge Mohr.

Er trieb den Vogel nach des Aufgangs Hügeln,
Mit einem Stab ſchrieb er den Weg ihm vor.
Auf ſeinem Nacken, zwiſchen ſeinen Flügeln, —
Hoch auf dem Strauße ſaß der junge Mohr.

Der Vogel trabte, rudernd mit den Schwingen,
Daſs ich ihn bald aus dem Geſicht verlor.
Von ferne noch hört' ich den Reiter ſingen, —
Auf einem Strauße ritt der junge Mohr.

Wir laſſen morgen uns am Strome nieder,
Und er vielleicht hält vor Tombuktu's Thor.
Wann ſeh' den Strauß und ſeinen Herrn ich wieder? —
Auf einem Strauße ritt der junge Mohr.

Weßhalb mag Freiligrath dies ſtimmungsvolle Wüſtenbild aus ſeiner Gedichteſammlung ausgeſchloſſen haben? Vielleicht darum weil es nur ein Bild war, das, wie ſein künſtleriſches Gefühl ihm ſagte, ſich ungleich beſſer für den Maler, als für den Dichter, zum Vorwurf eigne. Denn hier galt es keine bewegte Handlung, ſondern einen einzigen Moment zu ſchildern, den das Auge des Beſchauers auf der ausgeſpannten Leinwandfläche des Malers in allen Details zugleich überblicken konnte, während der Dichter genöthigt war, den Geſammteindruck des erſchauten Bildes für das Ohr des Hörers in eine Nacheinanderfolge von Einzelzügen zu zerlegen.

Das gleiche Bedenken läſſt ſich allenfalls gegen die Eingangsſtrophen des farbenprächtigen Gedichtes „An Afrika" erheben — aber welchen hinreißenden Aufſchwung nimmt dann ſofort der Poet! Mit wie genialer Kraft verkörpert er die gefahrvollen Reize der Tropenwelt unter dem Bilde einer orientaliſchen Fürſtin, welche den kühnen Reiſenden mit dem Tode dafür ſtraft, daſs er ihren Schleier lüften, ihre räthſelhafte Schönheit den Augen aller Welt enthüllen wollte!

Es iſt um ſo bewundernswerther, daſs Freiligrath ſo raſch die entſprechende künſtleriſche Form für ſeine fremdartigen Stoffe fand, als ihm hier in der ganzen deutſchen Literatur kein Vorbild zu Gebote ſtand. Das einzige Muſter, von dem er lernen konnte, und deſſen Einfluſs auf ſeine poetiſche Entwicklung ſich unſchwer nachweiſen läſſt, war das Haupt der neufranzöſiſchen Romantiker, Victor Hugo. Dieſer hatte vor Kurzem in verwandter Art Bilder aus dem Oriente mit brennenden Lokalfarben gemalt, und ſich nicht auf die Einführung neuer Stoffe in die Poeſie beſchränkt, ſondern auch den ſeit Jahrhunderten feſtſtehenden Kanon der künſtleriſchen Form durch die Aufſtellung neuer metriſcher und äſthetiſcher Geſetze vielfach mit Glück durchbrochen und erweitert. Der deutſche Dichter trat in die Spur des Franzoſen; zu direkter Nachahmung ließ er ſich durch ſein Vorbild indeſs nur ſelten verlocken, — am auffälligſten wohl in dem Gedichte „Die Magier", deſſen erſte Strophen, ohne den mindeſten Anklang an ein beſtimmtes Hugo'ſches Gedicht, doch der Manier des Letzteren zum Verwechſeln ähnlich ſehen:

Wie wenn Phiolen, die der Meiſter,
Bannworte murmelnd, wohl verpicht,
Mit kecker Hand ein junger, dreiſter
Lehrling der Zauberkunſt zerbricht;

Urplötzlich füllt das wunderliche
Gemach ein leichter, blauer Rauch,
Narkotiſch ſteigen Wohlgerüche
Aus der geborſtnen Flaſche Bauch:

Und wie die Menge der zerſtreuten
Duftflocken ſich zuſammenballt,
So werden ſie zu des befreiten
Elementargeiſts Lichtgeſtalt:

Zum Dank, daſs er zerbrach das Siegel,
Das ſeinen Kerker lange Zeit
Schloſs, will er jenem ſeine Flügel
Leihn, und der Erde Herrlichkeit

Ihm zeigen: — ſo aus ſüßen Düften
Des Weihrauchs, die der Kirche Chor
Durchziehn, tritt rieſig, um die Hüften
Den Gurt, ein Genius hervor.

Sandalen trägt er an den Sohlen;
Es iſt ein Geiſt der Wüſtenei.
Im Weihrauch ſchlief er; dieſer Kohlen
Gluth machte den Gebundnen frei. ꝛc. ꝛc.

Hier ſind in der That weniger die Vorzüge, als die bizarren Seltſamkeiten der Victor Hugo'ſchen Poeſie — die langathmig in einander geſchachtelten Satzperioden, das bis zur Auflöſung alles rhythmiſchen Wohlklangs getriebene Zerknicken der Versabſchlüſſe — in nicht zu rechtfertigender Weiſe nachgebildet. Und ſo weit war doch ſelbſt der franzöſiſche Dichter in ſeiner Rebellion gegen das überlieferte Formprincip niemals gegangen, daſs er, der Freiheit des Enjambements zulieb, völlig tonloſe Partikeln, Geſchlechts- und Fürwörter in die Reimſtellung gebracht hätte, wie Freiligrath es Anfangs zuweilen gefliſſentlich that.*) Eher mag Victor Hugo's Vorgang die Verantwortung für manches draſtiſche, aber darum nicht immer poetiſche Bild tragen, das uns in den älteren Gedichten ſeines jungen Verehrers und Nachfolgers aufſtößt; ſo, wenn er die blutroth im Nebel verſinkende Sonne mit dem in der Schale ruhenden Haupte des Täufers vergleicht, oder wenn er die flatternd zerriſſenen Wolkenſtreifen die „regenſchwangeren Nadelkiſſen" der Tanne nennt, oder wenn er ein andermal ausruft:

Ich bin Seneca,
Als in die Wanne rauſchten ſeine Adern!
Die Dichtkunſt ſagt zu meinem Leben: flieh!
Mein Nero, weh mir! iſt die Poeſie.

---

*) Hier ein paar Beiſpiele:

Er läſſet Schiffe ſcheitern, und
Er läſſet ſie zu Grunde gehen.

Wie ein Märchenpalaſt der
Sultanin Scheherezade. —

Ein Reitertrupp! Der Aga der
Eunuchen, Juſſuf! — „Bringt ihn her!" —

Es war ein Klang drin, gleich den Tönen eines
Schilds, der im Wind den Aſt ſchlägt, dran er hanget. —

Bis das Geſpann urplötzlich wieder ſeinen
Huf klirrend auf das Pflaſter ſetzt.

Die Hauptſache indeſſen bleibt, daſs das Beiſpiel des franzöſiſchen Romantikers ihm den Muth verlieh, mit gewiſſen Zopfregeln des künſtleriſchen Herkommens zu brechen, und die poetiſche Sprache dadurch erfolgreich von den unnatürlichen Feſſeln eines farblos nüchternen und glatten akademiſchen Stils zu befreien, der ihr jede Friſche und Originalität zu rauben drohte. Wie im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts das Studium des klaſſiſchen Alterthums unſere Dichter ſchließlich dazu verleitet hatte, der deutſchen Verskunſt, ſtatt ihres uralten rhythmiſchen Geſetzes der betonten Hebungen, die quantitierende Meſſung der Griechen und Lateiner aufzwingen zu wollen, und den ganzen mythologiſchen Apparat des Olymps, die ganze äußerliche Technik des helleniſchen Dramas mit ſeiner Schickſalsidee und ſeinen Chören, den epiſchen Vers des Hexameters und das pomphaft ſchwerfällige Odenmaß auf den Boden unſerer Literatur zu verpflanzen, ſo hatte im erſten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts das Studium der orientaliſchen Dichtung unſere Poeten zu einer eben ſo ſklaviſchen Nachahmung aller Verskünſteleien der morgenländiſchen Völker verlockt, und durch all dieſe Makamen und Gaſelen zwar die Gewandtheit unſrer Sprache zu den zierlichſten Eiertänzen abermals glänzend dokumentiert, dafür aber die Kunſt des Geſanges mehr und mehr zu einem müßigen Gaukelſpiele herabgedrückt. Anders Freiligrath, der in geradezu entgegengeſetzter Art ſeine Dichterphantaſie nicht an den todten Formen und dem gelehrten Inhalte der orientaliſchen Literatur, ſondern an der bunten Lebenswirklichkeit des Oſtens befruchtete. Allerdings rief die kecke Neuheit ſeiner Töne manches Achſelzucken bei den geſtrengen Kunſtrichtern hervor. Freiligrath, ſagten ſie, flieht mit ſeiner Dichtung auf das Meer, in die Wüſte hinaus, er ſucht nach pikanten, abenteuerlichen Stoffen, fremdartigen Bildern und ſeltſam klingenden Reimen, um den Geſchmack des Publikums durch unnatürliche Reizmittel zu beſtechen. Zugegeben, daſs in ſeinen älteren Gedichten manches geſchmackloſe Bild, mancher barbariſche Reim uns ſtutzen macht, müſſen wir doch vor Allem bekennen, daſs Freiligrath nicht, wie Rückert, Platen und Andere, auf Nachahmung fremdländiſcher Formen und Stoffe ausging, ſondern durchaus ſelbſtändig und frei uns in deutſchen Formen mit dem Leben und der Anſchauungsweiſe entlegener Nationen vertraut machte, und hiedurch mehr zur Verwirklichung des Gedankens einer Weltliteratur beigetragen hat, als die gelehrten Orientſänger der Neuzeit. Beſonders in ſeinen ſpäteren Gedichten ſind ausländiſche Worte oft ſo künſtleriſch mit deutſchen Versmaßen verwebt, daſs uns die Einheit der Völker aus dieſer Verſchmelzung gleichſam ſymboliſch zum Bewuſſtſein gelangt. So wenn er die Klänge der Marſeillaiſe und der Pariſienne in die Schluſsſtrophe ſeines Gedichtes zur Begrüßung der Februarrevolution verflicht:

Ja, feſt am Zorne halten wir,
Feſt bis zu jener Frühe!
Die Thräne ſpringt ins Auge mir,
In meinem Herzen ſingt's: „mourir,
Mourir pour la patrie!“
Glückauf, Das iſt ein glorreich Jahr,
Das iſt ein ſtolzer Februar —
„Allons, enfans!“ — „mourir, mourir,
Mourir pour la patrie!“

Von weit größerem Gewicht erſcheint uns die Frage: **warum** Freiligrath den ausgetretenen Gleiſen vaterländiſcher Stoffe entfloh. Zur Hälfte war es gewiſs die jugendlich ungeſtüme Sehnſucht nach den unbekannten Wundern der Ferne, welche ihn aufs Meer und in die Wüſte trieb. Aber es trat noch ein anderes Moment hinzu, über das uns der Dichter nicht in Zweifel läſſt. Ekel und Widerwille an den Zuſtänden unſeres Kulturlebens nennt er an vielen Stellen ſeiner erſten Gedichteſammlung unverhohlen als den Grund ſeiner Wanderluſt. Über die Urſachen der Verderbtheit der europäiſchen Geſellſchaft iſt er damals noch nicht zu reifem Nachdenken gelangt; er empfindet nur dieſe Verderbtheit ſelbſt, und läſſt ſich oftmals zu blindem Haſſe gegen eine Weltordnung entflammen, in welcher alle Tiefe und Friſche verloren geht. Er hält es daher mit Allen, welche die Geſellſchaft ächtet und verſtößt. Der ſchlittſchuhlaufende Neger im Norden; der gefangene Mohrenfürſt, welcher im Kunſtreitercirkus die Trommel ſchlägt; der von den Sbirren erſchlagene Bandit und ſein Begräbnis im einſamen Walde; Piraten und Geuſen — Das ſind die Stoffe, denen er ſich mit geheimer Sympathie zuwendet, ja, mit denen er ſich nicht ſelten ſo vollſtändig identificiert, daſs er einmal ſogar dem Netze ſtrickenden Negerkrüppel zuruft:

Die Hand gieb, alter Krieger!
Was gilt's, wir dulden gleich.
Stoß an! Cap Verd! Der Niger!
Und — mein Gedankenreich!

Am bitterſten grollt ſein Unmuth in dem Liede, wo er die Indianer zur Abſchüttelung des Joches der Weißen ermahnt:

Bietet Trotz, ihr Tätowierten,
Eurer Feindin, der Kultur!
Knüpft die Stirnhaut von ſkalpierten
Weißen an des Gürtels Schnur!

Zürnend ihren Miſſionären
Aus den Händen ſchlagt das Buch!
Denn ſie wollen euch belehren,
Zahm, geſittet machen, klug!

Weh, zu ſpät! Was hilft euch Säbel,
Tomahawk und Lanzenſchaft?
Alles glatt und faſhionable!
Doch — wo Tieſe, Friſche, Kraft?

Der Haſs des Poeten wider die ſchale Proſa der ihn umgebenden Welt ſpricht aus jeder Zeile; ſelbſt dem ſterbenden Walfiſch legt er die Worte in den Mund:

— — — — — — — — O miſerable Menſchenbrut!

O kahler Strand, o nüchterner! o kahl und nüchtern Treiben drauf!
O nüchtern Volk! wie bebten ſie, da ſie vernahmen mein Geſchnauf!
Wie troſtlos auf der Dün' ihr Dorf mit ſeinen dumpfen Hütten ſteht!
Und — biſt du beſſer denn, als ſie, der du mich ſterben ſiehſt, Poet?

Ich wollt', ich wäre, wo das Meer und wo die Welt ein Ende nimmt,
Wo krachend in der Finſternis der Eispalaſt des Winters ſchwimmt.
Vielleicht, ein Schwertfiſch wetzte dort am Eis ſein Schwert, und ſtieße mir
Das jäh gezückte durch die Bruſt, ſo ſtürb' ich wenigſtens nicht hier!

Vergleichen wir mit dieſer Klage das bekannte Gedicht: „Wär' ich im Bann von Mekka's Thoren", ſo ſehen wir in demſelben den gleichen Grimm über die kalte, ſuperkluge Erbärmlichkeit einengender Verhältniſſe mit glühender Leidenſchaft nach Ausdruck ringen.

In all dieſen Liedern begegnet uns eine phantaſtiſche Überſchätzung kulturloſer Wildheit, eine ungerechte Verkennung des geſellſchaftlichen Fortſchritts, weil der Verfaſſer es noch verſäumt hatte, ſich über die letzten Gründe der heutigen Lebensgeſtaltung klar zu machen, und ſich einſeitig von ſeinem Widerwillen gegen die Poeſieloſigkeit dieſes Lebens beherrſchen ließ. Man wird aber zugeben müſſen, daſs ein ſolcher Widerwille ſeit je bei einem Dichter vorhanden war, der ſo ſtürmiſch ſeinen Verhältniſſen entfloh, und mehr als einmal ſelbſt den Untergang dieſer verruchten Erde prophetiſch beſang. Die Gedichte „Drei Strophen" und „Anno Domini . . . ?" ſind Zeugen einer derartigen Stimmung. Wie einſt der Frankenkönig

Chlotar, heißt es in der letztgenannten Viſion, die Sünderin Brunhilde an einen wilden Hengſt feſſeln und durchs Lager ſchleifen ließ,

So wird dereinſt — hört mich, ihr Kalten und Verſtänd'gen —
Der Herr ein feurig Roſs, das flammend in unbänd'gen
Kourbetten ſchießt durch den Abgrund des Raumes hin,
Den feurigſten von den Kometen wird er ſenden,
Und wird an deſſen Schweif mit ſeines Zornes Händen
Die Erde feſſeln, die bejahrte Sünderin.

Am ſchönſten und gerechteſten aber verherrlicht Freiligrath ſeine Flucht aus der Geſellſchaft in dem Cyklus: „Der ausgewanderte Dichter.“ Über das eigentliche Weſen ſeiner bisherigen Poeſie mag uns eine Strophe aus dem 1839 verfaſsten „Roland“ belehren:

All meine Lieder — Nichts, traun, als Fanfaren,
Mich zu ermuth'gen und mich friſch zu wahren,
Bluttrünſt'ge Klänge, rauhe Melodien,
Die beim Verſchnaufen meiner Bruſt entflohn!

Je mehr Freiligrath ſo von ſeinen Liedern ſich in die Wildnis begleiten ließ, deſto trüber erkannte er die Unmöglichkeit einer Befriedigung ſeiner Ideale innerhalb der beſtehenden geſellſchaftlichen Kultur, und bald auch (wie in dem „ausgewanderten Dichter“) innerhalb der kulturloſen Wildheit. Auf der Übergangsſtufe ſeiner Entwicklung erſchien ihm daher (wie in den Gedichten „Bei Grabbe's Tod“, „Der Reiter“ u. a.) die Dichtung als ein Fluch, der uns doppelt elend macht, weil er uns doppelt ſchmerzlich den Widerſpruch zwiſchen Ideal und Leben empfinden läſst. Allein bald trug ihn die Macht ſeiner tief innerſten ſittlichen Überzeugung über den perſönlichen Unmuth hinweg. Dieſe Überzeugung gab ihm die feſte Gewähr des Sieges, weil er ſich als eins mit der Menſchheit empfand, und ſo ſchließt er ſchon jene älteſte Gedichteſammlung mit dem herrlichen Bannerſpruch an Eduard Duller:

Ich fühl's an meines Herzens Pochen:
Auch uns wird reifen unſre Saat!
Es iſt kein Traum, was ich geſprochen,
Und jener Völkermorgen naht!
Ich ſeh' ihn leuchten durch die Jahre,
Ich glaube feſt an ſeine Pracht;
Entbrennen wird der wunderbare,
Und nimmer kehren wird die Nacht!

Wir aber reiten ihm entgegen;
Wohl iſt er werth noch manchen Strauß,
Wirf aus die Körner, zieh den Degen;
Ich breite froh das Banner aus;
Mit feſten Händen will ich's halten,
Es muſs und wird im Kampf beſtehn;
Die Hoffnung rauſcht in ſeinen Falten!
Und Hoffnung läſst nicht untergehn!

In der erſten Periode der Freiligrath'ſchen Poeſie ſtört uns bei aller Bilderpracht bisweilen der Umſtand, daſs ſich der Dichter ziemlich einſeitig mit der Abſpiegelung äußerer Gegenſtände begnügt, und daſs ſeinen brillanten Schilderungen minder eine tiefere Abſicht, als ein kindliches Behagen, eine ſinnliche Freude an den Dingen um ihrer ſelbſt willen zu Grunde liegt. Das Bild wird ihm nicht immer Symbol eines Gedankens, einer Empfindung, ſondern bleibt häufig ſich ſelber Zweck. Andere Reiſende, ſagt er in dem Gedichte „Heinrich der Seefahrer", bringen werthvollere Schätze von ihren Entdeckungsfahrten heim: der Schiffer Gold und edle Gewürze, der Weiſe die tiefſinnigen Sprüche fremder Lehre —

Ich, aus Ländern, wo des Lichts
Aufgang, aus den buntgeſtickten
Türkenzelten, bringe Nichts,
Als die Bilder des Erblickten —

und ein andermal vergleicht er ſein Leben den wunderlichen Traumgeſichten jenes Perſerkhans, der, mit dem Kopf in eine Waſſerkufe tauchend, nie geſchehene Märchen zu erleben glaubte. Die gleiche Selbſtanklage durchhallt die ernſte Rückſchau auf das vergangene Jahr, in welcher der Dichter ſich beim Blätterfall des Herbſtes bekennt, daſs er in phantaſtiſchen Träumen die Ferne durchſchweift habe, ſtatt zu leben, und die Mahnung an ſich ergehen fühlt:

Wach auf! kehr ein im eignen Hauſe!
Du Sinnender, beſinne dich!

Immer gewaltiger lockte ihn die Stimme der deutſchen Heimat. Schon während ſeines Aufenthaltes in Amſterdam hatte er ein Gedicht geſchrieben, das mit tiefer Sehnſucht ſeine Vaterlandsliebe ausſprach, und das wir in der ſonſt ſo vollſtändigen neueſten Geſammtausgabe ſeiner Dichtungen ungern vermiſſen, — das Sonett

Nachtfahrt.

Es brauſt die Fluth, der Schiffe Maſten krachen;
Es iſt die finſtre, ſchwarze Mitternacht;
In fremder Zunge kündet ſie die Wacht;
Fluch dem Gewälſch! es wird mich toll noch machen!

O meine Heimat! Streckt euch, meine Drachen!
Reißt aus! dahinten laſſet Moor und Gracht!
Mein Vaterland, die Thore aufgemacht!
Nach deinen Bergen zieht mich's aus dem Flachen!

Lang miſſ' ich dich! oft unter ſtillen Thränen!
Doch jetzt — ja, Das iſt deiner Sprache Tönen!
Das iſt dein Volk! vorwärts, mein nächt'ger Ritt!

Ich ſeh' dich wieder! auf des Geiſtes Schwingen
Durchſchweif' ich dich, dem meine Lieder klingen: —
O, hörteſt du, ſtatt ihrer, meinen Tritt!

So war es denn kein Abfall von ſeiner früheren Richtung, ſondern eine geſunde, naturgemäße Entwicklung, als Freiligrath ſich einige Jahre nachher den „verjährten Wüſtenſtaub aus dem Hirne wuſch," die „Kamele und Leuen zum Teufel" jagte, die ihm den Spottnamen des „van Aken der deutſchen Poeſie" zugezogen hatten, ſich „den Orientalen" ernſtlich verbat, und ſein Einleitungsgedicht in „Das maleriſche und romantiſche Weſtfalen" mit den Worten ſchloſs:

Ans Herz der Heimat wirft ſich der Poet,
Ein Anderer, und doch Derſelbe!

Das „Glaubensbekenntnis" iſt die Übergangsſtufe des Dichters zu einer bewuſſt freiſinnigen Weltanſchauung, und enthält ſchon alle Keime ſeiner ſpäteren ſocialen Poeſie. Wir hoffen, es wird aus unſerer Betrachtung ſeiner älteren Gedichte klar geworden ſein, daſs Freiligrath mit innerer Nothwendigkeit der Revolution zutrieb, und daſs er Recht hatte, mit Chamiſſo zu ſagen: „Ich bin nicht von den Tories zu den Whigs übergegangen; aber ich war, wie ich die Augen über mich öffnete, ein Whig." Noch zu Anfang des Jahres 1843 ſpottete er in einem wenig bekannten Sonette (daſſelbe iſt aus der amerikaniſchen erſt jetzt in die neueſte Geſammtausgabe ſeiner Werke aufgenommen worden) über die deutſchen Nachahmer Béranger's, mit denen nur Herwegh und Gaudy gemeint ſein können. Wenige Monde darauf ſtimmte er in den vorherrſchend politiſchen Gedichten ſelber manchmal die Weiſe Herwegh's an, über den hinaus eben in dieſer Richtung kaum ein Fortſchritt möglich war; das Gedicht „Ein Patriot" iſt ſogar den Spottliedern Gaudy's nachgebildet — dennoch unterſcheiden ſich auch die politiſchen Gedichte von allem Ähnlichen durch eine plaſtiſche Fülle und Kraft, manchmal Derbheit des Ausdrucks, die von keinem anderen Freiheitsſänger der vierziger Jahre erreicht ward. Freiligrath hat das Verdienſt, jede ſchönredneriſche Phraſe aus ſeinen Dichtungen verbannt, Alles unbedenklich mit ſeinem rechten

Namen getauft, und dadurch von Neuem den Beweis geliefert zu haben, daſs die wahre Poeſie nicht in einem blendenden Wortſchwall oder einer künſtlichen Versbildung beſteht. Ohne dieſe friſche Natürlichkeit der Sprache und Form hätten auch ſeine früheren fremdartigen Stoffe niemals eine ſo allſeitige Theilnahme gefunden. Seine vollſte Originalität legt aber der Dichter dort an den Tag, wo er mit keckem Muth die Geſellſchaftsübel in ihrem innerſten Kern entblößt, und eine durchaus neue Weltordnung begehrt. Die erſten Klänge dieſer ſocialen Poeſie ſind im „Glaubensbekenntnis“ vor Allem die zwei Gedichte „Vom Harze“ und „Aus dem ſchleſiſchen Gebirge“. -- Aber noch iſt der Tag der Entſcheidung nicht da, noch würde der Kriegsruf des Dichters machtlos verhallen. Wie das Weib Hofer's zu rechter Stunde die Späne der Verkündigung in die Wellen der Paſſer warf, um das Volk zum Kampfe zu rufen, ſo möchte auch der Poet ſeine Lieder dereinſt als blutige Späne in den Streit der Tageswogen entſenden:

Noch harr' ich in mich ſelbſt verſunken!
Nur dann und wann blitzt auf ein Funken
  Der Gluth, die meine Brände brennt!
Nur dann und wann mit friſchem Munde
Geb' einen Blutſpan ich der Stunde
  Von denen, ſo die Paſſer kennt!

Was hülfen mehr? Schleicht doch in Dämmen
Ihr Waſſer heut! – Doch überſchwemmen
  Wird einſt das Land ſie, kühn zu ſchaun!
Dann tret' ich vor mit Blut und Mehle —
Frei weht die Eiche meiner Seele,
  Ich glaub', ich werde Späne haun!

Näher und näher empfand der Poet das Wehen der neuen Zeit, das ſchwüle Vorgewitter einer zum Losbruch reifen Revolution. In ſeiner Klage um „Leipzig's Todte“ und mehr noch in den ſechs Gedichten »Ça ira!« verkündet er als ſicherer Prophet die Anzeichen des heranziehenden Sturmes. Seine Marſeillaiſe „Vor der Fahrt“ predigt den völligen Bruch mit der beſtehenden Geſellſchaft. Die überlebten Formen des Staates, der Kirche und des Privateigenthums ſind ihm die Feinde, zu deren Bekämpfung er die M[illegible]heit in das Schiff der Revolution ſpringen heißt:

Es iſt die einz'ge richt'ge Fähre —
  Drum in See, du kecker Pirat!
  Drum in See, und kapre den Staat,
Die verfaulte ſchnöde Galeere!

Doch erſt bei ſchmetternden Trommeten
  Noch eine zweite wilde Schlacht!
Schwarzer Brander, ſchleudre Raketen
  In der Kirche ſcheinheil'ge Jacht!
Auf des Beſitzes Silberflotten
  Richte kühn der Kanonen Schlund!
  Auf des Meeres roſtigem Grund
Laſs der Habſucht Schätze verrotten!

Friſch auf denn, ſpringt hinein! Friſch auf, das Deck bemannt!
Stoßt ab! Stoßt ab! Kühn durch den Sturm! Sucht Land, und findet Land!

Mit ſtaunenswerther Klarheit beſchreibt Freiligrath ſchon 1846 in dem Gedichte „Wie man's macht" den Berliner Zeughausſturm und die übrigen Ereigniſſe der achtundvierziger Märztage. Und als nun endlich das Wetter der Revolution ſich entlud — mit wie hellem (faſt einzig hellem!) Blick verfolgte er den Verlauf der Bewegung, und warnte mit glühenden Worten vor der unſeligen Halbheit, die ſich mit eitlen Verſprechungen der Fürſten begnügte, und nach wenigen Monden ſich das Heft der Freiheit wieder aus der Hand winden ließ! Die Gedichte auf den Oktoberaufſtand in Wien, auf die ſtandrechtliche Erſchießung Robert Blum's, auf den Heldenkampf der Ungarn, auf die Unterdrückung der „Neuen Rheiniſchen Zeitung" waren eben ſo flammende Weckrufe des Poeten, wie ſein berühmtes Gedicht „Die Todten an die Lebenden", das ihm eine mehrwöchentliche Unterſuchungshaft und eine ſtrafrechtliche Anklage zuzog, die am 3. Oktober 1848 zur öffentlichen Verhandlung vor dem Schwurgerichte zu Düſſeldorf kam und mit ſeiner glänzenden Freiſprechung endete.

Um jene Zeit machte ich zuerſt die perſönliche Bekanntſchaft Freiligrath's. Ein kecker Burſch von neunzehn Jahren, hatte ich mit Begeiſterung die Erhebung des deutſchen Volkes und meines engeren Vaterlandes Schleswig-Holſtein begrüßt. Von den Bänken des Gymnaſiums war ich auf den Kriegsſchauplatz im Norden geeilt und in dem unglücklichen Treffen bei Bau, am 9. April, in däniſche Kriegsgefangenſchaft gerathen, aus welcher mich und meine Kameraden erſt im September der ſchmachvolle

Waffenſtillſtand von Malmöe erlöſte. Als der Schnee des Winters vor dem erſten Lächeln der Frühlingsſonne zerſchmolz, war ich einer Welt entrückt worden, die in ſtürmiſchem Jubel alle Ketten politiſcher Knechtſchaft abgeſtreift hatte und ein großes Freiheits- und Verbrüderungsfeſt der Völker beging. Nun kehrte ich in den erſten Tagen des Herbſtes aus der Fremde, wo ich fünf Monate auf dem Rumpf eines abgetakelten Kriegsſchiffes im Sunde geſeſſen, in die Heimat zurück, und der erſte Blick belehrte mich, daſs dieſe Spanne Zeit genügt hatte, der Kontrerevolution überall in Europa den Sieg zu verſchaffen. Kein Wunder, daſs mich der wildeſte Schmerz ergriff, und daſs die zürnenden Gedichte Freiligrath's mir den ſehnſüchtigen Wunſch erregten, dem Manne die Hand zu drücken, der meinen eigenen Gefühlen einen ſo beredten Ausdruck lieh, wie meine ſchwache Jünglingsſtimme es nimmer vermocht hätte. Anaſtaſius Grün und Lenau, Herwegh und Freiligrath waren die leuchtenden Vorbilder geweſen, deren freiheitstrunkene Lieder in meinem Herzen den erſten Funken der Poeſie geweckt hatten. Eine kleine Sammlung politiſcher Gedichte, die ich bei meiner Heimkehr aus der Kriegsgefangenſchaft drucken ließ, trug als Motto einige Verſe aus den Februarſtrophen Freiligrath's — ſie gab mir den Muth, auf der Reiſe zur Univerſität das Büchlein dem ſo hoch von mir verehrten Dichter zu überreichen.

Derſelbe wohnte damals am Windſchlag, in der ländlichen Umgebung Düſſeldorf's, im Hauſe des Malers Ritter, der ihm die zwiſchen Gärten und Feldern gelegene Wohnung für den Sommer möbliert vermiethet hatte. Freiligrath war erſt vor wenigen Tagen aus der Haft entlaſſen worden. Er empfing mich mit herzgewinnender Freundlichkeit, und machte mich mit mehreren ſeiner Freunde, Malern und Schriftſtellern, bekannt. Von den literariſchen und politiſchen Geſprächen, die er bei jener erſten Begegnung mit mir pflog, iſt mir nicht Viel in der Erinnerung geblieben; um ſo lebhafter entſinne ich mich einer humoriſtiſchen Scene, deren Zeuge ich zufällig war. Ich hatte mich noch nicht lange mit dem Dichter in ſeiner Wohnung unterhalten, als das Dienſtmädchen eintrat und einen Beſuch meldete. „Wer iſt's?“ erkundigte ſich Freiligrath. „Ich weiß nicht,“ antwortete das Mädchen, — „ſo ein Mann und eine Madam; ſie ſagen, daſs ſie Sie nothwendig gleich ſprechen müſsten.“ — „Gut, führe Sie herein!“ Gleich darauf ſchoben ſich zwei wunderliche Geſtalten ins

Zimmer. Der Mann, ſchlecht gekleidet, ſchlottrig und dürr, drehte verlegen ſeine Mütze in der Hand; die Frau, rund und wohlgenährt, mochte über die Fünfzig ſein, und ſchien ihren Begleiter durch ein lebhaftes Gebärdenſpiel zum Reden zu ermuthigen. „Wir wollten — wir dachten — nehmen Sie's nicht für ungut,“ ſtotterte der Mann. „Ach was!“ ſagte die Frau, ihn mit einem ſanften Stoß in die Rippen beiſeit ſchiebend, „Du haſt niemals Kourage. Wie ſollte der Herr Freiligrath böſe ſein, daſs wir zu ihm kommen? Laſs mich nur reden! Sehen Sie, Herr Freiligrath, wir ſind Orgelleute, und wir waren gerade in Koblenz, als die Nachricht von Ihrer Freiſprechung kam. Weißt du was, ſagte ich zu meinem Manne, da müſſen wir gleich mal nach Düſſeldorf, um dem Freiligrath zu gratulieren. Und dann muſſt du ihn bitten, daſs er uns ein Lied für die Drehorgel ſchreibt, recht ſo was gruſelig Packendes, wie Das von den Todten an die Lebendigen. Sehen Sie, wir bezahlen ſonſt immer einen Thaler für die neuen Lieder, und doch ſind ſie lange nicht ſo ſchön, wie Ihr Gedicht. Und dann wollten wir ein großes Bild dazu malen laſſen, ſo ein Mordgeſchichtenbild, wie Sie von den Gendarmen ins Gefängnis geſchleppt werden, und wie Sie bei Waſſer und Brot auf dem Stroh liegen, und wie Sie vor Gericht ſtehen und ſich vertheidigen, und in der Mitte ſoll Ihr Kopf gemalt werden, mit den langen Haaren, ſechsmal ſo groß wie das ſchwarze Steindruckbild, das ſeit einigen Wochen in allen Schaufenſtern hängt.“ Freiligrath hatte gut remonſtrieren — alles Reden half ihm zu Nichts, die Frau bat nur um ſo eindringlicher. „Ach, zieren Sie ſich doch nicht ſo,“ ſprach ſie auf ihn ein; „wir haben ſechs Melodien auf unſerem Kaſten, da können Sie ſich ja eine ausſuchen, die Ihnen am beſten gefällt. Und wenn Sie ſagen, daſs es mit dem Gedichtemachen ſo ſchnell nicht geht, wir haben immer bis morgen oder übermorgen Zeit; und wenn Ihnen ein Thaler zu wenig iſt, können wir Ihnen auch zwei geben, weil Sie es ſind.“ Um die braven Leute, die er vergeblich zu belehren ſuchte, daſs er kein Drehorgelliederfabrikant ſei, nicht zu kränken, griff Freiligrath endlich zu einer humoriſtiſchen Ausflucht. „Es giebt in Düſſeldorf ja noch andere Dichter,“ ſagte er, „die gewiſs beſſere Lieder machen, als ich. Gehen Sie zu meinem Freunde Dr. Wolfgang Müller — Der ſchreibt Ihnen vielleicht eins; — beſonders wenn Sie ihm zwei Thaler dafür bieten,“ fügte der Schalk hinzu.

Kurz darauf zog Freiligrath nach Köln, wo er in die Redaktion der von Karl Marx gegründeten „Neuen Rheiniſchen Zeitung“ eintrat. Ich ſandte ihm einen Aufſatz, der unter dem Titel „Die Kroaten in Bonn“ die Schilderung einiger rohen Exceſſe enthielt, die der Kapellmeiſter eines rheiniſchen Infanterieregiments gegen eine demokratiſch geſinnte Dame verübt hatte, in deren Hauſe er einquartiert war. Freiligrath antwortete mir: „Sie werden Ihre ‚Kroaten‘ im heutigen Feuilleton finden. Dieſe Geſchichten ſind ja haarſträubend. Aber die Rache wird ſüß ſein! Wäre der offene Kampf, Mann gegen Mann, nur erſt da!“ Als die Zeitung ein Halbjahr ſpäter durch eine polizeiliche Willkürmaßregel unterdrückt und Freiligrath durch beſtändige Hausſuchungen und Vorladungen chikaniert wurde, ſchrieb er mir bei Rückſendung eines Manuſkriptes: „Entſchuldigen Sie meine Saumſeligkeit mit den Wirren, die der letzte Monat über mich gebracht hat, und mit der geiſtigen Gedrücktheit, die mit mir jetzt wohl Jeder fühlt, der es mit der Freiheit redlich meint.“

Und fürwahr, redlicher hat es Keiner mit der Freiheit gemeint, als dieſer ſchlichte, beſcheidene Mann, der, ohne das geringſte Aufheben davon zu machen, ſeiner politiſchen Überzeugung jegliches Opfer brachte. Seine nächſten Freunde, die Redakteure der „Neuen Rheiniſchen Zeitung“, waren ſchon bei der gewaltſamen Erdrückung derſelben im Mai 1849 aus Preußen verwieſen und ins Exil gehetzt worden; wer mit ihm in engeren Verkehr trat, wurde, wie ich ſelbſt es nicht lange nachher bei einem vierwöchentlichen Aufenthalte in Köln erfuhr, ſofort unter polizeiliche Aufſicht geſtellt und bei erſter, vom Zaun gebrochener Gelegenheit aus dem Weichbilde der Stadt entfernt. Dabei wurden Freiligrath, ſeine Frau und ſeine Kinder im Sommer und Herbſt jenes Jahres abwechſelnd von bösartigen Krankheiten heimgeſucht, und ſo führte der erſt vor einem Jahre aus der Verbannung zurückgekehrte Dichter in der Heimat ein trauriges, einſames Leben. Wie ein Geächteter ward der charakterfeſte Mann ſeit dem offenkundigen Siege der Reaktion von der ſogenannten guten Geſellſchaft gemieden, die ihm mit ängſtlicher Scheu aus dem Wege ging. Ein eben ſo lächerliches wie empörendes Beiſpiel davon erfuhr er zur Zeit meines Aufenthaltes in Köln, wo ich ihn häufig beſuchte. Ein junger Buchhändler in Aachen beabſichtigte ein demokratiſches Seitenſtück zu dem genial entworfenen Rethel’ſchen Todtentanze herauszugeben, auf deſſen, in reaktionärem Sinne erdachten Bildern der Tod als hohngrinſender Verführer zu Barrikadenbau, Volkserhebung und Bürgerkrieg dargeſtellt war, und er bat Freiligrath, einen poetiſchen Text zu den Zeichnungen zu ſchreiben. Dieſer war damals durch ein ſchmerzhaftes Fußübel Wochen lang an das Zimmer gefeſſelt, ging aber mit lebhaftem Intereſſe auf den Vorſchlag ein. Er bewirthete den Buchhändler wiederholt aufs gaſtlichſte in ſeinem Hauſe, und verſprach, gleich nach ſeiner Herſtellung ſich die Bilder an Ort und Stelle anzuſehen und das Werk zu beginnen. So bald ihm der Arzt das Ausgehen geſtattete, ſetzte er ſich auf die Bahn, und fuhr nach Aachen. Er war ſehr überraſcht, den Buchhändler bei ſeinem Anblick erbleichen und ſich nach wenigen Worten unter einem nichtigen Vorwande entfernen zu ſehen. Da ſich Niemand um ihn bekümmerte, ging er bald wieder in den Gaſthof zurück. Mit verlegener Miene erſchien der junge Buchhändler in ſeinem Zimmer und ſtammelte die konfuſeſten Entſchuldigungen: „Beſter Herr Freiligrath, was werden Sie von mir denken? Aber mein Vater, von dem ich gänzlich abhänge, und der zweimal jährlich all meine Geſchäftsbücher revidiert, war gerade im Laden, und Der wäre kapabel, mich zu enterben, wenn er erführe, daſs ich mit Ihnen verkehre. Ich kann Sie leider nicht einladen, mit uns zu ſpeiſen, denn mein Vater wird Mittags bei uns ſein; aber meine Frau und meinen Jungen müſſen Sie ſehen. Ja, mein Junge! Das iſt ein Republikaner! — erſt zwei Jahre alt, aber Das iſt ein Republikaner! Bitte, kommen Sie einen Augenblick mit hinüber in meine Wohnung — mein Vater wird noch im Laden ſein!“ Es verſteht ſich, daſs Freiligrath keine Luſt verſpürte, die Bekanntſchaft weiterer Exemplare dieſer republikaniſchen Familie zu machen; der Ärger über den ſchnöden Empfang ließ ihn ſchnell wieder abreiſen.

Nichts war dem geraden Sinne des Dichters verhaſster, als affektiertes Weſen oder plumpe Schmeichelei. So liebenswürdig er ſich mit dem einfachſten Mann aus dem Volke wie mit ſeines Gleichen unterhielt, ſo ſchroff und ſatiriſch konnte er werden, wenn ihm geſpreizte Unnatur entgegen trat. Auch davon ſollte ich ein ergötzliches Beiſpiel erleben, als ich bei meiner gezwungenen Abreiſe von Köln Freiligrath meinen letzten Beſuch machte. Kaum hatten wir uns begrüßt, als ein gewiſſer H. ſich melden ließ. Der von Eitelkeit aufgeblaſene Menſch behauptete in einer konfuſen Broſchüre, den Kommunismus erfunden zu haben, und hatte in ſeiner lärmenden Großmannsſucht nicht geruht, bis er endlich ſeiner Schullehrerſtelle entſetzt worden war. Nun ſpielte er mit ſelbſtgefälligem Pathos aller Orten die Rolle des Freiheitsmärtyrers. Mit verzückt rollenden Augen blieb er eine Weile halb auf der Thürſchwelle ſtehen, ſtreckte die Arme gen Himmel, und rief in ſalbungsvollſtem Kanzeltone: „Da wäre ich denn in dem Zimmer des großen Freiligrath, des herrlichen Dichters der Revolution . . .“ — „Bitte, erſparen Sie ſich und mir alle Komplimente,“ unterbrach ihn Dieſer. — „Aber ich weiß wirklich nicht, wie ich das Glück faſſen ſoll, den Mann mit eigenen Augen zu erblicken, der unter allen Poeten in unſerem lieben Rheinland allein noch den göttlichen Namen eines Dichters verdient, der in dieſer jammervoll reaktionären Zeit . . .“ — „Nun ja,“ fiel ihm Freiligrath ironiſch ins Wort, „der alte Arndt zählt natürlich nicht mehr mit, ſeit er in Frankfurt unter die Kaiſermacher ging; Simrock iſt unter dem Herumſtöbern in den Sagen der Vergangenheit ſelbſt zur verſchollenen Sage geworden; Kinkel — hm, Den ſollten Sie doch neben mir gelten laſſen; Wolfgang Müller's Kouleur iſt freilich mehr himmelbau, als roth; und Pfarrius zwitſchert gar nur zahme Waldlieder ſtatt revolutionärer Weiſen. Ja, ja, mein Verehrteſter, es iſt eine klägliche Zeit! Den Geheimen Rath und Premierminiſter von Goethe und den Hofrath von Schiller haben wir längſt abgedankt. Hatten übrigens ein recht hübſches Talent, die Beiden, nicht wahr? — aber pah! ich bin doch ein ganz anderer Kerl! Was meinen Sie zu Dem da?“ fuhr er mit bitterem Lächeln fort, indem er auf eine Marmorbüſte Shakeſpear's wies, die auf ſeinem Arbeitstiſche ſtand; „Der hat auch gut daran gethan, daſs er ſich rechtzeitig begraben ließ! Er hat ſchändliche Tyrannen und ſentimentale Liebhaber ſtatt Barrikadenhelden auf die Bühne gebracht, und müſste mir heute ebenfalls ſeinen Kranz abtreten. Was ſind all die alten Schlummerköpfe gegen den einzigen großen Freiligrath!“

Der kommuniſtiſche Schulmeiſter hatte den Dichter mit ſteigender Angſt und Verwirrung angeſtarrt; plötzlich ergriff er mit einer haſtigen Bewegung ſeinen Hut und ſchoſs aus dem Zimmer. Wenige Minuten nachher erſchien ein intimer Freund Freiligrath's, der Maler Kleinenbroich. „Wie geht's?“ frug er in gedrückter Stimmung. — „Mir? danke, recht gut. Aber was machſt du für ein melancholiſches Geſicht?“ — Der Maler begann in unruhig hin und her ſpringender Weiſe ein Geſpräch über

Literatur, Kunſt, Politik, über Schiller und Goethe, Shakeſpear und die neueſten Tagesereigniſſe, während er ſtets einen ängſtlich forſchenden Blick auf die Züge Freiligrath's gerichtet hielt. „Was in aller Welt iſt dir?" frug Dieſer zuletzt. „Sonſt kann man doch ein vernünftiges Geſpräch mit dir führen; aber heute bleibſt du keine zwei Minuten bei der Stange und frägſt mich aus, als wäre ich ein Delinquent, den du hochnothpeinlich verhören willſt!" Der Maler warf ſich in einen Seſſel und brach in ein ſchallendes Gelächter aus. „Was erſcheint dir ſo lächerlich? frug der Dichter, als der Freund noch lange Zeit nicht zu reden vermochte. „Biſt du verrückt geworden, Menſch?" — „Ich nicht," gab Derſelbe, immer noch fortlachend, zurück, — „aber du, du ſollſt ja verrückt geworden ſein!" Dann erzählte er: „Als ich eben über den Domplatz ging, kam der Kommuniſt H. auf mich zugeſtürzt, drückte mir krampfhaft die Hände, und ſchluchzte mit thränenden Augen: ‚Er iſt verrückt geworden! Er iſt wahrhaftig verrückt geworden!' — ‚Wer?' — ‚Nun, der Freiligrath! Ich war ſo eben bei ihm, und er ſprach lauter dummes Zeug, kein vernünftiges Wort! Ach Gott, er iſt wahrhaftig verrückt geworden!' Da muſste ich mich doch raſch überzeugen und dir etwas auf den Zahn fühlen." Zum Abſchied rief Freiligrath mir noch auf der Treppe die Scherzworte nach: „Wenn Sie in Ihren Norden kommen, erzählen Sie dort nicht gleich allen Leuten, daſs ich verrückt geworden bin! Vielleicht können wir die betrübende Thatſache noch eine Zeitlang verhehlen. Schonen Sie meine Reputation!"

Im April 1851 ſprach ich den Dichter einige Stunden in Düſſeldorf, wohin er ſeit einem Jahre zurückgekehrt war. Er wohnte damals auf dem Dorfe Bilk, dicht neben der Kirche, und rüſtete ſich eben, mit Frau und Kindern abermals ins Exil zu wandern; denn das zweite Heft ſeiner „Neueren politiſchen und ſocialen Gedichte" lag zur Verſendung bereit, und er wuſste, daſs die verfolgungswüthige Reaktion ihm dieſe trotzigen Freiheitslieder nimmer verzeihen würde. Er führte mich in das Atelier ſeines Freundes Haſenclever, deſſen humoriſtiſche Genrebilder aus der Jobſiade und dem deutſchen Spießbürgerleben der ſüßlich ſentimentalen Richtung der Düſſeldorfer Schule ein geſundes Gegengewicht gaben, und der kürzlich ein treffliches, in Rembrandt'ſchem Tone gehaltenes Ölporträt Freiligrath's vollendet hatte, das noch auf der Staffelei ſtand. Der joviale Mann improviſierte raſch einen Zechtiſch, indem er das Bild herab nahm und es, die Rückſeite nach oben gekehrt, auf die Lehnen zweier Polſterſtühle legte. Dann holte er Gläſer und Flaſchen aus der Ofenecke hervor, und bald vertieften wir uns in ein heiteres Geſpräch über Kunſt und Poeſie. Mochte nun der feurige Walporzheimer oder die anregende Unterhaltung mir die Anfangs ſchüchterne Zunge gelöſt haben, ich plauderte lebhaft und unbefangen mit. „Das iſt doch kein ſo ſteinerner Gaſt,“ ſagte der Maler in ſeinem breiten rheinländiſchen Dialekte ſcherzend zu Freiligrath, „wie der Schweizer Poet, den du mir unlängſt herbrachteſt. Der leerte ſchweigend ſein Glas und ſchlang verdroſſen ſein Roaſtbeef hinab, und ſprach zwei geſchlagene Stunden lang kaum ein Wort. Daſs er Fleiſch eſſen und Wein trinken kann, glaub' ich ſchon, denn Das hab' geſehen; aber daſs Der all ſeine Lebtage ein geſcheites Lied zu Stande bringt, glaub' ich nimmer. Wird wohl ſolch ein Stubenhocker ſein, der hinterm Ofen den Frühling beſingt!“ Mit Eifer erwiderte Freiligrath: „Fehlgeſchoſſen, alter Knabe! Der iſt ein rechter Poet von Gottes Gnaden, dem nur der innere Zwieſpalt, das unſichere Schwanken in der Wahl ſeines Berufes, manchmal den Mund verſchließt. Du weißt, daſs er Maler war, und ſich jetzt ganz der Literatur zu widmen gedenkt. Alles gährt in ihm, er ringt noch umhertaſtend nach der Form für die Gedanken, die ihn bewegen, er ſtudiert, trotz ſeiner mehr als dreißig Jahre, jetzt in Berlin Philoſophie und Naturwiſſenſchaft mit einer Leidenſchaft, die ihm Kopf und Herz ganz in Anſpruch nimmt, da mag er immerhin Fremden gegenüber befangen ſein — aber gieb Acht, vor Dem wirſt du einſt noch den Hut ziehen und ihm in tiefſter Seele das Unrecht abbitten, ihn ſo falſch beurtheilt zu haben!“ — „Erinnern Sie ſich meines Disputes mit Haſenclever?“ fragte mich Freiligrath, als er mir einige Monate nachher in London mit freudeſtrahlendem Antlitz die eben erſchienenen „Neuen Gedichte von Gottfried Keller“ in die Hand gab. „Es macht mir doch Vergnügen, daſs ich in der unſcheinbaren Raupe, die ſo blöde und linkiſch einher kroch, damals ſchon den ſchönen Schmetterling erkannt habe, der ſich jetzt ſo heiter und lebensfroh in den Lüften wiegt. Freilich bedurfte es dazu keines Prophetenblicks! Wer, wie ich, ſelber in ſeiner Jugendzeit den Druck einer ſchiefen Lebensſtellung ſchmerzlich empfunden hat, fühlt Dergleichen leicht auch bei Andern heraus. Leſen Sie das Buch — es wird Ihnen einen hohen Genuſs gewähren. Dieſer neue Poet war von Jugend auf ein freies Gemüth, ſchon im Sonderbundskriege ſchlug er ſich wacker mit Pfaffen und Finſterlingen herum — aber nun hat er ſich bei der Wiſſenſchaft die Beſtätigung ſeiner freien Lebensanſchauung geholt, und ſchmettert aus genuſsfreudiger Seele ſo friſch und keck ſeine Weiſen, wie die Lerche droben im reinen Blau, als könnte es gar nicht anders ſein, als gäbe es keinen Kampf und Streit da drunten auf der Erde, keine Duckmäuſerei und Zerriſſenheit, lauter frühlingstrunkenen Jubel und Luſt und Seligkeit!“ Dann erzählte er mir den Ausgang des wegen ſeiner politiſchen und ſocialen Gedichte gegen ihn und ſeinen Verleger angeſtrengten Proceſſes. Die öffentliche Verhandlung in Düſſeldorf dauerte von Morgens 9 bis Abends 10 Uhr und wurde bei verſchloſſenen Thüren geführt, was ſonſt nur bei Verhandlungen, die das Keuſchheitsgefühl verletzen könnten, zu geſchehen pflegt. Mehrere Referendarien und drei fremde Staatsprokuratoren, die der Sitzung beizuwohnen gedachten, wurden von den am Eingange des Gerichtsſaals poſtierten Gendarmen zurückgewieſen. Beide Angeklagte, von denen ſich der Verleger kurz vor dem Termine freiwillig geſtellt hatte, wurden von den Geſchworenen einſtimmig freigeſprochen. Trotzdem faſste der Gerichtshof in einer nachfolgenden zweiten Sitzung den Beſchluſs, die ſaiſierten Exemplare des als ſtaatsgefährlich zu betrachtenden Buches (zum Glück waren es nur 17 Stück) auf öffentlichem Marktplatze verbrennen zu laſſen. Auch wurde dem Verleger Knall und Fall die buchhändleriſche Konceſſion entzogen, — ein Schlag, für den auch der fabelhaft raſche Verkauf der ganzen Auflage des Buches, das in 3000 Exemplaren gedruckt worden war, geringe Entſchädigung bot. Auf Freiligrath's Wunſch machte ich den Verſuch, den mir befreundeten Hamburger Buchhändler Campe zu einem Neudruck der beiden Liederhefte zu beſtimmen. Allein Campe ſchrieb zurück: „Von Freiligrath kann jetzt in Deutſchland gar Nichts, und von keinem Schriftſteller etwas der Regierung Miſsliebiges gedruckt werden. Die Reaktion will einen Waffenſtillſtand um jeden Preis, und Jeden, welcher dieſen Waffenſtillſtand zu ſtören wagt, verfolgt ſie bis aufs Blut. Die ganze Literatur iſt für den Augenblick mundtodt gemacht, und nicht einmal mit der Verbreitung eines illoyalen Buches kann ſich ein Buchhändler befaſſen; denn für den Verkauf eines einzigen Exemplars wird ihm faſt überall die Konceſſion genommen. Die Verleger müſſen ſich mit Grammatiken und

Rechenbüchern durchſchlagen, ſo gut oder ſchlecht es geht. Der ganze deutſche Buchhandel iſt vernichtet, ſo lange dieſer Zuſtand dauert."

Unter ſolchen Umſtänden ſah ſich der Dichter genöthigt, vor der Hand auf jede literariſche Thätigkeit zu verzichten. Ohne Murren beſchloſs er, zu ſeinem kaufmänniſchen Berufe zurück zu kehren, um für Weib und Kinder das tägliche Brot zu ſchaffen. Schon früher, bis zu ſeiner Heimkehr nach Deutſchland im März 1848, hatte er die Stelle eines deutſchen Korreſpondenten in einem angeſehenen Geſchäftshauſe der City bekleidet. Er hoffte, jetzt mit leichter Mühe einen ähnlichen Poſten zu erlangen; doch ſollte ihm Dies durch die Indiskretion einer ſchriftſtellernden Dame miſslingen, welche im Hauſe einer Landsmännin ſeine Bekanntſchaft machte und das Geſpräch auf ſeinen früheren Principal und deſſen politiſche Anſichten lenkte. Ohne Arg ſchilderte Freiligrath den ehrenhaften Charakter des Mannes, mit dem Bemerken, daſs ein engliſcher Handelsherr begreiflicherweiſe die politiſchen und ſocialen Verhältniſſe nicht aus dem Standpunkte eines deutſchen Revolutionärs betrachte, ſondern, nach der Parteiſchablone gemeſſen, eher der Bourgeois-Kategorie beizuzählen ſei. Die Dame beging die Taktloſigkeit, dies im engſten Freundeskreiſe geführte Privatgeſpräch mit einigen pikanten Zuthaten eigener Erfindung in der feuilletoniſtiſchen Korreſpondenz eines vielgeleſenen Journals zu veröffentlichen, und die Folge davon war, daſs Freiligrath nirgends ein kaufmänniſches Engagement zu finden vermochte. „Die arme Klatſchlieſe!" rief er aus, als ich meiner Entrüſtung über ſolchen Vertrauensmiſsbrauch bittere Worte lieh; „ganz verſtört kam ſie eines Tages zu mir gerannt, um ſich zu entſchuldigen. Sie jammerte und flennte ſo kläglich über das Malheur, das ſie in ihrer Dummheit angerichtet, daſs ich all meinen Humor aufbieten muſste, um ſie halbwegs zu beruhigen. Als ſie ſo reuig in Thränen zerfloſs, dachte ich zuletzt, daſs ſie mehr noch, als ich, zu beklagen ſei — wenigſtens gab ich ihr die Verſicherung, daſs ſich wohl mit der Zeit eine neue Erwerbsthätigkeit für mich finden werde." Es dauerte jedoch geraume Zeit, bis er als Geſchäftsführer der Londoner Kommandite einer Genfer Bank wieder eine ſeinen merkantilen Fähigkeiten angemeſſene Stellung erhielt. Eine Frucht dieſer unfreiwilligen Muße war die geiſtvolle Anthologie „Dichtung und Dichter", welche in ihrer erſten Abtheilung ein vielſeitiges Dichterbrevier, in der zweiten eine Geſchichte unſerer poetiſchen Literatur aus dem eigenen Munde der Dichter enthält.

Mit ſeinen deutſchen Landsleuten, beſonders mit den politiſchen Flüchtlingen, pflog Freiligrath während ſeines Aufenthaltes in London geringen Verkehr. Der einzige von letzteren, den er häufiger ſah, war Karl Marx, deſſen Ideen unverkennbar einen großen und, wie mich noch heute bedünkt, fruchtbaren Einfluſs auf ſeine politiſche und ſociale Dichtung geübt haben. Der Staatsmann, der Abgeordnete in einer geſetzgebenden Verſammlung, welcher praktiſch Politik treibt, mag ſich vor dem Feſthalten an allzu extremen Parteirichtungen hüten, er mag, den Verhältniſſen Rechnung tragend, zum Markten und Feilſchen um die Volksrechte genöthigt ſein, und ſich mit Abſchlagszahlungen begnügen, wenn er die volle Befriedigung ſeiner Forderungen zur Zeit nicht erlangen kann. Anders der Poet, der ein Ideal verkündet, das in leuchtender Schöne vor ſeinem geiſtigen Auge ſteht. Er kann ſich unmöglich für einen ſo oder ſo formulierten Verfaſſungsparagraphen, für eine mehr oder minder erſprießliche Geſetzesmaßregel begeiſtern; wenn ſein Lied im Kampfe des Tages erklingen ſoll, ſo muſs es ein Aufruf zu den Waffen für die ewigen, unveräußerlichen Güter der Menſchheit, oder ein Zornesblitz wider Zwingherrn und Despoten, oder eine ergreifende Klage über die Leiden des armen Volkes ſein. Je einfacher und ſchärfer ſich dem Dichter die politiſchen Gegenſätze zwiſchen Unterdrückern und Unterdrückten darſtellen, deſto beſſer eignen ſie ſich ihm zu plaſtiſcher Geſtaltung. Oſt und Weſt, Sklaven und Freie, Kapitaliſten und Proletarier — man leſe nur die Gedichte „Am Birkenbaum“, „Kalifornien“, „Ein Umkehren“, um die poetiſche Kraft zu empfinden, welche in dieſen Antitheſen ruht, die in ihrem leichtverſtändlichen Appell an die Phantaſie ſchon als Stichwörter des Parteikampfes von der Rednerbühne herab die Leidenſchaft der Hörer mächtig entflammen.

So entſchloſſen jedoch Freiligrath ſein Lied in den Dienſt der Revolution geſtellt hatte, für ſo thöricht hielt er die krampfhaften Beſtrebungen der meiſten Flüchtlinge, vom Exil aus eine neue Volkserhebung durch Konſpirationen, Putſche, Brandſchriften, Emiſſäre, mit einem Wort durch die kleinlichen Mittel einer vom Auslande her geleiteten Organiſation, herbeiführen zu wollen. Ihm war die Revolution, wie er in einem ſeiner ſchwungvollſten Lieder ſingt, „der Odem der Menſcheit, die raſtlos nach Befreiung lechzt,“ das „eherne Muſs der Geſchichte“. Nichts erſchien ihm daher ſinnloſer und verwerflicher, als die deklamatoriſchen Rundreiſen

Koſſuth's, Kinkel's und anderer Verbannten, die übers Weltmeer zogen, um Geldbeiträge zur Unterſtützung der europäiſchen Revolutionspropaganda einzuſammeln und Interimsſcheine auf ein Anlehen auszugeben, deſſen Einlöſung durch eine künftige ſiegreiche Volkserhebung ſie in Ausſicht ſtellten. Zur Geißelung dieſes eitlen Beginnens ſchrieb Freiligrath ein Gedicht, das in Deutſchland wohl erſt jetzt durch die Aufnahme in die neueſte Geſammtausgabe ſeiner Dichtungen bekannt werden wird, obſchon es zu den bedeutſamſten Kundgebungen ſeiner politiſchen Überzeugung gehört. Daſſelbe ward in einer Zeitſchrift gedruckt, die Joſeph Weydemeyer unter dem Titel „Die Revolution" 1852 zu New-York herausgab: eine engliſche Überſetzung davon erſchien bald nachher in der „National Era" zu Waſhington. Die ſcherzhaften Anſpielungen der erſten Strophe beziehen ſich auf die damaligen Korreſpondenzartikel Arnold Ruge's für den Heinzen'ſchen „Pionier", welche ſtets mit der wunderlichen Anrede „Lieber Freund und Redakteur!" begannen; mit dem neunbändigen Romane ſind natürlich Gutzkow's „Ritter vom Geiſte" gemeint.

An Joſeph Weydemeyer.

London, den 16. Januar 1852.

Die Muſe, willſt du, ſoll zu raſchem Fluge
Den Renner ſchirren, und nicht länger träumen:
An deiner Pforte, wünſcheſt du mit Fuge,
Soll mein verſprengtes Flügelroſs ſich bäumen;
Ach, „lieber Freund und Redakteur" (wie Ruge
An Heinzen ſchreibt), zum Satteln und zum Zäumen
Des allzeit muth'gen, wenn auch arg gehetzten,
Sind wahrlich ſchlechte Zeiten dieſe letzten.

Deutlich zu ſein: Du hörteſt von den Thaten,
Die zu Paris verrichtet Bonaparte!
Der Biedre zählt nun zu den Potentaten,
Und der Meſſias, den die Welt erharrte,
Der rothe Mai, ward von den Herrn Soldaten
Im Mutterleibe ſchon gewürgt. — Erwarte
Bei ſo bewandten kitzlichen Geſchichten
Ein Lied von mir, o Theuerſter, mit nichten!

Keins wenigſtens, das tollkühn prophezeite,
Wie ich vordem zu prophezeien pflegte,
Als (Ein Exempel nur!) von allem Streite,
Der Acht und vierzig froh die Welt bewegte,

Ich Sechs und vierzig ſchon in ep'ſcher Breite
Ein treues Bildnis ihr zu Füßen legte,
Und ſpäter dann, als Sieg durch Deutſchland gellte,
Warnend den Umſchlag auch vor Augen ſtellte.

Wie damals zwar, ſo hab' ich jetzo auch
Von Dem, was ſein wird, allerlei Geſichte;
Bin ich zu Haus doch, wo bei jedem Strauch
Ein Spoikenkieker ſteht und Vorgeſchichte
Sieht und doctert im fahlen Haiderauch —
Doch wolle nicht, daſs diesmal ich berichte,
Was ſich mir dargeſtellt: Die Sachen liegen
Dennoch verzwickt — der Beſte kann ſich trügen.

Und darin, ich geſteh' es, bin ich eitel,
Ungern, höchſt ungern möcht' ich mich blamieren,
Ungern, höchſt ungern von der Dichterſcheitel
Des Prophezeiers Lorberkranz verlieren!
Ich bin nicht wie die Herren, die mit Beutel
Und Schwert bis übern Ocean hauſieren;
Die bei den Negern ſelbſt nach „Heu" und „Moos" gehn,
Leichtſinnig ſprechend: „Morgen wird es losgehn!

„Wird — heißt Das: kann! — Ja doch, ſchon Februar
(Warum denn Mai erſt?) kann es ſich begeben!
Wir celebrieren auf den Tag dies Jahr
Das alte durch ein neues Schilderheben!
Doch Bürger, Freunde, Brüder! — Eins iſt klar:
Der Nerv der Dinge noch fehlt unſerm Streben;
Einzig der Dollar hilft ihm auf die Beine: —
Ihr wünſchtet, Brüder, wie viel Int'rimsſcheine?

„Wohl garantierte! — Zwar, die Nation
Gab kein Mandat uns, Anleihn auszuſchreiben:
Indeſs, die Gute muſs beſtät'gen ſchon
(Im Februar!) und darf Nichts hintertreiben!
Denn unſer wird die Revolution,
Die zweite, ſein und — unſer wird ſie bleiben —
Schon, weil die erſte wir (wie unbeſtritten!)
So wunderſchön verfahren und verritten!

„Schon theilten wir die Stellen brüderlich;
Bereit iſt Alles — bis auf euren Segen!
Drum in die Taſche greiſe Jeder ſich:
Wer ſeinen Beutel zieht, Der zieht den Degen!
Es iſt ſo gut, als trotzt' er Hieb und Stich,
Als hielt' er Stand im ärgſten Kugelregen!
Er iſt, wie wir, Held und Apoſtel eben —
Und alle Sünden gar ſei'n ihm vergeben!"

O Tezel, Tezel! Nicht durch Ablaſszettel
Wirfſt du der Freiheit Feinde übern Haufen!
Kein Thron annoch fiel nieder durch den Bettel!
Die Revolution läſſt ſich nicht kaufen!
Du machſt das wilde, ſtolze Weib zur Bettel;
Von Thür zu Thüre läſſeſt du ſie laufen,
Den allzeit offnen Ranzen um die Lenden,
Und den beliebten Teller in den Händen!

Das iſt die Hohe nicht, die wir verehren!
Die liegt zur Zeit gebunden und im Staube,
Die ballt die Fauſt auf modrigen Galeeren,
Zerweht das Haar, zerfetzt die Phrygerhaube;
Die trägt am Leibe Wunden, Striemen, Schwären,
Die kann dir ſagen, (kalt und kühl, Das glaube!)
Wie heiß die Sonne Nukahiwa's brenne,
Und „wo der Pfeffer wächſt“, — der von Cayenne!

Die ſchweift allein mit ſich und ihrem Zorn;
Achtlos, ob man ſie lobt, ob man ſie ſchmäht!
Die ſetzt von ihrem Haupt nicht Dorn um Dorn
In Thaler um und Popularität!
Der iſt ihr Elend nicht der Wieſenborn,
An dem ſie lächelnd, ein Narciſſus, ſteht
Und Toilette macht. — Wie? — C'est selon:
Bald für die Kneipe, bald für den Salon!

Die wimmert nicht, zum Nutzen und zum Frommen
Der Republik, mit Kandidaten-Stimme;
Die wartet ſtill, bis ihre Zeit gekommen —
Und dann erhebt ſie ſich mit Löwengrimme,
Und nimmt ſich wieder, was man ihr genommen,
Und, ob das Eſtrich auch im Blute ſchwimme,
Sie wandelt feſt auf den zerriſſnen Sohlen —
Denn ihre Schnellkraft liegt nicht in Obolen!

Denn — aber halt! wohin, o wilde Leier,
Verirrſt du dich? Ich wollte ja nur ſagen,
Daſs ich als Wecker und als Prophezeier
Nicht dienen kann in dieſen letzten Tagen;
Doch daſs ich gern, o Freund und Weydemeyer,
(Wenn anders meine Verſe dort behagen)
Durch minder kühne Lieder und Berichte
Dein jugendliches Feuilleton verpflichte.

Als zum Exempel: — Literatur und Kunſt
Stehn jetzt in Deutſchland wieder ſehr im Flore;
Am Rhein und Elbe mit erneuter Brunſt
Lobſingt Apollo ſammt der Muſen Chore;

Manch edler Sänger freut ſich hoher Gunſt;
Lyrik und Drama ziehn durch goldne Thore
Heim zu den Unſern; breit und pachterlendig
Pocht der Roman auch an, dreimal dreibändig.

Wie wär' es, Freund (und Redakteur), wenn dieſe
Und andre Dinge manchmal wir beſprächen;
Wenn wir daheim auf der beblümten Wieſe
Hier einen Speer, dort eine Dolde brächen;
Wenn wir gelaſſen (niemals mit Malice!)
Nach jedes Strohmanns hohlem Wanſte ſtächen,
Der übern Weg tappt mit den plumpen Ferſen —
Natürlich, Alles in den ſchlankſten Verſen?

Die Sache ſcheint dir ſonderbar; indeſſen,
Seit junge Blätter der Olive ſprießen,
Läßt ſich am beſten noch von den zwei Meſſen
Auf Politik und Leben bei uns ſchließen;
(Bierhäuſer freilich ſollt' ich nicht vergeſſen —
Doch darf für uns in Deutſchland Bier jetzt fließen?)
Drum, ſchrieb' ich auch nur literariſch-kritiſch,'
Würd' es am Ende dennoch wohl politiſch.

Eine zweite poetiſche Epiſtel, welche ſich dieſer erſten anſchloſs, wurde ſchon in den Anfangs 1877 erſchienenen „Neuen Gedichten“ Freiligrath's vollſtändig abgedruckt. Sie zeigt uns, wie ſelbſt der däniſche Märchendichter Anderſen — obendrein auf dem neutralen Boden Englands — mit ängſtlicher Scheu dem verbannten Revolutionsſänger auswich, damit die Bekanntſchaft mit demſelben ihn nicht in den vornehmen Hofkreiſen kompromittiere.

Freiligrath wohnte damals in einem freundlichen Häuschen — Nr. 3 Sutton Place — in Hackney, unweit der Ringbahnſtation und dicht neben dem Friedhofe, über welchen der Weg zu ſeiner Wohnung führte. Er lud mich häufig durch kleine humoriſtiſche Billetts ein, ihn nach vollbrachtem Tagewerk in ſeinem halb ländlichen Heim auf einen Krug Porter und ein ſchlichtes Abendeſſen im engſten Familienkreiſe zu beſuchen, oder an einem freien Nachmittag einen gemeinſchaftlichen Ausflug in die Umgegend London's zu unternehmen. „Als Rendezvousplatz,“ ſchrieb er mir wenige Tage nach meiner Ankunft in der Weltſtadt, „ſchlage ich die Wellingtonſtatue vor der Börſe, als Zeit 1 Uhr Nachmittags vor. Eine frühe Stunde für London, aber ich wähle ſie abſichtlich, damit uns noch Zeit bleibt, einen trip nach Greenwich zu machen, wo wir uns auf den erſten engliſchen Meridian ins Gras ſetzen und von deutſchen Dingen plaudern können.“

Freiligrath's meiſterhafte Verdeutſchung des „Liedes vom Hemde“, der „Seufzerbrücke“ und anderer Hood'ſcher und Barry Cornwall'ſcher Gedichte hatte in mir den lebhaften Wunſch erregt, daſs er unſere Literatur mit einer weiteren Folge von Überſetzungen ſocialiſtiſch gefärbter Produktionen der engliſchen Poeſie beſchenken möchte. Andernfalls hatte ich nicht übel Luſt, mich ſelbſt an dieſer Aufgabe zu verſuchen. Freiligrath ermuthigte mich dazu durch nachſtehende Zeilen: „Für den Augenblick denke ich an kein Überſetzen und werde mich herzlich freuen, wenn Sie aus Barry Cornwall und Anderen noch eine Nachleſe veranſtalten wollen. In Thomas Hood werde ich ſchwerlich Etwas übrig gelaſſen haben, dagegen finden Sie in B. Cornwall's „English Songs“ noch mehr als Ein ſchönes ſociales Gedicht. „The Convict Boat“ und „The Rising of the North“ ſind famoſe Lieder, das Letztere freilich nur, ſoweit es die prophezeite Erhebung ſchildert — der Schluſs iſt matt und reaktionär. Das thut aber Nichts, Barry Cornwall fürchtet ſich vor der ſieghaften Erhebung des Proletariats, aber er ſagt ſie nichtsdeſtoweniger voraus. — — Auch in Ebenezer Elliot, dem ohnlängſt verſtorbenen Cornlaw-Rhymer, werden Sie manches Einſchlagende finden. Ebenſo in den Gedichten von Erneſt Jones. Cooper's „Purgatory of Suicides“ und Ähnliches müſsten Sie wohl auch berückſichtigen. Leider habe ich meine Bibliothek nicht hier, ſonſt ſtände Ihnen Alles, was ich habe, gern zu Gebote.“

Auf eine Anfrage nach den Gedichten von Eliza Cook, in denen ich ebenfalls Material für die angedeutete Arbeit zu finden hoffte, antwortete mir Freiligrath am erſten Weihnachtsfeſttage in einem launigen Briefe: „Lieber Strodtmann! Eliza Cook war einſt die Meine. Als aber einmal böſe Zeiten kamen, wurde ſie mir untreu und ging über zum Antiquar Siegfried in Zürich. So weit werden Sie mich freundlich entſchuldigen. Die Gedichte ſind ſeiner Zeit bei Charles Tilt, Fleetſtreet, erſchienen. Die jetzige Firma des Hauſes iſt: David Boyne, gegenüber dem Punch Office . . . Wolfgang, nach dem Sie ſich freundlich erkundigten, iſt wieder hergeſtellt, und hat Bogen und Pfeil, Flinte und Piſtole unter dem Chriſtbaum gefunden. Sämmtliche Waffen haben inzwiſchen bis jetzt noch keinen Schaden angerichtet, außer daſs ich mit dem Bogen eine Fenſterſcheibe zerſchoſſen habe. Gewiſs auch ein Scheibenſchießen! — Ich hoffe, Sie laſſen ſich, auch ohne Eliza, recht bald wieder bei mir ſehen, und grüße Sie unterdeſſen aufrichtig und herzlich.“

Im Winter 1851—52 waren die Erſcheinungen des ſogenannten Mesmerismus oder thieriſchen Magnetismus ein Lieblingsthema der Unterhaltung in den Londoner Geſellſchaften. Magnetiſche Experimente an Somnambülen gehörten in allen Kreiſen zur Tagesordnung, wie bald nachher Tiſchrücken und Klopfgeiſterei. Freiligrath war der verſtändigen Anſicht, daſs es der exakten wiſſenſchaftlichen Forſchung überlaſſen bleiben müſſe, dieſe dunklen Gebiete aufzuhellen. Es ſei nutzlos und voreilig für den Laien, aus einzelnen räthſelhaften Thatſachen, wie ſie ein Jeder erlebt haben möge, allgemeine Schlüſſe ziehen zu wollen. Er ſelbſt entſinne ſich übrigens eines Vorfalls, der vielleicht mit den Erſcheinungen des thieriſchen Magnetismus verwandt ſei. „Vor der Februarrevolution," ſagte er, „beſchäftigte ich mich ernſtlich mit dem Gedanken einer Überſiedelung nach Nordamerika. Um dieſe Zeit las meine Frau eines Tages in, ich weiß nicht welchem Buche von der weißen Frau im königlichen Schloſſe zu Berlin, die man öfters als Geſpenſt mit einem Beſen die Stuben kehren ſehe. Es fiel ihr ein, daſs ich ihr früher einmal von der analogen Erſcheinung einer weißen Frau im Schloſſe zu Detmold erzählt habe, und ſie beſchloſs, mich bei meiner Rückkehr vom Komptoir zu fragen, ob dieſe Frau auch zuweilen als ſolche Stubenfegerin erſchienen ſei. Abends brachte ich wichtige Briefe aus Amerika mit nach Hauſe, der Auswanderungsplan wurde lebhaft beſprochen und die Frage nach dem Geſpenſt vergeſſen. In der Nacht warf ich mich unruhig im Bette hin und her, und weckte dadurch meine Frau. Sie frug, ob mir nicht wohl ſei. Ach nein, antwortete ich lachend, aber mich verfolgt ein wunderlicher Traum. So oft ich einſchlafe, ſehe ich die weiße Frau mit einem großen Kehrbeſen die Gemächer des Detmolder Schloſſes durchwandeln, und ich habe doch nie gehört, daſs ſie als Stubenfegerin umgeht! Meine Frau erzählte mir, daſs auch ihr im Schlaf die vergeſſene Frage wieder eingefallen ſei. Dies Erlebnis, ſo unbedeutend es iſt, und ſo wenig ich mir damals den Kopf darüber zerbrach, ließe ſich, wenn der thieriſche Magnetismus eine Wahrheit iſt, am Ende durch die Annahme erklären, daſs die Vorſtellung meiner Frau durch magnetiſchen Kontakt auf mich übergegangen ſei." —

Als ich im Sommer 1852 London verließ, um mir in Nordamerika eine Exiſtenz zu gründen, theilte ich Freiligrath meine Abſicht mit, dort Vorträge über Kunſt und Literatur zu halten, und bat ihn um Empfehlungen an ſeine amerikaniſchen Freunde. Er entſprach auf das liebenswürdigſte dieſem Begehren. „An Longfellow will ich Ihnen gern einige Zeilen mitgeben,“ ſchrieb er mir, und fügte ſchalkhaft hinzu: „Auch an meinen Freund und Gevatter Kahgegagabowh, den Ojibway-Häuptling, wenn Ihnen Der für Ihre Vorträge über das Verhältnis der Kunſt zur Gegenwart als rothe Autorität wünſchenswerth ſcheinen möchte. Mit Bryant bin ich nie in direktem Konnex geweſen. Ich bin gewiſs, daſs Longfellow Sie herzlich empfangen und Ihnen mit weiteren Einführungen an Bryant rc. rc. auf Ihren Wunſch gern gefällig ſein wird . . . Verſchallen Sie mir überhaupt nicht ganz! Ich wiederhole meine Bitte um Ihr Andenken und um dann und wann ein Wort Nachricht.“ —

Erſt nach ſiebzehn harten Jahren des Exils war dem Dichter die Rückkehr in das Vaterland vergönnt. Jenes herrliche Feſt, das ihm der Geſangverein „Arion“ im Juli 1868 auf dem Johannisberge bei Bielefeld zur Begrüßung der alten Heimat bereitete, gab ihm die frohe Empfindung, daſs ſein Volk ihm, trotz der langen Verbannung, ein treues Gedächtnis bewahrt habe. Überwältigt von freudiger Rührung ſprach er ſeinen Dank in dem ſchönen Liede aus, das in den Verſen gipfelt:

> Geliebt zu ſein von ſeinem Volke,
> O herrlichſtes Poetenziel!
> Loos, das aus dunkler Wetterwolke
> Herab auf meine Stirne fiel!
> Ob ich's verdient, ich darf nicht rechten!
> Ihr wollt nun einmal Kränze flechten!
> Ich halte ſtolz ihn in der Rechten,
> Den mir zu flechten euch gefiel.

Unter zahlreichen alten und neuen Freunden drückte auch ich dem gefeierten Sänger damals nach langer Trennung beim Wiederſehen tiefbewegt die Hand, nachdem wir in der Zwiſchenzeit manchen Gruß aus der Ferne mit einander getauſcht hatten. „Ich bin Ihnen auf manches Zeichen Ihres freundſchaftlichen Andenkens die Antwort und den Dank ſchuldig geblieben; hoffentlich hat Sie mein Schweigen nicht irre an mir gemacht!“ hatte mir Freiligrath einmal geſchrieben. Jetzt erhob er den rheinweingefüllten Römer, und trug mir das kameradſchaftliche „Du“ an. Unvergeſslich bleiben mir dieſe ſonnigen Tage, in denen wir mit ihm die Stätten ſeiner Jugend, ſein Geburtshaus in Detmold, das Grab des unglücklichen

Grabbe und die neuentdeckte Dechenhöhle bei Iſerlohn beſuchten, deren zarte Tropfſteingebilde ihm zu Ehren mit ſtrahlendem Magneſiumlichte taghell beleuchtet wurden. Aber ſo dankbaren Herzens er die Huldigungen aufnahm, die ihm darzubringen man ſich von allen Seiten beeiferte, Nichts erfüllte ſein ſchlichtes Gemüth mit tieferer Freude, als der einfach herzliche Empfang in dem Detmolder Städtchen Lage, deſſen ſämmtliche Bewohner ſich im Sonntagsſtaat vor dem guirlandengeſchmückten Wirthshauſe verſammelt hatten, wo die Schuljugend des Ortes ihn mit einem choralartigen Liede willkommen hieß, und ein Beſuch bei dem Dorfſchullehrer in der Grüne bei Iſerlohn, deſſen zwölfjähriges Töchterchen ihn mit dem Vortrag ſeines Liedes „O lieb', ſo lang Du lieben kannſt!“ begrüßte und ihm den zum morgenden Tage über das Leben des Dichters verfaſsten Aufſatz zu leſen gab, unter welchen er zu ſtetem Angedenken ſein „Vidi. F. Freiligrath.“ ſchrieb.

Als ich ihn am Ende dieſer feſtlichen Tage auf der Heimreiſe bis Soeſt begleitete, und ihn eine Woche ſpäter in ſeinem neuen Wohnorte Stuttgart wiederholt beſuchte, erſchloſs ſich mir im vertraulichen Austauſch der Anſichten und Erlebniſſe noch voller und reicher ſein edles Herz. In ſeinen politiſchen Überzeugungen fand ich ihn unverändert. Die republikaniſche Staatsform war noch immer ſein Ideal, auch für Deutſchland; doch freute er ſich ehrlich der errungenen Fortſchritte unter preußiſcher Führung, und miſsbilligte jedes Beſtreben, die ſchwer erkämpfte Einigung der deutſchen Stämme durch partikulariſtiſche Tendenzen zu gefährden. Auch beweiſen die herrlichen Gedichte, die er während des Krieges gegen Frankreich ſchrieb, und die Eingangsſtrophen zur Geſammtausgabe ſeiner Werke wohl zur Genüge, wie unverbitterten und gerechten Sinnes er den Umſchwung der politiſchen Verhältniſſe zu würdigen verſtand, der ſich während ſeiner langjährigen Abweſenheit daheim vollzogen hatte.

Manches Wort der Ermuthigung und der liebevollen Theilnahme an meinen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten ließ Freiligrath mir in der Folgezeit noch direkt oder durch gemeinſchaftliche Freunde zukommen. Beſonders intereſſierten ihn meine Überſetzungen nordamerikaniſcher Gedichte. „Die jüngſte Nummer der Allgemeinen Zeitung,“ ſchrieb er mir im Frühjahr 1870, „hat nun auch den Schluſs deines Aufſatzes über die amerikaniſchen Poeten gebracht. Ich habe den Artikel mit Vergnügen geleſen und mich der treuen und eleganten Verſionen, mit denen du ihn durchflochten, herz lich gefreut. Bei Bayard Taylor hätteſt du wohl mit einem Worte meinen Einfluſs auf ſeine Dichtung andeuten können. Derſelbe tritt freilich in dem Poems of the Orient weniger zu Tage; — in den Rhymes of Travel dagegen ſind Gedichte wie El Canelo und The Bison Track doch der reine Freiligrath." — Auch zur Fortſetzung meiner Übertragung des däniſchen Gedichtes „Adam Homo," deren Eingangsſtrophen ich ihm geſandt hatte, ermunterte er mich in freundlichſter Weiſe: „Deine Überſetzungsprobe von Paludan-Müller's ‚Adam Homo' ſchicke ich dir einliegend zurück. Dieſelbe hat mich ungemein intereſſiert, und ich möchte dich (vorausgeſetzt, daſs du einen Verleger finden kannſt, der dir deine Mühe rechtſchaffen bezahlt) dringend auffordern, Deutſchland mit einer Überſetzung des Ganzen zu erfreuen. Du würdeſt uns damit nicht nur etwas Schönes, Gutes, Geiſtreiches geben, ſondern auch etwas Neues! Engliſche Dichtwerke werden uns fort und fort in ſo vielen guten und ſchlechten Überſetzungen nahe gebracht, daſs es kaum noch der Mühe lohnt, damit zu Markte zu ziehen, während das Däniſche ſchon mehr ſeitab liegt und der Konkurrenz weniger Spielraum bietet. Hier haſt du freies Feld, und brauchſt (meinem Gefühle das Unangenehmſte und Verdrießlichſte!) nicht zu befürchten, einen bereits zehnmal gepflügten Acker noch einmal durchzuackern."

Eine ſo rege geiſtige Antheilnahme erwies Freiligrath bis an ſein Ende allen neuen bedeutungsvollen Erſcheinungen der Weltliteratur. Wie er in jüngeren Jahren Longfellow's und Tennyſon's Dichtungen durch meiſterhafte Verſionen zuerſt in Deutſchland bekannt gemacht hatte, ſo lenkte er noch in ſeiner letzten Lebenszeit die Aufmerkſamkeit des heimiſchen Publikums auf die naturfriſchen Schöpfungen Walt Whitman's und des ſo raſch zum Liebling der cis- und transatlantiſchen Leſewelt gewordenen Poeten der kaliforniſchen Wildniſſe, Bret Harte's. An dieſe Überſetzungen reihte ſich eine nicht geringe Zahl eigener Gedichte, die alle von der tief humanen Geſinnung des Verfaſſers zeugen und häufig von einem köſtlichen Humor durchweht ſind. So ſchied er in ungebrochener Geiſteskraft, geliebt und verehrt von Allen, ſelbſt von Denen, die ſeine unerſchüttert gebliebene freie politiſche Geſinnung nicht theilten, und an ſeiner Bahre trauerte ein ganzes Volk wie um den Verluſt eines der beſten und treueſten ſeiner Söhne.

Emanuel Geibel.

Emanuel Geibel, nach Goethe, Uhland und Heine der ausgezeichnetſte Liederdichter, deſſen Stern in dieſem Jahrhundert am Himmel der deutſchen Literatur geleuchtet, hat ſeit ſeinem erſten Auftreten bis in die neueſte Zeit bei dem großen Publikum eine faſt beiſpiellos günſtige Aufnahme ſeiner Dichtungen gefunden, die in ſeltſamem Gegenſatze zu der kühlen Vernachläſſigung ſteht, welche die Kritik Jahrzehnte hindurch einer ſo achtungsvollen Begabung erwies. „Ein Dichter für Backfiſche!“ lautete die landläufige Phraſe, welche ein Tagesrecenſent dem anderen nachſprach, und kraft welcher ſelbſt ein gelehrter Literaturhiſtoriker ſich noch in der dritten Auflage ſeiner „Geſchichte der deutſchen Literatur im neunzehnten Jahrhundert“ der Pflicht überhoben dünkte, mehr als drei wegwerfende Zeilen an die Beurtheilung des gefeiertſten Lyrikers der Gegenwart zu verſchwenden. Der Verſuch einer ausführlicheren Charakteriſtik der Geibel'ſchen Poeſie wurde, ſo viel uns bekannt iſt, bis jetzt nur von Gottſchall (im dritten Bande ſeiner „Deutſchen Nationalliteratur“), von Minckwitz (in ſeinem „Neuhochdeutſchen Parnaß“) und Heinrich Kurz (in ſeiner „Geſchichte der deutſchen Literatur“) gemacht; doch beſchränkte ſich in all dieſen Fällen die Aufgabe mehr darauf, ein Bild von der Geſammterſcheinung des Dichters zu entwerfen, als der ſtufenweis fortgeſchrittenen Entwicklung desſelben Schritt für Schritt liebevoll nachzugehen. Einzig Karl Goedeke, welcher mit Geibel kurz nach dem Erſcheinen der erſten Auflagen ſeiner „Gedichte“ — im Herbſt 1844 — bekannt wurde, hat das Bedürfnis gefühlt, jene Unterlaſſungsſünde der Kritik durch eine ſorgſam ausgearbeitete Monographie gut zu machen, von welcher der erſte, 366 Oktavſeiten umfaſſende Band 1869 veröffentlicht ward. Wir nahmen das Buch bei ſeinem Erſcheinen nicht ohne Miſstrauen zur Hand. Das äußere Leben Geibel's, ſagten wir uns, war ungewöhnlich arm an bunten Ereigniſſen, deren detaillierte Schilderung ein weſentlich neues Licht auf ſeine Produktionen zu werfen vermöchte; was er erlebt, gefühlt, gedacht, hat er als echter Poet mit dem Glorienſchein künſtleriſcher Verklärung umwoben, und es iſt ſchwerlich eine dankenswerthe That, den farbig ſchillernden Schmetterling des Liedes, an welchem die Welt ſich erfreut, aufs Brett zu ſpießen, oder dem Publikum das grüne Räupchen und die graue Larve zu zeigen, aus denen nach ſo und ſo viel Wandlungen der ſchöne Falter hervorging. Je mehr Geibel vorwiegend lyriſcher Dichter iſt, je reiner Inhalt und Form in ſeiner Poeſie ſich decken, je weniger bei einem ſo vollendeten Meiſter der Technik in ſeinen Produktionen ein unkünſtleriſcher Reſt zurückbleibt, welcher der nachhelfenden Erklärung bedürfte, deſto überflüſſiger erſcheint jede ſich an das Einzelne heftende kritiſche Analyſe. Zudem hat Geibel's maſsvolle, milde und verſöhnliche Richtung keinen ſo hervorſtechend originellen Charakter, daſs ſeine Lieder jemals die Geiſter der Zeitgenoſſen ſtürmiſch bewegt und ſeinen Namen zu einem Banner gemacht hätten, um welches der Kampf der Parteien in fanatiſchen Gegenſätzen von Haſs und Liebe entbrannt wäre. Selbſt zum Verſtändnis ſeiner politiſchen Dichtungen genügt, bei dem Beſtreben des Künſtlers, den zufälligen Anlaſs jedesmal in das objektive Gebiet allgemein menſchlichen oder nationalen Gefühls zu erheben, die oberflächlichſte Kenntnis der geſchichtlichen Ereigniſſe im letzten Vierteljahrhundert, wie ſie bei jedem halbwegs gebildeten Leſer vorausgeſetzt werden darf. Was kann alſo ein kunſtſinniger Schriftſteller, der ſich mit pietätvoller Liebe in die Wohllautswogen der Geibel'ſchen Lyrik verſenkt, uns in einer Monographie des Dichters anders bieten wollen, als eine äſthetiſche Darlegung ſeines Entwicklungsganges, in welche von ſeinen äußeren Lebensumſtänden ſo Viel mit einfließen mag, als nöthig erſcheint, um die Wechſelbezüge zwiſchen Dichtung und Wirklichkeit dort anzudeuten, wo eine ſolche Andeutung dem Leſer einen erhöhten Genuſs oder ein tieferes Verſtändnis ſeines Lieblingsdichters zu erſchließen verſpricht? — Die Lektüre des Goedeke'ſchen Buches wird leider Jeden enttäuſchen, der mit der Erwartung an dieſelbe herangeht, dort einem anziehenden, mit feſten Strichen gezeichneten und von lebenswarmem Kolorit durchhauchten Bilde einer Dichterlaufbahn zu begegnen. Wir würden auch ohne die ausdrückliche Verſicherung des Verfaſſers überzeugt ſein, daſs der Dichter an dem Buche, das ſeinen Namen trägt, nicht den geringſten Antheil gehabt und kein Blatt desſelben vor dem Erſcheinen geſehen hat; denn ſelten wohl mag ein gefeierter Schriftſteller beſcheideneren Sinnes ſein ganzes Lebenlang davor zurückgeſcheut ſein, das Publikum, deſſen Intereſſe er einzig für und durch ſeine künſtleriſchen Leiſtungen zu gewinnen ſtrebte, mit den irrelevanten Details ſeiner Privatſchickſale zu behelligen, als Emanuel Geibel. Karl Goedeke findet ſich durch die Pflicht der „hiſtoriſchen Auffaſſung" veranlaſſt, all dieſen Details bis ins Kleinlichſte nachzuſpüren; in dürrem Chroniſtenſtile folgt er dem wanderluſtigen Dichter auf ſeinen vielfachen Reiſen von Station zu Station, er referiert uns, in welchem Gaſthofe oder bei welchem Privatmann derſelbe zu Nacht logiert, welche bekannten oder obſcuren Perſonen er im Vorüberfluge geſehen und geſprochen hat; ſelbſt die Beſchreibung der Städte und Gegenden wird uns ſo wenig erſpart, wie die Speiſekarte und die kleinen Spaziergänge oder Ferienausflüge des Bonner Studenten. Dabei gebricht es dem um die Literaturforſchung ſo hoch verdienten Verfaſſer an dem eigentlichen Erzählertalente, an der Gabe, durch künſtleriſch berechnete Vertheilung von Licht und Schatten das Wichtigere aus dem Wuſt unbedeutenden Beiwerks hervorzuheben, dem Geringfügigen durch humoriſtiſche Behandlung einen untergeordneten Platz anzuweiſen, Perſonen und Zuſtände maleriſch zu gruppieren, die Ergebniſſe eines unermüdlichen Sammlerfleißes zu einem anſchaulichen, durch Lokaltöne belebten Geſammtbilde zu verbinden. Überhaupt müſſen die einfachen äußeren Lebensumſtände Geibel's durch ein minutiöſes Eingehen auf dieſelben an Reiz eher verlieren, als gewinnen. Was aber das innere Leben des Dichters betrifft, ſo gewähren ſeine eigenen poetiſchen Schöpfungen, wie wir ſchon angedeutet, ein bei Weitem erfreulicheres, weil durch den Zauberſpiegel der Kunſt verſchöntes Abbild desſelben, als die nüchtern proſaiſche Darſtellung es zu bieten vermag. Wir haben es bei Geibel mehr mit einer, jeder kritiſchen Zerſetzung ſpottenden Innigkeit des Gefühlslebens, als mit einer überraſchenden Entwicklung der Verſtandesſeite zu thun. Er iſt dem Zweifel, dem geiſtigen Kampfe auf politiſchem, religiöſem, wiſſenſchaftlichem Felde nicht feig aus dem Wege gegangen, aber der Zweifel hat ihm das hoffnungsſtarke, gläubige, fromm vertrauende Herz nie mit ſo dämoniſcher Gewalt erſchüttert, daſs er wie Prometheus den Göttern geflucht oder an dem endlichen Siege des Guten, Großen und Schönen wild verzweifelt hätte. Jedes Trübe und Schwere hallt dieſer rein geſtimmten Seele in einen Ton des Friedens aus, der wie die Glocken von Vineta und Julin aus tiefem Meeresgrunde herauf oder wie leiſe Engelchöre vom Himmel herab klingt, der aus den Wipfeln der Ulme ſanften Troſt in das beängſtigte Gemüth hernieder rauſcht, und mit den ſüßen Weiſen der Nachtigall jedes Leid melodiſch beſchwichtet. Was gäbe es da zu erzählen, das nicht tauſendmal ſchöner in den Liedern ſtünde? Schöner, und ſelbſt wahrer; denn das Lied umfaſſt nicht das Gefühl und die Reflexion allein, aus welchen es hervorging, ſondern zugleich ihr Endreſultat. Nichtsdeſtoweniger enthält das Goedekeſche Buch manche Notiz, für deren Mittheilung die Verehrer Geibel's dem fleiſsigen Sammler Dank ſchuldig ſind. Das biographiſche Material, welches einſtweilen nur bis zur Berufung Geibel's nach München führt, würde vorausſichtlich höchſtens der Dichter ſelbſt vollſtändiger liefern können, und auf dies oder jenes Lied fällt durch die Aufdeckung des ſpeciellen Anlaſſes wirklich ein Lichtſtrahl, der uns eine nicht ſofort ins Auge ſpringende Schönheit des Gedankens oder der Form enthüllt. Die intereſſanteſte Partie des Buches ſind die Mittheilungen über die unausgeführten dramatiſchen und epiſchen Entwürfe, und wir haben manche dieſer Aufſchlüſſe in der nachfolgenden Charakteriſtik des Dichters treulich benutzt.

Emanuel Geibel iſt am 18. Oktober 1815, als das ſiebente Kind unter acht Geſchwiſtern, in Lübeck geboren, wo ſein aus Hanau ſtammender Vater, Johannes Geibel, von 1797—1849, in welchem Jahre er ſein Amt niederlegte, Prediger der reformierten Gemeinde war. Die Mutter des Dichters, Louiſe Ganslandt, war die Tochter eines Lübecker Kaufmanns. Von den Geſchwiſtern Geibel's leben noch der zweitälteſte Bruder, Karl, welcher reformierter Prediger in Braunſchweig war und ſeit 1860 wieder in Lübeck ſeinen Aufenthalt genommen hat, — die zweite, gegenwärtig verwittwete Schweſter Eliſe, auf deren Kinder ſich das ſchöne Gedicht „Nach zehn Jahren“ in den „Juniusliedern“ bezieht, — und Konrad, das jüngſte Kind, Muſiklehrer in ſeiner Vaterſtadt. Die Einwirkung der fröhlich unſchuldigen Jugendzeit, welche der Dichter in der idylliſch abgelegenen, an ſtolzen geſchichtlichen Erinnerungen reichen, holländiſch ſtillen, aber durch einen lebhaften Seeverkehr den Blick in die Ferne eröffnenden, altehrwürdigen Reichsſtadt verlebte, tritt in ſeinen Liedern wie in ſeinem Leben aufs prägnanteſte hervor. Mit rührender Liebe hängt ſein Herz an den Erinnerungen der Kindheit, an dem theuren Elternhauſe, an den Jugendgeſpielen, er erkrankt vor Heimweh, wie er zum erſten Mal als Student die geliebte Vaterſtadt verlaſſen hat, ſelbſt unter dem ewig blauen Himmel Griechenlands ſehnt er ſich nach ihren Thürmen und Thoren, nach dem ſchattigen Ulmengang am Traveflüßchen, nach den blauäugigen deutſchen Blondinen zurück:

> Mir iſt es dann, als ſei ich doch im Grunde
> Ein Schiffer nur, geführt von böſer Stunde
> Zu eines Zaubereilands Pracht,
> Als müßt' ich dieſes Mondlichts ſüßes Weben
> Und dieſe Blüthendüfte freudig geben
> Für Eine deutſche Nebelnacht.

Und ſo oft die Wanderluſt ihn aus der engen Beſchränkung kleinſtädtiſcher Verhältniſſe ins Weite trieb: immer lockte ihn der einförmige Wellenſchlag der blauen Oſtſee und das Rauſchen der grünen Buchenwälder wieder zu der heimatlichen Scholle, die ihm einſt nur „ein Liederbuch und ein verwundet Herz" gab, jetzt aber, wo es Herbſt für ihn geworden, ihm den Frühlingstraum der Jugend zauberiſch wieder vor die Seele führt.

Den erſten Unterricht empfing Geibel im elterlichen Hauſe, den ſpäteren im ſtädtiſchen Gymnaſium, das ſeit Herbſt 1831 unter Leitung des tüchtigen Schulmannes Fr. Jacob ſtand, welcher beſonders anregend auf ſeine Zöglinge wirkte, ihnen möglichſt freie Bewegung geſtattete, dramatiſche Spiele mit ihnen aufführte, und neben den griechiſchen und römiſchen Autoren auch die deutſchen Klaſſiker gern in den Unterricht zog. So verließ Geibel zu Oſtern 1835, als Primus der Prima, trefflich vorbereitet die Schule, um zunächſt in Bonn ſich dem Studium der Theologie und der klaſſiſchen Philologie zu widmen. Die in der Schulzeit entſtandenen Lieder „Der Zigeunerbube im Norden" und „Zigeunerleben" zeigen uns, daſs der neunzehnjährige Jüngling ſich bereits eine ſeltene Herrſchaft über die poetiſche Form zu eigen gemacht hatte. Auch iſt zu beachten, daſs der Dichter damals ſchon (1834) in ſeinem „Friedrich Rothbart" jenem Traume von einer Wiederherſtellung des heiligen deutſchen Reiches Ausdruck lieh, welcher der Grundton ſeiner politiſchen Richtung geblieben iſt.

In Bonn führte Geibel ein ſtilles, arbeitſames Leben, faſt nur mit Lübecker Kommilitonen und in Profeſſorenfamilien verkehrend, an welche der Vater und die Lehrer ihm Empfehlungen mitgegeben hatten. Schon im zweiten Semeſter wandte er ſich vorherrſchend humaniſtiſchen Studien zu, und ließ die Theologie gänzlich fallen, als er zu Oſtern 1836 die Berliner Univerſität bezog, wo er zwei Jahre verblieb. Er wurde hier durch Hitzig in die „Literariſche Geſellſchaft“ eingeführt, und machte die Bekanntſchaft Chamiſſo's, Houwald's, Häring's, Gaudy's, Franz Kugler's, O. F. Gruppe's und Bettina's, in deren Hauſe er auch die geniale Johanna Mathieux (die nachherige Frau Kinkel) traf, und durch deren Vermittlung er im Frühjahr 1838 eine Hauslehrerſtelle bei dem ruſſiſchen Geſandten, Fürſt Katakazi, in Athen erhielt. Bei ſeinem regen Verkehr in den ſchriftſtelleriſchen Kreiſen Berlin's entſtanden um dieſe Zeit manche Lieder, von welchen einige im Chamiſſo'ſchen „Muſenalmanach“, andere im erſten Jahrgange von A. Reumont's „Italia“ gedruckt wurden.

Hatte Geibel ſich ſchon in dem Strudel des Berliner geſelligen Lebens zuletzt etwas bedrückt gefühlt, ſo wurde ihm die Hauslehrerſchaft im ruſſiſchen Geſandtſchaftshôtel bald nicht minder zur Laſt. Die jungen Seelen der Knaben, deren Erziehung er übernommen, waren bereits vergiftet von den hochmüthigen Anſchauungen ihrer vornehmen Umgebung, die Mutter beſchützte ihre Unarten, wenn ſie die leibeigene Dienerſchaft mißhandelten, und bereits nach einem Jahre verließ der Dichter das Haus des Geſandten, um in eine Privatwohnung überzuſiedeln, während er den Vormittagsunterricht auch noch ferner ertheilte. Ein Hauptgewinn ſeines Aufenthaltes in Griechenland war das erneuerte Studium der Alten auf klaſſiſchem Boden, das er gemeinſchaftlich mit ſeinem Lübecker Freunde Ernſt Curtius betrieb, mit welchem er auch im Sommer 1839 zur Herſtellung ſeiner angegriffenen Geſundheit eine Reiſe nach den cykladiſchen Inſeln unternahm, und ein Heft Überſetzungen aus griechiſchen Dichtern („Klaſſiſche Studien“, Bonn, Ed. Weber, 1840) herausgab. Die Arbeit, welche, mit einem die Wiedergeburt der helleniſchen Größe durch das bairiſche Herrſchergeſchlecht feiernden Gedichte, der Königin von Griechenland gewidmet ward, ſteht noch nicht ganz auf der Höhe jener Meiſterſchaft der Überſetzungskunſt, zu welcher Geibel ſich ſpäter in ſeinem „Klaſſiſchen Liederbuche“ (Berlin 1875) emporſchwang, überragt aber doch an Adel des Ausdrucks, bei aller philo logiſchen Treue, die meiſten bis dahin gelieferten Verdeutſchungen griechiſcher Lyriker. Geibel erlernte hier zuerſt jene ſichere Beherrſchung der antiken Versmaße in deutſcher Sprache, durch welche er ſich in zahlreichen ſpäteren Dichtungen als würdiger Nachfolger Platen's in der Verſchmelzung helleniſcher und deutſcher Kunſtformen erwies.

Im Frühjahr 1840 kehrte er nach Deutſchland, zunächſt nach Lübeck, zurück. Schon vor der Abreiſe nach Athen hatte er eine erſte Sammlung ſeiner Gedichte dem Berliner Buchhändler Alexander Duncker in Verlag gegeben; aber die ganze Auflage war nebſt dem Manuſkripte bei einer in der Druckerei ausgebrochenen Feuersbrunſt verbrannt, und Geibel freute ſich im Grunde des Mißgeſchicks, da der Aufenthalt in Hellas manche werthvollere Frucht gezeitigt hatte, und er nun eine inhaltsreichere Gabe darzubringen vermochte. Die erſte Auflage der „Gedichte“ erſchien um Michaelis 1840, fand aber bei der Kritik geringe Beachtung. Erſt die zweite Auflage (1843) wurde in einzelnen Journalen kurz beſprochen, ohne jedoch eine eingehende Beurtheilung zu finden. Das Publikum war freundlicher geſinnt; es hat ſeitdem nahe an hundert Auflagen der „Gedichte“ gekauft und mit der heiligen Andacht des Herzens geleſen, ein Erfolg, der freilich nicht allein dem inneren Werth dieſer Lieder, ſondern zum Theil auch den äußeren Zeitumſtanden beizumeſſen iſt. Die vierziger Jahre waren die Blütheperiode der politiſchen Tendenzpoeſie. In dieſe Zeit fielen Niklas Becker's „Rheinlied“, Hoffmann's „Unpolitiſche Lieder“, Dingelſtedt's „Lieder eines kosmopolitiſchen Nachtwächters“, Herwegh's „Gedichte eines Lebendigen“, Heine's „Wintermärchen“, Freiligrath's „Glaubensbekenntnis“, Prutz' ariſtophaniſche „Wochenſtube“, Beck's, Meißner's und Hartmann's ſocialiſtiſch gefärbte Elegieen, ein ganzer Landſturm revolutionärer Schlachtgeſänge, die zum Umſturz der alten Geſellſchaft aufforderten. All dieſe muthvollen Weiſen fanden einen freudigen Widerhall in den Herzen der männlichen Jugend, ſie bewegten die Geiſter, ſie waren das Tagesgeſpräch begeiſterter Studenten, in allen Journalen wurde mit der größten Lebhaftigkeit über ſie debattiert. Aber ſo ſtürmiſch eine ſolche politiſche Propaganda an dem Schlendrian des Herkommens rüttelte: in das ſtille bürgerliche Familienleben, zumal der kleineren Städte, drang ſie doch wenig ein, oder wenn ſie dort eindrang, wurde ſie von konſervativ geſinnten Vätern und Müttern und von dem, jeglicher Politik abholden Schweiterlein als ein böſer Störenfried angeſehen, den man am liebſten dorthin wünſchte, wo der Pfeffer wächſt. Dieſer großen konſervativen Maſſe des Volkes muſste ein Dichter willkommen ſein, in deſſen Liedern Nichts von all jenem fatalen, die Gemüthsruhe trübenden und, wie ja ſo vielfach behauptet wurde, zu Atheismus und Hochverrath führenden Tendenzen zu finden war. Oder wenn in dem zierlichen Buche doch einmal auf die böſe Politik die Rede kam, ſo ſtieg man mit dem Dichter in den romantiſchen Kyffhäuſer hinab, und führte, – nicht reſpektswidrig wie Heine, der gegen alle Etikette dem ſchlummernden Kaiſer von guillotinierten Königen und Königinnen vorgeſchwatzt und ihn gar ein altes Fabelweſen genannt hatte, — nein, mit vollem Vertrauen in die untrügliche Weisheit Seiner hochſeligen Majeſtät, ein ehrfurchtsvolles Zwiegeſpräch mit dem Alten im Bart, und ließ ſich ermahnen, hübſch geduldig zu ſein, ſelbſt das „zertretene Recht“ nicht mit dem Schwerte zu rächen, da man doch nicht recht wiſſen könne, wie die Sache ablaufen werde, ſondern alle Sorgen auf „Ihn“ zu werfen, „der droben auf ewigem Stuhl iſt geſeſſen“ und zu der rechten Stunde ſchon „plötzlich über Nacht“ den Frühling ſenden werde. Aber ſolche Abſchweifungen auf das politiſche Gebiet waren ſelten. In den Jugendliedern Geibel's war es faſt nur das unmittelbare, ſubjektive Gefühl, das jeder Reflexion fern bleibende, traumhaft unbewuſste Sehnen des Herzens, das in Melodieen voll zarteſter Innigkeit und ſeltenſten Wohllauts zum Ausdruck kam. Refrains, wie:

> Ich habe dich lieb, du Süße,
> Du meine Luſt und Qual!
> Ich habe dich lieb und grüße
> Dich tauſend, tauſend Mal! –

Gedichte, wie die „Klage der jungen Nonne“, „Wenn ſich zwei Herzen ſcheiden“, „Und biſt du fern und biſt du weit“, „Es fliegt manch Vöglein in das Neſt“, „Viel tauſend, tauſend Küſſe gieb“, „Wo ſtill ein Herz in Liebe glüht“, Wie es geht“, oder gar das „Minnelied“, ließen ſich, einmal gehört, nicht wieder vergeſſen. Da war die ganze Sentimentalität Heine's ohne die „frechen Pointen“, welche die Empfindſamkeit der ſchönen Seelchen ſo ſpöttiſch perſifflierten, da waren Romanzen in Uhland's Ton („Zwei Könige“, „Der letzte Skalde“ ꝛc.) oder in Lenau's Weiſe („Die Tochter des Wojewoden“), da wurden maleriſche Bilder aus fremder Zone mit aller Pracht Freiligrath'ſchen Kolorits aufgerollt („Der junge Tſcherkeſſenfürſt", „Der Sklave"), und dann wieder glaubte man den Nachklang einer ſchlichten Volksweiſe, einer Eichendorff'ſchen Wandermelodie oder eines von olympiſcher Ruhe durchhauchten Goethe'ſchen Liedes zu vernehmen. Es war das Klingen einer Aeolsharfe, in welcher alle bekannten Töne ſchlummern, und aus welcher jeder Windhauch einen ihm ſelbſt verwandten Ton zu entlocken vermag. Dieſe wunderbare Vielſeitigkeit der Geibel'ſchen Technik, dieſe faſt weibliche Hingabe an die Schönheit der fremden Form raubt ſeiner Dichtung die energiſch ausgeprägte individuelle Phyſiognomie, und läſſt manchmal ſogar als Nachahmung erſcheinen, was ihm in Wahrheit als eigen angehört. In der erſten Gedichteſammlung iſt es vor Allem der ſorgloſe „leichte Sinn" des Poeten, der mit friſcheſtem Klange gefeiert wird, und dem ſich freilich hie und da ein Quantum glücklichen Leichtſinns zugeſellen muſste, um dem Träumer ungetrübt ſeine heitere Ruhe zu bewahren.

In Lübeck beſchäftigte ſich Geibel zunächſt mit dem Studium der romaniſchen Literaturen. Durch Annahme eines Lehramts oder einer ſonſtigen feſten Stellung fürchtete er die Freiheit ſeiner poetiſchen Entwicklung zu gefährden; gern folgte er daher einer Einladung des Barons Karl von der Malsburg (eines Bruders des bekannten Überſetzers von Calderon und Lope de Vega), einige Zeit auf ſeinem Schloſſe Eſcheberg unweit Kaſſel's zu verbringen, wo ihm eine bedeutende ſpaniſche Bibliothek zur Verfügung ſtand. Von der fleißigen Benutzung dieſer Bücherſchätze zeugt die treffliche Überſetzung der „Volkslieder und Romanzen der Spanier" (Berlin 1843). Aber auch der Trieb zu ſelbſtändigem poetiſchen Schaffen wurde in Eſcheberg lebhaft angeregt. Zuerſt entſtanden die „Zeitſtimmen", durch welche Geibel der politiſchen Tendenzdichtung ſeinen Zoll abtrug, und deren erſte Auflage im November 1841 (Lübeck, Aſchenfeldt) erſchien. Auch hier predigt Geibel in Bezug auf die deutſchen Verhältniſſe Verſöhnlichkeit und Geduld, und Einigkeit den Verlockungen des Auslandes gegenüber:

Wenn Quader feſt an Quader ſchließt, ſo ſteht die Burg durch Gottes Kraft,
So brauchen wir nicht Frankenthum und nicht Baſchkirenbrüderſchaft —

und es iſt bezeichnend, daſs er ſelbſt für die ſchwarze Negerſklavin, für das im Joche der Fremdherrſchaft ſchmachtende Italien, das er einer Penelope vergleicht, Worte des Troſtes und der Hoffnung hat, aber auch ſie nicht zur Selbſtbefreiung, ſondern nur zum geduldigen Ausharren ermahnt:

Wein' und hoff'! Es kommt die Stunde, wo auch dein Odyſſeus naht!

Da macht es auf den erſten Blick einen abſonderlichen Eindruck, wenn der Poet plötzlich (in der dritten Auflage der „Zeitſtimmen") Deutſchland zum Kampfe gegen Dänemark aufruft, um letzterem den Sundzoll zu nehmen, weil die däniſche Regierung ſeiner Vaterſtadt Lübeck nicht erlauben will, eine Eiſenbahn über Lauenburgiſches Gebiet zu führen. Aber hier galt es ja, die Anmaßung des ausländiſchen Feindes zurückzuweiſen, und Nationalpatriotismus, das ſtarke Gefühl für die Einheit, Ehre und Größe des Vaterlandes iſt das A und O von Geibel's politiſchem Glaubensbekenntnis, dem er immer treu geblieben iſt. An die romantiſche Schrulle, ganz Europa zu einem Kreuzzug wider die Türken aufzurufen, um das heilige Grab aus den Händen der Ungläubigen zu befreien, ſei hier nur im Vorbeigehen erinnert, da der Verfaſſer dies Gedicht in ſpätere Sammlungen nicht mit aufgenommen hat und an dem demonſtrativen Wiederabdruck desſelben in der „Kreuzzeitung" zur Zeit des Krimkrieges völlig unſchuldig war. Dagegen müſſen wir des Gedichtes „An Georg Herwegh", das zuerſt im Mai 1842 als Anhang eines von dem Schwager Geibel's aus dem Schwediſchen überſetzten Dialogs veröffentlicht ward, alſo an den gefeierten, nicht an den ausgewieſenen Dichter gerichtet war, mit einigen Worten gedenken. Dies Gedicht, welches dem Talente Herwegh's die glänzendſte Anerkennung zollte, und mit männlicher Offenheit den Kampf gegen ſeine radikale Richtung aufnahm, hat man Geibel vielfach zum Vorwurfe gemacht, und Herwegh hat nicht aufgehört, die unintereſſierte Reinheit der politiſchen Überzeugungen ſeines Gegners bis in die jüngſte Zeit hinein durch ſchnöde Spottlieder zu verdächtigen. Goedeke beſtätigt, was auch H. Kurz im vierten Bande ſeiner „Geſchichte der deutſchen Literatur" erzählt, daſs Geibel völlig ohne ſein Zuthun durch die freundliche Bemühung des Freiherrn v. Rumohr die vielbeſprochene preußiſche Penſion erhielt, welche ihm zur ungeſtörten Fortſetzung ſeiner poetiſchen Studien Ende December 1842 bedingungslos angeboten ward, und welche abzulehnen er bei ſeinen politiſchen Anſichten nicht den mindeſten Grund beſaß. Auch das Dankgedicht Geibel's an den König von Preußen hielt ſich fern von aller niedrigen Schmeichelei und ſprach nichts Anderes aus, als was der Poet in früheren Gedichten wiederholt ausgeſprochen, daſs es ihm für den Dichter ein beſſeres Amt dünke, „zu baun, zu bilden, zu verſöhnen", als deſtruktiven Tendenzen zu huldigen. Dennoch war Geibel niemals konſervativ im reaktionären Sinne. Er verlangte damals ſchon Preſsfreiheit und ehrlich offenen Kampf der Gedanken in Kirche und Staat, und er hat ſich auch ſpäter nie geſcheut, ſeine politiſche Geſinnung frei vor aller Welt zu bekennen, ſelbſt wo Solches ihm perſönlich Nachtheil bereiten muſste.

Lieferten die „Zeitſtimmen" den Beweis, daſs Geibel den politiſchen und religiöſen Kämpfen der Gegenwart nicht ſeine ernſtliche Theilnahme verſchloſs, wie ſehr die ſenſitive Seele des Poeten auch vor den unſchönen Erſcheinungen eines mitten im Gährungsproceſſe befindlichen Zeitalters zurückſchauern mochte, ſo zeigt uns ſeine Beſchäftigung mit einem dramatiſchen Stoffe, deſſen Ausführung gleichfalls in das Jahr ſeines Eſcheberger Aufenthalts fällt, daſs ein künſtleriſches Feſthalten ausſchließlich lyriſcher Stimmungen ihm auf die Dauer kein Genügen mehr bot. Den Stoff zu der Tragödie „König Roderich" fand er in den ſpaniſchen Romanzen. Wie ernſt er ſeine Aufgabe erfaſste, ſagen die ſchönen Widmungsworte an Friedrich Wilhelm IV. Leider hatte Geibel bei der Anlage und Ausführung ſeines Stückes noch zu geringe Kenntnis von dem Maß des auf der wirklichen Bühne Erträglichen, als daſs die (1846 in Weimar gewagte) Aufführung des Trauerſpiels Erfolg hätte finden können. Ein gefallenes Mädchen, das uns im erſten Akte leibhaftig vor Augen tritt, um ihre Schande zu erzählen und den Räuber ihrer Ehre vergebens an die Einlöſung ſeiner Liebesſchwüre zu mahnen, kann nicht der Angelpunkt eines Dramas ſein, das unſere Theilnahme zu feſſeln vermöchte, ſo lebendig auch die Handlung fortſchreitet und ſo klar auch im Ganzen die pſychologiſche Motivirung derſelben durchgeführt iſt.

Im Juni 1842 ſchied Geibel von dem ihm ſo lieb gewordenen Eſcheberg, um in den nächſten zehn Jahren ein buntes Wanderleben zu verbringen, das ihn 1843 zu Freiligrath nach St. Goar, zu Juſtinus Kerner nach Weinsberg und ſpäter nach Stuttgart, im folgenden Sommer zu dem Grafen Strachwitz auf Schloß Peterwitz in Schleſien, 1845 nach Hannover und dem Harze, im Herbſt desſelben Jahres nach Berlin, dazwiſchen aber alljährlich wieder nach Lübeck heim führte. In Berlin wurde er mit Mendelsſohn bekannt, auf deſſen Wunſch er den Operntext „Die Loreley“ ſchrieb, welche Arbeit er im Frühjahr 1846 in Altenburg vollendete, zu deren Veröffentlichung er ſich aber nach dem frühen Tode des Komponiſten erſt ſpät (1861, Hannover, bei C. Rümpler) entſchloſs. Während eines Frühjahraufenthaltes in Berlin 1847 verfaſste er in wenig Wochen ein kleines Luſtſpiel, „Die Seelenwanderung“, das am 7. April jenes Jahres im Palais des Prinzen von Preußen (des jetzigen Kaiſers von Deutſchland) von Dilettanten aufgeführt, am 8. März 1848 von denſelben Darſtellern wiederholt, und 1855, nach mehrfacher Überarbeitung, als „Meiſter Andrea“ mit Erfolg auf dem Münchener Hoftheater gegeben ward. Ein liebenswürdiger Humor, dem der Verfaſſer ſonſt ſelten in ſeinen Produktionen ſo luſtig die Zügel ſchießen läſſt, durchweht die heitere Erfindung und führt dieſelbe zu einem allſeits befriedigenden Ende. Die verſchiedenartigen Geſtalten ſind, wie es der Charakter des Luſtſpiels bedingte, mit dreiſten Freskoſtrichen gezeichnet, und wir bedauern, daſs der launige Schwank verhältnismäßig wenig bekannt geworden iſt.

Im Herbſt 1847 ließ Geibel eine zweite Sammlung von Gedichten, die „Juniuslieder“, erſcheinen, in welcher, außer zahlreichen neuen Produktionen, auch die beſſeren Gedichte der „Zeitſtimmen“, die durch den „Offenen Brief“ Chriſtian's VIII. veranlaſsten „Zwölf Sonette für Schleswig Holſtein“ und die in der Nibelungenſtrophe gedichtete nordiſche Sage „König Sigurd's Brautfahrt“ wieder abgedruckt wurden. Der Fortſchritt, welcher ſich in den „Juniusliedern“ kundgab, lag vor Allem in der Wahl ernſterer und bedeutungsvollerer Stoffe. Der Dichter war erſichtlich bemüht geweſen, dem erkaltenden, gegenſtandslos werdenden ſubjektiven Gefühl einen neuen und tieferen Inhalt zu geben, indem er dasſelbe an die Freiheitsbeſtrebungen der Zeit, an den Kampf für die idealen Güter der Menſchheit ſich anlehnen ließ, — freilich ohne in dieſem Kampfe mit Entſchloſſenheit ein beſtimmtes Panier zu ergreifen. Es wäre ungerecht, letzteren Umſtand als Vorwurf wider Geibel aufzufaſſen. Er hatte den Übergang zur politiſchen Dichtung völlig im Einklange mit ſeinen von Anfang an gehegten Überzeugungen gemacht, und ſeine maſsvolle, ſtets auf Ausgleichung der ſchroffen Gegenſätze bedachte Natur konnte ſich weder auf politiſchem, noch auf religiöſem Gebiete einer extremen Parteirichtung anſchließen, wenn ſie ſich ſelbſt nicht ungetreu werden wollte. In dem Gedichte „Die junge Zeit“, und klarer noch in den herrlichen Terzinen „Mein Friedensſchluſs“, hat Geibel ſeine Sympathie mit dem gewaltigen Ringen der Gegenwart in edelſter Form ausgeſprochen, ohne dabei zu verhehlen, daſs er in demſelben nur die Geburtswehen erblicke, aus denen nach mancherlei Wandlungen eine reinere und ſchönere Geſtaltung des Menſchheitslebens hervorgehen werde. Ein individuelleres Gepräge, als die erſte, trägt auch dieſe zweite Sammlung nicht; aber die Einwirkung des Studiums fremder Formen tritt doch höchſtens noch in einer Anzahl volksliedartiger Weiſen, die mit ihren künſtlichen Reimverſchlingungen und mit ihrer geziert alterthümlichen Sprache einen etwas koketten Anſtrich tragen, als bewuſste Nachahmung hervor, während viele der ſchönſten Lieder nur wie in träumeriſchem Nachhall durch Rhythmus oder Gedanken an Goethe, Uhland, Heine oder Shelley anklingen. So iſt das Lied „O, was bleibt dem armen Herzen“ faſt nur eine melodiſche Umſchreibung des Goethe'ſchen „Ach, wer bringt die ſchönen Tage“; aber „Neue Liebe“, „Den Freunden“, „Unruhe“ und die reimloſen Dithyramben am Schluſſe des Bandes werden den Leſer nur darum an Goethe erinnern, weil ſie einer Goethe verwandten Denkart und Dichternatur entfloſſen ſind. Ähnliches läſſt ſich von den Gedichten „Am Meere“ und „Nachts am Meere“ ſagen, die vielleicht ſo nicht geſchrieben ſein würden, wenn die Stanzen Shelley's Geibel unbekannt geblieben wären; aber wer möchte ſich den Genuſs dieſer zaubervollen Weiſen durch den Umſtand verkümmern laſſen, daſs die Seele des brittiſchen Sängers beim Gemurmel der Meereswogen auch ſolche Träume ſpann oder ſich in gleiche Erinnerungen verſenkte?

Das Revolutionsjahr 1848 konnte auf Geibel, welcher jeder gewaltſamen Entwicklung der politiſchen Zuſtände abhold war und in den inneren Kämpfen des Vaterlandes nur das Schwert des Geiſtes gebraucht wiſſen wollte, nicht anders als beklemmend und entmuthigend wirken. Er ſah den Traum nationaler Einheit, welcher einen kurzen Augenblick Wahrheit geworden ſchien, im Hader der Stämme und Parteien wieder zu Grabe getragen, er ſah das große Deutſchland, ohnmächtig und zerriſſen im Innern, ſelbſt vor dem auswärtigen Feinde, vor dem winzigen Dänemark, ſich in Demuth beugen — was blieb ihm da, als die troſtloſe Klage, daſs die deutſche Ehre geſtorben ſei?

Fragt nach bei Schleswig zwiſchen Meer und Meere,
Da liegt ſie eingeſcharrt, die Winde gehn
Mit Pfeifen drüberhin. Wann wird ſie auferſtehn?

Nachdem Geibel in den verfloſſenen Jahren eine zweite Tragödie, „Die Albigenſer“, großentheils ausgeführt, das Geſchriebene aber, weil das epiſche Element ſich zu ſtark vordrängte, mit Ausnahme einer einzigen (in Siegfried Kapper's „Jahrbuch der deutſchen Belletriſtik auf 1858“ abgedruckten) Scene, vernichtet hatte, reizte ihn 1848 ein Stoff aus der deutſchen Geſchichte, „Heinrich der Vogelſteller“, zur dramatiſchen Behandlung. Ungleich dem Moſen'ſchen Schauſpiel, führte Geibel im erſten Akt ſeines Stückes den ſterbenden Konrad auf die Bühne, welcher in patriotiſcher Selbſtüberwindung die Wahl ſeines Gegners, des Sachſenherzogs Heinrich, zum Nachfolger im deutſchen Reich empfiehlt. Da lehnte Friedrich Wilhelm IV., ungleich Heinrich I., die ihm von den Vertretern des deutſchen Volkes dargebotene Kaiſerkrone ab, und Geibel ließ unmuthig eine Arbeit liegen, deren Fortſetzung ihm durch den irrationalen Gang der politiſchen Ereigniſſe der Gegenwart auf immer verleidet war. Eine düſter peſſimiſtiſche Stimmung trat, wie bei der Mehrheit des deutſchen Volkes, ſo auch bei unſerm Dichter für eine Zeitlang an die Stelle des einſt ſo hoffnungsmuthigen Vertrauens, ein trüber Ton der Verzweiflung hallte aus ſeinen Liedern:

Iſt's doch ein Traum geweſen,
Der ſonder Spur verſchwand,
Daſs du, mein deutſches Land,
Noch einmal ſeiſt zu Ehren auserleſen.
Und wo in vor'gen Tagen
Der Stuhl des Kaiſers ſtand,
Wächſt fort das Gras; Das muſs ich ewig klagen.

Selbſt die „Hiſtoriſchen Studien“ wollten keinen Troſt bieten, und eine mephiſtopheliſch kalte Auffaſſung ließ in den Büchern der Geſchichte nur einen ſteten Kreislauf der Gewalt und Lüge erblicken, wo die Namen, aber nicht die Dinge, ſich ändern; ja wo in weiter Ferne das Geſpenſt einer neuen Völkerwanderung dräuend herangrinſt.

Die Jahre 1848—51 regten bei dem Druck politiſcher Verſtimmung, welcher auf der Seele des Dichters lag, wenig zu poetiſchen Schöpfungen an; auch das mit Paul Heyſe um dieſe Zeit zuſammengeſtellte „Spaniſche

Liederbuch" (Berlin, 1852) brachte, neben den früher ſchon veröffentlichten „Volksliedern und Romanzen", nur einzelne neue Überſetzungen aus Geibel's Feder. Nachdem er den Sommer 1849 und einen großen Theil des folgenden Jahres auf dem Schloſſe des Fürſten Carolath in Schleſien verbracht und ſich nach der Rückkehr in die Vaterſtadt am 20. November 1851 mit Fräulein Amanda Trummer, der Tochter eines nach Lübeck übergeſiedelten und dort verſtorbenen Hamburger Rechtsgelehrten, verlobt hatte, erhielt er im Februar 1852 von dem kunſtſinnigen Könige Maximilian von Baiern einen Ruf nach München als Honorarprofeſſor der Aeſthetik und als Vorleſer der Königin. Obſchon Geibel durch die Gunſt des Königs vielfach ausgezeichnet und durch Ernennung zum Kapitular des Maximilianordens in den Adelsſtand erhoben ward, wuſste er ſich auch bei Hofe den perſönlichen Freimuth und den unabhängigen Sinn zu wahren. Es iſt bekannt, mit wie neidloſer Freundlichkeit er eine bedeutende Zahl jüngerer Talente zu rüſtigem Vorwärtsſtreben aufzumuntern und in ihrer künſtleriſchen Entwicklung zu fördern bemüht war. Wir erinnern nur an ſeine erfolgreiche Einführung Hermann Lingg's in die Literatur, an ſeine Herausgabe des „Münchener Dichterbuches" (1861), wodurch er einer Reihe bis dahin unbekannter Poeten den Weg in die Öffentlichkeit bahnte, an die meiſterhaften Überſetzungen franzöſiſcher Gedichte, welche er unter dem Titel „Fünf Bücher franzöſiſcher Lyrik" in Gemeinſchaft mit dem jungen Schriftſteller Heinrich Leuthold (Stuttgart, 1862) erſcheinen ließ, und an den „Romancero der Spanier und Portugieſen", den er (ebendaſelbſt, 1860) mit A. F. von Schack herausgab. Der Einfluſs Geibel's auf den großen Kreis poetiſcher Talente, welchen König Max um ſich zu verſammeln liebte, zeigte ſich vor Allem in dem Streben nach einer einfach edlen, künſtleriſch reinen Form, deſſen ſich die ſogenannte „Münchener Dichterſchule" befliſs, — freilich nicht ohne häufig einem virtuoſen Eklekticismus zu verfallen, der ein alexandriniſch unfruchtbares Spiel mit den Formen und Stoffen aller Literaturen trieb.

Die Berufung Geibel's nach München, welche ihn aller Sorgen des Kampfes um das tägliche Brot enthob, geſtattete ihm auch, ſich noch im Sommer 1852 den häuslichen Herd zu gründen und die geliebte Braut heimzuführen, an deren Seite ihm ein reiches, leider nur allzu kurzes Glück beſchieden war; denn ſchon nach zweijähriger Ehe ward ihm die

Gattin durch den Tod entriſſen, ein zartes Töchterchen hinterlaſſend, das unter der treuen Obhut einer verheiratheten Schweſter des Dichters erzogen wurde, und jetzt mit einem jungen Lübecker Rechtsgelehrten vermählt, den einſamen Lebensabend des Vaters mit der Anmuth ihrer kindlichen Seele verſchönt und erheitert.

In München nahm die Muſe Geibel's bald einen erhöhten Aufſchwung. Wenn unſer Poet auch in den „Neuen Gedichten" (Stuttgart, 1856) den Kreis ſeiner in früheren Produktionen verkündeten Anſichten der Hauptſache nach nicht verlaſſen hat, ſo müſſen wir doch bei Lektüre dieſer dritten Gedichteſammlung ſofort erkennen, daſs ſeine Weltanſchauung durch philoſophiſches Denken und geſchichtliche Betrachtung abermals bedeutend vertieft worden iſt. Schon den „Juniusliedern" gegenüber hatte das Gerede von „Backfiſch"-Poeſie wenig Sinn mehr gehabt; die „Neuen Gedichte" aber ſtehen vollends auf einer Stufe künſtleriſcher Vollendung, welche bei dem weihevollen Ernſte des Inhalts jedes vornehme Ignorieren eines ſo rüſtig vorwärts ſtrebenden Genius als frivol erſcheinen läſst. Die innere Entwicklung Geibel's iſt darum nicht minder kräftig und entſchieden, weil ſie eine ruhig fortſchreitende war, bei welcher uns nirgends ein leidenſchaftlicher Sprung ins Auge fällt. Wie er auch ſelber in „Fauſt's Jugendgeſang" angedeutet hat, kannte er in jüngeren Jahren nur die Natur als Allgemeines, in deſſen Fülle der Einzelſchlag ſeines Herzens ſich aufzugehen ſehnte, oder er klammerte ſich im Sturme der Zeit mit frommem Gottvertrauen an den Fels eines religiöſen Glaubens, der ihm einzig noch einen ſicheren Halt zu gewähren ſchien. Die Wärme des religiöſen Gefühls iſt auch in ſpäterer Zeit nicht erloſchen, ſondern hat eher noch an Intenſität zugenommen; aber ein oftmaliges Durchblättern des großen Buches der Weltgeſchichte hat den Dichter von der ſtabilen Entwicklungsloſigkeit des Dogmas zu dem flüſſigen und beweglichen Quell des humaniſtiſchen Grundgedankens aller Religion hingetrieben, und es dämmert ſeinem Gemuthe die prophetiſche Ahnung auf, daſs aus all dem Grübeln und Forſchen unſerer Tage zuletzt doch wohl ein neuer Glaube mit weltverjüngender Kraft hervorkeimen werde. Es iſt ſicher kein launiſches Spiel des Zufalls, daſs Geibel ſich in den „Neuen Gedichten" mit Vorliebe gerade ſolche Stoffe zum Vorwurfe nimmt, welche in der ſcharfen Erfaſſung des Konfliktes zwiſchen dem abſterbenden Heidenthum und der langſam ſich ausbreitenden chriſtlichen Lehre den Sieg eines jungen Evangeliums über eine ſinkende, im Bewuſſtſein des Volkes halb überwundene Weltanſchauung verherrlichen. Die Analogie jener Zeit mit der unſrigen tritt in den Gedichten „Die Sehnſucht des Weltweiſen“, „Herakles auf dem Oeta“, „Der Tod des Tiberius“, „Judas Iſchariot“ und „Der Bildhauer des Hadrian“ mit frappanter Klarheit hervor, während andererſeits Gedichte wie „Babel“ und der „Mythus vom Dampf“ die finſtere Rückſeite des Bildes mit energiſcher Geſtaltungskraft veranſchaulichen. Was Hebbel mit kritiſcher Einſicht des Verſtandes begriffen hat, mag Geibel durch einen unwiderſtehlichen Zug des Herzens gefühlt haben: daſs von allen geſchichtlichen Momenten hauptſächlich diejenigen dem Künſtler einen würdigen Vorwurf bieten, in welchen der Konflikt zweier großartigen Weltanſchauungen zur Erſcheinung gelangt. Weil der Dichter hier in der glücklichen Lage war, ſein eigenſtes Empfinden, ſein tiefſtes Denken, ſeine Zweifel und Hoffnungen mit Rückſicht auf die Gegenwart, an dem Spiegelbilde einer verwandten Zeitepoche mit künſtleriſcher Objektivetät auszugeſtalten, erhebt er ſich in dieſen Dichtungen zu einer Originalität, wie ſie in keiner von ſeinen früheren Gedichteſammlungen erreicht worden war. In den „Sprüchen“ und „Diſtichen“ dieſes Bandes iſt ein Schatz ſinnvollſter Reflexionen über Kunſt und Leben niedergelegt. Auch unter den eigentlichen Liedern, welche rein lyriſchen Stimmungen Ausdruck verleihen, ſind viele von zauberiſchem Wohllaut und dabei von dem tiefſinnigſten Reiz des Gedankens; ſo unter Anderm die Lieder „O laſſt mir meine ſtille Weiſe“, „Ach, Das iſt der Schmerz der Schmerzen“, „Seiner Tage dunkles Ringen,“ „Sieh, Das iſt es, was auf Erden“, und die Krone der Sammlung, jene orphiſche Urmelodie von der leiſe durch Erd’ und Himmel hinfluthenden Weiſe, die jedem Dinge das Geſetz ſeines Daſeins und Vergehens zuraunt.

Schon zwei Jahre vor der Überſiedelung nach München, im Sommer 1850, hatte Geibel die Ausführung eines erzählenden Gedichtes begonnen, deſſen Stoff ihm zuerſt in Griechenland vor die Seele getreten war, ſeitdem aber vielfache Umwandlungen erfahren hatte, ſo daſs kaum der Grundgedanke des anfänglichen Planes in die ſpätere Arbeit überging. Zwei Geſänge desſelben, „Valer und Anna“ und „Das Gewitter“, ſind in den „Neuen Gedichten“ und in Franz Kugler’s „Argo für 1860“ mitgetheilt.

Die Fortſetzung des Werkes ſcheint aufgegeben worden ſein, weil der Verfaſſer einſehen mochte, daſs es der Fabel ſeiner Erzählung am Reiz origineller Erfindung gebrach, und daſs ſich das lyriſche Element, wie bei manchen der um dieſelbe Zeit entſtandenen Balladen, breiter vordrängte, als mit den Geſetzen der epiſchen Form verträglich war.

Um ſo eifriger beſchäftigte Geibel ſich in München mehrere Jahre lang mit der dramatiſchen Geſtaltung eines Stoffes aus der Nibelungenſage. Die Tragödie „Brunhild" (Stuttgart, 1861) weiſt, im Vergleich mit dem „König Roderich", einen erheblichen Fortſchritt in der Geſchloſſenheit der Kompoſition und in der lebensvollen Führung des Dialoges auf. Im Ganzen jedoch widerſtrebt der Angelpunkt der Handlung, welchen der Dichter ſelbſtverſtändlich aus der epiſchen Tradition in ſein Stück hinübernehmen muſste, allzu ſehr den modernen Begriffen von Sittlichkeit, als daſs unſer heutiges Theaterpublikum ſich für dies häklige Süjet beſonders lebhaft zu erwärmen vermöchte. Dabei iſt Geibel in dem Beſtreben, uns die Gefühls- und Denkweiſe ſeiner Helden möglichſt klar begreiflich zu machen, offenbar zu weit gegangen. Was wir in der naiven Heldenſage gläubig, ohne zu grübeln, hinnehmen, wird anſtößig durch die raffiniert realiſtiſche Vorausſetzung eines Kleidertauſches; die Tarnkappe läſſt ſich bei der Bezwingung Brunhild's auf dem Kampfplatze und im Hochzeitsgemache kaum entbehren, wenn Siegfried nicht von einem Halbgotte zu einem Athleten oder Bosko herabſinken ſoll. So paradox es klingen mag, das Wunder iſt in dieſem Falle natürlicher, als die natürlichſte Aufklärung. Nibelungen im Frack ſind keine Nibelungen mehr, und je ſorgfältiger der Dichter das ſich vor unſern Augen vollziehende grauſe Verhängnis durch moderne Empfindungen zu motivieren ſucht, deſto nothwendiger verflüchtigt ſich ihm der Kern des furchtbaren Heldendramas zur Sentimentalität einer modernen Familientragödie. Nicht glücklich war auch der Einfall, den üblichen fünffüßigen Jambus der deutſchen Tragödie an beſonders getragenen Stellen durch den Trimeter der Alten oder durch gereimte Trochäenpaare zu erſetzen, da hiedurch die Neigung Geibel's zu antikiſierenden Wortbildungen und Satzfügungen noch mehr befördert ward.

In ſeiner neueſten Tragödie „Sophonisbe" (Stuttgart, 1868) hat der Dichter dies ſtörende Reizmittel abwechſelnder Versmaße völlig vermieden. Die Sprache iſt, bei melodiöſeſtem Wohllaute, zugleich von markigſter Kraft und Gedrungenheit, und äußerſt ſelten begegnen wir nachſchleppenden Verſetzungen des Eigenſchaftswortes wie folgenden, welche der Deklamationskunſt des Schauſpielers eine unerlaubt ſchwierige Aufgabe ſtellen:

Dieſe Spange Dem,
Die perlenſchimmernde, der mir zuerſt
Des Herolds Ankunft meldet! — —
O, wär' ich dort, den Sieg
Beherzten Griffs am Stirngelock zu faſſen,
Am weithinflatternden!

Ohne dem Geiſt der Geſchichte Gewalt anzuthun, hat Geibel von dem Rechte des Dichters, die hiſtoriſchen Thatſachen nach den Bedürfniſſen des Dramas zu kondenſieren und ihre pſychologiſchen Motive zu ergänzen, hier den freieſten und glücklichſten Gebrauch gemacht. Wir vermögen den Konflikt zwiſchen Vaterlandsgefühl und Liebe in der Bruſt der leidenſchaftglühenden Karthagerfürſtin durch all ſeine Stadien ſympathiſch mitzuempfinden, weil es dem Dichter aufs trefflichſte gelungen iſt, die Ereigniſſe aus der zufälligen Beſonderheit nationaler Beſchränkung und kulturgeſchichtlichen Beiwerks zum typiſchen Spiegelbild allgemein menſchlicher Geſchehniſſe zu erheben. Die Wirkung iſt eine um ſo mächtigere, da der Aufbau des Dramas wie aus ehernem Guſſe, die Charakterzeichnung der Perſonen mit feſten, breiten, jede Kleinmalerei verſchmähenden Strichen ausgeführt, und der Knoten der Handlung aufs ſtraffſte geſchürzt iſt.

Drei Jahre früher bereits hatte Geibel unter dem Titel „Gedichte und Gedenkblätter" (Stuttgart, 1865) eine vierte Liederſammlung dem Publikum übergeben, die ſich aufs würdigſte den früheren anreiht, und gewiſſermaßen den Ton und Inhalt derſelben in neuen Variationen rekapituliert. Ein großer Theil dieſer Lieder iſt der Rückſchau des alternden Dichters auf ſein vergangenes Leben gewidmet; wir begegnen Reminiscenzen einer früheren Jugendliebe und heiteren Schulgeſchichten, Erinnerungen an den Aufenthalt in Griechenland und wehmüthig ſüßen Nachklängen des unvergeſſenen kurzen Eheglücks, dazwiſchen ſchwungvollen Oden in vollendetſter Nachbildung altklaſſiſcher Metren und kleinen Reimſprüchen, in denen die humanſte Weisheit gereifter Lebenserfahrung ſich ausſpricht. Vor Allem aber erfreut uns wieder dieſelbe warme Antheilnahme an den Geſchicken des Vaterlands, welche auf Chäronea's Haide trauernd der

Zerriſſenheit und des politiſchen Haders der deutſchen Heimat gedenkt, immer den Mahnruf zur Einheit wiederholt, und laut aufjubelt, als endlich das Schwert der Schlachten das Schmachgewebe diplomatiſchen Gezänkes durchhaut. Nach den Ereigniſſen des Jahres 1866 hat Geibel vollends nicht aufgehört, ſeine Stimme mahnend und warnend bei den öffentlichen Angelegenheiten des Vaterlandes zu erheben. Zuerſt rief er in den kräftigen Strophen „Am Jahresſchluſſe 1866“ den Siegern wie den Beſiegten die Aufforderung zu, den eitlen Hader abzuthun und das Werk der Einheit, deſſen Grund das Schwert gelegt, in freier, opfermuthiger Liebe zu vollenden, damit der alte Sehnſuchtstraum eines deutſchen Kaiſerreiches zur Wirklichkeit werde. Dann erinnerte er beim Zuſammentritt des Zollparlaments in dem „Ruf über den Main“ die Baiern, Schwaben und Allemannen an jenen Eberhard, welcher, dem Reich zum Frommen, ſein ſtolzes Herz beſchied,

> Und großen Sinns die Krone,
> Danach er ſelbſt begehrt,
> Des Nordens ſtarkem Sohne
> Darbot am Vogelherd.

Und als am 12. September 1868 der König von Preußen das alte Lübeck beſuchte, entbot ihm Geibel den Willkommgruß der Vaterſtadt, welcher mit dem Wunſche ſchloſs:

> Daſs noch dereinſt dein Aug' es ſieht,
> Wie übers Reich ununterbrochen
> Vom Fels zum Meer dein Adler zieht.

Es iſt bekannt, daſs der König von Baiern wegen dieſer Zeilen, die nur denſelben politiſch-nationalen Einheitsgedanken ausſprachen, welchem Geibel von jeher das Wort geredet, dem Dichter in kurzſichtiger Verblendung den Ehrenſold entzog, der ihm bei ſeiner Berufung nach München zugeſichert worden war. Geibel löſte ſofort ſeine Beziehungen zum bairiſchen Hofe, indem er auch ſein Amt als Kapitular des Maximiliansordens in die Hände des Königs zurückgab. Von allen Seiten wurden ihm Beweiſe der herzlichſten Sympathie und Zuſtimmung zu Theil. Der König von Preußen beeilte ſich, die Jahrespenſion des Dichters auf die Summe von 1000 Thalern zu erhöhen, der Großherzog von Weimar lud ihn zur Überſiedlung in ſeine Reſidenz ein, die Stadt Lübeck beſchenkte ihn mit dem Ehrenbürgerrechte, und zahlreiche Ovationen wurden ihm aus Nähe und Ferne dargebracht.

Gewiſs, kein ſchöneres Loos kann einem Dichter beſchieden ſein, als wenn er am Abend eines geſangvollen Lebens die Geſammtſumme ſeiner poetiſchen Leiſtungen überblickt und ſich frohen Muthes bekennen darf, daſs er als echter Seher dem tiefſten Sehnen ſeines Volkes Ausdruck gab, und daſs die höchſtfliegenden Wünſche, die er für ſein Vaterland hegte, auf das glänzendſte erfüllt worden ſind. Solch ein ſeltenes Glück iſt Emanuel Geibel zu Theil geworden. Seit ſeinem erſten Auftreten am Ende der dreißiger Jahre bis in die jüngſte Zeit hinein hat er, unbeirrt durch den Hader der Parteien und durch die zeitweilige Ungunſt der politiſchen Verhältniſſe, den Gedanken der Einigung aller deutſchen Stämme unter einem wieder auferſtehenden, nach außen kräftigen, nach innen der freieſten Entwicklung Raum laſſenden Kaiſerthume verkündigt. Mit einem Gefühl hoher Befriedigung wird daher jeder Deutſche, der ſein Vaterland wahrhaft liebt, die Sammlung älterer und neuerer Zeitgedichte durchblättern, welche Geibel 1871 unter dem angemeſſenen Titel „Heroldsrufe“ erſcheinen ließ. Die verſchiedenen Stadien auf dem Wege zur deutſchen Einheit und zur Wiederaufrichtung des deutſchen Kaiſerthums während der letzten vierzig Jahre treten uns in dieſer Reihenfolge gedankentiefer und formvollendeter Zeitgedichte mit anſchaulichſter Klarheit entgegen. Schon in der erſten Abtheilung („Vor 1848“) begegnen uns manche ergreifend ſchöne Lieder, welche in keiner der früheren Sammlungen enthalten waren und hier unſeres Wiſſens zum erſten Male veröffentlicht wurden; ſo die hoffnungsfrohen Gedichte „Die Eiche“ und „An das Vaterland“. In der zweiten Abtheilung („Schleswig-Holſtein“) weiſſagt das bittere Lied „Konferenz von London“ aus dem Jahre 1852 mit prophetiſchem Scharfblick das Gewitter, welches einſt dem Hexenkeſſel der Diplomaten, die dort einen ſo ſündhaften Trank brauten, entfahren werde:

Dann wird's wie Sturmesſauſen
Durch Deutſchland Stämme gehn,
Dann werdet ihr mit Grauſen
Die Welt in Flammen ſehn,

Bis jenes Blatt der Schande,
Das feig ihr unterſchriebt,
Verzehrt vom Rieſenbrande
In alle Winde ſtiebt.

Die dritte Abtheilung der „Heroldsrufe" („Von 1849—1866") zeigt uns, daſs Geibel auch während der troſtloſen Zeit der Reaktion und Erniedrigung, trotz mancher augenblicklichen Verzagtheit, im innerſten Herzen die Hoffnung nicht fahren ließ. Zuerſt trübe Klagen über die leichtſinnig verſcherzten Früchte einer ſo günſtigen Konſtellation, über die Ablehnung der deutſchen Kaiſerkrone durch den König von Preußen:

> O, wann bringt ein Tag
> Dem Vaterlande die Geſtirnung wieder!

Hier überraſcht uns vor Allem ein Gedicht aus dem Jahre 1850, das in der wehmüthig rührenden Weiſe eines echten Volksliedes der Trauer um das Vaterland Ausdruck verleiht:

Böſe Träume.

Ich ließ mein Röſslein graſen
Im Wald an Baches Rand,'
Und lag auf kühlem Raſen,
Und dacht' ans Vaterland,
Und bei des Baches Rinnen
Entſchlief ich unterm Baum;
Da wob vor meinen Sinnen
Ein dreifach Bild der Traum.

Ich ſah ein Volk von Immen,
Das ohne Weiſel fuhr
Und mit verworrnen Stimmen
Hinſchwärmte durch die Flur.
Nach allen Winden zogen
Sie ziellos kreuz und quer,
Und hatten ſich bald verflogen
Und fanden ſich nimmermehr.

Ich ſah ein Bündel Pfeile
In blöder Knaben Hand,
Die trieben kurze Weile
Und löſten Ring und Band.
Sie ſpielten mit den Rohren
Uneins und ungeſchickt;
Die Hälfte ging verloren,
Die Hälfte ward zerknickt.

Ich ſah, wie ein Karfunkel
Verſchmäht am Kreuzweg lag;
Vom Staube war er dunkel,
Zerſchellt von Stoß und Schlag.
Die Krone der Welt zu ſchmücken
Geſchaffen däucht' er mir;
Nun haſchte nach den Stücken
Der fremden Raben Gier.

Da wacht' ich auf beklommen
Und ſtieg zu Roſs in Haſt;
Die Sonne war verglommen,
Das Spätroth war verblaſst.
Im kühlen Abendſchauer
Von dannen ritt ich ſtumm;
Mein Herz verging in Trauer
Und wuſste wohl, warum.

Aber die trübe Stimmung verweht, eine tiefere Geſchichtsbetrachtung lehrt den Dichter im Hinblick auf das Ganze erkennen, daſs die Zeit nicht ſtill ſteht, „daſs alle Trümmer Stufen werden, darauf die Menſchheit weiter klimmt," —

Und ob ſich rings Gewitter thürmen
In Weſt und Oſt um unſern Pfad,
Uns ſchwant, daſs auch in dieſen Stürmen
Ein gottgeſandter Frühling naht;
Und aus der Kräfte dunklem Gähren
Umwittert uns verheißungsvoll-
Der Hauch, der, was erſtarb, verzehren
Und, was da lebt, verjüngen ſoll.

Den Konflikt des Jahres 1866 ſieht der Dichter ſchon im December 1865 herandräuen, aber muthig und gefaſſt ſchaut er demſelben entgegen:

Horch, ſchon läſſt ſich dumpf bei Nacht
Unterm Grund ein Brauſen ſpüren,
Hoch zu Roſſe wie zur Schlacht
Ziehn in Wolken die Walküren.
Angſt und Schwüle weit und breit!
Eiſern, eiſern iſt die Zeit.

Brich herein denn, Schickſalstag!
Ende dieſe Noth im Wetter!
Unter Sturm und Donnerſchlag
Send uns einen Hort und Retter!
Deutſchlands Purpur liegt bereit,
Eiſern, eiſern iſt die Zeit.

In der letzten Abtheilung („Von 1866—1871") begleitet der Dichter Schritt für Schritt die Weiterentwicklung des norddeutſchen Bundes zum deutſchen Kaiſerreiche mit den Mahnrufen ſeiner Lieder, deren flammende Worte nicht wenig dazu beigetragen haben, eben dieſe Entwicklung kräftig zu fördern. Nicht einen Augenblick vergaß er des Zieles, das, trotz aller Erfolge von 1866, noch nicht völlig erreicht war: die Einigung des geſammten deutſchen Volkes unter dem alten Reichspanier. Aber auch nicht einen Augenblick verließ ihn das Vertrauen, daſs Deutſchland auch dies Ziel bald und ſicher erkämpfen werde. „Eines," rief er ſeinem Volke zu, —

Eines haſt du ſchon errungen,
Daſs die Welt, die dich erkennt,
Ehrfurchtsvoll in allen Zungen
Deinen Namen wieder nennt.

Und im ſtillen Walde flüſtert ihm eine Stimme der Hoffnung ins Ohr:

Getroſt denn, einſam Herz! Es zieht
Hell vor dir her wie Frührothsſchein:
Du darfſt vielleicht dein letztes Lied
Dem Tag noch aller Deutſchen weihn.

Den Krieg mit Frankreich ſah der Dichter ebenfalls ſchon im September 1869 in dem prophetiſchen Liede „Drei Vögel" voraus, und es iſt männiglich bekannt, mit wie ſchwungvollen Liedern er die deutſchen Siege und den glorreichen Ausgang dieſes letzten Entſcheidungskampfes verherrlichte. Der Eindruck dieſer Sammlung von Zeitgedichten iſt ein um ſo größerer und reinerer, als die Konſequenz des Dichters in dem Verfolgen eines unverrückbar feſten Zieles keine berechnete iſt, welche ſich die hiſtoriſchen Ereigniſſe nachträglich in tendenziöſem Sinne ausdeutet oder zurecht legt. Seine Heroldsrufe haben unſere politiſche Entwicklung im Gegentheil von Stufe zu Stufe begleitet und ſind ihr oftmals mit kühnem Seherworte voraus geeilt, indem er, wie ein echter Herold, der Siegeslaufbahn ſeiner Gebieterin und Königin, der Zeit, mit Drommetenſchalle voran zieht. So fügt dies poetiſche Liederbuch Geibel's ſeinem unverwelklichen Lorberkranze ein friſches Blatt hinzu, das ihm vor der Mit- und Nachwelt ein unbeſtreitbares Recht auf den Namen des deutſchen Reichspoeten ſichern wird.

Auch in ſeiner jüngſten Gedichteſammlung, welche ſo eben unter dem Titel „Spätherbſtblätter" (Stuttgart, 1877) erſchienen iſt, zeigt ſich nicht die geringſte Erſchöpfung des poetiſchen Quells, ſondern eine ſtets zunehmende Klärung und Vertiefung der Welt- und Lebensanſchauung, bei einer immer durchſichtigeren Schönheit und plaſtiſchen Vollendung der Form. Wenn eine herbſtliche Stimmung dieſe Blätter durchweht, ſo iſt es, um in dem vom Dichter gewählten Bilde zu bleiben, nicht die trübe Klage um den Verluſt der Jugend, nicht ein ſchmerzliches Lied von Welken und Vergehn, ſondern ein inniges Dankgefühl für die reiche Erfüllung aller Hoffnungen des Frühlings, für den goldenen Ernteſegen der Erfahrung und Erinnerung, welcher dem Sänger an ſeinem Lebensabend beſchieden iſt. Und wenn ſich je zuweilen ein leiſer Klageton einmiſcht, daſs die Tage der Roſen und die Genoſſen der Jugend dahin ſind, ſo iſt die Trauer zu einer milden, entſagungsvollen Wehmuth gedämpft, die mit wunderbarem Zauber unſer Herz gefangen nimmt. So in den beiden Spielmannsweiſen der erſten Abtheilung, die zu dem Herrlichſten gehören, was Geibel's Muſe, ja was die lyriſche Poeſie der Deutſchen jemals erſchaffen hat. Unendlich reich iſt die Fülle verſchiedenartiger Töne und Weiſen in dieſem neueſten Liederbuche. Unter den Dichtungen erzählenden Charakters feſſeln uns, neben der Ballade von dem jungen Lübecker Admiral Johannes Wittenborg, welcher Bornholm vertanzte, vor Allem der inhaltsſchwere

Monolog des ſterbenden Perikles und das reizende Idyll „Charmion“, ein würdiges Seitenſtück zu Goethe's „Alexis und Dora“. Der Cyklus „Oſtſeelieder“ athmet den ganzen friſchen Zauber des Meeres, wie ihn ſeit Heine's Nordſeebildern kein deutſcher Poet ſo naturwahr empfunden hat, und mit unſäglicher Zartheit feiern zahlreiche andere Lieder die wechſelnden Stimmungen der Tag- und Jahreszeiten, wie der ſorgenden, liebenden, kämpfenden Menſchenbruſt. Das alte, niemals ausgeſungene Lied von der erwachenden Frühlingspracht, vom Blätterfall und Nebelgewoge des Herbſtes, von der ſtill beſchaulichen Ruhe des Winters, in deſſen Schoße ein künftiges Leben der Auferſtehung entgegen träumt, von der Wonne und dem Herzeleid der Liebe, erklingt hier in überraſchend neuen Weiſen von wunderſüßer Melodie. Zu dieſer reizvollen Anmuth des Liedes, deſſen harmoniſcher Wohllaut unwillkürlich zur muſikaliſchen Kompoſition auffordert, geſellt ſich in einer Reihe poetiſcher Epiſteln, Sprüche und Diſtichen der Ernſt ſinnvoller Lebensbetrachtung, goldene Früchte in goldener Schale; denn

Nicht die Empfindung allein, auch was in ernſter Erfahrung
  Ihn das Leben gelehrt, ſpreche der Lyriker aus;
Aber am Herzen gereift zum Herzen rede die Weisheit,
  Aber im Strom des Gefühls ſei der Gedanke gelöſt.

Viele dieſer kernigen Aphorismen beſchäftigen ſich mit Literatur und Kunſt, deren gefahrvolle Moderichtungen der Poet in eindringlichen Worten geißelt:

Weil dir die Nerven der Duft aufſtachelt des ſpaniſchen Pfeffers,
  Trägt er deswegen den Sieg über die Roſe davon?

Auch zu dem heutigen „Kulturkampfe“ nimmt Geibel eine entſchiedene Stellung; er warnt auf das nachdrücklichſte vor dem ſtarren Formelweſen und der kurzſichtigen Intoleranz der Kirche, welche ſich von den Reſultaten der Wiſſenſchaft und den Beſtrebungen der Gegenwart feindſelig abwende, und, ſtatt auf den lebendigen Glauben, einzig auf das todte Bekenntnis Werth lege. Möchten die hadernden Parteien ſeinen tiefſinnigen Spruch beherzigen:

Es iſt der Glaub' ein ſchöner Regenbogen,
Der zwiſchen Erd' und Himmel aufgezogen,
Ein Troſt für Alle, doch für jeden Wandrer,
Je nach der Stelle, da er ſteht, ein andrer.

Den Epilog der Sammlung bildet, wie eine Art ſymboliſcher Verklärung des im Spätherbſtlaube ſtehenden Dichterlebens, ein Cyklus frühlingsfriſcher Jugendlieder, welche die Muſe der Erinnerung aus der Gruft dahingeſchwundener Jahre geweckt hat. Wir ſtoßen hier auf ein kleines Gedicht, deſſen einfacher Grundgedanke gleichſam als Lebensmotto für Geibel's geſammte poetiſche Thätigkeit gelten darf und zugleich die treffendſte Antwort an jene pedantiſchen Krittler enthält, welche ſo oftmals den heiligen Ernſt ſeines künſtleriſchen Strebens verkannten:

Richtig wären meine Ziele,
Weil ich dein, o Muſe, bin?
Ach, es ahnt im ſüßen Spiele
Nie die Welt den ernſten Sinn.

Sei getroſt nur, Herz, und ſinge
Deinen Reichthum, ſing ihn kühn!
Daſs die Blume Samen bringe,
Sprich, was kann ſie thun, als blühn?

Sollen wir zum Schluſſe noch einmal kurz die Stellung bezeichnen, welche Geibel, abgeſehen von ſeinen politiſchen Dichtungen, unter den Poeten der Neuzeit behauptet, ſo iſt der Kreis, welchen ſein Talent umfaſſt, allerdings kein ſehr weiter und gewaltiger; innerhalb desſelben aber beherrſcht er die von ihm zur Behandlung ausgewählten Stoffe mit einer künſtleriſchen Vollendung, welche für alle Zeiten des höchſten Ruhmes gewiſs bleiben wird. Seine reine, durch keine herbe Reflexion verfälſchte Lyrik iſt, trotz aller herabſetzenden Bemerkungen einer hochmüthigen Kritik, eine Station auf dem Wege in die Zukunft, eine grüne Oaſe in der Wüſte, wo ſich der prächtige Paradiesvogel des Liedes in den Palmzweigen wiegt, und freundlich den vorbeiziehenden Wanderer grüßt. Der Beifall der Menge, welcher ihm lohnt, mag uns beweiſen, daſs unſere Dichtung erſt dann wieder nachhaltig auf das Herz der Menſchheit einwirken kann, wenn die Gedankenarbeit, als Reflexion überwunden, die Macht unſeres Bewuſſtſeins derartig erhöhte, daſs nun das bewuſste Gefühl mit der Wärme und Unmittelbarkeit des früheren unbewuſsten Gefühles als Lied und Klang durch das Weltall rauſcht.

Georg Herwegh.

Das Exil iſt immer ein Fluch, zumeiſt aber für den Dichter, den das kühne Ausſprechen ſeiner politiſchen Anſichten in die Verbannung trieb. Jedenfalls iſt es eine Ausnahme von der Regel, wenn ein Poet, der Jahrzehnte lang flüchtigen Fußes in der Fremde umher irrte, die Seelengröße beſitzt, uns in einer »Divina commedia« einen Spiegel der tiefſten inneren Kämpfe ſeiner Zeit zu hinterlaſſen, deſſen ernſte Wahrheit auf ſeine Zeitgenoſſen mit der verſteinernden Kraft eines Meduſenhauptes wirkt und noch die ſpäte Nachwelt zur Bewunderung zwingt. Auch blieb ja Dante, von einem kurzen Aufenthalt in Paris abgeſehen, nach der Verbannung aus Florenz auf italiſcher Erde, nicht allzu weit von ſeiner Vaterſtadt entfernt, an deren Fehden er als eines der angeſehenſten Häupter einer mächtigen Partei bald in offenem Kriege, bald in geheimer Verſchwörung noch unmittelbar theilnahm. Anders die Mehrzahl jener deutſchen Schriftſteller, welche in den dreißiger und vierziger Jahren ins Exil zogen, um der ihnen beſtändig drohenden Gefahr kleinlicher Preſsproceſſe und langjähriger Kerkerhaft zu entrinnen. Sie theilten nothgezwungen das allgemeine Loos des politiſchen Flüchtlings, welcher, losgeriſſen von den feſten Wurzeln des Vaterlandes, bald jeden unbefangenen Blick, jedes ſichere Verſtändnis für die öffentlichen Zuſtände und die Entwicklung des ſtaatlichen Lebens in der Heimat verliert. In Unkenntnis über die allmählich ſich ändernde Stimmung ihrer Nation, über die tiefen Umwandlungen, welche ſich in Geiſt, Gemüth und Charakter derſelben vollzogen, beurtheilten ſie den Gang der Ereigniſſe einzig nach dem Pulsſchlag ihres eigenen Herzens, das in der Einſamkeit der kalten Fremde voll unruhiger Erwartung immer ſchneller und ſtürmiſcher zu pochen begann. Sie ſahen ja nicht das langſame, aber kräftige Aufgehen und Heranwachſen der Keime, welche ſie vielleicht ſelber dereinſt ausgeſtreut hatten; denn alle Frucht politiſcher Entwicklung reift langſam, und die Ernte, wie reich und golden ſie ſei, entſpricht nicht immer den Vorſtellungen, welche ſich der ungeduldige Säemann von ihrer Quantität oder Qualität gemacht hat. Auch die politiſchen Ideale ſind dem allgemeinen Naturgeſetz des Wechſels und der Umbildung, den günſtigen oder ungünſtigen Einflüſſen der geſchichtlichen Temperatur unterworfen; Das vergiſſt Derjenige nur zu leicht, welcher in der Abgeſchiedenheit des Exils ſtarr und trotzig an ſeinen Jugendträumen feſthält und in grollende Bitterkeit verſinkt, wenn ein neues Geſchlecht ſich um ein neues Panier mit veränderter Inſchrift ſchart. Die alten Freunde in der Heimat, welche dereinſt ſeine Kampfgenoſſen waren und mittlerweile in ernſter, täglicher Arbeit mit ihrem Volke zu neuen Zielen fortgeſchritten ſind, erſcheinen ſeinem verdüſterten Gemüthe dann wohl gar als Abtrünnige und Renegaten, und er ſchmäht ſie, weil ſie nicht, gleich ihm, in entwicklungsloſer Principienſtarrheit bei der verblaſsten Fahne geblieben ſind, die ſie vor Jahren ſo hoch hielten, unter deren Zeichen aber heute keine Schlacht mehr geſchlagen wird.

Heine und Börne haben dieſen bitteren Trank der Verbannung bis auf die Hefen geleert, deren trüber Bodenſatz den „Pariſer Briefen" des Einen und den nihiliſtiſchen Hohnverſen des Andern zuletzt einen ſo ätzenden Beigeſchmack verlieh. Keinem aber hat die Harpye des Exils ſo viel Wermuth in den Kelch der Begeiſterung geſpritzt und ihm den lauteren Wein der Dichtung in eitel Gift und Galle verwandelt, wie dem vor drei Jahren verſtorbenen Georg Herwegh, deſſen hinterlaſſene Dichtungen im Frühling 1877 unter dem Titel „Neue Gedichte" im Verlags-Magazin zu Zürich erſchienen und ſofort von allen Preſsbehörden des deutſchen Reiches mit Acht und Bann belegt wurden. Einem Buche voll Majeſtätsbeleidigungen gegenüber ſind die Polizeibehörden eines konſtitutionellen Staates freilich nicht im Stande, dem Beiſpiel Friedrich's II. zu folgen, der in hochherziger Autokratenlaune das auf ihn gemünzte Pasquill niedriger hängen ließ, damit ein neugieriges Publikum dasſelbe bequemer leſe. Die Kritik aber, dünkt uns, hat keine Urſache, das Vermächtnis des todten Dichters mit Schweigen zu übergehen; er hat ſeinen Namen mit Flammenſchrift in die Literaturgeſchichte des Jahrhunderts eingezeichnet, die von ſeinen Jugendgeſängen hinlänglich Notiz nahm, um verpflichtet zu ſein, auch den ſpäteren Tönen ſeiner Leier Beachtung zu ſchenken, wie ſchrill und verſtimmt immer dieſelben klingen. —

Als Georg Herwegh gegen Ende 1841 mit dem erſten Bande ſeiner „Gedichte eines Lebendigen“ auftrat, entzündeten dieſe formſchönen geharniſchten Weiſen das Feuer der reinſten Freiheitsbegeiſterung in den Herzen der deutſchen Jugend. Es war die Zeit, wo das politiſche Bewuſstſein unſerer Nation zuerſt mächtig erwachte, wo Alles, was Geiſt und Talent beſaß, in den Reihen der Oppoſition gegen den herrſchenden Abſolutismus ſtand, wo der Doppelgedanke nationaler Einheit und ſtaatsbürgerlicher Freiheit das Schiboleth ward, an welchem ſich alle Streiter für die heilige Sache des Fortſchritts erkannten. Freilich war eine gewiſſe ſtudentiſche Unklarheit in dem Ton und Inhalt dieſer Lieder, die in ſchönklingender, wiewohl etwas phraſenhafter Rhetorik die Freiheit prieſen und zum Kampf gegen die politiſche Knechtſchaft aufriefen, bald alles Heil von der republikaniſchen Staatsform erwartend, bald den König von Preußen auffordernd, ſich an die Spitze der Bewegung zu ſtellen, um „die junge, große Zeit heraufzuführen“. Allein dieſelbe jugendliche Unklarheit herrſchte damals in allen Gemüthern, ein feſtes politiſches Programm hatten ſelbſt Börne und die ſüddeutſchen Liberalen nicht aufgeſtellt — wie hätte man alſo verlangen dürfen, ein ſolches bei dem Dichter zu finden, der ſich wohl für die letzten, großen Ziele des Entwicklungskampfes der Menſchheit, nimmermehr aber für dieſen oder jenen Verfaſſungsparagraphen begeiſtern kann! Es war ſchon ein großer Fortſchritt, daſs Herwegh nicht, wie Hoffmann von Fallersleben in ſeinen „Unpolitiſchen Liedern“, zu den Gaſſenhauern der Bierbank hinunter ſtieg, ſondern das Volk zu dem Schwunge ſeiner idealen Begeiſterung herauf zog. Was aber vor Allem Herwegh's Liedern ihren eigenthümlichen Stempel gab, war die friſche, freudige Siegesgewiſsheit, welche dieſelben durchwehte. So hoffnungsmuthig hatte ſeit Anaſtaſius Grün's „Spaziergängen“ kein Poet von dem Völkertage der Freiheit geſungen, der auch für Deutſchland anbrechen werde, und deſſen Morgenroth ſchon rings am Horizont empor dämmere.

Im zweiten Bande der „Gedichte eines Lebendigen“, welcher zwei Jahre ſpäter erſchien, war der Hauch der Begeiſterung ſchon merklich kühler geworden, ſtatt des ſchwungvollen Liedes herrſchte die epigrammatiſch zugeſpitzte Pointe vor; dann verſtummte der Dichter faſt ganz und ließ nur ſelten noch ein paar kalte, ſtachlichte Hohnverſe auf Perſonen oder politiſche Zuſtände in einer radikalen Zeitung drucken.

Nach der geſcheiterten Revolution von 1848, an der er ſich ſelbſt durch Führung eines Kommandos bei dem Hecker-Struve'ſchen Putſche betheiligt hatte, verſank er mehr und mehr in einen düſteren Peſſimismus und Nihilismus, welcher in den uns jetzt vorliegenden Gedichten ſeiner letzten Lebensperiode einen charakteriſtiſchen, im Ganzen höchſt unerfreulichen Ausdruck findet.

Während Herwegh ſich früher mit Vorliebe an Béranger's Weiſe hielt, aus welcher er ſich jedoch in ſelbſtändiger Art einen eigenen, nationalen Ton der politiſchen Lyrik bildete, ahmt er in ſeinen ſpäteren Dichtungen meiſt ſklaviſch die Form der politiſchen Spottlieder Heine's mit ihren gehäuften Antitheſen nach und verfällt dabei in eine gekünſtelte Witzhaſcherei, der man in jeder Zeile die eiskalte Berechnung anmerkt. Man könnte ſich die ewigen Sticheleien auf die deutſche Ohnmacht und Thatloſigkeit bei Herwegh ſo gut, wie bei Heine oder Börne, gefallen laſſen, wenn ſie den ernſten Zweck hätte, das ſchlafende Volk zur mannhaften politiſchen That zu reizen, und wenn das endliche Erwachen der Nation nicht mit derſelben Lauge giftigen Spotts übergoſſen würde. Da heißt es in einem Gedicht an den deutſchen Geiſt, das «Veni, creator spiritus!» überſchrieben iſt:

Wirf ab die Wolkenhülle,
Wirf ab dein himmliſch Kleid,
Und ſtürz dich in die Fülle
Der ganzen Sterblichkeit.

Steig ins gemeine Leben
Von deinem kalten Thron,
Ins Leben und ins Streben
Von einer Nation!

Da heißt es nach dem italiäniſchen Kriege von 1859:

Den italiäniſchen Stiefel nimmt
Und wird geſtiefelter Kater
Herr Victor — ſo was thäte beſtimmt
Kein deutſcher Landesvater.

Und höhniſch wird gefragt: „Doch Deutſchland — ſag, was kann es?“

Kann leſen und ſchreiben. Das iſt wahr,
Auch ſehr viel Tinte vergießt es.
Das Pulver hat es erfunden ſogar;
Doch Deutſchland — ſag, wo ſchießt es?

Es blitzt des Krieges Wetterſtrahl,
Doch Deutſchland — ſag, wo blitzt es?
Die Völker ſitzen beim Friedensmahl,
Doch Deutſchland — ſag, wo ſitzt es?

Ein andermal werden alle politiſchen Wünſche und Ziele der erwachenden nationalen Bewegung aufgezählt:

Deutſchland will Elſaſs und Burgund
Nebſt Lothringen — — — —
Deutſchland will von Venedig bis Kiel
Regieren — — — — —
Deutſchland will bis zum Seinefluſs
Vorwärts — — — — —
Deutſchland will haben ein Parlament. — —
Deutſchland will unter einen Hut. — —
Deutſchland will unter einen Schach,
Rothbärtiger Kaiſer, biſt du wach?
Deutſchland will unter einen Degen. — —
Deutſchland will einig ſein und frei. — —
Deutſchland will endlich aus dem Dreck. — —

und das Gedicht ſchlieſst mit der berechtigten Frage:

Du wollendes Deutſchland, ſag uns, wann
Wird kommen die Zeit, da Deutſchland kann?

Nun, man ſollte meinen, der Dichter, welcher dieſe Verſe ſchrieb, welcher ſchon 1842 ſo ſtürmiſch nach einer deutſchen Flotte und einem deutſchen Kaiſer rief:

Wie dich die Lande anerkennen,
Soll auch das Meer dein Lehen ſein,
Das alle Zungen benedein
Und einen Purpur nennen.
Er ſoll nicht mehr um Krämerſchultern brennen —
Wer will den Purpur von dem Kaiſer trennen?
Ergreif ihn, er iſt dein. — —

Es wird geſchehn! ſo bald die Stunde
Erſehnter Einheit für uns ſchlägt,
Ein Fürſt den deutſchen Purpur trägt,
Und einem Herrſchermunde
Ein Volk vom Po gehorchet bis zum Sunde. —

man ſollte meinen, daſs der Dichter, welcher „die Kreuze aus der Erde reiſsen“ wollte, um ſie in Schwerter umzuſchmieden, welcher die Zukunft „in Erz klirren“ ſah und „das Eiſen“ als Heiland begrüſste, — der Dichter, welcher um dieſelbe Zeit ſprach, daſs uns nur ein Held fehle,

— — — — ein Held von echtem Korne,
Der tief getrunken aus der Mannheit Borne
Und helfen kann, wo Tauſende nur rathen;

Ein Held, deſs Worte leuchten in die Runde,
Der unſres Vaterlands zerſprengte Theile
Zuſammen zaubern kann zu neuem Bunde;

Ein Held, der, wo die Noth erheiſchet Eile,
Die Waffen in der Hand trägt, ſtatt im Munde,
Zum Schwert greift, ſtatt nach Pinſel oder Feile. —

man ſollte meinen, daſs ein ſolcher Dichter in der That nach den Ereigniſſen von 1870 ſeinem Volke einen edleren und beſſeren Gruß zu bieten gehabt hätte, als die kindiſche Schmähung:

Dies Volk, das gegen Blut und Eiſen
Jungfräulich ſchüchtern ſich geziert,
Um ſchließlich den Erfolg zu preiſen,
Womit man Straßburg bombardiert.

oder den in ſeinem Munde noch abgeſchmackteren Klageſchrei:

Schwarz, weiß und roth! um ein Panier
Vereinigt ſtehen Süd und Norden;
Du biſt im ruhmgekrönten Morden
Das erſte Land der Welt geworden:
Germania, mir graut vor dir!

Herwegh hat — was ſeiner allzeit negierenden Natur zum Ärger und verhängnisvollen Malheur ward — das Schickſal gehabt, die Erfüllung der meiſten politiſchen Wünſche zu erleben, die er in ſeinen Jugendliedern ausſprach. Seine Oppoſition war zuletzt gegenſtandslos und darum ſinnlos geworden, aber ſein im Exil verbittertes Gemüth hatte ſich zu ſehr an das Oppoſitionmachen quand même gewöhnt, als daſs er noch einen andern Ton, als den des kalten Spottes, hätte anſchlagen können.

Ihr wiſſet ja: Gewitter machen kalt;
So werd' ich denn vor meinem Winter alt —

hatte er ſchon 1839 oder 40 in vorahnender Selbſterkenntnis geſungen, und noch ſchärfer ſprach er drei Jahre ſpäter in einem ſeiner formſchönen Sonette das Leid der Vereinſamung und des Alleinſtehens aus, das ſein grollendes Herz verzehre:

Dem Glanz der Throne bin ich wohl entronnen,
Und Niemand ſucht mich bei den Schmeichler-Chören.
Der bunte Pomp, wie könnt' er mich bethören!
Um keine kreiſ' ich eurer Tagesſonnen.

Doch hab' ich Wenig oder Nichts gewonnen:
Nur Allen kann die Freiheit angehören,
Die ganze Welt muſs ſich mit dir empören,
Sonſt haſt du nur ein eitel Werk geſponnen.

Drum fühl' ich tief: Ich bin kein freier Mann,
Und ob ich keines Fürſten Joch mehr ſchleppe,
So bleibt doch jeder Sklave mein Tyrann.

Ich flieh' umſonſt Palaſt und Marmortreppe,
Und Alles, was ich mir erobern kann,
Iſt Einſamkeit in dieſer Menſchenſteppe.

Das eben iſt der bedeutungsvolle Unterſchied zwiſchen Herwegh's früheren und ſeinen ſpäteren Gedichten: als er zuerſt auftrat, ſprach er aus, was die Herzen Aller bewegte, welche ihr Vaterland liebten und die auf Schritt und Tritt gehemmte politiſche Entwicklung desſelben zu fördern ſuchten, damals empörte ſich die ganze thatkräftige Jugend mit dem Dichter „gen Tyrannen und Philiſter“ — aber nach den Ereigniſſen von 1866 und 1870 waren ſeine, in Galle getauchten, peſſimiſtiſchen Lieder nur noch Pasquille auf Alles, was die neue Generation ſeines Volkes in ſchweren, blutigen Kämpfen zu Deutſchlands Ruhm und Heil errungen hatte. Derſelbe Poet, welcher ſeit früheſter Jugend den Kreuzzug gegen Rom gepredigt hat, und noch 1862 das preußiſche Miniſterium mit ſchärfſten Worten auffordert, „den römiſchen Reptilien“ allerorten den Krieg zu erklären:

Thut dieſe Schwarzen in den Bann,
Die Syllabusverbreiter,
Den rechten Glauben lehren dann
Kanonen, Fußvolk, Reiter! —

derſelbe Poet ſcheut ſich nicht, bei den Schmutzblättern der bairiſchen Hetzkapläne eine Anleihe an Schimpfwörtern zu machen und von „Bettelpreußen“, von der neuen deutſchen Einheit, die „vom Teufel ſtammt,“ und ähnlichen ſchönen Dingen zu reden.

Es iſt tief zu beklagen, daſs ein Dichter von Herwegh's glänzenden Gaben unter den depravierenden Einflüſſen des Exils damit endete, in einen weltverachtenden Nihilismus zu verſinken, aus dem er ſich nur noch ſelten in eine reinere Atmoſphäre emporſchwang. Zuweilen aber gelang es ihm doch, den alten herzergreifenden Ton wieder zu finden, ſei es als zürnender Prophet, wie in den geharniſchten Strophen des „[illegible]“, die wie ein Donner des jüngſten Gerichts dem franzöſiſchen Kaiſer den Tag der Vergeltung verkünden, ſei es als weicher Lyriker in einem ſtimmungsvollen Liede, wie das nachſtehende, das fortleben wird, wenn alle höhniſchen Ausbrüche des Unmuths, in denen ſich der verbannte Dichter während des letzten Vierteljahrhunderts erging, längſt verhallt und vergeſſen ſind:

Die Liebe iſt ein Edelſtein,
Sie brennt jahraus, ſie brennt jahrein,
Und kann ſich nicht verzehren;
Sie brennt, ſo lang noch Himmelslicht
In eines Menſchen Aug' ſich bricht,
Um drin ſich zu verklären.

Und Liebe hat der Sterne Macht,
Kreiſt ſiegend über Tod und Nacht,
Kein Sturm, der ſie vertriebe!
Und blitzt der Haß die Welt entlang,
Sie wandelt ſicher ihren Gang,
Hoch über den Wolken, die Liebe!

Franz Dingelſtedt.

Volle vierzig Jahre ſind es her, ſeit Franz Dingelſtedt mit einem Bändchen lyriſcher Gedichte zuerſt an die Öffentlichkeit trat. In den nächſtfolgenden zehn bis zwölf Jahren entfaltete er eine unermüdliche Regſamkeit auf den verſchiedenſten Literaturgebieten: als politiſcher Dichter, als Novelliſt und Reiſeſchriftſteller; dann ſchien, nach einem vielverſprechenden Anlauf auf dem Felde des geſchichtlichen Dramas, plötzlich ſeine Muſe zu verſtummen, und nur noch einmal zeigte er in ſpäterer Zeit durch den geiſtvollen Künſtlerroman „Die Amazone“, daſs ſeine ſchöpferiſche Geſtaltungskraft nicht erloſchen ſei. Das kürzliche Erſcheinen einer erſten Geſammtausgabe ſeiner Werke (12 Bände. Berlin, Gebr. Paetel) läſst uns hoffen, daſs Dingelſtedt ſich in Zukunft wieder mit erneutem Eifer der ſelbſtändigen Produktion zuwenden werde; einſtweilen bietet uns dasſelbe eine willkommene Gelegenheit, die vielſeitigen künſtleriſchen Beſtrebungen dieſes Schriftſtellers in geſchloſſenem Rahmen zu überblicken.

Denn — und darin liegt für uns der Hauptreiz ſeiner wie jeder literariſchen Thätigkeit — Franz Dingelſtedt iſt ein Schriftſteller von ſcharf ausgeprägter, ganz eigenartiger Phyſiognomie. Nicht, als fänden ſich in ſeinen poetiſchen Werken keine Anklänge an andere zeitgenöſſiſche Dichter; es wäre im Gegentheil leicht, in ſeinen früheſten und ſelbſt in manchen ſeiner ſpäteren Produktionen unverkennbare Einflüſſe von Heine's, Freiligrath's, Anaſtaſius Grün's, Nikolaus Lenau's Ton und Richtung nachzuweiſen — aber dieſe Einwirkungen ſind doch in der Regel nur von mittelbarer Art, es ſind aufgegriffene Akkorde, welche der Dichter in neuer Weiſe zu einer ſelbſtändigen Melodie weiterſpinnt. Welchen Stoff immer Dingelſtedt behandeln mag, er drückt ihm das Siegel und den Gehalt ſeiner eigenen Weltanſchauung auf, und dieſe hat ſich, trotz aller Wandlungen ſeiner politiſchen Anſichten, ſeit ſeinem erſten Auftreten in ihrem innerſten Kerne wenig verändert.

Franz Dingelſtedt iſt vor Allem, um ein vielverketzertes, aber bezeichnendes Wort zu gebrauchen, ein durchaus moderner Dichter. Er iſt Das in zwiefachem Sinne. Denn nicht allein entnimmt er, mit Ausnahme zweier kurzer Novellen („Das böſe Auge“ und „Meiſter Gutenberg's Tod“) und des Trauerſpieles „Das Haus des Barneveldt“, all ſeine Stoffe dem Leben und Ringen der unmittelbaren Gegenwart, ſondern auch die Form und Behandlungsart trägt überall jenes realiſtiſche Gepräge, durch welches ſich die heutige Dichtung von der des nächſtvorhergegangenen romantiſchen Zeitalters unterſcheidet.

Seinen ſchriftſtelleriſchen Ruf verdankt Dingelſtedt hauptſächlich den 1841 erſchienenen „Liedern eines kosmopolitiſchen Nachtwächters“ und der vier Jahre ſpäter veröffentlichen Sammlung ſeiner „Gedichte“, welche in der zweiten Auflage (1858) durch eine Reihe beachtenswerther erzählender Dichtungen vermehrt ward. Den Inhalt dieſer Bände und eines Theils der Zeitgedichte „Nacht und Morgen“ (1850) hat der Verfaſſer im ſiebenten und achten Bande ſeiner „Sämmtlichen Werke“ in vielfach veränderter Ordnung, mit mancherlei Verbeſſerungen, Hinzufügungen und Weglaſſungen, unter dem Titel „Lyriſche Dichtungen“ zu einem geſchloſſenen Ganzen vereinigt. Es liegt uns fern, einem Schriftſteller im Princip das Recht zu beſtreiten, die nachbeſſernde Feile an ſeine einmal veröffentlichten Produktionen zu legen, Schwaches und Verfehltes zu unterdrücken, und ſeine Werke in einer möglichſt vollendeten Ausgabe letzter Hand der Nachwelt zu überliefern. Allein wo es ſich um Schöpfungen handelt, deren Form und Inhalt den Stimmungen einer hinter uns liegenden, von der gegenwärtigen ſcharf unterſchiedenen Zeitepoche entſprach und eben darin ihren beſonderen Werth hatte, ſollte man dies Recht mit großer Vorſicht gebrauchen, und wir finden nicht, daſs Dingelſtedt in den zahlreichen Ausſcheidungen älterer politiſcher Gedichte überall von einem glücklichen Takte geleitet worden iſt. Wir billigen es vollkommen, daſs die galligen Hohnverſe auf das deutſche Parlament und auf die revolutionären Beſtrebungen des Jahres 1848, für deren ideale Ziele der Verfaſſer ein ſo geringes Verſtändnis bewies, in der Geſammtausgabe ſeiner Werke getilgt worden ſind, und wir hätten ihm auch den Wiederabdruck der Verherrlichungen Radetzki's und Latour's, deſſen barbariſche Ermordung ihn ſo wenig wie Lichnowski zu einem makelloſen Helden ſtempeln kann, mit Freuden erlaſſen; aber ſehr ungern vermiſſen wir eine Anzahl elegiſcher und ſtreitbarer Gedichte, in welchen Dingelſtedt der Weltſchmerzſtimmung ſeiner Jugendzeit und ſeiner Stellung als verkannter und verfolgter politiſcher Dichter einen überaus charakteriſtiſchen Ausdruck verlieh. Stücke wie „Reveille", „Ex Ponto", „Sagt an: wie heißt die gräſslichſte Harpye?", „Den Tag verwünſch' ich und die ſchwarze Stunde", „Neue Münſterſage", „Mailied, Maileid", „Der Löwe von Waterloo", „Dombauſtein", „Fortſchritt", „Forſtpolizei", „Zugvögel", „Troſt", „Verſtändlich für Viele", „Apriltag" und „Vor Schwanthaler's Goethe" ſind zu innig mit der Entwicklungsgeſchichte des Verfaſſers verknüpft, als daſs ihr Fehlen nicht eine empfindliche Lücke in ſeinem poetiſchen Geſammtbilde verurſachen müſste.

Den Kampfreigen der politiſchen Poeſie in Deutſchland hatten in den dreißiger Jahren Platen's und Lenau's düſtere Polenlieder und Anaſtaſius Grün's hoffnungsfreudige „Spaziergänge eines Wiener Poeten" eröffnet. Es folgten denſelben im Jahre 1840 Hoffmann von Fallersleben's „Unpolitiſche Lieder" und Herwegh's „Gedichte eines Lebendigen", beide ſehr ungleich an poetiſchem Werth, aber ſich ähnlich in einem gewiſſen burſchikoſen, ſtudentiſch übermüthigen Tone, mit welchem der Eine in neckiſchen Spottverſen, der Andere in jugendlich trunkener Begeiſterung zum Kampfe „gen Tyrannen und Philiſter" aufrief. Dingelſtedt beſaß wenig von dem feurigen Pathos eines Herwegh und faſt noch weniger von der harmloſen Spaßvogelnatur des fahrenden Bänkelſängers der Freiheit. Der Druck der politiſchen Zuſtände in ſeinem engeren, kurheſſiſchen Vaterländchen laſtete wie ein Alp auf ſeiner Seele, aber die Zuſtände in den anderen deutſchen Staaten erſchienen ihm kaum in viel erfreulicherem Lichte, und ihn quälte der finſtere Zweifel, ob aus dieſer allgemeinen Stagnation des nationalen Lebens überhaupt ein befreiender Ausgang möglich ſei. So bemächtigte ſich ſeines ſkeptiſchen Gemüthes ein bitterer Peſſimismus, der die Fäulnis des Beſtehenden ſcharf erkannte, aber des feſten Glaubens an eine beſſere Zukunft entbehrte. Daraus erklärt ſich der troſtloſe Miſsmuth in den meiſten ſeiner politiſchen Gedichte. Was Dingelſtedt bekämpfte, war zudem weniger die Wurzel der ſocialen Miſsverhältniſſe, als das äuſserliche Symptom der „groſsen Krankheit“: die geſellſchaftliche Lüge, die leere Konvenienz des modernen Lebens, welche jeden Aufſchwung des Individuums hoffnungslos erſtickte. Nur zu oft ſtoſsen wir auf Klagen und Selbſtanklagen, wie folgende:

> Und wieder haſt du einen Tag verloren,
> Den einmal nur die karge Zeit dir lieh,
> Ein Thor biſt du gegangen mit den Thoren,
> So faul, ſo hohl, ſo abgeſchmackt wie ſie.
> Geſchwatzt, gelacht, gegeſſen und getrunken:
> Verdammtes Einerlei, von Neu' vergällt!
> Was bin ich Beſſres, als der matte Funken,
> Der ziellos juſt von jenem Sterne fällt?

oder:

> Umſonſt! Es nimmt das reine Element
> Den Leib nicht auf, der ſich mit Schuld beladen,
> Das Mal, das mir auf Stirn und Achſeln brennt,
> Wäſcht keine ab der koſenden Najaden.
>
> Zu ihrem Sklaven prägte mich die Welt,
> Ich naſchte von der Frucht der Heſperiden;
> Nun ſcheucht mich's fort, wo's eben noch mich hält,
> Selbſt Meer und Eiland geben keinen Frieden.

Der Gedanke, welcher den „Liedern eines kosmopolitiſchen Nachtwächters“ zu Grunde lag, war an ſich ein glücklicher und poetiſcher, aber die Ausführung desſelben bleibt in der erſten Abtheilung allzu weit hinter der Intention des Verfaſſers zurück: die kleinſtädtiſche Miſère des Alltagslebens zu ſchildern, welche den Nachtwächter aus der deutſchen Heimat in die Fremde treibt. Ungleich feſſelnder wirken die, freilich meiſt düſteren Bilder, welche auf ſeinem „Weltgange“ an uns vorüberziehen. Der Spott, welcher die Unfreiheit der politiſchen Verhältniſſe in Deutſchland trifft, und welcher ſo wenig das Prahlen mit dem „freien deutſchen Rhein“ wie das künſtliche Neuhellenenthum in München oder die Romantik auf dem Throne in Alt-Berlin verſchont, findet ſeine Berechtigung und Ergänzung durch die Nachtſtücke aus Paris und London, wo dem unſtäten Wanderer eben ſo wenig, wie daheim, das erſehnte Glück menſchenwürdiger Zuſtände entgegen winkt. Es iſt tief bedeutungsvoll, daſs der Kosmopolitismus des Dichters ſich in der Fremde allmählich in das glühendſte Vaterlandsgefühl umwandelt, das oftmals, wie in dem herrlichen Gedicht „Die Flüchtlinge“, mit ergreiſender Wärme hervorbricht. Das Reſultat ſeiner Wanderſchaft iſt der entſagungsvolle Troſt:

Jedweder Zeit wird ihre eigne Sendung,
Sie kann nicht drüber, kann nicht drunter ſchreiten.
Die unſre heißt nun einmal nicht Vollendung,
Sie heißt: Zerſtören, Kämpfen, Vorbereiten.

Ob auch die beſte Kraft ſich dran vergeude,
Ob hohe, tiefe Häupter ſich erſchöpfen:
Es hält nicht mehr, das alternde Gebäude,
Zuſammen fällt es über unſren Köpfen.

Dann wird auch wohl die Kerkerwand zerſchmettert,
Drein wir verzweifelnd unſre Nägel gruben;
Auf ihren Schutt, auf unſre Leichen klettert
Das ſiegreiche Geſchlecht von unſren Buben.

Ein hartes Loos, ein herbes iſt es freilich,
So nur zu leben, um gelebt zu haben,
Und Schmerz und Grimm und Unmuth ſchon verzeihlich,
Die vor der Zeit ihr eigen Grab ſich graben.

Doch liegt ein Glück, ein Stolz auch darin wieder,
Das kleine, kurze Selbſt zu überhüpfen,
Und, ſcheinbar abgeriſſne Kettenglieder,
Uns ahnend an den Weltgeiſt anzuknüpfen.

Doch liegt darin auch wieder ein Gelüſte,
Die Luſt des Märtyrers und des Propheten:
Kommt, Freunde, kommt: Wir ziehn in eine Wüſte,
Der Freiheit letzte — gebe Gott! — Aſketen.

Warum wohl Dingelſtedt dies tief empfundene Heimkehrgedicht in der Geſammtausgabe ſeiner Werke geſtrichen hat? Daſſelbe gehört unſeres Bedünkens eben ſo ſehr zu den charakteriſtiſchen Zeugniſſen ſeiner Entwicklung, wie die ernſte Beichte vor Goethe's Standbilde, welche die Ausgabe ſeiner Gedichte vom Jahre 1845 beſchloſs, und welche die ſchönen Verſe enthielt:

Mit inbrunſtvoller Selbſtkaſteiung
Nach Frieden rang ich, nach Befreiung,
Nach Wahrheit, rang nach Recht und Licht;
Ich war ein Streiter für das Neue,
Ein Mann der Zeit in Ehr' und Treue,
Allein ihr Gladiator nicht!

oder wie die finſtere Aprillagsklage:

Eitler Wahn, durch Trommelwirbel und profane Pickelpfeifen
Mit der Zeit betäubter Stimme und mit Reimen durchzugreifen!
Eitler Wahn, aus dürrer Scholle, welche brach ſchon lange lag,
Zu beſchwören eines Dichters Ernte, eines Dichters Tag!

Es kann jedenfalls nicht allzu ſehr überraſchen, daſs ein Dichter welcher zu derſelben Zeit, wo Heine's „Wintermärchen", Freiligrath's „Glaubensbekenntnis", Herwegh's „Gedichte eines Lebendigen" und Prutz's „Neue Gedichte" ihre fröhlichen Kampfweiſen ſchmetterten, mit ſo hoffnungsarmem Blick in die nächſte Zukunft ſeines Vaterlandes ſah, auch der Revolution des Jahres 1848 mit ſkeptiſchem Unglauben entgegen trat, und nur von der Macht und Gewalt das Heil erwartete:

Ein Mann, ein Mann! Ein Königreich,
Ein Kaiſerthum für ſein Erſcheinen!
Wie würden um ſein Banner gleich
Sich die zerriſsnen Fähnlein einen,
So bald er feſt und klarbewuſst
Auf ſich und ſeine Sendung traute
Und die Gebilde unſrer Bruſt
Zu feſter Wirklichkeit erbaute.

Das iſt es ja, was uns verzehrt,
Woran die beſten Kräfte kranken,
Was wie ein Alp die Welt beſchwert:
Das Schattenleben der Gedanken,
Der Zweifel an der eignen Kraft,
Die blaſſe Furcht vor der Erſcheinung,
Der Wahn, der nichts Geſundes ſchafft,
Die Leben tödtende Verneinung!

Dingelſtedt war daher auch einer der Erſten, welche die neue Wendung der politiſchen Verhältniſſe in Deutſchland mit unverhohlenem Beifall begrüſsten. Schon gleich nach dem Kriege von 1866 richtete er in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" an den König von Preußen jenes Aufſehen erregende Gedicht, deſſen Verfaſſer man damals nicht errieth, und das mit der bedeutungsvollen Mahnung ſchloſs:

Wag's, um den letzten Preis zu werben
Und mit der Zeit, dem Volk zu gehn:
König von Preußen, du muſst ſterben,
Als deutſcher Kaiſer aufzuſtehn!

Und zu den ſchönſten patriotiſchen Ergüſſen gehört das Lied, in welchem der Dichter ſeine in Trieſt lebenden Enkel beſchwört, an deutſcher Art und Sprache feſtzuhalten, der eine herrliche Zukunft beſchieden ſei:

Wir Alten ſahen, unbeglückt,
Das heil'ge Reich zerſtückt, zerdrückt,

Uneins zu Haus und draußen klein …
Prophetenloos! Man ſchickt ſich drein!

Doch Ihr erlebt, wenn's Gott gefällt
Daſs deutſcher Geiſt beherrſcht die Welt,

Daſs klingt der deutſchen Zunge Laut,
So weit das Meer, der Himmel blaut,

Daſs deutſche Schiffe, ſtolz und groß,
Durchfurchen eurer Adria Schoß.

Daſs Deutſchland, wie es ihm gebührt,
Europas Schwert und Wage führt.

Dann ruft ihr hoch- und wohlgemuth:
In uns auch fließt das deutſche Blut!

Der Großpapa, vor manches Jahr
Schon todt, ein deutſcher Dichter war.

Der hat in einer Frühlingsnacht
Eigens für uns dies Lied gemacht.

Alljährlich ſprecht ihr's, als Terzett,
Zum Wiegenfeſt an Mammi's Bett.

Sie kehrt ſich ſtill abſeits zur Wand
Und flüſtert: Vater ..... Vaterland!

Als einen bemerkenswerthen Zug in Dingelſtedt's Poeſie heben wir den Umſtand hervor, daſs der Dichter ſich von jeher mit beſonderer Vorliebe ſeine Stoffe in den Kreiſen der höheren, vornehmen Geſellſchaft ſucht, ohne deſshalb mit derſelben zu ſympathiſieren. Im Gegentheil, er malt mit ätzendem Stift und mit einer oft faſt verletzenden Bitterkeit ihre ſittliche Verderbnis und innere Leere. Dem Haideweib, das den Meineid und Treubruch ſtraft und das Gewiſſen der Schuldbeladenen wachſchreit, ruft er zu:

Geſpenſt, was ſuchſt du heim die Bauernhütte,
Den Hirten auf der Stroh- und Blätter-Schütte?
Hier ächzt nur kleine Schuld, gemeiner Trug.
Statt niedrige Verbrecher hier zu ſchlagen,
Folg jenen Wolken, die nach Mittag jagen,
Zur Hauptſtadt lenke deinen Vampyrflug!

Im Königsſchloſs ward auch ein Wort gebrochen,
Ward frech verletzt, was feierlich verſprochen,
Zerfetzt ein öffentlich beſchworner Pakt.
Fort, Haideweib! Dort, unter goldnen Dächern,
Schüttle die Schnarcher wach in Prunkgemächern,
Bis ſie mit ehrner Fauſt Verzweiflung packt!

Die Erzählung „Kloſter Fiſchbach", welche den Frevel eines weſtfäliſchen Junkers an ſeiner edlen Gemahlin ſchildert, ſchließt mit der ſarkaſtiſchen Wendung:

Der Himmel wird 'nen Grafen
Auf Erden doch nicht ſtrafen?!

Eben ſo bitter ſind die Schluſsſtrophen der „Kindesmörderin", eines durch realiſtiſche Kraft der Schilderung tief ergreifenden Gedichtes:

Um elf Uhr, da die ſchöne Welt im Sonnenſcheine aufgewacht,
Da ging im Dorf und im Hôtel herum die dunkle Mär der Nacht,
Allein mit Anſtand und diskret, damit der Schrecken ja nicht ſchad'
Den Nerven einer gnäd'gen Frau und ſo der Renommée vom Bad.

Aus Prag der ſchönen Gräfin hat's der Badedoktor referiert,
Als ſie nach ihrem Déjeuner am Strande auf und ab ſpaziert;
Sie weiß nicht, wie Das möglich iſt, und, ihres Mutterwerths bewuſst,
Schließt ſie das jüngſte Gräflein feſt und zärtlich an die edle Bruſt.

Auch das „Ammenmärchen“ in den „Drei Stücklein aus dem Todtentanz“ reiht ſich dieſen herben Alltagsbildern aus dem Leben und Treiben der vornehmen Welt an. In dem Epilog zu letztgenanntem Cyklus aus der Münchener Cholerazeit 1854 ſpricht Dingelſtedt unumwunden ſeine Vorliebe für die Behandlung von Stoffen aus der Gegenwart aus, obſchon dieſe in ihrem Drang, jede alte Form zu zerbrechen, die neue noch nicht gefunden habe:

Von allen Altern lieb' ich ſie allein,
Mein Mütterchen, mein Kind, mein Fleiſch und Bein.

Mir iſt, dem Menſchen, Menſchliches nicht fremd,
Und näher als das Ritterwams mein Hemd.

Deſswegen ſuch' ich in der Ferne nie,
Nur in der Näh' das Gold der Poeſie.

Ich waſch' es lieber aus dem tiefſten Schlamm,
Als daſs ich's nehme, wo's vorüber ſchwamm.

In der That muſs man Dingelſtedt das Zeugnis geben, daſs es ihm, vor Allem in dem farbenglänzenden Liedercyklus „Ein Roman“, gelungen iſt, Stoffe und Stimmungen des modernen Lebens, welche der deutſchen Poeſie bisher fern lagen, auf eine originelle Art zu verwerthen. Keiner hat mit ſolcher Meiſterſchaft, wie er, die ſchwüle Sinnlichkeit und ſtumpfe Blaſiertheit, die befriedigungsloſe Genuſsſucht und den Lebensüberdruſs der vornehmen Welt in das Gold echter Poeſie umgemünzt; aber was, vom Timanthesſchleier der Dichtung umhüllt und gedämpft, unſre Phantaſie gefangen nimmt, Das verletzt nur zu oft unſer Gefühl, wenn es in nackter Proſaform und im grellen Lichte der Alltagswirklichkeit vor unſer Auge tritt. Darin liegt wohl zum Theil der Grund, weſshalb uns manche der Novellen des Verfaſſers, die in denſelben exkluſiven Geſellſchaftskreiſen ſpielen, ungleich weniger, als jene poetiſche Erzählung, gefallen. Wen feſſelten nicht aufs tiefſte die Eingangsſtrophen des „Romans“, welche uns, gleich einer künſtleriſch vollendeten Ouvertüre, ſofort in die rechte Stimmung verſetzen, um das Werk des Dichters zu genießen?

Wenn du die Leidenſchaft willſt kennen lernen,
Mußt du dich nur nicht aus der Welt entfernen.

Such ſie nicht auf in friedlicher Idylle,
In ſtrohgedeckter und begnügter Stille . . .

Nein, ſuche ſie im feſtlich vollen Saale,
Bei Spiel und Tanz, am feierlichen Mahle.

Dort, eingeſchnürt in Form und Zwang und Sitte,
Thront ſie wie Banquo's Geiſt in ihrer Mitte;

Wo bei dem Sonnenglanz von hundert Lüſtern
Nächtliche Wünſche durch einander flüſtern,

Wo unter Sammt und Seide, Flor und Spitzen
Des Grames offne Eiterbeulen ſitzen,

Wo zwiſchen echte Perlen und Juwelen
Zuweilen ſich noch echtre Thränen ſtehlen,

Wo Haß und Mordluſt mit Harpyenkrallen
Auf die entblößten Weiberbrüſte fallen,

Wo an des Männerherzens Ordensſterne
Die Eiferſucht anpocht in ſcheuer Ferne,

Wo Lug und Trug auf glatten Schlangenbäuchen
Sacht über einen Türkenteppich ſchleichen,

Wo Fächer reden, wenn die Lippen ſchweigen,
Wo ſtatt der Uhr die Augen Stunden zeigen,

Wo ſich die Füße drücken ſtatt der Hände,
Wo — doch wer fände hier ein Ziel, ein Ende?

Wie bombaſtiſch und nahezu frivol klingt dagegen die proſaiſche Umſchreibung dieſer beredten Schilderung in dem Munde des armen Flüchtlings, der in den „Deutſchen Nächten in Paris“ von ſeinem zweideutigen Verhältnis zu der Frau eines Geſandten erzählt: „Freunde! Ich hatte gewähnt, in der Einſamkeit lodere die Leidenſchaft am heißeſten, freſſe der Schmerz am tiefſten, nage am ſchärfſten Reue oder Begier. Ich hatte gewähnt, ein einfaches, treues und frommes Herz liebe am lebendigſten, und in der Stille reife das ſchönſte Glück verbundener Menſchen. Es iſt nicht wahr. Wo Diamanten blitzen, wo Seidenſchleppen rauſchen, wo die

Sitte am höchſten und am hellſten glänzt: da lauert die Leidenſchaft aus den Draperien vergoldeter Prunkgemächer, da ziſcht die Eiferſucht aus den Blumen und Edelſteinen der höchſten Stirnen, der ſtolzeſten Buſen, da winkt die verbotene Luſt mit dem perlmutternen Fächer, da glüht die heimliche Sünde aus hundert Augen, aus tauſend Kerzen. Der Salon iſt ein fürchterliches Schlachtfeld der Paſſionen, eine Schädelſtätte, eine Wüſte, wenn ihn ein kaltes Urtheil und ſtrenge Sittlichkeit betrachtet. Mir wurde es ein Paradies. Ach, ein ewig verlorenes!"

Dieſelbe peſſimiſtiſche, oft an Blaſiertheit ſtreifende Weltanſchauung, welche uns in den Gedichten Franz Dingelſtedt's begegnet, charakteriſiert auch den größten Theil ſeiner Reiſeſkizzen und Novellen. Wir können letzteren ſchon aus dem Grunde keinen hohen Werth beimeſſen, weil ſie, mit ſeltener Ausnahme, ſehr flüchtig hingeworfen ſind und jeder feineren künſtleriſchen Ausführung entbehren. Die meiſten derſelben ſind Nacht- und Schauerſtücke aus der vornehmen Geſellſchaft, von kraſſeſter Erfindung, und mit derben al fresco-Strichen breit hingemalt. Allein eben dieſe ſorgloſe Behandlungsart will zu dem ſenſationellen Charakter des Inhalts nicht paſſen; die Geſtalten des Dichters verzerren ſich ihm unter der Hand oft zu eckigen Drahtfiguren ohne Fleiſch und Blut, weil der grauſamen Handlung das Gegengewicht einer detaillierten pſychologiſchen Motivierung fehlt, und man kann ſich im Ganzen des Gefühls nicht erwehren, daſs der Poet, welcher ſich im metriſchen Gewande ſo taktfeſt und ſicher bewegt, geringes Verſtändnis für das Kunſtgeſetz der Novelle zu beſitzen ſcheint. Selbſt in den beſſeren dieſer Erzählungen, wie in „Blinde Liebe", ſtört uns manchmal ein ſüffiſantes, jede Illuſion vernichtendes Dreinreden des Verfaſſers. Was ſollen Bemerkungen wie folgende: „Aber, geliebte Leſerin, dein ſcharfes Auge hat das Geheimnis längſt durchblitzt, und ich gebe mir vergebliche Mühe, noch einige räthſelhafte und romantiſche Ungewiſsheit in meiner einfachen Geſchichte aufrecht zu erhalten", — oder: „Ob ich es nun den Leſerinnen mache, wie Herr v. Dreiciſen Sabinen?"

Einen höheren Aufſchwung nimmt Dingelſtedt in der umfangreichen Novelle „Unter der Erde" und in dem humoriſtiſchen Künſtlerroman „Die Amazone". Die erſtgenannte Erzählung verrinnt freilich, nach einem gewaltigen Anlauf, die Schäden und Gebrechen der heutigen Civiliſation im ſchwärzeſten Lichte zu ſchildern, ſchließlich im Sande; denn der vornehme

Herr, welcher ſich aus dem Ruin ſeines inhaltsloſen Konvenienzlebens in die Idylle der Bergwerksarbeit flüchtet, würde auch ohne den verhängnisvollen Zwiſchenfall der Entdeckung ſeines Aufenthalts bald zu der Erkenntnis gelangt ſein, daſs eine Flucht aus der überbildeten Geſellſchaft in einen Rouſſeau'ſchen Naturzuſtand Nichts als eine auf Selbſttäuſchung berechnete Lüge iſt. Allein hier wurde doch immerhin muthvoll der Finger auf die ſchwärenden Wunden der Zeit gelegt und ein wichtiges Problem der Gegenwart ernſtlich zur Diskuſſion gebracht. Ungleich vorzüglicher iſt der Roman „Die Amazone", ein wahres Brillantfeuer überlegenen, zwar ironiſchen, aber nicht mehr peſſimiſtiſchen Humors, der ſich mit der Bonhommie eines Demokrit über die Thorheiten der Zeit und der Zeitgenoſſen luſtig macht.

Die letzten Bände ſeiner Werke enthalten, neben Dingelſtedt's verdienſtvollen Bearbeitungen franzöſiſcher und engliſcher Dramen, ſein groß angelegtes und mit glänzendem Geſchick durchgeführtes Trauerſpiel „Das Haus des Barneveldt", — leider das einzige Bühnenſtück, welches er (außer einem kleinen Feſtſpiele) geſchrieben hat. Trotz der hiſtoriſchen Grundlage und des niederländiſchen Kolorits, iſt auch hier der Stoff durchaus modern. In einer Zeit aufregender politiſcher Parteikämpfe, wie wir ſie ſeit 1848 durchlebt haben, erſcheint die principienfeſte Oppoſition Oldenbarneveldt's gegen jede Verkürzung der Volksrechte und die bei veränderten Verhältniſſen veränderte Fortſetzung dieſes Kampfes unter der nächſtfolgenden Generation faſt wie ein unmittelbarer Spiegel der Gegenwart.

So zeigt ſich uns Dingelſtedt überall als ein echter Repräſentant ſeines Zeitalters mit deſſen Vorzügen und Schwächen. Er ſtürzt ſich hinein in „die kalten, kämpfenden Nebel der Skepſis", er belauſcht unruhigen, halb zagenden Herzens jeden Odemzug des Zeitgeiſtes, er lebt und webt nur in den Schmerzen und Hoffnungen der Gegenwart. Seine vorzüglichſten Leiſtungen liegen indeſs unbedingt auf dem Felde der politiſchen Lyrik, über deren Bedeutung er in dem Aufſatze über Freiligrath und Grabbe goldene Worte ſpricht. „Hat ſie ihre Sendung erfüllt?" fragt er. „Darf ſie abrüſten? Abziehen von der Wacht am Rhein, an der Unter-Donau, auf den Alpen? . . . . Ich dächte: Nein. Nach meinem Dafürhalten hat gerade die politiſche Poeſie, von welcher die Lyrik ja nur einen Zweig, den zuerſt grünenden Zweig, darſtellt, eine Zukunft, eine nicht zu ferne, in Deutſchland. Das ſoll nicht heißen: wir müſſen alsbald gegen den Vatikan oder in die Herzegowina einen Band Gelegenheits- und Tendenzgedichte mobil machen, noch weniger im Chor mit Bismarck'ſchen Reptilien Frankreich, das überwundene, nicht verwundene Frankreich niederziſchen. Vielmehr ſoll es heißen: die Dichtkunſt darf ihre ſchwer errungene Stelle an der Spitze nationaler Bewegungen und Kämpfe nicht aufgeben. Je feſter eine junge oder verjüngte Nation ſich einigt, je mehr ſie erſtarkt in dem Bewuſſtſein ihrer Mündigkeit und Selbſtändigkeit, je mächtiger ſie ihre Wehrkraft entwickelt und den Ausbau des modernen Rechtsſtaates fördert, um ſo wachſamer und regſamer ſei die Poeſie dieſer Nation befliſſen, ſich ihr gutes Recht, ihren Pflichttheil an dem öffentlichen Leben ihres Volkes, an dem geſammten Inhalte ihrer Zeit zu ſichern. Wir, die wir vor dreißig, vierzig Jahren die junge Literatur hießen, wir haben uns die erſten Schatten dieſes Rechtes halb erſchleichen, halb erobern müſſen. Mit gefeſſelten Füßen tanzten wir Mignon's berühmten Eiertanz zwiſchen den faulen Eiern hindurch, welche Ariſtokratie, Bureaukratie und Hierarchie, Cenſur und Polizei uns verfänglich in den Weg gelegt hat. Daſs die junge Literatur von heutzutage beſſer geſtellt iſt, verdankt ſie gewiſs zum geringſten Theil, vielleicht zu gar keinem, unſerer Arbeit. Da ſie es aber einmal iſt, da Grundſätze, Artikel, Reden, Gedichte, Schriften, Bücher, für welche wir um Geld gebüßt oder ins Loch geſteckt oder per Schub abgeſchafft wurden, gegenwärtig auf ein Katheder, einen Platz im Ständeſaal, den Fauteuil eines Verwaltungsrathes oder Chef-Redakteurs, wenn nicht gar die Miniſterbank führen — ei, ſo nehme die Literatur, es nehme inſonderheit die Poeſie ihre Vortheile wahr. Sie bleibe nicht ſtehen auf dem Erreichten, wie ſie zu thun Miene macht. Sie bewege ſich nicht wieder in dem ſpecifiſchen Literaturkreiſe von ehedem, der nur mehr abgeweidete Gemeinplätze umſchließt. Sie ſuche neue, erweiterte Kunſtformen, greife nach großen Stoffen, ſtrebe nach den höchſten Zielen, wie ſie nur einer wahren Nationalpoeſie erreichbar ſind. In dieſer Gegend wachſen auch die Lorbeeren der politiſchen Dichter der Zukunft, ſeien ſie von Fach Lyriker, Dramatiker, Epiker. Ich brauche nur ein paar Namen zu nennen, um verſtanden zu werden. Zu ſolchen politiſchen Dichtern zähle ich Ariſtophanes, Perſius, Juvenalis, Dante, Cervantes, Voltaire, Beaumarchais .... ‚Und ſo weiter', um mit Lenau zu ſchließen."

Friedrich Hebbel.

1.

Friedrich Hebbel behauptet unter den Dichtern der Gegenwart eine eigenthümliche Stellung, die ſich nur aus dem allgemeinen Charakter unſres Zeitalters erklären läſſt. Der großen Geiſterbewegung auf dem Felde der Philoſophie zu Ende des vorigen und zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts iſt eine Literaturepoche gefolgt, die, mit den „Reiſebildern“ von Heinrich Heine anhebend, bis zur heutigen Stunde noch nicht ihren Abſchluſs gefunden hat. Die Schriftſteller der dreißiger und vierziger Jahre ſuchten zunächſt die von der Philoſophie gewonnenen Reſultate in allgemein verſtändlicher Form auszuſprechen und dem Volke zum Bewuſſtſein zu bringen. In Folge dieſes Beſtrebens entſpann ſich ein leidenſchaftlicher Kampf, der bald nicht mehr ausſchließlich auf dem Felde der Kunſt und Wiſſenſchaft, ſondern auch auf politiſchem Felde geführt ward, und deſſen letztes Ziel die praktiſche Verwirklichung jener Ideen iſt, die unſre großen Denker in der zaghaften Umhüllung ſchwerfälliger Formeln verkündeten. Ohne Frage hat nicht bloß unſer politiſches Leben, ſondern auch unſre Literatur durch dieſe Befruchtung mit tiefen philoſophiſchen Gedanken und durch die volksthümliche Sprache, deren ſich unſre modernen Schriftſteller befleißigen, einen glücklichen Aufſchwung genommen; aber auch die Schattenſeite dieſer Erſcheinung wollen wir nicht verſchweigen. Die Abſichtlichkeit, die ſchroff hervorgekehrte Tendenz ward ſeitdem das Loſungswort auch in der Kunſt, und das Trachten nach Volksthümlichkeit artete nur allzu häufig in ein Buhlen um den augenblicklichen Beifall der Menge aus. Schlimmer noch geſtaltete ſich dies unwürdige Aufgeben künſtleriſcher Zwecke, dem ſo manches Talent zum Opfer fiel, in der trüben Zeit der Entmuthigung, welche der hoffnungsfreudigen Erhebung des Jahres 1848 folgte. Das

Streben nach der praktiſchen Verwirklichung philoſophiſcher Ideale ſchlug in eine blaſierte, widrig materielle Genuſsſucht um, deren erſchlaffende Wirkung ſich nur zu deutlich auch in der Literatur der letzten Decennien ausprägt. Die populäre Schreibart iſt geblieben, aber die großen Ideen, um deren Verbreitung es ſich handelte, ſind unſern Zeitgenoſſen faſt aus den Augen gerückt. Die ſchriftſtelleriſche Produktion dient vorherrſchend der Tageslaune, dem flüchtigen Intereſſe des Augenblicks; ſie ſinkt mehr und mehr in das Bereich oberflächlicher Feuilletonſkizzen und anekdotiſcher Romane herab; ſeit 1848 iſt (etwa mit Ausnahme von Wilhelm Hertz, J. V. Scheffel, Hermann Lingg, Robert Hamerling und Julius Wolff) nicht einmal auf dem Felde der Lyrik ein neuer Name von einiger Bedeutung aufgetaucht, und gar die Bühnen-Novitäten beſchränkten ſich faſt ganz auf Überſetzungen oder kunſtloſe Bearbeitungen franzöſiſcher Demimondeſtücke. Mit dem Verfall der dramatiſchen Produktion hielt der Verfall der Schauſpielkunſt gleichen Schritt; ſelbſt unſere erſten Bühnen, die es ſich früher zur Ehre rechneten, die Tradition der klaſſiſchen Kunſt zu bewahren, huldigen jetzt faſt ausnahmslos dem verderblichen Zeitgeſchmack, und ein ernſtes künſtleriſches Wollen findet weder bei dem Publikum, noch bei der Kritik Unterſtützung. Letztere, die Kritik, hat es im Großen und Ganzen gleichfalls verlernt, die Kunſtwerke der Vergangenheit wie der Gegenwart nach ewigen Geſetzen der Schönheit und Wahrheit zu beurtheilen; ihr Maßſtab iſt das einſeitige ſubjektive Belieben, der im Flug erraffte Genuſs, im beſten Falle die engherzig ſittliche oder die noch beſchränktere politiſch-nationale Tendenz.

Unter ſolchen Umſtänden kann es nicht überraſchen, wenn der wahre Künſtler ſich mit Stolz oder mit Unmuth von dem frivolen Treiben ſeiner Kunſtgenoſſen abwendet und auf einſamem Altare die göttliche Flamme der Poeſie zu nähren ſucht. Ein ſelbſtbewuſster Geiſt, ein unerſchütterlich feſter Charakter freilich muſs es ſein, der, unbeirrt von dem Hohn oder dem Stumpfſinn der Menge, in ſtiller Andacht dem verhüllten Gotte der Zeit ſein künſtleriſches Opfer bringt. Aber wohl ihm! ſein Tag wird kommen, ob er auch ſelber vielleicht ſchon im Grabe ruht, und ſein Gedicht wird leben, wenn längſt die Namen Derer verhallt ſind, denen heut ein verblendeter Schwarm für eine kurze Stunde entgegenjauchzt.

Iſt Friedrich Hebbel eine Sphinx, weil manchem ſeiner Werke ein philoſophiſches oder pſychologiſches Räthſel zu Grunde liegt? Wie Dem auch ſei, die Auflöſung lautet hier, wie bei dem Räthſel jener uralten Sphinx von Theben: „der Menſch“. Aber wir verwahren uns gegen den ganzen Vergleich; die Schöpfungen Hebbel's ſind, mit geringen Ausnahmen, Nichts weniger als unklar und räthſelhaft — es kommt, wie bei jedem großen Kunſtwerke, nur auf die richtige Zeitbeleuchtung an, um alle Lichter und Schatten in ihrem bewunderungswürdig richtigen Verhältniſſe zu erkennen. Auf den erſten Blick erſcheint ein Werk Hebbel's, inmitten der Fluth ſchönredneriſcher Phraſen der Gegenwart, vielleicht wie ein ſchroffes, unwirthliches Felſengeſtade, das von allen Stürmen umbrauſt wird. Aber betreten wir es freudigen Muthes, ſo finden wir ein ſicheres Eiland der Schönheit, ſchattige Haine umflüſtern uns, Nachtigallen ſingen in den Zweigen ihr ſüß melancholiſches Lied, und das Bächlein in der Tiefe murmelt von den ewigen Geheimniſſen des Weltalls.

Hebbel hat, mehr als irgend ein anderer der jetzt lebenden Dichter, ſeine ganze Entwicklung ſich ſelbſt zu verdanken. Bis zu ſeinem zweiundzwanzigſten Jahre lebte er in der Abgeſchiedenheit ſeines heimatlichen Dorfes; als er in die Welt hinaustrat, hatten ſein ernſter Charakter und ſeine ſtrenge Kunſtanſchauung ſich bereits ſo energiſch gefeſtigt, daſs Erfahrung und Studium die Originalität ſeiner Gefühls- und Denkweiſe nur zu reifen, nicht abzuſchwächen vermochten. Wie in ſeinen Dramen, ſtellt er auch in ſeinen lyriſchen und epiſchen Dichtungen den Menſchen ganz auf ſich ſelber und erſchafft ſich ein Sittengeſetz, das einzig die Kraft eines freien, edlen Selbſtbewuſſtſeins zum Mittelpunkte hat. Es iſt bezeichnend für ſeinen vorwiegend dramatiſchen Beruf, daſs es ihm meiſterhaft gelingt, in Romanzen und Balladen, durch Handlung und plaſtiſche Geſtaltung, philoſophiſche Ideen in lebendigſter, faſt dramatiſch bewegter Form auszuſprechen. Eine ſo markig gedrungene, freilich nicht immer melodiſche Form, wie ſie Hebbel in all ſeinen Schöpfungen aufweiſt, hat ſeit Goethe kein zweiter Dichter erreicht. Ein Gedicht Hebbel's werden wir unter tauſenden ſofort erkennen, denn ſeine Weiſe läſſt ſich nicht nachahmen; ſie ſtreift oftmals hart an die Grenze der erlaubten Kürze, ja, ſie überſchreitet dieſelbe hin und wieder ſogar. Nie geſtattet er ſich ein überflüſſiges Wort oder Bild, doch läſſt er ſelten ein nothwendiges vermiſſen. Der tiefe Gehalt ſeiner Werke erklärt es leicht, daſs er nur langſam jene Anerkennung findet, welche die oberflächliche Menge ſo raſch dem amüſanten Witzling und dem phraſenhaften Gaukler zollt, der die bunten Seifenblaſen ſeiner kleinen Freuden und Leiden kokett in die Lüfte wirft. Hebbel hat in jeder Strophe etwas Gewichtiges zu ſagen; auch das kürzeſte ſeiner Epigramme enthält einen Gedankenkern, der ſich freilich ohne Nachdenken nicht wohl genießen läſſt. Wer aber den Dichter willig begleiten mag, findet in dem gewonnenen Schatz einer wahrhaft künſtleriſchen und philoſophiſchen Weltanſchauung den reichſten Lohn. Auch widerlegt Hebbel durch ſeine Leiſtungen aufs gründlichſte die banale Befürchtung, als ſei der gedankenvolle Inhalt einer ſolchen Welt- und Naturanſchauung der poetiſchen Geſtaltung nicht fähig, als bedürfe der Dichter heute und allezeit überſinnlicher Mythen, um das Menſchenherz gewaltig zu ergreifen. Gerade die Übereinſtimmung ſeiner Lieder mit den Lehren der Philoſophie und der Naturwiſſenſchaft erhöht ihren eigenthümlichen Werth. Dabei vereinigt dieſer originelle Geiſt mit der ſeltenſten Kraft und Energie des Gedankens die ſeelenvollſte Weichheit des Gemüthes, welche in zahlreichen Liedern Ausdruck findet, die wie vollendete Muſik erklingen und, einmal gehört, nie wieder verhallen.

Die Hauptleiſtungen Hebbel's liegen jedoch auf dramatiſchem Felde, und gerade hier iſt ſein Streben am meiſten verkannt worden. Der Vergleich ſeiner Stellung in der Literatur mit derjenigen Richard Wagner's in der Muſik liegt zu nahe, als daſs wir denſelben ganz zurückweiſen möchten. Beide haben verſucht, das Publikum, und vielleicht mehr noch ſich ſelbſt, in tiefſinnigen und geiſtvollen Abhandlungen über die letzten Gründe ihres künſtleriſchen Schaffens zu unterrichten. Statt ihnen für dieſe intereſſanten Aufſchlüſſe über ihr Streben, für dieſen Einblick in die geheime Werkſtatt künſtleriſcher Produktion dankbar zu ſein, hat man ihnen aus ihrer kritiſchen Thätigkeit, aus ihrer ſelbſtbewuſsten Klarheit einen Vorwurf gemacht, und wohl gar dem Einen die Poeſie, dem Andern die Muſik abgeſprochen. Wir könnten Denen, die es dem Künſtler verwehren wollen, ſich der Ziele ſeines Schaffens bewuſſt zu ſein, einfach das Beiſpiel unſrer größten Dichter, eines Goethe, Schiller, Leſſing, entgegenhalten; aber wir möchten lieber dazu beitragen, das obwaltende Miſsverſtändnis überhaupt zu entfernen. Hebbel und Wagner traten auf in einer Zeit, wo von den Lehrſtühlen der Philoſophie und der Literaturgeſchichte das „Ende der Kunſt“ faſt als ein Dogma gepredigt ward; darf man ſich wundern, wenn der Künſtler, dem es Ernſt mit ſeinem Berufe war, ſich zu der Unterſuchung gedrungen fühlte, ob jene Phraſe eines Gervinus und der Hegel'ſchen Schule in der That eine Wahrheit ſei? Es iſt zunächſt ein Irrthum, zu glauben, daſs die Beſchäftigung mit dem Kunſtproblem die naive Produktionskraft des Dichters zerſtöre; wer ſich nicht durch ernſtes Nachdenken die Geſetze ſeiner Kunſt zu klarem Bewuſſtſein gebracht hat, dem mag vielleicht günſtigſten Falles ein lyriſches Liedchen gelingen, aber nimmer der feſt gegliederte Bau einer dramatiſchen Dichtung. Irrthümlicher noch iſt die Verwechſelung der philoſophiſchen Spekulation mit der Idee, welche dem dramatiſchen wie überhaupt jedem echten Kunſtwerke zu Grunde liegt. Hebbel, der es in einem ſeiner Diſtichen nachdrücklich betont, daſs jedes Gedicht „an ſich ſchon ein Bild“ ſei denkt gewiſs am wenigſten daran, in ſeine Dramen fremdartiges Beiwerk der Philoſophie und Symbolik hineinzutragen; aber das rechte Bild wird doch immer von irgend einer Seite die Welt reflektieren und einen Brennpunkt dafür abgeben. Auf dieſen allein wies Hebbel in ſeiner vielgeſchmähten Vorrede zur „Maria Magdalena“ hin. Er will im Drama Leben, und wieder Leben, und nochmals Leben; aber freilich die Wurzel gehört mit zum Baum, der aus ihr entſprießt und großwächſt und Blüthen und Früchte trägt. Es hieße die Grenzen dieſes Aufſatzes überſchreiten, wollten wir Hebbel's kunſtphiloſophiſche Anſichten hier einer ausführlichen Beſprechung unterziehen. Nur einige kurze Andeutungen ſeien uns über die Art und Weiſe vergönnt, wie Derſelbe ſich über die Aufgabe des dramatiſchen Dichters der Gegenwart äußert. „Jedes Drama,“ ſagt er in dem kleinen Vorwort zur „Genoveva“, „iſt nur ſo weit lebendig, als es der Zeit, in der es entſpringt, d. h. ihren höchſten und wahrſten Intereſſen, zum Ausdruck dient.“ Eingehender beleuchtet er dieſen Ausſpruch in der Broſchüre „Mein Wort über das Drama“ und in der erwähnten Vorrede zur „Maria Magdalena“. „Das Drama,“ heißt es an letztgenannter Stelle, „das Drama als die Spitze aller Kunſt ſoll den jedesmaligen Welt- und Menſchenzuſtand in ſeinem Verhältnis zur Idee veranſchaulichen. Das Drama, d. h. das höchſte, das epochemachende, iſt aber nur dann möglich, wenn in dieſem Zuſtand eine entſcheidende Veränderung vor ſich geht; es iſt daher durchaus ein Produkt der Zeit.“ Hebbel weiſt ferner nach, wie bisher die Geſchichte nur zwei Kriſen aufzuweiſen hatte, aus welchen dies höchſte Drama hervorblühen konnte: „einmal bei den Alten als die Weltanſchauung aus ihrer urſprünglichen Naivetät in das ſie zunächſt auflockernde und dann zerſtörende Moment der Reflexion überging, und einmal bei den Neuern, als in der chriſtlichen eine ähnliche Selbſtentzweiung eintrat.“ Was nun den heut zu Tage gährenden Proceſs anlangt, ſo bezeichnet Hebbel denſelben, wie folgt: „Der Menſch dieſes Jahrhunderts will nicht, wie man ihm Schuld giebt, neue und unerhörte Inſtitutionen, er will nur ein beſſeres Fundament für die ſchon vorhandenen; er will, daſs ſie ſich auf Nichts als auf Sittlichkeit und Nothwendigkeit, die identiſch ſind, ſtützen und alſo den äußeren Haken, an dem ſie bis jetzt zum Theil befeſtigt waren, gegen den inneren Schwerpunkt, aus dem ſie ſich vollſtändig ableiten laſſen, vertauſchen ſollen. Die Philoſophie hat dieſen Proceſs vorbereitet, und die dramatiſche Kunſt ſoll ihn beendigen helfen, ſie ſoll in großen, gewaltigen Bildern zeigen, wie die bisher nicht durchaus in einem lebendigen Organismus geſättigt aufgegangenen, ſondern zum Theil nur in einem Scheinkörper erſtarrt geweſenen und durch die letzte große Geſchichtsbewegung entfeſſelten Elemente, durcheinander fluthend und ſich gegenſeitig bekämpfend, die neue Form der Menſchheit erzeugen, in welcher Alles wieder an ſeine Stelle treten, in welcher das Weib dem Mann wieder gegenüberſtehen wird, wie dieſer der Geſellſchaft, und wie die Geſellſchaft der Idee. Damit iſt nun freilich der Übelſtand verknüpft, daſs die dramatiſche Kunſt ſich auf Bedenkliches und Bedenklichſtes einlaſſen muſs, da das Brechen der Weltzuſtände ja nur in der Gebrochenheit der individuellen erſcheinen kann, und da ein Erdbeben ſich nicht anders darſtellen läſſt, als durch das Zuſammenſtürzen der Kirchen und Häuſer und die ungebändigt hereindringenden Fluthen des Meers. Ich nenne es natürlich nur mit Rückſicht auf die harmloſen Seelen, die ein Trauerſpiel und ein Kartenſpiel unbewuſſt auf einen und denſelben Zweck reducieren, einen Übelſtand; denn dieſen wird unheimlich zu Muth, wenn Spadille nicht mehr Spadille ſein ſoll, ſie wollen wohl neue Kombinationen im Spiel, aber keine neue Regel.“ In dieſem Sinne ſind Hebbel's ſämmtliche Dramen „künſtleriſche Opfer der Zeit“; denn die individuellen Lebensproceſſe, welche er in ihnen zur Anſchauung bringt, „ſtehen alle mit den jetzt obſchwebenden allgemeinen Principienfragen in engſter Verbindung“, ſeine Kunſt iſt realiſierte, in Fleiſch und Blut übergegangene, lebendig gewordene und mit aller Naivetät des Lebens ſich ausgeſtaltende Philoſophie über die Grundfragen der modernen Geſellſchaft. Mag er ſeine Stoffe dem entlegenſten Alterthum oder der heutigſten Gegenwart entlehnen: gleichviel, in all ſeinen Schöpfungen weht der Hauch unſres Jahrhunderts, und überall befolgt der Künſtler mit Ernſt das von ihm aufgeſtellte Geſetz, indem er in der That jedes Gefühl und jede Handlung der von ihm erſchaffenen Geſtalten aus ihrer eigenſten Natur entſtammen läſſt und, trotz ſeiner ſcharfen pſychologiſchen Zeichnung, mindeſtens in der Tragödie jedes Spiel äußerlicher Zufälle verſchmäht.

Aus den angezogenen Äußerungen des Dichters über Ziel und Gehalt ſeines Strebens reſultiert, meinen wir, auf das evidenteſte, daſs es ſich bei ſeinen dramatiſchen Produktionen nicht entfernt um abſtrakte und abſtruſe Spekulation über begriffliche Vorſtellungen, etwa um dialogiſierte Philoſopheme, handelt, ſondern ganz im Gegentheil um eine Darſtellung des Lebens, — freilich eines Lebens, das in ſeiner Totalität überall in den ewigen Geſetzen der Sittlichkeit oder Nothwendigkeit, „die identiſch ſind", wurzelt. Ehe wir zur Beſprechung von Hebbel's größter Schöpfung übergehen, wollen wir flüchtig einen weiteren Tadel berühren, der von den Gegnern des Dichters ſeit Jahren gegen deſſen Werke erhoben wird. Wir meinen den Vorwurf der Immoralität. In ſeinen Dramen finde ſich, ſo hören wir ſcheinheilig rügen, viel Unvernünftiges und Unſittliches, ja, ſeine Helden und Heldinnen ſeien faſt ausnahmslos unmoraliſche Charaktere. Was einem Leſſing und Schiller bei der Wahl ihrer Stoffe („Emilia Galotti", „Don Carlos", „Die Braut von Meſſina" ꝛc.) unbedenklich geſtattet wird, ſoll einem Hebbel verboten ſein. In der That, dieſer Vorwurf iſt ſo neu wie abgeſchmackt: er entſpringt aus einer totalen Verkennung der Aufgabe des dramatiſchen Dichters. Welches Intereſſe kann auf den weltbedeutenden Brettern ein Held gewähren, der als Individuum in jedem Momente „ſittlich" und „tugendhaft" iſt, deſſen Handlungen ſomit die „tragiſche Schuld" gänzlich fehlt, und für deſſen Irrthümer keine Sühne erfordert wird? Mit Recht ſtellt Hebbel (im Vorwort zu ſeiner „Julia") dieſen, nicht bloß ihm, ſondern aller Kunſt feindlichen Angriffen die Behauptung entgegen, daſs „gar kein Drama denkbar iſt, welches nicht in allen ſeinen Stadien unvernünftig *oder unſittlich wäre.* Ganz natürlich, denn in jedem einzelnen Stadium überwiegt die Leidenſchaft und mit ihr die Einſeitigkeit oder die Maßloſigkeit. Vernunft und Sittlichkeit können nur in der *Totalität* zum Ausdruck kommen und ſind das Reſultat der *Korrektur*, die den handelnden Charakteren durch die Verkettung ihrer Schickſale zu Theil wird. Genau beſehen, nimmt der Dichter die unvernünftigen und unſittlichen Elemente aus der Welt und *löſt ſie ſeinerſeits in Vernunft und Sittlichkeit auf*, indem er Urſache und Wirkung enger zuſammen rückt, als es in der Wirklichkeit zu geſchehen pflegt. Man ſoll daher nie fragen, von welchem Punkt er ausgeht, ſondern ſtets, *bei welchem Punkt er anlangt.*" Legen wir dieſen Maßſtab an die Dramen unſres Dichters, ſo werden wir leicht erkennen, daſs in jedem ſeiner Stücke eine poetiſche und ſittliche Gerechtigkeit waltet, die vielleicht, wie in der „Julia", nicht immer mit der gedankenloſen Alltagsmoral im Einklange ſteht, immer jedoch den Anforderungen einer höheren, vorurtheilsloſen Sittlichkeit entſpricht.

Hebbel hatte als dramatiſcher Dichter ſieben Jahre geſchwiegen, bevor er mit ſeiner umfangreichſten und in jeder Beziehung vollendetſten Tragödie wieder die Arena der Literatur betrat. Dieſe ſieben Jahre, die reifſten ſeiner Produktionszeit, hatte er auf das Trauerſpiel verwendet, welches wir, als die Krone ſeiner Schöpfungen, hier etwas näher ins Auge faſſen wollen. Sein Zweck war, den dramatiſch-theatraliſchen Schatz des Nibelungenliedes zu heben, nicht aber den poetiſch-mythiſchen Gehalt des altnordiſchen Sagenkreiſes, dem es angehört, zu ergründen, oder gar, wie es bereits in Literaturgeſchichten auf die arg miſsdeutete Vorrede zur „Maria Magdalena" hin prophezeit wurde, irgend ein allermodernſtes Lebensproblem zu illuſtrieren. Von ſeinen Vorgängern unterſcheidet ſich der Verfaſſer zunächſt dadurch, daſs er, was die Anlage ſeiner Nibelungen-Trilogie betrifft, nicht auf gut Glück beſtechende Einzelheiten aus dem großen Nationalgedichte herausriſs, die als unmotiviert und reſultatlos auch ohne Wirkung bleiben müſſen, ſondern in ſtreng geſchloſſener Kette die ganze ungeheure Handlung, ohne ein weſentliches Glied zu überſpringen, zur Anſchauung bringt, und daſs er, was die Ausführung anlangt, zwiſchen der einſt beliebten trockenen „Reckenhaftigkeit", die alles menſchliche Intereſſe ausſchloſs, und der darauf gefolgten übertriebenen lyriſchen Innerlichkeit, die den Gegenſtand vernichtet, die glückliche Mitte hält. Er giebt das Ganze, da Anfang und Ende zuſammen gehören und ſich gegenſeitig erklären, und er läſſt ſeine Helden ſo wenig ſtammeln und ſtottern, als deklamieren; damit war ihm der Erfolg auf dem Theater gewiſs, und damit muſste er auch den Leſer gewinnen. Denn freilich iſt jedes echte Drama ſo gut für die Lektüre wie für die Bühne beſtimmt, und Birch-Pfeiffer'ſche Fadaiſen, die man nur ſehen kann, bedeuten noch ungleich weniger, als Tieck'ſche Unförmlichkeiten, die man nur leſen kann.

Erſtaunenswerth iſt zunächſt der ſichere Scharfblick, mit welchem Hebbel die zu dramatiſcher Geſtaltung ſich eignenden Momente des alten Volksepos erkannte und zu einer tragiſch fortſchreitenden Handlung verflocht, welche nicht einen Augenblick in epiſodiſche Abſchweifungen verfällt, aber auch nirgends, zu ſtraff angeſpannt, die nöthige Vorführung der Motive außer Acht läſſt. Im Gegentheil müſſen wir bekennen, daſs der Dichter alle Partieen des Nibelungenliedes, welche von erheblicher Bedeutung für die Entwicklung und den Ausgang des gewaltigen Dramas ſind, aufs ſorgfältigſte benutzt, und häufig überaus glücklich die Motive ergänzt oder kunſtgerecht verändert hat, wo das Epos dieſelben nur unklar oder in allzu verletzender Weiſe hervortreten ließ. Natürlich ward Manches, wie es die dramatiſche Behandlung erforderte, der Zeit nach näher zuſammen gerückt; ſo wirbt z. B. Siegfried gleich bei ſeinem Eintritt in Gunther's Dienſt um Chriemhild, ſtatt erſt ein Jahr lang dem Könige zu dienen. Auch vermied Hebbel, taktvoller als Raupach und Geibel, jede unkeuſche Schilderung von Scenen, die wohl das naive Epos berühren durfte, die aber, auf der Bühne zur Sprache gebracht, Anſtoß und Widerwillen erregen. So iſt beiſpielsweiſe der Kampf Gunther's mit Brunhild im Brautgemach ausgefallen, und in der That würde das heutige Publikum aller Wahrſcheinlichkeit nach in ein rohes Gelächter ausbrechen, wenn es vernähme, daſs der König von ſeinem trotzigen Weibe eine Nacht hindurch mit gebundenen Händen und Füßen an einen Wandnagel gehängt ward. In dem vorliegenden Trauerſpiel iſt die Bändigung Brunhild's durch Siegfried in die Hochzeitsnacht ſelbſt verlegt, und nicht Gunther, ſondern Hagen überredet Jenen, noch einmal dem Könige ſeinen ſtarken Arm zu leihen. Das erwähnte Motiv iſt aber nicht etwa gänzlich aufgegeben, ſondern nur durch ein keuſcheres, ebenſo kräftig wirkendes erſetzt. Hagen erzählt, Gunther habe Brunhild bei der Ankunft in Worms auf dem Schiffe einen Kuſs rauben wollen:

„Sie ſträubte
Sich Anfangs, wie es einer Magd geziemt,
Und wie ſich unſre Mütter ſträuben mochten;
Doch, als ſie merkte, daſs ein Daumendruck
Genügte, um den Freier fort zu ſchnellen,
Da ward ſie toll, und als er doch nicht wich,
Ergriff ſie ihn und hielt ihn, uns und ihm
Zur ew'gen Schmach, mit vorgeſtrecktem Arm
Weit in den Rhein hinaus."

Dies Motiv: daſs, „wer ihr den Kuſs nicht rauben kann", die Königin auch nicht bewältigen wird, könnte an ſich allein ſchon genügen, um dem Zuhörer wie dem Leſer die Widerſpenſtigkeit der nordiſchen Jungfrau zu veranſchaulichen; doch wird dasſelbe noch durch die Erklärung Brunhild's verſtärkt, welche, gereizt durch die Vermählung Chriemhild's mit dem vermeintlichen Dienſtmann ihres Gemahls, gegen Ute in die Worte ausbricht:

„Ich folge ihm
Zur Kirche, wie ich ſchwur, und werde dir
Mit Freuden Tochter, aber ihm nicht Weib!"

Während im Volksliede Siegfried nach der Trauung mit ſeiner jungen Gemahlin Worms verläſſt, und Chriemhild erſt zehn Jahre ſpäter bei einem Beſuch am burgundiſchen Hofe den ihr von Siegfried geſchenkten verrätheriſchen Gürtel Brunhilden zeigt, findet im Trauerſpiel der Streit zwiſchen den beiden Fürſtinnen am Morgen nach der Doppelhochzeit ſtatt, und, worauf wir ein beſonderes Gewicht legen: der Gürtel iſt durch Zufall, wider Siegfried's Willen, in die Hände ſeiner Gemahlin gelangt. Indem hiedurch die Schuld Siegfried's gemildert wird, ſteigt die Schuld ſeiner Mörder, und mit ihr unſer Intereſſe für Chriemhild und für ihre Rache. In Hagen's Augen bleibt indeſs Siegfried's Tod nicht minder eine gebieteriſche Nothwendigkeit — will ſich doch Brunhild nicht bloß ihrem Gemahl verſagen, ſondern ſich auch aller Speiſe enthalten, ſo lange Siegfried lebt! Die Ehre ſeines Königs und Herrn gilt dem treuen Dienſtmann höher, als die Unſchuld des Drachenbezwingers, und ſein Groll gegen den überlegenen Helden wird nun nicht länger durch das Geſetz der Dankbarkeit im Zaume gehalten.

Hebbel hat es ſelbſtverſtändlich verſchmäht, in Raupach'ſcher Weiſe einzelne romantiſche Züge des Gedichts ungebührlich hervorzudrängen und kindermärchenhaft auszuſtaffieren. Die Gewinnung des Nibelungenhorts und die Erſchlagung des Drachen, welche Raupach als Stoff zu einer abenteuerlichen Eingangsſcene benutzte, werden in dem Hebbel'ſchen Vorſpiel auf Wunſch der Burgunden mit naiver Einfachheit von Siegfried ſelbſt erzählt. Auch eine andere Klippe, die nur dem tiefer ſchauenden Blick ſich zeigt, hat unſer Dichter glücklich umſchifft. Wir meinen die Liebe Brunhild's zu Siegfried, welche Geibel zum Hauptgegenſtand ſeiner Tragödie macht, und welche die Einheit der Handlung wie die Klarheit der Motive völlig zerſtört und verwirrt. Hebbel hat ſich wohl gehütet, dies Motiv der Liebeseiferſucht aus der nordiſchen Sage in ſein Trauerſpiel hinüber zu nehmen und dadurch Brunhild, ſtatt Chriemhild, zur Hauptperſon zu machen, ganz abgeſehen von der kläglichen Rolle, die der nicht ſchwächliche, aber doch unſchlüſſig ſchwankende Gunther in ſolchem Falle geſpielt hätte.

Wie ſich erwarten ließ, hat der Dichter auch im vorliegenden Drama den hiſtoriſchen und nationalen Hintergrund der Kämpfe ſeiner Helden mit ſcharf markierten Strichen gezeichnet. Die germaniſchen Stämme haben zwar äußerlich das Chriſtenthum angenommen; allein ihre Handlungen werden durchweg noch von heidniſcher Denk- und Gefühlsart beſtimmt. Es iſt ein bedeutſamer Zug, daſs nur die Vertreter des Chriſtenthums, des neuen Sittengeſetzes der in ſich zuſammenbrechenden alten Welt — der Kaplan, Dietrich von Bern und Hildebrant — den Untergang des heidniſchen Reckenthums überleben. Während Chriemhild an Siegfried's Bahre nur die Stimme der Vergeltung hört, beugt ſich Etzel an ihrer Leiche dem Evangelium der Verſöhnung und tritt an Dietrich ſeine Kronen ab, der ſie annimmt „im Namen Deſſen, der am Kreuz erblich." Durch Eröffnung dieſer großartigen hiſtoriſchen Perſpektive gelingt es dem Dichter, den niederſchlagenden Eindruck der blutigen Handlung zu mildern, während das „Nibelungenlied" dieſes charakteriſtiſchen Vorzuges entbehrt.

Wir wollen bei dieſer Gelegenheit gleichfalls erwähnen, daſs Hebbel uns, trotz der ungeheuerlichen Kraft und Kampfluſt ſeiner Helden, den Anblick gewaltſamer Scenen auf der Bühne möglichſt erſpart, ohne dadurch die energiſche Wirkung des Stückes zu ſchwächen. Die Kampfſpiele Siegfried's und der Burgunden auf dem Schloſshofe zu Worms werden uns durch das Geſpräch der zum Fenſter hinausblickenden Frauen mit ſo plaſtiſcher Anſchaulichkeit vor Augen geführt, als ſähen wir ſelbſt die Felsblöcke fliegen; — Hagen wirft zwar auf der Bühne den tödlichen Speer, aber das Opfer ſteht hinter der Scene; — ſelbſt von dem wilden Gemetzel am Ausgang des Dramas erblicken wir, ſo zu ſagen, nur den blutigen Wiederſchein, und nur die Haupthelden, die zwei ſich bekämpfenden Todfeinde, deren Haſs den Untergang ihres ganzen Stammes herbeiführt, empfangen auf der Bühne den Todesſtreich. Auch dem Kinde Otnit ſehen wir freilich, wie im Liede, von Hagen das Haupt abſchlagen; allein dieſe Handlung durfte unſern Blicken um ſo minder entzogen werden, als ſie gerade der Anlaſs zum Losbruche des Vernichtungskampfes iſt.

Es war keine geringe Aufgabe für den Dichter, die zahlreichen, gröſstentheils ſehr bedeutenden Charaktere dramatiſch zu individualiſieren, ohne ſich dabei, wie Geibel in ſeiner „Brunhild“, auf das Gebiet moderner Anſchauungsweiſe zu verirren. Auch dieſe Aufgabe hat jedoch Hebbel vollſtändig bewältigt. Die auftretenden Perſonen entſprechen in ihrer Denk- und Gefühlsweiſe auf das getreueſte ihrer Zeit, und auch das romantiſche Element der Sage wird nirgends miſsbraucht, um dem Dichter die Nothwendigkeit einer reinmenſchlichen Motivierung der vorgehenden Handlung zu erſparen. Selbſt Siegfried verſchmäht es gern, ſich ohne die zwingendſte Noth der ihm zu Gebot ſtehenden Zauberkräfte zu bedienen; er, der gefeite Halbgott, tritt in die Sphäre der gewöhnlichen Sterblichen hinab, und es erhöht unſer Mitgefühl, daſs er, unbeſchützt von der übernatürlichen Macht ſeiner Heldennatur, menſchlich frei und arglos ſeinem Schickſal entgegengeht. Ähnliches gilt von Brunhild, die als Norne und Walküre die Anwartſchaft auf ein unſterbliches Götterleben beſitzt, aber, dieſer Anſprüche und ihres überirdiſchen Urſprungs nur halb bewuſſt, menſchlich betrogen, nicht mit übernatürlichen Mitteln, ſondern durch Entfeſſelung aller dämoniſchen Mächte der Menſchenbruſt den Verluſt ihrer Göttlichkeit rächt. Am gewaltigſten ragt unter den Vertretern des germaniſchen Heidenthums Hagen Tronje hervor. In ihm herrſcht am trotzigſten und kräftigſten jene Weltanſchauung der vorchriſtlichen Zeit, welche nur das Recht des Stärkeren anerkennt und von allen Sittengeſetzen nur das der altgermaniſchen „Mannentreue“ in Ehren hält. Nirgends indeſs hat der Dichter dieſen Unheilsdämon, der vor unſern Augen ſo unheimlich emporwächſt, daſs er zuletzt mit den Füßen im Mittelpunkt der Erde zu wurzeln und mit dem Haupt die Decke des Himmels zu zerbrechen ſcheint, in einen gemeinen Teufel verkehrt. Auch Hagen hat in ſeiner Weiſe Recht, gerade ſo viel Recht wie Chriemhild, nach den Geſetzen des Heidenthums, und eben darin liegt die bewunderungswürdige Größe der Dichtung, daſs in dieſem wie in Hebbel's übrigen Dramen Alles mit unabwendbarer Nothwendigkeit geſchieht. Ein Frevel erzeugt den andern, die alte gebiert fortzeugend neue Schuld, Mord häuft ſich auf Mord, und nur ein junges Sittengeſetz, das Wort vom Kreuz, das die egoiſtiſchen Leidenſchaften ſich ſelbſt beſiegen lehrt, kann dieſen wilden Rachekampf äußerlich abſchließen und innerlich beenden.

Glauben wir jedoch nicht, daſs Hebbel's Trauerſpiel der lichten und freundlichen Partieen entbehre, die das dunkle Gemälde erhellen. Die Geſtalten Siegfried's und Chriemhild's in der erſten und zweiten Abtheilung, die Liebe Giſelher's zu Gudrun in der letzten Hälfte des Gedichts ſind ſolche Lichtpunkte, auf denen unſer Auge mit Entzücken verweilt. Ja, ſelbſt das ergreifende Flehen des alten Markgrafen Rüdiger, ihm den Kampf gegen die Freunde zu erſparen, klingt gegen Ende des Stückes wie ein rührend liebenswürdiger Ton der Menſchlichkeit in die Greuel der Todesſchlacht.

Ein tragiſches Verhängnis hat es gefügt, daſs Hebbel kurze Zeit nach dem Abſchluſſe dieſer großartigen Dichtung auf dem Gipfelpunkte ſeiner Schöpferkraft einer tödlichen Krankheit erlag. Nach einem Leben voll Kampf und Mühe, das dem ernſthafteſten Ringen um die höchſte Palme der Kunſt gewidmet war, ſah ſein brechendes Auge eben noch jenes Morgenroth einer begeiſterten Anerkennung ſeines Schaffens empor leuchten, das ſo lange auf ſich hatte warten laſſen, nun aber um ſo ſtrahlender für ihn aufging. Seine „Nibelungen," denen der vom König von Preußen ausgeſetzte Ehrenpreis für das beſte deutſche Drama zuerkannt ward, machten die Runde über alle bedeutenderen Bühnen des Vaterlands und ernteten einen Beifall, wie er ſeit lange keinem Dichterwerk höheren Ranges zu Theil geworden war. Und immer glanzvoller wird der Stern ſeines Ruhmes das Dunſtgewölk der Verkennung und ſtumpfſinnigen Kälte durchbrechen, deren graue Schatten oft ſo verdüſternd auf ſeinen einſamen Dichterpfad fielen; denn was ſein Genius erſchuf, gehört nicht dem flüchtigen Tage, ſondern der Ewigkeit.

2.

Heinrich Heine ſagte im Herbſt 1843, als er Hebbel's „Judith“ und „Genoveva“ geleſen hatte, zu dem Dichter: „Nun bin ich an allen meinen Feinden gerächt: ſie ſchreiben Dramen, und Sie ſind da, wie der Walfiſch neben den Häringen“. Er nannte auch die Leute, die er meinte, aber er ſchloſs ſein langes und geiſtreiches Geſpräch über den Gegenſtand (aus mehr als Einem Grunde merkwürdig) mit den Worten: „Ich ſollte mich eigentlich über Sie ärgern, ich habe das Ende der Kunſtperiode vorausgeſagt, und Sie beginnen eine neue. Aber Sie ſind genug geſtraft; Leſſing war einſam, Sie werden noch viel einſamer ſein“.

So erzählt Hebbel in einem Briefe an mich vom 3. März 1862, und er fügt hinzu: „Dieſer Worte, denen ich damals kein beſonderes Gewicht beimaß, habe ich ſpäter oft, ſehr oft gedenken müſſen, und jetzt, mit den ‚Nibelungen‘, ſtehe ich an dem Wendepunkt, wo ſich's entſcheiden wird, ob ſie für immer gelten ſollen oder nicht.“

In der That, man könnte die von dem Briefſchreiber ſelbſt durch Unterſtreichung hervorgehobenen Worte Heine's als bezeichnendes Motto auf die merkwürdige „Biographie Friedrich Hebbel's von Emil Kuh“ ſetzen, welche vor Kurzem in zwei voluminöſen Bänden bei Wilhelm Braumüller in Wien erſchienen iſt. Merkwürdig nenne ich dieſe Biographie aus doppeltem Grunde: einmal, weil ihr Gegenſtand das unzweifelhaft größte und zugleich räthſelvollſte Originalgenie unter allen Schriftſtellern der Neuzeit neben Heinrich Heine iſt, ſodann weil der Biograph in ſeiner feinſinnigen Analyſe des Lebens- und Entwicklungsganges der von ihm geſchilderten Perſönlichkeit den Eigenthümlichkeiten derſelben mit wahrhaft ſeltener Unparteilichkeit gerecht wird und das wunderbare pſychologiſche Räthſel nach allen Richtungen hin erſchöpfend löſt. Kein Anderer — Das dürfen wir beſtimmt ausſprechen — würde dieſer ſchwierigen Aufgabe gewachſen geweſen ſein, als ein Mann, der, wie Emil Kuh, zehn Jahre lang täglich viele Stunden lang den intimſten Umgang mit Hebbel pflog, der Vertraute all ſeiner wechſelnden Stimmungen und inneren Erlebniſſe war, jede ſeiner Äußerungen mit dem herzlichen Antheil eines hingebenden Freundes und eines enthuſiaſtiſchen Jüngers entgegen nahm, und doch, bei aller Bewunderung des Genius und aller Liebe für den Menſchen, ſich die Freiheit des Urtheils nicht rauben, die perſönliche Würde im Verkehr mit dem ſchwer umgänglichen, an ſich ſelbſt und Andere die höchſten Anſprüche ſtellenden Charakter nicht knechtiſch zernichten ließ. Zwölf Jahre lang hat Emil Kuh mit unermüdlichem Fleiße an jener Biographie Hebbel's gearbeitet, die er als ſeine Lebensaufgabe betrachtete, für die ihm in den Erinnerungen ſeines perſönlichen Verkehrs mit dem Dichter wie in der Korreſpondenz und den Tagebüchern desſelben ein ungewöhnlich reiches Material zu Gebote ſtand, das durch zahlreiche Mittheilungen anderer Freunde Hebbel's noch beſtändig erweitert ward, bis der unerbittliche Tod ihm die Feder aus der Hand nahm, als er ſein Werk bis auf wenige, jetzt von fremder Hand hinzugefügte Schluſsblätter vollendet hatte.

Auch an mich war von dem Verſtorbenen die Bitte gerichtet worden, ihm einige Aufzeichnungen über meinen Verkehr mit Hebbel und eine Abſchrift der Briefe zu ſenden, welche Derſelbe mir in ſeinen letzten Lebensjahren geſchrieben hatte. Ehe ich den Wunſch noch erfüllen konnte, überraſchte mich die Kunde von Emil Kuh's frühem Tode. Ich betrachte es als eine angenehme Pflicht, jene Erinnerungen an meinen Verkehr mit dem Dichter hier nachträglich als Ergänzungen zu der Kuh'ſchen Biographie Hebbel's zu geben, welche dem Bilde des Letzteren einige, hoffentlich nicht ganz werthloſe Striche hinzufügen werden.

Ich machte die Bekanntſchaft Hebbel's in den letzten Septembertagen 1861. Es klopfte eines Morgens früh gegen 9 Uhr an der ungewöhnlich niedrigen Thür meiner abgelegenen Wohnung in Altona, und eine hagere, hohe Geſtalt trat in gebückter Stellung in mein kleines Gemach, wo ich am Schreibtiſche ſaß, während ein Eichkätzchen zutraulich bald mit meiner Feder ſpielte, bald auf dem Ärmel und dem Kragen meines Schlafrockes herum lief. Als ich mich erhob, um den mir fremden Gaſt zu begrüßen, ſtreckte derſelbe den Arm aus und lockte das Kätzchen freundlich lächelnd zu ſich hinüber, dann ſagte er: „Ich bin Hebbel; Freund Campe hat mir von Ihnen erzählt und mich aufgefordert, Sie zu beſuchen; aber jetzt" — und er wandte ſich grüßend an meine Frau — „geſtatten Sie mir, daſs ich erſt einen Augenblick mit dem Eichkätzchen ſpiele. Ich habe gerade ſolch ein liebes Thierchen, das mich noch letzten Herbſt in der Bruſttaſche meines Rockes nach Paris begleitete, und meine Frau ſchreibt mir, daß unſer armes ‚Lampi' erkrankt iſt. Es gleicht ſo ganz Ihrem Kätzchen, daſs mir iſt, als wäre es das meine". Und ſchweigend nahm der Dichter auf dem Sopha Platz und ſpielte lange in ſinnender Betrachtung zärtlich mit dem Thierchen, das ſich, zur Verwunderung meiner Frau, deren ganzes Herz er dadurch gewann, ohne jede Angſt von ihm haſchen und ſtreicheln ließ. Als ich ihm ein paar Monate nachher den Tod des zarten Geſchöpfchens meldete und hinzufügte, daſs meine Frau ſich an das neue Eichhörnchen, welches ich ihr ſtatt des verſtorbenen gekauft hatte, durchaus nicht gewöhnen könne, antwortete er: „Sie haben das Eichkätzchen verloren, das mich an das meinige erinnerte? Meines iſt auch dahin und noch ein zweites, ganz junges, das nur ein paar Monate neben ihm hin ſpielte. Das iſt für mich und meine Familie wie ein Sterbefall geweſen, und noch jetzt kann ich dieſe Zeilen nicht ohne Rührung ſchreiben, denn in Bezug auf Thiere bin ich ganz Indier. Ich habe die lieblichen Geſchöpfe ausſtopfen laſſen und die Reſte, ſorgfältig geſammelt, im Prater in der hohlen Wurzel eines vielhundertjährigen, vom Blitz geſpaltenen Baumes begraben; die Larven ſtehen auf meinem Bücherſchrank zu den Füßen Shakeſpear's, und noch jetzt werden ſie geliebkoſ't, auch werden Sie in meinen ‚Nibelungen' in fünf neu hinzugefügten Verſen ihre Grabſchrift finden.*) Übrigens theile ich ganz das Gefühl Ihrer Frau Gemahlin, wenn ſie den kleinen Erſatzmann nicht lieben kann; auch mir iſt das Thier Individuum, wie der Menſch, und ſo wenig wie ein Menſch durch den anderen erſetzt wird, eben ſo wenig ein Thier. Ich bezweifle ſogar, ob ich je wieder ein Eichkätzchen ins Haus nehme, ſo ſehr ich dieſe Hand voll Angſt, die ſich in kurzer Zeit in lauter Vertrauen umwandelt, auch täglich und ſtündlich vermiſſe, aber nach den Erfahrungen an dem meinigen, welches uns drei Mal nach Gmunden begleitet hat, glaube ich jetzt an den Löwen des Andronikus, an die Hirſchkuh der Genoveva, ja an die Wölfin des Romulus und Remus. Doch der Reſt iſt Schweigen; ich danke nur Gott, daſs ich meinen Liebling doch wieder ſah, er ſtarb zwei Tage nach meiner Ankunft." — „Uns fehlen die lieblichen Geſchöpfe noch jeden Tag", ſchrieb Hebbel in ſeinem nächſten Briefe; „meine Frau hat mir einen Hund geſchenkt, aber es iſt nicht Das." Ein halbes Jahr ſpäter ſchloſs er indeſs einen Brief über literariſche Angelegenheiten mit den Zeilen: „Ihrer Frau Gemahlin ganz verſtohlen die Nachricht, daſs mir, während ich ſchrieb, doch wieder ein allerliebſtes Eichkätzchen auf der Schulter ſaß."

---

*) Es ſind die Verſe in der Scene des erſten Aktes von „Kriemhild's Rache", wo Kriemhild ihre Vögel und ihr Eichkätzchen füttert:

Kriemhild. Ich hab' ſo oft mich über alte Leute
Gewundert, daſs ſie ſo an Thieren hängen,
Jetzt thu' ich's ſelbſt.
Ute (tritt ein). Schon wieder deine Hand
Im Weizenkorb?
Kriemhild. Du weißt, ich bin dazu
Noch eben reich genug und hab' ſie gern.
Sie ſind mit mir zufrieden, Jedes kann
Entfliehn, ſo bald es will, denn offen ſteht
Der Käfig, wie das Fenſter, doch ſie bleiben,
Sogar das Kätzchen, dieſes Sonntagsſtück
Des arbeitsmüden Schöpfers, das er lieblich,
Wie Nichts, gebildet hat, weil ihm der ſchönſte
Gedanke erſt nach Feierabend kam,
Und das bei mir zum **Kind** geworden iſt. —
Wie ſollt' ich ſie nicht lieben!

Obgleich Hebbel bei jenem erſten Beſuch in meinem Hauſe den ganzen Tag über in meiner Geſellſchaft verweilte und mir während ſeines mehrtägigen Aufenthaltes in Hamburg noch manche Stunde anregungsvollen Geſprächs ſchenkte, iſt mir von ſeiner Unterhaltung nur Weniges ſo klar in der Erinnerung geblieben, daſs ich es nach ſiebzehn Jahren treu wiederzugeben vermöchte. So Viel weiß ich, daſs jede, ſelbſt die flüchtigſte ſeiner Äußerungen, auf mich den Eindruck tiefſter Originalität machte. Welchen Gegenſtand auch das Geſpräch berühren mochte, immer wuſste er ihn durch eine frappante Bemerkung zu beleuchten, die um ſo mehr das aufmerkſamſte Nachdenken des Hörers erforderte, als ſie in der Regel in die ſcharfe und knappe Form des Epigramms gekleidet war. Von irgendwelcher künſtlichen Berechnung konnte dabei nicht die Rede ſein: es war eben die eigenſte Natur Hebbel's, ſich in ſolchen Geiſtesabbreviaturen auszuſprechen, in der zwangloſen Unterhaltung ſo gut, wie im lyriſchen Gedichte oder in der dramatiſchen Replik. „Ich bin der Mann des Epigramms und der Aperçüs", ſchrieb er mir ſpäter einmal mit richtiger Selbſterkenntnis ſeines Weſens; „meine ganze Natur iſt lakoniſch und ſpricht durch Blitze". Daher ward es ihm unſäglich ſchwer, die Goldbarren ſeiner tiefſinnigen Gedanken in die Scheidemünze der populären Schriftſtellerſprache umzuſetzen, er bedurfte zur Produktion, im Großen wie im Kleinen, durchaus der günſtigen Stimmung, die er nicht herbei rufen konnte, ſondern die ungerufen mit plötzlicher Gewalt über ihn kam. Höchſt ungern ertheilte er daher das Verſprechen ſeiner regelmäßigen Mitarbeiterſchaft an periodiſchen Zeitſchriften. „Mit Wiener, überhaupt deutſchen Journalen," ſchrieb er mir noch kurz vor ſeinem Tode, „ſtehe ich in keinerlei Verbindung; ich kann die Fäden, ſo oft ſie auch mit mir angeknüpft wurden, nicht fortſpinnen, denn ich bin der letzte Schriftſteller der Welt. Mein Geiſt wirkt entweder gar nicht oder in voller Totalität; wirkt er gar nicht, ſo bin ich auch des elendeſten Zeitungsartikels nicht fähig; wirkt er in voller Totalität, ſo kann ich auch gleich producieren. Kritiker bin ich nur dann, wenn irgend ein Buch mir Gelegenheit bietet, die Geſetze der Kunſt nach irgend einer neuen Seite hin zu entwickeln, denn Das iſt auch Produktion". Trotzdem war Hebbel, wenn er ein ſeltenes Mal gegen ſeine Gewohnheit eine derartige journaliſtiſche Verpflichtung übernahm, der gewiſſenhafteſte Mitarbeiter, der ſeine Beiträge mit pünktlichſter Zuverläſſigkeit einſandte. Das erfuhr ich ſelbſt, als ich im Jahre 1863 die Herausgabe einer kritiſchen Zeitſchrift begann und von Hebbel allmonatlich den zugeſicherten Beitrag auf Tag und Stunde erhielt. Zwar unterließ er es nicht, mich von vornherein auf die exceptionellen Bedingungen ſeiner Natur aufmerkſam zu machen, deren ſtrenge Berückſichtigung er erwarte; doch fügte er ſich vorkommenden Falls willig in die Nothwendigkeit der redaktionellen Disciplin. So muſste ich in einem ſeiner Wiener Berichte einen Paſſus ſtreichen, in welchem Hebbel eine Polemik zwiſchen dritten Perſonen wieder aufnahm, nachdem dieſelbe durch eine beſtimmte Kundgebung der Redaktion für abgeſchloſſen erklärt war. Hebbel gab nach, aber nicht ohne die Bemerkung, daſs die artiſtiſche Gliederung ſeines Aufſatzes durch den Wegfall der betreffenden Stelle geſchädigt worden ſei. „Es iſt der Fluch meiner Natur", ſchrieb er, „daſs ich immer Artiſt bin, auch da, wo es eher ſtört, als fördert, und ſelbſt wenn es ſich nur um einen Waſchzettel handelt. Es giebt Zimmer mit ſchiefhängenden Vogelbauern und verworrenen Schreibtiſchen, die mich krank machen; wie ſoll da ein Schnitt in meine Manuſkripte hinein auf mich wirken? Aber ich räume ein, daſs es eine Schwäche iſt und bleibt".

Ein Hauptthema unſerer erſten Unterhaltung waren Hebbel's politiſche Gedichte und ſeine vielfach angefeindete Stellung als Vertreter des deutſchen Gedankens in Öſterreich. Er beklagte ſich bitter, daſs die deutſche Preſſe für ſein muthvolles Gedicht an den König von Preußen bei Gelegenheit des Oskar Becker'ſchen Attentates nicht nur geringes Verſtändnis gezeigt, ſondern zu derſelben Zeit, wo böhmiſche und polniſche Blätter wegen eben dieſes Gedichtes über ihn herſielen, ſchnöde darüber gewitzelt habe, daſs er unlängſt bei einer Reiſe nach Paris den Zuſatz „chevalier de plusieurs ordres" auf ſeine Viſitenkarte haben drucken laſſen. Ich erzählte ihm, daſs ich ihn vor Jahren in Amerika gegen ähnliche Angriffe Karl Heinzen's hätte vertheidigen müſſen, der ihn im „Pionier" wegen des in gleicher Veranlaſſung gedichteten Liedes an den Kaiſer Franz Joſeph als Reaktionär und Verräther an der Freiheit gebrandmarkt habe. Hebbel erzählte mir nun die, für die öſterreichiſchen Verhältniſſe überaus charakteriſtiſche Entſtehungsgeſchichte dieſes Gedichtes. Nach dem Attentat auf den Kaiſer im Jahre Jahre 1851 beabſichtigte die klerikale Hofpartei die Herausgabe eines prunkvoll ausgeſtatteten Almanachs, in welchem die Rettung des Monarchen oſtenſibel von allen namhaften Dichtern des Kaiſerſtaates gefeiert werden ſollte. Der Statthalter von Niederöſterreich erließ in eigener Perſon ein amtliches Reſkript an Hebbel und an alle übrigen in Wien lebenden Poeten, worin er dieſelben zur Einſendung eines Beitrags für beſagten Rettungs-Almanach aufforderte, da doch gewiſs nicht anzunehmen ſei (ſo lautete die Motivierung), daſs jenes ruchloſe Attentat ein anderes Gefühl in der Bruſt jedes Biedermanns habe erwecken können, als Entrüſtung über das Verbrechen und innigſte Freude über die gnädige Errettung Seiner k. k. Majeſtät. Hebbel war empört über den ſchnöden Miſsbrauch der Gewalt, welche durch einen Regierungs-Ukas ſelbſt die Feder der Poeten zur Abfaſſung ſerviler Glückwunſchgedichte kommandieren wollte. Er hoffte, der anſtändige Theil ſeiner Kollegen in Apollo werde denken, wie er, und den mit der Piſtole abgedrungenen Beitrag verſagen. „Was werden Sie thun?" fragte er Grillparzer und manchen Andern. „Gehorchen, natürlich gehorchen", lautete die Antwort. „Was blieb mir übrig?" ſagte Hebbel. „Meine Frau war auf Lebenszeit mit unkündbarem Kontrakte am Hofburgtheater engagiert, ich ſelbſt aber lebte nur auf Grund meines däniſchen Paſſes als Fremder in Wien und muſste meiner Ausweiſung gewärtig ſein, wenn ich mich weigerte, dem von ſo hoher Seite erlaſſenen Befehl nachzukommen. Ich beſchloſs alſo gleichfalls zu gehorchen, aber in einer Art, durch welche ich das ganze Almanachsprojekt in die Luft ſprengte. In der abgezirkeltſten Form konventioneller Höflichkeit ſprach ich aus, was von mir begehrt worden war, aber ich wob als Grundidee meinem Gedichte den deutſchen Einheitsgedanken ein, und hatte die Genugthuung, daſs, wie ich es vorausſah, um dieſes verhaſsten Gedankens willen der ganze Almanach unterdrückt ward." In ſeinem Gedicht an den König von Preußen rief Hebbel zehn Jahre ſpäter dem Hohenzoller dieſelbe ernſte Mahnung zu, welche der Habsburger nicht hatte hören wollen. Er erinnerte, nach den trüben Erfahrungen der Manteuffel'ſchen Periode, den Herrſcher von Preußen zugleich ſehr zeitgemäß an Karl Auguſt, den treuen Schützer der Verfaſſung und der heiligen Volksrechte, und ſchloſs ſein Gedicht mit den Worten:

Und wer Das thut im größten Kreiſe,
Was Karl Auguſt im Kleinern that,
Der öffnet uns auf rechte Weiſe
Zum neuen Sieg den ſichren Pfad.
Horcht, wie's in vollern, immer vollern
Akkorden durch das Reich erklingt:
Ob Habsburg oder Hohenzollern,
Der Kaiſer iſt, wer Das vollbringt.

Hebbel kam während der nächſten Zeit in ſeinen Briefen an mich wiederholt auf dieſen Gegenſtand zurück. „Ich habe," ſchrieb er mir am 28. November 1861, „wieder einmal gründlich erfahren, was der Deutſche zu erwarten hat, wenn er ſich für ſeine Nation erhebt, und wie wenig der Pöbel, nenne er ſich nun demokratiſch oder konſervativ, eine That zu würdigen weiß. Durch mein Gedicht an den König von Preußen habe ich die beiden großen Häuſer, die Deutſchlands Geſchicke in Händen tragen, verletzt und gegen mich aufgebracht. Die Habsburger halten es wahrlich für kein Kompliment, wenn man es ihnen ins Gedächtnis ruft, daſs ſie dem deutſchen Volk die Todeswunde verſetzt haben, und die Hohenzollern ſind wenig erbaut davon, wenn man ihnen den einzigen deutſchen Fürſten als Muſter vor die Augen ſtellt, der die Verfaſſung hielt. In Wien wird mir die Profeſſur, die mir zugedacht war, jetzt gewiſs nicht zu Theil, und in Berlin wird man mich noch gewiſſer nicht dafür entſchädigen, und dennoch hat ſich, wenigſtens meines Wiſſens nicht, in ganz Deutſchland Keiner für mich gerührt, als die Polacken und Czechen über mich herſielen, weil ich ſie beiläufig für ihre maßloſen Schmähungen des deutſchen Namens gezüchtigt hatte, ja deutſche Köter biſſen wacker mit, und wagten von Servilität zu reden, wo ich faſt meine Exiſtenz aufs Spiel ſetzte, und jedenfalls unendlich mehr wagte, als der Graf Platen in ſeinem vielgeprieſenen Päan an Friedrich Wilhelm IV. Glauben Sie ja nicht, daſs es mich perſönlich irgend berührt hat; dieſe Blindheit für Kern und Weſen und dieſer Enthuſiasmus für den hohlen Schein flößen mir nur ernſte Beſorgnis für die Zukunft des deutſchen Volkes ein, und ich halte ſie für gefährlicher, als Napoleon den Dritten und Nebukadnezar zuſammen genommen. Ich könnte Ihnen in dieſer Angelegenheit merkwürdige Aktenſtücke mittheilen, und ich werde es thun, wenn Sie irgend einen Gebrauch davon zu machen wiſſen, natürlich nur im allgemeinen Intereſſe".

Ich hielt es in Hebbel's eigenem Intereſſe für unzweckmäßig, dies Thema in einem Augenblick, wo er mit einer neuen gewaltigen Schöpfung, den „Nibelungen", vor ſein Volk trat, zu erneuter öffentlicher Beſprechung zu bringen, und ſchrieb ihm in dieſem Sinne. Er antwortete mir: „Laſſen Sie mich noch mit Wenigem auf die Frage zurück kommen, die ich früher an Sie richtete. Ich ſtellte ſie ſchon damals nur aus allgemeinen und nicht aus perſönlichen Gründen, und komme natürlich nur des Princips wegen auf ſie zurück. Mein Gedicht an den König von Preußen hat die öſterreichiſche Monarchie einen ganzen Monat lang fieberhaft aufgeregt, und Das wuſste ich wohl vorher, denn man darf hier eher in der Stephanskirche von der Kanzel herab die rothe Republik predigen, als im verborgenſten Winkel an die deutſche Einheit mahnen. Der Grund iſt einfach: die rothe Republik hält man für ein leeres Hirngeſpinſt und nebenbei für eine gute Leimruthe, um blinde Vögel zu fangen; die deutſche Einheit aber fürchtet man, obgleich man bei jeder Gelegenheit über ſie ſpottet, und denkt mit Grauen des Tags, wo ſie ſich, wenn auch einſtweilen nur zur Hälfte, realiſieren könnte. Ich bin der Einzige, der hier den Einheits-Gedanken vertritt; ich habe es 1851 gethan, als ich miniſteriell aufgefordert wurde, bei Gelegenheit des auf den Kaiſer verſuchten Attentats, mich an dem Rettungs-Almanach zu betheiligen, und dieſen durch meinen Beitrag in der Geburt erſtickt: ich habe die Stimme jetzt abermals erhoben, als ein blöder Knabe, ungeſchreckt durch die Kerker, die ſein Vorgänger Sand füllte, den größten politiſchen Thorenſtreich wiederholte, und Dinge geſagt, die mir die Böhmen und Polen noch eher verzeihen werden, als die Altöſterreicher. Iſt der Einheits-Gedanke nicht die Seele des deutſchen Liberalismus? Dann habe ich Nichts zu ſagen; wer beſchäftigt iſt, die Welt mit einem Dach zu verſehen, der muſs den ſtumpfſinnigen Zimmermann ja bemitleiden, der bloß ans Haus denkt. Iſt der Liberalismus aber auf dem Wege zwölfjähriger Erfahrung endlich auch zu der Überzeugung gelangt, daſs erſt eine Nation vorhanden ſein muſs, bevor man ihr eine Form ausdrücken kann, ſo ſollte er den einzigen Vorpoſten, den er an dem wichtigſten Punkt ſtehen hat, nicht ſo ganz im Stich laſſen. Glaubt man denn, wenn ich ‚receptiv‘ wäre, wie Herr Julius Fröbel, gefügig, wie Herr Guſtav Höfken, und neutral, wie Herr Heinrich Laube, daſs ich hier nicht auch eine Rolle ſpielen könnte? Es hat an Werbern nicht gefehlt, und ich habe mehr als einen guten Freund zum Miniſter aufſteigen ſehen, der für Gegendienſte zu allen möglichen Dienſten bereit geweſen wäre. Ich ließ mich eben ſo wenig durch die Reaktion, als durch die Revolution und das Zwitterding von beiden, das jetzt herrſcht, zum Wackeln bringen, ich habe nicht bloß mich ſelbſt, ſondern auch, was unendlich viel mehr ſagen will, meine Frau kujonieren laſſen, während eine einzige Viſite am rechten Ort den Regen in Sonnenſchein verwandelt hätte, und zum Dank für das Alles dürfen Lotterbuben ſogar meine Karten zum Gegenſtand ihrer Kritik machen, ohne daſs die literariſche Polizei ſich einmiſcht. Ich habe mich nie um Orden bemüht, ſo wenig perſönlich, als durch die Richtung meiner Schriften, ſie ſind mir von ſelbſt zugefallen und ich habe ſie entgegengenommen und brauche ſie, wie von Goethe und Humboldt an jeder vernünftige Menſch, nicht als Gradmeſſer des Verdienſtes oder gar des moraliſchen Werthes, aber als Schlüſſel zu Thüren, die ſich ſonſt entweder gar nicht oder doch äußerſt langſam öffnen würden. Wer darin Etwas findet, Der muſs konſequenter Weiſe auf Reiſen auch ſeinen Paſs verleugnen und ſich lieber mit Gendarmen und Kondukteuren abzanken, als ihn vorzeigen, weil das Stück Papier an ſich Nichts bedeutet und mancher ehrliche Mann keinen bei ſich führt. Übrigens habe ich meine Orden erſt, als ich nach Paris ging, auf meine Karten ſetzen laſſen, und Das, weil ich von dem Gewicht eines deutſchen Renommé's jenſeits des Rheins beſcheidener denke, wie meine Kollegen, obgleich die franzöſiſche Preſſe ſich viel gründlicher mit mir beſchäftigt hat, wie mit den meiſten von ihnen. Sie können mich nicht miſsverſtehen, dieſe Dinge ſind abgethan, und es kann nicht entfernt in meinem Intereſſe liegen, daſs ihrer wieder gedacht werde. Wohl aber muſs ich wünſchen, daſs man in Norddeutſchland meine Poſition kenne, und nur deſshalb habe ich ſie auseinander geſetzt.“

Meine politiſch radikalen Anſichten theilte Hebbel ſelbſtverſtändlich in keiner Weiſe; doch hatte er die aufrichtigſte Hochachtung für jede ehrliche Überzeugung, wie ſehr dieſelbe auch von der ſeinigen abweichen mochte. So ſchrieb er mir, als ich ihm ein Gedicht zu Gunſten der polniſchen Erhebung im Jahre 1863 geſandt hatte: „Sie haben mir einen ſehr ſchönen Hymnus auf die Polen zugeſchickt; das Gedicht gehört zu Ihrem Allerbeſten. Auf dieſes Lob dürfen Sie Werth legen, es rührt von einem Sänger her, der die Verſe machte:

Auch die Bedienten-Völker rütteln
Am Bau, die Jeder todt geglaubt,
Die Czechen und Polacken ſchütteln
Ihr ſtruppiges Karyatiden-Haupt.

und der an ſeiner Meinung noch heute feſthält, weil er ſie leider auf dem Wege gründlichen hiſtoriſchen Studiums gewann.“

Als Hebbel im Sommer 1862 nach London reiſen wollte, ſchrieb er mir: „Kann ich in London Etwas für Sie ausrichten, ſo laſſen Sie mich es wiſſen; es gilt mir völlig gleich, ob die Leute, an die Sie mich adreſſieren, auf dem Kontinent in contumaciam an den Galgen geſchlagen und in Gedanken geköpft ſind, oder nicht. Ich kümmere mich nicht um den Argus der deutſchen ‚Groſsmächte‘, der die Hälfte ſeiner Augen in Frankreich und England haben ſoll, aber freilich auch nicht um das krumme Horn der hohen Demokratie, das ſie nur zu voreilig über jeden unabhängigen Charakter zu blaſen pflegt, der ſich das Recht der Selbſtbeſtimmung vorbehält.“ Ich gab ihm nur ein paar herzliche Zeilen an Freiligrath mit, und bei ſeiner Rückkehr berichtete mir Hebbel: „Seit vierzehn Tagen bin ich von London zurück, zwar Nichts weniger als entzückt und begeiſtert, aber doch ſehr zufrieden, dort geweſen zu ſein und dem grandioſeſten Widerſpruch der Welt einmal unmittelbar in Herz und Nieren geblickt zu haben . . . Freiligrath habe ich mit Vergnügen kennen gelernt und einen Abend in ſeinem Hauſe zugebracht. Kinkel dagegen bin ich nicht begegnet und habe ihn freilich auch nicht geſucht, denn ich liebe die Leute nicht, die ihr Schickſal mit zu ihren Verdienſten rechnen, und ich habe die Specialität dieſes Mannes nie ausfindig machen können, wenn es nicht die Phraſe iſt. Freiligrath ſteht auch nicht mehr gut mit ihm, er nimmt es ihm übel, daſs er als Präſident des National-Vereins für den König von Preußen wirbt, und dem ehemaligen Wollſpinner will Das allerdings auch nicht ganz geziemen, da die großmüthige Vergeſſenheit hier gar zu nah an die affichierte Oſtentation grenzt, um der Miſsdeutung entgehen zu können . . . . Der zehnte Band von Heine's Werken mit ſeiner ‚retroſpektiven Aufklärung' rumort ſtark in Wien; wie ſind die Seelen im Preiſe geſtiegen! Für Jeſus Chriſtus ein lumpiges Pauſchale von 30 Silberlingen; für unſeren jetzigen k. k. Regierungsrath Weil jährliche 18000 Franks! Das iſt doch Fortſchritt".

„Für Ihre Politik rechnen Sie wohl nicht auf Billigung bei mir," ſchrieb Hebbel in ſeinem letzten Briefe, vom 29. Auguſt 1863, als ich ihm ein Exemplar meiner politiſchen Gedichte geſandt hatte. „In meinen Augen iſt der jetzige Frankfurter Fürſtentag das wichtigſte Ereignis der deutſchen Geſchichte ſeit dem weſtfäliſchen Friedensſchluſs. Sie möchten den Elefanten wieder aufwecken, der 1848 Junkern und Pfaffen, von ihnen ſelbſt durch die ſogenannten Vorkämpfer gehetzt, ſo wacker in die Hände arbeitete, indem er die wahren Freunde des Volks zermalmte und die falſchen mit ſeinem plumpen dummen Rüſſel in die Höhe hob. Wo wäre da eine Vermittelung denkbar?"

Höchſt charakteriſtiſch ſcheint mir eine Bemerkung Hebbel's in einem früheren Briefe, vom 3. März 1862: „Alle politiſchen Differenzen unter ehrlichen Leuten, um zum Schluſs noch auf dieſen Punkt zurückzukommen und eine Bemerkung zu machen, die mir wichtig ſcheint, ſind auf den Grundbegriff zurück zu führen, den Jeder vom Menſchen hat. Wer mit Herder das Geſchlecht ſelbſt für unendlich perfektibel hält, Der wird von der freieſten Bewegung desſelben Alles erwarten und alſo mit Leib und Seele dafür arbeiten. Wer aber umgekehrt glaubt, daſs die Natur nur durch das Individuum wieder auf ihre Koſten kommt, wird ſo wenig die republikaniſche, als die monarchiſche Staatsform für abſolut berechtigt und nothwendig erklären, ſondern Alles von den Umſtänden abhängig machen. Dies iſt mein Fall, wie ich es ſchon vor zwanzig Jahren in einem Sonett ausſprach, und Amerika, von ſeinem Bolivar noch ganz abgeſehen, dürfte nächſtens für meine Anſchauung der Geſchichtsbewegung ein bedeutendes Gewicht in die Wagſchale werfen".

Nach Durchleſung einer, 1857 bei Ernſt Keil in Leipzig erſchienenen Sammlung meiner „Gedichte" ſchrieb mir Hebbel im Herbſt 1861: „Ihr Talent iſt ein echtes, nachhaltiges und wird ſich bei Licht und Luft nicht bloß zu Ihrer eigenen Luſt, ſondern auch der Welt zum Nutzen entwickeln. Zwar haben Sie bis jetzt, nach den mir vorliegenden Proben, den Weg zum Nixenbrunnen noch nicht gefunden, zu dem Nixenbrunnen nämlich, an dem man Geſchichten erlauſcht, wie die vom Erlkönig und vom Fiſcher, vom Glück von Edenhall und von der Loreley.[1] Aber Sie haben es dafür auch verſchmäht, ſolche Geſchichten nachzuſingen, wie ſo Viele, bei denen ſie in mattem Echo zerflattern, oder ſie gar, wie noch Mehrere, an deren Dichtern, die ſie vor Jahrhunderten in alten Chroniken und Geſchichtsbüchern niederlegten, ohne ihr Monogramm darauf zu drücken, mir Nichts dir Nichts abzuborgen, und das Reimwerk für eine Schöpferthat auszugeben. Sie ſingen Ihren Menſchen aus, und Das mit ſo viel Kraft und Energie, daſs man gern auf Sie hören müſste, wenn man auch in Ziel und Richtung nicht mit Ihnen übereinſtimmte; da Das nun aber durchaus nicht der Fall iſt, ſondern da man bloß über die Mittel, durch die Sie Ihr Ideal verwirklichen zu können glauben, anders denkt, ſo horcht man Ihren Hymnen mit ungeſtörter Freude. Ich brauche dieſen Ausdruck nicht zufällig, denn hymnenartig wirkt Alles, was ich von Ihnen kenne, nicht bloß die Mehrzahl Ihrer ‚Gedichte', die Kanzone u. ſ. w., ſondern auch Ihre ‚Rohana' und Ihr ‚Lothar', in Dieſem z. B. das Situationsſtück ‚Im Römer', das (bis auf den Schluſs) den Leſer hinreißt."

Ich hatte dem Dichter mitgetheilt, daſs ich nach dem Erſcheinen ſeiner „Nibelungen" eine kurze Geſammt-Charakteriſtik ſeiner bisherigen poetiſchen Leiſtungen zu ſchreiben gedächte. Hebbel antwortete mir u. A.: „Wenn Sie auf meine Theorie des Dramas kommen, ſo ſetzen Sie es ums Himmels willen den Leuten auseinander, daſs dramatiſche Ideen Nichts mit philoſophiſchen Spekulationen zu ſchaffen haben, denn damit vexiert man mich ſeit der Vorrede zur ‚Maria Magdalena‘ Tag für Tag. Niemand denkt weniger daran, ins Bild hinein zu tragen, was nicht ins Bild gehört, als ich, aber das rechte Bild wird doch immer von irgend einer Seite die Welt reflektieren und einen Brennpunkt dafür abgeben, und auf dieſen allein wies ich in meiner Vorrede hin. Sie entſtand nicht, um neue Geſetze zu verkünden oder das Publikum zu belehren, ſondern um mich ſelbſt zu beruhigen, denn von allen Hegel'ſchen Lehrſtühlen wurde in hohem Ton gepredigt, daſs es mit der Kunſt vorbei ſei, und ein junger Dichter, der nicht Gefahr laufen wollte, ſein ganzes Leben an eine Thorheit zu vergeuden, muſste ſich wohl zu der Unterſuchung gedrungen fühlen, ob Das ſich wirklich ſo verhalte. Wer da glaubt, daſs die Naivetät des Produktionsakts durch die Ergründung des Kunſtproblems beeinträchtigt werde, Der hat keine Ahnung davon, daſs in beiden Fällen ganz verſchiedene Vermögen des menſchlichen Geiſtes wirken, und muſs jedenfalls auch Schiller und Goethe verwerfen, denn Dieſe gingen darin viel weiter, wie ich. Ich will im Drama nur Leben, aber freilich, die Wurzel gehört mit zum Baum, denn die Adonis-Gärten vertrocknen eben ſo ſchnell, als man ſie zu Stande bringt.“

In meinem Aufſatze über den Dichter, der bald darauf in einer norddeutſchen Zeitſchrift erſchien, und den ich in etwas verkürzter und veränderter Form oben mitgetheilt habe, hatte ich, wie man ſieht, von dieſen Bemerkungen Hebbel's einen faſt wörtlichen Gebrauch gemacht. Er ſchrieb mir nach Empfang des Aufſatzes: „Wenn Sie ſich auch den Dank verbitten, ſo werden Sie doch nicht von mir erwarten, daſs ich Ihr freundſchaftlich wohlwollendes Opfer verzehre, wie der Bel zu Babel oder der große Baal, die bekanntlich keine Miene verzogen, und ob man ihnen Hekatomben ſchlachtete. Ich danke Ihnen vielmehr auf das herzlichſte für Ihre Kritik, namentlich für die Einleitung und für den vortrefflichen Vergleich mit der Sphinx, der erſchöpfender iſt, als Sie ſelber ahnen. Denn wie Kant das menſchliche Denken in ſeine Grenzen einzuſchließen ſuchte, ſo war es in einem ganz andern Gebiete mein Beſtreben, einen feſten Kreis um die ganze menſchliche Natur zu ziehen, ihr Nichts zu erlaſſen, was ſie bei Anſpannung aller ihrer Kräfte zu leiſten vermag, aber auch Nichts von ihr zu fordern, was über dieſe hinaus geht. Das Einzige, was mir in Ihrer Abhandlung nicht zuzutreffen ſcheint, iſt die Zuſammenſtellung mit Richard Wagner. Ich war, als ich auftrat, weit davon entfernt, ein neues Evangelium zu predigen; ich wollte das alte, aus Sophokles und Shakeſpear geſchöpfte wieder in ſeine Rechte einſetzen. Er hatte aber eine Kunſttheorie ausgeheckt, die im ſchneidendſten Widerſpruch mit der großen Vergangenheit ſtand, die das Weſen der Kunſt ſelbſt vernichtete und ohne Frage nur das eigene Deficit, den Mangel an Melodieen, decken ſollte. Auch fielen mir ſogleich alle entſcheidenden Stimmen zu, denn Wer hat noch drein zu reden, wenn Fr. Viſcher, Gervinus, Uhland, Mörike, Rötſcher, in Frankreich Taillandier u. ſ. w. geſprochen haben, und nur die Konkurrenten opponierten, auch Dieſe jedoch (vide Gutzkow im „Telegraphen") erſt dann, als ich das angetragene Schutz- und Trutzbündnis abwies. Wagner dagegen hatte nicht eine einzige Autorität auf ſeiner Seite. Doch, Das iſt ein Nebenpunkt, den ich nur der Zukunft wegen berühre, aber ſo Viel ſteht feſt, daſs ich Wagner ſelbſt dem Publikum gegenüber weit voraus war, denn „Judith" und „Maria Magdalena" wurden längſt auf der Bühne bejubelt, ehe man an „Tannhäuſer" und „Lohengrin" dachte. Nur das junge Deutſchland legte meinem Wagen den Hemmſchuh an, nachdem es ſich durch ein bodenlos niederträchtiges Buch über das deutſche Parlament den Weg nach Wien gebahnt hatte, denn Wien entſcheidet in dramatiſchen Dingen, und wen man dort vom Theater verdrängt, Den hat man ganz verdrängt."

Ich ſchließe dieſe Auszüge aus Hebbel's Briefen mit einigen ſelbſtbewuſsten Äußerungen des Dichters über ſeine literariſche Stellung, die ich in einem Gratulationsſchreiben zu ſeinem fünfzigſten Geburtstage vielleicht etwas zu düſter aufgefaſst hatte. „Ich habe allerdings", antwortete er, „mit Wehmuth auf das abgelaufene halbe Jahrhundert meines Lebens zurückgeblickt; jedoch nur mit der Wehmuth, die Schiller ergriff, als er einmal in einem Brief ſein Staunen darüber ausdrückte, daſs Alles ſo hoch über ſeine Erwartung hinaus gekommen ſei. Glauben Sie mir, ich kenne Denjenigen in Deutſchland nicht, gegen deſſen Poſition ich die meinige vertauſchen möchte; man muſs nur den künſtlichen Lärm der Bauchrednerei vom National-Echo unterſcheiden. Mit Sachen iſt nie Jemand raſcher durchgedrungen, wie ich, nicht Goethe und nicht Schiller; der hohle Wortſchaum, der dem großen Haufen der ſogenannten Gebildeten das eigene Denken und Empfinden im Sonntagsſtaat vorführt, hat meine Vorgänger, wie mich, beſpritzt und unſichtbar gemacht. Das iſt jetzt vergeſſen, aber man braucht nur die Akten nachzuleſen. Was nun noch ſpeciell meine Stellung in Wien betrifft, ſo hatte ich ſie von dem Augenblick an, wo ich auf dem Theater erſchien; „Maria und Magdalena“ und „Judith“ wurden 1848 und 1849 ganz ſo aufgenommen, wie 1863 „Die Nibelungen“, und wenn ſie nach 30 Vorſtellungen vom Repertoire verſchwanden, ſo geſchah es nicht, weil ſie die Zugkraft verloren, ſondern weil mein Gegner ſie herunter warf und ſie, um die Lücke zu verdecken, durch die Nachahmungen Otto Ludwig's, den „Erbförſter“ und „Die Makkabäer“, erſetzte. Das Publikum hatte ich immer für mich, und ich halte auch nicht das Geringſte von Dramen, die den Letzten auf der Galerie nicht eben ſo gut feſſeln, wie den Erſten im Parterre, wenn auch durch ganz verſchiedene Elemente. So wollten mir die Studenten für die „Nibelungen“ einen Kommerſch geben, und geſtern überhäufte mich bei einem Diner die höchſte Ariſtokratie des Kaiſerſtaates wegen desſelben Werks mit Lob und Anerkennung, die Spitzen des böhmiſchen und polniſchen Adels nicht ausgenommen, obgleich meine „Bedienten-Völker“ und „Karyatiden-Häupter“ hier ſprichwörtlich geworden ſind. Das beweiſt gewiſs, daſs mein Drama wirkt, wie das Drama wirken ſoll, auf alle Kreiſe der Geſellſchaft zugleich, und daſs nicht das Fremdartige und Unergründliche meiner Poeſie, ſondern die Perfidie der Theaterdirektoren, die leider an den entſcheidenden Orten Literaten und Konkurrenten ſind, zwiſchen mir und dem Volk ſteht.“

Hermann Lingg.

Hermann Lingg nimmt unter den Dichtern der Gegenwart eine ſo eigenthümliche Stellung ein, daß eine nähere Betrachtung ſeiner Werke, welche neben den glänzenden Vorzügen dieſes Schriftſtellers nicht minder die oft überſehenen Mängel ſeines Talentes hervorhebt, durchaus gerechtfertigt erſcheinen muſs. Seine Vorzüge und Mängel aber hängen ſo eng mit einander zuſammen, daſs letztere eben ſo ſehr wie erſtere dazu beitragen, ſeiner geiſtigen Phyſiognomie jenes originelle Gepräge zu verleihen, welches ſie von anderen Dichterindividualitäten der Neuzeit unterſcheidet.

Hermann Lingg war ſchon 33 Jahre alt, als er mit ſeiner erſten, durch Emanuel Geibel bevorworteten Gedichteſammlung vor das Publikum trat. Am 22. Januar 1820 zu Lindau am Bodenſee geboren, hatte er, nach Beſuch des Kemptener Gymnaſiums, in München, Freiburg, Berlin und Prag Medicin ſtudiert, war nach fünfjährigem Dienſte als bairiſcher Militärarzt 1851 krankheitshalber penſioniert worden, und hatte ſeitdem in München geſchichtlichen Studien und poetiſchen Beſchäftigungen gelebt, deren ungeſtörte Fortſetzung ihm ſpäter durch die Munificenz des Königs Maximilian II. ermöglicht ward. Fügen wir noch hinzu, daſs eine Urlaubsreiſe nach Italien ihn frühe ſchon bis Rom und Neapel hinunter geführt hatte, ſo ſind mit dieſen flüchtigen Angaben die bekannt gewordenen Data ſeines äußeren Lebens erſchöpft. Ebenſo arm ſind die verſchiedenen Sammlungen ſeiner Gedichte an lyriſchen Konfeſſionen über die bewegenden Ereigniſſe ſeines Gemüthslebens, wenn wir von einzelnen ſchwermüthigen und bitteren Klageliedern abſehen, die meiſtens der für den Leſer deutlichen Begründung entbehren, und nur ein allgemeines Unbehagen des Verfaſſers mit dem ihm zu Theil gewordenen Looſe verrathen. Durchblättern wir die erſte

Sammlung (Stuttgart 1853), welche den Ruf des Dichters begründete und bis jetzt ſieben Auflagen erlebte, ſo finden wir darin nicht den kürzeſten Cyklus von Liebesliedern, obwohl drei ſchmerzlich trübe Weiſen, die zu den innigſten und melodiöſeſten Produktionen dieſer Dichtungsart gehören, klar genug andeuten, daſs das Herz des Poeten keineswegs unberührt von der „ſüßen Macht“ geblieben iſt, wenn ſie ihm auch nur ſelten das Saitenſpiel erregte. Nehmen wir ein einziges „Weinlied“ aus, das in tiefſinniger Freude den Rebenſaft als den Geiſt des Lebens preiſt, ſo begegnet uns ebenfalls kaum hie und da ein Gedicht, das einem unmittelbar fröhlichen Behagen an den Werken der Natur ſeine Entſtehung verdankte. Wie Lenau, an welchen viele ſeiner Gedichte auch der Form nach erinnern („Das wilde Heer“, „Im Gebirg“, „Die Krähen“, „Herbſtabend“ ꝛc. ꝛc.), fühlt ſich Lingg mehr von dem Düſteren und Erhabenen der Naturerſcheinungen angezogen, als von der lachenden Frühlingspracht. Selten flüſtert die Stimme der Natur, wie in dem ſchönen Liede „Frühlingsanfang“, ihm linden Troſt in das gramumfinſterte Herz, und ſympathiſch berührt ihn faſt nur die öde Gebirgseinſamkeit, der wilde Hinabſturz der eiſigen Luitſchina, das Alpenglühen auf den Gletſchern, das Fallen der Blätter im Herbſte, dem er mit Vorliebe ſein eigenes Leben vergleicht:

Zu Boden ſinkt von meinen Tagen
Die Luſt an Allem, Blatt um Blatt.
Ich fühl's mit Schmerz und mag nicht klagen,
Längſt bin ich auch der Klage ſatt.

Verhüllt nur rollt ein inneres Drängen,
Ein unerfülltes Zukunftwort,
Ein Strom von heißen Gluthgeſängen
In meiner Bruſt unglücklich fort;

Unglücklich, denn es blieb kein Streben,
Selbſt meine Seele nicht mehr mein.
Dem ſpäten Herbſttag gleicht mein Leben,
Dem Herbſttag ohne Sonnenſchein.

Vielleicht nur kurz, bevor es dunkelt,
Daſs auch noch mir ein Abend glüht,
Ein müder letzter Strahl, und funkelt
Auf Tage, denen Nichts mehr blüht.

So wenig, wie hier, hat Lingg in den meiſten übrigen ſeiner düſteren Gedichte den Verſuch gemacht, ſeinen ſubjektiven Unmuth zu einem allgemeinen Weltſchmerz zu ſteigern. Seine Verſtimmung iſt eine durchaus perſönliche, faſt niemals trägt ſie den Charakter einer Unzufriedenheit mit den politiſchen, religiöſen oder geſellſchaftlichen Inſtitutionen ſeiner Zeit; wie er über die großen Fragen der Gegenwart denkt, wird man aus dieſen ſeinen älteren Dichtungen nicht erfahren, ja, es erhellt aus denſelben kaum, ob er für Das, was ſeine Zeitgenoſſen am tiefſten bewegt, irgend ein warmes Gefühl beſitzt. Sein Auge iſt ſtarren Blickes der Vergangenheit zugewandt; mit dämoniſcher Gewalt feſſeln ihn die großen Ereigniſſe der Geſchichte, aber wieder mehr die blutigen, finſteren, trüben, als die tröſtlich erhebenden; und wie aus den Stimmen der Natur, rauſcht ihm aus den vergilbten Blättern der Geſchichte meiſt nur ein unheimliches Klagelied von Welken und Vergehn. Hunger und Peſt, die kulturvernichtenden Stürme der Völkerwanderung, die Eroberungszüge Alexander's und der römiſchen Cäſaren, der vergebliche Sklavenaufſtand des Spartacus, die Menſchenopfer der Druiden am Hertha-Altar, die Raubzüge der Normannen, das jammervolle Schauſpiel der Kinderkreuzfahrt, die Schreckensthaten eines Nero, Attila und Timur, die Blutſchuld des Pauſanias, Bannſtrahl, Vehme und Veitstanz — Das iſt der Kreis, in welchem ſich die Lingg'ſche Muſe heimiſch fühlt, und den ſie ſelten überſchreitet. Was aber am bedenklichſten erſcheint: das Intereſſe des Dichters an dieſen unheimlichen Stoffen, die er mit ſo auffallender Vorliebe behandelt, iſt im Ganzen ein kalt-gelehrtes, trocken-hiſtoriſches. Ihn lockt das dürre Ereignis, die nackte Thatſache zu poetiſcher Darſtellung, und namentlich in den ſpäteren Sammlungen giebt er in den wenigſten Fällen Mehr, als ein grell koloriertes Bild, das zuweilen wohl einen Gedanken verkörpert, meiſt aber nur die Phantaſie beſchäftigt. Sehen wir uns z. B. das Gedicht „Timur" an:

Der Elefant geht unter Jochen;
Der Tiger brüllt in Hindoſtan;
Siegesſäulen aus Menſchenknochen
Baut Timur, der Mongolenkhan.

Er ſchlägt den Nacken freier Inder;
Er ſetzt den Fuß, im Bügel feſt,
Aufs Haupt der nackten Gangeskinder;
Er hält des Negers Fauſt gepreßt.

Er ſchlägt die Geiſter aus dem Kreiſe,
Die Seelen aus dem Paradies;
Er thürmte karawanenweiſe
Der Perſer Häupter auf den Spieß.

Und Winters, in der Steppe mitten,
Von Siegen und von Beute ſatt,
Erbaut er aus Gezelt und Schlitten
Beweglich eine goldne Stadt.

Ohne Zweifel iſt Dies eine kräftige Hiſtorienmalerei, und mit wenigen, feſten Strichen iſt das Schreckbild Timur's vor uns herauf beſchworen — aber zu welchem Behuf? Welcher Gedanke wird durch dieſe finſtere Phantasmagorie in uns erweckt? Eben gar keiner; nur unſerer Phantaſie wird eine blutige Augenweide geboten. Ähnlich iſt es um das Gedicht „Traſimen" in der zweiten Sammlung beſtellt; das wilde Gemetzel der

Schlacht und die Niederlage der Römer werden mit trefflicher Plaſtik geſchildert, aber die Bedeutung des Sieges der Karthager für das Schickſal Rom's iſt mit keiner Silbe angedeutet, und das Gedicht ſinkt dadurch zum bloßen Genrebilde herab. Was dieſen Schilderungen mangelt, wird um ſo klarer, wenn wir mit denſelben etwa das Gedicht „Lepanto“ vergleichen, wo das Ziel des Kampfes mit dramatiſcher Lebendigkeit hervorgehoben und in der Schluſsſtrophe nochmals mit kräftigſtem Nachdruck ausgeſprochen iſt. Wo es dem Dichter gelingt, den Grundgedanken der hiſtoriſchen Ereigniſſe zu deutlichem Verſtändnis zu bringen — und Das gelingt ihm namentlich in ſeinen älteren Gedichten häufig in glücklichſter Art, — da erreicht er eine überraſchende Wirkung, mag er nun den innerſten Kern des Hellenenthums in den orphiſchen Urworten der Prieſter Dodona's verkünden, den Siegespäan der Befreiung vom Perſerjoche anheben, den Triumphgeſang der Legionen über die unterjochten Völker des Erdballs jauchzen, den Aufruf des Spartacus zur Zerreißung der Sklavenbande in eherne Worte faſſen, mit der Feuerzunge des Propheten die Lehre Mahomed's enthüllen, oder, Schiller's Klage der Kaſſandra variierend, den Schmerz der Iſispriesterin ſchildern, die zu Rom ihre heilige Prophetengabe im Dienſt eines fremden Pöbels entweihen muſs. Zu der Zahl dieſer herrlichen Gedichte, in welchen die Größe des poetiſchen Gedankens und die Erhabenheit der Form mit der Größe und Erhabenheit des Stoffes völlig in Einklang ſtehen, gehört vor Allem auch „Der ſchwarze Tod“. Hier ſöhnt die geniale Perſonifikation der Peſt den Leſer vollſtändig aus mit dem grauſenhaften Stoffe, und die Grenze des äſthetiſch Erlaubten wird, trotz der ungemein kraftvollen Sprache, nirgends überſchritten.

In der zweiten Sammlung von Lingg's Gedichten (Stuttgart 1868) glückt es dem Verfaſſer nur noch ſelten, in ſeinen Geſchichtsbildern die tiefere Bedeutung des dargeſtellten Ereigniſſes klar hervortreten zu laſſen. Vorzüglich gelingt ihm Dies faſt nur in dem bitteren Spottliede auf den weſtfäliſchen Frieden; im Übrigen ſind die hier behandelten Stoffe aus Mythus und Geſchichte, mit wenigen Ausnahmen, eine Bildergalerie wüſter, unerquicklicher Geſtalten, deren Signatur der Poet kaum zu enträthſeln ſucht, oder doch meiſt nur in wirren, halb unverſtändlichen Worten andeutet. So in dem Gedicht „Der Befreier“, das den Sturz eines ägyptiſchen Deſpoten durch braune Wüſtenkrieger ſchildert; die von Jenem einſt überwundenen und eingekerkerten Fürſten werden befreit, aber die Stämme, über die ſie geherrſcht hatten, ſind alle hingeſchlachtet und vertilgt, und der Verfaſſer ſchließt mit der abſtruſen Klage:

O Menſchenleben, Hauch und Traum,
O Menſchenwerk, Gebild von Schatten! —
Erſt hat noch Schutt und Rauch der Raum,
Wo ſeinen Stolz nicht Küſtenſaum,
Nicht Land und Meer geſättigt hatten,
Dann Zelt und Hütten, endlich nur
Im Sande noch des Raubthiers Spur.

Eine beſondere Abtheilung dieſer zweiten Sammlung führt den Titel „Alterthümer“. Halb ernſthaft ſcherzt der Dichter im Eingangsliede über die Manie der Antiquitätenſammler, unter welchen er ſelten einen gefunden,

Der aus ſeinem Kram was lieſt,
Aus dem alten Holz, den Steinen
Die Vergangenheit genießt.

Er, der Poet, welcher nichts Dergleichen habe, richte ſich mit den eigenen Gaben der Muſen ſein Muſeum ein, und all die Herrlichkeit koſte ihm keinen Deut, denn Alles hab’ er ſelbſt gemacht. In der That gleicht der größte Theil dieſes Bandes einem Antiquitätenkabinette, einem hiſtoriſch-ethnologiſchen Muſeum, in welchem die Erinnerungen aller Zeiten und Zonen bunt neben einander aufgeſpeichert ſind. Selbſt die Foſſilien der vorſündfluthlichen Periode fehlen nicht; wie in der erſten Sammlung ſchon die Flucht der Mammuths und Elefanten der Urzeit vor dem plötzlich hereinbrechenden Schneeſturm des erkaltenden Nordens geſchildert, und der Duft der Roſe als ein Hauch der Sehnſucht nach jenen untergegangenen Paradieſen, wo der Pol noch im Tropenlicht blühte, beſungen wird, ſo recken hier die Titanen und Enaksſöhne ihre trotzigen Häupter aus den Felshöhlen empor, der Anblick der Kyklopenmauern ruft die Erinnerung an die alten Pelasger und Phönicier wach, und vom Brudermord Kain’s bis zum deutſchen Bauernkriege oder zur Schleifung der franzöſiſchen Baſtille zieht in langen Reihen ein Geſchichtsbild nach dem andern ſpukhaft-chaotiſch unſerm Auge vorüber. So wenig wie Lingg im Allgemeinen den hiſtoriſchen Ereigniſſen gegenüber ein anderes Verhältnis, als das der kühlen, objektiven Betrachtung, hat, ſo wenig iſt in den Gedichten dieſes

Bandes die Natur ſeinem Herzen näher gerückt; wo ſeine trübe Stimmung in einem verwandten Naturbilde ihr Symbol findet, da erſinnt er wohl noch manchmal eine ergreifende, ſüß-ſchmerzliche Melodie, wie das ſchöne Lied „Akelei“; daneben aber ſtoßen wir auf Verirrungen des Geſchmacks, wie die „Blumenuhr“, wo die trockene Aufzählung von Blumen, die zu beſtimmten Tageszeiten blühen, auch nicht im entfernteſten einem Gedanken oder einer Gefühlsſtimmung zum Ausdrucke dient. Alſo wieder nur das abſtrakte Intereſſe des Dichters an der bloßen Thatſache, wie unbedeutend und des Gedankeninhalts bar ſie auch ſei! Denn welcherlei Blumen um 3 oder 4, zwiſchen 5 und 6 Uhr Morgens, und ſo weiter den Tag hindurch bis Abends „zwiſchen ſieben Uhr und acht“, ihre Kelche öffnen, könnte doch ſicherlich höchſtens dann der würdige Gegenſtand eines Gedichtes ſein, wenn mit dem Erwachen der verſchiedenen Blüthen irgend ein Vorgang im Dichtergemüthe — vielleicht die Erinnerung an das eigene Tagewerk oder an die jeweilige Beſchäftigung der Geliebten — paralleliſiert würde.

Noch unerfreulicher, als der zweite Band, welcher neben vielem Unbedeutenden doch immer noch manche Perle echter Poeſie enthält, iſt die nächſtfolgende Sammlung von Lingg's Gedichten, welche unter dem Titel „Vaterländiſche Balladen und Geſänge“ (München 1869) erſchien. Hier erheben ſich nur ein paar einzelne Lieder, wie „Der Wallfahrtspilger“, „Plinganſer“, „Die Windsbraut“, über das Niveau des dürftigſten Chronikſtiles; ſelbſt die Sprache iſt meiſtens hart und ungefüg, voll wunderlicher Verrenkungen der gebräuchlichen Satzkonſtruktion und voll proſaiſcher Wendungen. Das Gleiche gilt von den „Wanderungen durch die internationale Kunſtausſtellung in München“ (Ebendaſelbſt 1869), einem Stoffe, der an ſich freilich für die poetiſche Behandlung ſo ungünſtig wie möglich war. Hier ſtoßen wir auf unerhörte Wortbildungen, wie „Das lüſtre Weib“ (für „lüſterne“), und auf völlig unentwirrbare Satzbildungen, wie „Dort wo das Mauerwerk die Säule ragt“. Überhaupt iſt die Form der Lingg'ſchen Gedichte ſchon in den älteren Sammlungen häufig ſehr mangelhaft. Neben glücklich erfundenen Strophen und ſchwungvoll wogenden Rhythmen, zumal in den dithyrambiſchen Gedichten, begegnen wir ſeltſamen Verſtößen gegen alle Eurhythmik und völlig verfehlten Strophenbildungen, wie z. B. in dem Gedichte „Nimrod“ die letzte weibliche Verszeile unſäglich lahm nachſchleppt. Wer wird glauben, daſs die unſkandierbaren Verſe:

Wie lang ſchon trat Niemand mehr ein

oder:

Schlaf wohl, o Mutter, mein Troſt iſt

— wer wird glauben, daſs dieſe barbariſchen Anhäufungen von Moloſſen ſich in aller Unſchuld für jambiſche Zeilen ausgeben? Auch die Reime fließen bei Lingg keineswegs immer frei und zwanglos, wie ſchon das mitgetheilte Gedicht „Timur“ erkennen läſſt. Was will dort die erſte Zeile beſagen, daſs der Elefant „unter Jochen“ geht? Wie kann der Despot ſeinen Fuß aufs Haupt der Gangeskinder ſetzen, wenn derſelbe „im Bügel feſt“ ruht? Eben ſo wenig iſt es geſchmackvoll, auf eine gleichgültige Präpoſition zu reimen, wie in dem Gedichte „Päſtum“:

Brütend liegt der Mittag über
Päſtums öder Fiebergegend,
Schwüle Nebel niederlegend,
Selbſt die Sonne ſchimmert trüber.

Sehr oft läſſt ſich Lingg von dem Reim auf den Gedanken führen, wodurch letzterer, ſtatt von erſterem beleuchtet und erhellt zu werden, leicht eine ſchiefe Richtung erhält. So muſs in dem Gedichte „Hochſommer“ der Lenz ein „fahrender Schüler“ ſein, weil der Reim auf „ſchwüler“ dies Bild mit ſich bringt, und in der „Völkerwanderung“ (Buch III, S. 146) wird Afrika ganz unmotiviert „die braune Ziege“ genannt, nachdem Aſien in der vorhergehenden Reimzeile als „der Menſchheit Schoß und Wiege“ bezeichnet worden iſt. Verworrene Konſtruktionen, wie die folgende (in dem erwähnten Gedicht „Der Befreier“):

Mit Löwen und der Sphinx auf ihr
Erhebte bis zum goldnen Knaufe
Die ſchlanke Säule von Porphyr —

ſind bei Lingg keine Seltenheit. Schlimmer noch ſind Satzfügungen wie nachſtehende (in dem Gedicht „Der Gekerkerte“), deren Sinn zu enträthſeln dem Leſer mindeſtens ein gut Theil ärgerlicher Mühe verurſachen wird:

Schüttelnd an den Eiſengittern
Fühlt er, Well' an Welle Schall
Die Gefängniſſe durchzittern
In gewalt'gem Wiederhall.

Auch in der dritten Sammlung ſeiner Gedichte (Stuttgart 1870) ſtoßen wir noch auf einzelne Härten und Wunderlichkeiten. So iſt es uns mit beſtem Willen nicht möglich, die erſte Zeile der zweiten Strophe des folgenden kleinen Liebesgedichts zu verſtehen:

Leuchtender als Diamant,
Weißer als der Sylphe Schleier,
Brennt in mir, von dir entbrannt,
Das geheimnisvolle Feuer.

Halſ' und küſſe! — träum' indeſs der Leuchter!
Wenn die Morgenlüfte nahn,
Blickt aus deinen Augen feuchter,
Goldener der Tag mich an.

Im übrigen aber bezeichnet dieſe dritte Gedichteſammlung einen höchſt bedeutenden Fortſchritt Lingg's, ſowohl in Betreff der Wahl ſeiner Stoffe wie in der künſtleriſch reinen Behandlung der Versform. Der Dichter wendet ſich aus den Katakomben der Vergangenheit diesmal häufig mit ernſter Theilnahme den Kämpfen und Problemen der Gegenwart zu, deren Herzſchlag in Gedichten wie dem ſchönen „Lied an die Armen“, „Skolie“, „Die Harpyen“, „O laſſt uns noch den Glauben an die Herzen“, „Pfingſten“, „Ein Steuermann wohl möcht' ich ſein“ und manchem der formvollendeten Sonette kräftig und warm pulſiert. Auch von den hiſtoriſchen Romanzen dieſes Bandes gehören einige, wie „Heinrich der Finkler“ und „Friedrich und Ezzelin“, zu den vorzüglichſten ihrer Gattung und ſtellen ſich den glänzendſten Stücken der erſten Sammlung würdig an die Seite.

Die dramatiſchen Verſuche Lingg's haben niemals große Beachtung erregt, und zeugen in der That von geringer Kenntnis der Hauptanforderungen dramatiſcher Dichtkunſt. „Die Walkyren“ (2. Aufl., München 1865) hätten allenfalls einen vortrefflichen Operntext abgeben können, und der opernhaft bunte Wechſel des Versmaßes ſcheint darauf hinzudeuten, daſs dem Verfaſſer ſelbſt ein ähnlicher Gedanke vorſchwebte; aber die bizarre, rein äußerliche Verkettung der romantiſchen Fabel des Stückes mit den auf dieſelbe gänzlich einfluſsloſen Kämpfen der Gothen und Gepiden wider die Hunnen zerſtört jedes einheitliche Intereſſe und zerklüftet die Handlung in zwei völlig heterogene Hälften, von welchen die eine mit Nothwendigkeit die andere vernichtet. — Das Trauerſpiel

„Catilina“ (München 1864) krankt an dem Grundfehler, daſs ein ruchloſer Bube mit einer Rotte eben ſo ruchloſer Spießgeſellen unmöglich unſere Theilnahme gewinnen kann. Soll einmal Catilina der Held eines Dramas ſein, ſo dürfen nicht lediglich die Anklagereden Cicero's die Farben zu ſeiner Zeichnung liefern, ſondern der Dichter muſs, wie ſehr er dabei auch mit der hiſtoriſchen Überlieferung in Konflikt gerathe, ſeine Phantaſie aufs freieſte in Kontribution ſetzen, um uns nicht von vornherein einen ſchwarzen Teufel, ſondern erſt einen Lucifer vor ſeinem Falle zu ſchildern, und dann ſeinen Fall in ſolcher Art zu motivieren, daſs wir dem Helden ein menſchliches Mitleid zu bewahren im Stande ſind. Auch die Geſtalten Cicero's, Cato's und Cäſar's müſsten dann freilich mit energiſcheren Kontouren, als in dem Lingg'ſchen Stücke, hervortreten, wo ſie wenig mehr als hohle Schatten ſind. — Es iſt dem Dichter nachzurühmen, daſs er ſich ebenfalls in den nachfolgenden Dramen „Violante“ (1871), „Der Doge Candiano“ (1873), „Berthold Schwarz“ (1874) und „Macalda“ (1876) an intereſſante und große hiſtoriſche Stoffe wagt. Leider herrſcht jedoch in all dieſen Stücken ein peinliches Miſsverhältnis zwiſchen dem meiſt recht glücklich aufgebauten äußeren Gerüſte der Handlung, dem allgemeinen Plane, und der Ausführung im Einzelnen, deren Schwächen ſelbſt der begabteſte Schauſpieler kaum für den Moment verdecken wird. So hat in „Violante“ die Heldin erfahren, daſs ihr Gemahl durch den ſchwärzeſten Verrath ihren Bruder Manfred verderben will, daſs ſchon das Zeichen zum Einlaſs der Feinde in die Burg gegeben worden iſt, bei deren Andringen Manfred gefangen genommen werden ſoll. Jeder denkt mit Recht, daſs Violante nun keinen Augenblick verlieren wird, ihrem geliebten Bruder den tückiſchen Anſchlag zu enthüllen und ihn zu ſofortiger Flucht zu drängen. Statt Deſſen führt ſie erſt mit ihm ein langes zärtliches Zwiegeſpräch und läſſt ſich in größter Ausführlichkeit ſeine Pläne berichten, ehe ſie ihm den Weg zur Rettung zeigt. Von dem tiefſten Miſstrauen gegen ihren Gemahl erfüllt, läſſt ſie ſich dennoch arglos von ihm bethören, und auch Manfred ſchenkt den Verſicherungen des verrätheriſchen Richard, nachdem ihm längſt Deſſen verruchte Bosheit bekannt geworden iſt, den leichtfertigſten Glauben. Ein Spießgeſell Richard's, der Schurke Boſo, der gefliſſentliche Schürer ſeiner Eiferſucht und das bereitwilligſte Werkzeug ſeiner Intrigen, überraſcht uns plötzlich durch die Erklärung, daſs er nur aus Rache „die Rolle des Böſen geſpielt“, und fällt im Zweikampf als Ritter für Violanten, deren Gemahl er ſelbſt gegen ſie aufhetzte. Am gedankenreichſten iſt das dramatiſche Gedicht „Berthold Schwarz“, in welchem der kulturgeſchichtliche Hintergrund mit genialen Strichen und prächtigen Farben gezeichnet iſt; aber auch hier tritt, bei aller Fülle großartiger Ideen, der eigentliche Grundgedanke des Werkes in den unklar verworrenen Reden des Helden nirgends mit ſicherer Schärfe hervor, und der fauſtiſche Anlauf endet wie ein phantaſtiſches Schattenſpiel.

Wir haben jetzt noch von der umfangreichſten Schöpfung Lingg's, von ſeinem epiſchen Gedichte „Die Völkerwanderung“ (Stuttgart 1866—1868), zu reden. Nach allem bisher Geſagten wird einleuchten, daſs der Dichter durch ſeine Neigungen und durch die eigenthümliche Art ſeiner Begabung faſt mit innerer Nothwendigkeit auf dieſen Stoff geführt werden muſste, wie wenig ſich derſelbe auch in der von Lingg gewählten Form und Ausdehnung zur epiſchen Behandlung eignet. Ein Heldengedicht, das einen Zeitraum von 200 Jahren umfaſſt, verzichtet damit an ſich ſchon auf das erſte und unerläſslichſte Erfordernis jedes größeren Kunſtwerks: auf die Einheit des Intereſſes an den auftretenden Perſonen. Ja, noch mehr, indem Lingg ſich die Völkerwanderung faſt in ihrem ganzen Umfange zum Thema nahm, wechſeln nicht bloß die einzelnen Helden meiſt von Geſang zu Geſange, ſondern ſelbſt die Völkerſtämme drängen einer den andern von der Bühne; Gothen, Hunnen und Vandalen treten nach einander in den Vordergrund, die Scene verwandelt ſich unaufhörlich, wir fliegen von Rom nach Byzanz, vom Rhein und von der Moſel nach den Palmenküſten Afrikas und wieder zurück an den Tiberſtrand und Bosporus, nach Franken und der Lombardei; Das iſt ein Reiſen und Wandern, ein Schlachten und Morden, wo ſich das Einzelne mit geringer Abwechſelung ſtets wiederholt, und die Geduld des Leſers wie die Kraft des Dichters ſchließlich erlahmen muſs. Es iſt ein glänzendes Zeugnis für Lingg's Talent, daſs es ihm dennoch glückt, mit geringen Unterbrechungen das Intereſſe an der wechſelvollen Handlung faſt bis zum Ende des zweiten Buches in Athem zu erhalten. Namentlich im Anfang hat der Verfaſſer ſein Mögliches gethan, um durch Einflechtung geſchickt erfundener Epiſoden mehr als eine bloße Geſchichtschronik zu geben. Mit Ausnahme der unglücklichen Aufzählung aller römiſchen Kaiſer von

Auguſtus bis Julian, iſt der Prolog eine gedankenreiche und ſchwungvolle Ouvertüre des großen Völkerkoncertes mit ſeinen wilden Diſſonanzen, deren künftige Löſung freilich vom Dichter nur in einer rhapſodiſchen Viſion des letzten Geſanges flüchtig angedeutet werden konnte. Ein genialer Kunſtgriff iſt die Einführung der allegoriſchen Perſon des Hungers im erſten Geſange, wodurch die Anfangsurſache der Völkerwanderung im Innern Aſiens außerordentlich plaſtiſch dem Leſer ſich einprägt. Auch ſind in den verſchiedenen Geſängen des erſten Buches die epiſodiſchen Geſtalten ſehr glücklich benutzt, um die wechſelnden Ereigniſſe und die durch Zeit und Raum von einander geſchiedenen Perſonen ſo viel wie möglich in geiſtigen Konnex mit einander zu bringen und die Übergänge zu vermitteln. Im zweiten Buche feſſelt beſonders der fünfte Geſang, „Maximus und Eudoxia“, durch die ungemein lebendige Charakteriſtik der auftretenden Geſtalten. Im dritten Buche dagegen fällt Alles fragmentariſch aus einander, und nur noch die feſt gezeichneten Gegenbilder des kühnen Seekönigs Gelimer und des Weichlings Hilderich vermögen in den mittleren Geſängen wieder für eine Zeitlang das Intereſſe zu wecken. Daſs der Verfaſſer am Schluſſe durch die angehängte Greulepiſode der Rache Roſamundens den Eindruck der Sterbeworte Caſſiodor's verlöſcht, ſtatt mit einem verſöhnlichen Ausblick in die Zukunft zu enden, iſt ein entſchiedener Miſsgriff. Während die Sprache Lingg's ſich in der „Völkerwanderung“ nicht ſelten, wie in der Eingangsoktave, zu außergewöhnlicher Kraft und Schönheit erhebt, ſinkt ſie an anderen Stellen oftmals zu platter Proſa herab, und wir ſtoßen auf die ſeltſamſten Verrenkungen der Satzglieder, auf die unnatürlichſten Wortſtellungen, wie Bd. II, S. 105:

> Der dir verhaſste
> Dir ſagen läſst des Mundzuk tapfrer Sohn —

ſtatt: „Der dir verhaſste tapfre Sohn des Mundzuk läſst dir ſagen“). Oder man höre gar eine Strophe wie folgende (Bd. II, S. 97):

> „Ich will nicht dulden, daſs noch Blut verſpritzen
> Die eignen Knechte wider ſich und mich,
> Und auch euch Griechen kann es wenig nützen,
> Bei euch zu haben, wer von mir entwich,
> Denn welche Städte, welche Burg beſchützen,
> Und welche Mauer werden Die, die ich,
> Der ich hier Herr bin, anwies, zu zerſtören
> Und eher nicht, als ich will, aufzuhören.“

Selbſt auffällige Verſtöße wider die Grammatik kommen vor; ſo Bd. I, S. 287: „Er ritt in ein Ort“, oder Bd. II, S. 173: „Unwiderruflich an mein Loos betheiligt“. Daſs die Reimnoth Lingg auch hier oftmals zu manchen Abſonderlichkeiten verführt, wird nicht überraſchen. Er reimt unbedenklich: „beredter, Zeter, Retter,“ oder: „Mauern, Eberhauern, Trauer“; er bildet das Wort „Heldenmüthigkeit“, um auf „Streit“ und „gereiht“, oder „Todtenbläſſen“, um auf „Alpenpäſſen“ und „beſeſſen“ zu reimen; ja, er ſchreibt einmal ſogar (Bd. II, S. 162): „er ſchlaft“, weil es ihm an einem Reim auf „traft“ und „beſtraft“ gebricht. Des Reimes halber redet er von Staaten, deren Tag „ſich mündet“ (ſtatt „endet“), oder läſſt den Geiſt „Entwürfe ſprühn“, um dem Gegner „tauſend Netze zu erzweigen“, oder ſchiebt (wie Bd. II, S. 69, Strophe 2, die Appoſition: „nur allzu kenntlich“) überflüſſige und unpaſſende Füllwörter ein, die den Gedanken entſtellen. — Es verlohnte ſich ſchwerlich, dieſe Flecken zu rügen, wenn Hermann Lingg nicht ein zu bedeutendes Talent wäre und in anderen Fällen das Material der Sprache mit zu ſicherer Meiſterſchaft beherrſchte, als daſs er ſich geſtatten dürfte, ſo willkürlich über die feſtſtehenden Regeln der Kunſttechnik hinweg zu ſehen. Die zahlreichen Schönheiten ſeiner großartig angelegten und in vielen Theilen glänzend ausgeführten Dichtung würden ſicher dem Leſer noch weit mehr in die Augen ſpringen, wenn ſich der Verfaſſer entſchlöſſe, bei einer neuen Überarbeitung ſeines Werkes die ſprachlichen Härten und Unebenheiten zu tilgen, viel unnützen Ballaſt chronikenhafter Berichterſtattung über Bord zu werfen, und dadurch die Bedeutung der Hauptgeſtalten und Ereigniſſe in ein ſchärferes Licht zu rücken.

Robert Hamerling.

Der überraſchend große Erfolg, deſſen ſich die epiſchen Dichtungen von Robert Hamerling erfreuten — „Ahasver in Rom“ erlebte in drei Jahren ſechs, „Der König von Sion“ in einem einzigen Jahre ſogar vier Auflagen — reizt uns, die bisherige poetiſche Entwicklung eines zu ſo ehrenvollem und wohlverdientem Rufe gelangten Schriftſtellers in ihrem geiſtigen Zuſammenhange zu betrachten. Die Aufgabe des Kritikers iſt im vorliegenden Fall um ſo dankbarer, als der Entwicklungsgang Hamerling's, wie ungewöhnlich und befremdend derſelbe auf den erſten Blick erſcheinen mag, ein innerlich durchaus folgerichtiger, von Stufe zu Stufe kühn emporſchreitender war.

Das erſte Auftreten des Dichters fällt in die trübe Reaktionszeit der fünfziger Jahre. Am 24. März 1832 zu Kirchberg am Walde in Niederöſterreich von armen Eltern geboren, fand der aufgeweckte Knabe vermögende und einfluſsreiche Gönner, durch deren Unterſtützung es ihm möglich ward, nach Abſolvierung der Gymnaſialſtudien die Wiener Univerſität zu beziehen, um ſich der mediciniſchen Laufbahn zu widmen. Die politiſche Bewegung von 1848 erfüllte den achtzehnjährigen Jüngling mit begeiſterten Hoffnungen, er trat in die akademiſche Legion, und muſste ſich, da er an den Kämpfen der Oktobertage thätigen Antheil genommen, nach dem Einzuge von Windiſch-Grätz eine Zeitlang verſteckt • halten. Seinen Studien zurückgegeben, widmete er ſich dann, die Medicin hintanſetzend, mit Eifer philoſophiſchen und philologiſchen Studien, ſah ſich aber bald durch häusliche Verhältniſſe genöthigt, eine Hilfslehrerſtelle am akademiſchen Gymnaſium zu Wien anzunehmen, von wo er erſt nach Graz und 1855 als Profeſſor an das Gymnaſium zu Trieſt verſetzt wurde. Im Herbſt 1866 bewog ihn zunehmende Kränklichkeit, ſein Amt niederzulegen, und er weilt ſeitdem wieder in Graz, ausſchließlich mit poetiſchen Arbeiten beſchäftigt.

Die einſame und freudloſe Jugend, welche Hamerling verlebt hatte, und die ſchweren politiſchen Enttäuſchungen, welche dem Freiheitsrauſche des Revolutionsjahres folgten, warfen einen finſteren Schatten in das erregbare Dichtergemüth. Zeit und Schickſal begünſtigten gleich ſehr eine tiefe Einkehr in das eigene Herz, das mit inbrünſtiger Treue den Glauben an die hohen und heiligen Ideale feſthielt, von denen die realiſtiſche Richtung des Zeitalters ſich weiter und weiter entfernte. In den erſten Dichtungen Hamerling's überwiegt daher eine philoſophiſch reflektierende Stimmung, die nicht ſelten den Charakter des Liedes durch das Hervorkehren didaktiſcher Tendenzen trübt, und von einer ſchwermüthigen Trauer gefärbt iſt. Der „Sangesgruß vom Strande der Adria“ (Trieſt 1857), welchem ein Jahr ſpäter die „Venus im Exil“ folgte, erregte zwar hie und da die Aufmerkſamkeit der Kritik durch den ſchmelzenden Wohllaut der Verſe, ſchlug aber im Ganzen noch zu unklare, traumhafte, der Romantik verwandte Töne an. Verſtändlicher prägte die Weltanſchauung des Verfaſſers ſich in dem allegoriſchen Gedichte „Venus im Exil“ aus; doch widerſtrebte der vorwiegend philoſophiſche Stoff durch ſeine abſtrakte Natur jeder Möglichkeit einer rein künſtleriſchen Bewältigung. Hamerling erklärt freilich in einer den Gedankengang ſeines Gedichtes reſümierenden Bemerkung: daſs ſich in letzterm „weniger eine beſtimmte philoſophiſche Tendenz, als das Bild menſchlichen Strebens in ſeinem Verlaufe“ darſtellen wolle; aber ſchon die Nothwendigkeit ſolcher Erläuterungen verräth den Grundfehler der Kompoſition. Durch das Hineinziehen ſagenhafter Elemente ward nicht viel gebeſſert; denn die Geſtalt der Venus gewinnt nirgends ein plaſtiſches Leben, ſie huſcht wie ein Schatten vorüber und ſpricht lehrhaft myſtiſche Worte, deren Enträthſelung nur den grübelnden Verſtand beſchäftigt, aber der Phantaſie keine Nahrung giebt. Der Held des Gedichtes iſt, wie geſagt, der ſtrebende Menſch, welcher aus dem Schmerz kreatürlicher Beſchränkung allmählich durch das im Sehnſuchtstraum erſchaute Ideal vollkommener Schönheit und Liebe die Stufenleiter der Vollendung hinangeführt wird, bis er in einer Viſion ſeiner Todesſtunde endlich in der Theilnahme am Allleben, in dem bewuſsten Aufgehen ſeines Einzelwillens in die Harmonie des Weltganzen, ſeine Verſöhnung findet. Es ergeht Hamerling, wie es noch faſt Jedem ergangen iſt, der abſtrakte philoſophiſche Stoffe poetiſch zu behandeln unternahm — man denke, um nicht von ältern Beiſpielen zu reden, nur an Shelley's „Königin Mab" und „Die Empörung des Islam", an Tiedge's „Urania", Sallet's „Schön Irla", oder „Das Hohelied" von Titus Ullrich: — die Klage, „der Schmerz des Alls, nur Kreatur zu ſein," läſſt ſich, weil von jedem höherſtrebenden Gemüth mitempfunden, in herzbewegliche dichteriſche Form bringen: aber das aus himmliſcher Wolke herabwinkende Erlöſungsbild, das Ideal höchſter, zu göttlicher Potenz geſteigerter Vollendung, ſpottet jeder künſtleriſchen Darſtellung. Die Kraft des Dichters erlahmt, gleich der Kraft des Rieſen Antäus, ſo bald ſie den Grund der mütterlichen Erde verläſſt und in die Regionen eines Luftreichs emporſchweift, das ſie nur noch mit farbloſen Begriffen bevölkern kann. Selbſt die Sprache Hamerling's, welche ſich im erſten, zweiten und vierten Geſange auf Rhythmen von berauſchender Schönheit wiegt, ſinkt im dritten und fünften Geſange häufig zu proſaiſcher Nüchternheit herab, weil eben kein irdiſches Wort genügt, die Sphärenmelodie der Welten nachzuhallen.

In dieſer halbvergeſſenen, aber für Hamerling's Auftreten höchſt bedeutungsvollen Jugendſchöpfung hatte der Poet, ſo zu ſagen, ein dichteriſches Lebensprogramm aufgeſtellt, das er bei ſeinen ſpäteren Produktionen unverrückbar im Auge behielt, ſo ſehr er ſich auch nachmals in der ſicheren Wahl ſeiner Stoffe und in der Beherrſchung der künſtleriſchen Mittel vervollkommnete. Das zuerſt 1860 und ſeitdem in fünf ſtark vermehrten Auflagen erſchienene Liederbuch „Sinnen und Minnen" iſt gleichſam eine Sammlung lyriſcher Variationen über denſelben Text. Hier aber tritt die philoſophiſche Reflexion weit glücklicher meiſt als Stimmung und Gefühl an uns heran, die ſchwerfällige Allegorie weicht dem klaren, bedeutungsvollen Symbol, und in immer neuen Weiſen verſteht der Dichter ſeiner Sehnſucht nach einer harmoniſchen Löſung der groſsen Welträthſel den tiefſinnigſten und melodiöſeſten Ausdruck zu geben. Dies raſtloſe Streben, „im ewig Schönen das enge Sein zu erweitern," dies anfänglich traumdunkle, bald aber klarbewuſste Wandeln auf den Spuren des Ideals verleiht den Liedern Hamerling's einen elfenhaft zarten, ätheriſchen

Duft, wie er uns höchſtens noch aus einzelnen Gedichten von Shelley und Keats entgegenhaucht.

Wir haben ſchon erwähnt, daſs in den älteren dieſer Lieder, welche hier zum Theil wieder abgedruckt wurden, eine ſchwermuthvolle Trauer den Grundakkord bildet. Edel ſpricht Hamerling Dies am Schluſſe des „Waldgangs im Herbſte“ aus:

Müdigkeit und herbſtliche Trauer
Weht ins Herz mir der Genius der ſinkenden Zeit;
Doch er übergießt die Blüthen des Lieds mir
Mit der Wehmuth ſüßeſtem Schmelz.

Weil die Wirklichkeit nüchtern und kalt iſt, weil das realiſtiſche Streben der Gegenwart überall des Anreizes der Schönheit entbehrt, überkommt den Dichter inmitten des lärmenden Getriebes eine bange Sehnſucht nach Ruhe, nach weltabgeſchiedener Einſamkeit und Tod. Am liebſten flüchtet er ſich ans Herz der Natur, die er pantheiſtiſch belebt. Der unendliche blaue Äther lockt ihn mit ſüßer Gewalt, aus der Krone des Baumes rauſcht es ihm wie Engelsſchwingen über dem Haupte, die Sterne locken ihn, aufwärts zu wallen in himmliſches Gefild. Wolken und Sterne, Vögel, Blumen und Wellen ſind ihm Bilder ſeiner Sehnſucht, Symbole ſeines eigenen idealiſtiſchen Schönheitsdranges. Die Roſe wirft er ins Meer, hoffend, daſs die Wellen ſie ins Wunderland ſeiner Träume hintragen; im perlenden Schaum des Champagners ſieht er die Geiſter des Lichts ſich aus telluriſcher Schwere entbinden; jeder Vorgang des Naturlebens erſchließt ihm ein analoges Geheimnis der Menſchenbruſt. Ein Beiſpiel ſolcher poetiſch zarten Symboliſierung der Natur iſt nachfolgendes Gedicht, das, wie Heine's Lied vom Fichtenbaum und der Palme, natürlich auf Zuſtände der Menſchenſeele bezogen ſein will, aber dieſe Beziehung eben ſo wenig betont, als es ihrer nothwendig bedarf, um verſtändlich und ſchön zu ſein.

Die beiden Wolken.

Eine Wolke ſeh' ich wandern,
Eine Wolke ſeh' ich ziehn;
Hoch und ferne von den andern,
Hoch und heiter ſchwebt ſie hin.
Abendſonnenglanz umzittert
Ihre Ränder rein und hold,
Bis, von Himmelshauch umwittert,
Sie zerrinnt in Äthergold.

Eine andre ſeh' ich ſchweben
Tief und ſchwer am Bergeshang:
Ach, es lockt des Thales Leben
Sie mit allzu holdem Zwang!
Ärmſte, nicht an Sonnenküſſen,
Ahn' ich, wirſt du zart verwehn:
Wohl in bittern Thränengüſſen
Wirſt du ſtrömend niedergehn!

Überall offenbart ſich in Hamerling's Liedern ein wunderbar tiefes Naturgefühl, mag er uns nun das heitere Erwachen der Frühlingswelt, das ſtürmiſche Brauſen des Gewitters, die ſtürzenden Waſſer der Bergſchlucht und das Abſterben der Natur bei einem Herbſtgang durch die heimatlichen Wälder, oder die geheimnisvollen Zauber des Meers ſchildern, wie ſie den Blick der erſten Menſchen mit lockendem Grauſen anzogen, und heute noch, wie mit Sirenengeſang, alles Sehnen in der Menſchenbruſt erwecken, ohne doch die Gluth des Herzens zu ſtillen:

Einſt träumt' ich in Waldgrün, nun träum' ich am Meer:
Rauſcht heran denn, ihr Wogen, mein Herz iſt ſo ſchwer!
Ach, das Sehnen der Waldnacht, ihr verſchollenes Weh,
Es erwacht mir noch einmal an der flüſternden See.

Einſt folgt' ich dem Bergſtrom, nun wandr' ich am Strand:
Goldſchimmer umlodert Meer, Himmel und Land;
Doch es ſpiegelt der Strahl ſich, der im Weſten verſinkt,
In der Thräne der Wehmuth, die im Auge mir blinkt.

Einſt ſchmiegt' ich ins Moos mich, nun wiegt mich die Fluth:
Doch nimmer im Herzen entſchlummert die Gluth;
Wie über dem Mooſe, ſchwebt über dem Schaum
Verlockend des Glückes urewiger Traum.

Derſelbe idealiſtiſche Zug, welcher durch Hamerling's Naturbetrachtung geht, charakteriſiert ſeine Liebeslieder. Auch hier iſt es das Ideal höchſter Vollkommenheit, welches er ſucht, Venus Aphrodite und Venus Urania in einer Perſon, die holde Braut, von welcher die Roſen und Sterne ihm Grüße bringen, und deren ſüßes Bild ihm allenthalben vor der Seele ſteht, ohne doch jemals in leibhaftiger Wirklichkeit Geſtalt zu gewinnen:

In Wüſten hallt mein Ruf zurück
Vom Fels in Sehnſuchtsweh:
Gieb, weite Erde, mir mein Glück,
Gebier ſie, tiefe See!
Sie ſuchend irrt' ich hin und her
Bis an des Meeres Saum;
Umſonſt! die Welt iſt öd und leer –
Es war ein ſchöner Traum!

Was der Dichter einſt in ſeiner „Venus im Exil“ ausgeſprochen, daſs jedes Idol, an das Ideal gehalten, erblaſſen muſs, bewahrheitet ſich ihm traurig im eigenen Leben; bei jedem Liebesverhältnis ängſtigt ihn von vornherein der Gedanke an das Ende, ihn quält die geheime Furcht, daſs das Bild, welches er jetzt auf lichtem Schilde erhebt, morgen wie Nebel erbleichen wird, „kalt weht ihn an als eine ſchöne Lüge, was erſt wie Himmelszauber ihn getroffen“, und ſchmerzlich ruft er aus:

Ich will ja Nichts, als ſchaun ein wahrhaft Schönes,
Und wär' es auch nur, um dafür zu ſterben!

Charakteriſtiſch für dieſen edlen und reinen Idealismus, der bei aller Zartheit doch nichts Weichliches hat, ſondern den Geiſt zu immer höherem Streben beflügelt, iſt die wehmüthige Grabſchrift, welche ſich Hamerling in der hoffentlich irrigen Ahnung eines frühzeitigen Todes gedichtet hat:

Der ich der Liebe Panier entrollt und gedeutet der Roſe
  Purpurſchrift, und das Reich ſeliger Schöne geahnt,
Ferne der Lieb' und Freude, des Glücks jungfräulicher Herold,
  Einſam lebt' ich, und früh ging ich den düſteren Weg.

Es kann nicht überraſchen, daſs ein ſo zart beſaitetes Herz ſich in der politiſch windſtillen Zeit der Reaktion und des ſelbſtſüchtigen Materialismus wenig aufgelegt fühlte, dem Zeitgeiſt zu huldigen und ſein Lied in den Dienſt dieſer oder jener der kämpfenden Parteien zu ſtellen. Mit Spott, Zorn und Trauer wendet der Poet ſich von einem Geſchlechte ab, das nur Freude am Metallgeklimper des Geldes und am Heroldsruf der Tagesfehde hat, nicht aber den Sabbathsglockenklang reiner Schönheit zu hören begehrt. Im rauhen Tagwerk des Nordens ſieht er den Sinn für Formenzauber im Liede und ideale Schönheit im Bilde faſt erloſchen; die Göttin, die in helleniſchen Tempeln roſenbekränzt, voll ſtrahlender Liebespracht glänzte, ward in der froſtigen Wildnis des Nordens zum ſpukhaften Traumgebilde, zur geſtaltloſen Tochter des Schaumes, die nächtlich den lebensfrohen Jüngling bethört und in unſelige Tiefe verlockt — im Süden aber, ſo träumt der Dichter, ſteht ſie noch, prangend im Sonnenglanz, auf hohem Altar; hier klingen noch die Lüfte von Rhythmen, hier tönt noch, weltunbekümmert, anmuthiger Herzempfindung klangfrohe Muſik, und berauſcht ihm die Seele. Ein Sklave der Schönheit, deren Evangelium ihn eins dünkt mit dem der Zukunft, weiht er ſich ihr zum Apoſtel und Propheten, und mit Recht proteſtiert er dagegen, daſs dieſer Schönheitskultus ein müßiges Spiel, ein thatloſes Schwärmen ſei. Wie ein anderer öſterreichiſcher Dichter, Moritz Hartmann, als er, von heimiſcher Erde verbannt, Angeſichts der blauen Fluthen des Genferſees ſein liebliches Idyll „Adam und Eva" ſchrieb, von demſelben Gedanken bewegt wurde:

Jegliches Lied, das friedlichſte ſelbſt, iſt ein Hymnus der Freiheit:
Denn was wäre ſie ſonſt, die Freiheit, wenn nicht das Schöne?

ſo rechtfertigt auch Hamerling die „goldnen Spiele ſeiner Rhythmen" mit ähnlich lautenden Worten:

Jeder Klang, der nach dem Schönen
Lockend hin die Herzen zieht,
Klingt der Zukunft echten Söhnen
Rauſchend als Tyrtäuslied:
Als ein Schrei der Kampfestriebe,
Den, indeſs der Feind noch kämpft,
Wunderſam die ew'ge Liebe
Schon zur Melodie gedämpft.

Die meiſten der Hamerling'ſchen Gedichte ſind inſofern echte Lieder, als faſt in jedem derſelben ein einfaches, durch keinen ironiſchen Pointenwitz geſtörtes Gefühl oder ein beſtimmter, ſcharf abgeſchloſſener Gedanke ſich ausklingt. Selbſt die Oden und Hymnen, deren dithyrambiſcher Schwung ein gelegentliches Abſchweifen vom logiſchen Pfad eher zuließe, ſind von eben ſo durchſichtiger Klarheit der Form, wie die Sonette oder die kleinen ſangbaren Lieder. Überall zeigt Hamerling eine Meiſterſchaft in der Behandlung der künſtleriſchen Technik, durch welche er ſich Platen und Geibel unmittelbar an die Seite ſtellen würde, wenn nicht die Unreinheit der Reime hie und da unangenehm auffiele; doch zeigt ſich auch hier ein bedeutender Fortſchritt in den ſpäteren Gedichten. Dem ungewöhnlich reichen Wechſel der Rhythmen und Metren ſehen wir es leicht an, daſs der Verfaſſer ſich an den beſten Muſtern der alten und neuen, vor Allem auch der romaniſchen Literaturen, gebildet hat, ohne daſs ſeine Originalität dadurch verwiſcht worden wäre. Schon die Selbſtändigkeit der Gedanken bewahrt ihn meiſt vor der Gefahr direkter Nachahmung; nur von den Einflüſſen Heine's, die in manchen Gedichten der erſten Auflage von „Sinnen und Minnen" ungebührlich ſtark hervortraten, ſcheint er ſich noch nicht gänzlich befreit zu haben.

Am wenigſten gelingen dem Dichter die Balladen. Wenn wir „Sankt Baſilius in der Hölle" und „König Moor" ausnehmen, ſo findet ſich in der ganzen Sammlung kaum ein Gedicht, aus welchem ſich hätte erkennen laſſen, daſs Hamerling gerade für das Epiſche ein hervorragendes Talent beſitzt. Ihm ſelber ſcheint Dies aufgefallen zu ſein, denn er ſchickte der erſten Auflage einen Prolog voran, in welchem er zugeſtand, daſs ſein Geſang bis jetzt „arm an Stoffen und Geſtalten“, nur „ein holdbewegtes Tongewog, kein Bilderſaal“ ſei. In der That lag die Befürchtung nahe, daſs dieſer Elfengeiſt, ähnlich wie Shelley, mit dem er eine unleugbare Verwandtſchaft beſaß, niemals zu einer plaſtiſchen Geſtaltung ſeiner ätheriſchen Gedanken in einem größeren Kunſtwerk gelangen werde, ſondern lediglich auf die ſchwungvoll getragenen Formen der Lyrik angewieſen ſei. Zu dieſen drängte es ihn offenbar mit innerer Gewalt; in der Ode, im Hymnus, in der Elegie rang er ſchon jetzt um die Palme mit den beſten ſeiner Vorgänger — aber welche künftige Frucht verhieß dieſe ſenſitive Blüthe zu tragen, die faſt gleich der blauen Blume der Romantik einſam auf dem Waſſer ſchwamm und vor jeder Berührung der realen Welt keuſch und bang in ſich ſelbſt zurückſchauerte? Ja, zuweilen, in ſternloſen Nächten, erſchien dem Dichter bereits die ganze Welt wie ein Todtenreich und das Leben wie eine gleißende Lüge, die aus den Grüften des Nichts in die Dämmerung des irdiſchen Tages emporgeſtiegen; Zweifel ſchlichen heran, bang und quälend, wie ſie in folgendem Gedichte laut wurden:

Die Ideale.

Bilder ſchöneren Seins, die ihr in Wolken ſchwebt,
Seid ihr's werth, daſs man euch haſcht, und den flüchtigen
Blüthenkranz des Genuſſes
An die Hörner des Mondes hängt?

Oder ſeid ihr vielleicht Schatten, die matt und kühl
Ins unendliche Nichts werfen die farbigen
Prachtidole des Lebens,
Deren Schimmer auf Erden blüht?

Solche Zweifel waren zuerſt freilich nur vorübergehend, aber ſie kehrten doch oftmals wieder, und Hamerling hat mit Unrecht, wie uns dünkt, faſt jede Spur derſelben aus den neueſten Auflagen ſeines Liederbuchs ausgemerzt, ſogar einſchließlich der tröſtlichen, an den „letzten Dichter“ Anaſtaſius Grün's erinnernden Antwort, welche er den ängſtlichen Seelen ertheilt, die, inmitten des realiſtiſchen Treibens der heutigen Welt, Alles, was ſchön und ideal iſt, ſchier auf immer geſtorben wähnen:

Und dennoch mahn' ich: Fürchtet Nichts! Denn wiſſet, daſs nicht eher
Der Ideale Todestag in dieſem ird'ſchen Thal iſt,
Bis nicht verſtrömt auf immerdar der Duft der letzten Roſe,
Bis nicht des Lenzes leicht Gewand, ſtatt grün und blumig, fahl iſt;
Nicht eher, bis verhaucht das Lied der letzten Philomele,
Und bis der letzte, blühendſte der Rebenhügel kahl iſt;
Nicht eher, bis verblüht das Roth der letzten Purpurlippen,
Und in des letzten Mädchens Aug' verglüht der letzte Strahl iſt.
Der Ideale Duft entſteigt der Blume des Realen,
Drum fürchtet Nichts, ſo lang' beſetzt des Lebens goldnes Mahl iſt!

Je weniger Hamerling Anfangs mit ſeinem ſchönheitstrunkenen Idealismus bei der Menge ſeiner Zeitgenoſſen Gehör fand, deſto elegiſcher wurden ſeine Weiſen. Schon die erſte Auflage ſeines Liederbuchs enthielt die finſtere Viſion einer „Todtenſtadt,“ wo alles Leben dem Götzen des Erwerbs zum Opfer gefallen iſt. In einer ähnlichen Viſion gipfelt auch das „Schwanenlied der Romantik,“ welches gegen Ende des Jahres 1862 erſchien. In den ſchönſten Nibelungenſtrophen, welche hier in origineller Anwendung als elegiſches Versmaß benutzt ſind, variiert Hamerling die Klage über den einſeitigen Materialismus ſeines Zeitalters. Der Dichter beſteigt bei anbrechender Nacht die Gondel und fährt auf den Lagunen Venedig's zum Meere hinaus; die im Mondglanz ſchimmernden Palläſte der alten Dogenſtadt erinnern ihn an die Zeiten, in denen Herzensfriſche und ein göttlicher Drang nach Lebensſchöne dieſe Prachtkoloſſe erſchuf. In romantiſchen Erinnerungen der Vergangenheit ſchwelgend, vernimmt der ſinnende Träumer die Stimme der Gegenwart, welche, den Zauber der Kunſt und Schönheit verachtend, mit ſtolzem Selbſtgefühl die Macht des Wiſſens, die Fortſchritte der Induſtrie und Bildung rühmt, indeſs ihr das Ideal des Herzens als hohler Wahn erſcheint. Ein entſetzliches Bild der Zukunft ſteigt vor dem geiſtigen Auge des Dichters empor — ein Bild, das an dämoniſch ergreifender Kraft kaum von den kühnſten Erfindungen Dante's überboten wird:

Kommen wird der Tag einſt, kommen wird die Stund',
Wo, wie des Mondes Scheibe, der Erde wüſtes Rund
Als ausgebrannte Schlacke dahin im Äther rollt,.
Wenn des Gerichtes Donner verzehrend drüber ausgegrollt.

Doch nicht mit Einem Male breitet der Todesflor,
Der gelbe, ſich über den Erdkreis. Wegſchwindet zuvor
Der Schmelz von den Blumen, vom Meere Sonnenduft
Und Ätherblau, der heitre Goldſchimmer aus der Sommerluft,

Und aus dem Menſchenauge der mildfeuchte Glanz,
Der vom Herzen quillet, der Silberperlenkranz
Heil'ger Herzempfindung, welcher lind und lau
Den dürren Staub der Erde befeuchtet ſonſt mit Himmelsthau.

Kein Engelsfittig rauſcht dann mehr im Hain, empor
Ragen ſtumm die Wipfel, ihrer Liſpel Chor
Weiſs Nichts mehr zu ſagen, der Waldbach ſucht
Klanglos und grollend den öden Weg zur finſtern Schlucht.

Es ſehnt nach Mond und Sternen ſich nimmermehr die See;
Träg in ihren Tiefen liegt ſie, von der Höh'
Küſst den verſumpften Spiegel die goldne Sternengluth
Sie wieder; Peſthauch brütet und Schwüle ſtumm auf ihrer Fluth.

Öde liegt die Erde, öde liegt das Meer,
Öde liegt der ehrne Himmel drüber her;
Des Mondes Auge ſieht man ſtrafend niederſchaun,
Daſs durch das Herz der Erde geht ahnungsſchwer ein banges Graun.

Und von den kreiſenden Sternen tönt ein Chor herab,
Wie ein Todtenhymnus um ein offnes Grab;
Der erbebenden Erde iſt ein grauſer Fluch
Die Harmonie der Sphären, ein mahnend ernſter Richterſpruch.

Stumm ſonſt brütet Alles, und klänge wo ein Ton
Noch von verlorner Schöne, begleitete der Hohn
Der Hölle ſein Verzittern, und wie ein ſchneidend Erz
Durchführ' er qualerregend des Lauſchers gottverlaſſenes Herz.

Denn nur des Lichtes Söhnen klingt Schönes ewig hold,
Des Dunkels Brut vernimmt es zitternd und grollt,
Geheim im Buſen ſchaudernd, weil ſchamroth vor dem Strahl
Des Schönen ſich Unſchönes verzehren muſs in herber Qual.

So, immerdar unſelig, aller Schöne fern,
Hinrollt die bange Erde, ein ausgelöſchter Stern,
Bald im ew'gen Geiſte vergeſſen, ungewuſst,
Und hinweggeſtoſsen, Natur, von deiner Mutterbruſt!

Wie Geier oder Rabe in Öden, unbelebt,
Hoch über einem ſchwarzen verſchlammten Waldſee ſchwebt,
So, nachdem verſieget iſt der Liebe Born,
Kreiſet ob den Sümpfen auf dunklen Fittigen der Zorn;

Und wie auf Bergesgipfeln grollende Wetter ſtehn —
Stumm iſt der Wald und reglos, und nur die Wolken gehn
Am finſteren Nachthimmel dahin: — ſo, des Gerichts
Gewärtig, hängt die Erde, vor Schauder ſtumm, am Rand des Nichts.

Bei aufgehendem Morgenroth jedoch wird dies graunvolle Nachtgeſicht durch einen freundlicheren Blick in die Zukunft wieder aus der Seele des Dichters verſcheucht; ein ſchöneres Traumbild der Sehnſucht dämmert in ihm auf als einſtiges Ziel der Menſchheit — (freilich nicht erreichbar für ein Geſchlecht, das in ſchlaffer Genuſsſucht und ſchalem Dünkel die Tempel des Ideales ſtürzt und mit nüchternen Worten des Verſtandes den berechtigten Drang des Herzens zurückweiſt. Mit dem heiligen Ernſte des Sehers ermahnt der Poet ſchließlich ſein deutſches Vaterland, nicht um materielle Güter und um den Schein äußerer Macht das Banner der Idealität zu verlaſſen, das ihm länger als ein Jahrtauſend voranleuchtete.

Wenn wir noch der aus dem Jahre 1863 ſtammenden Kanzone „Germanenzug“ gedenken, in welcher die Miſſion des deutſchen Geiſtes in ähnlicher Tendenz, aber in etwas doktrinärem Tone, erläutert wird, ſo ſind wir damit an das Ende der erſten Periode von Hamerling's dichteriſcher Thätigkeit gelangt. Ein Fortſchritt auf dieſem Wege war, wie bereits angedeutet, nicht leicht mehr möglich. In allen bis jetzt genannten Dichtungen war der Verſuch gemacht, die Schönheit und Herrlichkeit des Ideals poſitiv zu feiern. Das konnte, wie Hamerling ſelbſt zuweilen empfand, nur dadurch annähernd gelingen, daſs der Dichter ſich, nach Art der Romantiker, geſchloſſenen Auges in eine ideale Traumwelt verſenkte, und die ihn umgebende Wirklichkeit als eine feindliche Macht anſah, mit welcher es für ihn keine Gemeinſchaft gab. Seine Lieder hatten daher etwas hymnenartig Verzücktes, nebelhaft Verſchwimmendes, ſie erſchienen arm an plaſtiſcher Geſtaltung, und die Klage, mit welcher er ſein „Schwanenlied“ geſchloſſen hatte, daſs ihm nicht die Vollgewalt des Geſanges verliehen ſei, welche unwiderſtehlich das Herz der Mitwelt durchhalle, ſchien eine trübe Wahrheit zu enthalten. Aber auch die Wendung welche die Muſe Hamerling's einſchlagen muſste, um ſich den Weg zu einer neuen fortſchreitenden Entfaltung ihrer eigenthümlichen Kräfte zu bahnen, ſcheint der Dichter ſchon frühe inſtinktiv geahnt zu haben; denn wir finden in dem lyriſchen Anhang zur „Venus im Exil" folgenden charakteriſtiſchen Zuruf, der den Unterſchied Hamerling's von den Romantikern älteren Schlages deutlich erkennen läßt:

Mit dem Strome.

Ewig, ach, in weite Fernen,
Über Länder, über Meere,
In die Höhe, zu den Sternen
Strebt das Auge, ſtrebt der Sinn;
In der Bruſt der Sehnſucht Speere,
Die wir nicht verwinden lernen,
Starren wir ins ewig Leere
Nimmermüden Dranges hin.

Und wir ſuchen, und wir ſchauen
Ewig nach den goldnen Zinnen
Der Unendlichkeit im Blauen,
Fragen nach dem reinen Glück;
Flügel möchten wir gewinnen,
Doch zu den verlaſſnen Auen
Kehrt das Sinnen, kehrt das Minnen
Ewig leer und arm zurück!

In den vollen Strom des Lebens
Stürze dich, nicht einſam grollend;
Schwimmend wandelſt du des Strebens
Mühn dir in ein holdes Spiel;
Seiner Fluth Vertrauen zollend
Schwimme hin — nicht iſt's vergebens!
Ihre ſichren Bahnen rollend
Trägt ſie dich ans goldne Ziel.

Lange ſträubte ſich die keuſche Muſe Hamerling's, den entſcheidenden Schritt zu thun, aus der Wunderwelt ihrer ſtillen Träume, aus den Ätherhöhen dithyrambiſcher Schönheitsverzückung in das aufgeregte Meer irdiſcher Kämpfe hinabzuſteigen. Um ſo bewundernswerther iſt die Sicherheit und Kühnheit, mit welcher ſie ihn doch endlich that. In der epiſchen Dichtung „Ahasver in Rom," deſſen erſte Auflage gegen Ende des Jahres 1865 erſchien, ſteht Hamerling plötzlich auf vollſtändig feſtem, geſchichtlichem Boden. Hatte ſeine Poeſie bisher wie ein lichter Seraph ſich auf den Wolken der Abendröthe gewiegt und in trunkenen Pſalmodieen die unentweihte Herrlichkeit der Schöpfung geprieſen, ſo war ſie jetzt auf die ſchuldbefleckte Erde hinabgeſchwebt, um die geiſtigen Kämpfe der Menſchheit mit der Fackel des Ideals zu beleuchten. Für die melodiſch weichen Klänge reiner Schönheit ſchien das heutige Geſchlecht unempfindlich und taub geworden zu ſein; ein ſtärkeres Reizmittel, als die elegiſche Klage, war nöthig, es aus ſeinem apathiſchen Stumpfſinn emporzuſchrecken. In der Schilderung des neroniſchen Übermuthes — Das iſt die Bedeutung des „Ahasver in Rom" — hielt der Dichter ſeinem Zeitalter einen finſteren

Spiegel vor, deſſen Anblick auf den frivolen Realismus der Gegenwart die verſteinernde Wirkung eines Meduſenſchilds üben ſollte. Der Poet wollte warnen und ſchrecken, indem er in dieſem Spiegelbilde den Abgrund des Verderbens enthüllte, dem eine Geſellſchaft entgegen taumelt, welche in maßloſer Selbſtſucht jedes Göttliche über Bord geworfen hat, und mit dem Verzicht auf alles höhere Streben zugleich die Fähigkeit wahres Genuſſes verlieren muſs. Es iſt ſchwer begreiflich, wie die Kritik dieſen ethiſchen Grundgedanken der Dichtung, welcher mit unzweideutiger Klarheit aus dem ganzen Verlaufe der Handlung hervorblickt, zum Theil überſehen und den Verfaſſer eines laſciven Behagens an der Schilderung ſinnlich aufregender Scenen beſchuldigen konnte. Allerdings ſind die Orgien des Bacchanals in den kaiſerlichen Gärten, die Reize der Agrippina und Poppäa, das Feſtgelag im Marmorpalaſte Nero's mit glühenden Farben gemalt — aber wie läſſt ſich die unheilvoll verlockende Macht der Sünde wirkſam ſchildern, wenn ſie ihres Hauptreizmittels, der ſchwülen Bethörung der Sinne, entbehren ſoll? Man hat dieſe Schilderungen Hamerling's, ziemlich unpaſſend, mit dem bekannten Makart'ſchen Bilde „Die ſieben Todſünden“ in Vergleich geſtellt; ſo gering die Vergleichspunkte ſind, weiſt immerhin in beiden Werken ſchon die Beleuchtung den Vorwurf der „Unſittlichkeit“ zurück. Das fahle, grünliche Licht der Verweſung, welches auf den üppigen Frauengeſtalten des Makart'ſchen Gemäldes ruht, bewahrt den Beſchauer desſelben ſo ſicher vor jedem Anreiz wollüſtiger Empfindung, wie die unheimlich ſchwüle Atmoſphäre der neroniſchen Orgien bei dem Leſer des „Ahasver“ kein anderes Gefühl, als das angſtvoller Beklommenheit, aufkommen läſſt. Auch ſollte man nicht vergeſſen, daſs Hamerling, ſo fruchtbar und ſelbſtändig er im Übrigen ſeine Erfindungskraft walten ließ, doch in den Ausſchweifungen der römiſchen Kaiſerzeit Nichts erfunden, ſondern vielmehr die von Sueton und Juvenal berichteten Greuel der Sittenloſigkeit, ſo weit möglich, äſthetiſch gedämpft und gemildert hat. Das Grauſenhafte und Häſsliche iſt, gleich den Spinnen oder Fliegen, die man in Stücken Bernſteins eingekruſtet findet, hier überall von der durchſichtigen Bernſteinhülle der Poeſie umſchloſſen; es iſt nicht um ſeiner ſelbſt willen da, ſondern dient, durch die Stelle, welche es einnimmt, einem höheren künſtleriſchen Zwecke.

In gewiſſem Sinne iſt „Ahasver in Rom“ der ergänzende Gegenſatz zur „Venus im Exil.“ Während hier der Einzelmenſch den Stufengang höchſter Vervollkommnung vollendet, indem er dem idealen Sehnſuchtsdrange nach unendlicher Schönheit und Liebe vertrauensvoll bis zur Auflöſung der letzten Feſſelſchranke des irdiſchen Daſeins folgt, bäumt ſich dort in Nero das Individuum mit titaniſchem Trotz gegen das Göttliche auf, und erkennt erſt im Tode, daſs der Irrthum ſeines Lebens mit dem Tage begann, wo er den ewigen Mächten des Gemüths in ſeiner Bruſt, den Leitſternen des Ideals, untreu ward. Wie aber das Licht nur durch die Abſtufungen des Schattens, die Sonne nur durch den farbigen Reflex, welchen ſie auf die irdiſchen Dinge wirft, gemalt werden kann, ſo vermag auch der Dichter die Herrlichkeit des Ideals nur dadurch erfolgreich zu ſchildern, daſs er uns die Unſeligkeit des Abfalls von demſelben vor Augen führt. Aus dieſem Grunde ſteht „Ahasver in Rom,“ vom künſtleriſchen Geſichtspunkte betrachtet, hoch über der „Venus im Exil;“ es ſind keine bleichen Schatten mehr, die uns umſchweben, ſondern lebensfriſche Geſtalten von Fleiſch und Blut, mit feſten hiſtoriſchen Umriſſen, treten vor uns hin und wecken in unſerer Seele ein Echo von Zorn und Grauſen, von Haſs und Verachtung des Schlechten, ganz wie es der Dichter beabſichtigt hat. Aber auch die philoſophiſche Weltanſchauung Hamerling's ſpricht ſich hier weit klarer und reifer, als in jener allegoriſch-myſtiſchen Jugenddichtung aus. Tief bedeutungsvoll iſt in der Geſtalt des Ahasver (der hier nicht als der ewige Jude, ſondern als der ewige Menſch gedacht wird) die Ruheſehnſucht der unſterblichen, ewig ringenden und ſtrebenden Menſchheit dem raſtloſen, ſtolzverirrten Lebensdrange des Sterblichen in Nero gegenüber geſtellt. Ahasver repräſentiert das Bleibende, Unſterbliche im ewigen Wandel des Seins:

„Ja, was der wüſte Nero ſein gewollt,
Der Sterbliche, der Mann des bleichen Tods,
Das bin nur ich. — Mit ſchnödem Eigendünkel
Wollt' er ſein zeitgebundnes Erdendaſein
Aufblähen zur Unendlichkeit, und ſinnlos
Hat er gefrevelt an dem Bleibenden!
Er wollte ſein, was nur die Menſchheit ſelbſt iſt,
Und ich, ihr Spiegelbild — unſterblich, göttlich!
Wie lang' noch glüht ſie, die geheimnisvolle,
Die unaustilgbar ſtille Todesſehnſucht,
Die eins iſt mit dem höchſten Lebensdrang.

Und die durch all' die Umgeſtaltungen
Des Menſchendaſeins ſich hindurchringt, nie
Befriedigt, ewig trachtend nach dem letzten,
Dem unbekannten Ziel? Ja, dem Geſchöpf
Iſt eingeboren eine ew'ge Sehnſucht
Nach Ruhe — mag ſein Seufzer dieſe Ruh'
Vollkommenheit, Glück, Himmel, Gott benennen!
Nach dieſem letzten Ruheziele ſtrebt
Es hin voll Unruh' — und der Einzelne,
Er findet's doch im Tod — die Menſchheit aber
Muſs leben, ſtreben, ringen immerdar,
Und ich, ich bin's, der dieſe Qual der Menſchheit,
Des unbefriedigt ruheloſen Daſeins,
Begleiten muſs durch die Jahrtauſende!"

Ein überaus feines Gefühl Hamerling's für die künſtleriſche Form hatte ihn veranlaſſt, den reimloſen fünffüßigen Jambus als metriſches Gewand ſeiner Ahasver-Dichtung zu wählen. So gebräuchlich in der engliſchen Literatur der blank verse als epiſches Maß iſt, ſo überraſchend und neu war uns Deutſchen ſeine Verwendung zu epiſchen Zwecken. Das Experiment erſcheint zwar im vorliegenden Fall durch den Erfolg gerechtfertigt; indeſs ſollte es nicht zu unbedingter Nachahmung reizen, denn eingeſtandenermaßen waren es hauptſächlich die dramatiſchen Stellen ſeiner Dichtung — die zahlreichen Zwiegeſpräche und Monologe, — welche dem Verfaſſer die Wahl dieſer metriſchen Form nahe legten. Im „König von Sion," ſeinem nächſtfolgenden Werke, das den epiſchen Charakter viel ſtrenger zu wahren ſucht, wendet er den Hexameter an, und beherrſcht das antike Metrum mit einer Gewandtheit welche demſelben jeden Charakter des Fremdartigen, dem Geiſt der deutſchen Sprache Widerſtrebenden benimmt. In der erſten Auflage freilich hatten die allzu weit gehenden Licenzen, welche der Dichter namentlich durch häufige Anwendung jambiſcher Versanfänge („Die Schwarzköpfe," „Den Bartſcherern" ꝛc.) ſich geſtattete, begründeten Anſtoß erregt; ſchon in der zweiten Auflage jedoch ſind dieſe kleinen Flecken des Versgewandes ſäuberlich getilgt, und man wird in der ganzen, faſt 10,000 Zeilen umfaſſenden Dichtung kaum einem Hexameter mehr begegnen, der den Vergleich mit den beſten Muſtern zu ſcheuen brauchte. Von beſonderer Schönheit iſt die hin und wieder zu glücklichſter Tonmalerei verwerthete Einflechtung der Alliteration in das heroiſche Maß, z. B.:

Schwere Geſchütze durchraſſeln die Stadt auf rollenden Rädern . . .
Wieder nun rückt ſie heran mit zierlichen Händen des Weines
Funkelnde Labung, und lächelt und liſpelt: „Erquicke dich, Liebſter!“ . . .
— — — — — Im Schein unzähliger Lampen
Funkelt's und flittert und flirrt, und das Flimmern, ſo zauberiſch unſtät . . .

Auch das vereinzelte Fehlen der ſonſt mit großer Strenge innegehaltenen Cäſur weiß der Dichter trefflich für maleriſche Zwecke zu benutzen, ſo in dem Verſe, wo es von der Schlange heißt:

Erſt mit hurtigen Windungen denkt ſie gemach zu entgleiten.

Hinſichtlich des Stoffes unterſcheidet ſich „Der König von Sion“ weſentlich dadurch vom „Ahasver in Rom“, daſs uns in der Geſchichte der Wiedertäufer zu Münſter ein Kampf vor Augen tritt, welcher urſprünglich von der idealen Tendenz einer vollſtändigen ſittlichen Wiedergeburt der menſchlichen Geſellſchaft getragen war, aber kläglich ſcheitern muſste, weil die Herzen der Führer wie der von ihnen geleiteten Menge innerlich angefreſſen waren von demſelben Gifte der Verderbnis, das ſie von Grund aus zerſtören wollten. Von dem Rechte des Dichters, den vorgefundenen hiſtoriſchen Stoff zu koncentrieren, und die geſchichtlichen Thatſachen nach den Zwecken ſeiner Erzählung zu gruppieren, hat Hamerling auch diesmal den freieſten Gebrauch gemacht. Es wäre Thorheit, ihn zu tadeln, daſs er, wie in der Schluſskataſtrophe, hin und wieder von dem Wortlaute der Geſchichtschronik abweicht, um eine tiefere poetiſche Wirkung zu erzielen. Dem Geiſte der Ereigniſſe wird keine unerlaubte Gewalt dadurch angethan, daſs Jan von Leyden die Sühne für ſeinen Abfall von der reinen demokratiſchen Idee an ſich ſelber vollzieht, ſtatt den Schimpf einer thieriſch grauſamen Hinrichtung durch einen Sieger zu erleiden, deſſen Sache, von einem höheren ſittlichen Standpunkt angeſehen, um Nichts beſſer als die ſeinige war. Mit beſonderer Geſchicklichkeit iſt, wie im „Ahasver,“ ſo auch hier wieder das kulturgeſchichtliche Material nicht bloß zur farbenreichen Ausſchmückung der Handlung benutzt, ſondern organiſch mit derſelben verwebt worden. Selbſt die eingeflochtenen Epiſoden, wie die Proceſsverhandlung gegen den „Morio,“ ſind überall von typiſcher Bedeutung für die lebensvolle Charakteriſtik der geſchilderten Zuſtände. Die farbenglühende Pracht der Bilder, welche Hamerling vor unſern Blicken entrollt, die lebensvolle Plaſtik ſeiner Geſtalten und die faſt dämoniſche Tiefe und Klarheit der pſychologiſchen Motivierung erhöhen zugleich wunderbar den herzergreifenden Eindruck jener idealiſtiſchen Gedanken, denen er hier, wie in all ſeinen früheren Produktionen, ein Triumphlied ſingt.

Wieder von einer anderen Seite faſſt der Dichter das Problem einer revolutionären Umgeſtaltung der auf Selbſtſucht und Unrecht gegründeten alten Weltordnung in ſeiner Tragödie „Danton und Robespierre“ (1871). Er ſchildert es als die tragiſche Schuld Robespierre's, daſs derſelbe, von der Unfehlbarkeit ſeiner Einſicht und der uneigennützigen Reinheit ſeines Strebens überzeugt, ſeine großen Zwecke mit allen, auch den gewaltthätigſten Mitteln durchzuſetzen ſucht, und in ſtarrer Energie zum Unmenſchen verſteint. Trotz der ſcharfen Zeichnung der Charaktere und der echt dramatiſchen Lebendigkeit vieler Scenen, hinterläſſt die Lektüre des Stückes — die Bühnenaufführung desſelben hat der Verfaſſer ausdrücklich unterſagt — einen froſtigen Eindruck, weil die Idee, welcher Robespierre ſo blutige Hekatomben bringt, mit zu geringer Deutlichkeit hervortritt.

In dem Scherzſpiele „Teut“ (1872) verſucht Hamerling ſich auf dem Felde der ariſtophaniſchen Komödie; allein ſeiner ernſten Natur gebricht es allzu ſehr an der heitern Sicherheit eines über dem Wirrwarr der politiſchen Kämpfe ſchwebenden Humors, als daſs er es vermocht hätte, hier den rechten Ton der Behandlung zu treffen. Die beabſichtigte Komik ſchlägt jeden Augenblick in poſſenhafte Übertreibung, die Satire in ſchwarzgallige Bitterkeit um.

Einen deſto glänzenderen Aufſchwung nahm der Genius des Dichters in der Kantate „Die ſieben Todſünden“ (1873). Es iſt Hamerling gelungen, in dieſem tiefſinnigen Myſterium den großartigen philoſophiſchen Gehalt ſeiner Weltanſchauung in der vollendetſten Form auszuprägen. Schon die äußerliche Handlung des Gedichtes iſt von glücklichſter Erfindung. Der Fürſt der Finſternis beruft die Dämonen des Unheils vor ſeinen Thron, um von ihnen Rechenſchaft über Alles zu fordern, was ſie zur Befehdung des Lichtes und zur Verderbnis der Menſchheit vollbracht haben. Es entſpinnt ſich ein Wettſtreit unter ihnen, den ihr Herr und

Meiſter zu entſcheiden verſpricht, nachdem er, ſie auf die Erde begleitend, Augenzeuge der Thaten jedes einzelnen der hölliſchen Geiſter geworden ſein wird. Ein Chor von Pilgern erſcheint, die mit muthiger Begeiſterung auf ſteinigem, dornigem Pfade nach der Zinne der Vollkommenheit empor wallen. Der Dämon der Trägheit heftet ſich an ihre Sohlen und flüſtert ihnen zu, daſs all ihr Mühen vergebliche Thorheit und Täuſchung ſei, bis ſie ſich zur ſchläfrigen Ruhe müßig ins weiche Moos lagern und entſchlummern. Ein holdes Liebespaar wandelt auf blumiger Au — der Dämon der Hoffahrt hält dem in ſelbſtloſer Liebe beſeligten Jüngling den Spiegel der Ichſucht vor, und in ehrgeizigem Taumel entflieht er ſofort der Geliebten. Die Mutter verläſſt ihr ſterbendes Kind, um geſchmückt zum Feſte zu eilen, der Held und Retter ſeines Volkes greift nach der Crone und wird zum wahnwitzigen Tyrannen, ſo bald ſie in das gleißende Zauberglas blicken. Der Dämon der Habſucht ſchleudert ſeine goldene Kugel Fortuna's unter die Menge, die toll und geblendet hinterdrein rennt und ihr Hab und Gut in „die Börſe des Teufels“ wirft, wo ſich Alles in Aſche und Staub verwandelt; er bethört das Mädchen, ſeine Schönheit und Unſchuld, den Jüngling, ſein Gewiſſen, den Mann, ſeine Ehre und Freiheit um Gold zu verkaufen. Dann entflammt der Dämon des Neides die Menſchen zu noch ruchloſerer Gier, der Dämon der Völlerei verthiert ſie, daſs ſie nur noch dem Bauche fröhnen, der Dämon der böſen Luſt entzündet in ihnen die Brunſt wüſter Sinnlichkeit, der Dämon des Zornes reizt ſie zur Meuterei und zum wilden Gemetzel des Krieges, bis die Erde ihnen eine Stätte des Wehs und des Elends wird, auch der Genuſs ihnen als leer und nichtig erſcheint, und ſie verzweifelnd ihr Daſein verfluchen. Die Verzweiflung aber führt zu dumpfer Erſchlaffung, und die von den Nachtgeiſtern verderbte Menſchheit verfällt ſcheinbar für immer dem Dämon der Trägheit, welchem der Fürſt der Finſternis den Preis in dem hölliſchen Wettkampfe reicht. Da erweckt das Lied des Sängers in den unſeligen Menſchengemüthern aufs Neue die Sehnſucht nach dem göttlichen Strahle, der als Wahrheit und Freiheit, als Schönheit, Güte und Liebe glänzt, und ein brünſtiges Flehen lockt die Genien des Lichtes herab, um die Unholde des Abgrunds an den Saum der Erde zu verſcheuchen und der ringenden Menſchheit wieder den Weg zum Glück zu eröffnen. Der vorwiegend lyriſche Charakter dieſer erhabenen Dichtung geſtattet es Hamerling, in den hymniſchen Rhythmen derſelben alle Gluth und Pracht der Farben, allen Zauber der Melodie zu entfalten, über welche er in ſo reichem Maße verfügt.

Um ſo mehr wird es Manchen überraſcht haben, den Dichter in ſeinem jüngſten Werke, dem Roman „Aſpaſia“ (3 Bände 1876), zu der ungebundenen, einfachen Proſaform greifen zu ſehn. Die Gefahr lag nahe, daſs Hamerling durch die Gründlichkeit der gelehrten Studien, welche dieſer Arbeit vorausgehen muſsten, ſich verleiten laſſen werde, den kulturgeſchichtlichen Hintergrund ſeines Romans mit allzu großer Breite auszumalen und ſich weit mehr, als in ſeinem „Ahasver,“ wo die ſtrengere poetiſche Form ihm beſtimmte Schranken auferlegte, in ermüdende antiquariſche Details zu verlieren. In der That droht die Handlung Anfangs zuweilen in loſe neben einander herlaufende Einzelſchilderungen althelleniſchen Staats- und Familienlebens zu zerfallen; allein bald erkennt der Leſer die feſte, ſichere Künſtlerhand, welche all die ſcheinbar ſo regellos umherflatternden Fäden zu einem zauberiſch feſſelnden Ganzen verknüpft. Für einen Dichter von ſo trunkener Begeiſterung für das Schönheitsideal, wie Robert Hamerling, muſste es einen beſonderen Reiz haben, ein lebensvolles Bild jenes goldenen Zeitalters zu erſchaffen, welches den Blüthepunkt des helleniſchen Geiſtes und der helleniſchen Kunſt bezeichnet, und welches das Geſetz der Schönheit zugleich als das höchſte und einzige Sittengeſetz erkannte. Perikles und Aſpaſia, Phidias und Alkamenes, Sophokles und Euripides, Anaxagoras und Sokrates — welch eine ſtolze Reihe unſterblicher Geſtalten, die als Helden dieſes Romans an uns vorüberſchreiten und uns den leuchtenden Kern ihres Weſens enthüllen! Aber mit unerbittlich ſtrenger Gerechtigkeit zeigt uns der Dichter auch den Wurm, welcher insgeheim verderbenbringend an dieſer Blüthe nagt und ſie jäh dahin welken macht: der Schönheit fehlt in ihrer exkluſiven Selbſtſucht die ſichere Grundlage der Freiheit und Gleichheit, es fehlt ihr die Achtung für das Recht der in Sklaverei erhaltenen niederen Stände und der als Barbaren betrachteten fremden Nationen. Darum ſind es bedeutungsvoll nur zwei untergeordnete Figuren des Romans, welche der Alles dahinraffenden Peſt entrinnen, und den Keim einer Zukunft in ſich tragen, die es als ihren Beruf erfaſſen ſollte, das Reich des Guten aufzurichten über den Trümmern der Schönheit.

So bewegt ſich die poetiſche Entwicklung Hamerling's, wie romantiſch auch ſeine Erſtlingsflüge durch das Verlaſſen des Bodens der Wirklichkeit über den Kreis des künſtleriſch Darſtellbaren hinausſchweiften, bis jetzt in ſtetig aufſteigender Linie, und es iſt nicht zu befürchten, daſs ein Dichter von ſo origineller Begabung und von ſo würdig ernſthaftem Streben den Weg zu einer immer höheren Entfaltung ſeiner ſchöpferiſchen Kraft verfehlen werde.

Berthold Auerbach.

Es giebt wenige Schriftſteller der Gegenwart, deren Werke bei allen Klaſſen des Volkes, von den oberſten bis zu den unterſten Schichten, eine enthuſiaſtiſchere Aufnahme gefunden haben, als die „Schwarzwälder Dorfgeſchichten“ von Berthold Auerbach. Faſt in alle lebenden Sprachen ſind dieſelben überſetzt worden, und Nachahmungen ſind in kaum überſehbarer Zahl emporgeſchoſſen, ohne daſs eine einzige von ihnen den Zauber des Originales erreicht oder gar verdunkelt hätte. Es muſs alſo in den Auerbach'ſchen Produktionen, neben den zumeiſt in die Augen fallenden äußerlichen Vorzügen, die ſich zur Noth kopieren laſſen, ein innerer Reiz verborgen ſein, der ihr eigenthümlichſtes Weſen ausmacht und ſie von allen Nachahmungen unterſcheidet. Daſs Solches wirklich der Fall iſt, wird eine nähere Prüfung der Werke dieſes Schriftſtellers uns lehren.

Die erſten Arbeiten Auerbach's ſtehen ſcheinbar nur in loſem Zuſammenhange mit ſeinem ſpäteren Schaffen. Sie waren vorherrſchend den Intereſſen des Judenthumes gewidmet, dem Berthold Auerbach durch Geburt und Erziehung angehört. Am 28. Februar 1812 in dem Dorfe Nordſtetten im würtembergiſchen Schwarzwalde geboren, hatte er, von ſeinen Eltern zum Rabbinen beſtimmt, auf der Talmudſchule zu Hechingen und in einem Lehrinſtitute zu Karlsruhe den Grund einer jüdiſch-gelehrten Bildung gelegt, dann aber in Tübingen Rechtswiſſenſchaft und ſpäter in München und Heidelberg Philoſophie und Geſchichte ſtudiert. Wegen Theilnahme an einer burſchenſchaftlichen Verbindung muſste er 1835 eine mehrmonatliche Feſtungsſtrafe auf dem Hohenaſperg verbüßen. Um dieſe Zeit ſchleuderte Wolfgang Menzel ſeine bekannten Denunciationen wider das

„Junge Deutſchland“, und Auerbach, welcher mit den Perſonen und Tendenzen der verſehmten Literaturrichtung wenig ſympathiſierte, fühlte ſich doch berufen, ſein Wort in dieſem Kampfe zu erheben, um das Judenthum gegen die thörichten Beſchuldigungen in Schutz zu nehmen, welche dasſelbe in letzter Inſtanz für alle ſenſualiſtiſchen Emeuten der jungdeutſchen Schriftſteller verantwortlich machen wollten. In ſeiner Broſchüre „Das Judenthum und die neueſte Literatur“ (1836) ſuchte Auerbach in würdiger, ſtreng ſachlicher Weiſe jene Angriffe zu entkräften, welche dem Judenthum eine Solidarität mit religionsfeindlichen oder antinationalen Geſinnungen andichteten; zugleich aber drang er darauf, daſs dasſelbe ſeinen poſitiven Inhalt als befruchtenden Strom mehr und mehr in die hochgehende Kulturfluth des Jahrhunderts ergieße, ſtatt ſich, wie ehemals, in ſchroffer Abſonderung dem Fortſchritte der Zeit zu verſtocken. Nicht umſonſt hatte Auerbach ſeinen Geiſt am Studium Spinoza’s, des großen jüdiſchen Denkers, geſchult, deſſen Werke er einige Jahre nachher in gewandter Überſetzung und mit einer geiſtvollen kritiſch-biographiſchen Einleitung (1841) herausgab. Spinoza war ihm ein leuchtendes Vorbild der Befreiung des Judenthums aus talmudiſcher Spitzfindigkeit und nationaler Beſchränktheit zu philoſophiſchem Denken und kosmopolitiſcher Theilnahme an den allgemeinen Geſchicken der Menſchheit. In ſeinem Romane „Spinoza“ (1837) bemühte er ſich daher nicht allein, die philoſophiſche Richtung des Letzteren aus ſeinen Beziehungen zum Judenthume einerſeits, zu Carteſianern und Humaniſten andererſeits zu erklären, ſondern der Entwicklungsgang Spinoza’s erſchien ihm gewiſſermaßen als typiſch für die moderne Stellung des Judenthums, das ſeine Fortbildung und Erlöſung nur durch innige Amalgamierung mit den Kulturelementen des germaniſchen Geiſtes gewinnen kann. Der Mann des abſtrakten Gedankens war aber wenig geeignet, der Held eines Romans zu ſein, und mit Grund iſt getadelt worden, daſs der Spinoza, welcher uns aus der Auerbach’ſchen Dichtung entgegentritt, ſich immer nur paſſiv und reflektierend zu den Verhältniſſen ſtellt, daſs er, ohne die gewaltige Kraft ſeines Willens in den Konflikten des Lebens energiſch zu bethätigen, ſofort mit jener leidenſchaftsloſen Reſignation beginnt, mit welcher in Wirklichkeit ſeine philoſophiſche Erkenntnis geendet hat. Ein lehrreiches Gegenſtück zum „Spinoza“ bildet der zweite Roman Auerbach’s: „Dichter und Kaufmann“ (1839). Während dort die harmoniſche Entwicklung eines hervorragenden Geiſtes, die ſieghafte Überwindung der Einflüſſe einer jüdiſch-beſchränkten Erziehung durch die Macht des reinen Gedankens geſchildert ward, ſehen wir hier in dem ſchleſiſchen Epigrammendichter Ephraim Moſes Kuh einen kleinen und unklaren Geiſt an dem Zwieſpalt zwiſchen dem allgemeinen Leben der Zeit und dem Privatleben des Stammes zu Grunde gehen. Allein der ſchwächliche Charakter eines Menſchen, der die Nabelſchnur ſeiner jüdiſchen Abſtammung wie einen Fluch durchs Leben ſchleppt, unfähig, ſie zu zerreißen, aber beſtändig mit ohnmächtigem Grimm an ihr zerrend und ruckend, macht einen unerfreulichen Eindruck. Der ganze Roman gewährt ein überwiegend pathologiſches Intereſſe, wie denn auch der Held durch ſeine oberflächlich anempfindende, haltlos ſchwankende Natur mit innerer Nothwendigkeit dem Wahnſinn entgegentaumelt. In beiden Romanen hatte Auerbach, durch ſeine lebensfriſche Darſtellung jüdiſcher Sitten und Verhältniſſe, der deutſchen Literatur neue, höchſt ſchätzbare Stoffe zugeführt. Zugleich hatte er einem edlen Herzensdrange genügt, indem er, voll lebhafter Sympathie für die politiſche, bürgerliche und geiſtige Befreiung ſeiner iſraelitiſchen Stammgenoſſen, den vielfach verkannten und geſchmähten poſitiven Inhalt des Judenthums mit Wärme dargelegt und die Forderung der Aufnahme desſelben in die geſchichtliche Strömung der Gegenwart nachdrücklich angeregt hatte. Einen populären Erfolg freilich konnten dieſe Stoffe nicht haben, ſie intereſſierten nur einen geringen Bruchtheil des Publikums, und Auerbach ſchlug bald andere Bahnen ein.

Zunächſt verſuchte er in der Form philoſophiſcher Novellen einzelne Fragen der ſpekulativen Ethik zu behandeln. Dieſe Arbeiten, welche im Jahre 1841, kurz nach der Überſetzung von Spinoza's Werken, entſtanden und erſt in Zeitſchriften, dann ziemlich unverändert im erſten Band der „Deutſchen Abende“ (1850) wieder abgedruckt wurden, ſind eigentlich nur aphoriſtiſche Geſpräche, welche das angeregte Thema bald von dieſer, bald von jener Seite beleuchten, aber zu keinem rechten Abſchluſſe gelangen. Die loſe novelliſtiſche Einkleidung iſt, nach jungdeutſcher Manier, hauptſächlich als Reizmittel gewählt, um den Leſer mit geiſtvollem Geplauder zur Anhörung eines philoſophiſchen Diskurſes zu verlocken. Nebenher iſt das Beſtreben erſichtlich, die Reſultate der ſpinoziſtiſchen Lehre, denen Auerbach zeitlebens treu geblieben iſt, auf die politiſchen und religiöſen

Kämpfe der Gegenwart anzuwenden. Alle bisherigen (und wir können gleich hinzufügen, auch alle ſpäteren) Schriften des Verfaſſers hatten in erſter Linie einen didaktiſchen Zweck, deſſen er ſich immer klarer bewuſſt ward. Auf die Hebung der Volksbildung veredelnd einzuwirken, iſt das Ziel, welches Auerbach nicht einen Augenblick aus dem Auge verlor, und zu deſſen Erreichung er immer wirkſamere Wege einſchlug. Seine ernſten philoſophiſchen Studien ließen ihn mit Miſstrauen und Abneigung den blaſierten Skepticismus der herrſchenden ſchöngeiſtigen Literatur betrachten, die, trotz aller hochtrabenden demokratiſchen Phraſen, mehr ein geiſtreiches Spiel mit den Emancipationsideen der Neuzeit trieb, als ſich ernſtlich mit den Leiden und Bedürfniſſen des Volkes beſchäftigte. Die Sphäre exkluſiver Bildung, in welcher ſich die meiſten Produktionen der jungdeutſchen Schriftſteller bewegten, athmete einen Hautgout der Hypercivіliſation, eine Stickluft überreizter Empfindung, in welcher es dem ſchlichten Verſtande nicht wohl ſein konnte. Statt der alten Romantik, die aus den Gräbern der Vergangenheit einen tollen Spuk heraufbeſchworen hatte, lud ſich dieſe jungdeutſche Literatur bei der Zukunft zu Gaſte und orakelte in träumeriſchen Verheißungen von einer Wiedergeburt der menſchlichen Geſellſchaft und einem tauſendjährigen Reiche des Genuſſes und der Freude. Es war, trotz aller Schmähungen gegen die Romantik, doch, der Hauptſache nach, wieder nur ein romantiſcher Kultus des Genius, der die Verhältniſſe der realen Welt phantaſtiſch auf den Kopf ſtellte und in vornehmer Iſolierung ſich eine ſchattenhafte Traumwelt erſchuf, in welcher die Geſetze des Alltagslebens und der Alltagsmoral als „überwundene Standpunkte“, als „philiſterhafte Beſchränktheiten“ verlacht wurden. Auerbach, den ſeine Studien auf die Höhe philoſophiſcher Bildung geführt hatten, fühlte ſich einſam auf dieſer Höhe, er ſehnte ſich aus der Abſtraktion der Wiſſenſchaft zum lebendigen Volksgeiſte zurück, es drängte ihn, ſein Geiſtesbrot mit der großen, im Thal lebenden Menge zu theilen, und in dieſer Sehnſucht ſchrieb er das Buch für den denkenden Mittelſtand: „Der gebildete Bürger“ (1843), in welchem er den arbeitenden Ständen die ernſte Pflicht der Selbſtbildung ans Herz legte und die Mittel derſelben in allgemeinen Umriſſen bezeichnete. Aber wie eifrig er ſich auch bemüht hatte, die wiſſenſchaftliche Terminologie mit der ſchlichten Redeweiſe des Volkes zu vertauſchen: er hatte den richtigen Ton nicht getroffen, ſeine

Arbeit roch nach dem Öl der Lampe, und die ſchematiſche Gliederung, die farbloſe Trockenheit der Ausführung hinderten die rechte Wirkung ſeiner Belehrungen auf das Volksgemüth.

Um ſo durchgreifender war der Erfolg der „Schwarzwälder Dorfgeſchichten“, deren erſter Band noch im ſelben Jahre erſchien und ſofort die ungetheilte Aufmerkſamkeit des Publikums wie der Kritik erregte. Es wäre zu Viel geſagt, wenn man behaupten wollte, daſs Auerbach das Genre der Dorfgeſchichten erfunden oder auch nur zuerſt in die deutſche Literatur eingeführt habe. Julian Schmidt bemerkt mit Recht, daſs man ſchon in den Romanen Walter Scott's eine Reihe regelrechter Dorfgeſchichten finde, und Immermann hatte in ſeiner Oberhof-Idylle eine Muſterſchilderung weſtfäliſchen, der däniſche Landpfarrer Blicher in ſeinen Novellen eine eben ſo charakteriſtiſche Darſtellung jütländiſchen Bauernlebens geliefert. Aber das Verdienſt Auerbach's wird nicht dadurch geſchmälert, wenn man einräumt, daſs er vereinzelte Vorgänger auf der von ihm ſo glücklich betretenen Bahn gehabt; in jedem Falle blieb es ihm vorbehalten, ein bisher wenig bebautes Feld nach allen Richtungen hin zu beackern, und Stoffe, die früher als werthlos gegolten, dauernd für die Poeſie nutzbar zu machen. Indem er das Volksleben der Schwarzwälder Bauern zum Gegenſtande ſeiner Erzählungen nahm, war es ihm nicht darum zu thun, den geiſtigen Fortſchrittskämpfen der Gegenwart zu entrinnen und ſich in ein geträumtes Arkadien unſchuldsvoller Naivetät zurückzuziehen; es verlangte ihn vielmehr danach, einen realen Boden für die demokratiſchen Beſtrebungen der Zeit zu gewinnen, die Errungenſchaften der Bildung wieder mit dem ureigenen Leben des Volkes zu verknüpfen, aus der ungebrochenen Kraft des Volksgemüthes friſche Säfte in das ſtagnierende Blut der Literatur hinüber zu leiten. Seine Bauern und Bäuerinnen ſind keine Phantaſiegeſchöpfe von unmöglicher Einfalt und erkünſtelter Natürlichkeit, ſondern friſch aus der Gebirgshütte, aus Feld und Wald hergeholte Geſtalten, vor deren Eigenthümlichkeit der Dichter viel zu großen Reſpekt hat, als daſs er ſich verſucht fühlen ſollte, ihnen einen Mantel falſcher Idealität umzuhängen. Es freut und überraſcht ihn, inmitten einer Civiliſation, deren raffinierter Skepticismus jedes Gefühl zerſetzt und vor lauter Kritik nicht zum Handeln gelangt, die Reſte einer poſitiven Welt zu entdecken, wo der Born der Empfindung noch ſchlicht und lebendig quillt, und die That mit der unmittelbaren Gewalt einer Naturkraft aus der Gemüthsanlage der Charaktere und aus einer durch feſte Verhältniſſe beſtimmten, oft zwar beſchränkten und harten Logik entſpringt. Anfangs begnügt ſich daher der Verfaſſer, die naturwüchſigen Geſtalten der Dörfler mit kräftigen Strichen zu ſkizzieren; die erſten Erzählungen („Der Tolpatſch“, „Die Kriegspfeiſe“, „Tonele mit der gebiſſenen Wange“, „Des Schloſsbauers Vefele“, „Die feindlichen Brüder“) ſind derbe Genrebilder, bei welchen die Freude am Stoff, die realiſtiſche Zeichnung der Charaktere für die Magerkeit der Handlung und des ideellen Gehaltes entſchädigen muſs. Zu bewundern iſt der geſunde Sinn Auerbach's, welcher ihn, trotz aller Hochachtung der Originalität und Kernhaftigkeit des bäuriſchen Lebens, doch von vornherein vor einer ungerechten Überſchätzung desſelben bewahrte. Nicht die Civiliſation als ſolche wird in dieſen Dorfgeſchichten befehdet, ſondern nur die anmaßenden Übergriffe der Beamten, das hochmüthige Bevormundungsſyſtem, die ſchonungsloſe Zerſtörung eigenthümlicher Sitten und Gebräuche. In dieſer Hinſicht iſt die kleine Doppelgeſchichte „Befehlerles“ beſonders hervorzuheben, welche in in dem willkürlichen Verbote des Maibaumſetzens und des Tragens der Handäxte ein typiſches Beiſpiel ſolcher bureaukratiſchen Maßregelungen liefert, die mit Nothwendigkeit eine Empörung der in ihren altherkömmlichen Rechten aufs tiefſte gekränkten Gemeinden zur Folge haben. Es iſt von großer Bedeutung, daſs man aus der Lektüre der Auerbach'ſchen Dorfgeſchichten nicht bloß ein anſchauliches Bild der Stammes- und Standeseigenthümlichkeiten, der Sitten und Gebräuche des Schwarzwälder Landvolkes gewinnt, ſondern zugleich einen klaren Einblick in das Verhältnis dieſer ſtabilen, in ſich abgeſchloſſenen Dorfwelt zu den in beſtändigem unruhigen Fluſſe befindlichen Entwicklungsproceſſen der Civiliſationswelt empfängt. Die Wechſelbeziehung zwiſchen dieſer großen und jener kleinen Welt bildet nach zwei Richtungen hin ein Hauptthema dieſer Erzählungen. Einerſeits nämlich werden die urſprüngliche Kraft und Friſche der Empfindung, der geſunde Menſchenverſtand des Dorfkindes in ihrem Vertheidigungskampfe gegen die Blaſiertheit und das erbarmungsloſe Nivellierungsſtreben der Civiliſation nicht allein bis zu einem gewiſſen Grade als berechtigt dargeſtellt, ſondern die Civiliſationswelt erſcheint doppelt frevelhaft, weil ſie durch Vernichtung Deſſen, was ihr ſelbſt neue Lebensſäfte einſtößen könnte, auch gegen ſich ſelber ſündigt. So vor Allem in der unvergleichlich ſchönen, tief ergreifenden Novelle „Die Frau Profeſſorin“. Auch die Erzählungen „Ivo der Hajrle“ und „Lucifer“ gehören in dieſen Kreis. Die theologiſierte Religion ſtört in ihrer gehäſſigen Verfolgungsſucht gegen die natürliche Religion nicht bloß den Frieden der Gemüther, ſondern indem ſie die echte Frömmigkeit untergräbt, entzieht ſie zugleich der Kirche die ſicherſte Stütze ihrer Kraft. Als unberechtigt und verderblich aber erſcheint andererſeits der Widerſtand bäuriſcher Hartnäckigkeit gegen die Segnungen der fortſchreitenden Kultur in einer zweiten Reihe von Dorfgeſchichten, welche mit der Tendenznovelle „Sträflinge“ eröffnet werden. Wenn in der Erzählung „Florian und Crescenz“ die Miſsachtung leichtfertiger, von der regelmäßigen Bahn des Erwerbs abweichender Geſellen in ihrem vollen Recht erſchien, ſo wird in den „Sträflingen“ das Vorurtheil der Landbevölkerung gegen die humaniſtiſchen Beſtrebungen der Neuzeit zur Aufhülfe gefallener Brüder mit grellen Streiflichtern beleuchtet. Eine ebenſo heilſame Korrektur ertheilt Auerbach anderen Vorurtheilen des Bauernſtandes in ſeinen ſpäteren Novellen. „Der Lehnhold“ ſchildert mit düſterer Tragik die Folgen der noch vielfach herrſchenden ungerechten Sitte, zur Verhinderung der Zerſtücklung des ländlichen Grundbeſitzes das ganze Eigenthum auf ein einziges Kind zu vererben; in „Hopfen und Gerſte“ ſpielt die thörichte Abneigung der Bauern gegen einen rationelleren Betrieb der Landwirthſchaft eine hervorragende Rolle; im „Lauterbacher“ wird die Frage des Volksſchulweſens und der Volksbildung aufs anregendſte und verſtändlichſte erörtert. Zugleich zeigt ſich in den ſpäteren Erzählungen ein immer erfolgreicheres Streben des Verfaſſers, die Dorfgeſchichte aus der Sphäre des bloßen Genrebildes in das höhere Kunſtgebiet der ſorgfältig ausgeführten Novelle zu erheben. Wir ſind keineswegs der Anſicht, daß die Schärfe der Charakteriſtik und die Wahrheit der Schilderungen unter der pſychologiſchen Vertiefung und der breiteren Detailmalerei gelitten hat, welcher wir in „Diethelm von Buchenberg“, „Barfüßele“, „Joſeph im Schnee“ und „Edelweiß“ begegnen. Die letztgenannte Erzählung, welche die ſteigende Entfremdung und endliche Verſöhnung zweier Eheleute ſchildert, deren Charaktere ſich urſprünglich ſchroff gegenüberſtehen, dürfte in Bezug auf ihren ethiſchen Werth als die Krone der Schwarzwälder Dorfgeſchichten zu betrachten ſein, die in der Geſammtausgabe der Auerbach'ſchen Werke im Ganzen elf Bände umfaſſen. Ihnen ſchließt ſich, als eine Art Seitenſtück zum „Diethelm von Buchenberg", noch die kürzlich erſchienene Dorfgeſchichte „Landolin von Reutershöfen" an, in welcher der Verfaſſer mit ſtrenger Selbſtbeherrſchung alle ſubjektive Reflexion vermeidet und den höchſten Gipfel naiver Erzählungskunſt erreicht.

Demſelben Wunſche, eine Vermittelung zwiſchen den Reſultaten wiſſenſchaftlicher Bildung und dem Volksleben anzubahnen, entſprang der Gedanke Auerbach's, von 1845—1848 einen jährlichen Volkskalender unter dem Titel „Der Gevattersmann" herauszugeben, deſſen Inhalt dem „Rheinländiſchen Hausfreunde" Hebel's, freilich in moderner Weiſe, nachgebildet war und bei ſpäterem Wiederabdruck unter dem Titel „Schatzkäſtlein des Gevattersmanns" (1856) eine anſehnliche Erweiterung erfuhr. Der treffliche „Deutſche Volkskalender", welchen Auerbach, unter Mitwirkung namhafter Schriftſteller, ſeit 1858 alljährlich erſcheinen läſſt, ſtellt ſich inſofern eine erhöhte Aufgabe, als derſelbe nicht, wie „Der Gevattersmann", ausſchließlich für die unterſten Schichten des Volkes, ſondern für alle Stände berechnet iſt. Seine eigenen zahlreichen Beiträge zu dieſem Kalender hat der Verfaſſer 1872 unter dem Titel „Zur guten Stunde" geſammelt. Es ſind größtentheils kurze, ſtimmungsvolle Erzählungen und Betrachtungen, in welchen bald dieſe, bald jene Frage des Alltagslebens in geiſtvoll belehrender, gleich ſehr das Herz wie den Verſtand anregender Weiſe beleuchtet wird.

Den Geſetzen des Volksſchriftſtellerthums, dem er ſich mit ſo begeiſterter Hingabe gewidmet, hatte Auerbach ſchon 1846 in dem Buche „Schrift und Volk, Grundzüge der volksthümlichen Literatur, angeſchloſſen an eine Charakteriſtik J. P. Hebels", theoretiſchen Ausdruck zu geben verſucht. Er iſt den hier aufgeſtellten Principien in einer langjährigen Schriftſtellerlaufbahn unverbrüchlich treu geblieben, und es war eine ganz folgerichtige Entwicklung, daſs er nun, nachdem er ſich mit liebevoller Vertiefung in das Dorfleben einen engbegrenzten Kreis des menſchlichen Daſeins völlig zu eigen gemacht und denſelben nach allen Richtungen hin vollſtändig beherrſchen gelernt, die Grenzen dieſes Kreiſes wiederum zu erweitern ſtrebte. Der erſte Verſuch, vom Standpunkte des Dorflebens aus einen freieren Blick in das allgemeine Weltleben zu gewinnen, ſcheiterte eben ſo ſehr an der unglücklichen Wahl des Stoffes, wie an der geringen Begabung des Verfaſſers für die dramatiſche Form. Das Trauerſpiel „Andreas Hofer“ (1850) zerbröckelt in lauter einzelne, nur loſe mit einander verbundene Scenen, und die hyperrealiſtiſche Gewiſſenhaftigkeit, mit welcher die Hormayr'ſchen Aufſchlüſſe über jenen dunklen Abſchnitt der öſterreichiſchen Geſchichte benutzt worden ſind, macht eine faſt barocke Wirkung. — Ganz in dorfgeſchichtlichem Kreiſe bewegt ſich wieder das ſpätere Schauſpiel Auerbach's, „Der Wahrſpruch“ (1859); aber der grelle Stoff, welcher ſich für eine Erzählung nach Art des „Diethelm von Buchenberg“ vortrefflich geeignet hätte, verſetzt den Zuſchauer von Anfang an in eine allzu peinliche und gedrückte Stimmung, um einen erfreulichen Eindruck zu hinterlaſſen. — Die jüngſte dramatiſche Blüette des Verfaſſers, „Das erlöſende Wort“, iſt ein harmloſer, jeder Handlung entbehrender Schwank, dem der ſchwerfällig prätenſiöſe, epigrammatiſch zugeſpitzte Dialog allen friſchen Lebensodem und damit jede Möglichkeit einer durchgreifenden Bühnenwirkung benimmt.

Minder erklärlich iſt die kühle Aufnahme, welche der Roman „Neues Leben“ (3 Bde., 1851) gefunden hat. Unſeres Bedünkens hätte ſchon die muthvolle Wärme, mit welcher Auerbach hier die Sache der geſcheiterten Revolution vertrat und die Früchte der achtundvierziger Volkserhebung vor dem blinden Wüthen der Reaktion zu retten ſuchte, den lebhafteſten Dank verdient. Die Lehre, welche der Roman einprägt, daſs in der thatkräftigen Hingabe an das Werk der Volkserziehung die einzig ſichere Bürgſchaft für den künftigen Sieg der demokratiſchen Idee zu finden ſei, war ſo zeitgemäß wie möglich, und über die, freilich nicht wegzuleugnenden, artiſtiſchen Mängel der Kompoſition konnte man bei einem ſo überquellenden Reichthum erhebender Gedanken wohl um ſo eher hinwegſehen, je bedeutender das zur Löſung geſtellte Problem die tiefſten Intereſſen der Zeit berührte. Wie Auerbach hier der Demokratie die Aufgabe zuwies, aus dem Dunſtkreiſe theoretiſcher Abſtraktionen in das reale Leben des Volkes herabzuſteigen und in ernſter, praktiſcher Arbeit die Seelen der jungen Generation mit der Fackel einer freien, echt humanen Lebensanſchauung zu erhellen, ſo konfrontierte er in ſeinem nächſten großen Roman: „Auf der Höhe“ (3 Bde., 1865) die von dem Gift der Civiliſation zerfreſſene leichtfertige Moral der höchſten Geſellſchaftskreiſe mit der unverdorbenen Sittlichkeit des Volkes und mit der im innerſten Kern ihr faſt gleichkommenden ethiſchen Lehre der reinſten philoſophiſchen Erkenntnis, wie ſie ſich in der pantheiſtiſchen Weltweisheit des alten Grafen Eberhard und des Leibarztes Günther ausſpricht. Auch hier erſcheint der naive Volksgeiſt als das Korrektiv für die Abirrungen der blaſierten Überbildung, und der Läuterungsproceſs der letzteren vollzieht ſich in ergreifender Weiſe an Irma und dem Königspaare.

Die ſchön gerundete künſtleriſche Form dieſes Werkes überragt bei Weitem den nächſtfolgenden Roman Auerbach's: „Das Landhaus am Rhein“ (5 Bde., 1869), wo die an ſich wenig feſſelnde Handlung durch das Arabeskengewinde geiſtreicher Reflexionen vollſtändig überwuchert wird. Die meiſten der auftretenden Figuren haben zudem (mit Ausnahme der liebenswürdigen Erſcheinung des Majors) etwas Schattenhaftes, Blutloſes, Extraordinäres, das ſie nicht als glaubwürdige, friſch aus dem Leben gegriffene Geſtalten, ſondern mehr nur als abſtrakte Träger hoher und tiefer Gedanken erſcheinen läſſt. Dieſe Gedanken und Betrachtungen freilich, welche ſich mit den wichtigſten Lebensfragen der heutigen Geſellſchaft befaſſen, ſind ſo bedeutend, daſs der zumeiſt beabſichtigte Erfolg, die ſittlich veredelnde Wirkung auf das Gemüth des Leſers, auch dieſem Werke nicht fehlen kann.

Durch die ganze ſchriftſtelleriſche Laufbahn Auerbach's zieht ſich wie ein rother Faden die leidenſchaftlich warme Begeiſterung für die Einheit, Macht und Größe des deutſchen Vaterlandes. Als geborener Schwabe, welcher den größten Theil ſeines ſpäteren Lebens in Norddeutſchland verbracht hat, empfindet er vor Allem den Beruf, in dem Hader der Stämme und Parteien das Amt eines ausgleichenden Mittlers und Verſöhners zu übernehmen. Von dieſem Geſichtspunkte betrachtet, hatten ſeine Dorfgeſchichten die beſondere Tendenz, ſeinen norddeutſchen Brüdern ein tieferes Verſtändnis des ſüddeutſchen Volkscharakters zu erſchließen. Ganz naturgemäß muſsten ihm daher die großen geſchichtlichen Ereigniſſe von 1866 und 1870 den Wunſch erregen, nun auch andererſeits ſeinen ſüddeutſchen Landsleuten den tüchtigen Kern zu weiſen, welcher ſich unter der harten und ſpröden Schale des norddeutſchen, insbeſondere des preußiſchen Weſens verbirgt. Dieſem patriotiſchen Streben entſprang, außer der kleinen Gelegenheitsſchrift „Wieder unſer!“ (1871) und der Novelle „Nannchen von Mainz“ in den „Drei einzigen Töchtern“ (1875), vor Allem der letzte große Roman Auerbach's „Waldfried“ (1874), welcher uns in den Schickſalen einer einzigen Familie die ganze politiſche Entwicklung Deutſchlands ſeit 1848 rückſchauend noch einmal durchleben läſst. Die von dem Verfaſſer gewählte Tagebuchform verlockt ihn freilich in der zweiten Hälfte ſeines Werkes zu einer gewiſſen redſeligen Breite; doch iſt die Handlung meiſt glücklich erfunden und ſteht nirgends, wie ſo häufig im „Landhaus am Rhein“, in ſtörendem Widerſtreite mit den Betrachtungen, zu denen ſie Anlaſs giebt.

Während Auerbach in den „Tauſend Gedanken des Kollaborators“ (1875) den unerſchöpflichen Ideenreichthum ſeines ſchaffenden Hirnes nur äußerlich an die bekannte Geſtalt einer ſeiner beliebteſten Erzählungen knüpft, wendet er ſich in den neuen Dorfgeſchichten „Nach dreißig Jahren“ (1876) direkt zu den Schickſalen der Helden und Heldinnen ſeiner früheſten Novellen zurück, um einzelne der dort abgebrochenen Fäden wieder aufzunehmen und weiter zu ſpinnen. Was würde aus dieſem und jenem Charakter geworden ſein, wenn er den gewaltigen nationalen und induſtriellen Aufſchwung des letzten Vierteljahrhunderts erlebt hätte? Welche Wirkung würden all die großartigen Wandlungen im öffentlichen Leben und in der Denkweiſe unſerer Nation auf Lorle's Reinhard, auf den nach Amerika ausgewanderten Tolpatſch, auf die in der Heimat verbliebenen entlaſſenen Sträflinge üben? Dieſe Fragen beſchäftigen den Dichter aufs ernſtlichſte, und er ſucht in ſeinen neuen Erzählungen die Antwort darauf zu geben, — eine Antwort, die unſerer vielverleumdeten Zeit das ehrenvolle Zeugnis ausſtellt, daſs ſie nicht allein materiell, ſondern auch ſittlich in einem zwar langſamen, aber ſtetigen Fortſchreiten begriffen ſei.

Seit Berthold Auerbach's Vorgange iſt das Feld der Dorfgeſchichte von talentvollen und talentloſen Schriftſtellern immer von Neuem durchpflügt worden, ohne daſs das Publikum aufgehört hätte, dieſer Art von Erzählungen aus dem Volksleben eine liebevolle Empfänglichkeit entgegen zu bringen. Die Erſcheinung hat ihren wohlberechtigten Grund. Der Acker, um in dem Bilde zu bleiben, iſt eben ein unerſchöpflich reicher, der ſelbſt bei mäßiger Pflege ergiebige Frucht tragen muſs. Das Volk, die bei Weitem zahlreichſte Maſſe ſeiner Individuen, der Bauernſtand, ſein Leben, Fühlen und Denken, ſeine zähe, konſervative Natur, und die bedeutungsvollen Konflikte, in welche dieſelbe bei ihrer Berührung mit den Fortſchritten der Kultur geräth, alles Dies bietet dem Schriftſteller, der ſich eingehend mit ſeinem Thema beſchäftigt, eine Fülle von Material, wie ſie dankbarer kaum gedacht werden kann. Der realiſtiſche Zug unſerer Zeit fördert noch insbeſondere die Vorliebe für dieſe Gattung der novelliſtiſchen Literatur. Ganz naturgemäß bringt die Dorfgeſchichte oft dieſelben Intereſſen zur Sprache, welche auch in Reichstag und Kammer oder auf den volkswirthſchaftlichen Kongreſſen zur Debatte ſtehen; der Dichter arbeitet hier, ſo zu ſagen, Hand in Hand mit den Staatsmännern und Nationalökonomen an der Löſung der großen Aufgaben des Jahrhunderts. Und auch in politiſcher Hinſicht iſt die Wirkung der Dorfgeſchichte, wie bemerkt, nicht zu unterſchätzen. Was vermöchte mehr die herzliche Liebe der Deutſchen unter einander zu fördern, als die genauere Kenntnis der Sitten und Eigenthümlichkeiten, der Gemüthsanlagen und Charakterunterſchiede ihrer verſchiedenartigen Stämme in Nord und Süd? Die Dorfgeſchichte erſchließt dem Leſer dies Verſtändnis in anſchaulicher, handgreiflicher, herzwarmer Weiſe, und aus dem Verſtändniſſe entſpringt Duldſamkeit, Achtung der fremden Eigenart, Mitgefühl und Liebe für das Verwandte und Tüchtige, das uns in anderer Form, als bei unſeren nächſten Landesgenoſſen, vor Augen tritt. In dieſem Sinne haben Auerbach und ſeine Nachfolger, bis zu ſeinem großen plattdeutſchen Mitſtrebenden Fritz Reuter hinauf, der Einigung der deutſchen Stämme wacker vorgearbeitet.

In harmoniſchem Einklange mit dem ſtets auf das Poſitive gerichteten Streben Auerbach's ſteht nicht minder ſeine kritiſche Thätigkeit, deren vorzüglichſte Ergebniſſe im zweiten Theil der „Deutſchen Abende“ (1867) geſammelt vorliegen. Die Lektüre dieſer Abhandlungen und Vorträge über hervorragende Geiſter der deutſchen und ausländiſchen Literatur gewährt eine ſo innige Befriedigung, weil der Verfaſſer auch hier, ohne die Mängel der beſprochenen Werke ſchönfärberiſch zu vertuſchen, vor Allem bemüht iſt, an der Darlegung ihrer charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten die Geſetze der künſtleriſchen Produktion zu entwickeln und ihren verſtändnisvollen Genuſs durch Aufdeckung ihrer beſonderen Vorzüge zu erhöhen. So hat Auerbach ſich den ſchönen Ruhm erworben, daſs er, wie als producierender Schriftſteller, auch als Kritiker immer die Fahne des Schönen, Edlen und Wahren hochhielt, und durch ſeine Werke Tauſende und aber Tauſende erfreute, beſſerte und belehrte, ohne das Gemüth eines Einzigen zu verwunden.

Friedrich Spielhagen.

Friedrich Spielhagen, der genialſte Romandichter der Gegenwart, iſt im Verhältnis zu anderen Autoren ziemlich ſpät als Schriftſteller aufgetreten, hat aber dafür um ſo raſcher die faſt ungetheilte Gunſt des Publikums und der Kritik errungen. Am 24. Februar 1829 zu Magdeburg geboren, verlebte er den größten Theil ſeiner Kindheit in Stralſund, wohin ſein Vater, ein höherer Regierungsbeamter, Anfangs der dreißiger Jahre verſetzt worden war. Ein frühreifer Knabe, der ſchon im vierten Jahre fertig leſen und ſchreiben konnte, lebhaften und aufgeweckten Geiſtes, und mit einem ungewöhnlich ſcharfen Auge für die Beobachtung des Natur- und Menſchenlebens begabt, lernte er hier von klein auf jene großartige Meer- und Strandſcenerie kennen, die er ſpäter ſo oft und ſo glücklich als Hintergrund ſeiner Romane benutzte. Dieſe Jugendeindrücke hat er vor Kurzem in den autobiographiſchen Erinnerungen ſeines „Skizzenbuches" (Leipzig 1874) mit anmuthiger Friſche geſchildert. Nach Abſolvierung des Gymnaſialkurſus beſuchte Spielhagen von 1847—51 die Univerſitäten Berlin, Bonn und Greifswald, wo er ſich erſt mediciniſchen, dann juriſtiſchen, zuletzt aber meiſt philologiſchen und philoſophiſchen Studien widmete. Obſchon er in Bonn der Burſchenſchaft „Frankonia" angehörte, welche damals viele tüchtige Kräfte zählte —, (wir nennen nur Karl Schurz, den Kunſtſchriftſteller J. A. Overbeck, den Aſtronomen Julius Schmidt und den um die Irrenheilkunde hochverdienten Ludwig Meyer), — hielt er ſich doch dem eigentlichen Studentenleben ziemlich fern, und ferner noch dem politiſch aufgeregten Treiben der Revolutionsjahre, das er ſo meiſterhaft in ſeinen Romanen geſchildert. Wer damals mit dem blaſſen, langhaarigen, ſtillen und ſchroffen Jüngling verkehrte, der mit dem menſchenſcheuen Weſen und den wunderlich ſcharfen, unjugendlichen Zügen ſeinen luſtigen Kommilitonen für einen altklugen Sonderling galt, der immer Sentenzen von Goethe und Shakeſpear, Homer oder Sophokles auf der Lippe trug, deren Werke er mit vollendet ſchönem Ausdruck und mit einem herrlichen Organ recitierte, unzufrieden mit ſeinem Looſe, unentſchieden über die Wahl ſeines Berufes, nüchtern und ſchüchtern den ſtudentiſchen Luſtbarkeiten ausweichend, ſelten ſich unaufgefordert an den Scherzen und Geſprächen ſeiner Kameraden betheiligend, nur daſs er hin und wieder eine ſarkaſtiſche Bemerkung dazwiſchen warf — wer ihn damals, wie der Verfaſſer dieſer Skizze, inmitten der fröhlichen Univerſitätsjugend ſah, hätte ſchwerlich geglaubt, daſs ſich aus der grauen Puppe dieſer mit ſich und der Welt zerfallenen „problematiſchen Natur" zehn Jahre ſpäter der bunte Falter der Dichtung ſo herrlich emporſchwingen würde. Es ſcheint uns aber in hohem Grade bedeutungsvoll, daſs Spielhagen jene geiſtige Entwicklung, welche die ſtrebſamen Männer unſeres Volkes in den letzten Decennien durchgemacht haben, zunächſt in vollem Umfange an ſich ſelbſt erlebte. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir die Behauptung aufſtellen, daſs er die Schwankungen und Qualen ſolcher Don Juan-Hamlet-Fauſt-Naturen, die mit all ihrem hochfliegenden Streben „keiner Lage gewachſen ſind, in der ſie ſich befinden, und denen keine genug thut, woraus dann jener ungeheure Widerſtreit entſteht, der das Leben ohne Genuſs verzehrt", ſchwerlich mit ſo ergreifender Wahrheit hätte zeichnen können, wenn er den Fluch ſolchen Widerſtreites nicht in dieſen und den nachfolgenden Jahren zum großen Theil in der eigenen Bruſt erfahren hätte. Wie Fauſt, ſchon auf der Univerſität „Philoſophie, Juriſterei und Medicin" mit heißem Bemühn durchſtudierend, ohne zu einem den Wiſſensdurſt befriedigenden Reſultate zu gelangen, ſehen wir ihn ſpäter mit gleicher Befriedigungsloſigkeit einen Berufszweig nach dem andern erfaſſen, — heute Hauslehrer in Pommern, morgen Schauſpieler, dann Soldat und Landwehrofficier in Thüringen, dann Privatdocent und Lehrer an der Handelsſchule in Leipzig, bis er ſich endlich ausſchließlich literariſchen Beſchäftigungen zuwandte.

Die erſte novelliſtiſche Arbeit, welche Spielhagen veröffentlichte, „Clara Vere" (Hannover, Meyer 1857), iſt ein ſeltſames, unerquickliches Produkt, das, abgeſehen von ſeiner ſchön gemeißelten Sprache, noch deutlich den Anfänger verräth. Der Verfaſſer hatte den barocken Einfall, eine reizende, in ſich völlig abgeſchloſſene Ballade Tennyſon's, welche durchaus keiner Erklärung bedarf und in ihren pſychologiſchen Motiven jedem Leſer aufs Klarſte verſtändlich iſt, als Romanſtoff zu behandeln; eine höchſt undankbare Aufgabe, da die Vergleichung mit Nothwendigkeit zu Gunſten des Gedichtes ausfallen muſs, das alle weſentlichen Züge, wie geſagt, mit genügender Deutlichkeit enthält und ein vollendet harmoniſches Kunſtwerk iſt. Was Spielhagen aus eigener Erfindung hinzudichtet — die geſteigerte Verwicklung, daſs es der ſtolzen Lady Clara Vere de Vere nämlich doch gelingt, für kurze Zeit das Herz des ſchlichten Dörflers zu umſtricken und einer anderen Liebe abſpenſtig zu machen — iſt wenig Mehr, als eine Wiederholung der früheren Epiſode mit dem armen Lorenz, nur daſs dieſe einen tragiſcheren Ausgang nahm, oder es iſt — wie die Geſchichte von Georg's Vater und ſeinem Anſpruch auf das Erbe der Vere de Vere — eine romantiſche Zuthat gewöhnlichen Schlages und von zweifelhaftem Werthe.

Ungleich bedeutender war ſchon die nächſte Novelle, „Auf der Düne“ (Ebendaſelbſt 1858), wiewohl auch dieſe mehr den Charakter einer geiſtvollen Studie, als eines in allen Theilen gleichmäßig ausgeführten Kunſtwerkes trägt. Der Mann, für welchen ſich Hedda nach den langen Schwankungen ihrer Doppelliebe entſcheidet, iſt von dem Dichter mit einer gewiſſen Flüchtigkeit behandelt; wenn Hedda ihn auch von einer früheren Begegnung her kennt, ſo iſt er doch dem Leſer faſt unbekannt, und müſste uns in bedeutſamerer Bethätigung ſeiner Geiſtes- und Gemüthsanlagen vorgeführt werden, damit auch wir zu der Einſicht gelangten, daſs er Hedda's Weſen beſſer, als Paul, zu ergänzen im Stande ſei. Während die Idee des Ganzen leiſe an die „Wahlverwandtſchaften“ anklingt, verräth ſich ein tiefes und fruchtbares Studium der Goethe'ſchen Meiſterwerke auch in der, jedes Reizmittel verſchmähenden, faſt übergroßen Einfachheit der Handlung, in der ſymboliſchen Verwebung des hinreißend plaſtiſch geſchilderten Naturlebens mit den Regungen des Menſchengemüthes, und in der kryſtallhellen Klarheit der Diktion, die, beweglich wie die Welle, bald, von den Sonnenſtrahlen des Humors mit flimmerndem Glanze beleuchtet, ſpiegelglatt und eben ſich vor uns ausbreitet, bald in rhythmiſchen Wogen emporſchwillt, wenn die Stürme der Leidenſchaft ihr Spiel treiben und das ſchwarze Gewölk des Unheils aus der Tiefe heraufſteigt. Ein erfriſchender Meerhauch, der ſalzige Duft der Oſtſee, liegt über dieſem idylliſchen Gemälde, in das zuletzt der Knall der Mordpiſtole faſt erſchreckend hereinbricht, wenn auch hinter der blutigen Leiche in der Ferne wieder der Tag eines neuen Glückes aufdämmert.

Spielhagen hatte durch ſeine Erſtlingswerke ſich freilich die Achtung und Anerkennung der einſichtsvollen Kritik erzwungen, aber der Erfolg beim Publikum entſprach keineswegs den kühnen Erwartungen, die er an dieſe Romane geknüpft hatte. Unmuthig und verzagt, dabei von der harten Noth des Lebens gedrängt, entſagte er für den Augenblick jeder ſelbſtändigen Produktion, und begnügte ſich, in den nächſten Jahren eine Reihe muſtergültiger Überſetzungen zu liefern. Außer einer Sammlung „Amerikaniſcher Gedichte" (Leipzig, Löwe 1859), die kaum nach Verdienſt bekannt geworden iſt, verdeutſchte er Curtis' „Nilſkizzen eines Howadji" (Hannover, Meyer 1857), Emerſon's „Engliſche Charakterzüge" (Ebendaſelbſt 1858), Roscoe's „Lorenzo von Medici" (Leipzig, Lorck 1861), und Michelet's „Die Liebe", „Die Frau" und „Das Meer" (Leipzig, Weber 1858, 1860 und 1861). Daneben verfaſste er für die „Europa" und Kolatſchek's „Stimmen der Zeit" eine Anzahl geiſtvoller kritiſcher, philoſophiſcher und äſthetiſcher Aufſätze, von denen einige, neu überarbeitet, im erſten Theil ſeiner „Vermiſchten Schriften" enthalten ſind.

Von einer wie düſteren Stimmung Spielhagen damals beherrſcht wurde, geht unter Anderm aus einer Äußerung hervor, die er im Frühling des Jahres 1859 gegen den Verleger der erſten Auflage von „Clara Vere" und „Auf der Düne" that. Nur noch einen einzigen Roman — ſo verſicherte er aufs beſtimmteſte — wolle er ſchreiben; wenn auch dies Buch auf die Menge der Leſer keine tiefgehende Wirkung übe, ſo wolle er für immer die Feder hinlegen und dem Schriftſtellerberufe gänzlich entſagen. Das in Rede ſtehende Werk waren die „Problematiſchen Naturen", welche zuerſt im Feuilleton der „Zeitung für Norddeutſchland", deſſen Redaktion Spielhagen vor Kurzem übernommen hatte, abgedruckt wurden, und bald darauf (Berlin, Janke 1860) in Buchform erſchienen. Die Frage an das Schickſal, welche der Verfaſſer mit Veröffentlichung dieſes Romans geſtellt hatte, fand zum Glück diesmal die günſtigſte Antwort, — Spielhagen's Ruf war fortan feſt begründet, und er hat denſelben durch ſeine ſpäteren Arbeiten nicht allein zu behaupten, ſondern immer glanzvoller zu ſteigern gewuſſt. Mit bewundernswerther Kühnheit behandelt er in dieſem und den nachfolgenden Romanen die tiefſten politiſchen und ſocialen Probleme der Gegenwart. Die bedeutſamen Ereigniſſe und Strömungen der letzten 25 Jahre, die Perſönlichkeiten, welche in den Kämpfen dieſer Zeitperiode eine hervorragende Rolle geſpielt, ſind hier unter leicht zu durchblickender Hülle der Dichtung mit einer Treue und Wahrheit geſchildert, wie es in ähnlichem Grade bei keinem anderen zeitgenöſſiſchen Schriftſteller der Fall iſt. Jene höchſte Aufgabe des Dichters, und vor Allem des Romandichters, ſeiner Zeit ein Spiegelbild ihres innerſten Weſens vorzuhalten, damit ſie ſich in demſelben erkenne und ſich ihres Strebens mit ſicherer Klarheit bewuſſt werde, ſchwebt Spielhagen beſtändig vor Augen; ſeine Romane entrollen uns Stufe für Stufe ein mit den lebhafteſten Farben gemaltes Bild des Weges, den die fortſchreitende Menſchheit der Gegenwart im letzten Vierteljahrhundert zurücklegte. Denn (und auch Das iſt von Wichtigkeit) zwiſchen den größeren Romanen Spielhagen's findet — wenn auch (mit Ausnahme des Romanes „Durch Nacht zum Licht“, welcher eine direkte Fortſetzung der „Problematiſchen Naturen“ iſt) die Geſtalten und Schickſale der Helden früherer Romane in den nachfolgenden Werken nicht direkt wieder aufgenommen werden — doch ein unverkennbarer ideeller Zuſammenhang ſtatt. Der Entwicklungsproceſs der früher angeregten Probleme und Gedanken wird in den ſpäteren Romanen gleichſam im Einklange mit dem jeweiligen zeitgeſchichtlichen Entwicklungsproceſſe ergänzt und weitergeführt. Die „Problematiſchen Naturen“ bewegen ſich noch ganz auf vormärzlichem Boden. Wir ſehen hier die von innerer Fäulnis angekränkelte Geſellſchaft einer, Gott ſei Dank! abſterbenden Generation, wo weder der Adels-, noch der Bürger- oder Gelehrtenſtand den Aufgaben der Zeit gewachſen, und der Gedanke einer Solidarität der Intereſſen aller Stände kaum theoretiſch in den Köpfen und Herzen einzelner erleuchteter Männer aufgegangen war. Oswald Stein, der negative Held, um welchen ſich die bunt wechſelnden Ereigniſſe dieſes Romans gruppieren, iſt ein Nachzügler der jungdeutſchen Anläufe, ein verkümmerter Wilhelm Meiſter der vierziger Jahre, deſſen Erziehung zum tüchtigen Manne niemals vollendet wird, ein moderner Titane, welcher an der epigonenhaften Schwäche ſeines widerſpruchsvollen, von Genuſs zu Genuſs taumelnden, innerlich hohlen, haltloſen Charakters mit Nothwendigkeit zu Grunde geht. In „Durch Nacht zum Licht“ (Berlin 1861) verfolgen wir mit erheblich verringertem Intereſſe den moraliſchen Verweſungsproceſs dieſes molluskenartigen Dilettanten der Lebenskunſt, der, zum vollendeten Roué herabgeſunken, ſeiner nichtigen Exiſtenz ſchließlich durch eine Art feineren Selbſtmords ein Ende macht, indem er ſich in die aufgeregten Fluthen der achtundvierziger Märzrevolution ſtürzt und im Barrikadenkampfe fällt.

Der nächſte Roman — „Die von Hohenſtein“ (Berlin 1863) — knüpft, der Idee nach, an das Ende des vorhergehenden Werkes an. Er zeigt uns in breiterer Ausführung, wie die Volkserhebung des Jahres 1848 hauptſächlich auch an der Unklarheit und Charakterloſigkeit ihrer Führer ſcheitern muſste, eben jener problematiſchen Naturen, die bei ihrer eigenen Unreife ſo wenig geeignet waren, die Erzieher der großen Maſſe zu politiſcher und ſocialer Intelligenz abzugeben. Dem phantaſtiſchen Agitator Bernhard Münzer, welcher dem ſchimmernden Trugbilde ſocialiſtiſcher Irrlehren nachjagt, wird eine Reihe von Kernmenſchen gegenübergeſtellt, welche die geſunde Kraft und unverdorbene Sittlichkeit des Volkes repräſentieren, denen zuletzt der ſiegreiche Erfolg nicht fehlen kann, wenn dem alten Bevormundungsſyſtem ein Ende gemacht wird, und Alle rüſtig und ſelbſtthätig Hand an das Werk der geſellſchaftlichen Reform legen, ſtatt von der chimäriſchen Doktrin dieſes oder jenes Weltverbeſſerers von außen her oder von oben herab ihr Heil zu erwarten.

Daſs der einzelne, noch ſo begabte Mann, und hätte er auch die beſten Abſichten, und würde ihm auch von der Staatsregierung jegliche Unterſtützung an Macht und Kapital gewährt, die menſchenwürdigere Umgeſtaltung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe nicht einmal im kleinſten Maßſtabe vollziehen kann, dafür liefert der Roman „In Reih’ und Glied“ (Berlin 1866) an dem Beiſpiel der poetiſch objektivierten Lebensgeſchichte eines bekannten ſocialdemokratiſchen Agitators den ſchlagenden Beweis. All dieſe Romane tragen zwar im Ganzen ein ziemlich düſteres Kolorit, und ihre Helden nehmen immer ein tragiſches Ende; aber, wie bei einem echten, unſerer Theilnahme würdigen Drama, geht die höhere Idee, welcher all dies verworrene, von menſchlicher Schwäche befleckte Ringen und Kämpfen galt, nicht mit zu Grunde, ſondern ſchwebt, in geläuterter

Form gerettet und künftigen Sieges gewiſs, über dem Abgrund des Verderbens.

Im Gegenſatze zu dieſen früheren Produktionen iſt der nächſtfolgende größere Roman Spielhagen's, „Hammer und Amboſs" (Schwerin 1869) von einer friſchen, faſt optimiſtiſchen Stimmung, durchweht. Nicht als ob der Held, Georg Hartwig, ein Tugendmuſter an Vortrefflichkeit wäre, dem die ſchweren Prüfungen und tragiſchen Schickſale erſpart blieben; aber er iſt aus ſo tüchtigem Holze geſchnitzt, daſs wir von vornherein das erquickliche Gefühl haben, er werde alle Hemmniſſe ſeiner Laufbahn ſiegreich überwinden. und daſs wir ihm den ſchier überreichen Lohn ſeiner redlichen Lebensarbeit von Herzen gönnen. Während Spielhagen in dem vorletzten Roman hauptſächlich die politiſche Seite der ſocialen Frage, die Laſſalleaniſche Theorie einer Reform der Arbeiterverhältniſſe durch Staatshilfe, illuſtrierte, hat er diesmal beſonders die ethiſche Seite der geſellſchaftlichen Reform ins Auge gefaſst. Jenes Poſtulat einer Selbſterziehung des Einzelnen, das von dem wackeren Peter Schmitz in den „Hohenſteins" als die Grundbedingung jeder Beſſerung der politiſchen und ſocialen Verhältniſſe gepredigt ward, ſehen wir hier von dem Helden unſeres Romans praktiſch zur Ausführung gebracht. Auch bei dieſem Romane ſpricht ſich, wie bei den vorhergehenden, der Grundgedanke desſelben ſchon in dem Titel aus, welcher freilich, um in ſeiner tieferen Bedeutung verſtändlich zu ſein, einer näheren Erläuterung bedarf. Dieſe Erläuterung bleibt uns der Verfaſſer nicht ſchuldig. Sie wird uns von dem humanen Gefängnisdirektor gegeben, welcher diesmal, wie Peter Schmitz in dem früheren Romane, der philoſophiſche Träger jener Idee iſt, zu welcher die Schickſale Georg Hartwig's und faſt aller übrigen auftretenden Perſonen nach den verſchiedenſten Richtungen hin, in gutem oder in böſem Sinne, die praktiſche Illuſtration liefern. Unſere ſocialen Zuſtände — Dies iſt in Kurzem der Sinn des Titels und das Thema des vorliegenden Romans — kranken noch allerorten an dem von der Vergangenheit überkommenen, zwar modern übertünchten, in tiefſter Wurzel aber grundbarbariſchen Verhältniſſe zwiſchen Herrn und Sklaven, zwiſchen der dominierenden und der unterdrückten Kaſte. „Überall die bange Wahl, ob wir Hammer ſein wollen, oder Amboſs. Was man uns lehrt, was wir erfahren, was wir um uns her ſehen, Alles ſcheint zu beweiſen, daſs es kein Drittes giebt.

Und doch iſt eine tiefere Verkennung des wahren Verhältniſſes nicht denkbar, und doch giebt es nicht nur ein Drittes, ſondern es giebt dieſes Dritte einzig und allein, oder vielmehr dieſes ſcheinbar Dritte iſt das wirklich Einzige, das Urverhältnis ſowohl in der Natur wie im Menſchendaſein, das ja auch nur ein Stück Natur iſt. Nicht Hammer oder Amboſs — Hammer und Amboſs muſs es heißen, denn jedwedes Ding und jeder Menſch in jedem Augenblicke iſt Beides zu gleicher Zeit. Mit derſelben Kraft, mit welcher der Hammer den Amboſs ſchlägt, ſchlägt der Amboſs wieder den Hammer; unter demſelben Winkel, unter welchem der Ball die Wand trifft, ſchleudert die Wand den Ball zurück; genau ſo viel Stoff, als die Pflanze aus den Elementen zieht, muſs ſie den Elementen wiedergeben — und ſo in ewigem Gleichmaſs durch alle Natur in allen Zeiten und Räumen. Welcher natürliche Menſch möchte nicht lieber Hammer als Amboſs ſein, ſo lange er glaubt, die freie Wahl zwiſchen beiden zu haben? Aber welcher vernünftige Menſch wird nicht gern darauf verzichten, nur Hammer ſein zu wollen, nachdem er erkannt hat, daſs ihm das Amboſs-Sein nicht erſpart wird und erſpart werden kann, daſs jeder Streich, den er giebt, auch ſeine Backe trifft, daſs, wie der Herr den Sklaven, ſo der Sklave den Herrn korrumpiert, und daſs in politiſchen Dingen zugleich der Vormund mit dem Bevormundeten verdummt." Es iſt nicht ſo verwunderlich, wie es auf den erſten Blick ſcheinen möchte, daſs der Direktor eines Zucht- oder Arbeitshauſes ſich zu ſo liberalen und menſchenfreundlichen Anſichten bekennt. Hat doch gerade er die traurige Gelegenheit gehabt, zu erfahren, daſs wohl neun Zehntel von Allen, die als Verbrecher an der heutigen Geſellſchaft unter ſeine Obhut kamen, niemals dorthin gekommen ſein würden, „wenn man ſie nicht mit Gewalt zum Amboſs gemacht hätte, damit die Herren vom Hammer doch haben, woran ſie ihr Müthchen kühlen können." Indem man ſie ſyſtematiſch verhinderte, geſunde, kräftige, taugliche Mitglieder des Gemeinweſens zu ſein, hat man ſie ſchließlich bis ins Arbeitshaus gebracht, das nach der Anſicht des Direktors im Grunde weiter Nichts, als die letzte unſelige Konſequenz der Unnatur unſerer Zuſtände, iſt. Auch Georg iſt als Opfer dieſer Zuſtände, ohne allzu ſchwere eigene Schuld, ſchon in früher Jugend aus der wilden Romantik des Schmugglerlebens ins Zuchthaus gerathen; aber er lernt hier unter der Leitung des humanen Direktors, welcher ihm

Freund und Führer wird, die Tendenz und das Maß ſeiner Kräfte erkennen, und als ein ſittlich geläuterter und gefeſtigter Mann tritt er aus der Prüfungsſchule des Zuchthauſes in die Welt zurück, um dort die Theorie ſeines edlen Meiſters zu bewahren, um in tüchtiger, von der Menſchenliebe geweihter Arbeit gleichzeitig Hammer und Amboſs zu ſein.

Wenn es ſchon dem Geſchichtsſchreiber und Staatsmanne ſchwer fällt, über Ziel und Richtung der noch nicht abgeſchloſſenen politiſchen und ſocialen Beſtrebungen der Gegenwart zu einem feſten Urtheile zu gelangen, ſo erhellt auf den erſten Blick, daſs es für den Dichter noch ſchwieriger ſein muſs, der mitten im Gährungsproceſſe befindlichen zeitgeſchichtlichen Bewegung einen dankbaren Stoff für harmoniſche Kunſtwerke abzugewinnen. Je mehr der Romanſchriftſteller die ganze Breite des heutigen Lebens auf allen wichtigen Punkten in den Bereich ſeiner Schilderung zieht, je tiefer er die Probleme der Zeit erfaſst, deſto näher liegt die Gefahr, daſs der übergewaltige Stoff den Rahmen des Kunſtwerks zerſprenge und daſs die in Scene geſetzte Handlung entweder reſultatlos im Sande verlaufe, oder daſs der Autor aus äſthetiſchen Rückſichten einen Abſchluſs fingiere, welcher mit der jedem Leſer bekannten hiſtoriſchen Wirklichkeit in ſchreiendem Widerſpruche ſteht, daſs er Fragen für gelöſt erkläre, um deren Löſung ſich das lebende Geſchlecht bis jetzt noch vergeblich müht. Es ſcheint uns, daſs Spielhagen in den meiſten Fällen all dieſe Gefahren aufs glücklichſte vermieden hat, indem er ſich von dem richtigen künſtleriſchen Gedanken leiten ließ, in ſeinen Romanen vorherrſchend die Irrwege zu ſchildern, auf denen die Löſung jener großen Probleme ſeither von den Zeitgenoſſen verſucht ward. Aus dieſem Grunde iſt auch der vorhin erwähnte tragiſche Untergang ſeiner meiſten Helden durchaus berechtigt. Eben ſo verſtändig beſchränkt Spielhagen, was die poſitive Tendenz ſeiner Romane betrifft, ſich darauf, in allgemeinen Zügen die Richtung anzudeuten, in welcher die künftige Löſung jener Zeitprobleme zu ſuchen iſt. Es fällt ihm z. B. nicht ein, in ſeinem letztgenannten Romane des Breiteren die Mittel und Wege zu detaillieren, durch welche die von ſeinem Helden vertretene „Hammer und Amboſs“-Theorie der Gegenſeitigkeit in die That überſetzt werden und den Miſsbrauch von Macht und Reichthum zur Ausbeutung des Nächſten verdrängen ſoll. Statt die künftige Neugeſtaltung der Geſellſchaft im Einzelnen zu ſchildern, ſchließt der Verfaſſer mit künſtleriſchem Taktgefühl ſeine Erzählung gerade dort ab, wo ſie auf dem Punkte angelangt iſt, über welchen hinaus heut zu Tage höchſtens die abſtrakte Spekulation theoretiſcher Staatskunſt und Nationalökonomie zu blicken vermag. Bewunderung in der That muſs die vollendete Meiſterſchaft erregen, mit welcher Spielhagen das ſo unendlich ſpröde Metall der zeitgeſchichtlichen Ereigniſſe und Beſtrebungen für ſeine künſtleriſchen Zwecke in Fluſs zu bringen und poetiſch umzuſchmelzen und auszumünzen verſteht. Nur ſelten widerfährt es ihm, wie am Schluſſe des Romanes „In Reih' und Glied,“ daſs er ſich von der äußeren hiſtoriſchen Wirklichkeit, von der zufälligen brutalen Thatſache zu ſtark imponieren läſst, um ſie jenem Umſchmelzungsproceſſe zu unterwerfen, der ſie erſt in das Reich innerer poetiſcher Wahrheit und zwingender Nothwendigkeit erheben kann. Wenn auch die Perſönlichkeit und die Beſtrebungen Laſſalle's mit vollem Rechte dem Dichter das Modell zu ſeinem Leo Gutmann lieferten, Dieſer durfte nicht, wie Laſſalle, in junkerhaftem Duelle durch den Piſtolenſchuſs eines Nebenbuhlers in einem Liebeshandel enden, welcher Nichts mit ſeiner politiſchen Laufbahn zu ſchaffen hat — Leo muſste als Opfer ſeines großen Lebensirrthums fallen, wozu der Aufruhr der Arbeiter in dem durch ihn geleiteten Fabriketabliſſement einen nahe liegenden Anlaſs bot.

Eine faſt einmüthige Ablehnung hat der Roman „Allzeit voran“ (Berlin 1872) erfahren. Die Tadler waren hier vollkommen im Rechte; denn ein Weib, das ſich, wie Hedwig, um Rang und Reichthum an einen ungeliebten Mann verkauft und dann gegen ihn die unnahbar ſpröde Eisjungfrau ſpielt, iſt eine zu abſtoßende Erſcheinung, um als Hauptheldin eines Romans intereſſieren zu können. Das einzige Verdienſt des letzteren liegt in der lebenstreuen Schilderung der Stimmung, welche kurz vor dem Ausbruche des Krieges gegen Frankreich in den deutſchen Kleinſtaaten herrſchte; der Dichter lieferte ein Zeitbild, das durch die Wärme ſeines Kolorits für unſere Nachkommen einen nicht unerheblichen kulturgeſchichtlichen Werth haben wird, wenn auch der Äſthetiker mit Fug in der charakteriſtiſchen Zeichnung des Hintergrundes nur einen ſchwachen Erſatz für die groteſk erſonnene Fabel finden mag.

Um ſo glänzender treten alle Vorzüge Spielhagen's wieder in ſeinem letzten größeren Romane „Sturmfluth“ (Leipzig 1876) hervor. Im Rahmen einer eben ſo ſpannenden wie naturgemäßen Handlung führt der

Dichter all jene erfreulichen und unerquicklichen Erſcheinungen an uns vorüber, welche, in Folge der Siege über Frankreich und der Wiedergeburt unſeres politiſchen Lebens, der jüngſten Zeitperiode ihren Stempel aufprägten. Die tolle Jagd nach materiellen Glücksgütern, welcher der Zuſammenbruch des faulen Gründerſchwindels ein warnendes „Nicht weiter!" zuruft; die im Finſtern ſchleichenden Intrigen einer pfäffiſchen Reaktion, welche ſich mit allen ſchlechten und ſchädlichen Elementen des Volkskörpers verbündet, um die geſunden Lebensquellen desſelben zu vergiften; die redliche Ausſöhnung der edleren und beſſeren Elemente aller Parteien mit der Neugeſtaltung der politiſchen Verhältniſſe — alles Dies bildet den Inhalt des neueſten Spielhagen'ſchen Romans, welcher in genialer Weiſe dieſe Sturmfluth menſchlicher Geſchicke mit einem verhängnisvollen Naturereigniſſe, mit jener Sturmfluth der Oſtſee vom November 1872 verknüpft, die faſt gleichzeitig mit der Gründerkriſis über die Nordmarken Deutſchlands hereinbrach. Mit reicher, faſt allzu reicher Erfindungsgabe weiß der Verfaſſer die bunt verſchlungenen Schickſale ſeiner zahlreichen Romanfiguren zu lenken und zu entwirren; mit faſt allzu großem Aufwand an Phantaſie — denn der unheimlich mächtigen Geſtalt Giraldi's hätte es kaum bedurft, um den Knoten der Handlung, neben der Verſtrickung in eigene Schuld, durch Beihilfe eines räthſelvollen Deus ex machina noch ſtraffer zu ſchürzen.

Nachdem er ſolchermaßen den ganzen Entwicklungskreis der jetztlebenden Generation ſeines Volkes bis in die jüngſten Tage hinein durchmeſſen hat, wendet ſich Spielhagen in dem Romane „Platt Land", deſſen Veröffentlichung als Tageblattsfeuilleton ſo eben begonnen ward, dem Ringen und Streben, Kämpfen und Dulden unſerer Väter in den dreißiger Jahren zu, das in ſo vielfacher Hinſicht die Grundlage des heute Erreichten bildet. Zugleich erweitert der Verfaſſer auch nach einer anderen Seite hin das Gebiet ſeiner Schilderungen, indem er das Landleben und die in bäuriſcher Abgeſchiedenheit verſtockte und verſumpfte Denkart der niederdeutſchen Bevölkerung ſeiner pommerſchen Heimat in einer Reihe typiſcher Geſtalten zu anziehender, oft von glücklichſtem Humor gefärbter Darſtellung bringt.

Ein Meiſter der Erzählungskunſt, verſteht es Spielhagen vor Allem, mit feinſtem Takte die dichteriſche Objektivität ſeiner Werke zu wahren. Nur in ſeinen früheſten Romanen begegnet uns zuweilen noch ein unkünſtleriſches Sich-Eindrängen der Reflexion; in den ſpäteren ergreift die Perſon des Dichters niemals das Wort, und indem Spielhagen es ſeinen Helden überläſst, ihre Anſichten und Meinungen ſelbſt zu verfechten, zaubert er dadurch jenen Anſchein der Wirklichkeit hervor, deſſen das wahre Kunſtwerk niemals entbehren darf. Es iſt höchſt erfreulich, daſs ein Schriftſteller, der ſeine Stoffe ſo vorwiegend den Kämpfen der Gegenwart entnimmt, und der aus ſeiner Sympathie mit den humaniſtiſchen Freiheitsbeſtrebungen auf allen Gebieten des Lebens kein Hehl macht, faſt niemals in tendenziöſen Parabaſen oder ſubjektiven Betrachtungen die geſchloſſene Form des Kunſtwerks durchbricht, ſondern ſich ſtreng an einen äſthetiſchen Kanon bindet, der aus den beſten Vorbildern auf dem Felde der Romandichtung abſtrahiert iſt. Von dem ernſten Bemühen Spielhagen's, Geiſt und Weſen ſeiner Aufgabe richtig zu erfaſſen, zeugen, neben ſeinen Romanen und Novellen, die tiefſinnigen kritiſchen und äſthetiſchen Abhandlungen, welche in ſeinen „Vermiſchten Schriften" (Berlin 1864 und 1868, 2 Bde.) geſammelt und augenſcheinlich dem Bedürfnis des Verfaſſers entſprungen ſind, ſich über dies und jenes wichtige Kunſtproblem völlig ins Klare zu ſetzen. So zeigt beiſpielsweiſe der Eſſay über den Humor, welcher zu dem Treffendſten gehört, was über dies ſchwierige Thema geſagt worden iſt, mit wie ſicherem Bewuſstſein Spielhagen für ſo manche Partie ſeiner Romane jene humoriſtiſche Form gewählt hat, deren er ſich mit ſo glänzendem Geſchick bedient.

Dieſelben Vorzüge, welche wir ſeinen größeren Romanen nachrühmen durften, und welchen vor Allem noch eine ungemein plaſtiſche Zeichnung und pſychologiſch richtige Entwicklung der Charaktere hinzuzufügen iſt, adeln auch die meiſten ſeiner kürzeren novelliſtiſchen Dichtungen. „In der zwölften Stunde" (Berlin 1863), oder — wie die Novelle, nach einer Erklärung des Verfaſſers im Vorwort zur zweiten Auflage derſelben (1867), richtiger heißen ſollte — „Die Sphinx", iſt ein düſteres Nachtſtück, deſſen Heldin von dem dämoniſchen Miſstrauen gequält wird, daſs die Neigung des von ihr angebeteten Gatten keine Liebe, ſondern nur Mitleid ſei, bis eine ſchaurige Kataſtrophe ſie zu ſpät ihren Irrthum erkennen läſst. Vielleicht die anmuthigſte von Spielhagen's kleineren Erzählungen iſt „Röschen vom Hofe" (Berlin 1864). Die Handlung freilich iſt, was die Reizmittel äußerer Spannung betrifft, von nahezu dürftiger Einfachheit, es werden dem Leſer keine befremdlichen Überraſchungen geboten, Alles nimmt einen regelrechten, von Anfang an abzuſehenden Verlauf. Es ſind eben, wie bei jedem echten Kunſtwerke, mit Aufbietung der geringſten Mittel die höchſten Wirkungen erreicht. Allerdings iſt es, wie in den meiſten Spielhagen'ſchen Romanen, wieder eine vorherrſchend ariſtokratiſche Geſellſchaft, in welche der Verfaſſer uns einführt, aber eine Geſellſchaft kerngeſunder Geſtalten, an welche der politiſche Konflikt unſerer Tage nur herantritt, um ſie im Feuer der Prüfung zu läutern und mit ihrem Geſchick zu verſöhnen. Der oft gehörte ungerechte Vorwurf, daſs Spielhagen den Adel mit allzu galliger Tinte zeichne, muſs Angeſichts dieſer liebenswürdigen Charaktere verſtummen; denn ſelbſt der reaktionär verſtockte, ſich den Fortſchrittsideen der Zeit mit verbiſſenem Groll entgegenſtemmende alte Baron iſt mit ſo herzgewinnender Freundlichkeit geſchildert, daſs ihm die Sympathie der Leſer nicht entgehen kann. Ein Hauptvorzug, welcher mehr oder minder auch allen übrigen Romanen dieſes Autors einen großen Theil ihres poetiſchen Zaubers verleiht, tritt in „Röschen vom Hofe" beſonders kräftig hervor. Wir meinen die künſtleriſche Weiſe, in welcher die wunderbar plaſtiſchen Naturſchilderungen mit dem Inhalte der Erzählung, mit den ſich vor uns entfaltenden pſychiſchen Vorgängen, harmonieren, und doch immer, den letzteren gegenüber, nur die Stelle des Hintergrundes einnehmen, ſtatt (wie z. B. die Gartenkunſt-Epiſoden in der zweiten Hälfte der „Wahlverwandtſchaften") durch unverhältnismäßige Breite den Anſpruch auf ein ſelbſtändiges, den Zwecken des Romans ſich nicht mehr unterordnendes Leben zu uſurpieren. Schon die Eingangsſcenerie, die traumhafte Ruhe des einſamen Parks, in welchem die holde Geſtalt Röschens wie ein Märchenwunder zu uns heranſchwebt, gleicht einer ſtimmungsvollen Ouvertüre, die uns die Grundmelodie der Dichtung mit leiſem Zauber ins Herz ſingt. Eine ähnliche magiſche Wirkung übt im erſten Kapitel der Erzählung „Was die Schwalbe ſang" das Auf- und Abſtreichen der Schwalben in der ſtillen Dorfſtraße, und zu Anfang des Romanes „Platt Land" der wiederholte räthſelvolle Ruf: „Maggie! Maggie!", welcher die Neugier des Leſers auf das Erſcheinen der Heldin immer ſpannender weckt, bis ſie gegen Ende des erſten Buches mit aller Herrlichkeit eines Feenkindes vor unſre geblendeten Augen tritt. — Zu den beiden Novellen, die in Bad Tannenburg ſpielen und durch den Geſammttitel „Unter Tannen“ (Berlin 1868) loſe mit einander verknüpft ſind, bebaut Spielhagen nicht ohne Glück das in Deutſchland ſo arg vernachläſſigte Feld der rein humoriſtiſchen Erzählung. Er überraſcht uns mit ein paar heiteren Späßen, die gar keinen anderen Anſpruch erheben, als hübſch erzählte Geſchichten, launige Einfälle einer glücklichen Stunde zu ſein. Der zweiten Novelle — „Die ſchönen Amerikanerinnen“ — liegt für Den, welcher aus dem Geiſt und Tone der Handlung die Idee eines Kunſtwerks zu enträthſeln weiß, nebenher der patriotiſche Gedanke zu Grunde, daſs die Deutſchen, nachdem ſie im politiſchen Leben Kraft und Stärke dem Ausland gegenüber errungen und im Rathe der Nationen als die Erſten daſtehen, nunmehr mit ſtolzer Selbſtachtung dem gekräftigten Nationalbewuſſtſein auch im ſocialen Leben Geltung verſchaffen und der demüthigen Bewunderung fremdländiſcher Prätenſionen entſagen ſollten, die ſich um ſo unverſchämter breit machen, je devoter man ſie hinnimmt. Daſs nun gar im vorliegenden Falle der vermeintliche amerikaniſche Nabob, von welchem ſich die ganze Badegeſellſchaft brüskieren läſſt, ſchließlich als ein verkommener deutſcher Schneider, und der nicht minder hochmüthige ungariſche Graf als ein Wiener Billardkellner entlarvt werden, erhöht die ergötzliche Wirkung des Schwankes. — Zu derſelben Kategorie gehört die Erzählung „Das Skelett im Hauſe“ (Leipzig 1878), wo der Umſtand, daſs ein reicher pommerſcher Kaufmann durch eine Teſtamentsklauſel genöthigt iſt, im Parterrelokal ſeines Hauſes einen offenen Kram- und Heringsladen zu halten, und dieſe Nothwendigkeit ſeiner jungen, aus einer halbariſtokratiſchen Familie ſtammenden Frau ängſtlich verheimlicht hat, zu den abenteuerlichſten Verwicklungen führt. Die in tollem Übermuth mit allen Schauern eines modernen Senſationsromans ausgeſtattete Handlung löſt die grellen Diſſonanzen ſchließlich in den heiterſten Akkord auf. — Gelegentlich hat Spielhagen ſich auch auf dem Gebiet der Dorfgeſchichte verſucht. Das Streben nach realiſtiſcher Wahrheit und der augenſcheinliche Wunſch, jeden ſentimentalen Aufputz der Gefühle in den Reden jener ſchlichten thüringiſchen Bauern zu vermeiden, hat den Verfaſſer in der erſten dieſer Erzählungen — „Hans und Grete“ (Berlin 1868) — zu der Wahl allzu harter und greller Farben verlockt; auch findet der ſcharf zugeſpitzte Konflikt durch das feenhafte Einſchreiten der Fürſtin eine zu willkürliche Löſung. Deſto glücklicher iſt in der zweiten Erzählung dieſes Genres — „Die Dorfkokette“ (Schwerin 1869) — ein dem erſten Anſchein nach ſeltſamer und barocker Stoff durch die feinſte pſychologiſche Motivierung jeder Unwahrſcheinlichkeit enthoben und zu einem Kabinettſtücke realiſtiſcher Seelenmalerei ausgeprägt.

Nur ein einziges Mal hat Spielhagen — in der Erzählung „Deutſche Pioniere, eine Geſchichte aus dem vorigen Jahrhundert“ (Berlin 1871) — den Boden der Heimat und der Gegenwart verlaſſen, um eine Epiſode aus dem Grenzerleben deutſcher Anſiedler im Staate New-York zu ſchildern. Es kann nicht überraſchen, daſs dieſe novelliſtiſche Arbeit, bei aller friſchen Lebendigkeit der Darſtellung, doch jenen Zauber des Lokalkolorits vermiſſen läſſt, welcher den übrigen Produktionen des Verfaſſers einen ſo eigenthümlichen Reiz verleiht. — Auch in der Novelle „Ultimo“ (Leipzig 1874), wohl der ſchwächſten und unbedeutendſten ſeiner Erzählungen, iſt die beabſichtigte ſächſiſche Lokalfarbe von ungewöhnlich mattem und blaſſem Auftrag.

Wenn wir die Geſammtreihe dieſer kleineren Arbeiten überblicken, können wir uns der Erwägung nicht verſchließen, daſs Spielhagen’s eminente Begabung ihn vorherrſchend auf das Feld des mehrbändigen, größeren Romanes hinweiſt. Seine Art, die wichtigſten Probleme der Gegenwart nach allen Richtungen hin aufs tiefſte zu erfaſſen, bedarf naturgemäß der epiſchen Breite; daher kommt es, daſs ſeine kürzeren Erzählungen, mit ſeltener Ausnahme, den fragmentariſchen Eindruck von Epiſoden hinterlaſſen, die als ſolche vielleicht in einem größeren Ganzen eine angemeſſene Stelle gefunden hätten, aber als ſelbſtändige Schöpfungen des genügenden Intereſſes entbehren. Denn Spielhagen’s Eigenthümlichkeit beſteht zu ſeinem Ruhme eben darin, daſs er mit warmem Herzen und weitſchauendem Geiſte den einzelnen Fall, das einzelne ſittliche oder pſychologiſche Problem, ſtets im Hinblick auf ein höheres Allgemeines auffaſſt und dasſelbe in vielſeitigſter Strahlenbrechung zu beleuchten ſtrebt. In muſtergültigſter Weiſe thut er Das u. A. in dem zweibändigen Romane „Was die Schwalbe ſang“ (Leipzig 1873), der uns, was die harmoniſche Durcharbeitung aller einzelnen Theile betrifft, als eine der edelſten Perlen im Kranz ſeiner Dichtungen erſcheint.

Über Spielhagen’s dramatiſche Verſuche möchten wir ein abſchließendes Urtheil zur Zeit nicht fällen. Wenn ein Schriftſteller von ſo ſeinem Kunſtverſtande und ſo hervorragenden Talenten ſich mit Luſt und Liebe der Bühnendichtung zuwendet, ſo ſcheint uns Das, bei dem verwahrloſten Zuſtande unſrer dramatiſchen Literatur, ein dankenswerthes Bemühen zu ſein, das guten Erfolg verſpricht, daſern der Verfaſſer die Klippen vermeiden lernt, welche ihm die Gewohnheit des Epikers, die Handlung zu erzählen, ſtatt ſie als vor unſern Augen geſchehend zu entfalten, in den Weg ſtellt.

Spielhagen, der ſeit Ende des Jahres 1862 ſeinen dauernden Wohnſitz in Berlin aufſchlug, dort Anfangs die mit Geſchick geleitete „Deutſche Wochenſchrift“ herausgab und ſpäter eine Zeitlang die Redaktion des „Sonntagsblattes“ der „Volkszeitung“ führte, hat ſich ebenfalls durch ſeine geiſtvoll anregenden Vorträge über literaturgeſchichtliche und äſthetiſche Themata einen wohlverdienten Ruf gemacht; von ſeiner rüſtigen Produktionskraft dürfen wir auf jeden Fall noch manche herrliche Schöpfung erwarten.

Die Mutter H. Heine's,

nach ihren Jugendbriefen geſchildert.

Einer der wohlthuendſten Züge in dem, durch manchen nicht auszutilgenden Flecken getrübten Charakterbilde H. Heine's iſt die innige Liebe zu ſeiner Mutter. Ihr widmete er ſchon in ſeiner erſten Gedichteſammlung jene, dem tiefſten Herzen entquollenen Sonette, in welchen er geſteht, wie ſein ſtolzer Sinn in ihrer „ſelig ſüßen, trauten Nähe“ ſich demuthsvoll beuge, und wie er, die ganze Welt in tollem Wahn nach Liebe durchirrend, krank und enttäuſcht heimgekehrt ſei, um in dem troſtvollen Blick des Mutterauges die langgeſuchte Liebe zu finden. Und ſpäter, in den ſchlummerloſen Nächten der Fremde, wie ſchmerzlich quält ihn die Sehnſucht nach der alten Frau am Dammthore, die ihn ſo lieb hat, in deren Briefen er ſieht, „wie ihre Hand gezittert, wie tief das Mutterherz erſchüttert“, bis es ihn zuletzt unaufhaltſam nach Deutſchland zurück treibt, damit er die Mutter noch einmal vor dem Tode umarme! Und wie rührend ſucht er ihr die furchtbare Krankheit, die ihn bald nach jenem letzten Beſuch in Hamburg auf ein langjähriges, martervolles Sterbelager warf, durch jegliche Kunſt frommer Täuſchung zu verhehlen, um ihr mitfühlendes Herz nicht ahnen zu laſſen, wie ſchwer er leide! Dieſe treue Liebe des Sohnes läſſt ſchon mit Sicherheit auf den edlen Charakter der von ihm ſo hoch verehrten Mutter und auf den bedeutenden Einfluſs ſchließen, den ſie auf ſeine Herzens- und Geiſtesbildung geübt haben muſs.

Die Hauptzeugniſſe dieſes Einfluſſes hat der Dichter ohne Zweifel in den zahlreichen Jugendbriefen an die Mutter und Schweſter, ſowie in ſeinen „Memoiren“ niedergelegt, deren Veröffentlichung, trotz vielfacher Anmahnungen leider noch immer nicht erfolgt iſt. Inzwiſchen wird man jeden Beitrag willkommen heißen, der auf die Lebensverhältniſſe und den Charakter der ſeltenen Frau einiges Licht wirft.

Ein günſtiger Zufall hat mir vor Kurzem eine Anzahl von Jugendbriefen der Mutter H. Heine's in die Hände geführt. Dieſelben ſtammen meiſt aus dem Jahre 1796 und ſind, nach einem Beſuch in Weſel im November 1795, an eine dortige Freundin Hendelche (Helena) gerichtet, deren Bekanntſchaft ſie ſchon früher in Düſſeldorf gemacht zu haben ſcheint. Die Adreſſatin lebte damals bei ihrem Vater Jakob Iſrael und verheirathete ſich ſpäter mit einem Herrn Lazarus. Ihre Töchter, zwei hochgebildete alte Damen, die heute noch unvermählt zu Weſel leben, haben die intereſſante Korreſpondenz mit ſorgſamer Pietät in ihrem Familienarchive aufbewahrt. Die gleichfalls in den Briefen erwähnte jüngere Schweſter Helenens, Eſther, verheirathete ſich nach Ahaus und ſtarb kinderlos. Eine ältere Schweſter, Reischen (Röschen oder Roſalie), war die Gattin eines Herrn Zaudy, deſſen Enkel, der Fabrikant Carl Zaudy in Weſel, die Güte hatte, mir die in Rede ſtehenden Briefe zu überſenden. Ein zweiter Sohn Roſaliens, Iſrael Gotthart Zaudy, der als mecklenburgiſcher Hofrath und Agent des preußiſchen Finanzminiſteriums 1834 zu Berlin verſtarb, führte im September 1809, neben dem officiellen Defenſor Noel Perwez, die Vertheidigung jener elf Schill'ſchen Officiere, die Napoleon von Stralſund nach Weſel ſchleppen und dort als „Räuber" erſchießen ließ.

Mit Hilfe der nachſtehenden Briefe, welche ſämmtlich in deutſcher Sprache, aber mit hebräiſchen Lettern geſchrieben ſind, wird es möglich ſein, von dem eigenthümlichen Weſen der Mutter H. Heine's ein anſchaulicheres Bild zu gewinnen, als ich es, nach den bisherigen kargen Quellen, in meiner Biographie des Dichters zu zeichnen vermochte. Zunächſt ſei hier, unter weiterer Ausführung und theilweiſer Berichtigung früherer Angaben, zuſammengeſtellt, was über ihre Familie und deren Vorfahren zu ermitteln war.

Der Stammvater der Familie von oder van Geldern, Iſaak, war um das Jahr 1700 von Holland nach dem Herzogthume Jülich-Berg ausgewandert. Er war ein begüterter Mann, der ſein Vermögen durch ausgedehnte Geldgeſchäfte im Laufe der Jahre noch anſehnlich vermehrte, zugleich aber in humanſter Weiſe für die Verbeſſerung der traurigen Lage ſeiner in Deutſchland vielfach verfolgten und unterdrückten Stammesgenoſſen thätig war. Geſchäftsreiſen führten ihn mehrmals nach Wien, wo er mit dem berühmten Bankier Samuel Oppenheimer in Verbindung ſtand, welcher ſich der ſpeciellen Gunſt des Kaiſers erfreute und von Dieſem ſeit 1677 zum Faktor und Hofjuden ernannt worden war, eine Stelle, die er bis an ſeinen Tod 1723 bekleidete.

Iſaak's Sohn, Lazarus von Geldern, begleitete den Vater auf einer dieſer Reiſen, und führte die Tochter des am kaiſerlichen Hofe nicht minder geſchätzten Simon Preſsburger als Gattin heim. Er ließ ſich in Düſſeldorf nieder und ſetzte mit Energie und Glück das Geſchäft des Vaters fort. Seine feine Weltbildung und der Ruf ſeiner Rechtſchaffenheit und Gewandtheit brachten ihn mit vielen angeſehenen Männern in Verkehr und kamen auch dem Kurfürſten Carl Philipp zu Ohren, der ihn 1727 zu ſeinem Hoffaktor ernannte. Dieſer Umſtand hat ſpäter zu der Fabel Anlaſs gegeben, als ſei Lazarus von dem genannten Fürſten mit einem Adelsdiplome beſchenkt worden. Das in Rede ſtehende Dokument, deſſen Wortlaut mir in getreuer Abſchrift vorliegt, kann aber nur miſsverſtändlich in ſolchem Sinne gedeutet worden ſein. Es lautet, wie folgt:

„Von Gottes Gnaden, Wir Carl Phillip Pfalzgraff bey Rhein, des Heyl. Röm. Reichs ErzSchazmeiſter und Churfürſt in Bayeren, zu Gülich, Cleve und Berg Hertzog, Fürſt zu Mörs, Graf zu Veldentz, Sponheim, der Mark, und Ravensberg, Herr zu Ravenſtein ꝛc. ꝛc.: Thun kund und fügen, Unſeren ObriſtHofMiniſteren, ObriſtCämmereren, ObriſtHofMarſchällen, ObriſtStallmeiſter, Cantzleren, Präſidenten, Geheimen-, Hof-, Cammer- und übrigen Räthen, fort ſämmtlichen Hof- und Landbedienten, auch ſonſten jedermänniglich hiemit zu wiſſen, daß wir dem Juden Lazaro von Gelderen die hohe Gnade angethan und denſelben zu Unſeren Gülich und Bergiſchen Hoffactoren gnädigſt auf- und angenohmen haben. Thun auch ſolches hiermit und kraft dieſes alſo und dergeſtalt, daß Uns und Unſerem Churhauß er treu und hold ſeye, Unſeren nutzen, frommen und intresse befördere, arges und ſchaden, ſo viel an ihm iſt, in Zeiten warne, und wende, auch ſonſten was einem getreuen Hoffactoren zu thun obliegt, und geziemet: Euch allen, und jeden obgemelt, hiermit gnädigſt befehlend, daß ihr gedachten Lazarum von Geldern für Unſeren Gülich und Bergiſchen Hoffactoren annehmen, halten und erkennen ſollet. Urſund Unſerer eigenhändigen unterſchrift und hervorgetrückten geheimen CantzleyInſiegels. Geben zu Schwetzingen den Ein und dreißigſten Julii im Eintauſend Siebenhundert und Sieben und zwanzigſten Jahre.

[Gez:] Carl Phillip Churfürſt.
(LS.)

J v Mayer.
Ad Mandatum Serenissimi
Domini Electoris proprium
[Gez.] Halbert.

Gülich und Bergiſch Hof-factoren Patent
für Lazarum von Gelderen.
(LS.)

Für gleichlautende Abſchrift
(Siegel der Stadt Deutz)
Der Bürgermeiſter
Neuhöffer.“

Man ſieht, der vermeintliche Adelsbrief iſt Nichts weiter, als ein im üblichen Kurialſtile abgefaſstes Anſtellungspatent für den Juden Lazarus von, d. i. aus Geldern, wie andere jüdiſche Familien nach ihrem Geburtsorte ſich von Leyden, von Emden, von Utrecht, von Holland nannten. Die Verleihung des Adels an einen Juden würde in damaliger Zeit völlig unerhört geweſen, und zudem ſelbſtredend in ganz anderer Form ausgeſprochen worden ſein. Waren doch die Juden in den meiſten Ländern Europas kaum als „Schutzverwandte“ gegen Erlegung hoher Abgaben geduldet (man erinnere ſich, welche Behandlung ihnen noch der aufgeklärte Friedrich II. in ſeinen Staaten zu Theil werden ließ); nirgends aber waren ſie im anerkannten Beſitz bürgerlicher und politiſcher Rechte. Selbſt die Ausübung der mediciniſchen Praxis, in welcher ſie von jeher Vorzügliches geleiſtet, wurde ihnen bis tief in das achtzehnte Jahrhundert hinein durch die Unduldſamkeit der chriſtlichen Religionslehrer vielfach erſchwert. Die theologiſchen Fakultäten zu Wittenberg und Roſtock warnten noch die chriſtlichen Kranken, ſich von jüdiſchen Ärzten behandeln zu laſſen, weil dieſe als Nachkommen Abraham's vom Himmel verflucht ſeien, weil ſie Zaubermittel anwendeten, und weil ſie nach ihrem Glauben die Verpflichtung hätten, von je zehn Getauften einen zu tödten! Zu Worms predigte ein Prieſter, Johann Heinrich Mehl, öffentlich wider die jüdiſchen Ärzte, und der gelehrte Johann Helfrich Sagittarius ſuchte in einem 1745 zu Frankfurt a. M. gedruckten Buche zu beweiſen, daſs es Todſünde ſei, einem Iſraeliten das Doktorat der Medicin zu ertheilen. Trotz all dieſer Hinderniſſe ſtrebten die Juden mit Ernſt und Eifer, ſich die Früchte gelehrter

Bildung anzueignen, und auch das Geſchlecht von Geldern hat den Zierden der Wiſſenſchaft mehr als Einen ruhmvollen Namen hinzugefügt.

Von den zwei Söhnen des Lazarus von Geldern widmete der ältere, Simon, geb. zu Wien den 11. November 1720, geſt. zu Forbach 1774, ſich mit Erfolg dem Studium der Sprachwiſſenſchaft und machte ſich ſowohl durch ſeine großen Reiſen in ganz Europa und einem Theile des Orients, wie durch ſeine philologiſchen Arbeiten und ein in engliſcher Sprache verfaſstes Gedicht „Die Iſraeliten auf dem Berge Horeb“ bekannt. Sein jüngerer Bruder, Gottſchalk, geb. zu Düſſeldorf den 30. November 1726, war ein ausgezeichneter Arzt und bekleidete das Ehrenamt eines Vorſtehers der damals in den Herzogthümern Jülich und Berg ſich bildenden iſraelitiſchen Gemeinden. Wie ein Vater für ſeine Kinder, ſorgte er für das Wohl ſeiner Glaubensgenoſſen, als Arzt wie als Menſchenfreund gleich geehrt bei Juden und bei Chriſten. Es iſt nur ein vereinzeltes Beiſpiel ſeines allzeit hilfebereiten Sinnes, daſs er, als ſein Freund, der Mathematiker Kalman Cohen, und Deſſen älteſter Sohn Aaron 1779 in einer und derſelben Woche ſtarben, die verwaiſten Söhne des Letzteren, Mordachai und Abraham, zu ſich ins Haus nahm und ſie auf das ſorgfältigſte mit ſeinen eigenen Kindern erziehen ließ.

Die erſte Ehe Gottſchalk's von Geldern war mit zwei Söhnen und zwei Töchtern geſegnet. Der älteſte Sohn, Joſeph, geb. den 24. November 1765, ſtudierte, nachdem er ſeine Vorbildung in Düſſeldorf empfangen hatte, zu Bonn und Heidelberg, und promovierte als Doktor der Medicin und Philoſophie zu Duisburg. Dann begab er ſich nach München, um ſich dort der für die ärztliche Praxis in Baiern vorgeſchriebenen Staatsprüfung zu unterwerfen. Die glänzende Art, in welcher er dies Examen beſtand, erwarb ihm die für einen Juden doppelt ehrende Auszeichnung, vom Kurfürſten Carl Theodor zu ſeinem Hofmedikus ernannt zu werden. Trotzdem kehrte er zum Beiſtande ſeines alternden und kränklichen Vaters nach Düſſeldorf zurück. Aber nur wenige Monde wirkten Vater und Sohn zuſammen; am 12. Oktober 1795 ſtarb Gottſchalk, und ſchon am 25. April des nächſten Jahres folgte ihm ſein Sohn.

Sein um drei Jahre jüngerer Bruder, Simon von Geldern, hatte, wie Joſeph, zu Bonn und Heidelberg Medicin ſtudiert. Er erbte die Praxis des Vaters und Bruders und ſtand, gleich dieſen, bis an ſeinen Tod

(1833) als Arzt wie als Menſch in hoher Achtung. Sein Neffe H. Heine blieb mit dem aufgeklärten, feingebildeten Manne, der ſich auch für die Reformbeſtrebungen des Judenthums warm intereſſierte und ein Mitglied des in den zwanziger Jahren von Gans, Zunz und Moſer begründeten Vereins für Kultur und Wiſſenſchaft der Juden war, während ſeiner Univerſitätszeit und ſpäter noch in herzlichſtem Verkehre. Dr. Simon von Geldern wohnte unverheirathet in dem elterlichen Hauſe, auf der linken Seite des kurzen Gäſschens, das von der Andreas- nach der Mühlenſtraße führt. Seine Schweſtern Hanna und Peira führten ihm Anfangs die Wirthſchaft, nachdem die kinderloſe Stiefmutter bald nach dem Tode Joſeph's ſich in freundſchaftlicher Weiſe von ihnen getrennt und ein eigenes Logis bezogen hatte.

Über Hanna's und der Stiefmutter ſpätere Schickſale vermochte ich Nichts zu ermitteln. Eben ſo unbekannt iſt es mir, welche Laufbahn Mordachai und Abraham Cohen einſchlugen, die in der erſten Zeit nach dem Tode ihres Pflegevaters noch bei deſſen Familie verweilten.

Peira von Geldern, die ihren Vornamen ſpäter in Betty umwandelte (auch ihr Grabſtein trägt letzteren Namen), war den 27. November 1771 zu Düſſeldorf geboren, hatte mithin zu der Zeit, in welcher die nachfolgende Korreſpondenz beginnt, eben ihr vierundzwanzigſtes Lebensjahr vollendet. Von kleiner Statur, aber von anmuthig zierlicher Geſtalt und von aufgewecktem Geiſte, war ſie der Liebling ihrer ganzen Familie und von vielen Freiern umworben. Es mag weder ein bloßer Scherz, noch launiſche Koketterie geweſen ſein, wenn ſie wiederholt die Abſicht äußerte, unvermählt bleiben zu wollen. Gleich den Brüdern, hatte auch ſie eine treffliche Erziehung genoſſen. Neben den Mutterſprachen Deutſch und Hebräiſch, die ſie von Kind auf erlernt hatte, waren ihr Engliſch und Franzöſiſch ſo geläufig, daſs ſie die Dichterwerke beider Zungen im Originale las. Rouſſeau und Goethe gehörten zu ihren Lieblingsſchriftſtellern; ja, ihr Sohn Maximilian erzählt, daſs ſie ſich an den Elegieen des Letzteren beſonders erfreut habe. Wenn ſie das Deutſche nicht ganz richtig ſchrieb und häufig wider die Regeln der Grammatik verſtieß, ſo theilte ſie dieſen Mangel nicht allein mit den meiſten ihres Geſchlechtes in damaliger Zeit, ſondern Manches iſt auch auf Rechnung des Umſtandes zu ſetzen, daſs ſie ſich hebräiſcher Schriftzeichen bediente, welche nur unvollkommen dem

Werthe der deutſchen Buchſtaben entſprachen. Jedenfalls beweiſen Inhalt und Stil ihrer Briefe, daſs ſie auf der Höhe der Geiſtes- und Herzensbildung ihrer Zeitgenoſſinnen ſtand. Und dieſe Briefe gewähren uns einen um ſo tieferen Einblick in ihr eigenſtes Weſen, als ſie in einer ungewöhnlich trüben und ereignisvollen Zeit geſchrieben ſind. Es klingt aus ihren melancholiſchen Worten nicht nur der Schmerz um den Tod eines geliebten Vaters und Bruders, ſondern auch die patriotiſche Trauer über die Leiden des deutſchen Vaterlandes.

Das Rheinland war gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts der Schauplatz tumultuariſcher Kriegsereigniſſe. Schon am Abend des 6. Oktober 1794 wurde die damals befeſtigte Stadt Düſſeldorf von den franzöſiſchen Revolutionstruppen unter Bernadotte beſchoſſen, und noch vor Mitternacht ſtanden das Schloſs, der Marſtall, Kirche und Kloſter der Cöleſtinerinnen und mehrere Privathäuſer in Flammen. Das Perſonal der Regierung, die pfälziſche Beſatzung und viele Einwohner flüchteten hinweg, der Rhein war Monate lang gänzlich geſperrt, Handel und Gewerbe ſtockten, eine große Theuerung entſtand, und am 6. September des folgenden Jahres ging General Kleber mit 25,000 Mann über den Fluſs und beſetzte die Stadt, welche bis zum Friedensſchluſſe von Lüneville im Frühjahre 1801 okkupiert blieb. Ein Theil der herrlichen alten Alleen des Hofgartens wurde von den Franzoſen bald nach ihrem Einzuge raſiert, das ſogenannte „Hofgartenhaus" in die Luft geſprengt und das unfern der Düſſelbrücke gelegene chineſiſche Luſthaus gleichfalls zerſtört. Die Bewohner der Stadt muſsten während der franzöſiſchen Okkupation nicht allein eine unerhört ſtarke Einquartierung (in ſechſtehalb Jahren 3,257,694 Mann und 420,121 Pferde) verpflegen, ſondern auch wiederholt anſehnliche Geldkontributionen bezahlen. Peira von Geldern verleiht ihren Klagen über dieſe Verwüſtungen des Krieges in ihren Briefen einen beredten Ausdruck, ſie gedenkt mit Wehmuth der Zeiten, „wo Deutſchland noch Deutſchland war", und ſie ergießt ihren bittern Spott über die pfälziſchen Truppen, „oder beſſer geſagt pfälziſchen Emigranten", die vor den erſten feindlichen Kugeln Reißaus nahmen.

Unter den älteſten poetiſchen Verſuchen H. Heine's, die uns erhalten ſind, befindet ſich ein burſchenſchaftlich-patriotiſches Lobgedicht auf die gute alte Zeit, welches „Deutſchland, ein Traum" überſchrieben iſt. Klingt dies erſte Stammeln der Heine'ſchen Muſe nicht faſt unmittelbar wie ein verſificierter Nachhall ſolcher mütterlichen Stoßſeufzer? Auch manche überraſchende Äußerung in den Jugendbriefen des Dichters aus derſelben oder noch früherer Zeit — wie die Erwähnung des „homeriſch göttlichen, herrlichen Blücher's“, den er ſpäter ſo deſpektierlich eine „alte Spielratte“, einen „ordinären Knaſter“ nennt — dürfte auf die Nachwirkung des gleichen Einfluſſes zurückzuführen ſein, der freilich ſpäter durch den kläglichen Verlauf der politiſchen Entwicklung paralyſiert wurde. So Viel iſt gewiſs, daſs jene Erlebniſſe der neunziger Jahre einen tiefen Eindruck in der Seele ſeiner Mutter hinterließen. Mit Eifer las ſie die Schriften deutſcher Patrioten und verſäumte nachmals keine Gelegenheit, ihre heranwachſenden Söhne auf die haltlos zerrütteten politiſchen Zuſtände des damaligen Deutſchlands und auf die Miſère der Kleinſtaaterei aufmerkſam zu machen. „Verſprecht mir,“ ſchärfte ſie ihnen oftmals ein, „verſprecht mir, nie in einem kleinen Staat eure Heimat zu ſuchen, wählt große Städte in großen Staaten, aber behaltet ein deutſches Herz für euer deutſches Volk!“ Der älteſte ihrer Söhne zog ſpäter nach Paris, der zweite nach Wien, der dritte nach St. Petersburg, den größten Städten dreier Kaiſerreiche.

Abhold jeder ſchwächlichen Empfindelei, aber von warmer Menſchenliebe beſeelt, huldigte Peira von Geldern einer idealen Lebensrichtung, welche in guter Lektüre eine kräftige Nahrung für Geiſt und Gemüth ſuchte und für manche Diſſonanz des Lebens Troſt bei ihrer geliebten Flöte fand, die ſie mit Fertigkeit blies. Selbſt bei den herbſten Prüfungen, welche das Geſchick ihr auferlegte, bewahrten ein feſter Sinn und ein ſcharfer, ernſt philoſophierender Verſtand ſie vor der Gefahr, in feige Muthloſigkeit zu verſinken. Sie durfte ſich um ſo ruhiger den Eingebungen ihres Gefühls überlaſſen, als dasſelbe ſtets durch ein klares, ungewöhnlich ſelbſtändiges Denken beherrſcht und geregelt ward. „Nur der Schwache,“ ſchreibt ſie einmal bezeichnend an ihre Freundin, „muſs ſich auf das große, dennoch aber ſchwankende Rohr Etikette ſtützen. Obgleich ich,“ fügt ſie eben ſo ſelbſtbewuſſt wie beſcheiden hinzu, „mit einem alltäglichen Geſicht und Figur auch einen alltäglichen Geiſt verbinde, ſo fühle ich dennoch die Kraft, mich über die Chimären: Vorurtheil, Konvenienz und Etikette, hinaus zu ſchwingen, und nur den Wohl[an]ſtand als die einzige Grenzlinie zu betrachten, um mich alsdann freiwillig unter den Schutz der Religion und Tugend zu begeben. Ich hoffe, Sie werden dieſe Art, zu denken, billigen; ſollte es nicht ſein, ſo bitte ich um eine freundſchaftliche Zurechtweiſung.“

Eine ſo tüchtige Natur mochte wohl in ſich ſelbſt und in dem anregenden Familienkreiſe des elterlichen Hauſes genug Halt und Befriedigung finden, um ſich nicht vorſchnell oder aus nichtigen Konvenienzgründen zur Eingehung einer Ehe zu entſchließen. Eben ſo natürlich mag ihr andererſeits nach dem Tode des trefflichen Vaters, welchem der geliebte Bruder jählings ins Grab folgte, der Gedanke an die Gründung eines eigenen Hausſtandes nahe getreten ſein. Um dieſe Zeit, im Sommer 1796, führten Empfehlungsbriefe (vielleicht von der Freundin zu Weſel, mit welcher er gleichfalls bekannt war) den am 19. Auguſt 1764 zu Hannover geborenen Samſon Heine auf einer Geſchäftsreiſe in das von Geldern'ſche Haus. Ein hübſcher, ſtattlicher Mann, von lebhaftem Temperament und redlichem Herzen, wenn auch nicht mit hervorragenden Geiſtesgaben ausgeſtattet, ſcheint er das Herz Peira's raſch gewonnen zu haben; denn ſchon zur Zeit des jüdiſchen Neujahrsfeſtes, Anfangs September desſelben Jahres, ſpricht ſie von ihm als ihrem Verlobten, und ein kurz vorher geſchriebenes ſcherzhaftes Billett (ſie hatte ihren Bruder Simon der Freundin als Gemahl zugedacht und ihn gewiſſermaßen auf Brautſchau nach Weſel geſandt) trägt eine Nachſchrift von Samſon Heine's Hand. Auch bei der Knüpfung ihres Ehebündniſſes bewies Peira ihren energiſchen Sinn. Da ihr Verlobter völlig mittellos war, ſtieß ihre Wahl bei den Vorſtehern der jüdiſchen Gemeinde auf lebhaften Widerſpruch, und ſie weigerten ſich, trotz der guten Vermögensverhältniſſe der Braut, ihm das Niederlaſſungsrecht zu gewähren. Peira aber wandte ſich, kurz entſchloſſen, an die damalige franzöſiſche Regierung des Herzogthums und erwirkte einen kategoriſchen Befehl an die Rabbinen, den Niederlaſſungsſchein für ihren Bräutigam ohne irgend einen Vorbehalt auszuſtellen. Schon am 8. November 1796 hatte ſie alle Hinderniſſe, die ihrer Eheſchließung in den Weg gelegt wurden, beſiegt; es iſt, bei dem Eifer, mit welchem die Sache von Peira betrieben ward, alſo kaum zu bezweifeln, daſs die Hochzeit ſchon zu Anfang des folgenden Jahres gefeiert ward.

Unter dieſen Umſtänden drängt ſich uns freilich von Neuem die alte Frage auf, ob Heinrich Heine am 13. December 1797 oder an demſelben Tage des Jahres 1799 geboren iſt, und das erſte Datum dürfte nun doch wohl das richtige ſein. In Übereinſtimmung mit den Zeugniſſen ſeiner Jugendfreunde Neunzig, Prag und Steinmann, erklärt H. Heine bekanntlich in einem Briefe an Friedrich Maſsmann vom 20. Oktober 1821, vierundzwanzig Jahre alt, folglich 1797 geboren zu ſein. Auch bei dem Abdruck des Liedes: „Nacht liegt auf den öden Wegen" in Nr. 12 der „Rheiniſchen Flora" vom 20. Januar 1825 nennt der Herausgeber dieſer Zeitſchrift, Johann Baptiſt Rouſſeau, 1797 als das Geburtsjahr des Dichters. Wenn Heine ferner in einem Schreiben an St. René Taillandier vom 3. November 1851 berichtet, daſs „während der preußiſchen Invaſion" ein abſichtlicher Irrthum in der Angabe ſeines Geburtsjahres begangen worden ſei, um ihn „dem Dienſte Sr. Majeſtät des Königs von Preußen zu entziehen" (die betreffenden jüdiſchen Geburtsregiſter waren bei einer Feuersbrunſt zu Grunde gegangen), ſo kann die falſche Angabe meines Bedünkens doch nur den Zweck gehabt haben, ihn jünger erſcheinen zu laſſen, als er wirklich war. Um nicht in Widerſpruch zu verfallen, wird daſſelbe irrthümliche Geburtsdatum auch bei der Immatrikulation auf der Bonner Univerſität und bei der nachmaligen Taufe H. Heine's um ſo wahrſcheinlicher angeführt worden ſein, als beide Akte in preußiſchen Städten geſchahen. Vielleicht böte die ungedruckte Korreſpondenz des Dichters mit ſeiner Familie weitere Anhaltspunkte für die Entſcheidung dieſer Frage — die nachſtehenden Briefe brechen leider kurz vor der Hochzeit ſeiner Eltern ab.

1.

Düſſeldorff, Donnerſtag, den 10ten Xbr. 95.

Liebes Hendelche und Eſterche!

Ich weiß, daß keine Feder vermögend iſt die Dolmetſcherin meiner Empfindungen abzugeben, und daß nur Sympathie, die geheime Sprache des Herzens, Dies vermag; allein ich wage es dennoch, mich ſchriftlich mit Ihnen zu unterhalten und Ihnen in der Entfernung diejenige Freundſchaft zu verſichern, wovon mein Herz gleich beim erſten Anblick gegen Ihnen entglühete.

Von meine Reiſe kann ich Ihnen nicht viel Erhebliches melden. Meine Geſellſchaft beſtand von Weſel, aus einem ſichern Kaufmann Ennchens, Kaufmann Müller, Madame Bübe, einen Holländer mit ſeine liebenswiderliche Gemahlin, und dann aus einem ſicheren Wolf Sichel, den Ihr Herr Bruder ſchon in Weſel kennen lernte, ein junger Mann, der viele Wiſſenſchaften beſitzt, und mir meine Reiſe ſehr angenehm machte.

Zu Duisburg ging der Holländer mit ſeine liebenswiderliche Gemahlin ab; Sie können leicht denken, daß ich ihr eine glückliche Reiſe wünſchte. An deren Stelle bekamen wir einen franzöſiſchen Capoten in unſere Geſellſchaft, und ſo fuhren wir nach dem alten Schlendrian, das heißt wo die Wegen gut waren, da ließ der Poſtillon die Pferde laufen, und wo es ſchlimme Wegen gab, da wurden wir geſchleppt. Allein auch dieſes Übel hat ſowie alles andere ſeine gute und ſchlimme Seite, denn wann die Wegen nicht gar zu ſchlecht ſind, ſo hat man wirklich die ſchönſte Gelegenheit und Muße die liebe Natur zu betrachten, und ich kann Ihnen wirklich nicht beſchreiben, welche ſüße Gefühle jede langſam meinen Augen ſich entfernende Strohbaurenhütte in mir rege machte. Meine Einbildungskraft ſchweifte dann weit um mich her und ließ mir ſo dieſe Wonne doppelt fühlen.

Um 4 Uhr Nachmittags langten wir glücklich in Düſſeldorf an. Die Spuren des Krieges, verödete Häuſer, aufgeworfene Batterien, gefällte Baumen der ſchönſten Alleen, kurz die Verwüſtungen um die Stadt herum, hatten meinen Launen, welche noch während meiner Reiſe ſo ziemlich heiter wahren, eine melancholiſche Wendung gegeben. Allein da ich in meinem Hauſe kam und hier vollends den zärtlichen Vater vermißte, der mich immer nach eine Reiſe mit offenen Armen und eine herzliche Umarmung zu empfangen pflegte, o! da verſank ich ganz in meine Traurigkeit, und jeder Gegenſtand ließ mich durch ſeine Erinnerung aufs Neue doppelt meinen ſchmerzlichen Verluſt empfinden. Doch ich will hier abbrechen, um das allzutheilnehmende Herz meiner lieben Freundinnen nicht zu mißbrauchen.

Übrigens traf ich Alles ruhig, und meine Familie im beſten Wohlſein an. Liebes Hendeiche und Eſterche, ich hatte Ihnen noch ſo Vieles zu ſagen, allein eine einzige Umarmung würde Ihnen mehr als tauſend Worten ſagen können, wie ſehr ich bin Ihre aufrichtige Freundin

Peierche de Geldern.

Meine vielmahlige Empfehlung an Ihre werthe Eltern, Schweſter und Bruder, ein Gleiches geſchieht von meine Schweſter, Brüder und Stiefmutter an Ihnen und Ihre werthe Hausfamilie.

N. S. Einliegender Brief wurde mich heute indem ich ein andern Brief unter meine Papiere ſuchte, durch Zufall in die Hände geführt, ich ſchicke ihn Ihnen darum weilen — — weilen — ich ſelbſt nicht weiß warum — — Schicken Sie ihn mir gefälligſt wieder um.

Mordechai und Abraham laſſen vielmahls grüßen.

2.

Düſſeldorff, den 1. Jenner 1796.

Liebe werthe Freundin

Dank, tauſend Dank, für Ihren lieben troſtvollen Brief, worin jedes Wort mir von Ihre innige Theilnahme überzeugt; Dies allein iſt ſchon hinreichend einen Theil des Schmerzes zu lindern, und ein leidendes Herz zu beruhigen. Allein verzeihen Sie, wenn ich Ihnen dennoch öfters, unwillkührlich vom Schmerz hingeriſſen mit trübe Gedanken beſchwerlich falle und Ihnen traurig die geträumte Wonnebilder der Zukunſt erzähle, die ich leider — — als phantaſtiſche Traumbilder verſchwinden ſahe. Billig ſollte nun eine Reihe von Entſchuldigungen wegen der lange Verzögerung meiner Antwort folgen. Häusliche Geſchäften, die kritiſche Lage unſerer Stadt, die dadurch veränderliche kriegeriſchen Auftritte und die immer damit verbundene Unruhen könnten leicht zu meiner Entſchuldigung dienen. Warum? ſoll ich's aber leugnen, daß meine traurige Gemüthsverfaſſung auch eine Miturſache iſt, und daß ſie es iſt, die mich öfters Tage lang unfähig macht auch nur eine Zeile zu ſchreiben, wenn ich nicht Gefahr laufen will eine empfindſame Schwärmerin geheißen zu werden. Am wenigſten möchte ich mich aber nun von Ihnen bei dieſen Namen rufen hören, denn ſicher glaube ich, daß Sie über dieſen Punkt gleich mit mir denken werden, denn ſo leicht ich auch eine kleine Schwärmerei verzeihe, ſo ſehr haſſe ich dennoch die ſogenannte modiſche Empfindſamkeit, deren Exiſtenz ich mehr für Empfindelei als Wirkung eines guten Herzens anſehe.

Wenn ich Ihnen mit keine Neuigkeiten aufwarte, ſo denken Sie nur nicht, daß es eine Folge des ausgeſtreuten Verbotes iſt, keine Kriegsnachrichten zu ſchreiben. Nein meſſen Sie es nur geradeswegs meiner Unwiſſenheit der politiſchen Schleichwegen zu. Man ſpricht aber allgemein von einen Waffenſtillſtand; neu wird Ihnen zwar die Nachricht nicht ſein, allein ſelbſt die erfreuliche Nachricht des Friedens wird uns nicht mehr überraſchen und uns nur weil ſie wahr ſein wird, als neu vorkommen.

Leben Sie wohl und überzeugen Sie mir durch eine baldige Antwort, daß ich mich ferner nennen darf Ihre

wahre Freundin
Peierche de Geldern.

Meinen herzlichen Gruß an Ihre werthe Eltern und Geſchwiſter, ein Gleiches geſchieht von meine Stiefmutter, Schweſter und Brüder. Mordechai und Abraham laſſen vielmahls grüßen.

Wann ich bitten darf, ſo vermelden Sie ein Gruß an Jokibs Hanniche und ſeine Schweſter Blümelche (das heiß ich ein wahrer Gruß à la Düſſeldorf, ich habe ſogar Mademoiſelle vergeſſen zu ſchreiben).

3.

Düſſeldorff, den 10ten Jen[ner] 96.

Theure Freundin

Freilich könnte Mordechai ſowohl mein[en], als meiner Familie ihren herzlichen Gruß, an Ihnen und Ihre liebe Familie mit ſchönere Worte als ich es ſagen kann, mündlich beſtellen, allein ich will mir das Vergnügen nicht berauben Ihnen ſchriftlich auch ſagen zu können daß ich nie werde aufhören zu ſein Ihre

ergebenſte Freundin
Peierche de Geldern.

N. S. Wann ich bitten darf, ſo vermelden Sie meine Dankſagung an Ihren Herrn Bruder für den überſchickten Komödienzettel. Welch ein Kontraſt! Bei Ihnen laſſen ſich Kriegsſöhnen in Thaliens Tempel als Prieſter einweihen, und hier — ſteht Janus Tempel offen — — Verzeihen Sie einem Mädchen dieſe Bemerkung, der Kontraſt iſt gar zu groß, wann nan ſich in die vergangene Zeiten hinein denkt, wo Deutſchland noch Deutſchland war, und wo Alles was Deutſch ſprach, Brüder waren. Wenn ich Befehlshaber der pfälziſchen Truppe oder beſſer geſagt der pfälziſche Emigrante wär, ſo ließ ich denen Herrn Offezieren auch einmahl zum Zeitvertreib eine Konödie ſpielen, und zwar den Bramarbas — — — —

Ci-joint une demi-douzaine d'embrassemens.

[Adreſſe:] Mademoiselle
Mademoiselle Helena Jacob Israel
chez Mr. son père
à
p. ami. Wesel
sur le Rhin.

4.

Düſſeldorff, den 24ten Feber 96.

Liebe Freundin!

Mein Herz hat keinen Antheil an meinem langen Schweigen, deßfalls entſchuldige ich mich auch nicht, auch iſt das Herz ja leichter zu benachrichtigen als der Geiſt; um die wahre Bahn wieder zu finden, darf jenes nur einen gewiſſen Inſtinkt zu Rathe ziehen, während der andere nach gewiſſen Regeln, die beinahe alle nur das Reſultat und Werk ſeiner Schwäche ſind, urtheilet.

Heute war es nach der traurigen Kataſtrophe, wo das grauſane Schickſal mich zur vater- und mutterloſen Waiſe machte, das erſte Mal, daß ich vor dem Thor ſpazieren ging. Wir hatten einen ſchönen heiteren Tag, der um ſo angenehmer war, da wir eine Zeit lang regneriſches und unbeſtimmtes Wetter hatten. Ungeachtet geringfügige Dinge, die gewöhnlich nur einen Theil des Ganzen ausmachen, mir öfters die ſchmerzlichſten Erinnerungen verurſachten, ſo war dennoch unſer Spaziergang ziemlich munter. Unſer Rückweg führte uns durch den Hofgarten. Liebe Freundin, wenn Sie jetzt dieſen ehmaligen Sammelplatz des Vergnügens ſahen, Sie würden Mühe haben ſich ſein vormaliges Sein zu erinnern. Mein Lieblingsplätzchen, welches am Ende des Gartens lag iſt faſt ganz ruginirt; alle die ſchönen Bäume, die ſelbſt mitten in der heißen Sommertagshitze einen ſchattigen Aufenthaltsort gewährten, waren abgehauen, künftig wird es in unſerer Gegend kein kühles ſchattiges Plätzchen geben als — — das Grab. Machen Sie mir nicht den Vorwurf, daß ich nur traurige Gegenſtände aufſuche. Welchen Stoff ich auch wählen wollte, ſo wird Herz und Geiſt unerſchöpfliche Qualen des Schmerzes finden.

Die Hoffnungen zum Frieden ſind hier ganz verſchwunden. Man ſpricht von Nichts als einer nahen Feldſchlacht, und ich fürchte, das Geſpräch wird ſich beſtätigen. O! ich fürchte, die Fackel des Krieges wird nur in Thränen und Blut erlöſchen. So mannigfaltig aber auch die Beſchwerlichkeiten und die damit verbundenen Gefahren des Krieges ſind, ſo würde ich ihnen doch mit einem ruhigem Herzen Trotz bieten, wenn die Vorſehung mich nicht auf einer anderen Seite in endenloſer Trauer geſtürzt hätte. Ich weiß alle Ihre Troſtgründe, die Sie mir hiergegen einwenden können, allein es iſt nun einmahl nicht anders. Gewiſſe Leute ihr Glück und Unglück hängt weit mehr an ihren Empfindungen als an denen Bewegungsgründen.

Leben Sie wohl und überzeugen Sie mich bald durch ein Schreiben, daß Sie noch nicht vergeſſen haben Ihre

wahre Freundin
Peierche de Geldern.

N. S. Meine Schweſter ſagte, ſie wüßte nicht, womit ſie es verdient hätte, daß ſie in Mordechais Brief kein Gruß hätte.*)

In Hoffnung [von] Ihre ſämmtliche liebe Hausfamilie gutes Wohlſein bitte ich Ihre werthe Eltern meine fortdauernde Hochachtung zu verſichern desgleichen an Ihre liebe Schweſter, von welche noch bis hierhin mit keine Zeile beehrt worden. Ich hoffe nicht, daß die Schuld der Urſache an mir wird ſein. An Ihren Herrn Bruder Folgendes.

Sie konnten noch durch Mordechai fragen laſſen, ob Sie ſo frei dürften ſein an mir zu ſchreiben? Nur der Schwache muß ſich auf das große, dennoch aber ſchwankende Rohr Etikette ſtützen. Obgleich ich mit einem alltägliche Geſicht und Figur auch einen alltäglichen Geiſt verbinde, ſo fühle ich dennoch die Kraft mich über die Chimären, Vorurtheil, Konvenienz und Etikette, hinaus zu ſchwingen, und nur den Wohlſtand als die einzige Grenzlinie zu betrachten, um mich alsdann freiwillig unter dem Schutz der Religion und Tugend zu begeben. Ich hoffe Sie werden dieſe Art zu denken billigen; ſollte es nicht ſein, ſo bitte ich um eine freundſchaftliche Zurechtweiſung.

Meine Stiefmutter, Schweſter und Brüder laſſen Ihnen und Ihre lieben Angehörigen ſämmtlich grüßen.

5.

Düſſeldorff, den 27. May 96.

Theure Freundin

Heftige Gemüthsbeunruhigungen verurſachen mir auch immer körperliche Leiden, und dies iſt die Schuld, daß Ihnen noch nicht nach dem Tod meines zweiten Vaters, meines Bruders geſchrieben habe, denn die ängſtliche Unruhe, und das immerwährende Nachtwachen hatte meine ſonſt unerſchütterliche Geſundheit ſo zerrüttet, daß wenn mich nicht das ſtrenge und ſcharfe Verbot der Ärzte, die liebevolle Sorgfalt meiner Geſchwiſter, und die dringende Bitte meiner Freunde, vom Krankenbett entfernt hätte, ſo wäre ich ſicher auch eine

---

*) Es war früher, und iſt bei den Juden alten Schlages auch heute noch eine ſo unverbrüchliche Obſervanz, am Schluſſe der Briefe jedes einzelne Familienmitglied beſonders grüßen zu laſſen, daß bei zufälligem Fehlen eines Namens die betreffende Perſon ſich oftmals bitter gekränkt fühlte.

Beute des Todes worden. Denn durch dem daß [ich] nur mit dem geliebten Kranken beſchäftigt war, deſſen Krankheit ich ſich immer verſchlimmern ſahe, ohne dem reißenden Übel Schranken ſetzen, und den theuren Bruder retten zu können, wurde der Tod das Lieblingsbild meiner Phantaſie und der einzige Ruhepunkt für meinen müden Geiſt.

Vergebens ſuchten meine Freunde mich mit dem Unglück meiner Mitmenſchen zu tröſten; meines Nachbars Wunde heilet die meine nicht. Vergebens ſuchte die Vernunft das vom tobenden Schmerze zerriſſene Herz zu beruhigen, das nur da, wo es nicht mehr ſchlägt, Ruhe zu finden glaubte. Umſonſt war der laute Zuruf der Weld, daß unſere Vermögensumſtänden uns den Beiſtand unſeres Bruders nicht nothwendig machte[n]. O, du kalte Weld, die du deine Gefühle blos nach der Goldwage abwägſt, und deinen Verluſt gleich Summen zu berechnen weißt! Ach es giebt wenig Troſt für den Verluſt eines zärtlichen Bruders, der kaum ein Jahr Hofmedicus und hieſiger Arzt war, und ſchon ein Verdienſt beſaß, das ſich täglich wenigſtens auf 6 Kronthaler belief; dabei hinterließ er ein eben ſo großen und ungetheilten Lob, wie mein Vater, und ein gleichen Ruhm und Ehre folgte ihm ins Grab. Dies tröſt[et] zwar ein wenig, aber es lindert nur und heilt nicht.

Kaum hatte ich angefangen mich von einem Schlag zu erholen, folgt einen zweiten, der mich vollends zu Boden ſtürzt. Beſchuldigen Sie mich nicht, daß ich mir keine Mühe gebe mich aufzuheitern. Ich ſuche alles auf, allein Nähen, Stricken und ſonſt häusliche Geſchäften können mich nicht aufheitern, ſie ſind kaum hinreichend mich 10 Minuten zu zerſtreuen. Ich ſuchte auch als durch deutſche, franzöſiſche und engliſche Lektüre zu erlangen, was ich durch jene Beſchäftigungen nicht erreichen konnte; allein meine Lieblingsdichter finde ich jetzt, obſchon in ihrer Originalſprache, wann ſie komiſch ſind, fad, und wenn ſie traurig, vollends unausſtehlich; Auch habe ich als meine Zuflucht zur Muſik genommen, allein meine Flöte, die ſonſt meine wahre harmoniſche Freundin meiner Freuden und Schmerzen war, verſagt mir jetzt ihre Theilnahme. Mitten in einer Adagio ſtockte ich und fand zum erſte Mal, daß wann die Weld ſagt, man ſpielt mit wahrer Empfindung, es eben ſo Viel ſagen will, als man kopirt gleich dem Schauſpieler auf'm Theater die Natur und ihre Empfindungen. Wil ich dann es mit einen Allegro verſuchen, ſo präludire und phantaſire ich dann vollends ſolch Zeug unter einander, daß man ehnder glauben ſoll, ich wollte ein Donnerwetter nachahmen als ein Allegro blaſen.

O es iſt zum Erſtaunen, wie Viel Diejenigen welche das Schickſal zum Ziel ſeiner Pfeile gemacht zu haben ſcheint, zu dulden vermögen, bis ſie endlich feſt und abgehärtet daſtehen als lebendige Denkmäler menſchlicher Leiden und Kräfte. Leben Sie wohl, recht wohl, und überzeugen Sie bald von Ihrem werthe Wohlbefinden Ihre wahre Freundin

Peierche de Geldern.

Meine liebe Geſchwiſtern, laſſen Ihnen und Ihre werthe Hausfamilie ihre fortwährende Hochachtung verſichern, ein Gleiches geſchieht von mir.

Von meine Stiefmutter kann Ihnen nicht grüßen, vermuthlich wiſſen Sie auch ſchon daß ſie nicht mehr bei uns im Hauſe iſt. Wir haben ihr die in ihrem Heirathskontrakt verſchrieben geweſene Summe baar ausgezahlt, und ihr dabei aus anderm freien Willen noch verſchiedene Nebengeſchenke gemacht; wir ſind auch gute Freunde, und ſie kömmt uns auch zum öſtern beſuchen.

6.

Düſſeldorff, den 28ten Ju[nius] 96.

Theuerſte!

Wenn es eine Folge der Nachläſſigkeit iſt, daß Sie mir auf mein Schreiben nicht antworteten, ſo will ich gern mit Geduld die beſorgliche Unruhe ertragen, welches mir Ihr Stillſchweigen verurſacht, oder ſind Sie böſe, daß Ihnen keine Neuigkeiten ſchreibe? Gerne wolte Ihnen damit aufwarten, allein die ſind hier ſo mannigfaltig, daß ehe man die eine ſchreibt, eine andere ſie ſchon wieder verdrängt und folglich die erſtere wiederum alt iſt. Daß ſeit einige Woche hier Alles wieder aufs Neue in Beſtürzung iſt, wird Ihnen ohne Fehl bekannt ſein. In der That laſſen uns auch die ſchreckensvolle kriegeriſche Zurüſtungen eine traurige Zukunft vermuthen. Alle Gärten und Häuſer um die Stadt herum werden der Erde gleich gemacht. Der liebe Hofgarten wird ein Weg gemacht, ein Theil davon wird ſchon raſirt. Das ſchöne Haus, welches vor dem Hofgarten lag, iſt SabbathAbend um 9 Uhr in der Luft geſprengt worden, und der prächtige Jägerhof, welcher am Ende der Allee ſteht, iſt ſchon wirklich unterminirt und mit Pulver angefüllt, um gleichfalls eine Luftſprengung zu machen. Ich weiß was Ihr theilnehmendes Herz beim Anblick von Menſchenelend leidet. Ich will alſo nicht durch eine umſtändliche Beſchreibung des Jammern und Klagen der Unglückliche, denen ihr einziges Gut, ihre Hütte, über den Kopf zuſammen geſchlagen wird, noch mehr Leiden machen, und Ihnen mit dem Anblick einen Bildes verſchonen, was ich doch nur mit den ſchwärzeſten Farben auftragen kann. Was die Stadt aber noch beſtürzter machte, war, daß das Gerücht von allem Dieſem, die Möglichkeit, die Wahrſcheinlichkeit, die Gewißheit, daß es ohngeachtet allen Zweifel den man dagegen einzuwenden hatte, doch wahr ſei, ſo ſchnel auf einander folgte wie die Nacht der Dämmerung. Dennoch aber kann Ihnen verſichern, daß wenig oder gar nicht bang bin, ſeie es nun daß ich die Gefahr des Unglücks nicht kenne, oder daß ſchon zu vertraut mit ihm bin. Wir wollen aber immerhin das Beſte hoffen, die Wege der Vorſehung ſind verborgen. Als mein unvergeßlicher Vater ſtarb, war ich untröſtlich und als mein unvergeßlicher Bruder ſtarb, dankte ich Gott, daß mein Vater mein[es] Bruders Tod nicht erlebt hatte. Freilich muß man tief geſunken ſein, wenn Einem ſein vergangenes Unglück ſein gegenwärtiger Troſt wird. Doch ich muß hiervon aufhören und fürchte Ihre freundſchaftliche Theilnahme zu mißbrauchen. Ich erwarte künftige Poſt Ihr und Ihre liebe Familie gutes Wohlſein zu vernehmen. Sein Sie verſichert, daß Dies eins mit der größte Vergnügungen ausmacht von Ihrer

Freundin
Peierche de Geldern.

Meine Schweſter und Bruder laſſen Ihnen vielmahl grüßen. Ihre verehrungswürdigen Eltern und Geſchwiſter (Gott erhalte ſie geſund) bitte recht ſehr meine fortdauernde Hochachtung zu verſichern, ein Gleiches geſchieht von meine lieben Geſchwiſter (Gott erhalte ſie).

In Eil, denn die Poſt wil ſo[fort] abgehen.

Leben Sie wohl.

P. S. Es ſieht hier ſo mager aus daß für Geld kein Fed zu haben iſt. Ich hoffe alſo Sie werden nicht ungütig nehmen, wenn Ihnen mit der Bitte beſchwerlich falle, uns mit dem Poſtwagen oder mit ſonſt eine Gelegenheit einige Pfund Fed zu beſorgen, und das Geld dafür werde Ihnen mit erſter Gelegenheit und vielen Dank zukommen laſſen.

7.

Sonntagabend um 9 Uhr.

Liebe Freundin!

Sende Ihnen per Poſt mein[en] Bruder signé Simon de Geldern, wünſche guten Empfang, den Betrag davon bitte mir wieder alhier zu ſenden. Mein ganzes Haus läßt vielmahl grüßen ſowohl Ihnen als Ihre liebe Familie. Ich bin und bleibe Ihre Freundin Peierche de Geldern.

Auch ich mache meine gehorſamſte Empfehlung, und bitte ergebenſt den Betrag bald wieder zurück zu ſenden, beweil wir ihm hier mehr nothwendig haben. Dero ergebenſter Diener und Freund Heine.

[Adr.:] An meine Freundin Hendelche.

8.

Sonntagnacht. [Anfang September 1796.]

Liebe Freundin

Diesmahl werden Sie mir danken, daß Ihnen nicht viel ſchreibe, denn mein Heine reiſt morgen weg. Viel Luſtiges läßt ſich wohl alſo heute Abend von mir nicht erwarten, doch ich bin von Ihre freundſchaftliche Güte ſchon zu viel überzeugt, als daß ich noch zweifeln könnte, daß Sie mir diesmahl nicht auch verzeihen ſollten. Ich wollte Ihnen viel ſchreiben, allein ich kann für heute unmöglich mehr ſagen als, leben Sie wohl und vergnügt.

Neuigkeiten, welche hier geben, werde Ihnen heute keine erzählen, auch bitte machen Sie meine Komplimente an Ihre Eltern und Bruder mit Wünſchung zum neuen Jahr. Ein כתבה וחתמה טובה*). Sie kennen mich ja, daß ich nicht viele Komplimente machen kann und daß ich es darum doch nicht minder gut meine. Leben Sie wohl.

Alles läßt vielmahl grüßen. Peierche de Geldern.

---

*) Dieſe, ausnahmsweiſe in hebräiſcher Sprache eingeflochtenen Worte heißen: „Ein gutes Schreiben und Siegeln.“ Nach iſraelitiſcher Vorſtellung trägt Gott der Herr immer am jüdiſchen Neujahrsfeſte die guten und böſen Handlungen, welche jeder Menſch während des verfloſſenen Jahres vollbracht hat, in ein großes Buch und ſchließt jedes Konto ab, das acht Tage ſpäter, am Verſöhnungsfeſte, nach nochmaliger Reviſion unterſiegelt wird. Mit Anſpielung auf dieſe Vorſtellung wünſchen die Iſraeliten einander zum Neujahrsfeſte gegenſeitig „ein gutes Einſchreiben und Siegeln.“

Ich kann nicht unterlaſſen mein Kompliment an all und jeden, beſonders an Sie meine wertheſte Freundin zu machen mit Wünſchung zum neuen Jahr. כתבה וחתמה טובה. In der Hoffnung daß Sie entſchuldigen mit ſo wenig ſchreiben, Ihre ergebenſte Dienerin und Freundin.

Hanna de Geldern.

9.

DDorff, Dinſtag den 8/11 96.

Liebe theure Freundin!

Mein lezter Brief werden Sie wohl erhalten haben. Hierin verſprach ich künftig wieder zu ſchreiben, allein die Feiertäg, wo man doch nur mit Andacht beſchäftigt war, und dann hatte mich auch mein Heine auf 14 Täg beſucht, iſt aber geſtern Morgen nach Hamburg wieder abgereiſt, dies Alles war die Urſache meines Stillſchweigens. Da ich aber weiß, wie ſehr Sie Antheil an mein Schickſal nehmen, ſo wil Ihnen noch kurz den Verfolg der Geſchichte von meiner Kijumim [Erkauftes Niederlaſſungsrecht] ſchreiben. Da Rabbi Salomon ſahe, daß ein Befehl (welchen hierbei unter No. 1 ſchicke) aus der Regierung erhalten, und er ſeine ſchadenfrohe Pfeile alſo umſonſt verſchoſſen hatte, ſo ſetzte er Himmel und Hölle in Bewegung. R[abbi] Abraham als Helfershelfer von ſein Bruder, nahm ſich nun der Sache an und glaubte ſicher durch ſein Takifes [gewichtiges Anſehen] ein Widerrufungsbefehl auszuwirken. Allein gegen ſein Vermuthen erging ein zweiter Befehl, mir ſogleich mein Kijumim auszufertigen. Ich ging nun zu R[abbi] Salomon und ſoderte nochmahl den Verſicherungsſchein; denn daß er mir die Kijumim ſelbſt wegen Erlöſchung der Konzeſſion nicht geben kann, Dies wußte ich wohl. Allein ein Schein iſt eben ſo gut. Wie ſehr erſtaunte ich aber, da man mir mein Schein voller boshafte Kniffe ertheilen wolte. Ich beſchwerte mich desfals in der Regierung und erhielte wieder ein Befehl, welches unter No. 2 hier bei ſende, und welches völlig nach meinen Wunſch lautet. Ja R[abbi] Salomon wolte auch haben, daß die Gültigkeit dieſes Verſicherungsſchein erſt nach der Hochzeit anfangen ſollte, aus der Urſache, weil ich als Kalle [Braut] ſterben könnte und mein Bräutigam alsdann als ein ganz Fremder, wenn der Schein vor der Hochzeit ſchon gültig wäre, das Kijumim hätte. Allein Dieſes iſt ihm auch abgeſchlagen worden, denn in dem Befehl ſteht ausdrücklich, daß man mir den Verſicherungsſchein ohne Vorbehalt vor der Verehlichung ausfertigen muß.

Ich habe alſo völlig über meine Feinde geſiegt, und ich bin ſchon ſo viel von Ihre Freundſchaft überzeugt, daß ich ſicher weiß, daß Sie ſich mit mir darüber freuen. Liebe Freundin, hätten Sie aber wohl gedacht, daß ich mich durch meine Verlobung ſo viel Feinde machen würde? Doch mein Heine entſchädigt mich reichlich durch ſeine Liebe und Treue für Allem. In Hoffnung, daß Sie mich durch Ihr liebes Schreiben balde von Ihr ſämmtliches Wohlbefinden benachrichtigen werden und mit vieler Empfehlung zu Ihre Eltern und Geſchwiſter bin ewig Ihre Freundin und Dienerin

Peierche de Geldern.

Meine liebe Geſchwiſter laſſen Ihnen und Ihre liebe Hausfamilie vielmahl grüßen.

Aus Heine's Studentenzeit.

Nach den Tagebuch-Aufzeichnungen eines Göttinger Univerſitätsfreundes.

Am 30. Januar 1824 ließ ſich Heine zum zweiten Mal auf der Göttinger Univerſität immatrikulieren. Er hatte ſeit ſeinem erſten Beſuch der Georgia Auguſta ſchon einen Band „Gedichte“ und die Tragödien „Ratcliff“ und „Almanſor“ nebſt dem „Lyriſchen Intermezzo“ veröffentlicht, und der Stern ſeines jungen Poetenruhmes begann bis nach Göttingen zu leuchten. „Heute Mittag habe ich den Dichter Harry Heine geſehen,“ ſchrieb der Studiosus juris Eduard Wedekind am 23. Mai in ſein Tagebuch; „er wohnt in einem Hauſe mit M.*), wo ich vielleicht Gelegenheit haben werde, ſeine Bekanntſchaft zu machen“ — und dies mir vorliegende Tagebuch enthält während der Sommermonate 1824 die ſorgfältigſten Aufzeichnungen über jedes Zuſammentreffen mit Heine und zahlreiche mit ihm gepflogene Geſpräche. Dieſer Umſtand beweiſt zur Genüge, daſs der jugendliche Poet ſchon damals die Aufmerkſamkeit ſeiner akademiſchen Genoſſen in ungewöhnlichem Grade erregt haben muſs, und jede Zeile des Tagebuches beſtätigt dieſe Thatſache.

Der im Auguſt 1805 zu Osnabrück geborene Schreiber desſelben, Herr Eduard Wedekind, beſuchte mit ſeinem um anderthalb Jahre älteren Bruder Karl, welcher bis vor Kurzem als Oberamtsrichter in Melle ſtand und ſeit ſeiner Penſionierung in Hannover lebt, zuerſt von Oſtern 1822 bis Michaelis 1823, und dann, nach halbjährigem Aufenthalte in Berlin, wieder von Oſtern 1824 bis Oſtern 1825 die Göttinger

---

*) Ein früherer Mitſchüler Wedekind's, Johann Georg Ludwig Mertens, Sohn des Superintendenten und Konſiſtorialraths M. zu Osnabrück, welcher von Oſtern 1823 bis Michaelis 1824 zu Göttingen Theologie ſtudierte.

Univerſität. Trotz ſeiner kaum neunzehn Jahre befand er ſich alſo im fünften Semeſter, und ſeine Aufzeichnungen bekunden, bei aller jugendlichen Unreife des Urtheils, eine frühzeitig tüchtige Entwicklung des Geiſtes und Charakters, welche uns den lebhaften Antheil erklärt, den der ſo viel ältere Heine an dem aufgeweckten, friſchen Gefährten nahm. Herr Wedekind hat zwar ſchon im Sommer 1839 in der hannövriſchen „Poſaune“ einen längeren Aufſatz über den Dichter veröffentlicht, den ich bei der Abfaſſung meiner Biographie Heine's benutzen konnte; ſein Tagebuch enthält jedoch einen Reichthum unveröffentlicher Notizen, deren Mittheilung mir um ſo werthvoller erſcheint, als ſie unter dem unmittelbaren Eindruck eines faſt täglichen anregenden Verkehres niedergeſchrieben worden ſind und den Stempel größter Aufrichtigkeit tragen.

Die erſte Begegnung mit Heine fand im Ulrich'ſchen (jetzt Marwedel'ſchen) Garten ſtatt, in welchem damals noch das, ſpäter nach den Anlagen am Schwanenteich verſetzte Sandſteindenkmal für den Dichter Gottfried Auguſt Bürger, eine trauernde Germania im zopfigſten Rokokoſtile, ſtand. Heine beſuchte faſt jeden Abend dieſen, von den Studenten kurzweg „der Ulrich“ genannten Wirthsgarten, auf deſſen kiesbedeckten Gängen er bald mit dieſem, bald mit jenem Freunde, im Eifer des Geſpräches häufig kleine Steinchen mit dem Fuße vor ſich hinſtoßend, auf und ab wandelte. Der erſte Eindruck ſeiner Erſcheinung war kein günſtiger. „Sein Äußeres verſpricht ſehr Wenig,“ ſchrieb Wedekind, als er ihn zum erſten Mal erblickt hatte; „es iſt eine kleine zwergartige Figur mit blaſſem, langweiligem Geſichte.“ Aber ſchon nach der erſten kurzen Unterhaltung mit ihm fügte er hinzu: „Wenn er ſpricht, iſt ſein Geſicht recht intereſſant.“ Auch Wedekind erzählt, in Übereinſtimmung mit allen ſonſtigen Berichten, daſs Heine's Ausſehen, je nach ſeinem körperlichen Befinden, beſtändig wechſelte, und daſs er damals viel an nervöſen Kopfſchmerzen litt. Einmal bat er ihn, eine Uhr, die auf dem Tiſche lag, wegzulegen, weil er das Ticken derſelben nicht vertrüge; und auf die Frage, ob er immer oder nur zu Zeiten poetiſch geſtimmt ſei, antwortete er: „Wenn ich mich wohl befinde, dann immer.“ — „Aus ſeiner Kränklichkeit,“ heißt es ein andermal, „erklärt ſich wohl ſeine ſo ſehr abwechſelnde Stimmung. Manchmal iſt er ganz hypochondriſch, und dann ſpringt er mit einem Male in den feinſten Witz um. Wenn er bei guter Laune iſt, iſt er äußerſt witzig, und kommt man dann auf ſeine Liebe zu ſprechen, ſo fängt er immer an zu parodieren.“ Und in einer nachträglichen Ergänzung zu ſeinen Tagesbuchsnotizen bemerkt Wedekind: „Heine, bekanntlich klein und ſchmal, ſah damals — je nach ſeinem Befinden — ſehr verſchiedenartig aus. In guten Momenten hatte er eine ungemein gewinnende Freundlichkeit, und am intereſſanteſten war ſein Geſicht, wenn er irgend eine gutmüthige Schelmerei vorhatte. Dann blitzten die kleinen mandelförmigen Augen, deren Ränder oftmals geröthet waren, recht treuherzig liſtig.“ Auf die Frage, weſshalb er, trotz ſeiner außerordentlichen Kurzſichtigkeit, keine Brille trage, erwiderte er: „Bah, Das ſieht ſo affektiert aus!“ „Wie mögen Sie Das nur ſagen,“ frug Wedekind neckiſch, „da ich doch gerade eine Brille aufhabe?“ „Ach Gott, Das habe ich gar nicht bemerkt!“ entſchuldigte ſich Jener raſch mit dem harmloſeſten Lachen.

Heine hielt ſich derzeit zu den Weſtfalen, und unter Dieſen beſonders zu den Osnabrückern, die ſehr zahlreich vertreten waren und eng zuſammen hielten. Eigentliche Korps gab es damals noch nicht, nur Farben und freie Vereinigungen derſelben, ſogar ohne beſtimmte Kneipe. Man traf ſich bald hier, bald da. in der Regel auf dem Ulrich oder der „Landwehr“, wo die Töchter und Nichten des Wirthes (darunter das liebliche Lottchen mit wundervollen, ſpäter erblindeten Augen) die freundlichſte Aufwartung beſorgten, und bei allen Tanzgelegenheiten flott herumgeſchwenkt wurden. Heine liebte indeſs ſo wenig den Tanz, wie den Tabak oder das Bier. Auch dem Weine ſprach er nur mäßig zu, obgleich er erzählte, daſs er in Bonn viele Suiten geriſſen habe und in der Regel ſpät Abends ſtark angeſäuſelt nach Hauſe gekommen ſei, ſo daſs ſeine Wirthin, wenn er ausnahmsweiſe einmal ſchon um zehn Uhr heimkehrte, ihn ängſtlich gefragt habe, ob ihm Etwas fehle.

Beſonderen Aufwand machte Heine in keiner Weiſe — höchſtens daſs er gern Kuchen aß. Eben ſo wenig aber entzog er ſich den gewöhnlichen Vergnügungen der Studenten, den ſogenannten „Spritzfahrten“ nach den umliegenden Ortſchaften ꝛc., die mit dem üblichen Wechſel von 400 Thalern recht gut zu beſtreiten waren. Er wohnte damals im erſten Stock des jetzt mit Nr. 5 bezeichneten Eberwein'ſchen Hauſes auf der Gronerſtraße, wo er ein Zimmer mit anſtoßendem Kabinett inne hatte. Sein Logis bot den Anblick jenes nachläſſigen Wirrwarrs, den man euphemiſtiſch als

„Künſtlerwirthſchaft“ zu bezeichnen pflegt. „Bei Heine,“ ſchreibt Wedekind, „ſieht es höchſt unordentlich aus; das Bett ſteht mit in der Stube, obgleich er eine ſehr gute Kammer hat, und Bücher, Journale, Alles liegt auf den Tiſchen umher, bunt durch einander. Ich ſagte ihm, daſs ich einen Teniers herbringen würde, es abzukonterfeien.“

Zu den gemeinſchaftlichen Bekannten Heine's und Wedekind's, deren das Tagebuch gedenkt, gehörten vor Allem der geiſtvolle Siemens, welcher vor einigen Jahren als Oberamtsrichter zu Hannover ſtarb; der noch daſelbſt lebende jetzige Oberkonſiſtorialrath und Generalſuperintendent Niemann, damals ein flotter Bruder Studio; der Osnabrücker Schwietring, ſpäter Paſtor an der St. Marienkirche ſeiner Vaterſtadt; der junge Raydt, nachmals Gymnaſialdirektor zu Lingen; der ſpätere hannövriſche Juſtizminiſter von Bar, alle Drei ſeit mehreren Jahren verſtorben; Droop, welcher als Oberamtsrichter zu Osnabrück unlängſt ſein fünfzigjähriges Amtsjubiläum feierte; der durch ſein vorzügliches Klavierſpiel ausgezeichnete Ferdinand Heinrich Ludwig Oeſterley, welcher am 6. Juni 1858 als Bürgermeiſter zu Göttingen ſtarb; Adam Auguſt Caſpar Louis von Diepenbroick-Grüter, der älteſte Sohn des damals ſchon verſtorbenen Gutsbeſitzers Joh. Adolf Guſtav Adam von Grüter und der Freiin Wilhelmine von Diepenbroick zu Haus Mark bei Tecklenburg, ein junger Mann von hervorragenden Geiſtesgaben, aber allzu ſchwärmeriſcher Sentimentalität, welcher ſeinen leichtblütigeren Kameraden oft wie ein trümmerhaftes Überbleibſel aus der Wertherperiode erſchien*); und der liebenswürdige Spaßvogel G. Knille, der ſich beſtändig mit Heine neckte. Wenn Dieſer, nervös abgeſpannt, ſich häufig beim Eintritt ins Zimmer mit der ſtereotypen Phraſe: „Laſs mich, lieber Junge, ich bin krank!“ auf den nächſten Stuhl ſinken ließ und in mürriſches Schweigen verſank, war es immer Knille, der ihn, nach einigen Redewendungen, mit den gleichfalls ſtereotypen Worten ermunterte: „Sag mal, Heine, wie war Das doch neulich? wie lautete das hübſche Gedicht?“ Dann war unfehlbar die Wirkung, daſs Heine, ſich langſam erhebend und ihm die Hand auf die Schulter legend, alles Leids vergaß und freundlichſt nachfragte: „Was meinſt du, lieber Junge?“

---

*) Nachdem er bereits 1831 den Staatsdienſt verlaſſen hatte, ward er am 15. Oktober 1840 in den Freiherrnſtand erhoben.

Ob Heine Jude oder Chriſt, ob er im letzteren Falle bereits als Kind getauft oder Konvertit ſei, darüber gingen die verſchiedenartigſten Gerüchte. Er ſelbſt ſprach nie darüber, und als er im Sommer des folgenden Jahres in Heiligenſtadt zum Chriſtenthum übertrat, theilte er keinem ſeiner Freunde vorher ſeine Abſicht mit. Auch über ſeinen mehrjährigen Aufenthalt in Berlin redete er ſelten mit ſeinen Göttinger Bekannten; nur der gegenwärtige Moment ſchien ihn zu intereſſieren.

Mit Wärme erzählte er häufig von ſeinem jüngeren Bruder Max, welcher noch in Lüneburg das Gymnaſium beſuche, und gleichfalls poetiſche Anlagen beſitze. In den Hundstagsferien kam Derſelbe zum Beſuch nach Göttingen, doch machte er keinen erquicklichen Eindruck auf die Bekannten ſeines Bruders, der eine Art geiſtiger Vormundſchaft über ihn zu führen ſchien.

Seine juriſtiſchen Studien hatte H. Heine ſtark vernachläſſigt. „Er ſteht jetzt im zehnten Semeſter," bemerkt Wedekind im Juni 1824, „und muſs noch bei den Pandekten ſchwitzen. Er hört ſie bei Meiſter, weiter Nichts. Geſtern ſagte er mir: wenn das Corpus juris in Kalenderformat gedruckt wäre, würde er es gewiſs loskriegen; jetzt ſcheue er ſich vor dem großen Format." — „Ich ſprach heute abſichtlich mit ihm über das jus," heißt es wenige Tage ſpäter. „Von Meiſter ſagte er: ‚Das iſt ein göttlicher Kerl — erſtens, zweitens, kurz Alles, und man ſieht gleich, wie man es anwenden kann.' Das römiſche Recht intereſſiert ihn ſchon, mehr noch das kanoniſche. ‚Es würde intereſſant ſein',' bemerkte er, ‚den Kampf des kanoniſchen und römiſchen Rechts mit einander darzuſtellen, wie denn die Dekretiſten und Romaniſten in Bologna ſich ihrer Zeit faſt todt darum ſchlugen. Übrigens,' ſagte er, ‚habe ich vom jus Nichts los, als was ſo hie und da hängen geblieben iſt; manchmal iſt aber doch Mehr hängen geblieben, als ich ſelbſt glaubte. Ich habe überhaupt Nichts los, als die Metrik.' Michaelis will er ausſtudiert haben, und dann auf Reiſen gehen, wahrſcheinlich nach Italien. In der Folge gedenkt er in die Juriſten-Karriere zu treten; ob aber in Preußen, weiß er noch nicht. Umgang hat er wenig; wir haben uns gegenſeitig gebeten, Einer den Andern zu beſuchen."

In der That entſpann ſich zwiſchen den beiden Jünglingen bald ein lebhafter und offenherziger Verkehr, der für Beide gleich erfreulich war. Dem jüngeren Gefährten imponierte von vornherein der Reichthum überraſchend neuer Anſichten und Ideen, die Heine in jedem Geſpräch entwickelte. „Ich glaube, ſeine Bekanntſchaft wird für mich von großem Nutzen ſein," ſchrieb Wedekind nach den erſten Unterhaltungen mit dem Dichter. „Er iſt ein ungeheures Genie, dabei durchaus nicht von ſich eingenommen, ſo daſs ſein Umgang mir außerordentlich intereſſant iſt. Ich glaube auch, daſs er wohl an mir Gefallen findet, und ſo viel ich ihn jetzt kenne, werden wir uns ſehr gut zuſammen vertragen, obgleich wir in vielen Punkten ſehr von einander verſchieden ſind. Ich habe Alles, was er bis jetzt herausgegeben hat, geleſen, und weiß es zum Theil auswendig. Daſs ihm Dies einigermaßen ſchmeichelt, iſt natürlich; auch konnte ich ihm mit gutem Gewiſſen manches Kompliment machen. Seine Gedichte, ſagte ich ihm, hätte ich alle durchſtudiert. ‚Studieren,' antwortete er, ‚ſollte man ſie eigentlich auch, denn ſie ſind nicht ſo ganz leicht zu verſtehen.' Er ſagte Dies übrigens ohne allen Stolz." Dies Urtheil wird freilich ſpäter weſentlich eingeſchränkt und berichtigt: „Jetzt noch Einiges über Heine, und zwar in Beziehung auf ſeinen Charakter. Dieſer iſt ein wenig leichtfertig. An eine Unſterblichkeit der Seele glaubt er nicht, und thut groß damit, indem er ſagt, alle großen Männer hätten an keine Unſterblichkeit geglaubt, Cäſar nicht, Shakeſpear nicht, Goethe nicht. Eitel iſt er ſehr, obgleich er es durchaus nicht ſcheinen will; er hört von Nichts lieber ſprechen, als von ſeinen Gedichten. Ich habe einmal geſagt, daſs ich ſeinen Ratcliff zu recenſieren wohl Luſt, aber keine Zeit hätte; ſeitdem hat er mich ſehr aufgefordert, ich möchte doch Proſa ſchreiben. Er hat eine unglaubliche Luſt, Jeden zu myſtificieren, und ſpielt daher Jedem das Widerpart. Bei mir fährt er aber ſehr ſchlecht damit, weil er ſich deſshalb Inkonſequenzen in ſeinen Anſichten zu Schulden kommen läſſt, die ich ihm dann gewöhnlich nachweiſe. Ein wahrer Freund kann er mir nie werden; ich gehe aber doch recht gern mit ihm um. Unſre Anſichten ſind mehrentheils ſehr verſchieden, und Das giebt viel zu ſprechen; nur weiß ich manchmal nicht recht, ob ich Das, was er ſagt, für ſeine eigentliche Meinung zu nehmen habe, oder ob er mich myſtificieren will. Merke ich Das, ſo ſage ich es ihm gerade heraus, und breche das Geſpräch gleich ab. Er thut es indeſs ſelten bei mir. Neulich hat er zu Grüter geſagt, es wäre unter den Weſtfalen kein Einziger, der wüſste, was ein großer Dichter wäre. Gott ſegne ihn, wenn er es weiß! So Etwas kann mich nicht irre machen. Ich kann Viel von Heine lernen, und Das iſt der Hauptzweck, den ich beim Umgange mit ihm vor Augen habe. Eins aber miſsfällt mir ſehr an ihm, und Anderen noch mehr, nämlich daſs er ſeine Witze ſelbſt immer zuerſt und am meiſten belacht.“

Heine's Luſt an Myſtifikationen und Foppereien liefert den Stoff zu mancher unwilligen Bemerkung des Tagebuchs. Die von Maximilian Heine erzählte Geſchichte, wie ſein Bruder einen ſentimentalen Poeten gehänſelt habe, den er in luſtiger Geſellſchaft aufforderte, Etwas von ſeinen Gedichten zum Beſten zu geben, und der gleich darauf mit großen Heften unter dem Arme wieder kam und von Heine aufs ergötzlichſte perſifliert ward, beſtätigt auch Wedekind; er nennt als Gegenſtand des Spottes ebenfalls den kürzlich verſtorbenen Adolf Peters, der vom Herbſt 1822 bis Michaelis 1825 zu Göttingen Medicin ſtudierte und im Sommer 1824, Heine gegenüber, bei Herrn Becker auf der Gronerſtraße wohnte. — Beſonders ungehalten war Heine über einen, ſeines arroganten Weſens halber übel berufenen Privatdocenten, Dr. L., welcher in einem Saale der Univerſitätsbibliothek mit dem Ausleihen der Bücher betraut war. „Der Mann chikaniert mich durch ſeine Launen, ſo oft ich mir ein Buch holen will,“ ſagte Heine; „aber Das ſoll er mir büßen!“ ſetzte er lebhaft hinzu. „Nächſtens gehe ich einmal mit einem ganzen Trupp Studenten auf die Bibliothek, und laſſe ihn klettern, immer nach den höchſten Börtern; und wenn er dann die Bücher nicht finden kann, oder will, ſo werfe ich ihm ſeine ganze Ignoranz vor.“ — „Das ſoll auch wohl Gutmüthigkeit ſein?“ entgegnete Wedekind, mit Anſpielung darauf, daſs Heine ihn Tags zuvor gefragt hatte, ob er ihn in den Liedern des „Lyriſchen Intermezzo“ nicht recht gutmüthig gefunden habe, was der Gefragte entſchieden verneinen muſste. Heine brach in ein muthwilliges Lachen aus.

Ein andermal erzählt Wedekind: „Heine beſuchte mich heute Nachmittag mit Siemens und frug mich, ob er mich myſtificieren ſolle. Ich ſagte ihm, daſs er es nur thun möge, wenn er dazu im Stande ſei. Abends gedachten wir nach der Landwehr zu gehen; Heine begegnete mir auf dem Heimwege, er wollte ſchon wieder zurück. Er ſah ſehr verſtimmt aus, und als ich ihn bat, wieder mit mir umzukehren, frug er mich, ob ich an Siemens Nichts bemerkt habe, ſeine Stimmung ſcheine ihm ſo wunderlich. Ich hatte ihm vor einigen Tagen den ‚Werther‘ geliehen, und Heine wuſste Das. ‚Ich weiß nicht,‘ fuhr er fort, ‚aber es kommt mir ganz ſo vor, als wollte er ſich todtſchießen. Als ich vorhin bei ihm war, hatte er ſich eine Piſtole gekauft und ſie geladen, er brachte ſeine Rechnungen in Ordnung, war ſehr aufgeregt, und als ich ihn zum Mitgehen bewog, ſuchte er mich auf alle Art loszuwerden. Haſt du ihn vielleicht ſpäter geſehen?‘ Ich verneinte es, und frug Heine, ob Siemens wirklich eine geladene Piſtole gehabt habe. ‚Auf mein Wort,‘ verſicherte Jener; ‚ich wollte jetzt eben zu ihm und ſehen, was er macht; nur fürchte ich, er wird ſich mir nicht entdecken wollen.‘ — Komm, ich gehe mit, ſagte ich; wenn er ſich Einem entdeckt, ſo wird er wohl gegen mich offen ſein, und die Sache kommt mir jetzt wirklich bedenklich vor. Wir gingen eine Weile ſchweigend neben einander her, als Heine plötzlich mit einem hellen Gelächter ſtehen blieb und mir ſagte: ‚Lieber Junge, ich habe dich bloß myſtificieren wollen! Eine geladene Piſtole hat er gehabt, wahrſcheinlich aber an Nichts weniger gedacht, als ſich damit todtzuſchießen. Übrigens haſt du dich brav benommen.‘ Obgleich er mir ſeine Abſicht vorhergeſagt, ärgerte es mich doch nicht wenig, daſs er mir auf Koſten meines guten Herzens dieſen Streich geſpielt hatte. Wir kamen jetzt auf den Selbſtmord im Allgemeinen zu ſprechen, und als ich erzählte, daſs mir Siemens neulich einmal geſagt habe, er könne nicht begreifen, wie ſich Jemand das Leben nehmen könne, ſagte Heine: ‚Und ich kann nicht begreifen, wie ſich Jemand zuweilen *nicht* das Leben nehmen kann.‘“

In ein Exemplar von Immermann's „Trauerſpielen“ (Hamm 1822), das Heine an demſelben Tage ſeinem Freunde Wedekind ſchenkte, ſchrieb er die Worte:

> „Was iſt der Menſch? Frage die Göttinger philoſophiſche Fakultät!
> Göttingen, den 25. July 1824. Heine.“

„Neulich war ich mit Grüter bei Heine,“ berichtet das Wedekind'ſche Tagebuch an einer anderen Stelle. „Er zeigte uns ein ſehr ſchönes Exemplar von Walter Scott's „Lady of the lake“, das er zum Geſchenk bekommen hatte, und da Grüter ihn bat, ihm dasſelbe zu leihen, und zugleich mich frug, ob wir das Gedicht mit einander leſen wollten, ſchlug Heine ein unbändiges Gelächter auf und ſagte zu G., daſs er ihm das Buch ſchenken wolle. Wir begriffen den Grund ſeiner Luſtigkeit nicht.

Heine aber fuhr fort zu lachen und ihm das Buch anzubieten, und ſetzte endlich, immer lachend, hinzu: Das ſei gar keine Groſsmuth von ihm, wir würden das Buch doch nur ſchmutzig machen, deſshalb wolle er's lieber verſchenken. Grüter bedankte ſich und nahm das Buch mit. Ich hätte Das nicht gethan.“

„Die meiſten Geſpräche, welche Heine mit ſeinen Freunden pflog, bezogen ſich auf literariſche Dinge, vor Allem auf ſeine eigenen Produktionen. Einige Wochen nach ſeiner Ankunft in Göttingen hatte er dem Profeſſor Bouterwek ein Exemplar ſeiner „Tragödien“ geſandt. Schon bei der erſten Unterhaltung mit Wedekind kam die Rede auf Bouterwek, der ſich gegen Letzteren ſehr anerkennend über das Talent Heine's ausgeſprochen hatte. Nachdem er ſich früher der Kant'ſchen, dann der Jakobi'ſchen Lehre angeſchloſſen, verfolgte er jetzt eine vorwiegend empiriſche Richtung in der Philoſophie, und Heine, der ſchon im „Lyriſchen Intermezzo“ mit den Traditionen der romantiſchen Schule und den Schlegel'ſchen Einflüſſen gebrochen hatte, nahm jetzt ein gröſseres Intereſſe an den realiſtiſchen Entwicklungen des Göttinger Äſthetikers, als bei ſeinem erſten Aufenthalte auf der Georgia Augusta. „Der überſpannten Romantik,“ ſchreibt Wedekind am 15. Juni in ſein Tagebuch, „iſt Heine früher ſehr zugethan geweſen, beſonders wegen ſeines engen Verhältniſſes zu Schlegel, als er in Bonn ſtudierte. Jetzt iſt er ihr abgeneigt, und hält nun auch mehr auf Bouterwek. Nur dem Märchen legt er noch ziemlich viel Werth bei, und ſagt, was bei ihm damit zuſammenhängt, daſs man die eigentliche Fabel noch nicht erfunden habe; das Weſen der Thiere, was uns ein Thier eigentlich zu ſagen ſcheine, habe noch Niemand richtig erkannt. Am folgenden Tage kamen wir im Spazierengehen bei einfachen blutrothen Roſen vorbei. In Beziehung auf ſeine geſtrigen Bemerkungen über die Fabel fragte ich ihn, was ihm dieſe Klatſchroſe zu ſagen ſcheine. ‚Aufgeputzte Armuth,‘ ſagte er nach kurzem Beſinnen ungemein treffend. Bei einer halb erſchloſſenen Roſenknoſpe, deren zarte Kelchblätter allerliebſt aus der grünen Hülle hervorguckten, fragte er mich, ob die nicht faſt naiv ausſehe, was ich bejahen muſste. Nachher kamen wir bei ein Paar Putern vorbei, die auf das Geländer einer kleinen Brücke geflogen waren und nach der Waſſerſeite blickten. ‚Die möchten nun gern wieder herunter,‘ ſagte Heine, höchlich beluſtigt, ‚ſind aber zu dumm, ſich umzudrehen.‘“

Mit der erſten Sammlung ſeiner Gedichte vom Jahre 1822 war er nicht mehr zufrieden; doch vertheidigte er die „Traumbilder" gegen Wedekind's Angriffe, und ſprach die Abſicht aus, einen neuen Cyklus derſelben zu dichten. Kleine Lieder gedenke er fürs erſte nicht mehr zu ſchreiben. Als die Rede auf ſeine Originalität kam, ſagte er: „Anfangs hat ſie mir Schaden gethan; die Leute wuſsten nicht, wohin ſie mich rangieren ſollten — jetzt nützt ſie mir ſchon." — Ein Geſpräch über das „Lyriſche Intermezzo" führte auf Heine's Liebe und Liebesleid. „Das alles beruht bloſs in der Idee, wie bei mir," meinte Wedekind Anfangs; aber fünf Wochen nachher ſchreibt er: „Was ſeine Liebe betrifft, ſo iſt die keine bloſs ideale, ſondern Wahrheit," und eine noch ſpätere Notiz lautet: „‚Du biſt ein verfluchter Kerl!' ſagte mir Heine, als ich ihm, ohne mit ſeinen Liebesaffairen im geringſten bekannt zu ſein, auf Grund ſeiner Gedichte und des Ratcliff demonſtrierte, er ſei ohne Zweifel in eine Kouſine verliebt geweſen, ein Verhältnis, das — namentlich beim Hamburger Familienton — einen hohen Grad von Annäherung zuläſst, ohne irgend einen Anſpruch auf Liebe zu geſtatten." — „Wir ſprachen heute viel von der Liebe in der Poeſie," heiſst es ein andermal. „Heine giebt der ſinnlichen vor der platoniſchen den Vorzug, ich nicht. Wir vereinigten uns aber bald, weil wir eigentlich derſelben Meinung waren, und nur die Ausdrücke verſchiedenartig nahmen. Platoniſche Liebe hält er für Hyperſentimentalität, und die ſinnliche Liebe nahm ich für bloſsen thieriſchen Trieb. Wir kamen leicht dahin überein, daſs die irdiſche Liebe in veredelter Geſtalt, ſo daſs ſie gleich weit von der thieriſchen wie von der himmliſchen entfernt iſt, für die Poeſie die vortheilhafteſte ſei. Einer Dame, die, um ihn in Verlegenheit zu ſetzen, die Frage an Heine richtete: ‚Sie lieben wohl platoniſch?' gab er die draſtiſche Antwort: ‚Jawohl, gnädige Frau, — wie der Koſakenhauptmann Platow. Da war ſie aber balleriert,' ſetzte er mit einer unbeſchreiblichen Miene hinzu."

Wedekind fragte ihn auch nach ſeinen Überſetzungen aus Lord Byron. „Das war eigentlich eine große Eitelkeit von mir," ſagte Heine. „Schlegel behauptete gegen mich, Byron ſei nicht zu überſetzen; darum gab ich mich daran, und lag Tag und Nacht darüber mit der größten Anſtrengung." — „Nun, und was ſagte Schlegel da?" — „Ja, ſagte er, es ſei wie Original; das Überſetzen müſſe mir aber auch leichter werden, als jedem Andern, weil ich einige Ähnlichkeit im Charakter mit Lord Byron habe.“ Die Äuſerung Heine's bei Gelegenheit von Byron's Tod in ſeinem Briefe an Moſer vom 25. Juni 1824 findet ſich Tags zuvor faſt wörtlich von Wedekind aufnotiert: „Heute ſagte mir Heine: ‚Byron's Tod hat mich ſehr erſchüttert: ich ging mit ihm um wie mit einem Spießgeſellen. Shakeſpear dagegen kommt mir vor wie ein Staatsminiſter, der mich, etwa wie einen Hofrath, jede Stunde abſetzen könnte.‘“

An Heine's „Almanſor“ tadelte Wedekind, daſs Deſſen Anfangs ſo reine und edle Liebe gegen das Ende hin zu thieriſcher Wildheit ausarte. Sein Held, entgegnete Heine, fange gleich ſo ſchwärmeriſch an, daſs er ihn, der Steigerung halber, faſt bis zur Brutalität habe emporwachſen laſſen müſſen; auch ſei es doch nothwendig, daſs der Afrikaner durchblicke. Wedekind beſtand darauf, daſs Brutalität der Charakterzeichnung der früheren Anlage widerſpreche, und daſs in dem allmählichen Übergehen der heiligen Liebe in die bloß phyſiſche keine Steigerung liege. Heine ſchien Das einzuräumen. Die Idee zum „Almanſor“ verdanke er, nach ſeiner Angabe, einer ſpaniſchen Romanze; „Ratcliff“ ſei ganz ſeine eigene Erfindung. Von dem letztgenannten Drama hatte Heine eine beſonders hohe Meinung, und äuſerte wiederholt die Anſicht, daſs er nicht glaube, dieſe poetiſche Schöpfung übertreffen zu können. „Was Ratcliff eigentlich iſt,“ ſagte er, „daſs er ein Wahnſinniger iſt, habe ich noch Keinen ausſprechen hören. Niemand hat es gefunden, und doch iſt es ganz klar, denn er hat eine fixe Idee. Dieſer folgt er, weil er muſs. Daher kommt zum Theil die eigene Wirkung des Stückes; denn nicht Ratcliff iſt es, welcher handelt und etwa gegen das Schickſal ankämpft, ſondern das Schickſal iſt das eigentlich handelnde Princip, Ratcliff iſt eine unfreie Perſon, er muſs ſo handeln, wie er es thut.“ Schon Wedekind bemerkte mit Recht, daſs dieſe Vorausſetzung einer fixen Idee bei dem Helden, deren willenloſer Spielball er ſei, die tragiſche Kraft des Stückes geradezu vernichte. Heine's Auffaſſung des Ratcliff erſcheint hier offenbar als ein Nachklang jener romantiſchen Richtung, die ihn gleichfalls an den Fouqué'ſchen Romanen noch immer ein, dem Freunde befremdliches Gefallen finden ließ.

Ein Lieblingsthema, auf das er bei jeder Gelegenheit zurück kam, war die Metrik und die Theorie der Dichtkunſt, mit welcher er ſich ſchon in Bonn unter Schlegel's Anleitung auf das ernſthafteſte beſchäftigt hatte. „Sonſt,“ ſagte er einmal, „war es mein ſtehender Witz, wenn Jemand etwas Gutes oder Schlechtes geſchrieben hatte: Der hat die Metrik los oder nicht los. Fürwahr, die Metrik iſt raſend ſchwer; es giebt vielleicht ſechs oder ſieben Männer in Deutſchland, die ihr Weſen verſtehen. Schlegel hat mich hineingeführt — Der iſt ein Koloſs. Er iſt durchaus nicht poetiſch, aber durch ſeine Metrik hat er zuweilen Etwas hervorgebracht, was an das Poetiſche reicht. Auch Voſs iſt ſehr gut."

„Sie ſcheinen mir da," bemerkte Wedekind, „einen weiteren Begriff mit der Metrik zu verbinden, als man gewöhnlich thut. Denn wenn man auch natürlich das Abzählen der Füße und Silben für bloße Nebenſache oder für die erſten Elemente hält, ſo läſst ſich doch ſelbſt im Übrigen, meiner Meinung nach, der Charakter der meiſten poetiſchen Formen leicht ergründen. Man kann ihn zwar nicht immer in klaren Worten ausdrücken, aber das Gefühl, wenn es einigermaßen gebildet iſt, wird Einen bald richtig führen. Ich bin überhaupt der Anſicht, daſs der Dichter nie die Form ſuchen muſs; er darf ſie nicht von dem Kern und Inhalt trennen, ſondern ich glaube vielmehr, daſs mit dem Gedanken eines Gedichtes auch die ihm ganz eigenthümliche Form, als eins mit ihm, zugleich entſteht."

„In der Regel," ſagte Heine, „iſt Das wohl ſo, aber nicht immer; manchmal kann man recht gut vorher über die Form nachdenken, weil ſie kein bloßes Vehikel, ſondern ihrerſeits auch produktiv ſein ſoll. Worin bei den Alten der eigentliche metriſche Witz liegt, Das habe ich bis jetzt nicht herausbringen können. Die antiken Versmaße ſagen mir für die deutſche Sprache gar nicht zu, z. B. die Hexameter. Selbſt wenn ſie ganz richtig und vortrefflich gebaut ſind, ſo daſs Nichts daran auszuſetzen iſt, gefallen ſie mir doch nicht; nur einige Ausnahmen giebt es, und Das ſind gerade nicht die beſten, z. B. Goethe's römiſche Elegieen. Schlegel ſagte mir, Goethe habe ihm ſeine Manuſkripte vorgeleſen, und er (Schlegel) habe ihn auf manchen Verſtoß in der Verſifikation aufmerkſam gemacht; aber Goethe habe dann in der Regel geſagt, er ſehe wohl, daſs Das nicht ganz richtig ſei, aber er möge es doch nicht ändern, weil es ihm ſo beſſer gefalle, als das Richtigere. Worin liegt Das nun?"

„Im Geiſte der deutſchen Sprache," meinte Wedekind. „Das iſt freilich ſehr allgemein geſagt, aber bis jetzt kann ich es nicht näher entwickeln."

„Auch," fuhr Heine fort, „ſind unter den Ausnahmen — ich meine ſolche Gedichte, bei denen die antike Form mir zuſagt — einige Oden von Klopſtock, der Zürcherſee z. B. und die Oden an Ebert und Gieſeke. Die Oden gefallen mir überhaupt am beſten von Klopſtock's Schriften. Den „Meſſias" konnte ich nicht leſen; der kommt mir vor wie eine poetiſche Predigt."

Die entſchiedenſte Abneigung hatte Heine gegen alle Reflexionen in Gedichten. „Die ſind mir ganz unausſtehlich," ſagte er eines Tages, „beſonders ſolche ſentimentale Schneider-Reflexionen. Ich habe noch heute (das Geſpräch fand am 16. Juni ſtatt) einen kleinen Witz gemacht, worin ich ſie parodiere." Wedekind bat ihn, das Gedicht vorzutragen, wenn er es auswendig könne. „Ich habe es bei mir," ſagte Heine, griff in die Seitentaſche ſeines Rockes, und langte einen ſauber zuſammengefalteten halben Bogen Poſtpapier heraus. Das Gedicht, in welchem viel geſtrichen und geändert war, lautete nach Wedekind's Aufzeichnung ungefähr ſo:

Wohl Dem, dem noch die Unſchuld lacht,
Weh Dem, der ſie verlieret!
Es haben mich armen Jüngling
Die böſen Geſellen verführet.

Sie haben mich um mein Geld gebracht
Mit Kniffen und mit Liſten;
Es tröſteten die Mädchen mich
Mit ihren weißen Brüſten.

Drauf haben ſie mich beſoffen gemacht,
Da hab' ich gekratzt und gebiſſen.
Sie haben mich armen Jüngling
Zur Thür hinausgeſchmiſſen.

Und als ſie mich an die Luft gebracht,
Bedenke ich recht die Sache,
Da ſaß ich armer Jüngling
Zu Kaſſel auf der Wache.

Er las das Gedicht ſehr lebhaft, und den affektierten, ſüßlichen Ton parodierend, vor. Wedekind ſprach ſein Gefallen daran aus. „Es iſt für ſolche Gedichte," ſagte er, „ein guter Probierſtein, wenn man ſich gleich eine konkrete Perſon lebhaft dabei vorſtellen kann, und hier denke ich mir ſofort einen ſüßlichen Zieraffen, der ſeine ſchrecklichen Fata mit aller ihm nur möglichen Weinerlichkeit erzählt. Übrigens möchte ich, daſs Sie im letzten Verſe die Reime ‚Sache' und ‚Wache' änderten, und auch hier den J- und U-Laut ſetzten, der in den übrigen Verſen ſteht und ganz vortrefflich zu dem Charakter der geſchilderten Perſon paßt."

„Ich weiß wohl," entgegnete Heine, „die letzten Reime taugen nicht: ‚gebracht' und ‚Sache', zwei A-Laute hinter einander. Das iſt nicht gut.

aber ich kann's nicht ändern, denn ich muſs die ‚Wache' am Ende haben. Sehen Sie, Das iſt nun ſo ein metriſcher Witz: ‚Zu Kaſſel auf der Wache' iſt ganz etwas Anderes, als ‚Auf der Wache zu Kaſſel', und ‚Es haben mich die böſen Geſellen verführt', auch etwas Anderes, als ‚Die böſen Geſellen haben mich verführt'. Die Hauptpointe macht der ‚Jüngling'; da fehlt immer ein Fuß, es wird ſo gezogen."

„Übrigens," meinte Wedekind, „würde nicht Jeder das Gedicht verſtehen, dem Sie es nicht vorläſen."

„Gott bewahre!" ſagte Heine, „Das verſteht kein Menſch." Und auf die neckende Bemerkung des Freundes, daſs er ja erſt geſtern die Abſicht ausgeſprochen habe, keine kleinen Gedichte mehr zu machen, erwiderte er: „Ach, Das iſt kein Gedicht." — Lange war er im Zweifel, welche Überſchrift er demſelben geben ſolle. Endlich rief er, ſtrahlend vor Freude: „Ich hab's! Elegie!"

In der That veröffentlichte er das Gedicht bald darauf unter dieſem Titel und mit der irreführenden Notiz: „In dieſem Volksliede, das noch nirgends abgedruckt iſt, muſste ich einige Veränderungen machen, ohne welche dasſelbe nicht mittheilbar war" in der von ſeinem Freunde J. B. Rouſſeau zu Köln herausgegebenen Zeitſchrift „Agrippina" (Nr. 93, vom 1. Auguſt 1824). Wie der Abdruck zeigt, hatte er inzwiſchen mit der zweiten und den folgenden Strophen nachſtehende Veränderungen vorgenommen:

Sie haben mich um mein Geld gebracht
Mit Liſten und mit Karten;
Es tröſteten mich die Mädchen
Mit ſüßen Redensarten.

Und als ſie mich ganz beſoffen gemacht
Und meine Kleider zerriſſen,
Da ward ich armer Jüngling
Zur Thür hinausgeſchmiſſen.

Und als ich des Morgens früh erwacht,
Da wundr' ich mich über die Sache!
Da ſaß ich armer Jüngling
Zu Kaſſel auf der Wache.

Erſt zwanzig Jahre ſpäter nahm Heine dies tolle Produkt ſtudentiſchen Humors, mit der Überſchrift „Klagelied eines altdeutſchen Jünglings", in ſeine „Neuen Gedichte" auf, nachdem er noch in der erſten Zeile „die Unſchuld" in „die Tugend" verändert, die zweite Strophe, wie folgt, verbeſſert:

Sie haben mich um mein Geld gebracht
Mit Karten und mit Knöcheln;
Es tröſteten mich die Mädchen
Mit ihrem holden Lächeln.

und ſtatt des Anfangswortes „Da" in der zweiten Zeile der Schluſsſtrophe ein viel draſtiſcheres „Wie" geſetzt hatte.

In Anknüpfung an das obige Geſpräch fragte Wedekind den Dichter, ob er niemals die eigentliche Satire behandelt habe. „Das iſt ein gefährliches Handwerk," meinte Heine. — „Warum? Sie muſs nur nicht perſönlich ſein." — „Pah! alle Satire iſt perſönlich." — Wedekind verwies ihn auf die Satiren des Horaz, in welchen die perſönlichen Anzüglichkeiten doch ſtark verhüllt und gemildert ſeien. — „Das iſt mehr guter Humor," war Heine's Antwort. „Ariſtophanes iſt der größte Satiriker, und ich möchte wünſchen, daſs die perſönliche Satire bei uns wieder in Schwang käme." — „Das würde nicht gut ſein; es würde zu viele und zu bittere Federkriege abſetzen." — „Was ſchadet's? Das Volk ſoll auch nicht verſauern." — „Dann mag es zum Schwert greifen, und nicht zur Feder." — „Haben doch Erasmus und Luther auch mit der Feder gekämpft!" — „Das war etwas Anderes; es war ein hoher und wichtiger Zweck, bei dem das Wohl von Nationen auf dem Spiele ſtand. Luther muſste natürlich jene höchſten Principien und Das, was er als Wahrheit ausſtreute, auf alle mögliche Weiſe verfechten, damit es nicht wieder unterginge. Behandeln Sie indeſſen die perſönliche Satire für ſich — es iſt eine gute Übung und kann Ihre Freunde ergötzen, wenn Sie auch nicht Alles gleich drucken laſſen." — „Ich habe ſchon einen Anfang dazu gemacht," ſagte Heine, „indem ich Memoiren ſchreibe, die ſchon ziemlich ſtark angewachſen ſind. Jetzt bleiben ſie indeſs liegen, weil ich Anderes zu thun habe; ich werde ſie aber fortſetzen, und ſie ſollen entweder nach meinem Tode erſcheinen, oder noch bei meinem Leben, wenn ich ſo alt werde, wie der alte Herr [Goethe]." — „Dem wollte ich wünſchen, daſs er früher geſtorben wäre," verſetzte Wedekind; „die Welt hätte viel verloren, ſein Ruhm aber hätte gewonnen." Das beſtritt Heine durchaus. Er liebte, nach ſeinem Ausdrucke, freilich Schiller mehr, aber Goethe gefiel ihm beſſer. „Goethe," ſagte er, „iſt der Stolz der deutſchen Literatur, Schiller der Stolz des deutſchen Volkes." Auch ſtellte er, im Gegenſatze zu ſeinem Freunde Wedekind, Goethe als Dramatiker über Schiller; den

„Egmont“, meinte er, habe Letzterer nie erreicht. „Werther's Leiden“ hatte Heine noch nicht geleſen; er wollte eines Tages das Buch mit nach Haus nehmen, legte es aber wieder hin, weil er fürchtete, es werde ihn in ſeiner damaligen Stimmung zu ſehr aufregen. Mit großer Verehrung ſprach er von Bürger, deſſen volksthümliche Art ihm ungemein zuſagte.

Daſs Wedekind auch poetiſierte, hatte er Anfangs ſorgfältig vor Heine verhehlt. Einige Tage nach der Vorleſung des oben mitgetheilten Scherzliedes zeigte ihm Heine die neueſten Nummern der „Agrippina“. „Von allen meinen Bekannten,“ ſagte er, „erpreſſe ich Beiträge für dieſe Zeitſchrift meines Freundes. Auch Sie möchte ich um ſolche bitten.“ — „Aber wie kommen Sie auf die Idee? Ich weiß gar nicht . . .“ — „Haben Sie nichts Poetiſches?“ — „Nein.“ — „Ach, ſagen Sie's doch nur gerade heraus! Ich kann Das gar nicht leiden, wenn Jemand ſo züchtig thut! Leſen Sie mir Etwas von Ihren Sachen vor!“ Trotz dieſer Aufforderung, ſchien er nicht allzu aufmerkſam zuzuhören; doch brachte er hie und da manche feine kritiſche Bemerkung vor. Von den Gedichten, die ein Gleichnis oder eine praktiſche Nutzanwendung enthielten, ſagte er gleich: „Die taugen Nichts.“ Bei einer Ballade „Donna Clara“ bemerkte er: „Sie müſſen da nicht ſagen, daſs ſie zu ihrem Vater hingeht, und Dies und Das ſpricht, ſondern Sie müſſen ſie unmittelbar jene Worte ſprechen laſſen, und dann hinzufügen: So ſprach Donna Clara zu dem Vater.“ Unangenehm berührten ihn die vielen Reime auf den doppelten E-Laut, wie „leben — ſtreben, gehen — ſtehen.“ „Solche Reime,“ ſagte er, „muſs man nach Möglichkeit vermeiden, es iſt kein Metall darin.“ Das höchſte Lob, zu welchem er ſich verſtieg, war: „Dies iſt recht gut; aber,“ ſetzte er in der Regel hinzu, „Sie müſſen konciſer ſein.“ — „Sie werden nie durchſchlagen mit Ihren Gedichten,“ lautete ſein Endurtheil; „aber es giebt eine gewiſſe Klaſſe von Leſern, die ſehr groß iſt — der werden Sie einen klaren, dauernden Genuſs zu bereiten im Stande ſein. Der Verſtand iſt bei Ihnen vorherrſchend; Sie würden gewiſs eine vortreffliche Proſa ſchreiben. Haben Sie ſich nicht in Erzählungen verſucht?“ — „Nein, aber im Trauerſpiel, und ich gebe die Hoffnung nicht auf, daſs mir Charakterſchilderungen mit der Zeit immer beſſer gelingen werden.“ — „Das glaube ich auch,“ ſagte Heine, „Sie ſind ein guter Beobachter. Ihr Trauerſpiel*) werde ich mir ausbitten, wenn ich mich ganz geſund fühle, um es mit Muße leſen zu können.“

Als er Heine das nächſte Mal wiedertraf, ſagte ihm Wedekind: „Sie ſind ein rechter Mephiſtopheles: meine Gedichte haben Sie mir ganz verleidet.“ — „Wie ſo?“ antwortete Heine; „dann haben Sie mich falſch verſtanden.“ — „O nein,“ verſicherte der enttäuſchte Poet, „aber ich habe mich jetzt ſelbſt verſtanden.“

Über das ſchwülſtige Trauerſpiel „Chriemhildens Rache“, das ein Student C. F. Eichhorn**) 1824 bei dem Buchhändler Roſenbuſch zu Göttingen erſcheinen ließ, ſagte Heine: „Es iſt ein Fehler an dem Stück: daſs es geſchrieben iſt. Eichhorn iſt nicht allein kein Poet, ſondern durchaus antipoetiſch.“ Dann fügte er, in ſeinen gewöhnlichen witzelnden Ton verfallend, hinzu: „Aber Eichhorn iſt einer unſerer größten Satiriker.“ Als Wedekind bemerkte, er habe dem Nibelungenliede und allen Heldengedichten niemals rechten Geſchmack abgewinnen können, ſelbſt der Ilias nicht, rief Heine aus: „Gott rechne Ihnen die Sünde nicht an!“

Daſs er, wie vorhin erwähnt, ſchon damals an ſeinen „Memoiren“ ſchrieb, ſtimmt durchaus mit den übrigen, an anderer Stelle***) von mir aufgeführten Zeugniſſen überein. Das Vorhandenſein derſelben und einer gleichfalls unveröffentlichten Biographie ſeines Oheims Salomon Heine hat auch ein Verwandter des Dichters, Dr. Rudolf Chriſtiani, in ſpäteren Jahren wiederholt dem ihm befreundeten Wedekind beſtätigt. Chriſtiani war bekanntlich von Heine durch letztwillige Verfügung zum Herausgeber der Geſammtausgabe ſeiner Werke ernannt worden. Er vermochte jedoch in dieſer Beziehung Nichts zu unternehmen, da zur Grundlage ſeiner Befugniſſe die eigentliche juriſtiſche Form fehlte, die Wittwe des Dichters ihm den literariſchen Nachlaſs desſelben hartnäckig vorenthielt, und Salomon Heine's Erben die Herausgabe ſowohl der Biographie des Oheims wie der „Memoiren“ nicht wünſchten. Dr. Chriſtiani war der Meinung, daſs die Letzteren in Gemeinſchaft mit Guſtav Heine, dem Bruder des Dichters, beide Manuſkripte angekauft hätten; doch hielt er ſich feſt überzeugt, daſs die Wittwe für alle Fälle eine Abſchrift zurückbehalten habe. So brauche man ſich alſo nicht ganz der Hoffnung zu entſchlagen, daſs die koſtbaren Schätze auf die eine oder andere Art früher oder ſpäter noch einmal ans Licht gelangen würden.

---

*) Das in Rede ſtehende Trauerſpiel wurde nicht veröffentlicht. Dagegen gab Wedekind 1831 das gleichfalls in Göttingen begonnene Trauerſpiel „Abälard“, und 1836 die politiſche Tragödie „Prometheus“ (2. Aufl. 1868) zum Beſten des Hermannsdenkmals heraus.

**) Joſeph Kehrein vermutet in ſeiner „Dramatiſchen Poeſie der Deutſchen,“ Bd. II, Seite 163, irrthümlich, daſs Derſelbe identiſch mit dem berühmten Rechtslehrer Carl Friedrich Eichhorn ſei, welcher damals in Göttingen docierte. Der Verfaſſer des Trauerſpiels, Chriſtian Friedrich Eichhorn, Sohn eines Kanzliſten in Osnabrück, wurde am 18. April 1823 als Studioſus der Mathematik zu Göttingen immatrikuliert, machte Oſtern 1826 ſein Examen, promovierte dann als Dr. phil., wurde 1827 Privatdocent in der philoſophiſchen Fakultät, 1830 Lehrer der Maſchinenbaukunde an der höheren Gewerbeſchule zu Hannover, und ſtarb daſelbſt den 8. September 1866.

***) H. Heine's Leben und Werke, zweite Auflage, Bd. I, S. 386.

Die Gedichte, welche Heine im Sommer 1824 ſchrieb und ſeinem Freunde Wedekind vorlas, waren, nach deſſen Tagebuchsnotizen, „faſt alle vortrefflich, aber ganz in ſeiner ſarkaſtiſchen Manier: am Ende jedesmal Ironie, die das Vorhergehende wieder aufhebt und zerſtört. Er liebt dieſe Manier mehr als billig, und iſt wirklich ausgezeichnet darin, aber es wäre mir doch lieber, wenn er eine andere Richtung einſchlagen wollte. Neulich ſagte er mir: ‚Ich werde nächſtens meine Geliebte beſingen, ſo idealiſch ich nur vermag, werde ſie aber immerfort Sie nennen.‘“ Einige Tage darauf ſchrieb er das bekannte Gedicht mit dem höhniſch bitteren Schluſſe: „Madame ich liebe Sie!“ — „Von ſeiner Manier, Alles zu parodieren,“ heiſst es einen Monat ſpäter in Wedekind's Tagebuche, „möchte ich ihn gern abbringen, und gebe mir alle erdenkliche Mühe deſshalb; weil er aber ganz in die Parodie vernarrt iſt, hüte ich mich wohl, ihn geradezu vor den Kopf zu ſtoßen. Ich lobe die Gedichte, worin er parodiert, lobe diejenigen aber noch mehr, worin er es nicht thut.“ Einzelne dieſer Scherzgedichte ſind allerdings von ſo ſkabröſer Natur, daſs die Mittheilung derſelben ſich verbietet. So das Epigramm: „O zarte Seelenvereinigung“, welches aus Heine's Berliner Tagen ſtammt, und das Jubellied der Töchter Iſrael auf den im rothen Meer ertrunkenen König Pharao, welches ein Freund des Dichters an die Wand des Göttinger Karcers, des „Hôtel de Brühbach,“ ſchrieb.

Zuweilen ſprach Heine von allerlei Plänen, die ihn neben den „Memoiren“ beſchäftigten. Auf den „Rabbi von Bacharach“ bezieht ſich ſeine

Äußerung, daſs er „jetzt alte Chroniken aus der Bibliothek excerpiere, und an einer Novelle arbeite, die ein hiſtoriſches Gemälde aus den Zeiten des Mittelalters ſein ſolle.“ Am intereſſanteſten aber ſind ſeine Mittheilungen über das Projekt einer „Fauſt“-Tragödie.

Was bisher über dieſen Plan bekannt war, beſchränkt ſich auf einige Äußerungen in den Briefen an Moſes Moſer, Friedrich Merckel und Varnhagen. Dem erſtgenannten Freunde ſchrieb Heine am 25. Oktober 1824: „Im Geiſte dämmern mir viel ſchöne Gedichte, unter andern — ein Fauſt. Ich habe ſchon an dem Karton gearbeitet.“ Und am 1. April 1825: „Im Grunde iſt mir die ganze jetzige Literatur zuwider, und darum ſchleppe ich mich auch mehr mit Ideen zu Büchern, die für die Folge berechnet ſind, als mit ſolchen, die für die Gegenwart paſſen. Z. B. ein angefangener ‚Fauſt‘, meine Memoiren und Dergleichen.“ In einem Briefe an Merckel vom 28. Juli 1826 ſpricht er von „neuen Scenen“ zu ſeinem „Fauſt“, welche ſeine Phantaſie während des Aufenthaltes auf Norderney verarbeite, und an Varnhagen ſchrieb er bei Überſendung des erſten Bandes der „Reiſebilder“ am 14. Mai desſelben Jahres: „Ihnen iſt es nicht hinreichend, daſs ich zeige, wie viel Töne ich auf meiner Leier habe, ſondern Sie wollen auch die Verbindung aller dieſer Töne zu einem großen Koncert — und Das ſoll der Fauſt werden, den ich für Sie ſchreibe. Denn wer hätte größeres Recht an meinen poetiſchen Erzeugniſſen, als Derjenige, der all mein poetiſches Dichten und Trachten geordnet und zum Beſten geleitet hat!“

Die erſte Andeutung über Heine's „Fauſt“-Plan findet ſich im Wedekind'ſchen Tagebuche am 20. Juni 1824: „Wir kamen auf Goethe's Fauſt zu ſprechen. ‚Ich denke auch einen zu ſchreiben,‘ ſagte er; ‚nicht um mit Goethe zu rivaliſieren, nein, nein, jeder Menſch ſollte einen Fauſt ſchreiben.‘ — „Da möchte ich Ihnen rathen, es nicht drucken zu laſſen, ſonſt würde das Publikum“. . . — ‚Ach, hören Sie,‘ unterbrach er mich, ‚an das Publikum muſs man ſich gar nicht kehren; Alles, was dasſelbe über mich geſagt hat, habe ich immer nur ſo nebenher von Andern erfahren.‘ — „Freilich haben Sie in ſo fern Recht, als man ſich nicht durch das Publikum irre machen laſſen, noch nach ſeiner Gunſt haſchen ſoll; aber man ſoll es auch nicht im Voraus gegen ſich einnehmen, um ihm ein unbefangenes Urtheil zu laſſen, und Sie würden es gewiſs einigermaßen gegen ſich einnehmen, wenn Sie nach Goethe einen Fauſt ſchrieben. Das Publikum würde Sie für arrogant halten, es würde Ihnen eine Eigenſchaft unterlegen, die Sie gar nicht beſitzen.“ — ‚Nun, ſo wähle ich einen anderen Titel.‘ — „Das iſt gut, dann vermeiden Sie jenen Nachtheil. Klingemann und de la Motte-Fouqué*) hätten Das auch bedenken ſollen.“

Am 16. Juli heißt es weiter: „Heine gedenkt einen Fauſt zu ſchreiben. Wir ſprachen viel darüber, und ſeine Idee dabei gefällt mir ſehr gut. Heine's Fauſt wird genau das Gegentheil vom Goethe'ſchen werden. Bei Goethe handelt Fauſt immer; er iſt es, welcher dem Mephiſtopheles befiehlt, Dies und Das zu thun. Bei Heine aber ſoll Mephiſtopheles das handelnde Princip ſein, er ſoll den Fauſt zu allen Teufeleien verführen. Bei Goethe iſt der Teufel ein negatives Princip; bei Heine ſoll er poſitiv werden. — Heine's Fauſt ſoll ein Göttinger Profeſſor ſein, der ſich in ſeiner Gelehrſamkeit ennuyiert. Da kommt der Teufel zu ihm und belegt ein Kolleg, erzählt ihm, wie es in der Welt ausſieht, und macht den Profeſſor kirre, ſo daſs dieſer nun anfängt liederlich zu werden. Die Studenten auf dem Ulrich fangen an, darüber zu witzeln. ‚Unſer Profeſſor geht auf den Strich,‘ ſagen ſie. ‚Unſer Profeſſor wird liederlich,‘ heißt es immer allgemeiner, bis der Herr Profeſſor die Stadt verlaſſen muſs, und mit dem Teufel auf Reiſen geht. — Auf den Sternen haben die Engel inzwiſchen Theegeſellſchaften, zu denen ſich Mephiſtopheles auch einfindet, und dort berathſchlagen ſie über den Fauſt. Gott ſoll ganz aus dem Spiele bleiben. Der Teufel ſchließt mit den guten Engeln eine Wette über Fauſt. Die guten Engel liebt Mephiſtopheles ſehr, und dieſe Liebe, beſonders zum Engel Gabriel, denkt Heine ſo zu ſchildern, daſs ſie ein Mittelding zwiſchen der Liebe guter Freunde und der Liebe der Geſchlechter wird, die bei den Engeln nicht ſind. Dieſe Theegeſellſchaften ſollen ſich durch das ganze Stück ziehen. — Über das Ende iſt ſich Heine noch nicht gewiſs. Vielleicht will er den Profeſſor durch Mephiſtopheles, der ſich zum Schinder gemacht hat, hängen laſſen; vielleicht will er gar kein Ende machen, weil er dadurch den Vortheil erhält, Manches in das Stück hineinbringen zu können, was eigentlich nicht hineingehört. — Mir däucht, dieſer Fauſt kann ſehr viel werden; nur fürchte ich, und Heine ebenfalls, daſs durch die Theegeſellſchaften zu wenig Handlung hineinkommt. Wenn ich nur Zeit hätte, könnte ich von Heine noch eine Menge geiſtreicher und charakteriſtiſcher Züge anführen, ich komme faſt alle Tage mit ihm zuſammen, aber mein Tagebuch nimmt mir ſo ſchon Zeit genug weg.“

---

*) Dieſer hatte vor Kurzem ein Trauerſpiel „Don Carlos, Infant von Spanien, mit einer Zueignung an Schiller“ (Danzig, 1824) veröffentlicht.

Eine Woche ſpäter, am 23. Juli, ſchreibt Wedekind zum letzten Mal über den Heine'ſchen Fauſt: „Mit ſeinen Plänen iſt er ſehr zurückhaltend. Über ſeinen Fauſt ſpricht er viel mit mir, vielleicht aus eigener Luſt, vielleicht weil er auch von mir Etwas lernen zu können glaubt, vielleicht aber auch weil er nicht die ernſtliche Abſicht hat, ihn auszuführen; denn von ſeiner Novelle [dem „Rabbi von Bacharach“] und dem Trauerſpiele, was er jetzt vorhat *), ſpricht er gar nicht. — Den Profeſſor in ſeinem Fauſt wollte er zu einem Profeſſor der Theologie machen; ich rieth ihm aber, einen Philoſophen zu nehmen, ſchon weil er dann für ſeine Parodie ein viel weiteres Feld hätte, was er auch angenommen hat.“

Als Heine ſich lange nachher — im Jahre 1846 — zu einer Bearbeitung der Fauſtſage als Ballett entſchloſs, griff er in keiner einzigen Scene ſeines „Tanzpoëms“ auf dieſen übermuthigen Entwurf aus der Studentenzeit zurück, deſſen Ausführung in der angedeuteten Weiſe auch ſicherlich jeder dramatiſchen und ethiſchen Kraft entbehrt und den Helden zu einem burlesken Spielball in der Hand der böſen Mächte herabgedrückt haben würde. —

Des gewöhnlichen Studententreibens war Heine, als er zum zweiten Male nach Göttingen kam, längſt überdrüſſig. Er wohnte zwar Anfangs, wie er an Moſer ſchrieb, manchen Duellen als Sekundant, Zeuge, Unparteiiſcher oder Zuſchauer bei, weil er keinen beſſeren Zeitvertreib habe. Als jedoch im Spätſommer 1824 eine große pro-patria-Paukerei zwiſchen den Osnabrückern und den übrigen Weſtfalen ſtattfand, weil Erſtere ſich als beſonderes Abzeichen ein ſilbernes Rad — das Osnabrück'ſche Wappen — vor der Mütze beigelegt hatten, nahm Heine keinen Theil an dieſen

---

*) Vermuthlich iſt die venetianiſche Tragödie gemeint, deren Plan ihn ſeit dem Sommer 1823 beſchäftigte, von der aber, wie er ſeinem Freunde Moſer am 9. Januar 1824 geſtand, bis dahin noch keine Zeile geſchrieben war. Vgl. A. Strodtmann, H. Heine's Leben und Werke, 2. Aufl., Bd. I, S. 354

Streitigkeiten, ſondern verhielt ſich neutral. „Wir ſahen uns darüber ſeltener," ſchreibt Wedekind; „es gab auch, da die Geſchichte vor den ‚Akademiſchen' kam, viel Karcer abzuſitzen; dann kamen die langen Herbſtferien, die uns in alle Winde entführten, und nach ihnen das letzte Semeſter. Da wurde das Leben ſtiller unter uns, und Heine fand, wie es ſcheint, keine rechte An- und Aufregung darin, obwohl er ſich noch manchmal unter uns ſehen ließ, und ſich ſpeciell zu einer unſerer kleineren Koterieen hielt. — Das ſpätere Leben führte uns nur einmal, bei der Rückkehr von ſeiner Reiſe nach England im September 1827, wieder zuſammen. Ich ſtand damals als wohlbeſtallter königlich hannoverſcher Amts-Auditor in Rotenburg, einem kleinen Ort zwiſchen Bremen und Hamburg, wo die Reiſenden zu übernachten pflegten. Heine war ganz der Alte, voll herzlicher Freundlichkeit, und nahm meine Einladung, einige Tage bei mir zu bleiben, ſofort an. Lange hielt er's freilich in dem proſaiſchen Neſte nicht aus, und reiſte am zweiten Tage, nachdem wir uns ausgeſprochen hatten, weiter. — Mit Bedauern ſah ich Heine ſeit ſeiner Überſiedelung nach Frankreich ſich mehr und mehr von Deutſchland abwenden; ſeine jüdiſche Abſtammung trug wohl Viel dazu bei — er hatte doch ſo recht kein Vaterland. Nachdem der erſte Band des ‚Salon' mit den ‚Memoiren des Herrn von Schnabelewopski' und der herausfordernden Vorrede erſchienen war, ſchrieb ich nachſtehendes Gedicht, das ich ihm mit einem Brief überſandte, auf den ich jedoch niemals eine Antwort empfing."

Sendſchreiben an H. Heine (1836).

Warum, o Heine, malſt du rothe Löwen,
Die aus der grellen Farbe widrig ſchrein,
Und maleſt nicht auf azurblauem Grunde
Wie Sterne goldne Engelein?

Die goldnen Engel kränzten deine Jugend
Mit bunter Blumen märchenhafter Pracht,
Und winkten dir aus thau'gen Farbenkelchen
In feenhafter Vollmondsnacht.

Sie zeigten dir des Wunderglaubens Thale
In ihrer Wahrheit mildem Roſenlicht,
Und öffneten dein Auge, klar zu ſchauen
Den Strahl, der ſieben Farben bricht.

Und jedes Ding umſchillerten die Farben,
Wie du es anſahſt; doch die Moſaik
War reines Licht im Brennpunkt deines Auges,
Vom Grund der Seel' ein heller Blick.

Nun wählteſt du vom ganzen Farbenbündel
Die roth' allein zu einer Löwenfratze,
Zu einem Wirthshausſchild für durſt'ge Brüder,
Zu einer Groſchens-Strebekatze.

Denn mehr ſoll doch dein Löwe wohl nicht ſein?
Die Engel aber waren liebe Kinder;
Nun ſind ſie, groß geworden, wie es ſcheint,
Gar böſe Buben, arge Sünder.

Der Grazien ungezogner Liebling ſtets,
Warſt du der Liebling doch der Grazien immer,
Dein Finger, ſelber wenn er Fratzen malte,
Getaucht in aller Farben Schimmer.

In dieſem Schmuck ſchien Alles dir erlaubt,
Genießen mocht' es ſelbſt der Puritaner,
Der Schulſtaub aber dämpfte dieſen Schmuck,
Denn Heine ſelbſt ward Heineaner.

O kehre um, ſo lang' und wenn's noch Zeit,
Eh' ganz verſtimmt der Seele Saiten klingen,
Und aus verſiegter Tiefe des Gemüths
Miſstöne nur noch matt zum Herzen dringen.

Laſs ab von Bruchſtück-Arbeit, laſs ſie über
Den Schwächlingen der Kunſt und ihren Laffen:
Komm, ſtärke neu die tiefe innre Kraft
Durch reines Wollen und ein großes Schaffen!

Du kannſt, ſo wolle! Könnteſt du ſelbſt nicht,
So wäre beſſer dir ein heilig Sehnen,
In Aſch' und Trau'r an Babels Waſſerbächen
Auf deine Harf' ein Strom von heißen Thränen,

Als deines Ruhmes Lanze zu zerſplittern
Am Schild polit'ſchen After-Märtyrthums.
Denk, was ich ſagt' — mehr, was ich ſagen wollte, —
Gedenk, o Heine, deines Ruhms!

Dr. Eduard Wedekind, welcher, wie Albert Oppermann und Rudolf Chriſtiani, der geſinnungstüchtigen Oppoſition in ſeinem engeren Vaterlande angehörte, 1848 am Vorparlamente zu Frankfurt theilnahm und als Mitglied des erſten deutſchen National-Parlamentes in den Reihen des linken Centrums ſaß, machte ſich durch ſein freiſinniges Auftreten der hannövriſchen Regierung ſo miſsliebig, daſs ihn dieſelbe 1859 zur Niederlegung ſeines Richteramtes zwang. Seitdem lebt der treffliche Mann als Rechtsanwalt und Notar zu Uslar. Während er in den fünfziger Jahren als Amtsrichter zu Lüneburg ſtand, kam er häufig mit dem Dr. Chriſtiani zuſammen, der ihm mancherlei Erinnerungen an H. Heine und Deſſen Familie erzählte. So berichtete ihm Chriſtiani: Als der Dichter nach dem Tode ſeines Vaters einmal wieder nach Lüneburg gekommen ſei, habe er denſelben ſehr ſchmerzlich vermiſſt, und dann, mehr für ſich als zu dem Hörer ſprechend, geſagt: „Ja, ja! da reden ſie von einem Wiederſehn in verklärter Leibesgeſtalt! Was thu' ich damit? Ich kenne ihn in ſeinem alten braunen Überrocke, und ſo will ich ihn wiederſehen. So ſaß er oben am Tiſche, Salzfaſs und Pfefferdoſe vor ihm, das eine rechts, das andere links, und wenn mal die Pfefferdoſe rechts ſtand und das Salzfaſs links, ſo ſtellte er Das um. Im braunen Überrock kenne ich ihn, und ſo will ich ihn wiederſehn."

Der alte Salomon Heine war bekanntlich ſehr unzufrieden damit, daſs ſein berühmter Neffe in Hamburg nicht Karrière machte. Auf ſeine literariſchen Beſtrebungen gab der Oheim nicht Viel, und äußerte Das mehrfach gegen den Dr. Chriſtiani, welcher damals ſein beſonderer Liebling war, und welchem er u. A. zehntauſend Thaler zum Ankauf eines Hauſes in Lüneburg ſchenkte. Da antwortete ihm Dieſer einmal: „Was glauben Sie wohl, Herr Onkel? Meinen Sie, durch Ihre großartigen Stiftungen der Welt ein dauerndes Andenken zu hinterlaſſen? Die werden nach hundert Jahren benutzt, ohne daſs man des Stifters weiter gedenkt: aber eine einzige dankbare Erwähnung Ihres Namens in Harry's Schriften ſichert Ihnen die Unſterblichkeit." Das, ſagte Chriſtiani, habe einen bedeutenden Eindruck auf den alten Herrn gemacht, und er habe ſich ſeitdem viel generöſer gegen den „Bücher ſchreibenden" Neffen bezeigt.

Anhang:

Joſeph Lewinsky.

Nach einer Charakteriſtik von Eduard Brandes.

Kunſt und Natur
Sei auf der Bühne Eines nur!
Wenn Kunſt ſich in Natur verwandelt,
Dann hat Natur mit Kunſt gehandelt.
Leſſing.

Am Abend des 3. Juli 1875 hatte ſich im Wallner-Theater zu Berlin ein ganz anderes Publikum verſammelt, als dasjenige, welches ſonſt die Räume dieſer großen Volksbühne zu füllen pflegt. Heut ſollte nicht über eine neue Poſſe Gericht gehalten, heut ſollte nicht aus voller Kehle gelacht werden, und wenn der Vorhang aufging, ſollte man nicht Helmerding und ſeine luſtigen Kameraden erblicken. Die Plakate kündigten an, daſs Schiller's „Räuber“ aufgeführt werden ſollten, und daſs es die erſte Gaſtvorſtellung des kaiſerlich-königlichen Hofſchauſpielers Joſeph Lewinsky ſei, welcher die Rolle des Franz Moor ſpielen werde. Das Publikum beſtand aus Studenten, Journaliſten, Künſtlern, Kunſtliebhabern und Fremden, Leuten, die ins Theater kamen, um eins der größten tragiſchen Kunſtwerke der Neuzeit zu ſehen; Viele kannten ſchon den Gaſt und begrüßten ihn wie einen lieben Freund, Einzelne waren vielleicht ſeinethalb nach Berlin gereiſt. Und ſo geſchah es, daſs ſich während des ganzen Julimonats dieſelbe getreue Zuſchauerſchar verſammelte, die allabendlich ihrem Liebling mit Begeiſterung Beifall klatſchte und ihn hervorrief. Freilich war es an Zahl nur ein kleines Publikum. Wie erklärte ſich's, daſs das Wallner-Theater, wenn es den intelligenten und künſtleriſch gebildeten Norddeutſchen die erhabenſten Kunſtgenüſſe bot, ſo leer blieb?

Viele Gründe ſprachen zu ihrer Entſchuldigung. Zuerſt die allbekannte Berliner Sommerhitze, welche die Leute keuchend und ſtöhnend aus der Stadt in die Gärten trieb und ſie den Theaterbeſuch als eine unausſtehliche Tortur betrachten ließ. Sodann prunkten andere Bühnen der Reſidenz auch mit dramatiſchen Lockmitteln. In der Friedrich-Wilhelmsſtadt ſang Marie Geiſtinger allabendlich Offenbach's neueſte Operetten, und dort traf man ein volles Haus. Im Nationaltheater waren nicht weniger als vier Wiener Gäſte, ſämmtlich ſogar von „der Burg“: das Ehepaar Hartmann, Dr. Förſter und Fräulein Walbeck, welche Shakeſpear's „Heinrich V.“ in Dingelſtedt's flotter Bearbeitung und mit einem nicht geringen Aufwande an ſceniſcher Pracht und ſchönen Dekorationen ſpielten; auch dort war es voll. In Kroll's Gartentheater endlich wurden Opern aufgeführt, in denen bekannte Sänger und Sängerinnen von allen deutſchen Bühnen auftraten, und dorthin ſtrömten die Fremden, von dem hochgeprieſenen Ruhme des bunt ausſtaffierten Gartens angelockt. Doch, ſelbſt wenn das Haus allerorten brechend voll geweſen wäre, hätte es nicht an Menſchen gefehlt, das Wallner-Theater zu füllen, falls ein wirkliches Intereſſe ſie dorthin getrieben und das Schauſpiel, welches gegeben ward, zu jener Art von Kunſterzeugniſſen gehört hätte, welche die große Menge anziehen.

Aber Lewinsky's Kunſt iſt im Weſentlichen keine Kunſt für den großen Haufen. In Deutſchland nähert ſich eine Periode in der Schauſpielkunſt ihrem Ende, welche man die Zeit des Virtuoſenthums genannt hat, und welche mit Seydelmann begann, mit Dawiſon endete. Ihre Repräſentanten waren mit allen Gaben des Körpers ausgeſtattet, ſie waren verzärtelte Kinder der Natur. Es fehlte ihnen auch nicht an Geiſt; zum mindeſten waren ſie oft hyperreflektiert, und glänzten durch geniale Einfälle, welche wie plötzliche Ausbrüche einer gewaltſamen Leidenſchaft in die Seelen der Zuhörer hinab fuhren. Eins aber begriffen und achteten ſie nicht: die Seele ihrer Kunſt, jenes tiefe Verſtändnis des Dichterwerks, das alles Andere bei Seite wirft, um den Gedanken des Dichters ganz und voll zu verdolmetſchen und zu verwirklichen. Alle die großen Virtuoſen waren nur große Egoiſten. Es war ihnen darum zu thun, ihre eigene Perſon und Begabung in die intenſive Beleuchtung der Lampenreihe zu ſtellen, und gelang ihnen Das, ſo machten ſie ſich Nichts daraus, daſs das Schauſpiel ſelbſt in den Schatten trat. Deſshalb ſchien das Wort, das von ihren Lippen klang, leer und todt, und trotz ihrer großen Begabung wurden ſie bald Deklamatoren, bald Manieriſten. Aber obſchon es, wie geſagt, mit dieſer Art Kunſt zu Ende geht, im großen Publikum bildet ſie noch den Maßſtab der Beurtheilung und des Intereſſes für die Bühne. Indeſs zeigen ſich in Deutſchland jetzt Keime einer neuen Schauſpielkunſt, welche ſich auf das Beſte in der alten Schröder'ſchen Kunſtſchule ſtützt. Der bedeutendſte Träger dieſer Richtung iſt Joſeph Lewinsky.

Seine größte Eigenſchaft als Künſtler iſt ſeine Wahrheitsliebe. Im Gegenſatz zu den Virtuoſen iſt er vielleicht als ein Stiefkind der Natur zu betrachten, allein er empfing als Pathengeſchenk der Muſe die gefährliche Eigenſchaft, das Höchſte zu wollen. Sie iſt gefährlich für ihn ſelbſt; denn Der, welcher ſich in ſeinem Streben Nichts abhandeln laſſen will, wird oftmals enttäuſcht. Seine Tüchtigkeit als Schauſpieler hat ihm freilich in Deutſchland einen großen Namen errungen, und er darf mit Fug ſagen, daſs man ihn nennt, wenn die Beſten genannt werden. Allein von der tiefen Kluft, die zwiſchen ihm und den meiſten ſeiner Kunſtgenoſſen liegt, ahnt das große Publikum Nichts. Den Unterſchied im Weſen, welcher ihn als Bahnbrecher für die Kunſt der einfachen Menſchendarſtellung erſcheinen läſſt, begreift man nicht. Er iſt ein Schauſpieler wie alle anderen, meint man. Und gerade Das iſt er nicht. Andere mögen ihm an Schönheit, an Phantaſie, an Verwandlungsgabe überlegen ſein, aber kein Zweiter vielleicht empfindet ſo künſtleriſch wie er, oder iſt ſo geiſtbeſeelt in ſeiner Auffaſſung. Er geht ſeinen eigenen Weg; derſelbe iſt nicht ſo breit und bequem, bietet dem Auge nicht ſo viel Schönheit dar, und wiederhallt nicht von ſo lieblichen Tönen und ſo luſtigem Lachen, wie der Anderer, aber er hat *eine* unvergleichliche Eigenſchaft: er führt vorwärts.

Die Entwicklung und eigenthümliche Spielmethode dieſes Künſtlers zu ſchildern, iſt die Aufgabe der nachſtehenden Blätter. Iſt es immer ſchwer, eine Vorſtellung von dem Werk eines Schauſpielers zu geben, ſo iſt es doppelt ſchwierig, wenn man nicht vorausſetzen darf, daſs jeder Leſer ſich vorher ſelbſt ſchon ein Bild von ihm und ſeinem Auftreten auf der Bühne gemacht hat. Ich werde daher vor Allem beſtrebt ſein, zu ſchildern, wie er Das wurde, was er iſt, und in welchem Zuſammenhange ſeine Kunſt mit der Schauſpielkunſt früherer Zeiten ſteht.

I.

Das Burgtheater feierte im vorletzten Jahre ſein hundertjähriges Jubelfeſt. Am 17. Februar 1776 erließ der große Kaiſer Joſeph II von Öſterreich die denkwürdige Verordnung, in Folge deren das Theater nächſt der Burg zum Hof- und Nationaltheater erhoben wurde; „zur Ausbreitung des guten Geſchmackes und zur Veredlung der Sitten" hieß es in dem Dekrete. Nur gute und regelrechte Originalarbeiten nebſt ſorgfältigen Überſetzungen aus fremden Sprachen ſollten aufgeführt werden. Mit einem Schlage verbannte der Kaiſer die italiäniſche Oper und das Ballett, die beiden Erbfeinde des Schauſpiels. Als man ihm vorzuſtellen ſuchte, daſs ohne Ballett niemals Leute ins Theater kommen würden, und ängſtliche Berechnungen über die ſicher vorauszuſehende enorme Unterbilanz anſtellte, antwortete er: „Sie werden ſchon kommen; man ſoll nur fortfahren, wie man begonnen hat."

Man fuhr alſo fort. Und das Theater, das — echt deutſch — mehr aus einer theoretiſchen Erwägung von der Würde und Bedeutung der Schauſpielkunſt, als auf Grund des praktiſchen Bedürfniſſes nach einem neuen Schauſpielhauſe, ja obendrein zu einem Zeitpunkte ins Leben gerufen war, wo es weder Schauſpieler noch Stücke gab, hat, trotz aller Stürme der Zeit, ſtets Etwas von ſeinem erſten, idealen Gepräge zu bewahren gewuſſt und immer ſeinen Platz als Deutſchlands erſte Bühne behauptet.

Man ſuchte ſich ſofort gute Stücke und tüchtige Kräfte zu verſchaffen: es wurden Emiſſäre ausgeſandt, um Talente zu entdecken, man pflog Rath mit den dramaturgiſchen Autoritäten der damaligen Zeit, Leſſing und Schröder. Es galt namentlich, ein feſtes Repertoire, als Erſatz für die improviſierte Komödie, die man bisher in Wien gepflegt hatte, und einen geſchulten Schauſpielerſtand zu erlangen, der die Hanswurſt-Spielweiſe aus der hohen Gunſt verdrängen konnte, deren ſie ſich beim Publikum erfreute. Anfangs wollte es nicht recht gelingen, ja, man war nahe daran, den Kampf aufzugeben. Da berief man in der Stunde der Noth den großen Schauſpieler Friedrich Ludwig Schröder. Er hielt ſich nur wenige Jahre in Wien auf, allein ihm verdankt das Burgtheater ſeine ganze ſpätere Entwicklung. Auf ſeinen Principien beruht die Wiener Kunſtſchule, ſo große Veränderungen ſie auch im Laufe der Zeit erfahren hat. Lewinsky's Leben und Wirken iſt hauptſächlich auf eine Wiederaufnahme Deſſen, was Schröder gelehrt hat, ausgegangen; es wird daher nöthig ſein, etwas bei dieſem Manne zu verweilen.

Die deutſche Schauſpielkunſt beginnt zu Leſſing's Zeit mit einer gewiſſen ernſten Strebſamkeit. Eckhof, ein gründlicher und begabter Künſtler ſteht hoch in der niederen Komödie und dem bürgerlichen Schauſpiel, allein in Schröder erhält die Periode ihren größten Geiſt, ein Genie erſten Ranges. Er nimmt in Deutſchland dieſelbe Stellung wie Garrick in England ein, den er freilich an idealem Sinn und ſittlicher Hoheit weit überragt. Er iſt zu Hauſe in jedem Genre der Schauſpielkunſt, und auf Grund des kosmopolitiſchen Geiſtes, der ſchon damals die deutſche Bühne beherrſchte, erſpielte er ſich eine Art univerſelles Repertoire, von Scapin bis zum engliſchen Fähndrich, vom Geizigen bis zu Orosmin, von Marinelli bis zu Diderot's Hausvater. Er bewältigte noch vollſtändig die improviſierte comedia dell' arte — als Nichts die unglückliche Karoline Mathilde in Celle ihrer Schwermuth zu entreißen vermag, da jedes Stück, worin Worte wie „König", „Hof" oder „Kinder" nur genannt werden, ſofort Erinnerungen ſchmerzlichſter Art in ihrer Seele erweckt, ſchlägt er dem Ceremonienmeiſter eine improviſierte Farce vor, und nun erfindet er die allertollſten Poſſen mit einer ſo hinreißenden Laune, daſs es ihm endlich, wie dem Bauern im Märchen, gelang, der ſchwermüthigen Königin ein Lächeln abzugewinnen, — und gleichzeitig macht ſein hochentwickelter Kunſtſinn ihn zum Einführer von Shakeſpear's Dichtungen auf der deutſchen Bühne.

Schröder erfaſste ſeine ganze Thätigkeit mit dem tiefſten Ernſte, und Nichts war nothwendiger in einer Kunſt, deren Pfleger bisher ſtets ein Gepräge vom Vagabunden und Hanswurſt getragen hatten. Es galt vollkommen von Deutſchland, was Diderot damals in Paris ſchrieb, daſs niemals ein junger Mann zum Theater gehe, bevor er für untauglich zu allem Anderen in der Welt gelte. Der berühmte Philoſoph fügt hinzu, daſs niemals eine wirkliche Schauſpielkunſt entſtehen werde, bevor man das Zur-Bühne-Gehen nicht mehr als den letzten Ausweg des verlorenen Sohnes, ſondern als eine Laufbahn betrachte, welche nur Derjenige einſchlagen könne, den die Natur beſonders dazu begabt habe. Die Schauſpieler der damaligen Zeit wurden im Allgemeinen als Glücksritter, Spieler und Trunkenbolde angeſehen. Und natürlich hatte dies Vorurtheil rückwirkende Kraft: die Schauſpieler verkamen um ſo leichter, je weniger ſie bei einem regelmäßigen Leben zu gewinnen hatten.

Schröder ſtellte jetzt als Gegengewicht gegen den Verfall des Standes, welchem er angehörte, die ſtrengſten Anforderungen der Ordnung und

Disciplin auf. Er verlangte das eingehendſte Studium der Rolle und erklärte außerdem eine umfaſſende allgemeine Vorbildung für die nothwendige Grundlage einer ſo bedeutenden geiſtigen Thätigkeit, wie das Theaterſpiel. Der Schauſpieler ſolle ganz in ſeiner Kunſt aufgehen, Nichts außerhalb derſelben wollen, und ſein ganzes Wiſſen als Mittel und Vorbereitung dazu verwenden. Ein Schauſpiel müſſe einen Geſammteindruck gewähren: jede Scene, jede Rolle, jede Replik müſſe angelegt, einſtudiert und entwickelt werden, um eine ganz beſtimmte Stimmung beim Zuſchauer hervorzubringen. Die Einheit war ihm Alles. Daher waren faſt alle Mitſpielenden ihm gleich wichtig; ſelbſt in ſeinen ſpäteren Jahren, als er ein hochangeſehener Künſtler war, konnte es ihm in den Sinn kommen, einen Boten zu ſpielen, der einen Brief überbringt, oder Dergleichen. Nichts war ihm zu gering, wenn es der Idee zu dienen galt.

Er war der Erſte, welcher laut als Parole für ſeine Kunſt ausſprach: Natur, und Nichts als Natur! Schon Eckhof war ein Verehrer der Natur geweſen, aber ſein Naturgefühl fiel doch zum Theil mit einem gewiſſen trivialen Wirklichkeitsſinne zuſammen. In der heroiſchen Tragödie gebrach es ihm an Poeſie, wogegen er ſich im bürgerlichen Trauerſpiele zu ſolcher Höhe erhob, daſs die Bewunderung ſeiner Zeitgenoſſen keine Grenzen kannte. Als er, nachdem er den Odoardo in „Emilia Galotti" geſpielt hatte, dem bekannten Schriftſteller Engel vorgeſtellt wurde, maß ihn Dieſer mit den Augen von oben bis unten und rief: „Das Männchen da iſt nimmermehr Odoardo; Der war acht Zoll größer, ſtark und ſtämmig."*) Die einfachen, gefühlvollen Rollen gelangen ihm am beſten; im komiſchen Fache konnte er leicht übertreiben, und vor Shakeſpear's Dramen hegte er eine unüberwindliche Scheu. „Ich fürchte," äußerte er, „daſs dieſe Stücke das Publikum verwöhnen und die Schauſpieler verderben werden. Jeder, der die herrlichen Kraftſprüche ſagt, hat dabei auch gerade Nichts zu thun, als daſs er ſie ſagt. Das Entzücken, das Shakeſpear erregt, erleichtert dem Schauſpieler Alles."

Eckhof war zu ſehr bloß Schauſpieler, um nicht zu befürchten, daſs die Poeſie die Schauſpielkunſt überwachſen könne: er ſtand der Zeit ſo nahe, wo die Schauſpieler in ihrer luſtigen Improviſation ſich als die wahren Könige der Theaterwelt gefühlt hatten. Jetzt ſollten ſie plötzlich zu einer Art verantwortlicher Miniſter degradiert werden, und die Veränderung ſchien ihnen darauf hinaus zu laufen, daſs man ſie als bloße Marionetten auftreten laſſen werde. Eckhof hegte das Vorurtheil, daſs die große Poeſie die künſtleriſche Produktionskraft vernichten werde. Um den innigen Zuſammenhang zwiſchen dem Theater und dem Drama recht zu betonen, bedurfte es eines Schauſpielers von literariſcher Bildung wie Schröder, der zugleich die Originalproduktion in ſeiner Kunſt vollkommen ſchätzte, und daneben ein leidenſchaftlicher Bewunderer der dramatiſchen Poeſie, ja ſelbſt Schauſpieldichter war. Nur er vermochte Shakeſpear auf den hohen Platz zu erheben, den er, trotz der wechſelnden Literaturrichtungen, ſeitdem beſtändig behauptet hat.

---

*) Vgl. Diderot, Paradoxes sur les comédiens: „La première fois que je vis Mlle Clairon chez elle, je m'écriai tout naturellement: Ah! mademoiselle, je vous croyais de toute la tête plus grande!"

Den Charakter ausfüllen, ganz eins mit demſelben ſein, Das war Schröder's A und O in der Kunſt. Wenn man ſeine wenigen künſtleriſchen Grundſätze durchlieſt, wird man davon überzeugt, daſs dieſelben keine künſtlich aufgeſtellten, von der eigenen Perſönlichkeit abgeleiteten Regeln waren, wie bei Iffland, und eben ſo wenig abſtrakte, auf literariſchen Ausgangspunkten beruhende Kunſtanſchauungen, wie Goethe ſie ſpäter formulierte, ſondern vollgültige allgemeine Sätze, die, in der klar angeſchauten Natur des Menſchen wurzelnd, immer den Kanon der Schauſpielkunſt bilden werden, welches Gepräge ſie auch von der jeweilig herrſchenden Literatur empfangen mag. Aber noch bei Schröder's Lebzeiten erhob ſich eine ſtarke Reaktion wider ſeine Schule, die Hamburger Schule, wie ſie genannt wurde, deren Jünger die Lehre Schröder's auf alle deutſchen Bühnen verpflanzt hatten. Die Weimar'ſche Schule entſtand unter Goethe's Einfluſſe.

Goethe hob den Anſpruch auf Natur auf, indem er den Satz aufſtellte, daſs die Schauſpieler niemals vergeſſen dürften, ſie ſeien nur um der Zuſchauer willen da, und daſs es nicht darauf ankomme, die größte Illuſion hervorzurufen, ſondern eine Art plaſtiſchen Kunſtwerks zu erzeugen. Dazu waren ein edler Anſtand und akademiſche Geſten erforderlich. Es wurde ſtreng darauf gehalten, daſs die Spielenden ſich in dem klaſſiſchen Halbkreiſe gruppierten, auf natürliche Rede wurde nicht viel Gewicht gelegt, deſto mehr auf eine ſchöne und wohlklingende Versrecitation. Das ſtrenge Schönheitsgeſetz, das, trotz des Fehlerhaften dieſer Grundſätze, gleichwohl Goethe's Ziel war, verſtanden nur die wenigen Schauſpieler, die ihm am allernächſten ſtanden; die anderen hielten ſich an das rein Außerliche, ohne den Geiſt in Goethe's Lehre zu verſtehen. Es entſtand eine ſingende und ſchwülſtige Sprechweiſe in der Tragödie, welche ſeit jener Zeit faſt allen großen Talenten Deutſchlands angehaftet hat. Schöne Deklamation auf der einen Seite, natürliche Rede auf der andern — um dieſe zwei Pole bewegt ſich in ganz Deutſchland die theatraliſche Kunſt. Kampf für Schröder's Art und Kunſt gegen die heute noch weit verbreitete Weimar'ſche akademiſche Manier einerſeits, gegen die Verzerrung in Geſtalt des rohen Realismus andererſeits, — Das iſt Lewinsky's Leben.

Die Geſchichte des Burgtheaters läſſt ſich, abſtrakt genommen, jetzt in zwei Worten erzählen. Durch Schröder's Einfluſs wurde das Streben nach Natur in der Komödie und dem Schauſpiel herrſchend bis auf unſere Zeit. Dasſelbe machte dem Wiener Theater den Übergang von Kotzebue's Komödien zum franzöſiſchen Konverſationsluſtſpiele leicht und ſicherte im Ganzen ein ſo kühnes und freies Spiel, daſs das Burgtheater mit Recht den Namen des deutſchen Théâtre-Français tragen konnte. Dagegen ſiegte nach einigem Kampfe die Weimar'ſche Schule ganz und gar in der Tragödie. Ihr abſtraktes Schönheitsideal hat auch in Wien ſeine Macht bis auf die Gegenwart bewahrt. Nur Laube hat ehrlich verſucht, dieſelbe zu bekämpfen. Er iſt während ſeines langjährigen Regimentes an verſchiedenen Bühnen ein Direktor geweſen, deſſen Gleichen man ſeit langer Zeit nicht erblickt hatte, und gilt jetzt unbeſtritten für Deutſchlands erſte Autorität in dramaturgiſcher Hinſicht. Er war zuerſt und vor Allem ein Arbeiter, vielleicht mehr Handwerker als Künſtler, und vollſtändig zu Hauſe in der ganzen praktiſchen Ordnung des Theaters. Er leitete ſelbſt die Einſtudierung jedes Stückes von Anfang bis Ende, wohnte allen Proben bei, ging oft die einzelnen Rollen mit den Schauſpielern durch, und verlangte, was das große Ganze betrifft, daſs ſein Wille unbedingt ausgeführt werde. Er iſt nicht allein ein vorzüglicher Vorleſer, welcher durch ſeine genaue Charakterzeichnung der einzelnen Perſonen an Tieck erinnert, ſondern er verſtand auch bis zu einem gewiſſen Grade, die verſchiedenen Rollen bei der Probe durch treffende Winke, durch charakteriſtiſchen Vortrag einzelner Stellen auf das klarſte dem Darſteller erſichtlich zu machen.

Er war 1849 nur nach Wien gekommen, um ſein Stück „Die Karlsſchüler" in Scene zu ſetzen, allein ſowohl das Stück wie der Verfaſſer gefielen ſo ſehr, daſs man Laube die Direktion des Burgtheaters übertrug. Er ging mit einer rückſichtsloſen Energie ans Werk, warf das ganze abgeſpielte Repertoire über Bord und führte ein neues ein, deſſen Princip er ſelbſt mit den Worten ausgeſprochen hat: „Mein Ideal war, nach einigen Jahren jedem Gaſt aus der Fremde ſagen zu können: Bleibe ein Jahr in Wien, und du wirſt im Burgtheater Alles ſehen, was die deutſche Literatur ſeit einem Jahrhundert Klaſſiſches oder doch Lebensvolles für die Bühne geſchaffen; du wirſt ſehen, was Shakeſpear uns Deutſchen hinterlaſſen, wirſt ſehen, was von den romaniſchen Völkern unſerer Denk- und Sinnesweiſe angeeignet werden kann."

Mit dieſem Ziele vor Augen hat er redlich gearbeitet, und wenn er es nicht ganz erreicht hat, liegt Das mehr an gewiſſen Mängeln ſeiner äſthetiſchen Anſchauung, als an einem bewuſsten Aufgeben desſelben. Er hat ſtets eine künſtleriſche Begründung für ſeine Unternehmungen geſucht. Sein erſtes Direktionsjahr war, getragen von einer Anzahl der größten Talente, welche das Theater je geſehen hat, eine fortgeſetzte Reihe von Triumphen. Das Publikum kam bereitwillig und zollte ihm volle Anerkennung. Aber der begeiſtertſte und andächtigſte Zuhörer von allen war vielleicht ein kleiner Knabe, der ſich in der Burg einfand, ſo oft ſich irgend Gelegenheit dazu bot, und deſſen kindliche Gedanken und Phantaſieen alle nur auf die Bühne gerichtet waren, welcher er dereinſt als eine ihrer hellſten Zierden angehören ſollte.

2.

Joſeph Lewinsky ward am 20. September 1835 von unbemittelten katholiſchen Eltern zu Wien geboren, die ein kleines Kürſchnergeſchäft betrieben, das ſeit dem Jahre 1848 mehr und mehr zurückging. Er beſuchte zuerſt die deutſche Normalſchule und von ſeinem elften bis ſechzehnten Jahre das Schottengymnaſium, um ſich auf die juriſtiſche Karrière vorzubereiten. Als Kind armer Eltern muſste er als Chorknabe beim Gottesdienſt in der Schottenkirche mitſingen, und Dies war, wenn man will, ſein erſtes Auftreten auf einer öffentlichen Bühne. Seine Luſt zum Schauſpielerberuf erwachte ſchon früh. Die glühende Liebe zur Poeſie, welche ſich ſpäter zu einem ſo tiefen Verſtändnis der Werke der Dichter ausbildete, machte ſich Luft in einer jugendlichen Paſſion für die Bühne, und von ſeinem dreizehnten bis ſiebzehnten Jahre war er ein ſtändiger Zuſchauer im Burgtheater. Daheim ſtellte er unermüdlich Verſuche an, das Gehörte und Geſehene zu reproducieren, und obſchon er es nicht weiter als zu einer bloßen Nachahmung brachte, dienten doch dieſe kindlichen Beſtrebungen ihm als eine Art praktiſcher Schule im Auswendiglernen und in der Sprechübung. Er ward dabei einzig von ſeinem Ohre geleitet, das von Kindheit an für Rhythmus und Tonverhältniſſe empfänglich war, und er ſuchte ſich keineswegs Rechenſchaft darüber zu geben, aus welchem Grunde der Satz gerade auf dieſe oder jene Art geſprochen werden ſolle: wenn die vergötterten Meiſter im Burgtheater die Worte ſo hergeſagt hatten, war es recht, und Nichts anders war möglich, als ihnen ſklaviſch nachzuahmen. Den größten Einfluſs auf ihn hatte Anſchütz und demnächſt Fichtner, Beides äußerſt harmoniſch entwickelte Künſtler. Beide gehörten der alten Zeit an. Anſchütz hatte in ſeiner Jugend ſtarke Einwirkungen von Goethe's Schule und Iffland's Kunſt empfangen und war der gewaltigſte Redner der deutſchen Bühne. Edle Schönheit war ſein Ideal. Fichtner beſaß ein lebhaftes Naturell, das innerhalb ſcharfer Grenzen — das Graziöſe war ſein Fach — die vollkommenſten Kunſtwerke leiſtete. Er war der anmuthigſte Mann, welchen je das Theater beſeſſen hat. Zu dieſen beiden Idealen ſchaute der blaſſe, unſchöne und ungraziöſe Knabe empor und ſuchte ihnen bewundernd nachzuahmen; wenn er hörte, wie ſchön die Sprache von ihren Lippen klang, bemühte er ſich ebenfalls, ſeine Rede ſo wohlklingend wie möglich zu machen, und es kam ihm niemals in den Sinn, daſs ſich hinter dem glänzenden Vortrag der Andern eine bedeutende Perſönlichkeit verberge, welche blitzartig hervorleuchtete und die Form zerbrach, indem ſie derſelben Inhalt verlieh. Lewinsky ſang monoton die Verſe her; auf das Mienenſpiel, auf die Gebärde legte er gar kein Gewicht, höchſtens ſuchte er runde und elegante Armbewegungen zu erlangen. Er, welcher dereinſt ſo bedeutend werden ſollte als charakteriſierender Schauſpieler, war als Knabe ein Vollblut-Akademiker.

1852 ſtarb ſein Vater, und im Mai des folgenden Jahres entſchloſs ſich der ſiebzehnjährige Jüngling, ſtatt die Univerſität zu beziehen, ſich dem Schauſpielerſtande zu widmen. In einer kleinen autobiographiſchen Skizze, die vor längerer Zeit in der „Deutſchen Schaubühne“ (Jahrgang 1864, Heft 11) gedruckt wurde, erzählt er: „Ich wendete mich auf Anrathen eines Freundes an den damaligen Komparſerie-Inſpicienten des Burgtheaters, Wilhelm Juſt, trug ihm mein unabweisliches inneres Bedürfnis, Schauſpieler zu werden, vor und bat ihn, mich unter ſeine Schüler aufzunehmen. Er ſah mich mit einem mitleidigen, beinahe verächtlichen Blicke an, muſterte den kleinen ſchmächtigen Studenten mit dem langen, auf die Schultern herabfallenden Haar, von oben bis unten, und gab mir den Rath, ich möge doch etwas Anderes unternehmen, denn für das Theater bringe ich nicht das Geringſte mit. ‚Was wollen Sie mit einer ſolchen Figur ſpielen?‘ meinte er. ‚Zum Liebhaber ſind Sie weder groß noch ſchön genug, und für Charakterrollen zu unbedeutend. Da Sie ein verſtändiger und gebildeter Menſch zu ſein ſcheinen, ſo iſt es möglich, daſs Sie es zu Etwas bringen, aber ich rathe durchaus ab.‘ Er ſprach natürlich zu tauben Ohren, und ich drang nur um ſo heftiger in ihn, mich wenigſtens während kurzer Zeit auf Probe zu nehmen. Endlich gab er nach, ſagte mir ſeine äußerſt mäßigen Bedingungen, und nahm mich auf mit den Worten: ‚Verſuchen Sie es, vielleicht gehören Sie zu den Auserwählten!‘“

Demüthig genug diente er nun von der Pike auf, indem er ſich ein Jahr lang als Aushilfs-Statiſt beim Burgtheater verwenden ließ. Dann begann er auf eigene Hand Rollen zu ſtudieren und ſich ein Repertoire einzuüben, in welchem er auftreten könnte. Allmählich aber, als er in ſeiner geiſtigen Entwicklung fortſchritt, ging ihm auch ein klares Licht über ſich ſelbſt, über ſeine Mängel und Schranken auf. Es leuchtete ihm ein, daſs ſeine äußerlichen Mittel es ihm Alles eher als leicht machten, dem Kunſtideale zuzuſtreben, das er noch beſtändig vor Augen hatte. War es möglich, mit ſeinem Geſicht und ſeiner Figur ein eleganter, ein ſchöner Schauſpieler zu werden? Stand ihm nicht Alles im Wege?

Auf einer Photographie aus jener Zeit macht er ganz den Eindruck eines armen, überangeſtrengten Studenten. Er iſt ſchmächtig und linkiſch, die Kleider hängen ſchlottrig um die kleine, magere Geſtalt; der Kopf neigt ſich etwas vornüber; die ſcharfen Geſichtszüge mit den hervorſtechenden Brauen und die feſtgeſchloſſenen, dünnen Lippen deuten auf eine energiſche Intelligenz. Von einem Schauſpieler oder Künſtler, wie man ihn ſich gern nach Byron'ſchem Muſter vorſtellt, iſt hier Nichts, außer etwa dem reichen, ſchöngelockten Haar, und noch heutigen Tages, wenn Lewinsky die Bühne in ſeiner gewöhnlichen Tracht ohne Maſke und Koſtüm betritt, ähnelt er zumeiſt einem überwachten Gelehrten, und die ſchwarzen Kleider ſtehen ihm nicht beſſer, als einem Fauſt der Frack.

Die erſte Zeit, nachdem er zum klaren Bewuſſtſein darüber gelangt war, in welchem ſchneidenden Gegenſatz das Innere und Äußere bei ihm ſtünden, war die ſchwerſte in Lewinsky's Leben. Oftmals war er nahe daran, in Verzweiflung den hoffnungsloſen Kampf aufzugeben. Wollte er Schauſpieler ſein, ſo muſste er jedenfalls mit einer Reſignation beginnen, die mit Einem Schlag alles Lichte im Menſchenleben von ſeinem Darſtellungsgebiete ausſchloſs, — und er war ſo jung, er traute ſich ſo beſtimmt das Vermögen zu, ſo manchen edlen Helden und ſchönen Rittersmann zu verkörpern, und empfand die heißeſte Sehnſucht, romantiſch zu träumen und lyriſch zu klagen. Marquis Poſa, Egmont, Taſſo, ſolcherlei Geſtalten vor den Augen Tauſender darzuſtellen, lohnte das Opfer eines Lebens. War es eigentlich noch Schauſpielkunſt, wenn man zu einem Sekretär Wurm und ähnlichen unſauberen Geiſtern herabſank? Die Schauſpielkunſt war ja Schönheit, edle Form und wohllautende Rede; die häſslichen Geſtalten duldete man wohl auf der Bühne wie im Leben, aber doch nur als ein nothwendiges Übel.

Und da er nicht komiſche Rollen ſpielen wollte — dazu fühlte er gar keinen Beruf, — war es ſehr natürlich, daſs er daran zweifelte, das Publikum mit ſeiner unbedeutenden Perſönlichkeit gewinnen zu können. Sein ganzes Lebenlang, ſelbſt als anerkannter und berühmter Künſtler, hat Lewinsky mit dem beſtändigen Schönheitsanſpruche des Publikums kämpfen müſſen; derſelbe hat ihn von Rollen ausgeſchloſſen, zu denen er ſeiner geiſtigen Anlage nach gerade vorwiegend begabt ſchien, unter Anderem ihm das erotiſche Gebiet ganz unterſagt. Immer noch hört er als ewigen Refrain der Kritik: wie unglaublich es eigentlich ſei, daſs er Schauſpieler geworden, und obſchon er jetzt darüber lächelt und es recht ergötzlich findet, ſolchermaßen „jeden Hausknecht um ſeine Schönheit beneiden zu müſſen," war doch in ſeinen Lehrjahren dies unaufhörliche Brüten über ſich ſelbſt aufreibend für Seele und Talent. Damals war er ja nicht überzeugt davon, daſs das Äußere wirklich nur das Äußerliche in der Kunſt ſei, und daſs es ihm nicht am Weſentlichen mangle.

„Ein Buch, durch welches er eine beſtimmte Schauſpielerperſönlichkeit kennen lernte, flößte ihm endlich den Muth ein, deſſen er ſo ſehr bedurfte. Er ſchreibt ſelbſt in einigen mir vorliegenden kurzen Notizen: „Mir fiel damals ein Buch von ganz beſonderem Werth in die Hände: Laube's ‚Moderne Charakteriſtiken.' Es enthielt eine meiſterhafte Schilderung von Seydelmann's Perſönlichkeit und Bedeutung. Das Buch ermuthigte mich und ward mir ein Leitſtern in meinen Kämpfen, und, was mir vom größten Nutzen war, ich lernte daraus, wie Viel Kenntniſſe und artiſtiſcher Verſtand, wie Viel Wort und Gedanke für den Schauſpieler bedeuten."

Laube's Abhandlung iſt unter dem Eindrucke von Seydelmann's Gaſtvorſtellungen zu Berlin in den dreißiger Jahren geſchrieben. Zu der Zeit herrſchte auf der Berliner Hofbühne die ganze rhetoriſche Manier der Weimar'ſchen Schule, welche in der Literatur ihr entſprechendes Seitenſtück in den hiſtoriſchen Schauſpielen des damaligen Hoftragikers und unermüdlichen Dramenfabrikanten Ernſt Raupach fand. Die hohlen Phraſen des Dialogs erforderten gebieteriſch die ſalbungsreiche Deklamation. Die Folge davon war, daſs die Gebildeten mehr und mehr das Intereſſe am Theater verloren, obſchon daſſelbe nicht wenige gute Kräfte beſaß, während Adel und Hof ſich nur um die Oper und das Ballett kümmerten. Es war Seydelmann vergönnt, einen Umſchlag in der Stimmung zu bewirken. Er war, wie Laube ſagt, kein Genie, und es würde unverſtändig ſein, ihn mit einer Heldennatur wie Fleck oder einem romantiſch Inſpirierten wie Ludwig Devrient in Vergleich zu ſtellen. Laube charakteriſiert ihn als „einen verſtändigen, geſcheiten Mann, mit einer feinen, ſcharfſinnigen Phantaſie, der ſeine Rolle um und um beſucht, das Antlitz derſelben nach allen Seiten und Verhältniſſen zukehrt, und ſie dann mit allen Nüancen, die ſich ihm darbieten, völlig in ſein eigenes Individuum aufnimmt, und dies ſein urſprüngliches Ich, ſo lange von dem fremden verdrängen läſſt, bis dies überall Platz gefunden hat, bis Seydelmann dem jedesmaligen Charakter völlig gewichen iſt. So erſcheint er ſtets ein ganzer, ein anderer Menſch auf den Brettern, jedes allgemeine Schema des Sprechens, des

Agierens, die ganze gewöhnliche Schauſpielermanier wird von ihm vernichtet und rettet das Einzelne, die Perſon, die Phyſiognomie, den beſonderen, individuellen Menſchen aus der troſtloſen Allgemeinheit unſerer Schauſpieler."

Dieſe Worte hätten über Lewinsky geſchrieben werden können, wie er ſich jetzt zum ſelbſtändigen Künſtler entwickelt hat, und noch treffender iſt folgender Satz: „Seydelmann's Worte prägen ſich wie Hautreliefs dem Gedächtniſſe ein. Darin liegt vielleicht das Hauptgeheimnis ſeiner theatraliſchen Macht: er deklamiert nicht, er recitiert nicht — er ſpricht."

Alſo: ſprechen im Gegenſatze zu ſchön recitieren, Das war der Gedanke, der wie ein Blitz in die Seele des jungen Lewinsky fuhr. Seine Geſtalt wollte niemals den Zuſchauern imponieren, und er hatte zu ſeiner äußerſten Verzweiflung erkannt, daſs nicht einmal ſeine Stimme dem Ideal, das er ſich geſtellt hatte, gewachſen ſei. Sein Organ war hart und hatte einen hohlen, dumpfen Klang. Unmöglich für ihn, in weichen, einnehmenden Lauten hinzuſchmelzen, oder tragiſch zu wüthen! Es lag weder das ſanfte Rieſeln der Quelle, noch der erſchütternde Donner in ſeiner Stimme, weder Fichtner's hinreißende Melodie, noch Anſchützens brauſender Kampfgeſang. Aber wenn es nun nicht darauf ankam, zu ſingen, ſondern zu ſprechen, ſich verſtändlich zu machen, tauchte nicht dann ein Schimmer von Hoffnung für ihn auf? Er wuſste es noch nicht, aber er glaubte auf dem rechten Wege zu ſein, und ohne Bedenken gab er ſich ſeiner flammenden Leidenſchaft hin, und ſprang mitten ins Theaterleben hinein.

Seine Wanderjahre begannen. Er ſchweifte ein paar Jahre lang bei kleineren Schauſpielergeſellſchaften in den öſterreichiſchen Provinzen umher, und erwarb ſich Bühnenpraxis, indem er Rollen aus den verſchiedenartigſten Fächern ſpielte. Die neue Anſchauung, welche er von ſeiner Kunſt erlangt hatte, vermochte er noch nicht in die Wirklichkeit zu übertragen, ſo lange er der ſchönen Deklamation huldigte. Er muſste ſich damit begnügen, das Leben und Streben des großen Schröder in der trefflichen Monographie zu ſtudieren, die ſein langjähriger Freund und Bewunderer Meyer geſchrieben hat, — ein Buch, das man ſofort jedem angehenden Schauſpieler in die Hand geben ſollte. Endlich, gegen Schluſs des Jahres 1856, traf er zu ſeinem Glück einen der wenigen vorzüglichen Deſcendenten der Hamburger Schule, Heinrich Marr, welcher ſeine Lehrjahre bei dem ſtrengen und eifrigen Theaterdirektor Friedrich Ludwig Schmidt verbracht hatte, der ſelbſt unter Schröder's Augen herangewachſen war, und unermüdlich für Deſſen Ideen wirkte. Als Marr als Jüngling ſich von ihm verabſchiedete, hatte Schmidt es ihm zur Pflicht gemacht, jene Traditionen in Ehren zu halten und einer jener Apoſtel zu werden, die nach Schröder's Tode ſeine Lehre verbreiteten. Schmidt's letzte Worte zu ihm waren: „Muthig vorwärts, und Reſpekt vor dem Ganzen!“

Er nahm Schmidt's Worte als eine Art von Weihe und zog in die Welt hinaus als ein begeiſterter Herold für „die heiligen Kämpfer Eckhof und Schröder, die es ſich zur Aufgabe gemacht hatten, das Gedeihen des organiſchen Ganzen der Schauſpielkunſt zum Ideal ihrer Berufsgenoſſen zu erheben.“

Horchend ſaß Lewinsky zu den Füßen dieſes Mannes. Zum erſten Mal traten ihm die Gedanken im Leben entgegen, die er bisher nur aus Büchern kannte, und die ihm noch nicht recht in Fleiſch und Blut übergegangen waren. Fortan ſollten die beiden großen Grundſätze Schröder's: „Volle Wahrheit im Spiel und unbeſchränkte Einordnung in das Ganze,“ ihm als Leitſterne leuchten. Er ſchreibt ſelber: „Ich lernte in Wirklichkeit Schröder's Weg gehen und meinen Ideen Form geben. Die Wahrheit ward jetzt nach Schröder's Lehre mein höchſtes Ziel, und erſt in zweiter Reihe forſchte ich nach den Geſetzen der Schönheit. Die Geſtalt richtig zu zeichnen, ward mir zur Hauptſache, wogegen die Farbe und Einkleidung derſelben ſich ganz nach dieſer richten muſsten.“ —

Er war glücklich darüber, zu wiſſen, daſs dem Ziel gegenüber, welches er ſich jetzt geſtellt hatte, ſeine äußeren Mängel weniger bedeuteten, und ging daher vollſtändig getröſtet ans Werk. Er ſollte ja nicht mehr den Zuſchauer die innere Unwahrheit der Geſtalt dadurch vergeſſen machen, daſs er ſein Ohr mit dem einſchmeichelnden Klang der Stimme, ſein Auge mit ſtrahlender Schönheit beſtäche. Jetzt galt es nur, einen Wirkungskreis zu finden. An den kleinen Theatern wollte er nicht länger bleiben. Und obſchon ſeine Kameraden in Brünn ihm eifrigſt davon abriethen, dies Jahresengagement, wo er doch einige Gage erhielt, zu verlaſſen, und ihm aufs beſtimmteſte weisſagten, daſs er im nächſten Sommer Hunger leiden würde, trieb ſein Streben ihn dennoch fort. Wohin er gehen ſollte, wuſste er kaum. Er hatte Luſt, ſich beim Breslauer Theater engagieren zu laſſen: aber wie war es möglich, daſs der Direktor desſelben ihn, den unanſehnlichen Provinzſchauſpieler, von dem nie ein Blatt geſprochen hatte, annehmen würde? Da fiel es ihm ein, ſich an den Mann zu wenden, deſſen Bühnenthätigkeit er die tiefſten Eindrücke ſeiner Jugend verdankte, und deſſen geſchriebenes Wort entſcheidend auf ſein Leben gewirkt hatte. Er beſchloſs, ſich nach Wien zu dem mächtigen Burgtheater-Direktor Laube zu begeben, und ihn um Erlaubnis zu bitten, eine Probe vor ihm ablegen zu dürfen. Wollte Laube ihm dann ein Tüchtigkeitsatteſt ausſtellen, ſo konnte er mit dieſem in der Taſche getroſt nach Breslau reiſen. Und Laube muſste ihn ja verſtehen, wie er Seydelmann verſtanden hatte!

Im Frühling 1858 traf er bei Laube ein, in deſſen Schrift über das Burgtheater man einen Bericht über die erſte Begegnung der Beiden findet, welche einander bald ſo vollſtändig ergänzen ſollten.

Laube erzählt:

„Eines Tages ſtellte ſich mir ein junger Menſch vor, mit der Bitte, ihm ein Probeſpiel zu gewähren. Wozu? fragte ich, und betrachtete das dürftig ausſehende Menſchenkind im engen ſchwarzen Frack, mit blaſſem Antlitze. Nichts erſchien voll an ihm, als das dunkelblonde Haupthaar, welches dicht und üppig das Geſicht beſchattete.

„Wozu? — ‚Ich möchte nach Deutſchland hinaus an eine mittlere Bühne, und ein Zeugnis von Ihnen über dies Probeſpiel würde mir nützen.‘ — Das wurde anſpruchslos und verſtändig geſprochen, und ich bot ihm einen Seſſel, nach ſeiner offenbar kurzen Vergangenheit fragend. Er kam vom Theater in Brünn und hatte Charakterrollen bunteſter Miſchung geſpielt. — „Auch humoriſtiſche?“ — ‚Mit dem Humor ſteht es wohl zweifelhaft,‘ erwiderte er mit dem Lächeln einer Liebhaberin, die Abſchied nimmt von den verführeriſchen Rollen. Dieſe Reſignation, ſo ſelten bei den Künſtlern, intereſſierte mich und ich ſprach nun länger, ſprach wohl eine Stunde mit ihm. Dieſe Stunde entſchied. Die kleine Geſtalt war mir in den Hintergrund getreten, das ganze Weſen ſprach mich an, flößte mir Zutrauen ein — ich bewilligte ihm ein Probeſpiel und beſtimmte dazu, gemäß dem Eindrucke, welchen er mir gemacht, die Rolle des Carlos im ‚Clavigo.‘“

Als die Probe vorüber war, ſagte Laube ihm ſofort: „Ich engagiere Sie, Sie können ſich mit kleinen Rollen beim Publikum einführen.“

Lewinſky war entzückt, nicht im Traum hatte er auf ein ſolches Reſultat gehofft; jetzt ſollte er alſo wirklich auf der weltberühmten Bühne des Burgtheaters inmitten der großen Künſtler auftreten, die er als Knabe bewundert hatte.

Die Zeit verſtrich indeſs, und es wurde Nichts aus ſeinem Debüt. Die Sache war die, daſs Laube nicht recht mit ſich ſelbſt darüber ins Reine zu gelangen vermochte, welches die rechte Weiſe ſei, den jungen Mann einzuführen. „Beſcheiden oder zuverſichtlich? Beſcheiden, in kleinen Rollen, war das Natürliche. Aber ich war eingenommen für die klare Rede des jungen Mannes und ſah, daſs er ſeinen Körper graziös bewegte, und daſs er beim Studium der Rolle leicht zu ſteigern war, ohne irgendwie unkünſtleriſch und unwahr zu werden in der Steigerung.“

Endlich ſagte Laube eines Abends zu ihm: „Bei einem ſo eigenthümlichen Gepräge, wie dem Ihrigen, nützt es Nichts, mit kleinen Rollen zu probieren; Sie ſollen als Franz Moor auftreten!“ Lewinſky war wie aus den Wolken gefallen und verſuchte Einwendungen zu machen und nach beſten Kräften zu remonſtrieren, aber Laube beſtand, wie immer, auf ſeinem Stück, und erklärte, daſs er mindeſtens ſo Viel wage, wie Lewinſky. Der Tag für ſein Debüt wurde alſo beſtimmt.

Es entſtand großer Lärm in Wien, als Dies bekannt wurde. Man ſchrie über Entweihung, über thörichtes, unerlaubtes Experimentieren mit einem kleinen Provinzſchauſpieler, und überfluthete Laube mit Vorwürfen. Er ſagt ſelbſt: „Sehr behaglich war mir auch nicht zu Muthe, aber der junge Franz Moor zeigte Kourage ohne Übermuth, ich fühlte mich berechtigt zu dem Wagnis, wir blieben Beide feſt, und der Tag kam. Der junge Mann war auch ein Wiener Kind; Das werden ja doch, dachte ich, die Wiener zu ſchätzen wiſſen, wenn ohne Ahnenbrief und ohne Anſehen der Perſon dem jungen Talente die Bahn geöffnet wird. Sie wuſsten es zu ſchätzen. Das Haus bis zum Giebel füllend, waren ſie gekommen und horchten in Todtenſtille, und als der junge Franz ſeine erſte große Scene geſpielt — war Alles entſchieden. Einſtimmiger Beifall überſchüttete den jungen Schauſpieler, und eine erſte Kraft im Charakterfache wurde getauft an dieſem Abende mit dem Namen Joſeph Lewinſky.“

Was unerhört in der Geſchichte des Theaters war, der Debütant muſste, trotz der entgegenſtehenden Beſtimmungen des Reglements, noch einmal ſpielen. Die Preſſe überſchüttete Lewinsky mit Lobſprüchen, und, was mehr war, die gute Wiener Kritik erkannte, daſs Lewinsky's Triumph ein Principienſieg ſei. Es exiſtierte derzeit in Wien eine Monatsſchrift für Theater und Muſik, welche von zwei Brüdern, den Fürſten Czartoryski, herausgegeben ward, die es ſich zur Aufgabe gemacht hatten, eine rückſichtsloſe und ſtrenge Kritik der Theaterleiſtungen zu liefern. Die Zeitſchrift beſtand mehrere Jahre und ſtiftete viel Nutzen. Die Herausgeber waren keineswegs Äſthetiker von Fach, aber ſie bewieſen einen niemals fehlgehenden Bonſens im Kunſturtheil und wuſsten auf das ſicherſte zwiſchen Echtem und Falſchem zu unterſcheiden, und ſie waren echt adelig als Journaliſten.

Sie ſchrieben, nachdem ſie mit warmen Worten Lewinsky's Talent anerkannt hatten, daſs ſie ſich beſonders darüber freuten, in ſeinem Debüt ein Princip zu Worte kommen, eine beſtimmte künſtleriſche Richtung und eine Schauſpielerſchule hervortreten zu ſehen, die ihre Wurzel in der Natur und der geſündeſten Kunſtanſchauung habe. Sie fanden, daſs er ein echter Abkömmling der alten Burgtheaterſchule ſei, da er alle Kennzeichen der Wiener Schule beſitze: den fließenden Vortrag, die innere Wärme und farbenreiche Modulation in der Rede, die feſt geſchloſſene und formell abgerundete Geberde, die lebenskräftige Wiedergabe des Charakters ſowohl im Grundtone wie im kleinſten Detail, und dabei die inſtinktive Scheu vor allem Zuviel.

Dieſe Äußerungen treffen ſicherlich den Nagel auf den Kopf. Die Burgtheatertradition war ja auf Schröder's naturaliſtiſche Principien begründet, wie dieſelben im Lauf der Jahre von Männern, die aus der Weimar'ſchen Schule hervorgegangen, beeinfluſſt worden waren. Lewinsky hatte in ſeiner geiſtigen Entwicklung die entgegengeſetzte Bewegung durchlaufen, indem er als „Weimaraner" begonnen und als „Hamburger" geendet hatte, und ſeine ganze fernere Thätigkeit auf dem Burgtheater — denn an dieſem hat er ſeit ſeinem Debüt ununterbrochen als Schauſpieler und Inſtruktor gewirkt — beſtand darin, an allen Punkten die Weimar'ſche Manier zurückzudrängen und den Schröder'ſchen Grundſätzen zum Siege zu verhelfen, — in ſolcher Art jedoch, daſs er die alte Kunſtanſchauung modern, d. h. exakt machte, wenn man dies Wort für das Thun eines Schauſpielers nicht zu kühn findet. Goethe gegenüber erklärt er die Wirklichkeit an und für ſich für ſchön, und betrachtet ſodann Schröder gegenüber jede Aufgabe nicht allein vom pſychologiſchen, ſondern auch vom hiſtoriſchen Standpunkte. Schröder ſpielte Molière's Geizigen mit der größten pſychologiſchen Tiefe, aber als einen deutſchen Geizhals; Lewinsky ſpielt die Rolle auf franzöſiſche Art, nimmt in der Behandlung der Repliken, in Mienenſpiel, Koſtüm, Bühnenauffaſſung beſtändig Rückſicht auf die Traditionen des Théâtre Français, und bemüht ſich im Ganzen, ſie ſo zu ſpielen, wie Molière ſie ausgeführt zu ſehen wünſchte. Und andererſeits, wenn Anſchütz Nathan den Weiſen ſpielte, ſo trat das rhetoriſche Moment ſehr ſtark hervor, und er erreichte durch ſeine wundervolle Stimme Wirkungen, mit denen Lewinsky niemals wetteifern konnte. Dagegen charakteriſiert Dieſer die Rolle ſchärfer, als Anſchütz; er ſtützt ſich in ſeiner Auffaſſung des Leſſing'ſchen Gedichtes auf Dasjenige, was Männer wie Kuno Fiſcher oder David Strauß darüber geſchrieben haben, und iſt dadurch im Stande, das typiſch Jüdiſche an der Figur hervorzuheben, zugleich aber darauf bedacht, die von Anſchütz überkommene Tradition feſtzuhalten, d. h. die Würde und Hoheit Nathan's zu wahren.

Man ſieht, es iſt ein Plus in die Auffaſſung gekommen, ein Etwas, das ſich nur als Verſchmelzung von Kunſt und Wiſſenſchaft bezeichnen läßt. Wundert man ſich, daſs von Wiſſenſchaft die Rede ſein kann, wo es ſich um die Schauſpielkunſt handelt? Jeder weiß ja doch, daſs in die äußeren Formen derſelben, in Koſtüm, Möblierung und Dekoration, die Wiſſenſchaft ſchon eingedrungen iſt. Und ſollte Dies nicht auch von dem Kerne der Kunſt gelten, heut zu Tage, wo jeder Mann der Wiſſenſchaft ein Stück Poet, jeder Dichter, ja ſelbſt jeder Maler ein halber Wiſſenſchaftsmann iſt? Man verlangt vom Dichter, daſs er die großen Aufgaben der Zeit verſtehe und ſein Gedicht von ihnen durchdringen laſſe, und man fordert nicht einmal gewöhnliche Bildung vom Schauſpieler, welcher der Dolmetſch des Dichters ſein ſoll! Indeſs, gemeiniglich iſt der Schauſpieler eben ſo borniert wie das Publikum. Er will nur Künſtler ſein, er ſpricht mit Naſenrümpfen vom Reflektierten und vom Mit-Verſtand-Spielen, und glaubt nur an die Inſpiration. Er fühlt ſeine Rolle, er verſteht ſie nicht.

Aber dieſe alten Phraſen täuſchen Keinen mehr. Um zu verdolmetſchen, was die größten Geiſter aller Zeiten, was Shakeſpear, Molière und Goethe geſchrieben haben, iſt zuerſt und vor Allem erforderlich, daſs man ihre Worte verſtehe. Und dazu bedarf es umfaſſender Bildung und Kenntniſſe. *Der Schauſpieler muſs auf der Höhe der Bildung ſeiner Zeit ſtehen.* Thut er Das nicht, ſo mag er Operetten und Farcen und alle leichte Tageswaare ſpielen, aber er verdient nicht den Namen des Künſtlers. Alle wirklich großen Schauſpieler ſind hochgebildete Männer geweſen, die nichts Menſchliches von ſich fern hielten und beſtändig ihr Wiſſen und ihre Erfahrung zu erweitern ſuchten.

Von dem Augenblick an, wo Lewinsky ſich einer künſtleriſchen Miſſion als Schauſpieler gewiſs war, hat er keine Anſtrengung geſcheut, ſie ſo würdig wie möglich zu erfüllen. Er hat ſein ganzes Leben hindurch ſtudiert und gearbeitet, um ſich zu bilden. Kein wichtiges Literaturerzeugnis iſt ihm fremd, wenn er auch natürlich am beſten in der dramatiſchen Poeſie bewandert iſt. Keine der Fragen unſerer Zeit iſt ſpurlos an ihm vorüber gegangen. Er hat alle Strömungen der Zeit auf ſeinen Geiſt wirken laſſen; aber leider ſteht er unter den Genoſſen ſeines Standes mit dieſer ſeiner hohen Auffaſſung der Schauſpielkunſt ziemlich einſam da.

3.

Lewinsky wurde in ſeinen Beſtrebungen kräftig von Laube unterſtützt. Sie gehörten Beide derſelben Schule an, und Laube war glücklich darüber, endlich einen Schauſpieler zu finden, welcher Dasſelbe wollte, wie er, und jedesmal froh war, wenn er ihn korrigierte und ihm wieder auf die rechte Spur half, ſo oft er dieſelbe zu verlieren im Begriff ſtand.

Lewinsky war bei ſeinem Eintritt ins Burgtheater im Stande, dieſelben Schauſpieler, welche er vordem nur bewundert hatte, kritiſch zu beurtheilen. Anſchütz war ja Schuld daran, daſs er ſich einſtmals ganz auf den muſikaliſchen Vortrag verlegt hatte. Jetzt kümmerte er ſich nicht mehr um dieſe Einſeitigkeit bei dem Meiſter, auf die er als Anfänger allein geachtet hatte, um ſo mehr als Anſchütz in ſeinen beſten Rollen die Manier der Weimar'ſchen Schule überwand und ganz natürlich ſpielte, ohne die Verſe abzuſingen. Bei ſeinem täglichen Zuſammenſpiel mit dieſem großen Künſtler ſtudierte Lewinsky ihn aufs genaueſte und lernte Alles von ihm, was er von ihm lernen konnte. Er ſuchte ſich ſorgfältig Rechenſchaft darüber zu geben, nach welchen Geſetzen Anſchütz handelte. So ſagt er: „Von Anſchütz lernte ich den Entwurf der Figur in großen Zügen und das ſorgfältige Unterordnen der Einzelheiten, welches darauf gerichtet iſt, den Eindruck der Hauptkontouren nicht zu verwiſchen. Sodann lernte ich, große rhetoriſche Aufgaben auf dem epiſchen wie auf dem dramatiſchen Gebiete zu löſen, und endlich die Bildung des Tones, die Entwicklung und die Modulationen desſelben, worin er ein nie zu erreichendes Muſter war."

Laube war das nothwendige Korrektiv gegen den Einfluſs der Anſchütz'ſchen Rhetorik. So bald Lewinsky nur mit einem Worte in eigentliches Deklamieren verfiel, kam Laube mit den trockenſten Einwendungen. „Ich war mit wenigen Ausnahmen," ſchreibt Lewinsky, „von der Richtigkeit der Anſichten Laube's überzeugt, die ja mit meinem eigenen Ziel zuſammenfielen, ich lernte unendlich Viel von ihm, weil er es verſtand, durch ſein Vorleſen praktiſch zu unterrichten. Sein umfaſſender Verſtand und ſeine geiſtvolle Behandlung aller Gegenſtände, die mit dem Theater in Zuſammenhang ſtanden oder nur den leiſeſten Bezug auf dasſelbe hatten, übten einen im hohen Grade erweckenden Einfluſs auf mich. Ich ward jetzt vollkommen klar darüber, was das einfache, ſchlichte, treffende Wort ohne irgend welchen muſikaliſchen Zuſatz bedeute, und ſah ein, daſs man es nur auf dieſem Wege erreicht, dem Zuſchauer die Blüthe des dichteriſchen Gedankens zu bieten, den Stoff zu überwinden und den vollen Eindruck der Wahrheit, die ſchöne Illuſion, zu ermöglichen."

Es war beſonders deſshalb ſo nothwendig für Lewinsky, Laube zur Seite zu haben, der ihn jedesmal am Ärmel zupfte, ſo oft er aus der natürlichen Rede in die Deklamation verfiel, weil er wegen ſeines großen Vorleſertalentes nach ſeinem Debüt in Wien gleich in die Mode gekommen war. Er iſt unbeſtritten in dieſem Augenblick einer der muſtergültigſten Sprecher der deutſchen Bühne. Bei Vorleſungen iſt ja die Macht der Phantaſie uneingeſchränkt. Er vermag aufs vollkommenſte den maleriſchen Klang der Worte zu benutzen, um die Stimmung hervorzurufen, und gleichzeitig den Gedanken mit einer Art mathematiſcher Deutlichkeit darzuſtellen. Es wurde auch ununterbrochen auf ihn als Deklamator Beſchlag gelegt, und er muſste bei der großen Menge von äſthetiſchen Soiréen aſſiſtieren, die in einer Reſidenz wie Wien gegeben werden. Die Fürſten

Czartoryski hielten es für nöthig, ihn davor zu warnen, ſeine Künſtlergaben als Paradenummern bei Koncerten und als Modeartikel in Theegeſellſchaften zu vergeuden, räumten aber gleichzeitig ein, daſs man ſeit lange keinen Vorleſer ſo hohen Ranges gehört habe. Lewinsky lief jedoch keine Gefahr, ein verzärtelter Virtuos zu werden. Vor Allem ſchützte ihn davor eine rückſichtsloſe Selbſtkritik und das Bedürfnis der Wahrheit. Er war gleich Anfangs mit zu großem Jubel begrüßt worden, als daſs nicht ein Umſchlag in der Stimmung eintreten muſste. Derſelbe blieb auch nicht aus.

Lewinsky muſste ſich von Rolle zu Rolle in der errungenen Stellung befeſtigen, oder vielmehr dieſelbe ſtets neu erringen. Die meiſten großen Aufgaben, welche er ſich ſtellte, ſind zuerſt mit prüfender Vorſicht aufgenommen worden; doch ſo widerſpänſtig ſich auch das Publikum zeigte, es hat faſt immer Lewinsky Recht geben müſſen. Aber wenn man ihm auch das Vermögen, Leidenſchaften darzuſtellen, einräumte, die erotiſche Leidenſchaft hat man doch von ſeinem Gebiet ausgeſchloſſen. Liebhaber kann er nicht ſein, und Held kann er auch nicht ſein.

Das waren die beiden Grenzpfähle, welche der Bahn Lewinsky's geſetzt waren. Das hatte er ſelbſt in dem bitteren Kampfe erfahren, den er, halb verzweifelnd an der Möglichkeit, Schauſpieler zu werden, ſchon als Anfänger geführt hatte, Das haben Publikum und Kritik ihm zum Überfluſſe ſein ganzes Leben hindurch wiederholt. Aber der Kampf mit den Hinderniſſen der Materie gegen ſeinen raſtloſen Geiſt iſt auch der Inhalt ſeines Lebens geworden; er muſste die Leute zur Anerkennung zwingen durch die verzehrende Leidenſchaft, durch die von den Vorbildern ererbte Breite und Größe in ſeinem Spiel. Verſtand in der Anordnung aller Details der Rolle, Adel und Geſchmack in der Anſchauung, Leidenſchaft und Lebendigkeit in der Ausführung, Das ſind die drei Eigenſchaften, welche die Art ſeiner Kunſt bezeichnen.

Er hat ſich, auf dieſe Eigenſchaften geſtützt, im Lauf der Jahre ein reiches Repertoire erworben, welches eine weite Skala von Empfindungen und geiſtigen Charakterzügen der Menſchenſeele umfaſst. Aber das gemeinſame Merkmal, das alle ſeine Darſtellungen an ſich tragen, iſt die reine Tradition der alten Schule des Burgtheaters, die keine Unſchönheit und Verzerrung duldet, ſondern die Beſcheidenheit der Natur in dem Sinne zum Ausdruck bringt, in welchem Shakeſpear dies Wort verſtanden hat. — Sein Repertoire umfaſſt bis heute an 300 Rollen. Die nachbenannten bezeichnen etwa den Umfang ſeines Könnens: Franz Moor in „Die Räuber“, Miller und Wurm in „Kabale und Liebe“, Muley Haſſan in „Fiesco“, Octavio Piccolomini in „Wallenſtein“, Shrewsbury in „Maria Stuart“, Attinghauſen in „Wilhelm Tell“, Philipp II. in „Don Carlos“, Mephiſtopheles in „Fauſt“, Carlos in „Clavigo“, Oranien in „Egmont“, Antonio in „Taſſo“, Nathan in „Nathan der Weiſe“, Marinelli in „Emilia Galotti“, Zanga in „Der Traum ein Leben“, Oberprieſter in „Des Meeres und der Liebe Wellen“, Borotin in „Die Ahnfrau“, Rhamnes in „Sappho“, Rudolf II. in „Ein Bruderzwiſt im Hauſe Habsburg“, Herzog Ernſt in „Agnes Bernauer“, Tiſchlermeiſter Anton in „Maria Magdalena“, Förſter Ulrich in „Der Erbförſter“, Caſſius in „Julius Cäſar“, Hamlet in „Hamlet“, Jago in „Othello“, Menenius Agrippa in „Coriolan“, Johann von Gaunt in „Richard II.“, Lorenzo in „Romeo und Julia“, König Johann in „König Johann“, Karl VI. in „Heinrich V.“, Kardinal Winchester in „Heinrich VI.“, Shylock in „Der Kaufmann von Venedig“, König Richard III. in „Richard III.“, Perin in „Donna Diana“, Theramen in „Phädra“, Harpagon in „Der Geizige,“ Michonnet in „Adrienne Lecouvreur“, Marquis in „Das Fräulein von Seiglière“, Michel Perrin, Gringoire und Didier in den gleichnamigen Stücken, Dufoure in „Die Biedermänner“, Giboyer und Marquis von Auberive in „Ein Pelikan“.

Verſtändnis der Menſchen und der Dichtungen, Würde in ſeinem perſönlichen Auftreten, leidenſchaftliche Hingabe an ſeine Kunſt bezeichnen das perſönliche Weſen Lewinsky's. Was iſt zuletzt alle Schauſpielkunſt wie alle Poeſie anders, als die Umſetzung eines Gefühls und Verlangens in ein anderes Gefühl und Verlangen? Wenn Shakeſpear ſelbſt nicht ehrgeizig geweſen wäre, hätte er „Richard III.“ nicht ſchreiben können. Sein Ehrgeiz hatte ſicher ein anderes Ziel, als Herrlichkeit und Macht, aber weil er Dichter war, vermochte er ſein individuelles Gefühl in ein anderes und allgemeineres umzuſetzen. So ſetzt auch Lewinsky ſeinen Kampf wider alle Hinderniſſe des Lebens in Richard's alle Schranken durchbrechenden Ehrgeiz um. Daher die täuſchende Wahrheit ſeines Spiels. Eine voll ausgetragene dichteriſche Geſtalt iſt ein Konglomerat typiſcher

Charakterzüge, welche individuell gemacht worden ſind, und es iſt die Aufgabe des Schauſpielers, das Individuelle wieder hervorzurufen, ſo daſs wir es als ein Allgemeines empfinden. In keiner Rolle hat Lewinsky dieſe Aufgabe vollkommener gelöſt, als in ſeiner Darſtellung von Schiller's Franz Moor, dieſer Darſtellung eines leidenſchafterhitzten Kampfes gegen die Schranken der Natur.

Als Franz Moor errang er ſich zuerſt Anſehen und Ruf als Schauſpieler, und in dieſer Rolle hat er ſtets in allen deutſchen Städten ſeine gröſsten Triumphe gefeiert. Und doch iſt die Rolle faſt abgeſpielt. Es giebt keinen unter Deutſchlands groſsen Charakterſchauſpielern, ſeit Iffland zum erſten Mal das Erſtlingsdrama des jungen Regimentsarztes geſpielt hat, der nicht als Franz Moor auf der Bühne umhergeſchlichen wäre, und Darſtellungen wie die Ludwig Devrient's und Dawiſon's ſind hoch berühmt. Nichtsdeſtoweniger iſt die Rolle an und für ſich unwahr und übertrieben. Sie ging aus einem Studium der Shakeſpear'ſchen Figuren Richard III. und Jago hervor; Schiller erklärt ſelbſt in ſeiner Vorrede, daſs er ſich den Zweck vorgezeichnet habe, das Laſter in ſeiner nackten Abſcheulichkeit zu enthüllen und in ſeiner koloſſalen Gröſse vor das Auge der Menſchheit zu ſtellen. Er fährt fort: „Das Laſter wird hier mit ſeinem inneren Räderwerk ganz entfaltet. Es löſt in Franzen all die verworrenen Schauer des Gewiſſens in ohnmächtige Abſtraktionen auf, ſkelettiſiert die richtende Empfindung und ſcherzt die ernſte Stimme der Religion hinweg. Wer es einmal ſo weit gebracht hat, ſeinen Verſtand auf Unkoſten ſeines Herzens zu verfeinern, Dem iſt das Heiligſte nicht heilig mehr — dem iſt die Gottheit Nichts — beide Welten ſind Nichts in ſeinen Augen.“

So wie „Die Räuber“ auf den deutſchen Bühnen geſpielt werden, wo die Mannheimer Theaterausgabe überall benutzt wird, will jedoch Schiller's Charakteriſtik von Franz nicht mehr paſſen. Franz iſt kein reflektierter Schurke mehr, denn faſt alle Reflexionen, welche ihn zum echten Bruder des ebenfalls ſtark philoſophierenden Karl Moor machen, ſind geſtrichen. Es bleibt nur eine Figur zurück, welche die Quinteſſenz alles Deſſen iſt, worüber Schiller in ſeiner jugendlich phantaſtiſchen Art nachgedacht und gegrübelt hatte, die Quinteſſenz ſeiner Theorie von Moral, Pflicht und Gewiſſen. Denn man darf ſeine Vorrede nicht ganz wörtlich nehmen. Es war ihm nicht ſo ſehr darum zu thun, das inkarnierte böſe Princip darzuſtellen oder als ſtrafender Moraliſt aufzutreten. Stark beeinfluſſt von der ganzen rationaliſtiſchen Tendenz der Zeit, eifrig nach einer moraliſchen Richtſchnur ſuchend, um zwiſchen Gut und Böſe zu unterſcheiden, hatten ſeine Reflexion und ſeine Phantaſie ihn dahin geführt, eine Geſtalt zu zeichnen, welche die Frage nach der Berechtigung der natürlichen Triebe klar machen ſollte. In Franz iſt Etwas von den Schreckniſſen der franzöſiſchen Revolution. Er iſt der jüngere Sohn, aber er will trotzdem ſeinen Vater beerben, er iſt häſslich und verhaſſt, aber er will doch das Weib beſitzen, das ſeinen ſchönen Bruder liebt, er hat ſchlauen Verſtand, Willen, Leidenſchaft, er iſt im Stande, zu erreichen, was er begehrt; wäre ſein Ziel ein bedeutendes und nützliches geweſen, ſo wäre er ein großer Mann geworden, aber er iſt zu klein und ſelbſtſüchtig, und er wird nur ein großer Verbrecher.

Man verſteht jetzt leicht, woran es lag, daſs gerade dieſe Rolle wie geſchaffen für Lewinsky war. Kampf wider die natürlichen Hinderniſſe war ſein Leben. Das Triumphieren des Verſtandes, des Geiſtes über alle Mängel des Körpers war es, was er ſelbſt erſtrebte, und ſo hatte er jenen perſönlichen Berührungspunkt mit der Rolle, ohne den ein Schauſpieler niemals eine tragiſche Geſtalt zu verkörpern vermag. Es war Fleiſch von ſeinem Fleiſch, Blut von ſeinem Blut in dem Franz Moor, den er ſpielte.

Allein er giebt Mehr als das Perſönliche, das ihn nur in den Stand ſetzt, Franzens Seelenleben charakteriſtiſch zu geſtalten. Er ſtellt das Böſe in ihm typiſch dar. Jeder von uns erkennt ſich in Lewinsky's Franz ſelbſt wieder. Er erſchlieſst uns, wie jeder große Künſtler, den tiefſten Einblick in unſer eigenes Gefühlsleben, in unſre innerſte Natur. Er läſſt uns erkennen, daſs wir Alle mit allen Trieben, allen Wünſchen, allen Inſtinkten geboren ſind. In unſeren Gedanken ſind wir Alle mehr oder minder Franz Moors, wünſchen uns den Beſitz der Macht, die uns nicht gebührt, des Weibes, auf das wir am allerwenigſten einen Anſpruch erheben dürfen. Das Leben iſt ein beſtändiges Akkordieren. Wer nicht all ſeine Wünſche und Leidenſchaften auf ein gutes Ziel zu koncentrieren ſucht, wird ein Verbrecher wie Franz. Das iſt der allgemeine Eindruck der Rolle, wie Lewinsky ſie geſtaltet.

Ich will in der Kürze den Verlauf dieſes gewaltig ergreifenden Spiels darſtellen. Franz iſt im erſten Auftritt ruhig und zurückhaltend. Er iſt in der erſten Scene gegen den Vater höflich, kalt und rückſichtsvoll. Er betrügt ihn wie ein Menſch, der ein gutes Gewiſſen hat, mit einem vollen und klaren Bewuſstſein Deſſen, was er thut. Im zweiten Akte, als der Tod des Vaters ſich ihm zu lange verzögert, iſt er finſterer und brütender, aber ſo bald Hermann erſcheint, iſt er luſtig und voll Bonhommie gegen ihn und überredet ihn, als wäre es Nichts, weiter Nichts, als ein luſtiger Spaß, die Botſchaft von dem Tode des Bruders zu überbringen.

Als Hermann nun die Botſchaft überbringt, ſind alle Nerven Franzens geſpannt, ſein Auge heftet ſich unruhig auf den Vater, um zu erlauern, welchen Eindruck die Botſchaft auf ihn machen wird: er beugt ſich vor in ſeiner Stellung auf der entgegengeſetzten Seite der Bühne, die Finger krampfen ſich in den ſpaniſchen Mantel in der gewaltſamen Spannung, in der er ſich befindet: wird dieſe Botſchaft den Vater tödten? Allein, ſo unruhig er auch iſt, vermag er doch nicht ein Lächeln zu unterdrücken, als der Vater darüber klagt, daſs ſein Fluch den Sohn in den Tod gejagt habe. Bei Hermann's Erzählung von Karl's letzten Augenblicken umklammert er den Vater, wie vom tiefſten Mitleid ergriffen, benutzt aber die Gelegenheit, um nachzufühlen, ob das Herz desſelben noch kräftig ſchlägt, und eine wilde Freude blitzt aus ſeinen Augen, als er die Mattigkeit des Vaters bemerkt. Dieſer ſinkt kraftlos im Seſſel zurück, und Franz glaubt ſchon das Spiel gewonnen; allein da beginnt der Alte wieder zu wehklagen, und Franz fährt in raſendem Zorn hin und her im Gemach, bis Hermann ihm das Schwert überreicht, damit er die Worte leſe, die Karl mit ſeinem Blute darauf geſchrieben: „Franz, verlaſs meine Amalie nicht!"

Und hier kann man Lewinsky's wunderbare Meiſterſchaft in der Art und Weiſe bewundern, wie er dieſe Worte lieſt. Es geſchieht ohne Überzeugung. Er iſt etwas verlegen dabei, ſich ſo überraſcht ſtellen zu ſollen, er weiß ja ſo gut, was er ſelbſt geſchrieben hat. So würde nie Jemand erſtaunen, dem wirklich etwas Unerwartetes begegnete.

Amalie hat den Vater verlaſſen, der entkräftet auf den Seſſel zurückſinkt, und ſtürzt mit dem Ausrufe „Todt!" von der Bühne. Franz hört draußen den Schrei; er reißt die Thür auf, ſteht ängſtlich geſpannt auf der Schwelle und huſcht dann mit lautloſen, ſchnellen Schritten quer über die Bühne zum Lehnſtuhl des Vaters. Er beugt ſich über ihn hinab mit einem Ausdruck wie ein Höllengeiſt Michelangelo's. Ja, endlich iſt er todt! Jetzt drückt er ihm ruhig und geſchäftsmäßig die Augen zu und ſieht einen Augenblick ſtolz triumphierend: „Wer wird es wagen, mich einen Schurken zu nennen? Jetzt bin ich Herr!“ Dann geht er zur Thür, öffnet ſie weit und winkt hinaus, und als die Diener herein ſtürzen, liegt er knieend und ſchluchzend zu den Füßen des Vaters.

Im folgenden Akte iſt er Gebieter. Er trifft Amalien allein, ſie, die er nicht liebt, aber doch beſitzen will. Er kommt von der prächtigen Mittagsgeſellſchaft, die er gegeben hat, und iſt vom Weine erhitzt, halb berauſcht. Fieberröthe glüht auf ſeinen bleichen Wangen, und das Auge funkelt unruhig. Er ſieht roh und gemein aus, man beginnt Abſcheu vor ihm zu empfinden. Man begreift, daſs er ein kleiner Menſch iſt, der nur ein kleines Ziel hat; man hat ſeine teufliſche Schlauheit, ſeine verruchte Kaltblütigkeit bewundert, ſo lange man noch nicht ſah, wohin dieſelbe führen würde; jetzt erkennt man, daſs er nur ſeine thieriſchen Triebe befriedigen wollte. Er will Amalien entführen, aber ſie entreißt ihm den Degen und bedroht ihn damit. Da ſieht man, daſs er feig iſt; er taſtet überall an ſeinem Körper nach einer Waffe, er will um Hilfe ſchreien, aber die Worte erſticken vor Angſt in ſeiner Kehle, und zähneklappernd entflieht er.

Im vierten Akte iſt er nervös vollſtändig zerrüttet. Er beargwöhnt jetzt Alle. Er glaubt, ſein Diener Daniel wolle ihn vergiften, ſchleudert ihn in wahnſinniger Wuth zur Erde und ſteht über ihm, wie ein St. Georg in Teufelsgeſtalt. Er iſt ganz außer ſich vor Angſt, daſs Karl erſcheinen und ihm ſein Eigenthum entreißen werde. Dann folgt das Geſpräch mit Hermann, in welchem Dieſer ihn faſt bis zum Wahnſinn erſchreckt. Zuerſt lächelt er verächtlich über Hermann's Vorwürfe, aber als Dieſer ihm droht, winſelt er kläglich wie ein Kind: „Hermann, laſs mich gewiſſe Dinge nicht träumen von dir!“ Allein Dieſer ſagt ihm, daſs der Vater, Dank ſeiner Hilfe, noch am Leben ſei, und Franz taumelt, bebend vor Froſt, faſt blödſinnig vor Wuth, auf den Seſſel. Hermann lacht ihn aus, und er verſucht mitzulachen — ein entſetzliches Lachen!

Hermann läſſt ihn allein zurück, während der Unſelige jammert:

„Franz, was war Das? Es gilt einen raſchen Entſchluſs!" Seine Finger umkrampfen die Tiſchdecke, aber man ſieht ihm an, daſs er müde iſt, die Schlange hat ihre Giftzähne eingebüßt; er ergreift einen Dolch und entfernt ſich mit ſchlaffen Schritten, er will Karl ermorden; da befällt ihn die erſte Hallucination, es ſchleicht Jemand hinter ihm her, und er ſtürzt zurück und verbirgt ſich mit klappernden Zähnen hinter dem Lehnſtuhl. Er faſst ſich wieder und will überlegen, ſich ſelbſt belächeln, aber das blödſinnige Lächeln erſtirbt auf ſeiner Lippe, und er wirft ängſtliche Blicke um ſich. Er nähert ſich wieder der Ausgangsthür: „Wenn mein Schatten mich verriethe?" und er läſst den Dolch fallen und fährt vor Schreck über den Ton zuſammen; dann ruft er aus: „Feig bin ich nicht — aber zu weichherzig bin ich; ein Ungeheuer müſſt' ich ſein, wollt' ich die Hand legen an meinen leiblichen Bruder!" Und er wehrt den Gedanken gleichſam mit den Händen von ſich ab und taumelt verſtörten Schwankens hinaus.

Im fünften Akte iſt ſein Hirn völlig von Hallucinationen umſpannt. Aſchenfahl und zähneklappernd ſtürzt er herein, bebend vor Kälte. Er quält Daniel mit den fürchterlichen Träumen, die er gehabt hat. Doch „Träume bedeuten Nichts!" Aber er weint nichtsdeſtoweniger wie ein Kind, und fügt hinzu: „Ich hatte ſo eben einen luſtigen Traum!" Im ſelben Augenblick ſieht er die ſchrecklichen Geſtalten, die ihn verfolgt haben, wieder vor ſich, ſein Mund öffnet ſich, ſein Geſicht erſtarrt vor Entſetzen, und mit dem Schrei: „Jeſus!" ſtürzt er wie leblos zu Boden. Daniel rüttelt ihn und will ihn aufrichten, obſchon Franz ihn von ſich ſtößt und ihn anfährt wie ein zorniges Kind. Als aber der Alte ſich entfernen will, klammert er ſich ängſtlich an ihn an und ſtreichelt ihn, und jetzt beginnt er ſeinen Traum zu erzählen. Er erzählt, als wäre es ein Märchen, wie er den Tag des jüngſten Gerichts vor ſich ſah, und er ſchlägt ſich an die Bruſt, um zu zeigen, wie angſtvoll ſein Herz gepocht habe, und als Daniel ausruft: „Gott vergeb' Euch!" heult er wie ein angeſchoſſener Tiger: „Das that er nicht!" und ſtößt in kurzen, athemloſen Sätzen hervor, wie eine Stimme ihm zugerufen habe: „Du allein biſt verworfen!" Er ſtöhnt und röchelt, aber dies Röcheln geht in ein kurzes Lachen, in ein wahnſinniges Grinſen, in ein langes, heulendes Gelächter über, in welchem er vor Wuth darüber, daſs Daniel nicht mitlachen will, mit den Füßen ſtampft. Der Alte ſagt nur: „Träume kommen von Gott!“ Da klatſcht er in die Hände, wie ein Kind, und ſchluchzt flehend, er ſolle doch bei ihm bleiben. Während er, den Kopf vor Todesangſt im Lehnſtuhle verbergend, daliegt, meldet Daniel, daſs die Räuber kommen. Jetzt fährt er auf, ſchreit: „Alles ſoll in die Kirche!“ huſcht in den Vordergrund, wirft ſich auf die Kniee und ſtammelt, halb ſtarr vor Grauſen, einige Worte hervor, die ein Gebet bedeuten ſollen. Allein plötzlich erwacht ſein alter Trotz, die Todesangſt macht ihn wild und faſt muthig, er ſchlägt mit beiden Händen auf den Eſtrich: „Ich will nicht beten!“ und fährt mit Einem Satze zur Klingelſchnur, mit der er ſich erdroſſelt.

Die Illuſion, welche Lewinsky's Spiel in dieſer Rolle erweckt, vermag kein Wort zu beſchreiben. Wer ihn nicht in derſelben geſehen hat, weiß nicht, bis zu welchen Tiefen der Menſchenſeele der große Schauſpieler hinabſteigt. Andere Künſtler Deutſchlands haben, wie geſagt, dieſe Rolle geſpielt. Devrient war berühmt wegen der Leidenſchaftlichkeit, mit welcher er Amalien zurief, daſs ſie ihm angehören ſolle. Seydelmann hatte den Charakter wie den einer verzogenen und boshaften Range angelegt; Dawiſon gab ihn als einen frivolen und überlegenen Bonvivant, einen malitiöſen Junker, — allein Lewinsky iſt es gelungen, das Höchſte zu leiſten: durch ihn iſt die Rolle moraliſch geworden, indem ſie zugleich allgemein menſchlich und individuell iſt.

Die Empörung des Verſtandes, des Talentes, des Willens wider die Schranken der angeborenen Naturbeſtimmung bildet in mancherlei Abſtufungen den Grundzug in Lewinsky's verſchiedenen Darſtellungen. Man geſtattete mir ein paar Beiſpiele: Gringoire, Carlos und Didier. Er ſpielt ſehr gerne den Gringoire in Banville's bekanntem Stück dieſes Namens. Ein junger Poet, der trotz ſeiner Häſslichkeit ein junges Mädchen einzig durch die Macht ſeines Genies in ſich verliebt macht — die Rolle iſt wie für Lewinsky geſchrieben. Sein Spiel iſt die Antwort auf jene Grenzbeſtimmung, die man ihm vorſchrieb: „Nicht Liebhaber!“ Er nimmt daher die Rolle viel ernſter, als Coquelin auf dem Théâtre-Français; er iſt durch und durch ſchwermüthig und unglücklich, während Coquelin gleich den luſtigen Ton anſchlägt, indem er ſich über die dummen Bogenſchützen moquiert, die ihn einführen und die „kein Franzöſiſch verſtehen." Coquelin's Gringoire iſt ein gutmüthiger Schelm, dem es ſchlecht ergangen iſt und nun gut ergeht. Lewinsky's Straßenſänger iſt Einer, dem Unrecht widerfuhr, und der nach manchen Zurückſetzungen und Verhöhnungen ſich endlich den Sieg erkämpft.

Als Carlos im „Clavigo" ſpielt er die Reaktion des Verſtandes wider das Gefühl. Er giebt die Rolle vollkommen in Goethe's Geiſte, ohne die mindeſte Übertreibung. Goethe hat ſich in dieſem Stücke in zwei Perſonen getheilt, in eine ſentimentale: Clavigo, und eine raiſonnierende: Carlos. In der Regel machen die Schauſpieler den Carlos zu einem herzloſen Schurken. Lewinsky betont ſtark, daſs er eine warme Freundſchaft für Clavigo hegt, und eben deſshalb ihn vor Handlungen bewahren will, die für ihn verhängnisvoll werden müſſen. Er liebt Clavigo, es iſt ein Genie, das er retten will. Er iſt ſcharf, ruhig und kaltblütig, ohne die mindeſte Teufelei oder Heftigkeit. Die Rolle beſteht bekanntlich aus zwei Dialogen, und er hat hier die ſchwierige Kunſt, ein Geſpräch zu führen, nicht zu monologiſieren, auf die höchſte Spitze getrieben; jeder Satz wird ihm, von den vorhergehenden Worten des Freundes befruchtet, auf der Lippe geboren.

Ich will nur noch ſeinen Didier im gleichnamigen Stücke erwähnen. Dasſelbe iſt von Pierre Breton verfaſſt, und hat folgenden Inhalt: Ein großer Gelehrter, ein Naturforſcher, der 48 Jahre alt geworden iſt und nur für die Wiſſenſchaft gelebt hat, wird von plötzlicher Angſt vor der Einſamkeit und Kinderloſigkeit befallen. Er iſt unverheirathet, hat noch nie geliebt, und wird jetzt plötzlich von der heftigſten Liebe zu der Tochter ſeines Freundes Dr. Raimond, der ſiebzehnjährigen Lucie, erfaſſt. Sie liebt jedoch einen Andern, einen jungen Arzt Henri, ein Findelkind, dem Raimond ihre Hand nicht geben will. Didier begreift, daſs er nicht mehr in dem Alter ſteht, wo man geliebt wird. Nachdem er den furchtbarſten inneren Kampf durchgekämpft hat, beſchließt er, um das Glück der beiden Liebenden zu fördern, Henri zu adoptieren, aber in dem Augenblick, wo der Ehekontrakt der Beiden unterzeichnet werden ſoll, wird er wahnſinnig. Hiemit endet der zweite Akt und eigentlich das Stück; der dritte Akt zeigt uns, wie er nach einer ſchweren Krankheit allmählich an Leib und Seele wieder geſundet.

Alſo, Didier lehnt ſich auf gegen die Natur, er glaubt ſie überwinden zu können. Beſtändig ruft er, Lucie müſſe ihn lieben, er wolle es, er wolle jung ſein, wolle die verlorenen Jahre wiederhaben. Lewinsky hat die Rolle dadurch möglich gemacht, daſs er gleich die nervöſe Erhitzung bei Didier zeigt. Er ſpricht ganz fieberhaft, mit einer Heftigkeit und Haſt ohne Ende. Es glüht Liebe in ſeinem Blick, und jedes Wort in ſeinem Munde verräth das Überſpannte und Überangeſtrengte. Wenn er ſpricht, hat man das Gefühl von dem ſchwirrenden Laut, den man bei Fieberphantaſieen vernimmt. Man ſieht ſtufenweiſe an ſeinen Mienen und Bewegungen, wie der Wahnſinn ihn mehr und mehr erfaſſt; derſelbe zeigt ſich zuerſt in ſeinem Geſichte, als er wähnt, daſs Lucie ihn liebe, und bei dem Geſpräche mit ihr plötzlich entdeckt, daſs ihre Worte einem Andern gegolten haben. In ſeinem Antlitze malt ſich zuerſt ein Nichtverſtehen Deſſen, was ſie ſagt, dann Verwunderung, dann Schreck; in ein paar Sekunden durchläuft dasſelbe alle Ausdrücke, jedoch ſo, daſs ſie beſtändig nur ein lächelndes Antlitz erblickt.

Weder der Raum, noch der Plan dieſer Abhandlung geſtatten eine Analyſe der einzelnen Rollen, die auch keinen großen Werth hätte, wenn ſie ſich nicht ſelbſt auf die kleinſten techniſchen Details einließe. Die Abſicht dieſer Blätter iſt nur anzudeuten, welche Entwicklungsſtadien einer der wahrſten Schauſpieler, die Deutſchland jemals beſeſſen, durchlaufen hat. Er beginnt völlig befangen in der alten Tradition, geblendet von der Schönheit der deklamatoriſchen Phraſe, und nur durch angeſtrengtes Studium gelingt es ihm, zur Wahrheit und Natur in der Kunſt vorzudringen. Er wird Schauſpieler mit Verzweiflung im Herzen, und nur durch eine ungeheure Willensanſtrengung im Verein mit einer edlen Reſignation vermag er ſich ſeinen Platz zu erkämpfen. Dieſe zwei Beſtrebungen, eine künſtleriſche und eine perſönliche, fallen in ſeinem Leben zuſammen, ſie bilden mit einander ſeinen Kampf ums Daſein, den Hintergrund ſeiner Thätigkeit.

Rede contra Deklamation, Natur gegenüber einem abſtrakten Schönheitsideal, Das iſt der künſtleriſche Principienſtreit, den er kämpft. Es iſt dieſelbe Bewegung, die auf anderen geiſtigen Gebieten Wiſſenſchaft contra Aberglauben, oder Gedankenfreiheit contra Autoritätsfeſſeln heißt. Lewinsky's Kunſt trägt das Gepräge davon, daſs er ſich Deſſen bewuſſt iſt. Die Zeit iſt vorüber, wo man wähnte, daſs ein Gaukler ohne Bildung Shakeſpear's und Goethe's Geſtalten würdig darſtellen könne. Heutigen Tags iſt der gute Schauſpieler halb Pſycholog, halb Hiſtoriker. Aber wohl noch Keiner hat ſo hohe Anſprüche an den Schauſpieler geſtellt, wie Lewinsky an ſich ſelber. Indem er beſtändig ein Mehr verlangt, hat er das Ideal der Schauſpielkunſt erweitert. So bezeichnet er in ſeiner Weiſe den Gipfelpunkt, welchen die deutſche Schauſpielkunſt in dieſem Jahrhundert erreicht hat.

Dichterprofile.

Literaturbilder aus dem neunzehnten Jahrhundert.

Von

Adolf Strodtmann.

Zweiter Band.

Charakterköpfe der ausländiſchen Literatur.

Stuttgart.
Abenheim'ſche Verlagsbuchhandlung.
1879.

Druck der C. Hoffmann'ſchen Buchdruckerei in Stuttgart.

Inhalt.

Charakterköpfe der ausländiſchen Literatur.

Seite
Frau von Staël und Benjamin Conſtant, nach bisher ungedruckten Briefen Derſelben geſchildert 1
Algernon Charles Swinburne 43
Hans Chriſtian Anderſen 91
C. J. L. Almquiſt 103

Anhang:

Ein Proceſs der Hölle wider Jeſum 129

Frau von Staël und Benjamin Conſtant,

nach bisher ungedruckten Briefen Derſelben geſchildert.

Seit Frau Necker, geb. von Sauſſure, vor mehr als einem halben Jahrhundert ihre geiſtvolle, von A. W. Schlegel verdeutſchte Abhandlung über den Charakter und die Schriften der Frau von Staël herausgab, hat das Quellenmaterial für eine ausführliche Darſtellung der Lebensverhältniſſe dieſer merkwürdigen Frau und ihrer Beziehungen zu hervorragenden Zeitgenoſſen keine redenswerthe Bereicherung erfahren. Weder ihre nächſten Angehörigen, noch ihre zahlreichen Freunde, unter denen mehr als einer ſich einen glänzenden Ruf in der Literatur und im öffentlichen Leben erwarb, haben den leiſeſten Verſuch gemacht, nach dem Tode der genialen Frau den Schleier zu lüften, welcher ſo manches Geheimnis ihres perſönlichen Verkehrs und ihrer politiſchen Thätigkeit den Blicken der Nachwelt verhüllt. Pietätsrückſichten auf der einen und die dumpfe Gedrücktheit der Gemüther während der Reſtaurationsperiode auf der anderen Seite mögen ſchuld daran geweſen ſein, daſs ihr älteſter, ſie um zehn Jahre überlebender Sohn es bei der Veröffentlichung ihrer hinterlaſſenen „Betrachtungen über die Hauptereigniſſe der franzöſiſchen Revolution“ und bei einer revidierten Geſammtausgabe ihrer früher gedruckten Werke bewenden ließ. Deſto befremdlicher bleibt es, daſs ein ſpäteres Geſchlecht, welches ſo emſig die Geſchichte jener weltbewegenden Umwälzung am Ende des vorigen und Anfang des jetzigen Jahrhunderts durchforſcht und den geheimſten Fäden perſönlicher Einwirkungen auf den Lauf der Völkergeſchicke nachgeſpürt hat, den Verdienſten derjenigen Schriftſtellerin, welche während dieſer ganzen Epoche den nachhaltigſten Einfluſs auf ihre Zeitgenoſſen übte, bis auf den heutigen Tag nicht einmal durch eine Sammlung ihres Briefwechſels gerecht geworden iſt. Frau Necker

Sauſſure bemerkt freilich, die Briefe der Frau von Staël trügen meiſt den Charakter großer Flüchtigkeit und einer leidenſchaftlichen Haſt, welche in ſeltſamem Widerſpruch zu der voll austönenden Harmonie und ſtiliſtiſchen Kunſtvollendung ihrer literariſchen Arbeiten ſtehe; ſie habe zu ihrer Korreſpondenz häufig die Zeit der Geſellſchaft benutzt, ohne beim Schreiben das Geſpräch zu unterbrechen; Briefe ſeien von ihr nur als unentbehrliche Mittel, ſich den Freunden mitzutheilen, und gar nicht unter dem literariſchen Geſichtspunkte betrachtet worden. Seit Frau von Staël durch ihre Schriften danach geſtrebt habe, berühmt zu werden, habe ſie, ihrer eigenen Ausſage nach, keine Sorgfalt mehr auf ihre Korreſpondenz verwandt und nur ſo viel Geiſt in dieſelbe hineingelegt, als ſie nicht umhin konnte zu beſitzen. Ausgezeichnet ſei ſie zwar in den Briefen geweſen, die ſie in Augenblicken der Unruhe, des Unwillens oder des Schmerzes ſchrieb; dann habe ſie, hingeriſſen durch ein mächtiges Gefühl, ohne daran zu denken, eine Zahl von Blättern mit den Ergüſſen einer bewundernswerthen Beredſamkeit angefüllt. Manche Briefe ſeien jedoch nur in einer Anwandlung von flüchtigem Enthuſiasmus, ohne wahrhafte Gemüthsbewegung, geſchrieben, und nicht frei von Übertreibung; man erkenne darin zuweilen das Talent des Romandichters, der den Eindruck des Augenblicks oder eine chimäriſche Vorausſetzung für die Wirkung benutzt und dem Reize blendender Farben nicht zu widerſtehen weiß. Sie ſelbſt habe öfters geſagt, daſs ihr Kopf ſich erhitze, ſo bald ſie die Feder in der Hand hatte; man dürfe daher ihre heftigen Worte nicht immer als den wahren und ernſtgemeinten Ausdruck ihres Herzens betrachten, manche verletzende Wendung ſei vielleicht Nichts als eine Aufwallung der erregten Phantaſie, die ſich in der nächſten Stunde beruhigt und einer milderen Auffaſſung Platz gemacht habe. Alles Dies iſt der Hauptſache nach unzweifelhaft richtig — aber Frau von Staël war eine geiſtige Macht, welche nicht allein durch ihre für die Öffentlichkeit beſtimmten Schriften, ſondern weit mehr noch durch die ſtürmiſche Gluth ihrer Rede, durch die unwiderſtehliche Siegsgewalt ihres perſönlichen Weſens auf ihre Umgebung wirkte, ja, dieſelbe faſt tyranniſch nach ihrem Willen lenkte, und dies ihr perſönliches Weſen ſpricht ſich, wie einſt für ihre Freunde, ſo jetzt für die Nachwelt, deutlich erkennbar und unverfälſcht eben in ihren Briefen aus. Mögen dieſelben an Stil und Ton noch ſo verſchieden von ihren ſchriftſtelleriſchen Werken ſein, ſo dürfen wir ſie doch unbedingt als einen treuen Spiegel der Art und Weiſe ihres geſelligen Verkehrs, ihrer monologiſchen Geſprächsführung, ihrer ſiegreichen Überredungskunſt und ihrer rückſichtsloſen Behauptung der einmal ergriffenen Gefühls- oder Gedankenpoſition betrachten. Wir freuen uns daher, daſs ein anſehnlicher Theil ihrer Briefe aus der geſchichtlich bedeutungsvollſten Zeit ihres Lebens im Nachlaſſe Benjamin Conſtant's erhalten worden iſt, und wir geben die Hoffnung nicht auf, daſs die nachſtehende Veröffentlichung dieſer wichtigen Dokumente weitere, in Familienarchiven und Autographenſammlungen eingeſargte Briefe der großen Vorkämpferin geiſtiger Freiheit ans Licht fördern wird.

Anne Marie Germaine Necker, die Tochter des berühmten Finanzminiſters, war am 22. April 1766 zu Paris geboren. Von ungewöhnlicher Frühreife des Geiſtes, und ſchon als Kind wegen ihres Witzes und ihrer Kenntniſſe angeſtaunt, ſchrieb ſie ſeit ihrem fünfzehnten Jahre Abhandlungen, Dramen und Novellen. Ihre erſte, leidenſchaftliche Liebe wandte ſie dem jungen Vicomte Mathieu von Laval-Montmorency zu, der im nordamerikaniſchen Freiheitskriege mit Auszeichnung gekämpft hatte. Die faſt abgöttiſche Verehrung, die ſie ihrem ſtreng proteſtantiſchen Vater zollte, verhinderte ſie zwar, dem Geliebten, welcher Katholik war, ihre Hand zu reichen; doch bewahrte ſie ihm bis an ihren Tod die innigſte Freundſchaft. Ohne Herzensneigung, nur den Vorſtellungen ihrer Mutter nachgebend, vermählte ſie ſich im Jahre 1786 mit dem ſchwediſchen Geſandten zu Paris, dem Baron Erik Magnus von Staël-Holſtein. Beim Ausbruch der franzöſiſchen Revolution bekannte ſie ſich mit Eifer zu den Freiheits- und Gleichheits-Ideen der neuen Zeit und blieb auch nach der Flucht ihres Vaters in Paris. Mit Trauer und Miſsbilligung gewahrte ſie die Ausſchreitungen der Terroriſten, denen ſie, geſchützt durch die Stellung ihres Gemahls, manches todgeweihte Opfer entriſs. Auch theilte ſie dem Miniſter Montmorin einen Plan zur Flucht der königlichen Familie mit, welcher indeſs nicht benutzt wurde. Während der Greuelthaten am 2. September 1792 entging ſie mit genauer Noth der Wuth des aufgehetzten Volkes. Sie entfloh in Gemeinſchaft mit ihrem Freunde Montmorency, der als Abgeordneter ſeines Standes in den États généraux den Eid im Ballhausſaale geleiſtet, für Abſchaffung des Adels und Verkauf der Kloſtergüter geſtimmt hatte, jetzt aber als „Ariſtokrat“

von den Mörderbanden Danton's verfolgt ward und, als Lakai verkleidet, unter ſteter Lebensgefahr Frau von Staël nach Coppet, dem bei Genf gelegenen Landgute ihres Vaters, begleitete. Kurz darauf folgte ſie ihrem Vater nach England und verfaſste dort ihre beredte Vertheidigungsſchrift für Marie Antoinette. Als Schweden nach dem Sturze Robespierre's die franzöſiſche Republik anerkannt hatte, kehrte Frau von Staël im Spätherbſt 1794 mit ihrem Gemahl nach Paris zurück. Durch Barras gegen die Anfeindungen der übrigen Mitglieder des Direktoriums geſchützt, entwickelte ſie fortan eine unermüdliche politiſche Thätigkeit, welche auf die Befeſtigung des inneren Friedens unter der Herrſchaft einer gemäßigt freien Verfaſſung gerichtet war. Durch ihre Broſchüren und mehr noch durch den Zauber ihrer perſönlichen Überredungskunſt gewann ſie raſch einen ſo bedeutſamen Einfluſs auf die leitenden Staatsmänner, daſs Talleyrand nach ſeiner Heimkehr aus der Verbannung auf ihre Empfehlung zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ernannt wurde. Überall warb ſie Anhänger für ihre Ideen, unter Männern wie unter Frauen; ihr Salon ward ein Arſenal des politiſchen Freiheitskampfes, wo geiſtige Waffen ausgetheilt wurden und wo die verfaſſungstreuen Streiter das Loſungswort und die Parole empfingen. Der hervorragendſte unter ihnen war Benjamin Conſtant de Rebecque, den ſie kurz vor ihrer Abreiſe aus der Schweiz zum erſten Mal flüchtig geſprochen hatte, und deſſen Lebensgeſchick ſich in der Folge ſo verhängnisvoll mit dem ihren verkettete.

Wie Frau von Staël, war auch Benjamin Conſtant eine ſeltſam früh in den Stürmen des Lebens herangereifte Natur. Allein dieſe Stürme hatten, ſchon als er noch Kind war, den Schmelz reiner und zarter Empfindung von den Schmetterlingsflügeln ſeiner Seele abgeſtreift und ihm eine tiefe Weltverachtung eingeflößt, während Frau von Staël ihr Leben lang den idealiſtiſchen Glauben an alles Hohe und Edle in der Menſchenbruſt bewahrte. Sie hatte geliebt, rein und wahr geliebt, und dieſe Jugendliebe, welche mit Entſagung aus Pflichtgefühl endete, hatte eine ſchmerzlich fortblutende Wunde, aber keinen vergifteten Stachel des Selbſtvorwurfs in ihrem Herzen zurückgelaſſen. Wie ſie einſt eine kindliche Freude darin fand, den Namen ihres Geliebten zu verherrlichen, indem ſie einen der ritterlichen Vorfahren des Geſchlechts Montmorency zum Helden einer Tragödie wählte, ſo bringt ſie nachmals in ihrem

Roman „Delphine“ dem Schatten dieſer Liebe ein heiliges Opfer dar, und es iſt ein echt weiblicher Zug, daſs ſie, die Tochter einer ſtreng calviniſtiſchen Mutter, augenſcheinlich um eben dieſer Liebe willen die katholiſche Religion, welche ſie von dem Manne ihrer Wahl auf ewig geſchieden hat, dennoch in „Corinna“ mit allem Schimmer elegiſcher Poeſie umkleidet.

Anders Benjamin Conſtant. Er hat niemals geliebt — nur geliebelt, treu ſeinem cyniſchen Wahlſpruche: »Sola inconstantia constans.« Am 25. Oktober 1767 zu Lauſanne von proteſtantiſchen Eltern geboren, deren Vorfahren die Widerrufung des Edikts von Nantes aus Frankreich nach der Schweiz vertrieben hatte, wuchs der Knabe unter beſonders ungünſtigen Verhältniſſen heran. Seine Geburt hatte der Mutter das Leben gekoſtet; das Bild ſeines Vaters, mit welchem er in beſtändiger Disharmonie lebte, ſchildert er in ſeinem autobiographiſchen Roman „Adolphe“ mit den Worten: „Ich fand in meinem Vater keinen Sittenrichter, ſondern einen kalten und ſpöttiſchen Beobachter . . . Ich entſinne mich nicht, während meiner erſten achtzehn Jahre jemals ein Geſpräch von einer Stunde mit ihm gepflogen zu haben. Seine Briefe waren herzlich, voll verſtändiger und gefühlvoller Rathſchläge; aber ſo bald wir nur einen Augenblick beiſammen waren, übte ſein Weſen einen gewiſſen Zwang auf mich aus, den ich mir nicht zu erklären vermochte und der höchſt peinlich auf mich wirkte.“ Dies Miſsverhältnis zwiſchen Vater und Sohn ſteigerte ſich endlich zu ſo offener Feindſchaft, daſs Benjamin Conſtant, als er vor einem ernſtlichen Duell ſeinen letzten Willen aufſetzte, die bitteren Worte hinzufügen konnte: „Ich hoffe, daſs mein Vater ſich um meinen Tod nicht grämen wird, und dieſer Gedanke tröſtet mich über die Umſtände, welche uns in der letzten Zeit von einander entfernt haben.“ Man kann ſich nichts Altklügeres denken, als den bekannten Brief, in welchem der zwölfjährige Knabe ſeiner Groſsmutter Rechenſchaft über ſeine Fortſchritte giebt; ſchon damals beſuchte er, ſeiner Erzählung nach, als modiſch geputztes Herrchen, den Galanteriedegen an der Seite, die Geſellſchaften der Haute-Volée und empfand nur etwa beim Rollen der Goldſtücke auf den Spieltiſchen einige Gemüthserregung.

Sechs Jahre ſpäter machte er die Bekanntſchaft der freigeiſtigen Holländerin Frau von Charrière, welche ſich mit dem Lehrer ihres Bruders, einem Waadtländer, verheirathet hatte und mit demſelben zu Colombier bei Neuſchâtel wohnte. Sie war ſiebenundzwanzig Jahre älter als Conſtant, den ſie durch ihren feinen, anmuthigen Geiſt bezauberte, und hatte vor Kurzem zwei mit vielem Beifall aufgenommene Liebesromane („Lettres Neufchâteloises“ und „Caliste“) erſcheinen laſſen. Conſtant wohnte in ihrem ſchloſsartigen Hauſe, und Beide ſchrieben einander Morgens, im Bette liegend, lange, witzige Briefe, welche dann Jedes dem Andern hinüber ſandte. An ein eigentliches Liebesverhältnis mit der nahezu fünfzigjährigen Frau iſt dabei nicht zu denken; es war eine Art geiſtiger Wahlverwandtſchaft, welche den jungen Skeptiker zu ihr hinzog. Er fand bei ihr ein vorurtheilsloſes Verſtändnis und eine lebhafte Theilnahme für all ſeine kühnen Zweifel und ehrgeizigen Träume, und in der Jahre lang fortgeſetzten Korreſpondenz betrachtete er ſeine Freundin gleichſam als eine bequeme Beichtigerin, vor welcher er all ſeinen Spott, all ſeine Weltverachtung und allen Wankelmuth ſeiner galanten Affairen in zwangloſem Geplauder bekennen durfte. Seine Briefe an Frau von Charrière bilden die wichtigſte Quelle für ſeine Studienzeit in Edinburg und für ſeinen wiederholten Aufenthalt in Braunſchweig. Mit zwanzig Jahren ſpricht er wie ein müder Greis von „ſeiner Jugend, da er ſechzehn Jahr alt war“, und es dünkt ihn lächerlich, von ehelichem Glück und von Gattenwürde als von ernſthaften Dingen zu reden: „Pauvres insects! qu’est ce que le bonheur ou la dignité!“

In den erſten Jahren der franzöſiſchen Revolution befand Conſtant ſich zu Braunſchweig als Kammerjunker der regierenden Herzogin. Seine Briefe an Frau von Charrière ſchildern aufs ergötzlichſte das ſteife, ceremoniöſe Hofleben in dieſem „Böotien“, wohin ihn ſein böſer Stern verſchlagen; er giebt Proben des faden Ballgeſprächs, er verliert hohe Geldſummen im Hazardſpiel, er verpflichtet ſich durch einen feierlichen Eidſchwur, keine Karte mehr anzurühren, und er bricht dieſen Schwur ſo leicht, wie er ſeinen Rock oder ſeine Geſinnungen wechſelt. Endlich treibt ihn die Verzweiflung der Langenweile, ein junges Hoffräulein, Wilhelmine von **, zu heirathen, und kaum hat er die Honigmonde durchgaukelt, ſo läſst er ſich wieder ſcheiden. Dann macht er zur Abwechſelung einer andern Dame den Hof, einer Tochter des von Joſeph II. in den Reichsgrafenſtand erhobenen Legations- und Schatzraths von Hardenberg, welche mit dem Kammerherrn von M. zu Braunſchweig vermählt war. Die lebensluſtige fünfundzwanzigjährige Frau war eine intime Freundin des „Schwabenmädchens“ Eliſe Hahn, der dritten Frau des Dichters Bürger, und die Vertraute des Liebeshandels derſelben mit ihrem jüngeren Bruder Fritz von Hardenberg*). Sie ſelbſt fühlte ſich unbefriedigt in ihrer Ehe mit dem gutmüthigen, aber phlegmatiſchen, faſt um zwanzig Jahr älteren Gemahl, und betrieb um eben dieſe Zeit ihre Scheidung. Conſtant ſchwärmte mit ihr für deutſche Literatur, ließ ſich ſentimentale Gedichte von ihr vorleſen, ſchwor ihr ewige Liebe und Treue, und ſtand nach ſeiner Abreiſe von Braunſchweig, das er ihrethalb im Frühjahr 1794 noch einmal beſuchte, fortdauernd in zärtlichſter Korreſpondenz mit ihr. Nichts deſto weniger machte er ſich über dieſe neue Flamme in den Briefen an Frau von Charrière aufs heilloſeſte luſtig und klagte ſich im ſelben Athemzuge wegen ſeiner Zweizüngigkeit an. „Ihr letzter Brief“, ſchrieb er**) am 26. Fructidor des Jahres II (12. Sept. 1795), „hat mir in Betreff Charlottens ernſte Bedenken gemacht. Ich finde, daſs ich mit dieſer Frau auf einem Fuße ſtehe, der auf mein Benehmen, in meinen eigenen Augen, einen Schein von Falſchheit, Perfidie und Undankbarkeit wirft, welcher mich bedrückt. Während ich mich bei Ihnen über ſie moquiere, ſchreibe ich ihr von Zeit zu Zeit aus Artigkeit zärtliches und bombaſtiſches Gefaſel, und wenn Jemand meine Briefe an ſie mit meinen Briefen über ſie vergliche, ſo würde man mich mit Recht für einen boshaften und falſchen Tropf halten. Entweder darf ich den Verkehr mit ihr nicht mehr fortſetzen, oder ich darf mich nicht mehr über ſie moquieren, weder bei Ihnen, noch bei irgend einem Andern. Da ich nun keine Luſt habe, zu brechen, bleibt mir nur übrig, mich für Letzteres zu entſcheiden. Ich bitte Sie daher, und ich glaube, daſs ich faſt ein Recht habe, es zu verlangen, Alles, was ich Ihnen über ſie ſchrieb, zu verbrennen. Ich bin, Dank meinem loſen Geſchwätz über mich ſelbſt, ſo verſchrieen, daſs ich es nicht noch mehr zu werden brauche; und wenn meine Briefe, die in Ihren Gemächern herumflattern, in unberufene Hände fielen, würde Das meiner ſterbenden Reputation vollends den Reſt geben.“ —

---

*) Briefe von und an G. A. Bürger, Bd. IV, S. 132, 180, 187 und 192.
**) Revue des deux mondes vom 15. April 1845, pag. 486.

Man begreift, welcher leidenſchaftlichen Emotionen es bedurfte, um dieſer blaſierten Kälte ein warmes Leben, dieſer ſkeptiſchen Ironie einen tröſtlichen Glauben, dieſer gleißenden Form einen tiefen Gehalt, dieſem raffinierten Verſtande ein Herz und eine Seele einzuhauchen. Bis jetzt hatte Conſtant an einem kleinen deutſchen Hofe die Rolle eines mephiſtopheliſchen Don Juan geſpielt, dem ſeine Eroberungen kaum den Genuſs einer flüchtigen Zerſtreuung gewährten; er hatte ſeinen Geiſt in dem brillanten Witzfeuerwerk eines ſelbſtzerfaſernden Briefwechſels verpufft; heimatlos die Länder durchſtreifend, hatte er kein Intereſſe für die großen Weltereigniſſe gefühlt, die ſeinem Ehrgeiz keine Bahn zu eröffnen ſchienen; und öfter und öfter ſchlich der Gedanke an ihn heran, ein Leben, das keinen Werth für ihn beſaß, unmuthvoll fortzuſchleudern, dem reizloſen Spiel ſeiner Tage durch Selbſtmord ein Ende zu machen.

An dieſem gefahrvollen Wendepunkt, wo ſeine glänzende Begabung dem Ruin entgegen zu eilen drohte, weil es ihr an jedem würdigen Gegenſtande der Bethätigung gebrach, begegnete ihm die Frau, deren mächtiger Genius ihn dem Untergange entriſs. Mit dem Inſtinkte des Herzens erkannte ſie das göttliche Feuer, welches unter den ausgebrannten Schlacken, unter der Aſche begrabener Illuſionen verzehrend fortglomm, und welches der Sturmwind einer gewaltigen Leidenſchaft noch zur hellen Flamme entfachen konnte. Sie wies ſeiner Kraft den Schauplatz einer großen Thätigkeit, ſeinem unſtäten Kosmopolitismus ein Vaterland, ſie füllte die tabula rasa ſeines hohlen Skepticismus mit ihren herrlichen Idealen, und erſchloſs ſeinem Ehrgeize mit kühner Hand die Pforten einer ruhmvollen Betheiligung an dem Freiheitskampfe des Jahrhunderts.

Die Umwandlung Conſtant's vollzog ſich faſt im ſelben Augenblick, wo er — am 19. September 1794 — zum erſten Male mit Frau von Staël zuſammentraf. Sie ſtand ſeit Kurzem in lebhafter Korreſpondenz mit Frau von Charrière, welche Conſtant in dieſem und im vergangenen Jahre bei längerem Aufenthalt in der Schweiz wiederholt geſehen hatte, ohne an dem gewohnten Verkehre den früheren Reiz zu finden. Er gedachte der Frau von Staël in Coppet einen Beſuch zu machen, fand aber nur ihren Vater anweſend. Auf der Rückreiſe jedoch traf er ſie und fuhr in ihrem Wagen mit ihr nach Lauſanne. Wie tief dieſe mehrſtündige Unterredung auf ihn gewirkt, ſagen uns die Zeilen, welche er bald darauf (den 21. Oktober) an Frau von Charrière ſchrieb: „Es iſt mir unmöglich, Ihnen in Betreff der Frau von Staël ſo willfährig zu ſein, wie in Betreff des Herrn Delaroche. Ich kann es nicht ſchwer finden, ihr, wie Sie ſagen, einige Lobſprüche hinzuwerfen. Im Gegentheil, ſeit ich ſie beſſer kenne, finde ich es ſehr ſchwierig, mich nicht unaufhörlich in Lobſprüchen zu ergehen und nicht Allen, mit denen ich rede, das Schauſpiel meines Intereſſes und meiner Bewunderung zu gewähren. Ich habe ſelten einen ſolchen Verein erſtaunlicher und anziehender Eigenſchaften, ſo viel glänzenden Witz und Gerechtigkeitsſinn, ein ſo aufrichtiges und gebildetes Wohlwollen, ſo viel Edelmuth, eine ſo ſanfte und der Welt gegenüber ſo würdevolle Höflichkeit, ſo viel Anmuth, Einfachheit, Ungezwungenheit im intimen Verkehr erblickt. Sie iſt das zweite Weib, das ich gefunden habe, welches mir das ganze Univerſum hätte erſetzen, welches mir für ſich allein eine Welt hätte ſein können: Sie wiſſen, wer die Erſte war. Frau von Staël iſt unendlich viel geiſtvoller in der intimen Unterhaltung, als im Geſellſchaftsverkehr; ſie verſteht, was weder Sie noch ich dachten, vortrefflich zuzuhören; ſie empfindet eben ſo viel Vergnügen an dem Geiſt Anderer, als an ihrem eigenen; ſie iſt ſtets bemüht, Die, welche ſie liebt, mit einer erfinderiſchen und beharrlichen Sorgfalt, die eben ſo viel Güte wie Geiſt verräth, ins beſte Licht zu ſtellen. Kurzum, es iſt ein beſonderes, ein höheres Weſen, wie man deren vielleicht eins in jedem Jahrhundert trifft, und ſo beſchaffen, daſs Die, welche ſich ihm nahen, welche es kennen und ſeine Freunde ſind, kein anderes Glück begehren dürfen.“

Aber auch Frau von Staël hatte ſich nicht getäuſcht, als ſie in der wurmſtichigen Schale den edlen Kern einer noch unbenutzten Kraft ahnte, welche, einmal geweckt und auf ein würdiges Ziel gelenkt, des glänzendſten Aufſchwungs fähig ſei. Schon im Sommer 1795 verweilte ſie einige Zeit wieder bei ihrem Vater in Coppet und lud Conſtant zu einem längeren Beſuch ein. Sie pflanzte ihm mit ihrer glühenden Beredſamkeit jene Idee einer ſich ruhig entfaltenden, verfaſſungsmäßigen Freiheit ins Herz, welche fortan „der herrſchende Gedanke, die einzige Triebfeder ſeines ganzen Lebens“ ward*). Unter ihren Augen ſchrieb er damals ſeine Aufſehen erregende Abhandlung „Über die Form der Regierung", und im Mai des nächſten Jahres kam er nach Paris, um unter der Ägide ſeiner neuen Freundin, und an ihrer Seite kämpfend, ſeine einflußreiche politiſche Laufbahn zu beginnen.

---

*) B. Constant, Mémoires sur les cent jours, pag. 9.

Die äußere Erſcheinung der Frau von Staël entbehrte durchaus jenes ſchlanken Ebenmaßes der Geſtalt und jener proportionierten Anmuth der Züge, in denen man den Hauptreiz der weiblichen Schönheit zu finden pflegt. Sie war von kurzer, gedrungener Statur, mit voller Büſte; hatte ſtarke, männliche Züge, dicke Lippen und einen broncefarbenen Teint, welcher ihr, im Verein mit dem turbanartigen Kopfputz, den ſie zu tragen liebte, faſt das Ausſehen einer Orientalin verlieh; ſchön waren nur ihre großen, feurigen, ſchwarzen Augen, und ihre kleinen, zierlichen, weißen Hände, welche beſtändig mit Blumen oder Papierſchnitzeln ſpielten. Die Erſcheinung Benjamin Conſtant's kontraſtierte in jeder Weiſe mit der ihrigen. Der ungewöhnlich ſchöne junge Mann, der mit ſeinen blauen Augen und lang herabwallenden blonden Locken wie ein deutſcher Student ausſah, hatte von der erſten Begegnung an den tiefſten Eindruck auf ihr Herz gemacht. Dies vornehm ſichere, ſelbſtbewußte Weſen, dieſer weltverachtende Spott, hinter welchem ſich eine unbefriedigte Sehnſucht nach Glauben und Liebe verbarg, ſtießen ſie wechſelsweiſe ab und zogen ſie mit einer dämoniſchen Zaubergewalt an. Je raſcher es ihr gelang, ſeinen politiſchen Ehrgeiz zu entflammen, ſeinem unruhigen Thätigkeitsdrange einen bedeutſamen Inhalt zu geben, um ſo mehr fühlte ſie ſich von ſeinem Geiſte geblendet, um ſo ſtürmiſcher ſuchte ſie das Eis dieſer kalten Seele mit dem Feuer ihrer Liebe zu ſchmelzen. Conſtant erſchrak oftmals vor der glühenden Heftigkeit, vor dem drangvollen Ungeſtüm dieſer Liebe, aber er vermochte ſich dem ſchmeichelnden Bann des Sirenenliedes nicht zu entwinden; er fühlte, daß er ihr ſein Leben, und mehr als ſein Leben: die Luſt und Fähigkeit, es zu genießen, verdanke, und dieſes Gefühl nahm auch bei ihm wenigſtens Anfangs den Schein der Liebe an. Dazu kam, daß Frau von Staël hauptſächlich um ihres Verhältniſſes zu Conſtant willen ſchon im Jahre 1796 die Verbindung mit ihrem bejahrten, an Geiſtesbildung tief unter ihr ſtehenden Gemahl auflöſte, welcher durch ſeine maßloſe Verſchwendung das Vermögen ihrer Kinder ernſtlich gefährdete und ſich raſch genug durch eine Liaiſon mit der Schauſpielerin Contat tröſtete. Conſtant muſste ſich ſagen, daſs eine Frau, die ihm ein ſolches Opfer gebracht, doppelte Hingebung und Treue von ihm zu fordern berechtigt ſei. Sie ermüdete nicht, ihn daneben zu immer regerer politiſcher Thätigkeit anzuſpornen und ihn mit hervorragenden Perſönlichkeiten der Oppoſitionspartei in Verkehr zu bringen. So fand der unbekannte junge Mann ſich im Salon der Frau von Staël bald als Mittelpunkt jener großen Koterie fremder Diplomaten, zurückgekehrter Emigranten, miſsvergnügter Journaliſten und geiſtvoller Frauen, welche in Paris auf eigene Hand eine oft zweifelhafte politiſche Rolle zu ſpielen ſuchten*).

Frau von Staël ſah damals in Bonaparte noch den Schützer der verfaſſungsmäßigen Freiheit; ſie ſchrieb ihm, als er ſieggekrönt aus Italien heimkehrte, die begeiſterungsvollſten Briefe, in denen ſie ihn mit Scipio und Tankred verglich, und ſie erwirkte von ihm die Ausſtreichung ihres Vaters aus der Liſte der Emigrierten. Durch die Verfaſſung vom 24. December 1799 zum erſten Konſul ernannt, berief er ihren Freund Conſtant ins Tribunat; aber ſowohl Dieſer wie Frau von Staël erkannten bald das Streben Bonaparte's nach einer abſoluten Regierungsgewalt, und begannen ihn von nun an aufs leidenſchaftlichſte zu bekämpfen. Frau von Staël nannte ihn jetzt einen Robespierre zu Pferde, griff die Ehrlichkeit ſeines Charakters an, ſprach ihm jede Tugend ab, und wurde die Seele der Oppoſition wider ſeine Herrſchaftsgelüſte. Bonaparte, welcher den reinen Freiheitsenthuſiasmus ihres edlen Herzens nicht verſtand, ließ ſie durch ſeinen Bruder Joſeph befragen, was ſie denn eigentlich wolle; er ſei ja zu billigen Zugeſtändniſſen bereit, namentlich auch zur Zahlung der Forderungen, welche ihr Vater an den Staatsſchatz erhebe. Er empfing die charakteriſtiſche Antwort: „Lieber Gott, es handelt ſich nicht um Das, was ich will, ſondern um Das, was ich denke." Als ihr in ſpäterer Zeit ein Miniſter Bonaparte's andeuten ließ, der Kaiſer werde jene Forderungen zahlen, ſo bald ſie erkläre, daſs ſie ihm zugethan ſei, antwortete ſie mit kauſtiſchem Witz: „Ich wuſste wohl, daſs man einer Lebensbeſcheinigung bedarf, um ſeine Renten zu heben; aber ich wuſste nicht, daſs eine Liebeserklärung dazu erfordert wird." — „Sie exaltiert die Köpfe auf eine Weiſe, die meinen Abſichten nicht gemäß iſt," pflegte der jeder „Ideologie" abholde Bonaparte ärgerlich von ihr zu ſagen. Eben ſo ſehr verſtimmte ihn die erfolgreiche Oppoſition, welche Conſtant und ſeine politiſchen Freunde Chenier, Daunou ꝛc. im Tribunat gegen ihn ins Werk ſetzten. „Da drunten im Tribunat", herrſchte er im März 1802 dem Senate zu, „ſitzen zwölf bis fünfzehn Metaphyſiker, welche werth ſind, daſs man ſie ins Waſſer ſchmeißt!" Sofort wurde durch einen Senatsbeſchluſs die Anzahl der Tribunatsmitglieder auf fünfzig beſchränkt, und die mißliebigen Mitglieder wurden ausgeſtoßen. Kurz darauf verbannte der erſte Konſul Frau von Staël aus Paris, weil ihr Vater ſeiner Politik in einer ſcharfen und ſchlagenden Darſtellung ihrer verderblichen Folgen entgegengetreten war*).

---

*) Vgl. den Aufſatz von Loève-Veimars über B. Conſtant in der Revue des deux mondes, 1833, Vol. 1, pag. 225 sqq.

Durch den Verluſt ſeines Geſandtſchaftspoſtens waren die Vermögensverhältniſſe des Barons von Staël-Holſtein, ſeit ſeine Frau ſich von ihm getrennt hatte, in noch größere Zerrüttung gerathen. Da er obendrein erkrankte und der ſorglichſten Pflege bedürftig erſchien, war Frau von Staël unlängſt zu ihm zurückgekehrt und beſchloſs jetzt, ihn in die Schweiz zu geleiten. Unterwegs jedoch nahm ſeine Krankheit einen tödlichen Charakter an, und am 9. Mai ſtarb er zu Poligny in ihren Armen. Sie führte ſeine Leiche mit ſich nach Coppet, wo ſie in der nächſten Zeit ihren Aufenthalt nahm.

Da Conſtant der Frau von Staël dorthin folgte, verbot Bonaparte auch ihm die Rückkehr nach Frankreich. Beide unternahmen in den Jahren 1803 und 1804 jene gemeinſchaftliche Reiſe durch Deutſchland, auf welcher, neben anderen geiſtigen Berühmtheiten, Auguſt Wilhelm Schlegel ſie von Berlin aus begleitete. Dann wagten ſie ſich nach Paris zurück, aber Frau von Staël wurde abermals exiliert und empfing auf der Heimfahrt nach Coppet die erſchütternde Kunde von dem am 9. April 1804 erfolgten Tode ihres geliebten Vaters.

Ihre ſchwärmeriſche Liebe für Benjamin Conſtant war in all dieſen Jahren keinen Augenblick erkaltet, wie manches Sturmgewölk auch dieſelbe verdüſtert hatte. Zuerſt war die Trennung von ihrem Gemahl nicht ohne ſchädigenden Einfluſs auf ihren Ruf geblieben, und die Schriften der Frau von Staël verrathen war, mit wie bitterem Schmerz ſie der Kampf wider die herkömmlichen Anſichten der Geſellſchaft erfüllte. Obſchon ſie ihrem Roman „Delphine" als Motto den Ausſpruch ihrer Mutter vorſetzte: „Dem Manne ziemt es, der öffentlichen Meinung die Stirn zu bieten; das Weib muſs ſich ihr unterwerfen," war ſie doch ſelbſt nicht gewillt, in ſolcher Unterwerfung fortdauernd auf eigenes Lebensglück zu verzichten. Mit dem Tode ihres Gemahls ſchien das letzte Hindernis hinweggeräumt, welches der Legaliſation ihres Liebesverkehrs mit Benjamin Conſtant im Wege ſtand. Sie durfte mit Recht erwarten, daſs der Mann, welcher Jahre lang jegliches Opfer ihrer hingebenden Liebe angenommen, welcher ſich hatte gefallen laſſen, daſs ſie ihr Vermögen mit ihm theilte, und zu welchem ſie von ihrer 1797 geborenen Tochter Albertine ſtets wie von einem ihm durch die nächſten Blutsbande angehörigen Weſen ſprach, nicht anſtehen werde, ihr die unverbrüchlichſte Treue zu bewahren und ſie durch ſeine Liebe für Alles zu entſchädigen, was ſie um ſeinetwillen erduldet. Allein Conſtant hatte nicht den Muth der Ehrlichkeit; er täuſchte ſie über ſeine Geſinnungen und Abſichten, als er ihre treue Anhänglichkeit längſt ſchon als eine drückende Feſſel empfand; er wagte nicht, ihr zu bekennen, daſs er aus der Ferne immer noch ein zärtliches Verhältnis mit Frau von M. unterhielt und mit derſelben in ſteter Korreſpondenz ſtand. Auch als er ſich in Paris von Frau von Staël verabſchiedete, um nach Weimar zurückzukehren, wo er den Winter des Jahres 1804 mit der Überſetzung von Schiller's „Wallenſtein" verbrachte, ahnte ſeine Freundin Nichts weniger, als daſs er ſich ihrem Umgang auf längere Zeit zu entziehen gedenke. Sie bewies im Gegentheil durch ein vom 1. November desſelben Jahres datiertes Teſtament, das ſie ihm mit einem, den Inhalt kurz wiederholenden Begleitſchreiben überſandte, wie ſehr ſie ihr eigenes und das Schickſal ihrer Kinder an das ſeine geknüpft hielt. In ihrer Einſamkeit ſuchte ſie einen wehmüthigen Troſt darin, die Nachlaſspapiere ihres Vaters, mit einem von rührendſter Kindesliebe diktierten Aufſatze über ſein häusliches Leben, herauszugeben. Ihr von trüben Todesgedanken erfüllter Brief an Benjamin Conſtant lautete, wie folgt*):

---

*) J. Necker, Les dernières vues de politique et de finances.

---

*) Sämmtliche Briefe ſind ſo wortgetreu wie möglich aus den franzöſiſchen Originalhandſchriften überſetzt.

Lieber Freund, ſeien Sie froh für mich, wenn die Vorſehung beſtimmt, daſs ich Ihnen ins Grab voran gehe. Nach dem Verluſt meines Vaters hätte ich unmöglich den Ihrigen ertragen. — Ich werde dieſen bewundernswerthen Mann, den Sie liebten, wiederſehen, und ich werde Sie dort erwarten mit einem Herzen, dem Gott vergeben wird, weil es viel geliebt hat. — Schlieſsen Sie ſich an meine Kinder; ich bitte ſie in dieſem Billett, das Sie ihnen zeigen werden, in Ihnen Denjenigen zu lieben, den ihre Mutter ſo innig geliebt hat. — O, dies Wort lieben, das unſer Schickſal ward, was bedeutet es in jenem Leben? Der Schöpfer meines Vaters iſt ein allgütiges Weſen; beten Sie zu ihm, mein Freund, durch ihn theilen ſich die Todten den Lebenden mit. —

Sie wiſſen, daſs durch eine Reihe von Arrangements, die wir mit einander getroffen haben, ein Haus in der Rue des Mathurins, welches Herr Fourcault unter dem Namen der Frau von Naſſau ankaufte, uns gemeinſchaftlich gehört, mit der Bedingung, daſs Sie die Einkünfte davon ziehen und das Grundſtück nach Ihrem Tode an meine Tochter fällt. Sollten Sie es verkaufen, ſo würden Sie die betreffende Summe auf eine Weiſe erſetzen, welche die Billigung der Vormünder meiner Kinder hätte, aber der Ertrag davon gehört Ihnen gleichfalls bis an Ihren Tod. —

Leben Sie wohl, lieber Benjamin! Ich hoffe wenigſtens, daſs Sie mir nahe ſein werden, wenn ich ſterbe. Ach, ich habe meinem Vater nicht die Augen zugedrückt — werden Sie die meinigen zudrücken?

Den 1ſten Okt. 1804.

Necker Staël von Holſtein.

Das Grundſtück, welches Sie meiner Tochter hinterlaſſen, iſt bei der Erbtheilung zwiſchen meinen drei Kindern nicht in Anſchlag zu bringen.

Die Antworten Benjamin Conſtant's auf dieſen und die übrigen Briefe der Frau von Staël liegen uns leider nicht vor. Es iſt jedoch mehr als wahrſcheinlich, daſs ſein längeres Fernbleiben von Coppet und der kühler werdende, ausweichende Ton ſeiner Briefe die reizbare Frau mit ſteigendem Argwohn und Miſstrauen in ſeinen Charakter erfüllten, wenn es auch vorläufig zu keinem direkten Bruche kam. Man weiſs, daſs nicht Conſtant, ſondern Schlegel, den ſie als Hofmeiſter für ihre Kinder nach Coppet berufen hatte und der ihr ein treuer Cicerone auf den Feldern deutſcher Poeſie und Wiſſenſchaft ward, ſie 1805 auf ihrer italiäniſchen Reiſe begleitete. Um dieſe Zeit muſs ihre Verſtimmung gegen Conſtant in eine neue, tief ſchmerzliche Phaſe getreten ſein, als deren Ausdruck „Corinna" gelten darf. In „Delphine," bei deren Abfaſſung ihr hauptſächlich das geſtörte Glück ihrer Jugendliebe zu Mathieu von Montmorency vor Augen ſtand, hatte ſie weniger die einzelnen Perſonen, als die grauſame Härte der Geſellſchaft angeklagt, welche jede Auflehnung wider das ſtarre Joch ihrer Satzungen mit Reue und Verzweiflung beſtraft, und im Konflikt zwiſchen Liebe und Pflicht dem Weibe nur den Ausweg dumpfer Entſagung läſſt. Auch Conſtant hatte unter den Geſtalten dieſes Romans als Henry von Lebenſatz eine Rolle geſpielt; aber er war von dem idealiſierenden Griffel der Liebe als ein kühner Heros des Geiſtes geſchildert worden, welcher der Auflösbarkeit unglücklicher Ehen und der Widerruflichkeit des Kloſtergelübdes das Wort redet. In „Corinna“ dagegen erſcheint er unter der Maſke des Lord Nelvil als ein charakterloſer Schwächling, welcher in feiger Angſt vor dem Kampfe mit den Vorurtheilen der Geſellſchaft das geniale Weib, an deſſen Liebe er ſich berauſcht hat und in deſſen Armen er aus geiſtiger Erſtarrung zum Leben erwacht iſt, herzlos opfert, um eine faſhionable Konvenienzehe zu ſchließen.

Conſtant hat ſich für dieſe nachtheilige Schilderung ſeines Charakters ſpäter nicht unedel durch ſeinen Roman „Adolphe“ gerächt, den er 1816 in England ſchrieb, aber erſt nach dem Tode der Frau von Staël drucken ließ. Er entwirft dort ein pſychologiſch feines und glaubwürdiges Bild des ſteten Wechſels von Luſt und Qual, welchen die glühende, aber tyranniſche Liebe Eleonorens dem jüngeren Geliebten bereitet, dem ihre Eiferſucht endlich zur ſchmählichen Feſſel wird, und der doch den Muth nicht zu finden weiß, eine Frau, die ihm ſo große Opfer der Hingebung, Ehre und des Vermögens gebracht, undankbar zu verlaſſen. In der Furcht, ſie zu tödten, wenn er dem unhaltbar gewordenen Verhältnis ein Ende macht, wird er zum Heuchler vor Eleonoren und vor ſich ſelbſt, und zögert von Tag zu Tag, das entſcheidende Trennungswort zu ſprechen, obſchon er entſchloſſen iſt, ſich bei erſter Gelegenheit ihrem Bann zu entziehen. Dies war genau Benjamin Conſtant's Fall in ſeinem Verhältniſſe zu Frau von Staël. Er kehrte wiederholt nach Coppet zurück, wo ſie einen Hofſtaat glänzender Geiſter von allen Nationen um ſich verſammelt hatte; aber vergebens ſuchte er ihre leidenſchaftliche Seele in das Geleis einer ruhigen Freundſchaft zu lenken. Mehr als einmal glich, nach heftigen Scenen voll gegenſeitiger Vorwürfe, ſeine Entfernung von ihr einer Flucht, einem verſtörten Abſchied ohne Lebewohl; allein immer ward nach kurzem Zerwürfnis der alte Verkehr mit erneuter Lebhaftigkeit wieder angeknüpft. Frau Necker-Sauſſure bemerkt vollkommen richtig in der oben erwähnten Charakterſchilderung ihrer berühmten Verwandten: „Frau von Staël war in ihren Anhänglichkeiten auſserordentlich ſtandhaft; niemals hat ſie mit irgend Wem brechen, niemals hat ſie aufhören können zu lieben. Die einmal gefaſste Zuneigung wurde für ſie eine Krankheit des Herzens, von welcher die Vergehungen des Gegenſtandes ſie kaum zu heilen vermochten. Sie empfand dieſe Vergehungen ſehr tief, aber Nichts konnte ihr willkommener ſein, als der Erinnerung daran überhoben zu werden. Vielleicht wuſste ſie im Grunde, daſs bei einem ſolchen Verhältnis keine wahre Sicherheit mehr Statt finden könne, daſs dieſelben Gelegenheiten dieſelben Fehltritte wieder herbeiführen würden; aber Nichts deſto weniger verzieh ſie, weil ſie liebte.“ — Beſonders entrüſtet war Frau von Staël, als ſie bei der Rückkehr von einer Reiſe nach Wien erfuhr, daſs ihr Freund ſich am 8. Juni 1808 heimlich mit ſeiner langjährigen Verlobten, Charlotte von M., habe trauen laſſen. Ganz unvermuthet traf ſie zu Interlaken mit dem neuvermählten Paare zuſammen, und es koſtete Benjamin Conſtant keine geringe Mühe, den Zornausbruch der eiferſüchtigen Frau gegen ſeine Gattin zu beſchwichtigen. Ein ander Mal reiſte Frau von Staël ihm bis Lyon nach, und Frau Conſtant, die den wankelmüthigen Mann im Geiſte ſchon wieder von den Netzen der verhaſsten Nebenbuhlerin umſtrickt ſah, machte einen, zum Glück miſslingenden Verſuch, ſich zu vergiften*). Seitdem lieſs Conſtant ſich ſeltener in Coppet blicken; aber der Schatten der Vergangenheit verfolgte ihn wie ein finſteres Verhängnis, das, wie wir ſehen werden, einmal ſogar ſein Leben bedrohte. —

Frau von Staël hatte im Herbſt 1810 ihr berühmtes Werk „Über Deutſchland“ unter kaiſerlicher Cenſur in Paris drucken laſſen. Obgleich ſie alle Stellen, die ihr als anſtöſsig bezeichnet worden, getilgt hatte, konfiscierte die Polizei die ganze Auflage in der Druckerei, und die Verfaſſerin erhielt abermals den Befehl, Frankreich binnen vierundzwanzig Stunden zu verlaſſen. Ihr Aſyl in Coppet wurde ihr jetzt durch den Haſs Napoleon's faſt zum Gefängnis gemacht. Sie durfte ſich ohne Erlaubnis der Behörden keinen Tag mehr von dort entfernen; all ihre Freunde — unter ihnen auch Mathieu von Montmorency — wurden ausgewieſen; nicht einmal Schlegel, der Hofmeiſter ihrer Kinder, durfte bleiben. In der tödlichen Langeweile ihrer Einſamkeit machte ſie zu Anfang des Jahres 1811 die Bekanntſchaft eines jungen franzöſiſchen Officiers, der in den ſpaniſchen Feldzügen mit großer Bravour gekämpft hatte und nun für ſeine lebensgefährlichen Wunden in Genf Heilung ſuchte. Albert Jean Michel de Rocca war den 29. oder 30. Januar 1788 in Südfrankreich geboren, zählte alſo kaum dreiundzwanzig Jahre, als er durch ſeinen leidenden Zuſtand die Theilnahme der Frau von Staël erweckte. Einige Worte des Mitleids, welche ſie an den geiſterhaft blaſſen, anſcheinend dem Tode verfallenen Jüngling gerichtet, ſetzten ſein Herz in Flammen, und er brachte der fünfundvierzigjährigen Frau ſo ſchwärmeriſche Huldigungen dar, daſs ſie gegen dieſelben nicht kalt zu bleiben vermochte. Conſtant, welcher um dieſe Zeit von Lauſanne in Geſchäftsangelegenheiten zuweilen nach Genf kam, mag nicht wenig erſtaunt geweſen ſein, als der neue Liebhaber ſeiner Freundin ihn eines Tages wegen ſeiner Beſuche bei Frau von Staël in barſcher Weiſe zur Rede ſtellte und ihn zum Duell herausforderte. Vor dem Zweikampf ſchrieb Conſtant nachſtehende Erklärung nieder, in welcher ſein chevaleresker Sinn ſich bezeichnungsvoll ausſpricht:

---

*) Siehe Loeve-Veimars a. a. O., und Bibliographie universelle, vol. IX., pag. 17 [illegible]

Genf, den 19. April 1811.

Ich Unterzeichneter erkläre: Geſtern den 18. April war ich von Lauſanne hieher gekommen, um mit meinem Advokaten, Herrn Girod, über eine Angelegenheit, mit der ich ihn betraut hatte, zu konferiren. Nach dieſer Konferenz machte ich Frau von Staël eine Viſite und ſpeiſte bei ihr zu Abend. Als ich nach dem Abendeſſen von ihr fortging, trat mir Herr Rocca entgegen, welcher mir ſagte, daſs meine häufigen galanten Beſuche [mes assiduités] bei Frau von Staël ihm höchlich mißfielen, und daſs er ſich auf Tod und Leben mit mir ſchlagen wolle [et qu'il voulait se couper la gorge avec moi]. Da man einen ſolchen Antrag niemals zurückweiſen kann, ſo konnte und durfte ich mich weder mit dem genannten Herrn Rocca auf nähere Erläuterungen einlaſſen, noch ihm bemerken, daſs meine angeblichen häufigen Beſuche ſich auf zwei Viſiten in drei Monaten beſchränkt hatten, daſs ich morgen wieder abreiſte und im Begriff ſtünde, eine ſehr lange Reiſe anzutreten, und daſs ich, durch zärtliche Bande an meine Frau gefeſſelt, von welcher ich mich ſo wenig wie möglich entferne, nicht im Verdacht ſtehen konnte, irgend Jemand ins Gehege zu kommen. Die Art, in welcher Herr Rocca mir entgegen getreten war, geſtattete mir einzig, ſeinen Antrag ohne weiteres Gerede anzunehmen. In Folge Deſſen kamen wir überein, uns heute Morgen um 9 Uhr am Pont d'Arve zu treffen, um dort den Handel auszufechten, den Herr Rocca anzuzetteln beliebt hatte. Und da ich den Ausgang dieſer Affaire nicht vorausſehen kann, ſo treffe ich hier einige Verfügungen für den Fall, daſs ich getödtet würde.

Ich bitte meine Frau um Verzeihung für allen Kummer, den ich ihr beredet habe, und für dieſe letzte Kataſtrophe, welche ſie weit bitterer betrüben wird. Ich bitte ſie, wenigſtens nicht zu glauben, daß ich dieſelbe irgendwie provocirt habe. Mein wahres, tiefes und unveränderliches Gefühl für ſie war ein Hinderniß für jede Galanterie meinerſeits gegen eine andere Frau; ich liebe Niemand in dem Maße, wie ich ſie liebe. Sie iſt ein Engel für mich geweſen, und mein letztes Wort, wenn ich ſterbe, wird ein Gebet für ſie, mein letztes Gefühl ein Gefühl des Dankes und der Liebe ſein.

Ich verzeihe der Frau von Staël das Ereigniß, deſſen Urſache ſie geweſen ſein wird, und ich mache ſie nicht verantwortlich für die Raſerei eines jungen Thoren. Ich bitte ſie, mir gleichfalls zu vergeben, wenn ich ſie bei gewiſſen Gelegenheiten betrübt habe. Ich unterſuche nicht, ob ich Recht oder Unrecht hatte; habe ich ſie betrübt, genügt, um mich Reue darüber empfinden zu laſſen.

Ich vermache Alles, was ich beſitze, ohne Ausnahme, meiner Frau, indem ich ſie bitte, ſich mit meinem Vater in Betreff des Vermögenstheils, den er beanſpruchen wird, zu vergleichen. Aber ſo weit mein Wille Macht haben kann, ſchenke ich meiner Frau Alles, was ſie von meinen Beſitzthümern zu behalten wünſcht.

Ich hoffe, daß mein Vater ſich um meinen Tod nicht grämen wird, und dieſer Gedanke tröſtet mich über die Umſtände, welche uns in der letzten Zeit von einander entfernt haben.

Ich vermache Herrn d'Achard ſieben verſiegelte und mit Z bezeichnete Packete, die ſich in einem Kaſten bei Frau von Naſſau befinden. Bei ihrer Eröffnung wird er ſehen, welchen Gebrauch er davon machen ſoll.

Benjamin Conſtant.

Der Ton dieſes Schriftſtücks ſcheint zu beweiſen, daß Conſtant ſich damals in ſeiner Ehe vollkommen glücklich fühlte, und daß er der Frau von Staël in der That nur noch ſelten einen flüchtigen Höflichkeitsbeſuch gemacht hatte. Die mit Z bezeichneten Packete enthielten vermuthlich ihre früheren Briefe; denn Frau von Naſſau*), bei welcher er dieſelben deponirt hatte, war jene gemeinſchaftliche Freundin Beider, in deren Namen das Haus in Paris, von welchem Conſtant die Revenüen bezog, angekauft worden war. Das Reſultat des Duells, über welches jede weitere Nachricht fehlt, wird übrigens kaum ſehr ernſthaft geweſen ſein; denn Conſtant trat vier Wochen ſpäter die angedeutete längere Reiſe nach Deutſchland an, und Herr Rocca ließ ſich insgeheim mit Frau von Staël trauen, welche auch ſpäter dieſe Heirath niemals öffentlich deklarierte, obſchon ein Sohn aus derſelben entſproß, der erſt lange nach dem Tod ſeiner Eltern, Anfangs der dreißiger Jahre, verſtarb.

---

*) Vielleicht die Gemahlin des tollkühnen Seehelden Karl Heinr. Nik. Otto Prinzen von Naſſau-Siegen, welcher ſeit 1797 meiſtens zu Paris lebte und dort am 10. April 1808 ſtarb. Er hatte in den achtziger Jahren eine reiche Polin, Charlotte Gozdzka, die Tochter eines podlachiſchen Wojewoden, geheirathet, welche den abenteuernden Sinn ihres Gemahls theilte und die polniſchen Flüchtlinge in Paris aufs edelmüthigſte unterſtützte.

„Die ſeltſame Ehe fiel übrigens glücklicher aus, als man zu vermuthen geneigt ſein mag. Frau von Staël fand in ihrem jugendlichen Gemahl einen treuen, in zärtlichſter Dankbarkeit und Bewunderung zu ihr aufblickenden Verehrer, voll ritterlicher Schwärmerei, und ſelbſt nicht ohne geiſtige Anlagen, auf deren Ausbildung er mit Eifer bedacht war. Dabei erregte ſeine andauernde Kränklichkeit, welche ihn oft an den Rand des Grabes brachte, der Frau von Staël das tiefſte Mitgefühl; ſie ſchwebte in ſteter Beſorgnis, ihn zu verlieren, und wachte an ſeinem Krankenlager, wie eine Mutter durch aufopferndſte Pflege ein geliebtes Kind zu retten ſucht. Auch überlebte er ſie nur um ein halbes Jahr.

Im Frühling 1812 täuſchte Frau von Staël die Wachſamkeit der ſie in Coppet beobachtenden Schergen Napoleon's. In Begleitung des Herrn von Rocca und ihrer Tochter Albertine entkam ſie glücklich aus der Schweiz und begab ſich zunächſt nach Wien, dann über Galizien nach Rußland. Aber auch dort folgten die vordringenden franzöſiſchen Heere ihr auf dem Fuße nach und zwangen ſie zu unſtäter Wanderfahrt. Anfangs gedachte ſie über Konſtantinopel nach Griechenland zu reiſen, das ſie längſt hatte beſuchen wollen, um an Ort und Stelle die Lokalfarben für ein Gedicht „Richard Löwenherz" zu ſchöpfen, das ſie als ein letztes, reifes Werk der Phantaſie zu vollenden hoffte. Allein die Furcht, ihren Gemahl und ihre Tochter den Gefahren einer ſo beſchwerlichen Reiſe auszuſetzen, beſtimmte ſie, über Moskau nach St. Petersburg und von da nach Stockholm zu gehen, wo die Freundſchaft ihres hochgeſtellten Landsmanns, des von Karl XIII 1808 als Kronprinz von Schweden adoptierten Marſchalls Bernadotte, ihr eine ſichere Zufluchtsſtätt gewährte. Sie traf dort wieder mit Schlegel zuſammen, der ſie bereits 1809 auf einer früheren Reiſe nach Stockholm begleitet hatte und dort von Bernadotte, unter gleichzeitiger Erhebung in den Adelſtand, zu ſeinem Privatſekretär ernannt worden war.

Benjamin Conſtant hatte dieſe für Frau von Staël ſo ſtürmiſche Zeit in idylliſcher Ruhe und Zurückgezogenheit verlebt. Er war am 15. Mai 1811 mit ſeiner Frau von Lauſanne nach Göttingen abgereiſt und hatte ſich auf dem benachbarten Stammſchloſſe ſeines älteſten Schwagers, des Grafen Auguſt Wilhelm Karl von Hardenberg, inſtalliert, welcher während der franzöſiſchen Occupation Hannovers zum Oberlandjägermeiſter ernannt worden war und eine Zeitlang das Amt eines Großceremonienmeiſters bei König Jérôme bekleidete. Mit großem Fleiß benutzte Conſtant damals die Schätze der Göttinger Univerſitätsbibliothek zu gründlichen Vorſtudien für ſein Werk über den Urſprung und die Entwicklungsgeſchichte der Religion, an welchem er faſt ſein ganzes Leben lang arbeitete. Sehr charakteriſtiſch ſchreibt er am 10. September ſeinem Freunde Fauriel nach Paris: „Ich habe mich jetzt, muthmaßlich für den ganzen Winter, in der Familie meiner Frau und in einem alten Schloſſe fixiert, das von den Ruinen zweier noch älteren Schlöſſer überragt wird, inmitten einer anmuthigen Gegend, bei Leuten, welche viel mehr Familienſinn haben, als bei uns Mode iſt, in Geſellſchaft einer Frau, an welche ich mich mit jedem Tage feſter geknüpft fühle, weil ſie mit jedem Tage liebevoller gegen mich iſt, und in der Nähe der herrlichſten Bibliothek von ganz Europa. Alles Dies verſetzt mich in eine weit angenehmere Lage, als auf welche man zu der Zeit, in der wir leben, Anſpruch zu haben ſcheint. Ich mache mir dieſelbe zu Nutze, um mich von ſo vielen überſtandenen Aufregungen zu erholen und ſo viel zu arbeiten, wie ich vermag.“ Damit ſtimmt überein, was Conſtant in einigen ſelbſtbiographiſchen Notizen aus dem Herbſte 1811 bemerkt: „Eine ganz andere Atmoſphäre. — Keine Kämpfe mehr. — Charlotte zufrieden. Die öffentliche Meinung nicht mehr gegen uns. — Das geſellſchaftliche Leben ſehr angenehm.“ — In der That verlebte Conſtant damals glückliche und friedvolle Tage mit ſeiner Frau, die einen aufgeweckten, lebhaften Geiſt beſaß und u. A. auch mit Rahel befreundet war, welche ihrer mehrfach in ihrem Briefwechſel gedenkt. Brünett, klein, korpulent und beweglich, glich ſie in ihrer äußeren Erſcheinung faſt einer Franzöſin. Auch ihr Geiſt trug mehr das Gepräge franzöſiſcher als deutſcher Bildung, und ſie fühlte ſich ſpäter ſo heimiſch in Paris, daß ſie auch nach dem Tode ihres Gatten, den ſie um fünfzehn Jahre überlebte, nicht nach Deutſchland zurückkam.

Am 8. November 1811 überſiedelte Conſtant vom Schloſſe Hardenberg nach Göttingen, wo er ſich zwei Jahre lang aufhielt und vornehmlich mit dem geiſtvollen Schriftſteller Charles de Villers verkehrte, deſſen

Werk über den Einfluſs der Reformation großes Aufſehen in Frankreich erregt hatte, und der ſo eben als Profeſſor der franzöſiſchen Literatur nach Göttingen berufen worden war. Napoleon's Niederlage im ruſſiſchen Feldzuge und die Erhebung Preußens im Frühjahr 1813 lenkten Conſtant's Intereſſe wieder ganz der Politik zu. Nicht ungern mochte er es daher ſehen, daſs Frau von Staël, welche am ruſſiſchen und preußiſchen Hofe werthvolle Verbindungen unterhielt und ſich der beſonderen Gunſt des Kronprinzen von Schweden erfreute, den unterbrochenen brieflichen Verkehr mit ihm wieder aufnahm. Es war ihr ein unerträglicher Gedanke, auf die Dauer den Ideenaustauſch mit einem Manne zu entbehren, deſſen Geiſt ſie ſo hoch bewunderte und deſſen geliebtes Bild ſie, trotz alles Grolls über ſeine Treuloſigkeit, nicht aus ihrem Herzen zu bannen vermochte. Die Qual verrathener Liebe hat ſich wohl ſelten in gluthvolleren Klagen und Anklagen Luft gemacht, als in dieſen ſeltſamen Briefen, die in ſo großer Zeit geſchrieben ſind und ihrem Hauptinhalte nach von ſo weltwichtigen Ereigniſſen handeln. Dem ſchriftſtelleriſchen Genie Benjamin Conſtant's zollt Frau von Staël die rückhaltloſeſte Verehrung und feuert dasſelbe beſtändig an, der heiligen Sache der Freiheit und des Vaterlandes alle Kräfte zu widmen, aber ſie unterläſst es nie und nirgends, zugleich den Wankelmuth ſeines Charakters, ſeine gefühlloſe Undankbarkeit mit ſchwärzeſten Farben auszumalen. Und inmitten dieſer Fluth von Vorwürfen, welche das Herz des Schuldigen zermartern ſollen, — von Verſicherungen, daſs ſie ihm nie verzeihen könne, ihr Leben geknickt zu haben — der immer wiederkehrende Wunſch, mit dem Zerſtörer ihres Seelenfriedens den perſönlichen Umgang zu erneuern, gemeinſam an einem Orte mit ihm den Reſt ihrer Tage zu beſchließen! Unterſtreicht ſie doch gar in einem ihrer Briefe die Verſicherung, Herr von Rocca werde kein Hindernis für die Ausführung ſolcher Pläne ſein, er habe ſich ſehr zu ſeinem Vortheil verändert und werde ſich gegen Conſtant eben ſo artig wie gegen Herrn von Montmorency benehmen. Dieſe Leidenſchaft ſpottet jeder herkömmlichen Regel des Verſtandes; ſie iſt ſich ſelber Geſetz und Norm, ſie erkennt keine Macht außer ihrer eigenen an. Der erſte Brief der Frau von Staël ſeit Conſtant's letztem, verhängnisvollem Beſuche in Coppet, welcher das Duell mit Herrn von Rocca zur Folge hatte, iſt in Schweden kurz vor ihrer Abreiſe nach England geſchrieben:

Den 20. Mai 1813.

Seit zwei Monaten habe ich Nichts von Ihnen vernommen, ſeit zwei Jahren habe ich Sie nicht geſehen — erinnern Sie ſich Ihrer Behauptung, wir würden nicht von einander getrennt ſein? — Ich kann wohl ſagen, Sie haben ſich, abgeſehen von allem Übrigen, eine ſchöne Karriere entgehen laſſen, und ich, was ſoll aus mir werden in der Vereinſamung meines Geiſtes? Mit Wem kann ich reden, und werde ich mich ſelbſt erhalten? Mein älteſter Sohn iſt bei mir, er iſt zum Sekretär der Geſandtſchaft in den Vereinigten Staaten ernannt, ich begleite ihn zu den Dorat, wo er vier Monate mit mir auf dem Lande bleibt*) — Albert**) iſt bei ſeinem Gönner, — Wilhelm***) auch. Er wird zu mir zurückkehren, inzwiſchen aber bewirkt ſeine Abweſenheit, daſs ich mehr noch allein bin — Meine Tochter iſt reizend, ſie wird Ihnen von Goth[enburg] ſchreiben. Es wird ihr letztes Lebewohl ſein, wie auch das meine; aber ich hoffe noch, daſs Sie das Bedürfnis empfinden, uns wiederzuſehen, und nicht umkommen zu laſſen, was Gott Ihnen geſchenkt hatte —

Sagen Sie Villers, daſs ſein Bruder von den Koſaken wieder erwiſcht, nach Moskau zurückgeſchleppt und in den Kerker geworfen oder vielleicht nach Sibirien geſchickt worden iſt — Er müſste bei dem K[aiſer] Alexander Fürſprache für ihn einlegen laſſen; ich habe meinerſeits nach Moskau geſchrieben, aber er hat ſich verkehrt benommen, und dort iſt man hart gegen ſich und Andere — Ich weiſs Nichts von ſeiner Frau, noch von ſeinen Kindern, aber ich werde mich ſchriftlich nach ihnen erkundigen —

Ich reiſe zu den Dorat, und dort bleibe ich und warte, oder ſterbe vielleicht; wer weiſs, was Gott von uns begehrt — Ich habe immer Briefe von Ihnen bei mir, ich öffne nie mein Schreibzeug, ohne ſie in die Hand zu nehmen, ich betrachte die Adreſſe; Alles, was ich durch dieſe Schriftzüge gelitten habe, macht mich ſchaudern, und doch wünſchte ich deren wieder zu erhalten — Mein Vater, Sie und Mathieu weilen in einem Theil meines Herzens, der für ewig geſchloſſen iſt — ich leide dort immer und durch Alles hindurch — ich bin dort geſtorben und lebe dort — und wenn ich in den Wellen umkäme, würde meine Stimme dieſe drei Namen rufen, von denen ein einziger unheilvoll war — Iſt's möglich, daſs Sie ſo Alles zerbrochen haben! iſt's möglich, daſs eine Verzweiflung wie die meine Sie nicht umſchatten ließ? Nein, Sie ſind ſchuldig, und Ihr bewundernswerther Geiſt ſpiegelt mir noch Illuſionen vor. — Leben Sie wohl, leben Sie wohl! — Ach, könnten Sie faſſen, was ich erleide! — Senden Sie Fanny einige Zeilen — es iſt ſchrecklich, ſo gar Nichts von Ihnen zu wiſſen — Leben Sie wohl —

---

*) Baron Auguſt Louis von Staël-Holſtein, geb. zu Paris den 31. Auguſt 1790, geſt. zu Coppet den 11. November 1827. Er war ein eifriges Mitglied der proteſtantiſchen Bibelgeſellſchaft und hatte auf eigene Hand kurz vor dem ruſſiſchen Feldzuge den fruchtloſen Verſuch gemacht, von Napoleon in einer Audienz zu Chambéry die Begnadigung ſeiner Mutter zu erlangen. Er begleitete letztere nach England, ging aber von dort nicht nach den Vereinigten Staaten, ſondern zog am 21. April 1814 mit den Verbündeten in Paris ein. — Die Dorat waren vermuthlich eine franzöſiſche Familie in der Nähe von London, auf deren Landſitz Frau von Staël die erſte Zeit ihres Aufenthalts in England zu verbringen gedachte.

**) Dieſer zweite Sohn der Frau von Staël verweilte damals bei ſeinem Gönner Bernadotte und fiel kurz nachher in einem Duell.

***) A. W. v. Schlegel iſt gemeint, welcher ebenfalls in Dienſten des Kronprinzen von Schweden ſtand und ihn während des Feldzugs begleitete.

In England veröffentlichte Frau von Staël endlich ihr epochemachendes Werk über Deutſchland, deſſen Erſcheinen die franzöſiſche Regierung drei Jahre lang zu verhindern gewuſſt hatte. Der Erfolg war ein faſt unerhörter. Die vornehme Londoner Geſellſchaft umdrängte die Verfaſſerin und brachte ihrem Geiſte die ſchmeichelhafteſten Huldigungen dar. Zu ihren einfluſsreichſten Freunden gehörte der kühne Parlamentsredner James Mackintoſh, welcher ihre liberalen Geſinnungen theilte, und welcher einſt mit Conſtant in Edinburg ſtudiert hatte. Conſtant ſandte ihr im Januar 1814, außer zwei längeren Denkſchriften über die politiſche Weltlage, das Manuſkript ſeines glänzenden Pamphlets „Über den Geiſt der Eroberung und der Uſurpation“, für welches ſie ihm in London einen Verleger zu verſchaffen ſuchte.*)

Durch Schlegel wurde Conſtant um dieſe Zeit mit dem Kronprinzen von Schweden bekannt, welcher, trotz des Vertrauens, das Frau von Staël in die Ehrenhaftigkeit ſeines Charakters ſetzte, doch eine ziemlich zweideutige Figur ſpielte. Er machte vor Conſtant kein Hehl daraus, daſs die verbündeten Fürſten, trotz aller Freundſchaftsbeweiſe, mit denen ſie ihn überhäuften, ſeinen Abſichten insgeheim miſstrauten. Und nicht ohne Grund; denn er trug ſich mit der ehrgeizigen Hoffnung, Herrſcher von Frankreich zu werden, und bemühte ſich, Conſtant als Theilnehmer an dieſer politiſchen Intrige zu gewinnen. Durch Letzteren veranlaſſt, ſollte Frau von Staël dem Kaiſer Alexander begreiflich machen, daſs nur Bernadotte Frankreich wie den auswärtigen Mächten hinlängliche Garantieen böte, um auf den Trümmern der Revolution und des Kaiſerreichs eine dauerhafte Regierung zu errichten. Conſtant ſcheint ſich auf dieſe Zumuthung nicht eingelaſſen zu haben, ſchloſs ſich aber gleichwohl dem Armeekorps Bernadotte's an, welcher ihm das Ritterkreuz des Nordſternordens verlieh und es auch ſpäter für gerathen hielt, ſich durch mancherlei Gunſt bezeigungen ſeines Schweigens über den abenteuerlichen Plan zu verſichern.

---

*) Die erſte Auflage dieſes Werkes erſchien zu Hannover im Januar 1814, die zweite zu London im März, die dritte zu Paris im April desſelben Jahres.

So weit der Inhalt der Conſtant'ſchen Denkſchriften ſich aus den nachfolgenden Briefen der Frau von Staël entnehmen läſſt, ſollten die alliierten Mächte beſtimmt werden, nach dem vorauszuſehenden Sturze Napoleon's Dieſen des Thrones verluſtig zu erklären, aber ſeinem Sohne unter gewiſſen Garantieen die Erbfolge zu geſtatten und während der Minderjährigkeit desſelben eine Regentſchaft einzuſetzen. Auch Napoleon ſelbſt machte bekanntlich nicht lange nachher den Verſuch, zu Gunſten ſeines Sohnes abzudanken, erhielt aber von den verbündeten Fürſten dieſelbe ablehnende Antwort, welche Frau von Staël in Betreff des Conſtant'ſchen Vorſchlages von der öſterreichiſchen Geſandtſchaft in London empfing.

Die Briefe der Frau von Staël ſtellen eben ſo ſehr ihrem politiſchen Scharfblick wie ihrem uneigennützigen Patriotismus ein glänzendes Zeugnis aus. Ihr Haſs gegen Napoleon, den ſie nach wie vor verächtlich „den Menſchen", „Den, welcher außerhalb der menſchlichen Natur ſteht", „den Tyrannen" nennt, iſt ungemildert; aber ſie zittert vor den Gefahren der Kontrerevolution, die mit den Bourbonen, welche Nichts gelernt und Nichts vergeſſen haben, und mit der Fremdherrſchaft einziehen wird, um den letzten Reſt von Freiheit zu vernichten; ſie vermag ihren Ruf und ihre Feder nicht, wie Conſtant, im Dienſte des ausländiſchen Feindes gegen ihr Vaterland zu wenden; ſie will lieber das Elend endloſer Verbannung ertragen, als unter dem Schutze der Koſakenlanzen nach Paris zurückkehren. „Frankreich muſs ſich todt ſtellen," ſagte ſie, „ſo lange es von den fremden Truppen beſetzt ſein wird. Zuerſt die Unabhängigkeit; dann wird man auf die Freiheit bedacht ſein." Laſſen wir ſie weiter reden — ihre Briefe bedürfen keines Kommentars.

London, den 8. Januar 1814.

Nein, fürwahr, ich vergeſſe Sie nicht; ich wollte, daſs ich es könnte, denn ich trage einen Schmerz tief in der Seele, den die Zerſtreuung wohl eine Weile beſchwichtigen kann, aber der wieder aufwacht, ſo oft ich allein bin — es iſt das unwiederbringlich verfehlte Glück! Hätten Sie den Charakter des mir ergebenen Freundes beſeſſen, ſo wäre ich allzu glücklich geweſen; ich verdiente es nicht — Sie wiederſehen, wäre die Auferſtehung meines Geiſtes und einer Fähigkeit, zu hoffen, die mit allem Übrigen in mir erloſchen iſt — Ich werde nach dem Kontinent reiſen, wenn Sie nicht hieher kommen; mir ſcheint, daſs man es gegenwärtig kann — aber Wer weiß, was aus der Welt werden wird! Die Freiheit läuft auf die eine Weiſe ſo viel Gefahr, wie auf die andere — aber vor Allem thut es noth, daſs Der, welcher außerhalb der menſchlichen Natur ſteht, ſie nicht länger regiere — Ich habe ein Memoire, das Schlegel mir geſandt hat, den Miniſtern hier übergeben — Es war geſchrieben wie Alles, was von Ihnen kommt — ich glaube nicht, daſs dieſer Stil, dieſe Feſtigkeit, dieſe Klarheit der Sprache ſich irgendwo anders finden kann — Sie wären für den höchſten Rang geboren, wenn Sie die Treue gegen ſich ſelbſt und Andere gekannt hätten

Ich werde Ihnen durch Schlegel Empfehlungen für Villers ſenden, aber ich vertraue dieſen Brief einem Reiſenden an und will dieſe Gelegenheit nicht verſäumen — Herr Achard hat mir verſprochen, Mariannens Angelegenheit zu ordnen. Was Ihren Kauf betrifft, ſo hatte er dazu keinen Auftrag erhalten. Die Fonds ſind geſtiegen, aber für Den, welcher an den Frieden glaubt, dürfte es wahrſcheinlich ſein, daſs ſie noch mehr ſteigen werden —

Haben Sie die Vorrede meines Buches [über Deutſchland] geſehen? und kennen Sie die Wirkung der Vorrede auf dem Kontinent? Wenn Sie hier Ihre Werke verkaufen wollten, ſo glaube ich Ihnen in dieſer Hinſicht nützlich ſein zu können, und Das, was ſich auf die Politik der Ereigniſſe bezöge, würde viel gelten — Ich werde nach Griechenland reiſen, wenn ich Sie wiedergeſehn habe, das Gedicht „Richard [Löwenherz]“ iſt mein letztes Andenken — Ach, Benjamin, Sie haben mein Leben verſchlungen! kein Tag iſt ſeit zehn Jahren verfloſſen, an welchem mein Herz nicht durch Sie gelitten hätte — und ich liebte Sie doch ſo ſehr! Es iſt grauſam — laſſen wir Das, aber nie kann ich Ihnen vergeben, weil ich nie aufhören kann zu leiden — Der arme Herr von Narbonne! er war nur leichtſinnig, aber er hat ſich auch ins Verderben geſtürzt*) —

Suchen Sie mir Ihre Pläne beſtimmt mitzutheilen — die meinigen hangen ſehr von Albertinen ab; was ſoll aus ihr werden? Bis jetzt gefällt ihr Das nicht, was ſich geboten hat, und dies Land iſt wunderlich — Ach, das Sandgebäude des Lebens iſt ein mühſelig Ding, und Nichts hat feſten Beſtand, als der Schmerz — Schreiben Sie mir!

Den 23. Januar 1814.

Ich habe Ihre Blätter [über den Geiſt der Eroberung und der Uſurpation] erhalten, und ich bin ganz Bewunderung — Der einzige Menſch, welcher ſie geleſen, Mackintoſh, hat denſelben Eindruck davon empfangen, und es kann darüber nicht zweierlei Anſicht geben. Aber hören Sie nun, was ich Ihnen vorſchlage —

Wollen Sie ſie ohne Eigennamen drucken laſſen? Scheint Ihnen dieſe Form à la Montesquieu eindringlich genug für die jetzige Zeit? Der Buchhändler, welcher das erſte Kapitel durchflog, ſagte, daſs er ohne Eigennamen hundert Louis dafür geben würde, aber fünfmal ſo Viel mit Namen — Wollen Sie ſich der Gelegenheit entſchlagen, ſo veröffentlichen Sie Ihr großes Werk; wollen Sie ſich die

---

*) Louis, Graf von Narbonne-Lara, Kriegsminiſter unter Ludwig XVI., emigrierte 1792, kehrte 1800 in Folge der ihm zu Theil gewordenen Amneſtie nach Frankreich zurück, machte 1812 als Adjutant Napoleon's den ruſſiſchen Feldzug mit, wurde 1813 als Kommandant der Feſtung Torgau von dem Armeekorps des Generals Tauentzien eingeſchloſſen, und ſtarb daſelbſt den 17. November 1813 an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde.

Gelegenheit zu Nutze machen, ſo ſetzen Sie Eigennamen hinein — Wenn ich Unrecht habe, ſo beordern Sie Kourier auf Kourier, und Ihr Wille ſoll befolgt werden — Murray*) ſagt, Sie ſeien hier noch nicht ſehr bekannt, Sie müſsten durch dieſe Schrift erſt bekannt werden, und dann würde man Alles, was Sie ſchreiben, ſehr theuer bezahlen — Ich theile Ihnen meine Anſicht und die des Buchhändlers mit, entſcheiden Sie! — 8 Tage nach Ankunft der übrigen Blätter und Ihrer Antwort auf dieſen Brief ſoll das Werk erſcheinen — allein, um hier viel Geld zu erhalten, darf die Veröffentlichung nicht zuerſt auf dem Kontinente geſchehen; umgekehrt iſt's beſſer — Endlich eine letzte Frage, und die wichtigſte von allen: — iſt Ihre Stimmung noch dieſelbe wie vor drei Monaten? Sehen Sie nicht die Gefahr Frankreichs? Spüren Sie nicht den Wind der Kontrerevolution, der in Holland, in der Schweiz weht, und der bald Alles in Frankreich über den Haufen ſtürzen wird? — Ich bin wie Guſtav Waſa, ich griff Chriſtiern an — aber man hat mir meine Mutter auf den Feſtungswall geſtellt — iſt Das der Augenblick, Schlechtes von den Franzoſen zu ſagen, wenn die Flammen von Moskau Paris bedrohen? — Denken Sie an alles Dies, und entſcheiden Sie — aber ohne Schmeichelei!, Sagen Sie ſich, daſs Ihr Talent unvergleichlich iſt — beſtimmen Sie ſeine Bahn, aber ſeien Sie nicht unſicher über ſeine Kraft! —

Der Herzog von Berri hat mich beſucht, und ich ſtehe nicht ſchlecht mit den Bourbons — Wenn ſie zurückkehren, muſs man ſich unterwerfen, denn Alles iſt beſſer, als neue Unruhen; aber ſie haben ſich in Nichts geändert, noch vor Allem Die, welche ihre Umgebung bilden, und wenn die abſolute Gewalt Napoleon's ganz Europa gegen ſich hatte, ſo wird die ihrige durch daſſelbe befeſtigt werden —

Ich möchte gern mit Ihnen plaudern, aber worüber möchte ich nicht mit Ihnen plaudern? Es iſt indeſs nöthig, denn unſere Geiſter wenigſtens werden ſtets mit einander in Sympathie bleiben —

Wollen Sie, daſs man Ihren Namen auf Ihr Werk ſetze? Alle Welt wird ihn wiſſen, ausgenommen das Publikum, welches dem Schriftſteller ſeinen Ruf macht — Es iſt nicht mehr die Zeit, wider die Franzoſen aufzureizen, man haſst ſie nur zu ſehr — und was den Menſchen betrifft, welches freie Herz möchte wünſchen, daſs er durch Koſaken geſtürzt würde? Die Athenienſer ſagten von Hippias: „Wir verweigern ihn euch, wenn ihr ihn von uns verlangt" — Er muſs einen demüthigenden Frieden unterzeichnen, und Frankreich muſs eine Repräſentativ-Verſammlung fordern; aber ſo lange die Fremden dort ſind, können wir ihnen behilflich ſein? Die Oppoſition hier iſt meiner Anſicht, und Sie wiſſen, ob ich Napoleon haſſe. Erwägen Sie reiflich, was Sie zu thun im Begriff ſtehen. Alles läſst ſich in einem groſsen Werke ſagen, aber bei einem Pamphlete, das eine That iſt, muſs der Moment gut gewählt ſein —

Man darf nicht ſchlecht von den Franzoſen reden, wenn die Ruſſen in Langres ſind — Gott verbanne mich lieber aus Frankreich, als daſs er mir durch Fremde die Rückkehr erwirkte! Ich hab' Ihnen meine Anſicht geſagt; in der Folge rechnen Sie darauf, daſs ich Ihnen mit Pünktlichkeit und Eifer dienen werde. Schreiben

---

*) Der bekannte Londoner Buchhändler und Verleger Lord Byron's.

Sie mir; ich habe nicht aufgehört, Ihnen zu ſchreiben, ich werde nie davon ablaſſen — Sie haben mir viel Böſes zugefügt, und je länger ich hier lebe, deſto mehr ſehe ich ein, daſs Ihr Charakter nicht moraliſch iſt — aber ich achte in Ihnen Ihr Talent und das Gefühl, welches mein Herz ſo viele Jahre hindurch erfüllt hat — ich werde Ihnen daher ſtets eine Freundin ſein — daran dürfen Sie niemals zweifeln.

Welche Kriſis dieſer Moment! Die Freiheit iſt das Einzige, was allen Zeitaltern in allen Ländern, in allen Literaturen im Blute ſteckt — die Freiheit und, was man nicht davon trennen kann, die Vaterlandsliebe — aber welch eine Kombination, die uns vor der Niederlage eines ſolchen Menſchen bangen läſst! Hat denn Frankreich nicht zwei Arme, einen, um die Fremden zu vertreiben, und den andern, um die Tyrannei zu ſtürzen? — Weshalb konnte der Senat nicht den Prinzen von Schweden als Friedensunterhändler berufen? Er müſste Frankreichs Wilhelm III. ſein — Weshalb ſuchen Sie ihn nicht auf? Weshalb macht er nicht mit ſeinen Schweden allein einen Abſtecher nach Paris? Das wäre möglich — Ich hab' ihn in der Nähe geſehen, und ich halte ihn für den beſten und edelſten aller Männer, die herrſchen können — Ich laſſe mich verlocken, mit Ihnen zu plaudern — Der Herzog von Berri iſt auf Jerſey, der Herzog von Angoulême bei dem Lord Wellington — der Herr Graf von Artois*) iſt abgereiſt, um als ehemaliger General-Oberſt in der Schweiz zu rekrutieren. Jeder hatte nur einen Adjutanten bei ſich — Die Regierung hier ſagt mir, daſs ſie nicht Gefangene ſind — Das Land iſt nicht für ſie, aber ſehr gegen Bonaparte! In der That, mit ihm iſt nur ein Waffenſtillſtand möglich — und Frankreich, Frankreich, wenn es die Freiheit liebt! — Sagen Sie mir, ob all meine Briefe Ihnen zugekommen ſind; beantworten Sie dieſen ſchnell und eingehend, ich bitte Sie darum — Albertine hat Ihnen auch geſchrieben —

[*Nachſchrift von Albertinens Hand.*]

Hier iſt ein Brief von Sir James Mackintoſh über Ihr Werk. Ich muſs Ihnen meine vollſte Bewunderung über das von Ihnen Geſchriebene ausſprechen, die Lektüre desſelben hat mich gefeſſelt, wie ein Roman. Es iſt Viel, daſs Ideen dieſen Eindruck auf mich machen können, ich führe mich als Beiſpiel der Wirkung auf die *große Menge* an.

London, den 22. März [1814].

Sie bitten mich um *die Fortſetzung meiner Ideen*, ich möchte Sie um die Fortſetzung der Ihrigen bitten — Haben Sie vergeſſen, was Sie gegen die Fremden geſchrieben, und ſtellen Sie ſich einen König vor, welcher durch Koſakenlanzen geſtützt wird? — Sie ſagen mir, ich ſei *uneigennützig in meinen Wünſchen*, ja, gewiſs; aber Sie, Ihre Verbindungen haben Sie zu einem Kammerherrn gemacht — Glauben Sie denn, daſs Bonaparte ſich nicht in einer Fürſtenverſammlung zeigen kann? 40 Schlachten ſind doch ein Adel — Ich haſſe den Menſchen, aber ich ſchelte die Ereigniſſe, welche mich nöthigen, ihm in dieſem Augenblick Erfolg zu wünſchen — Wollen Sie denn, daſs man Frankreich unter die Füße tritt? Ein Menſch, wer es auch ſei, findet ſein Ende, aber findet das Schickſal Polens ein Ende? — Wenn die Franzoſen die Bourbons unter Bedingungen zurückriefen, ſo wäre Das recht ſchön; aber ſehen Sie nicht, daſs man aus 25 Jahren ein langes Verbrechen und aus legitimen Fürſten einen Glaubensartikel machen wird? — Ich habe Ihr Memoire geleſen; Gott bewahre mich, es zu zeigen! — Ich werde Nichts gegen Frankreich thun, ich werde in ſeinem Unglück weder den Ruf, den ich ihm verdanke, noch den Namen meines Vaters, den es geliebt hat, gegen daſſelbe wenden — Dieſe verbrannten Dörfer liegen auf ſeinem Wege, wo die Weiber ſich auf die Kniee warfen, um ihn vorüberfahren zu ſehn — Sie ſind kein Franzoſe, Benjamin — Sie haben nicht an dieſen Orten alle Erinnerungen Ihrer Kindheit — daher kommt der Unterſchied zwiſchen Ihnen und mir — aber könnten Sie wirklich wünſchen, die Koſaken in der Rue de Racine zu ſehen? — Der Tyrann iſt in dieſem Augenblick noch mit dem Kriegsruhme der Franzoſen bekleidet, allein was wären dieſe Franzoſen, wenn ihnen Nichts mehr übrig bliebe, als die Erinnerung an ihre geſetzgeberiſchen Akte, an ihre bürgerlichen Thaten? — Endlich, wenn Sie 1792 den Einmarſch der Fremden fürchteten — als man Tag für Tag mordete, als Frankreich nicht Europa zum Feinde hatte*), wie ſteht es denn jetzt? Ich fühle bei mir ſelbſt, daſs ich Recht habe, weil meine Erregung unwillkürlich und im Widerſpruch mit meinen perſönlichen Intereſſen iſt —

---

*) Die Herzoge von Angoulême und von Berri waren die Söhne des Grafen von Artois, welcher beim Einzuge der Verbündeten in Paris als Generallieutenant im Namen ſeines Bruders Ludwig XVIII. die Regierung bis zu deſſen Ankunft (3. Mai 1814) in die Hand nahm, und nach dem Tode desſelben am 16. September 1824 als Karl X. den franzöſiſchen Thron beſtieg.

Was machen Sie? Werde ich Sie hier, in der Schweiz oder in Berlin ſehen? Ihr Buch wird von Kennern ſehr bewundert, aber die Gimpel verlangen mehr Eigennamen — man will es überſetzen, und, wie Alles in dieſem Lande, wächſt ſein Ruf jeden Tag —

Albertine ſchreibt Ihnen in 8 Tagen —

Schicken Sie mir Schlegel zurück, ich kann nicht ohne ihn leben.

London, den 1. April 1814

Ich habe Ihr Memoire der öſterreichiſchen Geſandtſchaft überreicht. Sie ſagen, daſs es ſehr geiſtvoll ſei, aber daſs ſie nicht recht begriffen, wie man den Vater beſeitigen könnte, wenn man den Sohn ſchickte — in der That, es fehlt das Mittel zur Ausführung — Jedermann iſt mit Ihnen über die Regentſchaft einverſtanden, aber die Thatſache ſteht feſt, daſs, wenn Bonap[arte] geſtürzt iſt, die alte Regierung wieder hergeſtellt wird. Das iſt vielleicht beſſer, aber es iſt traurig —

Ihr Brief hat mich durch die Vorſtellung, daſs Sie möglicherweiſe hieher kommen, tief bewegt — doch ich glaube nicht daran — Was ich Ihnen verſichern darf, iſt, daſs Herr von Rocca ſich gegen Sie wie gegen Herrn von Montmorency benehmen wird — Unſere gegenſeitige Neigung iſt für das Leben begründet; er hat mir in meinem Unglück mit einem Edelmuthe und mit einer

---

*) Vergl. B. Conſtant's Abhandlung „Über die Wirkungen der Schreckensherrſchaft", vom Jahre 1797.

Zärtlichkeit des Herzens beigeſtanden, die ich nie vergeſſen werde — Er iſt ein ganz Andrer geworden, und Sie werden weder ſeine Manieren noch ſeine Unterhaltung wieder erkennen — Denken Sie alſo an ihn nicht als an ein Hindernis; ſondern thun Sie Ihrerſeits, was Ihr Herz Ihnen eingeben wird. Nicht für acht Tage, ſondern fürs Leben ſollten wir uns an demſelben Orte einrichten; aber werden Sie Das thun? Der Wankelmuth Ihrer Entſchlüſſe iſt ſo groß — meiner Aufnahme ſind Sie ſicher, nur allzu ſicher —

Sie fragen mich, weshalb Albertine England nicht liebt? In Wahrheit, die Geſellſchaft unter den jungen Leuten iſt ſo zahlreich und ſo ſchweigſam, daſs ich ihre Langeweile begreife — außerdem giebt es hier nur Liebe oder Nichts, und bis jetzt iſt es Nichts — ſie zieht Deutſchland vor. Ich werde hier noch vierzehn Monate bleiben — am 1ſten Juli werde ich nach Schottland reiſen. Ich werde Alles thun, um ihre Stimmung zu bemeiſtern, und gerade mit achtzehn Jahren werde ich ſie auf den Kontinent zurückführen — Ich quäle mich oft mit der Angſt, daſs alle Sorge nicht das ihr Zuträgliche ſei — Ach, die Vergangenheit, die Vergangenheit! — Sie haben durch den Wankelmuth Ihres Charakters unſer Leben zerſtört — wir würden hier beiſammen ſein und Einer den Andern ſtützen, wenn Sie nicht Alles wider mich entfeſſelt hätten — Leben Sie wohl — Seien Sie Frankreich und der Freiheit treu — man richtet Nichts aus ohne Einheit.

[Adreſſe:] Herrn

Benjamin Conſtant de Rebecque,
Ritter vom Nordſtern,
bei Hrn. Dubois, Bankier,
Niederlande. zu Lüttich.

Benjamin Conſtant, welcher, wie Schlegel und Auguſt von Staël, im Gefolge Bernadotte's mit den Alliierten in Paris eingezogen war, vertrat dort eifrig die Sache der bourboniſchen Reſtauration. Wir laſſen es dahin geſtellt, in wie weit er ernſtlich an die vielverheißenden Proklamationen des Grafen von Artois und ſeines königlichen Bruders glaubte. Im Weſentlichen wird er wie Frau von Staël gedacht haben, welche die Bourbonen zwar nur für eine baumwollene Schutzwehr gegen die Rückkehr der alten Miſsbräuche hielt, aber ihr Regiment doch dem eiſernen Despotismus Napoleon's vorzog. Jedenfalls ſtrebte Conſtant in der erſten Zeit, zu retten, was an Volksfreiheiten zu retten war, und mahnte eindringlich an die Aufrechterhaltung der Charte vom 4. Juni 1814, als dieſe durch die Intrigen der alten Adels- und Prieſterpartei nur zu ſchnell miſsachtet ward. Schon am Tage ſeines Einzugs in Paris (21. April) ließ er einen Artikel in das „Journal des Debats" einrücken, worin er ſich über die Maßregeln ausſprach, von denen die Reſtauration ſeines Erachtens begleitet ſein müſſe. Er entwickelte bei dieſem Anlaſſe zuerſt jenen Gedanken von der „Neutralität der königlichen Gewalt", welcher die Grundlage der konſtitutionellen Regierungsform bildet. In gleichem Sinne ſchrieb er in raſcher Folge ſeine noch vor der Charte vom 4. Juni veröffentlichten „Betrachtungen über die Konſtitutionen und Garantieen, nebſt dem Entwurf einer Verfaſſung", und ſeine glänzenden Broſchüren über Preßfreiheit, Miniſterverantwortlichkeit ꝛc. — Frau von Staël, welche im Herbſt des Jahres nach Paris kam und den größten Theil des Winters daſelbſt verbrachte, erkannte das Verdienſtliche dieſer Bemühungen, die verfaſſungsmäßige Freiheit ſo viel wie möglich zu ſchützen. Als daher Conſtant ihr ſeinen Wunſch ausſprach, in die Deputiertenkammer zu gelangen, um dort durch ſeine Rednergabe noch wirkſamer die in ſeinen Broſchüren entwickelten Ideen zu verfechten, ſtreckte ſie ihm bereitwillig die Geldſumme vor, deren er bedurfte, um durch Ankauf eines eigenen Grundſtücks in Paris (Rue Neuve de Berry Nr. 2) den Bedingungen der Wählbarkeit zu genügen. Kaum war jedoch Frau von Staël nach Coppet abgereiſt, als der wankelmüthige Volkstribun, deſſen ergrauendes Haar ſchon eine kahle Platte wies, ſich trotz ſeiner ſiebenundvierzig Jahre ſterblich in eine ſchöne Frau verliebte, welche die Sache der Reaktion begünſtigte und ihren Salon zum Vereinigungspunkt der enragierteſten Vorkämpfer des Abſolutismus machte. Dieſe Frau wußte ihn durch das kokette Spiel ihrer Überredungskünſte binnen Kurzem ganz ins royaliſtiſche Lager hinüber zu locken; er verlor jeden moraliſchen Halt und verkaufte ſeine Feder derſelben Regierung, deren Willkürmaßregeln er bis dahin lebhaft bekämpft hatte. Nach der plötzlichen Rückkehr Napoleon's von Elba ſchrieb Conſtant jenen berüchtigten Artikel, welcher am 19. März 1815, wenige Stunden vor der Flucht Ludwig's XVIII. und den Einzuge des Kaiſers in Paris, im „Journal des Debats" erſchien, und welchen er ſich vom Miniſter Lainé ſelbigen Tages mit mehreren Tauſend Franks bezahlen ließ. Man traut nicht ſeinen eigenen Augen, wenn man die fulminante Sprache dieſes Artikels mit der nachfolgenden Handlungsweiſe Benjamin Conſtant's vergleicht. Es hieß dort u. A.: „Ich werde nicht, als ein elender Überläufer, mich von einer Gewalt zur anderen ſchleichen, die Schande mit Sophismen bemänteln und entheiligte Worte ſtammeln, um mir ein ſchmachvolles Leben zu erkaufen . . . Auf der Seite des Königs ſind die

Freiheit, die Sicherheit, der Frieden; auf der Seite Bonaparte's die Knechtſchaft, die Anarchie und der Krieg. Wir erfreuen uns unter Ludwig XVIII. einer Repräſentativregierung, wir regieren uns ſelbſt; unter Bonaparte werden wir einem Mameluken-Regimente verfallen, ſein Schwert allein würde uns regieren. Attila iſt's, es iſt Dſchingiskhan, um ſo ſchrecklicher und widerwärtiger, weil ihm die Civiliſation zu Gebote ſteht . . . Er erſcheint wieder, der Blutmenſch!“ ꝛc. ꝛc. — Am folgenden Tage befand ſich der Mann, welcher ſo herausfordernde Worte geſchrieben, auf der Flucht nach Nantes; als er unterwegs erfuhr, daſs auch Nantes ſich bereits für den Kaiſer erklärt habe, kehrte er um, und ſuchte ſich ein Verſteck im Thale von Montmorency.

Inzwiſchen hatte Napoleon ſein Miniſterium gebildet. Schon auf dem Zuge nach Paris hatte er erklärt, daſs er, fern von jedem Gedanken an Krieg und Eroberung, nur ſein Volk beglücken wolle. Er hatte die Kammern aufgelöſt, eine neue Verſammlung der Wahlkollegien berufen und eine Änderung der Verfaſſung in liberalem Sinne verſprochen. Aber er merkte, daſs man der Ehrlichkeit ſeiner Verheißungen vielfach miſstraue, und ſann auf geeignete Mittel, ſeine Partei zu verſtärken. „Über Wen haben ſich Eure Majeſtät am meiſten zu beſchweren?“ frug der Herzog von Otranto, den Napoleon zu Rathe zog. — „Über Benjamin Conſtant,“ erwiderte der Kaiſer. „Ich begreife den Royalismus einer alten Adelsfamilie, — allein er, ein Republikaner, in der Schweiz geboren, ein Mitglied des Tribunats!“ — „Ernennen Sie ihn zum Staatsrath, Sire! Nichts wird beſſer den Ernſt Ihrer verſöhnlichen Geſinnung beweiſen.“

„Thorheit! er wird's nicht annehmen.“ — „Ich ſtehe dafür.“ — Sogleich läſst der Herzog von Otranto Conſtant, deſſen Zufluchtsort ihm bekannt iſt, zu ſich ins Miniſter-Hôtel beſcheiden. „Weſshalb verbergen Sie ſich?“ fragt er. — „Sie wiſſen, daſs ich in den ‚Debats‘ “ — „Ich weiß, und der Kaiſer weiß es auch; aber zehn Monate des Exils haben ihn über Manches nachdenken laſſen. Er kennt alle Gefahren des Miſsbrauchs der Gewalt. Ich werde Sie ihm vorſtellen.“ — „Aber ich fürchte, der Artikel .“ — „Fürchten Sie Nichts! Der Kaiſer beſchäftigt ſich nur mit der Zukunft, nicht mit der Vergangenheit. Begleiten Sie mich!“ — Conſtant ſteigt in den Wagen des Miniſters und fährt mit ihm zu den Tuilerien. Der Kaiſer eröffnet ohne Weiteres das Geſpräch: „Ich ſehe, Frankreich bedarf einer zeitgemäßeren Verfaſſung, und ich weiß, daſs Niemand dieſelbe beſſer entwerfen wird, als Sie, Herr Conſtant. Ich habe Sie zum Staatsrath ernannt. Benehmen Sie ſich mit Molé, Sie werden ſich leicht mit einander verſtändigen. Im Übrigen, beſuchen Sie die Sitzungen des Staatsraths; ich werde mich freuen, Sie dort zu ſehen.“ Dann winkt ihm der Kaiſer, daſs er entlaſſen ſei, und Conſtant arbeitet mit dem Grafen Molé eifrigſt an jener Zuſatzakte zur Verfaſſung, welche unter dem Namen der Konſtitution des Marsfeldes bekannt iſt, und welche von Royaliſten wie von Republikanern gleichen Tadel erfuhr. Er hat ſich ſpäter in ſeinen „Memoiren über die hundert Tage“ wegen der geſinnungsloſen Rolle, die er damals geſpielt, ſehr ſpitzfindig zu vertheidigen geſucht. Es klingt faſt wie ein Witz Falſtaff's, wenn er dort (pag. 117) die pomphafte Phraſe gebraucht: „Man hat mir vorgeworfen, daſs ich mich neben dem Throne, den ich am 19. März vertheidigt hatte, nicht tödten ließ; allein als ich am 20. die Augen aufſchlug, ſah ich, daſs der Thron verſchwunden war und daſs Frankreich noch lebte.“ Er ſagt ferner (pag. 7), daſs er ſich nur mit Widerſtreben und Miſstrauen dem Kaiſer angeſchloſſen und ihm nur deſswegen gedient habe, um ſeine furchtbare Autorität zu beſchränken und ihn am Rückfall in die frühere Deſpotenwillkür zu hindern. Auch in der Vorrede zu den erſten Bänden ſeiner Sammlung politiſcher Schriften bemerkt er pathetiſch: „er habe, da Alles eine Militärdiktatur angekündigt, den Verſuch machen wollen, einen Deſpoten in ein konſtitutionelles Staatsoberhaupt zu verwandeln.“ Aber ſo wenig ſich leugnen läſst, daſs ſeine im Mai 1815 veröffentlichten „Grundſätze der Politik“ im Weſentlichen mit den früher von ihm ausgeſprochenen Lehren verfaſſungsmäßiger Freiheit übereinſtimmen, — es glaubte doch Niemand an die Lauterkeit ſeines Handelns, am wenigſten Frau von Staël, die ihm mit blutigem Hohn ſeine eigene Betheurung: „Ich vermag nicht entheiligte Worte zu ſtammeln!“ ins Geſicht ſchleudert. Wohl hatte ſie von dem Kaiſer während ſeines Unglücks großmüthig geſprochen und, um der Unabhängigkeit Frankreichs willen, ſeinen Sturz durch die Waffen des Auslands ſchmerzlich betrauert; allein dieſe patriotiſche Regung hatte ihren Abſcheu vor dem „Tyrannen“ nicht einen Augenblick beſchwichtigt. Als Napoleon ſie jetzt in dringender Weiſe auffordern ließ, nach Paris zu kommen und bei dem Verfaſſungswerke behilflich zu ſein, gab ſie die ſtolze

Antwort: „Er hat zwölf Jahre lang ohne eine Verfaſſung und ohne mich auskommen können, und auch jetzt liebt er weder die eine noch die Andere.“ Die berechtigten Anſprüche ihres Vaters an den Staatsſchatz, welche noch immer nicht befriedigt worden waren, machte ſie freilich auch bei der Rückkehr des Kaiſers von Elba als eine geſetzlich liquide Forderung ſofort wieder geltend; aber ſie verlangte die Anerkennung ihres Rechts nicht als eine Gnade, noch als den Kaufpreis für das Opfer ihrer Geſinnung*).

Wie in Conſtant's Lebensbuche manches Blatt durch tolle Spielverluſte, kavaliermäßige Nachläſſigkeit in der Bezahlung ſeiner Schulden und Annahme von Geſchenken befleckt iſt, die den Charakter einer Beſtechung an der Stirn trugen, ſo ſpielt auch in ſeiner Staatsraths-Periode während der hundert Tage eine Geldſache eine höchſt unerquickliche Rolle. Als Frau von Staël ihm die vorhin erwähnte Geldſumme von 80,000 Franks zum Ankauf eines Hauſes in Paris vorſtreckte, hatte ſich Conſtant verpflichtet, ihr die Hälfte dieſer Summe bei der Verheirathung ihrer Tochter zurückzuzahlen. Frau von Staël verließ ſich auf die Erfüllung dieſes Verſprechens, als ſie bald nachher ihre Tochter Albertine mit dem Herzog Victor von Broglie verlobte, der ihre humanen politiſchen Geſinnungen theilte, und der bis an ſein Lebensende ein treuer Kämpfer für die Sache der verfaſſungsmäßigen Freiheit blieb**). Conſtant aber machte Ausflüchte über Ausflüchte, und drohte dadurch das Zuſtandekommen der von Frau von Staël ſehnlichſt gewünſchten Partie zu vereiteln. Mit jedem Briefe ſteigerte ſich ihre gerechte Entrüſtung, bis ſie zuletzt mit Worten maßloſeſter Verachtung jedes Freundſchaftsband für zerriſſen erklärte.

---

*) Die zwei Millionen Franks wurden bekanntlich erſt unter der zweiten Reſtauration im Jahre 1816 der Frau von Staël zurückerſtattet.

**) Geb. den 1. December 1785 als Sohn des am 27. Juni 1794 vom Revolutionstribunal hingerichteten Prinzen Claude Victor von Broglie, ward er von Ludwig XVIII 1814 in die Pairskammer berufen, wo er mit Eifer die Ausnahmegeſetze, die Proſkriptionen und die Preßbeſchränkungen bekämpfte. Er gehörte zu den Wenigen, welche im December 1815 gegen den Tod des Marſchalls Ney ſtimmten, war unter Ludwig Philipp wiederholt Miniſter, proteſtierte mit ſeinen politiſchen Freunden gegen den Staatsſtreich vom 2. December 1851, und ſtarb, allgemein geachtet, am 25. Januar 1870. Sein Sohn Albert, geb. den 13. Juni 1821, iſt der bekannte Verfechter katholiſcher Intereſſen und Rathgeber des Marſchall-Präſidenten Mac Mahon.

Den 10. April [1815].

Ich empfange einen Brief von Ihnen, worin Sie mir kein Wort von Victor ſchreiben! Noch erſtaunlicher aber iſt, daſs wir ſeit der Ankunft Auguſt's*) kein Wort von ihm erhielten. — Das iſt ſo ungewöhnlich, daſs ich mir's nicht zu erklären vermag. Ich bitte Sie, falls dieſe Heirath zu Stande kommt, und falls ich mein Geld nicht bekomme, ſich Mühe zu geben, entweder 40,000 Franks oder 2000 Franks Rente zu zahlen. Wenn ich auch all meine Mittel zuſammenraffe, ſo kann ich doch wegen der Verluſte in Italien, welche total ſind, und wegen der Einbuſsen in England und der Bedrohung des Ganzen nicht über 100,000 Thaler hinaus gehen. Bringen Sie mir doch in Erfahrung (ohne zu irgend Jemand in der Welt davon zu reden), wie es zugeht, daſs Victor ſich auf eine Weiſe benimmt, für die es keinen Namen giebt; ſuchen Sie ihn zu ſprechen.

Ich will Ihnen Nichts über die Politik ſagen, ich vermag nicht entheiligte Worte zu ſtammeln. Wenn es wahr iſt, daſs Sie an der Konſtitution arbeiten, ſo rathe ich Ihnen, mehr an die Garantieen als an die Erklärungen der Rechte zu denken. — Der Prinz Joſeph hat mir den liebenswürdigſten Brief von der Welt geſchrieben; er ſagt mir, daſs er an dem Erfolg meiner Reklamation nicht zweifle. Das iſt das Einzige, was ich wünſche, beſonders wegen dieſer Heirathsverzögerung — Meine Geſundheit geſtattet mir nicht den Aufenthalt in Paris, und ich bedarf des Südens, um zu leben — ich weiſs alſo nicht, wann wir uns wiederſehen. — Könnten Sie doch glücklich und vernünftig ſein — es iſt ſchwer, daſs in unſerm Alter Einer ohne den Andern auskomme.

Sie müſſen mir nach Genf ſchreiben, damit ich den Brief eher erhalte.

[Adreſſe:] Herrn

Benjamin Conſtant de Rebecque,
Rue neuve de Berry Nr. 2
Fbg. du Roulle in Paris.

Coppet, den 17. April.

Weſshalb war es nicht an Ihnen, mir zuerſt zu ſchreiben? Ich hatte Sie darum bei der Abreiſe gebeten, und um es Ihnen zu einer Art von Pflicht zu machen, hatte ich Sie auſserdem erſucht, mich über alle Nachrichten in Kenntniſs zu erhalten, die ſich auf meine groſse Angelegenheit beziehen. — Sie haben drei Wochen verſtreichen laſſen, ohne mir eine Zeile zu ſchreiben, und jetzt berichten Sie mir, was man Auguſt geſagt hat! Das iſt nicht Alles, Sie ſchreiben mir auf zwei Seiten im Tone der Gewiſſensberuhigung: „Man ſagt, daſs der H[erzog] von Broglie an Ihre Tochter denke.“ Sie ſelbſt war ſehr betrübt über dieſe Leichtfertigkeit bei einem ſolchen Intereſſe. — Wahrſcheinlich hat Auguſt Ihnen Das geſagt; Nichts deſto weniger hätte ich, ich weiſs nicht was, für eine Zeile mehr über einen ſo wichtigen Gegenſtand gegeben. — Herr von Broglie iſt gerade der Mann, den ich vor Allem [für meine Tochter] wünſchte, und ich kann nicht begreifen, wie man ein ſolches Intereſſe mit dieſer Leichtfertigkeit behandeln mag — Ich weiß, daſs, ſeit Sie ſich nicht mehr langweilen, ich Nichts mehr für Sie bin — Seit dem Tage, wo Sie den Prinzen von Schweden geſprochen haben, iſt der Ton Ihrer Briefe ein veränderter, obſchon damals Nichts anders war, als 8 Tage vorher, höchſtens, daſs ich für Sie die ſchöne Angelika bin*), und daſs ich Ihnen wie ein Gewiſſensbiſs erſcheine, den man nur fühlt, wenn man unglücklich iſt — Ich habe die traurige Gabe, im tiefſten Herzen zu leſen — aber ſchreiben Sie mir über Albertine und ſuchen Sie ſich wenigſtens Dasjenige an Gefühl zu bewahren, deſſen Sie für Ihr Talent bedürfen. Ihr Brief im Journal des Débats war faſt wie der an mich in der letzten Ausgabe, d. h. als Sie an andere Dinge zu denken hatten — Herr von Rocca hat weder Ihre Broſchüre noch ſeinen Thucydides erhalten. Ich hätte gern die zweite Ausgabe der Preſsfreiheit**) unter Kreuzband, Sie könnten mir dieſelbe nach Genf ſchicken — Der Brief der Frau von Montboiſſier Malesherbes hat mich in einen gereizten Zuſtand verſetzt, den ich nicht zu ſchildern vermag! und Sie kennen die Gefühle, die mich bei ſeiner Lektüre bewegt haben — Gott ſei Dank, mein Vater wird keine ſolche Vertheidigung erfahren — Ich habe wohl daran gethan, mich zu entfernen; wann rathen Sie mir, zurückzukehren, und ſoll ich Clichy oder eine Wohnung in der Stadt wählen? Rathen Sie mir in dieſer Hinſicht! Ich habe hier eine angenehme engliſche Geſellſchaft; ich habe Coppet ſehr lieb gewonnen, ſeit ich mich aus freier Wahl hier aufhalte — ich bete hier viel zum Himmel, indem ich mich an meinen Heiligen wende — erinnern Sie ſich, daſs Sie ein Myſtiker waren? Haben Sie wirklich geſchrieben, die Preſsfreiheit dürfe nicht den Republikanismus angreifen? — man ſagt es in Genf, wo die Leute Ariſtokraten à la Calvin oder vielmehr auf illiberale Weiſe ſind — Leben Sie wohl, ſchreiben Sie mir —

---

*) Vermuthlich war Auguſt von Staël nach Paris gereiſt, um dort die Anerkennung der oft erwähnten Anſprüche ſeiner Mutter an den Staatsſchatz zu betreiben.

Die Angelegenheiten der Schweiz werden einen friedlichen Verlauf nehmen, und die 19 Kantons werden bleiben.

Den 30. April.

Die Konſtitution hat mich ſehr befriedigt — indeſs habe ich doch einige Einwendungen zu machen. Was ſollen die Staatsräthe? Sind ſie verantwortlich oder unverletzlich? Was bedeutet ihr Vorhandenſein in der Konſtitution? Was werden die Pairs ſein? Man hat mit dem Ausſprechen dieſes Wortes nicht Alles geſagt***) — eine Kammer von Militärs würde keine Garantie für die

---

*) Die verlaſſene Geliebte. — Anſpielung auf die heroiſche Oper „Roland" von Philippe Quinault.

**) Conſtant veröffentlichte im Jahre 1814 zwei Broſchüren über Preſsfreiheit, welche beide im ſelben Jahre zwei Auflagen erlebten: De la liberté des brochures, des pamphlets et des journaux, considérée sous le rapport de l'intérêt du gouvernement, und: Observations sur le Discours prononcé par S. E. le Ministre de l'Intérieur en faveur du projet de loi sur la liberté de la presse. Wahrſcheinlich iſt hier die erſtere gemeint.

***) Nach Conſtant's eigenem Berichte (ſ. Laboulaye's Ausgabe von Conſtant's „Cours de Politique constitutionnelle", Tome I., pag. 308) hielt ſogar der Kaiſer ſelbſt es für höchſt bedenklich, nach dem Muſter der engliſchen Verfaſſung eine erbliche Pairie in Frankreich einzuführen. Auch Conſtant ſah ſpäter ein, daſs eine Ariſtokratie ſich nicht künſtlich ſchaffen läſst.

Freiheit ſein — Wird die Verwaltung in den Provinzen nicht vom Volke erwählten Männern anvertraut werden? Wie Dem auch ſei, man muſs loben, was löblich iſt, und ich begreife, daſs Sie ſehr froh ſind, dabei mitgewirkt zu haben — aber was Sie mir über Ihr Zufriedenheitsgefühl ſagen, ſcheint mir nicht einzig und allein dem Gewiſſen zu entſtammen — Das Ausſprechen guter Grundſätze iſt immer ein großes Ding, die Grundſätze beherrſchen zuweilen mehr die Menſchen, als die Menſchen ihrer Herr ſind — Was Sie anbetrifft, ſo wiſſen Sie beſſer als irgend ein Anderer, was man ſagen kann; ich ſelbſt bin geneigt, Alles zu begreifen, ausgenommen Das, was ſich auf den Mangel an Gefühl bezieht, und da waren Sie nicht gebunden — Ich erdreiſte mich, Ihnen zu ſagen, daſs Ihr Benehmen in Betreff meiner Angelegenheiten weit unentſchuldbarer iſt — Sie haben mir *verſprochen*, mir 40,000 Franks von den 80 bei Gelegenheit der Heirath meiner Tochter zurückzuerſtatten — ich verſpreche dieſe 40,000 Franks Herrn d'Argenſon, welcher mich in ſeinem letzten Briefe an Victor, der ſich mit dieſer Summe einzurichten gedachte, daran erinnert hat; was kann ich thun, ohne zu ſagen, daſs Sie ſich jetzt ihrer Verpflichtung entziehen? — Unſere Übereinkunft mit einander iſt, wie Sie wiſſen, ein reines Geſchenk, das Nichts bedeuten kann. Betrachten Sie doch Ihre Lage — worin hat ſich dieſelbe ſeit Ihrem *Verſprechen* in Paris geändert, wenn nicht zum Beſſeren? — Sie ſchreiben mir in Ihrem vorletzten Briefe, daſs Sie ſich mir und Albertine gegenüber verpflichtet hätten, weil Sie damals Deputierter zu werden hofften. Jetzt ſind Sie Staatsrath, Das bringt mehr ein — Sagen Sie doch Foucault, er möge im Namen meiner Tochter irgend einen Theil Ihrer ausſtehenden Schuld an Madame Du [unleſerlich] übertragen — Sie kommen jetzt mit der Erfindung, daſs Ihre Lage nicht von Dauer ſein könne; aber da Sie ſelber ſagen, daſs der Kaiſer unüberwindlich ſei, was fürchten Sie? Außerdem, wann würden Sie finden, daſs dieſe Lage von Dauer ſei? Und was liegt mir daran, was Sie zu einer anderen Zeit thun oder laſſen werden, da es ſich hier um vierzehn Tage handelt, in denen das Schickſal meiner Tochter geregelt werden muſs — Wir haben früher einmal eine Korreſpondenz gepflogen, die ſechs Monate dauerte, während welcher Sie mir alle Tage drohten, mich mittels einer Anweiſung auf Valembreuſe und Cie. zu bezahlen — Sie haben ſeitdem Nichts verloren, und ich habe Ihnen damals bewieſen, daſs ich Ihnen Alles ſchenken wollte, wenn es ſich nur um mich handelte — aber gegenwärtig, wo es ſich um das Schickſal meiner Tochter handelt, muſs ich als Mutter dieſe Angelegenheit mit der ganzen Dringlichkeit betreiben, mit der ſie irgend betrieben werden *kann* — Sie werden vor dieſen Miſshelligkeiten, die ich nicht näher bezeichnen mag, geſchützt ſein, wenn ich mein Geld erhalte, und mir ſcheint, Sie können leicht den Kaiſer überzeugen, daſs er, wenn jetzt eine Liquidation — im Verhältnis zu dem Güterverkaufe während des verfloſſenen Jahres — Statt findet, das Princip, welches ich in Anſpruch nehme, und ferner den Artikel der Verfaſſung befolgt hat, welcher beſagt, daſs alles *auf Grund eines Geſetzes erworbene Eigenthum* heilig ſei — Meine Liquidation iſt ein *erworbenes Eigenthum*. — und ſchließlich hängt es nur von Ihnen ab, den Kaiſer zu überzeugen, daſs ich eine Perſon bin, über welche die Dankbarkeit immer eine größere Macht haben wird, als irgend eine Erinnerung — Ich wünſche von Herzen, daſs Sie der Verfaſſung treu bleiben, davon hängt Ihr Anſehen ab — Denken Sie, ich beſchwöre Sie, an die Lage Albertinens, an die Sorge, welche ich um ihretwillen erleiden muſs, und finden Sie es natürlich, daſs in einem ſolchen Augenblick Alles, was mir irgend an Mitteln zur Verfügung ſteht, für ſie verwandt werde — Haben Sie doch ſie wenigſtens lieb — Leben Sie wohl —

Coppet, den 25. Mai.

Handelte es ſich nur um mich, ſo würde ich fortfahren, Ihnen zu ſchenken, was ich Ihnen geliehen habe, wie ich es zu andern Zeiten zu thun die Thorheit beſaß — aber Sie ſind Schuld daran, daſs die Hochzeit meiner Tochter nicht Statt finden kann, Schuld, weil Sie 40,000 Franks verſprochen haben und dieſe im Kontrakt ſtehen — Ich habe verabſäumt, Sie denſelben unterzeichnen zu laſſen; aber da Sie mir von Briefen reden, ſo habe ich einen von Ihnen, welcher dies Verſprechen einräumt — Außerdem, was für ein Menſch, der mich nicht fußfällig bittet, zu Albertinens Glück beitragen zu dürfen! — was für ein Menſch, der heute in glücklichen Verhältniſſen iſt und, weh uns Armen, meiner Tochter nicht nützlich zu ſein ſucht! — was für ein Menſch, der einem Kinde eben ſo viel Leid zufügt, wie er der Mutter zugefügt hat — was für ein Menſch! Die Phantaſie ſträubt ſich vor dem Grauſen einer ſolchen Erfahrung —

die ganze Welt wird über Ihr Betragen urtheilen wie ich, aber im Augenblick Ihres Todes wird die Erinnerung Ihres vergangenen Lebens Sie ſchaudern machen — Im Übrigen iſt Alles aus zwiſchen Ihnen und mir, zwiſchen Ihnen und Albertine, zwiſchen Ihnen und einem Jeden, der noch für irgend ein Gefühl empfänglich iſt — Ich werde mit Ihnen nur noch durch die Advokaten und als Vormund meiner Tochter reden — Leben Sie wohl —

[Adreſſe:]

Herrn Benjamin de Conſtant,
Staatsrath,
Rue neuve de Berry Nr. 2
Abz. du Route. Paris.

Zur Ehre Conſtant's wollen wir glauben, daſs er nach dieſem letzten geharniſchten Appell an ſeine Ehre unverweilt ſeinen Verpflichtungen gegen die Freundin nachgekommen iſt. Der jähe Umſturz der Dinge ſollte auch ihn bald in den allgemeinen Strudel hinabreißen. Nach der zweiten Thronentſagung Napoleon's wurde Conſtant von den Kammern den anrückenden feindlichen Heeren entgegengeſandt, um die Milde der auswärtigen Herrſcher anzuflehen. In troſtloſeſter Stimmung von dieſer Miſſion zurückgekehrt, hatte er eben noch Zeit, ſich von dem „neuen Attila“ zu verabſchieden, welchem er nach England voranging. Mit gewohnter Federgewandtheit ſuchte er alsbald ſein Verhalten während der hundert Tage in einer Denkſchrift an Ludwig XVIII. zu rechtfertigen, den er ſeiner tiefſten Ergebenheit und ſeiner loyalſten Treue für die Sache der Bourbons verſicherte. „Der König ertheilt Ihnen volle Amneſtie,“ ward ihm nach Kurzem berichtet; „Ihre Schrift hat ihn vollkommen überzeugt.“ — „Das glaub' ich,“ ſagte Conſtant mit ſpöttiſchem Lächeln, „hätte ſie doch beinahe mich ſelbſt überzeugt!“ Indeſs machte er erſt im Herbſt 1816 von der Erlaubnis zur Rückkehr nach Frankreich Gebrauch.

Während Conſtant ſich in England durch ein ernſtes Studium des dortigen Parlamentslebens auf eine neue, ruhmvollere Phaſe ſeiner politiſchen Thätigkeit vorbereitete, hatte Fräulein Albertine von Staël ſich am 20. Februar 1816 zu Piſa mit dem Herzog von Broglie vermählt. Frau von Staël verbrachte mit dem jungen Ehepaare die Frühlingsmonate jenes Jahres in Italien, und knüpfte in der ruhigeren Stimmung ihres dortigen Aufenthaltes den Verkehr mit Conſtant wieder an. Doch verräth die Nachſchrift der Tochter mehr noch, als der freundliche, aber merklich kühlere Ton des Schreibens der Mutter, daſs ſein liebloſes Benehmen im verfloſſenen Jahre, wie immer die Geldangelegenheit ſich erledigt haben mag, tiefe Wunden in den Herzen Beider zurückgelaſſen hatte.

Florenz, den 30. Mai 1816.

Wir ſtehen im Begriffe, Florenz zu verlaſſen, wo wir beſtändig Nachrichten von Ihnen erhielten, obwohl Sie uns nicht geſchrieben haben — Jetzt, wo wir uns in Coppet einrichten wollen, laſſen Sie uns dort einige Zeilen über Ihre Pläne oder Nicht-Pläne zukommen, denn vielleicht fühlen Sie ſich in England ſo wohl, daſs Sie dort bleiben wollen — Über kurz oder lang werde ich Sie dort wiederſehen, aber zunächſt wird mein Sohn auf der Reiſe nach Amerika in dieſem Herbſte durch England kommen. Ich gedenke in Coppet zu bleiben, bis ich nach Paris zurückkehre, ich habe Grund, zu hoffen, daſs die, Gott ſei Dank um Vieles beſſere Geſundheit des Herrn von Rocca mir geſtatten wird, den Winter in dieſem gefährlichen Lande zu verbringen, doch muſs man es ſehen und beurtheilen — Ich hege noch immer die Abſicht, dann nach Griechenland zu gehen, um vor dem Tode noch ein letztes Werk zu ſchreiben, welches Das darſtellen ſoll, was ich an neuer Phantaſie noch in mir zu haben glaube*); allein meine Geſundheit nimmt ab, und mehr noch mein Intereſſe für ein jetzt nur ſo kurzes Leben — ich hange indeſs jetzt an demſelben, weil es glücklich iſt, und ich beklage ſehr den Verluſt der Zeit, welche das Unglück mir geraubt hat — aber ſchließlich, wer kann Dem, der uns dies wunderbare Geſchenk gemacht hat, Rechenſchaft über all dieſe Tage geben? —

---

*) Frau von Staël ſchrieb um dieſelbe Zeit in einem andern Briefe über den Entwurf ihrer mehrfach erwähnten, nicht zur Ausführung gelangten Dichtung „Richard Löwenherz“: „Ich hoffe, ein ſchönes Gemälde von den Wirkungen der Einbildungskraft im reifen Alter darzuſtellen, in dem Alter, wo die Gegenſtände, die ſich bald umdunkeln ſollen, noch von den purpurnen Strahlen der ſich neigenden Sonne erleuchtet werden.“

Wir haben geglaubt, Sie in einem Artikel der Edinburgh-Review zu erkennen, welcher „Auszug von Briefen aus Frankreich vom Februarmonat“ betitelt war — Laſſen Sie mich wiſſen, ob wir Recht haben — es ſcheint ſchwer, einen ſolchen Verdacht zu hegen, ohne daſs er gegründet wäre — Sie ſehen oft Miſs Berry und Lady Torcy, welche ich alle Beide ſehr liebe. Bitte, ſagen Sie ihnen, daſs ich bis zum 1. September in Coppet und dann in Paris zu bleiben gedenke, und daſs ich ihre Pläne kennen möchte, um mit ihnen zuſammen zu treffen — Italien iſt ein angenehmer Aufenthalt, ſeit die Engländer dasſelbe bereiſen; man genieſst dort zu gleicher Zeit ihre Geſellſchaft und die Sonne, eine ſeltene Verbindung — Wir müſſen es dennoch verlaſſen, denn man iſt dort noch unſtäter als überall anderswo, aber man bedauert den Verluſt dieſes Daſeins ohne Verantwortlichkeit, ohne Hoffnung wie ohne Furcht, das uns zum Tode führt, wie am Ende Jeder von uns dort anlangen wird, nur geſtützt auf die Gefühle ſeines Herzens — Ich laſſe meine Tochter dieſen Brief fortſetzen, antworten Sie uns —

[Nachſchrift von Albertinens Hand.]

Man erzählt uns Viel von Ihnen, man ſagt, Sie hätten große Erfolge. Ich wünſchte ſehr, daſs London Paris wäre, und daſs man nur die Londoner Geſellſchaft zu fürchten hätte, denn es iſt ein Land, wo man nur nach Dem beurtheilt wird, was man im Grunde ſeines Herzens iſt. Aber ich habe das Gefühl, daſs ich den Winter inmitten von Feinden verbringen werde. Italien beginnt ſehr ſchön und ſehr milde zu werden; dies Klima macht gerade den entgegengeſetzten Eindruck von demjenigen Englands, es macht Einen glücklich ohne Grund, wie jenes Einen traurig macht. Victor läſst Sie vielmals grüßen. Ich glaube, Sie denken nicht mehr an mich, und Sie thun Unrecht, denn es bedürfte ſehr Wenig, um mir die Liebe zurückzugeben, welche ich für Sie empfand, aber Sie haben das Alles vergeſſen.

Im Herbſt 1816 kehrte Frau von Staël, faſt gleichzeitig mit Benjamin Conſtant, nach Paris zurück. Es fand zwiſchen den alten Freunden eine vollſtändige Ausſöhnung ſtatt, und der anregende geiſtige Verkehr von ehemals wurde in herzlichſter Weiſe erneuert. Eine glänzende Frucht desſelben war Conſtant's Abhandlung „Über die politiſche Doktrin“, durch welche er der ultraroyaliſtiſchen Schrift Chateaubriand's „Die Monarchie nach der Charte“ entgegentrat und zuerſt wieder die dumpfe Stille unterbrach, welche ſeit der zweiten Reſtauration auf dem politiſchen Leben in Frankreich laſtete. Er rief die verſchüchterten Kämpfer der Freiheit mit maßvoller, aber kräftiger Stimme zur Vertheidigung jener „guten Grundſätze“ auf, welche, nach den Worten der Frau von Staël, den Menſchen oft mächtiger beherrſchen, als er ſie beherrſcht, und welche dem ſchwankenden Charakter im Ringkampfe des öffentlichen Lebens fortan einen ſicheren Halt gaben. Handelte es ſich in Benjamin Conſtant's Schriften nur um die Vertheidigung dieſer oder jener vergänglichen politiſchen Form, ſo würden dieſelben längſt veraltet ſein; aber noch heute lauſchen wir gern ſeinen beredten Worten, weil er auf allen Gebieten des Staatslebens dieſelben unveräußerlichen Freiheitsrechte des Individuums vertritt, welche Frau von Staël mit dem Feuereifer eines Apoſtels verkündete. Als ſeine große Freundin nach wenigen Monden in eine tödliche Krankheit verfiel, der ſie am 14. Juli 1817 erlag, zog er ſich Tage lang verzweiflungsvoll in die Einſamkeit zurück und ſuchte halbe Nächte hindurch ſeinen Schmerz in wildem Hazardſpiel zu betäuben. Er mochte wohl fühlen, daſs mit dieſer ſchwer gekränkten Frau der Genius entfloh, welcher ſeiner ſchlaffen Seele die Schwingen gegeben; aber ſo gewaltig war die Macht des Einfluſſes, den ſie auf ihn geübt hatte, daſs ihre leuchtende Schattenhand ihm noch aus der Nacht des Grabes heraus das Banner ihrer Freiheitsideale vorantrug und ihn nöthigte, mit Überwindung ſeines ſkeptiſchen Geiſtes dem Fluge dieſes Banners zu folgen.

Algernon Charles Swinburne.

Nach einer Abhandlung von Edmund W. Goſſe.

1.

Unter den mancherlei Namen auf dem engliſchen Parnaſſe der Gegenwart, welche mehr oder minder Anerkennung fordern, erheben ſich drei an Glanz und weitverbreitetem Ruhme hoch über die andern: Alfred Tennyſon, Robert Browning und Algernon Swinburne. In Tennyſon hat die „reſpektable" Geſellſchaft ihren vorzüglichſten Sänger gefunden, deſſen makelloſe Reinheit und Feinheit der Form eine etwas zahme und alltägliche Anſchauung über das Leben mit ſeinen Pflichten, Leiden und Freuden umſchließt, und ihm gerade deßhalb einen unbegrenzteren Ruhm eingetragen hat, als derſelbe jemals einem Dichter bei ſeinen Lebzeiten zu Theil geworden ſein mag. Bei Browning iſt ein eklektiſcherer Geſchmack mit einer Muſkelſtärke der intellektuellen Kräfte verbunden, welche in der poetiſchen Literatur Englands ſeit Shakeſpear nicht übertroffen und kaum erreicht worden iſt; allein Mangel an Klarheit des Ausdrucks und Mangel an Fähigkeit, den Vers muſikaliſch zu geſtalten, haben im Verein dazu beigetragen, die Wirkung erhabener geiſtiger und techniſcher Anlagen theilweiſe zu vernichten. Dieſe beiden großen Schriftſteller haben eine Zeit lang geherrſcht und nähern ſich ihrem natürlichen Abſchluſſe; Beide ſtehen im ſiebenten Jahrzehnt ihres Lebens. Der aufgehende Stern am Himmel der engliſchen Literatur iſt ein gluthvoller Planet mit unſtätem Zitterlicht, welcher Sturm und eine Zeit der Veränderung ankündigt, und welcher mit jedem ſeiner beiden Vorgänger nur wenig gemein hat. Algernon Swinburne hat geringe Luſt gezeigt, als gekrönter Dichter der reſpektablen Geſellſchaft betrachtet zu werden, und kaum größere Luſt, der unmelodiſche Dolmetſch fernliegender philoſophiſcher Theorieen oder der zergliedernde Anatom menſchlicher Gemüthsbewegungen zu ſein. Die Welt korrigiert ſich durch eine ſteigende und ſinkende Gleichgewichtsbewegung. So iſt es in der Ordnung, daſs wir nach Tennyſon's häuslicher Muſe und dem Raffinement Browning'ſcher Probleme uns die Willkür und die ſtürmiſchen Melodieen Swinburne's gefallen laſſen müſſen.

Swinburne ward am 5. April 1837 in Henley on Thames geboren. Er iſt ſeit Byron der einzige bedeutende engliſche Dichter von ariſtokratiſcher Herkunft. Das Geſchlecht Swinburne iſt eine alte Familie von der ſchottiſchen Grenze (wohl von däniſcher Abſtammung, da die urſprüngliche Form des Namens augenſcheinlich Sweinbjörn geweſen iſt), und in den Kriegen zwiſchen England und Schottland unter der Regierung Edward's III. ſpielte dies Geſchlecht eine hervorragende Rolle. Das gegenwärtige Haupt der Familie, Sir John Swinburne, beſitzt Capheaton, das alte Erbgut in der wildeſten und maleriſchſten Gegend von Northumberland auf den Abhängen der Cheviot Hills, ein halb unciviliſiertes Land, ſpärlich bevölkert und mit ungeheuren Wäldern bedeckt. Inmitten dieſer Umgebungen und am felſigen Meeresufer Northumberlands verrannen die Knabenjahre des Dichters. Unter vielen Brüdern und Schweſtern war er der älteſte, auch von jeher der ſtärkſte und wenig geneigt, ſich an ihren Spielen und kleinen Vergnügungen zu betheiligen. Er ſcheint ein wahres enfant terrible geweſen zu ſein: hitzig, eigenſinnig und unruhig. Swinburne's äußere Erſcheinung iſt ſehr merkwürdig. Ein großer Kopf, der auf einem dicken und kräftigen Halſe ruht — einem Halſe wie bei einem Veſpaſian oder Caracalla — iſt mit einer Fülle von Locken goldrothen Haares geſchmückt, das über eine Stirn, die ſonſt völlig das Übergewicht über das ganze Geſicht haben würde, herabfällt und ſie halb verdeckt. Allein dieſer koloſſale Kopf und dieſer koloſſale Hals ſitzen auf dem gebrechlichſten kleinen Vogelkörper den man ſich denken kann, mit feinen Händen und Armen, ſchräg abfallenden ſchmalen Schultern wie bei einem Weibe, breiten Hüſten und kleinen ſchwachen Beinen. Swinburne geht immer kerzengrade, als wage er nicht ſich zu bücken, aus Furcht, daſs ſein großer Kopf ihn dann aus dem Gleichgewicht brächte. Seine Höhe beträgt wenig über fünf Fuß, und ſein Körper iſt ſo leicht, daſs man ihn ohne Anſtrengung mit den Händen emporheben kann. In ſeinen Kindheitstagen in Capheaton fand er ein beſonderes Gefallen an Leibesübungen. Entweder ritt er den ganzen Tag in wildeſter Art auf einem kleinen langhaarigen Pony, der zu ſeiner Größe paſste, oder er ſtürzte ſich in die Fluſswellen, oder ſchwamm ins Meer hinaus. Ungefähr im Jahre 1853 entdeckte man zum erſten Mal, daſs in dem kleinen rothhaarigen Algernon etwas Außerordentliches ſtecke. Zufällig war der Dichter und Maler William Bell Scott im Begriff, die große Halle im Hauſe Sir Walter Trevelyan's, des nächſten Nachbarn von Sir John Swinburne, ringsum mit Fresken zu bemalen. Während Scott, von ſeiner Arbeit ausruhend, am Erkerfenſter ſaß, ſah er den merkwürdig ſchönen Knaben auf ſeinem plumpen Pony vorüber ſchießen. Algernon Swinburne's Kopf war das genaue Modell eines Kopfes, deſſen Scott für ſeine Freskomalerei bedurfte. Nichts war leichter, als den Knaben hereinzulocken, und bald wurde er ein täglicher Gaſt in Trevelyan's Hauſe. Es dauerte nicht lange, bis das vogelgleiche Weſen, das keinen Augenblick ſtill ſein konnte, während Scott malte, Fragmente unbekannter Verſe hervorzuzwitſchern begann, und wenn man ihn frug, Wer ſie gedichtet habe, hielt er inne und lachte. Bald entſchwand alle Blödigkeit, und Algernon deklamierte Tag für Tag ſeine poetiſchen Verſuche. Er zählte jetzt gegen 16 Jahre und war Schüler in Eton geworden. Mittlerweile arbeitete Scott an ſeinen großen Freskogemälden, welche noch heutigen Tages das glänzendſte Denkmal ſeines Genies ſind. Wenn die Ferien kamen, ſtellte ſich Algernon Swinburne wieder ein, lyriſcher, geiſtſprühender, raſtloſer als jemals. Schon war er von republikaniſchen Ideen entflammt: der ariſtokratiſchen Familie in Capheaton dünkten ſolche Anſichten entſetzlich und todeswürdig; der unbändige Dichter fühlte ſich daher mehr und mehr zu der aufgeklärteren und intelligenteren Familie Trevelyan hingezogen. In Lady Trevelyan, einer blendenden und liebenswürdigen Dame, die leider ſchon früh geſtorben iſt, fand Swinburne eine außerordentlich fördernde und ſympathiſche Freundin, und ihr hat er manche ſeiner zuerſt veröffentlichten Gedichte vorgeleſen.

In jenen Tagen folgten alle uneigennützigen und edlen Menſchen mit einer tiefen und ernſten Sorge dem Befreiungskampf in Italien. Sterne blitzten vor dem Sonnenaufgang, Sterne, welche, in Blut erlöſchend, verſanken. In die wilden Wälder Northumberlands drang die Kunde von Mazzini's fruchtloſen Aufſtandsverſuchen, dann noch traurigere

Berichte von geplantem, aber vereiteltem Tyrannenmord, von Barbès, Ageſilao und Orſini, und das Herz des Knaben ſehnte ſich glühend, wie ſie für die Freiheit zu ſterben. Ein Drang, Märtyrer zu ſein, iſt bei Swinburne immer ſtark entwickelt geweſen; ſo empfindlich gegen Schmerz er iſt, fühlt er Nichts, wenn er für eine Idee leidet. Der Muth, welchen jene unbedeutende Geſtalt in ſich birgt, iſt unbezähmbar, und er iſt niemals wirklich zufrieden, wenn er nicht auf irgend einen Widerſtand trifft. Während ſeiner ganzen Laufbahn hat er eine herausfordernde Stellung gegen die Welt angenommen: geborner Ariſtokrat, hat er Republikanismus und Atheismus gepredigt; vor einem „reſpektablen“ und heuchleriſchen Geſchlechte hat er, aus purem Widerſpruchsgeiſte, von Anaktoria und Phädra geſungen. So konnte er in ſeinen Knabenjahren, wenn der Gedanke an Italiens Knechtſchaft ihn mit einer leidenſchaftlichen Liebesqual durchbebte, aus der kühlen Tiefe der Fluth, in welcher er ſich badete, empor fahren und, während das Waſſer aus ſeinem blonden Haar über ſeine ſchönen Glieder troff, ſeine Arme himmelan erheben in begeiſterter Sehnſucht, daſs auch er, wie Felice Orſini, als Märtyrer für die Freiheit Italiens ſterben, und daſs ſeine entblößte Bruſt und ſein offenes Antlitz den öſterreichiſchen Kugeln Trotz bieten und nicht zurückweichen möchten. Mit dieſer auſserordentlichen Begeiſterung war eine leidenſchaftliche Freude an Leibesübungen jeder Art verbunden. Er war niemals ſehr muſkelſtark geweſen und war untüchtig zum Ringkampf und zum erfolgreichen Gebrauch ſeiner Hände; allein in zweierlei Dingen that er es allen Knaben ſeiner Bekanntſchaft zuvor, im Schwimmen und Reiten. Ungefähr 1856 zog Scott nach Newcaſtle hinab und verbrachte oft Wochen an einem öden Fleck des Meeresſtrandes in der Nähe der Stadt; dorthin kam Algernon gern, wenn das Meer in Aufruhr war. Er ſprang dann von Klippe zu Klippe, halb erſtickt von dem donnernden Brandungsſchaum, oder er gab ſeinen leichten geſchmeidigen Körper dem Kamm einer heranrollenden Welle preis, ſtürzte durch die einſinkende Wölbung des kalten grünen Waſſers, und wenn er dann wieder zum Vorſchein kam, jauchzte er wie ein Wahnſinniger in den Schaum und das Toben der brüllenden See. Kein engliſcher Dichter hat die verſchiedenen Stimmungen des Meeres ſo genau gekannt und ſie ſo hoch geliebt wie Swinburne, und dieſe Kenntnis iſt keine bloß theoretiſche: er iſt ein unverzagter und ſchneller Schwimmer, der nur einer breiteren Bruſt bedürfte, um die geübteſten Wettſchwimmer zu beſiegen. Zu ſeinem Reiten und Schwimmen geſellt ſich noch ein anderes verwandtes Talent: er iſt ein ſo behender Schnellläufer wie Einer. Das beſte Porträt, welches von ihm exiſtiert, wurde im Jahre 1860 von W. B. Scott gemalt. Er ſtand damals auf dem Gipfelpunkt ſeiner Schönheit: das Geſicht gleicht dem eines Engels aus der toskaniſchen Schule, man denkt unwillkürlich an das Geſicht eines der lieblichen und ätheriſchen Weſen, welche Botticelli oder Filippino ſo gern malten, mit der Lilie der Verkündigung oder der Palme des Martyriums in der Hand. Die kleinen vollen Lippen ſind der am wenigſten anſprechende Theil des Geſichts: die Oberlippe iſt etwas zu lang und beweglich, wie ſie heute noch erſcheint. Die Augen ſind von einer hellen, grünlich blauen Farbe, der Teint iſt weiß und farblos; das ſtrahlend roth-goldene Haar kräuſelt ſich über der Stirn und fällt in dichten Locken hinter dem Kopfe herab. Ein ſolches Wunder ſeltſamer Schönheit war Swinburne 1860; jetzt haben leider Krankheit und Sorge und hartes Leben alles Bezaubernde und Friſche dieſem Antlitz geraubt, auf welches das Alter ſo raſch ſeinen Stempel drückt. Aber das Gemüth blieb unverändert; er iſt immer noch derſelbe warme und edle Enthuſiaſt.

Im Jahre 1857 bezog er die Univerſität zu Oxford und ward als Nicht-Graduierter auf dem Balliol-College immatrikuliert. Hier fand er Jowett, den Plato-Überſetzer und jetzigen Vorſteher dieſes College — einen Mann, deſſen erhabene Biederkeit und herzwarme Treue ſich wiederholt ins Mittel legten, wenn Swinburne Gefahr lief, die eine oder andere Handlung von verhängnisvoller Thorheit zu begehen. Hier ward er auch mit den jungen Männern bekannt, die im Begriff ſtanden, die engliſche Kunſt zu revolutionieren, und er ließ ſich in ihre ſogenannte „prärafaeliſche Brüderſchaft" aufnehmen. William Morris war der Erſte unter ihnen, welcher Swinburne anzog. Morris hatte damals noch kaum Etwas geleiſtet, das auf eine ungewöhnliche poetiſche Begabung ſchließen ließ; obſchon er viel älter als Swinburne war, hatte er doch kaum etwas Anderes als das kleine Werk „The Defence of Guenevere" geſchrieben, welches 1858 veröffentlicht ward, aber geringe Aufmerkſamkeit erregte. Die außerordentliche Originalität und Schönheit dieſer Gedichte, welche genaue Reproduktionen frühmittelalterlicher Gefühle waren, machten auf den jungen Swinburne einen ſo gewaltigen Eindruck, daſs er ſie nachzuahmen begann. Kurz darauf kam Dante Gabriel Roſſetti von London nach Oxford, um dort zu malen. Dieſer Mann, deſſen perſönlicher Einfluſs auf junge Männer von Talent in England gröſser als der irgend eines ſeiner Zeitgenoſſen war, zog Algernon Swinburne an, wie die Flamme die Mücke anzieht. Roſſetti gehörte zu einer früheren Generation, er war ein welterfahrener Mann, gewohnt andere Menſchen zu beherrſchen, von kraftvollem Willen und Vorſatz. Swinburne klammerte ſich an ihn, wie eine feurige und zärtliche Natur, von ihrer eigenen Feinheit herabgedrückt, ſich an eine ſtark und breit angelegte Natur klammert, deren phyſiſche Kraftfülle ihr imponiert. Swinburne's Studien in Oxford waren von geringem Erfolg; er brillierte in den klaſſiſchen Diſciplinen, vermochte aber niemals die Anfangsgründe der Mathematik hinlänglich zu bewältigen, um das Vorbereitungsexamen für Nicht-Graduierte zu beſtehen. Allein noch während ſeiner Studentenzeit, 1862, begleitete er ſeine Mutter nach der Schweiz und Italien. Das erſte dieſer Länder machte geringen Eindruck auf ihn; das zweite blendete ihn faſt zum Sterben. In Florenz beſuchte er den alten, in freiwilligem Exil lebenden Dichter Walter Savage Landor, einen der gröſsten Geiſter Englands, den aber die Engländer niemals lieben gelernt haben. Er fand den alten Mann faſt blind, murrend und ſein Schickſal verwünſchend. Der junge Poet warf ſich dem Greiſe zu Füſsen, küſste ſeine Hände und bat ihn um ſeinen Dichterſegen. Landor's alte groſse Seele erwachte wieder; dieſer Beſuch war für ihn wie Sonnenſchein und wärmeſtrahlendes Leben; er fühlte ſich wieder jung, raffte ſich aus ſeiner ſtumpfen Mattigkeit empor und wandelte, auf Swinburne's Schulter geſtützt, auf und ab durch die Gemächer. Der junge Poet ſagt in einer herrlichen Elegie auf Landor, welche er zwei Jahre ſpäter ſchrieb:

„Ich kam, halb vorgeeilt als Dränger,
Halb zögernd nur,
Der jüngſte zu dem ältſten Sänger
Aus Englands Flur.“

Algernon Swinburne beſitzt die zartſinnigſte Sympathie für alte und ſchwache Perſonen und eine wunderbare Gabe, ſie aufzurichten und zu tröſten.

Als er aus Italien heimkehrte, ward er von einem großen Kummer betroffen. Die Diskretion verbietet, darüber mehr als dieſe leiſe Andeutung zu geben. Ich hätte ſelbſt dieſe zurückgehalten, wenn es nicht nöthig wäre, hervorzuheben, daſs dies Ereignis ihn anſpornte, ſeine erhabenſten Dichtungen hervorzubringen. Nach einer langen Pauſe der Bitterkeit und des Schweigens fand ſein gequältes Herz Worte in dem bedeutendſten all ſeiner kürzeren Gedichte: „Der Triumph der Zeit“. Dann folgten „Les Noyades“, „Dolores“, und bald darauf das Drama „Atalanta in Kalydon“. Die Zeit von 1862 bis 1864 war die fruchtbarſte Periode im bisherigen Leben des Dichters. Schon während ſeines Aufenthalts im College hatte er zwei Dramen, „Die Königin-Mutter“ und „Roſamunde“, verfaſſt und veröffentlicht, und „Chaſtelard“ geſchrieben. Ich verſpare jede kritiſche Bemerkung darüber für einen ſpäteren Abſchnitt. Aus dieſem Zeitraum vermag ich keinen ausführlichen Bericht über das Leben des Dichters zu geben, auch bot dasſelbe keine beſonders merkwürdigen Ereigniſſe dar; es ward theils in London, theils in Henley, theils in Frankreich verbracht. Die Veröffentlichung der „Atalanta in Kalydon“ im Jahre 1864 ſtellte ihn plötzlich auf die Höhe der beſten Dichter der Gegenwart; „Chaſtelard“, eine frühere Arbeit, ward darauf herausgegeben und vermehrte noch ſeinen Ruf. Aber die „Gedichte und Balladen“, welche 1866 erſchienen, wurden von der engherzigen und philiſtröſen „reſpektabeln“ Geſellſchaft mit einem Zetergeſchrei begrüßt, deſſen Gleichen man nicht gehört hatte, ſeit Byron ſeinen „Don Juan“ herausgab. Von den Urſachen dieſer Erbitterung ſoll ſpäter die Rede ſein. 1867 machte Swinburne im Hauſe Karl Blind's die Bekanntſchaft Mazzini's. Sie ſaßen den ganzen Abend Hand in Hand, und als ſie von einander Abſchied nahmen, ſagte Mazzini: „Sie dürfen keine erotiſchen Gedichte mehr ſchreiben. Sie müſſen Ihre Kräfte der Sache der Freiheit widmen.“ Swinburne eilte heim und dichtete „Ein Lied von Italien“, das noch im ſelben Jahre erſchien und Mazzini gewidmet war. Dann begann er ſeine „Lieder vor Sonnenaufgang“ zu dichten. 1869 verweilte er in der Bretagne. Als er eines Tages bei St. Malo badete, trieb die reißende Strömung ihn ins Meer hinaus. Er ſchwamm faſt eine Stunde lang. Gerade als er den Athem zu verlieren begann und die Kräfte ihn verließen und er dem ſicheren Tod entgegenſah, nahm ein franzöſiſches Fiſcherboot ihn auf. Die Fiſchersleute gaben ihm ein paar alte Segeltuchhoſen, und ohne andere Bekleidung ſaß der Dichter auf dem Vorderſteven des Fahrzeugs, während das Sonnenlicht über ſein Haar floſs, und deklamierte ſeinen Rettern Verſe von Victor Hugo. Sie fanden Gefallen an ihm und nahmen ihn nach ihrem etwas entfernt gelegenen Dorfe mit heim. Der leicht erregbare Dichter, welcher über dieſes neue Leben entzückt war, vergaß ſeine Freunde in St. Malo und fand ſie, als er nach einigen Tagen zurückkam, in der größten Unruhe um ihn. Inmitten des großen Kriegs 1870 erſchienen die „Lieder vor Sonnenaufgang". Im Donnergetöſe jenes Jahres ward ihre Muſik kaum gehört, und die franzöſiſche Überſetzung, welche gleichzeitig mit dem Original erſcheinen ſollte, unterblieb wegen der Belagerung von Paris. Seitdem veröffentlichte er das Trauerſpiel „Bothwell", welches im Sommer 1874 erſchien und endgültig die Stellung Swinburne's als des größten der nach 1820 geborenen Dichter befeſtigte, 1875 einen Band politiſcher Gedichte: „Lieder von zwei Nationen", ſo wie zwei Proſaſchriften kritiſcher Natur, im Januar 1876 „Erechtheus", eine griechiſche Tragödie im Stile des Äſchylos, und ſo eben, im Sommer 1878, eine zweite Sammlung „Gedichte und Balladen."

2.

Im Jahr 1861 gab der junge Dichter, wie wir ſahen, einen Band mit zwei verſificierten Dramen heraus; dieſelben erregten jedoch kein Aufſehen, nicht einmal in dem unmittelbaren Kreiſe ſeiner Bekannten, und es verſtrich einige Zeit, bevor er wieder vor die Öffentlichkeit trat. Allein ſeit 1857 hatte er mit großer Leichtigkeit lyriſche Gedichte geſchrieben, und im Jahr 1864 hatte er eine hinlängliche Anzahl ausgewählter Poeſieen für einen ſtarken Band beiſammen. Er ſuchte jedoch vergebens nach einem Verleger; keiner war geneigt, die Gedichtſammlung eines unbekannten Verfaſſers zu drucken, und Swinburne hatte nicht bares Geld genug, um ſelbſt das Riſiko zu übernehmen. Aber ſein Pult war übervoll von Manuſkripten. Außer den lyriſchen Gedichten war ein ganzes Drama, „Chaſtelard," ſchon 1860 vollendet, und andere Werke, die jetzt verloren gegangen oder beiſeite gelegt worden ſind, waren druckfertig. Er war 27 Jahre alt und noch unbekannt. Es mußte Etwas geſchehen. Er ſchrieb daher in der erſten Hälfte des Jahres 1864 ſein griechiſches Drama „Atalanta in Kalydon," das, von der Firma Moxon und Sohn in Verlag genommen, in demſelben Jahre herausgegeben und von der geſammten engliſchen und amerikaniſchen Preſſe mit faſt einſtimmigem Enthuſiasmus begrüſst ward. Es war jetzt leicht für ihn, herauszugeben, was er wollte, und im folgenden Jahr erſchien das früher verfaſste Drama „Chaſtelard," und 1866 ein Band lyriſcher Gedichte, die auch faſt alle lange vor „Atalanta" geſchrieben worden waren. In Wirklichkeit gehören viele Stücke in Swinburne's „Gedichten und Balladen" ſeiner früheſten Jugendzeit an; allein Das haben niemals die Kritiker begriffen, welche heutigen Tags immer noch auf „Atalanta's" Reinheit und Fülle hinweiſen, als Zeugnis dafür, daſs der Stil Swinburne's urſprünglich vollkommener als jetzt geweſen ſei. Sie urtheilen nach der augenſcheinlichen Unreife der ſpäter herausgegebenen, aber früher geſchriebenen Werke.

Die Veröffentlichung der „Gedichte und Balladen" bezeichnet eine Epoche in der poetiſchen Literatur Englands. Selten iſt ein Buch mit einem ſolchen Sturme von Schmähworten ſeitens aller Organe der Preſſe begrüſst worden. Trotzig, excentriſch und anmaſsend hatte der Dichter in dieſem Buche faſt jede konventionelle Norm der poetiſchen Schreibart und des poetiſchen Gedankens zu verletzen gewagt. Es gab wohl nie eine Zeit, die ſo geneigt geweſen wäre, das Leben bequem aufzufaſſen, wie die jüngſt vergangene Periode; es gab nie ein ſo kindiſch furchtſames, ſo zierlich ſchönredendes, ſo „reſpektables" und überfeinertes Geſchlecht, wie das, welches mit entzückter Huldigung die groſsen Thaten ſeines vornehmſten Freundes, des Geſellſchaftsretters jenſeit des Kanals, betrachtete. In einer nach dem äuſseren Schein ſo moraliſchen, in Wirklichkeit aber höchſt unmoraliſchen Atmoſphäre war die Poeſie, gleich einer Treibhauspflanze, kränklich, matt und bleich. Der Dichter, welcher in jener Epoche die einzige und die allgemeinſte Geltung fand, war Alfred Tennyſon, deſſen idylliſche Schilderungen des Liebesverhältniſſes zwiſchen Kaplänen und jungen Edelfräulein auf dem Lande die ſtärkſte geiſtige Nahrung waren, welche die engliſche Nation verdauen konnte. Robert Browning machte, nur von Wenigen beachtet, ſeinen kraftvollen, für die Uneingeweihten dunklen Ausbrüchen Luft; Eliſabeth Browning ſtarb 1861, gerade als ſie durch ihre „Caſa Guidi Fenſter", und noch mehr durch ihre verblüffende epiſche Satire „Aurora Leigh,“ die Nation zur Einſicht zu bringen begann, daſs ein umfangreicherer und kräftigerer Geiſt in der Poeſie möglich ſei. Alles war wieder im Begriff, in den fadeſten Zuſtand der Schläfrigkeit zu verſinken; die einzigen Dichter, welche die Preſſe anerkannte, waren diejenigen, deren Werke man ohne Bedenken dem jüngſten Backfiſch in die Hand geben konnte. Da erſchienen plötzlich Swinburne's „Gedichte und Balladen,“ jedes Vorurtheil der brittiſchen Philiſter trotzig herausfordernd, die ſanfte Stimme der Idyllen-Dichter in donnernden Melodieen der Sinnlichkeit, Grauſamkeit und Blasphemie ertränkend. Der Gegenſatz war maßlos; der neue Poet ſchoſs in ſeinem Angriff auf beſtehende Verhältniſſe weit über das Ziel hinaus; vor Allem fand man ihn des Verbrechens der „Unſchönheit“ ſchuldig, und er ward wie ein toller Hund niedergeſchlagen.

Oder vielmehr, ihm würde dies Schickſal widerfahren ſein, wenn man nicht ſofort erkannt hätte, daſs dieſer neue Poet ſich nicht todtſchlagen und vernichten ließ, und wenn man nicht zugleich die Entdeckung gemacht hätte, daſs, trotz der Journaliſten, welche ſeine Gedichte albern und ruchlos nannten und behaupteten, kein Menſch werde ſie leſen, dennoch alle Welt ſie las, und daſs im Laufe der Zeit erſt eine Stimme, dann eine zweite und dritte das Zetergeſchrei der Menge mit der Verſicherung durchdrang: die Blasphemie und Ruchloſigkeit ſeien ſtark übertrieben worden, das Buch ſei nicht ſo abſcheulich, wie die Tagesblätter meinten, und trotz manches Unbedachtſamen, Häſslichen oder ſelbſt Unnatürlichen enthalte es doch genug reine und vollkommene Produktionen, um mit Recht ſeinen Verfaſſer unſterblich zu machen. Zwölf Jahre ſind ſeit jenem lärmenden Streit über die „Gedichte und Balladen“ verfloſſen, und die Kritik hat ihr ungünſtiges Urtheil mittlerweile ſtark modificiert. Der Dichter hat ſeitdem andere, nüchternere Werke verfaſſt; er hat nie wieder auf dieſelbe überreizt ſchwüle und unehrerbietige Weiſe über die phyſiologiſchen Erſcheinungen ſeeliſcher oder geiſtiger Krankheit geſchrieben, und die Geſellſchaft ſteht nachgerade im Begriff, ihrem enfant terrible ſeine Jugendſünde zu verzeihen. Außerdem aber iſt ja der Dichter auch Prophet, und durch ſeine rückſichtsloſe Kühnheit hat er nicht wenig dazu beigetragen, ſeine Nation vom beengenden Joche der Prüderie und Zimperlichkeit zu befreien. Wenn die engliſche Literatur der Gegenwart im Vergleich mit der Literatur der fünf ziger Jahre als kräftig, männlich und aufrichtig erſcheint, ſo iſt es nicht mehr als billig, der kühnen, wiewohl miſsverſtandenen Gewaltſamkeit Swinburne's ein gut Theil des Verdienſtes um dieſe Emancipation zu vindicieren.

Nehmen wir das gefährliche Buch von 344 Seiten zur Hand! Auf den erſten Blick erkennen wir, daſs es kein Produkt chriſtlicher Geſinnung iſt. Ein heidniſcher Geiſt durchweht dasſelbe, und eifert in den unverblümteſten Ergüſſen leidenſchaftlich wider die Traditionen und Uſurpationen des Chriſtenthums. Es iſt keine Verſpottung von Glaubenslehren, wie bei Shelley; es iſt kein Beſtreben, die antike Philoſophie und das Chriſtenthum zu verſöhnen, wie bei Tennyſon und Anderen. Dieſer Poet, welcher im neuen Zeitalter allein ſteht, jammert nach der alten goldenen Zeit, und wüthet blind gegen die Feſſeln, die ihn umſchlingen. Er iſt vor Jahrhunderten im Schoße der Welt als freier Mann in Schlaf gefallen; nun erwacht er, um ſich vom Netzgeſtrick der Philiſter umgarnt zu finden, und die Welt ſelber hat ihn verrathen.

Die Gedichte ſind in keiner natürlichen Ordnung zuſammengeſtellt. Mit einer Art ſtorriſcher Abſichtlichkeit ſind ſie ſo bunt durcheinander gewürfelt, daſs wir ſie nur mit unſäglicher Mühe in einen gewiſſen Zuſammenhang bringen können. Die chronologiſche Zeitfolge würde uns, ſelbſt wenn ſie zu ermitteln wäre, wenig dabei nützen. Alle ſind Jugendarbeiten, ſo Viel iſt gewiſs:

„Denn die jüngſten ſchrieb der Knabe zum Spiel,
Die älteſten ſind jung."

All dieſer Gluth und Pracht fehlt Eines: ein gereiftes Urtheil. Die lyriſchen Gedichte ſind in den meiſten Fällen von dramatiſcher Natur, und man könnte ſie ihrem Stoffe nach in zwei große Klaſſen eintheilen: in ſolche, welche einem vorchriſtlichen, und in ſolche, welche einem chriſtlichen Zeitalter angehören. An Ton ſind ſie ſehr verſchieden. Von dieſem Geſichtspunkt aus beginnen wir die Liſte mit dem wunderſamen Lied „Itylus". Aus dem dunklen und vorhiſtoriſchen Griechenland klingt zu uns dieſe ſchwermüthige und leidenſchaftliche Melodie, der Vorwurf, welchen die Nachtigall ihrer leichtſinnigen und vergeſslichen Schweſter, der Schwalbe, macht, die nicht mehr an die grauſamen Schiffe und die fremden Geſichter, an ihr Wachen über Itylus und allen Schmerz und alle Schmach denkt. Dies Gedicht, das im Sommer 1862 zu Fieſole geſchrieben ward, iſt eines der melodiöſeſten Versgebinde, deren die moderne engliſche Literatur ſich rühmen darf, und kein anderes unter den lyriſchen Gedichten Swinburne's athmet einen ſo vollkommen antiken Ton. In „Anaktoria“ und „Phädra“ nähern wir uns der hiſtoriſchen Zeit; hier treffen wir Kraft, allein ohne Zartheit und Anmuth. Dieſe Monodramen wilder, wahnwitziger Wolluſt verdanken ihren Charakter großentheils der Lektüre von Baudelaire und ſeinen Sumpfgewächſen krankhafter Poeſie. In „Anaktoria“ iſt nur Wenig von der wahren Sappho; die Verſe dagegen, welche „Sapphiſche Strophen“ („Sapphics“) betitelt ſind, glühen und beben von einer flammenden Leidenſchaft, welche ſelbſt dem größten lyriſchen Dichter Griechenlands nicht zur Unehre gereichen würde. Dies herrliche Gedicht ſchildert, wie die Götter mit Grauen und Mitleid die zehnte Muſe, Sappho, ſich zur Höhe ihres erhabenen Geſanges emporſchwingen und dann, von unfruchtbarer Sehnſucht verzehrt und gebrochen, hinabſinken ſehn. Es iſt kaum möglich, Einzelnes davon zu citieren; Strophe nach Strophe entfaltet ſich die große lyriſche Tragödie in einer Sprache, die ſich an Majeſtät, Harmonie und Leidenſchaft nicht übertreffen läßt, die aber ſo fein in einander gewoben iſt, daſs man die unmittelbare Gedankenkette zerreißen würde, wenn man einen Einſchnitt darein machte. Die ſchönſten rhetoriſchen Eigenthümlichkeiten in Swinburne's Stil treten klar in dieſem bedeutenden Gedichte hervor, das einen ſo anſpruchsloſen Titel hat, und Jedermann weiß, wie ſchwer dieſe antiken Versmaße ſich der rauhen engliſchen Sprache anbequemen. Ein zweites, in ganz anderem Geiſt empfangenes Gedicht trägt einfach die Überſchrift „Hendekaſyllaben;“ hier begegnet uns eine Stimmung ſanfter Klage über das ſchnelle Dahinſchwinden alles Schönen, in einer Weiſe ausgedrückt, die eher mittelalterlich als klaſſiſch iſt, und in einer Sprache, ſo zierlich und kühl wie ein thauiger Blumenkelch. Das kleine Gedicht „Erotion“ ſchließt die Gruppe der vorchriſtlichen, klaſſiſchen Poeſieen, und iſt ein heimlicher Ausbruch der Trauer und Sehnſucht im Stil jener geſchlechtsloſen Liebesklagen eines Kallimachos oder Meleager, deren man ſo viele in der griechiſchen Anthologie findet. Der geliebte Gegenſtand iſt zu neuen Eroberungen und neuen Aufregungen hinweg geeilt, und der Liebende kann nur den entfliehenden Schritten nachſeufzen:

„Verlaſs mich nicht, doch, wenn du willſt, ſei frei!
Lieb' mich nicht mehr, doch ſieh mich dir getreu!
Geh', wo du willſt, dein Glück dir zu erwerben;
Doch ich kann Eins, was Liebe nicht kann — ſterben."

Bis zu einem gewiſſen Grade ſind mit dieſen griechiſchen Gedichten diejenigen verwandt, welche hebräiſche Stoffe behandeln. „Eine Litanei" iſt ein ſtrenges Drohlied im Geiſte des Jeſaias oder Hoſea; „Eine Wehklage" ſpricht die Trauer und Verzweiflung eines Volkes aus, das ſeinen Gott verlaſſen hat und von ihm verlaſſen ward; in „Aholibah" wird die Braut und Dienerin Gottes geſchildert, wie Heſekiel ſie ſchildert, als die an die Wand gemalten Geſtalten der babyloniſchen Fürſten ihr Herz und ihre Lippen zu arger Sünde verlockten, wofür der Fluch und die Strafe Gottes ſchwer auf ſie herabfiel.

Eine andere Gruppe der „Gedichte und Balladen" läßt ſich als Monodramen aus der ſpäteren Zeit des römiſchen Kaiſerthums bezeichnen. Unter dieſen finden wir „Hermaphroditos," vier Sonette von ausgeſuchter Feinheit und Anmuth, eine träumeriſche Grübelei, die ſchwermüthig fragt: welcher der Götter, müde der Menſchengeſchlechter, dies makelloſe Zwitterweſen als eine bloße Trophäe unfruchtbarer Schönheit erſchaffen habe. Es wird keine Antwort darauf ertheilt, und die Liebe ſelbſt, welche blind iſt, weiß Nichts davon. In „Fragoletta" wird dasſelbe geheimnisvolle Thema behandelt, aber mit weniger Zurückhaltung; denn die Grübelei weicht der Leidenſchaft, und der Redende bekennt, daſs er, müde der Leoparden-Spuren der fliehenden Liebe, froh darüber ſei, ſüßere Raſt an dieſer glatten Bruſt und dieſem ſanft gerundeten Halſe finden zu dürfen. In „Fauſtina" ſteht ein Gladiator, in deſſen Armen die Kaiſerin in der verwichenen Nacht geruht hat, aufrecht in der Arena, um bald dem Tod ins Antlitz zu ſchauen, und ergeht ſich in Schmähworten über ihre grauſame und erbarmungsloſe Wolluſt. In „Heſperia" ſegelt ein Mann, welcher bis zum Übermaße geliebt und in Rom's wilden Genüſſen allzu viel gelitten hat, bleich und ermattet ins goldene Weltmeer hinaus, um, wo möglich, die „glücklichen Inſeln" zu erreichen und Ruhe vor dem Tode zu finden. Beſonders ſcharf aber treten drei Gedichte hervor. Der „Hymnus an Proſerpina" iſt der Verzweiflungsſchrei eines Heiden bei der Einführung des Chriſtenthums in Rom. Er proteſtiert wider die Knechtſchaft unter dem Joche des Galiläers, er will Nichts zu ſchaffen haben mit der neuen jungfraulichen Göttin, — einer neuen Kybele, welche ſchwerfällig, kalt und freudlos vom Berge Dindymos herabfährt. Für ihn hat das Leben ſeinen Sonnenſchein, die Liebe ihre Leidenſchaft, die Welt ihre Hoffnungen verloren, und ſein einziger Troſt iſt, daſs auch der Galiläer nicht unſterblich ſei, und daſs auch er im Laufe der Zeit fallen werde, um ſtärkeren Göttern Platz zu machen. Während in dem „Hymnus an Proſerpina“ ein männlicher und heroiſcher Heide ſpricht, redet in dem wunderbaren Gedichte „Dolores“ ein Menſch, der von wollüſtigem Genuſs überſättigt iſt, und der in ſeiner Begier nach phyſiſcher Aufregung ſogar nach dem Schmerz als Reizmittel für ſeine erſchlafften Nerven verlangt. Swinburne hat vielleicht nie etwas Originelleres, Vorzüglicheres, Kraftvolleres und Abſtoſsenderes geſchrieben, als dies berüchtigte Gedicht „Dolores“. In Verſen, welche reinſte Muſik ſind, ſchildert der Redende durch Gebet, Vorwürfe und flehenden Anruf die ſeltſame Göttin, welche er ſich für ſein Andachtsbedürfnis geſchaffen hat, eine Tochter der Kotytto und des Priapus, — höchſte Befriedigung, gepaart mit einer nimmer ermüdenden Sinnenluſt. Vor dieſer ſcharfgezahnten und raſenden Gottheit ſtrömt er alle Gebete und alle Leidenſchaft aus, welche ein Mann ſeiner Geliebten oder ein inbrünſtig Flehender ſeinem Gotte widmet. Vergebens! die Menſchen ſind nicht mehr, was ſie waren, das Blut iſt matt, das Feuer brennt ſchwach, die herrliche antike Kraft der Liebe und des Geſanges ſind erloſchen:

Noch hängen die Kränze der Alten,
  Ihr Lied überhallt unſern Sang,
Unſre Lieb' muſs vor ihrer erkalten,
  Und Catull beſchämt unſern Klang.
Wer küſst noch mit Lippen, mit warmen,
  Wie er ſang auf der heimiſchen Au?
Bitt' für uns in deinem Erbarmen,
  Schmerzgöttliche Frau!

In dieſem wildſchönen Liede kamen die Strophen vor, welche den engliſchen Recenſenten den gröſsten Schreck einjagten. Leuten, denen Martial, Apulejus oder Petronius unbekannt waren, erſchien es unbegreiflich und ganz unerhört, daſs ein Poet von Lippen ſchreiben konnte „in einander geſchmiegt und gebiſſen, bis der Schaum gewürzt iſt mit Blut“ und von „ſchweren weiſsen Gliedern“ und „dem grauſamen rothen Munde, der einer Giftblume glich,“ und von jener entſetzlichen Miſchung von wollüſtiger Freude und Schmerz. Freilich hätten ſelbſt Diejenigen, welche mit den dunklen Leidenſchaften der antiken Welt näher vertraut waren, eine minder glühende und minder begeiſterte Schilderung ihrer Myſterien wünſchen mögen. Indeſs enthält „Dolores“ einige der erſtaunlichſten Kraftſtücke, die Swinburne's Muſe geleiſtet hat. Eine Strophe wie die nachfolgende, welche den Geſang Nero's beim Brande Rom's ſchildert:

„Als, umglüht vom feurigen Toſen,
Der ſchöne Wütherich ſtand,
Wie ein Harfenſpieler, mit Roſen
Bekränzt, den Tod in der Hand;
Und fern durch das Flackern und Flimmern
Ein Ton wie Meeresſturm ſchwoll;
Und zum Blitze des Blutbads das Wimmern
Der Lauten erſcholl.“

eine ſolche Strophe hat die ganze Feinheit, Härte und den metallenen Klang wie ein juwelenverzierter Pokal Benvenuto Cellini's, feſt wie Eiſen, leicht wie eine Blume. Natürlich iſt es ſchwer, von der tadelloſen Formvollendung ſolcher Verſe bei ihrer Nachbildung in einer fremden Sprache dem Leſer eine annähernd richtige Vorſtellung zu geben. Das letzte dieſer römiſchen Gedichte iſt „Der Garten der Proſerpina“. Müde der Wolluſt und des Leidens, überdrüſſig aller menſchlichen und göttlichen Dinge, hat der Liebende nur noch den Troſt:

„Da Lebensluſt und Hoffen
Und Furcht uns nicht umſpinnt,
Danken wir kurz und offen
Den Göttern, wer ſie ſind:
Daß ewig währt kein Leben,
Sich Todte nie erheben,
Und bald zum Meer doch eben
Der trägſte Fluß ſelbſt rinnt.“

Und ſo kommt er, wie Adonis in dem ſchönen Gedichte des däniſchen Schriftſtellers Frederik Paludan Müller, ermattet von den Roſen Aphroditens, mit ſchwankenden Schritten zu dem Throne, auf welchem die ſtille Perſephone, mit kalten, weißen Blumen bekränzt, ſchweigſam ſitzt. So endet der Cyklus der ſinnlich leidenſchaftlichen Gedichte mit Schlaf und Tod.

Es wäre gut geweſen, wenn Swinburne ſich damit begnügt hätte, nur die hier hervorgehobenen Gedichte, und ungefähr in derſelben Ordnung, herauszugeben. Seine anderen lyriſchen Gedichte hätten einen beſonderen

Band füllen können; ſie ſind, nach unſerer Anſicht, nicht an ihrem Platz unter dieſen Klängen aus der antiken Welt. Mit demſelben Recht könnte man Leconte de Lisle's „Poëmes Barbares“ mit Gautier's „Emaux et Camées“ und mit einzelnen von Victor Hugo's „Odes et Ballades“ zu einem Bande vereinigen. Denn auch Swinburne hat ſeinen mittelalterlichen Abſchnitt in den „Gedichten und Balladen“. Es ſind außerordentlich gewandte Leiſtungen, aber doch mehr Nachahmungen, als originale Erfindungen. In der „Ballade vom Leben,“ der „Ballade vom Tode“ und der „Refrain-Ballade“ ahmt er ſorgfältig den Stil der Kanzonett-Dichter nach, welche auf Dante und die früheſten italiäniſchen Lyriker folgten. In „Laus Veneris“ erzählt er die Geſchichte von Tannhäuſer und Frau Venus nach Art der franzöſiſchen Romantiker des ſechzehnten Jahrhunderts; „Sankt-Dorothee“ iſt eine getreue Wiederaufnahme von Chaucer's eigenthümlichem Erzählungsſtil. Das Gedicht „Im Obſtgarten“ ſchließt ſich genau an die alten provençaliſchen Refrain-Balladen, während für „Ein Weihnachtslied“ und „Das Maſkenſpiel der Königin Berſabe“ noch frühere Muſter gewählt ſind; ja, wir ſtoßen auf Gedichte, welche die erſten Anfänge der engliſchen Lyrik in Liedern und Myſterien ſo vollſtändig nachahmen, daſs es Einem faſt unmöglich iſt, ſie nicht für echt zu halten. Am wenigſten gelungen unter dieſen Nachbildungen ſind die Balladen im Tone der herrlichen anonymen Gedichte aus dem fünfzehnten Jahrhundert, welche man „Border-Ballads“ zu nennen pflegt, weil ſie meiſtens von umherwandernden Sängern an der ſchottiſchen Grenze gedichtet ſind.

Wir kommen zuletzt zu den modernen erotiſchen Gedichten dieſes Bandes. Das in jeder Hinſicht bedeutendſte iſt dasjenige, welches den Titel „Der Triumph der Zeit“ führt. Der hier Redende, welcher von dem Mädchen, das er aufrichtig und rein liebt, um eines reicheren oder ſpäteren Nebenbuhlers willen betrogen und verſtoßen ward, ſpricht mit Schmerz, aber ohne Groll und Verbitterung aus, daſs ihr Leben ſowohl als das ſeinige durch ihre Untreue zerſtört worden iſt. Eine Möglichkeit, daſs zwei Seelen hätten zu etwas unſäglich Herrlichem mit einander verwachſen können, iſt vereitelt worden. Für ihn hat das Leben jetzt keine Freude mehr, und er wendet ſich um Troſt an das Meer. Das Meer allein, das treue, tiefe, keuſche und die Mutter der Menſchen, kann ihm Ruhe geben, und wir verlaſſen ihn inmitten des kühlen Lichtes und der ein tönigen Muſik der ſchwermuthvollen grünen Wogen. Was dieſes majeſtätiſche und gedankentiefe Gedicht daran hindert, ein Meiſterwerk zu ſein, iſt einzig ſeine ungebührliche Länge und ſein Mangel an Koncentration — zwei Fehler, welche den meiſten von Swinburne's Dichtungen anhaften. Die übrigen ſeiner modernen Liebesgedichte ſind weniger erhaben und weniger echt empfunden, als dies. Sie wiederholen zu oft die wilden Ausdrücke, welche einer Fauſtina oder einer Dolores gegenüber paſſen mochten, welche aber nicht am Platze ſind, wenn ſie ſich an ein weibliches Weſen unſerer Zeit richten. „Ein Abſchied“ wiederholt gewiſſermaßen dasſelbe Gefühl, welches den „Triumph der Zeit“ durchklingt, aber in einer ſchwächeren Tonart. „Rokoko“ und „Feliſe“ umſpielen mit ihren wechſelnden Rhythmen den Gedanken, daſs das gegenſeitige Verhältnis Liebender auf- und abſchwanke, und daſs, wenn Einer von ihnen leidenſchaftlich werde, der Andere kalt ſei; und ſo lernt der Eine nur lieben, wenn der Andere des Werbens überdrüſſig oder müd iſt. „Satia te sanguine“ überträgt die wilden Gelüſte eines ſinnlichen Römers auf das moderne Leben, und man ſchaudert, wenn man als zeitgenöſſiſch lieſt, was man in einer ſiebenzehn Jahrhunderte alten Kultur mit philoſophiſcher Gemüthsruhe hinnimmt. Es iſt geſagt worden, daſs die Liebe in dieſem Buche Swinburne's keinen Platz einnehme, und obſchon dieſe Behauptung nicht ganz wahr iſt, da Gedichte wie „Der Triumph des Lebens“ voll reiner und zärtlicher Hingebung ſind, läſſt ſich nicht leugnen, daſs eine Zergliederung der Wolluſt das Hauptthema bildet. Allein es muſs doch bemerkt werden, daſs der verletzende Stoff durchgehends mit Ernſt und Feinheit behandelt wird. Man findet keinen ſchlüpfrigen Ausdruck und nur ſehr wenige, die einem nicht allzu prüden Leſer mit Fug zum Ärgernis gereichen könnten. Dies Buch, welches ſo verrufen iſt, iſt zugleich ſo gluthvoll und originell, daſs man es nicht mit Schweigen übergehen darf. Es nimmt einen Platz in der Literatur ein. Der Verfaſſer hat niemals verſucht, ein ſo keckes Unterfangen zu wiederholen, und er hat ſelber geäuſert, daſs ihm Dergleichen nie in den Sinn kommen wird.

Es ſind noch einige Gedichte in dem Buche, von denen bisher nicht die Rede war; vor Allem eine herrliche Elegie bei Gelegenheit von Walter Savage Landor's Tode. Swinburne iſt beſonders glücklich in derartigen Gedichten. Als Baudelaire und Gautier ſtarben, brachte er ihrem Andenken ſeine Huldigung in Elegien dar, die aus der „Fortnightly Review,“ wo ſie abgedruckt wurden, erſt jetzt in die zweite Sammlung ſeiner „Gedichte und Balladen“ übergegangen ſind, die aber in ihrer Art eben ſo vorzüglich waren wie die Erinnerungsſtrophen, welche Swinburne vor vier Jahren dem Neſtor der engliſchen Dichter der Gegenwart, Bryan Walter Procter (Barry Cornwall), in die Gruft nachrief. Die wenigen politiſchen Gedichte dieſer erſten Sammlung gehören zu derſelben Klaſſe wie die „Lieder vor Sonnenaufgang“, und ſollen bei Beſprechung dieſer berückſichtigt werden. Nur der ſchönen „Widmung“ ſei noch gedacht, mit welcher Swinburne, in derſelben prächtigen Versform, die er ſich für „Dolores“ erſchuf, das Buch dem großen Maler Edward Burne Jones zueignet, deſſen Genius in mancher Beziehung ſeinem eigenen ſo nahe verwandt iſt. Mit einem treffenden Bilde nennt er hier ſeine Gedichte:

Bleich-finſtre und röthliche Blätter,
Verſengt von irr flackernder Gluth,
Befleckt wie von Wein manche Letter,
Und von Thränen und Blut.

3.

Das Werk, durch welches Swinburne ſich zuerſt in der Literatur bekannt machte, war ein Drama im Stile des Sophokles, das ein altgriechiſches Thema behandelte. Wir haben ſchon erwähnt, daſs dieſes Gedicht, „Atalanta in Kalydon“, 1864 erſchien und ſofort großes Glück machte. In manchen Beziehungen iſt es wohl das vollkommenſte ſeiner Werke; das ſtrenge helleniſche Muſter ließ nicht viel Raum für den Hauptfehler des Dichters: eine übertriebene Anwendung von Bildern und einen verſchwenderiſchen Überfluſs an nur ſchön klingenden Worten. Die engliſche Literatur hatte bisher kein Beiſpiel eines Dramas aufzuweiſen, das ſo genau den Tragödien des Sophokles nachgebildet geweſen wäre. Allerdings hatte Milton in ſeinem „Samſon Agoniſtes“ das lyriſche Drama in ungereimten fünffüßigen Jamben mit eingeflochtenen Chorſtrophen aufgenommen; aber der ganze Geiſt und der Vorwurf in jener etwas rauhen Dichtung waren hebräiſch, wiewohl der Stil griechiſch war. Shelley hatte in ſeinem „Entfeſſelten Prometheus“ die Form der griechiſchen Tragödie angewandt, aber in der Manier des Äſchylos und mit all ſeiner phantaſtiſchen Freiheit in Betreff einer idealen und übernatürlichen Handlung. Bei Sophokles und bei Swinburne befinden wir uns unter menſchlichen Weſen, welche der Einwirkung unſichtbarer, aber mächtiger Gottheiten unterworfen ſind. In dem Werke des modernen Dichters wird kein Verſuch gemacht, die Legende als einen Mythus auszulegen, es wird in dem alten harten Kern der Geſchichte keine moderne Leidenſchaft entdeckt, wie William Morris und Paul Heyſe es verſucht haben; die Fabel entwickelt ſich mit allem erdenklichen Realismus, und die moderne Seite der Behandlung iſt einfach das Verhalten der Menſchen den Göttern und der Götter den Menſchen gegenüber. Wie es damit beſtellt iſt,[1] wird ſich im Verlauf unſerer Analyſe des Dramas ergeben.

Das Thema iſt der altbekannte Mythus, wie Öneus, der König von Kalydon, weil er, als er die Götter anrief, Artemis allein vergaß, von dieſer grauſam mit einem wilden Eber geplagt ward, der ſein ganzes Land verheerte und von Keinem getödtet werden konnte, und wie dann, als die angeſehenſten Männer von ganz Griechenland zuſammenkamen, kein Mann, ſondern Atalanta, eine Jungfrau aus Arkadien, den Eber erlegte und das Land errettete, weil Artemis ſie wegen ihrer keuſchen Jungfräulichkeit liebte; wie die Brüder von Öneus' Gemahlin, Althea, neidiſch auf Atalanta wurden und ihr die Beute ſtreitig machen wollten, allein Meleager, der Sohn Althea's, ſie in Folge Deſſen tödtete, und wie dann Althea, wahnſinnig vor Trauer, das Holzſcheit ergriff, an deſſen Nichtverbrennen die Schickſalsgöttinnen das Leben Meleager's geknüpft hatten, und es ins Feuer warf, ſo daſs ihr Sohn ſterben muſste.

Das Drama beginnt mit einem Monolog, in welchem der oberſte der Jäger zu Artemis fleht, den Speeren Schärfe und den Hunden Schnelligkeit und jedem der Männer Glück zu verleihen; ſodann ergreift der Chor das Wort und hebt einen melodiſchen Hymnus auf die jungfräuliche Göttin an. Dieſer unvergleichliche Abſchnitt, in anapäſtiſchem Versmaß geſchrieben, leidenſchaftlich, elaſtiſch und wunderbar muſikaliſch, feſſelt ſogleich die Aufmerkſamkeit und iſt voll inbrünſtiger Andacht. Dann tritt Althea ein, über die Götter klagend und voller Furcht und Zweifel. Sie erhebt Vorwürfe gegen den grauſamen Willen der Artemis, obſchon der Chor ſie daran mahnt, daſs die Menſchen, welche die Götter höhnen, wenig Ehre gewinnen. Sie erzählt nun die alte Geſchichte, wie die drei Schickſalsgöttinnen nach Meleager's Geburt in ihr Schlafgemach traten und drei Dinge in Betreff ſeiner verkündeten: daſs er große Stärke in den Händen erlangen, viel Glück haben und ſo lange leben werde, bis das auf dem Herde brennende Holzſcheit verzehrt worden, und wie ſie, ihr Gewand um ſich raffend, vom Lager aufgeſprungen ſei und das Scheit vom Herde geriſſen habe, um es zu löſchen. Darauf eilt ſie hinaus, um ihren Sohn zur Jagd auszurüſten. Der Chor, welcher allein zurückbleibt und nicht mehr in ſo jubelnder Stimmung iſt, ſingt von der Erſchaffung des Menſchen und den Geſchenken von Trauer und Thränen und kurzen trüben Tagen, die ihm die Götter verliehen. Sie ſingen nicht mit Zorn, ſondern mit der ſcharfen Stimme der Hoffnungsloſigkeit, aus welcher alle jauchzende Muſik des erſten Hymnus an Artemis verſchwunden iſt. Althea kehrt darauf mit Meleager zurück, der voll Übermuth und Hoffnung iſt und dem ſchwachen Geſicht ſeiner Mutter zu Hilfe kommt, indem er ihr die Fürſten Griechenlands weiſt, je nachdem ſie erſcheinen. Dann reden ſie mit einander von den entſchwundenen heroiſchen Tagen, — ſie mit Schwermuth und Trotz gegen die Götter, er mit Freude und Ehrfurcht. Öneus tritt ein und erzählt ihnen von Atalanta's Ankunft, und warnt Meleager, ſie mit liebesſehnſüchtigen Blicken zu betrachten. Als Althea von dem Mädchen hört, ruft ſie voll Bitterkeit gegen die Götter aus:

„O König, du biſt weiſ', doch Weisheit hinkt;
Und biſt gerecht, allein die Götter lieben
Gerechtigkeit nicht mehr, als das Geſchick,
Und ſchlagen den biedern und den frevlen Mund,
Und miſchen des Frommen und des Frechen Blut,
Und treffen des Heil'gen wie des Lügners Lippen.“

Aber indem Althea ſich zu ihrem Sohne wendet, ergießt ſie in einem wilden Appell voll mütterlicher Leidenſchaft, der an Klytämneſtra's Worte erinnert, als dieſe ihre Bruſt vor Oreſtes entblößt, einen Strom von Erinnerungen und zärtlichen Gebeten; denn der Schatten des heraufziehenden Unheils laſtet ſchwer auf ihr; und überzeugt, daſs die Liebe zu dieſer fremden arkadiſchen Jungfrau Verderben mit ſich bringen werde — ſie weiß nicht wie — beſchwört ſie ihn bei jeglicher Sohnespflicht und Treue, derſelben nicht mit Liebesreden zu folgen. Meleager beruhigt ſie mit Verſicherungen ſeiner kindlichen Ergebenheit, und ſie verlaſſen wieder die

Bühne. Der Chor ſingt jetzt ſogleich ein Lied von der Geburt Aphroditens; er nennt ſie eine verderbliche Blume, geboren aus Meeresſchaum und Blutgiſcht, eine Fleiſchesblume, ſchön und gefährlich und todbringend, eine Blume, die ein Fluch für alle Menſchen ſei. Darauf erſcheint Atalanta ſelbſt, mit hellen Tönen in friſchen und herrlichen reimloſen jambiſchen Verſen, die in ſtarkem Gegenſatz zu den kurzen unregelmäßigen Rhythmen des zornerfüllten Chors ſtehen; ſie ſtützt ſich in ruhigem Glauben auf ihre eigene Reinheit und die Hilfe der heißgeliebten Artemis. Mittlerweile verſammelt man ſich zur Jagd, und Meleager preiſt Atalanta's keuſche Schönheit; aber Althea's Brüder ſchelten ihn, voll Neid auf das Mädchen. Atalanta, welche ihre Reden hört, vertheidigt die Reinheit ihrer Abſicht vor ihnen Allen und bringt ihren Zank zum Schweigen, und Alle brechen mit einander zur Jagd auf. Der Chor, welcher immer ſchwermüthiger wird, je näher ihm die Gewiſsheit des Unheils tritt, richtet Vorwürfe wider die Götter, daſs ſie mit Abſicht das Menſchenleben zu einem Jammerlooſe voll Müh und Sorge gemacht haben:

„Für kurze Weil' eine kleine Frucht
Iſt unſer, bald trifft ſie der Wurm“ —

aber die hohen Götter droben im Himmel ſtoßen den Trank ſterblichen Lebens, den ſie uns trinken laſſen, von ihren eigenen Lippen hinweg, und menſchliches Leid iſt für ihren Anblick ein Zeitvertreib. Der Chor endet mit den rebelliſchen Worten:

„Weil du grauſam biſt und der Menſch voll Erbarmen,
  Und wir uns mühn und dein Hauch zerſtreut:
Sieh, herzzerriſſen, mit welkenden Armen,
  Mit flüchtigem Odem und Lippen von heut,
    Bezeugen wir mindeſtens vor dem Tod,
Daſs die Dinge ſo ſind und anders nicht,
Daſs Jeglicher, ſeufzend im Herzen, ſpricht:
    Wir All' in unſerer Noth
Sind wider dich, wider dich, o du erhabenſter Gott!“

Bei dieſem Ausbruch voll antitheiſtiſcher Heftigkeit verlieren wir jedes Gefühl antiker Denkweiſe. Es findet ſich Nichts von dieſem anmaßenden Trotz wider die erhabenen Götter in den dramatiſchen Dichtungen des Alterthums. Höchſtens wehklagt der Chor, wie in der Oreſtie, in bitterer Verzagtheit über die unabwendlichen Beſchlüſſe der Götter; oder wenn, wie im „Ajax,“ ein Menſch übermüthig genug iſt, im Trotz wider die Götter handeln zu wollen, ſchließt eine jähe und gänzliche Vernichtung ihm die gottloſen Lippen. Es lohnt ſich, darauf zu achten, wie ich in einem früheren Abſchnitt nachzuweiſen geſucht habe, daſs es Swinburne ſelten gelingt, die Stimmungen der frühzeitigſten Kultur darzuſtellen: ſeine eigenen Gefühle ſind allzu modern, zu revolutionär und zu ſkeptiſch. Er verhält ſich zu ihr, wie Lucretius und die großen Dichter aus der römiſchen Verfallszeit. Bei der Lektüre des oben citierten Chors wird man nicht an Sophokles, ſondern an Statius und Seneca erinnert. Die berühmte Zeile der „Thebais:“ „primus in orbe deos fecit timor,“ ließe ſich füglich hier als Anmerkung oder Kommentar einſchalten.

Dieſer Chorgeſang iſt nun, um zu unſerem Drama zurückzukehren, der Mittelpunkt in „Atalanta in Kalydon.“ Der Herold erſcheint am Schluſſe desſelben und erzählt in kräftigen und maleriſchen Ausdrücken von der Erlegung des Ebers, und wie Atalanta ihn zuerſt getroffen, aber Meleager ihm den Genickfang verſetzt hat. Er ſchildert dann, wie ſie nach dem Kampf unter Lilien bei einem Quell in einem pappelbewachſenen Thale beiſammen ſitzen und ſich erquicken. Der Chor ſtimmt ein Lied an und „ſchwatzt von grünen Feldern,“ wie Falſtaff, und von der jungfräulichen Herrlichkeit der Artemis. Aber während ſie fröhlich ſingen, tritt ein anderer Bote auf, mit zerriſſenen Kleidern und das Haupt mit Staub beſtreut, und berichtet ihnen traurige Kunde: die Leichen der Brüder Althea's werden auf einer Bahre hereingetragen. Als Meleager Atalanta mit dem Siegeskranze gekrönt hatte, waren die ungeſchlachten Brüder auf ſie eingedrungen und hatten ihr den Kranz entriſſen, worauf Meleager ſie im Zorn beide erſchlug. Althea beſchließt, wahnwitzig vor Scham und Wuth, ihren Sohn den Manen ihrer Brüder zu opfern. Mit fliegendem Haar fährt ſie umher und ergießt ihre Wuth, ihre Liebe und ihre Verzweiflung in einer Sprache von unvergleichlicher Gluth und Schönheit — einer Sprache, die den Vers wimmern und beben macht wie eine ſtraff geſpannte Violine, bis ſie an der Thüre die drei Schickſalsſchweſtern, mit Blut auf ihren Gewändern und ihrem Rocken, erblickt; dann ſtürzt ſie hinweg und verſchwindet ins Haus. Der Chor ſingt oder jammert über die Feuergeburt des Schickſals, ehe noch Götter oder Menſchen erſchaffen waren, und beklagt die Schönheit und Stärke des Menſchen, welche nur einen Augenblick währe. Er wird durch die Rückkehr Althea's unterbrochen, welche die Thür offen läſst, und drunten in der Halle ſieht man ein Feuer und ein brennendes Scheit, das immer dunkler glimmt, und weiſse Aſche. Sie ergieſst ihre ganze Seele in Weinen und Klagen über den Sohn, den ſie getödtet habe, und ſagt, daſs die Flammen, welche in ihm dahinflackern, ſie verbrennen. Sie geht ab mit dem Gelübde, nie wieder ſprechen zu wollen. Ein neuer Bote erſcheint, um von der geheimnisvollen Krankheit zu berichten, welche Meleager befallen hat, deſſen Lebenskraft plötzlich verzehrt werde, und der dem Tode nahe ſei. Alle kehren jetzt zurück und reden in Chorſtrophen von ſeltener Schönheit. Atalanta klagt darüber, daſs ſie gekommen ſei, um Leid zu bringen; Meleager windet ſich vor Schmerz über die ſchmähliche Art ſeines Todes; Öneus ſchleudert Altheen Vorwürfe zu wegen ihrer böſen That, und der Chor ſingt Ruhmeslieder auf den Scheidenden. Allein Meleager wendet ſich um und ſegnet Atalanta:

„Ob du auch wie Gluth biſt,
Verwehnd auf der Au,
Mein ſehnender Muth iſt
Doch reiner als Thau,
Und keuſcher als Regen, und reiner als Sterne im himmliſchen Plan.“

Öneus fragt ihn: ob er nicht den Liedern lauſchen wolle, die zu ſeinem Preis in ſeiner Heimat geſungen werden; allein Meleager antwortet:

„Mit dem Tod aus der Traum iſt;
Ach, beſſer zu ſein,
Was die Blüthe von Schaum iſt
In des Meergefilds Reihn,
Daſs die Wellen ich könnt' als Gewänder, den Golfſtrom als Mantel mir leihn!“

und er wiederholt: das einzige Gute, was die Götter ihm jetzt gewähren könnten, ſei, ſein Leben in das Leben des Graſes und der Halme zu verwandeln, die aus der Erde entſprieſsen. Darauf nimmt er in reimloſen Jamben Abſchied von ſeinem Vater und dann von ſeiner Mutter, welcher er ihre That vorwirft, allein ohne Zorn, und welcher er ſein Angedenken beſonders ans Herz legt; zuletzt nimmt er mit inniger und ſtürmiſcher Liebe Abſchied von Atalanta, und ſtirbt. Damit ſchlieſst das Gedicht.

Es iſt nicht leicht, in einem kahlen Reſumé dieſer Art dem Leſer eine Vorſtellung von den ſeltenen Eigenſchaften zu geben, welche ſich vereinigten, um der „Atalanta in Kalydon“ eine ſo warme Aufnahme bei ihrem erſten Erſcheinen und einen dauernden Platz in der engliſchen Literatur zu ſichern. Neben großer Erhabenheit in Sprache und Gedanken, neben einem wunderbaren Wechſel und Wohllaut der Verſe und einem höchſt lebendigen Kolorit fand man in dem Gedicht eine Originalität der Behandlung, welche in hohem Grade feſſelnd und anziehend war. Für jugendliche Leſer, die von neuen und revolutionären Gedanken erfüllt waren, hatten gerade die Fehler, welche wir hervorhoben — der undramatiſche Charakter der Exklamationen wider die Götter — einen außerordentlichen Reiz. Andere ſahen darin Keime jenes zerſtörenden Elements, das in Swinburne's ſpäteren Arbeiten ſo augenſcheinlich geblüht und Früchte getragen habe, und entdeckten in dieſen Ausfällen wider die Götter einen verſteckten und gefährlichen Atheismus. Von modernen Schriftſtellern hatte Shelley am ſtärkſten dem Stil ſein Gepräge aufgedrückt; in den reimloſen Verſen ſpürt man eine deutliche Einwirkung Tennyſon's, und in dieſer oder jener lyriſchen Stelle eine ſchwächere, aber unverkennbare Klangfarbe von Roſſetti's damals noch unveröffentlichten Gedichten. Allein zuerſt und zuvörderſt war die ſtarke Individualität einer neuen dichteriſchen Lebenskraft für Jeden offenbar, der ſich ein Urtheil darüber zu bilden vermochte, und bis auf den heutigen Tag iſt dies erſte mit Beifall aufgenommene Werk Swinburne's immer noch das, welches die günſtigſte Aufnahme gefunden hat.

4.

Seit ſeiner Schulzeit hat Swinburne ſich mit beſonderer Begeiſterung der älteren dramatiſchen Literatur ſeiner Heimat zugewandt. Man weiß jetzt zur Genüge, daſs Shakeſpear, weit entfernt, ſich als ein einſamer Berg aus einer Ebene zu erheben, gleichſam der höchſte und mittelſte Gipfelpunkt unter einer ganzen Gruppe großer Dramatiker war. Von 1580 bis 1640 nahm die engliſche Poeſie einen mächtigen Aufſchwung und trat, nachdem ſie einen ſehr unbedeutenden Platz in Europa behauptet hatte, plötzlich in dieſer Kunſtgattung an die Spitze der modernen Nationen. Jene Periode, die einen ſo glänzenden perſönlichen Ausdruck in dem tüchtigſten Herrſchergeiſte, den England beſeſſen hat, in der großen Eliſabeth, empfing, zeichnete ſich eben ſo ſehr in der Poeſie wie in Krieg, Handel und ſtaatlicher Entwicklung aus. Aus den rohen Elementen der kirchlichen Dramen ging plötzlich Marlowe hervor, ein vorzüglicher Dichter erſten Ranges und der Begründer der engliſchen Tragödie. Dicht auf dem Fuße folgten ihm die erhabenen Geſtalten Jonſon's, Fletcher's und Webſter's, mit dem herrlichen Shakeſpear in der Mitte, während der neue Geiſt in Maſſinger, Tourneur und Ford allmählich wieder von ſeiner Höhe herabglitt. Um dieſe großen Dichter ſammelte ſich eine unzählige Menge kleinerer Dramatiker, deren Werke noch zu Hunderten exiſtieren und unter denen kaum Einer war, der ſich nicht in dem einen oder anderen Zweige der Literatur ausgezeichnet hatte. Dieſe verdienſtvollen Schriftſteller, welche im ſiebzehnten Jahrhundert vernachläſſigt und geringgeſchätzt wurden, kamen hauptſächlich durch die Bemühungen des erſten, wirklich hervorragenden engliſchen Kritikers, Charles Lamb, wieder zur Geltung; denn ſeine Abhandlungen waren, neben Hazlitt's und Leigh Hunt's Arbeiten, die vornehmſte Veranlaſſung zur Wiedererweckung des Studiums der eliſabethaniſchen Poeſie in England, nachdem der Anſtoß von Deutſchland her, durch Schlegel's und Tieck's Anregungen, gekommen war. Unter Denen, welche die Dramatiker jenes Zeitalters hochhalten, zollen Wenige ihnen eine glühendere oder verſtändnisvollere Verehrung, als Swinburne, der eine ganze Komödie in genauer Nachahmung Fletcher's geſchrieben hatte, ehe er die Schule verließ, und deſſen Abhandlungen über Ford und Chapman zu ſeinen ſchönſten und bedeutendſten Proſa-Arbeiten gehören. Es war natürlich, daſs er ſelbſt verſuchen muſste, in der Form zu ſchreiben, die von ſeinen geliebten Meiſtern Shakeſpear, Marlowe und Webſter angenommen worden war, und ſeine beiden erſten zur Veröffentlichung gelangten Arbeiten, „Die Königin Mutter“ und „Roſamunde“, verrathen deutlich genug die ſtarke Vorliebe für den Stil des eliſabethaniſchen Zeitalters. Dieſe Stücke, romantiſche Tragödien voll ſinnlicher Liebe und Blut, gleichen in vieler Hinſicht den früheſten Produktionen der franzöſiſchen Romantiker. Sie haben wenig ſelbſtändigen Werth. Einige übereifrige Bewunderer des Dichters haben ſie gerühmt, und ihre Aufforderung hat ihn veranlaſſt, ſie herauszugeben. Ich finde ſie indeſſen nicht leſenswerth. Obſchon lebendig und von einer frühreifen Entwicklung zeugend, ſind ſie doch kaum ſehr vielverſprechend oder charakteriſtiſch, und der ſchwülſtige, ſchwerfällige Stil, worin ſie geſchrieben ſind, verräth Wenig von der melodiſchen Gewalt, welche dem Verfaſſer zu Gebote ſtand.

Von einem ganz anderen Charakter iſt ein drittes engliſches Drama, das faſt gleichzeitig mit dieſen verfaſſt wurde, obgleich die Veröffentlichung desſelben eine lange Verzögerung erfuhr. „Chaſtelard“ erſchien erſt 1865, als die günſtige Aufnahme der „Atalanta in Kalydon“ ihm den Weg bereitet hatte; aber das Stück war ſchon 1858 geſchrieben — zu einer Zeit, wo der Verfaſſer kaum zweiundzwanzig Jahre zählte. Von John Ford's Tod, um die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts, bis auf unſere Tage ſind nur zwei große Tragödien in England verfaſſt worden: „Das gerettete Venedig“ von Otway und „Die Cenci“ von Shelley — zwei Dichterwerke, die in zwei unfruchtbaren Jahrhunderten von Englands Befähigung für das tragiſche Drama zeugten. Im Übrigen ſcheint es, als hätte das kurze helle Feuer im eliſabethaniſchen Zeitalter allzu ſtürmiſch gebrannt und keinen Brennſtoff für eine ernſte dramatiſche Produktion in der Nation hinterlaſſen. Thomas Otway's einſt ſo berühmtes Stück erhält ſich noch kraft einiger bewundernswerthen Scenen; Vorwurf und Grundgedanke des Shelley'ſchen Drama's entfernen dasſelbe allzu weit von der Sympathie des großen Haufens, um die Aufführung desſelben zu ermöglichen. Swinburne's „Chaſtelard“ hat viel dazu beigetragen, die Hoffnung wachzurufen, daſs eine neue große dramatiſche Schule in der engliſchen Poeſie denkbar ſei.

Das Stück iſt originell, intereſſant und ergreifend; iſt auch die Intrige ſchwach, ſo iſt doch das Intereſſe ſtark, und es iſt Leben in der Handlung. In jeder Hinſicht, mit Ausnahme einer einzigen, iſt es ganz dazu angethan, Glück auf der Bühne zu machen, und dieſe eine Ausnahme iſt Mangel an Geiſtesadel oder Hoheit bei allen Perſonen. Die Hauptfigur iſt natürlich die unglückliche Maria Stuart, die Königin der Schotten. Unter allen Dichtern, die ſich beſtrebt haben, uns ein dramatiſches Bild dieſes außerordentlichen Weibes zu liefern — und es ſind Namen wie Schiller und Björnſon darunter — iſt es keinem gelungen, den Zuſchauer ſo zauberiſch zu berücken, wie Swinburne. In dem magiſchen Spiegel ſeiner Verſe ſehen wir ihren herrlichen geſchmeidigen Leib, ihren langen weißen Hals und ſchneeig ſchimmernden Buſen, ihr volles duftiges Haar, ihre heißen liebelechzenden Augen und Lippen und die ganze dämoniſche Muſik ihrer Worte. Es iſt keine weinerliche Sentimentalität in der Art, wie er ihren Charakter zeichnet. Falſch, grauſam, leichtfertig in ihrer Liebe, gleicht ſie jener ſingenden Nixe mit korallenrothen Lippen, die nach der Erzählung des alten franzöſiſchen Fabliau in einem Fiſchernetz aus dem Meere gezogen ward, und die ſo ſchön war, daſs jeder Mann, welcher ſie ſah, ſie liebte, um zu ſterben, wenn er ſie umarmt hatte. So treibt Maria, trotz all ihres gewinnenden ſanften Weſens und des Glanzes ihrer Schönheit, die Männer in den unentrinnbaren Tod, einen nach dem andern. Und Das iſt der Hauptgedanke in „Chaſtelard“; er, der franzöſiſche Sänger, ein Schüler Ronſard's, voll Leidenſchaft und liebender Hingebung, folgt Marien nach Schottland, und ihre Liebe iſt wie ein böſes Geſchick, von dem er weiß, daſs es tödlich iſt, und dem zu entrinnen er doch nicht die Kraft beſitzt. Er wird von Darnley und den Anderen in ihrem Gemach überrumpelt, als er ihre Kniee umfaſst, und wird ſofort in den Kerker geſchleppt. Sie ſchwankt zwiſchen Liebe zu ihm und Scham vor dem Gerede der Leute, ſie verſchiebt die Vollſtreckung ſeines Urtheils und nimmt den Aufſchub wieder zurück, und läſſt zuletzt ihre Kammerzofe Mary Beaton, welche den Sänger mit einer reinen und edlen, aber unerwiderten Liebe liebt, ihm das Begnadigungsſchreiben in den Kerker bringen. Allein Chaſtelard, welcher Marien ſo gut kennt, zerreißt dasſelbe, überzeugt, daſs ſie ihren Sinn bald wieder ändern wird; ſie kommt in der That zu ihm in den Kerker, um dasſelbe zurück zu verlangen, und als er auf die Fetzen weiſt, übermannt die Liebe ſie, und ſie wirft ſich ihm in die Arme — jedoch nicht um ihn zu begnadigen, wie er wohl weiß, und ſie wohnt ſeiner Hinrichtung bei. Dort, bei der Exekution, wendet ſich ihr Herz wieder einem neuen Liebhaber, Bothwell, zu, deſſen ehernes Antlitz und eherne Sehnen ihn ihrer Begier empfehlen, da ſie Stärke, phyſiſche oder geiſtige, bekunden. Stärke iſt die einzige Macht, welche dieſes Weib unterjocht; auch vermag kein Mann ihre Liebe zu gewinnen, der ſie nicht mit einer gewaltigen Wuth, wie ein Sturmwind, liebt. Dieſen unbeſtändigen, blendenden und gefährlichen Charakter hat Swinburne mit der Sicherheit eines Meiſters geſchildert. Sein Bild Chaſtelard's iſt minder vollkommen; man kann ſchwer umhin, etwas Geringſchätzung gegen dieſen liebesſiechen Sklaven Aphroditens zu empfinden, in deſſen Augen Ehre, Treue, das Leben ſelber Nichts wiegt gegen einen Kuſs. Er iſt völlig verblendet, und die Miſchung von Qual und Verlangen, die in ſeinem Herzen weilt, ſtößt ihm angeſichts ſeines Todes nur Worte wie die folgenden ein:

„Dies Feuer
Wird, glaub' ich, niemals ganz zu Aſche brennen,
Und keine Flammenſpur auf meinem Staub
Als Zeugnis laſſen, daſs ein Herz verglomm.
Trotz Chriſti Werk iſt dieſe Venus nicht beſiegt,
Es röthet ſich ihr Mund von Männerblut,
Schlürfend mit weißem Zahn der Adern Saft,
Mit Tod beſpritzend ihre zarten Lippen —
'ne bittre Schönheit, Gift im Perlenmund.
Ich tauge nur für Lieb' allein zu leben,
Drum ſterb' ich lieber ſchnell."

In einer üppigen Schule zu einer Liebeslaufbahn erzogen, hat der franzöſiſche Dichter keinen Gedanken gemein mit den rauhen, nüchternen, gottesfürchtigen Schotten, zu denen er gekommen iſt, und die ihn eben ſo wenig verſtehen, wie er ſie verſteht. Die dritte Hauptperſon des Dramas, Mary Beaton, legt mehr wahre Anmuth und Liebenswürdigkeit an den Tag, als irgend eine andere; aber ſie wird vom Schickſal gehemmt und durch Mariens Falſchheit und Chaſtelard's Hartnäckigkeit der Kraft beraubt, und Alles, was ſie zuletzt thun kann, iſt an der Erde liegen und Verwünſchungen wider ihr Schickſal und die Grauſamkeit der Königin ausſtoßen.

Das Drama wird durch eine reichhaltige Anzahl bezaubernder kleiner lyriſcher Gedichte belebt: die meiſten davon ſind in franzöſiſcher Sprache gedichtet. Eines derſelben, das eines Joachim du Bellay würdig iſt, hebt folgendermaßen an:

„Après tant de jours, après tant de pleurs,
  Soyez secourable à mon âme en peine,
Voyez comme Avril fait l'amour aux fleurs;
Dame d'amour, dame aux belles couleurs,
  Dieu vous a fait belle, Amour vous fait reine."

Die letzte Zeile in „Chaſtelard" lautete:

„Platz für Lord Bothwell nächſt der Königin!"

und es hieß lange Zeit, daſs Swinburne in einem neuen Drama zu dieſer Geſchichtsperiode zurückzukehren gedenke. In der That hat der

Dichter ſtets den Plan gehabt, das Schickſal der Maria in einer Trilogie zu behandeln. Von dieſer Trilogie bildet „Chaſtelard“ das Einleitungsdrama, und 1874, nach einem Zwiſchenraume von neun Jahren, erſchien „Bothwell“, das mittlere Stück. Das Schluſsdrama, welches den Titel „Maria im Kerker“ führen ſoll, exiſtiert erſt in einem flüchtigen Entwurfe. „Bothwell,“ welcher lange in Ausſicht geſtellt und mit Spannung erwartet worden war, wurde mit Achtung, aber zugleich mit einer gewiſſen Enttäuſchung aufgenommen. Diejenigen, welche ſich mit „Chaſtelard's“ beſcheidenem Umfang vertraut gemacht hatten, erwarteten ein Drama von ähnlichen Proportionen; wie groß war daher ihr Schreck, in „Bothwell“ einen Band von etwa fünfhundert enggedruckten Seiten — doppelt ſo ſtark wie Schiller's „Wallenſtein“ oder Hebbel's „Nibelungen“ — zu erhalten! Ein ſo rieſenhaftes Chronik-Buch entſprach nicht den haſtigen Gewohnheiten unſerer Zeit; auf ein Drittheil ſeines Umfangs reduciert, würde dasſelbe die Aufmerkſamkeit aller Gebildeten gefeſſelt haben und eines glänzenden Erfolges gewiſs geweſen ſein. So aber beſaßen faſt nur die Recenſenten Energie genug, es zu leſen, und es wird ſtets zu den Büchern gehören, in denen man eher blättert, und aus denen man einzelne ſchöne Stellen citiert, als daſs man ſich von Anfang bis zu Ende durch das Werk hindurch arbeitet. Jeder der fünf Akte iſt ſo lang wie ein gewöhnliches Drama. Der erſte, „Rizzio“ betitelt, wiederholt ohne Friſche und mit ſchwächerem Feuer „Chaſtelard's“ Liebesintrigen. Der zweite, „Darnley“, zählt zu den herrlichſten Meiſterwerken dramatiſcher Dichtung, und würde, für ſich allein veröffentlicht, von allen Seiten als ein ſolches anerkannt worden ſein. Darnley's jämmerlicher Charakter: dr Gemahl der ſchönen Dame, krausbaarig, mit friſchen Wangen und verliebten Augen, zahmer als ein Franzoſe, zu weibiſch für einen Schotten, wird uns dargeſtellt, wie er unter der ſteten Verachtung und den peinigenden Kränkungen von Seiten der Königin allmählich Geſundheit, Lebenskraft, Stärke, ja ſelbſt die Geiſtesgaben einbüßt. Er kann ſie nicht los werden, ſie folgt ihm, um die Schalheit und Unwürdigkeit ihres Lebens an ihm zu rächen. Während ſie nach Bothwell ſchmachtet, giebt ſie ſich keine Mühe, Darnley zu verhehlen, daſs ſie ſeiner überdrüßig iſt. Die ganze Zeit über ſehen wir das Netz ſich dichter und dichter um ihn zuſammenziehen, und er, der arme Tropf, argwöhniſch und halb darüber unterrichtet, was ſeiner harrt, wird ganz wild und halb wahnſinnig vor Spannung und Schreck. Einen nach dem andern entfernt ſie von ihm jeden Freund, dem er vertrauen könnte; einen nach dem andern bringt ſie ihre eigenen Günſtlinge und Bothwell's Truppen in ſeine Nähe und umſtellt ihn. In einer Schluſsſcene voll düſterer Beleuchtung und leidenſchaftlicher Verzweiflung ſehen wir ihn in der letzten unheilſchwangeren Nacht, von der Königin und ihren Begleitern allein gelaſſen, — allein mit dem jähen Tod, der in den Gewölben auf ihn lauert. Sein letzter Monolog iſt ein Meiſterſtück qualvoller Ungewiſsheit, ſeeliſcher Marter und Spannung, ein geeignetes Vorſpiel zu einem ſo geheimnisvollen und ſchrecklichen Tode.

Im dritten Akt erhält Maria ihren Willen, und Bothwell iſt ihr Gemahl. Allein jetzt, wo ſie auf der höchſten Staffel ihres Glückes ſteht, Darnley's geſchändeten Leichnam zu ihren Füßen, jetzt beginnt ihr Verderben und ihre Demüthigung. Denn ſie findet in dem rohen Krieger, den ſie ſich zum Gatten erkor, einen wilden und gewaltthätigen Mann, deſſen Liebe zu ihr mit Ehrgeiz gepaart iſt, und der, als er ſein Ziel erreicht hat, brutal gegen die Frau ſein kann, die ihn zur Macht erhoben hat. Zum erſten Mal findet Maria, welche gewohnt war, die Menſchen nach ihrem Willen zu beherrſchen, ſich ſelbſt von einem Willen beſiegt, der ſtärker als ihr eigener iſt, und trotz ihrer Miſſethaten müſſen wir ihr unſer Mitleid ſchenken, da der Dichter uns mit meiſterhafter Einſicht ihr Herz erſchließt, und wir ſie vor den Augen des einzigen Mannes, den ſie in Wahrheit geliebt hat, und des einzigen, der ihre Liebe verſchmäht, unterjocht und überwunden ſehn. Die beiden letzten Akte, welche zum größten Theil von Staatsintrigen, Mariens Gefangennahme und Einkerkerung, ihrer Entweichung, Bothwell's letztem Kampf und ihrer Flucht über die Grenze nach England ausgefüllt werden, ſind lang ausgedehnt und ermüdend, ein ungefüges, finſteres Gewebe, allerdings mit Goldfäden von glänzendem Licht und Kolorit durchwirkt, aber zu formlos und wild, um einen Eindruck der Schönheit oder eine tiefere Wirkung zu hinterlaſſen. Es muſs in der That wunder nehmen, daſs ein ſo erfahrener, ſo gewandter und ſo kritiſcher Dichter wie Swinburne ein Gedicht in ſo formloſem Zuſtand ſeiner Feder entfließen laſſen konnte. Der dritte Theil der Trilogie wird, dem Vernehmen nach, eben ſo kurz wie „Chaſtelard“ werden, und der Dichter glaubt, daſs die ungewöhnliche Länge des mittleren Dramas minder in die Augen fallen wird, wenn das Werk erſt vollſtändig vorliegt. Das iſt möglich, aber es ſcheint mir gewiſs, daſs das Intereſſe des Leſers immer bei den letzten Akten des „Bothwell“ ermüden wird. Das Schluſsdrama wird von Mariens Flucht nach England, ihrer Abweiſung und Gefangennahme durch Eliſabeth, ihrer Haſt und den Intrigen der katholiſchen Partei zu ihrem Schutze handeln und mit ihrer Hinrichtung enden, wo ſie, wie ſpäter ihr königlicher Nachfahr,

„Gemeines nicht, noch Niedres that,
Als ihr der Tod vor Augen trat,
  Sondern das unbewegte
  Haupt wie zum Schlaf hinlegte.“

In jedem Falle wird Swinburne ſeine höchſte Kraft aufbieten müſſen, um dieſer letzten Lebensphaſe ſeiner Heldin Intereſſe und Originalität zu verleihen.

5.

Man weiß, daſs Swinburne's politiſches Glaubensbekenntnis von einem höchſt entſchiedenen Charakter iſt und in ſehr bedeutſamen Dichtungen ſeinen Ausdruck gefunden hat. Seit Shelley hat England keinen ſo feurigen und aufrichtigen politiſchen Dichter wie Swinburne geſehen, und er gleicht in dieſer Beziehung mehr den modernen italiäniſchen Schriftſtellern Leopardi, Pellico, Aleardi ꝛc., als einem nüchternen Engländer, der das Geſetz zur Richtſchnur nimmt. Sein Republikanismus iſt von glühendſter Art, unnachgiebig, ſchonungslos und faſt rachgierig; er hat daher bei der Veröffentlichung dieſer Gedichte keine ſehr ſympathiſche Saite in der Natur ſeiner Landsleute berührt. Unter ſeinen „Gedichten und Balladen“ waren drei lyriſche Gedichte von ausgeſprochen politiſchem Charakter, welche der ſpießbürgerlichen Kritik zu faſt eben ſo vielen ungünſtigen Bemerkungen Anlaſs gaben, wie ſeine erotiſchen Poeſieen. Das erſte derſelben, „Ein Lied aus der Zeit der Ruhe und Ordnung“, war eine Ballade von drei Patrioten, welche, da ſie die Länder unter die Tyrannen vertheilt finden, aufs feſſelloſe Meer hinausziehen und dort, der Freiheit harrend, ein ungebundenes Leben führen.

„Die Freiheit liegt rings auf der Bahre
  Von Cayenne bis zur Adria Saum;
Hinaus denn, den Regen im Haare,
  Auf der Lippe den ſalzigen Schaum!

Entgegen den Stürmen und Winden,
In des Meeres Wogenwühl!
So lang' ſich drei Männer verbinden,
Sind drei wen'ger der Könige Spiel."

Nichts konnte markiger und moderner im Gedankengange ſein, als dies Gedicht: aber in dem Gegenſtücke dazu, „Ein Lied aus der Revolutionszeit", verfiel der Verfaſſer in den ſchlimmſten Fehler ſeiner politiſchen Gedichte: einen Hang, Rhetorik an die Stelle handgreiflicher Plaſtik zu ſetzen, und die ſcharfen Konturen der Dinge in einer Fluth orientaliſchen Bilderprunks zu ertränken. Das dritte Gedicht war eine wahrhaft erhabene Ode „An Victor Hugo", in welcher Swinburne in begeiſterten Ausdrücken den Haſs des franzöſiſchen Dichters gegen die Könige und ſeine Liebe zur Freiheit und Republik pries. Nach dieſen Äußerungen ſeiner Geſinnung blieb kein Zweifel, auf welcher Seite der junge Poet ſtand; in den Reihen der äußerſten Linken war Niemand eifriger als er, die rothe Fahne in ihrem grellſten Purpur zu entfalten. Allein engliſche Dichter ſind ſchon öfter in ihrer Jugend Republikaner und in ihrem Alter konſervativ geweſen — könnte nicht auch Swinburne, wie Dryden, Wordsworth, Coleridge und Southey, ſeine Anſichten um einer Hofpoetenſtelle oder eines Ordensbands willen ändern? Im Gegentheil, wie bei Milton, Shelley und Landor, haben ſich dieſelben in ihm mit den Jahren mehr und mehr befeſtigt. Sein nächſtes Werk war von rein politiſcher Natur, und Joſeph Mazzini „mit aller Ergebenheit und Ehrerbietung" gewidmet. Das „Lied von Italien", welches 1867 erſchien, iſt vielleicht die am wenigſten bekannte und am ſchwerſten verſtändliche Arbeit des Dichters. Das Ganze gleicht zumeiſt einem der rieſigen Wälder auf Sumatra oder Java, die voll üppiger und farbenprächtiger Vegetation ſind, welche unter einer übermächtigen Fülle von Lebenskraft zu erſticken ſcheint. Es macht durchweg den Eindruck eines ſchnellen, durch die Hitze geil emporgetriebenen Wachsthums; es iſt reich an harten Verknotungen, verworrenen und verfilzten parenthetiſchen Schmarotzerpflanzen, welche den Fuß des Wanderers hemmen und ermüden, und welche zu entwirren Einem mehr Arbeit macht, als ſich mit einer ſo tropiſchen Atmoſphäre verträgt. Oben in den Wipfeln ſchweben Guirlanden von Schlingpflanzen, die ſich von Baum zu Baum ranken, athemloſe Gedanken, die hiehin und dorthin ſchweifen und ſich in einander verwickeln, wenn ſie ſich mit dem gemeinſamen Unterholze des Textes verweben. Die ganze Maſſe zittert und pocht von Leben; ein lyriſcher Pulsſchlag jubelt darin; Alles iſt von Sonnenlicht beſtrahlt, aber der Glanz wird von ſo vielem veräſtelten Laubwerk gebrochen, von ſo viel Schatten und ſchwülem Brodem verdunkelt, daſs es kaum möglich iſt, die Formen der Gedanken im Vorüberflug deutlich zu erfaſſen. Das Versmaß, gereimte Kouplets mit reſpektive zehn und ſechs Silben in der Zeile, eilt mit einer Schnelligkeit dahin, welche bezaubert und anlockt, während der Dichter ſich diesmal geſtattet hat, in plaſtiſcher Hinſicht ſo unbeſtimmt zu ſein, daſs er faſt nachläſſig erſcheint. Die Folge davon iſt, daſs dieſes „große Lied für unſer freies Italien“ mehr einem ſchönen, auf und ab wogenden Muſikſtück, einer Symphonie für Flöten und Tamburine, als einer gewöhnlichen, verſtändigen Dichtung, gleicht. Man findet hier ſo viel wilde Üppigkeit, einen ſo ſorgloſen Gebrauch der Sprache, eine ſo trunkene Miſchung von Rhetorik, Patriotismus und Lyrik, daſs ſich die Kritik überhaupt kaum damit befaſſen kann. Man müſste es in freier Luft und Sonnenſchein an einem Maimorgen laut leſen, wenn Alles ſich freut und das junge Laub ausſchlägt und in ſaftiger Fülle prangt; dann würde der Schwung und Wohllaut dieſer Verſe gewiſs einen ſchimmernden, wenn auch unbeſtimmten, Eindruck in der Seele hinterlaſſen. In einer Hinſicht ſteht dies Werk in einem ungünſtigen Gegenſatze zu einem noch unreiferen Buche, nämlich zu Mrs. Browning's „Gedichten vor dem Kongreſs“, die bei all ihren verſtimmenden Mängeln den einzigen Vorzug hatten, daſs man, ohne die neuere Geſchichte Italiens genau ſtudiert zu haben, dem Gang jenes Gedichts folgen konnte. Aber Das iſt ganz unmöglich bei dem „Lied von Italien“. Da begegnen uns plötzlich „Ageſilao, vor deſſen Namen Könige dahinwelken“, und „der Mörder mit der ſtrahlenden Stirne, der erſchlagene Tyrannentödter“, und wir wiſſen nicht, wer ſie ſind. Swinburne iſt natürlich mit den Thaten Piſacane's, Ageſilao's und der übrigen italiäniſchen Patrioten hinlänglich vertraut; allein ihre Namen ſind unter hundert engliſchen Leſern zum mindeſten fünfundneunzig gänzlich unbekannt, und werden es ewig bleiben. Italiäner, welche Aleardi's lyriſche Gedichte leſen, werden beim Anblick ſolcher Namen tief ergriffen; aber den engliſchen Leſer ſetzen ſie, trotz aller erdenklichen Sympathie für die Sache, der ſie als Opfer fielen, in dieſelbe peinliche Verlegenheit wie eine Reihe unbekannter Geſichter. Mit einem Wort, wie ſtörend Anmerkungen zu Gedichten ſonſt ſein mögen, hier wären ſie unbedingt nöthig. Es iſt nicht leicht, eine Probe aus dieſem Gedicht mitzutheilen, da der leidenſchaftliche Schwung desſelben den Verfaſſer von Satz zu Satz fortreißt und ihn ſelten zu einer Ruhepauſe gelangen läſſt. Indeſs mag nachſtehende beredte Aufforderung an Mazzini, nicht zu verzagen, weil das Ziel noch nicht erreicht ſei, eine Vorſtellung von dem Ton und Charakter des Werkes geben:

„Doch, Häuptling, weil nicht Alles glücklich kam,
Drückt Trauer dich und Scham?
Weil Dieſer oder Jener dir nicht glich,
Schämſt du der Menſchheit dich?
Weil noch nicht ſtrahlt die Sonne hoch im Blau,
Iſt nicht ſchon feucht der Thau?
Ein Veilchen noch, von Zweifeln bang umkreiſt,
Halt aufrecht deinen Geiſt!
Halt an dein Herz ein Veilchen, Vater, noch!
Du ſiehſt die Blume doch;
Blüht ſie nicht ſchon, von ſüßem Duft umwallt,
Und zeitigt Früchte bald?“

In demſelben Jahre, 1867, wandte Swinburne ſeine Augen nach Griechenland und ſprach in einer ſchönen „Ode über den Aufſtand in Candia“ ſeine Sympathie für die Opfer der türkiſchen Willkürherrſchaft aus. In den nächſtfolgenden Jahren ſchrieb und ſammelte er ſeine „Lieder vor Sonnenaufgang“. Wenige Monate vor Veröffentlichung derſelben erſchien ſeine „Ode bei der Proklamation der franzöſiſchen Republik“, im September 1870. Es iſt ein ſchmetternder Trompetenſtoß, ein pindariſcher Siegesgeſang in wuchtigen und beredten Verſen, voller Würde und Kraft, aber, wie es Swinburne häufig widerfährt, in grellem Miſsverhältnis zu der hiſtoriſchen Bedeutſamkeit des Ereigniſſes, das er verherrlicht. Dabei iſt die Ode zu lang, um ein Ausbruch naiver Begeiſterung zu ſein; ſie hat nicht, wie die Kriegslieder eines Tyrtaios, Körner oder Petöfi, die abgerundete Kürze und elektriſche Gewalt, welche eine Nation zu den Waffen ruft; andrerſeits iſt ſie ohne tiefe Reflexion oder Abwechſelung, und die klangvollen Strophen ermüden zuletzt die Aufmerkſamkeit. Der Jubel des Dichters mag ihm jetzt ſelbſt in einem eigenthümlichen Licht erſcheinen, wenn er, trotz der republikaniſchen Regierungsform, Frankreich ſchlimmer als zuvor geknechtet ſieht.

Inmitten des großen deutſch-franzöſiſchen Krieges, um Weihnachten 1870, erſchienen endlich die lang erwarteten „Lieder vor Sonnenaufgang.“ Der Zeitpunkt war ungünſtig und der Eindruck des Buches kein augenblicklicher. Derſelbe hat ſich jedoch als ein dauernder erwieſen, und im Ganzen zählt dies Werk zu Swinburne's nachhaltigſten Erfolgen. In dem Widmungsgedicht überreicht er dies „Schwert ſeiner Lieder“ Mazzini, und fordert ihn auf, zu bezeugen, daſs es das erſte engliſche Gedicht ſei, welches für die große Univerſalrepublik der Zukunft kämpfe. In einem trefflichen „Präludium“ gibt Swinburne eine Art von Autobiographie, und bekennt, daſs einſtmals die Blumenranken und erotiſchen Lieder der wilden Liebesgötter ſeine Luſt geweſen, daſs jetzt aber all ſeine Gedanken und Wünſche und ſein ganzes Sehnen zu dem dunklen Rande des Lebensmeeres hingewendet ſeien, welchen dereinſt die aufgehende Sonne der Freiheit ſtrahlend erhellen werde. Bis dieſe beſſere Zeit erſcheine, wolle er von der Freiheit und ihren Märtyrern ſingen, und er ſchildert die Geiſtesverfaſſung, welche zu einer ſolchen Waffenwacht erforderlich ſei, mit Worten, die eben ſo erhaben wie philoſophiſch, eben ſo würdevoll wie muthig ſind:

„Sein Geiſt iſt gleich der Sonne Licht;
Was er nicht ſchaut, begehrt er nicht,
Er ſucht nicht Tags der Sterne Pracht,
Noch ſchwüle Tagesgluth bei Nacht
Kein Gott kann ihn entmuth'gen, den
Zur Hoffnung Das allein entfacht,
Was er natürlich ſieht entſtehn
Im Wechſelſpiel von Recht und Macht,
Das vorwärts treibt die Menſchheitswell',
Ob trüb der Himmel oder hell.“

In dieſem Geiſte betrachtet der Dichter in dem übrigen Theil ſeines Buches die hauptſächlichſten Fragen des Menſchenlebens, politiſche wie ſociale. Überall ſpäht er nach Zeichen des anbrechenden Tages, flüchtigen Streifen des Sonnenaufgangs vor dem hell erſtrahlenden Morgenroth. Im „Vorabend der Revolution“ hört er die vier Trompeten der vier Weltwinde zur Schlacht blaſen, und er wandert hinaus, um zu ſehen, welche der lebenden Nationen die Führerſchaft in dem nahenden Kampf wider die Mächte der Finſternis und Unterdrückung übernehmen wird. Gen Oſten liegt Griechenland im Schlummer, gen Norden Ruſsland; gen Weſten liegt England, das Land Milton's und Shelley's, das meerumgürtete Eiland der freien Männer, blind und ſtumpf, als wäre es todt. Gen Süden, jenſeit des gebrochenen, blutenden Frankreich, erwacht Italien und lacht in der roſigen Gluth der aufgehenden Sonne. Eben ſo iſt in der „Litanei der Völker," wo die Nationen in auf einander folgenden Chorſtrophen reden, Italien am hoffnungsvollſten. „Eine Nachtwache" iſt noch ſchöner: weniger rhetoriſch, mit größerem Wirklichkeitsgepräge, perſönlicher und leidenſchaftlicher, verhaucht dies Lied zitternd ſeinen Duft und ſeine Farbe wie eine aufbrechende Roſe. In wenigen neueren Gedichten iſt ein politiſches Thema ſo fein und anmuthig, wie hier, behandelt worden.

Eine andere Gruppe der „Lieder vor Sonnenaufgang" beſchäftigt ſich mit geſchichtlichen Stoffen aus der Neuzeit. Unter dieſen nimmt „Der Halt vor Rom" eine hervorragende Stelle ein. Der Dichter wünſcht ſich in der Schluſsſtrophe ein ehrenvolles Martyrium für die Freiheit der geliebten Italia:

„Nur an ihrem Buſen zu enden,
Zu theilen ihr Heldengeſchick,
Geſellt ihren Tapferen hehr,
Die vom einen zum anderen Meer
Zerbrechen des Zwingherrn Speer
Und den donnernden Ruf entſenden:
Hoch die römiſche Republik!"

Ein zweites Gedicht feiert in herrlichen Anapäſten den erſten Jahrestag nach der Schlacht bei Mentana; ein drittes wendet ſich, in einer Sprache, welche die Huldigung nachahmt, die man der Madonna darzubringen pflegt, an Signora Cairoli, eine der italiäniſchen Freiheitsheldinnen. „Siena," eine maleriſche Träumerei von der lieblichen Taubenſtadt, nimmt ſich ſeltſam unter dieſen ehernen Kriegsmelodieen aus. Man merkt übrigens, daſs Swinburne nur geringe Sympathie für eben jene franzöſiſche Republik beſitzt, an welche er kurz vorher ſeine Glückwunſchrede gerichtet hatte. Er weiß ſehr wohl, daſs das Gift des napoleoniſchen Kaiſerreiches an ihr fortzehrt, und er verzeiht Frankreich nicht, was es an Rom geſündigt hat; ſo begegnen wir u. A. einem Proteſt gegen das berühmte Lobgedicht der Mrs. Browning auf das Verhalten der Franzoſen in der Lombardei. Die große Dichterin „hat nicht Aſpromonte erlebt,“ ſagt Swinburne.

Es iſt vor Allem zu tadeln, daſs der Dichter uns über den Charakter und die Ziele der von ihm geprieſenen Republik völlig im Unklaren läſſt. Klarheit der Gedanken iſt das unerläſsliche Erfordernis eines politiſchen Dichters. Aber den Rhapſodieen Swinburne's fehlt es an jeder Geſchloſſenheit der Form, ſeine Rhetorik entbehrt allzu oft der Logik des geſunden Menſchenverſtandes, ſeine Sprache hat allzu Viel von jenem unperſönlichen, verzückten, etwas molluſkenhaften Stil, welchen Shelley zuerſt angeſchlagen und durch den oft überladenen Prunk ſeiner Deklamationen gefördert hat. Unzweifelhaft iſt es Swinburne ſo gut, wie ſeinem großen Vorgänger, heiliger Ernſt mit ſeinen radikalen politiſchen Überzeugungen; er möchte ganz Europa mit Liebesarmen umfaſſen und in allen Völkern das Gefühl der herrlichen Zukunft erwecken, die ihrer harrt, wenn ſie ehrlich und wahr gegen einander und gegen ſich ſelbſt ſein wollen. Aber die Methode, welche er einſchlägt, um für ſeine Anſichten Propaganda zu machen, iſt unter allen Umſtänden zu ſcholaſtiſch, zu exkluſiv literär. Er beraubt ſeine politiſchen Gedichte von vornherein jeder unmittelbaren Wirkung, indem er eine Fülle von Worten in klangvollen Perioden verſchwendet; trotz aller Reinheit ſeines Strebens, trotz ſeines Ernſtes und ſeiner Wärme, iſt ihm nicht die magiſche Gabe verliehen, den Leſer oder Hörer durch ſein Lied zur That zu entflammen.

Bedeutungsvoller, als die politiſchen, ſind in mancher Beziehung die ethiſchen Gedichte dieſes Bandes, vor Allem das Gedicht „Hertha“, welches in durchaus edler Sprache den pantheiſtiſchen Glauben des Verfaſſers verkündigt. Es iſt die Erde, welche hier ſpricht, indem ſie ſich an den Menſchen, ihren letzten und höchſten Sprößling, wendet. Sie, welche früher als Gott geweſen, habe aus ihrem eigenen Innern die Kräfte erzeugt, welche die Seele beherrſchen und erretten, und Nichts ſei neben oder über ihr, wie Nichts vor ihr geweſen ſei. Sie allein ſei der ſegnende Gott und die geſegnete Schöpfung; ſie ſei das Saatkorn und die gepflügte Furche, die Handlung und das Handelnde, der Staub, welcher Gott ſei. Sie ruft dem Menſchen zu, daſs die Zeit ſeiner Kindheit vorüber ſei; er habe lange genug in den Feſſeln der Könige, im Schatten Gottes gedient;

es ſei jetzt an der Zeit für den Menſchen, aufrecht, unabhängig und ernſt dazuſtehen. Denn das einzige Licht ſei die Wahrheit, und es ſei freier Augen unwürdig, vor dem hellen Strahlenglanze derſelben zu erſchrecken. In naher Beziehung zu dieſem großen lyriſchen Gedichte ſteht der minder vorzügliche, aber eben ſo kühne „Hymnus an den Menſchen," wo der Gedanke, daſs Gott nur ein Schatten ſei, den der menſchliche Geiſt werfe, mit unerbittlicher Schärfe ausgeführt wird und in den Schluſszeilen gipfelt:

„Du, Gott, biſt ins Herz getroffen,
Der Tod rafft hinweg dich, o Herr!
Und der Liebesgeſang der Erde
Jauchzt ſiegend ob deines Falls —
Ehre dir, Menſch, in der Höhe!
Denn du, Menſch, biſt der Herſcher des Alls."

In dem wunderlichen Gedichte „Vor einem Krucifix" wird der herrſchende Glaube der Gegenwart in Nichts weniger als gewählten Ausdrücken verſpottet, während derſelbe in dem Gedichte „Geneſis" eine ſchonungsvollere, ernſt philoſophiſche Kritik erfährt. In „Tenebræ" ſingt Swinburne von der Befreiung des Menſchen in einer myſtiſcheren und verſchleierteren Sprache, als gewöhnlich; der Grundgedanke läuft hier abermals auf die Erkenntnis hinaus, daſs die antike und die chriſtliche Tugend Gewänder für die Kindheit des Menſchen geweſen ſeien, daſs wir uns jetzt aber losreißen müſsten vom Joche „der Namen, die uns exaltieren und verwandeln":

„Vom bluthellen Glanze des Brutus,
Von Chriſti ſchneehellem Glanz."

Ethiſche Gedichte von mehr rhetoriſcher und metriſcher Pracht, als von klarer Anſchaulichkeit, aber immerhin eines ernſten Studiums werth, ſind „Tireſias", „Auf den Dünen" und „Weihnachts-Wechſelgeſänge". Das Hauptverdienſt dieſer Sammlung liegt indeſs auf Seiten der rhythmiſchen Vollendung und der überaus kunſtvollen Verſifikation. Gedichte wie „Die Pilger", „Das Opfer" und zahlreiche andere überbieten durch ihren majeſtätiſchen Wohllaut, durch die Neuheit, Kraft und Harmonie ihres Strophenbaues faſt Alles, was die engliſche Lyrik der Neuzeit in dieſer Richtung geboten hat, und Verſe wie folgende:

„Green thing to green in the summer makes answer, and rosetree to rose
Lily by lily the year becomes perfect; and none of us knows
What thing is fairest of all things on earth as it brightens and blows.“

wüſsten wir nur mit den tiefſten Paſſagen einer Beethoven'ſchen Symphonie zu vergleichen.

Im Jahr 1873 erſchien eine Reihe von Sonetten Swinburne's in der Londoner Wochenſchrift „The Examiner,“ und enthüllte eine ganz neue Phaſe ſeiner dichteriſchen Individualität. Hier war Alles perſönlich und durchaus realiſtiſch. Seit den Sirventen Peire Cardinal's iſt das Lied wohl ſelten zu einer ſo ſcharfen, dolchſpitzen Waffe in der Hand des Dichters verwendet worden, wie in dieſen Hohn- und Rügeliedern Swinburne's, die eben ſo vielen giftgetränkten Pfeilen gleichen, welche ſicher und erbarmungslos ihr Ziel treffen. Mag der Gegenſtand ſeines Zornes ein ruchloſer König Bomba oder ein ſich zum Retter der Geſellſchaft aufwerfender Louis Napoleon ſein, der Dichter ſtreicht ihm ohne Unterſchied das Haar von der elenden Stirne, und ſchreibt auf dieſelbe mit leuchtender Flammenſchrift Worte ein, die nicht erlöſchen werden, ſo lange die engliſche Sprache exiſtiert. Ich kenne, mit Ausnahme einiger Gedichte in Victor Hugo's „Châtiments“, nichts Furchtbareres, als die vier Sonette, welche Swinburne „Fürbitte“ betitelt hat. Im September 1869 verfaſſt, als ein Anfall der verhängnisvollen Krankheit Napoleon's III. Anlaſs zu der Befürchtung ſeines nahen Endes gab, beſchwören ſie den Tod, noch eine Weile zu zögern, ehe er ihm die letzte Gnade erweiſe, gleichzeitig von jedem körperlichen Leiden erlöſt und allem menſchlichen Erbarmen enthoben zu werden. Wie ein Heſekiel von der Inſpiration des Fluches entflammt, betet der Dichter in dieſen furchtbaren Zeilen, daſs der bittere Kelch des Lebens noch ſo lange den bleichen, bebenden Lippen vorgehalten werden möge, bis der letzte gallige Bodenſatz getrunken und die beleidigte Menſchlichkeit gerächt worden ſei. Denjenigen aber, welche dieſe Verwünſchungen, deren Erfüllung nicht lange auf ſich warten ließ, zu hart und grauſam finden, ruft der Dichter die Worte zu:

„Wenn Zorn vergällt des Liedes ſüßen Klang
Und Denen roth die Sonne färbt wie Blut,
Die Frieden tränken gern aus reiner Fluth:
Wir thun das Unrecht nicht, wir leiden's bang.

„Wir hören allzu laut und ſehn zu lang
Das Weh, das nimmer raſtet, nimmer ruht,
Bis des Erbarmens bittre Schmerzensgluth
Den Pfeil uns legt auf unſres Bogens Strang.“

In der That, ein härteres Strafgericht, als mit der Geißel von Swinburne's unſterblichen Verſen gepeitſcht zu werden, brauchen wir keinem Tyrannen der Erde zu wünſchen, und Jedem, der ſich verſucht fühlen ſollte, in die Spuren eines Ferdinand II. oder Napoleon III. zu treten, möchten wir, mit einer leichten Veränderung, die Schluſsworte aus Heine's „Wintermärchen“ zurufen:

„Kennſt du die Hölle des Swinburne nicht,
Den Pferch von grauſen Sonetten?
Wen da der Dichter hineingeſperrt,
Den kann kein Gott mehr retten —

Kein Gott, kein Heiland erlöſt ihn je
Aus dieſen ſingenden Flammen!
Nimm dich in Acht, daſs wir dich nicht
Zu ſolcher Hölle verdammen!“

6.

Mit einigen Worten wenigſtens müſſen wir zum Schluſſe der Proſaſchriften Swinburne's gedenken. Wenige engliſche Dichter haben einen ſo hervorragenden Platz in der literariſchen Polemik eingenommen, und Swinburne hat, neben mehreren größeren Werken, zahlreiche Beiträge der verſchiedenſten Art für Journale und Monatsſchriften geliefert. Seit ſeinem erſten öffentlichen Auftreten ſind erſt vierzehn Jahre verfloſſen; dennoch hat er es in dieſem kurzen Zeitraume möglich gemacht, ſeinen Zeitgenoſſen in den Mußeſtunden, welche die Poeſie ihm übrig ließ, einen ganzen Kodex äſthetiſcher Geſetze einzuprägen. Er hat Das mehr durch die friſche Kraft und Lebendigkeit ſeiner Geiſtesgaben, als durch ein Muſterwerk in ſeiner eigenen techniſchen Kunſtſphäre, gethan, außerdem aber durch die eigenthümliche Beſchaffenheit des Bodens, auf welchen das Saatkorn ſeiner Anſichten fiel; denn ſo groß auch ſein Ruf als Dichter war, haben doch unzweifelhaft ſeine kritiſchen Aufſätze eine viel tiefere und ausgedehntere Veränderung in den Anſchauungen ſeiner Landsleute bewirkt, als ſeine Poeſieen. Er betrat die ſchriftſtelleriſche Arena in einem

Augenblick, wo der Geiſt der Renaiſſance in einem weit verbreiteten und ernſten Kreiſe von Künſtlern, die freilich auf einem ganz anderen Kunſtfelde arbeiteten, ſeinen Höhepunkt erreicht hatte, und er übertrug dieſen Geiſt in die poetiſche Sprache mit einer lyriſch-leidenſchaftlichen Wärme des Ausdrucks, die viel dazu beitrug, der neuen Kunſtſchule Anhänger zu gewinnen. Allein Dies war nicht Alles, es war nicht einmal der wichtigſte Theil ſeiner Aufgabe. Die Gedichte von William Morris und ſpäter die von D. G. Roſſetti waren dazu auserſehen, den ſeinigen zu folgen, und den Wünſchen und Zielen, welche den Reformatoren im Gebiet der plaſtiſchen Künſte vorgeſchwebt hatten, einen weit entſprechenderen und ſchärferen poetiſchen Ausdruck zu geben. Wenn aber Swinburne nicht dieſes Vermögen beſaß, ſo beſaß er dafür andere und nicht minder mächtige Gaben. Für jene Dichter exiſtiert die Zukunft nur als ein nebelumhülltes Land, gegen das ſie ein unbeſtimmtes Miſstrauen haben und von dem ihre Herzen und Blicke ſich beſtimmt abwenden, und die Gegenwart nur als eine öde Fläche ohne eigenthümliche Züge und ohne jegliches Intereſſe. Ganz anders iſt Swinburne's Verhalten: mit wildem Trotz gegen die Zögerungen und Hemmniſſe der Gegenwart ſteht er gleichſam auf den Zehen, voll zitternder Sehnſucht nach Flügeln oder beſchwingten Füßen, die ihn ſchnell in jene Zukunft hinübertragen könnten, welche für ihn voll herrlicher Ausſichten und überſinnlicher Hoffnungen iſt. Daher nimmt er bis zu einem gewiſſen Grade die Stellung eines Propheten ein, und ſtatt der Kälte, welche von den Lippen Derer ſtrömt, die da ſagen: „Ich weiß Nichts davon, ich lebe in der Vergangenheit," zeigt er ſeinen Begleitern die glühende Wärme eines Antlitzes, das dem Sonnenaufgang zugekehrt iſt. Es thut Wenig zur Sache, ob dies Hoffen und Sehnen getäuſcht werden wird, oder nicht; ehrlicher Glaube und edle Vorſätze ſind die großen Triebkräfte, welche in jungen Herzen die begeiſterte Stimmung erwecken, und es iſt ſicherlich dieſen Eigenſchaften ſeines Charakters zu verdanken, daſs Swinburne ſo frühzeitig die Aufmerkſamkeit zahlreicher junger Männer auf ſich zog, denen ſeine Abhandlungen, mehr noch als ſeine Gedichte, für äſthetiſche Offenbarungen galten, die mit Ungeduld erwartet und leidenſchaftlich diskutiert wurden.

In einem Zeitalter, das achſelzuckend von der Poeſie redet, als wäre ſie nur ein Zeitvertreib für Knaben und Mädchen, ein ſeichtes Waſſer ſchaler Empfindſamkeit mit vereinzelten lyriſchen Lilien, ein unwürdiger Müßiggang, der nicht zu dulden ſei, wenn er nicht mindeſtens mit den Reſultaten der exakten Wiſſenſchaft befrachtet und beſchwert iſt — in einer ſolchen Zeit erweiſt ein Proſaſchriftſteller wie Swinburne, welcher die ganze Majeſtät ſeines Stils, die ganze Lebendigkeit ſeiner Geiſtesgaben dazu verwendet, den Adel der Dichtkunſt wider alle Angriffe zu vertheidigen, den wahren Freunden der Poeſie einen Dienſt, der kaum geringer iſt, als der, welchen der Poet ſelbſt ihnen durch die Produktion ſeiner vorzüglichſten Dichtungen erweiſt. Dies erfreuliche Reſultat des Vertheidigungskampfes iſt nachgerade ſchon in der engliſchen Geſellſchaft zu ſpüren: die Verachtung der Poeſie macht ſich dort nicht mehr ſo breit wie vor fünfzehn Jahren; man erklärt nicht mehr ſo vorwitzig laut, daſs mit Tennyſon die Kunſt ausſterben und für immer todt und begraben ſein werde; man ſpricht, wenn auch nicht von den lebenden, ſo doch wenigſtens von den verſtorbenen Dichtern mit einiger Achtung als von Perſonen, die ein wenig über dem Niveau der Gouvernante oder ihrer Backfiſchchen ſtehen, und dieſe Rehabilitation der Geſchmähten verdanken wir zum großen Theil den geiſtvollen Abhandlungen, die Swinburne von Zeit zu Zeit erſcheinen ließ.

Eine der erſten und berühmteſten war die Abhandlung über Byron, welche im Jahr 1866 eine Auswahl der Gedichte jenes Poeten einleitete. Dieſe Studie voll Feuer und Originalität machte in ihrer feſſelloſen Energie einen weit tieferen Eindruck, als der Verfaſſer ſelbſt geahnt haben mochte. Übrigens war es nicht ſeine erſte Proſa-Arbeit; ſchon einige Monate vorher hatte er im „Spectator“ eine lange Recenſion von Charles Baudelaire's „Les Fleurs du Mal“ veröffentlicht, in welcher er ſchon den ihm eigenthümlichen Ton kritiſchen Verfahrens anſchlug. Es iſt beachtenswerth, daſs er dies bittere und troſtloſe Buch, welches voll der Fata-Morgana-Geſichte eines zerrütteten Lebens iſt, zum erſten Vorwurf für eine Kritik erkor, die bald ihre höchſte Luſt darin finden ſollte, alles Das zu verherrlichen, was in der Poeſie der Vergangenheit und der Gegenwart am erhabenſten, männlichſten und lebenskräftigſten iſt. Vermuthlich war es der trotzige Empörungsgeiſt des franzöſiſchen Dichters, welcher die brüderliche Sympathie des jungen Engländers zu Baudelaire's ſchwachem und krankhaftem Genius hinzog, und ſeine Oppoſition gegen alle zahme und gefühlsſelige Konvenienz mag Swinburne als ein Erſatz für den vollſtändigen Mangel an Geſundheit des Inhalts und Originatität der Gedanken erſchienen ſein. Man kann nicht ſagen, daſs ſeine eigenthümlich ſympathiſche Einſicht ſich erſt im Laufe der Jahre vertieft und erhöht habe — ſchon die Abhandlung über Byron war eben ſo reich an treffenden und ſcharfſinnig das Weſen des Dichters aufdeckenden Gedanken, wie irgend einer ſeiner ſpäteren Eſſays — aber ein männlicherer und ruhigerer Ton charakteriſiert jetzt ſeine Ausdrucksweiſe, und ein reiferes Urtheil hat ihn die kleinen rhetoriſchen und Alliterations-Effekte, welche den ſüßlichen Kritikern ſo anſtößig und den jüngeren Bewunderern Swinburne's ſo willkommen waren, einſchränken und beſchneiden gelehrt. Indeſs ſcheint eine gewiſſe jugendliche Friſche, eine gewiſſe hinreißende Lebendigkeit und jubelnde Freude der Phantaſie ihn in letzter Zeit verlaſſen zu haben. Die nach 1870 geſchriebenen Abhandlungen zeigen nicht mehr die unaufhörliche und blitzartige Beweglichkeit, das leuchtende Geflacker, den jähen Wechſel von Herausforderung und Anbetung, welche ſeinen erſten Studien einen ſo ganz eigenthümlichen Charakter verliehen.

Ein großes Werk über Blake, den myſtiſchen Dichter und Maler des achtzehnten Jahrhunderts, entfloſs Swinburne's Feder im Jahre 1868 und war überſtrömend voll von dieſen beſtechenden Eigenſchaften. Am vorzüglichſten von allen ſind die Proſaſchriften, welche die Jahreszahl 1867 tragen, nämlich die Recenſionen über Morris' epiſches Gedicht „Jaſon's Leben und Tod" und Matthew Arnold's „Neue Gedichte", nebſt der Skizze von Coleridge's Genius, welche vor einer Auswahl der Werke dieſes Dichters ſtand. Beſonders die Abhandlung über Matthew Arnold — ſo voller Abſchweifungen ſie iſt, voller Dinge, die, ſtreng genommen, nicht zur Sache gehören, Nebenfäden, die ſo weit ausgeſponnen werden, daſs ſie das kritiſche Centralgewebe verwirren — iſt nichtsdeſtoweniger ein Meiſterſtück ſeiner Einſicht und äußerſt phantaſievoller Auffaſſung. Wie prunkhaft dieſe Abhandlung auch ſein mag, kein Wort davon iſt übereilt oder gedankenlos hingeſchrieben; am allerwenigſten ſtößt man auf eine Spur von Schwulſt oder Wortſchwall. In der Analyſe des Morris'ſchen Gedichts zeigt ſich dieſelbe Zurückhaltung und Selbſtbeherrſchung; in dieſer ganzen edlen und unbedingten Würdigung iſt Nichts auf Schrauben geſtellt oder ſchwach. Freilich nicht immer iſt Dies der Fall. Der Aufſatz über Victor Hugo's Roman „L'Homme qui rit" iſt in zu hohem Maße ein Reſultat der Theorie, daſs alle Werke, die ein Dichter erſten Ranges hervorbringt, ſelber von großem Werth ſein müſſen, und der Aufſatz über Dante Gabriel Roſſetti enthält Stellen, die man nur unvernünftige und grelle Übertreibungen nennen kann. Swinburne macht kein Hehl aus ſeiner intimen perſönlichen Freundſchaft zu Roſſetti, und Jeder weiß, wie ſchwer es iſt, wenn man die Werke eines Freundes beſpricht, die zwei entgegengeſetzten Gefahren, Übertreibung und Herabſetzung, zu vermeiden, das Herz reden zu laſſen und doch nicht den Schein der Schmeichelei auf ſich zu laden. In anderen Abhandlungen hat Swinburne mit vielem Takt dieſe Gefahren vermieden; in dieſer einen ſcheint er mir nach der Richtung übertriebener Lobhudelei gefehlt zu haben. Roſſetti iſt ein großer und geiſtvoller Dichter, der alle Anerkennung und Ehre verdient; aber von ihm in einer Sprache reden, die übertrieben klingen würde, wenn es ſich darum handelte, eine übermenſchliche Vereinigung von Shakſpear, Dante und Goethe in einer Perſon zu charakteriſieren, heißt doch der Kritik alle Schärfe benehmen.

Von den übrigen Proſawerken des Dichters kann hier nur in aller Kürze die Rede ſein. 1872 ſchrieb er eine eingehende und ſympathiſche Analyſe von Victor Hugo's „L'Année terrible", und eine noch eingehendere von „Shelley's Text", voll geiſtvoller Winke, und weit kritiſcher und ſorgfältiger, als die glühende Begeiſterung des Verfaſſers für dieſen Dichter erwarten ließ; im vorhergehenden Jahre lieferte er der „Fortnightly Review" einen trefflichen Artikel über den alten engliſchen Dramatiker John Ford, ein Meiſterſtück kritiſcher Forſchung in gewählteſter Sprache. Dieſe verſchiedenen Abhandlungen ſtellte er 1875 zu einem ſtarken Band unter dem Titel „Abhandlungen und Studien" zuſammen, welcher mit nahezu einſtimmigem Lob aufgenommen ward und den Leſerkreis Swinburne's in hohem Grad erweiterte. In demſelben Jahre veröffentlichte er gleichfalls eine Arbeit über den alten Dramatiker und Gnomendichter Chapman als Einleitungsband zu einer großen Geſammtausgabe der Werke dieſes halbvergeſſenen Schriftſtellers.

Swinburne iſt in ſeiner literarhiſtoriſchen und poetiſchen Thätigkeit unermüdlich. Den „Liedern von zwei Nationen" (1875) ließ er im folgenden Jahr ein neues Drama „Erechtheus" folgen, das ungefähr im Stil ſeiner „Atalanta in Kalydon“ geſchrieben iſt, aber dies frühere Werk an erhabener Kraft der Gedanken und markiger Gedrungenheit der Form noch übertrifft. Ein romantiſches Epos, „Triſtan und Iſolt“, nähert ſich, wie man hört, gleichfalls dem Abſchluſſe. Vor wenigen Monaten überraſchte Swinburne das Publikum durch eine neue Folge von „Gedichten und Balladen,“ welche der erſten Sammlung an Reiz und Intereſſe nicht nachſteht und als ein entſchiedener Fortſchritt zu betrachten iſt. Wie bei allen poetiſchen Werken dieſes Dichters, verdient auch hier die meiſterhafte Vollendung der Verstechnik beſondere Beachtung. Mit Recht hat ein engliſcher Kritiker in ſeiner Beſprechung dieſes Bandes im „Athenäum“ auf die Kunſt aufmerkſam gemacht, mit welcher Swinburne den in ſeiner Mutterſprache ſo ſchwer zu behandelnden anapäſtiſchen und daktyliſchen Maßen durch die häufige Anwendung der Alliteration und der literae liquidae (z. B. „lisp of leaves and ripple of rain“) eine graziöſe Leichtigkeit und einen beflügelten Schwung verleiht, während freilich andererſeits ſeine Jamben durch allzu häufige Anwendung dieſer muſikaliſchen Reizmittel hin und wieder in einen Tanzrhythmus verfallen, der ihnen den eigentlich jambiſchen Charakter benimmt und zu weitſchweifiger Breite verlockt. Völlig vermieden iſt dieſer Fehler in dem unvergleichlich ſchönen Gedichte an Marlowe: „In the Bay;“ hier iſt der Dichter äußerſt koncis, eben ſo in ſeinen trefflichen Nachbildungen Villon'ſcher Gedichte. Im Ganzen zeigt ſich in dieſer neuen Gedichteſammlung unverkennbar eine größere Ruhe und geiſtige Reife des Verfaſſers. Allerdings überwiegt noch immer die Tendenz und die Reflexion; das alte ſchmerzliche Räthſel der Welt drängt ſich, nach wie vor, überall dem Dichter auf, und gönnt dem Leſer ſelten ein Aufathmen von dem beklemmenden Alpdruck weltſchmerzlicher Stimmung. Der erwähnte Kritiker im „Athenäum“ zieht in dieſer Hinſicht eine treffliche Parallele zwiſchen Swinburne und Victor Hugo, an den drei begeiſterte Gedichte dieſes Bandes gerichtet ſind. Beide Schriftſteller, ſagt er, rebellieren gegen das Beſtehende, aber Victor Hugo rebelliert gegen die Geſellſchaft, gegen die menſchlichen Einrichtungen, während Swinburne gegen Gott, wie ihn die Vorſtellungen der Menſchen ſich denken, rebelliert. Victor Hugo greift, beim Anblick der Armen und Elenden von Schmerz überwältigt, die Geſellſchaft an, indem er ihr zuruft: „All dies Elend haſt du, die Geſellſchaft, verſchuldet, weil du von den Geſetzen eines allgütigen Gottes abgewichen biſt“. Swinburne dagegen ſagt: „All dies Elend kommt von Gott her, in ſo fern er es zuläſst; denn wenn er allwiſſend und allmächtig iſt — wie ein Gott es doch ſein muſs, um dieſen Namen zu verdienen, — ſo heiſst ſein Vorherſehen Vorherbeſtimmung“. Aber während Victor Hugo ſeit Jahrzehnten entwicklungslos auf dem einmal angenommenen Standpunkte verharrte, beginnt Swinburne einzuſehen, daſs, trotz aller grellen Widerſprüche des Lebens, doch die Welt nicht fortbeſtehen könnte, wenn nicht ein Vorwiegen des Guten über das Böſe ſtattfände, daſs wir die Leidenſchaften, obſchon ſie ein Theil von uns ſind, beherrſchen müſſen, wenn ſie uns nicht zerfleiſchen ſollen, und daſs die Erde zwar kein Himmel, aber doch je nach den Augen Deſſen, der auf ihr wandelt, voll Blumen oder voll giftigen Unkrauts iſt. So ſehen wir auch in dem vorliegenden neuen Gedichtbande das Feuer Swinburne’s nicht gedämpft, ſondern mit reinerer Flamme brennen. Fügen wir noch hinzu, daſs er eine Abhandlung über die dramatiſchen Dichter Beaumont und Fletcher und eine zweibändige Biographie der Romanſchriftſtellerin Charlotte Brontë ſchon im vorigen Jahre erſcheinen ließ, eben ſo eine politiſche Flugſchrift: „Der engliſche Republikaner über den ruſſiſchen Kreuzzug“, die uns nicht zu Geſichte kam, ſo wird damit die Liſte ſeiner bisherigen Arbeiten geſchloſſen ſein. Bei der Beſprechung eines Schriftſtellers, der ſo rüſtig weiter ſchafft, muſs man ſich ſchließlich begnügen, ſeine jüngſten Geiſtesthaten kurz zu verzeichnen. Wer mag ermeſſen, welche Höhe der Entwicklung er bei ſo eifrigem Vorwärtsſtreben noch erklimmen wird? Vielleicht daſs ſein Name dereinſt unter den hellſten Sternen der ganzen neueren Literatur erglänzt. Jedenfalls hat er in England unter den Schriftſtellern ſeiner eigenen Generation keinen Nebenbuhler zu fürchten.

Hans Chriſtian Anderſen.

Ein Dichterleben!

In der kleinen Provinzhauptſtadt Odenſee auf der Inſel Fühnen lebte zu Anfang dieſes Jahrhunderts ein armer Schuhmacher, der ſich in ſeinem Handwerkerſtande nicht glücklich fühlte. Er las lieber in Holberg's Komödien, in Romanen und Geſchichtsbüchern, und beklagte es ſtets, daſs er nicht hatte ſtudieren oder als Kriegsmann die Welt durchziehen und Ruhm und Ehre erwerben können. Seine Frau, mit einem Herzen voll Liebe, aber ganz ohne Bildung und Weltkenntnis, und arm wie er, verſtand nicht ſein unbefriedigtes Sehnen. Der junge Mann hatte ſelber ſein Ehebett aus dem Holzgeſtell zuſammen gezimmert, das vor Kurzem den Paradeſarg einer gräflichen Leiche getragen, und in dieſem Bette, an deſſen Brettern noch die ſchwarzen Tuchreſte hingen, erblickte am 2. April 1805 ein weinender Knabe das Licht der Welt. Einſam und träumeriſch wuchs derſelbe heran. Die innere Unraſt und eine ſchwärmeriſche Begeiſterung für die Heldenlaufbahn Napoleon's trieben den Vater in den Krieg, aber er kam nur bis Holſtein, da ward Friede geſchloſſen, und bald nach der Heimkehr ſank er ins Grab. Die Mutter wuſch jetzt für fremde Leute, und verheirathete ſich nicht lange nachher mit einem anderen Handwerker, der ſich wenig um die Erziehung des Knaben kümmerte und ihn für den Schneiderſtand beſtimmte. Hans Chriſtian — ſo war der Name des Knaben — hatte jedoch die poetiſche Natur, die Reiſeluſt und den Bildungsdrang des Vaters geerbt; wie dieſer, las er Komödien, fertigte ſich ein Puppentheater an, und ſchrieb Gedichte und Dramen, als er noch kaum ein Wort richtig buchſtabieren konnte. Früh konfirmiert, wanderte er dann als vierzehnjähriger Burſche, mit dreizehn Reichsbankthalern in der Taſche, nach Kopenhagen, um dort ſein Glück als Schauſpieler oder Sänger zu ſuchen. In abenteuerlichem Aufzug, die Hoſen in die Stiefelſchäfte geſteckt, ging er mit dem Empfehlungsſchreiben eines Buchdruckers ſeiner Vaterſtadt zu einer demſelben völlig unbekannten Tänzerin der königlichen Bühne und bat ſie um ihre Protektion. Sie hielt ihn für toll, als er ihr mit grotesken Gebärden die Rolle Aſchenbrödel's vorſpielte, und der Theaterdirektor wies ihn eben ſo ſpöttiſch ab. Der Muſiker Weyſe, der Dichter Guldberg und andere brave Leute nahmen ſich jedoch des naiven jungen Menſchen an, unterſtützten ihn mit Geldmitteln und freundlichem Rath, und ſandten ihn endlich aufs Gymnaſium und auf die Univerſität. So lernte er die klaffenden Lücken ſeiner Bildung ergänzen und Vertrauen auf das in ihm ſchlummernde Talent gewinnen, wie feindſelig auch die tonangebende Kopenhagener Kritik ſeine Erſtlingsproduktionen verſpottete. Zum Glück ließ er ſich in der eingeſchlagenen Bahn nicht beirren, und fand mit dem ſicheren Inſtinkte des Genius bald das ſeinen eigenthümlichen Anlagen entſprechende Feld, auf welchem er unverwelkliche Lorbeeren ernten ſollte. Der Name des armen Handwerkerſohnes zog auf den Schwingen des Ruhmes, weit über die Grenzen ſeines kleinen Heimatlandes hinaus, durch die Welt, und als er vor Kurzem die Augen ſchloſs, trauerten um ihn viele Millionen von Leſern, denen er Licht und Sonnenſchein ins Herz geſenkt. Denn kein zeitgenöſſiſcher Schriftſteller hat ſich ein Publikum erworben, wie er, — ein Publikum, das die friſche, fröhliche Kinderwelt aller Länder des indogermaniſchen Sprachſtammes, von der höchſten Spitze Norwegens bis nach Indien hinab, von den rauchgeſchwärzten Waldhütten Dalekarliens bis zu den eiſernen Kaufmannspaläſten San Francisco's am ſtillen Meere umfaſst.

Wie die ganze däniſche Literatur dieſes Jahrhunderts auf den Anregungen der romantiſchen Schule in Deutſchland beruht, nahm auch Anderſen von dieſen Einflüſſen ſeinen Ausgang. Sein Jugendwerk, die „Fußreiſe nach Amager", bewegt ſich noch ganz in den willkürlichen Arabesken der Callot-Hoffmann'ſchen Manier; auch in ſeinen ſpäteren Reiſeſchriften hat er ſich von der Nachahmung romantiſcher Muſter niemals befreit. Hier und in ſeinen lyriſchen Gedichten tritt namentlich die Einwirkung Heine's allzu ſtark hervor, als daſs der Ruhm des Dichters in dieſen Erzeugniſſen fortleben könnte, ſo friſch und anſprechend auch manche Naturſchilderungen und ſo anmuthig einzelne Lieder ſind. Eben ſo wenig werden die dramatiſchen Verſuche Anderſen's ſich auf der Bühne erhalten. Schon bei ſeinen Lebzeiten ſind nur wenige ſeiner Luſtſpiele in ſeiner engeren Heimat mit einigem Erfolg zur Aufführung gelangt, ſein Talent lag nicht in dieſer Richtung. Größeren Werth haben ſeine erſten Romane: „Der Improviſator“, „O. T.“ und „Nur ein Geiger“, in denen er ſeine eigenen Kindheitserinnerungen und die Kämpfe des Talents mit den ſpießbürgerlichen Vorurtheilen und den Gehäſſigkeiten der äußeren Umgebung warm und ergreifend ſchilderte. Vor Allem der letzterwähnte Roman iſt ein Stück poetiſch verklärter Selbſtbiographie, deren Held die frappanteſte Porträtähnlichkeit mit den Charakterzügen und Jugendſchickſalen des Verfaſſers trägt. Wie der arme Geiger Chriſtian, bewahrte auch Anderſen ſich ſein Lebenlang das ſenſible, harmloſe, weltunerfahrene Kindesgemüth, wenn auch ſein Genie ſich mannhafter und glücklicher Bahn brach, ſtatt wie Jener, wundgeritzt von den Dornen des Weges, zu verbluten. Was dieſen Romanen einen eigenthümlichen Reiz verleiht, iſt die intenſive Wahrheit und Wärme, mit welcher ſubjektive Empfindungen und Erlebniſſe zum Ausdruck gelangen; aber dieſer Vorzug iſt ein mehr lyriſcher als epiſcher, die künſtleriſche Erfindung iſt ſchwach, die Handlung dürftig, die pſychologiſche Entwicklung gering. Das Kinderleben wird mit unübertrefflicher Meiſterſchaft geſchildert; allein wir vermiſſen die ſpätere Entfaltung zu gereifter Männlichkeit oder Weiblichkeit, die Romanhelden Anderſen's wachſen nur den Jahren nach heran, an Gemüth, Verſtand und Willen bleiben ſie, was ſie waren: weiche, thörichte, unentſchloſſene, vor jedem rauhen Windſtoß des Schickſals erſchaudernde, hilfloſe Kinder. Sie haben ein Herz voll Liebe, eine Seele voll Adel und Schönheitsdrang, aber es fehlt ihnen die feſte Kraft der Muſkeln, das Mark in den Knochen. Träumeriſch, faſt wie ſchlafwandelnd, gehen ſie durchs Leben; ſie gleichen den Treibhausblumen unter einer Glasglocke, die verwelken, wenn die kalte Luft der Außenwelt ſie berührt.

Vielleicht hat die höhniſche Aufnahme, welche den Schöpfungen Anderſen's bei der dünkelhaften Literaturkritik ſeiner Heimat zu Theil wurde, ihn zuerſt auf die Idee gebracht, ſich in der naiven Kinderwelt ein ſympathiſcheres, dankbareres Publikum zu ſuchen. Die Beſtrebungen der romantiſchen Schule hatten die Aufmerkſamkeit der Dichter und Gelehrten damals ſchon erfolgreich auf die Sagen- und Märchenpoeſie hingelenkt. Den nüchtern verſtändigen, altklug rationaliſtiſchen Bearbeitungen deutſcher Volksſagen von Muſäus waren die phantaſtiſch freien Märchenerfindungen von Ludwig Tieck, Brentano, Fouqué, Eichendorff und Wilhem Hauff gefolgt. Gewiſs hatten dieſelben der Poeſie ein neues, friſches Element zugeführt, ſie hatten die Freude am Naiven, Einfachen, Elementaren wieder erweckt: allein ſie hatten ſich wiſſentlich an ein Publikum gewandt, das nicht mehr naiv, ſondern raffiniert in ſeiner Denk- und Empfindungsweiſe war, das ſich an den bunten Märchenbildern ergötzte, wie der blaſierte Touriſt ſich an der ſchlichten Einfalt des Tyroler Gemsjägers oder der Sennerin auf der Alm ergötzt. Allzu oft hatten die Verfaſſer ſelbſt mit dem Naiven, Volksthümlichen nur kokettiert, nur ein ironiſches Spiel mit demſelben getrieben, ja, ſich ausdrücklich ihren „gebildeten“ Leſern gegenüber durch allerlei geſchraubte Witzreißereien dawider verwahrt, als ſei es ihnen Ernſt mit ihren Erfindungen. Anderſen aber, ſo ſehr ſein träumeriſches Gemüth von den Phantaſiebildern der Romantiker angezogen ward, erſchrak vor dieſer ſelbſtzerſtörenden Ironie: ſein künſtleriſches Spiel mit den Stoffen war ihm heiliger Ernſt, ſo naiver Ernſt, wie das Spiel dem Kinde, das ſeine Puppe wiegt, wäſcht, ankleidet, ſpazieren führt, oder Sandhäuſchen zu Kuchen formt, Zinnſoldaten mit einander Krieg führen läſſt, und ſich keinen ſchlechteren Helden denn Achilleus dünkt, wenn es mit dem Holzſäbel wider die Rotte der Trojaner ſtürmt und des Nachbars Peter als Hektor zum Kampfe herausfordert. Selbſt ein kindliches Gemüth, wählte er ſich die Kinderwelt als Publikum und erzählte ihr jene Märchen, die ſie mit geſpannteſtem Intereſſe und gläubigſter Hingebung vernahm.

Warum haben dieſe Märchen einen ſo univerſellen Beifall gefunden, bei Erwachſenen faſt nicht weniger, als bei Kindern? Es verlohnt ſich wohl, dieſe Frage zu ſtellen und ihre Beantwortung zu verſuchen.

Die erſte Urſache für die raſche und allgemeine Verbreitung der Anderſen'ſchen Märchen erblicke ich in dem Umſtande, daſs der Verfaſſer von Anfang an mit klarſtem Bewuſſtſein für ein ganz beſtimmtes Publikum ſchrieb. Die erſten Sammlungen ſeiner „Märchen“ trugen auf dem Titelblatte den ausdrücklichen Zuſatz: „Den Kindern erzählt“. Wer mit bewuſster Abſicht für ein beſtimmtes Publikum ſchreibt, ſtellt ſich naturgemäß auf den geiſtigen Standpunkt desſelben; er vergegenwärtigt ſich in jedem Augenblick deſſen Bildungs- und Kenntniszuſtand, deſſen Faſſungskraft, Intereſſen und Bedürfniſſe. Durch dies Verfahren wird ſowohl die Wahl der Stoffe, wie die Form der Behandlung bedingt. Der Stoff einer Märchenerzählung, welche Kindern verſtändlich ſein und ſie lebhaft intereſſieren ſoll, kann nicht elementar, nicht einfach, nicht naiv genug ſein; denn jede komplicierte Handlung, jedes pſychologiſche Raffinement gehen über den Horizont des Kindes hinaus und würden ſeine Aufmerkſamkeit verwirren. Eben ſo ſchlicht einfältig muſs die Behandlungsart und die Sprache ſein; der ruhig und gleichmäßig fortlaufende Faden der Erzählung darf durch keine abſtrakte Reflexion, durch keinen wirr verſchlungenen Knoten der Begebenheiten unterbrochen werden, keine verwickelte Satzfügung, kein unverſtändlicher Ausdruck, keine Anſpielung auf ein dem kindlichen Leſerkreiſe fremdes Gebiet darf ſich einſchleichen. Dieſe Beſchränkungen vorausgeſetzt, darf aber die Phantaſie des Märchendichters aufs freieſte ihre Schwingen entfalten; denn die Phantaſie des Kindes iſt eben ſo unbegrenzt, wie die ſeine. Sie iſt es gewohnt, in poetiſchem Schöpferdrange mit allen Dingen zu ſpielen, wie er; ſie belebt das todte Spielzeug, ſie verwandelt es in ein Anderes: eine Reihe von Stühlen und Fußſchemeln wird ihr zur Eiſenbahn, ein Nuſsknacker zum Kobold, die kleine Schweſter zum Pferdchen, das Kellerloch zur Räuberhöhle oder zum unterirdiſchen Saale mit den Schätzen des Aladdin, — Nichts iſt ſo abenteuerlich und ſo ſeltſam, daſs die traumſchnelle Phantaſie des Kindes ihm den Glauben verweigerte, wenn es nur nicht aus ſeinem Vorſtellungskreiſe herausfällt.

Man ſollte meinen, dieſe naheliegenden und einfachen Geſetze wären für Den, welcher es unternimmt, für Kinder zu ſchreiben, leicht zu erfüllen. Der flüchtigſte Blick auf unſere herkömmliche Jugendliteratur widerlegt jedoch ſofort dieſe Anſicht. Die meiſten der für Kinder beſtimmten Schriften verrathen in jeder Zeile, daſs ſie weniger der Rückſicht auf die Phantaſie des Kindes, als einer moraliſierenden oder Belehrungs-Abſicht des Verfaſſers ihren Urſprung verdanken. Nicht aus der Seele des Kindes ſind die meiſten dieſer Bücher geſchrieben, ſondern aus der Seele des Erwachſenen, welcher das Kind nach ſeinen pädagogiſchen Grundſätzen zu modeln wünſcht. Anderſen aber brauchte faſt nur den Eingebungen der eigenen kindlichen

Seele zu folgen, um den richtigen Ton für das Publikum ſeiner Märchen zu treffen. In dieſem Einklang ſeines eigenen Weſens und künſtleriſchen Dranges mit der Natur und den Intereſſen des Leſerkreiſes, den er ſich gewählt. liegt der zweite Grund ſeiner Erfolge.

Dies kindliche Weſen des Dichters ſpricht ſich indeſs nicht allein in ſeiner Freude an dem Naiven, Einfachen, Elementaren, es ſpricht ſich vor Allem auch in der heiteren, ſanften, optimiſtiſchen Weltanſchauung aus, welche ſeine Märchen durchweht. Das geſunde, unverderbte Kind iſt ein geborener Sanguiniker und Optimiſt. Es vergiſſt im nächſten Augenblicke den Schmerz der vergangenen Minute über ein Bilderbuch, über ein neues Kleid, es lächelt mit glücklichem Humor unter Thränen, die Welt und das Leben dünken ihm gut und ſchön, es ſpielt ſelbſt mit den Blumen in der Hand des todten Brüderleins. Eben ſo Anderſen. Wo immer wir ſeine Schriften durchblättern, überall tritt uns dieſer heitere Optimismus entgegen, der ſich an den Dingen freut, wie ſie ſind, und ihnen, wie der Flachs im Märchen, ſtets die beſte Seite abzugewinnen verſteht. Selbſt die kranke Mutter des armen Geigers, welche ſo wenig Sonnenſchein genoſſen, ruft noch im Sterben aus: „Die Welt iſt dennoch ſchön! Das Leben iſt eine geſegnete Gottesgabe. Ein Jammerthal, eine Stätte des Elends iſt ſie nur für Denjenigen, welcher bei den dunklen Flecken, dem zertretenen Wurme, der geknickten Blume verweilt. Freilich. ein einzelner Wurm muſs zertreten, eine einzelne Blume geknickt werden: aber wir müſſen die ganze Natur betrachten, und da ſcheint die Sonne auf Millionen von Glücklichen; die Vögel jubeln, die Blumen duften.“ Und wenn Anderſen das Märchen ſeines eigenen Lebens überblickt, wenn er bedenkt, wie ſein einſt ſo miſsachteter Name über das große Weltmeer bis in die fernſten Zonen geflogen iſt, ſo iſt ihm in ſeinem Freudenſchauer zu Muthe, als ſei er ein armer Bauernknabe, dem man einen Königsmantel umwirft, und er jubelt: „Ich fühle, daſs ich ein Glückskind bin; faſt Alle kommen mir offen und liebreich entgegen, nur ſelten iſt mein Zutrauen zu den Menſchen getäuſcht worden. Vom Fürſten bis zum ärmſten Bauern herab hab' ich das edle Menſchenherz ſchlagen gefühlt. Es iſt eine Luſt zu leben, an Gott und Menſchen zu glauben.“

Vielleicht iſt es nicht überflüſſig, bei dieſer Gelegenheit die treffliche Sammlung „Däniſcher Volksmärchen“ zu erwähnen, welche Svend Grundt vig vor Kurzem herausgegeben hat*). Ohne Zweifel hat Anderſen viele dieſer alten, in der einen oder anderen Geſtalt heute noch in allen Gegenden Dänemarks fortlebenden Märchen gekannt und ſeine Phantaſie unmittelbar von denſelben befruchten laſſen. Auch in ihnen zeigt ſich die gleiche ſorglos optimiſtiſche Lebensauffaſſung, die gleiche naiv geſunde Moral, welche nach ſo viel Fährniſſen am Ende ſtets dem Guten zum Siege, dem Böſen zur verdienten Strafe verhilft. Der in Thiergeſtalt verwunſchene Prinz wird zuletzt unfehlbar entzaubert und führt die ſchöne Prinzeſſin heim in ſein Königreich, während die boshafte Hexe oder der tückiſche Zauberer in tauſend Kieſelſteine zerſpringt oder zu Aſche verbrennen muſs; ſelbſt dem Schlingel von Faulpelz, wenn er nur im Grunde ſeines Herzens ein gutmüthiger Burſch iſt, ergeht es über die Maßen wohl, und er gelangt durch die Hilfe freundlicher Geiſter mühelos zu behaglichem Lebensgenuſs. Nur das wirklich Schlechte, das principiell Böſe wird vom Märchendichter unnachſichtig aus der Welt geſchafft, damit es den idylliſchen Frieden guter Menſchen fortan nicht mehr ſtöre.

Einer ſolchen Geſinnung liegt natürlich auch auf religiöſem Felde jeder zelotiſche Eifer fern. Wenn in den Märchen Anderſen's ein Bewohner der himmliſchen Regionen ſeinen Flug einmal zur Erde lenkt, ſo iſt es eben ein holdes Geſchöpf der Phantaſie, wie andere Märchengeſtalten, wie der Roſenelf oder Fliedermütterchen oder die Fee des Paradieſes, und nur eines einzigen Beiſpiels entſinne ich mich, wo der Dichter — in der unheimlichen Erzählung von den rothen Schuhen — die kindiſche Eitelkeit eines jungen Mädchens, das ſeiner Pflichten gegen die Kirche vergaß, allzu grauſam beſtraft. Wie ſchön kontraſtiert hiergegen (in den Reiſeerinnerungen „Aus Schweden“) die Geſchichte von dem zornigen Pfarrer, welcher den Böſen ewige Höllengluth in Ausſicht ſtellt, und nun ſeine ſanfte, fromme Frau nach ihrem Tode ruhelos umherwandern ſieht, weil er ihr nicht ein einziges Haar von dem Kopfe eines Sünders geben kann, den Gott zu ewiger Pein verdammen wird. Denn auch die ſchlimmſten Sünder ſind vor Gott nur Thoren, Verirrte, Wahnwitzige, kurz arme Unglückliche, und erſt als der Pfarrer Dies erkennt und ſein hartes Wort widerruft, findet die unſtäte Seele ſeiner Gattin den Frieden. „Es war dein hartes Wort,“ ſagt die Todte, „es war deine Verzweiflung an der Menſchheit, dein finſterer Glaube an Gott und ſeine Schöpfung, was mich zu dir trieb. Lerne die Menſchen kennen! Selbſt in den Böſen lebt ein Theil von Gott, ein ſolcher, der die Flammen der Hölle löſcht und beſiegt.“ Brauchen wir noch darauf hinzuweiſen, daſs eine ſolche Geſinnung, welche die Märchen Anderſen's, wie jedes ſeiner übrigen Werke, beſeelt, das Herz des Kindes wohlthätiger berühren, veredelnder und bildender auf dasſelbe einwirken muſs, als alle lehrhaften Moralpredigten?

---

*) Eine deutſche Überſetzung derſelben iſt unlängſt bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig erſchienen.

Noch ein anderes Moment möchten wir zum mindeſten beiläufig betonen, da wir auch darin einen Vorzug jener Märchen erblicken, der zu ihrer Verbreitung mit beigetragen hat. Wir meinen den durchaus modernen Charakter, der ihnen inne wohnt. Sie verleugnen oder verketzern nirgends die Zeitperiode, welcher ſie entſproſſen ſind; im Gegentheil, es pulſiert in den meiſten von ihnen das warme Herzblut und Leben der Gegenwart. Zuweilen, wie in den „Galoſchen des Glücks“, macht der Verfaſſer ſich geradezu luſtig über die thörichten Lobredner der alten Zeit; nicht ſelten, wie im „Waſſertropfen“, zieht er die großen Entdeckungen der modernen Wiſſenſchaft mit glücklichem Griff in den Bereich ſeiner Dichtung; ja, er ſelbſt ſpricht es an einer anderen Stelle mit begeiſterten Worten aus, daſs die Wiſſenſchaft das wahre Kalifornien der Poeſie ſei, das dem Blick des geweihten Dichters immer neue Aladdinsſchätze enthülle. „Glücklich,“ ruft er aus, „glücklich biſt du, Dichter, der in unſerer Zeit geboren ward! Du erbſt alle die herrlichen Schätze, die deine Vorgänger der Welt gaben, du erbſt von ihnen die Erkenntnis, daſs nur das Wahre, das Wahre in der Natur und dem Menſchen, ewig iſt . . . Das Sonnenlicht der Wiſſenſchaft ſoll den Dichter durchdringen, mit hellem Auge ſoll er die Wahrheit und Harmonie im Großen wie im unendlich Kleinen erfaſſen; Dies wird ſeinen Verſtand und ſeine Phantaſie läutern und bereichern, wird ihm neue Formen zeigen, die das Wort noch lebendiger machen. Selbſt die einzelnen Entdeckungen werden uns einen ſolchen neuen Flug verleihen. Welche Märchen vermag nicht das Mikroſkop zu enthüllen, wenn wir unſere Menſchenwelt unter dasſelbe bringen; der Elektromagnetismus kann einen neuen Lebensfaden in neuen Luſtſpielen und Romanen abgeben, und wie manche humoriſtiſche Dichtung wird nicht emporwachſen, indem wir von unſerer ſtaubgrauen, kleinen Erde mit ihren kleinen hochmüthigen Menſchen in das unendliche Weltall hinausblicken, von Milchſtraße zu Milchſtraße! O, es liegt ſo unendlich Viel in dem Meere, in der Luft und in der Erde verborgen, Wunderwerke, größer als ſie die Phantaſie der Dichter zu erſchaffen vermag. Es wird ein Dichter kommen, der mit kindlichem Sinn, ein neuer Aladdin, in die Höhle der Wiſſenſchaft tritt; mit kindlichem Sinn, ſagen wir, denn ſonſt werden ihn die ſtarken Geiſter der Naturkräfte erfaſſen und zu ihrem Diener machen, während er durch die Lampe der Poeſie, die immer das menſchliche Herz iſt und bleibt, als Herrſcher daſteht und wundervolle Früchte aus den dunklen Gängen heraufbringt, und ihm die Macht verliehen iſt, das neue Schloſs der Poeſie zu bauen, in Einer Nacht durch dienende Geiſter geſchaffen.“

Die letzte Urſache endlich für den allgemeinen und wohlverdienten Erfolg dieſer Märchen liegt in der hohen Kunſtvollendung ihrer abwechſelungsreichen Form, in der vollkommenen Übereinſtimmung der Behandlungsart mit dem jedesmaligen Stoffe. Wie bei einem melodiöſen, ſicher und feſt durchgeführten Muſikſtücke, fällt kein Ton aus dem Charakter des Ganzen heraus. Scherz und Humor, ja ſelbſt ausgelaſſene Luſtigkeit erhalten ihr Recht, wenn das Thema es bedingt, ſo gut wie andererſeits ernſthafte, rührende, weiche Molltöne angeſchlagen werden, wo ſie am Platze ſind. Aber niemals, ſelbſt in den abenteuerlichſten Erfindungen, begegnet uns jene barocke Vermiſchung des Burlesken und Pathetiſchen, die uns ſo häufig in den Märchendichtungen der deutſchen Romantiker verletzt. Überall iſt das Streben nach innerer Wahrheit das Kunſtgeſetz, welches Anderſen unverbrüchlich befolgt. Er läſſt die Geſchöpfe ſeiner Phantaſie genau ſo empfinden, denken, reden und handeln, wie ihre Natur es erfordert, nicht wie die willkürliche Laune des Verfaſſers es beliebt. Wenn die alte Storchmutter im nordiſchen Dorfneſte ihren Jungen von der Herrlichkeit Ägyptens erzählt: „Da iſt ein Fluſs, welcher aus ſeinem Bette tritt, dann wird das ganze Land zu Schlamm. Man geht im Schlamm und iſſt Fröſche“, ſo iſt Das eine Auffaſſung, welche durchaus der Vorſtellungsweiſe eines Storchgehirns entſpricht, und das kleine Wort „man“ iſt hier von treffendſter pſychologiſcher Feinheit. Und wenn die Maikäferfräulein über die zierliche Schönheit Däumelinchens ihre Fühlhörner rümpfen und ſagen: „Sie hat ja nicht mehr als zwei Beine, Das ſieht erbärmlich aus! Sie hat keine Fühlhörner! Sie iſt ſo ſchlank in der Taille, pfui, ſie ſieht aus wie ein Menſch! Wie ſie doch häſslich iſt!“, ſo ſtimmt Das gerade ſo ſehr zu der einzig denkbaren Maikäfervorſtellung von Schönheit, wie es zu der Sperlingsvorſtellung von Schönheit ſtimmt, wenn die proſaiſchen Spatzen nicht begreifen können, „was an ſo einem rothen Klumpen, wie einer Roſe, Rares iſt.“

Will man nun einwenden, daſs die Vorzüge, welche ich den Anderſen'ſchen Märchen nachgerühmt, im Weſentlichen dieſelben ſind, welche auch jedem anderen poetiſchen Kunſtwerke von echter Art Anerkennung und Erfolg zu verſchaffen pflegen, ſo bin ich ganz damit einverſtanden. Die Geſetze dichteriſchen Schaffens ſind in ihren Grundzügen dieſelben einfachen und allgemeinen, gleichviel ob man für Erwachſene oder für Kinder ſchreibt, und weil Anderſen dieſe Geſetze aufſs treulichſte beobachtet hat, gewährt die Lektüre ſeiner Märchen dem Erwachſenen faſt eben denſelben reinen und hohen Genuſs, wie dem Kinde, für das ſie urſprünglich erdacht und beſtimmt ſind.

C. J. L. Almquiſt.

Nach den neueſten Quellen geſchildert.

Zu den genialſten und vielſeitigſten ſchwediſchen Schriftſtellern dieſes Jahrhunderts gehört ohne Zweifel der Mann, mit deſſen bunt bewegtem Leben ſich die nachfolgenden Blätter beſchäftigen ſollen. In Deutſchland ſind nur wenige ſeiner Romane und Novellen durch Überſetzungen bekannt geworden, welche Anfangs der vierziger Jahre im „Belletriſtiſchen Ausland“ und in zwei ähnlichen Berliner Sammlungen erſchienen. Im Sommer 1851 fand man in allen Journalen die ſenſationelle Nachricht, daſs der Verfaſſer dieſer feſſelnden Erzählungen unter höchſt verdächtigen Umſtänden aus ſeiner Heimat entflohen ſei, wo kurz darauf eine Anklage wegen Wechſelfälſchung und verſuchten Giftmordes gegen ihn erhoben ward. Dann war er fünfzehn Jahre lang gänzlich verſchollen, bis im Oktober 1866 die „Weſer-Zeitung“ die kurze Notiz brachte, daſs am 26. September d. J. im Bremer Krankenhauſe ein Profeſſor C. Weſtermann geſtorben ſei; bald darauf folgte die Enthüllung, daſs der Name ein angenommener geweſen, und daſs ſich unter demſelben der berühmte und berüchtigte ſchwediſche Schriftſteller Almquiſt verborgen habe.

Das abenteuerliche Leben dieſes merkwürdigen Mannes würde an ſich intereſſant ſein, auch wenn ſeine ſeltene poetiſche Begabung nicht unſere menſchliche Theilnahme an ſeinen Schickſalen erhöhte. Er gehört zu jenen räthſelhaften Charakteren, deren dämoniſche Natur ſich zwar auch in ihren ſchriftſtelleriſchen Erzeugniſſen unverkennbar ausprägt, deren volles Verſtändnis aber zugleich eine genaue Bekanntſchaft mit ihren äußeren Lebensereigniſſen und ihrer abſonderlichen geiſtigen Entwicklung erfordert. Wir freuen uns daher, daſs ein talentvoller und vorurtheilsloſer ſchwediſcher Schriftſteller der jüngeren Generation, Herr Arvid Ahnfelt, ſich einer

Reviſion der vielfach gefälſchten literaturgeſchichtlichen Akten in Sachen Almquiſt's unterzogen und eine auf ſorgfältigſtem Quellenſtudium beruhende Biographie des Dichters*) verfaſſt hat, welcher wir größtentheils die nachſtehenden Mittheilungen entnehmen.

Carl Jonas Ludwig Almquiſt war am 28. November 1793 zu Stockholm geboren. Sein Vater war Kriegskommiſſär, ſeine Mutter, die Tochter des Bibliothekars Gjörwell, war eine hochbegabte, aber ſchwärmeriſche und exaltierte Frau. Dieſelbe übte den größten Einfluſs auf die nachmalige Geiſtesrichtung des Sohnes, welcher, nach ſeinem eigenen Ausdruck, zwei Seelen beſaß: „eine Kämmererſeele, die er von ſeinem Vater, und eine poetiſche Seele, die er von ſeiner Mutter geerbt habe." In ſeinen Briefen ſpricht er mit der wärmſten Liebe von dieſer Mutter, aber in einer Weiſe, welche ihre excentriſche Natur durchblicken läſſt. „Ihr größtes Vergnügen," ſagt er, „war, in Garten und Wald umherzuſtreifen, am liebſten allein oder mit Rouſſeau." Bei ihrem Tode war er erſt dreizehn Jahre alt. Sein Hauslehrer und Andere machten ihm Vorwürfe, weil er nicht trauerte, ſondern Romane las und bei der Lektüre oft hell auflachte: „aber," fügt Almquiſt hinzu, „in der Stille erfüllte Gott meine Augen mit vielen Thränen, die ich nicht mit den Taſchentüchern Anderer, ſondern mit meinen eigenen abtrocknete, ſo daſs Keiner darum wuſste." Im Übrigen erzählt er, daſs er ein ausgelaſſen luſtiger und muthwilliger Knabe geweſen ſei, von dem man wenig erwartet habe. Den größten Theil ſeiner Kindheit verbrachte er auf dem ſchön gelegenen Landgut ſeines Vaters, Antuna, in der Nähe der Reſidenz, wo er ſchon früh Gelegenheit fand, das freie Leben in Wald und Feld kennen und lieben zu lernen. In Upſala, wo er ſeine Univerſitätsſtudien begann, vermiſste er aufs ſchmerzlichſte die romantiſchen Naturſchönheiten Antuna's. Von 1814 bis 1820 war ihm die Erziehung eines jungen Finnländers anvertraut, mit dem er ſich eine Zeit lang in der Heimat desſelben aufhielt. 1815 machte er in Upſala ſein Magiſter-Examen und trat gleich darauf in das geiſtliche Departement in der Hauptſtadt ein.

Im Herbſt jenes Jahres ſtiftete der junge, nur um zwei Jahre ältere Dichter C. F. Dahlgren, in Gemeinſchaft mit dem Pfarradjunkten Cnattingius, den „Mannheimbund", eine eigenthümliche Erſcheinung im ſchwediſchen Kulturleben dieſes Jahrhunderts, welche in mancher Beziehung an die Anfänge der engliſchen „Seeſchule" und an die jugendlichen Reformbeſtrebungen Coleridge's und Southey's erinnert. Der Name bezog ſich auf ein Gedicht Geijer's, in welchem der alte ſkandinaviſche Norden als das echte „Mann-Heim", die Heimat echter Manneskraft und Mannestugend, verherrlicht ward. Die Entſtehung des Mannheimbundes war übrigens ſehr einfach und ſtand in Verbindung mit einer Schule, deren Leiter der bekannte, der nationalen, ſogenannt „gothiſchen" Literaturrichtung angehörende Dichter und Schriftſteller Afzelius war. Der Zweck des Bundes war, wie Cnattingius in dem noch erhaltenen Protokollbuch desſelben erklärt, „durch geeignete anregende Beſchäftigungen einige hoffnungsvolle Knaben, deren höhere geiſtige Entwicklung uns am Herzen lag, zu ermuthigen und vom Schulſtaube zu befreien." Man gedachte ſie zu dem Ende beſonders mit der altnordiſchen Literatur, mit ihrer Mythologie, ihren Sagen und ihrer Sprache bekannt zu machen. Gerade als man mit dem Entwurf des Lehrplans und der Inangriffnahme des Werkes beſchäftigt war, kam der 21jährige Magiſter der Philoſophie, C. J. L. Almquiſt nach Stockholm. Es iſt leicht erklärlich, daſs der enthuſiaſtiſche Jüngling ſich mit lebhafter Sympathie den Ideen des neu geſtifteten Bundes zuwandte, der ihn mit offenen Armen aufnahm. Almquiſt wurde ſofort der Leiter und die Seele desſelben, und unter ſeinem Vorſitz ward nicht allein der vorläufige Unterrichtsplan ſchleunigſt feſtgeſtellt, ſondern es wurde ihm auch der Auftrag ertheilt, einen detaillierten Organiſationsentwurf auszuarbeiten.

---

*) C. J. L. Almquist, hans lif och verksamhet. Af Arvid Ahnfelt. Stockholm, F. & G. Beijers Förlag. 1877.

Die vorläufigen Statuten für die derzeitigen fünf Grade des Bundes beſtimmten in ziemlich drakoniſcher Weiſe die Details des Lehrplans, zu deſſen Kennzeichnung die Notiz genügen mag, daſs die Schüler des fünften Grades nicht allein die Kurſe in der Mythologie, den Sagen und der Chronologie der nordiſchen Geſchichte beendigen, ſondern auch, wie buchſtäblich gefordert ward, „alle ſchwediſchen Alterthümer" kennen ſollten.

Die Zuſammenkünfte des Bundes pflegten damit zu ſchlieſsen, daſs ſämmtliche Mitglieder ſich im Kreis aufſtellten, und der Sprecher die Schluſsſtrophen des erwähnten Geijer'ſchen Gedichtes „Mann-Heim" vorlas.

Man verfiel auf allerlei wunderliche Dinge; ſo z. B. ſollten die jüngeren Bundesmitglieder gegen Geſpenſterfurcht abgehärtet werden. Zu dem Ende hüllten die Väter des Bundes ſich in weiße Laken und offenbarten ſich den Novizen auf einem Bodenraume. Bei einer ſolchen Gelegenheit erkannte einer der Knaben den Regimentsprediger Gravallius an den Stiefelſchäften, die unter dem Laken hervorguckten, und ſeitdem mochte der würdige Herr nie wieder Geſpenſt ſpielen.

Nach einigen Jahren (1818) ſtellte man den Schulunterricht ein, ſtatt deſſen wurden nur noch Vorleſungen gehalten, und die Bundesſtatuten nahmen eine minder pedantiſche Form an. Die Grade waren noch um zwei vermehrt worden; das Ceremoniell der Aufnahme in den ſiebenten Bundesgrad ſchildert Almquiſt in einem der Protokolle, wie folgt: „Der Saal iſt chriſtlich geſchmückt. Von einem Älteren wird den Aufzunehmenden eine Rede vorgetragen, welche eine für ſie geeignete Schilderung der Beſchaffenheit des ganzen Bundes enthält: was ſie durchgemacht haben, wo ſie jetzt ſtehen, und was ſie noch ferner erwartet. Sie werden zu Chriſten eingeſegnet und erhalten als Dekoration ein vergoldetes Kreuz an rothem Bande. Geſang und ein frohes Mahl beſchließen das Ganze.“

Die Verſammlungen waren zuweilen recht zahlreich beſucht, und außer den Genannten gehörten dem Bunde mancherlei Perſönlichkeiten an, die ſpäter eine hervorragende Rolle in der Literatur oder Politik geſpielt haben. Unter den noch erhaltenen Verſammlungsreden einzelner Bundesmitglieder findet ſich ein intereſſanter Vortrag Almquiſt's über den damaligen Zuſtand der Literatur in Schweden. Überhaupt ſcheint Almquiſt vorherrſchend das Material zu den Diskuſſionen geliefert zu haben, und nach ſeinen gedruckten Vorſchlägen zur Organiſation des Mannheimbundes zu urtheilen, war er vollauf im Stande, die Geſellſchaft auch mit allerlei abſonderlichen Ceremonien und extravaganten Einfällen in Athem zu erhalten. So kam es einmal faſt zu einer Spaltung, weil er einen Erziehungsplan erſonnen hatte, nach welchem die jüngeren Mitglieder des Bundes die erſten drei Jahre lang als Heiden, dann drei Jahre als Juden und zuletzt drei Jahre als Chriſten erzogen werden ſollten. Er beſaß ſchon damals eine glänzende dialektiſche Schlagfertigkeit, und in einem Debattierklub, welcher Anfangs der zwanziger Jahre gegründet ward, machte es ihm beſonderes Vergnügen, zuerſt nach allen Regeln der Kunſt die eine Seite einer Sache und dann die entgegengeſetzte Anſicht zu vertheidigen, Beides mit gleicher Gewandtheit und anſcheinender Überzeugtheit.

Die erwähnten Vorſchläge zur Organiſation des Mannheimbundes, welche Almquiſt 1816 ausgearbeitet hatte, wurden zwar verworfen, aber trotzdem einige Jahre nachher mit einigen anderen Aktenſtücken vom Bunde ſelbſt veröffentlicht. Almquiſt ſchildert hier die Ideen des Bundes in folgender Weiſe: „1) müſſen die Eintretenden einen deutlichen Hinweis auf das allgemeine Veredlungsbedürfnis erhalten; 2) muſs ihnen ein herrliches Aſenleben, gothiſche Kraft, glühende Vaterlandsliebe und eine vollkommene phyſiſche Menſchlichkeit eingehaucht werden; 3) müſſen ſie eine tiefe Ahnung vom Himmel, von ihrer eigenen Unbedeutendheit als nur phyſiſch kräftige Menſchen, von der durch ſich ſelbſt kundgegebenen Auflöſung des Aſenlebens und von der Hoffnung eines beſſeren Lebens erhalten; 4) müſſen ſie in den friſchen, warmen Odem des Chriſtenthums erhoben und zu der Erkenntnis gebracht werden, daſs ſie bei einer richtigen Beurtheilung der phyſiſchen Kraft dieſe nicht über die Kraft der Seele ſetzen dürfen, ſondern daſs das volle Bewahren, Hinſchmelzen und Aufgehen dieſer Kraft im Chriſtenthume die Vollendung ihrer Bildung ausmacht.“

Den Mannheimbund wollte Almquiſt in neun Grade eintheilen; für jeden derſelben ſollte ein Saal beſtimmt ſein, und mit ſeiner feurigen Phantaſie malte er ſich die Dekoration dieſer Säle aus. „Wäre Mannheim ein Palaſt,“ ſagte er, „ſo müſste in dem erſten der neun Säle ſchwarzer Trauerflor an den geweißten Wänden herabwallen. Denn die Welt ſagt, daſs ſie weiß ſei; aber hier würde man ſehen, daſs die dunklen Wellen der Finſternis, in unſichtbarem Wogengang, aber doch mit tiefen Seufzern, über das Ganze hinfluthen. Eine Leichenhalle alſo. Wie die gewöhnliche Welt lebt, um mit dem Tode zu enden, beginnt dagegen das Schauſpiel Mannheim's damit, zu ſterben, auf daſs das Leben nachher ohne Ende ſei. Bilder ſollen an allen Wänden dieſes Saals hängen. Auf den nördlichen und ſüdlichen Wänden ſollen alle Thorheiten abgebildet ſein, — auf der nördlichen alle Lächerlichkeiten, in Triumphgewändern auf einem morſchen Vulkan tanzend, — auf der ſüdlichen alle zarten Anlagen durch die Thorheit der Zeit zu Karikaturen verzerrt, ſo lächerlich, daſs man ſich darüber todtlachen müſste, wenn man nicht eher in Thränen ausbräche. Auf der weſtlichen und öſtlichen Wand ſollen alle ſcheußlichen Leidenſchaften mit der furchtbaren Pinſelkraft eines Michelangelo dem ſtutzenden Blick begegnen, — auf der weſtlichen alle Wildheit, die mit Wolfsaugen aus dem frommen Lammsfell, mit dem ſie ſich bedeckt hat, funkelt und mit den Blitzen ſpielt, die ſie zur Verwüſtung der Erde hinabſchleudert, die aber zum Verderben Derer, die ſie ſchleudern, auf ſie zurückprallen, eine ungeheure wohlthuende Vernichtung, — auf der öſtlichen alle guten Kräfte, von dem Scharfrichterſchwerte des Mechanismus und eines falſchen Formalismus erſchlagen; Engelgeſtalten auf der Erde hingeſtreckt, mit Ameiſen, Ottern und Schlangen bedeckt, von Würmern und Raben zernagt, langſam mit den Tropfen eines vergifteten Waſſers beſpritzt, ſo daſs ſie in Fäulnis verfallen, aber nicht ſchnell, ſondern ſo, daſs der Peſtgeruch ſich genügend verbreiten kann, — die rechte Vollendung des Grabſanges.“

Der Organiſationsplan enthält mancherlei Phantaſieen von eben ſo toller Art wie die angeführte Schilderung, und Vieles darunter von barock komiſcher Natur. Zum Exempel läſſt Almquiſt bei einer Aufnahme-Ceremonie die Nornen auftreten und ſchreibt vor, in der Ferne ſolle man eine unheimlich wilde Muſik, Waffengetöſe und Donnergeroll hören, und dazu bemerkt er in einer Note, die an dieſer Stelle höchſt poſſierlich wirkt, daſs der Donner ſich am leichteſten durch das Umherrollen einer eiſernen Kugel herſtellen laſſe. Man kann ſich daher nicht eben wundern, daſs die Kritik die kleine Schrift vielfach verhöhnte, obſchon ſie andrerſeits nicht verkannte, daſs dieſelbe bei all ihren Abſurditäten das Gepräge einer großen und eigenthümlichen Genialität trage.

Es iſt kulturgeſchichtlich intereſſant, unter den vom Mannheimbunde herausgegebenen Aktenſtücken, neben den phantaſtiſchen Vorſchlägen Almquiſt's, den vom Bund angenommenen und von der Oberſtatthalterei genehmigten, äußerſt zahmen Organiſationsplan abgedruckt zu ſehen. Man verleugnete hier feierlich jeden Verſuch einer ſogenannten „tranſcendierenden Tendenz“, und verſicherte, daſs man nur das Vaterland und ein tugendhaftes Leben im Auge habe. Unter den ſtehenden Programmſtücken des Bundes nannte man jährliche Reden über Guſtav I., Guſtav II. Adolf und „Seine regierende Majeſtät,“ im Übrigen harmloſe Spiele, Geſang und Muſik ꝛc. Beſonders erklärte man, keinerlei Raiſonnement über

Gegenſtände der Politik jemals bei den Zuſammenkünften dulden zu wollen.

Der Mannheimbund wurde im Anfang der zwanziger Jahre aufgelöſt, da das Intereſſe daran ſo ſchwach geworden war, daſs Keiner mehr das Amt des Sekretärs übernehmen wollte. Indeſs erhielt Almquiſt's Thätigkeit im Mannheimbund ein eigenthümliches Nachſpiel in Wermland, indem er dort mit einigen Bundesbrüdern ein Naturleben nach Rouſſeau's Ideal zu verwirklichen ſuchte.

An einer Stelle ſeines gedruckten Entwurfs zur Organiſation des Mannheimbundes ſchreibt Almquiſt: „Ausſchließlich als idealiſierter Bauer zu leben, würde die einfachſte und höchſte Lebensweiſe ſein. Dieſe Aufgabe würde eine eigene Entwicklung erfordern; ſie würde uns vielleicht neue Perſpektiven eröffnen. Die Erzählungen von römiſchen Diktatoren und Konſuln, die vom Pfluge zu den höchſten Staatsgeſchäften berufen wurden und zu demſelben zurückkehrten, ſind kein Gedicht. Der ſchlichte Verkehr mit der Natur und die Pflege ſo einfacher Beſchäftigungen waren die erſte Lebensweiſe. Sie müſste daher auch die letzte, die höchſte werden. Aber die wahre innere Bildung (die Idealiſierung) muſs ſich dann mit dieſer Einfalt verbinden. So ſchildern uns Philoſophen und Dichter das eigentliche Glück, und wenn wir ſie in ſo vielem Anderen bewundern, ſollten wir ihnen in dieſem Punkte keinen Zweifel entgegenſtellen. Und auch nach der Theorie des Staats iſt dieſe Schilderung wahr — was wollen wir alſo mehr?“

Auf dieſe Worte ſeines Organiſationsvorſchlages verweiſt Almquiſt in einem Briefe vom Jahr 1821, worin er erwähnt, daſs er ſich auf dem Lande in der Umgegend von Stockholm anzuſiedeln gedenke. Und er fügt hinzu: „Unter dem echten Bauernleben verſtehe ich kein plumpes und rohes (unidealiſiertes) Bauernthum, ſondern ein thätiges Naturleben. Als Kavalier auf dem Lande zu leben, iſt, recht betrachtet, ein Unding. Lieber Freund, kann man ſich etwas Dümmeres für Mann und Weib denken, als im Prunkzimmer auf dem Lande zu ſitzen, am Theetiſch zu konverſieren, Karten zu ſpielen, feingekleidet zu gehen, einen Spazierritt zu machen, Abends zu gähnen, Morgens ſchläfrig im Bette zu liegen, und ſchließlich cedere bonis?“

Die Fortſetzung dieſes Briefs enthält eine beſtimmte Andeutung, daſs es eigentlich die Rouſſeau'ſchen Ideen waren, welche in Almquiſt wieder auflebten. Er ſpielt dort auf Rouſſeau als ſeinen geiſtigen Vater an, mit deſſen Gedanken, wie ſich in der früher citierten Bemerkung über ſeine Mutter zeigt, gleichſam ſchon die Luft ſeiner Kindheitsheimat geſchwängert geweſen war, und den er ſpäter einmal „ein raiſonnierendes Herz und einen weinenden Kopf" nennt.

Bald darauf (1822) ſchreibt er von ſeinem väterlichen Erbgut Antuna: „Ich habe jetzt ernſtlich mein Landleben für dieſes Jahr begonnen. Bisher war Alles recht ſchön. Ich bin jetzt meiſt auf dem Felde. Gleichwohl verbringe ich einen Theil des Tages im Hauſe mit Schreiben und Leſen." Indeſs lag doch Stockholm zu nahe, als daſs ſich ein rechtes Bauernleben an dieſem Aufenthaltsorte führen ließ. Auch nahmen ihn ſeine Amtsgeſchäfte als Kanzliſt im geiſtlichen Departement noch vielfach in Anſpruch. Gegen Ende 1823 ſchied er daher aus dem Staatsdienſt aus. Er ſchrieb bei dieſer Gelegenheit an ſeinen Bundesbruder Jonas Wärn, den nachmaligen Staatsrath und Landeshauptmann: „er könne die ſchwere Luft von Stockholm nur mit der Überzeugung einathmen, daſs ihm ſolche bisher vielleicht nützlich geweſen ſei, um Menſchenkenntnis und Abſcheu davor nebſt der Hoffnung auf ein ſchöneres Leben zu erwerben."

Dies „ſchönere Leben" begann Almquiſt im Januar 1824. Jonas Wärn, oder vielmehr Deſſen Vater, hatte verſchiedene Beſitzungen in Wermland, und dorthin richtete Almquiſt ſeine Schritte. „Komm und werde unſer Patriarch," ſchrieb ihm ſein Freund Jonas; „ich werde dir Land zur Anſiedelung verſchaffen." Als Almquiſt und ſein Begleiter, der Lieutenant Guſtav Hazelius, auf der unweit Karlſtad liegenden Wärn'ſchen Beſitzung Adolfsfors anlangten, kleideten ſie ſich nebſt Jonas Wärn in volle Uniform, d. h. als Holzhauer mit langem Schurzfell und großen Äxten, und zogen ſolchergeſtalt aus, um Holz zu fällen. Nach einigen Monaten kaufte Almquiſt von Jonas Wärn eine kleine Bauernſtelle in einer der ſchönſten Gegenden Wermlands, nachdem er kurz zuvor ein ungebildetes Bauernmädchen geheirathet hatte, mit dem er ſeit ſeinem vierzehnten Jahre heimlich verlobt geweſen war. Anfangs fühlte er ſich in ſeiner neuen Lage durchaus zufrieden. Er ſchrieb einem Freunde: „Wenn es Freude macht, unſer Leben ganz und gar in einer einzigen Richtung, einem einzigen Gedanken aufgehen zu ſehn, ſo habe ich dieſe Freude und danke Gott dafür. Ich theile meine Zeit in zwei Hälften. Der eine Theil gehört der Arbeit für unſeren Unterhalt, für die behagliche Einrichtung des Hauſes, der andere Theil gehört den Ideen, dem Leſen und Schreiben."

Sein landwirthſchaftlicher Betrieb brachte ihm indeſſen nicht Viel ein: einigen Nebenverdienſt verſchaffte er ſich durch die Aufnahme von Ländereien, über welche er vortreffliche Karten anfertigte. Die Beſchäftigung mit geographiſchen und geometriſchen Unterſuchungen gehörte von jeher zu ſeinen beſonderen Liebhabereien. Im Pfarrhauſe des Kirchſprengels, in welchem er wohnte, erzählt man ſich noch allerlei Anekdoten über ſein Verhalten als Gemeindemitglied. Er machte ſich u. A. gern den Spaß, bei den üblichen Hauskatechiſationen den Kaplan aufs Glatteis zu führen. Bei derartigen Katechiſationen auf dem Lande pflegen die Prediger Fragen an die ganze Verſammlung zu ſtellen, und Den, welcher Luſt hat, ſie beantworten zu laſſen. Wenn Solches geſchah, erhob ſich oft der Büdner Love Carlſon Almquiſt (zur Zeit ſeiner Bauernſchwärmerei nannte er ſich gewöhnlich ſo, oder nur Love Carlſon), und beantwortete die Frage des Predigers, aber nicht immer in Übereinſtimmung mit der lutheriſchen Religion. Für ihn, welcher ſpäter die ganze theologiſche Fakultät zu Upſala an der Naſe herumführte, war es natürlich ein Kinderſpiel, einem armen Dorfprediger durch ein dialektiſches Sturzbad das Hirn zu verrücken. Im Übrigen hat er bei Allen, die in Wermland mit ihm verkehrten, das freundlichſte Andenken hinterlaſſen.

Wie man ſich denken kann, erweckte der Verſuch Almquiſt's, eine der abenteuerlichen Ideen die er in ſeinem Entwurf zur Organiſation des Mannheimbundes vorgebracht hatte, zu verwirklichen, großes Aufſehen und wurde vielfach in der Tagespreſſe beſprochen. Als Geijer von dem Unternehmen erfuhr, ſchrieb er einen höchſt intereſſanten Brief an Almquiſt. Es heiſst darin: „Was deinen Entſchluſs betrifft, ſo kann ich nicht viel Mehr ſagen, als daſs ich Gott bitte, dich in jedem Falle zu ſegnen. So Viel muſs ich jedoch ſagen: ich wünſche dir wenige Nachfolger, wozu auch wohl geringe Ausſicht ſein dürfte. Nicht Alle beſitzen deine Stärke oder deine Beſonnenheit. Die bürgerliche Sphäre, in der man geboren und erzogen iſt, bildet um Jeden auch eine Art natürlicher Atmoſphäre. Wenige treten aus derſelben heraus, ohne den Odem zu verlieren. Eher geht ein Streben nach aufwärts, durch eine allmählich errungene Bildung, an. Die ſtandhafte Schule des Unglücks kann auch lehren, den Sturz nach abwärts zu ertragen. Freiwillige Sprünge in der einen oder anderen Richtung gelingen ſelten."

Dieſe Worte Geijer's erwieſen ſich bald als wahr. Der Erſte, welcher ermüdete, war Jonas Wärn. Er nahm eine Stelle als Disponent in einer Fabrik an und ſagte dem Bauernleben Valet. Almquiſt ſelbſt begann deſſen überdrüſſig zu werden. „Du kannſt dir wohl denken, wie es um mich ſteht," ſchreibt er im Frühling 1825, „wenn ich dir ſage, daſs ich ſeit letztem Herbſt kaum eine Zeitung las." Er behauptet freilich in demſelben Briefe, daſs er mehr und mehr ſein Glück darin finde, in der Einſamkeit und Stille für ſich ſelbſt zu arbeiten; aber neben dem angeführten Stoßſeufzer nimmt ſich eine ſolche Verſicherung etwas zweideutig aus. Und gleich darauf äußert er: was ihm fehle, ſei der Umgang mit gebildeten Menſchen. Er tröſtete ſich nach beſtem Vermögen durch poetiſche Thätigkeit. „Ich verſchaffe mir Geſellſchaft," ſchreibt er, „durch eine Anzahl von Individuen, die ich zu meinem Amüſement in Dichtungen darſtelle, in welchen ich ſie ihre Charaktere ſo gut wie möglich durchführen laſſe, mit denen ich rede und die ich zum Gegenſtand der Betrachtung und des Umgangs mache."

Ökonomiſche Miſshelligkeiten geſellten ſich zu der Langenweile des einförmigen Lebens, und Almquiſt war der ganzen Wermland-Epiſode herzlich ſatt. Ziemlich lange hielt er bei Alledem die freiwillige Verbannung in eine entlegene, ſpärlich bevölkerte Gegend aus; denn erſt 1826 verließ er Wermland, und war ſomit volle zwei Jahre „idealiſierter Bauer" geweſen. Bei der Rückkehr nach Stockholm muſste er ſich Anfangs mit Korrekturleſen und Notenabſchreiben kümmerlich ſein Brot erwerben; bald aber fand er eine Anſtellung als Lehrer, und wurde 1829 zum Rektor der „Neuen Elementarſchule," der angeſehenſten Gelehrtenſchule in der Hauptſtadt, ernannt. Von nun an begann ſeine einfluſsreiche literariſche Thätigkeit.

Der vorhin erwähnte Entwurf zur Organiſation des Mannheimbundes war nicht das erſte Debüt Almquiſt's als Schriftſteller. Schon im Jahre 1814 ließ er ein kleines humoriſtiſches Gedicht unter dem Titel „Verſuch zu Hektor's Lebenslauf" erſcheinen. Almquiſt bemerkt ſelber, daſs dieſe Traveſtie der homeriſchen Heldenſage nur zum Zeitvertreib eines geſchloſſenen Kreiſes verfaſst und gedruckt worden ſei, „um den Vorrath an Papillottenpapier zu vermehren.“ Ein ſpaniſcher Hund, Namens Hektor, gab Anlaſs zu dem Scherze. Um dem Eigenthümer des Hundes einen Spaß zu machen, ſchrieb Almquiſt dieſe verſificierte Schilderung: wie Hektor urſprünglich der berühmte trojaniſche Held geweſen, aber ſpäter auf dem Wege der Seelenwanderung erſt der Mops einer alten Jungfer, dann eine Feder, die einem Juriſten, einem Dichter und einem Vogt diente, und zuletzt ein ſpaniſcher Hund geworden ſei. Mit Ruckſicht auf dieſe Seelenwanderungsgeſchichte iſt das kleine Buch, ſtatt in Kapitel, in drei Promenaden eingetheilt. Abgeſehen von einer ſtarken Einwirkung der Blumauer'ſchen Äneide, begegnet man hier ſchon manchen Zügen, welche Almquiſt's ſpätere ſchriftſtelleriſche Richtung andeuten. Namentlich finden ſich allerlei Ausfälle gegen das konventionelle Geſellſchaftsleben. So heißt es an einer Stelle:

„Ich ſah verſammelt eine Schar
Von feinen Herrn und Damen:
Die ſaß — man hieß ſie Soirée —
Und trank warm Waſſer — vulgo Thee —
Und ſchwatzte unaufhörlich.“

Dies Büchlein iſt daher, was den Inhalt betrifft, auch ein unmittelbarer Vorläufer der nächſten Schrift Almquiſt's: „Was iſt Liebe?“ (Stockholm 1816.)

Ein Vierteljahrhundert ſpäter muſste Almquiſt von ſeinen Gegnern häufig den Vorwurf hören, daſs er in ſeinen Beſtrebungen für eine Reform der ehelichen Verhältniſſe nur ein Nachbeter von George Sand ſei. Dieſe Anſchuldigung iſt ſinnlos, wenn man ſich ins Gedächtnis ruft, daſs George Sand erſt nach der Julirevolution als Schriftſtellerin auftrat, während Almquiſt ſchon 16 Jahre vor dem Erſcheinen der „Indiana“ in dieſer kleinen Broſchüre über die eheliche Liebe von allen Seiten, wie er ſich ausdrückt, „den kalten, leeren Schall Moral“ zu hören glaubte. „Laſſt uns einmal,“ ſagt er, „in die Tiefe der dunklen Höhle hinabſteigen, wo dieſe Sirene ihr eigentliches Weſen verbirgt, um zu erfahren, in wie weit ſie wirklich, wie ſie vorgiebt, der Schutzengel der Menſchheit, oder ob ſie ein Geſpenſt aus dem Abgrund iſt.“ Er findet in der Moral u. A. „einen der ſtärkſten Grundpfeiler des Egoismus.“ Die Ehe erſcheint ihm unter dem Inſiegel der konventionellen Moral als durchaus verfehlt, und er läſst ſich zu Ausfällen wie dem folgenden verleiten: „Das Geſetz verurtheilt Den, welcher Banknoten fälſcht, zum Tod am Galgen; gewiſs weil das Wohl des Ganzen es ſo erfordert. Aber verübt Der, welcher die Liebe fälſcht — d. h. Der, welcher aus tauſend anderen Urſachen, aber nicht aus Liebe, ſich mit einer Perſon verbindet, die er nicht liebt, und ſolchermaßen einen untauglichen häuslichen Kreis bildet — verübt er nicht ein Verbrechen, deſſen eigenthümliche Größe und deſſen unberechenbare Folgen für Mitwelt und Nachwelt weit entſetzlicheres Unheil anrichten können, als die Fälſchung von Millionen Banknoten?"

Kurz nach Abfaſſung dieſer Kritik der konventionellen Ehe ſammelte Almquiſt all ſeine Kräfte zu einem Angriff auf alles Beſtehende in den Geſellſchaftsinſtitutionen, in Sitte und Religion — ein ſo wilder, genialer und dabei ſo unverſtändiger Angriff, daſs vielleicht die Literatur aller Völker kein Seitenſtück dazu aufweiſen kann. Es war ein Mittelding von Erzählung und Drama, betitelt „Amorina." Die Ausgabe des Buches, welche dem Publikum vorliegt, erſchien freilich erſt 1839, aber das umfangreiche Gedicht war ſchon 1822 faſt vollſtändig gedruckt, obwohl es damals durch Vermittelung eines Oheims des Verfaſſers, des Biſchofs Almquiſt, nicht in den Buchhandel kam, ſondern bis auf wenige Exemplare eingeſtampft ward. In der Vorrede zur neuen Auflage nennt Almquiſt ſelbſt das Gedicht „eine ſcharfe Degenſpitze, auf den empfindlichſten Nerv der Menſchheit gezückt," und er veröffentlichte es gleichzeitig mit der bekannten erotiſchen Novelle „Es geht an," als ſeine Bemühungen, eine Profeſſur an der Univerſität Lund zu erlangen, geſcheitert waren. „Amorina" hat die Tendenz, nachzuweiſen, daſs die angeborenen Naturanlagen die eigentlichen Vorausſetzungen der Sittlichkeit ſind. Man kann nach Blut dürſten, man kann die abſcheulichſten Dinge begehen, und doch ohne Schuld ſein. Mit einem Wort: „Amorina" iſt ein Proteſt gegen die Lehre vom freien Willen.

„Kalt, unbeweglich, unerklärbar dunkel
Faſst unſre Hand und lenkt uns die Natur —
Wer löſt das Räthſel?"

heiſst es an einer Stelle des merkwürdigen Gedichts — um ſo merkwürdiger, wenn man bedenkt, daſs ſein Verfaſſer ein neunzehnjähriger Jüngling war, — und es läſſt ſich nicht leugnen, daſs dasſelbe, trotz aller Verwerflichkeit des Inhalts und mancher Geſchmackloſigkeit der Form, reich an poetiſchen Schönheiten von ergreifender Gewalt iſt.

Wir haben geſehen, wie Almquiſt nach der Einſtampfung des Gedichts und nach dem Scheitern ſeiner abenteuerlichen Pläne im Mannheimbunde ſeinen Unmuth in einem „idealiſierten Bauernleben“ zu erſticken ſuchte. In den erſten Jahren nach ſeiner Rückkehr aus den Wäldern von Wermland ſcheint er ſich ganz dem pädagogiſchen Berufe gewidmet zu haben, wofür u. A. eine große Anzahl damals von ihm verfaſster mathematiſcher und arithmetiſcher, hiſtoriſcher und geographiſcher Lehrbücher, Grammatiken und Lexika zeugt; allein zu Anfang der dreißiger Jahre begann er ſein großes Dichterwerk, das „Dornroſen-Buch,“ zu veröffentlichen. Die Neuromantik in Schweden lag damals faſt in den letzten Zügen; ſie erhielt durch Almquiſt ein neues Leben im Hinblick auf die deutſchen Ideale der Nachromantiker, während er zugleich die franzöſiſchen Muſter überbot. Schon Fouqué hatte den „edlen Thierſinn“ geprieſen, und ſpäter begann man offen, wie die Ägypter, einen Kultus mit allen möglichen Vierfüßlern zu treiben. In Victor Hugo's „Han d'Islande“ ſpielt ein ſolcher bekanntlich eine wichtige Rolle. Mit einer gewiſſen Vorſicht hatten die tonangebenden Kreiſe in Schweden vor Almquiſt's Zeit derartige Geiſtesprodukte wie glühende Kohlen angefaſſt, aber man konnte ſich doch nicht das Vergnügen verſagen, wohlgefällig den rothen Schimmer zu betrachten. Jetzt veröffentlichte Almquiſt ſeinen Roman „Der Juwelenſchmuck der Königin,“ worin es unter Anderem heißt: „Aber auch das Thieriſche, Inſtinktive, weſshalb ſollte es ſo niedrig ſein? Das Thieriſche, welches in den meiſten Fällen unter uns ſteht, ſteht doch in Einer Beziehung über dem Menſchen, beſonders in einer Zeit, wo wir in Folge zahlloſer Streitigkeiten uneins mit uns ſelber ſind. Die thieriſche Art, zu ſein, das Inſtinktleben, zeigt uns das harmoniſch feſſelnde Bild hoher Einigkeit mit ſich ſelbſt. Ihr habt wohl von dem Gedanken der Myſtiker in Betreff des animal coeleste gehört? Das Ziel des Menſchen, ſo behauptet man, ſoll wirklich ſein, zuletzt wieder Natur zu werden, gleichſam ein Thier zu werden.“ Dies iſt, nach Atterbom's klar ausgeſprochener Anſicht, der intereſſante, eigenthümliche und — wie die Worte in Atterbom's Recenſion lauten — „mit faſt allzu großem Scharfſinn behandelte

Grundgedanke.“ Die Heldin des Buches, dies „himmliſche Thier,“ heißt Azouras Lazuli Tintomara, und iſt die Tochter einer Schauſpielerin, welche in den leichtfertigen Tagen Guſtav's III. vergeſſen hatte „die heilige — heilige — wie heißt es doch gleich? Scene, nein Akt — ja, richtig! — den heiligen Akt der Taufe“ an ihrer Tochter zu vollziehen. Im Übrigen iſt die liebenswürdige, unſchuldige Heldin Tintomara eine Halbſchweſter Guſtav's IV. Adolf und einigermaßen verwandt mit Victor Hugo's Esmeralda, nur noch leichtfüßiger und geſchmeidiger. „Sie war wie ein junges Füllen, das beim geringſten Laut erſchrocken beiſeite fährt,“ und ſie konnte wie eine Katze in die Baumwipfel klettern. „Wenn ſie behend und geſchmeidig hinauf kletterte, ſah es aus, als hätte ſie vier Hände und keine Füße; aber wenn ſie zuweilen, ſich duckend, durch die Waldthäler ſprang, ſchienen es vielmehr lauter Füße und keine Hände zu ſein.“ Das Buch iſt durchaus krankhaft: gerade da, wo die Diſſonanzen eigentlich aufgelöſt werden müſsten, im ſittlichen Verhältnis der Perſonen, werden ſie beibehalten, und Almquiſt ſcheint abſichtlich die Aufmerkſamkeit darauf hinzulenken, daſs das Saitenſpiel verſtimmt ſei.

Das Ende des Romans iſt, wo möglich, noch abgeſchmackter, als der Anfang. Tintomara wird nämlich unter den abenteuerlichſten Umſtänden vor ein Kriegsgericht geſtellt und in einem Walde bei Stockholm erſchoſſen. Nichtsdeſtoweniger hat „Der Juwelenſchmuck der Königin“ ein bedeutendes literaturgeſchichtliches Intereſſe, einmal als ein charakteriſtiſches Beiſpiel der tollſten Ausſchreitungen der Neuromantik, ſodann als Zeugnis für die merkwürdige Gabe Almquiſt's, auch das Wahnſinnige und Widerwärtige auf eine Weiſe zu behandeln, die gegen unſern Willen unſere Theilnahme erweckt.

Nicht lange nachher ſchrieb Almquiſt ein Drama, das zu den wunderbarſten Erzeugniſſen der ſchwediſchen Literatur gehört: „Ramido Marinesco;“ vielleicht das glänzendſte Gedicht, das man in ſchwediſcher Sprache beſitzt, obſchon es gewiſs nicht zu den vollendetſten oder reinſten Zierden jener Literatur gerechnet werden kann.

Der Held in „Ramido Marinesco“ iſt eigentlich Don Juan, der alte Lüſtling, welcher reuig und bußfertig geworden iſt. Unerkannt und unter dem Namen Anſelmo hat er ſich längere Zeit als Mönch in einem Kloſter auf Maiorca aufgehalten und ſeinen und Donna Bianca's Sohn

Ramido in Künſten und Wiſſenſchaften erzogen. Im Grunde jedoch thut er Buße für ſeine Sünden, und hat in dieſer Abſicht Donna Bianca aufgeſucht, um, wie ſpäter bei allen Frauen, deren Hingebung er miſsbraucht hat, ſich ihren Haſs, wie früher ihre Liebe, zu erringen. Bianca fordert ihren Sohn auf, nach Spanien zu reiſen, um Liebe und Ehre zu gewinnen. Ramido verliebt ſich dort nach der Reihe in vier junge Mädchen, lernt aber in ihnen allen Don Juan's Töchter und ſeine eigenen Schweſtern erkennen. Verzweifelnd kehrt er in die Heimat zurück, und ſeine Liebe richtet ſich auf ein Bild, das ſein Vater Don Juan in ſeinen leichtfertigen Tagen mit Schlangengift gemalt hat. Von Liebe berauſcht, bedeckt Ramido dieſe gemalte Schönheit mit Küſſen, und findet dadurch den Tod.

Es läſſt ſich nicht leugnen, daſs Almquiſt auch in dieſem Drama den Menſchen zu einem bloßen Spielball ſeiner phyſiſchen Triebe macht, welcher der zerſtörenden Macht der Leidenſchaften eben ſo ſehr unterliegt, wie die vegetative Welt der Fäulnis unterworfen iſt, und daſs der Verfaſſer auch hier, wie in manchen anderen ſeiner Schriften, den Unterſchied zwiſchen Gut und Böſe nahezu aufhebt — in „Ramido Marinesco" iſt die Darſtellung jedoch von ſo überwältigender plaſtiſcher Vollendung, daſs man über den Zauber der Form alle ethiſchen Bedenken vergiſſt, und den Dichter bewundern muſs, der im Kampfe mit allen Vorausſetzungen der herkömmlichen Moral ein Werk von ſo intenſiver poetiſcher Schönheit erſchaffen konnte.

Es iſt nicht möglich, an dieſer Stelle bei ſämmtlichen Schriften Almquiſt's zu verweilen, deren Titel allein im „Biographiſchen Lexikon ſchwediſcher Schriftſteller" fünf enggedruckte Seiten füllen. Das erwähnte „Dornroſen-Buch," in welchem ſich die zuletzt erwähnten Dichtungen finden, umfaſſt eine ganze Reihe von Werken der Phantaſie in jedem erdenklichen Genre, ſowohl lyriſche und epiſche wie dramatiſche, ja ſogar muſikaliſche Arbeiten, die nur durch den äußerlichen Rahmen eines Familienkreiſes zuſammengehalten werden, der ſeine Abende mit Erzählung und Lektüre verbringt. Nur wenigen dieſer Poeſien kann man ſeine Anerkennung verſagen, ſowohl was die Erfindung als was die Form betrifft, und doch ſind beide ſo bizarr, daſs man darüber ſtutzt. In Betreff der Form kennt Almquiſt als echter Romantiker kein anderes Geſetz, als ſeine eigene Willkür: er wählt zum Drama lyriſche Versformen, unterbricht die epiſche

Erzählung durch dramatiſche Dialoge, und huldigt auch in dieſer Beziehung dem Grundſatz, den er in „Ramido Marinesco" ausgeſprochen hat: „So male ich; denn ſo amüſiert mich's zu malen."

Von ſeinen phantaſtiſch-romantiſchen Produktionen wenden wir uns jetzt zu denjenigen ſeiner Schöpfungen, in welchen er ſich als ein ſcharfer Beobachter und meiſterhafter Schilderer der Alltagswirklichkeit erwieſen hat. Seine Darſtellungen aus dem Volksleben, von denen zwei der vorzüglichſten — „Die Filialkapelle" und „Die Mühle zu Skällnora" — auch in deutſcher Überſetzung vorliegen, ſind direkte Vorläufer der heutzutage ſo beliebten Dorfgeſchichten, in welchen die Dichtkunſt das Gebiet der konventionellen Kreiſe verläßt und zu den Wurzeln allgemein menſchlicher Empfindung hinabſteigt. Die bewunderungswürdige Friſche und ungekünſtelte Einfachheit dieſer Erzählungen waren ohne Zweifel eine Frucht der Studien, welche Almquiſt während ſeines Bauernlebens in Wermland und bei ſeinen häufigen Reiſen in den Landdiſtrikten Schwedens gemacht hatte. Ein Brief, den er 1837 auf einer ſolchen Reiſe in Schonen an einen ſeiner Freunde ſchrieb, gewährt uns einen intereſſanten Einblick in die Art und Weiſe, wie er Land und Leute zu ſtudieren pflegte. Er machte wohl hie und da einen Beſuch auf den Edelhöfen, den größten Theil ſeiner Zeit verbrachte er jedoch im Verkehr mit der naiven Landbevölkerung. „Ich habe," ſagt er, „in dieſem Jahre mehr Glück als in den letzten Jahren darin gehabt, Tauſende von Individuen kennen zu lernen, die natürlich in den ſogenannten unteren Klaſſen eine weit reichere Variation darbieten, als unter den höheren Ständen, wo die Menſchen faſt alle auf einer und derſelben Bildungsſtufe ſtehen. Aber ich bin durchaus kein Bewunderer des Bäuriſchen, ich erkenne ſehr wohl die Mängel und das Unglück dieſer Leute; ich ſtoße auch nicht das Herrſchaftliche zurück; meine Aufgabe geht dahin, beide Theile zu verſtehen. Es hat für mich etwas in höchſtem Grade Pikantes, die eine Nacht unter den ſchwellenden Eiderdaunendecken eines Barons, die andere auf einer ſchmutziggrauen Strohmatratze und gewöhnlich nur mit einem Laken zu ſchlafen — den einen Mittag neben der Gräfin N. N., geb. N. N., ſüdländiſche Orangerie-Leckerbiſſen, wie Apfelſinen, Weintrauben ꝛc., zu verzehren, den nächſten Mittag auf einem ſchwarzen Herde zu ſitzen und ſaures Rundbrod (woran beſonders Schonen Überfluß hat) zu verſpeiſen, umgeben von alten Frauen, Kindern, Greiſen, welche mittlerweile ihrer Hantierung nachgehen, Schuhe flicken, Zeug waſchen ꝛc. Doch gefällt es mir nicht, daſs man Seifenlauge in meine Milchſchüſſel hinüber ſpritzt, wie es mir in Edenryd paſſierte. Solche Abwechſelungen kennſt du ſchon von meiner Rekognoſcierungszeit her: ich rekognoſciere nicht militäriſch, ſondern dramatiſch, und ich kann ſagen, daſs meine ganze Reiſe aus dramatiſchen Studien beſteht.“ Er war immer zufrieden und heiter, was ihm auch begegnen mochte; ſo blieb er z. B. im beſten Humor zwei Tage lang während des ſchlechteſten Regenwetters in einer Dorfſchänke in Smaaland und ſchrieb Verſe.

Im Frühling desſelben Jahres (1837) hatte Almquiſt nach kurzer Vorbereitung in Upſala das theologiſche Examen abſolviert. Als einer der Examinatoren bemerkte, daſs es ihm wohl an der Zeit gefehlt habe, ſich die erforderliche Übung im Predigen zu verſchaffen, extemporierte Almquiſt auf der Stelle eine ſo vorzügliche Predigt, daſs alle Bedenklichkeiten gehoben wurden und der Erzbiſchof ihm die Weihen ertheilte.

Indeſſen trat Almquiſt vorläufig noch kein Predigeramt an, ſondern behielt ſein Stockholmer Rektorat. Allein ſeine Freunde ermuthigten ihn, ſich um die erledigte Stelle eines Profeſſors der Äſthetik und der neueren Sprachen an der Univerſität Lund zu bewerben. Er ſtand damals auf dem Gipfelpunkte ſeines ſchriftſtelleriſchen Ruhmes, und man glaubte allgemein, daſs ihm Niemand das Profeſſorat ſtreitig machen werde. Unglücklicherweiſe fanden ſich einige Grammatikalfehler in den lateiniſchen und franzöſiſchen Abhandlungen, welche er ſeiner Bewerbung beigefügt hatte, während ein anderer Bewerber, der ihm in allem Übrigen nachſtand, ein ſehr korrektes Franzöſiſch ſchrieb. Die Fakultät gab Dieſem den Vorzug, und als Almquiſt ſpäter im Dienſte der Staatskirche auf Beförderung hoffte, hatte er das gleiche Loos, hintangeſetzt zu werden, und mittelmäßige Köpfe die Stellen, um die er ſich bewarb, einnehmen zu ſehen. Dieſe Erfahrung übte einen demoraliſierenden Einfluſs auf ſein Gemüth. Er erhielt dadurch Nahrung für ſeine fataliſtiſchen Spekulationen und wurde von Haſs gegen die Geſellſchaft ergriffen, deren Inſtitutionen ihm früher ſchon ſo oft als thöricht und unvernünftig erſchienen waren. Unmittelbar nach der vereitelten Bewerbung um das Profeſſorat in Lund veröffentlichte er das Gedicht „Amorina“ und die Novelle „Es geht an“.

Man kann nicht füglich ſagen, daſs Almquiſt in der letztgenannten Erzählung, die einen Sturm ohne Gleichen in der ſchwediſchen Literatur hervorrief, ein Evangelium des Fleiſches gepredigt hätte. Auch die Anſchuldigung, daſs er die Anſichten über die Ehe, welche er hier entwickelt, der Schlegel'ſchen „Lucinde“ entnommen habe, iſt eben ſo grundlos, wie der vorhin erwähnte Vorwurf eines Plagiates an George Sand. In „Lucinde“ wird nicht bloß ein Evangelium des Fleiſches, ſondern mehr noch ein Evangelium des Müßiggangs gepredigt — die unthätige Gefühlsſchwelgerei wird dort „göttlich“ genannt und das vegetative Leben als das höchſte dargeſtellt, — während Almquiſt in ſeiner Erzählung „Es geht an“ die Arbeitſamkeit als eine Kardinaltugend darſtellt. Man kann es mit Recht unwahrſcheinlich finden, daſs eine junge Glaſerstochter aus einem Städtchen am Wenernſee ſo radikale Anſichten über die Ehe ausſpricht — zu einer Zeit obendrein, wo ſaintſimoniſtiſche und jungdeutſche Emancipationsideen kaum nach Schweden gedrungen waren — aber der Grundgedanke der kleinen Erzählung, daſs die Unauflöslichkeit der ehelichen Bande für beide Theile zum Fluch werde, wenn die Liebe entſchwunden ſei, und der Zwang fortdauernden Zuſammenlebens mit einem vielleicht böſen und laſterhaften Menſchen die Reinheit der Seele vergifte, daſs alſo die Ehe füglich lieber ein freier Kontrakt ſein ſollte — dieſer Gedanke iſt ſeitdem ſo oft ausgeſprochen und debattiert worden, daſs er Viel von ſeiner urſprünglichen Schrecklichkeit verloren hat. „Sind die Menſchen gezwungen, Tag und Nacht in böſer Geſellſchaft zu ſein,“ heißt es in einer der Hauptſtellen dieſer Erzählung, „ſo werden ſie an Seele und Leib angeſteckt; und wenn ſie dieſe Geſellſchaft verabſcheuen, aber dennoch genöthigt ſind, in derſelben zu verweilen, ſo geſchieht es ſehr oft, daſs ſie erbittert, gereizt und faſt in Teufel verwandelt werden. Schrecklich iſt und bleibt es immer, daſs ein Menſch ein Recht erhalten ſoll, wodurch er im Stande iſt, einen andern bis in den Tod zu verderben. Dadurch macht Gottes ſchöne Liebe gewiſs keinen Fortſchritt auf Erden.“ Nebenher waren es auch perſönliche Verhältniſſe, welche Almquiſt zum Nachdenken über dieſe Fragen veranlaſsten. Nicht ohne Bedeutung ſtehen unter dem Titel dieſer Erzählung die Worte: „Ein Gemälde aus dem Leben;“ es waren Almquiſt's eigene eheliche Verhältniſſe, welche den Anſtoß zu der Novelle gaben. Er hatte ſich in früher Jugend mit einem Bauernmädchen verheirathet, in der

Hoffnung, mit ihr den Traum von einem idylliſchen Leben im Schoſe der Natur verwirklichen zu können; aber er litt in ſpäteren Jahren unſäglich darunter, daſs er ſich auf Lebenszeit an ſein Jugendideal gebunden ſah, nachdem ſich jener Traum als Täuſchung erwieſen hatte. Er ſehnte ſich nach einer Gattin, die ſein geiſtiges Streben zu würdigen und zu theilen vermöchte; ſtatt deſſen bedrückte ihn ſeine Ehe überall als eine Feſſel, als ein Hemmſchuh für jeden höheren Aufſchwung. Dazu kam ſein Haſs gegen das Konventionelle, und wie er ſich einſt mit einem gewaltſamen Ruck dem Zuſammenhang mit dem bürgerlichen Leben hatte entreißen und in der Einöde ein neues Leben nach den Geſetzen der Natur begründen wollen, ſo wollte er jetzt auch die moraliſchen Begriffe nach den Vorſtellungen ſeines eigenen Geiſtes neu konſtruieren, und verlor dabei mit der Zeit jeden ethiſchen Halt.

Die Erzählung „Es geht an“ wurde die erſte Staffel zu ſeinem ſocialen Untergang. Seine Freunde begannen ſich von ihm zurückzuziehen, ſeine Feinde jubelten, und ihm fehlte die ſittliche Kraft, ſich in dieſen Kämpfen aufrecht zu erhalten. Theils aus Nahrungsſorgen — nachdem man ihn zur Niederlegung ſeiner Rektoratsſtelle genöthigt hatte, — theils aus Verachtung des Publikums und der Kritik, ergab er ſich einer verdroſſenen und immer handwerksmäßiger werdenden Vielſchreiberei. An den nachmaligen Biſchof Thomander, der vergebens ſeinen Einfluſs zu Almquiſt's Gunſten aufgeboten hatte, ſchrieb er einige Worte, die bezeichnend für ſeinen inneren und äußeren Ruin ſind: „Du ſollſt mich nicht mehr klagen hören. Ich muſs mich jetzt verzehren und zu Grunde gehen in jämmerlicher, kraftzerrüttender Arbeit ohne Werth, da es unmöglich iſt, irgendwie Hilfe und Beiſtand zu finden.“ Und in einem anderen Briefe, der eben ſo charakteriſtiſch für ſeine wachſende Bitterkeit iſt, ſchreibt er an Thomander, welcher ihn in ſeinem Votum über Almquiſt's Anſtellung als Profeſſor in Lund mit Byron, Lamartine und Victor Hugo verglichen und es für die Univerſität als eine Ehre bezeichnet hatte, eine ſo bedeutende Kraft ihrem Lehrerperſonal beizugeſellen: „Obſchon ich allen Menſchen darin gleiche, daſs ich aus einer Miſchung von Fehlern und Vorzügen beſtehe, unterſcheide ich mich doch von den meiſten darin, daſs man ſich bei mir vornehmlich an die Fehler und bei anderen beſonders an die Vorzüge hält. Ich weiß nicht, welche Bahn ein gnädiger Gott für mich beſtimmt haben mag; doch gebricht es mir, wenn ich nur will, weder an Humor noch an Satire, ſo daſs es mir wohl eines Tages einfallen könnte, die Eigenſchaften der Leute zu allgemeiner Anſicht darzuſtellen und ein Informator in extenso zu werden. Höflichkeit und Liebe ſind Das, was mich am meiſten ergötzt; nur im Nothfall könnte ich mich ihrer entſchlagen."

Noch glänzte indeſs ſein Geiſt in manchen ſeiner Zeitungsaufſätze und in einzelnen Stellen ſeiner Romane und wiſſenſchaftlichen Schriften. Solchen Geiſtesblitzen begegnen wir z. B. in der Sammlung neuer und älterer Abhandlungen, die er 1844, unter dem Titel „C. J. L. Almquiſt, eine Monographie," herausgab. Unter Anderm findet man hier einen Aufſatz „Über Staatsreligion," in welchem der Verfaſſer mit edler Wärme nachdrücklich betont, daſs die religiöſen Anſchauungen, wie alles Wiſſen, dem Begriffe der Entwicklung unterworfen ſein müſſen und nicht in den Dogmen einer Staatskirche erſtarren dürfen. „Wenn die unverwerflichen Zeugniſſe aller Zeiten beweiſen," ruft Almquiſt aus, „wie groſse Fortſchritte alle Wiſſenſchaften in der Welt dadurch gemacht haben, daſs man ſie der vollen Freiheit der Forſchung überließ (was Dasſelbe iſt, wie der freien Einwirkung Gottes auf die Seele überlaſſen zu werden), wie kann man ſich dann vorſtellen, daſs die Wiſſenſchaft von dem Allerhöchſten, dem Allerwichtigſten, Dem, was für Alle das Vornehmſte, Theuerſte, Beſte iſt — die Wiſſenſchaft von Gott, von unſerem eigenen Leben und unſerer Seligkeit, — bei einer ſolchen Freiheit vernachläſſigt werden, zu Grunde gehen oder auf Irrwege gerathen würde? Es giebt keine Staatschemie, keine Staatsbotanik, keine Staatsaſtronomie ꝛc., aber eine Staatsreligion. Man glaubt an die Geſchichte und hegt keine Furcht, die Kritik ihre Fackel über allen Jahrhunderten ſchwingen zu laſſen. Man glaubt an Alles, nur nicht an Gott und Chriſtenthum: deſshalb muſs man hier ein beſtimmtes Reglement haben."

Eben ſo intereſſant iſt ein Aufſatz über den Pauperismus, den Almquiſt während eines längeren Aufenthaltes in London zu Anfang des Jahres 1841 für das Stockholmer „Abendblatt" ſchrieb und in der „Monographie" wieder abdrucken ließ. Die Frage, wie der mehr und mehr überhand nehmenden Armuth mit Erfolg abzuhelfen ſei, erſchien ihm als ein Hauptproblem für England, ja für ganz Europa, das gelöſt werden müſſe, wenn unſere Civiliſation nicht zu Grunde gehen ſolle. „Iſt es unmöglich, die Löſung des ſchrecklichen Räthſels zu finden?“ ruft er aus. „Leben wir denn mit unſerer ganzen Civiliſation in einem ſo dädaliſchen Labyrinthe, daſs uns ſelbſt kein Ariadnefaden aus demſelben hinausführt? Und ſoll dies Ungeheuer, die Armuth, wie der Minotauros, uns und unſere ganze Geſellſchaft verſchlingen, während alle Wege und Stege des Labyrinths immer zu ihm hin, aber keine von ihm hinweg führen?“ — „Gewiſs,“ lautet die Antwort, „hat die Vorſehung der Civiliſation hiemit ein ſchweres Räthſel aufgegeben. Allein Gott ſtellt die Menſchheit niemals vergeblich auf die Probe, und das Räthſel wird gelöſt werden.“ Die Mittel, welche Almquiſt oder vielmehr der engliſche Philanthrop, mit dem er ſich über die Frage unterhält, zur Abhilfe des Pauperismus in Vorſchlag bringt, ſind freilich nur die üblichen Palliativmittel, aber man ſieht doch, wie ernſtlich der ſchwediſche Schriftſteller ſich ſchon zu jener Zeit mit einem Thema beſchäftigt hat, das bald nachher ſo unheimlich in den Vordergrund aller Fragen des Jahrhunderts treten ſollte. Schon in der Einleitung fragt er: „Soll der Zuſtand des Armen innerhalb des Rahmens der gegenwärtigen Geſellſchaftsordnung und durch freiwillige Maßnahmen verbeſſert werden? Oder wird man ihn zum Extrem drängen, dieſe Ordnung zu zerſtören, um ſich ſelbſt zu helfen?“ — „Wir wünſchen von Herzen das Erſtere,“ antwortet Almquiſt; „allein es ſieht aus, als wollten Viele das Letztere. Nicht daſs ſie ſich eine Revolution über das eigene Haupt herabzuziehen wünſchen — aber ſie rufen ſie herbei, und haben ſeit Jahrhunderten dahin gearbeitet, ſie herbei zu rufen.“ Er bemerkt ferner, man denke ſich die Armuth gewöhnlich nur unter ihrer materiellen Geſtalt, als phyſiſche, leibliche Noth. Aber dieſe umfaſſe doch nur die eine, kleinere Hälfte des Unglücks. „Die Armuth der Seele iſt bei Millionen die größere Noth: der Mangel an Licht und Wärme des Geiſtes, der Mangel an belebender Freude in Herz und Gemüth, welche allein ein ſchönes inneres Leben gewährt. Warum ſoll leibliche und geiſtige Noth andauern? Sie dünkt uns unnöthig zu ſein. Wir ſprechen durchaus nicht von einem Rechte auf Überfluſs, aber wir glauben alles Ernſtes, daß die Schöpfung keine Ungereimtheit enthalten kann, oder mit anderen Worten, daſs irgend ein Geſchöpf, das mit Lungen und Odem erſchaffen iſt, nicht ein angeborenes und unveräußerliches Recht auf friſche Luft für ſeine Athemzüge beſitzen ſollte. Wir glauben — um ohne Bild zu reden, — daſs jeder Menſch ein Recht auf Wärme, Licht und Schönheit für den Frieden und die Freude ſeiner Seele, ſo wie ein Recht auf Nahrung, Kleidung und Obdach für ſeinen Körper hat. Wir glauben, daſs Jeder ohne Ausnahme ein Anrecht auf Religion und Tugend hat, ſo daſs Keiner zu Kälte, Dunkel und Sünde genöthigt werden darf."

Neben vielem Anderen enthält die „Monographie" auch die Aktenſtücke der zu ihrer Zeit vielbeſprochenen „Inquiſitionsſache", welche mehrere Jahre lang zwiſchen Almquiſt und dem Domkapitel zu Upſala ſchwebte, da er als Geiſtlicher für die Anſichten, welche er in der Erzählung „Es geht an" und an einigen anderen Stellen ſeiner Schriften ausgeſprochen hatte, zur Rechenſchaft gezogen ward. Almquiſt vertheidigte ſich mündlich und ſchriftlich auf eine ſo überlegen talentvolle Weiſe, daſs der theologiſche Senat zuletzt keinen andern Ausweg zu finden wuſste, als die Erklärung: daſs „für den Augenblick Nichts in der Sache zu unternehmen ſei." Nicht lange darauf trat Almquiſt ein geiſtliches Amt in der Hauptſtadt an, nachdem er ſich vergeblich um eine Pfarrſtelle in Wermland beworben hatte. Man erzählt ſich, daſs ſein Bruder im Mannheimbunde und ſein Genoſſe während des Bauernlebens, der Staatsrath Jonas Wärn, eines Tages zu König Oskar geſagt habe: „Majeſtät, es geht nicht an, daſs man das gröſste Genie Schwedens verhungern läſst." Almquiſt, der ſich im übrigen nach wie vor ſeinen Unterhalt hauptſächlich durch Artikel für das Stockholmer „Abendblatt" verſchaffte, erhielt jetzt die ſchlecht dotierte Stelle eines Regimentspredigers bei der königlichen Leibgarde, und noch wenige Tage vor ſeiner Flucht ſoll er ohne Befangenheit eine vortreffliche Predigt gehalten haben, aber beim Vaterunſer ins Stocken gerathen ſein.

An einem Tage im Junimond 1851 verließ Almquiſt für immer ſein Vaterland, da der Verdacht gegen ihn laut wurde, daſs er Schulddokumente gefälſcht und einen alten Wucherer durch Arſenik zu vergiften geſucht habe. Die in pſychologiſcher Hinſicht außerordentlich intereſſanten Beweiſe für ſein Verbrechen: ſeine veränderte Unterſchrift (Almgren ſtatt Almquiſt*), ſein Brief mit verſtellter Handſchrift, welchen er ſchrieb, um den Verdacht des Vergiftungsverſuches auf eine Unſchuldige zu lenken, ſeine im Voraus verfaſsten Aufzeichnungen für den Fall einer Selbſtvertheidigung vor Gericht alles Dies wird ausführlich in dem Ahnfelt'ſchen Buche mitgetheilt, ohne jedoch das Dunkel, welches über der Angelegenheit ſchwebt, völlig zu lichten.

---

*) „Gren" und „Quiſt" haben im Schwediſchen dieſelbe Bedeutung: „Zweig".

So Viel iſt ſicher, daſs Almquiſt durch ſeine heimliche Entweichung dem Glauben, daſs es um ſeine Sache nicht aufs beſte beſtellt ſei, den ſtärkſten Vorſchub lieh, ſo wahr es andererſeits iſt, daſs der große Haufe nur zu geneigt war, einem Manne, der in ſeinen Schriften der herkömmlichen Moral gern ein Schnippchen ſchlug und mit dem Verbrechen ſpielte („Zwei Dinge ſind weiß: Unſchuld — Arſenik" lautete das Motto des Romans „Der Juwelenſchmuck der Königin"), auch im Privatleben jede Abſcheulichkeit zuzutrauen. Aber die Anklage war doch zu ernſter Natur, als daſs Almquiſt, wenn er ſich ſchuldlos fühlte, einer ſelbſt noch ſo langwierigen Unterſuchungshaft hätte aus dem Wege gehen und ſeine bürgerliche Ehre preisgeben ſollen. Daſs er ſchuldig geweſen ſei, hat er freilich eben ſo wenig jemals eingeräumt, und die Unterſuchung endigte damit, daſs das königliche Kriegshofgericht nach drittehalb Jahren die öffentliche Erklärung erließ: es halte zwar die Anklagepunkte für mehr als zur Hälfte erwieſen, überlaſſe aber die Sache „der Zukunft, da ſie offenbar werden kann."

Über Kopenhagen, Bremen und London ging Almquiſt nach Nordamerika, wo er unter dem Namen eines Profeſſors Guſtavi in New-York, Philadelphia, St. Louis, Chicago und New-Orleans ſein Brot theils als Sprachlehrer, theils durch die Abfaſſung von Zeitungsartikeln erwarb. Auf einer Reiſe in Texas ward er ausgeplündert und büßte bei dieſer Gelegenheit auch ſeine Manuſkripte ein. Als hilfsbedürftiger Ausländer wendete er ſich in dieſer Noth an den Präſidenten Lincoln, um durch Deſſen Vermittelung vielleicht ſeine Habſeligkeiten zurück zu erlangen. Aus dieſer unbedeutenden Berührung zwiſchen den beiden Männern hat man ſpäter die pikante Fabel geſchmiedet, daſs der alte ſchwediſche Romantiker als Sekretär des Präſidenten fungiert habe, und daſs ſeine Papiere nach der Ermordung Lincoln's mit Beſchlag belegt worden ſeien, wie man ihn andererſeits bald zum Mormonenbiſchof oder Trappiſtenmönch, bald zum Walfiſchfänger gemacht hat. Gegen Ende des Jahres 1865 kehrte er nach Bremen zurück, wo er, wie Anfangs erwähnt, unter dem Namen eines Profeſſors Weſtermann lebte und, von Niemandem erkannt, ehe noch ſeine Tochter, welcher er vom Krankenlager aus ſeinen Aufenthaltsort gemeldet hatte, zu ſeiner Pflege bei ihm eintraf, am 26. September 1866 verſchied.

Daſs Almquiſt der vielſeitigſte Schriftſteller Schwedens war, iſt eine oft wiederholte Wahrheit. Aber wichtiger iſt die Thatſache, daſs er wie kein anderer ſchwediſcher Dichter auf das Leben ſeiner Zeit zu wirken ſuchte. In der franzöſiſch geſchriebenen Abhandlung „Über die Zukunft der Poeſie“, mit welcher er ſich um das Profeſſorat in Lund bewarb, findet ſich unter Anderm die denkwürdige Äuſserung: „Nichts iſt ſo nothwendig, als daſs man die wahren Verhältniſſe des Geſchäfts, das man betreibt, oder der Kunſt, die man übt, der Zeit, in der man lebt, ſieht und erkennt. Denn wenn unſere Arbeit nicht mit den Wünſchen und Bedürfniſſen unſerer Zeitgenoſſen übereinſtimmt, und wir uns nicht auf den Standpunkt der Zeit ſtellen, ſo wird ſie unfruchtbar und ohne die Freude der Wechſelwirkung ſein. Die Früchte einer ſolchen Arbeit gehen nicht in die Nahrungsſäfte der Menſchheit über, ſie haben keine Folgen für die allgemeine Bildung, und ſie ſtehen als bloſse Kurioſitäten auf den Bibliotheksregalen.“ In Übereinſtimmung mit dieſer Anſicht war das alte Terenziſche Wort „Homo sum, humani nihil a me alienum puto“ eine wirklich lebendige Wahrheit für Almquiſt; denn nichts Menſchliches war ihm unwichtig. Er ſtudierte alle menſchlichen Erſcheinungen mit gleichem Intereſſe, allein er vergaß dabei auf ſich ſelber zu achten. Die gefährlichen und dämoniſchen Anlagen, welche ohne Zweifel ſeit frühеſter Jugend in ihm ſchliefen, gelangten endlich zum Durchbruch, als er ſich von der Geſellſchaft ſchlecht behandelt ſah. Er iſt ſelbſt ein menſchliches Phänomen, das zur Bewunderung wie zum Abſcheu, aber auch zu einer ſchonenden Beurtheilung auffordert.

Anhang:

Ein Proceß der Hölle wider Jeſum.

Lichtenberg ſagt irgendwo: „Gott ſchuf den Menſchen nach ſeinem Ebenbilde — zum Dank dafür erſchafft der Menſch ſich Götter nach dem ſeinigen.“ Die Geſchichte beſtätigt, wohin immer wir blicken, dieſen Ausſpruch. Wer weiß, ob nicht ſchon der eifrige alte Jehovah ſeinen Verehrern nur deſshalb verbot, ſich ein Bildnis ihres Gottes zu machen, weil er einen geheimen Abſcheu davor empfand, ſeine Züge in dem Hohlſpiegel menſchlicher Auffaſſung verzerrt zu ſehen? Es konnte ſeinem Schönheitsſinne nicht ſchmeicheln, vielleicht, wie ſeine göttlichen Kollegen in Ägypten, mit einem Ibiskopfe dargeſtellt zu werden, oder in der entwürdigenden Geſtalt eines Stieres, nachdem ſein auserwähltes Volk ſchon einmal in der Wüſte ein goldenes Kalb umtanzt hatte. Der chriſtliche Prieſterſtand erließ in den erſten Jahrhunderten unſerer Zeitrechnung ähnliche Verbote, die göttlichen Geſtalten der Bibel auf Leinwand oder in Stein zu porträtieren, bis der inſtinktive Drang des Menſchengemüthes, ſeine Ideale zu verleiblichen, auch in den Klöſtern erwachte, und dieſe mit kluger Bereitwilligkeit Kunſt, Poeſie und Wiſſenſchaft zur Ehre des Höchſten in ihren Dienſt nahmen. Darſtellungen aus der Paſſionsgeſchichte und dem Leben der Märtyrer ſchmückten bald die Altäre und Wände der Kirchen, Chriſti Geburt und Leiden wurden der andächtigen Gemeine in geiſtlichen Schauſpielen leibhaftig vor Augen geführt, und wenn dabei die Kunſt eine recht menſchlich derbe Sprache ſprach, ſo heiligte der religiöſe Zweck das Mittel, wie die Religion ja das ganze Leben beherrſchte. In ſo ausgebreitetem Maße war Dies der Fall, daſs uns manche Erſcheinung des mittelalterlichen Lebens unverſtändlich bleiben oder faſt als blasphemiſch erſcheinen muſs, wenn wir nicht ſtets in Erinnerung behalten, daſs, was uns heute ein Poſſenſpiel dünken mag, für den naiven Sinn einer früheren Zeit barer und biederer Ernſt war. Im „Heliand“ reden Chriſtus und ſeine Apoſtel wie ſächſiſche Bauern des neunten Jahrhunderts, was im Grunde viel weniger ſeltſam iſt, als wenn ſie in Dulk's Volksdrama „Jeſus der Chriſt“ die philoſophiſche Sprache des neunzehnten reden. In einem Zeitalter, wo die Bibel der unbeſtrittene Kanon, die geweihte Richtſchnur für alle menſchlichen Verhältniſſe war, durfte man ohne Furcht vor Miſsdeutung umgekehrt wieder die bibliſchen Dinge in menſchlicher Weiſe behandeln, wenn es einen nützlichen Zweck zu fördern galt. Waren Religion und menſchliches Streben Eins, hatte ſelbſt die Wiſſenſchaft ſich mit dem bibliſchen Dogma völlig in Einklang zu ſetzen, ſo muſste und konnte die heilige Schrift es ſich gern gefallen laſſen, daſs ihr erhabener Inhalt als Stoff und Exempel für die wiſſenſchaftliche Arbeit benutzt ward.

Von dieſem Geſichtspunkte aus möge der Leſer die nachfolgenden Mittheilungen über ein kurioſes Buch betrachten, mit welchem ich ihn bekannt machen will. Ich habe dasſelbe zwar nicht, wie Fritz Reuter ſeine „Urgeſchichte von Mecklenburg“, in einem unterirdiſchen Gewölbe neben einem ſeligen Edelmannsgerippe, ſondern in der Rumpelkammer eines Detmolder Antiquars gefunden; doch iſt der alte Pergamentband mit ſeinen mehr als 800 engbedruckten Folioſeiten heut zu Tage ſelten genug, um vorausſichtlich nur einer ſehr beſchränkten Zahl Literaturkundiger vor Augen gekommen zu ſein.

Der Titel des Buches, das zuerſt 1597 zu Frankfurt am Main erſchien, mir aber in der dritten, vermehrten und verbeſſerten Ausgabe von 1601 vorliegt, iſt, mit einigen Abkürzungen, folgender:

Hiſtoriſcher Proceſſus IVRIS.

In welchem ſich Lucifer über Jeſum, darumb daß er ihm die Hellen zerſtöhrt, eingenommen, die Gefangene darauß erlöſt, und hingegen ihnen Luciſern gefangen und gebunden habe, auf das aller hefftigeſt beklaget.

Darinnen ein gantzer Ordentlicher Proceß, von anfang der Citation, biß auff das Endurtheil inclusive, in erſter und anderer Inſtantz, darzu die Form, wie in Compromissen gehandelt wird, einverleibt: Auch allerley Schrifften, Gerichtsgebräuch, Juramenta und Pflicht,

Commissiones, Zeugenverhör, ſampt allen andern Acten und Actitaten
zu dem Proceß gehörig, begriffen und zu finden ſeyn, dergleichen in Truck
zuvor nie außgangen.
Den Gerichtsſchreibern, Procuratorn, Notarien, und der
Schreiberey verwandten überauß nützlich, dienſtlich und lieblich zu wiſſen.
Durch
Jacob Ayrern beyder Rechten Doctorem und Advocatum
in Nürenberg.

Es liegt nahe, zu denken, und iſt in der That oftmals geglaubt worden, daſs der aus Nürnberg ſtammende gleichnamige Schauſpieldichter Jacob Ayrer, welcher mit vielen anderen evangeliſchen Glaubensgenoſſen 1593 ſeinen bisherigen Aufenthaltsort Bamberg, einer dort ausgebrochenen Proteſtantenverfolgung halber, verließ und in ſeine Vaterſtadt zurückkehrte, wo er am 26. März 1605 als öffentlicher Notarius und Gerichtsprokurator ſtarb, der Verfaſſer dieſes ſeltſamen Buches geweſen ſei. Neuere Forſchungen haben jedoch das Irrthümliche dieſer Annahme erwieſen. Der Schauſpieldichter war nach Allem, was über ſeine Lebensumſtände bekannt iſt, kein ſtudierter Juriſt, ſondern Autodidakt, konnte mithin weder Doctor juris, noch Advokat ſein; der Verfaſſer des „Hiſtoriſchen Proceſſus Juris“ war vielmehr ſein Sohn, welcher, laut einer Notiz des Nürnberger Stadtarchivs, am 13. Oktober 1593 zu Nürnberg das Bürgerrecht erwarb, alſo wahrſcheinlich mit ſeinem Vater dorthin kam. Seine gut proteſtantiſche Geſinnung, ſeine begeiſterte Verehrung des Dr. Martin Luther und ſein Zorn gegen die Unduldſamkeit des katholiſchen Klerus, die ihn aus ſeinem früheren Wohnort vertrieben hatten, ſprechen ſich deutlich an mehr als einer Stelle ſeines Buches aus. Nachdem er ſich zehn Jahre lang zu Nürnberg aufgehalten, trat er 1603 zu Weiden in pfälziſche Dienſte; über ſein ſpäteres Leben und über ſein Todesjahr fehlt es an jeder zuverläſſigen Nachricht, obſchon ſein obengenanntes Werk im erſten Viertel des ſiebzehnten Jahrhunderts nicht weniger als vierzehn neue Auflagen in Folio, und dann bis 1773 noch dreizehn Ausgaben in Quart erlebte. Der Antheil des Vaters beſchränkt ſich lediglich auf eine, in deutſchen Reimverſen abgefaſste, mit „Jacob Ayrer senior. P. N.“ unterzeichnete „kurtze DefensionSchrifft dieſes Buchs“, welche am Ende desſelben ſteht. Wichtiger iſt uns die Thatſache, welche der jüngere Ayrer in der Widmung ſeines Werkes an „den Durchlauchtigen Hochgebornen Fürſten und Herrn, Philipp Ludwig Pfaltzgraffen bey Rhein, Hertzogen in Obern und Nidern Bayern ꝛc.“, wie in der Vorrede an den Leſer, erwähnt: daſs er den Stoff ſeines Buches der um mehr als hundert Jahre älteren Arbeit eines Geiſtlichen, Jacob von Theren, verdanke. Dieſer hatte bei Albrecht Pfiſter zu Bamberg ſchon 1462 unter dem Titel „Belial, oder der Troſt der Sünder“ einen ähnlichen Proceſs drucken laſſen, in welchem Chriſtus „umb Spolii und Raub von den Helliſchen Geiſtern verklagt“ und die ganze Klage nach geiſtlichem Rechtsgebrauche verhandelt wird. Da jedoch das genannte Buch, welches 1483 und 1507 zu Straßburg neu aufgelegt ward, ziemlich kurz und flüchtig, ohne genügenden juriſtiſchen Scharfſinn gearbeitet, in vielen Stücken veraltet und „wegen deß böſen Teutſch übel zu vernemmen“ war, hielt Ayrer es für wohlgethan, ſich „deß mehr gedachten Autoris blosse Invention, als die Hiſtori, zu Nutz zu machen, und dieſen Belial oder Hiſtoriſchen Proceß auffs newe zu verfaſſen, — alles nicht allein ſehr lieblich, kurtzweilig und luſtig, ſondern alſo, daß ſich ſolchen Buchs auch die Advocaten, Procuratores, Notarii, Schreiber, Raths und Gerichtsherrn, und andere mit gutem Nutzen wohlgebrauchen können.“

In der That hat Ayrer, wie wir uns durch eine Vergleichung ſeines Buches mit der Ausgabe des „Belial“ von 1483 überzeugten, die ganze novelliſtiſche Einkleidung des ſeltſamen Proceſſes faſt unverändert ſeinem Vorgänger entlehnt; nur die gründliche juriſtiſche Ausführung und Durcharbeitung aller Incidenzpunkte iſt ſein unbeſtreitbares Eigenthum. Auch hat er durch Verweiſung der in lateiniſcher Sprache abgefaſsten juriſtiſchen Specialerörterungen an den Schluſs jedes Kapitels dafür geſorgt, daſs der nur auf den kurzweiligen Verlauf der „Geſchichte“ begierige Leſer ſein Unterhaltungsbedürfnis zu befriedigen vermag, ohne durch die angehängten „Observationes und Notabilia mit ihren Rechtsgründen und Allegaten“, geſtört zu werden.

Die Einleitung hebt in echt mittelalterlicher Weiſe mit der Schöpfungsgeſchichte an, und führt durch den erſten Sündenfall und die meſſianiſchen Weiſſagungen des alten Teſtaments bis zur Erlöſung des Menſchengeſchlechts durch das Leiden und Sterben Jeſu Chriſti, welcher nach ſeinem Kreuzestode „Freitag den 25. Martii des Jahres 33 abwärts gen Hellen fuhr“, dem Tode ſeine Macht nahm, die Pforten der Hölle überwand, und „die ſonſten ewig in der Hellen bleiben, brennen und braten ſollten, mit huldreicher Hand darauß erlöſte, welches der Teuffel und ſeine Helliſche Gemein für ein unbefugte Vergewaltigung, Turbation und Spolio angezogen, und darauff urſach geſucht, Christum zu verklagen."

Das erſte Kapitel ſchildert die rathloſe Verzweiflung Lucifer's, des oberſten Fürſten der Hölle, den Jeſus mit ſtarken Banden gefeſſelt hat, ſo daſs er in ohnmächtiger Wuth ein grauſames, gewaltiges Geſchrei erhebt. Seine hölliſchen Geiſter weinen und wehklagen eben ſo verzweiflungsvoll um ihn her; ſie fürchten, daſs man dieſem Jesu Nazareno, der ſo gewaltig ſeine Macht bewieſen habe und wahrhaftig ein Sohn Gottes zu ſein ſcheine, mit aller Liſt keinen Abbruch zu thun vermöge; auch werde es nutzlos ſein, ihn etwa vor Gott, ſeinem eigenen Vater zu verklagen, denn er werde, ſo meint Asmodäus, an Dieſem einen gnädigen Richter finden, der ihnen, den Teufeln, ohnehin nicht hold ſei, und ſie um einer ſchlechten Urſach willen aus dem Himmel verſtoßen habe.

„Da diß die andern Geiſter höreten, ſchrien ſie den mehrertheil, es were alles war, was Asmodäus vorgebracht hette, derhalben ſie eine verlohrne Sachen hetten, und weiter nichts zu rathen wüſten, und fielen mit ihren ſcharpffen Klawen in ſich, kratzten und raufften ſich hefftig, heulten und wüteten über die maſſen ſehr, biß Aſtaroth, ein verſchmitzter und im Rechten hochgelehrter Teuffel, ihnen wincket, daß ſie ſtill weren, ihn auch höreten, und ſprach: Es iſt gleichwol zu Recht verſehen, daß man wol Gewalt mit Gewalt vertreiben möge. Wann aber dieſer Jesus Gottes Sohn ſeyn ſoll, wie ich ihn dann wegen ſeiner unermeßlichen Stärck, an uns und unſerer Burg erwieſen, das ſonſt kein pur lauter Menſch vermag, dafür halte, ſo ſind wir ihme zu ſchwach, und gehet uns dieſer Weg nicht an, ſondern und weil ſonſten noch andere Recht ſind, die verordnen, daß ein jeder, ſo beſchwert, ſeine Klag vor dem ordentlichen Richter klagen, und ihme nicht ſelbſt verhelffen ſoll: So achte ich darvor, daß wir uns ſeines Gewalts, Unfugs und Spolii halben, gegen ihme ordentlicher weiſe beklagen, ungeacht, daß Gott ſein Vatter; jedoch, wo wir uns anders geholffen werden haben wollen, ihme vor denſelben, als competenti judice, nachfolgen müſſen. Und irret uns nicht, daß Gott ſein Vatter iſt", fährt Aſtaroth fort, „ſo iſt Gott doch gerecht und kann bei ihm ſeiner göttlichen Natur halben kein Unrecht beſtehen oder ſtatthaben.

Da wir ferner wiſſen, daß er uns, ſein allerſchönſtes Geſchöpf, allein wegen einer Hoffahrtsſünde aus ſeinem Himmel verſtoſſen, und nachher den Menſchen, als derſelbige im Paradeiß geſündiget, gleichfalls erbarmungslos aus demſelben vertrieben und dem Todt unterworfen hat, ſo geben uns dieſe beiden Exempel ſeiner Gerechtigkeit genugſamen Beweiß, daß wir keine Zweifel der Partheilichkeit wegen in ihn zu ſetzen haben.“

Ob dieſer Rede Aſtaroth's verſtummten der hölliſche Großfürſt und all ſeine Geiſter, daſs ſie Augen und Maul aufſperrten und vermeinten, daſs ihnen ſchon mehr denn halb geholfen ſei. Belial aber, „ein lang geübter Practicus im Rechten, und dazu ein ſehr verſchwatzter Geiſt,“ nimmt das Wort und macht darauf aufmerkſam, daſs der eine proceſſierende Part ſelbſt einen gerechten Richter mit Fug recuſieren könne, wenn derſelbe mit dem Part verwandt oder befreundet ſei. Da Gott aber die Teufel in den Pfuhl der Hölle verſtoßen habe, könnten dieſe bei allem Reſpekt vor ſeiner Gerechtigkeit nicht ſchuldig ſein, vor ihm, als ihrem ärgſten Feinde, wider ſeinen Sohn vor Gericht zu ſtehen. „Iſt darumb Gott ſo gerecht, wie du Aſtaroth ſagſt, und er von Natur nicht ungerecht ſeyn kann, ſo trag ich keinen Zweiffel, wenn es anders von unſerm der helliſchen Gemein Syndico, den wir abordnen und vollmächtigen müſſen, alſo begert wird, Gott muß uns einen andern unpartheyiſchen Richter oder Commissarium an ſein ſtatt ordnen. Wird derhalben jetzt allein an dem fehlen, daß man ein wolberedten Geiſt, der unverſchämpt und unverzagt das Maul aufthue, und ihm kein Blatt fürs Maul nemme, die recusation ſchrifftlich oder mündtlich fürbringe, und alles auffs getrewlichſt außrichte.“

„Da diß Lucifer, der gefangene Großfürſt der Hellen, neben ſeinen Räthen nach der Länge vom Belial angehört, verwundert er ſich mit Händ und Füſſen, und der zuvor lang kläglich geſchryen, geheulet und geweinet hat, fieng itzt wider vor Frewd an zu lachen, und mit ihm alle helliſche Geiſter.“ Alle dringen in Belial, das Syndicat auf ſich zu nehmen und die Rechtsſache im Namen der hölliſchen Gemeine zu führen, wofür ihm von Lucifer die Belohnung verſprochen wird: wenn er den Proceſs gewinne, ſolle er neben ihm der oberſte Fürſt über 12,000 Legionen hölliſcher Geiſter ſein, und noch dazu ſolle er mit allen falſchen Juriſten, die bis zum jüngſten Tag in die Hölle kämen, als mit ſeinem Eigenthum nach

Gefallen hauſen. Belial erhält ſodann in der helliſchen Canzlei folgende Syndicats-Gewalt:

„Wir Lucifer Oberſter Fürſt der verſtoſſenen Engel, ein Fürſt der Welt, und aller helliſcher Geiſter, und wir dieſelben Geiſter und gantze Gemein der ewigwehrenden helliſchen Verdammnüß, bekennen hiemit dieſem Brieff, nachdem uns nechſtverſchienen Freytags den 25. Martii dieſes zu end geſetzten Jahrs, einer ſo ſich Jesus von Nazareth, den waren Messiam und Gottes Sohn nennet, und aber von Maria, Joachims deß Prieſters und Annae ſeiner Ehewirtin Tochter, die Joseph dem Zimmermann vertrawt, geboren iſt, ohne alle gegebene Urſach mit großmächtiger Kühnheit, an unſer bey der 4000 Jahr lang wolhergebrachter ruhiger Poſſeſſion, vel quasi gewaltthätige turbation gethan, und unſer Veſtung, Burg und Verwahrung der Hellen erſtiegen, die Thor zertretten, und die helliſchen Geiſter darinnen vergewaltiget, mich deß Großfürſten härtiglichen mit Feſſeln gefangen und gebunden, und alle die Menſchen, die von der zeit Adams, biß auff denſelben Tag inn der gantzen Welt Todts verſchieden, und zu uns kommen, auß dem helliſchen Kerker mit ſich hinweg geführt, und uns derſelben wider alle Billichkeit beraubet und spoliirt, alſo daß wir nicht können überhaben ſeyn. ermelten Jesum von Nazareth umb ſolche turbation, geübten Gewalt, Raub und Spolii, vor Gott dem Allmächtigen, als Oberſten Großherrn über alle Herrſchafften, und bemeltes Jesu angegebenem Vatter, oder wen ſein Göttliche Allmacht, als partheyiſche, an ſeine Statt zum Commissario oder Delegato erwehlen wird, mit ordentlichen Rechten zu beſprechen, daß wir derhalben an unſer ſtatt, und in unſerm Namen, zu einen Syndicum geſetzt, geordnet, und in der allerbeſten, beſtändigſten Form, Maß und Geſtalt, als ſolches nach Ordnung der Rechten und eines jeden Gerichts Gebrauch am kräfftigſten und beſtändigſten ſeyn, beſchehen ſoll, kann oder mag, unſern gantz vollkommenen GeneralGewalt und Macht auff und übergeben haben, dem über die maß wolerfahrnen und beredten Belial, eyn vorſtehenden Geiſt der helliſchen Notturfft, alſo und dergeſtalt, daß derſelbe ſoll und mög in unſerm Namen erſcheinen, Process erlangen, verkünden laſſen, klagen, Gegenklag verantworten, ꝛc. ꝛc. Zu urkund haben wir dieſen Gewalt und Syndicat mit unſerm gewöhnlichen SecretInſiegel beſiegelt, der Geben iſt Sonntags den 27. Martii unſers helliſchen Reichs im 3987. Jahr.“

Mit dieſer Vollmacht verſehen, verfügt ſich Belial, in Begleitung eines Notars und zweier Zeugen, vor den Thron des allmächtigen Gottes, und bringt demüthig und kläglich, „nach Fuchsſchwenzer Art, die böſe Sachen haben“, ſeine Klage vor. Ermuthigt durch die ſanftmüthige Antwort des Herrn, reicht er zugleich ſeine Recuſationsſchrift ein, und Gott erklärt ſich, zum Beweiſe, daſs ſeine Gerechtigkeit größer als Belial's Bosheit ſei, gnädiglich bereit, auf des Letzteren Vorſchlag den allerweiſeſten König Salomon zu Jeruſalem ſtatt ſeiner zum Commissario und Entſcheider dieſes Rechtsſtreits zu delegieren.

Nachdem die göttliche Commiſſion in der himmliſchen Kanzlei ausgefertigt worden iſt, zieht Belial mit derſelben gen Jeruſalem hinab und überreicht das Schreiben dem König Salomon. Dieſer prüft Brief und Siegel, läſſt es auch ſeinen Notar Daniel ſehen und recognoſcieren, und da er Gottes Inſiegel erblickt, „neiget er ſich vor demſelben mit großer Reverenz, zieht ſeine königliche Kron von ſeinem Haupt, erhebt ſich von ſeinem Thron, und lieſt ſtehend den Brief.“ Belial übergiebt darauf ſeine Vollmacht und ſeinen ſchriftlichen Klagantrag, welchen der König verlieſt. Es heißt in dieſem Dokumente, mit näherer Ausführung der in der Vollmacht berührten Beſchwerdepunkte, und mit drolligen Anachronismen:

„Wiewol zu Recht lauter und gantz heilſam verſehen, und in deß heiligen Römiſchen Reichs Abſchieden, auch den außgekündigten gemeinen Landfrieden bey ernſtlicher Straff verpeent und verbotten, daſs keiner dem andern an ſeinem rechtmäßigen Beſitz, Güter und possession vel quasi nicht betrüben, vergewaltigen, viel weniger jemand in derſelben deß ſeinigen berauben und spoliirn, ſondern einen jeden bey ſeinen ordentlichen Rechten ruhig ſeyn und bleiben laſſen ſol: So hat doch ermelter Jesus von Nazareth, ohne alle Urſachen ſich jüngſt den 25. Martii bey ſpathem Abend eigenes Freffels, Gewalts und Muttwillens unterſtanden, und iſt mit einer roth und weiſſen Siegfahnen für die Feſtung der Hellen kommen, und dieſelben ihme zu eröffnen begert, und kurtzumb öffnung derſelben haben wöllen. Als ſich aber der Klagend Helliſche Großfürſt Gewalts vor ihme befahrt, dieweil dergleichen TriumphZeichen niemals vor die Hellen kommen, viel weniger dergleichen begeren an ihnen geſunnen worden, als hat er die Thor noch beſſer verwahren laſſen, und ſich ſeiner Verwahrung und possession gebrauchet: Aber das alles bey dieſem beklagten Jesu nicht ſtatt haben wöllen, ſondern er hat die Thor der Hellen mit allen ihren ſtarcken eyſſernen Verwahrungen mit gewalt entzwey getretten, ſich hienein in die Helliſche Feſtung verfügt, ermelten klagenden Großfürſten mit Feſſeln härtiglichen gebunden, ihme ſeine Macht und Gewalt genommen, und noch darzu vor ſeinem Angeſicht alle die Menſchen, ſo von dem erſten erſchlagenen Abel an biß auff dieſelbige Zeit zeitlich geſtorben und von ihrer Übertrettung und Sünden wegen, der Teuffel eygen, und derohalben in dem Helliſchen Kercker verhafft gelegen geweſen, mit ſich raublich hinweg geführt, und ſie derſelben hochſträfflicher weiß spoliirt, alſo daß biß auff den heutigen Tag, ungeachtet daß ſeydhero viel Menſchen geſtorben, jedoch niemand mehr gen Hellen und in ihren Gewalt, wie zuvorn geſchehen, kommen, deßhalben ſie, die Teuffel, ihnen Jesum umb ſolchen Raub und Gewaltthat vor Ew. Königl. Mayeſtät mit Recht zu beſprechen nicht überhaben ſeyn mögen." ꝛc. ꝛc.

Der König Salomon nimmt die Klage an und ſetzt den erſten Verhandlungstermin auf „Freytag post Misericordias Domini den 15. Aprilis ſchierſt früher Tageszeit" feſt. Er ſendet ſeinen geſchwornen Gerichtsfrohn Azael mit der Citation an Jeſum ab, und Belial trollt ſich nach der Hölle, wo er mit großem Jubel empfangen und höchlich ob ſeines Eifers belobt wird.

Azael aber, der Frohn- und Gerichtsbote des Königs Salomon, begiebt ſich zu Jeſu, welchen er „bey ſeinen eilff Apoſteln zu Jeruſalem auf einem großen Saale nach ſeiner Auferſtehung verſammelt" findet, und überreicht ihm die Citation. Jeſus nimmt dieſelbe „gantz tugendlich" in Empfang, und antwortet, daſs er ſich ſchuldig erkenne, der Vorladung zu folgen. „Dieweil er aber ſeiner vorhabenden Auffahrt zu Gott, ſeinem himmliſchen Vatter, mit ſeinen Apoſteln und Jüngern, auch andern frommen gläubigen Leuten noch viel wichtiger Geſchefft zu verrichten und ſeinen Abſchied von ihnen zu nemmen hette, ſo würde er gleichwol in eigner Perſon nicht erſcheinen können, ſondern er wölte mit genugſamer Vollmacht an ſeine ſtatt einen Procuratorem oder Anwald abfertigen, der erſcheinen und dem Ankläger auff ſein unzimliche Klag gnugſam Antwort geben ſol." Dann fordert Jeſus Moſen, „den jüdiſchen Geſetzgeber, den er mit andern alten Jüden der Hellen entführt," als einen wohlerfahrenen Juriſten vor ſich, händigt ihm die Citation nebſt Anlagen und Inſtruction ein, und beantragt ihn, ſtatt ſeiner auf dem angeſetzten Gerichtstage zu erſcheinen und ſeine Vertheidigung zu führen.

„Nun aber ſo hatte Moyses ſonſt noch viel Händel, beſonders aber wider die ungläubigen, halsſtarrige, böſe Jüden, welche ſich unterſtunden, die Jüdiſche Propheceyen wider Messiam, und als ob derſelbig noch zu erwarten wer, zu reprehendirn gar viel zu ſchaffen, alſo daß er dieſes newen angenommenen Handels vergaß, weder instruction noch citation laſe, deßhalben ihm der terminus comparitionis verfloß, und er ſchuldiger maſſen nicht erſchiene.“

Belial aber erſchien rechtzeitig im Termine, und hoch erfreut, daſs weder Jeſus, noch ſein Stellvertreter ſich eingefunden, bat er ſofort das hohe Gericht, ob des bewieſenen Ungehorſams den Beklagten nicht weiter zu hören, ſondern in der Hauptſache ob contumaciam zu erkennen, wie er in dem alsbald zu übergebenden Klagelibell beantragt habe, nämlich:

„Daß dieſer beklagte Jesus, wider die Recht, den Landfrieden und alle natürliche Billichkeit gehandelt, daran zu viel und unrecht gethan habe, und vorbehältlich der deßhalben verwirkter Straff ſchüldig ſeyn, ſich hinfüro gegen der Helliſchen Gemein dergleichen Gewaltthaten gantz zu enthalten, genugſam caviren und verbürgen, den Großfürſten und andere gefangene Helliſche Geiſter ohne Unterſcheidt ihrer Gefängnüß wider entledigen, und ſie wie bißhero ihren Gewalt wider Menſchlich Geſchlecht ohn hinderung verüben laſſen; dann auch die gefangene Menſchen, ſo er auß der Hellen mit ſich raublichen hinweggeführet, ohne Abgang widerumb restituire, und daß er ſolches vollkommen thue, weil man die Zahl der hinweggeführten nicht wiſſen kan, eydtlich bethewre, Alles und jedes mit Abtrag der eingeführten expens, auch aller anderer geurſachter Koſten und Schäden“

Nachdem König Salomon das Ende des Gerichtstags abgewartet hat, hält er rechtliche Umfrage unter ſeinen Räthen und giebt dann das Erkenntnis ab, daſs der Beklagte zunächſt noch einmal peremptoriſch auf den nächſten Termin, Freitag nach Cantate, den 29. April, zu citieren ſei. Belial muſs ſich murrend in dieſen Beſcheid fügen und iſt ziemlich verſtimmt, als er aus dem Berichte Azael's erfährt, daſs Jeſus gerade Moſen zu ſeinem Anwalt erwählt habe. Weſshalb Letzterer ausgeblieben, begreift Belial nicht. „Ich wolt aber,“ ſagt er nach ſeiner Rückkehr in die Hölle zu Lucifer, „daſs er geſtorben, und ein anderer Anwald were, denn er iſt wol ſo ein alter, arger, verſchmitzter Vogel, der nicht allein der Geſetzen vor allen andern trefflich wol erfahren und derſelben ein Beſchreiber, ſondern uns den Teuffeln jederzeit ſpinnenfeind geweſen iſt, und hat ſich von jugent auff befliſſen, dir und deinem gantzen Reich Abbruch zu thun, wie ſolches ſeine hinderlaſſene Bücher genugſam außweiſen und zu erkennen geben. Und darumb ſo muß ich bekennen, daß ich mich etlicher maſſen vor ihm fürchte.“ Lucifer verwundert ſich über die Keckheit Moſis, der, erſt ſeit wenig Tagen aus der Hölle befreit, nun als abtrünniger Böſewicht gegen ihn, ſeinen eigenen Herrn, plaidieren wolle, und ſchwört, dieſen „alten Jüdenführer mit ſchärpffſter Höllenpein ewig zu ſtraffen, quelen und martern“, ſobald er „ſeines Spolii reſtituirt“ werde.

Am nächſten Gerichtstage erſcheinen die Vertreter beider Parteien, mit genügender Vollmacht verſehen. Moſes erhebt aber ſofort einen Einwand wider die Perſon des hölliſchen Syndici. „Dann ein ſolcher, der ein gantze Gemein verweſen wil, der muß zu ſolcher Vertrettung qualificirt, und ehrlich ſeyn. So iſt aber dieſer Belial, ſo wol als die gantze helliſche Gemein, die er ſich unterſtehet zu defendirn, umb Mißhandlung willen auß dem Himmel verſtoſſen, relegirt und verbannt worden, und vermögen die Recht, daß man dergleichen Perſonen, die relegirt und im Bann ſeynd, auff ihr außgebrachte Proceß zu Recht ſtehen und Antwort zu geben nicht ſchuldig ſey.“

Belial erſchrak zwar ſehr über dieſe Exception, faßte ſich aber ſchnell und erwiderte ſchlagfertig: „Wir ſeynd uns dir keiner Excommunication oder Banns geſtendig, ſintemal nit nur viel Teuffel, ſondern die gantze helliſche Gemein vom Himmel, von den Engeln geſchieden iſt, wie die Jüden und Heyden unterſchieden ſeyn. Es volgt aber auß ſolcher Abtheilung oder Unterſchiedung kein eygentlicher Bann, wie du fürgibſt, in betrachtung, daß man ein gantze Gemein nicht bannen kan, ſondern wann du von dieſer Abtheilung reden wilt, ſo kannſtu die anders nicht, als ein separation der Teuffel und Engel nennen und heiſſen, nemblich, daß wir beide Naturn der Himmliſchen und Helliſchen Geiſter von einander separirt und unterſchieden ſeyn, gleich wie die Jüden (deren Führer und Fürſteher du geweſt) von den Heyden und andern ungläubigen Völkern unterſchieden und getheilet ſind. Nun weiſtu, daß ein Jüd einen Heyden oder Chriſten, und hinwieder ein Heyd einen Jüden mit Recht beſprechen kan. Warumb ſolte dann nicht ein beleidigter Teuffel, vielmehr aber die gantz helliſche Gemein, einen separirten Engel oder Jesum, mit Recht, umb zugefügten Gewalt, verklagen können? Hingegen aber, wann es deſſen gelten ſol, o Moyſes, ſo hette dir wol gebüret, dich ſelbſten recht zu examinirn und zu erinnern, wer du geweſt und noch biſt, nemmlichen ein Todſchläger, welcher einen Egyptiſchen Mann erſchlagen, und darnach, vor Forcht der wolverdienten Straff, dich flüchtig davon gemacht haſt. Alſo und darumb du ſelbſten undüchtig biſt, dich wider mich und die gantze helliſche Gemein in Anwaldſchafft einzulaſſen, ſondern du biſt viel ärger und unzuläſſiger, als ich ſelbſten, und wil hiermit wider dich ſelbſten excipirt und dich ganz verworffen haben."

König Salomon unterbricht dieſen fruchtloſen Zank und verſucht zunächſt die proceſſierenden Theile zu vergleichen. Belial hat Nichts wider einen gütlichen Vergleich einzuwenden, wenn der beklagte Jeſus ſeinen Raub wieder herausgebe, Lucifern ſeiner Banden entledige und in den vorigen Stand ſetze, und die Koſten und Schäden reſtituiere.

Moſes aber ſpricht zornig: „Ja, Belial, wann man dir es kochet, wie du es eſſen möchſt, und dantzte dir nach deiner Pfeiffen, ſo hetteſtu gut machen, und hetteſt mehr, als du begert, erlanget und gewonnen. Und warumb ſolt dir mein HErr und Principal, der aus Freſſel beklagte Jesus, von allen denjenigen, ſo er aus der Hell mit ſich geführt, widergeben, der doch nichts anders, dann was vorhin ſein eygen geweſen, darauß genommen hat, ſintemalen die Hell, und alles was darinnen geweſen und noch darinnen iſt, niemand als ihme zuſtehet. Ja, du und deine mit dir vom Himmel verſtoſſene Geiſter habt Christo die Seinen de facto, und wider Recht, bißhero auff- und vorgehalten, die er anders nicht dann mit Erweiſung ſeines Allmächtigen Gewalts von euch widerumb bringen mögen, die hat er deinem Großfürſten und andern deinen helliſchen Geiſtern widerumb genommen, widerumb zu ewiger Seligkeit gebracht, die kommen nimmermehr in dein oder deines Helliſchen Großfürſten Gewalt oder Gefängnüß. Denn, die Warheit zu ſagen, ſo bin ich ſelbſten über 1500 Jahr in dieſem Helliſchen finſtern Kerker gefangen geſeſſen, und von dieſem Jesu von Nazareth darauß mit Gnaden erledigt worden! Wirſt derhalben du und kein Helliſcher Geiſt dein Lebenlang und in Ewigkeit ſo ſcharpff kein Geſicht mehr bekommen, daß du mich dieſer

Orthen nicht mehr ſehen werdeſt. Darumb ſo kan dein begeren der restitution und Schäden halb durchaus nicht ſtatt haben, ungeachtet, daß ich ſonſten die Sach meines Theils auch wol verglichen ſehen möchte.“

Da bei ſo geringem Entgegenkommen der ſtreitenden Parteien von einem Vergleich nicht die Rede ſein kann, nimmt der Proceſs ſeinen Fortgang, und es werden mit beiderſeitigem Einverſtändnis hinfüro Verhandlungstermine von vierzehn zu vierzehn Tagen angeſetzt.

Am nächſten Gerichtstage begehrt Belial vor allen Dingen restitutionem spolii, Rückgabe der gewaltſam aus der Hölle entführten Verdammten. Moſes erhebt dagegen den Einwand der noch unerwieſenen Klage; er führt näher aus: Alle, welche ſein Herr und Principal mit in den Himmel genommen, ſeien urſprünglich ſein, ihm von Lucifer durch Betrug und Liſt abgerungenes Eigenthum geweſen, das er ſich mit Gewalt habe zurückholen müſſen, weil er es mit Gutem nicht habe erlangen können. Belial wirft dem Anwalt ſeines Gegners vor, er ſuche mit ſeiner „geſchwätzigen, wol und glatt geballierten Zungen“, die aber ſpitziger und ſtechender als eine Schlangenzunge ſei, den Gang des Proceſſes nur unnütz aufzuhalten, indem er ſolche grundloſe und unzuläſſige Exceptionen vorbringe, ſtatt auf die Hauptſache einzugehen. Über dies Vorgeben wird Moſes heftig erzürnt, und fährt den Belial an: „Du thuſt mir Gewalt und Unrecht, und du ſelbſten biſt ein ſolcher Geſell, der die Gerechtigkeit verhindert. Deine Worte ſind wol ſüß wie Honig, der Effect aber derſelben ſeynd nichts als Gifft und Gallen. Und wann du weyneſt, ſo vergeuſſeſtu Zehren, lauter DrachenGallen, wie der Crocodil, der gibt mit zehrenden Augen zu verſtehen, daß er Erbarmung habe über deß Menſchen Verderben, und frißt ihn doch nichts deſto weniger. Alſo iſt dir auch, und hat nie kein Teuffel nichts guts gethan.“ Nachdem ſie ſich weidlich herumgezankt, läſſt König Salomon ſie Beide das juramentum malitiae ſchwören, d. h. die eidliche Verſicherung abgeben, daſs Belial ſeine Reſtitutionsforderung und Moſes ſeine Exception wider dieſelbe nicht boshafter Weiſe eingebracht haben. Moſes kratzt ſich hinter den Ohren und verſteht ſich nur ungern und widerſtrebend dazu, als „alter, verlebter Mann“, zumal in dieſer „an ihr ſelbſt warhafftigen“ Sache, noch einen Eid ableiſten zu ſollen. Belial dagegen, „als ein leichtfertiger Geiſt, battſchet vor Frewden mit den Händen zuſammen, antwortet Moyſi mit lachendem Maul ſpöttlich, und ſprach: So recht, lieber alter Moyses, wie anders? warum wollteſtu nicht ſchweren? muß ichs doch auch thun, und bin dennoch froh, daſs es nur dazu kommen iſt ꝛc.“ Moſes enthält ſich ſchwer, Belial ob dieſer leichtfertigen Reden abermals übel anzufahren, läſſt es aber aus Reſpekt vor dem Könige für diesmal bei der kurzen Erwiderung bewenden: „Ich glaub dirs wol, du haſt gut ſchweren, dann du biſt vorhin verdampt.“ Nach Vollziehung des Eides reicht darauf Moſes ſeine Exceptionsſchrift wider Belial ein, an deren Schluſſe er zugleich ſeine Entlaſtungszeugen benennt, welche ſämmtlich auf den folgenden Gerichtstag, den 27. Mai, vorgeladen werden.

Dort ſtellt Moſes dieſelben dem Gerichtshofe vor: „Allerweiſeſter und unüberwindlichſter König Salomon, hie ſtehen meine Zeugen, als nemblich: Adam, der erſte Menſch, unſer aller Vatter; Abraham, Iſaac und Jacob, die drey alten Patriarchen; David, der allerfürtrefflichſte Königliche Prophet; Johannes der Täuffer, deß Prieſters Zachariae und der unfruchtbaren Eliſabeth Sohn; Petrus der Apoſtel, meines HErrn und Principal Jesu Christi getrewer Schaaffhirt und Seelſorger; und Joſeph, der Sohn Jacobs, ein Zimmerman von Nazareth, ſein Zieh-Vatter und Pfleger.“ — Belial verlangt zuerſt zu wiſſen, ob keiner unter dieſen Zeugen Jeſu mit Pflichten verwandt und zugethan ſei; ſodann findet er ſämmtliche Zeugen, mit alleiniger Ausnahme Johannes des Täufers, verdächtig und zu einer rechtmäßigen Beweisführung untüchtig, will aber gegen ihre Vernehmung vorläufig nicht proteſtieren, ſondern ſich nur ſeine rechtliche Nothdurſt vorbehalten. Moſes erwidert, daſs unter allen Zeugen nur Petrus Jeſu mit Pflichten verwandt wäre, „dem hette Jesus an ſeine ſtatt ſeine Schäfflein zu weyden und die Seelſorg auff dieſem zeitlichen Jammerthal befohlen.“ Petrus aber habe ſeinen Entledigungsſchein, daß Jeſus ihn bis zur Vollendung ſeiner Zeugendepoſition ſeiner Pflichten gegen ihn entbinde. Belial ſagte höhniſch: „Seynd ſie dannoch alle zween ſo eins mit einander worden? Dieſer Petrus hat Stein und Bein geſchworen, er kenne Jesum nit, und ihn in einer Nacht wol dreymal verläugnet, und jetzo ſoll dieſer Peter Fiſcher ſein Schaaffhirt und Seelſorger ſeyn?“ Petrus, „ein alter verlebter Mann, ſahe ihn gar ſehnlich an, und gieng ihm die Schmach von dieſem Gottloſen Teuffel ſo hart zu Gemüth, daß es ihm auch die Zehren aus den Augen triebe, und ſprach: „Mein HErr Jesus hat ſich meiner erbarmet, ich will es nicht mehr thun.“ Moſes ſprach zu Belial: „Du biſt ein rechter Calumniator.“ Aber der König Salomon fiel ihm in die Rede, und befahl Daniel, den Ledigungszettel zu verleſen. Sodann läſſt er ſeinen „herzlieben Herrn Vatter“ und die übrigen Zeugen, nach vorhergehender Meineidsverwarnung, feierlich, unter Anrührung des königlichen Scepters, den Zeugeneid ſchwören.

Das umſtändliche Zeugenverhör, bei welchem Belial mit echt teufliſcher Tücke die einzelnen Zeugen dadurch in Verwirrung zu ſetzen ſucht, daſs er ſie aufs grauſamſte über ihre perſönlichen Fehltritte examinieren läſſt, können wir übergehen, da die ſpäteren Streitſchriften Belial's und Moſis alle weſentlichen Ausſagen rekapitulieren und dieſelben mit juriſtiſchem Scharfſinn je zum Nutzen der von ihnen vertretenen Sache als Beweismittel verwenden. Beiſpiels halber ſei nur das Verhör des Patriarchen Jakob auszüglich mitgetheilt. Auf die Frage nach ſeinem Namen, Vater, Alter und Hantierung antwortet er: „Er heiſſe Jacob; aber als er einsmahls mit Gott gerungen, hab ihn derſelbig hinfüro Iſrael geheiſſen, das ſey ein Fürſt und Kempffer Gottes, von ihme kommen die zwölff Geſchlecht von Iſrael her, und ſein Vatter habe Iſaac geheiſſen. Er meine, er ſey 1885 Jahr alt. Er ſey ein Prediger, und habe darzu ein Viehzucht gehabt, und ſich, Gottlob, reichlich ernehret.“ Sein Verhältnis zum Beklagten und zum Kläger bezeichnet er, wie folgt: „Er habe den Producenten, auſſerhalb in der Hellen, leiblicher weiß nie geſehen; aber im Geiſte habe er gewuſt, daß Messias auß ſeiner Linien und Geſchlecht kommen ſol. Mit Lucifern und der Helliſchen Gemein hab er keine Gemeinſchafft, ſey ihnen derhalben weder holdt noch feindt.“ Ferner ſagt er aus: Ob der Teufel ein Fürſt und Herr dieſer Welt ſei, wiſſe er nicht; „aber in der Hell hab er deß Teuffels Gewalt etlicher maſſen innen worden. Er wiſſe nicht anders, als daß die Hell, und alles ſo darinnen, deß Teuffels ewig ſey und bleibe. Auch förcht er, es ſey wahr, daß durch den Fall Adams und Evae das gantze Menſchliche Geſchlecht dem ewigen Todt, der Hell und Verdamnüß unterworffen worden. Weniger nicht ſey es wahr, daß Lucifer, der Helliſche Großfürſt, und andere Teuffel, von der Welt Erſchaffung an und biß auff dieſe Zeit, und alſo bey die vier tauſent Jahr, alle Menſchen, ſo jemahls zeitliches

Todts geſtorben (allein Jesum außgenommen) in ſeinem Helliſchen Gewalt gehabt: er ſelbſten ſey, ſeiner Rechnung nach, in die 1735 Jahr in der Hellen geſeſſen.“ Auf die Fragen Belial's, ob der Zeuge dieſe lange Zeit nicht zu einer immerwährenden Praescription und zu dem guten Titel einer beſtändigen Possession für mehr als überflüſſig genug erachte, und ob er nicht der Meinung ſei, daſs die Teufel die Hölle mit gutem Glauben beſeſſen hätten, giebt Jakob die ausweichende Antwort: „Es ſolls ihme der Frager die Rechtsgelehrten laſſen ſagen.“ Dann folgen die verfänglichen Personalia: „1) Ob nicht Zeug ein öffentlicher Betrieger ſei, der ſeinen eygnen Vatter betrogen, ſeinen Namen verläugnet, und ſeinem Bruder den Eſau den Segen betrieglicher weiß geſtohlen hab? 2) Ob er nicht eben der ſey, welcher ſeinen Bruder, den bemelten Eſau, umb ſein erſte Geburt betrogen hab? 3) Ob er nicht gegen ſeinem Schwäher, dem Laban, Betrug gebraucht, und ſo viel zuwegen bracht habe, daß ſeine Schaaff mehr fleckend als weiſſe Lämmer gebracht? 4) Ob nicht Zeug wiſſe, daß die Recht ſagen: Wann einer einmal nicht richtig erfunden, daß er allweg in der gleichen Sachen für unrichtig zu halten ſey?“[1] — Jakob antwortet mit kindlicher Naivetät: „ad 1) Er habe nicht anders gethan, dann ihn ſein Mutter angelernet und unterwieſen. ad 2) Sein Bruder habs ſelbſten alſo an ihn geſunnen, und glaub er, daß es von Gott alſo verſehen geweſt. ad 3) Sein Schwäher habs an ihn wol gebracht. ad 4) Er ſei nicht ſchuldig ihm ſeiner Mängel halb Anzeig zu thun.“ Die Behauptung Moſis, daſs Gott die erſten Menſchen „ihm ſelbſten zum Bildnüß, das iſt rein und unſchuldig“, erſchaffen habe, beſtätigt Jakob, „dann er habs auf Erden auß dem erſten Buch Moyſis im 1., 5. und 6. Cap. ſelbſten alſo geprediget.“ Auf die Querfrage Belial's: „Ob Zeug auch ein ſolches reines und unſchuldiges Bildt Gottes ſey?“ kann er nur antworten: „Nein, er ſei leyder auch ein Sünder.“

Am ſchärfſten nimmt Belial den letzten Zeugen, Joſeph den Zimmermann von Nazareth, ins Gebet. In der That muſs ihm Deſſen Ausſage von höchſter Wichtigkeit ſein; denn erklärt Joſeph, daſs Jeſus ſein rechter Sohn ſei, ſo erleidet des Letzteren, von gegneriſcher Seite behauptete Göttlichkeit eine ſchwere Anfechtung. Sagt aber Joſeph zu Belial's Nachtheil aus, ſo hat Dieſer in ſchlauer Vorſorge die verfängliche Frage in Bereitſchaft, ob der Zeuge nicht längere Zeit hindurch eines feſten Domicils entbehrt habe? um ihn dadurch zum „Vagabunden“ zu ſtempeln, der als ſolcher überhaupt kein gültiges Zeugnis ablegen könne. Joſeph antwortet, ſeinem Stande und ſeiner geringen Bildung gemäß, mit ſchlichter Treuherzigkeit auf alle ihm geſtellten Fragen: „Er heiſſe Joſeph von Nazareth, und ſein Vatter habe Jacob geheiſſen, etliche haben ihn Eli genant, darůmb daß er vom Geſchlecht Eli herkomme. Er dörffe nahe bei achtzig Jahren alt ſeyn. Sey oben gehört, daß er ein Zimmermann ſey, ſey nicht reich, aber redlich. Jeſus ſey ſein PflegSohn geweſt, und er habe ihn ſolcher weiß erzogen und ernehrt. Es ſey nicht wahr, daß er Jesum mit Maria gezeugt habe und alſo ſein rechter Vatter ſey, ſondern Maria, die ihm vertrawt geweſt, ſey vom heiligen Geiſt ſchwanger, von ihm aber nicht erkandt worden. Daß Jesus Gottes Sohn ſey, wiſſe er auß deß Engels und Göttlicher Offenbarung. Seiner Göttlichen Natur halb, die er mit Seinem Himmliſchen Vatter von Ewigkeit her gebracht, habe es wol ſein können, daß Jesus ſeinem Vatter alles' ſchaffen helffen, ehe er geboren worden. Daß Maria, Jesu Mutter, könne eine Jungfraw ſeyn, wiſſe er daher, daß ihm es der Engel geſagt, und daß er ihre Jungfräwliche Keuſchheit, ſo lang ſie bey ihm geweſt, geſpüret, ſich auch offt über ihrer Zucht und Erbarkeit höchlichen verwundert, und ſey Gott nichts unmüglich. Auff das Fragſtück: ob nicht wahr, daß er etlich Jahr mit ermelter Maria im Land umb gezogen ſey, und kein eygen domicilium und häußlich Weſen gehabt hab? müſſe er antworten: Daß ſelbige Fragſtück nicht wahr ſeyn, er habe ſtetigs ſein Haußhaltung zu Nazareth gehalten; daß er aber die Jungfraw Mariam und ihr Kind in Egyptenlandt geflöhet, das hette er auß Befelch Gottes gethan, und ohne allen Zweiffel auß Gottes Vorſehung alſo geſchehen müſſen.“ Die Fragen Belial's endlich über des Teufels rechtlichen Beſitz der Hölle fertigt Joſeph kurzweg mit der Bemerkung ab: „Er wiſſe nichts vom Teuffel. Er könne ſolche hohe Ding nicht verſtehen. Er ſey ein Leyhe (Laie) und Handtwercksmann, wiſſe nicht, was ein Praescription, ein guter Glaub und ein Beſitz ſey, er ſol andere darvon fragen.“

Im Ganzen hat Belial wenig Urſache, mit den Ausſagen der gegneriſchen Zeugen zufrieden zu ſein; denn die meiſten der letzteren haben die Behauptung Moſis beſtätigt, daſs Jeſu von Urſprung her das Eigenthumsrecht an der geſammten Welt, an Himmel, Erde und Hölle zuſtehe, daſs folglich die hölliſchen Geiſter keinen rechtlichen Grund gehabt, ſich der von ihm aus der Hölle geführten Menſchen als ihres Eigenthums anzumaßen, viel weniger ihm dieſelben vorzuenthalten, oder gar ihre Rückerſtattung zu verlangen. Als er die ihm ertheilte Abſchrift der Zeugenausſagen durchlas, „erſchrack deßhalben Belial über die maſſen ſehr, fiel mit ſeinen ſcharpffen Klawen in ſein Haar und Bart, brüllet, ſchrye und heulet, und vermeynte, nunmehro ſein Sachen über die helfft verloren ſeyn.“ Er war in ſeinem Ärger zuerſt faſt willens, „der Schanden und ſeiner Mitgeſellen böſer Wort halben nimmermehr in die Hellen zu kommen, ſondern in den Gerörigen ſich auffzuhalten, und ſich alles weitern procurirens zu enteuſſern, wo er nicht geförchtet, daß ihn die ander Helliſchen Geiſter zuſtücken zerriſſen.“

In der That wird er bei ſeiner Rückkehr in die Hölle übel aufgenommen und von allen Seiten geſcholten. Selbſt Lucifer ſagt verſtimmt: „Ja, lieber Belial, wann du ein ſolcher einfältiger Narr ſeyn, und dem Moyſe bekennen wilt, daß dieſer Jesus Gottes Sohn ſey, ſo iſt der gantzen helliſchen Gemein Sachen, Possession, Gewalt, Herrſchafft und Regiment, alles mit einander verſpielt, und zu einem Filtzhut worden. Dann daſs Gott nicht uns ſelbſten, und alle Ding im Himmel, auff Erden und under der Erden gemacht, das können wir nit läugnen, und müſte auch vernünfftig volgen, wann Jesus Gottes Sohn were, daß er mit ihm auch gleichen Gewalt, Allmächtigkeit, Recht und Gerechtigkeit habe, und dann auch alles, was deß Vatters, auch ſein eigen ſein müſte, und würden wir nit gute Sachen haben. Welches aber wir Teuffel nit glauben, alldieweil wir dieſen Jesum, da wir noch im Himmel geweſen, nit geſehen haben. Hetteſt deßhalben nit geſchehen laſſen ſollen, daß Jesus Gottes Sohn ſey.“

Belial entgegnet, daß er in der ganzen Sache ſtets nach eingeholtem Rath und mit Gutheißen Lucifer's, und der übrigen Höllengeiſter gehandelt, auch die Gottheit Chriſti niemals zugeſtanden, ſondern dieſelbe vielmehr ſtets beſtritten habe. Allein Moſes habe gegen die Reſtitutionsklage eine Exceptionsſchrift eingereicht und ſeine Einwände leider durch ſeine Zeugen ſo gründlich bewieſen, daſs zu befahren ſei, er möchte des Spolii halber abſolviert werden. Es frage ſich alſo, was nun weiter geſchehen ſolle, um einem ſolchen unglücklichen Ausgang des Proceſſes vorzubeugen.

Aſtaroth und Sathanas meinen, die Ausſagen faſt ſämmtlicher Zeugen ſeien mit Grund deſshalb anzufechten, weil alle dieſe Perſonen, mit Ausnahme Petri, bei dieſer Sache Gewinn oder Schaden, Heil oder Verderben zu hoffen und zu befürchten hätten. „Als ſo Jesus gewinnet, ſo ſind ſie uns benommen; gewinnen dann wir, ſo müſſen ſie mit uns ewig verdampt bleiben, das wird ihnen gar ſchwerlich eyngehen, und viel lieber wöllen falſch ſchweren, als die Wahrheit ſagen.“

Dagegen wendet Asmodeus ein: Die Zeugen würden nicht falſch ſchwören, da ſie zum erſten ſämmtlich „Jüden“ ſeien, denen Moſes, David und andere Propheten den Meineid bei ſchwerſter Strafe verboten hätten; zum Andern aber würden ſie durch Ableiſtung eines falſchen Eides ſich ja der göttlichen Barmherzigkeit und Erlöſung wieder verluſtig machen und den Teufeln für ewig anheim fallen.

Letzteres ſcheint dem Beelzebub doch nicht ſo ganz ſicher zu ſein. Er ſagt: „Falſchſchwerens wiſſen wir ſie nicht bald zu überweiſen, doch iſt auch die Barmherzigkeit Gottes gegen die Sünder viel gröſſer, als zu der Zeit, da wir noch im Himmel waren, die wir nur von einer Sünden, der Hochfarth wegen, auß dem Himmel in dieſen fewrigen Pfuel verſtoſſen worden, ſo doch unter dieſen, die bey uns in der Hellen geweſen ſind, ein groſſe unzehlige Mänge Hochfertiger, Geitziger, Lügner, Todtſchleger, Mörder, Räuber, Ehebrecher, Dieb und andere Übelthäter mögen erfunden werden, die uns dieſer Jesus mit Gewalt wider genommen hat, alſo daß ſie wol falſch ſchweren, und bei GOTT dennoch widerumb Gnad erlangen können.“

Hierauf ſagt Belial: „Es iſt nicht ohne, daß man vielleicht auß der Zeugen Auſſage ein contrarietet und andere Untüchtigkeit und Mängel colligirn möchte. Deßgleichen ſo hette ich auch wider die Perſonen der Zeugen viel gewaltige Exceptiones. Als wider Adam, den erſten Zeugen, hette ich zu excipirn, er were ein Anfänger der Sünden, und hette gantz Menſchliches Geſchlecht in den ewigen Fluch und Verdamnüß gebracht. Was er aber jetzo wider uns, die Teuffel, zeuget, das thete er umb ſeines und aller Menſchen Nutzes willen, deßhalben gülte ſein Zeugnüß nichts, und were ihme, als einem böſen Menſchen und offenbaren Sünder, nichts zu glauben. Abraham, der ander Zeug, iſt ein offener Ehebrecher und hat mit ſeiner Magd Hagar einen Sohn, Iſmael genannt, im Ehebruch erzeuget, deßhalben er Kundſchafft zu ſagen untüchtig. Iſaac ſein Sohn, der dritte Zeug, iſt ein überwundener Lügner und Falſchſchwerer, der dem Abimelech ſein eigenes Weib verläugnet und für ſie geſchworen hat, derhalben er als ein Meineydiger zu einem Zeugen nicht zuläſſig iſt. So iſt Jacob, der vierte Zeug, ein Dieb und Betrieger, der ſeinen Namen verläugnet, ſeinen Vatter betrogen, ſeinem Bruder Eſau den Segen heimlicher weiß abgeſtolen, und umb die Freyheit ſeiner erſten Geburt betrogen, darzu auch ſeinem Schwäher Laban mit den Schaaffen ein hinderliſtiges Bubenſtück bewieſen hat, daß ich ihn auch zu keinem Zeugen, der Glauben haben ſoll, paſſiren laſſen köndte. David, der König und fünffte Zeug, iſt ein Mörder und Ehebrecher, umb welcher beyder unterſchiedlicher Laſter wegen er zu einem Zeugen nichts taug; ja, wann dieſer Laſter nur eins were, ſo köndte er von der Kundſchafft rejicirt und verworffen werden. Eſaias der Prophet und ſechſte Zeuge, iſt von dem gantzen Jüdiſchen Volk für ein Narren und Lügner gehalten, derwegen verſpottet, verlachet und mit Fingern auff ihn gedeutet, endlich auch derowegen vom König Manaſſe gar getödtet worden, wider den ich auch gar leichtlich, als einen Thoren und Übelthäter, eine Exception erfinden wolt. Petrus, der ſiebende Zeug, hat ſeinen eygnen Herrn verläugnet, daß er ihn nicht kenne. Was ſolt man denn einem ſolchen Verläugner der Wahrheit und meineydigen Buben für einen Glauben in andern ſeinen Auſſagen zuſtellen, über das, ſo er deß Jesu domesticus und Diener iſt. Joſeph der Zimmermann und achte Zeug, iſt dieſes beklagten Jesu Vatter, und kan für ſeinen Sohn kein Zeuge ſeyn. Und wann ſchon Johannes der Täuffer, der neunte und letzte Zeug, ſeiner Perſon, Standts, Ampts und Weſens halben, ſo fromm und gerecht iſt, daſs ich wider denſelben nichts Unerbares (als wider die andern) fürbringen kann, ſo möchte ich, unangeſehen er singularis und eintzlich, dennoch der Blutsfreundſchafft halben, daß er mit dieſem Jesu ander Geſchwiſterkindt und darzu ſein Diener geweſen, und umb ſolcher beyder Urſachen willen ohne Zweiffel affectionirt iſt, auch wol eine Urſach, wider ihn zu excipirn, von einem Zaun brechen, und was dergleichen Eynrede und Behelff mehr ſeyn möchten. Jedoch ſo ligt mir im Weg, daß dieſe Zeugen an vielen Orten auff die heylige Schrifft ſich behelffen, die kann nicht liegen [lügen], und macht alſo ein Zeug den andern ſeine Auſſage kräfftig. Ja, es hat von Rechts wegen Moyſes uns allein mit der Schrifft dieſer Geſtalt überweiſen können. Dann den alten Gerichts-, Statt-, Raths- und andern Cantzley-Büchern wird nicht weniger Glauben zugemeſſen, als den Zeugen. Und, das noch viel mehr iſt, ſo iſt es nicht genug, wider die Untüchtigkeit der Zeugen-Perſonen oder die Richtigkeit ihrer Auſſage allein zu excipirn, ſondern der Richter hat noch allererſt darüber Gewalt und Macht zu erkennen, ob die Exceptiones oder Auſſage der Gezeugen anzunemmen ſey oder nit.“

Am Schluſſe dieſer Verhandlung der hölliſchen Geiſter wird unter ſo bedrohlichen Umſtänden der Vorſchlag Belial's angenommen, daſs man von dem Recht jedes Klägers, ſeine Klage vor der Kriegsbefeſtigung (ante litis contestationem) zu ändern, Gebrauch machen, ſich der restitutio spolii begeben und die Klage in dieſem Sinne berichtigen wolle.

Belial überreicht am nächſten Gerichtstage zum Ärger Moſis dies korrigierte Klagelibell, und Moſes verlangt hinwiederum, daſs der Kläger, nachdem er ſchon einmal einen ſeiner Klagepunkte fallen zu laſſen genöthigt worden ſei, ſich nun vor allen Dingen erſt wegen Schadenerſatzes und Koſtenerſtattung im Fall des Verluſtes ſeiner Sache fideijuſſoriſch verbürge, auch das juramentum calumniae ſowohl in ſeinem eigenen, als im Namen ſeiner Auftraggeber ſchwöre. Belial iſt zwar zu Letzterem gern bereit, weiß aber die verlangte Bürgſchaft nicht aufzubringen, ſintemal, wie er ſagt, „mein Großfürſt Lucifer jetzo gefangen, die Hell zerſtöhrt und geplündert, und von allen Menſchen ein ſolcher Abfall von uns Teuffeln geſchehen, darzu groſer Neid und Haß gewachſen iſt, daß jetziger Zeit faſt jedermann unſer ſpottet und lachet, daß ich wol ſagen kan, wir ſind je arme Teuffel.“

Da Moſes trotzdem auf ſeiner Forderung beharrt, bietet ihm Belial zuerſt die Hölle als ein unbewegliches Gut der hölliſchen Gemeine zum Unterpfand. Von ſeinem Gegner belehrt, daſs die immobilia, welche die Teufel beſitzen, „ſolche Güter, die zu keiner Pfandſchafft tügen, deren auch kein Menſch auff dem gantzen Erdboden geſchenckt begeret“, erwidert Belial, ſich vor dem König verneigend: „Allerdurchleuchtigſter König! Nachdem in der heiligen Schrift gegründet, daß Jesus, mit dem ich zu rechten habe, mit eigenem Mundt meinen helliſchen Fürſten, den Lucifer, einen Fürſten dieſer Welt nennet, ſo wil ich Jesu die gantze Welt zu einem Unterpfandt ſetzen, und in dieſes Hieroſolymitaniſch Königlich Gerichtsbuch verſchreiben.“ Moſes aber bedeutet ihn, daſs Lucifer und ſeine Geſellen zwar „vor dem Leyden Chriſti Fürſten dieſer Welt, d. i. der gottloſen unbußfertigen Leut in der Welt, geweſen ſeynd und auch über dieſelbigen in alle Ewigkeit herrſchen werden. Du weiſt aber wol, was Jeſus kurtz vor ſeinem Leyden und Sterben ſeinen Jüngern, Johan cap. 12 geſagt, da er ſchon im Werck der Erlöſung geweſt, daß durch ſolches Mittel der Fürſt dieſer Welt gerichtet ſei, das iſt, daß derſelbig hinfüro über die frommen und auserwählten Menſchen kein Gewalt mehr habe. Und eben umb die Welt, darinnen Gute und Böſe wohnen, iſt jetzo zwiſchen mir und dir der Streit; wie wölleſtu mir dann ein ſolches Gut verunterpfänden?“ Eben ſo wenig will Moſes eine hypothekariſche Anweiſung auf ſämmtliche vergrabene Schätze der Welt acceptieren, da auf ſolche keine Execution geſchehen könne. Noch minder tauglich zu Bürgen erſcheinen ihm Cain und der zur Linken Jeſu gekreuzigte Schächer, welche Jeſu in der Hölle belaſſen hat, denn ſie ſind nicht allein Mörder, ſondern Belial weiß recht wohl, „daß ſie nicht alle beyde zween Pfenning werth vermögen, dann der Cain hat ſeinen Vatter nicht beerbet und nichts hinder ſich auff Erden ſeiner zeitlichen Güter verlaſſen. So iſt der ander ein nackender Bub, der in gleichem nichts gehabt oder verlaſſen.“ Endlich entſcheidet Salomon: wenn der Kläger am nächſten Gerichtstermin ſeine Unfähigkeit, einen Bürgen zu erhalten, beſchwöre, ſo ſei er, nach Vorlegung einer auf dieſen Punkt gerichteten Specialvollmacht Lucifer's und der ganzen hölliſchen Gemeine, mit einer juratoriſchen Kaution zuzulaſſen; der Beklagte habe gleichfalls Bürgſchaft zu ſtellen, und die beiden ſtreitenden Parteien ſollten ſodann gegenſeitig das juramentum calumniæ ſchwören.

Es folgt jetzt wieder eine höchſt ergötzliche Berathung der hölliſchen Geiſter über die zweckdienlichſten Mittel, einen für ſie günſtigen Ausgang des Proceſſes herbeizuführen. „Lucifer begeret, man ſolte ihm ſeine Brillen herreichen, dann er ſagte, er hette die Zeit über ſeine Augen dermaſſen außgeweinet, daß er gar übel geſehe; und weil die Helliſchen Geiſter, die bey den Berathſchlagungen geweſen, bißher mancherley überſehen, befahl er, daß hinfüro alle Teuffel, wann ſie etwas ſchreiben oder leſen, ſo dieſe Sache betreffe, alleſampt Brillen auffſtecken und nichts mehr überſehen ſolten, dann er befünde und merckte ſchon wol, was ſie überſehen, das ſehe Moyſes, der doch in der Wahrheit auch ein alter vielhundertjähriger Mann were, der darzu nur zwey Augen hette. Aber Belialn lobet er über ſieben Schellen, und ſaget, er were als ein geſchwinder Juriſt wol werth, daß er eine güldene Ketten und rothen Rock trüge, dann er ſich auff dieſen Termin wider Moyſen redlich gewehret.“ Er hält es jedoch für nützlich, daſs Belial zu vollſtändiger Orientierung über alle Rechtspunkte den ganzen Fall etlichen berühmten hohen Schulen vorlege und ein Gutachten von denſelben einhole. Damit indeſs keine Miſsgunſt wider die Teufel ſich in das Urtheil einmiſche, ſollen die Thatſachen nur im Allgemeinen und ohne Namensnennung der ſpolierten Feſtung wie der ſtreitenden Parteien geſchildert werden. Die formulierten Fragen werden ſodann an die Univerſitäten von Athen, Rom, Korinth und Paris verſchickt. Die Antworten, welche mit gelehrten Citaten aus allen möglichen Rechtsbüchern geſpickt ſind, fallen ſehr verſchiedenartig und ſich gegenſeitig widerſprechend aus. Athen und Korinth ſtellen ſich in ihren Entſcheidungen ſo ziemlich auf die Seite der hölliſchen Kläger; aus Rom kommt ein Beſcheid voll rabuliſtiſcher Winkelzüge, der gegen die Kläger ſpricht. Die hohe Schule von Paris erklärt ſich für unfähig, bei ſo gefliſſentlich verdunkelter Sachlage und ſo ungenügender Frageſtellung eine beſtimmte Antwort zu geben, da ſie ſich auf Wahrſagerei nach Zigeunerart nicht einlaſſen möge. Im Ganzen empfängt man durch die Lektüre dieſer Gutachten der berühmten Univerſitäten denſelben Eindruck wie Lucifer, „daß ſie die Meuler nicht aufthun und den Fuchſen recht beiſſen wöllen, dann alle ihre Consilia klingen gleich als wann einer, der Brey im Maul hat, zierlich reden wolte.“ Belial belehrt ihn jedoch, daſs ein ſo kauderwälſches pro- und contra-Diſputieren bei den Juriſten alſo bräuchlich ſei; er werde ſich ſchon Das, was günſtig für ihn ſei, herausklauben, und das Andere, was ihm nicht in ſeinen Kram diene, ausmuſtern und ſich Deſſelben gar nicht viel berühmen.

Nachdem beide Parteien am nächſten Gerichtstage die ihnen vorgeſchriebenen Eide geleiſtet, ſtellt Moſes den phariſäiſchen Fürſten Nicodemus und den Rathsherrn Joſeph von Arimathia als Bürgen Jeſu vor, und Belial muſs dieſelben annehmen, obſchon er wieder allerlei Einwendungen gegen ſie vorbringt. Darauf reicht Moſes ſeine Kriegsbefeſtigung und Antwort auf Belial's Klagelibell ein, in welcher er einen Theil der ihm ſchuldgegebenen Thatſachen als wahr, aber nicht als verbrecheriſch, einräumt. Belial benennt noch ſelbigen Tags ſeine Zeugen, durch deren

Ausſagen er den ihm vom Gegenpart beſtrittenen Reſt ſeiner Behauptungen zu beweiſen gedenkt.

Als er ſeine ſechs Zeugen — Adam, den erſten Menſchen; Cain, deſſen Sohn; Dismas, den zur Linken Jeſu gekreuzigten Schächer; Belſebor, einen alten Teufel; den König David, und den Rieſen Kuperan — vorſtellt — proteſtiert Moſes, unter Vorbehalt aller ſeiner Rechte, wider vier derſelben als untüchtige Zeugen: Belſebor ſei ein leichtfertiger Teufel, dazu Mitkläger und Theilhaber der Sache, Cain ein Brudermörder, Dismas gleichfalls ein Mörder, „die darzu alle beyde verzweiffelt geſtorben"; der Rieſe Kuperan aber ſei ein Meineidiger, welcher „dem Ritter Siegfried, König Siegmunds in Niederland Sohn, für den Schlüſſel, welchen er zu Crain gehalten, deß Königs Leibrechts Tochter am Rhein in Gefängnuß gehabt, unwarhaffter weiß verläugnet, und darnach zum andernmal ein falſchen Eydt darwider geſchworen."

Es wiederholt ſich jetzt in umgekehrter Weiſe die Scene beim früheren Zeugenverhör; wie damals Belial gegen die Zeugen Moſis, ſo übt jetzt Moſes gegen die Zeugen Belial's jegliche Chikane, und rückt ihnen durch ein Kreuzfeuer von Fragen all ihre Verbrechen und Laſter vor. Wir erfahren bei dieſer Gelegenheit, daſs Belſebor einer jener Teufel iſt, welche Jeſus am Gazarener See aus einem Beſeſſenen in die Säue getrieben, „damals ſich die Säw in ermeldten See geſtürtzt, und ſie die Teuffel alle ſchier ertränckt hetten. Darumb ſo geſtehe ers, daß er Jeſu noch auff den heutigen Tag ſpinnenfeind ſey, und nicht hold werden könne." Der Rieſe Kuperan ſagt aus: „er ſey über die fünffthalb hundert Jahr gar wol alt, hab ſich Eſſens, Trinckens und Faſtens wie ein Kriegsmann ernehret. Er ſey darvon wegen ein Rieß oder Ritter, daß er Leut erſchlagen ſoll, und hab ihrer viel erſchlagen, dargegen ſo habe ihn der Hürnen Sewfried, deß Königs aus Niderland Sohn, erſchlagen. Es ſey wahr, daß Jeſus mit unglaublicher, erſchrecklicher Grewlichkeit die Hellen eingenommen habe, doch halt er Jeſum für einen ſiegbarn, gewaltigen Mann, der ſich gewißlich keines Mannes auff Erden förcht, er habe ſich wol ſo dappfer under den Teuffeln herauß gewehrt, daß ſie faſt alle zu nicht gemacht." In Betreff des letzten Fragepunktes beſtätigt auch der König David: „es ſey wol wahr, daß Jeſus mit Gewalt die Hellen geöffnet, den Teuffel gefangen und gebunden, dargegen aber ihne Zeugen, und andere viel tauſend darinnen verhaſſte Seelen, mit ſich herauß erledigt. Was nun in der Hellen geblieben und bleiben müſſen, denen ſey dieſer Triumph ohne zweiffel unaußſprechlich und unglaublich ſchrecklich, grauſam und unleidlich geweſt, und noch. Aber denjenigen, die er Jeſus mit ſich außgeführt, denen ſey es über allen Troſt tröſtlich, über alle Frewd frölich, und über alle Luſtbarkeit luſtig, frewdenreich, angenem und wolgefällig geweſt. Darumb ſie mit ihm Zeugen dieſem Jeſu in alle Ewigkeit, mit allen ſeligen Engeln, Lob, Danck, Preiß, Ehr, Ruhm, Glori, Macht, Mayeſtät und alle Herrlichkeit verjähen und ſagen ſollen, und ohne alles auffhören willig und gern thun wöllen.“

Nachdem die Anwälte der ſtreitenden Parteien je eine Abſchrift des Zeugenverhör-Protokolls in Empfang genommen, arbeiten ſie ihre Beweisſchriften zur Begründung, reſpektive Widerlegung der Klage aus und überreichen dieſelben gleichzeitig im nachfolgenden Termine. Belial ſucht in ſeiner Probationsſchrift die von gegneriſcher Seite angefochtenen Klagepunkte durch geſchickte Kombinierung der Zeugenausſagen zu erhärten. Daſs die Hölle wirklich das Eigenthum der hölliſchen Gemeine ſei, hätten Cain, Dismas und Belſebor beſtätigt: Erſterer ſei über 3000 Jahr ſelbſt in der hölliſchen Feſtung geweſen, Letzterer habe aus eigener Erfahrung bekannt, „daß die Teuffel länger als 4000 Jahr darinnen geweſt und ihr Wohnung gehabt, ehe die Menſchen (deren Jeſus einer) nie erſchaffen geweſt“, alſo daß dieſer Artikel mit drei übereinſtimmenden Zeugen erwieſen worden ſei. Dieſelben drei Zeugen hätten beſtätigt, daſs Jeſus hochſträflicher Weiſe ſich unterſtanden, die Hölle einzunehmen. Eben ſo ſehr ſei es erwieſen und notoriſch bekannt, daſs alle Menſchen bisher in die Hölle gekommen. Und daſs endlich Jeſus mit greulicher, erſchrecklicher Gewalt in der Hölle gehauſt habe, ſei von Cain, Dismas, Belſebor und Kuperan, ja ſelbſt vom König David, ausdrücklich geſagt worden. Zum Schluſſe beleuchtet dann der Kläger in vorhin angedeuteter Art den verdächtigen Charakter der von dem Anwalt des Beklagten producierten untüchtigen Zeugen, deren Ausſagen ihm (dem Kläger) zum Nachtheil gereichen dürften.

Moſes ſchlägt in ſeiner Rechtfertigungsſchrift ein verwandtes Verfahren ein. Von den Zeugen des Klägers, hebt er hervor, habe ſogar einer, Adam, ausgeſagt, Gott habe die Hölle erſchaffen, daſs ſie aber der Teufel Eigenthum ſein ſolle, davon ſei ihm, Zeugen, Nichts bewuſſt. Ferner ſage dieſer Zeuge: er glaube nicht, daſs Jeſus mit ſeinem Vorhaben oder Begehren geſündigt oder ſträflich gehandelt habe, da Einer mit dem Seinigen thun dürfe, was er wolle. Derſelben Anſicht ſei er, der Anwalt. Habe Gott nun durch Jeſum die Hölle gemacht und erſchaffen, ſo müſſe auch daraus folgen, daſs er und Jeſus derſelben rechte Eigenthumsherren ſeien und damit thun mögen, was ſie wollen. Desgleichen habe Adam geſagt, er glaube nicht, daſs durchaus alle Menſchen in die Hölle gekommen, ſondern daſs einige, wie Henoch und Elias, „lebendig vom Erdboden entzückt und der Hellen entübrigt worden.“ Wenn aber dieſe Leute nicht in die Hölle gekommen, „ergo ſo müſſen ſie im Himmel geweſen ſein.“ Endlich habe dieſer Zeuge, ſowie auch König David, nicht geſtanden, „daß Jeſus die Hell mit ſolcher großen, unglaublicher, ſchröcklicher Grewlichkeit eingenommen hab, ſondern daß er und diejenigen, die Jeſus aus der Hellen geführt, darob nicht erſchrocken, ſondern viel mehr gar herrlich und hoch erfrewet worden ſeyn.“ Da die übrigen Zeugen völlig verwerflich, habe Kläger alſo ſeine Klage in keinem Theile bewieſen. Dagegen wolle er, der Anwalt des Beklagten, zum Überfluſſe die von ihm in ſeiner früheren Exceptionsſchrift aufgeſtellten Punkte ſämmtlich durch Berufung auf die Ausſagen der von ihm producierten Zeugen und auf zahlreiche Stellen der heiligen Schrift ausführlichſt beweiſen. Dieſer Beweis bildet den Schluſs ſeiner Widerlegungsſchrift.

Moſes iſt erbötig, mit Einreichung der letzteren ſeine Vertheidigung für beendigt zu erklären und auf eine Schluſsſchrift zu verzichten, wenn Belial ſeine Probationsſchrift ebenfalls als Schluſsſchrift gelten laſſen wolle. Da Dieſer jedoch nicht dazu geneigt iſt, erhält Jeder eine Kopie von der Schrift des Andern, und Beide arbeiten ihre Schluſsrepliken aus.

Belial erwidert: Wenn Adam nicht wiſſe oder wiſſen wolle, welchergeſtalt und woher die Hölle der Teufel Eigenthum ſei, ſo wiſſe er doch aus der langen Beſitzung, da er ſelbſt an 4000 Jahr in der Hölle gefangen geweſen, daſs die Teufel ſelbige ſo lang inne gehabt, und ſie folglich ſchon durch Verjährung ihr Eigenthum ſein müſſe. Frevel aber ſei es, wenn man Jemanden widerrechtlich in ſeinem Beſitz kränke. Daſs vielleicht zwei oder drei Menſchen nicht in die Hölle gekommen, beweiſe Nichts wider die allgemeine Regel. „Ebener geſtalt, und wann ſchon dem Adam nicht ſchröcklich geweſt, daß die Hellen bey nächtlicher Weil alſo geſtürmet, zerriſſen und spolirt, ſo iſt es aber den Teuffeln, dem Cain, dem Dismas, dem Kuperan und Belſeborn deſto ſchröcklicher geweſt, und iſt von Adams oder Davids wegen dieſer Artickel nicht geſetzet worden. Daß ſich aber die ermelte zween Zeugen beduncken laſſen, ihnen ſey durch dieſe gewaltſame Außführung Heyl widerfahren, iſt die Urſach, daß ſie etliche Propheceyen auß der heiligen Schrifft auff dieſen Jeſum deuten, und ſich beduncken laſſen, er ſey der Meſſias und ein ſolcher Helffer, der ihnen, wie Jeſus articulirt, auß ewiger Hellenſtraff helffen werde, oder allbereit durch dieſe ſeine Außführung geholffen hab, darmit ſie ſich aber ſelbſt betrogen, und eben ihres eygnes Schadens erfrewen, gleich als wenn ein kleines unvernünfftiges Kind fro wird, wann man ihme ein ſpitziges Meſſer gibt, dann das weiß nicht, was ihme für ein groß Unglück daraus leichtlich erfolgen kann. Aber wir Teuffel halten mit den Jüden dieſen Jeſum für keinen Gott, deßgleichen auch für keinen Meſſiam, ſondern wann der Meſſias kommen wird, daß derſelb nur ein zeitlicher Menſch ſei, welcher die noch lebenden Jüden, ſo er finden, auß der Chriſten und Türcken [sic!] Gewalt in das gelobte Landt führen und zu groſſen Herren machen werde." Wenn Moſes ſeine, des hölliſchen Syndici, Zeugen verdächtige, ſo ſei bereits der Beweis geliefert worden, was die Zeugen Moſis „für ehrliche Leut ſeyn, nemlich daß under ihnen allen nicht mehr, als der Hans Täuffer, redlich iſt, und darffs gar wenig außführens, daß nicht der Lucifer beſſer Kundſchafft hab, als Jeſus." Übrigens hätten ſämmtliche neun Zeugen des Moſes mehr oder minder offen beſtätigt, daſs die Hölle und Alles, ſo darinnen, des Teufels ewig ſei und bleibe. Nicht zu beachten, ſondern gänzlich zu verwerfen bitte er Alles, was Moſes zur vermeintlichen Beſtärkung ſeiner Aufſtellungen aus der Bibel abgeſchrieben, zuſammen geflickt und citiert habe. „Ja, wenn die Teuffel auff dasjenig, ſo in dieſem Bibelbuch geſchrieben ſtehet, ſehen wolten, ſo müſten wir arme Teuffel ſeyn, offtermahls ein Ding, das nimmermehr geweſt, noch werden kan, und darzu in der Vernunfft nicht zu begreiffen iſt, für lauter Warheit halten und glauben, ſie können aber ſolches nicht in ihre Köpff, viel weniger zu dem Hertzen bringen. Dann diejenigen, welche ſolche Bücher ſchreiben, als Moyſes, Abraham, Iſaac, Jacob, David, Eſaias und andere Propheten und Pfaffen, ſeynd mehrerstheils loſe, untüchtige und nicht gültige Leuth, und je einer wider den andern geweſt, darumb der mehrertheil mit **Schanden und Spott** geſtorben und umbkommen. Noch viel ärgers iſt, was Matthaeus, Marcus, Lucas, Johannes, Paulus, Petrus und andere, die ſich ſelbſten für Zeugen Jeſu aufgeworffen, von ihme geſchrieben haben, dann es ſeynd lauter ſchlechte, einfeltige Taglöhner und verführte Leuth geweſen, die alle (keinen außgenommen) eines ſchändlichen jämmerlichen Todts geſtorben und umbkommen ſeyn, daß demnach die Teuffel ihr Gezeugnuß auß der Schrifft nicht annemmen, und darumb ich nicht geſtehen können, daß Mouſes ihre Schrifften bei dieſer Rechtfertigung allegire und anziehe.“ Belial bittet alſo, zu erkennen, wie zuvor wiederholt gebeten.

Die Schluſsreplik Moſis betont, daſs der Streit ſich vor Allem darum handle, ob die Possession der Hölle und das Eigenthum oder Dominium über dieſelbe Lucifer’n und ſeiner Gemeinde oder Jeſu zuſtehe. „Dann es iſt zweyerlei, beſitzen, und in Possession ſeyn. So kann auch einer wol ein Gut beſitzen, das nicht ſein iſt.“ Es ſei allerdings wahr, daſs die Hölle von dem allmächtigen Gott, der ſie durch ſeinen Sohn Jeſum und den heiligen Geiſt erſchaffen, dem Teufel ewig zu beſitzen und darin gepeinigt zu werden verordnet und gegeben worden. Daraus folge aber nicht, daſs Gott, Jeſus und der heilige Geiſt ſich ihres Eigenthums und Dominii daran jemals verziehen und begeben hätten, wenn auch immerhin ſeit Verſtoßung der gefallenen Engel und Erſchaffung der Welt ſich Keiner bisher des menſchlichen Geſchlechts und des Eigenthums an der Hölle wirklich mit der That und der Perſon, wie Jeſus, angenommen hätte. Wenn Lucifer nun Jeſu, als dem rechtmäßigen Eigenthumsherrn, die Hölle auf ſein Begehren gütlich geöffnet hätte, ſo würde er ſich keiner Turbation oder, wie er’s nenne, Spoliation zu befahren gehabt haben. Die Hölle ſei eben ein Strafhaus für die ſündigen Menſchen geweſen, bis Jeſus dieſelben durch ſein Leiden und Sterben erlöſt, ſie demnach dem Teufel wieder abgefordert und, da man ſein gerechtes Begehren verweigert, ſie mit Gewalt in das Himmelreich geführt habe. Sei den Teufeln Dies als ſchrecklich und grauſam erſchienen, ſo ſehe die Vertheidigung auf die Geretteten, welche nur Freude, Troſt und Seligkeit über ihre Erlöſung empfunden hätten. Bekenne Belial endlich, daſs Jeſus durch ſeinen Erlöſertod den Teufeln ihre Gewalt dermaßen genommen habe, „daß ſie ohn deß Menſchen Verwirckung und Gottes Verhengnuß dem menſchlichen Geſchlecht weiter nicht ſchaden thun können,“ ſo wiſſe man ja, daſs dem Teufel an ſeiner Gewalt Niemand Verhinderung thun könne, als Gott ſelbſt, und ſo müſſe ja daraus folgen, daſs Jeſus wahrer Menſch von der Jungfrau Maria geboren, und wahrer Gott von ſeinem himmliſchen Vater aus Ewigkeit her erzeugt, des Teufels mächtig und ſein rechter Herr und Herrſcher ſei. Zum Schluſſe vertheidigt Moſes den Charakter ſeiner Zeugen wider die Verunglimpfungen Belial's: Adam ſei von dem Gegenpart ſelbſt ebenfalls als Zeuge vorgeſchlagen und gebraucht worden. „Und was will er ihme die auß dem Irrdiſchen Paradeiß geſchehene Außſchaffung verweiſſen und fürwerffen, ſo doch Adam auff dieſe Stund durch Jeſum widerumb in das ewige Paradeiß verſetzt und aller Ehr gezwifacht reſtituirt und ergetzet iſt?" Der von Abraham verübte Ehebruch ſei „mit ſeines Weibes Geheiß und Verwilligen, darzu aus ſonderbarer Schickung Gottes" geſchehen. Iſaac habe „ſein Weib nicht fürſetzlicher, leichtfertiger weiß, ſondern (wie Genesis 26 zu finden) in Gefahr ihr und ſeines Leibs und Lebens verläugnet, damit er dann ſo hart nicht peccirt hat, ſondern er iſt von vorſtehender Noth wegen zu entſchuldigen, dieweil die höchſte euſſerſte Notturft kein Geſetz hat." Was ſich zwiſchen Jacob und Eſau zugetragen, ſei nicht mit Betrug, ſondern „auß ſonderlicher fürſehung Gottes" geſchehen. Und obwohl David ein Todtſchläger und Ehebrecher geweſen, habe er doch, wie ſeine ſieben Bußpſalmen beweiſen, ſeine Sünde und Miſſethat ſo bitterlich bereut, daſs Gott ihm dieſelbe gnädig verziehen. Das Gleiche ſei mit Petrus der Fall, dem Jeſus nach ſeiner Auferſtehung ſelber erſchienen und ihn zu einem Hirten über ſeine Schafe geſetzt habe. Was den Propheten Eſaias betreffe, ſo ſei es nicht neu, daſs fromme, gerechte und gottſelige Leute von den Gottloſen verachtet, verſpottet und wohl gar getödtet worden ſeien, wie es ſelbſt Jeſu unſchuldiger Weiſe geſchehen. Aber ſolche Verfolgung mache die Opfer derſelben nicht närriſch, viel weniger unehrlich. Letztlich werde nicht geſtanden, daſs Jeſus von Joſeph dem Zimmermann gezeugt oder dieſer ſein natürlicher oder leiblicher Vater ſei, ſondern die heilige Schrift beſtätige an mehreren Orten, daſs er „nur ſein Zieh- oder Pflegvatter geweſen."

Nach Ubergabe dieſer beiderſeitigen Schluſsſchriften wird Termin zur Anhörung des richterlichen Erkenntniſſes auf den 12. September angeſetzt. Das Urtheil lautet, ſeinem weſentlichen Inhalte nach, wie folgt: „daß Helliſcher Syndicus ſeine Klag, in maſſen er die angeſtelt, nicht erwieſen, und daß dem Helliſchen Großfürſten und ſeiner Gemeinde nicht gezimbt und gebüret habe, dem Beklagten Jeſu von Nazareth auf ſein güttliches Begeren und Erforderung ſein Eigenthumb, das erlöſte Menſchlich Geſchlecht, gewaltſamer weiß vorzuhalten, und wo derhalben ermelter Jeſus hierüber das ſeinig mit Gewalt auß der Hellen genommen und geführt, darzu den Teuffeln hinfürter allen Gewalt über daſſelbig Menſchlich Geſchlecht benommen, daß er daran nicht gefreffelt, weder Spolium noch Turbation begangen, oder unrecht gethan habe, ſondern daß er von ſolcher unerwieſener Klag ſei zu absolvirn, als wir ihn auch hiermit absolvirn und ledigen, den Kläger aber in die eingeführten Gerichtsexpens und andere Koſten und Schäden nach Richterlicher Mäſſigung condemnirn und verdammen, von Rechtswegen.“

Belial iſt begreiflicherweiſe nicht wenig empört über dies Urtheil und meldet ſofort ſeine Appellation wider daſſelbe an. Dann zieht er, „ſtillſchweigens, wie ein Katz auß einem Taubenhauß, über den königlichen Hoffaal hinauß, und zur Hellen zu. Lucifer mit ſeiner Helliſchen Schaar, die er zu Anhörung dieſes Urtheils mit fleiß verſamblet hatt, kondten kaum erwarten, biß Belial kam, ungeacht ſie ihnen wohl einbildten, daß es nicht gut auff ihrer Seiten ſeyn köndt. In dem ſo trat Belial ganz trawrig und betrübt daher, der hette ſich verweint, daß ſein gantzer Leib träuffet, als wann er in ein Bach gefallen wer, der warff dem Lucifer das Urtheil vor die Füß, und fieng wider auf ein newes an zu weinen, zu heulen und zu ſchreyen, daß er gar nichts reden kundt. Lucifer laß das Urtheil, und als er ſahe, daß gar nichts für ihn darinnen begriffen, ſprach er: ‚Ich glaub, daß mich das Sodomitiſch und Gomorriſch Schweffel Fewer mit dem alten Schelmen dem Moyſe betrogen hab!‘ Wann er widerumb in die Hell käme, er wolte ihn dermaſſen zumartern, daß er dem Judae Iscarioth gleich ſeyn müſte. Dem Judae aber wolt er Gnad beweiſen und gute Wort geben, dann weil derſelbig viel Heimlichkeit von Jesu wüſt und ihme ſpinnenfeindt wer, wolte er ihne in der andern Instantz zu einem Zeugen fürſchlagen, und wolt auff noch andere mehr dergleichen Geſellen bedacht ſeyn, ſie mit Schmiralien und guten Worten darzu vermögen, daß ſie Jesum anders aufgieſſen müſten, als die vorigen Zeugen gethan.“

Wir wollen über den Gang des Proceſſes in der Appellationsinſtanz nur einen flüchtigen Überblick geben. Belial verfügt ſich zunächſt wieder ans Himmelsthor und verneigt ſich vor Petrus, dem Beſchließer, „anders nicht, als wenn derſelbig noch Babſt zu Rom wer.“ Dann bittet er Gott den Herrn, welcher ſeinen teufliſchen Wolfspelz unter der Schafshaut ſofort erkennt, demüthiglich, Joſephum, des Königs Pharaonis in Egypten oberſten geheimen Rath und Statthalter, als Apellationsrichter zu kommittieren. Mit der verſiegelten, vom 18. September des Jahres 33 nach Chriſti Geburt datierten Kommiſſion „fuhr Belial über Stock und Stein, über Waſſer, Hölzer, Berg und Thal, Tag und Nacht, und kam den 21. Septembris und alſo bey rechter guter Tagszeit in Egyptenland, und überantwortet dieſelbe dem bemelten Joſeph.“ Wir erfahren beiläufig durch dieſe Angabe, daſs die Entfernung des Himmels von On in Egyptenland, wenn man per pedes diabolorum reiſt, nicht ganz drei Tage- und Nachtreiſen beträgt. Joſeph erbittet ſich zunächſt von König Salomon die Akten der erſten Inſtanz, welche Dieſer durch Daniel kopieren läſſt. Zugleich ſchickt er durch ſeinen Gerichts-Pedellen Jeſu die Licitation, am beſtimmten Termine, dem 4. November, entweder perſönlich oder durch ſeinen bevollmächtigten Anwalt vor ihm und anderen königl. Egyptiſchen Hofräthen zu erſcheinen.

Belial, welcher durch die Aushändigung der Akten erſter Inſtanz an Joſeph dem ferneren Gerichtszwange des Königs Salomon enthoben iſt und ſeinen Proceſs jetzt beſtimmt zu gewinnen hofft, kehrt triumphierend in die Hölle zurück. „Aber lieber Gott, er hatt das nötigſt vergeſſen, und nicht darzu geſetzt: ſo ferrn es Gott haben wil, ſondern er meinet, ſein Sach were ſo gewiß, als wenn er den Wind mit Händen fangen und behalten ſolt, und als wer es nur an ſeinen bloſſen Gedancken gelegen und gedacht lang nicht, daß offt mancher BawrenKnecht mit jauchtzen und hohen Sprungen vom Tantz heim geht, der morgens frü mit lehrem Beutel ſich hinder den Ohren krawet, wider Miſt laden und außführen muß. Dann er gedacht, wenn er jetzt wider gen Hellen kem, ,ſo würde ſchon ſein verheiſſen große Würdigkeit, daß die andern ſchröckliche, heßliche, ſchwartze, Bockſtinckende, Fewer außſpeiende, verbeltzte, vermumbte, bekreulte und wolverzänte Teuffel alle die Hüt vor ihm abziehen, und ihn Gnad Herr Belial heiſſen müſſen, und hett er einem den Gewinn dieſer Sachen nicht umb St. Peters Apoſtolat oder ſein Römiſches Babſtumb geben, zumal wann man ihn auch creutzigen ſollen. Darumb ſo hört nun weiter, wie lang ſeine Frewd weret."

Dieſe Freude währte freilich nicht allzu lang. Schon am erſten Gerichtstage muſs er ſich gefallen laſſen, daſs Moſes, welcher wieder als Anwalt Jeſu fungiert, ihn weidlich hänſelt, weil er es verabſäumt hat, in der Appellationsinſtanz mit einer neuen Vollmacht zu erſcheinen. Sodann hat er vergeſſen, bei der Einreichung ſeines Appellationslibells die Formalität der Kriegsbefeſtigung, der contestatio litis, hinzuzufügen, und wird darob wieder von Moſes verhöhnt. Die Beſchwerdepunkte Belial's ſind, neben den früheren, welche in etwas abgeſchwächter Weiſe wiederholt werden, einerſeits darauf gerichtet, daſs ſämmtliche Zeugen der Vertheidigung nothwendig parteiiſch und an dem Ausgang der Sache direkt intereſſiert ſeien, da der Appellat ſie der Hölle entnommen habe und ſie beſorgen müſsten, wieder dorthin zurückgeliefert zu werden. Sodann hätten im Hofgerichte des Richters a quo „lauter Jüden geſeſſen, die alle Gottes Volck und eygene Leut ſeyn, und derhalben wider ſeinen Sohn nicht Urtheil ſprechen können." Endlich aber reicht Belial nachträglich eine Anzahl Additional-Artikel ein, welche hauptſächlich durch von ihm vorgeſchlagene jüdiſche Zeugen bewieſen werden ſollen. Zum Verſtändnis dieſer kurioſen Nachtragsartikel ſei erwähnt, daſs bei den jüngſten Verhandlungen der hölliſchen Gemeinde eine neue Perſönlichkeit, der alte Judenteufel Hebelfurck, in den Vordergrund getreten iſt. Dieſer verſchlagene Geſell wird, nachdem er ſchon einmal einen nützlichen Rath ertheilt, von Lucifer zur Tafel gezogen und aufgefordert, ihm Näheres über den Glauben der Juden und ihre Anſichten über Chriſtum zu berichten. Seiner eigenen Erzählung nach, iſt er es geweſen, der von jeher die Juden zu allerlei greulichen Sünden und Miſſethaten verführt hat, ſo daſs Gott über ſie erzürnt worden ſei und die ganze Welt durch die Sündfluth erſäuft habe. Wenn ſie ſpäter in der Wüſte das goldene Kalb angebetet, dem Baal und dem Moloch geopfert oder ſich anderweitig an Gott verſündigt hätten, ſo ſei er ſtets die geheime Triebfeder all dieſes Unfugs geweſen. Ja, er habe neuerdings die Juden aufgehetzt, dieſen Jeſum nicht allein ſelbſt zu verachten, ſondern ihn auch „bei den Römiſchen Heydniſchen Amptleuten und Dienern dermaſſen zu verunglimpffen, diffamirn, anzuklagen und zu beſchuldigen, daß ſie ihn gar aufkreutzen und an das Creutz ſchlagen ſollen, wie geſchehen."

Er habe auch mit den Hütern am Grabe gewacht, ſei aber durch eine groſe Anzahl Engel von demſelben fortgetrieben worden, und habe dann den Hoheprieſtern Hannas und Caiphas eingeblaſen, die Wächter mit Geld zu beſtechen, damit ſie vor Pilato ausſagen ſollten, die Jünger hätten ihnen, während ſie in Schlaf gefallen, den Leichnam Chriſti geſtohlen. Daraus ſehe man ſchon, „was die Jüden für groſſe Narren ſeynd, daß ſie ſolche Lügen ſo gar leichtfertig geglaubt haben. Denn wann die Landsknecht geſchlaffen hetten, wie wolten ſie wiſſen, daß man ihnen Jeſum geſtolen hett, oder wenn ſie geſchlaffen haben, wie können ſie wiſſen, wer ihnen Jeſum geſtolen hett, da ſie doch billich den Dieben hetten wehren ſollen, und gemahnet mich gleich an die Kundſchafft, welche einsmahls ein unbeſonnener Bawer in einer Entleibungs Sachen gegeben hat, da er geſagt: Ja, der Artickel iſt wahr, dann Urſach meines Wiſſens iſt die: Ich lag eben darbey in der Stuben auff der Banck und ſchlieffe, hörete und ſahe, und ſahe gar wol, daß der Inzichter den Entleibten mit der Hacken an Kopff ſchlug, daß er alsbald umbfiele und ſtarbe; nicht weiſſe ich, ob er ihn hat troffen oder nicht. Die Jüden aber glauben wohl noch närriſcher Ding."

Weiter berichtet nun Hebelfurck, die Juden hätten mancherlei verſchiedene Meinung über Jeſum. Die meiſten hielten ihn für ein uneheliches Kind, das Joſeph der Zimmermann mit der Maria erzeugt, und viele glaubten, er ſei ein Zauberer geweſen, der alle ſeine Wunderwerke durch den Schemhamphoras verrichtet habe. „Dann ſie ſagen: zur Zeit der Königin Halona zu Jeruſalem, welche ein Regiererin faſt über die ganze Welt geweſt, hetten ihre Elteſten den aufgelegten Namen Gottes Tetragrammaton, welchen ſie Schemhamphoras heiſſen, mit güldenen Buchſtaben auf die Bundeslade geſchrieben, und dieſelben Buchſtaben oder der bemelte Name Schemhamphoras ſey der Krafft und Wirkung geweſt, wann ihn einer hab auswendig gelernet, und denſelben Namen geſprochen, ſo hab er alles, was er begert, thun und verrichten können. Auf daß ſich aber niemandt denſelben Namen zu mißbrauchen unterſtünd, ſo haben ſie, die Elteſten Jüden, mit groſſer Geſchicklichkeit zween ſchröcklicher Löwen oder Hund von Ertz oder Meſſing gemacht, die haben, ſo jemand dieſen Namen im Tempel gelernt, und wider damit nach Hauß gehen wollen, ſo grauſam und erſchröcklich gebrült, geheult, geſchriehen und denſelben Menſchen dermaſſen erſchreckt, daß er alles, was er im Tempel gelernt, alsbaldt widerumb vergeſſen hat. Aber dieſer Jescho Hanozari ſey von Art ein ſehr liſtiger ſpitzfindiger Mann geweſt, der ſey auch zu dem Tempel gegangen, hab die Wort auff der Laden Gottes gelernt, darnach auff ein Pergament geſchrieben, Schemhamphoras geſprochen, und ihme ſelbſt eine Wunden in den Schenckel geſchnitten, und wegen des Worts Schemhamphoras hats ihme nit wehe gethan, alſo dann widerumb Schemhamphoras geſprochen, ſo iſt der Schenckel ohne Schmertzen und ohne Verletzung des Zettels wider zugeheilt, und obwol im hinaußgehen die Löwen oder Thier grewlich geheulet und getobet, jedoch als er Jescho heimkommen die Wunden wider auffgeſchnitten, den Zettel herauß gethan, und den Schemhamphoras auffs new gelernt, und ferrners den Schemhamphoras über die Wunden geſprochen, da iſt ſie wider heyl geweſt, und er hat alles gekönnt. Alsdann hat er 150 Jüdiſcher Jüngling zu ſich genommen, denſelben die Schrifft außgelegt und geſagt, daß ihre Elteſten ihne bezüchtigten, als ob er unehrlicher Geburt were, daran theten ſie ihme gröbliche Gewalt und Unrecht, ſondern er wer von Gott, ein Sohn Gottes von Ewigkeit hero erzeuget, und aber von der Jungfrawen Maria ein wahrer Menſch vom H. Geiſt empfangen, geboren, und daß ſie deſſen keinen Zweiffel hetten, ſo ſolten ſie ihme einen Blinden herbringen, den wolt er ſehend, oder einen Tauben und Stummen hören und reden machen, welches dann die jungen Jüden auß Fürwitz und Unverſtandt gethan. So baldt ſie ſolche gebracht, und er den Schemhamphoras über ſie geſprochen, ſeyndt ſie ſehend, hörend und redend worden. Das iſt ihnen, den jungen Juden, als die von Schemhamphoras und ſeiner Zauberey nichts gewuſt, gar frembd geweſt, und als er auch Auſſetzige rein, die Lahmen gerad, und die Todten lebendig gemacht hat, haben ſie ihne für Gottes Sohn, ja für den großen Propheten und Meſſiam gehalten, und dieſe Wunder ſeynd auch für die Königin kommen, die hat begert, daß er vor ihr auff dem Waſſer wandlen ſolt. So bald er aber den Schemhamphoras geſagt, hat ers alles gekönnt, daß auch die Königin ihme ſeiner Zauberey wegen Glauben geben, und den Elteſten der Jüden ein Botten geſchickt, und ſie dieſes Jeſu halben zu Redt geſetzet und gefraget hat. Die haben ihr geſagt, daß er ein HurenKindt, ein Zauberer und ein Verführer deß Volcks ſey, und nachdem ſie einen under ſich gehabt, der Judas Ischarioth geheiſſen, und den Schemhamphoras auch gelernt hatte, haben ſich die Elteſten erbotten, ſie wolten erweiſen, daß alles ſein Fürgeben nichts als lauter falſch und Betrug ſey, und begert, wann er Gottes Sohn ſey, ſoll ihne die Königin auff in die Höhe gegen Himmel heiſſen fahren, ſo ſoll ihr der Betrug offenbahr werden. Da nun die Königin Jeſum für ſich beruffen, und er ſtettigs beharret, daß er Gottes Sohn ſey, hat ihne die Königin auff gegen Himmel heiſſen fahren, und als er Schemhamphoras geſagt, iſt er ſtracks gen Himmel auffgehoben. Aber der Judas Ischarioth, mit dem es die Elteſten angelegt, hat auch Schemhamphoras geſprochen, und iſt hernach gefahren, und hat dieſen Jeſum in der Höhe ergriffen, mit ihme gerungen, endlich aber ihne herunder für die Königin auff die Erden geworfen, daß er ein Bein gebrochen, und ſolches ſey geſchehen am Charfreytag, daher die Gemein der Chriſten noch alle Charfreytag dieſen Schaden ſo hefftig betrawren; aber da die Königin mit ſichtbarn Augen den Betrug geſehen, hat ſie befohlen, daß man den Jeſum creutzigen ſolt. Da haben ihn die Juden außgeführt zu creutzigen, und wiewol von allerley Holtz Creutz gemacht worden, ſo hab er doch allwegen den Schemhamphoras über dieſelben geſprochen, daß ſie ihn nicht creutzigen können. Es ſey aber ein Kohlſtauden im Tempel geſtanden, die jährlich 100 Pfund Samens getragen, dieſelb haben die Jüden genommen und ein Creutz darauß gemacht und ihne daran gehenckt, und weiln dieſe Kohlſtauden kein Holtz geweſen, und im Tempel geſtanden iſt, ſo hab ſie Jeſus nicht bezaubern können.“

Hebelfurck erzählt noch viel Abenteuerliches und Seltſames von den Juden und ereifert ſich dabei ſehr über die Chriſten, die „wol den Jüden gar ſpinnenfeindt, aber darneben ſo liederlich und närriſch ſeyn, daß ſie von ihren glatten, guten, aber ſchelmigen, gleiſſenden, liſtigen Worten und umb ein wenig Genieß wegen, den Jüden nit allein Schutz in ihren Landen, ſondern ſolche Gnad, Freyheiten und Gerechtigkeiten geben, daß ſie die faulen Schelmen feyrend under ihnen leiden, erlauben ihnen zu wuchern mit ihren Mitchriſten, womit ſie denſelbigen das Marck aus den Beinen ſaugen, ja erlauben ihnen ein freyes unverhinderts exercitium, mit ihren Gebetten ihren Gott Jesum und ſie ſampt allen Heyden uffs allerheftigſt zu verläſtern, daß kein Wunder wer, daß allein umb ein ſolches Orts willen, da Jüden wohnen, Gott ein ganzes Land ſtraffet.“ Bei dieſer

Gelegenheit ſpricht Hebelſurck (im Jahre der Kreuzigung Chriſti!) von all den unverantwortlichen Privilegien, welche chriſtliche Kaiſer, Päpſte, Koncilien ꝛc., durch jüdiſches Geld beſtochen, den Juden ertheilt hätten; er erwähnt der jüdiſchen Rabbinen zu Frankfurt, Ginsberg und Prag, ja, er redet ſogar höchſt ärgerlich von dem großen Bibelbuche, „welches der Doctor Martin Luther uns Teuffeln zu Trotz und zu Abführung unſers Reiches verdeutſcht hat.“

Nachdem Hebelſurck alle Schelmenſtücke der Juden aufgezählt, die Lucifer „lieber als Harpffenſchlagen“ anhört, erhält Belial den Auftrag, die obenerwähnten Additional-Artikel zu verfaſſen, welche hauptſächlich auf die Behauptung hinauslaufen, daſs Jeſus nicht Gottes Sohn, ſondern ein unehelicher Sohn Joſeph's von Nazareth und der Maria ſei, die ihn vor ungefähr 33 Jahren in dem „Kühſtall oder Radel“ eines Wirthshauſes zu Bethlehem geboren, und daß Jeſus all ſeine Wunder, einſchließlich der Erſtürmung der Hölle, nicht als ein Gott, ſondern als ein Zauberer durch den von ihm einſtmals im Tempel erlernten Schemhamphoras verrichtet habe. Dieſe Behauptungen hofft der hölliſche Syndicus unſchwer durch die Ausſagen der Jeſu feindlichen Zeugen zu erweiſen, welche er vorladen läſſt, nämlich: König Saul, die Hohenprieſter Hannas und Caiphas und die vier jüdiſchen Rathsmitglieder Rabam, Rosmophin, Putiphares und Diarabias, welche Jeſum verdammen helfen; Dismas, den Schächer zur Linken Chriſti; Barrabas, den Pilatus freigegeben; den Hauptmann Longinus, welcher Jeſum am Kreuz in die Seite geſtochen; die heidniſchen Kriegsknechte Emer und Lucius, welche ihn geißeln und kreuzigen helfen und an ſeinem Grabe mit Wache gehalten; und den Verräther Judas Iſcharioth.

Natürlich proteſtiert Moſes ſofort wieder gegen all dieſe Zeugen. König Saul habe ſich ſelbſt in ſein Schwert geſtürzt und ſei ein an Gott verzweifelter Selbſtmörder; die Übrigen ſeien faſt ſämmtlich ſeines Herrn Principals ärgſte Todfeinde, die ihn unſchuldig verklagt, verurtheilt, miſshandelt und zu Tode gebracht hätten, oder ruchloſe Mörder. Von Judas Iſcharioth werden, außer dem Frevel, daſs er ſeinen Herrn und Hausgenoſſen, deſſen Brot er gegeſſen, um 30 Silberlinge verkauft und ſich endlich erhenkt habe, noch ſchändlichere Dinge geſagt, auf welche wir gleich zurückkommen. Das Gericht beſchließt indeſs, ſowohl dieſe, wie die von

Moſes vorgeſchlagenen 29 Zeugen, der Billigkeit halber zu hören, und beide Parteien verſtändigen ſich darüber, daſs die Vernehmung der einen wie der andern an demſelben Tage, dem 24. Februar des Jahres 34, geſchehe.

Das Zeugenverhör fällt für Belial wider Erwarten nachtheilig aus. Sogar ſeine eigenen Zeugen laſſen ihn theilweiſe im Stich, freilich nicht in der Art, wie die Teufel gedacht, wenn einer derſelben z. B. befürchtet, Caiphas könnte ſeinen Ausſpruch: „Es iſt beſſer, daſs Einer ſterbe, denn daſs die ganze Welt verderbe“, dahin auslegen, daſs er Chriſti Märtyrertod im Intereſſe der Erlöſung des Menſchengeſchlechts habe befürworten wollen. Die von Moſes vorgeladenen Engel, Propheten, heiligen drei Könige, Evangeliſten und Apoſtel ſammt anderen Perſönlichkeiten des Neuen Teſtaments, an denen Jeſus ſeine Wunder verrichtet, geben der hölliſchen Anklage vollends den Gnadenſtoß. Wir heben aus ihren Ausſagen einige der ergötzlichſten Kurioſa heraus.

In Betreff des Schemhamphoras hat Moſes die Fragen geſtellt weſshalb denn Keiner Jeſu den Pfiff nachgemacht habe, ſich den Wundernamen ins Bein zu heilen, wenn die Sache ſich wirklich ſo verhalte? ob Judas, der das Zauberwort gleichfalls gelernt haben ſolle, denn auch ſolche Wunder wie Jeſus verrichtet habe? was überhaupt die Zeugen über den Schemhamphoras wüſsten? Hannas und Caiphas antworten ziemlich übereinſtimmend: Der im Allerheiligſten des Tempels mit güldenen Buchſtaben auf die Bundeslade geſchriebene Schemhamphoras bedeute den ausgelegten Namen Gottes, der aus 72 Engelnamen kolligiert ſei; er komme aus dem 14. Capitel Exodi, und ſtehe in 3 Verſen von 216 Buchſtaben, welche die 72 Engelnamen ausmachen. Wie man aber den Schemhamphoras lerne, Das hätten ſie nie zu wiſſen begehrt, da ſolches Ding gar zu heilig ſei.

Judas Iſcharioth erzählt von ſeiner Vergangenheit eine ſeltſame Geſchichte, die als ein Gemiſch jüdiſcher und helleniſcher Sagen erſcheint. Den Kern derſelben bildet offenbar die Ödipus-Mythe, mit den Ausſetzungslegenden von Moſes und Perſeus verquickt: „Er ſey ſeiner Religion halben ein Heyd, auf der Inſel Scarioth geboren. Seiner Mutter, weil ſie ihn getragen, habe offtermahls geträumet, ſie trage einen Sohn, der werde die gröſsten Übel verrichten. Und als ſie ſolches ſeinem Vatter geſagt, hat er ihr gerathen, wann ſie geneſe, ſolte ſie das Kind in ein Käſtlein auffs Meer legen und weg ſchwimmen laſſen, wie geſchehen. War aber nicht ferrn darvon Joſeph, ein König deß Meers, gewohnet, deſſen Gemahl mit ihren Jungfrawen an dem Geſtadt deß Meers, Berlein zu ſuchen, deren in derſelben Inſel viel gefallen, ſpaciren gangen, hetten ſie das Käſtlein mit ihren Zeugen auffgefangen, und als ſie ihn als ein ſchönes Kind darinnen geſehen, hat ihme die Königin Seugammen befohlen, auffziehen, darnach an Kindes ſtatt annemmen und in die Schul führen laſſen. Über zwey Jahr hernach war die Königin auch gelegen, und hette einen ſchönen jungen Sohn gebracht, der were hernach mit ihm in die Schul gangen, und hette Zeuge gleichwol nicht anders gewuſt, dann er were ein geborner KönigsSohn, und als er ſich, wie die Kinder offt thun, mit ſeinem vermeindten Bruder gezanckt, hat man ihm zu verſtehen geben, daß er kein geborner KönigsSohn, ſondern nur ein Fündling were, das hat ihm hefftig Zorn gethan, und hats darauff geſetzt und ihm fürgenommen, wann ſein vermeindter Bruder mit ihm mehr zanckte, ſo wolt er ihn gar erſchlagen, und darvon ziehen, wie er kürtzlich hernach gethan, und hat ſich hierüber in die Inſel Pontio, da der Pilatus daheim geweſt, begeben, und hat ihn Pilatus zu einem LeibJungen angenommen. Über etliche Tage aber hernach hat er ihm geſagt, daß er newlich in der Inſel Scarioth bey einem Mann (welches Zeugen Vatter geweſt) ſo ſchön Obs in ſeinem Garten geſehen, deſſen ſolt er ihm ein gut Theil kauffen und herüber führen. Solches hat ihm Zeug zu verrichten promittirt, er hat aber das Gelt behalten, und ſeinem Vatter (den er gleichwol nicht gekennt, auch nicht gewuſt, daß es ſein Vatter geweſt) das Obs zu ſtehlen begeret, wie er dann über das Gedüll im Garten geſtiegen, mit Brügeln in die Bäume geworffen, und ſeines Gefallens darauß genommen, was ihm geliebt. Aber zu allem Übel were ſein Vatter darzu kommen und hette ihm ſeinen Hochmuth gewehret, er aber ein Brügel, damit er das Obs abgeſchlagen und geworffen, ergriffen und ſeinen Vatter geſchlagen, daß er geſtorben were. Seine Mutter hette ihm mit Fleiß nachgeforſchet, und als ſie erfahren, daß er bey Pilato gedienet, hette ſie ihn umb dieſen Todtſchlag hart verklagt. Aber er der Pilatus, der ihm günſtig geweſt, hette ihn dahin gehalten, daß er ſein Mutter zum Weib behalten müſſen, die ihn nicht gern genommen, und als ſie einsmahls mit ſchweren ſeufftzen bey ihm geſchlaffen, hat er ſie genöthiget, ihm zu ſagen, was ihr were, da hat ſie ihm geſagt von ihrem Sohn, wie ſie den auff das Meer gelegt und verſchwimmen laſſen, und andere Umbſtände mehr. Da hat er darauß vermercket, daß ihn die Königin Joſephs der Inſel auffgefangen, und ſeiner Mutter alles geſagt, wie es ſeiner Perſon halben ein Gelegenheit hette, und hab darauff Urlaub von ihr genommen, were hinweg gezogen, hette Rew und Leyd über ſeine Sünde bekommen, und ſich zu einem Jünger Jeſu verſprochen, der Meynung, fromb und Gottesfürchtig zu werden, ſeine Sünde zu berewen, ſo were er darnach in dieſes Unglück kommen. Vom Schemhamphoras wiſſe er nichts, halts für ein Jüdiſch Gedicht. Jeſus habe den Schemhamphoras nicht kennet, ſondern ſein Wunderwerck für ſich gethan, und nicht durch Zauberey. Die Zauberey ſey ein Kunſt, die mit deß Teuffels Hülff zugehet, über die der Teuffel, wie auch über die Zauberer, ein Herr ſey, aber mit Jeſu habe es viel ein ander Meynung. Wenn ein Zauberer in die Hell keme, er keme nie wieder herauß."

Der Erzengel Gabriel ſagt aus: Jeſum habe er in ſeiner Gottheit gekannt, ſo lang er ſei, Mariam aber, ſeit er ihr die Geburt Jeſu verkündigt habe. „Daß Jeſu Mutter ein rechte ware Jungfraw vor, in, und nach der Geburt geweſt, und noch ſey, und daß Joſeph, ihr Vertrawter, ſie niemals erkennet hab, könne er daher ſagen, daß er ſelbſt dem Joſeph verbotten, die Mariam zu berühren. Es habe mit diſer Jungfrawen gantz ein andere Gelegenheit, dann mit anderen, dann er und andere heilige Engel hetten ſie jederzeit vor aller Unreinigkeit bewahrt, und wüſte er für ſie wol zu ſchweren, wenn es auch, nach Belial's Bemerckung, ein gemeines Sprichwort ſey, daß einer ſolches Ding für ſeine eygene Schweſter endlich zu beſchweren in Bedencken nemmen ſoll." Gleicherweiſe erklärt der Erzengel Michael in Betreff dieſes Punktes: „Daher könne es Zeuge wahr ſagen, daß er je und allzeit die Keuſchheit der Jungfrawen Marien helffen bewahren, und ſie ſei' nie mit unkeuſchen Gedanken, viel weniger mit Worten, am wenigſten aber mit Wercken befleckt geweſt." — Ein weiteres Zeugnis für die unbefleckte Empfängnis Mariä ſtellt der Prophet Eſaias durch eine ſehr ſcharfſinnige Deutung ſeiner ihm vom heiligen Geiſt eingeflößten meſſianiſchen Weiſſagung [Kap. 7, V. 14] aus: „Siehe, eine Jungfrau iſt ſchwanger, und wird einen Sohn gebären, den wird ſie heißen Emanuel.“ Der Hauptnachdruck liege auf dem Wörtlein „iſt“. Die Juden hätten die Prophezeihung durch Veränderung des Praesens in das Futurum falſch ausgelegt: „Sie, die N., ſo jetzt ein Jungfraw iſt, wenn ſie heurath, wirdt ſie ſchwanger und ein Sohn geberen, natürlicher weiß, wie ein anders Weib. Aber das ſey deß Heiligen Geiſtes Meynung gar nicht geweſt, darumb habe Zeug ſetzen müſſen: Ein Jungfraw iſt, id est jetzt ſchon ſchwanger im Jungfrawſtandt. Zum andern hat er angezeigt, daß ſie ein Sohn gebern und gleichwol ein Jungfraw ſein werde, darumb ſtehe: Ein Jungfraw iſt ſchwanger, ein Jungfraw wird ein Sohn geberen.“ — Endlich gehört hieher noch das Zeugnis des Evangeliſten Johannes: „Und ſey des heiligen Jeſu Mutter ein ſolches keuſches und reines Jungfräwlein geweſt, daß ihres gleichen nie zuvor geſehen, auch nit auff Erden kommen ſey, und er hab ſie noch auff den heutigen Tag bey ſich in der Koſt, und ihres reinen Wandels halben kein Zweiffel in ihr Jungfrawſchafft zu ſetzen.“ Zum Beweis, daſs übrigens auch bei den gelehrten Juden an letzterer nicht gezweifelt werde, erzählt Johannes eine merkwürdige Legende, deren Hauptinhalt früher ſchon der Hoheprieſter Caiphas in ähnlicher Weiſe berichtet hat: Zur Zeit des römiſchen Kaiſers Juſtinian, im Jahre 528 nach Chriſti Geburt [alles Dies ſagt der Zeuge im Jahre 34 aus!] ſei ein frommer jüdiſcher Schriftgelehrter, Namens Theodoſius, von einem chriſtlichen Wechſler Philippus wiederholt ermahnt worden, ſich zum Chriſtenthum zu bekehren. Theodoſius habe ſich Deſſen aus menſchlicher Schwäche geweigert, da er bei den Juden in großem Anſehen geſtanden; allein er habe ſeinem Freunde Philippus anvertraut, daſs Chriſtus auch bei vielen Juden insgeheim für den wahren Meſſias gelte, wie aus folgender Erzählung erhelle. Die Juden hätten ſtets 22 Prieſter, nach der Zahl der hebräiſchen Buchſtaben und der Bücher des alten Teſtamentes, im Tempel zu Jeruſalem gehabt. Als zur Zeit, da Jeſus in Judäa umhergewandert, aber noch nicht als Lehrer und Wunderthäter aufgetreten, einer jener Prieſter geſtorben ſei, habe man Jeſum wegen ſeines frommen Lebenswandels zum Nachfolger desſelben erwählt. Nun ſei es aber Sitte geweſen, nicht allein den Namen des ausgewählten Prieſters, ſondern auch die Namen ſeiner Eltern in ein Buch des Tempels einzutragen. Caiphas berichtet über den weiteren Verlauf dieſer Angelegenheit: „So hat man ſie alle drey beſchicket, und erſtlich von Joſeph verſtanden, daß er ſein Verlobte noch nie erkennt, und als man ſie zu Rede geſatzt, und auch durch hierzu inſonderheit verordnete und der Sachen wolerfahrene Weiber Bericht und Erkundigung einnemmen laſſen, woher ſie dann dieſen Jeſum empfangen, wann ſie noch ein Jungfraw ſey, hat ſie angezeiget: von dem heiligen Geiſt, und ihr Sohn Jeſus were nicht eines Menſchen, ſondern wahrer Gottes Sohn." Etwas abweichend lautet der Bericht des Theodoſius in der Ausſage des Evangeliſten Johannes. Danach haben die Prieſter, nachdem ſie die Verſicherung der Maria vernommen, „alsbald ihre Reinigkeit durch das EyfferOpfer und bitter verfluchte Waſſer, davon Moyſes redet Numeri am 5. Cap., nach altem Gebrauch erforſchen und exploriren laſſen, wie dann auch zuvor Joſeph ſelbſt, da Maria iſt ſchwanger gangen, ſolle per aquas repurgationis rein und unſträfflich erfunden ſein worden. Da aber Maria auß aller Zeugnuß und Bewahrung rein geweſen, haben ſie ſie rein geſchetzt, und alſo in ihr Buch geſchrieben: ‚Auff dieſen Tag iſt verſchieden unſer Mitprieſter, ein Sohn deß und dieſer, und iſt an ſeine ſtatt auß gemeiner Willkühr erwehlet worden der Prieſter Jeſus, welcher iſt deß lebendigen Gottes Sohn, ein Sohn der keuſchen Jungfraw Marien.'" Dies Buch ſei bis zur Zerſtörung Jeruſalem's im Tempel aufbewahrt, dann aber in die Stadt Tiberias gebracht worden.

Der Zeuge Legion endlich, der arme Beſeſſene, aus welchem Jeſus zu Gazara die Teufel in die Sauherde trieb, ſagt aus, der böſe Geiſt habe beim Anblick Jeſu aus ihm geſchrieen: „O Jeſu, du Sohn Gottes, des Allerhöchſten, was hab ich mit dir zu thun!" ſo daſs alſo ſelbſt von Seiten eines Teufels ein unverfängliches Zeugnis für die Göttlichkeit Chriſti vorliegt.

Begreiflicher Weiſe ſind Belial und ſeine hölliſchen Auftraggeber arg enttäuſcht, als ſie erkennen, was für bedenkliche Dinge ſelbſt ihre eigenen, ſo ſchlau gewählten Zeugen ausgeſagt. „Es war eben alles ein Ding: wer unter deß Belials Zeugen Chriſtum nit außdrücklich für Gottes Sohn und Meſſiam bekennet, der zweiffelt doch daran, dann er war mehr denn ein Menſch. Darüber war Lucifer alſo betrübt, daß er gleichſam in ein Ohnmacht fiele und fieng an zu ſchreyen: O zetter Mordio, O Jammer, O Noth, O HellenTodt, O Leydt ohn End, O ſterben mit verderbtem Leben, O Handſchlagen, Grießgrammen, ſeufftzen, weinen und heulen!

Nun haben wir je an dieſer Rechtfertigung weder Fleiß, Mühe noch Unkoſten jemals geſparet. Ach, wo es die Richter und Aſſeſſores nemmen, ſo wöllen wir ihnen gern Schenck und Gab geben, und alles, was per fas & nefas daran zu wenden, noch fernerrs daran wenden, und nicht ſparen. Wann aber je das alles nicht helffen will, ſo ſchlag Schweffel, Pech, Salpeter, Pulfer, Hutrauch, Trachen, Ottern, Schlangen, Glut und aller Helliſcher Brandtsvorrath in das Geloch!" Es iſt vergebene Mühe, daſs Belial in ſeiner Probationsſchrift, nach dem Rathe Belſebor's, wieder die Zeugenausſagen verdreht und verfälſcht, aus Schwarz Weiß, aus Weiß Himmelblau macht, und dem Recht eine wächſerne Naſe dreht. Die kurzſichtigen Teufel ſchöpfen zwar für den Augenblick neuen Muth und dräuen ſchon dem menſchlichen Geſchlecht, „wann ſie deſſen wieder mächtig würden, wie ſie mit ihm umbgehen, wie ſie die Hell (dem Babyloniſchen glüenden Ofen gleich) verheitzen, mit Salpeter, Schweffel, Bech, Hütten- und Büttners-Rauch erſtencken, erdempffen, verbittern, und mit Schnee und Eyß, Fewer erkalten, mit Schlangen, Ottern, Blindſchlangen, Trachen, Uncken, Crocodilen, Kröten, Salmanter, Baſiliſcken, Moldwürmen, Scorpionen und andern vergifften Unziffern, Blut und Schwerengifften verunreinigen, ihr auch wol zetter, jammer, mord, wemer, grißgrammen, zeenklappern, heulen, ſchreyen, winſeln und klagen dermaſſen erweitern, ergröſſern, erheuffen und mehren wolten, viel erger, als kein Menſchenzung ausſprechen, kein Schreiber auff der Welt ſchreiben, kein Menſch begreiffen, außrechnen, oder mit einiger Pein, wie groß die immermehr were, vergleichen oder anzeigen könte." — Aber eitle Hoffnung! — Moſes zerreißt alle Spiegelfechtereien hölliſcher Rabuliſterei mit dem Schwert göttlicher Wahrhaftigkeit, und als Belial, welcher vergeblich die Richter und Gerichtsſchreiber zu beſtechen ſucht, vollends einem der Aſſeſſoren, den er betrunken gemacht, die Nachricht entlockt, daſs das Urtheil ganz ohne Zweifel für Jeſum Chriſtum ausfallen werde, beſchlieſſen die Teufel, lieber durch einen Kompromiſs mit Letzterem der Sentenz zuvorzukommen.

Es fragt ſich jetzt, wer darüber mit Jeſu oder Moſi unterhandeln ſolle. Von den Teufeln hat keiner Muth und Luſt dazu, und Dagon, ein alter abgöttiſcher Teufel, meint witzig: „Unſer Raht gemanet mich gleich an der Meuß Raht, die den Katzen die Schellen anhencken wöllen, daß ſie dieſelben darbey hören und ihnen entlauffen können, welcher Raht ihnen den Meuſſen auch gar wol gefiel, und vermeindten dadurch ihrer viel beym Leben zu behalten. Sie warn aber nit ſo geſcheud, daß ſie bedächten, die Katzen würden ihnen die Schellen nit gern anhencken laſſen, biß endlich ein alte Mauß herfür kommt und fraget, wer dann ſolche Schellen der Katzen anhencken würde, dann ſie für ihre perſon gedacht es nit zu thun, ſo werdens auch der andern Meuſſe keine thun, und iſt ſolches Schellen anhencken biß auff den heutigen Tag verblieben.“ Man beſchließt endlich, den römiſchen Rathsherrn und Bürgermeiſter Cicero, der ein trefflicher Redner ſei und gut ſchwatzen könne, mit der häklichen Aufgabe zu betrauen, und dieſer übernimmt um ſo lieber die Miſſion, als er durch Chriſti Gnade vielleicht der Hölle entriſſen zu werden hofft. Moſes empfängt ihn ſehr miſstrauiſch am Paradieſesthor, verſpricht aber doch, ſeinem Principal den Vorſchlag zu berichten. Cicero muſs inzwiſchen vor der Pforte des Paradieſes warten, ſo gern er die Luſtbarkeit desſelben viel lieber aber noch den Herrn Jeſum ſelber geſehen und mit ihm geredet hätte, „weil er ſo viel von ihm ſagen hören, beſonders daß er Gottes Sohn were. Dann er gern ein lebendigen Gott geſehen, und mit ihm Kundtſchafft gemacht hette, dann ſeine Heydniſche Götter haben nicht können reden, ſehen, hören, riechen, ſchmecken, gedencken, greiffen und gehen.“ Aber Moſes, der harte Eiferer, will Das nicht geſtatten. Er meint, er habe ſelbſt am Hofe des Königs Pharao, „item nach der Flucht von Egypten, als er 40 Jahr im Exilio mit der Schäferei zugebracht,“ und als Prophet und Führer ſeines Volks in der Wüſte, ſo viel gelitten, und ſei doch nicht ins gelobte Land gekommen. Da nun „andere Menſchen nicht ſo viel ausgeſtanden oder ſo viel an Gottes Wercken gearbeitet, als er, ſo erfordert er ſolche Straffe von Gott über alle Menſchen, und mißgönnet ihnen gleichſam Gottes Gnade und die ewige Seligkeit. Und eben darumb muſte Cicero vor deß Paradeiß Thor warten, biß er ſein Bottſchafft bey Jeſu geworben hett.“ Jeſus weiß zwar, daſs er den Proceſs nicht verlieren kann, willigt aber doch in den vorgeſchlagenen Kompromiſs, unter der Bedingung, daſs beide Theile ſich bei ernſtlicher Strafe verpflichten, unweigerlich den ſchiedsrichterlichen Spruch zu befolgen. Zugleich ernennt er den römiſchen Kaiſer Octavianus und den Evangeliſten Johannes zu ſeinen Schiedsrichtern, welchen Belial ſeinerſeits gleichfalls einen geiſtlichen und einen weltlichen Schiedsrichter hinzufügen möge; der Obmann ſolle Joſeph in Egypten ſein. Die Teufel ſind damit zufrieden, und wählen ihrerſeits den Caiphas und den gewaltigen heidniſchen Philoſophen Ariſtoteles.

Die Verhandlungen finden am 18. und 25. März des Jahres 34 nach Chriſti Geburt zu Jeruſalem in dem großen Saale auf dem Palatio ſtatt, in welchem Jeſus vor einem Jahre mit ſeinen Jüngern das Oſterfeſt gehalten und gleichzeitig der Teufel in Judam Iſchárioth gefahren. Das Protokoll führt, wie bei den Verhandlungen der Appellationsinſtanz, der römiſche Dichter Seneca. Die bisherigen Sachführer der beiden Parteien, Moſes und Belial, ſollen nur zweimal, und zwar gleichzeitig, weitere Schriften einreichen dürfen: dann ſoll das ſchiedsrichterliche Urtheil gefällt werden. In der erſten Schrift Belial's iſt allenfalls die Behauptung erwähnenswerth: Gott habe den Teufeln den Ort oder die Feſtung der Hölle zu einer ewigwährenden Wohnung überwieſen. Dies Wörtlein „ewig" habe nothwendig den Verſtand, „daß ſolche Immission oder Eynweiſung der Zeit halben nimmermehr kein auffhörens habe. Hat aber der Teuffel Wohnung kein auffhörens, ſo volgt unwiderſprechlich darauß, daß weder Jeſus noch jemand anders ihnen ſolche Wohnung wider nemmen, zerſtöhren und verwüſten ſoll, kann oder mag, ſondern daß ſolche Wohnung ſtettig für und für und ohne auffhören der Teuffel lauter eygen ſey und bleibe." Moſes widerlegt dieſe Suppoſition durch Wiederholung ſeiner früheren Ausführung: Gott habe durch Verſtoßung der Teufel in die Hölle ſich ſeiner Oberherrlichkeit über dieſelbe niemals begeben, er könne nach wie vor mit ſeinem Eigenthum machen, was er wolle, und der gegneriſche Syndicus möge ſich nicht einbilden, daſs Lucifer mehr Gewalt über die Menſchen habe oder die Hölle heißer heizen dürfe, als Gott ihm's verhänge.

Die in ihrer Gravität höchſt poſſierlichen Debatten der Schiedsrichter enden damit, daſs Letztere ſämmtlich von dem Ungrund der Klage und von dem guten Rechte Chriſti überzeugt werden, und daher faſt verbotenus dieſelbe Sentenz fällen, welche der Appellationsrichter bereits formuliert hatte. Der Kaiſer Octavianus bedauert ſchmerzlich, daſs er die theologiſchen Belehrungen des Evangeliſten Johannes, nicht früher bei Lebzeiten, empfangen habe, „es ſolt uns lieber als unſer Keyſerthumb geweſen ſeyn." Das Myſterium der Trinität, daſs „ein Ding drey, und drey ein Ding ſeyn könne", erläutert Johannes ſcharfſinnig an dem Beiſpiel der Sonne: „Die Sonne iſt nur eine Sonne, die gibt von ihr den Glantz, und der Glantz gibt die Wärm' oder Hitz', und deren ſeynd dreyerley, als Sonn', Glantz und Hitz', und aber doch nur eine eintzliche Sonnen." Ariſtoteles, der in ſeinen letzten Worten: „O, Ens Entium, miserere mei!" ein Ding aller Dinge, ein Weſen, das über ſeinen heidniſchen Göttern ſtehe, geahnt und angerufen, ſieht ein, daſs es ihm trotz all' ſeiner Weisheit an der rechten, vollſtändigen Erkenntnis Gottes gefehlt habe, und daſs Moſes ein beſſerer Philoſoph, als er ſelber, ſei. Sogar der verſtockte Caiphas iſt zuletzt genöthigt, Jeſum nicht mehr für einen Lügner und Zauberer, ſondern für Gottes wahrhaftigen Sohn und den Meſſias zu erklären; denn mit dem Schemhamphoras ſehe es doch recht windig aus. Er ſelbſt könne ja das große Wort ebenfalls ausſprechen und kenne deſſen Bedeutung, vermöge aber nicht das kleinſte Wunderwerk dadurch zu verrichten. Der Ringkampf Jeſu mit Judas Iſchárioth, welcher ihm am Charfreitag gen Himmel nachgefahren ſei und ihm ein Bein zerbrochen habe, müſſe pure-Fabel ſein, denn Jeſus ſei zu dieſer Zeit in ſeinem, des Caiphas, Verwahrſam als Gefangener geweſen, Judas aber habe ſich ſchon am Freitag früh erhenkt. Ebenſo widerſinnig ſei die Annahme, daſs Jeſus, wenn er durch den Schemhamphoras Alles vermocht habe, nicht auch den großen Kohlſtengel, aus welchem man das Kreuz für ihn gemacht, ſollte haben beſchwören können. Alles Dies habe er zuvor nicht bedacht. „Ach Gott, wir Jüden denken in geiſtlichen Sachen ſo weit nicht, ſondern wann uns unſere Rabuni etwas ſagen und fürhalten, ſo ſehen wir auff die authoritet ihrer Perſonen, und nicht auff die Umbſtänd, ob ein Ding ſeyn könne oder nicht."

Das ſchiedsrichterliche Endurtheil lautet: „Wir Octavianus Auguſtus, der II. Römiſch Keyſer, allezeit Mehrer deß Reichs, Caiphas der Jüdiſch Hoheprieſter zu Jeruſalem, Johannes ein Jünger, Apoſtel und Evangeliſt Jeſu von Nazareth deß Sohn Gottes, Aristoteles der Philoſophy Magister zu Stagirita, als nidergeſatzte Compromissarii oder SchutzRichter in der Appellationsſachen, die ſich vor dem Durchleuchtigen, GOttesfürchtigen, keuſchen und frommen Joſeph, Sohn Jacobs deß Patriarchen in Canaan zu Hebron, Königlicher Würden in Egypten Preſidenten und Statthalter, als delegierten und verordneten Göttlichen Commissario und OberRichter zwiſchen Lucifer dem Helliſchen Großfürſten und der Helliſchen Gemein, oder ihrem Syndico Klägern und Appellanten eines, und dann auch Jeſu von Nazareth, dem Sohn Gottes und Mariae, Messiae, Erlöſer und Heyland der gantzen Welt, und Moyſi, ſeinem Anwaldt Beklagten und Appellaten, anderntheils erhaltet, Bekennen ſampt und ſonders, daß wir nach Verleſung aller in beyder Inſtantz verübter acta und Actitaten, verführten Kundſchafften und allen andern für- und einbringen, auch deſſen, ſo vor uns, dem geſchwornen und verpeenten Compromiss und gethanem Beſchluß gemeß, ſo ſchrifft- als mündlich einkommen, für recht achten und ſprechen: daß in voriger Inſtantz vom König Salomone zu Jeruſalem rechtmäſſig und wol geurtheilt, und aber übel und unbefügter weiß darvon appellirt worden, und demnach dieſe Sachen dabey billich zu bewenden ſey. Wir erkennen und ſprechen auch ferner, daß Jeſus Gottes Sohn, und Lucifers und aller Teuffel Herr, Lucifers auch und aller anderer Helliſchen Geiſter Gefängnüß ſo lang wehren, daß ſie ferner über einigen Menſchen keinen Gewalt oder Macht (wie der genennet) haben ſollen, dann ſo weit ihnen auß Gottes unerforſchlichem Gericht verhengt werde, und daß allein diejenigen, die Jeſus nach ſeiner Hellenfarth mit ſich nicht auß der Hellen geführt, und die biß an den jüngſten Tag an der Barmherzigkeit Gottes mutwilliger weiß verzweiffeln, Jeſum in wahrem Glauben nit erkennen wöllen, in Sünden verharren und darinnen abſterben, ſampt allen die Jeſus am jüngſten Tag mit Urtheil und Recht in die Hell verdammen wird, ihrer der Teuffel leibeygen ſeyn und bleiben, und hinfüro, wie zu Jeſu, dem Menſchlichen Geſchlecht keinen Zuſpruch nimmermehr haben, noch ſie mit Liſt wie Evam hindergehen ſollen, alles und jedes bei Peen dem Compromiss einverleibt. Inmaſſen dann Moyſes an ſtatt ſeines HErrn Jeſu, und Belial an ſtatt Lucifers und der Gantzen Helliſchen Gemein deſſen Außſpruch alſo angenommen, ſtett feſtzuhalten, an Eydts ſtatt angelobet und zugeſagt, Deſſen zu Urkund ſo haben wir die obbenannten Niderſetze mit und neben dem Obmann, dieſen Außſpruch mit unſern eignen Inſigeln beſigelt, und uns mit eignen Händen unterſchrieben. Actum zu Jeruſalem, Freytags den 25. Martii Anno 34."

Belial erſchrak über dies Urtheil ſo heftig, „daß er, zuvor gantz fewerroth, erbleiche, als ſolte man ihn jetzt begraben, und wuſte nicht, was er ſagen ſoll. Und weil ihn Moyſes außlachet, ward er ergrimmt, daß, wo es auff dieſem Saal nicht ein gefreyeter Orth geweſt, er den Moyſen himmelblaw geſchlagen hett. Alſo zahlet er ſeines Theils Unkoſten, und zottet mit ſein armen Leuten, wie ein Wolff auff weiter Heyden auß einem Schaaffpferg, gen Hellen, weitab lincker Handt von Jeruſalem.“

Lucifer hat bereits alle Teufel, welche den früheren Berathungen der hölliſchen Gemeinde beigewohnt, zu ſich berufen, und wir erfahren bei dieſer Gelegenheit ihre ſämmtlichen Namen, Ämter und Würden, — ein verruchtes Dämonenregiſter, das an Länge dem homeriſchen Schiffskataloge Nichts nachgiebt, denſelben an Kurzweiligkeit aber weit übertrifft. Die Teufel ſind ziemlich gefaſſt; ſie wiſſen ja, wie ſchlecht ihre Sache ſteht, und daſs ſie nicht Mehr verlieren können, als ſie bereits verloren haben. Und als Belial ihnen das Urtheil mitgetheilt, tröſtet ſie Belſebor mit Worten, welche die antipäpſtliche Geſinnung des Verfaſſers dieſer juriſtiſchen Divina Comedia noch deutlicher, als der vorhin angeführte Ausſpruch über die Luther'ſche Bibelüberſetzung, verrathen: „Was ſollen wir uns viel bekümmern? Ich glaub nicht, daſs ihr alle dieſen Außſpruch recht verſtehet; es iſt uns Teuffeln noch nicht aller Gewalt zerſtöret, ſo erſtrecket ſich auch unſer Gefängnüß nicht auff alles oder auf ewig, ſondern wir ſeynd gefangen allein wider die frommen und über die uns Gott nicht verhengt. Dargegen ſeynd uns zugeſprochen alle diejenigen, die in ihren Sünden unbußfertiger weiß auß dieſer Welt fahren. Item, die Jeſum nicht für Gott erkennen, die in Sünden verzweiffeln, und die ſo Chriſtus in das ewig Verdamnüß am Jüngſten Tag verordnen wird. So rechnet nun ſelber auß, wie viel hats doch auff der Welt Jüden, Türcken und Heyden, die Chriſtum nicht für Gott, Meſſiam und den Erlöſer der Welt erkennen, ſondern ihn nicht weniger als wir Teuffel ſelbſt verläugnen, verachten, läſtern, ſchenden und ſchmehen, ach wie viel hats abergläubiſcher Bäpſt, und in allen Ständen Geiſtlicher Leut, die wider ihr beſſers Wiſſen und Gewiſſen, Pflicht- und Eydvergeſſner, trewloſer weiß, ihre Regel und Statuta brechen, denſelben auch, ihren Geiſtlichen Rechten zuwider, ſich mit ſchencken, ſchmieren, Gaben, Fürbitt groſſer Leut, in die Ämpter, Biſthumb und Praelaturen eindringen, und von wegen deß groſſen Einkommens die edle Seel in die Schantz ſchlagen.

Auch bedencket doch, was die Gottloſen Geiſtlichen für ſchreckliche, ſchweffelbechiſche Sodomiterey, wider ihre gelobte Keuſchheit, in ihren Klöſtern und Stifften treiben, wie ſie die rechte wahre Religion und den Glauben wider ihr wiſſentliche Wahrheit verläugnen, grewliche, erſchreckliche Abgötterey wider das außgetruckte, klare Wort Gottes treiben, und ſonſten viel unzehliche böſe Thaten, welches hieher zu erzählen viel zu lang were, verüben. Wie viel hats in der Welt Widertäuffer und andere Ketzer und Schwermer, wie viel hats meineydige Spieler, Wucherer, Gottsläſterer, Freſſer, Säuffer, Ehebrecher, Hurer, Diebe, Mörder, Straſſenräuber, Landsfriedbrecher, Mordbrenner, Müntzfälſcher, falſche Juriſten, ungerechte Richter und Regenten, Epicurer, Verächter Göttliches Worts, und andere, wie viel werden ihr dann noch biß an den Jüngſten Tag werden. Darumb ſo haben wir eben Leute genug, es wird allezeit der weniger Theil ſelig, wie Jeſus ſelbſt geſprochen: daß ihr wol viel beruffen, aber wenig außerwehlet ſeyn. So wöllen wir ſo viel der Legion deiner Teuffel, Könige, Fürſten, Marggraffen, Graffen, Oberſte, Führer, Hauptleut und andere, die auff allerley Laſter auff der gantzen Welt abgeführt ſeynd, als wie die Burckhäuſer Würffel, mit allerley Anleitungen, allen oberzehlten verdampten Ständen, noch ein groſſen mächtigen Hauffen uns anhängig machen und die Hell mit ſolchem loſen Geſindlin, deſſen die gantze Welt faſt voll iſt, dermaſſen erfüllen, daß du nicht wiſſen ſolt, wo mit auß oder ein. Darumb habt nur ein gutes Hertz, ſingt, jauchtzt und ſpringt, wir haben gar gute Sachen; der Belial, welcher vorhin ein Regent über 80 Legion Teuffel iſt [eine Legion Teufel zählt, wie wir anderwärts erfahren, 6666 böſe Geiſter], hat verdienet, daß man ihm noch 80 Legion zuordne. Da diß Lucifer höret, ward er erfrewet, und ſprach: Fröhlichern Troſt hat mir noch keiner zugeſprochen als du, mein Belſebor darumb ſo hab Danck deines Troſts. Und du Belial hab Danck, du haſt an dir nichts erwinden laſſen, du biſt hiebevorn über 80 Legion Teuffel ein Regent geweſt, und du ſolt noch über 80 Legionen geſetzet, und alles was wir dir verheiſſen, ſol dir alles trewlich gehalten werden. Darumb ihr lieben Fürſten und Herren der Hellen, gehet zu ewren Gemachen biß zu Nacht, ſo kompt alle zu mir, und eſſet mit mir zu Gaſt, da wöllen wir den Belial confirmirn zu allem dem ſo wir ihme verheiſſen, daß er neben mir und dem Sathanas ſol der oberſten HellenRegenten einer ſeyn.

Wir müſſen doch ſelbſt bekennen, daß wir Jeſum umb keine fügliche Sachen mit Recht fürgenommen. Und damit ging ein jeder biß zur Nachtmalzeit zu ſeinem Beruff, und iſt ſeythero in der Hell kein ſolche Frewde geweſt, als auff dieſen Tag, da Belial mit dem Außſpruch gen Hellen kommen war, welcher mit ſeinem Fleiß dieſen gantzen Proceß zu dieſem End und Außgang gebracht.“